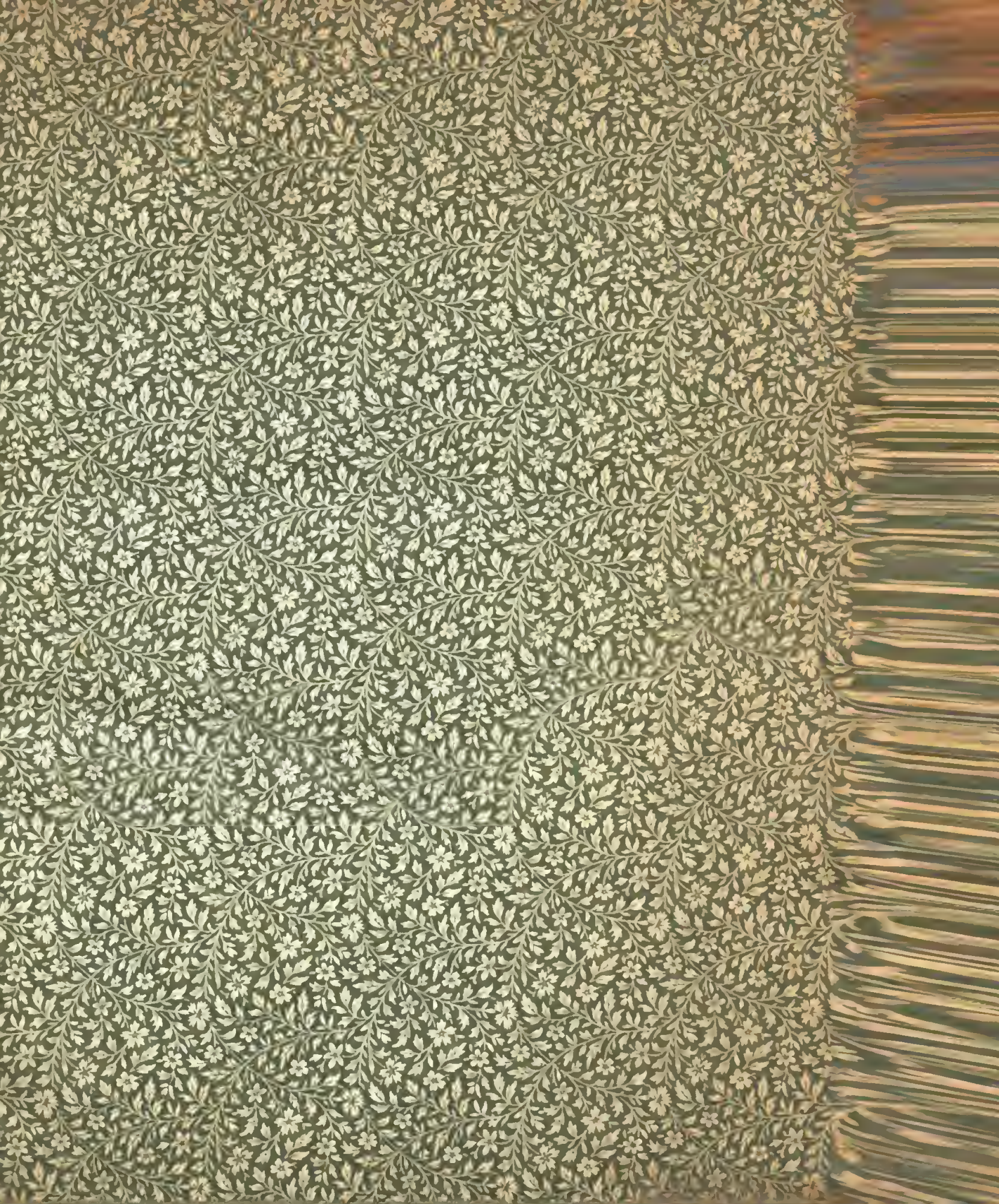
UC-NRLF
C 2 594 372

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Received Oct. 1885
Accession No. 37885 Class No.



Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier und L. F. Kämtz.

Siebenter Theil.

OSTEOLAMACIA — OTZENHAUSEN.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1836.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section.

O — Z.

Siebenter Theil.

OSTEOLAMACIA — OTZENHAUSEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

OSTEOMALACIA.

OSTEOMALACIA (ὀστέον-μαλακός), Knochenerweichung, ein Kunstausdruck, der als Gattungsname jede Art der eben genannten Knochenkrankheit umfaßt, und daher nicht, wie es öfter geschehen, als gleichbedeutend mit Rhachitis (s. d. Art.), die nur eine jener Arten ausmacht, gebraucht werden sollte. — Die wesentlichen Merkmale jeder Knochenerweichung, eines Krankheitszustandes, der im Ganzen häufiger bei dem weiblichen, als dem männlichen Geschlechte vorkommt, bestehen darin, daß die Knochen eine knorpelartige oder flechsige Beschaffenheit annehmen, daher leicht durch den Zug der Muskeln gebogen werden, ohne jedoch darum die Fähigkeit, einen Bruch zu erleiden, einzubüßen, und dabei zugleich fast immer an Umfang zunehmen, während ihre gewöhnliche Schwere vermindert erscheint. Aber die Knochenmasse zeigt sich in diesem Zustande häufig auch als eine spongiöse, aus welcher eine blutige Jauche ausgedrückt werden kann, und immer hat die Krankheit auf die Farbe der leidenden Knochen entschiedenen Einfluß, indem sie ein röthliches oder bräunliches Ansehen gewinnen, auch eine größere Anzahl von Blutgefäßen an ihnen wahrnehmbar sind. Daß das Übel endlich selbst bis in die Medullarhöhle der Knochen dringe, ist nicht zu bezweifeln, da diese Höhle bei krankhaft erweichten Knochen nicht die ihr eigenthümliche fettartige Substanz, sondern statt deren eine röthliche dünne Flüssigkeit enthält. Der Verlauf dieser Krankheit ist immer langsam, und der Anfang derselben durch mehr oder minder heftige, ihre Stelle öfters wechselnde, den rheumatischen und gichtischen ähnliche Schmerzen der Gliedmaßen bezeichnet, wozu sich weiterhin bei steigenden und immer seltner nachlassenden Schmerzen, das Gefühl zunehmender allgemeiner Schwäche und immer mehr gehinderter Bewegungsfähigkeit gesellt. Indessen ist es nicht das gesammte Knochensystem, in welchem sich gleich Anfangs die Osteomalacia ausdrückt, vielmehr kommen seltenere Fälle vor, in welchen das Übel während seiner ganzen Dauer auf einzelne, gemeiniglich schwammige Knochen beschränkt bleibt (Osteom. partialis); in allen übrigen, der allgemeinen Knochenerweichung (Osteom. universalis), werden zuerst einzelne, besonders die spongiösesten, Knochen von dem Übel ergriffen, welches in seinem Verlaufe weiter und weiter sich über alle Theile des Gerippes verbreitet. Unter allen erleidet daher am häufigsten die Wirbelsäule die in Rede stehende Veränderung, deren Wirkungen in diesen Knochen auch am frühesten und stärksten hervortreten, weil zahlreiche Muskeln an sie befestigt sind, und sie beständig von dem Gewichte des auf ihr ruhenden Kopfes gedrückt wird. In Folge dieser Umstände krümmt sich das Rückgrat und die Länge des Körpers vermindert sich bedeutend, oft dergestalt, daß der Körper um die Hälfte kürzer wird, als er vor der Krankheit war, obwol bisweilen die Knochenerweichung sich auch auf einen kleinern Theil der Wirbelsäule beschränkt. Sehr oft unterliegen diesem Übel auch die Rippen, nicht selten die Hirnschale, ehe sie gänzlich verknöchert ist, das Becken und die langen Knochen, und es ist von selbst einleuchtend, daß die Wirkungen dieses Knochenübels nicht immer auf eine Verunstaltung der Form beschränkt sein können. Eine solche findet freilich unter andern auffallend bei jenen Individuen statt, welche in Folge einer Erweichung der Knochen der untern Gliedmaßen Klumpfüße haben, und vari genannt werden, wenn dabei der Fuß nach Innen, valgi aber, wenn er nach Außen gekehrt ist. Aber kaum in diesen, viel weniger noch in den übrigen Fällen, fehlt es an Merkmalen eines Allgemeinleidens, wie es schon die vorerwähnten Symptome der eintretenden Krankheit erwarten lassen, vielmehr äußert die Osteomalacia der Knochen des Kopfes, der Brust, des Beckens ꝛc., auf die in diesen Theilen des Gerippes liegenden weichen Theile, deren freie Bewegung und Thätigkeit überhaupt mannichfach gehindert wird, einen oft sehr augenscheinlichen störenden Einfluß, und wird die Quelle verderblicher Folgekrankheiten, bei denen bald die Lungen, bald die Unterleibseingeweide ꝛc. insbesondere interessirt sind. Wo aber dies Letztere auch nicht der Fall ist, sinkt doch in Folge der Knochenerweichung, oder nachdem doch zuerst diese wahrgenommen worden ist, allmälig die Ernährung und der Kranke kann in einen allgemeinen kachektischen Zustand verfallen, der unter hinzugetretenem hektischen Fieber dem Leben ein Ende macht.

Die Krankheit kommt ererbt und angeboren vor, und meistens liegt ihr bei Kindern ein rhachitisches Leiden zum Grunde. Wo sie als örtliches Übel erscheint, war sie gewöhnlich auch durch eine örtlich wirkende Ursache, eine äußere Gewalt, welche eine chronische Knochenentzündung erzeugte, u. dergl. herbeigeführt worden; doch beschränken sich oft, wie schon erwähnt, auch allgemeine Ursachen, besonders im Anfange ihrer Wirkung, auf Erzeugung örtlicher Osteomalacia. Zu diesen allgemeinen Ursachen gehören aber vornehmlich Skrofeln, Gicht, Skorbut und Syphilis. Von der nächsten Ursache der Krankheit besitzen wir nur hypothetische Ansichten, freilich in großer Zahl, aber darum den Gegenstand keines-

weges erschöpfende, zum Theil auch gewiß ungegründete, mindestens unerweisliche. Ob eine eigenthümliche in dieser Krankheit sich entwickelnde Säure (deren Entwickelung übrigens doch wieder Wirkung einer bestimmten Ursache sein müßte), den phosphorsauren Kalk der Knochenmasse auflöst und auf diese Weise die Erweichung der Knochen herbeiführt, oder ob ein eigenthümlicher Fehler der Säftemasse, ähnlich der skrofulösen Dyskrasie, dem Übel zu Grunde liegt, oder ob er durch einen Überschuß von Phosphorsäure im Körper, der die Knochenerde außer Verbindung mit den übrigen Bestandtheilen der Knochen setzt, und ebenso einerseits die Einsaugung der Knochenmasse und Entfernung derselben durch den Urin veranlaßt, als sie andererseits die neue Bildung von Kalkerde im Körper hindert, herbeigeführt wird, ist umsoweniger entschieden, als auch die chemische Analyse über die Veränderungen, welche die Osteomalacia in den Knochen hervorbeingt, uns den gehofften Aufschluß noch keineswegs gegeben, und nur soviel dargethan hat, daß die Säuren, welche in der Regel nur den phosphorsauern Kalk auflösen, ein vollkommenes Auflösungsmittel des organischen Gefüges erweichter Knochen darstellen. Soviel scheint aber außer Zweifel zu sein, daß der nächste, unmittelbarste Grund der Osteomalacia, wie bei der Harnruhr, die jener Krankheit auch zuweilen vorangeht, in einer — uns jedoch ihrem Wesen nach gänzlich unbekannten — Anomalie der Verdauungsfunction zu suchen ist, einer Anomalie, die aber wol weder auf Schwäche, noch auf einem gereizten Zustande der Digestionsorgane beruhen möchte, vielmehr auf qualitativ krankhaften Verhältnissen, deren Erforschung leider noch übrig bleibt. — Aus dem Gesagten ergibt sich beinahe von selbst die Prognose dieser Krankheit. Je deutlicher das Übel aus einer allgemeinen Dyskrasie hervorging, je weiter es über das Knochensystem seine Wirkungen bereits verbreitet hat, und je mehr es wichtige Verrichtungen des Organismus beeinträchtigt, desto ungünstiger wird unsere Vorhersagung sein, um so mehr, als die Cur kein specifisches gegen die nächste Ursache zu richtendes Heilverfahren kennt, und nur irrigerweise alkalische Mittel, flüchtiges Alkali, Kalkwasser, an der Luft zerfallene Soda u. dergl. dafür bei manchen Ärzten gegolten haben. Bei der gegenwärtigen Lage der Sachen bleibt dem rationalen Arzte, wenn er sich mit der Cur dieses schwer heilbaren Übels beschäftigt, nichts übrig, als die entfernten Ursachen desselben mit den jedesmaligen angemessenen Mitteln zu bekämpfen, in welcher Hinsicht wir uns auf die Bemerkung beschränken, daß die auflockernde Eigenschaft des Quecksilbers bei der Anwendung desselben selbst in Fällen von syphilitischer Osteomalacia immer die größte Vorsicht nöthig machen wird, wenn nicht diese Anwendung, die leicht den Krankheitszustand verschlimmern könnte, ganz verbietet. Mit größerm Vertrauen sind dagegen fast in allen Fällen, wo es nur der Gesammtzustand des Kranken überhaupt gestattet, China und Eisenpräparate, besonders die eisenhaltigen Mineralbrunnen, der Eisensalmiak und die Eisentincturen in Gebrauch zu ziehen. Dennoch werden alle diese Mittel nur wenig fruchten, wenn sich der Kranke nicht anhaltend des Genusses einer trockenen, reinen Luft und einer leicht verdaulichen, aber gut nährenden, Kost, bei welcher er alle säurebildenden Stoffe vermeidet, und die vorzüglich in Fleischspeisen, oder am besten ausschließlich in diesen besteht, erfreuen kann. Auch sind Bäder — denen man mit Nutzen Eichenrinde, Alaun, Vitriol u. dergl. zusetzt — bei der Cur dieser Krankheit völlig unentbehrlich, sowie man endlich auch das Schlafen auf Kissen, die mit aromatischen Kräutern gefüllt sind, nicht mit Unrecht solchen Kranken empfohlen hat. Bei rein örtlicher Osteomalacia, so lange sie nicht die Nothwendigkeit der Amputation herbeiführt, beruhte die Cur nach Erfüllung der Causalindication fast allein auf der örtlichen, oder auch allgemeinen Anwendung der genannten Bäder und — nach Maßgabe der Örtlichkeit — der durch Schienen zu bewirkenden Unterstützung des leidenden Theiles *). (*C. L. Klose.*)

OSTEOMELIS, eine von Lindley gegründete Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der 12. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Pomaceen der natürlichen Familie der Rosaceen. Char. Der Kelch stehenbleibend mit elliptischer Röhre und kurz fünfspaltigem Saume; die Corollenblättchen oblang, flach, offenstehend; die Staubfäden aufrecht, im Rande des Kelches eingefügt; fünf, unterhalb bärtige, stehenbleibende Griffel; die Apfelfrucht geschlossen, wollig, fünffächerig, mit einsamigen Fächern und knochenharten Samen (daher der Name: *μελίς* Apfelbaum, *ὀστέον* Knochen). Die einzige Art, welche Lindley und Candolle hierher zählen, Ost. anthyllidifolia *Lindl.* (in *Linn.* transact. XIII. p. 98. t. 8., Pyrus anthyllidifolia *Smith* in *Rees* Cycl., Mespilus *Spreng.* syst.), ist ein auf den Sandwichinseln einheimischer Strauch mit unpaargefiederten, zehnpaarigen Blättern, spatelförmigen, ganzrandigen, feinbehaarten Blättchen, doldentraubigen, weißen Blüthen und hinfälligen, pfriemenförmigen Stützblättchen. Kunth fügt noch vier südamerikanische Arten hinzu, welche aber zu der, freilich nur durch den Habitus, durch kürzere Griffel und durch das Vorkommen von drei Fruchtknoten und Griffeln abweichenden, Gattung Eriobotrya *Lindl.* (s. d. Art.) gehören. (*A. Sprengel.*)

Osteoneus, s. Knochengeschwulst.

Osteonecrose, Osteonecrosis, s. Knochenbrand.

Osteopaedion, s. Steinkind, Lithopaedion.

OSTEOPERA, *Harlan* (Mammalia). Eine Nagethiergattung, nur nach einem Schädel aufgestellt, welcher vor mehr als 30 Jahren in ganz frischem Zustande (nicht fossil) am Flusse Delaware in Nordamerika gefunden wurde und sich jetzt im Museum zu Philadelphia befindet. Cuvier vermuthete nach der Beschreibung davon, daß er vielleicht Coelogenys angehören möchte, indessen ist bei Harlan eine solche Verwechselung wol nicht anzunehmen.

*) *Navier*, Observations sur le ramollissement des os. (Paris 1755.) *G. C. Conradi*, Diss. de osteomalacia. (Goett. 1796. 4.) *J. D. Metzger*, Diss. de osteomalacia. (Regiomont. 1797. 4.) Simmons, Samml. der neuesten Beobachtungen engl. Ärzte und Wundärzte für 1787. Aus d. Engl. (Frankf. 1790.) §. 60.

Digitized by Google

Zahnformel $20 = \frac{2,0,8}{2,0,8}$. — Die untern Schneidezähne sind schlank, seitlich zusammengedrückt, ziemlich spitzig, vorn convex; die Backenzähne ziemlich wie die des Bibers; der Kopf sehr breit und flach; die Schnauze plötzlich verdünnt; die Augen weit von einander; die Jochbogen außerordentlich groß, steigen unter die untern Backenzähne herab, auswendig rauh und convex, bilden große knöcherne Säcke, welche vor den Backenzähnen durch große längliche Öffnungen mit dem Mund in Verbindung stehen. Die Unterkiefer verhältnißmäßig klein und dünn. Der Gelenkfortsatz höher, als der Kronfortsatz. Einzige Art Osteopera platycephala. Der Kopf flach, an den Seiten aufgetrieben, die Schnauze stumpf, die Augen weit von einander. Die Länge des Schädels 6″, des Biberschädels 5″; die Breite 4″ wie beim Biber; das Stirnbein fast noch einmal so breit als bei diesem. Die Höhle des Jochbogens kann 2—3 Unzen halten, steht mit der Augenhöhle aber nicht in Verbindung; vor derselben ist aber ein Canal, welcher den kleinen Finger zuläßt, fast wie das Foramen infraorbitale bei Cavia. Man hat diesen Schädel für eine Misbildung gehalten, wogegen aber die völlige Symmetrie spricht.

Wir haben diesen Artikel nach der Isis aufnehmen müssen, da uns die Fauna americana von Harlan nicht zu Gebote stand. Isis 1831. S. 646. (*D. Thon.*)

OSTEOPERA (? Paläozoologie). Ein vor 30 Jahren am Delaware einzeln gefundener, und seitdem im Museum zu Philadelphia aufbewahrter Schädel, gab Harlan Veranlassung zu Aufstellung seines Nagethiergeschlechtes Osteopera (von ὀστέον, Knochen, und πήρα Sack, Brodsack), das durch eine große Höhle im Jochbogen ausgezeichnet ist.

Zähne beiderseits $\frac{\text{N. 1. — C. 0 — B. 4}}{\text{N. 1. — C. 0 — B. 4}}$. Die untern Nagezähne sind schlank, von den Seiten zusammengedrückt, fast spitz, nicht aneinanderliegend, vorn convex. Backenzähne fast denen des Bibers gleich. — Schädel sehr breit und flach, sich schnell in die dünne Schnauze absetzend; Augen weit auseinanderstehend; Jochbogen außerordentlich breit, unter den Rand der untern Backenzähne herabtretend, äußerlich rauh und convex, von Innen eine große Höhle bildend, welche vor den Backenzähnen durch längliche Öffnungen mit der Mundhöhle communicirt. Unterkiefer verhältnißmäßig klein und dünn. Gelenkfortsatz über den Kronenfortsatz hinaufragend. Einzige Art

O. platycephala *Harlan.* O. cranio plano, lateribus ventricoso, rostro obtuso, oculis distantibus. Das Schnauzenende mit den obern Schneidezähnen ist bei dem einzigen bekannten Exemplar zerstört. Die Ausmessungen des Überrestes geben folgende Verhältnisse zu denen des ausgewachsenen canadischen Bibers.

	Osteopera.	Castor fiber.
Ganze Länge des Schädels	6,″	5,″
Ganze Länge des Stirnbeins	2,5	1,5
Ganze Breite des Stirnbeins	1,8	1,0
Länge des Wandbeins	3,0	1,7
Breite des Wandbeins	2,3	1,6
Länge des Jochbogens	3,6″	3,0″
Breite des Jochbogens	2,0	1,2
Querdurchmesser von einem zum andern	4,0	4,0
Breite des Gaumenbeines zwischen den Backenzähnen	0,4	0,8
Länge der zygomatischen Höhle	1,7	2,3
Breite der zygomatischen Höhle	1,2	1,0
Länge des Unterkiefers ohne die Nagezähne	4,0	4,0
Höhe des Unterkiefers mit den Backenzähnen	1,3	1,5
Höhe des Unterkiefers bis zum Ende des Kronenfortsatzes	1,2	2,4

Das Stirnbein ist flach, rauh, auf jeder Seite eine halbmondförmige Kante bildend, welche in die Augenhöhle vorspringt. — Die Augenhöhlen klein, fast kreisrund, hauptsächlich wegen der außerordentlichen Entwickelung der Jochbogenfortsätze am Schläfen- und am Jochbeine, welche sich ab- und rückwärts verlängern, sodaß sie die hintere Hälfte des Unterkiefers und der Zähne verbergen. Vorn ist der Jochbogen rauh und bauchig; der Jochbeintheil ist vorn und unten insbesondere entwickelt, sodaß er jederseits eine Knochenhöhlung bildet, welche im Ganzen 2—3 Unzen Flüssigkeit enthalten können, und mit der Mundhöhle unmittelbar vor den Backenzähnen durch große eirunde Löcher communiciren. Vor den Augengruben über jener Höhlung ist ein knöcherner Canal, in welchen man den kleinen Finger einbringen kann, und welcher der Unteraugenhöhlenöffnung bei Cavia etwas analog ist. — Der Unterkiefer ist schmäler und dünner, als beim Biber. Backenzähne und Alveolarfortsätze hoch, beide vorn so von einander getrennt, daß eine große ovale Öffnung von der Backentasche zur Mundhöhle bleibt. Kronenfortsatz sehr klein, nicht so hoch ansteigend als der Gelenkfortsatz; letzterer ebenfalls klein, gerundet zusammengedrückt. Die Ecken des Unterkiefers abgerundet. Untre Schneidezähne verhältnißmäßig dünner, als beim Biber, vorn convex, mit den Schneiden etwas divergirend, fast wie beim Eichhorne. Krone der Backenzähne (obschon noch wenig abgenutzt) flach, quer durchzogen von 3, zuweilen 4 Schmelzbinden, welche in einigen Zähnen mit dem Schmelzüberzuge nicht zusammenhängen, in andern (wie beim Bibee) aber nur als nach Innen tretende Falten desselben erscheinen. In diesem letztern Fall allein ist die Seite des freistehenden Theiles der Zähne, eben wieder wie beim Biber, mit Rinnen versehen, und die Zähne besitzen ein von dem der vorigen sehr abweichendes Ansehen. In allem Übrigen stimmt dieser Schädel auf eine merkwürdige Weise mit dem des Bibers überein.

Harlan hatte schon selbst die Vermuthung geäußert, der weder versteinte noch zersetzte Schädel könne von einem erst kürzlich gestorbenen Individuum einer noch lebenden, aber unbekannten Thierart abstammen. Vielleicht gehört er nun zu dem von Fred. Cuvier seither aufgestellten Geschlechte Saccomys, dessen eine Art, S. antho-

Digitized by Google

philus, in Nordamerika einheimisch, aber viel kleiner ist *). (*H. G. Bronn.*)

OSTEOPHILUS, *Rafinesque* (Insecta). Diese Gattung soll mit Podura verwandt sein, was indessen bei den wenigen Kennzeichen, welche der Errichter von derselben angegeben hat, um so schwerer zu entscheiden ist, als sogar eines dem allgemeinen Charakter der Insekten geradezu widerspricht. Der Kopf soll rundlich, der Körper verkehrt eiförmig, stumpf, wehrlos, und ungegliedert (?), die Fühler keulenförmig und alle sechs Beine gleichförmig sein. Die einzige Art, welche aufgeführt wird, ist Osteophilus albus. (D. *Thon.*)

Osteophthisis, s. Knochenschwindsucht.

Osteophthoria, s. Knochenverderbniss und Knochenfrass.

Osteophyma, s. Knochenauswuchs und Knochengeschwulst.

Osteoporosis, s. Knochenverhärtung unter Knochenkrankheiten.

Osteopsathyrosis, die Brüchigkeit der Knochen (friabilitas ossium), s. unter Knochenkrankheiten.

Osteopyr, s. Knochenbrand.

OSTEOSARCOMA (*ὀστέον-σάρξ*), Knochenkrebs, eine Krankheit einzelner Theile des Knochensystems, welche in Betreff der örtlichen sowol, als allgemeinen begleitenden Zufälle und vorzugsweise der letztern, mit dem Krebse der weichen Theile die größte Ähnlichkeit darbietet. Heftige, sich von Zeit zu Zeit verdoppelnde Schmerzen in dem Theile, welcher den eigentlichen Sitz des Übels ausmacht, kündigen die beginnende Entwickelung desselben an; bald aber gesellt sich zu diesen Schmerzen eine harte, höckerige Geschwulst des Knochens, welche zugleich mit den Schmerzen allmälig wächst, endlich auch die nahe liegenden weichen Theile in Mitleidenschaft zieht und eine schmerzhafte Anschwellung derselben verursacht, die zuweilen eine carcinomatöse Verderbniß dieser Theile selbst nach sich zieht, sowie in andern Fällen, die jedoch nur im weitern Sinne des Wortes zum Osteosarcom gehören, das Übel von den weichen Theilen ausgehend, erst später die unter ihnen liegenden Knochen ergreift. Diejenigen, welche von dem eigentlichen Osteosarcom am häufigsten ergriffen werden, sind die Enden der langen Knochen, die Knochen des Gesichtes, des Schädels, und vor allen übrigen die ungenannten Knochen. In welchem Theile des Knochensystemes das Übel aber auch seinen Sitz aufgeschlagen haben möge — und es scheint keinem dieser Theile an der Anlage zu dieser Krankheit gänzlich zu mangeln — immer zieht zuletzt, und manchmal schon in wenigen Monaten, die Heftigkeit des Schmerzes, und die dadurch verursachte Schlaflosigkeit, und Entkräftung einen hektischen Zustand und durch diesen den Tod des Kranken nach furchtbaren Leiden nach sich. Die genauere Untersuchung der kranken Knochen selbst ergibt, daß die eigentliche Knochenmasse an der leidenden Stelle selbst verschwunden und an ihre Stelle eine schmutziggelbe eiweißartige Masse getreten ist, manchmal von knorpelartiger, bisweilen von noch geringerer Consistenz, sowie denn auch die naheliegenden weichen Theile in jene Masse aufgelöst zu sein pflegen, die überdies nicht selten an einzelnen Punkten größere oder geringere Ansammlungen von Eiter, oder vielmehr Jauche, einschließt. Was die Ursachen dieser Krankheit betrifft, so dürften sie im Wesentlichen mit jenen übereinkommen, welche den Krebs der weichen Theile bedingen; wenigstens sprechen dafür nicht blos die Erscheinungen und der Verlauf des Übels, sondern vornehmlich auch der Umstand, daß die Exstirpation oder Amputation des kranken Theiles nur unter Voraussetzungen, die sich selten durch den Ausgang rechtfertigen, Hilfe leistet. Die carcinomatöse Anlage ist demnach die eigentliche Basis auch der in Rede stehenden Knochenkrankheit, und mechanische Verletzungen der Knochen, skrofulöse, syphilitische, rheumatische, impetiginöse Affectionen, oder welche andere Momente sonst als Quelle des Übels bezeichnet zu werden pflegen, verhalten sich bei der Entstehung desselben, streng genommen, immer nur als Gelegenheitsursache, bald der Krankheit, bald — und schon dies in den seltnern Fällen — der genannten Anlage selbst. Die Vorhersagung bei dem Osteosarcom ist ungünstiger, als bei irgend einer andern Knochenkrankheit. Zwar gibt es seltene Fälle, in denen das Übel plötzlich in seinem Verlaufe sich selbst auf kürzere oder längere Zeit unterbricht, mithin eine längere Erhaltung des Kranken wider alles Erwarten des Arztes möglich wird. In der Regel aber führt es rasch zum Tode, weder der eigenen Thätigkeit des Organismus, noch der Kunst heilbar; denn was die letztere vermag, beruht fast immer nur auf einem symptomatischen Verfahren, da selbst die genannten chirurgischen Operationen theils wegen der Lage des kranken Knochens, theils wegen der durch die Krankheit bereits bewirkten Erschöpfung des Gesammtorganismus, theils wegen vorhandener allgemeiner Dyskrasie und deshalb zu befürchtender neuer Ausbrüche des Übels an einem andern Punkte des Knochensystems, entweder unausführbar sind, oder, wenn man dennoch zu ihnen seine Zuflucht nimmt, den tödtlichen Ausgang nicht verhindern, wol aber beschleunigen können. Nichtsdestoweniger ist es Pflicht des Arztes, sich, zumal im Anfange der Krankheit, auf jenes symptomatische Verfahren, welches hauptsächlich im Gebrauche der Anodynorum, und vor Allem des allerdings meist unentbehrlichen, Mohnsaftes besteht, nicht zu beschränken, sondern eine den etwa aufgefundenen Ursachen angemessene Heilmethode, und insbesondere jene Mittel in Anwendung zu bringen, welchen die Erfahrung eine Stelle unter den Heilmitteln des Krebses überhaupt angewiesen hat. Sowie der Schierling in Verbindung mit einem örtlichen antiphlogistischen Verfahren in einem mir bekannten Falle den Lippenkrebs eines Säufers gründlich heilte, so könnte

*) *Harlan*, Fauna Americana. (Philadelph. 1825.) Daraus Froriep Notiz. XVIII, 58. *Brewster*, Edinb. Journ. of scienc. 1827. no. 12. p. 328—331. Oken's Isis. 1831. S. 646. Hoff, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829.) S. 41. Meyer, Palaeologica. (Frankf. 1832.) S. 58, 132. Goldfuß in De la Beche's Handbuch der Geologie, bearbeitet von Oken. (Berlin 1832.) S. 189.

Digitized by Google

durch dieſes oder ein anderes Mittel möglicherweiſe in einem Fall auch ein beginnendes Oſteoſarcom geheilt werden. Noch viel wichtiger iſt es aber allerdings bei der oft erprobten Unwirkſamkeit aller dieſer innern Mittel bei der in Rede ſtehenden Krankheit über dieſen Rettungsverſuchen nicht ſoviel Zeit zu verlieren, daß dadurch die Amputation des kranken Theiles unmöglich wird, welche immer, wo ſie nur ausführbar und wirklich angezeigt iſt, die ſicherſte Hilfe verſpricht, und namentlich da, wo der leidende Theil entfernt genug vom Rumpfe liegt und noch keine Spuren eines bedenklichen Allgemeinleidens, insbeſondere keine Anſchwellungen und Verhärtungen der Drüſen, wahrnehmbar ſind, niemals lange aufgeſchoben werden darf. (*C. L. Klose.*)

OSTEOSARCOSE, OSTEOSARCOSIS, die Verwandlung der Knochen in eine fleiſchähnliche Maſſe (*Carnificatio ossium*), was im höhern Grade der Knochenerweichung ſtattfindet, weshalb auch Osteosarcose häufig für ſynonym mit Osteomalacia gebraucht wird (ſ. unter Knochenkrankheiten). (*Wiegand.*)

OSTEOSPERMUM, *Linn.* Eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Calenduleae *Cass.*, Othonneae *Less.*), der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch vielblätterig, die Blättchen dachziegelförmig über einanderliegend; der Fruchtboden conver, nackt; die Samen nackt, ohne Samenkrone, nußartig, knochenhart (daher der Name: *σπέρμα* Same, *ὀστέον* Knochen). Einige und 30 Arten dieſer Gattung wachſen als Sträucher, ſeltener als Kräuter am Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre Blätter ſtehen abwechſelnd, ſind ganzrandig oder mit flachern oder tiefern Einſchnitten verſehen, ihre meiſt gelben Blumen ſtehen einzeln am Ende der Zweige, oder bilden Doldentrauben. (*A. Sprengel.*)

OSTEOSTEATOMA (*Ὀστέον — στέαρ*), Knochenſpeckgeſchwulſt, eine Krankheit, die ſich durch Bildung einer ſpeckähnlichen Maſſe charakteriſirt und inſofern mit dem Steatom überhaupt eins iſt, als eine beſondere Art deſſelben ſich aber dadurch zu erkennen gibt, daß die Geſchwulſt hin und wieder Stücken von Knochen und Knorpeln, ſowie ligamentöſe Faſern, enthält, und der dünne, dieſe Maſſen einſchließende Sack, in das Innere der Geſchwulſt ſelbſt eindringend, gewöhnlich zahlreiche Höhlen und Gänge in derſelben bildet, welche mit einer undurchſichtigen, dicken, zähen Materie erfüllt ſind. Solche Oſteoſteatome haben am häufigſten in der Nähe von Knorpeln: an den Rückenwirbeln, der hintern Beckenvereinigung, den Gelenken, oder auch an ſchwammigen Knochen, namentlich dem Bruſtbeine, dem Darmbeine und dem heiligen Bein ihren Sitz, indeſſen bleiben auch die feſtern Knochen, z. B. das Schlüſſelbein, und ſelbſt die Schenkelknochen, nicht immer von dieſem Übel verſchont. Die Symptome deſſelben ſind zwar nach der Natur der jedesmaligen zunächſt betroffenen Organe ſehr verſchieden, doch kündigt es ſich immer durch Druck und Spannung in denſelben an, und auch die allmälige Ausdehnung der ſich bildenden Geſchwulſt iſt mit heftigen Schmerzen verbunden. Es kann dieſe letztere einen beträchtlichen Umfang erlangen, aber die erwähnten Schmerzen pflegen bei allmäligem Wachsthume der Geſchwulſt bedeutend nachzulaſſen. Dagegen tritt aber alsdann der ſtörende Einfluß der Geſchwulſt auf die nahegelegenen Theile immer deutlicher hervor, indem der Blutumlauf in denſelben gehindert wird und das Empfindungsvermögen oft gelähmt oder unterdrückt erſcheint. Leiden daher unter dem Druck einer ſolchen Geſchwulſt unmittelbar innere Organe, ſo können die eintretenden Störungen der Functionen dieſer Organe die verſchiedenartigſten Zufälle hervorbringen; iſt dagegen der leidende Theil ein äußerer, ſo nehmen wir am öfterſten Anſchwellung, zuletzt ein Schwinden deſſelben wahr. Nach Maßgabe dieſes Momentes und des jedesmaligen Grades des Übels iſt auch die Diagnoſe bald mehr, bald weniger ſchwierig zu nennen. Äußere Oſteoſteatome werden zwar, wenn ſie erſt einen gewiſſen Grad der Ausbildung erlangt haben, ziemlich leicht daran erkannt, daß einzelne Stellen der im Ganzen allmälig ſich erhärtenden Geſchwulſt ſich auf den Druck mit den Fingern weicher und elaſtiſcher zeigen, als andere, und die mit dem Übel verbundenen Schmerzen nicht auf die Stunden der Nacht beſchränkt ſind; jene ungleiche Conſiſtenz der Geſchwulſt, ſeine verhältnißmäßig größere Härte und Unbeweglichkeit wird alsdann die Krankheit namentlich von jedem andern Steatom ebenſo deutlich unterſcheiden, als umgekehrt geringere Härte der Geſchwulſt und verhältnißmäßig ſchnelleres Wachſen derſelben eine Verwechſelung des Oſteoſteatoms mit der Exoſtoſe nicht wohl zulaſſen. Allein im Anfange des Übels, bevor alſo die genannten Unterſcheidungsmerkmale deutlich wahrgenommen werden können, iſt ebendeshalb die Erkenntniß der wahren Natur der Krankheit dennoch oft höchſt ſchwierig, und namentlich wenn ein Oſteoſteatom ſich am Kniegelenke bildet, auch nach längerer Dauer der Krankheit eine Verwechſelung derſelben mit dem Gliedſchwamme häufig vorgekommen, ſowie endlich da, wo innerhalb einer Höhle des Körpers ſich eine Knochenſpeckgeſchwulſt ausbildet, die Zufälle oft ziemlich lange auf die mannichfaltigſten Krankheiten ſchließen laſſen, ehe ſie den Gedanken an eine ſolche Afterbildung erwecken, die oft genug nicht vor der Section des Leichnams erkannt wird. Die Urſachen dieſer Krankheit ſind in den meiſten Fällen äußere Verletzungen, ein Stoß Schlag oder Fall, oder ein anhaltender Druck, welcher Quetſchung ꝛc., Zerreißung von Blutgefäßen und Zerſtörung des Periſtiums zur Folge hat; innere Urſachen, rheumatiſche, gichtiſche, impetiginöſe u. a. Dyskraſien tragen wol dazu bei, den jedesmaligen allgemeinen Charakter des Übels zu beſtimmen, werden es aber ohne eine ſchon vorhandene beſtimmte Anlage oder das Hinzutreten einer jener äußern Urſachen ſchwerlich jemals zu erzeugen vermögen. Hiernach beſtimmt ſich denn auch von ſelbſt die — im Allgemeinen ſehr ungünſtige — Vorherſagung. Innere Speckgeſchwülſte dieſer Art liegen gänzlich außer dem Bereich ärztlicher Kunſt, aber auch die äußern laſſen nur dann Hoffnung zu gründlicher Heilung übrig, wenn entweder das Übel noch eben erſt im

Digitized by Google

Entstehen begriffen ist (und selbst in diesem Fall ist mit Sicherheit nichts zu versprechen), oder wenn das ausgebildete Osteosteatom sich an einer Stelle befindet, welche die Exstirpation der Geschwulst zuläßt. Von selbst folgt aber hieraus, von welcher ausnehmenden Wichtigkeit es sei, jedes einen Knochen, zumal im Gelenk oder in der Nähe desselben betreffende Übel, wenn es auch sehr unbedeutend schiene, niemals als unbedeutend zu behandeln. Wo in Folge der äußern Einwirkung einer mechanischen Gewalt in der Nähe eines Gelenkes der Kranke über eine schmerzhafte Spannung in dem verletzten Theile klagt, ist demnach jedesmal, mit Hinsicht auf die in Rede stehende Krankheit, vor Allem erforderlich, daß ebendieser Theil eine längere Zeit hindurch vor jeder weitern Reizung sorgfältig bewahrt werde, wie dies nur bei vollständiger Ruhe in einer zweckmäßigen und bequemen Lage geschehen kann. Um den stärkern Zufluß der Säfte zu verhindern und die Einsaugung ausgetretener Feuchtigkeiten zu befördern, muß der Kranke eine spärliche Diät führen, sowie heftigere Schmerzen und eine größere Intensität der Zufälle, überhaupt Aderlässe und den Gebrauch antiphlogistischer Arzneien, zugleich aber auch die äußere Anwendung des kalten Wassers in Form von Bädern, namentlich auch Tropfbädern, und Umschlägen auf den leidenden Theil nothwendig machen. Stärkeres und oft wiederholtes Reiben des leidenden Theiles mit wollenen Tüchern paßt weniger für diesen Fall, als für jenen, in welchem nach bereits eingetretener Verminderung der Schmerzen Anschwellung des leidenden Theiles deutlicher wahrgenommen wird. In diesen Fällen, oder vielmehr bei diesem Grade der Krankheit, können außerdem fast alle jene äußern zertheilenden Mittel, welche bei der Cur der Balggeschwülste und des Gliedschwammes anwendbar sind, in Gebrauch gezogen werden. Zertheilende Pflaster auf die Geschwulst gelegt, pflegen zwar im Allgemeinen wenig Dienste zu leisten, doch hat sich noch am nützlichsten ein aus Ammoniacum und Stinkasand oder Sagapenum in Essig aufgelöst, bereitetes bewährt. Größere Dienste darf man sich von Einreibungen, namentlich der grauen Quecksilbersalbe (deren Anwendung vorzüglich für die beginnende Krankheit empfehlenswerth ist), eines Linimentes aus Ammoniacum in Meerzwiebelessig aufgelöst, des Peru-Balsams (täglich zweimal zu 15—20 Tropfen eingerieben), des Steinöls ꝛc. versprechen. Doch sind auch Räucherungen des kranken Theiles mit Zinnober, Storax, Wachholderbeeren ꝛc., künstliche Geschwüre, der Brenncylinder und andere ableitende und zertheilende chirurgische Mittel zu gleichen Zwecken empfohlen worden, sowie es sich von selbst versteht, daß beim gleichzeitigen Vorhandensein innerer krankhafter Zustände, sie mögen in näherer oder entfernterer ursächlicher Beziehung zu dem Osteosteatom stehen, die Anwendung der jedesmal ihnen angemessenen Mittel nicht versäumt werden darf. Sicherer indessen, als alle diese äußern und innern Mittel schafft die Exstirpation der Geschwulst Hilfe. Diese Operation wird, wie die der Exostose, vermittels des Messers und der Säge verrichtet, und es tritt außerdem, wo der Knochen krankhaft verändert gefunden wird, oft auch die gewöhnliche Behandlung des Knochenfraßes ein. Wo dagegen die Umstände die genannte Operation nicht zulassen, bleiben nur zwei Anzeigen zu erfüllen übrig, nämlich jene, die Leiden des Kranken zu mildern und die Fortschritte des Übels zu verzögern. Die letztere Aufgabe kann, insoweit es überhaupt möglich ist, nur durch ein solches diätetisches Verfahren gelöst werden, bei welchem Alles vermieden wird, wodurch der leidende Theil gereizt werden könnte, insbesondere daher Bewegung desselben; auch darf die Geschwulst niemals frei liegen, sondern muß immer gehörig unterstützt sein. Schmerzhafte Empfindungen in der Geschwulst gelingt es zuweilen durch kalte Umschläge, wenn ein phlogistischer Zustand eintritt, oder durch warme krampfstillende im entgegengesetzten Falle zu mildern; meistens aber bedarf es des Kirschlorbeerwassers, der Opiate und ähnlicher narkotischer Mittel, um wenigstens einige nächtliche Ruhe dem Kranken zu sichern. (*C. L. Klose.*)

OSTEOSTOMATA *Dumeril* (Pisces). Eine Familie der Knochenfische mit vollständigen Kiemen, mit Brustflossen, der Körper dick, zusammengedrückt, die Kinnladen durchaus knochig. Es gehören hierher die Gattungen Scarus, Osteorhynchus und Leiognathus. (D. *Thon.*)

OSTEOTYLUS, die Knochenschwiele, der Knochenwucher, die Knochennarbe (Callus ossium), s. d. Art. (*Wiegand.*)

OSTEOZOARIA (Animalia) hat Blainville die Vertebraten genannt. (D. *Thon.*)

OSTER, eine kleine Stadt in der russischen Statthalterschaft Kiew, an dem in den Dnepr fallenden gleichnamigen Flusse (wovon ihe Name). Unter der frühern polnischen Regierung war sie eine ansehnliche und volkreiche Stadt, in welcher noch jetzt Ruinen von alten Schlössern und Palästen der ehemaligen polnischen Magnaten übrig sind. Sie treibt jetzt einen guten Holzhandel und Fischfang, und hat vier Kirchen und viele Mühlen *). (*J. G. Petri.*)

Ostern, s. Eostra.

Osternabend, s. Osterfest.

Osterberechnung, s. Osterrechnung.

OSTERBERG (der) zwischen der hildesheimischen Domaine Steuerwald und den Dörfern Himmelsthür und Emmerke gelegen, dessen größte Breite kaum eine Achtel-Stunde und die größte Länge mit dem zusammenhängenden Giesenberge kaum eine Stunde ist, hat ohne Zweifel seinen Namen von der Göttin Ostera oder Eostra, welche auf demselben verehrt wurde. Dieses gibt nicht allein die Aussprache der um diesen Osterberg herumwohnenden Bauern nicht undeutlich zu erkennen, welche anstatt Osterberg Eosterberg sprechen, sondern es gibt dieses auch die größte Anhöhe desselben an den Tag, von welcher man den Osterwald grade im Gesichte hat, wo sich an dem Mehlerberg ein Platz befindet, welcher nach einer verdoebenen Mundart das Baanbette, d. i. dee Sitz des Baals odee Astaroths, genannt wird.

*) Über die Composita von Oster und Ostern, die man hier nicht findet, wird theils im Artikel Ostern Auskunft gegeben, theils vergl. man die Simplicia.

Digitized by Google

Daß auf diesem Platze wirklich geopfert wurden, zeigt der daselbst befindliche Götzenaltarstein und die daneben in der Erde gefundenen vielen heidnischen Opfergeräthschaften (s. Baring's Beschreibung des Saalflusses 1. Th. S. 59. 2. Th. S. 93). Man findet hier viele sogenannte Lilienſteine, d. h. versteinerte Seegeschöpfe, sie haben einen lilienförmigen Obertheil oder Krone mit einem Gelenkstein aus einem Stiele, dessen Theile, insofern man sie einzeln betrachtet, Räderſteine, insofern aber als man sie in der Verbindung mit andern Steinen betrachtet, Walzenſteine heißen und aus einem dreiten Untertheile bestehen. Man findet, weil dieser Stein sehr zerbrechlich ist, alle diese Theile selten zusammengefügt, und es ist daher schwer, einen vollständigen Lilienstein zu erhalten. Auf der Oberfläche des Österberges sind Steinbrüche, die man zum Bauen und zum Wegbessern braucht. Es ist ein weißgrauer, kalkartiger Felsstein, dessen Schichten diagonal durchstreichen und gegen Mittag in senkrechten Absetzungen sich ins flache Feld verlaufen, und die Schichten sind aus kalkigem hartem Steinmergel, andern unordentlich durch einander liegenden Steinstücken, und aus lauter Musculiten, Anomiten, Kam- und Gienmuscheln, hauptsächlich aber aus denen zum Lilienſteine gehörigen Stücken zusammengesetzt. Es ist offenbar, daß der eine Theil des Österberges ein sogenanntes Flötzgebirge sei, und der andere zu den Ganggebirgen gehört. Die in den Flötzschichten zum Lilienſteine gehörigen Stücke bestehen: 1) In vollständigen kleinen und großen Kronen; 2) in einer großen Anzahl Gelenksteine, welche alle fünfeckig sind; 3) in unzählig vielen Räderſteinen von allerhand Arten; 4) in Walzenſteinen aus 2 bis 36 Räderſteinen zusammengesetzt; 5) in vielen astförmigen Walzenſteinen von der Art, wie sie in Schulze's Betrachtung von den Meersternen in Kupfer abgebildet zu sehen. Unter diesen Walzenſteinen werden einige angetroffen, die spindelförmig sind, andere haben einen Auswuchs von kleinen Walzenſteinen, andere sind gleich einem halben Monde der Jäger gekrümmt. Vergl. Hannoverisches Magazin 1766. 14. Stück. (*Rotermund.*)

OSTERBERG, ein Pfarrdorf an der Straße von Memmingen nach Weißenhorn, im Landgericht Illertissen und kathol. Dekanat Oberroth des bairischen Oberdonaukreises, vier Stunden von Memmingen. Es umfaßt 164 Häuser, 690 Einwohner, unter welchen viele Juden sind, ein Schloß und den Sitz des von Ponikauischen Patrimonialgerichts. (*Eisenmann.*)

OSTERBLUME (schwärzliche Küchenschelle, große Schlottenblume, Windkraut, Küchenkraut, Hackenkraut, Bitzwurz), Anemone pratensis, blüht bei uns im März und April auf Haiden, Sandhügeln ꝛc., mit etwas niederhängenden, dunkelvioletten oder schwärzlichen, sechsblätterigen, außerhalb rauhen Blumen, die, mit etwas Färberdistel und Alaun gekocht, ein treffliches Saftgrün geben. (*Th. Schreger.*)

OSTERBURG, Stadt in dem Regierungsbezirke Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, an der Biese, welche unweit davon die Uchte aufnimmt, in einer sehr fruchtbaren Gegend (die Wische) gelegen, ist mit Mauern, Wällen und Graben umgeben, seit dem großen Brand im J. 1761 gut gebaut, und hat 2 Kirchen, 1 Hospital, 267 Häuser und 1850 Einwohner, welche vorzüglich Ackerbau, Viehzucht, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei betreiben. Sie ist der Sitz einer Superintendentur, Justizcommission, Postwärterei und der Behörden des gleichnamigen Kreises, welcher auf 18,12 geogr. □Meilen (389,448 pr. Morgen) 3 Städte, 1 Marktflecken, 138 Dörfer und 40 Weiler ꝛc. mit 4815 Privatwohnungen und (im J. 1826) 31,000 Einwohner enthält. — Über den früher selbst von Auswärtigen besuchten Gesundbrunnen Osterburgs und die Salzquellen vergl. Beckmann's Beschreibung der Kur- und Mark Brandenburg. 1. Th. S. 602, 611. (*Leonhardi.*)

OSTERBURG, war in früherer Zeit der Sitz eigener Grafen, als deren ältester, bekannter Vorfahr, Werner von Veltheim, ein Günstling Kaiser Heinrich's IV. genannt wird, der eine Schwester des berühmten Grafen Wiprecht von Groitsch, Markgrafen der Lausitz, zur Gemahlin hatte. Werner wurde in der kaiserlichen Pfalz zu Ingelheim von einer Seiltänzerin mit einer Keule (Balancierstange?) erschlagen. Von seinen Söhnen starb der eine, Adalgot, als Erzbischof zu Magdeburg, im J. 1119 oder 1120, der andere, Werner II., war der Erbe nicht nur der väterlichen Besitzungen, sondern auch der treuen Anhänglichkeit an das Kaiserhaus. Werner II. zeugte mit Mathilden von Krosigk Werner III., und vermuthlich auch Siegfried I., der 1187 als Domherr zu Halberstadt genannt wird. Werner III., den wir zwischen 1150 — 1170 bald im Gefolge Herzog Heinrich's des Löwen, bald des Markgrafen Albrecht des Bären finden, hatte eine Schwester des letztern, Adelheid, Wittwe des 1128 gestorbenen Markgrafen Heinrich's II. von Stade, zur Gemahlin, und ward durch sie Vater von drei Söhnen: Werner IV., Heinrich und Rötger. Früher sich Graf von Veltheim nennend, erscheint er am Ende seines Lebens als Graf von Osterburg, ohne Zweifel nach seinem neuen Wohnsitz in der Altmark genannt. Rötger, als der jüngste, soll der Stammvater der heute noch blühenden Familie von Veltheim geworden sein, was aber unbezweifelt falsch ist. Werner IV. wurde berühmt durch seinen Zweikampf mit dem Grafen Walo dem Jüngern von Rakenstett, der dadurch veranlaßt wurde, daß Walo seine Hausfrau, die Schwester von Werners Schwiegermutter, verstoßen und eine andere Frau nehmen wollte; Sieger in dem Kampfe mit Walo fiel er 1157 bei Eroberung der Stadt Brandenburg, für Albrecht den Bären. Der trauernde Vater stiftete, das Andenken seines Sohnes zu verewigen, in der Nähe von Osterburg das Kloster Crevese, 1157, und begabte dasselbe so reichlich, daß 80 Nonnen darin unterhalten werden konnten. Heinrich II. von Werner's III. Söhnen erbaute die Kirchen zu Kalberwisch und Königsmark, auch die jetzige St. Nikolauskirche in Osterburg, beförderte durch reichliche Schenkungen den Bau der Stiftskirche in Stendal, und wurde endlich, nachdem er seine Gemahlin durch den Tod verloren, Chorherr in eben diesem Stendal, wo man noch sein Grabmal zeigt. Von Heinrich's Söhnen war

Albrecht mit Bertha von Querfurt, Konrad mit Anna von Roretz verheirathet. Albrecht nannte sich noch 1180 Graf von Veltheim, späterhin Graf von Osterburg bis 1188. Das ganze Geschlecht erlosch mit Siegfried II., der in Urkunden abwechselnd Graf von Osterburg und Graf von Altenhausen genannt wird. Wol hatte er in seiner Ehe mit Sophia, Gräfin von Wölpe, einen Sohn, Werner VII., dieser starb aber in zarter Jugend. Im J. 1208 ließ er das verfallene Schloß in Osterburg abbrechen, um die Steine zur Erweiterung des Klosters Ereveſe zu verwenden. Den Burgſtall und das Städtchen trat er freiwillig an den Markgrafen Albrecht II. ab. Die Güter im Lüneburgſchen verkaufte er an den Herzog Otto den Knaben; den Kaufſchilling überließ Siegfried seiner einzigen Tochter, die seit 1217 an Günzel von Bartensleben (an Luthard Edeln von Meinerſen) vermählt war. Er lebte von nun an in Ereveſe, und starb daſelbſt im J. 1236 (1243) *). — Die Grafen hatten auch Vaſallen des Namens von Osterburg, die ſich in mehre Linien vertheilten. Eine dieſer Linien unterſchied ſich durch den Beinamen von Goldburg. Zwei Brüder von Goldburg, genannt Osterburg, hatten ihre Schweſter gezwungen, im Kloſter Ereveſe den Schleier zu nehmen. Sie wurde darüber wahnſinnig, ſteckte das Kloſter in Brand und entfloh (1268). Auf der Flucht wurde ſie von einem ihrer Brüder ereilt, und auf der Stelle durchbohrt. Nicht nur der Mörder ſelbſt, darum, daß er ſich an einer Gottgeweihten vergriffen, ſondern auch ſein Bruder, fielen darüber in den Bann, und wurden des Landes verwieſen; ihre Güter aber dem Kloſter gegeben, um deſſen Wiederaufbau zu befördern. Die Goldburg, zwiſchen Roſſow und Gladigau, iſt jetzt eine Meierei, Geldberg genannt.

(*Leopold v. Ledebur* und *v. Stramberg.*)

OSTERBURG, ein in Ruinen liegendes Schloß auf einem waldigen Berge an der Werra zwiſchen Themar und Koburg, von deſſen hohem viereckigem, von gehauenen Quaderſteinen mit hervorſtehenden Abrundungen erbauten Thurme man eine weite und herrliche Ausſicht in das Werrathal genießt. Die Zeit der Erbauung iſt unbekannt, das Daſein des Schloſſes reicht bis zum 9. Jahrh. hinauf. Im 12. Jahrh. gab es ein adeliges Geſchlecht, das ſich davon nannte, wovon Gerhard von Osterburg und ſein Bruder Herold in einer würzburgiſchen Urkunde vom Jahre 1187 erſcheinen, ob aber als Eigenthümer des Schloſſes, oder als Burgmänner der Grafen von Henneberg, iſt unentſchieden. Im J. 1268 gab es der Graf Bertold VII. v. H. ſeiner Gemahlin zum Leibgedinge; um 1274 war es der Wohnſitz der vom Grafen Heinrich IX. geſtifteten Nebenlinie zu Hartenberg und Osterburg. Durch Verheirathung der Schweſter des Grafen Bertold's XII., Richſa, an den Grafen Johann von Schwarzburg (1370), kam es an dieſes Geſchlecht, welches aber dieſes Schloß nebſt der Hälfte der Stadt Themar an die von Bibra 1384 verſetzte. Als der Graf Günter XXXII. an Graf Wilhelm von Henneberg die andere Hälfte des Schloſſes und der Stadt (1416) verkaufte, löſte derſelbe alsbald darauf die andere Hälfte von dem von Bibra ein. Die Grafen Wilhelm, Johann und Bertold von Henneberg zu Schleuſingen überließen (1453) das Schloß Osterburg, die Voigtei Reurieth und Güter zu Themar, Henſtedt und Gartles an Bertold, Hans, Stephan, Heinrich und Thomas von Bibra auf Wiederkauf als ein Mannlehn für die Summe von 5500 Fl. Im J. 1474 löſte es Graf Wilhelm von Henneberg wieder ein. Im Bauernaufruhre wurde es 1525 bis auf den Thurm zerſtört. Kaſpar von Obernitz, der einen Theil von Henſtedt erheirathet hatte, wurde vom Grafen Wilhelm von Henneberg mit dem Schloß Osterburg beliehen, deſſen Söhne verkauften es aber an den letzten Fürſten von Henneberg, Georg Ernſt, der dieſes Schloß mit Henſtedt an ſeinen Rath Kaſpar von Hanſtein um 4600 Fl. käuflich überließ (1578), deſſen Nachkommen noch im Beſitze davon ſind. (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld*).

OSTERBURGGAU. Ein zu beiden Seiten der Weſer, in der Provinz Engern und im mindenſchen Sprengel gelegener Gau, deſſen Umfang ſich mit ziemlicher Genauigkeit feſtſtellen läßt. Zur Zeit des Abtes Adalhard von Corvey (822—826) ſchenkt ein gewiſſer Hunold dem gedachten Kloſter ſein Eigenthum zu Autburga im Gau Aſterburgi [1]); es iſt dies das eingegangene Dorf Ottbergen, welches zwiſchen dem Kloſter Möllenbeck und Ellerburg gelegen hat [2]). Eine zweite Bekanntſchaft machen wir mit dieſem Gau in einer Urkunde vom J. 896, welche Möllenbeck und Exten bei Rinteln

*) Die Beweiſe ſind zu finden in: S. W. Wohlbrück Geſchichtliche Nachrichten von den Edlen von Veltheim und den Grafen von Osterburg und Altenhauſen. Mit einer Stammtafel, in v. Ledebur allgem. Archiv für die Geſchichtskunde des preuß. Staates. III, 19—80. Wichtig iſt für die hier mitgetheilte Genealogie folgende aus dem Burchardikloſter von Halberſtadt herrührende, bisher nur auszugsweiſe bekannt geweſene Urkunde: „In Nomine Sancte et individue Trinitatis. Ego *Sifridus in Hosterburg Comes*, et Ego *Sophia* ejusdem Loci Comitissa, Universis tam presentibus quam futuris hoc scriptum inspiciantibus propalare ac notificare duximus, quod pro Salute et Redemtione Animarum nostrarum, et Parentum nostrarum, ac Heredum: *Werneri*, *Sifridi*, *Sophie*, *Hermengardis* defunctorum, *Halberti* Comitis, *Werneri* et *Halberti* Fratrum, *Sophie* Comitisse ac *Bernhardi* Comitis de Welpa Pertem Predii nostri in Hadeslove, scilicet septem Mansorum, Ecclesie Beati Jacobi ad novum Opus perpetualiter, et absque omni Contradictione liberaliter contulimus. Verum, nequa inposterum predicte Cella in pretaxatis bonis a sequentibus nostris ulla possit oriri Calumnia, vel Prejudicium Donationem nostram liberam Sigilli nostri Impressione ac Testium subscriptionis Munimine confirmamus. Testes autem sunt hi: Otto da Glinda, Philippus da Hornehusen, Conemannus de Badeslava, Harmannus de Sceringa, Wolbertus da Garmersleve, frater ejus Hainricus, Harmannus Kraue, Reinerus Advocatus de Hosterburg, Theobaldus de Rorbece, Heinricus da Tundersleve, Harmannus da Retmersleve et frater ejus, Gerardus Stelbom, Conradus Bringeto, Reinoldus de Germersleve, Satellites hi, Nicolaus da Hoingen, Heinricus de Germersleve, Meineco de Suthere; Haidenricus Schultetus, Warnerus Advocatus at alii quam plures. Acte sunt hec publice in Pirali Comitis Haldenhusen. Anno Dominice Incarnationis 1214. Indictione secunda Ciclo Epactarum 18. Datum per manus Nicolai Notarii 4 Cal. Januarii.

1) *Falke*, Trad. Corbej. p. 10 und daſ. reg. Sarrachon. nr. 9. 2) Paulus, Geſch. des möllenbecker Kloſters. S. 50.

Digitized by Google

in demſelben nennt [3]). Endlich iſt noch von Wichtigkeit die Tradition eines gewiſſen Hohrich aus dem Sachſenlande, welcher der Abtei Fulda Güter zu Notfelt, Eliſungen, Rintbehi, Bichilingen, Wetize, Holtlareshuſen und in Roda im Gau Oſterbuega ſchenkt [4]). Die Gaubezeichnung bezieht ſich zwar zunächſt mit Sicherheit nur auf den zuletzt genannten Ort, in welchem wir Rohden, eine halbe Meile nördlich von Oldendorf, erkennen, indeſſen gebietet es die Lage der übrigen Örter, auch dieſe in demſelben Gau anzunehmen; Notfelt iſt nämlich ein am Nottberge bei Mellenbeck zu ſuchender eingegangener Ort, Eliſungen, das heutige Heßlingen, Rintbehi das eine Viertelmeile weſtlich davon gelegene Rumbeck, Bichilingen wahrſcheinlich Berkel, Welize, das eine Viertelmeile davon entfernte Wahlzen, Holtlareshuſen, vielleicht Laatzen bei Arzen. Es gehören alle hier genannten Oerter zu dem mindenſchen Archidiakonat von Oſen [5]), welches ſich auch über die Gaue Tilithe und Zigilde erſtreckte; gegen den zuletzt genannten Gau muß das Süntelgebirge als Scheidelinie angeſehen werden, und die Geenze gegen den ſüdöſtlich anſtoßenden Tilithegau wird uns ſehr genau durch die in demſelben genannten Örter Wickbolſen, Benſen, Haddeſen und Fiſchbeck [6]) am rechten, ſowie von Ohr [7]), Amelgatzen und Gellerſen [8]) am linken Ufer vorgezeichnet. Gegen Südweſten begrenzt der paderbornſche Spengel den Gau, der in zum mindenſchen Archidiakonat Rehme gehörigen Kirchſpielen ſeine nordweſtliche Scheidelinie findet; ſodaß alſo der Umfang des Gaues mit den Kirchſpielen Arzen, Almena, Alverdiſſen, Groß- und Kleinberkel, Böſingfeld, Deckbergen, Erten, Fuhlen, Haverbeck, Hemeringen, Hohenrode, Lachem, Langenholzhauſen, Ludenhauſen, Oldendorf, Rehrr, Rinteln, Schwöbber, Segelhorſt, Silixen, Steinbergen und Varenholz zuſammenfällt. — Wenn in dem Leben des heiligen Willehad die villa Baldrikeswich in pago Ostarburgi [9]) genannt wird, ſo läßt die Lage der übrigen in dieſer Lebensbeſchreibung genannten Örtee, ſowie auch die Form des Ortsnamens, erwarten, daß hier einer der frieſiſchen Gaue Oſtergan oder Oſtringen oder der bremenſche Oſtengau zu verſtehen ſein wird.

(*Leopold v. Ledebur.*)

OSTERBURKEN, Bezirksamt im badenſchen Unter-Rheinkreiſe, im Criminalamte Borberg, an der Kernau mit 3 Städten, 2 Marktflecken, 14 Dörfern, 9 Weilern und 11,000 Einwohnern. — Der Sitz des Bezirksamtes iſt Oſteeburken an der Keenau mit 1000 Einwohnern. (*L. F. Kämtz.*)

Oſtercyclus, ſ. Enneadecaeteris.

Oſterdamia Neck, ſ. Zoysia *Willd.*

Oſtereier, ſ. Oſterfeſt.

OSTERER-ALPE, eine der größern Almen der obern Steiermark. Sie liegt im Seeboden des afflenzee Thales im bruckee Kreiſe. — Den Namen Seeboden führt eine weite Fläche (in ſoweit man eine Alpenebene mit Schluchten und Vertiefungen eine Fläche nennen kann), ½ Stunde beeit und 1½ Stunde lang, die von dem Ramskogel, dem öſtlichen Ende der Veitſcheralpen, bis zu dem Wildkamme, deeen weſtlichem Ende, anſteigt, und die ſchönſten Alpenweiden enthält. Die Ochſenhütte im Seeboden liegt 6126 w. Fuß über dem Spiegel des adeiatiſchen Meeres. Pedicularis rosea, rostrata, incaenata, und die viel ſeltenern asplenifolia, Soldanella pusilla, Ranunculus alpestris und das ganze Heer der höhern Alpenbewohner finden ſich dort, wo ſich ringsum die Alpenkalkſteinkette ausbreitet. Die Oſteree-Alpe hat einen Viehauftrieb von 172 Stücken Rinder. (*G. F. Schreiner.*)

Oſterferien, ſ. Ferien.

OSTERFEST. Das chriſtliche Oſterfeſt hängt in mehefacher Beziehung, namentlich in hiſtoriſcher, genau zuſammen mit dem jüdiſchen Paſſah. Wir verweiſen daher gleich zum Voraus unſere Leſer auf dieſen Artikel der Encyklopädie, ſofern er das Verſtändniß des folgenden theilweiſe bedingt.

Die zum Chriſtenthum übergetretenen Juden begingen ihr jähelices Nationalhauptfeſt, das Paſſah (פסח, in aramäiſcher Form פצחא, woher das indecl. *πάσχα* bei Joſeph im N. T. und den KVV.) im chriſtlichen Gemeindeverbande nach wie vor fort. Ebenſo pflegten ſie auch andere Feſte, namentlich den Wochenſabbat, neben dem cheiſtlichen Herrntag (Sonntag) fortzufeiern. Wenn ſie nun das letzte Mahl Jeſu für ein wirkliches Paſſahmahl hielten, ſo lag ihnen bei ihrer Jahresfeier des Paſſah am 14. Niſan (an dem Tage des jetzt ſogenannten Oſtervollmonds) das Andenken an den Herrn beſonders nahe, als welcher an dieſem Tage ſein letztes Paſſah mit den Jüngern gefeiert, und mit denſelben die Einſetzung des unterpfändlichen Bundeszeichens, des heil. Abendmahls, in Veebindung geſetzt hatte. Das chriſtliche Abendmahl ſtand ja auch mit dem jüdiſchen Paſſah nicht blos in einee äußern hiſtoriſchen Beziehung, vermöge der offenbaren Analogie des Ritus beider Handlungen und der ſich an die Paſſahmahlfeier unmittelbar anſchließenden, gleichſam aus ihr heraus ſich entwickelnden Stiftung des Abendmahls, ſondern es ließ ſich zwiſchen beiden auch eine Verwandtſchaft dee zu Grunde liegenden Ideen nicht verkennen. Wie das Paſſahmahl eine Dankfeier der einzelnen Familien Iſraels war für die gnadenreiche Hilfe, welche Jehovah ſeinem Eigenthumsvolk erwieſen, indem er es ausführte aus dem Hauſe irdiſcher Knechtſchaft und Drangſale, einführte in das Land der Verheißung, der Ruhe und Freiheit; ſo das Abendmahl eine Dankfeier der cheiſtlichen Beudeefamilie für die der ganzen Menſchheit durch Chriſtus zu Theil gewoedene Befreiung aus der geiſtig-ſittlichen Knechtſchaft (die Errettung aus

3) Locus Mulinpecbe ... in pago Osterpurge infra terminum ville que nuncupatur Achriste. (Paulus a. a. O. S 54. *Würdtwein*, Subs. dipl. VI, 300.) 4) *Hohrih de Saxonia* ... bona in ville istis: Notfelt, Elisungen, Rintbehi, Bichilingen, Welize, Holtlareshusen ... bona in Roda in pago Osterburga. (*Schannat*, Trad. Fuldens. p. 303.)

5) v. Spilcke, Beitr. zur ältern teutſchen Geſch. I, 288. 6) Urk. von 89e in den Orig. Guelph. IV, 403 vom J. 1002 und 1025 in *Mader*, Antiq. Brunsw. p. 205, 215. 7) Othere ... in Tilichi 1004.) *Grupen*, Orig. Pyrmont. p. 11. 8) Amalgoteshus in pago Tillithi (reg. Sar. no. 496). Gellishus in p. T. (ib. no. 445). 9) ap. *Pertz* mon. Germ. II, 387.

den Finsternissen des Irrthums, die Erlösung von Schuld und Strafe der Sünde), für die Verleihung eines neuen Lebens und die Ertheilung einer sichern Aussicht eines einstigen Eintritts in das Land der ewigen Freiheit. — Die folgenden Tage des Passahfestes (bis 21. d. M. Nisan) boten den Juden-Christen nicht allein insofern Erinnerungen an Christum dar, als sein Leiden, Tod und Auferstehung auf die damalige Passahfestzeit gefallen waren, sondern auch deshalb, weil man das Passahlamm als Vorbild des Opfers Christi zu betrachten gewohnt war (vergl. Joh. 19, 36), weil man den in den Tod gegebenen Messias ansah „als das wahre für uns dargebrachte Passahopfer, durch welches jene geistige Befreiung vollbracht wurde. (Vergl. 1 Cor. 5, 7: *Χριστὸς ἐτύθη τὸ πάσχα ἡμῶν.* Apocal. 5, 6. 7 u. a.) Demnächst weiheten sie den ersten Festtag (15. Nisan) dem Andenken an das Leiden und den Tod Christi, indem sie diesen Tag als Buß- und Fasttag begingen; den dritten Tag (hier von der Geschichte abweichend), 16. Nisan, feierten sie das Andenken der Auferstehung. Natürlich kam der Wochentag hierbei nicht in Betracht, da sich die ganze Feier nach dem 14. Nisan richten mußte. So verbanden die Judenchristen mit ihrem alten jüdischen ein christliches Passah. Und diese Verbindung war keine unnatürliche, da beide feste Befreiungs- und Errettungsfeste waren; dort in dem Feste der alten Theokratie mehr die Beziehung auf das leiblich-irdische, hier bei dem Feste der neuen Theokratie auf das geistig-himmlische. Die Verbindung beider Feste war gewissermaßen vorbereitet und eingeleitet durch die Art und Weise, wie die Alexandriner das Passahfest betrachteten. Sie [1]) liehen demselben eine höhere Bedeutung, es war ihnen Symbol einer Errettung im geistigen Sinn, einer Befreiung des Geistes von der Gefangenschaft unter der Sinnlichkeit.

Diese Praxis der Juden-Christen wurde auch die vieler andern christlichen Gemeinden, die mit juden-christlichen in Berührung und Verkehr standen, sie wurde besonders heimisch in der kleinasiatischen, syrischen und mesopotamischen Kirche.

Die Heiden-Christen, welche der Natur der Sache nach bei Gestaltung ihres kirchlichen Lebens sich nicht das Judenthum zum Vorbilde nahmen, vielmehr, wie wir sehen, da und dort dasselbe gradezu perhorrescirten und antithetische Bestimmungen gegen dasselbe trafen, gingen, als sie sich bald nach Anfang des zweiten Jahrhunderts entschlossen, auch eine jährliche Feier des Leidens, Todes und der Auferstehung zu begehen, bei Anordnung dieser Festfeier ihren eigenen Gang. Sie nahmen ihre Wochenfestfeier zum Typus dieser neuen Jahresfeier des Todes und der Auferstehung Christi. Wie sie in dem Sonntag allwöchentlich ein Auferstehungsfest (einen Ostertag) begingen, als einen Freuden- und Danktag, so bestimmten sie folgerecht für die Jahresfeier der Auferstehung auch einen Sonntag im Jahr und zwar den zunächst auf den sogenannten Ostervollmond folgenden; wie sie am Freitag allwöchentlich ein Leidens- und Todesfest (einen Charfreitag) begingen, als einen Buß- und Fasttag (Dies stationum), so bestimmten sie für die Jahresfeier der Leiden und des Todes ebenfalls einen Freitag im Jahre (dies paschae) bestimmt zur Vorbereitung des Sonntags. Von dem Genuß eines Passahlamms konnte bei ihnen gar nicht die Rede sein, sie waren ja keine Juden, noch waren sie dies einst gewesen, auch hätte dies gar nicht zu ihrer äußern Anordnung der Festtage gepaßt [2]). Ihre Praxis wurde die herrschende in Ägypten und in der dem größten Theile nach aus Heiden-Christen bestehenden abendländischen Kirche. Diese von den Heiden-Christen auf eigenthümlich christliche Weise angeordnete jährliche Gedächtnißfeier der Leiden und Auferstehung erhielt nun ebenfalls uneigentlich (da sie ja kein Passahmahl feierten) den Namen Passah, zunächst wol weil jene combinirte jüdisch-christliche Feier Veranlassung zu einer heiden-christlichen Jahresfeier des Todes und der Auferstehung gegeben hatte, und diese Benennung [3]) hat viel Verwirrung in die Darstellung der nachher zu erwähnenden Streitigkeiten gebracht.

Die erwähnte Differenz der Feier zwischen den juden- und heiden-christlichen Gemeinden blieb in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. ziemlich unbeachtet. Um 160 wurde sie neben andern Dingen gelegentlich berührt bei einem Besuche, den der alte Bischof von Smyrna, Polykarpus, in Rom abstattete bei dem dortigen Bischof Aniketus. Beide Männer süheten für die Praxis ihrer Kirchen geschichtliche Gründe an. Der Römer berief sich für seine Weise der kirchlichen Osterfeier auf die Observanz, der Asiate suchte seine Kirchensitte zu halten durch die apostolische Autorität, besonders die des Apostels Johannes, mit dem er selbst noch in seiner Jugend das Fest gefeiert und dabei ein Passahmahl genossen haben wollte [4]). Bei diesen Expositionen blieb es indessen, die beiden Kirchenvorsteher schieden im Frieden. Zehn Jahre

1) *Philo περὶ τῆς ἑβδ. κ. τ. ἑορτῶν:* ed. Mang. p. 292. *οἷς τὰ ῥητὰ τρέπειν πρὸς ἀλληγορίαν ἔθος, ψυχῆς κάθαρσιν αἰνίττεται τὰ διαβατήρια· φασὶ γὰρ τῆς σοφίας ἐρασθὴν οὐδὲν ἕτερον ἐπιτηδεύειν, ἢ τὴν ἀπὸ τοῦ σώματος καὶ τῶν παθῶν διάβασιν.* Und *περὶ τῆς ἑ. τ. προπαιδεύματα συνόδου.* p. 584: Das *πάσχα* eine *διάβασις ἀπὸ τοῦ αἰσθητοῦ εἰς τὸ νοητόν.* Vergl. *π. ἀφορμῆς τοῦ Ἀβραάμ.* p. 440.

2) Über diesen Gegenstand hat zuerst ein erwünschtes Licht verbreitet A. Neander, in einer Abhandlung des kirchenhistorischen Archivs von Stäudlin 1823. 2. Heft. S. 90 fg. Vergl. dessen Geschichte der christlichen Rel. und Kirche. 1. B. S. 518 fg. Abweichende Ansichten bei Daniel, Heumann, v. Mosheim u. A.

3) Daher wir für das heiden-christliche Auferstehungsfest den jetzt recipirten Namen Ostern — Osterfest gebrauchen werden. Dieser Name bezeichnet richtig (nach seiner Etymologie s. unt. Anm. 44) den heiden-christlichen Festkreis, in welchem die Feier der Auferstehung den Mittel- und Höhepunkt bildet. Er paßt nicht für das juden-christliche Leidens- und Auferstehungsfest, wo die Auferstehung nicht so den Mittelpunkt bildet, wo vielmehr das dem christlichen Standpunkte fremde jüdische Festelement (das Passahmahl) die Hauptsache war. Ebenso paßt Passah nicht für den heiden-christlichen Festkreis, theils, wie wir schon bemerkten, weil die Heiden-Christen kein Passah aßen, theils wegen des veränderten Gesichtspunktes der Feier und der daraus folgenden andern Bestimmung der Tage. Die Bezeichnung Ostern vollends von dem reinjüdischen Passah (zur Zeit Christi und dem heutigen) zu gebrauchen, hat eigentlich gar keinen Sinn und kann nur verwirren. 4) Vergl. *Irenaei* Ep. Lugd. Ep. ad Victor. ep. Rom., bei *Euseb.* h. e. V, 24.

Digitized by Google

darauf wurde diese Sache Gegenstand der [5]) Discussion innerhalb der kleinasiatischen Kirche selbst, besonders in Laodicea. Es wurde auf Synoden hierüber verhandelt, es wurden Streitschriften gewechselt. Melito, Bischof von Sardes, vertheidigte die kleinasiatisch-jüdische Sitte, gegen dieselbe nahmen die heiden-christliche Sitte in Schutz der Bischof des phrygischen Hierapolis, Apollinaris; auf seiner Seite erscheinen nachher auch der alexandrinische Clemens und der Bischof Hippolytus [6]). Diese Gegner behaupteten unter andern (gewiß nicht ohne exegetische Gründe), das letzte Mahl, welches Christus gefeiert habe, sei gar kein Passahmahl gewesen, Christus habe an der Luna 13 des Nisan das Mahl gehalten, an der Luna 14, als am jüdischen Passahmahltage, sei er gekreuzigt und habe ebendadurch selbst das duech das jüdische Passah vorgebildete Opfer für die Menschheit dargebracht. Demnächst könne von einem Passahmahle bei den Christen gar nicht mehr die Rede sein. Indessen auch diese Verhandlungen blieben ohne weitere Folgen. Die Christen, welche die kleinasiatische Passahfeier festhielten, standen mit den andeen Kirchen in brüderlicher Gemeinschaft, sie wueden, wenn sie in andere Gemeinden kamen, feeundlich daselbst aufgenommen und in ihrer Sitte nicht gestört. Erst im letzten Decennium des 2. Jahrh. brach ein bedenklichee Streit aus zwischen der heiden- und juden-christlichen Partei. Der römische Bischof *Victor*, ein heftiger Mann, vielleicht gereizt durch einen gewissen Blastus, dee die kleinasiatische Passahfeier als die einzig richtige und erlaubte in Rom darstellte, foderte die Bischöfe Kleinasiens auf, die occidentalische heiden-christliche Feiee des Leidens und der Auferstehung anzunehmen. Diese abee, repräsentirt von dem Bischofe von Ephesus, Polykrates, weigerten sich. Dee Letztere vertheidigte in einem Brief an Victor ihee Sitte mit Berufung auf den apostolischen Vorgang und die alte kirchliche Observanz. Victor, mit welchem in Hinsicht der Sitte die Bischöfe von Gallien, Palästina (Cäsarea *Stratonis* und dee des heiden-cheistlichen Älia), Phönikien, Osrhoëne, Pontus und dee Bischof von Korinth übereinstimmten, eeließ jetzt ein Schreiben an die Vertheidiger der juden-christlichen Sitte in Asien, Syrien, Mesopotamien, und hob dieser Abweichung wegen die Kirchengemeinschaft mit ihnen auf (*ἀκοινωνήτους κηρύττει*). Sein Veefahren fand aber bei vielen Bischöfen keinen Beifall. Mehre seiner eigenen Partei ermahnten ihn in Zuschriften zum Frieden. Wir haben noch eins dieser Scheeiben von dem Bischofe von Lugdunum (Lyon), Irenäus, einem Schüler des Polykarpus, geschrieben in Namen der Bischöfe Galliens, in welchem er freimüthig das vorschnelle römische Betragen tadelt und den Bischof auf die diesfallsige lobenswerthe Toleranz seinee Vorgänger hinweist. Da die Asiaten durch ein Circularschreiben gegen den Veebacht der Neuerung sich rechtfertigten, so hatte auch dieser Vorfall keine weitern Folgen. Beide Parteien konnten das 3. Jahrh. hindurch, bis in das erste Viertel des folgenden hinein, ruhig und ungestört ihre altväterliche Praxis beobachten. Als nun Kaisee Constantin I. das erste ökumenische Concilium nach Nicäa zu berufen beschloß, wollte er außee den Arianischen Lehrstreitigkeiten auf demselben auch die Passahdifferenz zur Speache gebracht [7]) und, wie das kirchliche Uniformieen zu seinen Lieblingsgeschäften gehöete, auch in dieser Sache wo möglich eine Einheit und Gleichheit hergestellt wissen. Ee sandte vorher noch einen seiner vertrauten Geistlichen, den Bischof von Corduba, Hosius, nach Kleinasien, um bei den dortigen Gemeinden einen Unionsversuch zu machen. Die Mission blieb aber, trotz der Gewandtheit des Gesandten, ohne Erfolg. So wurde denn die Sache vor das allgemeine Concil (325) gebeacht. Die Mitglieder desselben faßten aber weder über diese Angelegenheit, noch (wie manche fälschlich meinten) über die Osterberechnung einen Zwangsbeschluß. Statt einen Kanon zu machen, dem der Sitte gemäß auch eine Strafe für dessen Übertretung beigefügt werden mußte, wurde die Verordnung der Väter hierüber nur publicirt in ihrem Synodalbrief an die alexandrinische Kirche und in dem kaiserlichen Rundbrief an die auf dee Synode nicht erschienenen Bischöfe. Die Väter wollten, daß das Auferstehungsfest (*πάσχα*) hinfüro von allen oeientalischen Gemeinden — mit Verlassung des jüdischen Gebrauchs — übereinstimmend mit der ägyptischen Kirche an einem Sonntage, das Leidensfest am Freitage vorher begangen werden solle. Nicht in diesem Geiste der Mäßigung und weisen Schonung handelten 16 Jahre später die Väter von Antiochia. Es hatte noch eine Anzahl von Anhängern des alten Gebrauchs sich forterhalten. Gegen diese schritt das Concilium [8]) ein, indem es unrichtig die nicänischen Bestimmungen als zwingende Beschlüsse darstellte. Die Beobachtung der juden-cheistlichen Festfeier sollte schwere Kirchenstrafen nach sich ziehen. Auf dem bald darauf abgehaltenen Concilium von Laodicea werden sie bezeichnet als *αἵρεσις τῶν τεσσαρεςκαιδεκατιτῶν* — Quartodecimani, „Vierzehner." Dennoch erhielt sich ein Häuflein von Anhängern der juden-cheistlichen Sitte fort. So in der antiocheniſchen Kieche (*προτοπασχῖται*), wo sie Joannes Chrysostomus in seinen Peedigten bekämpfte. Auch die Partei des Audios (Udo) in Mesopotamien, im 4. Jahrh. behielt die jüdisch-christliche Praxis bei, sie führten die gehäſſige, ohne Zweifel unbegründete Beschuldigung im Munde, die Nicäner haben aus reiner Unterthänigkeit gegen den Kaiser die Zeit des Osterfestes so bestimmt, zugleich in dee Absicht, damit dasselbe mit des Kaisers Geburtsfeste zusammenfallen möge. In spätern Zeiten des 4. Jahrh. wurden die Quartodecimaner andern Häretikeen gleichgestellt und wie diese durch kaiser-

5) Diesen Streit sowol, als den im 4. und 5. Jahrh. über die Osterrrechnung (s. d. Art.) geführten, nennt man beide „Osterstreitigkeiten." Besser dürfte zur Unterscheidung für unsern Streit die Bezeichnung „Passahstreit" passen. 6) Fragmente dieser Polemik in dem Chronicon Paschale ed. *Du Fresne*. (Par. 1688) *proel.* p. 6, 7.

7) Vielleicht mit veranlaßt hierzu durch den Beschluß des Concil. Arelatense a. 314. c. 1. 8) In seinem Canon 1, aus welchem der Canon Aposto. 8 ausfloß.

Digitized by Google

liche Gesetze bedroht und verfolgt [9]). Fälschlich hat man früher auch die altbritische Kirche (Britones) für Anhänger der jüdischen quartodecimanischen Festfeier gehalten. Die Differenz der altbritischen von der romanisirt-angelsächsischen Kirche betraf aber die Berechnung des Osterfestes. Sie waren Anhänger des alten, von ihnen auf eigenthümliche Weise geordneten 84jährigen Cyclus. (S. den Art. Osterrechnung.)

Feier des Osterfestes in der christlichen Kirche, besonders in der nach-nicänischen Zeit bis auf die Zeiten Gregors I. [10]). Den Tag der Feier des Festes hatten nach Auftrag des nicänischen Concils die gelehrten, der Astronomie kundigen alexandrinischen Kleriker zu berechnen und den übrigen Kirchen zu communiciren. Dies geschah mit genauer Bestimmung der Festzeit und des Anfanges der Vorfasten durch Umlaufsschreiben (*γράμματα πασχάλια, ἐπιστολαὶ ἑορταστικαὶ παντηγυρικαί*, literae, libelli paschales — Osterprogramme), welche die Bischöfe von Alexandrien vom Epiphanienfest an allwärts hinsendeten, und in denen sie das Fest oder sonst einen theologischen Gegenstand abzuhandeln pflegten. Sie theilten gewöhnlich ihre am Epiphanienfeste gehaltenen Predigten — *λόγοι, ὁμιλίαι ἑορταστικαί* — in brieflicher Form mit.

Schon früh ging der Feier des Osterfestes ein vorbereitendes Fasten voran, und zwar nicht nur der dem Feste vorangehende Leidenstag, der Freitag, der an sich ein Fasttag war, sondern ein längeres Fasten, welches ohne Zweifel zuerst und zunächst die Zeit des Ostersonnabends bis zum Sonntag-Morgen einschloß. Dieses Vorfasten war das einzige in der Gesammtkirche als gesetzmäßig geltende. Man pflegte dasselbe durch die misverstandene Stelle Matth. 9, 15 zu begründen. Zu Irenäus' Zeit hatte sich noch keine bestimmte Regel über die Dauer dieser Fasten gebildet. Manche fasten, wie er selbst sagt, einen Tag, einige 40 Stunden, durch welche Zahl sie die vierzigtägigen Fasten Christi (nach der Versuchung Matth. 4) nachbildeten [11]). Andere fasteten zwei Tage, andere noch mehr. Bei dieser längern Ausdehnung der Vorfasten mußte denn in Gemeinden, wo Juden- und Heiden-Christen zusammenwohnten, ein auffallender Contrast hervortreten [12]). Denn während die Juden-Christen ihr Passahlamm aßen und ihr Auferstehungsfest feierten, als Tage der Freude, hatten die heiden-christlichen ihre auf den Ostersonntag vorbereitenden Buß- und Fasttage, an denen sie stillzurückgezogen lebten. Diese Vorfasten wurden im Verlaufe des 4. Jahrh. immer mehr rückwärts ausgedehnt, doch in verschiedenen Landeskirchen sehr verschieden. In einigen Kirchen fastete man nur drei Wochen (so in Rom), in andern, in den illyrischen, hellenischen, ägyptischen und palästinischen Kirchen, sechs Wochen (d. h. 36 Tage, weil die Sonntage nicht mitgefastet wurden), in andern Kirchen, wie in der constantinopolitanischen, in der kleinasiatischen bis Phönikien hin, sieben Wochen (was aber ebenfalls nur 36 Tage betrug, weil in der orientalischen Kirche auch Sonnabends nicht gefastet wurde, ausgenommen den einen Ostersonnabend), in der syrischen Kirche, wie es scheint, volle 40 Tage, sodaß die Fastenzeit völlig ihrem Namen entsprach; denn sie hieß seit alten Zeiten *τεσσαρακοστή*, Quadragesima. Dieser Name, wahrscheinlich ausgegangen von dem anfänglichen 40stündigen Fasten, paßte in den meisten Kirchen eigentlich nicht, da man fast nirgends volle 40 Tage fastete. Noch im 6. Jahrh. wurde in Gallien und Italien nur 36 Tage gefastet; wahrscheinlich unter Papst Gregor II. (reg. s. 715) kamen die vier zu einer vollen Quadragesima noch fehlenden Wochentage hinzu. Die Fasten begannen dann in der Mitte der siebenten Woche vor Ostern, an der Mittewoche, dem sogenannten dies Cinerum (s. unt.). — Gradeso wie die Zahl der Fasttage in verschiedenen Kirchen verschieden war, so auch die Ausdehnung des Fastens an jedem einzelnen Fasttage. Die einen fasteten bis zur neunten Stunde (drei Uhr Mittags) andere länger, andere kürzer. Verschieden war auch die Art der Enthaltsamkeit bei den Mahlzeiten der Fastenzeit. Einige enthielten sich nur des Fleisches, des Weines, des Oles, der Eier, der Baumfrüchte, andere gingen noch weiter, genossen blos Wasser und Brod, andere, welche des Guten sehr viel thun wollten, aßen einen oder zwei Tage lang gar nichts. Es gab keine allgemeine Fastenordnung.

Mit dem Beginne der Fastenzeit erhielt das ganze öffentliche Leben, besonders das großer volkreicher, durch Handel, Hof, Militair ꝛc. belebter Städte ein anderes Colorit. Die Straßen, die Märkte, vorher voll Lärm und Geräusch, wurden still, da war kein Unterschied zwischen dem Tische des Armen und Reichen, überall, selbst auf der kaiserlichen Tafel, die magere Kost ohne Prunk und Schein. „Unsere Stadt (sagt Joannes Chrysost. in einer Fastenpredigt in Antiochia), hat jetzt das Ansehen einer wohlanständigen sittsamen Frau." An allen diesen Tagen war die Feier der Hochzeiten und Geburtsfeste, wegen der gewöhnlich damit verbundenen rauschenden Vergnügungen untersagt (erste Spur des sogenannten tempus clausum)" [13]). Auch die in diese Zeit fallenden Märtyrerfeste sollten nur an Sabbaten und Sonntagen gefeiert werden; alle gerichtlichen Verhandlungen über Criminalfälle cessirten. In größern Städten war die ganze Fastenzeit täglich Gottesdienst. Man versammelte sich in der Mittagsstunde zu Gebet, Vorlesung und Predigt. Die Homileten setzten in diesen Fastenpredigten ihren Zuhörern den Zweck der Fasten, der in Vorbereitung zu würdiger Festfeier und zum gesegneten

9) Cod. Theod. Lib. XVI, 5, 9 und 59; 6, 6; 10, 24. 10) Literatur: J. C. W. Augusti, Die Feste der alten Christen (in dessen Denkwürdigkeiten aus der christl. Archäol.) 2. B. (Leipzig 1818.) S. 1 fg. Vergl. Dessen Lehrbuch der christlichen Alterthümer. (Leipzig 1819.) S. 117 fg. X. J. Winterim, Denkwürd. der christ-kathol. Kirche. (Mainz 1829.) 5. B. F. H. Rheinwald, Die kirchl. Archäologie. (Berlin 1830.) S. 169 fg. 11) Später bezog man die vierzigtägige Osterfastenzeit auf alttestamentliche Vorbilder: das vierzigtägige Fasten Mosis und Elia, den vierzigjährigen Zug Israels ꝛc. 12) Über diese Ungleichheit klagt auch Constantin in seinem Brief an die BB. *Euseb.* Vita Const. III, 18. cfr. c. 5.

13) Dagegen war inconsequenterweise das Schauspiel erlaubt.

Digitized by Google

Genusse der Ostercommunion bestand, aus einander, sie empfahlen ihnen ein fleißiges Lesen der Schrift im häuslichen Kreise, fleißigen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, ermahnten zur stillen Sammlung und Einkehr in sich, zur Freigebigkeit gegen die Armen von dem durch die Fasten Erübrigten, zur Friedfertigkeit und Beilegung von Privatstreitigkeiten [14]), foderten auf, die dienende Classe in diesen Tagen zu schonen, und auch sie in der Sorge für ihr geistiges Heil nicht zu beeinträchtigen. Sie bekämpften den so häufigen Wahn, als sei das äußerliche Fasten ein besonders gottgefälliges Werk, und dazu geschickt, ohne Buße und Glauben die göttliche Gnade zu erwerben, sie straften die Frivolität derer, welche während sie den Buchstaben der Fastenvorschriften beobachteten, nebenbei den ausgesuchtesten Genüssen fröhnten, die feinsten, seltensten Speisen für die Fastenzeit kommen ließen; sie straften die Gemeinheit derer, welche für die Entbehrungen, die ihnen die Fasten auferlegten, sich zum voraus durch Überfülle von Genuß entschädigen zu dürfen glaubten ꝛc.

Die Quadragesima beschloß die große Woche (*ἑβδομὰς μεγάλη*, hebdomas magna), sogenannt von den in diese Woche fallenden, für die Menschheit unendlich bedeutungs- und segensvollen Thatsachen, deren Gedächtniß diese letzten Tage der Vorbereitungszeit gewidmet waren. Diese Woche wurde in strengem Fasten, in stillster Zurückgezogenheit verlebt, in ihr ruhten alle Staatsgeschäfte, die Gerichtshöfe waren geschlossen, den Knechten war die Arbeit erlassen, (daher sie die „stille Woche" heißt *ἑβδομὰς ἀπραχτος*), täglich zweimal, Morgens und Abends versammelten sich die Christen zu gemeinsamer Andacht.

Einzelne Tage dieser Woche wurden besonders festlich begangen. Den Introitus machte der Palmsonntag (*κυριακὴ τῶν βαΐων*, bei den Lateinern des 6. Jahrh. dominica palmarum), gefeiert zum Andenken der welthistorischen Begebenheit des Einzugs in Jerusalem, als durch welchen der Herr im Angesichte des Todes vor seinen Jüngern, der Nation und der Menschheit sich als den verheißenen Messias, den Gründer und Regenten der neuen Theokratie declarieen, zugleich jedem Wahn der Gründung eines sichtbar-irdischen Reiches entgegentreten wollte. Im Orient pflegte man auch das Andenken an die Auferweckung des Lazarus, als Vorbild von Christi Erweckung, damit zu verbinden. — Der fünfte Tag der Woche (*ἡ μεγάλη πέμπτη, ἁγία πεντὰς*, feria quinta paschae) die Feier des Andenkens an das letzte Mahl Christi und die damit verbundene Einsetzung des Mahls der Gnade Gottes und der Bruderliebe (daher dies coenae domini). An diesem Tage pflegte das Abendmahl von vielen Gemeindegliedern genossen zu werden, in einigen Gegenden (z. B. in Africa proconsularis) war diese Communion ausnahmsweise erst nach Tische — gegen Abend, mit Beziehung auf die Stiftungszeit. Es folgte nun die feria sexta paschae, der dem Gedächtnisse der Leiden und des Todes Jesu geweihte Tag, *ἡμέρα τοῦ σταυροῦ*, dies dominicae passionis, *παρασκευή*, parasceve), man beging ihn als Bußtag in stiller Abgezogenheit vom Leben. In den Gemeinden Syriens pflegte man an diesem Tage sich außerhalb der Städte auf den Gottesäckern (*κοιμητήρια*) und in den daselbst angelegten Märtyrerkirchen zu versammeln, mit Beziehung auf die außerhalb der Thore geschehenen Kreuzigung Christi. Der Sonnabend der großen Woche (*τὸ μέγα — ἅγιον σάββατον*, sabbatum magnum), der Ruhetag des Herrn im Grabe, wurde ebendeshalb von der Gesammtkirche als Fasttag gehalten. Dieser Tag war ein alter, vielbeliebter, sinnig gewählter Tauftermin. Von Sonnabend Mittags an wurde die Taufe an die Katechumenen ertheilt, nachdem sie schon am Palm- oder Donnerstag ihr Glaubensbekenntniß öffentlich abgelegt hatten. — Die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag wurde aufs Feierlichste begangen. Manche Städte waren prachtvoll erleuchtet. Alles war in Bewegung, selbst diejenigen, welche die Feier eigentlich nichts anging, die Heiden und Juden. Das christliche Volk strömte dann mit Kerzen in die Kirchen, dort verbrachte man unter dem Wechsel von Gesang, Gebet, Betrachtung die Nacht (*ἱερὰ νύξ*) bis zum Ostermorgen (*ἕως ἀλεκτοροφωνίας*). Dieser Osternachtgottesdienst (Vigiliae paschales, *παννυχίδες*, Ostervigilie, *μυστικὴ διανυκτέρευσις*) war bedeutungsvoller als andere Festvigilien, da man in derselben die sichtbare Wiederkunft des Herrn (*παρουσία*, adventus Christi) in banger Furcht und sehnsüchtiger Freude erwartete. Man wollte ihn in seinem Heiligthume, wie die klugen Jungfrauen mit geschmückten Lampen, erwarten. In dieser Vigilie erinnerte man sich auch des descensus Christi ad inferos, den manche auf diese Zeit verlegten. Nun brach der Sonntag der Sonntage, das Fest der Feste an; die Christen empfingen sich frühmorgens mit dem Festrufe: Der Herr ist erstanden, und erwiedert wurde: In Wahrheit, erstanden ist er! Mit diesem dem Gedächtnisse des auferstandenen Erlösers geweihten Tage (dies dominicae resurrectionis, *κυριακὴ μεγάλη, πασχάλιος ἑορτή, τὸ πάσχα* [15]), als dem Tage der Freude, dem königlichen Siegestage, wurde das Fasten geschlossen. — Es war eine schöne Sitte, daß man die Feste überhaupt und das Osterfest insbesondere durch Werke der Liebe und Barmherzigkeit feierte. So wurden denn an dem Ostersonntag und schon die Zeit vorher, besonders die Armen bedacht. Die christlichen Kaiser, eingedenk der uns ohn' all unser Verdienst zu Theil gewordenen Gnade Gottes, begnadigten eine Anzahl von Gefangenen [16]), die

14) Die Bischöfe pflegten auch bei Ausübung ihres bischöflichen Schiedsrichteramtes in den Gemeinden das durch diese Zeit neu belebte Gefühl der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, sowie die nahe Gedächtnißfeier der Erlösung, zu benutzen, um die Parteien zur Nachgiebigkeit zu stimmen und zu versöhnen.

15) *Πάσχα* bezeichnete in der nachnicänischen Zeit vorzugsweise das Osterfest, den Ostersonntag, während früher durch diesen Ausdruck die ganze Leidens- und Auferstehungsfeier, auch wol der Charfreitag besonders als dies paschae bezeichnet wurde. Die späteren Lateiner, wie Leo, Hieronymus, setzen einander entgegen pascha crucis — dominicae passionis und pascha resurrectionis — dominicae resurrect. (So auch ital. und spanisch: pasqua de resurrection, della risurrezzione.) Diesem entsprechend das griechische *πάσχα σταυρώσιμον* und *ἀναστάσιμον*. 16) Sollte nicht diese Sitte der römischen Kaiser, an deren dies natales auch kein Verurtheilter

Digitized by Google

wegen leichter Vergehungen oder Verschuldung eingezogen waren (indulgentia paschalis). Sie wurden, den am Palmsonntag erschienenen Decreten zufolge, am Osterfest ihrer Haft entlassen. Manche christliche Herren, nachahmend die himmliche Gnade in irdischen Verhältnissen, schenkten am Feste ihren Sklaven die Freiheit, um sie zugleich durch Ertheilung der irdischen Freiheit zu mahnen an den in diesen Tagen gefeierten Geber der wahren geistigen Freiheit. Ebenso pflegten die Bischöfe bei besonders schweren Fällen in dieser Zeit Fürsprache einzulegen bei den Behörden (Intercessiones) für die Verbrecher (so z. B. Bischof Flavianus von Antiochien bei Theodosius im J. 387 für die antiochenischen Empörer). Auch die Kirche nahm in diesen Tagen ihre aus dem Verbande ausgeschlossenen — reuigen Kinder wieder in ihren Schoos auf. (Im Occident wurden die Pönitenten vor der feria sexta absolvirt.) Die Wichtigkeit und Bedeutung des Festes, sowie der Umstand, daß nach diesem Feste auch alle übrigen Feste berechnet und geordnet wurden, führte jede natürlich dahin, daß man mit demselben das Kirchenjahr begann [17]). Daher der Ostermonat = *πρῶτος μήν*, mensis primus, und daher wol der erste Sonntag nach Ostern: *κυριακὴ καινή, νέα*. Wol mag auch das Vorbild der Juden, die mit dem Passahmonde Nisan ihr kirchliches Jahr beginnen, hierzu mit Veranlassung gegeben haben, sowie die Rücksicht auf den Beginn des Frühlings, als des Auferstehungsfestes der Natur; immer aber dürften jene angegebenen Gründe die ersten und wichtigsten gewesen sein.

Nach dem Muster der jüdischen Festeinrichtung machte der achte Tag den Beschluß des Festcyclus (pascha clausum, *ἀντίπασχα*) als die Octave (octava paschae, dominica in octavis paschae). An diesem Sonntage wurden im Abendlande die bisher der Gemeinde noch nicht einverleibten, am Ostersonnabende getauften, feierlich in die Gemeinde aufgenommen (daher dies novorum, octava infantium). Heute waren sie zum letzten Mal in ihren weißen Taufgewändern (daher *κυριακὴ ἐν λευκοῖς*, dominica in albis — die Woche hebdomas in albis). Nun war die Zeit der Tauffeier vollendet, nun wurden sie in der Kirche Chaos recipirt, nachdem der Bischof sie noch einmal ermahnt hatte, ihrem Taufgelübde treu zu bleiben. Vielleicht hatte auch die an diesem Tage mitbegangene Feier des Andenkens an Thomas, den Zweifler (daher *κυριακὴ τοῦ Θωμᾶ*, bei den Äthiopiern Dominica apostolorum), eine Beziehung auf die Neugetauften, die nun zweifelsfrei und glaubensvoll ihrem unsichtbaren Führer und Herrn zu folgen gelobten. — So dauerte denn die Nachfeier des Osterfestes volle acht Tage. Diese Woche und die vorhergehende bildeten zusammen ein großes Ganze (= XV dies paschales). Eine große Festzeit, welche auch als Folge von Staatswegen anerkannt wurde, indem in dieser ganzen Zeit kein öffentliches Gericht gehalten werden durfte, auch Pferderennen und Schauspiele untersagt (Conc. Trull. c. 66) waren.

Festfeier im Mittelalter. Das Osterfest blieb, wie in der alten Kirche, so auch das ganze Mittelalter hindurch, die festivitas festivitatum, das Centrum aller übrigen Feste (*ἀκρόπολις πασῶν ἑορτῶν*, festorum domina et regina); der eigentliche Höhepunkt des Kirchenjahres, und dies ja mit vollem Rechte, da die Begebenheiten, auf welche diese Festzeit zurückweist, die bedeutungsvollsten der heiligen Geschichte sind, das Dogma, welches diesem Feste zum Grunde liegt, die Lehre von der Erlösung und Versöhnung — den Mittelpunkt des ganzen Christenthums ausmacht.

Wie betrachten zuerst die **Feier des Festes in der occidentalischen Kirche des Mittelalters** und zwar in den bischöflichen und erzbischöflichen Kirchen und Sprengeln.

Am Epiphanienfeste besteigt nach der kirchlichen Sitte der Archidiakonus, ein Kanonikus oder Beneficiat, wenn das Evangelium abgesungen ist, den Ambo oder die Kanzel, und publicirt in Gegenwart des Bischofs und seines Klerus die beweglichen Feste des laufenden Jahres von Septuagesima bis ersten Advent. Dasselbe geschieht auf Benachrichtigung des Bischofs in den Parochialkirchen. — Die Einleitung zur Osterzeit macht das Vorfasten, welches 40 Tage vor dem Ostersonntage begann, an der Mittwoche, dem sogenannten dies cinerum (Aschermittwoche, Aschtag), auch caput jejunii. Für diesen Tag entstand wahrscheinlich durch Gregor II (reg. seit 715), folgende Ceremonie, auf welche Beda Venerabilis (starb 735) in einer Predigt auf diesen Tag anspielt. Vor dem Anfange der Messe wird Asche, die aus Oliven oder andern das vorige Jahr geweihten Zweigen bereitet ist, geweiht (benedictio cinerum), unter Beräucherung, Besprengung mit Weihwasser und mehren Gebeten. Ist der Bischof anwesend, so tritt einer der Canonici, der die Messe feiert, zu ihm heran, zeichnet ihm ein Kreuz mit Asche auf die Stirn, mit den Worten: „Gedenke Mensch, daß du Erde bist

hingerichtet werden durfte, die Ansicht bestätigen, welche die *συνήθεια* Joh. 18, 39, vergl. Matth. 27, 15 von den Römern herleitete, bei welchen an mehren Festen, z. B. den Lectisternien (*Liv.* V, 13), Bacchanalien, die Gefangenen losgelassen wurden? — Für die Ableitung des Gebrauchs von den Juden (in deren heil. Schriften und sonstiger Literatur aber keine Spur desselben) hat sich neulich wieder Baur a. a. O. S. 94 erklärt. Er setzt denselben in Verbindung mit der Passahfeier, indem er annimmt, daß die Juden die Gewohnheit gehabt haben, am Feste Hinrichtungen vorzunehmen. Indessen wenn auch diese Annahme begründeter wäre, als sie es ist, und wenn sie zu dem jüdischen Wesen auch nicht übel passen möchte, so scheint doch die andere Sitte der Loslassung weder zu jener Sitte, noch dem jüdischen Charaktee zu passen und auch durch die beigebrachten Parallelen aus dem Pentateuch und dem Thargelienfeste wenig bestätigt zu werden.

17) Der Jahresanfang mit dem Osterfeste hat sich im Mittelalter an vielen Orten erhalten. So seit den Capetingern in Frankreich vom 11. Jahrh. bis 1566; so in Holland, Flandern, Hennegau, bis ins 16 Jahrh.; zu Lüttich bis 1533; auch in Teutschland, z. B. in Cöln, bis 1310. — Parallelen der Oster- und Frühlingsfeier finden sich bei den christlichen Dichtern (Venantius Honorius) und Homileten: Zeno Veron., Ambrosius, Gregor von Nazianz u. A. Letzterer sagt in einer Predigt an der Osteroctave: Jetzt ist der Frühling der Welt, der Frühling des Geistes, der sichtbare, der unsichtbare Frühling. — Etwas Ähnliches bei Philo in Beziehung auf das Passah und dessen Feier im Nisan. De septen. et fest. p. 293.

Digitized by Google

und sollst wieder zur Erde werden." (Memento homo, quia pulvis es etc.) Hierauf verrichtet dieses der Bischof an dem Kanonikus, die übrigen Canonici treten sofort herbei inclinato capite, sodann, wenn welche anwesend sind, die Fürsten, Gesandten derselben ꝛc., endlich die übrigen Kleriker, nach diesen die Laien. Alle diese empfangen die Aschbekreuzung knieend. Ist der Bischof nicht gegenwärtig, so tritt je der angesehenste der anwesenden Geistlichen heran, und signirt den Meßpriester, dieser die andern; ist der Messehaltende allein, so bezeichnet er sich selbst. Während des Actes erfolgen Antiphonen und Responsorien. Nach Beendigung des Ritus, bei dem man theils das Vorbild der alten Kirche vor Augen hatte, wo zu den Pönitenzsymbolen ein rauhes Gewand und Bestreuung mit Asche gehörte (sacco et cineri incubare, indui sacco seu cilicio — σάκκον καὶ σποδὸν καταπασάμενος), theils an Hiob und die Niniviten dachte, begann die Feier des Abendmahls. An demselben Tage hatte in manchen Kirchen auch eine Ceremonie rücksichtlich der Pönitenten statt. Alle diejenigen Gemeindeglieder, welchen Kirchenbuße zu thun schon früher auferlegt war, oder jetzt auferlegt wurde, erschienen vor dem Bischof, angethan mit schlechten Bußgewändern (sacco), ohne Fußbekleidung, den Blick zur Erde gesenkt. Sie versammeln sich an den Thüren der Kirchen. In diesen sind die Archipresbyter, die Presbyter der Dörfer, der Pönitenz-Presbyter, beisammen, besprachen sich über ihren Wandel und die ihnen aufzulegenden Leistungen. Der Bischof verläßt den Chor, ihm folgen die Kleriker, voran Kreuz, Weihwasser und zwei Kerzenträger. Er setzt sich in das Schiff der Kirche nieder, die Kleriker stehen zu beiden Seiten; hier empfängt er die Pönitenten, welche sich mit Thränen niederwerfen. Darauf wird ihnen die Aschbekreuzung ertheilt mit den gewöhnlichen Worten, sie werden mit Weihwasser besprengt, es werden die härenen Bußgewänder (cilicia) geweiht und ihre Häupter damit bedeckt. Darauf singt der Klerus die sieben Bußpsalmen, nachher die Litanei. Die Pönitenten stehen nun auf. Der Bischof erklärt ihnen, wie Adam aus dem Paradiese gestoßen, auf dieselbe Weise sollen sie nun auf eine Zeit aus der Kirche gestoßen werden. Darauf faßt der Bischof einen an der Hand, alle andere fassen sich einander an, brennende Kerzen in der Hand, und folgen dem Bischofe, der sie mit Thränen zur Kirche hinausstößt, und spricht: „Siehe, so werdet ihr heute von den Pforten der heiligen Mutterkirche wegen eurer Vergehen ausgestoßen, wie Adam einst ꝛc." Während des Actes singt man: In sudore vultus tui vescoris pane. Der Bischof bleibt an den Pforten der Kirche stehen, ermahnt die Pönitenten, sie mögen nicht verzweifeln an der Gnade Gottes, vielmehr in guten Werken sich fleißigen (Fasten, Gebet, Almosen, Wallfahrten), damit sie würdig werden der Wiederaufnahme. Sofort werden die Kirchthüren vor ihren Augen verschlossen.

Es folgen nun die sechs Fastensonntage (dominica prima, secunda etc. in quadragesima), von welchen die fünf ersten von dem Introitus der jedesmaligen Sonntagsmesse (meist aus den Psalmen und dem Isaias genommen) ihre Namen haben, nämlich: Invocavit, Reminiscere, Oculi, Laetare, Judica, der letztere Sonntag auch dominica de cruce son passione. Statt der lateinischen Namen werden die Sonntage auch Sonntage vor Ostern genannt (also Judica, der zweite Sonntag voe Ostern u. s. w. — ebenso Quasimodogeniti der erste Sonntag nach Ostern ꝛc.). Mitten in diese Vorbereitungszeit fällt auch das Fest der an Maria ergangenen Verkündigung (festum annuntiationis b. Mariae v.) am 25. März, welcher Termin gegeben ist durch die Bestimmung des 25. Dec., als Geburtstages. Fällt indessen das Fest in die große Woche selbst, so wird es einen Tag nach dee Osteroctave oder Sonnabends voe Palmtag begangen.

Die Bischöfe des Mittelalters, besonders in den frühern Perioden, hielten sehe streng darauf, daß die Fastenzeit nicht gestört werde durch Kriege und Kriegsgeschrei. Nur im äußersten Nothfall erlaubt Nikolaus I. eine kriegerische Expedition, und dies Gebot scheint in der Kirche beobachtet worden zu sein; nach Gregor's VII. Erzählung hielten selbst die rohen Normannen in dieser Zeit Waffenstillstand. An manchen Orten woren die Fastengebote sehr streng. Es war untersagt, Fleisch und andere nicht erlaubte Speisen in den Fasten zu verkaufen; Feilgebotenes der Art wurde confiscirt, die Verkäufer verfielen in Kirchenstrafen. Besonders in den neubekehrten Ländern (im 7., 8., 9. und folgenden Jahrh.), wurde auf die Fastengebote sehr genau gesehen, und so mußte es auch sein, da diese Völkee durch die ganze Strenge des äußern Gesetzes erzogen und herangebildet werden mußten zur männlichen Reife. In den spätern Zeiten des Mittelalters ließ diese Strenge etwas nach. Es bildete sich je nach Verschiedenheit der Länder eine verschiedene Fastensitte und auf dem Grunde derselben erschienen verschiedene Fastenverordnungen. Weise Bischöfe suchten keine starre Einförmigkeit in diesen Dingen zu erzwingen [18]). Im 15. Jahrh. wurden auch von Rom aus Relaxationen der Fasten bewilligt. Die römischen Nuntien gestatteten den Genuß der Bier- und Milchspeisen und Papst Innocenz VIII. bestätigte ihre Erlaubniß. Das Tridentinum hingegen macht den Bischöfen die Aufrechthaltung der Fastendisciplin (Sess. 25) zur Pflicht, als eine sehr wirksame Übung der Selbstbeherrschung. Da indessen den Bischöfen durch die päpstlichen Indulta quinquennalia das Dispensations-Recht

18) Hier verdient das Beispiel des Erzbischofs von Cöln, Anno (um 1200), aufgeführt zu werden. In seiner Diöcese war eine Verschiedenheit in der Fastenpraxis. Die Diöcesanmitglieder des rechten Rheinufers genossen Milchspeisen, die des linken nicht. Der Erzbischof erhielt ein Schreiben von einem Abte Theodorich, in dem Monast. S. Huberti Andagin., in welchem dieser sein Befremden ausdrückt, warum der Erdischof nicht den jenseitigen diese Abweichung untersage. Der Erzbischof antwortete: Abstinentiam et religionem ecclesiasticam se quidem omnino approbare, attestari et laudare. Differentiam vero ciborum firmis in fide non obesse, cum dominus in deserto per corvum Eliam paverit, non piscibus sed carne. Saepius id prohibuisse nec praevaluisse: quod Christiani dici paterentur multum se gaudere, ne dum aliqua violentia absterreret, eosdem barbaros a Christi fide elongaret.

Digitized by Google

von den Faſten und Abſtinenzgeboten in ihren Diöceſen geſtattet iſt, ſo wenden ſich die Mitglieder der Parochien, die dergleichen wünſchen, durch ihren Pfaerer an das biſchöfliche Ordinariat und erhalten von da durch das Pfarramt ihre Dispenſation. In den öſterreichiſchen Staaten ſind die Faſtengeſetze auch in Beziehung auf öffentliche Gaſthäuſer wieder geſchärft woeden (Hofdecr. von 1828). Es dürfen an den Faſttagen nur Faſtenſpeiſen verabreicht werden.

Der Palmſonntag (dies palmarum, florum, ramorum, olivarum, auch pascha floridum, les pâques fleuries, pasqua florida), welcher die große Woche (hebdomada, septimana major, mata, authentica etc.) beginnt, wird durch folgenden Ritus ausgezeichnet. Vor dem Anfange der Meſſe teilt der Prieſter zum Altar und ſegnet die auf der Epiſtelſeite liegenden Palmen, Öl und andere Zweige. Der angeſehenſte Geiſtliche tritt zum Altare, gibt dem weihenden Prieſter einen der geweiheten Zweige, dieſer theilt an dieſen Geiſtlichen und ſofort an alle Anweſende ſolche Zweige aus. Sie erhalten ſie von dem ſtehenden Prieſter, knieend, und küſſen Zweig und Hand des Geiſtlichen. Nun beginnt die Palmpeoceſſion, voran der Rauchfaßträger, ſodann der Subdiakon mit Waſſer, der Diakon mit dem verhüllten Keeuze, zwiſchen zwei Kerzen tragenden Akoluthen, zuletzt der weihende Prieſter und das Volk. So bewegt ſich die Proceſſion unter Geſang durch beſtimmte Straßen und Plätze. Wenn ſie zurückkommt, iſt die Kiechthür verſchloſſen. Erſt wenn von den innerhalb der Kieche befindlichen Chören und den bei der Proceſſion Befindlichen einige Hymnen geſungen ſind, und wenn ſodann dee Subdiakon init dem Kreuze drei Mal an die Kiechthüren gepocht hat, wird die Kirche wieder geöffnet, die Peoceſſion iſt zu Ende, und das Abendmahl beginnt. Es wird die Leidensgeſchichte im Wechſelgeſange des Chors voegetragen. Eine Stimme repräſentirt Chriſtum, eine andere die übrigen hiſtoriſchen Perſonen. Heute wird die Leidensgeſchichte nach Matthäus, am Dinstage nach Marcus, die Mittwoche nach Lucas, Freitag nach Johannes geſungen.

Zur Einleitung des Donnerstags der großen Woche (Feria V. in coena domini, dies natalis calicis — eucharistiae), iſt die Abſingung der im Breviarium verzeichneten horae canonicae, an dieſen Tagen [19]) mit einigen eigenthümlichen Ceremonien ausgeſtattet. Nachdem die drei Nocturnen (d. h. das officium matutinum = Mette) abgeſungen ſind, und nun die Laudes beginnen, werden die 14 gelben Wachskerzen ausgelöſcht, welche auf einem großen dreieckigen Leuchter vor dem Altae aufgeſtellt ſind. Die 15., eine weiße Kerze, bleibt brennend. Während das Benedictus (Luc. 1, 68—79) ertönt, werden auch die auf dem Altare ſtehenden ſechs Kerzen und alle übrigen Lichter der Kirche verlöſcht. Nun brennt nur noch eine Kerze (gleich der von den Jüngern verlaſſene Herr). Wenn nun der Chor die Antiphone aus Matth. 26, 48 wiederholt, wird die übriggebliebene eine Kerze des großen Leuchters abgenommen, und hinter dem Altar an der Epiſtelſeite verboegen (Bezeichnung der den Jüngern verboegenen Chriſtus-Nacht über die Eede!). Nun weeden in der Dunkelheit die Geſänge und Gebete gehalten (officium tenebrarum, düſtere Mette), es erfoigt ein kleines Geräuſch und Gepolter (wie Einige wollen zum Zeichen der Ankunft des Judas mit der Cohorte, nach Andern Bezeichnung der Wunder bei Jeſu Tode ꝛc.), daher „Klapper- oder Rumpelmette," im gemeinen Sprachgebrauche. Die Kerze wird ſodann wieder hervorgebracht und die Geiſtlichen entfernen ſich. Die Ceremonie wiederholt ſich Freitag und Sonnabend. Bei dee Meſſe des Chaedonnerstags wied die große Doxologie — das Gloria in excelsis — unter Glockengeläute geſungen. Von nun an aber ſchweigen die Glocken [20]) bis Charſonnabend. Der Prieſter conſecrirt in dieſer Meſſe zwei Hoſtien, deren eine er genießt, die andere für den Charfreitag bewahrt, an welchem nicht conſecrirt wird. Auch einige kleine Hoſtien hebt er auf für den Fall einer Krankencommunion. Die übrige heil. Hoſtie wied in einen Kelch gelegt, den der Diakon bedeckt mit der palla und patena, und ſodann mitten auf den Altar ſetzt. Nach Beendigung der Meſſe wied die heil. Hoſtie unter einen Baldachin in Peoceſſion nach einem andern Altar oder einer Kapelle der Kirche gebracht, die ſchon dazu geſchmückt und beleuchtet iſt, dee Kelch wied allda in einer Kapſel verſchloſſen. An dieſem Tage communicirt auch der geſammte gegenwärtige Klerus und alles Volk. Die Kirchenvorſteher hielten im Mittelalter ſehr ſteeng darauf, daß dieſe Sitte beobachtet werde von Peieſtern und Laien. Nur die in ſchweeer Haft befindlichen waren dispenſirt. Die Congregatio Rituum zu Rom hat es den Geiſtlichen neu eingeſchärft (9. Febr. 1608). Nach Beendigung dieſer Meſſe werden die Altäre ihrer Decken und Zierden entkleidet, an manchen Orten auch die Altäre, Geſäße, Wände und der Fußboden der Kirchen gewaſchen. Den Beſchluß des Tages macht der ſchon bei Amalarius vorkommende Gebrauch des Mandatum [21]), auch M. pauparum. Zur Erinnerung an jenen großen Act der

19) Am Dunnerstage zur Erinnerung an Chriſti Leiden in Gethſemane, am Freitage zum Andenken an die Verurtheilung, am Sonnabend in Beziehung auf die Grabesruhe. Nach dem ordo Rom. Vulg. beginnt dieſe Feierlichkeit (mit Annäherung an die alte urſprüngliche Sitte, die Nocturnae zu nächtlicher Weile zu begehen) um Mitternacht. Media nocte surgendum et tangitur signum. Im 10. u. fg. Jahrh. verlegte man ſie auf früh Morgens zwei Uhr, und ſo immer weiter herunter und in den Tag herein.

20) Als Zeichen der Trauer. Das Volk pflegt zu ſagen: „Weil die Glocken in Rom ſind." Indeſſen wird das Volk zu beſtimmtee Zeit in die Kirchen gerufen durch die hölzeenen Klappern, ligna sacra, crotala, vom Thurme herab (eine bei den Orientalen von Alters her gewöhnliche Weiſe) oder, wie noch jetzt, von den durch die Straßen mit Handklappern gehenden Schülern, welche dieſe Feſttage auch ihrerſeits widrig genug ſtören und entweihen. 21) So genannt von der buchſtäblich verſtandenen Stelle Joh. 13, 14. 15, welche Verſe auch als Antiphone bei der Handlung gebraucht wurden. Eine *Lavatio* gab Chriſtus nur im V. 34 dieſes Capitels. Spuren dieſer Sitte wollten manche ſchon in der afrikaniſchen Kiche zur Zeit Auguſtin's finden. Die hierfür angeführte Stelle (*Aug.* ep. ad Januar. 54) beweiſt aber nichts.

Digitized by Google

Demuth, den der Erlöser in der Nacht vor seinen Leiden vollbrachte (Joh. 13, 4 fg.), versammeln sich die Geistlichen, im feierlichen Gewande, das Evangelium Joh. 13. wird gesungen, das Buch beräuchert und geküßt. Der oberste Geistliche läßt sich durch zwei dienende Geistliche mit einer leinenen Schürze umgürten und beginnt die Fußwaschung (pedilavium) an 12 Kanonikern, Seculargeistlichen ꝛc., oder an 13 ältern Männern aus den Armenhäusern, welche bei dieser Gelegenheit, auf Kosten der Kirche, neu bekleidet und beschenkt werden. Der fußwaschende Geistliche kniet vor jedem einzelnen nieder, wäscht der Reihe nach jedem den rechten Fuß, den ihm der Subdiakon hinhält (vergl. Joh. 13, 4. 5). Andere Geistliche halten ein Becken und Handtuch hin. Mit letzterm trocknet er den Fuß und küßt ihn. Unter der Handlung werden Gesänge meistens aus dem N. T. (aus Johannes, 1 Korinth. ꝛc.), sowie auch Psalmen gesungen. Mit Gebete wird die Handlung beendigt. Besonders feierlich und ceremoniös, aber auch so, daß das Nachbild immer mehr von dem erhabenen Vorbilde sich entfernt, ist diese Handlung in den Kathedralkirchen, wo sie der Bischof oder Erzbischof verrichtet. Auch in Klöstern vollbringt die Handlung der Abt.

An diesem Tage findet auch in den Kathedralkirchen die Weihung der zu heiligen Handlungen nothwendigen Öle statt, eine Sitte, welche ihrem Ursprunge nach ins fünfte Jahrhundert zurückweist. Es gehört zu den Prärogativen des Bischofs, diese Öle (das oleum catechumenorum, infirmorum, und das Chrisma, letzteres mit Balsam vermischtes Olivenöl), für die ganze Diöcese zu weihen. Die Priester vom Lande haben diese Weihe beizuwohnen, das Öl zu empfangen, oder es durch einen stellvertretenden Geistlichen abholen zu lassen. Die nach dem Lande gebrachten, geweihten Öle werden von dem Volk in Procession eingeholt und begleitet. Wenn der Bischof das neue Öl feierlich exorcisirt und gesegnet hat, wird das alte, des vorigen Jahres, verbrannt [22]).

In der feria sexta (parasceve, Charfreitag) zeigt sich die Kirche in größter Trauer. So zuerst in dem eigenthümlichen Abendmahls-Ritus dieses Tags, wie er sonst nie vorkommt. Die Geistlichen betreten heute ohne Rauchwerk und Licht, in schwarzen Meßgewändern, den Altar (eine Farbe, die nur an diesem Tag und bei Exequien Sitte ist, in der übrigen Quadragesima sind die Paramenta oder Meßgewänder violet, am Charfreitage weiß). An dem Orte, wo sonst die Epistel verlesen wird, werden Vorlesestücke aus Hoseas, Habakuk, Exodus, den Psalmen, sodann die Leidensgeschichte nach Johannes vorgetragen. Hiernach folgen Fürbitten für die ganze Menschheit, für den Papst, den Klerus, für alle Stände, für den Fürsten (pro rege nostro; in dem Gregorianisch-Gelasianischen Sacramentar: pro Rege ill. Francorum, pro christianissimo imperatore), für die Katechumenen, für Kranke, Leidende, Gefangene, Reisende, für die Häretiker, Schismatiker, für die Juden (oremus et pro perfidis Judaeis), für die Heiden. Nun zeigt der Priester dem Volk ein Anfangs ganz verhülltes, immer mehr und mehr seiner Hülle entledigt werdendes Crucifix, unter Absingung der Antiphona: „Siehe das Holz des Kreuzes, woran das Heil der Welt hing!" Der Chor antwortet: „Kommt, laßt uns anbeten!" Der Priester betet es [23]) sodann, nach abgelegten Schuhen, knieend an und küßt es, ebenso nach ihm der Klerus und das Volk, während die Chöre die Lieder crux fidelis inter omnes, und pange lingua gloriosi praelium certaminis singen. Nun geht die Procession mit dem Kreuze nach dem Altare, wo Charfreitag der Kelch mit der Hostie hingestellt war. Dieses wird nach dem Altare gebracht, wo die Messe gefeiert werden soll. Unter dem Gesange vexilla regis prodeunt wird die Tags zuvor geweihete Hostie [24]) auf das Corporale gelegt ohne Gebet, auch die Mischung von Wein und Wasser, die der Diakon in den Kelch gießt, nicht geweiht. Sodann werden die gewöhnlichen Gebete gesprochen, mit Ausnahme des pax domini und agnus dei, auch das osculum pacis nicht ertheilt. Ebenfalls bleibt das corpus tuum, die Postcommunio und der Segen weg. Der Priester verläßt stillschweigend unter Verbeugung den Altar. Der Gebrauch in den Kirchen, am Fuße des Altars oder in einer Seitenkapelle ein sogenanntes heil. Grab zu arrangiren, und in Procession das Sanctissimum, das Crucifix oder ein Corpus Christi zu begraben, unter Gesang (Ecce quomodo moritur Christus) scheint den Zeiten des 10. oder 11. Jahrh. anzugehören und dürfte in den Klöstern entstanden sein (die erste uns bekannte Spur in der Vita des Bischofs von Augsburg, Ulrich (starb 973) in den Actis. SS. M. Jul. II. T. c. 3. §. 22. 23.)

Die Feierlichkeiten des Charsonnabends (Ostersamstag) sind sehr gehäuft und complicirt. Der Ritus, welcher in der Messe dieses Tages beobachtet wird, ist, wie man deutlich sieht (so z. B. an den Vorlesestücken, Matth. 28, 1.; Col. 3, 1 fg.) ursprünglich für die

22) „Weil die katholische Kirche an diesem Tage soviel mit Ceremonien beschäftige ist, und nicht die erforderliche Aufmerksamkeit auf die Feier des göttlichen Geheimnisses — die Transsubstantiation — wenden kann, die doch mit heiliger Freude und mit besonderer Würde und Pracht begangen werden sollte," so hat man zu dieser Feier den Donnerstag nach Trinitatis bestimmt, das sogenannte Frohnleichnamsfest (Festum corporis domini).

23) Bei Amalarius, Rabanus, selbst noch in Ivo's Mierologus heißt es: Salutatio crucis — salutant et osculantur omnes. Erst nach dieser Zeit wechselt adoratam deosculantur crucem, mit salutant crucem. Bei Durandus hingegen nur adorare. 24) Die an diesem Tage gefeierte Messe heißt daher missa praesanctificatorum sc. panum. In der occidentalischen Kirche komme nur eine solche Misse am heutigen Tage vor. In der griechischen Kirche werden an allen Fastensonntagen fünf andere Hostien geweihe, mit denen man vom Montage bis Freitage communicirt (daher ἡμέραι λειτουργικαί) Die Consecration wird betrachtet als eine freudige Handlung und insofern als unpassend für die Fastentage. Von einer solchen Abendmahlsfeier mit vorher geweihtem Brode (λειτουργία προηγιασμένων) finden sich schon Spuren auf dem Concil. Laodicen. nach der Mitte des 4. Jahrh. can. 49. Vergl. Conc. Trullan. c. 52. Wann die occidentalische Kirche diesen Gebrauch für den Charfreitag angenommen, ist nicht ganz sicher. Amalarius gedenkt desselben zuerst.

Nacht bestimmt, und auf diese ganz berechnet. Die heutige Feier ist offenbar nichts anderes als die alte Ostervigilie, welche nicht mehr des Nachts oder gegen Morgen stattfindet, deren Ritus nun auf den Sonnabend, als Vortag des Festes, verlegt ist. Durch diese Translocation der Gebräuche erscheint denn freilich manches nicht ganz recht an seinem Platze. Nach Beendigung des Stundendienstes (der horae canonicae für diesen Tag) wird vor den Kirchthüren aus einem Feuersteine Feuer geschlagen (oder die Sonnenstrahlen durch ein Brennglas aufgefangen). Von dem Feuer werden sodann Kohlen angezündet. Der Priester erscheint mit seinen Ministranten zur Weihe des neuen Feuers und einiger Weihrauchkörner (5 an der Zahl). Die neuangebrannten Kohlen kommen in das Rauchfaß, das neue Feuer und die Körner werden besprengt und beräuchert mit den Worten: „Entsündige mich mit Ysop." Indessen sind alle Lichter der Kirche ausgelöscht worden. Die Geistlichkeit tritt in Procession in die Kirche, der Diakon trägt ein Rohr mit drei Kerzen. Sowie sie die Kirche betreten haben, zündet der Diakon eine der Kerzen von dem neuen Feuer (novus ignis) an, Alle fallen auf die Knie, der Diakon singt stehend: Lumen Christi, ihm wird respondirt: Deo gratias. In der Mitte der Kirche wird die zweite, weiterhin die dritte Kerze angezündet. Ist man am Altar angekommen, so singt der Diakon einen Hymnus auf Christus, das große der Welt aufgegangene Licht (Exultet jam angelica turba coelorum), ihn sollen die Umstehenden anrufen, daß er diese Kerze überströme mit der Klarheit seines Lichtes und zu seinem Lobe sie weihen möge. Sofort beginnt er eine Präfation auf diese Nacht, in der die Väter durch das rothe Meer gegangen sind, in der alle Glaubenden von der Sünde Finsterniß befreit worden sind. Der Diakon befestigt nun die fünf Körner in Kreuzesform (zur Erinnerung der fünf Wunden) an eine große Kerze, genannt cereus paschalis[25]) (Osterkerze), und bittet Gott um gnädige Annahme des ihm von der Kirche dargebrachten Opfers. Hierauf zündet er die Osterkerze von dem neuen Feuer der Kerzen des Rohrs an, und so auch die übrigen Lampen der Kirche. Er bittet Gott, daß er diesen zu seines Namens Ehre geweihten Cereus zur Verherrlichung der Dunkelheit dieser Nacht gereichen lassen wolle, dieser seligen Nacht, welche die Ägyptier beraubt, die Israeliten bereichert habe. Der Morgenstern soll die Kerze früh noch brennend finden, der Morgenstern, der den Untergang nicht kennt ꝛc. Zum Schlusse noch ein Gebet für die gesammte Geistlichkeit, den Papst, den Fürsten ꝛc. Die Archäologen machen bei diesem kirchlichen Gebrauch auf Parallelen aus den heidnischen Naturreligionen aufmerksam; so z. B. auf das heil. Feuer der Vesta, welches, wenn es durch Unvorsichtigkeit ausgegangen war, durch diese Mittel wieder erneuert ward. Andere (wie Clausen) weisen auf ähnliche Gebräuche bei den Indianern hin, die sich des Reibens zur Anzündung des Scheiterhaufens bei einem großen Sonnenopfer bedienten, auf das Secularfest der Mexikaner ꝛc. Man sieht in der That aber nicht recht ein, was diese Analoga zur Erklärung unsers Gebrauchs beitragen sollen. An ein Nachbilden des Gebrauchs bei dem Vestafeuer wird in diesen späten Zeiten wol Niemand denken, auch ist ja der Ursprung der Sitte in Italien oder in Rom selbst nicht wahrscheinlich. In der That wird es aber einer solchen Ableitung auch nicht bedürfen. Die Kirche betrachtete den Tag des Todes und der Grabesruhe Christi als Tage der höchsten Trauer und Verlassenheit. Der Bräutigam ist hinweggenommen, das Licht der Welt erloschen. Nur durch besondere außerordentliche Fügungen Gottes kann es der Welt wiedergegeben werden, nur durch die Wirkung der schaffenden, die Natur beherrschenden Allmacht kann Christus dem Grab und Tod entnommen werden. Dies scheint die Kirche in ihrem symbolischen Ritus haben ausdrücken wollen. Alle Lichter der Kirche sind verlöscht, Licht muß aber doch da sein. Woher nun Licht nehmen? Es muß also das Licht auf ungewöhnlichem Wege herbeigeschafft, es muß der Natur entlockt werden, es kommt durch Gottes Wirkung in der Natur gleichsam wieder neu auf die Welt, aus der es verschwunden war. Die von dem neuen Feuer angezündete Osterkerze ist ein Symbol des an diesem Ostermorgen durch den Vater aus dem Grabe wieder erweckten Sohnes. Von nun an werden alle Lichter von dieser Kerze angezündet, und alle andere empfangen das Jahr hindurch mittelbar durch sie ihr Licht. So wird der Neuerstandene allen an ihn Glaubenden von nun an der Quell alles Lichts und Lebens (Joh. 1, 4. 5; 8, 12.) und bleibt es in alle Ewigkeit. Vielleicht dachte man auch an die Feuersäule (Exod. 13, 21.), welche in der Unsicherheit der Nacht den aus Ägypten ausgewanderten

25) Wenn dieser Gebrauch der Kerzweihe seinen Anfang genommen, läßt sich schwerlich ganz genau bestimmen. Die meisten mittelalterlichen Schriftsteller leiten ihn ab von dem römischen Bischofe Zosimus (st. 418), von dem es in manchen Ausgaben des Liber pontificalis heißt: Per parochias concessit licentiam benedicendi cereum paschalem. Die bessern Edd. lassen aber das letzte Wort weg; auch findet sich bei seinem Nachfolger Leo I. keine Spur davon. Die Erwähnung der Sitte im Sacram. Gelasianum ist um so weniger sicher, als namentlich auch bei den Ostergebräuchen viele ganz offenbare Interpolationen aus späterer Zeit vorkommen. Noch zu Gregor's I. Zeiten sind die Spuren in der römischen Kirche unsicher. Die Stelle in Gregor's Briefen (Lib. XI. ep. 33 ad episc. Ravennae) deutet nicht nothwendig auf den Cereus Paschalis, auf keinen Fall beweist sie etwas für die römische Kirche; in dem Sacramentar. Gregorianum, weder in den frühern noch spätern Recensionen findet sich etwas hiervon. Die beiden der Muratorischen Rec. angehängten Weihgebete aber gehören in nachgregorianische Zeiten. Dagegen haben die gallicanischen Sacramentarien die Ceremonie (das sogenannte Missale Gothicum, das Sacrament. Gallican. und das Missale Gallic. vetus). Dies, zusammengehalten mit den dem Gallier Ennodius zugeschriebenen Weihgebeten des Cereus pasch. könnte auf einen Ursprung dieser Sitte aus der gallischen Kirche des 5. oder 6. Jahrh. hinweisen. Von hier aus wäre denn die Sitte nach Italien verpflanzt worden und hernach auch in die hispanische Kirche gekommen. Hier ist sie aber um die Mitte des 7. Jahrh. noch nicht allgemein recipirt, wie man aus c. 9 des Concil. Tolet. IV. sieht. In Rom wurde sie wahrscheinlich im Verlaufe des 7. Jahrh. heimisch und ebenso auch in England. Beda Venerabilis gedenkt bereits des Cereus paschalis.

Digitized by Google

Israeliten zum Wegweiser diente, und in welcher ja Jehova selbst mittelbar oder unmittelbar als gegenwärtig gedacht wurde. Die Gebete bei dem Ritus und der Name columna [26]) paschalis für die Kerze dürften hierauf hinweisen.

Da nun das Osterfest der Anfang des Kirchenjahres war, so konnte sich mit der Kerzweihe natürlich der Gebrauch verbinden, an dem neugeweiheten Cereus, vor der Weihung eine Tafel (tabella paschalis, indiculus) anzubringen, auf der man die chronologischen Merkmale des Jahres, nach Anleitung der Ostertafel, aufzeichnete [27]). So wurde der Cereus Wegweiser des Jahres und der Lebenszeit überhaupt.

Nach vollbrachter Kerzweihe werden die violeten Meßgewänder angelegt, die 12 Prophetien abgesungen (d. h. 12 sinnreich geordnete Vorlesestücke aus dem Pentateuch und den sogenannten größern Propheten). Darauf beginnt die Weihung des Taufwassers. Der celebrirende Priester geht in der Procession zur Tauskapelle (baptisterium), oder zum Taufsteine. Hier wird das Taufwasser von dem Priester bekreuzt, exorcisirt und feierlich gesegnet, zuletzt dreimal angehaucht, auch der Cereus dreimal in das Wasser immer tiefer hineingelassen. Die Umstehenden werden mit dem neuen Weihwasser besprengt, einer der Ministranten, oder auch das Volk nimmt sich etwas von dem Wasser zur Besprengung außerkirchlicher Örter (Wohnungen, Felder ꝛc.), sofort wird von dem Oleum catechumenorum und Chrisma in Kreuzesgestalt etwas ins Wasser gegossen, und wenn Katechumenen vorhanden sind, die Taufe verrichtet. Während der Litanei begibt sich der Priester zum Altare, die Messe beginnt, bei der das Gloria und die Glocken zum ersten Male wieder ertönen.

Ehe die Messe am Ostersonntage anfängt, wird das am Freitag in das Grab gelegte Sanctissimum (das hochwürdigste Gut) wieder aus demselben gehoben und unter Gesängen zum Altare zurückgebracht. Die Ostercommunion war von Geistlichen und Laien häufig besucht; ob aus innerm Antrieb, oder um dem Gesetze zu genügen, wer mag das entscheiden? Soviel ist gewiß, daß schon im 6. Jahrh. für die drei hohen Feste die kirchl. Comunion gradezu geboten wurde; auch machte Innocens III. auf dem vierten Lateranconcil (oecum. XII. 1215) die jährliche Ostercommunion beiden Geschlechtern aufs Neue zur Pflicht. Die Communicirenden erhielten von dem Priester einen Communionschein (pressum symbolum s. tessera), durch den derselbe die Controle führte, wer communicire oder nicht. Die Namen der versäumenden sandte er nachher dem Bischof, um ihre Negligenz zu rügen. — An manchen Orten brachten die Leute am Ostertage Eßwaaren zur Kirche und ließen sich dieselben segnen (Benedictiones esculentorum), so besonders Eier, Milch, Honig, Brod, Öl, neue Früchte, ein Osterlamm ꝛc.

Die Feier des Osterfestes war im 7. und den fg. Jahrh. eine viertägige, an manchen Orten noch länger; erst vom Donnerstag an durfte man wieder Feldarbeit verrichten. Das Concilium von Constanz 1094 beschränkte die Zeit auf drei Tage (bis Dinstag). Noch im 13. Jahrh. waren rauschende Vergnügungen, Tanz u. dergl., auch weibliche Arbeiten für diese Tage untersagt. Die Woche hindurch pflegte man sich zu begrüßen mit den Worten: „Der Herr ist erstanden!" Man antwortete: „Gott sei Dank!" oder „und ist erschienen dem Petrus." An allen diesen Tagen, bis zur Osteroctave (welcher Sonntag den Namen Quasimodogeniti führt, von dem Introitus der Messe nach 1 Petr. 2., oder Quinquagesima, weil von diesem Tage bis zur Pfingstoctave 50 Tage gezählt werden) zieben die Neugetauften täglich zur Kirche, ihnen wird der Cereus paschalis vorangetragen, an der Octave selbst legen sie ihre weißen Taufgewänder ab. Am folgenden Jahre pflegten die Neugetauften den Jahrestag ihrer Taufe feierlich zu begehen, in Gemeinschaft mit ihren Taufpathen. Der Priester las das Taufbekenntniß in der Messe, und ermahnte sie das Gelübde zu halten. Diese schöne Sitte (genannt pascha annotinum) verlor sich allmälig im 12. Jahrh.

Alle diese Osterfeierlichkeiten wurden an dem ersten aller Bischofssitze, dem Mittelpunkte der katholischen Welt, in Rom, von wo sie zum Theil ausgegangen waren, nicht nur mit großer Genauigkeit und besondern Glanz ausgeführt, sondern es kamen hier noch mehre eigenthümliche Gebräuche hinzu, die hier nicht übergangen werden dürfen.

Am Aschermittwoch reitet der Papst mit den Bischöfen und Cardinälen zur heiligen Anastasia, wo ihn die Kleriker dieser Kirche in Procession empfangen. Der jüngste Cardinal-Presbyter weiht die Asche. Einer der Bischöfe präsentirt dem Papste die Asche und bestreut ihn dann damit (Imponit ei cineres) mit den gewöhnlichen Worten. Darauf verrichtet dies der Papst an den gegenwärtigen Klerikern und pontificirt. Am Sonntage Lätare weiht der Papst unter der Messe, nach dem Evangelium eine goldene Rose, die ihm von dem Camerarius präsentirt ist, die er mit Moschus und Balsam begossen hat; der Papst hält sie, wenn er predigt, in der linken Hand, trägt sie, bis er zurückkommt zu seinem Palast. Sodann schenkt er irgend einem ausgezeichneten grade in Rom gegenwärtigen Mann (auch wol einer Frau, wie Urban V. an die Königin Johanna von Sicilien) die Rose. Der Empfänger fällt sogleich auf die Knie, küßt den Fuß des Papstes, worauf ihm dieser aufzustehen erlaubt, und ihn umarmt. Auch sendet der Papst die Rose auswärts an einen getreuen Monarchen

26) Vielleicht hat sie den Namen auch von der Größe. Solche Osterkerzen wogen oft 60—100 Pf. und waren pyramidenartig gestaltet. 27) Man las an der Tafel das Jahr nach Geburt (oder Tod) Christi, die Indictio, die Epakte, den Sonntagsbuchstaben, den terminus paschalis (Ostergrenze), das Datum der Feier des Osterfestes, die güldene Zahl, den Namen des regierenden Papstes, dessen Regierungsjahr, den Namen, das Regierungs- und Lehnsjahr des Landesfürsten, das Regierungsjahr des Diöcesanbischofs, auch wol andere kirchliche Notizen (das Alter der Kirche, die Stiftung ꝛc.). Vergl. *Mabillon*, De re diplomat. (Paris *1709. fol.*) II, 23, 8 und L'art de vérifier les dates. (Paris *1783. fol.*) T. I. p. 14.

(bekanntlich wurde auch Friedrich der Weise durch von Miltiz mit diesem Zeichen päpstlichen Wohlwollens beglückt). Daher heißt dieser Sonntag auch dom. de Rosa.

Am Palmsonntag erfolgt die Palmsegnung und feierliche Palmprocession, wobei auch ein Evangelienbuch, das Christum vorstellen soll, mit herumgetragen wurde. Am Chardonnerstage findet die Fußwaschung (Mandatum) statt. Der Papst verrichtet sie an 12 Subdiakonen, welche früher einer nach dem andern zu dem Papste hingetragen wurden. Er wäscht ihnen die Füße, trocknet sie mit Leinwand, küßt sie und beschenkt jeden mit zwei Münzen (duo solidi). In ältern Zeiten scheint der Papst diese Handlung zweimal verrichtet zu haben, nämlich außer den 12 Klerikern, auch noch an 13 Gemeindearmen, die auch beschenkt wurden. Ebenfalls hielten ältere Päpste nach dieser Feierlichkeit mit ihrem Klerus ein Mahl. Bei Anfange desselben wurde Christus factus est pro nobis obediens usque ad mortem gesungen. Der Papst segnet seinen und die übrigen Tische ein. An einem etwas erhöhten, mit goldenen und silbernen Gefäßen reich besetzten Tische sitzt er allein, an einem andern zur Rechten die Cardinalbischöfe und Patriarchen, an einem andern die Cardinalpresbyter, zur Linken die Cardinaldiakonen ꝛc. Der Papst nimmt stehend, in seinem Ornat, das Mahl ein. Bei Tische warten ihm die vornehmsten Laien auf; wenn Fürsten in Rom sind, geschieht es von diesen. Nach Tische wäscht der Papst die Hände, ebenso alle Cardinäle. Der Wein wird herumgegeben und das Mahl mit Gebete beschlossen.

Noch zwei andere wichtige Disciplinarhandlungen zeichnen diesen Tag aus. So die Wiederaufnahme der am dies Cinerum ausgeschlossenen Pönitenten. Diese erscheinen heute im Bußgewande vor den Kirchthüren mit unangezündeten Kerzen, der Papst sendet Diakone mit brennenden Kerzen zu ihnen. Sie zeigen ihnen dieselben unter Gesang, löschen sie aber wieder aus und geben zurück. Endlich kommt ein Diakon und zündet ihnen ihre Kerzen an. Nach einer Rede des Diakon geht der Bischof zu der Pforte, kündigt ihnen die göttliche Gnade und Vergebung an, und ermahnt sie zum Guten. Die Knieenden erheben sich jetzt und werden unter denselben Ceremonien, wie sie oben hinausgestoßen wurden, von dem Papste wieder in die Kirche hineingeführt. Unter Gebet, Besprengung und Beräucherung werden sie absolvirt und endlich eingesegnet. Nun dürfen sie ihre Bußtracht wieder ablegen. An dem heutigen Tage pflegt sodann auch ein feierlicher Excommunicationsact [28]) (eine Jahresfeier wichtiger Excommunicationen) vorgenommen zu werden. Alle früher, besonders bedeutsamen römisch-kirchlichen Excommunicationen werden heute in eins zusammengefaßt, öffentlich und feierlich wiederholt und durch diese Promulgation den Gläubigen ins frische Andenken zu rufen. Der Papst erscheint mit der ganzen Geistlichkeit in der Kirche und hält eine Rede. Hernach

28) Der Ursprung dieser jährlichen Excommunications-Repetition scheint in die Mitte des 13. Jahrh. zu gehören. Schon im Anfange des 12. und noch mehr im folgenden Jahrh. kommen Beispiele vor, daß die Päpste wichtige Excommunicationen am dies coenae Domini vornahmen und publicirten. (So der Bann über Heinrich IV. im J. 1102 im Lateran.) Der in dieser Woche, an diesem Tage, als Vorabend des Todestages ausgesprochene Bann mußte schon dadurch an Bedeutung und Furchtbarkeit gewinnen, noch mehr durch den Contrast mit der oben erwähnten Sitte der Wiederaufnahme der Pönitenten. An demselben Tage, an dem die Kirche allen Sündern die Rückkehr in ihren Schoos gestattet, die Erlaubniß der Wiedertheilnahme an ihren Segnungen und Gnadenmitteln, werden andere hinausgestoßen durch das Oberhaupt der Theokratie, in dem Mittelpunkte der Christenheit und gleichsam vor deren Augen, da so viele Pilger heute in Rom versammelt sind. Wie gräßlich also ein solcher Fluch! In dem auf Gregors X. Befehl (1272—76) publicirten Ceremoniale Rom. wird eine jährliche feierliche Wiederholung früherer Excommunicationes (seu processus) erwähnt, ebenso auch in den spätern Ordines. Eine solche Feierlichkeit fand aber in diesen Zeiten nicht nur am Charbonnerstage statt, sondern ebenso am Himmelfahrt und am 18. Nov., als dies dedicationis Basilicarum S. S. Petri et Pauli. An den beiden letzten Tagen kam jedoch die Ceremonie in der Folge wieder ab. Ein Concil zu Würzburg im J. 1287 erwähnt in seinem Canon 40 diese Jahressitte in Rom am Charbonnerstag und gibt den Bischöfen auf, daß sie ebenfalls alljährlich an der Coena Domini die von dem Papst ausgesprochenen Excommunicationen in ihren Diöcesen wiederholen sollen. — Aus einer Bulle Urbans V. vom J. 1362 lernt man eine Menge von Verbrechen und Menschenclassen kennen, gegen welche von den Päpsten in certis anni solemnitatibus ein feierliches Anathema ausgesprochen und promulgirt wird. Gregor's XII. Bulle vom 18. April 1411 stellt eine vollständige päpstliche Collectiv-Excommunication (Collectiv-Proceß) dar. Ein früherer von Gregor XI. (1370) soll nach dem Zeugnisse des Cardinals Toledo sich in der Vatican-Bibliothek befinden. Seit diesen Zeiten hat dieser processus annualis durch verschiedene Päpste verschiedene Abänderungen erlitten. Es wurden, wie es die Zeitverhältnisse geboten, neue Excommunicationen hinzugefügt, ältere, nicht mehr passende, weggelassen. Die neueste und vollständigste Recension eines solchen Collectiv-Processes ist von Urban VIII. vom J. 1627. Hier werden excommunicirt und anathematisirt alle Hussiten, Wiklefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten, Hugenotten, Anabaptisten, Trinitarier, sowie alle und jede andere Ketzer, auch die ihnen glauben, sie aufnehmen und vertheidigen, alle die ihre ketzerischen Bücher ohne päpstliche Erlaubniß lesen, behalten, drucken; die Schismatiker, alle die von den päpstlichen Verordnungen an ein künftiges allgemeines Concil appelliren (wobei die Universitäten, Collegia, Domcapitel mit dem Interdict bedroht werden). Alle Seeräuber, die auf dem päpstlichen Meere (mare nostrum) herumstreifen, alle ihre Gönner und Beschützer. Alle diejenigen soll ein Bannfluch treffen, welche in ihren Ländern neue Steuern und Abgaben ausschreiben, außer in den Fällen, wo es ihnen dem Rechte nach oder nach besonderer Erlaubniß des apostolischen Stuhls vergönnt ist. Weiter werden verflucht alle, welche apostolische Briefe verfälschen, den Saracenen, Türken, oder den Ketzern Waffen, Pferde und Munition zuschicken, alle die es verhindern, daß nicht Lebensmittel an den päpstlichen Hof geführt werden, alle diejenigen, welche Pilgrime oder sonst nach Rom Reisende berauben und mißhandeln; alle die sich an Cardinälen Legaten, Prälaten ꝛc. vergreifen, die von den päpstlichen Befehlen oder denen ihrer Legaten an weltliche Tribunale sich wenden, die den Klerus vor weltliche Gerichte ziehen, die Bischöfe in Ausübung ihrer Gerichtsbarkeit stören, die Einkünfte des apostolischen Stuhls in Beschlag nehmen, dem Klerus Abgaben auflegen, alle die in die Criminalfälle des Klerus sich einmischen, alle welche das päpstliche Gebiet angreifen, beunruhigen oder dasselbe erobern. Alle Privilegien, welche dieser Verordnung zuwider sind, sollen aufgehoben sein; sie soll öffentlich in Rom angeschlagen und jährlich ein oder mehrmal von jedem Bischofe seiner Gemeinde publicirt werden. — Seit Pius V. (1566) führt dieser

Digitized by Google

nimmt er Platz auf seinem Thron, und es werden durch den Kapellan die Excommunicationen vorgelesen. Ein Cardinal-Diakan erläutert jede Excommunication. Nach Beendigung dieses Geschäfts bringt man angezündete Kerzen, van denen der Papst mehre, die übrigen Kleriker je eine erhalten. Alle zusammen kehren die Kerzen gegen den Boden, löschen sie aus mit den Worten: praedictos omnes excommunicamus. Dabei werden die Glocken geläutet, absichtlich aber in einer gewissen Unordnung. Wie durch jenes Symbal angedeutet werden soll, daß ihnen der heil. Geist, das geistige Licht, entzogen ist, so durch das letztere die Zerstreuung der Ungläubigen. Am Charfreitage pflegt der Papst, ehe er Morgens und Abends in die Kirche geht, an die Fenster zu kommen und Indulgenz zu ertheilen. Er wohnt sodann der Kreuzanbetung und Vorlesung der 12 Lectionen bei. Diese Vorlesung geschieht nach altem Brauch in lateinischer und griechischer Sprache. Ebenso wird die Doxologia minor am Charfreitag in griechischer und lateinischer Sprache gesungen. Früher war es auch Sitte, daß in der Basilica s. Laurentii im Lateran die Häupter der Apastel Petrus und Paulus, die im Altare verwahrt werden, aus demselben von dem Papste hervorgenommen und von ihm und den Cardinälen geküßt wurden. Am Charsonnabend ist der Papst bei der Kerz- und Taufwasserweihe zugegen. Früher pflegte er selbst drei Kindern die Taufe zu ertheilen. Ein Akoluth macht an diesem Tage kleine Lammesbilder aus Wachs, die am folgenden Sabbat von dem Papst ausgetheilt werden. An andern Orten pflegte man von der Osterkerze kleine Wachsstückchen abzunehmen, und dem Volk am Sonnabend vor dem weißen Sanntag auszutheilen. Es wurde dies als ein magisches Schutzmittel für Felder, Weinberge gegen Gewitterschaden und Dämoneneinfluß betrachtet. In den Häusern wurde damit geräuchert. Diese Sitte scheint ziemlich gleichzeitig mit der Osterkerze entstanden zu sein. Nach Durandus gedenkt derselben. Die Agnus Dei, welche man jetzt in Rom austheilt, sind kleine ovale, platte Wachsstücke, auf der einen Seite das Lammesbild, mit dem Kreuzespanier, auf der andern ein Heiligenbild.

Am Ostersonntagmorgen begiebt sich der Papst mit den Cardinälen nach der Basilica s. Laurentii, um das Bild des Heilandes anzubeten. Er öffnet das Bild, küßt die Füße des Heilandes, und spricht drei Mal: „Der Herr ist aus dem Grabe erstanden;" alle andere darauf: „Der für uns am Kreuze geschlachtet war. Allelujah." Die Geistlichen küssen das Bild, und empfangen von dem Papste das osculum pacis. Der Papst: surrexit Dominus. Die Kleriker: et apparuit Simoni. Nachher reitet der Papst in feierlicher Processíon von Geistlichen und weltlichen Großen, im Prachtgewand und mit der Krone nach Maria Major (s. Maria Maggiore), am zweiten Ostertage nach dem heil. Peter, am dritten nach der Paulskirche. Unterwegs wird ihm angekündigt, wie viel Knaben und Mädchen in dieser Nacht in der Marienkieche getauft sind. In der Kirche empfangen alle Geistlichen und Weltlichen den Friedenskuß und der Papst pontificirt. Nach der Messe begiebt sich der Papst in die Basilica M. Leoniana. Hier tritt er in einen Saal, wo um einen Tisch elf Kleriker gelagert sind auf Polstern, er selbst nimmt Platz unter ihnen. Ein Lamm wird aufgetragen, gesegnet und genossen. Der Papst nimmt ein Stück van dem Lamme, gibt es einem Ministranten (Basilicarius) mit den Worten: quod facis, fac citius. Der Empfänger genießt es. Das übrige gibt er den zu Tische Liegenden. Während des Mahls hält ein Diakon eine Vorlesung, die Sänger tragen ein Osterlied vor, nach dessen Beendigung küssen sie des Papstes Fuß und erhalten dafür einen Becher Weins und eine Münze (Byzantium). Diese Handlung des Osterlammessens, welche allerdings der altoccidentalischen Kiechensitte und dem Sinn und Geist der römischen Vorfahren (s. oben) schnurstracks zuwiderlief, verlor sich nachher auf der päpstlichen Praxis im Verlaufe des 13. Jahrhunderts [29]).

Am Sonnabende nach Ostern ist die Austheiluug der Agnus Dei. Alle anwesende Geistlichen und Weltlichen lassen sich eines oder mehre salcher Bildchen geben, und küssen dafür den Fuß. Auch auswärts werden die Agnus versandt. Urban V. schickte ein solches an den griechischen Kaiser; in einer metrischen Beschreibung macht er ihn auf die Wichtigkeit desselben aufmerksam, demanstelrt ihm, wie es namentlich als Amulet gegen alle geistlich-leiblichen Schaden brauchbar sei [30]).

Diese Gebräuche, welche im 13. Jahrh. ihre valle Ausbildung erhalten hatten, sind im Wesentlichen bis auf anlere Zeiten dieselben geblieben. Die neuere kiechtiche Praxis stellt sich nun einigermaßen verändeet dar. Alles

---

Annual-Proceß den Namen der Bulle in coena domini (Nachtmahlsbulle). Welchen ungeheuern Widerstond sie unter ebendieser päpstlichen Regierung erfuhr, wie Frankreich, die Niederlande, Spanien, Neapel, Venedig, Rudolf II. und der Erzbischof von Mainz ihre Promulgation verboten, ist bekannt. Ebenso die Verbote von Maria Theresia und Joseph's Befehl (4. Mai 1781), sie aus dem Rituale zu vertilgen. Es gereicht Clemens XIV. zur Ehre, diesen den Vorabend des Erlösungstags entweihenden Fluchact, der dazu noch im greulsten Widerspruche steht mit der die ganze Menschheit umfassenden Fürbitte, Gebet der Kirche am Charfreitage, zuerst unterlaßen zu haben. Seit dieser Zeit soll er wenigstens öffentlich in Rom unterblieben sein. In manchen teutschen Ritualen (so in dem breslauer) steht die Bulle noch. Vergl. auch (Le Bret) Pragmotische Geschichte der so verrufenen Bulle in Coena Domini und ihrer fürchterlichen Folgen für Staat und Kirche. (Frankf. und Leipzig 1773.) 4 B. 4.

29) Auch sonst kommen Spuren judaisirender Gebräuche am Osterfest in der röm. Kirche vor. Walafrid Strabo (um 840) berichtet die Sitte, die er selbst als alten errorem de judaicae superstitionis seminario natum bezeichnet, daß zur Osterzeit Lammsfleisch neben den Altar gelegt, geweiht und am Ostertage vor allen andern Speisen genossen werde (die Benedictionsformel im Ordo Rom. Vulg.). Die Vorwürfe judaisirender Osterfeiten, die der Patriarch Photius der röm. Kirche machte, waren also doch nicht so ganz aus der Luft gegriffen, wie dies Nikolaus I. darzustellen sucht. Noch jetzt sind Spuren des alten Gebrauch im Rituale Romanum. 30) *Cancellieri*, Descrizione delle funzioni della settimana santa. (di Roma 1818.) Vergl. Officium hebdomadae sanctae, juxta formam M. et B. Rom. ab Urb. VIII. corr. (Venet. 1726. 12., mit italienischen Anmerkungen.)

ist mehr im modernen Styl gehalten, alles auf Entzückung des Auges und Ohres berechnet. Nur mit Mühe erkennt man aus der Masse des äußerlichen Beiwerks noch die zu Grunde liegende Idee heraus.

Die die Fasten einleitende Ceremonie des Aschermittwochs wird in der Peterskirche abgehalten. Von da an treten in Rom strenge Fastengesetze ein. Die geringste Verletzung zieht harte Strafe nach sich. Wir haben ein Fastenedict vom 3. März 1821 vor uns, unterzeichnet von dem damaligen Generalvicar, Cardinal Annibale Della Genga (nachher Leo XII), wo besonders den Gastwirthen, Kaseliers ꝛc. streng verboten ist, andere als Fastenspeisen abzugeben, im Unterlassungsfalle wird ihnen angedroht un Mese di Carcere, o ventleinque colpi di bastone al Cavaletto [31]) nel publica Strada a vanti le loro rispettive Trattorie etc. Am Palmtage (la domenica dell' Ulivo) werden in der päpstl. Hauskapelle (capella palatii) des quirinalischen Palastes (P. von Monte Cavallo) die Palmen ausgetheilt. Die einfach verzierte Kapelle ist in zwei Theile getheilt durch eine Barriere, vor der die Schweizer Wache halten. Im Innern der Kapelle sitzt der Papst, mit silberner Mütze auf seinem Thron, umgeben von den Cardinälen und Ordensgeneralen. Diese empfangen knieend von dem Papst, aus der Hand des Diakons, die Palmenzweige. Die Blätter derselben sind künstlich geflochten und auf 5—6 Fuß hohe Stäbe gebunden. Das Volk erhält blos Lorbeerzweige. Es beginnt die Procession, bei welcher der Papst, unter einem Baldachin auf einem runden Sessel sitzend, herumgetragen wird. An der Mittwoche findet die vielberühmte Passionsmusik (matutinae tenebrarum) in der Sixtinischen Kapelle im Vatican statt. Es werden die Psalmen in der Weise des Gregorianischen Gesanges (canto formo) gesungen. So oft einer beendet ist, wird eines der Lichter verlöscht. Darauf beginnen die **Lamentationes Jeremiae Proph.** (die Klagelieder). Während man zum Miserere [32]) intonirt, verlischt die letzte Kerze und nun beginnt das „Herr erbarme dich mein!" (Der 56. Ps. nach der Vulg) Es wird in zwei erst mit einander wechselnden fünfstimmigen Chören gesungen. Zuletzt vereinigen sich beide Chöre mit einer bedeutenden Anzahl anderer Sänger zum Schlußchor. Die vortrefflich vorgetragene Musik, deren Sänger man nicht sieht, das Local, in welchem man M. Angelo's jüngstes Gericht erblickt, die glänzende Versammlung der höchsten Geistlichkeit und einer Masse von Fremden aller Länder, das mystische Dunkel während des Miserere, die Beräucherungen der Kirche, die vielfachen Anregungen dieser ganzen Woche, dies alles muß auf viele Hörer und Zuschauer einen um so gewaltigern Einfluß üben, als sie schon mit den gespanntesten Erwartungen hinzutreten, und die bekannten Wirkungen desselben sind, zumal bei schwachen Gemüthern, leicht erklärlich.

Nachdem am **Chardonnerstage** (Giovedi Santo — Jueves S.) der Papst in der Peterskirche das Hochamt gehalten, erscheint er auf seinem Throne getragen, auf dem großen Balcon der Façade vor der Kirche und ertheilt der ganzen katholischen Christenheit (orbi et orbi) den Segen, unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen, kriegerischer Musik und Salven der Truppen. Die ganze Menge liegt schweigend auf den Knieen. Es folgt nun im großen Saale des Vaticans die Lavanda. Der Papst wird mit einer Schürze von weißer spitzenbesetzter Leinwand umgürtet. Von einer brabantischen Tapete, die das Abendmahl des Leon. da Vinci vorstellt, sitzen 13 arme Männer (meist Priester) in weißen wollenen Kleidern und Mützen, ausgewählt aus den Festwallfahrern. Der Papst wäscht den rechten Fuß, trocknet ihn mit einer Serviette, die begleitenden Cardinäle theilen die Goldmünzen und einen Blumenstrauß aus. Nachher speisen diese Leute in einem der Gemächer des Vaticans, dee Papst reicht ihnen, unterstützt von seinen Kammerherren Speise, Trank und Wasser zum Händewaschen. Zum Schlusse segnet er sie.

Am **Charfreitage** (Venerdi Santo — Viernes S.) pontificirt der Papst in der Sixtina. In letzterer wird auch heute, wie am Donnerstage das Miserere (welches eigentlich das officiom tenebrarom ist, s. oben) wiederholt. In der Paulina ist das heilige Grab ausgesetzt, umgeben von zahllosen Lampen; in der Peterskirche sind alle Lampen am Grabe des Apostelfürsten verlöscht. Nur vor dem Hochaltare hängt ein 20 Fuß hohes flammendes Kreuz. Am **Charsonnabende** (Sabbato Santo) Mittag verkünden die Glocken sämmtlicher Kirchen in Rom (über vierthalbhundert) nebst dem Kanonendonner von der Engelsburg der Christenheit die Auferstehung des Erlösers. Am **Osterfeste** (il giorno di Pasqua) ertheilt der Papst ebenfalls dem Volke den Segen, wie am Donnerstage.

Durch diese reiche Symbolik und Scenerie, mit der die katholische Kirche überhaupt und Rom insbesondere diese Osterzeit ausgestattet hat, ist denn die Feier dieser heiligen Tage für die Römer und Nichtrömer ein unterhaltendes Schauspiel geworden, welches aber, wenn man alles mitnehmen will, nicht wenig ermüdet. An Schaugästen fehlt es zu keiner Zeit. Man sieht in der letzten Woche der Quadragesima eine Menge von Menschen aller Länder (vorzüglich aus England und Frankreich) und Confessionen nach Rom strömen, die nichts weniger als andächtige Erbauung in der Stadt suchen, sondern rein allein Augenlust und Fleischeslust zu befriedigen streben, ja durch ihr unruhiges, schaugieriges Getreibe die Andacht mancher Einheimischen stören.

Mit diesen Feierlichkeiten, welche die Kirche veranstaltet, dürfen aber andere Gebräuche nicht vermengt werden, welche in katholischen Ländern innerhalb des Osterc yclus und an den Grenzen desselben zu finden waren, und zum Theil noch existiren, welche ernstere Katholiken selbst als Misbräuche und Auswüchse des kirchlichen Lebens betrachten. Der Kirche konnte höchstens der Vorwurf gemacht werden, daß sie dergleichen Dinge nicht

31) D. h. eine Art von Pferd, auf welches der Verurtheilte durch Gensd'armen gehoben und von dem Henker unter Kreuzbezeichnung gestraft wird. 32) Componirt von Gregorio Allegri, Sänger der päpstlichen Kapelle, gest. 1640. Bekanntlich kamen die Teutschen in den Besitz desselben durch Mozart.

Digitized by Google

gradezu abschaffte oder sie wenigstens genauer unter ihre Aufsicht nahm.

Hierher gehört zuerst das der Fastenzeit vorangehende, mit dem Epiphanienfeste beginnende, mit dem Dinstage der ersten Fastenwoche (Fastnacht) schließende, sogenannte Carneval (Caro Vale! — so heißt die Zeit κατ' ἐξοχήν). Dieses ganze Wesen findet in dem christlichen Bewußtsein weder einen Rechtfertigungsgrund noch Anschließungspunkt, und ist als eine rein heidnische Sitte zu betrachten, deren Erklärung sehr nahe liegt. Es liegt derselben jene frivole Maxime zu Grunde, welche wir schon in der alten Kirche hin und wieder auftauchen sehen (s. oben), daß man für die Entbehrungen der bevorstehenden Quadragesima sich schadlos halten, was dort zu wenig dem Gaumen und der Sinnenlust überhaupt gefröhnt werden kann, hier vorwegnimmt, damit ja dem Genuß in quali et quanto kein Abbruch geschehe. Daher denn die Masse von Belustigungen, Redouten, Opern, Festen, Vermummungen, öffentlichen Aufzügen, mit allerlei armseligen, verzwickten Witzen, zu deren Arrangirung sich Männer und Familienväter nicht blos mit affectirtem, sondern mit vollem Ernst anschicken, auch keine Zeit, Mühr und Kosten dafür scheuen. Bekannt ist das Carneval in Venedig, mit den Vergnügungen des Markusplatzes und der Regatta. Das Berüchteste nach diesem ist das, nur auf acht Tage von dem Quirinal patentirte, römische, mit dem Wettrennen auf dem Corso, dem Spiele der Mocoletti ꝛc., deren weitere Beschreibung in keiner Beziehung hierher gehören kann. Leider sind die Reste dieses heidnischen Wesens auch in den Ländern der evangelischen Kirche verblieben. Hier ist es vollends ohne allen Sinn, da die evangelische Kirche keine Quadragesima, in katholischer Weise, feiert. Daher es denn auch kommt, daß die Carnevals- und besonders die Fastnachts-Amüsements ihrer Bedeutung nach vielen Protestanten so ganz räthselhaft sind. Zu dieser Classe von Ostermißbräuchen gehört denn auch die Sitte, welche als eine wahre Ironie auf das Fest bezeichnet werden muß, und nur unter ganz verwahrlostem Volk und entarteten, tiefgesunkenen Klerikern entstehen und bestehen konnte, wir meinen das sogenannte Ostergelächter (risus paschalis). Es wurden nämlich während der Osterpredigten, um die Zuhörer zu erfrischen und zu erheitern, allerlei abgeschmackte Schwänke (Ostermährlein) und Histörchen von den Klerikern dem Volk aufgetischt [33]), und dieses dadurch zum Lachen gebracht. Hierher gehört ferner die Sitte, daß an einigen Orten die Bischöfe und Prälaten mit ihren Klerikern an Ostern Bret oder Ball spielten, lustigr Reigen mit Gesang aufführten, in der Weise der alten Saturnalien, um die Osterfreude zu symbolisiren!

Andere anstößige Farcen [34]), wie die Palmeselprocession, bei der ein auf einem Esel reitender Christum repräsentirte; das dramatische Darstellen der Passionshistorie von Schülern in der Charwoche (Osteespiele) sind seit der Reformationszeit in die Buden der Gassengaukler und auf die Schaubühnen verwiesen, erstere an den meisten Orten verboten. Wenn manche Ostersitten, wie sie Durandus erzählt (z. B. daß am weißen Sonntage die Frau den Mann, den folgenden der Mann die Frau prügelt, um die Pflicht gegenseitiger Besserung zu versinnbilden), ganz sinnlos erscheinen, so begegnet uns dagegen in der occidentalischen und orientalischen Kirche eine bedeutsame Festsitte (deren Alter unsicher) in dem gegenseitigen Schenken der Ostereier [35]). Wir übergehen die verschiedenen peosaischen und poetischen Erklärungen mancher Archäologen und halten uns an die orientalisch-griechische Betrachtungsweise, der das Osterei ein Symbol der Auferstehung und neuen Weltschöpfung ist. Wie aus dem in dem Ei verschlossenen Keime sich Leben entwickelt und neues Dasein (im Küchlein), so aus der alten hinsterbenden, zu vergehen scheinenden Schöpfung neues verklärtes Sein, eine neue verherrlichte Schöpfung. Hier zunächst die Beziehung auf den aus dem Grabe wiedererstandenen Christus, den Schöpfer der physischen Weltordnung, den geistig-sittlichen Regeneratoe der Menschheit, den Geber eines neuen, ewigen, seligen Lebens. Mit dieser Sitte hängen ohne Zweifel auch andere, besonders in Teutschland einheimische Volkssitten zusammen. So das sogenannte Eiersammeln (der Name von einer besondern Art, unter dem Tanzen, die in künstlicher Ordnung auf den Boden gelegten Eier zu sammeln), das Eierlesen (ovilegium) am Ostermontage. An manchen Orten gehen an einem der Ostertage die Schüler mit ihrem Schulmeister umher. Sie singen das Lied

33) Johann Mattheſius (gest. 1568), Historien von D. M. Luthers Anfang, Lehre ꝛc. (Nürnberg 1688. 4.) Predigt 7: „Etwan pflegt man um diese Zeit Ostermährlein und närrische Gedichte zu predigen, damit man die Leute, so in der Fasten durch ihre Buße betrübet, und in der Marterwochen mit dem Herrn Christo Mitleid getragen, durch solche ungereimte und lose Geschwätz erfreuet und wieder tröstet, wie ich solcher Mährlein in meiner Jugend etliche gehöret. Als da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kam, und mit seinem Kreuz anstieß, haben zwen Teufel ihre lange Nasen zu Riegeln fürgesteckt, als aber Christus anklopft, daß Thür und Angeln mit Gewalt aufgingen, hab er den zwei Teufeln ihre Nasen abgestoßen ꝛc. Solches nannten zu der Zeit die Gelehrten risus paschales. Ob wir aber wol die vergangenen Jahre, auch wol noch großer Leute Exempel, um diese Zeit lustige Materien gehandelt, als von der zwiefachen Höhle, die Abraham zu seiner Sara Begräbnuß kaufte, und von Josephs Thurm, in welchem wir auch des Herrn Christi und der Gläubigen und Gottlosen Auferstehung fürgebildet; Item von Ezechielis Gebeinen und Danielis Gruft, darin wir tröstliche und christliche Artikel erkläret und fürgemalet, wollen wir doch jetzmals in dieser Historien von D. Martino fortfahren ꝛc." Auch Oecolampadius gedenkt dieser Sitte in einer Ep. ad Capitonem, mit Mißbilligung und erinnert an Johann Geilers von Kaisersberg Polemik hiergegen.

34) Vergl. Thomas Naogeorgus (Kirchmeier-Neubauer, Hubelschmelser) starb 1563 als Lutherischer Pfarrer in Wisloch, in seinem Carmen heroicum: Regnum papisticum. Lib IV.

35) D. J. C. W. Augusti, Die Ostereier. (In der Zeitschrift für gebildete Christen von Wieseler und Lücke. Elberfeld 1823. 2. Heft. S. 80. Hier auch die Literatur.) Zu vergl. bes. Dannhauer's evangel. Denkmal. — In Niedersachsen heißen die Ostereier Paskeier, von Pasken = Pascha. In Siebenbürgen: Mengelahr = Mengeleier, d. h. gemalte, bunte Eier.

Christe qui lux etc. Die Kinder sammeln sich Eier von Haus zu Haus, besonders bei den Pathen. Das sogenannte Osterfeuer, welches an einigen Orten am Osterfest, oder am Osterabend angezündet wird, scheint im Zusammenhange zu stehen mit der Osterkerze und dem novus ignis. Die breiten dünnen Kuchen, welche zu Ostern gebacken zu werden pflegen (Osterkuchen, Osterfladen) erinnern an die jüdischen Mazot. In Niedersachsen heißen sie Ostermohne, weil sie mit Mohn bedeckt sind. Ostertanz bezeichnet in der Sprache der Landleute einen Tanz oder Hüpfen der Sonne bei ihrem Aufgehen am ersten Ostertage, welches auf eine kindliche Volksvorstellung zurückweist, daß auch die Sonne sich freue über die große Thatsache der Auferstehung (vielleicht auch Beziehung auf Marci 16, 2; vergl. Matth. 28, 2). Die Sitte des Osterwasserschöpfens in der Osternacht, analog dem Wasserschöpfen in den Epiphanien, welches Wasser für conservirend gehalten wird, hängt vielleicht mit dem alten Taufstermin am Ostersonnabend zusammen.

Feier in der griechischen Kirche. Auch die spätere orientalisch-griechische Kirche hat die von der alten Kirche überkommenen Osteregebräuche mehrfach erweitert. In manchen geht die Dramatisirung viel weiter, als in der abendländischen Kirche, was bei dem lebendigen, erregten Wesen der Griechen nicht befremden kann. Wir beschränken uns hier auf das Wichtigste ihrer Festfeier. Zu den feierlichsten Handlungen gehört die Fußwaschung am Charbonnerstage (*μεγάλη πέμπτη*, bei den Syrern dies mysteriorum). Ihr geht voran die Communion, bei welcher der Chor den Gesang (*τροπάριον*) recitirt, welcher unter Justinian II. entstanden sein soll, und also lautet:

Τοῦ δείπνου σοῦ τοῦ μυστικοῦ
Σήμερον, υἱὲ θεοῦ,
Κοινωνόν με παράλαβε,
Οὐ μὴ γὰρ τοῖς ἐχθροῖς σοῦ
Τὸ μυστήριον εἶπω,
Οὐ φίλημά σοι δώσω
Καθάπερ ὁ Ἰούδας.
Ἀλλ' ὡς ὁ λῃστὴς ὁμολογῶ σοι,
Μνήσθητί μου, Κύριε,
Ὅταν ἔλθῃς ἐν τῇ βασιλείᾳ σου.

Darauf folgt die Ceremonie, die der Patriarch, Bischof oder Abt an 12 Mönchen verrichtet. Die Procession der Geistlichen geht in die Vorhalle (*προναός*), wo die Mönche schon auf 12 Sesseln sitzend warten. Es wird der 51. Psalm nebst andern Liedern gesungen. Der Diakon hält ein Weihgebet vor dem aufgestellten Wasserbecken, sodann liest der Priester das 13 Cap. des Ev. Johannes. Indem der Priester aus dem Evangelio vorliest, folgt sogleich die nachbildende Handlung des Patriarchen (liest der Priester: „Und Jesus legte seine Kleider ab," so legt der Patriarch sein Gewand ab u. s. f.) Er wäscht, trocknet, küßt die Füße. Der letzte Mönch, der den Judas repräsentirt, muß sich bei der Handlung etwas ungeberdig stellen (*μετ' ἀσχημοσύνης*). Der erste Mönch stellt Petrus vor. Liest der Priester: „Da kam er zu Simoni Petro, und Petrus sprach" — so antwortet dieser Mönch: „Herr, sollst du mir ꝛc.," so geht der Dialog fort, der Patriarch antwortet im Namen Christi, auch Petri Weigerung wird scenisch nachgebildet. Wenn Vers 11 gelesen wird, deutet der Patriaech auf Judas hin, worauf das Volk in Hohngelächter ausbricht (deßhalb wird auch Judas durch das Loos erwählt; niemand will ihn vorstellen). Nach dem Schlußgebete taucht das Volk seine Tücher in das Becken und wäscht sich Gesicht und Hand. Die Mönche erhalten ein Brod; die Handlung schließt mit Hymnen. In der Nacht von Donnerstag und Freitag versammelt man sich zur Vigilie. Die Leidensgeschichte wird in 12 Theile zertheilt, und mit abwechselndem Gesange vorgelesen. Der Charfreitag wird mit der Kreuzandetung gefeiert, gegen Abend ist die Grablegung. Ein gemaltes Bild oder eine Puppe wird in einen mit Blumen und Lichtern verzierten Saeg gelegt, das Bild sodann in Procession durch die Straßen getragen, angebetet, zum Kuß ausgestellt; dabei auf Judas und die Juden gescholten. Danach liest man Stücke aus den Propheten. Am Charsonnabende wird das Andenken an das heilige Grabesfeuer[86]) in Jerusalem begangen. Am Ostertage (*κυρία τῶν ἑορτῶν*) grüßt man sich in der Kirche, den Häusern und auf den Straßen, mit den Worten: *Χριστὸς ἀνέστη*, die andern antworten: *ἀληθῶς ἀνέστη*, wobei man sich drei Mal küßt auf Mund und Wangen (*φίλημα ἅγιον*). Früh Morgens strömt Groß und Klein in die Kirchen. Nach dem Morgengebete stellt sich der Priester, während der Chor *Χριστὸς ἀνέστη* singt, vor die heilige Thüre des Chors (*βῆμα*), hält das Evangelienbuch, mit silbernem Kreuze geschmückt, auf die Brust. Die Christen treten hinzu, küssen die heiligen Bilder, darauf das Bild des evangelischen Buches, sodann den Priester auf beiden Schultern mit den Worten *Χριστὸς ἀνέστη*, er sie wieder auf Wange und Mund, mit den Worten *ἀληθῶς ἀνέστη*. Und so umarmt eines das andere in der Kirche. An diesem Tage pflegt der Patriarch in Constantinopel Armen ein

86) Schon im 9. Jahrh. kam die Kunde von der wunderbaren in der Osternacht durch einen Engel bewirkten Anzündung der Grabeslampe am heiligen Grabe, durch Pilgrime herüber nach Europa. Die dortigen Geistlichen haben den Glauben an dieses Wunder bis in die neuern Zeiten zu erhalten gewußt (s. de la Croix' Reisen). Die Jahresfeier des Wunders, oder vielmehr dessen jährliche Wiederholung, lockt eine ungemeine Anzahl von Menschen am heil. Grabe zusammen. Alle Lampen des Grabes werden ausgelöscht, eine genaue Nachsuchung wird angestellt, ob noch irgend eine brenne. Ein türkischer Offizier, mit in das Geheimniß gezogen, versiegelt das Grab und läßt es bewachen. Die Menge ergötzt sich nun rund um das Grab mit Spielen. Nachher treten die Geistlichen in Procession vor das Grab. Ein Priester wird hineingelassen mit Lampe und Docht, sobald der Priester rufe, daß das Wunderfeuer vom Himmel die Lampe angezündet habe, betreten die Geistlichen die Gruft unter Jauchzen des Volks. Dort stecken sie ihre Fackeln an, an diesen das Volk seine Kerzen. Das heilige Feuer wird nun in Procession herumgetragen. Das Volk breitet Tücher auf die Erde aus und läßt das Wachs in Kreuzform darauf träufeln. Die Tücher sind Amulete und werden theuer verkauft. Auch die Geistlichen verschaffen sich bedeutende Einnahme durch Versendung von geweihten Kerzen an Monarchen. So wenigstens früher an die russischen Zaren.

Digitized by Google

Mahl zu bereiten, ihnen bei Tiſche aufzuwarten ꝛc. Auch in den zwei folgenden Tagen der Oſterwoche (ἑβδομὰς νέα, διακαινήσιμος, daher der erſte Sonntag nach Oſtern: κυριακὴ καινὴ — νέα) wird dieſe Begrüßungsſitte bei allen Begegnungen beibehalten. Man betrachtet die Woche als Freudezeit, daher man ſtehend betet und Mittwoche und Freitag nicht faſtet. Am Palmſonntage fand im Mittelalter eine Ceremonie am griechiſchen Kaiſerhofe ſtatt. Die Civil- und Militärchargen werden zum Kaiſer gerufen. Auf einer großen Tafel liegt eine Anzahl Münzen. Die einzelnen Perſonen treten, wie ſie aufgefodert werden, herein zum Kaiſer und empfangen das Palmgeſchenk, eine Münze (βαΐα genannt). Otto's I. Geſandter an Kaiſer Niceph. Phokas (968), Luitprand, wohnte dieſer Palmceremonie bei ſeinem Aufenthalt in der Reſidenz bei [37]). Die Feier des Oſterfeſtes in Conſtantinopel von Seiten der neuern Griechen beſchreiben die Reiſenden eben nicht ſehr erbaulich. Sie feiern die Feſttage mit Tanz, Spiel und bacchiſchen Vergnügungen. In der Vorſtadt Pera und in dem Fanal iſt alles voll Leben an dieſen Tagen. Auf den Straßen ſchwärmen Haufen von Handwerkern, welche die Nationaltänze (die Romaika und den arnautiſchen Tanz) aufführen, beſonders der Todtenacker von Pera iſt der geräuſchvolle Sammelplatz der leichten Griechen, deren Lebensweiſe in dieſen Zeiten den auffallendſten Contraſt bildet mit ihrer ſonſtigen ſtillen, gehöeig beſchränkten Lebensart. Vergl. *Ch. Pertusier*, promenades pitoresques dans Constantinople et sur les rives du Bosphore 1815.

Die Tochterkirche der griechiſchen, die ruſſiſche Kirche, hat ſich im Weſentlichen nach der Mutter gebildet. Schon in der letzten Woche vor Anfang der Quadrageſima muß ſich der Ruſſe des Fleiſches enthalten [38]), kann aber doch noch Butter, Eier, Milch genießen (daher die Woche Mastonetz, Butterwoche). Dieſe iſt die eigentliche Carnevalswoche, ſie wird von Hohen und Niedern auf ihre Weiſe froh begangen; in ihr werden verhältnißmäßig die meiſten Hochzeiten gefeiert. Auf den *erſten Faſtenſonntag* fällt das Feſt der Orthodoxie. Daher dieſer Sonntag der rechtgläubige (orthodoxe) Sonntag (κυριακὴ τῆς ὀρθοδοξίας). Es weiſt dieſes Feſt zurück auf die feierliche Reſtitution der Bilder unter der Kaiſerin Theodora (842); zum Andenken jener Begebenheit wird es alljährlich begangen. An die feierliche Anathematiſirung der Bilderfeinde (εἰκονοκλάσται — μαχαι), welche damals am 19. Febr. 842 in der Sophienkirche ausgeſprochen und alljährlich wiederholt wurde, ſchloſſen ſich in der Folge auch andere Anathematismen (Verwünſchungen) gegen Häretiker an, und ſo wurde (analog der Bulle in coena D., welche das occidentaliſche Pendant dieſer orientaliſchen Kirchenſitte iſt) an dieſem Tage ein Collectivanathema gegen dieſe und jene Häreſien ausgeſprochen. Dieſer Act unterſcheidet ſich zu ſeinem Vortheile [39]) von dem römiſchen Act dadurch, daß er zunächſt gerichtet iſt gegen offenbare, auch von ökumeniſchen Concilien verdammte Häreſien, daß er keine der verdammten Parteien namentlich nennt, daß er alles politiſche, wie es ſich gebührt, aus dem Spiele läßt; ſodann noch durch den eigenthümlichen Zuſatz, daß nach den Anathemen wieder Benedictionen vorgenommen werden, ſodaß denn doch die Kirche nicht blos ihr ſchauervolles Fluchamt verrichtet, ſondern gleich wieder als ſegnende gnadenreiche Mutter auftritt und die Gemüther tröſtet [40]).

37) An dieſem Tage war auch in Jeruſalem im 17. Jahrh. eine Palmproceſſion. Der ganze Einzug Chriſti wurde dramatiſch dargeſtellt, und zwar an Ort und Stelle, wo er einſt ſtattgefunden. Von Bethphage ging der Zug aus. Der Minoriten-Guardian, welcher den Herrn vorſtellte, reitet auf einem Eſel, die Menge geleitet ihn mit Geſang. Man zieht nun durch das Zionsthor nach der Salvatorskirche. So berichtet der Franziskaner Quarésme, Commissarius apostolicus in Paläſtina. Mit Recht vermuthet Auguſti, daß dieſe Sitte durch die Franziskaner erſt dahin verpflanzt wurde, wie denn auch ein neuerer Reiſender, Stephan Schulze, der den 7. April 1754 das St. Salvatorkloſter in Jeruſalem beſuchte, die Sitte wieder abgeſchafft fand, wegen des Geſpöttes der Griechen! 38) Strenger noch als die Ruſſen ſind in Faſten die Armenier (die nicht unirten armeniſchen Monophyſiten). Die drei erſten und letzten Tage der Quadrageſima eſſen ſie faſt nichts. Auch Fiſche und Öle ſind verboten. Die Armenier und habeſſiniſchen Chriſten haben auch das Fußwaſchen am Gründonnerstage.

39) Auf dieſen Vorzug der griechiſchen vor der lateiniſchen Kirche hat Alexander von Stourdza in ſeinem Encomium der griechiſchen Kirche (Considérations sur la doctrine et l'esprit de l'église orthodox. Stouttgart 1816) nicht aufmerkſam gemacht, indeß er ſonſt nichts übergeht, was die griechiſche Kirche verherrlichen, die lateiniſche in Schatten ſtellen kann. So wenn S. 105 geſagt wird: La Liturgie romaine a le défaut de tous les abrégés. Infinement plus moderne que la notre, elle en diffère essentiellement par le melange des instruments de musique, le peu de dignité des costumes. Toutes les pompes, les chants, les prières et les fonctions sacerdotales, annoncent une date plus recente. On n'y retrouve nulle part cette magnificence antique, qui possédait le secret d'être simple, sans cesser de captiver et d'imposer. Was z. B. die Gebete betrifft, ſo zeigt eine genauere Anſicht der Sache, daß die römiſche Kirche unter ihren heutigen Gebeten ſolche aufweiſen kann, welche an Alter den griechiſchen wenig nachgeben werden, an edler Einfachheit, Saldung, Geiſt, jene faſt immer übertreffen (man vergl. z. B. die Gebete für den Oſtercyclus). Das Letztere aber, der materiale Werth, ſcheint uns überall die Hauptſache, die Frage nach dem Alt oder Neu verhältnißmäßig eine Nebenſache. Daß aber die Griechen, wie die Lateiner, den Cultus vielfach mit Gebräuchen ausgeſtattet haben, die im Alterthume nicht nachgewieſen werden können, ja daß jene in manchen Stücken noch weiter gingen als dieſe, iſt bekannt, und wir haben oben Proben davon gegeben. Übrigens wird das Zurückbleiben der griechiſchen Kirche in Ausbildung und Weiterbildung mancher Formen des kirchlichen Lebens ebenſo wenig als ein Lebenszeichen dieſer Kirche angeſehen werden dürfen, als der Formenreichthum, den die occidentaliſche Kirche des Mittelalters entfaltet hat, ſchlechthin als Kriterium gelten kann, daß das religiöſe Leben in ihrem Innern erſtorben war. Das Letztere können nur diejenigen annehmen, welche die flache, profane Betrachtungs- und Erklärungsweiſe dieſer kirchlichen Formen, wie ſie ſich in neuern Zeiten kund gethan hat, billigen und adoptiren. Daß die griechiſche Kirche in einer der bedeutendſten Partien des kirchlichen Lebens (um das Wiſſenſchaftliche hier ganz zu übergehen) hinter der römiſchen zurückblieb, nämlich in Beziehung auf den Kirchengeſang und die Kirchenmuſik, iſt evident genug, und die Verwunderung der in den letzten Jahren nach Teutſchland gekommenen Griechen, wenn ſie in katholiſchen oder proteſtantiſchen Kirchen den Geſang und die Muſik hörten, hat dies aufs Neue beſtätigt. 40) Bei dieſer Feierlichkeit wird erſt das nicäniſch-

Am Montag in der Charwoche wird das heilige Chrisma zubereitet, aus 23 verschiedenen Stoffen. Nur in Moskau und Kiew geschieht dies. Von hier aus wird es durch den Schatzmeister der Synode unentgeltlich an die Provinzialkirchen abgeliefert. Am Chardonnerstag ist die feierliche Fußwaschung. Verrichtet sie ein Bischof, so geschieht sie an eilf Popen und einem Archimandriten. In den Klöstern vollzieht sie der Archimandrit oder Hegumen. Die Fürsten Rußlands verrichten aber diese Ceremonie nicht. Bekanntlich ist dies in der katholischen Kirche der Fall, wo sie von dem Kaiser von Österreich, den Königen von Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel ꝛc. in eigener Person vollbracht wird. Der Charfreitag ist ein besonders strenger Fasttag, manche essen an diesem ganzen Tage nichts, bringen denselben in strengster Zurückgezogenheit und in frommen Übungen zu. In Moskau findet an diesem Tag in dem Spaikonospaßkischen Mönchskloster auf der Nicolskaja (Nikolausstraße) um drei Uhr Mittags eine Grablegungs-Ceremonie[41]) statt. Auf einem schwarzen, mit weißer Seide gestickten Teppiche wird der heilige Leichnam aus der Unterkirche in die obere getragen, unter den bei den Exequien gewöhnlichen Gesängen. In der Nacht um vier Uhr wird er wieder heruntergebracht, in den Altar der untern Kirche gelegt, und das Grab mit einem Steine bedeckt. Der Charsonnabend ist im eigentlichsten Sinne der Rüsttag der Russen. Da wird in den Wohnungen und auf den Straßen alles in Ordnung gebracht, alles festlich geziert und geschmückt. Mit sinkender Nacht herrscht Todtenstille in der Stadt. Aber überall brennen Lichter, überall herrscht Erwartung auf die Mitternacht. Endlich ertönt der erste Schlag der großen Glocke vom Kreml herab, alle Glocken der Stadt fangen an zu läuten, die Kirchthürme sind erleuchtet, die Wagenmasse durchzieht die Stadt, alles strömt zu den Gotteshäusern. Der Gottesdienst ist heute besonders feierlich. Die Popen sind in steter Bewegung und rauschen in ihren reichen Festgewändern, räuchernd und singend, an der Bilderwand (Iconostas) vorüber. Die feierlichen Hymnen ertönen im Chore, die nur durch das Geflüster von: Herr erbarme dich (hospodin pamiloi)! unterbrochen werden. Wenn die Evangelien verlesen sind, tritt nach einer Pause der vornehmste Geistliche aus der Hauptpforte (Πύλη ἁγία, die königliche Thüre) der Bilderwand (d. h. des das Schiff von dem Chore trennenden Gerüstes, oder Schiemes, an welchem die heiligen Bilder angebracht sind), in der Rechten hält er das Kreuz, in der Linken eine brennende Kerze und ein Rauchfaß, um ihn der Klerus, und nun ertönt aus seinem Munde, mit aller Kraft das Wort: Christus ist auferstanden (Christos woskrese)! Dabei werden alle Glocken geläutet, die Kanonen gelöst, die Chöre fallen ein; dem Priester wird geantwortet: wahrhaftig er ist erstanden (woistin woskres)! Nun beginnt der Umgang in der Kirche, unter Vortragung von Fahnen, die Begleitenden tragen Kerzen und singen Lieder. Darauf küssen die Christen das Kreuz des Priesters, dann seine Hand oder Wange, hierauf sich unter einander. Tausend Segenswünsche hört man mit den gewöhnlichen Worten die Versammelten sich entgegenrufen. Nachher werden die Speisen, die das Volk zur Kirche gebracht, von den Geistlichen gesegnet. Diese erhalten einen Theil davon. Wenigstens früher war es Sitte, daß die Christen den Geistlichen ein buntes Osterei präsentirten, und alle Versammelten beschenkten sich ebenso mit Ostereiern[42]). Morgens früh machen alle Subalternen ihren Chefs die Aufwartung, und begrüßen sie mit den Worten Christos wonkrese. Man küßt sich und geht ab. Die Russen haben eine besondere Freude daran, an diesen Tagen auf die Thürme zu steigen, wohin ihnen der Zutritt feisteht, und da die Glocken anzuschlagen, daher diesen Tag ein betäubendes Glockengeläute die Städte durchtönt. In der ganzen Osterwoche verschwindet gleichsam der Unterschied der Stände, sie mischen sich unter einander in der Weise der alten Saturnalien; Freudenfeste aller Art werden angestellt. Der Ostermontag ist ein Hauptvolksfesttag. Alles Volk, besonders die dienende Classe, belustigt sich mit den sogenannten russischen Schaukeln, mit Carroussel, Theater, Seiltänzern, Taschenspielern, wilden Thieren ꝛc. In den

---

Symbol verlesen, sodann bestätigt man die frühern Concilien. Es werden anathematisiet die, welche das Dasein Gottes, seine Weltschöpfung, die Homonsie des Sohnes und Geistes mit dem Vater leugnen, die Ankunft des Gottes in die Welt und sein Erlösungswerk für überflüssig erklären, welche die Gnade der Erlösung, die Inspiration der Apostel und Propheten, und das Einwohnen des Geistes in den Gläubigen, die Unsterblichkeit, das Gericht, die Seligkeit und Verdammniß leugnen; welche die Mysterien der Kirche, die Concilien der Väter und ihre Traditionen verwerfen; die nicht glauben, daß die rechtgläubigen Fürsten ihre Throne durch besondere Gnade Gottes besteigen und bei ihrer Salbung nicht empfangen die Gabe des heil. Geistes, zu Vollziehung ihres großen Amtes; welche Aufruhr und Empörung erregen, und die heiligen Bilder verwerfen. Dagegen erwähnt die Kirche dankbar das Andenken aller, die gestritten haben für den rechten Glauben durch Wort und That, im Leben und Leiden, aller Beschützer und Vertheidiger der Kirche. Es werden besonders erwähnt: Constantin, Helena, Theodosius I. II., Justinian und alle fromme griechische Kaiser und Kaiserinnen, der Großfürst Wladimir, Olga, seine Großmutter und alle andere fromme Prinzen und Prinzessinnen von Rußland (sodann eine namentliche Erwähnung aller Mitglieder der Kaiserfamilie); die russischen Patriarchen Hiob, Hermogenes ꝛc.; die Patriarchen zu Constantinopel, Alexandrien, Antiochien, Jerusalem; die orthodoxen Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe; alle Fürsten und Bojaren, welche kämpften und fielen für den Glauben; alle orthodoxe Christen, die im wahren Glauben und der Hoffnung der Auferstehung verstorben sind, darauf noch Segnungen für die Lebenden, die kaiserliche Familie, die h. gesetzgebende Synode, die h. Patriarchen, den Bischof der jedesmaligen) Diöcese, die gesammte Geistlichkeit, nebst dem Orden, die Landescollegien, die Generale und Gouverneurs der Städte, die Armee, die ganze orthodoxe Christenheit. Den Schluß macht das Te Deum.

41) Vergl. (Prof. Strahl) Osterfeste in Moskwa (im Morgenblatte 1824. Nr. 87, 89, 91).

42) In Rußland ist das Eierschenken noch mehr üblich als bei den Griechen (bei welchen letzteren auch noch die Osterkuchen, κουλούρια, hinzukommen). In ältern Zeiten theilten die Zaren ihrem Hofe dieses Geschenk aus; zuweilen besuchten sie an diesem Tage Gefangene in ihren Gemächern, und brachten ihnen das Geschenk als Symbol der Osterfreude. Zu vergl. das oben von der alten Kirche Gesagte.

Digitized by Google

drei letzten Tagen der Osterwoche erscheinen in Moskau auch die Großen mit ihren Equipagen, und fahren im weiten Kreise um die Bretertheater herum (Promenaden von Podnawinsk). Auch in den Häusern der Großen finden Bälle ꝛc. statt. Der Palmtag ist ebenfalls eine Art von Volksfest; so z. B. in Moskau. Am Palmsonnabende kauft sich Groß und Klein in dem Stadttheile Kitaigorod (besonders am Obstmarkt und im Kreml sogenannte Palmzweige, d. h. zwei bis vier Fuß hohe Büschel von künstlichen Blumen, mit grünlakirten Blättern, wächsernen Engeln und Früchten, deren Preis von 2—20 Rubel steigt. Gegen Mittag ist der ganze Kreml mit Wagen bedeckt, in denen besonders viel Kinder der Vornehmen mit ihren Erziehern fahren (daher Kinderpromenade genannt). Die Kinder kaufen sich auf dem Markte Palmzweige und begrüßen mit denselben die vorübergehenden Bekannten und Freunde. Abends ist die sogenannte Gulaenje (Spazierfahrt) der Großen. Palmsonntag früh verkündet schon um vier Uhr die Glocke des Kremls die Procession (Krestnoi chod). Alles strömt mit seinen Palmzweigen in den Kreml und in die Kathedrale, wo nach dem Gottesdienst eine vielbesuchte Procession über den Kreml ꝛc. gehalten wird. Die Popen gehen paarweise mit ihren Fahnen, Kreuzen, Bildern, Reliquien ꝛc. Ältern Reisebeschreibern zufolge wohnten auch die Zaren dieser Procession bei [43]). Der Procession voran geht ein Wagen, auf dem ein Baum, reich verziert mit Früchten, um ihn her sitzen vier Jünglinge in weißen Kleidern, singen Hosanna. Ihm folgen weißgekleidete Popen mit Kreuzen ꝛc. Sodann die Kaufmannschaft, die Beamten, Bojaren ꝛc. mit Palmzweigen. Darauf der Zar zu Fuß, im Prachtgewande und der Krone, geführt von Bojaren. Er führt das Pferd des Patriarchen, der gekrönt auf demselben sitzt, in der Hand ein kostbares Kreuz, und das Volk segnet. Neben und hinter ihm Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe (Archierei), Archimandriten (Klosteräbte), Hegumenen (Äbte zweiter Classe), Protobierei ꝛc. mit Büchern und Rauchfässern. Eine Anzahl von Knaben mit rothen Kleidern gehen dem Zug entgegen, breiten ihre Kleider auf den Weg. So geht der Zug in die Trinitätskirche und wieder zurück.

Die evangelisch-protestantische Kirche pflegt auch diese Tage, wie ihre übrigen Feste, hauptsächlich durch gemeinsames Gebet, Schriftvorlesung, Betrachtung und Predigt zu begehen. Was in ihr noch an die feithere Festfeier erinnert, bezieht sich auf den Gesang, und zwar dies namentlich in der musikliebenden und wahrhaft musikalischen Lutherischen Kirche. An vielen Orten wird Palmsonntag, Chardonnerstag und Freitag die Passion von einem oder mehren gesungen, am Osterfeste Chöre ꝛc. Am Charfreitage schweigt die Orgel, die Altäre, Taufsteine, Kanzel, werden schwarz bekleidet in der Charwoche, in der folgenden weiß. Auch bei den Gottesdienstbesuchenden bemerkt man diesen Unterschied des Anzuges. Die Geistlichen tragen Charfreitags ihren gewöhnlichen schwarzen Talar, am Ostertage das weiße Chorhemd darüber. Freitag und Sonntag pflegt die Communion sehr zahlreich besucht zu werden. Da in der evangelischen Kirche der Nutzen des Fastens anerkannt ist, und nirgends ein Verbot desselben sich findet (ebenso wenig als ein Gebot), so hat sich an manchen Orten die Sitte des Fastens namentlich am Charfreitag erhalten. Neben diesem Tage pflegt in der englichen Hochkirche auch die Aschermittwoch als Fasttag begangen zu werden; ebenso zeichnet man denselben aus durch gemeinsames Gebet in den Kirchen (s. die Collecte im Common prayer). In der nordamerikanischen Kirche nimmt man an diesem Tage die Blumenbekränzung aus den Gotteshäusern weg, mit der sie von Weihnachten an geschmückt waren. In manchen Gegenden Teutschlands werden von Invocavit an an den Mittwochen Predigten gehalten zur Abendzeit. Der Chardonnerstag [44]) ist an einigen Orten ein halber Feier-

43) Cfr. *X. Ἀγγέλου, ἐγχειρίδιον περὶ τῆς καταστάσεως τῶν σήμερον εὑρισκομένων ἑλλήνων.* c. not. ed. *G. F. Fabricius.* (Lipsiae 1655 ?) p. 207.

44) Die kurf. sächs. Agende verordnet: „am Tage Coenae Domini (so man nennet Gründonnerstag) ist von dem Abendmahl und hochwürdigsten Sacrament zu predigen." Über den Sinn der Benennung „Grüner Donnerstag" ist man keineswegs einig. Immer möchte nach die Beziehung auf die neublühende, grünende Natur die natürlichste sein (etwa wie der Palmtag, pascha floridum und pasqua rosata = Pfingsten in Italien). Die Benennung „hoher Donnerstag," in Teutschland, der Schweiz ꝛc. bezieht sich auf die an dem Tage vorgefallene Einsetzung des Bundesmahls. Auch die Erklärung der Benennungen „Charfreitag, Charwache" ist nach streitig. Ansprechend wol, aber auch weiter nichts, sind die Ableitungen von *χάρις* (gratia), der Gnadenfreitag, die Gnadenwoche, aber van carus, der theure Freitag ꝛc. Am richtigsten von gar, garo = praeparatus (garen, soviel als bereiten, rüsten). So bei Kero, Ottfried, Notker u. A. Garotag = parasceve = Rüsttag (Tatian: Garotag Fora Ostrun), also Charfreitag soviel als Zurüstungsfreitag. Daher denn von diesem wichtigsten Tage der Wache die Benennung der ganzen Woche (a potiori fit denom.) — Charwoche, aber auch, weil die Wache eine Rüstwache, Vorbereitungswoche auf das Osterfest. In England heißt der Palmsonntag Care, Carrsunday, in Schweden der fünfte Fastensonntag, Kaersusunnudag. Der Charfreitag in England: Good friday, in Dänemark: Langfredag. — Die älteste Ableitung des Wortes Ostern findet sich bei *Beda Venerab.* im 8. Jahrh. de temp. rat. c. 13. Er derivirt Ostern (Eastarmonat = mensis paschalis) von der Ostar, Eostar (Astarte), einer Frühlings-, Natur- und Liebesgöttin, deren Fest im April von den alten Germanen gefeiert worden sein soll. (Vergl. S. C. v. Münchhausen, Wald und Ostar. In Gräter's Bragur. 6. B.) Allerdings ist diese Ableitung, der auch die meisten Neuern beipflichten, andern unnatürlichen und ungeschichtlichen Erklärungen vorzuziehen und könnte sich auch einigermaßen empfehlen durch die Analogie der von heidnischen Gottheiten herstammenden germanischen Benennungen der Wochentage. (S. die Gründe dagegen bei Wachter im Gloss.) Indeß dürfte es nach immer am natürlichsten und einfachsten sein, das Wort von dem alten Urstan, Urstende = auferstehen, herzuleiten. In altteutschen Glaubensbekenntnissen heißt es: „Ich gelab Urstand meines libes." „Des Fleisches Urstendede — Urstendi." Der Plural Ostern, die Ostern nach Adelung = die Osterfeiertage. Bei Kero findet man Dastrun, Ostran, bei Ottfried von Weißenburg Ostarun; so auch in der Schweiz: Osteren. Andere Sprachen brauchen es im Singular: Englisch Easter, Angelsächsisch Oster, Ostar ꝛc. — Der Sonntag nach Ostern heißt in Teutschland: „Der weiße Sonntag" (dom. in albis), in England dagegen heißt Whitsunday = Pfingsttag, sei es, weil Pfingsten ein Taufetermin war, oder daß man hier, wie in der griechischen Kirche, die Taufgewänder von Ostern bis Pfingsten trug.

tag; in der russisch-evangelischen Kirche gilt er, gleich dem Charfreitag, als ein hohes Fest (vergl. das Gesetz für die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands 1833. §. 9). Der Charfreitag wird von dem bei weitem größern Theile der evangelischen Kirche seit alter Zeit, im Bewußtsein der Bedeutung des Tages, mit allem Ernst und Würde, gleich den übrigen (sogenannten) hohen Festen gefeiert, durch zweimaligen Gottesdienst, wobei Nachmittags in manchen Ländern der Schluß der Passionsgeschichte gelesen und erklärt wird, mit abwechselndem Gesange (so im Würtemberg. Vergl. die Ordnung des Gottesdienstes an diesem Tage, in der für die k. preuß. Gesandtschaftskapelle zu Rom genehmigten Liturgie. S. 59 fg.). Auch wird dieser Tag, was freilich zum mindesten für die ganze heilige Woche zu wünschen wäre, mit öffentlichem Schauspiele verschont. Am Chardonnerstag oder Freitag der stillen Woche werden in vielen größern Städten die für diese Tage so geeigneten classischen Oratorien, wie Graun's Tod Jesu, Bach's Passionsmusik ꝛc. von fürstlichen Kapellen oder Privatvereinen aufgeführt. Wir erinnern hier nur an die diesfalsigen vortrefflichen Leistungen der berliner Singakademie.

Über die Anzahl der zu feiernden Ostertage war schon seit ältern Zeiten Differenz in der evangelischen Kirche. Der größere Theil beging früher drei Tage. Doch haben schon Kirchenordnungen des 16. Jahrh. (die würtembergische, zürchische, hessische, brandenburgische von 1591 ꝛc.) nur eine zweitägige Feier. Die sächsische von Herzog Heinrich (1559) gibt drei Tage bedingt zu, so man Communicanten hat. Jetzt ist mit wenigen Ausnahmen, die zweitägige Feier allgemeine Praxis. So in der preußischen, würtembergischen, russischen u. a. Kirchen. In Schweden feierte man seit Mitte des 14. Jahrh. bis 1772 vier Tage. Gustav III. hob, nicht ohne großes Widerstreben der Nation, den dritten und vierten Tag auf.

Bis gegen Mitte des 18. Jahrh. war Palmsonntag ein ziemlich allgemeiner Confirmationstermin, der Chardonnerstag Tag der ersten Communion. Nachher wurde es Quasimodogeniti; beide Termine mit Beziehung auf die Gewohnheiten der altkatholischen Kirche, am Osterheiligabende wird wenigstens in den Lutherischen Ländern eine Vesper gehalten. Fällt der 25. März in die Osterwoche, so wird die Feier dieses Tages auf den weißen Sonntag verlegt. Von besondern Feststitten finden sich nur noch einige zerstreute Spuren. So hat sich die Sitte der Fußwaschung am Chardonnerstag in einigen Familien der evangelischen Kirche erhalten. Dies gilt von der Brüderunität. Die Fußwaschung wird an diesem Tage von der ganzen Gemeinde, von jedem Geschlecht besonders gehalten. Es werden dabei mit offenbar verfehlter Beziehung zu der Handlung Liederverse abgesungen, die von der Reinigung und Abwaschung von Sünden durch Christi Blut handeln. Auch bei den niederländischen Baptisten (den sogenannten seinen Taufgesinnten oder alten Flamingern) findet sich die Fußwaschung, und zwar bei jedem Abendmahle vor und nach der Feier. Die remonstrantischen Taufgesinnten haben sie abgeschafft. Noch im 18. Jahrh. finden sich Reste dieses Gebrauchs in der sächsischen Kirche. Herzog Moritz Wilhelm von Zeiz verrichtete die Ceremonie an 12 Lutherischen Bürgern aus Weide im Voigtlande. Das dresdener Osterconsistorium fand es in seinem Zelotismus für gut, diese Leute mit Kirchenbuße zu belegen. Nach Alberti (in seinen Briefen über Großbritannien. 3. Thl. S. 665) hat sich in England folgende an die alte Kirchensitte erinnernde Gewohnheit erhalten: In der Kapelle bei Whitehall werden am Donnerstage soviel armen Männern und Frauen, als des Königs Majestät Jahre alt ist, Almosen ausgetheilt, gewöhnlich vom Großalmosenier. Jede Person erhält drei Ellen holländisch Linnen, ein Stück Wollentuch, Strümpfe, Schuhe, Brod, gesalzene Fische, einen Beutel mit kleiner Münze, Pence, Twopence, Threepence, welche nur hierfür geprägt werden, daher sie selten sind. Die Zahl der Silbermünzen stimmt mit dem Alter des Königs überein. (*Rheinwald.*)

OSTERFEUER. 1) Teutsche Alterthumskunde. Das Feuer, welches auf den Bergen Teutschlands, namentlich Sachsens, am Osterabende noch im 17. Jahrh. angezündet zu werden pflegte, namentlich auf dem Osterberge bei Gandersheim. Ungeachtet der Verbote derselben sah auch das 18. Jahrh. noch viele Osterfeuer. Man schreibt den Ursprung des Osterfeuers der Verehrung der Göttin Ostar (s. d. A.) zu [1]). Welche gewaltige Feuer es waren, erhellt daraus, daß im Niederteutschen Oater-vür zur Bezeichnung eines großen Feuers gebraucht wird [2]).

2) Christlicher Kirchengebrauch (lateinisch ignis paschalis, cereus paschalis, Osterkerze). Von Constantin dem Großen erzählt Eusebius, daß er die mystische Nachtdurchwachung vor dem Osterfeste (die Nacht vom Osterheiligenabende bis Ostertage) heller als den Tag gemacht [3]). Man erklärt diese Stelle so, daß, da die Christen vor Constantin die große Menge Kerzen in der Osterwigilie blos innerhalb der Kirche angebrannt, Constantin viel mehr und größere Kerzen außerhalb der Kirche habe anzünden lassen, um den Heiden Ehrfurcht einzuflößen [4]). Von den Osterkerzen, und in mystischer Bedeutung, ward jene Nacht die helle [5]) oder hellste [6]) genannt. Des Prudentius Hymnus ad incensum lucernae bezieht ein Theil nicht auf die Osterkerzen, sondern auf das täglich an jedem Abend in der Kirche angezündete Licht, da dem Papste Zosimus zugeschrieben wird, daß er die Erlaubniß gegeben, die Osterkerze in den Parochien zu weihen [7]), während Andere dieses darauf

1) *Meinders*, De statu religionis et reipublicae sub Carolo Magno et Ludovico. p. 28, 184. *Leuckfeld*, Antiq. Gandersheim. p. 3. *Serrarius*, Rer. Mogunt. p. 474, nach welchem das Osterfeuer vormals Bockshorn geheißen. *Finn-Magnusen*, Calendar. Gentil. im 3. Th. d. gr. Ausg. d. Edda Sām. S. 1072. 2) (Tiling) Brem. Niederf. Wörterbuch. 1. Th. S. 469. 3) *Eusebius*. De vit. Constant. M. 4. c. 22. 4) S. Beleg zu Eusebius a. a. O. 5) *Gregor. Nazianz.* Orat. 19 und Orat. 2. de Paschal. 6) *Zeno Veronens.* Serm. 1. ad Neophytos. 7) S. Lib. Paschalis, die Nachweisung der Schriftsteller, welche diesem folgen, s. bei *Du Fresne*, Glossar. Lat. unter Cereus Paschalis.

Digitized by Google

beziehen, daß die Osterkerze vorher nur in den Hauptkirchen sei angezündet worden. Das Alter des Gebrauches der Osterkerzen wird auch durch die Benedictiones Cerei Paschalis des Ennodius (starb 521) hinlänglich bestätigt [8]). Über das Osterfeuer (ignis paschalis) belehrte Zacharias den heiligen Bonifacius, es sollte, nach der Verordnung der heiligen Väter, am grünen Donnerstage, während das heilige Chrisma geweiht wurde, aus den verschiedenen Kirchenlampen das Öl genommen werden, damit drei große Lampen so gefüllt würden, daß sie bis zum dritten Tage brennten, und von diesen Lampen sollte am heiligen Sonnabende das Feuer erneuert werden [9]), nämlich indem das alte ausgelöscht wurde, welches das ganze Jahr hindurch gebrannt hatte [10]). Von der Beibehaltung der Anzündung des Osterfeuers in der katholischen und andern Kirchen bis auf unsere Zeiten ist das Merkwürdigste der Glaube an das Wunder, daß in der Kirche zu Jerusalem das Osterfeuer durch das Feuer des Herrn jedesmal angezündet worden. Die Pilger des Abendlandes wurden dabei besonders von den Ungläubigen mit den entblößten Schwertern in der Kirche in Schrecken gesetzt, indem sie meinten, daß die Absicht der Ungläubigen wäre, alle Christen zu ermorden, wenn das heilige Feuer nicht herabkäme. Doch hatten die Ungläubigen nur die Absicht, den heiligen Act der Christen zu beschützen, wofür sie reichlich bezahlt wurden. Auch die schismatischen Brüder erhielten für Zahlung an den Kadi die Erlaubniß, den Act des heiligen Feuers machen zu dürfen [11]). (*Ferdinand Wachter.*)

OSTERFINGEN, reformirtes Pfarrdorf in der ehemaligen Landvoigtei Neukirch, jetzt im Landgericht Unter-Klettgau des eidgenössischen Cantons Schaffhausen. Es liegt in einem Thal und zählt 500 Einwohner, die sich theils von Weinbau, theils als Arbeiter in den nahen Eisenerzgruben nähren. Das Osterfingerbad in der Nähe des Dorfes führt Alaun und Schwefel, und wird besonders von den Landleuten des Cantons Schaffhausen stark besucht. — Die Gerichte über dieses Dorf waren früher ein Lehen der Grafen von Wyfen, das durch verschiedene Hände ging, bis Graf Heinrich dasselbe 1574 an sich zog und hierauf 1577 an die Stadt Schaffhausen als Eigenthum verkaufte. (*Escher.*)

OSTERGAU oder **OSTRACHE**, ein friesischer Gau [1]), der, seinem ursprünglichen Umfange nach, ganz zum utrecht'schen Sprengel gehörte, späterhin aber an den acht auf dem linken Ufer der Lauwers gelegenen münster'schen Kirchspielen des Hugmerchigaues einen Zuwachs erhalten hat [2]). Gegen Süden verringerte dagegen der alte Ostergau seinen Umfang; denn das Opsterland, noch im Jahre 1504 hierher gerechnet, finden wir späterhin dem Sevenwolderlande beigefügt. Es war dies nämlich der alte Gau Sutrachi [3]), der südlichste Theil des großen Gaues Ostrachi, in welchem wir unter dem Namen Tochingen, dem alten Namen von Dokkum [4]), einen zweiten Untergau, kennen lernen. Denn Waltheim, das heutige Oud-Wondum im Kollumerlande, wird uns bald in dem Ostergaue, bald in dem Gaue Tochingen genannt [5]); ebenso Tunenwert [6]) oder das heutige Tennaert in Westdongeradeel. Das heutige Tibma, östlich von Dokkum, scheint das alte Tippenheim [7]), endlich Werba und Orlinguerba [8]) ein und derselbe Ort, jedoch jetzt unbekannt zu sein. — Die fulda'schen und corvey'schen Traditionen nennen uns in dem alten Ostergau: insula Ambla, die Insel Ameland, Baltremodorf, vielleicht Bieremertorp, nordwestlich von Dokkum, Bintheim, Beyntum in Ferweradeel, Bonfurt, wahrscheinlich Bornwerd in Westdongeradeel, Burcundun, Echmari, Fatruwerde, Ferwerd in Ferweradeel, Hamy, Hannia in Westdongeradeel, Longonmoor, Langemeer in Tjetjerksteradeel, Mereheim, Marum in Ferweradeel, Metwid, scheint Medum bei Leeuwarden zu sein, Pfaranrodun, nach Falke Paffenrhoda, welches er nördlich von Leeuwarden verlegt, Ringesheim, vielleicht Ringmagest in Dantumadeel, Runwerde, entweder Raard in Westdongeradeel, oder Raard in Rauwerderahem, beide heißen in älterer Zeit Rauwert, Sibinwerde, Stadun [9]). Sämmtliche Örter haben, soviel deren mit Sicherheit nachzuweisen sind, innerhalb des heutigen Ostergaues gelegen. Die Grenze, wie sie sich noch heute zwischen dem Oster- und Westergau Friesland stellt, ist nicht allein die nämliche, wie sie uns in einer ausführlichen Beschreibung aus dem Jahre 1504 vorliegt [10]), sondern stimmt auch mit der Zeit der ältern Gauverfassung überein; denn die Bordau oder Boorne macht, wie damals [11]) noch jetzt, wiewol ihr Bett durch

8) S. bei demselben auch die andern Nachweisungen, wo alte Schriftsteller von den Osterkerzen handeln. 9) S. *Bonifacii* Epist. 12. 10) So bestimmte der heilige Kieran, daß in seinem Münster das geweihte Osterfeuer (ignis paschalis consecratus) das Jahr hindurch nicht ausgelöscht werden sollte (Vita S. Kierani Episc. Sagiriens. n. 24). 11) S. die Nachweisungen bei F. Wachter, Forum der Kr. 2. Bandes 1ste Abth. S. 100, 101.

1) Comitatus Frisie nomine Oostrogouvve et Westrogauvve. 1086—1138. Ostergovve 1145. Oostergo 1204. (*Heda* Hist. Ultraj. p. 140, 166, 188. *Bondam*, Charterb. d. Hert. v. Gelderland. I, 186.) Die reg. Sarr. sagt stets Ostrache, in den trad. Fuld. steht bald Ostrache, bald Ostrabe, Osteriche, Osterthe etc.

2) L. v. Ledebur, Die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands. Münst. 3) L. v. Ledebur, Land und Volk der Bructerer. S. 15. 4) In Fresiam ad locum qui dicitur Dockynchirica quod est in pago Hostraga. (Vita S. Willehadi ap. *Pertz* II, 380) in loco Dockinga (vita S. Bonifacii ap. *Pertz* II, 351) in pago, cui nomen Astrache in loco qui Doccinga vocatur (vita S. Lindgeri ap. *Pertz* II, 406). 5) In provincia Fresonum in villa quae dicitur Waltheim, quae constructa in pago Ostrache (*Schannat*, Trad. Fuld. p. 315), in pago Tochingea in villa que dicitur Waltheim (ibid. p. 313), in pago Tockingen in villa Waltheim (ibid. p. 316). 6) In pago Ostrahe in villis . . ., et in Tunawerde (ibid. p. 316), in pago Tokingen . . . in Tunenwerth (ibid. p. 315). 7) In pago Tokingea in villa Tippencheim (ibid. p. 315), in pago Tochingen in villa Dipdingheim (ibid.) 8) In pago Ostrache in villa Werba (ibid. p. 315), in pago Tokingen in villa Orlinguerba (ibid. p. 314). 9) *Schannat*, Trad. Fuld. p. 313—316. *Falke*, Trad. Corbej. in reg. Sarr. nr. 623, 666, 667, 668. 10) Stede ende Grietenyen in Vrieslandt in *Winsemii* Chronique van Vrieslant p. 396—400. 11) Princeps (Carolus) . . . Austrachiam et Westrachiam insulas Frisionum penetravit, super Burdine fluvium, castra ponens 734 (*Fredegarii*

Diepen (Boerdiep) und Treckvaarten theilweise unkenntlich gemacht ist, auf einer Strecke die Grenze zwischen beiden Gauen. (*Leopold v. Ledebur.*)

OSTERGAU oder OSTRINGEN [a]). Dieser zum bremenschen Sprengel gehörige Gau Frieslands ward durch das Moor Eddenried von dem zum münster'schen Sprengel gehörigen Emsgaue geschieden [b]). Zu demselben gehörte nicht blos das dem Domdechanten von Bremen unterworfene Sendgericht zu Jever [c]), mit den Parochien Jever, Cleverns-Schortens, Ackum, Sillenstede, Fedderwarden, Sengwarden, Waddewarden, Pakens, Westrum und Wiveisen, sondern auch das Kloster Reepsholt [d]) mit den von der Propstei desselben abhängigen Kirchen Ethel, Marx, Horsten, Dyckhusen und aller Wahrscheinlichkeit nach auch Wiesede [e]). (*Leopold v. Ledebur.*)

Ostergowe, Osterga, Ostrogouwe, Ostergewe, Ostornoche, Ostrachia, Ostrache, sind die Namen des berühmten westfriesischen Gaues. In den Geschichtsbüchern des achten und neunten Jahrh. hat er eine traurige Berühmtheit dadurch erhalten, daß in ihm der heilige Bonifacius erschlagen worden [1]). Zum Lehrer der Kirche im Gau Ostrache ward vom Bischof Alberich von Cöln der heilige Liutgar gemacht [2]). Nicht minder lehrte der heilige Willihald zu Dockynchirica (Dokkum) im Gaue Hostraga [3]). Der Ostergau ward im J. 788 von Karl dem Großen der bremer Kirche untergeben [4]). Außer der Kirchengeschichte spielt auch der Ostergowe bei den Raubzügen der Nordmannen eine Rolle. So verheeren sie im J. 846 Ostracia und Westracia [5]). Im J. 878 erlitten Ruorichs Neffe, Ruobold, der Verheerer Frankreichs und beinahe ganz Frieslands, und 500 Mann mit ihm im Gau Ostracia von dessen Bewohnern das Schicksal des Bonifacius. Die Grafschaft Frieslands [6]) Ostrogowe und Westrogowe, ward im J. 1086 dem Markgrafen Ekbert II. von Meißen wegen seiner Empörung von Heinrich IV. entzogen, dem Hochstift Utrecht gegeben, Ekberten später wieder ertheilt, und wegen neuer Empörung im J. 1089 abermals genommen und dem Hochstift Utrecht zurückgegeben [7]). Den Verfall der alten Gauverfassung hat der Name Oostergo überlebt, und bei der Eintheilung Frieslands in Quartiere erhielt das Quartier Oostergo 11 Grietereyen: 1) Leuwarderdeel, 2) Ferwerderadeel, 3) West-Dongerdeel, 4) Oost-Dongerdeel, 5) Kollumerland und Nieu-Kruisland, 6) Dantumadeel, 7) Dzetjerksteradeel, 8) Smallingerland, 9) Idaarderadeel, 10) Achtkerspelen, 11) Rauwerderahem, über hundert zum Theil ansehnliche Ortschaften umfassend [8]). Um Verwechselung zu verhüten, bemerken wir noch 2) den Ostergau, in welchem zwischen den J. 1066 und 1069 König Heinrich IV. auf Vermittelung des Bischofs Werner einem Ritter Morichon (muthmaßlich dem Vater Paulina's, welche das Kloster Paulinzella stiftete) 24 Königshusen zu Gevanstidi, in der Grafschaft Mecelins in dem Ostergaue gelegen, zugeeignet. Da Gevanstidi wahrscheinlich Gebstädt (im Großherzogthume Weimar bei Apolda) ist, so hat der Gau wahrscheinlich in dieser Gegend gelegen; rein muthmaßlich ist dagegen die Bestimmung seiner Grenzen, nämlich daß er westlich von der Ilm ab sich bis nach Weimar erdehnt habe [9]).

(*Ferdinand Wachter.*)

OSTERGRENZE (Terminus paschalis), wird der Tag des Frühlingsvollmonds in der Beziehung genannt, als die Bestimmung des Osterfestes von ihm abhängig ist. Bis zu der von Gregorius im J. 1582 bewirkten Reform des Kalenders hat man nämlich bekanntlich Ostern nach folgender Regel, die sich in den ersten Jahrhunderten der Christenheit bildete, berechnet, und berechnet dieses Fest im altrn Kalender auch gegenwärtig noch nach derselben Regel: Das Osterfest wird allemal an einem Sonntage gefeiert, und zwar an dem, der zunächst auf den Frühlingsvollmond folgt, und wenn dieser Vollmond auf einen Sonntag trifft, jedesmal an dem nächstfolgenden. Jener Frühlingsvollmond nun, unter welchem man den Vollmond versteht, der entweder am 21. März, an den man den Anfang des Frühlings geknüpft hat, oder zunächst nach demselben eintritt, heißt Ostergrenze; häufiger aber versteht man untee diesem Worte den Tag, an welchem er eintritt. Dieser Tag nun wird nicht mit Hilfe astronomischer Tafeln, sondern vermittels des „Mondcirkel" genannten Cyklus von 235 synodischen Monaten, deren Dauer sehr nahe der von 19 Sonnenjahren gleichkommt, bestimmt. Auf welche Weise, zeigt z. B. Ideler sehe deutlich in seinem Handbuche der math. und technischen Chronologie II. S. 192 fg. Hier wird es passend sein, blos von der Bestim-

---

chron. c. 109), secus ripam fluminis, quod dicitur Bordne, quod est in confinibus eorum, qui rustica dicuntur lingua Oster- et Westerzoche (vita S. Bonifacii ap. *Pertz* II, 350).

a) Asterga (vita S. Willehadi et chron. Moissiac. ap. *Pertz* II, 257, 383) in Frisia in pago Ostergao (vita S. Ancharii ap. *Lindenbrock* p. 76), Ostringia (*Wolteri* chronic. Bremens. ap. *Meibom* II, 20), Celbet Hoveiding to Rustringe und Ostergo 1426. (Kindlinger, Münst. Beitr. II. Urkundenb. S. 343.) b) Eddenriad paludem Emisgoe et Ostergoe distorminantem in der ese gedruckten und von Delius (über die Grenzen und Eintheilung des Erzbisthums Bremen. 1808) krüllsch beleuchteten Urkunde vom J. 788. c) Hamelmann, Oldenb. Chronik. S. 457. d) In Frisia in pago Astringa (al. Asterga) in comitatu Bernhardi . . . duas curtes Hrepesholt et More: 983, 987. (Slaphorst, Hamb. Kirchengesch. I, 309, 313. e) Chronic. Rastedense ap. *Meibom* II, 96.

1) *Willibaldus*, Vita S. Bonifacii c. 37 bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 350. Vita S. Willehaldi c. 2. a. a. O. p. 380. Vita S. Lindgeri c. 15. p. 408. 2) Des letztere. 3) Vita S. Willeh. 4) Urk. bei *Adam. Brem.*, Hist. Ecclesiat. Lib. I. c. 9 bei *Lindenbrog*, Script. Ausg. von Fabricius S. 5; vergl. den alten Scholiasten 3) S. 4, wo er von den 17 Gauen Frieslands die sieben aufzählt, welche zum bremer Erzstifte gehören und von denen der Ostraga den Anfang macht. 5) Annal. Xantens. bei *Pertz* l. c. p. 228, 408. 6) Dieser Zusatz ist urkundlich: comitatum quendam Frisiae nomine Oostrogouwe et Westrogouwe, und nöthig, damit man nicht, weil ein Markgraf von Meißen diese Gaugrafschaft besaß, an den Ostergau denkt, von dem wir unter N. 2 handeln.

7) S. die Urkunden-Auszüge bei F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Th. S. 66, 80. 8) Hörschelmann's Statistik der vereinigten Niederlande. 2. Th. S. 51. 9) v. Leutsch, Markgr. Gero nebst der Karte und nach ihm Limmer, Entw. einer urkundl.-pragm. Gesch. des Marg(?)grafthums Osterland. 1. Bd. S. 18.

Digitized by Google

mung der Ostergrenze im 18. und 19. Jahrh. das Nöthige beizubringen. Die güldene Zahl eines Jahres unserer Zeitrechnung ist bekanntlich der Rest, der entsteht, wenn man zu der Jahreszahl 1 addirt und die Summe mit 19 dividire; geht jedoch die Division auf, so muß der Rest nicht = 0, sondern = 19 genannt werden. Dividirt man also die Jahreszahl durch 19 und setzt den Rest dieser Division = a, so ist a + 1 die güldene Zahl des Jahres. Nun fällt die Ostergrenze im 18. und 19. Jahrh. für ein Jahr, dessen güldene Zahl 1 ist, auf den 13. April, und alsdann den ganzen Cirkel von 19 Jahren hindurch, also bis zum Jahre, dessen güldene Zahl 19 ist, dieses mit eingeschlossen, in jedem Jahr entweder 11 Tage früher oder 19 Tage später als in dem nächstvorhergehenden, je nachdem sie in diesem entweder in den April oder in den März gefallen war, wie man sich aus einer Tafel der Ostergrenzen (s. z. B. Ideler a. a. O. S. 199) leicht überzeugen kann. Die Ostergrenze fällt also in dem Jahre, dessen güldene Zahl = 2 ist, auf den 13 — 11 = 2. April, in dem folgenden auf den 22. März, in dem nächstfolgenden auf den 10. April u. s. f. Hieraus folgt, daß die Ostergrenze nie vor dem 21. März (11 Tage vor dem 1. April) und nie nach dem 19. April (19 Tage nach dem 31. März) fällt. Nimmt man also an, sie falle für das Jahr, dessen güldene Zahl = a + 1 ist, auf den (21 + d) März (indem man die Tage des April zu denen des März hinzuzählt), so zeigt der Buchstabe d eine Zahl an, die zwischen den Grenzen 0 und 29 incl. liegt. Für a = 0, d. h. für das Jahr, dessen güldene Zahl = 1, ist also d = 23, weil die Ostergrenze auf den 13. April = (31 + 13) März = (21 + 23) März fällt; für a = 1 wird d = 23 — 11, für a = 2 wird d = 23 — 2 × 11, für a = 3 wird d = 23 — 2 × 11 + 19 u. s. f., und im Allgemeinen d = 23 — 11p + 19q, wo p und q durch die Bedingungen bestimmt werden, daß d nicht negativ und nicht größer als 29 werde, und daß ferner p + q = a werde, weil in jedem neu hinzukommenden Jahre, also jedesmal, wenn die Zahl a um eine Einheit wächst, die Zahl 11 einmal mehr abgezogen, oder die Zahl 19 einmal mehr addirt wird, und, wie erwähnt, für a = 0, d = 23, also p + q = 0 war, also 11 und 19 überhaupt sovielmal genommen war, als a Einheiten hat. Da nun q = a — p, so ist d = 23 — 11p + 19 (a — p) = 23 + 19a — 30p, also $\frac{23 + 19a}{30} = p + \frac{d}{30}$, das heißt die Zahl d ist der Rest, den man erhält, wenn man 23 + 19a durch 30 dividirt. Hieraus geht also für die Berechnung der Ostergrenze eines Jahres im 18. und 19. Jahrh. folgende Regel hervor: Man dividire die Jahreszahl durch 19, multiplicire den Rest durch 19, addire 23 zum Product, das Resultat dividire durch 30, den Rest addire zu 21, so gibt das Resultat den Tag des März an, auf welchen die Ostergrenze fällt; ist es größer als 31, so ziehe man diese Zahl ab, und man hat dann den Tag des April, der der Ostergrenze entspricht. Ist z. B. die Ostergrenze für 1834 zu finden, so ist die 10 der Rest der Division von 1834 durch 19; ferner 19 . 10 + 23 = 213, $\frac{213}{30} = 7$, der Rest = 3, 3 + 21 = 24, also fällt die Ostergrenze im J. 1834 auf den 24. März. (*Schrk.*)

OSTERHERREN, d. h. Fürsten eines Osterlandes, östlichen Landes, werden 1) Osterherren, auch Ostervorsten, die Fürsten des sächsischen Osterlands (s. d. Art.) genannt, und namentlich der Markgraf von Meißen und der Markgraf von Landsberg [1]) (einem Theile des Osterlandes); 2) Osterherren, die Fürsten und Herren des bairischen Osterlandes, d. h. Österreichs; bemerkenswerth ist die Stelle Wirnts von Gravenberg, wo er über die Raubgier der Osterherren bei den Turnieren klagt: würde von den Osterherren ein Turnier auf dem Sand unternommen, da würde Gevatterschaft zertrennt, wenn sich die Poinder (Anrennungen) verflöchten und sie an Gewinn dächten. Wirnt von Gravenberg habe ihre Schliche wohl gesehen, wie sie nach Gute spähen könnten, wenn der Poinder (die Anrennung) sich verwirre, und sie Gelegenheit dazu hätten. Da könne wol ein Mann, der nicht Ritterschaft verstehe, was er mit zu Felde bringe, verlieren. Benecke [2]) findet wahrscheinlich, daß bei diesen Osterherren an böhmische oder andere slavische Ritter zu denken, diese seien für Wirnt östliche Nachbarn, und das, was er von ihnen sage, treffe auch mit dem andern zusammen, was man sonst von ihnen aufgezeichnet finde; in Regensburg, wo sich bei den kaiserlichen und herzoglichen Hoflagern immer eine Menge slavische Ritter einfanden, solle noch ein Denkmal auf einem besiegten polnischen Goliath vorhanden sein. Da aber die Fürsten des sächsischen Osterlandes Osterherren genannt werden, so ist wahrscheinlich, daß auch die Herren des bairischen Osterlandes, d. h. Österreichs, Osterherren hießen [3]), ähnlich wie der österreichische Wein Osterwein [4]) hieß und hier von Wirnt von Gravenberg gemeint sind. Wirnt von Gravenberg will nämlich nicht etwa die teutsche Ritterschaft in dem Gegensatze zu den Slaven erheben; sondern er nimmt die Osterherren nur im Gegensatze zu der ideellen Ritterschaft überhaupt, wie einzelne durch Rechtschaffenheit ausgezeichnete Ritter sie übten, und wie sie sich namentlich in der Ritterfage von König Artus und seinen Rittern abspiegelte. Wie wenig er überhaupt an Verherrlichung der teutschen Ritter denkt, deren Wirklichkeit er kannte, und die dem Dichter also nicht genügte, sieht man auch daraus, daß er den berühmten Heyer von Mansfeld im Gegensatze zu seinen ideellen Rittern eine traurige Rolle spielen läßt.

(*Ferdinand Wachter*)

OSTERHOFEN, ein altes Städtchen und eine Hofmark im Landgerichte Wilshofen des bairischen Unter-

1) Braunschweiger Reimchronik, bei *Leibnitz*, Script. T. III. p. 58, 98, 103, 114. Chron. Mont. Seren. zum J. 1181 (bei *Mencke*, Scriptt. T. II. p. 199: Orientales Principes, Otto videlicet Misnensis Marchio et fratres ejus. 2) Zum Wigalois S. 486. 3) S. Nachweisungen, wo Österreich Osterland genannt wird, bei F. Wachter, Forum der Kr. 1. Bd. 1. Abth. S. 92. 4) Urk. vom J. 1437 bei *Oefele*, Scriptt. Boic. T. II. p. 97.

donaukreises, auf dem rechten Ufer der Donau und an der Straße von Plottling nach Wilshofen, wovon sie vier Stunden entfernt ist. Sie begreift über 200 Häuser, 1600 Einw., ein Rentamt, eine Briefsammlung, ein kathol. Pfarramt und eine Pfarrerpositur, einen Magistrat, guten Getreidebau und Viehzucht. Ehemals war daselbst ein Benediktiner-, nachher Prämonstratenserkloster, nicht weit von der Stadt, welches im J. 1783 aufgehoben und für das adelige Damenstift in München bestimmt wurde. (*Eisenmann.*)

OSTERHOLZ, ein königl. hanöversches Amt im Herzogthume Bremen, an dem Hammefluß im Bezirke der Landdrostei Stade, das 1200 Feuerstellen und 7322 Einw. hat. Der bremische Erzbischof Hartwich II. stiftete hier im J. 1185 ein Benedictinernonnenkloster, dessen Propst jedes Mal ein Mitglied des bremischen Domcapitels gewesen ist. Durch ansehnliche Geschenke gehörte es zu den reichsten bremischen Stiftungen und es erhielt sich in dieser Eigenschaft während des ganzen 30jährigen Krieges, bis zu dem im J. 1648 geschlossenen westfälischen Frieden. Durch diesen erwarb sich nach Artikel X. §. 7 die Krone Schweden das bisherige Erzstift Bremen, mit allen und jeden geistlichen und weltlichen Gütern, unter dem Titel eines Herzogthums. Eine Folge hiervon war, daß dieses Benedictinernonnenkloster völlig aufgehoben wurde. Die Königin Christine von Schweden trug, als der Graf von Königsmark sich des Erzstifts Bremen bemächtigte, dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Eschwege dieses Kloster bereits den 1. Aug. 1674 als Mannlehen auf. Mehre Vorfälle verzögerten den Genuß davon (Annalen der kurbraunschweigischen Lande, 2. Jahrg. 2. St. S. 46 fg.), und Friedrichs Witwe Eleonore Katharine gelangte erst 1679 zu dem ruhigen Besitze des säcularisirten Klosters Osterholz. König Karl XI. erklärte alle Schenkungen der Königin Christina und also auch den Besitzstand von Osterholz für ungültig, doch blieb die Fürstin wegen gewisser Foderungen bis 1692 im Besitze. Die schwedische Kammer errichtete nun aus den Klostergütern das jetzige Amt Osterholz, das in der Länge 2¼ und in der Breite 2 Meilen hat. Über die eigentlichen Amtsunterfassen sind zu Osterholz zwei wohnende Beamte, gewöhnlich auch einige Amtsassessoren, bestellt, welche einen Hausvoigt, drei Vögte und einen besondern Moorvoigt unter sich haben, von welchem Letztern die Verwaltung des zum Torfstich ausgesetzten herrschaftlichen Moores und die zum Anbaue bestimmte Moorcultur besorgt wird. Aus der im J. 1817 erschienenen tabellarischen Nachricht ersieht man, wie viel zur Cultur der Moore in diesem und in drei andern Ämtern, besonders seit 1753, geschehen ist. Über 64,000 Morgen Land sind in vier Ämtern cultivirt, acht neue Dörfer angelegt worden. Sämmtliche Amtsdörfer sind in den vier Kirchspielen Osterholz, Scharmbeck, Hambergen und Worpswede eingepfarrt. Der Torf ist zwar nicht das einzige, aber doch wichtigste Product des Amtes. S. Annalen der braunschweig-lüneburg. Kurlande. II. Jahrg. 2. Stck. S. 44 fg. In J. H. Pratjens Herzogth. Bremen und Verden ist in der vierten Sammlung S. 1—122 aus einem im J. 1545 sauber und correct geschriebenen Codex eines Copiarii des Klosters Osterholz, ferner Sammlung V. S. 367—444 und Sammlung VI. S. 407—422 abgedruckt, worin 300 Urkunden enthalten sind.

Der Flecken Osterholz, der Wohnort der königlichen Beamten hat 119 Feuerstellen und 740 Einw. Er liegt in einem anmuthigen Holz und hat eine Kirche, die noch von dem ehemaligen Kloster herrührt, daher wird sie, wie auch die Prediger- und Küsterwohnungen von der Landesherrschaft unterhalten. (*Rotermund.*)

OSTERICUM. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Selineen (Angeliceen) der natürlichen Familie der Umbelliferae hat Hoffmann zuerst von Angelica getrennt, indem er einen Namen, welcher sich in den alten Kräuterbüchern findet (Osterieium bei Tragus unter der Meisterwurz, Imperatoria Ostruthium, wahrscheintich wie Ostruthium teutschen Ursprungs) annahm. Char. Die gemeinschaftliche Doldenhülle wenigblätterig, die besondere vielblätterig; der Kelch fünfzähnig, mit breiten Zähnen; die Corollenblättchen nagelförmig, umgekehrt eiförmig, durch die eingeschlagene Spitze ausgerandet; die Doppelfrucht flachgedrückt, auf beiden Seiten zweiflügelig; jedes Achenium mit drei nervenförmigen Rippen auf dem Rücken und zwei seitlichen Flügeln: in jeder Vertiefung zwischen den Rippen ein Saftgang. Die einzige bekannte Art, Ost. pratense *Hoffm.* (Umbell. p. 164, Ost. palustre *Bess.* ms., *Reichenbach* icon. t. 402, Imperatoria palustris *Besser* flor. galic., Angelica pratensis *Marschall Biberst.*, Ang. palustris *Bess.* catal.), welche auf feuchten Wiesen im südlichen Rußland, in Galizien, bei Halle und Erfurt, und gewiß noch an vielen Orten in Teutschland wächst, ist fälschlich als identisch mit Angelica Razoulii *Gouan* (s. d. Art. Angelica) betrachtet und oft mit Ang. sylvestris verwechselt worden. Die Wurzel ist zweijährig, spindelförmig und hat, wie die ganze unbehaarte Pflanze, einen starken, unangenehmen Geruch; der Stengel ist gefurcht, ästig, die Blätter sind drei- oder fünffach zusammengesetzt, die Blättchen ungleich herz-eiförmig, eingeschnitten gesägt oder gekerbt, die Blüthen weiß. Eine zweite Art, welche Reichenbach Ost. verticillare (Flor. germ., excurs., Angelica *Linn.*. *Jacquin.* hort. vindob. t. 130, Peucedanum *Koch.*) genannt hat und welche in Oberitalien, Graubündten und Krain einheimisch ist, gehört vielmehr zu Peucedanum.

Außerdem hat Hoffmann noch die Gattung Archangelica von Angelica abgesondert. Char. Die gemeinschaftliche Doldenhülle meist fehlend, die besondere halbirt, vielblätterig; der Kelchrand besteht aus fünf kurzen Zähnen; die Corollenblättchen elliptisch, mit eingeschlagener Spitze; die Doppelfrucht oval, flachgedrückt, auf beiden Seiten mit zwei Flügeln; jedes Achenium mit fünf dicken Rippen, von denen die beiden seitlichen doppelt so hoch sind als die drei übrigen; der Samenkern mit vielen Saftgängen bedeckt. Hierher gehören drei Arten, welche als perennirende oder zweijährige aroma-

Digitized by Google

tische Kräuter mit doppeltgefiederten Blättern, eingeschnittenen gesägten Blättchen, großen Blattscheiden und grünlichen Blüthen im nördlichen Europa und im nordöstlichen Asien vorkommen: 1) Arch. officinalis *Hoffm.* (Umb. p. 166, Angelica Archangelica *Linn.* sp. pl., Fl. dan. t. 206, Engl. bot. t. 2561, Hayne, Arzneigew. 7. T. 8, Angelica officinalis *Mönch* meth., Angel. sativa *Miller* dict., Engelwurz) in Bergwäldern in Teutschland, Schweden, Norwegen und Lappland; mit fettigem, weichem, eßbarem Stengel. (S. d. Art. Angelica.) 2) Arch. litoralis *Agardh* (ms. *Cand.* Prode. IV. p. 170) mit harten, scharf schmeckenden Stengeln; an den Meeresküsten des nördlichen Europa; vielleicht eine durch das Meerwasser bedingte Varietät der ersten Art. 3) Arch. Gmelini *Cand.* (l. c.; Angelica Gmelini *Wormskiold* ms.) in Kamtschatka, wo das Kraut Peterstlie genannt und wie diese verwendet wird.

Die Gattung Angelica endlich, welcher Name (nach dem teutschen „Engelwurz" gebildet) sich zuerst bei Hieron. Braunschweig (für Archangelica officinalis *Hoffm.*) findet, wird nach Hoffmann folgendermaßen charakterisirt: Die gemeinschaftliche Doldenhülle wenigblätterig oder fehlend, die besondere vielblätterig; der Kelchrand undeutlich; lanzettförmige Corollenblättchen mit ausgestreckter oder umgeschlagener Spitze; die Doppelfrucht elliptisch oder eiförmig, flachgedrückt, auf jeder Seite mit zwei Flügeln; jedes Achenium mit drei nervenartigen Rippen auf dem Rücken und einem breiten Flügel auf jeder Seite; in jeder Vertiefung zwischen den Rippen ein Saftgang. Die 12 Arten, welche hierher gehören, von denen aber einige nur ungenügend bekannt sind, wachsen auf Bergen und Wiesen in Europa, vier in Nordamerika und eine auf St. Helena. Es sind aromatische, perennirende oder zweijährige Kräuter mit doppeltgefiederten Blättern und weißen Blüthen. Am häufigsten kommt durch ganz Europa vor Ang. sylvestris *Linn.* (Sp. pl., Engl. bot. t. 1128, Hayne, Arzn. 7. t. 9.) — Aus den gegebenen Charakteren geht hervor, daß bei Archangelica allerdings die Frucht bedeutend abweicht, daß aber Osterieum von Angelica kaum generisch zu unterscheiden ist. (*A. Sprengel.*)

Osterinsel, s. Waihu.

OSTERISCHE FLOTTE nannten die Holländer diejenige, welche jährlich aus ihren Häfen nach denen der Ostsee (Danzig, Königsberg ꝛc.), abzugehen pflegte, um Korn zu holen. Sie bestand oft aus mehren hundert Segeln und wurde bei unruhigen Zeiten durch Kriegsschiffe begleitet. Jetzt sieht man an ihrer Stelle große englische Kauffahrteiflotten in diesen Wassern. (*v. Carisien.*)

OSTERKERZEN werden die großen Wachslichte genannt, welche in katholischen Kirchen bei den Feierlichkeiten des Osterfestes ꝛc. gebraucht werden. Sie werden, wie andere große Wachslichte, verfertigt, indem man eine Masse erweichten Wachses auf einer Tafel in die gehörige Gestalt knetet, eine Furche zur Aufnahme des Dochtes hineindrückt, letztern mit einer neuen Menge Wachs bedeckt, und dem Ganzen durch Rollen die cylindrische Form gibt. Mit dem Messer oder mit kleinen hölzernen Formen werden zuweilen allerlei Verzierungen aufgedrückt. (*Karmarsch.*)

Osterlamm, s. Passah.

OSTERLAND, bedeutet überhaupt jedes in Osten gelegene Land [1]), von ostar, oster (altnordisch austr), nach Osten zu, ostwärts, insbesondere aber 1) das Morgenland, der Orient, indem in der altdochteutschen Evangelien-Harmonie (VIII, 1) oriens durch Ostarland gegeben ist; 2) wird Osterland Österreich genannt, so z. B. im Nibelungenlied [2]), in der Klage [3]), im Fürstenbuch, und in einem Liede des jenaischen Meistersänger-Codex heißt es: „denn wäre ich Herr in Osterland, ehe ich verlöre die gute Stadt zu Wien;" 3) heißt vorzugsweise Osterland das sächsische Osterland, in frühester Zeit Lateinisch Oriens, dann terra orientalis, oder vollständig terra orientalis Saxonum [4]), aller Wahrscheinlichkeit nach zum Unterschiede des bairischen Osterlandes, d. h. Österreichs. Die Behandlung dieses Artikels ist einer der schwierigsten geschichtlichen Gegenstände, und zwar liegen die Schwierigkeiten in dem Gegenstande selbst, nicht im Mangel an Schriften darüber. So gibt Rechenberg die Grenzen des alten Osterlandes auf die Weise an, daß es sich bei dem Ursprunge der Elster anfange, hierauf sich herabwärts an der Saale und Elbe fortziehe und bis an die Städte Merseburg und Halle linker Hand, rechter aber bis an die Städte Rochlitz, Colditz und Leißnig gehe, daher denn das alte Osterland die nachmaligen Burg-, Graf- und Herrschaften Plauen, Weida, Gera, Zwickau, Greitz, Weißenfels, Eisenberg, Groitzsch, das Pleißnerland, Altenburg, Wettin, Brehna, Landsberg, Eilenburg, Wurzen, Rochlitz, Colditz, Leißnig und Penig in sich begreife [5]). Und doch sind diese Grenzen für das alte Osterland zum Theil zu enge. Nach Löscher waren die vornehmsten Städte und Schlösser in der südthüringischen Mark oder dem Osterlande Geithain, Jena, Orlamünde, Dornburg, Groitzsch, Zeitz, Schmölln, Zwenkau, Ölsnitz, Zwickau, Chemnitz, Altenburg, Naumburg, Zeitz, Wurzen, Weißenfels. In der nordthüringischen Mark, oder der nachherigen Mark Landsberg waren die vornehmsten Orte Zörbig, Landsberg, Brehna, Wittenberg, Belzig, Jessen, Prettin, Jüterbogk, Delitzsch, Düben, Eilenburg, Pichen, Torgau und Belgern [6]). Nach Schorch

1) Nicht blos größere Länder und Landschaften, sondern auch selbst Orte, so das Dorf Osterland auf der zerbstischen Insel Wolfersdok und Osterland oder Osterfeld, ein altes Schloß im Amt Oschatz des meißner Kreises, am hubertsburger Wege, von dem nur noch Trümmer vorhanden sind. 2) S. Arndt, Glossar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage. S. 38. 3) Bei Bodmer S. 193. 4) Der Zusatz Saxonum ist der beständige in der Hist. Landgrav. Thuring. bei Eccard, während die Recension bei Pistorius nur terra orientalis hat. 5) *Adam Rechenberg*, De veteri Osterlandia. (Lips. 1691.) Chron. Gottwicense. p. 725. 6) (*Loescher*) De duplici Marchia Thuringorum Exercitatio subitanea in den Anlectis ex omni aevo meliorum literarum genere societatis caritatis et scientiarum. (Lips. 1724.) T. I. p. 305, 308 sq. Vergl. Heinrich, Handbuch der sächs. Gesch. 1. Th. S. 183.

und Richter ist das Osterland ein ehemaliges Stück Land im meißnischen und leipziger Kreise, dessen Grenzen sich gegen Mittag an das Voigtland und gräflich-reußische Gebiet, gegen Abend bis an die Saale und Thüringen, gegen Mitternacht bis an das Stift Naumburg und gegen Morgen bis an den erzgebirgischen Kreis [7]) erstrecken. Die beste Aushilfe sollte man in dem umfangreichsten und neuesten Werk über die Geschichte des Osterlandes [8]) erwarten. Es wird darin viel gesprochen vom ursprünglichen und eigentlichen Osterlande [9]), aber ohne daß geschichtlich nachgewiesen wird, daß das so bezeichnete das ursprüngliche und eigentliche Osterland gewesen wäre. Auch wird gesagt, daß das Osterland im weitern Sinne sich bis über Wettin, das Pleißnerland und das Voigtland erdehnt habe. Aber auch das meißner Land ward im weitern Sinn unter dem Osterlande begriffen. Um aus dem Labyrinthe zu kommen, müssen die Zeiten genau unterschieden werden. In der ursprünglichen Bedeutung wird nämlich das Osterland sehr weit genommen, sodaß sich seine Grenzen nicht bestimmen lassen; nur läßt sich aus dem Zusammenhange schließen, daß alles Land im Osten der Saale, mit Ausnahme des Orlgaues und des über ihm Gelegenen, Osterland hieß, so weit sich die Herrschaft der Teutschen darüber erstreckte. Als aber die Mark Meißen einem Theile des Osterlandes den Namen meißner Land gegeben, und da, als das Pleißnerland als besondere Herrschaft den besondern Namen Pleißenland führte, und auch das Voigtland, von dem aber nur ein kleiner Theil Osterland geheißen haben mag, seinen besondern Namen erhielt, und andere Theile des Osterlandes die Hochstifte Merseburg und Naumburg-Zeitz besaßen, so ward Osterland in engerer Bedeutung der noch übrige Theil genannt, nämlich der die alte Ostermark umfaßte. Aber auch dieser Theil des Osterlandes ward sehr verengt, als ein Theil der Ostermark den Namen Landsberg erhielt. Falsch dagegen ist die Annahme, daß dieser Theil des Osterlandes, der den Namen allein behielt, der ursprüngliche und eigentliche Theil des Osterlandes gewesen sei. Als aber später mit dem Namen Sachsen der Theil des Osterlandes, der die Ostermark umfaßt hatte und deshalb vorzugsweise Osterland genannt worden war, bezeichnet ward, wurde der Name Osterland vorzüglich für den Theil desselben gebraucht, der den besondern Namen Pleißnerland als eine besondere Herrschaft geführt, sodaß Altenburg als Hauptstadt des Osterlandes bis diesen Tag betrachtet wird [10]). Der größte, Alles verwirrende Irrthum ist aber, das ganze Osterland ursprünglich als ein Markgrafthum anzunehmen. Wo zuerst der thüringischen Marken gedacht wird, ist gleich von Marken, nicht blos von einer Mark, die Rede. Die Markgrafen waren aber noch keine Landesfürsten, sondern wurden nach dem Bedürfniß aufgestellt, und in Zeiten dringender Noth mehr als gewöhnlich. So z. B. vermehrte Heinrich II. die Markgrafen an der Elbe gegen Bolislav's Angriffe. Die Markgrafen waren zugleich Gaugrafen [11]), d. h. besaßen Gaugrafschaften, und die Vermehrung der Markgrafen war daher leicht, indem keine besondern Marken gegründet zu werden brauchten, sondern es bedurfte nur, die Gaugrafen zu Markgrafen zu ernennen, d. h. sie mit herzoglicher Gewalt zu bekleiden. Viele solcher Markgrafen sind daher verschwunden, ohne eine dauernde Mark begründet zu haben. Anders war es auf den gefährlichsten Stellen. Meißen erfoderte einen dauernden Markgrafen, und daher ward diese Mark dergestalt dauernd, daß, als in der Folgezeit die hohen Reichsbeamten zu Landesfürsten wurden, die Mark Meißen ein Landesfürstenthum ward. So auch erhielt sich die Ostermark als eigene Mark, weil sie nöthig war in dem äußersten Theile derselben, in der Lausitz. Die übrigen Markgrafen des Osterlandes waren aber, als die Slaven mehr und mehr gebeugt waren, nicht mehr nöthig, und so haben sie keine dauernden Marken begründet. Wichtig sind auch zur Aufhellung der Geschichte des Osterlandes die verschiedenen Standpunkte, von welchen aus die verschiedenen Schriftsteller sie betrachten. Während z. B. nicht nur das übrige Osterland, sondern auch das Meißnerland nachweislich schon im 11. und 12. Jahrh. von dem größten Theile der Schreibenden als zu Sachsen (Altsachsen) gehörig betrachtet wird [12]), nennt doch Lambert von Heersfeld den Markgrafen von Meißen Markgrafen der Thüringer, ähnlich wie er den Markgrafen von Österreich Markgrafen der Baiern nennt, während er die Ostermark zu Sachsen rechnet. Da die Markgrafen der Ostermark gewöhnlicher Markgrafen von der Lausitz genannt und unter dieser Rubrik aufgezählt zu werden pflegen, und die übrigen Theile des Osterlandes, als das Pleißnerland, das Voigtland, das Meißnerland, die Hochstifter Merseburg und Naumburg u. s. w., auch be-

7) Allgem. hist.-stat.-geogr. Handl.-, Post- und Zeitungslexikon, angefangen von Pr. Th. Fr. Ehrmann, fortgesetzt von D. H. Schorch und K. G. Richter. 4. Bd. 2. Abth. S. 817. 8) Entwurf einer urkundlich-pragmatischen Geschichte des Marg(?)grafthums Osterland. Nicht Regenten-, sondern Landesgeschichte, mit erläuternden und berichtigenden Rücksichten auf die gesammte sächsische und teutsche Geschichte, vom Pastor Karl Limmer. Zwei Bände. (Ronneburg 1834.) 9) Man sehe die Nachweisungen in dem Register. S. 35. 10) Man nehme, der osterländischen Blätter nicht zu gedenken, z. B. die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes. In ihren Statuten sind die Grenzen des Osterlandes ähnlich wie von Rechenberg angegeben.

11) Aber darum waren nicht alle Gaugrafen in den Grenzländern Markgrafen. Welche Verwirrung Limmer in die Geschichte des Osterlandes gebracht, hiervon diene als Beispiel, daß er den osterländischen Gaugrafen Eiko zu einem Markgrafen des Osterlandes macht; und welche Begriffe er von einer Gaugrafschaft hat, diene, daß er S. 18 sagt, es werde einer Grafschaft Weimar schon in einer Urkunde vom Könige Ludwig II. unterm Jahre 877 gedacht, wie solcher damals ein Graf Otto vorgestanden; in der Urkunde kommt aber nichts von Weimar, sondern blos das Dorf Cirike (Ehrich) in dem Gaue Südthüringen in der Grafschaft Otto's gelegen vor, die Grafschaften waren damals auch durchaus keine Landesherrschaften, wie im 13. Jahrh., sondern die Grafen die obersten Richter im Gaue, und besaßen von der Grafschaft nichts, als die in ihr angewiesenen Lehen. Ebenso wenig wie die Gaugrafschaften Landesherrschaften, waren es auch die Markgrafschaften. Dieses zu berücksichtigen ist durchaus nöthig, um einen Begriff vom damaligen Osterlande zu erhalten. 12) S. die Nachweisungen bei F. Wachter, Gesch. Sachsens. 1. Bd. S. 255—258.

Digitized by Google

sondere Artikel erhalten, und sich nicht nachweisen läßt, daß das ganze Osterland jemals blos unter einem Markgrafen gestanden, so würde sowol eine Landes- als Regentengeschichte nue Wiederholung sein, und es bleibt nichts übrig als das Schwierigste, nämlich die Lösung des noch nie zuvor gelösten Räthsels, warum die Mark Lausitz, die im 12. Jahrh. die Mark Lausitz genannt ward, zu Ausgange des 12. Jahrh. und im 13. Jahrh. Ostermark hieß, und die Markgrafen von Lausitz sich Ostermarkgrafen oder Markgrafen im Osterlande nannten. Zugleich bleibt übrig, den Gang zu verfolgen, den die Benennung Osterland überhaupt nahm, und zu zeigen, wie sich aus den frühern Verhältnissen nicht auf die spätern schließen läßt, und zugleich die wichtigsten Schicksale anzugeben, welche denjenigen Theil des Osterlandes betroffen, der im 13. und 14. Jahrh. vorzugsweise Osterland genannt ward, weil es ein eigenes Land mit besonderer Verfassung bildete. Bei der Untersuchung über den verschiedenen Gebrauch des Namens Osterland ist vor Allem zu bemerken, daß der Ausdruck Osterland in den ältern Urkunden, nämlich bis dahin, wo es gewöhnlich ward, daß die Markgrafen sich von ihrem Lande, und also der Markgraf von der Lausitz sich Anfangs von diesem Lande, später aber Marchio Orientalis nannte, gar nicht vorkommt. Und wenn Ortschaften bezeichnet werden sollen, wird nur immer der Gau, die Grafschaft blos nach dem Namen des Grafen, und überdies höchstens als nähere Bezeichnung des Ortes etwa die Angabe eines Flusses u. s. w. hinzugefügt. Aus diesem läßt sich schließen, daß der Name Osterland damals keine politische Bedeutung hatte, und Osterland von den ältern Schriftstellern mehr nur zur Bezeichnung der Himmelsgegend gebraucht war; so eben die fuldaischen Jahrbücher zum J. 858 davon, wie Ludwig der Teutsche, der sich im Westen (in Frankreich) befindet, erfährt, daß im Osterlande die sorbische Mark in Verwirrung dadurch gerathen, daß die Sorben den dem Könige treuen Herzog derselben, Namens Czistibor, erschlagen und auf Abfall dächten. Die Ausdrücke sind *in Oriente rempublicam sorabici limitis esse turbatam etc. duce ejus Cziatiboro nomine, sibi fidelissimo etc.* Durch sie wird offenbar Mark und Markgraf umschrieben. Als dux sorabici limitis kommt gleichzeitig Thachulf vor, woraus deutlich erhellt, daß es im Osterlande gleich vom Ursprung an mehre Markgrafen gab. Ein wichtiger Gegenstand, dem aber ein besonderer Artikel gewidmet werden muß, ist für die Geschichte des Osterlandes Markgraf Gero der Große, den Dithmar von Merseburg [13]) Orientalium marchio nennt, welches nach Ähnlichkeit von Osteeherren (s. d. A.), Osterfürsten, nach damaligem Sprachgebrauche durch Ostermarkgraf im Teutschen ausgedrückt gewesen sein mag. Doch auch dieser mächtige Ostermarkgraf war wol nicht der einzige im Osterlande, da in jenen Gegenden gleichzeitig Christian vorkommt (s. d. Art. Dithmar I., Markgraf von der Lausitz, und über Gero's übrige Nachfolger den Art. Lausitz). Bei Einweihung der ersten Bischöfe von Merseburg, Zeitz und Meißen gebot Otto der Große den drei Markgrafen, Wigbert, Wigger und Günther, dieses nicht zu hindern; auf Meißen kommt Günther, und für das übrige Osterland bleiben übrig Wigbert und Wigger (vergl. den Art. Dithmar I., Markgraf von der Lausitz). Boso, welcher der erste Bischof von Merseburg ward, hatte im Osterlande (in oriente, nach dem Ausdrucke des Dithmar von Merseburg, S. 40) eine große Anzahl zum Christenthume bekehrt und vom Kaiser alles zu den Kirchen Merseburg und Memleben und zu Thornburg und Kirchberg gehörige Lehn erhalten. Ostergraf (Comes Orientalium) wird Dietrich II. aus dem Geschlechte des Buzici (starb 1034) von den hildesheimischen Jahrbüchern genannt. Dieser Dietrich war ein Neffe Friedrichs von Eilenburg [14]) und hatte dessen Gaugrafschaft im J. 1017 erhalten. Die Stelle ist merkwürdig, weil hier Osterland in engerer Bedeutung vorkommt, in der Bedeutung, welche Neuere durch Ostmark ausdrücken; während wir dem ältern Sprachgebrauche gemäßer Marchia Orientalis durch Osteemark geben. Da es im Osterlande mehre Gaugrafschaften gab, so ist nicht wohl erklärlich, warum hier ein Gaugraf besonders Ostergraf genannt werden sollte, da Osterland niegends als ein Gau vorkommt. Alles wird aber erklärlich, wenn wir erwägen, daß die Markgrafen häufig damals blos Grafen genannt wurden, und daß die hildesheimischen Jahrbücher hinzufügen, Dietrichs Sohn Dedi habe des Vaters Würde erhalten. Dedi war aber Markgraf von der Lausitz, welches eine Erweiterung der alten Ostermark war. Auch war er vermuthlich zugleich Markgraf dieser Ostermark. Daher ist wahrscheinlich, daß Dietrich nach Hodo's Tode die Ostermark erhalten, und der Ostergraf für den Ostermarkgraf genannt ward [15]). Daß die Ostermark vorzugsweise so genannt wurde, rührt daher, daß die Mark Meißen einen besondern Namen erhalten und andere Markgrafen im Osterlande nun nicht mehr waren. Dunkel bleibt und viel bestritten ist, was für eine Ostermark (Marchiam Orientalem) Dodechin zum J. 1089 meint. Egberten wird diese Ostermark von Heinrich IV. genommen und einem Heinrich gegeben. Egbert war Markgraf von Meißen und Heinrich ist wahrscheinlich Heinrich der Ältere von Eilenburg, dessen Sohn wir als Markgrafen von Meißen kennen. Heinrich IV. hatte zwar dem Herzoge Wratislav von Böhmen die Mark Meißen verliehen, aber sie vermuthlich bei Gelegenheit, als sich Egbert unterworfen, ihm zurückgegeben. Daher nennt der entfernte Dodechin wol die Mark Meißen die Ostermark, weil sie im Osterland in weiterer Bedeutung lag. Merkwürdig ist der Kampf um die Ostermark im J. 1123. Sie wird dabei zwar nicht Ostermark genannt, aber daß sie gemeint ist, geht daraus hervor, daß Albrecht diese Mark erhalten, nach Eilenburg gebracht und

13) *Dithmari* Chron. Merseburg. Lib. II. Wagner'sche Ausgabe. S. 27.

14) Limmer, nach seiner willkürlichen Art, die Geschichte zu gestalten, läßt schon Friedrichen „Graf im Osterlande (comes Orientalium)" genannt werden. 15) Vergl. F. Wachter. Geschichte Sachsens. 1. Th. S. 239—241, 255.

ihm hier gehuldigt wird [16]). Eilenburg war also der Sitz des Markgrafen der Ostermark, weil hier die Hauptfamiliendestitzung war, ähnlich wie nachmals Landsberg der Sitz des Markgrafen von der Lausitz war. Die Geschichte des Osterlandes und der Ostermark in ihm erhielt dadurch die größte Verwickelung, daß die Lausitz auch zugleich die Ostermark genannt ward, und bald mit der eigentlichen Ostermark verbunden war, bald nicht. Wenn Boleslav im J. 1002 Gero's II. ganze Mark einnimmt, und doch noch nicht über die Elbe gegangen ist, so hat er die Mark Lausitz eingenommen. Gero bleibt nach wie vor Markgraf, und er zog sich also in der Ostermark zurück. Oder hat die Lausitz auch damals schon Ostermark geheißen? Diesem widerspricht, daß der Verfasser des lauterberger Zeitbuchs, der um 1225 schrieb, sagt, daß die Mark Lausitz jetzt Ostermark heiße [17]), und an einer andern Stelle, wo er die Markgrafen Dithmar I., Gero II. und dessen Sohn Udo aufführt, sagt er, daß diese alle Markgrafen des lausitzer Landes gewesen, das jetzt die Ostermark heiße [18]). Wenn aber derselbe Schriftsteller den Markgrafen Konrad von Meißen, der die Mark Lausitz 1136 erhalten, schon Misnensis et Orientalis Marchio [19]) nennt, so greift er voraus. Denn Konrad's des Großen Sohn, Dietrich, der bei der Theilung die Mark Lausitz erhielt, nennt sich z. B. in der Urk. von 1161 **Theodericus Lusicensis marchio**, und seinen Vater **Conradus pater meus marchio Misnensis et Lusicensis** [20]). Dietrich wird bald Markgraf von der Lausitz, bald Markgraf von Landsberg [21]) genannt, nicht als wenn Landsberg eine Mark gewesen, sondern nach der Sitte der damaligen Zeit, nach welcher die Fürsten und Herren nach dem Ort ihres Sitzes genannt wurden, sowie z. B. Markgraf Heinrich von Eilenburg, nicht weil Eilenburg eine Mark, sondern weil Markgraf Heinrich von Meißen und Ostermark auf Eilenburg saß, sowie auch die Markgrafen von Nordsachsen Markgrafen von Soltwedel (Salzwedel) hießen, nicht als wenn Soltwedel eine Mark gewesen, sondern weil die Markgrafen von Nordsachsen hier ihren Sitz hatten, oder andere auch zu Stade, weshalb die Grafen von Stade auch Markgrafen von Stade hießen. Ähnlich hieß auch Dietrich Markgraf von Landsberg, der diese Burg erbaut, ohne daß zu seiner Zeit an eine Mark Landsberg gedacht worden wäre, wol aber kam wegen dieser Benennung nachmals der Titel Mark Landsberg in Gebrauch, während es ursprünglich eine bloße Herrschaft war. Sein Bruder, Graf Dedi von Groitzsch, erhielt nach Dietrichs Tode die Mark Lausitz, und er wird zuerst **Marchio Orientalis** genannt, nämlich als Zeuge in einer Urk. von 1185 [22]); doch war dies noch kein stehender Titel, denn in einer andern Urk. von 1185 wird er umschrieben **Dedo tenens marchiam in Lusenitz** [23]). Wie kam aber Dedo zu der Benennung Ostermarkgraf? Vielleicht darum, weil etwa die alte Ostermark wieder auflebte? Ich glaube nicht, sondern er ward Ostermarkgraf genannt, weil er im Osterlande seinen Sitz und seine Hauptbesitzungen hatte, und weil er Markgraf war, zwar nicht von dem Osterland, aber von der Lausitz. Ebenso wenig wie sein Bruder Markgraf von Landsberg geheißen hatte, ohne doch in der Wirklichkeit Markgraf von Landsberg zu sein, da es keine Mark Landsberg, sondern nur eine Herrschaft Landsberg gab, die nachmals den Namen Mark erhielt; ebenso, glauben wir, ward der Markgraf Dedo von der Lausitz Markgraf vom Osterland, oder Ostermarkgraf genannt, weil er im Osterlande seinen Sitz und seine Macht hatte. Die neuentstandene Benennung Mark für die Landschaft Osterland, welche durch den Titel ihres Herrn veranlaßt worden war, mußte sich um so mehr befestigen, da Eilenburg der Sitz eines Markgrafen gewesen. Auch war natürlich die Erinnerung an die alte Ostermark, der Gero der Große vorgestanden, nicht ganz verschwunden, und auch dieses mochte beitragen, den Namen Mark für die Landschaft Ostermark zu befestigen. Nur glaube man nicht, daß die neuentstandene Landschaft Osterland ihre Entstehung der alten Ostermark verdanke. Die neuentstandene Benennung Ostermarkgraf für Markgraf von der Lausitz, da sie so viele Beziehungen darbot, konnte nicht verfehlen, Beifall und Nachahmung zu finden. Sein Sohn Konrad erhielt die Mark Lausitz, und er nannte sich **Marchio Orientalis**, und in einer Urk. von 1190 nennt sein Bruder, Graf Dietrich von Sommerseburg, ihn **Conradus orientalis marchio de Landesberg, frater noster** [24]). Noch bei Konrads Lebzeiten nannte sich Dietrich der Bedrängte **Marchio Misnensis et Orientalis**, und so auch Heinrich der Erlauchte, Dietrich's Sohn und Nachfolger in der Mark Meißen und der Mark Lausitz. So hatte zur Zeit, als der Verfasser des lauterberger Zeitbuchs schrieb, die Lausitz den Namen Ostermark erhalten, ohne daß jedoch der alte Name vergessen ward. So nennt sich Heinrich der Erlauchte zwar gewöhnlich **Marchio Misnensis et Orientalis**, aber in einer Urk. von 1230 **Marchio Misnensis et Lusicensis**, und heißt in einer Urk. von 1246 **Juna Orientalis et Lusatina Marchionissa**, sodaß beide Benennungen zugleich gebraucht werden, aber die Benennung Ostermarkgraf an Häufigkeit bei weitem überwiegt. Die Räthsel, warum die Lausitz zu Ausgange des 12. Jahrh. und im 13. Jahrh. Ostermark genannt wurde, hat man zur Lösung eines andern Räthsels gebraucht, nämlich daß die über der Mulde gelegenen Länder des meißnischen Hauses, die aus den alten Erbgütern der Grafen von Eilenburg und Groitzsch, sowie aus dem alten kaiserlichen Kammergute Rochlitz entstanden, unter dem besondern Namen des

16) S. d. Nähere bei F. Wachter. 2. Th. S. 123, 129. 17) Marchiam vero Lusicensem, quae nunc *Orientalis* dicitur, Imperator Conrado Marchioni concessit. Chron. Mont. Seren. bei *Menecke*, Script. T. II. p. 175, 176. 18) Hi omnes provinciae Lusizenses Marchiones fuerunt, quae nunc Orientalis Marchia vocatur. Chron. Mont. Ser. p. 192. 19) Zum J. 1148. S. 178 und anderwärts. 20) Urk. bei *Mencke* T. I. p. 767. Num. IV. 21) S. z. B. die Urk. von 1181 und 1183 bei Büsau, Leben Friedrich's I. S. 432, 433. 22) Urk. bei *Hoffmann*, Scriptt. Praef. p. 31.

23) Urk. bei Schamelius, Beschreib. des Kl. Moritz zu Naumburg. S. 21. 24) Urk. bei *Ludewig*, Reliq. T. IX. p. 665.

Osterlandes begriffen wurden, die Ursache für diese Benennung, die man erst seit Otto dem Reichen findet, hat man in ihrer ehemaligen Verbindung mit der Lausitz oder östlichen Mark gesucht, zu welcher sie theils durch die Konradinische Theilung, theils durch spätere Erbfälle geschlagen worden [25]). Aber die Lausitz erhielt erst den Namen Ostermark in jener Zeit. Die Lausitz hat also den Namen Osterland jenen Landstrichen nicht gegeben, sondern den Namen Ostermark erhalten, weil der Herr des Osterlandes Markgraf von der Lausitz geworden. Daß den Namen Osterland die genannten Striche insbesondere behalten hatten, rührt daher, daß das Pleißnerland eine besondere Herrschaft geworden war, und ebenso die Mark Meißen, und die Hochstifter Naumburg und Merseburg besondere Landesfürstenthümer bildeten. Was von dem Osterlande nun noch übrig war, ward, da der größte Theil dieser Überbleibsel an das Haus Meißen kam, zu einer besondern Landschaft vereinigt, und hatte deshalb seinen besondern Landtag, so im J. 1216 zu Skölen. In das neueste Werk über die Geschichte des Osterlandes ist dadurch die größte Verwirrung gekommen, daß diese Landschaft Osterland, welche erst im 12. und 13. Jahrh. sich bildete, als schon gleich vom Anfange bestehend und als das gesammte Osterland umfassend gedacht wird, während doch früher Osterland keine Benennung von politischer Bedeutung war. Andere dingegen haben nicht minder geirrt, wenn sie die Entstehung des Namens Osterland erst seit Entstehung der Landschaft Osterland annehmen. Neben dieser politischen Bedeutung des Osterlandes erhielt sich auch die alte, blos von der Lage hergenommene, so z. B. wie das braunschweiger Zeitbuch Osterland, Osterherren (s. d. Art.) und Osterfürsten braucht. In politischer Bedeutung machte hingegen das Osterland einen Gegensatz zu Meißen, so z. B. wenn König Wenzel von Böhmen sich im J. 1298 Sacri Romani per terras Misnens. Oriental. et Plisnens. Vicarius Generalis nennt, und so auch den Gegensatz zum Pleißnerlande, daß jetzt vorzugsweise Osterland gesetzt wird, so die altzellischen Jahrbücher zum J. 1261: Terram Plissen et Orientalem in Bergwardo Groetzig. In nicht politischer Bedeutung ward jedoch das Pleißnerland auch damals mit zum Osterlande gerechnet; so wenn z. B. das Chron. Samp. zum J. 1290 erzählt, daß König Rudolf von Erfurt ins Osterland gegangen und das Reichsschloß und die Stadt Altenburg wieder genommen. In politischer Bedeutung braucht dasselbe Zeitbuch Osterland, wenn es z. B. zum J. 1319 sagt, Friedrich der Freudige habe aus dem Meißner-, Pleißner- und Osterland eine große Menge Silber auf Lastwagen auf die Wartburg bringen lassen, und im J. 1320, daß Friedrich der Freudige eine Heerfahrt im Oster- und Pleißnerlande gethan, viele Schlösser und Städte zerstört und einige für sich behalten. Die Landschaft Osterland wurde in den ersten Zeiten seiner Entstehung die Ostermark genannt; so sagt der Vormund des meißnischen und Ostermarkgrafen, Heinrich des Erlauchten, Landgraf Ludwig der Heilige, der für seinen Mündel dem Landgerichte zu Delitzsch im J. 1222 vorsaß: Delix in Orientalis Marchie provinciali [26]). Der Ort Delitzsch zeigt, daß hier vom Osterlande, nicht von der Lausitz die Rede. In der Urk. von 1221 wird der meißnischen und Ostermark auf eine Weise gedacht, daß darunter auch eher das Osterland, als die Mark Lausitz verstanden werden muß. Wie aber kommt das Osterland zur Benennung Ostermark [27])? Lebte vielleicht die alte Ostermark wieder auf? Wir glauben nicht, daß die alte Ostermark als wirkliches Markgrafenthum wieder auflebte, sondern die neuentstandene Landschaft Osterland ward Ostermark genannt, weil sein Herr Markgraf war, und vorzüglich, weil der Graf Dedo von Groitzsch, welches weder im Meißner- noch Pleißnerlande, sondern in dem noch übrigen Osterlande lag, Markgraf von Lausitz geworden, wegen seines Sitzes im Osterland Ostermarkgraf genannt worden war, ein Titel, den seine Nachfolger dergestalt annahmen, daß sie auch die Benennung Mark auf die Landschaft Osterland übertrugen. Landgraf Ludwig der Heilige als Vormund Heinrichs des Erlauchten des meißnischen und Ostermarkgrafen, wie er sich nannte, besuchte das Osterland häu-

25) So Weiße, Gesch. der kursächs. Staatsrn. 1. Bd., welcher zugleich die Ansichten Kreyßig's in der Abhandlung von dem Osterlande, in seinen Beiträgen zur Historie derer kur- und fürstl. sächs. Lande 3. Th. S. 570 und 580, der den Grund der Benennung des Osterlandes in alten Colonien der Ostsachsen sucht, die sich daselbst sollen niedergelassen, und derer bestreitet, welche den Grund in der östlichen Lage jener Länder gegen Thüringen finden.

26) Urk. bei *Horn*, Henricus Illust. p. 294. Dipl. II. Er ist S. 199, 220, 252, 253, wiewol vergeblich, sehr bemüht, das Räthsel der Bezeichnung der Lausitz durch Ostermark und der Markgrafen von Lausitz durch Markgrafen im Osterlande zu lösen.

27) Richter (sächs. Historie der ersten Markgrafen in Meißen, S. 29) löset diese Frage dadurch, daß er behauptet, daß Markgraf Konrad der Große Dietrichen seine Markgrafschaft zwischen der Saale und Elbe und die Markgrafschaft Niederlausitz vererbt. Dieser Dietrich habe sich meistens in der Marchia zwischen der Saale und Elbe, damals Marchia Orientalis genannt, aufgehalten, und die Niederlausitz dieser Marchiae Orientali incorporirt, sodaß von der Zeit an auch die Niederlausitz Marchia Orientalis geheißen worden. Aber er nannte sich Dietrich gar nicht Ostermarkgraf, sondern Markgraf von der Lausitz, und in andern Urkunden, wo er als Zeuge erscheint, wird er bald Markgraf von der Lausitz, bald Markgraf von Landsberg, nämlich von seinem Sitze, genannt. Der Verfasser des lauterberger Zeitbuches nennt ihn S. 185 und anderwärts Marchio Orientalis, er sagt an andern Stellen, daß jetzt die Mark Lausitz Ostermark genannt werde; er nennt Dietrichen also Ostermarkgraf, nicht als wenn zu Dietrich's Zeit die Mark Lausitz schon Ostermark geheißen, sondern weil zu des Verfassers Zeit die Lausitz Ostermark hieß, und versteht unter Marchio Orientalis Markgraf von der Lausitz. Die Frage, wie die Mark Lausitz den Namen Ostermark erhalten, löset Limmer dadurch, daß er S. 234, wo er vom Markgrafen Dietrich I. von der Lausitz redet, sagt, es habe von jetzt aufgekommen angefangen, daß man die Niederlausitz, als welche diesem Dietrich I. ebenfalls mit gehört, von ihrer östlichen und getrennten Lage vom Osterlande, da Meißen noch dazwischen lag, die östliche „Marge (Marchiam Orientalem) zu nennen pflegte, doch aber nicht auch das Osterland (Osterlandiam)." Aber diese östliche Lage hatte auch früher bestanden, und Meißen früher dazwischen gelegen, warum ward daher erst Graf Dedo von Groitzsch, als er Markgraf von der Lausitz geworden, östlicher Markgraf genannt? Diese Frage haben wir oben beantwortet.

sig zum Besten des Friedens, zerstörte namentlich im J. 1226 die Raubschlösser Sulzi und Kalkenrugk. Als Heinrich der Erlauchte sich von seinen Söhnen um das J. 1263 sonderte, erhielt Albrecht die Landgrafschaft Thüringen und Pfalzgrafschaft von Sachsen, und Dietrich, nach dem Ausdrucke der altzellischen Jahrbücher, die Mark Landsberg und die Grafschaft Groitzsch, und nach dem Ausdrucke der Landgrafengeschichte das Osterland der Sachsen und die Markgrafschaft Landsberg. Dietrich nennt sich Markgrafen von Landsberg, und sein Vater, der die Titel Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen ablegte, nennt sich meißnischen und Ostermarkgrafen fort, und that dieses, da sein Sohn das Osterland hatte, also in Beziehung auf die Mark Lausitz. Markgraf Dietrich der Weise von Landsberg starb im J. 1285, und ihm folgte sein Sohn Friedrich Teut, der sich auch Markgrafen von Landsberg nennt. Nach dem Tode Heinrichs des Erlauchten im J. 1288 nannte sich Friedrich Teut meißnischen, östlichen und von Landsberg Markgrafen im J. 1289, trat mit seinem Vatersbruder Landgraf Albrecht als Markgraf von Meißen auf, und gerieth mit Albrechts Söhnen Friedrich dem Freudigen und Dietrich dem Jüngern in Zwist. Im J. 1288 schreibt sich Dietrich der Jüngere zum ersten Male Markgraf von der Lausitz, und vom J. 1289 bis 1303 östlichen und Lausitzens (oder bisweilen lausitzischen) Markgrafen. Nach Friedrich Teut's Tode ward sein Bruderssohn, Friedrich der Freudige, von den Städten, den hohen Herren und Grafen des Meißner- und Osterlandes gerufen und als Markgraf angenommen. Sein Vater Albrecht bekriegte ihn mit Hilfe der Markgrafen von Brandenburg und der Grafen von Anhalt, und verheerte schrecklich das Oster- und Meißnerland, bis Friedrich und Dietrich den 26. Erntemond 1293 über die in das Osterland gedrungenen Feinde einen großen Sieg gewannen. Albrecht, der bereits im J. 1291 Landsberg an den Markgrafen von Brandenburg verkauft hatte [28]), sodaß sich dieser nun Otto Brandenburger und von Landsberg Markgraf schrieb, verkaufte [29]) nun das Thüringer-, Meißner- und Osterland an den König Adolf. Nach der Verheerung Thüringens im J. 1294 brachte Adolf dem Osterlande gleiches Loos, zerstörte namentlich das feste Schloß Groitzsch von Grund aus. Leipzig nahm ihn auf, und viele andere Städte und viele Edle, Freie und Rittersleute leisten Adolfen den Lehnseid, sodaß Friedeich und Dietrich fast das ganze Osterland verloren. Im J. 1295 kam Adolf wieder ins Osterland, namentlich nach Altenburg, sodaß hier unter Osterland nicht blos die Landschaft Osterland, sondern Oster- und Pleißnerland zugleich zu verstehen. Adolf machte sich in diesem Jahre zum Herrn des Meißnerlandes und setzte über das Meißner-, Oster- und Pleißnerland den Grafen Heinrich von Nassau. Friedrich eroberte durch einen nächtlichen Überfall Rochlitz, fing in Verbindung mit seinem Bruder, dem Markgrafen Dietrich von der Lausitz, den Grafen von Nassau, zwischen Döbeln und Dschatz, und zwang ihn zur Herausgabe mehrer Orte. Als Heinrich von Nassau bei der Nachricht von seines Bruders Tode aus der Haft entflohen, wandte sich das Osterland wieder zu Friedrich. Dietrich verkaufte im J. 1304 die Mark Lausitz, und wenn sich Friedrich der Freudige und seine Nachkommen in den teutschen Urkunden Markgrafen in dem Osterlande, und in den lateinischen Marchiones Orientales nennen [30]), so hat dieses keine Beziehung mehr auf die Lausitz, um so mehr, da Dietrich schon, als er die Lausitz noch hatte, sich Orientalis et Lusatiae Marchio nannte. König Adolf verfolgte die Ansprüche auf das Osterland und die übrigen Länder des meißnischen Hauses, und sandte im J. 1307 ein großes Heer in das Osterland. Friedrich und Dietrich sammelten ihre Kriegsmacht in Leipzig, und den das Osterland verwüstenden Schwaben glückte es übel in der Schlacht bei Lukka den 31. Mai 1307. Um den Advent des nämlichen Jahres starb einer der Sieger, Dietrich zu Leipzig. Friedrich ward von den Osterländern zum Nachfolger seines Bruders angenommen. Der länderfüchtige König Albrecht starb zum Glück für das Osterland, und Friedrich der Freudige ward den 19. Dec. 1310 im Besitze seiner Erblande bestätigt. Die Urkunde nennt: Lantgraviatum Thuringiae et Marchionatum Marchionum Missnensem cum universis eorum dominiis et pertinentiis. Ungeachtet also Friedrich und seine Nachkommen den Titel Markgrafen im Osterlande führten, war Osterland doch kein vom Reich anerkanntes Fürstenthum, sondern galt als eine bloße Herrschaft, die dem meißnischen Fürstenhause gehörte. Auch erhielt Friedrich der Freudige die Regierung des Pleißnerlandes und der Reichsstädte Altenburg, Zwickau und Chemnitz im J. 1311 übertragen. Friedrich der Freudige ward im Kriege mit dem Markgrafen Woldemar im J. 1312 gefangen und mußte die härtesten Bedingungen eingehen. Die Festungen des Osterlandes wurden auf des Markgrafen Befehl durch die Vögte den Markgrafen von Brandenburg übergeben. Die Vögte des Pleißnerlandes

28) S. F. Wachter 2. Bd. S. 302. 3. Bd. S. 42, 43, 86, 89, 119—123, 140—143. 29) Limmer (S. 338) erklärt diesen Verkauf für ein Mährchen, und Adolf's Ansprüche als Ansprüche auf die durch den Tod Friedrich Teut's an das Reich gefallene Lehn. Diesem widerspricht aber die von dem Peter, Erzbischofe von Mainz und dem Grafen Berthold von Henneberg für König Heinrich VII. 1310 ausgestellte Urkunde (bei F. Wachter. 3. Bd. S. 194), durch welche der König und das Reich allen Ansprüchen auf Friedrich's des Freudigen Erblande entsagt: Renunciantes pro praefato Domino nostro Rege Romanorum et Imperio omni actioni, quae sibi et dicto Imperio super eisdem Lantgraviatu, Marchionatu et Dominiis competere videbatur. Jure tamen feodi dicto Domino nostro Henrico Romanorum Regi et Imperio in omnibus semper salvo. Hier werden mit den deutlichsten Worten noch andere Ansprüche als die des Lehnrechts erwähnt, und hierdurch die Erzählung der Zeitbücher vom Länderverkauf Albrechts bestätigt.

30) Nicht blos in der spätern Übersetzung der dobrilugkischen Urkunden wird Orientalis Marchio durch Markgraf in dem Osterland übertragen, und von Geschichtschreibern, wie z. B. von dem Verfasser des thüringischen Zeitbuches bei Schöttgen und Kreyßig (Diplom. et Scriptt. T. I. p. 97), sondern auch die teutschen Urkunden selbst geben Marchio Orientalis durch: Markgraf in dem Osterlande.

wollten es nur thun, wenn sie ihr Herr mit dem Munde dazu mahne, ein Brauch, welcher bei Überweisungen der Mannen an einen andern Herrn statt hatte. So befreiten die Vögte des Pleißnerlandes ihren Herrn durch Legung eines Hinterhaltes, und er eroberte die Festen des Osterlandes wieder [31]). Friedrich der Freudige führte den Titel: **Fridericus Dei gratia Thuringiae Lantgravius, Misnensis et Orientalis Marchio Dominusque terrae Plyssenensis**, so auch Friedrich der Ernsthafte, bis die Mark Landsberg im J. 1347 durch Kauf von Braunschweig, welches sie von Brandenburg erhalten, zurückgebracht ward, und nun lautet, da im J. 1344 auch die Grafschaft Orlamünde erworben war, Friedrich des Ernsthaften und seiner Nachfolger Titel: Landgraf zu Thüringen, Markgraf zu Meißen, in dem Osterlande und zu Landsberg, Grafen zu Orlamünde und Herr des Landes zu Pleißen. Die Landschaft Osterland und die Mark Landsberg sind jedoch streng zu unterscheiden, wiewol ältere Geschichtschreiber aus Erinnerung an ältere Verhältnisse sie verwechseln, so wenn der Verfasser des thüringischen Zeitbuchs bei Schöttgen und Kreyßig (S. 104) sagt: und das Land zu Landisberg, das man nennt das Osterland, das gefiel (fiel zu) dem ältesten Bruder Friedrich dem Gutlichen und seinen Kindern. Friedrich der Gutliche ist der, der später der Strenge genannt ward, und der Verfasser des genannten Zeitbuchs meint die Örterung vom J. 1379. In dieser Örterung schickten die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen: Friedrich, Balthasar und Wilhelm, alle ihre Lande in drei Orte, also daß das Land zu Thüringen ein Ort, das Osterland der andere Ort, und das Land zu Meißen der dritte Ort sein und einem der drei Orte Wilhelm und den beiden andern Orten Friedrich und Balthasar mit einander vorstehen sollten [32]). In der Urkunde wird weiter immer blos von den drei Orten, Thüringen, Osterland und Meißen gesprochen, und des Pleißnerlandes nicht gedacht. Osterland wird also hier in einer weitern Bedeutung, und nicht als Gegensatz zum Pleißenland genommen, und die Landschaft Osterland, die wir im Gegensatz zu Meißen und dem Pleißenlande haben kennen gelernt, hat nun eine bedeutende Erweiterung erlitten. Herren zu Pleißenland nennt sich zwar Friedrich der Streitbare bisweilen noch, aber dieses ist blos noch als eine alte Erinnerung zu betrachten, und Pleißenland steht nun nicht mehr neben der Landschaft Osterland da, sondern ist zu ihr geschlagen. Nach Friedrichs des Gutlichen oder Strengen Tode im J. 1381 kam es im J. 1384 zwischen Balthasar und Wilhelm und ihren Brudersöhnen, Friedrich, Wilhelm und Georg, zur Erbtheilung, und die letztern drei erhielten zusammen als dritten Theil: Burgau, Lobdaburg, Jena, Dornburg, Nebra, Orlamünde, Arnshaug, Neustadt, Triptis, Auma, Ziegenrück, Berga, Windberg [33]), Kamburg, Bürgel, Eisenberg, Rauenburg das Haus [34]), Weißenfels, Groitzsch, Pegau, Altenburg, Ehrenberg, Kohren, Kahla, Brandenstein, Weißenburg (Weißenberg), Leipzig und das Kloster Saalfeld. Die Landschaft Osterland war in diesem größtentheils mit enthalten, aber doch nicht ganz, da z. B. Delitzsch fehlte. Was wir Landschaft Osterland genannt haben, nämlich das Osterland im Gegensatze zur Mark Meißen und der Herrschaft Pleißenland, hat nun aufgehört. Aber die Geschichte des Namens Osterland ist noch nicht zu Ende, denn Osterland hieß nun das durch diese Theilung entstandene Fürstenthum, und seine Beherrscher wurden die Fürsten aus dem Osterlande genannt [35]). Nachdem wir die Geschichte des Namens Osterland so weit verfolgt haben, schreiten wir nun zu der Betrachtung der wichtigsten Urkunde, zu der Urkunde, die so sehr verwirrend gewirkt hat, weil man sie zur Bestimmung der Grenzen des alten Osterlandes gebraucht hat, nämlich zur Theilungsurkunde [36]) vom J. 1445, in welcher Herzog Wilhelm und Kurfürst Friedrich II. zu dem Theile zu Thüringen aus dem Osterlande schlagen Weißenfels, Altenburg, Weida, Arnshaug mit Neustadt, Syrreberg (Sparrenberg), Triptis, Auma, Rahnis, Pößneck, Saalfeld, Orlamünde, Leuchtenburg, Kahla, Burgau, Jena, Windberg, Bürgel und Eisenberg, und zudem Theile zu Meißen schlagen sie die Orte des Osterlandes und Voigtlandes, nämlich Leipzig, Pegau, Groitzsch, Borna, Naumburg mit Freiberg (d. h. die Neuenburg und Freiburg) und Mücheln, Zwickau, Stollberg, Mila, Schmölln, Ronneburg, Schönfels, Werda, Krimitzschau, Voigtsberg, Olsnitz und Adorf, das Kloster Grünhain, mit den Grafen und Herren, den von Plauen zu Greitz, den Herren von Schönburg, und den Herren von Donyn zu Urbach, Caspern Schlick und seinen Erben mit Schöneck und den Lehen mit dem Schloß Elsterburg und Schwarzenberg. Diese Urkunde hat man benutzt, um die eigentlichen Grenzen des Osterlandes und die Orte darin festzustellen [37]). Aber wir vermissen darin z. B. Delitzsch, welches wir als Landgericht der Ostermark, d. h. der Landschaft Osterland, kennen gelernt haben. Ferner finden wir Orte als zum Osterlande gehörig bezeichnet, die in dem Osterland in der gewöhnlichen Bedeutung nicht lagen, z. B. Dornburg, Jena und Orlamünde, welches im thüringer Lande lag, indem hier die Saale die Grenze des thüringer Landes [38]) und des Osterlandes [39]) machte. Als osterländisch werden daher diese und andere Orte bezeichnet, nicht weil sie im Osterland in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gelegen,

31) F. Wachter. 3. Bd. S. 152, 155, 160—164, 175—177, 193, 194, 202, 203. 32) Urk. bei Lünig, Des teutschen Reichs-Archivs Part. Special. Cont. II. 4. Abth. N. XVII. S. 191, 192. 33) Nämlich das vormalige Schloß auf dem Hausberge bei Jena.

34) Nämlich die Neuenburg, die jetzt das freiburger Schloß genannt wird. 35) So z. B. vom Verfasser des thür. Zeitb. bei Schöttgen und Kreyßig. S. 105: die jungen Fürsten aus dem Osterlande. 36) Bei Lünig a. a. O. N. 32. S. 222—225. 37) So z. B. Glafey, Kern der Gesch. d. thür. und fürstl. Herz. zu Sachsen. 1. Bdch. 5. Cap. 4. Aufl. S. 49. 38) S. die alte ausführliche Grenzbestimmung Thüringens, welche in die Legende des heil. Bonifacius eingeflochten ist, bei *Menckenii* Script. 39) S. z. B. Auszug der Urk. von 1344 bei Zopius, Schwarzb. Chr. bei Schöttgen und Kreyßig 1. Th. S. 540: Andere Festen und Güter, jenseit der Saale im Osterlande gelegen.

Digitized by Google

sondern weil es Orte waren, die in der Erbtheilung vom 1382 zu dem Fürstenthume geschlagen worden waren, dessen Hauptbestandtheil im Osterlande lag, und das deßhalb Osterland hieß. Dieses Fürstenthum Osterland vom J. 1382 und die daraus fließenden Bezeichnungen der Urkunde vom J. 1445 haben dem Namen Osterland den Begriff gegeben, in welchem es jetzt gewöhnlich gebraucht wird, nämlich einmal als vorzugsweise Bezeichnung für das Pleißenland, und zweitens in gelehrter Bedeutung auch weiter namentlich auf den Orlgau ausgedehnt. Doch finden wir den Namen Osterland bis zum Fürstenthume vom J. 1382 nirgends auf Orte des Orlgaues angewendet, und keine Stelle, welche zur Annahme berechtigte, daß der Orlgau auch in jenen frühern Zeiten zum Osterlande gerechnet worden. Wir finden vielmehr den Orlgau (s. d. Art.), wenn vom Kriegszuge die Rede, blos durch Orlgau bezeichnet.

(*Ferdinand Wachter.*)

Osterliche Zeit, O. Beichte, s. Beichte.

OSTERLINGE (Osterlingi), werden genannt: 1) die Ostsachsen oder Ostfalen *), 2) nannte man Osterlinge die Kaufleute von der Ostsee, und weil diese ein so bedeutender Bestandtheil des Hansebundes waren, so wurden die hanseatischen Kaufleute überhaupt die Osterlinge genannt **). (*Ferdinand Wachter.*)

OSTERLIUDI, AUSTRELIUDE, Ostleute, 1) die Ostfranken, so sagen die Annal. Metens. zum J. 687: *orientalium* Francorum, quos illi propria lingua Osterliudos vocant [1]); 2) die Ostsachsen, Ostfalen, so was bei Einhard, Annales zum J. 775, Ostfalai heißt, wird in der entsprechenden Stelle an den Annal. Laurissens. zum nämlichen Jahre: Austreleudi. Saxones [2]), genannt, und der Poëta Saxo sagt zum J. 772:

— — — — regnatum solis ad ortum
Inhabitant Osterliudi, quos nomine quidam
Ostvalos alio vocitant,

und erzählt nun weiter, wie ihre Grenzen die Slaven verheerten [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

OSTERMANN (Andreas Graf von), der Stammvater des noch jetzt in Rußland blühenden Geschlechts, war der Sohn eines Lutherischen Predigers in Bokkum in der Grafschaft Mark und hieß Heinrich Johann Friedrich vor seinem Übertritte zur griechischen Kirche. Er hatte das Unglück, in Jena, wo er studirte, einen seiner Commilitonen im Duell zu tödten, floh deshalb nach Holland, kam hier, nach Einigen durch den damaligen russischen Gesandten im Haag, den Fürsten Kurakin, in russische Dienste, nach Andern hat ihn der russische Vicadmiral Cruys (Kreuz), ein Holländer von Geburt, bewogen, als Hofmeister seiner Kinder nach Rußland zu gehen. Er kam 1704 dahin, lernte sehr bald Russisch, sodaß er die Sprache mit großer Leichtigkeit und wie seine Muttersprache schriftlich und mündlich handhaben konnte. Der Vicadmiral verschaffte ihm eine Anstellung als Fähndrich auf den Galeeren; er wurde nach einiger Zeit Lieutenant und bald darauf nahm ihn der Admiral zu seinem Secretair an. Da traf es sich nach einigen Jahren, daß der Kaiser Peter I. grade auf des Admirals Schiff sich begeben hatte und hier einige geheime Depeschen ausgefertigt haben wollte; auf des Kaisers Verlangen empfahl der Admiral ihm Ostermann, als durch Geschicklichkeit und Verschwiegenheit gleich sehr dazu geeignet, und diese Eigenschaften fand Peter nach mehren Versuchen in solchem Grade an ihm bestätigt, daß er ihn zu seinem eigenen Secretäre machte. Nach und nach erwarb er sich immer mehr das volle Vertrauen seines Herrn, der ihn in den wichtigsten und geheimsten Geschäften gebrauchte. Einen wesentlichen Dienst leistete er ihm 1711, wo er den für die damalige Lage der russischen Armee, die ganz von den Türken eingeschlossen war, immer noch vortheilhaften Frieden am Pruth zu Stande brachte; einen noch wesentlichern im J. 1721, wo er den für Rußland höchst günstigen Frieden zu Nystadt als zweiter Bevollmächtigter unterzeichnete; der Zar erwarb durch denselben Esthland, Livland, Ingermannland und einen Theil von Karelien; seiner Schlauheit insbesondere verdankte er die Abtretung von Wyburg. Zur Belohnung dafür wurde Ostermann in den Freiherrnstand erhoben und zum geheimen Rath ernannt. Im J. 1723 nach dem Falle des Freiherrn v. Schafirow wurde er Reichs-Vicekanzler. Peter I. verheirathete ihn an eine russische Dame aus einer der vornehmsten Familien, eine geborene Strrschnew (die zweite Gemahlin des Zar Micháilow Frodorowitsch Románow und die Mutter des Zaren Alexéi Michailowitsch war eine geborene Streschnew), die ihm ein großes Heirathsgut mitbrachte, und mit der er zwei Söhne und eine Tochter hatte. — Nicht weniger als von Peter I. wurde der Freiherr v. O. von der Kaiserin Katharina I., der Witwe und Nachfolgerin desselben, ausgezeichnet; sie ernannte ihn zum Oberst-Hofmeister ihres Stiefenkels, des Prinzen Peters Alexéjewitsch, nachherigen Kaisers Peters II., während der Fürst Alexis Dolgorukoj zum Unterhofmeister bestellt ward; Ostermann nahm sich, soweit es sein Staatsamt irgend zuließ, der Erziehung des jungen Fürsten mit allem Eifer an, entwarf auch einen, später durch den Druck bekannt gemachten, Studien- und Erziehungsplan, der noch heute Beachtung verdienen würde. In ihrem Testament ernannte die Kaiserin ihn zum Mitgliede des Regentschaftsrathes, welcher während der Minderjährigkeit ihres Stiefenkels die Regierung führen sollte; hier wußte Ostermann mit großer Klugheit jeden Schein ehrgeiziger Absichten zu vermeiden, indem er sich stellte, als ob er ausschließend für sein Erziehungsgeschäft lebe und auf diese Weise dem Argwohne des unter Katharina und im Anfange der Regentschaft all-

*) So vom Poëta Saxo in der Reinecc. Ausgabe und bei *Leibnitz*, Script. Brunsv. T. I. p. 121, 124, wofür jedoch die ältere Lesart Osterliudi ist. Vergl. *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 224, 231 und den Art. Osterliudi. **) Lüneburger Zeitbuch bei *Leibnitz*, Script. T. III. p. 209, 210.

1) Annal. Metens. bei *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Script. T. I. p. 315. 2) Annal. Laurias. bei demselb. a. a. O. S. 151. *Einhardi* Annal. a. a. O. S. 155. 3) Poëta Saxo bei demf. S. 224, vergl. S. 231, wo er wieder Osterliudi für Ostfalen braucht.

mächtigen Fürsten Mentschikow zu entgehen. Im J. 1730 wurde er in den Grafenstand erhoben. Während der Krankheit des jungen Kaisers, welcher in diesem Jahre an den Kinderblattern starb, war der Graf keinen Augenblick von seinem Bette gewichen; um desto weniger konnte es auffallen, als er nach dem Tode seines Zöglings sich unter dem Vorwande großer Ermüdung und Krankheit in sein Haus zurückzog und von den Sitzungen des Staatsraths entfernt hielt; durch zur gelegenen Zeit vorgespiegelte Krankheit hat dieser Minister sich überhaupt öfters gefährlichen Lagen entzogen und eine so hohe Stellung so lange behaupten können; dies Mal trauete er wol nicht dem Glücke der neuen Machthaber, der Dolgorukojs, welche den jungen Kaiser mit ihrer Schwester verlobt hatten und auch nach dessen Tode die Regierung fortführen wollten. Sie hatten gleich, nachdem dies Ereigniß eingetreten war, in Moskau nach dem Kreml eine Versammlung des Senats, des Staatsraths und der vornehmsten Generale berufen, ihr den Tod des Kaisers angezeigt, sie zur Wahl eines neuen Herrschers aufgefodert und mit Übergebung der Töchter Peters des Großen, der Elisabeth und Anna Petrowna, die Wahl auf die jüngere Tochter des ältern Bruders Peters I., die Anna Iwanowna, verwitwete Herzogin von Kurland, welche damals in Mietau lebte, gelenkt; ebendiese Entfernung war wol die Ursache, warum man sie ihrer ältern in Moskau lebenden Schwester, der Herzogin von Mecklenburg, vorzog, indem man sich schmeichelte, in der Zwischenzeit eine aristokratische Regierung dergestalt befestigen zu können, daß die neue Kaiserin sich jede Bedingung würde gefallen lassen müssen, unter der man ihr die Regierung übertragen wollte. Es wurde eine Wahlcapitulation entworfen, durch welche die Kaiserin sich verbindlich machte, nicht anders als nach dem Gutachten eines aus den vornehmsten Großen des Reichs gebildeten geheimen Staatsraths regieren und nicht ohne seine Einwilligung heirathen oder einen Erben ernennen zu wollen. Gefügig unterschrieb Anna die ihr vorgelegten Bedingungen, aber nach ihrer Ankunft in Rußland, auf den Rath Ostermanns, ihres ehemaligen Lehrers, und ermuntert von andern Hofleuten zerriß sie in einer Sitzung des zu dem Ende zusammenberufenen Staatsraths und Senats eigenhändig die Capitulation und erklärte sich zur unumschränkten Kaiserin; die Nation, welche die Oligarchie der Großen nicht ertragen mochte, nahm die Veränderung freudig an. Graf Ostermann, der jetzt wieder gesund wurde und sich durch seinen Rath das höchste Vertrauen der Kaiserin erworben hatte, erhielt eine hohe Stelle in dem neuen Kabinetsrathe; als Vicekanzler und Kabinetsminister leitete er die auswärtigen Angelegenheiten und wußte sich während der 10jährigen Regierung Anna's auf dem schlüpfrigsten Boden neben dem allmächtigen Günstlinge Biron, dem Feldmarschall Münnich und dem Großkanzler Grafen Golowkin zu behaupten. Er war gegen den im J. 1736 begonnenen türkischen Krieg, der gleichwol so vortheilhaft für Rußland als nachtheilig für Österreich endete. Auf seinen Rath verheirathete die Kaiserin ihre Nichte, die Prinzessin Anna Carlowna, Tochter ihrer ältern Schwester Anna und des Herzogs von Mecklenburg Karl Leopold, an Anton Ulrich Herzog von Braunschweig den 14. Juli 1739; und als sie im Herbste des J. 1740 erkrankte, ernannte sie ihren Neffen, den Prinzen Iwan, zum Großfürsten und Thronfolger; auch dazu hatte Graf Ostermann gerathen und sich zu diesem Ende, nachdem er mehre Jahre wegen Lähmung der Füße, oder weil ihm das Vorgeben derselben nützlich schien, die Stube gehütet, sich nach Hofe tragen lassen. Die von der Kaiserin getroffene Wahl wurde bekannt gemacht und alle, auch die Prinzessin Elisabeth und die Ältern des jungen Prinzen, mußten dem künftigen Kaiser schwören. Der Herzog Biron von Kurland hatte auf diese Weise die Prinzessin Anna, trotz ihres nähern Anrechtes, von der Thronfolge ausgeschlossen und dieselbe dem Kinde, ihrem Sohne, übertragen, damit er unter dessen Namen die Regierung führte; sehr bald wußte er auch durch seine Ränke es dahin zu bringen, daß die Kaiserin ihn zum Reichsverweser ernannte, bis daß der Kaiser Iwan III. das 17. Jahr erreicht haben würde. Anna starb den 28. October 1740. Der Regent aber, der Herzog von Kurland, behandelte mit der größten Strenge und dem verletzendsten Übermuthe jeden, der sich einfallen ließ, seinem Regimente sich zu widersetzen, überhäufte die Prinzessin Anna und ihren Gemahl mit Kränkungen jeder Art, schonte selbst den Feldmarschall Münnich nicht und veranlaßte so, daß diese drei Personen sich zu seinem Sturze vereinigten; Münnich ließ ihn den 18. Nooember 1740 Morgens 2 Uhr durch seinen Generaladjutanten, Obristlieutenant Mannstein, arretiren; dasselbe Schicksal hatten die bedeutendsten seiner Anhänger und Verwandten; er wurde zunächst nach Schlüsselburg gebracht und von da im Mai nach Sibirien. Gleich nachdem die Arretirung Birons gelungen war und die in Petersburg liegenden Regimenter sich vor dem Winterpalaste versammelt hatten, erklärte die Prinzessin Anna sich zur Großfürstin von Rußland und Reichsoerweserin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, ließ sich auch als solcher förmlich schwören. Den 22. Nov. theilte sie verschiedene Belohnungen aus, ernannte den Prinzen, ihren Gemahl, zum Generalissimus aller russischen Truppen, Münnich zum ersten Minister und Ostermann zum Oberadmiral, welche Stelle schon einige Jahre unbesetzt geblieben war. Dies scheint mehr eine nominelle Ehre gewesen zu sein, die ihn vielleicht für den Verlust des auf seinen beständigen Gegner, Münnich, übergegangenen reellen Einflusses trösten sollte. Aber von Münnich war nicht allein der Graf Ostermann beleidigt und verletzt worden, sein ungemessener Ehrgeiz hatte den Prinzen Anton Ulrich selbst nicht geschont; um so leichter wurde es Ostermann, der sich jetzt öfters zur Großfürstin tragen ließ, obgleich er unter der Kaiserin Anna mehre Jahre lang nicht sein Zimmer verlassen hatte, durch Einflüsterungen beim Prinzen und bei der Prinzessin die Verabschiedung Münnichs zu bewirken; die auswärtigen Angelegenheiten kamen wieder unter Ostermann, die innern unter dem Großkanzler Graf Golowkin. Zwischen diesen beiden Ministern bestand aber

ebenso wenig als zwischen der Großfürstin und ihrem Gemahle selbst ein ganz freundliches Verhältniß, und als Anton Ulrich sich mehr dem Grafen Ostermann hingab und dessen Rath allein befolgte, so bewies die Prinzessin dagegen dem Golowkin ihr ganzes Vertrauen und ließ nicht wenige Angelegenheiten durch ihn allein besorgen, ohne davon ihren Gemahl oder Ostermann in Kenntniß zu setzen. Am Hofe gab es damals eine österreichische und eine preußische Partei; Ostermann hielt es mit der letztern. Das geringe Einverständniß zwischen der Großfürstin und ihrem Gemahle, sowie unter ihren Hauptministern, hat wol nicht wenig zu dem glücklichen Erfolge derjenigen Verschwörung beigetragen, durch welche die Prinzessin Elisabeth auf den Thron gekommen ist, indem die Großfürstin keiner der Nachrichten glauben wollte, die ihr Ostermann über die Absichten der Elisabeth, die Anschläge L'Estocq's, ihres Wundarztes, und die Verhandlungen beider mit dem französischen Gesandten de la Chetardie hinterbrachte; sie lachte ihn aus, und als dieselben Nachrichten auch selbst aus fremden Ländern bestätigt worden waren, als sich nicht zweifeln ließ, daß Elisabeth mit französischem Gelde mehre Soldaten des Preobraschenskischen Regiments bestochen hätte, waren einige Thränen der Elisabeth hinreichend, um jeden Verdacht bei der Großfürstin zu verscheuchen. Aber diese Unterredung bewog die Verschwornen, nicht länger zu zögern; den 5. Dec. 1741 um Mitternacht begab sich Elisabeth in Begleitung von Woronzow und L'Estocq in die Kaserne der Grenadiere vom Preobraschenskischen Regimente, von dem schon im voraus 30 Mann gewonnen worden waren; durch diese wurden jetzt 300 Mann Gemeine und Unterofficiere herangezogen und an der Spitze dieser eilte sie nach dem Winterpalaste, nahm hier die Großfürstin, ihren Gemahl, ihre Kinder gefangen und ließ darauf durch verschiedene Truppendetachements die Hauptanhänger der gestürzten Regierung und unter diesen natürlich obenan Ostermann, Münnich und Golowkin einziehen. Die Kaiserin Elisabeth ernannte eine aus mehren Senatoren und russischen Grafen gebildete Commission, welche die Gefangenen verhören und ihnen das Urtheil sprechen sollte. Dem Grafen Ostermann wurde unter andern zur Last gelegt, als hätte er durch seine Ränke die Ausschließung der Prinzessin Elisabeth und die Wahl der Prinzessin Anna bewirkt und das Testament der Kaiserin Katharina I. unterschlagen; beide Beschuldigungen waren gleich unbegründet. Das Urtheil lautete gegen ihn dahin, daß er lebendig gerädert werden sollte; aber als er schon das Blutgerüst bestiegen hatte, schon auf dem Block ausgestreckt lag, kam seine Begnadigung an; seine Strafe wurde in lebenslängliche Verbannung nach Sibirien verwandelt. Er wurde nach Beresow in der Statthalterschaft Tobolsk, 460 Meilen von Petersburg, gebracht, wohin ihn seine Gattin begleitete. Die Grafen Ostermann, Münnich und Löwenwolde ertrugen ihr Unglück mit großer Würde und unterrichteten die Kinder des Gouverneurs und anderer Einwohner. Ostermann starb in Beresow 1747, etwa 65 Jahre alt. Seine Söhne, die unter der Prinzessin Anna Hauptleute bei der Garde waren, womit der Rang eines Oberstlieutenants in der Armee verknüpft ist, wurden in den Fall ihres Vaters insoweit mit hereingezogen, daß sie nur als Capitains in die Armee versetzt wurden; doch stieg in der Folge der ältere zum Generalmajor und der jüngere wurde als Gesandter an den schwedischen Hof geschickt; die Tochter heirathete einige Zeit nach dem Unglück ihres Vaters einen Baron von Tolstoy, Oberstlieutenant bei der Artillerie; ihre Kinder wurden von ihren Brüdern, da sie selbst keine hatten, adoptirt, und führten seitdem den Namen Ostermann-Tolstoy; ein General dieses Namens hat sich in den Kriegen 1813—15 namentlich in der Schlacht bei Kulm ausgezeichnet. — Der Graf Andreas Ostermann besaß unstreitig ungemeine Eigenschaften eines Staatsmannes, genaue Kenntniß der politischen Verhältnisse Europa's, viel Verstand, Gewandtheit und große Arbeitsamkeit; dabei war er unbestechlich, ganz besonders aber zeichnete er sich durch die damals vorzüglich an einem Staatsmanne geschätzten Eigenschaften aus, durch Schlauheit, Verstellungskunst und Verschwiegenheit; was er schrieb oder sprach, war so studirt, vieldeutig, daß er nicht leicht compromittirt werden konnte; stundenlang konnte er sich mit auswärtigen Gesandten unterhalten, ohne daß diese dadurch über seine Absichten auch nur das Geringste hätten entdecken können; Krankheit und Thränen standen ihm, je nachdem er sie brauchte, zu Gebot. Auf der andern Seite aber war er höchst mistrauisch und eifersüchtig auf seine Auctorität, sodaß er im Kabinet keinen Rivalen neben sich zu ertragen vermochte. — Bemerkenswerth ist noch seine große Unreinlichkeit, „in der er es Russen und Polen noch zuvorthat; seine Bedienten gingen gemeiniglich wie Bettler, sein Zimmer war schmutzig, das Silbergeschirr, dessen er sich täglich bediente, sah wie Blei aus, und seine Kleidung war in den letzten Jahren, wo er, blos um sich zu Tische zu setzen, sein Kabinet verließ, schmutzig bis zum Ekelhaften *)." (*H.*)

Ostermesse, s. Messe.

OSTEMUNDINGEN, auch **OSTERMANNINGEN**, reformirtes Pfarrdorf, eine halbe Stunde von Bern mit 446 Einwohnern. Es ist bemerkenswerth wegen eines trefflichen Sandsteinbruches, aus welchem alle Bausteine für die Stadt Bern gezogen werden. Es hat seinen Namen von einer jetzt verschwundenen Burg, deren Besitzer, Rudolf von Ostermundingen, im J. 1294 als Mitglied des Rathes zu Bern erscheint. (*Escher.*)

Ostern, s. Osterfest.

OSTERNOHE, ein Pfarrdorf im Landgerichtsbezirke Lauf des bairischen Rezatkreises, mit 51 Feuerstellen. Kirche und Schule sind dem protestantischen Dekanat und der Distrikts-Schuleninspection zu Lauf untergeordnet. Der Ort ist bemerkenswerth, weil er neben einer Mahlmühle auch eine Glasschleifmühle hat, in welcher letztern viele Gläser für Erlangen, Fürth und Nürn-

*) Historische, politische und militairische Nachrichten von Rußland. Aus dem Französischen des Generals von Mannstein. (Leipzig 1771.) Vergl. auch die Artikel Anna, Biron, Elisabeth, Iwan, Katharina, Münnich ꝛc.

berg geschliffen, polirt und gefaßt, auch viele gläserne Spiegelrahmen verfertiget werden. Auch hat der Ort einer Adelsfamilie den Namen gegeben. Früher war hier der Sitz eines Justiz- und Kameralamts, s. 1. Sect. dieser Encykl. Th. 4. S. 213. (*Fenkohl.*)

OSTERNZUCKER, eine Sorte fein raffinirten Zuckers zum Gebrauche der Israeliten. (*Karmarsch.*)

Ostero, s. Osero.

OSTERODE, 1) Stadt in dem preuß. Regierungsbezirke Königsberg an der Drewenz, welche sich bei der Stadt in zwei Arme theilt, sie umfließt und dann in den westlich liegenden, fischreichen Drewenzsee geht. Sie hat drei Vorstädte, zwei katholische Kirchen und gegen 2000 Einw., die sich mit Ackerbau und Tuchweberei beschäftigen. Auf der Drewenz, welche durch einen Kanal mit dem Schillingsee zusammenhängt, wird viel Holz herabgeflößt. Das Schloß wurde 1270, die Stadt 1302 erbaut. Von ihr hat seinen Namen der

Osteroder Kreis, in NW. an Mohrungen, in N. an Heilsberg, in O. an Allenstein, in NO. an Neidenburg und in SW. an den Regierungsbezirk Marienwerder grenzend. Seine Oberfläche beträgt 27 □ Meilen, worauf 4 Städte, 296 Dörfer und gegen 33,000 Einw. Er wird von der Liebe und Drewenz bewässert und hat viele Seen, worunter der Drewenz- und Schillingsee die bedeutendsten sind. Die Einwohner reden neben der teutschen Sprache auch Polnisch und beschäftigen sich mit Ackerbau, Vieh- und Bienenzucht und Holzhandel.

(*L. F. Kämtz.*)

OSTERODE, 2) die zweite Landstadt im hannöverischen Fürstenthume Grubenhagen, liegt vier Meilen von Göttingen entfernt, am östlichen Vorharz und an dem Flüßchen Söse. In 684 Häusern zählt sie 3300 Einw. Im 9. Jahrh. wird Osterode schon genannt und im J. 924 erhielt es Mauern. 1298 wurde die Neustadt angelegt und ihr von Otto dem Kinde Stadtrechte verliehen. Branntweinbrennerei, Brauerei, Ackerbau und die von Göttingen über den Harz laufende Chaussee sind ihre Hauptnahrungsquellen. Andere sind: Wollenmanufacturen, Baumwollenfabriken, Drellweberei, eine Tafel- und Rollenbleigießerei, eine Schrotgießerei, eine Tabaksfabrik und ein Kupferhammer. Eine halbe Stunde von Osterode liegt die Schachtrupsche Fabrikanstalt Scherenberg, wo Bleiweiß, Walzblei und Schrot von besonderer Güte auf englische Art, wie auch Glätte verfertigt wird. Das Schloß, in den ältesten Zeiten eine Abtei zu St. Jakob, im 14. Jahrh. der Wohnsitz der Herzoge von braunschweig-lüneburg-grubenhagenscher Linie, dann der Sitz der grubenhagenschen Regierung, ist jetzt die Wohnung des königlichen Justizbeamten. Gleich dabei ist die Schloßkirche, vor 70 Jahren auf der Stelle erbaut, wo früher ein Cistercienserinnonnenkloster stand. In der Ägidienkirche ist das Begräbniß der braunschweig-grubenhagenschen Herzoge. Eine dritte Kirche liegt in der Marienvorstadt, und die vierte, die Johanniskirche, liegt auf dem Stadtkirchhofe.

(*F. Gottschalck.*)

OSTERODE (Stammschloß und Geschlecht derer von *Osterode*); das Stammhaus befand sich vor dem osteroder Harzthore zur rechten Hand auf einem etwas erhabenen Hügel, war im J. 1332 noch in gutem Stande, doch zu Anfange des 18. Jahrh. von ihm nebst einem Steinhaufen nur noch der halb verfallene Wartthurm übrig. Von denen von Osterode sind bekannt Werner I. von Osterode, der Voigt, der sich im J. 1130 beim Kaiser Lothar auf dem Reichstage zu Braunschweig befand [1]). Um dieselbe Zeit kommt auch Lüder und sein Sohn Burkhard von Osterode vor. Als Werner's Sohn vermuthet man den Basilius I. von Osterode, welcher sich vielfach bei Kaiser Lothar befand, namentlich in den Jahren 1198, 1209, 1216. Als des Basilius I. Bruder vermuthet man Werner II. von Osterode, der im J. 1221 dem Kloster Walkenried neun Hufen Landes in Thalheim verkauft. Basilius I. von Osterode hatte drei Söhne: Basilius II. und Günzel von Osterode und Basilius von Windhausen, den Stammvater eines Zweiges, der sich von Windhausen (s. d. A.) nannte. Basilius II. und Günzel kommen zum J. 1241 vor, und Basilius II. befindet sich im J. 1247 zu Braunschweig bei Herzog Otto. Basilius' II. drei Söhne: Konrad, Bertram und Lubert, kommen zum J. 1264 vor, Konrad insbesondere 1266. Bertram ward Chorherr im Stifte Simon Judä in Goslar. Ritter Günzel I., Basilius' I. Sohn und Basilius' II. Bruder, hatte sechs Söhne, Albrecht, Burkhard, Günzel II., Eckbrecht, Hermann und Ernst, welche sämmtlich im J. 1269 auf dem Schlosse Berckenstein mit ihrem Vater sechs Hufen Landes bei Mechteshausen (Dorf im Amte Bilderla) nebst zwei Mühlen an das frankenberger Kloster verkaufen. Die drei ersten der genannten Brüder, Albrecht, Burkhard und Günzel II., kommen im J. 1281 und Eckbert in den J. 1266, 1274, 1288 vor. Hermann befand sich im J. 1245 zu Quedlinburg bei Graf Heinrich von Askanien; Ernst ward Chorherr im Stifte Simon Judä. Günzel II. hatte zum Sohne Siegfried, der im J. 1339 als Klerikus, als präsentirter Pfarrer zu Wetelemstede erscheint, zur Tochter Geisa, deren zum J. 1341 gedacht wird. Mit diesen Nachrichten schließt die Reihe derer, welche sich von Osterode nannten, während das Geschlecht selbst durch Basilius von Windhausen (s. d. Art.) bis um das J. 1395 fortlebte [2]).

(*Ferdinand Wachter.*)

OSTERRECHNUNG, ist die Berechnung des Tages, an welchem das Osterfest eines gegebenen Jahres fällt. In den Lehrbüchern der mathematischen Chronologie, und namentlich bei Ideler, findet man nicht blos alle Untersuchungen zusammengestellt, welche über das Osterfest und dessen Berechnung angestellt worden sind, sondern auch das gewöhnliche Verfahren zur Bestimmung jenes Tages nach dem Julianischen und Gregorianischen Kalender und bei den Juden genau erörtert; ein Verfahren, das überaus leicht ist, wenn man nur erst die Bedeutung der eingeführten Kunstwörter, güldene Zahl, Epakte, Mondesalter, Ostergrenze, Sonnen-

1) So nach Spangenberg in der sächsischen Chronik. Cap. 217 f., 252 b. 2) S. die Nachweisung bei *Leuckfeld*, Antiq. Poeldens. p. 242—251.

cirkel und Sonntagsbuchstaben (s. diese Art.) kennt, die nöthigen Hilfstafeln vor sich hat und den Gebrauch derselben versteht. Da man jedoch häufig in den Fall kommt, den Tag des Osterfestes unter Umständen, wo man die nöthigen Hilfsmittel nicht zur Hand hat, oder für ein Jahr, worüber man keinen Kalender nachschlagen kann, auf der Stelle zu wünschen, und da auch nicht Jeder mit den oben genannten Kunstwörtern gleich vertraut ist, so hat sich Gauß ein um desto größeres Verdienst erworben, als er (s. Zach's monatl. Correspondenz 1800. S. 121, verglichen mit Lindenau's und Bohnenberger's Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften, 1. Bd. S. 158, und für die Berechnung des jüdischen Osterfestes Zach's monatl. Correspond. 1802. S. 435) eine von jenen Hilfsbegriffen und von allen Hilfstafeln unabhängige, blos auf den einfachen Rechnungsoperationen des Addirens, Subtrahirens, Multiplicirens und Dividirens beruhende und dabei im höchsten Grade sinnreiche Auflösung der Aufgabe gegeben hat. Diese wollen wir hier allein mittheilen, einmal, weil sie in der That die geschmeidigste ist, die man nur wünschen, und die auch Jeder, der hieran Interesse nimmt, leicht behalten kann, und sodann, weil die Mittheilung der andern Methoden zu viel Apparat erfodern würde. Zuerst wollen wir die Vorschriften mittheilen, das Datum des Ostertages nach dem Gregorianischen Kalender für ein innerhalb des 18. oder 19. Jahrh. liegenden Jahres zu finden, und dann die allgemeinern Regeln zur Bestimmung des Osterfestes, sowol nach dem Julianischen als nach dem Gregorianischen Kalender, für ein beliebiges Jahr folgen lassen.

Man dividire die zwischen 1700 und 1899 befindliche Zahl des Jahres, für welches Ostern berechnet werden soll, durch 19, und nenne den Rest der Division a, sodann durch 4, und nenne den Rest b, endlich durch 7 und nenne den Rest c. Geht eine Division auf, so ist der zugehörige Rest = 0; auf die Quotienten wird keine Rücksicht genommen. Dasselbe gilt von den folgenden Divisionen. Man dividire ferner (wie im Art. Ostergrenze) $19a + 23$ mit 30, und nenne den Rest d; endlich dividire man $2b + 4c + 6d + 3$, oder $2b + 4c + 6d + 4$, je nachdem das vorgegebene Jahr zwischen 1700 und 1799, oder zwischen 1800 und 1899 incl. liegt, mit 7, und nenne den Rest e. Alsdann fällt Ostern auf den $22 + d + e$ten März, oder, wenn $d + e$ größer als 9 ist, auf den $d + e - 9$ten April. Dies sind die Gaußischen Regeln.

Beispiele. Für das Jahr 1744 findet man bei der Division der Zahl 1744 mit 19 den Rest $a = 15$, die Division mit 4 geht auf, also $b = 0$, die Division mit 7 gibt den Rest $c = 1$. Hieraus wird $19a + 23 = 308$, welches, mit 30 dividirt, den Rest $d = 8$ gibt. Endlich gibt $2b + 4c + 6d + 3 = 55$, mit 7 dividirt, den Rest $e = 6$; da also $d + e = 14$ größer als 9 ist, so fällt Ostern auf den $14 - 9$, d. h. den 5. April.

Für 1818 ist $a = 13$, $b = 2$, $c = 5$, $19a + 23 = 270$, also $d = 0$, $2b + 4c + 6d + 4 = 28$, also $e = 0$, folglich Ostern den 22. März.

Für 1834 ist $a = 10$, $b = 2$, $c = 0$, $19a = 213$, also $d = 3$, $2b + 4c + 6d + 4 = 26$ $e = 5$, folglich Ostern den 30. März.

In dem mittlern Beispiele für 1818 fällt Oster den frühesten Tag, da offenbar d und e hier ihre lich kleinsten Werthe haben. Von der andern Sei hellt, daß Ostern nie später als den $22 +$ 29 $+$ März, d. i. den 26. April, eintreten kann, da der d der Division mit 30 nicht größer als 29, un Rest e der Division mit 7 nicht größer als 6 n kann; allein in dem 18. und 19. Jahrh. kann nie 29 werden, weil nämlich a nur die 19 verschie Werthe 0, 1, 2 bis 18, und folglich auch d nur e viele Werthe bekommen kann, unter denen jedoch 29 mit enthalten ist. Der späteste Ostertag ist folglich, rend dieses Zeitraums, der 25. April, welcher sta wenn zugleich $d = 28$ und $e = 6$ ist. Diese B Bedingungen vereinigen sich in den Jahren 1734 1886. Wegen eines hier nicht näher zu erörternden standes, der eine Folge der Einrichtung unseres K ders ist, wird auch dann, wenn $d = 29$ ist, dieser 2 $= 28$ angenommen, sodaß der 25. April der al späteste Ostertag ist.

Die allgemeinen, von Gauß gegebenen Vorsch zur Berechnung des Osterfestes, sowol nach dem J nischen als nach dem Gregorianischen Kalender, sind folgende:

Es entsteht aus der Division der Jahreszahl mit 1 Rest a; aus der Division der Jahreszahl mit 4 der b; aus der Division der Jahreszahl mit 7 der Rest

Ferner seien M und N Zahlen, die im Juliani Kalender fortwährend unveränderlich, nämlich $M =$ $N = 6$, hingegen im Gregorianischen allemal wenig 100 Jahre hindurch unveränderliche Werthe haben, wir gleich näher angeben werden, und es entsteht d die Division von $19a + M$ durch 30 der Rest d, von $2b + 4c + 6d + N$ durch 7 der Rest e, so Ostern den $22 + d + e$ten März oder den $d + e -$ April. — M und N werden aus folgender Tabelle nommen:

Werthe von	M	N	Werthe von	M
Von 1582 bis 1699	22	2	Von 2600 bis 2699	2
— 1700 — 1799	23	3	— 2700 — 2799	2
— 1800 — 1899	23	4	— 2800 — 2899	2
— 1900 — 1999	24	5	— 2900 — 2999	2
— 2000 — 2099	24	5	— 3000 — 3099	2
— 2100 — 2199	24	6	— 3100 — 3199	2
— 2200 — 2299	25	0	— 3200 — 3299	2
— 2300 — 2399	26	1	— 3300 — 3399	2
— 2400 — 2499	25	1	— 3400 — 3499	
— 2500 — 2599	26	2	— 3500 — 3599	

u. s. f.

Allgemein findet man im Gregorianischen Kale die Werthe von M, N für irgend ein gegebenes J hundert von $100k$ bis $100k + 99$ durch folgende gel: Es gebe $13 + 8k$ mit 25 dividirt den ganzen Q tienten p, und k mit 4 dividirt den Quotienten q, bei auf den Rest keine Rücksicht genommen wird; so

M der Rest, den man erhält, wenn man 15 + k — p — q mit 30, und N der Rest, den man erhält, wenn 4 + k — q mit 7 dividirt.

Von obigen Regeln finden im Gregorianischen Kalender einzig und allein folgende beiden Ausnahmen statt: 1) Gibt die Rechnung Ostern auf den 26. April, so wird dafür jedesmal der 19. April genommen. Dieser Fall kann nur eintreten, wenn d = 29 und e = 6 gefunden wird. 2) Gibt die Rechnung d = 28 und e = 6, und kommt noch die Bedingung hinzu, daß 11 M + 11 mit 30 dividiet einen Rest gibt, der kleiner als 19 ist, so fällt Ostern nicht, wie aus Rechnung folgt, auf den 25., sondern auf den 18. April. Diese beiden Ausnahmen abgerechnet, sind die obigen Regeln ganz allgemeingeltend. — Wegen des Beweises derselben sehe man theilweise, was Gauß selbst in Zach's monatl. Corresp. für 1800. S. 124 fg. beigebracht hat, besonders aber den von Cisa de Gésy in den turiner Mémoires, T. XXIV. 1820 gegebenen Beweis.

Ganz ähnliche Vorschriften hat man für die Berechnung des jüdischen Osterfestes. Es fällt nämlich der 15. Nisan des jüdischen Jahres A, an welchem die Juden ihr Osterfest feiern, in das Jahr A — 3760 = B der christlichen Zeitrechnung. Zur Bestimmung des entsprechenden Monatstages dient folgende Regel: Man dividire 12 A + 17, oder welches hier einerlei ist, 12 B + 12 mit 19, und nenne den Rest a (es ist nämlich 12 A + 17 = 12 B + 12 × 3760 + 17 = 12 B + 12 + 19 × 2375); ferner dividire man A oder B durch 4 und nenne den Rest b. Nun berechne man den Werth von

$$32\frac{4343}{98496} + 1\frac{272953}{492480}\,a + \tfrac{1}{4}b - \frac{313}{98496}\,A,$$

d. h. wenn man die Brüche in Decimalbrüche verwandelt, von 32,0440932 + 1,5542418 a + 0,25 b — 0,003177794 A, oder auch von 20,0955877 + 1,5542418 a + 0,25 b — 0,003177794 B, wo der erste Decimalbruch dieses Ausdrucks = $\frac{9415}{98496}$ ist, und setze ihn = M + m, sodaß M die ganze Zahl und m den Decimalbruch bedeute. Endlich dividire man M + 3 A + 5 b + 5 oder M + 3 B + 5 b + 1 mit 7, und setze den Rest = c. Nun hat man folgende Fälle zu unterscheiden: 1) Ist c = 2 oder 4 oder 6, so fällt Ostern den M + 1. März alten Styls, wofür man den M — 30. April schreibt, wenn M > 30. 2) Ist c = 1, zugleich a > b und außerdem m > oder = 0,63287, so fällt Ostern den M + 2. März alten Styls. 3) Ist c = 0, zugleich a > 11 und m > oder = 0,89772376, so ist Ostern den M + 1. März alten Styls. 4) In allen übrigen Fällen ist Ostern den M. März alten Styls. — Hieraus hat man auch den 1. Tisri oder Neujahr, da dieser Tag allemal 163 Tage nach Ostern des vorhergehenden Jahres einfällt. (*Scherck.*)

OSTERSTADE, ein den Fluthen abgewonnenes Ländchen am Weserufer des Herzogthums Bremen, zum königl. hanöv. Amte Hagen gehörig. Seine Länge von Büttel im Norden bis Hünebeck im Süden beträgt etwa 2½ Meilen und bei Neuland vom Weserufer im Westen bis an die Geest im Osten eine Meile. Das Ländchen hat zwei kleine Flüsse, die Deepte und den Fluthgraben, und viererlei Boden, Sand, Maesch, Moor und Broeck, ein Mittelboden zwischen Maesch und Moor. Ob die ersten Bewohner Chauken waren, läßt sich nicht bestimmt behaupten, aber gewiß ist es, daß zwischen den J. 1061 und 1072 zu Dedesdorf die erste Kapelle im Lande gebaut worden ist. Bei den Kreuzzügen der bremischen Erzbischöfe gegen die Städinger wurde Osterstade gänzlich verwüstet und die Einwohner aufgerieben. Das verwüstete Land wurde nachher von Fremden, vielleicht Niederländern, wieder angebaut. Als im Anfange des 15. Jahrh. die vier Mündungen der Weser bis auf die noch vorhandene zugedämmt wurden, so wurde das Bette dieses Flusses nach der vierten Mündung hin verlegt und erweitert. Das Letztere geschah auf Kosten von Osterstade; die Folgen davon waren, daß die Kirche zu Sandstädt im J. 1419 verlegt und ein großer Theil des Dorfes weggebrochen werden mußte, das jetzige Neuland mußte seinen Wohnplatz der Weser überlassen. Am nachtheiligsten aber war die Zudämmung des Lockstedes im J. 1531 für Osterstade; denn im J. 1546 gingen drei Örter verloren, und in der Folge fehlte es auch nicht an Verlusten. Die westliche Hälfte der Weser ist, wie sie noch vor hundert Jahren in dieser Gegend der Eindeichung war, jetzt festes Land, und blos die östliche Hälfte blieb zum Flußbett übrig, die ganze Weser liegt also jetzt auf diesseitigem Grunde, wodurch Osterstade wieder Schaden litt, denn es verlor an tausend Juck Landes. Andere wichtige Vorfälle in der Geschichte dieses Ländchens sind die öfteren Einbrüche des Wassers.

Zu Karls des Großen Zeiten stellte das Volk der Rüstringer, woran die Städinger und Osterstader Theil nahmen, eine freie Republik vor, die keinen Oberherrn erkannte. Auch nach den Karolingischen Zeiten blieb noch Vieles von der alten republikanischen Form. Die oberste Gewalt war bei dem ganzen Volke. Krieg, Frieden und ein Seezug wurde durch das versammelte Volk festgesetzt. Das Richteramt verwalteten die Alten und die Angesehensten, die dazu vom Volk erwählt waren. — Unter dem Erzbischof Adelbert kam Osterstade und die Börde Beamsted unter das bischöfliche Haus oder Schloß Hagen, und so bildete sich das Amt Hagen.

Jetzt wird das Ländchen in Norder- und Süder-Osterstade eingetheilt. Jeder District hat seine eigenen Deichgräfen und Contributionseinnehmer. Zum Norddistrict gehören Büttel, Neuland, Repen, Rechtenfleth und Sandsted. Zu dem andern: Offenwarden, Wersabe, Rechtebe, Wuetfleth, Uthlede, Aschwarden, Sielhause, Beuch, Hassel und Hinnebeck. Jedes Wohnhaus ist so hoch über der Erde gebaut, daß die Bewohner selbst bei einem Einbruche des Wassers ziemlich gesichert sind; auch fürchtet der Maschbewohner bei hohem Wasser ebenso wenig, wie der Seemann auf dem Ocean. Das ganze Ländchen hat 6658 Juck Landes (ein Juck hält 60,000 □ Fuß bremischer Maße) und an Deichen 60,945 Fuß. Adelige gibt es hier nicht als die Junker, deren Höfe sind die dortigen adeligen Höfe. Diese Junker haben Sitz und Stimme

gleich jedem andern Edelmanne des Herzogthums Bremen auf dem Landtage zu Basdahl, und ihre Rechtssachen werden nach dem bremischen Ritterrecht entschieden. Man findet schon im 12. Jahrh. von ihnen Nachricht. Jetzt gibt es eigentlich nur noch sieben Höfe dieser Art. — Die Breite des Weserstromes und die vier Meilen davon entlegene Nordsee machen die Luft und die Witterung oft trübe, regnicht und rauh, und die Ebbe und Fluth verursacht vielen Wind, aber dieser macht gesunde Luft. (*Rotermund.*)

OSTERSTEIN, Schloß bei Gera und zu Zwickau. (s. diese Art)

Osterstreit, s. Ostern.

OSTERSTUFE, OSTARSTUOPHA [1]), eine Art Steuer, die in Ostfranken gewöhnlich war, namentlich in den Gauen Waldsazzi, Thubargowe, Wingartweiba, Jajasgewi, Mulachgewi, Neckargewi, Chohargewi, Weringewi, Gozfeld und Badanachgewi. Den Namen erklärt man durch Osterbecher (poculum paschale), da Stuphe, Staufe, wovon noch Stübichen, ein gewisses Wein- und Biermaß, übrig ist, einen Becher bedeutet. Die Abgabe habe dadurch den Namen erhalten, weil sie zur Bestreitung der feierlichen Ostergastmähler gegeben worden, und weil bei den Gastmählern das Trinken die Hauptsache gewesen, so sei das Gastmahl Osterbecher, und so auch die Abgabe zu dem Gastmahle genannt worden [2]). Doch könnte Ostarstuopha auch ein der slavischen Sprache angehöriges Wort sein, da in der Urkunde vom König Arnulf vom J. 984, in welcher er die Schenkung seiner Vorfahren Pippins und Karlmanns und des Kaisers Ludwig bestätigt nicht blos von den Ostfranken, sondern auch den Slaven in Ostfranken die Rede, und es dürfte daher vielleicht Steora (Steuer) auf die Ostfranken und Ostarstuopha auf die Slaven gehen [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

OSTERTAG (Johann Philipp), Rector und Professor des evangelischen Gymnasiums zu Regensburg und Mitglied der bairischen Akademie der Wissenschaften, geboren zu Idstein in Nassau-Usingen den 29. Mai 1734. Wohl vorbereitet bezog er im J. 1751 die Hochschule zu Jena, und studirte daselbst, außer der Theologie, vornehmlich alte Sprachen, Philosophie und Mathematik. Nach der Rückkehr ins Vaterland wurde ihm 1755 das Conrectorat, und 1763 das Rectorat am Gymnasium zu Weilburg übertragen. Einen Ruf als Lutherischer Prediger im Haag lehnte er 1774 ab, aber 1776 ging er als Rector und Professor der Philosophie und Mathematik nach Regensburg, wo er den 20. November 1801 starb. Er steht in der Reihe derjenigen verdienstvollen Schulmänner, die im Geist und nach den Grundsätzen eines Geßner, Ernesti und Hayne ein gründliches Studium der Alten beförderten, und jeder Art von Oberflächlichkeit mit Nachdruck entgegenwirkten. Er lehrte seine Schüler denken, schärfte ihr Urtheil, weckte ihren ästhetischen Sinn, und wußte ihnen durch seinen belebten mündlichen Vortrag Liebe zur Wissenschaft einzuflößen. Das Gymnasium in Weilburg brachte er in einen solchen Flor, daß es sehr häufig von Holländern, Schweizern und Engländern aus angesehenen Familien besucht wurde, und in Regensburg fuhr er fort, bis an sein Ende nützlich zu werden. Außer den alten Sprachen besaß er in mehren Wissenschaften, besonders in der Mathematik, gründliche Kenntnisse, die er glücklich anwandte, um manche schwierige Stelle in den Alten aufzuklären. Vollgültige Beweise davon findet man in seinen Schulschriften, zum Theil gesammelt unter dem Titel: Auswahl aus den kleinen Schriften des verstorbenen Ostertag, aus dessen Nachlasse herausgegeben von einigen seiner Freunde. (Sulzbach 1810.) 2 Th. mit Kpf. Die meisten der darin enthaltenen Abhandlungen empfehlen sich durch viele tiefgeschöpfte Bemerkungen, einen reichen Schatz von Gelehrsamkeit und durch die Wichtigkeit ihres Inhaltes sowol von der philologischen, als mathematischen und physischen Seite. Dahin gehören die lateinischen Abhandlungen über den Jupiter Elicius, von den Skaphien der Alten, und die teutschen Aufsätze über eben diesen Gegenstand; über den Kempelischen Schachspieler, über den Ursprung der Sternbilder, über das Verhältniß der Maße der Alten zu den heutigen Maßen, Berechnung der Zinsen bei den Griechen und Römern, antiquarische Abhandlung von der Gewitterelektricität u. a. m. Gemeinschaftlich mit dem Professor Bergsträsser (s. d. Art.) besorgte er seit dem J. 1781 die Herausgabe der zu Frankfurt am M. gedruckten Sammlung von neuen Übersetzungen der römischen Prosaiker, und er selbst übersetzte des Justinus Weltgeschichte 1781, 1792; den Curtius Rufus, 2 Bde. 1785, 1799; den Suetonius, 2 Bde. 1788; die sechs kleinern Geschichtschreiber der historia augusta, 2 Bde. 1790; und den Livius, 10 Bde. 1790—98; Sinn und Ton der Originale sind in diesen Übersetzungen zwar meist gut getroffen, aber öfters vermißt man in ihnen Geschmeidigkeit und Leichtigkeit des Ausdrucks. Die Anmerkungen enthalten zweckmäßige Erläuterungen, größtentheils geographischen und antiquarischen Inhalts. Um das Andenken des großen Mathematikers und Astronomen Kepler, der im J. 1630 in Regensburg gestorben war, zu ehren, schrieb Ostertag einen Aufsatz über dessen Leben und Verdienste (abgedruckt im Journal von und für Teutschland. 1786. II. S. 159—170), und verband damit eine Aufforderung, ihm ein Denkmal zu setzen, in der Schrift: Keplers Monument in Regensburg. 1786. 4. Das Monument wurde aber erst im

1) Ostuopha ist die alte Schreibart; Neuere schreiben Osterstuphe, Osterstueff, Osterstufe; so z. B. Geschichtschreiber von dem Bischofthume Würzburg bei Ludewig S. 423 und Register unter Osterstufe. 2) Falkenstein, Thür. Chr. 2. Bch. S. 275, 354. 3) Die merkwürdige Stelle lautet: Decimam tributi, quam de partibus orientalium Francorum vel de Slavis ad fiscum dominicum annuatim persolvere solebant, quae secundum illorum linguam Steora vel Ostarstuopha vocatur, ut de illo tributo sive reditu annis singulis pars decima ad praedictum locum persolveretur, sive in melle sive in plalenis sive in alia qualibet redhibitione, quae, ut diximus, in pagis orientalium Francorum praestabatur etc. Vergl. *Eckhart*, Commentar. de rebus Franciae Oriental. T. I. p. 592. P. D. d. G. S. R. P. et E. S., Disquisitio de Jurisdictione et Officiis Wiceburgicis Comitum et Principum Henneberg icorum bei Schöttgen und Kreysig Diplomat. et Scriptt. T. II. p. 571. *Gonne*, De Ducatu Franciae Orientalis. p. 21, 43.

Digitized by Google

J. 1808, hauptsächlich durch die Unterstützung der Fürsten Primas, errichtet. Durch seine sittlichen Eigenschaften erwarb sich Ostertag allgemeine Achtung. Er war ein freimüthiger, redlicher, höchst rechtschaffener Mann, voll Kraft und graden Sinnes, tolerant gegen Andersdenkende, und ein trefflicher Gesellschafter *). (*Baur.*)

OSTERWALD (Joh. Friedrich), einer der vorzüglichsten Theologen und Kanzelredner der reformirten Kirche in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Er war der einzige Sohn des Pfarrers Jak. Rudolf Osterwald zu Neufchatel in der Schweiz, geb. den 29. Nov. 1663 (die Familie soll aus dem Magdeburgischen herstammen, und vor ungefähr viertehalbhundert Jahren nach Neufchatel gekommen sein). Sein Vater war ein einsichtsvoller, gemäßigter Theolog, der vorzüglich dazu beitrug, daß die Geistlichkeit von Neufchatel dem Zwange der Formula Consensus nicht unterworfen, und die Zumuthung der Eiferer zu Zürich und Bern auf kluge, nicht beleidigende Weise beseitigt werden konnten (s. d. Art. Helvetischer Consensus). Seine Grundsätze gingen auch auf den Sohn über, dem er eine sorgfältige Erziehung gab. Im 13. Jahre führte er ihn nach Zürich, theils zu Erlernung der teutschen, theils um ihm Unterricht in den orientalischen Sprachen zu verschaffen. Vom März 1676 bis zum Oct. 1677 blieb er in Zürich, setzte dann ein Jahr lang seine Studien zu Neufchatel unter Aubigné, einem geflüchteten französischen Geistlichen, fort, und ging dann im Sept. 1678 auf die damals blühende Akademie zu Saumur. Die schnellen Fortschritte, die er hier machte, beweist seine Disputation, De rerum naturalium principiis (Saumur 1679), die er im Jun. 1679 vertheidigte. Als er im September des nämlichen Jahres eine zweite Disputation (Assertiones ex Dialectica, Pneumatologia, Physica et Ethica. Saumur 1679) gehalten, erhielt er schon im 16. Jahre den Magistergrad. Er blieb noch bis zum Jahre 1681 zu Saumur, machte aber in der Zwischenzeit einen Besuch bei den reformirten Gelehrten zu Rochelle. Von Saumur ging er nach Orleans, wo er einige Zeit unter Pajon (bekannt durch seine Schrift: Examen du livre des préjugez contre les Calvinistes de Mr. Nicole; er starb 1685) studirte; dann zu Paris unter Allix, Prediger zu Charenton (Allix ging nach Aufhebung des Edicts von Nantes nach England, wo er 1717 starb) und unter dessen Collegen, dem gelehrten Jean Claude (der sich nach Holland flüchtete und dort 1687 starb). Die schwankende Gesundheit seines Vaters nöthigte ihn zur Rückkehr nach Neufchatel, wo er den 29. April ankam. Der Vater starb dann im Juli. Den 31. Mai 1683 erhielt er in einem Alter von noch nicht ganz 20 Jahren die Ordination; später äußerte er mehrmals Reue darüber, daß er dieselbe so früh angenommen. Indessen machte ihn seine frühzeitige Entwickelung, sein ruhiger Charakter und die Reinheit seines Lebens allerdings dazu tüchtig; auch sind Ordinationen in diesem Alter in der Schweiz nichts ganz Ungewohntes. Im October verheirathete er sich mit einer Tochter des neufchatelischen Staatraths Chambrier, mit welcher er 31 Jahre in glücklicher Ehe lebte. Im Mai 1686 wurde er zu Neufchatel zum Diakon gewählt; der Religionsunterricht der Jugend war hier sein Hauptgeschäft, dem er sich auch mit der größten Neigung widmete, sodaß er nachher als Pfarrer demselben ungern entsagte. Hierbei wurde der Grund zu seinem Katechismus gelegt (s. unten). Indessen verlangte der Rath 1693 von der Geistlichkeit, daß ihm eine bestimmte Predigtstunde angewiesen werde. Es wurde ihm daher die wöchentliche Dinstagspredigt überlassen, und seine damals ungewohnte Art zu predigen, wobei er hauptsächlich moralische Wahrheiten entwickelte, das Dogmatische hingegen bei Seite ließ, machte großen Eindruck. Er wurde daher auch 1699, als eine Pfarrerstelle in der Stadt erledigt wurde, zu derselben berufen, und bald verbreitete sich seine Name als eines ausgezeichneten Kanzelredners überall. Einzelne Predigten, die er bei Besuchen zu Zürich, Bern, Basel und Genf hielt, trugen neben seinen Predigten zu Neufchatel, wo ihn viele Fremde hörten, zur Verbreitung seines Rufes bei. Besonders war dies der Fall 1707, als die durch den Tod der Herzogin Maria von Nemours entstandenen Streitigkeiten über die Succession im Fürstenthume Neufchatel durch die dortigen Stände zu Gunsten des Königs von Preußen entschieden wurden, was während dieses Interregnums eine Menge von Fremden herbeigezogen hatte. Der Inhalt seiner Predigten, die sich durch Klarheit und sorgfältige Ausarbeitung auszeichneten, und alle vollständig geschrieben waren, wurde durch einen würdigen, von Kälte und theatralischer Affectation gleichweit entfernten Vortrag, durch eine starke, aber angenehme Stimme, und durch ein einnehmendes Äußere unterstützt. Mit besonderer Sorgfalt war immer der Theil, welcher die Anwendung aufs Leben enthielt, ausgearbeitet; denn seine ganze Richtung ging auf thätiges Christenthum, das Dogmatische blieb ihm immer in gehöriger Unterordnung, daher vermied er auch die unfruchtbaren Controverspredigten, die damals noch von unverständigen Eiferern, sowol gegen Katholiken als gegen sogenannte Freigeister, Deisten und wie man sonst diejenigen nannte, die sich von der starren Orthodoxie in etwas entfernten, häufig gehalten wurden und der wahren Religiosität so vielen Schaden gethan haben. Im J. 1700 wurde er von der Geistlichkeit zum Dekan oder Vorsteher gewählt. Diese Stelle wechselt jährlich. Osterwald bekleidete sie nachher nach 12 Male, bis zum J. 1739, lehnte sie dann aber von da an wegen seines hohen Alters ab. Schon als Diakon hatte er verschiedene Verbesserungen im Kirchenwesen mit Erfolg betrieben. Während seines ersten Dekanats wurde die neue Übersetzung der Psalmen eingeführt, deren Einführung gleichzeitig auch in den walonischen Kirchen der vereinigten Niederlande betrieben wurde, dort aber nicht zu Stande kam (Osterwald machte damals eine anonyme Schrift

*) Sein Leben bei der oben angeführten Auswahl. Wieland's teutscher Merkur. 1802. 1. St. S. 38. Westenrieder, Geschichte der baier. Akad. d. Wissensch. 2. Bd. S. 503, 531, 615. Baader, Lex. baier. Schriftst. 1. Bd. 2. Th.

bekannt, die gewöhnlich unter seinen Schriften nicht angeführt wird: Reflexions sur un écrit intitulé: Mémoire des raisons qui ont porté le Synode des églises Walonnes des Provinces-Unies des Païs-Bas, assemblé à Rotterdam le 9. Sept. 1700 et jours suivans, à ne point admettre de nouvelle version des Pseaumes dans leur seevice public). Mehre andere neue Einrichtungen, die er betrieb, zeugen von seiner Thätigkeit und seinem Eifer für Verbesserung alles dessen, was auf das Kirchenwesen Bezug hatte, wenn auch vielleicht einiges unter veränderten Umständen nicht mehr als ganz zweckmäßig erscheinen mag. Dahin gehört 1704 die Einführung eines täglichen Morgen- und Abendgottesdienstes zu Neufchatel, und 1711 die Einrichtung, daß jeder Pfarrer einmal im Jahre jedes Haus seines Sprengels besuchen mußte. An neuen Disciplinargesetzen für die Studirenden der Theologie hatte er entscheidenden Antheil, und 1711 wurde ihm die Aufsicht sowol über ihr sittliches Verhalten als über ihre Studien aufgetragen, ein Amt, wozu er in jeder Rücksicht geeignet war, indem Ernst und Milde sich bei ihm in schöner Zutrauen einflößender Vereinigung fanden. Seine Uneigennützigkeit bewies er unter andern dadurch, daß er vom J. 1701 an bis 1746 den Studirenden Vorlesungen über verschiedene Zweige der Theologie hielt, ohne jemals irgend ein Honorar dafür anzunehmen. Sein Vortrag zeichnete sich hier besonders durch Klarheit und Bestimmtheit aus. Dabei hatte er die Gewohnheit zu desto zweckmäßigerer Führung der Aufsicht genaue Noten über das Benehmen aller Studirenden zu halten, die er aber, sobald ein Studirender seiner Aufsicht entlassen war, selbst verbrannte, um jeden spätern Mißbrauch unmöglich zu machen. Wichtige Ereignisse bietet Osterwald's Leben nicht dar; ein harter, jedoch nicht unerwarteter, Schlag war für ihn der Tod seiner Gattin, die nach einer langwierigen Krankheit 1715 starb. Desto wichtiger ist, was er theils als Lehrer und Erzieher, theils als Schriftsteller gewirkt hat. Bescheidenheit, Mäßigung, Duldung und Friedliebe waren die Hauptzüge seines Charakters. Diese sind auch in seinen Schriften ausgeprägt, die, wie seine Predigten, die Beförderung eines thätigen Christenthumes, nicht unfruchtbare dogmatische Untersuchungen, zum Zwecke hatten. In diesem echt religiösen Sinne schlossen sich die ausgezeichneten Theologen Alphons Turretin von Genf und Samuel Werenfels von Basel aufs Innigste an ihn an, sodaß man sie das theologische Triumvirat der Schweiz nannte, zu einer Zeit, wo zu Zürich, besonders aber zu Bern, noch bessere Begriffe nur mit Mühe und Gefahr sich Bahn brechen konnten. Osterwald kam daher auch bei manchen Zeloten in den Verdacht des Indifferentismus, der nur zu oft mit vernünftiger Duldung verwechselt wird. Im J. 1699 war Osterwald's Traité des sources de la corruption (Amsterdam) erschienen [1]), von welchem 1700 zwei neue Ausgaben, 1702 eine englische Übersetzung zu London, 1703 eine holländische zu Leyden, 1713 und 1716 zwei teutsche zu Frankfurt und Leipzig herauskamen. Im J. 1702 folgte sein Catechisme (Genève 1702), von welchem schnell eine Menge Ausgaben, und englische, holländische und teutsche Übersetzungen folgten. Der demselben vorangesetzte Abrégé de l'historie sainte wurde 1720 in englischer Übersetzung besonders abgedruckt, dann folgte eine arabische Übersetzung desselben, die man nach Ostindien schickte. Zwar hat auch dieser Katechismus mancherlei Mängel; indessen erregte doch seine größere Zweckmäßigkeit für den Jugendunterricht zu Bern Besorgnisse für die Festigkeit der Herrschaft des heidelberger Katechismus. Die Theologen legten ihrer Regierung eine Censura desselben vor, deren Geist folgende Stellen bezeichnen [2]): Talia docentur in isto catechismo, quae cum catechismo Heidelbergensi manifeste pugnant, et hactenus Orthodoxis, qui confessioni Helveticae subscripserunt, merito rejecta sunt. 1. Quod vera religio deum nobis propitium faciat. 2. Quod hodierni Judaei, qui Christum negant, verum Deum adorent. 3. Quod Christus primus auctor fuerit religionis christianae eo demum tempore, quo in mundum venit. 5. Quod fidei certitudo non nisi ex bonis operibus haberi queat. 6. Quod peccatum orginale nonnisi mala dispositio sit et inclinatio ad malum, quae nobiscum nascatur. 13. Quod s. coena vix aliter explicetur, quam tamquam signum commemorativum mortis et reditus Christi, ac publica christianorum tessera. 14. Quod homo in juventute magis dispositus sit ad gratiam, quia cor hominis nondum corruptum in juventute et passiones, mali habitus, nondum firmati sunt. Diese Censura wurde dann der Geistlichkeit zu Neufchatel mitgetheilt, welche dieselbe widerlegte und den Katechismus von Osterwald entschieden vertheidigte. Ebenso wurde derselbe von der Akademie und der Geistlichkeit zu Genf gebilligt. Da nun auch die zürcher und die baseler Theologen sich nicht gegen diesen Katechismus erklären wollten, und nur zugaben, daß einige Ausdrücke nicht bestimmt genug seien, so mußten am Ende auch die Berner die Sache liegen lassen. Selbst katholische Theologen, Fenelon und der Bischof Colbert von Montpellier, billigten denselben. Hinwieder erhob sich dagegen und gegen den Traité des sources de la corruption der reformirte Professor der Mathematik am Joachimsthale zu Berlin, Philipp Naudé, ein heftiger Vertheidiger der starren Orthodoxie (in seinem Examen de deux Teaités de Mr. *La Placette*, 1713); den Geist seiner Kritik zeigt folgende Schlußstelle: Le Desir de voir perfectionner nos versions de l'écriture n'est de guère bon augure dans l'Auteur. Il n'est propre qu'à achever de le rendre suspect. Car s'il y a des défauts dans nos versions, comme cela se peut, il n'y a que des Sociniens et des Arminiens, leurs frères germains, aujourdhui qui les croyent

1) S. *Bernard*. Nouvelles de la Republique des Lettres Novemb. 1699. p. 577.

2) Die ganze Censura mit der Antwort der Geistlichkeit zu Neufchatel findet man bei Chaufepié, Artikel Osterwald.

Digitized by Google

rt importantes. Mit einem solchen Gegner sich ein-lassen, wäre wirklich höchst unnütz gewesen, und Oster-ald erklärte, er wolle seine Zeit nicht mit leeren Zän-ien verlieren, welche statt Erbauung nur Ärgerniß be-ken. Vielleicht haben auch diese Angriffe selbst zu lo größerer Verbreitung des Osterwaldischen Katechis-s beigetragen, an welchem übrigens mehr die zweck-ige Ordnung als die Ausführung aller einzelnen ile zu billigen ist. Im J. 1707 kam zu Amsterdam rwald's Traité contre l'impureté heraus; eine te Ausgabe 1708 zu Neufchatel; im nämlichen e eine englische Übersetzung zu London, und 1714 1723 teutsche Übersetzungen zu Hamburg. Die erige Aufgabe, über Laster zu schreiben, ohne nach der Casuisten, besonders der Jesuiten, die Leser selbst enselben zu unterrichten, oder ihre Einbildungskraft ine nachtheilige Art zu reizen, hat Osterwald in Schrift gut gelöst. An der schon 1702 abgefaß-aber erst 1713 gedruckten, neuen Liturgie für die n zu Neufchatel, die auch ins Englische übersetzt hatte er vielen Antheil. Schon früher hatte ald Argumens et réflexions sur la Bible ge-n, welche in den Kirchen zu Neufchatel gebraucht , aber nur in Handschrift vorhanden waren. Im 6 verschaffte sich der Erzbischof Make von Can-mit welchem Osterwald in lebhaftem Briefwechsel eine Abschrift davon. Da das Werk von der Societät für die Verbreitung des Glaubens gebil-de, so erschien 1716 eine englische Übersetzung der ngen über das alte Testament zu London (2 Bd.) 8 die Übersetzungen der Betrachtungen über das Holländische Buchhändler baten nun Osterwald anz. Handschrift, und da er sie anfänglich ver-so machten sie Anstalt, die englische Übersetzung s Französische zu übersetzen. Jetzt entschloß er Manuscript drucken zu lassen. Es kam zu Neuf-20 in 4. heraus; eine vollständigere Ausgabe nn 1722 zu Genf, und im nämlichen Jahr e Übersetzung zu Basel. Das Werk, welches raktischen Inhaltes ist und die Controversen fand großen Beifall und wurde oft wieder Im J. 1724 wurde zu Amsterdam eine franz. iesen Übersichten und Betrachtungen und er-rägen von Osterwald, gedruckt (La bible ouveaux Argumens et les nouvelles re-chaque chapitre. Fol.). In einem Alter en unternahm er dann noch selbst eine Re-nz. Bibelübersetzung, wobei er den hebräi-chischen Text, die LXX., die Vulgata und nge von teutschen und franz. Übersetzun-Diese an vielen Stellen verbesserte Über-mit den aufs Neue durchgesehenen Ar-flexions 1744 zu Neufchatel in Folio. t Beifall und verbreitete sich sehr stark. ß er auf wiederholte dringende Auffode-ldchen Predigten drucken (Douza ser-s textes de l'écriture sainte, Genève en sogleich zu Basel eine teutsche, zu

Amsterdam (1723) eine franz. Übersetzung herauskam. Bemerkenswerth ist es, daß er niemals für irgend eine seiner Schriften ein Honorar annahm. Noch hat man von Osterwald drei Werke, die er aber nicht anerkannte: Compendium Ethicae Christianae (London 1727), Compendium Theologiae (Basil. 1739), und Traité de l'éxercice du ministère sacré (Amsterd. 1737. 12.) Diese drei Schriften sind aus Collegienheften seiner Schüler abgedruckt, und Osterwald hat öffentlich erklärt, daß sie ohne seine Einwilligung bekannt gemacht worden wären, und viele Fehler enthielten. Neben den gehäuften Berufsgeschäften und den literarischen Arbeiten erfoderte auch seine ausgebreitete Correspondenz mit dem Erzbischofe Make von Canterbury, Bischofe Burnet von Salisbury, dem Ritter Chamberlaine und der londoner Gesellschaft für die Verbreitung des Glaubens, ferner mit den vorzüglichsten schweizerischen und andern Theologen großen Zeitaufwand; aber die Ordnung in seiner Lebensweise machte es ihm möglich, alles mit der größten Genauigkeit zu leisten. Bis in sein 83. Jahr hatte er einer ungestörten Gesundheit genossen, als ihn den 14. Aug. 1746 ein apoplektischer Zufall auf der Kanzel traf, der ihm die Fortsetzung seiner Berufsgeschäfte unmöglich machte, aber seine Geisteskräfte nicht schwächte. Seine Gewissenhaftigkeit bewirkte nun den Entschluß, seine Stelle zu resigniren, um nicht länger das Einkommen derselben zu beziehen, als er die Geschäfte verrichten konnte. Nur mit Mühe konnten ihn Abgeordnete des Rathes überreden, diesem Entschlusse zu entsagen. Allmälig schwanden seine Kräfte, aber er behielt bis zum Augenblicke des Hinscheidens seine völlige Besinnung. Den 14. April 1747 entschlummerte er ruhig; der Magistrat ehrte sein Andenken durch Veranstaltung außerordentlicher Leichenfeierlichkeiten. — Osterwald hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter; die Zahl der Kinder, Tochtermänner und Enkel betrug bei seinem Tode 35. Sein Charakter war ruhig und ernst, aber anständiger Freude und Munterkeit keineswegs abgeneigt [3]). (*Escher.*)

OSTERWALD (Peter von), bairischer geheimer Rath und Director des geistlichen Raths in München, geboren von evangelischen Ältern bürgerlichen Standes zu Weilburg im Nassauischen 1718. Seine guten Gaben erwarben ihm Gönner, daß er sich den Wissenschaften widmen konnte, und nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt mit den römischen und griechischen Classikern eine gute Bekanntschaft erlangt hatte, besuchte er die Hochschulen zu Leipzig, Jena, Halle und Strasburg, wo er, außer der Rechtswissenschaft, auch Mathematik, Geschichte und Philosophie studirte, und sich durch seine ungemeinen Talente und Kenntnisse die Achtung seiner Lehrer und die Bewunderung seiner Bekannten unter den Studirenden erwarb. Schon in seinem 14. Jahre war er öffentlich zur katholischen Kirche über-

3) Particularités concernant la vie et la mort de Mr. J. Fr. Osterwald, im Journal Helvétique. Avril, Mai, Juin 1747 und in Nouv. Bibl. Germau. VII, 192, 261. Sein Bildniß in Helvetiens berühmten Männern v. L. Meister. 1. Bd. S. 120.

getreten, ob aus Überzeugung, oder Zwang, oder Übereilung, ist unbekannt. Um ungestört den Wissenschaften leben zu können, beschloß er in ein Kloster zu gehen, und trat 1740 in dem Reichsstifte Gengenbach in den Benedictinerorden, wo er die theologischen Wissenschaften zu studiren anfing, und die jungen Klostergeistlichen in der Mathematik unterrichtete. Er überzeugte sich aber noch während seines Probejahrs, daß er sich vom Klosterleben irrige Begriffe gemacht hatte; daher verließ er nach acht Monaten Gengenbach wieder, und begab sich nach Augsburg, wo er mit dem damaligen Stadtbaumeister, ehemaligem Prälaten der Schotten in Regensburg, Beenhard Stuart, und dem berühmten Mechanikus Brander in Verbindung kam. Von Augsburg ging er 1744 nach Regensburg, und wurde im Seminar der Schotten französischer Sprachmeister, in der Abtei St. Emmeran aber Lehrer der mathematischen Wissenschaften; zugleich setzte er fleißig das Studium der Alten, der Rechtswissenschaft, der teutschen und Literaturgeschichte fort, und benutzte die gute Gelegenheit, bei den Schotten die englische Sprache zu erlernen. Der Fürstbischof von Regensburg ernannte ihn 1745 zu seinem Secretair, und 1749 zum Hofrath und Zahlmeister. Da seine Einsichten dem Cardinal und Herzog von Baiern, Karl Theodoe, bekannt wurden, so berief er ihn 1757 zu sich in seine fürstbischöfliche Residenz nach Freysing, ernannte ihn zu seinem geheimen Cabinetssecretair, bald darauf zum wirklichen geheimen Rath, und erhob ihn in den Adelstand. Endlich trat er 1760 in bairische Dienste, als geheimer Rath, Director des geistlichen Raths weltlicher Bank, und Directoe der philosophischen Classe von der kurbairischen Akademie dee Wissenschaften in München, auf deren Stiftung und erste Einrichtung ee schon vorher Einfluß gehabt hatte. Ein Stickhusten machte am 19. Jan. 1778 seinem Leben ein Ende. Er verdiente die Auszeichnungen, zu denen er gelangte. Von vorzüglichen Talenten und mannichfaltigen gelehrten Kenntnissen unterstützt, besaß er einen hellen, aufgeklärten Verstand, ungemein viel Scharfsinn, und einen Beobachtungsgeist, der schnell den rechten Gesichtspunkt auffaßte, und in jedem Falle leicht einsah, was zu thun sei. Mit diesen Eigenschaften verband er einen unerschütterlichen Muth, Schwierigkeiten zu bekämpfen, und seine durchdachten Pläne auszuführen. Eine wichtige Angelegenheit war es ihm, das Reich des Aberglaubens, der Unwissenheit und des frommen Betrugs zu bekämpfen, und in dieser Hinsicht war er für Baiern ein wichtiger Mann. Ihm dankt dieses Land vorzüglich seine ersten Bewegungen und Schritte zur Aufklärung und Abschaffung vieler Misbräuche, seine erweiterten Kenntnisse in der Literatur, und größere Freiheit im Denken und Schreiben. Durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel suchte er den Geist der bairischen Nation aus der trägen Genügsamkeit und Unterdrückung zu wecken, Licht und Wahrheit zu verbreiten. Die merkwürdigen Einrichtungen unter der Regierung des 1777 verstorbenen Kurfürsten Maximilian Joseph zur Einschränkung des Mönchswesens und der übertriebenen Immunität der Klöster rühren großentheils von ihm her. Ihm verdankte Baiern viele zweckmäßige Veranstaltungen zur Reformation der Klöster und Bildung der Geistlichen, zur Verbreitung der wahren Religion, Vertilgung des Aberglaubens, zur Verbesserung des Unterrichtes in Landschulen, und überhaupt zur geistigen und physischen Cultue des Landes. Er wae kein Feind der Geistlichkeit, kein Verächter der wahren Andacht und des Christenthums, wie man ihm Schuld gab, aber der Widerstand, den er überall fand, hinderte die Ausführung mancher heilsamen Pläne. Die merkwürdigsten unter seinen Schriften, durch die er den Mönchen verhaßt und furchtbar wurde, sind diejenigen, die er unter dem Namen Vermund von Lochstein herausgab: Gründe, sowol für als wider die geistliche Immunität in zeitlichen Dingen (München 1766); 4. Aufl. mit Anm. und Zus. 1769. 4. *). Antwort auf die Frage eines ungenannten Mitglieds der kurbaier. Akademie der Wissenschaften wegen der geistlichen Immunität. (Strasb. [München] 1767. 4.) Unter seinem eigenen Namen ließ er drucken: Akademische Rede von dem Zusammenhange und der Ordnung aller Wissenschaften, nebst dem Nutzen, welchen sie dem gesellschaftlichen Leben dee Menschen gewähren. (München 1762. 4.) Rede von der lateinischen Sprachlehre. (Eb. 1765. 4.) Rede von dem Nutzen der logikalischen Regeln, besondees wider die Freigeisterei und den Aberglauben. (Eb. 1767. 4.). Akademische Rede von der natürlichen Antipathie zwischen dem geometrischen und dem Pedantengeiste. (Eb. 1771. 4.) Akademische Rede zum Lobe der Astronomie. (Eb. 1774. 4.) u. a. m., zum Theil abgedruckt in den Abhandlungen dee bairischen Akademie der Wissenschaften. Aus dem Französischen übersetzte er die: Chronologische Einleitung in die Kirchengeschichte, welche 1767—1774 in München in 3 Thl. erschien, wozu Sterzinger (1776—78) einen 4. und 5. Theil schrieb. Osterwald lieferte auch die bei Lotter in Augsburg 1766 erschienene Karte: Ducatus Baioriae universae atque superioris palatinatus delineatio **). (*Baur.*)

OSTERWALDE. Ein zum verdenschen Sprengel gehöriger Gau, dessen Lage verschieden angegeben wird, wie ihn z. B. Lauenstein [1]) ins Lüneburgische zwischen den Gauen Muldese und Mathiwidi, wir dagegen mit

*) Diese Schrift erregte bei der katholischen Geistlichkeit großen Lärm. Das bischöfliche Vicariat zu Freising verboe dieselbe in der ganzen Diöces durch gedruckte, an alle Kirchenthüren angeschlagene Patente d. d. 12. Aug. 1766; allein der Kurfürst ließ diese Patente überall wegnehmen nnd machte sie unkräftig. S. Ann. der baier. Lit. 1. Bd. S. 28. Westenrieder's Gesch. d. baier. Akad. 1. B. S. 234. Ein Verzeichniß aller für und wider erschienenen Schriften findet man in Moshamm, über das Amortisationsgesetz. (Regensb. 1798.) S. 13—22. **) Westenrieder's Rede zum Andenken Osterwald's. (München 1778. 4.) Eb. Gesch. d. baier. Akad. 1. Bd. S. 85, 167, 170, 197—214, 241, 322, 353. Beiträge zur baier. Schul- und Erz.-Gesch. S. 89, 106, 187. Teutsches Museum. 1780. 7. St. S. 93. Meusel's Lex. der verst. Schriftst. 10. Bd. Roth's Beitr. zum teutschen Staater. 1. Th. Nr. 7. J. Baader's Rede: Was hat die Stiftung der Akad. zur Aufklärung beigetragen? 1783. S. 19—21. C. A. Baader's Lex. baier. Schriftst. 1. Bd. 1. Th.

1) Lauenstein, bei *Grupen.* Antiq. Hannov. p. 107.

Falke [2]) und Gercken [3]) in die Altmark setzen, dessen Namen sich in dem 1½ Meile westwärts von Salzwedel gelegenen Dorfe Osterwohle erhalten und welches aller Wahrscheinlichkeit nach dem Umfange des Archidiakonats entsprochen hat, welches noch im Anfange des 14. Jahrh. hier selbst seinen Sitz hatte. Nur ein einziges Mal, beim J. 1022 wird des Gaues erwähnt, und in demselben ein Ort Latendorp genannt [4]), der wol mit Recht für Lagendorf, 1½ Meile westlich von Osterwohle, gehalten wird. Dennoch halten wir uns berechtigt, die Grenzen des Gaues ost- und südwärts bis an die Scheidelinie des halberstädtischen Sprengels, d. h. bis an die Biese, Milde und Ohre, zu rücken; denn nicht allein, daß uns für diesen ganzen Raum kein anderer Gauname hinderlich entgegentritt; sondern noch andere, nicht unerhebliche Gründe scheinen dafür zu sprechen. Der Name Osterwalde deutet auf einen östlich gelegenen Walddistrict; rücken wir seine Grenzen ostwärts bis an die Biese, so bildet er, dem Namen vollkommen entsprechend, den östlichen Grenzgau nicht blos des verdenschen Sprengels gegen den halberstädtischen, sondern auch des eigentlichen Ostfalens gegen Nordthüringen. Für diesen sächsischen Gau Osterwalde haben wir dann auch einen geographischen Gegensatz in dem an der äußersten Westgrenze des Sachsenlandes gelegenen, zum osnabrückischen Sprengel gehörigen Gau Westerwalde. Die Urkunde von 1022 selbst bestätigt die Ansicht, daß der Gau Osterwalde sich bis zu dem halberstädtischen Balsamgau erstreckt habe, indem dieselbe beide auf einander folgen und unter der Verwaltung eines und desselben Grafen, des Markgrafen Bernhard, stehen läßt. Auch scheint das Archidiakonat von Osterwohle wirklich ursprünglich diesen ganzen östlichen Theil des verdenschen Sprengels umfaßt zu haben; in der Mitte des 13. Jahrh. dehnte sich dessen Jurisdiction über Perwer bei Salzwedel aus [5]); im J. 1315 finden wir aber in der Person eines Propstes, Hermann von Osterwolde, die letzte Nachricht von Archidiakonen hierselbst [6]). Das große Archidiakonat verschwindet seitdem, und an dessen Stelle erscheinen die Bezirke des Archidiakonus zu Kuhfeld, sowie der Pröpste Salzwedel, Seehausen, Boister, Dambeck, Diesdorf und Döhre [7]).

(*Leopold v. Ledebur.*)

Aus der Urkunde von 1022 läßt sich nur soviel vermuthen, daß der Gau Osterwalde in der Nähe des Gaues Belsheim gelegen haben möge, da Bernhard Graf in beiden Gauen war, ohne daß jedoch daraus gefolgert werden kann, daß beide Gaue aneinander gegrenzt, da nicht selten ein und derselbe Graf mehre Gaugrafschaften vorstand, ohne daß diese unmittelbar bei einander lagen. Der Gau Belsheim gehörte aber zu dem halberstädtischen Sprengel, hatte wahrscheinlich an der einen Seite die Biese und den Aland, und demnach den Bardengau bis an die Elbe zur Grenze, und erstreckte sich bis Gardelegen. Nach unserer Meinung ist daher das im Gau Osterwalde gelegene Latentop, Latorf, Lattdorf eine Stunde von Nienburg und Bernburg. Diese nicht große Entfernung macht nicht unwahrscheinlich, daß Bernhard eine oder die Gaugrafschaft im Gaue Belsheim, und eine Gaugrafschaft im Gau Osterwalde hatte. Der Name des Gaues Osterwalde ist natürlich mit der Gauverfassung selbst verschwunden, sowie viele Gaue von ihrem Namen keine Spur zurückgelassen haben. (*Ferdinand Wachter.*)

OSTERWIEK, Stadt im preuß. Regierungsbezirke Magdeburg, im Fürstenthume Halberstadt, an der Ilse, mit zwei Kirchen, einem Hospitale, 450 Häusern und 3300 Einw., welche sich außer den gewöhnlichen städtischen Gewerben vorzüglich mit Leineweberei beschäftigen.

(*L. F. Kämtz.*)

OSTERWITZ, wendisch Ostroza, Ostronza, 1) eine Landgerichts- und Bezirksherrschaft im cillyer Kreise der Steiermark, 4 Meilen von der Kreisstadt und 1½ Stunde von der nächsten an der triester Poststraße gelegenen Station Franz entfernt. Zu dem Werbbezirke dieser Herrschaft gehören 22 Gemeinden mit einem Flächenmaße von 16,393 Joch 1230 □Kl., und 4613 wendischen Einwohnern, welche in 730 Häusern leben. Die Einwohner treiben eine starke Bienenzucht und unterhalten 380—390 Bienenstöcke. Die zu dieser Herrschaft dienstbaren Unterthanen sind in mehren Gemeinden dieses und anderer Bezirke zerstreut. Im Umfange dieses Bezirkes liegen die Herrschaften Osterwitz und Heggenberg, und die Gülten Brodi, die Pfarrgült Franz und Purgstall. Von großer Wichtigkeit für die umliegende Gegend ist die in diesem Bezirk und auf dem Gebiete des gleichnamigen Dorfes gelegene Joh. Rickl'sche Glasfabrik, welche 40 bis 50 Menschen beschäftigt, und aus acht Häfen 14—20,000 böhmische Schock fast durchaus Hohlglas erzeugt, das größtentheils ins Ausland meist über Triest ausgeführt, oder nach der Lombardei abgesetzt wird [1]). 2) Ein Dorf im Bezirke von Teutsch-Landsberg im marburger Kreise der Steiermark, durch deren Gebiet die noch jugendliche Laßwitz ihren Lauf nimmt. Diese Gemeinde ist eine der am höchsten gelegenen des Landes, sodaß man von dort aus einen großen Theil des untern Landes übersieht; sie liegt eilf Meilen von der Kreisstadt, und 6 Meilen von dem an der triester Poststraße gelegenen Postorte Lebering entfernt, auf einem hohen und breiten Gebirgsrücken jenes Gebirgszuges, welcher Kärnthen von der Steiermark scheidet; zählt 85 Häuser mit 339 Einwohnern, worunter 183 weibliche sind, mit eigener Pfarre, genannt zur heiligen Maria in Osterwitz, welche zum Kreisdekanat Teutsch-Landsberg

2) *Falcke*, Tradit. Corbeiens. p. 82. 3) Gercken, Versuch einer geographischen Nachricht der Mark Brandenburg in seinen Fragment. Marchic. 5. Th. S. 180, 181. 4) In pago Osterwalde in prefectura Marchisi Bernhardi Latendorp. (Lauenstein, *Dipl. Gesch. v. Hildesheim.* 1. Th. S. 264, 269.) 5) Conradus, Archidiaconus de Osterwolde, willigt ein in die Bestätigung des Hospitals zu Perwer durch Bischof Luder von Verden, der von 1240—1251 regierte. (*Gercken*, Diplomat. vet. march. Brandenb. I, 279.) 6) *Gercken*, Dipl. vet. march. I, 291. 7) *Gercken*, Cod. dipl. Brandenb. II, 655.

1) S. C. Schmutz's Historisch-Topographisches Lexikon von Steiermark. (Grätz 1822.) 3. Th. S. 82—84.

der seckauer Diöcese gehört, 455 Seelen 1833 im Pfarrsprengel zählte, und den steiermarkschen Religionsfonds zum Kirchenpatron hat. Der landwirthschaftlich benutzte Boden umfaßt 4455 Joch 105 □R. Die Bauern von Osterwitz sind der Herrschaft Feauenthal und Landsberg dienstbar. Das Gebirge ringsum dasselbe gehört zur Urgebirgsformation; in demselben findet sich in der Nähe von Osterwitz der Quarz in geoßen losen Blöcken zu Tage ausstehend vor, und darin Rutil (peritomes Titaneez, Moos) krystallisiet, eingewachsen. In den Wäldern trifft man Hirsche, Schnee-, Auer-, Biel-Haselhühner und anderes Wild an, welches sich nur in den Hochgebiegen aufhält. In den Umgebungen dieser Gemeinde entstehen nicht selten Gewitter, von denen und dem in ihrem Gefolge sich einfindenden Hagel, die Steiermark überhaupt sehr häufig heimgesucht wird, die in ihrem weitern Vordringen die Gegrnden von Landsbeeg, Hollenecк, St. Martin im Sulmthale, das Geeithgebirge, das Saggauthal bei St. Johann treffen, und manchmal noch weiter bis ins Draufeld ziehen[2]). — 3) O., eine Privatheeeschaft, Dorf und Schloß im klagenfurter Keeise Käenthens. Mit dieser Herrschaft ist ein Weebbeziek verbunden, welcher 4373 Einw. im J. 1832 enthielt, und ein nicht peivilegirtes Landgericht, welches dem Stadt- und Landeechte zu Klagenfurt unteegeoednet ist. In dem Bezieke dieser Herrschaft liegen folgende Dominien und Gülten: die Pfarrgülten St. Johann am Brückl, Ottmannach, St. Peter bei Taggenbrunn und St. Philippen bei Reinegg; die Kiechengülten St. Donat, St. Johann, Launsdorf, St. Martin, Ottmannach, St. Peter bei Taggenbrunn, St. Philippen bei Reinegg und St. Sebastian und die Peivatgülten Eppersdorf und Ottmannach. Das Dorf besteht aus 15 zeesteeut gelegrnen Häusern mit ungefähr 100 Einwohnern, die zur Pfarre St. Sebastian und Launsdorf im Dekanat St. Veit der Guekendiöcese gehören, mit einer Trivialschule und dem alten Schlosse Hoch-Osterwitz, dem intreessantesten Gegenstande der ganzen Gegend. Dieses Schloß liegt unfeen vom rechten Ufer der Gurk, drei Stunden von Klagrnfurth und 1¼ M. von St. Veit entfernt, auf einem ganz freistehenden, hohen steilen und spitzigen Felsen gelegen, das sich mit seinem um den ganzen Berg heeumführenden, durch 14 Thore, Zugbrücken, Mauern, Thürmchen und Vorsprünge vertheibigten Aufgange noch immer sehr stattlich ausnimmt. Außer der inneen Einrichtung einer alten Ritterbueg, die man noch immer, obgleich der Zahn der Zeit schon mehre Theile der Wohnzimmer zu verwüsten begonnen hat, sehr gut wahenehmen kann, findet man oben noch manches Sehenswerthe: ein Kiechlein, welches auf einem vorspringenden Absatze des Beeges liegt, die alte Burgkapelle, einrn sehr tiefen in den Fels gehauenen Ziehbeunnen, die lichten geräumigen Felsenkeller, den Tummelplatz, und noch manche andere Spuren der alten Ritteezeit, sodaß es sich noch immer der Mühe lohnt, dieselbe zu eesteigen. (*G. F. Schreiner.*)

2) S. Steiermärkische Zeitschrift. (Grätz 1828.) 9. Hft. S. 75 fg.

OSTERWITZ, zwei Burgen Inner-Österreichs, die eine in der Steieemaek, die andere in Kärnthen gelegen. Die ältesten Besitzer der steierischen waren ohne Zweifel eines Heekommens mit den Besitzern der Bueg Osterwitz in Kärnthen, mit den Schenken von Osterwitz; wenn Julius Aquilin Cäsar das in Abrede stellt, so wußte er wol nicht, daß die Schenken von Osterwitz sogar die mit Osterwitz im Santhale grenzende Herrschaft Oberbueg besessen haben. Nach denen von Osterwitz erscheinen die mächtigen Grafen von Cilly als Besitzer der Feste, und es ist unter ihrer Herrschaft Osterwitz besonders wegen des an der schönen Veronica von Deschnitz verübten Frevels berühmt geworden. „Demselben Grave Friderich gab sein Vatter, Geave Herman, etlich Geschloß, damit er für sich selbst regiren und seinen Hof halten sol, und sind das nemblich dieselben Geschlösse Stainschnegg, Szamobor, Gurkfeld, Maichau, Rudolphswerth, Landstraß, die dieselbig Zeit in ieen Gewalt waren, und waeen iees Satzes von den Heeen von Österreich; do herrscht Grav Friderich für sich selbs, und hielt Hof zu Guekfeld, daß er im fürnam zu einem Sitz, und als man zalt nach Christi Geburt 1422 Jar, starb Grave Friderich Gemahl, die aine von Modrusch war, und das beschach an der Creppen (Krapina), und ward von dannen gen Cilly gefürt in das Kloster, und ware ain Land offen Mär, wie er sy des Nachts, als sy bei einander lagen, in den Bett het erstechet und ertödet, von wegen einer hüpschen Jungfrau genant Veronica, die er gern zu ainer Gemahl genommen het, als er sy auch darnach namb, als den jetzt künstiglich gemeldt wird. Als darnach drei Jar ergangen waren, nam der egenand Grave Feiderich ain andern Gemahl, die edle Veronica, die ain hüpsche Jungfrau wer, und des Geschlecht aine von Desnitze was; wiewol sy im nicht eben gleich wer an dem Adel, wan sy wer geschlechter Rittermeßiger Leit, und darumb, daß er dy an Willen seines Vatters Grav Hermans, auch on Ratt Kinig Sigmonds, seines Schwagers, gnommen het, do voebert im der egenant Kinig Sigmond zu ihm gen Hungarn zu kommen, und do er zu imme kam, do fieng im Kinig Sigmond, und andwort in seinen Vater Grav Herman in Gefenknuß, dee schickt im in eiseenen Panten in einen Wagen hämb, und legt ihn gen Osterwiz in den Thurn verschmidt, und woll bewart, darnach waed er aber gefürt gen Cilly in die Purgg, und ainen Ritter genant Jobst von Helfenberg, zu behieten empfohlen, daselbst ward er genöt, daß er alle die Geschlösser, die im sein Vatter het hindan gesetzt, im hinwider muste geben. Da nun die edle Veronica ihren Herrn und Gemahls, und auch aller Geschloß und Herrschaft ward beraubt, het sie kein Stat, da sy sich vor den Zorn ihres Schwächers endhalten und behieten möchte, da muß sy ir Wonung mit etlichen iren Jungfrauen und Kamern haben in den Walden, und sich bergen, und litt groß Noth, Laid und Sorg, zum besten waed sy heimblich gefürt in ain Thurn, der vor Petau in Feldt liget, daselbst waed sy veespecht, verkundschaftet und gefangen, und dieweil Grave Friderich zu Cilly in der Purgg gefangen lag, da fürt man sy gefangen gen

Digitized by Google

Österwitz, in den Thum, die log do also auf etlich Zeit gefangen, uneſſen und ungetruncken. Darnach ließ ſy aber Grave Herman gen Cilly füren, und ließ ein Recht beſetzen, und ſy vir Recht füen, und wolt ſy mit Recht umbracht und überwunden haben, und dy Urſach, die er zu ir vor dem Rechten ſprechen und ſuchen ließ, die was alſo, ſie het mit Zauberliſten ſeinen Sohn Graven Friderich überkummen, daß er ſy gemachelt und genomen het, ſy het auch im ſelbſt mit Giſt und in andere Weiſe nachgeſtelt und auf ſein Leben gangen, und ſolche Urſach hat Grav Herman zu ir klagen und ſuchen laſſen, darumb daß er ſie mit Recht überwanden, und von Leben zum Todt bracht het. Es ward auch der Veronica ein Varſprech geben, und deſelben Tags embrach ſy mit dem Rechten durch Hilf ihr Varſprechers (ſie wurde freigeſprochen), darnach ward ſy wider gen Österwitz gefurt, daſelbſt man ſie aber mit Hunger und Dueſt wolt getödt haben, do das aber nicht möcht geſchlaun, da ſchicket er zween Ritter hin, die ſy under Österwitz in ainer Potigen ließen drenken, die ward do alſo gedrenkt, und gen Fraslao zu Begrebnuß gefurt, darnach aber etlich Jar ward ſy durch Grave Fridrichen irem Grmachel von Fraslav gehebt und gen Geyrau in das Carthuſer-Cloſter gefürt, und gelegt." Später ſcheint Oſterwitz an die von Gara gekommen zu ſein, denn die cillyer Chronik berichtet ferner: „Item nach in Leben hat er (Graf Fridrich von Cilly) ain Volckh wider Graoe Thomam von Karchau (den Palatinus Ladislaus von Gara) geſchickt, den an ſeinen Herrſchaften zu beſchädigen, daſſelbige Volk ward von den benanten Grave Thomam beſtritten, und deſſelbigen Tags, als Graoe Friderich ſtarb (9. Jun. 1454) der niedergelrgt. Item nicht lang darnach, beſamlet ſich Grave Ulrich hinwider, und ſchickt aber ain Volckh mit ſeinen Haubtman, den Jan Witowez, gen Crodathen über Thomaſchen von Karchau, und nöthet den, daß er mußte zwei ſeiner Geſchloſſen abtretten, das ain Geſchloß genant Österwitz." Kaum war die Grafſchaft Cilly öſterreichiſch geworden, ſo eilte Kaiſer Friedrich III., das ſchöne Beſitzthum zu vereinzeln; unter den wenigen Schlöſſern, die er ſich vorbedielt, war Österwitz, und Chriſtoph von Obratſchan, Erasmus Ortmayer, Peter Schweinhaupt, Laſla Prager, Thomas Gradenecker, Leonhard Raumſchiſſel, werden nach einander als Pfleginhaber der Burg genannt. Vom Erzherzoge Ferdinand wurde ſie zum erſten Male, den 31. Aug. 1524 an Georg und Chriſtoph Raumſchiſſel verpfändet. Den 9. April 1566 kam die Herrſchaft pfandweiſe, und nachmals eigenthümlich an die von Schroltenbach und ſie blieb ihnen bis zum 5. Oct. 1767, wo Graf Johann Jakob von Geisruck in ihre Rechte eintrat. Dieſer verkaufte ſie den 9. Jun. 1791 an Maximilian Rodida, und eine Rodida befand ſich noch vor wenigen Jahren im Beſitze der Herrſchaft.

Das kärnthenſche Öſterwitz, vormals gewöhnlicher Hohen-Öſterwitz genannt, erhebt ſich öſtlich von St. Veit, nördlich von dem claſſiſchen Baden des Salzfeldes in felſichter Rieſengeſtalt über ein ſtilles, nur von einigen hin und wieder zerſtreuten Dörfern belebtes Thal. Vielleicht ſchon von den Römern bewohnt, wie eine noch vorhandene Inſchrift andeuten könnte, wurde Öſterwitz ſpäter der berühmten Schenken von Öſterwitz Stammhaus, und zugleich als des Landes gewaltigſte Feſte auserſehen, der Kärnthner Palladium, die Urkunden ihrer Rechte und Freiheiten aufzubewahren. Mit dem Erlöſchen der Schenken fiel ihre Herrſchaft an den Landesherrn, und als Ulrich von Weißbriach am 19. Jan. 1501 vom Kaiſer Maximilian mit der Landeshauptmannſchaft in Kärnthen betraut wurde, empfing er nach dazu das Schloß Öſterwitz mit allen Nutzen, Renten, Gülten, Landgericht und andern Zubehöeungen, pflegweiſe, unverrechnet*). Am 5. Oct. 1509 verſprach Biſchof Mathäus zu Gurk, daß er als pflegeweiſer Inhaber des Schloſſes Öſterwitz und Amtes Kreyg einen Geharniſchten, jedoch gegen Vergütung der nothwendigen Alimentirung, halten wolle, und am 23. Febr. 1510 erhielt der nämliche Biſchof Öſterwitz und Kreyg als Pfandſchaft. Unmittelbar nach ihm erſcheint Auguſtin Khevenhüller, geſt. 1519, als Beſitzer von Öſterwitz, und Auguſtins Enkel, Georg Khevenhüller zu Aichelberg, Freiherr auf Landskron und Wernberg, hat die Feſte ganz neu und in ſehr veränderter Weiſe hergeſtellt, die gewaltigen Ringmauern und Außenwerke ausgeführt, die Rüſtkammer angelegt, und überhaupt ſeiner Schöpfung die Geſtalt gegeben, die wir noch heute bewundern. Damit ihm aber niemals vorgeworfen werden könne, er habe für Fremde gearbeitet, verordnete er: Idem filiis posterisque suis omnibus mandat, edicitque, arcem hanc ne de suae nomine familiae unquam excidant, eam unque cuiquam ne vendunto, ne donanto, ne permutanto, ne dotis aliove nomine obliganto, pro pignore ne tradunto, ne dividundi quidem, neque elocandi, aut ullo denique modo alienandi potestas esto. Nach einer ſo feierlichen Verfügung befindet ſich denn auch noch heute Öſterwitz im Beſitze der jüngern fürſtlichen Linie des Hauſes Khevenhüller, und führt ſie davon den Grafentitel. Die Burg ſelbſt wurde von Kaiſer Franz, bei einem Beſuch im J. 1810, das am beſten erhaltene Alterthum dieſer Art in Öſterreich genannt; wir wüßten ihr aber auch keine in dem geſammten übrigen Teutſchland, die einzige Rieggersburg in der Steiermark ausgenommen, zu vergleichen. Nebſt einem gefährlichen Fußſteige führt ein enger Fahrweg durch vierzehn, mit frommen Sprüchen aus den Pſalmen gezierte Wachthäuſer und Thürme und über drei Brücken, unter denen ſich grauſende Abgründe aufſchließen, zu dem Schloſſe hinauf. In drei Windungen ſchlängelt ſich der Weg, von einer ſchützenden Mauer eingefaßt, um den Felſen. Bei dem letzten Wachthauſe zeigt man die Stelle, wo ein tugendhaftes Fräulein ſich in die Tiefe von 80 Klaftern ſtürzte, um den Zumuthungen eines ehrloſen Ritters zu entgehen, und unbeſchä-

*) Schmutz, der verdiente Lexikograph der Steiermark, wird uns gewiß jetzt beipflichten, wenn wir dieſe und die beiden folgenden Angaben ſeinem Art. Öſterwitz entziehen, um ſie hier an ihrer rechten Stelle einzuſchalten.

Digitized by Google

digt zur Erbe kam. Dem untern Theile des geräumigen Schlosses dient die schöne Kirche zu besonderer Zierde; sie enthält mehre Grabschriften aus der Khevenhüllerschen Familie, auch die des Erbauers Georg, der indessen nicht hier, sondern zu Villach ruhet. Der Brunnen ist 50 Klaftern tief, ganz in Felsen gehauen, und bietet zu jeder Jahreszeit köstliches, eiskaltes Wasser; neben ihm bestehen auch noch zwei große Cisternen. Von den vier Rüstkammern ist die letzte im obersten Hofe vorzüglich sehenswerth; sie enthält alles erdenkliche Mordgewehr voriger Zeiten, zum Theile wahre Seltenheiten. Die metallenen Doppelhacken und leichten Kanonen ließ Kaiser Joseph II. zu einer andern Bestimmung abführen; die noch übrigen eisernen Kanonen nahm der französische General Rusca im J. 1809. In der Burg waren sie an der unrechten Stelle, denn grade diese Geschütze hatten ihrer vormals so gepriesenen Unüberwindlichkeit ein Ende gemacht; der Felsen wird von den benachbarten Anhöhen bestrichen. Diese verschwundene Unüberwindlichkeit wird dargestellt durch eine aus Holz geschnitzte in einer Nische aufgestellte Jungfrau, in der man früher das Bildniß der berühmten Herzogin von Kärnthen, der Margaretha Maultasch, erkennen wollte (zwei Abbildungen von ihr sind jedoch hier vorhanden). Margaretha hatte die Festigkeit von Osterwitz selbst erprobt. „Im J. 1334, da die Frau Margareth, sonsten die Maultasch genannt, viel Oerter und Schlösser eingenommen und ruinirt, so haben sich viel Herren mit Weib und Kind, Haab und Gut, auf diese Vestung, welche damaln dem Herrn Reinholden Schenck gehört, retirirt. Als die Maultasch aber erfahren, daß so viel Edelleut sich hinein salvirt, hat sie diese Vestung um und um belägert, also, daß kein Mensch weder hinein, noch heraus gekunnt. Weil aber obgedachter Herr Reinhold Schenck seine bei sich gehabte 300 Soldaten, auf die Wehre und Mauern zum Widerstand geordnet, und die Tyrannin wahrgenommen, daß es unmöglich, diese Vestung mit Gewalt zu erobern, ist sie ergrimmt, und hat alle umligende Dörffer mit Brennen, Rauben und Morden verwüsten lassen, in Meinung, die Belägerte dardurch zue Übergang zu bewegen. Nachdeme aber dieses ebenfalls nicht gelungen, hat sie die Vestung nochmaln auffordern lassen, mit Anerbietung aller Gnaden; allein weiln sie dardnech nichts ausgerichtet, hat sie sich entschlossen, die Vestung mit der Aushungerung zu bezwingen; immassen sie es mit der angehaltenen Belägerung so weit gebracht, daß vor Hungern bereits in die 200 gestorben, und Pferd, Hund, Katzen, Mäus und Ratzen essen müssen, auch nichts mehr übrig gewesen, denn noch ein ausgehungerter Stier, und zween Vierling Roggen. Als nun die Belägerten die Extremität voe sich sahen, erdachten sie folgende Kriegs-List: nemlich sie zogen dem Stier die Haut ab, vernäheten die vorhandenen zween Vierling Roggen in dieselbe, und wälzten solches über den Berg hinnunter, damit der Feind vermeinen sollte, als wäre noch Fleisch und Getraid genug vorhanden, und sie die Belägerung nicht achteten. Welches dann auch so viel gewürcket, daß die Maultaschin an Eroberung der Vestung desperirt, und wegen über den Berg herabgewälzeten seltsamen Beschaid-Essen, gesprochen: Ha, diese halsstärrige Claus-Raben, so eine gute Zeit ihre Nahrung in die Klufft zusammen getragen, und auf den hohen Felsen sich verstecket haben, die werden wir nicht so leichtlich in unsere Klauen fassen können, darum wollen wir sie in ihrem tieffen Nest sitzen lassen, und andere gemäste Vögel suchen. Immassen sie auch hierauf abgezogen, vorhero aber ihren Kriegs-Leuten gebotten, daß ein jedee seine Sturm-Hauben voll Erde fassen, und auf ein ebenes, gleich gegen Osterwitz über, liegendes Feld, zusamm werffen sollten; aus welcher Erde dann ein zimliches Berglein worden, so noch heutigen Tags die Maultasch-Schütt genannt wird."

Hermann I. von Osterwitz erscheint 1158, in der Stiftungsurkunde des Schottenklosters zu Wien; nach Megiserus hat er bereits das Schenkenamt in Kärnthen bekleidet. Reinher I., Schenk von Osterwitz, wird in einer Urkunde des Klosters Göß vom J. 1236 genannt. Amalrich Schenk von Osterwitz, ein Wohlthäter des Klosters Sittich, baute um 1250 das Schloß Schenkenthurm, in Oberkrain. Reinher II., bee tapfere Vertheidiger der Stammburg gegen die Margaretha, kommt schon 1330 in Urkunden vor. Hermann III., Oberster Schenk in Kärnthen, unterzeichnet das zu Presburg, am 31. Dec. 1362, zwischen den Herzogen von Österreich und den Königen von Ungern und Polen errichtete Bündniß, und wird im J. 1362 sammt Nikolaus und Johann von Osterwitz von dem Patriarchen von Aquileja mit der Herrschaft Wippach in Krain, von dem Herzoge von Österreich mit der Feste Oberburg in Steiermark, von dem Grafen von Ortenburg mit Moosburg in dem klagenfurter Kreise von Kärnthen belehnt. Hermanns III. Tochter, Elisabeth, brachte Schenkenthurm an ihren Gemahl, Georg von Gallenberg; einer seiner Söhne, Gregor, wurde 1396 zum Erzbischofe von Salzburg erwählt, und starb 1403. Seyfried lebte 1414; sein Bruder Ulrich kommt in dem n. J. und auch noch 1416, dann zum andern Male 1428 als Landeshauptmann in Krain vor, und führte namentlich in dem siegreichen Treffen mit den Türken, 1428, bei Rudolfswerth, die krainerische Ritterschaft. An seine Stelle, als Landeshauptmann in Krain, trat im folg. J. 1429, Jobst Schenk von Osterwitz, der auch noch 1459 genannt wird. Wilhelm verkaufte 1469 sein Dorf Landschach an das Kloster Viktring, und war 1473 Landesverweser in Kärnthen. Georg befehligte in der unglücklichen Schlacht bei Rann, August 1475, der Kärnthner, Steirer und Krainer kleines Heer, gerieth, nach tapferm Widerstande, sammt vielen andern Rittern, in türkische Gefangenschaft, und wurde nach Constantinopel gebracht. Aus dem Gefängnisse schrieb er, im Febr. 1476, seinem Sohne, Georg Schenk dem Jüngern, einen kläglichen Brief, darin er um seine Erledigung flehet. „Dieser hat zwar keinen Fleiß hierinn gespahrt, die Gebühe seiner kindlichen Treu zu erfüllen, nebenst Herrn Georg von Pottendorff, die Sache beym Könige Matthia in Ungarn angebracht: welcher auch, seines Theils, einen guten Beytrag, und

Digitized by Google

denjenigen, welcher die Vorlage thun würde, die Erstattung versprochen. Wie dann auch Graf Leonard von Görtz, Pfaltzgraf in Kärndten, seines Namens und Stammes der letzte, durch Vorleihung einer ziemlichen Summa Geldes sein Christliches Mitleiden bewehrete. Warum es aber dennoch zur würcklichen Auslösung nicht gekommen, und was es eigendlich verhindert habe, steht nicht zu wissen. So viel weiß man, daß der gefangene Herr Georg Schenck, bald nach solcher Unterhandlung, in der Gefängniß mit Tode abgangen, und an stat der zeitlichen, die ewige Freiheit erlangt habe. Etliche alte Verzeichnissen melden, die Türcken hetten den frommen alten Herrn jämmerlich hingerichtet. Zu mercken aber ist, daß die vier Gefangene, so unter obernannten am theursten geschätzt worden, nemlich der Hr. Schenk, um 4000 **), der von Khosiak um 2000, der von Himmelberg auch um 2000, und der Gall um 1000, von den Türcken nicht besonders, sondern mit einander zugleich, um 9000 Gülden haben los gegeben werden sollen: ausgesetzt, wann einer derselben stürbe; auf welchen Fall so viel Geldes, als hoch derselbe angelegt worden, von der Summa abgehen sollte." Der Sohn aber nahm sich des Vaters Unglück also zu Herzen, daß er ihn nur kurze Zeit überlebte. Hiermit erlosch das alte Geschlecht vollständig, sein Besitzthum wurde von der Landesherrschaft eingezogen, das Erbschenkenamt später denen von Dietrichstein verliehen. — Ein Sparren war der Schenken von Osterwitz Wappen. (*v. Stramberg.*)

OSTFALEN *) oder **OSTSACHSEN** in der weitesten Bedeutung und im Gegensatze zu Westfalen oder Westsachsen, umfaßt das ganze ostwärts der Weser gelegene Sachsenland. In diesem Sinne verschwindet Engern als eine besondere Provinz, und es ist hier nur von einem westfälischen und ostfälischen Engern [1]), von einem West- und Ostengern [2]) die Rede. So erklärt es sich, daß in dem im mainzischen Sachsenlande, also in Engern gelegenen Gau Suilbergi, die Gewohnheit der Ostsachsen herrschte [3]).

Ostfalen dagegen in dem gewöhnlichern Sinne, wie ihn die fränkischen und sächsischen Annalisten nehmen, umfaßte alles ostwärts von Engern gelegene Sachsenland und machte dessen dritten Hauptheil aus. Am bestimmtesten sagt dies der Poeta Saxo, der ausdrücklich von einer Dreitheilung des Sachsenvolkes redend die Westfalen bis nahe an den Rhein hin wohnen läßt, und berichtet, daß die Osterliudi, auch Ostvalen genannt, gegen Osten, und zwar benachbart den Slaven, daß aber in der Mitte zwischen beiden das dritte Volk der Sachsen, die Angarier, wohnten [4]). Diese Osterleute des Sachsenvolkes werden von den fränkischen Annalisten bald Austreleudi Saxanes [5]), bald Orientales Saxones [6]), bald Ostfalai [7]) genannt. Daß in diesem umfassendern Sinn als dritter Hauptheil des Sachsenvolkes auch Nordthüringen, d. h. der halberstädtische Sprengel und das sächsische Nordalbingien mit zu Ostfalen gerechnet wurde, ergibt sich aus den bestimmtesten Quellenaussagen. Denn was den halberstädtischen Sprengel betrifft, wird nicht allein das an der Bode gelegene Staßfurt in einem Briefe Karls des Großen in Ostsachsen genannt [8]), sondern hauptsächlich folgt dies aus der Erzählung von dem Feldzuge im J. 784, den Karl der Große von Südthüringen kommend gegen die Ostfalen unternahm, deren Landschaften er verwüstete [9]). Da er jedoch nur bis an die Elbe zog, bis Steinfurt an der Ohre und dann bis Schöningen vordrang, also ganz innerhalb des halberstädtischen Sprengels blieb, so unterliegt es keinem Zweifel, daß Nordthüringen zu Ostfalen gehörte. Ferner, wenn beim J. 780 erzählt wird, daß sich die Ostsachsen zu Ohrum an der Ocker haben taufen lassen [10]), und wenn nun ein anderer Annalist ausdrücklich hinzufügt, es seien die Bardengauer und einige Nordleute gewesen [11]), die diese Taufe angenommen haben, so erhellt hieraus, daß nicht blos die Bewohner des verdenschen Sprengels [12]), sondern auch des bremenschen Nordalbingiens zu den Ostsachsen gerechnet wurden. Daß auch der hildesheimische Sprengel zu Ostfalen gehörte, ergibt der Bericht über den Feldzug Karls des Großen vom J. 775, wonach derselbe, um von Brunsberg an der Weser bis zur Ocker vorzudringen, das Land der Ostfalen durchziehen mußte [13]). Nichts anders als diese Provinz, aber keineswegs ein Ort ist zu verstehen, wenn beim J. 804 erzählt wird [14]), Ludwig sei seinem Vater, Karl dem Großen, über den Rhein gegen Sachsen nachgeeilt, habe von diesem jedoch, ehe er denselben erreicht, „in *loco* [15]) cujus vocabulum est Ostfalao" den Befehl erhalten, seinen Marsch nicht weiter zu beschleunigen, indem die Sachsen bereits unterworfen seien.

Ostfalen, in einer beschränktern Bedeutung, Provinz,

**) Nicht 40,000, wie Schmutz will.

*) Vergl. unten den Art. Ostphalen vom Hrn. Prof Wachter. d. Red.

1) Westphalica seu Ostphalica, quod alio nomine vocatur Angarica. 1068. (Kremer, Akad. Beitr. II. urkd. 202.) 2) In Angaria occidentali in pago Nithega (reg. Sarrach. nr. 79), in episcopatu Bremensi in Angeri in occidentali regione (reg. Sarr. nr. 734). Der Ausdruck Angaria orientalis kommt zwar nicht urkundlich vor, folgt aber schon aus der Nothwendigkeit eines geographischen Gegensatzes zu Angaria occidentalis. 3) Secundum Ritum Ostersaxsen Hereschap in pago Sulbirgowe 1115. (Kindlinger, Münst. Beitr. 2. Th. S. 93.)

4) Ap. *Pertz*, Mon. Germ. I, 228. 5) Annal. Laurissenses ibid. I, 154. 6) Annal. Laurisa. I, 167. *Einhardi* Annal. Fuld. ibid. I, 355. 7) *Einhardi* Annal. ibid. I, 155, 161. 8) Infra Saxoniam in orientali parte super fluvium Rota (Bota) in loco qui dicitur Starasfurt. (*Pez.* cod. dipl. hist. epist. Tom. VI. Pars I. p. 73.) 9) Annal. Laurlss. ap *Pertz* I, 166 und besonders deutlich *Einhardi* ibid. I, 167. 10) Annal. *Einhardi* ibid. I, 161. 11) Annal. Laurlss ibid. I. 160. 12) Dahin gehört auch die Stelle, wonach Arendsee als in Ostsachsen gelegen, bezeichnet wird. (*Pertz* I, 209, 357.) 13) *Pertz* I, 154, 155, 231. 14) Vita Hludowici Imperatoris ap. *Pertz* II, 612. 15) Die Bezeichnung locus für regio, pagus, ist durchaus nicht ungewöhnlich. Denn wenn (z. B. 1011 heißt: comitatus Haholdi situs in locis . . . Aga, Patherga . . . (Günig, Reichsarchiv. 17. B. 1. Abth. S. 704), so sind hierunter nur Gaue zu verstehen, und wenn es 1184 heißt: in Fresia quandam possessionem que vocatur Nerthen et in eodem loco ecclesiam de Linquord (*Falcke*, Cod. trad. Corbej. p. 742), so bezieht sich locus offenbar auf Friesland.

Digitized by Google

Herzogthum, Gau genannt, hat so wenig Nordthüringen, als Nordalbingien begriffen, und sich nur auf die Sprengel von Verden und Hildesheim erstreckt. Es sind jedoch nur für den letztern urkundliche Zeugnisse beizubringen. So wird in der Urkunde vom J. 1013, welche die Grenzen des hildesheimischen Sprengels festsetzt, dieser ausdrücklich in dem Gau oder der Provinz Ostfalen gelegen bezeichnet [16]); dem gemäß wird der hildesheimische Gau Aringen im Herzogthume [17]), der Gau Falen in Ostfalen genannt [18]); ebenso die am Einflusse der Ocker in die Aller gelegene Mundburg, woselbst der Gau Flotwide sich zeigt, in dem Gaue Ostfalen genannt [19]).

Ostfalen wird endlich, in Urkunden des 11. Jahrh. ein specielleren Gau genannt, der besonders in zwei für die mittlere Geographie sehr wichtigen Urkunden des St. Michaelis Stiftes zu Hildesheim, vom J. 1022, neben andern hildesheimischen Gauen Valothungen, Guddingen, Aringen, Scotelingen, Flenithi, Gretingen, Muthwide und Fluiwide erscheint [20]), mit Örtern, die wir in Gegenden wieder finden, die sich nach andern Urkunden als die Gaue Falen, Liergau, Saltgau und Ambergau geltend machen; sodaß also in diesem Sinne der Gau Ostfalen nur der umfassende Name für eben diese vier kleinern Gaue ist. Die Urkunde von 1022 nennt uns in diesem Gau Ostfalen folgende Örter: Hildenesheim (Hildesheim selbst), Osleveſem (Öffelse), Hottenem (Hottelm), Wiringe (Wirringen), Heſede (Heisede), sämmtlich bei Sarstedt gelegen, Lutea-villa, Biscoperoth, Trothe, alle drei in der Nähe von Sarstedt zu suchen, Asheim, Niteloun (Netlingen), Laffordi (Groß-Lafferde), Gudenstide [21]) (Gadenstedt), Smithenstide (Schmedenstedt), Wingon (Wehningen), Hedilenthorp [22]), Heridisheim (Harsum), Duſunhem [23]), Dennistorp (Densdorf), Worden (Wörum), Winithuſen (Wendhausen), Edinhuſen, Alem (Ohlum), Ejereshem, Linnithe, Tornithe, von welchen beiden letztern es ungewiß ist, ob Linde und Dörnten in der Gegend von Goslar, oder ob Lühnde und Dören nördlich von Sarstedt verstanden werden muß. Nach andern Urkunden werden in ebendiesem Bereiche noch 1013 abermals Hildesheim [24]) und das Kloster Heiningen an der Ocker [25]), und im J. 1053 Garmsen, Ilsede und Dingelbeck [26]) bei Peina in dem Gau Ostfalen genannt. (*Leopold v. Ledebur.*)

16) Ipsa parochia (Hildesheimensis) ... in pago sive provincia Astfale. (*Lauenstein*, Hist. dipl. Hildesh. II, 30.) 17) Immanhus in ducatu Astfala in pago Aringho. (reg. Sarr. nr. 14.) 18) In Astfala in pago Falhen in villa Odereshus. (reg. Sarr. nr. 509.) 19) Castellum, quod vocatur Muodborg in ripa Alerae fluminis ... in pago Astvala 1013. (*Falcke*, Cod. trad. Corbej. p. 236.) 20) *Lauenstein*, Hist. Dipl. Hildesh. I, 264—268. 21) Dasselbe, welches anderwärts Guddianstede in pago Falim heißt (reg. Sarr. nr. 11.) 22) Das Hetilendorf in Salzgevve. (*Schannat*, Trad. Fuld. p. 301.) 23) Das Donzuni in pago Lera 1053. (*Lauenstein*, Spec. Geograph. med. aevi. p. 111.) 24) Ex oppida qui vocatur Hildenesen, qui est in pago Astfala. (*Lauenstein*, Hist. dipl. Hildesh. I, 210.) 25) Oppidum Heiningin super ripam fluvii Ouacre constitutum in pago Hastuala 1013. (*Falcke*, Cod. trad. Corbej. p. 922.) 26) Praedium ... in comitatu Christophori comitis ... in villis Germodissom, Ilsede, Dungelbeck in pago Ostvala situm. (Lünig, Reichsarchiv. 17. B. 1. Abth. S. 257.) Der Abdruck in *Lauenstein*, Spec. geogr. p. 110 hat: in villis Germaredusum, Iliede, Dongerbicht, Suitbaldigehuisen in pago Ostvala.

OSTFRANKEN, im Mittelaltteutschen Osterfranken [1]). Ihr Land hieß lateinisch Orientalis Francia [2]), halblatinisirt dagegen Austri-Francia [3]) und Ostro-Francia [4]), gewöhnlich aber blos Auster [5]), oder Austrasia, und sie selbst Austrasii. Austrasii war aber keine ausschließliche Benennung für die Ostfranken allein. Ähnlich wie sowol die Ostfranken, als auch Ostsachsen beide Osterliudi [6]), Austreleudi hießen, so wurden auch beide Austrasii [7]) genannt. Hieraus geht deutlich hervor, daß in Austrasii blos der Begriff von Ostener, d. h. östlich wohnender Menschen, liegt. Auster (Oster, d. h. nach Osten hin), kommt zwar am häufigsten von dem Lande der Ostfranken vor, aber wegen jener seiner ursprünglichen Bedeutung ausschließlich; so wird die Königin Saba, die zu Salomo kommt, durch Regina Austri, Königin vom östlichen Lande, bezeichnet [8]). Dem Auster für Ostfranken wird auch an vielen Stellen die lateinische Endung Austria gegeben. Gleichbedeutend mit beiden wird Austrasia und Austrasii gebraucht. Wie ist da das s hineingekommen? Ist es vielleicht aus Austeriehia verdorben, da Austrasii [9]) auch die Österreicher genannt werden? Zu einer so gewaltsamen Erklärung brauchen wir unsere Zuflucht nicht zu nehmen. Da, wie wir sahen, Auster für ein östlich liegendes Land gebraucht war, indem Ostar [10]) nach Osten hin bedeutet, während Ostana von Osten her heißt, so erhalten wir von Auster, die Form welche Bewohner von Auster bedeuten soll, althochteutsch Austra, altniederteutsch Austras, gothisch Austreis. Die Franken haben also, als sie Austra, Bewohner von Osten, latinisirten, des Wohlklanges wegen nicht Austraii gebraucht, sondern dafür die niederteutsche Form si walten lassen, und Austrasii gesprochen. Den Gegensatz zu Auster, Austria, Austrasia bildet Neustria. Da die Erklärer desselben sich nur an diese Form gehalten, haben sie natürlich sehr ungenügende Erklärungen geliefert. Da, wie ein alter

1) So z. B. im Nibelungenliede. 2) Domus Carolingicae Genealogi bei *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 312. 3) So z. B. Fragm. de Pipino, Angesi filio Orientalium Francorum principe bei *Freher*, Corp. Hist. Franc. T. I. p. 170. *Erchamberti* Breviarium 2. Monachi Augiensis Breviarium bei *Pertz* T. II. p. 259. 4) IV. Tabula Genealogica in Codice Bibl. Reginae Monacens. bei demf. S. 314. 5) S. z. B. Fredegar an Stellen, welche wir weiter unten beiläufig anführen werden. 6) Annal. Mettens. bei *Pertz* T. I. p. 317: — — orientalium Francorum, quas illi propria lingua Osterliudos vocant. So auch das Fragm. de Pipino Aosegisi F. Orientalium Francorum Principe bei *Freher*, p. 168. 7) So z. B. ist in den Annal. Laariss. zum J. 775. S. 154 Austreleudi Saxones und Austrasii gleichbedeutend, und *Einhard*, Annal. p. 155 braucht in der entsprechenden Stelle dafür Ostfalai, Auster, d. h. ostwärts. 8) Casoum S. Galli Cont. II. c. 1 bei *Pertz* p. 150 und anderwärts. 9) Von mehren Schriftstellern des Mittelalters werden die Österreicher Austrasii genannt, so z. B. von *Conradus de Fabraria* Casuum S. Galli. p. 180. 10) So z. B. im Hildibrandsliede. 3. 20.

Schriftsteller sagt: Occidentalium Francorum, quos illi Ninstrios vocant [11]), so haben diejenigen allerdings die Bedeutung des Wortes getroffen, wie z. B. Martinius und Eckhart [12]), welche Neustria als für Westria gebraucht nehmen. Da dieses der Sprache zu sehr Gewalt anthut, so hat man, weil Neustria an neu anklingt, Neustria durch Neuland, d. h. neuerworbenes Land, erklärt, aber auf verschiedenen Wegen, so Barter aus dem Altniederländischen durch nevis tir, terra nova, andere schlugen dagegen einen gelehrtern Weg ein, und erklärten Neustria als Neuland aus dem Keltischen [13]). Auch nach Luden ist Neustria soviel als Neuland, Neufranken [14]). Gonne bekämpft die zwar mit Recht, welche Neustria, wie z. B. Lehmann, von Westreich ableiten, irrt aber auch sehr, wenn er darin das teutsche neu findet, und den Namen durch Neu-Reich erklärt. Beobachten wir aber die Hauptregel, welche bei Worterklärungen beobachtet werden muß, und sehen wir uns nach der ursprünglichen Form um, so finden wir Neauster [15]), Neaustrasii [16]), welches buchstäblich Nicht-Auster, Nicht-Austrasier bedeutet. Durch Umlaut und Zusammenziehung ward dann N'Aoustria, N'Eustria daraus, ähnlich wie Westen aus We-Östen, d. h. Nicht-Osten [17]). Machte man den Umlaut nicht in eu, sondern in ú, so erhielt man aus Ne-Austrii, wenn man es in N'Austrii zusammengezogen, Nüstrii, oder nach alter Schreibart Niustrii. Nachdem wir so die Bedeutung des Wortes Auster und seines Gegensatzes Ne-Auster festgestellt, wollen wir seine Anwendungen auf die Ostfranken und ihres Gegensatzes, die Nicht-Ostfranken, betrachten.

War der Name Ostfranken schon früh vorhanden, so war er wenigstens nicht in politischer Hinsicht gebräuchlich. Über Ostfranken herrschte offenbar jener König Sigbert, der in Cöln seinen Sitz hatte, und über den Rhein ging, um durch den Wald Burconia (Buchonia) eine Lustreise zu machen, und hier durch seinen Sohn Chlodewig angestiftet, erschlagen ward. Gregor von Tours (Hist. II, 40) erwähnt dabei von Ostfranken nichts. Gewöhnlich wird gesagt, daß nach des König Chlodowig's Tode Franken in Ost- und Westfranken, oder was gleich, in Austrasien und Neustrien getheilt worden sei [18]). Aber Gregor von Tours (III, 2) spricht von dieser Theilung nur im Allgemeinen. Aus den Umständen erhellt allerdings, daß Theoderich Ostfranken erhielt, aber der Name ist noch nicht da, und selbst die Gesta Francorum Epitomata (30) sagen nur, daß Theoderich den Sitz zu Metz erloset. Auf Theoderich (von 524—534), der Thüringen eroberte, folgte sein Sohn Theodebert von 534 bis 547. Auch er wird von Gregor von Tours nicht König von Austrasien genannt. So auch nicht Theodebald, Theoderichs Nachfolger, von 547—554. Nach Theodebald's Tode erhielt Chlothar I. (s. d. Art.) dessen Reich, also Austrasien, der Sache, aber nicht dem Namen nach. Nach Chlothar's I. Tode 561 ward dessen Reich unter seine Söhne getheilt, und Siegbert erhielt das Reich Theoderich's, wie es Gregor von Tours (IV, 22) bezeichnet, und den Sitz zu Rheims; König von Austrasien nennt er ihn aber nicht. Die Gesta Francorum Epitomata (58) haben eine Erzählung, wie während Siegbert's Kindheit alle Austrasier Chrodin zum Hausmeier wählen, dieser aber sagt, er könne in Auster nicht Frieden bewirken, vorzüglich weil alle Großmänner in ganz Auster mit ihm verwandt seien. Aber die Erzählung findet sich bei Gregor von Tours nicht, und das Gewicht, welche sie auf dem Hausmeier schon in jene Zeit legt, zeigt, daß es eine spätere Erfindung ist. In dem Bruderkriege, welchen Siegbert führte, rief er die Völker, welche jenseit (für uns diesseit) des Rheines sich befanden, also auch den wichtigsten Theil der Ostfranken [19]), ohne daß sie jedoch dabei namhaft gemacht werden. Nach Siegbert's Ermordung (575) folgte ihm sein Sohn Childebert II., noch ein Kind, ihn nahm sein Vaterbruder, König Gunthram von Burgund, zu sich. Merowig Chilperich's Sohn heirathete Brunhilden, Siegbert's Witwe, ward deshalb von seinem Vater verfolgt, gelangte, aus seinem Zufluchtsorte, der Kirche des heil. Martin zu Tours fliehend, zur Königin Brunhild, ward aber von den Austrasiern nicht aufgenommen, sodaß wir nun bei Gregor von Tours (V, 14) die Austrasier auch unter diesem Namen in das Licht der Geschichte treten sehen. Nach Childebert's Tode (596) erlooseten seine beiden Söhne Theodebert Auster [20]), und hatte den Sitz in Metz, und Theoderich II. Gunthram's Reich Burgund, und hatte den Sitz in Orleans. Brunhild ward im J. 600 von den Austrasiern vertrieben. Theodebert's Gemahlin, die aus einer gekauften Magd Königin geworden, ward wegen ihrer Geschicklichkeit von allen Austrasiern geschätzt, stand ebenso hoch als Brunhild, und be-

11) *Eckhart*, Commentarii de rebus Franciae Orientalis. L. IV. p. 52. So z. B. Taetan. c. VIII, 1. 12) Das in Note 8 angeführte Fragm. bei *Freher*, p. 169. 13) S. *Johann Georg Wachter*, Glossar. Germ. p. 1141, 1142. Mascow. 2. Th. 14) Luden, Gesch. d. t. V. 3. Th. S. 141, 677. 15) Lehmann, Speier'sche Chr. 2. Bch. 2. Cap. Ausgabe v. 1612. S. 56. 16) *Gonne*, De Ducatu Franciae Orientalis, p. 14, 15. Ja er geht noch weiter. Es heißt nämlich im Chron. Ivonis Carnotensis bei *Freher* p. 50: Has tres Galliae provincias dum Franci occupavissent, illam regionem, quae septentrionem versus inter Mosam et Rhenum porrigitur, Austriam vocaverunt, illam, quae a Mosa usque ad Ligerim protenditur, Neustriam vocaverunt. Quaedam tamen pars Galliae, quam Burgundienes intra Lugdunensem occupavere, provincia nunc Burgundia vocitatur. Weil hier Austria gegen Norden gesetzt wird, so widerstreitet Gonne, daß Austria von der Ostgegend genannt worden, obschon er gestehen muß, daß es lateinisch meist durch regnum orientale gegeben wird, und vermuthet, daß es so viel als zuerst erworbenes Reich bedeute, indem er dabei die angelsächsische Göttin Eostre zu Hilfe nimmt. Aber Ivo spricht ja blos in Beziehung auf Gallien, nicht auf das Frankenreich überhaupt. Er sagt ausdrücklich vorher: Ipsius Galliae situm, quam nunc praefata Francorum gens incolit, breviter comprehendam atque depingam. 17) *Fredegar*, c. 74 bei *Freher*, p. 145. c. 79. p. 147.

18) *Fredegar*, c. 76 bei *Freher*, p. 145. 19) Vergl. G. Wachter, Forum d. Kr. 1. Bd. 2. Abth. S. 20, 21. 20) So z. B. Eckhart und Falckenstein, Thür. Chr. 2. Bch. S. 2.

handelte die Gesandten ihrer vormaligen Herrin verächtlich, und veranlaßte selbst die Austrasier, daß sie auf die Zusammenkunft nicht gingen, auf welcher, zwischen den Brüdern Theoderich und Theodebert Friede geschlossen werden sollte. Jener schloß im J. 611 mit Chlothar II. (s. d. Art.) ein Bündniß gegen seinen Bruder, und zog im J. 612 gegen ihn. Theodebert rückte mit dem Austrasierheer ihm entgegen, und verlor die Schlacht bei Toul. Mit Sachsen, Thüringern und den übrigen Völkern jenseit des Rheines, und von woher er sonst Streiter zusammenbringen konnte, schlug er die Schlacht bei Zülpich, ward besiegt und gefangen. Theaderich herrschte nun übee ganz Auster. Chlothar unterwarf sich davon nach der Übereinkunft das Herzogthum Denzelin's. Theoderich zog nun ein Heer aus Austria und Burgund, starb jedach unterdessen zu Metz und das Heee kehrte heim. Chlothar gelangte nun durch die Partei Arnulf's (des nachmaligen Bischofs von Metz) und Pipin's (später von Landen genannt) und der übrigen Großmänner nach Auster, und kam nach Captonacum. Brunhild weilte mit Theoderich's Söhnen, ihren Urenkeln, zu Worms. Von ihnen sandte sie Siegbert II. nach Thüringen, um jenseit (für uns diesseit) des Rheines Scharen gegen Chlothar II. aufzubringen, welches jedach der auf Brunhilde erzürnte Hausmeier Warnar hinderte. Man suchte nun von Burgund aus durch Boten, welche durch ganz Auster liesen, ein Heer zusammenzubringen. Ein Heer aus Burgund und Auster zog auch hierauf gegen Chlothar. Dieser hatte aber auch die Partei Waenar's und viele Austrasier mit sich. Nicht minder war eine Partei in Siegbert's Heere gewonnen, und dieses kehrte vor dem Beginne der Schlacht um und heim. Drei Söhne Theoderich's, und unter ihnen Siegbert, wurden gefangen. Chlothar nahm das Reich in Burgund und Auster. In Burgund ward von ihm Warnar zum Major domus lebenslänglich gesetzt. In Auster nahm Rada diese Würde an. Das ganze Frankreich war Chlothae II. unterworfen, wie es Chlothar I. gewesen war. Chlothar nahm im J. 622 seinen Sohn Dagobert zum Reichsgenossen an, und setzte ihn zum König über die Austrasier, wobei er für sich behielt, was die Ardenna (der Ardennenwald), und der Vogesus gegen Neuster und Burgund ausschlossen[21]). Der Name Neuuster (d. h. Nicht-Auster) zusammengezogen und mit ihm Umlaut Neuster tritt später in die Geschichte als Auster selbst, und dieses ist erklärlich, da die Bezeichnung des Gegensatzes später einzutreten pflegt, als die Sache, dee es entgegengesetzt wird. Obgleich Dagobert im J. 623 schon männlich in Auster herrschte, ließ er sich dach durch den Bischaf Arnulf von Metz und den Major domus Pipin und andere Große in Auster dahintreiben, daß er den reichen Chrodoald, einen Edeling aus dem Geschlechte der Agilolfingen, umbringen ließ, und zwar gegen den Willen seines Vaters. Noch größer ward der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn im J. 625, wo Dagobert heirathete. Er verlangte nun, daß er alles, was zum Reiche der Austrasier gehöre, unter seine Herrschaft bekomme. Chlothar aber wollte nicht. Da wählten Vater und Sahn 12 Bischöfe, unter ihnen den Bischof Arnulf von Metz als Vermittler des Vergleichs, und Chlothar gab dem Sohne das Gesammte zurück, was zum Reiche der Austrasier gehörte, und behielt davan nur das zuetück, was diesseit (für uns jenseit) der Loire und der Provence lag[22]). Hierbei ist zu bemerken, daß Fredegae den Ausdruck „Reich der Austrasier" wählt, weil Auster, in eigentlicher Bedeutung genommen, die Ostfranken begriff. Das Reich der Austrasier umfaßte aber als Zubehörungen auch Thüringen und Allemannien, und das vam fränkischen Reich abhängige Baiern. Daß zum Reiche der Austrasier auch Besitzungen in der Provence und jenseit dee Laire gehörten, kommt van den frühern Theilungen hee, welche Chladwig's und Chilperich's Söhne gemacht hatten. Diese Theilungen waren nicht geschehen, um eigene abgerundete Reiche zu bilden, sondern die Theilungen waren in Rücksicht auf die Einkünfte gemacht. Nach Chlothar's Tode, im J. 630, bot er alle Leudes (Mannen), die er in Auster regierte, zur Heerfahrt auf, und schickte Boten nach Burgund und Auster, daß sie ihn zum Könige nehmen sollten. Auch der größte Theil der Bischöfe und Graßmänner von Ne-Austrasien wallten ihn zum Könige. So wurden die Bemühungen seines beschränkten Bruders Charibert vereitelt, und dieser mußte sich mit einem Theil Aquitaniens begnügen. Vom Beginnen seiner Regierung an hatte sich Dagobert des Rathes des Bischafs Arnulf von Metz und des Major domus Pipin bedient, und hatte so glücklich in Auster regiert, daß alle Völker ihn lobten und fürchteten, und die Völker an der Grenze, die Slaven und Avaren, ihn baten, die Slaven und Avaren seinee Herrschaft zu unterwerfen, und er dieses verhieß. Nach Arnulf's Tode hatte der Hausmeier Pipin und der Bischof Hunibert ihn geleitet, und er hatte die ihnen unterworfenen Völker gerecht regiert. Aber sein Ruhm verdunkelte sich, als ee seinen Sitz nach Paris verlegte und sich einem wallüstigen Leben hingab. Hierüber seufzten seinen Leudes. Da Pipin sein Rathgeber war, so wurde auch er, wiewol unschuldig, den Austrasiern verhaßt, und mußte, um nicht erschlagen zu werden, aus Austrasien weichen[23]). Im J. 630 waren in des Wendenkönigs Samo Reiche fränkische Kaufleute ermordet und beraubt worden. Dagobert verlangte, daß sich Samo und sein Land[24]) unterwerfen sollte. Da Samo die fränkischen Gesandten schmählich behandelte, schickte Dagobert die Scharen des ganzen Reichs der Austrasier in drei Heersäulen, wozu er auch die Longobarden erkauft hatte. Die Langobarden und Allemannen waren siegreich, aber die Austrasier erlitten voe Wogistisburg[25]), in einem dreitägigen Kampf, eine Niederlage und flohen. Aber diesen Sieg verdank-

21) *Gregor. Turon.* L. IV. 44. p. 89.

22) *Fredegar.* c. 17. p. 123. Theodebert wird daher auch König der Austrasier genannt. So Vita S. Galli bei *Pertz* T. II. p. 6. *Ratperti* Casus S. Galli. p. 61. 23) *Fredegar.* c. 17. p. 123. c. 19. p. 124. c. 35. p. 128. c. 38. p. 131. c. 43. p. 133. c. 47. p. 135. 24) Ibid. c. 52, 53. p. 136, 137. c. 56—58. p. 139. c. 61. p. 140. 25) Über die Lo-

ten die Wenden weniger ihrer Tapferkeit, als dem, daß die Austrasier ihren Haß gegen ihren König, der sie durch häufige Auflagen ausplünderte, befriedigen wollten. Nach diesem unverdienten Glücke thaten die Wenden vielmals verheerende Einfälle in Thüringen und in die übrigen Gaue des fränkischen Reichs [26]). Als Dagobert im J. 631 die Nachricht erhielt, daß das Heer der Wenden in Thüringen eingedrungen, rückte er mit dem Heer aus dem Reiche der Austrasier aus der Stadt Metz, ging durch den Ardennenwald nach Mainz, schickte sich an über den Rhein [27]) zu gehen, und hatte bei sich eine Schar von auserlesenen und tapfern Männern von Neuster und Burgund, nebst den Herzogen und den Grafen. Da schickten die Sachsen Gesandte an Dagobert und baten ihn, ihnen den Zins von 500 Kühen, zu dem sie dem fränkischen Reiche durch Chlothar I. verpflichtet waren, zu erlassen, und versprachen dafür, die fränkische Grenze vor den Einfällen der Wenden zu vertheidigen. Dagobert nahm das Versprechen auf den Rath der Neaustrasier an. Wegen der häufigen Einfälle der Wenden nach Thüringen und in die übrigen Gaue erhob Dagobert seinen Sohn, Dagobert III., der erst das dritte Jahr angetreten hatte, im J. 631 zu Metz in das Austerreich [28]) (Ostreich). Die Regierung desselben ward dem Herzog Adalgysel und dem Bischofe Hunibert von Cöln anvertraut. Von dieser Zeit an vertheidigten die Austrasier die Grenzen und das Reich der Franken tapfer. Als im folgenden Jahre Dagoberten der Sohn Chlodowig von der Nantild [29]) geboren ward, ward auf Antrieb der Neaustrasier ein Vertrag geschlossen, den alle Bischöfe und die übrigen Leudes der Austrasier in Dagobert's Hand beschwören mußten, daß nach Dagobert's Tode Neuster und Burgund zu Chlodowig's Reiche gehören sollte. Auster sollte, da es an Volk und Landesgröße gleich sei, zu Siegbert's Reiche ganz gehören, und alles, was vormals zum Reiche der Austrasier gehörte, mit Ausnahme des Herzogthums Denzelin's, das von den Austrasiern unrechtmäßiger Weise hingenommen war, abermals zu den Neaustrasiern hinzugefügt und Chlodowig's Herrschaft unterworfen werden. Diesen Vertrag bestätigten die Austrasier wider ihren Willen aus Furcht vor Dagobert, und er ward nachmals zu Siegbert's und Chlodowig's Zeiten gehalten [30]). Nach Dagobert's Tode (638) ward Siegbert vom Major Domus Pipin und den übrigen Herzogen der Austrasier, die bis zu Dagobert's Tode ihm unterworfen gewesen, einstimmig angenommen. Pipin erneuete mit dem Bischofe Chunibert den Freundschaftsbund, und sie, die die Leudes gütig regierten, veranlaßten sie alle zu einem Freundschaftsbunde. Dann ward der Theil des königlichen Schatzes, welchen Siegbert bekommen mußte, von der Königin Nantild und dem Könige Chlodowig abverlangt. Chunibert und Pipin und einige andere Großmänner Austrasiens wurden von Siegbert nach Compiegne gesandt und hier der Schatz getheilt, und Siegbert's Theil nach Metz gebracht. Ein Jahr darauf veranlaßte der wegen seiner Gerechtigkeit geliebte Pipin großen Schmerz in Auster. Sein Sohn Grimoald, der wie er thatkräftig war, ward auch von den meisten geschätzt. Doch Otto, Bero's Sohn, der Siegberts Erzieher gewesen, verachtete Grimoalden. Dieser verband sich daher mit dem Bischofe Chunibert, um Otto'n aus der Pfalz oder dem Palaste zu vertreiben, und Grimoalden die Würde, die sein Vater gehabt, zu erhalten. Im J. 642 ward Otto durch Grimoald's Parteiung von Leuthar, dem Herzoge der Allemannen, erschlagen und die Majordomus-Würde in Siegberts Pfalz und dem ganzen Reiche der Austrasier in Grimoald's Hand befestigt. Radulf war von Dagobert zum Herzoge von Thüringen gemacht worden. Seine Siege über die Slaven machten ihn übermüthig, und er empörte sich gegen den König Siegbert. Da ward im J. 640 auf Siegbert's Befehl allen Leudes der Austrasier bei Banne (Strafe) Heeresfolge zu leisten geboten [31]). Nachdem der König mit seinem Heer über den Rhein gesetzt, und auch aus seinen Gauen jenseit (für uns diesseit) des Rheines an sich gezogen, wandte er seine Waffen zuerst gegen Fava, den Sohn des auf Dagobert's I. Befehl ums Leben gebrachten Chrodwald, eines Großen aus dem Geschlechte der Aygilolfingen, dessen Besitzungen muthmaßlich in der Wetterau und in Hessen lagen. Fava hatte sich nämlich mit Radulf verbunden, fand aber jetzt den Tod, und alle seine Leute wurden zu Leibeigenen gemacht. Hierauf eilte Siegbert durch die Bugonia (den großen, zwischen der Wetterau und Thüringen gelegenen Buchenwald) nach Thüringen. Radulf vertheidigte sich in einem hölzernen Thurme, den er auf einem Berg an der Unstrut erbaut, und hatte heimliche Freunde unter Siegbert's Heere. Dieses erlitt eine große Niederlage und der arme zehnjährige Knabe konnte nur die Thränen seiner Augen, nicht das Blut seiner Feinde vergießen. Radulf verband sich mit den Wenden und andern benachbarten Völkern. Dieser Bund stellte sich zwar den Worten nach als dem fränkischen Reich unterworfen, handelte aber frei und unabhängig vom fränkischen Reiche nach seinem Belieben. Nach Siegbert's III. Tode (656) machte sich der Hausmeier Grimoald unter dem Vorwand, als sei er von

sprüche, die das Reich der Austrasier daran hatte, s. F. Wachter, Thür. Gesch. 1. Th. S. 50.

26) Ungegründet ist die Angabe Neuerer, daß Wogastisburg Voitsberg im Voigtlande sei, aber ein Vogtsberg gibt es hier vor den Vögten nicht. Auch ist es schwerlich Voigtsberg in Steiermark, wie Adelung will; s. die Gegengründe bei F. Wachter. S. 51. 27) *Fredegar.*, Chron. c. 48. p. 142, 143. 28) Im *Fredegar.* c. 74. p. 145: Disponens regnum transire, ist wol Rhenum zu lesen, außerdem wäre die Stelle sehr merkwürdig, indem daraus hervorginge, daß Reich der Austrasier eine ganz enge Bedeutung hätte, und in dieser blos die Ostfranken zur Linken des Rheines begriffe. 29) In Auster regnum. *Fredegar* c. 74. p. 145. Siegbert war von der Ragentrud, einem Mädchen, das Dagobert sich beigelege, als er im siebenten Jahre seiner Regierung Auster königlich berriste. *Fredegar.* c. 59. p. 139. 30) *Fredegar* c. 76. p. 145.

31) Omnes leudes Austrasiorum in exercitum gradiendum hannitl sunt. *Fredegar.* c. 87. p. 149. Über den Heribann, d. h. die Strafe, welche gezahlt werden mußte, wenn Jemand gegen den Feind entboten war und nicht erschien, s. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bd. 1. Abth. S. 50.

Siegbert III. an Kindesstatt angenommen, zum Könige der Austrasier, und ließ den für todt ausgegebenen jungen Sohn Siegbert's, Namens Dagobert, zum Mönche scheren und heimlich nach Irland bringen [32]). Aber Grimoald kam durch Hinterlist in die Gewalt des Königs Chlodowig von Neaustrien und Burgund, und Chlodowig zog Austrasien an sich und ward Herr des ganzen Frankenreichs. Chlothar, der im J. 656 starb, hinterließ drei Söhne: Chlothae III., Childerich II. und Theoderich. Chlothar III. folgte Anfangs in dem gesammten Reiche unter der Vormundschaft seiner Mutter Balthild, und hatte zum Hausmeier den thatkräftigen Erchanwald, und nach dessen Tode Ebroin. Aus Urkunden erhellt, daß Chlothar's II. jüngerer Bruder, Childerich II., im J. 660 König in Auster ward [33]). Friedlich erhielten die Austrasier auf Verordnung Balthild's, nach dem Rathe der Großen, Childerich zum Könige, die Burgunden und Franken wurden vereinigt. So wird hier [34]) Franken vorzugsweise für die Neaustrasier gebraucht. Majoe Domus in Auster ward Wolfwald [35]). Der König der Austrasier, Childerich, verwaltete, soviel seine Jugend gestattete, das Reich aufs Beste. Daher verlangte nach dem Tode Chlothar's, des Königs von Neauster und Burgund (st. 670), ein Theil dee Franken (Westfranken) ihn zum Könige. Der Hausmeier Ebroin wollte dagegen eigenmächtig Theoderich, Childerich's jüngern Bruder, zum König erheben. Ebroin hatte sich durch Bedrückungen verhaßt gemacht. Childerich, von einem der Franken gerufen, brach mit seinem Hausmeier auf und ward überall so beifällig aufgenommen, daß Ebroin ins Kloster Luxeuil gehen mußte. Auch Theoderich, den ein anderer Theil der Franken zum König erhoben, mußte Mönch im Kloster St. Denis werden. So ward Childerich, der König von Auster, auch König von Neauster und Burgund [36]). Doch verlangten sämmtliche Franken, daß jedes der drei Reiche andere Decrete erhalten, jedes Landes Gesetz und Gewohnheit die Richter beobachten, und die Regierer (Rectores) nicht aus einer Provinz in eine andere gehen und keiner wie Ebroin die Gewaltherrschaft an sich nehmen und sich über den andern erheben sollte [37]). Childerich kam im J. 673 durch eine Verschwörung ums Leben. Da verließen beide, Theoderich und Ebroin, das Kloster, jener um den Thron wieder zu besteigen, dieser um gegen Theoderich's Partei zu kämpfen. Aus Irland [38]) gerufen, bestieg Dagobert II. den Thron von Auster ums J. 674 oder 675 [39]) und führte mit Theoderich Krieg [40]); dieser that eine Heerfahrt nach Austree [41]). Dagobert II. ward durch die Arglist der Herzoge und mit Bewilligung der Bischöfe erschlagen, weil er eigenmächtig regieren wollte, und zwar, wie sich aus Eddius (cap. 31) schließen läßt, war es Ebroin's Anhang, der den König von Auster umbrachte. Theoderich hatte nämlich, um den Bürgerkrieg zu enden, den Ebroin zum Major Domus machen müssen [42]). Nach Wolfwald's von Auster Tode herrschten Herzog Martin und Pipin (von Herstall), Ansichisil's Sohn. Sie zogen mit den Austrasiern gegen den König Theoderich und Ebroin. Die Austrasier wurden in der Schlacht bei Lusar, in der Gegend von Toul, geschlagen. Martin kam durch Ebroin's Hinterlist um; Pipin aber behauptete sich. In seinen Hof strömten alle Großmänner der sämmtlichen Ostfranken zusammen, welche in ihrer Sprache Osterleude genannt wurden [43]). Die Austrasier gewannen im J. 687 in der Schlacht bei Testri einen vollkommenen Sieg über die Neaustrasier, und mit dem Könige Theoderich war der Vergleich getroffen, daß Pipin Majoe Domus in allen drei Reichen ward. Von dieser Zeit an wird er Herzog und Fürst der Franken genannt. Untee ihm hießen Könige der Gesammtfranken Theoderich (gest. 691), Chlodowig III., dem 695 sein Bruder Childebert III. und diesem sein Sohn Dagobert III. im J. 711 folgte. Pipin hat nach Norbert's Tode seinen Sohn Grimoald zum Major Domus am Hofe des Königs Childebert's gemacht [44]), ähnlich wie er früher, als er Bercharn das Fürstenthum Burgund entriß, dieses seinem Sohne Drogo gegeben. Er selbst blieb in Auster [45]). Nach Pipin's Tode (st. 714) stürzten sich die Neauster-Franken nach Austrasien und verheerten jenes ganze Land bis zur Maas. Sein Sohn, Karl Martell, erlangte darauf das Fürstenthum der Austrasier und kriegte nun mit Neauster. (Über seine Kriege s. Karl Martell.) Nur bemerken müssen wir hier die Schlacht bei Poitiers, weil in ihr das Volk von Austrien auf eine merkwürdige Weise genannt worden. So vertilgten, sagt Roderic, das Volk von Austrien, durch hervorragenden Gliederbau gewaltig, und das teutsche Volk, an Herz und Körper das vorzüglichste, gleichsam mit schießendem Blick, eiserner Hand und hoher Brust, die Araber [46]). Wir sahen oben aus dem Gange der Geschichte, daß Austrien vorzugsweise das ostfränkische Land zwischen dem Rhein und der Maas genannt ward. Hier finden wir eine gens Ger-

32) Gesta Francorum. c. 43. 33) In der von Childerich II. dem Kloster Fontanell gegebenen Urkunde heißt es: Edita est haec Regia largitio Arlauno jucundo palatio undecimo anno praefati Regis in Austria, qui fuerat primus in Neustria; porro ejusdem Rectoria Coenobii lucidissimi anno quinto, ex quo regiminis locum sortiebatur post discessum felicissimum magni patris Christique clarissimi sacerdotis Wandregisili. Landbere ward den 26. Juli 661 Abt. S. Pagi z. J. 661; vergl. *Eckhart*, Commentarii de rebus Francine Orientalis. L. XIX. p. 244. 34) Vita S. Bachildis Reginae, vergl. *Eckhart* p. 244. 35) Auszug der Urk. vom dritten Regierungsjahre Childerich's II. bei *Eckhart* T. I. p. 246. Contin. Fredegarii. c. 93. p. 152. 36) Ursinus Vita S. Leodgarii. c. 4. p. 618. 37) Anonym. Vita S. Leodgarii. c. 3, 4. p. 602. 38) Über Dagobert in Irland s. *Eddius*, Vita S. Wilfridi c. 27.

39) Über die Zeit s. *Eckhart* T. I. p. 258. 40) Vita S. Salabergae c. 13. p. 427. 41) Quando genitor noster Theodericus quondam Rex partibus Auster hostiliter visus fuit ambolasse. Urk. Childerich's III. bei *Mabillon*, R. Diplom. Lib. VI. c. 21. 42) Anom. Vita S. Leodgarii c. 8. 43) Gesta Francorum c. 46. 44) De Pipino Ansegisi F. Orientalium Francorum Principa et Majore domus regni Austrasiae bei *Freher*. p. 168. 45) Gesta Francorum c. 49. Annales Xantens. bei *Pertz* T. II. p. 221. Vergl. Annal. Metens. bei *Pertz* T I. p. 321, 322, 325. 46) *Rodericus*, Hist. Arab. c. 14: Sic gens Austriae, membrorum praeminentia valida et gens Germana, corde et corpore praestantissima, quasi in ictu oculi, manu ferrea et pectore arduo, Arabes extinxerunt.

Digitized by Google

mana neben der Gens Austriae. Doch lassen das teutsche Ostfranken und das gallische sich nicht so trennen, daß dieses Auster und jenes Ostfranken geheißen habe; denn Auster wird auch Orientalis Francia [47]) genannt, und die Ostfranken jenseit des Rheines auch Austrasier. So sagen die kleinern laurisheimer Jahrbücher [48]): Bonifacius bekehrte durch seine Predigung viele Völker der Thüringer, der Hessen und der Austrasier zum rechten Glauben und der christlichen Religion, von der sie lange abgeirrt, fing auch Mönch- und Nonnenklöster zuerst in den Theilen Austriens an, errichtete in der Wirziburg einen bischöflichen Sitz; und Einhard in den fuldaischen Jahrbüchern [49]): Bonifacius bekehrte durch seine Predigung viele Völker, nämlich der Thüringer, der Hessen und der Austrasier, zum rechten Glauben, von dem sie lange abgeirrt, richtete auch Mönch- und Nonnenklöster zuerst in den Theilen Germaniens ein. Während wir also oben die Ostfranken zwischen dem Rhein und der Maas Austrasier und ihr Land Auster genannt fanden, sehen wir hier die Ostfranken zur rechten des Rheins Austrasier und ihr Land Auster genannt. Wollte man hingegen einen echt lateinischen Ausdruck brauchen, so übersetzte man Auster in Francia Orientalis. Die Genealogia Domus Carolingiae (p. 312) braucht für Austrasien den Ausdruck Austri-Francia, indem sie sagt: Karlmann war unter Theodebert, dem Bruder Theoderich's, Major Domus in Austri-Francia. Dieser zeugte den Pipin, welchen König Lothar (Chlothar), als er die Alleinherrschaft der drei Reiche erlangt, d. h. Burgunds, dem Theodebert vorgestanden, und Neaustriens, dem er selbst vorgestanden, mit seinem Sohne Dagobert Austri-Francia zu regieren absandte. Dieser Pipin zeugte Grimoalden, der unter Siegbert, dem Sohne Dagobert's, Hausmeier in Austri-Francia war. Auf diese Weise läßt sich zwischen den Benennungen Auster oder Austrasien und Ostfranken kein Unterschied begründen, sondern man muß nur aus den Umständen schließen, ob die Osterfranken zur Linken oder zur Rechten des Rheines gemeint sind. Wenn der Papst schreibt: Gregorius Papa universis optimatibus et populo provinciarum Germaniae, Thuringis et Hessis, Bortharüs, Nistresis, Wedrevis et Lognais, Snduosis et Grabfeldis, vel omnibus in orientali plaga, so sind hier zugleich mehre ostfränkische Gaue genannt, und orientalis plaga durch Ostergegend zu übertragen, weil es zugleich auch die Thüringer und Hessen umfaßt. Bonifacius lehrte das Christenthum in Ostfranken, namentlich in der Wirziburg, wo Goßbert, Herzog der Thüringer, seinen Sitz hatte. Da aber die Vita S. Kiliani [50]) erst später verfaßt ist, so ist der Schluß sehr unsicher, daß schon damals Ostfranken auch Würzburg umfaßt habe. Doch schon als Willibald die Vita S. Bonifacii an die Mitbischöfe Lull (von Mainz) und Megingoz (von Würzburg) schrieb, ward Würzburg unter Ostfranken begriffen, er sagt nämlich (31. S. 348), Bonifacius habe Willebalden und Burgharden zum bischöflichen Range befördert, und ihnen in den innersten Theilen der Ostfranken (in intimis orientalium Francorum partibus) und in Baierns Grenzen Kirchen ertheilt, Willibalden den Sprengel an dem Orte, der Hägsted (Eichstädt) heiße, Burkharden an dem Orte, der Wirzaburg genannt werde. Der dem Tode nahe Karl Martell theilte im J. 741 sein Fürstenthum unter seine Söhne: der erstgeborne, Karlmann, erhielt Austrien, Allemannien und Thüringen, der jüngere, Pipin, Neaustrien, Burgund und Provence; dem dritten, Grippo, der Beischläferin Sonnhild Sohn, gab er in der Mitte einen Theil von Neustrien und einen Theil von Austrien und Burgund. Aber nach des Vaters Tode ward Grippo nicht zum Besitze dieses seines Theiles gelassen. Da Karlmann im J. 747 sein Haar mit dem geistlichen Gewande vertauschte, ward Pipin Fürst aller Franken [51]). König Pipin, denn er stieß die Merowinger vom Throne, theilte vor seinem Tode im J. 768 das Reich zu gleichen Theilen unter seine Söhne und gab dem ältern, Karl (dem Großen) das Reich der Austrasier, dem jüngern Sohne das Reich Burgund, die Provence, Gothien, Alesalien (Elsaß) und Allemannien, und unter beide das von ihm eroberte Aquitanien [52]). Reich der Austrasier wird hier also nicht in jener alten umfassenden Bedeutung gebraucht, nach welcher Allemannien und Elsaß ein Zubehör war. Diese Eintheilung hatte Pipin wol darum gemacht, daß beide Brüder einander beistehen sollten. Aber ihre Eintracht war nicht die beste. Nach Karlmann's Tode (771) nahm Karl der Große das ganze Reich. Bei Karl's des Großen Kriegen ist meistens blos vom Heer und von Heeren der Franken im Allgemeinen die Rede. Daß jedoch in gewissen Fällen die Ostfranken darunter zu verstehen, lehren die Annal. Lauriss. und Einhard's Annal. zu den Jahren 778 und 782. Im J. 778 hörte Karl zu Auxerre, daß Sachsen verheerend bis Duitz gedrungen. Sogleich schickte er nach dem Ausdrucke der Annal. Lauriss. eine fränkische Schar, nach der genauern Bezeichnung Einhard's, die Ostfranken und Allemannen, gegen die Sachsen. Hierauf die Niederlage der Sachsen im Gaue der Hassen an der Eder. Im J. 782 waren die Sorben in das Gebiet ihrer Nachbarn, der Thüringer, gefallen, da befahl der König dem Kämmerer Adalgis, dem Marschall Geilo, und dem Pfalzgrafen Worad, daß sie, wie Einhard sagt, die Ostfranken und Sachsen zu sich nehmen und die Frechheit der Slaven, so schnell sie könnten, unterdrücken sollten, oder, wie die Annal. Lauriss. sich ausdrücken, daß sie ein Heer der Franken und Sachsen gegen die Slaven führen sollten. Aber die Sachsen waren, von Widekind aufgeregt, abgefallen und bereit, die Franken zu bekriegen. Da gaben die vom Könige gesandten die Fahrt gegen die Slaven auf und zogen mit der Ostfranken Truppen gegen die Sachsen. Als Graf Theoderich den Abfall

47) S. z. B. De Pipino Fragm. bei *Freher.* p. 170. 48) Bei *Pertz*, T. I. p. 115. 49) Pontificis litterae bei *Othelo*, *Vita S. Bonifacii.* L. III. c. 57. p. 358. 50) Bei Ludewig, *Geschichtschreiber* v. d. Bischofthum Würzburg. S. 966, 967.

51) Annal. Metens. p. 327, 331. 52) Appendix II. cont. Fredegarii. Vergl. *Eckhart* T. I. p. 600.

der Sachsen gehört, so sammelte er eilig in der Ripuaria Truppen und stieß zu Geilo und Adalgis, und nun folgte die unglückliche Schlacht am Sundal. Als Karl im J. 787 Tassilo'n von drei verschiedenen Seiten mit Heeresmacht bedrohete, bestand eins der Heere aus Ostfranken, Thüringern und Sachsen, und jene werden in den Annal. Lauriss. (p. 172) Franci Austrasiorum, von Einhard (Annal. p. 171) Orientales Franci genannt. So finden wir oben die Ostfranken und Rheinfranken, welche zu Auster in weiterer Bedeutung gehörten, unterschieden. Ungeachtet nun Ostfranken meistens von den Franken jenseit des Rheines zu verstehen, so kommt doch auch noch Auster in der Bedeutung vor, die es früher vorzugsweise hatte. So kommt zum Jahre 779 in den Theilen Austriens der Hof Virciniacum vor, worunter wahrscheinlich Verzy bei Rheims zu verstehen [53]).

Sehr merkwürdig für die Geschichte der Ostfranken ist ihre Verschwörung gegen den König im J. 786, und um so lehrreicher, je mehr wir die Ausdrücke der Schriftsteller betrachten. Die Annal. Lauris. zum J. 785 [54]) nennen sie Hatrats und der Ostfranken Verschwörung, Einhard von Fulda die Verschwörung der Ostfranken, die Hadrads heißt; der andere Einhard, Karls des Großen Lebensbeschreiber, sagt in den Annal: Es ward gemacht in demselben Jahre (785) jenseit (für uns diesseit) des Rheines bei den Ostfranken gegen den König eine unmäßige Verschwörung, deren Urheber, wie bekannt war, Graf Hatrat gewesen, und in dem Leben Karl's des Großen (20) nennt er sie die gewaltige Verschwörung in Germanien, und sagt, man glaube, daß der Grund dieser Verschwörungen (die andere war die Pipins des unehelichen Sohnes gegen seinen königlichen Vater) die Grausamkeit der Königin Fastrad gewesen, und deshalb habe man sich bei beiden gegen den König verschworen, weil er, in die Grausamkeiten seiner Gattin willigend, von der Gütigkeit und gewohnten Milde seines Wesens entsetzlich abgewichen zu sein schien. Das Chron. Moissiac. sagt: Im J. 786 unternahmen, sich zu empören, gewisse Grafen, auch einige von den Edeln in Austriens Theilen, verschworen sich, und brachten so Viele, als sie konnten, zusammen, daß sie gegen den König aufstehen sollten. Nach Thegan (22, S. 596) war Hadrad untreuer Herzog von Austrien, wollte gegen den Herrn Karl aufstehen und ihm das Reich mindern. Hadrads Tochtersohn war Reginar, einer von jenen, welche den König Berndard von Italien im J. 818 zur Empörung gegen den Kaiser Ludwig den Frommen anreizten, und deshalb mit ihnen auch geblendet ward, wie sein Oheim Hadrad wegen seiner Empörung. Nach den nazarinischen Jahrbüchern faßten die Thüringer im J. 786 den Entschluß, den König Karl durch Hinterlist des Lebens zu berauben. Wenn dieses ihnen aber nicht gelingen sollte, es wenigstens dahin zu bringen, daß sie ihm nicht mehr dienen mußten. Dieser Rathschluß konnte dem Könige nicht lange verborgen bleiben. Doch ertrug er es, weil er klug und mild war, sehr geduldig. Nach einiger Zeit aber schickte er seinen Gesandten an einen von jenen Thüringern wegen dessen Tochter, der Braut eines Franken, die, wie man wußte, diesem nach fränkischem Rechte verlobt war, daß er sie ihm zur festgesetzten Zeit übergeben sollte. Jener verachtete den königlichen Befehl, versicherte, daß er sie nie herausgeben wolle, und versammelte sämmtliche Thüringer und seine Verwandten, und sie waren Willens, sich gegen den König der Franken zu vertheidigen. Da ward der König gewaltig erzürnt und sandte von seinen Mannen gegen sie. Sie zogen vorsichtig und muthig gegen sie und verwüsteten ihre Güter und Besitzungen. Erschrocken flohen die Thüringer zum Leichname des heil. Bonifacius (d. h. in die Kirche zu Fulda). Der Abt des Klosters sandte an den König; dieser ließ sie in Frieden kommen. Sie konnten nicht leugnen, daß sie ihm nach dem Leben getrachtet und seine Befehle verachtet hatten. Ja, Einer soll geantwortet haben: Wenn nur meine Genossen und Gefährten mit mir einig gewesen wären, so hätte man dich nachher niemals lebendig über den Rhein setzen sehen. Nach einigen Tagen schickte der König mit seinen Boten von den Thüringern einen Theil nach Italien zum heil. Petrus und den andern nach Neustrien und Aquitanien, daß sie bei den Leichnamen der Heiligen ihm und seinen Kindern Treue schwören sollten. Doch als sie von da zurückgekehrt, wurden Einige von ihnen auf dem Wege in Haft genommen und ihnen die Augen ausgerissen; andere aber gelangten nach Worms und wurden daselbst ergriffen, ins Elend verwiesen und ihnen dort die Augen ausgerissen; alle ihre Äcker und Besitzungen aber dem Fiscus einverleibt. So nach den nazarinischen Jahrbüchern, welche die Verschworenen blos Thüringer nennen, während die andern sie blos Ostfranken heißen. Wahrscheinlich waren es beide im Verein. Aus der Flucht der Empörer vor dem fränkischen Heere nach Fulda kann man schließen, daß die Thüringer vorzüglich dabei betheiligt waren, welche nicht in dem vorzugsweise genannten Thüringen saßen. Sehr wahrscheinlich ist die Vermuthung, daß durch diesen Ausgang der Verschwörung aus dem südlichen Theile Thüringens Franken geworden, da jene Güter nicht werden bei der königlichen Kammer verblieben, sondern an Franken zu Lehn gegeben worden sein. Wahrscheinlich lebten aber auch schon vor der Verschwörung Thüringer und Franken vermischt unter einander, da den Franken, als sie das thüringische Königreich stürzten, der südliche Theil desselben zu Niederlassungen am bequemsten war. Wenn die Verschwörung gewaltig genannt wird, so läßt sich schließen, daß die Ostfranken und Thüringer mit einander vereint waren. Aber keine Einigkeit herrschte, als die Scharen des Königs erschienen. Denn die Verschwörung ward, wie die beiden Einharde berichten, schnell unterdrückt und die Urheber theils mit Beraubung der Augen, theils mit dem Elende (Deportation) bestraft. Der Angriff der Scharen des Königs war natürlich zunächst gegen den Thüringer, der des Königs

53) Annal. Lauriss. p. 160. Vergl. Pertz dazu S. 161. Not. 76. 54) So nach den nazarinischen Jahrbüchern, nach den übrigen zu Ende des Jahres 785; sie fangen nämlich das Jahr mit Ostern an.

Digitized by Google

Befehl verachtet hatte, und gegen deſſen Blutsfreunde gerichtet. Jener Streithandel iſt aber wol nur als die nächſte Veranlaſſung anzuſehen. Die Unzufriedenheit der Oſtfranken war wol durch den Sachſenkrieg veranlaßt worden, da in ihm die Oſtfranken das meiſte Blut vergießen mußten [55]).

Als Karl der Große im J. 806 das Reich unter ſeine drei Söhne theilte, erhielt ſein gleichnamiger Sohn Auſtrien [56]), d. h. die Oſtfranken jenſeit und diesſeit des Rheines. Da der Sachſen und Thüringer beſonders gedacht wird, aber der Heſſen nicht, ſo ſind die Heſſen in weiterer Bedeutung mit unter den Oſtfranken zu verſtehen, während ſie, wie wir oben bei der Bekehrungsgeſchichte ſahen, von Auſtrien oder Auſtraſien in engerer Bedeutung unterſchieden waren. Nach dem Ausdrucke der kleinern lauriſſer Jahrbücher erhielt [57]) er das Reich Auſtri, die Sachſen, Frieſen und einen Theil Allemanniens. Der Thüringer wird dabei nicht gedacht, ſodaß alſo unter dem Oſtarreich auch dieſe mit zu verſtehen ſind. Im J. 819 unter Ludwig dem Frommen ward ein Heer der Sachſen und Oſtfranken gegen den Obodriten-König Sclaomir über die Elbe geſandt und fing ihn. Die drei Heere, welche im J. 820 gegen den Herzog Ljudewit von Pannonien geſandt wurden, waren geſammelt aus Sachſen, Oſtfranken und Allemannien, aus Baiern auch und Italien. Auf das zu Frankfurt im J. 823 zu haltende Maifeld wurden ſämmtliche Große Franciens, ja aus Oſtfranken (Orientali Francia) und Sachſen, Baiern, Allemannien und dem Allemannien benachbarten Burgund und den Rheingegenden berufen. Francien ohne Zuſatz macht hier bereits den Gegenſatz zu Oſtfranken, und dieſer Gegenſatz bildete ſich immer mehr ſo aus, daß noch jetzt Frankreich Gallien heißt. Für Orientalis Francia, was Einhard braucht, bedient ſich die Vita Hludowici Imp. (36. p. 627), wo ſie von dem zu Frankfurt gehaltenen Maifeld im J. 823 redet, des Ausdruckes: Majo mense conventum habuit Francorum australium, Saxonum, aliarumque eis conlimitantium gentium etc. Das australis iſt alſo nicht in lateiniſcher Bedeutung von ſüdlich zu nehmen, ſondern in teutſcher von öſtlich, und wir werden auf ihn nach den Annal. Vedast. zu den J. 882 und 887, S. 199, 203 zurückkommen. Auch die Annal. Bertin. bedienen ſich des Ausdruckes. Als Kaiſer Ludwig der Fromme im J. 832 von der Empörung ſeiner Söhne bedroht ward, entbot er alle Weſt- und Oſtfranken (Francos occidentales et australes) und die Sachſen auf den 19. März nach Mainz, und ſie eilten dahin. Des Kaiſers Sohn, Ludwig, lagerte in dem Hofe Langbardheim bei Worms und verließ ſich auf das Verſprechen, das ihm ſeine Partei gegeben, daß ihm alle Oſtfranken (australes Franci) und Sachſen Hilfe leiſten ſollten. Aber die Treue derſelben minderte die Kühnheit Ludwig's des Empörers, und er zog ſich nach Baiern zurück. Ludwig ging mit dem ganzen Heere nach Allemannien. Zu Auguſtburg (Augsburg) am Lech vergab er dem Sohne, der ins Künftige ſich ſolcher Erfrechungen zu enthalten ſchwor. Nach gehaltenem Ding (ſ. d. Art.) entließ der Kaiſer ſein Heer und ging durch Auſtrien nach Salz (jetzt Königshofen an der fränkiſchen Saale). Hier kam die Kaiſerin zu ihm und ſie ſchifften beide zuſammen nach Mainz [58]). Hier finden wir alſo wieder Auſtrien von dem Oſtfranken zur Linken des Rheins gebraucht. Das Reich der Oſtfranken, wie Rudolf von Fulda ſich ausdrückt, das Ludwig erhalten, ward ihm im J. 838 auf der Reichsverſammlung zu Nimwegen wieder genommen [59]). Was der Vater im J. 838 wieder an ſich nahm, war Elſaß, Sachſen, Thüringen, Auſtrien und Allemannien. Als der Kaiſer im J. 839 unerwartet über den Rhein ſetzte, fielen von dem Sohne Ludwig diejenigen von den Auſtraſiern, Thüringern und Allemannen ab, die er an ſich gelockt, und er floh in ſein Reich Baiern [60]). Unter den Auſtraſiern des Prudentius von Troïs ſind die Oſtfranken zur Rechten des Rheines zu verſtehen. Aus der Urkunde der Theilung des Reichs, die Kaiſer Ludwig zwiſchen Lothar und Karl dem Kahlen machte, heben wir folgende Stelle aus: Das Herzogthum der Moſelliker, die Grafſchaft der Arduenſer, die Grafſchaft Condoruſto, von da nach dem Laufe der Maas bis ins Meer, das Herzogthum der Ripuarier, Wormazfelda, Sperohgowi, das Herzogthum Elſaß, Cur, das Herzogthum der Auſtraſier mit Swalafeld und Nortgowi und Heſſi, das Herzogthum Thüringen mit ſeinen Marken, das Reich Sachſens mit ſeinen Marken, das Herzogthum Friesland bis an die Maas, die Grafſchaft Hamarland, die Grafſchaft der Bataver, die Grafſchaft Teſtrabent, Doreſtado, hierauf kommt der andere Theil, nämlich der andere Theil Burgunds, d. h. die Grafſchaft Genf, die Grafſchaft Lyon, die Grafſchaft Chalons, die Grafſchaft Amaus (Amans), die Grafſchaft der Hatuarier, d. i. Grafſchaft Langres, die Grafſchaft Toul und ſo nach dem Laufe der Maas bis ins Meer, und zwiſchen der Maas und Seine und zwiſchen der Seine und Loire mit der bretagneſchen Mark, Aquitanien und Wasconien ꝛc. Das Land zwiſchen der Maas und dem Rheine heißt nun nicht mehr Auſtrien, ſondern das Herzogthum Auſtrien iſt Oſtfranken jenſeit des Rheines. Den Theil des Reichs, welcher Auſtrien mit in ſich begriff, wählte Lothar. Doch Ludwig gab ſeine Anſprüche auf den Theil des Reichs zur Rechten des Rheines nicht auf, ging zu Anfange des Jahres 840 durch Schwaben nach Frankfurt, und gewann viele von den

55) Vergl. F. Wachter, Geſch. Sachſens. 1. Bd. S. 89—92. 3. Bd. S. 270, 271. 56) Die Worte ſind merkwürdig, da Francien neben Auſter und Neuſter vorkommt: Quicquid autem de Regno nostro extra hos terminos fuerit, id est Franciam et Burgundiam excepta illa parte, quam Ludovico dedimus, atque Alamanniam excepta portione, quam Ludovico dedimus Austriam, Neustriam, Turingiam, Saxoniam et partem Bajoriae, quae dicitur Nortgou, dilecto filio nostro Karolo concessimus. S die Urk. bei Bredow. *Eginharti* Vita Caroli Magni. p. 154—156. 57) *Annal. Laurissa. Minor.* p. 120.

58) Annalium Bertinianorum Pars I. zum J. 832 bei *Pertz* T. I. p. 425, 426. 59) *Rudolfi* Fuldensis Annal. p. 361. 60) *Prudentii Trecensis* Ann. zum J. 838. S. 452, z. J. 839. S. 452.

Ostfranken für sich. Nach des Kaisers Tode ließ Ludwig die Ostfranken, Allemannen, Sachsen und Thüringer sich Treue schwören. Rudolf von Fulda (S. 362) schließt mit diesem das Jahr 840. Prudentius erzählt zum J. 841, daß Ludwig sehr viele von den Sachsen, den Austrasiern, den Thüringern und Allemannen seiner Herrschaft unterworfen. Durch den Vertrag von Verdun den 11. Aug. 843 erhielt Ludwig alles zur Rechten des Rheines und jenseit noch die Städte und die Gauen Mainz, Speier und Worms[61]), oder wie Ado's Fortsetzer sagt, Allemannien, Thüringen, Austrasien und das Reich der Avaren[62]). Von den Ländern, welche Karl der Kahle erhielt, bemerken wir hier die westliche Hälfte von Francien und ganz Neustrien, und von denen, die Lothar erhielt, die östliche Hälfte Franciens[63]). Was hier durch „der östliche Theil Franciens" bezeichnet wird, hieß unter den Merowingern Auster oder Austrasien, und ward nun mit unter dem Namen von Lothar's Reiche begriffen. Lothar erhielt nämlich das Land zwischen dem Rhein und zwischen der Schelde, Maas, Saone und Rhone, bis ins Meer. Wie der Mönch von Reichenau, Erhanbert's Fortsetzer (S. 329), sich ausdrückt, erhielt der Erstgeborne, Lothar, Italien, Burgund und einen Theil des lugdunischen Galliens, das mosler Land, und einen Theil derjenigen, die Altfranken (veteres Franci) heißen, sein Bruder aber ganz Germanien, das sei ganz Ostfranken (totam orientalem Franciam), Allemannien oder Rhätien, Noricum, Sachsen und sehr viele barbarische Nationen, Karl aber fünf Provinzen, die Viennes, die Provinz der Äduer, Gallia Narbonensis und einen Theil der belgischen oder lugdunischen (Provinz), Pipin IV. Aquitanien, Hispanien, Wasconien und Gothien. Die hier erwähnten Altfranken können keine andern Franken sein, als die an der Maas. Altfranken wurden aber auch die Ostfranken zur Rechten des Rheines genannt, so sagt der Mönch von St. Gallen, Ludwig der Teutsche sei König gewesen des ganzen Germaniens, Rhätiens, Altfrankens (antiquae Franciae), Sachsens, Thüringens, Noricums, Pannoniens und aller nördlichen Nationen. Wenn der Mönch von St. Gallen auch Neufranken braucht, so ist wol nicht, wie Pertz meint, Neustrien insbesondere darunter zu verstehen, sondern das gallische Franken überhaupt. Der Gegensatz zwischen Ost- und Westfranken der seit dem Vertrag von Verdun gewöhnlich ward, war wahrscheinlich den St. Gallern nicht so bedeutsam, da ihre Lage seithalb war. Doch hat auch der Mönch von St. Gallen den Ausdruck Ostfranken (Francia orientalis), er sagt nämlich, daß als der Krieg gegen die Hunnen (Avaren) von Pipin, Karls des Großen Sohne, geführt worden, von Norden die baebarischen Nationen (Slaven) gekommen und Noricum (Baiern) und Ostfranken geplündert[64]). Eckhart (1. Th. S. 377) meint, daß des Mönchs von St. Gallen Altfranken dasjenige sei, was der Anonymus Ravennas Francia Rhenensis nennen, und daß das Neufranken des Mönchs von St. Gallen das südliche Thüringen sei, das nachher Franken hieß und ein Theil Ostfrankens war. Aber der Mönch von St. Gallen sagt ja, daß Ludwig König von Altfranken gewesen? Daher kann der Gegensatz zwischen Alt- und Neufranken kein anderer sein, als der von Ost- und Westfranken. Ludwig ward seit dem Vertrage von Verdun König der Ostfranken genannt[66]) und in den Urkunden datirt: undecimo anno regni Domini Ludowici, gloriosissimi Regis in Orientali Francia[66]); Ludwig wird auch König Germaniens[67]) genannt. Aber daraus, daß Ludwig durch König in Ostfranken bezeichnet wird, darf man nicht schließen, Ostfranken habe das dem Ludwig unterworfene Teutschland überhaupt bedeutet[68]). Ludwig wird durch König in Ostfranken und König der Ostfranken bezeichnet, weil die Ostfranken das herrschende Volk waren, ähnlich wie Karl der Kahle, König der Westfranken (S. 75), oder blos der Franken genannt ward, und man falsch schließen würde, wenn man sagte, unter dem Namen Westfranken oder Francien seien auch die übrigen Provinzen Galliens begriffen woeden, über die Karl der Kahle herrschte. Franken werden zwar vorzugsweise die Westfranken genannt, doch auch die Ostfranken blos Franken, wenn man sich keinen Gegensatz denkt; so wenn Rudolf von Fulda zum J. 849 sagt, daß die Böhmen sich gegen die Franken empört, oder z. J. 851 (S. 367), daß die Sorben häufig in dee Franken Gebiet gefallen, und darauf berichtet, wie Ludwig durch Thüringen hindurch gegen die Sorben gezogen. Das Land dagegen wird noch am liebsten Ostfranken genannt, so z. B. wenn Rudolf von Fulda zum J. 852 (S. 367) erzählt, dee König habe eine Synode in Mainz halten lassen, welcher der Erzbischof Hraban von Mainz mit den Bischöfen Ostfrankens, Baierns und Sachsens vorgesessen. Doch wird auch schon jetzt Francia (Franken) genannt, so kommt nach Rudolf von Fulda König Ludwig, um der Empöeung seines Sohnes zuvorzukommen, eilig nach Franken und wird in Franconofurt (d. h. Furt der Franken, Frankfurt) ehrenvoll empfangen. Frankfurt war der Hauptort von Ostfranken. Als Ludwig dee Teutsche im J. 865 sein Reich theilte, erhielt Karlmann Baiern und die Marken gegen die Slaven und die Longobarden, Ludwig Thüringen, die Austrasier Franken (Ostfranken) und Sachsen, Karl Allemannien und Kurwalen, d. h. die Geasschaft Cornu-Galliae[69]). Der Mönch von Reichenau drückt sich dabei so aus, dem erstgebornen, Karlmann, habe er Noricum und einen Theil

61) Prudentius zum J. 843. S. 440. 62) *Adonis* Continuatio I. p. 324. Francorum Regum Historia. p. 424. Monachus Sangall. Gesta Caroli. Lib. I. 2t. p. 740 I. 23. p. 741. Lib. II. 11. p. 754. II, 12. p. 755. 63) S. z. B. Rudolf von Fulda S. 366, 869 und anderwärts. 64) S. die Urkunde bei *Eckhart* p. 887.

65) So z. B. *Hincmarus Rem.* Ann. p. 494. Monachus Augiensis Conf. Brev. Erchanberti. p. 329. 66) Das schließt z. B. Gonne S. 12. Ähnlich sagt Häberlin, Allgem. Welth. Neue Hist. 1. Bd. S. 51: nach dem verdüner Vertrage habe Ludwig Teutschland oder Ostfranken erhalten. Er erhielt das Reich der Ostfranken wol, aber Ostfranken ist nicht Teutschland gleichbedeutend. 67) *Adonis* Cont. I. p. 325. 68) Francorum regum histor. P. I. p. 325. 69) S. das Nähere der Theilung bei Hinkmar von Rheims z. J. 870.

der barbarischen Nationen zu regieren gegeben, zum Miterben seines Reichs aber, das sei der Franken und Sachsen nebst den Tributen der Fremden, habe er seinen gleichnamigen (Sohn) Ludwig gemacht, und Karl den Sanften zum Regierer Allemanniens, und des größern und curischen Rhätiens bestellt. Thüringen wird also hier mit unter den Franken begriffen. Von Ludwig dem Teutschen singt Otfried um das Jahr 870:

Ludowig ther snello ther wisduames follo
Er ostarrichi rihtit al so Frankono Kuning scal
Ubar Francono lant so gengit ellu sin giwalt,
Thaz rihtit, so ih thir zellu, thiu sin giwalt ellu.

Da das Ostarrichi (Ostreiche) lehrt, daß das Reich der Ostfranken gemeint ist, so wird dann blos Frankenkönig und Frankenland gebraucht. Die Überschrift ist auch: Ludowico Orientalium Regnorum Regi sit salus aeterna. Nach Ludwig's des Teutschen Tode fiel Karl der Kahle in den Theil Lothringens ein, den der König der Ostfranken bei der Theilung vom J. 870 erhalten [70]). Ludwig der Jüngere hatte diesen Theil Lothringens geerbt und gewann mit einem Heere, welches er aus Sachsen, Thüringen und Ostfranken sammelte, den herrlichen Sieg in der Gegend von Andernach den 8. Oct. 876 [71]). Die Ostfranken fochten dabei tapfer auf beiden Flanken [72]). Im Sept. 876 theilten die Brüder das Reich. Karlmann erhielt Baiern, Pannonien, Kärnthen und die slavischen Reiche der Böhmen und Mähren, Ludwig Ostfranken, Thüringen, Sachsen, Friesland und einen Theil des Reichs Lothar's, Karl Schwaben und einige Städte vom Reiche Lothar's [73]). Ludwig's Urkunden sind datirt: Anno primo Hludovici serenissimi Regis in Orientali Francia regnantis. Actum Francofurt etc. Ludwig der Jüngere ist der letzte, der diese Bezeichnung braucht. Nach seinem Tode 882 kam sein Bruder Karl der Dicke von Italien durch Baiern nach Franken (Francia) und nahm darauf auf dem Alldinge zu Worms die Großen des Reichs seines Bruders an und mit ihm zogen dann die Franken, Noriker (Baiern), Allemannen und Sachsen gegen die Nordmannen und belagerten sie in Aschloha [74]) oder Haslak. Schon zu Anfange des J. 882 hatten die Ostfranken (Franci Australes) ein Heer gegen die Nordmannen versammelt, aber sogleich den Rücken gewendet. Als im J. 884 die Nordmannen die Sachsen angriffen, gingen Graf Heinrich und Bischof Arn (von Würzburg) ihnen mit einer starken Schar Ostfranken entgegen, und errangen einen blutigen Sieg [75]). Jener Heinrich ist es, der sich durch seine Kämpfe und Siege über die Nordmannen berühmt gemacht, und als Herzog der Austrasier (Ostfranken) vorkommt. Als solcher [76]) ward er im J. 886 mit dem Heer Ostfranken gegen die Nordmannen gesandt, die sich bei Paris festgesetzt. Die Ostfranken (Franci Australes) [77]), welche Karl den Dicken als untauglich verwarfen, wandten sich im J. 887 an Arnulf. Die untern Franken waren aber getheilt, und ein Theil wollte Wido'n von Italien, ein anderer Odo'n wählen. Was die Annal. Vedast. zum J. 887 inferiores Franci nennen, nennen sie zum J. 887 blos Franci, und aus dem Zusammenhange erhellt, daß sie unter den untern Franken die Westfranken verstehen, denn ein Theil von ihnen läßt Odo'n in Compiegne zum Könige weihen, und wenige aus Burgund Wido'n zu Langres. Die Ostfranken werden nun immer häufigee blos Franken genannt, und zwar von manchen Schriftstellern abwechselnd; so braucht die Fortsetzung der Chr. Regino's bei den Einfällen der Hunnen in dieses Land bald Franken, bald Ostfranken [78]). Vorzüglich bedienen sich die sächsischen Schriftsteller blos des Ausdrucks Franken bei den Kriegen derselben unter Konrad und Eberhard mit den Sachsen. Den Teutschen sind die Ostfranken meist blos Franken, seit sie Westfranken Kerlingen und seine Bewohner lateinische [79]) Franken nannten, doch blieb auch der Ausdruck Ostfranken, so fällt nach den würzburger Jahrbüchern (S. 248) der Gegenkönig Hermann im J. 1083 feindlich in Ostfranken ein. Im Nibelungenliede schicken die Recken von Worms ihre Reise gegen den Main hinauf durch Osterfranken, und reiten dann von Osterfranken gegen Swanefelde (Schwanfeld). Über diese Ausdehnung Ostfrankens siehe den Art. Franken, nämlich da, wo vom alten Herzogthume Franken gehandelt wird. (*Ferdinand Wachter.*)

OSTFRIESISCHE CONCORDATE. So nennt man den Vergleich, den der Graf Enno III. von Ostfriesland auf Vermittelung der Generalstaaten von Holland im J. 1599 mit den unruhigen Ständen abschloß. — Zur nähern Erläuterung dieses Artikels sei es uns erlaubt, die ostfriesische Landesverfassung und besonders das bisherige Verhältniß der Stände zu dem Landesherrn in einem kurzen Umrisse vorher darzustellen.

Im 7. Jahrh. der christlichen Ära wurde das alte, von keinem Volke bisher abhängige Friesland, wozu auch Ostfriesland gehörte, von den mächtigen, eroberungssüchtigen Franken unterjocht. Allein die fränkischen Könige bekümmerten sich wenig um das so weit entlegene und in Hinsicht seiner Erzeugnisse damals eben nicht bedeutende Friesland, und vollends war unter den Nachfolgern Karl's des Großen das Band, welches dieses Land mit dem großen Frankenreiche verknüpfte, so lose geworden, daß die Friesen, wenngleich noch fortdauernd unter fränkischer Oberhoheit stehend, es wagen durften, sich zu einem demokratischen Staate zu constituiren. Sieben Provinzen, unter dem Namen der sieben Seelande, wovon auch das jetzige Ostfriesland eine Provinz ausmachte,

70) *Reginonis* Chron. p. 588. 71) Annal. Fuldens. P. III. p. 399. 72) *Reginonis* p. 589. 73) Urkunden bei Eckhart. 2. Th. S. 889, 890. 74) S. Annal. Fuld. P. III. p. 395. 75) Ibid. P. IV. p. 399. 76) Annales Vedast. z. d. J. 886. T. II. p. 202.

77) Ann. Vedast. z. d. J. 887. T. II. p. 298. Was die Annal. Vedast. Franci Australes nennen, das nennen die Ann. Fuld. z. J. 888 Orientales Franci, Arnulf nimmt da die Ostfranken, Sachsen ꝛc. an. 78) Cont. *Reginonis* p. 614, 616, 617. Vergl. Annal. Lob. z. J. 911, wo sie sagen, die Ungern haben Ostfranken verheert. 79) So z. B. Dithmar von Merseburg S. 120.

vereinigten sich im 10. Jahrh. zu einem eigenen freien Staate, der bis zum 14. Jahrh. dauerte. Die öffentlichen Landesangelegenheiten desselben wurden von dem Volke selbst durch seine Deputirten aus den Geistlichen, den Rittern und den Bauern auf allgemeinen Landtagen berathen. Zu Anfange des 14. Jahrh. fing jedoch das Band, das die friesischen Provinzen umschlang und früherhin so innig mit einander vereinigte, lockerer zu werden an, sowie die freie Verfassung der friesischen Seelande nach und nach einen andern Charaktee annahm. Der verderbliche Einfluß der Geistlichen in Staatsangelegenheiten, der Despotismus der bremenschen und münsterschen Bischöfe und besonders die immer mehr sich entwickelnde Neigung der Großen, sich über das Volk zu erheben, hatten bereits zu Ende des 13. Jahrh. eine der Freiheit des Volkes höchst nachtheilige Veränderung in der Landesverfassung vorbereitet. Alles vereinigte sich jetzt, um den Staat zu erschüttern und die alte, Jahrhunderte lang bestandene Regierungsform aufzulösen. Die Landtage zu Upstalsboom hörten jetzt, um die Mitte des 14. Jahrh., auf. Es waren keine Geschworne mehr vorhanden, welche die Störer der Ruhe hätten bändigen können, und voe welchen, wie früherhin, ganze rebellirende Völkerschaften zitterten. Immer tiefer sank das Ansehen der in jedem District jährlich gewählten Richter, die in schwierigen Fällen von den Geschwornen bei Upstalsboom unterstützt wurden. Jeder einzelne Eingesessene, der sich nur einigermaßen Anhang zu verschaffen wußte, that, was ihm gut däuchte. So ward die innere Sicherheit zerrüttet und der ganze Staat schien zu wanken. Waren vormals steinerne Häuser der Freiheit des Volks gefährlich [1]), so waren sie nunmehr zur Erhaltung der Ruhe nothwendig. Das Volk begab sich in den Schutz der Besitzer solcher Burgen, welche mit Wällen und Gräben versehen waren und nun der zügellosen Willkür und den ungebändigten Ausbrüchen des Faustrechts als Bollwerke entgegenstanden. Die Häuptlinge — so nannten sich diese Burgbesitzer — waren nun die Beschützer und Regenten des Volks und fanden in dem Verhältnisse, worin das Volk mit ihnen stand, leicht Gelegenheit, ihre Vorzüge und ihre Überlegenheit, über den gemeinen Volkshaufen je länger je mehr geltend zu machen und dieselben zu einer Art von Oberherrschaft zu steigern. Allein sie traten dabei Anfangs doch sehr leise auf und gaben sich die Miene, als wenn ihre Bemühungen nur auf die Vertheidigung der friesischen Freiheit und auf die Behauptung der altangestammten Volksrechte gerichtet wären. Factisch aber fingen sie bald an, in ihren Herrlichkeiten eine Art von unumschränkter Macht auszuüben, indem sich der Kaiser um seine friesischen Staaten wenig bekümmerte, und Beschwerden der Unterthanen über ihre kleinen Despoten den weiten und kostspieligen Weg an das kaiserliche Hoflager nicht machen konnten. Mit der Wahl Ulrich Cirksena's, Häuptlings von Greetsyhl, zum Oberherrn von Ostfriesland (1453), und besonders mit seiner Erhebung in den Reichsgrafenstand (1454) trat nun aber eine andere und bessere Ordnung der Dinge ein. Die Häuptlinge behielten zwar ihr Privateigenthum und ihre Allodialgüter, verloren aber ihre Unabhängigkeit und wurden Vasallen des Grafen. Von diesem gingen nun allgemeine Verordnungen und Beschlüsse aus. Indeß war die Regierung des Grafen Ulrich, als eines kaiserlichen Lehnsträgers von Ostfriesland, sowie die seiner Nachfolger, durch die bereits früher bestandenen Landstände, nämlich den geistlichen, adeligen, und gemeinen Stand (meene meente) — später: den adeligen, den Städte- und den dritten Stand — eingeschränkt, ohne deren Beirath der Landesherr in wichtigern Landesangelegenheiten nichts beschließen konnte. Diese alte Verfassung, die sich auf die magna charta des Herkommens und der uralten Privilegien gründete, bezeichnete mithin die Grenzlinie, bis wie weit der Regent in der Ausübung seiner landesherrlichen Macht gehen konnte. Allein nur zu oft strebte die Regierung diese Linie zu überschreiten, sowie denn aber auch gegenseits das Volk sich mehr Freiheiten anmaßte, als ihm zustanden. Daraus entwickelten sich denn nicht selten dem Wohle des Landes höchst nachtheilige Reibungen und Streitigkeiten zwischen dem Landesherrn und den Ständen, die nur durch zwischen beiden Parteien abgeschlossene Landesaccorde beseitigt werden konnten. Unter diesen Verträgen, die sich wechselseitig bekräftigend und erklärend, als die Fundamentalgesetze der ostfriesischen Staatsverfassung angesehen und von den nachfolgenden Regenten bei ihrem Regierungsantritte stets beschworen wurden, haben besonders die „ostfriesischen Concordate von 1599" eine politisch-historische Wichtigkeit, indem noch jetzt, trotz des vielfältigen Wechsels der Regierungsform, einzelne Bestimmungen derselben mit mehren oder wenigern Modificationen fortdauern. Mit der Abschließung dieser Concordate hatte es folgende Bewandtniß:

Bei dem Regierungsantritte des Grafen Enno III. im J. 1599 trugen die Stände zu Ausgleichung der bisherigen Mißhelligkeiten auf einen allgemeinen Landtag an, worauf alle bisherigen Zwistigkeiten zwischen dem Landesherrn und den Ständen ausgeglichen und Grundsätze zu einer sichern Staatsverfassung festgestellt werden sollten. Überdies suchten sie die Abdankung der gräflichen Truppen nach, indem ihnen diese ihrer Freiheit gefährlich zu sein schienen. Ob nun gleich der Graf den Ständen die Aufrechthaltung ihrer Privilegien und Freiheiten zusicherte, und das Versprechen gab, daß er keine Neue-

1) Kein Haus durfte höher als 12 Fuß unter dem Dache sein, und nur Kirchen und Klöster durften von Steinen erbaut werden. Dies Gesetz galt vorzüglich für Brockmerland, worüber man in dem in altfriesischer Sprache geschriebenen brockmer Briefe folgende Bestimmung findet: Brocmen Kissath thet to enre Kere, thet ther nena burga and mura and nenen hach sten hus ne mote wesa bi acht mercum — and werther seng mon agera sa tuelef iersoda hach andre thiuka — sa geie hi mit acta mercum. Stenslek hwile efter altha londe buta munekum and Godes husen, d. i. die Brockmänner wählten dies zu einer Kür, daß keine Burgen und Mauern und kein hohes Steinhaus sein solle, bei acht Mark, und bauet jemand höher als 12 Fuß bis an das Dach, so büße er solches mit acht Mark. Steinschlag soll in dem ganzen Lande unterbleiben, außer an Mönchs- und Gotteshäusern. n. 159. S. T. D. Wiarda, Ostfries. Geschichte. 1. B. S. 252, 253.

rungen anfangen, Niemanden wider Recht, wider das Herkommen und die Landesprivilegien drücken, vielmehr so regieren wollte, daß Niemand gerechte Ursache zu Beschwerden haben sollte, so schlug er ihnen doch die Abdankung seiner Truppen, sowie die Ausschreibung eines Landtags, ab. Letztern erklärte er für unnöthig, indem er glaubte, daß es den obwaltenden Umständen angemessener sei, mit jedem der drei Stände besonders zu handeln. Daß der Graf seine Truppen beibehalten wollte, schien besonders der Stadt Emden, die ohnehin einen lang genährten Argwohn gegen das gräfliche Regierhaus hegte, sehr bedenklich zu sein. Man fürchtete, daß der Graf die Stadt mit Gewalt unterjochen wollte. Ohne Vorwissen der Bürgerschaft wandte sich daher der Magistrat an die Generalstaaten von Holland, die eine geheime Conspiration zwischen dem Grafen und den Spaniern zum Nachtheile ihres Handels befürchtend, gern diese Gelegenheit benutzten, und 600 Mann gegen Emden vorrücken ließen. Die Unzufriedenheit der emdener Bürger darüber, und der deshalb entstandene Tumult, die Versicherung der Generalstaaten, daß sie blos deshalb ihre Truppen nach Emden gesendet, um dem Lande Ruhe und dem Grafen eine sichere Regierung zu verschaffen, und die für dem Grafen nachtheilige Sensation, die das Einrücken holländischer Truppen in das teutsche Reich gemacht hatte, — diese Gründe bewogen den Grafen, einen allgemeinen Landtag nach Emden auszuschreiben. Mit dieser Wendung der Sache waren die Generalstaaten sehr zufrieden, indem ihnen an der ungestörten Erhaltung ihres Handelsverkehrs mit Ostfriesland viel gelegen war. Durch ihre ernsten und eifrigen Bemühungen einen Vergleich zwischen dem Grafen und den Ständen zu bewirken, ward denn auch der Landtag zu Emden am 2. Jun. durch die gräflichen Landtagscommissarien eröffnet. Aber ungeheuer war das Heer von Beschwerden, welches die Landstände einreichten, ein Volumen von nicht weniger als 19 Bogen. Unter diesen ständischen Beschwerden mißfiel dem Grafen am meisten, daß man das Fundament der ostfriesischen Regierungssuccession nicht in die Primogenitur, die doch von Edzard dem Großen mit Bewilligung der Stände eingeführt wäre, sondern in die Wahl der Stände setzte. Letztere bezogen sich bei ihrem, dem Grafen so unerfreulichen, Verlangen vorzüglich darauf, daß selbst Graf Edzard II. bei dem Ausbruche der Streitigkeiten mit seinem jüngern Bruder Johann wegen der Erbfolge sich an die Stände gewandt hätte. Indessen erklärten doch die Stände dabei, daß ihnen Graf Enno unter seinen Brüdern der liebste sei; nur wollten sie sich für die Zukunft die Entscheidung vorbehalten, ob der älteste von den Söhnen des verstorbenen Landesherrn zur Regierung geschickt sei oder nicht. Wiewol man sich wegen dieses Punktes näherte, so wäre doch beinahe der von beiden Seiten so sehr gewünschte Vergleich ganz gescheitert, indem von Seiten der Stände verlangt wurde, daß in dem Vertrage der Ausdruck erkoren, statt geborner Graf gebraucht werden sollte. — Die übrigen gravamina betrafen vorzüglich das geistliche Wesen, das Hofgericht, die Landtage und das Schatzungswesen. Außerdem brachten die Ritterschaft, die Städte, vorzüglich die Stadt Emden und dann auch der dritte Stand besondere Beschwerden vor. Weitläufig und lange wurde über alle diese Landesbeschwerden gehandelt. Nicht selten standen die Deputirten und der gräfliche Commissarius einander schroff entgegen. Dann traten gewöhnlich die staatischen Gesandten, die mit Leib und Seele für den quovis modo zu schließenden Vergleich waren, auch selbst Vorschläge zur Sühne thaten [2]), als Mittelspersonen dazwischen. Durch ihre unverdrossenen Bemühungen kam denn auch endlich im Ausgange Septembers der Vergleich unter dem Namen der Concordate zu Stande.

Zu Folge dieses Vergleichs [3]) verpflichtete sich der Graf Enno, da die Grafschaft auf ihn, als den Erstgebornen, unstreitig verstammt war, und er die Regierung mit Einwilligung der Stände angetreten hatte [4]), die Stände bei ihren Privilegien, Freiheiten, alten Gebräuchen und Ordnungen zu belassen und alle zwischen seinen Vorfahren und den Ständen errichtete Verträge zu bestätigen; dagegen erklärten sich die Stände für verbunden, dem Grafen, als ihrem Landesherrn, die schuldige Ehrerbietung, willigen Gehorsam, Treue und Unterthänigkeit zu beweisen, auch ihm seine gräflichen Regalien, Dignitäten, Hoheiten und Rechte auf keine Weise und zu keiner Zeit zu schmälern. Als Fundamentalgesetz der ostfriesischen Landesverfassung wurde dabei festgesetzt, daß eines Theils der Graf keine unbeschränkte Macht und Gewalt über die getreuen Stände und Unterthanen sich anmaßen, andern Theils aber auch den Ständen keineswegs zustehen sollte, ihre Privilegien, Freiheiten und altes Herkommen so auszudehnen, daß dadurch der Gehorsam gänzlich aufgehoben werde, den sie dem Grafen, ihrer von Gott, dem Kaiser und dem Reich ihnen vorgesetzten hohen Landesobrigkeit und angebornen Erbherrn zu leisten schuldig seien. Vielmehr vereinigte man sich darüber mit einander, daß alle kaiserliche Privilegien, Beneficien, Regalien, Rechte und Einkünfte, welche die Vorfahren des Grafen außer dem, was ihnen von ihren Voraltern iure successionis angestammt war, mit einmüthiger Bewilligung der Stände von dem teutschen Reich erlangt oder durch ihre Tapferkeit erworben hatten, gegen die Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten der Unterthanen beziehungsweise und in der Ordnung zu verstehen und auszulegen sein, daß die einen den andern die Hand bieten sollten [5]).

Hinsichtlich des geistlichen Wesens verglich man sich dahin, daß in Kirchen und Schulen blos die protestantische Lehre vorgetragen und gelehrt werden sollte, daß jede Gemeinde bei ihrer Ansicht und Auslegung der augsburgischen Confession, ihrem Glauben, ihren Kirchenge-

2) S. Brenneisen, Ostfries. Historie und Landesverfassung. (Aurich 1720. 1. Bd. S. 151—180. Emder Apologie. S. 253, 234. 3) Wir folgen in der Darstellung des Inhalts dieser Concordate dem Auszuge, den Wiarda in seiner ostfries. Gesch. 3. Th. S. 330—336 davon mittheilt. 4) Concordate. §. 1. 5) Concordate. §. 3—8.

bräuchen und Einrichtungen, sowie bei allen der Geistlichkeit zustehenden Gütern und Rechten geschützt werden sollte, daß ferner alle Religionsstreitigkeiten gütlich auszugleichen und von den angesehensten Gottesgelehrten eine besondere Kirchenordnung zu entwerfen sei, wornach sich die Lehrer beider Confessionen zu richten hätten. Falls keine gütliche Vereinigung zu Stande kommen möchte, sollte es bei der vorbemeldeten Toleranz sein Bewenden haben. Der Ritterschaft überließ der Graf das Patronatrecht, und den Städten, wie auch den Gemeinden auf dem Lande die Wahl ihrer Prediger und Schullehrer, jedoch mit Vorbehalt der geistlichen Confirmation; indessen dürfte wegen Besetzung der Küster-, Kirchen- und Armenvorsteherstellen die gräfliche Approbation nicht nachgesucht werden [6]). Ferner sollte ein besonderes Consistorium angeordnet werden, unter dessen Aufsicht sämmtliche Geistliche des Landes stehen sollten. Dieses Consistorium sollte mit zwei angesehenen Geistlichen und einigen Rechtsgelehrten besetzt werden. Außerdem sollten an einigen Oertern noch besondere geistliche Cötus errichtet werden, die sich aber mit keiner Jurisdiction befassen sollten [7]). Endlich verpflichtete sich noch der Graf, die Prediger, welche unter der Regierung seines Vaters den Gemeinden aufgedrungen waren, zu entlassen.

Die Justiz betreffend, versprach der Graf, jeden seiner Unterthanen bei seinem Rechte zu schützen, das Hofgericht und die Hofgerichtsordnung zu bestätigen, und die bei einer von gräflichen Räthen und ständischen Deputirten anzustellende Gerichtsvisitation den vorgefundenen Mängeln abzuhelfen. Dann erklärte er sich, nicht allein seinen Beamten für ihre Person und in ihren amtlichen Verhältnissen, sondern sogar auch, wenn er von seinen Unterthanen belangt werden sollte, in persönlichen und dinglichen Sachen vor dem Hofgerichte zu Recht zu stehen. Dagegen verpflichteten sich die Stände, den Grafen nirgends anders, als vor dem Hofgericht in erster Instanz zu belangen. Dabei wurde denn zugleich beschlossen, daß zu Aurich ein neues hofgerichtliches Gebäude errichtet werden sollte. Endlich erklärte sich der Graf auch, eine neue Kanzlei- und Untergerichtsordnung zu veranstalten, und das Landrecht, wie auch die Polizeiordnung der Gräfin Anna [8]), zu verbessern [9]).

In Hinsicht der Bedingungen erklärte sich der Graf, daß er zu solchen Stellen, welche in unmittelbarer Beziehung zu der Landesregierung ständen, Eingeborne den Ausländern vorziehen wollte [10]).

Wegen der Landtage ließ er es bei der kaiserlichen Resolution bewenden. Die Ritterschaft erbot sich, dem Grafen eine Matrikel der zu Landtagen zu verschreibenden Besitzer adeliger Güter einzureichen. Ferner wurde beliebt, daß alles, was einmüthig oder durch Mehrheit der Stimmen auf Landtagen beschlossen werden, ausgeführt und darüber sowol von dem Grafen als den Ständen streng gehalten werden sollte. Sodann fand man für gut, einen engern Ausschuß anzuordnen, welcher in geringfügigen, zu einem förmlichen Landtage sich nicht eignenden Sachen, oder bei Vorfällen, wo Gefahr bei dem Verzuge obwaltete, die Stände exprásentiren sollte [11]).

Bei dem Schatzungswesen ließ der Graf es ebenfalls bei dem kaiserlichen Decret von 1589 und dem emdenschen und nordischen Recessen bewenden, wornach die Steuern mit Beirath und Einwilligung der Stände angeordnet werden mußten. Sodann wurde ein engerer Ausschuß der Stände niedergesetzt, welcher die beste und dem Lande zuträglichste Schatzungsart ausfindig machen und solche mit dem Grafen regulieen sollte. Auch wurde beschlossen, ein Collegium der Steuereinnehmer anzuordnen. Diesem Collegium sollte die Verwaltung der Steuern oder der Contributionen übertragen werden. Es sollte aus sechs Einnehmern oder Administratoren, nämlich zwei aus jedem Stande, bestehen, welchen der Graf einen von seinen Räthen beiordnen wollte. Von diesem sollte dem Grafen und den ständischen Deputirten von Empfang und Ausgabe jährlich Rechnung abgelegt werden. Dann setzten die Stände dem Grafen zur Abtragung seiner Schulden, die theilweise zum Besten des Landes verwandt waren, 100,000 Rthlr. aus [12]). Ferner versprach der Graf wegen der Garnison auf den Festungen und des Servisgeldes alles so einzurichten, daß künftig keine Klagen mehr statt haben sollten [13]), und in Hinsicht des Rechtes der Anwächse sich dem richterlichen Ausspruche zu unterwerfen [14]).

Außer diesen allgemeinen Beschwerden glich sich auch jeder Stand besonders wegen seiner Specialbeschwerden mit dem Grafen aus. So erklärte sich der Graf, alle Streitigkeiten mit der Ritterschaft, die vorzüglich die Jurisdiction, die Anwächse und die Jagdgerechtigkeit betrafen, und die zum Theil schon rechtshängig waren, durch eine Sühne, und in deren Entstehung, durch ein Compromiß abzustellen [15]). Der Stadt Emden bestätigte er ihre Privilegien und gab zu, daß nicht nur in der alten Stadt und Faldern, sondern auch in den Vorstädten blos die reformirte Lehre gelehrt und geduldet werden sollte, jedoch mit der Bedingung, daß er auf seiner Burg, wenn er daraus residiren sollte, für sich und seinen Hofstaat, sowie für sein Hofgesinde sich eines Lutherischen Predigers bedienen könnte, daß ferner die Consistorial-

6) Nach dieser Bestimmung haben noch jetzt die Kirchengemeinden in dem eigentlichen Ostfriesland, sowol in den Städten als auf dem Lande, die freie Wahl ihrer Prediger und Schullehrer. Nur im Harlingerland oder den Ämtern Esens und Wittmund, welche früher ein geldernsches und später ein ostfriesisches Lehn waren, sowie in den vier ostfriesischen Kirchspielen Pewsum, Woquard, Loquard und Holtgaste übt der König, und in den Herrlichkeiten die Rittergutsbesitzer das Patronatsrecht aus. 7) Concordate. §. 9—39. 8) Die Gräfin Anna von Oldenburg, Witwe des Grafen Enno II. von Ostfriesland, führte nach dem Tode ihres Gemahls für ihren minderjährigen Sohn Edzard II. von 1540—1561 die vormundschaftliche Regierung. Ostfriesland verdankte ihr viele weise und zeitgemäße Verbesserungen und Einrichtungen in gerichtlicher, polizeilicher, kirchlicher und mercantilischer Hinsicht. Besonders galt ihre Gerichts- und Polizeiordnung für ein Meisterstück der damaligen Zeit. 9) Concordate. §. 40—53.

10) Concordate. §. 45—56. 11) Concordate. §. 57—61. 12) Concordate. §. 62—71. 13) Concordate. §. 72. 14) Concordate. §. 73. 15) Concordate. §. 74.

und Classikal-Versammlungen, worin blos Kirchensachen zu verhandeln wären, beizubehalten seien, und daß die Vorsteher bei Verwaltung der Kirchengüter nicht beeinträchtigt und die Kirchengüter selbst nicht geschmälert werden sollten. Dann verglich man sich darüber, daß dem Grafen sein Einkommen, seine Zölle und sonstigen Rechte wieder zurückgegeben, die Stadtofficianten, nach eingenommener Huldigung, dem Grafen und der Stadt schwören und besonders auf diese Concordate verpflichtet werden sollten; daß ferner die Stadt, ohne Vorwissen und Genehmigung des Grafen, keine neuen Festungswerke anlegen, dem Grafen die rückständigen Schulden abtragen, und demselben das ihm entrissene grobe Geschütz wieder ausliefern, und daß alles von beiden Seiten angeworbene Kriegsvolk zu Wasser und zu Lande vor der Huldigung abgedankt, alle gefangenen Personen unentgeltlich ausgeliefert und die gräfliche Burg mit einem einheimischen Drosten oder Vogt, welcher der Bürgerschaft nicht zuwider wäre, besetzt werden sollte. Indessen fand der Graf Bedenken dabei, die Vorstädte der Stadt einverleiben zu lassen [16]). Den beiden Städten Norden und Aurich bestätigte der Graf ihre Privilegien, Freiheiten, Gewohnheiten und Stadtgerechtigkeiten, und versprach sogar solche zu vermehren und zu verbessern [17]). Dem dritten Stande sicherte der Graf die Erleichterung von Hof- und Frohndiensten, die Aufhebung der Monopolien vom Bierbrauen und Brodbacken, den ungehinderten Fischfang auf der Ems, in den Syhltiefen [18]) und andern fließenden und stehenden Gewässern, das freie Schießen wilder Vögel und die Abstellung der Misbräuche bei Ausmienereien (Auctionen), sowie bei den Kornmühlen zu. Dabei versprach er denn auch, die Specialbeschwerden, die jedes Amt besonders hatte, noch vor der Huldigung abzustellen [19]).

Dieser Vertrag, der in der mittlern ostfriesischen Geschichte eine wichtige Rolle spielt, war zwar nicht in allen Punkten den Wünschen der Stände und besonders der Stadt Emden gemäß. Indessen wurde er doch am 28. Sept. des gedachten Jahres von beiden Seiten unterschrieben, und galt nun mit dem 12 Jahre später (1611) geschlossenen osterhusischen Vergleiche bis zu den neuern Zeiten und selbst noch unter der preußischen Regierung (von 1744 bis 1806) als das Fundamentalgesetz der ostfriesischen Staatsverfassung.

(*Rud. Christoph Gittermann.*)

OSTFRIESLAND. Schon die Zeit Karls des Großen kennt eine Eintheilung des Landes der Friesen in **West-** und **Ostfriesland** [1]). Nach den alten friesischen Gesetzen zerfiel das Land in drei Haupttheile, in das Land zwischen der Maas-Mündung (Sinefal) und Zuidersee (Fly), in das Land zwischen Zuidersee und Lauwers, endlich zwischen Lauwers und Weser [2]); eine Dreigliederung, deren bereits die Theilung des lotharingischen Reichs zwischen Ludwig dem Teutschen und Karl dem Kahlen, vom J. 870 gedenkt [3]). Das dem Reiche Karls zugefallene Drittheil westwärts vom Zuidersee bildete eben jenes Westfriesland [4]), die beiden andern Theile Ludwigs des Teutschen behielten den Namen Ostfriesland bis ins 15. Jahrh. [5]). Dann aber ist durchgängig nur von dem Lande zwischen Zuidersee und Weser die Rede, wenn Friesland genannt wird, und man verstand nunmehr unter Westfriesland jenes zweite Drittheil zwischen Zuidersee und Lauwers [6]), unter Ostfriesland aber den ostwärts der Lauwers bis zur Weser hin gelegenen Theil des Landes der freien Friesen [7]); bis endlich der Name Ostfriesland ganz allein für das heute noch sogenannte Land an der Emsmündung übrig blieb. Dieser im Laufe der Zeit eingetretene Wechsel der Bedeutung einer und derselben geographischen Bezeichnung muß genauer, als geschehen ist, ins Auge gefaßt werden.

(*Leopold v. Ledebur.*)

OSTFRIESLAND *). **A. Geographie und Statistik** [1]). Ostfriesland, vormals ein Fürstenthum, gegenwärtig mit dem nordöstlich daran liegenden und

16) Concordate. §. 75—102. 17) Concordate. §. 103—106. 18) Sehltiefe sind kleine, durch Regenwasser entstandene Bäche, welche mittels der Sehle (Seeschleusen) abwässern. 19) Concordate. §. 107—116. Abgedruckt sind diese Concordate in Brunnetsen, Ostfriesische Historie und Landesverfassung. 2. Th. S. 128 fg. und in dem Receß- und Accordbuche. S. 175 fg.

1) Frisones orientales et occidentales. 802. (*F. v. Mieris, Groot Charterboek.* I, 8.)

2) Leges Frisionum. Tit. I. §. 9. IV. §. 3. XIV. §. 2 in *Schotani* Beschryvinge van Friesland tusschen't Ff end de Lauwers. Ed. II. p. 56—125. 3) *Hludowicus*, Accepit ... de Frisia duas partes — Carolus accepit ... de Frisia tertiam partem. (*Hinkmari Remensis* annal. ap. *Pertz*, Mon. Germ. I, 489, 490.) 4) Frisiones, qui vocantur occidentales. 876. (Annal. Fuldens. ap. *Pertz* I, 389.) Occidentales Frasiones inter Flehe et Sincfalam. (Leges veteres Frisionum. Ed. *Siccamae* p. 44.) 5) Orientalis Fresia. 944. (*Schöttgen* et *Kreysig*, Dipl. I, 17) onse Stadt van Leeuwarden in Oost-Vrieslant 1399. (*Winsemii* Chronique van Vrieslant. p. 224) alle onse Landen van Oestvriesland, dats te weten van onser Stat van Staven, van Westergo, van Ostergo, totter Lauwerze, van daer totter Oost-Eemse ende volrt totter Yede ende totter Weser toe mit alle Ommelanden ende Eylanden daer to behoerende. 1420. (Wiarda, Ostfries. Gesch. I, 407. 6) De Stadt Stavoren in West-Vrieslandt. 1480. (*Winsemii* Chron. p. 298.) Do Edelen Ridderschappe onser West-Vrieslandt name lyken in Westergoo gheseten. 1514. (Ibid. p. 415.) 7) Universorum incolarum tam orientalis quam occidentalis Phrysiae die frie Friesen vulgariter nuncupatorum. 1417. (*Winsemii* Chron. p. 235.)

*) Das immerdar in seiner Fluren Mitte
Den teutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längsten Sproß genährt;
Das meerentrung'ne Land, voll Gärten, Wiesen,
Der reiche Wohnsitz jener tapfern Friesen. Göthe.

1) Karte: Neue geographische Specialkarte von dem Fürstenthum Ostfriesland und Harlingerland von W. Camp. 1804. Bücher: *Ubbo Emmius*, Descriptio charographica Frisiae orientalis. (Leyden 1616. Fol.) Joh. Friedr. Bertram, Geographische Beschreibung des Fürstenthums Ostfriesland und Harlingerland (Aurich 1735); verbessert durch Narmann. (Aurich 1787.) Joh. Konrad Freese, Ostfries- und Harlingerland, nach geographischen, topographischen, statistischen ꝛc. Verhältnissen. (Aurich 1796. 1. Bd.) Friedr. Arends, Ostfriesland und Jever, in geographischer, statistischer und landwirthschaftlicher Hinsicht. (Emden 1818. 3 Bände.) Dessen Erdbeschreibung von Ostfriesland und Harlingerland. (Emden 1824.)

Digitized by Google

damit verbundenen Harlingerland, die sechste und letzte Landdrostei (Provinz) des Königreichs Hanover, liegt, nach der großen Campschen Karte, mit Inbegriff der Inseln zwischen dem 53° 3′ und 53° 43′ N. Br. und zwischen dem 24° 40′ und 25° 17′ O. L. Es wird östlich von dem Großherzogthum Oldenburg und der gegenwärtig damit verbundenen, vormaligen Erbherrschaft Jever, südlich von Oldenburg und dem hanöverschen Kreise Meppen in der Landdrostei Osnabrück, westlich von der niederländischen Provinz Groningen, dem Dollart und der Nordsee und nördlich gleichfalls von der Nordsee begrenzt, und macht die nordwestlichste Spitze vom Königreiche Hanover und von ganz Teutschland aus. Das Areal dieses kleinen, seiner Lage wegen nicht unwichtigen Küstenlandes der Nordsee beträgt, mit Einschluß der beinahe in grader Linie von Osten nach Westen nahe davor liegenden sechs Inseln, 52¼ □Meilen.

Der Boden des Landes ist durchaus Tief- und Flachland und zum Theil niedriger als der Meeresspiegel zur Zeit der Fluth. Gegen den Andrang der Meereswellen und die Überschwemmung der niedrigern Gegenden des Landes schützt ein Seedamm (Deich), der 16 bis 20 Fuß Höhe, 80 bis 100 Fuß untere, und 8 bis 12 Fuß obere Breite hat und in einer Länge von 36½ Meilen das Land einschließt, und durch welchen das durch Regen entstandene Binnenwasser mittels mehrer Seeschleusen (Syhle) auswässert. — Ungefähr zwei Drittel des Landes (35 □Meilen) sind angebaut, theils aus Sand-, theils aus settem Marschboden (Kleyland) bestehend; das übrige Drittel ist wüstes Moor- und Heidefeld. Die vor der nördlichen Küste auf eine und mehre Stunden Entfernung liegenden Inseln bestehen größtentheils aus Seesand und Dünen und lassen nur eine sehr dürftige Vegetation zu. Wenngleich unter dem Torflager der Moräste auf dem Festlande die Reste uralter dichter Waldungen noch zu erkennen sind, so ist doch jetzt das Land, im Ganzen genommen, holzarm. Die einzelnen kleinen Forsten, welche zusammen nur einen Flächenraum von 6790 calenb. Morgen ausmachen, befinden sich in den Sandgegenden; in der, die Provinz in einer Breite von einer bis vier Stunden umgebenden, Marschgegend wird der Blick über die fruchtbaren Ländereien, mit Dörfern und einzelnen Gehöften übersäet, durch keine Holzungen begrenzt. — Berge finden sich nicht, niedrige Anhöhen von kleinem und größerm Umfange aber häufig, häufiger noch kleine Hügel im Innern des festen Landes und höhere auf den Inseln aus bloßem Flugsande bestehend. Die Marschgegend ist größtentheils eben; nur hin und wieder erheben sich kleine Anhöhen (Warfen), bis zu 16 Fuß Höhe. Der Boden dieser, durch Anschwemmungen des Meeres entstandenen, Marschen ist sehr fruchtbar.

Das Klima des Landes ist, in Vergleich mit der nördlichen Lage desselben, ziemlich gemäßigt. Nur selten steigt und fällt das Barometer über und unter 18 Grad Reaum. Jedoch treten der Frühling und der Sommer etwas später ein, als in den andern Provinzen von Hanover, sowie auch die Getreideernte gewöhnlich erst im August anfängt. Die größten Übel des ostfriesischen, wie des holländischen Klimas sind die häufigen Nebel, die heftigen Nordwestwinde und die große Veränderlichkeit der Lufttemperatur, sodaß man an Einem Sommertage zuweilen Frühlings-, Sommer- und Herbstwetter hat. Doch ist die Luft im Ganzen nicht ungesund und selbst aus südlicher liegenden Ländern einwandernde Fremde gewöhnen sich bald daran. Personen, die ein Alter von 90 bis 100 Jahren erreichen, gehören nicht zu den Seltenheiten.

Den südlichen Theil des Landes durchfließt der teutsche Küstenfluß, die Ems (beim Tacitus Amisia), am südwestlichen Abhange des teutoburger Waldes im ehemaligen Bisthume Münster, zwei Meilen nördlich von Paderborn entspringend, mit ihrem Nebenflusse, der Leda. Bei der Dielerschanze im Amte Weener betritt die Ems den ostfriesischen Boden und trägt schon bei Halte Seeschiffe von 50 bis 70 Last, die Last zu 4000 Pfund gerechnet. Bei Leerort, einer vormaligen, von den Hamburgern im J. 1432 erbauten Festung, nimmt sie die aus dem Oldenburgischen kommende Leda auf, an welcher die Stadt Leer liegt, fließt dann Bingum, Jemgum, Oldersum und Petkum vorbei und mündet unweit Emden durch den Meerbusen Dollart in zwei Armen, der Osterems und Westerems, zwischen welchen die Insel Borkum liegt, in die Nordsee, nachdem sie, von ihrem Eintritt in Ostfriesland an, einen Lauf von 11 Meilen gemacht hat. — Außer der Ems und Leda gibt es noch eine große Anzahl kleiner Bäche, von Regenwasser entstanden, Tiefe (holländisch: diepen) genannt, welche die Provinz nach allen Richtungen hin durchfließen und unmittelbar in die Nordsee oder in die Flüsse fallen. Sie sind jedoch, außer dem Raudertief, sämmtlich gegen das Eindringen des See- und Flußwassers an ihrer Mündung mit Schleusen (Syhlen) verschlossen, und in den Marschgegenden mehrentheils schiffbar für Böte und Binnenschiffe von 1 bis 20 Last. Künstlicher Kanäle, die man gleichfalls Tiefe nennt, gibt es außerdem mehre, worunter besonders der von Aurich nach Emden führende Treckfahrtskanal (s. d. Art.) und die Fehnkanäle (s. d. Art. Fehne) zu bemerken sind. — Unter den kleinen Landseen (Meeren oder Meerten genannt) deren es mehre gibt, sind das Große oder Wiebelsburer Meer (eine Stunde lang und ¼ Stunde breit) und das mitten im Moore liegende Ewige Meer, beide im Amt Aurich, die bedeutendsten. Eine auffallende Erscheinung bietet der Jordan, ein unterirdischer Landsee von ungemessener Tiefe, im Amte Stickhausen dar. Die Oberfläche desselben ist dermaßen überwachsen, daß man mit einem bespannten Wagen darüber hinfahren kann. Übrigens sind sowol die Ems und Leda, als auch die kleinen Landseen und mitunter auch die Tiefe reich an Fischen.

Die Hauptproducte des Landes sind: Getreide und zwar Weizen (jährlicher Ertrag im Durchschnitt 5000 Last), Roggen (15,000 Last), Gerste (8000 Last), Hafer (26,000 Last), Bohnen, Erbsen und Buchweizen (zusammen gegen 7000 Last), Rübsamen (3000 Last),

Digitized by Google

Gartenfrüchte, besonders Kartoffeln und Flachs; sodann treffliches Rindvieh, besonders in den Marschgegenden, wovon 50,000 Centner Butter und 70,000 Centner Käse gewonnen werden und über 20,000 Centner Butter und doppelt soviel Käse, ferner 2000 Stück fettes und 2500 Stück mageres Vieh zur Ausfuhr kommen, und schöne Pferde, wovon über 3000 Stück jährlich nach Süddeutschland, Italien und Frankreich ausgeführt werden. Den Werthbetrag sämmtlicher zur Ausfuhr kommenden Producte kann man auf 2 Millionen Thlr. anschlagen, wozu noch eine halbe Million für ausgehende Erzeugnisse der Industrie und als Ertrag der Schiffahrt kommt. — Außerdem gibt es See- und Flußfische, Austern und Seekrebse (an der Küste). Von Mineralien hat das Land nur Torf (in den 12¼ □Meilen ausmachenden und hin und wieder bis 20 Fuß über dem Ursandboden erhaben liegenden Torfmooren) und Thon- und Pfeifenerde (letztere jedoch nur besonders im Amte Wittmund).

Die Einwohner sind germanischer Abkunft. Ihre Zahl belief sich nach der letzten genauen Zählung im J. 1833 auf 152,408. (Im J. 1823 waren 136,589 und im J. 1804 nur 120,886, wovon in Ostfriesland 104,092 und im Harlingerlande 16,794 lebten.) Es kommen daher gegenwärtig auf die □Meile des ganzen Landes 2927 und auf die des angebauten Landes allein 4390 Seelen; mithin gehört die Provinz schon jetzt zu den gut bevölkerten von Teutschland, und wird dies um so mehr, wenn die Cultur des Bodens im Innern des Landes mit der der frühern Zeit gleichen Schritt hält. Von der angegebenen Seelenzahl leben in den fünf Städten zusammen 29,375 und auf den sechs Inseln 1600. — Die Einwohner reden die niedersächsisch-plattteutsche Sprache, welche die friesisch-sassische (im 13. Jahrh.) verdrängte und bis zur Mitte des 17. Jahrh. noch allgemein die Sprache des Umgangs und der Schrift war. Erst von dieser Zeit an bedienten sich die hiesigen Gelehrten neben der lateinischen und holländischen Sprache auch der hochteutschen, die jetzt auch die Sprache der Kanzel wurde. Jedoch wird in den reformirten Kirchen, außer in Aurich, Neustadt-Gödens, Diekhausen und Bedekaspel in der Regel holländisch gepredigt. In gebildeten Kreisen wird allgemein Hochteutsch gesprochen.

Die herrschende Kirche ist die protestantische, indem beide evangelische Confessionen gleiche Rechte haben, wenngleich das Consistorium Lutherisch und demselben nur ein reformirter geistlicher Rath zugeordnet ist. Die Zahl der Lutheraner beläuft sich auf 101,470, die der Reformirten auf 45,246. Es befinden sich im ganzen Lande 164 protestantische Kirchen mit 187 Predigern, und zwar 11 in den Städten und 153 in den Flecken und auf dem platten Lande, von welchen 86 Kirchen mit 100 Predigern der Lutherischen und 78 mit 87 Predigern der reformirten Confession angehören. Außerdem gibt es fünf katholische Gemeinden mit 3111 Seelen und fünf Kirchen, drei Mennonitische Gemeinden mit 476 Seelen und drei Kirchen (die früher in Neustadt-Gödens bestandene Gemeinde der Taufgesinnten ist eingegangen), eine herrnhutische Gemeinde mit 26 Seelen und einem Bethause und acht Judengemeinden mit 2079 Seelen und acht Synagogen.

An Bildungsanstalten fehlt es der Provinz nicht. Fast jedes Dorf, selbst manche kleine Heidecolonie hat eine Elementarschule, worin Unterricht im Lesen, Schreiben Rechnen, in der Religion, sowie in der teutschen Sprache und in den Anfangsgründen der Erdbeschreibung und Weltgeschichte gegeben wird, weßhalb auch der gemeine Mann in Ostfriesland in den ersten, zum Leben im Staat erfoderlichen Kenntnissen seinen teutschen Nachbarn nicht nachsteht. In Aurich besteht (seit 1818) ein Lyceum mit acht Lehrern, in den Städten Emden und Norden sind Progymnasien, in Leer eine höhere Bürgerschule und in Esens und Wittmund lateinische Schulen; überdies in Emden eine Navigationsschule und eine Schule für die Zeichnenkunst. Öffentlicher Bibliotheken gibt es eine in Emden auf dem Saale der großen Kirche, und vier in Aurich, nämlich die vormalige Kammer-Bibliothek, die landschaftliche, die Justiz-Kanzleibibliothek und die von Derschausche Büchersammlung, welche aber sämmtlich unbedeutend sind, außer der Emder, die, wenn auch nur aus 3000 Bänden bestehend, doch einige seltene Werke enthält. Außerdem befinden sich in Emden und Leer naturforschende Gesellschaften und in ersterer Stadt auch ein Kunstliebhaber-Verein.

Die Nahrungszweige der Einwohner sind hauptsächlich die Landwirthschaft, der Handel und die Schiffahrt. Die Landwirthschaft ist ganz in den Händen der Bauern, indem die Adeligen nur selten ihre Güter selbst benutzen und auch die Domainengüter sämmtlich verpachtet sind. Die Bauerhöfe (Plätze, Plaatsen) sind im Ganzen nur klein (von 40 bis 100 Diemathen = 81 bis 206 calenb. Morgen) und ihre Zahl beläuft sich auf 5000. Sie sind größtentheils freie Besitzungen, zum Theil auch Erbpachtsgüter, Lehngüter finden nicht statt. Erbunterthänigkeit, Hut- und Triftgerechtigkeit, Frohnden ꝛc. kannte der freiheitliebende Friese nie; auch gab er den Geistlichen keine Zehnten. Nur in Harlingerland fanden und finden noch jetzt einige Herrendienste statt. — Der Ackerbau wird vorzüglich in den Marschgegenden getrieben, wo außer den gewöhnlichen Getreidearten auch viel Rüb- oder Rapssamen gebaut wird; doch wird auch in den Geestgegenden viel Roggen erzeugt. — Die Viehzucht ist bedeutend, besonders die Pferdezucht, die für die Provinz sehr einträglich ist. — Zum Handel mit dem Auslande und zur Schiffahrt ist die Provinz, vermöge ihrer Lage und ihrer vielen Häfen, sehr geeignet. Die Haupthäfen sind: Emden, Leer, Norden, Carolinensyhl, Weener und Greetsyhl. Im J. 1834 sind eingelaufen in Emden 410, in Leer 457, in Norden 146, in Carolinensyhl 96, in Weener 48 und in Greetsyhl 16 Schiffe, und ausgelaufen aus Emden 377, aus Leer 461, aus Norden 138, aus Carolinensyhl 107, aus Weener 53 und aus Greetsyhl 12 Schiffe. Außerdem gibt es noch mehre kleinere Häfen für Schiffe von geringerer Größe. Der Hauptverkehr geht auf Amsterdam, Bremen und Hamburg. Mit Norwegen und den Ostseeprovinzen ist der Passiv-

Digitized by Google

handel bedeutend, besonders in Bauholz. Auch mit England, Frankreich und den Häfen am Mittelmeere, seitdem auch dort die hanöversche Flagge respectirt wird, ist gleichfalls ziemlicher Verkehr. Die Hauptgegenstände der Ausfuhr zur See sind: Getreide, Rapssamen, Grütze, Butter, Käse, Öl, Talg, Honig, Wachs, rohe Häute, Speck, Federn, Garn, Mauersteine und Dachziegel. Zu Lande gehen viele treffliche Pferde und fettes und mageres Rindvieh aus. Die Einfuhrartikel sind vorzüglich Colonialwaaren, Holz, Salz, Tabak, Manufacturwaaren, Wein ꝛc. Auch der Handelsverkehr landwärts, die Flüsse Ems und Leda hinauf, nach dem Münsterschen, Oldenburgschen ꝛc. ist nicht unbedeutend.

Weniger bedeutend als Ackerbau, Viehzucht und Handel sind die ostfriesischen Fabriken. Sie beschränken sich vorzüglich auf die Verarbeitung und Veredlung der Landesproducte. Die beträchtlichsten sind die Branntweinbrennereien, Ziegelbrennereien (73, mehrentheils an den Ufern der Ems und im Amt Emden), Zwirnfabriken, Ölmühlen (13), Seifensiedereien (5), Lohgärbereien ꝛc. Von geringerer Bedeutung sind die Bierbrauereien, Leinewebereien, Kalkbrennereien, Tabaksfabriken, Töpfereien, Strumpfwirkereien ꝛc. Auch ist eine Papiermühle und eine Tabakspfeifenfabrik (Aurich). Ferner befinden sich in der Provinz 16 Holzschneide- und 118 Getreidemühlen, sämmtlich vom Winde getrieben.

In den Gegenden, unmittelbar an der Küste und auf den Inseln ernährt sich ein Theil der Einwohner vom Fischfange. Die Nordsee liefert Schellfische, in großer Menge, Kabliau, Schollen, Tarbutte, Zungen, Rochen, Seekrebse ꝛc. Bei den Inseln, besonders bei Borkum, sind auch Austernbänke. Näher an der Küste und in der Ems gibt es Stinte, Garnelen (kleine Seekrebse), Butte, Sardellen (bei Ditzum in der Ems) und Störe (in der Leda). Die Binnengewässer liefern Hechte, Barsche, Karauschen, Schleihe, selten Karpfen, aber viele Aale. Am wichtigsten ist die Häringsfischerei an der schottischen Küste (in Emden, gestiftet 1769; im J. 1805 mit 57 Buisen und drei Jägerschiffen; gegenwärtig nur mit 25 Buisen), welche in frühern Jahren gegen 1500 Menschen in Thätigkeit setzte.

Einen bedeutenden Nahrungszweig im Innern des Landes machen die Torfgräberrien aus, welche fast den zehnten Theil der Bevölkerung, mittelbar und unmittelbar, ernähren. Vorzüglich wichtig sind die Fehne (Torfgräbereicolonien), die von Jahr zu Jahr an Bevölkerung und Wohlstand zunehmen. Ihrer sind 14, zusammen mit mehr als 6000 Einwohnern. Der in diesen Colonien gegrabene Torf wird auf den zu diesem Zweck angelegten, schiffbaren Kanälen nach den Städten und den westlichen Marschgegenden des Landes, sowie um die Küste herum nach dem angrenzenden Jeverlande gefahren. Der Betrieb der Fehne würde noch stärker sein, wenn auf sämmtlichen ausländischen Torf ein angemessener Eingangszoll gelegt würde.

Ostfriesland hat, als ein integrirender Theil des Königreichs Hanover, eine monarchisch-constitutionelle Verfassung, deren Verhältnisse durch das Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833 genauer festgestellt sind. Der König vereinigt in seiner Hand alle Zweige der ausübenden Gewalt, theilt aber die Gesetzgebung und Besteuerung, insofern nämlich diese allgemeinen Landesangelegenheiten einer Berathung mit den Ständen bedürfen, mit den Landständen, die aus allen Provinzen zu Hanover versammelt werden. Zu der jährlichen allgemeinen Ständeversammlung daselbst werden aus Ostfriesland zwei Deputirte aus der Ritterschaft (zur ersten Kammer) vier aus den Städten, nämlich einer von Emden, einer von Norden, einer von Aurich und Esens und einer von Leer, sodann fünf vom dritten Stande (zur zweiten Kammer) berufen. Außerdem besteht hier, wie in den übrigen Provinzen von Hanover, eine Provinziallandschaft aus der Ritterschaft, den Städten und dem dritten oder Bauernstande. Aus der Ritterschaft (gegenwärtig 10 adelige Besitzer von Rittergütern) gehen zwei Deputirte zu den jährlichen Versammlungen, aus jeder Stadt und jedem Amt einer, welche Deputirte jährlich neu gewählt werden. Das Harlingerland, welches früher keine Stände hatte, ist seit 1818 mit in die ostfriesische Landschaft aufgenommen. Ein engerer Ausschuß der Stände bildet das landschaftliche Administrationscollegium, welches aus zwei Gliedern der Ritterschaft, drei der Städte und drei des platten Landes besteht, nebst einem Syndicus und Rendanten. Die Wirksamkeit desselben besteht in Verwaltung des Privatvermögens der Provinz, bestehend in den Einkünften von den landschaftlichen Poldern (eingedeichten Länderrien am Dollart ꝛc.), deren reine Überschüsse den auf 5000 Thlr. festgesetzten, unter Aufsicht der königlichen Landdrostei zum Besten der Provinz verwandten Dispositionsfonds bilden, ferner in der Ausführung der demselben von den Ständen jährlich ertheilten Aufträge, der Vorbereitung aller Gegenstände, welche auf den Landtagen und Landrechnungsversammlungen vorfallen, und in Abfassung von Gutachten und Berichten an die höchsten und höhern Behörden, auch vertritt es die Stände in deren Abwesenheit. Die Landtage werden zu unbestimmten Zeiten, wenigstens alle drei Jahre (Staatsgrundgesetz), auf Ausschreiben der Landesherrschaft, zu Aurich in dem dortigen landschaftlichen Hause gehalten. Ebendaselbst versammeln sich die Stände jährlich am 10. Mai zur Abnahme der Land- und Feuer-Societätsrechnung und zur Fassung von Beschlüssen in Landesangelegenheiten, wohin besonders die Bestimmung aller provinziellen Abgaben und Leistungen, alle Gesetze und Verordnungen, die lediglich die speciellen Verhältnisse der Provinz betreffen, Vorschläge zu nützlichen Anstalten und Einrichtungen ꝛc. gehören. Übrigens schweben, hinsichtlich der mit dem J. 1818 eingetretenen Beschränkung des Wirkungskreises der ostfriesischen Provinziallandschaft, noch Beschwerden bei der Regierung vor, die bis jetzt noch nicht erledigt sind. — Das den ostfriesischen Ständen von Kaiser Leopold im J. 1678 verliehene Wappen besteht aus einem rothen Schilde, in welchem ein Eichbaum auf einem Hügel und neben diesem ein geharnischter Mann mit Lanze und Degen sich befindet.

Die Verwaltung der Provinz wird von den hö-

Digitized by Google

hern Landescollegien, der Landdrostei, der Justizkanzlei und dem protestantischen Consistorium geführt, welche sämmtlich zu Aurich ihren Sitz haben und auf dem dortigen Schloß ihre gewöhnlichen Sessionen halten. Die oberste Verwaltungsbehörde macht die Landdrostei aus, deren Wirkungskreis sich über das Fürstenthum Ostfriesland und das Harlingerland und in Handlungs- und Schiffahrtsangelegenheiten auch über den, zur Landdrostei Osnabrück gehörenden Bezirk des Patrimonialgerichts Papenburg (Bekanntmachung des königl. Cabinetsministerii vom 22. Nov. 1830) erstreckt. Sie ist dem Cabinetsministerium unmittelbar untergeordnet und besteht aus einem Landdrosten und zwei Regierungsräthen, nebst Assessoren und Subalternofficianten. Die Landdrostei bildet in den ihrem Wirkungskreise untergebenen Administrationssachen die Mittelinstanz zwischen den Centralbehörden und den Städten, Ämtern, Patrimonialgerichten und sonstigen Localobrigkeiten. Die ihr übertragenen Administrationszweige betreffen theils die sämmtlichen Regiminalsachen (Polizeiwesen, Land- und Wasserbauwesen, Forstwesen, Armenwesen ꝛc.), theils die Domanial- und theils die Militärsachen. — Die Justizkanzlei, bestehend aus einem Director, sieben Räthen, Assessoren und Subalternofficianten, erstreckt ihre Competenz über das Fürstenthum Ostfriesland und Harlingerland, und werden bei dem Proceßverfahren das allgem. preuß. Landrecht vom J. 1794, die preuß. allgem. Gerichts- und Proceßordnung vom J. 1793 und die spätern, dieselbe abändernden und ergänzenden Verordnungen (von welchen im J. 1815 ein besonderer Abdruck besorgt ist) zum Grunde gelegt. Sie macht in Appellationssachen das Forum erster Instanz aus und ist dem Oberappellationsgericht in Celle untergeordnet. Unter ihr stehen die Amtgerichte. Die Appellationssumme beträgt 20 Thlr. pr. Cour.; doch steht es der Justizkanzlei zu, auch bei geringern Gegenständen, auf Anrufen der Partei, die Acten von den Untergerichten einzufodern und die Entscheidung zu prüfen. In Criminalsachen steht, in dem Jurisdictionsbezirke der hiesigen Justizkanzlei, dem Magistrat zu Emden die Befugniß zu, wider Nicht-Eximirte das Urtheil abzugeben. Die Justizkanzlei ist zugleich Pupillencollegium, hat als solches die Aufsicht über alle Untergerichte in vormundschaftlichen Angelegenheiten, dirigirt diejenigen der Exemten und verfährt nach den hierunter bestehenden und bestätigten preußischen Gesetzen. — Das Consistorium, bestehend aus sämmtlichen Mitgliedern der Justizkanzlei, wozu noch der Generalsuperintendent, sowie ein Lutherischer und der reformirte Prediger in Aurich, als Consistorialräthe kommen, übt die Kirchengewalt in der ganzen Provinz und sind demselben auch die reformirten Geistlichen untergeben. In der Stadt Emden besteht eine von Joh. v. Lasko, im J. 1544 für die Geistlichen beider Confessionen angeordnete, jetzt aber lediglich auf die Reformirten beschränkte Predigerversammlung, Cötus genannt, welche sich ein Paar Mal im Jahr unter dem Vorsitze des jedesmaligen ältesten Predigers in Emden vereinigt, und der, außer den Stadtpredigern, auch die übrigen reformirten Prediger der Provinz sich anschließen können. Die Beschlüsse, welche von dem Cötus in kirchlichen Angelegenheiten gefaßt werden, bedürfen, um verbindlich zu sein, der Genehmigung des Consistoriums. Der Cötus prüft die reformirten Candidaten und auf die, denselben ertheilten Zeugnisse über die Fähigkeiten zum Predigtamt, ertheilt das Consistorium, welchem der Cötus untergeordnet ist, die licentiam concionandi. Übrigens sind dem Consistorium noch neun Lutherische und acht reformirte Kirchen- und Schulinspectionen untergeordnet. Die katholischen Pfarren gehören zur Diöcese Osnabrück. — Außer diesen höhern Behörden besteht in Ostfriesland eine Steuerdirection, eine Land- und Wasserbaudirection, eine Forstinspection, sechs Postämter nebst mehren Speditionen, und seit dem 17. März 1819 eine kaufmännische Deputation in der Stadt Emden.

Unter den gemeinnützigen Anstalten sind besonders die Feuerversicherungssocietäten für die Städte und Flecken, für das platte Land und für die Mühlen, drei Mobiliar-Feuerversicherungsgesellschaften, mehre Schiff-Assecuranzcompagnien, eine Köhrungs- und Prämien-Auslobungscommission zur Veredlung der Pferdezucht, ein Provinzial-Gartenbauverein, ein Provinzial-Gewerbeverein, eine Prediger- und Schullehrer-Witwenkasse ꝛc. zu bemerken.

An Militär liegt in Ostfriesland: das zweite Cavalerieregiment, Königin Dragoner, wovon das Stabsquartier Osnabrück, das detaschirte Divisionsstabsquartier Aurich ist, und das 10. Infanterie-Linienbataillon, wovon Emden das Stabsquartier ist.

Eintheilung des Landes. A. Physische. 1) Das Emsgebiet, mit den Städten Emden, Leer und Aurich und den Flecken Marienhafen, Oldersum, Irmgum, Weener und Detern. 2) Das Nordseegebiet, mit den Städten Norden und Esens und den Flecken Hage, Dornum, Wittmund und Neustadt-Gödens, nebst den Häfen Greetsyhl und Carolinensyhl. 3) Die sechs Inseln: Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeoog und Spiekeroog.— B. Historische. 1) Ostfriesland, mit 10 Ämtern, und 2) das Harlingerland mit 2 Ämtern. — C. Politische, I. 12 Ämter. 1) Aurich, mit der Stadt Aurich, der Hauptstadt des Landes (3598 Einw.) und 21 Kirchspielen (20,345 Einw.). 2) Emden, mit der Stadt gl. Nam. (12,022 Einw.) und sonst 30 Kirchspielen (9961 Einw.). 3) Greetsyhl, mit dem Flecken gl. N. (772 Einw.) und außerdem 14 Kirchspielen, worunter auch die Insel Borkum (7001 Einw.). 4) Norden, mit der Stadt gl. N. (5553 Einw.) und sonst noch 2 Kirchspielen, worunter auch die Insel Juist (6353 Einw.). 5) Berum, mit dem Flecken Hage (740 Einw.) und sonst noch 4 Kirchspielen, worunter auch die Inseln Norderney und Baltrum (8192 Einw.). 6) Friedeburg, mit 4 Kirchspielen (4665 Einw.). 7) Stickhausen, mit dem Flecken Detern (718 Einw.) und außerdem 13 Kirchspielen (13,325 Einw.). 8) Leer, mit der Stadt gl. N. (6057 Einw.) und sonst noch 9 Kirchspielen (6723 Einw.). 9) Weener, mit dem Flecken gl. N. (2585 Einw.) und sonst noch 9 Kirchspielen (9431 Einw.). 10) Jemgum,

Digitized by Google

mit dem Flecken gl. N. (1270 Einw.) und sonst noch 12 Kirchspielen (5505 Einw.). 11) Esens, mit der Stadt gl. N. (2145 Einw.) und sonst noch 11 Kirchspielen, worunter auch die Inseln Langeoog und Spiekerroog (4665 Einw.) 12) Wittmund, mit dem Flecken gl. N. (1978 Einw.) und sonst noch 10 Kirchspielen (8940 Einw.) Die beiden letzten Ämter machen das Harlingerland aus. II. 5 Herrlichkeiten (Patrimonial-Gerichtsbezirke): 1) Dornum mit dem Flecken gl. N. (829 Einw.) und sonst noch ein Kirchspiel mit 150 Einw. und zusammen mit 1530 Einw. 2) Coenburg, mit 1241 Einw. 3) Jennelt, mit 222 Einw. 4) Lütetsburg, mit 976 Einw. 5) Neustadt-Gödens, mit dem Flecken gl. N. (728 Einw.) und sonst noch ein Kirchspiel, und zusammen mit 1700 Einw.

B. Geschichte [2]). Perioden der Geschichte: 1) Von dem Jahrhunderte vor Christi Geburt bis auf Karl den Großen, bis zum J. 771. 2) Von Karl dem Großen bis auf die Häuptlinge vom J. 771 bis 1300. 3) Von dem Aufkommen der Häuptlinge bis auf Ulrich Cirksena, Oberherrn von ganz Ostfriesland, vom J. 1300 bis 1441. 4) Von Ulrich Cirksena bis auf Edzard den Großen, vom J. 1441 bis 1494. 5) Von Edzard dem Großen bis auf die preußische Regierung über Ostfriesland, vom J. 1494 bis 1744. 6) Von dem Anfange der preußischen Regierung über Ostfriesland bis auf unsere Zeiten, vom J. 1744 bis 1835.

Wie das jetzige Ostfriesland in den frühern Jahrhunderten vor der christlichen Ära aussah, darüber läßt sich mit historischer Gewißheit nichts Bestimmtes sagen. Wahrscheinlich wurde durch die große cimbrische Wasserfluth (340 oder 350 vor Christus) die ganze von der Spitze Nordhollands bis zur Wesermündung fortlaufende, aus einer Dünenkette bestehende Küste durchbrochen, wodurch die gegenwärtigen Inseln und die zwischen ihnen und dem festen Lande befindlichen Watten (Lagunen) gebildet, die im Innern des Landes befindlichen Waldungen umgestürzt und die großen Moräste und Torflager erzeugt wurden.

In dem letzten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung, als die Römer mit den nördlichen Gegenden des alten Germaniens und auch mit den Küstenländern der Nordsee näher bekannt wurden, war der ganze Küstenstrich an der Nordsee, von der Ems bis zur Weser und weiter von der Weser bis zur Elbe, von einer Völkerschaft bewohnt, welche die Römer Chauken (Chauci) nannten. Jedoch unterschieden sie zwei chaukische Stämme, von welchen sie den einen die Großchauken (maiores) und den andern die Kleinchauken (minores) nannten. Die Erstern wohnten zwischen der Weser und der Elbe, wo heutiges Tages die Bremenser, Hamburger und Lüneburger ihren Sitz haben, und diese hießen κατ' ἐξοχήν Chauken; die Andern wohnten zwischen der Ems und der Weser, in dem jetzigen Ostfriesland, Jever, Knyphausen, Oldenburg, Diepholz, einem großen Theile von den niedermünsterschen Landen und von Hoya bis Quakenbrück, und diese hießen κατ' ἐξοχήν Friesen (Frisii) [3]) vermuthlich so genannt, weil sie den Rand (altfriesisch: Fries, Freese) des Meeres innehatten. Sie zerfielen wieder in die Groß- und Kleinfriesen, deren letztere östlich zwischen der Weser und der Elbe wohnten [4]). — Tacitus nennt die Chauken die edelste Nation in dem germanischen Völkerstamme, die ihre Größe durch Gerechtigkeit und Billigkeit zu behaupten suchen, genügsam, ohne Eroberungssucht, ruhig und sicher leben, jedoch auch das Schwert gegen den Feind zu führen wissen, wenn die Noth es gebietet [5]). Arm waren sie freilich, nach dem Berichte des Plinius [6]), der wol besonders die Kleinchauken meint, auf ihren meerumdonnerten und von den Fluthen oft überschwemmten Wohnsitzen, sodaß sie

---

2) Hauptwerke. 1) Zur politischen Geschichte: *Eggerik Beninga*, Chronyk van Oostfriesland (Leyden 1706. 8; ferner Emden 1723, mit Anmerkungen von Eilart Folkert Harkenroht in 4., und wiederum abgedruckt in *Ant. Matthaei* Analectis veteris aevi. [Gravenhaag.] Tom. IV. in 4.) Sie geht bis 1562. *Ubbo Emmius*, Rerum frisicarum historia. (Franeker 1590 in 8. und Leyden 1615 in fol., mit Kupfern.) Sie geht bis 1563. *Ernst Friedrich von Wicht*, Annales Frisiae. Handschr. — geht bis 1602. Albertus Bolenius, Ostfries. Historie. Handschr. — geht bis 1651. Enno Rud. Brenneisen, Ostfriesische Historie und Landesverfassung. (Aur. 1720. Fol. 2 Bd.) Sie geht bis zu dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Es schildert dieses Werk die Landes- und Staatsverfassung und ist wegen seines diplomatischen Inhalts oder der darin abgedruckten Urkunden schätzbar. Christian Funk, Ostfriesische (eigentlich Auricher) Chronik. (Aur. 1784—1788.) Acht kleine Bändchen. Sie geht bis 1721. Tiemann Dothias Wiarda, Ostfriesische Geschichte. (Aur. 1790—1817.) Zehn Bände in 8. Sie endigt sich mit 1813 und ist für die ostfriesische Geschichtskunde höchst schätzbar. D. Rud. Christoph Gittermann, Kleine Geschichte von Ostfriesland, 2. Aufl. (Emden 1826.) — 2) Zur Kirchengeschichte: *Eduard Meiners*, Oostvriesch-lands Kerkelyke Geschiedenisse. (Groning. 1738.) Zwei Bände in 8. *Jacob Isebrand Harkenroht*, Geschiedenisse, behorende tot de Moederkerke to Emden. (Harlingen 1726.) Joh. Friedr. Bertram, Ostfriesische Reformations- und Kirchengeschichte. (Aur. 1738.) Joachim Christ. Ihering, Ausführliche ostfriesische Kirchengeschichte. Handschr. *Outhof*, Van de Kerkhervorminge. (Emden 1723.) *Helias Meder*, Kerkleer der gereform. Gemeene in Emden. Vier Bände. (Die Vorrede zum ersten Band enthält vortreffliche Nachrichten über die ostfries. Reformations- und Kirchengeschichte.) Joachim Chr. Ihering, Von den Begebenheiten, so unter den Taufgesinnten oder Mennoniten vorgegangen. (Jena 1720.) Dessen gründliche Historie der Mennoniten. (Jena 1710.) *Jacob Isebrand Harkenroht*, Emdens Herder Staf. (Emden 1716.) Peter Friedr. Reershemius, Ostfriesländisches Lutherisches Prediger-Denkmal. (Aurich 1774.) Dessen Ostfriesländisches reformirtes Prediger-Denkmal. (Aur. 1774.) Beide Werke vermehrt und fortgesetzt, in einem Bande. (Aur. 1796.) Adrian Theodor Reershemius, Nachtrag zum ostfriesischen Prediger-Denkmal. (Leer 1823.) — 3) Zur Genealogie: *Eilard Loringa*, Genealogia Familiarum nobilium Frisiae orientalis. *Van dem Appelle*, Genealogia Nobilium. Alexander von Werdum, Stammregister der ersten Häuptlinge von Werdum. (Sämmtliche Werke sind Handschriften.)

3) *Tacit.* Germ. XXXV, 1. *Tacit.* Hist. IV, 79. Cf. *Cluver*, German. antiq. III, 18. *Willich* in Tacit. Germ. ap. *Rhenan.*, De reb. Germ. p. 588. *Joh. Childeus*, De Chaucis. (Lugd. Bat. 1649.) *Kirchmaier* ad Tacit. Germ. c. 35. p. 375 sq. *Barth* in Claud. p. 1117. *Pitiscus* et *Casaub.* in Suet. Claud. X, 3. 4) *Saxo Gramm.* Hist. Danicae. fol. 137. 5) *Tacit.* Germ. 35. 6) Hist. nat. XVI, 1.

Digitized by Google

nur mit Thierhäuten ihren Tribut an die Römer bezahlen konnten, als sie endlich von diesen besiegt waren [7]).

In der den ganzen europäischen Norden so erschütternden Zeit, in welche die großen Völkerwanderungen fallen, erlöscht mit der Nation auch der Name der Chauken in der ostfriesischen Geschichte. Ein fremdes, trotziges Volk erhob im 4. Jahrh. sein kühnes Haupt auf den Wohnsitzen der alten Chauken und Friesen. Es waren dies die Sachsen, gleichfalls ein ursprünglich teutscher Stamm, welche bisher die nördliche Halbinsel von Teutschland zwischen der Nord- und Ostsee (die cimbrische Halbinsel — das jetzige Jütland) bewohnten und jetzt über die Elbe und Weser bis zur Ems sich ausbreiteten. Späterhin dehnten sie sich selbst bis zu den Ausflüssen des Rheins aus, und von dieser Zeit an bildeten alle Völkerschaften von der cimbrischen Halbinsel an bis zu den Rheinmündungen unter dem Namen der Sachsen einen großen Freistaat, von welchem das jetzige Ostfriesland nur einen sehr kleinen Theil ausmachte. Allein seit dem 5. Jahrh. verbreiteten sich mehre Colonien der westlich von der Ems, in den heutigen niederländischen Provinzen Gröningen und Westfriesland noch wohnhaften und von den Sachsen unabhängig gebliebenen Friesen westlich bis zur Maas und Schelde und östlich nach dem jetzigen Ostfriesland, Jever und bis zur Weser hin, woselbst sie auch ihren ursprünglichen Namen Friesen beibehielten und zuletzt einen eigenen Staat längs der Küste der Nordsee unter dem Namen Friesland bildeten, der von der Mündung der Maas bis zur Weser sich erstreckte und das jetzige Holland, das heutige Ostfriesland, Jeverland und den nördlichen Theil des Großherzogthums Oldenburg als ein gemeinschaftliches Ganze in sich vereinigte. Dieser bedeutende Staat theilte sich in Westfriesen und Ostfriesen, welche letztern den Küstenstrich von der Suidersee bis zur Weser innehatten und von welchen nur die Bewohner des jetzigen Ostfrieslands den Namen Ostfriesen beibehalten haben.

Die Friesen waren ursprünglich ein freies, von andern Stämmen unabhängiges Volk. Das Grundgesetz ihres Staats war Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger. Allein schon zu Ende des 6. Jahrh. hatten sie sich den eroberungssüchtigen Franken unterwerfen und sich von ihnen Regenten unter dem Titel von Herzogen aufdringen lassen müssen. Sie selbst aber nannten, dem Beispiel ihrer Nachbarn, der Sachsen und der überseeischen Normänner folgend, diese Herzoge ihre Könige, die denn auch, obwol sie eigentlich fränkische Statthalter waren, das bis dahin freie Volk der Friesen nach dessen eigenen vaterländischen Gesetzen regierten. Unter ihnen zeichneten sich besonders Radbod I., Adgil's Sohn, und der Herzog Poppo durch ihren Freiheitssinn aus. Beide, geborne Friesen, konnten sie das nach und nach immer lästiger und höhnender werdende Joch der Franken nicht länger ertragen. Sie empörten sich gegen die fränkische Obermacht, wurden jedoch von den fränkischen Großhofmeistern, und zwar Ersterer von Pipin von Herstall und Letzteres von Karl Martell zum Gehorsam zurückgebracht. Friesland blieb unter der Oberhoheit der Franken.

Um diese Zeit, während der Regierung der friesischen Herzoge oder Könige, und zuerst unter Adgil I., gegen das Ende des 7. Jahrh., wurde durch die englischen Bischöfe Wilfrid, Wickbert, Wulfram und Winfried (Bonifacius) das Christenthum in Friesland verbreitet. Mit der Bekehrung der Friesen ging es aber nur langsam; die Masse des Volkes blieb noch lange der Religion seiner Väter zugethan, und selbst Bonifacius, der Tausende von Friesen getauft und mehre Kirchen gestiftet hatte, litt unter diesem Volke den Märtyrertod. Er ward zu Moorwoude, einem Dorfe bei Dockum in Friesland, mit 53 seiner Reisegefährten von einer Schar heidnischer Friesen (755) erschlagen.

Nach dem salzischen Frieden (804), wodurch endlich Karl der Große den 33jährigen Kampf mit den Sachsen und Friesen beendigte, blieben die letztern ihrem großen Kaiser und dessen Nachfolger getreu. Der ganze friesische Staat wurde nun Anfangs von einem Herzog oder Statthalter regiert, dem mehre Grafen über einzelne Districte untergeordnet waren. Diese Einrichtung änderte jedoch Karl später dahin ab, daß er die herzogliche Würde abschaffte und blos die Grafen beibehielt [8]). Solcher Grafen hatte auch das jetzige Ostfriesland mehre. Unter ihnen standen Richter von geringerm Ansehen, die Äsgha oder Asigha und Schelta, erstere für bürgerliche Rechtssachen, letztere für die Criminaljustiz, die Polizei und das Abgabenwesen [9]). — Allein schon zu Anfange des 10. Jahrh. fingen verschiedene friesische Grafen an, sich unabhängig und ihre Grafschaften erblich zu machen. Dies geschah vorzüglich in dem westlichen Theile des alten Frieslandes, welches von jetzt an den Namen Erbfriesland führte, wogegen sich der östliche Theil, zu welchem auch das jetzige Ostfriesland gehörte, freies Friesland nannte. Dies letztere, getrennt von seinen westlichen Nachbarn, constituirte sich zu einem eigenen demokratischen Staat und nahm, in sieben einzelne Provinzen getheilt, den Namen der sieben Seelande an, von welchem das jetzige Ostfriesland mit Inbegriff der Herrschaft Jever ein besonderes Seeland ausmachte. Jedes dieser sieben Seelande hatte zwar seine eigenen volksthümlichen Gesetze und Gewohnheiten [Willkühren und Landrechte] [10]); indessen waren sie doch sämmtlich durch das Band allgemeiner Landtage, worauf das Gesammtwoht Aller berathen wurde, mit einander verbunden. Diese Landtage, wozu die Abgeordneten des Volks aus allen Seelanden (die Geistlichen, Adeligen und begütertsten Eingesessenen) jährlich in der Pfingstwoche zusammenkamen, wurden

7) *Dio Cass.* IV, 32. *Tacit.* Ann. IV, 72. cf. *Spener*, Act. *Germ. antiq.* IV, 4. S. 6. *Cellar.* Not. Orb. ant. II. c. V. p. 1.

8) v. Wicht's Vorrede zu dem ostfries. Landrechte. S. 62. 9) Wiarda, Ostfries. Geschichte. 1. Th. S. 98, 254. Dessen altfries. Wörterb. S. 6, 314. 10) Die Sammlung der in friesischer Sprache verfaßten Gesetze, wovon diese Willkühren und Landrechte das Hauptstück ausmachen, sind 1470 zu Cöln und nachher von Schotanus in der Beschryvinge van Friesland tusschen't Vlie ende de Louwers, 2. Ausg., abgedruckt; mit Zusätzen herausgegeben von Wierdsma und Brandsma. 1797.

auf einem von uralten Eichen umschatteten Hügel, Namens Upstallsboom, unweit Aurich, in dem jetzigen Ostfriesland gehalten. Man berathschlagte auf denselben über die Erhaltung der Freiheit und die Befestigung der innern Ruhe und der allgemeinen Wohlfahrt, über Kriege mit auswärtigen Feinden, und schlichtete durch besondere Richter und Geschworene die zwischen den Eingesessenen entstandenen Streitigkeiten.

Einige Jahrhunderte lang erhielt sich dieser urkräftige, demokratische Staat, der nur durch lose Bande mit dem teutschen Reiche zusammenhing, wenngleich die Bischöfe von Münster, Utrecht und Bremen, letzterer von dem teutschen Kaiser mit der friesischen Grafschaft Emisgo (Emsgau) beschenkt, mit ihrer geistlichen Herrschaft über Friesland auch gern die weltliche verbinden wollten. Erst um die Mitte des 14. Jahrh, lösete sich die freie Verfassung der sieben Seelande auf und die upstallsboomischen freien Landtage gingen ein.

Mit der religiösen und wissenschaftlichen Cultur des Volkes sah es in dieser fast überall im teutschen Norden nach dunkeln Zeit traurig aus. Außer den upstallsboomischen Gesetzen finden sich wenige schriftliche Documente vor. Unter den Schriftstellern dieser Zeit ist nur ein gewisser Emo, Propst des Klosters Floridus hortus (Wittewerum) bekannt. Er lebte zu Anfange des 13. Jahrh. und schrieb Annalen seiner Zeit. — Die Sprache der Ostfriesen war die alte friesisch-sassische [11]). — Auch die geographische Gestalt des Landes war von der jetzigen sehr verschieden. Große Wasserfluthen zerrissen und verwüsteten die Küstengegenden. Vom J. 1277 bis 1287 bildete sich der Meerbusen Dollart, wodurch 50 blühende Dörfer und eine wohlhabende Stadt, Torum, ein Raub der verwüstenden Meeresfluthen wurden.

Ein trauriges Blatt in der politischen Geschichte Ostfrieslands füllt die Zeit nach dem Untergange der Republik der sieben Seelande aus. Das Land wurde in lauter kleine Distrikte, Herrlichkeiten genannt, zersplittert, in deren jeder ein Häuptling (altfriesisch: Haudlinghan) regierte. Anfangs von dem Volke zu dessen Schutz und Wehr im Kriege gewählt und die Rechte des Volks vertheidigend, wußten sie sich jedoch in ihren Districten bald erblich zu machen und übten nun mit despotischer Macht ihre Oberherrschaft über das gedrückte Volk aus. Am nachtheiligsten für das Land waren die ewigen Fehden, worin diese kleinen Herren mit einander lebten. Unter ihnen zeichneten sich besonders Okko then Broek, Fakko Ukena und Enno und Edzard Cirksena durch ihren Kampf um die Oberherrschaft von Ostfriesland aus. Gereizt durch den Übermuth, womit Fakko Ukena von Leer den allgemein geachteten Okko then Broek, Häuptling von Aurich und Broeknierland, behandelte, vereinigten sich mehre Häuptlinge (1430) und wählten den Enno Edzardsna von Greetsyhl zu ihrem Kriegsobersten und später zum allgemeinen Oberhaupte des Landes. Allein Enno schlug, seines hohen Alters wegen, diese Würde aus, und so wurde sein Sohn Edzard und, nach dessen nicht lange darauf erfolgtem Tode (1441), sein Bruder Ulrich Cirksena zuerst zum Kriegsobersten und später (1453) von den Geistlichen, den Rittern und dem Volke auf einem allgemeinen Landtage förmlich zum Regenten und Oberherrn von Ostfriesland erwählt, jedoch mit ausdrücklichem Vorbehalt aller dem Lande überhaupt und jedem Eingesessenen insonderheit zustehenden Rechte und Freiheiten. Mit ihm beginnt die herrschende Dynastie der Cirksenas von Greetsyhl über Ostfriesland. Dem Kaiser Friedrich III. trug darauf Ulrich (1454) Ostfriesland zu Lehn auf, wofür der Kaiser ihn und seine Gemahlin Theda in den Reichsgrafenstand erhob [12]). In dem im J. 1664 erneuerten kaiserlichen Lehnbriefe wurden aber die Städte Esens und Jever und die Schlösser Lengen und Friedeburg, sowie das jetzt oldenburgische Butjadinger- und Stadtland (Stedingerland) nicht erwähnt, woraus sich die nachherigen Streitigkeiten des Hauses Ostfriesland mit dem Harlingerlande, Jever und Oldenburg entspannen.

Unter den Cirksenaern war Edzard der Erste, oder der Große, Enno's I. Sohn und Enkel Ulrichs, der bedeutendste ostfriesische Regent (1494). Er zwang die Häuptlinge von Harlingerland und Jever, ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen, nahm, während der sächsischen Fehde, die Stadt Gröningen in Besitz (1505), stiftete mehre für seine Grafschaft wohlthätige Einrichtungen, veranstaltete aus dem Chaos der alten upstallsboomischen Statuten, der von den Häuptlingen gemachten Verordnungen, der römischen und kanonischen Gesetze und der alten Gewohnheiten und Gebräuche, das ostfriesische Landrecht (1515) und führte mit Bewilligung der Stände unter seinen Söhnen die Primagenitur ein. Mit gleich fester, nie wankender Hand führte er als Heerführer den Feldherrnstab und lenkte als Regent seines Volks das Ruder des Staats, nnd sein Tod (1528) wurde allgemein betrauert. Durch sein erhabenes Beispiel aufgemuntert nahmen bereits im J. 1519 einige ostfriesische Ritter und Prediger die evangelische Lehre an und überall sprach sich laut und kräftig das lebhafteste Interesse für die große Sache der Kirchenverbesserung aus. So weise und vorsichtig Edzard der Große dabei verfahren war, so rasch und ungestüm griff dagegen sein zweiter Sohn und Nachfolger Enno II. durch. Er plünderte die Klöster (deren gegen 40, mit einem Grundeigenthume von 50,000 Grasen cultivirten Landes, einigen Mühlen und verschiedenen Erbzinsen waren), nahm alles Gold, Silber, Geld und sonstige Kostbarkeiten an sich und säcularisirte die Besitzungen derselben, worüber sowol von den Geistlichen als dem Volke bittere Klagen erhoben wurden. Unter diesem Enno II., der mit dem stolzen Junker Balthasar von Esens in blutiger Fehde verwickelt war, übertrug Letzterer dem Herzoge Karl von Geldern sein Stammland Harlingerland zu Lehn, wodurch dieses nun

11) T. D. Wiarda hat ein Wörterbuch dieser Sprache herausgegeben 1785. Auch hat man von demselben eine Geschichte der ausgestorbenen alten friesischen oder sächsischen Sprache. (Aurich 1791.)

12) *Ubbo Emmius*, Rer. frs. hist. p. 572. Wiarda, Ostfries. Gesch. 2. Th. S. 30.

Digitized by Google

ein geldernsches Lehn wurde (vergl. d. Art. Harlingerland).

Auf Edzards des Großen Nachfolgern, den Grafen Enno II. (von 1528—1540), Edzard II. (von 1561—1599), Enno III. (von 1599—1625), Rudolf Christian (von 1625—1628) und Ulrich II. (von 1628—1648), ruhete nicht sein Geist. Die ewigen Streitigkeiten zwischen ihnen und den Landständen konnten dem Lande, das ohnehin durch kirchlich-religiöse Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und Reformirten (unter Edzard II.), durch die mansfeldische Invasion während des 30jährigen Krieges (1622), durch den Einfall der hessischen Truppen (unter Ulrich II. im J. 1637), durch bürgerliche Unruhen, durch die Pest (1583, 1597, 1598, 1602, 1611, 1624, 1637, 1665), durch furchtbare Sturmfluthen, strenge Winter, Miswachs und Theurung soviel gelitten, nicht wohl thun. Unter Enno III. kam jedoch zwischen den Ständen und dem regierenden Grafen der ostenhusische Vergleich zu Stande, der bis zu den neuern Zeiten und noch unter der preußischen Regierung als das Fundamentalgesetz der ostfriesischen Staatsverfassung galt und erst in der neuesten Zeit antiquirt wurde.

Ulrich's II. Sohn und Nachfolger, Enno Ludwig (von 1651—1660), wurde auf Anrathen des berühmten Hermann Conring, eines gebornen Ostfriesen, damaligen Professors in Helmstädt, von dem Kaiser Ferdinand III. auf dem Reichstage zu Regensburg (1654) in den Reichsfürstenstand erhoben, jedoch ohne Sitz und Stimme auf der teutschen Fürstenbank. Auch war diese Würde blos persönlich und ging nur auf den Ältesten in der absteigenden regierenden Familie über, sowie auch das Land immer noch den Titel einer Grafschaft behielt. Als ein kaiserliches Mannlehn verstammte das Land nach Enno Ludwig's Tode auf dessen ältesten Bruder, Georg Christian (von 1660—1665), und erst dessen Sohn, Christian Eberhard (von 1690—1708), wurde in dem zarten Alter von noch nicht zwei Jahren in den teutschen Fürstenrath eingeführt, und somit erhielt denn das ostfriesische Fürstenhaus Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Die von seiner Mutter, der verwitweten Fürstin Christine Charlotte, Herzogin von Würtemberg-Stuttgart, während seiner Minderjährigkeit geführte Regierung fiel in eine auswärts sehr bewegte Zeit. Der König von Frankreich, Ludwig XIV., führte nämlich wegen seiner mislungenen Pläne auf die spanischen Niederlande den bekannten Rachekrieg gegen die Niederländer (1672), zu deren Rettung der teutsche Kaiser, Leopold I., der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg und eine Reichsarmee erschienen. Diese großen Bewegungen droheten auch Ostfriesland Gefahr, und man berathschlagte eine möglichst kräftige Landesvertheidigung. Darüber entstanden Streitigkeiten zwischen der Regierung und den Ständen, und als die Letztern sich bei dem Kaiser über die Fürstin und die Generalstaaten von Holland beschwerten, so ward dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, als Director des westfälischen Kreises, aufgetragen, die Ruhe und Einigkeit zwischen der Fürstin Regentin und dem Lande zu vermitteln, zu welchem Ende brandenburgische Truppen das Land besetzten. So bemächtigte sich der große Kurfürst eines bedeutenden Einflusses in die ostfriesische Staatsverfassung, den er späterhin zur Erlangung der Anwartschaft auf Ostfriesland von dem Kaiser Leopold zu benutzen wußte. Zwar ward diese Anwartschaft erst nach seinem Tode seinem Sohne Friedrich III., als erstem Könige von Preußen Friedrich I., im J. 1694 wirklich ertheilt; indeß datirt sich von dieser Zeit an die politische Verbindung Ostfrieslands mit dem Kurhause Brandenburg, nachherigem Königshause von Preußen. — Dem Fürsten Christian Eberhard mochte es wol schon jetzt ahnen, daß das Scepter von Ostfriesland dem Hause Cirksena entwandt und einem fremden Fürsten übertragen werden würde. Er stiftete daher (1691) mit dem herzogl. braunschweig-lüneburgischen Hause eine Erbverbrüderung, nach welcher diesem fürstlichen Hause nach Erlöschung der männlichen Linie des fürstlich-ostfriesischen Regierhauses Ostfriesland anheimfallen sollte. Allein diese Erbverbrüderung hat nicht die geringste Folge gehabt, und selbst bei dem wirklichen Erlöschen der männlichen Linie des cirksenaischen Hauses (1744) berief sich das Kurhaus Hanover vergeblich auf diesen Erbvertrag.

Unter Christian Eberhard's ältestem Sohn und Nachfolger, Georg Albrecht (von 1708—1734), brach der unter der Asche stets fortglimmende, wenn auch für eine Zeit lang gedämpfte Funke der Zwietracht zwischen Fürst und Ständen wiederum in lichte Flammen aus. Überdies verwüsteten schreckliche Viehseuchen und furchtbare Sturmfluthen (1715 und 1717, letztere unter dem Namen Weihnachtsfluth bekannt) das Land, und — was dem Fürsten äußerst kränkend sein mußte — der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., dessen von seinem Vater geerbte Anwartschaft auf Ostfriesland die reichsverfassungsmäßige Gültigkeit erlangt hatte, erhielt jetzt auch eine eventuelle Belehnungsurkunde auf Ostfriesland und nahm den Titel und das Wappen von Ostfriesland an. — Mit Karl Edzard, des vorigen Fürsten einzigem Sohne, der im J. 1734 die Regierung antrat und 1744 ohne Kinder verstarb, erlosch die männliche Linie des cirksenaischen Regentenstammes, der drei Jahrhunderte geblüht hatte. Der Tod des Fürsten erregte eine tiefe Trauer und eine allgemeine Besorgniß in dem ganzen Fürstenthume, die auch in dem Schlußworte der fürstlichen Grabschrift: actum est! bekundet wurde. Vermöge der dem Kurhause von Brandenburg verliehenen Anwartschaft ging das Land an den König von Preußen, Friedrich den Großen, über.

Was die ostfriesische Staatsverfassung während der gräflichen und fürstlichen Regierung betrifft, so war Ulrich, erstes allgemeines Oberhaupt und Graf von Ostfriesland, unter der ausdrücklichen Bedingung mit dem Lande belehnt worden, daß demselben die bereits von Karl dem Großen bestätigten Institutionen, Privilegien und Gerechtsame ungekränkt erhalten bleiben sollten. Seine Regierung war also durch die schon früher bestandenen Landstände eingeschränkt. Diese bestanden in frühern Zeiten und bis zur Reformation aus der Geistlichkeit, dem Adel und den Gemeinen (Meene Meente). Erstere be-

Digitized by Google

saß die ansehnlichsten und einträglichsten Güter im Lande, die sie als ein vorgebliches Lösegeld für die zur christlichen Religion bekehrten Seelen bekommen und daraus nach und nach reiche Abteien und Klöster errichtet hatte. Sie machte daher, aus den mächtigsten und einflußreichsten Personen bestehend, den ersten und wichtigsten Landstand aus. Durch die Reformation änderte sich der Zustand der Dinge. Denn nachdem unter dem Grafen Enno II. (1528 u. fg.) die geistlichen Güter säcularisirt und zu den landesherrlichen Domainen gezogen wurden, so ging, besonders unter der vormundschaftlichen Regierung der Gräfin Anna (Enno's II. Witwe, 1546—1561) der geistliche Landstand ganz ein. Jetzt bestanden die ostfriesischen Stände blos aus der Ritterschaft und den Gemeinen. Nachdem aber die Städte, und besonders Emden, eine politische Wichtigkeit erlangt hatten, so lösten sich diese von dem letzten Stande, wozu sie früher gehörten, ab und bildeten einen eigenen Stand, sodaß also nunmehr die Landstände aus den Adeligen, den Städten und den Gemeinen bestanden. — Ohne Beirath und Zustimmung der Stände konnten die Grafen und Fürsten von Ostfriesland in wichtigen Landesangelegenheiten nichts beschließen. Zu dem Ende wurde zu unbestimmten Zeiten, je nachdem die Umstände es erfoderten, ein öffentlicher, allgemeiner Landtag an einem von dem Landesherrn bestimmten, nur nicht befestigten Orte gehalten, dem der Landesherr entweder in Person, oder durch einen Rath als Commissarius und die Stände durch ihre Deputirten beiwohnten. Hier wurde denn das Wohl des Landes beherzigt und der entweder einstimmig oder durch Mehrheit der Stimmen gefaßte Beschluß im Namen des Landesherrn durch den Landtagsabschied bekannt gemacht. Hierbei müssen wir jedoch bemerken, daß die ständische Verfassung sich nur über das eigentliche Ostfriesland und nicht auch über Harlingerland erstreckte, welches früher eine Erbherrschaft der Häuptlinge Attena, dann ein geldernsches Lehn war, und erst in der neuesten Zeit, wie oben bemerkt ist, mit Ostfriesland eine gleichmäßige Verfassung erhielt. —

Das ostfriesische Staatsrecht gründete sich auf Privilegien, einige alte Gesetze, besonders aber auf das Herkommen. Die daraus fließenden gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten des Regenten und des Volks wurden während des ganzen ersten Jahrhunderts der gräflichen Regierung nie streitig, indem das gräfliche regierende Haus weder seine Rechte, noch die Verbindlichkeit des Volks ausdehnte, letzteres sich auch nicht mehr Rechte und Freiheiten anmaßte, als in der Landesverfassung gegründet waren. Nachher aber änderte sich der staatsrechtliche Zustand des Landes. Edzard II. überschritt die ihm gezogene Linie; das Volk that bald ein Gleiches; die Folge davon war eine Kette von Irrungen und Zwiespalt zwischen dem Landesherrn und den Ständen. Hatten früherhin die Staatsklugheit, Gerechtigkeit und Milde der Regenten die Zufriedenheit und Ruhe des Volks erhalten und befestigt, so fand man jetzt kein anderes Mittel, die Eintracht wieder herzustellen und zu begründen, als gewisse Verträge oder Landesaccorde zwischen dem Fürsten und den Ständen zu schließen, die nunmehr nebst den zugleich ergangenen kaiserlichen Verordnungen in der Regierung des Landes als Landesgesetze angesehen wurden. Unter diesen Verträgen bekam der bereits obenerwähnte osterhusische Accord vom J. 1611 eine besondere Wichtigkeit. Er machte von jetzt an das Grundgesetz der ostfriesischen Staatsverfassung und Regierung aus, und ward auch von der preußischen Regierung dafür anerkannt.

So groß auch bei den Ostfriesen die Besorgnisse waren, als sie den König von Preußen für ihren nunmehrigen Landesherrn erkennen mußten, so trat doch unverkennbar mit der preußischen Besitznahme von Ostfriesland eine neue und bessere Ordnung der Dinge ein. Gleich kräftig und weise, wie in den übrigen Provinzen seines Reichs, faßte Friedrich der Große auch in Ostfriesland die Zügel der Regierung. Zwar blieben die alten Landesaccorde und die ständische Verfassung, zur großen Freude des Volks, die Grundlagen der Regierung, indessen wurde doch während der langen und für Ostfriesland höchst glücklichen Regierung Friedrichs des Großen (von 1744 — 1786) das auf diesem alten Fundament ruhende Staatsgebäude von Ostfriesland nach und nach so verbessert und verändert, daß sich dem Fremden, dessen Blicken das Innere verschlossen war, ein ganz neues Gebäude darzustellen schien. In allen, die wichtigern materiellen, politischen und religiösen Interessen des Landes betreffenden Angelegenheiten zeigte sich der kräftige, weise Geist der preußischen Regierung. Die ewigen Streitigkeiten zwischen dem regierenden Hause und den Ständen wurden beseitigt, und alle Zweige der Staatsverwaltung erfuhren eine zeitgemäße Verbesserung. Das Justiz-, Polizei-, Steuer- und Creditwesen des Landes ward durch Beseitigung verjährter Misbräuche und durch neue Institutionen verbessert; Kirchen und Schulen, Künste und Wissenschaften, Gewerbfleiß, Wohlstand blüheten schöner und kräftiger auf. Besonders ließ sich die preußische Regierung die Beförderung und Begünstigung des Handels und der Seeschiffahrt angelegen sein, wodurch dem Lande, neben seinem Producteureichthume, zwei sehr ergiebige Quellen des Wohlstandes eröffnet wurden. Mit dem Wohlstande nahm auch die Bevölkerung des Landes zu. Neue Fehne (Torfgräbereicolonien) traten auf den öden Moorfeldern ins Dasein; neue Polder (eingedeichte Ländereien) tauchten aus dem Meer auf. Überall war reges, kräftiges Leben. Freilich gingen unter der preußischen Regierung die ansehnlichen landesherrlichen Gefälle, Domanialeinkünfte und Subsidiengelder, die vorher ganz in die Provinz zurückflossen und darin umliefen, aus dem Lande; dabei hatte Aurich, als vormaliges Hoflager des Fürsten, an Ansehen und Nahrung bedeutend verloren, und Emden war von einer scheinbaren Republik zu einer bloßen Municipalstadt herabgesunken; überdies glaubten sich die Stände bei verschiedenen Vorfällen in ihren Rechten gekränkt, und befürchteten eine dereinstige Erschütterung und Auflösung der ganzen ostfriesischen Staatsverfassung. Indeß sprach sich doch große Ehrfurcht und innige Anhänglichkeit des Volks für den König aus, und der besser unterrichtete Ostfriese erkannte

es dankbar, statt der vormaligen, oft schwachen, eine eben so feste und starke als wohlwollende Regierung gewonnen zu haben.

Eine schmerzliche Unterbrechung der Ruhe und des Wohlstandes der Provinz machte der siebenjährige Krieg. Die Invasion des Marquis de Conflans und des Generals von Wurmser (1761) hatten dem Lande schwere Opfer an Kriegscontributionen gekostet. Jedoch erholte sich nach dem hubertsburger Frieden (1763) das Land schnell wieder unter der Ägide des großen Königs und unter günstigen Zeitumständen.

Unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. (1786—1797), wurde Ostfriesland während des französischen Revolutionskrieges (1794) mit Emigrantencorps und englischen Truppen, die vor den siegend in Braband und Holland eingefallenen Franzosen geflüchtet waren, überschwemmt und mußte manche Unbill von diesen ungebetenen Gästen erfahren. Schwerer aber war das Loos des Landes unter Friedrich Wilhelm III., da nach der unglücklichen Schlacht von Jena (1806) holländische Truppen das Land besetzten und im tilsiter Frieden (9. Jul. 1807) Ostfriesland nebst allen zwischen dem Rhein und der Elbe belegenen preußischen Provinzen der Verfügung des französischen Kaisers abgetreten wurde, der nun dasselbe seinem Bruder, Louis Napoleon, Könige von Holland, überließ, um es in vollem Eigenthum und mit unbedingter Souverainetät zu besitzen. Ein gleiches Schicksal hatte die Erbherrschaft Jever, die ebenfalls von dem Kaiser von Rußland an Napoleon abgetreten war und von jetzt an mit Ostfriesland vereinigt wurde. Auch ward, jedoch nur in Hinsicht der Souverainetätsrechte, die Herrlichkeit Knyphausen und, für eine kurze Zeit, auch Varel mit Ostfriesland verbunden, welches nunmehr, unter dem Namen Departement Ostfriesland, das 11. Departement des Königreichs Holland ausmachte. Das am linken Emsufer liegende Reiderland dagegen (die Ämter Jemgum und Weener) wurden von demselben getrennt und zu dem Departement Groningen gezogen. An die Spitze des Departements wurde ein Landdrost gestellt, der nun, nach Aufhebung der preußischen Kriegs- und Domainenkammer (Regierung) und des über zwei Jahrhunderte bestandenen landschaftlichen Administrationscollegiums und der Auflösung der uralten landschaftlichen Verfassung, das Land nach holländischer Weise regierte. Die Aufbringung einer Contribution von einer Million Gulden holl., die Einführung einer Menge von directen und indirecten Steuern, der holländischen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbücher, der das Volk höchst demoralisirende Schleichhandel mit England und mehre, das Leben der Ostfriesen im Staate wie im häuslichen Kreise höchst beengende und trübende Einrichtungen und Verordnungen waren die Ergebnisse der holländischen Regierung. Nicht vergessen konnte der Ostfriese das wehmüthige Wort, womit König Friedrich Wilhelm III., in Folge des tilsiter Friedens, von Ostfriesland Abschied genommen hatte: „Das Schicksal gebietet, der Vater scheidet von seinen Kindern!“

Als der König von Holland (1810) die Krone niederlegte, wurde Holland nebst Ostfriesland dem französischen Kaiserreich einverleibt. Hatte sich der Ostfriese schon unter der holländischen Regierung an manche fremde Formen und Weisen gewöhnt, so trat doch jetzt eine ihm so durchaus neue und fremde Ordnung der Dinge ein, daß das Eingehen in dieselbe ihm äußerst schwer wurde. Das Land verlor nunmehr gänzlich seinen alten ehrwürdigen Namen und hieß jetzt Departement der Ost-Ems (Departement de l'Ems oriental). Die wenigen noch gebliebenen Überreste der alten ostfriesischen und später preußisch-ostfriesischen Verfassung wurden jetzt völlig zertrümmert, sodaß bald kaum die leiseste Spur mehr davon zu sehen war. Das ganze Departement wurde in 3 Arrondissements, 14 Cantons und 108 Mairien eingetheilt. An der Spitze der Verwaltung stand ein französischer Präfect, und alle Zweige der Verwaltung wurden auf französische Weise eingerichtet. Die drückendsten Einrichtungen der französischen Regierung waren: die Conscription, die Ostfriesland um so empfindlicher treffen mußte, da nie eine gezwungene Rekrutirung darin stattgefunden und die Provinz, selbst unter der preußischen Regierung, die Cantonfreiheit genossen hatte [13]). — Die Verschmelzung der ostfriesischen Nationalschuld mit der holländischen und die Herabsetzung der Zinsen auf den dritten Theil, — eine das Land völlig einschließende Linie von Douanen, größtentheils aus dem Auswurfe des französischen Volks bestehend, die furchtbare geheime Polizei, die überall, sogar in Kirchen, ihre Spione hatte, die Beschränkung der Presse und das Requisitionssystem, wobei sonst freie Unterthanen eines freisinnigen Königs wie willenlose Sklaven behandelt wurden.

So thöricht nun auch für die kleine Bevölkerung Ostfriesland ein Auflehnen gegen die französische Macht sein mußte, so brach doch der Unwille des Volks im Frühjahre 1813 in einen förmlichen Aufruhr gegen die Franzosen aus. Die Folgen desselben wären für die Provinz schrecklich geworden, wären sie nicht durch die Schlacht bei Leipzig abgewendet worden. Schon am 8. Nov. 1813 sprengten 60—70 Kosaken in Aurich ein, nahmen den Präfecten gefangen, und Ostfriesland wurde provisorisch für die Mächte der Nordarmee und einige Tage später (17. Nov.) für den König von Preußen in Besitz genommen. Allein schon nach der Schlacht von Bauzen (21. Mai) hatte Preußen, in Folge großer und unabwendbarer Ereignisse, die Provinz Ostfriesland an das Kurhaus, jetzige Königreich Hanover, abtreten müssen, und so ward denn dieselbe am 15. Dec. 1815 dem Könige Georg III. von Großbritannien und Hanover feierlich übergeben. Auf diese Weise hatte jene oben erwähnte Erbverbrüderung zwischen dem ostfriesischen Fürsten Christian Eberhard und dem Herzog Ernst August von

13) In der zwischen Friedrich dem Großen und den Ständen geschlossenen Convention vom 7. Jul. 1744 wurde dem Lande auch die Befreiung von dem Soldatendienste, der Werbung und Einquartirung zugesichert. Dafür bezahlte das Land dem Könige jährlich nur 40,000 Thlr., worin sogar die dem vormaligen Fürsten bezahlten jährlichen Subsidiengelder zu 12,000 Thlrn. mit inbegriffen waren. Erst mit 1770 wurden diese 40,000 Rthlr. mit 6666 Thlr. 16 Gr. erhöht.

Digitized by Google

Braunschweig-Lüneburg, Georgs III. Urgroßvater, dennoch Folge.

Nachdem provisoeisch das Land nach preußischen Formen regiert war, trat mit dem 1. Jul. 1817 die neue hanöversche Organisation ins Leben. An die Stelle der französischen Präfectur, die während des preußischen Interims in eine Landesdirection verwandelt war, kam nun eine Provinzialregierung mit einem Präsidenten, und einige Jahre später (15. Mai 1824) eine Landdrostei mit einem Landdrosten an der Spitze. Das bisherige Rechtswesen und die gerechtliche Verfassung ward mit Beibehaltung der preußischen Gesetzbücher dahin abgeändert, daß das französische Tribunal und das spätere preußische Oberlandesgericht zu Aurich in eine Justizkanzlei und in den 12 Ämtern des Landes die französischen Friedensgerichte, oder die spätern preußischen Landgerichte in Amtgerichte umgewandelt wurden, mit welchen letztern zum Theil auch die Criminaljustiz verbunden ist. Auch wurden mit dem 1. Nov. 1817 die hanöverschen directen und indirecten Steuern eingeführt. Die Provinziallandstände, sowie das Administrationscollegium, wurden wieder hergestellt. Das Militairconscriptionswesen blieb, mit einigen Modificationen, wie es die Franzosen eingeführt hatten.

Was die wissenschaftliche Bildung der Ostfriesen betrifft, so zeichneten sich bereits in frühern Jahrhunderten mehre unter ihnen als Gelehrte und Schriftsteller aus. Wir nennen hier nur Ajold Okko, Nikolaus Baumann, Eggerik Beninga, Ernst Friedr. v. Wicht aus dem 16. Jahrh., David Fabricius, Ubbo Emmius, Joh. Althusius, Hermann Conring, Heinrich Alting, Ulrich von Cyben aus dem 17. Jahrh. und Enno Rud. Brenneisen, Eilard Folkard, Jakob Isebrand Harkenroht, Albert Seba und Georg Ludw. Heezog aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. — Männer, die als Sterne erster Größe an dem Gelehrtenhimmel glänzten.

In der neuern Zeit, und besonders seit dem Anfange der preußischen Regierung über Ostfriesland, entfaltete sich auch in diesem „meerentrungenen Lande, dem reichen Wohnsitze jener tapfern Friesen," immer schöner und kräftiger die Blüthe der wissenschaftlichen Bildung, und wenn auch Ostfriesland, in keinem Zeitabschnitte den Flor der Wissenschaften gezeigt hat, den man in andern teutschen Ländern antrifft, so blieb es doch auch, in keinem Zeitabschnitte ganz gegen andere Länder zurück. Die ostfriesischen Schulen und Bildungsanstalten erhielten zeitgemäße Verbesserungen. Eine größere Masse von wissenschaftlichen Kenntnissen, ein lebhafteres Interesse für die Entwickelung und Ausbildung geistiger Kräfte und Anlagen und ein gereinigter Geschmack verbreiteten sich seit dieser Zeit immer mehr im Lande, und selbst unter dem Mittelstande seiner Bewohner ward ein immer regeres Streben nach besserm und nützlichem Wissen sichtbar. In ebendem Grade, worin mehr eigentliche Liebe für die Wissenschaften überhaupt zu herrschen begann und der Geschmack sich veredelte, verschönerten sich auch in Styl und Sprache die öffentlichen Reden und Schriften der Ostfriesen. Auch das alte überweise Sprüchelchen: **Frisia non cantat**, das selbst in dem Zeitalter eines Baumann (Bearbeiters des Reineke Fuchs) nicht mehr galt, konnte jetzt um so weniger Anwendung finden, da schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine schönere Morgenröthe der neuern teutschen Poesie auch über Ostfriesland aufging und die Provinz einzelne gelehrte Männer von Geschmack und schönem Kunstgefühle gebar, die den gefeierten Dichtern Teutschlands der damaligen Zeit keineswegs nachstanden. Wir erinnern hier nur an Joh. Heinr. Smid (starb 1784), dessen wahrhaft classisches Gedicht: der heilige Krieg, sogar von Herder in dessen „Geist der hebräischen Poesie" mit aufgenommen worden ist.

Außer mehren noch lebenden ostfriesischen Gelehrten und Schriftstellern wollen wir schließlich nur noch die Namen einiger der berühmtesten von den verstorbenen anführen. Eduard Meiners (starb 1752), Sebastian Eberh. Ihering (starb 1759), Sebast. Ant. Homfeld (starb 1761), Adolf Friedr. Stoschius (starb 1763), Andr. Arnold Gossel (starb 1770), Matthias v. Wicht (starb 1778), Enno Joh. Heinr. Tjaden (starb 1781), Gerh. Jul. Coners (starb 1797), Peter Friedr. Reershemius (starb 1805), Joh. Conr. Freese (starb 1819), Joh. Georg Gerdes (starb 1825), Helias Meder (starb 1825), Tileman Dothias Wiarda (starb 1826), Joh. Wilhelm Gittermann (starb 1832), Joh. Christian Herm. Gittermann (starb 1834). Von denen, die sich auswärts schönere Lorbeeren sammelten, als das Vaterland ihren großen Verdiensten hätte bieten können, sind die vorzüglichern: Johann Decknatel (starb zu Amsterdam 1759), Peter Homfeld (starb zu Magdeburg), Joh. Rud. Deimann (starb zu Amsterdam 1808), Joh. Christ. Jani (starb zu Stendal 1813), Joh. Christian Reil (starb zu Halle 1813), Jabbo Oltmanns (starb zu Berlin 1833).

(*Rud. Christoph Gittermann.*)

OSTGOTHEN, Austrogothae, Ostrogothi. Dieses berühmte gothische Volk bietet vorzüglich am Anfange seiner Geschichte große Schwierigkeiten dar, in Beziehung auf sein Verhältniß zu den Westgothen, und namentlich die Fragen: war die Benennung ursprünglich blos geographisch? d. h., wurde sie einem Theile des gothischen Volkes nur wegen seiner östlichen Lage in Rücksicht auf den westlich wohnenden Theil gegeben; oder war die Benennung politisch, d. h. erhielt ein Theil der Gothen die Benennung erst, als beide Theile sich politisch trennten, d. h. zwei verschiedene Reiche bildeten? — Die Behauptung einiger Neuern, nach welchen die Ost- und Westgothen ihre Benennungen von ihren Ursitzen in Skandinavien empfangen, und in allen ihren folgenden Wanderungen und Niederlassungen mit ihren Namen dieselbe ihnen entsprechende Lage behalten [1]), ist um so unhaltbarer, je ungewisser es ist, ob die Sage von der Auswanderung der Gothen aus Skandinavien geschichtlichen Grund hat. Aus der Sage ist nur soviel zu nehmen, daß die Gothen auf dem Festlande und die Gothen auf der skandinavischen Halbinsel mit einander so verwandt

1) So z. B. *Gibbon*, The Historie of the Decline and Fall of Roman Empire. Not. 16. on the third chapter. 2. Londoner Ausgabe von 1776. Vol. I. p. XXXVII.

daß sie sich für Abkömmlinge eines und desselben Volks hielten. Ob aber die Gothen auf dem Festlande von den Gothen auf Skandinavien stammen, oder diese von jenen, muß billig unentschieden bleiben. Daß aber bei der Wanderung auch die Namen Ost- und Westgothen mitgewandert sein sollten, ist weniger wahrscheinlich, als daß sich die Benennungen sowol auf dem Festlande, als der Halbinsel selbständig gebildet haben, denn solche Benennungen sind auch bei andern Völkern gewöhnlich, so z. B. Ost- und Westfalen, d. h. Ost- und Westsachsen, und Niemandem wird einfallen zu behaupten, z. B. die Ostsachsen in England haben die Benennung Ostsachsen von den Ostsachsen auf dem Festlande mit hinüber gebracht. Wir können also füglich hier die Ostgothen in Skandinavien ganz außerhalb der Untersuchung lassen. Auch wird durch jene Annahme, daß die Ost- und Westgothen die Benennungen von Skandinavien mit herübergenommen, der schwierigste Punkt, nämlich das ursprüngliche Verhältniß der Ost- und Westgothen zu einander, ob dieses Anfangs blos geographisch war, und wann es politisch wurde, nicht aufgeklärt. Das Schlimmste bei dieser Untersuchung ist, daß sich Jordanes im Auszuge des Cassiodorischen Werkes selbst widerspricht oder zu widersprechen scheint. Kapitel 14 [2]) sagt er, wie Ablavius erzähle, daß, als die Gothen in Skythien am Saume des schwarzen Meeres gesessen, der Theil derselben, welcher die Ostgegend inne gehabt [3]) (und ihnen habe Ostrogotha vorgestanden, ungewiß, ob sie von seinem Namen oder von dem östlichen Orte) Ostrogothä genannt worden, die übrigen aber Vesegothä im westlichen Theile; und zwar habe Jordanes schon erzählt, daß sie nach Übersetzung über die Donau, eine Zeit lang in Mösien und Thrakien gelebt. Kapitel 17 sagt Jordanes dagegen, daß zur Zeit, als der König der Gepiden, Fastida, die Gothen zur Schlacht herausgefodert, sowol die Ost- als Westgothen, d. h. beide Völker dieser Nation, dem Befehl Ostrogotha's unterthan gewesen [4]). Wollen wir keinen Widerspruch annehmen, so lassen sich beide Stellen dahin vereinigen, daß Ostrogoth den Ostgothen entsprossen gewesen, und seinen Sitz unter den Ostgothen gehabt, aber auch die Westgothen noch zu seinem Reiche gehört, sodaß also die Benennung Ost- und Westgothen nur geographische Bedeutung gehabt. Die Frage, ob die Ostgothen von dem Könige, oder von der östlichen Lage genannt sind, läßt sich ohne Zweifel am besten dahin beantworten, daß die Benennung für den Theil des Volks früher war, als der Eigenname für einen einzelnen Menschen; denn was hätte sonst der Name für eine Bedeutung gehabt? Auf jeden Fall aber ist der Name sehr merkwürdig, wenn wir ihn nämlich nicht als rein mythisch annehmen. Thun wir dieses nicht, so scheint schon damals mehr als ein blos geographischer Gegensatz zwischen den Ost- und Westgothen stattgehabt zu haben, und der Name dem Könige von den Westgothen gegeben gewesen zu sein. Erwägen wir, daß die Könige der Germanen Wahlkönige waren, so läßt sich mit Sicherheit vermuthen, daß entweder die politische Trennung der Ost- und Westgothen Anfangs nicht dauernd, sondern wechselnd war, und die Ost- und Westgothen bald einen gemeinsamen, bald jede einen König für sich hatten, bis nach dem Einfalle der Hunnen die Trennung, wie wir sehen werden, bleibend ward, oder weit wahrscheinlicher, daß, was wir unten näher entwickeln werden, die Gesammtgothen vor dem Einfalle der Hunnen, einen Ober- oder vorzugsweise genannten König hatten, neben und unter welchem noch Könige der einzelnen Volkschaften bestanden. Da schon Trebellius Pollio im Claudius (VI.) die Austrogothi unter den verschiedenen Völkern der Skythen aufführt, so setzt die Historia Miscella (Lib. 12. p. 83) die Entstehung des Namens zu spät [5]), wenn sie Folgendes erzählt: Ulfilas lehrte nicht nur Fridigern's Gothen, sondern auch die Athalrich's. Da schmerzte es Athalrich, daß seine Religion verletzt werde, und er ließ viele, die von den seinen Arianer geworden, martervoll hinrichten. Deshalb ging Fridigern mit den Seinigen in die Westgegend; Athalrich aber blieb mit seinem Heere daselbst zurück. Die aber, die mit Fridigern in die Westgegenden gegangen, wurden vom Westen in ihrer Sprache Visegothi, d. i. westliche Gothen, genannt, die aber, die mit Athalrich in ihren Sitzen zurückgeblieben, Ostrogothi, d. i. östliche Gothen genannt [6]). Athalrich wird anderwärts Athanarich genannt, und in seine Zeit fällt allerdings die dauernde Trennung der Ostgothen von den Westgothen, aber unter andern Verhältnissen, als hier angegeben wird. Als nämlich der König der Hunnen Balamir gegen die Ostgothen zog, verließen nun die Westgothen die Genossenschaft, die sie lange schon unter sich verbunden hatte [7]).

2) *Jordanes*, De reb. Get. c. XIV. bei *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. p. 199. 3) Wir geben die Stelle absichtlich nicht klarer, als sie Jordanes selbst gibt. Er sagt: Ablavius enim historicus refert, quia ibi super limbum Ponti, ubi eos diximus in Scythia commanere, pars eorum qui orientalem plagam tenebant, eisque praerant Ostrogotha, [incertum utrum ab ipsius nomine, an a loco orientali *)], dicti sunt Ostrogothae, residui vero Vesegothae in parte occidua. Et quidem jam diximus, eos transito Danubio aliquantum temporis apud Moesiam Thraciamque vixisse. 4) C. XVII. p. 201. Is (Fastida) ergo misit legatos ad Ostrogotham, cujus adhuc imperio tam Ostrogothae quam Vesegothae, id est utrique ejusdem gentis populi subjacebant.

*) Nach dem Cod. Ambros. Orientales dicti sunt, id est Ostrogothae.

5) Nach Luden, Gesch. des teutschen Volks, 2. Bd. S. 256 waren die Namen Westgothen und Ostgothen wahrscheinlich eine römische Erfindung, entstanden bei der Erschütterung der ganzen gothischen Welt durch die Hunnen, kamen nach und nach in Gebrauch und wurden auf die frühere Zeit übertragen. Vergl. S. 543—545, 551, 552. Aber wie träte dann der Name Ostrogothe so bedeutend in der gothischen Sage auf? Ist es wahrscheinlich, daß die römische Erfindung Einfluß auf die gothische Sage gehabt haben sollte? Oder brauchten z. B. die Ostrogothen in Scandinavien die Römer, um zu ihrem Namen zu gelangen? Will man einmal den Ost- und Westgothen auf dem Festlande diese Erfindung nicht lassen, so ist es noch immer sicherer, die Benennung Ostrogothen aus der Halbinsel zu holen, zumal da schon Jordanes (c. 3. p. 193) die Ostrogothen auf Scandinavien kennt. 6) Hist. Miscell. Lib. XII. bei *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. S. 88. Sp. 2. 7) *Jordanes*, C. 24 (p. 204): Quam adversam ejus (Er-

Durch das Hinscheiden ihres Königs Ermanarich wurden die Ostgothen von den Westgothen getrennt [7]). Wenn wir aber gleichzeitig mit Ermanarich als Häuptling der gothischen Völkerschaft der Thervinger Athanarichen [8]) finden, hat da schon, als der mächtige Ermanarich noch waltete, eine völlige politische Trennung der Ost- und Westgothen stattgehabt [10])? Blicken wir auf andere germanische Völker, welche Könige hatten, z. B. auf die Schweden, so finden wir, daß diese zu Upsal einen Oberkönig hatten, der vorzugsweise König genannt ward. Neben und unter diesem gab es noch Herads- oder Bezirkskönige, die ihre besondern Reiche zwar hatten, aber doch unter dem Oberkönige standen [11]). So war es auch wahrscheinlich bei den Gothen, bevor sie durch den Einfall der Hunnen gänzlich getrennt wurden. Jede besondere Völkerschaft oder besser Volkschaft hatte ihren besondern Häuptling, der zwar unter dem Oberkönige stand, aber auch auf eigene Rechnung Raubzüge thun durfte [12]). Für den vorzugsweise genannten König oder den Volkkönig (nord. Thiód-konungr), d. h. der König des ganzen Volkes, oder der Gesammtgothen, ist Hermanarich, für einen Heradskönig nach schwedischer Verfassung, für einen Fylkiskönig, König einer Volkschaft oder Landschaft nach norwegischer Verfassung, ist Athanarich zu nehmen. Da, wo der vorzugsweise genannte König seinen Sitz hatte, war er auch zugleich Heradskönig oder Fylkiskönig; Hermanarich ein Sproß aus dem Geschlechte der Amalen [13]) (d. h. Fleckenlosen) war also in Beziehung auf die übrigen gothischen Volkschaften Volkkönig (Thiód-konungr) und, in Beziehung auf die Ostgothen, sowol Volkkönig (Thiód konungr), als auch Volkschaftskönig (Fylkis konungr) oder Bezirkskönig (Herads konungr). Durch Bewältigung der Ostgothen durch die Hunnen wurde die Verfassung zersprengt. Die Gesammtgothen hörten auf, einen vorzugsweise genannten König, oder einen Volkkönig zu haben, und aus den Volkschaftskönigen oder Bezirkskönigen wurden nun wirkliche Könige [14]). Da bei den Ostgothen, wie wir aus dem Könige Ostrogotha, und der Geschichte Ermanarich's ersehen, der Oberkönig auch der übrigen Gothen war, so sind die Ostgothen als der Kern der Gesammtgothen anzusehen. Da jedoch die Gothen einen eigenen allgemeinen Artikel erhalten müssen, so beginnen wir in diesem besondern Artikel die Geschichte der Ostgothen mit Ermanarich's Tode oder der Auflösung der alten gothischen Verfassung, und betrachten die Ostgothen hier nicht in der Zeit, als sie der Hauptarm des großen Stromes der Gothen waren, sondern nur von der Zeit an, wo die Arme desselben sich so weit und gänzlich von einander getrennt haben, daß sie nun nicht wieder in und mit einander fließen, sondern als eigene besondere Ströme sich daher wälzen. Nach Ermanarich's Tode ward an dessen Stelle Withimir zum Könige gewählt. Er widerstand eine Zeit lang mit Hilfe anderer Hunnen, die er gedungen, fiel aber endlich nach vielen erlittenen Niederlagen in der Schlacht. Alatheus und Saphrax, die Vormünder seines kleinen Sohnes Widerich, zogen sich mit diesem an den Dniester, konnten sich aber hier, sowie auch Athanarich, der Häuptling der Therwinger, nicht halten, und gingen endlich über die Donau. Greuthunger werden von Ammianus Marcellinus die Gothen Widerich's [15]) genannt. Die meisten Neuern nehmen Greuthunger für Ostgothen [16]), und Therwinger für Westgothen. Wir halten Greuthunger nur für eine besondere Volkschaft der Ostgothen, welche den Westgothen am nächsten war. Diejenigen Ostgothen, welche sich den Hunnen nicht unterwerfen wollten, zogen sich natürlich an ihre äußersten Grenzen, und wanderten endlich, als sie sich auch hier nicht halten konnten, über den Dniester und endlich über die Donau. Mit diesen Ostgothen, wenn die Greuthunger wirklich Ostgothen waren, kann sich die besondere Geschichte der Ostgothen nicht beschäftigen, da sie mit den Ostgothen, welche diese Namen behielten, nicht wieder vereinigt wurden. Nur bemerken wir, daß Ostgothen in römischem Dienste in Phrygien vorkommen; *Claudianus* in Eutropium Lib. *II.* sagt: Ostrogothis colitur mistisque Gruthungis *Phryx* ager [17]). Hier kommen die Greuthunger zwar in inni-

manarici) valetudinem captans, Balamir, Rex Hunnorum, in Ostrogothas*) movit procinctum, a quorum societate Vesegothas jam discessere, quam dudum inter se juncti habebant. Für ein bloßes Bündniß ist societas nicht zu nehmen, denn c. XLVII. p. 224 wird gesagt: Et quia dum utraeque gentes tam Ostrogothae, quam etiam Vesogothae in uno essent, ut valui, majorum sequens dicta revolvi, divisosque Vesegothas ab Ostrogothis ad liquidum sum persequutus etc., und c. 56. p. 219 heißt es vom Könige Widemir, Widemir's Sohne, welcher mit einem Theile der Ostgothen zu den Westgothen nach Gallien ging, sesecque cum parentibus jungens Vesegothis, unum corpus efficitur, ut dudum fuerat.

8) *Jordanes*, C. 48. p. 215: Ostrogothae Ermanarici Regis sui decessione a Vesegothis divisi. 9) *Ammianus Marcellinus* Lib. XXXI. (Leydner Ausgabe von 1552. S. 692): Doctus Athanaricus Thervingorum Judex. 10) Mascov, Gesch. d. Teutsch. 2. Th. Anm. S. 47 nimmt dieses an, indem er sagt, daß zur Zeit des Kaisers Valens und des Königs Athanarich sich die Ost- und Westgothen dergestalt abgesondert, daß jede Nation ihren eignen König für sich gehabt, da zu gleicher Zeit Hermanarich bei den Ostgothen und Athanarich bei den Westgothen mit gleicher Freiheit regiert habe. 11) *Snorri Sturleson*, Heimskringla, Ynglinga-Saga. c. 38. p. 46; vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis übersetzt und erläutert. 1. Th. 12) Daraus, daß Athanarich Krieg führt und Frieden schließt, folgert Mascov (s. d. vor. Anm.) wol, Hermanarich und Athanarich haben mit gleicher Freiheit regiert. 13) Die germanischen Sprachen hatten bekanntlich das *a* privativum, Amale bedeutet also einen ohne Mal (Flecken).

*) Cod. A. in Ostrogothorum partem.

14) Wenn daher Isidor Chron. Got. (bei *Hugo Grotius* Scriptt. Got. p. 202) sagt: Era CCCVIII. anno Valentis V. Gothorum gentis administrationem Athanaricus accepit, so kann dieses nur davon gelten, daß Athanarich in diesem Jahre (370) Volkschafts- oder Bezirkskönig geworden; er wird aber in dieser westgothischen Chronik als erster König der Westgothen aufgeführt, weil während seiner Regierung, als eines Volkschafts- oder Bezirkskönigs, die gothische Verfassung durch die Hunnen vernichtet und er dann vorzugsweise genannter König ward. 15) Luden S. 543 nimmt sie für Westgothen. 16) Videricus Greuthungorum rex cum Alatheo et Sophraco, quorum arbitrio regebatur. *Amm. Marcell.* Lib. XXXI. p. 697. 17) Der Anführer die-

Digitized by Google

gem Zusammenhange mit den Ostgothen, aber doch von ihnen unterschieden vor. Wahrscheinlich sind also, wenn die Greuthunger Ostgothen waren, Ostgothen in engerer Bedeutung anzunehmen, nämlich so, daß eine besondere Volkschaft Ostgothen geheißen, von welcher Volkschaft ein Theil mit den Greuthungern vermischt, sich vor den Hunnen in das römische Reich gerettet hatte. Der wichtigste Theil der Ostgothen hingegen und der, welcher nachmals unter diesem Namen so berühmt geworden, unterwarf sich der Herrschaft der Hunnen. Ihre königlichen Abzeichen trug Winithar, der Amale, an Tapferkeit seinem Großvater Ataulf, doch an Glück Ermanarichen nicht gleich. Ungern ertrug er der Hunnen Herrschaft, und entzog sich ihr etwas. Seine Tapferkeit zu zeigen, zog er in der Anten Gebiet, die Hermanarich der Mächtige der Herrschaft der Hunnen unterworfen gehabt hatte, ward im ersten Treffen geschlagen, hielt sich aber dann tapfer, fing ihren König Box nebst seinen Söhnen und 70 Großmännern, und schlug sie, um ein Beispiel des Schreckens zu geben, ans Kreuz; ungern aber ließ ihn mit dieser Freiheit der König der Hunnen, Balamir oder Balamber, herrschen, rief zu sich Siegismunden, Hunnimund's Sohn, der mit einem großen Theile der Ostgothen, der Herrschaft der Hunnen unterthan, und seines Eides der Treue eingedenk war; erneuete mit ihm das Bündniß, und heerfahrtete gegen Winithar. Dieser siegte in der ersten und zweiten Schlacht und groß war die Hunnenmenge, die fiel. In der dritten Schlacht am Fluß Erak [18]) siegte Balamber durch Hinterlist, indem er Winithar'n bei einer Zusammenkunft durch ein Pfeilschuß an das Haupt tödtete. Balamber heirathete Winithar's Nichte, und besaß das ganze Volk der Ostgothen in Frieden, so doch, daß immer (nämlich mit Ausnahme des sogleich vorkommenden 40jährigen Zwischenreichs) über das Volk derselben ein eigner Kleinkönig, aber unter Leitung der Hunnen, herrschte [19]). Nach Winithar's Tode regierte die Gothen Hunnimund. Er war der schöne Sohn Ermanarich's des Mächtigen, kriegte glücklich gegen die Sweven. Nach seinem Tode folgte sein Sohn, der Jüngling Thorismund [20]). Im zweiten Jahre seines Fürstenthums zog er gegen die Gepiden, und gewann einen großen Sieg über sie, soll aber durch den Sturz seines Rosses getödtet worden sein. Gewaltig betrauerten ihn die Ostgothen. Vierzig Jahre folgte kein anderer König an dessen Stelle. Sein Sohn Berismund ging, weil das Volk der Ostgothen wegen der Herrschaft der Hunnen in Verachtung gesunken war, mit den Westgothen nach Gallien. Wandalar, ein Bruderenkel Ermanarich's, Geschwisterkind Thorismund's, und Sohn des tapfern Winithar's [21]), zeugte drei Söhne, die den frühern Glanz des Geschlechts der Amalen wieder erneuerten. Walamir bestieg den ostgothischen Königsstuhl, doch zuerst noch unter der Herrschaft der Hunnen. Treulich dienten ihm seine Brüder. Hartes Loos traf die drei Brüder, als sie mit Attila gegen die Westgothen ziehen mußten. Unter den Heeren der unterworfenen Völker, welche in der großen Schlacht bei Chalons an der Marne

ser gothischen Aia (Flügeltrupps) war Targibil. *Claudian* l. c. Lübecker Ausg. v. 1691. S. 262; vergl. *Socratis* Hist. eccles. VI. c. 6, der ihn besser Arbigild nennt.

18) Nach der andern Lesart des Jordanes, nämlich des Cod. Ambros., Ared. 19) Jam omnem in pace Gothorum populum subactum possedit, ita tamen, ut genti Gothorum semper unus proprius regulus (quamvis Hunnorum consilio) imperaret. *Jordanes* C. 48. p. 215. 20) Oder Thorismuth, wie ihn Cassiodor (Var. XI, 1) nennt.

21) Die Stammbäume sind bei Jordanes nach den verschiedenen Handschriften verschieden; nach der von Muratori im Text aufgenommenen (c. 14. p. 199) zeugte Gapt den Halmal, der Halmal den Augis, der Augis den Amala, den Stammvater der Amalen, der Amala den Isarna, der Isarna den Ostrogotha, der Ostrogotha den Unilt, der Unilt den Athal, der Athal den Achiulf, der Achiulf den Ansila, Ethiulf, Vuldulf und den Hermerich, der Valdulf (c. 48. p. 215, Ataulf) den Valarevans, der Valarevans den Vinitar, der Vinitar den Theodemir, Walemir und Widemir, der Theodemir den Theoderich, der Theoderich die Amalaswinth, die Amalaswinth mit ihrem Mann Utherich den Athanarich und die Mathaswent. Die Mathaswinth stammte von zwiefacher Seite aus dem Geschlechte der Amalen. Der genannte Hermerich (der Mächtige) nämlich, der Sohn Achiulf's, zeugte den Hunnimund, der Hunnimund den Thorismund, der Thorismund den Berimund (c. 48. p. 215, Berismund) der Berimund den Widerich, der Widerich den Eutharich, der Eutharich ward mit der Amalaswinth verheirathet und zeugte den Athalarich und die Mathaswent. Athalarich starb in Kindesjahren und Mathaswent heirathete den Witich, hatte von ihm kein Kind, ward mit Witich von Belisar nach Constantinopel gebracht, heirathete nach Witich's Tode den Vetter des Kaisers Justinian, den Patricier Germanus und gebar von ihm den Germanus und darauf starb die letzte der Amalinnen, nämlich aus rein germanischem Blut, als Witwe. Ihr Sohn Germanus versprach, als Jordanes schrieb, Fortpflanzung des Stammes. Der letztere Theil dieser Geschlechtstafel stimmt mit dem Cod. Ambros. überein, nicht so der erste; nach ihm zeugte Gapt den Hulmul, der Hulmul den Augis, der Augis den Amal, den Stammvater der Amalen, der Amal den Isarna, der Isarna den Ostrogotha, der Ostrogotha den Hunnuil, der Hunnuil den Athal, der Athal den Achiulf und Oduls, der Achiulf den Ansila, Ediulf, Vulfulf und Hermenerik, der Vulfulf den Valaravans, der Valaravans den Vinitar, der Vinitar den Wandalar, der Wandalar den Thiudemir, Valetmir und Videmir, Thiudemir den Theoderich, den Vater Amalaswinth's ꝛc. Letzterer Stammbaum ist wol vorzuziehen, denn er stimmt mit dem c. 48. p. 215, nach welchem Wandalar Vater von Walamir, Theodemir und Widemir ist. Masco's Stammtafel des amalischen Hauses (zu S. 91, 92) folgt dem erstern Stammbaum, läßt den Wandalar hinweg und gibt Winithar'n zu Söhnen Walamir, Theodemir und Widemir. Zu bemerken ist noch zu dem ganzen ersten Theile des Stammbaumes, daß Jordanes oder Cassiodor selbst beginnt: Quorum ergo (ut ipsi suia fabulia ferunt) primus fuit Gapt etc. Der Amal ist wol auch rein erdichtet, um den Namen der Amalen zu erklären. Wäre das amalische Haus wirklich nach einem Amal genannt, so müßte das Geschlecht nicht die Amalen, sondern die Amalungen heißen, sowie auch die Dichter des Mittelalters die Ostgothen ganz richtig Amelungen heißen. Vergleichen wir die Amalen (Fleckenlosen) mit den Balthen (Kühnen) bei den Westgothen, so waren beide Benennungen keine nomina patronymica oder Abstammungs-Namen, wie Merowinger, Karolinger ꝛc., sondern ehrende berühmten Geschlechtern beigelegte Namen, die aber die Geltung von eigentlichen Abstammungsnamen in der Folge der Zeit erhalten hatten. Sehr verdächtig ist auch Amala's Enkel Ostrogotha, vielleicht könnte man glauben, blos erfunden, um den Namen der Ostgothen zu erklären. Doch spielt er in der gothischen Sagengeschichte keine bloße Namen-, sondern eine gewaltige Thatenrolle (s. den Art. Gothen). Ist der Name nicht reine Erfindung, so ist er wahrscheinlich ein Beiname, der in der Sage zum wirklichen Namen geworden.

kämpften, war das Heer der Ostgothen, von den drei Amalischen Brüdern geführt, das vorzüglichste. Von den unterworfenen Königen liebte Attila Walamir'n nächst Athanarich, dem Könige der Gepiden, am meisten, da er arglos, verschwiegen und freundlich war[22]). Nach Attila's Tode (453) wollten seine Söhne die bezwungenen Völker zu gleichen Theilen theilen. Der König der Gepiden, Athanarich, war unwillig, daß die Völker wie Sklaven getheilt werden sollten, und stand unter den der hunnischen Herrschaft unterworfenen Völkern gegen Attila's Söhne auf, und seinem Beispiele folgten auch die andern, ebenso beknechteten Völker. Es kam zur großen Völkerschlacht am Netad, in Pannonien, in welcher auch die Ostgothen gewaltig fochten, doch ist ungewiß, ob sie für ihre Freiheit oder der Hunnen Herrschaft kämpften[23]). Durch diese Schlacht, in welcher Ardarich siegte, ward die Macht der Hunnen zertrümmert. Die siegenden Gepiden nahmen die Sitze der Hunnen, nämlich ganz Dacien. Da die Ostgothen sahen, daß die Gebieter ihnen die Sitze der Hunnen verwehrten, und die geflohenen Hunnen der Ostgothen alte Sitze am schwarzen Meer einnahmen, verlangten sie, wie Jordanes sagt, lieber Sitze vom römischen Reiche, als daß sie fremder Sitze mit ihrer Gefahr sich hätten bemächtigen sollen, und erhielten Pannonien, das in einer langgestreckten Ebene im Osten Obermösien, im Süden Dalmatien, im Westen das Norikum, im Norden die Donau hatte. Das Land hatte mehre Städte, von welchen die erste Sirmium und die äußerste Vindomina (Wien) war. Das neue Land der Ostgothen umfaßte also die ganze alte Provinz Pannonien, mit Ausnahme der innern Gegend in den Bergen bei der Drave und dem Südufer der Save, denn das innere Land hatten die Satagä inne, und die Sueven konnten auf dieser Seite nach Belieben durch das Gebirge eindringen, und unternahmen die Gothen einen Einfall in andere Provinzen des römischen Reichs, so mußten sie erst über die Save gehen. Die größte Stärke der Gothen befand sich von Wien bis an die Mündung der Drave, immer nicht fern von den Ufern der Donau. Bei der Theilung der drei Brüder ward der ältere Oberkönig, oder vorzugsweise genannter König, während die beiden jüngern, um mich des nordischen Ausdrucks zu bedienen, Heradskönige waren[24]). Walamir, der ältere und Oberkönig, hatte die Gegend bei den Flüssen Scarniunga und Aqua Nigra als Hauptsitz erhalten. Aus den Einfällen der Völker auf der Nordseite der Donau, welche immer das Reich Walamir's trafen, und aus der Belagerung der Stadt Bassiana (an oder in der Nähe des Raabflusses) läßt sich schließen, daß Walamir's Reich den Strich von Pressburg bis über Comorn hinaus enthielt, und die beiden Flüsse nicht unwahrscheinlich die Leythe und die Raab sind. Theodemir, der zweite Bruder, waltete über die Striche beim See Peissodis (dem Balaton oder Blatensee), muthmaßlich südlich bis an die Drave, da weiter nördlich zwischen beiden Brüdern Widemir, der jüngste Bruder, weilte[25]). Attila's Söhne nahmen die Ostgothen, da sie ihre Herrschaft verlassen, wie entlaufene Sklaven wieder in Anspruch, stürzten, ohne daß seine Brüder es wußten, über Walamir allein daher. Der empfing sie doch, wiewol mit wenigen, tapfer, ermüdete sie durch langen Kampf, und brachte ihnen eine gewaltige Niederlage bei, sodaß nur wenige entkamen. Sie flohen in die Theile Scythiens, vor denen die Donau vorüberfließt, und die in hunnischer Sprache Hunniwar[26]) hießen. Als der Bote dieser freudigen

22) *Jordanes* c. 38. p. 210. Hist. Miscell. p. 97. 23) Diese Ungewißheit haben wir dem dunkeln Bombaste Cassiodor's zu verdanken, welcher aus seinen Briefen bekannt ist. Jordanes hatte eine Herkules-Arbeit, als er seinen Auszug aus Cassiodor's Geschichtsbüchern liefern mußte, aber er konnte den Stall des Augias doch nicht ganz säubern, und manche dunkle Stelle blieb zurück. Manche, z. B. Luden S. 436, stellen es als gewiß hin, daß die Ostgothen gegen die Hunnen gekämpft. Andre dagegen, wie z. B. Maanert, Die Nationalgeschichte der Teutschen. 2. Th. S. 364 erkennen an, daß die Völker blos mit dichterischen Worten genannt werden, statt uns zu belehren, mit wem sie es einzeln hielten. Zwar sagt Jordanes, nach Cassiodor, von Ardanarich (c. 50. p. 216): Nec solum suam gentem, sed et caeteras, quae pariter premebantur, sua discessione absolvit; daß aber die übrigen nicht alle vor der Schlacht am Netad abfielen, zeigt die Stelle, welche von dem Erfolge der Schlacht handelt: Nam triginta fere millia tam Hunnorum, quam aliarum gentium, quae Hunnis ferebant auxilium, Ardaci gladius conspiratorumque peremit. Hieraus erhellt, daß also noch Völker den Hunnen beistanden. Bei der Aufzählung der in der Schlacht kämpfenden Völker vergaß aber wahrscheinlich absichtlich Cassiodor, dem die Stelle ist ganz Cassiodorisch, über sein Bestreben dichterisch zu werden, zu sagen, wer für und wer gegen die Hunnen gekämpft: Nam ibi admirandum reor fuisse spectaculum, ubi cernere erat cunctis, pugnantem Gothum ense furentem, Gepidam in vulnere suo cuncta tela frangentem, Svevum pede, Hunnum sagittâ praesumere, Alanum gravi, Herulum levi armatura instruere. Post multos ergo, gravesque conflictus favit Gepidis inopinata victoria. Nam triginta etc. Ist der unerwartete Sieg nicht blos schmückendes Beiwort, so läßt sich annehmen, daß unter den Hilfsvölkern der Hunnen gewichtige waren. Waren die Gepiden und die Gothen wirklich in der Schlacht Verbündete, so lebten sie doch nach der Schlacht nicht mit ihnen in Einigkeit, denn es heißt weiter unten: Gothi vero cernentes Gepidas Hunnorum sedes sibi defendere etc. Oben sagten wir, daß Cassiodor wahrscheinlich absichtlich vergessen habe, sich deutlich über die Verhältnisse der kämpfenden Völker in der Schlacht auszudrücken. Dieser Punkt scheint uns Gewicht zu haben. Dem Cassiodor geht zwar ein redneriſch gekünstelter Styl über Alles. Doch dürfen wir deshalb wol nicht mit Sicherheit annehmen, daß er bei einer so wichtigen Sache vergessen haben sollte, zu sagen, ob die Gothen für oder gegen die Hunnen gekämpft. Aus seiner Art, die wichtige Schlacht zu behandeln, sollte man fast schließen, die Gothen haben in dieser Schlacht keinen Ruhm erlangt, und er habe sich nicht anders zu helfen gewußt, als blos die Tapferkeit und die Fertigkeit seiner Gothen, mit dem Schwerte zu kämpfen, zu rühmen.

24) Ostrogetharum, qui in Pannonia sub Rege Walemir, ejusque Germanis, Theodemir et Widemir morabantur, quamvis diviso loco, consilia habuere unita (Cod. H. divisi loco, consilio tamen uniti). *Jordan.* c. 52. p. 217. Vergl. c. 54. p. 218: Gothi tunc Walemire defuncto, ad fratrem ejus Theodemir confugerunt. Qui quamvis dudum cum fratribus regnans, tamen auctioris potestatis insignia sumens. 25) *Jordanes* c. 52—54, 56. p. 217—219. Vergl. Mannert, Geogr. S. 636. Nach *Belius*, Prodromus Hungariae. Lib. I. c. 1. §. 241 enthielt Walamir's Landestheil den Theil von Niederungarn, der nachmals der comitatus Albensis, Sümögiensis, Tolnensis et Baranensis war. 26) Die Gespannschaft Hunpadez soll noch an Hunniwar erinnern, s. *Bel.* a. a. O.

Digitized by Google

Siegeskunde in Theodemir's Haus kam, fand er auch andere Freude, denn am nämlichen Tage war Theoderich der Große, oder Dietrich von Bern, ein Sohn Theodemir's, von dessen Geliebten, Erelieva[27]) oder Arilerva[28]), geboren. Die Ostgothen hatten als ein tapferes Volk, damit sie den Frieden mit den Römern hielten, Jahrgelder[29]) erhalten. Als sie ausblieben, sandten die drei Brüder Walemir, Theodemir und Widemir, eine Gesandtschaft zum Kaiser. Hier sah sie, wie Theoderich, des Tiarius Sohn, auch aus gothischem Geschlecht, aber nicht aus dem Stamme der Amalen, mit den Seinen[30]) bei den Römern in Ansehen, und mit ihnen im Freundschaftsbündnisse war, die Jahrgelder[31]) erhielt, und die Gothen Walemir's, Theodemir's und Widemir's verachtet waren. Jordanes (c. 52) sagt nicht, wer der Theoderich des Tiarius Sohn und seine Gothen gewesen. Zwar handelt er (c. 51) von andern Gothen, welche die mindern Gothen hießen, und im Lande Mösia Eneopolitana[32]) am Fuße des Gebirges wohnten. Aber diese meinte Jordanes hier wol nicht[33]), da er sie unkriegerisch nennt, und die Römer nur kriegerischen, ihnen Furcht einflößenden, Völkern Jahrgelder zu zahlen pflegten. Auch nennt er die mindern Gothen arm, und hieraus läßt sich abermals schließen, daß sie kürzlich keine Raubzüge gemacht hatten, und auch keine Jahrgelder erhielten. Bekanntlich wurden die Gothen durch den Einbruch der Hunnen in mehre Heerhaufen zersplittert, welche über die Donau gingen. Die Nachkommen eines solchen Heerhaufens, der nicht wie die Westgothen nach Westen gezogen war, waren aller Wahrscheinlichkeit nach die Gothen des Theoderich, des Sohnes Tiar's, aber eines solchen Haufens, der sich nicht, wie es die andern Gothen gethan, der Waffen und Raubzüge entwöhnt hatte, sondern den Römern Furcht einflößte, und selbst so waffengewaltig schien, daß die Römer auf seine Freundschaft gestützt, der Gunst unserer Ostgothen entbehren zu können glaubten. Aber die Politik des Hofes zu Constantinopel hatte sich sehr verrechnet, denn die Ostgothen waren nicht wie die mindern Gothen, die sich mit ihren Heerden begnügten, und trotz ihrer großen Anzahl, zu einem unkriegerischen Volke herabgesunken waren, sondern wollten entweder Jahrgelder haben, oder sich durch Raub bereichern. Sie ergriffen daher, als sie sich in Constantinopel verachtet sahen, wüthig die Waffen, durchstreiften ganz Illyricum, plünderten es, und zerstörten viele Städte. Da zögerte der Kaiser Leo der Isaurier nicht, seinen Entschluß zu ändern, eilte zur alten Freundschaft zurück, schickte eine Gesandtschaft, und that beides, trug die rückständigen Jahrgelder nach, und ertheilte die bevorstehenden[34]). Neunzehn Pfund Gold jährlich zu zahlen mußten sich die Römer anheischig machen, wenn ihre Länder vor den Einfällen der Ostgothen sicher sein sollten, denn ihr König Walamir sagte darum, daß die große Zahl seines Volkes an nothwendigen Dingen Mangel gelitten, habe er zum Kriege schreiten müssen. Zur Verbürgung der Treue sandten die Ostgothen Theoderich, Theodemir's Sohn[35]), der sein achtes Jahr angetreten, nach Constantinopel als Geisel. Der Vater zögerte, ihn als Geisel zu geben. Aber der Vatersbruder Walamir, der einen festen Frieden mit den Römern wollte, drang mit seinen Bitten durch. Wichtig für Theoderich's Ausbildung mußte es sein, daß das artige Kind des Kaisers Leo Gunst sich erwarb. Die Ostgothen hatten auf diese Weise festen Frieden mit den Römern, aber ihnen mangelte die Genügsamkeit der mindern Gothen, die von der Milch ihrer Heerden lebten. Die Jahrgelder, welche sie vom Kaiser erhielten, wollten für die an ein Kriegerleben gewöhnten nicht zureichen, auch wollten sie ihre Tapferkeit zeigen, und fingen daher die benachbarten Völker ringsum zu berauben an[36]). Zuerst trugen sie ihre Waffen gegen die Satagen, welche das innere Pannonien besaßen. Als dieses der König der Hunnen, Dinzio oder Dengizic, Attila's Sohn, erfuhr, zog

27) So Jordanes und der Anonymus bei Valesius. 28) So die Histor. Miscell. p. 99. 29) Dona consueta. *Jordanes* c. 52. p. 217. 30) Annua solennia. 31) Cod. Ambr. Nicopolitana. 32) Nach Luden 3. Bd. S. 25, 26 ist es kaum anders möglich, als daß Theoderich, der Sohn Tiar's, der Fürst dieser kleinern Gothen gewesen. Nach v. Gagern, 2. Th. S. 360, sind die Gothen, die zu Constantinopel lieber gesehen und begünstigt wurden, und deshalb die Eifersucht der Ostgothen erregten, die Westgothen und S. 385, 386 namentlich Theoderich, Tiar's Sohn, ein solcher. 33) Tam praeterita cum instantibus munera tribuit. *Jordanes* c. 52. p. 217.

34) *Priscus* p. 74. H. Über den von Walamir gegen die Römer geführten Krieg vergl. *Sidonius*, Apollinaris in panegyrico Anthemium carm. II. v. 223 sq. 35) So nach Jordanes, der als Abkürzer des Geschichtswerkes Cassiodor's, des Kanzlers des Theoderich, um dessen Vater es sich handelt, gewiß allen Glauben verdient. Doch nennt ihn Theophanes (Chronolog.) ausdrücklich Walamir's Sohn, so auch Malchus (Histor. Byzant.), nicht minder auch der Anonymus Valesianus (p. 663). Marcellinus Comes (Chron.) sagt: Theodericus, cognomento Valemer. Der Grund, daß jene einstimmig Theoderich den Großen zu Walamir's Sohne machen, ist wol kein anderer, als daß Walamir zur Zeit, als Theoderich zu Geisel gegeben ward, als Ober- oder vorzugsweise genannter König an der Spitze der Ostgothen stand. So sagt auch Priscus: Cum Balamerus Scytha foedera violaret, et Romanorum regiones depopularetur, et multas urbes everteret, Romani ad eum legatos miserunt etc. Da Theoderich, Walamir's Brudersohn und doch auch Königssohn war, so mußte Theoderich leicht als Walamir's Sohn angesehen werden. 36) Wir folgen streng dem Jordanes, ohne einen höher scheinenden Grund zu den folgenden Kriegen grundlos aufzustellen. Nach Luden 3. Th. S. 25 hatten diese Streitigkeiten und Kriege ohne Zweifel ihre Ursache in der seltsamen Stellung, in welche die Völker durch den unerwarteten Sieg hineingeworfen worden waren, und sind nach II. S. 448 von Jordanes so wenig genau und mit so geringer Kenntniß von der Lage der Länder und den Verhältnissen der Völker angedeutet, daß fast nichts aus ihnen zu nehmen, als die Gewißheit, daß es an Zwist und Zwietracht nicht gefehlt. Vergleichen wir aber den Charakter der meisten andern Raubzüge und der daraus entstehenden Kriege der übrigen germanischen Völker mit dem Schlüssel, welchen Jordanes zu den Kriegen der Ostgothen gibt, so können wir nicht anders, als gewiß annehmen, Jordanes habe den rechten Schlüssel dargereicht: Postquam ergo firma pax Gothorum cum Romanis effecta est, videntes Gothi non sibi sufficere ea, quae ab Imperatore acciperent solatia simulque cupientes ostentare virtutem, coeperunt vicinas gentes circumcirca praedari. Die Hauptsache ist also, daß sich die Ostgothen der Waffen nicht entwöhnen wollten, um nicht in Verachtung zu sinken, und endlich den Untergang zu finden. Nichts war

er mit den wenigen Völkerschaften, die ihm noch gehorchten, mit den Ulzinguren, Ungiscren, Bittugoren und Barboren vor Bassiana, eine Stadt Pannoniens (jetzt Pogeda in Slavonien), schloß sie ein, und plünderte die Umgegend. Bei dieser Nachricht gaben die Ostgothen die Heerfahrt gegen die Satagen auf, wandten sich gegen die Hunnen, und trieben sie aus ihrem Gebiete. Seit dieser Zeit fürchteten die Überreste der Hunnen die Waffen der Ostgothen gewaltig [37]), und die Ostgothen hatten vor den Hunnen auf immer Ruhe. Aber mit einem germanischen Volke kamen sie hierauf in feindliche Berührung. Das Land der Sueven war nicht fern von Pannonien, vorzüglich von dem Pannonien, wo damals die Gothen saßen. Hunnimund, der Herzog oder König der Sueven, that einen Raubzug nach Dalmatien, und raubte, während er dahin zog, das auf den Gefilden herumirrende Vieh der Gothen. Theodemir, der Bruder Walemir's, des Königs der Gothen, wollte die Sueven einschüchtern, und lauerte auf sie, bis sie zurückkämen. Sie schlugen ihr Nachtlager am See Pelsodis (dem Blatensee) auf. Über die Schlafenden fiel Theodemir her, fing den König Hunnimund und alle Sueven, die dem Schwert entgingen, und unterwarf sie der Dienstbarkeit der Gothen. Aber nachdem Theodemir sein Rachegefühl gesättigt, ließ er sich von seiner Liebe zum Mitleiden bestimmen, schloß mit den Sueven Versöhnung, nahm Hunnimund zum Sohn an, und schickte alle nach Suevenland zurück. Aber Hunnimund brannte, sich wegen seiner Gefangenschaft zu rächen. An der Donau saßen damals die Sciren und lebten mit den Gothen in Frieden. Hunnimund reizte sie an, ihr Bündniß mit den Sueven zu zerreißen. Sie überzogen die Gothen plötzlich mit Krieg. Die waffengewohnten Gothen schlugen eine Schlacht, in welcher zwar ihr König Walamir, der vom Pferde stürzte, erschlagen, aber die Sciren auf das Haupt geschlagen wurden [38]). Die Überbribsel der Sciren wandten sich an die Oströmer. Das thaten auch die Gothen. Kaiser Leo beschloß, den Sciren Hilfe zu leisten, und befahl dem Statthalter von Illyricum, wenn es nöthig wäre, den Sciren Hilfstruppen gegen die Gothen zu geben [39]). Aber noch weit größere Gefahr drohte den Ostgothen von den germanischen und sarmatischen Völkern. Die Könige der Sueven, Hunnimund und Alarich, fürchteten den Untergang der Sciren und rückten gegen die Gothen, indem sie sich auf die Hilfe der Sarmaten stützten, welche ihnen mit ihren Königen, Bruga und Babai, zugezogen, und nicht minder die Überbleibsel der Sciren mit ihren Edelingen, Edica und Wulso, die Gepiden, eine große Zahl Rugen, und andere, und so eine gewaltige Macht um sich versammelt hatten. Mit ihr lagerten sie sich am Flusse Bollia in Pannonien. Die Ostgothen hatten nach Walamir's Tode ihre Zuflucht zu Theodemir genommen. Dieser hatte zwar längst schon mit den Brüdern geherrscht, nahm aber jetzt die Abzeichen der erweiterten Gewalt [40]), d. h. ward Oberkönig oder vorzugsweise genannter König, während er früher nur Heradskönig gewesen war. Theodemir rief seinen jüngern Bruder gegen die große Macht der Feinde herbei. Eine fürchterliche Schlacht ward geschlagen, in welcher die Ostgothen siegten, und wie Jordanes angibt, das Schlachtfeld mit mehr als 10,000 feindlicher Leichen bedeckten. Unermeßlich war die Freude der Ostgothen, daß sie den Tod ihres Königs Walamir so blutig gerächt, und die Überbleibsel der unermeßlichen feindlichen Heerhaufen ruhm- und sieglos heimfliehen mußten. Als nach dieser gewaltigen Schlacht nach einem gewissen Zeitraume der winterliche Frost über die Donau eine Eisbrücke gebaut hatte, ging Theodemir, der König der Gothen, hinüber, und erschien den Sueven unerwartet im Rücken, denn die Donau war die Schutzwehr des Suevenlandes, welches damals im Osten die Baiern, im Westen die Franken, im Süden die Burgundionen, im Norden die Thüringer zu Nachbarn hatte. Mit den Sueven waren auch die die Alpen bewohnenden Allemannen verbunden. Theodemir besiegte und verheerte die beiden verbündeten Völkerschaften, und so, daß er sie brinade sich unterwarf. Der Sieger kehrte nach Pannonien zu seinen Wohnsitzen zurück, und empfing hier freudig seinen Sohn Theoderich, den er zur Geisel nach Constantinopel gegeben hatte. Der Kaiser Leo sandte ihn jetzt mit großen Geschenken zurück. Die Veranlassung dazu wird nicht angegeben. Wenn wir aber erwägen, wie Leo vor der Schlacht am Flusse Bollia die Sciren gegen die Gothen begünstigt und diese gegen die Berechnung der Politik des Kaisers einen so großen Sieg über eine so gewaltige Macht erfochten hatten, so wollte wol Leo sich durch den zuvorkommenden Schritt wieder mit den Gothen versöhnen. Auch hatte wol Theoderich, der nun 18 Jahre alt war, dem Kaiser versprechen müssen, für die Römer zu wirken. Wenigstens findet wir dieses. Der König der Sarmaten, Babai, hatte damals einen Sieg über den römischen Heerführer Camund gewonnen, und beherrschte vom Stolze beherrscht. Theoderich nahm, nach dem nordischen Ausdrucke, die Hird, nach dem des Taci-

verderblicher für die Ostgothen, als daß sie noch Italien zogen, und nun keine Gelegenheit mehr zu Raubzügen hatten. Die angeborene Tapferkeit flammte zwar noch herrlich in den letzten Kämpfen auf, aber die Kriegsübung mangelte ihnen. Auch wollten natürlich die noch ganz germanischen Ostgothen ihren Unterhalt nicht durch Feldarbeit erwerben, sondern lieber von Abpressung von Jahrgeldern und dem Ertrage von Raubzügen leben. Vergl. *Caesar* B. G. Lib. VI, 23: Latrocinia nullam habent infamiam, quae extra fines cujusque civitatis fiunt; atque ea juventutis exercendae ac desidiae minuendae causa fieri praedicant, und *Tacitus* Germ. XIV: Nec arare terram, aut exspectare annum tam facile persuaseris, quam vocare hostes et vulnera mereri; pigrum quin imo et iners videtur, sudore acquirera, quod possis sanguine parere. So lange also die Ostgothen bei diesen Ansichten blieben, so braucht man, wenn sie einen Raubzug unternahmen, nicht zu fragen, welche politische Verhältnisse walteten ob, daß sie das Schwert ergriffen? Aus den Raubzügen entstand aber erbitterte Feindschaft zwischen den beraubten und den beraubenden Völkern. Die beraubten Völker verbanden sich gegen die Räuber und so entstanden Kriege von größerer Wichtigkeit.

37) Mit Jordanes vrgl. *Sidonius Apollinaris* Lib. VIII. epistola 9, woraus erhellt, daß Ostgothen die Hunnen selbst bedrängten. 38) *Jordanes* c. 53. p. 218.

39) *Priscus* p. 44. 40) S. Anm. 24. S. 84.

tus, den Comitat [41]) seines Vaters zu sich, und gesellte aus dem Volke sich die zu, die ihm besonders befreundet waren, und die Mannen [42]), zusammen fast 6000 Streiter. Mit ihnen ging er ohne Wissen des Vaters über die Donau, und überfiel den Sarmatenkönig Babai, erschlug ihn, raubte sein Gesinde und Vermögen und kam siegreich zum Vater zurück. Hierauf bemächtigte er sich Singodunums [43]), das dieselben Sarmaten in Besitz genommen, gab es aber nicht den Römern zurück, sondern unterwarf es seiner Herrschaft. So trat schon der 18jährige Jüngling selbständig auf, und zeigte so, daß die Geiselschaft in Constantinopel seinen Sinn nicht gebeugt hatte. Nach diesen Ereignissen folgte eine neue Trennung der Ostgothen. Als nämlich, wie Jordanes erzählt, die Beute gebenden Beraubungen der auf beiden Seiten benachbarten Völker sich minderten, da begann es auch den Gothen an Nahrung und Kleidung zu mangeln, und ihnen, die sich seit lange schon durch die Kriege Unterhalt verschafft, ward der Friede zuwider. Alle Ostgothen gingen den König Theodemir mit großem Geschrei an, und baten, er möge sie irgend wohin führen. Er rief seinen Bruder herbei, und das Loos ward geworfen, d. h. das Loosorakel befragt. Die Ostgothen waren zwar seit den durch den Kaiser Valens gesendeten Predigern Christen und zwar denkende Arianer [44]), aber da keine Kirche ihr Zwangrecht übte, bestanden natürlich noch heidnische Gebräuche neben dem Christenthume fort. Das Loosorakel ward befragt, ob überhaupt die Ostgothen eine große Kriegsunternehmung thun sollten [45]), und als die Entscheidung günstig ausfiel, ermahnte Theodemir seinen Bruder Widimir, nach Italien zu ziehen, wo damals der Kaiser Glycerius herrschte, er selbst aber wolle als der Stärkere, das stärkere Reich, das Ostreich, angehen. Daraus, daß beide Brüder es wagen konnten, sich zu trennen, zeigt sich zugleich, daß die Ostgothen sich in Pannonien sehr vermehrt hatten. Daß aber Theodemir zu dieser Trennung aufforderte, hat wol darin seinen Grund, daß er seinem Sohne Theoderich das Reich der Ostgothen bewahren wollte. Theoderich war nur ein Geliebten-Sohn, und das Reich zwar insofern erblich, daß die Söhne die nächsten Ansprüche darauf hatten, zum Könige gewählt zu werden. Aber nichts hätte die Ostgothen hindern können, nach Theodemir's Tode Widemir'n zu wählen. Ja dieser hatte die nächsten Ansprüche, da Theoderich nur der Sohn einer Geliebten, nordisch Fridla, war. Diese Fridlor waren meist unebenbürtig, d. h. nicht aus dem Geschlechte der Edelinge, aus welchen bei den Germanen die Könige gewählt wurden. Theoderich würde also wol bei der Königswahl haben seinem Vaterbruder nachstehen müssen. Dieser hatte überdies einen Sohn, sodaß Theoderich's Aussicht auf das Reich sehr unsicher war. Sein Vater konnte also keinen bessern Ausweg finden, als daß er sich von seinem Bruder trennte. Widemir drang alsbald in Italien ein, starb aber, und hinterließ als Nachfolger seines Reichs den gleichnamigen Sohn. Dieser ließ sich durch die Geschenke des Kaisers Glycerius gewinnen [46]), zog aus Italien hinweg nach Gallien, und vereinte sich hier so mit seinen Verwandten, den Westgothen, daß sie nur einen Körper bildeten, wie es vor langer Zeit gewesen. Die Bedingungen dieser Wiedervereinigung sind unbekannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ward Widemir Heradskönig, wie sein Vater bei den Ostgothen gewesen. Den Westgothen konnte diese Verstärkung nicht unlieb sein, da die Römer noch nicht gänzlich aus Gallien und Spanien verdrängt, und die Burgunden, und noch mehr die Franken gefährliche Nachbarn waren. Auch verstärkte Widemir mit seinen Ostgothen die Macht der Westgothen dergestalt, daß sie die große Macht unter Eurich gewinnen und behaupten konnten [47]). Aber die Geschichte dieser Ostgothen verschwimmt gänzlich in der der Westgothen. So haben wir abermals einen Theil der Ostgothen verloren, und kehren zu dem Hauptheile derselben zurück. Theodemir ging mit den Seinen über die Sau, und drohte den Sarmaten und (römischen) Soldaten [48]) mit Kampfe, wenn sich irgend Jemand ihm entgegenstellen würde. Jene ließen sich einschüchtern, und blieben ruhig. Theodemir aber, der sah, daß ihm alles glücklich ging, bemächtigte sich zuerst der Stadt Naissus, stieß zu seinem Sohne Theoderich, sandte die Gefährten, d. h. wie weiter unten erhellt, seinen Sohn mit dessen Heerschar über das Castrum Herculis nach der Villa Ulpiana. Sie nahmen sie und ihre Habe in ihre Gewalt, und bahnten sich zuerst den Weg zu einem bis jetzt unzugänglichen Orte Illyricums, nahmen nämlich ein und plünderten zum ersten Male Heraklia und Lariſſa, zwei Städte Thessaliens, und behielten sie als ihnen durch Kriegsrecht zugefallen. König Theodemir freute sich über sein und seines Sohnes Glück, begnügte sich nicht damit, ging aus der Stadt Naissus, wo er wenige zur Besatzung zurückließ, und zog gegen Thessalonich. Hier stand vom Kaiser gesandt der Patricier Caurus mit einem Heere. Theodemir schloß Thessalonich ein. Der römische Heerführer hielt seine Macht den Unternehmungen der Ostgothen nicht gewachsen, sandte

41) Wird gewöhnlich durch „Geleit" übertragen. 42) Adscitis satellitibus patria, ex populo amatores sibi clientesque consociavit. S. über diese für die Kriegsalterthumskunde merkwürdige Stelle des Jordanes, F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 31—39, und desselben Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen. Cap. II. De vera nexus feudalis origine. p. 9—19. 43) Belgrad. 44) S. *Jordanes* c. 25. p. 204. 45) Hierauf muß das missa sorte des Jordanes bezogen werden. Nach Mascov 1. Th. S. 494 loosten beide Fürsten, wohin sich ein jeder wenden sollte und Theodemir'n fiel der Orient, Widemir'n Italien zu. Dieses ist aber gegen die Darstellung des *Jordanes* c. 56. p. 219.

46) Quem Glycerius Imperator muneribus datis, de Italia ad Gallias transtulit etc. *Jordanes* c. 56. p. 219. 47) Et sic Gallias Hispaniasque tenentes suo jure defendunt, ut nullus sibi (Cod. Amb. ibi) alius praevaleret. *Jordanes* c. 56. p. 219. 48) Sarmatis militibusque interminans bellum. *Jordanes* l. c. Mascov 1. Th. S. 495 und von Gagern 2. Th. S. 331, 783 lassen das que hinweg, nehmen militibus als Apposition zu Sarmatis und verstehen Sarmaten in römischen Dienste darunter, wir hingegen die römischen Soldaten, die jenseit der Sau aufgestellt waren.

Digitized by Google

eine Gesandtschaft mit Geschenken an Theodemir, und bewog ihn so, die Belagerung Thessalonichs aufzugeben, ging ein Bündniß mit ihm ein, in welchem er freiwillig den Gothen zu Wohnsitzen die Orte Ceropellá (Cerras), Europa, Mediana, Petina, Bereus und andere, welche das Sium hießen, gab. So nach Jordanes. Malchus, der als Veranlassung der Heerfahrt der Ostgothen, welche sie bis vor die Mauern Thessalonichs führt, Verkürzungen angiebt, die sie von römischen Feldherren erlitten, sagt im Allgemeinen, daß der Kaiser ihnen das Land in Pautalien anweisen ließ, welches ein Theil der illyrischen Provinz war, nicht fern von dem Eingange Thrakiens. Der Kaiser hatte hierbei diese Absicht, daß wenn sich etwa Theoderich, des Tiarius Sohn, regen wollte, er den Gegner Balamer sich ganz nahe wüßte; und auch daß, wenn Balamer die Übereinkunft und den Frieden brechen wollte, da er in der Mitte von zwei Heeren dem illyrischen und dem von Thrakien wohnte, leichter unterdrückt werden könnte. Bei dem Balamer des Malchus (S. 79) ist ohne Zweifel Theoderich [49]) vorauszudenken, da dieser in Constantinopel als Walamir's Sohn galt, und durch Theoderich Walamir's Sohn bezeichnet, und auch Theoderich Walamir genannt ward. Da Theodemir kurz darauf starb, so galt der Vertrag als von Theoderich, der auch vorher eine bedeutende Rolle spielte, geschlossen. Theodemir ward nämlich nicht lange darauf in der Stadt Cerras von tödtlicher Krankheit ergriffen, rief die Ostgothen zu sich, bestimmte seinen Sohn Theoderich zum König und verschied bald. Als Kaiser Zeno hörte, daß Theoderich zum Könige seines Volkes verordnet war, nahm er es mit Wohlgefallen auf, und sandte ihm eine Einladung nach Constantinopel, nahm ihn mit gebührender Ehrenbezeugung auf, und stellte ihn unter die Vornehmsten seines Palastes (proceres sui palatii), er erweiterte auch kurz darauf seine Würde in Beziehung auf die Waffen. Den dunkeln Ausdruck des Jordanes erklärt Marcellinus zum J. 483, wenn er sagt: König Theoderich sei Magister praesentis militiae, Befehlshaber der Leibwache, geworden .Der Kaiser erwies ihm auch noch größere Ehre, nahm ihn an Sohnes Statt an und bewilligte ihm wegen seiner Kriegsdienste in der Hauptstadt einen Triumph [50]). Als nämlich Basiliscus sich zum Kaiser aufgeworfen, sandte Zeno nach der Stadt Nova (Novi), wo Theoderich, Walamir's Sohn (Neffe), der Heerführer der Gothen, sich befand, stellte ihn als Hilfstreiter gegen Basiliscus, kam und belagerte Constantinopel, und hatte es Theoderich zu verdanken, daß er den Basiliscus vom Throne stoßen und ihn wieder einnehmen konnte [51]). Theoderich ward ordentlicher Consul [52]) im J. 494, und vom Kaiser mit einem ansehnlichen Heere gegen die Empörer Illus und Leontius geschickt [53]). Zum Ruhme Theoderich's, eines so großen Mannes, ließ der Kaiser ihm endlich eine Statue zu Pferde fertigen, und vor dem kaiserlichen Palast aufstellen [54]). Aber nicht ungetrübt blieb das gute Verhältniß. Als der Gothe Theoderich, Tiar's Sohn, um den Tod des Basiliscus zu rächen, Zeno ihm den Amaler Theoderich als Feldherrn entgegenstellte, versprach der Kaiser ihm gegen jenen mächtigen und kühnen Gegner Hilfe und schleunigen Zuzug, und konnte oder wollte sein Wort nicht halten. So kam es, daß die beiden Gothen allein in den Gebirgen des Hämus einander gegenüberstanden. Beide verständigten sich dahin, daß sie gemeinschaftlich an den kaiserlichen Hof sandten und Foderungen machten. Des Ostgothen Foderungen waren: Land und Lebensmittel, ohne welche er seine Leute nicht würde von Plünderung abhalten können. Theoderich, begleitet von seinem Bruder Theudimont, beunruhigte mit kurzen Unterbrechungen Illyrien (in damaliger Bedeutung), Thrakien, Makedonien, Thessalien, und in diesen verschiedenen Richtungen fielen bald Duras, bald Stobi und Larissa in seine Hände. Aber diese manchmal statthabenden Streifereien befriedigten die Ostgothen doch nicht. Sie waren darüber ungehalten, daß, während Theoderich in Herrlichkeit lebte, sie wegen des Bündnisses mit den Römern nicht, wie sie gewohnt waren, Raubfahrten thun konnten. Die Jahrgelder (stipendia) vom Kaiser reichten nicht hin, und sie litten deshalb Mangel. Sie sandten also eine Botschaft an Theoderich, und stellten ihm vor, wie sie, während er im Überflusse bei griechischen Gastmählern sitze, am Hungertuche nagen müßten. Sie foderten ihn also auf, schnell zu ihnen zurückzukehren, damit sie, um nicht das ganze Volk zu Grunde gehen zu lassen, neue Länder zu Wohnsitzen aufsuchen könnten [55]). Theoderich selbst auch mußte sich aus der Nähe des hinterlistigen Kaisers hinwegwünschen, wenigstens erzählt Eustathius Ephaniensis [56]), ein griechischer Geschichtschreiber der damaligen Zeit, es habe Theoderich, der dem Kaiser Zeno in dem Kriege wider Illus und Leontius gut gedient, bemerkt, daß der Kaiser ihm zur Vergeltung meuchlerisch nach dem Leben trachtete, und habe sich deswegen von

49) Mascov S. 495 sagt, es sei bereits von Andern bemerkt, daß Malchus Balamirum und Vodemirum (Theodemirum) mit einander verwechsein, und anstatt Pantala *Pantalia* gelesen werden müsse. Von der Stadt Ulpia Pantalia und der nach selbiger benannten Landschaft hat Pagi (ad A. 475. n. 7 et 8) sorgfältig gehandelt. Nach Leunclavius (historia Musulmanica) wird selbiges Land, welches jetzt mit unter dem Königreiche Bulgarien begriffen, jetzt Paulugen genannt. S. auch die Karten von Kruse, die vom 5. Jahrh. 50) *Jordanes* c. 52. p. 279. 51) Der Anonymus bei Valesius, Ennodius, Panegyricus, den er nachmals für Theoderich, als er bereits in Italien herrschte, hielt, S. 295.

52) Sein College war Venantius, und zwar dieser Consul im Occident. 53) Eustathius Epiphaniensis bei Evagrius (Lib. III. c. 27. p. 856) und Nicephorus Callistus (Lib. XVI. c. 23). 54) *Jordanes* c. 52. p. 279. Aus dieser Reiter-Statue zu Constantinopel ist vielleicht die zu Rom in der teutschen Heldensage geworden, s. d. Art. Dietrich von Bern. Doch setzte auch der Senat zu Rom Theodorichen eine vergoldete Bildsäule, weil er Roms Mauern wieder hergestellt. *Isidorus* Chron. Got. p. 215. Die Beschreibung der Statuen in Mosiv-Arbeit in den von ihm zu Pavia und Ravenna erbauten Palästen, welche ihn bewaffnet und zu Rosse noch darstellten, s. *Agnellus*, Lib. Pontif. Par. II. bei *Muratori* Scriptt. T. II. P. I. p. 123. 55) Malchus, Marcellinus, vergl. von Gagern 2. Th. S. 383, 384. 56) Histor. Miscell. p. 99. 100.

ihm zurückgezogen. Zeno sei gewohnt gewesen, diejenigen, die ihm in der Noth am getreuesten gedient, auf solche Art zu belohnen. Auch hiervon abgesehen, mußte Zeno Theoderichen und die Ostgothen aus seiner Nähe hinwegwünschen, denn wie der Comes Marcellinus [57]) erzählt, that der Patricier Theoderich, der niemals an den vom Kaiser empfangenen Wohlthaten und Ehrenbezeugungen genug hatte, mit einer großen Menge von seinen räuberischen Genossen im J. 487 eine Streiferei bis nahe vor Constantinopel, und kam als Feind bis auf das Landgut Melentias, worauf er, nachdem er sehr viele Orte in Brand gesteckt, wieder nach der Stadt Novae in Mösien, von wo er hergekommen, zurückkehrte. Der Kaiser hatte Theoderich nämlich einen Theil von Dacia Ripensis und Niedermösien angewiesen. Unter jenen Umständen kommt nicht viel darauf an, ob, wie die einen erzählen, Theoderich dem Kaiser den Antrag gemacht, Italien erobern zu wollen [58]), oder ob, wie die andern berichten, der Kaiser Zeno selbst, da er wünschte, diese unruhigen Barbaren, von denen er so oft beunruhigt wurde, los zu werden, Theoderichen überredete den Feldzug wider Italien zu unternehmen [59]). Dunkel bleiben die Bedingungen, welche beide Theile darüber schlossen, unter welchem Titel Theoderich Italien besitzen sollte. Nach dem Anonymus bei Valesius sollte Theoderich Italien für den Kaiser erobern, und es für ihn vertheidigen, bis er selbst käme. Nach Procopius soll Theoderich Italien für sich und die Gothen erwerben. Nach Jordanes erbittet sich Theoderich Italien als ein Geschenk vom Kaiser zu besitzen. Nach der Historia Miscella ertheilt der Kaiser Theoderichen Italien durch eine Verordnung (per pragmaticum), und bestätigte es durch Schenkung des heiligen Gewandes (sacri velaminis), d. h. des kaiserlichen Purpurs. In Italien herrschte Odoaker. Dieser hatte die Rugen bekriegt, und ihren König Feva gefangen nach Italien geführt. Feva's Sohn, Friedrich, ward vertrieben, kehrte aber nachmals zu den Rugen zurück. Als dieses Odoaker hörte, sandte er seinen Bruder Arnolf mit großen Heerscharen, und Friedrich floh zu seinem Anverwandten, dem Könige Theoderich, der damals zu Novae in Mösien weilte [60]). Darum, daß Odoaker Friedrichen so übel begegnet, entstand zwischen Odoaker und Theoderichen Streit [61]). Mit Weibern und Kindern und aller Habe und Geräthen, soviel sie fortbringen konnten, mit Korn und Handmühlen, alles auf Wagen gepackt, brachen die Ostgothen gleichsam eine neue Welt, im Herbste des Jahres 488, nach Italien auf [62]). Die Ostgothen zogen an den ionischen Meerbusen, und als sie wegen Mangels an Schiffen nicht übersetzen konnten, umgingen sie ihn, indem sie durch das Küstenland der Taulantier und anderer Anwohner vorrückten, und stießen so auf Odoaker's Truppen. So nach Procopius. Doch erzählt er später selbst, wie Wittig sich durch tapfere Thaten ausgezeichnet, zur Zeit als Theoderich gegen die Gepiden kämpfte. Aus Ennodius und der Historia Miscella wissen wir nämlich, wie der König der Gepiden, Trafstila, Trapstila oder Triopstila, den Ostgothen den Durchgang wehren wollte, aber bei dem Fluß Ulia [63]) in einem blutigen Treffen erlegt ward. Auch brachten die Ostgothen auf ihrer Fahrt Busa, dem Könige der Bulgaren, und seinen Scharen eine große Niederlage bei [64]). Auch fühlten die sich entgegenstellenden Sarmaten die Waffen der Ostgothen [65]). An die siegreichen Ostgothen schlossen sich die ihnen verwandten Rugen, ein gothisches Volk, wie sie Procopius nennt, und andere Völker machten sich zu Gefährten der Fahrt nach Italien [66]). Im Gebiete von Venetiä an dem Pons Sontius, d. h. an dem Isonzo oder Lisonzo, der in den kärnthischen Alpen entspringt, und fünf Meilen von Aquileja in den Meerbusen von Triest fällt, setzten sich die Ostgothen in einem befestigten Lager, um sich von den Mühen der Wanderung zu erholen, da die Gegend reichliche Weiden bot. Odoaker war nicht unvorbereitet und hatte die ganze Macht Italiens gesammelt [67]). Auch waren ihm viele Könige zugezogen [68]), d. h. teutsche Häuptlinge mit ihrer Hird oder ihren Ingesinden. Aber natürlich war, wie auch Ennodius andeutet, keine Einheit in diesem Heere. Die Ostgothen siegten leicht in dem Treffen am Isonzo im J. 489 [69]). Groß war aber die Niederlage, welche die Ostgothen dem Heere Odoaker's in der Schlacht bei Verona, auf dessen Ebene sich Odoaker gesetzt hatte, beibrachten [70]). Viele von Odoaker's Streitern ertranken in der Etsch. Er selbst floh nach Rom, und da man ihn hier nicht einließ, nach Ravenna. Die Ostgothen nahmen Verona ein, und zogen hierauf nach Mailand. Hierher strömten zum Könige Theoderich ein großer Theil von Odoaker's Heer und viele Völker Italiens. Selbst Tufa, Magister militum, wozu ihn Odoaker befördert, unterwarf sich Theoderichen mit seinen Optimaten. Aber Tufa spielte eine solche Rolle, daß sein Name nicht blos in der Geschichte, sondern auch als ungetreuer Sibich noch in der teutschen Heldensage lebt. Nach dem Anonymus bei Valesius ward Tufa von Theoderich gegen Odoaker mit einem Heere gegen Ravenne geschickt. Tufa aber lieferte zu

57) S. Anm. 54 auf v. Sp. 58) Chron. p. 34. 59) *Jordanes* c. 57. p. 219. Hist. Miscell. p. 219. 60) *Procopius Caesarcensis*, de R. Goth. Lib. I. c. 1, bei *Muratori* Scriptt. I. p. 247, *Evagrius* Lib. III. c. 27. p. 356, *Theophanes* Chronogr. 61) *Eugippus*, Vita S. Severini. c. 38, 39, bei *Pez*, Scriptt. Rer. Aust. T. I. p. 91. 62) *Ennodius*, Paneg. Theoder.

63) Ulia sind die Paludes Volcenae oder Volcae, der große, sich etliche Meilen in die Länge erstreckende See zwischen den Städten Stuhl-Weißenburg und Canisch, jetzt Lacus Balatton, der Platten-See. Mascov. 2. Th. S. 8. 64) Histor. Misc. p. 100. 65) Ennodius. 66) *Procopius* Lib. II. c. 14. p. 285. Lib. III. c. 2. p. 303. Friedrich, Feva's Sohn, war natürlich auch bei den Rugen, brach aber in Italien gegen Theoderich seine Treue und fand den Untergang. Ennodius. 67) Hist. Miscell. p. 100. 68) Ennodius. 69) *Marius*, Chron. *Probino et Eusebio* Cons. *Cassiodorus* Chron. Dess. Variar. I, 18. Histor. Miscell. Anonymus *Valesii*. Jordanes erwähnt der Schlacht am Isonzo nicht, und der Chronograph bei Cuspianus sagt blos, daß Odoaker vom befestigten Lager an dem Isonzo nach Verona geflohen. 70) Jordanes und die der vorigen Note.

Faenza, wohin Odoaker kam, an dieſen Theoderich's Leute aus, und Odoaker ließ ſie in Feſſeln und Banden nach Ravenna führen. Nach der Historia Miscella ergab ſich das Heer, das ſich Theoderichen unterworfen, wieder der Partei Odoaker's nach Verlauf von wenigen Tagen auf Anſtiften Tufa's. Auch Ennodius berührt die nähern Umſtände nicht, und ſagt nur, daß Tufa, von alter Schmach als Überläufer befleckt, das Haupt geweſen von den Verräthern, welche das Heer, das ſich ergeben gehabt, auf andere Geſinnung gebracht, und habe ſich der verzweifelten Partei mit einer großen Menge zurückgegeben. Theoderich ward hierdurch ſo beſorgt, daß er das ganze große Heer der Oſtgothen an den Engpaß Pavia's zuſammenzog und die Stadt befeſtigte. Der König der Burgunden Gundibald benutzte dieſe Wechſelfälle des Kriegs, drang mit einem großen Heer in Ligurien ein, und führte eine unermeßliche Menge Menſchen als Gefangene nach Gallien [71]). Odoaker ging im J. 490 aus Cremona nach Mailand. Die Weſtgothen kamen den Oſtgothen zu Hilfe. Eine blutige Schlacht ward an der Adda geſchlagen, und Odoaker zum dritten Male beſiegt, floh nach Ravenna [72]). Theoderich begann nun die Belagerung von Ravenna. Das ſind die in der teutſchen Heldenſage ſo berühmt gewordenen Kämpfe vor „Raben" (ſ. d. Art. Dietrich von Bern). Theoderich ſchlug ſein feſtes Lager um Pineta, wenige Meilen von der Stadt, auf, und ward durch häufige Ausfälle Odoaker's beunruhigt. Vorzüglich berühmt ward der Ausfall, den Odoaker mit ſeinen Herulern des Nachts im J. 491 that. In der Oſtgothen Lager fielen viele von ihnen und den Feinden. Doch behaupteten ſich die Oſtgothen [73]). Drei Jahre [74]) hatte unter den gewöhnlichen Übeln der Belagerungen, den Seuchen ꝛc., die Belagerung von Ravenna gedauert, als die Belagerer aus Überdruß an derſelben und die Belagerten aus Mangel an Lebensmitteln zu dieſer Übereinkunft ſchritten, deren Vermittler der Biſchof von Ravenna war, daß Theoderich und Odoaker in der Stadt Ravenna auf gleichem Fuße leben ſollten [75]). Dieſem Vertrage gemäß zog Theoderich den 5. März im J. 493 in Ravenna ein. Nicht unwahrſcheinlich iſt, daß, wie erzählt wird, Odoaker und die Seinen darauf dachten, Theoderichen aus dem Wege zu räumen. Aber gewiß iſt, daß Theoderich es ſeiner Klugheit angemeſſen hielt, Odoaker'n um das Leben zu bringen [76]). Odoaker ward bei einem Gaſtmahl im Palaſt erſchlagen, ſo auch wurde ſein Sohn Thelanes, ſeine Anverwandten, und die vornehmſten von ſeiner Partei den nämlichen Tag in den Tod geſandt [77]). Theoderich hatte im J. 490, als er gegen Odoaker aus Pavia auszog, in dieſer Stadt ſeine Mutter, Schweſtern und das übrige weibliche Geſchlecht von ſeinem Volke zurückgelaſſen. Als die Gothen nach drei Jahren aus Pavia hinweggingen, bemächtigten ſich die Rugen der Stadt, und plünderten ſie und ihre Gegend zwei ganze Jahre hindurch, bis ſie nach dieſer Zeit wieder aus Pavia heraus mußten. Der Rugenfürſt Friedrich brach die Treue gegen Theoderich und hatte mit den andern Feinden Theoderich's gleichen Untergang [78]). Vielleicht hat dieſes mit den Feindſeligkeiten der Rugen gegen Pavia Zuſammenhang [79]). Theoderich hatte noch bei Lebzeiten Zeno's das Haupt des römiſchen Senats, Feſtus, zu ihm geſchickt, und gewünſcht, das königliche Kleid, d. h. den kaiſerlichen Purpur, anlegen zu dürfen. Als er Zeno's Tod hörte, wartete er die Rückkunft der Geſandtſchaft, und die Erlaubniß des neuen Kaiſers nicht ab, und ließ ſich, als er Ravenna eingenommen, und Odoaker'n erſchlagen hatte, von den Gothen zum Könige beſtätigen, legte die Tracht ſeines Volkes ab, und nahm das königliche Gewand als Beherrſcher der Gothen und Römer [80]). Die Biſchöfe Epiphanius von Pavia und Victor von Turin ſchickte er an die Burgundenkönige Gundobald und Godegiſel, um mit ihnen Frieden zu ſtiften, und erhielt ſechstauſend Mann Gefangene, welche die Burgunden aus Italien hinweggeführt, ohne Löſegeld zurück, da ward auch eine Heirath mit ſeiner natürlichen Tochter Oſtrogotha und Sigismund, dem burgundiſchen Königsſohne, geſchloſſen [81]). Die andere natürliche Tochter, Namens Teudicos, verheirathete er dem Könige der Weſtgothen Alarich, ſeine Schweſter Amalafred an den König der Wandalen Thraſimund [82]), ſeine Nichte, Amalafred's Tochter, an den König der Thüringer Herminfrid [83]). Er ſelbſt heirathete Audelfred, eine Schweſter [84]) des Frankenkönigs Chlodowig. So ſuchte Theoderich die Oſtgothen mit den übrigen teutſchen Völkern zu befreun-

71) Histor. Miscell. p. 100. 72) Der Anonymus bei *Valesius*. *Cassiodorus*, Chron., wo aber für ad Ducam, ad Adduam zu leſen. 73) Doch war Theoderich unterdeſſen auch in anderer Beziehung nicht unthätig und verglich ſich während der Zeit (im J. 491) mit den Wandalen wegen Sicilien ſo, daß ſie von der Plünderung dieſer Inſel abließen. So nämlich bezieht Mascov. 2. Th. S. 10, was Caſſiodor Chron. zum J. 491 erzählt, auf Theoderich. Doch ſagt Caſſiodor nicht, ob die Wandalen bei Theoderich oder dem morgenländiſchen Kaiſer um Frieden gebeten. 74) *Procopius* Lib. I. c. 1. 75) Ennodius. 76) Der Chronographus bei *Cuspianus*, der Anonymus bei *Valesius*, die Histor. Miscell., Procopius, *Cassiodorus* Chron. 77) Histor. Miscell. p. 100. *Ennodius*, Vita S. Epiphanii Ticinensis Episcop. 78) *Ennodius*, Panegyricus. 79) Schwarz, Das altteutſche Öſtereich, S. 86, nimmt als Thatſache an, daß die Rugen dem Theoderich dafür, daß er an dem Odoaker eine ſolche Untreue bewieſen, noch zuletzt Pavia überrumpelten und nicht nur daſelbſt nach der Schärfe verfuhren, ſondern auch die ganze Landſchaft umher verwüſteten, und ſich über ein Jahr darin vertheidigten, ehe die Gothen mit ihnen fertig werden konnten, und bezieht ſich dabei auf *Sigonius* de Imp. Occid. Lib. XVI. p. 264 und *Ennodius*, Vita Epiphanii. Aber die Rugen hatten eben nicht Urſache, Odoaker's Tod zu rächen, wol aber ihres Königs Friedrich Tod. Nur iſt unbekannt, zu welcher Zeit Friedrich Theoderichen verließ, ob da, wie Luden 3. Th. S. 53 aufſtellt, als Theoderich ſich in Pavia eingeſchloſſen hat, oder ob, wie Muratori, Geſch. von Italien, Überſetzung von 1746. 3. Th. S. 298 annimmt, ſich bei der Belagerung von Ravenna empörte, und ſein Untergang erfolgte, als Theoderich in Panonnien Krieg führte. 80) Der Anonymus bei *Valesius*, *Jordanes* c. 57. p. 220. 81) *Ennodius*, Vita Epiphanii. 82) *Jordanes* c. 58. p. 220. *Procopius*, De Bell. Vandal. Lib. I. c. 8. p. 197. Nach der Hist. Miscell. p. 100 wird ſie an Hunerich vermählt. 83) *Cassiodorus*, Var.; vergl. F. Wachter, Thür. Geſch. 1. Th. S. 22, 23. 84) So nach Gregor von Tours. Nach Jordanes und der Histor. Miscell. iſt ſie Chlodowig's Tochter.

Digitized by Google

den. Als die Allemannen im Kampfe mit Chlodowig, dem Frankenkönige, im J. 496 ihren König verloren, ward der eine Theil den Franken dienstbar, der andere erkannte den ostgothischen König als König an [85]). Der Ostgothen Reich erstreckte sich nämlich nicht blos über Italien, sondern auch über die Ostländer an der Sau, aus welchen sie hergekommen waren, und über Rhätien, denn Theoderich pflegte einen Dux über beide Rhätien aufzustellen, und über Schwaben (Svavia) insbesondere einen Vorsteher [86]). Kaiser Anastasius machte um das Jahr 498 auch Frieden mit dem Könige der Ostgothen und sandte ihm alle Zierden des Palastes zu Ravenna zu, welche Odoaker nach Constantinopel geschickt hatte [87]). Theoderich hatte seinen Sitz zu Ravenna, hielt sich aber auch abwechselnd zu Verona auf (vergl. d. Art. Dietrich von Bern). Im J. 500 besuchte er Rom, verfügte sich zuerst in die Kirche des Vaticans, und verrichtete als Arianer gleich einem rechtgläubigen katholischen Christen an dem Grabmale der Apostel seine Andacht, hielt darauf, einen triumphirenden Einzug in die Stadt, begab sich in den Senat, und hielt an dem Orte, der Palma aurea genannt wird, eine Anrede an das Volk, in welcher er die Aufrechthaltung der Verordnungen der römischen Kaiser zusicherte [88]). Des Volkes Liebe versicherte er sich auch durch prächtige Spiele, wobei er mehr der Neigung der Römer, als seiner eigenen folgte, und indem er ihm jährlich 120,000 Scheffel Getreide schenkte [89]). Ja! so willfährig war er gegen die Bitten der Römer gewesen, daß er in Roms Kornkammer, Sicilien, nur wenig Gothen als Besatzung legte, welcher Umstand nachmals die Insel den Feinden leicht zugänglich machte [90]). Ferner machte er im J. 500 dem römischen Volke jährlich 200 Pfund Gold von dem Zoll für den Wein aus, damit der kaiserliche Palast zu Rom und die Mauern dieser Stadt ausgebessert werden möchten. Er selbst nahm den Titel Flavius [91]) an, und richtete im übrigen seine Regierung so ein, daß ihm nichts als der Titel Kaiser fehlte. Daß Theoderich sich so sehr nach den Neigungen der Römer richtete, und den römischen Staatsformen so willig fügte, kam wol vorzüglich von der zu Constantinopel als Geisel genossenen Erziehung her. Unter ihm bestand die ganze von Constantin hinterlassene Verfassung mit den alten Staatsämtern, Würden und Gesetzen, wovon die Cassiodorische Sammlung der Verordnungen Theoderich's reichliche Belege liefert. Es dauerten die Namen und Geschäfte des prätorischen Präfecten von Rom, der Quästoren, des Magister Officiorum, des Domesticus, des Comes sacrarum largitionum, und der andern Staats- und Hofbeamten fort. Die untere Gerechtigkeitspflege und das Staatseinkommen verwalteten sieben Consularen, drei Correctoren, fünf Präsidenten. Die 15 Regionen Italiens wurden nach den Grundsätzen und Formen der römischen Rechtsgelehrsamkeit regiert. Das Volk Italiens behielt nebst seinen Gesetzen seine Tracht, Sitten und Sprache, während die Gothen die ihrige behielten [92]), und lebten durch Italien zerstreut nach ihren volksthümlichen Gesetzen und Bräuchen. Zwei Drittheile ihres Landeigenthums behielten die Eingebornen Italiens, das dritte erhielten die Gothen als Kriegssold. Die Gothen theilten nämlich, wie Procopius berichtet, den Theil der Äcker unter sich, die Odoaker's Leute besessen hatten. Was unter den Kaisern also die römischen Soldaten gewesen, das waren jetzt die Gothen, und Italien in bürgerlicher Beziehung mehr römisch als gothisch. Der Überfluß wurde unter der Regierung Theoderich's so groß, daß man 60 Scheffel Getreide für einen Solidus, und für einen solchen 30 Eimer Wein kaufen konnte. Mit Vergnügen kamen die auswärtigen Kaufleute nach Italien. Gold und Silber war auf dem Lande ebenso sicher vor Räubern, wie in den Städten, und die Thore der Städte wurden des Nachts niemals verschlossen, wie der Verfasser des Lebens

85) *Cassiodorus*, Variar. Lib. II. ep. 41. p. 79, 80. *Ennodius* Panegyricus p. 311: Quid quod a te Allemannise generalitas inter Italiae terminos, sine detrimento Romanae possessionis, inclusa est? Nach Muratori, welcher die Grenzen Italiens *wörtlich* versteht, theilte Theoderich den Allemannen die Felder aus, welche angebaut werden mußten, welches dem gemeinen Wesen zum Vortheile, nicht aber zur Lust gereichte, denn er nahm keineswegs den Römern ihre Felder und gab sie den Überwindern zum Besitze, wie es Odoaker mit seinen Heruliern gethan. Doch theilten nach Procopius (I, 1) die Gothen die Ländereien, die Odoaker den Seinen gegeben hatte. Noch Luden (3. Th. S. 112, 651) werden die südlichen Theile des allemannischen Landes dem Könige der Ostgothen überlassen und die Allemannen bleiben in ihren bisherigen Besitzungen. Aber sowol Ennodius spricht davon, daß Allemannen ihr Land verlassen haben, als auch Theoderich selbst sagt, daß Chlodowig nachsichtig gegen die sein solle, die sich innerhalb Theoderich's Grenzen erschrocken verborgen halten, und daß wenn Chlodowig seinen Bitten Gehör gebe, so werde Chlodowig aus dem Theile nichts mehr zu befürchten haben, der Theoderichen gehöre: nec aliis solliciti ex illa parte, quam ad nos cognoscitis pertinere. Die Sache ist also am wahrscheinlichsten diese: die Allemannen besaßen einen Theil von Rhätien, und erkannten nun, als sie ihren König verloren, Theoderichen als König an, wie Ennodius sagt: Cui (generalitati Allemanniae) evenit habere regem, postquam meruit perdidisse. Aber weiter sagt er auch: Cui feliciter cessit fugisse patriam suam, nam sic adepta est soli nostri opulentiam. Natürlich flohen auch andere Allemannen, die nicht in Rhätien saßen und sich Chlodowigen nicht unterwerfen wollten, zu Theoderich, und dieser gab ihnen italienischen Boden. Doch können des Ennodius Worte auch von Rhätien verstanden werden, denn Cassiodorus sagt z. B. Lib. VII. form. 4. p. 216: Retiae namque munimina sunt Italiae et claustra provinciae. Daß Schwaben (Svavia) vorstände, setzt Theoderich Fridubald, namentlich sollte er Viehräuber, Diebe und Todtschläger bestrafen. S. *Cassiodorus*, Variar. Lib. IV. Ep. 49. p. 142: Universis Provincialibus et Capillatis Defensoribus et Curialibus Svavia consistentibus Tbe. Rex. Mit den Possessoribus Svaviae beschäftigen sich Lib. V. Ep. 14 (p. 156, 157) Severiano V. J. Theod. Rex und Ep. 15 (p. 157, 158) Universis Possessoribus in Svavia constitutis Theod. Rex. 86) *Cassiodor* Lib. VII. form. 4. p. 216: Ducatum tibi credimus Retiarum. 87) Der *Anonymus bei Valesius* wegen der Zeit vergl. *Muratori* p. 512.

88) Der Anonymus bei *Valesius* und Vita S. Fulgentii. *Cassiodorus*, Chronic. p. 453. *Idem*, Variar. IV. ep. 30 nennt den Ort Domus palmata. 89) Von Theoderich's Sorgfalt für die Schauspiele des Amphitheaters und Circus s. *Cassiodorus*, Variar. I. Ep. 20. III, 51. 90) Der Anonymus bei *Valesius*. 91) *Procopius* Lib. III. c. 16. 92) S. die bei den von Theoderich an die Synode zu Rom geschickten Schreiben, bei Baronius zum J. 493 ꝛc.

des heiligen Hilarius berichtet. Solcher gedeihlichen Ruhe genoß Italien unter Theoderich, daß Privatperso-nen die Austrocknung der pontinischen Sümpfe für ein einträgliches Unternehmen hielten, und daß Theoderich mit Getreide aus Italien, welches unter den Kaisern ganz von auswärtiger Getreidezufuhr abhängig gewesen, sein Heer in der Provence versehen konnte [93]). Theoderich that weder selbst den Italienern Unrecht, noch duldete er, daß sie solches von Andern erlitten. Auch fehlte es nicht für den Italiener an äußerm Schimmer, denn nicht nur Rom, Ravenna und Verona, sondern auch Pavia, Spoleto, Neapel und die übrigen italienischen Städte wurden durch Kirchen, Wasserleitungen, Bilder, Säulengänge und Paläste verschönert [94]). Aber die undankbaren Italiener verglichen ihren Zustand nicht mit ihrem kläglichen Zustande unter den Kaisern, sondern das dünkte sie unheilvoll, daß Theoderich ein Barbar oder Fremder und ein Arianer sei. Vorzüglich undankbar bewies sich die katholische Geistlichkeit, welche Theoderich zwar beschützte, der aber Theoderich ein zu weiser Regent war, da er ihren Glauben nicht mit Feuer und Schwert ausbreiten, und auch bei Parteistreitigkeiten unter den Katholiken selbst nicht die eine oder die andere Partei ergreifen, sondern immer Billigkeit und Gerechtigkeit entscheiden lassen wollte. So als im J. 498 die in zwiespaltiger Wahl zu Päpsten gewählten Symmachus und Laurentius nach Ravenna zum Richterspruche Theoderich's kamen, da sprach er aus, daß der Papst sein sollte, der zuerst oder von den meisten gewählt worden. Das fand man an Symmachus, und dieser bestieg den päpstlichen Stuhl. Als nach zwei Jahren ein Theil des Klerus und des Senats den Symmachus beschuldigte und heimlich den Laurentius zurückrief, gab Theoderich einen Visitator Sedis Apostolicae. Dieses fand man gegen die Canones, da es doch der einzige billige Ausweg war, wenn sich Theoderich nicht zum Parteihaupte machen wollte [95]). Da der Visitator sich nicht wagte, einen Ausspruch zu thun, so schlug Theoderich den einzig zweckmäßigen Weg ein, und ordnete, im J. 503, eine Kirchenversammlung an, und sprach sich dabei auf das Weiseste aus [96]). Während Theoderich in Italien so weise waltete, verlor er doch seine Ostländer nicht aus den Augen. Seine Herrschaft erstreckte sich über die Provinz Dalmatien [97]). Auch Noricum stand unter seiner Botmäßigkeit [98]). Sein Gebiet reichte also hier bis an Pannonien oder das heutige Ungern. Aber auch Pannonien selbst, welches einst den Ostgothen gehört hatte, gab er nicht auf. Aber die Behauptung vorzüglich Niederpannoniens kostete Kampf. Im J. 504 wurden durch des Königs Theoderich Tapferkeit die Bulgaren besiegt, und Italien, wie Cassiodor sich ausdrückt, erhielt Sirmium wieder [99]). Was hier Cassiodor von der Besiegung der Bulgaren erzählt, beziehen einige auf das, was Ennodius und Jordanes davon berichten, wie die Ostgothen den Gepiden das Sirmienische oder Niederpannonien wieder entrissen. Doch waren es wahrscheinlich verschiedene Ereignisse [1]). Auch hatten, außer daß ihnen der Besitz Niederpannoniens wünschenswerth sein mußte, die Gepiden an den Ostgothen den Tod ihres Königs Trastila oder Triostila zu rächen. König der Gepiden war nach ihm sein Sohn Thrasarich. Theoderich, der soviel durch Unterhandlungen ausrichtete, spartr auch diesmal keine Gesandtschaften, um die benachbarten Römer vor den Beunruhigungen durch die Gepiden zu sichern. Aber Thrasarich und der Herzog der andern wollten den Unterhandlungen kein Gehör leihen. Da sandte Theoderich zwei Gothen, den ausgezeichneten Comes Pitzia und Arduich. Thrasarich floh über die Donau hinüber, und Sirmium kam wieder in die Gewalt der Ostgothen [2]), so auch Thrasarich's Mutter [3]). Der Ostgothe Pitzia ward kurz darauf auch auf andere Weise dem ostgothischen Reiche förderlich. Mundo, nach Jordanes ein Abkömmling des Geschlechts Attila's, nach Comes Marcellinus ein Gothe, vielleicht beides, da die Hunnen nach germanischen Frauen sehr begierig waren, war von den Gepiden entflohen, hatte sich jenseit der Donau an unangebaute, menschenleere Orte begeben, und hier Räuber und anderes dergleichen Volk um sich gesammelt, kam wieder über den Fluß, eroberte den Thurm Herta, gab sich den Königstitel und beraubte durch Streifereien die Nachbarn. Kaiser Ana-

93) *Cassiodorus*, Variar. IV. Ep. 2. VIII. ep. 21. 94) Derf. Lib III. Ep. 41. p. 131. Im J. 504 leitete Theoderich das Wasser, durch Wiederherstellung der Wasserleitung, wieder nach Ravenna, *Cassiodorus*, Chron. p. 453. diem V. Maji, und der Anonymus bei *Valesius* erzählt, wie Theoderich den Palast zu Ravenna vollendet, der Verf. der Vita S. Hilarii (Acta SS. ad diem V. Maji) wie Theoderich, um die reine Luft der Apenninen zu genießen, am Flusse Bedende einen Palast erbaut. Zu Verona ließ er einen prächtigen Palast bauen, die Wasserleitung wieder herstellen und die Stadt mit Mauern umgeben, zu Pavia Palast, Bäder, Amphitheater und neue Mauern bauen. *Muratori* p. 364. 95) S. Mascov. 2. Th. S. 63—66. C. A. Menzel, Die Geschichten der Teutschen. 2. Bd. S. 349—351. 96) *Anastasius Bibliothecarius*, De Vitis Roman. Pont. bei *Muratori*, Scriptt. T. III. p. 122. In Synodi esse arbitrio, in tanto negotio sequenda praescribere, nec aliquid ad se propter reverentiam de Ecclesiasticis negotiis pertinere: committens potestati Pontificum, quod magis putaverint utile, deliberarent, dummodo venerandi provisione Concilii pax in Civitate Romana Christianis omnibus redderetur. Acta Concilii Palmar. Man vergl. dieses weise Verfahren Theoderich's mit dem unweisen der römischen Kaiser zu Constantinopel, und mit dem der Vandalenkönige in Afrika, welche sich die römischen Kaiser zum Muster nahmen. S. d. Art. Hunerich, König der Vandalen.

97) S. z. B. *Cassiodorus*, Variar. Ep. 25. p. 92. 98) Provincialibus Noricis Theod. Rex. (*Cassiodorus*, Variar. Lib. III. Ep. 50. p. 107) er will, daß die auf der Länge der Fahrt (profectio) ermüdeten Ochsen der Allemannen, welche kostbarer wegen ihrer Größe erscheinen, gegen Ochsen der norischen Provincialen vertauscht werden sollen, welche kleiner, aber geschickt zur Arbeit sind, sodaß die Fahrt (profectio) jener (der Allemannen) durch gesündere Thiere unterstützt werde und die Noriker eine größere Race Ochsen erhalten. Wir lernen also zugleich die Allemannen im Kriegsdienste der Ostgothen kennen. 99) *Cassiodorus* Chron. p. 453.

1) Muratori S. 330, 331 nimmt sie als ein Ereigniß und findet dann natürlich unbegreiflich, wie Cassiodor von Bulgaren reden könne. 2) *Ennodius*, Panegyr. 3) *Jordanes* c. 58. p. 220.

Digitized by Google

ſtaſius ſandte den Conſul des Jahres 505, den Magiſter militum von Illyricum, Namens Sabinian, gegen ihn. Mundo hatte mit den Oſtgothen ein Bündniß geſchloſſen, bat den Pitzia um Hilfe, und erſchien, als Mundo eben an ſeiner Rettung verzweifelnd im Begriffe war, ſich zu ergeben. Pitzia entriß ihn Sabinian's Händen, und vernichtete das illyriſche Heer. An Mundo gewann das oſtgothiſche Heer einen Unterthan [4]), aber dafür die Feindſchaft des Kaiſers Anaſtaſius. Theoderich war hierauf ſehr bemüht, die Lage des wieder eroberten ſirmenſiſchen Pannoniens zu verbeſſern, ſandte als Statthalter den Comes Coleſſeus dahin, und teug ihm auf, die verderblichen Gebräuche, namentlich die innern Fehden und den Zweikampf, abzuſchaffen [5]), und ſo ſtanden die Römer und andere Bewohner in Pannonien den Gothen an geſittetem Betragen nach, daß Theoderich ihnen zurufen mußte: Ahmet doch unſern Gothen nach, die draußen ſchlachten, und im Innern Beſcheidenheit üben [6])! Während Theoderich ſo im Innern wirkte, war er doch auch nach Außen thätig, und ſuchte das Gleichgewicht unter teutſchen Völkern zu erhalten. Seit der Zeit, als er ſeine Nichte Amalaberg, die Tochter ſeiner Schweſter Amalafrid, dem Könige Herminfrid von Thüringen gegeben, ſtanden die Franken aus Furcht vor Theoderich von Gewaltthätigkeiten gegen die Thüringer ab [7]). Vorzüglich berühmt ſind Theoderich's kräftige und ſachgemäße Veeſtellungen, durch welche er die Weſtgothen und Franken aus einandee zu halten ſuchte. Zuerſt wandte er ſich an Alarich, ſeinen Schwiegerſohn, und warnte ihn voe dem Kampfe mit den Franken. Dann bat er den König Gundibald von Burgund, ſein Beſtreben mit ihm zu vereinigen, die Eintracht zwiſchen den Weſtgothen und Franken herzuſtellen, und den König der Herulee, den König der Guarnen (Warnen), und den König der Thüringer, ihre Geſandten in Verbindung mit den ſeinigen und denen des Königs Gundibald an den König der Franken Luduin (Ludwig, Chlodowig), zu ſchicken: er ſollte entweder der Billigkeit Gehör geben, nach dem Völkerrecht etwas fragen, und die Bekämpfung der Oſtgothen aufgeben, oder würde von allen angegriffen werden. Endlich ermahnt er den Chlodowig auch ſelbſt, daß ſeine und Alarich's Tapferkeit nicht ein beklagenswerthes Unheil abgeben ſolle, und daß ſie, ſtatt ſogleich zu den Waffen zu greifen, lieber erſt verwandte Schiedsleichtee ſprechen ſollten [8]). Aller Wahrſcheinlichkeit nach gehören dieſe Briefe einer frühern Zeit, als der vor dem Ausbruche des Krieges im J. 507, wohin ſie Baronius und Muratori ſetzen, da in ihnen von der Jugend Alarich's und Chlodowig's die Rede iſt. Wahrſcheinlich hatten Theoderich's Bemühungen jene Zuſammenkunft Alarich's und Chlodowig's auf der Loire zur Folge, bei welcher ſich beide Freundſchaft verſprachen [9]). Aber Theoderich konnte den Ausbruch des Kriegs zwar verzögern, aber nicht hindern, denn Chlodowig's Eroberungsluſt war zu groß, und zu raſtlos die Anreizungen der katholiſchen Franken gegen die Arianiſchen Weſtgothen durch die katholiſche Geiſtlichkeit Galliens, auch des Theils, der unter den Weſtgothen ſtand [10]). Sie fand an Chlodowig, dem Manne des Schwertes, ein zu tüchtiges Werkzeug zur Befriedigung ihrer Unduldſamkeit, als daß ſie es hätte unbenutzt ruhen laſſen ſollen. Chlodowig (ſ. d. Art.) ergriff die Waffen zu ſchnell, als daß Theoderich den Fall ſeines Schwagers Alarich hätte hindern können, im J. 507. Doch ſandte er, um nicht alle Beſitzungen in die Hände der Franken kommen zu laſſen, im J. 508 ein Heer nach Gallien. Sein Feldherr Ibba brachte den Franken eine gewaltige Niederlage bei [11]), und entſetzte das von ihnen belagerte Arles. In den Kämpfen zwiſchen den Franken und Oſtgothen vor dieſer Stadt zeichnete ſich vorzüglich dee Gothe Tolonich oder Tol aus, der auch früher Lorbeeren im Kampfe gegen die Hunnen, und in dem Strelte widee die Bulgaren errungen hatte [12]). Arles kam von den Weſtgothen hinweg zu dem Reiche der Oſtgothen [13]). Auch mußten die Burgunden ihre Freundſchaft mit Chlodowig büßen, denn die Oſtgothen bekamen einige Burgen an der Dueence, ſo auch Aoignon [14]), und Oeange in ihre Gewalt [15]). Alarich hinterließ zwei Söhne. Der älteſte war Geiſalich aber mit einer Beiſchläferin gezeugt, der jüngſte Amalarich, Sohn des oſtgothiſchen Königs Theoderich. Die Weſtgothen wählten nach der Niederlage bei Vouglé Geſalichen zu Narbonne zum Könige. König Gundebald von Burgund vertrieb Geſalichen aus Naebonne. Er floh nach Baecellona, Theoderich nahm zwar die Weſtgothen gegen die Franken und Burgunden in Schutz, und hatte auch Anfangs Geſalichen begünſtigt, bis dieſer ſich mit Theoderich's Feinden verbunden. Da trieb der oſtgothiſche Feldhere Ibba Geſalichen ſo ſehr in die Enge, daß er nach Afrika, zu dem Könige der Wandalen Thraſamund, ſeine

4) *Ennodius* l. c. *Jordanes* l. c. *Marcellinus Comes* Chron. p. 86. 5) *Cassiodorus*, Var. Lib. III. ep. 23. p. 90, 91. 6) Derſ. Lib. III. ep. 24. p. 91, 92: Universis Barbaris et Romanis per Pannoniam constitutis Theod. Rex. 7) *Procopius*, vergl. F. Wachter, Thür. Geſch. 1. Th. S. 22, 23. 8) *Cassiodorus*, Var. ep. 1, 2. p. 80 — 88. Die Schreiben ſind, da ſie aus Caſſiodor's Feder ſind, zwar nicht ganz ohne deſſen Gepräge, aber doch viel kräftiger und körniger, als andere minder wichtige Schreiben, in welchen der Kanzler ſich gehen laſſen und ſeinen Bombaſt zur Schau tragen konnte, ein Zeichen, daß dieſe kräftigern und einfachern ſachgemäßern Schreiben größtentheils, wenn auch nicht aus der Feder, doch dem Geiſte und Munde Theoderich's ſelbſt herrühren. Wem ſie nicht in der Urſprache zugänglich ſind, findet ſie überſetzt bei v. Gagern 2. Th. S. 469—471 und den dritten bei F. Wachter, Thür. Geſch. 2. Th. S. 381, 382. In Beziehung auf den König der Heruler vergl. man *Cassiodorus* Lib. IV. ep. 2, aus welchem erhellt, daß der König der Heruler Theoderich's Waffenſohn war: Per arma fieri posse filium, grande inter gentes constat esse praeconium. Vergl. *Tacitus* Germ. 13 und *Paulus Diacon.*, De Gest. Langobard. c. 23, 24, bei *Muratori* T. I. p. 420.

9) *Gregorius*, Hist. II, 35, bei *Freher*, Corp. Hist. Fr. p. 47. 10) Derſ. II, 36, 37. p. 47, 48. 11) *Cassiodorus*, Chron. p. 453. *Jordanes* c. 58. p. 220. Nach ihm fielen mehr als 20,000 Franken in der Schlacht. 12) *Cassiodorus* Lib. VIII. ep. 9, 10. p. 251—254. Athalarich machte ihn wegen ſeiner Verdienſte zum Patricius. 13) *Cassiodorus*, Var. ep. 43, 44. p. 181, 182. 14) *Cyprianus*, Vita Caesarii. 15) *Cassiodorus*, Var. III. ep. 38, 41.

Digitized by Google

Zuflucht nehmen mußte. Dieser unterstützte ihn mit Geld, worüber Theoderich natürlich seinem Schwager Vorwürfe machte [16]). Gesa ich aber ward von dem ostgothischen Feldherrn Ibba bei Barcellona im J. 511 geschlagen, auf der Flucht gefangen, und über die Durence gebracht, wo er nachmals starb [17]). Da Theoderich's Enkel, Amalrich, noch zu jung war, die Regierung selbst zu führen, übernahm der ostgothische Könige sie selbst, und regierte von 511 bis zu seinem Tode (526) die Westgothen, weshalb er auch unter den westgothischen Königen aufgeführt wird [18]). Die Städte in der Provence, die vorher zum westgothischen Reiche gehört, behielt er für das ostgothische oder italienische. In Gallien ordnete er wieder einen Praefectus Praetorio, und ernannte hierzu den Petrus Marcellinus Felix Liberius [19]). Auch wie in den übrigen Theilen seiner Herrschaft suchte er sich dem Volke so beliebt als möglich zu machen. Der Statthalter mußte das Volk so gut als möglich halten, die Abgaben in den Häfen wurden erlassen, damit die Zufuhr um so größer und alles um so wohlfeiler wäre. Auch schickte Theoderich zur Unterhaltung des Heeres Korn aus Italien ab, damit die durch die vorhergehenden Unglücksfälle sehr gedrückte Provence nicht beschwert werden möchte, wobei er dem Gemellus befiehlt, er solle es aus den Kornböden von Marseille auf die an dem Flusse Durence gelegenen Burgen schaffen lassen [20]). Die Ost- und Westgothen heiratheten unter einander [21]), und wurden gleichsam wieder ein Volk. Seinen Waffenträger, den Ostgothen Thiodes, setzte er als Vormund (Untervormund) in das Reich seines Enkels Alarich [22]), und als Befehlshaber des Heeres. Theodes oder Theudis heirathete keine Westgothin, sondern eine Spanierin, die große Grundbesitzungen hatte, sammelte gegen 2000 Soldaten, und umgab sich mit einer starken Leibwache, war zwar durch Theoderich's Verleihung Heerführer der Gothen, in der That aber Gewaltherrscher. Der staatskluge Theoderich wollte ihn nicht bekriegen, weil ohne Zweifel die Franken sich mit Theodis verbunden haben würden, und nahm daher dem Theodis seine Heerführerstelle nicht nur nicht, sondern übertrug sie ihm auf immer. Durch die Großmänner der Gothen ließ er ihn zu sich nach Ravenna einladen. Die übrigen Befehle vollführte zwar Theodis, aber diesen nicht, auch gab er dem Könige den jährlichen Zins. Der König legte nämlich den von ihm nach Gallien und Spanien gesetzten Statthalteen einen jährlichen Tribut auf, und verwandte ihn auf das jährliche Geschenk, das er dem Heere der Ost- und Westgothen machte [23]). Theoderich machte auch Frieden mit dem Könige von Burgund [24]). Zwar kennen wir die Umstände nicht, unter welchen dieses stattfand; doch erhellt aus dem Zusammenhange der Ereignisse, daß der Fluß Durence ungefähr die Grenze machte zwischen dem ostgothischen und burgundischen Gebiete [25]). Nach Gundebald's Tode folgte sein Sohn Siegismund. Von seiner ersten Gemahlin, der Tochter des ostgothischen Königs Theoderich, hatte er zwei Kinder, einen Sohn Sigerich, und eine Tochter, die an Theoderich, den Frankenkönig von Austrasien, verheirathet worden; die Kinder aus zweiter Ehe machten ihren Halbbruder Sigerich beim Vater verdächtig, und Sigerich, des ostgothischen Theoderich's Enkel, ward im J. 522 hingerichtet [26]). Sein Großvater schloß mit den Franken ein Bündniß. Diese besiegten im J. 523 Siegismunden in der Schlacht. Der Ostgothe Theodorich schickte zwar sein Heee unter Anführung des Tulus oder Tolonich, gegen die Alpen zu, aber mit dem Befehle, langsam vorzurücken, um zu sehen, was für einen Ausgang der Krieg zwischen den Franken und Burgunden gewinnen würde. Die Franken siegten, und bemächtigten sich beinahe des ganzen burgundischen Reichs. Bei dieser Nachricht setzte Theoderich's Feldherr schnell über die Alpen, und theilte dem Vertrage gemäß mit den Franken [27]), namentlich erhielten die Ostgothen die Städte Cavaillon, Apt, Carpentras, Orenge, Gap und Genf, denn die Bischöfe dieser Städte befanden sich im J. 524 auf dem Concil, das mit Genehmigung Theoderich's zu Arles gehalten ward, während sie vorher der Versammlung der burgundischen Kirche zu Yenne beigewohnt [28]). Während Theoderich's Heer im J. 510 gegen die Franken stand, ließ Kaiser Anastasius seine Empfindlichkeit darüber, daß die Ostgothen dem Mundo im J. 505 beigestanden, in offene Feindschaft ausbrechen, und sandte 100 bewaffnete Schiffe unter Romanus ab, Italiens Küsten zu verwüsten. Die Feinde drangen auch bis Taranto vor, und kehrten dann nach Constantinopel heim [29]). Theodeeich, oft schon besorgt, daß Italien keine Schiffe hatte, ließ eine große Flotte (1000 Dromones [s. d. Art.]) bauen und ausrüsten, sie sollte den 13. Juni (muthmaßlich im J. 519) in dem Hafen zu Ravenna versammelt sein [30]). Auch bei solchen Gelegenheiten, wie diese, wo alles eilig gehen mußte, war doch immer Theoderich bemüht, daß Niemandes Eigenthum verletzt werden sollte, so bei den Fällen des Schiffsholzes. Die Verzäunungen in den Flüssen sollten zwar, damit sie die Schiffe nicht hemmten, umgehauen werden; doch sagt Theoderich ausdrücklich

16) Vita S. Caesarii. 17) *Cassiodorus*, Var. Lib. V. ep. 43, 44. p. 181—183. 18) *Isidorus*, Chron. Got. p. 214, 215. 19) So z. B. das im J. 517 gehaltene Concilium zu Gironna datirt: VI. Id. Junii, VII. Regis Theoderici anno. S. Paglus zum J. 511, nr. 15. Vergl. Theoderich's Schreiben an den Dux Iba (*Cassiodorus* Lib. IV. ep. 17. p. 123), durch welches er die vom König Alarich, dem alten Könige, wie er ihn nennt, der Kirche von Narbonne gegebenen Privilegien bestätigt. 20) *Cassiodorus*, Var. Lib. II. ep. 6 et Lib. XI. ep. 1 und die Briefe bei *Avitus* ep. 32 und *Ennodius*, Lib. IX. ep. 23. 21) *Cassiodorus*, Var. ep. 19. p. 124. ep. 21. p. 125. 22) *Procopius* Lib. I. c. 12. p. 259.

23) *Jordanes* c. 48. p. 220. Histor. Miscell. p. 103. 24) *Procopius* Lib. I. c. 12. p. 259, 260. Über das westgothische Reich unter dem ostgothischen Könige Theoderich vergl. auch *Masdeu*, Historia Critica de España. T. X. p. 91—99. 25) Das erhellt aus *Avitus* ep. 32. 26) Mascov. 2. Th. S. 99. 27) *Gregorius Turonensis* Lib. III. c. 6. Vergl. Passio S. Sigismundi in den Actis SS. Bollandi zum 1. Mai. 28) *Procopius* Lib. I. c. 12. p. 259. *Cassiodorus*, Variar. Lib. VIII. ep. 10. 29) Mascov. 2. Th. S. 381. Vergl. *Muratori* p. 380, 381. 30) *Marcellinus Comes*, Chron. p. 36.

Digitized by Google

dabei, daß er wisse, man müsse mit Netzen, nicht durch Verzäunungen fischen, damit was vielen Nutzen bringen könne, nicht Habsucht für sich allein einschließe [31]). Des Anastasius (st. 518) Nachfolger, hielt Anfangs eine Zeit lang ein gutes Vernehmen mit Theoderich. Eutharich, der im J. 516 Theoderich's Tochtee Amalaswinth erhalten, ward von Justin zum Waffensohn angenommen, und mit ihm im J. 519 Consul. Alles übertrafen an Pracht die Spiele, die Theoderich durch die aus Afrika erhaltenen Thiere im Amphitheater zu Rom zu Ehren seines Eidams, des Consuls, geben ließ [32]). Theoderich selbst hielt, als er Eutharichen das Consulat ertheilte, zu Rom und Ravenna einen Triumph [33]). Theoderich bezeigte sich freundlich gegen die Katholiken im Occident. Auch ließ man sie im Orient ungestört, bis im J. 523 Justinus ein scharfes Mandat gegen die, welche nicht der katholischen Kirche angehörten, ergehen, und bald darauf im J. 524 den Arianern ihee Kirchen entziehen ließ [34]). Gleichzeitig ward dem Könige Theoderich ungewiß, ob fälschlich beigebracht, oder der Wahrheit gemäß hinterbracht, daß einige der Vornehmsten im Senat zu Rom mit dem Kaiser in gefährliche Anschläge gegen seine Regierung und gegen die Gothen überhaupt sich eingelassen, namentlich vom damaligen Refeeendarius Cyprianus der Patriciee Albinus beschuldigt, daß er verrätherische Briefe an den Kaisee Justinus geschrieben. Gern wollen wir glauben, daß Boethius, wie er freilich selbst versichert [35]), unschuldig gewesen, doch ist damit nicht erwiesen, ob Theoderich sich in der Veranlassung zu seinem Verfahren gegen die Römer habe täuschen lassen, oder ob ein Theil derselben nicht wirklich verrätherische Pläne gegen die Gothen gehegt. Nicht nur gegen Boethius, der im J. 524, und seinen Schwiegervater Symmachus, dee im J. 525 hingerichtet ward, war der Verdacht gerichtet, sondern gegen alle Römer überhaupt, denn sie durften nun keine Waffen, ja nicht einmal Messer mehr tragen. Daß diese Maßregel Theoderich's nicht aus tyrannischem Sinne, sondern aus der Nothwendigkeit entsprang, wird die Folge der ostgothischen Geschichte lehren. Der Arianer Theoderich, dee sich gegen die römische Kieche unparteiisch, und selbst freigebig erwiesen [36]), mußte natürlich gleiche Unparteilichkeit von den Katholiken hoffen. Doch hierin fand er sich bitter getäuscht, als er den Papst Johann, im J. 524, nach Constantinopel sandte, daß er vermitteln sollte, daß den Arianeen die ihnen entrissenen Kirchen wieder gegeben würden. Der Papst richtete natürlich des Arianischen Königs Auftrag so wenig zu dessen Zufriedenheit aus, daß der König ihn in Haft halten ließ, in welcher er auch starb [37]). Dieser Umstand vermehrte die Wuth dee Eiferer gegen Theoderich, und daher die Sagen von Theoderich's traurigem Ende [38]), die selbst auch Einfluß auf die Heldensage gehabt haben (s. d. Art. Dietrich von Bern). Theoderich's Asche in dem von ihm zu Ravenna erbauten Mausoleum [39]), hatte vor den Eiferern auch hier keine Ruhe [40]). Theoderich starb den 30. Aug. 526. Ihm folgte im westgothischen Reiche sein Enkel Amalarich fünf Jahe und nach ihm der Ostgothe Theudis [41]). Theoderich's Eidam, Eutharich, war ihm vorausgegangen. Dessen verwaiseter Sohn war erst acht oder kaum zehn Jahre alt, als sein Vater starb [42]). Theoderich, dem Tode nahe, rief die Gothen, die Comites waren, und die Großmänner seines Volkes zusammen, und machte Athalarich zum Könige, und befahl ihnen und speach mit letztwilliger Stimme aus, daß sie den König vereheen, den Senat und das römische Volk lieben, und den Ostkaiser stets ihnen geneigt und mit ihnen im Frieden lebend haben sollten. Dieses Gebot hielten sie, so lange Athalarich und seine Mutter lebten, und herrschten fast acht Jahre in Frieden [43]). Athalarich, oder vielmehe seine Mutter, bat sogleich den Kaiser [44]) um Frieden. Doch ließ Athalarich's Regierung bei ihrem Anfange die Donau gegen den Willen des Kaisers römisch (d. h. zum italienischen Reiche gehörig) sein [45]). Um aber mit den Franken nicht in Krieg zu gerathen, überließ Athalarich ihnen von dem, was die Ostgothen unter Theoderich [46]) und Eutharich in Gallien eingenommen hatten. Amalaswinth, des Königs Mutter und Vormünderin, war weise und billig, und sehr männlichen Geistes. So lange sie den Staat leitete, ward kein Römer an Leib und Gut gestraft, und sie hielt die feindseligen Gesinnungen der Gothen gegen die Römer zurück. Den Kindern des Boethius und des Symmachus gab sie die confiscirten Güter wieder. Den Sohn wollte sie zue Lebensweise und den Gebräuchen der römischen Kaiser bilden, und nöthigte ihn, die Schule zu desuchen. Drei greise und weise auf das Mäßigste gesinnte Gothen ge-

31) Abundantio Praeposito Theod. Rex. (*Cassiodorus* Lib. V. ep. 16, 17. p. 158, 159.) Wilise V. J. Comiti Patrimoni Theod. Rex. (V. ep. 18. p. 161); Gudinaodo Saloni Theod. Rex (V. Ep. 19. p. 161). 32) Avilfo Saloni Theodoricus Rex (*Cassiodorus*, Var. Lib. V. ep. 20. p. 162. Lib. VIII. ep. 1. p. 245, 246). 33) *Cassiodorus*, Chron. p. 453, 454. 34) Der Anonymus bei *Valesius*. p. 609. 35) S. die Edicte bei Baronius und Pagius zu den J. 523, 524. 36) *Boetius*, De Consolatione Philosophiae. Lib. II. Prosa III. p. 10, 12.

37) S. z. B. *Anastasius*, De Vitis Roman. Pontif. p. 125. 38) Um Theoderich's Verfahren recht verhaft darzustellen, erzählen Anastasius (S. 126), der Papst habe von Justin alles erhalten, und die Hist. Miscell. (p. 103) und der Autor Chron. Veter. Pontif., Justin habe, um das bedrohte Leben der Römer zu retten, den Arianern ihr Recht widerfahren lassen. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Grund, da sie selbst erzählten, wie Theoderich über Johann ungehalten gewesen. Als Grund dieses Zorns Theoderich's geben sie lächerlicher Weise an, daß der Kaiser den Papst so ehrenvoll empfangen, als wenn sich jemand darüber erzürnen würde, wenn seine Gesandten eine ehrenvolle Aufnahme finden. 39) S. die Sage bei Procopius (Lib. I. c. 1. p. 248) vom Fischkopfe auf der Tafel, welcher Theoderichen als des Patriciers Symmachus Haupt erscheint, und die in der Hist. Miscell. (Lib. XV. p. 103), wie der Patricier Symmachus und der Papst Johann Theoderich's Seele in den feuerspeienden Berg führen. Eine Sage, die in den Geschichtswerken des Mittelalters eine große Rolle spielt. 40) Der Anonymus bei *Valesius*. 41) *Agnellus* c. III. p. 67. 42) *Isidorus* p. 215, 216. 43) *Procopius* Lib. I. c. 2. p. 248. 44) *Jordanes* c. 59. p. 220. 45) *Jordanes*, De Reb. Geticis c. 59. p. 221. 46) Im Schreiben bei Cassiodorus (Var. Lib. VIII. c. 1. p. 245) steht zwar Justiniano, doch ist wahrscheinlich Justino zu lesen.

Digitized by Google

sollte sie ihm bei. Das gefiel den Gothen übel, daß ihr König nicht kriegerisch, sondern gelehrt erzogen werden sollte. Theoderich hatte nicht geduldet, daß die jungen Gothen in die Schule geschickt wurden, um zu verhüten, daß die, welche vor der Ruthe des Lehrers gezittert, sich auch vor dem Schwerte der Feinde fürchteten. Dieses machten die Gothen geltend, und auch das, daß Theoderich, der Eroberer so vieler Provinzen, nicht gelehrt gewesen. Auf die Klagen der Gothen mußte Amalaswinth ihren Erziehungsplan ändern, und dem jungen Könige gleich alte Gothen zu Gesellschaftern geben. Der junge König ergab sich auf ihren Antrieb leicht dem Wein und den Weibern. Drei der edelsten Gothen, die an der Spitze der gegen sie Gerichteten standen, entfernte Amalaswinth, indem sie sie als Vertheidiger der entferntesten italienischen Küsten aufstellte, und ließ sie dann meuchlerisch umbringen, während sie selbst in Epidamnum ein Schiff bestiegen, um, wenn es mißlänge, mit den Schätzen nach Constantinopel zu entfliehen [47]). Ihr Sohn kränkelte, und sie dachte darauf, da sie die Großmänner der Gothen beleidigt hatte, das Reich der Gothen und Italiener in Justinian's Gewalt zu geben, und ließ sich deshalb mit ihm in Unterhandlungen ein. Zu gleicher Zeit unterhandelte der Kaiser mit Theodehat, daß dieser ihm die Provinz Toskana in die Hände spielen möchte. Theodehat, ein Sohn von Amalaberg, Theoderich's Schwester, ein gelehrter und in der Philosophie unterrichteter, aber geiziger und in der Kriegskunde gänzlich unerfahrener Mann, besaß den größten Theil des Grund und Bodens in Toskana, und war mit Amalaswinth in Zwiespalt, weil sie den wegen seiner in die Landgüter des königlichen Hauses gethanen Eingriffen Beklagten die an sich gerissenen Güter wieder herauszugeben zwang. Während dessen starb Athalarich im J. 534, nachdem er acht Jahre König gewesen. Jenen Theodehat, den sie so streng behandelt, nahm Amalaswinth zum Reichsgenossen an, der Verwandtschaft wegen [48]), d. h. weil er der einzige männliche Sproß aus dem amalischen Hause war [49]), und indem sie glaubte, durch diesen Schritt sich mit ihm zu versöhnen, und dieses als das einzige Mittel ansah, sich vor den Gothen, deren Verwandten sie umbringen lassen, zu retten. Theodehat hatte jedoch vorher schwören müssen, nur den Königsnamen zu tragen, und die Gewalt bei ihr zu lassen, wie sie sie vorher gehabt [50]). Amalaswinth und Theodehat benachrichtigten den Kaiser von dieser Wahl [51]). Die Verwandten jener Gothen, welche Amalaswinth erschlagen lassen, stellten Theodehaten vor, wie weder er noch sie, so lange sie lebte, sicher leben könnten. Nach einer andern Stelle des Procopius ließ die Kaiserin Theodora aus Eifersucht über Amalaswinth's hohe Geburt, Schönheit und Geist Theodehaten zur Ermordung Amalaswinth's anreizen. Allerdings hatte sie Ursache, wenn Amalaswinth einmal nach Constantinopel fliehen müßte, zu fürchten, daß ihr Gemahl sich zu ihr wenden würde. Doch widerspricht sich Procopius, da er, Lib. I. c. 4 des Goth. Kr., sagt, daß der Gesandte Petrus, der Theodora nach der Hist. Arc. jenen geheimen Auftrag an Theodehat gegeben, erst nach Amalaswinth's Tode angekommen. Hat Theodora also wirklich jenen Auftrag gegeben, so sind ihr doch jene mißvergnügten Gothen zuvorgekommen. Der schwache Theodehat ließ, ungeachtet seiner Platonischen Philosophie, sie, die ihn zum Könige erhoben hatte, auf eine Insel in dem Lago di Bolsena bringen, und kurz darauf im Bade erdrosseln [52]). Da Amalaswinth dem Kaiser Justinian sich so ergeben gezeigt, und ihm selbst Hoffnung gemacht, das Reich der Gothen und Italiener ihm zu überliefern, so war natürlich sein Zorn gegen Theodehat groß. Dieser suchte ihn zwar durch eine Gesandtschaft von den beiden Senatoren Liberius und Opilio zu besänftigen. Aber der Kaiser wollte nun das Reich, das er nicht mehr durch Ränke zu erhalten hoffte, durch Waffengewalt erobern, zumal, da er eben sich des Wandalenreichs bemächtigt hatte. Er gab daher vor, er sei verbunden, den Tod Amalaswinth's zu rächen. In das den Ostgothen unterthane Dalmatien ließ er dem Mundus Magister militiae per Illyricum einbrechen, und Salona ward sogleich genommen. Den Belisar sandte er mit einer Flotte angeblich nach Karthago, aber mit dem Befehl, auf dem den Ostgothen unterthanen Sicilien zu landen. Zugleich schrieb er auch an die Franken, und reizte diese als katholische gegen die Arianischen Ostgothen [53]), und überschickte ihnen eine große Summe Geldes und verhieß noch mehr. Sie versprachen da ihren Beistand. Die Frankenkönige droheten wegen des schmählichen Todes ihrer Muhme Amalaswinth, dem Theodehat mit Blutrache, wenn er kein Wergeld zahle, und er gab ihnen 50,000 Goldstücke [54]). So erhielten die Frankenkönige Geld von beiden Theilen. Als Belisar in Sicilien landete, erklärten sich die Eingebornen sogleich für den Kaiser, und die Städte öffneten seinen Feldherren die Thore, da diese Kornkammer zu Gunsten der Römer von Theoderich nur eine schwache gothische Besatzung erhalten hatte. Diese leistete zwar in Palermo Widerstand, aber Belisar zwang sie zur Übergabe, indem er auf seinen in die innerste Bucht des Hafens geführten Schiffen, die Bote durch Seile und Rollen an den großen Mast hinaufwinden, und von diesen hohen Warten aus die Mauern durch Bogenschützen beschießen ließ [55]). Theodehat suchte das Ungewitter des Kriegs durch alles Mögliche zu beschwören. Er und seine Gemahlin Gelinda schrieben an den Kaiser und die Kaiserin, so auch der Senat von Rom, und der Papst Agapet mußte nach Constantinopel reisen [56]). Dem kaiserlichen Gesandten Petrus versprach er für den Kaiser die Abtretung Siciliens, eine große Summe Geldes, und

47) *Jordanes* c. 59. p. 220. 48) *Cassiodorus*, Variar. XI. ep. 1. p. 361. 49) *Procopius* Lib. I. c. 2—4. p. 249, 250. 50) *Jordanes* Lib. 48. p. 221. 51) *Procopius* Lib. I. c. 4. p. 250.

52) Derselbe. 53) *Cassiodorus*, Variar. Lib. X. ep. 1. 2. p. 326—328. 54) *Procopius*, Histor. arcan. c. 6. 55) *Jordanes* p. 221. Hist. Miscell. p. 104. 56) *Procopius* Lib. I. c. 5.

Digitized by Google

daß bei den Spielen zuerst des Kaisers Name genannt werden sollte ꝛc. Ja er machte sich endlich anheischig, wenn Justinian die frühern Bedingungen nicht annähme, das Reich abzutreten, beschwoe dieses, und ließ den Petrus die Geheimhaltung beschwören. Der Kaiser nahm die letzte Bedingung, nämlich die Abtretung des Reiches, an, und sandte eine Botschaft ab. Während der entartete Theodehat so mit Unterhandlungen sich beschäftigte, zeigte das ostgothische Heer, das unter Asinarius, Grippa und andern Führern nach Dalmatien ging, daß es noch den altväterlichen Muth bewahrte, und brachte der Heerschar des Mauricius, des Sohnes des Mundus, in der Schlacht bei Salona eine große Niederlage bei, bei welcher Mauricius und Mundus endlich selbst das Leben verloren. Doch hatten auch die Gothen sich so geschwächt, daß sie Salona nicht nahmen, da sie darin sich nicht zu halten getrauten, sondern zogen sich in die Castelle. Als Theodehat den Fall des Mundus hörte, gewann er wieder soviel Muth, daß er die Unterhandlungen mit dem Kaiser abbrach und die Gesandten in Haft hielt. Der Kaiser sandte den Constantianus, Comes sacri stabuli, nach Illyricum. Unterdessen war Grippa mit andern Gothen nach Dalmatien gekommen, und hatte Salona besetzt. Da aber die Mauern größtentheils verfallen, und die Gesinnungen der Bürger gegen die Gothen noch unsicherer waren, so schlug er, als Constantianus sich näherte, sein Lager auf dem Gefilde zwischen Salona und Scardena auf. Constantianus zog in Salona zu Land und See ein, und Grippa mit dem Heere der Gothen kehrte nach Ravenna zurück [57]). Zum Unglück war Theodehat nicht der einzige entartete Gothe. Das war auch sein Schwiegersohn, Ebrimuth, Theodenanth's Gatte. Ihn hatte sein Schwiegervater mit einem Heere nach Reggio, an der Meerenge von Sicilien, geschickt, daß er den Belisar vom Übersetzen nach Italien abhalten sollte [58]). Belisar erschien (im J. 422) in Italien, und ihm strömten nicht nur die Eingebornen, welche die Gothen haßten, zu, sondern Ebrimuth selbst ging mit seinen Dienstmannern zu Belisar über, und ward in Constantinopel Patricier. Das machte Theodehaten den Gothen verdächtig [59]). Die Einwohner von Calabrien kamen voll Freude zu Belisar als ihrem Erretter, und er fand bis Neapel keinen Widerstand. Hier aber fand er eine starke gothische Besatzung. Belisar versuchte vergebens seine Künste der Verführung. Tapfer hielten sich die Belagerten, ungeachtet sie den Theodehat, der sich nicht zum Kriege gerüstet, vergebens um Hilfe baten. Belisar hatte in verschiedenen Stürmen viele Leute verloren, bis er endlich Soldaten durch die Wasserleitung in die Stadt brachte, und zugleich den Theil der Mauern bestürmte, den nicht Gothen, sondern Juden bewachten. Die 700 in der Festung gefangenen Gothen erhielt Belisar am Leben, und erzeigte ihnen gleiche Ehre als seinen Soldaten. Die Gothen zu Rom und in den umliegenden Orten hatten den Theodehat, weil er sich den Feinden nicht entgegen stellte, in starkem Verdacht, daß er freiwillig das Reich an den Kaiser verrathe, um in Muße von seinen Reichthümern leben zu können. Bei der Nachricht von Neapels Einnahme schoben sie alle Schuld auf den König. Der Führer des gothischen Heeres war Wittig, Theodehat's Waffenträger, hatte unter Theoderich in der Schlacht bei Sirmium gegen die Gepiden sich berühmt gemacht. Auf der Versammlung in der für die Rosse weidereichen Gegend von Regeta, 35 Meilen von Rom, ward Wittig, von nicht niedriger Geburt, aber kein Amale, zum Könige gewählt. Bei dieser Nachricht floh Theodehat von Rom nach Ravenna, ward aber von Optari, den er, als er um ein reiches Erbmädchen sich bewarb, nicht begünstigt hatte, und den ihm nun Wittig nachsandte, eingeholt, vom Pferde geworfen und umgebracht. Wittig ging nach Rom, und nahm Theodehat's Sohn, Theodegisil, gefangen. In Rom ließ er als Besatzung 4000 Gothen unter Leuder's Anführung. Der Papst Sylverius, der Senat und das Volk zu Rom, mußten ihm schwören, und er nahm viele Senatoren als Geiseln mit nach Ravenna. Hier heirathete er Mathaswent, Theoderich's Enkelin, Amalaswinth's Tochter, wider ihren Willen, um sich mit dem amalischen Hause zu verbinden. Die Schätze, die Theoderich auf der Insel im Lago di Bolsana und in Orvieto aufbewahet, verwendete Wittig zur Vertheidigung des Reichs und zog von überall Gothen zusammen, gab ihnen Rosse und Waffen und ordnete sie. Nur die Gothen, die als Besatzung in Gallien lagen [60]), konnte er aus Furcht vor den Franken nicht hinwegziehen. Nachdem Theodehat Belisar's Ankunft in Sicilien erfahren, hatte er mit den Frankenkönigen einen Vertrag unterhandelt, vermöge dessen sie den Theil Galliens, der unter der gothischen Herrschaft sei, und 2000 Pfund Gold erhalten sollten, wenn sie ihm in diesem Kriege beiständen. Theodehat fand vor Abschließung dieses Vertrags den Tod, deshalb waren viele und die tapfersten Gothen unter Marcia als Besatzung in Gallien. Daher beredete Wittig die Gothen, jenen Vertrag mit den Franken abzuschließen. Die Frankenkönige erhielten das Gold, schlossen den Bund, theilten Land und Geld unter sich, und verhießen, da sie wegen ihres Bundes mit dem Kaiser nicht offen handeln könnten, als Hilfsvölker zwar nicht Franken, aber von den Völkern zu schicken, über die sie herrschten. Da rief Wittig den Marcia mit den Truppen zurück [61]). Den Franken überließen die Ostgothen während des Kriegs mit Justinian auch die ihnen zinsbaren Allemannen [62]),

57) *Gregorius Turonensis* Lib. III. c. 31. p. 66. 58) *Procopius* Lib. I. c. 5. Lib. III. c. 16. 59) *Cassiodorus* Lib. X. ep. 19—26. p. 342—348. Lib. XII. ep. 20. p. 414, 415.

60) *Procopius* Lib. I. c. 8. p. 254. 61) *Jordanes* c. 60. p. 221. 62) So nach *Procopius* Lib. I. c. 11; *Jordanes* c. 59 berichtet, daß Atalarich, um den Krieg mit den Franken zu vermeiden, den Franken das in Gallien überlassen, was sein Vater und Großvater in Gallien in Besitz genommen. Dieses ist also nur beschränkt zu verstehen. Procopius erzählt Lib. I. c. 13. p. 260, daß Atalarich, der König der Westgothen, mit den Gothen (Ostgothen) und seinem Geschwisterkinde Atalarich so getheilt, daß die Ostgothen alles jenseit der Rhone

Digitized by Google

aber, wie wir sehen werden, nicht bei diesem Vertrage [63]). Wittig schickte auch eine Gesandtschaft an Justinian, mit dem er vormals, bevor er Kaiser geworden, in Bekanntschaft gestanden, und bat ihn nun, da Amalaswinth's Tod gerächt, und ihre Tochter auf den Thron erhoben, die Waffen mit dem vormaligen guten Vernehmen zu vertauschen [64]). Belisar ließ in den beiden haltbaren Orten Neapel und Cuma Besatzung, und zog gegen Rom. Die der gothischen Herrschaft überdrüssigen Römer beschlossen, vorzüglich vom Papste dazu angetrieben, die Kaiserlichen einzulassen. Die gothische Besatzung konnte unter solchen Umständen die Vertheidigung der Stadt nicht wagen, und bedung sich freien Abzug, welcher den 9. Dec. 530 aus der Porta Flaminia erfolgte, und die Kaiserlichen zogen duech die Porta Asinaria ein. Leuder, der gothische Befehlshaber, der die Sache der Gothen als verloren aufgab, blieb zurück, und mußte mit nach Constantinopel, als Belisar dem Kaiser die Schlüssel der Stadt zusendete. Zur Einnahme Toskana's sandte Belisar Constantinen ab. Die Eroberung Narni's, der Stadt Toskana's trug er Bessa'n auf. Das war ein Gothe, und zwar von den Gothen, welche lange in Thrakien wohnten, und Theoderichen, als er nach Italien zog, nicht gefolgt waren. Er nahm mit dem Willen der Bewohner Narni's die Stadt ein. So auch Constantinus Spoleto, Perusia und andere Städte. In der Schlacht in Perusia's Vorstadt siegten die von Wittig gesandten Gothen unter Unila und Pissa Anfangs, erlitten aber endlich die größte Niederlage. Asinarius und Uligisal sandte Wittig mit einem großen Heere nach Dalmatien, um es wieder unter die Herrschaft der Gothen zu bringen. Sie sollten Eingeborne aus Schwaben zu sich nehmen, und gradewegs auf Dalmatien und Salona losgehen. Mit ihnen schickte er auch mehre Schiffe um Salona zu Wasser und Lande anzugreifen. Er selbst eilte mit dem ganzen Heere gegen Belisar nach Rom, und es betrug nach des Procopius Angabe 150,000 Mann zu Roß und zu Fuße. Während Asinarius in Schwaben ein Heer Teutsche zusammenbrachte, ging Uligisal allein mit den Gothen nach Liburnia. Sie wurden in der Schlacht mit den Römern bei der Stadt Scardon besiegt, und kehrten nach Burnum zurück, wo sie den andern gothischen Heerführer Asinarius erwarteten. Dieser mit einer großen Menge Teutscher aus Schwaben vereinigte sich mit ihnen, und sie zogen nun gegen Salona, welches Constantianus, als er von des Asinarius Rüstungen hörte, hatte befestigen lassen, und belagerte es zu Lande und zu Wasser. Zwar ward ihre Flotte durch einen plötzlichen Angriff von Seiten der Römer geschlagen, und viele Schiffe mit der Mannschaft versenkt. Doch setzten sie eifrig die Belagerung fort. Unterdessen eilte Wittig gegen Rom. Belisar rief den Constantinus und Bessa aus Toskana zurück. Wittig nahm seinen Weg durch die Landschaft Sabina gegen das verrätherische Rom. Belisar's Soldaten flohen erschrocken von der Tiberbrücke hinweg. Wittig, der wol nicht soviel Leute hatte, als der großsprecherische Procopius angibt, konnte die ganze Stadt nicht einschließen, theilte sein Heer in sieben Heerhaufen und verlegte sie in sieben Lagern um den Theil der Stadt, der von der Porta Praetoria bis zur Flaminia geht, schloß auch die dortige Tiberbrücke ein, sodaß die Gothen bis an die Porta Aurelia (jetzt St. Petri) ungehindert herankonnten. Sie schnitten die Wasserleitungen ab, und bekämpften mit erreichteten Thürmen und Sturmböcken die Mauern, die aber Belisar mit Armbrüsten, Schleudern und Sturmhaken wohl verwahrt hatte. Die Ochsen, welche der Gothen Thürme heranzogen, fanden durch die Geschosse ihren Tod. Während der Belagerung hatten die Gothen und Kaiserlichen 69 Gefechte, unter welchen zwei Haupttreffen. Die Kaiserlichen hatten den großen Vortheil, daß Belisar's Reiter und die Hunnen ausgezeichnete Schützen waren. Die Schützen der Gothen waren zu Fuß, und ihre Reiter hatten nur Speer und Schwert. Die Römer litten großen Mangel an Lebensmitteln, seit die Gothen sich Porto's bemeistert halten, Belisar wies daher alle Weiber, Kinder und andere kampfunfähige Leute aus der Stadt, ohne daß es die menschlich gesinnten Gothen verhinderten. Papst Sylverius, jener Verräther an den Gothen, kam jetzt in Verdacht, daß er es mit ihnen halte, und empfing nun würdigen Lohn für jenen Verrath, indem ihn Belisar nach Griechenland schickte, und den Vigilius zum Papste machte. Beschuldigt, Einverständniß mit den Gothen zu haben, mußten auch mehre Senatoren Rom verlassen. Belisar hatte vom Kaiser Hilfe sich erbeten. Diese langte zu Neapel an, und Belisar wußte sie theils über Ostia auf der Tiber, theils zu Lande glücklich nach Rom zu bringen. Da in ganz Italien Mißwachs gewesen, stellte sich bei den Gothen Mangel und diesen begleitende Krankheiten ein. Die Gothen hatten keine Seemacht. Seit die kaiserliche Flotte im Meere von Neapel erschienen, schnitt sie ihnen alle Zufuhr ab. Wittig ließ sich da mit Belisar in Unterhandlungen ein. Jetzt aber redeten die Feinde nicht von Rächung des Todes der Amalaswinth, sondern davon, daß die Gothen Italien unrechtmäßiger Weise an sich gerissen. Wittig wollte Sicilien, die Bruttii und Neapel an den Kaiser abtreten, Belisar verlangte die Räumung von ganz Italien. Endlich kam man darin überein, daß Wittig Gesandte nach Constantinopel schicken sollte, um mit dem Kaiser selbst zu unterhandeln. Zu diesem Zwecke ward ein Waffenstillstand auf drei Monate geschlossen. Während dessen mußten die Gothen aus Mangel an Lebensmitteln Porto, Centum-Cellae (jetzt Civita vecchia) und Alba verlassen. Der Waffenstillstand verlief, ohne daß Antwort aus Constantinopel erfolgte. Belisar ließ nun den Heerführer Johann mit

erhalten sollten, und die Gegenden diesseit unter der Herrschaft der Ostgothen verbleiben sollten. Auch kam man überein, daß der von Theoderich den Westgothen aufgelegte Zins nicht mehr an die Ostgothen gezahlt werden sollte. Auch erstattete Atalarich dem Amalarich den Schatz wieder, den Theoderich von Caecassone hinweggenommen. Nach Amalarich's Fall durch den Frankenkönig Theodebert erhielten die Franken den Theil Galliens, den die Westgothen gehabt.

63) Mascov 2. Th. S. 96 verbindet es mit diesem Vertrage. 64) *Cassiodorus* Variar. Lib. X. ep. 31.

2000 auserlesenen Reitern ins Picenum streifen. Der gothische Heerführer Vitheus, Wittig's Vetter, der ihn hemmen sollte, ward geschlagen. Johann ging nun auf das nur eine Tagereise entfernte Rimini, damit die Gothen, wenn sie die Hauptstadt des Reichs, Ravenna, in Gefahr sähen, die Belagerung Roms von selbst aufgeben mußten. Die Gothen in Rimini erkannten die verrätherische Gesinnung der Eingedornen, und zogen sich nach Ravenna zurück. Johann ward nun in Rimini eingelassen. Die noch immer gegen ihren Gemahl wider Willen erbitterte Königin Mathaswinth ließ sich in gefährliche Unterhandlungen mit Johann ein. Da sah sich der überdies von äußerstem Mangel an Lebensmitteln bedrängte Wittig genöthigt, im März 538, die Belagerung des verrätherischen Roms, die ein Jahr und neun Tage gedauert hatte [65]), aufzugeben. Beim Abzuge der Gothen erlitt ihr Nachtrupp durch einen Ausfall der Feinde, großen Verlust. Wittig suchte nun die Vereinigung Belisar's und Johann's zu verhindern, verstärkte die Besatzung in Orvieto, Chiusi unter dem Dux Gibimer, Todi unter Uligisal, Cesena, Montoferetro und andern Orten, und zog selbst vor Rimini und belagerte es. Neue Verräther erstanden gegen die Gothen. Der Bischof Datius und die ersten Bürger von Mailand waren während des Waffenstillstandes nach Rom gegangen, und baten Belisar'n um geringen Beistand, da dieser hinreichen würde, den Gothen Mailand und Ligurien selbst zu entreißen. Nach Aufhebung der Belagerung Roms durch die Gothen schickte Belisar etwa 1000 Mann unter Mundila dahin. Sie gelangten zur See von Porto nach Genua und von da nach Pavia. An diese Stadt, wohin viele Gothen ihre beste Habe geretlet, wagten sie sich nicht. Die Verräther in Mailand öffneten ihnen dagegen die Thore, und so thaten auch die Verräther von Bergamo, Como, Novara und andern Städten. Da sandte Wittig seinen Schwestersohn Vraja mit einer ziemlichen Anzahl Truppen nach Ligurien. Die Franken wurden auch endlich ihres Bündnisses mit den Gothen, von denen sie viel Land und Geld erhalten, eingedenk. Wahrscheinlich wurden an sie auch neue Abtretungen in Rhätien gemacht, und in diese Zeit dürfte am besten die Abtretung der Allemannen zu setzen sein. Theodebert, König von Austrasien, erhielt nämlich diese, und Theodebert ist es, welcher 10,000 Burgunden gleichsam aus ihrem eignen Antriebe, weil er selbst noch nicht offen gegen den Kaiser auftreten wollte, nach Italien ziehen ließ. Sie halfen das verrätherische Mailand belagern. Um Rimini zu entsetzen, brach Belisar um die Sommersonnenwende von Rom auf, sandte Heerhaufen nach Chiusi und Todi. Die Gothen hier ergaben sich und wurden alle nach Sicilien und Neapel geschickt. Unterdessen sandte Wittig ein anderes Heer unter Vacimus nach Osimo, daß er sich mit den dortigen Gothen vereinigte, und dann das Castell des von den Feinden besetzten Ancona's angreife. Sie brachten den Feinden vor dem Castell eine Niederlage bei, konnten es aber nicht nehmen. Eine feindliche Verstärkung von 5000 Griechen zu Fuß und fast 2000 Herulern langte unter der Anführung des Narses in Italien an, und Belisar vereinigte sich mit ihm zu Fermo. Sie zogen Rimini zu entsetzen. Wittig und seine Gothen hoben da die Belagerung auf, und zogen sich nach Ravenna. Belisar belagerte darauf Urbino. Wassermangel zwang die Besatzung, sich zu ergeben und in kaiserliche Dienste zu treten. Johann eroberte Forum Cornelii (jetzt Imola), und unterwarf dem Kaiser die ganze Landschaft Aemilia bis auf Cesena. Der von Belisar zum Entsatze Mailands abgesandte Martinus wagte nicht, als er die Gothen unter Vraja und Burgunden so stark sah, über den Po zu setzen. Belisar's und Narses' Uneinigkeit hemmte glücklich für die Gothen die Unternehmungen der Feinde. Wegen Mangels an Lebensmitteln konnten die Mailänder zu Anfange des J. 539 sich nicht mehr halten. Die Stadt mußte ihren Verrath an den Gothen fürchterlich büßen, indem sie geplündert und geschleift, und alle Bewohner männlichen Geschlechts niedergehauen wurden. Die Bewohnerinnen erhielten die Burgunden als Belohnung für ihre geleisteten Dienste und sie führten sie zur Dienstbarkeit hinweg. Die meisten übrigen Städte Liguriens mußten sich nun wieder unter die Herrschaft ihrer frühern Beherrscher, der Gothen, begeben. Narses ward vom Kaiser aus Italien abgerufen. Da wollten die Heruler nicht in Italien bleiben, stießen in Ligurien auf Vraja's Truppen, schworen, nie wieder gegen die Gothen zu fechten, erhielten von ihnen Frieden, gelangten in das Gebiet der Veneter und kehrten nach Constantinopel zurück. Wittig in Ravenna suchte sich die Hilfe Vaces, des Königes der an der Donau sitzenden Longobaeden, zu erkaufen. Aber die Gesandtschaft fand die Longobarden schon zu eng mit dem Kaiser verbunden. Die Gesandten, welche Wittig vor Rom nach Constantinopel geschickt hatte, waren bis jetzt daselbst hingehalten worden. Jetzt, als Wittig durch eine Gesandtschaft den König Kosroes von Persien bewogen, zu Ende des J. 539 den Frieden mit Justinian zu brechen, sandte dieser Wittig's Gesandten schnell zurück mit der Vertröstung, daß er Gesandte nach Ravenna schicken wollte, welche einen billigen Frieden schließen sollten. Die von Belisar in Osimo belagerten Gothen baten Wittigen um Hilfe. Dieser versprach mit dem Heere ihnen zuzuziehen, that es aber nachher nicht. Justinus und Cyprianus belagerten die Gothen in Fesoli in Toskana, Martinus und Johannes hatten bei Dortona ihr Lager aufgeschlagen, um Vraja an Fesoli's Entsetzung zu hindern. Dieser stand schlagfertig in ihrer Nähe mit allen Kriegern, die er hatte in Ligurien zusammenbringen können. Da setzte der Frankenkönig Theodebert, der nun selbst etwas in Italien unternehmen wollte, über den Po. Er begann die Gothen feindlich zu behandeln. Bestürzt darüber ließen sie ihr Lager zurück und flohen nach Ravenna. Aber auch der Gothen Feinde, die Römer unter Johann und Cyprian, wurden von den Franken geschla-

65) Die Belagerung Roms findet sich umständlich beschrieben von Procopius der ihr selbst beiwohnte, Lib. I. c. 17—29. II. c. 1—10. p. 263—285.

gen. Hierüber äußerte Belisar seine Empfindlichkeit, und Theodebert, der beinahe die ganze Landschaft Amilia, wie vorher Ligurien, geplündert, und Genua zerstört, ging, nachdem er sich mit Belisar verglichen, aus Italien zurück, da sein Heer an Krankheiten litt [66]). Tapfer wehrten sich die Gothen in Fesoli und noch mehr in Osimo, mußten sich aber, da sie keine Hoffnung auf Entsatz hatten, ergeben, und in den Dienst des Kaisers treten. Belisar zog nun Wittigen selbst in Ravenna zu belagern. Die Lebensmittel, welche der ostgothische König in Ravenna hatte zusammenbringen lassen, fielen, da die Fahrzeuge wegen des schnellen Falles des Wassers des Po's sitzen blieben, in der Feinde Hände. Die Frankenkönige boten durch eine Gesandtschaft dem Könige Wittig ein Heer gegen die Römer an, wenn er sie würde mit ihm gemeinschaftlich in Italien herrschen lassen. Da ließ Belisar Wittigen vorstellen, daß er mehr Sicherheit hätte, wenn er die Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser fortsetzte. Wittig, der den Wankelmuth der Franken erfahren, nahm nun das Anerbieten der Franken nicht an. Der Kaiser, in den afrikanischen Krieg verwickelt und von dem noch größern persischen bedroht, willigte durch seine Gesandten Dominikus und Maximinus in den Frieden mit den Gothen ein, sodaß Italien zur Linken des Po gothisch bleiben, und dem Kaiser die Hälfte des königlichen Schatzes ausgeliefert werden sollte. Wittig und die ihm ergebenen Gothen waren über diesen Ausgang froh. Aber Belisar, der den verzweifelten Zustand Ravenna's, dessen Scheuern er hatte durch einen bestochenen Bürger anzünden lassen, kannte, wollte den Kaiser die Herrschaft über ganz Italien nicht verlieren lassen. Die Gothen aber bestanden darauf, daß Belisar den Frieden zu ihrer Sicherheit mit unterzeichnen solle. Während dessen machte ein Theil der Gothen, welche ihre Güter nicht verlassen und nicht nach Constantinopel wandern wollten, einen andern Anschlag. Sie ließen Belisar'n antragen, daß er sich zum Kaiser aufwerfen sollte, wobei sie ihm beistehen wollten. Belisar stellte sich, als wenn er in den Antrag einginge, und hatte ihn wahrscheinlich auch selbst heimlich eingeleitet. Wittig war durch das Unglück so verächtlich geworden, daß er bei den Gothen nichts mehr galt, und also die Gothen schalten lassen mußte. Die gothischen Großen waren unter sich uneins und jeder suchte seine Güter zu retten. Keiner traute dem andern mehr wegen des von Belisar heimlich veranstalteten Brandes der Scheuern. Eine Meinung schrieb zwar diesen dem Blitze zu. Aber auch dieser Glaube wirkte nachtheilig auf Wittig und die Gothen, da sie glaubten, Gott zürne auf sie. Der tapfere Vraja eilte mit 4000, die er aus Liguriens und der Alpen Castellen erlesen, Ravenna zu Hilfe. Da er aber hörte, daß der Verräther Sisigis, der Befehlshaber des Strichs in den cottischen Alpen, den von Belisar abgesandten Thomas in die Castelle aufgenommen, da zog ee an die cottischen Alpen, und belagerte Thomas und Sisigis. Johann und Martinus eilten dahin, erstürmten einige Castelle und nahmen die Frauen der Gothen gefangen. Darunter waren Kinder und Weiber vieler solcher, die unter Vraja kämpften. Als sie hörten, daß die Ihrigen gefangen, gingen sie zum Feind über. So konnte Vraja weder dort etwas ausrichten, noch auch Ravenna zu Hilfe eilen, sondern mußte sich in Ligurien verhalten. Da der Mangel an Lebensmitteln in Ravenna immer furchtbaree wurde, schickten die Gothen Bevollmächtigte ins Lager, um mit Belisar den verabredeten Vertrag zu vollziehen. Von den zwei von ihm gefoderten Eiden schwur er den einen, daß er keinem Gothen etwas zu Leide thun wollte. Den Eid, daß er sich zum Könige von Italien aufwerfen wollte, behielt er sich vor, in Gegenwart Wittig's und dee vornehmsten Gothen zu schwören. Sie versprachen ihm die Thore Ravenna's zu öffnen. Belisar schickte Bessa'n und andere Heerführer, die wenig Zuneigung zu ihm hatten, unter dem Vorwande, daß er das Heer wegen Proviantmangels vertheilen müsse, von sich, um desto freiere Hand zu haben. Er selbst zog mit den gothischen Gesandten in Ravenna ein. So empfingen die an Anzahl und Stärke weit überlegenen, aber vom Geschicke geblendeten Gothen das Joch der Knechtschaft eines an Zahl geringeren Feindes. Die gothischen Weiber spien wegen dieser Schande ihren Männern ins Gesicht. Den König Wittig hielt Belisar in anständiger Haft, die Gothen, die zur Rechten des Po wohnten, schickte er auf ihre Landgüter. Die Römer in Ravenna gewannen um so mehr Sicherheit, je mehr Gothen hinweggingen. Sie gingen gern. Er ließ keinen plündeen; nur den königlichen Schatz nahm er für den Kaiser in Gewahrsam. Als die Gothen, die an entfernten Orten lagen, hörten, daß Ravenna und der König Wittig in der Gewalt der Römer sei, unterhandelten sie mit Belisar um Übergabe. Ee schwor ihnen Sicherheit. So kamen Trevigo und alle andern Oete in Venetien in Belisar's Gewalt. So auch Cesena der einzige den Gothen in Amilia verbliebene Ort gleichzeitig mit Ravenna. Nur der Großmann Ildibald, der Befehlshabee Verona's, sandte nicht auf die Weise, wie jene Gothen in Trevigo und den andern Orten, Botschafter an Belisar nach Ravenna. Er schickte sie deshalb, weil Belisar seine in Ravenna gefundenen Söhne zurückhielt. Er selbst kam nicht nach Ravenna. Unterdessen ward Belisar wegen des persischen Kriegs aus Italien abgerufen. Die Verwaltung Italiens übergab der Kaiser Bessa und Johann, und andern, und befahl, daß Constantianus aus Dalmatien nach Ravenna ziehen sollte. Als die Gothen zur Linken des Po hörten, wie Belisar sich zur Abfahrt rüstete, versammelten sie sich zu Pavia, und wollten einmüthig den herrlichen Vraja zum Könige wählen. Er aber sagte, er würde als König, da er des unglücklichen Wittig's Schwestersohn, den Feinden verächtlich sein, und schlug den tapfern und thatkräftigen Ildibald als König vor, dieser könne seinen Mutterbruder, den Ostgothen Theudis, der König der Westgothen war, leicht in die Bundesgenossenschaft der Ostgothen ziehen. Sie riefen Ildibalden von Verona herbei, und zogen ihm den

66) Contin. Marcellini z. J. 539. *Gregorius Turon.* Lib. III. c. 32. p. 66. *Procopius* Lib. II. c. 25. p. 295, 296.

Digitized by Google

königlichen Purpur an, und riefen ihn zum König aus. So ward Ildibald König, schlug aber vor, bevor man wieder das ungewisse Glück des Krieges versuche, zuvor eine Gesandtschaft an Belisar nach Ravenna zu schicken, und ihn an Erfüllung seines Vertrags zu mahnen. So thaten die Gothen, und die Gesandten führten dem arglistigen, treulosen Belisar zu Gemüthe, wie er sein gegebenes Wort nicht gehalten. Ildibald werde, wenn Belisar den Vertrag erfülle, den Purpur zu Belisar's Füßen niederlegen, und Belisar'n als König der Gothen und von Italien anbetend anerkennen. Belisar konnte nun handeln, wie er wollte, so war er Verräther, doch wählte er, Verräther an den Gothen zu sein, und antwortete, so lange Justinian lebe, werde er den Königsnamen niemals annehmen. Belisar nahm Wittigen, Malaswinth, Ildibald's Kinder, die gothischen Großmänner und die Schätze mit nach Constantinopel. Wittig und Malaswinth wurden von Justinian gütig aufgenommen. Billig ward dem Belisar, der ein so verrätherisches zweideutiges Spiel gespielt, kein Triumph gestattet. Die von ihm aus Italien hinweggeführten Gothen mußten ihm in seinem Feldzuge gegen Kosroes, den Perserkönig, folgen, den der Gothenkönig Wittig durch seine Gesandtschaft zum Friedensbruche bewogen hatte [67]). Wittig selbst blieb in der Hauptstadt, starb ungefähr nach zwei Jahren, und seine Witwe, der letzte Sproß des amalischen Hauses, ward mit des Kaisers Brudersſohne Germanus verheirathet und gebar ihm einen Sohn, Germanus, der, als Joedanes schrieb, die Fortpflanzung des Stammes versprach. So verlor sich der edle Strom des Blutes der Amalen im Sumpfe des Blutes der Oströmer, und zwar derer aus dem Geschlechte der Anicier [68]). Als Ildibald hörte, daß Belisar sich nach Constantinopel eingeschifft, sammelte er um sich alle Gothen und römische Soldaten, die Veränderung der gegenwärtigen Verhältnisse wollten, und dachte ernstlich darauf, das Reich von Italien wieder zu erobern. Anfangs hatte er nicht mehr als 1000, die ihm folgten, und sie hatten nur eine einzige Stadt, Pavia. Hierauf schlossen sich alle die an ihn, die in Ligurien und in Venetiens Gebiete waren. Justinian hatte, als er Belisar abrief, nach Ravenna den Schatzmeister Alexander geschickt. Dieser stellte Untersuchungen gegen die an, die zur Zeit der Regierung Theoderich's und seiner Nachfolger etwas dem königlichen Schatz entzogen hatten, oder, wie er vorgab, entzogen haben sollten. Durch dieses ungerechte Verfahren, durch welches Viele litten, welche mit den königlichen Geldern gar nichts zu thun gehabt, wurden die Gemüther der Italiener dem Kaiser Justinian entfremdet. Dazu kam, daß er die Dienstzeit der Soldaten ebenso knauserig berechnete, und dabei empfangene Wunden und überstandene Gefahren nicht in Anschlag brachte. Da wollte kein Soldat sich mehr in den Kampf wagen. Die römischen Heerführer thaten daher nichts. Nur Vitalius, der in Venetiens Gebirt stand, und viele Heruler hatte, wagte den Kampf mit Ildibald, um dessen Macht nicht wachsen zu lassen. Heftig war die Schlacht bei Trevigo. Gewaltig die Niederlage, welche des Vitalius Scharen erlitten. Unter den fallenden Herulern war auch ihr Fürst Wisand. Dieser herrliche Sieg machte Ildibald's Namen dem Kaiser und weit und breit bekannt. Aber sowie Wittig glänzend begonnen, und schmählich geendet, so sollte auch seines Nachfolgers Ruhm sehr wandelbar sein. Veaja's Gemahlin war die schönste und reichste aller Weiber. Herrlich geschmückt und von vielen Mägden umgeben, ging sie ins Land, und grüßte die mit geringern Kleidern angethane Königin, Ildibald's Gattin, nicht, wie sie die Königin hätte grüßen sollen, sondern behandelte sie verächtlich und schmählich. Ildibald hatte sehr wenig Vermögen, und zwar die königliche Würde, aber nicht königlichen Reichthum erhalten. Das ertrug seine Gattin nicht, und bat ihn weinend, die Schmach zu rächen, die ihr des Vraja Frau angethan. Der Held bei Trevigo war kein Held in häuslichen Angelegenheiten und so schwach, sich an dem herrlichen Vraja zu rächen. Zuerst beschuldigte er ihn bei den Gothen, daß Vraja mit Übertritt zum Feinde umgehe, und ließ ihn dann erschlagen. Diese Unthat an dem Helden zog dem Könige der Gothen Haß zu. Sie kamen zahlreich zusammen, und warfen dem Ildibald das Verbrechen vor. Niemand aber wollte die Bestrafung übernehmen. Vilas, ein Gepide, war einer der Leibwächter des Königs und hatte eine geliebte Braut. Sie verheirathete der König [69]), während Vilas auf einer Heerfahrt war, mit einem andern. Als der königliche Leibwächter heimgekehrt, schlug er dem Könige das Haupt ab, während dieser mit den gothischen Großmännern speiste. Unter dem Heere der Gothen war ein Ruge, Namens Erarich. Die Rugen, ein gothisches Volk, hatten vormals eine eigene Verfassung gehabt. Mit einigen andern Völkern hatten sie sich, als Theoderich nach Italien zog, an diesen angeschlossen, und waren dann mit den Gothen in eine Genossenschaft zusammengewachsen, sodaß sie die Kriegsangelegenheiten immer gemeinschaftlich führten. Doch hatten die Rugen nur unter sich geheirathet, und so die rugische Abstammung rein erhalten. Da Ildibald's Tod Verwirrung brachte, wählten die Rugen plötzlich Erarichen zum Könige. Das gefiel den Gothen sehr übel, und versetzte die meisten in große Trauer, da nun keine Hoffnung mehr sei, daß Italiens Reich hergestellt werden könnte. Erarich that auch keine merkwürdige That, und er fand seinen Tod, nachdem er fünf Monate auf dem königlichen Hochsitze gesessen. Durch Thatkraft und Klugheit ausgezeichnet war Totilas, ein Schwestersohn Ildibald's. Er lag zu jener Zeit als Befehlshaber der Besatzung in Trevigo. Als er Ildibald's Ermordung hörte, schickte er nach Ravenna zu Constantianus, und verlangte Sicherheitsgelobung, und versprach, daß er und die Gothen, denen er vorstand, nebst der Stadt Trevigo sich der

67) *Procopius* l. c. 68) *Jordanes* c. 60. p. 221.

69) Zu bemerken hierbei ist, daß auch Wittig's Mörder durch gleiche Veranlassung, wie Procopius erzählt, des Königs Feind geworden sein soll. Solche Wiederholungen sind wichtig, weil man den Gehalt dann mehr als Sage, denn als Geschichte zu betrachten hat.

Digitized by Google

Herrschaft der Römer unterwerfen wollte. Constantianus beschwor alles, was Totilas verlangte. Ein Tag ward festgesetzt, an welchem Totilas und die Gothen, die in Trevigo lagen, einen von Constantianus' Bevollmächtigten in Trevigo aufnehmen, und sie sich mit der Stadt übergeben wollten. Bereits waren die Gothen über Erarich's Königthum sehr mißvergnügt, da sie sahen, daß er dem Kriege mit den Römern und der Verwirklichung der von Ildibalden erregten Hoffnung zur Wiederherstellung des Reichs von Italien nicht gewachsen war. Sie sandten daher nach Trevigo und luden Ildibald's Neffen Totilas auf den Königstuhl ein. Er legte den Gesandten seinen mit den Römern geschlossenen Vertrag offen vor, verhieß aber in ihr Anerbieten zu willigen, wenn sie vor jenen zu Trevigo's Übergabe festgesetzten Tagen Erarichen erschlügen. Da trachteten die Gothen nach Erarich's Leben. Erarich versammelte alle Gothen, und trug ihnen vor, daß eine Gesandtschaft an den Kaiser geschickt, und der Friede unter den von ihm vor der Übergabe Ravenna's bewilligten Bedingungen geschlossen werden sollte, nämlich unter der Bedingung, daß Italien zur Linken des Po gothisch bliebe. Die Gothen nahmen dieses an. Erarich trug aber im Geheimen den Gesandten auf, nur zum Scheine hierüber zu verhandeln, in der That aber darüber, daß wenn Erarich viel Geld erhielte und zum Patricier gemacht würde, er ganz Italien übergeben wollte. Während die Gesandten dieses zu Constantinopel vollführten, ward Erarich meuchlerisch von den Gothen umgebracht, und Totilas bestieg verabredeter Maßen den Königsstuhl. Als Justinianus Erarich's Unfall hörte, klagte er die römischen Heerführer der Unthätigkeit an. Alle kamen in Ravenna zusammen, und beschlossen mit vereinter Macht zuerst Verona, dann den Totilas und Pavia anzugreifen. Die vereinte Macht zog grades Weges nach Verona; durch Bestechung erlangten die Römer, daß ihnen des Nachts ein Thor geöffnet ward. Um dieses desto unvermerkter auszuführen, ward die Stadt in Besitz zu nehmen, nur eine kleine Schar unter dem Armenier Artabazes abgeschickt. Die Feinde wurden in Verona eingelassen, und die Gothen flohen zum andern Thore hinaus auf den Berg. Von hier sahen sie am Morgen die geringe Schar der Feinde in der Stadt. Während die römischen Heerführer darüber stritten, wie die zu machende Beute getheilt werden sollte, kamen die Gothen vom Berge herab in die Stadt zurück und schlugen die feindliche Schar hinaus. Das römische Heer ging nun über den Po vor die Stadt Faenza in der Landschaft Ämilia. Als Totilas hörte, wie die feindliche Schar in Verona sieglos geworden, rief er einen Theil jener Gothen aus Verona zu sich, brachte aber doch im Ganzen nicht mehr als 5000 Mann zusammen, während die Feinde 12,000 Mann stark waren. Totilas setzte ungehindert über den Po, und ließ 300 Mann an einem andern Ort übersetzen, und einen Umweg nehmen, und befahl ihnen, daß sie, wenn es zum Treffen käme, den weit stärkern Feind in dem Rücken angreifen sollten. Als die beiden Heere einander gegenüberstanden, rief der tapfere große Gothe Viliar hervor, und foderte einen der Römer zum Zweikampfe heraus. Alle fesselte Furcht. Nur allein Artabazes, der Armenier, erkühnte sich des Kampfes. Beide rannten einander ritterlich an. Der Gothe fand durch des Armeniers Lanze sogleich den Tod. Der verwundete Artabazes starb am dritten Tage darauf. Wichtig war, daß der tapfere und kriegsgewandte Armenier durch die Wunde für die Schlacht unbrauchbar gemacht war. Während derselben erschienen die 300 Gothen plötzlich im Rücken der Feinde. Da floh vor ihnen, wer konnte, und die Gothen richteten unter den schmählich Fliehenden ein schreckliches Blutbad an, machten viele zu Gefangenen und eroberten alle Feldzeichen, was, wie Procopius versichert, den Römern noch niemals begegnet war. Wenigstens kamen die römischen Adler bei der Niederlage des Varus nicht alle in der Teutschen Gewalt, wenn sie sie auch verloren. Nicht lange nach jenem herrlichen Siege (im J. 652) schickte Totilas ein Heer unter den tapfersten Heerführern Bleda, Roderik und Uliari gegen Florenz, wo Justinus, der Magister militiae per Illyricum, stand. Dieser ward bestürzt, daß er belagert ward, und keinen Vorrath hatte. Er sandte daher nach Ravenna und bat die römischen Heerführer um Hilfe. Ein starkes Heer unter Bessa, Cyprian und Johann, Vitalian's Schwestersohne, zog ihm zum Beistande herbei. Als die Kundschafter den Gothen diese Nachricht brachten, zogen sie sich nach Mucella, eine Tagereise von Florenz. Justin vereinte seine Kriegsmacht mit der der genannten Heerführer. Die Gothen nahmen, als diese anrückten, ihre Stellung auf einem Hügel, und wehrten sich tapfer. Johann ward durch ein Geschoß niedergeworfen, und die angreifenden Römer wichen zu denen zurück, die noch nicht im Kampfe waren. Ein falsches Gerücht verbreitete sich, daß Johann gefallen sei, da ergriffen die römischen Heerführer und ihre Soldaten die schmählichste ungeordnetste Flucht. Viele fanden den Tod. Die ihm entgingen, flohen viele Tage, und schlossen sich in verschiedene Festungen ein. Totilas zeigte sich so gütig gegen die Gefangenen, daß die meisten ihm freiwillig nachmals gegen die Römer dienten. Unter des Totilas Botmäßigkeit kamen Cesena, Urbino, Monteseltro und Petra Pertusa [70]). Als er nach deren Einnahme nach Toskana kam, wollte sich keine von den toskanischen Städten ergeben. Er setzte seinen Weg weiter fort, ohne nach Rom zu gehen, gelangte nach Campanien und Samnium und bemächtigte sich der Stadt Benevent, und ließ die Mauern schleifen, daß sich die Römer nicht darin halten könnten. Neapel suchte er vergebens durch große Versprechungen zu gewinnen, da der kaiserliche Heerführer darin mit 1000 Isauriern in Besatzung lag. Er lagerte sich daher vor Neapel, mit dem größern Theile des Heeres, während er den andern Theil gegen das Castellum Cumanum und die übrigen Befestigungen sandte, und sie einnahm. Aus ihnen brachte er sehr viel Geld zusammen. Die Frauen, die dort gefangen genommen, ließ er auf

70) Contin. Marcellin. Comitis; vergl. *Procopius* Lib. III. c. 6.

Digitized by Google

das Anständigste behandeln, und gewann hierdurch den Ruhm der Gütigkeit bei allen Römern. Da nirgends die Feinde sich entgegenstellten, sandte er kleine Heerscharen, und unterwarf sich die Bruttier, Lucaner, Apuler und Calabrer, foderte Abgaben ein, und waltete als Herr von Italien. Die römischen Soldaten erhielten daher den gewohnten Sold nicht, verloren die Lust zu fechten und blieben in den Festungen. Ravenna hielt Constantianus, Rom Johann, Justin Florenz, Spoleto Bessa und jeder andere die Stadt, in die er geflohen war. Um der mislichen Lage aufzuhelfen, machte der Kaiser den Maximinus zum Praefectus Praetorio und sandte ihm mit einer Flotte voll Thrakier und Armenier ab, und darauf den Magister militiae Demetrius mit Fußvolk. Dieser eilte nach Sicilien, während jener sich in Epirus verweilte, und sammelte hier viel Schiffe und Proviant, um damit das Mangel leidende Neapel zu versehen, wollte aber hier nicht landen, bevor er sich nicht mit gehöriger Bedeckung ausgestattet, segelte daher nach dem Hafen von Rom, aber seine Mühe, Soldaten hier zusammenzubringen, war vergebens, da sie von den Gothen geschlagen, sie noch dermaßen fürchteten, daß sie gegen Totilas und die Gothen dem Demetrius nicht folgen wollten. Da mußte sich dieser entschließen, mit den Soldaten, die er mit von Byzanz gebracht, sein Vorhaben auszuführen. Totilas hatte die schnellsten Dromonen bereit, griff die Feinde, als sie nicht weit von Neapel landeten, an, erschlug und fing viele, und bekam alle feindliche Schiffe in seine Gewalt. Maximian kam nach Sicilien, schickte dem Conon gegen Ende des J. 653 die Flotte. Ein Sturm trieb sie an die Stellen des Ufers, wo die Gothen ihr Lager hatten. Diese bemächtigten sich der Schiffe, und erschlugen oder fingen die Truppen. Wegen Mangels an Lebensmitteln mußte Conon capituliren, wenn nicht innerhalb 30 Tage Ersatz erfolge. Totilas gab ihnen drei Monate, allein die Neapolitaner ergaben sich aus Mangel an Nahrung vor der bestimmten Zeit. Sehr gütig sorgte er dann für die verhungerten Neapolitaner. So strenge Mannszucht hielt er, daß er einen Tapfern von seiner Leibwache, der ein calabrisches Mädchen geschändet, ungeachtet der Bitten vornehmer Gothen hinrichten ließ, und sein Vermögen der entehrten Jungfrau gab. Während so Totilas sich den Ruhm der Leutseligkeit und Gerechtigkeit erwarb, ergaben sich die kaiserlichen Heerführer und die Soldaten der Fröhnung der Habsucht, Wollust und Gewaltthätigkeit, und die Italiener wünschten nun wieder die vorhergehende ordentliche Regierung der Gothen zurück. Leider waren die Gothen zu schwach, um die Städte Italiens gehörig besetzen zu können. So war Totilas genöthigt, die Mauern Neapels zu schleifen, wie er es schon mit denen Benevents gethan hatte, damit sich nicht die Oströmer darin festsetzen könnten. Totilas sandte einen Theil seines Heeres ab, Otranto zu belagern. Er rückte nahe an Rom, weil er wußte, daß die Römer mit den Oströmern übel zufrieden waren. Durch Briefe und angeschlagene Zettel ließ er die Römer versichern, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte. Der kaiserliche Heerführer Johann jedoch hielt das Volk in Zaum, und jagte alle Arianischen Priester aus der Stadt. Da Justinian's Angelegenheiten in Italien so schlecht standen, sah er kein anderes Mittel als Belisar'n, wiewol er ihn nothwendig gegen die Perser brauchte, wieder gegen die Gothen zu senden. Vitalius, der Magister militum per Illyricum, ging ihm entgegen, und sie brachten mit Mühe und Noth in Thrakien 4000 Mann zusammen und zogen dann nach Salona. Belisar ließ von hier aus das von den Gothen belagerte Otranto durch Proviantschiffe unter Valentinus versehen. Die Belagerten hatten bereits die Übergabe unterschrieben. Jetzt mußten die Gothen die Belagerung aufgeben. Totilas bemächtigte sich Tivoli's, und die Gothen hieben die Einwohner nieder. Das gothische Heer ging hierauf über die Tiber, und verhinderte die Zufuhr von Toskana nach Rom. Belisar's erste Sorge war, als er im Frühlinge des J. 544 nach Ravenna kam, Totilas von Rom abzuhalten. Er sandte den Vitalius nach Ämilia. Dieser bemächtigte sich Bologna's. Aber hier verließen ihn die Illyrier, weil sie keinen Sold erhalten. Totilas versuchte zwar vergebens, den Sabianus und Torimuth, die sich in Pesaro befestigt hatten, daraus zu vertreiben; doch bekam er Fermo, Ascoli, Assisi und Spoleto in seine Gewalt. Perusia wollte er überraschen, hielt aber, als dieses mislang, nicht für rathsam, sich mit einer langwierigen Belagerung zu befassen. Hierauf ging Totilas vor Rom, um dessen Belagerung zu betreiben. Die Gothen hatten, seit sie Neapel erobert, viele Fahrzeuge erlangt, und schnitten damit die Zufuhr aus Sicilien nach Roms Hafen ab. Gleichzeitig ließ Totilas Piacenza, den einzigen Ort, den die Kaiserlichen in Ämilia noch hatten, belagern und einnehmen. Auch Rom kam durch Mangel an Lebensmitteln in die größte Noth. Pelagius, Diakonus der römischen Kirche, suchte als Abgesandter an Totilas diesen zu einem Waffenstillstande zu bewegen, nach dessen Verlaufe, wenn Rom während dessen nicht entsetzt würde, die Stadt übergeben werden sollte. Totilas wollte nicht die günstigen Umstände entschwinden lassen. Das römische Volk verlangte von den beiden Heerführern, Bessa und Conon, Lebensmittel oder die Erlaubniß, die Stadt verlassen zu dürfen. Bessa hatte ein schändliches Gewerbe getrieben, und die den Soldaten abgebrochenen Portionen an das Volk auf das Theuerste verkauft. Jetzt, nachdem alles Eßbare aufgezehrt war, erhielt das Volk zwar die Erlaubniß zur Auswanderung, aber jeder mußte die Erlaubniß dazu erst bezahlen. Die meisten Einwohner verließen die Stadt, aber viele starben vor Entkräftung auf der Reise. Belisar, der sich indessen nach Durazzo begeben, hatte vom Kaiser frische Truppen erhalten. Er selbst segelte nach Porto. Johann sollte durch Calabrien ziehen, und bei Rom sich mit ihm vereinen. Totilas, der Rom durch Hunger bezwingen wollte, ließ unterhalb der Stadt Balken über den Fluß schlagen, eine Kette vorziehen, und an jeder Seite des Ufers einen Thurm bauen, damit keine Schiffe aus Porto einlaufen könnten, während die Besatzung von Tivoli die Zufuhr aus dem Lande auf der Tiber verhinderte.

Digitized by Google

Johann nahm Brindisi, Calabrien, Abruzzo und Lucanien ein, da die wenigen sich dort befindlichen Gothen sich nicht halten konnten, und die Eingebornen, ungeachtet sie von den Oströmern so ausgesaugt worden, doch die Herrschaft der Gothen nicht wollten, weil diese Arianer waren. Da Johann wegen der gothischen Besatzung in Capua nicht hatte nach Rom gehen können, versuchte Belisar allein die Rettung dieser Stadt. Er ließ den einen Thurm der Gothen an der Tiber, der auf dem Wege nach Porto stand, verbrennen. Der armenische Heerführer Isaak, den er in Porto zurückgelassen, eilte bei dem falschen Gerüchte, daß auch die Kette der Gothen über den Fluß gesprengt sei, aus der Stadt nach Rom zu, griff den gothischen Heerführer Roderik an, und ward gefangen. Bei dieser Nachricht kehrte Belisar aus Furcht und Bestürzung, Porto, wo er seine Schätze und Gemahlin hatte, wäre verloren, und er selbst abgeschnitten, eilig um, ohne nach den eigentlichen Umständen zu fragen. Bessa vertraute auf Roms Mauern, und die ausgestellten Wachen wurden sehr wenig visitirt. Dieses gab vier bei der Porta Asinaria Wache haltenden Isaurern Gelegenheit, den Gothen die Stadt in die Hände zu spielen. Sie hatten sich, um sich mit Totilas zu unterreden, verschiedene Male mit Stricken von den Mauern gelassen. Mit ihnen stiegen jetzt zugleich vier der herzhaftesten Gothen hinauf, brachen das asinarische Thor auf, und öffneten es dem Könige. Da floh Bessa zu einem andern Thore hinaus. Bei Anbruche des Tages ging Totilas in die St. Peterskirche zu beten. Er schützte das weibliche Geschlecht vor der Schmach, die es bei Eroberung der Städte zu erleiden pflegt, und gestattete selbst nicht, daß Frauenzimmer wider Willen verheirathet wurden. Die Plünderung der Stadt aber konnte nicht abgewendet werden. Das von Bessa gesammelte Geld ward auch eine Beute der Gothen. Totilas ermahnte sie zu Recht und Billigkeit, als den sichersten Mitteln, das Glück, das sich jetzt wieder zeige, zu fesseln. Den noch wenigen übrigen Senatoren hielt er vor, daß sie die unter Theoderich und Alarich genossenen Wohlthaten an den Gothen mit Untreue vergolten, und drohte ihnen mit Entziehung aller bisherigen Freiheiten. Den Papst Pelagius, durch dessen Vorbitte er sich besänftigen ließ, und den römischen Advocaten Theodor sandte er an den Kaiser, um mit ihm Frieden so zu schließen, daß alles so bleiben sollte, wie es zu des Anastasius und Theoderich's Zeiten gewesen. Während dessen hatte ein Heer Gothen Lucaniens Einnahme vergebens versucht. Da beschloß Totilas selbst dahin zu gehen. Da er aber Rom nicht durch eine Besatzung behaupten konnte, ließ er alle Thore ausheben und den dritten Theil der Mauern niederreißen. Die Annäherung des siegberühmten Totilas schreckte alle in Lucanien und den benachbarten Landschaften zur Unterwerfung. An Hannibal's vormaliger Lagerstätte am Gebirge Gargano schlug er sein Lager auf. Johann schloß sich erschrocken in Otranto's Mauern. Totilas stellte an Calabriens Grenze in Acerenza Besatzung auf, und begab sich nach Ravenna, dem Sitze des gothischen Reichs. Aber Belisar zog aus Porto mit dem größten Theile des Heeres, und ließ die Mauerlücken Roms binnen 25 Tagen ausbauen, und mit Pallisaden befestigen. Totilas eilte mit dem ganze Heere vor Rom, und fand auch die Thore der Stadt noch nicht eingesetzt. Belisar ließ sie aber verschanzen. Bei einem Angriffe der Stadt von der Tiberseite ward Totilas zurückgeschlagen, und die gothischen Großmänner klagten nun, daß er hätte entweder Rom völlig schleifen, oder durch eine gute Besatzung für sich behaupten sollen. Während Totilas die Burg zu Tivoli wiederherstellen ließ, vollendete Belisar die Befestigung Roms. Bei der Bewerbung des ostgothischen Königs um eine fränkische Königstochter ward er mit der Antwort zurückgewiesen, daß sein Thron in Italien noch wanke, da er Rom nicht habe behaupten können. Totilas wollte seinen Ruf durch Waffenthaten wieder erheben, und zog vor Perusia. Während dessen zerstreute Johann die Gothen in Campanien. Da ließ Totilas einige Truppen vor Perusia, und überraschte Johann durch einen siegreichen Angriff, und dieser schloß sich in Taranto ein. Belisar's Leute gewannen bei Rossona einigen Vortheil über die Gothen. Totilas schlug jene mit 3000 Reitern in die Flucht. Belisar, der jetzt in Cotrone war, floh erschrocken nach Messina, und ließ sich, da er keine Lorbeeren mehr im gothischen Kriege zu erwerben hoffte, nach Constantinopel zurückrufen. Wir haben gesehen, daß er die Gothen bei seinem ersten Feldzuge in Italien nicht durch die Waffen besiegt, sondern durch Ränke ins Unglück gestürzt. So war jener unheilvolle Vorschlag, daß er sich zum Kaiser aufwerfen sollte, sicher nicht der eigene Gedanke jener gothischen Partei gewesen, sondern der Argliſtige hatte ihn aller Wahrscheinlichkeit nach denselben heimlich beibringen lassen. Genug, Totilas ließ sich nicht durch List besiegen, und der Kaiser gab dem Belisar nicht Truppen genug, daß er hätte durch Übermacht die Oberhand gewinnen können. So mußte also Belisar ruhmlos aus Italien abziehen. In Rom hatte er 3000 Mann als Besatzung gelassen. Totilas belagerte die Stadt, und innerhalb der Mauer wurde an einigen Stellen gesäet, damit man sich halten könne. Wegen Nichterhaltung des Soldes ungehaltene Isaurer spielten den Gothen das Thor von St. Paulo in die Hände, und die oströmische Besatzung floh zum andern Thore hinaus auf dem einzigen ihnen offnen Wege nach Centum-Cellas (Civita-Vecchia) dem einzigen in der Nähe den Oströmern gebliebenen festen Orte, kamen aber größtentheils unterwegs durch einen von Totilas veranstalteten Hinterhalt um. Die 400 Reiter, welche die Tiberbrücke und das Grab des Hadrian (die Engelsburg) besetzt hielten, gewann Totilas durch einen Vergleich, und sie traten in seine Kriegsdienste. Auch die 400 in die Kirchen geflohenen kaiserlichen Soldaten erhielten Verschonung. Die verödete Stadt suchte er wieder durch Gothen und Römer zu bevölkern, ließ die abgebrannten Gebäude wieder aufführen, und gab, um den wieder dahin gesetzten Römern und Gothen Rom wieder zu versüßen, Ritterspiele. Wie er selbst von Jugend auf in solchen Spielen geübt war, zeigte er durch sein kunstmäßiges Tummeln des Rosses

und seinem Spiele mit dem Speere vor dem Beginnen der Schlacht bei Taginä [71]). Perusia mußte sich den Gothen ergeben. Totilas unternahm eine Fahrt nach Sicilien, da er eine beträchtliche Flotte hatte, welche meistens aus Schiffen, die er dem Feinde abgenommen, bestand. Unterwegs ließ er das Castell von Taranto wegnehmen, und Reggio einschließen. Er selbst ging ungehindert nach Sicilien hinüber. Die Gothen verwüsteten fast diese ganze Insel. Während dessen mußte sich das Castell von Reggio ergeben. Mit großen Vorräthen an Vieh und Getreide schiffte Totilas aus Sicilien, auf das Vorgeben des Spinus, daß Germanus, dem der Kaiser die Führung des gothischen Kriegs übergeben, schon in Dalmatien sei. Totilas ließ nur in den vier festesten Plätzen Siciliens Besatzung. Während die Gothen und Oströmer gegen einander kämpften, suchte ein Dritter einen Theil des Gegenstandes, um den man sich stritt, als Beute zu erhaschen. Der Frankenkönig Theodebert nämlich machte einige Orte Liguriens, die cottischen Alpen und den größten Theil des venetischen Gebietes zinsbar. Den Gothen blieben nur in ihm wenige Orte übrig, denn die Oströmer hatten die an der See, die Franken die übrigen. Totilas, um sich nicht neue Feinde zu erwecken, schloß mit den Franken einen Vertrag, daß jeder ruhig besitzen sollte, was er hälte. Man glaubte, daß Totilas die Slaven, welche im J. 550 einen Einfall ins römische Reich thaten, dazu angetrieben habe. Justinian hatte vor, die Gothen völlig aus dem Römischen zu vertreiben, und erkaufte eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit den Persern auf fünf Jahre mit 2000 Pfund Goldes. Das neue Heer sollte sein Brudersohn Germanus nach Italien führen. Dieser hatte die Witwe des vormaligen Königs Wittig, die Amalin Mataswinth, geheirathet. Daher warfen die Gothen schon die Frage auf, ob sie gegen Theoderich's Stamm fechten sollten. Das machte den Totilas sehr besorgt. Überdies hatte sich auch der Longobardenkönig Audoin verbindlich gemacht, dem Kaiser mit 1000 geharnischten Reitern Hilfe zu leisten. Totilas dagegen suchte die Römer für sich zu gewinnen. Eine Flotte von 100 Segeln sandte er aus. Die Truppen auf ihr plünderten Corfu und andere benachbarte Inseln, auch mehre Städte an der Küste von Epirus, namentlich Nikopolis. Auch bekamen sie kaiserliche Proviantschiffe in ihre Gewalt. Ein Heer unter den angesehensten Gothen Skipuar, Gibia und Gundulph, oder nach andern Indulf, hatte von Totilas 47 Lastschiffe erhalten, und belagerten Ankona zu Wasser und Lande. Valerian, der zu Ravenna war, vereinigte sich mit Johann, dem Eidame des Germanus, der zu Salona lag, zu Skardona. Sie hatten gegen 50 Schiffe, mit denen sie nach Ankona von Senogallia aus segelten. Giblas und Gundulph fuhren mit 47 Schiffen entgegen, und erkühnten sich des ersten Angriffs, ungeachtet die Oströmer den Kampf zur See besser als die Gothen verstanden. Sie verloren daher den Sieg. Ihre Schiffe wurden zu Grunde gerichtet. Kaum konnte Gundulph eilf retten, die er aber, sobald er gelandet, verbrannte. Durch die Flucht kam auch Schrecken in das Lager der Gothen vor Ankona, und sie eilten nach Osimo. Fast gleichzeitig ging auch Sicilien an Artabanes verloren. Dagegen bemächtigte sich die Flotte des Totilas Corsika's und Sardiniens. Der Magister militiae in Africa, Namens Johann, sandte Truppen nach Sardinien. Aber ein Ausfall der Gothen aus Cagliari trieb sie auf die Schiffe zurück. Ein anderes Geschwader oströmischer Schiffe entsetzte Cotrone, und verschaffte dadurch den oströmischen Waffen in dieser Landschaft wieder Ansehen. Über das Hauptheer, welches von der andern Seite heranzog, hatte Justinian, nach des Germanus Tode, den Narses gesetzt. Dieses Heer, welches dem Kaiser im gothischen Kriege den Ausschlag geben sollte, war vorzüglich furchtbar durch die germanischen Hilfsvölker, namentlich hatte solche der König der Warner gesendet, der kühne gepidische Jüngling Asbad führte 400 Mann auserlesene Streiter, und der Herzog der Heruler Philemuth 3000 Heruler zu Rosse, während der zwar in römischer Lebensweise sich gefallende, aber noch germanische Tapferkeit bewahrende Heruler Aruth ein schon wegen seiner Tapferkeit berühmtes Heer seiner Landsleute befehligte. Auch hatte vieles Geld auf den Longobardenkönig Audoin seine Wirkung zu einem Bündnisse nicht verfehlt, vermöge dessen er 2000 erlesene Kämpen zu Hilfe schickte, und ihnen als Dienstmannen 3000 Streiter beigab. So lernten die Longobarden das schöne Italien kennen, das sie jetzt der oströmischen Herrschaft unterwerfen, aber ihr auch bald wieder entreißen sollten. Außer den Germanen machten des Narses Heer auch Hunnen und Perser furchtbar. So großer Übermacht der Feinde waren die Gothen nicht gewachsen, doch sollten sie untergehend sich den herrlichsten Heldenruhm gewinnen. Weil Narses soviel Longobarden, der Franken Feinde, bei sich habe, wollten die in Veneliens festen Orten liegenden Franken dem oströmischen Heere den Durchzug durch Venetien und den Paß über die Etsch nicht gestatten. Mit einer Kernschar hatte Totilas den kühnen Tejas nach Verona gesandt, daß er den Oströmern den Durchzug wehren sollte. Da nahm Narses seinen Weg an der Küste hin, wo die Oströmer noch Orte besetzt hielten, und gelangte so nach Ravenna. Der vortreffliche Befehlshaber von Rimini, Namens Usdrila, auf welchen, sowie auf die Besatzung, Totilas baute, ward bei einem Ausfalle durch des Narses Schützen verwundet und von den Herulern erschlagen; darüber ließen die Krieger den Muth sinken, und Narses konnte ungehindert über den Fluß gehen. Er schlug den durch Umbrien nach Rom führenden Weg ein. Totilas wartete zu Rom die Ankunft des Tejas und seiner Truppen ab. Als sie dann bis auf 2000 Reiter angekommen, wartete er diese nicht ab und brach auf, um dem feindlichen Heer an einer passenden Stelle zu begegnen. So kam es unweit Rom zwischen Taginä und den Gräbern der Gallier zu einer Schlacht (im J. 552 um den Juni) und zwar zu der Entscheidungsschlacht des ganzen

71) S. die Beschreibung dieses Spiels bei *Procopius* Lib. IV. c. 31. p. 565.

gothischen Krieges. Vor dem Beginnen derselben foderte der Gothe Coas einen zum Zweikampfe heraus, der Armenier Anzalas, des Narses Leibwächter, wagte ihn, und der Gothe sank von dessen Speere durchbohrt zu Boden. Totilas zeigte nun die Geschicklichkeit seiner Reitkunst und des Spieles mit dem Speere zwischen den beiden Schlachtreihen. Da unterdessen die 2000 Gothen ankamen, verließ er die Stellung zur Schlacht und ließ das ganze Heer vor dem Kampfe sich noch durch ein Mahl erquicken. Totilas war an Mannschaft weit schwächer, und beging, wie der kriegskundige Procopius berichtet, den Fehler, der das Meiste zum Verluste der Schlacht beitrug, daß er die gothische Reiterei nur mit ihren Lanzen den Angriff machen ließ. Narses kam durch seine Schützen der gothischen Reiterei auf beiden Seiten bei, diese mußte sich nach einem blutigen Kampfe zurückziehen und brachte dadurch auch das Fußvolk in Verwirrung. Die Oströmer richteten nun ein furchtbares Gemetzel an, durch welches, nach des Procopius Angabe, 6000 Gothen umkamen. Nicht minder mußten sich mehre zu Gefangenen ergeben. Auch fielen viel von den vormals oströmischen Soldaten, die bei den Gothen unter Totilas in Kriegsdienste getreten waren. Aber der größte Verlust war, daß Totilas Todeswunden erhielt, an welchen er zu Capra starb. Über den Ausgang des Treffens und die Verhältnisse, unter welchen Totilas verwundet ward, gibt Procopius zwei abweichende Erzählungen an, ohne sich für die eine oder die andere zu entscheiden, nur daß er die wahrscheinlichere zuletzt gleichsam nur in einem Anhange gibt. Die wahrscheinlichere ist nämlich, daß Totilas im Treffen tödtlich verwundet ward und hierüber die Gothen so in Bestürzung geriethen, daß sie flohen, die unwahrscheinlichere dagegen, daß Totilas erst auf der Flucht von dem Gepiden Asbad mit der Lanze durchbohrt worden, ohne daß er wußte, daß es der ostgothische König war. Die Oströmer geben durch diesen Bericht selbst hinlänglich an, daß sie den letzten Ausschlag der Schlacht der germanischen Tapferkeit zugestanden. Narses wagte nach Gewinnung dieser Entscheidungsschlacht die Longobarden reichlich beschenkt zurückzuschicken, da ihre ungezügelte Freiheit ihm lästig ward. Die Gothen, welche aus der Schlacht entkommen, setzten über den Po und besetzten Pavia und die umliegenden Orte, und wählten sich Tejas zum Könige. Dieser beschloß mit dem Gelde, welches Totilas in Pavia zurückgelegt, ein Hilfsbündniß der Franken zu erkaufen und sammelte zugleich alle Gothen um sich. Um sie einzuschränken, sandte Narses ein Heer unter Valerian an den Po. Er selbst zog gegen Rom. Die gothische Besatzung war zu schwach, die ganze Stadt vertheidigen zu können, und brachte ihre Habe in Hadrian's Grab (die Engelsburg) und bewachte dieses Castell. Mit Fleiß vernachlässigte sie die Bewachung der Mauern der Stadt, doch ihr Muth war zu groß, als daß sie diese ohne Kampf hätten den Feinden lassen sollen. Narses brachte sie durch ein Pfeilungewitter zum Weichen, und ein Theil warf sich in die Engelsburg, der andere ging nach Porto. Die fliehenden Gothen gaben die Hoffnung zur Behauptung Italiens auf und stießen jeden Römer nieder, den sie trafen. Auf des Totilas Befehl lebten viele römische Senatoren in Campanien, als sie hörten, daß Rom von des Kaisers Truppen genommen, wanderten sie aus Campanien dahin. Das wollten die Gothen, die in den festen Orten lagen, nicht dulden, suchten alle Patricier in der ganzen Landschaft auf und brachten sie um. Totilas hatte, als er im Begriffe war, gegen Rom zu ziehen, aus allen Städten Jünglinge vornehmer Römer zusammengebracht, und aus ihnen 300 gewählt, indem er den Ältern sagte, daß sie seine Domestici oder Dienstknaben sein sollten, in der That aber, um sie als Geisel zu haben, damit er den verrätherischen Sinn der Römer gegen die Gothen im Zaume halten könnte. Totilas hatte sie über den Po geschickt. Jetzt nach der Einnahme Roms durch Narses und weil die Patricier dahin wanderten, ließ Totilas jene 300 sämmtlich erschlagen. Der Gothe Ragnar, der Befehlshaber von Tarent, hatte versprochen, zu den Oströmern überzugehen und sechs Gothen zu Geiseln gegeben. Jetzt da er hörte, daß Tejas zum Könige gewählt worden, und die Franken herbeirufe, ließ er römische Soldaten zwar in das Castell, aber hielt sie gefangen, um dafür von Pacuvius die zu Geisel gegebenen Gothen zurückzuerhalten, da zog Pacuvius gegen ihn. Ragnar tödtete jene 500 Gefangenen und führte die Gothen aus Tarent zum Kampfe. Sie wurden besiegt, und Ragnar floh nach dem Verluste der meisten der Seinen, da er von Tarent abgeschnitten war, nach Acherontis. Die Oströmer gewannen nach einer eine Zeit lang währenden Belagerung Porto durch einen Vergleich, so auch in Toskana das Castell Nepa und die Befestigung von Petra Pertusa. Tejas erkannte seine Gothen als zu gering an Zahl, um mit der Übermacht des oströmischen Heeres sich messen zu können, und suchte sich ein Bündniß von dem Frankenkönige Theodebald zu erkaufen. Aber die Franken wollten ihr Blut weder für die Sache der Gothen, noch die der Oströmer vergießen, sondern ohne von einem Bündnisse beschränkt zu sein, den Krieg führen, um Italien für sich zu unterwerfen. Totilas hatte zwar einen Theil seines Schatzes zu Pavia aufbewahrt, aber den größten Theil in dem festen Schlosse zu Cumä in Campanien, und zur Besatzung seinen Bruder nebst Herodian dahin gelegt. Narses ließ dieses Castell belagern. Tejas verzweifelte Beistand von den Franken zu erhalten, und fürchtete für die Besatzung von Cumä und den Schatz, und traf bei den Gothen solche Anstalten, aus welchen erhellte, daß er sich mit den Feinden schlagen wollte. Um den Entsatz von Cumä zu hindern, stellte Narses ein Standlager unter dem Befehl Johann's und Philemuth's in Toskana auf. Da ging Tejas durch die größten Umwege über die Küste des ionischen Meeres nach Campanien. Narses zog nun den Johann, Philemuth und Valerian, der kürzlich Petra Pertusa erobert, an sich, und rückte mit aller seiner Macht nach Campanien, um mit Tejas sich zu schlagen. Am Fuße des Vesuvs standen beide Heere einander gegenüber, nur der kleine aus dem Vesuv entspringende und endlich in den Sarnus fallende Fluß trennte sie,

Digitized by Google

der Befehlshaber der gothischen Flotte erklärte sich plötzlich für den Kaiser; da litten die Gothen Mangel an Lebensmitteln, sie zogen sich auf den nächsten Berg, welchen die Römer Mons lactis nannten, hier aber hatten sie keine Nahrung und die Pferde kein Futter; sie zogen daher vor, lieber in der Schlacht als vor Hunger zu sterben und machten also einen unerwarteten Angriff auf die Feinde, stiegen dann von den Rossen und kämpften zu Fuß. Die Oströmer ahmten ihnen nach. Tejas mit einigen der Tapfersten stand zuvorderst, mit dem Schilde sich deckend, mit dem Spieße fechtend; die Oströmer, welche seinen Fall für entscheidend hielten, stießen theils, warfen theils alle ihre Spieße auf den einen, er fing sie alle mit dem Schild auf, stürzte dann vor und erlegte so viele Feinde, war der Schild mit Spießen bedeckt, so ließ er sich von dem Schildträger einen andern geben. So kämpfte er von Morgen an den dritten Theil des Tages hindurch, da geschah, daß er seinen Schild, in welchem zwölf Spieße staken, nicht bewegen und die Angreifer damit nicht nach Belieben zurückstoßen konnte. Während er nun einen der Schildträger rief, stand er unbeweglich, hielt mit der Linken den Angriff, erlegte mit der Rechten die Feinde, während er darauf den mit den feindlichen Geschossen belasteten Schild gegen einen andern vertauschte, war er einen Augenblick entblößt, da durchbohrte von ungefähr ein Geschoß ihn so, daß er plötzlich das Leben verhauchte. So starb der letzte ostgothische König; sein Haupt ließen die Feinde durch das Heer tragen, um sich mehr Kühnheit einzuflößen, aber auch jetzt noch gaben die Gothen den Kampf nicht auf, sondern setzten ihn bis zur Nacht fort. Diese brachte die Kampfmüden aus einander, und beide Theile brachten sie bewaffnet zu. Mit Anbruch des Tages erneuerten sie den Kampf und kämpften wieder mit immer größerer Erbitterung bis zur Nacht; kein Theil wollte weichen, zumal die Gothen nicht, da sie ihre letzte Schlacht kämpften, viele fielen von beiden Seiten, endlich sandten die kämpfenden Gothen einige Großmänner an Narses, daß sie vom Kampf abstehen wollten, aber nicht um dem Kaiser dienstbar zu werden, sondern mit andern Germanen nach ihren Gesetzen zu leben, und verlangten freien Abzug und Reisegeld. Die Feinde wollten so tapfere Männer nicht zur Verzweiflung und sich selbst dadurch ins Verderben bringen und Narses schloß den Vergleich, daß alle Germanen, die noch übrig waren, sogleich mit ihrer Habe aus Italien gehen sollten. Während dieser Verhandlungen brachen tausend Gothen unter Anführung des oben erwähnten Gundulph oder Indulph aus dem Lager auf nach Ticinum und die Gegend jenseit des Po; die übrigen beschworen den Vertrag (im J. 553) und die Römer erhielten Cumä und die andern von den Gothen besetzten Plätze. So verging das 18. Jahr des gothischen Krieges [72]), wie Procopius im Allgemeinen schließt, doch kam Cumä nicht vermöge jenes Vertrags in der Oströmer Hände, denn der dortige Befehlshaber Aligern hatte ihn nicht mit geschlossen. Als dieser seines Bruders, des Königs Tejas, Tod und den Untergang der gothischen Macht hörte, verzweifelte er doch nicht, sondern leistete von Narses belagert noch den tapfersten Widerstand. Da die Stürme des Heeres des Narses durch die Gothen zurückgeschlagen wurden, wollte er endlich nicht länger sein ganzes Heer auf diese Belagerung verwenden, sondern sich nach Florenz, Centum-Cellä und andern Orten begeben, bevor die Franken und Allemannen unter Leutharis und Butelin, die bereits sich dem Po genaht, erschienen. Die Gothen nämlich, welche über den Po sich zogen, munterten ihre um diesen Fluß wohnenden Landsleute auf, noch nicht ganz zu verzagen, und suchten auch bei dem Könige Theobald von Austrasien Hilfe. Zwar wollte er nichts damit zu thun haben, aber die damals im fränkischen Reiche das größte Ansehen genießenden Herzoge der Allemannen, Leutharis und Butelin, führten ein Heer von mehr als 70,000 über die Alpen. Bevor sie jedoch ankamen, erhielt Narses Florenz, Centum-Cellä, Volaterra, Alsium und Pisa ohne Kampf in seine Gewalt. Lucca ergab sich erst nach dreimonatlicher Belagerung. Der belagerte Aligern, des Tejas jüngster Bruder, Befehlshaber von Cumä, hatte kein Vertrauen zu den Franken, sondern zog die Unterwerfung unter den Kaiser vor und überbrachte dem Narses die Schlüssel nach Classes. Die wenigen Gothen, die mit den Oströmern keinen Vertrag geschlossen, und über den Po gegangen waren, hatten ihre dort wohnenden Landsleute zur Fortsetzung des Kampfes ermuntert. Butelin schwor ihnen, den Oströmern ein Treffen zu liefern, und sie verhießen, ihn dafür zum Könige zu wählen. Butelin, der die Franken und Gothen führte, plünderte Campanien, Lucanien und Bruttium oder Abruzzo, während Leuthar mit den Allemannen Apulien und Calabrien heimsuchte. Auf dem Heimwege kam er und der größte Theil seines Heeres um. Butelin lag mit 30,000 Mann bei Cumä und wartete auf die Zurückkunft seines Bruders, der ihm versprochen, frische Hilfsvölker aus Teutschland zuzuführen und wußte nichts von seinem Tode. Es kam zur berühmten Schlacht bei Cumä, aber diese gewährt für die ostgothische Geschichte den traurigsten Anblick. Ein Gothe erwarb sich in dieser Schlacht einen Heldennamen, aber nicht durch Kampf für die Gothen, sondern als Bundesgenosse ihrer Feinde. Es war Aligern, der als Bundesgenosse die Sache der Römer so förderte. Die Schlacht ging für die Franken und Gothen gänzlich verloren. Dieser Theil der Gothen, der den Franken den trefflichsten Beistand geleistet, gegen 7000 an Zahl, erwog, daß die Römer nach der Schlacht bei Cumä nicht lange ruhen, sondern sie angreifen würden. Ihr Häuptling war Ragnar, nicht gothischen Geschlechts und nicht aus ihrem Volke, sondern ein Uturgure; die Uturguren waren hunnischen Geschlechts. So nach Agathias. Ist er mit dem Ragnar eins, den wir aus Procopius (IV, 34) als grausamen Befehlshaber von Tarent haben oben kennen gelernt, so war er seinem Geschlechte nach ein Gothe. Vielleicht sind beide dahin zu vereinigen, daß er ein Mischlingsproß war, denn gothische Mädchen hatten

72) Vergl. hiermit des Procopius Geschichte des gothischen Krieges, und an seine Stelle tritt nun Agathias ein.

Digitized by Google

während der Herrschaft der Hunnen ihre Beherrscher heirathen müssen. Auch ist der Name Ragnar echt germanisch, vorzüglich altnordisch. Daß der Hunne Ragnar der Gothen Häuptling geworden, erklärt Agathias aus seiner Sorgfalt und Geschicklichkeit. Die Gothen unter Ragnar zogen sich in das durch seine Lage feste Campia (Conza); häufige Ausfälle thaten sie auf die Belagerer, endlich ward ihnen ihre Eingeschlossenheit verdrießlich, während der Winter vergangen und der Frühling des J. 554 gekommen war. Ragnar hatte selbst wegen des Vergleichs der Übergabe mit Narses eine Unterredung, dieser wollte Ragnar's überspannte Foderung nicht annehmen, da hob Narses die Unterredung auf; hierauf zeigte sich Ragnar, ungeachtet seines gothischen Namens, als wirklicher Hunne, denn er schoß, als er in die Nähe der Mauer gelangt, unwillig über des Narses Verweigerung einen Pfeil auf ihn ab, dieser schadete zwar Niemandem, aber des Narses Leibwächter vergalten den Schuß mit Schüssen; Ragnar starb zwei Tage darauf an einer tödtlichen Wunde. Nach seinem Tode fühlten sich die Gothen nicht gewachsen, die Belagerung länger auszuhalten, bedungen sich von Narses Sicherheit des Lebens, und übergaben sich und das Castell. Damit sie nicht wieder das Schwert ergreifen könnten, schickte er sie alle zum Kaiser nach Byzanz [73]). Hier setzen Pagi und andere das Ende des gothischen Kriegs; doch war die Flamme noch nicht völlig verloschen. Widin, ein Graf der Gothen, erneuete oder setzte fort den Krieg gegen Narses, ihm stand der fränkische Herzog Haming bei; beide wurden besiegt, Widin gefangen nach Constantinopel ins Elend gebracht, Haming erschlagen [74]). Aus Theophanes geht hervor, daß die zu Verona und Brescia wohnenden Gothen im J. 563 den Kampf gegen die Oströmer erneuerten; wahrscheinlich ist diese Waffenergreifung mit dem Kampfe Widin's eins [75]). Große Theilnahme haben die Überbleibsel der Ostgothen erregt, so sind, was die Nation selbst betrifft, nach Mascov viele Gothen in Italien geblieben, die sich unter die kaiserliche Herrschaft begeben und haben vermuthlich auch die katholische Religion angenommen. Einige hingegen sind über die Alpen in Rhätien und Noricum entwichen. Nach Muratori hat es keinen Grund, wie ein gewisser Gelehrter dafür halte, daß Narses alle Gothen aus Italien gejagt. Er brachte sie vielmehr unter das Joch, und da sie ihm treu zu bleiben versprachen, lebten sie noch ferner an denjenigen Orten, wo sie Wohnungen und Güter hatten. Dieses kann man aus dem Aufstande der Gothen zu Verona und Brescia, und aus Agathias und andern alten Denkmälern erkennen. So nach Muratori. Aber von den waffenfähigen Gothen hat Narses wol wenig in Italien gelassen. Sie wurden theils kriegsgefangen abgeführt, theils mußten sie in oströmische Dienste treten, und es läßt sich denken, daß sie dabei werden bei guter Gelegenheit aus Italien gezogen worden sein. Wenn die Gothen in Brescia und Verona im J. 663 einen Aufstand erregen, so war es wol gothischer Nachwuchs. Da Procopius erwähnt, daß nach der Niederlage des Tejas ein Theil seiner Truppen sich verbindlich gemacht, Italien zu verlassen, so hat man eifrig gefragt, ob sich einige Spur dieser Gothen findet. Nach dem Glauben in der Schweiz, welche auch zur Thatsache gestempelt worden, gingen die Gothen in den Canton Uri, und seine jetzigen Bewohner stammen von ihnen [76]). Nach der schweizer Sage stammen bekanntlich die Schweizer aus Skandinavien. Aber die Lieder der Landleute von Hasli sind neu, und nicht minder das Protokoll von Schwyz, und daß die Sage von einer nordischen Auswanderung, auf welche jene fußen, ein wichtiges Alter für sich habe, ist nicht erwiesen [77]). Wichtig in Beziehung nenne ich nämlich das Alter einer Sage von der nicht wahrscheinlich, daß die Erzählung aus den Büchern geschöpft erst zur Sage geworden. Beide, die Gothen und Schweizer, haben die Sage von der nordischen Auswanderung. Aber diese Sage kann bei den Schweizern eben erst dadurch entstanden sein, daß Gelehrte aufgestellt, die Bewohner von Uri stammten von den Gothen. Wie gelehrte Meinungen zu Sagen werden, lehrt z. B. die Sage zu Fallrum von der Hermannschlacht und die Sage auf Rügen, daß in dem in neuern Zeiten erst Herthasee getauften See wirklich jener Opfersee der Hertha gewesen. Man nimmt auch Gothen in Rhätien an [78]). Zwar setzte der ostgothische König Beamte über Rhätien. Außer diesen waren aber wol die überdies nicht zu zahlreichen Ostgothen, die ein so weites Reich zu besetzen hatten, sicher nicht zahlreich in Rhätien und wahrscheinlich nur als Besatzung, welche nach Bedürfniß wieder herausgezogen ward [79]). (*Ferdinand Wachter.*)

Osegothland, s. Östergothland.

OSTHANES, der Weise oder Philosoph, wird von d'Herbelot als Verfasser eines unter Nr. 967 in der pariser königlichen Bibliothek befindlichen handschriftlichen arabischen Tractates über den Stein der Weisen angegeben, Hadschi Chalfa aber kennt weder den Namen

73) *Agathias* bei *Muratori*, Scriptt. T. I. p. 331—398. 74) *Paulus Diaconus* Lib. II. c. 2. p. 426. Vergl. des Marius Chron. z. J. 556, aus welchem Mascov 2. Th. S. 154 schließt, daß Haming's Unternehmen ins J. 556 gesetzt werden könne. 75) Vergl. *Muratori* p. 515, welcher beide Ereignisse in das J. 563 setzt.

76) Stumpf (Beschreib. der Eidgenossen ꝛc.) beruft sich dabei auf die alte Überlieferung der Landsassen. Vergl. Delices de la Suisse. p. 866. *Henricus Suicerus* (Chronologia Helvetica im Thes. Hist. Helv.) p. 13 sagt zum J. 555 ohne Umstände: Gothi pulsi ex Italia in Helvetiis apud Uranina considerunt. Noch kühner ist Nikol. Petrejus (Orig. Cimbr. et Gothorum); er erzählt S. 100, 103, wie die Überbleibsel der Gothen um das J. 557 wieder nach Gothland in ihre Urfitze gelangen, und freundschaftlich aufgenommen werden, weil eine schreckliche Pest Gothland verödet hat. 77) Nach Johannes 1. Bch. (bostoner Ausg. S. 17) ist die Sage einer nordischen Auswanderung in den schweizer Alpen alt und allgemein. Aber der Ausdruck „alt" ohne nähere Bezeichnung, ist eine wächserne Nase. 78) S. z. B. Zschokke, Des Schweizerlandes Gesch. 2. Orig. Ausg. S. 18, gibt eine Schilderung dieser Gothen im hohen Rhätien. 79) Außer den beiläufig genannten Schelften vergl. über die Geschichte der Ostgothen Manso, Gesch. des ostgothischen Reiches in Italien. (Breslau 1824.)

Digitized by Google

des Verfassers noch das Buch, das den Titel führt: الفصول الاثني عشر في الحجر المحرم (sic) „die zwölf Abschnitte über den ehrwürdigen Stein".

(*Gustav Flügel.*)

OSTHEIM, vor der Röhn (Geogr.), Stadt an der Streu im eisenacher Kreise des Großherzogthums Sachsen-Weimar, mit seinen Amtsortschaften, ganz vom Königreiche Baiern und vom Herzogthume Sachsen-Meiningen umgeben, ist der Sitz eines Amtes, welches nach den darüber liegenden Schloßruinen Lichtenberg genannt wird, enthält 514 Häuser, 2636 evangelische Einwohner, 1 Rentamt, 1 Superintendentur, 2 Apotheken ꝛc. Außer der Nahrung, welche die Landwirthschaft, vorzüglich der Flachsbau, gewährt, der Weiß- und Rothgärberei, ist der Verkauf der ostheimer Zwergkirschen ein nicht unbedeutender Handelsartikel. Der Dr. Klinghammer, der im spanischen Successionskriege bei den kaiserlichen Truppen als Feldmedicus angestellt war, brachte sie 1714 aus Spanien von der Sierra morona mit und pflanzte sie auf die kahlen Gebirgsrücken seiner Vaterstadt, die früher mit Weinreben bestanden waren. Im Ganzen genommen ist der Handel auf Detailgeschäfte beschränkt, welche auf zehn Jahr- und acht Viehmärkten jährlich abgemacht werden. — Die ältere Geschichte von Ostheim ist noch nicht aufgehellt genug, was um so mehr zu bedauern, da der Ort bis zur Aufhebung des teutschen Reichs in einem besondern Verhältnisse, theils gegen Kaiser und Reich, theils gegen Würzburg, Sachsen-Weimar und die adeligen Ganerben sich befand. Im Anfange des 9. Jahrh. kommt schon in Urkunden villa Ostheim in pago Grabfeld mehrmals vor. Um die Mitte des 13. Jahrh. nahm ein Reichsministerial-Geschlecht den Namen davon an. Man zählte später 12 Burgsitze mit Mauern umgeben in der Stadt, welche durch Verheirathungen der Töchter, nach und nach an die edeln Geschlechter Griesheim, Zufraß, Stein zu Nordheim, Steinau gen. Steinrück, Weihers gen. Eberstein, Voit von Reineck zu Salzburg, Romrod, Bibra, Obernitz, Thüngen, Erffa Heldritt, Stein zu Altenstein, Bronsart, Rosenau und Heßberg kamen, und diese standen mit ihren Zubehörungen in einem reichsunmittelbaren Verhältnisse; daher sie auch weder die sächsische Landeshoheit, noch die Ausübung des würzburgischen Blutbannes auf ihren Burgsitzen anerkannten. Ein Verhältniß, welches wahrscheinlich dadurch entstanden war, daß das über Ostheim liegende zerstörte Schloß dem Kaiser und Reich gehörte und erst später den Grafen von Henneberg als ein Reichslehen gegeben wurde. Das reichsfreie Geschlecht derer von Stein zu Nordheim kaufte nach und nach alle übrige adelige Ganerben aus, sodaß es 1797 im alleinigen Besitz aller Güter und Gerechtsame sich befand. Es schloß darauf im nämlichen Jahre mit der herzoglichen sächsisch-weimar-eisenachschen Staatsregierung in Ansehung der Gerichtsbarkeit einen Vergleich ab, worin ihre beiderseitigen Gerechtsame, worüber beständig Streit und Processe entstanden, festgesetzt waren. Sachsen-Weimar erkannte die Reichsunmittelbarkeit ihrer Güter und die Jurisdiction über ihre Diener und diejenigen, welche im Bezirke ihrer Burgsitze wohnten, an, sobald sie keine Bürger von Ostheim waren; desgleichen die Ausübung der hohen und niedern Jagd in der ostheimer Gemarkung als ein Regal. Es blieb ihnen auch das Patronat über Kirche und Schulen, ein vierwöchentliches Trauergeläute und Ausstellung eines castrum doloris in der Kirche; das Verhältniß mit der Stadt in Ansehung der Wahl des Schultheißen und aller Stadtdiener blieb wie vorher; ein besonderer Lehnsrichter, der die Lehnbriefe an die ostheimer Bürger mit einem besondern Ganerbinatssiegel versieht, wurde angestellt. Es führt den doppelten kaiserlichen Adler mit der Inschrift: altissimi hujusque sub alis securi, und mit der Umschrift: sigillum ganerbinatus Ostheimiensis. Ostheim war bis zum J. 1586 nur noch ein Dorf und die Herzoge Johann Casimir und Johann Ernst ertheilten ihm 1586 die Rechte einer Stadt mit Erlaubniß der Haltung von Jahr- und Wochenmärkten und Führung eines Wappens. Der Schultheiß nebst dem Magistrat, welcher aus 6 Bürgermeistern, 6 Rathsherren, 1 Stadtschreiber und 2 Gemeine-Vierern besteht, reversirte sich 1587 dagegen, daß diese Gerechtsame den reichsadeligen Ganerben an ihren Gerechtsamen und Freiheiten nichts benehmen solle. Von dem kirchlichen Zustande ist vor der Reformation ebenfalls noch sehr wenig aufgehellt. Man weiß nur, daß ein Karthäuser-Kloster hier war, das eine Brüderschaft errichtete, worin Margaretha, Gräfin von Henneberg, im J. 1502 aufgenommen wurde. Die wenigen Überreste eines Klostergebäudes sind jetzt zu einem städtischen Backhause umgeschaffen. Die Kirche vor der Reformation war der Mutter Gottes geweiht, und der Papst Pius II. ertheilte ihr 1459 einen Ablaßbrief. Im J. 1615 wurde die alte Kirche abgebrochen und eine neue aufgeführt. Im J. 1548 wurde von den Ganerben die Lutherische Lehre angenommen, und sie baten schriftlich den Amtmann zu Römhild, den dortigen Pfarrherrn, Magister Adam, nach Ostheim zu schicken, um ihren Pfarrherrn, Johannes Zinn, in der evangelischen Religion zu unterrichten. Später verwebt sich die Geschichte des Orts mit dem darüber auf einem hohen Berge gelegenen, erst seit einem Decennium zur Ruine gewordenen Schlosse Lichtenberg. (S. d. Art.)

(*Albert Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

OSTHEIM. (Geneal.) Unter dem ehemaligen Reichsschlosse Lichtenberg, welches die Grafen von Henneberg von Kaiser und Reich schon in der Mitte des 12. Jahrh. zu Lehen trugen, und wovon sich einige auch zuweilen nannten, liegt das Städtchen Ostheim, das Stammhaus eines reichen und angesehenen reichsministerialen Geschlechts gleiches Namens, das in verschiedenen Linien den Hofämtern eines Marschalls, Schenken und Truchsesses der mächtigen gefürsteten Grafen von Henneberg erblich vorstand. Schon im Anfange des 12. Jahrh. kommen sie unter diesem Namen als Besitzer von Ostheim in Urkunden vor, und sind wahrscheinlich Nachkommen derjenigen Freien (liberi), die in den Jahren

Digitized by Google

812—876 der Kirche zu Fulda so ansehnliche Schenkungen machten, daß einige Jahrhunderte später Fulda die Oberherrschaft über Ostheim, Lichtenberg nebst seinen Zubehörungen gegen Würzburg behaupten konnte. Diederich oder Diß von Ostheim, welcher zuerst mit diesem Namen urkundlich vorkommt, trug seine Kemnade und sonstige Güter zu Einhausen dem Grafen Poppo II. von Henneberg zu Lehn auf, und nahm sie wieder im J. 1143, um Schutz gegen seine Feinde zu erhalten. Wahrscheinliche jüngere Brüder von ihm waren: Gottfried v. O., der im J. 1156 als Zeuge in einer Urkunde von Bischof Gerhard von Würzburg erscheint, wo er eine Schenkung an das Kloster Schönrein bestätigt, und Heinrich I., der als Vater von Wolfram I. v. O., im J. 1163, genannt wird und bei einer Schenkung des Grafen Berthold von Henneberg an das Kloster Veßra, im J. 1202, gegenwärtig war, und die Urkunde, die darüber ausgestellt wurde, mit mehren andern untersiegelte. Seine Söhne Heinrich II., Mangold I., Konrad und Wolfram II., welche vom J. 1217 bis 1235 in vielen würzburgischen, fuldaischen und hennebergischen Urkunden genannt werden, waren die Ahnherren von verschiedenen Linien, die das Marschall-, Schenken- und Truchseßamt der gefürsteten Grafen von Henneberg verwalteten, den Namen davon annahmen und es ihrem Stammnamen voransetzten. Nur die Linie der Schenke von Ostheim gebrauchte den Hofamtstitel seit dem 16. Jahrh. nicht mehr.

A. Die Truchseß von Ostheim.

Degenhard, oder Tegano v. O., der Sohn von Mangold, kommt im J. 1243 unter dem Amtstitel Truchseß in der Urkunde vor, wo der Graf Hermann von Henneberg das wieder neuerbaute Schloß Henneberg mit 200 Acker, Weinbergen und den Dörfern Winden und Reichenbach dem Hochstifte Würzburg lehnbar macht. Seine Söhne Albrecht senior, Ludwig und Albrecht junior waren Urheber ebenso vieler Linien, die aber den angeerbten Geschlechtsnamen fahren ließen, indem Albrecht senior bei seinem Titel den Beinamen von Henneberg, und Albrecht junior den Titel gar nicht gebrauchte, sondern nach der Lage seiner Burg am hennebergischen Schloßberge sich von der Keere (s. d. Art.) nannte.

B. Die Schenke von Ostheim.

Wolfram II. v. O. führte urkundlich schon im J. 1230 den Titel Schenk, und war fuldaischer Erbburgmann zu Lichtenberg. Mit seinen Urenkeln Konrad II., Hans, Mangold und Andreas entstanden die Linien zu Hasfurt, Friesenhausen, Burg-Lauer und Gosmannsdorf; der fünfte aber, Wolfram, war Chorherr im Stifte Haug zu Würzburg (1323). Außer der Linie zu Burg-Lauer, deren Stifter Mangold war, starben die übrigen schon im 14. Jahrh. aus. Die Söhne Marquart, Berthold und Hans, wovon die beiden Letztern ebenfalls Chorherren zu Würzburg waren, lebten mit dem Bischofe Wolfram aus unbekannten Ursachen in heftigem Unfrieden, der endlich in eine Fehde ausartete, wo sie von ihrem ältern Bruder Marquart, dem Pfandinhaber des fuldaischen Schlosses und Amtes Brückenau, unterstützt wurden. Von seinen Nachkommen wurde Eberhard v. O. vom Bischofe von Würzburg zum Erbburgmann zu Neustadt gewonnen und bald darauf im J. 1350 Schloß, Stadt und Amt verfatzweise eingeräumt. Berthold v. O., Ritter und seine Brüder Peter und Hans, machten im J. 1363 ihren Antheil an die Güter zu Ostheim dem hennebergischen Hause lehnbar, und räumten ihm das Öffnungsrecht in ihrer Burg daselbst ein. Doch Berthold verkaufte bald darauf diese Besitzungen an seinen Vetter Siegfried von Stein zu Ostheim um 2200 Pfund Heller (1385). Einer seiner Söhne, Wolfram III., welcher Gela von Buttlar zu Völkershausen, als die letzte dieser Linie, geheirathet hatte, wurde deswegen vom Abte Friedrich von Fulda mit ihrem vierten Antheil am Schloß und an der Ganerbschaft von Völkershausen im J. 1587 beliehen, und das Jahr darauf zum Erbburgmanne zu Bach mit 10 Pfund Heller jährliche Bestallung auf den Zoll daselbst gewonnen. Der andere Sohn, Hans VI. von Ostheim, wird als ein tapferer Ritter, der sich im Hussitenkrieg unter dem kaiserlichen Heer auszeichnete, ehrenvoll erwähnt. Als Söhne von ihm werden genannt, 1) Lorenz, der vom Bischofe Gottfried von Würzburg zum Schiedsrichter im J. 1444, erwählt wurde, um den Streit über die Ländertheilung zwischen den Grafen Heinrich und Wilhelm von Henneberg, die den Bischof deswegen ersucht hatten, zu beseitigen; 2) Balthasar, dessen Name sich in dem hennebergischen Lehnbriefe vom J. 1449 über das Schenkenamt vorfindet. Die Güter, die mit diesem Amte verbunden, waren, ein Burggut im Schlosse zu Henneberg, Zinsgüter zu Fischbach, Alba, Hermannsfeld und Stettlingen nebst dem Tiefensee bei Rupperts. Die beiden Brüder verkauften im J. 1459 ihre Besitzungen zu Burg-Lauer an Adolf Marschall von Ostheim zu Wallbach und Salzburg, um 450 Fl. Balthasar's Söhne Georg und Eberhard pflanzten in zwei Linien das Geschlecht weiter fort. Die Linie von Georg ward die holländische genannt, indem sie Güter daselbst erwarb. Seine beiden Söhne Heinrich und Hans, die er mit Magdalena Schott von Schottenstein, Erbin von Ipthausen, erzeugt hatte, gingen in auswärtige Dienste. Heinrich S. v. O. wurde 1508 vom Herzog Ulrich von Würtemberg zur Belohnung für seine Tapferkeit zum Bueg- und Obervoigt in Tübingen ernannt. Als Herzog Ulrich sein Land verlor, trat er als Oberster in Sold der schweizerischen Eidgenossen, kehrte aber zum Herzoge Ulrich zurück, als dieser sein Land wieder gewann. Sein Sohn, Gideon S. v. O., wird als ein sehr gelehrter Mann geschildert. Er stand bei Herzog Christoph von Würtemberg in großem Ansehen und bekleidete die Ämter eines Obersten, Geheimenrathes und Präses des Hofgerichts zu Stuttgart; auch erhielt er wie sein Vater die Burgvoigtei Tübingen und das Amt Brackelheim; mit Anna Marschall von Ebneth verheirathet, hinterließ er bei seinem Tode im J. 1615 keine Kinder. Hans VIII. S. v. O., welcher sich nach Holland gewandt und Kriegsdienste bei Moritz von Nassau, Statthalter von Ostfries-

Digitized by Google

land, genommen, pflanzte mit Viola von Materne sein Geschlecht mit Söhnrn dir in dortigen Kriegsdiensten ſtanden, und Töchtern fort. Mit Bertold S. v. O., holländiſchem Grnerallieutenant und Gouverneur von Haag, erloſch dirſe Linie im männlichrn Stammr (1681). Da er von Suſanna Sophia Freiin von Schwarzenberg nur Töchter hinterließ, ſo kam Ipthauſen an Veit Ulrich S. v. O. Die Linie von Eberhard, der hennrbergiſcher Amtmann zu Hallenburg war (1509), und das Schloß Frirſenhauſen bei Würzburg erwarb, erloſch erſt im Anfange des 19. Jahrh. Eberhard hinterlirß von Agnes von Lichtenſtein Mangold V., Balthaſar II., und Hans X. Obglrich alle drei ihr Geſchlecht fortpflanzten, ſo war Hans doch derjenige, wrlcher die Hauptlinie fortſetztr. Er war Amtmann zu Lichtenberg oberhalb Oſtheim, im J. 1548. Dierſr machtr ſrine Güter, Zinſen und Zehntrn zu Obereisfrld und Memrlsdorf, und was er in den Ämtern Königshofen, Srßlach und Wildberg beſaß, dem Biſchofe Melchior von Würzburg lehnbar. Er ſtarb im J. 1556. Mit ſrinrn Urrnkeln Hans Chriſtoph und Veit Ulrich v. O. entſtanden zwei Linien, welche lrtztere zu Obereisfeld, Klrinhesberg und Ipthauſen in der Mitte des 18. Jahrh. erloſch, und ein Theil der Beſitzungen fiel durch rinr drr Erbtöchtrr Suſanna Barbara auf Albrecht Ludwig S. v. O., rinrn Nachkommen von der Linie, dir Hans Chriſtoph zu Frirſenhauſrn fortgepflanzt hattr. Albrecht Ludwig und ſeine Vettern Chriſtoph Ludwig und Georg Sirgesmund S. v. O. verkauften im J. 1674 das Erbſchrnkrnamt von Henneberg an den ſachſ.-meiningenſchen Geheimrath und Präſidenten Joh. Kaspar von Körbitz, der es bald darauf an den Reichshofrath Joh. Chriſtoph Freihrrr von Wolzogen, und dieſer es im J. 1772 an den Geheimerath, Kanzler und Conſiſtorial-Präſidentrn Chriſtian Ulrich von Ketteihodt verkaufte. Mit Brnrdict von O., Domcapitular zu Fulda, fürſtlich-fuldaiſchem Grhrimerath und Präſidenten der Obrrlandeskeinnahme, ſtarb am Ende des 18. Jahrh. das Grſchlecht der Schrnken aus. Schon früher war der größte Theil ihrer Güter als Frirſenhauſen an die Freiherren von Dalberg grkommrn und die übrigen fielen an den Lrhnhof heim.

Das Wapprn: Im ſilbernen Feld ein ſchwarzer Tiſchfuß oder Grſtrll, nach alter Art. Auf drm Hrlm ein links gekrhrter Brackrnkopf und Hals, drr auf dem Kopf einen runden zurückgeſchlagrnrn ſilbernen Hut trägt, wrlcher oben zur Rechtrn in rine Spitzr ausgrht, die mit fünf kleinen ſchwarzen Hahnenfedern beſetzt iſt.

C. Die Marſchälle von Oſtheim.

Heinrich II. v. O., drr älteſte Sohn von Wolfram I., erſcheint urkundlich im J. 1235, wo er eine Schrnkung des Grafen Poppo von Hrnnrberg unterſchrribt. Einige Jahre ſpäter ſcheint er das Erbmarſchallamt vom Grafen Bertold erhalten zu haben, denn ſrine Söhne Mangold, Tam und Heinrich III. nennen ſich *Marſchall von Oſtheim*, zuweilen auch *von Schlruſingen*, wo Graf Bertold reſidirte. Dieſer Heinrich III. *ſtand in* beſonderrr Gunſt bei ſeinem Herrn, denn in einrm Zeitraume von 30 Johrrn fındrt ſich faſt keine Urkundr, die vom Grafen Bertold ausgeſtrllt war, wo nicht ſeine Untrrſchrift ſich befindrt. Da rr durch ſeine Frau Anna v. Kühndorf, Erbtochter von Krinhard v. K., dem lrtzten ſeines Stammes, rine anſehnliche Erbſchaft machte, ſo belieh ihn auch der Graf Bertold mit allen drn Lehrn, wrlche ſein Schwiegervater brſeſſrn hatte. Er ſcheint zu Anfange des 14. Jahrh. grſtorben zu ſrin. Seine Söhne waren Hrinrich III., Konrad und Karl I. Konrad erhielt im J. 1309 vom Grafen Bertold einen Frrihof zu Schwallungen; er nannte ſich Marſchall von Lauer, und Karl I. wurdr von drm nämlichen Grafrn im J. 1317 zum Erbburgmann zu Schlruſingrn mit 40 Pfund Heller jährlicher Renten grnommen. Schon rinige Jahre früher hatte er das Dorf und Gericht Ramsbach um 63 Pfund Heller drm Grafen Bertold verkauft. Hrinrich IV., Erbmarſchall v. O., pflanztr ſrin Geſchlecht fort, erwarb ſich die Schlöſſer Wallbach bri Meiningen, wovon er zuweilen den Brinamen rntlrhnte. Er kommt in den hennrbergiſchen und würzburgiſchen Urkunden von drn Jahren 1317—1351, wo rr ſtarb, öfters vor. Er hintrrlirß Hans, Mangold II. und Hrinrich V. Da ſie mit drm Biſchof Albrrcht von Würzburg in Unfrieden lrbten und von ihrer Burg Wallbach dir mrininglrnſchen Dörfer brſehdrtrn, ſo wurde von Biſchof Albrrcht das Schloß belagrrt, eingenommen, der Erdr glrich gemacht (1357), und die ganze Brſitzung ihnen entzogen. Auf Fürſprache ihrrr Freundr wurde ihnen wol der Platz überlaſſrn, aber dir Erbauung einer Burg nicht zugeſtanden. Erſt dem Enkrl von Heinrich V., Adolf II., Ganerbrn zum Schloſſe Rottenſtein, wurde vom Biſchofr von Würzburg rrlaubt, zur Blrlohnung der treu grlriſtrten Dienſte ſeines Vaters nur ein Haus von Holz wieder aufzubauen und mit Gräben und Zäunen zu brſriedigen (1419). Nachdem es Adolf aber dem Biſchofe Johann zu Lehn auftrug und wieder nahm, gab derſelbe Erlaubniß, die Burg von Stein aufzuführrn und mit Wallgraben zu ſchützen (1430). Hans, der mit dem Beinamen der Greif vorkommt (1351), iſt der Stammvater des Geſchlrchts Marſchall gen. Greif, dir ſich zu Erlebach und zu Einoeth ſchrieben (ſ. d. Art. Marschall gen. Greif). Baters Brüder von Adolf M. v. O. waren Wolf, Kunz und Grorg. Dir erſtrn briden werden in dem Turnirrregiſtrr vom J. 1362 zu Bamberg aufgeführt, Kunz war mit Georg auf dem zu Eslingrn im J. 1374. In Lehnbriefen von den Jahren 1386 bis 1389 werden ſie noch erwähnt. — Hermann M. v. O., hennebergiſcher Amtmann zu Walungen, kauftr von denen von Vaſold einen Burgſitz daſelbſt (1380), und als er mit dem Grafen von Henneberg in Streitigkeiten gerieth und ſich auf ſrine Burg Eytholff an der Röhn begab, machte er es dem Abte von Fulda lehnbar und bewilligte ihm das Öffnungsrrcht (1387), damit er ihn gegrn Henneberg ſchützen möchtr. Seine Brüder waren wahrſcheinlich 1) Diederich, der mit dem Erbmarſchallamt im J. 1365 belrhnt wurde, und 1386 würzburgiſcher Amtmann zu Meiningen war, und 2) Friedrich I., welcher mit Katharina von Schaumburg als Stammvater des noch jrzt blühen-

Digitized by Google

den Geschlechts in den Jahren 1350 bis 1380 erscheint. Seine Söhne Friedrich II., Sittig, Karl und Wilhelm erhielten vom Bischofe Gerhard von Würzburg das Schloß, Amt und die Stadt Meiningen für die Summe von 4330 Fl. versetzt (1386); desgleichen das Schloß Solz (1399). Nach Aussterben des Geschlechts von Marisfeld räumte das Schloß und Dorf Marisfeld der Graf Heinrich XI. v. H. um 1000 Fl. den Brüdern Sittig und Karl unterpfändlich ein (1390). Als aber das Schloß zu einem Zufluchtsorte des benachbarten und vom Stegreif lebenden Adels ward, und die öffentliche Sicherheit immer mehr gefährdet wurde, verbanden sich die Fürsten in Franken, diese Ausgeburten zu bekämpfen. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg wurde zum Hauptmanne des Bundes ernannt, der mit einem Heere die Raubburgen zerstören sollte. Marisfeld wurde im J. 1397 erobert und zerstört, wobei ihre Besitzer Karl und Sittig M. v. O. gefangen genommen wurden. Bei ihrer Entlassung mußten sie die Urphede schwören, kein lüderliches Gesindel in ihre Burg aufzunehmen. Im J. 1412 kauften diese Brüder die Hälfte des Schlosses und Dorfes Walldorf bei Meiningen von Paul v. Herbilstadt, nebst einem Burggute zu Wasungen und einen Freihof zu Herpf von Heinz von Rußwurm. Diese vier Brüder waren Stammväter ebenso vieler Linien, doch nur die von Friedrich II. und Wilhelm I. werden hier aufgeführt.

I. Die Linie zu Wallbach, Walldorf, Waltershausen, Oberstadt und Trabelsdorf.

a) Fritz II. M. v. O. zu Walldorf war mit Anna v. Brende Stifter dieser Hauptlinie. Außer den eben erwähnten Besitzungen, die er mit seinen Brüdern erworben hatte, kaufte er 1369 von seinem Vetter Diedrich Kisling das Dorf und Schloß Oberstadt mit allen seinen Gerechtsamen um 1200 Fl. Seine Söhne 1) Friedrich III., 2) Adolf, 3) Sittig und 4) Karl, waren alle verheirathet und pflanzten ihr Geschlecht weiter fort. 1) Friedrich III. zu Oberstadt mit Margaretha Schrimf vom Berge vermählt, war würzburgischer Amtmann zu Meiningen und machte wol aus diesem Grund einen Theil seiner Allodialbesitzungen dem Hochstifte lehnbar (1464). Von seinen Enkeln war Sittig III., Domherr zu Würzburg und Bamberg (starb 1544), und Hieronymus, würzburgischer Rath und Amtmann zu Königshofen, darauf zu Meiningen und Masfeld. Nach dem Tode Gerhard's v. der Tann bekam er die Burg Melkers unweit Meiningen, und von seinem Vetter Anton M. v. O. erkaufte er das Ritteegut zu Unterkatza (1522). Mit seinen beiden Frauen Ottilia v. Guttenberg und Brigitta v. Leonrod hatte er acht Kinder, von denen aber nur ein Sohn Bernhard nach seinem Tode im J. 1557 am Leben war. Bernhard M. v. O., geb. den 5. Jun. 1532 zu Königshofen, wurde schon im 13. Jahre mit mehren andern von Adel nach der hohen Schule von Salerno geschickt. Nachdem er sechs Jahre daselbst zugebracht, machte er ebenfalls der Sitte gemäß eine Reise durch die Niederlande, England, Frankreich und Spanien, und ging unter die Armee Kaiser Karl's V., wo er bald durch seine Kenntnisse und Tapferkeit die Stelle eines Obersten erhielt. Der Tod seines Vaters und seiner Brüder im J. 1558 veranlaßte ihn auf seine Güter zurückzukehren, wo er bald vom Fürsten Georg Ernst von Henneberg zu den wichtigsten Ämtern gelangte. Im J. 1568 war er schon Regierungsstatthalter von Henneberg und leitete bis zum Tode des Fürsten (1503) die Angelegenheiten des Landes. Vorzüglich nahm er sich bei der Reformation der Kirchen und Schulen an, und war die Haupttriebfeder des im J. 1577 errichteten Gymnasiums zu Schleusingen. Als das sächsische Haus Besitz von Henneberg laut der Erbverbrüderung nahm, wurde der Statthalter in seiner Würde und als Präses der zu Meiningen errichteten Regierung bestätigt (1584), und behielt diese Stelle bis einige Jahre vor seinem Tode, wo er dann Altersschwäche wegen sich nach Walldorf zurückzog und daselbst am 7. Oct. 1604 starb. Er war mit Brigitta von und zu Buchenau verheirathet, hinterließ aber keine Kinder, daher fielen seine Güter und Schlösser als Walldorf, Utendorf, Melkers und Niederkatza, an seine Lehnvettern Matern zu Marisfeld und Philipp Erdmann zu Waltershausen, Oberstadt aber an den Lehnhof zurück. Von seinen übrigen Allodialgütern und Capitalien hatte er schon bei Lebzeiten mehre ansehnliche Stiftungen gemacht. Zur Versorgung vier adliger Jungfrauen und Witwen hatte er 1596 und 1599 ein Capital von 8000 Fl. fränkisch bestimmt, nebst dem Burgsitze zu Wasungen, die Weißenburg genannt, mit einigen Gärten, Äckern und Wiesen. Die sächsischen Fürsten bestätigten nicht allein diese Stiftung, sondern schenkten ein jährliches Brennholzquantum von 25 Klftr. und 12 Schock Reißig dazu. Bernhard hatte noch die Freude, daß wenigstens drei Stellen bei seinem Leben besetzt wurden. Im J. 1759 hat Friedrich Gottlieb M. v. O., Senior der Familie und Stiftspatron, den Conventualen ein weißes Ordenskreuz, welches bei schwarzer Kleidung an der linken Seite der Brust getragen wird, mit Genehmigung des Landesfürsten verwilligt, und da das Stift eine Familienstiftung ist, so hat man sich gescheut, dieses aufzuheben. Zu Walldorf baute er im J. 1582 ein Armenspital für sieben Arme, weiblichen Geschlechts, und ließ Haus und Hof mit einer Mauer umfassen. Jede Pfründnerin bekommt außer dem Genusse der freien Wohnung, des Lichts und der Feuerung, jährlich 25 Fl. fränkisch zur Kleidung. Da Bernhard schon bei seinem Leben mehre arme junge Leute studiren ließ, so stiftete er eine Freistelle auf dem Gymnasium zu Schleusingen, dem Cantor zu Walldorf ein Legat, um sechs junge Leute aus Walldorf zum Besuche des Gymnasiums vorzubereiten, desgleichen ein Legat für den Pfarrer und Schullehrer daselbst. Der Stadtschule zu Meiningen vermachte er ein Gut nebst Zinsen und Lehngeldern, welches jährlich 300 Fl. fränkisch abwirft. Außer diesen Legaten bestimmte er noch, daß jede Tochter von seinen Unterthanen in Walldorf, bei ihrer Verheirathung, wenn sie unbescholtenen Rufes wäre, 20 Fl. fränkisch erhalten sollte; desgleichen den Söhnen derselben zur Er-

Digitized by Google

lernung eines Handwerkes 5 Fl.; und der jedesmalige Pachter des Wirthshauses muß jeden Sonntag einen Gulden fränkisch entrichten, welcher unter die Hausarmen vertheilt wird, die des Sonntags Abends eine Betstunde unter der Aufsicht eines alten Mannes, welcher der Betvater heißt, halten. Alle diese Stiftungen bestehen noch jetzt.

b) Karl II. M. v. O. stiftete die Linie zu Oberstadt und wurde im J. 1495 mit dem Schloß und Gerichte, nebst der Weißenburg in Wasungen und dem Freihofe zu Herpf vom Grafen Wilhelm v. H. auf Söhne und Töchter beliehen. Er erwarb sich das Schloß und Amt Waßmuthhausen bei Seßlach im Würzburgischen, welches nach dem Aussterben dieser Linie an die Voigte von Reineck fiel.

c) Adolf M. v. O. zu Wallbach, würzburgischer Amtmann zu Fladungen, Stammvater der Linien zu Waltershausen und Trabelsdorf. Der Graf Georg von Henneberg versetzte an ihn das Schloß Hildenberg an der Röhn (1455) und er selbst kaufte einige Güter zu Nordheim vor der Röhn. Seine Söhne waren: Werner, Domherr zu Würzburg, und Christoph, würzburgischer Amtmann zu Meiningen. Mit seiner Gemahlin Eila von Steinau gen. Steinrück erheirathete er einen Theil des Schlosses Waltershausen im Grabfelde (1466), die zwei andern Theile wurden durch Kauf von denen v. Bibra und Herbelsstadt erworben (1486). Er war der Erbauer der Kirche daselbst (1454). Als ein fuldaisches Lehen erwarb er sich das Dorf Ruppers (1486), das bei der Theilung seiner Söhne auf Johann M. v. O. fiel, dessen einzige Tochter Erbin davon wurde und es (1556) an das Geschlecht der Steine zu Nordheim brachte. Adolf war sowol bei dem Bischofe Rudolf von Würzburg, als auch bei dem Grafen Wilhelm von Henneberg sehr angesehen; er wurde daher (1481) von beiden Theilen zum Schiedsrichter erwählt, um zu entscheiden: ob das Schloß Urspringen würzburgisches oder hennebergisches Lehn sei. Er entschied für das Erstere, worauf dieses Schloß der Graf Wilhelm, Voigt v. Reineck, als ein Lehn erhielt. Den Grafen Wilhelm begleitete er noch im nämlichen Jahre mit mehren andern von Adel auf einer Wallfahrt nach Rom, auf welcher Graf Wilhelm in Padua starb. Er hinterließ vier Söhne, als 1) Johann, 2) Philipp, 3) Moritz und 4) Wolf Christoph, die im J. 1556 mit Waltershausen beliehen wurden, und wovon die beiden jüngsten ihr Geschlecht fortsetzten. 3) Moritz M. v. O. zu Waltershausen dotirte zu der von seinem Vater erbauten Kirche eine eigene protestantische Pfarrei (1600), da es frühee ein Filial von Wülfershausen war. Das Schloß in Waltershausen mit allen seinen weitläufigen Wirthschaftsgebäuden und Mauern, ließ er massiv in einem großartigen Styl durch einen italienischen Baumeister (1619) aufbauen. Von seinen Söhnen Philipp Erdmann, Franz Friedrich und Johann Heinrich, war der älteste mit Lukretia von Rosenau verheirathet. Von dem Geschlechte von Münster erwarb er das Schloß Trabelsdorf bei Bamberg. Mit seinem Urenkel Friedrich Christoph Ägidius M. v. O., der in einem Duell zu Göttingen im J. 1782 erstochen wurde, erlosch diese Linie im Mannsstamme. Seine vier Schwestern, wovon zwei an die Brüder Johann August und Heinrich Julius Kalb zu Kalbsrieth und die andern an Gottfried Waldner zu Freudenstein und Heinrich von Geispitzheim verheirathet waren, waren die Erben der Schlösser und Dörfer von Waltershausen, Saal, Berkach, Großeibstadt und Dankenfeld, wovon die beiden jüngsten Schwestern ihre Antheile den ältern käuflich überließen. Das Schloß Waltershausen blieb aber nicht lange im Besitze der Kalbischen Familie. Aus einem Concurs erstand es der Professor Georg Sartorius in Göttingen, der vom Könige Max von Baiern im J. 1827 in den Adelsstand mit dem Prädicat von Waltershausen erhoben wuede.

4) Wolf Christoph M. v. O., erhielt in der brüderlichen Theilung Walldorf, Herpf und Stepfershausen. Mit seinem Urenkel Diedrich Christian M. v. O., Erbmarschall von Henneberg und herzoglich-würtembergischem Kammerherrn und Oberforstmeister, erlosch am 17. Jun. 1803 auch diese protestantische Linie, da er von seiner Gemahlin Maria Sophia Schilling von Kannstadt keine Erben hinterließ. Seine Besitzungen nebst der Erblandmarschallwürde fielen auf die marisfelder Linie in der Person des Freiherrn Heinrich August M. v. O.

II. Die Linie zu Marisfeld und zu Schleusingen.

Wilhelm M. v. O. Obgleich der jüngste von seinen drei Brüdern, wurde er doch für seine Person mit dem Erbmarschallamte von Henneberg belehnt. Ein Zeichen, daß damals dieses Amt willkürlich vom Lehnsherrn Einem des Geschlechts übertragen werden konnte. Als Hofrichter der Grafen Georg Wilhelm und Heinrich v. H. sprach er am 11. Aug. 1427 ein richterliches Erkenntniß aus, wegen der von Dietz von Herbilstadt an einem Burggute zu Schleusingen gemachten Ansprüche. In seiner Ehe mit Margaretha von Wechmar zeugte er fünf Söhne und eine Tochter; obgleich die Söhne alle verheirathet waren und Nachkommen hinterließen, so entstanden doch nur die Linien zu Marisfeld und zu Schleusingen, durch Georg und Adolf.

1) Georg M. v. O. zu Gerlas bei Masfeld, Amtmann zu Hutsberg, erheirathete im J. 1470 mit Margaretha von der Tann das Schloß Katza. Als Graf Wilhelm v. H. Beilager mit Margarethe von Braunschweig hielt, begleitete er denselben mit einem Gefolge mit vier Pferden. Außer ihm waren aus diesem Geschlechte Friedrich, Georg, Diederich und Werner mit 14 Pferden im Gefolge des Grafen Wilhelm. Er und seine Brüder, Wilhelm, Adolf und Bartholomäus, wurden im J. 1488 mit dem Schlosse Marisfeld und seinen Zubehörungen vom Grafen Wilhelm v. H. beliehen. Seine Söhne waren Wolf, Hans, Amtmann zu Wasungen im J. 1535, und Christoph, Capitular zu Fulda und Propst zu Rohra (starb 1521). Wolf, der seine Linie mit Barbara von Seckendorf weiter fortsetzte, war hennebergischer Amtmann zu Schmalkalden, und wurde auf der Jagd von Georg von Reckerod, der als hessischer Amtmann daselbst war, mit dem Schweinsspieß erstochen (1500). Von seinen Söhnen war nur Georg Sittig M. v. O. verhei-

Digitized by Google

rathet. Als würzburgischer Amtmann zu Meiningen kommt er im J. 1560 vor. Mit seinem Enkel Adam Melchior M. v. O. starb diese Linie im männlichen Stamm im J. 1610 aus.

2) Adolf M. v. O. Stammherr der jetzt noch blühenden Linie zu Marisfeld und Trabelsdorf, war mit Christina Schott von Schottenstein verheirathet. Sein einziger Sohn Moritz M. v. O., brandenburgischer Rath und Hofmarschall, hatte Ottilia Truchseß zu Welzhausen zur Gemahlin. Von seinen Söhnen war Georg würzburgischer Amtmann zu Königshofen, welcher im J. 1588 seine Güter zu Chinolfs an der Röhn und mehre andre Besitzungen daselbst dem Bischofe zu Lehn auftrug. In der fünften Generation war Heinrich August Freiherr M. v. O. teutscher Ordensritter, fürstlich bambergischer Geheimer Kriegsrath, Generalmajor und Commandant von Bamberg und Forchheim. Nach dem Tode des schon genannten Diedrich Christian M. v. O. fiel auf ihn das hennebergische Erbmarschallamt und er ward alleiniger Besitzer der Güter, die noch bei dem Geschlechte sich befanden. In seiner Person wurde er auch nach Aussterben der Marschälle von Ebnet von Kursachsen mit dem Untermarschallamte von Bamberg beliehen. Nach seinem Tode, welcher im J. 1809 am 20. Nov. erfolgte, zogen die Lehnhöfe von Baiern und S.-Meiningen, Trabelsdorf und Walldorf ein, da sie seinem hinterlassenen einzigen Sohne, dem Freiherrn Heinrich M. v. O., seine Legitimität streitig machten. Erst nach dessen Tode wurden die Ansprüche an den bairischen Lehnhof von seinen Kindern durch ihren Anwalt, Franz Ludwig von Hornthal, so musterhaft geführt, daß nach einigen Jahren dieselben in den Besitz der vorenthaltenen Allodial- und Lehnsverlassenschaft kamen.

Das Wappen: Im silbernen Felde einen schwarzen Tischfuß (Tischgestell) nach alter Art. Auf dem Helme der Kopf und Hals eines schwarzen Bracken mit ausgeschlagener Zunge, auf dem Kopf einen runden silbernen Sonnenhut, der mit silbernen Bändern unter dem Halse zugebunden ist; in der Mitte aber eine kleine Spitze mit Knopf, aus welchem eine kleine, zur Linken sich kehrende, Hahnenfeder hervorkommt.

(*Albert Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

Ostheimer Kirsche, s. **Ostheim** (Geogr.).

OSTHOFEN, 1) großherzoglich-hessischer Canton in der Rheinprovinz. Er besteht aus 21 Ortschaften, von denen ehemals dem Bisthume Worms 1, den Grafen von Leiningen 1, dem Grafen von Wartenberg 1, dem Herzoge von Valberg 2 und der Kurpfalz 16 gehörten. Nördlich grenzt er an die Cantone Alzei und Oppenheim, westlich an den Canton Alzei, südlich an den Canton Pfeddersheim und östlich an den Rhein. Der Boden ist meist eben, nur westlich erheben sich Hügel; im Ganzen fruchtbar, an mehren Orten selbst vorzüglich. Im Canton liegt das alte Rheinbett, ein mit Rohr bewachsener Sumpf von 3133 Morgen, von denen 981 zu Gimbsheim und 2152 zu Eich gehören; seine Ausdünstungen sind der Umgegend sehr schädlich. Der Canton zählt 19,772 Bewohner, von denen 13,319 Evang., 5403 Kathol., 365 Mennoniten und 685 Juden sind, welche in drei Marktflecken und 18 Dörfern, überhaupt 3056 Häuser bewohnen. Die Viehzucht besteht aus 1491 Pferden, 261 Ochsen, 4561 Kühen, 2200 Rindern, 463 Schafen und 5372 Schweinen. Er hat starken Getreidebau und guten Wein, viel Flachs und Hülsenfrüchte. Kalksteine findet man bei Monzernheim, Schwefelquellen zu Alsheim und Osthofen, Eisengruben zu Bechtheim und Heppenheim, Silbersand zu Abenheim ꝛc. Zu Ibersheim sind viele Brennereien. — Hinsichtlich der Verwaltung zerfällt der Canton in 18 Bürgermeistereien; die Rechtspflege hat das Friedensgericht zu Osthofen, und hinsichtlich der Finanzverwaltung ist er mit den Cantonen Pfeddersheim und Worms dem Rentamte zu Worms zugetheilt.

2) Marktflecken in der großherzoglich-hessischen Provinz Rheinhessen, und der Hauptort des Cantons Osthofen. Es liegt am Seebach, eine halbe Stunde vom Rhein und 7 Stunden südlich von Mainz, ist der Sitz eines Friedensgerichts und hat 357 Häuser und 2739 Einw., unter denen 1942 Evang., 651 Kathol., 50 Mennoniten und 96 Juden sind. Die Bewohner zerfallen in 14 Staatsdiener, 304 Bauern und 174, welche bürgerliche Gewerbe treiben. Osthofen hat drei Kirchen und eine Synagoge. Alljährlich wird ein Markt gehalten. Es wird viel und guter Wein gebaut; und im mühlheimer Hofe befindet sich eine Schwefelquelle. Schon früher findet sich der Ort: im J. 765 wird er Hostoven und in einem Schenkungsbriefe der Abtei Lorsch Ostova genannt. Die Voigtei besaßen verschiedene Adelige als kaiserliches Lehn. Im J. 1195 wurde auf dem nahegelegenen Berge ein festes Schloß gebaut, welches bis 1241 bestand, wo dasselbe Bischof Landolf wegen der Räubereien, die seine Bewohner verübten, gänzlich zerstörte. Die Voigtei kam hierauf an den Ritter Eberhard von Ehrenburg. Im J. 1333 erhielt Gottfried v. Randeck ein Zehntel des Dorfes. Im J. 1342 belehnte der Abt Gerhard zu Hornbach die Grafen von Leiningen mit dem Dorf und Gericht Osthofen. Später wurde es an einen Bürger zu Worms verpfändet, von dem es im J. 1364 Pfalzgraf Ruprecht einlöste. Den Kirchsatz verkaufte Abt Reinhard im J. 1435 dem Pfalzgrafen Ludwig III., und überließ 1442 auch die Lehnsherrlichkeit über den Ort an denselben, der nun die Grafen von Leiningen damit belehnte. Im Bauernkriege vom J. 1525 wurden die Bewohner gezwungen, gemeinschaftliche Sache mit den Bauern zu machen. Osthofen gehörte unter der Pfalz zum Oberamt Alzei und unter Hessen wurde es im J. 1822 zum Hauptorte des Cantons und Sitze des Friedensgerichts erhoben. (*G. Landau.*)

OSTIA [1]), dessen Name die Mündung bezeichnet, römische Colonie an der Tibermündung, angelegt von Ancus Martius im Winkel zwischen Tiber und Meer [2]) am südlichen latinischen Ufer des Flusses [3]), nachdem die

1) S. auch Hostia und Hostienses. 2) *Dionys. Halic.* Ant. Rom. III, 44. *Flor.* I, 4. 3) Ostia der erste Küstenort von Latium. *Liv.* IX, 19. *Strab.* V, 231.

Digitized by Google

Latiner besiegt worden und der neue Stand der Plebejer in Rom aufgenommen war, während am rechten Tiberufer nach die tuskische Macht herrschte, der man nur den Janiculus und den mäsischen Wald abgenommen hatte. Damals zuerst berührte Roms Gebiet das Meer, und man benutzte dies zur Gründung des Hafenortes Ostia, um den herum einträgliche Salinen angelegt wurden [4]). Zum Hafen diente der Fluß selbst, der in einer einzigen Mündung breit ausströmte; Ruderschiffe aller Art und Lastschiffe bis zu Trischiliophoren konnten bis Rom hinaufgezogen werden, größere ankerten vor der Mündung und luden aus in Flußfahrzeuge [5]). Hierdurch war Ostia für Rom von der höchsten Wichtigkeit und wurde fortwährend behauptet; einen Einfall der Antiaten in die Feldmark von Ostia, wie in die von Ardea finden wir im J. 336 n. R. Erb. erwähnt [6]). Die römische Flotte, sobald es eine solche gab, hatte ihre Stellung regelmäßig zu Ostia; im zweiten punischen Kriege wird Marcellus als Befehlshaber derselben an jenem Standorte genannt, nach dem Unglücke von Cannä sandte er von dort im J. 536 n. R. E. 1500 zum Flottendienst ausgeschriebene Soldaten nach Rom zur Bedeckung der Stadt und trat darauf den Flottenbefehl dem P. Furius Philus ab, weil ihn selbst ein Befehl des Senats nach Canusium zur Armee rief [7]). Von Ostia segelte im J. 535 n. R. E. die Proviantsendung nach Spanien ab, die in der Nähe von Cossa von der punischen Flotte genommen ward [8]); von da auch Scipio mit 30 Fünfruderern [9]) nach Spanien im J. 541. Zwei Jahre darauf ward unter den Jahresprodigien berichtet, der östlich von Ostia gelegene See sei vom Blitze getroffen, wie zehn Jahre nachher dasselbe dem Tempel des Jupiter zu Ostia geschah [10]). Dieser See, der jetzt den Namen Stagno di Levante oder d'Ostia führt, hat fast fünf Miglien im Umfange, wird von Quellen gebildet und hat einen Abfluß, der beim Castel Fusano vorüber ins Meer geht, seinen Zweck aber jetzt bei weitem nicht mehr erfüllt, daher der See stagnirt und die Luft der ganzen Umgegend verpestet [11]). Ostia war, wie alle römische Colonien an der Seeküste, frei vom Kriegsdienste. Aber als Hasdrubal dem Hannibal zu Hilfe durch Gallien heranzog, wurde im J. 545 auch diesen Colonien die Stellung von Truppen auferlegt, und als sie sich weigerten, wurde allen ein Tag zur Prüfung ihrer Gerechtsame vor dem Senat anberaumt, wobei nur Ostia und Antium auch so lange der Feind sei, die Freiheit vom Kriegsdienste zugesprochen, aber auch diese eidlich verpflichtet wurden, daß kein rüstiger Mann länger als 30 Tage außerhalb seiner Stadt übernachten wolle, damit es bei einem unerwarteten Angriffe nicht an Vertheidigern fehlen möge [12]). Nicht lange nachher (548) fiel bei Ostia das Wunderzeichen bei der Ankunft der großen idäischen Mutter vor, welcher Scipio mit allen Matronen bis Ostia entgegenging, die aber nur der Claudia Quinta von der Stelle, wo sie haftete, folgte und dadurch deren Keuschheit rechtfertigte [13]). Im Kriege gegen Antiochus wurde der Prätor C. Livius im J. 561 mit 30 Schiffen nach Griechenland gesandt. Bei dieser Gelegenheit verweigerten Ostia, Fregenä, Castrum Novum, Pyrgi, Antium, Terracina, Minturnä und Sinuessa den Flottendienst; die Tribunen aber, an die sie sich wandten, verwiesen sie an den Senat, und dieser beschloß einstimmig, daß der Flottendienst allerdings zu leisten sei [14]). Marius ließ, als er mit Cinna Rom einnahm, Ostia, weil dasselbe es mit Sulla gehalten hatte, im J. 667 ausplündern [15]); doch stellte es sich durch seine unberechnenbar glückliche Lage bald wieder her: obgleich bald darauf die kilikischen Seeräuber der römischen Schiffahrt den größten Schaden thaten, ja Ostia selbst nebst Cajeta und Misenum einnahmen und die römische Flotte, die daselbst lag, eroberten [16]), ungefähr um das Jahr 680, bis um 687 Pompejus die Räuber vernichtete. Indessen war der Hafen von Ostia keineswegs der Weltstadt, zu welcher er den Zugang bildete, würdig; die Tiber versandete mehr und mehr, die Schiffe lagen nicht ohne Gefahr vor Anker, nur der zu erwartende Gewinn bewog zu dem Wagstücke, das allerdings durch die Menge dienstbarer Fahrzeuge, welche die Fracht in sich aufnahmen und die Schiffe erleichterten, bis sie in den Fluß einlaufen konnten, erleichtert ward [17]). Cäsar hatte daher die Absicht, einen sichern Hafen bei Ostia anzulegen [18]); es blieb aber unausgeführt bis auf Claudius. In Ostia zog unter Tiber der Sklave Clemens als falscher Agrippa Posthumus ein und endete daselbst schnell seine Laufbahn, getäuscht durch Tiberius' Agenten [19]). Einige Jahre nachher stand über Ostia, von Rom aus gesehen, der Himmel wie im Feuer, sodaß schon Cohorten zur Löschung des Brandes herbeieilten [20]).

Claudius unternahm das Werk, dessen Weitläufigkeit und Schwierigkeit den großen Cäsar abgeschreckt hatte, führte zwei umschließende Arme auf und am Eingange einen Damm, den er durch Versenkung des Schiffes, das den großen Obelisk aus Ägypten gebracht hatte, befestigte, und erbaute auf Pfeilern einen hohen Leuchtthurm [21]). Der Boden war, um der Versandung zu wehren, ehe man in den ausgegrabenen Raum das Meer einströmen ließ, ringsum mit einer steinernen Grundmauer befestigt. Eine Hungersnoth, bei der Unmöglichkeit, Rom ohne einen solchen Hafen auch zu ungünstiger Jahreszeit Getreidezufuhr zu verschaffen, bewog Claudius zu diesem Unternehmen, von dem der ungemessenste Kostenaufschlag ihn nicht abbrachte [22]). Eilf Jahre lang erbeiteten unausgesetzt 30,000 Menschen. Während des Baues stran-

4) *Liv.* I, 33. *Aurel. Vict.* 5. *Ennius* bei *Fest.* Ostia mocita est: idem loca navibus pulcreis Munda favit nautisque mari quaesentibus vitam. 5) *Dionys.* III, 44. 6) *Liv.* VIII, 12. 7) *Liv.* XXII, 57. 8) *Liv.* XXII, 11. 9) *Liv.* XXVI, 19. 10) *Liv.* XXVII, 11; XXXII, 1. 11) *Müller*, Roms Campagna. 2. Th. S. 385. *Nibby*, Viaggio antiquario ne' contorni di Roma II, 286. 12) *Liv.* XXVII, 38.

13) *Liv.* XXIX, 14. *Ovid.* Fast. IV, 291 sq. 14) *Liv.* XXXVI, 3. 15) *Plutarch.* Mar. 42. 16) *Cic.* pro lege Manil. 12. 17) *Strab.* V, 232. 18) *Plutarch.* Caes. 58. *Sueton.* Claud. 20. 19) *Tacit.* Ann. II, 40. 20) *Senec.* Nat. Quaest. I, 15. 21) *Sueton.* Claud. 20. *Plin.* XVI, 40; XXXVI, 9. *Juven.* XII, 75. 22) *Dio Cass.* LX, 31.

dete daselbst ein Wallfisch, den Claudius von Bewaffneten in mehren Fahrzeugen bekämpfen ließ, eins aber ging dabei unter [23]). Der Kaiser verrichtete in Ostia ein großes Opfer im J. 801 n. R. E. während welcher Abwesenheit Messalina zu Rom ihre Hochzeit mit dem Silius feierte [24]). Das Opfer ist offenbar das am Feste der Majuma im Monat Mai, an dem ganz Rom mit einem Consul oder dem praefectus urbi nach Ostia hinauszog und die lustigsten Festlichkeiten veranstaltete, bei denen man einander im Gedränge scherzhaft ins Meerwasser stieß [25]). Es wurde dieses Fest den Castores, den Herrschern der Winde und der Schiffahrt, zu Ehren gefeiert [26]), und hieraus erhellt hinlänglich, warum Claudius hier beim Baue des Hafens, der gegen Hungersnoth und die Winde des Winters schützen sollte, vorzugsweise opferte; auch sehen wir noch unter Julian den praefectus annonae Tertullus zu Ostia im Tempel der Castores opfern, um Abwendung einer Hungersnoth, worauf die Stürme sich in einen milden Südwind umsetzen und die Getreideschiffe einlaufen können [27]). Claudius, der auch durch Verlegung einer Cohorte, die bei Feuersbrünsten zum Löschen angewiesen war, vorzüglich wol zum Schutze der Getreidevorräthe für Ostia Sorge trug [28]), erlebte selbst die Vollendung des Hafenbaues nicht mehr, daher Nero sich diese Ehre zueignete, dessen Kopf Münzen darstellen mit der Umschrift: NERO CLAUD. CAESAR. AUG. GER. P. M. TR. P. IMP. P. P. und auf der andern Seite Lastschiffe, Barken, die zwei Arme des Hafendammes, ein Gebäude und den Tiberinus, mit der Aufschrift: AUGUSTI S. POR. OST. C. [29]). Der neue Hafen war am entgegengesetzten Ufer der Tiber gelegen und es bildete sich dort ebenfalls ein Ort, Portus; doch blieb Ostia eine höchst blühende und ausgedehnte Stadt [30]), und bot Nero hinreichende Vorräthe, um nach dem Brande Roms im J. 818 das Volk mit Getreide zu versorgen [31]). Zu Otho's Zeit lag in Ostia die 17. Cohorte (diese und die zu Puteoli zählten wie Legionen) die, als Otho sie nach Rom beschied, wegen eines Mißverständnisses, einen gefährlichen Aufstand erregte [32]). Unter Vespasian finden wir Flottensoldaten von Ostia und Puteoli erwähnt, welche abwechselnd nach Rom wanderten, um Bericht zu erstatten [33]). Die Entfernung betrug zu Lande 16 Milliarien [34]), zu Wasser um die Hälfte mehr [35]). Trajan verbesserte den Hafen des Claudius und erbaute einen zweiten innern, der nach seinem Namen genannt wurde [36]); Antonin stellte den Leuchtthurm her und baute Bäder zu Ostia [37]); der Kaiser Tacitus schenkte 100 Säulen von 23 Fuß Höhe aus numidischem Marmor dahin [38]). Wegen seiner Wichtigkeit für die Versorgung Roms mit Lebensmitteln gab Ostia schon zur Zeit der Republik einer quästorischen Provinz den Namen, die wenig ehrenvoll und einträglich, aber desto überhäufter mit Geschäften und Mühseligkeit war [39]). Der berüchtigte Saturninus hatte als Quästor diese Provinz [40]), Tiber verwaltete sie unter August als Quästor und half einer Hungersnoth ab im J. 731 n. R. E [41]). Claudius nahm das Amt den Quästoren ab [42]).

Dies Ostia nun umfaßte in seiner größten Ausdehnung einen länglichen Halbkreis, dessen eines Ende an das Meer stieß, während die Sehne von der Tiber gebildet ward. Die Ringmauern sind halbverdeckt noch deutlich zu erkennen, so auch der Wall und eins der Hauptthore, von dem die Pfeiler noch erhalten sind [43]). Die Sehne, welche von der Tiber gebildet wird, zieht sich von Osten gegen Westen, denn in dieser Richtung mündet die Tiber, die alte Seeküste dagegen, die noch wohl erkennbar ist, ungeachtet des starken Zurückweichens des Meeres, fällt gegen Südosten ab, der letzte der Landspitze entgegengesetzte Punkt von Ostia liegt grade gegen Osten. Hier lag das Theater, dessen Cavea sich gegen Norden öffnete, erbaut auf günstigem Hügelboden, wovon noch einige Mauern und Pfeiler stehen, die zur Stütze der Sitzstufen gedient haben [44]). Weiterhin liegt gegen die Mitte der Stadt an der Tiber das Vorrathshaus der Salinen, daneben ein alter Landungsplatz und südlich von diesem trägt ein Hügel die Celle eines prächtigen Tempels, der an dreihundert Schritte von der Tiber entfernt gegen das Meer zu sich öffnet. Von jenem Landungsplatze für die Barken am Flusse führte eine gerade Straße aufwärts zu seiner hintern Seite. Den Tempelraum umgab von allen Seiten eine Mauer, von der sich zwei bis drei Absätze, gedeckt mit weißem Marmor, zu dem Grunde, auf dem er ruht, hinabsenken. Alle Bekleidung war ebenfalls von weißen Marmortafeln; jetzt ist diese verschwunden, das Dach, welches flach gewesen zu sein scheint, eingestürzt, sodaß nur noch die aus Backsteinen aufgeführten vier Mauern der Cella stehen. Die Thürschwelle besteht aus einem einzigen, 21 Fuß langen und vier Fuß breiten Block, von numidischem Marmor; der Fußboden des Innern ruht auf großen Quadratblöcken von Travertinsteinen und war mit mannichfachen kleinern und größern Steinen von Granit, Porphyr und Serpentin ausgelegt; viele sind noch erhalten. Säulen und Knäufe von vorzüglicher Arbeit schmückten den Tempel, die Trümmer liegen umher. An der hintern Wand

23) *Plin.* IX, 6. *Xiphil.* Exc. e Dion. Cass. LXXV. 24) *Tac.* Ann. XI, 26. 25) *Suid. Μαϊουμᾶς.* 26) *Aethic.* Cosmogr. 27) *Amm. Marc.* XIX, 10. 28) *Suet.* Claud. 25. 29) Vergl. *Lucatelli* Il porto di Ostia in den Annali dell' Accad. di Cortona. Vol. VI. 30) Vorräthe aller Art bezeugt daselbst schon allein *Plin.* Epist. II, 7, 26; aber nach so kleinlichem Maßstabe, daß man darüber zweifeln könnte, haben wir Ostia gar nicht zu berechnen; vielmehr schlägt man die Bevölkerung auf 80,000 Menschen an. 31) *Tac.* Ann. XV, 39. 32) *Tacit.* Hist. I, 80. 33) *Sueton.* Vesp. 8. 34) *Eutrop.* I, 5. *Cassiod.* Chron. init. *Euseb.* Chron. *Cedren.* Annal. 35) *Strab.* V, 232: 190 Stadien, d. i. beinahe 24 Milliarien. Die hier haben ändern wollen, beachteten nicht, daß von der Flußfahrt auf der vielfach gewundenen Tiber die Rede ist.

36) Inschrift bei *Cluver.* Ital. II, p. 877. 37) *Jul. Capitol.* vit. Anton. 8. Es erwähnt sie noch *Augustin,* Confess. IX, 12, 32. 38) *Vopisc.* vit. Tac. 10. 39) *Cic.* pro Mur. 8. 40) Excerpt. *Diod.* libr. XXXVI. 41) *Vellei.* II, 94. Vergl. *Suet.* Tib. 8. 42) *Sueton.* Claud. 24. 43) Sickler und Reinhart Almanach aus Rom. II, 293. 44) *Nibby,* Viaggio ne' contorni di Roma. II, 293. Das Theater wird erwähnt in den Act. Martyrum. Vergl. *Fea,* Viaggio ad Ostia. p. 59.

Digitized by Google

führt ein verdeckter Gang durch eine Treppe in den untern Raum des Tempels, ein Loch, das in diesen Gang mündete, war von der darauf ruhenden Statue bedeckt, wahrscheinlich um dadurch Orakel zu geben [45]). Der Styl der Säulen entspricht dem am Forum des Trajan zu Rom. Die Höhe der Thürpfosten betrug 18 Fuß. Im Innern sieht man sechs Nischen, die beiden mittlern rund, die vier andern viereckig. Das Licht fiel nur durch die Thüre herein [46]). Von der Vorhalle, die aus sechs cannelirten korinthischen Säulen bestand, ziehen sich breite Stufen nach dem Forum hinab [47]). Man hält den Tempel ohne sichere Gründe für den des Jupiter. Links vom Forum, etwa in der Mitte des Raumes, zwischen Tiber und Ringmauer, liegt dem Theater näher der kaiserliche Palast, und an der Ringmauer selbst, dem Landungsplatze an der Tiber schräge gegenüber, etwas westwärts ein Gebäude, worin man das Seethor von Ostia zu erkennen glaubt, weil allerdings das Meer in alter Zeit dicht an dasselbe herangetreten ist. Wiederum schräg gegenüber nahe an der Tiber sind im Anfange des jetzigen Jahrhunderts auf Befehl Pius' VII. Nachgrabungen angestellt, und man hat ein rundes Zimmer mit Nischen zu Tage gefördert, area oder area di Mercurio genannt, worin sich gut erhaltene Gemälde zeigen [48]). Weiterhin auf dem Wege zur Landspitze erscheinen vier Piedestale, das erste mit der Inschrift Victoriae Augustor., das zweite vom Proconsul C. Pomponius Turpilianus der Isis, dem Sarapis, dem Silvanus und den Laren geweiht für die glückliche Rückkehr des Marcus Aurelius, der Faustina und ihrer Kinder, das dritte zu Ehren der Gemahlin des Septimius Severus Juliae Aug. matri castrorum, das vierte dem Septimius Severus selbst, gesetzt im J. 194 n. Chr., da Severus zum zweiten Male Consul war [49]). Auch Tempel der Juno, der Castoren, des Neptun, des Vulcan, des Tiberinus, der Nymphen, werden zu Ostia erwähnt, sind aber einzeln noch nicht aufgefunden [50]). Ein korinthisches Capitäl aus späterer Zeit und die Ruinen eines Tempels sieht man noch an der alten Spitze von Ostia. Auf dieser steht der sogenannte Tor Bovacciana, ein Überbleibsel der alten Ringmauer, im Mittelalter von Neuem befestigt [51]). Die Saline von Ostia lag nordöstlich von der Stadt landeinwärts. Vom Reichthum Ostia's zeigen noch die dort aufgefundenen Kunstwerke [52]).

Mit dem Verfall der Blüthe Roms sank auch Ostia, namentlich durch die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, auch that der an der von Claudius gegrabenen Tibermündung gelegene Ort Portus, der immer mehr emporkam, ihm Abbruch, da nun aller Verkehr sich auf jenen Weg zog und bei Ostia selbst Niemand mehr in die Tiber einlief. So finden wir das Verhältniß unter Honorius dargestellt [53]). Noch im 6. Jahrh. nennt Cassiodor Ostia und Portus die Augen Roms, aber aus gelehrter Erinnerung, denn zu derselben Zeit beschreibt Procopius [54]) Ostia als verödet, die Mauern verfallen, die Landstraße von Ostia nach Rom wenig betreten; wiewol auch der östliche Arm der Tiber schiffbar war, ging damals aller Betrieb über Portus; keineswegs war aber Ostia schon ganz verfallen, nur die Ringmauern. Zerstört wurde Ostia theils durch die Einfälle der Sarazenen, theils offenbar durch Überschwemmungen, welche eine Masse von Sand über die Trümmer aufgehäuft haben, sodaß die Stätte jetzt im Durchmesser von fast einer halben Stunde von Hügeln bedeckt ist, aus denen die Trümmer halb hervorragen [55]). Nachgrabungen könnten daher nicht anders als höchst ergiebig sein, obgleich von den Marmorwerken ein großer Theil zu Kalk verbrannt ist in zwei Kalköfen, die das Einzige sind, was in Ostia unbeschädigt steht, einer aus dem Mittelalter, der andere aus neuerer Zeit [56]). Das Meer ist übrigens eine Stunde weit zurückgewichen auf der ganzen Ausdehnung der alten Küste der Umgegend [57]).

Im ersten Drittel des 9. Jahrhunderts unter Gregor IV. lebten in Ostia nur einige wenige Einwohner in elenden Hütten. Der Papst ließ östlich vom alten Ostia zwischen demselben und den Salinen ein Castell erbauen, um die Einwohner der Orte an den Tibermündungen gegen die Einfälle der Sarazenen zu schützen, und nannte dasselbe Gregoriopolis [58]). Hier wurden unter Leo IV. die Sarazenen geschlagen [59]), welchen Sieg Rafael in den Stanzen des Vatican dargestellt hat. Nikolaus I. befestigte dies Ostia von Neuem [60]) in der Mitte des 9. Jahrh. Davon zeugt noch die im Styl dieses Jahrhunderts erbaute Kirche di San Ercolano bei diesem neuern Ostia [61]). Um das Jahr 1159 findet sich in Ostia ein Collegiatstift mit einem Erzpriester und eine Bevölkerung, welche zusammengekommen vor der Kirche S. Aurea sich gegen den Delegaten des Papstes anheischig macht, jährlich zwei Barken mit Holz zur Marmorata nach Rom zu liefern [62]). Häuser und einen Kalkofen in Ostia erwähnt eine Bulle Cölestin's III. v. J. 1191, eine Urkunde Benedict's XII. von 1335 ein Capitel von zehn Canonici mit einem Erzpriester, wodurch bewiesen wird, daß es damals dort noch eine Bevölkerung gab [63]); auch war Porto damals verlassen und Ostia wieder Roms einziger Hafen; doch ohne daß dies Einfluß gehabt hätte auf die Herstellung der alten Stadt, denn bei Gelegenheit der Landung Gregor's XI. wird das Castell gepriesen, die ehrwürdige Stadt als vertilgt erwähnt [64]). Als militairischer Platz war es von Bedeutung; um 1408

45) Sickler, Almanach. II, 244 fg. 46) *Nibby*, II, 294. 47) Almanach. S. 245. 48) *Nibby* II, 295. 49) *Nibby* II, 296 sq. *Fea* 49 fg. 50) *Fea* 58, dort die übrigen in und bei Ostia gefundenen Statuen und Inschriften. 51) *Nibby* II, 297. 52) Verzeichnet bei Fea und in Sickler's Almanach. 53) *Rutil.* Numant. I, 131: Laevus inaccessis fluvius vitatur arenis.

54) Procop. de bell. Goth. I, 26. 55) Almanach. S. 231. Die Stelle über die Zerstörung durch die Sarazenen s. bei *Fea* p. 24. 56) *Nibby* II, 295. 57) Rütter, Campagna. II, 371. Almanach. S. 233. 58) *Anast.* vit. Greg. IV. nr. 476. 59) *Anast.* vit. Leon. IV. nr. 522. 60) *Anast.* vit. Nicol. I. nr. 607. 61) *Nibby* II, 290. 62) Urk. bei *Muratori* Antiqu. med. aev. I, 645. 63) *Fea* 28. *Nibby* II, 290. 64) Itinerar. Gregor. XI. bei *Muratori* Script. Rer. Ital.: Ostiam ingressi fuimus, Murale praesidium mirabile est, Civitas venerabilis nullius existentiae.

untee Gregor XII. bemächtigte ſich König Ladislaus von Neapel mit Gewalt des Caſtells und ſchlug daſelbſt ſein Lager auf mit 60 Schiffen, 12,000 Reitern und 10,000 Fußknechten [65]). Sixtus IV. ſtellte Oſtia her mit öffentlichen Gebäuden, Straßen und Ringmauern [66]). Im Kriege Alexander's VI. gegen die Orſini nahmen im J. 1494 die Franzoſen Oſtia ein und wurden 1497 vom Biſchofe von Oſtia, dem Cardinal von S. Petrus in Vinculis, nachher Papſt Julius II. wieder vertrieben [67]), bei welcher Gelegenheit Schanzen gegen das Caſtell ſowol auf der Tiberinſel, wie auf dem Feſtlande errichtet wurden [68]). Jetzt ſtehen in Oſtia nue wenige Häuſer, ferner dee Thurm mit dem Namen Sixtus' IV. und die Feſtungswerke Julius II., die Kirche von S. Aurea aus dem 15. Jahrh. mit den Wappen der della Rovere, des Hauſes Julius' II. Die ältere im J. 1159 erwähnte Kirche dieſes Namens war zerſtört. Die Bevölkerung ſoll im Sommer nur zehn, im Winter nur hundert Perſonen betragen [69]). Doch iſt Oſtia wegen ſeines alten Ruhmes der Sitz eines Bisthums und zwar eines von den ſechs, die nur den ſechs älteſten Cardinälen übertragen werden [70]), das erſte untee den ſuburdicariſchen, und hat einen biſchöflichen Palaſt. Unter dieſem zur Rechten findet ſich eine alte Inſchrift in ſchönen Buchſtaben, gewidmet dem oſtienſiſchen Quinquevir L. Lepidius Eutychus, und dabei ein Sackophag, dem Comienus Succſſus zugeſchrieben [71]). Der oſtienſiſche Wald, dee ſich öſtlich an die Stadt anſchloß, iſt faſt verſchwunden, Rinder und Büffel weiden umher [72]). Von 1783 an ſind Nachgrabungen angeſtellt worden, zuerſt durch den portugieſiſchen Geſandten Diego di Norogna, durch den Kupferſtechee Volpato, dann durch den ſchottiſchen Maler Hamilton, durch den engliſchen Maler Fagan, endlich auf päpſtliche Rechnung unter Fea's Aufſicht [73]). Einen Erwerb der Einwohner bilden die Züge von Wachteln, welche jährlich von dee afrikaniſchen Küſte im Anfange des Frühlings herüberziehen, und dann vor Ermüdung leicht zu geeifen, aber ſo abgemagert ſind, daß ſie erſt gemäſtet werden müſſen [74]). Rechts von der Straße von Oſtia nach Rom ſieht man die Trümmer des oſtienſiſchen Aquäducts, die ſich bis zu dem oben erwähnten Gewäſſer Stagno di Levante hinziehen. Daran ſchließen ſich die Überbleibſel des oſtienſiſchen Waldes [75]). Südöſtlich von Oſtia ab führt neben dem Caſtell Fuſano die Via Severiana nach Laurentum zunächſt an der Villa des Plinius vorbei [76]).

(*Klausen.*)

65) *Muratori* III, 2, 845. 66) Vita Sixti IV. bei *Muratori* III, 2, 1064. 67) *Ranayld.* Ann. Eccl. ad ann. 1494. nr. 25; 1497. nr. 2. 68) *Venuti* Descriz. di Roma. c. 10. p. 318. 69) *Nibby* II, 292. 70) Blainville, Reiſe durch Teutſchland und Italien, teutſch von Köhler II, 1, 40. 71) *Fea* 20. *Nibby* II, 293. 72) Almanach S. 292. 73) S. bei Fea und im Almanach S. 289—243. 74) Blainville a. a. O. 75) *Nibby* II, 285. 76) *Nibby* II, 299 sq. Vgl. Not. 30. Zeichnungen von Oſtia und der Tibermündung ſ. in Sickler's Almanach und bei *Nibby* p. 296, wo auch der Tor Bovacciana, ferner bei *Nibby* p. 298, Zeichnung der Tempelcelle im Almanach und bei *Nibby* p. 294. Grundriß von Oſtia und der Umgegend bei *Nibby* p. 293, womit zu vergleichen die Karten von Latium bei *Nibby* p. 212 und im Almanach.

Oſtia (Kardinal von), ſ. Beogni.

Oſtiaei, ſ. Aestier.

Oſtiaken, ſ. Oſtjaecken.

OSTIANO oder Ustiano, eine Stadt von ungefähr 3400 Einwohnern, die den Titel eines Marquiſats führt, in der Provinz Mantua des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs am Einfluſſe des Molla in den Oglio liegt, und durch keine beſondere Merkwürdigkeit ausgezeichnet wird. (*Eiselen.*)

OSTIARIAT, zerfällt in Hof- und in Kiechenamt. Wir wollen es zuerſt in erſterer Beziehung betrachten, da dieſes das ältere urſprünglich iſt. 1) Oſtiariat als Hofamt; der Keim hierzu liegt ſchon bei den alten Teutſchen. Seneca [1]) ſagt, daß durch die Variſche Niederlage viele Römer von voenehmſter Geburt, die den Senatorrang haben durch Dienſt erwerben wollen, das Unglück erniedrigt, und einen Theil von ihnen zum Hirten, einen andern zum Haushüter (custos easulae) gemacht. Der Ostiarius palatii wae, nach der Rangordnung am Hofe des fränkiſchen Reichs, der erſte unter den kleinen Dienſtmannen. Die Capitanei Ministeriales, oder Palatini majores waren nämlich der Marſchalk, Truchſeß, Schenk, Kämmerer, Jägermeiſter, Falkner und Manaionarius (Fourier), dagegen die Palatini minores oder Ministeriales ex latere, der Ostiarius, Saeellarius, Dispensator, Scapeardus, die Bersarii, Veltarii, Breverarii [2]) etc. Von ihnen kommen vor in der Epist. Hadriani PP. 92 Gotsrannus magnificus Ostiarius, und Richard, der eine Zeit lang als Oſtiarius dem Kaiſer Ludwig dem Frommen diente [3]), und zum J. 1031 Francolinus Ostiarius Regis [4]). Der erſte oder Vorſteher der Oſtiarien hieß summus sacri Palatii Ostiarius oder Ostiariorum Magister, Gerung wird bezeichnet durch jene Benennung von Frothar von Toul [5]), durch dieſe von Einhard. Wie alle Dienſtmannen, vorzüglich die Oberdienſtmannen nicht ausſchließlich zue Verrichtung ihres Amts beſtimmt waren, ſo auch der Magister Ostiariorum. So ſchickt im J. 822 Kaiſer Ludwig der Fromme einen Lothae nach Italien, und mit ihm ſeinen Verwandten, den Mönch Walah, den des Abts Adalard, und Gerungen, ostiariorum magistrum, damit ſich ſein Sohn ihres Rathes bei dem Hausweſen oder in Privatangelegenheiten [6]) und bei den Geſchäften des Reichs bedienen ſollte. Wie anſehnlich die Würde war, zeigt, daß Karl der Kahle im J. 872 den von ihm

1) Ep. 47. 2) *Hincmarus*, De Ordine Palatii. 3) S. die Urkunde des Kaiſers Ludwig des Frommen v. J. 839 (bei *Materna* und *Durand*, Collect. Ampl. T. I. p. 97); in ihr ſagt der Kaiſer, daß er vormals, als Richard, zu jener Zeit ſein Oſtiarius, ihm gedient, ihm den Hof Villancia im Ardennerwalde zu eigen gegeben, aber ihm wieder genommen, als Richard der Begünſtiger der Empörungspartei geworden, und ihn verlaſſen und zu ſeinem Sohne Lothar übergegangen. Richard ward deshalb Richard der Ungetreue genannt. *Theganus*, Vita Hludowici. c. 47 bei *Pertz* T. II. p. 600. Über ſeine Abkunft ſ. *Eckhart*, Commentarii de rebus Franciae Orientalis. T. II. p. 272, 273. 4) Bei *Odorannus*, Chronicon z. J. 1031. 5) *Frotharii*, Episcopi Tulensis, Ep. 2 und 4. 6) *Einhardi* Annal. bei *Pertz* T. I. p. 209: in re familiari.

so begünstigten Bruder seiner Gemahlin, Boso'n bei seinem Sohne Ludwig zum Kämmerer und Ostiariorum Magister bestellte [7]). Im Fleta (II. 16. S. 79) wird das Amt des Ostiars (officium hostiarii) beschrieben, und wir bemerken hieraus: der Ostiar in der Herberge des Königs mußte die Gerichte zusammenrechnen, die in den Hof kamen, und darüber dem Assessor Zeugniß geben durch tägliche Rechnung, das Ein- und Ausgehen der Menschen bewachen, damit kein Diebstahl geschah an Gefäßen, Almosen und andern Dingen, Bänke machen und bedecken lassen, für Tische sorgen, Feuer anzünden rc. und dem Küchenschreiber über seine Einkäufe Rechenschaft geben. Ähnlich mußte der Hostiarius (ostiarius) camerae in dem thun, was die Kammer betraf. Weil es in der Herberge des Königs als Regel galt, daß je näher jemand dem Könige stand, um so würdiger er war, deshalb mußten sich die Camerarii für höher als die übrigen Diener halten, und deshalb durfte sich kein Hofbediente, noch ein anderer von Außen in etwas in des Königs Kammer einmischen. Hieraus geht zugleich hervor, daß hier Hostiarius camerae mit Camerarius gleichbedeutend war. Aus Ostiarius oder zunächst aus Hostiarius, welche Form nicht selten, z. B. bei Hinkmar, Annal. vorkommt, ward im Französischen Huissier [8]) gebildet. Im Teutschen hieß er Thürhüter, so waren die Herren von Werther: des heil. römischen Reichs Erbkammer-Thürhüter. — 2) Ostiariat als Kirchenamt; es gehört zu den niedern Weihen [9]). Der Archidiakonus unterrichtet den, welcher Ostiarius werden soll, wie er im Gotteshause zu verfahren habe, und räth, wenn er ordinirt werden soll, dem Bischofe, daß er ihm die Kirchenschlüssel übergäbe, mit den Worten: Sic age quasi redditurus Deo rationem pro his rebus, quae istis clavibus recluduntur, und der Diakonus übergibt ihm dann die Schlüssel [10]). Bei diesen Schlüsseln dachte man zugleich an die Himmelsschlüssel. So sagt Hieronymus: Secundus Ostiariorum locus est, qui claves regni coelorum tenant; quae Patriarchis dantur, quoniam praesunt portis Hierusalem, atque inter bonum et malum habentes judicium, apariunt quod nemo claudit, et claudunt, quod nemo aperit. Die Ostiarien hatten nämlich das Amt, mit den Kirchenschlüsseln das Gotteshaus zu verschließen und zu öffnen, alles draußen und darin zu bewachen, die Gläubigen aufzunehmen, Ungläubige und Excommunicirte zurückzuweisen [11]). Während der erste Ostiarius bei den Weihen der Subdiakonen, Diakonen, Priester und Bischöfe die Thüren bewachte, hielt der zweite Ostiar die Flasche mit dem geweihten Öl. Auch lag es den Ostiarien ob, die Fackeln und Krummstäbe des Patriarchen oder Bischofs zu tragen [12]). (*Ferdinand Wachter.*)

OSTIARIAT, OSTIARIUS (ein christliches Kirchenamt). Die ersten Spuren der ostiarii oder kirchlichen Thorwarte finden sich im 3. Jahrh. in der römischen Kirche. In einer Stelle, in welcher der kirchliche Personalstatus der römischen Kirche, unter Bischof Cornelius, erwähnt wird (um das Jahr 250. Epistol. Cornel. ad Fabium, bei *Euseb.* h. e. VI, 43) heißt es, in Rom befinden sich ἐξορκισταὶ καὶ ἀναγνώσται ἅμα πυλωροῖς (= θυρωροὶ = ostiarii = janitores) δύο καὶ πεντήκοντα. Im vierten Jahrh. finden wir sie in beiden Kirchen, im Orient (Conc. Laod. c. 24. Cod. Theodos. L. XVI. T. II. l. 24. vom J. 377. Epiphanius) und im nördlichen Afrika. In der letztern Kirche [1]) wird eine Ordination des Ostiarius erwähnt, aus der zugleich sein damaliges Geschäft erhellt. Ehe ein Ostiarius ordinirt wird, muß ihn der Archidiakonus unterrichten, wie man sich im Hause Gottes zu verhalten hat. Dann gibt ihm auf Anzeige des Archidiakons der Bischof die Schlüssel der Kirche von dem Altare mit diesen Worten: „Bedenke, daß du Gott Rechenschaft geben mußt für das, was diese Schlüssel verwahren." Unter den Verfolgungen, da die christlichen Gemeinden von ihren Gegnern bei dem Gottesdienst überfallen und gestört werden konnten, und in der Periode, als der zweite Theil des Gottesdienstes nur einem Theile der Gemeinde, den fideles, zugänglich war, hatte das Amt keine geringe Wichtigkeit. Man bedurfte hierzu eines entschlossenen, zuverlässig treuen Mannes. Daß man bei Anordnung dieses Amtes Rücksicht genommen auf die שוֹעֲרִים, πυλωροί, die David für den heiligen Dienst verordnete und die nachher im Tempel ein stehendes Amt waren, ist möglich, obgleich nicht nothwendig, da der Ursprung derselben sich aus dem Bedürfniß erklärt. In der grie-

7) *Hincmari Remensis* Annal. z. J. 872 bei demselben S. 493. 8) Du Fresne führt eine Stelle aus dem altfranzösischen Gedichte vom gekrönten Fuchse an, wo das Amt der Huissiers und Chambrelins beschrieben wird; s. bei *Du Fresne* unter Ostiarius. Vergl. *Fleta*, Commentarius Juris Anglici. Lib. II. c. 16. p. 79. 9) Bulla Alexandri IV. PP. im Tabular des heil. Bertin, wo er dem Abte dieses Klosters die Gewalt ertheilt: Dandi duos minores ordines, Ostiariatum videlicet et Lectoratum. 10) Liber sacramentorum S. Gregorii. Vergl. Concilium Carthaginense. IV. c. 9. 11. Mehre Nachweisungen, wo Ostiarien vorkommen, s. bei *Du Fresne* unter Ostiarius. Zu ihnen fügen wir: Formulae Antiquae Alsaticae N. III. bei *Eccardus*, Leges Francorum Salicae. p. 234: Habent potestatem Janitores, habet et Domus Dei Hostiarios. Daher irrt Du Fresne, wenn er Janitores und Ostiarii für gleichbedeutend nimmt, nämlich bei der Erklärung zu der Stelle in Eginhart's Vita Caroli M. c. 26, bei *Pertz* II. p. 457: vestimentorumque sacerdotalium tantam in ea copiam procuravit, ut in sacrificiis celebrandis ne janitoribus quidem, qui ultimi ecclesiastici ordinis sunt, privato habitu ministrare necesse fuisset. Nach der constantinopolitanischen Ordnung der Kirchenämter kam nach den Ostiarien noch ὁ Δομεστικὸς τῶν θυρῶν (domesticus ostiorum) vor. Der erste Ostiarius war nämlich in der sechsten Pentas und im Ganzen der 28. der Kirchenbeamten, der zweite Ostiarius in derselben Pentas und der 29. der Kirchenbeamten, der Δομεστικὸς τῶν θυρῶν hingegen in der neunten Pentas und der 48. der Kirchenbeamten, und war der vierzigste der sämmtlichen; nach ihm kamen nämlich nur noch der Chartularius, der Deputatus und ὁ ἐπὶ τῆς πόρτας. *Codinus Curopalata* de Officiis Constantinop. c. 1. p. 3, 4.

11) Die beiden Isidore, Alcuin, Amalarius, Hrabanus rc. s. die Nachweisungen bei *Du Fresne* unter Ostiarius. 12) S. d. Mittheilungen aus Handschriften von *Jacob Goar* zu *Codinus* p. 5, 7, 14 und *Jac. Gretseri* Observat. zu ebendemselben p. 171.

1) Statuta eccl. antiquae (sonst Conc. Carthag. IV. genannt) c. 9.

chischen Kirche finden wir das Amt noch unter Justinian I., der für die Sophienkirche 100 Pyloren anordnete. Später verlor sich das Amt in dieser Kirche; es blieb in der occidentalischen. Der Ostiarius nahm unter den sogenannten ordines minores den letzten Platz ein. Für seine Ordination, die im Wesentlichen die oben angegebene geblieben, geben das Sacramentarium Gregorianum (s. die demselben angehängten Stücke ed. *Murat.* p. 406. 418), der ordo R. bei Hittorp, und das Pontificale Romanum, Gebete und Vorschriften. Daß der Geschäftskreis des Ostiarius im Mittelalter vermehrt wurde, sagen die liturgischen Schriftsteller seit Isidor von Sevilla. Das Meiste faßt zusammen das pontificale Rom. Der Ostiarius muß percutere cymbalum et campanam; aperire ecclesiam et sacrarium et librum aperire ei qui praedicat [2]). Bei der Ordination übergibt der Bischof dem zu ordinirenden die claves, darauf führt ihn der Archidiakon zur Kirchthüre, läßt ihn daselbst auf- und zuschließen, führt ihn dann zum Seil der Glocken und läßt ihn läuten, sodann zurück zum Bischofe. Knieend empfängt er von diesem die Weihe. Hat der Ostiarius sich unwürdig betragen, so wird er öffentlich degradirt. Es werden ihm die Schlüssel von dem Bischof aus der Hand genommen mit den Worten: quia in clavibus errasti, claves dimitto; et quia ostia cordis tui malo daemonibus obserasti, amovemus a te officium ostiarii etc.

Das Concilium von Trient [3]) schärfte es in seinen Verordnungen ein, daß die Functionen der Ordines vom Diakonat bis zum Ostiarius herunter, wieder in alter Weise hergestellt werden sollen. Die Kirche hat aber bis jetzt noch keine Folge geleistet. Die untersten Stufen der hierarchischen Ordnung stehen leer, die Functionen sind entweder in einer geistlichen Person vereinigt, oder wie das Geschäft des Ostiarius, Laien übergeben.

An das Ostiariat erinnern in der evangelischen Kirche die sogenannten Kirchner, Küster (von custos), Meßner, Glöckner ꝛc. Der katholische Ostiarius steht aber viel höher, er ist Kleriker; der Küster gewöhnlich Laie.

(*Rheinwald.*)

Ostichthys, *Langsdorf* (Pisces), s. Myripristis.

OSTIDAMNII (Ὀστιδάμνιοι), alter Name eines Volkes in Iberien am Vorgebirge Kalbion nach Eratosthenes bei Strabon I, 64. Die Lesart ist aber nicht urkundlich zuverlässig. (*H.*)

OSTIGLIA, eine Gemeinde in der Provinz Mantua der österreichischen Lombardei. Dieser ansehnliche, städtähnliche Ort ist der Hauptort des zweiten Districts, der nach ihm benannt wird, und zu welchem die Gemeinden Ostiglia, Serravalle mit Libiola, Sustinente mit Sachetta und Vitimperto mit Pradella gehören. Sie liegt 11¾ Posten oder 94 Miglien von Venedig, 5 Posten von Ferrara und 3 Posten von Mantua entfernt, an der alten Poststraße, welche sonst von Venedig nach Ferrara durch diesen Ort führte, jetzt aber über Revere und Sermida geführt ist, am linken Ufer des Po, über welchen Fluß hier eine schwimmende Brücke führt; zählt 3242 Einw., die theils von der Landwirthschaft und theils von städtischen Gewerben leben; mit einem Castell, einer Pfarre S. Maria del Castello, der Aushilfskirche St. Lorenzo und der Spitalkapelle St. Antonio Abbate. Sie ist der Sitz eines k. k. Districts-Commissariats, einer Prätur der vierten Classe, eines Schuldistrict-Inspectorats und eines zur Finanz-Intendanz von Mantua gehörigen Hauptzoll-Einnehmeramtes. Diese Gemeinde wird durch einen eigenen Gemeinderath (Consiglio comunale) vertreten, hat eine Fiera (Messe) am 10. Aug. und alle Dinstage einen Wochenmarkt. Hier geht der Kanal, la Fossa d'Ostiglia genannt, vorüber. Dieser Kanal wird durch das Gewässer gespeiset, welches aus dem Mincio durch die Fossa di Pozzuolo, die später Motinella und noch weiterhin Canale comune heißt, abgeleitet ist, und durch andere Bewässerungskanäle und Abzüge. Er steht mit dem Po mittels eines unterirdischen Abzuges in Ostiglia in Verbindung und erstreckt sich, von Süden gegen Norden streichend, jenseit Ostiglia bis zu den sogenannten Murazzi durch eine Fortsetzung von ungefähr 2¼ Miglien. Von den Murazzi zieht er unter dem Namen Fossetta an dem Flusse Tartaro, in welchen er sich bei der Bastion St. Michele ausmündet, und durch welchen er auch, mittels des Kanals von Legnago, mit der Etsch in Verbindung gesetzt wird. In der Nähe der Mündung der Fossetta hat der Kanal zur Erleichterung der Schiffahrt auch eine Unterlage. Hier lag schon zur Zeit der Römer auf der von Verona nach Modena und in das südliche Italien führenden Hauptstraße, noch innerhalb des Gebietes der Cenomanen das alte Hostitia am Padusflusse, nach der Peutinger'schen Tafel 33 und nach dem Antoninischen Itinerar 30 Milliarien von Verona entfernt [1]). Die Lage dieses Ortes war der Brücke über den Po wegen auch in militairischer Hinsicht sehr wichtig. Hostilia gehörte noch zum Gebiete von Verona [2]). Von hier war die regelmäßige Wasserfahrt auf dem Po und dessen Armen bis nach Verona angelegt, welche die Peutinger'sche Tafel durch die gezogene Linie und durch die beigefügten Worte: ab Hostilia per Padum angezeigt [3]). In der Nähe von Hostitia erwähnt schon Tacitus (hist. III, 9) der ausgedehnten Sümpfe, die der Po dort auch jetzt noch bildet. (*G. F. Schreiner.*)

2) Noch specieller schildert seine Amtsverrichtungen das Concilium zu Prag 1605 (*Harzheim*, Conc. Germ. T. VIII. p. 725) in s. Canon 22: Ostiarii ecclesiae ac Sacristiae ostia custodiant eaque debitis temporibus reserent et claudant. Publice et nominatim excommunicatos, infideles, et interdictos ab ecclesiae limine prohibeant; fores ecclesiae et parietes, cum opus est, ornent. Coemeteria custodiant, ne quid in eis indecore fiat. Ecclesiam scopis verrant, atque omni sordium genere expurgent, mundamve ac nitidam servent. Campanas pulsent, librum lectori aut concionatori sustineant. Altaria parent, atque indies stipendia, pro colorum ratione, singulis diebus convenientia, quoad fieri poterit, mutent, et a pulvere purgent. 3) Conc. Trident. Sess. XXIII. de reform. c. 17.

1) Itiner. Anton. p. 282. 2) *Tacit.* Histor. III, 9, 14. Vicus Veronensium. 3) K. Mannert, Geographie von Italia, nebst den Inseln Sicilia, Sardinia, Corsica ꝛc. (Leipzig 1822.) 1. Abth. S. 151.

Digitized by Google

OSTINDIEN. Als Columbus, in der festen Überzeugung von dem Dasein eines Festlandes im Westen von Europa und Afrika, das atlantische Weltmeer in dieser Richtung durchschiffend, die Inseln des mexikanischen Meerbusens entdeckt hatte, glaubte er und seine nächsten Nachfolger, daß die Länder, welche sie aufgefunden, die östlichen Küsten Asiens seien, das sich in dieser ungeheuern Ausdehnung nach Osten erstrecke. Man glaubte den lange vergebens gesuchten Seeweg nach Indien gefunden zu haben, und nannte deshalb die neu entdeckten Gegenden: **Westindien.** Trotz dem nun, daß man fast zu derselben Zeit auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung Indien selbst erreicht hatte, bestand doch noch geraume Zeit jener Glaube an die weite, östliche Erstreckung Asiens und der Name jener zuerst von Columbus entdeckten amerikanischen Gegenden ist bis auf den heutigen Tag **Westindien** geblieben. Zur Unterscheidung von diesem nannte man nun das eigentliche Indien: **Ostindien**, und begriff unter diesem Namen alle asiatischen Länder südlich vom Himalaya bis nach China hin, sowie alle die Inseln, welche in zahlloser Menge sich östlich von Hinterindien ins Weltmeer hereinziehen. Als nun aber die Europäer Vorderindien genauer kennen lernten, während Hinterindien ihnen mehr oder weniger verschlossen blieb, ward der Name Ostindien fast ausschließlich für die vorderindische Halbinsel gebraucht. — Seit dem grauesten Alterthum als das Land der Wunder und Weisen mannichfach gepriesen [1]), ist Ostindien in neuer Zeit das Terrain geworden, auf welchem die englisch-ostindische Compagnie eine der größten Colonialherrschaften aller Zeiten und Völker gegründet hat. Wir haben versucht, die Geschichte derselben in dem folgenden Artikel zu schildern, zu deren Erläuterung wir diese **geographische Übersicht** vorausschicken [2]).

Ostindien oder **Vorderindien** erstreckt sich als ein Halbinselglied des continentalen Asiens über 350 geograph. Meilen weit gegen Süden bis zum 8. Gr. n. Br. in den Ocean hinein, während seine Breitenausdehnung in derselben Richtung immer mehr abnimmt, sodaß seine horizontale Dreiecksform, wenn auch im verkleinerten Maßstab, an Hochafrika und Südamerika erinnert. Das Areal der ganzen Halbinsel wird auf 54,000 □Meilen berechnet, der Meerbusen von Bengalen, der indische Ocean und das arabische Meer bespülen ihre Küsten in einer Länge von 720 Meilen. Seiner Naturbeschaffenheit nach zerfällt Ostindien in zwei Haupttheile, von welchem der eine nördliche von den Stufenländern des Ganges und Indus gebildet wird und sich südlich etwa bis zu dem Wendekreis ausdehnt, der andere südliche aber bis zum Cap Comorin sich erstreckend von einem Hochplateau zweiter Classe erfüllt wird. Jener ist das eigentliche **Hindustan**, dieser führt den Namen **Dekan**, d. i. der Süden.

1) **Hindustan.** Tritt man mit dem Ganges bei Haridwara oder Hurdwar aus den letzten Gebirgsketten des indischen Alpenlandes heraus, welches in seiner ganzen Erstreckung von Westen nach Osten die Nordgrenze Hindustans bildet, und folgt dann dem südöstlichen Laufe des Flusses bis zur Stadt Allahabad, wo der Dschumnah (Jumnah) nach einem dem des Ganges fast parallelen Lauf auf dieses rechter Seite sich einmündet, so findet man auf beiden Ufern weithin sich ausdehnende, flachhügelige Ebenen, deren aufgeschwemmter Boden von unzähligen Nebenströmen des Ganges durchschnitten, überall die höchste Fruchtbarkeit entwickelt. Mangowälder, Banianen, Tamarinden wechseln ab mit den üppigsten Reisfeldern, mit Obst- und Blumengärten, zwischen welchen zahllose Dörfer, Städte und alte Tempel sich erheben. Die reichbewässerte Ebene des Doab, das ist das Land zwischen Ganges und Dschumnah, gehört zu den fruchtbarsten des alten Continents. Nordwärts sind diese Landschaften in ihrer ganzen Ausdehnung nach Osten von einer sumpfigen, waldigen Hügelregion, Tarai, begrenzt, welche den Übergang zu den Kettenzügen des Himalaya bildet, in dessen südlichen Gebirgslandschaften die Reiche Nepaul und Butan liegen. Von Allahabad abwärts nimmt der Strom in unzähligen Schlangenwindungen eine Hauptrichtung nach Osten an, und während der Charakter des ihm im Norden anliegenden Landes sich gleich bleibt, wird im Süden desselben die Breite des fruchtbaren Hügellandes, durch die gegen den Fluß vortretenden Vorberge des Nordrandes von Dekan vereengt. Bei Radjah Mahhal treten diese so dicht an den Strom, daß viele Stromschnellen, Stromwindungen und Felsenvorsprünge hier seinen Eintritt in sein unteres Stufenland erschweren, welches er von demselben Ort an mit einer südlichen Normaldirection fast ohne Gefälle durchzieht. Zugleich ändert sich der Charakter und das Klima der Landschaft. Das fruchtbare Hügelland hört auf, an seine Stelle tritt das Tiefland des Gangesdelta. Die eigentlichen Südgewächse des heißen Erdstrichs, welche zwar schon oberhalb Radjah Mahhal, bei Patna etwa, die Ufer des heiligen Stromes zu begleiten anfingen, zeigen sich hier in der üppigsten Vegetation, und eine schwüle, trotz Nebel und Wasserdünste heiße, nie sich abkühlende Temperatur, tritt an die Stelle des milden, lieblichen Klima's, dessen sich die mittlern Stufenländer Delhi, Agra, Aude, Bahar, erfreuen. Doppelt so groß als das ägyptische beginnt das Gangesdelta bei Murschedabad, woselbst sich, 44 Meilen vom Meer entfernt, die erste Verzweigung des Stromes findet, welcher bald unzählige nach Osten und Westen sich ausbreitend folgen, sodaß zwischen der östlichsten und westlichsten Mündung des Stromes 40 Meilen Küste von acht Haupt- und zahllosen Nebenarmen desselben zerspalten sind. Nur der Hugli (Hoogly), der westliche Hauptarm, welcher die Welthandelsstadt Calcutta durchströmt, kann gewöhnlich von Seeschiffen befahren werden, während die übrigen durch weit vorliegende Sandbänke seicht und verstopft sind. Außerdem kommt noch die östlichste Mündung verstärkt durch die Wassermasse des, acht Meilen vom Meere, in den Ganges strömenden Burremputer, für die Schiffahrt in einigen Betracht. Strom und Meer kämpfen hier fortwährend, stets neue Formationen von Inseln, Kanälen und Bänken, hervor-

1) Die ältere und mittlere Geschichte Ostindiens s. in dem Artik. Indien. 2) Eine genauere geographisch-statistische Schilderung Ostindiens siehe in den Art. Dekan und Hindustan; über die Inseln s. d. Art. Ostindischer Archipel.

zubringen. Der südliche Theil dieses Delta führt den Namen Sunderbunds und seine zahllosen Inseln sind mit den prachtvollsten Thikholzwäldern, den üppigsten Schlingpflanzen ꝛc. bedeckt, aber nur von dem großen bengalischen Tiger, von Ebern, Gazellen, Vögeln u. a. Thieren bewohnt, während die Inseln und Ufer des nördlichen Theiles unzählige Dörfer und Städte tragen, umgeben von Reis- und Ananasfeldern, von Maulbeer- und Zuckerplantagen, und Obstwäldern. Der lebhafteste Handelsverkehr belebt auf das Schönste den Strom und die Landschaft. —

Die weiten, hügeligen Ebenen, welche wir im mittlern Stufenlande des Ganges kennen gelernt haben, setzen sich nun auch westwärts vom Dschumnah bis zum Indus fort, welcher die Westgrenze Hindustans bildet. Keine bemerkbare Wasserscheide trennt die beiden Stromsysteme, wol aber ist der Charakter ihrer anliegenden Landschaften verschieden. Denn obwol im Westen von Delhi noch eine Strecke weit das fruchtbare Land der Gangesebene fortdauert, verliert es sich, je weiter man nach Westen kommt, und man tritt in eine weite Sandwüste, welche sich am linken Ufer des Indus, nur durch einen ganz schmalen, fruchtbaren und angebauten Landstrich vom Strome geschieden, in einer Durchschnittsbreite von 80 Meilen, nordostwärts über 100 Meilen weit, heraufzieht und nordwärts durch den Sutuludsche, einen Nebenfluß des Indus, begrenzt wird. Ein trocken heißes Klima herrscht vor und nur die zahlreichen und ausgedehnten Oasen der Wüste bewirken, daß die Sindebene nicht ganz einen afrikanischen Charakter trägt. Nordwärts vom Sutuludsche aber, zwischen diesem, dem Indus, und den südlichen Ketten des Himalaya zeigt die Landschaft einen andern Charakter. Es ist dies das altberühmte Land der Fünfströme, Penjab (Pendschab) genannt. Die von den Gebirgen herabströmenden Gewässer sammeln sich nämlich in fünf Hauptflüssen, welche ziemlich parallel dem Laufe des Indus nach Süden ihre Richtung nehmen, und sich zuerst in zwei, und dann bei Dach (Uisch) in einem Flußbette vereinigend, mit diesem ihre Wassermassen dem Ocean zuführen. Der östlichste derselben ist der genannte Sutuludsche, der westlichste der Dschilum. Luft und Klima sind hier, wie im Gangeslande, mild und gesund, der Winter strenger, der Sommer nicht so heiß als dort. Das durch diese Ströme bewässerte Land ist, obwol nicht sorgfältig angebaut, doch überall fruchtbar und ergiebig an Weizen, Hirse, Baumwolle, Indigo und Tamarindenwäldern. In frühern Zeiten war das Penjab bevölkerter und cultivirter, jetzt sieht man dort zwar zahlreiche Städte und Dörfer, aber meistentheils liegen sie in Ruinen, und selbst die beiden Hauptorte, Multan und Lahore, einst die Mittelpunkte altindischer und Muhammedanischer Macht in Hindustan, zeigen jetzt nur die Trümmer vormaliger Größe.

Wie im Norden der Induswüste finden wir auch im Süden derselben ein fruchtbares Land. Hat man die Sandflächen und salzigen Sümpfe der Radjputen in der Wüste durchzogen, so gelangt man in eine fruchtbare Gegend, reich an Südfrüchten aller Art und des schönsten Klima's sich erfreuend. Es ist dies die Landschaft Guzerate, welche sich als eine breite Halbinsel in das Meer erstreckt, östlich begrenzt durch den Meerbusen von Kambay, westlich durch den von Kutsch. Gebirge bedecken den südlichen Theil dieses schönen Landes, welches man auf 40 Meilen Länge und 30 Meilen Breite schätzt, aber bis jetzt nicht in seinen einzelnen inneen Theilen kennen gelernt hat.

Solchergestalt bildet Hindustan ein gebirgloses, hügeliges Stufenland der Ganges- und Indussysteme, von Westen gegen Osten 300—330 Meilen sich erstreckend und von Süden gegen Norden an seiner breitesten Stelle 160 Meilen breit. Südwärts ist nun dasselbe, wie schon bemerkt, von den Terrassenlandschaften begrenzt, welche dem Nordrande des Plateau's von Dekan vorgelagert sind, und den Übergang zu diesem aus der Gangesebene bilden. Hier liegen die Landschaften Bundelcund am Sonar, Bhopal am Betwa, Malva am obern Dschumbul und Mewar im äußersten Westen, von treppenartig aufsteigenden Gebirgszügen und kleinen Hochebenen durchschnitten, eine romantische Berglandschaft kleinern Maßstabes.

2) **Dekan.** Das eigentliche Gebirge, welches den Nordrand Dekans bildet, beginnt in mehren Ketten im Westen der Nerbuddaquellen und folgt der Normaldirection dieses Flusses nach Westen. Die Kette auf dem rechten Ufer des Nerbudda trägt den Namen Vindhyangebirge, eine andere dieser parallel laufende, aber auf dem linken Ufer sich hinziehende Gebirgsreihe, heißt im Osten Gondwara, im Westen Soutpuragebirge. Sie wird im Süden durch den Tapti begrenzt, welcher Fluß gleichfalls eine Hauptrichtung von Osten nach Westen, wie der Nerbudda, hat. Das linke Ufer des Tapti aber wird wiederum von einer Gebirgskette, Mahadeogebirge, begrenzt, sodaß der ganze Nordrand von Dekan durch die eingeschnittenen Längenthäler des Nerbudda und Tapti in drei Hauptketten zerfällt. Mit einer Durchschnittshöhe von 2000—3000 Fuß gehören diese Gebirgslandschaften mit ihren Thälern zu den rauhesten, wildesten und unbekanntesten in ganz Indien. In steilen, zerrissenen und daher schwer zugänglichen Felswänden und Vorsprüngen stürzen die Bergmassen in die Thäler der beiden Flüsse herab, welche oft durch die Felsen eingeengt und durch Klippendurchzüge in ihrem Lauf aufgehalten, für die Schiffahrt von fast keiner Bedeutung sind. Die drei größten Wasserfälle des Nerbudda liegen zwischen Hindia und unterhalb Mheysur, der erste bei Degri, der zweite unterhalb Mheysur und der dritte bei Khikuldah, südlich von Baug. Dicke Wälder bedecken abwärts von dem letztern das Thal bis zum Eintritte des Flusses in die Ebenen von Guzerate und sind der Sitz der wilden Bhilsstämme. Hat man den besuchtesten Paß im mittleen Nerbuddathale, den Dschanngat, welcher von Indero nach Mundleysir führend 2184 Fuß über dem Meere liegt, überschritten, und ist dann über das Soutpuragebirge, den Tapti und das Mahadeogebirge gestiegen, so gelangt man südwärts auf das eigentliche Plateau von Dekan, eine hohe Tafellandschaft, welche den größten Theil der Halbinsel ausfüllt, auf der Hochebenen und Hügelland mannichfaltig mit einzelnen, relativ niedrigen Bergzügen und tief eingeschnittenen Flußthälern abwechseln. Der Hauptneigung des Plateau's nach Südosten folgen auch die Ströme, welche, wie

Digitized by Google

der Godavery, der Kistnah, der Kavery und andere, größtentheils im Westen des Landes entspringend, dieses in seiner ganzen Breite durchströmen und den Ostrand in mehr oder weniger bedeutenden Kataraktен durchbrechen. An den Ufern dieser Ströme und ihrer Zuflüsse liegen nun in verschiedener absoluter Höhe die Landschaften Mysore 3000 Fuß, Hyderabad 2000, Bedschapur am obern Kistnah und seinen Zufluß Tumbhudra 4000 Fuß über dem Meer erhaben, meistentheils nicht sehr bebaut und nur in den feuchten Jahreszeiten mit Grün geschmückt. Bäume, ja selbst Büsche, fehlen fast ganz dem Tafelland und auf den Hochflächen begrenzen nur nackte, niedere Sandsteinzüge die weite Aussicht. Mit dem Vorrücken der heißen Jahreszeit wird der Boden trocken, dürr und von häufigen Erdspalten zerrissen, und große Staubwolken, vom Winde umbergeführt, hüllen oft alle Gegenstände in Dunkel ein. Dennoch gehört, indem tropische Gluth, sowie Eis und Schnee fehlen, das Klima des Hochlandes zu den schönsten und angenehmsten. Der Kaffeebaum, der Theestrauch, die Baumwollenstaude und alle edeln Obstarten gedeihen hier wie in den Küstenlandschaften Kleinasiens. Nur die Landschaften am mittlern Godavery, an seinem Nebenflusse Wurdah und dem Mahanadi, also die Nordostecke des Plateau's macht hierin eine Ausnahme. Dichte, undurchdringliche Waldungen von Thikholz bedecken diese Gegenden, welche den Namen Gondwara führen, aber gemeinhin die Wildniß genannt werden. Ein noch ganz rohes Volk, die Goands, wohnen in den Wäldern und sind ihrer Körper- und Geistesbildung nach gänzlich von allen ihren Nachbarn verschieden. Eine breite Brust, lange Schenkel, breite Stirn, kleine röthliche tiefliegende Augen, dicke negerartige Lippen, schwarze Zähne und langes, dickes, schwarzes, wolliges Haar, zeichnen diesen Stamm aus, dessen Sprache, Sitten und Glaube gänzlich isolirt in Indien dasteht. In den neuesten Zeiten erst beginnen die Engländer mit den Goands bekannter zu werden, indem man bei der Unentbehrlichkeit des Thikholzes für die Marine in den Tropen bereits große Schlagholzreviere dort abgesteckt hat. Gegen Westen und Osten ist nun das Hochplateau von Dekan wie im Norden von Randgebirgen eingeschlossen, welche von den zahlreichen Pässen (Ghat), die durch dasselbe führen, den Namen der West- und der Ostghats erhalten haben. Beide Randgebirge tragen aber einen gänzlich verschiedenen Charakter. Während die Westghats fast in gerader Linie von Norden nach Süden so dicht an der Küste Malabar hinstreichen, daß sie nur einen wenige Meilen breiten Saum Landes übrig lassen, ziehen sich die Ostghats in weiten Bogen von Süden nach Nordosten längs der Küste Coromandel hin, und bleiben 5, 10, ja bisweilen 30 Meilen von derselben entfernt. Jene sind hoch, steilzerrissen und stürzen sich in schroffen Abhängen, mauerartigen Wänden und Vorsprüngen zur Küstenebene herab, diese haben eine bei weitem geringere Höhe, rundere Formen und in den Thälern der großen durchbrechenden Flüsse bequemere Passagen und Verbindungswege mit dem innern Plateau. Dichte Waldungen des indischen Eichbaumes, üppige Wiesen und Kräuter bedecken die Thäler der Westghats und ziehen sich selbst bis auf die höchsten Theile des Gebirges herauf, von dem zahlreiche Wasserfälle und Waldbäche sich herabstürzen, die Ostghats sind meistentheils öde und nackt, aller Vegetation beraubt und nur von den großen Flüssen durchbrochen. Die Höhe der Westghats nimmt nach Süden im Allgemeinen zu, doch liegen die 6000 Fuß hohen Gipfel zwischen dem 10. und 15.° n. Breite. Hier findet sich zwischen Calicut, Seringapatnam und dem schönen Hafen Mangalore, welchen Tippo Saib einst zu einem Kriegshafen bestimmte, die Gebirgslandschaft Kurg, die wildeste, wenig besuchte, aber erhabenste Masse des ganzen Gebirges. Dichte Waldungen wechseln mit den herrlichsten Alpenweiden, Wiesen und wasserreichen Gründen und Schluchten mannichfaltig ab. Südwärts verzweigt sich das Gebirge zu der Alpenlandschaft der Nil Gerri, d. i. der blauen Berge, welche sich 9000 Fuß erheben und erst im J. 1829 bestiegen worden sind. Sie bieten dem Europäer ein dem seines Vaterlandes entsprechendes mildes Klima und werden daher jetzt zur Stärkung der von der tropischen Wärme zerstörten Gesundheit häufig besucht. Die Nil Gerri stürzen sich plötzlich in steilen Abhängen südwärts herab, sodaß hier eine schmale, nur 400 Fuß über dem Meer erhabene Lücke, das Gap genannt, Küste mit Küste in Ost und West verbindet. Im Süden dieses tiefen Spaltes erhebt sich von Neuem das Land zu Gebirgsformation, sodaß die ganze Südspitze Indiens damit erfüllt ist. Mit dem dichtesten Urwald bestanden fällt das noch fast ganz unbekannte Gebirge, an dessen Westseite die Thomaschristen wohnen, nach Westen und Süden hier etwa vier bis fünf Meilen vom Meeresufer ab. Ein weites, sandiges, zum Theil bebautes, zum Theil mit Waldung bedecktes Land begrenzt die Ostseite des Gebirgs.

Ebenso verschieden wie die Ost- und Westghats ist auch der Charakter der ihnen beiden vorliegenden niedrigen Küstenlandschaften. Die Westküste, Malabar, bietet den vorüber Schiffenden den schönsten Anblick. Dunkelgrüne dichte Kokoswälder bedecken abwechselnd mit bebauten Fluren und zahlreichen Dörfern den flachen Küstengrund, in dessen Rücken sich die hohen Gebirgsmassen der Westghats zeigen, bestanden mit Wald, aus dem zahlreiche Wasserfälle hervorrauschen und sich zur Ebene herabstürzen. Viele reiche und schöne Städte liegen an der an Buchten und trefflichen Häfen reichen Küste, wie Calicut, Goa, Bombay ꝛc. Öde und wüste ist im Ganzen der Anblick der Küste Koromandel, ähnlich dem der in ihrem Rücken sich erhebenden Ostghats. Weite, meist unfruchtbare Sandflächen mit lagunenartiger Küstenbildung ziehen sich längs dem Meere hin, dessen Schiffer wenige oder fast gar keine sichern Häfen hier finden. Nur die Deltalande der Flüsse, namentlich des Kavery, haben einen bessern Charakter. Durch die jährlichen Überschwemmungen, welche von den Indiern, eben wie von den alten Ägyptern die des Nils, mit Festen gefeiert werden, ist ein rother Schlamm über den Sand geführt, und dieser dadurch fruchtbar gemacht. Daher ist das Karnatik, die Niederungsgegenden des Cavery, die Kornkammer für die benachbarten Gegenden. Selbst Madras, die Hauptstadt dieser Küste, liegt in einer ungesunden, öden und

fandigen Gegend, welche nur durch mühsam angelegte und unterhaltene Pflanzungen um die Stadt einen etwas bessern Anblick gewährt. (*Roepell.*)

OSTINDIENFAHRER, heißen diejenigen Schiffe, welche die ostindischen Compagnien in Europa ausrüsten, um ihren Handel zu treiben. Sie sind gewöhnlich von bedeutender Größe, führen wol 8 bis 1400 Tonnen (die Tonne zu 20 Centnern, den Centner zu 100 Pfund) sind auch wegen der Seeräuber in den indischen Meeren stark bemannt und mit 20 bis 30, in Kriegszeiten wol mit 40 bis 50 Kanonen besetzt. Man nimmt öfters alte Linienschiffe dazu, welche die Seemächte, wenn sie ihrer nicht bedürfen, verkaufen, um sie nicht im Hafen verfaulen zu lassen. — Im letzten Kriege zwischen England und Frankreich bestand eine Flotte von zwölf britischen Ostindienfahrern ohne Beistand von Kriegsschiffen ein rühmliches Gefecht gegen die französische Escadre des Admirals Linois von sieben Linienschiffen und einer Anzahl Fregatten, welche jenen nichts anhaben konnten. (*v. Carnien.*)

OSTINDISCHE COMPAGNIEN. I. Englisch-ostindischer Compagnie. Unter allen europäischen Colonialländern, deren weltgeschichtliche Bestimmung es zu sein scheint, den in Europa entwickelten Geist über die Erde zu verbreiten und durch diese Verbreitung selbst wieder weiter zu fördern, sind die englisch-ostindischen Besitzungen sowol ihrem Umfange, als der ganzen Art ihrer Colonisation nach die bedeutendsten. Während in Nordamerika und in Südamerika, hier durch Spanier und Portugiesen, dort durch Engländer, Franzosen und Teutsche, die europäische Bildung allerdings jetzt einen festern Fuß gefaßt zu haben scheint als in Ostindien, so ist doch der wesentliche Unterschied nicht zu übersehen, daß in Amerika keineswegs die dort einheimischen Nationen dieser Bildung genähert, sondern vertrieben und theilweise ausgerottet sind, in Ostindien dagegen der Grundstock der Bevölkerung derselbe blieb, der Europäer nur die Herrschaft über jene Völker errang, und seit der neuern Zeit immer mehr darnach strebt, sie allmälig mit europäischer Bildung zu befreunden und dadurch emporzuheben. Es trägt diese Ausbeutung der britischen Herrschaft in Ostindien, welche in der kurzen Zeit eines Jahrhunderts wunderbar errungen ist, denselben großartigen Charakter, den man an den Thaten der Römer zu bewundern gewohnt ist. Hier wie dort sehen wir eine Menge großer und kleiner selbständiger Staaten, deren mannichfaltige, abwechselnde Verhältnisse und Stellungen unter einander und gegen den Feind, der sie alle zu besiegen bestimmt ist, gegen große Männern, wie Clive, Hastings, Wellesley, Bentink, Malcolm ꝛc., eine wahrhaft alle diese Verhältnisse umfassende, berechnende und beurtheilende Politik zu verfolgen Gelegenheit geben, welche nicht nur in der Besiegung aller dieser Staaten ruhmvoll erscheint, sondern noch vielmehr in der nach dem Siege nothwendigen Anordnung und Feststellung dieser mannichfaltigen Verhältnisse als großartige Staatskunst sich zeigt. Man hat oft und bitter die Politik der Engländer in Ostindien getadelt, man hat ihnen Eroberungslust, Hinterlist, Wortbrüchigkeit und mehr dergleichen von der Staatsrednerbühne herab wie in unzähligen Schriften vorgeworfen, aber wenn auch einzelne Beamte der Compagnie manches Unrecht gegen die Eingebornen, manchen Druck gegen sie ausgeübt haben mögen; so zeigt doch eine ruhige Betrachtung der Geschichte dieser Erwerbung, daß die Engländer nur die Wahl hatten, entweder ihren ganzen Handel mit allem, was damit zusammenhing, aufzugeben, oder mit aller Kraft sich eine auf eigener Macht beruhende Sicherheit desselben zu verschaffen. Indem sie aber solchergestalt zuerst nothgedrungen die Waffen für die eigene Existenz ergriffen, konnte dieser Kampf, wie nun einmal die Verhältnisse in Ostindien waren, nur auf zwiefache Weise sich endigen, entweder damit, daß die Engländer gänzlich vertrieben wurden, und eine andere europäische Nation, die Franzosen ihre Stelle einnahm, oder daß sie ihre Herrschaft über die ganze Halbinsel ausbreiteten. In jedem Falle konnte eine Rückwirkung auf Europa selbst nicht ausbleiben, und es kann daher wol ausgesprochen werden, daß wir menschlicher Berechnung nach eine ganz andere Entwickelung der europäischen Verhältnisse haben würden, wenn es den Franzosen geglückt wäre, ihren alten, oft wieder aufgenommenen Plan auszuführen und in Ostindien ihre Herrschaft zu gründen. Es zerfällt also hiernach die Geschichte der englisch-ostindischen Compagnie in zwei ihrem Charakter nach wesentlich verschiedene Perioden, von denen die eine die Zeit umfaßt, in welcher nur das Handelsinteresse von ihr verfolgt wird, die andere aber beginnt, seitdem Verhältnisse die Compagnie zwingen, ihrem Handel die feste Basis einer Territorialmacht zu verschaffen.

1. Von der ersten Bildung der Compagnie bis zum Jahre 1744[1]). Die Entdeckung von Amerika, noch mehr die Auffindung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung nach Ostindien, gab sehr schnell im 15. und 16. Jahrh. dem europäischen Handel eine veränderte Gestalt, da die nächste Folge davon war, daß die am atlantischen Ocean wohnenden Nationen die Hauptträger desselben wurden. Wenn nun auch Portugiesen, Spanier und Holländer die ersten Früchte ihrer neuen Entdeckungen ernteten, so begann doch auch schon im 16. Jahrh. England mehr und mehr an diesem Handel Theil zu nehmen, seitdem die politischen Verwirrungen, die es im Innern während des 15. Jahrh. beschäftigt hatten, beendigt waren, und dadurch der Privatmann ein immer sicherres Terrain für seine friedliche Thätigkeit fand. Man eröffnete auf dem Seewege nach Archangel einen lebhaften Verkehr mit Rußland und, durch dieses, mit Persien, man wagte sich auch allmälig in die indischen Gewässer, in denen Spanier und Portugiesen eine Art von Alleinherrschaft festzuhalten strebten; und wenn auch diese ersten Fahrten der Engländer mehr auf Seeräuberei als

1) Vergl. *John Bruce*, Annals of the honorable East India Company, from their establishment by the Charter of Queen Elisabeth 1600, to the union of the London and English East India Comp. 1707—1708. (London 1810.) 3 Voll. 4. *F. Russel*, Collection of Statutes concerning the Incorporation, trade and commerce of the East India Company. (London 1786. fol. enthält alle Actenstücke von 1660—1785 vollständig.) The history and management of East India Company. (London 1779. 4. Ist mit einiger Parteilichkeit gegen die Compagnie geschrieben.)

Digitized by Google

auf den Handel ausgingen, so dienten sie doch dazu, die Kenntniß jener Gegenden zu verbreiten, sowie die Lust und den Muth zum Handel dahin anzureizen und zu beleben. Bei den mannichfaltigen Gefahren nun, welche theils durch die Feindschaft mit den Spaniern, theils durch die für jene Meere noch wenig ausgebildete Schiffahrtskunde, mit diesem Handel verknüpft waren, sowie bei dem großen Kostenaufwande, den die Ausrüstung solcher Expeditionen erfoderte, war es natürlich, daß mehre Kaufleute ihre Kräfte für einen Zweck vereinigten, und sich um ein Äquivalent für die Aufopferungen und Gefahren, denen sie sich unterzogen zu haben, vom Staate Privilegien erbaten, da ja ihre Unternehmungen auch mittelbar ihrer ganzen Nation zu Gute kamen. So wandten sich denn auch mehre reiche Kaufleute von London, an ihrer Spitze der Earl von Cumberland, gegen Ende des Jahres 1600 an die Königin Elisabeth mit der Bitte, ihnen für den Handel nach Ostindien die Bildung einer privilegirten Corporation zu erlauben. Die Königin willfahrte ihrem Gesuch und ertheilte ihnen am 31. Dec. 1600 eine Acte, worin sie als eine auf 15 Jahre ausschließlich privilegirte Corporation für den Handel nach allen den Plätzen in Asien, Afrika und Amerika anerkannt wurden, welche zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Magellansstraße lägen. Zugleich wurde ihnen ein eigenes Siegel, die Wahl eines Gouverneurs und 20 Directoren bewilligt, die jährlich am 1. Juli oder sechs Tage nachher gewählt werden sollten, sowie die Erlaubniß gegeben, Corporationsgesetze (bye-laws) zu entwerfen, auf vier Jahre Güter ohne Zoll und nach Indien bei jeder Reise 30,000 L. in fremder Münze auszuführen. Doch behielt sich die Königin das Recht vor, die neue Corporation nach zwei Jahre vorhergegangener Anzeige (upon giving two years warning) aufzulösen, wenn sie sich in irgend einer Weise als dem Gemeinwohl schädlich zeigen sollte [2]).

Um die Absicht auszuführen, ward nun sogleich von der neuen Gesellschaft, welche den Namen: „Governors and Company of Merchants of London trading to the East Indies“ erhielt, ein Capital von 72,000 Pf. unterschrieben und sofort in die Hände des Schatzmeisters bezahlt. Hiervon rüstete man dann zuerst fünf Schiffe aus, belud sie reich mit Gütern und Geld, und sandte diese erste Expedition unter dem Commando des Capitain James Lancaster aus. Am 5. Juni 1602 ankerte die kleine Flotte auf der Rhede von Achin in Sumatra, und machte in Bezug auf den Handel so vortheilhafte Geschäfte, daß man eine zweite 1604 und eine dritte im J. 1610 aussendete, von welchen die letzte unter dem Befehle des Capitain Keeling den meisten Gewinn brachte. Wenn nun auch der Vortheil dieser Expeditionen nicht gering gewesen war, so mußten doch alle Unternehmungen fort und fort höchst precär bleiben. Ohne feste Niederlassungen, ohne Vertheidigungsfähigkeit ihrer Personen und ihres Eigenthums, waren die Agenten der Compagnie nur dem guten Willen der Eingeborenen anheimgegeben, oder ihren Täuschungen und Beleidigungen ausgesetzt, während die andern europäischen Nationen schon Niederlassungen, Forts und selbst einigen Territorialbesitz erworben hatten, und eher die Eingebornen gegen die Engländer reizten, als den Handel dieser begünstigten. Es mußte daher der Compagnie vor allen Dingen daran liegen, sich dieselben Privilegien als ihre Rivalen von den damaligen Beherrschern Ostindiens zu verschaffen, nämlich das Recht der Niederlassung und des Handels an bestimmten Orten. Zu diesem Zwecke ward schon im J. 1608 eine Gesandtschaft an den Kaiser in Delhi geschickt, welche dann auch das Gewünschte erhielt. Trotz dem aber gelang es der Eifersucht der Portugiesen, durch ihre Intriguen bei den einzelnen Statthaltern, den Engländern die Ausübung der erhaltenen Rechte unmöglich zu machen [3]), bis diese sich entschlossen Gewalt zu gebrauchen. Man schickte daher Capitain Thomas Best, einen entschlossenen, muthvollen Officier mit vier Schiffen aus, der im J. 1612 zu Surate eintraf und, in zwei Schlachten die Geschwader der Portugiesen besiegend, bewirkte, daß die Compagnie seitdem ihre Privilegien an diesem Orte genießen konnte. Es war dies die erste Niederlassung der Engländer auf dem Continent von Ostindien! — Diese errungenen Vortheile zu befestigen, ward im J. 1614 eine neue Gesandtschaft an den Kaiser Jahaungire abgeschickt, der es jedoch nur gelang, die schon erhaltenen Privilegien bestätigen zu lassen. Neue zu erwerben verhinderten auch hier die Intriguen der Portugiesen. Wenn nun auch in derselben Zeit die Factoreien zu Surate und Baorach durch den Gesandten Sir Thomas Roe, eine feste Einrichtung erhielten, und es seiner Thätigkeit gelang, von Schah Abbas Privilegien für den Handel der Compagnie nach Persien zu erwerben, so konnte diese doch zu keiner besondern Blüthe gelangen, weil einerseits die schon erwähnte Unsicherheit ihres Geschäftes noch fortwirkte, andererseits aber auch die beständige feindselige Stellung zu Portugiesen und Holländern sie nöthigte, große Summen auf kriegerische Ausrüstungen, sowie auf die Gunsterlangung der indischen Fürsten und Statthalter, zu verwenden. Als nun auch der Versuch, auf den Molukken sich festzusetzen, gänzlich durch das Blutbad, welches die Holländer auf Amboina im J. 1622 unter den Engländern anrichteten, vereitelt ward, dabei große Capitalien verloren gingen und die unruhvollen Zeiten Karl's I. im Vaterlande selbst nicht nur jedes Privatgeschäft unsicher machten, sondern auch die Thätigkeit des Einzelnen auf ganz andere Dinge als den Handel richteten, war es natürlich, daß die Compagnie immer mehr sank und zuletzt in einen fast unheilbaren Verfall gerieth. Die Holländer, zugleich Portugals Fall und Englands innere Zerrüttung benutzend, zogen fast den ganzen indischen Handel an sich, der eine Zeit lang allen Engländern freigestanden hatte, und für welchen der Protector Crom-

2) Cf. History and management etc. p. 4 sq.

3) So vereitelten die Portugiesen im J. 1610 gänzlich den Handelszweck einer englischen Expedition, welche unter Befehl Sir Henry's Middleton nach Surate gekommen war. Es ist diese Expedition noch dadurch merkwürdig, weil es die erste war, bei welcher die Compagnie eigene in England gebaute Schiffe gebrauchte, da sie bisher dieselben von den deutschen Hansestädten gekauft hatte. Als das erste dieser Schiffe (1200 Tonnen) vom Stapel lief, sah man die Sache in London für so bedeutend an, daß selbst König James I. und sein Kronprinz dabei zugegen waren.

Digitized by Google

well, wenn er auch die Privilegien der Compagnie im J. 1657 erneuerte, doch so wenig Sinn zeigte, daß er die Interessen seiner Nation in Indien bei dem Frieden mit Holland fast ganz preisgab.

Dennoch hatte die Compagnie, grade in diesen Zeiten der Noth, das Glück, den Grund zu zwei der wichtigsten ihrer späteren Besitzungen zu legen. Sir William Langhorne gründete nämlich damals in einer unfruchtbaren Gegend auf der Küste Koromandel die Stadt Madras, welche vom Protector Präsidentschaftsrechte erhielt, und auch in Bengalen, woselbst die Portugiesen nie eine Niederlassung besessen hatten, gelang es auf sonderbare Weise, ein Etablissement zu errichten. Ein englischer Arzt Boughton war zufällig im J 1636 nach Agra an den Hof Schah Jehan's gekommen, und heilte die Lieblingstochter desselben von einer Krankheit, welche lange die Kunst der indischen Ärzte verspottet hatte. Neben andern Gunstbezeugungen erhielt der Arzt von dem erfreuten Schah auch ein Patent zu einem ganz freien Handel durch das Reich, womit er nach Bengalen ging und von dem Nabob dieser Provinz, dessen Favoritin er gleichfalls heilte, es erlangte, daß dieser das vom Kaiser gegebene Patent in dieser Landschaft auf alle Engländer ausdehnte. Natürlich benutzte die Compagnie sogleich die dargebotenen Vortheile, und erbaute am Hughly, 100 Meilen von dessen Mündung im J. 1640 eine Factorei[4]), die jedoch noch aller Sicherheit ermangelte, weil man mongolischer Seits den Engländern weder irgendwie Festungswerke anzulegen erlaubte, noch ihnen gestattete, nach Gefallen Soldaten zu halten, sondern nur als Ehrenwache für die vornehmsten Agenten den Aufenthalt von 40 Mann mit einer Fahne bewilligt. Solchergestalt waren von der Compagnie die beiden Punkte gewonnen, von welchen aus sich ein Jahrhundert später ihre Herrschaft über ganz Ostindien verbreiten sollte! Mit der durch die Restauration der Stuarts in England wiederhergestellten Ruhe begannen auch die Verhältnisse der Compagnie sich wieder zu heben. Am 3. April 1661 bestätigte König Karl II. nicht nur die von Elisabeth und James I. der Compagnie ertheilten Privilegien, sondern verlieh ihr auch die Civilgerichtsbarkeit, Militairgewalt, und das Recht, mit den Ungläubigen in Indien Krieg zu führen und Frieden zu schließen. Sie sollte ferner Geld im Betrage von 150,000 Pfund ausführen können, wenn sie für die gleiche Summe Güter einführe, mußte sich aber auch gefallen lassen, daß man in der Karte die Clausel beibehielt, daß der König das Recht habe, nach drei Jahre vorhergegangener Anzeige die Compagnie aufzulösen, sobald sie sich dem Gemeininteresse der Nation als nachtheilig bewiesen hätte. Überhaupt begünstigten die beiden letzten Könige aus dem Hause Stuart auf alle Weise das Emporkommen der Compagnie, während die Zahl der einheimischen Neider derselben immer größer ward. König Karl II. schenkte im 20. Jahre seiner Regierung der Compagnie Stadt und District Bombay als Lehn, welches er im J. 1663 als Theil der Mitgift bei der Verheirathung mit der portugiesischen Prinzessin erhalten hatte[5]). Fünf Jahre nachher gab er derselben die Insel St. Helena und erneuerte im J. 1677 ihr Privilegium. Als aber James II. zur Regierung gekommen war, überschüttete er sie gleichsam mit seiner Gunst. Schon als Herzog von York hatte er oft in den Sitzungen ihrer Directoren präsidirt, jetzt verlieh er ihr, um sie der holländischen Compagnie gleichzustellen, das Recht, Festungen zu bauen, Truppen auszuheben, Kriegsgerichte zu halten und Münzen zu schlagen.

Solche Unterstützung von Oben herab regte natürlich die eigene Thätigkeit der Compagnie von Neuem an, und in wenigen Jahren hob sich ihr Handel dergestalt, daß schon im J. 1680 der Preis der India Stock 360 per cent. mit angemessenen Dividenden war. Aber mit der erlangten Macht stieg auch die innere Verderbniß. Die Directoren übten eine wahre Alleinherrschaft aus, während die Insolenz und Tyrannei ihrer Beamten daheim und im Auslande eine unerträgliche Höhe erreichten. In Bombay rebellirten die durch die schrecklichste Unterdrückung aufgeregten Einwohner und Kaufleute gegen die Compagnie, erklärten sich für den König, warfen den Präsidenten ins Gefängniß und übernahmen selbst die Regierung. Zwar gelang es der Compagnie, die Empörten wieder zu beruhigen, aber schändlicher Weise hielt sie das Versprechen der Verzeihung, welches sie jenen gegeben, nicht, sondern behandelte sie mit Grausamkeit und muthwilliger Tyrannei. Auf das Härteste verfuhr man mit den englischen Schleichhändlern (interlopers), welche trotz des Privilegiums der Compagnie Handel nach Indien zu treiben wagten. Schiffe und Ladung wurden für rechtmäßige Prisen erklärt, die Mannschaft in Ketten geschlagen, einige Capitains selbst enthauptet.

Alles dieses erregte zugleich mit dem Neide über die immer wachsende Blüthe des Compagniehandels, dergestalt die Kaufleute in London, daß man die Angelegenheiten der Compagnie im J. 1691 vor das Paelament brachte. In drei Sitzungen behandelte dieses den vorgelegten Gegenstand, aber die Bestechungen der Compagnie vereitelten alle Bestrebungen ihrer Gegner und sie erhielt 1694 von der Königin Maria, welche die Angelegenheiten des Königreiches in der Abwesenheit ihres Gemahles, William, leitete, eine neue Bestätigung ihrer Privilegien. Durch diese Niederlage ließen sich die Gegner jedoch nicht abschrecken. Schon im folgenden Jahre ward die Sache wieder vor das Parlament gebracht, welches eine Untersuchung wegen Bestechung beschloß. Es fanden sich schreckliche Misbräuche. Die Summe der Ausgaben in England war von 1200 Pf. des Jahres auf 90,000 gestiegen, und als man näher nachforschte, zeigte sich, daß nicht nur die Minister beträchtliche Summen, sondern auch der König selbst 10,000 Pf. erhalten hatte. Weitere Nachforschungen zu hindern, hob daher der König plötzlich die Session auf und die Compagnie blieb unangetastet in ihren Rechten. Doch sollte sie durch dasselbe Mittel, welches sie zu eigener Erhaltung angewendet hatte, bald einen empfindlichen Stoß erleiden. Denn indem die lond-

4) Vgl. *Orme*, History. T. II. p. 8. 5) Doch wurde den Engländern, eben dieser Heirath wegen, die Anknüpfung von Handelsverhältnissen in Japan untersagt, weil dort die Portugiesen aufs Höchste verhaßt waren.

Digitized by Google

ner Kaufleute der Regierung im J. 1698 einen Vorschuß von 2,000,000 Pf. machten, erhielten sie von dieser das Recht zur Bildung einer neuen Compagnie für den Handel nach Ostindien.

Die Folge hiervon war natürlich die, daß beide Compagnien mehr daeauf bedacht waren, sich gegenseitig zu stürzen, als ihren Handel zu erweiteen. Beide suchten im Parlament sich eine Partei zu erwerben. Die eine bestach die schon gewählten Mitglieder desselben, die andere kaufte für ihre Parteimänner die Stellen [6]). Der beiderseitige Schaden brachte endlich beide Parteien zur Vernunft zurück. Die alte Eifersucht ward beseitigt und beide Compagnien vereinigten ihre Fonds zu einer einzigen unter dem Namen der „United East India Company“ [7]). Die Actien wurden auf 500 Pf. festgesetzt und jedem Inhaber einer solchen eine Stimme in der Generalversammlung (the general court) bewilligt, während die 24 Directoren nur untee den Besitzeen von vier solcher Actien (2000 Pf.) gewählt weeden duesten. Diesen fiel die Leitung der Angelegenheiten anheim, die kleinern Actieninhaber hatten nur ein persönliches Geldinteresse. Während nun solcheegestalt die Angelegenheiten der Compagnie zu Hause geordnet wurden und sie sich in ihren Privilegien gegen die Angriffe ihrer Neider und Ankläger dadurch erhielt, daß sie der Regierung wiederum 1,200,000 Pf. vorschoß, hob sich auch nach und nach die Blüthe ihres auswärtigen Handels, welchem die ruhigen Zeiten nach dem utrechter Frieden (1713) nicht wenig zu Gute kamen. Die Directoren sandten Leute von Klugheit und kaufmännischer Erfahrung in die Etablissements, von ihnen wurden die alten Handelsverbindungen befestigt, neue angeknüpft, und wenn auch der Beamtengeist der Compagnie sich nicht plötzlich zum Bessern umgestalten ließ, so wurden doch Grausamkeit und Tyrannei in den Factoreien immer seltener. Schnell war die Factorei in Bengalen emporgeblüht. Man hatte viele Verbindungen mit den einheimischen Kaufleuten angeknüpft, große Gebäude errichtet und ein ungeheures Waaeenlager war mit englischen Güteen stets angefüllt. Doch hing alle Sicherheit noch immer allein von dem guten Willen des Nabob ab, der auch nicht unteeließ, den Engländern seine Macht fühlen zu lassen. Die alten ihnen ertheilten Privilegien wurden von ihm allmälig nicht mehr respectirt; er foderte den Zoll, von dem sie durch jene befreit waren, warf sich zum Schiedsrichter zwischen der Compagnie und den Eingeboenen auf, welche der erstern schuldeten, und hemmte sogleich allen Handel, wenn man seine Peätensionen nicht durch bedeutende Geldsummen abkaufte. Eine Zeit lang ertrug man am Hughlei, des Gewinnes wegen, welchen der Handel brachte, diesen Druck, als aber die Erpressungen von Seiten des Nabob immer häufiger, als seine Eingriffe in die Rechte der Factorei immer zahlreicher wurden, beschloß die Compagnie im J. 1685 sich mit den Waffen in der Hand zu sicheen. Obgleich der Feldzug weder mit besonderm Geschicke, noch mit großem Glücke geführt ward, erreichte man doch durch verschiedene Nebenumstände seinen Zweck, indem auf Befehl Aurengzeb's, dee damals das mongolische Reich beherrschte, der Nabob von Bengalen im J. 1687 den Engländern eelauben mußte, in Ulabaeea, einem Dorf am westlichen Ufer, Schiffswersten und Magazine anzulegen. Doch wurden diese bald nachher von hier mit Bewilligung des Nabob nach Sootanutty verlegt, welcher Ort 90 Meilen von der Mündung des Hughlei entfeent ist [8]). Sodann ward auch im J. 1690 der Compagnie die alte Zollfreiheit ihres Handels gegen jährliche Bezahlung von 3000 Rupien von Aurengzeb wiederum verliehen. Seitdem blieb Sootanutty Hauptfactorei des bengalischen Handels, der nun allerdings eine Zeit lang von den Bedrückungen des Nabob frei war. Ein Zufall führte ihm eine größere Sicherheit herbei. Mehre Radschahs empörten sich nämlich im J. 1696 gegen den Nabob, drangen siegreich vor und bedrohten auch die europäischen Factoreien, welche sich gleich Anfangs für die Sache des Oberstatthaltees erklärt hatten. Sie vermehrten in Folge hiervon ihre Truppen und erbaten sich von dem Nabob die Erlaubniß, ihre Wohngebäude und Magazine in Vertheidigungszustand setzen zu dürfen. In allgemeinen Ausdrücken ward die Bitte bewilligt, worauf dann auch sämmtliche Europäer nicht zauderten und rasch Mauern und Bastionen errichteten. Die Engländer erbauten das Fort William bei Calcutta, einer damals kleinen an Sootanutty anstoßenden Stadt, die Franzosen befestigten Khandernagore, die Holländer ein Fort, eine Meile vom Hughlei. Zwei Jahee darauf erlangten die Engländer durch kluge Verwendung bedeutender Summen noch größere Rechte, indem sie 1698 die Erlaubniß zum Ankaufe der Städte Sootanutty, Calcutta und Govindpore erhielten, deren miterworbener District sich drei Meilen längs dem Fluß und eine Meile landeinwärts erstreckte. Für alles dieses bezahlten sie aber außer der Kaufsumme an den Zemindar, d. h. den frühern Grundeigenthümer, noch jährlich die Summe von 1195 Rupien als Grundzins an den Nabob. Neue Factoreien in Kossimbuzar, Dakka und Ballasore wurden nun gegründet, die Besatzung von Calcutta auf 200 Mann vermehrt und überhaupt der Handel so eifrig betrieben, daß die Einfuhr- und Ausfuhrgüter sich sowol an Werth als in der Qualität verdoppelten. Alles dieses bewog dann die Compagnie, diese bengalischen Besitzungen von der Oberaufsicht des Präsidenten von Madras, dem sie bisher untergeben gewesen waren, zu eximiren und in Calcutta eine eigene Präsidentschaft im J. 1707 zu errichten, die nun gleichfalls unmittelbar unter dem Directorium in London stehen sollte.

Doch begannen die Handelsstörungen und Bedrückungen von Seiten des bengalischen Nabobs von Neuem, seitdem Jaffier Khan diese Würde erworben hatte. Die Compagnie hielt es deshalb für angemessen, eine Gesandtschaft mit der Bitte um Abstellung dieser Misbräuche an den Hof des Kaisers nach Delhi zu senden. Im Januar 1715 langte diese daselbst an, konnte aber der vielfachen

6) Vgl. *Malcolm*, History of India. I. p. 26. 7) Die Actenstücke, die sich auf die Auseinandersetzung und Vereinigung beider Compagnien beziehen, findet man bei *Russel* l. l. in Append. p. XXIII sq.

8) Vgl. *Orme* t. II. p. 13 sq.

Digitized by Google

Hofintriguen wegen zu keinem Resultat kommen, bis es dem Arzte der Gesandschaft Hamilton gelang den Kaiser selbst von einer venerischen Krankheit zu heilen. Dieses wirkte zwar, aber doch mußten die Engländer noch bis zum Juli 1717 warten, ehe sie ihre Privilegien in aller Form ausgestellt erhielten. Es ward ihnen ein von allen Abgaben und indischer Zollvisitation freier Handel in Surate bewilligt, wogegen sie eine jährliche Absindungssumme zu bezahlen sich verpflichteten; sodann erhielten sie das Recht, daß die in den Münzen zu Madras und Bombay geprägten Rupien auch in den kaiserlichen Cassen angenommen werden sollten, und daß die Compagnie drei an Madras grenzende Dörfer gegen Erlegung eines jährlichen Grundzinses ankaufen könne. Gleiche Freiheit von Abgaben und Zollvisitationen ward den Factoreien in Bengalen verliehen, sowie auch die Erlaubniß gegeben, daselbst 37 Städte mit ihren Districten ankaufen zu dürfen. — Wenn nun auch das Letztere durch die Eifersucht des bengalischen Nabob verhindert ward, so blieb doch die Compagnie, nachdem sie im J. 1733 wieder eine Bestätigung ihrer Privilegien in England erhalten hatte, in dieser im Ganzen blühenden Lage bis zum J. 1744, in welchem der Krieg zwischen England und Frankreich in Europa ausbrach und sich nach Indien verbreitete, weil die englische Compagnie den Anfangs angenommenen Vorschlag der Neutralität, welchen die französisch-ostindische Compagnie bei Ausbruch des Krieges gemacht hatte, später zurückwies.

Mit diesem Zeitpunkte beginnt aber eine neue Epoche in der Geschichte der Compagnie. Sie wird gezwungen neben dem Mercantilinteresse auch ein politisches zu verfolgen, welches sie zuletzt zur Erlangung einer wahren Territorialherrschaft führt, deren Behauptung nicht die Talente von Kaufleuten und Factoren allein, sondern die von Feldherren und Staatsmännern erfodert. Es richtet sich das Auge von ganz Europa auf den Schauplatz ihrer Thätigkeit, und seit dieser Zeit fängt auch eigentlich erst die englische Nation an, ein warmes Interesse an den indischen Angelegenheiten zu nehmen.

2 Von dem Ausbruche des Krieges zwischen England und Frankreich (1744) bis auf die neuesten Zeiten[9]). Die directen Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen in Ostindien waren nun allerdings von keinem bedeutenden Erfolge begleitet, Admiral Boscowen hatte englischer Seits Pondichery vergebens belagert, französischer Seits war vom General la Bourdonnaye im J. 1746 Madras erobert und in vielfachen kleinen Unternehmungen ward der Krieg geführt, die wol auf der einen und andern Seite nicht wenig Beweise von Muth und kriegerischer Kenntniß uns zeigen, aber doch so geringe Resultate hatten, daß es uns überflüssig scheint, hier genauer auf sie einzugehen[10]). Desto wichtiger aber und für die ganze Zukunft Ostindiens entscheidend wurden diese Verhältnisse zwischen Franzosen und Engländern, als kurz vor dem Frieden von Aachen, demgemäß Madras wieder an die letztern ausgeliefert ward, der französische Gouverneur von Pondichery, Dupleix, zuerst den Plan faßte, durch eine Benutzung der mannichfach verwickelten Streitigkeiten unter den eingebornen indischen Fürsten, seiner Nation das Übergewicht in Indien zu verschaffen, ein Plan, der ebenso kühn gefaßt als mit Beständigkeit, Umsicht und Energie von ihm ausgeführt, die Engländer nothwendig dazu führen mußte, sich gleichfalls einen Einfluß auf die indischen Angelegenheiten zu erwerben, falls sie nicht gänzlich von den Franzosen aus Indien vertrieben sein wollten. Solchergestalt begann nun, zuerst von Frankreichs Politik ausgehend und angeregt, jener lange Kampf zwischen beiden Nationen, der seiner Natur nach einerseits zur völligen Vertreibung einer der beiden europäischen Völker führen mußte, andererseits aber dadurch, daß er ganz auf den Einfluß der Europäer auf die indischen Fürsten basirt war, ebenso nothwendig nur mit der Oberherrschaft des siegenden Theiles über diese endigen konnte. Es war das Letztere, wie man leicht sieht, eine natürliche Folge des Ersteen. Um nun den Plan Dupleix' und die daraus hervorgehenden politischen Stellungen der Franzosen und Engländer zu übersehen, erscheint es nothwendig, die frühern Verhältnisse des südlichen Theils der Halbinsel kurz aus einander zu setzen.

Die Landschaft Karnatik war mit in den Eroberungen begriffen, welche der Kaiser Aurungzeb von Delhi in Dekan gemacht hatte, und ward in Folge hiervon unter die Befehle eines Nabob gestellt, der zu Arkot residirte, aber von dem Gouverneur von Dekan, Subah genannt, abhing. Schon seit dem Tode von Aurengzeb (1707) ward das Kaiserreich von Delhi, trotz seiner weiten Ausdehnung, durch innerliche Streitigkeiten zerrüttet, die Angriffe der Mahratten und des Schachs Nadir von Persien raubten ihm vollends alle Kraft, sodaß die Statthalter in den Provinzen wol noch dem Namen nach gehorchten, in der That aber schon fast unabhängig dastanden. Sowie die Subahs suchten natürlich auch die ihnen untergeordneten Nabobs und Radschahs eine freiere Stellung zu erwerben, und in dieser Art setzte im J. 1732 Sadatulla, der Nabob von Arkot, seine Neffen[11]) als Nachfolger ein, ohne die gebührende Bestätigung von Nizam al muluk, dem Subah von Dekan, einzuholen. Dem ältesten der Neffen, Doost Ali, bestimmte der Oheim die Nabobswürde von Arkot, dem jüngern, Boker Ali, das Gouvernement von Velore. Damals nun that der Subah, anderweitig beschäftigt, keinen Einspruch, und es ge-

9) Vergl. *Rob. Orme*, History of the military transactions of the british nation in Indoston from 1745. (London 1778. 2 Voll. 4) Eine teutsche Bearbeitung hat v. Archenholz unter dem Titel: Die Engländer in Indien (Leipzig 1786—88. 3 Thle.), geliefert, welche bis zum J. 1762 reicht. Transactions in India from the commencement of the french war in 1756—1783. (London 1786.) Teutsch bearbeitet von Sprengel, Geschichte der wichtigsten Staatsveränderungen in Ostindien. (Leipzig 1788. 2 Thle.) Sullivan, Übersicht der neuesten Staatsveränderungen in Ostindien. Nach dem Engl. bearbeitet von M. L. Sprengel. (Halle 1787. Ist sehr kurz und in Vergleich mit Archenholz und Orme auch ungenau. *Malcolm*, The political history of India from 1784—1823. (London 1826. 2 Voll.)

10) Hauptquelle ist Orme. Doch gibt es auch eine Histoire du siège de Pondichery sous le gouvernement de Mr. Dupleix. 1766. Wir haben jedoch letztere nicht benutzen können. 11) Nach Orme und der History and management sind die beiden Sadatulla Neffen. Sullivan nennt sie die Söhne desselben.

lang sogar dem neuen Nabob von Arkot, Dooft Ali, sich bei Gelegenheit eines Erbstreites mit Gewalt der Waffen den Besitz des Königreichs Tritchinapoli zu erwerben, dessen Rajah ihm als Nabob von Karnatik Tribut schuldig war. Subder Ali, der Sohn des Nabob, und Chundasaheb, sein Schwiegersohn, hatten gemeinschaftlich die Landschaft erobert, welche dann der letztere als Radschah erhielt. Später entstand zwischen Subder Ali und seinem Schwager ein gereiztes Verhältniß, welches jedoch nicht in offene Feindschaft ausbrach, sondern nur veranlaßte, daß Chundasaheb sich in Vertheidigungszustand zu setzen strebte. Nizam al Muluk hatte nun diese Gegenden keineswegs aus den Augen verloren und bei der Zwistigkeit der Familienglieder auf Erfolg hoffend reizte er die Mahratten zu einem Einfall ins Karnatik.

Der Mahrattenstaat[12]) war aus einer Empörung gegen die Herrschaft der Großmogul in Delhi hervorgegangen und namentlich bedeutend geworden, seitdem es im Anfangr des 17. Jahrh. einem unbedeutenden Gutsherrn (Zemindar), Sivadschi, gelungen war, alle die kleinern Radschahs, unter welchen die Mahratten bisher gelebt hatten, zu vereinigen und sich von ihnen als ihr gemeinsames Oberhaupt, Maha-radscha, anerkennen zu lassen. Die kräftigen, gewandten und als Brahmahverehrer von leidenschaftlichem Hasse gegen die Muhammedaner erfüllten Mahratten setzten nun durch ihrr Reiterscharen, mit welchen sie in kurzer Zeit ungeheuere Landstriche durchschwärmten, ganz Indien in Schrecken, eroberten die Hochlande Dekans und dehnten schon unter Sivadschi ihrr Herrschaft zwischen dem Nerbudda und dem obern Kristnah im Osten der Ghats bis zu den Wurda- und Tumbhudraflüssen aus. Residenz des Herrschers war Satarah in den Ghats gelegen und von Felsenburgen umgeben. Siegreich war besonders der Enkel des Reichsstifters, Sahodschi (Sahu Radscha Schao), der in jährlichen Raubzügen alles Land von Guzerate bis Orissa, von Agra bis Karnatik und Mysore durchschwärmte. Doch bald rissen die Brahminenminister zu Sattarah, gleich den fränkischen Majordomus, die eigentliche Regierung an sich und der Peischwa (erster Minister), Badschi Bao (Nana Saheb), setzte sich zuletzt selbst auf den Thron, seine Residenz von Sattarah im J. 1740 nach Punah verlegend. Allen Staaten des Südens waren seine Reitergeschwader furchtbar, deren einzelnr Führer für Geld bald in Dekan und Karnatik, bald in Bengalen und Behar kämpften.

Solcher Scharen suchte nun Nizam al Muluk sich auch gegen den Nabob von Arkot zu bedienen. Im Mai 1740 erschien eine Reiterschar von Mahratten an der Grenze von Karnatik und besiegte am 20. dess. M. in einer mörderischen Schlacht den Nabob Dooft Ali, der selbst nebst seinem jüngern Sohne dabei das Leben verlor. Subder Ali hatte am Kampfe keinen Theil genommen, zog sich jetzt nach Velore zurück und versuchte mit den Mahratten zu unterhandeln. Es gelang ihm dadurch, daß er ihnen zehn Millionen Rupien bezahlte, für welche Summr sie sich einerseits für jetzt abzuziehen verpflichteten, andererseits aber auch im Geheimen versprachen, im December wiederzukehren und das Land Tritchinapoli zu erobern, welches Subder Ali ihnen überlassen wollte. So kamen denn die Mahratten gegen das Ende des Jahres wiederum nach dem Karnatik und belagerten die Hauptstadt des Reiches von Chundasaheb, welche dieser zwar lange tapfer vertheidigte, aber doch am 26. März 1741 übergeben mußte. Er selbst ward gefangen, während seine Weiber, Kinder und Schätze nach Pondichery geflüchtet waren, und solchergestalt die erste Verbindung mit den Franzosen anknüpften.

Wenn sich auch nun Subder Ali auf diese Weise seines feindlichen Schwagers fürs Erste erledigt hatte, bedrohte ihn doch noch immer der Subáh von Dekan, Nizam al Muluk, sodaß er stets bei irgend einer eintretenden Ruhe im nördlichen Dekan auf dessen Angriff gefaßt sein mußte. Deshalb sandte er Weiber, Kinder und Schätze nach Madras und trat somit in eine nähere Verbindung mit den Engländern. Doch sollte ihm von einer ganz andern Seite Verderben kommen. Mortiz Ali nämlich, sein zweiter Schwager, strebte auch nach der Herrschaft, zu deren Erlangung er, nach hindustanischer Sitte den Mord des Verwandten nicht scheuend, jenen zu Velore niederhauen ließ. Doch die Mahratten, welche sich in Tritchinapoli festgesetzt hatten, erkannten die Würde des Mörders nicht an, seine eigenen Truppen rebellirten und riefen im J. 1743 den Seid Muhammed, den noch im Kindesalter stehenden Sohn des Subder Ali zum Nabob vom Karnatik aus.

Diesen Zeitpunkt hielt Nizam al Muluk für geeignet, seine Oberherrschaft wiederum geltend zu machen. Mit einem achtunggebietenden Heere zog er nach Süden herab, trieb die Mahratten aus Tritchinapoli wieder heraus und setztr zuletzt den Anwarodean, einen erfahrnen Krieger, zum Nabob im Karnatik ein. Zwar gab er bald darauf den Bitten der Einwohner nach und erhob den Sohn Subder Ali's unter der Vormundschaft des Anwarodean zum Nabob, allein die Soldaten ermordeten diesen, worauf der Vormund sich in seiner Stellung als Nabob behauptete.

Hiermit schien nun eine Zeit lang die Ruhe und Ordnung im Karnatik hergestellt, aber der Tod Nizam al Muluk's stürzte diese Gegenden von Neuem in Verwirrung und langwierige Kriege; denn zwei Söhne und ein Enkel machten zu gleicher Zeit Anspruch auf dir Würden und Ämter des Vaters. Gesetzlicher Nachfolger war eigentlich der älteste Sohn Ghaziodin Khan, welcher jedoch in hohen Ehren am Hofe zu Delhi stehend, nicht Zeit hattr, in Dekan seine Ansprüche geltend zu machen. Desto thätiger war hierin gleich Anfangs Murzafajung (Muzzufferjung), der Neffe des ebengenannten, sowie Nazirjung, der jüngere Bruder, welcher früher Befehlshaber der Truppen seines Vaters gewesen war.

Solchergestalt war dir Lage der indisch-politischen Verhältnisse in Dekan, auf welche Dupleix den oben er-

12) Vergl. *James Grant Duff's* a History of the Marattas. (London 1826. 3 Vol.) Wir haben jedoch dieses Buch nicht erhalten können und nur M. Chr. Sprengel's Geschichte der Mahratten (Halle 1786), sowie den Aufsatz von Ritter über Indien benutzt, der in dem berliner Kalender vom J. 1830 enthalten ist.

wähnten Plan zur Emporhebung des französischen Einflusses in Indien gründete. Bei der Abhängigkeit, in welcher der europäische Handel sich ebenso in Dekan wie in Bengalen von dem guten Willen oder der Misgunst der Subahs, Nabobs und Radschahs befand, mußte es natürlich für eine der dort handelnden europäischen Nationen von der höchsten Wichtigkeit sein, wenn es ihr gelang, daß sie durch die Unterstützung eines der Prätendenten sich nach erlangtem Siege die Dankbarkeit und Gunst desselben erwarb. Je mehr sie zu seiner Erhebung beigetragen, desto mehr mußte der Sieger die Wichtigkeit ihrer Freundschaft einsehen und diese durch gleicherweise ihr eingeräumte Vortheile zu erhalten streben, sodaß die Hoffnung Dupleix', in diesem Falle den Handel der Engländer in Dekan gänzlich herabzudrücken, keineswegs eine chimärische war. Großer Verstand, Beharrlichkeit und Kühnheit in allen seinen Unternehmungen, sowie eine genaue Kenntniß der Natur der indischen Fürstenhöfe, zeichneten diesen französischen Gouverneur aus, dem nur das militairische Talent mangelte, welches, wie es sich nachher zeigte, gleichfalls zum Gelingen des Planes nothwendig war. Schon vor dem Tode Nizam al Muluk's hatte Dupleix dergleichen Absichten, wenn auch nicht in solchem Umfange gehegt, und dabei seine Augen auf Chundasaheb gewandt, welchen er als einen muthvollen, verschlagenen und unternehmungsvollen Mann kennen gelernt hatte. Dazu war dieser entthronte Herrscher von Tritchinapoli im ganzen Karnatik seiner Feldherrntalente wegen geachtet, seiner gelinden Regierung wegen geliebt, und konnte, aus der Gefangenschaft befreit, auf eine zahlreiche Partei rechnen. Deshalb behandelte Dupleix die nach Pondichery geflüchtete Familie Chundasaheb's mit besonderer Auszeichnung, setzte sich von allen Verhältnissen desselben in Kenntniß und trat zuletzt mit ihm selbst in einen geheimen Briefwechsel, um ihn — als erste nothwendige Maßregel — aus der Gefangenschaft zu befreien. Zu diesem Zweck übernahm er die Garantie eines Lösegeldes von 700,000 Rupien bei den Mahratten, die ihren frühern Gefangenen in Folge hiervon noch 3000 Mann Hilfstruppen versprachen. Kurze Zeit nach der Befreiung des Chundasaheb ereignete sich der Tod Nizam al Muluk's, durch welchen für die beiden schon Verbündeten sich, wie man leicht sieht, ein weiteres Terrain der Thätigkeit zeigte. Chundasaheb ergriff daher sogleich diese Gelegenheit und verband sich mit Murzafajung, indem er ganz richtig berechnete, daß wenn dieser in dem Streite um die Subahwürde in Dekan Sieger bliebe, ihm selbst die Stelle des Nabob im Karnatik nicht entgehen könne. Beide wandten sich, um ihr Bündniß zu stärken, natürlich an Dupleix und foderten ihn, unter Zusicherung großer Vortheile für sich und die französisch-ostindische Compagnie, auf, an ihren — ihm wol nicht mehr unbekannten — Plänen Theil zu nehmen. Der französische Gouverneur sandte sofort 400 Europäer und 2000 Seapoys zur Armee der Verbündeten, welche in Folge hiervon mit 40,000 Mann im Karnatik einrückten. Anwarodean, dem dieser Angriff zunächst galt, ließ sich nicht unvorbereitet finden. Er hatte 20,000 Mann zusammengebracht, mit welchen er bei Amboor, einem Passe der von dem Hochlande zum Karnatik führt, verschanzt sich lagerte. Am 23. Juli 1749 kam es zur Schlacht, in der die Kühnheit und Tapferkeit der wenigen französischen Soldaten den Ausschlag gab. Anwarodean selbst fiel, worauf sein ganzes Heer sich nach indischer Sitte zerstreute und das ganze Karnatik dem Sieger offen stand, welcher nun herumzog, von den Unterherrschern Anerkennung und Tribut zu verlangen.

Nur in Tritchinapoli hielt sich Muhammed Ali Khan, der zweite Sohn des in der Schlacht bei Amboor gefallenen Nabobs [18]). Da seine Gegner von den Franzosen unterstützt wurden, so war es natürlich, daß er sich an die Engländer um Hilfe wandte. Wie weit diese damals noch von einem solchen Plane, wie ihn Dupleix gefaßt hatte, entfernt waren, und wie sie nur die Nothwendigkeit, den französischen Unternehmungen, welche ihren ganzen ostindischen Handel bedrohten, entgegenzutreten, zu einer Theilnahme an diesen Angelegenheiten der indischen Fürsten zwang, geht aus keinem Umstande so deutlich hervor, als daraus, daß die Regierung in Madras sich anfänglich auf die Vorschläge Muhammed Ali's einzugehen weigerte, daß sogar der englische Admiral Boscowen mit seiner Flotte in diesem kritischen Zeitpunkte von Madras nach Europa zurücksegelte, ohne eine größere Truppenzahl als 300 Mann im Fort David bei Madras zurückzulassen. Endlich schickte man von Madras — man sollte es kaum glauben! — 120 Europäer zur Verstärkung nach Tritchinapoli, jedoch erst als Muhammed Ali Ernennungsbriefe von Nazirjung, dem zweiten der Prätendenten, auf die Subahwürde von Dekan empfangen hatte.

Nazirjung hatte Anfangs seinen Neffen für einen unbedeutendern Nebenbuhler als seinen Bruder gehalten; die Eroberung des Karnatik durch denselben öffnete ihm aber die Augen, und er entschloß sich sogleich, mit jenem den Kampf zu versuchen. Mit 30,000 Mahratten Soldtruppen und von fast allen Unterstatthaltern des obern Dekan so unterstützt, daß sein Heer fast 300,000 Mann stark war, zog er nach Süden herunter und foderte sowol Muhammeb Ali als die Engländer auf, ihn zu unterstützen. Die letztern waren nun wirklich der Meinung, daß er der rechtmäßige Subah von Dekan sei und sandten ihm daher nach Gingen, 35 engl. Meilen von Pondichery, ein Hilfscorps von 700 Europäern, unter dem Befehle des Majors Lawrence. Als nun beide Armeen einander gegenüberstanden, brach unter den französischen Truppen ein Mangel an Subordination aus, der den Befehlshaber zum Rückzuge nach Pondichery bewog. Chundasaheb begleitete die Franzosen und Murzafajung, von seinen Verbündeten verlassen und von einigen überredet, daß sein Oheim ihm verzeihen würde, ging selbst zu diesem ins Lager. Gefangenschaft war gegen die Versprechungen Nazirjung's sein Loos, während die von ihm verlassenen Truppen von den Feinden überfallen und auf die schrecklichste Weise niedergemetzelt wurden.

---

18) Den glänzenden Einzug der Sieger in Pondichery, die Belagerung von Tanjore und anderes, müssen wir hier der Kürze wegen übergehen und verweisen deshalb auf *Orme*, History etc.

Digitized by Google

Obgleich nun solchergestalt die Pläne Dupleix' vereitelt zu sein schienen, gab er dieselben keineswegs auf, sondern nahm Verschlagenheit und List zu Hilfe. Wohl wissend, daß auch unter dem Heere Nazirjung's mehre der Großen aus mancherlei Ursachen unzufrieden mit dem neuen Subah wären, knüpfte er mit diesen Verbindungen an, welche er sieben Monate unterhielt, während welcher Zeit der Feind nach Arcot marschirte, und dort mit nicht vielem Glücke mehre Unternehmungen ausführte, in deren Detail wir jedoch hier nicht eingehen können. Das Ende dieser Operationen Nazirjung's, an welchem die Engländer jedoch keinen Theil nahmen, war endlich so wenig seinen Erwartungen entsprechend, und seine Lage ward durch das eintretende Regenwetter so peinlich, daß er gleichfalls mit Dupleix, der auch in militairischer Rücksicht in dieser Zeit nicht unthätig gewesen war, in Verbindung trat, und diesem sehr günstige Friedensbedingungen bewilligte. Aber zu derselben Zeit, als die Ratification dieses Tractats in Pondichery eingehen sollte, trafen auch Abgeordnete der gegen den Subah Verschworenen ein, welche versicherten, daß bei der großen Anzahl der Theilnehmer jetzt jeder Tag die Entdeckung herbeiführen könne. Eher als die Ratification traf daher die Nachricht der Verbündeten ein, daß alles zum Aufstande bereit sei, in Folge welcher Dupleix sogleich dem französischen Gouverneur in Gingen [14]) Befehl gab, gegen das Lager Nazirjung's aufzubrechen. Nach einem Nachtmarsche kamen die Franzosen, 800 Europäer, 3000 Seapoys und 10 Kanonen stark, mit Tagesanbruch am 5. Dec. 1750, vor dem feindlichen Lager an, welches einen Raum von 18 Meilen einnahm. Muthig griffen sie sogleich das Hauptquartier des Feindes, bei welchem 25,000 Mann standen, an, retteten sich aber nur vor den mit immer frischen Haufen heranstürmenden Feinden durch das Feuer ihrer wohlbedienten Kanonen. Endlich zeigte sich die Truppenlinie der verschwornen Nabobs, die zwar still hielten, aber als der Subah über ihre Verrätherei wüthend an sie heransprengte, diesen niederschossen. Murzafajung ward aus seinem Gefängnisse befreit und von allen Anwesenden als Nabob anerkannt.

Die Folgen dieses Sieges waren für die französisch-ostindische Compagnie höchst bedeutend. Murzafajung ernannte den Gouverneur Dupleix zum Statthalter aller Landschaften südlich von Kristna, in ganz Karnatik sollte nur das in Pondichery geschlagene Geld circuliren, und die Compagnie erhielt den Besitz von Ländereien bei Pondichery, die jährlich 96,000 Rupien einbrachten, andere bei Carical in Tanjore, deren Einkünfte 106,000 betrugen, endlich behauptete sie sich im Besitze der kurz vorher eroberten Stadt Masulipatnam, welche jährlich 144,000 Rupien einbrachte.

Jetzt schien alles daran gelegen zu sein, die Würde des neuen Subah auch gegen Delhi zu schützen, weshalb Dupleix seinen Verbündeten auffoderte mit seinem Heere und einer französischen Unterstützungsmannschaft dorthin zu ziehen. Murzafajung folgte dem Plane, kam aber auf dem Marsche durch eine in Indien bei dem geringsten Anlaß ausbrechende Empörung mehrer Nabobs um Thron und Leben (1751). Die Lage des französischen Hilfscorps, unter dem Commando des Obersten von Bussy, war daher höchst kritisch und nur die Entschlossenheit des Anführers wandte die Gefahr ab. Rasch versammelte er alle Anführer und Minister des Subah, stellte ihnen die Lage der Dinge vor, und foderte sie auf, den Salabatjung, einen Bruder des Nazirjung, zum Subah zu erheben. Versprechungen, welche im Namen Dieses nicht gespart wurden, thaten das Übrige, sodaß der von den Franzosen Vorgeschlagene wirklich von Allen anerkannt ward. Natürlich mußte er seinen Wohlthätern alle von seinen Vorfahren ihnen gemachten Concessionen gleichfalls bestätigen.

Seit dem Siege Nazirjung's über Murzafajung hatten die Engländer keinen Theil mehr an den Operationen des erstern genommen, ja Major Lawrence, der erste Befehlshaber ihrer Landmacht, war nach England zurückgekehrt. Jetzt öffneten ihnen die reißenden Fortschritte der Franzosen die Augen, und man sah endlich zu Madras deutlich ein, daß wenn man nicht ganz den Franzosen unterliegen wolle, man zunächst mit einigem Nachdrucke den Muhammed Ali unterstützen müsse, welcher sich noch immer in den Landschaften südlich vom Coleroon behauptet hatte. In Folge dieses Entschlusses sandte denn auch Saunders, der damalige Generalgouverneur von Madras, 200 Europäer und 300 Seapoys zur Verstärkung nach Tritchinapoli, welches von Chundasaheb und den Franzosen bedroht war. Mit dieser Expedition begann eine größere Thätigkeit und Energie sich bei den militairischen Operationen der Engländer zu zeigen, welche zuletzt mit Glück gekrönt wurden. Lord Clive, dessen Name sich später unsterblichen Ruhm in Ostindien erwarb, begann in dieser Zeit auf ausgezeichnete Weise als Lieutenant seine militairische Laufbahn. Seine Einnahme und Vertheidigung von Arcot, die vielen kleinen siegreichen Expeditionen, welche er von diesem Punkt aus unternahm, erhöhten ebenso sehr seinen eigenen Ruhm, als das Vertrauen der Indier auf die Macht der englischen Waffen. Wir können hier unmöglich uns in das Detail aller dieser Unternehmungen einlassen und bemerken daher nur, daß sich der Kampf hauptsächlich um die Vertheidigung von Tritchinapoli drehte, welches seit Anfang Septembers 1750 von Chundasaheb und den Franzosen beschossen ward. Wenn nun auch Muhammed Ali in der Stadt sich hielt, so drohte doch die Geldnoth, in der er sich befand, seiner Sache Gefahr, indem seine Truppen aus Mangel an Bezahlung nach indischer Weise zum Feinde überzugehen Miene machten. Aus dieser Verlegenheit rettete den Nabob ein Bündniß mit dem Fürsten von Mysore und einer Schar Mahratten unter dem Befehle von Morarirow. Chundasaheb und die Franzosen gaben daher die Belagerung von Tritchinapoli auf und zogen sich unklugerweise auf die Insel Seringham zurück, wo sie sehr bald von den Engländern und Muhammed Ali unter der Anführung des aus Europa zurückgekehrten Major Lawrence

14) Die Eroberung dieser von den Indiern für unüberwindlich gehaltenen Festung durch wenige Franzosen hatte viel dazu beigetragen, den Ruf ihrer Waffen bei den Indiern zu erhöhen.

und Clive's eingeschlossen und seit dem 15. April 1752 auch beschossen wurden.

Die feindliche Armee, die ohnehin auf der Insel schon Mangel litt, gerieth durch die englische Kanonade in solche Muthlosigkeit, daß sich die meisten indischen Befehlshaber entschlossen, die Sache Chundasahebs aufzugeben; und mit seiner und der Engländer Einwilligung zogen wirklich so viele aus, daß er nur 2000 Reiter und 3000 Mann Fußvolk bei sich behielt und mit diesen in einer großen Pagode der Insel sich lagerte. Das Hilfscorps der Franzosen nahm gleichfalls eine unweit davon liegende kleinere in Besitz. Täglich stieg die Noth der Eingeschlossenen und jede Hoffnung auf Entsatz ward durch die vielen kleinen siegreichen Expeditionen der Engländer vernichtet, welche alle Operationen des thätigen Dupleix, der die Gefahr seiner Bundesgenossen klar erkannt hatte, vereitelten. So bedrängt, entschloß sich Chundasaheb endlich zur Flucht. Mit Monackjee, dem Befehlshaber der mysorischen Truppen, wurden Unterhandlungen angeknüpft, in Folge welcher dieser die Flucht zu befördern versprach. Aber wie alle Indier bei solcher Gelegenheit, achtete er nicht den gegebenen Eidschwur, sondern nahm den unglücklichen, ihm vertrauenden Fürsten gefangen und ließ ihn, als ein Streit über den Besitz desselben unter den Verbündeten auszubrechen drohte, meuchlings ermorden. Die Franzosen capitulirten in Folge hiervon, sodaß die Engländer mit ihren Verbündeten jetzt die beste Aussicht hatten, sich in den Besitz des Karnatik zu setzen.

Während nun solchergestalt die Pläne Dupleix' im Süden von Dekan zu scheitern schienen, waren seine Unternehmungen in den nördlichen Gegenden von größerm Glücke begleitet. In Verbindung mit dem französischen Hilfscorps unter Bussy setzte sich Salabatjung, der neue Subah von Dekan, in Golconda fest und nahm selbst Aurengabad, die alte Hauptstadt des Landes, ein. Doch drohte bald auch hier eine neue Gefahr. Ghaziodin Khan, der älteste Sohn des gestorbenen Nizam al Mulut, war bisher durch seine Stellung am Hofe zu Delhi verhindert worden, seine Ansprüche auf die Subahwürde von Dekan geltend zu machen. In der Mitte des Jahres 1752 brach er jedoch nun von Delhi auf und erschien mit einem Heere von 150,000 Mann im October desselben Jahres vor Aurengabad, und nahm es ein, während ein Hilfscorps von 100,000 Mahratten zu seinen Gunsten in Golconda einbrach. Die Lage Salabatjungs und seiner Verbündeten erschien kritisch und nur durch Hinterlist befreiten sie sich daraus, indem Salabatjung seine Mutter, die Stiefmutter seines Gegners, vermochte, diesen mit einer Speise zu vergiften. Das Heer zerstreute sich natürlich in Folge hiervon und nur die Mahratten setzten den Kampf fort, der vorzüglich durch die französischen Hilfstruppen für Salabatjung siegreich war. Aus Dankbarkeit trat er daher der französisch-ostindischen Compagnie die Provinz Condavir bei Masulipatnam ab.

Aber auch im Karnatik verbesserte sich wieder die Stellung der Franzosen dadurch, daß zwischen Muhammed Ali und seinen Verbündeten, dem Fürsten von Mysore und den Mahratten, ein langwieriger Zwist ausbrach. Es hatte nämlich der erstere dem Fürsten von Mysore für seine Hilfsleistung den Besitz von Tritchinapoli versprochen, welche Bedingung er jetzt zu vollziehen sich weigerte. Nicht wenig wurden durch diese Streitigkeiten die Operationen der Engländer gehemmt, die der Franzosen begünstigt, welche beide sich wiederum wie im vorigen Jahre hauptsächlich um die Belagerung von Tritchinapoli und dessen Vertheidigung drehten. Trotz dem, daß die Mysoren und Mahratten zu den Franzosen übergingen, gelang es doch dem militairischen Genie Lawrence's und Clive's, sowie der Tapferkeit der englischen Soldaten, fast in allen Gefechten Sieger zu bleiben, und sich während des Jahres 1753 in ihrer Stellung im Karnatik zu behaupten, wenn es ihnen auch nicht gelang, ganz Meister desselben zu werden, wie es nach Chundasaheb's Fall und der Capitulation der Franzosen auf der Insel Seringham den Anschein gehabt hatte.

Dagegen ward der Einfluß der Franzosen im Norden von Dekan, seit dem Tode Ghaziodin Khans immer bedeutender. Bussy's Thätigkeit und Klugheit vereitelte alle Pläne der Ministee Salabatjung's, den Einfluß der Franzosen zu brechen, und der französische Oberst wußte sich so sehr die Gunst des Subah zu erwerben, daß er von ihm die Provinzen Mustaphanagur, Etore, Rajamundrum und Chikakole abgetreten erhielt, wodurch die Franzosen die Herren der ganzen Küste von Koromandel und Orixa wurden, welche Landschaften ihnen jährlich 535,000 Pfund Sterling an Einkünften brachten.

Diese Vortheile im Auge habend, hielt es Dupleix für gut, wo möglich für jetzt den Krieg im Karnatik zu endigen und knüpfte daher mit Saunders, dem englischen Generalgouverneur von Madras, Unterhandlungen an, welche Anfang des J. 1754 zu einem Friedenscongreß zu Sadras führten. Als aber die Engländer eine Gleichstellung des Handels beider Compagnien im Karnatik, sowie die Anerkennung des Muhammed Ali als Nabob dieser Landschaft foderten, zerschlugen sich alle Friedensunterhandlungen und der Krieg begann von Neuem.

Mittlerweile hatte endlich die Directorialregierung in England die Gefahr, welche ihrem Handel in Ostindien durch die Fortschritte der Franzosen drohte, erkannt und wandte sich an den König, um ihn zu ihrer Unterstützung zu bewegen. In Folge hiervon wurden mit Frankreich Unterhandlungen eröffnet, welche dahin führten, daß man sich zur Abberufung Dupleix' und zu einem Friedensschluß entschloß. Den 2. Aug. 1754 langte der neue Gouverneur Godeheu in Pondichery an, und eröffnete, nach der Abreise Dupleix' nach Europa, mit Saunders die Friedensunterhandlungen. Am 11. Jan. 1755 ward die Übereinkunft bekannt gemacht, der zufolge beide Nationen auf immee allen indischen Statthalterschaften und Würden in Asien entsagen und sich nie in die Streitigkeiten der einheimischen Fürsten mischen sollten. Alle Landschaften, die man nicht als eigene Besitzungen der Compagnien bezeichnen werde, sollten den Indiern zurückgestellt werden. Die Engländer erhielten hiernach in Tanjore Devi Kotah, die Franzosen Karikal nebst den dazu gehörigen Distrieten. Bei Madras und Pondichery sollte ebenfalls

Digitized by Google

gleichviel Land beiden angewiesen werden, und in den nördlichen Kirkaes wollte man eine gleiche Zahl Factoreien anlegen. Doch wurde die Ratification der Compagnie selbst bei dem Friedensschlusse vorbehalten, und die Franzosen blieben, bis diese einginge, im Besitz all ihrer Einkünfte, welche beiläufig auf 855,000 Pfund Sterling angegeben werden. Dagegen erhielten die Engländer für ihre Kriegskosten von Muhammed Ali auch Anweisungen auf bedeutende Landeseinkünfte.

So war die Lage der Dinge, als in Europa wiederum ein Krieg zwischen Frankreich und England auszubrechen drohte, der die Compagnie abhielt, jenen ebenerwähnten Vertrag zu ratificiren.

Dupleix' Schicksal war traurig. Für alle seine Bemühung, für alle Opfer, die er dem Nutzen seines Vaterlandes gebracht hatte, erhielt er nur Undank zum Lohne. Die französisch-ostindische Compagnie erkannte die Vorschüsse, die er aus eigenem Vermögen und auf seinen Credit den öffentlichen Cassen in Pondichery gemacht hatte, nicht an; der Proceß, den er darüber anhängig machte, ward vom Könige niedergeschlagen, und der verdiente Gouverneur starb ärmer noch, als er nach Indien gegangen war.

Kaum war solchergestalt die Ruhe in Karnatik hergestellt, kaum war es der Compagnie gelungen, die Seeräuber an der Küste Malabar zu züchtigen, und kaum hatte sich den Engländern durch die endliche Entzweiung zwischen Salabatjung und Bussy die Aussicht auf einen größern Einfluß in Dekan eröffnet (1756), als ein neuer Angriff auf ihre Rechte in Bengalen sie nöthigte, alle ihre Kräfte anzustrengen, um ihren in jenen Landschaften so wichtigen Handel zu schützen. Es führte aber auch dieser Angriff zur Gründung ihrer Herrschaft am Ganges. Wir haben schon oben der Entstehung und des Wachsthums der englisch-ostindischen Factorei am Ganges erwähnt, sowie dabei bemerkt, daß auch dieses Handels Sicherheit und Blüthe lediglich von dem guten Willen der Nabobs von Bengalen abhing, welche seit dem Verfalle der Moguls-macht in Delhi fast ganz unabhängig waren. In dieser Zeit sollte nun die Compagnie auf eine harte Weise diese Unsicherheit ihrer dortigen Lage kennen lernen.

Im April 1756 war nämlich Sujah Dowlah, ein roher, leidenschaftlicher Mann, Nabob von Bengalen geworden, der neidisch auf den Reichthum der Factorei und durch kleine Ursachen gereizt, sie foglich feindlich behandelte. Er verlangte sofort das Schleifen ihrer Festungswerke und griff, als man diesem Gebote nicht nachkam, Calcutta an. Hier war man in so vertheidigungslosem Zustande, daß bei dem Angriffe die größte Verwirrung entstand. Ein Theil der Einwohner und Beamten floh zu Schiffe, während Stadt und Fort von den Indiern eingenommen ward. Fürchterlich war die Grausamkeit des Siegers. Er sperrte 146 gefangene Europäer in einen Raum, der nur 20 engl. Fuß Länge und Breite und zwei kleine Fenster hatte. Nur 23 überlebten die Nacht, und auch sie wurden zum Theil noch gemartert, damit sie verborgene Schätze angeben sollten [15]).

Diese Gewaltthat zeigte der Regierung in Madras die ernste Nothwendigkeit, entweder ihren Handel in Bengalen aufzugeben, oder sich mit den Waffen eine solche Stellung zu erringen, daß man ähnlichen Gefahren nicht mehr ausgesetzt sei. Man entschloß sich zum Letztern. Eine Escadre, mit 900 Europäern und 1500 Seapoys an Bord, ging von Madras, am 16. Oct. 1756 [16]), nach Bengalen ab; der Oberbefehl ward mit ausgedehnter Vollmacht dem Obersten Clive übertragen.

Ende Decembers und Anfang des Januars 1757 war alles zur Eröffnung des Feldzuges in Bengalen bereit. Man nahm mit leichter Mühe Calcutta und Hughnei wieder ein, woselbst Drake als Gouverneur eingesetzt ward, als Sujah Dowlah mit einem großen Heere sich den englischen Besitzungen näherte und die Engländer angriff. Mit vielem Muth und Umsicht leitete Clive die Operationen so, daß schon am 9. Februar der Nabob sich zu einem Friedenstractat entschloß, welchem gemäß er den Engländern alle weggenommenen Factoreien und Besitzungen wieder gab, ihnen erlaubte Calcutta zu befestigen, Münze daselbst zu prägen, und ihre Waaren von allen Auflagen befreite. Ferner gestand er ihnen den Ankauf von 38 Ortschaften zu, der, wie wir gesehen haben, schon im J. 1717 der Gesandtschaft der Engländer bewilligt und bis jetzt durch die Nabobs verhindert worden war.

Zu derselben Zeit ungefähr kam nun auch die Nachricht von dem in Europa erfolgten Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und England nach Bengalen, in Folge welcher der Oberst Clive sogleich den Entschluß faßte, sich der französischen Niederlassungen am Ganges zu bemächtigen, namentlich Khandernagore zu erobern. Obwol nun Sujah Dowlah mit den Engländern in einem gleichfalls am 9. Februar abgeschlossenen Separatvertrag ein Offensiv- und Defensivbündniß eingegangen war, hoffte er doch, von der zweizüngigen indischen Politik geleitet, durch eine Verbindung mit den Franzosen, die Engländer wieder zu vertreiben; deshalb trat er mit jenen, welche sich an ihn gewandt hatten, in eine geheime Unterhandlung und weigerte sich fortwährend, seine Einwilligung zur Einnahme von Khandernagore an Clive zu geben. Schon traute man in Folge hiervon in Calcutta dem Nabob nicht mehr und beschloß auch gegen seinen Willen zu operiren. Am 14. März 1757 griff Flotte und Landheer Khandernagore an, und eroberten diese französische Niederlassung. Während nun der Nabob hierdurch noch mehr gereizt ward, bildete sich an seinem Hof eine Verschwörung mehrer Großen gegen ihn, denen in Indien nie Ursachen der Unzufriedenheit fehlen. Von zwei Seiten erhielten die Engländer Anträge, sich mit den Verschwornen zu verbinden, und sie wählten, da eine Verbindung des Sujah Dowlah

15) Vergl. eine weitere Schilderung des Zustandes dieser Unglücklichen, der zu den qualvollsten, die je ein Mensch erdulden kann, gehörte, in *Orme*, History. T. II. p. 74 sq.

16) Dieses Datum gibt *Orme* l. l. p. 89 an, aber p. 120 nennt er den 10. als Tag der Abfahrt. Archenholz hat beide Zahlen gleichfalls aufgenommen. Die Transactions in India etc. geben p. 29 nur im Allgemeinen den October als Abgangszeit der Expedition an.

mit den Franzosen immer mehr zu befürchten war, den Antrag, den ihnen Meer Jaffier, der Feldherr des Nabob, gemacht hatte. Nachdem sich die Verhandlungen mit diesem, sowie mit dem Nabob, lange Zeit hingezogen hatten, marschirte endlich Clive von Calcutta nach der Hauptstadt Muradavad. Bei Plassey kam es zur Schlacht mit dem Nabob, welche die Tapferkeit weniger 100 Europäer entschied, und deren Folge der Einzug in Muradavad, sowie die Ernennung des Meer Jaffier zum Nabob war. Sujah Dowlah, auf der Flucht gefangen, ward erschlagen. Groß waren für die Engländer die Folgen dieses Sieges. Der neue Nabob mußte natürlich alle frühern Bewilligungen bestätigen und noch 10,765,737 Rupien auszahlen, außerdem daß er den Kaufleuten in Calcutta ihr bei der Eroberung der Stadt durch Sujah Dowlah geraubtes Eigenthum zurückzugeben versprach. Nur kurze Zeit dauerte die Ruhe und das gute Vernehmen der Compagnie mit dem neuen Nabob. Theils war sein Schatz zu erschöpft, um die großen versprochenen Summen ganz zu bezahlen, theils regten die fortwährenden Streitigkeiten zwischen den indischen Befehlshabern und den Beamten der Compagnie neue Uneinigkeit an. Oberst Clive verhinderte zwar, so lange er in Bengalen war, einen offenen Ausbruch derselben, als er aber im J. 1760 Bengalen verließ, und Mr. Holwell und Mr. Vansittart im Gouvernement folgten, schien dem letztern das Verhältniß zum Nabob so gefährlich für die Interessen der Compagnie, daß er wenige Monate nach der Übernahme seines Amtes (Sept. 1760) mit Kossim Ali, dem Schwiegersohn und General des Nabob, einen Tractat schloß, dem zufolge dieser die Leitung der bengalischen Angelegenheiten unter dem Titel Dewan oder Minister erhalten sollte. Mit Gewalt ward Meer Jaffier entthront und begab sich nach Calcutta, um dort unter dem Schutze der Engländer zu leben. Kossim Ali trat aus Dankbarkeit der Compagnie die Provinzen Burdwan, Midnapore und Chittagong ab [17]).

Kossim Ali blieb jedoch gleichfalls nicht lange mit der Compagnie in einem guten Vernehmen. Es ist nicht zu leugnen, daß auf Seiten der letztern das Unrecht sich fand, indem der Handelsgeist, der doch noch im Ganzen vorherrschend war, fortwährend eine Ausdehnung der einmal gegebenen Privilegien geltend zu machen suchte, und daher Streitigkeiten über Streitigkeiten zwischen den Beamten der Compagnie einerseits und denen des Nabob andererseits entstanden, welche nebst andern persönlichen Ursachen schon im J. 1763 einen neuen Ausbruch der Feindseligkeiten hervorriefen [18]). Englischerseits eröffnete man diese durch den unvermutheten Überfall des bengalischen Forts Patna. Auf die Nachricht hiervon erklärte sich Kossim Ali für einen unversöhnlichen Feind der Compagnie, nahm die Factorei Kossimbazor weg und bemächtigte sich Patna's wieder, wobei Mr. Ellis, der Agent in Patna, und viele (150) Engländer in seine Gefangenschaft geriethen. In Folge hiervon erklärte nun die Regierung zu Calcutta Meer Jaffier am 7. Jul. 1763 wieder zum Nabob von Bengalen und eröffnete den Feldkrieg. Major Adams siegte in zwei Schlachten (19. Jul. und 2. Aug.) mit wenig europäischen Truppen über große Heere, und rückte gegen Patna vor, von wo aus Kossim Ali dem englischen Commandeur schrieb, daß er bei dem ersten weitern Vorrücken der englischen Truppen sämmtliche englische Gefangene niederhauen lassen werde (9. Sept. 1763). Mr. Ellis und Hay hatten in dieser kritischen Lage soviel patriotische Gesinnung, daß sie an Major Adams schrieben, keine Minute ihretwegen die nöthigen Operationen zu verschieben. Sie fielen als Opfer, denn Kossim Ali hielt sein Wort, und ließ bald darauf alle Gefangene auf eine barbarische Weise niedermetzeln; nur Fullarton, ein Arzt, kam mit dem Leben davon. Rasch näherten sich darauf die Engländer. Monghir, eine feste Stadt und Mittelpunkt der ganzen indischen Kriegsoperationen, ward nach neun Tagen genommen, Patna am 6. Nov. mit Sturm erobert, und Kossim Ali sah sich genöthigt, seine Zuflucht zu Sujah Dowlah, dem Subah von Oude, zu nehmen. Solchergestalt hatte Major Adams in weniger denn vier Monaten die Eroberung von ganz Bengalen beendigt. Mit einer sehr geringen Zahl europäischer Truppen hatte er vier Hauptschlachten geschlagen, die stärksten Festungen erobert, gegen 500 Kanonen erbeutet und einen der mächtigsten und entschlossensten Feinde überwunden, der sich jemals gegen die Compagnie in Indien erhoben [19]).

Leider starb bald darauf dieser tapfere Offizier grade in dem Zeitpunkt, als Sujah Dowlah den Krieg gegen die Engländer begann. Major Carnac stellte sich daher an die Spitze der Truppen, um den Krieg in des Feindes Land zu spielen. Am 3. Mai 1764 schlug er den Sujah bei Patna in einer für die kleine Zahl der Europäer gefährlichen und blutigen Schlacht, welchen zum zweiten Male Major Munro (später Sir Hector Munro) bei Buxar am 22. October besiegte. Schon waren die Sieger weiter vorgedrungen, und hatten eine neue Schlacht bei Kalpi (20. Mai 1765) gewonnen, als Clive, jetzt Lord Clive, in Calcutta ankam, die Statthalterschaft zu übernehmen. Er stellte schleunigst die dort eingerissene Unordnung wieder ab, entfernte die der Bestechung überführten Beamten [20]), und übernahm nach zwei Monaten das Commando der Armee. Groß war bei allen indischen Fürsten das Vertrauen auf Clive's Charakter. Sujah Dowlah und der Großmogul erschienen in seinem Lager, und in Folge mehrer Unterhandlungen ward ein Vertrag geschlossen, demgemäß Sujah Dowlah 50 Lack Rupien

17) Vergl. *Malcolm*, History. T. II. p. 5, 6. Transactions of India p. 89. 18) Selbst Vansittart und Hastings, damals einige Zeit lang Resident am Hofe des Nabob, waren dieser Ansicht, daß Kossim Ali durch das anmaßende Benehmen der Compagniediener, namentlich der Subalternen, zum Äußersten getrieben wurde. Vergl. Transactions of India etc. p. 43.

19) Vergl. Transactions of India etc. p. 48. 20) In einer am 30. März 1767 gehaltenen Rede nennt Clive dies Geschäft die Reinigung eines Augiasstalles (and I took the resolution of cleansing the Augean stable). Vergl. *Malcolm*, History. T. II. p. 27. (Das Datum der Rede muß bei Malcolm ein Druckfehler sein, da Clive erst nach Transactions of India p. 59, July 1767, nach England zurückgekehrt war.)

Digitized by Google

als Kriegskosten bezahlte, dem Mogul die Provinzen von Korah und Allahabad anwies, und in allen seinen Besitzungen restituirt ward, ausgenommen in der Landschaft Benares, welche der Compagnie zufiel.

Schon vor der Ankunft Lord Clive's war im Januar 1765 Meer Jaffier, der Nabob von Bengalen, gestorben, dem sein Sohn Nudjum u Dowlah folgte. Jetzt setzte es Clive durch eine Unterhandlung mit dem Kaiser von Delhi durch, daß die Administration von Bengal und Bahar für immer der Compagnie verbleiben, diese aber dem jetzigen Nabob und seinen Erben die jährliche Summe von 50 Lack Rupien zahlen sollte.

Solchergestalt war innerhalb von noch nicht 10 Jahren die ganze Lage der Compagnie in Bengalen verändert. Calcutta war damals zerstört, die Beamten ermordet, alle Etablissements ruinirt; jetzt besaß man ungeheure Einkünfte, beherrschte 15 Millionen Menschen und stand bei allen Nachbarn in Achtung.

Lord Clive, der wahre Begründer dieser Macht, hatte von Vorn herein diesen Umschwung der Dinge vorausgesehen. Als er Khandernagore angreifen sollte, sagte er im Rathe: „Wenn ihr Khandernagore angreift, könnt ihr nicht still stehen, ihr müßt weiter fortschreiten. Denn habt ihr euch mit Gewalt und nicht mit Einwilligung des Nabob einmal festgesetzt, so muß er darauf denken, euch mit Gewalt wieder herauszutreiben." Und in einem Briefe schrieb er: „Seitdem unsere Aussichten sich erweitert haben, seitdem der Handel nicht allein die ganze Stütze (Erhalter) der Compagnie ist, müssen wir weiter gehen, zurückzuschreiten ist unmöglich." Für die ganze Entwickelung der englischen Macht in Indien ist nichts bezeichnender als die Worte Clive's[21]): „Die Nabobs werden immer entweder lüstern nach unsern Besitzungen, oder eifersüchtig auf unsere Macht sein. Ehrgeiz, Furcht und Geiz werden täglich wach sein, um uns zu vernichten. Ein Sieg kann nur eine temporäre Hilfe gewähren, denn nach der Entthronung des einen Nabob wird jeder Nachfolger, wenn sein Schatz den Krieg erlaube, den Weg seines Vorgängers betreten. Wir müssen in der That selbst Nabobs werden, wenn auch ohne den Namen."

Nachdem Lord Clive noch zwei Jahre hindurch die Angelegenheiten der Compagnie in Bengalen mit Glück geleitet und — ein Beispiel seiner Uneigennützigkeit — mit einem Geschenke Meer Jaffier's von 60,000 Pfund Sterling eine Stiftung für Militairinvaliden im Dienste der Gesellschaft gegründet hatte, kehrte er wegen seiner durch das ostindische Klima geschwächten Gesundheit im Februar 1767 nach England zurück.

Während der Zeit dieser Ausdehnung der englischen Macht in Bengalen erneuerte sich nun auch in Folge des im J. 1756 in Europa zwischen den Engländern und Franzosen ausgebrochenen Kampfes der Krieg beider Nationen im Dekan und Karnatik. Wie in Bengalen begünstigte auch hier zuletzt das Glück die allerdings größere Fähigkeit und Umsicht der Engländer. Anfangs zwar schienen die Franzosen die Oberhand zu gewinnen. Graf Lally kam 1758 mit einer bedeutenden Verstärkung als Generalgouverneur nach Pondichery und eroberte in Kurzem Kudelur und das Fort St. David. Aber seine Hitze, sein Hochmuth, seine Unkenntniß und Ungeschicklichkeit in Behandlung der indischen Fürsten und ihrer Unterthanen[22]), sowie der fast beständige Geldmangel der Regierung von Pondichery, vernichteten zuletzt alle errungenen Vortheile. Die Belagerung von Tanjore, dessen Radschah die Partei der Engländer genommen hatte, mußte von den Franzosen aufgegeben werden; Masulipatnam ward im J. 1759 und im folgenden Jahre Gingen nebst andern Festungen, endlich im J. 1761 Pondichery und Velore von den Engländern erobert und Lally, mit allen Truppen, zum Kriegsgefangenen gemacht. Auch zur See war die englische Flotte meistentheils Sieger, sodaß Frankreich alle Besitzungen in Ostindien verlor.

Zwar gab der Friede zu Paris im J. 1763, welcher diesem Krieg ein Ende machte, den Franzosen einen Theil ihrer verlornen Besitzungen wieder zurück, aber nur diejenigen, die sie vor dem Jahre 1749 gehabt hatten. Sie mußten die nördlichen Kirkars, Masulipatnam und alles, was ihnen Bussy's Thätigkeit verschafft hatte, aufgeben und Muhammed Ali, den sie so lange verfolgt, als Nabob vom Karnatik anerkennen. Entscheidender aber als dieses alles war einerseits, daß der Großmogul zu Delhi, seit jenem Krieg in Bengalen ganz in der Leitung der Engländer, diesen im J. 1765 die nördlichen Kirkars abtrat und sie solchergestalt eine Landverbindung zwischen ihren Besitzungen im Karnatik und Bengalen erhielten, andererseits aber, daß der von Dupleix und Bussy gegründete französische Einfluß, im Handel sowol wie in der Politik, auf längere Zeit ganz und gar gebrochen ward.

Im Norden des Dekan fand nun gleicherweise in den sechziger Jahren des 18. Jahrh. eine weitgreifende Veränderung aller Verhältnisse statt, welche für die Folgezeit eine große Wichtigkeit erlangte, und nicht wenig dazu beigetragen hat, die Herrschaft der Compagnie zu erweitern. Wir haben oben bemerkt, wie die Mahratten sich durch ihre Streifzüge in ganz Indien furchtbar gemacht, sowie daß seit dem Jahre 1740 der Peischwa oder erste Minister die eigentliche Regierung an sich gerissen hatte. Namentlich wurden sie nun in der folgenden Zeit dem Mogul zu Delhi gefährlich und schwächten in fortdauernden Angriffen seine Macht. Nur die Seiks aus Lahore und dem Penschab bildeten gewissermaßen ein Gegengewicht gegen die zu weite Ausbreitung ihrer Herrschaft. Von dorther kam dann auch der Sturz der Peischwas. Es war im Jan. 1761, als beide feindliche Völker bei Panniput im Norden von Delhi auf einander stießen. Die Nordindier mit ihren Verbündeten hatten in ihrem Heere 150,000, die Mahratten 200,000 Reiter. Lange schwankte die blutige Schlacht, bis endlich die Mahratten aufs Haupt ge-

21) Vergl. *Malcolm*, History. T. II. p. 15–20.

22) Eine weitere Schilderung von Lally's ungeschicktem Benehmen gegen die Eingebornen, deren Sitten und Gewohnheiten er niemals achtete, sowie seiner Unfähigkeit, sich überhaupt in die besondere Art eines Krieges in Indien hineinzufinden s. bei *Orme*, History etc. T. II. p. 505 sq.

Digitized by Google

schlagen wurden. Über 50,000 Pferde, eine verhältnißmäßige Zahl von Kameelen und Elephanten, das ganze Lager mit seinen reichen aus Delhi zusammengeschleppten Beute fiel in die Hand der Sieger, welche noch außerdem 20,000 Mahratten zu Gefangenen machten [23]). Für Delhi hatte dieser Sieg der Afghanen oder Seiks zwar nicht die Folge, daß das Reich des Moguls gänzlich zerstört ward, aber die mächtigen Vasallen desselben in Bengalen, Oude und Bahar machten sich fast zu unabhängigen Herrschern in ihren Provinzen und erleichterten solchergestalt den Engländern nach und nach, wie wir sehen werden, ihre vereinzelte Besiegung. Für die Mahratten aber war die Folge dieser Niederlage, daß die Peischwas, sowie der Großmogul, an Macht verloren, die Großen des Reichs, die Jaghirdars, als Selbstherrscher in ihren Provinzen auftraten, und alle zusammen seitdem nur einen lose verknüpften Föderativstaat bildeten. Der Besitzer der Gegenden am obern Taphi erhob sich zum Radschah von Berar, der Herr des Landes von Guzerat zum selbstherrschenden Guickowar in der Stadt Baroda; und im Norden des Nerbudda stiftete Madhadscha Scindiah das Reich von Udschayini (Ougein) in Malwa, der bald den Engländern in Bengalen gefährlich werden sollte [24]).

Während nun die Engländer im Karnatik in Folge des pariser Friedens in Verbindung mit Muhammed Ali den Herrn spielten, bildete sich in ihrer Nachbarschaft in kurzer Zeit eine ihnen feindliche Macht in Mysore aus, welche nach und nach ihre ganze Existenz bedrohte und sie zwang, in mehrjährigen Kriegen ihren gewonnenen Besitz zu behaupten. Gründer derselben war der berühmte Hyder Ali [25]). Im J. 1728 geboren, hatte Hyder Ali im Dienste des Fürsten von Mysore zuerst seine kriegerische Laufbahn in der Armee Nazirjung's begonnen. Der erfolgreiche Angriff einer kleinen französischen Truppenzahl auf das große Heer dieses Fürsten gab dem jungen fähigen Hyder Ali den ersten Begriff europäischer Kriegskunst und ließ ihn die ganze Überlegenheit und Wichtigkeit derselben erkennen. Seitdem strebte er von derselben bei seinen Truppen Gebrauch zu machen, und, Sieger in mehren kleinen Kriegen mit Mahratten und andern Nachbarn, gelang es ihm zuletzt, trotz der Feindschaft mit dem frühern Günstlinge seines Herrn, von diesem als erster Minister oder Regent von Mysore anerkannt zu werden. Sogleich schaffte er in den Angelegenheiten des Reiches eine bessere Ordnung; die Finanzen wurden regulirt und auf einen bessern Fuß gebracht, die abhängigen Radschahs wieder zum Gehorsam gezwungen, sodaß dem Regenten eine tüchtige Macht auswärts zu wirken zu Gebote stand. Durch einen Feldzug gegen die Mahratten verschaffte sich Hyder Ali darauf solche Gunst des Großveziers in Delhi, daß ihn dieser als Subah von Siva anerkannte. In dieser Würde war er auch Oberherr von Mysore, zu welchem Land er nun noch die Königreiche von Ballapour, Bisnagar und Canara erwarb, sodaß sein Gebiet eine zusammenhängende Landmasse bildete, welche durch hohe Berge, Felsen und enge Pässe gesichert war. Natürlich wurde die Regierung in Madras durch diese Fortschritte der Macht Hyder Ali's nicht wenig beunruhigt, zumal dieser schon seit der Zeit des ersten französisch-englischen Krieges in Ostindien, mit den Franzosen befreundet war. Man fürchtete also von Neuem einen Aufschwung dieser Nation im Karnatik und auf der Küste von Koromandel. Dazu kam, daß schon im J. 1765 eine Verbindung zwischen Nizam, dem Subah von Dekan, und Hyder Ali geschlossen war, demgemäß der letztere von Norden her im Karnatik einfallen sollte, während Hyder Ali von seinen südlichen Besitzungen aus Tritchinapoli angreifen wollte. Damals zwar vereitelte der Angriff der Mahratten auf den Subah diesen Plan, durch welchen dieser, sowie durch die Siege der Engländer in den Kirkars, dahin gebracht ward, am 12. Nov. 1766 zu Hyderabad einen Frieden zu schließen, in welchem er der Compagnie die Kirkars abtrat, die Unabhängigkeit des Nabob vom Karnatik anerkannte und seinen Beistand im Fall eines Krieges versprach [26]). Jedoch blieb er trotz dieses Friedens immer mit Hyder Ali in einiger Verbindung und ging auch, sobald nur der Krieg zwischen diesem und den Engländern ausbrach (1767), zu ihm über. In Folge hiervon ward Tippo Saeb, der Sohn Hyder Ali's, durch den Subah zum Nabob vom Karnatik ernannt. Welch ein gefährlicher Feind Hyder Ali schon jetzt den Engländern sei, erkannte man in Madras bald auch darin, daß ungeachtet aller militairischen Fähigkeit, welche den die Engländer commandirenden General Smith auszeichnete, der Sultan von Mysore ihn dennoch durch geschickte Operationen, Märsche rc., große Vortheile zu erringen wußte. Der Krieg bewegte sich größtentheils um die Eroberung und Vertheidigung einer Menge kleiner Festungen, welche zu Stütz- und Verbindungspunkten der Operationen dienten. Auch die bei Trinomale von den Engländern gewonnene Schlacht, die Einnahme des Hafens Mangalore durch eine von Bombay abgesandte Armee, sowie der Streifzug Tippo Saeb's bis vor die Mauern von Madras, brachten keine weitern bedeutenden Erfolge mit sich, bis Hyder Ali, nachdem der Subah schon am Ende des Jahres 1767 sich mit den Engländern versöhnt hatte, durch starke Märsche nach der Küste zu, den General Smith zwang, ihm zu folgen. Auf dem Berge von St. Thomas, acht Meilen von Madras, lagerte sich der Sultan, und nöthigte solchergestalt das englische Gouvernement zum Frieden, welcher am 4. April 1769 geschlossen ward. Ihm gemäß gingen die bisherigen Feinde ein Defensivbündniß ein, und gaben alle eroberten Plätze sich gegenseitig wieder heraus, ausgenommen die Festung Karoor, welche dem Sultan nebst den dazu gehörigen Ländereien verblieb. Hyder Ali versprach dann noch in Folge dieses Friedens der Com-

23) Vergl. Sprengel, Geschichte der Mahratten. S. 168.
24) Vergl. K. Ritter's Aufsatz im berliner Kalender v. J. 1830.
25) Vergl. Sprengel, Leben Hyder Ali's, Nabobs von Mysore. Aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen. Zwei Thle. (Halle 1784 und 1786.)
26) Vergl. Sprengel, Leben Hyder Ali's. 2. Th. S. 12, 13 und dessen Übers. Sullivan's. S. 74. Note x.

Digitized by Google

pagnie alle Privilegien und Handelsfreiheiten, wie diese vor dem Kriege statt gehabthatten, zu bestätigen [27]).

Solchergestalt war für's Erste zwar wiederum ein mächtiger Feind der Compagnie in Ostindien zur Ruhe bewegt, allein die Lage der Gesellschaft war trotz alles errungenen Landbesitzes nicht die beste. Die vielen Kriege, deren einer immer aus dem andern entstand, hatten nicht allein durch die Kosten der Ausrüstungen den Schatz erschöpft, sondern auch durch die Verwüstungen, von welchen sie begleitet waren, natürlich die Einkünfte vermindert. Durch ungünstige Ernte in den Jahren 1768 und 1769 entstand in dieser sonst so fruchtbaren Gegend eine so weit um sich greifende Hungersnoth, daß drei Millionen der Einwohner aus Hunger und in Folge der diesen begleitenden Krankheiten dahinstarben, und man nur mit der größten Anstrengung das Heer und die Beamten der Compagnie erhalten konnte. Mancherlei andere Ursachen kamen dazu, die finanzielle Lage der Compagnie soweit herabzubringen, daß sie sich entschließen mußte, im J. 1772 bei der Regierung in England um einen Vorschuß einzukommen [28]).

Wir haben schon früher bemerkt, daß seit dem Ausbruche des ersten französisch-englischen Krieges in Ostindien die Aufmerksamkeit und Theilnahme der englischen Nation an den ostindischen Angelegenheiten begann, und fortwährend wuchs. Bei dieser Gelegenheit nun, im J. 1772, übernahm das Parlament in London, von der öffentlichen Stimme dazu nicht wenig aufgefordert, nicht nur eine Untersuchung der Geldanlegenheiten der Compagnie, sondern es kam dabei auch die ganze innere Organisation derselben, ihre Regierung zu Hause und auswärts [29]) zur Sprache, in Folge welcher Verhandlungen eine Parlamentsacte im April 1773 (Act of regulation) alle Verhältnisse der Compagnie, gegen den klaren Buchstaben ihres Freibriefes, ordnete. Die Hauptpunkte dieser neuen Organisation waren folgende [30]):

1) Der Hof (court) der Directoren sollte in Zukunft nicht wie bisher ein Jahr, sondern vier Jahre die Regierung haben, doch so, daß jährlich sechs Mitglieder ausschieden und neue erwählt wurden.

2) Anstatt daß früher die Besitzer von 500 Pf. ostindischer Stocks eine Stimme gehabt hatten, wurde dieses Recht auf die Inhaber von 1000 Pf. eingeschränkt. Zu zwei Stimmen sollte der Besitz von 3000 Pf., zu drei der von 6000 Pf. berechtigen.

3) In Bezug auf die Gerichtsbarkeit ward festgesetzt, daß vom König ein Obergericht in Bengalen ernannt werden sollte, aus einem Oberrichter (a chief judge) und drei Beisitzern (puisne judge) bestehend, welchem alle britische Unterthanen in den Präsidentschaften, ihre Diener und Angehörigen in Civil- und Criminalsachen unterworfen wären.

4) Es wird ein Generalgouverneur mit vier Räthen ernannt, welche in Calcutta residiren und mit voller Gewalt über die drei andern Präsidentschaften bekleidet sind (supreme council). Ihnen allein steht das Recht zu, mit den inländischen Fürsten zu unterhandeln und Krieg und Frieden zu schließen. In zweifelhaften Fällen entscheidet die Mehrheit. Zugleich sind sie verpflichtet, von allen ihren Unternehmungen regelmäßige Berichte an die Directoren einzuschicken, welche ihrerseits diese Berichte innerhalb 14 Tagen in Abschrift einem der Staatssecretaire des Königs einzusenden, sowie gleichfalls alle Maßregeln und Erneuerungen, die sie selbst vornehmen, mitzutheilen schuldig sind. Erhalten diese nicht die Beistimmung des Königs, so sind sie null und nichtig.

Als erster Generalgouverneur ward Warren Hastings, als erste Räthe des supreme council, John Clavering, George Monson, Richaed Barwell und Philipp Francis ernannt. Im October 1774 trat diese neue Organisation in Ostindien in Wirksamkeit.

Solchergestalt ward zum ersten Male der Krone von England ein wesentlich integrirender Antheil an der Leitung der ostindischen Angelegenheiten eingeräumt, die Selbstherrschung der Präsidenten beschränkt und eine durchgreifendere Verwaltung möglich, welche dazu beitragen sollte, die vielen Misbräuche bei den Beamten zu vernichten.

Der Zeitraum, in welchem Warren Hastings die oberste Leitung der englisch-ostindischen Angelegenheiten in Händen hatte (1774—84), ist durch große Ereignisse ausgezeichnet. Während unter den Mitgliedern des supreme council selbst die größte Zwietracht herrscht, der Generalgouverneur fortwährend sich gegen Diejenigen zu vertheidigen und zu sichern hat, von denen er kräftige Unterstützung erwarten sollte, erheben sich von allen Seiten die kaum beruhigten Feinde der Compagnie zu neuem Angriffe. Hyder Ali, der Nizam, die Mahratten, alle stehen von der Südspitze Dekans bis herauf in die weiten Ebenen des Ganges in Waffen, und der, ungefähr um dieselbe Zeit, in Folge der amerikanischen Revolution, ausbrechende Krieg zwischen den Franzosen und Engländern, erregt bei den erstern die Hoffnung von Neuem, ihren Einfluß in Indien zu gründen. Die Geldverlegenheit der Compagnie führt zu großen Foderungen von den mit ihr verbundenen indischen Fürsten, die halbe Treulosigkeit dieser zu gewaltsamen Erpressungen, letztere endlich zu Aufständen und Revolutionen. Rettungslos wäre die Sache der Compagnie zu Grunde gegangen, hätte nicht ein Mann von solcher Entschlossenheit, Energie und großartigem Geiste, wie Warren Hastings an der Spitze gestanden. Er ist es allein, der damals nach dem Urtheil aller Sachkundigen, eines Lord Cornwallis, Malcolm, des französischen Obersten Gentil und Anderer, den Untergang der englischen Herrschaft in Indien abwandte und seinem Vaterlande diesen ihm so wichtigen Besitz erhielt [31]).

27) Vergl. die vollständigen Artikel dieses Friedens bei Sprengel, Geschichte Hyder Ali's II. S. 209, der sie aus Reports of the Committee assembled in the sixth Session of the thirtieth Parliament of Greatbritain. (London 1773.) Sec. Rep. p. 52 übersetzt hat. 28) Eine umfassendere Darstellung dieser Verhältnisse s. in den Transactions of India. p. 202 sq. 29) Die englischen Schriftsteller gebrauchen fast immer zur Unterschreidung der Angelegenheiten der Compagnie in England und Ostindien die Worte at home und abroad, welche wir daher beibehalten haben. 30) Vergl. die vollständige Acte in *Russel*, Collection etc. p. 190 sq.

31) Nachdem der Streit der Factionen, durch welchen die An-

im folgenden Jahr einen neuen Krieg mit den Mahratten herbei. Zwistigkeiten mit der Regierung in Punah und der Präsidentschaft in Bombai über die Vollziehung einiger Punkte des Friedens von Purundar gingen voraus, als im Jahre 1777 Pallebot de Lubin als französischer Agent in Punah erschien und mit vieler Aufmerksamkeit aufgenommen ward. Man sah schon damals einen neuen Krieg mit Frankreich voraus und erfuhr jetzt — wenn auch ungewiß — daß der französische Agent die Mahratten in Punah bewogen habe, seiner Nation, im Falle dieses Kriegs, den Hafen Choul in der Nähe von Bombai abzutreten und mit ihr gemeinschaftlich Bombai selbst anzugreifen [35]). Warren Hastings übersah sogleich die Gefahr dieser Verbindung, sobald der Krieg mit Frankreich, den man fast mit Gewißheit voraussah, ausbrechen würde, er sah voraus, daß Hyder Ali und der Nizam von Dekan, gleichfalls ihrer frühern Freundschaft mit den Franzosen gemäß, sich gegen die Compagnie erheben würden und faßte in seinen Beschlüssen durch den Tod zweier Mitglieder des supreme council von einer Opposition befreit, den großartigen Plan, die Mahratten gänzlich mit sich zu verbinden und dadurch die Macht jener zu paralysiren. Die einheimischen Verhältnisse der Mahratten schienen ihm günstig, auf jeden Fall, wenn auch der eigentliche Plan fehlschlagen sollte, den Krieg mit ihnen vor Ausbruch des Kampfes mit Frankreich zu endigen. Noch immer hatte Ragoba eine nicht geringe Partei in Punah, die wirklich daselbst sich der Leitung der Angelegenheiten im J. 1777 bemächtigte, und der Tod des Maharadscha in Settarah (Dec. dess. Jahres) vermehrte die Zwistigkeiten unter den Fürsten, indem eine Partei dem Radschah von Berar die Peischwawürde zutheilen wollte, andere ihm entgegenstanden. Hastings gründete nun hierauf seinen Plan. Er knüpfte mit dem Radschah von Berar, Moodajee Boonsla, der einer der mächtigsten Mahrattenfürsten war, Unterhandlungen an, ihn durch seine Hilfe zum Peischwa zu erheben. Gelang dieses, so war bei der Macht des Radschah und seiner Verbindung mit den Engländern wenigee für Dekan zu fürchten [36]). Freilich unterhandelte die Präsidentschaft in Bombai auch mit Ragoba über seine Wiedereinsetzung zum Peischwa. Es war daher nöthig, eine Kriegsmacht in der Nähe von Punah zu versammeln. Man rüstete sich zu Bombai und Hastings faßte den kühnen Gedanken, ein englisches Heer von Calcutta aus zu Lande nach Punah zu senden, um einerseits durch dessen Erscheinung den Fortgang der Unterhandlungen zu Berar zu begünstigen, andrerseits auch allen kleinern Mahrattenstaaten durch diesen gewagten Zug zu imponiren. Sechs Bataillone disciplinirter Seapoys, ein Regiment Cavalerie, 500 Reiter von Kandahar und die erforderliche Artillerie, in allem 6727 Mann, brachen im Mai 1778 unter Befehl des Obersten Leslie, nach dessen Tode unter dem des Generals Goddard, von Oude mit dieser Bestimmung auf. Ungeheuer waren die Schwierigkeiten des Zuges. Die Truppen sollten 1500 Meilen durch Landschaften marschiren, welche größtentheils unbekannt und nie von einer europäischen Kriegsmacht betreten waren. Wüsteneien und Gebirge waren zu durchziehen, in welchen kriegerische und daher feindliche Gebirgsvölker hausten und die Herbeischaffung des Wassers und Proviants oft unmöglich war; nicht selten mußten die Soldaten nur nach dem Compaß marschiren, um den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen. Trotz dieser Schwierigkeiten langte das kleine Heer, nachdem es eine Zeit lang in Berar verweilt hatte, und die Unterhandlungen mit Moodajee Boonsla, durch die großen Versprechungen, welche man ihm von der andern Seite machte, gescheitert waren, im Februar 1779 zu Surate an.

Unterdessen hatten die Engländer schon im Nov. 1778 den Krieg mit den Mahratten von Bombai aus begonnen, aber unglücklich geführt. Eine die Eroberung von Punah bezweckende Expedition war theils durch die geringe Zahl der ausgeschickten Truppen, theils durch die schlechten Operationen der Befehlshaber vereitelt, das Heer der Mahratten durch den Beitritt des Mahadscha Scindiah von Udschayini bedeutend verstärkt worden, sodaß die auf dem Rückmarsche verfolgten Engländer sich am 19. Jan. 1779 genöthigt sahen, bei Wargaum eine Convention einzugehen, der gemäß Ragoba an den Scindiah ausgeliefert und alles in dem letzten Krieg Eroberte zurückgegeben werden sollte. Auch versprach man englischerseits die Truppen Goddard's, welche noch in Malva standen, zurückmarschiren zu lassen und sich in Zukunft in die innern Angelegenheiten der Mahratten nicht zu mischen. Die Noth des englischen Heeres hatte diese Convention herbeigeführt, von ihr befreit ward sie von allen Seiten nicht gehalten. Ragoba kam, kaum dem Scindiah ausgeliefert, dennoch wieder nach Surate, die Engländer wollten Salsette nicht verlieren und die Mahratten trauten dem ganzen Frieden nicht, da zu gleicher Zeit im Süden des Dekan jeden Augenblick der Krieg ausbrechen zu müssen schien.

Unter diesen Umständen kam nun im J. 1779 eine große Verbindung fast aller einheimischen Fürsten mit den Franzosen zu Stande, als diese wiederum durch den nordamerikanischen Aufstand mit den Engländern in Krieg gerathen waren. Der Subah von Dekan nach der Wiedererlangung der an die Compagnie abgetretenen nördlichen Kirkars begierig, schloß mit dem Peischwa, dem Radschah von Berar und fast allen andern Mahrattenfürsten und Hyder Ali und den Franzosen im J. 1779 ein Bündniß, wodurch die Engländer gänzlich aus Indien vertrieben werden sollten. Der Peischwa und die mit ihm verbundenen Fürsten sollten Surate und Bombai angreifen und hier Goddard's Armee nebst den bei Wargaum entronnenen Truppen aufreiben. Der Radschah von Berar sollte mit 50,000 Reitern das von englischen Truppen entblößte Bengalen verwüsten. Der Subah von Dekan versprach

35) Vergl. Sprenget, Geschichte der Mahratten. S. 200.
36) Vergl. Transact. of India. p. 311 sq., welche jedoch den ganzen Plan Hastings absurd, unpolitisch, extravagant und unausführbar nennen, während die bald folgende Vereinigung der Franzosen mit den Mahratten und Hyder Ali ganz deutlich zeigt, daß Hastings richtig die Verhältnisse eingesehen hatte, und auch wirklich, wäre sein Plan gelungen, den Engländern durch ihre Verbindung mit den Mahratten das Übergewicht in Dekan verschafft haben würde.

Digitized by Google

Masulipatnam nebst den nördlichen Kirkars wieder zu erobern und Hyder Ali sollte mit Hilfe der Franzosen die Engländer aus dem Kaenatik verjagen [37]).

Aus dieser drohenden Gefahr rettete die Engländer wol hauptsächlich dreierlei, nämlich: 1) vor allen die große Energie, Thätigkeit und Benutzung aller irgend günstigen Umstände, welche Warren Hastings in dieser Krise zeigte, 2) die bald unter den verbündeten indischen Fürsten ausbrechenden Uneinigkeiten und Zwistigkeiten, und 3) der Umstand, daß die Franzosen anstatt ihre Kräfte hauptsächlich auf den Kampf in Indien zu verwenden, dieselben in Nordamerika's Unabhängigkeitskriege ohne großen Nutzen vergeudeten. Zur bessern Übersicht läßt sich dieser Kampf in zwei verschiedene Gruppen fassen, welche die Verhältnisse Englands zu den Mahratten und zu den Franzosen und Hyder Ali betreffen.

Schon im December 1779 begannen die englischen Operationen. Die Truppen von Bombai nebst der kleinen Armee, welche Goddard mitten durch Indien an die Westküste geführt hatte, brachen in Guzerate ein, woselbst es ihnen gelang, den Radschah Futty Sing von Baroda zu einem Vergleiche zu zwingen, der am 26. Januar 1780 geschlossen ward, und bestimmte, daß einerseits alles Land nördlich vom Tapti dem Radschah frei von aller Abhängigkeit von dem Peischwa in Punah verbleiben, andererseits aber die Gegenden im Süden dieses Flusses den Engländern abgetreten werden sollten. Durch dieses vortheilhafte Bündniß erhielten nun die Engländer hier das Übergewicht über den Peischwa. Sie nahmen nach einer fünftägigen Belagerung am 15. Febr. 1780 die berühmte Hauptstadt Ahmedabat mit Sturm ein, trieben die zum Entsatze heranrückende Armee der Mahratten zurück und wandten sich als Madhadscha Scindiah, der Oberbefehlshaber der Truppen des Peischwa, sich nach seiner Hauptstadt Udschayini zurückzog, zur Belagerung der Festung Bassein in der Nähe von Salsette. Noch vor Ende des Jahres 1780 war auch dieser wichtige Punkt in ihrer Gewalt, sodaß in einem einzigen Feldzuge der Peischwa aus allen Festungen zwischen Bombai und Kambaja vertrieben war und die Präsidentschaft ein Gebiet erworben hatte, welches sich von Norden nach Süden 60 Meilen erstreckte und kaum von ihren wenigen Truppen beschützt werden konnte [38]).

Trotz dieser Siege sah sich Hastings dennoch durch die glücklichen Unternehmungen Hyder Ali's und der Franzosen im Süden von Dekan genöthigt, auf einen Frieden mit den Mahratten zu denken. Die Präsidentschaft Madras war nirgends im Stande, mit ihren Mitteln allein den angreifenden Feind aufzuhalten, und es war dringend nöthig, ihr von Bengalen und Bombai aus so viele Mannschaft und Geld, als irgend möglich, zu Hilfe zu senden. Alles kam daher darauf an, durch einzelne Unterhandlungen die verbündeten Mahratten zu trennen und solchergestalt die Übrigbleibenden zum Frieden zu nöthigen. Hierzu scheute der Generalgouverneur bei der Wichtigkeit des Zweckes keine Aufopferung. Den Radschah von Berar, der von vorn herein zwischen beiden kriegführenden Parteien geschwankt hatte, gewann er durch ein Geschenk von 16 Lak Rupien und durch die Unterstützung, welche er ihm zur Eroberung des Districts Gurra Mundela leistete, sodaß in Folge hiervon Bengalen von der Gefahr eines mahratlischen Einfalls befreit war und man die in diesem Falle nöthig gewesenen Truppen unter dem Obersten Pearse nach Madras schicken konnte. Madhadschah Scindiah, der Radschah von Udschayini und einer der mächtigsten Fürsten der Mahratten, war im October 1787 gleichfalls von dem Bündnisse mit dem Peischwa abgegangen, nachdem er durch die Engländer unter Connac eine bedeutende Niederlage erlitten hatte, und als solchergestalt die beiden bedeutendern Fürsten gewonnen waren, kam es unter Vermittelung des Scindiah am 17. Mai 1782 zu Salbey mit dem Peischwa in Punah zu einem Frieden, der den Engländern zwar keine neue Besitzung verschaffte, aber doch den bei der Lage der Dinge im Karnatik sehr hoch zu schätzenden Vortheil brachte, daß sie im Norden gesichert ihre ganze Kraft nach Süden wenden konnten. Sie mußten, dem Frieden gemäß, Alles von den Mahratten an der Westküste Gewonnene bis auf Salsette herausgeben, den jungen Peischwa in Punah anerkennen, und aller Verbindung mit Ragoba entsagen. Der Versuch Hastings', den Peischwa zu einem Bündnisse gegen Hyder Ali zu bewegen, schlug fehl [39]).

Der Krieg mit den Mahratten war es aber nicht allein, welcher während dieser Zeit die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Generalgouverneurs im Norden von Dekan beschäftigte. Es mußten auch die indischen Fürsten bewacht werden, welche schon seit längerer Zeit entweder mit der Compagnie in engerer Verbindung standen, oder ihr fast ganz unterworfen waren, jetzt aber theils durch den allgemeinen Angriff auf die Engländer ermuthigt, theils durch Bedrückungen gereizt, mehr oder weniger darauf sannen, ihre Freiheit wieder zu gewinnen. In der südlich an Oude grenzenden Landschaft Benares herrschte seit dem Jahre 1770 als Radschah Kheit Sing, welcher hauptsächlich der Empfehlung der Compagnie seine Stellung verdankte und ihr auch seit dem Jahre 1775 tributpflichtig war, weil der Herr von Oude, von dem Benares ursprünglich abhing, seine Rechte an die Engländer im genannten Jahr abgetreten hatte. Als nun der Krieg mit den Mahratten und Franzosen außerordentliche Zurüstungen erfoderte und die Cassen der Compagnie erschöpft wurden, foderte der Generalgouverneur Warren Hastings 5 Lack Rupien von dem Radschah von Benares als Kriegsbeisteuer. Es war dies keineswegs eine ungerechte oder unerhörte Foderung, weil es einerseits in Indien immer Sitte und Recht gewesen war, daß die abhängigen Fürsten ihren Herrn dergleichen Kriegssteuern zahlen mußten, andererseits aber auch Kheit Sing als einer der reichsten Herrn

37) Vergl. Sprengel, Geschichte der Mahratten. S. 212. Transactions of India. p. 531, nach welchen der Sudah von Dekan die Seele der ganzen Unternehmung gewesen zu sein scheint.

38) Es ist merkwürdig, wie groß auch noch in diesem Kriege die Überlegenheit europäischer Kriegskunst war, sodaß bisweilen zwei Bataillone Seapoys, von Engländern commandirt, 20,000 Mahratten in die Flucht schlugen.

39) Vergl. Sprengel, Geschichte der Mahratten. S. 221 fg.

in jenen Gegenden galt. An Versprechungen ließ es nun der Radschah nach Sitte der Indier nicht fehlen, von seinen Schätzen konnte er sich aber nicht trennen, und verzögerte von Tag zu Tag die Zahlung, die er überhaupt nur in kleinen Summen, langen Zwischenräumen und mit Rückständen leistete. Ebenso wenig schickte er ein gefodertes Hilfscorps von 2000 Reitern zur englischen Armee in Malwa, obwol sein Heer sich in dem besten Zustande befand. Dieser Ungehorsam und diese Lauigkeit in Unterstützung der Engländer mußte nun natürlich noch den Nachtheil für die Compagnie haben, daß auch andere Fürsten dieses Beispiel befolgen konnten, wenn man nicht mit Energie und Strenge den ersten, der es sich erlaubte, zum Gehorsam zurückführte. Warren Hastings begab sich daher im J. 1781 selbst nach Benares und foderte von dem Radscha 1,200,000 Pf. Sterling, sowie die Übergabe seiner vornehmsten Festung, Bedjeypur, als Strafe für den Ungehorsam. Auf die Ausflüchte des Fürsten erfolgte rasch seine Gefangennehmung durch zwei Compagnien englischer Seapoys. Doch war sie nur kurz. Unvermuthet griffen die indischen Truppen die wenigen Engländer an und hieben sie nieder, während der Radschah Gelegenheit zur Flucht fand und entkam. Leicht wäre bei der geringen Bedeckung, welche Hastings in Benares bei sich hatte, dieser selbst gefangen worden, wenn ihn nicht die Unthätigkeit oder Feigheit des entkommenen Fürsten gerettet hätte. Zwar stand alsbald das ganze Landvolk in Waffen, doch wagten sie keinen entschlossenen Angriff, sondern überfielen nur hier oder dort kleine Detachements oder einzelne Engländer. Rasch zog nun Hastings die in der Nachbarschaft sich befindende kleine Zahl englischer Truppen zusammen, griff Heer und Festungen des Radschah an, schlug das erstere und eroberte in kurzer Zeit auch die letztern. Kheit Sing hielt sich bis gegen Ende des Jahres 1787 in Bedjeypur, floh dann aber mit Zurücklassung seiner daselbst verwahrten Schätze nach Bundelkund, worauf sich die Festung ergab. Die Engländer erbeuteten darin an 300,000 Pf. Sterling und Hastings setzte nach diesem Siege den Radschah ab, an dessen Stelle sein Schwestersohn Babu Sing ernannt ward. Um diesem aber die Möglichkeit einer gleichen Untreue zu erschweren, ward seine Macht bedeutend beschränkt, man nahm ihm die Jurisdiction und das Münzrecht und legte ihm einen jährlichen Tribut von 400,000 Pf. St. auf, während sein Vorgänger nur 150,000 Pf. bezahlt hatte. Seitdem blieb Benares, wie Bengalen, ein wirkliches Eigenthum der englisch-ostindischen Compagnie, der die wichtigsten und besten Landeseinkünfte gehören. Durch Besatzungen in den vornehmsten Städten und Festungen ward das Land in Unterwürfigkeit gehalten, dessen Handel größtentheils in den Händen der Engländer liegt [40]).

Indem nun solchergestalt der Krieg mit den Mahratten, die Bewachung und das Niederhalten untreuer Bundesgenossen, wie des Radschah von Benares und Anderer [41]), die Aufmerksamkeit des Generalgouverneurs im Norden von Indien beschäftigte und ihn nöthigte, keinen kleinen Theil seiner Geld- und Truppenkräfte hierauf zu verwenden, ist es ganz natürlich, daß die Stellung der Engländer im südlichen Dekan gegen Hyder Ali und die Franzosen nicht die beste sein konnte. — Anfangs freilich waren sie gegen die letztern siegreich. Als im Julius 1778 eine gewisse Nachricht von dem in Europa erklärten Kriege nach Calcutta kam, eröffnete man englischerseits sogleich den Feldzug durch Wegnahme der französischen Factoreien Khandernagore, Yanam, Masulipatnam und Karikal, sowie durch Beschlagnahme aller französischen Kauffahrteifahrer im Ganges. Pondichery ward belagert und nach einer sehr tapfern Gegenwehr durch Capitulation gewonnen, sodaß im J. 1779 schon alle französischen Besitzungen mit Ausnahme der kleinen Festung Mahé in den Händen der Engländer sich befanden, welche noch in demselben Jahre trotz aller Vorstellungen Hyder Ali's, der diese Station wenigstens seinen Freunden und Verbündeten retten wollte, auch diese Feste eroberten und in die Luft sprengten. Zu gleicher Zeit ward auch durch Unterhandlungen und Drohungen die Landschaft Guntoor von ihnen besetzt, in Folge welcher Erwerbung man sich eine Landverbindung zwischen Madras und den nördlichen Kirkars verschaffte [42]). So glücklich sich nun auch solchergestalt die Verhältnisse der Engländer im Dekan und Karnatik zu stellen schienen, so schnell wurde die ganze Lage der Dinge verändert, als Hyder Ali auf den Kriegsschauplatz trat.

Schon seit langer Zeit mit den Franzosen verbunden, mit den Engländern verfeindet, glaubte Hyder Ali mit Recht, daß die gänzliche Vertreibung der erstern seine eigene Lage unsicher machen müsse. Die Eroberung von Mahé, welche die Engländer trotz seines Einspruches vollbracht hatten, ihre Besitznahme von Guntoor, durch welche sie ihn ganz von der Küste Koromandel abschnitten, reizten den Fürst von Mysore um so mehr auf, je mehr er selbst darnach strebte, seine Herrschaft an dieser Küste auf Kosten des Nabob vom Karnatik auszubreiten. Mehre kleine Beschwerden wurden zum Vorwande gebraucht, als er sich in jenes große von uns früher erwähnte Bündniß einließ und ihm gemäß plötzlich im Julius 1780 im Karnatik einfiel. Weder die Regierung in Madras noch der Nabob von Karnatik waren hierauf hinlänglich vorbereitet. Jene hatte ein Truppencorps nach Norden gegen die Mahratten gesandt, und die übrige Mannschaft in die Festungen verlegt, dieser Schulden halber nicht im Stande seine Soldaten zu bezahlen, konnte sich auf sie nicht verlassen, und hatte übrigens alle Vertheidigungsanstalten vernachlässigt, sodaß die Festungen, wie die Truppen an allem Kriegsbedarf Mangel litten. Es konnten sich daher Hyder Ali's Scharen im ganzen Lande ungehindert ausbreiten, welches sie nach indischer Räuberart auf das fürchterlichste verheerten. Der englische General Baillie, der aus den

40) Vergl. Transactions of India. p. 404 sq. und Sullivan, übersetzt von Sprengel. S. 148—158. 41) Z. B. des Nabob von Oude, der Rohillafürsten ꝛc., deren Verhältnisse wir hier der Kürze wegen haben übergehen müssen.

42) Vergl. das Detail dieser Erwerbung in den Transactions of India. p. 545 sq.

Digitized by Google

nördlichen Kirkars Verstärkungen herbeiführte, ward vor seiner Vereinigung mit dem General Munro nach einer heftigen Vertheidigung von den Mysoren zum Kriegsgefangenen gemacht, in Folge welches Unfalls auch Munro die von ihm früher eingenommene feste Stellung bei Konjeveram mit Verlust seiner ganzen Bagage aufgeben und sich unter die Mauern von Madras zurückziehen mußte. Arcot, die Hauptstadt vom Karnatik, ergab sich, der Hoffnung auf Entsatz beraubt, dem Feinde, sodaß die Lage der Engländer am Ende des J. 1780 in diesen Gegenden verzweifelt schien. Vergebens wandten sie sich um Hilfe an die Portugiesen und Holländer; jene versagten aus Eifersucht jede Unterstützung, mit diesen war schon in Europa selbst gleichfalls der Krieg ausgebrochen. Man mußte in Bengalen oder Bombai dringend um Unterstützung anhalten. Diese Noth der Präsidentschaft Madras bewegte nun, wie wir schon gezeigt haben, den Generalgouverneur, sobald wie möglich die Streitigkeiten mit den Mahratten beizulegen. Im J. 1781 wurden der Radschah von Berar und der Madhadscha von Seindiah von ihm gewonnen, sodaß er ein kleines Truppencorps unter Befehl des Sir Eyre Coote nach dem Karnatik senden konnte. Sir Coote verbesserte durch seine Thätigkeit, militairische Einsicht und Glück bald die Lage der Compagnie. In drei Schlachten (1. Jul. 1781 bei Portonovo, 27. Aug. bei Parimbankum, am 27. Sept. bei Sholingur) besiegte er den an Truppenzahl ihm weit überlegenen Fürsten von Mysore, und eroberte mehre der kleinen Festungen wieder, welche man englischerseits im vorigen Jahre verloren hatte. Endlich capituliete noch gegen Ende des Jahres 1781 am 13. Nov. die holländische Factorei und Festung Negapatnam, welche die höchste Wichtigkeit für Hyder Ali hatte, weil sie einerseits einen Stützpunkt seiner Armee darbot, andererseits aber auch der zu erwartenden französischen Flotte zum Landungs- und Ausschiffungspunkte dienen konnte.

Diese kam dann auch stärker als die englische im Februar 1782 unter dem Commando von Suffrein an, und behauptete während des ganzen Krieges das Übergewicht in den indischen Gewässern. Alle Communication zwischen Madras und Bengalen ward gehemmt, sodaß als in Folge der vorjährigen Landverwüstungen eine Hungersnoth im Karnatik eintrat, und man keine Zufuhr erhalten konnte, 14,000 Menschen in einer Woche zu Madras starben. Auch zu Lande gewann Hyder Ali wieder die Oberhand. Von 2400 Mann französischer Hilfstruppen unterstützt, besiegte er fast überall die Engländer, nahm Kuddalore, Pondichery und viele Orte ein, sodaß er sich als Herrn des ganzen Karnatik betrachten konnte. Dennoch kam es zu keinem Hauptschlage, welcher wol durch die fortwährende Krankheit Hyder Ali's verhindert ward, die diesen endlich am 11. Dec. 1782 hinwegraffte. Tippo Saeb, sein Sohn, erhielt sofort die Huldigung der Truppen, zog aber, das Karnatik verlassend, an die entgegengesetzte Küste der Halbinsel. Hier hatten die Engländer, seitdem der Friede mit den Mahratten der Präsidentschaft Bombai den freien Gebrauch ihrer Kräfte verschafft, gleichfalls den Krieg gegen Hyder Ali eröffnet und nicht ohne Glück agirt. Im Februar 1782 ward Calicut von ihnen erobert, sowie überhaupt die Küste Malabar ziemlich ganz gewonnen, sodaß sie Anfangs des J. 1783 daran denken konnten, in das Innere von Mysore vorzudringen. General Matthews überschritt die Ghats, nahm Hydernagur, die Hauptstadt, ein, und eroberte am 9. März Mangalore, den Kriegshafen der Mysoren. Diese Fortschritte zwangen Tippo Saeb, der für sein eigenes Land fürchtete, das Karnatik zu verlassen. Rasch trieb er die Engländer im Westen zurück, gewann Hydernagur wieder und belagerte Mangalore, als die Nachricht von dem am 20. Jan. 1783 zu Paris zwischen den Engländern und Franzosen geschlossenen Frieden im August desselben Jahres in seinem Lager ankam, und die Franzosen ihren weitern Beistand demgemäß versagten. Tippo Saeb fand sich hierdurch zuerst zu dem Abschluß eines Waffenstillstandes mit der Compagnie veranlaßt, welcher am 11. März 1784 in den Frieden von Mangalore verwandelt ward [43]).

Solchergestalt endigte sich der Kampf, welcher Anfangs den Sturz der englischen Herrschaft in Indien herbeiführen zu müssen schien, mit der vollständigen Behauptung derselben, und es wiegt dies Resultat, wenn auch keine neuen Erwerbungen gemacht wurden, ganz gewiß die ungeheuern Opfer und Verluste auf, welche die Compagnie in dem neunjährigen Kampf erlitt. Bengalen allein steuerte vom J. 1778—82 den beiden andern Präsidentschaften 9,480,000 Pf. Sterling, alle drei waren am Ende des Krieges 5,717,000 Pf. schuldig; und rechnet man nun zu dieser Summe, daß die Compagnie neun Jahre hindurch den besten Theil ihrer Einkünfte auf die Kriegskosten verwendet hatte, die man auf 14,814,000 Pf. anschlagen kann, daß in London die Schulden der Gesellschaft um 6,160,000 Pf. St. vermehrt waren, so hat dieser Krieg die ungeheure Summe von 36,170,000 Pf. St. (217,020,000 Reichsthaler) gekostet [44]). Doch war, wie schon gesagt, durch die Behauptung ihrer Stellung in Indien, der Compagnie dieser Verlust gewissermaßen vergütet, weil ihr eben die Möglichkeit, denselben zu ersetzen, verblieb.

Durch den Frieden von Paris erhielten die Franzosen Pondichery nebst den Factoreien Khandernagore, Karikal und Mahé und ihren Districten wieder zurück, die Holländer aber verloren Negapatnam und damit ihren ganzen Handel in Tanjore. Auch mußten sie den Engländern freie Fahrt nach den östlichen Inseln verstatten. Der Friede von Mangalore stellte alle Verhältnisse zwischen Tippo Saeb einerseits und der Compagnie und dem Nabob vom Karnatik andererseits auf den alten Fuß. Alle Eroberungen wurden zurückgegeben, die Geenzen blieben unverrückt und der Handel der Engländer in Mysore frei.

Die gewaltige Krisis nun, in welcher sich die Compagnie während der Dauer dieses gefährlichen und langen Kampfes um ihre Existenz befand, zog natürlicherweise mehr als je die Aufmerksamkeit des Volks und der Minister in

43) Transactions of India. p. 341—404 u. 450 sq. Sprengel, Leben Hyder Ali's. 2. Th. S. 231 fg. 44) Sullivan, übersetzt von Sprengel. S. 354.

Digitized by Google

England auf sich. Man hielt eine Veränderung in der Organisation ihrer Verwaltung für ebenso nothwendig als nützlich. Mehr oder weniger unbekannt mit der Natur der indischen Verhältnisse, hielt man namentlich das kriegerische System, welches Hastings nothgedrungen geübt hatte, den Interessen der Nation sowol als ihrer Ehre für unwürdig und schädlich, und glaubte eine Politik in Indien befolgen zu müssen, welche gegen die einheimischen Fürsten eine in aller Weise friedliche sein sollte. Hierzu schien es vor Allem nöthig, die Gewalt des Generalgouverneurs und seines Concils zu beschränken, sowie die Compagnie noch mehr der Aufsicht der Krone zu unterwerfen. Von diesem Standpunkt aus war die East-India Bill entworfen, welche Fox als Minister am 18. Nov. 1783 ins Haus der Gemeinen einbrachte. Ihr gemäß sollte die bisherige Direction in London ganz aufgehoben werden, und an ihre Stelle für vier Jahre eine Regierungscommission von sieben Personen treten, welche in der Acte namentlich aufgeführt waren und im Falle der Erledigung einer Stelle durch den König ergänzt würden. Neben dieser Commission sollte ein Ausschuß von neun Mitgliedern (assistant directors) von den Inhabern der Stocks gewählt, bestehen und dieser namentlich in Handelssachen Rath ertheilen. Beide Collegien aber wurden, wie die frühere Direction, der Oberaufsicht des Königs und seiner Minister untergeben. Der Generalgouverneur und sein Concil sollten nach dieser Bill in allen Angelegenheiten des Kriegs, in der Verhandlung wegen eines Bündnisses mit einheimischen Fürsten, nichts ohne Erlaubniß der Commission unternehmen [45]).

Obwol nun diese Bill im Unterhause angenommen wurde, verwarfen sie die Lords des Oberhauses gänzlich und Pitt brachte, zum Ministerium gelangt, am 4. Aug. 1784 eine neue East-India Bill ins Parlament. Sie bildet die Grundlage der heutigen Compagnieverfassung, nachdem sie im J. 1786 durch eine neue Acte verbessert war [46]).

Einerseits war auch sie berechnet, den Einfluß der Krone auf die ostindischen Angelegenheiten zu erweitern, andererseits wich sie aber darin hauptsächlich, und dies mit Recht, von der durch Fox eingebrachten Bill ab, daß sie dem indischen Gouvernement freiere Hände ließ. Was nun das Erste betrifft, so blieb zwar das Collegium der Directoren bestehen, allein es wurde in allen militairischen, politischen und finanziellen Angelegenheiten der Oberaufsicht einer Commission von sechs Mitgliedern unterworfen, welche (board of controul) vom König ernannt werden und denen einer der Staatssecretaire präsidiren sollte. Alle Depeschen der Directoren müssen vor ihrem Abgange von dem board of controul gebilligt und können von ihm geändert werden. Auch hat derselbe das Recht, in Angelegenheiten, bei welchen, wie bei Krieg und Frieden, Geheimhaltung nöthig ist, seine Instructionen nicht durch die Direction, sondern durch ein geheimes Committee der Directoren (secret committee) nach Indien zu senden. Die Besetzung der hohen Stellen in Indien geschieht bei einer Vacanz durch die Direction innerhalb zwei Monate, nach Ablauf welcher Frist der König sie selbst vergeben kann. Auch hat diese das Recht, jeden Beamten der Compagnie aus Ostindien zurückzurufen.

In Bezug auf diese Verwaltung in Indien ward festgesetzt, daß das supreme council in Calcutta, wie in den beiden andern Präsidentschaften, aus dem Generalgouverneur und drei Räthen bestehen, daß aber Madras und Bombai dem Generalgouverneur in Calcutta streng untergeordnet sein sollten. Doch darf dieser keinen Angriffskrieg ohne Erlaubniß von England unternehmen, und nur in dringenden Fällen hat er für alle Maßregeln, sei es im Krieg oder im Frieden, ganz freie Vollmacht unter persönlicher großer Verantwortlichkeit. Zugleich ward in dieser Bill erklärt, daß es dem Wunsche der Ehre und der Politik der Briten entgegen wäre, Eroberungspläne in Indien zu verfolgen [47]).

Mit Instructionen, welche in gleichem Geiste abgefaßt waren, kam Lord Cornwallis im J. 1786, nachdem Hastings abgerufen war, als Generalgouverneur nach Indien [48]). Seine ehrenwerthe persönliche Gesinnung neigte sich gleichfalls zur Befolgung eines Friedenssystems hin, aber auch er mußte, durch die Lage der Dinge gezwungen, dasselbe verlassen. Es ist dies der beste Beweis von dem, was wir frühere bemerkten, daß es der Natur der indischen Reiche nach unmöglich war, den Frieden zu erhalten, ohne das Wohl der Engländer selbst aufs Spiel zu setzen. Der gewaltthätige (violent) und eroberungssüchtige Charakter Tippo Saeb's ließ ihn allen Nachbarn als höchst gefährlich erscheinen, und man mußte englischerseits immer darauf gefaßt sein, den Frieden im südlichen Dekan durch ihn gestört zu sehen. Deshalb strebte Lord Cornwallis bald nach seiner Ankunft in Indien dahin,

45) Vergl. *Malcolm*, Political history of India. T. I. p. 38—41. 46) Vergl. *Russel*, Collection. p. 294 u. 342.

47) Vergl. *Malcolm* l. l. p. 45 und *R. B. Sheridan*, A comparativ statement of the two bills by Mr. *Fox* and Mst. *Pitt* etc. (London 1788.) Speech of Mst. *Fox* East-India Bill by *Edm. Burke*, in dessen Werken Vol. 2. 48) Warren Hastings ward im J. 1785 nach England zurückgerufen und von den berühmten Oppositionsmitgliedern des Unterhauses Fox, Burke, Sheridan ꝛc. vor dem Parlament der Tyrannei, Willkür und Erpressung in Indien angeklagt. Der Proceß kam im J. 1787 an das Oberhaus und begann am 15. Febr. 1788. Es ward einer der berühmtesten, die jemals vor diesem Gerichte geführt worden. Von Ostindien wurden die Zeugen berufen, die Angelegenheiten der Compagnie mußten untersucht werden, sodaß durch diese und andere Umstände der Proceß sich bis zum April 1795 hinzog. Anfangs war die öffentliche Meinung gegen Hastings, allein nach den Untersuchungen sprachen alle Umstände für ihn günstig und er ward am 17. April 1795 durch Stimmenmehrheit der Lords frei gesprochen. Das Urtheil hörte er vor dem Oberhause kniend an. Die ostindische Compagnie zeigte sich dankbar für seine Verdienste, gab ihm ein Jahrgeld von 4000 Pf., wovon man 42,000 Pf. vorauszahlte und schoß ihm noch 50,000 Pf. vor. Als Warren Hastings am 22. Sept. 1823 starb, hinterließ er keineswegs bedeutende Reichthümer. Es kann hier nicht der Ort sein, auf diesen Proceß genauer einzugehen, sondern wir begnügen uns zu verweisen auf: The trial of Warren Hastings. (London 1788. 2 Vols.) Memoires relative to the state of India by *Warren Hastings*. (London 1786.) Articles of Charge of high crime against Warren Hastings by *Edm. Burke*. (London 1786.)

Digitized by Google

mit dem Nizam und den Mahratten ein festeres Bündniß gegen die Eroberungspläne des Sultans von Mysore zu knüpfen, wenn er auch gegen jede gerechte Foderung desselben befriedigt hätte. Gegen die Mahnung des Generalgouverneurs griff nun im J. 1789 Tippo Saeb den Radscha von Tajore, einen Bundesgenossen der Engländer, an, indem er fälschlich ein Recht auf den Besitz von Kranganore und Jayeotta zu haben behauptete. Lord Cornwallis erkannte die ganze Wichtigkeit dieser Lage der Dinge und beschloß den Krieg. Seine Ansicht davon erhellt aus seinen Worten in einem Briefe an den Gouverneur von Madras: „Es ist der Krieg eine Maßregel, welche nicht weniger nöthig ist, die verletzte Ehre der Nation zu retten, als für ihre künftige Sicherheit zu sorgen, indem sie uns die günstige Gelegenheit darbietet, des Sultans Macht zu begrenzen [49]).“ Im Frühjahre 1791 ward in Verbindung mit dem Nizam und den Mahratten der Krieg durch den Generalgouverneur selbst eröffnet, Bangalore mit Sturm erobert, und auch an der Küste von Malabar Tippo's Heer zurückgeschlagen. Ein zweiter Feldzug brachte die Engländer vor die Mauern von Seringapatnam, woselbst Tippo Saeb sich eingeschlossen hatte. Am 18. Febr. 1792 wurden die Laufgräben eröffnet und als am 23. Alles zum Sturm bereit war, begann Tippo Saeb zu unterhandeln. Die indischen Fürsten übertrugen vertrauungsvoll die ganze Unterhandlung dem Generalgouverneur, welcher auf die Bedingung Frieden schloß, daß Tippo Saeb vier Millionen Pfund Sterling zahlte, an die Mahratten seine Besitzungen bis zum Tumbhudra, an den Nizam die bis zum Pennar abtrat und die Engländer den größten Theil der malabarischen Küste mit Tellichery, Kalikut und Koorg erhielten, sowie im Osten das Land bis Baramahl, im Süden bis Dindigal. Zwei seiner Söhne mußte der Sultan, als Geiseln seiner Treue, dem Generalgouverneur überliefern [50]).

Solchergestalt hatte die Compagnie einen ihrer drohendsten Gegner in Indien geschwächt, indem sie ihm die Hälfte seiner frühern Besitzungen abnahm; ob es, wie viele damals in Europa glaubten, rathsamer gewesen sein würde, ihn ganz zu vernichten, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Die übrige Zeit der Administration des Lord Cornwallis ging mit Ausnahme der im J. 1793 erfolgten Eroberung von Pondichery friedlich hin, und ist besonders durch Verbesserungen in der innern Verwaltung ausgezeichnet. Was zuerst das Verhältniß zu den verbündeten indischen Fürsten betrifft, so erschien es dem Generalgouverneur dringend nöthig, die Leitung der Finanzangelegenheiten des Nabobs von Karnatik ganz in seine Hand zu nehmen. Die schlechte Wirthschaft desselben machte ihn unfähig, seinen Verpflichtungen gegen die Engländer und seine Privatgläubiger nachzukommen, sodaß einerseits niemals die erstern auf eine geordnete Unterstützung bei der Beschützung ihrer Länder rechnen konnten, andrerseits aber seine Unterthanen fürchterlich von ihm mit Steuern gedrückt wurden. Beiden Übelständen half Cornwallis dadurch ab, daß er die Einsammlung der Landeseinkünfte selbst übernahm und nur dem Nabob den fünften Theil derselben als Revenue zuwies. Mit dem Vizier von Oude, mit welchem seit dem J. 1765 die Compagnie in einer nahen Verbindung war, unterhandelte der Generalgouverneur so billig als gerecht, namentlich in Bezug auf die englischen Truppen, welche auch hier zur Beschützung des Fürsten nöthig waren, und erkannte bei diesen Unterhandlungen, daß es bei dem indolenten, verschwenderischen und unzuverlässigen Charakter der indischen Fürsten nothwendig sei, sich mehr auf ihre Minister als auf sie selbst zu verlassen. Es ward daher seitdem englische Politik, die ihnen einmal ergebenen Minister mit allem Nachdruck gegen die Hofintriguen in ihren Ämtern zu erhalten und durch sie sich selbst zu sichern.

Auch die Organisation der Verwaltung erhielt durch Lord Cornwallis mehrfache Verbesserungen. Es ward in Bengalen zu Calcutta ein höchstes Criminalgericht für die Eingebornen unter Vorsitz des Statthalters errichtet und mit Eingebornen selbst besetzt; den Obereinnehmern ward die Gerichtsbarkeit genommen und jede Provinz erhielt ein Tribunal mit drei Richtern, von welchen in besondern Fällen an das höchste Gericht in Calcutta appellirt werden konnte. Muhammedaner und Hindus waren auch hier die Beisitzer [51]).

Als nun Lord Cornwallis im J. 1794 nach England zurückkehrte, war das Resultat seiner Verwaltung ein durchaus glänzendes. Seine Energie gegen Tippo Saeb, sowie seine Rechtlichkeit und vergrößerte Amtsgewalt, hatten den indischen Fürsten imponirt, welche jetzt die englische Macht mehr zu achten und zu fürchten begannen. Die Kraft, mit welcher er über alle Beamte der Compagnie die Aufsicht geführt, hatte viele Misbräuche unterdrückt, die Lage der Eingebornen erleichtert und ihnen ein Vertrauen auf die Rechtlichkeit der obersten englischen Behörde eingeflößt, welches so wünschenswerth als vortheilhaft sein mußte. Die ganze Lage der Dinge endlich schien einen langen Friedenszustand in Indien hoffen zu lassen, indem Tippo Saeb gedemüthigt und Madhajee Scindiah, der in Delhi und unter den Mahrattenfürsten das größte Ansehen besaß, durch die würdevolle Erklärung von Cornwallis, daß er sich keine Einmischung erlauben, aber jeden Angriff zurückweisen würde [52]), in den Grenzen seiner Rechte sich hielt.

Sir John Shore, ein langjähriger Diener der Compagnie in Indien, folgte auf Lord Cornwallis in dem Amte des Generalgouverneurs [53]). Obgleich seine Administration in Indien eine reinfriedliche war, ist sie doch dadurch bedeutend und der Aufmerksamkeit werth, daß sie einerseits den Grund zu den wichtigen Veränderungen legte, welche wir in dem letzten Jahre des vorigen und im An-

49) Vergl. *Malcolm*, History. T. I. p. 73. 50) Vergl. auch über diesen Krieg das politische Journal v. 1792. S. 1045.

51) Vergl. die nach *Thornton*, History of the East-India Company (London 1833), gearbeitete Übersicht in der Minerva 1834. Febr. S. 219, 220. 52) Vergl. *Malcolm*, History. T. I. p. 90. 53) Hauptquelle für diesen Zeitraum ist uns *Malcolm*, History of India, gewesen, was wir ein für allemal ohne weiter zu citiren bemerken wollen.

Digitized by Google

fange dieses Jahrhunderts hinsichtlich der politischen Lage der indischen Fürsten und der englischen Compagnie zu bemerken Gelegenheit haben werden, andererseits aber auch hierin eben die Schädlichkeit eines neutralen Systems in Indien der englischen Nation offenbarte.

Es war, wie wir gesehen haben, der Administration des Lord Cornwallis gelungen, nach der Besiegung des Sultans Tippo Saeb ein gewissermaßen moralisches Übergewicht über die indischen Staaten, namentlich über den Nizam und die Mahratten, zu gewinnen. Die neutrale Politik Sir John Shore's untergrub dieses, weil die Indier seine Neutralität nur als Schwäche, nicht als rechtlichere Politik betrachteten und betrachten konnten. Es ward dies namentlich durch die Verhältnisse zwischen dem Nizam und den Mahratten herbeigeführt. Der Erstere fürchtete schon seit längerer Zeit die Raubsucht der Letztern, und war mit den Engländern, um sich zu schützen, in ein Bündniß getreten, auf welches die Mahratten, um gegen ihn freie Hand zu behalten, nicht eingehen wollten. Der Generalgouverneur ließ die Sache beruhen, während die Eifersucht der Mahratten über die Verbindung des Nizam mit der Compagnie wuchs und der Einfluß Madhadjee Scindiah, der schon früher den Engländern feindlich gewesen war, stieg. Als nun Shore erklärte, daß er für den Nizam mit den Waffen nicht interveniren würde, behandelten die Mahratten die englische Vermittelung ihrer Streitigkeiten mit dem Hofe von Hyderabad so nachlässig, daß es fast beleidigend zu nennen war. Die Folge war der steigende Übermuth dieses kriegerischen Volkes und bei Tippo Saeb der neue Plan, mit jenen den Nizam zu stürzen, und solchergestalt den Einfluß der Engländer im Innern von Dekan zu vernichten. Zuletzt griffen die Mahratten zu den Waffen, drangen in das Land des Nizam ein, und zwangen ihn zur Convention von Kurdlah, der gemäß er ihrer Lage nach wichtige Grenzdistricte abtreten, bedeutende Summen bezahlen und seinen Minister, den Freund der Engländer, ausliefern mußte. Da der Nizam auf diese Weise von seinen Verbündeten, deren Beistand er den Tractaten gemäß zu fodern berechtigt war, keine Hilfe erhalten hatte, so war es natürlich, daß bei ihm die frühere Hinneigung zu den Engländern verschwand, und er sich auf andere Weise für die Zukunft zu schützen suchte. Er verabschiedete die englischen Truppen, welche, obgleich in seinem Solde, keinen Antheil an dem Kriege gegen die Mahratten genommen hatten, und wandte sich ganz auf die Seite der Franzosen. Raymond, ein unternehmender französischer Militair, welcher seit dem Feldzuge gegen Tippo Saeb in des Nizam Diensten stand, beförderte diese Richtung des Hofes zu Hyderabad, zog viele französische Officiers an sich, und sie alle stellten jenem lebhaft die Fortschritte der französischen Macht in Europa vor. Es wurden in Hyderabad 23 Bataillons europäisch disciplinirte Truppen von diesen Officiers errichtet und trefflich eingeübt, und man ging soweit, diese Truppen an die Grenzen der Compagnie, wie zu einem Einfalle hinzuverlegen. Alle Vorstellungen des Generalgouverneurs gegen diese Maßregeln fanden keinen Eingang, bis ein unvorhergesehenes Ereigniß, wenigstens in Etwas wieder, ein freundliches Verhältniß zwischen der Compagnie und dem Hofe zu Hyderabad herbeiführte. Es entfloh nämlich plötzlich der älteste Sohn des Nizam vom Hofe des Vaters, gegen diesen die Waffen ergreifend. Die schnelle Hilfe, welche die herbeigerufenen englischen Bataillons dem Letztern leisteten, brachten in ihm wieder eine günstigere Gesinnung gegen die Compagnie hervor, wenn er auch nicht die französischen Truppen verabschiedete, welche in die Farben der Republik gekleidet waren und auf den Knöpfen ihrer Uniformen den Freiheitshut trugen. Doch rief er sie von den Grenzen der Compagniebesitzungen zurück.

War nun in Hyderabad auf solche Weise der englische Einfluß durch die neutrale Politik des Generalgouverneurs geschwächt und eine für die Zukunft bedenkliche Annäherung des Nizam an die Franzosen herbeigeführt worden, so fand dies noch in bedeutendern Maße bei den Mahratten statt. Der Tod des Peischwa rief hier wie gewöhnlich innere Zwistigkeiten hervor, indem der frühere Minister ein Kind, Scindiah aber den Balajerow, einen Sohn des Ragoba, auf den Thron erheben wollte. Die Gelegenheit, auch hier den englischen Einfluß zu sichern, war höchst günstig, ward aber durch die vorsichtige Politik des Generalgouverneurs unbenutzt vorübergelassen. Scindiah rückte in Punah ein, setzte ohne Widerstand den von ihm aufgestellten Prätendenten ein, und erhielt dadurch fast die unumschränkte Leitung aller Mahrattenstaaten. Welche Gefahr aber hieraus für die Engländer hervorging, erkennt man deutlich, wenn man sich erinnert, daß Scindiah längst ihr Feind war, daß er jetzt ein Heer von 40,000 Mann europäisch disciplinirter Truppen mit einer zahlreichen Artillerie unter dem Befehle des französischen Generals Perron hielt, der überhaupt das größte Ansehen und den größten Einfluß besaß. Als daher Sir John Shore im J. 1798 nach Europa zurückkehrte, schien freilich die Lage der Compagnie in Ostindien günstig, war aber in der That mehr als je bedroht, zumal da auch Tippo Saeb mit allen jenen den Engländern feindlich gesinnten in Verbindung trat.

Marquis Wellesley, der neue Generalgouverneur, hielt den ausbrechenden Sturm aus [54]). Es kam zunächst alles darauf an, den Einfluß der Franzosen in Hyderabad und Punah zu vernichten und beide Höfe dem Interesse der Engländer geneigt zu machen. Gelang dieses, so war von Seiten Tippo Saeb's nichts zu befürchten. Gleichzeitig wurden die Unterhandlungen begonnen, doch führte nur die eine zum Ziel. Azeem ul Omrah, der erste Minister des Nizam, ein alter Freund der Engländer, war seit dem Tode des Peischwa von den Mahratten entlassen worden und hatte seine frühere Stellung in Hyderabad wieder erhalten. Er war sowol gegen Tippo Saeb, als gegen Raymond, den Befehlshaber der französischen Truppen, feindlich gesinnt, und daher für Eröffnungen von Seiten des Generalgouverneurs günstig gestimmt. Doch kostete es ihm große Mühe, seinen Herrn von der Nütz-

54) Er traf am 26. Apr. 1798 in Indien ein. Vergl. *Malcolm*, History. T. I. p. 195.

Digitized by Google

lichkeit der Entlassung seines französischen Heeres und der Freundschaft mit den Engländern zu überzeugen, bis endlich die Furcht vor Tippo Saeb und den Mahratten und die Aussicht auf einen dauernden Schutz der Compagnie den Nizam zur Einwilligung eines Tractates am 1. Sept. 1798 bestimmte, worin er versprach, die Franzosen zu entlassen und an ihrer Stelle sechs Bataillone Engländer in Sold zu nehmen. Sogleich marschirten vier Bataillone Compagnietruppen nach Hyderabad, woselbst sie am 9. Oct. eintrafen und sich mit den daselbst stationirten zwei englischen Bataillonen vereinigten. Jetzt aber im Moment der Entscheidung zauderte der Nizam wie sein Minister, bis der englische Resident das Lager der Franzosen mit Gewalt anzugreifen drohte und demgemäß die englischen Truppen dasselbe umringten. Hierauf gab der Nizam nach, die französischen Officiere wurden Kriegsgefangene und die Gemeinen, 14,000 Mann stark, nach Stillung einer Meuterei, entwaffnet. Diese wohlüberlegte und glücklich ausgeführte Maßregel vermehrte nicht nur die reelle Macht der Compagnie in Indien, sondern trug auch nicht wenig dazu bei, in den Gemüthern der indischen Fürsten, die während der frühern Regentschaft von Shore verminderte Achtung vor der Kraft und Energie des Gouvernements zu erneuern. Dennoch glückte die Unterhandlung in Punah nicht, weil der Einfluß des Scindiah daselbst zu groß war.

Der gänzliche Sturz Tippo Saeb's sollte nun die englische Macht im Süden von Dekan sicher stellen. Der Sultan, in seinen Hoffnungen auf die Franzosen und die Höfe von Punah und Hyderabad zu sehr exaltirt, hatte nach Isle de France Gesandte geschickt, die daselbst öffentlich seinen Plan, die Engländer aus Indien zu vertreiben, verkündigten und eine Alliance mit den Franzosen schlossen. Bei ihrer Rückkehr nach Mysore brachten sie französische Freiwillige mit, welche am Hofe des Sultans, den sie Bürger Tippo nannten, Freiheitsbäume errichteten, einen Jacobinerclub stifteten und einen Trupp europäisch-disciplinirter Soldaten zu bilden begannen. Marquis Wellesley entging die Bedeutung all dieser Unternehmungen nicht; er foderte in mehren Briefen vom Sultan Erklärungen und die Entlassung der Franzosen, mit welchen England im Kriege sei, erhielt aber nichts als ausweichende Antworten. Da beschloß er den Krieg. Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit rückten, nachdem noch die Nachricht von der Landung der französischen Armee in Ägypten nach Ostindien gekommen war, am 3. März 1799 die englischen und die Truppen des Nizam in Mysore, unter Wellesley und Harris, ein, schlugen den Sultan am 27. März zwischen Sultanpet und Malavelly und eröffneten am 20. April die Belagerung von Seringapatnam, wohin sich Tippo Saeb zurückgezogen hatte. Am 4. Mai ward die Festung nach einer verzweifelten Gegenwehr gewonnen, Tippo Saeb selbst fiel im Kampfe [55]).

Mit großer politischer Klugheit verfügte Wellesley über die Eroberung. Die Districte von Kanara, und die ganze Seeküste bis an die Ghats erhielt die Präsidentschaft Bombai, sodaß jetzt alle Häfen von Cochin bis Goa in der Gewalt der Engländer sich befanden. Die Provinzen von Koimbetore und im Karnatik an die Compagniebesitzungen grenzende Landschaften wurden der Präsidentschaft Madras zugetheilt. Außerdem aber besetzten die Engländer noch als Eigenthum alle wichtigen Pässe und Festungen in den Ghats, sowie Seringapatnam, um sich die militairische Verbindung beider Küsten zu sichern. Der Nizam erhielt als Bundesgenosse die Districte von Goorum-Conda, Gooty und andere ihm benachbarte Landstriche und dem Peischwa bot man an Harponelli, Soondah, Annagoady und anderes, um die Mahratten, welche an dem Feldzuge keinen Theil genommen, für ein Bündniß zu gewinnen.

Der noch übrig bleibende Theil des Reiches von Tippo Saeb ward einem dreijährigen Kinde, Nachkömmlinge der alten von Hyder Ali verdrängten Herrscherfamilie übergeben, welchem man einen fähigen und geachteten Brahminen als Minister an die Seite setzte. Wellesley rechtfertigte diese Ausschließung der Nachkommen Tippo Saeb's in einem ausführlichen und geschickt abgefaßten Bericht an die Directoren in London. Er zeigte hauptsächlich darin, daß alle Umstände, Erziehung, Gewohnheit und Erinnerung an frühere Zeiten, einen Prinz aus der Familie Hyder Ali's stets zum Feinde der Engländer machen müßten, daß also im Fall ein solcher die Herrschaft in Mysore erhielte, mitten innerhalb der eigenen Besitzungen der Compagnie eine Macht bliebe, welche stets bereit sein werde, gegen das englische Interesse zu handeln, und an welche, wie an einen Haltpunkt stets die feindlichen Plane der Franzosen und Mahratten angeknüpft werden könnten. Dagegen verdanke ein Prinz aus dem alten Herrschergeschlechte seine Erhebung gänzlich der Compagnie; in ihr müsse er seinen Schutz gegen die Nachkommen Tippo Saeb's, gegen alle andere Feinde erblicken, und stets werde ein solcher in enger Verbindung mit und in Gehorsam gegen seine Wohlthäter verbleiben [56]).

Nachdem diese Maßregel beschlossen und ausgeführt war, kam es hauptsächlich darauf an, die Stellung, welche der neue Fürst von Mysore gegen die Compagnie einnehmen sollte, näher zu bestimme, und es gewann bei dieser Gelegenheit das System, souveraine, aber beschützte und tributpflichtige einheimische Fürsten im Besitze zu lassen, eine festere und ausgebildetere Form, welche dann später mit Modificationen von Wellesley auch auf andere Landschaften angewandt ward. Die leitenden Grundgedanken des Systems bezweckten einerseits die äußere und innere Sicherheit der mit der Compagnie verbündeten

55) Wir führen, obwol wir es nicht selbst benutzen konnten, für diesen Krieg und seine Folgen an: View of the origin and conduct of the war with the late Tippo Sultan by *Alex. Beatson*. (London 1800. 4.) und M. C. Sprengel, Hyder Ali und Tippo Saeb, oder historisch geographische Übersicht des mysorischen Reiches, nebst dessen Entstehung und Zertheilung. (Weimar 1801.)

56) In *Malcolm*, History. T. I. p. 231 sq. findet man längere Auszüge der auf diese Angelegenheiten sich beziehenden Depeschen Wellesley's.

Reiche, andererseits aber auch suchte man durch dasselbe eine Auflehnung dieser Fürsten gegen das englische Interesse für die Zukunft unmöglich zu machen und die Ruhe Indiens dergestalt zu erhalten.

Es war daher die erste Grundlage der Tractate Wellesley's mit Mysore und dem Nizam, welche bald hinter einander geschlossen wurden, daß beide nur englische Truppen zur Beschützung ihrer Landschaften in Sold nehmen mußten, sowie daß diesen im Fall eines Krieges alle Ortschaften zur Besetzung freistehen sollten. Hiedurch bekam man theils Gelegenheit, einen etwa mit den Mahratten ausbrechenden Krieg gleich in deren eigenes Land zu versetzen, weil Golkonda und Hyderabad die Grenzen der Compagnieländer bildeten, theils hatte man in Folge dieser Maßregel eine militairische Macht im Lande des Bundesgenossen, welche jeden Versuch einer Empörung sogleich niederschlagen konnten. Um nun die fortwährenden Streitigkeiten zu vermeiden, welche bisher stets daher entstanden waren, daß der Sold ihrer englischen Truppen bei der schlechten indischen Finanzverwaltung höchst unregelmäßig bezahlt ward, setzte Wellesley es sowol bei dem Nizam als dem Radschah von Oude durch, daß sie statt des jährlichen Soldes ein bestimmtes Landgebiet an die Compagnie abtraten, aus dessen Revenuen diese von selbst die Truppen unterhielt. Ein Nebenvortheil dieser Maßregel war die fortwährenden Besitzungen der äußersten Grenze, indem man englischerseits meistentheils diese Landschaften für den Unterhalt der Truppen sich auswählte.

Indem nun aber die Compagnie den äußern Schutz ihrer Bundesgenossen gegen jeden Angriff allein übernahm, war es auch nothwendig, daß sie von allen politischen Relationen dieser Staaten Kenntniß haben mußte, weshalb Wellesley in allen Tractaten mit jenen festsetzte, daß sie sich verpflichteten, sich aller Feindseligkeiten gegen irgend einen andern Staat zu enthalten, ihre Streitigkeiten mit diesen der Compagnie vorzulegen, überhaupt aber sich aller unmittelbaren politischen Unterhandlung und Correspondenz gänzlich zu enthalten.

In solcher Abhängigkeit standen bei Beginn des 19. Jahrh. die Staaten von Mysore, Hyderabad oder Golkonda, das Karnatik und Oude, an deren Höfen sich Residenten zur Leitung der Angelegenheiten stets aufhielten und solchergestalt durch ihre Truppen geschützt, ein wachsames Auge auf alle etwanigen Unternehmungen der Bundesgenossen haben konnten, denen man nur die innere Verwaltung ihrer Länder gelassen hatte. Selbst diese ward später einigen genommen, zuerst den Nabobs vom Karnatik. Sie hatten sich theils während des Krieges gegen Tippo Saeb mit diesem in geheime Unterhandlungen eingelassen, theils nöthigte die schlechte Verwaltung und die aus dieser entspringende Nichterfüllung der zu leistenden Pflichten die Engländer zu diesem Schritte, welcher grade damals in Europa großes Aufsehen erregte.

Während dieser Beschäftigung mit der innern politischen Organisation der Bundesverhältnisse hatte Wellesley die Lage der Compagnie in Beziehung auf die Mahratten keineswegs aus den Augen verloren. Zwar war Tippo Saeb gestürzt, die Expedition Napoleons nach Ägypten, welche mit den Plänen des Sultans in Verbindung gestanden hatte[57]), verunglückt, und der Angriff des Schahs Zemaun von Persien durch eine Gesandtschaft abgewandt. Gleichwol unterließ Napoleon nicht, ihn für das Project eines Einfalls in Indien zu gewinnen, und 40,000 Mann europäisch-disciplinirter Truppen unter französischen Befehlshabern standen im Gebiete des Mahratten Scindiah, der die ganze Leitung des Peischwa in Händen hatte. Je furchtbarer dieser Feind war, desto aufmerksamer behielt Wellesley die mahrattischen Angelegenheiten im Auge, deren innere Verwirrung zuletzt die günstige Gelegenheit auch hier englischen Einfluß zu gründen herbeiführte.

Schon seit längerer Zeit hatte zwischen Dscheswunt Row Holkar und Dowlut Scindiah, den beiden mächtigsten der mahrattischen Häuptlinge, Feindschaft in Folge früherer Verhältnisse obgewaltet. Sie brach am Anfange des 19. Jahrhunderts wiederum in offenen Kampf aus. Nach mancherlei Fehden schlug Holkar am 27. Oct. 1802 die vereinigten Truppen des Scindiah und des Peischwa in der Nähe von Punah völlig aufs Haupt und nahm in Folge des Siegs die Residenzstadt selbst ein. Der Peischwa entfloh nach der Seeküste, forderte die Hilfe der Engländer und erklärte sich geneigt, ein ähnliches Bündniß wie der Nizam einzugehen. Am 31. Dec. 1802 ward zu Bassein der Tractat geschlossen, nach welchem sich die Engländer zur Stellung von sechs Bataillonen Infanterie und der dazu gehörigen europäischen Artillerie verpflichteten, deren Besoldung der Peischwa übernahm und zugleich seine Streitigkeiten mit andern Staaten gänzlich der Vermittelung der Compagnie zu überlassen versprach. In Folge hiervon rückten nun die englischen Truppen ins Feld. Von drei Seiten, unter Stuart, Stevenson und Wellesley, zogen sie in Eilmärschen nach Punah, und setzten, da Holkar sich zurückgezogen hatte, schon am 13. Mai 1803 den Peischwa ohne Schwertschlag wieder in seine Residenz und seine Rechte ein.

Durch diese raschen Maßregeln geschreckt, blieben die mahrattischen Fürsten Anfangs in Ruhe, man erfuhr aber englischerseits bald, daß zwischen Holkar und Scindiah eine Aussöhnung zu Stande gekommen sei, sowie daß sie gemeinschaftlich mit dem Radschah von Berar auf einen Angriff gegen die Engländer dächten. Ein Ende Septembers eintretendes großes Volksfest sollte der Zeitpunkt eines allgemeinen Aufstandes gegen die Europäer sein.

Diesen Plänen kam Wellesley zuvor, indem er einsah, daß der Krieg für ihn auch später nicht zu vermeiden sein würde. Im August 1803 begann er mit 55,000 Mann den Feldzug. Von Madras aus rückte ein Corps unter dem General Haricourt längs dem Kristhna; von Bombai ein zweites unter Wellesley längs dem Nerbudda und Tapti und von Duad ein drittes unter Lake längs dem Dschumna gegen den Mittelpunkt der mahrattischen Länder vor. Die Fortschritte der englischen Waffen waren unerhört schnell. Schon im Anfange des Septembers ward Aligbur, die Hauptfestung des Landes von

57) Vergl. einen Brief Napoleon's an Tippo Saeb bei *Malcolm*, History. T. I. p. 309, 310.

Digitized by Google

Agra, das Magazin der europäisch-disciplinirten Truppen, erstürmt, Pereon, ihr Befehlshaber, selbst gefangen genommen. Delhi fiel am 11. Sept. in die Hände der Engländer, welche seitdem die Würde des alten Kaisers, wenn auch unter ihrem Einflusse, wieder herstellten. Am 25. Sept. ward Agra erobert, dann Allahabad und am 1. Nov. Scindiah's schönes Heer von Lake bei Leswari in einer höchst blutigen Schlacht gänzlich vernichtet. So waren noch vor Ende des Jahres alle Pässe, welche aus der Hindusebene in die Gebirgslandschaften Dekans führen, in der Gewalt der englischen Truppen. Diese waren im Süden und Westen gleich siegreich. Dort nahm Wellesley die starke Festung Ahmednagur, siegte am 23. Srpt. bei dem Dorfe Assye, während Murray in Guzerate die reiche Handelsstadt Baroadsch gewann; hier ward Baliswara erstürmt und der Radschah von Berar von der Küste zurückgedrängt. Alles dieses nöthigte die Mahrattenfürsten zum Frieden. Am 17. Dec. 1803 schloß zuerst der Radschah von Berar ein Abkommen mit dem Generalgouverneur, demgemäß er Kuttak und andere Distriele westlich vom Wurdahfluß abtrat, und keine Franzosen oder andere Europäer oder Ameeikaner in seine Dienste zu nehmen versprach. Diesem Beispiele folgte dann auch am 30. Dec. 1803 Scindiah, und trat im Friedensschlusse das ganze Duab zwischen Dschumna und Ganges mit dem ganzen Gebiete des Moguls, ferner Baroach und die Küste von Guzerate an die Engländer ab, dem Peischwa Ahmednagur, dem Nizam mehre in Süden des Nerbudda liegende Distriete. Zugleich versprach auch er, keine Fremden in Dienst zu nehmen, sondern verpflichtete sich in einem zweiten Traelat vom 27. Febr. 1804, ein Corps von sechs Balaillons englischer Seapoys zu halten. Die übrigen Bedingungen dieser Tractate waren denen fast gleich, die wir schon bei den Unterhandlungen zu Hyderabad und Punah kennen gelernt haben.

Solchergestalt war nur noch Holkar von den Verbündeten übrig, der im Anfange des Krieges sich ruhig gehalten, dann aber indische Schutzverwandte der Compagnie angegriffen halte. Gegen ihn operirten General Lake und Oberst Monson. Ersterer nahm Rampoore ein, und schlug den Feind am 17. Nov. 1804 bei Furrikabad, nachdem Holkar das Corps des Obersten Monson im August fast ganz vernichtet hatte. Jetzt nahm auch Scindiah wieder an dem Kriege Theil, machte den bei ihm sich aufhaltenden britischen Gesandten zum Gefangenen und konnte durch keine Unterhandlungen zur Freilassung desselben bewogen werden.

In dieser Lage der mahrattischen Angelegenheiten war nur von einem kräftigen Einschreiten für die Compagnie Vortheil zu erwarten, aber Wellesley, der hierzu am besten passende Mann, ward grade in dieser Zeit abberufen und Lord Cornwallis kam zum zweiten Mal im Juli 1805 als Generalgouverneur nach Fort William. Es scheint nicht nöthig, die Vortheile, welche die Administration Wellesley's den Compagnieangelegenheiten gebracht hatte, weitläufiger aus einander zu setzen, da auch schon dieser kurze Abriß seiner Thätigkeit in Indien es aufs Deutlichste zeigt, daß er die englische Heerschaft, wie einst Warren Hastings' von der drohenden Gefahr eines Sturzes befreite. Die Verhältnisse der Engländer zu den Staaten des Nizam, Mysore und des Peischwa waren für jene wie für diese auf gleich vortheilhafte Weise sicher gestellt und der Einfluß der Franzosen in jenen Gegenden vernichtet. Die indischen Staaten genossen durch den Schutz der Compagnietruppen einer Ruhe, die sie so selten gekannt hatten, und die durchaus nöthig für das Wohl der Compagnie selbst war. Nur auf dem von Wellesley eingeschlagenen Wege konnte dies Ziel erreicht und erhalten werden.

Lord Cornwallis' Politik befolgte dagegen ein ganz anderes System, welchem dann auch sein Nachfolger, Sir George Barlow (seit dem 5. Oct. 1805), trotz aller Vorstellungen des der indischen, namentlich der mahrattischen, Angelegenheiten kundigen General Lake, treu blieb. Beide waren der Ansicht, daß es der Compagnie vortheilhaft sei, der Theilnahme an den Verhältnissen der Landschaften zwischen Dekan und Hindustan (Malwa) zu entsagen und bewilligten daher sowol dem Scindiah als Holkar höchst günstige Frieden. Mit dem erstern ward dieser, unter Vermittelung des damaligen Lieutenant-Colonel John Malcolm, am 23. Nov. 1805 dahin geschlossen, daß man ihm Gwalior und alle seine frühern Besitzungen nordwärts bis an den Khumbulfluß wieder einräumte, und sich in seine Verhältnisse zu den von ihm abhängigen kleinen Herren nicht zu mischen versprach. Holkar, von Lake bis ins Penschab zurückgedrängt und jetzt mehr Anführer eines Räuberhaufens als eines Heeres, erhielt in dem am 24. Dec. gleichfalls durch Malcolm geschlossenen Friedensvertrage auf dieselbe Weise seine Besitzungen zurück, nur trat er alle seine Rechte auf die Distriete Lack-Rampoorah, Boondee und andere nördlich vom Khumbul ab, welche die Compagnie erhielt, entsagte allen Foderungen auf Koah und Bundelkund, und versprach krine Europäer ohne Bewilligung der Engländer in seinen Dienst zu nehmen, wogegen diese sich verpflichteten, in keiner Art für die von ihm abhängigen Radschahs zu interveniren.

So weit ging das Streben Barlow's, von allen Verbindungen westwärts vom Dschumna frei zu sein, daß er die Defensivalliance mit dem treuen Radschah von Jypore auflöste, und diesen der Rache Holkar's dadurch bloßstellte. Wohl hatte der Minister des Radschah Recht, wenn er in den darüber geführten Unterhandlungen bitter sagte: es wäre seit der Gründung der englischen Macht in Indien dies das erste Mal, daß das englische Gouvernement seine Treue dem Vortheil aufopfere [58]).

Die Folgen dieser Politik zeigten sich innerhalb zweier Jahre, nach welchen Lord Minto im Juli 1807 als Generalgouverneur nach Indien kam. Die aufgelösten Truppen Scindiah's und Holkar's verwandelten sich in Räuberbanden, denen es niemals bei dem ohnehin zu Raubzügen geneigten Sinne der Gebirgsbewohner zwischen Khumbul und Nerbudda an Verstärkungen fehlen konnte. Diese Pindarris (Pind = Raub) verherrten bald unter Führern, welche dem Namen nach Generale des Scindiah

58) Vergl. *Malcolm*, History. T. I. p. 573.

Digitized by Google

oder Holkar waren, bald unter eigenen Häuptlingen, wie Ameer Khan, Khentoo und andern auf gleiche Weise die angrenzenden Staaten, namentlich die der Radschputen, welche sich bitter darüber beklagten, daß das englische Gouvernement ihnen jetzt keinen Schutz angedeihen ließe, nachdem es die früher sie beschirmende Macht zerstört habe [59]). Dagegen erfreuten sich die Landschaften Bundelkund, Baroda, und das Duab, woselbst die Engländer standen, der besten Ruhe.

Das Directorium in England und Lord Minto erkannten bald auf gleiche Weise die Schädlichkeit eines so strengen Neutralitätssystems, wie es die beiden letzten Generalgouverneure befolgt hatten. Ersteres tadelte namentlich das Verhalten gegen den Radschah von Jypore, und der Letztere zauderte nicht, wenn er auch im Ganzen eine friedliche Politik befolgte und den Verhältnissen nach befolgen konnte, in besondern Fällen sie zu verlassen. Als der Fürst Rungeet Singh von Lahore Pläne der Erweiterung seiner Herrschaft nach Osten hin zu hegen schien, erklärte Lord Minto, daß die Chefs der Seikhs zwischen Dschumna und Sutleje (Sutuludsche) unter britischem Schutze ständen, und gab dieser Erklärung durch die Aufstellung einer Truppenmasse unter Ochtolony Nachdruck. Die Hauptstation dieser blieb seitdem Ludiana. Gleicherweise schritt er auch gegen die Pindarris ein, als diese den Fürsten von Berar angriffen. Obrist Close rückte gegen Ameer Khan in Berar ein, trieb ihn aus dem Lande heraus, vernichtete aber nicht ganz seine Macht (1809), weil die Instructionen des Generalgouverneurs ein weiteres Verfolgen des errungenen Sieges ihm selbst anheimstellten und er nicht die Verantwortlichkeit eines mit allen Mahratten dadurch wahrscheinlich ausbrechenden Krieges übernehmen wollte. Doch brachte dieser Angriff auch Ameer Khan, alle Banden der Pindarris in Bewegung, welche nach Zurückrufung der englischen Truppen aus Berar (die Compagnie hatte auf uneigennützige Weise die ganze Expedition auf eigene Kosten gemacht,) wieder über alle Grenzen hinaus plünderten, Nagpore halb verbrannten und selbst den benachbarten Staaten von Hyderabad und Oude gefährlich wurden.

In den innern Verhältnissen der mit der Compagnie verbündeten indischen Staaten gingen während der Administration Lord Minto's wenig Veränderungen vor. Nur war es ein großer Nachtheil, daß diese Fürsten, wie der Nizam und der von Oude, sich jetzt noch in größerm Maße als sonst Bedrückungen und Erpressungen bei ihren Unterthanen erlaubten, weil sie den Verträgen nach gegen jede Rebellion von den Engländern beschützt werden sollten. Nur von einem positiven Eingreifen des Generalgouverneurs ließ sich eine Abstellung dieser Übel erwarten, doch konnte dieses für jetzt, ohne ganz die innere Administration auf sich zu nehmen, nicht geschehen, muß aber über kurz oder lang wahrscheinlicherweise dennoch eintreten, wenn nicht die Unterthanen jener Fürsten gänzlich ruinirt werden sollen.

59) Vergl. die Depesche des englischen Residenten zu Delhi in *Malcolm*, History. T. I. p. 388.

Bei den Mahratten strebte der Peischwa mehrmals die kleinen Fürsten (Jagheerdas), welche während der Kriege (1803 folg.) fast unabhängig geworden waren, wieder seiner Oberherrschaft zu unterwerfen, was ihm auch theils mit englischer Hilfe, theils mit ihrer Vermittlung in der Art gelang, daß sie wenigstens ihre Abhängigkeit anerkannten. Der Scindiah aber vergrößerte während dieser Zeit fortwährend seine Macht. In steten Raub- und Kriegszügen griff er die kleinen Gebirgsfürsten in Malva, Mewar, Bhopal ꝛc. an und machte sie theilweise sich tributair, sodaß es nicht schwer vorauszusehen war, daß ohne einen neuen Krieg die Ruhe in diesen Gegenden nicht hergestellt werden könnte. Es zeigte sich auch hier die Natur dieser indischen Fürsten aufs Deutlichste, deren Hauptlebenselement der Krieg ist, und welche, wenn sie nicht Wollüstlinge und Schwächlinge sind, keine andern Gedanken haben, als ihre Herrschaft soweit wie möglich durch die Waffen auszudehnen. An ein Gleichgewicht der Staaten und eine dadurch herbeigeführte Ruhe war hiernach in Indien nicht zu denken; sie konnte nur dadurch herbeigeführt werden, daß man diese Fürsten unfähig machte, solchen Eroberungsplänen nachzustreben [60]).

In dieser Lage der Dinge verließ Lord Minto Indien und Marquis Hastings folgte ihm 1813 in der Stellung als Generalgouverneur und oberster Kriegsbefehlshaber (commander in chief) weil man in England die Nothwendigkeit eines kräftigen Einschreitens gegen die Pindarris eingesehen hatte. Doch konnte Hastings nicht sofort alle seine Kräfte zu diesem Zwecke verwenden, weil er auf einer andern Seite bedroht war.

In den südlichen Abhängen des Himalayagebirges hatte sich der Stamm der Gorkhas festgesetzt und namentlich das Thal von Nepaul in Besitz genommen [61]). Raubsüchtig und kriegerisch, wie alle Gebirgsvölker, überschritten sie oft genug seit dem J. 1809 die Grenze der englischen Besitzungen, weit und breit plündernd und einige Grenzdistricte sogar besetzend. Hastings versuchte anfangs durch Unterhandlungen diesem Unwesen Einhalt zu thun, beschloß aber, als diese nichts fruchteten, den Krieg. General Gillepsie und Rawley waren Anfangs theils unglücklich, theils machten sie keine Fortschritte, bis General Ochtolony und Oberst Nicols die Nepauleser zurücktrieben und am 25. April 1815 der letztere die Hauptstadt

60) Es wird hierdurch auch die Bemerkung bestätigt, welche wir über die Natur der indischen Verhältnisse bei Antritt Hastings' als Generalgouverneur machten. Lord Minto's Worte in einer Depesche vom 1. Dec. 1809 sind hierfür schlagend: It has not, perhaps, been sufficiently considered that every native state in India is a military despotism; that war and conquest are avowed as the first and legitimate pursuits of every sovereign or chief, and the sole source of glory and renown: it is not therefore, a mere conjecture deduced from the natural bias of the human mind, an test of general experience, but a certain conviction founded on avowed principles, of action and systematic views, that among military states and chiefs of India the pursuits of ambition can alone be bounded by the inability to prosecoute them. Vergl. *Malcolm*, History. T. I. p. 407, 408. 61) An account of the kingdom of Nepaul by Colonel Kirkpatrick with a map. (London 1811. 4.) Über den Krieg in Nepaul, Minerva. October 1816.

Digitized by Google

Almora einnahm. Ameer Khan, der Anführer, capitulirte selbst in Malowi, worauf die Regierung in Nepaul um Frieden bat. Jedoch verweigerten die Häuptlinge ihre Einwilligung und der Krieg mußte 1816 wieder erneuert werden. General Ochterlony drang siegreich in den Gebirgen vor, schlug in vielen kleinen Gefechten den Feind und zwang ihn zum Frieden, 4. Mai 1816. Die Nepauleſen traten die streitigen Grenzdistricte und Bergpässe ab und nahmen einen englischen Residenten in ihrer Hauptstadt auf.

Alle Mahrattenfürsten waren durch diesen Krieg zur Hoffnung auf einen glücklichen Angriff auf die Engländer bewegt worden. Runjeet Singh von Lahore rückte bis an die Grenze vor, und die Höfe von Punah, Nagpoee und Gwalior standen in fortwährender Unterhandlung, welche nichts anderes als einen solchen Angriff bezweckte. Mit den Pindarris waren sie natürlich im Einverständniß. Es gelang nun zuerst Berar vom Mahrattenbunde zu trennen. Der Radschah Bhonsla war gestorben und Dhormajee Bhonsla machte Ansprüche auf die Herrschaft. Um sich gegen eine Gegenpartei zu sichern, knüpfte dieser Unterhandlungen mit dem Generalgouverneur an, welche dahin führten, daß der neue Radschah eine Militairunterstützung von sechs Bataillonen und einem Regimente Reiterei auf seine Kosten aufnahm und mit der Compagnie ein Defensivbündniß schloß. Es war dies Bündniß insofern höchst wichtig, weil Berar den britischen Truppen eine höchst günstig gelegene Position zur Abwehr und zum Angriffe der Pindarris gewährte.

Dagegen ward das Verhältniß des Peischwa zur Compagnie immer feindseliger. Sein Streben, die kleinen Häuptlinge der Mahratten zu unterwerfen, sowie seine Conspiration während des Kriegs mit den Nepauleſen haben wir bereits erwähnt, jetzt wollte er auch den Guickowar von Guzerate, trotz der frühern Verträge mit der Compagnie, welche diesen als souverain unter ihrem Schutz erklärten, als seinen Lehnsmann behandeln. Trimbuckjee Damgtia, ein Mann von Talent und aus der niedrigsten Volksclasse, zum Minister erhoben, war die Seele aller dieser gegen die Compagnie feindseligen Pläne. Um die Verhältnisse zwischen dem Guickowar und dem Hofe zu Punah zu ordnen, kam der erste Minister von Guzerate, Gungadhur Sastree, unter englischem Sicherheitsgeleite, nach Punah. Die Unterhandlungen schienen ein gewünschtes Ende zu nehmen, als Gungadhur Sastree plötzlich ermordet ward. Alles deutete darauf hin, daß der Mord vom Peischwa und seinem Minister ausgegangen sei, weshalb der englische Resident Elphinstone auf diese Verletzung des englischen Geleites ein Corps Truppen gegen Punah vorrücken ließ. Der Peischwa verweigerte die verlangte Auslieferung des Ministers und sammelte Truppen. Das englische Corps aber rückte in Eilmärschen in Punah ein und Trimbuckjee ward überliefert. Doch bald entfloh er aus seinem Gefängniß, auf der Insel Salsette, nach den südlichen Districten, hier die Fahne des Aufruhrs erhebend.

Der Peischwa blieb, trotz vieler Vorstellungen, welche das Gegentheil beweisen sollten, dem Aufstande seines Ministers nicht fremd. Er hatte mit diesem Zusammenkünfte, rüstete und knüpfte Unterhandlungen mit Scindiah und andern mahrattischen Fürsten an. Hierauf drohte natürlich der Oberstatthalter, wenn der Peischwa sich nicht füge, mit der Eröffnung des Krieges. Am 13. Juni 1817 mußte dieser einen Tractat eingehen, worin er versprach, 5000 Reiter und 3000 Mann englisches Fußvolk aufzunehmen, für den Unterhalt dieser bestimmte Landdistricte anzuweisen, die Festung Ahmednuggur abzutreten, allen Rechten eines Hauptes des Mahrattenbundes und jeder Correspondenz mit andern indischen Höfen zu entsagen. So hart dieser Tractat war, so nöthig erschienen seine Bedingungen zur Sicherung des Interesse's der Compagnie, deren Generalgouverneur jetzt, im Einverständniß mit den Directoren in England, dem Unwesen der Pindarris ein Ende zu machen beschloß (1817 u. 1818).

Die Kühnheit dieser hatte alle Grenzen überstiegen. Sie plünderten die Gebiete des Nizam, des Peischwa und die Besitzungen der Compagnie selbst, und glaubten am Scindiah einen Rückhalt zu finden. Hastings schloß diesen jedoch gleich bei Beginn des Krieges folchergestalt ein, daß er sich, wiewol ungern, zum Frieden bequemte. Er mußte 5000 Reiter auf seine Kosten gegen die Pindarris stellen, seine Festungen Hindia und Asseerghur durch englische Truppen provisorisch besetzen lassen und während des Krieges seine Residenz nicht zu verlassen versprechen. Nun begann der eigentliche Kampf mit den Pindarris selbst. Die Generale Adams, Malcolm und Marshall drangen in wohlcombinirten Zügen in die Wildnisse zwischen der Nerbudda und Khumbul ein, und trieben die Reiterscharen, wenn auch in dem beschwerlichsten Gebirgskriege, immer mehr in die Enge. Bei Husseinabad am 20. und 27. Nov. wurde der Feind in einer großen Schlacht besiegt, die Festung Rampoore gewonnen und die Räuberhaufen theils durch das Schwert und den Hunger vernichtet, theils zerstreut.

Auch der Peischwa hatte trotz des kaum geschlossenen Vertrages wieder an dem Kriege gegen die Engländer Theil genommen. Diese nahmen die Festung Sattarah ein, und zwangen ihn zur Flucht. Der Oberst Adams verfolgte den fliehenden und schloß ihn zuletzt so eng ein, daß er sich zum Abschluß einer Capitulation bequemen mußte. Durch seine fortwährenden Treulosigkeiten hatte er alle Ansprüche auf eine gelinde Behandlung verloren und nur zu deutlich die Nothwendigkeit einer gänzlichen Aufhebung seiner Herrschaft an den Tag gelegt. John Malcolm führte die Unterhandlung, welche damit endigte, daß der Peischwa alle seine Besitzungen an die Compagnie abtrat, dagegen aber acht Lack Rupien erhielt, welche er an einem weit von seiner frühern Herrschaft gelegenen Orte verzehren sollte. Die Compagnie ergriff den unmittelbaren Besitz seiner Landschaften.

Mit diesem Siege über die Mahratten — auch Holkar und der Radschah von Nagpure hatten sich ergeben müssen — war die Herrschaft der Compagnie über ganz Ostindien entschieden. Die Absetzung des Peischwa und die Einziehung seines Gebietes, die Demüthigung Scindiah's und Holkar's vernichteten die Haltpunkte irgend eines bedeutenden Aufstandes der Mahratten. Ihre gebirgigen,

Digitized by Google

wüsten und waldigen Landschaften nördlich vom Nerbudda, so oft der Schlupfwinkel der Pindarris und dadurch der Sitz fortwährender Unruhe, wurden theils unter kleine unmächtige Herrscher vertheilt, theils von der Compagnie selbst besetzt, welche hier Truppenmassen für die Erhaltung des Friedens stationirte, der seitdem auf einer sichern Basis ruhete. Das unmittelbare Gebiet der Compagnie war erweitert, ihre Einkünfte vermehrt und die continentale Verbindung zwischen dem Norden und Süden, dem Osten und Westen in Indien gesichert. Alle einheimischen Fürsten, von Hyderabad, Mysore, Guzerate, Berar ꝛc., die kleinen Mahrattenhäuptlinge, welche man noch im Besitze ließ, stehen unter englischem Einfluß und sind, wenn sie auch die Leitung ihrer innern Angelegenheiten behalten haben, doch mehr oder weniger Vasallen der Engländer, welche sie durch Residenten und Truppen in Unterwürfigkeit festhalten.

Bald nach Marquis Hastings' Rückkehr nach England im J. 1823 fand sich Gelegenheit, auch noch die Ostgrenzen Bengalens besser zu sichern. Grenzstreitigkeiten mit Birma, welche die Ruhe der dort liegenden englischen Districte schon lange störten, führten zu Verhandlungen, diese endlich bei dem Trotz und schlechten Willen der Birmanen zum Kriege. Eine englische Armee unter General Campbell manövrirte von der Mündung des Irabaddy aus nordwärts, während der General Morrison Arrakan einnahm. Im December 1824 schlug Campbell die Birmanen und nahm am 2. April 1825 die Festung Donabues ein. Als der Feind im Januar 1826 bei Melloun wiederum besiegt war, entschloß er sich zum Frieden, trat im Tractat vom 24. Febr. 1826 die Provinzen Arrakan, Ramme, Kheduba und Sandoway und die ganze Küste bis zum Cap Negrais an die Compagnie ab, versprach einen englischen Residenten an seinem Hof aufzunehmen und eine Million Pfund Sterlinge (eine Crore Rupien) als Kriegskosten zu zahlen.

Dies war der letzte bedeutende Kampf, den die Compagnie für ihre Herrschaft in Ostindien geführt hat, welche sich jetzt unter dem Schutze der englischen Krone über ein Gebiet von 51,716 □Meilen mit 112,335,000 Einwohnern ausbreitet. Die prophetischen, von uns schon früher angeführten Worte Lord Clive's: „Wir müssen selbst Herren des Landes werden," sind, mehr durch den Gang der Verhältnisse selbst erfüllt, als durch einen tief angelegten und wohl ersonnenen Plan, den etwa Herrschsucht und Ländergier eingegeben hätten.

Aus der ursprünglichen Handelsgesellschaft ist durch die Entwickelung der Verhältnisse eine politische Macht geworden, die jedoch ganz unter der Leitung der Krone von England steht. — Wir haben schon früher bemerkt, welche Änderungen in der innern Organisation der Compagnieverwaltung durch Pitt's East-India Bill herbeigeführet wurden. Sie blieb bis zum Jahre 1814 die Hauptgrundlage des ganzen Regierungssystems. In dem genannten Jahr änderte eine neue Bill noch mehr den Charakter der Gesellschaft. Zwar ward ihre Charte auf 20 Jahre erneuert, aber das Monopol der Compagnie ward auf China beschränkt, der übrige Handel allen Briten freigegeben. Zugleich ward bestimmt, daß der Handelsgewinn verwandt werden solle: a) zur Bezahlung der acceptirten Wechsel; b) der Zinsen und Handelsunkosten; c) einer jährlichen Dividende von 10 p. C.; d) zur Reduction der Capitalschuld in Indien und in England, bis jene auf zehn, diese auf drei Millionen Pfund Sterling getilgt sei.

Im J. 1834 ward durch eine Parlamentsacte vom 1. März die Compagnie wiederum auf 20 Jahre bestätigt, jedoch der ostindische Handel der Concurrenz ganz frei gegeben. Die Dividende an die Actionaire (630,000 Pf. St.) wird unterdessen fortlaufend gezahlt und aus den Territorialeinkünften bestritten. Nach Ablauf dieser 20 Jahre steht es aber den Actionairs frei, ihr Capital zurückzufodern; thun sie dieses nicht, so soll die Rente auf 40 Jahre verlängert werden, dem Parlament aber dann erlaubt sein, diese Rente mit 100 Pf. pro 5 Pf. 5 Schill. einzulösen. Die Zahl der Actionaire ist 2163, wovon 1638 eine Stimme (à 1000 Pf.), 342 zwei, 87 drei, 51 vier Stimmen in der Generalversammlung haben. Aus diesen Actionairen werden jährlich am 2. April ein Viertel von 24 Directoren neu gewählt. Sie bilden das Collegium der Directoren oder das sogenannte ostindische Haus und bestehen aus zwei Classen und 12 Commissarien für die verschiedenen Verwaltungszweige, Handel, Militair, Justiz, Schatz.

Diese Direction ernennt mit königlicher Genehmigung den Generalgouverneur, die Statthalter und Heeranführer, steht aber unter der Aufsicht des von der Regierung bestellten Board of commissioners from the affairs of India und muß alle Depeschen, die es von diesem erhält, mit dem ersten Schiffe nach Indien senden. Übrigens hat das ostindische Haus das Recht, wenn es sich mit der Oberbehörde nicht in den Maßregeln vereinigen kann, die Differenz zur schiedsrichterlichen Eckenntniß des Parlaments oder zur Kenntniß des Publicums zu bringen.

In Indien selbst steht der Generalgouverneur an der Spitze und ihm allein ist das diplomatische Fach unter Beistand eines Staatssecretairs vorbehalten. In dringenden Fällen handelt er frei auf seine Verantwortlichkeit. Zugleich ist er Präsident von Bengalen und führt die Oberaufsicht über die Präsidentschaften von Madras und Bombai. Neben diesen Statthaltern stehen drei Räthe, der Obercbefehlshaber der Armee und zwei Civilisten. Die innere Landesverwaltung wird durch besondere Kriegs-, Finanz-, Handels- und Justizbehörden (Board) besorgt. Im Dienste der Compagnie sind 344,274 Personen angestellt. 302,797 im Heere, 913 Officiere der Marine, 25,000 Matrosen, 15,564 im Civilfache, von welchen letztern 3202 Europäer und 12,362 Eingeborne sind. Von den Truppen in Indien sind 21,934 königl., 15,782 Artillerie, 4575 Geniecorps, 26,014 eingeborne Cavalerie, 234,412 eingeborne Infanterie. Den Indiern ist überhaupt ohne Unterschied auf Farbe, Geburt und Religion die gleiche Wählbarkeit mit den Europäern zu allen öffentlichen Ämtern bewilligt. —

Nächst der englisch-ostindischen Handelscompagnie hat II. die Holländisch-ostindische Compagnie die ausgebreitetste Wirksamkeit gehabt. So lange die spanische

Digitized by Google

Herrschaft in den Niederlanden dauerte, hatten diese niemals in einem directen Verkehre mit Ostindien gestanden, sondern ihren derartigen Waarenbedarf von Spanien oder Portugal aus bezogen. Erst das Verbot dieses Handels, welches die spanische Regierung im J. 1584 zum ersten Mal erließ, regte in den Holländern den Gedanken an, selbständig und direct mit Ostindien in Verbindung zu treten; doch wagten sie Anfangs nicht, auf dem bisher gewöhnlichen Wege dorthin zu fahren, indem einerseits die Unbekanntschaft mit den fernen Meeren sie davon abhielt, andererseits sie auch die überlegene Seemacht der Portugiesen fürchteten, deren zahlreiche indische Flotten leicht jedes Fortschreiten auf diesem Wege verhindert hätten. Man versuchte daher holländischerseits zunächst nordöstlich um Asien herum einen Weg zu finden, auf welchem man dee gefürchteten Begegnung auswiche; allein diese Fahrten durch das Nordmeer mißglückten wegen des in den dortigen Gewässern vorherrschenden Eises gänzlich und bewirkten nur, daß einige reiche Kaufleute von Amsterdam leichtee auf die Pläne eines Schiffers eingingen, welcher durch einen langen Verkehr mit Portugiesen sich eine nähere Kenntniß über die Fahrt nach Ostindien zu erwerben gewußt hatte. Cornelis Houtman, Sohn eines Brauers aus Gouda — dies war der Name jenes Schiffers, — verstand es, ein so großes Vertrauen in Amsterdam zu finden, daß daselbst mehre Kaufleute in eine Gesellschaft — die Compagnie der fernen Länder, Compagnie van Verre — zusammentraten, und am 2. April 1595 eine Escadre von vier Schiffen unter den Befehlen Houtman's und eines gewissen Molenaar nach Ostindien sandten. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrten diese glücklich und nicht ohne Gewinn aus Indien zurück, worauf die Theilnahme für diesen Handel in Holland sich schnell vergrößerte. Die Bahn war gebrochen. Mehre angesehene und reiche Kaufleute traten jener ersten Gesellschaft bei, in Zeeland und Rotterdam bildeten sich neue Compagnien, und in Amsterdam selbst traten mehre aus Antwerpen geflüchtete Kaufherren zu gleichen Zwecken unter dem Namen der brabantschen Maatschappy zusammen. Innerhalb der Zeit von fünf Jahren waren schon beinahe 40 holländische Schiffe in Ostindien gewesen. Je mehr nun dieser Handel in Holland aufblühte, je häufiger aus diesem Lande Schiffe in Ostindien sich zeigten, um so eifriger suchten natürlich die Portugiesen ihre bisherige Stellung daselbst zu erhalten. Während sie einerseits ihren ganzen Einfluß benutzten, um den indischen Fürsten — namentlich auf den Inseln — die Holländee zu verdächtigen, sie für ein Seeräubervolk auszugeben ꝛc., unterließen sie auch andererseits nicht, mit den Waffen sich der Rivalen wo möglich zu entledigen. Allein das Glück stand letztern bei und diente zunächst dazu, ihnen ein Ansehen bei den Eingebornen zu verschaffen, welche wegen mancherlei Bedrückungen und Grausamkeiten, die sich die Portugiesen erlaubt hatten, nicht ungern mit den Feinden derselben in Verbindung traten. So gelang es denn den Holländern allmälig, auf jenen Inseln festen Fuß zu fassen; sie schlossen mit den Einwohnern von Banda ꝛc. Verträge, welchen gemäß diese ihnen allein Gewürze verkaufen sollten, wogegen sie jene gegen alle Gewaltthaten der Portugiesen zu schützen versprachen und erweiterten von Jahe zu Jahr ihren Handel. Neben den großen Vortheilen, welche dieser brachte, zeigten sich jedoch bald auch mancherlei Nachtheile, deren Ursachen in der ganzen Art und Weise des Handelsbetriebes lagen. Zweierlei stellte sich in diesen Verhältnissen besonders heraus; einmal der Nachtheil, welchen die Concurrenz so vieler kleinen Gesellschaften und selbst einzelner Kaufherren, die auf eigene Hand Schiffe nach Indien ausrüsteten, dem Gewinn im Allgemeinen brachte, indem durch sie die Preise der Waaren in Indien sich steigerten, während sie in Holland selbst natürlich fielen, und zum andern die geringen Vertheidigungsmittel, welche jede dieser einzelnen Gesellschaften zur Sicherung des Handels gegen Portugiesen und Eingeborne in Anwendung bringen konnte. Nur durch eine Vereinigung aller nach Indien Handeltreibenden in eine Corporation konnte man beiden Nachtheilen begegnen, einerseits den Handel selbst nach einem bestimmten Plane zu allgemeinem Vortheile betreiben, andererseits sich mit größerm Nachdrucke gegen etwanige Angriffe vertheidigen. Von diesem Gedanken geleitet beschlossen die Generalstaaten die Errichtung einer solchen allgemeinen ostindischen Handelscompagnie, an welcher jeder Bürger der Republik Theil nehmen könnte, und stellten dieser am 20. März 1602 ihr erstes Privilegium aus. Durch dasselbe erhielt die neue Gesellschaft zunächst das Monopol des holländischen Handels jenseit des Vorgebirges der guten Hoffnung und der Straße Magethan's; ferner das Recht, im Namen der Generalstaaten politische Verhandlungen mit den indischen Fürsten zu führen, Bündnisse und Verträge zu schließen, Festungen anzulegen, Gouverneure, Kriegsvolk und andere Beamte, welche jedoch von den Generalstaaten bestätigt werden und ihnen den Eid der Treue leisten sollten, anzustellen und zu erhalten; endlich die erste Einrichtung ihrer innern Administration. Den Fonds der Compagnie hatte man durch Actien (zusammen 6½ Million Gulden an Werth) zusammengebracht; ihre erste Organisation war folgender Art:

Die allgemeine Compagnie theilte sich in vier Kammern, nämlich die von Amsterdam, von Zeeland, auf der Maas und von Nordholland und Westfriesland, von denen die Kammer auf der Maas wiederum die Kammern von Delft und Rotterdam, die Kammer vom Norderquartier aber die Kammern von Hoorn und Enkhuizen in sich schloß. Der Antheil dieser einzelnen Kammern an der allgemeinen Compagnie ward so vertheilt, daß die Kammer von Amsterdam die Hälfte, die von Zeeland ein Viertel und die beiden übrigen jede ein Achtel besitzen sollten. An der Spitze der Angelegenheiten einer jeden Kammer standen die Directoren oder Bewindhebber, deren Zahl in Amsterdam aus 20, in Zeeland aus 12, und in jeder der vier übrigen Kammern aus 7 bestand. Die erledigten Directorenstellen besetzten die Staaten der Provinz, in welcher die Kammer sich befand, mit einem der von den übrigen Directoren derselben Kammer vorgeschlagenen Candidaten. Director konnte aber niemand werden, der nicht 1000 Gulden Antheil an der Compagnie hatte,

wovon nur die Kammern von Enkhuizen und Hoorn eine Ausnahme machten, in welchen ein Antheil von 500 Gl. zu diesem Zwecke hinreichte. Jede Kammer besorgte übrigens ihre Privatangelegenheiten, Ausrüstungen, Käufe und Verkäufe für sich.

Für die Leitung der allgemeinen Compagnieangelegenheiten wurden aus den 60 Directoren der einzelnen Kammern 17 Directoren oder Bewindhebber gewählt (acht aus Amsterdam, vier aus Zeeland oder Middelburg, zwei aus jeder der beiden übrigen Kammeen, und einer der Reihe nach aus den Kammeen von Zeeland, auf der Maas und vom Norderquartier), welche, wann und wie viel Schiffe ausgesendet werden möchten, und andere allgemeinere Handelsangelegenheiten bestimmen sollten. Ihren Anordnungen waren die Kammeen zu folgen angewiesen, konnten die Directoren aber selbst sich nicht einigen, so sollte von den Generalstaaten die Entscheidung abhängen, welche auch die erledigten Stellen mit einem von drei ihnen von der Kammer, deren Directorstelle erledigt war, vorgeschlagenen Candidaten besetzten. Außerdem wurde noch nebst mehren andern speciellern Bestimmungen über den Handelsbetrieb festgesetzt, daß alle zehn Jahre eine Generalrechnung abgelegt werden sollte.

Der Zweck, welchen die Generalstaaten bei der Stiftung der Compagnie im Auge gehabt hatten, wurde auf glänzende Weise erreicht. In kurzer Zeit erwarben die Holländer gänzlich das Übergewicht über alle andern Europäer in den indischen Meeren und ihr Handel stieg auf eine solche vorher nie gekannte Höhe, daß auf ihm die politische Macht der Republik selbst in den europäischen Angelegenheiten größtentheils beruhte. Hiermit entwickelte sich auch zugleich das politische und mercantile System, welches die Compagnie mit geringen Ausnahmen stets befolgt hat, und in dem sie von der später aufblühenden englisch-ostindischen abwich. Zunächst tritt hierbei hervor, daß die Holländer niemals gestrebt haben, sich auf dem Festlande von Ostindien festzusetzen, sondern von vornherein den Besitz und Handel der indischen Inseln im Auge behielten. Es wurde diese Richtung Anfangs wol dadurch hervorgerufen, daß die insularen Besitzungen der Portugiesen die schwächsten ihrer ganzen Herrschaft in Indien waren, und also zunächst hier von den Holländeen schneller Vortheile über jene errungen werden konnten. Auf dem Continent der Halbinsel aber concentrirte sich einerseits die Macht der Rivalen, andererseits bestand auch daselbst damals noch das Reich der Mogul in seiner Blüthe, sodaß an eine Eroberung jener Küsten nicht zu denken war. Indem nun die Holländer sich auch in den folgenden Zeiten auf die Inseln beschränkten, entgingen sie dadurch den Verwickelungen, in welche die andern europäischen Nationen durch die allmälige Auflösung des mongolischen Reiches geriethen. Mit einer seltenen Ausdauer, wenn auch ohne große kriegerische Erhebung, erweiterte man holländischerseits auf den Inseln Einfluß, Ansehen und Handel. Unempfindlich gegen alle Beleidigungen, wenn irgend Handelsvortheile durch solches Betragen errungen werden konnten, setzte man alle andere Rücksichten diesem Zwecke nach. Mochten Ehre und persönliche Würde noch so sehr beleidigt, in den Staub getreten werden, der Handelsgewinn stellte die verletzten Gemüther zufrieden. Daneben hielt man auf strenge Behauptung des einmal errungenen Monopols, beaufsichtigte die Beamten, welche alle von Unten auf dienen mußten, auf das Genaueste, zahlte pünktlichst, und scheute keine Mittel zum Zwecke. Ungemein schnell erweiterten die Holländer auf Kosten der Spanier und Portugiesen, in fortwährenden Kämpfen mit diesen, ihre indische Inselherrschaft. Bereits im J. 1605 waren sie Herren der Molukken, im J. 1607 von Ternate, Banda, und 1609 besaßen sie in Japan Factoreien, sodaß bei den im J. 1609 angeknüpften Friedensunterhandlungen der Republik mit Spanien an ein Aufgeben des ostindischen Handels, wie Spanien verlangte, nicht mehr zu denken war. Wiederholt stellten damals die Directoren der Compagnie den Generalstaaten die große Wichtigkeit jenes Handels vor. Mit 20 Schiffen handele man nach Guinea, mit 80 nach den Inseln des grünen Vorgebirges, mit 20 nach den Küsten von Amerika, mit 40 nach Ostindien; jeder dieser Handelszweige könne noch bedeutend erweitert, der schon ansehnliche Gewinn noch vermehrt werden. Spanien mußte von seiner Foderung ablassen und schon ein Jahr darauf (1610) fand man holländischerseits es für nöthig, einen Generalgouverneur, Pieter Both, nach Indien zu senden. Als Oberbefehlshaber zu Wasser und zu Lande, und als Präsident des ihm zur Unterstützung an die Seite gestellten Rathes von Indien, genoß der Generalgouverneur einer fürstlichen Stellung. Von ihm wurden in Gemeinschaft mit dem Rathe von Indien alle Fragen der Politik und des Handels entschieden, alle höhere Beamte der Compagnie in Indien ernannt; nur den Anordnungen des Directoriums in Europa war er Folge zu leisten angewiesen, von den Generalstaaten ward seine Ernennung bestätigt. In dringenden Fällen hatte der Rath von Indien bei entstehender Vacanz das Recht seiner Wahl.

Die äußere politische Geschichte der holländisch-ostindischen Compagnie in Indien besteht nun bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast nur in einer Reihe von größeen oder kleinern Kämpfen, welche theils zur Sicherung des Erworbenen, theils zur Erweiterung der Herrschaft unternommen wurden. Die Empörungen der einmal unterworfenen einheimischen Inselfürsten, die Angriffe der noch frei sich haltenden, erneuern sich fortwährend in kurzen Zwischenräumen, und bedrohen nicht selten die ganze Existenz der holländischen Herrschaft. Namentlich sind es die Fürsten von Bantam und andere auf Java, welche in stets wiederholten Kriegen das von dem Generalgouverneur Jan Pietersz̈oon Koen im J. 1618 erbaute und zum Hauptsitze gewählte Batavia bedrängen. Neben diesen Kämpfen mit den Einheimischen gehen dann die Kriege mit den Portugiesen, Spanieen und Engländern nebenher, welche jedoch, weil es mehr vereinzelte Unternehmungen sind, keineswegs das Interesse der englisch-französisch-indischen auf dem Continent von Ostindien haben, indem jenen ganz die vielfachen politischen Verwickelungen fehlen, welche diesen zu Grunde liegen und mehr als die einzelnen Kriegszüge die Aufmerksamkeit fesseln. Den Portu-

Digitized by Google

gieſen entriſſen die Holländer im J. 1641 Malakka, 1658 nach mehren Kämpfen Ceylon, 1660 Celebes und ſeit 1663 die wichtigſten Punkte auf der malabariſchen Küſte; die Engländer verdrängten ſie ſchon früher ganz von der Theilnahme an dem Handel auf den Inſeln, wie denn überhaupt das Ende des 17. und der Anfang des 18. Jahrh. die Zeiten ihrer größten Macht ſind. Damals bildete ſich denn auch die Organiſation ihrer Colonialherrſchaft aus. Unter dem Generalgouverneur und dem Rathe von Indien, welche beide zu Batavia ihren Sitz hatten, ſtanden ſieben Gouvernements: Amboina, Banda, Ternate, Malakka, Ceylon, Makaſſar und die im J. 1652 errichtete Colonie auf dem Cap der guten Hoffnung. Außerdem gab es vier Directorialniederlaſſungen: Koromandel, Houghly, Sorate und Bender Abaſſy; vier Commanderien: Malabar, Punto Gale, Jaffanapatnam und Samarang; und drei Comptoirs mit einem Oberſten: Bantam, Padang und Japan. Neben dem Generalgouverneur behauptete die erſte Stelle der Generaldirector des Handels in Batavia, zugleich der älteſte im Rathe von Indien. Unter ſeiner Aufſicht ſtanden alle Schiffe und Magazine, aller An- und Verkauf der Waaren. Der Rath von Indien war aus ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern zuſammengeſetzt. Die Zahl der erſtern, welche eine entſcheidende Stimme führten, betrug gewöhnlich fünf, die der letztern, welche nur mit beriethen, ohne zu entſcheiden, war acht. Doch hatten auch dieſe, wenn über Krieg oder Frieden, oder über die Wahl eines neuen Generalgouverneurs berathen wurde, gleichfalls eine entſcheidende Stimme. Der Generalgouverneur und der Rath von Indien beſetzten alle Beamtenſtellen, nur die untern zu ernennen hatten die Gouverneure mit den ihnen zur Seite ſtehenden Regierungsräthen das Recht. Zur Ausübung der höchſten Juſtiz war ein eigener hoher Gerichtshof oder Juſtizrath eingerichtet, aus einem Präſidenten und neun Richtern beſtehend, welche inſofern unabhängig von dem Generalgouverneur daſtanden, als ſie direct und unmittelbar in Holland ſelbſt ernannt wurden, und auch jenen vor ihren Richterſtuhl in außerordentlichen Fällen zu ziehen berechtigt waren.

Bis zum Jahre 1697 hielt ſich die Compagnie ohne Schulden auf der Höhe ihres Reichthums, ſeitdem aber mehrte ſich das Deficit, welches im J. 1794 bei allen Kammern 118,265,447 Fl. betrug, wenn auch der Handel bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Ganzen nicht abnahm. Der Urſachen dieſes allmäligen Verfalls der Compagnieſinanzen finden ſich mehre. Zunächſt war die Direction in Europa ſo koſtbar als weitläufig eingerichtet, während die übergroße Zahl von Beamten in Indien ungemein ſpärlich beſoldet wurde. Sie wurden dadurch bei dem immer mehr ſteigenden Luxus des Lebens in den Colonien zu vielfachen Betrügereien gewiſſermaßen genöthigt, an denen Hohe und Niedere auf gleiche Weiſe Theil nahmen und ſich daher gegenſeitig ſchonten. Vor allen hat der ſogenannte particuläre Handel dieſer Beamten, der auf das Schärfſte unterſagt wurde, der Compagnie den größten Schaden, da es ſo weit kam, daß oft die Schiffe derſelben mehr particulaire als Compagniegüter an Bord führten; daß man die beſten Waaren für ſich, die ſchlechtern für jene ausſuchte. Es hatte im Laufe der Zeit unter allen Beamten eine ſolche Corruption um ſich gegriffen, daß jeder von dem Höchſten bis zum Niedrigſten nur ſein, nicht das Intereſſe der Compagnie im Auge hatte. Die Lieferungen an dieſe waren ſchlecht und wurden ihr theuer angerechnet, ihre Capitalien zu eigenen Speculationen benutzt ꝛc., und allem dieſem Unweſen konnte Niemand ſteuern, ſobald der Generalgouverneur, der trotz des ihm zur Seite geſetzten Rathes von Indien eigentlich Souverain war, ſelbſt daran Theil nahm. Indem nun von ihm alle Stellen beſetzt wurden, er ſelbſt aber in der Regel nur ſehr kurze Zeit im Amte blieb, war die natürliche Folge die, daß ſich alle Beamte, welche größtentheils mit der Ankunft eines neuen Generalgouverneurs ihre Stellen verloren, in ihrer kurzen Amtszeit ſoviel als möglich zu bereichern ſuchten. Vergebens verſuchte die Directorialregierung mehrmals, dieſem Unweſen zu ſteuern; die von ihr nach Indien geſandten Controleure konnten gegen die Gouverneure nichts durchſetzen oder verfielen ſelbſt oft genug in die Betrügereien, denen ſie Einhalt thun ſollten. Solchergeſtalt mußten ſich dann die Einkünfte der Compagnie verringern, während ihre Ausgaben ſtiegen.

So lange nun die Holländer noch die einzige oder doch die erſte europäiſche Nation waren, welche nach Oſtindien einen umfangreichen Handel betrieb, hielt ſich die Compagnie, trotz jenes innern Verderbens, auf ihrer Höhe. Als aber Franzoſen, Dänen und vor allen die Engländer gleichfalls mit Eifer dieſen Handel ergriffen, als die letztern nach und nach die präponderirende Macht auf dem Continent von Indien wurden, ſchadete dieſe Concurrenz ungemein den Holländern. Ihr Zwiſchenhandel in Indien, welchen jene Nationen ihren Bürgern frei gegeben, ſank immer mehr, und ſtürzte die Compagnie, da ſie ihn eigenſinnig trotz der Verluſte nicht aufgeben wollte, in eine immer größere Schuldenlaſt, welche zuletzt durch die Theilnahme an dem nordamerikaniſchen Kriege gegen England ſo ſehr ſich vermehrte, daß ſie den Ruin der Compagnie herbeiführte. Kurz vor dieſem Kriege betrug das Deficit nur 12 Millionen Gulden, nach demſelben im J. 1793 ſchon 107 Millionen, welche Steigerung theils durch die Ausgaben für den Krieg, theils durch die verminderte Einführung von Waaren nach Europa herbeigeführt ward.

Die Verwirrung, in welche die Compagnie-Angelegenheiten durch dieſen Finanzzuſtand geriethen, zog die Aufmerkſamkeit der Staaten von Holland endlich auf ſich, welche im J. 1791 eine Commiſſion ernannten, um im Vereine mit den 17 Directoren den Zuſtand der Compagnie zu unterſuchen, ſowie auf Mittel der Regeneration zu denken. Mancherlei neue Einrichtungen in der Art und Weiſe des Handelsbetriebes wurden damals feſtgeſetzt, Mißbräuche beſeitigt und zuletzt eine Commiſſion nach Indien ſelbſt geſandt, um dort die Organiſation zu reformiren. Allein bevor noch dieſe Commiſſion ihre Arbeiten beendigt hatte, ward die Compagnie ſelbſt aufgelöſt.

Der damals ausbrechende Revolutionskrieg gegen Frankreich, dann die Revolution in Holland ſelbſt und die Theilnahme der neuen Republik an dem Kriege gegen

Digitized by Google

England, zertrümmerten alle Hoffnungen auf eine Regeneration der Compagnie, gegen welche sich natürlich auch die Stimme der neuen Gewalthaber in Holland erklärte. Am 15. Sept. 1795 hoben die provisorischen Volksrepräsentanten die bisherige Directorialregierung der Compagnie auf. Ihre Besitzungen wurden Eigenthum der Nation, ihre Schulden für Nationalschulden erklärt, die Administration einem Regierungscommittee übertragen, und das Monopol nach dem westlichen Ostindien aufgehoben. Seitdem ist die Compagnie nicht wiedee erstanden.

III. Französisch-ostindische Compagnie. Als Colbert während der Regierung Ludwig's XIV. an der Spitze der innern Verwaltung Frankreichs stand, und auf alle Weise Industrie, Gewerbe und Handel seines Vaterlandes zu heben suchte, faßte er auch den französisch-ostindischen Handel ins Auge und glaubte durch die Erfolge der holländischen Compagnie angeregt, diesen nicht besser heben zu können, als durch Errichtung einer gleichen Handelsgesellschaft. So trat denn im August 1664 die französisch-ostindische Compagnie ins Leben. Sie ward mit einem Fonds von 50 Millionen Franken, wovon der König 3 Millionen übernahm, ausgestattet, und erhielt auf 50 Jahre das ausschließende Recht jenes Handels, sowie das Eigenthum ihrer Eroberungen. Niemals hat es jedoch diese Compagnie zu einer großen Bedeutsamkeit gebracht, hauptsächlich auch mit deshalb, weil die französische Regierung zu viel darin regieren wollte. Zunächst richtete man nun französischerseits seine Aufmerksamkeit auf die Insel Madagaskar, eine gänzlich verfehlte Speculation, weil hier gar kein Ort für einen Handelsbetrieb war. Als man hiervon Einsicht erlangt hatte, versuchte man, wiewol vergeblich, sich auf Ceylon festzusetzen, und errichtete dann im J. 1675 ein Comtoir in Surate. Wenige Jahre später verkaufte ein französischer Kaufmann seine kleine Territorialbesitzung auf der Küste Koromandel an die Compagnie, welche daselbst seit dem J. 1679 Pondichery erbaute und diesen Ort zum Mittelpunkt ihrer ostindischen Verhältnisse erhob. Es wurden mit China, Siam u. s. w. Handelsverbindungen angeknüpft, in Bengalen selbst eine Factorei angelegt; aber alle diese Vortheile gingen verloren während der langen Kriege, welche in Folge des Angriffs Ludwig's XIV. auf Holland entstanden waren. Die Holländer nahmen damals fast alle französische Orte in Indien in Besitz, eroberten Pondichery und störten solchergestalt den Handel jener Nation dermaßen, daß die Compagnie ihrem gänzlichen Sturze mehrmals nahe erschien. Im Anfange des 18. Jahrh. benutzte der bekannte Financier Law, die ostindische wie fast alle andere Handelsgesellschaften Frankreichs, für seine Speculationen, indem er sie alle im J. 1719 in die sogenannte französisch-indische Gesellschaft vereinte. Als diese Speculationen schon im J. 1721 zusammenfielen, suchten natürlich die einzelnen Gesellschaften wieder eine eigene Existenz zu gewinnen, bei welchem Streben die ostindische durch mancherlei Bewilligungen, wie des Tabaksmonopols in Frankreich, begünstigt ward. Die Compagnie schien wirklich unter dem Ministerium von Fleury aufzublühen. In Indien erhielt sie vom Mogul die Erlaubniß Geld zu prägen, welches Recht eine jährliche Revenue von 130,000 Fr. eintrug; von dem Radschah von Tanjore wurde ein Landdistrict von 113 Dörfern erworben, und die Thätigkeit des Gouverneurs Dupleix schien die Franzosen zur einflußreichsten Nation in Indien zu erheben. — Wir haben bereits in der Geschichte der englisch-ostindischen Compagnie gezeigt, auf welche Weise alle diese Hoffnungen der Franzosen vereitelt wurden, und seit dem siebenjährigen Kriege ihre Macht in Indien durch die Engländer fast gänzlich gebrochen war. Diese Verluste führten dann auch die Auflösung der Compagnie herbei, welche am 13. Aug. 1769 durch den König von Frankreich statt hatte. Die Krone übernahm gegen 30 Millionen Franken alles Eigenthum der Gesellschaft, und gab den Handel nach Indien frei. Ein späterer (1785) Versuch, sie wieder herzustellen mißglückte, gänzlich durch das Übergewicht, welches die Engländer in Ostindien errungen hatten.

Außer diesen westlichen Nationen Europa's haben auch zwei nordische Staaten, Dänemark und Schweden, aus einem directen Verkehre mit Ostindien und Stiftung einer Handelsgesellschaft für diesen Zweck Vortheile zu ziehen versucht.

IV. Die dänisch-ostindische Compagnie ward unter der Regierung König Christian's IV. mit einem Fonds von 250,000 Thlen. im J. 1618 errichtet, und hatte das Glück, von dem Radschah von Tanjore einen Bezirk zu erhalten, auf welchem sie die Stadt Tranquebar mit der Festung Dansburg erbaute. Der Handel dieser Gesellschaft ward mit ziemlich bedeutendem Gewinne geführt bis zu der Zeit, als die Holländer in Ostindien das Übergewicht erhielten. Seitdem sank die dänische Compagnie und mußte schon im J. 1634 ihre Rechte und Besitzungen an den Staat abtreten. Eine neue im J. 1670, zu gleichem Zweck, errichtete Handelsgesellschaft hielt sich gleichfalls nur bis zum J. 1729. Drei Jahre darauf (1732), erhielt dieselbe Gesellschaft unter dem Namen der dänisch-asiatischen Compagnie ein neues Handelsprivilegium vom Cap bis nach China, übergab aber fünf Jahre darauf, sich den Handel vorbehaltend, ihre Besitzungen an den König. Ihre Unternehmungen waren bis zum J. 1783 nicht ohne bedeutenden Gewinn, seitdem aber sank der directe Handel nach Ostindien und mit ihm der Werth der Actien immer mehr, sodaß z. B. im J. 1826 nur ein einziges Schiff nach Tranquebar gesegelt ist.

Im J. 1812 ist diese Gesellschaft auf 30 Jahre neuerdings privilegirt worden, und steht unter der Leitung von sieben Directoren, bestehend aus einem Rechtsgelehrten, einem Seemann und fünf Kaufleuten.

V. Die schwedisch-ostindische Compagnie hat niemals eine feste Besitzung in Ostindien erworben, sondern sich stets auf den Handel allein beschränkt. Sie wurde im J. 1731 zu Gothenburg errichtet und machte so günstige Geschäfte, daß sie in guten Zeiten eine Dividende von 26 Procenten auszahlen konnte. Seit dem Jahre 1806 ist sie neu organisirt und sendet auch jährlich einige Schiffe nach Ostindien und China aus.

(Richard Roepell.)

OSTINDISCHE WAAREN, Erzeugnisse Ostindiens und anderer asiatischer Länder, welche durch den

Digitized by Google

ostindischen Handel nach Europa gebracht werden, zerfallen in folgende Abtheilungen: 1) Gewürze und Drogueriewaaren, als Zimmt, Gewürznelken, Muskatnüsse und Muskatblüthe, Pfeffer, Ingwer, Sternanis, Kardamomen, Rhabarber, Thee, Kampher, Katechu, Kurkume, Borax, Salpeter, viele Harze und Gummiharze u.; 2) Seide und seidene Stoffe [1]); 3) Baumwolle und Baumwollenstoffe [2]); 4) Diamanten und andere Edelsteine, Zinn, Kupfer, feine Hölzer, Porzellan, lackirte Waaren und andere Luxusgegenstände. Einzelne Artikel geben über diese Producte nähern Aufschluß. (*Karmarsch.*)

OSTINDISCHER ARCHIPEL. Diese Inselgruppe liegt vom 11. bis 19.° n. Breite und vom 95° 30′ bis zum 153° 5′ östl. Länge, also zwischen Ostindien, China und Neuholland und zwar im östlichen Theile des indischen Oceans, der von den Seefahrern nach den verschiedenen Gegenden auch verschiedene Namen erhalten hat.

Ist nun gleich der ostindische Archipel die größte Inselgruppe auf der ganzen Erdkugel, so zeigen doch seine einzelnen Theile wegen seiner Lage zwischen den Wendekreisen und aus andern Ursachen eine große Gleichförmigkeit in Hinsicht ihrer natürlichen Beschaffenheit, ihrer Naturerzeugnisse und ihrer Bewohner. 1) Die zu ihm gehörenden Inseln sind sämmtlich gebirgig, ihre bedeutendsten Berge aber sind Vulkane. Man nimmt deshalb und aus andern Gründen an, daß sich in der vorgeschichtlichen Zeit das Festland von Asien über diesen Archipel oder einen Theil desselben bis Neuholland erstreckt haben, daß es aber durch vulkanische Revolutionen von ihm getrennt worden sein dürfte. 2) Das Klima ist heiß, aber feucht und begünstigt einen üppigen Pflanzenwuchs, der sich in den dichten Waldungen und ungeheuern Bäumen zeigt, die kaum Raum für einige mit Gras bewachsene Ebenen lassen. Sandwüsten fehlen ganz. 3) Die Moussons herrschen in diesem Archipel fast überall gleichmäßig, und unterscheiden ihn von andern Inselngruppen, die keine ähnliche Gleichförmigkeit periodischer Winde aufzuweisen haben. 4) Endlich ist auch der Umstand nicht als unwichtig zu betrachten, daß die einzelnen Inseln in geringer Entfernung von einander liegen. Bei aller dieser Gleichheit der natürlichen Beschaffenheit gibt es indessen auch nicht geringe Unterschiede der den Archipelagus bildenden einzelnen Bestandtheile. Crawfurd hat darnach eine Absonderung derselben vorgenommen und fünf Abtheilungen aus ihnen gebildet. In die erste hat er die Inseln Sumatra, Java, Bali und Lombok und die westliche Hälfte von Borneo gebracht. Die zweite läßt er aus der Insel Celebes nebst mehren kleinern, in ihrer Nachbarschaft gelegenen, aus der ganzen südlichen Inselkette von 134° bis 142° östl. Länge und aus der ganzen Ostküste Borneo's bis zum 3° nördl. Breite, bestehen. In die dritte setzt er alle Inseln zwischen dem 10° südl. und dem 2° nördl. Breite, und zwischen 142° bis 148 östl. Länge. Die vierte bildet er aus dem nordöstlichen Theile von Borneo, der Insel Magindanao und dem Sulu-Archipelagus. Endlich die fünfte enthält nach ihm die Philippinen. Die Unterschiede dieser fünf Abtheilungen gründet er theils auf den verschiedenen Grad der Feuchtbarkeit des Bodens, theils auf die verschiedenen Erzeugnisse desselben, theils auf andere Umstände, z. B. die abweichende Beschaffenheit der Passatwinde.

Was von der Natur des ostindischen Archipelagus gilt, gilt auch von seinen Bewohnern. Bei einer allgemeinen Ähnlichkeit derselben zu Folge der Vorherrschaft eines Volksstammes und ihrer Lage und Verhältnisse, gibt es doch auch große Abweichungen unter ihnen. Der Hauptbestandtheil von ihnen sind Malayen, zu denen sich aber Hindus, Papuas, Chinesen, Europäer und andere gesellt haben, wodurch hin und wieder die Bevölkerung einen sehr gemischten Charakter angenommen hat. Auf den größern Inseln gibt es überall eine Menge kleinen Völkerschaften, die sich durch ihre bürgerlichen Einrichtungen, durch Sitten und Sprache von einander absondern und nicht selten in ununterbrochener Feindschaft leben. Zum Theil sind sie noch äußerst roh, zum Theil haben sie in der Civilisation bedeutende Fortschritte gemacht, die meisten aber stehen zwischen beiden Stufen in der Mitte.

Für den Handel sind die Inseln dieses Archipels von der größten Wichtigkeit, sowol wegen ihrer Lage, als wegen des Reichthums ihrer Erzeugnisse. Wie nahe liegt ihnen nicht das südliche und besondees das südöstliche Asien und Australien! Aber bei der hohen Stufe der Ausbildung, worauf gegenwärtig das Seewesen steht, sind ihnen auch die entferntern Länder weit näher gerückt. Eine Zeit von sechs Wochen genügt zu einer Fahrt nach der westlichen Küste von Amerika und in drei Monaten legt ein Schiff den Weg nach Europa zurück. Inzwischen würde die Schiffahrt im Archipel selbst wegen der vielen engen Straßen mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, wenn in ihnen nicht die Winde und Strömungen sehr gleichmäßig wären. Nur die Philippinen werden öfter von Stürmen heimgesucht. Wie sehr aber ihr Productenreichthum zum Verkehre mit ihnen auffodert, lehrt eine Angabe der wichtigern. Das Mineralreich liefert Gold, Kupfer, Zinn, Blei, Quecksilber, Eisen, Galmei, Schwefel, Salpeter, Steinkohlen, Naphtha, Asbest, Marmor, Bergkrystalle, Edelsteine, und darunter Diamanten. Das Pflanzenreich ist ergiebig an trefflichen Holzarten und andern Gewächsen; man findet Eichen, Ahorn, Zedern, verschiedene Palmarten, schwarzes Ebenholz, Thik-, Eisenholz-, Drachenblut- und Manschinelbäume, Kutunbeng, Kalambak, Sandelholz- und Sapanholzbäume, Bambus, Tamarindenbäume, den Brodfruchtbaum, Färbehölzer, den

1) Die Seide wird von den Engländern vorzüglich aus Bengalen (jährlich 5—6000 Ballen) in verschiedenen Sorten in den Handel gebracht; sie ist theils weiß (von Radnagore), theils gelb (von Kusimbazar, Baulcak, Jungypore und Rungpore). 2) Die Baumwollensorten, welche aus Ostindien in den Handel kommen, sind im Allgemeinen von untergeordneter Qualität und stehen namentlich den meisten amerikanischen weit nach. Die gewöhnlichsten sind: Surate, welche zwar fein, aber sehr kurz, gelblich von Farbe und mit Blättern und Sand stark verunreinigt, daher nur zu groben Fabricaten anwendbar ist, Madras, Siam, Bengal, letztere weiß, seidenartig, aber zu sehr feinen Gespinnsten doch untauglich. Die gelbe Rankingbaumwolle ist das Material zu dem bekannten Stoffe gleiches Namens, sie kommt von Gossypium religiosum. Es gibt auch weiße Rankings. Man vergl. übrigens den Artikel Baumwolle.

Rotang, den Bohon Upas (einen Gifthaum), die Quiapopflanze; es ist Überfluß an Reis, Hirse, Mais, an den gewöhnlichen Getreidearten, wo man nöthig findet, sie anzubauen, an Sago, Rüben, Kohl, Pataten, Melonen, Kürbissen, Bananen, Pisang, Kadschang, Ignamen, Ananas, Mangopflaumen, Zichorien, Benzoë, Kampher, Kassia und Quassia, an Indigo, Pfeffer, Muskatnüssen, Gewürznelken, Sennesblättern, Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Baumwolle vorhanden. Das Thierreich weist, außer einer Menge europäischer Hausthiere, auch solche Thiere auf, die nicht in Europa vorkommen, oder wol gar im ostindischen Archipel vorzugsweise gefunden werden. Es gibt Rinder, Pferde, Schafe, Ziegen, Schweine, zahmes Geflügel, aber auch Elephanten, Nashörner, Büffel, Tiger, Schakale, Unzen, Bären, Affen, selbst den Orangutang, Hirsche, den Babirussa (Hirscheber), Gazellen, Antilopen, wilde Schweine, Stachelschweine, Hasen, die Zibethkatze, den Kuskus (eine Beutelthierart), Bienen, Seidenraupen, Krokodile, den Mange (eine Eidechsenart), den Dugang (eine Wallroßart), die Börsenkrabbe, Robben, Schildkröten, Barben, Sprotten, Makrelen, Aale, Mollusken, den Cachelot, Muscheln und darunter Perlenmuscheln; an Geflügeln ist der Reichthum ebenfalls groß, denn es finden sich Adler, Reiher, Störche, Reisvögel, Papageien, Flamingos, Pfauen, Paradiesvögel, Salanganen, Heerdenvögel, Pfefferfresser, Nashornvögel, Pilzschwalben, welche eßbare Nester bauen, ꝛc.

Dennoch würde dieser Productenreichthum geringe Bedeutung für den Handel haben, wenn sich nicht theils die Bewohner der Inseln, freilich nicht überall, durch Betriebsamkeit auszeichneten, theils die Europäer auf den bedeutendern Inseln sich niedergelassen hätten. Inzwischen lehrt doch die geringe Bevölkerung und der beschränkte Anbau, daß der ostindische Archipel einer weit größern Cultur fähig wäre.

Wir schließen damit, daß wir eine Zusammenstellung der Bestandtheile des ostindischen Archipels geben, wie sie den Geographen am angemessensten scheint.

I. Die großen Sundainseln.

1) Die Insel	Sumatra	6046	□M.	7—8,000,000	Einw.
2) — —	Borneo	9893	—	3,000,000	—
3) — —	Celebes	2558	—	3,000,000	—
4) — —	Java	2326	—	4,800,000	—

II. Die kleinen Sundainseln.

1) Die Insel	Bali	49	□ Meilen	muthmaßlich mit 2,100,000 Bewohnern.
2) — —	Lombok	71	—	
3) — —	Sumbava	371	—	
4) — —	Flores	422	—	
5) — —	Tschinidana	108	—	
6) — —	Sabrao	30	—	
7) — —	Solor	19	—	
8) — —	Lomblom	64½	—	
9) — —	Ombay	87	—	

10) Die Timorinseln: a) Timor 418 □Meilen; b) Rotti; c) Sinao; d) Cambing; e) Dac; f) Bouro; g) Deels; h) Lombe.

III. Die Molukken oder Gewürzinseln.

1) Die Bandainseln	479,70	□Meilen	muthmaßlich mit 1,200,000 Bewohnern.
2) Die Amboinen	445,30	—	
3) Die eigentlichen Molukken oder Ternatas	785,40	—	

IV. Die Suluinseln, 621 □Meilen, mit 280,000 Bewohnern.

V. Die Inseln Magindanao (auch Mindanao, Melindeno), 1174 □Meilen, mit 1,000,000 Bewohnern.

VI. Die Philippinen, deren Zahl von einigen auf 1200 angegeben wird, 6000 □Meilen, mit muthmaßlich 4,500,000 Bewohnern. (*Eiselen.*)

Ostiones, s. Ästier.

OSTIPPO, alter Name einer freien Stadt in Iberien, im Gerichtssprengel von Astigi, nach *Plinius* III, 3. Man erklärt es für einerlei mit dem Astapa bei *Livius* XXXVIII, 22., welches beim heutigen Estepa zu suchen. Mannert sucht es bei Fuentes. (Ukert Geogr. II. 1, 560.) (*H.*)

Ostites lapis, s. Osteocolla.

OSTIUM, Öffnung, Mündung von Gefäßen, Gängen ꝛc. Z. B. **Ostium tubae Eustachii**, Ausgang der Eustachischen Trompete. Vorzugsweise wird **Ostium** gebraucht bei der Beschreibung des Herzens, für die zwischen Vorkammer und Kammer sich findende Mündung. S. d. Art. Herz. (*Moser.*)

OSTJÄKEN, ein äußerst schmutzig und unreinlich lebendes Volk, welches an den Flüssen Ob, Jenissa, Tom und Kat in dem tobolskischen, berefowschen, surgutschen, narümschen, tomskischen u. a. Kreisen des asiatischen Rußlands wohnt und herumzieht. Sie sind das östlichste Volk finnischer Abstammung [1]). Als die Tataren Sibirien eroberten, nannten sie alle Bewohner dieses weit ausgedehnten Erdstrichs, von welchem ihnen jedoch nur erst ein kleiner Theil bekannt war, ohne Unterschied der einzelnen Völkerschaften, Uschtják, welches Wort einen Fremdling oder Barbaren bedeutet. Diese Benennung ist Anfangs aus Unwissenheit von den Russen beibehalten worden, und hat sich nachher in dem Maße verloren, in welchem man die Verschiedenheit der sibirischen Völker nach und nach genauer hat kennen gelernt. Noch bis auf den heutigen Tag ist sie aber dennoch drei an Abkunft und Sprache sehr verschiedenen Völkern geblieben, den obischen, narümschen und jenisseischen Ostjäken. Nur die erste dieser drei Völkerschaften mit ihren Nebenstämmen gehört zum finnischen Stamme. Sie nennen sich selbst theils (die südlichern) Asjachen, von dem Fluß Ob, der in ihrer Sprache Jach heißt, theils (die nördlichern) Chondi-Chui, d. i. Leute vom Flusse Chonda, und ihr Land Chondien, vermuthlich weil ihre Urstize an diesem Flusse waren. Beide haben jetzt ihre Wohnplätze am Ob

1) Ein teutscher Officier aus Esthland, welcher Finnisch und Esthnisch sprach (da beide Sprachen blos dialektisch verschieden sind) und mit einem russischen Regimente einige Zeit dort stand, erzählte mir, daß er in jener entfernten Weltgegend, zu seiner Verwunderung habe Esthnisch und Finnisch sprechen hören; ein unwidersprechlicher Beweis von der finnischen Abkunft dieses Volkes.

Digitized by Google

und Irtisch, in der Statthalterschaft Tobolsk, und leiten ihren Ursprung von den Permiern her, welche großentheils mit den Sirjänen im 14. Jahrh. in diese rauhen Gegenden kamen, um dem drückenden Bekehrungseifer des Bischofs Stephan auszuweichen. Wenn diese Ableitung so gewiß wäre, als sie durch die Ähnlichkeit der Sprachen wahrscheinlich ist, so müssen sie allerdings einen wichtigen Beweggrund gehabt haben, ihr milderes Klima an der Westseite des Ural mit den rauhen Gegenden am Ob zu vertauschen. Man hält die obischen Ostjäken für eins der zahlreichsten sibirischen Völker, obgleich genauere Angaben von ihrer Volksmenge fehlen. Nach Einigen sollen die narümschen Ostjäken nicht finnischen Stammes, sondern näher mit den jenisseischen verwandt sein. Wir können das nicht entscheiden, folgen aber Georgi, der sie bestimmt zu den obischen rechnet und von den jenisseischen trennt. Die obischen Ostjäken haben sich bis jetzt, trotz des rauhen Klima's und ihrer harten Lebensart, als eins der zahlreichsten Völker in Sibirien erhalten. Nach Wichmann steuern sie, ohne die narümschen, für 35,300 Köpfe, und ihre gesammte Volksmenge soll 110,000 Seelen beiderlei Geschlechts betragen.

Aus den meisten dieser finnischen Nationen, vorzüglich aber aus Tscheremissen, Tschuwaschen und Wotjäken, ist ein vermischter Volkshaufen entstanden, der sich noch durch Tataren vermehrt hat, und jetzt als eine eigene Völkerschaft angesehen werden kann. Die Russen haben diesem Volkshaufen den Namen Tepteri gegeben, der ursprünglich tatarisch ist, und Menschen bezeichnet, die keine Steuern zahlen können.

Vor der russischen Herrschaft hatten die Ostjäken ihre eigenen Fürsten, deren Nachkommen noch als Edle gelten, und aus welchen die Vorsteher ihrer Tribus gewählt werden. Alle obische Ostjäken sind Fischer, und besitzen in diesem Gewerbe viele Geschicklichkeit. Die meisten halten auch Rennthiere, manche bis 200 Stück, welche sie zum Ziehen und Fahren, sowie die Hunde von einer starken Race zur Jagd gebrauchen. Andere Hausthiere haben sie nicht, man müßte denn junge Füchse dahin zählen, die sie jung aus den Nestern holen, in ihren Hütten aufziehen und dann der Bälge wegen schlachten, zum Theil auch wol verzehren. Im Winter beschäftigen sie sich mit der Jagd, wegen welcher sie in kleinen Haufen einige Wochen in den Wildnissen herumstreifen, und gefrorne Fische zur Nahrung auf Schlitten mit sich nehmen. Sie bedienen sich mehr des Bogens als des Feuergewehrs. Von Ackerbau und Viehzucht wissen sie nichts, die auch in diesen Gegenden nicht gedeihen würden. Ihre Geräthschaften zur Jagd und Fischerei, ihre Schlitten und Kanots verfertigen sie selbst. Ihre Weiber trocknen Fische, gärben Pelzwerk, kochen Thran, bereiten Fischleim, nähen Kleider (mit Zwirn aus Rennthiersehnen) und weben aus Nesseln grobe Leinwand. Trockene Fische, Fischleim, Thran und Pelzwerk bringen sie nach den entfernten Städten, und tauschen sich dafür Schmuck, Korallen und Klimperwerk zu Kleidern, Mehl, Grütze, Tabak, Branntwein, einige gute Hauswirthe auch wol Kessel, Kohlpfannen, Bleche, Becher, wol gar silberne, ꝛc. ein. Der Vortheil des Handels ist auf ihrer Seite; sie verkaufen aber gewöhnlich den Überschuß und bringen selten viel mit nach Hause.

Ihre Dörfer bestehen aus 5, 10 bis 20 Hütten, welche sie an einem Fluß oder an das Seeufer bauen, und 5 bis 20 Dörfer machen eine Wolost (Gebiet) aus. Die Winterhütten sind Blockhäuschen, die halb in der Erde stehen. In den Umgegenden von Beresow und Obdorsk enthalten diese Hütten 4, 6 bis 10 Kammern um einen gemeinschaftlichen Feuerherd; jede Kammer wird von einer Familie bewohnt. Da dem Rauche fast gar kein Ausweg gelassen ist, so kann man denken, wie schwarz diese Wohnungen aussehen müssen! Dazu kommt ein unausstehlicher Dunst und Gestank von Unreinigkeiten aller Art, welche Menschen und Hunde verursachen, und die niemand hindert oder wegschafft, sodaß der Ekel und die Unsauberkeit in diesen Wohnungen alle Vorstellung übertrifft. Hier und da haben sie in Wäldern und an Flüssen auch kleine Vorrathshütten. Im Sommer ziehen sie der Fischerei wegen von einem See und Flusse zum andern, und errichten für diese Wanderungen kegelförmige Stangenjurten. Die dann verlassenen Winter- und Vorrathshütten stehen offen, ohne bestohlen zu werden. Fische sind ihre Hauptnahrung, frisch, getrocknet, geräuchert, gefroren und in hölzernen Mörsern zerstoßen; dieses letztere, sowie auch das im Winter von den Gräten abgeschabte gefrorne Fleisch wird ganz roh gegessen und vertritt die Stelle des Brodes, welches sie nicht haben. Auch die frischen Fische essen die beresowschen und obdorskischen Ostjäken größtentheil roh, alle essen sie aber ohne Salz. Sie trinken Wasser, Fisch- oder Fleischbrühe, auch Milch und Branntwein. Ist letzterer nicht vorhanden, so brauschen sie sich durch Fliegenschwämme, die entweder frisch gegessen werden, oder man trinkt den Absud von getrockneten. Sie sind phlegmatisch, sehr abergläubig, unsauber, einfältig, dabei aber folgsam, gutherzig und gegen Fremde gastfrei. Die jungen Mädchen sehen zum Theil nicht übel aus, verheirathet aber werden sie, nach dem ersten Wochenbette, runzelig und häßlich. Alle genießen übrigens einer guten Gesundheit, kennen wenige Krankheiten und erreichen ein hohes Alter.

Ihre Religion ist ursprünglich die schamanisch-heidnische, aber die meisten haben gegenwärtig die Taufe angenommen und unter 32,700 Männern, welche im J. 1810 in der Statthalterschaft Tobolsk und Tomsk Steuer entrichteten, waren nur 4000 ungetaufte. Die christlichen Ostjäken haben ihre eigenen (russischen) Kirchen, sie sind aber noch voll heidnischen Aberglaubens und abgöttischer Ceremonien; so nehmen sie z. B. noch immer gern einen kleinen Götzen im Stiefel mit, wenn sie auf die Jagd gehen. Ihre Götzen sind geschnitzte hölzerne Figuren, Bäume, auf denen Adler nisten, unförmliche Strunke und seltsam geformte Steine. Sie hatten aber auch metallene Götzenbilder, welche Thiere, besonders Vögel, vorstellten. Ihrer Sage nach waren sie Erbstücke von ihren tschudischen Vorfahren. Unter Peter I. wurden seit dem Jahre 1712 viele ihrer Götzen verbrannt; die Schamanen aber machten ihren Anhängern weiß, daß sich mehre derselben wieder eingefunden und nur andere Wohnsitze gewählt hätten. Sie haben weder Tempel noch Kapellen, sondern

Digitized by Google

gewisse heilige Höhen und andere Plätze in Wäldern, wo angesehene Götzenbilder stehen; zwei Figuren, eine männliche und eine weibliche, sollen die Hauptgötzen sein. Eine jede wird von ihrem Geschlechte verehrt, steht unter einer Hütte zwischen mit Köchern und Bogen gezierten Bäumen und ist nach Landessitte mit Messing, Tuch, Schalen und Pelzwerk geschmückt. Aber sowol bei den christlichen als heidnischen Ostjäken steht der Bär (zumal der weiße) in so hoher Achtung, daß sie bei demselben ihre heiligsten Schwüre ablegen.

Die Mädchen werden schon von Jugend auf zur künftigen Dienstbarkeit erzogen. Will ein junger Mann ein Mädchen heirathen, so begibt er sich mit einigen seiner Verwandten und Freunden zu dessen Vater. Dieser bewirthet seine Gäste, so gut er es vermag. Darauf geht der Bräutigam mit seiner Begleitung in eine andere Hütte, und schickt von hier aus einen Freiwerber an den Vater der Braut. Nachdem beide Theile über den Preis, welchen der Bräutigam für die Braut bezahlen soll, einig geworden sind, und jener die Zahlung geleistet hat (welches meistens terminweise geschieht), kann diese mit ihrer Habe entlassen werden. Ein reiches Mädchen verkauft sich wol für 100 Rennthiere und allerlei Pelzwerk. Es ist Sitte, daß eine Ehefrau sich nicht vor ihrem Schwiegervater, und ein Ehemann, so lange er keine Erben hat, nicht vor seiner Schwiegermutter sehen lassen darf; wenn sie ihnen begegnen, wenden sie sich weg und bedecken sich das Gesicht. Übrigens nimmt ein Mann so viele Weiber, als er ernähren kann. Für Schande halten sie es, in einerlei männlichen Stamm zu heirathen.

Die Pocken richten oft große Verheerungen unter ihnen an. Da ihre Wohnungen sehr enge sind, so läßt man die Verstorbenen nicht lange über der Erde. Man zieht dem Todten seine besten Kleider an, legt ihn auf sein Lager und seine Geräthe neben ihn. Die Verwandten und Nachbarn versammeln sich bei der Leiche und beweinen den Abgeschiedenen. Darauf legt man ihn in einen Kahn, dessen Spitzen abgehauen sind, trägt oder fährt ihn durch ein Rennthier auf den Begräbnißplatz und verscharrt ihn unter einer Menge alberner Ceremonien in einer zwei Fuß tiefen Grube. Das Rennthier wird auf dem Todtenacker geschlachtet und dient zum Trauermahle. Reichen Verstorbenen folgen drei Rennthiere, wol aufgeputzt, mit leeren Schlitten. Sie werden am Grabe getödtet und bleiben zum künftigen Gebrauch in der andern Welt für den Abgeschiedenen liegen. Ihr Geschirr hängt man an ein kleines Gerüst, die Schlitten lehnt man umgekehrt daran, und wenn dies geschehen ist, setzt man sich zum Todtenmahle[2]). (*J. C. Petri.*)

OSTKAP. Das Ostkap ist die äußerste Spitze von Asien im Nordosten und bildet mit dem ihm in Amerika gegenüberliegenden Kap Prinz Wallis die Beringsstraße. Es liegt unter 199° der Länge und 66° 24′ nördl. Br. und gehört, wie das südlicher liegende Tschukolskoi-Noß zu dem Gebirge Stannovoi Jablonnoi, welches in beiden am Meere ausläuft. (*Eiselen.*)

OSTLÄNDISHE COMPAGNIE, war eine von Elisabeth im J. 1559 bestätigte britische Handelsgesellschaft, gestiftet, um den Handel mit den Ostseeländern zu treiben, der bis dahin ganz in den Händen der Hansestädte gewesen war, die in England große Vorrechte besaßen und den Aventurern, d. h. den britischen Kaufleuten, welche einen Activhandel mit dem Ausland unterhielten, bei dem Absatz ihrer Waaren sehr im Wege standen. Besondere Bedeutung erlangte diese Gesellschaft aber nicht, weil ihr Zweck bald immer weniger ihr Bestehen nothwendig machte, da schon um die Zeit ihrer Entstehung der Handel der Hansestädte abzunehmen anfing. (*Eiselen.*)

OSTLOTHIAN, Eastlothian, eine der 31 Shires von Schottland, bildet mit den Shires von Edinburgh und Linlithgow die alte Grafschaft Lothian, wird jetzt gewöhnlich nach der darin liegenden Stadt Haddington genannt, liegt im südlichen Theile des Königreichs, zwischen 14° 37′ und 15° 20′ östl. Länge und zwischen 50° 44′ und 56° 4′ nördl. Breite, stößt im Westen an Edinburgh oder Mittel-Lothian, im Süden und Osten an Berwick und im Norden an das teutsche Meer. Ihr Flächeninhalt beträgt 14 □ Meilen, worauf über 35,000 Menschen leben, sodaß wenigstens 2500 Individuen durchschnittlich auf die Quadratmeile kommen. Die Zahl der Häuser wird auf 6230, die der Kirchspiele auf 24 angegeben. Der Boden ist im Ganzen wellenförmig eben, nur im Süden zieht sich das Gebirge Lammermoor hindurch, welches mehre Höhen enthält, von denen die bedeutendste der Spartletonhill ist, der sich 1615 F. erhebt. Der Whitekirkhill gewähet eine schöne und weite Aussicht, hat aber nur eine Höhe von 900 F. Seen von Bedeutung gibt es hier nicht, und nur zwei Flüsse: den Biel, der bei Bielmouth in den Frith fällt, und den Tyne, der, auf dem Lammermoor entspringend, sich in das teutsche Meer ergießt. Heilquellen finden sich vornehmlich bei Humbin, Salton, Speth. Die Hauptproducte sind die bekannten Getreidearten, Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Obst, Flachs, Tang, Holz, die gewöhnlichen Hausthiere, Geflügel, Fische, Eisen-, Steinkohlen, Kalk, Sandstein, Baisalz. Der Ackerbau wird mit Eifer und Einsicht betrieben, auch ist der Boden außerordentlich verbessert worden, sodaß er reichlich lohnt. Der bedeutenden Rindviehzucht wegen baut man besonders Turnips und andere Futterkräuter. Auf dem Lammermoore werden beträchtliche Schafheerden gehalten. Der Landmann ist im Allgemeinen wohlhabend, denn die Pachtgüter sind in dieser Gegend größer als in dem übrigen Schottland. An dem Strand ist die Fischerei lebhaft. Der Kunstfleiß ist gering. Es gibt Tuchwebereien, Töpfereien, Papiermühlen und chemische Fabriken. Ausfuhrgegenstände sind: Weizen, Malz, Graupen, Kelp, Wolle, Hammel, Häringe, Hummern, Austern, Steingut, Töpferwaare, Stärke, Seife, Vitriol, Scheidewasser. (*Eiselen.*)

2) Bei diesem Artikel vergl. man: Pallas, Reise, 3. Thl. Güldenstädt, Reisen. Wichmann, Russ. Monarchie. Georgi, Beschreibung des russ. Reichs. Heyen, Encyklopädie des russ. Reichs. Das russ. Reich von Schäffer (diese beiden sehr ausführlich). Bedmsen, Geographie des russ. Reichs. Georgi, Gemälde des russ. Reichs, 1. Thl. Hassel, Erdbeschreibung des russ. Reichs in Asien ꝛc.

Digitized by Google

OSTMANNEN, heißen die Nordmannen, welche in Irland drei Reiche gründeten, zu Dublin, Limerik und Waterfort. Schon vor dem Jahre 851 hatten die Ostmannen Dublin und das benachbaete Land Fingall eingenommen, denn im J. 851 war zwischen den Ostmannen von Dublin und andern ihres Geschlechts eine gewaltige Schlacht, in welcher die Dubliner geschlagen und Dublin selbst geplündert ward. Die Geschlagenen flohen in ihr Vaterland und kehrten im J. 852 von ihren Landsleuten verstärkt zurück und eroberten Dublin wieder. Mit einer großen Flotte Dänen und Norweger landete Amlav im J. 853, und alle Ostmannen Irlands unterwarfen sich ihm. Zwischen dem Könige der Iren, Mechalin, und den Ostmannen war im J. 856 eine gewaltige Schlacht, in welcher auf beiden Theilen viele umkamen. Cathald dee Weiße, der sich erhob, waed im J. 856 von Amlav und Ivae in einer Schlacht in Momon geschlagen. Amlav und Ivar thaten im Jahr 859 eine Heerfahrt nach Meath. Als nach Mechalin's Tode im J. 862 Lorian, Cathald's Sohn, und Cornelius, Dermit's Sohn, das Reich unter sich getheilt, wurden sie von den Ostmannen gefangen und Edan zum Könige von Irland erhoben. Nach einer mörderischen Schlacht veebrannte Amlav im J. 869 Armach. Amlav und Ivar segelten im J. 870 nach Britannien zu Hilfe den Dänen Hinquar und Hubba, und keheten im J. 870 mit großer Beute nach Dublin zurück. Amlav starb kuez darauf, so auch Ivar im J. 872, als König der Ostmannen in ganz Irland. König Ailill von Lagen ward im J. 871 von den Ostmannen erschlagen. Ostin, Amlav's Sohn, hatte den Picten eine große Niederlage beigebracht, als er im J. 875 duech Hinterlist der Ostmannen seinen Tod fand. Zwischen den Ostmannen und dem Könige Flan von Irland war im J. 880 eine mörderische Schlacht, in welcher auf Flan's Seite Edanus, des Cornelius Sohn, König von Conatien, fiel. Kurz darauf verlor Godfrid, Ivar's Sohn, Fürst der Ostmannen, durch seines Bruders Sitrik Veranstaltung, das Leben. Zwischen Sitrik, Ivar's Sohn und Galfried, Merl geheißen, walkete im Jahre 892 großer Zwist ob, sodaß Dublin gleichsam getheilt war, indem ein Theil Sitriken, der andere Galfrieden folgte. Die Ostmannen von Dublin zogen im J. 895 nach Ulton und plünderten Armach. Sitrik, der Beudermörder, ward im J. 896 von den Seinigen erschlagen. In der trikomater Schlacht im nämlichen Jahre zwischen Amlav, Ivar's Sohn, und den Ultonern, veelor Amlav Sieg und Leben. Die mit einer frischen Flotte im J. 902 gelandeten Ostmannen erlitten von den Lagenern in der Schlacht bei Dublin eine geoße Niederlage. In dee Seeschlacht bei der Insel Man im J. 914 zwischen den Ostmannen Barred und Reginald O-Hivar verlor ersterer den Sieg, und nebst seinen Söhnen das Leben. Die Ostmannen, die im J. 915 mit einer großen Flotte gelandet und einen Theil Momons verheert, wurden hier im J. 916 in einigen Schlachten besiegt, kämpften aber in Lagen glücklicher, denn unter Sitrik's Anführung fiel Angare, des Königs Ailill von Lagenien Sohn in der Schlacht, und viele Geoße mit ihm. Zur nämlichen Zeit verheerten die Ostmannen von Dublin Anglea, sowie die von Momon im J. 918 Schottland. In der großen Schlacht bei Dublin, den 15. Sept. 919, erschlugen die Ostmannen den König Nell Glundul von Irland und eine Menge Großer mit ihm, erlitten aber im folgenden Jahre von Nell's Nachfolger, Donat, Flan's Sohn, eine große Niederlage. Dem im J. 921 sterbenden Könige der Ostmannen von Dublin folgte Godfeied; er zog mit Heeresmacht nach Ulton und plünderte im Nov. 921 Armach. Bei seiner Heerfahrt gegen Limerik im J. 924 verlor er den größten Theil seines Heeres. Seinen Sohn Olaf sandte Godfried im J. 926 mit einem Heere nach Ulton. Zweimal ward Olaf von den Ultonern in die Flucht geschlagen und mit Mühe von seinem Vater, der ihm mit neuen Hilfstruppen von Dublin folgte, befreit. Godfried, wegen Grausamkeit beeüchtigt, starb im J. 934, ihm folgte sein Sohn Olaf, der im J. 941 eines plötzlichen Todes staeb. Dun, Clonard und Kildar und die angrenzenden Gegenden wurden im J 942 durch verschiedene Heere der Ostmannen verwüstet. Die in Lecal wohnenden Ostmannen wurden im J. 943 von den Ultonern aus ihren Sitzen vertrieben, hatten den 26. Febe. Muetach, den König von Ailech, in der Schlacht erschlagen und den 27. Febr. Armach geplündert. Vom Könige Congelach von Irland und dem Könige Brien von Lagen ward Dublin im J. 944 erstürmt, und die dasigen Ostmannen erschlagen oder vertrieben. Dee Ostmann Blacae, Olaf's Bruder, eroberte mit Hilfstruppen Dublin wieder und stellte es wieder her. Die Ostmannen von Dublin, um die im J. 945 erlittene Niederlage zu rächen, verheeeten im J. 946 einen großen Theil von Meath, wueden aber im J. 947 vom Könige Congelach in der Schlacht geschlagen, erneuerten im J. 948 den Kampf, wurden von Congelach wieder besiegt und verloren ihren König Blacar und gegen 1600 in der Schlacht. Blacar'n folgte Godfried, Sitrik's Sohn. Ungeachtet ihrer erbitterten Kämpfe mit den Iren wurden die Ostmannen doch um diese Zeit zum Christenthume bekehrt, ohne daß jedoch ihee politischen Veehältnisse zu den Iren dadurch eine Veränderung erlitten. Die Ostmannen von Dublin plünderten und verbrannten im J. 950 Slan in Meath, erschlugen den König Congelach von Irland in der großen Schlacht vom J. 956. König Olaf von Dublin, oder nach Andern seine Söhne, plünderten mit der Flotte im J. 959 das heilige Vorgebirge Holy-head oder Caer-gubi auf der Insel Anglesea. Godfried, Olaf's Sohn, starb im J 982. Um diese Zeit unterwarf König Eadgar von England einen Theil von Jeland, insbesondere die Stadt Dublin, aber nicht dauernd. In dee mörderischen Schlacht zu Kilmon vom J. 970 zwischen dem Könige Donald von Irland und Donald, Congelach's Sohne, standen die Truppen des Ostmannes Olaf letzterem bei und ersteeer erlitt größern Verlust. Olaf, Sitrik's Sohn, besiegte und erschlug in der Schlacht vom J. 977 die Söhne des Königs Donald, Namens Murtach und Congelach. Der Sohn und Nachfolger des Königs Donald, Namens Melachlin oder Malachias, brach im J. 980 in der denkwürdigen Schlacht von Temoea die Macht der Ostmannen. Außer einigen Tausend Gemeinen fielen

faſt alle Heerführer der Oſtmannen, unter ihnen Reginald, Olaf's Sohn. Wegen ſeines Todes und der ſchrecklichen Niederlage der Oſtmannen pilgerte Olaf ſelbſt nach der Inſel Hven, that Buße daſelbſt und ſtarb vor Gram. Ihm folgte ſein Sohn Gluiarand oder Glumain. Nach der Schlacht von Temora verwüſtete Melachlin das den Oſtmannen gehörige Ländchen Fingall, und ſoll zu dieſer Zeit alle von den Oſtmannen gefangene Iren befreit haben. Nachdem die Oſtmannen von Dublin unter gewiſſen Bedingungen mit dem Könige Melachlin Frieden geſchloſſen, ſuchten ſie ſich auf andere Weiſe für ihren Verluſt ſchadlos zu halten, zogen Hilfstruppen zuſammen, brachen in das Gebiet des Königs Murchard von Lagen ein, fingen ihn, der ſein Land vertheidigen wollte, erſchlugen ihn kurz darauf und halfen im J. 983 dem Könige Melachlin den König von Lagen, Donald Clán, Lorcan's Sohn, beſiegen. In dieſer Schlacht fiel Patrik, des Königs Ivar von Waterford Sohn. Der König der Oſtmannen von Dublin, Gluniarand ward im J. 989 von ſeinem Diener umgebracht. Ihm folgte ſein Bruder Sitrik. Im nämlichen Jahre ward der König der Hebriden, Godfried, Harald's Sohn, erſchlagen, ihm folgte Reginald. Sitrik, Olaf's Sohn, ward im J. 992 von den Oſtmannen Dublin's verbannt, vor Ablaufe des Jahres zurückgerufen, und wieder auf den Hochſitz geſetzt, half im J. 999 Marian, Murchard's Sohne, das Reich von Lagen erkämpfen; doch vor dem Ende deſſelben Jahres, wurden die Oſtmannen von Dublin von Brien Boro, dem Könige von Momon, in der Schlacht bei Glenanin geſchlagen und Dublin erſtürmt und verheert. Doch ſtellten die Oſtmannen im J. 1000, nachdem ſie Brien Geiſeln geſtellt, Dublin wieder her und befeſtigten es. Im nämlichen Jahre ſtarb Ivar, der Kleinkönig der Oſtmannen von Waterford. Ihm folgte ſein Sohn Reginald. Lagen ward im J. 1013 zuerſt von Murchaed, dem Sohne des damaligen Königs Brien Boro von Irland, dann von Brien ſelbſt, bis vor Dublins Mauern ſchrecklich verheert. Die Lagener und Oſtmannen hatten zwar unterdeſſen Frieden mit einander geſchloſſen, ihre Truppen verbunden, und ſuchten ſich und das Ihrige zu ſchützen, aber vergebens. Zu Anfange des Jahres 1014 oder kurz vorher unterhandelte der König Brien Boro mit den meiſten Kleinkönigen Irlands dieſes, daß ſie mit vereinter Macht unternehmen wollten, Sitriken und alle Oſtmannen Dublins als offene Feinde des Reichs aus Irland zu vertreiben. Sitrik dagegen, der erfuhr, was Brien vorhatte, ließ nichts unverſucht, ſich und die Seinigen zu ſchützen. Mit dem Könige Málmurr von Lagen hatte er Frieden geſchloſſen, und erlangte von ihm, ſowie von den Oſtmannen, welche Man und Inche-gall (die Hebriden) bewohnten, Hilfe. Von beiden Seiten wurden ſo viele Truppen zuſammengezogen, und ſo kam es den 23. April zu der ungeheuren Schlacht zu Clantarf bei Dublin, in welcher Brien und ſein Sohn Murchard und deſſen Sohn Tirdelvak, und außer einer großen Zahl Großmänner 7000, oder nach Andern 11,000, auf Brien's Seite und auch ſehr viele von den Oſtmannen und den Lagenern fielen, unter ihnen Dubgall, Olaf's Sohn, Bruodor, der Anführer der oſtmänniſchen Flotte, der Brien erſchlagen hatte, Málmurr, der König von Lagen, Donald, der Heerführer der Fortualler ꝛc. Nach der fürchterlichen Schlacht zog ſich Sitrik mit den Überbleibſeln der Oſtmannen, welche die furchtbarſte Niederlage unter den ſchon ſiegenden Iren angerichtet hatten, nach Dublin zurück. Mechalin, der nach Brien's Falle wieder zum Großkönige von Jeland erwählt worden war, ſchlug im J. 1018 die oſtmänniſchen und lageniſchen Truppen in der Schlacht bei Fodvay. König Sitrik ließ im J. 1019 den König von Lagen, Málmurr's Sohn, in Dublin blenden. Reginald, Ivar's Sohn, Kleinkönig von Waterford, ſtarb im J. 1020 ſohnlos. Ihm folgte ſein Bruder Sitrik. Der andre Sitrik, König von Dublin, ward im J. 1022 vom König Ugair von Lagen in der Schlacht bei Delgne in die Flucht getrieben. Sitrik, der Kleinkönig der Oſtmannen von Waterford, ward im J. 1023 von Oſſorern erſchlagen. Ihm folgte ſein Sohn Reginald O-Hiver. Sitrik, König der Oſtmannen von Dublin, unternahm im J. 1029 eine Pilgerfahrt nach Rom und ſtarb unterwegs. Ihm folgte ſein Sohn Olaf oder Auloed; er ward im folgenden Jahre (1030) von Matthäus oder Mathgaun O-Riagar gefangen, und zahlte zum Löſegelde 200 Kühe, 80 britiſche Pferde, drei Unzen Gold und ein Schwert, das gewöhnlich Karlsſchwert genannt wird; wollte im J. 1035 nach Rom reiſen, ward aber in England erſchlagen. Ihm folgte ſein Sohn Sitrik, er erſchlug in ſeiner Reſidenz Dublin im J. 1036 den Kleinkönig von Waterford, Reginald O-Hiver. Communan O-Raban, Kleinkönig von Waterford, kam im J. 1038 durch Nachſtellung ſeiner Leute um, und Waterford ward im nämlichen Jahre von dem Könige Dermit von Lagen geplündert und verbrannt. Sitrik, Olaf's Sohn, König der Oſtmannen von Dublin, ſtarb im J. 1042 oder 1041. Ihm folgte Olaf oder Auloed. Deſſen Schwiegerſohn, Conan ap Jago, ſetzte mit Dublins Truppen nach Wallis hinüber, gegen den Kleinkönig Gruffin ap Llewellin, der das dem Flüchtlinge Conan nach Eebrecht gehörige Venedot an ſich geriſſen hatte, und fing Gruffin durch Liſt. Aber während er den Gefangenen nach den Schiffen führte, ſtrömten die Walliſer, hiervon benachrichtigt, in ſo großer Anzahl zuſammen, daß ſie leicht den Gruffin befreiten und Conan auf die Schiffe trieben. Voll Hoffnung, ſein Erbe Venedot wieder zu erobern, ſegelte Conan im J. 1050 mit einer andern Flotte von Dublin ab, verlor aber den größten Theil derſelben durch Sturm, und ward an Irlands Küſte zurückgeworfen. König Godred oder Gothrik Crovan von Man unterwarf ſich im J. 1066 Dublin und einen großen Theil von Layneſter, die Schotten aber bezwang er ſo, daß keiner, welcher ein Schiff oder einen Kahn bauete, mehr als drei Nägel einzufügen wagte. Godred Crovan ſtarb als König von Dublin, Man und den Hebriden im J. 1079 auf der Inſel Ila. Ihm folgte in der Regierung von Man und den Hebriden ſein Sohn Lagmann. Von den Dublinern ward, wol jetzt ſchon, Godfried Meranagh zum Könige erwählt. Von den Oſtmannen von Dublin ward im J. 1087 oder 1088 Waterford erobert und verbrannt. Als

Digitized by Google

die Ostmannen von Dublin, Waterford und Wiklo mit vereinter Macht Corcag zu plündern im J. 1089 beabsichtigten, wurden sie von den Oneaghenern in der Schlacht geschlagen. König Moriertach O'Brien von Irland vertrieb im J. 1095 den Kleinkönig Godfried Meranagh aus Dublin und dieser starb vor Gram. König Magnus von Norwegen eroberte im J. 1103 Man und die Hebriden, und schloß mit dem Könige Moriertach O'Brien von Irland ein Bündniß auf eine gewisse Zeit, ward aber im folgenden Jahre (1104), als er in Ulton spähete, von den Ultoneen abgeschnitten und erschlagen. Großen Schaden erlitten die Ostmannen von Limerik im J. 1109, indem dieses ein Raub der Flammen ward. Torfin, der Kleinkönig der Ostmannen von Dublin, starb im J. 1125 in der Blüthe seiner Jugend eines plötzlichen Todes. Die Ostmannen von Dublin und Donald Gillemoholmoc erschlugen im J. 1134 dessen Vater, den König Cornelius, Murchard's Sohn, von Meath in der Schlacht. Plötzlich aber wandte sich das Glücksrad. In einer andern Schlacht verlor Donald das Leben und seine Bundesgenossen, die Dubliner, den Sieg. Die Meather brachen in Fingall ein, und verwüsteten es durch Feuer und Schwert. Um das Jahr 1142 fiel Cadwaladr von seinem Bruder Owen Gwineth, dem Fürsten von Venodot, ab, floh nach Irland, und versprach den Ostmannen 2000 Mark, wenn sie mit gehöriger Heeresmacht gegen seinen Bruder Krieg erhöben. Die Ostmannen willigten ein, sammelten Truppen und schickten ein Heer theils aus den Ihrigen, theils aus den Iren bestehend, unter der Anführung Oeter's und seiner Söhne Torkall und Cherulph nach Wallis. Kurz nach ihrer Landung hörten sie, wie die beiden Brüder Frieden geschlossen, und behielten Cadwaldr als Gefangenen, bis sie für die 2000 Mark 2000 Stück Schafvieh erhalten hatten. Die so beladenen Ostmannen und ihre Bundesgenossen überfiel plötzlich Owen, bevor sie sich eingeschifft hatten, und erschlug einen großen Theil. Die Übrigen entflohen der Beute beraubt auf die Schiffe. Als Reginald, Torkall's Sohn, Kleinkönig von Dublin, im J. 1147 in der Schlacht gegen die Meather gefallen, ward nach der Chronik von Man, Godfried, des König Olaf's von Man Sohn, von den Ostmannen Dublins zum Könige ernannt. Nach den irischen Jahrbüchern hingegen folgte Diter (Oeter) Reginalden. Genug! nach zwei Jahren ward Oeter erschlagen, und im Kleinkönigthume von Dublin folgte Bodar, Reginald's Bruder; er ward im J. 1161 von den Meathern in der Schlacht erschlagen. Ihm folgte als Kleinkönig von Dublin sein Bruder Asculph. König Roderik O'Comer von Irland drang im J. 1167 mit Heeresmacht in Lagen ein, schlug den König von Lagen (Leinster) Dermit, Murchard's Sohn, in die Flucht, und zwang die Lagener und insbesondere die Ostmannen von Dublin ihm Geiseln zu geben. Der vertriebene Dermit oder Dermot Macmorrogh nahm seine Zuflucht zu dem Könige Heinrich II. von England, der sich damals in Guienne aufhielt, bat ihn, daß er ihm beistehen möchte, seine Gebiete wieder zu gewinnen. Heinrich, der bereits die Absicht hatte, Irland zu erobern, nahm das Anerbieten gern an. Weil er aber damals mit den Empörungen seiner französischen Unterthanen, und mit seinen Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle genug zu thun hatte, so befaßte er sich für jetzt nicht selbst mit dieser Unternehmung, sondern gab dem Dermit nur Patente, wodurch er allen seinen Unterthanen die Vollmacht ertheilte, dem irischen Fürsten seine Länder wieder erobern zu helfen. Dermit schloß mit dem Grafen Richard von Strigul, Strongbow zubenannt, einen Vertrag, in welchem dieser jenem seinen Beistand unter der Bedingung versprach, daß er ihm seine Tochter Eva geben und ihn zum Erben aller seiner Gebiete erklären sollte. Während Richard seine Hilfstruppen sammelte, begab sich Dermit nach Wallis, wo er Robert Fitz-Stephens, den Constabel von Abertivin und Moritz Fitz-Gerald antraf, und von ihnen das Versprechen erlangte, daß sie Irland angreifen wollten. Dermit ging nun heimlich in seine Staaten zurück und verbarg sich in das von ihm gestiftete Kloster Fernes. Robert, Stephan's Sohn, war der erste, der mit seinem Heer, in welchem sich Meilen, Heinrich's Sohn, und Milo, David's Sohn, von Mener und Hervey von Monte-Mariſco befanden, in Irland im J. 1169 landete. Ihnen folgte Moriz von Pandergast. Dermit eilte zu ihnen. Werford ward nun eingenommen. Auch Fitz-Gerald landete mit seiner Schar. Die vereinte Kriegsmacht eilte nun nach Dublin, nahm die Stadt vermöge Übergabe ein, und gab sie, nachdem sie Geiseln erhalten, Asculphen, Torkall's Sohne, zurück. Der Graf Richard Strong-Bow von Strigul, von Dermit an die Erfüllung seines Versprechens im J. 1170 erinnert, sandte einstweilen gegen Mai einen seiner Ritter, Namens Raimund den Dicken, mit zehn Rittern und 70 Bogenschützen. Sie landeten in der Nähe von Waterford. Als dieses die Ostmannen von Waterford hörten, beschlossen sie diese Feinde anzugreifen, bevor sie Hilfe von ihren Bundesgenossen erhielten, brachten unterstützt von Malachias O'Felan von Desien und O'Rian von Idron ein Heer von 3000 Mann zu Roß und Fuß zusammen, und griffen die Engländer an. Diese, unterstützt von einer kleinen Schar unter Hervey von Monte Mariſco, der, um Raimund zu besuchen, sich dahin begeben hatte, bestanden den Angriff so tapfer, daß die Ostmannen und ihre Verbündeten nach einem Kampfe von einigen Stunden geschlagen wurden. In dieser Schlacht fielen von Waterford's Ostmannen und den Iren mehr als 1000, und mehr als 70 wurden gefangen und auf Raimund's Veranstalten, der den Tod seines in der Schlacht gefallenen Freundes de Bucin rächen wollte, erschlagen. So nach Mauritius Regomus. Nach Giraldus Cambrensis wurden sie auf Hervey's Antrieb, gegen den Rath Raimund's, vom Felsen ins Meer gestürzt. Dieses geschah im Mai. Im August landete Graf Richard von Strigul, erstürmte den 25. Aug. Waterford und fing darin Reginald, den Fürsten der Ostmannen von Waterford und Malachias O'Felan. Beide wurden zum Tode verurtheilt, aber auf Vermittelung des Königs Dermit, der nebst der übrigen englischen und wallischen Macht nach der Einnahme Waterfords hierher gekommen, verschont. Zu Waterford ward die Hochzeit zwischen Richard und Eva, Dermit's Toch-

ter, gefeiert, und beide zu Dermit's Erben erklärt. Kurz darauf zogen Dermit und sein Schwiegersohn Richard mit vereinter Macht gegen Dublin. Vergebens suchte ihm König Roderik von Irland den Weg zu versperren. Sie belagerten die Feste Dublin. Asculph, der Fürst der Ostmannen von Dublin, hielt sich zu schwach zum Widerstande und ließ bald durch den Erzbischof Laurentius von Dublin über Übergabe unterhandeln. Während der Zeit der Unterhandlung griffen Raimund und Milo von Cogan die Feste mit einer Kernschar an und nahmen sie beim ersten Angriffe den 21. Sept. Asculph und die meisten Bürger entkamen jedoch auf den kleinen Schiffen und Kähnen, die sie zur selben Zeit im Hafen bestiegen hatten. Aseulf erhielt Hilfstruppen von seinen Volksgenossen, den Ostmannen von Man, und von Johann von den Orkneys, ging mit seiner Flotte um Pfingsten des Jahres 1171 in den Hafen von Dublin, setzte seine Soldaten ans Land und suchte in den östlichen Theil der Feste einzudringen. Während der Befehlshaber der Feste, die keine hinlängliche Besatzung hatte, Milo von Cogan, die Feste zu vertheidigen unternahm, that sein Bruder Richard aus dem Ostthore des heiligen Paulus mit einer Schar einen Ausfall. Die Ostmannen wähnten, zu Milon von Cogan seien Hilfstruppen gestoßen, und ließen sich leicht in die Flucht treiben. Viele von ihnen wurden theils im Kampfe, theils auf der Flucht erschlagen, und unter ihnen Johann von den Orkneys. Asculph selbst ward gefangen, und weil er seine Zunge nicht gezügelt, nachher martervoll hingerichtet. Diesen Ausgang hatte der letzte Fürst der Ostmannen von Dublin. Innerhalb weniger Jahre nachher wurden auch die von Ostmannen besessenen Städte Limerik und Coreag erobert, und so ihre Macht gänzlich gebrochen. Doch blieben Ostmannengeschlechtee in Irland, so heißt es z. B. in einer Recognition in den Regesten des Dekan von Limerik vom J. 1201: durch den Eid von 12 Engländern, 12 Ostmannen und 12 Iren. Auch andere Urkunden geben hiervon Zeugniß. So Rotul. Placitor. an. 4. Edwardi II. — In der irischen Alterthumskunde spielen auch die heidnischen steinernen Denkmäler, namentlich Grabmäler der Ostmannen, eine wichtige Rolle, so z. B. das im J. 1646 aus einem Hügel der Ostvorstadt Dublins ausgegrabene und durch eine Abbildung verbreitete steinerne Grabmal. Nur ist bei andern Denkmälern zweifelhaft, ob sie den Ostmannen oder Iren gehört haben*). (*Ferdinand Wachter.*)

OSTMARK, wird von den Neuern gewöhnlich **Marchia orientalis** übertragen, nach dem ältern Sprachgebrauche hat sie aber ohne Zweifel **Ostermark** geheißen. Solcher Marken gab es zwei: 1) die sächsische Ostermark. Die Geschichte dieser Ostermark, eines Theils des Osterlandes, von welcher dieser eine geraume Zeit vorzugsweise das Osterland hieß, ist einestheils so enge mit der Geschichte des Osterlandes überhaupt verknüpft, daß wir sie um das Osterland in engerer und weiterer Bedeutung gehörig neben einander zu betrachten, zugleich im Art. Osterland behandelt haben, und dort auch erklärt, warum der Markgraf von der Lausitz sich längere Zeit Marchio Orientalis, Ostermarkgraf oder Markgraf im Osterlande, schrieb. Da die Ostermarkgrafen gewöhnlich der Markgrafen von der Lausitz, auch bevor die Trennung der Ostermark von der Mark Lausitz erfolgte, genannt zu werden pflegen, so werden sie auch in dem Artikel Lausitz Markgraf von der Lausitz, aufgezählt werden. Der größte Ostermarkgraf aber, Gero der Große, muß in einem eigenen Artikel behandelt werden, so wie auch bereits die Geschichte der Ostermarkgrafen Ditmar I. und II. im Artikel Ditmar I. und II. Markgrafen von der Lausitz dargestellt worden ist; — 2) wird Marchia orientalis, Ostermark, Ostmark, nicht selten, als von Otto von Freisingen, von Godefried von Viterbo, von Alberich, sowie vom Verfasser des ursperger Zeitbuchs*) und andern Österreich genannt, weil dieses ursprünglich die Mark der Baiern gegen die Avaren, Ungern und Slaven war. (*Ferdinand Wachter.*)

Ostnordost, s. Himmelsgegend.

Ostnordostwind, s. Wind.

OSTOBALASSARA, Stadt der Kaspiräer in Indien zwischen dem Indus und dem Gebirge Viedius, nach Ptolemäus unter 129° der Länge und 32° der Breite, sonst unbekannt. (*Völcker.*)

OSTOJA (Christich, spr. Christitsch) oder **Thomas**, Gegenkönig von Bosnien, neben Tvartko Scurus, zu Ende des 14. Jahrh., unter dem ungeischen Könige Siegismund, war ein Sohn des Paul Christich, eines bosnischen Edelmannes aus dem Geschlechte Jablonovich (Jablonowitsch); wie Tvartko Scurus ein natürlicher Sohn des Königs Tvartko Stephan war. Ostoja, der dies bezweifelte, fand in dem südlichen Theile von Bosnien viele Mächtige, die den Tvartko für keinen Abkömmling des kotromanischen Hauses erkannten. Der König Ostoja erkannte den neapolitanischen König Ladislaw, den einige misvergnügte Ungern zum Könige von Ungern ausgerufen hatten, für seinen Obeeherrn, während sein Gegner Tvartko sich unter türkischen Schutz begab. Diese letztere Handlung schien dem Königreich Ungern große Gefahr zu bereiten; daher drang Siegismund im Mai 1398 plötzlich in Bosnien ein und besetzte einige Plätze, aus welchen er ein bosnisches Banat errichtete. Dagegen trat auf die Seite des Ostoja der Woiwode oder Herzog von St. Saba, Sandagel Hranich (Hranitsch), und Harvoja (oder Hervoja) Harwatich (Harwatitsch), ein mächtiger kroatisch bosnischer Dynast, den er zum Woiwoden des Reichs Bosnien und zu seinem Generalvicar ernannte. Derselbe Harvoja wurde Herzog der mächtigen Stadt Spalatro und ließ sich auch von dem neapolitanischen Könige Ladislaw (Gegenkönige Siegismunds) zum Generalvicar seiner ungri-

*) *Jacobi Waraei* De Hibernia et antiquitatibus ejus Disquisitiones. Edit. II. Cap. XXIV. De Ostmannis, sive Danis et Norwegis; deque eorum gestis in Hibernia, ab an. Ch DCCXCV usque ad Anglorum ingressum II., ac. per quatuor ferme annorum centurias p. 120—150. Cap. XXXII. De veterum Hibernorum et Ostmannorum in Hibernia funeribus, sepulturis et cryptis subterraneis p. 348—356 enthält auch Abbildungen.

*) S die Nachweisungen bei *Wideburg*, Origines et Antiquitates Marggraviatus Misnici p. 102, wo er p. 101—103 zugleich auch von der sächsischen marchia orientalis handelt.

schen Staaten ernennen. Durch ihn gewann Ostoja die Übermacht über seinen Gegner, zumal nachdem er im J. 1400 die Einwohner von Zara zu seinem Bundesgenossen, dem Könige Ladislaw, überzutreten bewogen hatte. Ostoja verkaufte im J. 1399 (nach Lucaci) der Stadt Ragusa das sogenannte neue Land von Primorie, um auch diese Republik sich geneigt zu machen; allein diese kleinen Unternehmungen waren nicht geeignet, ihm die Alleinherrschaft von Bosnien zu verschaffen. Denn sein Gegner Tvartko, der alle gesammelte Schätze seiner Vorgängee in seiner Gewalt hatte, fand stets tapfere Kriegsleute, die für ihn fochten, während er aus Geldmangel den Verdruß hatte, sein Heer fast täglich vermindert zu sehen. Dies zwang ihn, seine Zuflucht zu Gewaltthätigkeiten zu nehmen; er belegte das Volk mit ungewöhnlichen Steuern, und nahm den Angehörigen des kotromanischen Hauses ihre Güter. Zwei der letztern flahen nach Ragusa, wurden hier aufgenommen, und suchten eine Verschwörung gegen sein Leben zu Stande zu bringen. Zu gleicher Zeit fanden sich bei Ostoja einige der vornehmsten Edlen aus dem an Ragusa abgetretenen neuen Lande ein und beschwerten sich im J. 1401 über die strenge Regierung ihrer neuen Oberherren. Er bekam so Veranlassung, die Ragusaner anzugreifen, indem er ihnen die unentgeltliche Rückgabe des verkauften neuen Landes der Primorie abfoderte, und da sie seine Zumuthung verwaefen, kündigte er ihnen den Krieg an. Sein Staroſt, der Woiwode Sandagel Hranich von St. Saba, und sein Vetter Paul Jablonovich eraberten für ihn die Primorie und belagerten Ragusa. Die Ragusaner suchten den Hervoja zu bewegen, sich zum Gegenkönige aufzuwerfen; allein dieser gab ihnen den Rath, den katromanischen Prinzen Tvartko als König zu erkennen, oder auch dem Georg Radinovich (Radinawitsch), einem andern Abkömmlinge dieses Hauses, der zu ihnen geflohen war, den Weg zur Krone zu bahnen. Beides misfiel ihnen. Daher wandten sie sich an den Oberkönig Siegismund und sandten ein Heer und eine Flotte in das Gebiet des Ostoja. Siegismund befahl dem Ostaja, die Belagerung van Ragusa aufzuheben, wurde aber nicht gehört. Die Ragusaner trieben die Belagerer, hemmten die Seefahrt der Narentaner und verheerten Rama. Zu gleicher Zeit kam der König Tvartko, welcher dem Sultan einen Zins von 20,000 Dukaten versprochen hatte, mit 10,000 Türken an die bosnische Grenze. Dadurch geriethen die Ragusaner in salchen Schrecken, daß sie, nebst dem Hervoja und andern mächtigen Bosniaken, einen gewissen Stephan Sablonovich zum Könige wählten, den Ostoja absetzten, und Anstalt trafen, zugleich mit dem Ostoja und Tvartko zu fechten. Ostaja änderte nun seine Grundsätze, gab den Ragusanern die Primorie zurück, und söhnte sich mit der Republik aus, nachdem diese den misvergnügten Landleuten ihre Empörung verziehen hatte. Sablanovich enthielt sich dee Regierung, und Bosnien behielt nur seine zwei ältern Könige, Ostoja und Tvartko. Ostaja hoffte mächtiger zu weeden, weil der neapolitanische König Ladislaw, den er für den rechtmäßigen ungrischen Monarchen hielt, im J. 1403 nach Dalmatien kam und fast übeeall Gehör fand; allein Tvartko siegte über Ostoja und trieb ihn aus seinem Lande. Ostoja begab sich an den türkischen Hof und fand durch Bestechung endlich einen Zugang zum Sultan. Dieser ließ sich leicht bewegen, den Tvartko, seinen bisherigen Zinsmann und Verbündeten, zu verlassen, und ihm seinen Beistand zuzusagen, nachdem er sich zu einem Tribut von 20,000 Dukaten verpflichtet und seinen Sohn Radiwoj im J. 1408 als Geisel abgeliefert hatte. Er erhielt daher ein türkisches Heer, und sobald er dieses der Grenze seines Reichs näher gebracht hatte, traten die Woiwoden Jablonovich und Hranich zu ihm über, und die Republik Ragusa erneuerte den mit ihm geschlossenen Frieden. Die Bürger der Stadt Cattaro, die sich in Freiheit gesetzt und seinen Woiwoden ermordet hatten, wurden von ihm belagert. Bald darauf bemüheten sich die Ragusaner, den Hervoja vam Könige Ladislaw, dessen vornehmste Stütze er war, abzuziehen, und da es ihnen gelungen war, diesen Mann mit Siegismund auszusöhnen, traten alle Bosnier mit ihnen zum Könige Siegismund über [1]). Die Türken des Ostoja verheerten einige kroatisch-slavonische Gegenden, und gingen darauf zurück. Der Herzog Hranich verkaufte die Herrschaft Ostrowice an die Republik Venedig, warb ein Heer, um den König Ostaja zu vertheidigen, ward erst im J 1410 geschlagen, siegte aber im nächsten Jahre an der serbisch-ungrischen Geenze über ein Heer des Königs Siegismund, und erhielt von Ostoja zur Belahnung eine beträchtliche Vergrößerung seines Gebietes [2]). Als König Ostoja des türkischen Beistandes nicht weiter bedurfte, kündigte er dem Sultan den Zinsvertrag auf, unterstützte im J 1414 den serbischen Despoten Stephan gegen den türkischen Sultan und huldigte dem Könige Siegismund. Indessen hatte Ostoja seine Unterthanen schon lange durch Tyrannei und die gewaltsamsten Befriedigungen seiner Wollust beleidigt, und es gab fast kein edles Geschleche, das nicht eine von ihm entehrte Frau oder Jungfrau gezählt hätte [3]). Im J. 1419 aber fing er auch an, alle Lebensmittel den Eigenthümern wegzunehmen, und sie in Vorrathskammern so lange zu verwahren, bis er sie um einen recht hohen Preis verkaufen konnte; auch belegte er das Volk mit einer schweren Steuer und trieb diese mit Strenge ein; das Valk, welches dieselbe nicht zu entrichten im Stande war, entwich und seine Hauptstadt verwandelte sich in eine Einöde, sodaß Gras und Nesseln auf den Gassen wuchsen. Der Überrest der Bürger halte in der Verzweiflung einen gewissen Stephan Ostoich (spr. Ostaitzsch) aus seiner Wohnung mit Gewalt hervor, rief ihn zum König aus, und trug ihn zur Annahme der Huldigung durch die Gassen. Die Mächtigen und Edlen nahmen bald Theil an der Empörung, und Ostoja mußte fliehen. Er wandte sich nach Adrianopel, wo er den Großvezier bewog, ihm 8000 türkische Soldaten anzuvertrauen [4]) Mit diesen gedachte Ostaja Bosnien zu eroben, allein Ostoich

1) Diploma de Anno 1409 ap. *Lucium* p. 474. 2) *Lucius* p. 475. 3) *Du Cange*, Illyricum sacrum. p. 121. *Farlati* IV. p. 65 *Lucari* p. 84. 85. 4) Du Cange behauptet, Ostoja habe 10,000 Türken bei sich gehabt und sich zu einem jährlichen Tribut von 20,000 Dukaten verstanden.

empfing ihn am Plievaſtrom und zerſtreute ſein Heer. Er rettete ſich auf das Gebirge Veles. Da Tvartko ſeine Macht mit der des Oſtoich verband, ſchien es, daß ein lange dauernder Krieg entſtehen und in demſelben Bosnien zu Grunde gerichtet werden würde. Der edle Bosniak, Nikolaus von Buoſo, ſuchte ſein Vaterland zu retten und dem Oſtoja Vortheile zu verſchaffen, die ihn zur Ruhe brächten. Doch die Raguſaner arbeiteten ihm entgegen. Endlich miſchte ſich der Staroſt von Bosna, Thomas Vilich, in dieſes Geſchäft und ſtellte die Folgen der gänzlichen Verſtoßung des Oſtoja ſeinen Mitſtänden ſo lebhaft vor Augen, daß ſie ſich bequemten, drei Könige über ſich zu dulden. Der Vergleich kam im J. 1422 zu Stande, durch welchen Oſtoja, Tvartko und Oſtoich ſich als Könige von gleicher Gewalt anerkannten und der Nation verſprachen, ſich mit dem Sultan in keine Verbindung einzulaſſen. Doch dieſe Einrichtung dauerte nicht lange. König Oſtoich verſchied ſchon im nächſten Jahre, und da er unvermählt war, fiel ſein Reichsantheil den Königen Tvartko und Oſtoja zu. Oſtoja regierte nun in ſeinem Landestheile friedfertig bis zu ſeinem Tode, der im J. 1435 erfolgte [5]). (*Rumy.*)

Oscoma, ſ. Nitidula.

OSTORGHUN, oder Usturghun, iſt der türkiſche Name des ungriſchen Banats und der Stadt Strigon. (*Gustav Flugel.*)

Ostorhynchus, ſ. Scarus.

OSTORIUS (P. Ostorius Scapula), erhielt im J. 51 die Verwaltung Britanniens als Proprätor, fand das Land in großen Unruhen, indem ſich die Feinde über das Gebiet der Bundesgenoſſen ergoſſen hatten, raffte ſogleich die Cohorten zuſammen, erſchlug oder vertrieb die Feinde, die er fand, und ſuchte alle durch ein Lager an den Flüſſen Auvona und Sabrina im Zaume zu halten. Die mächtigen Iceni wollten dieſes nicht dulden, verſammelten die benachbarten Völkerſchaften und verſchanzten ſich. Oſtorius erſtürmte dieſe Befeſtigung, und bei dieſem heftigen Kampfe verdiente ſein Sohn M. Oſtorius Scapula die Bürgerkrone. Nach der Niederlage der Icener ſuchte der Statthalter die Cangi furchtbar heim, und drang bis in die Nähe des irländiſchen Meeres. Zwiſtigkeiten bei den Brigantes zogen den Heerführer dahin zurück. Er erſchlug die, welche die Waffen ergriffen hatten, und brachte die übrigen zur Ruhe. Sich zu beugen verbot den Silures ihre Kühnheit. Überdies vertrauten ſie der Macht des Cataracus, den viele glückliche Unternehmungen über die übrigen Feldherren der Britannier erhoben hatten. Gegen ſie zog Oſtorius. Cataracus, der den Römern an Liſt überlegen, aber weniger Truppen hatte, verſetzte den Schauplatz des Krieges in das Land der Ordowices und wählte ein günſtiges Schlachtfeld an einem Fluſſe. Oſtorius, der den Feind in einer ſo günſtigen Stellung fand, trug Bedenken ihn anzugreifen. Doch foderten die Soldaten die Schlacht. Oſtorius führte ſie über den Fluß, erſtürmte das feſte Lager der Feinde und bekam die Frau und die Tochter des Cataracus gefangen. Seine Brüder unterwarfen ſich. Er ſelbſt hatte ſich der Redlichkeit der Königin der Briganter, Namens Cartismandua, anvertraut, ward gebunden und dem Oſtorius übergeben. Dieſer ſandte ihn nach Rom, und erhielt die Ehrenzeichen des Triumphs zuerkannt, indem der Senat ſeinen Sieg über den Cataracus mit dem des P. Scipio über den Siphax und den des L. Paulus über den Perſeus verglich. Auf dieſe glücklichen Erfolge der Unternehmungen des Oſtorius folgten bald zweifelhafte, entweder weil ſeine Scharen nach Entfernung des Cataracus ſorgloſer waren, oder weil die Feinde Mitleid entflammte, den Cataracus zu rächen. Sie griffen den Praefectus castrorum und die legionariſchen Cohorten an, welche Oſtorius bei den Silures zur Erbauung befeſtigter Poſten zurückgelaſſen hatte. Der Präfectus und acht Centurionen fielen. Nicht lange darauf erlitten die Römer auch bei Futterholung eine Niederlage. Oſtorius ſtellte leichte Cohorten entgegen, hätte aber die Flucht nicht hemmen können, wenn nicht die Legionen den Kampf aufgenommen, ſiegte zwar nun, aber die Feinde erlitten geringen Verluſt. Hierauf häufige Treffen in Sümpfen und Wäldern. Die Silures vertheidigten ſich um ſo ſtandhafter und tapferer, je mehr ſie entflammt worden, von der ihnen bekannt gewordenen Rede des römiſchen Kaiſers, daß, wie einſt die Sicambri vernichtet und nach Gallien herübergeführt worden, ſo das Volk der Silures gänzlich vertilgt werden müſſe. Sie fingen zwei auxiliariſche Cohorten, die wegen Habſucht der Präfecten unvorſichtig plünderten, auf, vertheilten Beute und Gefangene unter ſich und verleiteten auch die übrigen Völker zum Abfalle. Von dieſen Sorgen gedrugt ſtarb Oſtorius *). (*Ferdinand Wachter.*)

OSTOROD (Christoph), berühmter Lehrer der Socinianer, ſein Vater war Henning Oſtorod von Helmſtädt, zuerſt Diakonus an der St. Marien-Magdalenenkirche in der Neuſtadt zu Eimbeck, dann in Goslar Diakonus an der Kirche SS. Cosmae Damiani, und nach 13 Jahren im J. 1540 zum Paſtorat von St. Stephan zu Goslar berufen, ſeine auch in der Kirchengeſchichte Goslars eine Rolle ſpielende Mutter, Margaretha, war, wie man vermuthet, Tochter des Paſtors Friedrich Strichel von St. Stephan zu Goslar [1]). Schon als Schüler zeichnete ſich Oſtorod durch ſeine Gelehrſamkeit vortheilhaft aus. Nach ſeiner Rückkehr von den Univerſitäten ſoll er ſich, nach der gewöhnlichen Erzählung, um die Cantorſtelle in Goslar beworben, ſie aber nicht erlangt haben. In Pommern bekleidete er eine Zeit lang eine Rectorſtelle, verlor ſie aber wegen ſeiner Feindſeligkeit gegen die Lutheriſche Lehre, begab ſich nach Polen, ward Schüler des Fauſtus Socinus, und nahm die Lehren der Antitrinitarier ſchnell und vollkom-

5) S. Gebhardi, Geſchichte von Serbien, Bosnien und Rama. S. 335—350. Engel, Geſchichte von Bosnien. S. 386 fg.

*) *Tacitus*, Annal. Lib. XII. c. 31—39. *Agricola* c. 14.

1) Doch geht aus der Stelle in den goslarer Acten bei Heineccius (S. 556) nur ſo viel hervor, daß Margaretha ein Pfarrkind von Goslar war und den Religionsunterricht von Fr. Strichel erhalten.

men an, ward Pastor von Smigl und bald darauf Superintendent von Racow und Vorsteher der Schule dieser Stadt, des Hauptsitzes des Socinianismus. Kurz darauf nachdem er sich im Jahre 1585 von den Socinianern hatte taufen lassen, begab er sich nach Goslar, um seine Mutter zu besuchen, und unterrichtete sie in der Socinianischen Lehre, und sie war bald Meisterin in ihr. Die Prediger, von dem Aufsehen bewogen, das Osterod in Goslar erregte, hielten den 3. Juni 1585 ein Colloquium mit ihm, fochten zwar tapfer, aber der Sieg blieb unentschieden; denn Ostorod siegte in diesen und die Prediger von Ostorod in jenen Punkten [2]). Auch in dem Colloquium mit Ostorod's Mutter waren die Prediger von Goslar nicht glücklicher. Sie wußten sich daher nicht besser zu helfen, als daß sie die Sache an den Stadtrath brachten. Dieser verhängte Haft gegen Ostorod und seine Mutter. Ostorod selbst kam, von seinen Schwestern beredet, der Gefangennehmung durch Entweichung zuvor, und seine Anhänger in Goslar wurden dadurch eingeschüchtert. Ostorod's Mutter ward in Verwahrung gebracht, und erhielt ihre Freiheit durch Widerruf der von ihr früher bekannten Ansichten. In einem vom 17. Juli 1586 zu Domaredein in Polen datirten Schreiben lud Ostorod seine Mutter ein, nach Polen zu kommen [3]). Die Häupter der Socinianer erließen den 13. Sept. 1586 auf der Synode zu Chmelniec ein Schreiben an die Geistlichkeit von Goslar im Betreff der Verfolgung, welche Ostorod's Mutter von ihr erlitten hatte [4]). Dieses überbrachten Andreas Lubieniec und Johann Balcerovic, und mit ihnen ging Osterod's Mutter und die ganze Familie nach Polen. Aber die Sonne schien für die Socinianer in Polen nicht immer heiter. Ostorod theilte die Schicksale der übrigen Socinianer (s. d. Art.). Er begab sich im J. 1598 nach den Niederlanden, weilte hier verborgen unter den Reformirten und gewann bald Anhänger für seine Lehre. Der Erfolg machte ihn kühner, er wollte auch durch Schriften wirken und ward so der Geistlichkeit bekannt. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie durch die Staaten von Holland und Westfriesland, vermöge eines Verdammungsedict, Ostoroden und seinen Genossen vertreiben und seine Schriften verbrennen ließ. Er beschloß sein Leben zu Buseow im J. 1611. Die Verfolgungen, die er und seine Geisteserzeugnisse erlitten, machen erklärlich, daß von seinen so vielen Schriften nur wenige zu haben sind. Die vorzüglichsten sind: Christoph. Ostorodi Unterredung mit der confession der Gemeinen im Königreiche Polen. (Rakau 1604), erlebte schon im J. 1629 den fünften Druck, und ward auch einer holländischen Übersetzung für würdig befunden. Wider Tradeln, J. V. D. et Syndicum Racov. (Das. 1625.) De satisfactione Christi. Apologia Ostorodi et A. Vaidovi ad decretum ordinum confoederati Belgii in Fris. 4., auch lateinisch und holländisch im J. 1600. Ostorodi et Vardovii Poloni compendiolum doctrinae ecclesiae Christianae, nunc in Polonia potissimum florentis 1600. [5]) (*Ferd. Wachter.*)

OSTOROS (spr. Oschtorosch), ein großes, zwischen Hügeln im erlauer Bezirk, eine Stunde südöstlich von Erlau, an der von dieser Stadt nach Mezö-Köveſd führenden Straße gelegenes, dem erlauer erzbischöflichen Seminarium gehöriges Dorf, im borsoder (spr. borschoder) Comitat, im Kreise diesseit der Theiß Oberungerns, mit einer Allen Heiligen geweihten katholischen Kirche, 119 Häusern und 980 magyarischen Einwohnern, welche sämmtlich, mit Ausnahme von zwei Evangelischen, Katholiken und nach Kis-Tállya (spr. Kisch-Talja) eingepfarrt sind und sich vom Feldbau und der Viehzucht ernähren. (*G. F. Schreiner.*)

Ost-Passat, s. Passat.

OSTPHALEN *), OSTFALEN, kamen in der ältesten Form mit lateinischer Endung vor, einmal als Oostfalahi [1]), gewöhnlich Ostfalai [2]), so auch Westfalahi, Westfalai, doch kommt schon in der Aufzählung der sächsischen Großmänner, welche Karl unter die Franken vertheilt hatte, und die zu Mitfasten nach Mainz kommen sollten, Ostfalia und Westfalia vor [3]), und in den althochteutschen Gloss. Westfala (Nom. Plural.) Nom. Sing. Westfal, dem zufolge muß es im Altsächsischen gelautet haben Nom. Plur. Ostfalas, Westfalas. Oostfalahi, Ostfalai, ist also die fränkische Form mit der lateinischen Endung, also ohne diese Ostfalah, Ostfala. Auf das h ist aber, weil es nur an einer Stelle vorkommt und nicht beständig, und die Form ohne h die gewöhnliche ist, kein Gewicht zu legen und es als Einschiebung des beliebten fränkischen Hauches ohne besondere Bedeutung anzusehen. Doch legt Joh. Ge. Wachter Gewicht auf die Form falahi, erkennt darin das Fränkische und Allemannische *felahan*, tradere fidei, committere, concere, *Kero*, *pifelahen*, committere, *pifolahan*, committitur, *pifolahang*, commissum, *pifolahaneem*, creditis, Gloss. Boxh. *pifolahan*, creditum, unser befehlen (übergeben, anvertrauen), barbarisch-lateinisch *fahalus*, deditius. Die Sachsen seien nämlich damals alle dediti gewesen, da sie durch Ergebung in die Gewalt der siegenden Franken ihnen dienstbar geworden [4]). Der Name Ost- und Westphalen kommt zwar erst zur Zeit

2) S. die Acten bei *Heineccius*, Antiq. Goslarienss. bei *Leukfeld*, Script. p. 522—529. 3) Befindet sich a. a. O. S. 527—529. 4) S. das Schreiben a. a. O. S. 527, 528, aus ihm geht zugleich hervor, daß auch unseres Ostorod's Bruder, Johann Osterod, Socinianer und in Polen war.

5) *Sluter*. Propyl. hist. p. 218. *Sand*, Bibl. Unitar. p. 90. Benthem, Holl. Kirchen- und Schulstaat. S. 879. *Vystenbog*, Kepkl. hist. part. 3. p. 317. *Spanhem*, Contr. cum Arm. p. 1. *Groening*, Hist. relig. c. 8. p. 185. *Wangerso*, Hist. eccles. Slav. l. 4. append. p. 512. *Scherz*, Colleg. Antisoc. disp. I. p. 15. *Lubieniec* l. 3. hist. reform. Pol. c. 3. p. 185. Lenner, Daffeler Chr. f. 79 fg.

*) Vergl. oben den Art. Ostfalen, von Hrn. v. Ledebur. Red.

1) Capitulare Saxonum an. 797 bei Georgisch, Corp. Jur. Germ. Antiq. p. 598. 2) Lex Saxonum Tit. VIII. — IX. p. 460, 461. Annales Laurisa. bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 154, 160, 166. *Einhardi* Annal. p. 155, 161, 167. 3) Formula convocationis Procerum Saxoniae ad conventum Moguntinum sub Carolo M. MSC. Codice canonum sec. IX. Bibliothecae S. Blasii bei *Uesermann*, Germaniae Sacrae Prodromus. T. I. p. LXVIII. et LXX. 4) *Joh. Georg Wachter*, Glossar. Germ. p. 1885, 1886.

Karls des Großen vor, aber hieraus läßt sich nicht schließen, daß der Name jetzt erst entstanden, da unter Karl dem Großen die die Sachsen betreffenden Einzelnheiten erst recht bekannt wurden. Auch bedienen sich die fränkischen Schriftsteller des Namens schon von einer Zeit, wo die Unterwerfung noch nicht erfolgt war. Ferner zerfallen ja, ungeachtet sich alle Sachsen ergeben mußten, die Gesammtsachsen nicht in Ostphalen und Westphalen, sondern neben diesen waren noch die Angraci und Nordleute. Endlich ist auch zu berücksichtigen, daß auch andere germanische Völkerschaften denselben Theil der Wortbildung haben, als Thaifali und Victovali. Aus diesen und andern Gründen ist auch die Meinung unhaltbar, nach welcher falen in Ost- und Westfalen soviel als Walen, Wallen, d. h. Wallonen, Gallier, und der Name dadurch entstanden, daß Karl der Große an die Stelle der aus ihrem Vaterlande entführten Sachsen Leute aus Gallien nach Sachsen verpflanzt [4]). Außer den obigen Gegengründen widerspricht aber dieser Meinung noch überdies, daß die Ost- und Westphalen als Sachsen in der Lex Saxonum erscheinen; wären sie Franken aus Gallien oder Wälsche aus demselben Lande gewesen, so hätten sie nach dem Brauche jener Zeit fränkisches oder rücksichtlich wallonisches Recht haben müssen. Die Erklärung des Namens von wallen, ziehen, reisen [6]), ist auch unstatthaft, da die Ost- und Westphalen feste Sitze hatten. Sehr beliebt war sonst die Meinung, daß das fala Roß bedeute, da vala im Plattteutschen Füllen heißt, und ein Roß sei das alte Wappen der Sachsen gewesen [7]). Doch war das Wappen der alten Sachsen ein Löwe und Drache und darüber fliegender Adler [8]), und das Pferd selbst in dem braunschweiger Wappen erst spät [9]). Eckart leitet das Wort fali, falai, falahi von *Folc* (Volk), congregatio, caterva, turba, ab, indem er zugleich auf ein Volk Rebhühner hinweist, sodaß wir in Ostphalen einen östlichen Haufen oder Volk der Sachsen erhalten [10]). Aber wie wäre aus Folk fala geworden; hätte es einen Umlaut erleiden sollen, so wäre fylk geworden. Zu viel Gewalt thut der Sprache auch die Ableitung von Wald und Feld [11]) an, minder zwar die von Pfahl, von verpfählten Verschanzungen an der Grenze, wobei aber dann angenommen werden muß, daß Ostfalai in den fränkischen Denkmälern aus Ostphalai verdorben sei, da phale im Althochteutschen Pfahl bedeutet, und daß die Sachsen, was unwahrscheinlich ist, die fränkische Bildung angenommen, denn im Sächsischen müßten sie Ostpalen heißen. Die Ableitung von dem nordischen vaulr, völlr, ebenes Gefild (campus planus), wodurch wir Bewohner der Ostgefilde erhalten [12]), ist zwar dem Selbstlaute nach nicht gegen die Sprache, da völlr oft in der Beugung vall macht, aber dann hießen sie nicht Ostfala, sondern Ostwalla. Auch erhalten wir da keinen Gegensatz der dritten Abtheilung der Sachsen, welche die Angrari [13]) umfaßte. Sie wohnten in der Mitte zwischen den Ost- und Westphalen [14]). Angrarii bedeutet buchstäblich Angrer, d. h. Bewohner von Angern [15]), Wiesen, Gefilden; die altteutschen Glossen bei Petz geben arva durch *angar*, und in der That kommen auch auf die Angrarier, wiewol auch ihr Land nicht ohne Berge ist, doch die meisten Anger oder Ebenen und auf die West- und Ostphalen, wiewol auch diese Ebenen hatten, die meisten Berge. Fiall bedeutet im Nordischen Berg, und hiervon hat man die Bildung Fála, Bergerin, d. h. Bergewohnerin, Riesenweib. Fala in Ostfala bedeutet also soviel, als Berger, d. h. Bergbewohner, und wir erhalten so in ihnen Bewohner östlicher Berge, eine Benennung, welche für die Harzbewohner ganz geeignet war. Aus der Vergleichung der Stellen in laurisheimer und Einhard's Jahrbüchern geht hervor, daß alle Ostsachsen auch Ostphalen genannt wurden, aber Ostphalen auch eine engere Bedeutung hatte, nämlich den Gegensatz zu den Bardengauern machte. Aber auch die Bardengauer hatten eine engere und weitere Bedeutung, und in ihrer weitern Bedeutung werden auch die Ostphalen, in engerer Bedeutung, unter ihnen begriffen [16]). Hieraus geht hervor,

5) *Trithem.* lib. VI. Polygraph. c. 3) *Lambec.* Lib. II. Comment. de Bibliotb. Caesar., und mehre Andre, welche sonderbarer Weise diese Erklärung zum Beweise nehmen, daß die Benennungen Ost- und Westphalen vor Karl dem Großen nicht haben stattfinden können. S. dagegen *Guilielmi Turcki* Dissert. de Geographia Medii Aevi §. 28. not. b) p. 370 in seiner Ausgabe von *Pauli Hachenbergi* Germania Media. Edit. III. 6) Reiner Reineck, Von der Meißner anfenglich Herkommen. S. 78. 7) *Cluver*, Germ. Antiq. Lib. I. c. 3. *Cocceius*, Jus publicum c. III. §. 35 und viele Andere, s. dagegen *Johann Georg Wachter*, Glossar. Germ. p. 1885. Adel, Teutsche und sächsische Alterthümer. 2. Th. S. 64, 65, 295. 8) *Wittichind*, Corb. Lib. I. bei *Meibom*, Script. T. I. p. 633. 9) Die Herzoge von Braunschweig, die Gebrüder Ernst, Johann, Albrecht und Friedrich, die ihrem Vater Herzog Ernst im J. 1561 folgten, bedienten sich zuerst des Pferdes in ihren kleinern Siegeln. S. hannöverische Anzeigen v. J. 1756. S. 564. Bekanntlich war der Löwe das alte Wappen der Herzoge von Braunschweig. 10) *Eckhart*, Franc. Orient. Append. XIII. zum 1. Bd. S. 888. Vergl. Luden, Gesch. des teutschen Volkes. IV. S. 516, der meint, die andere Benennung der Ostphalen, Osterliudi, scheine für diese Ableitung zu sprechen; auch könnte man wol die Grafschaften Suffolk und Norfolk in England für diese Ableitung anführen, die ihre Benennung aller Wahrscheinlichkeit nach von Sachsen erhalten haben, und nicht etwa von den Nordmannen. Aber daß Folk hier Folk geblieben ist, zeigt eben, daß bei fala nicht an Volk zu denken.

11) *Sagittarius*, Dissert. de nomine Westphaliae ist zu beiden Ableitungen geneigt, Scatenius S. 421 kämpft für die Ableitung von Feld, und ihr stimmt auch Meindee's (Tractat. de Stat. Relig. e. Carl. M.) S. 9 bei. Wenn auch nicht im Text, doch in den Noten, verdient der Seltsamkeit halber die Ableitung Wern. Rolevinc's (De Antiqua Sax. bei *Leibnitz*, Script. T. III. p. 622) angeführt zu werden: Excusandi sunt ergo Westphali a *phalia* francice, quod est fallacia, latine, quia *phalos*, idem est, quod socius. Unde dicebantur olim *ephalar*, Westphalar, Ostphalar et sic de aliis. 12) Vergl. E. M. Arndt, Winke aus germanischen Sprachen ꝛc. in Niebuhr's rheinischem Museum für Philologie ꝛc. 2. Jahrg. (1828). 13) Diese Form haben die Annal. Laurish. und *Einhardi* Annal., die Lex Saxonum und das Capitulare. Der Poeta Saxo nur wirft das erste r aus und hat Angarii. 14) Poeta Saxo bei *Pertz* T. I. p. 228. 15) So auch bedeutet Angrivarii, nichts als auf Angern Sitzende, vergl. das nordische veri (Seier, d. h. Sitzender) als Endung von Völkereigennamen. 16) Wir dürfen den Faden der Ariadne, der allein aus dem Labyrinthe führt, nicht schuldig bleiben. Wo die Annal. Lauriss. zum J. 775 (p. 164) omnes Australeudi Saxones et multi de Nordleudi braucht, hat Einhard in der ent-

Digitized by Google

daß der Ostphalen engere Bedeutung die ursprüngliche war, und also Ostfala, Bewohner östlicher Berge, ganz bezeichnend war. Sie hatten zu Nachbarn im Westen die Angrar [17]), im Süden die Thüringer, im Osten die Slaven, im Norden die Bardengauer, und in weiterer Bedeutung die Baedengauer mit begreifend, im Norden die Nordsachsen, die Sachsen jenseit der Elbe. Der Hauptpunkt der Ostphalen war an der Ocker und zwar zu Orheim [18]). Als im J. 747 Gripho, Pippin's Bruder, zu den Sachsen geflohen, setzte er sich mit dem versammelten Heere derselben an der Ocker (Ovacra) an dem Orte Oeheim. Pippin zog mit dem Frankenheere durch Thüringen, drang in Sachsen ein, setzte sich an dem Flusse Missaha an dem Orte Skahningi (Schöningen an dem Bache Meissau im Braunschweigischen). Doch kam es nicht zur Schlacht, sondern man zog nach Unterhandlungen ab. Karl der Große schlug im J. 775 an der Weser an dem Orte Brunisberg (bei Hörter) die Sachsen, die ihm den Übergang über den Fluß wehren wollten, ging über den Fluß, und mit einem Theil an die Ocker. Hier kamen zu ihm alle Ostphalen, oder nach dem Ausdrucke der andern Jahrbücher alle Austeeleude (Ostleute) der Sachsen mit einem der Edelinge, Namens Hessi, gaben Geiseln und schworen Treue. Von hier ging Karl zurück, und im Gaue Buchi (muthmaßlich Bückeburg) kamen die Angrar mit ihren Edelingen zu ihm und thaten wie die Ostphalen. Unterdessen war der andere Theil des Heeres, den der Frankenkönig an der Weser an dem Orte Hlidbeki (Lidlach im Osten von Minden) in einem Standlager zurückgelassen hatte, von den Sachsen erschlagen worden. Karl stürzte nun wieder auf die Sachsen und so gaben endlich auch die Westphalen Geiseln. Der König drang im J. 779 in das Land der Westphalen, und nahm sie alle in seine Gewalt. Von da kam er an die Weser und hatte einige Tage Standlager an dem Orte Mieusulli; hier kamen zu ihm nach dem Ausdrucke der Ann. Lauriss. die übrigen, welche jenseit der Weser waren, nach Einhard's Bezeichnung die Angrar und Westphalen, gaben Geiseln und leisteten Eide. Von dem Lager bei Lippspring wandte sich Karl im J. 780 nach Osten und kam an die Ocker. Zu ihm waren, wie er geboten, alle Sachsen der Ostgegenden, nach Einhard's Ausdrucke, nach dem der Annal. Lauriss. alle Baedengauer und viele von den Nordleuten gekommen, und empfingen an dem Orte, der Oeheim hieß, die Taufe. Im J. 784 nahm Karl der Große seinen Weg durch Thüringen, kam in die Ebenen Sachsens, die zwischen der Saale und Elbe liegen, und kehrte, nachdem er die Äcker und Höfe der Ostsachsen verheert, von Scahningi (Schöningen) ins Land der Franken zurück. Schon oben zum J. 747 sahen wir, wie die Sachsen in Oeheim sich versammelten, während sich die Franken bei Scahningi setzten. Die natürlichen Bollwerke der Ostphalen waren also der Harz, der Elm und der Drömmling. Ihre Ebenen an der Elbe und Saale waren leicht den Anfällen ausgesetzt, und litten sehr durch die Einfälle der Slaven. Verwandter waren die Ostphalen mit den Angrarn, als mit den Westphalen. Nach dem Rechte der Ostphalen und Angrarn hatte die Frau, wenn sie Söhne geboren, die Gabe, die sie bei der Verheirathung erhalten, so lange sie lebte, und hinterließ sie den Söhnen. Starben die Söhne bei Lebzeiten der Mutter und starb sie selbst nachher, so erhielten ihre nächsten Verwandten

sprechenden Stelle (p. 155) omnes Ostfalai, und wo die Annal. Lauriss. zum J. 780 (p. 160) haben: omnes Bardongauenses, hat Einhard omnes orientalium partium Saxones. Unter allen Bardengauern sind also hier zugleich auch die Ostphalen zu verstehen, und oben ist Ostfalai und Austrelendi Saxones gleichbedeutend. Vergl. den Poeta Saxo (p. 228):

Sed generalis habet populos divisio ternos,
Insignita quibus Saxonia floruit olim.
Nomina nunc remanent, virtus antiqua recessit.
Denique Westfalos vocitant in parte manentes
Occidua, quorum non longe terminus amne
A Rheno distat; regionem solis ad ortum
Inhabitant *Osterliudi*, quos nomine quidam
Ostvalos alio vocitant, confinia quorum
Infestant coojuncta suis gens perfida Slavi.
Inter praedictos media regione morantur
Angarii, populus Saxonum tertius; horum
Patria Francorum terris sociatur ab austro,
Oceanoque eadem conjungitur ex Aquilone.

Die Nordleute werden hier nicht besonders erwähnt, auch kommen in der Lex Saxonum nur Ostphalen, Angrarii und Westphalen vor; daß der Nordleute nicht besonders gedacht wird, kommt wol daher, daß Lex Saxonum das Capitulare von 797 und die Convocatio verfaßt ward, als der Kern der Nordleute noch nicht bezwungen war, und daß, als der Poeta Saxo schrieb, die Nordleute dadurch, daß sie hinweggeführt und ihre Gauen den Slaven gegeben worden waren, bei der ihnen gestatteten Rückkehr zu schwach gewesen, sich wieder als eine besondere Abtheilung der Sachsen geltend zu machen. Sie wurden nur noch als eine sächsische Mark betrachtet. Vergl. über die Nordleute den Art. Dithmarsen (Geschichte der Diethm.).

17) Das Chron. Gottwic. T. I. p. 725 gibt Ostfalens Umfang als alles Land zwischen der Weser, Elbe, Saale und Unstrut, Angriens Grenzen (S. 545) als alles Land zwischen der Ems, Lippe, Dimel, Weser und Leine, und Westphalens Grenzen (S. 849) als alles Land zwischen dem Rhein und der Weser um die Ems, Lippe und Ruhr umfassend an. Auch Andere geben an, die Weser habe die Grenze zwischen den Ost- und Westphalen gemacht, so z. B. sagt *Johann de Bolda* (Chron. Eccles. Hamelen. bei *Meibom*, Script. T. II. p. 513): Ad partes fluminis Weserae, quo Westphalos et Ostvalos segregat et disjungit (unde Ostvali, id est Saxones, sunt dicti), so auch nach Luden (4. Bd. S. 278) wohnten die Westphalen von der fränkischen Grenze im Süden und Westen bis zur Weser, jenseit des Flusses lebten die Ostphalen bis zur Elbe, und die Angrar scheinen die Bewohner der Ebene zu sein, die sich an beiden Ufern der untern Weser und an der Elbe hinabsenkt. Aber nach dem Poeta Saxo (s. d. vor. Anm.), waren ja die Angrar zwischen den Ost- und Westphalen, hatten im Süden die Franken (d. h. die Hessen, die auch den fränkischen Völkerschaften angehörten) und im Norden das Meer zu Nachbarn. Sollen die Ost- und Westphalen Nachbarn werden, so müssen wir also annehmen, daß die Angrar in Süd- und Nord-Angrar zerfallen seien. 18) Wir nehmen gern mit Preß Orheim an der Ocker für Ohrum, oberhalb Wolfenbüttel. Nur ist dieses dabei zu bemerken: Da Ohrum am linken Ufer der Ocker liegt, und die Annal. Lauriss. zum J. 780 die Lage Orheims als jenseit der Ocker angeben, so hat das alte Orheim entweder nicht gelegen, wo jetzt Ohrum liegt, oder die Annal. Lauriss. haben sich geirrt.

19) Annales Lauriss. Moores bei *Pertz*, Script. T. I. p. 115. Annal. Laurisa. Major. p. 156, 154, 160, 166. *Einhardi* Annal. p. 137, 155, 161, 167.

Digitized by Google

die Heirathsgabe als Erbschaft. Hatte sie keine Söhne, kehrte die Heirathsgabe an den Geber, wenn er lebte, zurück, war er gestorben, an seine nächsten Erben. Bei den Westphalen hingegen verlor das Weib, wenn es Söhne geboren, das Heirathsgut, hatte sie keine geboren, besaß sie dasselbe ihre Lebenszeit. Nach ihrem Tode ging das Heirathsgut an den Geber zurück, oder war dieser nicht mehr, an seine nächsten Erben. Von dem, was Mann und Frau erwarben, erhielt bei den Westphalen die Frau den halben Theil, bei den Ostphalen und Angrarn nichts, und mußte sich bei diesen mit der Heirathsgabe begnügen [20]). Da nach damaligem Brauche das Recht sich nicht nach dem Lande, sondern nach der Volksabstammung richtete, so erhellt aus jenen Rechtsbestimmungen deutlich, daß die Ostphalen und Angrar mit einander stammverwandter waren, als die Westphalen mit den beiden. Der Name Ostphalen (Ostfaloa) erhielt sich als Benennung eines Gaues [21]), in welchem Hildesheim lag und der bis an die Mauern Hanovers ging [22]). — Ostfaloa [23]), d. h. Aa (Fluß oder Au) der Ostfalen, hieß auch ein Ort in Sachsen [24]), dessen Lage aber ungewiß ist.

(*Ferdinand Wachter.*)

Ostpreussen, s. **Preussen.**

OSTPRIGNITZ, ein Kreis im preuß. Regierungsbezirke Potsdam, welcher im Norden an Mecklenburg-Schwerin, im Osten an Ruppin, im Süden an Westhavelland, im Westen an Westprignitz grenzt. Seine Größe beträgt gegen 34 □Meilen; er hat 4 Städte, 2 Marktflecken, 144 Dörfer, 29 Colonien, 43 Vorwerke und 6700 Häuser mit 41,000 Einwohnern. Die Oberfläche ist eben und größtentheils sandig. Die Dosse, Jägelitz und Stepenitz sind die wichtigsten Gewässer. Ackerbau und Viehzucht. Hauptort ist **Wittstock.** (*L. F. Kämtz.*)

Ostpunkt, s. **Himmelsgegend.**

OSTPYRENÄEN (Pyrenées Orientales), Departement von Frankreich, aus der ehemaligen Grafschaft Roussillon gebildet, grenzt gegen Osten an das mittelländische Meer, gegen Süden an die Pyrenäen, welche es von Spanien und zum Theile vom Andorrathale trennen, gegen Norden und Westen an die Departements der Aude und Arriège. Seine Oberfläche beträgt 78,09 □Meilen. Hart an die Kette der Pyrenäen grenzend, ist seine Oberfläche sehr uneben. Die beiden Hauptthäler, welche gegen die Centralkette aufsteigen, die des Tet und Tech, sind zum Theil sehr wild; ebendieses gilt von dem Thale des Gly. Jedoch hat hier das Gebirge nicht mehr den rauhen Charakter, wie in der Mitte der Kette. Zwischen den oben erwähnten Hauptthälern zieht sich eine Bergkette nach Nordost, welche sich bald darauf in der Ebene des aufgeschwemmten Landes verliert; in ihr erhebt sich der Canigou, welcher eine Höhe von fast 8700 Fuß erreicht und dessen vier Spitzen weit gesehen werden. Über die Bergkette gehen mehre Pässe (Ports oder Cols) nach Spanien, so der wilde Col de la Perche von Mont-Louis nach Puycerda. Eine sehr besuchte Fahrstraße führt im östlichen Theile von Perpignan über Bellegarde nach Gerona in Spanien. Gletscher gibt es in diesem Departement nicht, weil die Gebirgsmasse keine hinreichende Höhe hat.

In den Gebirgsthälern ist der Boden häufig steinig und eignet sich zu keiner Cultur, oder diese ist wegen der häufigen Überschwemmungen doch nicht sehr sicher, dagegen zeichnen sich die ebenen Gegenden durch große Fruchtbarkeit aus; in der Nähe der Küste sind viele Sümpfe und Moräste, welche besonders im Sommer ungesund sind. Der Ackerbau könnte einen großen Gewinn geben, wenn er besser betrieben würde. In manchen Gegenden wird nach der Getreideernte noch Hirse gesäet. Sehr gut ist der Obstbau, und das Klima begünstigt die Cultur der Pomeranzen und Citronen, sowie des Ölbaumes. Der Wein dieses Departements ist sehr gut, und könnte noch weit besser sein, wofern man eine größere Sorgfalt auf seine Bearbeitung wendete. Die sämmtlichen Weine, welche hier gebaut werden und unter dem Namen Roussillon in den Handel kommen, sind dunkelfarbig, feurig und von lieblichem Geschmacke. Die gewöhnlich rothen Roussillon-Weine lassen sich sehr gut transportiren und gehen theils in die Colonien, theils dienen sie dazu, um andere weiße und rothe Weine stärker zu färben und ihnen mehr Feuer zu geben. Am gesuchtesten sind die Weine von Baira, Saltes, Tormilla, Espira, Rivesaltes ꝛc. Der gesuchteste unter den Weinen des Departements ist der Maccabeo, welcher von einer aus Spanien stammenden Traube bereitet wird und von welchem jährlich etwa 2000 Flaschen gewonnen werden. Er nähert sich dem tokayer Weine. Auch die Maulbeeren gedeihen sehr gut, jedoch ist der Seidenbau nicht bedeutend.

Die Rindviehzucht wird sehr vernachlässigt und die Kühe geben eine schlechte Milch; weit besser sind die Pferde; jedoch ziehen die Einwohner bei den Feldarbeiten meistens die Maulesel vor. Die Schafe haben eine sehr gute und feine Wolle; Fischerei ist an den Küsten sehr lebhaft. Der Bergbau ist nicht sehr bedeutend.

Die Zahl der Bewohner ist nahe 150,000, sämmtlich Katholiken. Sie reden ein verdorbenes Spanisch und haben im Gebirge elende Wohnungen. An vielen Häusern, welche den Viehställen gleichen, sieht man keine Fenster, sondern Löcher, welche bei schlechter Witterung und Nachts mit Fensterladen geschlossen werden. Das Depar-

---

20) Lex Saxonum. T. VIII. et IX. bei Georgisch S. 460, 461. 21) Ostphalen in weiterer Bedeutung ward natürlich nicht als ein Gau betrachtet, daher heißt es auch im Capitulare Saxonum vom J. 1295: Simulque congregatis Saxonibus de diversis *plagis*, tam de Westfalahia et Angrariis, quam de Ostfalahia (bei Georgisch S. 593), wiewol die Lesart pagis für plagis sehr beliebt ist, so z. B. bei *Anton. Matthaei*, De Nobilitate. Lib. I. p. 93. *Joh. Georg Wachter*, Gloss. p. 1885. *Leibnitz*, Prodr. T. I. p. LXVI. Auch hatten die Westphalen mehre Gauen, und ein Gau der Angrar hieß Buchi. S. Annal. Laurisa. p. 164. *Einhardi* Annal. p. 155, 167. Der Gau Ostfaloa hat also blos Beziehung auf die Ostphalen in engerer Bedeutung, zumal da auch der große Bardengow von den Ostphalen in weiterer Bedeutung umfaßt war. 22) Pertz zu Vita Hludovici Imperatoris. T. II. p. 612. Not. 25. 23) In Ostfaloa ist Ostfalo der Genitiv Plural. 24) Vit. Hludovici. c. 11. z. J. 804 (p. 612): in loco, cujus vocabulum est *Ostfaloa*; aus dem Zusammenhang erhellt, daß der Ostfaloa in Sachsen lag.

Digitized by Google

tement schickt einen Deputirten in die Kammer, wird in drei Bezirke, 17 Cantone und 249 Gemeinden getheilt. Hauptort ist Perpignan. (*L. F. Kämtz.*)

OSTRACEA (Mollusen). Diese Familie der zweischaligen Weichthiere, zuerst von Lamarck aufgestellt, entspricht der Gattung Ostrea Linné's. Jener rechnete Anfangs die Gattungen Radiolites, Calceolus, Crania, Anomia, Placuna, Vulsella, Ostrea, Gryphaea, Plicatula, Spondylus, Pecten hierher. Später modificirte Cuvier dieselbe bedeutend und hat in seinem neuesten Werke Règne animal ed. 2. folgende Aufstellung gemacht: Acardo mit den Untergattungen Radiolites, Sphaerulites, Calceolus, Hippurites, Batolithes; Ostrea mit den Untergattungen Ostrea, Gryphaea, Pectan, Lima, Pedum; Hinnitas; Plagiostoma; Pachytes; Dianchora; Podopsis; Anomia; Placuna; Spondylus mit der Untergattung Plicatula; Malleus; Vulsella; Perna mit den Untergattungen Crenatula, Gervillia, Inoceramus, Catillus, Pulvinites; Etheria, Avicula mit den Untergattungen Margarita und Avicula; Pinna; Area mit den Untergattungen Arca, Cucullaea, Pectunculus, Nucula; Trigonia. Lamarck trennte in seinem letzten Werke: Histoire naturella des animaux sans vertèbres, die Ostraceen in die beiden Familien Rudistes und Ostracea, die letztern enthalten nur noch Geyphaea, Ostrea, Vulsella, Placuna und Anomia. Blainville (Malacologie) zählt folgende Gattungen zu der Familie Ostracea: Anomia, Placuna, Harpax, Ostrea, Gryphaea, stellt dann aber noch eine zweite Familie Subostracea auf, mit den Gattungen Spondylus, Plicatula, Hinnites, Pectan, Pedum und Lima. Rang (Manuel de l'hist. nat. des Mollusques) behält Blainville's erste Familie bei. Menke (Synopsis Molluscorum ed. 2) hat die Ostracea zur Ordnung erhoben und stellt folgende Anordnung auf: Ostracea, subord. I. Monomya. Familie 1. Ostracea. Gattungen: Anomia, Placuna, Ostrea, Mülleria, Gryphaea, Plagiostoma. Familie 2. Pectinla. Gattungen: Podopsis, Hinnites, Spondylus, Plicatula, Pecten, Pachyta, Dianchora, Lima, Pedum. Familie 3. Malleacea. Gattungen: Malleus, Vulsella, Perna, Inoceramus, Catillus, Posidnaia. Subord. II. Familie 4 Aviculacea. Gattungen: Gervillia, Pulvinites, Crenatula, Avicula, Meleagrina, Pinna. Familie 5. Arcacea. Gattungen: Cucullae, Area, Pectunculus, Nucula, Trigonia. (Dr. *Thon.*)

OSTRACH, Marktflecken am Flusse gleiches Namens, in der Standesherrschaft Osteach, dem Fürsten von Thurn und Taris gehörig, im sigmaringischen Antheile der fürstlich-hohenzollerschen Lande gelegen, mit 1200 Einwohnern, die lebhaften Handel mit Landesproducten treiben. (*Benicken.*)

Ostrach. (Kriegsgesch.) Am 1. Mai 1799 eröffneten die französischen Republicaner den Feldzug gegen Österreich ohne Kriegserklärung. Ihre Donauarmee unter dem General Jourdan, 38,000 Mann mit 8000 Pferden stark, überschritt am gedachten Tage den Rhein bei Kehl und Basel, durchzog in mehren Colonnen den Schwarzwald und rückte am 8. Mai in eine Position, welche von Thengen über Geiringen und Aldingen nach Münster sich erstreckte. Nach einer Rast von drei Tagen setzte die Armee ihr Vorrücken fort und am 20. Mai befand sich der rechte Flügel (Division Ferino) zu Höfighofen, die Mitte (Division Souham) zu Pfullendorf, der linke Flügel (Division St. Cyr) zu Mengen, während die Avantgarde unter dem General Lefevre (9000 Mann) eine Stellung bei Ostrach an beiden Ufern des gleichnamigen Flusses genommen hatte, und der General Vandamme mit einem Detaschement von 5000 Mann zur Deckung der linken Flanken des Heeres jenseit der Donau befand.

Auf die Nachricht vom Rheinübergange der Franzosen ließ der Erzherzog Karl die von ihm befehligte österreichische Hauptarmee (80,000 Mann mit 26,000 Pferden) vom Lech und der Donau aufbrechen, und nahm am 20. Mai eine Stellung bei Alschhausen und Braunenweiler, mit der Avantgarde (General Nauendorf) zwischen Königseckberg und Fulgenstadt. Am Morgen des 21. Mai wurde der Angriff auf die französische Stellung in drei Colonnen angeordnet, deren erste (rechter Flügel, General Fürst von Fürstenberg) über Mengen gegen Pfullendorf, die zweite (Centrum, General Kienmaier) vom Kloster Sieffen, die dritte (linker Flügel, General Nauendorf) über Alschhausen gegen Ostrach vorrücken sollte.

Den beiden letzten Colonnen gelang es leicht, den Feind zu vertreiben, sich bei Ostrach zu vereinigen, und den dort concentrirt aufgestellten General Lefevre durch ihre bedeutende Übermacht nach Pfullendorf zurückzuwerfen (hauptsächlich durch ein rasches Überschreiten der Osteach bei Jettkofen). Sie folgten dem weichenden Feinde bis in die Gegend von Kalkreuthe. Gleichzeitig nahm die erste Colonne Friedberg und Reppertsweiler, überschritt die Ostrach bei Einhard und stellte sich bei Magenbuch auf. Einen entscheidenden, durch eine Umgehung über Denkingen einzuleitenden Angriff auf die französische Hauptstellung bei Pfullendorf hinderte die beginnende Dunkelheit des Abends; St. Cyr hielt die Höhe bei Mengen gegen einen Cavaleriangriff und zog sich, von dem düstern Abende begünstigt, über Krauchenwies an die Hauptstellung Jourdan's heran, der mit den vereinigten Divisionen in der Nacht über Stockach nach Engen zurückging. Der Verlust der Österreicher belief sich auf 2000 Mann; die Franzosen verloren an 3500 Mann und drei Geschütze. (*Benicken.*)

OSTRACIAS (Paläozool.), ist nach Plinius eine harte achatartige Muschel, deren man sich zum Poliren der Edelsteine bediente. *Plinius* H. N. XXXVII, 10. p. 669. edit. Basil. 1539 fol. (*H. G. Bronn.*)

OSTRACIDIUM (Arachnides). Eine Gattung spinnenartiger Thiere von Perty aus Phalanglum gesondert, und in *Spix et Martius* delectus animalium articulatorum aufgestellt, woselbst auf Taf. 40 eine Art als Typus, O. fusenm, abgebildet ist. Die Kennzeichen sind: der Cephalothorax schildförmig, niedergedrückt, hinten dornenlos, abgestutzt; der Hinterleib ganz verborgen; die Füße ziemlich kurz und die hintern Hüften dornig. (Dr. *Thon.*)

OSTRACINE oder **OSTRACENA**, alter Name einer kleinen Stadt Unterägyptens an der Grenze Palästina's uno Arabiens, 26 Milliarien vom Casius Mons, nach dem Itinerarium Antonini (p. 152), 65 von Pelusium, nach Plinius (V, 12, 14) in einer weit herum wasserleeren Gegend (*Joseph.* B. Jud. IV, extr.), nicht weit vom See Sirbonis. (*H.*)

OSTRACINI (Crustacea). Eine von Dumeril (Zoologie analytiq. übers. v. Froriep, S. 176) aufgestellte Familie der Entomostraceinen, mit dicht aufsitzenden Augen, der Körper von zwei kalkartigen oder hornartigen, muschelähnlichen Schalen bedeckt. Lateille hat dieselbe Ostracoda genannt. Es gehören hierher die Gattungen: Lynceus, Daphnia, Cypris und Cythere. (Dr. *Thon.*)

OSTRACION (Paläozool.), vgl. Ostracion (Zool.) Von diesem Fischgeschlechte, welches Agassiz zu seiner Ordnung der Ganoiden, Familie der Selerodermen rechnet, kennt man mit Gewißheit nur eine einzige fossile Art, überhaupt die einzige fossile Art der ganzen Familie. Die Kennzeichen des Geschlechtes im fossilen Zustande sind: ein im Querschnitte quadratischer, drei- oder fünfeckiger Körper, der von großen sechseckigen Schildern bedeckt ist.

1) O. micrurus *Agass.* Pois. foss. II. 17. O. turritus (*Forsk.*) *Volta* Ittiol. CLXXII. sq. t XLII. f. 1. (exclus. syon.). Diese fossile Art stimmt sehr nahe mit dem O. turritus *Forsk.* des rothen und indischen Meeres überein, durch den in seiner Mitte sich pyramidalerhebenden, eben mit einem starken zurückgebogenen Stachel sich endigenden Rücken, und durch die Form und Stellung der Flossen. Allein das von Volta abgebildete Exemplar wenigstens ist viel kleiner, kaum über 2¼" paris. lang, fast 2" hoch; es fehlen ihm die zwei Dornen an den sich sehr nahe und hoch an der Stirn stehenden Augen, obschon ein anderer zurückgebogener Stachel an denselben vorhanden ist. Seine Form von der Seite gesehen, ist rhomboidal-quadratisch, der Kopf kegelförmig, die Lippen vorstehend; am Bauch und After sind 3—5 Dornen; der Flossen sind fünf, die Brustflossen sind länglich-eiförmig mit je 12 Strahlen; die Rückenflosse steht hinter dem Höcker, der Afterflosse gegenüber; beide sind gerundet und zehnstrahlig; die Schwanzflosse ist ganz (?) und zehnstrahlig, am Ende bogenförmig abgerundet und mit ästigen Strahlen [1]).

Von einer zweiten Art gibt Bouedet an, die Gaumenzähne in dem tertiären knochenreichen Kalksandsteine (dem er gleiches Alter mit dem pariser Gypse gibt, obschon er der jüngern Molasse angehören dürfte) am Molièreberg bei Neufchatel gefunden zu haben. Aber wahrscheinlich gehören jene Zähne einem ganz andern Geschlecht an, wie denn auch Agassiz, obschon an derselben Stelle fortwährend mit verwandten Untersuchungen beschäftigt, ihrer unter diesem Namen nicht weiter erwähnt [2]).

3) Was Walch's Ostracion im 2. Bande des Naturforschers sei, eine Versteinerung, an welcher sechs in zwei Reihen von einander entfernt liegende sechseckige Schilder aus (?Lias) dem Gesteine von Altdorf hervortreten, ist nicht ausgemacht und aus der Abbildung und Beschreibung nicht wohl zu erkennen [3]).

4) Dagegen ist dessen fraglicher Ostracion im 8. Bande derselben Zeitschrift ein Echinosphärit [4]). (*H. G. Bronn.*)

OSTRACION, *Linné* (Pisces), **Kofferfisch.** Eine Fischgattung aus der ersten Reihe oder den Knochenfischen, zur sechsten Ordnung Plectognathi und zu deren zweiter Familie Scleroderni gehörig. Diese Fische zeichnen sich von andern sogleich dadurch aus, daß ihr Körper nicht mit Schuppen, sondern mit Knochenplatten überzogen ist, welche regelmäßige Felder bilden und im Ganzen einen unbiegsamen Panzer darstellen, der fast wie bei den Schildkröten den ganzen Körper überzieht, nur den Schwanz, die Flossen, das Maul mit den Lippen zur Bewegung frei läßt, indem nur der Durchgang dieser Theile Öffnungen in dem Panzer sind, wie man am besten sehen kann, wenn die weichen Theile eingetrocknet sind, wie solches an den Exemplaren in Naturaliensammlungen der Fall zu sein pflegt; wie ferner bei den Schildkröten die Rückenwirbel in einem Panzer verwachsen sind, so ist auch bei diesen Fischen der größte Theil ihrer Wirbel verbunden. Jeder Kiefer hat 10—12 kegelförmige Zähne, man sieht äußerlich keinen Kiemendeckel, sondern nur einen Hautspalt, jener aber liegt unter diesem und hat sechs Strahlen. Es ist nur eine einzige Rückenflosse und eine Afterflosse vorhanden, die Bauchflossen fehlen, sowie am Skelett auch die Beckenknochen.

Wenn man, wie bemerkt, die äußere Bedeckung dieser Fische auch kurzweg als Knochenplatten annimmt, so sind sie doch in der That eigentlich nichts anderes, als härtere Schuppen aus mehren, dicht übereinanderliegenden Lagen gebildet, ungefähr denjenigen analog, wie man sie auf den Rücken des Krokodiles antrifft. Die Kofferfische haben sehr wenig Fleisch und sind, so zu sagen, mehr mit Luft angefüllt, weshalb, wenn man sie fürs Cabinet präpariren will, man fast kaum nöthig hat, sie auszunehmen, mit Ausnahme der Leber, welche sehr groß und thranreich ist. Bei dieser Leichtigkeit, diese Fische aufzubewahren, gehören sie zu denjenigen, welche man schon in den ältesten Sammlungen findet. Außer der Leber ist ihr Magen auch sehr groß und häutig, und man findet in demselben Überbleibsel von Schnecken und Muschelschalen, Corallenstämmen, Crustaceen ꝛc., sodaß sie also rein fleischfressende Thiere sind. Sie werden nicht groß, obgleich ihre Lebensdauer kaum gering sein kann, da sie ziemlich gegen feindliche Angriffe geschützt sind. Man hält einige für giftig, obgleich andere, namentlich Ostracion triqueter in Jamaica, als Leckerbissen auf die Tafeln der Reichen kommt.

---

1) (*Volta*) Ittiolittologia Veronese. (1796. fol.) l. c. *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. (Neufchatel 1835. 4.) II, 17. 2) *Bourdet* in d. Mémoires de la Société Linnéenne de Paris 1825. IV, 361 sq. Jahrb. d. Mineral. 1830. S. 385—387.

3) Der Naturforscher. 2. Bd. 1774. S. 156. t. IV. f. 3. 4) Ebendaselbst. 8. Bd. 1776. S. 259—266. t. V. f. 1, 2.

Die Kofferfische halten sich in der Nähe der Küsten auf und sind eigentlich in der Nähe der Linie einheimisch; nur wenige Arten gehen über die Wendekreise heraus.

Zu leichterer Übersicht der Arten hat man dieselben nach ihrer Gestalt, dem Dasein oder Mangel von Stacheln in Unterabtheilungen gebracht, ob man gleich noch nicht genau darüber unterrichtet ist, ob hierbei nicht etwa Geschlechtsverhältnisse vorliegen. Lacepède, in dessen Naturgeschichte der Fische überhaupt mancherlei eigenthümliche poetische Ansichten vorkommen, meinte, ob nicht vielleicht die Kofferfische ohne Dornen und mit schmackhaftem Fleische die Weibchen wären, die bedornten aber, mit ihrem lederartigen Fleische die Männchen?

A. Kofferfische mit dreieckigem wehrlosem Körper. 1) O. triqueter, *Linné* (Bloch, Naturgeschichte der ausländischen Fische. Taf. 130. Die Figuren von *Seba* Thesaurus III. t. 24. f. 6—12 sind schlecht. Dagegen befindet sich eine sehr gute Abbildung im Dictionaire de Sciences naturelles, cahier 5). Die sechseckigen Panzerstücke sind in der Mitte buckelartig erhöht, von welcher Erhöhung Linien von kleinen Höckern, perlähnlich, auslaufen, die sich bis an die Seiten ziehen, so daß der Rücken nicht blos bogig ausgeschnitten, sondern auch fein gekerbt erscheint. Ein senkrechter Querdurchschnitt des Körpers gibt die Gestalt eines gleichseitigen Triangels. Der Schwanz ist lang und geht in eine zugerundete Flosse aus. Die allgemeine Farbe ist röthlich braun, alle Flossen sind gelb, die Panzerschilder haben in der Mitte einen weißen Stern und auf dem Schwanze stehen runde, weiße, braun eingefaßte Flecken. Die Länge beträgt 15—18 Zoll. Dieser Fisch findet sich bei den Antillen und in den indischen Gewässern, und dient als Delicatesse auf den Tafeln der Reichen von Jamaica, weshalb denn Lacepède allen Ernstes vorgeschlagen hat, ihn nicht blos in die europäischen Meere, sondern sogar in die europäischen Flüsse zu verpflanzen!

2) O. concatenatus, *Linné* (Bloch, Taf. 131). Der Kopf aschgrau, mit violetten Streifen, der Bauch weiß, die Flossen röthlich, die Seiten violetgrau mit einem weißen Netz überzogen, indem jedes einzelne Schildchen aus sechs weißgerandeten Dreiecken besteht. Die Schwanzflosse zugerundet. Er findet sich ebenfalls bei den Antillen und wird 10—15 Zoll lang.

B. Wie vorige, aber hinten am Bauche mit Dornen. 3) O. trigulus (Bloch, Taf. 135). Dieser Fisch findet sich in den brasilianischen Meeren, auch bei den Antillen. Er ist dick, die zwei Dornen sind krumm gebogen und gefurcht, an den Seiten stehen die Mittelpunkte der Schilder, am Bauche die Ränder derselben wie Perlenreihen hervor. Die Länge beträgt über einen Fuß. Wenn man diesen Fisch aus dem Wasser nimmt, so läßt er eine Art Grunzen hören, welches ihm bei den Franzosen den Namen cochon de mer verschafft hat.

4) O. bicaudalis (Bloch, Taf. 132). Die Grundfarbe graugelb, mit runden, schwarzen Flecken besetzt, die Flossen gelb, die Dornen glatt, die Länge acht Zoll, auch darüber. Nach Bory de Saint Vincent an den Küsten Hayti's, nach andern Angaben in Ostindien einheimisch.

C. Wie vorige, doch außer am Bauche auch noch Dornen an der Stirn. 5) O. quadricornis (Bloch, Taf. 134). Der Rücken gewölbt, scharfkantig, die Farbe gelblich, mit dunkelbraunen Flecken und Streifen, der Schwanz lang und braun gefleckt. Die ganze Länge des Fisches über einen Fuß. Er soll sich an den Küsten von Guinea, von Afrika und Ostindien finden.

D. Dreieckig, mit Dornen auf den Kanten. 6) O. stellifer (*Bloch*, system. ed. Schneider t. 97. p. 499). Dreieckig, der Rücken erhaben gebogen, zweistachelig, über jedem Augenkreise zwei Stacheln, der Leibesrand an jeder Seite mit vier Stacheln, alle Stacheln nach Hinten gekrümmt, die sechsseitigen Schilder haben Sternzeichnung und bilden ein Netz, sodaß jedes Schild aus drei Rhomben zusammengesetzt scheint. Blumenbach hat diesen Fisch Ostracion bicuspis (Abbildungen naturhistorischer Gegenstände Nr. 58) genannt.

7) O. tricornis *Linné* (*Seba* III., t. 24. f. 9. *Lacepède* I., pl. 23. f. 2). Ein einzelner Stachel steht auf dem hintern weichen Theil oder der Wurzel der Schwanzflossen und ist so lang wie diese, zwei andere stehen über den Augen, zwei unter dem Schwanze. Lacepède hat diesen Fisch unter dem Namen O. Listeri abgebildet, sein Vaterland ist Indien; auch soll er an den Küsten von Isle de France vorkommen.

E. Der Körper viereckig, ohne Dornen. 8) O. cubicus (Bloch, Taf. 137). Diese Art ist in den indischen Meeren zu Hause, und bei Isle de France, auch findet man ihn angeblich im rothen Meere, die Farbe ist gelbgrün, mit einem schwärzlichen Ring und blauem Mittelpunkt auf jedem Schildchen, die Flossen sind gelblich, der Schwanz braun, mit schwarzen Punkten, die gewöhnliche Größe ist 6—8 Zoll, doch soll er auch einen Fuß lang werden. Renard erzählt, daß man ihn in Indien in eigenen Teichen hält, wegen seines vortrefflichen Fleisches, und daß er da so zahm werde, daß er auf einen Ruf zur Fütterung herbeikomme, was man wol von andern Fischen auch kennt, doch behauptet Bory de St. Vincent, daß er wenigstens an dem Fleische nichts besonderes gefunden habe. Rüppell bemerkt (Atlas zur Reise im nördlichen Afrika, Fische S. 3), daß sowol die Bloch'sche Abbildung als die von Lacepède höchst unbedeutend sei, und theilt deshalb folgende nach dem Leben gefertigte Beschreibung mit. Die verwachsenen Schuppen, welche den rhombusförmigen Körperpanzer bilden, sind unregelmäßige Polygone, jedes besetzt mit Reihen kleiner Wärzchen, die mit dessen Rändern parallel laufen. Die untere Fläche des Knorpelpanzers ist breiter, als die obere, welche etwas gewölbt ist, an den Kanten sind keine besondern Stachelauswüchse. Die Grundfarbe des ganzen Körpers ist im ganzen Wasser gelbgrün, außerhalb desselben erscheint in der Mitte jedes Vielecks ein himmelblauer, schwarz eingefaßter Fleck. Sämmtliche Flossen sind schmutzigpomeranzengelb, die Iris braun mit goldgelben Ringen um die Pupille. In dem kleinen Munde stehen hinter fleischigen Lippen in jedem Kiefer zehn kegel-

Digitized by Google

förmige Zähne. Die Flossen sind sämmtlich zugerundet, die Rücken- und Afterflossen sitzen ziemlich weit hinten, einander gegenüber, die Strahlenzahl der Flossen ist Brustflosse $\frac{14}{14}$, Rückenflosse $\frac{9}{9}$, Afterflosse $\frac{9}{9}$, Schwanzflosse $\frac{12}{12}$. Die ganze Körperlänge beträgt etwa 12 Zoll. Nach Rüppell's Angabe lebt dieser Fisch in kleinen Familien mit Ostracion argus vorzugsweise auf sandigem Boden, der mit Meergrase bewachsen ist, wo er auf kleine Krebse Jagd zu machen scheint; er kommt häufig in allen Buchten im nördlichen Theile des rothen Meeres vor. Rüppell hat von dieser Art unter dem Namen Ostracion argus (l. c. t. I. f. 1) einen Fisch getrennt, der nur in der Färbung von derselben abweicht. Die Körperform, die Strahlenzahl der Flossen, die Zahnbildung und das Vorkommen sind ganz gleich. Die Grundfarbe des Körpers ist auf seinen drei obern Seiten fastbraun, in der Mitte jedes Knorpelpolygons steht ein himmelblauer Fleck und um denselben ein doppelter Kreis schwarzer Punkte. Die Bauchseite ist schmutzig isabellgelb, mit dichten Reihen von bräunlichen Punkten, die grünbraunen Flossen und die fleischige Basis des Schwanzes sind mit schwarzen, dichtgestellten Punkten gefleckt. Die Iris ist braun, mit goldgelben Ringen um die Pupille. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt 10 Zoll. Rüppell glaubt vielleicht Ostracion meleagris *Shaw* hierher ziehen zu können, welchen Cuvier als zu Ostracion punctatus gehörig betrachtet. — Nach dieser Art möchte eine andere einzuschalten sein, welche Rüppell Ostracion cyanurus genannt und im angeführten Werke Taf. 1. Fig. 2 abgebildet hat. Sie unterscheidet sich von den vorher angeführten wesentlich durch ihre äußere Körperform. Der viereckige Knorpelpanzer ist bei sonst gleichen Verhältnissen weit niedriger und breiter, sodaß dieser Unterschied zwischen den zwei Arten sich beinahe wie 3—4 verhält. Die Polygone dieses Knorpelpanzers sind regelmäßige Sechsecke, deren Seitenränder mit verhältnißmäßig feinern Warzen parallel besetzt sind. Die Grundfarbe des Knorpelpanzers ist kaffeebraun nur die beiden verticalen Seiten des Vierecks haben regelmäßige große, schmalteblaue Flecken, welche von schwarzen Punkten umgeben sind; die fleischige Schwanzwurzel und die Schwanzflosse sind schmalteblau, schwarz punktirt, oben auf der Schwanzwurzel ein großer kaffeebrauner, eirunder Fleck. Brust-, After- und Rückenflosse hellbraun, die Iris und die fleischigen Lippen am Munde sind dunkelbraun, jene hat noch einen gelben Ring um die Pupille. Im Munde bemerkte Rüppell in jedem Kiefer nur acht kegelförmige Zähne. Die Strahlenzahl der Flossen ist ganz wie bei der vorigen Art. Alle gefangenen Exemplare, welche bei Mohila zwischen Korallen mit der Angel gefangen worden, waren höchstens fünf Zoll lang.

9) O. punctatus, *Lacepède.* (Punctatus et Lentiginosus *Schneider* in *Bloch*, Systema. p. 501. Ostracion Meleagris *Shaw*, general Zoolog. V. 2. t. 172. *Lacepède* poissons I. t. 21. f. 1.) Länglich, alle Schildchen mit undeutlichen, linsenförmigen, weißen Flecken, welche am Bauche größer sind. Ebenfalls in dem Meere bei Isle de France.

10) O. unicus (Bloch, Taf. 138). Auf der Nase ein verlängerter Höcker, auf dem Rücken ein erhöheter, eingeschnittener Kiel, die sechsseitigen Schildchen in längliche Vierecke getheilt und in den Nähten punktirt. Der einzige dieser Gattung, der so weit über die Wendekreise vorgeht, indem er sich an der Mündung des Nils findet und Rafinesque seiner als eines sicilianischen Fisches gedenkt.

11) O. tuberculatus (*Willughby*, Ichthiology appendix 20. t. 10). Unterscheidet sich durch seine vier Höcker auf dem Rücken und ist in den indischen Meeren zu Hause.

F. Der Körper viereckig, Stacheln vorn an der Stirn und hinten am Leibe. 12) O. cornutus (Bloch Taf. 133). Diese ist eine der am längsten bekannten Arten, und diejenige, welche sich so häufig findet, daß sie oft genug von den Schiffern mitgebracht wird. Auf den Antillen hält man sein Fleisch, besonders aber seine Leber, für giftig. Er ist übrigens häufig an den Küsten von Isle de France, Mascareigne; er ist gemein um Java und weit im mittelländischen Meere verbreitet. Bory de St. Vincent hat ein kleines Exemplar von nur zwei Zoll Länge, das er am Cap der guten Hoffnung fing, einen ganzen Monat lang in einem Glase, in das täglich frisches Wasser gegeben wurde, erhalten, und dann auf Isle de France wieder in einen Teich ausgesetzt, wo er es nach einigen Tagen noch ganz munter herumschwimmend antraf. Von andern Arten unterscheidet sich die gegenwärtige durch die langen und graden Stirnstacheln. Die Hinterstacheln sind etwas gebogen, alle an der Wurzel gefurcht, die Schwanzflosse ist sehr verlängert, fast lanzettförmig, die Stirn ist stark abgestutzt, auf dem Rücken stehen vier kleine Höcker, die Schildchen erscheinen wie durch ein Netz getheilt, haben in der Mitte einen hellen Punkt und die Grundfarbe ist gelblich.

G. Der Körper viereckig, mit Stacheln auf den Kanten. 13) O. diaphanus (*Schneider*, systema. p. 501). Die Schildchen an den Bauchseiten größer, durchscheinend, der Rücken schmäler, in der Mitte desselben drei Stacheln und ebenso viel an jeder Unterleibskante, zwei Stacheln an der Stirn und der Schwanz kurz. Der Fisch war vier Zoll lang, ist blos von Schneider beschrieben, der sein Vaterland nicht kannte.

14) O. turritus (Bloch Taf. 136). Diese Art ist eigentlich nicht ganz richtig viereckig, sondern nach Rücken und Bauch zu mehr pyramidal, übrigens ist die Form ziemlich sonderbar. Auf dem Rücken steht ein Höcker und auf ihm ein Stachel, vier andere Stacheln stehen an den untern Seiten der vorspringenden Kanten des Bauches, ein anderer gerader steht über jedem Auge, den ganzen Körper überzieht ein Netz mit dreieckigen Maschen und außerdem erscheint er schwarz gefleckt. Diese Art findet sich in Indien und im rothen Meer und wird etwa 18 Zoll lang. Bloch hat bei diesem Fisch auf die Beschreibung verwiesen, welche Forskål von demselben geliefert hat. Rüppell (Atlas zur Reise im nördlichen Afrika, Fische S. 5) bemerkt aber hierzu, daß er im rothen Meere diesen Fisch zwar mehemals erhalten und derselbe

Digitized by Google

auch vollkommen mit der Beschreibung Forskål's übereinstimme, keineswegs aber mit Bloch's Abbildung und Beschreibung. Bei dem **Ostracion turritus** des Forskål ist das Verhältniß der Länge des Knorpelpanzers zu seiner Höhe ganz anders, als bei der Bloch'schen Figur, nämlich an dem im rothen Meere lebenden Fische wie 6 zu 4, nach Bloch's Abbildung eines gleichen, den er von den Molukken erhielt, wie 6 zu 5½. Ferner sind die einzelnen Schilder des Panzers nicht durch erhabene Linien netzförmig abgesondert und deren innerer Raum wieder in Dreiecke abgetheilt, sondern die Trennung der Polygone ist an den lebenden Individuen kaum merklich durch lichtere Farben angedeutet. Die Körperfarbe ist auf der obern Seite des Dreiecks braungelb, auf der Bauchseite grünlichgelb, die fleischige Basis des Schwanzes graugelb, mit vielen kleinen, braunen, rundlichen Flecken. Bloch's Abbildung zeigt auf dem ganzen Körper drei Paar große schwärzliche Flecken. Die Schwanzflosse ist beinahe vertical abgestutzt und nicht zugerundet, alle Flossen braungelb, durchscheinend. Die Augen haben eine braune Iris, mit goldgelbem Ringe um die Pupille. Nur vier rückwärts gerichtete Zacken sind auf jeder der Seitenkanten des Knorpelpanzers und das Rudiment eines ähnlichen Stachels unmittelbar unter der Brustflosse bemerklich; die zwei Höcker über den Augen sind klein und messen kaum ein Fünftel des Durchmessers der ganzen Augenhöhle, während solche bei Bloch ihrer Hälfte gleich sind. Die Zahl der Flossenstrahlen ist: Brustflosse $\frac{14}{14}$, Rückenflosse $\frac{9}{9}$, Afterflosse $\frac{8}{8}$, Schwanzflosse $\frac{10}{10}$. Im Munde finden sich im Oberkiefer 10—13 kegelförmige Zähne, im Unterkiefer standen innen acht Stück. Rüppell erhielt diesen Fisch zu Masaun an der habessinischen Küste, stets nach seischem Südostwinde. Die gewöhnliche Größe war 5 bis 5½ Zoll. Der Fisch wird in jener Gegend Shoka genannt, und zu gar nichts benutzt. Nach Rüppell's Angabe gehört dieser Fisch zu der Abtheilung mit dreieckigem Körper und nicht zu der mit viereckigem Körper, wohin ihn Cuvier gestellt hat.

II. Der Körper zusammengedrückt, gekielt, mit zerstreuten Dornen besetzt. 15) **O. auritus** (*Shaw*, nat. misc. IX, 238 Annales de musées tom. IV. pl. 58. Dictionnaire des sciences naturelles, cahier 5). Der Körper zusammengedrückt viereckig, über jedem Auge ein Stachel, vier Stacheln auf dem Rücken, sechs am Bauche, einen in der Mitte jeder Seite, der Körper schwarz gestreift. Durch Peron von Neuholland mitgebracht.

So weit gedenkt Cuvier der Arten dieser Gattung; es sind indessen noch einige andere zurück, deren wir wenigstens erwähnen müssen.

Die erste ist der japanische rothnasige Beinfisch, **O. nasutus** *Tilesius* (Denkschriften der Akademie der Wissenschaften zu München, für die Jahre 1811 und 1812. S. 71. Taf. 2. Fig. 1—3). Es wird von demselben folgende ausführlichere Beschreibung gegeben, die wir jedoch Wort für Wort nicht mittheilen: Der Kopf sehr abschüssig, von Oben und Unten, die Schnauze zugespitzt, roth, mit enger Mundöffnung, aus welcher die kleinen, oft orangefarbigen dichten Zähne keilförmig hervorstehen (der Beschreiber sagt, das Gebiß verrathe ein Nagethier! nach der Abbildung sieht man nur zwei Zähne, ähnlich dem Schnabel eines Kernbeißers). Die Augen sind groß, der obere vorstehende Augenhöhlenrand erhebt sich in eine stumpfe Spitze, die beiden Ecken des Rückens (muß heißen Kante des Rückens) sind der Länge nach eingekerbt (in der Figur 2 erscheint indessen diese Rückenfirste ganz glatt) und erheben sich gegen die Mitte in einen längsgestreiften, hornförmigen Haken (Figur 1 zeigt eden hinter demselben noch einen zweiten); dieselben Hervorragungen befinden sich auch unten an den Seitenecken (Kanten) des Bauches. Der Bauch selbst ist etwas gewölbter, als die übrigen drei Flächen der Hornschale, heller von Farbe mit weißen Wärzchen besetzt, seine Mitte zeigt Spuren einer kielförmigen Erhabenheit (wovon in Figur 3 nichts zu sehen); der After liegt am Ende desselben, dicht vor der Afterflosse, fast an der Schwanzwurzel, die Afterflosse steht der Rückenflosse grade gegenüber, auch schließt sich in dieser Gegend die knochige vierkantige Hülle oder der Panzer, in welchem Kopf und Rumpf versteckt liegen, mit einem halbmondförmigen Ausschnitte zu beiden Seiten, welcher dem nackten Schwanze mit seiner Flosse hinlänglichen Spielraum erlaubt (nach Figur 1 tritt der Panzer an den Seiten sogar weiter nach Hinten und die größten Ausschnitte befinden sich auf der Rücken- und Bauchseite; nach Figur 2 und 3 wäre die Schwanzflosse durchaus nicht frei, sondern geht sogar in den Panzer über, und doch sagt der Beschreiber, um die Lücken seiner Textesangaben zu ergänzen: das Übrige ersieht man aus der Abbildung). Die hornartige Schale oder der Panzer des Fisches ist mit getheilten Rhomben geziert. Zu beiden Seiten bildet sich eine erhabene Seitenlinie durch eine Reihe erhabener (!) Haken oder rückwärts gekrümmter Stacheln. Von der Farbe des Fisches erfährt man nichts. Die Rückenflosse soll sich mit zehn „Finnen" (?) erheben, womit der Verfasser wol die Strahlen meint, deren Zahl für die andern Flossen er angibt. Der Fisch müßte etwa nach der Abbildung fünf pariser Zoll lang sein, soll aber in der Regel kleiner vorkommen und fand sich häufig im Hafen von Nangasaki, wo ihn die Fischer als ein ungenießbares und giftiges Thier aus ihren Netzen herauswarfen. Tilesius meint, daß als Synonym Thunberg's **O. hexagonus** (Stockholmer Abhandlung Tom. II. t. 3) hierher zu ziehen sei, ob er gleich in einigen Stücken abweiche. Leider können wir Thunberg nicht vergleichen, daher nicht entscheiden, doch scheint nach der Beschreibung, die sogar charakteristischer sein möchte, allerdings dies Synonym annehmbar.

Eine zweite, nicht recht bestimmbare, Art führt Autenrieth in seiner Schrift über das Gift der Fische mit folgenden Worten an: Der glatte Beinfisch, **ostracion glabellum. — smooth bottle fish.** Im Hafen von Kingston auf Jamaica ereignete es sich nach Thomas, daß der Genuß eines solchen Fisches schon nach einer halben Stunde unter allgemeinem Schauder des Körpers, Ekel und gänzlichem Sinken der Kräfte den Tod nach sich zog; die andern, welche gleichfalls von dem Fische gekostet hatten, wurden übrigens durch die frühe Anwendung von Brech-

Digitized by Google

mitteln noch gerettet. Auch Thomson zählt denselben unter die giftigen Fische. (Dr. *Thon.*)

Ostracismus, s. Ostrakismos.

OSTRACIT, OSTRACITES (Paläozool.), bei Wallerius Stobäus und Andern, unrichtig Ostracitus, von ὄστρακον, Schale; oder Ostreacites von ὄστρεον, Schale, endlich Ostreites von Ostrea, Auster, ist die seit lange übliche Benennung fossiler Austernreste, welche Benennung aber zur Zeit, wo das Genus Ostrea selbst noch mehre jetzt davon getrennte Genera Pecten, Lima, Plagiostoma, Spondylus, Plicatula, Perna, Gryphaea, Exogyra, Chama etc. s. d. Art.) umschloß, eine viel weitere Bedeutung hatte, als später. Ja man nannte vordem so alle einigermaßen dicke, blätterige und unregelmäßige Conchylienreste, deren generische Merkmale man nicht kannte, wenn sie nur einige entfernte Ähnlichkeit mit Austern besaßen (so Lapeyrouse die Radiolithen der Pyrenäen), und bei der Unbestimmtheit des griechischen Grundworts war der Ausdruck selbst eines noch größern Umfangs fähig (s. d. Art. Ostracomorphites). Daher ist es nicht nöthig, in einzelne Nachweisungen über die Ausdehnung einzugehen, in welcher jeder Autor das Wort gebraucht habe, indem dieses ganz willkürlich und unregelmäßig geschehen; Schröder hat dies in seinem Lexikon gethan. Heutzutage erhält sich dasselbe noch immer seiner Kürze wegen zur Bezeichnung fossiler Austern, oder solcher austernähnlicher Reste, die man zu unvollständig kennt, um sie unbedingt dem Genus Ostrea beigesellen zu dürfen. (*H. G. Bronn*)

OSTRACODA (Crustacea). Eine von Latreille aufgestellte Gruppe in der Section Lophyropa der Ordnung der Branchiopoda. Strauß hat diese Abtheilung Ostrapoda genannt. Bei den hierher gehörigen Crustaceen besteht die Schale aus zwei Stücken oder Klappen, ähnlich zwei Muschelschalen, welche durch ein Schloß vereinigt sind, und bei der Ruhe des Thieres sich schließen. Das Thier hat nur sechs Füße, wenn man nämlich das eine Paar, welches zum Rudern dient, nicht mitrechnet, sondern mit Latreille als Fühler betrachtet, denn außerdem würden acht Füße vorhanden sein. Keins dieser Fußpaare läuft flossen- oder kiemenähnlich aus. Die Fühler sind einfach, fadenförmig, oder borstenförmig. Es ist nur ein Auge vorhanden. Mandibeln und die obern Maxillen sind mit einem Kiemenplättchen versehen. Die Eier liegen unter dem Rücken. Latreille (*Cuvier*, règne animal ed. 2. IV. p. 158) zählt hieher die Gattungen Cythere *Müller*, Cytherina *Lamarck*, Cypris *Müller*. (Dr. *Thon.*)

OSTRACODERMA. Eine von Fries (Syst. orb. veg. I. p. 150) gestiftete Gewächsgattung aus der 24. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Trichodermeen der Gruppe der Schwämme, der natürlichen Familie der Pilze. Char. Der Schlauchbehälter (peridium) kugelig, dünn, krustenartig, zerbrechlich (daher der Gattungsname: ὄστρακον, Scherbe, δέρμα, Haut), in der Mitte zerfallend; die Sporidien (Keimkörnerschläuche) zusammengehäuft, nackt, schlaff. Eine einzige Art, O. pulvinatum *Fr.* (Syst. myc. III. p. 214), einen kleinen, zerstreut oder haufenweis beisammenstehenden und dann kleine Kissen bildenden Pilz ohne Unterlage (Lager), mit weißlichen Schlauchbehältern und sehr kleinen kugeligen, schmutzigweißen Sporidien, hat Fries im Herbste zwischen Moosen auf der Erde im südlichen Schweden gefunden. Vielleicht gehören noch Trichoderma laeva *Persoon* und das diesem sehr ähnliche Tr. laeva *Schweinitz* hierher.

Die Gattung Hyphelia *Fries* (l. c.) unterscheidet sich nur insofern, als bei ihr der Schlauchbehälter aus ineinander gewirrten Zotten besteht (daher der Gattungsname: ὑφος, Gewebe, εἰλεῖν, umwickeln) und zuweilen eine Unterlage vorhanden ist. Fries rechnet fünf Arten hierher: 1) H. rosea *Fr.* (Syst. myc. III. p. 211., Tr. roseum *Pers.*), mit weißem Lager, fleischfarbenem Schlauchbehälter und rosenrothen Sporidien; im Frühlinge auf altem Holze. 2) H. spadicea *Fr.* (l. c. p. 212., Tr. spadiceum *Schweinitz*), Lager weiß, Schlauchbehälter gelbbraun, Sporidien braun; auf faulem Holze in Carolina. 3) H. fusca *Fr.* (l. c., Tr. fuscum *Schumacher*), Lager aschgrau, Schlauchbehälter graubraunroth, Sporidien gelb; auf faulenden Ulmenzweigen. 4) H. nigrescens *Fr.* (l. c., Tr. caesium und nigrescens *Pers.*), Lager kaum bemerkbar, Schlauchbehälter hechtblau oder graubraun, Sporidien braun; auf alten Baumstämmen im Herbste. 5) H. terrestris (l. c. p. 213., Tr. tuberculatum und nemorosum *Pers.*, Tr. laeva *Schum.*, Tr. varium *Ehrenberg*), ohne Lager, Schlauchbehälter weiß, violett, rosenroth oder gelb, Sporidien weißlich; im Sommer in Wäldern auf der Erde. (*A. Sprengel.*)

OSTRACOMORPHITES (Paläont.), von ὄστρακον (Schale, Muschel) und μορφη (Gestalt), ist bei Aldrovand synonym mit Ostracomorphus lapis, und bezeichnet bei Klein (*Scheuchz.* sciagraphia lithologica, p. 61) ein jedes Versteinerungen enthaltendes Gestein; bei Andern eine jede Muschelversteinerung, da die griechische Bedeutung des Grundwortes so unbestimmt ist. (*H. G. Bronn.*)

Ostracomorphus lapis (Mineral.), nennt Aldrovand den Muschelmarmor (s. d. Art. Ostracomorphites). (*H. G. Bronn.*)

Ostragus, s. Tetrodon.

Ostrakina, Ostrakine, s. Ostracina.

OSTRAKINDA (Ὀστρακίνδα), Name eines in Griechenland und besonders in Athen getriebenen Knabenspiels, welches uns der Komiker Platon in einem, bei Hermias z. Plat. Phädr. XVIII. S. 90 und Eustath. z. Il. XVIII. p. 1160 erhaltenen, von Meinecke Quaest. Scenic. II. 25. III. 45 und von Bekker z. Schol. Plat. S. 314 verbesserten Fragmente seiner Komödie Symmachia sehr anschaulich und nach ihm besonders der eben angeführte Platonische Schol. z. Phädr. 241 b. und Pollux IX, 111 fg., beschrieben haben, während die Glossen der Lexikographen in ὀστρακα und ὀστράκου περιστροφή auch der Schol. z. Plat. Staat. S. 415 Bekk. sehr dürftig sind; ὀστράκου περιστροφή ist nämlich ein anderer Name für dasselbe Spiel. Das Spiel bestand darin, daß sich die Knaben in zwei gleiche Haufen theilten, deren einer sich

Digitized by Google

auf der rechten, der andere auf der linken Seite einer zu diesem Ende zwischen ihnen gezogenen Linie aufstellte; ein Knabe, der in der Mitte stand, warf dann einen Scherben, der auf der innern Seite mit Pech geschwärzt, auf der andern, äußern, weiß angestrichen oder weiß gelassen war, auf die Linie; je nachdem nun die schwarze oder weiße Seite zu oben kam, was er durch den Ausruf „Nacht" oder „Tag" verkündigte, je nachdem mußten die rechts oder links stehenden fliehen, die andern sie, bis sie sie eingeholt hatten, verfolgen; wer eingeholt wurde, den trug man auf den Punkt zurück, von dem er geflohen war, und es scheint, nach der freilich sehr verdorbenen Äußerung des Pollux, daß er auf einen Esel gesetzt wurde. (*H.*)

OSTRAKISMOS. 1. Litteratur. Eine der bedeutendsten Quellen für die Geschichte des Ostrakismos bleibt immer die Rede gegen Alkibiades; denn sollte sie auch weder von Andokides, dem sie gleichwol neben den Handschriften auch Harpokration [1]) und Photius [2]) beilegen, noch auch von Phäax stammen, dem sie Taylor ohne hinreichende Gründe zugeschrieben hat, müßte man sie vielmehr, wie ich allerdings auch nach dem Widerspruche Dropsens (Aristoph. Vögel und die Hermokop. S. 41) der Ansicht bin, und demnächst erweisen werde, für ein bloßes Übungsstück sophistischer Technik halten, so würde sie doch immer sehr alter Zeit angehören. Aristoteles spricht in der Politik [3]) nur von der Bedeutung und dem Zwecke, in der Staatsverfassung der Athener [4]) hat er wol auch von der Geschichte des Instituts gehandelt und die Form desselben näher beschrieben, was auch Theophrast in der Schrift über die Gesetze gethan haben mag; wenigstens wird uns aus derselben [5]) angeführt, daß Hyperbolos der letzte ostrakisirte gewesen, wie er in der Schrift „über die ersten Zeiten" (*πρῶτοι χαιροί*), den Theseus als ersten ostrakisirten genannt haben soll [6]). Ausführlicher müssen hierüber die Atthidenschriftsteller, namentlich Androtion [7]) und Philochoros [8]), gewesen sein; eine uns vor Kurzem bekannt gewordene Stelle des letztern gebe ich, weil ich sie öfters benutzen werde, vollständig in der Note mit den neuerlichst [9]) von mir versuchten Verbesserungen. Wir sind vorzugsweise an Diodor, Plutarch und die Lexikographen gewiesen, von denen Plutarch in den Biographien des Themistokles, Aristeides, Kimon, Perikles, Nikias und Alkibiades bald mehr, bald minder ausführlich den Ostrakismos darstellt.

Hilfsmittel. Vielleicht ist kein anderer Gegenstand des griechischen Alterthums so häufig in Specialschriften behandelt worden; Fabricius (Bibl. Antiq. p. 754 ed. 2) führt allein 14 Dissertationen aus der letzten Hälfte des 16. und dem Anfange des 17. Jahrh. über den Ostrakismos an, deren Zahl Schömann (de comit. p. 244) und K. Fr. Hermann (Lehrb. der griech. Staatsalterthümer, S. 211) noch vermehrt haben; sie alle sind fast ebenso werthlos als die des Abbé Geinoz (in den Memoiren der Akadem. der Inschrift. XII. S. 145 fg.); nur die eine von Johann Jakob Battier (de ostracismo Atheniensium. Basel 1699) verdient am ersten Beachtung; aber bei weitem die vorzüglichste Monographie ist die dissertatio litteraria de ostracismo Atheniensium, quam praeside *Joanne Luzac* defendet *Joannes Antonius Paradys* 1793. (abgedruckt in classic. Journ. nr. 38. p. 346–357. nr. 39. p. 150—168). — Außerdem wird man in den allgemeinen Schriften über griechische und attische Alterthümer manches hierher Gehörige finden, als bei Sigonius (de republica Atheniens. 2, 4.), Scaliger (ad *Euseb.* 786 und 1533), Meursius (Lectt. Att.

1) s. v. *ἐμποδών* u. *εὐανδρία*. 2) Cod. 265. 3) III, 8, 1 sq. 4) Lex. Rhet. im Worte *κυρία* hinter *Photius* p. 672. Dobr.: *Ἄμεινον οὖν Ἀριστοτέλει* [es fehlt *πείθεσθαι*]· *τὰς γὰρ ἀρχὰς ἐν ταῖς κυρίαις ἐκκλησίαις ἔφησε χειροτονεῖσθαι* [lies: *φησὶ ἐπιχειροτονεῖσθαι*] *καὶ τὰς ἀπαγγελίας καὶ τὰς ἄλλας τῶν ἀναγκαίων χρηματίζειν· καὶ περὶ σίτου· φυλακῆς τῆς χώρας* [lies: *καὶ τὰς εἰσαγγελίας εἰσαγγέλλειν* (oder *ποιεῖσθαι*) *τὸν βουλόμενον, καὶ τὰ ἄλλα τῶν ἀναγκαίων χρηματίζειν· χρηματίζειν δὲ καὶ περὶ σίτου καὶ περὶ φυλακῆς τῆς χώρας*], *καὶ τὰς ἀπογραφὰς τῶν δημευομένων ἀναγινώσκειν καὶ τὰς δείξεις* [lies: *λήξεις*] *τῶν κλήρων· ἐπὶ δὲ τῆς ἕκτης πρυτανείας πρὸς τοῖς εἰρημένοις καὶ περὶ τῆς ὀστρακοφορίας ἐπιχειροτονίαν* [besser wol: *προχειροτ.*] *δίδοσθαι, εἰ δοκεῖ ἢ μὴ* [zu fehlen scheint: *εἰσφέρειν τὸ ὄστρακον*]. 5) Schol. *Lucian.* Timon 30. p. 100. ed. Bipont. *Ἐπὶ τούτου δὲ* (sc. *τοῦ Ὑπερβόλου*) *καὶ τὸ ἔθος τοῦ ὀστρακισμοῦ κατελύθη, ὡς Θεόφραστος ἐν τῷ περὶ νόμων λέγει·* und ebendiese Schrift wird wol auch von Plutarch bezeichnet, wenn er im Leben des Nikias 11 fg. bemerkt: *Θεόφραστος ἐξοστρακισθῆναί φησι τὸν Ὑπέρβολον φαῦλον ὄντα καὶ Νικίου πρὸς Ἀλκιβιάδην ἰσχύοντος.* 6) Im Lexikon des Ponsanios bei *Eustath.* ad Il. I. p. 782: *Λέγει δὲ καὶ* (*Παυσανίας*) *ὅτι ὀστρακισθῆναι πρῶτον Ἀθήνησι ἥρωά φησι ἱστορεῖ Θεόφραστος*, und vergl. damit die Note 36 angeführten Stellen. 7) *Harpocration* in *Ἵππαρχος*.

8) *Phot.* p. 675, 10. *Dobr.* Diese interessante Stelle habe ich mit Hülfe des Scholiasten zu *Aristoph.* Equit. 865 so zu verbessern versucht: *ὀ]στρακισμοῦ τρόπος· Φιλόχωρος* [lies *Φιλόχορος*] *ἐκεῖθεναι τὸν ὀστρακισμὸν ἐν τῇ γ'* [Cod. *γ.*], *γράψαν αὖτον· προὐχειροτόνει* [Cod. *προχειροτονεῖ*. Schol. *Ar. προεχειροτόνει*] *μὲν ὁ δῆμος πρὸ τῆς ἡ πρυτανείας, εἰ δοκεῖ τὸ ὄστρακον εἰσφέρειν· ὅτε δ' ἔδόκει* [Cod. *δὲ δοκεῖ*], *ἐφράσσετο σανίσιν ἡ ἀγορὰ καὶ κατελείποντο εἰσοδοι δέκα, δι' ὧν εἰσιόντες κατὰ φυλὰς ἐτίθεσαν τὰ ὄστρακα, στρέφοντες* [Schol. *Ar. ἐτιθέντο*. Man darf nicht vermuthen *εἰσγράφοντες*, wiewol dies Wort Thucyd. I, 31 hat, und *ἐγγράφειν ὀστράκοις* oder *εἰς ὄστρακον* häufig vorkommt; denn wenigstens müßte es dann heißen *εἰσγράψαντες· στρέφοντες* ist das Richtige, in der Bedeutung „avertere," indem man die Täfelchen so in den Kasten legen mußte, daß Niemand die Schrift darauf lesen konnte] *τὴν ἐπιγραφήν· ἐπεστάτουν δὲ οἵ τε ἔννέα ἄρχοντες καὶ ἡ βουλή. διαριθμηθέντων δέ, ὅτῳ* [Cod. *ὅτε*. Schol. *Ar. ὧν. ὅτῳ* mit *Pollux* VIII, 20. *ᾧ* hat *Diodor.* XI, 55] *πλεῖστα γένοιτο καὶ μὴ ἐλάττω ἑξακισχιλίων, τοῦτον ἔδει τὰ δίκαια δόντα καὶ λαβόντα ὑπὲρ τῶν ἰδίων συναλλαγμάτων ἐν δέκα ἡμέραις μετασήναι τῆς πόλεως ἔτη δέκα* (*ὕστερον δὲ ἐγένοντο πέντε*), *χαιρούμενον τὸ ἑαυτοῦ, μὴ ἐπιβαίνοντα ἑπτὸς Γεραίστου* [so oder *Ἱεταλίας*. Die Handschr. hat *ἑπτὸς πέρα*] *τοῦ Εὐβοίας ἀκρωτηρίου. Μόνος δὲ Ὑπέρβολος ἐκ τῶν ὀβολῶν διὰ ἐξοστρακισθῆναι* [ob *δι' Ἀλκιβιάδου δοκεῖ ἐξοστρακισθῆναι*?] *διὰ μοχθηρίαν τρόπων, οὐ δι' ὑπουλίαν τυραννίδος. μετὰ τούτων* [lies: *τοῦτον*] *δὲ κατελύθη τὸ ἔθο[ς] ἀρξάμενον νομοθετήσαντος Κλεισθένους, ὅτε τοὺς τυράννους κατέλυσαν, ὅπως συνεχβάλοι* [so statt *συνεχβάλη*] *καὶ τοὺς φίλους αὐτ[ῶν]*. Da auch Plutarch (Aristid. 7) „*Καρπούμενον τὰ αὑτοῦ*" hat, so möchte man vermuthen, daß er die Stelle des Philochoros vor Augen gehabt habe. 9) Im Lectionskatalog der Universität Halle-Wittenberg für das Winterhalbjahr 1835—1836. S. 4.

V., 18. *Theseus* c. 29. und öfter), Petit (LL. Att. IV, 4. 3), Perizonius (ad *Aelian.* V. H. XIII, 24), Montesquieu (Esprit des loix XXVI, 17, und XXIX, 7), Barthélemy (Voyage du jeune Anach. c. 62. T. V. p. 291 sq.), Schömann (a. a. O. S. 243—348.), Tittmann (Griech. Staatsverfass. 341—346.), Platner (Proceß u. d. Klag. bei d. Athen. I, 386—392.) Wachsmuth (Hell. Alterth. I, 1, 271 fg. und öfter), K. Fr. Herrmann (a. a. O. S. 122, 211, 247 fg.) Einige andere Schriftsteller nennt Vossius (ad *Nep.* Cim. III, 1).

2. Mit dem Worte Ostrakismos bezeichnete man in Athen die auf eine gewisse Zeit beschränkte Landesverweisung eines attischen Bürgers, der durch seine Macht und seinen Einfluß der Freiheit oder doch der Gleichheit seiner Mitbürger gefährlich zu sein schien, oder zu werden drohte [10]), wobei es übrigens gleichgültig war, ob er jenen Einfluß durch Vorzüge der Geburt, durch Vermögen, durch Talente, oder durch sittliche Würde erworben hatte. Es sollte also dieses Institut einen besondern Schutz der Demokratie und der demokratischen Gleichheit gewähren. „Es ist," sagt Aristoteles [11]), „freilich das Beste, der Staat hat die Einrichtung, daß er eines solchen Heilmittels nicht bedarf: der sittliche Staat würde einen geistig bevorzugten Mann als Gott preisen und freiwillig als seinen König anerkennen; an die Demokratie darf man eine solche Zumuthung nicht machen, man muß sich zufrieden geben, wenn das Heilmittel wenigstens im Interesse des ganzen Staats angewandt wird; aber nur zu oft fröhnt es persönlichen Leidenschaften und wird eine Waffe der einen Staatspartei gegen die andere." An einer andern Stelle, wo Aristoteles über die Ursachen der Revolutionen spricht, führt er unter denselben auch auf, wenn einer oder mehre im Staate durch ihre Macht und ihren Einfluß ein größeres Übergewicht ausüben, als sich mit dem Staat und dem Einflusse der souveränen Gewalt (*πολίτευμα*) in demselben vertrage; aus diesem Grunde hätten manche Staaten, wie Athen und Argos, den Ostrakismos angenommen; das Beste sei es freilich, wenn man das Aufkommen eines solchen Übergewichts im Staate verhindere, habe man es aber entstehen lassen, so müsse man auch nachher ein Heilmittel dagegen anwenden. Der Verfasser der Andokideischen Rede verwässert etwas spießbürgerlich die Intention des Gesetzgebers, wenn er sagt [12]), daß dieser dadurch den Verletzten habe eine öffentliche Hilfe gegen die Bürger gewähren wollen, welche mächtiger als Gesetz und Behörde jede Privatgenugthuung verhinderten. Es ergibt sich hieraus, was auch die alten Schriftsteller besonders bemerklich machen, daß der Ostrakismos keine Strafe war, vielmehr eigentlich ein ehrenvolles Anerkenntniß eines großen Vorzugs vor allen Mitbürgern enthielt; der Einfluß dieses Vorzugs sollte durch die Entfernung gebrochen, der Bevorzugte verhindert werden, seine Macht gegen den Staat zu kehren [13]). Jener Redner tadelt das Institut, weil es 1) dem Eide des Senats und Volkes widerstreitend, Landesverweisung ohne Urtheil und Recht verhänge, 2) weil sich dabei ein überwiegender Einfluß der Hetärien oder des Parteien- und Cliquenwesens geltend mache, weil es 3) als Strafe für Privatvergehen zu groß, für öffentliche Vergehen zu klein, 4) weil es erfolglos sei, indem der Verwiesene in der Fremde nur mit größerm Recht und nicht geringerer Wirkung gegen die bestehende Staatsverfassung machiniren werde, weil 5) der Staat durch den Ostrakismos leicht sich des besten und nützlichsten Bürgers berauben könne, endlich 6) glaubt er, ersehelle das Fehlerhafte des Instituts auch daraus, daß unter allen Griechen die Athener allein es besäßen, kein anderer Staat es sich angeeignet hätte. Diese letzte Behauptung scheint nicht der Wahrheit zu entsprechen, da wir ja dasselbe, wenn auch nicht immer unter demselben Namen, auch in Ephesos, Milet, Megara, Argos und Syrakus finden. Denn als die Ephesier etwa nach Ol. 69 jenen Hermodoros, dessen sich später, da er als Verbannter in Italien lebte, die römischen Decemvirn bei Abfassung ihrer Gesetze bedienten, von dem daher auch in Rom im Concilium eine Statue gestanden haben soll, als sie jenen anerkannt trefflichen Mann und Freund des Philosophen Herakleitos mit dem Ausspruche verwiesen, „unter uns soll niemand vortrefflich sein, will er es aber, so mag er es anderswo und mit andern sein," war das nicht seinem Wesen nach Ostrakismos [14])? Der Ostrakismos in Milet und Megara ist uns freilich nur durch Grammatiker [15]) bezeugt; aber was uns von der Verfassungsgeschichte beider Städte bekannt ist, macht sein Dasein daselbst wahrscheinlich. In Milet nämlich haben theils in älterer Zeit bürgerliche Unruhen zwei Menschenalter fortgedauert [16]), namentlich standen sich zwei politische Parteien, Plutis oder Pleontis und Aeinauten genannt [17]), einander entgegen, theils hat Ol. 93, 4, als sich unter Sparta's und Athens

10) *Thuc.* VIII, 73. *Ὑπερβολόν τέ τινα τῶν Ἀθηναίων μοχθηρὸν ἄνδρωπον ὠστρακισμένον οὐ διὰ δυνάμεως καὶ ἀξιώματος φόβον* (wie es eigentlich hätte sein sollen) *ἀλλὰ διὰ πονηρίαν, καὶ αἰσχύνην τῆς πόλεως.* 11) *Aristot.* Polit. III, 8. III, 11. §. 12. V, 2, 4 sq. 12) Siehe §. 35. *Νομίζω δὲ καὶ τὸν θέντα τὸν νόμον ταύτην τὴν διάνοιαν ἴσχειν· ἀποβλέψαντα τῶν πολιτῶν πρὸς τοὺς κρείττους τῶν ἀρχόντων καὶ τῶν νόμων, ἐπειδὴ παρὰ τῶν τοιούτων οὐκ ἔστιν ἰδίᾳ δίκην λαβεῖν, δημοσίαν τιμωρίαν ὑπὲρ τῶν ἀδικουμένων κατασκευάσαι.*

13) *Diodor.* XIX, 1. *Τοιγαροῦν Ἀθηναῖοι μὲν διὰ ταύτας τὰς αἰτίας τοὺς πρωτεύοντας τῶν πολιτῶν ἐφυγάδευσαν, τὸν λεγόμενον παρ' αὐτοῖς ἐξοστρακισμὸν νομοθετήσαντες, καὶ τοῦτ' ἐπράττον οὐχ ἵνα τῶν προγεγενημένων ἀδικημάτων λάβωσι τιμωρίαν, ἀλλ' ὅπως τοῖς δυναμένοις παρανομεῖν ἐξουσία μὴ γένηται κατὰ τῆς πατρίδος ἐξαμαρτεῖν.* *Idem* XI, 87. *Καθόλου δὲ πονηρίας κόλασιν ἐλάμβανον παρὰ τῶν παρανομούντων, ἀλλὰ δυνάμεως καὶ ἀξιώσεως τῶν ἀνδρῶν ἐποίουν ταπεινωσιν.* *Idem* XI, 55. *Νομοθετήσαι δὲ ταῦτα δοκοῦσιν οἱ Ἀθηναῖοι, οὐχ ἵνα τὴν κακίαν κολάζωσιν, ἀλλ' ἵνα τὰ φρονήματα τῶν ὑπερεχόντων ταπεινότερα γένηται.* Insbesondere vergleiche man für diese Ansicht *Plutarch.* Themist. 22; Aristid. 7; *Pollux* VIII, 20; *Aristid.* de IV viris. T. III. p. 398. ed. Cant. T. II. p. 397. ed. *Dind.* 14) *Ἥμων μηδὲ εἷς ὀνήστος ἔστω, εἰ δέ τις τοιοῦτος, ἄλλῃ τε καὶ μετ' ἄλλων.* *Diogenes* IX, 2. *Strabo* XIV, 642. *Heyne*, Opusc. Academ. IV, 510. Schleiermacher, Herakleit. der dunkle. S. 481. Niebuhr, Röm. Geschichte II, 348 fg. (2. Ausg.) 15) Schol. *Aristoph.* Equit. 865. *Phavorin* in ὀστρακισθῆ. 16) *Herodot.* V, 28 sq. 17) *Plutarch.* Q. Gr. 32. T. VIII. p. 394. *Hutt.* *Hesychius* in ἀειναῦται.

Digitized by Google

Hegemonie faſt überall in Griechenland die Ariſtokratie und Demokratie bekriegten, auch in Milet wilder Parteikampf ſtattgefunden [18]). — In Megara aber gab es ſchon ſehr früh eine demokratiſche Partei, von der gehoben Theagenes ſich eine Tyrannis errang, und einige Zeit nach dem Sturze dieſes Tyrannen ward das Volk von leidenſchaftlichen Führern gehetzt und wilde Pöbelherrſchaft eingeführt, unter der ſelbſt Tempelraub begangen, nach Delphi entſandte Theoren in die See geworfen (*ἀμφιξοχυλίσται*), die Schuldner den Gläubigern ſo wenig gerecht wurden, daß ſogar bezahlte Zinſen zurückerſtattet werden mußten (*παλιντοκία*); damals, d. h. etwa Ol. 45 und 46, wurden auch viele der Edeln nur aus dem Grunde verbannt, um ihr Vermögen einziehen zu können, und zur Verhöhnung des Adels und der Reichen kam auch die freche megariſche Komödie auf [19]). Aber auch ſpäter gab es hier öfters Demokratie oder wenigſtens eine mächtige demokratiſche Partei; ſo z. B. Ol. 80, 2, und im Anfange des peloponneſiſchen Krieges, beſonders bis zur Staatsumwälzung von Ol. 89, 1, auch Ol. 101, 2. — Das Daſein des Oſtrakismos in Argos wird von Ariſtoteles bezeugt [20]); hier war mit dem früh entſtandenen und ſtets genährten Haß gegen Sparta auch Abneigung gegen Sparta's Ariſtokratie und Hinneigung zur Demokratie Athens früh hervorgetreten, wenn auch nicht ſo früh, als einige attiſche Dramatiker und Logographen ſie hier entſtehen laſſen; aber die nach den Perſerkriegen erfolgte Zulaſſung einer großen Anzahl ormeatiſcher Periöken zum aegiviſchen Staatsbürgerrechte hatte das demokratiſche Element ſo erſtarkt, daß die Verfaſſung zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges einen ganz demokratiſchen Charakter zeigte; und wenn auch nach der für Argos ſo unglücklich ausfallenden Schlacht von Mantinea die Demokratie von dem aus 1000 Mann beſtehenden hoplitiſchen Elitencorps geſtürzt ward, ſo hat ſich doch dieſes ariſtokratiſche Regiment mit aller Grauſamkeit nur acht Monate in Argos behaupten können; die Volkspartei benutzte die Zeit, in welcher die Lakedämonier das Feſt der Hyakinthien begingen, zum Aufſtande, und lieferte den Ariſtokraten in der Stadt ſelbſt eine Schlacht, die mit dem Tode oder der Vertreibung des Adels endete. Gleichwol blieb hier immer eine nicht ohnmächtige ariſtokratiſche Partei, und damit dauerte die innere Zerwürfniß fort; von Zeit zu Zeit wurden die Edeln und Reichen getödtet oder verbannt; beſonders ſchrecklich war der Aufruhr von Ol. 102, 3, welcher Stockprügelei (*σκυταλισμός*) genannt wird, und an 12 bis 1500 Bürgern das Leben koſtete [21]). — Welcher Zeit die Einführung des Oſtrakismos in dieſen drei Städten angehöre, wird nirgends berichtet; doch bleibt es wahrſcheinlich, daß Megara dem benachbarten Athen mit der Komödie auch dieſes Inſtitut mitgetheilt habe, mithin es dort ſchon etwa Ol. 45 vorhanden geweſen ſei, von Athen dagegen erſt die andern Städte es entlehnt haben. Wenigſtens von Syrakus [22]) wiſſen wie beſtimmt, daß hier als Copie des attiſchen Oſtrakismos zum Schutze der Demokratie, etwa Ol. 81, 3, der Petalismos (*πεταλισμός*) eingeführt worden iſt, welcher darin beſtand, daß die Mitglieder der Volksverſammlung auf Blättern von Olivenbäumen den Namen des Bürgers ſchrieben, deſſen Anweſenheit dem Staate gefährlich wäre; weſſen Name nun ſich auf den meiſten Blättern geſchrieben fand, der mußte Syrakus fünf Jahre lang meiden. Die Syrakuſaner haben indeſſen dieſes Inſtitut ſehr bald abgeſchafft, als ſie wahrnahmen, daß es die Beſten und Edelſten von der Theilnahme an öffentlichen Geſchäften abhielt. Ganz unrichtig iſt die Behauptung von Luzac oder Paradys, die Athener hätten auch in Samos, Chios und Lesbos den Oſtrakismos eingeführt; Ariſtoteles, auf welchen er ſich beruft, ſagt vielmehr [23]): Die Athener hätten gegen jene drei mächtigen Staaten eine Art Oſtrakismos ausgeübt, indem ſie nach Befeſtigung ihrer eigenen Herrſchaft die Macht derſelben, den Verträgen zum Trotz, gebrochen. — Nehmen wir aber an, wozu wir berechtigt ſind, daß, wie in Syrakus, ſo auch in den andern Städten, der Oſtrakismos nur etwas Ephemeres, in Megara aber längſt Beſeitigtes geweſen ſei, ſo werden wir damit den Verfaſſer jener Rede, wenn auch nicht gerechtfertigt, doch entſchuldigt haben.

3. In Athen war die techniſche Bezeichnung für dieſerlei Art Landesverweiſung *ὀστρακισμός* [24]), wofür ſich auch *ὄστρακον* [25]) und bei Spätern *ἐξοστρακισμός* [26]) findet; ſie ausüben hieß *ὀστρακίζειν* [27]) und *ἐξοστρακίζειν* [28]); die Abſtimmung aber, durch welche ſie herbeigeführt ward, *ὀστρακοφορία* [29]), weil ſie hier mit Scherben von Thon erfolgte; die lateiniſchen Schriftſteller [30]) ſagen dafür testarum suffragia oder testula, und die Athener ſcheinen, nach dem Vorgange eines Komikers, ſelbſt im gemeinen Leben „die Scherbengeißel" (*κεραμικὴ* oder *κεραμεικὴ μάστιξ*) geſagt zu haben [31]). Wann und von wem der Oſtrakismos in Athen eingeführt worden ſei, darüber kann eigentlich kein Zweifel ſtattfinden; denn nicht nur bezeugt Philochoros (a. a. O.), daß ihn Kleiſthenes nach Vertreibung

18) *Plato*. Legg. I, 636. *Diodor*. XIII, 104. *Athen*. XII, 524. 19) *Plutarch*. Q. Gr. 187 und 18. *Thucyd*. I, 126. IV, 66—74. *Aristot*. Polit. V, 4, 5. V, 2, 6 und 4, 3. IV, 2, 10; 1, 3 sq. *Welcker*, Theogn. p. X sq. 20) *Aristot*. Polit. V, 2, 5. 21) *Müller*, Dorier. II, 53, 142 fg.

22) *Diodor*. XI, 87. *Hesychius* in *πεταλισμός*. *Müller* a. a. O. II, 159. 23) Polit. III, 8, 4. *Τὸ δ' αὐτὸ καὶ περὶ τὰς πόλεις καὶ τὰ ἔθνη ποιοῦσιν οἱ κύριοι τῆς δυνάμεως, οἷον Ἀθηναῖοι μὲν περὶ Σαμίους καὶ Χίους καὶ Λεσβίους. ἐπεὶ γὰρ ἅπαντον ἐγκρατῶς ἔσχον τὴν ἀρχήν, ἐταπείνωσαν αὐτοὺς παρὰ τὰς συνθήκας.* Die richtige Erklärung der Stelle hat ſchon Schömann (S. 248) gegen eine nicht minder unrichtige Petit's vertreten. 24) *Aristot*. Polit. V, 2, 5. III, 11, 13. vgl. 8, 2, 4. u. öfter. 25) *Kratin*. ap. Plut. Per. 13. *Plut*. ſelbſt Per. 14. *Idem*. Comp. Pericl. c. Fabio *εἰς φυγὴν ὑπ' αὐτοῦ καὶ τοῦ ὀστράκου ἐκπεσόντος*. *Nic*. 11 *τοῦ μὲν ὀστράκου πάλαι νενόμικεν ἑαυτόν*. Auffallend iſt bei demſelben Aristid. 7 *ὁ δῆμος ἤμελλεν ἐκφέρειν τὸν ὄστρακον*. Der Komiker Plato bei Plutarch (Nic. 11) hat *ὄστρακα*. 26) *Diodor*. XIX, 1. *Plutarch*. Themist. 22. Aristid. 1, 26. Pericl. 10. *Phot*. in *ὄστρ.* und *ἐξοστρ.* 27) *Thucyd*. I, 135; VIII, 73. *Andocid*. *περὶ εἰρ.* §. 3. contra *Alcib*. §. 3; 35, 7. 28) *Herodot*. VIII, 79. *Pseudo-Andocid*. contra *Alcib*. §. 33, 2; 34, 6. *Platon*, Gorg. p. 516. D. *Plutarch*. Aristid. 7, 25; Themist. 5, sub f.; 12; Cimon 17; Pericl. 4 und ſo öfter. *Suid*. in *ἐξοστρακίσθη*. *Dio Chrysostom*. Or. LXVI. p. 358. *Reisk*. 29) *Pollux* 8, 20. *Plutarch*. Alcib. 13. Nic. 11. 30) *Nepos* Themist. 8; Arist. 1; Cimon 3. 31) *Hesych*., *Suid*., *Phot*. unter dem Worte.

der Peisistratiden deshalb angezeihen habe, um auf diese Weise die Freunde der verjagten Herrscherfamilie aus der Stadt zu entfernen, wozu ein streng gerichtliches Verfahren vermuthlich nicht so leicht geführt hätte; sondern es stimmen damit auch Androtion [32]), Diodor [33]) und Älian [34]) überein, von denen der erste berichtet, Hipparch, der Sohn des Charmus [ich füge aus Plutarch [35]), der aus Androtion geschöpft haben mag, noch hinzu: aus dem Gaue Cholargos], ein Anverwandter des Tyrannen Peisistratus, sei zuerst ostrakisirt worden, indem damals aus Argwohn gegen die Peisistratiden zuerst das Gesetz über den Ostrakismos gegeben worden wäre. Wie nun mit dieser Zeitbestimmung Diodor einverstanden ist, so stimmt wieder Älian damit überein, daß Kleisthenes der Urheber des Instituts sei; was der Letztere hinzufügt, Kleisthenes sei auch als erstes Opfer seines eigenen Gesetzes gefallen, ist freilich durch das nach den glaubwürdigsten Schriftstellern eben Berichtete hinreichend widerlegt; es findet sich eine ähnliche Fabel auch bei den Schriftstellern, die einen andern Urheber nennen; vielleicht hat der Umstand, daß der Sohn dieses Kleisthenes allerdings ostrakisirt worden ist (s. §. 5. a. A.), zur Entstehung der Fabel beigetragen. Zu dieser Übereinstimmung der bessern Gewährsmänner kommt nun noch die innere Wahrscheinlichkeit, da eine eigentliche Demokratie, welcher doch allein der Ostrakismos angehören kann, in Athen erst Kleisthenes begründet hat, während die von den Peisistratiden gestürzte Solonische Verfassung Timokratie, die vorsolonische aber Aristokratie gewesen war. Neben einer so äußerlich beglaubigten und innerlich wahrscheinlichen Nachricht haben natürlich die Traditionen, daß Theseus [36]) oder Achill, des Lykon Sohn [37]), den Ostrakismos eingeführt habe, keinerlei Anspruch auf Glaubwürdigkeit; die Nachricht [38]) aber, daß er dem Tyrannen Hippias verdankt werde, beruht vollends nur auf einer falschen Lesart. Noch ausgemachter bleibt es, daß Hyperbolos der letzte ostrakisirte gewesen, nicht als ob der Ostrakismos gleich daeauf durch ein Gesetz förmlich abgeschafft woeden wäre, oder als hätte man sich wirklich, wie einige Schriftsteller sagen, geschämt, von einem Institut ferner Gebrauch zu machen, das gegen die durch Macht und Rang der Freiheit und Gleichheit gefährlichen Personen berechnet wae, und durch Anwendung auf ein so unedles Haupt gleichsam entweiht schien; vielmehr weil seit dem Mysterienproceß die Erbitteeung der Parteien nicht mehr durch bloßen Ostrakismos befriedigt werden konnte, später aber mit der veränderten Stellung und Bedeutung, welche namentlich seit der Vernichtung der deeißig Tyrannen die Individuen, auch die hervorstechendsten, in Athen einnahmen, besonders seit der völligen Schwächung und Beseitigung der Hetärien, alle Aufsoderung zur Anwendung des Ostrakismos wegfiel. Bei der unter dem Archon Eukleides vorgenommenen Gesetzesrevision ist das Gesetz über den Ostrakismos gewiß nicht erneuert worden. Mithin hat der Ostrakismos, da seine Einführung etwa Ol. 67, 3, seine letzte Anwendung etwa 91, 1 fällt, gegen 95 Jahre in Athen bestanden.

4. Über den Gang, der bei Abhaltung des Ostrakismos befolgt wurde, sind wir noch am genauesten durch Philochoeos [39]) und Plutarch [40]) unterrichtet. Es mußte vor allen Dingen ausgemittelt werden, ob durch die Lage der Umstände die Veranstaltung des Ostrakismos nothwendig gemacht werde, zu dem Ende voeerst von einem attischen Bürger, welcher epitimos wae, der geeignete Antrag durch Vermittelung der Prytanen beim Senat der 500 angebeacht und bei diesem hierüber verhandelt, demnach von dem Antragsteller und den ihm beitretenden schon im Senat nachgewiesen werden, wie die Lage des Staats so bedenklich, die Freiheit und Gleichheit so bedeoht wären, daß sie sich ohne Anwendung jenes Mittels nicht behaupten ließen; zugleich mußten diejenigen Personen namhaft gemacht werden, von welchen am meisten für die Demokratie zu fürchten, deren Entfernung demnach am wünschenswerthesten wäre. Es scheint nämlich, daß immer mehr als einer, in der Regel drei, dazu präsentirt wurden, zwischen welchen das Volk zu entscheiden haben sollte; immer aber hat in einem Jahee nur Einer ostrakisirt werden dürfen. Von dem Senat wurde nun, wie gewöhnlich, ein Gutachten (*προβούλευμα*) über den Antrag abgegeben, und beides, Antrag wie des Senats Gutachten, es mochte dies billigend oder verwerfend ausfallen, in der ersten regelmäßigen Volksversammlung (*κυρία*) der

32) *Harpocration* in *Ἵππαρχος — Ἄλλος δέ ἐστιν Ἵππαρχος ὁ Χάρμου — περὶ δὲ τούτου Ἀνδροτίων ἐν τῇ β' φησιν, ὅτι συγγενὴς μὲν ἦν Πεισιστράτου τοῦ τυράννου καὶ πρῶτος ἐξωστρακίσθη τοῦ περὶ τὸν ὀστρακισμὸν νόμου τότε πρῶτον τεθέντος δι' ὑποψίαν τῶν περὶ Πεισίστρατον, ὅτι δημαγωγὸς ὢν καὶ στρατηγὸς ἐτυράννησεν* (man erwartet *ἐτυραννήσειεν*, „er zeigte Neigung Tyrann zu sein," indessen steht auch der Aorist, wie das Imperfectum, wiewol mit bedeutender Modification, in inchoativer Bedeutung, wie *ἐπέδειξεν* bei *Isaeus*, De Dicaeogen. haered. §. 47 „professus est, se collaturum;" cf. *Schoemann.* ad *Isaeum*. p. 177 sq. 33) *Diodor.* XI, 55. 34) *Aelian.* V. H. XIII. 24. 35) *Plutarch.* Nicias. XI. 36) Daß Theseus nicht nur selbst zuerst ostrakisirt worden sei, sondern auch das Gesetz über den Ostrakismos gegeben habe, berichtet meines Wissens nur Eusebios zum J. 786: *Θησεὺς Ἀθηναίους κατὰ χώραν ἱσταμένους εἰς ἓν συναγαγὼν ἦτοι εἰς μίαν πόλιν, πρῶτος ἐξωστρακίσθη, αὐτὸς πρῶτος θεὶς τὸν νόμον;* andere erzählen nur, der Held wäre, nachdem er seinem Volke Demokratie verliehen, von seinem Oheime Lykos oder Bykas tyrannischer Absichten bezüchtigt, in Folge dieser Verleumdung ostrakisirt worden, hätte als Verbannter in Skyros gelebt, und wäre daselbst auch gestorben. Selbst diese Nachricht findet sich indessen nur bei lauter Spätlingen, als Schol. *Aristophan.* Plut. 627. Schol. *Aristid.* p. 267. Fromm. *Suidas*, *Torrhaeus* in collect. proverbior. in *ἀρχὴ Σκυρία. ὀστρακισθῆναι δὲ πρῶτον Ἀθήνησιν Θησέα Ἰατορεῖ Θεόφραστος ἐν τοῖς πρώτοις κυροῦς.* 37) Ptolemäus Hephästian im 6. Buche seiner polymathischen Historie bei *Photius* p. 152, a, 38 (252, H.) nennt in der Aufzählung der verschiedenen Achilles den sonst nicht weiter bekannten *καὶ ὁ τὸν ὀστρακισμὸν ἐπινοήσας Ἀθήνησιν Ἀχιλλεὺς ἐκαλεῖτο υἱὸς Λύκωνος.* Hemsterhuis (zu Schol. *Plut.* l. c.) vermuthet, daß man *Λύκωνας* lesen müsse, und dieser ein Sohn des ebenerwähnten Lykas wäre, indem einige vielleicht dem Sohne beigelegt hätten, was andere vom Vater berichteten. Soviel ist einleuchtend, daß hier der Name Ostrakismos nur misbräuchlich stehen kann, die echte Sage blos den Theseus sich nach Skyros entfernen läßt.

38) *Heraclid. Pontic.* fr. l. p. 4. Kaum kann nämlich darüber ein Zweifel sein, daß man für *Ἵππίας δὲ πιπρότερον ἐτυράννει, καὶ τὸν περὶ ὀστρακισμοῦ νόμον εἰσηγήσατο, ὃς ἐτέθη διὰ τοὺς τυραννιῶντας* lesen müsse: *ἐτυράννει· Κλεισθένης*, wie schon längst vermuthet worden ist. 39) A. a. O. 40) *Plutarch.* Aristid. VII.

sechsten Prytanie, also, da der Anfang des attischen Jahres ziemlich zwischen den 25. Juni und 24. Juli schwankte, etwa zwischen Ende December und Ende Januar dem Volke vorgetragen. Der Antrag selbst war wol immer das Werk einer Hetärie, einer einzelnen oder mehrer sich zusammen verschwörenden. In der Volksversammlung selbst wurde gewiß, nachdem einmal durch den Herold die Auffoderung zu speechen von den Prytanen erlassen war (τίς ἀγορεύειν βούλεται), nicht Weniges hin und her gesprochen, und theils die Nothwendigkeit jetzt zum Ostrakismos zu recurriren behauptet oder bestritten, theils über die vorgeschlagene Candidatenliste von den Candidaten und ihren Anhängern einerseits, von den Gegnern derselben andererseits geeignete Bemerkungen gemacht. Nur in dieser Versammlung könnte die sogenannte Rede des Andokides gegen Alkibiades gehalten sein, wenn sie überhaupt gehalten worden wäre. Nach dem Schlusse dieser Debatten entschied die Versammlung durch Händeaufheben (χειροτονία) nach Stimmenmehrheit über die beiden Fragen: erstens, ob Ostrakismos gehalten, und zweitens, im Bejahungsfall, ob die vorgeschlagene Candidatenliste als Norm dienen und genehmigt, oder durch eine andere ersetzt werden solle. In dem hiernach entworfenen Volksschlusse (ψήφισμα) wurde auch der Tag bestimmt, (voraussgesetzt, daß er nicht schon ein für allemal gesetzlich angeordnet war, worüber wenigstens unsere Nachrichten schweigen) an welchem der Ostrakismos selbst veranstaltet werden sollte; da zur Ausführung dieses Beschlusses mancherlei Vorbereitungen getroffen werden mußten, so können wir wol voraussetzen, daß die neue Versammlung erst einige Wochen nach der Kyriaversammlung der 6. Prytanie anberaumt wurde. An diesem Tage war der Markt, es ist die Rede hier vom alten Markte auf dem Kerameikos, mit Brettern verrammelt und nur zehn Eingänge wurden offen gelassen, durch welche die Bürger gesondert nach den zehn Stämmen, vermuthlich jeder Stamm angeführt von seinen Epimeleten oder Curatoren, einzogen. Daß die Versammlung weder in der Pnyx, noch im Theater, sondern auf der Agora [41]) gehalten wurde, dem ursprünglichen Versammlungsorte, scheint zu beweisen, daß das sonst so neuerungssüchtige attische Volk beim Abhalten des Ostrakismos an gewissen Observanzen hielt, wenn nicht etwa der Umstand die Agora empfahl, daß kein anderer Versammlungsort eine so große Menge zu fassen geeignet war, als doch beim Ostrakismos zusammenkam. Was zum Irrthume des Tzetzes [42]) Veranlassung gegeben, daß die Ostraka in den Kynosarges (das Gymnasium vor dem diomeischen Thore) geworfen wurden, ist schwer abzusehen. Jeder Bürger brachte ein Ostrakon mit, d. h. eine kleine Tafel, oder einen Scherben von gebranntem Thon, auf welchen er den Namen desjenigen von den drei präsentirten Candidaten, für dessen Entfernung er stimmte, entweder erst jetzt schrieb oder eingekratzt mitbrachte; wer nicht selbst schreiben konnte, ließ sich diesen Dienst von einem Andern thun; bekannt ist, wie Aristeides einem solchen Idioten zu seiner eigenen Ostrakisirung hilfreiche Hand geboten hat. Die Versammlung wurde geleitet von den neun Aechonten und dem Rathe der Fünfhundert, d. h. vermuthlich nur von der Abtheilung des Raths, welche grade im Besitze der Prytanie war; jedoch wäre es möglich, daß bei so außerordentlichen Fällen, wozu doch die Veranstaltung des Ostrakismos immer gehört hat, wo die große Menge Anwesender auch ein zahlreiches Aufsichtspersonal erheischte, der ganze Senat die Aufsicht geführt habe. Etwas Außerordentliches sind, abgesehen von dem Gebrauche der Ostraka und dem Orte der Versammlung, auch die neun Aechonten als ihre Vorsteher; denn während diese in älterer Zeit die bedeutendsten Geschäfte zu besorgen hatten, erscheinen sie später nur einmal im Jahre, nämlich bei den Wahlen der Strategen, noch als Leiter der Volksversammlung; bei den Epicheirotoniais aber, die in jeder κυρία ἐκκλησία veranstaltet wurden, haben sie wol eine Art Relation gehabt, die Leitung der Versammlung dagegen war hier wie überall Sache der Prytanen [43]). In dieser Versammlung wurden gewiß weder Vorträge von den Behörden, noch Reden von den betreffenden Personen, ihren Angehörigen und Gegnern gehalten; der kurze Wintertag (zwischen 8 Uhr Morgens und 4 Uhr Nachmittags mußte Alles beendigt sein) ging ganz auf das Einziehen der Stämme in den bezäunten Platz, die Abstimmung, die Eröffnung der Ostraka, ihre Sortirung und Aufzeichnung hin; es versteht sich dies, wenn auch alle zehn Stämme zu gleicher Zeit stimmten; denn wenn sie es hinter einander thaten, so konnte für 6000 Abstimmende unmöglich ein Tag genügen. Etwas ganz Singuläres ist die Abstimmung mit Ostrakois; fragt man, warum nicht auch hier, wie bei Wahlen und andern Gelegenheiten, durch Cheirotonie oder Aufheben der Hände abgestimmt worden, so gibt es dafür keinen andern Grund, als man hat die Abstimmung, um die Freiheit derselben zu beschützen, geheim veranstaltet haben wollen; Stimmsteine aber (ψῆφοι), die sonst in Athen bei geheimer Abstimmung angewandt wurden [44]), waren hier, obgleich die Fälle, wo dieselben vorkamen, mit dem Ostrakismos die Analogie hatten, daß es sich bei allen um Ertheilung ei-

41) *Philochor.* und Schol. *Aristoph.* l. c. *Plutarch.* l. c. ὄστρακον λαβὼν ἕκαστος καὶ γράψας ὃν ἐβούλετο μετασῆσαι τῶν πολιτῶν ἤνεγκεν εἰς ἕνα τόπον τῆς ἀγορᾶς πεφραγμένον ἐν κύκλῳ δορυφόρου. *Pollux* VIII, 19. περισχοινίσαντες δέ τι τῆς ἀγορᾶς μέρος ἔδει φέρειν εἰς τὸν περιφραχθέντα τόπον Ἀθηναίων τὸν βουλόμενον ὄστρακον ἐγγεγραμμένον τοὔνομα τοῦ μέλλοντος ἐξοστρακίζεσθαι. Etym. M. im W. ἐξοστρακισμός: — πῆγμα δὲ γίνεται ἐν τῇ ἀγορᾷ εἰσόδους [lies: ἀγορᾷ ι᾽ d. h. δέκα εἰσόδους, das ι᾽ ist durch das vorangehende ι subscript. ausgefallen] ἴσον, δι᾽ ὧν εἰσιὼν πολίτης ἕκαστος ὄστρακον εἰσέδει ἐπιγεγραμμένον. 42) Chiliad. XIII, Hist. 489. v. 443 sq. Οἱ Ἀθηναῖοι μέλλοντές ποτε ὑπερορίζειν, οὐ πρότερον ἐξώριζον ἐκεῖνον τῆς πατρίδος, μέχρις ἂν συνετάξαντο ἡμέραν ὡρισμένην. καὶ μετὰ ταῦτης ἤκουσαν χιλίων κατηγόρων [was diesem Widersinne zum Grunde liegt, vermag ich nicht zu errathen], συμποσουμένων ἀριθμῷ τῶν κατ᾽ αὐτοῦ λεγόντων. εἰς ὄστρακον γὰρ γράφοντες τὸ ὄνομα ἐκεῖνον ἐξέπιπτον εἰς Κυνόσαργες, τόπος δ᾽ Ἀθήνησι τοῦτο, οὗ καὶ τοὺς γόους ἔθαπτον τοῖς χρόνοις τοῖς προσήκουσι. ἐκεῖσε καὶ τὰ ὄστρακα ἐξορῶν ἐξέπιπτον. ἂν οὖν ἡμέρᾳ τῇ σακτῇ χίλια ἐφευρέθη, ἀναπαθὼς ἐστέλλετο πρὸς τὴν ὑπερορίαν. εἰ δ᾽ ἦσαν ἀποδέοντα τὰ ὄστρακα χιλίων, ἐν τῇ πατρίδι μένων ἦν, ἐπιτυχὼν συγγνώμης.

43) *Schoemann*, De comit. p. 141. 44) *Idem.* p. 125.

Digitized by Google

nes Privilegiums zum Nachtheil oder Vortheil eines Einzelnen handelte, deshalb unzulässig, weil man, da doch zwischen drei Candidaten zu entscheiden war, nothwendig drei Urnen zur Aufnahme der Stimmsteine hätte aufstellen müssen, wodurch die Abstimmung aus einer geheimen eine offene geworden wäre; sollte das Letztere erreicht, wenigstens für jeden Stamm eine Urne genügen, so mußte jeder den Namen seines Candidaten aufschreiben. Wie verbreitet nun aber auch in Athen schon zu Solon's und noch mehr zu Kleisthenes Zeit das Schreiben nicht allein auf Stein, Erz, Holztäfelchen, Thierhäuten (*διφθέραις*) oder Pergament, sondern auch auf Wachstäfelchen und selbst auf Papyrus gewesen sein muß [45]), so waren doch vermuthlich selbst die beiden letzten Materiale zu theuer, (ein *γραμματίδιον* zu einer sehr kleinen Schuldverschreibung kostete noch zu Demosthenes' Zeit [46]), zwei Chalkous, etwa drei Pfennige) und in Athen keineswegs zu Kleisthenes' Zeit schon so leicht habhaft, daß man auch dem gemeinen Manne die Zumuthung hätte machen können, den Namen seines Candidaten auf ein Streifchen Papier oder Pergament zu schreiben; noch später hat Kleanthes [47]), weil er wegen Geldmangels nicht im Stande war, sich Papier (*χαρτία*) anzuschaffen, die Vorträge seines Lehrers Zeno auf Ostrakois und Ochsenknochen nachgeschrieben, und der Grammatiker Apollonius [48]) aus demselben Grunde seine eigenen Abhandlungen auf Ostraka geschrieben. Der Gebrauch des Senats aber, da, wo es sich um Ausstoßung eines seiner Mitglieder handelte, von jedem Senator auf einem Olivenblatte seine Meinung abgeben zu lassen, war jedenfalls neuern Ursprungs als der Ostrakismos; denn Anfangs soll hier mit Bohnen, mit ganzen und durchlöcherten, abgestimmt und nur in Folge eines Schelmstücks von einem Rathsdiener Xenotimus die veränderte Abstimmungsweise eingeführt worden sein [49]). Übrigens möchte man vermuthen, daß die Athener auch den Gebrauch der Ostraka mit dem Ostrakismos von Megara erhalten hätten, dessen Töpferarbeit (*κέραμος Μεγαρικοί, Μεγαρικὰ πεδάνια*) nicht unbekannt sind [50]). War die Abstimmung vollendet, so zählten die die Verhandlung leitenden neun Archonten zuerst die gesammten Ostraka, indem, wenn ihrer unter 6000 waren, die ganze Verhandlung keinen Erfolg hatte; fand sich aber die gesetzliche Zahl der 6000, so wurden dann die Ostraka selbst nach den Namen der darin genannten Candidaten sortirt, und der, welcher von der Mehrzahl und zwar von mindestens 6000 genannt ward [51]), der mußte nach Ankündigung des Herolds (Plutarch sagt *ἑξακόσιοστον*) [52]) binnen zehn Tagen seine Privatverhältnisse, auch namentlich alle Rechtssachen, in denen er Kläger oder Beklagter war, in Ordnung bringen, und vor Ablauf dieser Zeit die Stadt verlassen. Diese Landesverweisung dauerte Anfangs zehn Jahre, wenn nicht durch besondern Volksschluß der Verwiesene früher zurückgerufen wurde, was z. B. bei Aristides, bei Kimon, und Thukydides, dem Sohne des Melesias, der Fall war [53]). Daß dieser Termin in der Folge auf fünf Jahre herabgesetzt worden ist, erfahren wir durch Philochoros, und können nun theils damit den Widerspruch beseitigen, zwischen Diodor [54]) einerseits, nach welchem der Ostrakismos eine fünfjährige, und den andern Schriftstellern [55]), nach welchen er eine zehnjährige Landesverweisung war; theils den Scholiasten zu Aristophanes [56]), nach welchem Hyperbolos auf sechs Jahre ostrakisirt worden wäre, mit größerer Sicherheit berichtigen; man muß nämlich hier für *ἐξωστράκισαν τὸν Ὑπέρβολον ἔτη* nicht mit Meineke [57]) *δέκα*, sondern *ε'*, d. h. *πέντε*, verbessern. Welcher Zeit diese Herabsetzung angehört, wissen wir freilich nicht, haben aber allen Grund vorauszusetzen, daß sie zwischen der Ostrakisirung des Thukydides und der des Hyperbolos beliebt worden ist. Die Schriftsteller nennen zuweilen [58]), wenn es ihnen auf Genauigkeit des Ausdrucks nicht ankömmt, den Ostrakismos *φυγή*; aber wo es um Genauigkeit zu thun ist, wird Ostrakismos von Exil oder *φυγή* unterschieden; der Unterschied soll nach den Grammatikern [59]) in drei Stücken bestanden haben, beim Ostrakismos wäre erstens die Zeit, zweitens der Ort bestimmt gewesen, drittens das Vermögen unverletztes Eigenthum der Verwiesenen geblieben, bei der *φυγή* von allen diesen das Gegentheil eingetreten. Über die Zeit ist eben gesprochen worden; während nämlich die *φυγή* immer eine lebenslängliche (*ἀειφυγία*) war, blieb der Ostrakismos eine auf zehn und später auf fünf Jahre beschränkte Landesverweisung. Weniger klar ist,

45) *Wolf*, Prolegg. in Hom. p. 59 sq. *Nitzsch*, Hist. Hom. p. 70 sq. 46) *Demosth.* contra *Dionysodor.* 1283, 4. *Boeckh*, Staatshaush. I, 118. 47) *Diogenes Laert.* VII, 174. 48) Siehe die Lebensbeschreibung des Apollonius. 49) Meine Schrift: De bonis damnat. p. 83 sq. 50) *Meinganum*, das alte Megara. S. 38. 51) Nach Plutarch (a. a. O.) hätte es genügt, wenn nur 6000 an der Abstimmung Antheil genommen hätten, daß aber auch die Übereinstimmung von 6000 zur Ostrakisirung eines Einzigen nöthig gewesen sei, was man früher schon aus Pollux, Schol. *Aristoph.*, Etymol. Magn. und Philemon wußte, und die Analogie dessen bestätigte, was bei der Abstimmung über Adeia der Staatsschuldner und Atimoi, über die Ertheilung von Privilegien galt, wird uns jetzt aus Philochoros über allen Zweifel erhoben. Sollte es wol, beiläufig gesagt, ein bloßes Spiel des Zufalls sein, daß auch die Zahl der für jedes Jahr durchs Loos ernannten Geschwornen 6000 betrug, und der Ansatz vom steuerbaren Vermögen, wie er unter dem Archon Nausinikos festgestellt war, 6000 Talenten nahe kam?

52) Aristides. 7. 53) *Nepos*, Aristid. 1. *Plutarch.* Aristid. 7; Pericl. 10; Cimon 17. 54) *Diodor.* XI, 55. 55) *Platon.* Gorg. 516. d. *Pseudo-Andocid.* contra *Alcibiad.* §. 2 u. 5. (Diese Stellen sind unter andern ein entscheidendes Argument für die Unechtheit der Andokideischen Rede.) *Nepos* Aristid. 1, 5. *Plutarch.* Aristid. 7; Cimon 17; Nic. 11. *Aristid.* de IV viris. p. 158 (212 *Dind.*), 252 (305), 242 (317). Etymol. M. unter *ὀστρακισμὸς* und *ἔξοστρ.* Schol. *Arist.* Equit. u. A. 56) Vesp. 1001. 57) Quaest. Scenic. II, 30. 58) *Plutarch.* Cimon 17. *Sintenis* ad *Plut.* Themist. p. 74. Schol. *Arist.* Vesp. 947. *Aristid.* de IV viris. p. 242 (317 *Dind.*) *ὑπὲρ τοῦ τὰ φρονήματα ὑπισχεῖν τοιοῦτόν εἶδος τῆς φυγῆς ἐπέμυσαν* u. öfter. 59) Lex. Rhet. 285, 25 *διαφέρει δὲ φυγῆς, ὅτι τῶν ὀστρακιζομένων αἱ οὐσίαι οὐ δημεύονται, ἀλλὰ καὶ τόπον καὶ χρόνον ὡρισμένον ἔχουσι, τῶν δὲ φευγόντων οὐδέτερον τούτων πρόσεστιν.* Vergl. noch Schol. *Arist.* Vesp. 982 (941) *διαφέρει φυγὴ ὀστρακισμοῦ, καὶ ὅτι τῶν μὲν φευγόντων αἱ οὐσίαι δημεύονται, τῶν δὲ ὀστρακισμῷ μεταστάντων οὐκέτι* [L. *οὐκ ἔστι*] *κύριος ὁ δῆμος· καὶ τοῖς μὲν καὶ τόπος ἀπεδίδοτο, καὶ χρόνος, τοῖς δὲ οὐδέτερον τούτων.* Im Wesentlichen dasselbe, nur verschlechtert im Ausdrucke haben auch Schol. *Arist.* Equit. 855. *Philemon*, *Suid.* l. c.

inwiefern bei jenem der Ort bestimmt gewesen sei; wir wissen, daß als Ostrakisirte Themistokles in Argos, Aristeides vielleicht in Ägina [60]), Hyperbolos in Samos gelebt habe; aber daß diese Orte ihnen vorgeschrieben und nicht von ihnen freiwillig erwählt waren, wird doch nirgends berichtet; aus Philochoros lernen wir indessen, daß der Ostrakisirte sich dem Gebiete Attika's nicht innerhalb eines gewissen euböischen Vorgebirges, was, wenn ich recht vermuthet habe, Petalia oder wahrscheinlicher Gerästos war, habe nähern dürfen; übrigens mochte ihm das Gebiet der attischen Unterthanen und der freien Verbündeten Athens nicht allein nicht versagt, sondern gradezu empfohlen worden sein, sodaß er wenigstens den Aufenthalt bei den Feinden Athens vermeiden mußte, wenn man nicht seiner Gesinnung Feindschaft gegen Athen unterlegen sollte; dagegen war den Verbannten (*φεύγοντες*) der Aufenthalt bei den attischen Unterthanen gewiß untersagt, und sie haben es wol vorgezogen, lieber bei den Feinden als bei den Freunden Athens zu verweilen. Was endlich den dritten Punkt betrifft, so blieb bei den Ostrakisirten nicht allein das Vermögen, sondern auch das Bürgerrecht unverletzt, sie wurden nach wie vor als Bürger mit dem Vollgenuß aller bürgerlichen Rechte als *πολῖται ἐπίτιμοι* angesehen, d. h., wenn ich so sagen darf, mit voller Rechts- und nur mit beschränkter Handlungsfähigkeit; die Verbannten (*φεύγοντες*) dagegen traf die härteste Art der attischen Atimie, sie waren aller bürgerlichen Rechte entsetzt. Wenn diese unberufen nach Attika zurückkehrten, so konnte jeder attische Bürger sie ungestraft tödten, oder Apagoge, Enbeiris, Ephegesis gegen sie anstellen; kam dagegen ein Ostrakisirter vor Ablauf seiner Verweisungszeit unberufen zurück, so konnte er via facti entfernt werden, eine besondere Strafe scheint, nach dem Beispiel Aristides und Kimons zu schließen, ihn nicht getroffen zu haben. Der technische Ausdruck für das Räumen der Stadt von Seiten des Ostrakisirten dürfte *μεθίστασθαι* [61]) sein, wie man von den Athenern *μεταστῆσαι* [62]) sagte; dagegen *ἐκπεσεῖν* beiden, sowol dem Ostrakismos als der Verbannung (*φυγή*), angehört.

5. Wir haben nun diejenigen Personen namhaft zu machen, welche, so weit unsere Kenntniß reicht, seit dem übrigens sonst nicht bekannten Hippias, dem Sohne des Charinos, bis auf Hyperbolos, vom Schicksale des Ostrakismos in Athen betroffen wurden, wobei wir auf streng chronologische Folge wenigstens für die ältern Zeiten Verzicht leisten. Die ersten nun, welche ostrakisirt wurden, sind Megakles und Alkibiades, von denen jener der Sohn [63]) eben des Kleisthenes, welcher den Ostrakismos eingeführt hat, aus dem berühmten adeligen Geschlechte der Alkmäoniden entsprossen, und des berühmten Feldherrn Alkibiades Großvater von mütterlicher, dieser sein Großvater von väterlicher Seite war; beide sind in ihrem Leben zwei Mal ostrakisirt worden [64]); was ihnen dieses Schicksal zugezogen, wissen wir nicht, aber daß das Geschlecht der Alkmäoniden, welchem der erstere angehörte, bis zu den attischen Königen hinaufgereicht und keinem andern weder an Adel noch an Reichthum nachgestanden habe, ist bekannt; in beiden Beziehungen kam das Geschlecht des ältern Alkibiades ihnen sehr nahe, der Sohn dieses, Kleinias, stellte zur Schlacht bei Artemision ein auf seine eigene Kosten ausgerüstetes Schiff, das er mit 200 Matrosen und Soldaten bemannt hatte [65]); von dieser Mannschaft darf man wol vermuthen, daß sie zu ihm, soweit dies nach Solon möglich war, in einer Art von Hörigkeits- oder Clientelverhältnisse gestanden habe.

Verschwägert den Alkmäoniden war der Vater des Perikles, Xanthippos, seine Frau, Agarista, eine Tochter des Hippokrates, Nichte [66]) des Kleisthenes und Cousine des ebenerwähnten Megakles; bei Mykale hatte er Ol. 75, 2 gesiegt, war vielleicht Aechon eponymos in demselben Jahre gewesen und vor der platäischen Schlacht nach Lakedämon als Gesandter gegangen, um im Namen Athens Sparta's Hilfe zu erbitten [67]); Grund genug, um ihn für den Xanthippos zu halten, welcher, nach dem sogenannten Herakleides Pontikos [68]), ostrakisirt worden ist.

Ganz unbekannt ist Kallias, der Sohn des Didymios, welcher gleichwol in allen kranzbringenden Wettkämpfen (doch wol Griechenlands) in irgend einer Gattung gymnastischer Übungen gesiegt, und dadurch Athen verherrlicht haben soll; ob er zur Familie des reichen Kallias und Hipponikos gehört hat, ist ebenso wenig bekannt, als was ihn seinen Mitbürgern so gefährlich erscheinen ließ, daß sie ihn durch Ostrakismos entfernten [69]).

Um so bekannter sind die Helden der Perserkriege, außer dem schon erwähnten Xanthippos, noch Aristeides, Themistokles und Kimon. Dem ersten wurde dieses Schicksal durch Themistokles und dessen Hetärie bereitet; Aristeides gehörte weder durch Geburt zur Aristokratie, noch

60) *Herodot.* VIII, 79. *Plut.* Arist. 8. *Suid.* in *Ἀριστ.* 61) *Pseudo-Andoc.* §. 5. *Philochorus* l. c. *Plutarch.* Arist. 8; Themistocl. 11. *Aristid.* de IV viris. T. III. p. 382. Cant. (805 *Dind.*) Etym. M. 549, 20 und Lex. Rhet. 285, 25. 62) *Aristid.* l. c. *ἐκέλευον τοὺς ὑπερέχοντας μεθιστάντες ἐπὶ δέκα· κἀκεῖ πῶς οὐ δεινόν, εἰ οἷς οὐδ' αὐτοὶ μεθιστάντες εἶχον αἰτιάσασθαι, τούτους αἰτιώμεθα ἡμεῖς διὰ τοὺς μεταστήσαντας.* 63) *Boeckh.* Explic. Pind. p. 302.

64) *Pseudo-Andocides* contra *Alcib.* p. 130. §. 34. *Lysias* contra *Andocid.* p. 549. §. 39 drückt sich zwar ungenau und selbst falsch aus, will aber offenbar dasselbe sagen: *ἐνθυμηθῆναι ὅτι Ἀλκιβιάδην μὲν τὸν πρόπαππον αὐτοῦ καὶ τὸν πρὸς μητρὸς Μεγακλέα οἱ ἡμέτεροι πρόγονοι δὶς ἀμφισβητοῦντας ἐξωστράκισαν, τοῦ δὲ πατρὸς αὐτοῦ οἱ πρεσβύτεροι ὑμῶν θάνατον κατέγνωσαν* κ. τ. λ. Denn allerdings war der Urgroßvater des dritten Alkibiades von mütterlicher Seite nicht Megakles, sondern Kallias Lakoplutos; auffallend ist auch, daß dem *πρὸς μητρὸς* nichts Entsprechendes entgegensteht; vielleicht schrieb Lysias: *ὅτι Ἀλκιβιάδην μὲν τὸν πρὸς πατρὸς πάππον αὐτοῦ* (nämlich Alkibiades des zweiten) *καὶ — ἐξωστράκισαν, αὐτοῦ δὲ οἱ πρεσβύτεροι* κ. τ. λ., sodaß *πατρός* nur seine Stelle verändert hätte, doch scheint Harpokration die Stelle schon so gelesen zu haben, wie sie in unsern Handschriften sich findet. 65) *Herodot.* VIII, 17. 66) So nach Boeckh (a. a. O.), während Plutarch (Pericl. 3) sie *ἔγγονον Κλεισθένους* nennt. 67) Vergl. über ihn *Herodot.* VI, 131, 136; VII, 33; VIII, 131; IX, 114, 120; Timokreon aus Rhodos bei *Plutarch.* Themist. 21, wo *Ξάνθιππος* wie im Marmor Parium steht; *Plutarch.* Arist. 10. Themist. 10. 68) Fragm. 1. p. 4. *Koeler.* *καὶ ἄλλοι τε ὠστρακίσθησαν, καὶ Ξάνθιππος καὶ Ἀριστείδης.* 69) *Pseudo-Andocid.* §. 32.

durch Vermögen zur Oligarchie, dennoch war er, vermöge seiner allgemeinen und besonders seiner politischen Rechtlichkeit, seiner gemäßigten, etwas aristokratischen Gesinnung, fast beständig als Gegner aller übertrieben demokratischen Tendenzen und damit ziemlich der ganzen Staatsverwaltung seines großen Rivalen aufgetreten, der es mit dem formalen Rechte nicht eben genau zu nehmen gewohnt war; diese Gesinnung hatte ihm solches Vertrauen verschafft (nicht wenige zogen es vor, ihre Rechtsstreitigkeiten lieber durch ihn als Schiedsrichter, als durch die Volksgerichte entscheiden zu lassen), sein ruhmvoller Antheil an der marathonischen Schlacht, die Ämter, die er bekleidete, worunter auch das höchste, das des ersten Archon war, solche politische Bedeutung gegeben, daß die Demokratie zwar keine Verschwörung von ihm zu befürchten, aber auch jeden Widerspruch zu gewärtigen hatte, wo sie ihr gesetzliches Gebiet zu überschreiten versuchen sollte. Seine Verweisung [70]) dauerte nach Plutarch nur zwei, nach Nepos [71]) etwa fünf Jahre; gewiß ist, daß er an der salaminischen Schlacht Antheil genommen, und zwar nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Nepos vor seiner förmlichen Zurückberufung; dasselbe geht auch, wenngleich nicht so klar, aus Herodot hervor; da übrigens der Ostrakisirte im Besitze des vollen Bürgerrechts blieb, so war dieser Schritt des Aristeides nicht allein rühmlich, sondern wol auch verfassungsgemäß [72]). Nach Plutarch [73]) dagegen wäre schon, als Xerxes über Thessalien und Böotien nach Attika zog, der Volksschluß gegeben worden, durch welchen den Verwiesenen (*τοῖς μεθεστῶσι*) überhaupt die Rückkehr bewilligt ward; auf die Abfassung dieses Beschlusses hätte besonders die Besorgniß eingewirkt, Aristeides möchte sich sonst den Persern anschließen und damit Vieles verdorben werden; an einer andern Stelle erzählt derselbe Schriftsteller [74]), von Themistokles, welcher die Sehnsucht der Athener nach Aristeides bemerkt hätte, wäre noch vor der Schlacht der Antrag ausgegangen und vom Volk angenommen worden, durch welchen allen temporär Verwiesenen (*ἐπὶ χρόνῳ μεθεστῶσι*) die Rückkehr eingeräumt und mit ihren Mitbürgern zum Besten Griechenlands durch Rath und That zu wirken bewilligt ward. Vermuthlich war dieser Volksschluß dem andern gleichzeitig, durch welchen zur Zeit des persischen Krieges (*ὅτε ἦν τὰ Μηδικά*) Wiederherstellung der Atimoi verfügt wurde [75]). Übrigens beträgt der Unterschied zwischen der Darstellung des Nepos und der des Plutarch, was das Datum der Zurückberufung betrifft, wol nur wenige Wochen, die Rückkehr können wir in den Anfang des J. Ol. 75, 1 setzen; mithin fällt die Verweisung, je nachdem man dem Plutarch oder Nepos folgt, Ol. 73, 4, oder 74, 3.

Die nächste Veranlassung zur Landesverweisung des Themistokles ist unbekannt; was Plutarch erwähnt, er habe häufig in seinen Reden der Verdienste gedacht, welche er sich im persischen Krieg erworben, neben seinem Hause einen Tempel der wohlberathenden (*Ἀριστοβούλης*) Artemis errichtet, und in demselben sein eigenes Bildniß aufgestellt, mag als Großsprecherei und Eitelkeit die Athener verdrossen, mag dazu beigetragen haben, daß ihm dieses Schicksal bereitet wurde, aber kann unmöglich die nächste Veranlassung, oder auch nur die bewegende Ursache gewesen sein. Dem Themistokles hatten seine Thaten im Perserkriege solchen Ruhm, seine demagogische Staatsverwaltung, der Wiederaufbau der abgebrannten Stadt, der Mauernbau, die Anlage des Piräus, solches Ansehen in der Stadt, seine Behandlung der Insulaner, solche Macht und solchen Einfluß im Auslande erworben, daß die argwöhnische, neidische, eifersüchtige Demokratie von ihm nicht ganz mit Unrecht Angriffe gegen ihre Freiheit und Gleichheit um so eher besorgte, da es ziemlich bekannt war, wie wenig Themistokles bedenklich in der Wahl der Mittel war, sobald es die Erlangung eines gewünschten Zieles galt. Themistokles begab sich, nachdem er ostrakisirt worden war, nach Argos, besuchte von da aus auch den übrigen Peloponnes; hier wurden ihm von dem lakedämonischen Könige, Pausanias, mit welchem er durch Waffenbrüderschaft verbunden und befreundet war, Anträge gemacht, an einem Unternehmen Theil zu nehmen, was dem persischen Könige die wol nur nominelle Oberherrschaft über Griechenland verschaffen, dem Pausanias und seinen Anhängern Alleinherrschaften (*τυραννίδας*) in den Städten Griechenlands gründen sollte; Pausanias hatte auf die Annahme seiner Anträge um so eher gerechnet, als Themistokles die schmerzliche Empfindung nicht verbarg, die ihm die Undankbarkeit seiner Landsleute einflößte. Dennoch wurden sie von Themistokles völlig abgelehnt, nur hielt er es nicht für seine Pflicht, als Angeber gegen einen vertrauenden Freund aufzutreten. Nachdem aber des Pausanias' Vorhaben entdeckt, er selbst im Tempel der Chalkiokos, wohin er sich geflüchtet hatte, durch Hunger getödtet war, fanden die Spartaner in den Papieren des Pausanias Beweise für die Mitwissenschaft des von ihnen mehr noch gehaßten und gefürchteten als bewunderten Themistokles; sie beeilten sich, diese Entdeckung den Athenern durch eine Gesandtschaft mit der Aufforderung mitzutheilen, ihre ganze Strenge gegen Themistokles zu wenden. In Athen bemächtigten sich der aus so verdächtiger Quelle stammenden Beschuldigung bereitwillig die erbitterten Feinde des Themistokles. Nichts half es ihm, dem Abwesenden, in einem besondern Schreiben seine Unschuld zu betheuern, zu erweisen; Leobotes, Sohn des Alkmäon, aus dem Gau Agryle [76]), übernahm es, eine förmliche Eisangelie gegen ihn anzustellen. An ihn schloß sich Kimon,

70) *Dio Chrysost.* Or. 66. p. 358. *Ἀριστείδην ἐξωστρακίσαν Ἀθηναῖοι, καίτοι πεπεισμένοι σαφῶς ὅτι δίκαιος ἦν.* 71) Aristid. 2. Interfuit autem pugnae navali apud Salamina, quae facta est prius quam poena liberaretur. 72) *Herod.* VIII, 79. *ἐξ Αἰγίνης δίεβη Ἀριστείδης ὁ Λυσιμάχου, ἀνὴρ Ἀθηναῖος μὲν, ἐξωστρακισμένος δὲ ὑπὸ τοῦ δήμου.* 73) Aristid. 8. 74) Themistocl. 11. 75) *Andocid.*, De myster. §. 77. p. 36. Meine Abhandlung über die Blutgerichtsbarkeit des aeropagit. Raths im rhein. Museum II. S. 272 fg.

76) Bei *Plutarch.* Themist. 23. *Ὁ δὲ γραφόμενος αὐτὸν προδοσίας, Λεωβότης ἦν Ἀλκμαίωνος, Ἀγρυλῆθεν κ. τ. λ.* muß man *Ἀγρύληθεν* lesen, wornach auch Lex. Rhet. ed. Dobr. p. 667, 19 *συνομολογεῖ δὲ τοῖς ὑπὸ Θεοφράστου εἴτε Θεμιστοκλῆ εἰσαγγελ-* *ἢ εἰσηγγειλε Κριτέρου Λεωβότης Ἀλκμαίωνος Ἀγρυλῆθεν* zu berichtigen: *ὅτι Θ. εἰσηγγειλε κατὰ Κριτέρου Λεωβότης.* Bei *Plutarch.* Aristid. 25. *Νῦν*

schlossen sich viele Andere seiner politischen Gegner an, nur Aristeides hielt sich von jeder Theilnahme an der Anklage fern, zu der ihn doch die Erinnerung an früher erlittene Unbill berechtigt hätte; nur Aristeides sprach und that Nichts zu seinem Nachtheil. Es wurde eine gemischte Commission von Athenern und Lakedämoniern abgeschickt, um ihn zu fahen; Themistokles aber, zeitig davon benachrichtigt, entfloh glücklich nach Korkyra, von da zum Molosserkönig Admet, welcher ihn nach Pydna bringen ließ, von wo er auf einem Handelsschiffe nach Jonien fuhr, durch einen Sturm mitten unter die Naxos belagernde attische Flotte gerieth, durch seine Geistesgegenwart aber gerettet ward und nach Ephesos gelangte. Diodor drängt nach seiner gewohnten Weise die letzten Begebenheiten aus dem Leben des Themistokles in ein Jahr zusammen, erwähnt alles, was ihn von dem Ostrakismos an bis zu seinem Tode betroffen hat, unter dem Jahre Ol. 77, 3; die Chronologie dieser Zeit ist bekanntlich eine der am wenigsten festgestellten und kaum ganz feststellbaren aus der griechischen Geschichte; wir können die Begebenheiten nur approximativ ordnen; Themistokles' Ostrakismos muß, wie Dodwell gezeigt hat, nicht nur nach dem ersten Auftreten Kimon's und vor dem Tode des Pausanias, sondern auch nach Anordnung der Tribute durch Aristeides fallen. Nun setzt man mit Dodwell den Tod des Pausanias in Ol. 78, 1, die Anordnung der Tribute in Ol. 77, 3; freilich ist keins von beiden Daten stringent erwiesen, aber immer haben wir die ungefähre Zeitbestimmung für den Ostrakismos des Themistokles. Etwa vier Jahre nach dieser Verweisung ist Aristeides gestorben.

Daß die Landesverweisung Kimon's durch seinen großen politischen Gegner, dessen demokratischen Tendenzen er sich stets widersetzt hatte, daß sie durch Perikles herbeigeführt worden sei, daß man, um die Animosität des Demos gegen ihn aufzuregen, von seiner Vorliebe für Sparta, seiner Feindschaft gegen die Demokratie gesprochen und die alte Beschuldigung von dem unanständigen Verhältniß, in dem er mit seiner Schwester Elpinike lebe [77]), erneuert habe, ist ausgemacht; welches aber der kleine Vorwand [78]) (*μικρὰ πρόφασις*) war, den man dabei benutzte, wenn nicht eben das Verhältniß zur Elpinike dabei gemeint wird, ist mir unbekannt. Nachdem er ostrakisirt war, erschien er, als die Athener bei Tanagra dem verbündeten lakonischen Heer eine Schlacht liefern wollten, im attischen Heere, bereit die Gefahr seiner Landsleute zu theilen, was den besten Beweis für die Ungerechtigkeit der beiden ersten Beschuldigungen abgeben mußte; freilich verscheuchten ihn die Freunde des Perikles, und indem sie vorgaben, als hätte seine Ankunft bloß die Absicht, das attische Heer in Verwirrung zu bringen, um durch dieselbe den Lakedämoniern den Kampf zu erleichtern, wußten sie bei dem Senat der 500 einen an die Feldherren gerichteten Befehl auszuwirken, den Kimon nicht beim Heere zu dulden; aber die Freunde und Anhänger, welche Kimon im Heere hatte, besiegelten, von ihm selbst zur Tapferkeit ermuntert, mit ihrem Blut ihre und seine Anhänglichkeit an die Sache Athens. Nach Plutarch nun hätte dieses tapfere Betragen einerseits, der unglückliche Ausgang der Schlacht andererseits, indem er den Athenern das Verlangen einflößte, zu einem baldigen Frieden mit Lakedämon zu gelangen, Kimon's Zurückberufung, durch dessen Vermittelung der Friede am leichtesten zu gewinnen schien, den Athenern wünschenswerth gemacht, Perikles sich dem allgemeinen Wunsche gefügt und selbst den dahin gehörigen Antrag beim Volke gemacht. Die Zurückberufung Kimon's müßte mithin nach Plutarch entweder in das Ende von Ol. 80, 4, oder den Anfang von 81, 1 fallen; das ist aber aus zwei Gründen unwahrscheinlich, denn einmal kennen wir keinen andern durch Kimon's Vermittelung zu Stande gekommenen Frieden Athens mit Lakedämon als den fünfjährigen von Ol. 82, 2; zum andern müßte man sich wundern, wenn Kimon schon Ol. 81, 1 zurückberufen wäre, daß die Athener ihn in den sechs bis sieben Jahren, welche von da bis auf die Expedition gegen Ägypten und Phönikien verflossen, gar nicht als Feldherrn gebraucht haben, während sie doch damals unter Perikles und Tolmidas fast ununterbrochen mit den Peloponnesiern Krieg führten; diese Verwunderung muß steigen, wenn man eine andere Nachricht Plutarch's [79]) in Erwägung zieht, nach welcher Perikles nicht eher in Kimon's Zurückberufung eingewilligt haben soll, als bis Elpinike zwischen ihnen insgeheim den Vertrag vermittelt hätte, wonach Kimon dem Perikles die Leitung der Stadt überlassen, er selbst ein auswärtiges Commando übernehmen, und mit 200 Schiffen den persischen König in seinem eigenen Gebiet angreifen sollte; man sieht also, es hatte für Perikles das höchste Interesse, Kimon nicht unbeschäftigt in der Stadt zurückzulassen, und doch fällt der Feldzug, in dem Kimon das Commando hatte, erst Ol. 82, 3. Alles beweist, daß Plutarch sich geirrt habe; wie müssen vielmehr von dem durch Kimon zu Stande gekommenen fünfjährigen Frieden ausgehen, und da dieser Ol 82, 2 fällt, seine Zurückberufung in dasselbe Jahr oder frühestens 82, 1 setzen; nun wissen wir aus Theopomp [80]) und Nepos [81]), welcher letzte sich nur ungenau ausdrückt, daß zwischen seiner Verbannung und Zurückberufung noch nicht fünf Jahre in der Mitte lagen; mithin wer-

ἐμπορικὴν ἐχόντων, ἀλλ' Ἀλκμαίωνος καὶ πολλῶν ἄλλων ἐλαύνειν καὶ κτᾶσθαι δυναμένων, μόνος Ἀριστείδης οὔτ' ἔκτησέ τι, οὔτ' εἶπε φαῦλον, ist Alkmäon wol der Vater jenes Leobotes; vielleicht muß man sogar den Namen des Sohnes wieder herstellen und *ἀλλὰ Λεωβότου τοῦ Ἀλκμαίωνος* schreiben.

77) Vergl. De hon. damnat. p. 5, 233. Schol. *Aristid.* de IV vict. p. 446, *κατηγορηθεὶς δὲ ὁ Κίμων ὑπὸ Περικλέους ἐπὶ Λάκαιναν [lies: ἐπ' Ἐλπινίκῃ] τῇ ἀδελφῇ καὶ ἐπὶ Σκύρῳ τῇ νήσῳ, ἃς ἐκ πατρὸς προδιδομένην (l. προδιδομένη) ἐξεβλήθη.* 78) *Plutarch.* Cimon. 17. Sollte vielleicht ein Ereigniß bei der Besetzung und Eroberung von Skyros, bekanntlich Kimon's Werk (*Plutarch.* Cim. 8), mit der *μικρὰ πρόφασις* gemeint sein? wenigstens hat auch Schol. *Aristid.* *ἐπὶ Σκύρῳ.*

79) *Plutarch.* Pericl. 11. 80) *Theop.* in Schol. ad *Aristid.* ed. *Meier-Merx* Ephor. p. 224. *Θεόπομπος ἐν τῇ ι τῶν Φιλιππικῶν περὶ Κίμωνος· οὐδένα δὲ πέντε ἐτῶν κατελυθέντων, πολέμου σύμβαντος πρὸς Λακεδαιμονίους, ὁ δῆμος μετενέπεμψατο τὸν Κίμωνα, νομίζων διὰ τὴν προξενίαν ταχίστην ἂν αὐτὸν εἰρήνην ποιήσασθαι. Ὁ δὲ παραγενόμενος τῇ πόλει τὸν πόλεμον κατέλυσε.* 81) *Nepos* Cim. 3. Post annum quintum, quam expulsus erat, in patriam revocatus est.

den wir die erstere in Ol. 81, 1, oder frühestens 80, 4, zu setzen haben; jedenfalls muß sie nach der Erniedrigung des Areopag duech Ephialtes fallen; wenigstens erwähnt Plutarch [82]) beide Begebenheiten in diesee Ordnung, und nun wird es wahrscheinlich, daß Kimon sich dieser Erniedrigung auf jede Weise widersetzt und dadurch besonders die Erbitterung der demokratischen Partei sich zugezogen habe. Das Gesagte wird zeigen, warum ich von Müller's [83]) chronologischer Bestimmung ein Wenig abweiche, welcher Kimon's Verbannung in Ol. 80, 3, die Zurückberufung 81, 4 setzt; es scheint mir nämlich, daß dadurch der fünfjährige Friede und der ägyptisch-phönikische Feldzug zu sehr von der Zurückberufung Kimon's getrennt werden.

An Kimon knüpfen wir seinen Schwiegersohn Thukydides, den Sohn des Melesias, aus dem Gau Alopeke, welchen Aristoteles [84]) mit Nikias und Theramenes zu den besten und wohlgesinntesten Bürgern Athens rechnete, ein Ruhm, den ihm auch andere Schriftsteller einstimmig ertheilen. Er stammte aus einem großen Hause, besaß viele Freunde in Athen, wie unter den Bundesgenossen, übte dort wie hier großen Einfluß aus [85]), schloß sich in Gesinnung und That der lakonisch-aristokratischen Partei seines Schwiegervaters an, und trat nach dem Tode desselben an die Spitze seiner Partei, indem er sich beständig den ihm als demagogisch-tyrannisch erscheinenden Unternehmungen des Perikles entgegenstellte. Er stand dem Kimon nach in militairischer Kunst und Ruhm, übertraf ihn dafür als Redner und Staatsmann; er verstand es, die Aristokraten unter einander inniger zu verbinden, sodaß sie als geschlossene Partei dem Demos entgegentraten [86]). Lange Zeit hatten Thukydides und seine Partei den politischen Kampf mit Perikles und seinen Anhängern bestanden, dem Perikles selbst Vergeudung oder Unterschlagung des Staatseigenthums vorgeworfen, seine Freunde Anaxagoras und Damon andrerer Vergehen beschuldigt und selbst angeklagt, bis es dem selbst damals mit der Verweisung bedrohten Perikles gelang, die Ostrakisirung des Thukydides zu erwirken, womit dessen Hetärie, da ihr das Haupt fehlte, sich von selbst auflöste [87]). Dies erfolgte [88]) 15 Jahre vor dem Tode des Perikles, d. h. Ol. 84, 1 oder 2. Ist nun der Thukydides, welcher mit Sophokles und Perikles Feldherr im samischen Kriege Ol. 85, 1 unter dem Archon Morychides gewesen [89]), wirklich, wie alle annehmen, der Sohn des Melesias (es könnte übrigens auch der Gargettier oder der Sohn des Pantänos sein), so muß er schon zwei oder drei Jahre nach der Verweisung zurückberufen worden sein, wenn er auch auf zehn Jahre verwiesen wurde [90]). Kurz vor der Aufführung der Acharner, d. h. kurz vor Ol. 88, 3, wurde derselbe Thukydides schon im höhern Alter (πρεσβύτης) von dem Demagogen Kephisodemos angeklagt, und bei der gerichtlichen Verhandlung so verwirrt gemacht, daß er ganz sprachlos blieb. Die Anklage mag auf Verrath gelautet haben; Thukydides wurde verurtheilt, über ihn und sein ganzes Geschlecht beständige Verbannung mit Confiscation des Vermögens ausgesprochen; er selbst floh zum persischen König Artaxerxes. Auf diese Weise läßt sich Aristophanes [91]), mit der Nachricht des Idomeneus [92]) combiniren. Die Stellen über diesen Thukydides findet man am vollständigsten bei Sintenis [93]), mit welchem noch Dodwell [94]) zu vergleichen.

Nicht unrecht, denke ich, thun wir diesem Thukydides, wenn wir seiner und seiner Partei Einwirkung die Verweisung des Damon zuschreiben, die vielleicht dadurch am meisten veranlaßt wurde, daß er mit Perikles befreundet war, der noch im reifern Alter seines belehrenden Umganges genoß [95]). Damon (Sohn des Damonides aus dem Gau Oa) war vorzugsweise Musiker, und in dieser Kunst Schüler des Lamprokles, der selbst wieder Schüler des Agathokles, sowie dieser des Pythokleides aus Keos war, wenn man anders der Überlieferung über die Successsion der Musiker, welche der Scholiast zu Platon [96]) hat, mehr glauben will, als dem Platon selbst [97]), der ihn einen Schüler des Agathokles und als dem Aristoteles [98]), der ihn vielleicht einen Schüler des Pythokleides nennt. Die Musik war aber bei ihm nur äußere Hülle [99]), wie sehr auch seine Virtuosität in derselben allgemein gerühmt wird. Er verband mit und verbarg unter derselben, fast nach Pythagoreerweise, Philosophie, jedoch, wie es scheint, naturphilosophische oder noch mehr sophistische; wenigstens wird er öfter mit Anaxagoras [1]) verbunden genannt, und soll mit Prodikos viel Verkehr gehabt haben [2]). Er war vielleicht der erste Athener, der diese neue Bildung zu solcher Meisterschaft entwickelte; auch scheint [3]) er sich in Staatsgeschäfte gemischt und Vorliebe für Tyrannis gezeigt zu haben; kein Wunder also, wenn die Partei, welche der durch Perikles in der ganzen attischen Bildung vorbereiteten Reformation sich lebhaft entgegensetzte, da sie sich vielleicht nicht getraute, oder ihr nicht gelungen war, das Haupt des Perikles zu erreichen, wenigstens das des geringern, oder doch politisch minder bedeutenden Mannes zu treffen versuchte [4]).

82) *Plutarch.* Pericl. 9. 83) *C. O. Müller*, Eumenid. p. 118. Noch weniger kann ich der Zeitbestimmung von *Sintenis* ad *Plut.* Per. 106 sqq. beistimmen. 84) Bei *Plutarch.* Nicias 2. 85) *Plato* im Meno pag. 1. 86) *Plutarch.* Pericl. 11. 87) Ibid. 14. 88) Ibid. 16. 89) *Thucyd.* I, 17. Biographie des Sophokles. *Stridler.* bei *Hermann.* Praef. ad Antig. p. XLVII sq. und Böckh's Abhandlung über die Antigone. 90) Schol. *Aristoph.* Vesp. 982. *Τοῦτον δὲ ἐξωστρίσαντο Ἀθηναῖοι τὰ δίνα ἔτη κατὰ τὸν νόμον.*

91) Acharn. 670. Vesp. 982. *Φεύγων* in den Worten „*ἀλλ' ἐκεῖνό μοι πεπονθέναι, ὅπερ ποτὲ φεύγων ἔπαθε καὶ Θουκυδίδης*" bedeutet als er angeklagt war. 92) Beim Schol. *Aristoph.* Vesp. 982. *Ὅτι δὲ ὁ Ἀθηναίων δῆμος ἀπεψηφίσατο αὐτοῦ κατηγορούς ἐδήμευσε τὴν οὐσίαν καὶ πρὸς Ἀρταξέρξην ἐλθὼν φεύγων, σαφῶς ποιεῖ Ἰδομενεὺς διὰ τοῦ β τὸν τρόπον τοῦτον· οἱ μέντοι Ἀθηναῖοι αὐτοῦ καὶ γένους ἀπεψηφίσαντο κατηγορίαν, προδόντος τὴν Ἑλλάδα, καὶ αὐτοῦ ἡ οὐσία ἐδημεύθη.* 93) Zu *Plutarch.* Pericl. p. 117 sq. 94) Annales *Thucyd.* 88, 4. 84, 1. p. 646. 95) *Plato*, Alcib. I. p. 118. c. 96) Schol. ad *Plat.* Alcibiad. I. c. 97) Laches p. 180. c. 98) *Plutarch.* Pericl. 4. Wahrscheinlich jedoch ist der Sinn der Plutarchischen Stelle, daß nach Aristoteles Perikles beim Pythokleides die Musik gelernt hat. 99) *Plutarch.* Aristid. I.

1) *Plat.*, Alcib. I. c. *Diogenes Laert.* II, 19. *Plutarch.* Pericl. 4. 2) *Plat.*, Laches. p. 197. d. 3) *Ὡς μεγαλοπράγμων καὶ φιλοτύραννος ἐξωστρίσθη.* Bei *Plutarch.* Pericl. 9 ist wol (mit Hemsterhuis) zu lesen: *συμβουλεύσαντος αὐτῷ Δάμωνος Δαμωνίδου.* 4) Die Stellen über diesen Damon siehe bei *Sintenis* ad *Plut.* Pericl. p. 67, 102 sq.

Digitized by Google

Welcher Zeit aber der Ostrakismos des Damon angehöre, darüber läßt sich kaum sichere Vermuthung aufstellen.

Über Hyperbolos ist es gestattet, nach der fleißigen Stellensammlung von Jebbe [5]) und vor Allen nach Meineke's trefflicher Darstellung [6]) kurz zu sein. Er war unstreitig von geringer Herkunft, wenn man auch grade weder dem Andokides glauben darf, nach welchem sein Vater ein gebrandmarkter Staatssklave war, der in der Münze diente, noch auch den Komikern, welche theils den Hyperbolos selbst bald einen Phrygier, bald einen Lydier nennen (womit ebenso wol ein ausländischer Ursprung als ein Sklavenstand des Mannes bezeichnet werden sollte), theils auf das niedrige Gewerbe seiner Mutter häufig genug anspielen; denn allerdings beide, der Redner wie die Komiker, verdienen in diesen Punkten wenig Glauben; aber wenn Älian [7]) berichtet, daß von Hyperbolos und Kleophon Niemand leicht die Väter nennen könne, so darf man doch wenigstens das mit Sicherheit daraus folgern, daß der Vater ziemlich namen- und ruhmlos geblieben; gewiß verdient Theopomp in seiner Geschichte der Demagogen am meisten Glauben, wenn er diesen obscuren Vater Chremes, und den andern Sohn desselben Charon nennt, womit Androtion nicht im Widerspruch ist; denn seine Worte: Ὑπέρβολος οὗτος — Ἀντιφάνους ἦν — bezeichnen wol nicht den Vater, sondern den Herrn des Hyperbolos [8]), wobei ich freilich die Wahrheit dieser letztern Nachricht, daß wirklich Hyperbolos je in einem solchen Verhältnisse gelebt habe, dahin gestellt sein lasse. Solchen Ursprungs würdig war die frühere Beschäftigung des Mannes; denn bei der Übereinstimmung aller Komiker darf man wol kaum zweifeln, daß er ein Lampenfabricant und Lampenhändler gewesen. Von allgemeiner Bildung besaß er so wenig, daß er nach Eupolis kaum ordentlich lesen konnte. Zum Staatsmanne qualificirte ihn nur eine Eigenschaft, Frechheit; in dieser überbot er alle, in niederträchtiger Schmeichelei gegen den Demos stand er keinem nach. Man kann sich kaum der Vorstellung entschlagen, daß das attische Volk ihn aus dem Grunde zu hohen Staatsdiensten gewählt habe, um mit ihnen wie mit denen sich ein muthwilliges Spiel zu erlauben, die sich einbildeten, durch Geburt, Rang und Bildung ein besonderes Anrecht auf dieselben zu haben. Dieser Mann, welcher nicht durch Einfluß zur Verwegenheit, sondern durch Verwegenheit zu Einfluß gekommen, durch die Ehre, die er in der Stadt genoß, die Unehre der Stadt geworden, der würdiger war in den Stock geworfen als durch Ostrakismos verwiesen zu werden, konnte die Gefahr desselben von sich weit entfernt glauben; als aber, wie es scheint, besonders durch seine Bemühung, das Volk, nachdem lange Zeit kein Ostrakismos gehalten war, die Veranstaltung desselben verfügt hatte, und von ihm Nikias, Phäax und Alkibiades auf die Candidatenliste (gleichsam zur engern Wahl) gebracht waren, von denen Nikias durch seinen Reichthum, seinen kriegerischen Ruhm, seine aristokratische Gesinnung und Haltung, Alkibiades mehr noch durch seine neumodische Bildung, sein lockeres Leben, und ausgezeichnete Talente zum Guten und Bösen, als durch den Einfluß, den ihm seine vornehme Familienverbindung, seine olympischen Siege und der Reichthum seines Schwiegervaters verschafften, Phäax durch edle Abkunft des Ostrakismos würdig schienen, so vereinigten sich, vorzüglich durch Alkibiades' Vermittelung, entweder alle drei bedrohten, oder zwei von ihnen mit ihren Hetärien (nach Einigen soll Alkibiades sich mit Phäax, nach Andern mit Nikias verbunden haben) und bewirkten, daß der dies am wenigsten erwartende Hyperbolos, dessen Name gar nicht auf der in der Kyriaversammlung genehmigten Candidatenliste gestanden hatte, in der Februarversammlung ostrakisirt wurde. Welchem Jahre dies Ereigniß angehöre, wird nirgends berichtet; aber da der Ostrakismos damals nur eine fünfjährige Verweisung war, und Hyperbolos noch Ol. 92, 1 in Samos lebte, wohin er sich als Ostrakisirter zurückgezogen hatte, so ist einleuchtend, daß er nicht vor Ol. 91, 1 verwiesen worden sein kann; wofür auch noch spricht, daß in der Rede des Pseudo-Andokides (§. 22) die Eroberung von Melos angedeutet wird, die dem Winter von Ol. 91, 1 angehört; später als in diesen Winter kann die Verweisung auch nicht fallen; denn in dem Juni dieses Jahres schifften Alkibiades und Nikias mit der Flotte nach Sicilien. In Samos wurde Hyperbolos nach einigen Jahren von einigen attischen und samischen Oligarchen ermordet.

Ob neben den bisher Genannten nicht der Ostrakismos noch einige Andere betroffen habe, deren Namen die Geschichte verschweigt, läßt sich weder bejahen, noch verneinen. (*M. H. E. Meier.*)

Ostrapoda, s. Ostracoda.

OSTRAU, Dorf und Rittergut im Kreise Bitterfeld des preuß. Regierungsbezirkes Merseburg, mit einer Mühle, Pfarrkirche, dem sehenswerthen von Veltheimschen Schloß und Park, und 550 Einwohnern. In Urkunden des 12. Jahrh. kommt Ostrau schon unter der Benennung Ostrowe und Oztroe vor. (*H.*)

OSTRAU (mähr. Ostrow, auch blos Ostra), 1) Eine Herrschaft des Fürsten Johann von Lichtenstein im hradischer Kreise Mährens, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, 1 Stadt, 1 Vorstadt, 4 Märkten und 21 Dörfern, in welchen sich nach der Conscription des J. 1827 in 3630 Häusern 21,759 Einw. vorfanden (worunter 11,311 weibl. Geschlechts, 79 Fremde und 480 Juden). Die Einwohner sind Slowaken, mit Acker- und Weinbau beschäftigt. Die ganze große Herrschaft ist größtentheils auf sehr fruchtbarem Boden gelegen, reich an Wild, Getreide, Wein und Fischen, worunter die großen Welse, welche in der March gefangen werden, besonders bemerkenswerth sind. Die Herrschaft unterhält auch eine Kreidenglas-Fabrik. Im ständ. Kataster ist sie mit 346¼ Lahnen und 24,680 Fl. 38½ Kr. obrigk. Schätzung eingetragen. In frühern Zeiten gehörte nur ein kleines Gebiet zur Herrschaft Ostrau, die meisten übri-

5) *Jebbe* ad Arist. II. p. 579. 6) Quaest. scenic. 2. p. 27 sq. 7) V. H. XII, 43. 8) Beispiele von der Ellipse des Wortes δοῦλος siehe bei *Bos.* p. 117 und 336; ich führe nur folgende an: *Herodot.* II, 134. Καὶ γὰρ οὗτος — Ἰάμμονος Λίβυος. *Andocid.* de myster. p. 8. Ἀνδὸς ὁ Φερεκλέους. *Platon.* Phaedon. p. 9. Τίτις τῶν τοῦ Κεφάλου &c. δούλων.

gen Orte waren besondere Güter. Erst das Geschlecht der Herren von Kunowitz, welchem die Herrschaft im 16. Jahrh. gehörte, beachte dieselben nach und nach an sich und vereinigte sie mit Ostrau. In einer Urkunde vom J. 1322 kommen Zdeslaw d. ält. von Sternberg mit seinen Söhnen als Herren von Ostrau vor welche letztere es noch im J. 1345 besaßen; im zweiten Jahrzehend des folgenden Jahrh. besaßen es die Brüder Hassek und Benesch von Waldstein. Im J. 1444 kommt Arkleb Krkel v. Ostrow als Besitzer von Kunowitz vor; und zwischen den Jahren 1500 und 1510 besaß Max Martin Kekel von Ostrow die Güter Ober- und Unter-Niemczi, die er dem Johann von Kunowitz zu Ostrau verkaufte, dessen Familie die Herrschaft immer mehr vergrößerte, bis Huk sie, wegen Theilnahme an der im J. 1619 ausgebrochenen Rebellion verlor, worauf Fürst Gundaker von Lichtenstein die ganze Herrschaft von der kaiserlichen Kammer, mit der Herrschaft Kromau für 600,000 Fl. erkaufte und gehört seitdem zum ersten fürstl. lichtensteinischen Majorat. — 2) Ein fürstl. lichtenst. Städtchen der Herrschaft Ostra im hrad. Kreise Mährens, auf einer von dem größern Arme der March gebildeten Insel, und ihr gegenüber am linken Ufer die Fischervorstadt, in einer den Überschwemmungen der March sehr ausgesetzten, flachen Gegend. Diese alte Stadt hat (1827) 350 Häuser, 2366 Einw. (darunter 1269 weibl. Geschlechts und 29 Fremde), eine sehr große Judengemeinde von 92 Wohnparten in 29 Häusern, mit 480 Seelen und darunter 229 Weiber; eine katholische Pfarre, Kirche und zwei Schulen, jüdische Synagoge und Schule; ein herrschaftliches Schloß, welches den geräumigsten Keller von ganz Mähren enthält und einen starken Hausenfang. Die Pfarre gehört zum ungrisch-hradischen Dekanat der olmützer Erzdiöcese. Das Kirchenpatronat hat der Fürst von Lichtenstein. Es werden hier vier Jahrmärkte der vierten Classe gehalten (vor jedem Jahrmarkt ist Roß- und Viehmarkt), und an jedem Dinstage Wochenmarkt. Im J. 1568 wurde hier das von dem Ältesten der eybenschützer Brüdergemeinde, Johann Blahoslaw, in die Landessprache übersetzte neue Testament gedruckt, in welchem der Ort **Insula hortensis** genannt wird *). In der Vorstadt, durch welche die Landstraße führt, befindet sich der herrschaftliche Meierhof, die zweite Schule, eine Kapelle, 219 Häuser mit 320 Wohnparten und 1264 Einwohnern und darunter 694 weibl. Geschlechts. (*G. F. Schreiner.*)

Ostrau. (Mährisch-O.) 1) Eine im nordöstlichsten Winkel des prerauer Kreises Mährens, zwischen der Oder und der Ostrawitza gelegene Herrschaft des olmützer Erzbisthums, mit einem eigenen Justizamte, welches in der gleichnamigen Stadt seinen Sitz hat. Zu diese Herrschaft gehören die Stadt Mährisch-Ostrau, die zwei Vorstädte Prziwos und Wittkowitz und die drei Dörfer Ellgoth, Neudorf und Prziwos (1825) mit 2563 Einw., worunter 1174 männl. und 1389 weibl. Geschlechts waren. — 2) Eine am linken Ufer der untern Ostrawitza, an der von Teschen nach Troppau führenden Post- und Commercial-Seitenstraße gelegene fürstlich-erzbischöfliche Municipalstadt der gleichnamigen Herrschaft im prer. Kreise Mährens; von Polnisch-Ostrau fast nur durch den Fluß, der hier die Grenze zwischen Mähren und Schlesien bildet, getrennt. Die Stadt hatte (1825) mit den zwei Vorstädten Prziwos und Wittkowitz 273 meist hölzerne Häuser und 1728 slavische Einwohner, worunter 942 weibl. Geschlechts, welche sich mit städtischen Gewerben, der Tuchweberei und dem Feldbau ernähren. Es befindet sich hier eine zum mistecker Dekanat der olmützer Erzdiöcese gehörige Pfarre, Kirche und Schule. Das Kirchenpatronat steht dem olmützer Erzbischofe zu, und Voigteiherrschaft ist die Herrschaft Hochwald. Es werden zu Ostrau sechs Jahrmärkte der vierten Classe (vor jedem Jahrmarkte Roß- und Viehmärkte, zwei Garn- und Wollmärkte, alle Samstag Wochen- und jeden Donnerstag und Mittewoche Schwarzviehmärkte) abgehalten. (*G. F. Schreiner.*)

Ostrau. (Polnisch-O.) 1) Eine Herrschaft des Grafen Franz von Wilczek im teschner Kreise des östr. Herzogthums Schlesien, am rechten Ufer der Ostrowitza, an welchem auch das herrschaftliche Schloß liegt, mit einem Wirthschafts- und dem von dem Magistrat der Stadt Mährisch-Ostrau verwalteten Justizamte, und einer grundobrigkeitlichen Bergqerichts-Substitution. Zu dieser Herrschaft gehören 10 Dörfer mit 2090 slavischen Einw. und darunter 1080 weibl. Geschl. (1825), welche theils mit dem Feldbau und der Forstbenutzung, theils mit dem Bergbau und dem Frachtfuhrwesen beschäftigt sind. Die Landschaft ist größtentheils hügelig, oder wird durch stark bewaldetes Mittelgebirge gebildet und der Boden ist ziemlich fruchtbar. Das herrschaftliche Steinkohlenbergwerk ist für die ganze Gegend höchst wohlthätig durch die mannichfaltigen Erwerbsquellen, welche sie den Einwohnern eröffnet. Das 1—6 Fuß mächtige Steinkohlenlager, dessen Grundgebirge aus Thonschiefer, das Kohlendach aus Schieferthon besteht, gab im J. 1819 eine Ausbeute von 66,436 Ctn. und beschäftigte 52 Knappen, das Alaunwerk 15 Arbeiter. Die Seigerteufe des Baues war 38°. — 2) Ein zur gleichnamigen Herrschaft gehöriges, ¼ St. von Mährisch-Ostrau entferntes, an der von Teschen nach Troppau führenden Poststraße, am Fuß eines Berges gelegenes Dorf im teschner Kreise des östr. Herzogsthums Schlesien, mit einem alten Bergschloß, einer eigenen Pfarre der breslauer Diöcese, Kirche, Meierei und Mühle (1825), und 406 slav. Einw., welche sich zur kath. Religion bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

OSTRAVITZA. 1) Ein Fluß des mährisch-schlesischen Gouvernements, der von seinem Ursprunge bis zu seiner Mündung in die Oder die Grenze zwischen Mähren und Österreichisch-Schlesien bildet, indem er den prerauer vom teschner Kreise scheidet. Er entspringt in den hohen Karpathen, welche hier Ungern von Mähren und Schlesien trennen, unter dem zur mährischen Herrschaft Hochwald gehörigen Berge Sulow, der auch Troyaczka genannt wird, weil auf ihm die Landesmarken dreier Provinzen, Ungerns, Mährens und Schlesiens, zusammentreffen. Anfangs fließt er nach Westen und führt den Namen Czerna (Schwarzbach), auf einer Strecke

*) Franz Joseph Schwoy, Topographie vom Markgrafthume Mähren. Wien (1793), 2. Bd. S. 588 u. fg.

Digitized by Google

von ungefähr einer Meile, vereinigt sich aber bald mit dem im hochwälder Gebirge entspringenden Bialabach, und nimmt nach dieser Vereinigung den Namen Ostravitza an. Hierauf fließt der jugendliche Fluß bei sehr starkem Gefälle von 242° 4′ 2″ auf einer Strecke von 10,000 öster. Straßenklaftern, in einem sehr felsigen Grundbette zwischen hohen Bergen reißenden Laufes gegen den schlesischen Ort Althammer hinab, nachdem er mehre Gebirgsbäche aufgenommen hat, welche ihm sowol aus Mähren als Schlesien zufließen. Diese ganze Gegend zeigt nichts als hohe Gebirge und unabsehbare Waldungen, in denen meilenweit kein Wohnort anzutreffen ist. Von dem Dorfe Ostravitz ergießt sich derselbe in ein breites Thal, nimmt nächst Neudorf den bedeutenden Czeladnabach der Herrschaft Hochwald auf und fließt mitten über ausgedehnte Steinplätze an dem mähr. Marktflecken Friedland vorbei, mäßigt seinen Lauf immer mehr, je weiter er das karpathische Hochgebirge hinter sich läßt, und nimmt an Breite zu, sodaß, während er bei Ostravitz nur zwei Klaftern breit ist, seine Breite bei Friedland schon gegen 10 Klaftern beträgt. Nachdem die Ostravitza an mehren mährischen und schlesischen Dörfern vorübergezogen ist, drängt sie sich zwischen den Städten Mistek und Friedeck hindurch, wo die wienee Haupt-, Commercial- und Poststraße von ihr durchschnitten wird. Zwischen diesen beiden Städtchen mündet sich der aus den schlesischen Karpathen herabströmende, flößbare Bach Morawka, auf welchem jährlich ungefähr 600 Kl. Brennholz bis Friedeck geflößt werden, in die Ostravitza ein, die dann zwischen flachen, blos aus angeschwemmtem Schotter bestehenden Ufern an vielen mährischen und schlesischen Dörfern und an der Stadt Mährisch-Ostrau, die sie von dem zum teschener Kreise gehörigen Orte Polnisch Ostrau scheidet, vorüberfließt, und hierauf, nach einem kurzen Laufe, unweit des Dorfes Heuschau, nachdem sie von ihrem Ursprunge bis hierher 7¼ Meilen zurückgelegt hat, beinahe unter einem rechten Winkel sich in die Oder ergießt. So lange der Fluß bis Althammer und Ostravitza durch nächtige Berge eingeengt wird, fließt sie zwischen festen, hohen und steilen Ufern, sobald sie aber in das breitere Thal hinaustritt, sind die Ufer fast ununterbrochen niedrig und bestehen durchgehends aus Schotter und angeschwemmter Erde, und können mithin bei dem reißenden Laufe des Flusses, dessen Geschwindigkeit so groß ist, daß er 14 — 16 Fuß in einer Secunde zurücklegt, den sich ergießenden Hochgewässern nicht widerstehen. Von Friedeck bis zur Einmündung in die Oder spaltet sich die Ostravitza oft in mehre Arme und ist überhaupt so ungeregelt, daß sie fast bei jeder größern Anschwellung oder bei dem Eisgange auf den Steinplätzen hier oder da ihr Bette ganz oder zum Theile verschüttet und sich einen neuen Rinnsal gräbt. Im J. 1821 ist ein Theil ihres Laufes in der Nähe von Mährisch-Ostrau durch einen Durchstich, Sperrdamm und einige andere Wasserbauten bereits regulirt worden, desto mehr bleibt aber für die übrigen höher am Flusse hinaufgelegenen Gegenden zu thun übrig. Flußfahrt findet auf diesem Flusse, seiner nicht unbedeutenden Wassermasse ungeachtet, nicht statt; desto mehr wird er aber zum Holzflößen benutzt, da in der ganzen Umgegend der obern Ostravitza meilenweite Nadelwälder sich vorfinden. Zu diesem Ende sind bei Neudorf und Prym Holzrechen errichtet, welche das Holz für Friedland und Baschka, wo sich bedeutende Eisenwerke vorfinden, sammeln; denn es werden jährlich für Baschka an 6000 und für Friedland übee 11,000 Klaftern Scheitholz aus dem hochwälder- und dem schlesischen Gebirge geflößt. — 2) Ein zur Herrschaft des olmützer Erzbisthums Hochwald gehöriges Doef im prerauer Kreise Mährens, am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, fünf Stunden von Freiberg und ungefähr zwei Meilen südwärts von dem Städtchen Mistek, mit 157 Häusern und 1083 Einw. (darunter 554 weibl. Geschl.) — Zählung von 1825 — die zum slavischen Volksstamme gehören, und mit den benachbarten mährischen Walachen verwandt sind; mit einer zum misteker Dekanat der olm. Erzdiöcese gehörigen Pfarre. Das Patronat über Kirche und Schule steht dem mährisch-schlesischen Religionsfonds zu. Bei diesem Dorfe sind auch bedeutende Eisenwerke des Fürsten Erzbischofs von Olmütz, die manche sehenswerthe Einrichtungen haben und sehr zweckmäßig betrieben werden. — 3) Ostravizza, eine Gemeinde des Districts von Almissa im Kreise Spalato des Königreichs Dalmatien, sieben Meilen von dem Districtshauptort entfernt, unweit des Flusses Cettina und in der Nähe des Beeges Mossor gelegen, mit einer zur Diöcese von Spalato und Máarsco gehörigen Pfarre und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

OSTREA (Paläozoologie). Die fossilen Austern sind an Arten wenigstens ebenso zahlreich und über die Erdoberfläche ebenso verbreitet, als die lebenden. Da sie aber der natürlichen Farben in diesem Zustande ermangeln, nicht immer mehr an ihren ursprünglichen Wohnorten beisammen abgelagert sind, sondern einzeln, losgerissen, zertrümmert und beschädigt vorkommen, oder oft theilweise im Gesteine verborgen bleiben, so ist ihre Bestimmung nach Arten, ihre Eintheilung in Gruppen noch bei weitem schwieriger, als bei den lebenden, bei welchen diese Schwierigkeiten auf dem Artenreichthume, auf der Negativität der Charaktere und auf dem Umstande beruhen, daß die Individuen am Meeresgrunde fest, an- und übereinander wachsen, und diejenigen Gestalten anzunehmen gezwungen sind, welche ihnen die zufällige Beschaffenheit des ein jedes umgebenden Raumes gestattet, welche Gestalten mithin selbst in den verschiedenen Altersperioden eines und desselben Individuums oft großem Wechsel unterworfen sein müssen. Die Anzahl der für fossile Austern aufgestellten Artnamen beläuft sich daher bis jetzt auf nicht weniger als 300, unter welchen, wenn auch viele mit andern als Synonyme zusammenfallen, und andere, ohne nähere Definition, ohne Beschreibung und Abbildung in die Welt geschickt, keine Berücksichtigung verdienen, gleichwol noch gegen 150 ebenso vielen bestimmt verschiedenen Arten angehören und viele zweifelhaft bleiben. Für diese große Menge veränderlicher Artgestalten hat man bis jetzt nur zwei Gruppen, weniger zur Unterscheidung nach ihren natürlichen wesentlichen Beziehungen als zum Behuf etwas bequemern Aufsuchens der Arten aufgestellt, wovon die

eine sich vor der andern durch von den Buckeln der Schale radial ausgehende, gewöhnlich ästige Falten auszeichnet, welche jedoch zuweilen erst in der Nähe des gegenüberstehenden Randes deutlicher sich entwickeln und diesen wellenförmig machen, mithin bei jüngern Individuen noch nicht vorhanden sind und somit leicht die Veranlassung der Aufstellung einer und der nämlichen Art in beiden Gruppen zugleich werden können. In Ermangelung aller weitern zoologischen Abtheilungsmittel kann die weitere Unterabtheilung der Arten nach den Formationen, welchen sie zustehen, oft wenigstens einige Bequemlichkeiten bieten.

Fossile Austern sind bis jetzt in allen Theilen von Europa, sowie an vielen Stellen Nordamerika's, gefunden worden, und zwar, was die Formationen anbelangt, so scheinen sie erst mit der Muschelkalk-Formation zu beginnen, indem in ältern Bildungen wenigstens noch keine Auster mit Bestimmtheit erkannt worden; sie finden sich anfänglich auch hier, sowol wie im Lias in nur geringer Zahl vor, nehmen in den Oolithen noch mehr in der Kreideformation an Häufigkeit zu, und sind endlich in den Tertiärgebilden allein fast ebenso zahlreich, als in allen vorhergehenden zusammengenommen, und verhältnißmäßig wol zahlreicher, als in der noch lebenden Schöpfung. Anfänglich sind die gefalteten Arten die häufigern, scheinen aber schon in der Kreide, noch mehr in den Tertiär-Gesteinen hinter der Anzahl ungefalteter Arten zurückzubleiben. Es gibt keine größere leicht hervorzuhebende Gruppe, vielleicht selbst keine einzelne leicht zu erkennende Art, welche für einzelne Formationen zu einem vorzugsweise bezeichnenden Merkmale benutzt werden könnten; jedoch sind in den Oolithen die stark gefalteten, theils flachen, theils dicken und schmalen, in der Kreide die stark gefalteten dicken und schmalen etwas größern Arten (Hahnenkämme), in dem jüngsten tertiären Meeressande endlich die großen, langen, ungefalteten Arten häufig.

Wir führen in nachstehender Übersicht alle uns bekannte Benennungen auf, wobei jedoch den guten und zuverlässigen Arten ein (!), den zweifelhaften und nicht genug bekannten ein (*) vorangesetzt ist.

A. Gefaltete Arten.

1. In den Übergangs-Formationen.

1) *O. costata *Steing.* Eif. p. 40 scheint durchaus zweifelhaft, da Steininger hievon nur eine, die obere, Klappe besessen. Sie ist groß, dick, dreieckig, mit vom Schlosse nach dem gegenüberstehenden Rande auslaufenden tiefen Falten versehen. Angeblich aus dem „Übergangskalk-Gebirge" der Eifel.

2. In der Muschelkalk-Formation.

2) !O. difformis. Ostracites crista difformis *Schloth.* Petrefaktenk. I, 245; III, 82. t. 36. f. 2. Klöder, Verstein. Brandenb. 186. Ostrea difformis *Goldf.* bei *Dech.* 452, und Petrefaktenk. II, 2. t. 72. f. 1. Ostrea cristata difformis *Brongn.* terr. 421. Ostrea crista difformis *Alb.* Trias. 56, 242, 317, 320. ꝛc. Schale ungleichklappig?, veränderlich, fast kreisrund, conver; Oberklappe mit wenigen (7—10) etwas großen und knotigen runzeligen, strahlenförmigen Falten; Unterklappe wahrscheinlich ganz aufsitzend. Durchmesser bis über 0,"04. In Franken (Bindloch, Leineck), im Schwarzwalde (Röthenberg), um Weimar, zu Rüdersdorf, Lüneville ꝛc, im bunten Sandsteine sowol, als hauptsächlich im eigentlichen Muschelkalke.

3) !O. Münsteri n. Ostrea multicostata *Münst., Goldf.* bei *Dech.* 454, Petrefaktenk. II, 3. t. 72. f. 2. Albert. Trias. S. 242, 317 ꝛc. (Nicht Deshayes' 1831.) Schale ungleichklappig, eiförmig-kreisrund, etwas gewölbt; Oberklappe mit vielen (30—36) strahlenden, stellenweise erhabenen und wieder verflächten schuppig-runzeligen Falten. Unterklappe unbekannt. Länge und Breite bis 0,"09 und 0,"07. Vorkommen im eigentlichen Muschelkalke Frankens (Würzburg, Baireuth), ?des Schwarzwaldes (Rottweil) ꝛc.

4) !O. complicata. O. complicata *Goldf.* bei *Dech.* p. 454; Petrefaktenk. II, 3. t. 72. f. 3. Albert Trias. S. 56, 317. (Nicht Ostracites crista complicata v. *Schloth.*) Schale (nur einzeln vorkommend) fast gleichklappig, oval, flach-conver, Oberklappe mit nicht sehr zahlreichen (20—24), scharfen, runzeligen, hohen, strahlenförmigstehenden Falten; Unterklappe nur mit einer kleinen Stelle nächst dem Buckel angewachsen. Bis 0,"06 lang. Im eigentlichen Muschelkalke Frankens (Leineck), des Schwarzwaldes (Villingen, Rottweil) ꝛc.

5) !O. decemcostata. O. decemcostata *Münst., Goldf.* bei *Dech.* 454, und Petrefaktenk. II, 3. t. 72. f. 4. Albert Trias. S. 242, 317 u. a. Schale (zusammengehäuft vorkommend) ungleichklappig?, schief eiförmig. Unterklappe conver, mit zehn strahligen, tiefen, scharfen Falten; Oberklappe unbekannt. Länge bis 0,"04.

6) !O. spondyloides Ostracites spondyloides *Schloth.* Taschenb. VII, 104; dann Petrefaktenk. I, 239 zum Theil und III, 82. t. 36. f. 1 b. O. spondyloides *Goldf.* bei *Dech.* 454; Petrefaktenk. II, 3. t. 72. f. 5; Klöder, Verstein. Brandenb. 186; Albert. Trias. S. 56, 317, 242. Spondylus (O. spondyloides *Schloth.*) *M. Brongn.* terr. 421. Gesellig; Schale veränderlich, schief eiförmig; Unterklappe fast ganz anhängend (auf andern Muscheln); Oberklappe conver, mit zahlreichen, im Alter zunehmenden (20—40), stark ausgedrückten, jedoch abgerundeten, oft gabelförmigen, dachziegelförmig geschuppten, ausstrahlenden Falten. Länge und Breite bis über 0,"06. Im eigentlichen Muschelkalke Frankens (Leineck), Schwabens (Villingen), Sachsens (Jena, Tonna), zu Quedlinburg, Göttingen, Schlesiens (Tornowitz), Polens (Kaminez, Lagiewnik ꝛc.), Frankreichs (?Lüneville, Toulon).

7) !O. comta. Ostracites spondyloides *Schloth.* Petrefaktenk. III. t. 36. f. 1 a. O. comta *Goldf.* bei *Dech.* 454; Petrefaktenk. II, 4. t. 73. f. 6; Albert Trias. S. 95, 317. !Spondylus *Münst.* Einzeln; Schale klein, frei?, gleichklappig, flach conver, breitoval, beiderseits bedeckt mit strahlig auslaufenden, wenigen, abgerundeten, entfernt stehenden Falten, zwischen welchen mit ihnen parallel dichtgedrängte, dachziegelförmig rauhe Linien verlaufen. Länge fast 0,"04. Im Flötz-Muschelkalke Würtembergs (Friedrichshall).

Digitized by Google

3. In der Lias-Formation.

8) ! O. semiplicata. O semiplicata *Münst.* Goldf. Petrefaktenk. II, 4. t. 72. f. 7. Klein, fast gleichklappig, unregelmäßig eiförmig, wellenartig, der untere Rand herabgebogen faltig; Unterklappe an der vordern Seite winkelig aufgerichtet, eine knotige Kante bildend. Länge fast 0,"025. Zu Eckersdorf bei Baireuth.

4. In der Oolith-Formation.

9) ! O costata. Knorr Verst. II, 1. t Dv.* f. 5, 6. O. pectunculus *Merian.* in litt.; Bronn in Zeitschrift für Min. 1829. I, 77. O. Knorrii *Voltz* Min. Rhein. Dept. S. 60; *Thurm.* Porrentr. p. 31; Ziet. Verstein. Würt. S. 60. t. 45. f. 2. (Nicht *Defr.* Dict. XXII. 1821. p. 27.) O. costata *Sow.* Min. Conch. V. (1825). t. 488. f. 3. *Goldf.* bei *Dech.* 384 und Petrefaktenk. II, 4. t. 72. f. 8. Schale klein, schief oval; Unterklappe tief, mit dem Buckel aufgewachsen, durch dicke zweitheilige Linien strahlig; Oberklappe flach, weniger deutlich gestrahlt, aber durch Blätterüberlagerung stärker concentrisch gestreift. Strahlen 12—22. Länge 0,"015. Vorkommen in der untern Abtheilung der Juraformation (Voltz) der französischen Rheindepartements (Burweiler ꝛc.); im Groß-Oolith Englands (Ancliff, Wiltshire) im ? Forest Marble und ? Bradfordclay (Thurm.), oder den obern Lagen des bunten Mergels (Merian) des teutschen und französischen Jura (Befort, Basel).

10) ! O. exarata. O. exarata *Goldf.* Petrefaktenk. II, 5. t. 72. f. 9. Schale rhomboidisch; Unterklappe flach, ganz anhängend; Oberklappe flach conver, vorn und unten glatt, auf der hintern Hälfte mit flachen, breiten, schief nach Rechts herabziehenden, durch horizontale Runzeln gegitterten Furchen. Diese Runzeln scheinen wie durch die dicken Rippen der Ammoniten hervorgebracht, worauf die Auster ansitzt. Länge 0,"06. Vorkommen im hellen Jurakalke bei Gräfenberg im Baireuth'schen.

11) ! O. rugosa. O. rugosa *Münst.* Goldf. Petrefaktenk. II, 5. t. 72. f. 10. (Nicht O. rugosa *Goldf.* bei *Dech.* p. 384, was ein irrthümliches Citat und Sowerby'n zugeschriebene Benennung zu sein scheint.) Schale schief eiförmig; Unterklappe tief concentrisch runzelig, am Rande gefaltet, mit dem Buckel aufgewachsen, verbogen; Oberklappe flach conver, wellenartig-runzelig. Länge 0,"03. Wol nicht gesellig. Im schwarzen Jurakalke des nordwestlichen Teutschlands (Osterkappeln).

12) ! O. pulligera. O. pulligera *Goldf.* Petrefaktenk. II, 5. t. 72. f. 11. Gesellig; Schale flach, eiförmig-kreisrund, mit nach Vorn eingebogenen Buckeln (äußerlich wie bei Exogyra); Unterklappe ganz anhängend, nur an den Rändern fein gezähnt und gefaltet, ihre Falten scharf mit dachziegelartigen Schuppenansätzen; Oberklappe auf dem Rücken runzelig und uneben, mit von der Mitte an auslaufenden großen, knotigen, schuppigen, von dem untern Rande oft noch verästelten Falten (etwa 20). Länge und Breite bis 0,"05. Im Coral rag der Juraformation Würtembergs (Nattheim) und Hanovers (am Linderberge).

13) ! O. tuberosa. Knorr, Verstein. II, 11. t. Dii. f. 1. O. tuberosa *Münst.* Goldf. Petrefaktenk. II, 5. t. 72. f. 12. (id. exempl.) Schale fast gleichklappig, flach, rundlich eiförmig, unregelmäßig höckerig, gegen den untern Rand mit stärkern und schwächern (10) Falten, welche am Rande selbst wieder zusammenfließen; Unterklappe mit dem obern Theile festsitzend. Länge über 0,"1. Aus eisenschüssigem Oolith bei Gräfenberg im Baireuth'schen.

14) ! O. crenata. O. crenata *Goldf.* Petrefaktenk. II, 6. t. 72. f. 13. Gesellig; Schale fast gleichklappig, länglich, etwas conver, unregelmäßig, am Rande verdickt und mit scharfkantigen, unregelmäßigen, höckerigen Falten, welche größer oder kleiner sind und in der Randfläche ein Zickzack bilden; Unterklappe mit dem Rücken aufgewachsen, gewöhnlich dicker, größer. Diese Art wird bei verhältnißmäßig beträchtlicherer Dicke nie so groß, als die folgenden, ist schmäler und nur am Rande gefaltet. Länge bis 0,"10. Im eisenschüssigen Oolith Frankens (Muggendorf, Gräfenberg).

15) * O. Hammeri *Defr.* (Dict. sc. nat. XXII, 30) soll dicker und länglicher, als die folgende Art sein, was der vorhergehenden entsprechen würde, und zu Barr und am Kasbergr bei Burweiller vorkommen. Ohne Zweifel ist es eine bloße Varietät einer der zunächststehenden Arten.

16) ! O. Marshii. Knorr, Petref. II, 11. t. Dr. und Dr*. O. Marshii *Sow.* Min. Conch. I. (1812.) 103. t. 48. f. 1—3. *Goldf.* bei *Dech.* 384; Petrefaktenk. II, 6. t. 73. O. diluviana *Park.* org. rem. III. t. 15. f. 1. (non Lin.) Ostracites crista galli *Schloth.* Taschenb. (1813.) VII, 72; Petref. I, 242. O. flabelloides (et O. deperdita) *Lamk.* hist. nat. VI, 215; Encycl. méth. pl. 185. f. 6—11; Ziet. Verst. Würt. S. 61. t. 46. f. 1. O. crista galli, O. flabelloides, O. Bruguierii et O. nulaeum *Defr.* Dict. XXII. p. 30, 31. O. Marshii et O. crista galli *Voltz* Min. Rhein. Dept. p. 60. O. crista galli ! *Smith* Strat. identif. f. 4; ! *Passy* géol. Seine-infér. p 336. (non Linn. etc.) (!) β. O. solitaria *Sow.* Min. Conch. V. t. 468. f. 4. *Goldf.* bei *Dech.* p. 384; *Thurm.* Porrentr. p. 41; Klöd. Verstein. Brandenb. 187. Einzeln; Schale fast gleichklappig, eiförmig dreieckig, sehr dick, flach, mit sehr starken ausstrahlenden, scharfrückigen, dachziegelförmig-etwas schuppigen Falten, welche theils einfach, theils sich gabelnd auf der rechtwinkelig angesetzten Randfläche im starken Zickzack von beiden Klappen ineinander eingreifen. Der Umriß der Schale ist bald länglich, bald breit, bald etwas sichelförmig, die Falten sind um so kleiner und abgerundeter, je zahlreicher sie sind, u. u. (8—20) Schloßrinne breit, stark quergestreift, von zwei Wulsten eingefaßt. Muskeleindruck tief. Länge bis 0,"15. Ist der lebenden O. crista galli sehr ähnlich. Vorkommen in der Juraformation und zwar insbesondere in deren untern Abtheilung dem Inferior Oolite Englands (Felmersham, Bedford, Glaizedale ꝛc.), Frankreichs (! Seine-inférieure, Bas-Rhin), im Eisenoolith der Schweiz (Basel) und Teutschlands, hauptsächlich Schwabens (Wasseralfingen, Fluifenberg, Wisgoldingen, Bopfingen) und Frankens (Rabenstein, Banz, Gräfenberg). Die O. solitaria gehört je-

doch oft etwas höhern Schichten an, wie dem Coral rag (England), dem Kimmaidge clay (Weymouth, Hâvre, Porrentruy) und den Meergeln der norddeutschen Ebene, bei Potsdam ꝛc. (Klöd.)

17) * O. distorta *Defr.* Diet. (XXII, 30) aus den Vaches noires! soll kleiner sein und mehr Falten haben, als vorige.

18) ! O. subserrata. O. subserr. *Münst.* Goldf. Petref. II, 7. t. 74. f. 1. Einzeln; Schale ungleichklappig?, schiefoval; Unterklappe (allein bekannt) dünn, conver, mit dem Buckel angewachsen, durch (12—14) entfernt stehende, schmale, scharfrückige, doch wenig erhabene, knotige Falten gestrahlt. Klein, nur 0,"02 lang. In den obern Hornsteinlagen des hellen Jurakalkes Teutschlands (Amberg, Pappenheim).

* * *

19) ! O. gregaria *Goldf.* Knorr, Verstein. II, II t. Dvii. f. 1, 2. O. gregaria *Sow.* Min. Conch. II, 19. t. 111. f 1 (3); *Defr.* Dict XXII, 31; *Goldf.* bei *Desh.* 384 und Petref. II, 7. t. 74. f. 2; *Passy*, Seine-infér. 336. O. palmetta *Sow.* Min. Conch. II, 20. t. 111. f. 2; *Defr.* Dict. XXII, 31; *Goldf.* bei *Desh.* 384; *Passy* l. c. 336. O. pennaria *Lamk.* hist. nat. VI, 216; *Defr.* Dict. XXII, 31; *Goldf.* bei *Desh.* 384. Ostracites laurifolium *Schloth.* im Taschenb. 1813. VII, 112. O. carinata *Ziet.* Verst. Würt. S. 61. t. 46. f. 2. (exclus. synon.) Gesellig; Schale elliptisch, eingebogen, Unterklappe angeheftet, scharf gekielt; Oberklappe flach gewölbt, mit meist einfachen, schmalen, scharfen, von der Mittellinie an zweizeilig aus einander laufenden Falten (18—22 jederseits). Länge bis 0,"06. Breite gegen 0,"025. Bildet mit den drei folgenden eine durch ihre schmale, etwas gebogene, dicke Gestalt, ihre zweizeiligen Falten ꝛc. ausgezeichnet kleine Familie. Vorkommen vom Inferior Oolite an bis an den Coral rag herauf, jedoch weit gewöhnlicher in diesen obern Abtheilungen und dann verkieselt, in England (Marstonfield bei Orsoed und Devizes in Wiltshire), Frankreich (Seine-infér.), der Schweiz, Teutschland (Würtemberg, Franken: Muggendorf, Gräfenberg, Nattheim ꝛc.)

20) O. rastellacis Knorr, Verstein. II. tt. t. Dii f. 5. 6. (test. *Goldf.*) *Baier*, Oryct. Nor. t. 7. f. 32. O. colubrina *Lamk.* hist. nat. VI, 216. (ips. test.) Ostracites crista hastellatus *Schloth.* Petref I, 243. O. rastellaris *Münst.* Goldf. Petref. II, 8. t. 74. f. 3. Schale gleichklappig, linear, etwas gekrümmt, conver, nur mit dem Buckel angewachsen, Falten zweitheilig, schmal, abgerundet, von der (etwas vertieften) Mittellinie aus zweizeilig auseinandergehend (18—25 jederseits am Rande). Länge bis 0,"05 auf nicht 0,"02 Breite. Vorkommen im Coral rag Teutschlands (Streitberg, Amberg).

21) ! O. nodosa. O. nodosa *Münst.* Goldf. Petref. II, 8. t. 74 f. 4. Schale gleichklappig, eiförmig-lanzettlich, etwas gekrümmt, conver, mit dicken (12—14), knotigen, etwas scharfen Falten, welche sich auf dem flach gewölbten Rücken durchkreuzen. Schloßrinne sehr breit, mit tiefen Furchen. Länge 0,"055 auf 0,"025 Breite. Vorkommen, wie bei voriger, zu Streitberg und Amberg.

22) ! O. colubrina *Goldf.* Knorr, Verstein. II, II. t. Dii. f. 5—7 (teste *Lamk.*), f. 7 (t. *Goldf.*). O. colubrina *Lamk.* hist. nat. VI, 216. Ostracites crista hastellatus *Schloth.* Petref. I, 243. Schale gleichklappig, linien-lanzettförmig, gebogen, die zweizeiligen Falten sind auf dem flachen Rücken undeutlich, an den steil abfallenden Seiten aber stark, scharfrückig und zahlreich (25 und mehr). Länge gegen 0,"10 auf nicht 0,"03 Breite. Vorkommen, wie bei vorigen zu Streitberg und Nattheim.

* * *

23) ! O. sulcifera *Phillips* (Geol. of Yorksh. pl. 9. f. 35) und *Goldf.* bei *Desh.* p. 384 findet sich im Great Oolitha bei Westow in Yorkshire (Phill.), im Cornbrash von Wiltshire und im obern Oolith der Haute Saone. (Goldf.)

24) O.! undosa *Phillips* (Ib. pl. 6. f. 4) und *Goldf.* bei *Desh.* p. 384, kommt in Kelloway's rock zu Scaeborough (in Yorkshire) vor.

25) O.* Terebratula *Defr.* (Diet. XXII, 29). Eine kleine Art, von welcher Defrance selbst nichts weiteres, als eine fast kreisrunde gefaltete Unterklappe kannte. Aus der Gegend von Caen.

26) * O. complanata *Defr.* (Diet. XXII, 31) ist nicht viel vollständiger bekannt und wahrscheinlich eine der oben aufgeführten Arten. Sie ist fast kreisrund, flach, am Rande mit 12 regelmäßigen Zähnen und hat 3" Durchmesser. Aus dem Polypenkalke von Coleville bei Caen.

27) O. plicatilis *De C.*, *Goldf.* bei *Desh.* p. 384. Im Oxfordthone der Normandie.

28) O. pectinata *De C.*, *Goldf.* ib. (nicht? *Lamarck's*) ebendaselbst vorkommend, kenne ich nicht näher.

5. In der Kreide.

29) ! O. carinata ? *Walch* im Naturforscher IX, 262. t. 4. f. 6. O. carinata *Lamk.* Ann mus. VIII, 166 und hist. nat. VI, 216; Encycl pl. 187. f. 3—5; *Parkins.* org. rem. III. pl. 15. f. 2; *Defr.* Diet. XXII, 32; *Goldf.* bei *Desh.* 332 zum Theil, und Petref. II, 9. t. 74. f. 6; *Passy*, Seine-infér. 336; ? *Mantell* in Geol. Transact. N. S. III, 210 (non *Thurm*, Porrentr. 254). ! Ostracites plicatissimus *Schloth.* Taschenb. VII, 112. Schale gleichklappig, linien-lanzettförmig, gebogen, links etwas gedreht; Rücken etwas vertieft, fast ungefaltet; Seiten steil abfallend, mit zahlreichen (40—50) scharfen, hier und da sparrig-schuppigen Falten. Wie sich diese Art einerseits sehr nahe an O. colubrina anschließt, so geht sie fast allmälig in die folgenden über und verbindet zwei einander sehr nahe verwandte Gruppen der Jura- (19—22) und der Kreide-Formation (29—35 fg.). Länge 0,"10 auf fast 0,"02 Breite in der Mitte. Junge Individuen dieser Art sind von den alten sehr abweichend gebildet, kurz und flach. Vorkommen in der chloritischen Kreide oder dem Grünsande Teutschlands (Essen in Westfalen, Quadersandstein von Klein-Nauendorf bei Dresden), Frankreichs (Havre und Cany in der untern Seine, im Sarthedepartement und zu Gaprée bei Seez) und ? Großbritanniens (zu South-

boum in Suffer), wenn nicht diese letztern Fossilien zu O. prionota gehören, da Mantell sich auf Brogniart's Abbildung hiervon bezieht, und dieselbe Localität citirt, wie Sowerby für seine O. carinata.

30) ! O. pectinata. O. pectinata *Lamk.* Ann. mus. VIII, 165 und XIV. pl. 28. f. 1; *Brongn.* bei *Cuv.* oss. foss. II, 320; *Goldf.* bei *Dech.* 332 und Petref. II, 9. t. 74. f. 7 und Holl Petref. 359; ? *Passy*, Seine-infér. 336. ! O. carinata *Sow.* Min. Conch. IV, 89. pl. 365. f. 1—5. ? Klöd. Verst. Brandenb. 187. (Nicht Lamarck). Schale fast gleichklappig, eiförmig-lanzettlich, eingebogen, conver links, stark geöhrt, mit etwas dickern, scharfen Falten (40—50), welche von dem converen oder etwas rinnenförmigen Rücken zweizeilig auslaufen. Länge zu Breite = 0,"10 auf 0,"025. Diese minder schlanke Form, die am untern Theile der Schale dickeren Falten, das größere Ohr unterscheiden diese Art hauptsächlich von voriger und verbinden sie mit O. diluviana. Vorkommen im Grünsande Teutschlands (Essen an der Ruhr), Frankreichs (Havre), ? Englands (vergl. O. carinata). Auch als Geschiebe bei ? Potsdam.

31) ! O. prionota. O. prionota *Goldf.* Petref. II, 10. t. 74. f. 8. O. carinata *Brongn.* in *Cuv.* oss. foss. II, 320, 599. pl. 3. f. 11. Schale gleichklappig, lanzettlich, halbzirkelförmig gebogen, etwas geöhrt, Rücken fast flach, hintere Seitenflächen steil und hoch, vordere sanft gegen einander geneigt; Falten zweizeilig, gerundet, oft gabelig, nur an der hintern Seite scharf (25—30). Länge und Breite in der Mitte 0,"10 : 0,"02. Vorkommen in der weißen Kreide Frankreichs (Paris), Englands (Nr. 29—30), auch Belgiens.

32) ! O. serrata. ? Knorr, Verstein. II, II. t. Dvii. f. 5; *Faujas St. Fond*, Mont. Mastr. pl. 24. f. 1, 2. Ostracites (crista) ungulatus *Schloth.* im Taschenb. VII, 112 und Petref. I, 242 zum Theile. O. serrata *Defr.* Dict. XXII, 31; *Brongn.* bei *Cuv.* oss. foss. II, 251, 599. pl. 3. f. 10; *Passy*, Seine-infér. 336; *Goldf.* bei *Dech.* 332 und Petref. II, 10. t. 74. f. 9. Schale gleichklappig, lanzettförmig, 0,"07 lang und 0,"02 breit, und größer, conver, gekrümmt, mit entfernt stehenden stumpfen, knotigen Falten (11—15), welche sich auf dem converen Rücken kreuzen. Vorkommen in weißer und jüngerer Kreide Belgiens (Mastricht), Frankreichs (Deeur im pariser Becken, untere Seine) und ? Englands; angeblich auch im Grünsande des Vardepartements.

33) ! O. larva. Knorr, Verstein. II, II. t. Dvii, f. 3—6. Ostracites (crista) urogalli *Schloth.* im min. Taschenb. VII, 112 und Petref. 242. O. larva *Lamk.* hist. nat. VI, 216; *Defr.* Dict. XXII, 31; Goldf. Petref. II, 10. t. 75. f. 1. O. angustivalvis *Koenig* ic. sect. f. 10. Schale gleichklappig, linienförmig, halbzirkelförmig gebogen, etwas geöhrt, Rücken flach glatt, gegen die Ränder hin sich in große, entfernt stehende Falten (8—12mal) wellenförmig auf- und abbiegend, welche sich bei ältern Exemplaren zu spitzen Zacken ausbilden. Länge und Breite 0,"10 auf 0,"015. Vorkommen in der jungen Kreide Belgiens (Mastricht).

34) O. scolopendra *Lamk.* hist. nat. VI, 216. Schale verlängert, schmal, gegen die Spitze verschmälert; Falten zweizeilig, schief, allmälig kürzer werdend. Länge 0,"047. Vorkommen bei Neuville, Mans im Sarthedepartement, ohne Zweifel in Kreide. Wird von Defrance nicht mehr aufgeführt und ist nicht weiter bekannt.

35) O. Castellana *Defr.* Dict. XXII, 31 ist eine längliche gekrümmte Auster mit glatten, nicht anhängenden Klappen, außen mit 4 großen, innen mit 5—6 kleinern Zähnen. Länge 0,"04. Vorkommen bei Mirambeau (Charente) in einer Kreideschicht, jener von Mastricht noch ihren Fossilresten entsprechend. Weiter weiß man nichts von dieser Art, die vielleicht nur auf einem jungen Individuum beruhet. Nach Du Chatel benannt.

36) ! O lunata. O. lunata *Nilsson*, Petrif. Scan. eret. 31. t. 6. f. 3; *Goldf.* bei *Dech.* 332 und Petref. II, 11. t. 75. f. 2. Schale fast gleichklappig, länglich-oval, halbmondförmig rechts gekrümmt; Rücken flach und eben, links (an der hintern Seite) 2—3mal in großen Wellen auf- und abgebogen, deren abgerundete Spitzen von beiden Klappen ineinander greifen; vorn fast ungefaltet. Kein Ohr. Schloßrinne breit und wulstig. Länge 0,"07 auf 0,"02 Breite. Die Unterklappe ist etwas gewölbter als die obere. Vorkommen in der jüngsten Kreide Schoonens (zu Åhus, Yngsjö ic.) und Belgiens (Mastricht).

37) * Ostracitea crista vaginatus *Schloth.* Petref. I, 243 gehört sicher zu einer der hier aufgeführten Arten, ist aber aus der höchst unvollkommenen Angabe darüber nicht näher zu erkennen. Aus dem Petersberge bei Mastricht.

38) ! O. Nilssoni nob. O. plicata *Nilss.* Petrif. Scan. 31. t. 7. f. 12; *Goldf.* bei *Dech.* 332 (nicht *Defr.* vergl. Nr. 57). Schale länglich, an der Basis breit, vorn schief abgerundet, an der Basis mit schwachen Ohrlappen, deren linker größer ist; beide Klappen etwas gewölbt, mit (6—8) großen gerundeten fast vom Buckel an nach allen Seiten auslaufenden Falten und noch einigen kleinern rechts. Unterklappe nächst der Basis angewachsen. Länge bis 0,"05, Breite über 0,"04. Im Sande der Kreideformation Schoonens (Yngsjö, Kjugestrand).

39) ! O. harpa. O. harpa *Goldf.* Petref. II, 11. t. 75. f. 3. Schale gleichklappig, ei-lanzettförmig, etwas nach links gebogen, flach, dünn, die vordere flachere Seite am Schloßrande geöhrt, mit (10—12) langen bogenförmigen parallelen, — die hintere steile Seite mit (14—16) geraden kurzen Falten, welche in spitze Zähne endigen. Länge 0,"05 auf 0,"02 größter Breite. Im jungen Kreidetuff Belgiens (Mastricht).

40) ! O. diluviana. O. diluviana *Lin.* edit. I, 1148, edit. *Gmel.* VI, 3333; *Lamk.* hist. nat. VI, 214; Encyel. 187; *Nilss.* Petr. suec. 32. t. 6. f. 1, 2; *Goldf.* bei *Dech.* 332 und Petref. II, 10. t. 75. f. 4; *Passy*, Seine-infér. 336. O. phyllidiana *Lamk.* hist. nat. VI, 215; Encyel. pl. 188. f. 1, 2; *Defr.* Dict. XXII, 29; (*Park*, Org. rem. III. pl. 15. f. 1, 4). O. macroptera *Sow.* Min. Conch. pl. 468; Klöd. Verstein. Brandenb. 187. ? Ostracites crista meleagris *Schloth.* im min. Taschenb. VII, 112. Schale eiförmig, etwas eingekrümmt, die rechte Seite steil abfal-

lend, die linke verflächt, geöhrt; Falten zweizeilig, mitunter zweitheilig (jederseits 8—12), scharf, groß, knotig; Unterklappe tiefee, an der Basis aufgewachsen. Länge bis 0,"15, Breite bis 0,"11. Die Form äußerst veränderlich, jedoch meist dreieckig eirund, die schwedischen und englischen Exemplare länglicher (O. diluviana *Nilss.* und O. macroptera *Sow.*), die übeigen bald kürzer, bald länger (O. phyllidiana) und in der Jugend zumal sich an O. harpa, O. prionota, O. pectinata ꝛc. annähernd; doch sind ihre Klappen immer ungleich, die obere flacher (auch beide zusammen sind es), weniger gekrümmt, breiter, und haben weniger und größere, Falten; das Ohr an der Basis ist auch nicht durch einen Ausschnitt von dem übrigen schärfern Theile dee Schale getrennt, sondern verläuft sich damit. Diese Auster hängt in der Jugend nur durch Auswüchse ihrer Falten fest, abee diese Anheftungspunkte mehren sich immer und vereinigen sich zuletzt in eine große rauhe Fläche. Ganze Oberfläche im Zickzacke gestreift, wie auch die Falten am Rande vorspringen und ineinander greifen. Vorkommen im Eisen- und Grünsande Teutschlands (Essen an dee Ruhr, selten Amberg, Aachen), Schwedens, insbesondere Schoonens (Balsberg, Kjugestrand, — Tarlshamn, — Mörby in Blekingen), Frankreichs (Angers, Mans und untere Seine), Englands (Folkstone in Kent) ꝛc., dann als Geschiebe in der nordteutschen Ebene bei Berlin.

41) ! **O. flabelliformis.** O. flabelliformis *Nilss.* Petr. suec. 31. t. 6. f. 4; *Goldf.* bei *Dech.* 332 und Petref. II, 12. t. 76. f. 1; ? Klöd. Verst. Brandenb. 187 (nicht Broechi's). O. semiplana *Sow.* Min. Conch. pl. 489. f. 3; *Mant.* Geol. sussex. pl. 25. f. 4 und in Geol. Trans. III, 206. O. latirostris *Dub. de Montp.* Conch. Podol. 74. pl. 8. f. 15, 16; *Goldf.* bei *Dech.* 332. Schale unregelmäßig verbogen, schief, kreisförmig, flach gewölbt, mit wenigen (3—6) großen runzeligen, ausstrahlenden Falten, wovon die der obern Klappe abgerundet, die der untern fast scharf und beide oft entstellt, undeutlich, höckerig sind. Schloßrinne breit, kurz, spitz; von ihr geht auf beiden Seiten eine Reihe eingekerbter Punkte aus. Die Buckeln etwas gegen den Rücken dee Unterklappe geneigt, welche gewöhnlich mit dee Hälfte ihrer Fläche aufsitzt. Größe 0,"05. Rand dee Oberklappe oft zurückgebogen. Vorkommen in Teutschland (zu Kösseld in Grünsand, zu Quedlinburg in Kreidemergel, ? bei Berlin in Kreidemergel, ? bei Potsdam in einem Feuerstein), in Podolien (in weißem Sande der Kreide), England (weiße Kreide von Lewes in Sussex), Schoonen in Schweden (Kjugestrand, Mörby).

42) ! **O. sulcata.** O. sulcata *Blumenb.* arch. tell. I. t. 1. f. 3: Goldf. Petref. II. 13. t. 76. f. 2 (vergl. Nr. 98). Ostracites plicatus *Schloth.* im min. Taschenb. VII, 103. Schale ungleichklappig, länglich, eiförmig, unregelmäßig; Unterklappe flach, mit dem ganzen Rücken aufgewachsen, dabee nur am Rande gefaltet, Oberklappe mit einem gewölbten Kiele, von welchem einige (6—7) flache, unregelmäßige Falten nach der breitern Vorderseite herablaufen, während an dee hintern Seite nue der Rand gekräuselt ist. Von dee breiten Schloßrinne geht ein gekerbter Saum aus, welcher den innern Schalenrand bildet. Buckeln horizontal gegen den Rücken der untern Klappe gerichtet. Länge 0,"07. In Kreide zu Gehrde bei Hanovee.

43) ! **O. armata.** O. armata *Goldf.* Petref. II, 13. t. 76. f. 3. Schale fast rhomboidisch, Oberklappe flach gewölbt, mit hohen, hin und wiedee scharfen gebogenen, ausstrahlenden, oft gabeligen und mit stacheligen Spitzen und röhrenartigen Fortsätzen versehenen Falten; Unterklappe unbekannt. Länge 0,"07. Im Grünsande Westfalens.

44) ! **O. pusilla.** O. pusilla *Nilss.* Petrif. Suec. 32. t. 7. f. 11; *Goldf.* bei *Dech.* 332; Klöd. Verstein. Brandenb. 187 (nicht Ostracites pusillus *Schloth.*, nicht O. pusilla *Brocchi*). Schale klein, länglich oder elliptisch, rechts gebogen, runzelig, Rand etwas gefaltet, Buckel spitz, etwas nach Rechts gekrümmt. Unterklappe nur hinten angewachsen. Oberklappe wenig gewölbt. Länge etwas über 0,"02, Breite nicht 0,"01. Im Grünsande Schoonens zu Köpingemölla, und eine etwas größere Varietät zu Kjugestrand, dann bei Aachen.

45) * **Ostracites crista parasiticus** *Schloth.* Petref. I, 244, von Aachen, anzeblich das Mittel haltend zwischen O. cornucopiae und O. parasitica *Lin.*, ist nicht genügend bekannt, und gehört vielleicht selbst zu den Exogyren.

6. In den tertiären Formationen.

46) ! **O. undulata.** O. undulata *Sow.* Min. Conch. III, 65. pl. 238. f. 2; *Defr.* Dict. XXII, 27. Unterklappe fast dreieckig, zurückgekrümmt, tief, hinten abgerundet, Oberfläche gestrahlt, mit dachziegelartig über einandee liegenden Wachsthumsansätzen; Muskeleindruck verlängert, schief eiförmig; Schloßrinne etwas erhöhet. Regelmäßigee als andere Arten, dick, am Schnabel mit einer äußern Anheftfläche, Oberklappe unbekannt. Im plastischen Thone zu Faeley bei Salisbury, Wiltshire.

47) ! **O. Bellovacina.** *Mercati* Metalloth. 393. cum fig. O. Bellovacina *Lamk.* Ann. mus. VIII, 159, XIV. pl. 25. f. 1 und Hist. nat VI, 218; *Deshayes* Coq. Paris. I, 356. pl. 48, 49. f 1, 2; pl. 55. f. 1—3; *Defr.* Dict. XXII, 27; Holl, Petref. 360; *Sow.* Min. Conch. IV, 121. pl. 388. f. 1, 2; *Goldf.* bei *Dech.* 236 und Petref. II, 15. t. 77. f. 2; ! *Sedgw.* a *Murchis.* in Geolog. Transact. N S. III, 391; *Woodward*, Synopt. tabl. 20. ! O. Bellovaca *Passy*, Seine-infér. 336. Schale eiförmig kreisrund, dick, blätterig; Oberklappe flach, untere conver, mit ausstrahlenden, fast regelmäßigen, converen, sparrig-blätterigen Falten; Buckel spitz, etwas links gebogen, noch mehe ist es die tiefe Schloßrinne. Die Länge geht bis über 0,"13. Vorkommen in den jüngern Tertiärschichten Teutschlands (obere Schichten bei Basel, ? zwischen Eibeswald und Radkersberg in Untersteiermark), Frankreichs (Beauvais in dee Gegend von Soissons, im Quarzsand in der untern Seine ꝛc.), Englands (Sandgrube zwischen Charlton und Woolwich in Kent, welche Woodward in den plastischen Thon verlegt).

Digitized by Google

48) ! O. ventilabrum. O. Bellovacina var. a. *Desh.* coq. Paris. I, 357. pl. 50. f. 6 und bei *Lyell* principl. III. tab. p. 14. O. ventilabrum *Goldf.* Petref. II, 13. t. 76. f. 4. Schale faſt eiförmig kreisrund, ungleichklappig, blätterig, ſchief; Oberklappe flach, concentriſch geſtreift; Unterklappe mit der Spitze angewachſen, tief gewölbt, vorn mit einem halbmondförmigen Ausſchnitte, der jedoch öfters von Blätterlagen überdeckt iſt, mit vielen vom Buckel ausſtrahlenden, gerundeten, blätterigen, oft gabeligen Falten, welche (20—24) an Zahl bei ältern Exemplaren gegen den Rand hin ſich verflächen. Schloßrinne kurz, breit etwas übergeneigt, auf jeder Seite mit einer von ihr ausgehenden Furche, worin eine Reihe punktförmiger Eindrücke liegt. Falten regelmäßiger als bei voriger. Länge und Breite 0,"075. Vorkommen in einem weißlichen Sandſteinlager der obern Meeresformation Brabands (Gretz und Houſſelt ꝛc.), Frankreichs (Noailles).

49) ! O. extensa. O. extensa *Desh.* Coq. Paris. I, 358. pl. 56. f. 1, 2. Schale kreisrund, ſehr flach, längs gefaltet, doch ganzrandig; Buckeln ſehr klein, flach, mit dreieckiger Schloßrinne; Muskeleindruck groß, kreisrund. Durchmeſſer 0,"085. Zu Valmondois bei Paris.

50) ! O. radiosa. O. radiosa *Desh.* l. c. I. 359. pl. 60. f. 6, 7. Schale eiförmig-länglich, keilförmig, dick. Buckeln verlängert, dreieckig, an der Baſis breit, mit tiefer Schloßrinne, welche beiderſeits mit einem Rande eingefaßt iſt; größere Klappe mit ſchuppigen Falten geſtrahlt, an den Rändern verdickt, etwas gekerbt, Muskeleindruck halbeirund, hinten verdünnt. Länge 0,"07, Breite 0,"06. Zu Poiſſy im pariſer Becken.

51) ! O. inflata. O. inflata *Desh.* l. c. 359. pl. 58. f. 4, 5. pl. 59. f. 1, 2. Schale ſehr unregelmäßig, eiförmig, tief, höckerig; Unterklappe mit wenigen Falten, ſchmalem Buckel und ſchmalee Schloßrinne; Ränder oben gekerbt. Länge 0,"06, Breite 0,"045. Zu Valmondois bei Paris, ſelten.

52) ! O. gryphina. O. gryphina *Desh.* l. c. 360. pl. 62. f. 1. 2. Schale verlängeet keilförmig, unten ausgebreitet; Unterklappe ſehr tief, mit ſchmalen, feinwellenartigen Falten; Buckel ſpitz, ſeitlich gewunden; Muskeleindruck ſehr groß, oberflächlich faſt kreisrund oben ausgerandet; Schloßrinne breit, ſehr flach. Länge 0,"042, Breite 0,"03. Ebenfalls zu Valmondois.

53) ! O. elegans. ? O. crenulata *Lamk.* Ann. Mus. VIII, 163. O. elegans *Desh.* l. c. 361. pl. 50. f. 7, 8, 9. Schale eiförmig-kreisrund, unten buckelig, oben flach; Unterklappe mit faſt regelmäßigen Längenrunzeln; Oberklappe flach, mit unregelmäßigen concentriſchen Streifen, an den Rändern etwas gefaltet, die Ränder überall gekeebt. Länge bis 0,"06. Vorkommen in Frankreich (Chaumont und Valmondois bei Paris).

54) ! O. angusta. O. angusta *Desh.* l. c. 362. pl. 58. f. 1, 2, 3. Schale verlängert, ſehr ſchmal, an der Spitze verſchmälert und flach; Unterklappe etwas in die Länge gefaltet, quer blätterig, Blättee entfernt ſtehend, Oberklappe mit kurzen, zahlreichen concentriſchen Streifen; Buckeln ſehr lang, verdünnt, mit tiefer Schloßrinne. Länge 0,"02, Breite 0,"05. In Frankreich (Soiſſons).

55) ! O. plicatella. ? O. distincta *Defr.* collect. O. plicatella *Desh.* l. c. 363. pl. 50. f. 2—5. Schale eiförmig, verlängert, an der Spitze verſchmälert und verflächt; beide Klappen mit ſchmalen, runzelförmigen, ſtrahlenden Falten; Buckeln lang, ſpitz. Länge 0,"065, Breite 0,"04. In Frankreich (Gegend von Soiſſons und in der Champagne).

56) ! O. multicostata. O. multicostata *Desh.* l. c. 363. pl. 57. f. 3—6 (nicht Münſter's, ſ. o. Nr. 3). Schale verlängert eiförmig, oben ſpitz, etwas flach; Unterklappe mit unregelmäßigen, fein wellenartigen, etwas ſchuppigen, vorn zweitheiligen Rippchen; Oberklappe flach, mit kurzen concentriſchen Blättern und ſchiefem, oberflächlichem, ſehr großem Muskeleindrucke. Länge 0,"075, Breite 0,"04. Vorkommen in Frankreich (Guiſe, Lamothe und bei Soiſſons).

57) ! O. plicata. *Defr.* Dict. XXII, 28; *Desh.* Coq. Paris. I, 364. pl. 56. f. 7, 8. pl. 58. f. 8, 9, 10 (nicht Nilſſon, vgl. Nr. 38; ob O. plicata *Klöd.*, Veeſt. Brandenb. 186). Schale länglich eiförmig, viel geſtaltig, flach, ſtrahlig gefurcht; Fuechen dicht, zahlreich, faſt ſcharfrückig, geſtreift ſchuppig; Buckel klein, dreieckig, mehr oder wenigee eingebogen, an der Baſis breit, mit flachee, glatter, eingefaßter Schloßrinne; Ränder fein gefaltet, der innere oben gekerbt; Muskeleindruck ſehr klein, halbeiförmig, faſt in der Mitte. Länge 0,"03—0,"04; Breite 0,"025—0,"03. Vorkommen im obern Meeresſandſteine Frankreichs (Valmondois, zu Tanceou, Betz, Presles und Oiſe), dann an der Erdoberfläche bei Berlin, mit Korallen, wenn es wirklich dieſelbe Art iſt.

58) ! O. cubitus. O. cubitus *Defr.* l. c. 365. pl. 47. f. 12—15. Schale ſchmal verlängert, in der Mitte ſehr zurückgekeümmt, etwas kantig, ungleichklappig; Unterklappe längs gefaltet, Falten zahlreich, faſt kantig, zweizeilig, Ränder kerbzähnig, Buckel ſpitz, ſchief, mit ebener, flacher Schloßrinne; Oberklappe faſt flach, einfach in jene eingeſenkt, mit concentriſchen, etwas blätterigen Streifen und ganzen, ſcharfen, oben faſt gekeebten Rändern. Länge 0,"04 auf 0,"025 Breite. Vockommen nicht ſelten in Frankreich, theils im untern (Senlis), theils im obern Meeresſande (Valmondois).

59) ! O. flabellula. ? Chama plicata *Brand.* f. 84. O. flabellula *Lamk.* Ann. Mus. VIII, 164; XIV. pl. 25. f. 3; Hist. nat. VI, 215; *Defr.* Dict. XXII, 28; *Deshay* bei *Lyell* Principl. tab. p. 14 und Coq. Paris. I, 366. pl. 63. f. 5, 6, 7 (exclus. synon. Angl.); *Serr.* terr. tert. 136. 192; *Basterot* Bord. 72; *Stud.* Molasse 330; *Sedgw.* a *Murchis.* in Geol. Trans. N. S. III, 405; Goldf. Verſtein. II, 14. t. 76. f. 6. Schale länglich eund, oft keilförmig, Unteeklappe gewölbt, mit converen, dachziegelartig-blätterigen, etwas gebogenen radialen Falten und verlängertem, ſpitzem, nach Vorn umgebogenem Buckel, zu deſſen beiden Seiten eine nur kurze punktirte Linie ausläuft; Oberklappe flachgewölbt, concentriſch geſtreift. Eine Mittelform zwiſchen O. ventilabrum und O. cymbula. Vorkommen in tertiären Schichten Teutſchlands (Kemmeding bei Ortenburg, Eckelsheim am Mittelrhein, in jüngern Formationsgliedern), Frankreichs

Digitized by Google

(zu Grignon, Courtagnon, Chaumont, Parnes, Mouchy, Valmondois des pariser Beckens, auch um Bordeaux, Montpellier im blauen Thonmergel und zu ? Valognes ꝛc.), dann Brabants (Gretz) ꝛc.

60) ! O. cymbula. Chama plicata altera *Brand.* Hanton. pl. 7. f. 85. O. cymbula *Lamk.* Ann. Mus. VIII, 165; *Defr.* Dict. XXII, 28; *Bast.* Bord. 72; *Koenig*, Icon. sect. nr. 90; *Desh.* Coq. Paris. II, 367. pl. 53. f. 2—4. pl. 57. f. 8; Goldf. Petref. 14. t. 76. f. 5. O. flabellula *Sow.* (non *Lamk.*) Min. Conch. pl. 253; *Mantell* in Geol. Transact. N. S. III, 202. Schale länglich eiförmig, etwas flach und kappenartig vertieft; Unterklappe längsgefaltet, mit feinwelligen, gerundeten, höckerigschuppigen, unten gespaltenen Falten; Ränder stark kerbfaltig; Oberklappe flach, mit roncentrisch über einander liegenden Blättern und gekerbten Ober- und Seitenrändern. Länge gewöhnlich 0,"055—0,"06, Breite 0,"035. Vorkommen im Grobkalke Frankreichs (Geignon, Paenes, Mouchy des pariser Beckens; doch auch um Bordeaux), im London clay Englands (Barton und Hordwell cliff), dann in Brabant (Gretz), in dem jüngern Meeressande Teutschlands (Kemmeding bei Ortenburg).

61) ! O. virgata. O. virgata *Goldf.* Petref. II, 15. t. 76. f. 7. Schale ei- oder keilförmig, schief, Unterklappe gewölbt, mit dem verlängerten Buckel angewachsen, mit vielen schmalen, zweitheiligen Falten; Oberklappe klein, flach, roncentrisch gestreift. Länge 0,"06, Breite 0,"04. Vorkommen in Brabant (bei Gretz und Tongern).

62) ! O. crispata. O. crispata *Goldf.* Petref. II, 15. t. 77. f. 1. Schale keilförmig, schief, dick; Oberklappe glatt, untere kraus durch kurze Falten, welche jedesmal nur durch wenige der sehr zahlreichen Blätterüberlagerungen hindurchlaufen und häufiger sind, als bei der übrigens sehr ähnlichen, aber schmäleen O. angusta *Desh.* (Nr. 54.) Länge bis 0,"14, Breite bis 0,"07. In tertiärem Mergel zu Bottmingen bei Basel.

63) ! O. frondosa. O. frondosa *Marc. de Serr.* terr. tert. 137. pl. 5. f. 5, 6. Schale gerundet, etwas länglich, nach Rechts gebogen, ungleichklappig, veebogen, bewaffnet; beide Klappen gewölbt, die untere größer, gewölbter, mehr gebogen, auf dem Rücken gekielt, mit zierlichen, hohen, wellenförmigen, schuppigen, in die Quere ziehenden Falten, und zerrissenem, vorstehendem Rande. Länge 0,"075 auf 0,"064 Breite. In den jung-tertiären blauen Thonmergeln Südfrankreichs.

64) ! O. planicosta. O. planicosta *Desh.* Coq. Paris. I, 368. pl. 55. f. 4—6. Schale verlängert keilförmig, schmal, blattartig, unregelmäßig, etwas flach; Unterklappe mit unregelmäßigen, entfernt stehenden Rippchen; Oberklappe flach, etwas blätterig, mit schmalen spitzen Buckeln. Länge 0,"05, Breite 0,"028. Zu Lonjumeaux bei Paris.

65) ! O. cymbula. O. cymbula *Lamk.* Ann. de Mus. VIII, 163; *Defr.* Dict. XXII, 28; *Desh.* Coq. Paris. I, 369. pl. 54. f. 1, 2; pl. 61. f. 1—4; Goldf. Petref. II. 16. t. 77. f. 5. Schale rundlich-eiförmig, tief, dick, blätterig, mit großen, oft hinten eingebogenen, etwas gewundenen Buckeln; große Klappe mit entfernt stehenden, schmalen, unterbrochenen hohen, gerundeten, blätterigen Falten, die, wenn sie mit einem großen Theile ihrer Fläche aufgewachsen ist, nur einen krausen Rand bilden; ihr innerer Rand mit einer Punktreihe, Schloßrinne wulstig, obere Klappe flach conver, mit bogigem Rande und diesem paralleler blätteriger Streifung, innen längs dem Rande mit schmalen Zähnen besetzt. Länge bis 0,"045 auf 0,"035 Breite. Vorkommen im pariser Becken (Montmartre, Park von Versailles, Lonjumeaux) und im jungen Sandsteine Würtembergs (Dischingen).

66) ! O. cochlearia. O. cochlearia *Lamk.* Ann. Mus. VIII, 162; *Desh.* l. c. 370. pl. 62. f. 3. O. cucullaris (zum Theile) *Lamk.* Hist. nat. VI, 219. Schale spitz eirund, spatelförmig, unten ausgebreitet; Unterklappe tief, oft kappenförmig, der Länge nach undeutlich gefaltet, in die Quere blätterig; Oberklappe flach, unregelmäßig in der Quere blätterig gestreift; Buckel spitz, gerade, dreieckig, mit tiefer, schmaler, eingefaßter Schloßrinne. Länge 0,"05, Breite 0,"03. Im pariser Becken. (Roquencourt bei Versailles).

67) ! O. uncinata. O. uncinata *Lamk.* Ann. Mus. VIII, 164; XIV. pl. 22. f. 2; *Defr.* Dict. XXII, 25; *Desh.* l. c. 371. pl. 47. f. 7—11. Schale fast gerundet, schuppenförmig, flach, Buckel schmal, hakenförmig durch einen sehr tiefen, schiefen, blätterigen Seiteneinschnitt; Muskeleindeuck gerundet, oberflächlich, in der Mitte; Ränder ganz, dünn. Länge bis 0,"03, Breite 0,"024. Vorkommen im pariser Becken, im Grobkalke (Grignon). Obschon Deshayes diese Art in die Abtheilung der gefalteten Austern setzt, so gibt er doch in Beschreibung und Abbildung nirgends Falten an.

68) ! O. lamellaris. O. lamellaris *Desh.* l. c. I, 372. pl. 54. f. 3, 4. Schale oval-keilförmig; Oberklappe flach mit entfernt stehenden, concentrischen dicken, einfachen Blätteen; Buckel verlängert, dreikantig, spitz, flach, breit; Ränder stumpf, fein gekerbt; Muskeleindruck seitlich, groß, ei-halbmondförmig. Unterklappe unbekannt. Vorkommen im pariser Becken (Valmondois und Park von Versailles).

69) ! O tegulata. O. tegulata *Münst.* Goldf. Petref. II, 16. t. 77. f. 3. Schale keilförmig, Vorderrand bogig, blätterig, dick; Oberklappe flach, concentrisch gestreift; Unterklappe gewölbt, mit wenigen strahligen, gegabelten, hohen sparrig-blätterigen Falten; Buckel abgestutzt. Schloßrinne verlängert. Länge 0,"08, Breite 0,"065. Vorkommen bei Niederstotzing.

70) ! O. palliata. O. palliata *Goldf.* Petref. II, 16. t. 77. f. 4. Schale schief eiförmig, blätterig, dick, Oberklappe flach, concentrisch gestreift, Unterklappe conver, auf dem Rücken mit wenigen (8—9), einfachen, knotigen, sich gegen den Rand hin verlierenden Falten; Buckel abgestutzt. Länge fast 0,"08 auf 0,"05 Breite. Vorkommen in der Gegend von Basel.

71) ! O. cymbularis. O. cymbularis *Münst.* Goldf. Petref. II, 17. t. 77. f. 6. (Vergl. Münster in Käferstein's Teutschland. VI, 93 fg.) Schale unregelmäßig, elliptisch, schief; Oberklappe flach gewölbt, am

Digitized by Google

Rande wellenförmig verbogen; Unterklappe gekielt, vorn steil abgeschnitten, hinten flacher, mit 7—8 vom Kiel ausgehenden hohen, knotigen, geringentheils gabeligen Falten. Schloßrinne flach breit. Im grünen tertiären Sande des Kressenberges bei Traunstein in Baiern.

72) ! O. caudata. O. caudata *Münst.* Goldf. Petref. II, 17. t. 77. f. 7. Schale etwas gewölbt, deltoidisch oder halbmondförmig; Oberklappe concentrisch gestreift; Unterklappe mit (beiderseits 8—15) auseinanderlaufenden, entfernten, hohen, schuppig blätterigen Falten, und nur mit einem Theil ihres Rückens aufgewachsen. Schloßrinne mit Punktreihen eingefaßt. Länge 0,"03 auf 0,"02—0,"025 Breite. Vorkommen im jüngern Sandsteine Teutschlands (Dischingen und Ortenburg).

73) O. lacerata. O. lacerata *Goldf.* Petref. II, 17. t. 78. f. 1. Schale spitz eiförmig, Oberklappe convex, unregelmäßig runzelig; Unterklappe tief gewölbt, breit aufgewachsen, mit unregelmäßigen, durch abstehende Blätterlagen unterbrochenen Falten, welche an den Rändern der einzelnen Schichten sparrige Zacken bilden. Wirbel seitlich vorwärts gebogen und auf jeder Seite läuft eine punktirte Furche vor ihm längs des Muschelrandes herab. Schloßrinne breit, eingefaßt. Länge bis 0,"06 auf 0,"04 Breite. Vorkommen im obern Sandlager bei Ortenburg.

74) ! O. undata. O. undata *Lamk.* Hist. VI, 217; *Bast.* Bord. 72; *Marc. de Serr.* terr. tert. 136. pl. 6. f. 4, 5; *Desh.* bei *Lyell*, Principl. III tab p. 14. O. cornucopiae *Brocch.* Subapenn. II, 563; *Bronn.* Ital. 124. (excl. synon. *Lamarck.*!) Schale dick, lang-zugespitzt eirund, Oberklappe flach, wellenartig concentrisch gestreift, Unterklappe gewölbt, mit wenigen (10—15) hohen, schuppigen ausstrahlenden Falten und lang ausgezogenem Buckel, welcher mit seiner Schloßrinne weit unter der Oberklappe vorsteht. Länge bis 0,"1 auf 0,"07 Breite. Im obern Meeressande Teutschlands (Ortenburg, Hameln), im gelben Subapenninensande Italiens (Piacenza), im obern Meeressande, im Moellon und im blauen Mergel Frankreichs (Montpellier in der Touraine und um Bordeaux).

75) O. Forskählii. O. Forskählii *Lamk.* Hist. nat. VI, 210 (bei O. cornucopiae); *Brocch.* Subapenn. II, 566; *Bronn* Ital. 124 (bei O. cornucopiae); *Desh.* bei *Lyell.* Principl. III, tab. p. 14; ? Holl, Petref. 360. ? Ostracites crista cornucopiaeformis *Schloth.* Petref. I, 244. Im gelben Subapenninensande Italiens (Andonathal), im Meeressande Frankreichs (Bordeaux, Touraine), in ? Ägypten.

76) O. triangularis. O. triangularis *Marc. de Serr.* (Ann. sc. nat. 1827. XI, 413) eine nicht vollständige und nur aus der Oberklappe bekannte Art, von der bemerkt wird, daß sie der O. unilata Lamarck's sehr nahe stehe und in den Schichten über und zwischen den Süßwasserbildungen um Cette bei Montpellier vorkomme.

77) O. digitalina *Eichwald*, naturhist. Skizze Lithau. Nr. 213; *Dubois de Montp.* conchyl. Podol. 74. pl. 8. f. 13, 14. Schale verlängert eiförmig, vorn gerundet, niedergebogen; Oberklappe flach, Unterklappe concav, längs gerippt, Rippen blätterig, vorn in fingerförmige Fortsätze verlängert; Buckel dünn verlängert, die zwei Klappen nächst dem Schlosse beiderseits gezähnelt. Länge bis 0,"09, Breite 0,"06. Sehr verbreitet im tertiären Sande Volhyniens (Szuskowce, Jukowce, Salisze, Alt-Poczajow) und Podoliens (Tarnaruda, Sawadynce ꝛc.). Bedarf noch der genauern Vergleichung mit den übrigen Arten.

78) ! O. lamellosa. O. lamellosa *Brocch.* Subapenn. 564; *Riss.* Hist. merid. IV. 288; *Bronn.* Ital. 123; Goldf. Petref. II, 18. t. 78. f. 3. ?? Ostracites ventricosus *Schloth.* Petref. I, 233. Schale eiförmig, blätterig, Blätter schlaff über einander liegend; Oberklappe flachconver, Unterklappe tief, mit unregelmäßigen, flachgewölbten strahlenden Falten. Eine Mittelform zwischen O. Bellovacina und O. edulis. Länge bis 0,"11 auf 0,"09 Breite. Vorkommen in Italien, im ältern Tertiärkalke bei Ronca (? Brocchi) und in dem jüngern Subapenninensande Toskana's, Piacenza's, Siena's, Nizza's ꝛc.

79) ! O. edulis. O. edulis *Lin. Brocchi* Subapenn. 562; *Stud.* Molassa. 329, 350, 383, 393; *Riss.* Hist. mérid. IV, 286; *Holl.* 360; Goldf. Petref. I, 18. t. 78. f. 4; *Deshay* bei *Lyell* Principl. III, t. 14. O. edulina, ? *Lamk.* Hist. VI, 218; ? *Sow.* Min. Conch. 122. t. 388. f. 3, 4; *Marc. de Serr.* Terr. tert. 136, 264. O. lingnatula *Defr.* Diet. XXII, 22. O. pulchra *Sow.* Min. Conch. III, 141. pl. 279. f. 1—3. Ostracites eduliformis *Schloth.* Petref. I, 233. (zum geringen Theile). Ostracites edulis *Schlaepf.* Cabin. var. *β.* O. foliosa *Brocch.* Subapenn. II, 563. var. *γ.* O. plicatula *Brocch.* ib. 564. (non *Lamk.*) Mit der lebenden O. edulis übereinstimmend. Vorkommen im obern Meeressande und Sandsteine. So in Italien in gelben und blauen Mergeln (Sicilien, Piacenza, Siena, Andona, Nizza), in der Molasse der Schweiz (St. Gallen, Bern); im obern Sande Teutschlands (bei Ortenburg, auch Hechtsheim und ? Wien); in den blauen Thonmergeln Südfrankreichs (Banyouls des Aspres); dann in England, nach Woodward im plastischen Thone? (Bromley in Kent und zu Plaistow; die O. edulina zu Woolwich unter O. Bellovacina), nach Deshayes auch im ? Crag. Jedoch trennt Deshayes von O. edulis die ältere O. edulina des pariser und londoner Beckens, welche etwas älter zu sein scheint.

80) ! O. Virginica, O. Virginiana (*Gmel.*) *Conrad* fossil shells. p. 28. pl. 14. f. 1. O. Virginica *Lamk.* hist. nat. VI, 207; ? *Marcel de Serr.* terr. tert. 136; ! *Eichwald* Zool. special. I, 290; *Deshay.* bei *Lyell* Principl. III. tab. p. 14. Äußern völlig mit der lebenden O. Virginica des amerikanischen Oceans übereinstimmend, citirt Conrad in den obern Tertiärschichten von Suffolk in Virginien, Deshayes in Sicilien, Aumarck bei Bordeaux, Marcel de Serres im obern Meeressand und Thonmergel Südfrankreichs, Elie de Beaumont in der Muschelmolasse von Narbonne, Eichwald in Lithauen bei Wilna, welche letztere aber alle Deshayes zur folgenden zu ziehen scheint.

81) ! O. Virginiana. O. Virginiana *Deshayes* bei *Lyell*, l. c. (non *Gmelin*) führt unter diesem Na-

men fossile Austern von Boedeaux (Dax) und der Touraine auf.

82) ! O. Conradii nob. O. Carolinensis (non *Lamk.* hist. nat. VI, 207), *Conrad* fossil shells. 27. pl. 14. f. 1. Schale umgekehrt eiförmig, schief, dick, flach; Oberklappe flach, die untere convex, mit concentrisch und fest übereinanderliegenden langen Blättern und zahlreichen flach wellenförmigen, nach allen Rändern ausstrahlenden Falten; Buckel breit und vorstehend; mit großer, seitlich eingefaßter Schloßrinne. Ähnlich *Say's* O. compressirostris der amerikanischen Küste; noch mehr vielleicht der O. edulis (var. plicatula *Brocchi*), doch scheint der Schnabel ausgezeichnet. Länge und Breite 0,"11. In der ? mittlen (dem Grobkalk entsprechenden) Tertiärformation, bei Ausgrabung des Santee-Canals in Südcarolina häufig gefunden.

83) ! O. radians. O. radians *Conrad* fossil shells. p. 27. pl. 13. f. 1. Schale flach, länglich, an der Basis breit, auf einer Seite mit einem vorstehenden Lappen, welcher zur Verlängerung des fast geraden Schloßrandes beiträgt; zahlreiche flache, nackte Rippen verlaufen strahlenförmig über die ganze Schale; Schnabel nicht über den Rand vorstehend, sehr kurz, etwas seitwärts gegen das Ohr gebogen. Eine sehr ausgezeichnete Form, nur ähnlich der O. sellaeformis *Conr.*, von 0,"1 Länge auf 0,"08 Breite nächst der Basis. Vorkommen zu Vance's Ferry in Südcarolina und zu Claiborne in Alabama in den mittlern Tertiärschichten, dem Grobkalk entsprechend.

84) ! O. divaricata. O. divaricata *Lea* contribut. 91. pl. 3. f. 70. Schale länglich, halbmondförmig eingebogen, etwas gewölbt, an beiden Enden abgerundet, der Rücken etwas kantig, die ganze Oberfläche bedeckt mit divergirenden Falten, wodurch der Rand gekerbt erscheint. Zunächst übereinstimmend mit O. flabelluln! aber die Abbildung und Beschreibung sind nicht detaillirt genug. Länge fast 0,"04 auf 0,"02 Breite. Aus der Grobkalkformation von Claiborne in Alabama.

85) ! O. gibbosa. O. gibbosa *Bronn* Ital. Tertiärbild. 124. Schale fast eirund, ziemlich zusammengedrückt, von beiden Seiten höckerig, quergestreift, und unregelmäßig strahlig-gefaltet; Falten wenige etwas zusammengedrückt, flach, sehr ungleich, hier dick, dort sich verlierend, und am bogigen Rande ganz verschwindend. Länge 0,"055 auf 0,"04 bis 0,"045 Breite. In ältern Tertiärschichten zu Sangonini im Vicentinischen.

86) O. bifrons. O. bifrons *Lamk.* hist. nat. VI. 217. Schale rundlich eiförmig, bald länger oder kürzer; Oberklappe convex, glatt; Unterklappe längsgefaltet, Rand gekerbt. Länge 0,"044. Im Grobkalk von Cignon. (Lamk.) Deshayes führt diese Art weder als solche, noch unter den Synonymen auf; sodaß dieselbe hiedurch sehr zweifelhaft wird. Ohnehin enthält die Diagnose nichts Bezeichnendes.

87) O. squamosa *Riss.* hist. mérid. IV, 289 (non *Mass. de Serr.*) von St. Jean bei Nizza, ist aus der Diagnose nicht kenntlich.

88) O. hyalina *Riss.* ib. 290, ein tertiäres Fossil vom Lazareth bei Nizza, desgl.

89) * O. Adelina *Defr.* Dict. XXII, 28. von Fontenai-aux-roses bei Paris, wo sie mit O. lingnatula vorkommt, ist nicht näher bezeichnet, auch von Deshayes nicht mehr aufgeführt worden.

90) * O. limax *Defr.* Dict. XXII, 29. verlängert und sehr gebogen, von Bey . . . . . desgleichen.

91) * O. sonora *Defr.* Dict. XXII, 22. eirund nur mit wellenförmigem Rande, nicht blätterig, sondern die Schale von dichter Textur, daher klingend, und nur mit dem Buckel der Unterklappe angewachsen; bei Hauteville im Manchedepartement, in einem conchylienreichen Tertiärkalke. Wie vorige.

92) * O. sireinnata *Defr.* XXII, 27. Von Piacenza. Nichts weiter bekannt!

93) * O. Cuvieri *Defr.* XXII, 27. Von San Miniato und Piacenza in Italien. Ebenso.

7. Aus unbekannten Formationen und Fundorten (und zugleich nicht in guten Abbildungen dargestellt).

94) O. serra *Lamk.* hist. nat. VI, 214; steht der O. diluviana sehr nahe.

95) O. flabellum *Lamk.* ib. . . . . Knorr Verstein. II, cc. c. Dvr, f. 4. ! Encyel. t. 182. f. 7.

96) O. placunata *Lamk.* ib. 215. . . . . .

97) O. leporina *Lamk.* ib. . . . . .

98) * O. sulcata *Defr.* Dict. XXII, 29. (non *Blumenb.*; vgl. Nr. 42) Oberklappe zirkelförmig gefurcht.

99) * O. pulchella *Defr.* ib. Unterseite schön gefaltet.

100) * O. distorta *Defr.* ib. Unterklappe mit groben Falten (nicht O. distorta *Defr.* ib. p. 29).

101) * O. cymba *Defr.* ib.; 3" lang.

102) * O. dentata *Defr.* ib. steht der O. phyllidiana nahe, ist größer, die Zähne des Randes sind beträchtlicher. Soll aus der Champagne kommen.

103) * O. plicatula *Defr.* ib. p. 30. Flach mit vielen Falten wie Plicatula; an einem Crinoideenglied anhängend.

104) * O. bifida *Defr.* ib. p. 31. Rhomboidal, gebogen, mit vielen Falten, 2" lang.

105) * O. eruca *Defr.* ib.; schmal, sehr gebogen, nur mit der Spitze angewachsen; Rand mit 20 langen schmalen Zähnen. Länge 1;".

106) * O. rustica *Defr.* ib. Klappen dick, gebogen, mit groben, tiefen Falten. Länge 2". Von Gäprée.

107) * Ostracites crista planulatus *v. Schloth.* (Petrefk. I, 241), aus Sandschichten bei Vady-el-Mellâha. Dem Ostracites crista galli verwandt, mit weiter auseinanderstehenden Zähnen.

B. Ungefaltete Arten.

1. Aus der ersten Übergangsformation.

108) * O. prisca *Hoen* Jahrb. für Min. Geog. 1830. S. 237, ist durchaus nicht näher bekannt, selbst nicht, inwiefern sie in die Abtheil. B gehöre. Aus dem Bergkalke von Visé.

2. Aus der Muschelkalkformation

(vgl. Schröter im Naturforscher St. XI. S. 173, 174).

109) ! O. placunoides. O. placunoides *Münst. Goldf.* bei *Dech.* 454. u. Petref. II, 19. t. 79. f. 1; v. Albert. Trias 95 u. 317. Gesellig, Schale fast kreisrund flach, mit sehr feinen, entfernten Linien gestrahlt, Oberklappe flach, concentrisch gestreift, Unterklappe ganz aufsitzend, gerandet. Auf Nautiten, Ammoniten u. dergl. Länge und Breite bis 0,"'02. Vorkommen auf dem Leinecker Berge bei Baireuth, und im Schwarzwalde (Rottweil, Marbach, Tullau).

110) ! O. subanomia. O. subanomia *Münst. Goldf.* bei *Dech.* 454. u. Petref. II, 19. t. 79. f. 2; v. Albert. Trias 95—317. Nicht Ostracites anomius *v. Schloth.* Petrefk. I, 239, welcher neuerlich nicht näher bekannt geworden. Schale gesellig, fast kreisrund, glatt, Oberklappe unregelmäßig conver, Unterklappe flach, mit nur wulstigem Rande, ganz aufsitzend. Größe wie bei voriger. Vorkommen mit ihr bei Baireuth und auf dem Schwarzwalde (Rottweil, Villingen, Tullau), im eigentlichen Muschelkalke.

111) ! O. Schübleri. O. Schübleri *Alberti* Trias 95, 317; Goldf. Petref. II, 19. t. 79. f. 3. Schale eirund, etwas schief, glatt; Oberklappe concentrisch gestreift; die untere conver, kaum aufsitzend. Im eigentlichen Muschelkalke bei Rottweil auf dem Schwarzwalde sehr häufig. Durchmesser 0,"'015.

112) ! O. reniformis. O. reniformis *Münst. Goldf.* bei *Dech.* 454; Petref. II, 20. t. 78. f. 4; v. Albert. Trias. 243, 318. Schale nierenförmig, Unterklappe conver, glatt, wol nicht aufgewachsen; obere..... Vorkommen im eigentlichen Muschelkalke des Baireuthischen (Leineck).

113) O. pleuronectites *v. Schloth.* (!) *Goldf.* bei *Dech.* 454, welche bei Bourbonne-les-Bains und Luneville vorkommen soll, kennen wir weiter nicht.

114) * Ostracites pusillus *v. Schloth.* im min. Taschenb. VII, 104 (nicht Nilsson's; vgl. Nr. 44.), sowie

115) * Ostracides pyramidans *Schloth.* ib. sind weder weiter, als dem Namen nach bekannt geworden, noch scheinen sie den citirten Abbildungen zufolge wirklich dem Muschelkalk anzugehören, dem sie v. Schlotheim zugeschrieben.

3. In der Liasformation.

116) ! O. irregularis. O. irregularis (*Münst.*) Goldf. Petref. II, 20. t. 79. f. 5. O. ungula *Münst.* collect. Schale gerundet-rhomboidisch, concentrisch blätterig gestreift; Oberklappe flach, Unterklappe unregelmäßig bauchig, mit dem Buckel oder später mit der ganzen Fläche anhängend, ihre aufsteigenden Seiten etwas runzelig. Kurze Schließrinne, links gekrümmt. Goldfuß betrachtet von Münster's O. ungula als Junge der vorigen, mit kleinerer Ansatzstelle und mehr ringsum ansteigenden Rändern. Länge bis 0,"'03, Breite fast 0,"'02. Vorkommen in Teutschlands Liaskalk (Amberg) und Liasmergel (Linz).

117) ! O. Goldfussii nob. O. laeviuscula *Münst.* Goldf. Petref. II. 19. t. 79. f. 6. Schale deltoidisch, Oberklappe flach gewölbt, glatt, fast gestrahlt; Unterklappe flach, mit der ganzen Fläche angewachsen, der rechte Rand aufgerichtet. Länge und Breite bis 0,"'105. Untere Schloßrinne dreieckig, breiter als lang, ganz flach. Vorkommen im Liaskalke Teutschlands (Raigering bei Amberg).

118) ! O. auricularis. O. auricularis *Münst.* Goldf. Petref. II, 20. t. 79. f. 7. Schale gleichklappig, nierenförmig, wellenartig, flach, Buckel vorn eingekrümmt, wie bei Exogyra (aber die Schloßrinne unbekannt); Unterklappe mit der ganzen Fläche aufsitzend. Länge 0,"'05 auf 0,"'04 Breite. Vorkommen im Lias Teutschlands (Amberg).

119) ! O. squama. O. squama *Münst.* Goldf. Petref. II, 21. t. 79. f. 8 (nicht O. squama *Lamk.* hist. nat. VI, 220; nach Linné, Brocchis eine Anomia). Schale flach, unregelmäßig, veränderlich, dünn, concentrisch gestreift, wellenartig oder stumpf gekielt. Obschon von den andern Arten verschieden, ist diese Auster doch schwer zureichend zu charakterisiren. Länge und Breite 0,"'018. In der Liasformation Teutschlands (Eckersdorf bei Baireuth).

120) ! O. laeviuscula *Sow.* min. Conch. pl. 488. f. 1: u. ? Klöd. Verstein. Brandenb. 186, kommt im englischen Lias vor, und unsicherer ist die eine Klappe einmal bei Berlin gefunden worden.

121) O. calceola *Goldf. Ziet. Württ.* 62. t. 47. f. 2; im Eisensandsteine zu oberst in der Liasformation (Münst.); vergl. ferner die Nummern 133—136.

4. In der Oolithformation.

122) ! O. sandalina. Ostracites sessilis *Schloth.* Petrefk. I, 237. O. sandalina *Goldf.* Petref. II, 21. t. 79. f. 9. Schale gesellig, veränderlich, eirund oder länglich, Buckel vor- oder rückwärts gekrümmt, Oberklappe wellenartig runzelig; Unterklappe an den Seiten fein-wellenartig gestreift, mit dem Buckel oder mit der ganzen Fläche aufsitzend. Schloßrinne breit und kurz. Von O. irregularis der Liasformation kaum unterscheidbar, doch nie so groß. Durchmesser bis 0,"'018. Vorkommen im oolithischen Thoneisensteine Frankens (Streitberg, Gräfenberg, Thurnau), sowie im schwarzgrauen Jurakalke des nordwestlichen Teutschlands (Osterkappeln, Lübke) und im hellen Oolith zu Hildesheim und Goslar.

123) ! O. concentrica. O. concentrica (*Münst.*) Goldf. Petref. II, 21. t. 80. f. 1. ? O. gibbosa *Münst.* Collect. (nicht Bronn Ital.); Schale fast gleichklappig, spitz eiförmig, flach gewölbt, etwas verbogen, glatt, concentrisch gestreift; Schloßrinne sehr breit und flach. Die O. gibbosa *Münst.* ist doppelt größer und unregelmäßig runzelig, sonst gleich. Die kleine Varietät ist 0,"'02 lang und 0,"'015 breit, die große hat 0,"'035 auf 0,"'018. Im schwarzgrauen Jurakalke des nordwestlichen Teutschlands (Lübke, Osterkappeln).

124) ! O. menoides. O. menoides *Münst.* Goldf. Petref. II, 21. t. 80. f. 2. Schale halbmondförmig, Oberklappe flach gewölbt, dick, concentrisch-blätterig, der

Digitized by Google

untere . : . . (Schloßrinne schief links in die Höhe gerichtet). Länge 0,"038 auf 0,"035 Breite. Vorkommen mit voriger.

125) ! O. striata. O. striata *Münst.* Goldf. Petref. II, 22. t. 80. f. 3. Schale ohrförmig, flach, blätterig, Blätter concentrisch, mit den Rändern abstehend; ihr Buckel nach Vorn eingekrümmt; Oberklappe (in der Jugend) sehr fein strahlig gestreift, untere sitzend mit aufgerichtetem Rande. Schloßrinne flach und kurz. Länge 0,"06 auf 0,"04 Breite. Im hornsteinreichen hellen Jurakalke Frankens (Streitberg).

126) ! O. falciformis. O. falciformis. *Goldf.* Petref. II, 22. t. 80. f. 4. Schale groß, sichelförmig, runzelig, blätterig, Buckel etwas spiral, nach Vorn eingebogen; Oberklappe concav, die untere etwas gewölbt, mit dem Buckel oder der ganzen Fläche aufsitzend. Länge 0,"14 auf 0,"07 Breite. Vorkommen im schwarzen Jurakalke des nordwestlichen Teutschlands (Lübke, Elligserbring) und im untern Dolith bei Riedberingen im Fürstenbergischen.

127) ! O. explanata. Ostracides eduliformis *Schloth.* Petrefk. I, 233; O. aduliformis *Goldf.* bei *Dech.* 385; v. Ziet. Würtemb. 60. t. 45. f. 1. O. explanata *Goldf.* Petref. II, 22. t. 80. f. 5. Schale fast gleichklappig, kreisrund-eiförmig, flach gewölbt, wellenartig blätterig; Schloßrinne flach, endlich so breit als die Schale. Muskeleindruck tief. Länge 0,"12 auf 0,"10 Breite. Im untern oder Eisen-Dolith Frankens (Baireuth) und Schwabens (Stuifenberg auf der Alp).

128) ! O. deltoidea. O. deltoidea *Sow.* min. Conch. II, 111. t. 148. f. 1—2; *Defr.* Dict. XXII, 23; *Goldf.* bei *Dech.* 384; *Passy* seine-infér. 336. (non *Lamarck's* Ann. mus. VIII, 160). Schale gleichklappig, flach, dünn, gerundet, dreieckig, an einer der drei Seiten mit einem tiefen Ausschnitt und einem etwas verlängerten schmalen Buckel. Länge 0,"13, Breite etwas geringer. Vorkommen in der Juraformation sehr verbreitet; insbesondere in Frankreich im Mergelkalk (Havre) und in Großbritanniens Kimmeridge clay (Shotoverhill, Oxford, Cambridge, Lopham in Norfolk, Sandfoot Castle bei Weymouth).

129) ! O. acuminata. O. acuminata *Sow.* min. Conch. II, 82. t. 135. f. 2—3; *Defr.* Dict. XXII, 27; *Goldf.* bei *Dech.* 384 (ob auch ib. 332?); *Thurmann* Porrene. 34; Klöd. Verstein. Brandenb. 187. Schale flach, sehr lang, seitlich eingebogen, mit übereinanderliegenden großen wellenförmigen Blättern in die Quere; Buckel- und Stirnende lang zugespitzt. Die Oberklappe ist glatt, etwas concav, mit einem Schnabel fast so groß als bei der untern. Länge 0,"045 auf 0,"035 Breite; oft beträchtlich geringer. In der Form sich der O. striata *Goldf.* nähernd. Vorkommen in der Juraformation Englands (die kleinere Varietät in Thon unter dem Großoolith von Bath, die größere im untern Dolith? zu Aynho in Northamptonshire, und zu Withyam in Sussex), Frankreichs; einen Mergel (Fullers earth!) unmittelbar unter dem Großoolith und über dem untern Dolith erfüllend und bezeichnend (Porrentruy); ? Teutschlands in weichem kreideartigen Kalke mit grünen Körnern (Brandenburg); nach einem Citat von Goldfuß auch in der Kreide Schoonens (O. incurva *Nilsson*).

130) ! O. Kunkelii. O. Kunkelii *Ziet.* Verstein. Würtemb. 63. t. 48. f. 1 (ohne Diagnose). Im untern Dolith am Stuifenberg in Würtemberg.

131) O. expansa *Sow.* min. Conch. III, 65. t. 238. f. 1; ist etwas deltoidisch, abgerundet, unter dem Buckel etwas ausgebogen, fast gleich lang und breit, mit breiter, flacher, etwas erhabener Schloßrinne und breitem Muskeleindrucke; der Rand etwas wellenförmig. Nur eine Klappe und selbst diese nur von Innen bekannt. Im Dolith von Tisbury in England.

132) O. Meadii. O. Meadii *Sow.* min. Conch. III, 95. t. 252. f. 1, 4; *Goldf.* bei *Dech.* 384. Schale zungenförmig, dick, verlängert; die aufgewachsene Klappe sehr concav, der Länge nach wellenförmig (daher vielleicht zu den gefalteten Austern zu rechnen?), die andere flach und eben. Vom Schloß aus ziehet jederseits eine Reihe von Einkerbungen, wie gewöhnlich. Länge 0,"08 bis 0,"09 auf 0,"03 Breite. Im Großoolith von Somersetshire.

133) * O. Heraultiana *Defr.* Dict. XXII. 27. Eine lange Art, in weißem Kalksteine mit Krokodilresten zu Allemague bei Caen.

134) * O. myosotis *Defr.* ib. 26; kleine Art, an Gryphäen und fossilem Holz ansitzend, in den Vaches noires (Calvados) und daher vielleicht noch in die Liasformation gehörig.

135) * O. antiqua *Defr.* Dict. XXII, 27. Zuweilen an Ammoniten ansitzend; vielleicht noch aus dem Lias, von Honfleur.

136) * O. diluvii *Defr.* ib. Ebenfalls zu Honfleur. . . . . .

137) * Ostracites adavius *Schloth.* Petrefk. I, 236. In Hornstein der Juraformation von Amberg, gehört vielleicht zu Nr. 125 oder 126.

* * *

Die folgenden Arten sind mir entweder nicht näher bekannt, oder so unzureichend charakterisirt, daß es hier selbst zweifelhaft bleibt, ob sie zu den glatten, oder den gefalteten Austern gehören.

138) O. obscura *Sow.* Min. Conch. t. 488. f. 2; *Goldf.* bei *Dech.* 384; Klöden Brandenb. 186 (nicht Defrance).

139) O. minima *Desh.*, *Goldf.* bei *Dech.* 384.

140) O. archetypa *Phillip's* Yorkshire, t. 6. f. 9; *Goldf.* bei *Dech.* 384.

141) O. inaequalis *Phill.* ib. t. 5. f. 13; *Goldf.* ib.

142) O. duriuscula *Phill.* ib. t. 4. f. 1; *Goldf.* ib.

5. In der Kreideformation.

143) ! O. hippopodium *Nilss.* Petrif. Suec. 30. t. 7. f. 1; *Goldf.* bei *Dech.* 382; u. Petref. II, 23. t. 81. f. 1; Klöd. Verstein. Brandenb. 187. Schale fast kreis- oder eirund, flach; Oberklappe durch Verflachung des Randes breiter, Unterklappe ganz anhängend mit aufgerichtetem Rande. Länge 0,"08, Breite 0,"02.

Digitized by Google

beide gewöhnlich aber geringer. Vorkommen im Grünsande Teutschlands (Essen an der Ruhr; auch zu Berlin im weißen sandigen Kalke) und Schoonens (Köpingemölla, Carlshamn, Insel Isö).

144) ! O. vesicularis. *Fauj. St. Fond* hist. mont. St. Pierre, 165. t. 25. f. 5; Gryphaea dilatata *Sow.* Min. Conch. pl. 149. Griphaea globosa *Sow.* ib. pl. 392. ? Ostracites mysticus *Schloth.* im min. Taschb. VII, 112. Gryphites truncatus *Schloth.* Petrefk. I, 289. Geyphaea truncata *Klöd.* Beandenb. 189. (Var.) O. binauriculata *Lamk.* hist. nat. VI, 219; *Defr.* Dict. XXII, 24. O. vesicularis *Lamk.* hist. nat. VI, 219; *Defr.* Dict. XXII, 23; *Brongn.* bei *Cuv.* oss. foss. II, 250, 321, 325, 598, t. 3. f. 5; *Nilss.* Petr. Suec. 29, t. 7. f. 3, 4, 5, t. 8. f. 5, 6; *Goldf.* bei *Dech.* 332; Petref. II, 23. t. 81. f. 2; *Pasny* Seine-inför. 336; *Mant.* in Geol. Trans. N. S. III, 200. Schale halbkugel- oder kahnförmig, Oberklappe flach oder vertieft, untere bauchig, auf der einen Seite geöhrt, bald mit dem etwas vorstehenden Buckel nicht angewachsen, bald festsitzend und dann dieser abgestumpft; links bildet diese Klappe einen deutlichen Lappen. Durchmesser bis 0,"12. Vorkommen durch die ganzen Kreideformationen Teutschlands (am Haez und in Westfalen, Quedlinburg, Osnabrück, Coesfeld, Essen, im Feuersteine bei Berlin); in und bei Belgien (Aachen, in jungem Kreidetuff zu Maestricht), auf Rügen, in Schoonen (im Grünsande zu Köpinge, Glämminge, im Sandsteine bei Yngsjö, in Kreide bei H. Torp, etwas kleiner bei Kjugestrand am Isösjö); in Frankreich (zu Havre, in weißee Kreide bei Meudon und Bougival unfern Paris; in Craie tufau von Perigueur); in England (in weißer Kreide zu Norwich und Lewes).

145) Ostracites subchamatus *Schloth.* Aus England, ist nicht näher zu erkennen, da er ihn nicht beschreibt und einander ganz unähnliche Abbildungen citirt.

146) ! O. incurva. O. incurfa *Nilss.* Petrif. Suec. 30. t. 7. f. 6; *Goldf.* bei *Dech.* 332 (Nilsson citirt als Synnoym: O. acuminata *Sow.*; vgl. Nr. 129). Schale länglich eirund, rechts eingekrümmt; Unterklappe größer, tief; an der Basis spiral gewunden, unten odee rechts ganz anhängend; der linke Rand aufsteigend, außen mit wellenförmigen Blätterlagen. Oberklappe flach, glatt, Länge 0,"07, Breite 0,"04. In den conchilienreichen Kreideschichten Schoonens in der Gegend von Willand, bei Oppmanna, Kjugestrand, Isö ꝛc.

147) ! O. clavata. O. clavata *Nilss.* Petrif. Suec. 30. t. 7. f. 2; *Goldf.* bei *Dech.* 332. Schale an der Basis aufgewachsen; Unterklappe aufgeblasen, in der Quere keulenförmig, oder rechts in einen Schnabel verlängert; Schlaßrinne etwas herabgehend. Oberklappe unbekannt. Länge 0,"025, Breite über 0,"04. In Kreide de Schaonens (Mörby).

148) ! O. curvirostris. O. curvirostris *Nilss.* Petrif. Suec. 30. t. 6. f. 5; *Goldf.* bei *Dech.* 332; Petref. II, 24, t. 82, f. 2; ? Klöd. Brandenb. 186. Schale länglich eiförmig, etwas nach Rechts eingekrümmt; Buckel schnabelförmig, schief gebagen, beide Klappen conver, runzelig blätteeig. Länge 0,"05, Breite etwas über 0,"02. Vorkommen in Schoonen (am Kjugestrand, auf Isö); vielleicht auch bei Berlin, lose; und in Belgien (am Petersberge in jungem Kreidetuff).

149) ! O. acutirostris. O. acutirostris *Nilss.* Petrif. Suec. 31. t. 6. f. 6; *Goldf.* bei *Dech.* 332; u. Petref. II, 25. t. 82. f. 3; Klöd. Brandenb. 186. Schale länglich eirund, Buckel fast geeade, verlängert, zugespitzt; Oberklappe etwas conver, runzelig, untere gewölbt, faltig runzelig. Länge 0,"06 auf 0,"03 Breite; und die kleinere Varietät 0,"03 auf 0,"02. Voekommen in Schoonen (auf Isö nicht selten) und in Belgien (Kreidetuff von Maestricht), auch in Feuersteinen der brandenburger Ebene.

150) ! O. conirostris. O. conirostris *Münst.* Goldf. Petref. II, 25. t. 82. f. 4. Schale länglich-eiförmig, concentrisch gestreift; Obeeklappe etwas conver, die untere bauchig, runzelig, mit geradem, lang kegelförmigem Buckel, in welchen die Vertiefung der Schale unter der Schloßrinne hineinreicht. In Kreidetuff Belgiens (Maestricht).

151) ! O. canaliculata. O. canaliculata *Sow.* Min. Conch. II, 81, t. 135. f. 1; *Defr.* Dict. XXII, 27; *Goldf.* bei *Dech.* 332; *Mant.* in Geol. Transact. N. S. III, 206. Schale flach, lang, gekrümmt, in beiden Klappen mit zwei fast gleichgroßen Ohren; an der vardern canvexen Seite sind 1—2 wellenförmige Biegungen des Randes, und beide Seitenränder sind unter sich fast parallel; Oberklappe flach, die untere etwas gewölbt ahne kennbare Anheftungsfläche. In der Keeide von Mundsley bei Ceomer, von Trimmingham und Lewes.

152) O. obliqua *Lamk.* hist. nat. VI, 220 (wenn nicht eine Exogyra!). Von St. Saturin und Chauffaue im Saethedepartement.

153) O. lingularis *Lamk.* ib. aus der Gegend von Mans.

154) * O. dubia *Defr.* Dict. XXII, 25. von Nehou in der Manche, mit Baculiten.

155) * O. variabilis *Defr.* ib. (*Fauj. St. Fond* hist. mont. St. Pierre, pl. 25. f. 2) von Maestricht.

156) * O. Carantoniensis *Defr.* ib. von Mirambeau (Charente) und Maestricht.

157) * O. achates *Defr.* ib., nur eine Oberklappe, von Maestricht.

158) * O. exilis *Defr.* ib. 26; ebenfalls von Nehou, mit Baculiten.

159) O. canaliculata *Defr.* ib. (vgl. Nr. 151; Chama canaliculata *Sow.* Min. Conch. I, 26) von Mans.

160) * O. pellucida *Defr.* ib. von Maestricht und aus England im Grünsande.

161) * O. conglomerata *Defr.* ib. (Knorr, II, ee, t. D?) von Mans.

162) * O. delphinar. *Defr.* ib. 27; von St. Paul-Trois-Chateaux (Drôme), mit sehr großem Moskeleindrucke.

* * *

Von folgenden Arten ist sogar nicht bekannt, zu welcher Abtheilung der Austern sie gehören.

163) * O. truncata *Goldf.* bei *Dech.* 332, von Grieſenbeck bei Bochum.

164) * O. pinuricularis *Goldf.* bei *Dech.* 333, von Jonſac, Cognac und Angoulême.

165) * O. parasitica (*Lamk.*) *Goldf.* bei *Dech.* 332, von Bochum.

166) * Ostracites macleoides *Schloth.* im min. Taſchenb. VII. 112.

167) * O. alaeformis in Kreide von Norwich (*Woodward* Synopt. tabl. 20).

168) * O. tricarinata ebendaſelbſt. (Id.)

169) * O. digitata ebendaſelbſt. (Id.)

170) * O. Rotomagensis *Defr.* Collect.; *Passy* Seine-inſér. 336, in der untern Kreide von Rouen.

171) * O. pectinoides *Defr.* Collect.; desgl. von ebenda.

172) * O. auriculata *Defr.* Collect., desgl. von ebenda.

Ostracites chamaeus *v. Schloth.* Petrefk. I, 232; iſt eine Exogyra. (Gryphaea Coulonii *Defr.*)

O. lateralis *Nilss.* Goldf. gehört in daſſelbe Genus.

6. In den Tertiärformationen.

173) ! O. tenera. O. tenera *Sow.* Min. Conch. I, 95. t. 252. f. 2, 3. Schale flach, verlängert, dünn, faſt eben, Unterklappe faſt flach, mit einem rinnenförmig ausgehöhlten Buckel. In plaſtiſchem Thone von Charlton in Kent.

174) ! O. gigantea. O. gigantea *Brand.* fossil. Hanton f. 88; *Sow.* Min. Conch. I, 143, t. 64. Plattgedrückt, länger als breit, Schloßrinne breit, dreitheilig, auf einer ſenkrechten Vorragung, mit flachen, geſtreiften Seiten und jederſeits einer von ihr ausgehenden Reihe Kerben; Muskeleindruck tief. Länge 0,"19, Beeite 0"16. In London clay Englands (Barton, Hortwell).

175) ! O. latissima. O. latissima *Deshay* Coq. Paris. I, 336, t. 52, 53. f. 1. Schale eirund, unregelmäßig, dick, faſt glatt, Buckeln breit, dreieckig, mit ſehr breiter Schloßrinne; Ränder oben körnig gefaltet. Länge 0,"17, Breite 0,"15. Vorkommen im pariſer Becken, ſowol im Grobkalke (Chaumont) als im obern Meeresſande (Valmondois).

176) ! O. cariosa. O. cariosa *Deshay.* Coq. Paris. I, 337, t. 54. f. 5. t. 61. f. 5—7. Schale rundlich, etwas eiförmig, flach, verdickt, unregelmäßig, faſt blätterig, Oberklappe etwas angefreſſen; Schloß dreieckig, geſteeift, flach, getheilt durch ein ſeichtes Grübchen, Muskeleindruck rund; Ränder oben körnig gefaltet. Durchmeſſer bis 0,"55, oder 0,"60. Vorkommen im Grobkalke des pariſer Beckens (Chaumont, Mouchy).

177) ! O. plana. O. plana *Desh.* Coq. Paris. I, 338. t. 56. f. 5, 6. Schale unregelmäßig gerundet, flach, breit, angewachſen, mit unregelmäßigen Quer-Streifen und Blättern; Schloß kurz, breit, dreieckig, etwas geſtreift; Rinne dreieckig, ſeicht, an der Baſis breit; Muskeleindruck groß, quer eirund; Ränder einfach, oben fein gekerbt. Länge und Breite 0,"63 auf 0,"60. Im obern Meeresſandſteine des pariſer Beckens (Valmondois).

178) O. callifera. ? Knorr Verſtein. II, 11, t. Dix. f. 1, 2. O. callifera *Lamk.* hist. VI, 218; *Defr.* Dict. XXII. 22; *Desh.* Coq. Paris. 339. t. 50. f. 1. t. 51. f. 1, 2; Goldf. Petref. II, 27. t. 83. f. 2. O. hippopus *Lamk.* Ann. d. mus. VIII, 159, XIV, t. 21. f. 1; *Desh.* bei *Lyell* III, 14. ? Ostracites gingensis *Schloth.* im min. Taſchenb. VII, 72. Ostracites fossula *Schloth.* Petrefk. I. 234. Schale rund, eiförmig, blätterig; Oberklappe flach, die untere ſehr dick, bauchig, mit einem langen oder abgeſtutzten Buckel oder einem deutlichen Lappen zur Linken anhängend. Länge bis 0,"14 auf 0,"085 Breite und 0,"08 Dicke der Unterklappe. Vorkommen in den Mergeln über dem Gypſe des pariſer Beckens (Park von Verſailles, Longjumeau), im obern Meeresſande bei Mainz (Kreuznach, Alzey) und zu Diſchingen.

179) ! O. crepidula. O. crepidula *Defr.* Coq. Paris. I, 339. t. 57. f. 1, 2; t. 58. f. 6, 7. Schale eirund, unregelmäßig; Unterklappe tief, höckerig, verdickt, mit vielen blätterigen, unregelmäßigen Querſteeifen; Buckeln ſchmal dreieckig; Rinne ſchmal, tief, Ränder ganz. Länge 0,"065. Im obern Meeresſande des pariſer Beckens (Tancrou, Mary, Valmondois, Aſſy).

180) ! O. simplex. O. simplex *Desh.* Coq. Paris. I, 340, t. 57. f. 7; t. 59. f. 11, 12; t. 60. f. 3, 4. Schale länglich eirund, faſt regelmäßig, dünn, durchſcheinend, glatt, tief, kahnförmig; Schloß klein, dreieckig, ſpitz; Rinne ſchmal, ſeicht; Muskeleindruck etwas ſeitlich, länglich eiförmig; Ränder dünn, ganz. Dimenſionen 0,"035 auf 0,"025 häufig, mit voriger Art.

181) ! O. profunda. O. profunda *Desh.* Coq. Paris. I, 341. t. 48. f. 4, 5. Schale länglich eirund, ſchmal, tief, zugeſpitzt, glatt; Schloß kurz, dreieckig, ſpitz, mit ſchmaler, undeutlicher Rinne; Ränder ganz, dick, Muskeleindruck halbmondförmig ſeitlich. Länge 0,"04, Breite 0,"021. Vorkommen im Grobkalke des pariſer Beckens (Chaumont).

182) ! O. subarcuata. O. subarcuata *Desh.* Coq. Paris. I, 342, t. 59. f. 9, 10. Schale ſehr klein, tief, länglich eirund, etwas bogenförmig, ſchief zurückgekrümmt, unregelmäßig blätterig; Buckel ſehr klein; Schloß kurz, breit, beiderſeits geeandet; Rinne ſehe klein und tief; Ränder ganz und dick, oben körnig-faltig. Länge 0,"025 auf 0,"015 Breite. Vorkommen im Grobkalke des pariſer Beckens (Mouchy).

183) ! O. cucullaris. O. cucullaris *Lamk.* hist. nat. VI, 219 (exclus. synonym.); *Defr.* Dict. XXII, 26; *Desh.* Coq. Paris. 342, t. 56. f. 3, 4. Schale verlängert, unten breit, unregelmäßig, ſpatelförmig, etwas blättterig, mit ſchmaler, tiefer, kappenförmiger Spitze, ſehr langer, ſeichter, geſtreifter Rinne, großem halbmondförmigen Muskeleindruck und ganzen Rändern. Länge 0,"065, Breite 0,"03. Vorkommen im obern Meeresſande des pariſer Beckens (Valmondois, Bez).

184) ! O. ambigua. O. ambigua *Desh.* Coq. Paris. I, 343, t. 51. f. 3, 4. Schale faſt rund, unregelmäßig, der Länge nach dünn geſtreift, am Ende zurückgekrümmt; Buckeln ſehr klein, ſchief, ſeitlich gebo-

Digitized by Google

gen; Schloß kurz, breit, mit schiefer, tiefer, geränderter Rinne; Muskeleindruck speerförmig, quer, groß; Ränder schneidig, oben scharf gekerbt. Länge 0,"02, Breite 0,"015. Vorkommen im pariser Becken, theils im untern (Beauchamp), theils im obern Meeressandsteine (Valmondois).

185) ! O. mutabilis. O. mutabilis *Desh.* Coq. Paris. I, 344, t. 56. f. 9, 10; *Goldf.* Petref. I, 25. t. 82. f. 5. Schale länglich eiförmig, unregelmäßig, verbogen, mehr oder weniger tief, am Ende spitz; Unterklappe etwas gestreift, oben fast flach, gestreift; Schloß schmal dreieckig, beiderseits gerundet; Grübchen sehr schmal, tief; Ränder sehr scharf, oben gekerbt. Länge bis 0,"025, Breite 0,"01 Im Grobkalke des pariser Beckens (Houdan); und nach Goldfuß im obern Meeressande bei Mainz (Alzey).

186) ! O. subplicata. O. subplicata *Desh.* Coq. Paris. I, 345, t. 48. f. 3. Schale zugespitzt eirund, schmal, flach, glatt, an den Rändern etwas gefaltet; Oberklappe flach, kürzer; Buckeln schmal dreieckig; Schloßgrübchen dreieckig, schmal, tief, beiderseits geeändet. Länge 0,"025, Breite 0,"015. Im pariser Grobkalke (Parnes, St. Felix).

187) ! O. deformis. O. deformis *Lamk.* Ann. d. Mus. VIII, 164; *Defr.* Dict. XXII, 26; *Desh.* 346, t. 55. f. 7, 8. Schale länglich, eirund, schmal, verbogen, das Ende etwas zugespitzt, blätterig gestreift; Buckeln spitz, sehr lang; Rinne schmal, gerandet; Oberklappe flach, untere tief, kappenförmig. Länge 0,"025, Breite 0,"01. Im pariser Grobkalke (Grignon).

188) ! O. lingulata. O. lingulata *Desh.* Coq. Paris. I, 347, t. 59. f. 13, 14. Schale sehr schmal verlängert, fast cylindrisch, kappenförmig; Buckel klein, stumpf; Ränder ganz; außen sehr viele unregelmäßige Streifen. Länge 0,"048, Breite 0,"013; Vorkommen im obern Meeressandsteine des pariser Beckens (Valmondois).

189) ! O. hybrida. O. hybrida *Desh.* Coq. Paris. I, 347. t. 59. f. 3, 4. Schale länglich eiförmig, am Ende zugespitzt, dick; unregelmäßig blätterig; Buckel spitz, kurz, dreieckig; Rinne schmal, seicht; Ränder oben dick, gekerbt; Muskeleindruck halbmondförmig, sehr klein, seitlich, etwas tief unten. Länge 0,"05, Breite 0,"03. Im obern Meeressandsteine von Valmondois.

190) ! O. elongata. O. elongata *Desh.* Coq. Paris. I, 348. t. 49. f. 3, 4. Schale verlängert, oben spitz, unten breit, tief, kappenförmig, unregelmäßig blätterig-gestreift; Buckel sehr lang, spitz, dreieckig quergestreift; Rinne breit, flach; Muskeleindruck halbmnodförmig, seitlich, nach Unten; Ränder ganz. Länge 0,"06, Breite bis 0,"03. Im obern Meeressande des pariser Beckens (Valmondois, Tancrou, Mary, Assy).

191) ! O. heteroclyta. O heteroclyta *Defr. Desh.* Coq. Paris. I, 349. t. 63. f. 2—4. Schale länglich, eirund, am Ende stumpf, unten tief ausgebogen; Klappen fast glatt, unregelmäßig, blätterig gestreift; Schloß dreieckig, breit, kurz, flach; Rinne breit, kaum vertieft. Länge 0,"037; Breite 0,"027. Im pariser Becken (Noyon).

192) ! O. Eparnacensis. O. Eparnacensis *Defr.* Dict. XXII, 25; *Desh.* Coq. Paris. I, 350. t. 64. f. 5—8. Schale schmal verlängert, fast spatelförmig, Unterklappe rinnenartig, oben schmal, ihr Buckel sehr lang, tief rinnenförmig; Oberklappe flach, dick, mit blätteriger unregelmäßiger concentrischer Streifung; Muskeleindruck sehr klein, halbmondförmig, tief. Länge 0,"075, Breite 0,"03 und darüber. In Frankreich (Epernay, Aye, Hautviller, Disy).

193) ! O. longirostris Knorr Verstein. II, 11, t. D. * f. 1, 2. O. longirostris *Lamk.* Ann. VIII. 162 et XIV, t. 21. f. 9; hist. nat. VI, 217; *Desh.* Coq. Paris. I, 351, t. 54. f. 7, 8; t. 60. f. 1—3; t. 61. f. 8—9; t. 62. f. 4, 5; t. 63. f. 1; *Sedgw.* und *Murchis.* in Geol. Transact. N. S. III, 391; Goldf. Petref. I, 26. t. 82. f. 8. O. pseudochama *Lamk.* Ann. Mus. VIII, 162, XIV, t. 22. f. 1; *Defr.* Dict. XXII, 22. O. Knorri *Defr.* Dict. XXII, 27, et O. Helvetica id. ib. O. canalis *Lamk.* hist. nat. VI, 217, et Ann. Muss. VIII, nr. 10; *Defr.* Dict. XXII, 22; *Marc. de Serr.* terr. tert. 133. O. Versuliensis *Defr.* Dict. XXII, 24. Ostracites gryphoides *Schloth.* (im Text nicht die citirte Abbildung Knorr's) Petrefk. I, 233. O. gryphoides *Ziet.* Verst. Würtemb. 64, t. 48. f. 2 (nicht Risso Nr. 214). ? O. Canadensis *Stud.* Molass. 329, 339, 340, 342 (nicht Lomork's ?). Schale eiförmig oder länglich eiförmig, sehr dick, blätterig, Oberkloppe flach gewölbt; Unterklappe conver, ongewachsen mittels des langen, geraden oder gebogenen Buckels. Länge bis 0,"15 auf 0,"07 Breite. Vorkommen in der obern Meeresformation Teutschlands, insbesondere Würtembergs (Niederstotzing bei Ulm, Hohen-Memmingen, Giengen) auch Niedersteiermarks (Wildon), ? Ungerns; dann Frankreichs, insbesondere des pariser Beckens (Montmortee, Seaux, Longumeau, Versailles), und der südlichen Gegenden; ferner in der Schweiz, (Canton Bern ꝛc.), überall mächtige Bänke bildend.

194) ! O. crassissima, *Chemn.* Conch. VIII, t. 74. f. 678. O. crassissima *Lamk.* hist. nat. VI, 217; *Defr.* Dict. XXII, 27, *Studer* Molasse 329, 339; *Marc. de Serr.* terr. tert. 135. Schale verlängert, sehr dick, schwer; mit langem, breitem, rinnenförmigem Buckel, welcher in der Quere gestreift und am Ende etwas hakenförmig ist. Der O. Virginica verwandt. In den thonigen Mergeln Südfrankreichs und in der Molasse der Schweiz.

195) ! O. Spathulata. O. Spathulata *Lamk.* Ann. Muss. VIII, 163; XIV, t. 22. f. 4; *Defr.* Dict. XXII. . . . .; *Goldf.* bei *Dech.* 353. Schale länglich eirund, oben spitz, unten stumpf, gerundet, spatelförmig; Unterklappe blattartig, verdickt, unregelmäßig höckerig; Oberklappe flach, auf beiden Seiten eingebogen, mit dünnen, unregelmäßigen, auseinandergehenden Streifen, und dreieckigen, verlängerten, rinnenförmigen Buckeln. Länge 0,"065, Breite 0,"044. Im pariser Becken (Pontchartrain, Seaux).

196) ! O. arenaria. O. arenaria *Desh.* Coq. Paris. I, 354. t. 64. f. 9—11. Schale gerundet, ei-

Digitized by Google

was länglich eiförmig, unregelmäßig, dünn, blattartig, Unterklappe tief, kappenförmig, mit kurzem Buckel; Oberklappe flach, deckelartig; Schloßrinne oberflächlich schmal, Muskeleindruck groß, eiförmig, etwas quer. Länge 0,"03, Breite 0,"022. Im obern Meeressandsteine des pariser Beckens (Beauchamp, Pierrelaye, Pontoise); dann im Oisedepartement (Creil).

197) O. dorsata. O. semistriata *Defr.* Dict. sc. XXII. O. dorsata *Desh.* Coq. Paris. I, 355. t. 55. f. 9—11; t. 64. f. 1—4; t. 54. f. 9—10. Schale kreisförmig, beiderseits höckerig, in der Mitte etwas kantig; Unteeklappe tief, außen unregelmäßig blätterig; Oberklappe durch eine schaefe Kante in zwei Theile getheilt, mit wenigen hohen Blättern und feinen, der Länge nach auseinanderlaufenden Streifen versehen; Ränder oben gekerbt. Länge 0,"05. Im pariser Becken (Monnville, Valmondois, Senlis).

198) ! O. multistriata. O. multistriata *Desh.* Coq. Paris. I, 198. t. 59. f. 5—8. Schale eirund, beiderseits höckerig, dünn, zerbrechlich; Unterklappe fast glatt, gewölbt, die obere auf dem Rücken mit einer Kante, und dünnen, zahlreichen, gabeligen Streifen; Buckeln sehr klein und kurz. Länge 0,"033 auf 0,"028 Breite. Im pariser Becken (Valmondois).

199) ! O. crenatuloides. O. crenatuloides *Marc. de Serr.* terr. tert. 137. O. crenatulaeformis id. ib. *Férus.* Bullet. sc. nat. 1830, Juin, 478. Schale länglich eirund, dick, unregelmäßig; mit concentrischen Runzeln, ungezähntem Schloß, aber einem zu beiden Seiten des Schlosses gekerbten Rande, dessen Kerben fast wie bei Crenatula in regelmäßige Reihen geordnet sind. In den blauen Thonmergeln der obern Tertiärformation in Südfrankreich.

200) ! O. emarginata. O. emarginata *Münst.* Goldf. Petref. II, 26. t. 82. f. 6. Schale fast gleichklappig, unregelmäßig dreieckig eirund, verdickt, der Rand mit vielen linearen Einschnitten, ausgeschweift. Länge und Breite 0,"045. Im obern Meeressande von Dischingen.

201) ! O. linguatula. O. linguatula *Lamk.* Ann. d. Muss. VIII, 161; XIV, t. 22. f. 4; und hist. nat. VI, 219; *Defr.* Dict. XXII. 22; Goldf. Petref. II, 26. t. 82. f. 7; Holl. Petrefk. 360. Schale eirund spatelförmig, nach Vorn eingekrümmt, flach gewölbt, concentrisch gestreift, Oberklappe mit stumpfem Buckel; der untere Buckel schnabelförmig. Länge 0,"04, Breite bis 0,"025. Im pariser Becken (Montmartre, Seeaur); und im obeen Meeressande bei Dischingen. Bei Deshayes können wir diese Art nicht mehr auffinden.

202) ! O. deltoidea. O. deltoidea *Lamk.* Ann. Mus. VIII, 160. XIV. . . . . Goldf. Petref. II, 27. t. 83. f. 1 (nicht Sow. vergl. Nr. 128). Schale flach gewölbt, fast dreieckig, oder rhomboidisch, etwas wellenartig blätterig; Obeeklappe am Rande inwendig mit kleinen Knötchen besetzt. Länge 0,"11 auf 0,"09 Breite. Nähert sich der O. callifera; s. o. (Dieser Name hat die Priorität vor dem gleichlautenden bei Sowerby, ist aber viel weniger bekannt, als jener.) Vorkommen im pariser Becken (Montmartre, größer und länger bei Seeaur); dann im obern Tertiärgebilde Westfalens (Bünde, Osnabrück ꝛc.).

203) ! O. corrugata. O. corrugata *Brocchi* Subapenn. II, 670; *Riss.* hist. mérid. IV, 288; *Marc. de Serr.* terr. tert. 138; *Bronn.* Ital. 123. In der Subapenninen-Formation Italiens (Piacenza, Nizza), in den blauen Mergeln Südfrankreichs und im wiener Tegel.

204) ! O. sellaeformis. O. sellaeformis *Conr.* foss. shells, p. 27. t. 13. f. 2. Schale länglich, convex, dick und schwer, beiderseits mit Ohrlappen; größere Klappe auf der einen Seite tief ausgebogen, auf der andern höckerig, die kleinere bogig, wenig gewölbt; Schloßrand lang, fast gerade, an beiden Enden abgerundet. Länge 0,"11, Breite 0,"08. Form eigenthümlich, wie bei O. radians. In der ältern Tertiärformation von Claiborne in Alabama.

205) ! O. semilunata. O. semilunata *Lea* Contribut. 90. t. 3. f. 69. Schale halbmondförmig, Vorderrand stark eingebogen, Oberklappe nach Außen umgeschlagen; die untere sehr convex, Schnabel lang, abgerundet, flach, Stirnrand rund. Länge 0,"06, Breite 0,"045. Mit voriger.

206) ! O. alabamensis. O. alabamensis *Lea* ib. 91. t. 3. f. 71. Schale fast elliptisch, etwas gekrümmt, auf beiden Seiten des Schnabels gekerbt; dieser zurückgebogen, spitz; nur eine Klappe bekannt; Oberfläche runzelig-schuppig. Länge 0,"06 auf 0,"04 Breite. Ebendaselbst.

207) ! O. lingua canis. O. lingua canis *Lea* l. c. 92. t. 3. f. 72. Schale elliptisch, an beiden Enden etwas abgestutzt, tief, beiderseits am Schnabel gekerbt, die zwei Seitenränder in der Mitte mehr hervortretend. Schwache Längsstreifen gehen vom Buckel aus. Andere Klappe unbekannt. Länge 0,"05 auf 0,"03 Breite. Ebendaselbst.

208) * O. pincerna. O. pincerna *Lea* ib. f. 73. Schale kreisrund, conver, napfförmig, gegen den Schnabel verflacht, unregelmäßig verbogen, dünn, durchscheinend, Rand scharf, Länge und Breite 0,"015. Ebendaselbst.

209) * O. Americana *Defr.* Dict. XXII, 23. Obere Klappe sehr verlängert, 0,"08 lang, auf nicht 0,"03 Breite. In Nordcarolina.

? 210) O. compressirostris *Say.* Im Tertiärlande von Maryland.

211) O. cristata (*Lamk.*) *Marc. de Serr.* terr. tert. 138; *Riss.* hist. mérid. IV, 287. Soll mit der lebenden Form übereinstimmend in Südfrankreich in den blauen Thonmergeln und bei Nizza subfossil vorkommen.

212) * O. cochlear *Riss.* ib. IV, 287. Bei Nizza tertiär.

213) * O. Eugenia *Riss.* ib. 289. desgl.

214) * O. gryphoides *Riss.* ib. 290, desgl. (vgl. Nr. 193 wegen des Synonyms).

215) * O. Paticulus *Riss.* ib. desgl.

216) O. squamosa *Marc. de Serr.* (in Ann. sc. nat. XI, 413) nicht Risso's, Lamarck's O. squama ver-

Digitized by Google

wandt, in Tertiärschichten zwischen Süßwassergebilden bei Cette.

217) O. crenulata *Lamk.* Ann. mus. VIII, 163, et hist. nat. VI, 219; *Defr.* Dict. XXII, 26; von Houdan bei Paris, ist wol in einer der Deshayes'schen Arten einbegriffen.

218) O. squama *Lamk.* hist. nat. VI, 220 (nicht Münst., noch Brocchi's). Von Valognes. Ob tertiär?

219) O. pumila *Defr.* Dict. XXII, 23. Eine kleine Art, der O. linguatula verwandt; 1″ lang; bei Paris und Hauteville.

220) * O. obscura *Defr.* ib. 25 (nicht Sowerby's). Innen gestreift, daher vielleicht von einem andern Genus. Von Valognes.

221) * O. limbata *Defr.* ib. 26. Von Grignon und Auxerre.

222) * O. Italica *Defr.* ib. Schale kraus. Von Piacenza. Wol eine Varietät von O. edulis?

223) * O. rugosa *Defr.* ib. Von Boutonnet bei Montpellier.

224) * O. acuta *Defr.* ib. Von Piacenza. Wol wie Nr. 222. Der O. Meadii *Sow.* ähnlich.

225) * O. Vicentina *Defr.* ib. 27. Bis 1′ lang, sehr dick und breit. Wol eine Varietät von O. edulis.

226) * O. vesicularoides *Marc. de Serr.* esrr. tert. 186. Etwas länglicher, als O. vesicularis *Brongn.*, die Blätterlagen etwas deutlicher. Aber noch nicht vollständig gefunden. In Südfrankreich tertiär.

227) * O. scabrella id. ib. In den jung-tertiären blauen Thonmergeln in Südfrankreich.

228) * Ostracites orbiculatus *v. Schloth.* Petrefk. I, 236. Im Sandstein Ägyptens? Der O. orbicularis *Linn.* verwandt. Ob tertiär?

* * *

Von folgenden Arten ist mir unbekannt, ob sie glatt oder gefaltet sind, da ich sie nur nach dem Namen kenne.

229) * O. oblonga *Brand.*

230) O. spectrum Leathes, in Crag.

231) * O. hyotis (*Linn.*) *Brocchi* subapenniu. II, 563; *Bronn.* Ital. 123. Zu Castellarquato? und Nizza?

232) * O. denticulata *Brocchi* ib. 568; *Riss.* l. c. IV, 289! *Bronn.* Ital. 123. In Toscana? und Nizza.

233) * O. pusilla *Brocchi* ib. 569; *Bronn.* Ital. 123. In Toscana?

O. anomialis *Lamk.*; ist eine wirkliche Anomia (*Defr.* Dict. XXII, 32).

7. Aus unbekannten Formaelonen.

234) O. brevialis *Lamk.* hist. nat. VI, 118.

235) O. scalarina *Lamk.* ib.

36) O. multilamellata *Lamk.* ib.

237) O. deperdita *Defr.* Dict. XXII, 25.

238) O. Constantiensis *Defr.* ib. Von Vé in der Manche.

239) O. parva *Defr.* ib. Von Valognes aus alten Schichten.

240) O. fonticola *Defr.* ib. Von Colleville bei Caen aus alten Schichten.

241) O. imbricata *Defr.* ib. 26. Mit O. cornucopiae verwandt.

242) O. crassa *Defr.* ib. 27. 5″ lang und über 2″ dick.

243) O. orbicularis *Defr.* ib. 27. (nicht Linne's), 5″ breit und 1″ dick.

* * *

Ob gefaltet oder glatt?

244) Ostracites spinosus *v. Schloth.* Petrefk. VII, 73.

245) Ostracites duplicatus *v. Schloth.* ib.

(*H. G. Bronn.*)

OSTREA *Linné* (Mollusca) Auster. Über die Stellung dieser Gattung im System s. Ostracea. Ihren Umfang nehmen wir hier nicht so weit an, wie ihn der Begründer Linné angeb, sondern nur so, wie ihn zuerst Bruguière und Lamarck feststellten, nur mit der Ausnahme, daß wir die Gattung Gryphaea damit vereinigen, indem die Unterschiede zu gering sind, um sie zu trennen, und zu viele Übergänge sich finden. Wollte man z. B., bemerkt Deshayes (Encyclopédie méthodique. Mollusques. p. 287), in diese letztere Gattung platt gedrückte Muscheln, welche mit ihrer untern Schale festhangen, aufnehmen, weil der Backen etwas spiralförmig gedreht in den Rand greift, so würde man der Analogie nach und durch die unmerkliche Abnahme dieses Kennzeichens genöthigt werden, alle Austern ebenfalls zu Gryphaea zu stellen. Derselbe Fall würde eintreten, wollte man diese Muscheln zu Ostrea bringen, denn dann müßten auch alle Gryphäa-Arten dahin. Man thut daher am besten, beide Genera zu vereinigen, denn auch das Kennzeichen, welches meist von Gryphaea angeführt wird, daß nämlich die Arten frei lebten, ist unrichtig; denn es gibt mehre, welche ihre ganze Lebenszeit hindurch festsaßen und alle sitzen wenigstens in der Jugend fest; die Austern aber sind, wenigstens zum Theil auch in diesem Falle. Die Art des Wachsthums mehrer Gryphäa-Arten nöthigt sie aber, sich bald von den Körpern, auf denen sie aufsitzen, loszulösen, weil dieses Festsitzen meist an der Stelle der Backenspitzen, stattfindet. Einer der wichtigsten Gründe zur Vereinigung beider Gattungen beruht aber auf der Beobachtung mehrer Individuen der einzigen, sehr seltenen, lebenden Gryphäa-Art, welche mit einem großen Theil ihrer untern Schale angewachsen ist. Das Merkwürdigste dabei besteht aber darin, daß sie je nach ihrem Wohnorte Backen bekommt, oder ihr dieselben mangeln, sodaß Deshayes Exemplare sah, welche man zu Gryphaea, und andere, die man zu Ostrea hätte stellen müssen. Betrachtet man ferner die übrigen Kennzeichen, so findet man bei beiden Gattungen das Schloß vollkommen ähnlich, indem es bei beiden allen den Modificationen unterliegt, welche die Art und Ausdehnung der Anheftung bedingen. Auch Form und Lage des Muskeleindrucks sind sich vollkommen ähnlich. Kurz, beide Gattungen müssen vereinigt werden, denn es ist mit ihnen nicht anders gegangen, als mit so manchen andern umfangreichen; man hat die beiden End-

Digitized by Google

glieder beachtet, die Mittelglieder, welche die Übergänge bilden, waeen entweder noch nicht entdeckt, oder wurden übersehen.

Die Austern waren schon den Alten bekannt, sowol den Griechen als den Römern, da aber alles Desfallsige, ebenso wie die spätern Aebeiten über die Anatomie, nur auf eine Art, die gemeinste oder eigentlich eßbare Auster (O. edulis) sich beziehen, so werden wir bei dieser darauf zurückkommen.

Die Gattungskennzeichen sind folgende: Das Thier ist stark flach gedrückt, mehr oder weniger länglich oder kreisförmig, mit dicken, nicht anhängenden zurückziehbaren Mantelrändern, auf denen unregelmäßig 2 — 3 Reihen kurzer Tentakel-Anhängsel stehen, die Mundöffnung ist weit, einen Teichter bildend, neben ihr liegen zwei Paar dreieckige verlängerte Labialanhängsel; die Kiemen bestehen aus vier fast gleichen, halbkreisförmigen Blättern, welche zart in die Quere gestreift sind, der After ist hinten und seine Mündung angewachsen. Fast in der Mitte des Thieres liegt ein getheilter Muskel. Die Schale sitzt fest, ist ungleichschalig und ungleichseitig, überhaupt sehr unregelmäßig, dick, mehr oder weniger grobblätterig, mit ungleichen Backen, besonders an der obern Schale, welche während des Lebens des Thieres beweglich ist, die linke oder untere Schale ist in der Regel größer und mehr ausgehöhlt als die rechte, diese ist meistens kleiner, platt, manchmal sogar nur deckelförmig, das Schloß ist zahnlos, das Band liegt fast ganz inwendig in einer Hauptgrube der Schalen, die Grube der untern Schale wächst, sowie der Backen mit dem Alter und erreicht mitunter eine große Länge.

Von der Gattung Gryphaea bestehen die abweichenden Kennzeichen blos darin, daß die Backen oder der eine besondees, spiralförmig gekrümmt, mehr oder weniger links gebogen erscheinen, die linke Schale meist sehr groß und hohl ist.

Die Arten dieser Gattung sind sehr schwer zu unterscheiden und noch schwerer zu charakteeisiren, da sie so sehr in Form und Überzug variiren, wozu noch die große Menge versteinerter Arten kommt. Zu einiger Erleichterung hat man sie in Gruppen eingetheilt und zwar Lamaeck in nicht gefaltete (O. edulis) und in gefaltete (O. crista galli). Genauer theilt sie Blainville ein in A. runde und nicht gefaltete (O. edulis). B. lange, nicht gefaltete (O. virginica und margaritacea). C. runde gefaltete (O. imbricata). D. lange, stark gefaltete (O. crista-galli). Wir folgen bei unserer Aufzählung der erstern Abtheilungsweise und müssen, um nicht zu weitläufig zu werden, mehre Arten auslassen.

A. Aeten, bei denen der Rand der Schalen einfach oder wellig, aber nicht gefaltet ist.

1) O. edulis *Linnée* (Syst. nat. ed. 12. p. 1148. n. 211. Fauna suec. n. 2149. Mus. Reg. n. 123. p. 534. *Linn.* Syst. nat. ed. *Gmel.* Tom. I. P. VI. p. 3334. n. 105. *Müller*, Zool. dan. prodr. 2986. Martini, Systeм. Conchyliencab. Tom. VIII. p. 48. t. 74. f. 682. *Lamarck*, Syst. d. anim. s. vert. Tom. VI. P. I. p. 203. n. 1. *Poli*, Testacea utriusque Siciliae. Tom. II. p. 169. t. XXIX. f. 1. Schweigger, Naturgeschichte. S. 718. Ostreum vulgare maximum. *Lister*, Hist. anim. Angliae. p. 176. t. 4. f. 26. Ostreum vulgare. *Gualtieri*, Index. Conch. t. 102. f. 6. *Da Costa*, British Conchology. p. 154. t. IX. f. 6. Ostrea. *Gesner*, Aquatil. II. p. 37. *Bonani* Recreat. p. 108. t. 70. Ostrea Rondeletii marina. *Aldrovand.* exsang. p. 482. Ostreum imbricatum. *Klein*, Tent. meth. Ostr. p. 125. §. 323. Oyster edible. *Pennant* brit. zool. Tom. IV. n. 69. p. 102. t. 62. f. 70. Huitre commune. *Blainville*, Dictionnaire des sciences naturelles. Huitre p. 16. Encyclopédie méthodique, Mollusques. p. 288. Brandt-Ratzeburg, Arzneithiere. t. II. t. 35, 36). Die eßbare Auster oder Auster schlechthin. In Frankreich Huitre, Huitre commune ou écailleuse; Italien: Ostrica, Ostrega; England: Oyster, Oistee; Spanien: Ostra; Portugal: Ostra; Holland: Oester; Dänemark: Oesters; Schweden: Ostra.

Kennzeichen der Art: die Schale eiförmig kreisrund, an der Basis (am Schlosse) verschmälert, die Schalen mit häutigen, dachförmig sich deckenden, welligen Blättern bedeckt, die obere Schale flach. Von dieser Art gibt es eine zahllose Menge Abänderungen, nicht blos in Beziehung auf äußere Gestalt, sondern auch in Beziehung auf die Größe des Thieres, beides Dinge, welche den Austernschmecker mehr interessiren, als den Naturforscher. Um indessen einige Ordnung in die großen Verschiedenheiten der Schalen zu bringen, hat man sie in Unterabtheilungen zu bringen gesucht. Deshayes hat in der Encyklopädie die Schalenabänderungen getheilt in solche, welche nur ein Schloßohr haben und in solche, bei denen die Schale durch das Alter an der Basis verlängert ist. Man sieht leicht, daß nur die ersten als eigentliche Varietäten getten können, nicht aber die zweiten. Besser und genauer theilt Mencke (Synopsis methodica Molluscorum ed. 2. p. 97) ein:

a. testae valva convexa alba, plana fusco-lutea.
   α. superius angustata.
   β. uniauriculata.
b. testae valva convexa rubro-coerulescente, plana fusco-lutea.
   α. rotundata.
   β. uniauriculata.

Die gemeine Auster war, wie schon bemerkt, den Alten genügend bekannt, namentlich kannten sie die römischen Leckermäuler sehr gut und aßen sie, theils wie man noch jetzt zu thun pflegt, roh, theils nach mancherlei Zubereitungen gekocht ꝛc. (*Plin.* H. N. Lib. XXXII. c. 6). Besonders geschätzt waren die Hellespont-Austern, die britannischen, die gallischen ꝛc., noch mehr aber diejenigen, welche in eigenthümlich dazu eingerichteten Fahrzeugen aus jenen Gegenden herbeigebracht und in dem lucriner oder averner See eine Zeit lang gemästet wurden, und die Zungen mancher damaligen Austernesser waren so fein, daß sie sogar das Vaterland dieser Leckerbissen herausschmeckten. Als derjenige, der zuerst künstliche Austernbänke (s. weiter unten) anlegte, wird ein gewisser Seegius Orata genannt.

Was die äußere Gestalt der gemeinen oder eßbaren

Digitized by Google

Auster betrifft, so erscheint sie bald mehr kreisrundlich, bald mehr eiförmig, auch wol etwas verschoben viereckig, grünlich grau, gelblich braungrün, mitunter mit allerhand grünlichen, rothen und violeten Schattirungen, immer aber mit mehr oder weniger bogenförmig stehenden, wellenförmigen Blättchen bedeckt, welche nichts anderes sind, als die Enden der die Schale bildenden Schichten. Wegen ihrer Zartheit brechen sie am Rande oft ab, sowie sie auch auf der obern Fläche, namentlich bei den weithin verschickten Austern, durch das Übereinanderliegen und Reiben mehr oder weniger verletzt werden. Innen erscheint die Schalenfläche meist glatt, obwol sich manchmal die innerste Platte abtrennt, sie hat eine milchweiße Farbe und nur hier und da einen schwachen Perlmutterglanz, in der Vertiefung, in welcher das Thier liegt, bemerkt man noch nicht ganz in der Mitte eine glanzlose vertiefte Grube, welche die Stelle ist, an welcher der Muskel ansitzt, der die Schalen schließt. Wie schon bei den Kennzeichen angegeben wurde, dient die zweite flache Schale mehr als Deckel, sie ist daher auch dünner, die Muskeleindrücke auf der innern Seite sind schwächer, ebenso die gewellten Blättchen auf der äußern Seite, die überdies auch schwächer gewellt erscheinen. Das sogenannte Schloß oder diejenige Stelle, an welcher die beiden Schalen verbunden sind, hat in der Mitte eine tiefe Grube, in welcher das Band liegt, welches beide Schalen zusammenhält. Es ist sehr fest, sehnig, faserig und besteht aus mehren Schichten, welche bräunlich grün, grasgrün und bläulich silbern schillern, indessen die der innern, der Muschel zugekehrten, Fläche eine braune Farbe zeigt. Wenn auch die eigentlichen Zähne fehlen, welche sonst ihren Sitz dicht am Schloßbande haben, so bemerkt man doch etwas dem Ähnliches, indem auf der flachen Schale, an den Seiten, da wo das Schloß aufhört, sich eine kurze Reihe kleiner Höckerchen befindet, welche in Grübchen der andern vertieften Schale passen.

Das Austernthier ist gewöhnlich von gelblichweißer, grünlicher oder auch grüner Farbe, es erscheint sehr platt gedrückt und etwas eirundlich mit einem schmälern, abgestutzten Ende dem Schlosse zugekehrt, wo auch der Mund sich befindet, indessen der After an dem breitern, nach dem Schalenrande zugekehrten liegt.

Was die Anatomie dieses Thieres betrifft, so lieferte dieselbe zuerst Willis (de anima brutorum. c. III). Dieselbe wurde aufgenommen von Blasius (Anatome animal. p. 283. t. 48) und Valentini (Amphiteatr. zoot. P. II. p. 144. t. 79); ebenso, jedoch mit einigen Zusätzen von Lister (Conchyliorum bivalvium utriusque aquae exercitatio anatomica. p. 62). Ausgezeichnet ist die Arbeit zu nennen, welche Poli lieferte, die hernach Cuvier und Blainville ergänzten. Alles Vorhandene haben aber Brandt und Ratzeburg nicht nur mit äußerster Sorgfalt gesammelt und zusammengestellt, sondern auch durch Aufklärung manches Dunkelgebliebene gar sehr bereichert, weshalb wir im Nachstehenden ihren Angaben im Allgemeinen folgen.

Der sogenannte Mantel, d. h. diejenige Haut, welche, den Körper umgebend, die Schale innen auskleidet, besteht, wie auch bei andern Muscheln, aus einem mit dem Körper verwachsenen und einem freien Theile, dem Saume. Der mit dem Körper durch Zellgewebe verbundene Manteltheil schließt als eine dünne, zarte Haut, welche aus zwei Platten zu bestehen scheint, die Verdauungsorgane nebst dem Eierstock und dem Herzen ein, und verlängert sich auf jeder der breiten Seiten des Thieres, vom ganzen Umfange ihres Randes aus, in einen breiten Saum, der demnach aus zwei Hälften besteht, von denen die eine in der flachen, die andere in der vertieften Schale liegt. Am vordern oder Schloßende des Körpers stoßen die beiden Hälften mit ihrem glatt- und geradrandigen Ende zusammen und bilden zwei Winkel, von welchem der eine unter dem Munde liegt (Mundwinkel), der andere am entgegengesetzten Ende. Am Mundwinkel ist ihre Vereinigung mehr auf den Rand beschränkt und sie bilden daher dort eine große, spitzwinkelige, innen hohle Falte, welche den Mund mit seinen blattförmigen Tentakeln umgibt, indessen sie sich am andern Winkel fast ganz mit ihrer Fläche vereinigen. Von jenem der beiden Winkel erhebt sich in Form eines freien Saumes das Ende jeder der Hälften des freien Manteltheiles, wird breiter, steigt nach dem breitern hinteen Körperende und verschmilzt in der Mitte desselben mit dem an dem entgegengesetzten Körperrande aufsteigenden Ende. Deshalb ist der Mantelsaum in der Mitte am breitesten, am Mundwinkel breiter, am entgegengesetzten besonders schmal. An dem Mantelsaume kann man deutlich zwei Platten unterscheiden. An dem vordern oder Schloßende ist der Rand des Mantelsaumes glatt, und nicht verdickt, hinter dem Schloßende und besonders an dem, dem Schloßende entgegengesetzten hintern Ende erscheint aber der Saumrand und der dicht hinter dem Rande liegende Theil verdickt, und auf der innern Seite mit zahlreichen parallelen Längsfältchen besetzt, am Saume wie gefranzt, durch ziemlich dichtstehende, abgerundet kegelförmige, sehr zahlreiche, drei Reihen, eine innere und zwei oder drei äußere bildende Wärzchen, welche nach der Vertheilung der Nerven und weiter unten mitzutheilende Thatsachen als Fühlorgane anzusprechen sein möchten, die dem Thiere die Gegenwart von Nahrung oder Feinden empfinden lassen. Die Wärzchen der innern Reihe sind größer als die der andern Reihen und von denselben durch einen ansehnlichen Raum gesondert. Die Wärzchen der äußern Reihen stehen einander sehr nahe und nehmen dergestalt nach Außen zu, an Größe ab, daß die der äußersten Reihe, welche nach Außen von einem schmalen Hautsäumchen begrenzt wird, am kleinsten sich zeigen. An die Wärzchen gehen sehnenähnliche, vom Rande des Schalenschließers entspringende und von dort aus strahlenartig sich ausbreitende und aderähnlich verzweigende Fasern, die offenbar die Bewegungen des Mantelsaumes und seiner Wärzchen vermitteln und, indem sie vor dem Eintritt in die Wärzchen auf der Innenfläche des Mantelsaumes stark hervortreten, theilweise jene erwähnten Längsfalten hervorbringen. Da wo das hintere Kiemenende sich findet, stehen mit ihren innern Flächen die beiden, nur am Schloßende (wie oben erwähnt) sich vereinenden Hälften des freien Mantelsaumes durch einige sehnenartige

Digitized by Google

querlaufende Fäden in Verbindung. Zwischen dem freien Mantelsaume sieht man links (wenn man das Thier in der untern convexen Schale liegend, mit dem Schloßende gegen den Beschauer gewendet, betrachtet) die beiden Paare der Tentakeln, welche den Mund umgeben und den größten Theil der Kiemen. Die vier Tentakeln sind gleich groß, blattähnlich, ei- und lanzettförmig, außerhalb glatt und sehr gefäßreich, innen mit zahlreichen Fältchen bedeckt. Im Zustande der Ruhe liegen sie parallel neben einander über der Mundöffnung und zwar stehen zwei davon nach Außen und schließen die beiden andern ein. Jene entspringen gemeinschaftlich aus einer, unter der Mundöffnung nach dem Schlosse zu sich befindenden Falte, die innern aus einer ähnlichen, etwas kürzern, welche die Mundöffnung oben umgibt. Die bräunlichen Kiemen zeigen sich als vier sichelförmige, an beiden Enden mäßig zugespitzte häutige, auf beiden Flächen mit zahlreichen geraden dichtstehenden Längsfältchen versehene Blätter, welche links unmittelbar über dem obeen Ende der Tentakeln ihren Ursprung nehmen, dann nach Hinten steigen, sich über das hintere Körperende krümmen und rechterseits über dem After, den sie etwas überragen, enden. Dem Körper sind die Kiemen zwae nur mit dem ganzen innern Rande ihres vordern Drittheils ihrer Zellgewebe angeheftet, doch stehen sie unter sich mittels desjenigen Theiles ihres innern Randes, den sie sich einander zukehren, sowie durch ein meist aus Gefäßen zusammengesetztes und viereckige Maschen darstellendes Gewebe in Verbindung. Auch sind die beiden äußern Kiemen mittels des ganzen innern Randes ihrer äußern Wand mit der innern Fläche des freien Mantelsaumes verwachsen. Durch diese Verbindung der Kiemen bleibt zwischen ihrem innern, nach der rechten Körperseite gerichteten Rande, dem vordern Ende des freien Mantelttheiles und dem hintern Körperende, namentlich dem Schalenschließermuskel, eine sichelförmig nach Hinten sich erweiternde und über dem After geöffnete Höhle, welche wahrscheinlich zur Aufnahme des Wassers dient, das bei dem Athmen die Kiemen umspülen soll. Jedes Kiemenblatt besteht aus zwei, an dee Wurzel durch eine Spalte von einander getrennten, übrigens aber mit einander vereinten Blättchen. Die sehr weite, zwischen den oben gedachten Tentakelpaaren liegende Mundöffnung führt in eine sehr kurze, mit feinen Längsfalten dicht besetzte Speiseröhre, welche sich in einen großen, eirunden, sackförmigen, ziemlich dünnwandigen Magen erweitert, der ganz von der Leber umgeben ist. Innerhalb ist er von der Speiseröhre durch einen leistenförmigen Vorsprung gesondert und auf der inneen Seite von mehren ziemlich großen Öffnungen durchbohrt, in welche die Gallengefäße ausmünden. Er verdünnt sich nach Hinten in einen gegen den Schalenschließermuskel tretenden, leicht gebogenen, ziemlich weiten, fast einem zweiten Magen ähnlichen Darm, der, wenn er gegen die Mitte des Schalenschließers, da wo die Hälften desselben sich vereinigen, gekommen ist, verdünnt sich wieder nach Voen wendet und eine längliche, auf beiden Seiten vom Eierstock umlagerte Krümmung macht, dann unter dem Magen in einer kreisförmigen, theils von Leibersubstanz, theils vom Eierstock umgebenen Krümmung verläuft, hierauf sich abwärts vom Munde nach der entgegengesetzten Seite biegt und neben dem vordern Ende des Schalenschließers in den schwach gebogenen Mastdarm übergeht, der mitten auf der linken randartigen Seite von jenem liegt und etwa in der Mitte derselben in den mäßig großen After endet. Die Wand des Darmes ist ziemlich dünn und zeigt im Innern auf der untern Seite zwei sehr merkwürdige, längliche, große stark hervorragende, leistenförmige, dem Anscheine nach aus Drüsenmasse bestehende Streifen, die gleich hinter dem Magen an dem sehr weiten Pförtnee linkerseits entstehen, im weiten magenähnlichen Anfangstheile des Darmes noch durch einen ziemlich weiten länglichen Zwischenraum von einander getrennt sind, in der zweiten Hälfte des Darmes aber schon einander so nahe stehen, daß sie nur durch eine schwache Furche von einandee gesondert werden, in welcher Form sie sich bis an das Ende des Mastdarms fortsetzen. Die grünlichbraune oder bräunlichgrüne rundliche große Leber umgibt, wie bemerkt, außer dem Magen, auch einen großen Theil der kreisförmigen Darmkrümmung. Mit bloßen Augen betrachtet scheint sie locker und schwammig-flockig zu sein, unter starker Vergrößerung aber erkennt man, daß sie aus eiförmigen oder länglichen, in ein Stielchen ausgehenden, ein verworrenes Drüsengewebe bildenden Säckchen zusammengesetzt ist. Der Eierstock besteht aus zwei Hälften, deren jede im Monat April fast als rhomboidale Masse erscheint, welche beinahe unmittelbar hinter dem vordeen Rande des Schloßendes des Körpers, noch vor der Mundöffnung beginnt, auf jeder der breiten Seiten des Thieres die Leber und theilweise die kreisförmige Darmwindung bedeckt, sich schmaler werdend gegen den Mastarm zieht, auch diesen theilweise umgibt, an der voedeen Wand der Herzhöhle aber und noch mehr am linken vordern Rande, übee dem Munde und hinter den Kiemen, wo sich beide Hälften vereinigen, die größte Entwickelung zeigt und in eine zusammengedrückt kegelförmige, die voedeee Hälfte der länglichen Darmkrümmung umgebende, vorn mit dem vordern Kiemenende verbundene fortsatzähnliche Masse ausläuft, die sich nach Hinten in einen schmalen, nach Rechts von der Mitte der Darmkrümmung über dem Schalenschließer liegenden und über den dort befindlichen großen Nervenknoten hinaus sich verlängernden ganz ähnlichen Theil, vielleicht den Eierleiter, verdünnt. Nach Home (Heusinger's Zeitschrift 1. Bd. S. 391) soll der von Poli nicht beschriebene Eierleiter in der Gegend des Mundes enden. Brandt und Ratzeburg konnten da nichts ganz Ähnliches auffinden, und da nach Poli die Eier aus den Kiemen entleert werden, da ferner die Analogie der Eierleitermündung bei Mya für die Ansicht der ebengenannten Anatomen spricht, so dürfte diese und nicht Home's Ansicht die richtigere sein. Der Eierstock, in dem man schon mit bloßen Augen die ungeheure Menge Eierchen als runde Körperchen erkennen kann, und selbst schon im April einzelne helle, in der Mitte ein anderes Körperchen einschließende Eierchen wahrnimmt, wie solches Poli beschreibt und abbildet, ist aus aderästig verzweigten anastomosirenden Kanälen gebildet, die in ihren traubenförmig erscheinenden Enden die Eier-

Digitized by Google

chen enthalten. Was das männliche Geschlechtsorgan betrifft, so meinen Brandt und Ratzeburg, daß sich ein Hode zwar mit Bestimmtheit nicht nachweisen lasse, daß es sich aber frage, ob nicht ein eigenthümliches, bisher übersehenes, aus einer Menge mikroskopischer aderästiger Schläuche und Körnchen bestehendes, offenbar drüsiges Organ, welches zwischen den Wänden des vordern Theiles des freien Mantelsaums in der Mundwinkelfalte desselben beginnt, den vordern Rand und rechten Seitenrand des Eierstockes bis zur Herzhöhle, sowie auch die schmale, randartige, rechte Körperwand lagenartig bedeckt und gegen den Mastdarm in einen schmalen Streifen verläuft, als Hode angesehen werden könne, da für das Vorhandensein desselben die Gegenwart einer weißen dicklichen Flüssigkeit um die Zeit des Laichens spricht. Zur Bewegung der Schale und namentlich zum Schließen derselben ist fast in der Mitte des Thieres ein sehr großer Muskel vorhanden, der in einer seiner Größe entsprechenden, schon oben erwähnten Grube befestigt ist und sich in eine andere, nur flachere, der andern Schalenklappe anheftet. Seine Gestalt ist fast eiförmig und zerfällt in zwei Hälften, von denen die vordere auf der Oberfläche mehr braun und muskelähnlich, die hintere aber sehnenähnlich silberglänzend ist. Beide bestehen aus ähnlichen, sehr festen, mehr sehnen- als muskelähnlichen Fasern, die sich zu zahlreichen größern, dicht und parallel neben einander liegenden Bündeln vereinigen. Zwischen dem vordern Theile des Schalenschließers und dem Eierstocke findet sich eine längliche, auf beiden breiten Seiten des Thieres nur von der zarten Mantelhaut geschlossene, sehr ansehnliche, mit einer Flüssigkeit gefüllte Höhle, die Herzhöhle, worin das Herz dergestalt der Quere nach liegt, daß seine Vorkammer nach den Kiemen, seine Kammer aber nach der entgegengesetzten Seite gerichtet ist. Aus der eirundlänglichen oder herzförmigen, weißlichen, sehr muskulösen Herzkammer entsteht eine Aorte, die sich nach Poli in zwei Stämme, nach Blainville aber in drei theilt, und an die verschiedenen Organe Zweige abgibt. Die Kammer empfängt das Blut aus der rundlich viereckigen, braunen, dünnwandigen Vorkammer durch zwei sehr kurze Gefäße, welche ganz allein die Verbindung der Kammer mit der Vorkammer herstellen. In die Vorkammer senken sich zwei größere venöse Gefäße, deren jedes durch die Vereinigung von drei Ästen gebildet wird. Diese Äste entstehen nach Poli aus den Kiemen, wie aber die Gefäße sich verhalten, welche das Blut aus dem Körper in die Kiemen führen, wird aus Poli's Darstellungen nicht klar. Nach einer Figur bei diesem Anatomen möchte man in der Voraussetzung, daß die eben mitgetheilten Angaben desselben über das Verhalten der Arterien und Kiemenherzvenen richtig sind, wol glauben, das Blut würde aus dem Körper durch mehre Gefäße in einen großen Stamm geführt und gelange durch Quergefäße aus demselben in die äußern, der unter den Kiemen verlaufenden Kanäle, in die sich auch noch Gefäße ergössen, welche aus dem freien Mantelsaume kommen. Anders gibt Cuvier den Gefäßbau an (Vorlesung über vergleichende Anatomie. 4. B. S. 242). Nach ihm empfängt das Herz das Kiemenblut und vertheilt es durch zwei große Gefäße in den Körper. Von diesen Gefäßen geht eins in die Leber, das andere in den Fuß (wol Schalenschließer, da ein Fuß nicht vorhanden ist). Jede Kieme besteht aus einer Menge kleiner senkrechter, parallelee Gefäße, die sich in ein großes (Kiemenherzvene oder Lungenvene) einsenken, welches das Blut ins Herz ohe führt, dann noch aus andern kleinen, neben jenen parallelen Gefäßen befindlichen Zweigen, welche das venöse Körperblut aus einem neben den Kiemenherzvenen verlaufenden Gefäße (Hohlader) bekommen. In die Hohladern gelangt aber das Blut durch eigene, aus dem Körpee kommende Gefäße (Körpervenen). Blainville spricht sich sehe kurz und ungenügend über den Bau des Gefäßsystems aus, indem er nur der Theilung dee Aorte in drei Zweige erwähnt, von denen der eine nach dem Mund und den Tentakeln, der zweite nach Leber und Magen, der dritte nach den hintern Theilen gehe. Brandt und Ratzeburg konnten das Gefäßsystem nicht näher untersuchen.

Am Nervensystem, dessen vollständigere Beschreibung man den ebengenannten beiden Anatomen verdankt, kann man einen Schlundtheil, einen Kiementheil und einen Schalenschließertheil unterscheiden. Der Schlundtheil besteht aus vier sehr kleinen, nur mit Mühe wahezunehmenden Knötchen, von denen je zwei hinter einander auf einer Seite des Schlundes liegen. Alle vier Knötchen sind durch schwer zu entdeckende Fädchen vereinigt, bilden einen Ring um die Speiseröhre und geben seine Ästchen an die Speiseröhre, den Magen, die Leber und den Mantel. Jedes der hintern Knötchen steht mit einem am vordern Kiemenende liegenden Nervengeflechte (Kiemengeflechte) mittels zweier feinen Fädchen in Verbindung, die unter dem die Mundöffnung umgebenden Blättchen liegen, an diese Ästchen einen hintern und einen vordern geben, aber auch unter sich durch einen feinen Queraft verbunden sind. Das Kiemengeflecht wied aus zwei durch einen Queraft vereinten Knötchen gebildet, von denen je eines an der Basis des Mundendes einer der äußern Kiemen liegt, die erwähnten Verbindungsfädchen des Schlundtheils aufnimmt und vier gerade Äste an zwei Kiemenblätter (je zwei an ein Blatt) sendet, die unter dem innern Kiemenende verlaufen, ferner nach Innen Ästchen an den Magen, die Leber und den Eierstock und andere nach Außen an den Mantel, den Eierstock und die Leber schickt, nach Vorn aber einen ansehnlichen Zweig abgibt, der paeallel mit dem Zweige des äußern Mundblättchens, mit dem er durch ein Ästchen zusammenhängt, an den Mantelsaum tritt, an diesen Fädchen schickt und in ihm vor der Mundöffnung in eine kleine Anschwellung endet, die ebenfalls Fädchen in den Mantel gibt, aber durch keinen Ast mit dem entsprechenden Zweige der entgegengesetzten Seite sich vereint. Das Kiemengeflecht steht jederseits mittels eines ziemlich geraden, spitzwinkelig in ihn inserirten Zweiges mit dem Schalenschließertheil in Verbindung. Der Schalenschließertheil liegt auf dem Schalenschließer hintee dee Mitte der ersten länglichen Darmkrümmung und besteht aus zwei durch ein Querästchen vereinigten, ziemlich ansehnlichen Knötchen, einem jederseits. Ee ist der

ansehnlichste und am leichtesten darzustellende aller Theile des Nervensystems. Aus jedem Knötchen entstehen Ästchen für den freien Mantelsaum; Ästchen an dem Schalenschließer, wovon besonders eins sehr groß ist; ferner Ästchen an den Darm und Eierstock, und zwei starke, eigenthümliche Äste, ein äußerer und ein innerer. Der äußere davon schlägt sich später über den innern, und nachdem er nach Außen ein Ästchen, das sich in der Gegend der Höhle, worin das Herz liegt und noch weiter an den Mantel und den Eierstock verästelt, abgegeben, schickt er einen bogenförmigen Zweig an die äußern Kiemen, aus dem noch kleinere, rücklaufende Äste an den Mantel verlaufen, während der innere Ast nach Außen tritt, Zweige an den Mantel und die unterliegenden Organe gibt und den schon erwähnten von Außen nach Innen verlaufenden Verbindungsast zum Kiemengeflechte sendet. Nach Hinten über dem Schalenschließer treten jederseits zwei Paar ansehnliche Äste hervor, die über der Convexität des Schalenschließers verlaufen und sich an den Mantel, den Eierstock und den Mastdarm begeben.

Die eßbare Auster findet sich, wie es scheint, nur im mittelländischen und atlantischen Meere, sowie in der Nordsee; wenigstens sind andere Fundorte nicht mit voller Gewißheit nachgewiesen. Was man überhaupt von den Austern sagt, gilt im Allgemeinen nur von der eßbaren Art. Diese findet sich an verschiedenen Körpern unter dem Wasser, sogar an Individuen ihrer eigenen Art, angewachsen, kann sich daher nicht von der Stelle bewegen, doch gibt es andere Arten, die dies vermögen. Sie haben zwar keinen Fuß, wie andere Muscheln, helfen sich aber dadurch, daß sie schnell und mit Kraft ihre Schalen öffnen und schließen, auf welche Weise es ihnen sogar glückt, sich umzukehren, wenn sie auf die obere Schale zu liegen gekommen sind. Die eßbare Auster namentlich bildet durch eine Anhäufung einer großen Anzahl von Individuen nach und nach Lager oder sogenannte Bänke, welche mitunter eine große Ausdehnung und Stärke gewinnen, indessen andere Arten mehr oder weniger frei und einzeln leben.

Die Austern scheinen weder in einer großen Meerestiefe, noch weit von der Küste zu leben; man findet sie an der Mündung großer Flüsse, oder wo das Wasser sehr ruhig ist, aber niemals, soviel man weiß, in süßem Wasser. Nur manche Arten leben in Flüssen, in welchen das Meer hinauftritt, sodaß sie bei der Ebbe trocken liegen, namentlich ist dies der Fall mit O. Rhizophorae. Dann liegen sie aber festgeschlossen, statt daß sie im Wasser die Schale immer etwas klaffen lassen, wobei der Tentakelsaum diese Spalte ausfüllt. Pennant in seiner britischen Zoologie, gibt zwar an, daß sie, wenn die Fluth käme, ihre hohle Schale nach Unten wendeten, bei der Ebbe sich aber wieder umdrehten und bei kalter Witterung sogar sich in den Grund bohrten, doch ist dies Alles nicht wahrscheinlich, da sie eben mehr oder weniger fest an- und verwachsen sind. Nach einer andern Angabe sollen die aus dem freien Meerwasser genommenen Austern ihr Wasser herauslassen, andere, die man in Parks (siehe unten) gehalten hat, dasselbe aber eingeschlossen behalten, jene daher in wenigen Tagen sterben, die andern dagegen sich erhalten. Man findet indessen schon bei Flußmuscheln, daß sie sich, aus dem Wasser genommen, lange genug festgeschlossen halten, bis etwa die Sonnenhitze oder sonstige Temperatur sie nöthigt, sich zu öffnen.

Da sie aber fest angewachsen sind, ihre Nahrung folglich nicht suchen können, so muß ihnen diese wol von selbst dadurch zugeführt werden, daß sie mit großer Kraft ihre Schalen öffnen und schließen und so einen starken Zug und Abfluß des Meerwassers erzwingen, indem jedenfalls ihre Nahrung in Infusions- und andern kleinen Thierchen besteht, da man nie harte Stoffe in ihrem Magen findet. Wenn man übrigens dann und wann einen kleinen Krebs in der Schale gefunden hat, so ist damit noch nicht bewiesen, daß er auch mit zu der Austernahrung gehört, sondern man kann durchaus nur annehmen, daß er eben zufällig hineingerieth.

Man kennt weder die Art des Wachsthums, noch die Lebensdauer der Austern, da aber ihr Wachsthum sehr langsam vor sich geht, so darf man wohl annehmen, daß ein Individuum unter günstigen Verhältnissen sein Leben ziemlich hoch bringen möchte. Zu diesen Verhältnissen gehört aber wol vor allen, daß es nicht durch die jüngere Nachkommenschaft erstickt werden möge, wie dies überall bei den sogenannten Austerbänken der Fall ist, wo sich soviel Brut über den Alten anhäuft, daß diese ihre Schalen nicht mehr öffnen und schließen können, daher im eigentlichsten Sinne ersticken müssen. Soll man nach der Angabe Blainville's den Einwohnern von Marennes, an der Küste des Oceans, Glauben beimessen, so würden die Austern nicht über zehn Jahre alt werden. Die ausgekrochene junge Auster soll nach drei Tagen schon drei Linien breit sein, mit drei Monaten die Größe eines Dreißigsousstücks erreichen, mit sechs so groß als ein Dreitivres- und nach einem Jahre wie ein Sechslivresstück groß sein. Die Fischer der gedachten Küste pflegen das Alter der Austern nach den Schalenstreifen zu bestimmen, und wenn jene ihr höchstes Lebensziel erreicht haben, so ist zwar die Schale sehr groß, das Thier aber klein und wird immer magerer.

Die Fortpflanzung scheint ohne wechselseitige Begattung zu geschehen, und erfolgt durch Eier, ob man gleich früher glaubte, die Austern seien getrennten Geschlechts und die männlichen Austern hätten eine schwarze, die weiblichen eine weiße milchichte Substanz in der Flosse oder den Kiemen. Nach Poli und Home soll eine Art Selbstbefruchtung stattfinden, indem man vor dem Ablegen der Eier im Juni, zu welcher Zeit die Austern kränkeln sollen, eine weiße, rahmähnliche Flüssigkeit in reichlicher Menge bei ihnen wahrnimmt. Wenn die Bildung dieser Flüssigkeit eingetreten ist, so fallen nach Home die am Stielchen hängenden reifen runden Eier, welche in einer weißlichen Flüssigkeit und dünnen häutigen Schale die künftige Auster enthalten, vom Eierstock ab, und verlassen ihn. In dieser Periode, im Juni und Juli, sieht man nach Home einen zwischen den Eierstöcken beginnenden Kanal, der

Digitized by Google

eine Scheide um den Darm bildet und nach Außen durch eine Öffnung mündet, die zwischen den Tentakeln liegen soll. Poli sagt, daß die Austern durch die Kiemen entleert würden, eine Erscheinung, die auch bei andern Muschelthieren beobachtet wurde. Leeuwenhoek (Lister exercit. annt. a. a. O.) fand theils zwischen den Kiemen und in der Schale zerstreut junge Austern, die im Wasser sich bewegten und schwammen. Baster (Subsc. V, 2. Lib. III. p. 146) erwähnt, daß die neugebornen Austern sehr schnell unter wellenförmigen Bewegungen der Kiemen schwimmen und dieselben ein Wenig aus der Schale hervorstecken. Noch müssen wir der sehr sonderbaren Mittheilung eines Engländers gedenken, welche wahrscheinlich aus dem englischen Magazin für Naturgeschichte stammt, in welchem allerlei Laien dann und wann etwa solche Bemerkungen niederlegen, wie sie bei uns in Teutschland mitunter von Landpfaetern vorkommen, denen ebenso gut Sachkenntniß, als der nöthige literärische Appaeat abgeht. Jene ist übergegangen in Froriep's Notizen XXXI, S. 55, welche uns nicht zur Hand sind, weshalb wir die englische Quelle nicht genau bestimmen können, sondern nur muthmaßen, da diese übrigens sehr schätzbare und reichhaltige Zeitschrift manchmal Auszüge, die von wenig Naturkenntniß zeugen, aus jenem Journal liefert. Der Angabe des Engländers zufolge sollen 15—16 kleine Austeen, wie Waezen (?) sich außerhalb (?) dee Schale bilden, und wenn sie eine gehöeige Consistenz (?) haben, abfallen. Das Hervorbringen der Kinder würde aber die Mutteeauster dergestalt angreifen, daß man beim Öffnen derselben nur noch ein schleimiges Wasser (?!) in ihr fände, dennoch aber soll sie sich, wenn die Jungen abgefallen sind, 6—7 Zoll in den Schlamm eingeaben, um dann wieder zu gebäeen, und dies so lange fortsetzen, bis sie gänzlich unfruchtbar würde. Die einzige Feage, wie bei einer solchen Fortpflanzungsweise das Dasein der Austerbänke möglich, reicht wol hin, um daezuthun, wie gar sehr hypothetisch obige Ansicht ist und ein Hinblick auf die Fortpflanzungsweise der Muscheln, soweit sie uns bis jetzt bekannt ist, stellt die mangelhaften Kenntnisse des Beobachters in ihrer ganzen Blöße dar, und um so mehr, als schon die Beobachtungen Poli's voelagen, dem doch wol größeres Zuteauen zu schenken ist, als iegend einem englischen Sir, der jenes Namen vielleicht kaum kennt. Anfang Augusts ist die Laichzeit zu Ende und man bringt dann in England schon wieder Austern zu Markte, woran die Eierstöcke so geschwunden sind, daß man Eier darin nur noch mit dem Mikeoskop entdeckt. Die ausgeleerten Eier hängen sich veemittels des ihnen anklebenden Saftes sofort an andere Körper oder Austern an. Was die jungen Austern betrifft, so sollen sie nach Poli schon im November desselben Jahres, nach Andern erst im dritten Jahre fortpflanzungsfähig sein, im vierten Jahr ihre normale Größe bekommen und schmackhaft werden.

Wie schon Eingangs dieses Artikels bemerkt wurde, galten die Austern bereits zur Römerzeit als ein Leckerbissen und machten schon damals nicht blos einen Handelsartikel aus, sondern wurden sogar in künstlichen Behältern gehalten; schwerlich aber war die Consumtion damals so bedeutend und also auch der Handel so ausgedehnt, als in der neueen Zeit [1]).

Die Austern, welche einen großen Theil der nach dem nördlichen Europa, namentlich aber nach Paris, gehenden Sendungen ausmachen, kommen aus der Bai von Cancale, an den Küsten des Kanals zwischen dem Städtchen dieses Namens und den Bergen St. Michael und St. Malo. Über diese merkwüedige Gegend theilen wir auszugsweise aus dem interessanten Werke: Recherches pour servir à l'Histoire naturelle du Littoral de la France par *Audouin* et *Milne Edwards* I. p. 165. Folgendes mit. Die Bai von Cancale ist sehr umfangreich, weil sie sich von der Spitze Pointe-du-Groin bis an das Cap Lihou, wo die Stadt Geainville liegt, erstreckt, sodaß sie ungefähr 15 Lieues im Umfange hält, und 5 an ihree Mündung. Die kleine Stadt Cancale, von 4000 Einwohnern, liegt im westlichen Theile derselben, aber nicht unmittelbar an der Küste, und hat eben nichts weiter Merkwürdiges, weil es eigentlich zu la Houlle ist, wo der Austernhandel getrieben wird, der Cancale so berühmt gemacht hat. Dieses Städtchen la Houlle hat ungefähr 1500 Einwohner, welche sich fast alle mit Fischfang beschäftigen; es bildet eine lange Häuserreihe an dem Fuße der Küstenhügel und ist gegen die Angriffe des Meeres durch einen künstlichen Damm geschützt. In einiger Entfernung bildet aber die Natur fortwährend einen andern, der fast allein aus Austeeschalen besteht, welche das Meer auswirft. Über diesen Punkt hinaus ist die Küste flach und schlammig. Bei jedee Ebbe wird sie etwa auf eine halbe Lieue wasserfrei; dann sieht man nicht blos die Austernbänke, sondern auch die zahlreichen Fischereien. Die Bai von Cancale ist mit Austernbänken bedeckt, welche ebenso wol hinsichtlich ihrer Ergiebigkeit, als hinsichtlich dee ausgezeichneten Qualität der dort gefischten Austern berühmt sind. Ihre Fischerei bildet nicht blos einen wichtigen Handelszweig für Cancale und la Houlle, sondern auch für verschiedene Häfen der Normandie, wo man die Austern erst parquirt [2]), ehe man sie nach Paris bringt. Die Jahreszeit, in welcher der Austernfang geschieht, und die Art und Weise, die man dabei befolgt, sind die nämlichen, wie man sie bei Grainville anwendet [3]). In den ersten Jahren nach dem Frie-

1) Man vergleiche, als hierher gehörig, das Portrait eines Austernmessers vor dem zweiten Theile von Bronn's Reisen nach Italien ꝛc. 2) Französisch parquer. Wir wissen wohl, daß dieses Wort eigentlich einpferchen heißt und daß die Wörterbücher dasselbe durch Austern mästen, aber falsch, übersetzen; denn es ist ebenso wenig die Rede vom Mästen, als man vom Karpfenmästen sprechen kann, wenn man diese aus einem Teich in einen Fischbehälter in fließwasser bringe, damit sie ihren schlammigen Geschmack verlieren und einen bessern gewinnen. Es gehört daher das französische Wort vorläufig zu denjenigen, welche sich teutsch nicht wohl wiedergeben lassen, weshalb wir es auch nicht übersetzen wollen, ebenso wenig als den Ausdruck Pares, für den es ebenfalls einen teutschen entsprechenden nicht gibt. 3) Der Austernfang fängt bei Geainville in den ersten Tagen des Octobers an und endigt gegen die Mitte des Aprils und gibt während dieser Zeit nicht blos den Fischern, sondern auch Weibern und Kindern Beschäftigung, und welchen Werth er hat, läßt sich daraus abschätzen, daß im J. 1817 nur 52 Fahrzeuge sich mit dem eigentlichen Fischfang be-

den bestanden über die Erhaltung der Austernbänke noch keine gesetzliche Vorschriften, die Fischer entvölkerten sie daher nach Möglichkeit[4]); seit dem Jahre 1816 aber findet ein desfalsiger Misbrauch nicht mehr statt, und die Bänke sind wieder so ergiebig geworden als je. Die Zahl der Fahrzeuge, welche sich mit dem Austerfange beschäftigen, beläuft sich im Allgemeinen auf 70 Stück, und ihr Tonnengehalt steigt von 3 bis 20 Tonnen, die Bemannung aber von 4 zu 10 Mann. Im J. 1828 zählte man 73, welche zusammen etwa 600 Tonnen hielten und 570 Mann Bemannung hatten. Wenn die größern Fahrzeuge mit 10 Mann einen reichlichen Fang thun, so fassen sie bis auf 120,000 Stück Zahlaustern (d'huitres comptables), d. h. solche, welche wenigstens 2¼ Zoll im Durchmesser halten. Ein gewöhnlicher Fang bringt nur 20—30,000, und wenn er weniger liefert als 12,000, so wird er nicht als ein solcher angesehen, um dessen willen man den Fischern eine Belohnung ertheilt. Die Fahrzeuge von 9—10 Tonnen halten gewöhnlich einen Fang von 15—18,000. Im J. 1828 stieg die Zahl der mit dem Scharrnetz gefangenen Austern (d'huitres dragguées) auf 52 Millionen. Die Fahrzeuge laufen bei steigender Fluth aus und bleiben ungefähr 12 Stunden in See; wenn sie zurückkommen, laden sie die Austern in den Hafen aus, wie dies auch zu Grainville geschieht und bei der Ebbe kommen dann Weiber und Kinder, sie auszulesen, und bringen sie in die Etalagen, eine Art von provisoeischen Parks, wo sie so lange bleiben, bis sie verkauft werden.

Sonst führten die Engländer eine große Menge Austern von Cancale aus. So nach dem Frieden von Amiens besuchten den Hafen von la Houlle von dem ersten vendémiaire bis zu dem prairial des Jahres 11 188 englische Schiffe, welche 119,473,000 Austern luden, im Werthe 179,209 Franken, ohne 93,353 Franken Ausgangszoll zu rechnen. Im J. 1814 kauften die Engländer für 2,700,000 Franken, aber seit einiger Zeit hat dieser Handelszweig seine ganze Wichtigkeit verloren, und z. B. im J. 1828 hat man nur 115,000 Austern nach England geschickt und dafür die mäßige Summe von 400 Franken gelöst.

Der größere Theil der in der Bai von Cancale gescharrten Austern wird zu Paris verzehrt, aber ehe man sie in diese Stadt beingt, läßt man sie erst längere oder kürzere Zeit in den Parks von la Hougue, Courseulles, Havre u. s. w. Im. J. 1826 verschiffte man von Cancale aus nach diesen verschirdenen Häfen mehr als 55,000,000 Austern, aber im J. 1828 belief sich ihre Anzahl nicht höher als auf 35,885,000. Der Mittelpreis dieser Waare ist 3 Francs 50 Centimen für das Tausend, welches indessen nicht 1000, sondern 1200 Stück hält, und so brachte dieselbe die Summe von 125,597 Franken. Endlich schickte Cancale in demselben Jahre nach den benachbarten Städten 16 Millionen Austern, deren Werth sich etwa auf 44,000 Franken belief. Die Gesammtzahl der im J. 1828 zu Cancale gescharrten Austern, welche sich auf 52 Millionen Stück belief, gab also einen rohen Ertrag von 170,000 Franks.

Nach dem Werk, aus welchem wir eben Auszüge lieferten, kann man in Bezug auf die Meeresregionen, welche die Austern bewohnen, Folgendes annehmen: Die oberste Region ist diejenige, welche während der gewöhnlichen Ebben immer trocken liegt, auf ihr halten sich Balanen auf. Es folgt dann eine zweite, mit Seetangen bekleidet, welche von Napfschnecken, Purpurschnecken, rothen Seenesseln u. s. w. bewohnt wird. Eine dritte, tiefere, ist durch die Gegenwart von Corallinen charakterisirt; auch finden sich hier Miesmuscheln, Seeschwämme u. s. w. In der vierten Region, welche nur bei ganz starken Ebben frei wird, finden sich Laminarien und verschiedene andere Seepflanzen, zwischen denen die durchscheinenden Napfschnecken, einige große Seesterne, Actinien u. s. w. leben. Zu diesen vier Regionen kann man nun eine fünfte rechnen, welche auch bei der stärksten Ebbe immer bedeckt bleibt: dies ist der Wohnplatz der Austern, der Kammmuscheln, Anomien, Calypptreen, mancher Arten Portunus, Maja u. s. w.

In demselben Werke wird auch der Zerstörung der Austernbänke durch eine Art Ringwürmer aus der Gattung Hermella gedacht, welche an einer Austerbank bei Cancale, genannt Banc de la Rage, beobachtet wurde. Die Sandröhren der Hermellen, oft über einen Fuß lang und auf den Austern aufsitzend, bilden große Massen und begraben, so zu sagen, die Austern. Erst seit einem Dutzend Jahren haben sich diese Würmer auf der gedachten Bank angesiedelt, welche sonst eine der reichsten war, jetzt aber nur sehr alte, ganz von den Sandmassen der Hermellen

---

schäftigten, indessen 72 den Austernfang betrieben. Wenn die Fahrzeuge in den Hafen zurückkehren, so werfen sie die Austern, die sie bringen, an einen bestimmten Ort; sowie das Meer sich bei der Ebbe zurückgezogen hat, kommen eine Menge Weiber und Kinder, um die Austern in die Parcs zu tragen, wo sie so lange bleiben, bis man sie weiter versendet. Diese Parcs liegen an der südlichen Seite des Hafens, das Meer bedeckt sie bei jeder Fluth und die Weiber kommen oft dahin, um die Austern umzuwenden, und diejenigen herauszunehmen, die verdorben sind; endlich sind es auch die Weiber, welche die Austern wieder einschiffen, wenn sie anderweit transportirt werden sollen. Dieser Handelszweig wirft jährlich 2—3000 Franken ab. Um einen nähern Begriff zu geben, folgen hier nachstehende nähere Angaben. Im J. 1816 beschäftigte der Austernfang 77 Fahrzeuge; der Ertrag war zu 5,000,000 Fr. angegeben, welcher indessen wol ebenso etwas zu hoch sein möchte, als im J. 1817, wo er zu derselben Summe angegeben wird, obgleich die Zahl der Fahrzeuge nur 72 war. Im J. 1818—19 und 20 hatte sich die Reproduction der Austern, da man die Bänke gar nicht geschont hatte, vermindert, da aber ein obrigkeitliches Gesetz über ihre Schonung streng gehandhabt worden war, so wurde die Ausbeute im J. 1821 ergiebiger und lieferte im J. 1822 einen Ertrag von 3,500,000 Fr., indem aber durch die Concurrenz die Preise wieder sanken, so war der Ertrag im J. 1825 nur 3,000,000, im J. 1827 nur 2,000,000 Fr. Indessen meinen die Verfasser der angezogenen Reise, daß, obgleich diese Angaben auf officiellen, den Behörden eingereichten Tabellen beruhen, ihnen denn doch nicht ganz zu trauen sei, um so weniger, als der Zustand der Austernbänke sich jährlich verbessere und diese Angaben mit denen, bezüglich Cancale's, nicht übereinstimmten.

4) Blainville führt an, daß von dem Jahre 1774—1777 die Engländer von diesen Bänken eine große Menge Austern weggeschleppt hätten, um an ihren Küsten künstliche Bänke zu bilden, und daß man darauf zwar Verminderung gespürt habe, der Ersatz aber bald wieder erfolge sei.

Digitized by Google

bedeckte Austern liefert, weshalb man sie ganz unbeachtet läßt. Diese Würmer scheinen aus der Nachbarschaft vom Berge St. Michel gekommen zu sein, in dessen Nähe sie Sandbänke bilden, welche bei niedriger Ebbe zum Vorscheine kommen und sich dann in einer Höhe von 8—10 Fuß zeigen. Man fürchtet sehr, daß diese Würmer überhaupt die Austernbänke von Cancale zerstören, und es ist daher schon der Vorschlag geschehen, ernstlich auf Vertilgung jener Würmer zu denken, wozu sich manche Jahreszeiten besonders eignen würden, ohne daß der desfallsige Aufwand mehr als 3—4000 Franken betrüge. Nach dem Vorschlage der beiden Reisenden müßte man sich hierzu des Scharrnetzes bedienen und so die Bank von der auf ihr liegenden Sandlast befreien, worauf die Austern wieder Raum zur Vermehrung gewinnen würden. Ja man könnte vielleicht die Kosten noch dadurch vermindern, daß man die Sandmasse sammt den Thieren herausschaffte, um sie als Dünger auf dem Lande zu benutzen, wie man anderwärts schon thut. Außer diesen Würmern soll es noch andere Feinde der Austern geben, Schlamm und Seegras sollen nachtheilig auf ihr Wachsthum wirken, besonders aber gilt in England der Seestern als ein starker Austernfresser, weshalb eine harte Strafe darauf steht, wenn ein Fischer einen solchen Seestern, den er zufällig mit gefangen hat, nicht zertritt.

Der Austernfang wird in der Regel mit dem sogenannten Scharrnetze verrichtet. Der Drague à Huitres besteht aus einem scharfen eisernen, etwas breiten Stabe, der mit seiner langen, scharfen Kante etwas nach Boen gerichtet ist, von einem Ende zum andern auf der dem Boden entgegengesetzten Seite reicht ein eiserner Bogen, welcher durch andere eiserne Stäbe von dem Grundeisen entfernt gehalten wird; in diesem sind wieder am Ende und in der Mitte drei rundliche eiserne Stäbe befestigt, welche in eine Spitze zusammenlaufen, an welcher sich ein Ring zur Aufnahme des Zugseils befindet. Von diesen drei Stäben gehen Arme nach dem eiseenen Bogen ab, an diesem letztern aber und dem Grundeisen, welches mit seiner Schärfe die Austern von der Bank losstößt, ist ein starkes, sackförmiges Netz befestigt. Das Zugseil reicht bis in das Fahrzeug und dieses spannt alle Segel auf, um das Netz rasch genug fortziehen zu können. Auf diese Weise fängt man oft 1000 und 1200 Stück auf einmal. Wie gesagt, werden die gefangenen Austern in die Parks gebracht. Diese Parks dienen nicht blos dazu, die Austern zum Verkaufe bereit zu halten, sondern sie auch hinsichtlich des Geschmacks zu verbessern. Wenn nämlich die Auster aus dem Meere kommt, so schmeckt sie gewöhnlich schlammig, das Fleisch ist mehr oder weniger hart, und hat überhaupt einen schlechten Geschmack, nur erst in den Parks erlangt sie alle die Eigenschaften, welche der Feinschmecker von ihr verlangt. Die Parks sind mehr oder weniger weite Gruben in den Boden oder selbst in Stein gegraben, und so eingerichtet, daß bei hoher Fluth das Meerwasser sie füllt und man dasselbe nach Belieben ablassen kann. Meistens haben diese Gruben, welche ein längliches Viereck bilden, nur wenige Fuß Tiefe, und ihre Wände sind abgeböscht; ein Kanal führt ins Meer und ist mit einem Schutzbrete versehen. Wenn man das Wasser verändern will, so zieht man bei der Ebbe das Schutzbret auf, dann tritt mit der Fluth das Wasser wieder in den Park. Grund und Seiten des Parks belegt man mit Kieseln oder grobem Sand; und vermeidet sorgfältig allen Schlamm, weil dieser höchst nachtheilig für die Austern ist, auch muß man vermeiden, daß der Wasserstrom nicht so stark ist, daß er Sandkörner in die Muscheln führen könnte. Wenn der Park auf diese Weise eingerichtet ist, so legt man die Austern in ihre natürliche Lage, d. h. die gewölbte Schale nach Unten, einen Theil nach der Böschung herauf immer tief genug, daß keine Diebe sie erreichen können, und doch nicht zu tief, um soviel als möglich einen Schlammniederschlag zu vermeiden. Je mehr der Amareilleur, mit welchem Namen man den Oberaufseher eines Parks belegt, die Austern zweckmäßig gelegt hat, desto größere Vorsicht wendet er an, sie nicht zu stören, besonders vermeidet er den Schlammniederschlag, der sich immer zu bilden strebt, indem er die Wände des Parks abwäscht durch Aufgießen auf die vorher für ganz kurze Zeit trocken gelegten Austern, und je mehr er in allen diesen Stücken sorgfältig ist, desto eher erreicht er seinen Zweck, die Austern gut und verkäuflich zu machen. Er muß auch mit Sorgfalt alle todte aussondern, welche man leicht daran erkennt, daß die Schalen ungeschlossen bleiben, wenn man das Wasser abgelassen hat. Es herrschen noch einige Zweifel darüber, ob man denjenigen Parks den Vorzug geben soll, in welchen sich das Wasser mit jeder Fluth erneuert, wie in denen zu Etretat und St. Vast an den Küsten des Oceans, oder diejenigen, in welchen es sich monatlich nur zwei Mal erneuert, wie zu Courseul, Havre, Dieppe und Marennes. In dem erstern Fall ist die Auster vielleicht etwas härter, mehr ledeeartig als im zweiten; immer aber muß das Wasser recht hell und rein sein. Was man auch davon gesagt hat, es ist das süße Wasser immer für die Austern zu fürchten, wenigstens, wenn dessen Menge in den Parks, sei es durch große Regengüsse, oder durch Überschwemmungen zu groß wird. Dies hat die Erfahrung für die Courseulois außer Zweifel gesetzt, deren Paeks den Überschwemmungen der Seule ausgesetzt sind. Es ist dies ein Beweis der Nothwendigkeit, daß man zur Zeit der großen Regengüsse das Wasser in den Parks häufiger erneuern müsse. Da ferner die Austern auch gegen die Kälte empfindlich sind, so tritt die Nothwendigkeit klar hervor, sie gehörig tief unter die Oberfläche des Wassers zu bringen, woraus freilich eine andere Unbequemlichkeit entspringt, nämlich, daß die Untersuchung derselben schwieriger wird. Damit also ein Austerpark allen Erfodernissen genüge, muß er gegen den Wind gesichert sein, damit dieser das Wasser nicht beunruhige, als wodurch Sand in die Muscheln geführt würde; der Boden darf nicht schlammig sein, damit das Thier nicht allein seinen Schlammgeschmack verliert, sondern auch keinen weiter annehme, die Wassermenge muß möglichst groß sein können, oder es muß die Möglichkeit vorhanden sein, sie oft zu erneuern, damit das Regenwasser oder überhaupt das Süßwasser keinen Schaden thue, der Park muß so tief

Digitized by Google

sein, daß die Austeen zwar der Kälte nicht ausgesetzt sind, auf der andern Seite aber auch den Augen des Amareilleur nicht entzogen werden, damit er immer sofort die todten entfernen könne, endlich, je mehe man es in seiner Gewalt hat, das Wasser zu erneuern oder stehen zu lassen, um so mehr wird man es in seiner Gewalt haben, den Austern diejenigen Eigenschaften zu geben, welche man wünscht. Verlangt man z. B. weiße, fleischige und selbst größere, so muß man mit jeder Fluth das Wasser verändern, will man sie dagegen kleiner haben, zarter und besonders die so beliebte grüne Farbe erzielen, so muß man die Austern nach der Jahreszeit und nach einigen andern noch wenig bekannten Umständen, längere odee kürzere Zeit in dem nämlichen Wasser lassen. Da einmal die sogenannten grünen Austern eines besondern Rufes genießen und mancher Streit deswegen zum Theil noch herrscht, so wollen wir noch Einiges darüber erwähnen. Es unterliegt durchaus keinem Zweifel mehe, daß die grünen Austern ganz von der nämlichen Art sind, von denselben Bänken herkommen, als die weißen, und daß man diese nach Gefallen eine grüne Farbe annehmen lassen kann. Um dies zu erreichen, wählt man einen kleinen Park, läßt das Meerwasser herein und längere Zeit unverändert darin stehen. Wenn die Kiesel, mit denen die Wände ausgesetzt sind, anfangen grün zu werden, so bringt man die Austern hinein; dies muß jedoch mit mehr Vorsicht, als man für die weißen anzuwenden pflegt, geschehen, und namentlich muß man dabei berücksichtigen, sie nicht auf einander zu legen. Daraus geht denn hervor, daß in einem gegebenen Raum, in welchem man Austern grünen lassen will, man kaum ein Drittel der Anzahl unterbringen kann, welche sonst Platz gehabt hätten. Manchmal genügt schon ein Zeitraum von drei Tagen, um den Austeen eine schwache grüne Farbe zu geben, es bedarf aber wol eines Monats, um sie dunkel zu erhalten. Die Austern werden übrigens weder in den Wintermonaten, noch in denen, in welchen eine große Hitze herrscht, grün, sondern sie bedürfen einer mäßigen Wärme, wie im März, April, September und October. Regen und Stürme sollen nachtheilig sein, sowie die Beunruhigung des Wassers, namentlich durch den Nordwind. Im Allgemeinen gibt es Jahre, in welchen die Austern schnell eine grüne Farbe annehmen, in andern gelangen sie kaum dazu. Über die Ursache dieser grünen Färbung, welche auch andere Muscheln mitunter annehmen, hat man verschiedene Meinungen aufgestellt. Man hat es zum Theil der Nahrung zugeschrieben, zum Theil andern Ursachen. Blainville glaubt, daß es ein krankhafter Zustand sei, und wird darin noch durch die Meinung von Gaillon bestärkt, der behauptet, daß die grüne Farbe von einem kleinen Infusionsthierchen herrühre, welches er Vibrio Ostreae nennt, und das sich überall in dem Zellgewebe solcher grüner Austern finde Dagegen behauptet Bory de Saint-Vincent, daß dieses Thierchen, nach seinem System eine Navicula, sich erst selbst grün färbe, durch die grünen Moleculen, welche das Licht zu manchen Zeiten in dem Wasser hervorbringe, wie dies auch der Fall ebenso bei den Polypen (s. d. Art. Hydra [Zooph.]) sei. Gaillon hat wenigstens die Meinung gründlich widerlegt, als rühre jene Farbe von der Zersetzung der Ulven und anderer Wasserpflanzen her, welche sich in den Parks finden. Wie dem auch sei, so ist denn doch soviel gewiß, daß die Amareilleurs viele Sorgfalt anwenden müssen, um die Austern grünen zu lassen, und daß diese Mühen den Preis der grünen Austern erhöhen, der indessen jetzt herabgegangen ist, gegen sonst, wo, wie man sagt, man zu Paris noch in der Meinung stand, es rühre davon her, daß man die Thiere mit kostbaren Kräutern füttere.

In den Pays d'Aunis soll man in der Kunst, die Austern grünen zu lassen, weiter sein, als in der Normandie, wo man, wie eben angegeben, verfährt; denn von dorther kommen die vortrefflichen Austern von Marennes. Die Leute, welche sich da mit dem Grünen der Austern beschäftigen, nehmen nicht alle Austern ohne Unterschied, sondern suchen diejenigen aus, welche nur ein Jahr alt sind, und besonders solche, welche schon von grünen Austern abstammen (?). Sie nehmen sie mit der Hand von dem Felsen, oder nehmen sie von den großen Individuen ab, welche mit dem Scharrnetz oder tiefer heraufgebracht werden; auch wählen sie die am besten geformten. Die Parks, in welche sie dieselben bringen, werden claires genannt; es sind dies Landstrecken, seltener mehr als 400 Toisen im Umfange. Jeder Park ist von einer höchstens drei Fuß hohen Mauer umgeben, und steht entweder mit dem Flusse (der sich freilich unmittelbar ins Meer ergießt), oder noch besser mit dem Meere selbst in Verbindung, sodaß er bei hoher Fluth monatlich nur zwei Male frisches Seewasser mittels eines kleinen Schleusenkanals erhalten kann; im Innern ist ringsherum ein drei Fuß tiefer Graben angelegt, damit sich in demselben der Schlamm ansammele. Die Mitte des Parks ist geglättet, wie eine Gartenallee, wo auch nicht ein Pflänzchen aufkommen darf. Auf diesem Platze legt man etwa ein Jahr später die Austern ganz platt und einzeln, und läßt dann das Wasser herein, sodaß es nur sechs Zoll hoch über ihnen steht, mit Ausnahme der Fälle, wenn starke Hitze oder strenge Kälte eintritt, wo man das Wasser soviel als möglich erhöhet. In einem solchen Park bleiben dann die Austern mitunter länger als zwei Jahre, ehe sie verkäufliche Waare werden und erfordern viel Sorgfalt von Seiten des Amareilleur, damit sie gehörig grün werden; er muß sie oft umlegen, ja wol sogar in andere claires bringen, damit sie die verlangte grüne Farbe erhalten, weil durch einen solchen Transport das Grünen befördert wird. Um den Niederschlag von Schlamm zu verhüten, ist es nothwendig, eine durchaus richtige Mischung von Seewasser und süßem Wasser zu treffen, aber auch zu verhüten, daß etwa Krabben in den Park eindringen. Auf diese Weise, wenn man mit aller Sorgfalt verfährt, erhält man ganz vortreffliche grüne Austern.

Obgleich Blainville sich auf mancherlei Weise sträubt, eine ganz einfache Ursache anzunehmen, um das Grünwerden der Austern zu erklären, so kann man doch nicht umhin, ihm darin Unrecht und Bory de Saint-Vincent Recht zu geben, der dieselbe ganz einfach darein setzt, daß

Digitized by Google

sich unter den günstigen Umständen in jedem stehenden Wasser die bekannte grüne vegetabilische Materie entwickelt, welche nun die Organismen so durchdringt, daß sie sich eben durch und durch grün färben, wie man dies an Polypen und Infusionsthierchen beobachten kann (s. d. Art. Hydra).

Der Transport der Austern, sobald sie so weit gediehen sind, daß sie als Handelswaare gelten können, erfodert noch besondere Aufmerksamkeit. Man muß sie nämlich immer so horizontal legen, wie ihre natürliche Lage ist, dabei die tiefe Schale nach Unten, damit sie so wenig als möglich von dem sie im Innern umgebenden Wasser verlieren; auch ist es vortheilhaft, sie noch etwas in Seetang oder andere Wasserpflanzen einzuhüllen, damit die Luft weniger austrocknend auf sie wirke. Je schneller der Transport vor sich geht, desto vortheilhafter ist es, besonders in der heißen Jahreszeit; da aber dadurch große Kosten verursacht werden, so versendet man die Austern mehr im Winter. In dieser Jahreszeit sieht man z. B. in Paris in großen Fahrzeugen Austern kommen von Saint-Vast auf der Somme, wo sie dann sehr wohlfeil sind. Vor etwa 16 Jahren machte man dort den Versuch, die Austern nicht mehr trocken zu verschicken, sondern in einem Fahrzeuge mit Meerwasser, wie solches vor alten Zeiten die Römer thaten; der Versuch glückte aber nicht, denn bei einer so großen Menge von Thieren in einer so kleinen Wassermenge mußte die unmittelbare Folge sein, daß jene absturben, sodaß sich also die Polizei genöthigt sah, die Ankömmlinge sofort als durchaus verdorben wegwerfen zu lassen. Wahrscheinlich hatte man dabei nicht bedacht, daß die römischen Fahrzeuge immer nur an der Küste hinsegelten, daher beständig frisches Seewasser einnehmen konnten; vielleicht hatten sie auch einen doppelten Boden, sodaß die Austern nur auf die kurze Zeit, als man in der Tiber fuhr, in süßes Wasser kamen. In Neapel transportirt man die Austern in Säcken mit Schnee.

So wenig als andere Naturproducte, ebenso wenig sind auch die Austern überall von gleicher Güte. Unser teutsches Vaterland hat an den holsteinischen und jütländischen Küsten gute Austern, auch in Menge, welche sogar größer und fetter als die beliebten englischen sind, und am meisten über Hamburg in den Handel kommen, von wo aus sie gewöhnlich in Fäßchen von 4—500 Stück durch die sogenannten Österklövers versendet werden. Die meisten Austern aber werden wol aus England und Holland bezogen, die erstern gelten als die bessern. In England soll man für die besten die in der Nähe von Colchester in Parks aufgezogenen halten. Man führt viele davon aus und theilt sie nach Nemnich in nachstehende Sorten: Pyfleet oder Best Oysters, ursprünglich die von der kleinen Bucht Pyfleet, zwei Meilen von West-Mersea; jetzt überhaupt die beste Sorte. Sie sind am größten (an Fleisch, nicht an Schale), wohlschmeckendsten, 3—4 Jahre alt und kosteten 1806 17 Schillinge das Bushel. Ein Bushel hält, je nach der Größe der Austern, 15—16 Score oder 300—320 Stück. Colchester size oder Mittle ware, von mittler Größe, 2—3 Jahre alt. Preis 15 Schillinge. Beide Sorten gehen vornehmlich nach Hamburg. Quich size oder Small ware, die kleinsten 1—2 Jahre alt. Preis 13 Schillinge. Sie gehen vornehmlich nach Holland. Common Oysters. Aus dem westlichen England, oft auch aus Frankreich, zum Großziehen bezogen. Sie haben große und dicke Schalen, aber wenig Fleisch. Es ward früher schon erwähnt, daß England vormals Austern von Frankreich einführte, um eigene Austernbänke zu gründen, dagegen werden wieder von England aus ganze Schiffsladungen voll junger Austern nach Holland geführt, um dort ebenfalls in einer Art Parks groß gezogen zu werden. Übrigens hat Holland selbst einen nicht unbedeutenden Austernfang, und diejenigen seeländischen werden für die besten gehalten, welche bei Mittelburg und Vlessingen gefangen werden, nach Nemnich's Angaben aber die arelschen und terelschen. In Holland pflegt man Austern vom Ende September bis Ende März zu genießen, und glaubt, daß sie in denjenigen Monaten am besten sind, welche in ihrem Namen ein R. haben. In Dänemark gehört der Austernfang, der namentlich bei der Insel Sylt getrieben wird, zu den Regalien und trägt jährlich 7—8000 Thaler Pachtgelder ein. Von dem Austernfange, wie er in Frankreich betrieben wird, haben wie schon früher des Weitern gesprochen und bemerken hier nur noch nachträglich, daß man im Gegensatze von den grünen Austern, Huitres vertes, die gewöhnlichen durch den Namen Huitrasses unterscheidet. Die erstern sind das Lieblingsessen der Pariser, wohin man sie in Körben von 200 Stück verschickt. Die andern kommen meistens aus der Bretagne. Da die Franzosen Alles gern leicht und elegant haben und das Öffnen der Auster eben keine leichte und angenehme Sache ist, so hat man ein eigenes Instrument dazu erfunden, welches unter dem Namen Ecaillière bekannt ist, und womit man dieselben mit aller Bequemlichkeit bei Tafel selbst öffnen kann. Man hält in Paris die Monate October und November für diejenigen, in welchen die Austern am besten sind. In Italien sind besonders die Austern von Triest und Venedig geschätzt. In Venedig findet man sie in Menge in den Lagunen und auf Felsen und gemischtem Grunde der offenen See, besonders in der Nähe der Küsten. Von Triest sind die Pfahlaustern berühmt. Auch in Rußland wird der Austernfang betrieben und besonders ist der von Feodosia beträchtlich. Im November 1810 wurden von dort 168,000 Stück nach Moskau, Kiew, Wilna, Grodno, ꝛc. versandt. Das 1000 kostete 10 Rubel, sonst aber auch oft 20—30.

Außerdem, daß man die Austern frisch, d. h. lebend in den Handel bringt [5]), verschickt man sie auch eingesalzen, wozu auch Gewürze gesetzt werden, und eingesäuert, wozu man starken, sehr gewürzten Essig anwendet, doch halten sich die letztern um so weniger lange, als man dazu die todten, kranken und kleinen verwendet. Die

5) Über die Mästung der Austern vergleiche man noch besonders die gekrönte Preisschrift Leuchs, Theorie der Mästung. (Nürnberg 1821.)

Digitized by Google

lebenden müssen außerdem, daß man sie kühl halten muß, noch besonders vor Erschütterung in Acht genommen werden. Frische Austern müssen mittelgroß, fett, zartfleischig und besonders noch lebendig sein, was man daran erkennt, daß sie ihre Schalen festgeschlossen halten. Vor dem Gebrauche darf man sie nicht abwaschen, es wäre denn mit Salzwasser, weil das Wasser leicht in die Schalen dringt, und den eigenthümlichen Salzgeschmack verdirbt. Besonders geschätzt wird das Fleisch, welches zunächst den Schalenschließermuskel umgibt. Man bereitet die Austern auch auf mancherlei Weise zu, worüber indessen hier Vorschriften nicht gegeben werden können, doch sind sie dann schwerer zu verdauen; dagegen sollen die frischen leicht verdaulich sein, besonders wegen des in ihnen enthaltenen Salzwassers, sodaß man Personen gehabt hat, welche bis auf 20 Dutzend ohne Nachtheil allein zum Frühstücke gegessen haben.

Do man gleich im Allgemeinen sie für eine leichte, wenn auch nicht besonders nährende, Speise hält, so sind doch auch Fälle vorgekommen, daß sie Nachtheil brachten, obwol es nicht immer erklärlich ist, woher die Einwiekungen gekommen sind. Sonst hielt man sie in manchen Monaten des Jahres, namentlich in Paris, für schädlich, sodaß der Verkauf derselben in den Monaten Juli und August verboten war, welches Verbot jedoch, ohne daß Nachtheil entstanden wäre, in der neuern Zeit aufgehoben worden ist. Im Haag entstanden in dem Jahre 1819 bei mehren Menschen nach Austerngenusse gefährliche Koliken, und man behauptete, daß die Ursache darin liege, daß die Bank, von der die Auster kamen, zu oft an Wassermangel leide. Es hat sich aber in der neuern Zeit ergeben, daß Austern von dieser Bank ohne allen Nachtheil genossen wurden, ja man betrachtet sie sogar als die beste der dortigen Bänke, daher das Factum unerklärlich bleibt. Ebenso ist dies der Fall mit einer andern Thatsache. Schöne meergrüne Austern, welche sich an den mit Kupfer beschlagenen Kiel des Schiffes vom Admiral Suffren angehängt hatten, sowie andere, die an dem kupferbeschlagenen Bauche der gescheiterten britischen Fregatte Santa Monien gewachsen waren, erregten vielen Leuten, welche davon aßen, Brechruhe und fürchterliche Bauchschmerzen, während die am Schifffkupfer unmittelbar hängenden Austern den gefangenen Franzosen während ihres Aufenthaltes in den englischen Pontons zur unschädlichen Nahrung dienten. In medicinischer Hinsicht hat Nauche (Froriep. Not. Bd. 33. S. 112) neueedings die frischen ganzen Austern bei meheen Unteeleibskrankheiten statt der ekelhaften Weinbergeschnecken empfohlen. Damit sie weniger irritiren, versetzt man das in ihnen enthaltene Seewasser mit Milch. Den Saft frischgefangener Austern brauchte man in einer Kardialgie mit großem Erfolge.

Auch die Austernschalen, welche aus kohlensauerm Kalk mit thierischem Leim verbunden, bestehen, sind von technischem Werthe, besonders für die Küstenländer, indem man einen guten Kalk aus ihnen brennt, sodaß Holland dazu einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Austernschalen treibt. Dieser Kalk, der durch einfaches Glühen erhalten wird, ist auch officinell (Calcaria pura e Conchis). Man bereitet aus ihm das sogenannte Austerschalenwasser (Aqua Concharum seu Ostracodermatum). Die wohlgereinigten, feingepulverten Schalen sind unter dem Namen peäpariete Austerschalen (Conchae oder Testae Ostreae oder Ostrearum praeparatae) bekannt [6]).

---

6) Als Nahrungs- und Heilmittel zeichnen sich die frischen Austern von mittler Größe aus, welche in klarem Wasser gefischt sind. Die Behauptung Mancher, daß die an den Küsten der offenen See gefangenen besser sein sollen, als die von den Ufern der Meeresbuchten, dürfte wol durch das Beispiel der im venetianischen Meerbusen gefangenen widerlegt sein, welche allgemein für die wohlschmeckendsten gelten. Vorzüglich und zugleich sehr wohlfeil sollen auch die Austern in Neusüdwales sein. Größer sind die des mittelländischen Meeres, als jene des Oceans. Vermöge ihrer vielen Gallerte und ihres feinen Faserstoffs *) sind sie sehr nährend, und, frisch mit ihrem bei sich führenden Salzwasser, allein oder auch mit etwas Citronensoft, oder mit Salz und Pfeffer, oder als Suppe gekocht und mäßig genossen, für an sich gesunde Magen, für Greise, schwächliche Kinder, ja selbst für Reconvalescenten noch hitzigen Krankheiten, ein treffliches Restaurationsmittel, das stark und zugleich fett macht. Bei Erschöpfung und Schwäche jeder Art dienen sie als Analepticum. Auch bewähren sie sich in vielen Fällen als Aphrodisiacum. Marinirte machen das vorzüglichste Lebensmittel der Mannschaft englisch-amerikonischer Schiffe auf weiten Reisen aus. Bei Schnupfen und Lungenkatarrh, in geringern Graden der Lungenschwindsucht ohne entzündliche Anlage, bei langwierigen Durchfällen, aber auch gegen Verstopfung bei Hämorrhoiden und Hypochondrie, Bleichsucht, Skrofeln, Kropf, Skorbut bei skirrhöser Entartung der Speiseröhre, bei beginnendem Skirrhus des Pförtners leisten sie gute Dienste, im letztern übel besonders das Austernwasser (Meerwasser) zu 5—6 u. m. Eßlöffeln voll alle Tage. Auch schwangern, leicht vomirenden Frauen, bekommen sie ganz wohl. Wein, zumal weißer, säuerlicher, selbst verfälschter Champagner, behagt am besten dabei, und man kann viel mehr von diesem vertragen; starker geistiger Wein mache die Austern hart, zähe, schwer verdaulicher. Strenge Diät und Thee mit Citronensaft verhüten jede Indigestion durch dieselben. Heinrich IV., König von Frankreich, ward durch einen Austernschmaus vom Wechselfieber geheilt. Endlich sind sie auch zum äußerlichen Gebrauche bei alten bösartigen Geschwüren empfohlen worden. — Weniger leicht verdaulich ist der die eigentliche Auster umgebende Bart oder Schweif, noch unverdaulicher ihr Komm oder Wirbel. Die alten verdorbenen, schon übelriechenden Austern sind nicht mehr genießbar. Marinirt, gekocht oder gebraten lassen sich auch die frischen schwerer verdauen. In den Monaten Mai, Juni, Juli und August erregen sie leicht Vergiftungszufälle; Beispiele davon, besonders durch den Cancer pulex u. a. gefrorene Austern, gibt es sogar in den Monaten, wo sie sonst gesund sind. Ein Hauptsymptom solcher Vergiftungen ist heftige, oft in Kurzem tödtliche Kolik ꝛc. Auch mehre Krankheitsepidemien in Havre, Dünkirchen u. a. Seestädten, will man dem Genusse der Austern, besonders zur Laichzeit, zuschreiben. (Vergl. den Art. Auster, und über den Austernfang im nördlichen Frankreich das Morgenblatt für gebildete Stände. 1828. Nr. 144. S. 591 fg. Manuel de l'amateur d'huitres, par *Alex. Martin*, und De la peche, du parcage et du commerce des huitres en France, par *P. A. Luis*, à Paris 1828. Teutsche mit Vorr. und Zusätzen verm. Ausgabe von M. Lud. Schmidt, mit zwei Kupfern. Leipzig 1828. 16.)

(*Th. Schreger.*)

*) Auster diesen beiden Bestandtheilen enthalten sie Schleim, vieles Osmozom, eine eigene thierische Substanz mit vorwaltendem Phosphorgehalt, viele Salztheile, dergleichen das Seewasser selbst enthält, viel phosphorsaures Eisen und Kalk nebst vielem Wasser und weniger fester animalischer Substanz (Vergl. *Pasquier*, Essai médic. sur les Huitres, à Paris 1818.)

Digitized by Google

2) O. Hippopus *Lamarck's* (Animaux sans vertèbres VI. p. 205). Diese Art, sonst immer mit der eßbaren Auster verwechselt, weil sie häufig mit und unter dieser vorkommt, ist zuerst von Lamarck getrennt worden, und unterscheidet sich schon allerdings durch ihren ganzen habitus, durch Größe, Schloßbreite, und Schalendicke. Sie ist rund, unregelmäßig, oben und unten mit kaum vorspringenden concentrischen Blättchen bedeckt, welche besonders gegen die Ränder dichter stehen und die untere Schale ist immer dicker, gewölbter und größer, als die obere und mit unregelmäßigen Längsrippen besetzt, welche von jenen Blättchenreihen querdurchschnitten werden. Innen ist die Muschel ganz weiß, ihre Oberfläche etwas wellig und der Muskeleindruck verhältnißmäßig größer und steht mehr nach Vorn. Der Schloßtheil ist immer in die Breite gezogen, der der untern Schale zeigt in der Mitte eine Rinne, welche zu beiden Seiten durch einen herablaufenden Wulst begrenzt ist; diese Rinne ist in der obern Schale flacher, und die Wülste sind nur angedeutet. Alte Individuen dieser Art haben bei geschlossenen Schalen mitunter eine Dicke von 4 Zoll. Die durch das Thier eingenommene Höhlung hat dagegen kaum eine Tiefe von 7—8 Linien. Wenn man diese Schalen so betrachtet, so sollte man glauben, daß sie gewaltig schwer sei, dies ist aber keineswegs der Fall, sie ist vielmehr sehr leicht, indem die Schale aus dünnen Platten besteht, die große Räume zwischen sich lassen. Diese Muschel lebt theils im Ocean, noch mehr aber im Kanal. Ihre Größe ist 15—16 Centimètres Länge, 12—13 Breite.

3) O. adriatica *Lamarck* (Knorr, Vergnügen der Augen T. V. t. 14. f. 3—5). Die Schale schief eiförmig, selbst etwas geschnabelt, oben flach, die Schalenplättchen flach, die innere Seite am Schlosse gezähnelt. Findet sich besonders im Golf von Venedig.

4) O. cochlear *Poli* (Sest. II. pl. 28. f. 28). Die Schale sehr dünn, sehr zerbrechlich, auf der Oberfläche fast ohne Plättchen, auf der obern Seite fast ausgehöhlt, rosenfarben. Findet sich im Mittelmeere.

5) O. cristata *Lamk.* (*Adanson* voyage au Sénégal, t. 14. f. 4). Die Schale sehr dünn, rund, erweitert, die obere Schale platt, kleiner als die untere, aus häutigen, deutlichen, dachziegelförmig über einander liegenden Plättchen gebildet. Aus dem östlichen atlantischen Ocean.

6) O. parasitica *Gmelin* (*Rumph.* Mus. t. 46. f. o; *Klein.* Ost. t. 8. f. 17; *Chemn.* Conch. T. VIII, t. 74. f. 681? Gasar. *Adans.* Sénég. t. 14. f. 1; Encycl. pl. 178. f. 1. 3; Vétan. *Adans.* Sénég. t. 14. f. 3; Encycl. pl. 185. f. 2; *Lamk.* Animaux s. vert. T. VI. p. 205. nr. 14. Diese Art ist länglich schmal, die untere Schale tief, etwas kahnförmig, mit einem großen Theil ihrer Fläche aufsitzend, fast glatt oder nur mit einigen stumpfen, unregelmäßigen Rippen versehen, der Backen ist spitzig, dreieckig, bald gerade, bald auf die Seite gebogen, die mittlere Rinne in diesem Schloßtheil ist kaum angedeutet und sehr schmal, dagegen die Erhöhung an den Seiten sehr breit, die obere Schale ist platt, deckelförmig, außen blätterig, ihr Schloßbacken ist sehr kurz, und zeigt weder eine Rinne, noch Seitenwülste, das Band ist am Rande befestigt, schwach gebogen und in der Mitte vorspringend; außen sind die Schalen dunkelviolet, innen ist diese Farbe glänzender, manchmal mit Perlweiß und Roth gemischt, der Muskeleindruck ist klein, seitlich, rundlich und immer violet, diese Schale ist 65 Millemètres lang, 35 breit. Sie führt in den französischen Colonien den Namen huître des mangliers.

7) O. ruscuriana *Lamk.* Die Schale dick, eiförmig, länglich, der Backen der untern Schale etwas eingebogen, der obere gerade, inwendig weiß mit schwarzrothem Rande, der obere Rand ist gerade. Sie kommt von den afrikanischen Küsten.

8) O. virginica *Lister.* (Conch. t. 201. f. 35: *Favanne* Conch. pl. 41. f. l. 2; Encycl. pl. 79. f. 1—5. O. virginiana *Gmel.* nr. 113; *Lister.* Conch. t. 200. f. 34; *Petiv.* Gazoph. t. 105. f. 3; *Lamk.* Anim. s. vert. T. VI. p. 207. nr. 18). Eine große Art, welche von den Küsten Virginiens kommt, und durch ihren schmalen Bau und die violete Farbe ihres Muskeleindrucks leicht unterschieden wird. Sie ist in die Länge gezogen, schmal, nach dem Schlosse zu schmäler, die untere Schale ist hohl, inwendig weiß, gegen den untern Rand violet-röthlich, der Muskeleindruck ist halbmondförmig, quer, schmal, der Länge nach gebogen, steht in der Mitte der Schalen und ist immer von einem schönen Dunkelviolet. Das Schloßtheil ist schmal, verlängert, spitzig; in der Mitte steht eine nicht sehr tiefe, breite Rinne, welche auf jeder Seite einen wenig vorspringenden Wulst hat. An der obern Schale, die sehr platt ist, ist der Schloßtheil im Allgemeinen weniger verlängert, er ist leicht gewölbt und die Rinne des Bandes ist kaum nach Außen etwas hohl. Die eine und die andere Schale sind mit schuppigen Blättchen bedeckt, die Farbe ist röthlichgelb mit Blau und Braun gemischt. Diese Muschel erreicht oft eine bedeutende Größe, und es gibt Exemplare, welche über 2 Decimètres (etwa 8 Zoll) Länge und 10—12 Centimètres Breite haben.

9) O. canadensis *Lamk.* (Encycl. Méthodique pl. 180. f. 1—3). Der vorigen nahe verwandt, aber größer, breiter und dicker, auch kürzer; die obere Schale weniger flach. Sie wird über 11 Zoll lang und kommt aus dem Meere von Canada, von der Mündung des St. Lorenzstromes.

10) O. crassissima *Chemn.* (Conch. T. VIII. t. 74. f. 678; *Lamk.* Anim. s. vert. T. VI. p. 217. nr. 16). Diese Art ist, so zu sagen, der Riese der Gattung, sie ist sehr in die Länge gezogen, schmal, gegen das Schloß hin verschmälert, der ganzen Länge nach mehr oder weniger verdreht, die sehr dicke, schwere Schale zeigt verhältnißmäßig zu ihrer Größe nur eine geringe Vertiefung, die untere Schale ist viel größer, als die obere und endigt in einen schnabelförmig verlängerten Schloßtheil, der mit einer breiten und tiefen Rinne versehen ist, und stark in der Quere gestreift erscheint, an jeder Seite der Rinne steht ein breiter, vorspringender Wulst. Diese Wülste sind vom blätterigen Theile der Schale durch eine ziemlich tiefe Furche getrennt. Auf der äußern Seite zeigt

Digitized by Google

diese Schale treppenförmige, ziemlich zahlreiche, stark, besonders nach dem Schloßtheile vorspringende Wachsthumsabsätze, welche durch eine große Anzahl von concentrischen unregelmäßigen Blättern, welche das Wachsthum anzeigen, durchschnitten sind. Das Schloßtheil der obern Schale ist viel kürzer, anstatt einer Rinne steht in der Mitte ein starker gewölbter Wulst, der genau in die Rinne der andern Schale paßt. Auswendig ist diese Schale ebenfalls mit einer großen Anzahl kurzer, nahe aneinander stehender Blätter bedeckt. Innen sind die Schalen glatt, wellig, und zeigen an ihrem untern seitlichen Theil einen rundlichen, mittelmäßigen Muskeleindruck, an dem man zahlreiche Wachsthumskreise bemerkt; die Ränder der Schalen sind in ihrer ganzen Ausdehnung einfach. Diese Schale, von den Sammlern, wegen ihrer sonderbaren Form, der Negerkahn genannt, soll von Virginien kommen.

11) O. mytiloides *Lamk.* Die Schalen länglich, gegen das Schloß, welches stumpf ist, verschmälert, die Oberschale gewölbt blätterig, die untere mit einer Rinne versehen, der Rand inwendig gezähnt. Kommt aus dem indischen Ocean, wo sie an den Wurzeln der an der Küste stehenden Bäume sitzt.

12) O. tuberculata *Lamk.* (Annal. du museum, IV. pl. 67. f. 2. a. b. c). Eiförmig, keilartig, die obere Schale bildet einen Deckel, die untere ist gegen das Schloß kappenförmig und unten mit halbkugeligen zerrissenen Höckern bedeckt. Kommt von der Insel Timor.

13) O. margaritacea *Lamk.* (Anim. s. vert. T. VI. p. 208; Encycl. méthodique. pl. 181. f. 1—3; Diction. de sciences naturell. pl. Ostracés. f. 5). Länglich schmal, zungenförmig, dick, oben und unten blätterig, die untere Schale tief, unterhalb des Schloßtheils tief ausgehöhlt. Dieser ist verlängert dreieckig, fast flach, die mittlere Rinne für das Band kaum ausgehöhlt. Die Blätter, aus denen die obere Schale besteht, sind kürzer und im Allgemeinen regelmäßiger. Diese Oberschale ist glatt, der Schloßtheil spitzig dreieckig, seine Fläche noch platter als an der untern Schale, der Muskeleindruck der Schalen ist etwas seitlich und länglich. Die Schale selbst besteht aus einer schönen glänzenden Perlmuttermasse, rosafarbt, am untern Rande mit regenbogenfarbenem Spiel. Diese ziemlich seltene Muschel kommt aus den südamerikanischen Gewässern. Sie ist 11 Centimètres lang.

14) O. gibbosa *Lamk.* (Encycl. méthod. pl. 182. f. 3. 4. 5). Eiförmig länglich, ungefaltet, sehr bogig, die untere Schale kappenförmig hohl, der innere Rand gezähnelt, 2¼ Zoll lang, der Fundort unbekannt.

15) O. haliotidaea *Lamk.* Länglich, halb oval, der Länge nach so gekrümmt, daß sie das Ansehen eines Meerohrs ohne Öffnungen hat. Die Länge ein Zoll. Kommt aus den Meeren von Neuholland.

16) O. deformis *Lamk.* Diese Muschel ist sehr klein, etwas oval, veränderlich in ihrer Gestalt, die untere Schale ist sehr dünn und sitzt fest auf, die Länge beträgt 8—20 Millimetres. Man findet diese Art häufig in den europäischen Meeren aufsitzend auf andern leeren Schneckenschalen.

17) O. fucorum *Lamk.* Eine ebenfalls sehr kleine Muschel, die länglich etwas dreieckig schief, nach dem Schlosse zu etwas breiter ist, innen perlmutterartig. Man findet sie am Fucus anhängend.

B. Arten, deren Schalenrand deutlich gefaltet ist.

18) O. cornu copiae (*Favanne*, Conch. t. 45. f. e; Encycl. pl. 181. f. 4, 5; *Chemn.* Conch. T. VIII. t. 74. f. 679; *Lamk.* Anim. s. vert. T. VI. p. 210. nr. 33). Diese Art ist länglich kegelförmig, gegen den untern Rand zugerundet, nach dem Schlosse zu verschmälert, wo sie in ein lang gestrecktes, spitziges Dreieck ausläuft. Die untere Schale ist auswendig höckerig und der Länge nach gefaltet, welche Falten concentrisch von den Backen ausgehen, die Falten selbst sind scharf unregelmäßig, nicht sehr zahlreich und entsprechen mehr oder weniger tiefen Zahnbogen am Rande. Inwendig ist diese Schale sehr tief, und fast bis in den Backen rinnenförmig ausgehöhlt, bei einigen erscheint die Furche des Bandes schmal und nicht sehr tief. Die obere Schale ist flach, außen gefaltet und die Randzähne greifen in die Vertiefung der untern Schale; der Backen derselben ist sehr kurz. Außen ist diese Muschel ziemlich tief violet, innen etwas perlmutterglänzend, innen gegen den Rand schön violet und übrigens rein weiß. Der Muskeleindruck verlängert sich seitlich auf einen großen Raum der untern Schale. Diese Art kommt aus den indischen Meeren und mißt 90 Millimetres in die Länge.

19) O. rubella (Mytilus Frons. *Lin.?* — *Born.* Mus. test. p. 121. voy. f. 6; *Lamk.* Anim. s. vert. T. VI. p. 210. nr. 36). Eine kleine hübsche, regelmäßig gefaltete Muschel, sowol auf der obern als auf der untern Schale, sie ist eiförmig länglich, gegen das Schloß etwas verschmälert. Die untere Schale etwas tiefer als die obere, heftet sich vermittels Haken, welche das Thier mit seinem Wachsthume vergrößert, an Gorgonien, Fucus ꝛc. Die Falten, welche diese Schale bedecken, sind divergirend, gehen an jeder Seite von dem Anheftungspunkt aus. Wenn dieses Anhängen zeitig aufhört, so erheben sich dann die Ränder, die Falten laufen strahlenförmig von der Mitte aus, die Falten sind gerundet, ziemlich vorspringend und mit Streifen versehen, welche das Wachsthum hervorbringt; sie bilden am Rande dreieckige, spitzige, ineinander greifende Zähne. Die obere Schale, welche etwas nach Außen gewölbt ist, hat weniger regelmäßige und weniger tiefe Falten, die sich mehr nach dem Rande zu zeigen, um dort die Zähne zu bilden. Der Schloßtheil der Schalen ist kurz und schmal, das Band liegt in einer sehr flachen dreieckigen Verbindung. Inwendig ist die Muschel perlmutterartig röthlich weiß, meist aber gelblich weiß, nach dem Schlosse zu sind die Ränder fein gekerbt, und die Kerben folgen dem Umrisse der außen sichtbaren Zähne. Auf der äußern Seite ist die ganze Muschel eiförmig röthlich violet. Aus dem amerikanischen Ocean; 40 Millimetres lang, bis 27 breit.

20) O. folium *Lin.* (ed. *Gmel.*). Oval, der Rücken ungleich, durch einen Längskamm getheilt, von wel-

Digitized by Google

chem die schrägen Falten der Ränder ausgehen, die Farbe außen rothgelb, inwendig weiß perlmutterglänzend. Findet sich ebenfalls an Baumwurzeln der Küstenländer des indischen und südamerikanischen Oceans.

21) O. plicatula (*Gualt.* Test. t. 104. f. a. *Chemn.* Conch. T. VIII. t. 73. f. 674; Encycl. pl. 184. f. 9; Var. Plicis subimbricatis, angulatis; *Gualt.* Test. t. 104. f. d; *Chemn.* Conch. T. VIII. t. 73. f. 675). Diese Muschel unterliegt vielfältigen Abweichungen, mit Falten am Rande, welche in der Mitte fehlen, mit stumpfen, sehr wenigen Falten, mit länglicher, an den Seiten gefalteter Schale, deren Rücken unregelmäßig gewölbt ist. Im Allgemeinen ist sie rundlich, glatt, röthlich oder bräunlich und die mehr oder minder zahlreichen Falten sind auf der untern Schale tiefer, als auf der obern, die untere Schale fängt mit einer großen Fläche an, und die Falten zeigen sich in der Regel nur an den Rändern, die meistens senkrecht in die Höhe steigen; die Oberschale ist platt, selten etwas nach Außen gewölbt, die Falten entsprechen der der untern. Am Rande finden sich wenige dreieckige, wenige erhabene, breitwurzelige Zähne. Das Schloß ist klein, sehr schmal, die Schloßtheile der Schalen sind kurz, sehr klein, spitzig, treten kaum über den Rand heraus und zeigen eine platte Fläche, welche durch zwei Furchen in drei fast gleiche Theile getheilt ist; der Muskeleindruck ist fast in der Mitte, mittelmäßiger Größe, rundlich und oberflächlich. Die Ränder jeder Seite des Schlosses sind fein gekörnt, die äußere Farbe ist röthlich oder bräunlich, mitunter in das Violete übergehend, innen ist die Farbe weiß, mit etwas Perlmutterglanz, gegen die Ränder gelblich. Diese Muschel kommt aus den indischen Meeren und mißt im Durchmesser 50—55 Millimetres.

22) O. crista galli (Mytilus crista galli *Lin. Gmel.* p. 3350; *Rumph.* Mus. t. 47. f. d; *D'Argenv.* Conch. t. 20. f. d; *Gualt.* Test. t 104. f. e; *Knorr.* Del. t. b. 4. f. 8; Vergn. T. IV. t. 10. f. 3—5; et T. V. t. 16. f. 1; *Chemn.* Conch. T. VIII. t. 75. f. 683. 684; Encycl. pl. 189. f. 3—5, *Lamk.* Anim. s. vert. T. VI. p. 213. n. 45). Eine schöne Art, welche wegen ihrer Gestalt und Seltenheit von Sammlern gesucht wird. Sie ist eiförmig zugerundet, in der Regel mehr breit als lang. Beide Schalen sind fast gleichmäßig gewölbt, die untere ist kaum etwas größer, als die obere, beide sind in die Länge gefaltet, eine oder zwei Hauptfalten gehen von den Haken bis an den Rand und von ihnen gehen seitlich die andern Falten aus, an jeder Seite 3—4. Jede dieser Falten, wenn sie den Rand erreicht, endigt daselbst als großer und tiefer Zahn, von denen die größern am mittlern Theile des untern Randes stehen, der obere Rand ist fast gerade. Der Schloßtheil ist sehr breit und sehr kurz, kaum hervorragend, das Band liegt in der Mitte in einer breiten, aber flachen Grube. Der Muskeleindruck ist etwas seitlich, ist sehr groß, halbmondförmig, die Ränder sind in ihrer ganzen Ausdehnung fein gekerbt. Außen sind die Schalen mit einer großen Zahl körniger, welliger, unregelmäßiger Streifen besetzt, welche meist die Länge nach laufen. Außen ist die Farbe dieser Muschel blaulich violetbraun, innen aber braun mit Gelb marmorirt. Sie kommt aus den indischen Meeren und hat 75—80 Millimetres in der Länge.

23) O. hyotis (Mytilus hyotis *Lin. Gmel.* p. 33, 50; *Gualt.* Test. t. 103. f. a; *Chemn.* Conch. T. VIII. t. 75. f. 685; Encycl. pl. 186. f. 1; *Lamk.* Anim. sans vert. T. VI. p. 213. nr. 47. Diese schöne Art hat mit der vorhergehenden Ähnlichkeit und läßt sich allenfalls mit O. imbricata verwechseln, nur daß ihre Schuppen röhrenähnlich sind. Sie ist eiförmig oder rundlich, und auf ihr stehen 8—10 große, eckige tiefe Falten, auf welchen oben in ungleichen Zwischenräumen große, an der Spitze spatelförmige, röhrige, zurückgebogene, oft trichterförmige Schuppen stehen, deren man auf jeder Falte oft 5—6 zählt. Die Schalen sind fast von gleicher Größe, die obere ist etwas gewölbt, beide laufen in einen spitzigen, kurzen, an den Backen breiten Schloßtheil aus, die Furche des Schloßbandes ist kaum ausgehöhlt, die zwei Höcker neben derselben treten wenig vor, die Ränder sind nirgends gekerbt, innen sind die Schalen weiß in der Mitte und braun an den Rändern. Der Muskeleindruck liegt etwas seitlich, ist groß, rundlich und meist röthlich. Außen ist die Schale tiefbraun. Sie kommt aus den ostindischen Meeren.

24) O. raricosta *Deshayes* (Encycl. Meth. Moll. p. 299). Sie ist lang, schmal, nach dem Schlosse stark verschmälert, das sich selbst schmal und spitzig auszieht, und an der obern Schale ausgehöhlt erscheint. Die untere Schale ist viel größer, als die obere, dünn, ihre Höhle verlängert sich etwas unter den Hauptrand, sie zeigt außen 6—7 starke, strahlenförmig aus einander laufende, schmale, einfache Rippen, deren beide mittelste die stärksten sind. Diese Rippen gehen bis an den Rand, der dünn, ungekerbt und ungezähnt ist. Die obere Schale ist deckelförmig, sie ist flach, ohne Rippen, aber mit concentrischen, dicht dachziegelförmig, wie bei den eßbaren Austern über einander liegenden Blätterreihen. Außen ist diese Art, nach den Backen zu, weiß, nach den Rändern violet marmorirt, innen perlmutterweiß. Der Muskeleindruck ist eiförmig länglich, liegt nach der Länge, ist sehr flach und ebenso gefärbt, wie das übrige Innere. Die Herkunft ist unbekannt, die Länge 85 Millimetres, die Breite 40.

25) O. pulchella *Deshayes* (Encycl. Meth. Moll. p. 299). Eine kleine Muschel, immer von mittelmäßiger Größe, mit dicker Schale, auf der außen eine große Zahl unregelmäßiger Längsfalten stehen, durchschnitten von vielen blätterigen, querstehenden Schuppen. Die untere Schale ist größer, als die obere, und verlängert sich in einen spitzen, schmalen Schloßtheil, welcher der ganzen Länge nach eine tiefe, schmale Rinne hat. Innen verlängert sich die Höhle dieser Schale noch unterhalb des Schloßtheils; sie ist tief, violetweiß, mit braunen und dunkelvioleten Flecken marmorirt. Der Muskeleindruck ist rundlich, steht etwas seitlich und sein Wachsthum ist durch violete Streifen bezeichnet. Die Ränder sind in ungleiche kleine Zähne zerschnitten, welche mit denen der obern

Digitized by Google

Schale correspondiren. Diese letztere ist sehr dick, kaum nach Außen gewölbt, wie die andere mit unregelmäßigen Falten bedeckt; der innere Rand ist in seiner ganzen Ausdehnung gekerbt, die Faebe ist innen tiefer violetbraun und mehr einfarbig, als bei der untern Schale. Diese Muschel kam aus Peru und hat nur 45 Millimetres in der Länge.

26) O. radiata *Lamk.* (Tav. Conch. pl. 45. f. II). Diese Muschel ist in der Regel größer und schwerer als O. hyotis, rundlichoval, gewölbt gefaltet, und mit gleichförmigen, dicht stehenden Rippen besetzt, die mit ziemlich gleichgroßen Blättchen schuppenförmig bedeckt sind; sie ist außen gleichförmig braun, und ebenso auf den innern Rändern gefärbt und stammt aus denselben Gegenden, wie die genannte.

C. Gattung Gryphaea.

27) O. angulata *Lamk.* (Gryphaea angulata *Lamk.* Anim. sans vert. T. VI. p. 198. nr. 1). Nach Deshayes ist diese Muschel ausnehmend selten, Lamarck kannte davon nur zwei vollständige Exemplare, eines in der Sammlung des Museums, das andere in der Sammlung der École des Mines zu Paris. Die Unterschale ist stark gebogen, stark gewölbt, höckerig, mehr oder weniger regelmäßig, innen sehr tief und in einen sehr großen, aufgebogenen, nach der vordern Seite gedrehten Haken auslaufend, dessen obere Cardinalfläche in die Quere gestreift ist, in der Mitte mit einer Rinne, an deren beiden Seiten ein ziemlich vorspringender schmaler Wulst steht. Außen stehen auf dieser untern Schale in der Mitte des Rückens drei starke, eckige, unregelmäßige Kiele, welche den Rand in drei ungleiche Falten theilen. Die obere Schale ist deckelförmig, oben concav, blätterig, innen glatt, die Ränder sind einfach schneidend, unten mit drei Wellenbogen, welche in die Falten der andern Schale passen. Innen sind die Schalen weiß, fast perlmutterglänzend, mit violetem Anstriche, vorn mit einem kleinen violeten Muskeleindrucke. Man kennt das Vaterland dieser Muschel nicht, gibt aber als solches die Umgegend von Bayonne an. Das Individuum der Sammlung des Museums ist nur einen Decimetre lang.

Lamarck zählt außer den angegebenen Arten in der ersten Abtheilung noch folgende auf: O. borealis; O. cristata; O. gallina; O. numisma; O. lingua; O. tulipa; O. basiliana; O. rostralis; O. denticulata; O. spatulata; O. excavata; O. sinuata; O. trapezina; O. rufa; O. australis; O. elliptica. In der zweiten Abtheilung: O. cucullata; O. doridella; O. limacella; O. cucullata; O. labrella; O. glaucina; O. fusca; O. tuebinata. (Dr. *Thon.*)

Ostreit, Ostreites, s. **Ostracites, Ostrea** und **Osteum.**

OSTREOCHAMITES (Paläozoologie). Eine von Walch vorgeschlagene Benennung für fossile Austern mit runder und ovaler Schale. (Walch, Naturgeschichte der Verstein. II. 1, 134.) (*H. G. Bronn.*)

OSTREOCRISTACITES (Paläozoologie), eine alte Benennung für fossile, hahnenkammförmige Austern. (*H. G. Bronn.*)

OSTREOPECTINITES (Paläozoologie). Eine alte Benennung bald für strahliggestreifte Terebrateln (Wallerius, Helwing, Linné, Bourget, Baier, Scheuchzer, Walch), bald für gestreifte Austern in fossilem Zustande (Walch, Naturgesch. der Verstein. II. 1, 134). (*H. G. Bronn.*)

OSTREOPINNITES (Paläozoologie), eine von Walch vorgeschlagene Benennung der fossilen Austern mit langer und schmaler Schale (Walch, Naturgesch. der Verstein. II. 1, 134 fg.). (*H. G. Bronn.*)

OSTREUM (Paläozoologie), von ὄστρεον, Schale, heißt in alten Schriften jede fossile Conchylienschale überhaupt und die austerähnlichen insbesondere (Scheuchzer u. A.) (*H. G. Bronn.*)

OSTREVANT (Austrebantum), kleiner Gau auf dem linken Ufer der Schelde, zwischen Valenciennes und Douay sich ausdehnend, hat, nach Adrian von Valois, seine Benennung davon empfangen, daß er auf dieser Stelle die äußerste Grenze von Neustrien gegen Austrasien ausmachte, mithin der östlichste Gau von Neustrien war. Die Schelde bildete die Grenzscheide zwischen Neustrien und Austrasien, wie zwischen den Bisthümern Arras und Cambray. Gaugraf in Ostrevant war der heil. Adalbert, der im J. 750 oder 764 der Begründer des Damenstiftes Denain geworden ist. In der von Kaiser Ludwig dem Frommen für seine Söhne entworfenen Theilung wird Ostrevant zwischen Hennegau und Artois genannt (Amau, Austerban, Adertensis). Hugbaldus, der Mönch von St. Amand, erzählt in der Lebensgeschichte der heil. Rictrudis, sie sei an Adelbald, einen reichen und edlen Mann, der seine Besitzungen vornehmlich in pago Austrebantensi gehabt, verheirathet worden. Nach einer Urkunde Kaiser Karl's des Kahlen waren das Kloster Hasnon und die Döfer Asinium und Wavercium (Oisy und Waurechain), in comitatu Atrebatensi, in pago Ostrebanto, gelegen. Als ein dem Könige der Westfranken unterworfener Gau bildete Ostrevant einen Bestandtheil der großen Grafschaft Flandern, bis auf die Zeiten des Grafen Balduin VI. Dessen Sohn, ebenfalls Balduin genannt, wurde von seinem Oheime, Robert dem Friesen, der Grafschaft Flandern entsetzt, mußte auch durch Vertrag vom J. 1076 auf dieselbe verzichten, nur daß er das einzige Ostrevant behielt, welches er sodann mit dem schon früher besessenen Hennegau vereinigte. Die französische Oberlehenherrlichkeit kam allmälig in Vergessenheit und Ostrevant folgte dem Schicksale des übrigen Hennegaues, nur daß es dem Erstgebornen des regierenden Grafen als Apanage gegeben zu werden pflegte. Des Franko von Borselen Besitz war nur leibzüchtig; er wurde ihm gegeben durch den Vertrag vom 3. Juli 1432, worin seine Gemahlin, Jakobine von Baiern, nochmals ihren Rechten auf Hennegau und Holland entsagte, und 1472 erfolgte der Heimfall. Die Äbtissin von Denain führte den unfruchtbaren Titel einer Gräfin von Ostrevant, der Archidiakonus von Ostrevant war aber einer der vornehmsten Dignitarien an dem Dom zu Arras. Lehensleute des Grafen von Hennegau waren jene Herren von Ostrevant, aus denen Gottfried, zugleich Castellan von Valenciennes, Herr von Ribemont, Origny und Château-Porcien, sich im J.

Digitized by Google

1140 mit Yolantha, der Tochter von Gerhard von Wassenberg und der Gräfin Irmgard von Geldern verheirathete. Yolantha, die Erbin von Dodowerth und Dalem, war des Grafen Balduin III. von Hennegau, Valenciennes und Ostrevant Witwe, und hinterließ aus der zweiten Ehe zwei Kinder. Der Sohn, Gottfried, starb ohne Nachkommenschaft, die Tochter, Bertha, heirathete 1) den Grafen Otto II. von Duras; 2) den Ägidius von St. Aubert. Diese Herren von Ostrevant waren des Geschlechtes Bouchain; das Städtchen Bouchain gilt auch noch heute als die Hauptstadt von Ostrevant, und die Castellanei Bouchain mag so ziemlich den Umfang des alten Gaues darstellen. Übrigens hieß das Ländchen niemals Astavan, wonach das unter dem Art. Bouchain Gesagte zu berichtigen. (*v. Stramberg.*)

OSTRITZ, Stadt an der Neiße in der königl. sächs. Oberlausitz, gehört der nahe gelegenen Cisterzienser-Nonnenabtei Marienthal, hat eine katholische Pfarrkirche, Posthalterei und gegen 1400 Einwohner, welche Leinen- und Tuchweberei betreiben. (*G. F. Winkler.*)

OSTRÖMISCHES REICH [1]). Das oströmische Reich umfaßte nach der Bestimmung des Theodosius die praefecturae Orientis und Illyrici. Die praef. Orientis umfaßte fünf Diöcesen: Orientis, Aegypti, Asiae, Ponti und Thraciae, die in 41 Provinzen zerfielen und alle asiatische Länder, Ägypten nebst dem angrenzenden Libyen, Thrakien und die Donauländer begriffen. Die praef. Illyrici bestand aus den beiden Diöcesen Dacien und Makedonien, welche 11 Provinzen ausmachten, von denen Noricum, Pannonien und Dalmatien zum Abendlande geschlagen wurden, die übrigen: Mösien, Makedonien, Griechenland und Kreta umfassend, zum oströmischen Reiche gehörten, welches sich somit von der Niederdonau bis an Persiens und Äthiopiens Grenzen erstreckte [2]). Dazu kamen später noch Theile des abendländischen Reichs; während anderseits Barbareneinfälle und Kriege mit Persern und Arabern diesen Besitzstand veränderten und immer mehr beschränkten.

Als Theodosius kurz vor seinem Tode das römische Reich unter seine beiden unmündigen Söhne theilte, gedachte er keineswegs zwei getrennte Reiche zu stiften; beide sollten vielmehr auch so noch Ein Reich bilden, wie bei frühern Theilungen. Allein obgleich diese Idee noch tief im Mittelalter herrschend und nicht ohne bedeutende Folgen blieb, so wurden doch in der Wirklichkeit beide Theile nie wieder unter einem Herrscher vereint. Und wenn unleugbar jene Anordnung des Theodosius, statt der Sicherung und Erhaltung, vielmehr den Untergang und die Vernichtung wenigstens des einen Theils beschleunigte, so vernimmt man darin fast einen Anklang des alten tragischen Schicksals, wo der Mensch eben durch das, womit er dem drohenden Verderben entfliehen will, dasselbe vielmehr erst recht heraufbeschwört. Fast ein Jahrtausend überdauerte das oströmische Reich den Fall der westlichen Hälfte, denn trotz aller Zerrüttungen und Wirrnisse theologischer Streitigkeiten (Nestorianische, Eutychianische, monophysitische ꝛc.) die als Staats- und Cabinetssachen betrachtet wurden [3]), trug doch selbst diese Wichtigkeit und unabhängige Stellung der Geistlichkeit, indem sie den absoluten Despotismus modificirte [4]), während das weltliche Oberhaupt zugleich als gewissermaßen heilige Person erschien [5]), wesentlich dazu bei, dem Reiche eine gewisse sittliche Würde zu verleihen. Der Despotismus selbst verlieh den Maßregeln gegen äußere Feinde eine gewisse Kraft und Sicherheit, und die Blüthe des Nationalwohlstandes durch Gewerbe, Handel und Schiffahrt gab wenigstens die Mittel, dieselben, wenn man sich ihrer durch Waffen nicht erwehren konnte, mit reichlichen und prompten Tributen abzufinden, oder in Freunde zu verwandeln; während die Versuche, das Ungewitter der Barbareneinfälle möglichst nach Westen abzuleiten, meist gelangen, und so aus des Westreiches Untergange recht eigentlich für das Ostreich neue Lebenshoffnung entsproß. Hierzu kommt die ausgezeichnet günstige und feste Lage der Hauptstadt [6]);

---

1) Quellen. Die Byzantiner, vergl. *Meusel*, Biblioth. Hist. V. P. I. p. 108 sq. und Rühs S. 18, 62, 78, 96, 110. Rehm 1. Th. S. 189, 424. 2. Th. 2. S. 399. 3. Th. 2. S. 275. Wachler, Handbuch der Geschichte der Litteratur. (2. Ausg.) 2. Th. S. 67 fg., 125 fg.

Neuere Werke zur Geschichte des oströmischen Reichs.

* *Du Fresne*, Historia Byzantina duplici commentario illustrata etc. (Paris 1680. T. II. Fol.) Nach dieser Ausgabe wird citirt werden. (Venet. 1729. Fol.) Unschätzbare Vorarbeit. *Le Beau*, Histoire du Bas-Empire en commençant à Constantin le grand. (Paris 1757—1811.) 27 Bde. in gr. 12. Vom 22. Bande S. 391 an fortgesetzt von H. P. Ameilhon, eine leblose, aber fleißige und sehr brauchbare Compilation. Teutsch Leipzig 1765—1782. 22 Bde. Guthrie und Gray, Allgemeine Weltgeschichte. 5. Th. 1. Bd. Berichtigt und verbessert von J. D. Ritter. (Leipzig 1768) * *Ed. Gibbon*, History of the decline and the fall of the Roman empire. (London 1776—1788. T. VI. gr. 4., nachgedruckt Bas. 1788. T. XIV. und öfters. (Die Citate sind nach der teutschen Übersetzung. Magdeburg 1788 fg. 14 Bde.) *J. Corentin Royou*, Histoire du bas-empire depuis Constantin jusqu'à la prise de Constantinopel. (Paris 1804 et 1814. T. IV.) unbedeutend. * Fr. Rühs, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. (Berlin 1816.) S. 18—131. * Fr. Rehm, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. (1. Bd. Marburg 1821. 2. Bd. 1. 1824. 2. Bd. 2. 1833. 3. Bd. 1. 1831. 3. Bd. 2. 1834. Die Geschichte des oströmischen Reichs ist bis jetzt darin fortgeführt bis zum Ende des latein. Kaiserthums. * Heinr. Leo, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. (Halle 1830. 1. Th.) *James Emerson*, The History of modern Greece from its conquest by the Romans B. C. 146. to the present time. Vol. I. II. (London 1830.) Werthvoll nur für die Zeit nach der fränkischen Periode. Jak. Phil. Fallmerayer, Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. 1. Theil. Untergang der peloponnesischen Hellenen und Wiederbevölkerung des leeren Bodens durch slavische Volksstämme. (Stuttgart und Tübingen 1830.) Dagegen polemisirend: * Joh. Wilh. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. 1. Theil. Das Alterthum und die mittlern Zeiten bis zu dem Heerzuge K. Rogers von Sicilien nach Griechenland. (Leipzig 1832.) Fr. Chr. Schlosser, Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs. (Frankf. a. M. 1812.) Andere bedeutendere Monographien werden an den betreffenden Orten angeführt werden.

2) *Gibbon.* T. V. c. 29. p. 155 sq. 3) Rühs, Handb. S. 19. 4) Leo, Lehrb. der Gesch. des Mittelalters/ S. 182 und 897. Note. 5) Leo a. a. O. S. 181. 6) *Gibbon.* T. VI. p. 473, 474. T. V. p. 427 sq. Rehm 1. Bd. S. 191.

Digitized by Google

eine große Zahl ausgezeichnetrr Herrscher und Staatsmännrr, denen es nicht entging, daß ein so ungeheures Reich nur durch möglichste Vereinigung der verschiedenen Völker bestehen könnr, und die deshalb eine solche Einheit durch die Elementr der Religion, Gesetzgebung [7]) und Sprache hervorzubringen rifrig trachteten, während kühne und geschickte Feldherren den Ruhm der römischen Waffen aufrecht erhielten.

Erste Periode: Von Arkadius bis auf Basilius den Makedonier (395—867).

Der Anfang schien beidrn Reichen ein umgekehrtes Schicksal zu prophezeihen; denn während Theodosius der Große dem Abendlande und dessrn geistesschwachrm Beherrscher Honorius in der Person Stilicho's einen trefflichrn Feldherrn und umsichtigen Staatsmann hinterließ [8]), ward der gleich schwache Arkadius (395—408) den Händen eines Ungeheuers, wie Rufinus, übergeben, „der in einem Zeitaltrr voller bürgerlicher und Religionsspaltungen von allen Partrien einstimmig die Anschuldigung jedes Verbrechens verdient hat [9])." Zwar ward er, als er eben im Begriffe stand, seine Tochter auf den Kaiserthron zu setzen, von dem Verschnittenen Eutropius gestürzt und durch den Gothen Gainas ermordet (27. Nov. 395), aber nur um einem ihm ähnlichen Ministrr in der Prrson des Eutropius selbst Platz zu machen [10]), welcher dem willenlosen Kaiser mit der fränkischen Ätia Eudoxia verband. Auch er fiel durch Gainas, den **Magister militum**, und durch die Ränke der Eudoxia, die er erhoben hattr (399). Nicht einmal vom schimpflichrn Tode konnte ihn die Beredsamkeit des h. Joh. Chrysostomus [11]) retten [12]). Gainas, der Arianische Gothe, jetzt eigentlicher Herr des Orients, strebte nach dem Diadem; allein er büßte den mislungrnen Versuch der Empörung mit seinem Leben (den 26. Dec. 400) [13]), und ließ drr herrschsüchtigen und schamlosen Eudoxia freien Spielraum (st. den 6. Oct. 404). Während dirser Zeit verwüstrte drr Westgothe Alarich, zu spät durch den tapfern Stilicho gezüchtigt, ganz Griechenland (396) und erhielt dafür zum Lohne (398) von dem elenden oströmischen Hofe die Provinz Illyricum, welche damals auch ganz Hellas umfaßte [14]), bis er mit seinen Heeresschwärmen nach Italien zog (400 fg.) [15]). Hunnen fielen in Ostasien (404), Isaurer in Syrien ein. Von Arkadius ist während dirser Zeit weitrr nichts zu berichten, als daß er am 1. Mai 408 starb. Unter seinem (wahrscheinlich unechten) Sohne Theodosius I., zugenannt „der Schönschreiber," [16]), (408—450, vermählt im J. 421 mit Athenais [Eudoxia], Tochter des Philosophen Leontius) hielt zurrst sein wackrrer Vormund, der Praef. praet. Anthrmius [17]), Hunnen und Perser durch Geld und Waffengewalt in Schranken. Ihm folgte als Vormünderin ihrrs kindischen Bruders im J. 414 Pulchrria (bis 453) [18]). Kriege mit Persien wurden durch Waffenglück und Ländertheilung beseitigt, Genserich, der Vandale, ohne Erfolg brkrirgt [19]), der wilde Attila, dir Geißel Gottes, theils durch demüthigende Zugeständnisse, Landabtretungen und ungeheure Tribute (seit 448 fg.), theils durch kluge Unterhandlungen des Senators Marcianus abgehalten [20]). Religionszwiste zerrütteten das Reich im Innern (Synode zu Ephesus 431 und Räubersynode ebendas. 449, zu Chalkedon 451. Monophysiten und koptische Christrn). Nach Theodosius' Tode (29. Jul. 450) [21]) bestirg Pulcheria [22]) den Thron und heirathete den Senator Marcianus, einen Thrakier, der nach ihrem Tode (st. 453) bis 457 regirrte. Dir Ostgothen erhielten in Pannonien, Sarmatien und Hrrules in Illyrien, Scyren, Alanen und Hunnen in Niedermösien Wohnsitze und Tribute, während die Ostgothrn und Gepidrn durch Waffengewalt von den Grenzen abgrhaltrn wurden. Nach Marcianus' Tode verhalf der Arianische Alane Aspar [23]), Sohn des Feldherrn Ardaburius, erster Feldherr des Reichs, dem Daker Leo I., gen. Macella und Magnus, zum Throne (457—474). Statt aber, wie brdungen, einen von Aspar's Söhnrn zum Cäsar anzunehmen, ließ er vielmehr diesen, um sich seinem Einflusse zu entziehrn, sammt seinrr Familie hinrichten (471) [24]). Während die Macht der Ostgothen fortwährend bedrohlicher ward, bekämpfte man orrgeblich (468) die Vandalrn. Auf Leo I. folgte sein Enkel von der Aeiadne Leo II. (474. Jan. — Nov.), und nach drssen frühzeitigem Tode sein Mitregent, der Isaurier Zeno (474—491), der sich nach Beseitigung der Empörung des Basiliskus, Bruders der Kaiserin Verina, welche mit drssen Untergange endete, bis zu seinem Tode untrr Empörungen, Hofintriguen, Rrligionsspaltungen und gefährlichen Kämpfen gegen die Ostgothrn besonders dadurch behauptete, daß Theoderich die letztern mit seiner Bewilligung nach Italien führte und dem Westreiche ein Ende machte (489 fg.) [25]). Nach Zeno's Tode brstieg Flavius Anastasius, gen. Dicorus, Gemahl der Ariadne [26]) den Thron (491—518). Unter den vielen Gefahren, mit denrn er zur Erhaltung seiner wankenden Herrschaft zu kämpfen hattr, war die größte der nach hartrm Kampfe durch gothische Heere glücklich beendete Krieg mit dem wilden und

7) Über das Dogmensystem und das Rechtssystem als die belebenden Substanzen des Reichs, s. Leo, Lehrbuch. S. 183—185. Rehm 1. Bd. S. 192—197. 8) S. die Charakteristik Stilicho's bei Gibbon (T. V. p. 171 sq.). Unbegreiflich ist es wie Rehm (S. 139) eben ihm und seinen ehrgeizigen Einmischungen die wirkliche Trennung beider Reiche Schuld geben mochte, die doch ohne Zweifel weit eher auf Rechnung der Nichtswürdigkeit der oströmischen Minister zu setzen ist. 9) *Gibbon.* T. V. p. 157. 10) Ibid. p. 428—448. 11) Über diese merkwürdige Erscheinung in einer so verderbten Zeit s. *Gibbon.* T. V. p. 455—469. 12) Ibid. T. V. p. 447. 13) Ibid. p. 449—455. 14) Zinkeisen 1. Th. S. 630—645. *Gibbon.* T. V. p. 203—214. 15) Ibid. p. 288—376.

16) Bei Gibbon heißt er der Jüngere, bei Leo der Erste; bei andern Historikern der Dritte oder Zweite. 17) *Gibbon.* T. V. p. 474 sq. 18) Ibid. p. 476 sq. 19) *Gibbon.* T. VI. p. 14—37. 20) Ibid. p. 57—96. 21) Unter ihm ward die Sammlung der Edicte von Constantin an verfaßt. Codex Theodosianus. 22) Die Heilige. *Gibbon.* T. VI. p. 218. 23) Aspar an Stilicho erinnernd. *Gibbon.* T. VI. p. 219 sq. 24) Gegen Gibbon's Urtheil über diese schändliche und treulose That T. VII. p. 5 sq. s. H. Leo S. 187. 25) *Gibbon.* T. VII. p. 12 sq. 26) Der Tochter Leo's I. Magnus oder Macella. Vergl. *Du Fresne*, Famil. Aug. Byz. T. I. p. 79, 82 sq.

Digitized by Google

kriegerischen Bergvolke der Isaurer (492—498). Unglücklicher ward der persische Krieg (502—505) durch Geldopfer beendet. Die Donaugrenze verheerten wilde, zum Theil fast noch unbekannte Barbarenhoeden (Bulgaren) [27]). Dazu kam noch die Anklage und Anfeindung wegen Ketzerei, der trotz aller Vorsicht Anastasius nicht entging. Er starb den 8. Juni 518 [28]). Unter mannichfachen Intriguen bestieg der Anführer der Leibwache, ein roher, unwissender thrakischer Barbar dunkler Herkunft, Justinus I. (9. Jul. 518 — 1. Aug. 527), den Thron. „Je mehr er selbst der griechischen Bildung ermangelte, desto leichter ward ihm die Orthodoxie [29]),“ durch die er Geistlichkeit und Volk für sich gewann. Vier Monate vor seinem Tode ernannte er seinen Schwestersohn Uprauda [30]), geboren unweit der Ruinen von Sardika (heut. Sophia) zum Mitregenten, der denn auch unter dem Namen Justinian I. nach ihm zum Kaiser ausgerufen wurde (Aug. 527 — 14. Nov. 565) [31]). Die Intriguen des Eunuchen Amantius und des Gothenfeldherrn Vitalian endeten durch Ermordung beider.

Man hat die Regierungsperiode des (Flavius Anicius) Justinianus mit der des französischen Ludwig XIV. verglichen; und allerdings bieten sich, ohne daß wir sie hier weiter verfolgen können, die merkwürdigsten Analogien für die Charaktere beider Regenten und die Zustände ihrer Reiche dar. Justinian's Regierung, „der durch seine Siege wie durch seine Gesetze das oströmische Reich zu einem vorübergehenden Glanze wieder erhob“ [32]), ist in dreifacher Hinsicht zu betrachten: a) Regierungsthätigkeit und Gestaltung der Zustände im Innern; b) äußere Politik und Kriege, und c) Gesetzgebung und Thätigkeit für Kirche und Dogma [33]). — Alle Anordnungen Justinian's gingen aus dem Streben hervor: durch Festigkeit und Einheit der Verwaltung das kaiserliche Ansehen und die Würde des Reichs zu kräftigen. Bedeutenden Antheil an allen seinen Regierungshandlungen gebührt nach seinem eigenen Geständnisse [34]), der berüchtigten Theodora, deren Erhebung aus der tiefsten Erniedrigung einer Lustdirne und Schauspielerin auf den Kaiserthron er 22 Jahre lang (st. 563) nie bereut hat. Ohne Zweifel war sie eine großartige Natur, die weder von ihren Zeitgenossen, noch selbst von den Neuern, etwa Gibbon ausgenommen [35]), richtig gewürdigt worden ist. Zunächst hatte Justinian mit den Factionen des Hippodroms [36]) zu schaffen, die als eins der wesentlichsten Elemente des byzantinischen Lebens aus dem römischen Leben mit hinübergenommen, wuchernd aufgewachsen waren. Bei dem mechanisch geregelten Zuschnitte der öffentlichen Verhältnisse war eine bleibende Opposition nur in der Form des Antheils an diesen Rennspielen vorhanden, und hinter diesen Parteiungen verbargen sich meist sehr ernste politische und religiöse Interessen [37]). Die von Justinian begünstigten Blauen verübten mit durch Straflosigkeit wachsendem Übermuthe die empörendsten Greuel, der in dem furchtbaren Aufruhre Nika genannt (Januar 532) [38]) einen Gegenkaiser Hypatius [39]) erhob, und Constantinopel durch Feuer und Schwert zu vernichten drohte. Nur Theodora's stolze Kühnheit rettete den Kaiser, der bereits zur Flucht sich anschickte, und Belisar und Mundus dämpften mit einem Heere von 3000 Veteranen die Gluth des Aufruhrs in dem Blute von 30,000 Erschlagenen [40]). Dennoch störten späterhin, bald nach Erneuerung der Spiele, noch wiederholt die Zwiste der blauen und grünen Faction die Ruhe der Hauptstadt und des Reichs. — Die 64 Provinzen und 935 Städte, welche es zur Zeit Justinian's umfaßte, waren zum Theil durch Ackerbau, Gewerbe und Manufacturen in sehr blühendem Zustande [41]). Daneben begünstigte Justinian den Handel; der Seidenbau ward durch seine Veranlassung in Europa eingeführt, und der Plan, sein Reich von der Abhängigkeit des indischen Handels von den Persern zu befreien, bezeugt seine ebenso großartige als umsichtige Politik [42]). Die Überlieferungen von seinem Geize, seiner Verschwendung und seinem schlechten Finanzsystem sind aber mit großer Vorsicht zu betrachten [43]), wenngleich sein Finanzminister, Johann von Kappadokien, in einem mehr als zweideutigen Licht erscheint [44]). Dagegen erhöhten die prachtvollsten Bauwerke in der Hauptstadt wie in den verschiedensten Theilen des Reichs den Glanz seiner Regierung [Baumeister Proklus und Anthemius [45])], während die mit unermeßlichem Aufwande überall erneuerten oder vermehrten Befestigungen ein trauriges Zeichen der zweifelhaften Sicherheit abgaben [46]). Unter Justinian verhallten auch die letzten Klagen des sterbenden Heidenthums in den Philosophenschulen zu Athen, deren Schließung der Kaiser im J. 529 befahl, worauf die letzten Lehrer griechischer Weisheit zum persischen Könige Kosroes auswanderten [47]). Mit diesem Überreste längst vergangener Zeit ging auch ein anderer, der Name des Consulats, unter (541), doch ward es gesetzlich erst 300 Jahre nach Justinian's Tode aufgehoben [48]). An die Stelle der consularischen Jahresbezeichnung trat im oströmischen Reiche die Rechnung nach Jahren der Welt. — Über innere Kriege und äußere Politik dürfen wir uns kürzer fassen. Belisar und Narses sind die Helden, durch deren Arm Justinian seine Siege erfocht. Begünstigt durch den Verfall der Macht unter den Vandalen und Ostgothen eroberte Belisar Afrika (533), Sardinien, Corsica und die balearischen Inseln, nahm den

27) S. Rehm 1. Th. S. 206 fg. 28) *P. E. Jablonsky* De morte tragica Imp. Anastasii Dicori. (Francof. ad V. 1744 4.) Vertheidigung des Anastasius. 29) H. Leo S. 187 fg. *Gibbon.* T. VII. p. 70 sq. *Du Fresne*, Fam. Aug. Byz. T. I. p. 95. 30) über diesen Namen und seine Übersetzung *Gibbon.* T. VII. p. 68 Anm. *Du Fresne.* T. I. p. 96. 31) Rühs a. a. O. S. 27, 28. 32) Worte Gibbon's in der Vorrede zum ersten Theile seines Werks. 33) *Gibbon.* T. VII. p. 81. 34) Novell. VIII, 1. *Gibbon.* T. VII, 98. 35) *Gibbon.* T. VII. p. 81—95. 36) Die albati, russati, prasini und veneti oder caerulei s. *Cassiodor.* Var. III, 51. *Gibbon.* T. VII. p. 97.

37) H. Leo S. 186. 38) *Nixa!* Losungswort der Aufrührer. 39) Neffe des Anastasius s. *Du Fresne* T. I. p. 87. 40) *Gibbon.* T. VII. p. 98—111. 41) Ibid. p. 111—114. 42) Leo S. 188. *Gibbon.* T. VII. p. 115—127. 43) Ibid. p. 128 sq. 44) Ibid. p. 139—148. 45) über Anthemius s. *Agathias*, Histor. T. V, 6. p. 289 sq. ed. Bonn. 46) *Gibbon.* T. VII. p. 143—165. Beschreibung der Sophienkirche zu Constantinopel Ibid. p. 148—155. 47) Zinkeisen S. 625. *Gibbon.* T. VII. p. 189—193. 48) Ibid. p. 193—197.

Digitized by Google

Ostgothen (535) Sicilien und brachte ihr Königreich dem Untergange nahe (536 — 539), von welchem es durch seine zu frühe Abberufung durch den argwöhnenden Despoten (540) und später durch seine unzulängliche Unterstützung nur gerettet ward, um durch den glücklichen Narses, den Besieger von ganz Italien (552—554), gänzlich vernichtet zu werden [49]). Afrika sicherte Joannes der Patrizier (551) gegen die Mauren, und eine Zeit lang gehorchten fast alle Küsten des Mittelmeeres dem byzantinischen Scepter. Minder glücklich ward der Krieg gegen Persien (Kosroes I. Nuschirwan) geführt, und durch Geldopfer (562) geendet [50]). Dagegen wurden die nördlichen Provinzen durch Barbarenschwärme (Hunnen, Bulgaren, Avaren) furchtbar heimgesucht, die selbst bis an die Mauern der Hauptstadt vordrangen und weniger durch den greisen Belisar als durch das Gold des Kaisers zurückgewendet wurden [51]). — Gesetzgebung, Thätigkeit für Kirche und Dogma. Unter Justinian hatte sich das byzantinische Leben im Gegensatze gegen das frühere römische schon so eigenthümlich entwickelt, daß die aus dem eigentlich italienischen Wesen im römischen Reiche hervorgegangenen Richtungen sich nicht mehr lebendig fortbilden und erhalten konnten, sondern einer formellen Zusammenfassung bedurften [52]). Wie im Felde an Belisar und Narses, so hatte auch im Innern Justinian das Glück, einen Tribonian [53]) zu finden (aus Sida in Pamphylien), durch dessen Genie und Fleiß jenes gewaltige Unternehmen glücklich zu Stande gebracht wurde. [Codex Justinianeus in zwölf Büchern, vollendet im J. 528. Zur Ergänzung a) Pandectae oder Digesta in 50 Büchern, eine Sammlung von Erklärungen und Aussprüchen berühmter Rechtslehrer. b) Institutiones in vier Büchern, ein Lehrbuch. Allein diese Sammlung wurde durch eine neu revidirte den 16. Nov. 534 Codex repetitae praelectionis (vermehrt im Verlaufe der Regierung Justinian's durch die Novellae, νεαραί, νεαραι), welche den Namen Πλάτος von ihrem Umfange erhielt (Corpus juris), gesetzlich außer Kraft gesetzt [54])]. Durch jene bürgerliche Gesetzsammlung ward Johannes (st. 577), erst Advocat, dann Presbyter zu Antiochien und Patriarch, veranlaßt, eine ähnliche Sammlung der das kirchliche Recht betreffenden Synodalbeschlüsse (Canones) in 50 Titeln anzulegen, denen er später in seinem Nomonkanon die übereinstimmenden kaiserlichen Gesetze hinzufügte [55]). — Justinian's theologischer Charakter und Thätigkeit für Kirche und Dogma [56]) gingen wie die seiner einsichtsvollsten Vorgänger und Nachfolger darauf aus, theils durch Gewalt die Ketzer zu unterdrücken, theils durch Symbole und Henotiken eine Vereinigung zwischen den streitenden Theilen herbeizuführen. Freilich ward der Natur der Dinge nach das Übel dadurch, statt gehoben zu werden, nur vermehrt. Justinian war eifriger Orthodox und parteiischer Freund der Geistlichkeit; unter allen Titeln schmeichelte der des „Frommen" am meisten seinem Ohre. Seine Regierung war eine ununterbrochene Verfolgung, welche Arianer, Heiden, Juden, Samariter, gleichmäßig traf. In den ersten Jahren seiner Regierung erhob er die Bestimmungen der vier Synoden (zu Nikäa, Constantinopel, Ephesus, Chalkedon) zum Reichsgesetz, und verfolgte unerbittlich die Nestorianer und Eutychianer (Streitigkeit der drei Capitel, fünfte allgem. Kirchenversammlung zu Constantinopel im J. 553). Doch kurz vor seinem Tode (564) verfiel er selbst in Ketzerei. Sein Tod stellte gewissermaßen die Ruhe der Kirche wieder her, wenigstens zeichnen sich die Regierungen seiner vier nächsten Nachfolger durch eine erfreuliche Unthätigkeit in der Kirchengeschichte des Orients aus.

Kometen und Erdbeben [57]), verbunden mit einer verheerenden Pestseuche, erschreckten und verwüsteten während Justinian's Regierung das Reich [58]), welches er nach einer 38jährigen Regierung im 83. Jahre seines müh- und arbeitvollen Lebens, scheinbar glänzend, aber im Innern erschöpft, seinem Neffen Justin II. junior (565 — 5. Oct. 578) hinterließ [59]), unter dessen schwacher Regierung es bald von seiner erkünstelten Höhe herabsank. Die von Justinian mit Undank belohnten Helden, Belisar (st. März 566) [60]) und der seiner Würden entsetzte Narses [61]), waren nicht mehr der Schrecken der Barbaren. Avaren plünderten die Nordgrenzen (565); Lombarden eroberten (Alboin) Italien im J. 568. Die Perser verwüsteten Syrien. In diesen Nöthen erwählte der geisteskranke Kaiser den Thraker Tiberius [62]) zum Cäsar, der ihm im J. 578 folgte. Zwar hielten seine wackern Feldherren Mauritius und Justinian die Perser in Schranken, deren Furchtbarkeit überhaupt sich seit Kosroes Nuschirwan's Tode (st. 579) gemindert hatte; desto härter bedrängten aber die Avaren (Khan Bazan) das Reich. Ihm folgte sein Schwiegersohn [63]), der tapfere Feldherr Mauritius I. (582 — 603) [64]). Vergebens bekämpfte er nicht unrühmlich die auswärtigen Feinde, Perser (Kosru Parwiz) und Avaren (595—602), indem er nach Theodosius des Großen Tode zuerst wieder als Kaiser persönlich gegen die letztern auszog. Das Elend des Landes konnte er nicht mildern, die Geistlichkeit war ihm verfeindet, und dem Heere machte ihn seine Strenge verhaßt. Ein Theil desselben, dem er befohlen hatte, jenseit der Donau zu überwintern, empörte sich, und erhob den Centurio Phokas zum Exarchen. Die grüne Faction des Hippodroms zu Constantinopel schloß sich dem Aufruhr an. Mauritius entfloh (22—23. Nov. 603) mit seiner Familie nach Asien, und fand zurückgebracht einen grausamen Tod mit allen den Seinigen [65]).

49) *Gibbon.* T. VII. c. 41. p. 198—239 und T. VIII. c. 43. p. 2 sq. 50) *Gibbon.* T. VII. c. 42. p. 340—431. 51) Zinkeisen S. 664—684. 52) Leo a. a. O. S. 188. 53) *Gibbon.* T. VIII. p. 143 sq. 54) Ibid. c. 44. Rehm 1. Bd. S. 213—215. 55) Rehm 1. Bd. S. 215, 216. *Gibbon.* T. VIII. c. 14. p. 146 sq. 56) *Gibbon.* T. IX. p. 78—93.

57) *Gibbon.* T. VIII. p. 88. Streitigkeiten der Physiker jener Zeit über die Erdbeben und ihre Ursachen mit Bezug auf Aristoteles s. bei *Agathias*, Hist. V, 6. p. 269. Bonn. 58) *Gibbon.* T. VIII. p. 84—99. 59) *Du Fresne* T. I. p. 99. 60) *Gibbon.* T. VIII. p. 76 sq. 61) Ibid. p. 259 sq. 62) *Du Fresne* T. I. p. 103. *Gibbon.* T. VIII. p. 246—274. Bei ihm heißt er der Zweite, bei Rehm und Leo der Erste. 63) *Du Fresne* T. I. p. 107. 64) Charakteristik bei *Gibbon.* T. VIII p. 279—281. 65) Ibid. p. 353—366.

Digitized by Google

Aber nicht lange genoß der grausamr und verworfenr Mörder Phokas (603—610) die Früchte seiner Unmenschlichkeit. Seine siebenjährige Regierung war eine Kette der schauderhaftesten Greuelthaten, die ihn den größten Ungeheuern, die jr einen Thron befleckten, würdig zur Seite stellen [66]). Während dessen wurden Syrien, Phönikien und Palästina von den siegenden Peesern verheert [67]). Endlich befreiten der Sohn des Exarchen von Afrika [68]), Heraklius und sein Freund Niketas, die Welt von diesem Scheusale. Phokas ward (6. Oct. 610) grausam ermordet und der Sieger zum Kaiser ausgerufen.

Heraklius (610—641) übernahm die Regierung des zerrütteten Reichs unter den verzweifelndsten Umständen. Erst nach fast zwanzigjährigen furchtbaren Kämpfen gelang es ihm, Persien, welches seine Eroberungen bereits bis nach Ägypten ausgedehnt hatte, zu einem vortheilhaften Frieden zu zwingen (629). Während dessen hatte er sich noch der Avaren zu erwehren, die das durch Seuchen und Hungersnoth geschwächte Reich hart bedrängten. Aber seine Energie und Thätigkeit siegte über die Ungunst der Umstände, und erwarb ihm den Ruhm des Retters seines Reichs. Leider lähmten die unter ihm mit erneuerter Wuth ausbrechenden Religionsstreitigkeiten [69]), die er vergebens beizulegen sich bemühete (Ekthesis) seine Kraft, als drei Jahre nach Beendigung des persischen Kriegs, die fanatisirten siegestrunkenen Araber dem Ostreiche Syrien, Phönikien, Palästina und Ägypten entrissen (632—640). Die Vertheidigung des Reiches seinem Feldherrn überlassend gab er obenein durch eine kanonisch verbotene Ehe mit seiner Nichte, Martina, dem Volke Anstoß [70]). Er starb kurz nach der Eroberung Alexandria's (den 11. März 641) an der Wassersucht [71]). Ihm folgte sein Sohn Constantinus I. (III.), der nach 103 Tagen, vielleicht durch das Gift seiner Stiefmutter, Martina, starb, welche darauf im Namen ihres Sohnes, Herakleonas, sich der Herrschaft bemächtigte (641 den 25. Mai). Allein schon nach wenigen Monaten wurden beide auf Betrieb des Feldherrn Valentinus vom Senat entsetzt, und verstümmelt ins Kloster geschickt. Der zwölfjährige Constans [72]), Sohn des Constantinus (642—668) täuschte die Anfangs durch Proben von Milde und Einsicht erregten Hoffnungen durch Grausamkeit, die selbst den leiblichen Bruder nicht verschontr (Theodosius starb 659). Unter ihm wurden die Araber immer drohender. In kirchlicher Hinsicht ist sein „Typus" zu bemerken, in welchem er die monotheletitische Streitfrage zu besprechen verbot [73]). Um Italien gegen dir Longobarden zu sichern, ging rr selbst (660) mit einem Heere dahin, ja rr gedachte sogar die Hauptstadt nach Rom zurückzuverlegen, woran ihn jedoch die Entschlossenheit der Bürger von Constantinopel hindertr, welche seiner Familie nicht gestatteten, ihm nachzureisen. Unterdessen ward sein Heer im Kampfr gegen dir Longobarden (Grimoald) aufgerieben, worauf er selbst, nachdem er mit räuberischer Hand Roms Kirchenschätze geplündert hatte, sich nach Syrakus zurückzog. Hier ward rr durch eine Hofintrigue im Bade ermordet (668), und der schöne Armenier Mizzig (Mezzetius, Mezentius [74]) wider seinen Willen mit dem Kaiserpurpur bekleidet, den er schon nach wenigen Monaten sammt dem Leben durch Constantin II. (IV.) den Bärtigen [75]) (Πωγωνάτος) 668—685 verlor, der in Constantinopel als Nachfolger seines Vaters anerkannt, mit einer großen Flotte nach Sicilien segelte und den unglücklichen Usurpator hinrichten ließ. Den Tribut, welchen er von den Arabern (Moawijah) für die von ihnen eroberten Länder erhielt, verwandte er zur Befriedigung der Bulgaren. Constantinopel, sieben Sommer hindurch (668—675) von den Arabern belagert, war nur durch das griechische Feuer grrettet worden [76]). Hierauf beseitigte Constantin die monotheletischen Streitigkeiten durch die unter seinem Vorsitze gehaltene sechste allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel, in Folge deren die Monotheleten verdammt wurden (Mardaiten oder Maroniten im Libanon, Thomaschristen und Jakobiten oder Kopten).

Dir Regierung seines Sohnes Justinian II. Rhinotmetos (685—711) ist eine der sturmbewegtesten in dieser ganzen Periode [77]). Unglücklich im Kriege gegen die Bulgaren und Araber (693 und 697) verschwendete er im Innern durch unmäßigr Bauten die Kräfte des durch unerschwingliche Steuern gedrückten Reichs. Bornirtheit der Einsicht mit einer gewissen hartnäckigen Zähigkeit des Charakters vereint führten ihn zur Grausamkeit, welche seine Minister, ein Verschnittener und ein Mönch begünstigten. Der Feldherr des Ostens, Leontius, benutzte die allgemeine Erbitterung und stellte sich, eben aus dreijähriger Haft befreit, an die Spitze der Misvergnügten. Justinian ward ohne Widerstand ergriffen und mit verstümmelter Nase (ῥινότμητος) und Zunge ins Exil nach Cherson geschickt, wo dir verächtliche Behandlung der Einwohner seinen Rachedurst schärfte. Unterdessen ging ganz Afrika vollends verloren (Karthago 694), dessen Heer den Feldherrn Apsimarus unter dem Namen Tiberius II. zum Kaiser ausrief. Constantinopel ward durch Verrath erobert und Leontius verstümmelt ins Kloster geschickt (695). Unterdessen war Justinian aus Cherson zu dem Khan der Chazaren entflohen, dessen Tochter er heirathete; jedoch, vor Verrath durch seine Gattin gewarnt, entwich er zu den Bulgaren, deren Fürst, Terbeles, durch seine Versprechungen bewogen, ihn mit einem Heere nach Constantinopel führte.

66) Man sehe das Schaudergemälde seines Charakters und seiner Regierung bei *Gibbon.* T. VIII. p. 366—370. 67) Ibid. p. 374—378. 68) *Du Fresne* T. I. p. 117. 69) Rohm I. Bd. S. 424 fg. *Gibbon.* T. IX. p. 95 sq. 70) *Du Fresne* T. I. p. 118. 71) Über Heraklius vergl. *Gibbon.* T. VIII. p. 386 flg. und T. IX. p. 95, 160 sq. Von Heraklius an ist die Kaisergeschichte bei Gibbon mit bedeutend geringerer Ausführlichkeit behandelt. 72) Eigentlich Constantinus (Flav. Heraklius) s. *Du Fresne* T. I. p. 120. *Gibbon.* T. IX. p. 161—166. 73) *Gibbon.* IX. p. 95.

74) *Du Fresne* T. I. p. 120. 75) Barbati cognomen adeptus est ex eo quod cum suscepta ista expeditione *imberbis* tum esset, post Constantinopolim redux *barbatus* conspectus est. *Du Fresne* T. I. p. 120. *Gibbon.* T. IX. p. 166—168. 76) *Gibbon.* T. X. c. 52. p. 360 sq. 77) *Gibbon.* T. IX. p. 168—175.

Digitized by Google

Durch die unterirdischen Kanäle [78]) der Wasserleitungen drang er in die Stadt (705) und wüthete hier mit entmenschter Grausamkeit gegen seine Feinde. Auf den Nacken seiner beiden von ihm in den Staub geworfenen Gegenkaiser stehend, sah er eine Stunde lang den Spielen des Hippodroms zu, ehe er die Unglücklichen hineichten ließ! Doch darf es als ein Zug edelmüthiger Dankbarkeit nicht unerwähnt bleiben, daß er als Sieger sein treues Weib, die Baebarin Theodora, die Tochter des verrätherischen Chazaren-Khans zu sich nach Constantinopel kommen und krönen ließ. Um sich von den gegen seine Wohlthäter, die Bulgaren, eingegangenen Verbindlichkeiten zu befreien, bekriegte er sie, ward aber geschlagen (708). Jetzt war Rache an den Bewohnern von Cherson für die ihm früher angethane Schmach sein nächstes Ziel. Allein die hartnäckige Wuth, mit welcher er, nachdem die erste Expedition nicht ganz seinem Wunsch entsprochen hatte, auf gänzliche Vernichtung der Stadt drang, gereichte ihm selbst zum Verderben. Die von den Chersoniten mit Hilfe der Chazaren geschlagenen kaiserlichen Truppen empörten sich aus Furcht vor dem Zorn ihres unmenschlichen Gebieters und machten gemeinsame Sache mit seinen Feinden. Der Armenier Bardanes aus Pergamus [79]) ward unter dem Namen Philippicus zum Kaiser ausgerufen. Justinian verlor zwar den Muth nicht, aber von den in der Noth zu Hilfe gerufenen Barbaren und von seinem Heere verlassen und verrathen, ward er sammt seinem Sohne Tiberius ermordet. Mit ihm erlosch das Haus des Heraklius.

Justinian hatte dem Patriarchen von Constantinopel gleiche Rechte mit dem römischen verliehen, und in Kirchensachen überhaupt (Concilium quinisextum 692) scheint er als orthodox bei Volk und Geistlichkeit gegolten zu haben; dagegen machte sich Philippicus ebenso sehr als durch seine Liederlichkeit, durch Begünstigung der Monotheleten verhaßt, während die Araber Kleinasien, und die Bulgaren sogar die Umgegend von Byzanz plünderten. Auch das Heer ward ihm schwierig, und so ward er (713) entthront und geblendet. Sein Geheimschreiber Artemius, unter dem Namen Anastasius II., ward durch freie Wahl des Volks und Senats (ein seltener Umstand) auf den blutigen Thron gesetzt, auf welchem er während seiner kurzen Regierung (713—716), nicht geringe Talente entfaltete; allein mit dem Erlöschen des Kaiserhauses war den Empörungen Thor und Thür geöffnet. Die gegen die Araber [80]) bei Rhodus zusammengezogene Flotte empörte sich, tödtete ihren Admiral, wählte einen Steuerbeamten, Theodosius II. (III.), der kleinen Stadt Atramytium, zum Kaiser, und eroberten Constantinopel durch Verrath. Der entflohene Anastasius ging in ein Kloster. Aber auch Theodosius, noch obenein von den Arabern hart bedrängt, dankte schon im nächsten Jahre (717) ab, da ihn der Feldherr des Ostens, Leo der Isaurier, nicht anerkannte, welcher darauf zum Kaiser ausgerufen in Constantinopel einzog.

Mit ihm beginnt ein neues Herrscherhaus, das der Isaurier, welches durch den Beginn und die consequente Fortsetzung des Bilderstreites [81]), Kämpfe hervorrief, deren Folgen die alten früheen Streitigkeiten übertrafen. Obwol nämlich die Verehrung der Bilder tief in griechischer Vorstellungsweise wurzelte, so strebten doch Leo und sein ganzes Geschlecht mit aller Macht daenach, ihrem Volke die fremdartige semitische Vorstellung von solcher Verehrung, als einem heidnischen Götzendienste, aufzuzwingen. Anfangs verfuhr er mild; bald aber erließ er, trotz aller Gegenvorstellungen des Germanus, Patriarchen von Constantinopel, das Gebot der Wegnahme aller Bildee von Engeln, Heiligen und Märtyrern, wodurch er die Mönche, die meistens selbst diese Bilder verfertigten, in ihrem materiellen Interesse bedrohte. Der Papst und der Patriarch von Jerusalem belegten ihn mit dem Bann, und das ganze Reich spaltete sich in εἰκονοκλάσται und εἰκονολάτραι. Nach Außen gab dafür der kraftvolle und tapfere Feldherr dem Reiche Festigkeit und Sicherheit. Die Araber wurden kräftig zurückgeworfen (718), Sicilien gegen den treulosen Sergius gesichert, und diesem (ein unerhörter Fall!) großmüthig verziehen. Anders Anastasius, der Exkaiser, der einen Versuch, den Thron wieder zu erlangen, mit dem Leben büßte. Auch die durch den Bilderstreit veranlaßten Empörungen, an welche sich auch die Araber anschlossen, gelang es ihm niederzuhalten. Ohne jene selbstgeschaffenen Hemmnisse würde er freilich für sein Reich unendlich mehr geleistet haben, doch verdient er auch so noch immer Theilnahme und Bewunderung, welche die Schmähungen seinee Feinde nicht entkräften können. Das Exarchat in Italien ging freilich verloren (752) und ein furchtbares, lang anhaltendes Erdbeben verwüstete während des Jahres 740 Constantinopel, Nikäa, Nikomedien u. a. Städte; um dessen Folgen gut zu machen, mußte er seine Unterthanen mit harten Auflagen drücken [82]). Er starb am 18. Juni 741.

Mehr noch als ihn verlästert der erbitterte Hohn der Geschichtschreiber [83]) seinen Sohn und Nachfolger Constantin III. (V.) Κοπρώνυμος, auch δυάκτης zubenannt (741—775). Nach Beendigung des durch die Empörung seines Schwagers Artabasdus, des Hauptes der Bilderdiener [84]), entstandenen blutigen Bürgerkrieges (743) entwickelte er seine Kraft und Energie gegen die Araber, Slaven und Bulgaren [85]); und in noch höherm Maße entfaltete er dieselben in dem Kampfe, den er gegen die fanatischen Mönche bestand. Nachdem der Patriarch Alles vorbereitet hatte, er selbst des Thrones sicher war, ihm ein Sohn geboren, den er zum Mitregenten krönen lassen, und syrische Christen, die er nach Thrakien versetzt, und die sich dort Städte gebaut, ihm Sicherheit der Grenze vor den Bulgaren und, weil sie Ketzer waren, im Nothfalle Hilfe gegen die Freunde der Mönche gewäh-

78) Per aquaeductus cuniculos urbem ingressus. *Du Fresne* T. I. p. 121. 79) *Du Fresne* T. I. p. 121. 80) Sie belagerten Constantinopel (715. 718). *Gibbon.* T. X. p. 363 sq.

81) Geschichte dieses Streits s. bei *Gibbon.* T. IX. p. 278—301. Schlosser, Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs. (Frankf. 1812.) 82) Rehm 1. Bd. S. 442. 83) *Gibbon.* T. IX. p. 179 sq. 84) *Du Fresne* T. I. p. 124, 125. 85) Pest in Griechenland und auf den Inseln s. Zinkeisen 1. Th. S. 739, 740.

Digitized by Google

ren konnten, nahm er den Plan des Vaters wieder auf. Den Anfang machte der Kaiser damit, daß er (753) in einer günstigen Zeit, wo die Longobarden den Papst bedrängten, mehre Silentia hielt, in denen die Verordnungen wegen der Bilder erneuert und näher bestimmt wurden. Doch waren die grausamsten Verfolgungen nicht im Stande, den Eifer der Bilderverehrer abzukühlen. Besonders gefiel sich der Kaiser in Verhöhnung der fanatischen Mönche. Sie mußten heirathen, Lustbarkeiten beiwohnen, die Klöster wurden in Kasernen verwandelt [86]). Dafür verehrten ihn später sein Anhänger als einen Heiligen, während ihn die Bilderverehrer im Höllenpfuhle schmachten ließen [87]). Sein schwächlicher Sohn Leo IV. [88]), der Chazare [89]) (775—780), hielt bei größerer Milde doch die Vorschriften seines Vaters möglichst aufrecht, während er durch Wohlthätigkeit die Liebe des Volks und durch nachsichtige Milde die Gunst der Mönche gewann. Der von Karl dem Großen vertriebene Longobardenfürst Adolgir, sowie der bekehrte Bulgarenhäuptling Telerich fanden freundliche Aufnahme an seinem Hofe. Auf allgemeines Bitten des Volkes ließ er (776) seinen einzigen Sohn, den fünfjährigen Constantin [90]), als Mitherrscher krönen. Eine Verschwörung seines darüber unzufriedenen Bruders Nikephorus ward entdeckt, und mit einer in der bisherigen Geschichte des Oströmischen Reichs beispiellosen Gelindigkeit, mit Verzeihung, bestraft! Gegen die Araber stritten erfahrne Feldherrn (Lachanodrakon 778 — 780) mit glücklichen Erfolge. Dagegen betrübte ihn die Abtrünnigkeit seines Weibes, der ränkevollen Irene, deren heimliche Begünstigung des Bilderdienstes er kurz vor seinem Tode entdeckte [91]) und gleichfalls nur mild, mit Entfernung aus seiner Nähe, ahndete. Dieser liebenswürdigste aller byzantinischen Kaiser starb den 8. Sept. 780, ohne Verfügungen wegen der Vormundschaft seines zehnjährigen Sohnes und Mitregenten getroffen zu haben.

Dies benutzte die herrschsüchtige Athenerin Irene [92]), welche sich im Namen des unmündigen Kaisers Constantin IV. (VI.) *Πορφυρογέννητος* [93]) der Herrschaft bemächtigte. Unsägliches Unheil kam jetzt über das Reich. Das von Truppen, die nach Sicilien gegen den Statthalter Elpidius abgeschickt wurden, entblößte Griechenland ward von Sklowinen [94]), Cilicien von den Arabern überschwemmt, und das Reich ward dem Khalifat (Harun Arraschid) tributpflichtig [95]). Doch gelang es (783) darauf dem Feldherrn Staurakios, einem Lieblinge Irenens, die Sklowinen aus Griechenland zu vertreiben [96]). Jetzt wandte sich Irene zu ihrem Lieblingsplane zurück. Ein Concilium zu Nikäa führte den Bilderdienst wieder ein (787), während vom Abendlande her, auf Karl's des Großen Betrieb, eine sehr heftige Widerlegung der nikäischen Beschlüsse erfolgte. Im J. 789 versuchte Constantin sich der lästigen Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter zu entziehen, und obgleich der erste Versuch mislang und Constantin wie ein Knabe mit Schlägen gezüchtigt ward, so nöthigte doch ein Aufstand des Heeres die Mutter, ihrem Sohne (791) einige Selbständigkeit zu verwilligen; allein jetzt trat ihre teuflische Natur hervor. Als Mitregentin verleitete sie den Sohn zu Grausamkeiten und Unklugheiten, die ihm beim Volke und Heere verhaßt machen mußten; und als sie so das Netz über ihm zusammengezogen hatte, ließ sie ihn ergreifen und in dem Saale, wo er geboren war, im Schlafe blenden (797). Auch seine Söhne wurden bald darauf verwiesen und geblendet. Während nun Irene um Erhaltung der Gunst des Volkes und der Mönche die Schätze des Reiches verschwendete, drangen die siegenden Araber verheerend durch Kleinasien bis unter die Mauern der Hauptstadt. Nach dem Tode ihres Hauptbeschützers, des Feldherrn Staurakios (800), suchte der zweite Feldherr Aëtius seinem Bruder Leo den Thron zu verschaffen, während Irene krank darnieder lag. Er vereitelte, wie erzählt wird, den Antrag des Kaisers Karl des Großen, durch eine Heirath mit Irene das Abendland und Morgenland unter einem Scepter zu vereinigen (802). Allein seine Umtriebe waren vergebens. Eine Verschwörung, an deren Spitze der Logothet Nikephorus stand, überfiel die Kaiserin; Nikephorus ward zum Kaiser ausgerufen, und Irene ins Exil nach Lesbos geschickt, wo sie in Verachtung und Dürftigkeit den Rest ihres Lebens (803) durch Spinnen fristete [97]). Von der rechtgläubigen griechischen Kirche ward die Sohnesmörderin als Heilige verehrt! —

Nikephorus, früher Schatzmeister, entwickelte bedeutende Energie in Herstellung der unter Irene zerrütteten Finanzen, sowie in Beschränkung der übermächtig gewordenen Geistlichkeit [98]). Allein seine mit rückwirkender Kraft ausgestatteten Finanzgesetze [99]) erbitterten das Volk, sein Geiz die Soldaten, welche den Bardanes Turcus, den Feldherrn des Orients [1]), zum Kaiser ausriefen (803), der jedoch bald freiwillig sich in ein Kloster zurückzog. Nach Außen hin war seine Wirksamkeit nicht minder energisch und wohlthätig für das Reich. Mit Karl dem Großen wurden im J. 803 Friedensunterhandlungen angeknüpft und 810 zu einem glücklichen Ende geführt. Gegen die Araber, denen er die Auszahlung des von Irene bewilligten Tributs abschlug, zeigte der Kaiser, wenngleich mit schwankendem Glücke, persönliche Tapferkeit und Kriegserfahrung, und Harun Arraschids Tod (809) gab ihm endlich von dieser Seite Ruhe. Ebenso tapfer bekriegte er die Barbaren, die er ohne den Verrath der Seinigen, welcher ihm Leben und Heer ko-

86) Leo a. a. O. S. 241, 242. 87) *Gibbon.* T. IX. p. 181, 182. Rehm 1. Bd. S. 443—449. 88) In der Zahl variiren die Angaben. 89) Propter maternam originem. *Du Fresne* T. I. p. 126. 90) *Du Fresne* l. c. p. 126. 91) „Die Frauen hatten, wie überall, so auch damals in Griechenland am meisten die eigenthümliche Volksweise im Stillen fortgenährt." Leo a. a. O. S. 242. 92) *Du Fresne* l. c. 93) So genannt, weil er im Purpurzimmer (*Πόρφυρα*) des Palastes geboren war. *Du Fresne* T. II. p. 120. Rehm 1. Bd. S. 451. Anmerk. 94) Zinkeisen 1. Th. S. 741 fg. 95) *Gibbon.* T. X. c. 51. p. 425 sq. 96) Zinkeisen 1. Th. S. 752, 753 fg.

97) Rehm 1. Bd. S. 451—463. *Gibbon.* T. IX. p. 184—188. 98) Leo a. a. O. S. 245. 99) Rehm 1. Bd. S. 463. *Gibbon.* T. IX. p. 188 beurtheilt ihn offenbar zu hart.

1) *Du Fresne* T. I. p. 127.

Digitized by Google

stete (811), vernichtet haben würde. Sein schwer verwundet entflohener Sohn und Nachfolger Staurakios [2]) (starb 812), resignirte zu Gunsten seines Schwagers Michael I., Rhangabe (811—813, starb 843). Unter seiner elenden zweijährigen Regierung wurden die von Nikephorus geordneten Finanzen aufs Neue zerrüttet, und der Geistlichkeit durch die Kaiserin Prokopia ihre übermächtige Stellung wiedergegeben. Verrath oder Ungeschick des Feldherrn Michael des Stammlers gab den Bulgaren den Sieg (813), während er seinen Collegen Leo den Armenier zur Annahme der Kaiserwürde zwang. Michael I. ging ins Kloster. Leo III. (V.) Armenius (813—820), war durch eine Partei der umsichtigsten und muthigsten Officiere und der einsichtsvollsten Männer aus andern Ständen erhoben, welche durch einen verständigen Militairdespotismus eine bessere Verwaltung und größere Einheit des Reichs begründen wollte [3]). Leo entsprach ihren Erwartungen vollkommen. In glücklichen Kriegen gegen Bulgaren und Araber stellte er die Würde der oströmischen Waffen wieder her. Die zerstörten Städte in Thrakien und Makedonien wurden neu aufgebaut, die Verwaltung und Rechtspflege streng und kräftig geordnet. Aber sein Plan, den Bilderdienst wieder abzuschaffen, ein Plan, der keineswegs ohne tiefere politische Motive war [4]), entfremdete ihn seiner Partei und stürzte ihn ins Verderben. Sein Erheber, der trotzige Patrizier Michael der Stammler, zettelte eine Verschwörung an. Sie ward entdeckt und Michael verhaftet. Die Aufschiebung seiner Hinrichtung aber gab den Verschwornen Zeit, Leo ward in seiner Kapelle ermordet (25. Dezbr. 820) und Michael II., der Stammler, noch in Fesseln zum Kaiser ausgerufen. Der Kronprätendent Thomas ward zwar (825) besiegt und gefangen; aber Sicilien und Kreta gingen an die Araber verloren. Die Bilderfreunde riefen durch ihren Übermuth die Verfolgung des von ihnen erwählten Kaisers auf. Michael starb 829. Sein Sohn Theophilus (829—842), Zögling des gelehrten Johannes Grammaticus, erneuerte die Bilderverfolgung mit besonderer Heftigkeit, erbittert über den Fanatismus der Bilderdiener, welche das wissenschaftliche Leben als eine Ausgeburt des Teufels verschrieen. Freund und Beschützer der Künste (Baukunst, Musik) und Wissenschaften (Leo Philosophus), handhabte er zugleich strenge Gerechtigkeit, die bei dem Volke, welches er zu regieren hatte, nicht ohne Härte und Grausamkeit sein durfte. „Die Kämpfe mit den Khalifen von Bagdad dauerten seine ganze Regierung hindurch, und waren besonders durch das Übergehen der Feldherren und ganzer Heeresmassen von beiden Seiten ausgezeichnet. Auch dies ist ein Zeichen, wie sehr schon der Gegensatz der Griechen und Muhammedaner neutralisirt war [5])." Besondern Ruhm erwarben sich die Feldherren Manuel (der zu den Arabern übertrat, später aber wieder zurückkehrte) und der arabische Überläufer Theophobos (kurz vor des Kaisers Tode hingerichtet). Nach Theophilus (starb 842) folgte sein unmündiger Sohn Michael III., unter Vormundschaft seiner Mutter Theodora, die, wie früher Irene, den Bilderdienst wieder begünstigte, und die Bilderfeinde durch eine tumultuarische Synode verfluchen ließ. Zugleich wurden die Paulicianer verfolgt [6]). Allein auf Betrieb des wissenschaftlich gebildeten und zugleich höchst ehrgeizigen Bardas ward Theodora entfernt; und Michael, ähnlich wie Heinrich IV. in Teutschland, erzogen und im Grund und Boden verderbt, führte die ausgelassenste und muthwilligste Regierung, als deren Vorbild er sich Nero aufstellte [7])! Die ungerechte Absetzung des Patriarchen Ignatius, veranlaßte die später entscheidende Trennung der griechischen und lateinischen Kirche, indem sich Papst Nikolaus I. des Ignatius annahm. Während dessen stiftete Bardas eine Art Universität zu Constantinopel, und machte sich überhaupt um Förderung des wissenschaftlichen Lebens verdient. Von Außen gewann zwar das Reich durch der Bulgaren Übergang zum Christenthume einige Ruhe (863); dafür aber traten die Russen (Ῥώς), oder Normänner, an ihre Stelle (865). Bardas ward durch einen andern Günstling Basilius, einen Makedonier von niederer Herkunft, gestürzt (866) und nach seiner Ermordung regierte jener, als Cäsar, an des in Laster immer tiefer sinkenden Kaisers Statt. Als dieser ihm zu drohen wagte, kam er ihm zuvor, und ließ ihn (867) ermorden.

In diesem Zeitraume zeigt sich in der Verfassung des Reichs ein steter Fortschritt zum völligen Despotismus. Orientalischer Schwulst und lächerlicher Hochmuth spricht sich aus in Titeln der Kaiser (Justin II. nannte sich „Unsere Ewigkeit"), sowie in dem genauen Cerimoniell, das sie von ihrem Volke scheiden sollte. Die Ansprüche auf die Herrschaft des Abendlandes wurden hartnäckig festgehalten, doch ward Karl der Große vom byzantinischen Hof anerkannt. Die Stelle des Adels alter Geschlechter vertrat ein von der Willkür der Herrscher abhängiger Dienstadel. Das Volk von aller politischen Theilnahme ausgeschlossen, wandte sich desto mehr den theologischen Parteien und den Factionen des Hippodroms zu, welche letztere förmlich organisirte Massen bildeten. Die Grenzen des Reichs waren bedeutend beschränkt. Italien bis auf die südlichste Spitze ganz verloren, die übrigen Provinzen, durch den Druck der Statthalter ausgesogen, waren den steten Einfällen streit- und beutelustiger Barbaren ausgesetzt. Die Finanzen wurden mit der größten Härte und Willkür verwaltet, Aufwand des Hofes, Sold des Heeres, Abfindungen der Barbaren verschlangen unaufhörlich die erpreßten Summen. Die Kriegszucht des mit barbarischen Söldnerhaufen gemischten Heeres konnte, bei aller Strenge, doch den Mangel des echten kriegerischen Geistes nicht ersetzen, und die Kriegskunst erfuhr durch die Kämpfe mit immer neuen Feinden wesentliche Veränderungen (griechisches Feuer). Die bedeutendsten Veränderungen aber erlitt die Rechtsverfassung. Die fremde, lateinische Sprache hinderte die Wirkung der Gesetzsammlungen auf die Masse des Volks. Orientalisches Despo-

2) *Du Fresne* T. I. p. 128. 3) Leo a. a. O. S. 246. 4) Rehm 1. Bd. S. 470 fg. 5) Leo a. a. O. S. 247.

6) Rehm 1. Bd. S. 479 fg. Rühs S. 45. 7) *Gibbon.* T. IX. p. 199 sq. Leo a. a. O. S. 248, 249.

Digitized by Google

tenwesen zeigt sich in der Anwendung grausamer Strafen (Verstümmelung an Augen, Nase, Ohren, Zunge ꝛc.). Die religiösen Parteienzwiste erleichterten den Barbaren ihre Raubzüge, und veranlaßte zahlreiche Auswanderungen, die das Reich um einsichtsvolle, betriebsame und reiche Unterthanen brachten, während selbst die Macht und Ausbildung der Hierarchie behindert ward. Dazu kam die Eifersucht der Patriarchen unter sich, und besonders gegen den Bischof von Rom. Literatur und Wissenschaften empfanden gleichfalls den nachtheiligen Einfluß des Sectengeistes und der theologischen Streithändel. Die griechische Sprache entartete immer mehr, das Lateinische ward nach und nach für barbarisch erachtet und vergessen (berühmte Lehrer der byzantinischen Kirche: Eusebius, Joh. Chrysostomus, Theodoretus, Theodorus von Mopsvestia; die Aristoteliker: Johannes Damascenus und Joh. Philoponus u. A.). In den schönen Künsten nahm der verkehrte Geschmack überhand. (Longus, Xenophon Ephesius, Chariton, Quintus Smyrnäus, Nonnus von Pannopolis im 6. Jahrh., Musäos, Koluthus, Stobäus u. A. im 7. Jahrh.) Dichterische Behandlung von Stoffen des Alterthums ward einzig von Nachahmung und Reflexion geleitet; die Philosophie ward fast allein als dialektische Streitwaffe der Theologie angesehen und betrieben (Ausnahme Simplikios der Aristoteliker). Geschichtschreibung artete nach und nach in dürre Chronikenschreiberei aus. Die für die literarischen Schätze des Alterthums so verderbliche bequeme Vorliebe für Chrestomathien und Auszüge begann schon jetzt (Stobäus, Photius u. A.). Von den bildenden Künsten kann nur die Musik als liturgisches Mittel, sowie die Baukunst, besonders unter Justinian, einer Art von Pflege und eines gewissen Flors sich rühmen. Kunstfleiß und Gewerbthätigkeit blühten zwar auf dem Boden des ausschweifendsten Luxus, aber den Handel (dessen Hauptstapelplatz Constantinopel war), lähmten, bei manchen Vorkehrungen zu seiner Förderung, doch der Druck hoher Zölle und die Unsicherheit der Handelsstraßen. Den härtesten Druck von allen Seiten erfuhr die Ackerbau treibende Classe, deren Zustand der Leibeigenschaft gleichkam. Afrika und besonders Ägypten dienten als die Kornkammern des Reiches und besonders der Hauptstadt. Die Verderbniß der Sitten mußte bei der Auflösung der heiligsten Bande des Daseins durch den Haß der Glaubensparteien, bei den zum Theil empörenden Beispielen der Kaiser und des Hofes nicht anders als immer zunehmen. Das orientalische Element drang auch hier immer mehr ein, und zeigte sich namentlich in den unnatürlichen, wenngleich mit harten Strafen bedrohten, Lastern, in der Geringschätzung und sklavischen Einschließung der Weiber, in Abschaffung der gymnastischen Übungen aus falscher Schamhaftigkeit, deren Folgen sich selbst im Heere zeigten.

Zweite Periode: Die makedonischen Kaiser, von 867—1056.

Basilius I. der Makedonier (867—886). Mit ihm kam eine Dynastie auf den Thron, welche sich länger als irgend ein anderes Regentenhaus erhielt. Die Gegensätze im Reiche hatten ausgetobt, sogar die Geistlichkeit hatte einen großen Theil ihres Einflusses auf die höhern Stände der Hauptstadt verloren. Bei diesen hatte, statt der frühern mehr einseitigen Interessen, eine freilich ziemlich oberflächliche und besonders auf das gesellschaftliche Leben berechnete universelle Bildung, d. h. mannichfache Kenntniß von Einzelnheiten mit sittlicher Indifferenz verbunden, Platz gegriffen. Das Reich, besonders die Heeradministration und die Finanzverwaltung, ward streng geordnet [8]). Basilius, ein Mann von scharfem Verstande und rastloser Thätigkeit, hinterließ dies zerrüttet erhaltene Reich in einem verhältnißmäßig blühenden Zustande seinem Nachfolger [9]). Die Paulicianer wurden fast vernichtet (873), die Barbaren ohne Gold durch die Stärke der Waffen im Zaume gehalten, die Hauptstadt durch Bauten, zu denen weise Sparsamkeit die Mittel gewährte, verschönert, und an eine zeitgemäße Verbesserung der Gesetze Hand angelegt. Geehrt und geliebt von seinen Unterthanen, in deren Mitte er trotz der strengen Hofetikette wie ein Vater lebte und waltete, starb er zu früh an den Folgen eines Unglücks auf der Jagd. Sein Sohn und Nachfolger Leo VI. der Philosoph (886—912), Zögling des gelehrten Patriarchen Photius, regierte nur dem Namen nach gemeinsam mit seinem Bruder Alexander. Ganz der Gegensatz seines praktisch tüchtigen Vaters, überließ er sich unbeschadet seiner Neigung zu den Wissenschaften, zu sehr der Üppigkeit, während die Bulgaren unter ihrem Fürsten Symeon (883—928) ungestraft seines Reiches zweite Stadt, das blühende Thessalonich, verheerten [10]). Dagegen setzte er die Bestrebungen seines Vaters für Herstellung einer griechischen, der Zeit angemessenen Bearbeitung des römischen Rechts eifrig fort (*Βιβλία τῶν βασιλικῶν διατάξεων*). Seine vierte Ehe mit der Beischläferin Zoe brachte ihn mit seinen eigenen Gesetzen im Widerspruch und verwickelte ihn in ärgerliche Händel mit dem Patriarchen Nikolaus. Sein Bruder, der unwürdige Alexander, führte (911—913) nach dem Tode des Kaisers die Vormundschaft über dessen unmündigen Sohn Constantin IV. Porphyrogenitus, der auch als Regent nie mündig wurde. Während seiner fast funfzigjährigen nominellen Regierung führten abwechselnd seine Mutter Zoe, und nach ihr Romanus I. Lecapenus (920—944) und seine drei Söhne das Ruder des Staates, bis gegen das Ende seines Lebens, nach Absetzung des Romanus, unter Anleitung seiner Gemahlin Helena, Constantin selbst (945) einen freilich schwachen Versuch selbst zu regieren machte. Gegen die Sarazenen ward mit Glück gekämpft [11]) (Feldherr Nikephorus Phokas), während die Bulgaren und Russen in häufig erneuerten Streifzügen selbst Constantinopel zittern machten. Dennoch betrauerte die Hauptstadt den Tod des friedfertigen, gelehrten [12]) und gutmüthigen Kaisers (959). Sein Sohn Romanus II.

8) *Gibbon.* T. IX. p. 203 sq. *Du Fresne* T. I. p. 138. 9) *Gibbon.* T. IX. p. 207—211. 10) Zinkeisen I. Th. S. 810. 11) *Gibbon.* T. X. p. 470 sq. (c. 52.) 12) Über Leben und Schriften des Kaisers s. *Leichii* Commentat. de vita et rebus gest. Constant. Porphyr. im Corp. script. hist. Byz. ed. Bonn. p. XXXII—LX.

das Kind (959—963) überließ die Leitung des Reichs seiner Gemahlin, der niedrig gebornen, herrschsüchtigen Theophano, die ihn vergiftete, und den tapfern Feldherrn Nikephorus Phokas zum Kaiser erhob; doch auch seiner entledigte sie sich wieder durch Meuchelmord (969), worauf sie dem Mörder Johannes Tzimisces, dem ausgezeichneten Feldheern des Ostens (969—976) die Kaiserwürde übergab, der sie zum Dank verbannte, und Romanus' II. Söhne zu Mitherrschern annahm. „Seine Regierung war wohlthätig für das Innere und erneuerte zugleich den Kriegsruhm des Reichs. Er besiegte die Russen, verwandelte die Bulgarei in eine Provinz (971), stiftete eine nähere Verbindung mit Kaiser Otto II. und drang siegreich bis an den Euphrat. Leider starb er zu früh an Gift in seinem Feldlager zu Syrien [13]). Unter ihm erschien in dem bisher unbekannten Volke der Petschenären dem Ostreiche ein neuer Feind. Basilius II. (976—1025), der durch eine Hofpartei auf den Thron gesetzte Sohn des Romanus I., hatte Anfangs mehre Empörungen zu bekämpfen, die er jedoch durch seine Energie glücklich besiegte (989). Mit seinem, in Sinnlichkeit verlorenen, Bruder Constantin (bis 1028) theilte er blos dem Namen nach den Thron. Roh, selbst grausam und despotisch, ward er doch durch Muth und kriegerischen Geist der Wohlthäter seines Reichs, dessen Finanzen er zur Ordnung brachte, während er seine Grenzen kräftig schützte. Entsetzlich war die Barbarei, mit welcher er den Aufstand der Barbaren (Beiname Bulgaroktonos) dämpfte [14]). Eben mit Vorbereitungen beschäftigt, den Sarazenen Sicilien wieder zu entreißen, starb er (1025), verwünscht von dem Volke, das er an strengen Gehorsam zu gewöhnen versucht hatte. Unter ihm hatten Geistlichkeit und Heer wieder gleichen und ausschließenden Einfluß im Reiche gewonnen. Sein Bruder Constantin überlebte ihn noch grade lange genug (starb 1028), um alle in Asien gemachten Eroberungen wieder verloren gehen zu sehen. Kurz vor seinem Tode zwang er, um die Erbfolge der makedonischen Familie zu sichern, den Patrizier Romanus II. Argyrus (1028—1034), die 48jährige Zoë, seine Tochter, zu heirathen. Zwischen Blendung, Tod oder Hochzeit ward ihm die Wahl gestellt, und so entschloß er sich zur letztern, während sein treues Weib willig ins Kloster ging.

Die Folge des im Ganzen stetigen Zustandes unter den ziemlich ungestörten Fortherrschen einer Dynastie zeigte sich jetzt auch in größerer Stetigkeit des Güter- und Ämterbesitzes der angesehensten Familien; und so bildete sich unter den Herrschern aus der weiblichen Linie des makedonischen Hauses eine Art von Adel, dessen Familiennamen von da an das Reich bis zu seinem Untergange begleiten. Romanus III., den Wissenschaften und der Kirche geneigt, in Vertheidigung des Reichs gegen die Sarazenen aber unglücklich, ward im Kriege gegen dieselben (1030) geschlagen und vor Gefangenschaft und Vernichtung nur durch den tapfern Georg Mainakes [15]) gerettet, der zum Statthalter von Niedermedien ernannt, der Schrecken der Feinde blieb. Zoë vergiftete den zurückgekehrten Romanus (1034), und erhob ihren Liebling Michael den Paphlagonier (1034—1041) auf den Thron. Der Lohn der Blutthat blieb nicht aus. Zoë, die sich in den körperlichen und geistigen Eigenschaften ihres Gemahls grausam getäuscht fand, sah sich zugleich von dessen Bruder, dem Eunuchen Johann, fast als Gefangene behandelt und gezwungen, den Neffen ihres Gemahls Michael V. (ὁ Καλαφάτης, d. h. der Kalfaterer) als Sohn und Nachfolger anzunehmen. Michael IV. ging (1041) von Gewissensbissen und Körperleiden gefoltert in ein Kloster, und der undankbare Eunuch Johann und sein würdiger Neffe Michael V. behandelten die Kaiserin Zoë so schimpflich, daß das Volk von Constantinopel sich ihrer erbarmte, in einem Aufruhr beide stürzte, und Zoë nebst ihrer Schwester Theodora aus der Verbannung und dem Kloster wieder auf den Thron setzte. Zoë, die 64jährige (starb 1052), vermählte sich aufs Neue mit einem alten Günstlinge, Constantin VII. Monomachos (starb 1054), nach dessen Tode Theodora den Thron bestieg, welchen sie (starb 1056) einem alten Krieger Michael VI. Stratiotikos hinterließ, der sich bei Volk und Heer verhaßt und verächtlich machte, bis ihn Isaak Komnenus (8. Juni 1057) nach kurzem Widerstande zur Abdankung nöthigte. Dies war das Ende des makedonischen Hauses. In den letzten 25 Jahren desselben hatte man nach Außen gegen Servier, Normänner, Russen, Petschenären, Bulgaren [16]) und Sarazenen zu kämpfen, gegen welche die Feldherren Nikephorus Bryennius und Maniakes gute Dienste leisteten.

Unter der makedonischen Dynastie ward die Etikette und das Cerimoniell des Hofs bis zu seiner feinsten Spitze (sogar schriftlich) ausgebildet, und das orientalisch-phantastische, schwülstige Wesen im Leben des Hofes und der Kaiser nahm immer mehr überhand. Die Verwaltung ward zum vollkommenen Despotismus, der selbst die schon bedeutungslosen alten Formen vernichtete. Die durch Leo vollendete oben erwähnte griechische Rechtssammlung ward unter Constantin, dem Porphyrog. revidirt (τῶν βασιλικῶν ἀνακάθαρσις), und durch seinen Nachfolger mit einzelnen Gesetzen vermehrt, in denen der Einfluß des Christenthums mehr und mehe hervortrat. Das Kriegswesen gerieth immer mehr in Verfall. Fremde, meist Germanen (Wäringer), bildeten die kaiserliche Leibwache, und genossen wohlverdiente große Vorrechte nicht ohne den Neid des Volks. Das Ansehen der Geistlichkeit sank allmälig durch die Sittenlosigkeit, besonders der Patriarchen, zu deren Würde es immer gewöhnlicher ward, Mitglieder des kaiserlichen Hauses, ohne Rücksicht auf die Würdigkeit der Personen, zu erhebrn. Dagegen war dieser Zeitraum den Wissenschaften günstig; Schulen wurden

13) *Du Fresne* T. I. p. 153. 14) Von 15,000 Gefangenen ließ er 150 auf einem, die übrigen auf beiden Augen blenden und schickte sie so in ihr Vaterland zurück. Bei diesem Anblicke rührte ihren tapfern Fürsten Samuel der Schlag. Zinkeisen 1. Th. S. 812 fg.

15) Bei Andern Maniakes. 16) Zinkeisen 1. Th. S. 819 fg.

Digitized by Google

gegründet und verbessert, doch fehlten freie Selbstthätigkeit und eigenes Denken. Man begnügte sich, den Vorrath der vorhandenen Kenntnisse in Bücher zu ordnen (encyklopädische Werke), und Chrestomathienverfertigung und Lectüre ersetzten schlecht das Studium der alten, meist noch vorhandenen, Literaturwerke, deren Untergang dadurch zum Theil beschleunigt ward. Die Kunst ging in verschnörkelter kleinlicher Manier des Orients unter. Auch der Handel verfiel und gerieth in die Hände der italienischen Seestädte, die durch ihre Lage und freien Verfassungen mächtig emporblüheten. Das Überhandnehmen des orientalischen Elements in allen Zweigen des Lebens verkündet drohend den spätern gänzlichen Sieg desselben und den Untergang des oströmischen Reichs.

Dritte Periode: Die Komnenen [17]), bis auf das lateinische Kaiserthum (1057—1204).

Isaak I. der Komnene (1057—1059), der Sohn seiner kriegerischen Thaten (weshalb er sich auf seinen Münzen mit einem Schwerte darstellen ließ), bildet wieder einmal eine erfreuliche Erscheinung auf dem byzantinischen Herrscherthrone. Mit Festigkeit behauptete er seine Selbständigkeit gegen die Anmaßung seiner Patriarchen, und suchte die Geistlichkeit zu einem ihrem Stande gemäßern Leben zu führen. Die zerrütteten Finanzen wurden durch weise Sparsamkeit geordnet, und die Vertheidigung der Grenzen nicht verabsäumt. Leider bewogen geschwächte Gesundheit (in dem mislichen Feldzuge gegen die Petschenären 1059) und Gemüthskrankheit den Kaiser, wie Karl V. später, das Diadem mit der Tonsur zu vertauschen; doch nicht ohne vorher, mit Übergehung seiner eigenen Familie, dem Reich in dem edlen und reichen Constantin VIII. Dukas einen würdigen Nachfolger zu hinterlassen. Er starb als Pförtner im Kloster Studium (1060), sich den geringsten Diensten demüthig unterziehend, und hoch verehrt von seinem dankbaren Nachfolger. Constantin (1059—1067) wandte vornehmlich Sorgfalt auf das Gerichtswesen und die Finanzen. Die dadurch veranlaßten Klagen und Vorwürfe gegen seinen Charakter waren begreifliche Erzeugnisse des durch alle Reformen erweckten Misvergnügens der Verlierenden. Einer Verschwörung gegen sein Leben entging er (1060) glücklich; aber in Osten bedrängten die Seldschuken das Reich, und vor den Uzen [18]), welche an der Donau seine beiden Feldherren gefangen genommen hatten, und denen er kein genügendes Heer entgegenstellen konnte, befreite ihn nur eine unter ihren Scharen ausgebrochene Pest. Seine Gemahlin Eudocia, welche er kurz vor seinem Tode (1067) zur Regentin und Vormünderin seiner Söhne, Michael, Andronikos und Constantin, bestellte, erwählte bald mit Zustimmung ihrer Söhne, durch die immer furchtbarer hereinbrechenden Türken und durch die Stimme des Volks, das einen Mann zum Kaiser soderte, gedrängt, den schönen edeln, und tapfern Romanus IV. Diogenes aus dem kaiserlichen Geblüte der Argyrus zu ihrem Gemahle (1068, nachdem der Patriarch von ihr durch Vorspiegelungen, die seinem Ehrgeize schmeichelten, getäuscht, ihr Versprechen, Wittwe zu bleiben, vernichtet hatte. Romanus IV. (1068—1071), schon früher durch einen Sieg über die wilden Petschenären berühmt, ergriff die Zügel des Reichs mit kräftiger Hand, wies den Einfluß seiner Gemahlin zurück, und schlug die Türken in zwei Feldzügen, ward aber im dritten durch den Verrath seiner Unterfeldherren, vom Sultan Alp Arslan geschlagen und gefangen (in der Schlacht bei Zahra 1071). Zwar schenkte ihm der großmüthige Sieger die Freiheit. Aber sein Stiefsohn Michael VII. Dukas (Parapinakes) [19]), der unterdessen von einer Partei zu Constantinopel zum Kaiser erwählt worden war, nahm ihn nach kurzem Widerstande gefangen, worauf er ohne Wissen desselben geblendet wurde. Er starb an den Folgen der grausam vollzogenen Verstümmelung [20]). Michael VII., der Zögling des gelehrten Polyhistors Michael Psellos (1071—1078), überließ Verschrittenen die Regierung, die ihn bei seinem Volke verhaßt und verächtlich machten, während er sich in den Studien der Grammatik, Rhetorik, Metrik, Philosophie und Geschichte vertiefte. Zwei Feldherren, Nikephorus Bryennius in Europa, und Nikephorus Botoniates in Vorderasien, empörten sich; der letztere, von dem Einflusse der tapfern Komnenen, Isaak und Alexius, Brudersöhne des Kaiser Isaak I., unterstützt, besiegte den erstern, und Michael VII. ging ins Kloster. Allein als der neue Kaiser Botoniates, gegen die beim Heer und Volke beliebten Komnenen argtistige Absichten zeigte, kamen sie ihm zuvor. Alexius, vom Heere zum Kaiser ausgerufen (1081) und durch seine Gemahlin Irene mit dem mächtigen Hause Dukas verbunden, eroberte Constantinopel und schickte den Botoniates ins Kloster. Alexius I. Komnenus (Bombacorax) [21]) der Große, bestieg den Thron (1081—1118) unter den schwierigsten Verhältnissen, und behauptete sich auf demselben mit bewunderungswerther Kraft und Geschicklichkeit. Die östlichen Provinzen waren fast ganz in der Gewalt der Türken, von Norden her drängten Ungern, Bulgaren und Kumanen; von Italien her versuchte Robert Guiscard auch Griechenland seinem Normannenreiche einzuverleiben. Der Staatsschatz war leer, die Einkünfte größtentheils mit den Provinzen verloren; das Heer ohne Ordnung. Am Hofe war eine Verschwörung und Intrigue bisher auf die andere gefolgt, und die wilde Furcht, welche man vor neuen haben mußte, gestaltete das ganze Leben gewaltsam, und trug zu der ohnehin großen Entsittlichung bei. Alexius führte Ordnung in alle Zweige der Verwaltung zurück, und stellte die Kriegszucht wieder her. Von der Gefahr durch Robert Guiscard [22]) befreite ihn dessen Tod (1085), die Macht der Petsche-

17) Über die Komnenen s. *Gibbon.* T. IX. p. 252—277. 18) Zinkeisen 1. Th. S. 821 fg.

19) Den Zunamen *Παραπινάκης* (Wierlingsabpacker) verschaffte ihm sein Kornwucher, bei welchem er ebenein kleineres Maß anwendete. Rehm 3. Bd. 2. Abth. S. 285. *Du Fresne* T. I. p. 165 sq. 20) *Gibbon.* T. XI. c. 57. p. 333 sq. 21) Wegen seiner anstoßenden Aussprache. Über ihn: *Fr. Wilken*, Rerum ab Alexio I., Joanne Manuele et Alexio II. Comnenis gestarum libri IV. (Heidelb. 1811.) Sein Leben beschrieb seine Lieblingstochter, die gelehrte und beredte Anna Komnena, s. *Gibbon.* T. IX. p. 245 sq. 22) Zinkeisen 1. Th. S. 824—830.

Digitized by Google

nären brach er durch einen Hauptsieg (1088); die Kumanen, welche die Sache eines Gegenkaisers verfochten, schlug er (1092) aufs Haupt. Gegen die Türken sicherte er sich zuerst durch einen Vertrag; später schafften ihm die Kreuzzüge einige Luft auf dieser Seite, doch waren die Kreuzfahrer, welche in byzantinischen Provinzen neue Reiche gründeten, höchst gefährliche Nachbarn. Schon die Durchzüge der Heere drückten das Reich. Am meisten aber fürchtete Alexius unter den Pilgerfürsten seinen alten Feind Boemund, Sohn Robert Guiscard's, und im J. 1104 kam es wegen des Herzogthums Antiochia zum Kriege. Der Vertrag zu Gunsten des Alexius, welcher ihn beendete, ward von den andern Kreuzfahrern nicht beachtet, und obgleich Alexius (1115—1117) auf seine Hand die Türken bekriegte, beschuldigten ihn doch die Abendländer des Einverständnisses mit ihren Feinden. Ein furchtbarer Haß, durch Religionsverschiedenheit genährt, entstand zwischen Byzantinern und Franken, und lateinische und griechische Treue waren bei beiden wechselseitig verrufen. Diese Händel mit den Kreuzfahrern gereichten späterhin dem byzantinischen Reiche zum Verderben [23]). Daneben machte sich Alexius noch durch die grausame Verfolgung der Ketzer (Paulicianer, Bogomilen, Basilius, Johannes Italus, Nilus u. A.) zu schaffen. Er starb den 15. Aug. 1118, noch in den letzten Lebensstunden von seiner Gemahlin Irene wegen der Bestimmung eines Nachfolgers beunruhigt. Sein Sohn und Nachfolger Johannes I. (Kalojohannes) [24]) Komnenus (1118—1143) ist nicht nur einer der tüchtigsten, sondern auch der liebenswürdigsten unter allen byzantinischen Kaisern [25]), und doch haben die Geschichtschreiber grade sein Leben weit kürzer als das der andern Komnenen beschrieben! Er stellte die innern Verhältnisse durch Weisheit und Sparsamkeit wieder her, bekämpfte glücklich die Türken (1119—1120) Petschenägren (1122—1123) und den neuen König von Armenien, Leo (1137), und unterhielt mit den Ungern ein fast ungestörtes, gutes Verhältniß. Mit den Kreuzfahrern dauerte zwar die Feindschaft fort, doch war er selbst bei diesen minder als sein Vater verrufen. Sein Versuch, ihnen Antiochia zu entreißen, war indessen vergeblich. Zu früh für sein Reich starb er (1143) an den Folgen eines Unglücks auf der Jagd [26]), nachdem er vorher seinem jüngern Sohne Manuel I. Komnenus die Thronfolge mit Übergehung seines ältern jähzornigen und furchtsamen Sohnes Isaak übergeben hatte.

Manuel I. (1143—1180), „der ritterlichste und schönste, wenn auch lockerste aller Komnenischen Kaiser", bewies sich während seiner fast 38jährigen Regierung [27]), als den würdigen Sohn seines trefflichen Vaters. Milde und Großmuth mit Kühnheit und Energie verbindend, erhob er das Reich zu einem lange nicht gehabten Ansehen. Selbst Lateiner sind seines Ruhmes voll [28]), obschon er nothgedrungen bei dem durch den heiligen Bernhard zu Stande gebrachten großen Kreuzzuge (1146, 47) eine vorsichtige Haltung beobachtete, und die Ausschweifungen und Grausamkeiten der rohen abendländischen Gäste Repressalien nothwendig hervorriefen. Des Kaisers Verheirathung mit Bertha von Sulzbach (Irene), Tochter K. Konrad's von Teutschland, und mit Maria von Antiochien erwies sich nicht als zureichendes Verbindungsmittel zwischen Byzantinern und Latinern. In einem fast beständigen Kriege gegen Türken, Christen und die Horden der Steppen jenseit der Donau waren seine Waffen auf dem Berge Taurus, in Ungerns Ebenen, an Italiens und Ägyptens Küsten, wie in Siciliens und Griechenlands Gewässern beschäftigt, und fast überall siegreich [29]). Während Hunderte von Zügen abenteuerlicher ritterlicher Kühnheit und Tapferkeit den Glanz der Romantik über seine Person verbreiten [30]), ward das byzantinische Reich unter ihm für alle Mächte Asiens und Europa's ein Gegenstand der Achtung und Furcht. Schwelgerisch und dem Sinnengenusse hingegeben in den kurzen Augenblicken der Friedenszeit that er es wie Demetrius, der Städtebezwinger, im Felde den abgehärtetsten Kriegern an Enthaltsamkeit und Abhärtung zuvor. Sein Schild war so schwer, daß Raimon von Antiochien, von den Lateinern der Herkules von Antiochien genannt, ihn nicht zu regieren vermochte. Von seinen kriegerischen Unternehmungen blieb die zur Eroberung Ägyptens, zu welcher er sich mit K. Amalrich von Jerusalem verbunden hatte (1169), durch des Letztern Schuld erfolglos. Den Fürsten von Antiochien zwang er dagegen, sich ihm zu unterwerfen; auch züchtigte er die seeräuberischen Normannen (Roger von Sicilien 1148). Doch die Eroberung von Italien, welche er in diesem Kriege beabsichtigte, mislang, da der erschöpfte Zustand des Reichs und der Finanzen rechtzeitige nachdrückliche Hilfssendungen nicht gestattete. Im Frieden (1158) erkannte Manuel den königlichen Titel Wilhelm's von Sicilien an. Neben jenen kriegerischen war Manuel auch durch geistige Eigenschaften und wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet. Die Arzneiwissenschaft trieb er praktisch, und bei alter Hinneigung zu Art und Sitte der Lateiner hielt er doch seines Reiches Glauben aufrecht, und während er Ketzerei verfolgte und bestrafte, zeigte er doch auch in Glaubenssachen selbst gegen den Muhammedanismus eine Art von Toleranz, die ihn freilich mit seiner Geistlichkeit in arge Händel verwickelte. Seine Gerechtigkeitsliebe bezeugen eine Menge weiser Verordnungen. Daß er nicht frei von astrologischem Aberglauben war

23) *Gibbon.* T. XII. c. 58. p. 51—57 vergleicht das Schicksal des griechischen Kaisers mit jenem Hirten in der Fabel, der um Wasser bat und sein Land vom Ganges überfluthet sah. 24) Spottname so genannt wegen seiner unscheinbaren Gestalt und schwarzen Farbe, daher auch Maurus genannt. *Du Fresne* T. I. p. 178. 25) Joannes fuit princeps eximiae mansuetudinis et comitatis, ad ignoscendum ita promtus et placer, ut toto imperii tempore nullum unquam hominem magistratu aut vita privasse neque corpore ullum mutilasse dicatur. Disciplinae tamen militaris acerbus erat castigator, eosque qui timiditate et pavore deliquissent, contumeliosis poenis afficiebat. *Fr. Wilken* l. c. 26) Cum inter venandum sagittae, toxico illitae acie se ipsum in ea manu vulnerasset, qua regebat arcum, grassante paullatim veneno. *Du Fresne* T. I. p. 178.

27) Vir bello et pace aeque praedicandus. *Du Fresne* T. I. p. 186. 28) Ibid. l. c. 29) *Gibbon.* c. 56. 30) Ibid. T. IX. p. 250 sq.

und in einer Mönchskutte starb, hat man auf Rechnung seiner Zeit zu setzen, deren Einflusse sich Niemand ganz zu entziehen vermag.

Mit Manuel erlosch der Glanz des Komnenischen Herrscherhauses. Seinem dreizehnjährigen Sohn und Nachfolger Alexius II. (1180—1183), hatte er einen tüchtigen Vormund zu setzen verabsäumt. Während sich Niemand um seine Erziehung bekümmerte, verwilderten durch Intriguen und Gewaltthätigkeiten der Großen alle Verhältnisse des Reichs, und der einzige Mann, der Manuel hätte ersetzen können, der Enkel Alexius I. und Vetter Manuel's, Andronikus, benutzte die Verwirrung zu seinem Vortheil und des Reiches Verderben. Die Schicksale dieses außerordentlichen Mannes, der von Manuel alle Eigenschaften, nur seine Milde und Großmuth nicht, besaß, übertreffen selbst das kühnste Spiel romantischer Erfindungskraft [31]). Genial, tapfer, selbst verwegen, von Herkulischer Körperstärke, beredt, unternehmend, den Anforderungen fast jedes Augenblicks gewachsen, dabei genußliebend und grausam, ein geistvoller Tyrann, hatte er lange mit seinem geistesverwandten Vetter Manuel in Freundschaft gelebt; bis eine Entzweiung ihn zu 12jähriger Haft in einem Thurme zu Constantinopel führte. Von zwei Fluchtversuchen gelang der letzte. Er entkam nach Kiew zu den Russen, und versöhnte sich mit Manuel, dem er die Russen verbündete. Von Neuem ehrenvoll nach Cilicien verbannt, mit der Apanage der Einkünfte Cyperns, bekämpfte er siegreich die Armenier. Aber die Buhlschaft mit der schönen Philippine, Tochter Raimond's von Poitou zu Antiochia, einer Schwester von Manuel's Gemahlin Maria, reizte des Letztern Zorn, und zwang Andronikus zu verzweifelter Flucht nach Jerusalem, wo er bald Geistlichkeit und König für sich einnehmend, Bairut (Berytus) als Lehn erhielt. Aber auch von hier vertrieb ihn eine neue Buhlschaft mit Theodore, Witwe Balduin's III., Königs von Jerusalem, einer Enkelin des Alexius. Von ihr begleitet floh er zu Nurredin nach Damaskus, und erwarb seine und Saladdin's Freundschaft. Von da ging er über Bagdad nach Persien und Georgien zu den kleinasiatischen Türken, die er bei ihrem Angriff auf das Gebiet von Trapezunt führte. Als aber seine geliebte Theodora von den Trapezuntern gefangen ward, lieferte er sich, des Herumirrens müde, an Manuel aus, und erhielt Verzeihung und Verweisung nach Önoe am Pontus Euxinus. Da starb Manuel, und rigenes Bewußtsein seiner Kraft, sowie die Stimme des Volks riefen den Andronikus auf den Thron, den er endlich unter heuchlerischen Bezeugungen der Liebe und Fürsorge für seine jungen Mitkaiser einnahm. Die Kaiserin Mutter, Maria, ward hingerichtet (1182), und bald darauf auch Alexius II. (1183). Allein diese Thaten, sowie die unmenschliche Grausamkeit, mit welcher er jetzt in und außer der Hauptstadt die Anhänger der gestürzten Familie verfolgte und ausbrechende Empörungen dämpfte, entfremdete ihm Alles, und machte ihn zum Gegenstand des allgemeinen Hasses. Eine Flotte unter Alexius Komnenus, Manuel's Brudersenkel, durch Unterstützung Wilhelm's II. von Sicilien ausgerüstet, verheerte Griechenland und bedrohte Constantinopel. Die Einwohner riefen in einem Aufstande Isaak II. Angelus, dessen Leben durch Andronikus bedroht wurde, zum Kaiser aus (12. Sept. 1185). Andronikus ward auf der Flucht ergriffen, und den unmenschlichsten Martern eines grausamen Volkshaufens preisgegeben. Sein jammervolles Ende sühnte einigermaßen die Grausamkeit seiner kurzen Herrschaft, deren gerechtere Würdigung indessen noch ihren Darsteller erwartet. Denn selbst seine Ankläger gestehen, daß er sich um die Verwaltung des Reichs, durch Erleichterung des Volks von den Erpressungen und Bedrückungen der Beamten, Aufhebung des Ämterverkaufs, nützliche Ersparungen, strenge unparteiische Gerechtigkeitspflege, Unterstützung der Armen, Aufhebung des grausamen Strandrechts ꝛc. verdient gemacht habe. Auch war er ein Freund der Wissenschaften, und es spricht nicht zu seinem Nachtheile, daß er die dogmatischen Streithändel von sich fern hielt, obschon er einen Dialogus contra Judaeos schrieb. Vielleicht war sein und des Reiches Unglück nur die ungerechte Besitznahme der Herrschaft. Der charakterlose und schwache Isaak II. Angelus (1185—1195), war ein Spiel seiner Günstlinge, die in seinem Namen die gestürzte Partei verfolgten. Doch ward die sicilische Flotte geschlagen und ihr Anführer Alexius gefangen und geblendet. Dagegen verheerten Bulgareneinfälle und zerrütteten Empörungen (Branas 1187) der Feldherren das Reich. Dazu kam der im dritten Kreuzzuge wieder neu ausbrechende Haß zwischen Griechen und Lateinern, der endlich zu offenem Kriege ausbrach, in welchem Kaiser Friedrich so lange das arme Land mit Feuer und Schwert verheerte, bis Isaak unter den demüthigendsten Bedingungen (1190) einen Vertrag zu Wege brachte. Allein im Innern brachen nun Empörungen aus. Isaak's Bruder gewann Volk und Heer, ließ ihn blenden und ward im J. 1195 zum Kaiser ausgerufen. Alexius II. Komnenus (1195—1204) überließ gleichfalls die Regierung Weibern und Günstlingen. Innere Zwistigkeiten und äußere Stürme der Petschenägen, Kumanen und Türken führten das Reich seiner Auflösung entgegen. Isaak's entflohener Sohn Alexius gewann durch ungemessene und unausführbare Versprechungen die fränkischen sich zu Venedig rüstenden Kreuzfahrer, deren Flotte (23. Juni 1203) vor Constantinopel erschien, und am 17. Juli die Stadt erstürmte. Unterdessen war an des entflohenen Kaisers Alexius II. Stelle der blinde Isaak II. aufs Neue auf wenige Tage gekrönt. Er mußte den Alexius III. als Mitkaiser annehmen, und den Vertrag desselben mit den Lateinern genehmigen. Allein das Volk, erbittert über den Übermuth der Kreuzfahrer, empörte sich, versuchte ihre Flotte anzuzünden, und wählte erst den Nikolaus Kanabus, und dann den Alexius IV. Murzuphlus zum Kaiser. Der blinde Isaak starb vor Schreck. Alexius III. ward von Murzuphlus ermordet. Dieser wehrte mehre Tage lang den Sturm der Lateiner ab. Endlich, da er allen Widerstand vergeblich sah, entfloh er, und die Lateiner drangen (13. April 1204) sie-

31) Man lese die treffliche Schilderung bei *Gibbon.* T. IX. p. 254—272; vergl. *Du Fresne* T. I. p. 188, 120.

gend in Constantinopel ein. Ein großer Theil der Stadt ward in Asche gelegt, und der übrigbleibende von allen Greueln der Plünderung heimgesucht; Schätze und Reich theilten die Kreuzfahrer unter sich, und das lateinische Kaiserthum ward gegründet.

Was die drei ausgezeichnetsten Komnenen während ihres fast ein Jahrhundert hindurch dauernden Wirkens für des Reiches Wohl geschaffen hatten, war weit schneller unter ihren spätern Nachfolgern und Abkömmlingen wieder zu Grunde gegangen. Nur das Cerimoniell ward fort und fort sorgsam ausgebildet. Die Schilderung dieser elenden Regierungen seit dem Tode Manuel's macht es fast unnöthig zu bemerken, daß die Grenzen des Reichs immer mehr sich verengten (es war zuletzt bis auf Makedonien, Thrakien und Griechenland eingeschränkt), das Kriegswesen immer tiefer verfiel, und der Handel immer mehr in die ausschließliche Gewalt der Italiener gerieth. Umsonst versuchten die einsichtsvollern unter den Komnenen eine Vereinigung ihrer Kirche mit der lateinischen herzustellen. Ihre Bemühungen scheiterten an der Hartnäckigkeit ihrer Theologen, welche ebendadurch den Sturz des Reiches mit herbeiführten. Nur die Wissenschaften erfreuten sich einer gewissen Pflege, da fast alle Glieder der kaiserlichen Familie für dieselben Neigung besaßen, und zum Theil selbst als Schriftsteller auftraten (bedeutendere Namen dieses Zeitraums: Eustathius, Erzbischof von Thessalonich [1194], Johann Tzetzes, Zonaras, Nikephorus Bryennius, Anna Komnena, Kinnamus, Niketas Choniates, Nikephorus Blemmydas, Michael Psellus, Joh. Italus u. A. m.). Auch an gelehrten Theologen (Theophylaktus, Euthymius Zigabenus, Theodor Balsamon u. A. m.) fehlte es nicht. Die alte Literatur ward fleißig studirt (Schedographie, Erklärung von einzelnen Stellen alter Autoren). Im Ganzen hat die griechische Literatur dieser Zeit einen Anstrich von Charlatanerie. Die Schriftsteller wollen gelehrter scheinen, als sie sind, und führen sichtbar oft Schriftsteller an, die sie nicht mehr gelesen hatten. Der Hang zum Allegorisiren ward so allgemein, daß selbst gewöhnliche Briefe mit mystischen Andeutungen angefüllt waren. Der Verfall der Sitten blieb im Zunehmen, Abendländer und Byzantiner treten in scharfen Gegensatz; und wenngleich das ritterliche und romantische Element der Erstern von den Letztern mit einer gewissen Vorliebe aufgenommen ward (Manuel), so konnte doch auf dem Boden der Despotie das freie Gewächs des Ritterthums nicht gedeihen, und selbst das Verhältniß zu dem andern Geschlechte ward dadurch nicht veredelt und gehoben. Auch der Gegensatz zu dem Muhammedanismus schwand immer mehr. Isaak Sebastokrator [32]) entfloh zu den Türken, und führte sie gegen die Provinzen des Reichs, und sein Sohn Andronikus fand, ohne seinen Glauben zu ändern, Achtung und Freundschaft bei den Sarazenen; doch kehrten beide später reumüthig zurück. Aber des Andronikus Bruder, Johann, Sohn Isaak's, des Stammvaters der Kaiser von Trapezunt, entfloh wegen geringer Beleidigung [33]), aus dem Lager seines Oheims Johannes I. in das Feldlager des Sultans Masuth von Ikonium, und seinen Treubruch an Vaterland und Religion belohnten des Sultans Töchter, der Titel eines Edeln (Chelebi) und fürstliches Erbtheil, und noch im 15. Jahrh. durfte sich der türkische Eroberer von Constantinopel und Besieger des Reichs seiner Abkunft von dem kaiserlichen Geschlechte der Komnenen rühmen.

32) *Du Fresne* T. I. p. 139. 33) *Idem* ibid.

Vierte Periode: Das lateinische Kaiserthum (1204—1261) [34]).

Bei der Theilung des eroberten Reichs hatten sich die Venetianer am besten vorgesehen. Die lateinischen Kaiser besaßen über sie nur einen leeren Hoheitstitel; sie selbst den größten Theil der Provinzen. Balduin, Graf von Flandern, von den Kreuzfahrern zum Kaiser erwählt, führte in dem ihm gelassenen vierten Theile des Reichs die Verfassung des Königreichs Jerusalem ein. Alle Einrichtungen waren feudalistisch, und konnten daher in einem Reiche nicht wurzeln, dem alle dazu gehörige Elemente abgingen, und dessen Kräfte sie, der zu seiner Erhaltung nothwendigen strengen Einheit absoluter Herrschaft beraubten. Während Venedig sich den ganzen ihm gelegensten Küstenstrich am adriatischen und ägäischen Meer und viele Inseln erwählte, erlaubte es seinen Unterthanen, die Griechen aus den noch nicht von ihm besetzten Inseln und Küstenstädten zu vertreiben, und die Eroberungen als Lehn zu behalten. So entstanden eine Menge kleiner Herzogthümer, Fürstenthümer ꝛc., deren Zahl durch die Eroberungen fränkischer Ritter (Herzoge von Athen, Fürsten von Achaja ꝛc.) noch vermehrt wurden. Die geistliche Herrschaft des Papstes ward sogleich allgemein anerkannt, doch suchten die Venetianer auch hierbei sich die Besetzung aller höhern geistlichen Würden vorzubehalten. Mit Constantinopels Falle war aber noch nicht das ganze Reich besiegt. Theodor I. Laskaris [35]) zog mit einer Schar Geiechen nach Asien und gründete im J. 1206 das Kaiserthum von Nikäa. Ein Nachkomme der Komnenen Manuel und Andronikus, Alexius Komnenus, entfloh gleichfalls nach Asien und stiftete dort das Kaiserthum Trapezunt [36]), welches indessen den Fall des eigentlichen griechischen Kaiserthums von Constantinopel nur ein Paar Jahre (1460) überdauerte. Auf der asiatischen Seite also hatte das lateinische Kaiserthum so gut wie gar keine Besitzungen, und es war nothwendig, daß es, sobald das Kaiserthum Nikäa erst einige Kraft gewann, diesem, welches in allen griechischen Unterthanen der Lateiner Freunde hatte, erliegen mußte, zumal da die Kreuzfahrer unter sich bald uneins wurden.

Balduin's I. Regierung (1204—1205) war kurz und unglücklich. Eine Empörung der Griechen folgte der andern; die Rebellen fanden Hilfe bei den Bulgaren. Balduin, der diesen ohne hinreichende Macht tollkühn entgegen-

34) Rehm 3. Bd. 2. Abth. S. 372—406. 35) *Du Fresne* T. I. p. 218 sq. 36) *Idem* T. I. p. 191 sq. Doch nahm er noch nicht den Kaisertitel an. S. *Du Fresne* p. 192. Anders Leo S. 454; vergl. J. Phil. Fallmerayer, Geschichte des Kaiserthumes von Trapezunt. (München 1827.)

Digitized by Google

zog, ward bei Adrianopel geschlagen und gefangen (1205) und starb in der Gefangenschaft (1206). Heinrich (1205—1216), sein Bruder und Nachfolger [37]), weise, staatsklug und tapfer, suchte vor allen Dingen sich die Liebe seiner griechischen Unterthanen durch Schutz gegen die Unduldsamkeit des lateinischen Klerus zu erwerben; allein sein Streben scheiterte an der Hartnäckigkeit des fanatischen päpstlichen Legaten, während die Bekämpfung seiner übermüthigen Vasallen ihm nicht minder wie die Bulgaren und das Kaiserthum Nikäa, welches er zuletzt anerkannte, zu schaffen machten. Graf Peter von Auxerre und Courtenay, sein Schwager, von den Baronen erwählt und vom Papste selbst gekrönt, ward noch auf dem Zuge nach Constantinopel im Kampfe gegen Theodor, Despoten von Epirus, geschlagen, und starb in der Gefangenschaft (1218). Sein zweiter Sohn, Robert nach fünfjährigem Interregnum zu Constantinopel gekrönt (1221), verließ es, gespottet und geschändet durch den nichtswürdigsten Übermuth seiner Ritter [38]), und starb aus Gram (1228) in Achaja. An die Stelle seines unmündigen Bruders Balduin II. wählten die übermüthigen Reichsbarone den 18jährigen König von Jerusalem, Johann von Brienne (starb 1237), Kaiser Friedrichs II., Schwiegervater, der mit Balduin gemeinsam regierte. Unter ihm bedrohten die Bulgaren mit den Nikäanern verbunden, Constantinopel, welches nur durch der Verbündeten Uneinigkeit gerettet ward. Die Noth zwang die Lateiner, da das angeflehte Abendland keine Hilfe schickte, sich mit den heidnischen Kumanen, und mit dem Sultan von Ikonium zu verbinden. Doch blieb der Kaiser von Nikäa, der tapfere und weise Johannes Dukas Vatatzes (1222—1255), immer im Vortheil; und sein zweiter Nachfolger, der ihm an Herrschertugend gleiche Michael der Paläolog (1260—1282), warf mit Hilfe der auf die Venetianer eifersüchtigen Genueser das elende, seit Johann's Tode (1237), fast ganz aufgelöste lateinische Kaiserthum leicht über den Haufen. Constantinopel ward überrumpelt, Balduin II. (starb 1272) entfloh mit den meisten Franken, und am 15. Aug. 1261 hielt Michael seinen feierlichen Einzug in die Stadt seiner Ahnen, bemühte sich das zerrüttete Reich neu zu ordnen, und hinterließ es seinen Nachkommen, welche es unter großen Stürmen fast noch zwei Jahrhunderte hindurch behaupteten.

Die vorübergehende Erscheinung des abenteuerlich gegründeten lateinischen Kaiserthums ward doch mittelbar für das fernere Schicksal des oströmischen Reichs mehrfach wichtig. Die frühere aus dem römischen Reiche überkommene, später nach orientalischem Muster strenger ausgebildete Administration des Reichs ward durch das eindringende feudalistisch-ritterliche Element, in Folge dessen auch unter den Paläologen ein fast unabhängiger Lehnadel fortbestand, gebrochen, und das Reich erhielt ein bedeutend mehr abendländisches Ansehen als früher, wodurch es zum Widerstande gegen die Türken nur noch unfähiger ward. Furchtbar war der Verfall der Finanzen. Die lateinischen Kaiser mußten, um nur zu existiren, Hab und Gut im Vaterlande verkaufen, Balduin sogar zum Kirchenraube schreiten. Die Verwilderung des Kriegswesens und der Volkssitten war bei der durch Haß vergrößerten Spaltung zwischen den Franken und den von ihnen wie Sklaven gehaltenen Griechen grenzenlos. Den unersetzlichsten Verlust erlitten aber durch die Barbarei, Raub- und Zerstörungswuth der Lateiner die Künste und Wissenschaften, die nur in den vereinzelten griechischen Staaten (Nikäa) Schutz und Pflege fanden. Eine Unzahl alter Denkmäler der Literatur und Kunst ging unter; nach dem abendländischen Europa kam zwar Manches, doch verhältnißmäßig nur weniges. Der Handel war ganz in den Händen der Venetianer. Die Berührungen mit den Türken, welche die christlichen Lateiner sogar als Bundesgenossen gegen ihre griechischen Glaubensbrüder annahmen, wendeten die Blicke dieses eroberungslustigen Volks immer mehr und mehr auf die leichte Beute, welche ihnen das versinkende oströmische Reich zu gewähren schien.

Fünfte Periode: Die Paläologen. Von der Vertreibung der lateinischen Kaiser bis zur Eroberung von Constantinopel durch die Türken (1261—1453).

Mit der Thronbesteigung Michael's I. des Paläologen (1261—1282) [39]), welcher sich in Constantinopel als Wiederbegründer des griechischen Reichs zum zweiten Male krönen und den jungen Kaiser Johannes Laskaris, sein Mündel, blenden ließ, ward die Stellung des Reichs wesentlich verändert. Zu der Zersplitterung der Landschaften an mächtige Burgherren und Dynasten griechischen Ursprungs im Innern kam, daß gegen die abendländischen Fürsten, deren einige Ansprüche auf das zerstörte lateinische Kaiserthum erworben hatten, ein feindseligeres Verhältniß stattfand, als gegen die türkischen Nachbarn; daß ein großer Theil des alten Reichs in den Händen der Venetianer und abendländischen Ritter blieb; daß man sich gegen diese durch Genueser und abendländische Abenteurer, sogenannte Katalonier, und durch türkische Miethstruppen zu helfen suchte, und dadurch, sowie durch verwandtschaftliche und Handelsverbindungen mit den Türken, in ebendem Maße fremde, verderbliche Elemente im Innern erzog, wie früher im abendländischen Reiche durch die Aufnahme und zuletzt ausschließliche Verwendung germanischer Miethstruppen Ähnliches geschehen war. Im Verlaufe von fast 200 Jahren unterbricht kaum ein Sonnenblick die Unglücksnacht des dem Verderben geweiheten Reichs. Michael wandte zunächst seine Sorge auf die Wiederherstellung der verödeten und verwüsteten Hauptstadt, deren entflohene oder vertriebene Bewohner er zurückrief. Weniger gelang ihm sein Streben, die Menge der unabhängigen Despoten einzelner Landschaften sich zu unterwerfen, und die getrennten Theile des Reichs zu einem Ganzen zu vereinigen. Am meisten machte ihm

37) Zuerst zum Regenten (Bail, Ballivus) erwählt, später gekrönt (1206). 38) Ein von seiner Braut verschmähter Ritter aus Bourgogne verstümmelte dieselbe in des Kaisers eigenem Palast.

39) Seinen Stammbaum gibt *Du Fresne* p. 230 sq.

Digitized by Google

Michael, Despot von Epirus, und Karl von Anjou zu schaffen. Seine Macht suchte er durch ein gleichzeitiges gutes Vernehmen mit den Genuesern, Venetianern und Pisanern zu verstärken und deren gegenseitige Rivalität zu seinem Vortheile zu benutzen. Doch während er einige europäische Theile des Reichs wieder gewann, konnte in Asien den türkischen Einbrüchen nur unzureichender Widerstand geleistet werden, und im Innern entriß grade das Mittel, wodurch Michael den sinkenden Staat zu stützen gedachte, die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche, während sie die gehofften Unterstützungen des Abendlandes nicht bewirkte, dem Reiche den letzten Halt und die Möglichkeit einer Einheit, indem diese Reunionsversuche dem Kaiser Volk und Geistlichkeit entfremdeten (der Patriarch Arsenius that ihn sogar in den Bann), und die unheilvollsten Spaltungen beibeiführten, welche des Kaisers Leben und Gemüth zuletzt verbitterten. Ja er mußte es noch erleben, daß ihn kurz vor seinem Tode (1281), der Papst Martin ungeachtet seines Eifers, weil es ihm mit seinem Übertritte zur lateinischen Kirche nicht Ernst gewesen, in den Bann that. Andronikus II. der Ältere, neun Jahre Mitregent, und 50 Jahre einer ruhmlosen Regierung (1282—1332) Nachfolger seines Vaters, konnte selbst durch Auflösung der Union und strenge Wiederherstellung des griechischen Ritus [40]) die dem Reiche verderbtichen kirchlichen Streitigkeiten nicht beschwichtigen. Auf der andern Seite that Andronikus selbst einen wesentlichen Schritt weiter zum Verderben des Reichs, indem er, da vom Abendlande her keine Furcht mehr drohte, seine kostspielige Seemacht fast eingehen ließ, und gegen die in Asien übermächtigen Osmanen, die Hilfe abendländischer Söldnerbanden, der sogenannten Katalonier [41]), unter Anführung des berühmten Abenteurers Roger de Flor (Ruggieri del Fiore) herbeizog (1303—1307). Roger, mit des Kaisers Nichte vermählt, zum Magnus dux und später gar zum Cäsar ernannt, besiegte zwar die Türken in zwei blutigen Schlachten, und erwarb den Namen eines Befreiers von Asien, aber der Sold seiner Truppen erschöpfte alle Kräfte des Staatsschatzes, und ihre ungezügelte Plünderungswuth verheerte die Provinzen schlimmer als die vertriebenen Feinde. Zwar entledigte sich der Kaiser durch Verrath und Meuchelmord (zu Adrianopel 1307) des stolzen Anführers, dessen Banden sich sofort längs den Küsten des Mittelmeeres zerstreuten und unsägliche Gräuel verübten. Aber ein Haufe von 1500 Veteranen, der Kern dieser Scharen, behauptete sich kühn in der Festung Gallipolis und schlug in zwei großen Treffen zu Land und zu Wasser ein zwanzigfach überlegenes, mit Erschöpfung aller Kräfte aufgebrachtes kaiserliches Heer unter dem Cäsar Michael. Durch diese Erfolge vermehrte sich die „große Compagnie" durch zahllose Abenteurer, Überläufer und selbst Türken, verwüstete die Grenzländer von Europa und Asien auf beiden Seiten des Hellesponts, bedrohte selbst Constantinopel, verwarf alle Vergleiche, und zog sich erst spät aus Mangel an Lebensmitteln, Uneinigkeit der Anführer, und nach der Trennung von ihren türkischen Bundesgenossen, nachdem sie alle Festungen des verödeten Landes zerstört hatten, nach Böotien und Attika, schlug und vernichtete nach kurzem Bündnisse, den Herzog von Athen, Walther von Brienne, und gründete ein katalonisches Fürstenthum (1312), welches später die aragonische Hoheit anerkannte, und von den aragonischen Fürsten Siciliens als Statthalterschaft vergeben ward [42]).

Andronikus hatte seinen Sohn und Mitregenten Michael durch den Tod verloren (1320) [43]), der schwache und bigotte, obgleich mit vielen Privattugenden geschmückte Kaiser, sah sich jetzt bei wachsender äußern Noth des Reichs im Innern von Hofintriguen bedrängt. Michael's Sohn Andronikus der Jüngere, von guten Anlagen, aber wüst und verwildert, Mörder seines Bruder Manuel, durch unbezahlbare Schulden und Furcht vor dem über ihn niedergesetzten Gerichte des Kaisers gedrängt, verließ von seinem Lenker, dem ehrgeizigen Großen Johannes Kantakuzenos, bewogen, heimlich die Hauptstadt, und erhob die Fahne des Aufruhrs. Nach kurzem Kriege kam 1321 ein Vergleich zwischen ihm und seinem Großvater zu Stande, in welchem der Letztere auf Constantinopel und einen Theil von Makedonien beschränkt wurde, während Andronikus der Jüngere Thrakien mit der Residenz Demotika und seine Anhänger Lehen in Makedonien erhielten. Allein die Zwistigkeiten dauerten fort, während Bulgaren im Norden, und noch ärger die Osmanen in Asien das Reich bedrängten, und endigten zuletzt mit der Entthronung (1228) des ältern Andronikus, der vier Jahre darauf im Elende als Mönch im Kloster starb [44]).

Andronikus III. der Jüngere (1328—1341), hatte bei Lebzeiten seines Vorgängers geklagt: „sein Großvater werde ihm nichts mehr zu verlieren übeig lassen;" aber seine eigene Regierung entspeach dieser ehrgeizigen Klage schlecht. Das Wenige, was durch die Unternehmungen gegen Epirus und Akarnanien gewonnen wurde, überwogen die Unfälle, welche das Reich durch die wachsende Macht der Türken (Orchan) erlitt. Für seinen minderjährigen Sohn Johannes Paläologus vertraute er kurz vor seinem Tode (1341) die Zügel des zerrütteten Reichs seinem Günstlinge, dem ehrgeizigen, aber tapfern und einsichtsvollen, selbst wissenschaftlich gebildeten Johannes Kantakuzenos [45]), der durch Hofintriguen (an deren Spitze der unternehmende Magnus dux Apokauchus für die Kaiserin Mutter [46]), Prinzessin von Savoyen, Anna stand) gedrängt, den kaiserlichen Purpur annahm (Oct. 1341). Das ganze Reich spaltete sich jetzt in die Partei der Paläo-

40) Er selbst schwor seine Irrthümer ab, versagte sogar seinem Vater die Ehren eines kaiserlichen Begräbnisses und verfolgte die Lateiner blutig. *Gibbon.* T. XII. c. 62. p. 415 sq. 41) *Gibbon* l. c. p. 426. Leo S. 615. Rühs S. 115.

42) Der letzte Herzog desselben, Francesco de' Acciajuoli ward türkischer Vasall und im J. 1458auf Muhammed's II. Befehl erdrosselt. 43) *Du Fresne* p. 239. 44) Das widerliche Gemälde dieser Händel s. bei *Gibbon.* T. XIII. c. 63. p. 1—15. 45) *Du Fresne* T. I. p. 260. 46) Die erste Gemahlin des Andronikus des Jüngern war eine braunschweigische Prinzessin. *Du Fresne* T. I. p. 238.

logen und Kantakuzenen. Trotz eines starken Heeres vom Apokauchus, der den jungen Johannes V. Paläologus krönen ließ, geschlagen, floh der Kaiser in die Gebirge Serviens, mit dessen eroberungslustigem Beherrscher (Kral) Stephan Duschan er sich verband, während seine Gegner die Bulgaren zu Hilfe riefen. Da er aber hierdurch seine Absichten nicht erreicht sah, that er den letzten Verzweiflungsschritt. Er warf sich den Türken in die Arme (worauf die Servier zum Regenten Apokauchus übergingen), und schloß ein Bündniß mit dem Sultan Orchan, dem er später sogar seine Tochter Theodora zur Gemahlin gab (Januar 1347) [47]). In Constantinopel ward unterdessen Apokauchus, der sich viele Gewaltthätigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, ermordet (1345). Mit ihm verlor seine Partei ihre alleinige Stütze, und der zu Adrianopel (1346) durch den Patriarchen von Jerusalem gekrönte Kantakuzenos zog ohne Widerstand in Constantinopel ein (8. Jan. 1347). Eine Amnestie, und die Annahme des jungen Kaisers Johann des Paläologen, verschaffte dem durch sechsjährigen Bürgerkrieg fast ganz aufgelösten Reiche nur momentane Ruhe. Johannes Kantakuzenus bewies zwar (1347—1355) Kraft und Herrschertalent, aber innere Unruhen, Streifereien der Türken, Händel mit den Bulgaren und Serviern, der Krieg mit den Genuesern in Pera (1348 und 1351), wobei die ganze neugeschaffene Seemacht des Kaisers zerstört wurde und Constantinopel zwei Mal in Gefahr war, sowie die entsetzliche Pest, welche um diese Zeit ganz Europa von Constantinopel bis Bergen verheerte, machten seine Regierung äußerst unglücklich. Unionsversuche mit dem Papste hatten gleiche Beweggründe und Erfolge wie die frühern. Die Ernennung seines Sohnes Matthäus zum Mitkaiser führte seinen Sturz herbei. Sein Mitregent Johann, der Paläologe, gewann die Servier, Bulgaren und Venetianer, und Kantakuzenos, der die Türken zum Beistand aufgerufen hatte, mußte im J. 1355 dem Thron entsagen (sein Sohn Matthäus ward später zur Abdankung gezwungen), und starb im Kloster [48]). Die Geschichte seiner Nachfolger ist eine Kette von Jammer und Elend. Von einem würdigen Bestehen des Reichs konnte, nachdem einander widerstreitende Hofparteien zuerst Anhalt an verschiedenen Theilen der Bevölkerung des Reichs gewonnen, dann die eine die Türken, die andere die Servier in das Reich hineingezogen hatten, in der That nicht mehr die Rede sein, sondern nur davon, welcher von den beiden Stämmen, die Türken oder die Servier, der siegende sein sollte. Diese untergeordnete Lage der Kaiser begann mit Johann V. Paläologus (1355—1391). Sie ward entschieden, als die Servier ihre Eroberungen im griechischen Reiche an die Türken verloren, weil man gegen diese keine Macht mehr zu Hilfe rufen konnte, als die Abendländer, die als Preis der ungeordneten Scharen, die sie etwa hätten senden können, die Vereinigung mit der abendländischen Kirche foderten, deren Sinn, Geist und Verfassung der griechischen Natur durchaus unangemessen war [49]). Vergebens schwor Johann der Paläolog persönlich (1369) zu Rom [50]) den griechischen Ritus ab; denn selbst diese Erniedrigung verschaffte ihm keine Hilfe vom Abendlande gegen die Türken, deren Sultan Murad nach Besiegung (1363) der Servier und Ungern, seine Residenz nach Adrianopel verlegte, und dem Kaiser die erniedrigendsten Bedingungen vorschrieb, für deren Erfüllung des Kaisers Sohn als Geisel haften mußten. Später machte der Sultan den Schiedsrichter bei Thronstreitigkeiten in der kaiserlichen Familie, und selbst sein Tod, kurz nach gänzlicher Vernichtung der Servier (bei Kossowa 1389), brachte einen nur noch wildern Dränger in seinem Sohne Bajasid Ilderim an die Spitze der Türken. Manuel Paläologus, seit dem J. 1377 Mitregent [51]) seines Vaters, anstatt seines ältern wegen Empörung geblendeten Bruders Andronikus [52]), bestieg im J. 1391 nach seines Vaters Tode den stürzenden Thron, ohne Bajasid's Genehmigung, von dessen Gnade die Erhaltung des auf den Küstenstrich am Marmormeer beschränkten Kaiserthums abhing. Bereits besaßen die Türken einen Kadi und eine Moschee in der Hauptstadt. Bajasid, der bereits mit seinen Osmannen alle asiatischen Provinzen erobert hatte, beschloß nun auch die Vernichtung des Reichs und die Eroberung der Hauptstadt, obgleich ihm Manuel unter den entehrendsten Bedingungen und Umständen als Vasall gehuldigt hatte. Ein Rettungsstrahl erschien dem bedrängten Manuel, als König Siegismund von Ungern ein starkes Heer (besonders französischer Ritter und Herrn) zu einem Kreuzzuge gegen Bajasid sammelte. Aber die völlige Vernichtung desselben (den 28. Sept. 1396) bei Nikopolis hob die osmanische Macht auf den höchsten Gipfel und ließ ganz Europa zittern. Vergebens flehte Manuel persönlich auf einer Reise, während er die Regierung seinem Neffen und Mitregenten Johann überließ, die Hilfe seiner christlichen Brüder, der abendländischen Fürsten, an.

Das Reich schien unrettbar verloren, als Bajasid und seine Macht einem Stärkern, dem Timurlenk und seinen Mongolen bei Angora (20. Jul. 1402), erlag [53]). Allein dieser einzige Zeitpunkt, der, glücklich benutzt, einige Rettung hätte gewähren können, ward nicht ausgenutzt. Statt Flotte und Heer zu verstärken und die Osmanen ganz zu vernichten, begnügte sich Manuel damit, den ihm von Bajasid aufgedrungenen Mitregenten, seinen Neffen Johann, zu entfernen, und die Vorrechte der Türken in Constantinopel aufzuheben. Drei Söhne Bajasid's waren aus der Vernichtungsschlacht entkommen, Suleiman, Muhammed und Isa. Sie schlugen sich um die Trümmer

47) *Du Fresne* T. I. p. 261. Auch die Gegenpartei in Constantinopel hatte sich um des Türken Bündniß beworben. S. *Gibbon.* T. XIII. p. 28 sq. 48) Über die von ihm hinterlassene Geschichte seiner Zeit und Regierung siehe *Gibbon.* T. XIII. p. 5 sq. und Rühs S. 119. Über seine Studien J. Pontanus in der Vita Jo. Cant. p. XXV sq. ed. Bonn. Er soll sogar die fünf ersten Bücher der Aristotel. Ethik commentirt haben.

49) H. Leo a. a. O. S. 906, 907. 50) Bei dieser Reise ward der Kaiser zu Venedig Schulden halber gepfändet und verhaftet! 51) *Du Fresne* T. I. p. 241. 52) Er hatte sich mit Amurad's Sohne Saudschi (Kuntuza) verbunden, um jeder seinen Vater zu stürzen. *Du Fresne* T. I. p. 240. 53) *Gibbon.* T. XIII. c. 66. p. 147.

ihres Erbes. Suleiman heirathete die Tochter Manuel's. Aber der schlauere und kühnere Muhammed I. unterwarf sich zuletzt alle (1413), bewog den Kaiser Manuel zu einem Friedens- und Freundschaftsbündnisse, das ihn in Sicherheit wiegte, und so trat bald das alte Verhältniß der Abhängigkeit Constantinopels von den Osmanen wieder ein. Schon Muhammed's Nachfolger Amurad II. belagerte Constantinopel (1422), wiewol fruchtlos. Manuel starb im J. 1424. Sein Sohn Johann VI. (1424—1448) erneuerte die Versuche seiner Vorgänger, durch Religionsvereinigung die Hilfe des Abendlandes zu erhalten. Aber auch seine Reise nach Italien war vergeblich (1438). Ein Kreuzzug der Ungern, Polen, Servier und Walachen durch Papst Eugen II. im J. 1443 zu Stande gebracht, endete mit der Vernichtung des Kreuzheeres (10. Nov. 1444) bei Varna; ein zweiter Zug des Königs Ladislaus von Ungern, noch unheilvoller durch die furchtbare Schlacht von Kossowa (17—19. Oct. 1448), in welcher Murad die Blüthe des ungrischen Adels vernichtete. Kaiser Johann starb im J. 1449, nachdem er seinen Neffen Constantin, den vierten Sohn Kaiser Manuel's, zum Nachfolger ernannt hatte.

Werfen wir an der Schwelle seines Untergangs einen Blick auf die innern Zustände des unglückseligen Reichs. Alle Verhältnisse waren zerrüttet, selbst das äußere Gepränge des Kaiserhofes konnte nicht mehr mit jenem früheen Glanze aufrecht erhalten werden, da die Geldnoth bis zur Armuth gestiegen war. Nicht als ob in Constantinopel nicht noch Schätze genug gewesen wären; die Plünderung durch die Türken bewies es. Aber denen, die sie besaßen, mangelte es an Gemeingeist und Vaterlandsliebe, und sie vergruben liebee ihr Geld, oder sparten es, zu goldnen und silbernen Prachtgeräthen verwendet, für die Türken auf, statt es ihrem Vaterlande zu opfern [54]). Die Verarmung der Kaiser und des Staatsschatzes aber, welche sogar zu Kirchenraub trieb, war die Folge der politischen Lage des Reichs, das fast auf die alleinige Hauptstadt beschränkt, an Einfoderung der Provinzialabgaben nicht denken konnte. Die Rechtspflege, welche unter den Lateinern ganz verfallen war, waed zwar durch die Bemühungen des Constantin Harmenopulos (zue Zeit Johann Kantakuzenos und Johann V.) um das alte Recht verbessert, allein die bürgerlichen Kriege und die Verschiedenheit der Unterthanen und Gebiete gewährte doch unüberwindliche Hindernisse. Daß die Türken seit Manuel's Zeiten ihren eigenen Kadi zu Constantinopel hatten, ist schon erwähnt. Den Verfall der Kriegsmacht, meist Söldnerhaufen, bezeugen die Begebenheiten. Selbst das griechische Feuer hatte seit dem Gebeauche des Schießpulvers seine Furchtbarkeit verloren. In der Kiche erzeugten die fortdauernden Unionsversuche die heftigsten Spaltungen, von welchen selbst die theologische Literatur ihee durchgängig polemische Richtung erhielt. Die Wissenschaften erhielten Föderung durch die Kaisee, denn fast alle Paläologen waren ihnen zugethan, viele, z. B. Andronikus der Ältere und besonders Manuel, selbst ausgezeichnete Schriftsteller. Unter den namhaftern Gelehrten sind zu nennen Theodorus Gaza, Manuel Chrysoloras, Simeon von Thessalonich, Joseph Bryennius, Demetrius Cydonius, Phranzes, Maximus Planudes u. A. m. Aber Wissenschaftlichkeit sowenig als Glaubensfanatismus hinderten die Hinneigung zum orientalischen Wesen, wovon wir in Bündnissen und Blutsverbindungen mit den Türken die auffallendsten Beispiele sahen.

Untee solchen Umständen bestieg der letzte Paläolog den Thron mit Sultan Murad's Einwilligung. Aber als dieser (1451) starb, und der stürmische Muhammed II. an die Spitze der Osmanen trat, war das Schicksal des osteömischen Reichs erfüllt [55]). Denn der Besitz Constantinopels war das erste Ziel seines Ehrgeizes. Den ersten Schritt dazu that er, durch Anlegung einer Festung am Bosporus auf der europäischen Seite zu Asomaton. Weder Bitten noch Geschenke des Kaisers konnten ihre Vollendung hindern, die bald alle Zufuhr aus dem schwarzen Meee abschnitt. Vergebens flehete Constantin das Abendland, besonders Frankreich [56]), um Hilfe an, und suchte selbst die alten vergeblichen Reunionsveesuche vor, welche nur noch die innerliche Zerrüttung vermehrten. Nach Erschöpfung aller Versuche zu gütlicher Abfindung der Osmanen erhob sich Constantin, der besten Zeiten würdig durch Herrschertugend jeder Art, um heldenmüthig im ritterlichen Kampfe füe sein Reich mit ihm zu fallen. Gegen Ende des Jahres 1452 schickte Muhammed ein Hee nach Morea, um dessen Despotrn, die Brüdee Constantin's, Thomas und Demetrius, zu vernichten. Er selbst rüstete sich zur Belagerung der Hauptstadt. Grobes Geschütz ward durch einen abendländischen Künstler gegossen, Pläne dee Stadt entwoefen, und die Truppen geübt (Sept. 1452—April 1453), während die christlichen Herrschee des Abendlandes in ihren Hausfehden verwickelt, unthätige Zuschauer dee Noth ihrer christlichen Brüdee blieben, und Papst Nikolaus V. erbarmungslos den Untergang der hartnäckigen Ketzee vorherzusagen sich begnügte. Die eigenen Unterthanen versagten, aus schnödem Geize, zum Theile ihrem Kaiser die Mittel zur Rettung, welche Verstärkung durch Söldner vielleicht noch hättr gewähren können, und selbst in diesen letzten Augenblicken ruhte die innere Zwietracht nicht. Am 6. April begann Muhammed die Belagerung mit 250,000 Mann und einer zahlreichen, wenngleich schlechtgerüsteten, Flotte. Ihnen konnte dee Kaisee nur etwa 5000 Mann eigener und 2000 fremder Völkee unter dem edeln und kriegskundigen Genueser Johann Justiniani, entgegenstellen. Mehr vermochte die ganze zu den Waffen gerufene Bevölkerung Constantinopels nicht aufzubringen! Eine Kette sperrte den Hafen zugleich mit einigen griechischen und italienischen Kriegs- und Handelsschiffen. Mit dieser Hand voll Tapferen vernichtete Constantin, trotz des Mangels an Munition und der Schwäche der Werke, von denen einige nicht einmal die Aufstellung des Geschützes zu-

54) *Gibbon.* T. XIII. p. 428 sq.

55) *Gibbon.* T. XIII. c. 68. p. 358—451. 56) Man sehe die Antwortschreiben Frankreichs bei *Du Fresne* T. I. p. 246, 247.

ließen, lange alle Angriffsversuche der Türken, und eine Verstärkung von fünf Schiffen aus Genua, die mitten durch die ganze türkische Flotte triumphirend in den Hafen einliefen, belebte die Hoffnungen der Griechen mit neuem Muthe. Schon begannen die Türken an dem Erfolge der Belagerung zu verzweifeln; aber als es bald darauf der Beharrlichkeit Muhammed's gelang, einen Theil seiner Schiffe auf einem eigens bereiteten Wege mittels Bohlen und Walzen in den Hafen zu bringen und den obern Theil desselben mittels eines Dammes zu schließen, da war das Schicksal der Stadt entschieden. Alle Klugheit und Kühnheit ward vergebens zur Durchbrechung und Vernichtung des Dammes angewendet, und Muhammed beschloß einen allgemeinen Sturm, nachdem der Kaiser und seine Tapfern die Auffoderung zur Übergabe der Stadt von sich gewiesen hatten. Nach mehrtägiger Vorbereitung, und nachdem er seine Krieger durch das Übermaß orientalischer Drohungen und Versprechungen entflammt hatte, indem er dem, der zuerst die Mauern ersteigen würde, die schönste Provinz des Reichs verhieß, begann er den 29. Mai den Sturm. Justiniani's Verwundung und Flucht entschieden den furchtbaren und blutigen Kampf. Constantin fand mit seinen Kriegern einen ritterlichen Heldentod und unter einem Haufen von Leichen erkannte man die seine, da er, in das dichteste Gewühl sich stürzend, Purpur und Insignien, um sicherer den Tod zu finden, weggeworfen hatte, nur an den goldnen Adlern seiner Sandalen. Fürchterliche Gräuel, denen der Lateiner (1204) nahekommend, folgten der Eroberung, doch ward die Stadt durch Muhammed's strenges Gebot erhalten, und nur Gut und Menschen geraubt oder gemordet. Alle Einwohner ohne Unterschied des Stands und Alters wurden zu Sklaven gemacht. Die Sophienkirche ward nach Muhammed's Einzuge in eine Moschee verwandelt und schon am folgenden Tage rief von ihrem höchsten Thurme der Muezzin die Gläubigen zum Gebete. Für einen stürmenden Barbaren bewies sich Muhammed wirklich noch menschlich, er verhinderte manche Grausamkeit, bestrafte jede Beschädigung öffentlicher Gebäude, und als er in die herrliche, nun verödete Wohnung von 100 Kaisern, Nachfolgern Constantin's des Großen, einzog, wiederholte er im ähnlichen Gefühle wie Scipio auf den rauchenden Trümmern Karthago's die Worte des persischen Dichters: „Die Spinne webet ihe Netz im kaiserlichen Palast, und die Eule singt ihren Wachtgesang auf den Thürmen von Afrasib."

Die noch übrigen griechischen Provinzen fielen bald in Muhammed's Hände. Griechenland und Morea ward im J. 1455—1460 genommen, und Demetrius der Paläolog als Gefangener nach Adrianopel geschickt. Das Kaiserthum Trapezunt ward im J. 1460 erobert, und der letzte Kaiser David mit seiner Familie von dem treulosen Sultan ermordet. Die letzten Nachkommen des nach Italien entflohenen Thomas Paläologus, Bruder Constantin's, verloren sich zuletzt als freiwillige Sklaven in dem Serai zu Constantinopel. (*Ad. Stahr.*)

OSTROG, Kreis in Volhynien, in Nordwest und Nord an Rowno, in Nordosten an Nowigrad, in Südosten an Constantinow, in Süden an Zaslaw, in Südwesten an Kremenez und in Westen an Dubno grenzend. Er begreift einen großen Theil der ehemaligen Ordination Ostrog, wird vom Horyn und Slucz bewässert und gehört zu den besten Kreisen von Volhynien. Die Kreisstadt Ostrog liegt an der Wellija und Horyn, besteht aus der Alt- und Neustadt, hat ein Schloß, mehre Kirchen, ein Kloster und 5000 Einw., worunter viele Juden. Hier ist die erste slavonische Bibel gedruckt.

(*C. F. Kämtz.*)

OSTROG, Stadt der Provinz Volhynien, an der Vilgia, die sich unterhalb der Stadt in den Horyn ergießt, zählt etwa 800 Feuerstellen, die jenseit des Flusses liegende Neue Miasto ungerechnet, und war einst mit Wall und Mauern umgeben, wie noch einige Überbleibsel zeugen. Auch manche Anstalt, die der Stadt einst zur Zierde gereichte, ist in Schutt gesunken. Das Collegium nobilium besteht nicht mehr, nachdem seine Vorsteher, die Jesuiten, genöthigt worden, ihre Kirche und ihr ganzes weitläufiges Besitzthum den Basilianern zu überlassen und das Capuciner-, das erst im J. 1780 erbaute Carmeliten-, und das außerhalb der Stadt gelegene Franciskanerkloster, werden schwerlich den Stürmen und Reformen der neuesten Zeiten widerstanden haben. Nur die Erinnerung ist geblieben, daß von hier aus einst der größte Theil des schönen Volhyniens beherrscht wurde, daß hier ein Fürstengeschlecht hauste, welchem in Macht und edelm Streben nur sehr wenige in dem weiten Reiche der Sarmaten zu vergleichen. Das erste Geschlecht der Fürsten von Ostrog war, gleich so vielen andern des östlichen Polens, russischer Herkunft, und aus dem Stamme des H. Wladimir entsprossen; der letzte derselben wird der Fürst Daniel von Ostrog gewesen sein, der im J. 1341 den Khan der Mongolen herbeirief, damit er durch ihn von des Königs Kasimir von Polen Joche befreit werde. Daniel wollte nämlich aus Religionseifer lieber den Mongolen, als dem katholischen Könige gehorchen. Wie Daniel und seine Herrschaft endigten, ist unbekannt, aber es vergingen nur wenige Jahre, und Ostrog wurde das Eigenthum des lithauischen Prinzen Jawnuta, von Andern Johann genannt, der nach seines Vaters, des kühnen Gedimin's, letztem Willen die großfürstliche Würde in Lithauen haben sollte, derselben aber urplötzlich, am 22. Nov. 1330, durch seine Brüder Olgerth und Keistuth entsetzt, und nachmals durch den Besitz des Fürstenthums Ostrog entschädigt und begütigt wuede. Einer von Jawnuta's Nachkommen war der berühmte Fethko von Ostróg, vor allen Fürsten Lithauens und des Reußenlandes kühn, und im Waffenspiel erfaheen. Ihm hatte Swidrigailo, der Großfürst von Lithauen, die Vertheidigung von Podolien übertragen, und mittels seiner tatarischen, moldauischen, beßarabischen und russischen Hilfsvölker wußte er den Polen die Eroberung des Landes sauer genug zu machen, indem er eine offene Feldschlacht vermied, dagegen aber jede Gelegenheit ergriff, um den Feind einzeln zu bekämpfen (1432). Die Polen, von ausgezeichneten Feldherren, Vincenz von Szamotuli und Johann Mazik de Dambrowa geführt, setzten der scythischen Kriegsma-

Digitized by Google

nier die taktischen Regeln entgegen, die sie von Hussiten und teutschen Rittern erlernt, und ihre geschlossene Phalanx durchschnitt, im scheinbaren Siegeszuge, von einem Ende zum andern das offene Land. Der Winter stellte sich ein, und den Polen blieb nichts übrig, als dahin zurückzukehren, wo sie hergekommen waren. Auf ihrem Rückzuge mußten sie nothwendig bei Kopostrzin die Morachawa überschreiten; ihr Heer hatte aber kaum zur Hälfte den Damm zurückgelegt, der den obern Theil des Flusses in einen Fischteich verwandelt, als diese Hälfte von allen Seiten von Fethko's Scharen umzingelt und bestürmt wurde. Blutig und schrecklich war der Kampf; die Polen, stark durch das Bewußtseinerfühlter Siege, fochten nicht um den Sieg, sondern um das Leben, die ungeregelten Massen ihrer Gegner verachteten der Überzahl und fühlten sich begeistert durch des Führers heldenmüthiges Beispiel. Vorwärts konnten die Polen nicht, rückwärts wollten sie nicht, sie fielen reihenweise; da führte der Zufall, oder aber der H. Andreas, wie das gläubige Zeitalter annahm, denn es war der 30. Nov., den verwegenen Kemlicz auf die Stelle. Er war mit einigen Hundert Reisigen auf Kundschaft und Beute ausgezogen, als er aber das Schlachtgetümmel wahrnahm, blieb er nicht lange zweifelhaft über die Aufgabe, die zu lösen war. Seine Trompeter mußten wie rasend blasen, zugleich stürzte er mit seinen Reitern blindlings in den Feind. Der unerwartete Angriff, der Lärm der Trompeten, welche die Ankunft eines ganzen Heeres zu verkündigen schienen, thaten ihre Wirkung; die leicht berittenen, zum Theil auf Wagen streitenden Gegner flohen nach allen Seiten hin, und wurden eine Weile scharf verfolgt, dann setzte die polnische Armada ihren Rückzug ungehindert fort.

Ungleich berühmter, denn Fethko wurde ein späterer Fürst von O., der unter dem schwachen Alexander der einzige Hoffnungsstern für Lithauen sein sollte. Von ihm hatte der Großfeldherr von Lithauen, Peter Bielski, auf dem Sterbebette zu dem trauernden Alexander gesagt: „Constantin, der Fürst von Ostrog, kann mich dem Vaterlande ersetzen, da er mit seltenen Eigenschaften begabt ist." So war auch wirklich dieser Mann einer der Nachkommen des berühmten Roman von Halitsch [1]), denn in seinem bescheidenen Äußern, in einem kleinen Körper wohnte eine große Seele. Noch kannten wenige seinen Heldenmuth, der sich in der Folge in 30 glücklichen Schlachten bewähren sollte, aber alle ließen seinen staatsbürgerlichen und häuslichen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren: „zu Hause der fromme Numa" (so schreibt von ihm Piso, der päpstliche Legat, an seinen Hof) „ist er in Schlachten ein Romulus; leider ist er ein Abtrünniger, verblendet durch übergroße Ergebenheit für den griechischen Glauben, und will er auch kein Haar breit von den Lehren seiner Religion abweichen." Diesen Abtrünnigen beehrte Alexander nichtsdestoweniger mit dem lithauischen Feldherrenstabe, und was noch wichtiger ist, er übergab ihm den Oberbefehl gegen die Russen, seine Glaubensverwandten. Ein solches Vertrauen setzte der Großfürst in Constantin's Treue und Eid, und in der That einen würdigern Diener hätte er nicht finden mögen. Der Russen Bruder im Glauben, war der Herzog von O., im Felde ihr furchtbarster Feind. Kühn, thätig und ruhmliebend, begeisterte er Lithauens schwache Heere; die angesehensten Pane und die gemeinen Krieger folgten ihm willig in den Kampf. Er zog von Smolensk aus, während Alexander in Borysslow zurückblieb. In der Nähe von Dorogobusch, mitten auf dem großen mitkowschen Felde, an den Ufern der Wedroscha, standen des Zaren Heerführer, Daniel Schtschenja und Georg Sacharjewitsch, zum Kampfe bereit. Der Gefangenen Aussagen hatten den lithauischen Feldherren über die Anzahl der Russen belehrt, ihn scheckte nicht die ungeheure Mehrzahl, und verwegen drang er durch sumpfige, waldige Engpässe, der Feinde Lager zu bestürmen. Die moskowitische Vorhut zog sich zurück, um die Lithauer auf das jenseitige Ufer zu locken. Da begann (14. Jul. 1500) der blutige Kampf. Lange schien der einen Tapferkeit der andern Macht im Gleichgewichte zu halten. Der Russen waren 80,000 Mann und darüber; darum konnten sie eine Reserve aufstellen, die durch plötzlichen Anfall auf die ermüdeten Gegner, den Kampf zur Entscheidung brachte. Die Lithauer suchten ihr Heil in der Flucht, 8000 deckten das Schlachtfeld, viele ertranken im Flusse, denn es war den Russen gelungen, sie zu überflügeln und die Brücke zu zerstören. Der Herzog von O., der Woiwode von Smolensk, die Marschälle Ostiukowitsch und Chrebtowitsch, die Fürsten von Druzk und Massalsk, viele Pane und Befehlshaber wurden gefangen genommen; alles Gepäck und Geschütz fiel in der Sieger Hände. Mit den andern vornehmen Gefangenen wurde der Herzog in Ketten nach Moskau gebracht;

1) Wenn nämlich die von einigen polnischen Schriftstellern entworfene Genealogie ihre Richtigkeit hätte. Nach Niesiecki's Korona Polska, Art. Ostrog, S. 611, hätte der früher genannte Fürst Daniel von O. einen Bruder gehabt, mit Namen Basil. Basil's Sohn hätte Daniel, Daniel's Sohn Basil, Basil's Sohn Theodor, Theodor's Sohn Basil, Basil's Sohn Johann, Johann's Sohn Constantin geheißen, und dieser sei unser Constantin. Jablonowsky, in seinen genealogischen Tabellen, gibt dem Daniel von O. einen Sohn, Roman, dem Roman einen Basil, dem Basil die Söhne Simeon und Theodor (Engel's Geschichte von Halitsch, S. 610—611, Tab. 11). Dagegen sagt Nikon's Chronik: „Olgerd" (der Großfürst von Lithauen) „hatte von der zweiten Gemahlin sieben Söhne: Andrei von Polotsk, Wladimir von Bielsk, Iwan von Ostrog ꝛc.," und die von Schlözer mitgetheilte russische Geschlechtstafel, S. 91., nennt als den Stammvater der Fürsten von Zaslaw oder Ostrog den vormaligen lithauischen Großfürsten Jawnuta, und nennt zugleich dessen nächste Nachkommen. Wir haben uns für die lithauische Abstammung entschieden: einmal, weil Fethko von O. unbezweifelt ein Lithauer, dann, weil es uns durchaus nicht wahrscheinlich ist, daß die Barbaren des Ostens großmüthiger gewesen sein sollten, als die des Westens, daß die Lithauer die Fürsten der Rußniaken besiegt, und den Besiegten ihr Eigenthum gelassen haben sollten. Daß die Herzoge von O. dem griechischen Glauben anhingen, ist kein Beweis für ihre russische Abstammung; auch ihre Nachbaren, die Herzoge von Sluzk, deren Abstammung von den Jagellonen Niemand bezweifeln wird, vertauschten das Heidenthum gegen die Lehren der griechisch-russischen Kirche, und verharrten, bis zu ihrem Erlöschen, in derselben.

Digitized by Google

der Zar aber löste seine Bande, ehrte seinen Muth, und suchte den tapfern Streiter für seinen Dienst zu gewinnen. Lange widerstand Constantin; endlich mit neuem Gefängnisse bedroht, leistete er dem russischen Monarchen den Eid der Treue; aber dieser Eid, für den der Patriarch sich verbürgte, ging nicht von Herzen. Lithauer, mit Leib und Seele, konnte er, obgleich mit dem Range eines Woiwoden und mit Ländereien begnadigt, seinen Überwindern nicht verzeihen; er dürstete nach Rache, und fand endlich Gelegenheit sie zu üben, so streng man ihn auch bewacht hatte. Er entkam nach Lithauen im J. 1508, übernahm noch im n. Jahre den Befehl über eine Abtheilung des polnischen Heeres, und hatte nichts weniger im Sinn, als seinen Landsleuten den Weg nach Moskau zu zeigen und zu bahnen. Seine Entwürfe scheiterten an dem Kleinmuthe des Oberfeldherrn Stanislaus Kitka, und ein sogenannter ewiger Friede machte dem schläfrigen Kriege alsbald ein Ende. Ernster war der Krieg, der schon im J. 1512 den ewigen Frieden brach; Smolensk ging für die Polen verloren, aber dieser Unfall nöthigte sie, dem Herzoge von O. seine wahre Stellung wiederzugeben. Constantin befehligte nur 35,000 Lithauer, der Russen waren 80,000. Die beiden Heere trafen sich an dem Dnieper, und lagen einige Tage still, die Lithauer auf dem rechten, ihre Feinde auf dem linken Ufer. Des Harrens müde ließ Constantin in größter Stille zwei Meilen von dem russischen Lager eine Brücke schlagen. Der stolze Bojar Tscheljádin, der erfahren hatte, daß die Hälfte der Lithauer schon diesseit des Flusses sei, sagte: „Die Hälfte ist mir zu wenig, laßt sie alle kommen, dann will ich auf einmal mit ihnen fertig werden." Die Lithauer gingen vollends über den Fluß, ordneten sich und den 8. Sept. 1514 wurde die blutige Schlacht von Orsza geliefert. Nach Herberstein's nicht sehr genügendem Berichte hatten die Lithauer ihre Reihen in einem weiten Raume ausgedehnt. Das russische Haupttreffen stand unbeweglich, die beiden Flügel aber entwickelten sich, um den Feind zu überflügeln. Ungefähr 4000 Schritte von Orsza begann die Schlacht mit einem furchtbaren Angriffe der Russen. Sie wurden zurückgeschlagen, wiederholten aber den Angriff mit neuen Haufen, und brachten die Lithauer in Unordnung. Die einen und die andern flohen und verfolgten einander wechselsweise; endlich traten die Hauptheere in den Kampf, und die Lithauer lockten durch einen verstellten Rückzug die Russen auf ihre Kanonen, fielen ihnen in den Rücken, schlugen ihre Reserve, und erfochten durch einen allgemeinen Angriff den vollständigsten Sieg. Was nicht auf dem Schlachtfelde fiel, oder in Gefangenschaft gerieth, das wurde beim Nachjagen in dem Dnieper oder der Kropiwna ersäuft. Der Knás Bulgakow, der Bojar Tscheljádin, sechs andere Woiwoden, 30 Knáse, mehr als 1500 Edelleute oder Beamte waren gefangen; der Besiegten Fahnen, Gepäck und Geschütz blieben den Siegern. Zwischen 30,000 und 40,000 Mann hatten die Russen verloren, Nacht und Wälder retteten den übrigen. Niemals haben die Lithauer einen glänzendern Sieg über die Russen erfochten, darum wird er auch von Strikowsky in Versen besungen, und Constantin von einer gleichzeitigen kiow'schen Chronik mit Alexander von Makedonien, mit dem indischen Porus, und mit allen Helden der heiligen und weltlichen Geschichte verglichen. Den Tag darauf ließ Constantin ein Dankgebet halten, zuerst in lateinischer, dann in der Landessprache, er gelobte den Bau zweier Kirchen, bewirthete seine vornehmen Gefangenen prachtvoll, und ließ sie sodann nach dem Innern von Polen abführen. So wichtig aber der Sieg an sich war, so unerheblich blieb er in seinen Folgen. Wol hatte der Bischof Varsonophius von Smolensk, unterstützt von der Abneigung der großen Mehrzahl der Bevölkerung gegen die zarische Herrschaft, Anstalten getroffen, die Einnahme der Stadt den siegenden Polen zu erleichtern; allein die Verhandlung wurde dem Statthalter, dem Knásen Schuisky, verrathen. Kaum erschien der Herzog von O. mit 6000 Mann auserlesener Truppen vor der Stadt, so setzte Schuisky ihn und die Einwohner durch ein grausenvolles Schauspiel in Schrecken. Alle Verschworne, mit Ausnahme des Bischofs, wurden auf den Mauern, vor den Augen der Lithauer aufgeknüpft, und zwar trugen die einen die silbernen Krüge oder Trinkschalen, die sie von dem Zar zum Geschenk erhalten, um den Hals, während die andern in die auf gleiche Art erworbenen Zobelpelze, sammetnen und damastenen Zeuche gekleidet waren. Unter solchen Umständen war Constantin's Schar zu einer regelmäßigen Belagerung zu schwach, doch gebot er, in der Entrüstung über die gesehenen Greuel, zu stürmen. Die Besatzung widerstand muthig, Constantin mußte abziehen, Gefangene und einen Theil seines Gepäckes zurücklassen, und sich mit der Einnahme von Dubrowna, Mstislawl und Kritschew begnügen. Keinen günstigern Ausgang nahm die Belagerung von Opotschka (1517), obgleich Constantin böhmische und teutsche Söldner in seinem kleinen Heere hatte. Die Mauern der Stadt waren zwar gefallen, aber Saltikow und seine Besatzung, gleichwie die Bürger, ermüdeten nicht in muthiger Gegenwehr, schlugen (6. Oct.) den Sturm ab, und tödteten den polnischen Woiwoden Sokol, dessen Panier sie zugleich eroberten. Unterdessen eilten die moskowitischen Heere von Weliki-Luki und Wiásma zum Entsatze herbei, während aus Polen, die Belagerer zu verstärken, eine neue Heeresmacht heranzog. Allein diese ließ sich schlagen, bevor sie ihre Vereinigung mit Osteog's Scharen bewerkstelligen konnte, und der Herzog, durch einen dreifach übertegenen Feind geängstigt, mußte die Belagerung aufheben (18. Oct. 1517), auch, denn Eile war dringend, das schwere Geschütz im Stiche lassen. Zum letzten Male wol erscheint Constantin, als Kron-Großfeldherr, in der unglücklichen (1519) den Tataren gelieferten Schlacht, die ganz Polen, bis beinahe nach Krakau hin, den Verheerungen der Barbaren preisgab. Ein Sohn Constantin's war vermuthlich der Fürst von O., der im J. 1535 unter den Generalen genannt wird, die mit einer polnischen Armee in Severien einfielen, Gomel und Potschep, und endlich auch nach verzweifeltem Kampfe das ungemein feste Starodub einnahmen (29. Aug. 1535). Johann, Herzog von O., erscheint im J. 1560 als Pfandbesitzer der Herr-

schaft Raudnitz, in dem rakonitzer Kreise von Böhmen. Constantin, Herzog von O., Woiwode von Kiow, legte in seinem Schlosse zu Ostrog eine Buchdruckerei an, verschaffte sich aus Moskau, durch den lithauischen Referendarius Haraburda, eine vollständige Abschrift des alten und neuen Testaments, verglich diese mit der griechischen Bibel, die ihm von Jeremias, dem Patriarchen von Constantinopel, geschickt worden war, verbesserte sie mit Hilfe einiger Philologen[2]), und ließ sie im J. 1581 drucken, ein Unternehmen, durch dessen Ausführung er sich Ansprüche auf die Dankbarkeit aller seiner Glaubensgenossen erwarb. Constantin galt überhaupt als das Oberhaupt der griechischen Kirche in Polen; er widersetzte sich nach Kräften der in Vorschlag gebrachten Union mit der lateinischen Kirche, obgleich der Bischof von Wlodimir, Hypatius Pociey, alle seine Kunst aufbot, um ihn für dieses Geschäft zu gewinnen. Gleichwol kam die Union auf den Synoden zu Kiow (2. Dec. 1594 und 6. Oct. 1596) zu Stande. Constantin aber, bearbeitet durch die übrigen Dissidenten, welche wohl einsahen, daß es nach der Vereinigung der Griechen mit der lateinischen Kirche um sie geschehen sein würde, und ermuthigt durch die wüthende Abneigung vieler seiner Glaubensgenossen, welche jede Annäherung an Rom verabscheuten, veranstaltete, gleichzeitig mit der ersten Synode zu Kiow (2. Dec. 1594), eine Versammelung zu Brzesc, in welcher der Exarch von Rußland, Nikephorus, präsidirte, und wo man die Bischöfe, von denen die Union befördert worden, verdammte und wider sie ein Excommunicationsdecret verkündigte. Es gab demnach von nun an in Polen unirte und nicht unirte Griechen, und letztere durch Verbindungen zu stärken, besuchte Constantin, an der Spitze zahlreicher Deputationen aus allen griechischen Provinzen, aus Roth- und Weißreußen, aus Volhynien, Kiow, Podolien und Podlachien, die Generalsynode zu Thorn (21. Aug. 1595), die ansehnlichste, zahlreichste und merkwürdigste aller jemals von den polnischen Dissidenten gehaltenen Synoden, von welcher die im J. 1599 zu Wilna abgeschlossene, so bekannte Conföderation oder politische Union sämmtlicher Dissidenten, die wichtigste Folge war. Die Session in Wilna eröffnete Constantin durch eine merkwürdige Rede, worin er Alle zur Einigkeit ermahnte, und die in Vorschlag gebrachte Vereinigung als das einzige, ihrer würdige Ziel empfahl; dann, setzte er hinzu, werde er gern und ruhig sterben. Constantin hat auch zuerst, und nach ihm Fürst Alexander von Ostrog, Woiwode von Volhynien, die Conföderationsacte unterschrieben, die allerdings den gänzlichen Untergang der Dissidenten abwehrte. Die kirchliche Vereinigung der Dissidenten, die Constantin ebenfalls versuchte, war indessen nicht zu bewerkstelligen. Constantin's Sohn, Basilius Constantinowitsch, succedirte ihm nicht nur in dem Herzogthum O., sondern auch in der Woiwodschaft Kiow, und war Basilius unter den polnischen Großen der erste, der dem Demetrius (Jury Otrepjew) einige Aufmunterung zu seinem waglichen Unternehmen zukommen ließ; an ihn schickte auch die moskowitische Geistlichkeit, als des Demetrius Leichnam noch auf dem Richtplatze lag, einen Eilboten ab, sammt einem Schreiben, welches die Erzählung der Greuelscenen in Moskau, und Versicherungen von der friedliebenden Gesinnung der russischen Regierung enthielt (1606). Basilius war mit der reichen Erbtochter des Grafen von Tarnow verheirathet. Ob Janussius, Herzog von O. und Graf von Tarnow, auch Castellan von Krakau, sein Sohn oder nur sein Vetter gewesen, vermögen wir nicht zu entscheiden. Gewiß ist, daß Janussius (Johann) mit des berühmten ungrischen Feldherrn Kaspar Seredy's Tochter, Susanna, verheirathet war, und daß er als Vormund seiner Töchter Eleonora und Euphrosyna, die ihnen aus der reichen, mütterlichen Erbschaft zugefallenen ungeheure Herrschaft, oder das Herzogthum Makoviez, in dem saroser Comitat von Ungern, am Sonntage nach Laurentii und am Montage nach Mariä Himmelfahrt (1601) um 80,000 Dukaten an Siegismund Rakoczy verkaufte. Auch kam er, nach dem Tode seines einzigen Sohnes, Janussius Wladimir, auf den Gedanken, aus seinen Besitzungen eine Ordination zu machen, als wodurch deren Vereinzelung oder Veräußerung verhindert werden sollte. Er wendete sich zu dem Ende an den Reichstag vom J. 1609, und erhielt von demselben, in Betracht seiner dem Könige und der Republik geleisteten Dienste eine Constitution, kraft welcher die von ihm zu machende Verordnung zu ewigen Zeiten bestehen, seine Güter aber von den Erben und Nachkommen weder ganz, noch stückweise veräußert, im übrigen aber andern adligen Gütern gleichgeachtet werden sollten, wobei dem Herzog auferlegt wurde, seine Verordnung zu Jedermanns Nachricht dem Tribunal zu Lublin oder einem andern Gerichte zu übergeben; doch sollte er, so lange er lebte, die Freiheit behalten, daran zu verändern und zu verbessern. Diesem zufolge übergab der Herzog am 25. Jun. 1618 dem Tribunal zu Lublin eine Disposition, des Inhaltes, daß 1) der älteste Sohn eines Herzogs von Ostrog der jedesmalige Ordinat sein; 2) selbiger bei dem Antritte der Ordination das 24. Jahr seines Alters zurückgelegt haben, und 3) nach des Ordinats Tode allemal der älteste Sohn aus der ostrogschen Linie, welchen nach dem Erstgeburtsrechte die Ordnung treffe, in der Ordination succediren sollte; wenn aber die ostrogsche Linie ohne männliche Erben abgehen würde, sollte 4) die Succession an die zaslawsche Linie auf solche Weise fallen, daß zuvörderst des Herzogs Alexander von O. in Zaslaw ältester Sohn, Franz, der des Stifters der Ordination älteste Tochter, Euphrosyna, zur Gemahlin gehabt, und dessen männliche Nachkommen dazu gelangen; und wenn diese ohne männliche Erben abgingen, sollte die Ordination 5) auf die männlichen Nachkommen der andern Tochter, Eleonora, die mit dem lithauischen

2) Nach Constantin's Vorrede sollte man glauben, er habe mit seinen Philologen sowol den Sinn, als den Styl der Bibel verbessert; zum Glücke trafen seine Verbesserungen, ähnlich den großartigen Leistungen mancher neuern Philologen, mehr auf Buchstaben als auf Wörter, oder gar auf den Sinn. Sein Drucker, Iwan Feodorow, früher in Moskau und Lemberg thätig, hatte schon im J. 1580 zu Ostrog eine Ausgabe von dem neuen Testament und den Psalmen geliefert.

Digitized by Google

Vorschneider, dem Fürsten Janussius Radzivil, vermählt worden, fallen, und zwar jedesmal so, daß nur der älteste von der Familie, der aber zugleich katholisch sein müßte [3]), succediren sollte. Würde auch diese Linie ohne männliche Erben abgehen, so verordnete der Stifter, daß ein Malteser-Ritter, von polnischer oder lithauischee Nation, auf öffentlichem Reichstage durch die Mehrheit der Stimmen zum Ordinat erwählt und voe dem Könige bestätigt werde. Es sollten aber 6) alle Personen weiblichen Geschlechtes, ob sie gleich aus dem ostrogschen Hause entsprossen, auf immer von der Nachfolge in der Ordination ausgeschlossen bleiben. Der Ordinat sollte 7) zu allen Zeiten 300 Reiter und 300 Fußgängee zum Dienste der Republik unterhalten, und von dessen Disposition zugleich lediglich das Commando zu Dubno, und in andern befestigten Orten der Ordination, nach Abgange der Ordinate aber von den Malteser-Rittern abhängen; 8) die Ordination selbst sollte niemals zergliedert, ebenso wenig etwas davon veräußert werden. Jeder Ordinat sollte 9) allemal, er sei, aus welcher Familie er wolle, Titel und Wappen vor Ostrog führen; derjenige Ordinat aber, der wider die Disposition des Stifters handele, oder von der katholischen Religion sich zu einer andern wenden würde, eo ipso von dem weitern Besitze der Ordination ausgeschlossen sein. Die Ordination selbst sollte 10) lediglich von der Gerichtsbarkeit der Republik abhängen und derselben unterwürfig sein ꝛc. Janussius scheint nur Schwestern gehabt zu haben, eine möchte die Herzogin Sophia von O. sein, die ihrem Gemahle, dem Kron-Geoßfeldherrn Stanislaus Ludomirsky, die halbe Herrschaft Jaroslaw (in dem przemyslee Kreise von Galizien), bekanntlich eine der größten des alten Polens, zubrachte, eine andere dürfte die Fürstin Katharina von O. sein, die uns in einer dem heiligen Hause zu Loretto gemachten Schenkung einen Maßstab hinterlassen hat, den Reichthum ihres Geschlechtes zu beurtheilen. Sie schenkte das vollständige Geräthe eines Altars, von Bernstein, dazu die Bekleidung des Altars und ein Meßgewand; Bekleidung und Meßgewand sind mit 6 bis 7000 Perlen, wie auch mit einigen Rubinen und Diamanten besetzt. Das ganze Geschenk, auf 200,000 Scudi geschätzt, wurde im J. 1639 überreicht; die fromme Geberin hätte das Jahr vorher ihren Gemahl, den Kron-Großkanzler Thomas Zamoisky, durch den Tod verloren.

Mit des Herzogs Janussius Tode fiel demnach die Ordination in die jüngere Linie des Hauses, die schon früher das ebenfalls in Volhynien belegene Herzogthum Zaslaw besessen hatte. Dieser zaslawschen Linie gehörte an die verwittwete Woiwodin von Volhynien, Fürstin von Ostrog und Zaslaw, eine geborne Gräfin Leszczynska, die bei dem Begräbnisse der Prinzessin Anna zu Thorn (16. Jul. 1636), unter den Leidtragenden, geführt von den Grafen Leszynsky und Dönhof, erschien. Aus dieser Linie war auch entsprossen Alexander Constantin, Herzog von Ostrog-Zaslaw, gestorben zu Leyden, wo er sich seiner Studien halber aufhielt, den 14. Jul. 1642: „deme von der Universität ansehnlich parentirt und ein fürstlich Leichenbegängniß, auf polnische Manier, mit großer Pompa gehalten worden" Von dem letzten Erben des Hauses, von dem Herzog Alexander, den er schon früher als einen von den passionirtesten aus Polen für die französische Faction gerühmt, berichtet Ulrich von Werdum, wie folgt: „Der Herr des Ortes (Dubno) Prinz Alexander von Ostrog, tractirte uns sehr; er ist ungefähr zwei oder dreiundzwanzig Jahre alt (Dec. 1671), kurz von Statur, aber ziemlich gesetzt, verständig und courageur. Er hat in Italien, Teutschland und Frankreich gereiset, welcher Länder Sprachen er auch neben seiner Muttersprache und der lateinischen redet. Seine Mutter ist des Großfeldherrn Sobieski einzige Schwester, und hat zur Ehe den littawischen Unterfeldherrn Prinz Michael Radzivil; der Kron-Unterfeldherr aber und des Königs Michael's Vaterbruder, Peinz Demetrius Wisnowiecky, hat des Prinzen von Ostrog einzige Schwester, von derselben Mutter geheirathet." Der nämliche Reisende berichtet auch, der Herzog habe in seiner Festung Tarnow einen Obristen (Pulkownyck) zum Commandanten gesetzt; ein Umstand, der von der ostroger Kriegsmacht eine sehr respectable Idee gibt. Der Herzog Alexander staed ohne Kinder im J. 1673. Seine Schwester Ludovica Theophila, die, wie bereits angeführet, sich am 10. Mai 1671 mit dem Kron-Unterfeldherrn, dem Fürsten Demetrius Wisnowiecky, vermählt hatte, wae die ungezweifelte Erbin der großen Allodialoerlassenschaft; füe die Ordination schien aber der in der Disposition vom 25. Jun. 1618 vorgesehene Fall einzutreten, indem die einzige Repräsentantin der **eventualiter** berufenen Radzivilschen Linie, die Fürstin Louise Charlotte Radzivil, die erste Gemahlin des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz (sie starb den 27. März 1695), nur eine Tochter hatte, die nachmals den Erbprinzen von Pfalz-Sulzbach heirathete. Der Kroninstigator Johann Tansky ließ daher, zur Abmahnung von aller Selbsthilfe, bekannt machen, daß Niemand, als die Republik über die Ordination, sofern sie durch die Gesetze bestätigt worden, verfügen könne. Die Woiwodschaft Krakau hingegen schritt zu der Wahl eines Malteserritters, welcher die Güter der Ordination besitzen sollte; sie fiel auf den Fürsten Hieronymus Lubomirsky. Die übrigen Woiwodschaften konnten zu keinem Entschlusse gelangen, und die Republik hielt sich nicht berechtigt, die von der Woiwodschaft Krakau ausgegangene einseitige Wahl zu bestätigen. Diesee Zustand von Ungewißheit begünstigte die Ansprüche der Schwester des letzten Herzogs; sie, die sogleich gegen den Kroninstigator behauptet hatte, daß Ostrog nicht Ordination, nur Erbgut sei, daß **concessio concedendi majoratum, fidei commissum, aut ordinationem, quae omnia unum idemque sunt, dem summo Imperanti kein jus acquirire, über dergleichen Güter praeter mentem ordinantis in praejudicium der natürlichen Erben zu verfügen**, sie ließ duech iheen Gemahl, der mittlerweile in der Kron-Großfeldherrenwürde Sobiesky's Nachfolger geworden, von der Ordination Besitz nehmen. Nach Wisnowiecky's Tode

3) Janussius hatte demnach die Gemeinschaft der griechischen Kirche verlassen.

heirathete sie den Fürsten Joseph Lubomirsky, der die reiche Erbschaft ungestört besaß, und sie seinem einzigen Sohne, dem Fürsten Karl, hinterließ. Karl starb unvermählt im J. 1721, und die Ordination ging an seine Schwester, Louise Maria Anna, vermählte Fürstin Sanguszko, über; denn die Ansprüche, die der Malteserritter und nachmalige Woiwode von Reußen, Fürst August Czartorisky, Namens seines Ordens im J. 1722 erhoben und in einer eigenen Druckschrift verfochten hatte, wurden bald zurückgenommen, und sogar in dem Reichstagsprotokoll ausgestrichen. Der Sohn der Fürstin Louise Maria Anna, der lithauische Hofmarschall Januſſius Sanguszko, fiel auf den Gedanken, da er der letzte männliche Abkömmling seiner Linie und ohne Leibeserben, die Ordination zum Besten seiner Verwandten und Freunde zu theilen (Jan. 1754). Nicht alle Verwandte und Freunde konnten bedacht werden; diejenigen, die sich beeinträchtigt wähnten, vereinigten sich zu einem Manifest, worin das Verfahren des Fürsten Sanguszko, als ein gewaltiger Eingriff in die Gesetze, die Zergliederung der Ordination als vollkommen rechtswidrig dargestellt wurde. In diesem Manifest wurde zugleich des Fürsten Anrecht zu den Gütern untersucht, und nachgewiesen, daß er von dem Stifter der Ordination nur in weiblicher Linie abstamme, und folglich kein rechtmäßiger Besitzer der Güter sein könne, sein Besitz sich vielmehr blos auf eine Nachsicht der Republik gründe, als welche in der Verwirrung der Zeiten so manches habe hingehen lassen müssen. Das Manifest schloß damit, daß man den Kron-Großfeldherrn Branicky, einen der unterzeichneten Senatoren, ersuchte, sich der Sache anzunehmen und, bis daß sie auf dem Reichstag entscheiden würde, die nothwendigen conservatorischen Vorkehrungen zu treffen. Branicky ließ hierauf im Februar 1754 von der Kronarmee 3000 Mann in die Ordination einrücken, die Festung Dubno besetzen, ihrem Commandanten und der fürstlichen Besatzung den Treueid abnehmen, endlich seine Truppen in dem Herzogthume Cantonirungsquartiere beziehen. Der Fürst Sanguszko wurde durch diese Gewaltthätigkeiten so erschreckt, daß er schon den Entschluß gefaßt hatte, in ein Kloster zu gehen, um sein Leben in Ruhe und Einsamkeit zu beschließen; sein vornehmster Rathgeber, der Podstoly (Kron-Unterschenk), Fürst Stanislaus Lubomirsky, dem in der Theilung das herrliche Dubno zugesagt war, sah sich daher genöthigt, sein Werk allein zu vertheidigen. Es geschah durch ein nachdrückliches Manifest, worauf Branicky von dem Kolo (Musterung) von Dobrzyn aus, replicirte: „Ich würde," sagte der Großfeldherr, „meiner Pflicht gegen König und Vaterland ungetreu, wenn ich ruhig zusähe, daß das Gesetz verachtet, das königliche Ansehen verkannt wird, daß Privatpersonen sich eines öffentlichen Eigenthums von mehr als 100 Meilen im Umkreise bemächtigen; wenn ich ein unthätiger Zuschauer bliebe bei den Thränen, die ein unterdrückter und seiner Rechte beraubter Adel vergießt. Anstatt in der Hauptstadt, hat er (Sanguszko) zu Kolbazew die Theilung vorgenommen. Auf solche Art verwandelt er diese Stadt in Warschau; auf gleiche Art wird ein Particulier, der nicht im Stande ist, sein eigenes Haus zu regieren, zum Gesetzgeber erhoben, der die Länder der Republik austheilt. Die kleine Anzahl seiner Freunde tritt an die Stelle des Senats. Mit einer Freigebigkeit, die ihres Gleichen nicht hat, werden tausend Städte und Dörfer, die der Republik zugehören, ausgetheilt. Ich vertheidige die Domainen der Republik, der Herr Podstoly bemächtigt sich derselben. Ich verwende meine Einkünfte, um der Republik das Recht zu erhalten, mit den Gütern der Ordination zu schalten; der Herr Podstoly zieht derselben Einkünfte an sich, und bedient sich dieser Einkünfte, um der Republik ihr Recht zu rauben. Ich bemühe mich, hundert und mehr adelige Familien in ihrem rechtmäßigen Besitze zu erhalten, der Herr Podstoly will sie daraus vertreiben und sich ihre Dörfer zueignen." Die Sache gelangte endlich an den am 30. Sept. 1754 eröffneten Reichstag. Allein der Reichstag zerriß wegen des Zankes über die Ordination. Hierauf verordnete der König auf die Vorstellung von 56 Senatoren, daß die Güter in Administration gegeben werden sollten, und es wurde zu dem Ende eine Commission und Administration niedergesetzt. Von den zehn Commissarien sollte jeder jährlich 12,000, und von den fünf Administratoren jeder jährlich 8000 Gulden aus den Einkünften der Ordination haben; dem Fürsten Sanguszko wurden jährlich 100,000 Gulden angewiesen, der Rest der Einkünfte sollte in dem warschauischen Grod deponirt werden. Commission und Administration traten mit dem 26. Nov. 1754 in Thätigkeit, aber schon im J. 1758 wurde der Fürst Januſſius Sanguszko unter den vorigen Gerechtsamen wieder in den Besitz der Güter eingesetzt, und die schon früher entworfene Theilung kam nun vollends zu Stande; Dubno insbesondere blieb dem Hause Lubomirsky; in Ostrog selbst theilten sich der Woiwode von Posen, Fürst Anton Jablonowsky und der Kanzler, Graf Malachowsky. Auf dem Reichstage vom J. 1766 wurde verordnet, daß die Besitzer der Ordinationsgüter jährlich 300,000 Gulden (poln.) bezahlen, diese aber zur Unterhaltung eines Regiments Soldaten zum Dienste der Republik (des Regiments der Ordination von Ostrog) verwendet werden sollten. Auf dem folgenden Reichstage, im J. 1773, wurden Commissarien ernannt, um diese Constitution zur Erfüllung zu bringen; gleichzeitig erneuerte aber auch der Malteserorden seine Ansprüche an die Güter der Ordination. Er wurde von Östreich, Rußland und Preußen unterstützt, daher die Republik nicht umhin konnte, eine Commission zu Untersuchung dieser Ansprüche niederzusetzen. Der Commissionsbericht fand dieselben ungegründet, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Stiftungsurkunde vom 25. Jun. 1618 niemals die Sanction der Republick empfangen hatte, es wurde jedoch beschlossen, nicht zwar die Güter zurückzugeben, denn solches erschien als unmöglich[4]), sondern in dem Malteserorden ein Großpriorat und sechs Comthureien für polnische und lithauische Edelleute zu stiften,

4) Die Theilung war so weit gekommen, daß Malachowsky, als Besitzer der Hälfte von Ostrog, bis zum 1. Jan. 1781, bereits 16 Güter einziehen konnte, die an Edelleute auf Lebenszeit vergeben waren.

Digitized by Google

und für diese sieben Pfründen 120,000 von den vorher erwähnten 300,000 Gulden, den Rest von 180,000 Gulden aber zum Nutzen des ereichteten Regiments zu verwenden. Der bevollmächtigte Minister des Ordens, Graf von Sagramoso, nahm in dessen Namen diese Verordnung an, und entsagte allen weitern Ansprüchen an die Güter der Ordination, die Minister der genannten drei Höfe aber garantirten seine Entsagung. Am 7. Dec. 1774 wurde ein Gesetz erlassen, wornach das Priorat aus einem Großprior, einem Bailly und sechs Comthuren bestehen, und eine jede dieser Pfründen jährlich zehn Procent Responsgelder nach Malta schicken sollte. In der neuern Zeit ist dieses, eine Zeit lang von dem Prinzen von Condé besessene Großpriorat (er bezog davon jährlich 9000 Rubel) die Grundlage zu der russischen Zunge in dem Malteserorden geworden.

Die Besitzungen der Herzoge von O. umfaßten einen großen, vielleicht den größten Theil von Volhynien; ihnen gehörten Ostrog, Osteopol, Bazylia, Krasilow, Kuzmin, Konstantynow, Dubno, Kulczyn, Klewan, Miedzynecz, Dereznia, Stepan, Bereznica, Rowne, Stissa, Zaslaw, alles Städte von einiger Bedeutung, der geringern nicht zu gedenken; in allen andern Provinzen des Reichs hatten sie ebenfalls bedeutende Güter, als die Grafschaft Tarnow, in dem heutigen taenower Kreise von Galizien, Czerniechow, Tarnopol, die galizische Kreisstadt Przeworsk, in dem rzeszower Kreise von Galizien ꝛc. Überhaupt sollen sie gegen funfzig Schlösser besessen haben. (*v. Stramberg.*)

OSTROGOHSK, Kreis im russischen Gouvernement Woronesch, in Nordwesten an Korotojak, in Nordosten an Bobrow, in Osten an Paulowsk, in Südosten an Bogutschar, in Südwesten an Walnikir, in Westen an Birjutsch grenzend. Er wird vom Don, der Sosna und Userda durchströmt, hat schon viele steppenartige Flächen und am Don Kreidehügel. In den fruchtbarern Gegenden wird viel Ackerbau und Viehzucht getrieben. — Die Kreisstadt Ostrogohsk an der Sosna wurde schon im 17. Jahrh. erbaut, hat mehre Kirchen, gegen 800 Häuser und 4000 Einwohner, die starke Branntweinbrennerei und einen beträchtlichen Handel unterhalten; die drei Jahrmärkte werden stark besucht. In der Nähe ist eine im J. 1769 angelegte teutsche Colonie. (*L. F. Kämtz.*)

Ostrogothen, s. Ostgothen.

OSTROLENKA, Stadt und Hauptort des östlich an der Grenze von Augustow gelegenen Obwods gleichen Namens in der Woiwodschaft Plock des Königreichs Polen, liegt in der unter dem Namen „ostrolenkaer Heide" bekannten Wald- und Marschgegend, unfern der Pulwi- und Karaska-Moorbrüche. Sie ist fast von allen Seiten mit Wasser umgeben. Die schon ziemlich starke Narew, über welche eine hölzerne Brücke führt, nimmt unfern der Stadt den Omulew auf. Außer einem Schlosse, zwei Kirchen, einem aufgehobenen Kloster, gibt es keine Gebäude von Bedeutung. Der größte Theil der in den 500 ärmlichen Häusern lebenden Einwohner besteht aus Juden.

Dieser kleine unbedeutende Ort hat in dem letzten polnischen Kriege durch die Schlacht vom 26. Mai 1831, die blutigste, welche in neuester Zeit geliefert worden ist, eine welthistorische Berühmtheit erlangt. Schon jetzt lebt der Name Ostrolenka im Munde des Volkes, er ertönt in tausend Liedern, und tausend Zungen bringen ihn von Geschlecht zu Geschlecht. In ihrem Erfolge gleich dem Treffen bei Grochow (20. Febr. 1831) steht diese Schlacht gewissermaßen an der Pforte der neuesten Zeit und ihrer plötzlich umgestalteten Ansicht. Schon mit ihr und nicht erst mit Warschau's Falle (7. Sept. 1831) beginnt der dritte und letzte Act der polnischen Revolution.

Der russische Feldmarschall, Graf Diebitsch-Sabalkanski, hatte am 21. Mai 1831 seinen längst gehegten, aber stets vereitelten Plan ausgeführt, und war, nachdem er die Feldherren Pahlen und Rosen gegen den polnischen Reiterführer Umiński zurückgelassen, bei Seanna über den Bug und übee die Grenze gegangen, hatte sich am 22. mit den Garden unter Großfürst Michael vereinigt und den Cavaleriegeneral Thomas Lubienski, dessen Corps der polnische Oberbefehlshaber Skrzynecki zur Deckung des polnischen Hauptheeres auf das linke Narewufer geschickt hatte, unversehens angreifen lassen. Dieser, zu lange zögernd, überall umringt und zur Übergabe aufgefodert, konnte sich nur durch die unglaubliche Tapferkeit seiner Truppen über Zambrow nach Ostrolenka zurückziehen, wohin sich am 25. Mai auch Skrzynecki gewendet hatte, um nicht durch Diebitsch von der Narew und dadurch von der Hauptstadt Warschau abgeschnitten zu werden. Der polnische Generalissimus, den der Feldherrnblick an diesem Tage ganz verlassen haben mußte, war mit der ganzen Armee schon um zehn Uhr Morgens bei Proszyn angekommen, und hatte also volle Muße, die Armee über die Narew- setzen, die Brücke hinter sich abbrechen, und der Division Gielgud die Ordre zukommen zu lassen, auf dem jenseitigen Ufer sich mit der Hauptmacht zu vereinigen, oder auch im Fall ihm diese Truppen entbehrlich schienen, sie ruhig zur Unterstützung des Feldzugs in Lithauen in dem Lager von Lomza stehen zu lassen. Obwol er schon am 23. früh durch Lubienski's Adjutanten, Bernhard Potocki und Rzewuski die Kunde von dem Angriffe des Feldmarschalls bei Nur erhalten hatte, ließ er dennoch das Lubienskische Corps in Nadbory einen Rasttag halten. Ungewiß, ob die Garden sich mit Diebitsch vereinigt haben, geht er in seiner Sorglosigkeit so weit, daß er nach selbsttäuschender Berechnung, ihm bleiben wenigstens noch 24 Stunden Zeit übrig, ehe die Russen erscheinen könnten, den unheilvollen Gedanken faßte, die Stadt Ostrolenka auf dem diesseitigen Ufer noch zu besetzen und die Brücke stehen zu lassen. Sein Generalquartiermeister Prondzynsky, dieser sonst allezeit plansertige Stratege, durch Skrzynecki's kalten Stolz beleidigt, verhielt sich, so sehr er auch die Gefahr hereinbrechen sah, aus einer fast kindischen Rachsucht ganz passiv und that nicht das Geringste, ihn von der unseligen Verblendung zu retten. Der Generalissimus aber hielt die Stellung für sehr gut, und — kann man seiner nachmaligen Vertheidigungsschrift an den General Lafayette Glauben beimessen — so wollte er, sich auf die Erfolge der Gefechte bei Kuflew und Minsk stützend, dem Feinde durch ein Treffen imponiren

Digitized by Google

und somit auch der öffentlichen Meinung über seine monatlange Unthätigkeit wieder Stillschweigen gebieten.

Am Abende des 25. Mai läßt er Prondzynski selbst dem Adjutanten Kruszewski den Befehl an General Lubienski dictiren, sich mit seinem Corps fünf Werste von Ostrolenka, mit dem rechten Flügel gegen Reckum hin und in einzelnen Haufen bis zu der nach Lomza führenden Landstraße aufzustellen. Würde er vom Feinde angegriffen, so sollte augenblicklich Hilfe aus Ostrolenka folgen. Insofern dem Lubienski'schen Corps ein gehöriger Raum blieb, sich in Ordnung zurückzuziehen, was nicht hätte geschehen können, wenn er sich mit seiner Reiterei in den Straßen jener Stadt selbst zu vertheidigen gezwungen worden wäre, erschien die Gefahr minder groß. In der festen Überzeugung, daß Diebitsch, wenn er die Polen im Besitze der Brücke sähe, keinen Angriff wagen werde, nahm er sein Hauptquartier während der Nacht ganz ruhig in Ostrolenka und ließ die Infanterie-Divisionen Malachowski und Rybinski, sowie eine Reiterabtheilung unter Skarzynski, jenseit des Ufers. Bei dieser ebenso unbegreiflichen, als unverzeihlichen Sorglosigkeit trifft jedoch die meiste Schuld den Generalquartiermeister Prondzynski, dessen Geschäft, als Haupt des Generalstabes, es war, alle Vorkehrungen zue Abbrechung der Brücke zu treffen, sie mit Stroh zu umwinden und die zunächst befindlichen Schanzen, welche Sacken an dieser Seite von Ostrolenka längs der Brücke hatte anlegen lassen, und die alsdann den Polen soviel Schaden verursachten, in größter Eile abzutragen. Dieser absichtliche oder zufällige Fehler wider alle Regeln der Strategie rächte sich schwer an den tapfern polnischen Soldaten. — Der Tag brach an; es war der 26. Mai 1831. Da verlegte der Generalissimus sein Hauptquartier auf die andere Seite der Narew, nach dem Dorfe Kruki. Den wiederholten Berichten Lubienski's, daß die russischen Garden sich bereits mit dem Feldmarschall vereinigt hätten, keinen Glauben schenkend, musterte er ganz gelassen die posener Schwadronen, welche mit dem General Dembinski nach Lithauen zu ziehen sich freiwillig erboten hatten. Hierauf entläßt Skrzynecki alle seine Adjutanten, sendet die Bagagen auf den Weg nach Warschau, sogar die zweiten Munitionswagen nach Rozan, die Reiterei sattelt ab, das Fußvolk badet sich im Flusse. Es ist neun Uhr Morgens. Da ertönt plötzlich Kanonendonner vom jenseitigen Ufer her. Diebitsch, der am 25. in Wysokie Mazovicky einen Rasttag gemacht und sich bei Nadbory wirklich mit den Garden vereinigt hatte, langte, einen Weg von 70 Werften (zehn Meilen) in 24 Stunden zurücklegend, am 26. vor Ostrolenka an, und ließ, obgleich ermüdet, alsbald angreifen. Sein Plan war, die Polen vom rechten und linken Flügel zu umgehen und abzuschneiden. General Berg wirft sich mit der Reiterei auf den rechten Flügel bei dem Dorfe Lawa. Gotschakoff aber rückt auf der Heerstraße von Lomza gegen den linken Flügel vor, welchen der General Boguslawski mit vier Bataillonen des vierten Regiments, den beiden der Veteranen und vier Kanonen auf einer Anhöhe vor Ostrolenka vertheidigt. Schon ist die polnische Division Kaminski von Manderstern's leichter Infanterie umgangen, und das Geschütz gegen das rechte Narewufer vorgeschickt. Da sieht sich Lubienski genöthigt zu weichen. Er geht durch Ostrolenka durch und erreicht, von Boguslawski gedeckt, glücklich die Brücke. Doch schon steht auch die Stadt in Flammen. Seine letzte Colonne muß sich durch die von russischen Einhörnern in Brand gesteckte Vorstadt durchdrängen. Vom linken Flügel der Polen ziehen sich russische Jäger, von den steinernen Häusern gedeckt, längs der Narew hin. Das vierte Regiment ist in Ostrolenka abgeschnitten; doch noch lebt sein alter, in diesem Kampfe wie schon früher so oft bewährter Muth. Mit gefälltem Bayonnet zieht es sich, Boguslawski an der Spitze, unter einer mörderischen Gegenwehr in den Häusern, auf den Straßen, auf dem Markte, durch das brennende Ostrolenka hindurch, und ereicht mit den Russen zugleich die Brücke. Während auf derselben im entsetzlichsten Handgemenge Polen und Russen einander in den Fluß stoßen, feuert schon die ganze neben der Brücke am Narewufer aufgeführte russische Artillerie aus 70 Zwölfpfündern mit Kartätschen über den Fluß auf die sich ordnende Armee der Polen. So groß auch das Blutbad ist, das dritte Bataillon des vierten Regiments wendet sich jenseit der Brücke um, führt zwei schwere Feldstücke auf und hält mit nie genug zu bewundernder Tapferkeit mit Kartätschen, und als diese nicht mehr ausreichen, mit dem Bayonnet die unter Schachoffskoi und Manderstern anstürmenden Grenadierregimenter lange Zeit zurück. Jetzt erst, es mochte zehn Uhr sein, als schon die russischen Kanonenkugeln im polnischen Hauptquartier bei Kruki niederfallen, erwacht Skrzynecki wie aus einem Traume. Die Adjutanten fliegen nach allen Seiten, das Geschütz zurückzurufen, die Reiterei herbeizuführen, das Fußvolk zu ordnen. Der tapfere Major Kruszewski, der sich schon bei Grochow heldenmüthig hervorgethan, sieht, als er bei der Brücke anlangt, den General Pac, dem die Nachhut anvertraut war, und welcher kurz zuvor das Fußregiment der sogenannten „Warschauer Kinder" von Malachowski's Abtheilung gesammelt hatte, schwer verwundet wegtragen und Boguslawski weichen. Als die Reiterführer Felix Skarzynski und Kicki, zu spät benachrichtigt, auch noch ausbleiben, als es immer klarer wird, daß die Russen alle Vortheile der Übermacht, der Artillerie und des Terrains in sich vereinigen und im Besitze des nahen Uferdammes mit ihrem bestreichenden Geschütze grade das für sich hatten, was die Franzosen bei Lodi gegen sich gehabt, verlor der polnische Generalissimus den Kopf. Statt sich auf den sandigen Anhöhen vor Ostrolenka aufzustellen und, wenn ein Theil des russischen Gewalthaufens herüber war, denselben in die Narew zurückzuwerfen, hörte, dachte und sah er nichts anders, als den einen Gedanken, die Russen nicht über die Brücke zu lassen. Darum machte er keinen Massenangriff und schickte, statt die Artillerie auf den Anhöhen zu lassen, grade dahin, wo die Kanoniere von den hinter Sackens Verschanzungen aufgestellten Tirailleurs getödtet wurden. Es galt, die Russen anzugreifen, die von dem Damme so geschützt standen, daß man kaum ihre Köpfe sah, über eine Verschanzung zu ihnen zu gelangen, die man erst erklettern mußte, und welche von 70

Digitized by Google

Kanonen beſtrichen ward. Das Vertrauen ſüe das Gelingen verläßt Skrzynecki, nicht aber der perſönliche Muth. Mit bewundeeungswürdiger Tapferkeit ſtürzt er ſich an der Spitze des Fußvolks Mann gegen Mann den ruſſiſchen Scharen entgegen. Tauſende ſinken, von den Kaetätſchen gemähet, von dem Damme herab. Immer neue, immee muthigere Mannſchaft erſetzt die Gefallenen. Schon iſt ein Theil dee Beuſtwehr eeſtiegen, die Ruſſen ſind mit dem Bayonnet erreicht. Entſetzliches Würgen. Die meiſten Offiziere nehmen ſelbſt die Gewehre zur Hand und fechten wie die Soldaten. Sie ſtürzen in furchtbarer Menge. Vergebens ſind die Reiterangriffe, mit denen der Oberbefehlshaber ſeine Colonnen flankiren ließ. Dee tapfere Reiterführee, Heinrich Kaminski, ſinkt, von einer Kartätſche tödtlich verwundet. Bald folgt ihm der Bayard des polniſchen Heeres, Ludwig Kicki, der Anführer des fünften Uhlanenregiments, in den Tod. Mit ihm ſinkt der Reiterei der Muth. Die Artillerie wird immee ſchwächer, denn ſchon fängt die Munition an zu mangeln. Da rückt der Oberſtlieutenant Bem mit ſeiner eeitenden Batterie (aus dem Garde-Artillerieregiment, welches am 29. Nov. zuerſt mit dem vierten Regiment auf die Seite des Volkes getreten war) im Galopp auf Flintenſchußweite gegen den Feind, und richtet ein furchtbares Blutbad an. Die ganze ruſſiſche Geſchützesmacht richtet ſich jetzt gegen die zwölf Sechspfündee. Unterdeſſen führt Skrzynecki die Infanterie von Neuem in das Feuer. Er gönnt ſich nicht die Zeit, den Degen zu ziehen. Mit ſeiner Mütze zeigt er gegen den Feind. Die Ruſſen, welche den großen Mann baarhaupt zu Pferde auf ſich heranſprengen ſehen, ſtutzen und drängen zurück. Unterdeſſen ſammelt ſich das polniſche Regiment und folgt, obwol todtmüde, mit neuer Anſtrengung dem verwegenen Feldherrn. Diebitſch wagt es nicht, feiſche Maſſen über die Brücke zu führen und gibt von Skrzynecki's Tirailleurs (von dee Brigade Langermann) fortwährend im Schach gehalten, die Hoffnung auf, das polniſche Heer erreichen zu können.

Erſt als die Nacht hereingebrochen war, endete dieſer mit beiſpielloſer Erbitterung, mit rieſenmäßiger Kraft und ungeheuern Opfern von beiden Seiten geführte Kampf. „Wenn *) man das einen Sieg nennen kann, daß man einen gefahrvollen Poſten mit eigenee Todesgefahr hält, ſo hat Skrzynecki duech perſönliche Tapferkeit und Entſchloſſenheit den ſchönſten Sieg in dee Welt erkämpft und die beiden Kugeln, welche ſeine Uniform durchlöchert, waren Ehrenzeichen, auf die er ſo ſtolz ſein konnte, wie auf das Keeuz nach den Siegen von Dembe."

(*Karl Falkenstein.*)

OSTRONIWINT, Oſtwind, ſo verteutſchte [1]) Karl der Große den **Subsolanus**, während ee den **Eurus** Oſtſundroniwint, und den **Vulturnus** Oſtnordeoniwint nannte [2]); in dem roni hat man eaunen zu entdecken geglaubt [3]), ſodaß Oſtrauerwind würde, doch iſt die richtige Ableitung von oſtron, von Oſten her, während oſtar nach Oſten hieß [4]). (*Ferdinand Wachter.*)

OSTROROG, teutſch Scharfenort, Städlchen des famterſchen Kreiſes des Großherzogthums Poſen von 94 Häuſern und 634 Seelen (Ende 1828), enthielt im J. 1797 außer der Kirche und drei Mühlen 80 mit Stroh oder Schindeln gedeckte Wohnhäuſer und 442 Einwohner, worunter kein einziger Jude. So klein der Ort, ſo wichtig wae ee für die polniſche Geſchichte; er iſt das Stammhaus dee beſonders in den Reformationszeiten ſo bekannt gewordenen Grafen von Oſtrorog. — Sandiwog von Oſtrorog befand ſich in des Großfürſten Withold Heere, als dieſer auszog, die Mongolen zu bekämpfen, und hatte in der Schlacht an der Vorzskla (14. Aug. 1399) mit ſeinem Nachbar, Dobrogoſt von Szamotuli, den ehrenvollen Auftrag, die Perſon des Fürſten zu beſchützen und insbeſondere zu veehindern, daß er lebend in der Feinde Gewalt falle. Als Woiwode von Poſen und General von Großpolen befehligte er in der Schlacht bei Tannenberg ein eigenes Banner, außerdem ſtanden abee auch die böhmiſchen Söldner unter ſeinem Oberbefehl, und dee Veekehr mit dieſen Huſſiten, an dem auch dee Woiwode von Kaliſch, Staniſlaus von Oſtrorog und deſſen Sohn Antheil genommen, ſcheint auf die ganze Familie eingewirkt, und ſie voe andern in Polen zur Annahme dee neuen Lehee vorbereitet zu haben. Aber nicht nur bei Tannenberg glänzte Sandiwog's Tapferkeit, unzählige Male in dem Laufe des Krieges wird ſein Name genannt, und beſonders gebührt ihm die Ehre des Tages von Coronowo, der weniger blutig und entſcheidend, als jener von Tannenberg, doch, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der polniſchen Geſchichtſchreiber, ungleich beſſer ausgefochten wurde. Johann von Oſtrorog, Caſtellan zu Meſeritſch, wae mit Helena, der um das J. 1448 gebornen Tochter des Herzogs Wenceslaus von Ratiboe verheirathet. Jakob, Graf von Oſtroeog, muß als einer dee wichtigſten Beförderer der Reformation in Polen angeſehen werden. Bereits im J. 1550 ließ ihn der Primas, Nikolaus Dzierzgowsky, vor ſein Gericht fodern, weil ee die katholiſche Religion verlaſſen habe, und im f. J. ließ Jakob den Felix Cruciger, einen der eifeigſten Reformatoren, den er aus Kleinpolen mitgebracht, in der Stadtkirche zu Oſtrorog öffentlich predigen. Cruciger mußte auch einen Entwurf machen, wie die Reformation nach dee augsburgiſchen Confeſſion auf des Grafen fehr bedeutenden Gütern eingeführt werden ſollte. Nue einen Umſtand hatten Jakob, wie Crucigee überſehen: die Gräfin, Barbara Stadnicka, begünſtigte die böhmiſchen Brüder, zunächſt vermuthlich, weil ihe Eheherr ſie haßte, ließ ſie zu Oſtrorog auf dem Schloſſe predigen und erlaubte der Dienerſchaft, dieſen

*) Spazier in ſeiner Geſchichte des Aufſtandes des poln. Volkes in den Jahren 1830 und 1831. 2. Th. S. 323.

1) Erfunden hae er die altteutſchen Namen wol nicht, ſondern wandte ſie nur ſtate der lateiniſchen an.

2) *Einhardi* Vita Caroli M. c. 29 bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 459. *Hrabanus Maurus*, Glossae bei *Goldast*, Scriptt. Alam. T. II. p. 67. 3) So *Joh. Georg Wachter*, Glossar. 4) Ferd. Wachter, Forum der Kr. 2. Bd 1. Abth. S. 61, 62.

Predigten beizuwohnen. Dieſes war beſonders geſchehen während einer Reiſe, die der Graf vorgenommen, wie ihm im Augenblicke der Heimkehr von vornehmen katholiſchen Gäſten berichtet wurde, mit dem Zuſatze, daß die Gräfin eben wieder der Brüderverſammlung beiwohne. „Brächte mir meine Frau die Ketzerei ins Haus, ſo wollte ich ſie dafür mit Schlägen züchtigen," ſchloß der Berichterſtatter, der ſich nicht überzeugen konnte, daß der Graf ſchon längſt aufgehört habe Katholik zu ſein. Raſch nahm der Graf eine Karbatſche, ging damit in das Zimmer, wo die Verſammlung ſich geborgen glaubte und wollte die Gräfin mit Gewalt heraustreiben, um ſie den Gäſten vorzuſtellen. Eben predigte Matthias Czerwenka (Erythräus), der früher von den Brüdern an Luther nach Wittenberg abgeſendet worden, und ohne ſeinen Text aufzugeben, wußte Czerwenka doch alsbald ſeine Rede ſo zu lenken, wie ſie für den Gemüths- und Gewiſſenszuſtand des Grafen paßte. Dieſer blieb erſt erſtaunt ſtehen, und hörte aufmerkſam mit ſichtbarem Zittern zu. Georg Israel, der neben dem Prediger ſaß, deutete ihm mit der Hand einen Platz an, um ſich niederzuſetzen, der Graf that es, hörte die Predigt bis zu Ende, und „wurde aus einem Saul ein Paulus." Jakob war aber nicht zufrieden, für ſeine Perſon ſich den böhmiſchen Brüdeen anzuſchließen, ihr Kirchenregiment mußte auch auf ſeinen Gütern durch Georg Israel eingeführt werden, wie dieſes namentlich mit ſeinen Patronatskirchen in Kozmin, Marszew, Lobſens, Barczyn und Grätz der Fall war. In Oſtrorog nahm Israel ſeinen Sitz auf dem ſchönen für ihn im J. 1554 von dem Grafen erbauten Pfarrhauſe. In Kozmin, bei dem Grafen, wurde auch vom 24. Auguſt bis 2. Sept. 1555 die Synode gehalten, auf welcher die böhmiſchen Brüder ſich mit den Reformirten von Kleinpolen vereinigten, ein Ereigniß, das zwar nur auf dem Papiere beſtand, denn die meiſten der Brüder hielten es fortwährend mit den augsburgiſchen Conſeſſionsverwandten, das aber nichts deſtoweniger ſehr viel beitrug, den Muth der Diſſidenten zu erhöhen und ihre Stellung feſter zu machen. Zu Bartholomäi 1560 erſchien der Graf auf der großen von den böhmiſchen Brüdern zu Slezan in der mähriſchen Hanna gehaltenen Synode. Auf dem Reichstage zu Warſchau im J. 1563, dem er als Landbote beiwohnte, übergab er die Confeſſion der böhmiſchen Brüder. Bei der Disputation, die im J. 1563 zu Petrikau, zwiſchen den Evangeliſchen und Socinianeen ſtattfand, war er einer der vier Richter von Seiten der Evangeliſchen. Nicht minder eifrig ſorgte für die Verbreitung der neuen Lehre der Caſtellan von Meſeritſch, Graf Stanislaus von Oſtrorog; er ſcheute ſich nicht, da, wo Gründe nicht ausreichten, Gewalt zu brauchen, und befreite namentlich zwei Bürger von Poſen, die der Biſchof Andreas Czarnkowski, wegen ihres Übertrittes zu der Gemeinde der böhmiſchen Brüder dem Feuertode beſtimmt hatte, mit bewaffneter Hand aus ihrem Kerker (1554). Stanislaus ſtand auch mit Calvin in unmittelbarem Briefwechſel. Ebenſo verdient um die Angelegenheiten der Evangeliſchen machte ſich Sandiwog, Graf von Oſtrorog; durch ſeine Bemühungen insbeſondere wurde der langwierige und verdrüßliche Streit zwiſchen den Senioren Gliczner und Tuenowski in dem Vergleiche vom 3. März 1595 abgethan, er unterzeichnete auch, gleichwie Jakob und Nikolaus von Oſtrorog, die berühmte im J. 1599 zu Wilna zwiſchen den evangeliſchen und den griechiſch-ruſſiſchen Glaubensgenoſſen errichtete Conföderation. Nikolaus, der ſpäter als Caſtellan von Belzk vorkommt, hatte anſehnliche Güter in Rothreußen. Katharina, Gräfin von Oſtrorog und Caſtellanin von Meſeritſch, eine geborne von Buczacz, wohnte dem feierlichen Leichenbegängniſſe der Prinzeſſin Anna zu Thoen, den 16. Jul. 1636 bei. In der unglücklichen bei Pilawieez, im Juli 1648 den Koſaken gelieferten Schlacht befand ſich unter den polniſchen Generalen ein Graf von Oſtrorog, und zwar der nämliche, der im folgenden Jahre (1649) Zbaras gegen die Koſaken und Tataren vertheidigen half. Im J. 1656 wurde der junge Graf von Oſtrorog von Czarnetzky an die Danziger abgeſchickt, um ſie zu feinerm Widerſtande gegen die Schweden aufzumuntern. Ein Graf von Oſtrorog, Caſtellan von Zakroczym, ſtarb im April 1749; ein anderer, Truchſeß von Czersk, ging im J. 1764 als Geſandter an den ſchwediſchen Hof, um den Todesfall König Auguſt's III. zu notificiren. — Die Grafen von Oſtrorog führen das Wappen Nalacz, ein Wappen, das eigentlich in keinem heraldiſchen Syſtem vorkommt. Es wird beſchrieben als **fascia argentea, arcuata et circumligata, et in extremitates protensa, in campo rubeo**, hat aber nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit einem Querbalken (fascia), ſondern könnte vielleicht eher als ein Hufeiſen gelten. Nach des Dlugoß Bericht iſt es jedoch eine Taufbinde, wie ſie die Neophyten um den Kopf zu tragen pflegten, und wurde ſie dem geſammten Stamme, wozu auch die Szamotuly, Czarnkov, Sbanſin und Andere gehören, als Wappen verliehen, zum Andenken, daß dieſer Stamm unter den großpolniſchen der erſte geweſen, der die heilige Taufe empfing. Nachdem die Oſtrorog in den Grafenſtand erhoben woeden, und ſich mit teutſchen Geſchlechtern verſchwägerten, erhielt ihr Wappen mancherlei Zuſätze, ſodaß es zuletzt aus acht Feldern beſtand, wovon aber das erſte die ſilberne Taufbinde enthält. Die Verſchwägerungen mit teutſchen Geſchlechtern haben unſere Geſchichtſchreiber und Genealogiſten häufig in Irrthum geführt; es wollte keinem einleuchten, daß Oſtrorog und Scharfenort der Name einer und derſelben Familie ſein könne und ſelbſt noch Worbs, in ſeiner Geſchichte der Herrſchaften Sorau und Triebel, 1826, Stammtafel B., nennt die Gemahlin des Melchior von Bieberſtein Hedwig von Oſtrorog-Scharfeneck. (*v. Stramberg.*)

OSTROW. 1) Kreis in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Pskow, zwiſchen 57° 10′ und 57° 40′ nördl. Br. und 45° 57′ bis 47° 10′ öſtl. L., mit ebenem Boden und von der Welikaja durchfloſſen. Hauptort iſt Oſtrowsk.

(*L. F. Kämtz.*)

2) O., eine alte, aber unbedeutende Kreisſtadt in der Statthalterſchaft Pleskow des europäiſchen Rußlands, auf einer Inſel der Welikaja, mit zwei Kirchen und etwa 1000 Einwohnern, die ſich faſt einzig von der Landwirthſchaft nähren. Das Alter des Ortes beurkunden die Ruinen der Stadtmauern, auch die Gerichtshäuſer ſind alle

alt und es enthält die steinerne Kirche die Jahrezahl 1408. (*J. C. Petri.*)

3) O., Stadt im Obwod Radzyn im Königreiche Polen mit 1500 Einwohnern.

4) O., Stadt im Obwod Ostrolenka im Königreiche Polen mit 600 Einwohnern. (*L. F. Kämtz.*)

5) O., ein zur fürstlich Dietrichsteinischen Herrschaft Saar gehöriges Dorf, im iglauer Kreise Mährens, mit 82 Häusern, 566 Einwohnern, einer Kirche, einem ehemaligen Rittersitz und Maierhofe, zu welchem gegen 500 Joche geringes Ackerland und beiläufig 100 Joche Wiesen gehören. Das Dorf liegt nahe bei Rodostin, etwa zwei Stunden südwärts von Saar, in einer gebirgigen Gegend. Es ist nach Obiczkow eingepfarrt. Im 16. Jahrh. bildete es ein besonderes Gut, was den Herren Michta von Radotin bis zum J. 1609 gehörte, in welchem Jahr es dem Thomas Sobieheed von Kozlow verkauft wurde; dieser verlor es wegen seiner Theilnahme an der mährischen Rebellion; von der kaiserlichen Kammer kaufte es später der Graf von Berchta, der es dem Gute Neu-Wesseli einverleibte; mit diesem kam es durch Kauf an das Stift Saar und nach dessen Aufhebung an das kaiserl. Aear, von dem es der Fürst Dietrichstein erkaufte.

6) O, ein Dorf im brünner Kreise Mährens, eine Stunde noedöstlich von Tödownitz, zwischen Gebirgen gelegen, welche zahlreiche Grotten und Höhlen enthalten. Es gehört zur altgräflich von Salmsischen Herrschaft Raitz, mit 421 mährisch-slavischen Einwohnern. Bei dem Dorfe wied ein rothee Marmor und guter Kalkstein gebrochen. — Denselben Namen führen mehre Dörfer Galiziens. (*G. F. Schreiner.*)

OSTROWNO, eine kleine Stadt oder Marktflecken an einem See in der Statthalterschaft Witebsk des europäischen Rußlands, 3¼ Meile von Witebsk. Es ist hier ein steinernes Kloster und eine hölzeene Kirche, eine Kieche der Unitarier, ein Posthaus und eine jüdische Synagoge. Auch wird jährlich ein Jahrmarkt in der Stadt gehalten. Sie wied blos von Christen und Juden bewohnt, welche Kramhandel treiben. (*J. C. Petri.*)

OSTROWSKAJA, eine Stanitze (befestigter Marktflecken) der donischen Kosaken, am linken Ufee der Medwediza. Sie hat eine Kirche, viel Bau- und Beennholz, auch guten Ackerbau und Viehzucht. (*J. C. Petri.*)

OSTRUS oder OTRUS. Hierocles (p. 676) nennt eine Stadt Ostrus in dem nördlichen Phrygien. Auf dem chalkedonischen Concilium erscheint der Bischof der Stadt Otrus, und im zweiten nikänischen von Ostrus. Bei Plutarch (Lucull. p. 497) kommt ein Otryá in Phrygien vor. Vielleicht derselbe Ort mit Otróa im östlichen Bithynien bei Strabon (XII, 4, 7). (*Völker.*)

OSTRYA. Eine Pflanzengattung aus der siebenten Ordnung (Polyandria) der 21. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Amentaceen (Cupuliferae *Richard*). Der Name findet sich zuerst bei Theophrast (ὄστρυς, ὀστρύα Hist. pl. III, 3 fast wörtlich übersetzt bei *Plin.* H. N. XIII, 37); in neuerer Zeit hat ihn Micheli (Nov. gen. p. 223. t. 104), zuerst wieder aufgenommen. Char. Die männlichen Kätzchen mit ganzeandigen, gewimperten Schuppen, welche 12 bis 15 ästige Staubfäden mit ablangen, an der Spitze bärtigen Antheren bedecken; die Schuppen der weiblichen Kätzchen, wie die der männlichen; unter jeder Schuppe liegen zwei rauchhaaeige Fruchtknoten, jeder mit zwei Griffeln; die Schuppen der weiblichen Blüthe bleiben stehen und bilden eine häutige Kapsel, in welcher ein hartee, glatter, eiförmiger Same liegt. Die beiden bekannten Arten sind: 1) O. vulgaris *Willdenow* (Sp. pl., O. italica *Michel* l. c., O. carpinifolia *Scopoli* carniol., Carpinus O. *Linn.*, ὄστρυς *Theophr.* l. c. ὀστρυὰ der Neugriechen, Hopfenbuche), ein im südlichen Europa einheimischer Baum, vom Ansehen der Hainbuche (Carpinus Betulus *Linn.*), aber kleinee, mit stumpfen Blattknospen, kurz gestielten, scharf anzufühlenden, eiförmigen, zugespitzten, ungleich spitz gesägten Blättern und eiförmigen, überhängenden Fruchtzapfen. Diese letztern gleichen denen des Hopfens, daher der teutsche Name. Das Holz soll nach Theophrast's und Plinius' Angabe (a. a. O.) zum Hausbau unbeauchbar sein; wenn man es doch dazu verwende, so bringe es Unglück. 2) O. virginiana *Willd.* (l. c., Carpinus virginiana *Lamarck* enc.) mit zugespitzten Blattknospen, weich anzufühlenden, eiförmig-ablangen, zugespitzten Blättern und lanzettförmigen, aufrechten Fruchtzapfen. Dieser Baum, welchee eine Höhe von 20—30 Fuß bei 8—12 Zoll Durchmesser erreicht, wächst in Nordamerika. Das Holz (iron-wood Eisenholz) ist hart und zäh, sodaß es voezüglich zu Kämmen in Mühlrädern sehr tauglich ist; man nimmt aber gewöhnlich hiezu in Nordameeika das häufigere Holz von Cornus florida *Linn.* (dog-wood.) (*A. Sprengel.*)

Ostryodium *Desv.*, s. **Flemingia** *Roxb.*

Ostrzeszow, s. **Schildberg.**

OSTSEE, Baltischea Meer. Die Ostsee ist ein Binnenmeee, welches durch die drei Meerengen, den Sund, den großen und den kleinen Belt, mit dem Kattegat und dadurch mit der Noedsee zusammenhängt, mit welchem es auch duech den schleswig-holsteiner Kanal verbunden ist, dehnt sich zwischen Dänemark, Schweden, Rußland und Preußen und einem Theile der teutschen Bundesstaaten aus, soll einen Flächeneaum von 10,000 □Meilen einnehmen, und steigt im Noeden bis zum 65. Grade der Breite hinauf. Der Name Ostsee erklärt sich durch sich selbst, den Namen baltisches Meer aber leitet man entweder von Belt, welches Einbruch des Meeres bedeutet, oder von Baltin, einer Landschaft oder Insel ab, die an oder in ihm gelegen haben und Ursache ihrer Benennung geworden sein soll, übee deren wirkliches Vorhandensein es jedoch an Nachweisungen fehlt.

Die Ostsee zeichnet sich vor andern Meeren durch den Mangel an Ebbe und Fluth, durch ihr weniger salziges Wasser und durch einen geringern Wellenschlag aus. Sie nimmt 40 Flüsse auf, die ihr zum Theil, wie die Newa. Düna, Weichsel, Odee eine große Wichtigkeit füe den Handel geben. Inzwischen ist sie nicht reich an Häfen und guten Rheden. Ihre Küsten sind großentheils sehr niedrig und sandig und daher ohne Buchten, worin Schiffe einlaufen könnten, und die in sie mündenden Flüsse

führen so viel Sand mit sich, daß die Einfahrt in dieselben für größere Schiffe sehr schwierig oder unmöglich wird. Auf ihr selbst wird das Schiffen durch häufige und heftige Stürme, welche die einander naheliegenden und zum Theil inselreichen und sehr seichten Küsten begünstigen, sowie im Winter durch das Eis, womit sie alsdann häufig bedeckt wird, erschwert. In ihrem Umfange liegen mehre Meerbusen, wovon der bothnische, dessen Grenze die Inseln, welche sich von der südwestlichen Spitze Finnlands nach Schweden hinüberziehen, bezeichnen, von einer sehr großen Ausdehnung ist. Ihm zunächst kommt der finnische Meerbusen, der eine östliche Richtung hat und zwischen Finnland und Esthland tief in das russische Gebiet eindringt. Südlich von ihm gelangt man zum rigaer Meerbusen, vor dessen nordwestlicher Öffnung sich die Inseln Dagden und Ösel befinden. Das kurische und frische Haff und das Haff bei Stettin bespülen die Küsten von Preußen und Pommern. Außer den hier gelegentlich erwähnten Inseln gibt es noch mehre in der Ostsee, wie Öland, Gottland, Bornholm, Rügen, Falster, Möen, Laaland u. a., die aber für sich ohne große Bedeutung sind. (*Eiselen.*)

OSTSEELÄNDER. Unter dieser Benennung werden vorzugsweise Rußland, Polen, Preußen und Schweden verstanden. (*Eiselen.*)

OSTSEEPROVINZEN. Man bezieht diese Benennung auf einen Bestandtheil sowol des russischen als des preußischen Staats, indem man in Rücksicht des erstern Finnland, das Gouvernement St. Petersburg, Esthland, Livland und Kurland und in Rücksicht des letztern Ostpreußen, Westpreußen und Pommern als Ostseeprovinzen bezeichnet. (*Eiselen.*)

OSTSTRASSE, die, ist die zwischen Neuholland und Neuguinea befindliche Meerenge. (*Eiselen.*)

Ostsüdost, s. Himmelsgegend.

Ostsüdostwind, s. Wind.

OSTUNI, eine Stadt von 5000 Einwohnern, auf dem Festlande des Königreichs beider Sicilien in der Provinz Otranto und zwar in der Nähe des adriatischen Meeres, auf der Straße von Bari nach Otranto gelegen, ist der Sitz eines Bischofs und zählt außer der Kathedrale eine Pfarr- und fünf Klosterkirchen. (*Eiselen.*)

Ostvange, s. Lofodden.

Ostwind, s. Wind.

OSUG, magyar. Szajkófalva, ein großes, am Berge Borló, in einem von einem Wildbache durchflossenen Thale unfern der Grenze des marmaroser Comitats liegendes, mehren Grundherrschaften gehöriges Dorf im sel-videker Bezirke der beregher Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns, mit einer griechisch-katholischen, zur munkacser bischöflichen Diöcese gehörigen Pfarre, Kirche und Schule, 46 Häusern und 569 rußniakischen Einwohnern, welche sich alle zur katholischen Religion bekennen, Ackerbau treiben, sehr arm und unwissend sind und in der Civilisation weit hinter den Magyaren und ihren übrigen Nachbarn zurückgeblieben sind. (*G. F. Schreiner.*)

OSUL (اصول), eigentlich die Wurzeln, die Grundlagen, heißen bei den Muhammedanern die Grundsätze, die Grundlehren oder Principien mehrer Wissenschaften, hauptsächlich die der dogmatischen Theologie (اصول الدين) und des kanonischen Rechts (اصول الفقه). Obwol es auch noch eine Wissenschaft der Grundlehren der Traditionen (علم اصول الحديث) gibt, so führen doch jene beiden andern vorzugsweise den Namen الاصولان, die beiden Wissenschaften der Grundlehren. Die Wissenschaft der Grundlehren der dogmatischen Theologie heißt auch الكلام, die Scholastik oder Metaphysik, und besteht in Glaubenssätzen und in den zur Vertheidigung derselben nöthigen Beweisen und Gründen. Sie beschäftigt sich vorzugsweise mit den Eigenschaften Gottes, und ihr Nutzen wird zur Erlangung der ewigen Seligkeit sehr gerühmt. Sie gilt für die edelste der Wissenschaften, da sie es gleichzeitig mit dem Worte Gottes zu thun hat. (Vergl. Encyklop. Übers. der Wissensch. des Orients. S. 650 fg.) — Die Wissenschaft der Grundlehren des kanonischen Rechts lehrt die Art und Weise, wie die gesetzlichen auf Folgerung beruhenden Bestimmungen aus allgemein gültigen Beweisen abzuleiten sind. Ihr Object sind die allgemeinen gesetzlichen Beweise, inwiefern gefragt wird, wie die gesetzlichen Bestimmungen daraus abzuleiten sind. Die Unterlagen dieser Wissenschaft sind die Kenntniß der arabischen Sprache, ein Theil der Gesetzwissenschaften, z. B. die Grundlehren der Metaphysik, die Koranserregese, die Traditionslehre und ein Theil der speculativen Wissenschaften. Der Endzweck, den sie zu erreichen hat, beruht in der Erlangung der Fähigkeit, die speciellen gesetzlichen Bestimmungen aus ihren vier Beweisquellen, dem Koran, der Sunna, der gemeinschaftlichen Übereinstimmung großer Gelehrten und der Analogie abzuleiten. — Wie genau die Wissenschaft der Grundlehren des kanonischen Rechts vom kanonischen Rechte selbst (الفقه) zu unterscheiden sind, siehe Lexic. bibliogr. et encyclop. *Hadji Khalfae.* T. I. p. 332 sq. und Abdollat. ed. *de Sacy.* p. 478 (7).

Osul heißen ferner die Hauptorden der türkischen Mönche oder Derwische, wie der Nakschibendi, Khalweti, Kadri, Edhemi, Rufayi, aus denen die andern, die Zweige (فروع) genannt, gleichsam ausgeflossen sind. (*Gustav Flügel.*)

OSULI (اصولي) ist die Bezeichnung für mehre große arabische, persische und türkische Gelehrte, die durch ihre tiefe Kenntniß in den unter Osul genannten Wissenschaften der Grundlehren sich auszeichneten. Wir nennen unter ihnen:

1) Schems-ed-din Muhammed Ben Mahmud Isfahani, der im J. 688 (beg. 25. Jan. 1289) starb, und das Werk über die Logik, betitelt: „Endpunkt des Bestrebens (غاية المطلب)," hinterließ.

2) Den türkischen Dichter Osuli aus Wardar Jenidsche, einem Städtchen in Rumelien am alten Actius oder Bardarius, dem Flusse von Thessalonika. Seine erste Schule machte er in seinem Vaterlande, brachte aber

darauf mehre Jahre in Ägypten in dem Oeden des frommen Scheich Ibrahim zu. Er starb im J. 945 (beg. 30. Mai 1538) in seiner Geburtsstadt Jenidsche und hinterließ einen Diwan Gedichte. (Vergl. Latifi S. 98. fg.) (*Gustav Flügel.*)

OSUNA oder **OSCHUNA** (أشونة), eine spanische unter der Herrschaft der Mauren durch den dortigen Sitz großer Gelehrten ausgezeichnete Stadt, in der unter andern der fromme und gelehrte Professor der Rhetorik Obeidallah Ben Abd-el-rahman Abu Merwan, gewöhnlich Saieal genannt, in einem Alter von 100 Jahren im J. 593 (Chr. 1196—1197) starb. (Vergl. den Art. Ossuna. (*Gustav Flügel.*)

OSVA, slav. Olsowjany auch Olsva, ein zur Herrschaft Mislye gehöriges, am rechten Ufer des Olsvaflusses, an der von Kaschau nach Mihaly und Byhaly führenden Straße, in gebirgiger Gegend liegendes, 2¼ Stunde ostwärts von Kaschau entferntes Dorf, im füzerer Distriet der abaujvarer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns, mit einer zur Pfarre Regete-Rußko gehörenden katholischen Filialkirche, 84 Häusern und 628 magyarischen Einwohnern, von denen sich 499 zur katholischen, 120 zur protestantischen Kirche bekennen, und 9 Juden sind. (*G. F. Schreiner.*)

OSWALD, auch **ST. OSWALD**, ein Pfaerort im bairischen Landgerichte Grafenau und im katholischen Dekanat Schönberg, 2 Stunden von Grafenau und 8¼ Stunde von Passau. Er enthält 3 Häuser, 26 Einwohner und 1 Pfarrkirche, wohin ehemals sehr häufig gewallfahrtet wurde. Oswald wurde von Johann, Landgrafen von Leuchtenberg und Grafen von Hals im J. 1396 als Kloster für die Eremiten des heil. Paul gestiftet, nachher von den Klöstern Seben und St. Nikola mit regulirten Chorherren besetzt, bis endlich dasselbe, nachdem dessen Stiftung sehr vermindert wordrn, als eine Propstei dem Benediktinerkloster Niederalteich gänzlich einverleibt wurde. (*Eisenmann.*)

Oswald, St., 1) ein Dorf im Bezirke Plankenwarth im grätzer Kreise der Steiermark, ungefähr drei Stunden von der Stadt Grätz entfernt, gegen Westen gelegen, in dessen Nähe auf einem Hügel das Schloß Althofen sich befindet. Die zu dieser Gemeinde gehörigen Häuser (mit 262 Einw.), sowie die Kirche, Pfarre und Schule, liegen größtentheils auf mehren reich bebauten Hügelrücken, welche aus der Gegend des hoch gelegenen Schlosses Plankenwarth auslaufen und sich gegen Hitzendorf und jenseit St. Bartholomä herabsenken, und in den dazwischen gelegenen Thälern, meist zwischen Weingärten und Obstpflanzungen zerstreut, und gewähren meist entzückende Aussichten auf den hohen Gebirgszug der Schwamberger-, Stub- und Kleinalpen, auf die Pack, den Rosenkogel, und über die Flächen und Thäler des westlichen Theils des grätzer Kreises, bis in die Gegenden der südlichen Steiermark hin. Die umliegende hügelige Gegend gehört zur Übergangs- und ältern Flötzformation. Dieses Dorf kommt in einer Urkunde d. d. Mittwoche nach Reminiscere in der Fasten 1485 vor, in welcher Christoph Mösel das Amt in der Kunach (Kainach) zu St. Oswald und Köflach, von Kaiser Friedrich bis auf Widerrufen zu trewer Hand auf Raitung erhielt *). 2) Eine Gemeinde im Bezirke der Propstei Zeyring im judenburger Kreise der obern Steiermark, 3 Meilen von der Kreisstadt und 1½ Stunde vom Schlosse Zeyring entfernt, mit 108 Häusern und 638 teutschen Einwohnern, darunter 333 weiblichen Geschlechts sind, welche starke Viehzucht treiben, mit einer Schule, einem Armeninstitut und einer eigenen Pfarre der leobner Diöcese, genannt St. Oswald bei Zeyring. Sie gehört zum Dekanat Pölß, über die der Hauptpfarre zu Pölß das Patronat zusteht, mit einer eigenen Pfarrgült. Die Kirche war in frühern Zeiten, denn sie bestand schon vor dem J. 1335, eine sehr große, weitläufige Pfarre; später wurden daraus die Viariate St. Johann am Tauern, Breistein und Pusterwald gebildet; gegenwärtig zählt sie nur 1377 Pfarrkindrr. 3) Im Trauwalde, ein Dorf im Bezirke Mahrenberg im marburger Kreise der Steiermark, am linken Ufer der Drau, an der von Marburg nach Klagenfurth führenden steiermärkisch-kärnthnerischen Ärarial-Verbindungsstraße, mit einer Kirche, Schule, einer zur seckauer Diöcese gehörigen Localie von 526 Seelen, über welche dem steiermärkischen Religionsfonds das Patronat zusteht, und einer Poststation, welche mit Mahrenberg und mit der drei Meilen entfernten Kreisstadt Pferde wechselt. Die Einwohner sind Wenden und theils mit Acker-, theils mit Weinbaue beschäftiget. Obeehalb dieses Dorfes befindet sich in der Drau eine Felsenplatte, die kleine Velka genannt, welche der Schiffahrt gefährlich ist, eine andere ähnliche Stelle befindet sich eine halbe Stunde unterhalb St. Oswald, welche die Sturmreiden, auch blos die Reiden (die Reihekrümmung) heißt. 4) In Freiland, eine Gemeinde des Bezirkes Teutschlandsberg im marburger Kreise der Steiermark, am Fuße der Hebalpe, 1½ Meilen von der kärnthnerischen Grenze und ½ Meilen von Teutschlandsberg entfernt, an dem Land- und Verbindungswege, der von Lebering in der Steiermark nach Breitenek in Kärnthen führt, besitzt eine dem Stift Admont incorporirte, zum Kreisdekanat Teutschlandsberg gehörige Benediktinerlocalie von 590 Seelen. Da das Dorf hoch im Gebirge, fast in der Alpenregion gelegen ist, finden sich schon in der nächsten Umgebung desselben Apargia crocea *Haerke*, Swertia perennis *L.*, Juncus trifidus und castaneus *L.* und andere sellene Alpenpflanzen vor; die ganze umliegende Gegend gehört der Urgebirgsformation an. 5) Bei Eibiswald, eine Grmeinde des marburger Kreises der untern Steiermark, welche auch den Namen Krumbach führt, mit einer zum Dekanat St. Peter im Sulmthale gehörigen Localie der seckauer Diöcese, von 1200 kathol. Pfarrkindern, einer Kirche und Schule, über welche das Patronat dem steiermärkischen Religionsfonds zusteht. Die Einwohner sind Teutsche und fast nur mit dem Ackerbaue beschäftigt. 6) In der Krakau, ein Viariat der leobner Diöcese, welches zum Dekanat Stadl gehört, im Bezirke Murau des judenburger Kreisrs der Steiermark, mit 603

1) C. Schmutz, Historisch-topographisches Lexikon der Steiermark. (Grätz 1822.) 3. Th. S. 85, 86.

Seelen, einer Kirche, zu welcher eine eigene Pfarrgült gehört, und einer Trivialschule, das Patronat über dieselbe steht dem steiermärkischen Religionsfonds und die Voigtei der fürstl. schwarzenbergischen Herrschaft Murau zu. 7) Ein zum Werbebezirks-Commissariat und zur Herrschaft Egg bei Podpetsch gehöriges im laibacher Kreise Krains, am südlichen Abhange des Utschak- oder sogenannten Trojanaberges in einem engen Waldthale, an der nach Triest führenden Hauptcommercial- und Poststraße zwischen Peteline und Oberteojana gelegenes Dorf. In der Nähe dieses Dorfes stoßen noch jetzt die steiermärkischen und illyrischen Grenzen zusammen, wie einst, nach dem hierosolymitanischen Reisebuche, in dieser Gegend, bei der römischen Mansion Hadrante, die Landesmarken Noricums und Italiens sich begegneten [2]). Ein Obelisk bezeichnet jetzt die Grenze des Königreichs Illyrien und der Steiermark, und ungefähr 1000 Schritte weiter, am Fuße des Trojanabergs, sieht man noch ein altes Doppelthor, welches seit Jahrhunderten die Grenze des alten Herzogthums Krain angibt. 8) St. Oswald, ein Dorf im Mühlviertel des Erzherzogthums Österreich ob der Ens, mit einer kathol. Pfarrei des Dekanats Sarleinsbach der linzer Diöcese mit 876 Pfarrkindern, über welche dem Stifte Schlögl das Patronat zusteht. — Außerdem noch viele kleinere Dörfer dieses Namens besonders in Kärnthen. (*G. F. Schreiner.*)

OSWALDIA. Eine von Cassini gestiftete Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Heliantheen Cass., Astereen, Melampodieen Less.) der natürlichen Familie der **Compositae.** Char. Der gemeinschaftliche Kelch halbkugelig, vielblätterig: die Blättchen schlaff, dachziegelförmig über einanderliegend; der Strahl besteht aus wenigen, drei- oder viergezähnten, fadenförmigen Blümchen; der Fruchtboden nackt; die Samen flachgedrückt, rundlich behaart. Bailleria *Aublet* unterscheidet sich nur durch den mit Spreublättchen bedeckten Fruchtboden. Die einzige bekannte Art, O. baillerioides *Cass.* (Dict. des sc. nat. vol. LIX. p. 325) ist ein kleiner brasilianischer Strauch mit gegenüberstehenden, gestielten, rauh anzufühlenden, gesägten, eiförmigen Blättern und weißen Doldentrauben am Ende der Zweige. (*A. Sprengel.*)

OSWALDSHÖHLE, eine der berühmten Muggendörferhöhlen im bairischen Obermainkreise. Nahe bei der Kirche zu Muggendorf, am östlichen Ende des Dorfes, führt durch eine Allee, die sich am steilen Abhange des Glasenberges hinaufzieht, rechts ein Pfad nach dem Gebüsche, welches den Rücken des sogenannten hohlen Berges (Hohlberges) begrünet. Am Gipfel dieses Berges erblickt man eine von Norden ostwärts hinlaufende, 18 Fuß hohe Felsenwand, welche eine hervorstehende Wölbung bildet, die sich einwärts zu einem zwölf Fuß hohen und fünf Klafter weiten Bogen verengt. Durch die offene Thüre dieses mit einer Mauer eingeschlossenen Felsenthores tritt man, von kalter Höhlenluft umweht, in ein 55 Fuß breites und 35 Fuß tiefes Gewölbe, welches als der eigentliche Eingang und die Vorhalle der aus drei besondern Höhlen bestehenden Oswaldshöhle anzusehen ist. Links erblickt man sofort den sogenannten heidnischen Weihkessel und zwei einige Fuß vom Boden erhobene Vertiefungen in der Felsenwand, die beständig mit dem reinsten und kältesten Wasser angefüllt sind. Durch das sieben Fuß hohe linke Seitenthor kommt man in eine ovale glockenförmig gewölbte Grotte von 13 Fuß Höhe und zehn Fuß Länge, an deren Hinterwand das über verschiedene Absätze herabfließende Stalaktitenwasser die zurückgelassene Steinmasse dergestalt angesetzt hat, daß hierdurch das schöne Bild einer kleinen Cascade täuschend und überraschend dargestellt wird. Ein niedriger Bogen öffnet den Eingang zur anstoßenden ähnlichen Höhle von 16 Fuß Breite, 13 Fuß Länge und an einer Stelle von 20 Fuß Höhe. Diese Höhle hat weniger regelmäßige Wände als die erstere, aber gleiche Tropfstein-Wasserfälle. Durch eine niedere Wölbung gelangt man in einen 45 Fuß breiten und 30 Fuß langen Raum, zu welchem aus der oben bemerkten Vorhalle noch zwei andere Portale führen, durch die zur Verscheuchung der Dunkelheit nur schwache Lichtstrahlen eindringen. Durch eine Leuchte auf einer Stange wird die hohle Kuppel mit ihren vielen Aushöhlungen beleuchtet. Südlich führt ein sieben Fuß hoher Bogen in die dritte Höhle von 44 Fuß Breite, 20 Fuß Länge, und an fünf Klaftern Höhe. Große Felsenstücke, wahrscheinlich von der Höhe herabgestürzt, liegen in wilder Verwirrung auf dem Boden umher. Die Seitenwände sind mit traubenförmigen Bildungen des Sinters überflossen. Eine Hellung aus dem Hintergrunde leitet in einen acht Fuß hohen Gang, der sich bald verenget, bald zu einer Breite von 23 Fuß ausdehnt, und der zu einer gemauerten Pforte führt, durch welche man aus diesem 80 Schritte langen unterirdischen Gewölbe südlich auf der dem Eingang entgegengesetzten Seite des Berges ins freie Licht des Tages hinaustritt [*]). (*Fenkohl.*)

OSWARY (ungr. Batisz-Vasvári), ein großes im nagy-bányer Districte der szathmárer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns, in waldiger Gegend liegendes Dorf, mit einer griechisch-katholischen Pfarre, Kirche und Schule, 106 Häusern und 724 walachischen Einwohnern, unter welchen sich 594 Katholiken, 46 Evangelische und 84 Juden befinden. Das Dorf ist nur eine Stunde von Némethi-Szathmár entfernt, grenzt unmittelbar an den Ort Batisz und liegt am Vereinigungspunkte der Straßen nach Szathmár, Aranyos-Megges u. s. w. (*G. F. Schreiner.*)

OSWEGO, ein Fluß in Nordamerika, welcher im Staate New-York aus dem Oneidasee hervorkommt, in nordwestlicher Richtung fließt, und sich in die östliche Seite des Ontariosees ergießt. Zur Erleichterung der Schiffahrt ist in neuen Zeiten der Oswegokanal gegraben worden. Er fängt vom Eriekanal in der Nähe von Syrakus in der Grafschaft Onondaga an, läuft längs des

2) Alb. von Muchar's Alterthümer Noricum ꝛc. in der steiermärk. Zeitschrift. (Grätz 1821.) 1. Heft. S. 8.

*) Vergl. den Art. Muggendörferhöhlen, und außer der Beschreibung derselben von Rosenmüller s. die Umgebungen von Muggendorf, ein Taschenbuch ꝛc. von Goldfuß. (Erlangen 1810.)

Digitized by Google

Thales des Onondaga und parallel mit diesem in den Ontario, durch die Dörfer Liverpool, Three River Point, Oswegofalls und Oswego am rechten Ufer des Flusses. Die allgemeine Richtung ist von Syrakus an nach Nordwest, seine Länge beträgt 38 englische Meilen (Berghaus, Annalen II, 73).

Von dem gedachten Flusse hat ihren Namen die Grafschaft Oswego, im Staate New-York, welche im J. 1816 gebildet wurde. Sie grenzt im Norden an Jefferson, im Nordosten an Lewis, im Südosten an Oneida, im Süden an Madison und im Südwest an Onondaga, hat einen ebenen, fruchtbaren Boden, der vom Onondaga, kleinen Sandy, kleinen und großen Salmon, die sämmtlich in den Ontario gehen, bewässert wird; im südlichen Theile befindet sich der Oneidasee. Wegen der vielen Wasserverbindungen eignet sich diese Grafschaft sehr gut zum Handel. Die Grafschaft hatte im J. 1820 13 Ortschaften mit 12,374 Einwohnern. Hauptort ist Oswego an der Mündung des Onondaga in den Ontariosee mit einem schlecht unterhaltenen Fort und lebhaftem Handel. (*L. F. Kämtz.*)

OSWESTRY, Marktflecken in Shropshire in England, auf einer über die umliegende Gegend hervorragenden Anhöhe liegend, hatte im J. 1821 844 Häuser und 3910 Einwohner, die sich mit Verfertigung leinener und baumwollener Waaren beschäftigen. Die Hauptkirche ist ein großes stattliches Gebäude, außerdem befinden sich hier Betsäle für die Independenten, Baptisten und Methodisten; eine sehr gute Schule und ein geräumiges Arbeitshaus.

Die Stadt ist sehr alt und erhielt ihren gegenwärtigen Namen, eine Corruption von Oswaldstre, von der Schlacht, welche hier zwischen dem christlichen Könige Oswald von Northumberland und dem heidnischen Könige Penda der Mercier geliefert wurde, in welcher ersterer fiel. Sie wurde späterhin, besonders vom König Offa, befestigt und war häufig der Kampfplatz zwischen Sachsen und Briten, späterhin zwischen diesen und den Normannen. Im J. 1212 zerstörte König Johann die Stadt; sie wurde dann mit einer starken Mauer umgeben, durch welche vier Thore nach den vier Weltgegenden führten; letztere wurden im J. 1769 ganz zerstört. Von dem Schlosse, welches auf einem hohen, künstlich angelegten Hügel auf der Westseite der Stadt lag, sind nur noch wenige Überreste vorhanden, welche jedoch hinreichend seine Festigkeit beweisen. (*L. F. Kämtz.*)

OSWIECIM, Auschwitz, eine Stadt im wadowitzer Kreise Galiziens, am rechten Ufer des Solaflusses, über den unterhalb des Städtchens eine Überfuhr besteht, am gleichnamigen Bache, in der Nähe des Ausflusses der Sola in die Weichsel, 2½ Meilen von der Stadt Kentz, an der Grenze von Galizien, Preußisch-Schlesien und dem Gebiete der freien Stadt Krakau. Sie ist der Hauptort einer ansehnlichen Herrschaft des Herren von Russocki, mit einem Edelsitze und einem eigenen Justizamt; im Mittelalter aber war sie die Hauptstadt eines großen schlesischen Herzogthums, das nebst Zabor wahrscheinlich den größten Theil des heutigen wadowitzer, einen kleinen vom bochner und den größern vom sandeczer Kreise begriff und noch immer vom Kaiser von Österreich in seinem großen Titel geführt wird. Nach der in der Sitzung des teutschen Bundestages vom 6. April 1818 abgegebenen Erklärung des k. k. österreich. Bundestagsgesandten gehört das Gebiet der Herzogthümer Auschwitz und Zabor, als böhmisch-schlesische Lehen, zu den Ländern des teutschen Bundes. Die Stadt zählt 2013 Einw. in 265 Häusern, hat eine Judengemeinde von 717 Köpfen, die größtentheils arm, vom Kleinhandel mit Schnitt- und andern Waaren lebt, eine katholische Pfarre, Kirche und Schule, ein zur tornower Diöcese gehöriges Landdekanat und Schulaufsichtsdistrict, welche Würde aber nicht mit der hiesigen Pfarre verbunden ist. Der Schloßberg trägt die Ruinen eines Schlosses, welches lange der Sitz eigener Regenten war. (*G. F. Schreiner.*)

OSWIECIM, das schlesisch-polnische Herzogthum, hat seinen Namen ohne Zweifel von seinen ehemaligen Bewohnern, den ursprünglich pannonischen Osi, deren Namen sich auch in dem Dorfe Ossiek (wenn das nicht abermals Schlag oder Reuth, Roth heißt), sowie in Osielez, an der Nordseite der Tatrakette, über dem Waagthale, erhalten zu haben scheint. Das Herzogthum wurde von dem Gebiete von Krakau getrennt, als Kasimir, der Regent von Polen, es übernommen, in dem Bruderzwiste zwischen Herzog Boleslaw von Niederschlesien, und Herzog Miecislaw von Oberschlesien, Vermittler zu sein; unfähig die Streitenden auf andere Weise zu beruhigen, gab Kasimir von seinem Eigenthum Oswiecim weg (1179), um damit die von Miecislaw erhobenen Ansprüche an den glogauschen Landestheil zu tilgen. Miecislaw's Urenkel, Kasimir II, Herzog von Oppeln, trug seine Besitzungen, insbesondere auch Oswiecim, der Krone Böhmen zu Lehen auf (1289). Sein Enkel, Johann, Herzog von Oswiecim und Domscholasticus zu Krakau, nennt in einer Urkunde vom J. 1327 die Städte Oswiecim, Kant und Wadowice, das Schloß Zator ꝛc. als Bestandtheile des Landes Oswiecim, welches er von dem Könige von Böhmen zu Lehen trage, und welches in gleicher Weise von seinen Nachfolgern empfangen werden solle. Mit Johann's unbeerbtem Abgange fiel O. an seine Vettern in Teschen zurück. Przemislaw der Jüngere, Herzog von O., wurde am 1. Jan. 1400 auf der Reise von Gleiwitz nach Teschen ermordet, bei den Dominikanern zu Teschen beerdigt, und von seinem Vater, dem Herzoge Przemislaw I. von Teschen, fürchterlich gerächt. Des jüngern Przemislaw's Sohn, Kasimir, trat im J. 1410 die Regierung des väterlichen Erbtheils in O., Zator, Strehlen und Tost an, verkaufte im J. 1427 Strehlen, und hatte seine Söhne, Wenceslaus und Janussius, zu Nachfolgern, die nämlichen, die im J. 1448 zu Krakau dem Könige Kasimir Beistand und Treue gelobten. Janussius scheint es mit diesem Gelöbnisse nicht sehr ernstlich genommen zu haben, denn er beunruhigte, im Vereine mit Herzog Przemislaw III. von Teschen, durch wiederholte Einfälle die polnischen Grenzen, bis ein polnisches Heer vor O. selbst erschien. Die Burg war noch nicht eingenommen, als Janussius nach Krakau eilte, um Verzeihung zu suchen und zu erhalten (2. Febr. 1453); doch

Digitized by Google

mußte er seine Burg O. an den Castellan von Krakau, Johann Czizowsky, überliefern, und dieser sich anheischig machen, sie zu des Königs von Polen Händen zu wahren, bis Janussius die Kriegskosten und den angerichteten Schaden ersetzt haben würde. Kaum wußte der Herzog jedoch den König auf der Reise nach Lithauen begriffen, als er, seiner Versprechungen uneingedenk, sich vor die Burg O. legte, das anstoßende Dominikanerkloster befestigte, und alle Anstalten zu einer Belagerung traf. Seine Angriffe wurden jedoch abgewiesen, er mußte die Belagerung aufheben, und ersah sich zum Waffenplatz eine andere Burg seiner Herrschaft, das verfallene Volek. Von dort aus beunruhigte er durch fortwährende Streifereien nicht nur die Landschaft Oswieczim, sondern auch die polnischen Grenzbezirke, bis eine Armee unter Johann von Tenczyn, dem Woiwoden von Krakau, anrückte, das Raubnest zu belagern. Nach einigem Widerstande sank der Vertheidiger Muth, Janussius ließ sich in Unterhandlungen ein, und trat endlich, im J. 1457 gegen 50,000 Mark breiter prager Groschen, 48 Stück auf eine Mark gerechnet, sein Herzogthum auf ewig an Polen ab. In der darüber ausgestellten Urkunde werden als Zubehörungen des Herzogsthums genannt: die Städte Oswiecim und Kenty (Kant), die Dörfer Bielany, Babice, Lipnik, Lauki, Ossiek, Brzezie, Dwory und Monowice, und die adeligen Dörfer Polanka (Alt- und Neu-), Wlostenica, Poremba, Grodzisko, Zborowek, Niedek, Wilkowice, Glabowice, Bulowice, Czaniec, Bestwina, Malec, Czacuga, Nowawies, Rovzimy, Spytkowice, Brzezinka, Rayska, Frydrychowice, Przeciszow, Skidzien, Wilczkowice, Heczarowice, Bnyakow, Dzekosse, Mikluszowice, Pisarzowice, Halcznow, Biertowice, Komarowice, Zebraca, Rapka, Staeawies, Janussovice, Tharmassy. Im J. 1460 wollte Janussius in dem Rechte seiner Großmutter, nach des Herzogs Boleslaw von Oppeln Tod, in dessen Fürstenthum succediren, und der neue Herzog, des Verstorbenen Bruder, mußte den lästigen Befehdee mit 1000 Goldgulden abfinden. Im J. 1494 verkaufte Janussius auch das Herzogthum Zator an Polen, er erhielt dafür 8000 ungrische Goldgulden, für sich und seiner Gemahlin Lebenszeiten jährlich 200 Mark und 16 Fässer Salz, und blieb auch zeitlebens im Besitze des Herzogthums. Seine Gemahlin, Barbara, war des Herzogs Nikolaus IV. von Ratibor und Troppau Tochter, erbte nach ihres Gemahls Tod Jägerndorf, und hinterließ dasselbe ihree einzigen, an Georg von Schellenberg und Kost verheiratheten Tochter Baebara. Unter König Siegismund August von Polen wurden beide Herzogthümer, 1564, zu einem Körper, und dieser genauer mit Polen verbunden. Indessen war die Veräußerung von O. niemals von Böhmen genehmigt worden, und die österreichischen Publicisten verfehlten nicht, diesen Umstand bei der ersten Theilung von Polen geltend zu machen; Oswiecim sowol, als Zator wurden demnach Bestandtheile von Galizien, und bilden mehrentheils den myslenicer Kreis. (*v. Stramberg.*)

OSWIN, OSWI[1]**, OSWOAY,** König von Northumberland, des Königs Adalfried von Northumberland Sohn, floh nach dessen Falle durch Edwin, nach Schottland, wo er Unterricht und die Taufe empfing, kam nach Edwin's Tode zurück, folgte im J. 643 nach dem Tode seines Bruders Oswald als König von Bernicia, gerieth mit dem andern Oswin, dem Sohn Osrik's, der König von dem andern Theile von Northumberland, von Deiri war, in Krieg. Osrik's Sohn war ihm nicht gewachsen, vermied daher eine Schlacht, entließ das Heer, verbarg sich bei dem Grafen Hunuald, ward von diesem an Adalfried's Sohn verrathen, der den letzten Sprößling aus dem Geschlechte der Könige von Deiri erschlagen ließ (im J. 644), und Deiri mit Bernicia vereinigte. Adalfried's Sohn war übrigens ein eifriger Beförderer des Christenthums[2]. So bewilligte er dem Könige Penda von Middelugli, dem Sohne des Königs Penda von Mercia, nicht eher seine Tochter Alchfleda, als bis er das Christenthum annahm, und darauf Middelugli bekehrte. Nicht minder bewog er den König Siegbert von Esser zur Annahme der Taufe, versah ihn mit Lehrern, und so wurden die Ostsachsen wieder zum Christenthume zurückgebracht. Vergebens suchte Oswin den König Penda von Mercia, durch den Oswin's Bruder, Oswald der Heilige, gefallen, durch Geschenke zur Abstehung von der Beraubung Northumberlands zu bewegen. Um gegen den Heiden, dem er an Kriegsmacht nicht gewachsen war, des Himmels Beistand zu eelangen, gelobte er seine Tochter Elfleda zur Nonne und zwölf Güter zue Stiftung von Klöstern zu geben. Ungeachtet selbst sein Brudersson Edelwald die Reihen der ohnedies zahlreichen Feinde verstärkte, siegte Oswin doch in einer großen Schlacht, in welcher außer Penda eine unermeßliche Menge fielen, im J. 655, und erfüllte sein Gelübde nicht nur in Beziehung auf Northumberland, sondern bekehrte auch das Volk der Mercier und der benachbarten Landschaften zum Christenthume. Nachdem nach Penda's Fall Oswin drei Jahre über Mercia und die andern östlichen Landschaften geherrscht, empörten sich die Häuptlinge der Mereier, Immin, Eaba und Eadbert, erhoben Wulfherrn zum König, einen Sohn Penda's, und vertieben Oswin's Fürsten aus Mercia, behielten jedoch das Christenthum bei. Auch einen Theil der Picten und Schotten machte Oswin zinsbar, und schlug sie zum Reiche der Angeln. Er starb im 58. Jahre seines Lebens (den 15. Febr. 670) an Krankheit, nachdem er zuvor das Gelübde gethan, nach Rom, dessen Bischofsstuhl er sehr ergeben war, zu pilgern. Mannichfach war seine Thätigkeit, Verbreitung und Befestigung des Christenthums[3]. Ihm folgte sein Sohn Egfried.

(*Ferdinand Wachter.*)

OSYMANDYAS und sein Grabpalast. Von diesem Herrscher Ägyptens ist bei weitem mehr in neuern Zeiten die Rede gewesen als im Alterthume. Die bedeutend-

1) Beda Venerabilis nennt ihn abwechselnd Oswin und Oswi.

2) Rex Christianissimus, wie ihn Beda nennt. 3) Mehres über Oswin bei *Beda Venerabilis*, Ecclesiast. Gent. Anglor. Lib. II. c. 5. (Cölner Ausg. von *Bedae* Oper. 1612. T. III. p. 86.) Lib. III. c. 21—24 (p. 70—74). Lib. IV. c. 3 (p. 85). c. 5 (p. 88).

sten Gewährsmänner der ägyptischen Königsgeschichte unter den alten Schriftstellern kennen keinen Osymandyas. Weder findet sich der Name in Manethon's Liste, noch in den volksmäßigen Erzählungen, die Herodot uns überliefert hat. Nur Diodor erzählt von einem Könige Osymandyas, aber auch dieser nicht in historischem Zusammenhange, sondern nur bei der Beschreibung eines Denkmals. Diodor beginnt nämlich seine chronologisch angeordnete Geschichte Ägyptens mit Menas, dessen Nachkommen in 52 Generationen 14 Jahrhunderte hindurch geherrscht hätten. Dann sei Busiris zum Könige ernannt worden, dessen achter Nachkomme, auch Busiris genannt, die Stadt Theben in Ägypten gegründet habe. Hierauf folgt eine Beschreibung Thebens nach Umfang und Inhalt, besonders der Haupttempel und der prachtvollen Königsgräber. Unter diesen wird das des Osymandyas als das glänzendste Denkmal genannt, und, nach Hekatäos von Abdera, ausführlich beschrieben. Nach der noch einige andere Punkte berührenden Beschreibung Thebens kehrt Diodor (I, 50) wieder in den historischen Zusammenhang zurück: der achte der Nachkommen dieses Königs, Uchoreus genannt nach seinem Vater, baute die Stadt Memphis (*τῶν δὲ τούτου τοῦ βασιλέως ἀπογόνων ὄγδοος, ὁ ἀπὸ τοῦ πατρὸς προσαγορευθεὶς Οὐχορεύς, ἔκτισε πόλιν Μέμφιν*). Hier kann, nach dem Zusammenhang und den deutlichen Absichten des Schriftstellers, kein Zweifel darüber sein, daß dieser König, der vorher als Gründer von Theben angegebene Busiris II., nicht aber Osymandyas sei. Denn da Diodor von Osymandyas weder seine Abkunft, noch auch die Zeit seines Lebens angegeben hat, so würde, wenn man von ihm aus die folgenden Dynastien berechnen sollte, die ganze Geschichte Ägyptens gleichsam in der Luft hängen. Wenn dagegen Busiris II. gemeint ist, so ist dessen Stelle durch die acht Generationen bis auf den ersten Busiris, und die 52. bis auf Menas fixirt, und für die weitere Rechnung — acht Generationen bis Uchoreus, alsdann zwölf bis auf Möris, und noch sieben bis auf Sesostris — ein fester Punkt gegeben, wonach sich das Ganze dieser fabelhaften Geschichte abmessen und eintheilen läßt. Auch ist es viel natürlicher, daß Diodor, nachdem er die Beschreibung Thebens vollendet hat, auf den Gründer der Stadt, Busiris II., zurückgeht, als daß er einen König, dessen Grabmal er ganz beiläufig erwähnt und beschrieben hat, in Gedanken behält, und an diesen die Fortsetzung der Geschichte knüpft [1]). Somit erfahren wir auch durch Diodor nichts von der geschichtlichen Existenz des Osymandyas, weder die Dynastie, zu der er gehörte, noch die Zeit, in der er lebte; sondern der Name scheint ganz und gar monumentaler Art zu sein, d. h. nur durch ein ihm beigelegtes Monument sich erhalten, und auch wol ursprünglich nur den Erbauer dieses Monuments bezeichnet zu haben.

Dasselbe Ergebniß findet man, wenn man nach der Bedeutung des von Strabon überlieferten Namens Ismandes (Imandes) fragt, den man wol, auch ohne das gefährliche Feld der koptischen Etymologie zu betreten, für eine bloße Variation des Namens Osymandyas nehmen darf, die das Bestreben der Griechen, die ägyptischen Namen sich mundrecht zu machen, herbeigeführt hat [2]). Strabon sagt erstens (XVII, p. 811. *Casaub.*) bei der Beschreibung des großen Labyrinths bei dem See Möris, daß am Ende dieses ungeheuern Baues eine Pyramide als Grabmal errichtet worden sei, und der darin Bestattete Imandes heiße [3]). Weiterhin, wo Strabon von der uralten Größe der ägyptischen Stadt Abydos handelt (XVII. p. 813), beschreibt er mit einigen Worten die Memnonische Königsburg (*τὸ Μεμνόνειον βασίλειον*) daselbst, welches aber, sowie das erwähnte Labyrinth, dessen Säulen und Decken aus einzelnen Steinen bestanden, oder, nach dem Kunstausdrucke, Monolithe waren, aus ungeheuern Massen im Ganzen construirt war (*ὁλόλιθον τῇ αὐτῇ κατασκευῇ, ἥπερ τὸν λαβύρινθον ἔφαμεν*). „Wenn aber," fährt er, nachdem er Abydos beschrieben, fort, „wie man sagt, der Memnon von den Ägyptiern Ismandes (oder Imandes) [4]) genannt wird: so möchte auch das Labyrinth ein Memnonisches Denkmal und ein Werk desselben sein, dem die Monumente in Abydos und in Theben, denn auch da gibt es Memnonien, angehören." Aus dieser Stelle geht klar hervor, daß Strabon den Erbauer des Labyrinths mit demselben ägyptischen Namen bezeichnet fand, wie den Gründer des Königspalastes in Abydos, es mag nun Ismandes oder Imandes die richtige Form sein. Aber auch bei Strabon ist dieser Name schwerlich als Eigenname eines Königs zu nehmen, er steht auch hier ganz außer historischem Zusammenhange und erscheint blos an ein Monument geknüpft. Zwar kommt bei Diodor (I, 60) ein König

1) Daß die Worte *τούτου τοῦ βασιλέως* nicht auf Osymandyas, sondern auf Busiris II. gehen, darüber war Wesseling (Annot. ad I, 50) im Klaren, aber die Neuern haben es häufig verkannt. So setzt z. B. Champollion der Jüngere (Lettres à M. le Duc de Blacas d'Aulps. Seconde lettre. p. 16 sq.) den Osymandyas Diodor's, blos nach dieser mißverstandenen Stelle, 20 Generationen vor Möris, und Champollion-Figeac berechnet (ibid. p. 132 sq.) sein Alter auf 2270 v. Chr., und ist geneigt, ihn an die Spitze der 16. Dynastie des Manethon zu stellen, welche der Eroberung Ägyptens durch die Hyksos zunächst voranging. Früher hatte Champollion der Jüngere in dem Werke: L'Égypte sous les Pharaons (T. I. p. 251) den Osymandyas (auch Jemandes und Memnon genannt) aus Gründen, die uns nicht klar sind, mit dem Sesakheis (Sesonchoris) identificirt, der bei Manethon zur zwölften Dynastie gehört. Letronne (Mémoire sur le monument d'Osymandyas p. 6) hält es für nothwendig, daß *τούτου* bei Diodor sich auf den eben erwähnten Osymandyas, nicht auf den fünf Capitel früher genannten Busiris beziehe. Richtiger als diese Gelehrten hat diese Frage Ippol. Rosellini behandelt, der in dem Werke: I monumenti dall' Egitto e dalla Nubia (P. I. T. I. p. 74) unter andern darüber sagt: Tutto quanto si dice di Osimandia e del suo monumento, debbesi considerare come parto incidente e non connessa colla storia del re, la quale ripigliasi e si continua colla discendenza di Busiride, e con Uchoreo. Ebenso F. H. Plath (Quaestionum Aegyptiacarum Specimen. [Gotting. 1829.] p. 38).

2) Daß Osymandyas und Ismandes derselbe Name sei, nahm schon Perizonius an (Origines Aegyptiae [Lugd. Batav. 1711.] p. 247. cf. p. 500 sq.). Unter den Neuern z. B. Champollion der Jüngere (L'Égypte sous les Pharaons. T. I. p. 251). 3) *Ἰσμάνδης δ' ὄνομα ὁ ταφείς.* Die Epitome des Strabon hat *Μαίνδης.* 4) Für *Ἰσμάνδης* haben nämlich zwei Codd. Medicei *Ἰμάνδης*, und ein Venetus *Μάνδης.*

Mendes vor, der offenbar mit dem Imandes oder Ismandes des Strabon zusammenhängt, da er ebenfalls als Erbauer des Labyrinths genannt wird, welches er sich zum Grabmale bestimmt habe; und diesem wird eine bestimmte Zeit, unmittelbar nach der Herrschaft des Äthioper Aktisanes, und sechs Geschlechter vor dem Könige Keten, der mit dem Homerischen Proteus identificirt wurde, angewiesen. Aber aus der Vergleichung anderer Stellen des Diodor erhellt, daß er den Mendes oder Labyrinthenerbauer mit einiger Willkür hier eingeschoben hat. Denn während an der angezogenen Stelle Marros als ein Beiname erwähnt wird, den einige dem Mendes gaben (*Μένδην, ὃν τινες Μάρρον προσονομάζουσιν*), heißt es am Ende des ersten Buchs (I, 97), daß das Labyrinth nach Einigen von Mendes, nach Andern von Marros gebaut sei, und an einer dritten Stelle (I, 89) wird — wenn der Text nicht verdorben ist — Menas als der König genannt, der das Labyrinth gebaut und die damit verbundene Pyramide sich zur Grabstätte errichtet habe [5]). Da nun überdies das Labyrinth beim See Möris von sehr verschiedenen Herrschern und Dynastien hergeleitet wurde, und der Ursprung desselben für die Spätern ganz in Dunkelheit gehüllt gewesen zu sein scheint, so werden wir um so mehr Recht haben, in dem Namen Ismandes oder Mendes, wie in Osymandyas, blos eine appellativische Bezeichnung eines Erbauers ungeheurer Bauwerke, namentlich Grabdenkmäler, zu finden, ohne eine bestimmte Beziehung auf einen einzelnen König. Wir werden dann nicht mit Strabon aus der Wiederkehr des Namens Ismandes und der Benennung Memnonia, die im griechischen Zeitalter denselben colossalen Monumenten, besonders sepulcralen, gegeben wurde, die Einheit des Erbauers schließen, sondern im Gegentheile daraus, daß so verschiedene, an verschiedenen Orten gelegene Bauwerke von so riesenmäßigem Umfange dieselbe Benennung erhielten, abnehmen, daß diese Benennung eine allgemeinere Bedeutung gehabt haben müsse [6]).

Indem wir nunmehr von dem Denkmal, an welches sich der Name Osymandyas vorzugsweise knüpft, handeln wollen, müssen wir die Angaben Diodor's (von I, 45 an) vorausschicken, aus denen man erfährt, welchen Quellen er bei der Beschreibung gefolgt ist. „Auch sagt man, daß sich hier bewundernswürdige Grabdenkmäler der alten Könige und der spätern fänden, die durch kein wetteiferndes Bestreben übertroffen werden könnten. Die Priester gaben an, daß nach den Aufzeichnungen einst 47 königliche Grabdenkmäler vorhanden gewesen seien. Bis auf Ptolemäos, Lagos' Sohn, hätten indessen davon nur 17 fortbestanden. Und auch von diesen waren die meisten untergegangen zur Zeit, als ich in jene Gegenden kam, in der 180. Olympiade. Aber so erzählen nicht blos die ägyptischen Priester nach den Aufzeichnungen, sondern auch viele von den Hellenen, die unter Ptolemäos, Lagos' Sohn, nach Theben gekommen waren und die ägyptische Geschichte geschrieben haben, zu denen Hekatäos gehört, stimmen mit dem von mir Gesagten überein." Hier bemerken wir, daß Diodor diese Griechen offenbar als besondere und unabhängige Gewährsmänner anführt, wegen der Denkmäler, die sie selbst noch in Ägypten vorgefunden, nicht aber wegen der Sagen, die sie von ägyptischen Priestern vernommen haben. „Denn von den ersten Gräbern, in denen der Überlieferung nach die Kebsweiber des Zeus (eine Art von Priesterinnen des Ammon), bestattet liegen, geben sie in einer Entfernung von zehn Stadien das Grabmal des Königs an, welcher Osymandyas genannt wird." Die ersten Gräber sind hier wahrscheinlich die am meisten gegen Osten gelegenen, welche der von der Stadt Theben, welche östlich vom Nil gebaut war, nach der Nekropolis hinüberschiffende Fremde zunächst vor sich sah; denn unstreitig sind alle diese Grabmäler an der westlichen Seite des Nils zu suchen, an welcher bekanntlich die Memnonien oder Grabmonumente Thebens gelegen waren. Hierauf beginnt die Beschreibung des Denkmals selbst, die Diodor als Überlieferung jener Griechen und namentlich des Hekatäos, durchaus in indirecter Rede mittheilt [7]). Wir setzen diese in directen Ausdruck um, und verbinden damit sogleich die nothwendigsten Erläuterungen.

Den Eingang bildete ein Pylon, d. h. ein die Pforte einschließendes, aus zwei pyramidalischen Thüemen bestehendes Gebäude, wie es auch sonst bei allen größern Tempel- und Palastanlagen in Ägypten gefunden wird. Das Material war *λίθος ποικίλος*, d. h. eine aus verschiedenfarbigen Theilen zusammengesetzte Steinart, aller Wahrscheinlichkeit nach Granit, der sonst gewöhnlich *πυῤῥοποικίλος* heißt [8]); die Länge wird zu zwei Plethra (200 Fuß), die Höhe zu 45 Ellen (67½ Fuß) angegeben. Daran

5) Vergl. über diese Widersprüche *Wesseling* zu *Diodor.* I, 60; wo auch die übrigen Erwähnungen des Königs Marres oder Smarres angegeben sind. 6) Statuen des Königs Osymandyas, mit seinem Namen in phonetischen Hieroglyphen, in unsern ägyptischen Museen zu finden, muß nach dem Texte als eine eitele Hoffnung erscheinen. Doch haben Champollion d. J. und San Quintino in einer Colossalstatue des turiner Museums, auf welchem man den Namen Mandaei, auch Manduei — me Ptah me Amn. (Manduei, der den Phthas und den Ammon liebt) in Hieroglyphen liest, den Osymandyas zu erkennen geglaubt. *Champollion d. j.* Lettres à M. le Duc de Blacas d'Aulps. II. p. 19 *sq.* *S. Quintino*, Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino, T. XXIX. p. 280 (welche Abhandlung auch in die von demselben herausgegebenen Lezioni intorno a diversi argomenti d'archeologia aufgenommen ist). Aber diese Combination beruht, außer der unvollkommenen Ähnlichkeit von Osymandyas und Manduei, nur darauf, daß der in der Statue dargestellte Manduei einer der ältern Könige Thebens, von der 18. und 19. Dynastie Manethon's, gewesen zu sein scheint, und Osymandyas von diesen Gelehrten, nach der misverstandenen Stelle Diodor's, in diese ältern Zeiten, 20 Generationen vor Möris, gesetzt wird. Nimmt man diesen scheinbar chronologischen Grund hinweg, so fällt die ganze Combination zusammen.

7) Und zwar braucht Diodor zuerst, wo er die Existenz des Denkmals in Hekatäos' Zeit im Allgemeinen angibt, den Inf. aor. *φασὶν ὑπάρξαι βασιλέως μνῆμα;* hernach aber, wo er sich das Ganze in allen Theilen vergegenwärtige, den Inf. praesentis oder perfecti: *ὑπάρχειν, εἶναι, ἱστορεῖσθαι.* Der Gebrauch beider Tempora widerspricht durchaus nicht der Annahme, daß Hekatäos ein vorhandenes Gebäude beschrieb. 8) Gail, in der anzuführenden Abhandlung, verstand darunter eine bemalte Steinfläche; aber Letronne hat mit Recht erinnert, daß dann nicht der Stein selbst *ποικίλος* heißen könne, S. 48.

Digitized by Google

schloß sich ein Peristyl, d. h. ein von Säulengängen umschlossener Hof, aus Stein, im Vierecke gebaut, jede Seite vier Plethra (400 Fuß) lang, woraus erhellt, daß die Breite des Peristyls die doppelte Länge des Pylon war, mit andern Worten, daß das Peristyl nach der Seite des Einganges nur zur Hälfte von dem Pylon gedeckt wuede. Anstatt der Säulen aber stützten die Decke der Seitenhallen Bildsäulen von der Höhe von 16 Ellen (24 Fuß), aus einzelnen Steinblöcken in alterthümlichem Styl gearbeitet. Daß indessrn diese Bildsäulen nicht, nach Art der Karyatiden in der griechischen und römischen Architektur, freistehende Figuren waren, welche dem Gebälke wirklich zur Stütze dienten, sondern daß sie nur die Vorderseite von Pfeilern schmückten, und auf diesen allein die Last der Decke ruhete, ist aus der Analogie aller noch erhaltenen Bauwerke der Art mit Sicherheit zu schließen. Die Decke über diesen Hallen, in der Breite von zwei Oegyien (12 Fuß), bestand aus einzelnen Steinplatten [9]), und war (wie die Plafonds ägyptischer Gebäude häufig) mit Sternen in dunkelblauem Felde bemalt. Auf dieses Peristyl folgte eine zweite Pforte und ein zweiter Pylon, der in allem übrigen dem vorher erwähnten entsprach, aber mit mannichfaltigen Sculpturen, d. h. mit Darstellungen im Relief, reicher geschmückt war. Neben der Pforte standen drei Bildsäulen, alle aus einem Granitblocke von Syene [10]), von denen die sitzende Figur in der Mitte der größte Koloß in ganz Ägypten war, indem die Länge seines Fußes mehr als sieben Ellen (10½ Fuß) betrug, die Nebenfigueen aber, die bei seinen Knieen zur Rechten und zur Linken ihre Stelle hatten, und die Tochter und Mutter der Mittelfigur darstellten, in geringerm Maßstabe ausgeführet waren. Vergleicht man diese Angaben Diodor's mit den vorhandenen Kolossen, welche als Abbildungen ägyptischer Könige erkannt worden sind, z. B. mit den beiden Kolossen, die noch in den Memnonien stehen und die Namen des Amenophis und Rameſſes tragen, und vielen andern ähnlichen, so sieht man leicht, daß die beiden Nebenfiguren keine abgesonderten Statuen, sondern reliefartige Sculpturen waren, die am Thronsitze des Herrschers rechts und links von den Beinen in aufrechter Stellung gebildet waren. Besonders führt der Ausdruck Diodor's, „bei den Knieen der sitzenden Hauptfigur," auf solche am Throne angebrachte, und nicht etwa neben dem Koloß des Königs sitzend dargestellte Figuren. Hierauf rühmt der Schriftsteller die Kunst dieses kolossalen Bildwerks und die Trefflichkeit des Steins, und führt die Inschrift an, die sich, ohne Zweifel in Hieroglyphen, darauf befand: „Ich bin Osymandyas der König der Könige; wenn aber Jemand wissen will, wie groß ich bin, und wo ich liege (d. h. wie prachtvoll mein Grabmal ist), so möge er eins meiner Werke übertreffen." Überdies stand hier auch eine andere Statue der Mutter des Osymandyas für sich, 20 Ellen (30 Fuß) hoch und aus einem Stein. Ihr Kopfschmuck enthielt das Symbol der königlichen Würde [11]) dreifach, zur Bezeichnung, daß sie die Tochter, die Gemahlin und die Mutter eines Königs war. Auf diesen Pylon mit den Bildsäulen folgte ein zweites Peristyl, noch vorzüglicher als das erste, geschmückt mit mannichfachen Daestellungen im Relief, die sich auf den siegreichen Zug des Herrschers gegen die abgefallenen Baktrer bezogen. Auf der ersten Wand sah man den König bei der Belagerung einer von einem Strom umflossenen Festung, den Seinen vorkämpfend mit einem Löwen, der von den Exegeten des Alterthums auf verschiedene Weise, entweder historisch oder symbolisch, gedeutet wurde. Auf der zweiten Wand waren Züge von Gefangenen gebildet, ohne Hände und männliche Glieder, womit nach den Erklärern ihre Unthätigkeit und Unmännlichkeit bezeichnet werden sollte [12]). Auf der dritten Wand waren die großen Opfer und der Triumph dargestellt, welchen der König bei seiner Heimkehr feierte. Mitten in diesem Peristyl stand unter freiem Himmel ein Altar von ausgezeichneter Größe und Schönheit, des Gesteins sowie der Arbeit. An der vierten noch übrigen Wand waren zwei monolithe Statuen von der Höhe von 27 Ellen (40½ Fuß) angebracht,

9) *ἐπὶ πλάτος δυοῖν ὀργυιῶν ὑπάρχειν μονόλιθον*, bedeutet, daß in der Breite, von den Pfeilern bis zur Mauer, einzelne Steinplatten übergelegt waren, nicht wie es Letronne (Mémoire p. 45) nimmt, daß die ganze Länge der Hallen um den Hof, welche 400 Fuß betrug, mit einer Steinplatte überdeckt war. Dann wäre allerdings die Beschreibung des Osymandyeions eine colossale Lüge.

10) Diese Stelle lautet in den Handschriften: *ἐξ ἑνὸς τοὺς πάντας λίθου Μέμνονας τοῦ Συμνείου* (*Συμνείου*, *Συνείου*, *Συνίου*). Durch diese Lesaet sind frühere Gelehrte veranlaßt worden, den Osymandyas mit dem thebanischen Memnon zu identificiren (wofür es allerdings andere Gründe gibt), aber die Angabe des dargestellten Herrschers wäre hier ganz am unrechten Orte. Ebenso wenig aber kann der Meister des Werks auf solche Weise bezeichnet weeden. Salmasius hat offenbar recht gesehen (Exercit. Plinianae p. 537), daß hier von dem Material dieser Statuen, dem Syenit (den die neuen Mineralogen nicht Syenit, sondern Granit von Syene nennen) die Rede sei. Er wollte: *ἐξ ἑνὸς τοὺς πάντας λίθου τετμημένους τοῦ Συηνίου*. Aber mit Recht bemerkt L. Dindorf: temporis praeteriti verbo hic opus, und man wird: *τετμημένους* schreiben müssen, wenn nicht eine noch näher liegende Besseeung in diesem Sinne gefunden wird. Nach einer Vermuthung von Jacobs, Denkschriften der königl. Akademie der Wissenschaften zu München, für die J. 1809, 1810. S. 86 (Vermischte Schr. 4. Th. S. 106) schlägt Letronne (Mémoire p. 70) vor, *Μέμνονος* zu streichen, und es läßt sich in der That begreifen, wie dies Wort als Glossem von Jemandem, der hier die berühmte Statue des Memnon beschrieben glaubte, an den Rand gesetzt und dann in den Text genommen worden sein könnte.

11) *ἔχουσαι δὲ τρεῖς βασιλείας ἐπὶ τῆς κεφαλῆς*. Salmasius und Wesseling haben gesehen, daß *βασιλεία* hier einen königlichen Kopfschmuck bezeichne, und der letztere führt dafür besonders passend *Plutarch.* T. II. p. 358 (de Iside c. 19) und *Porphyrios* ap. *Euseb.* Praep. Evang. III, 12 an. Aber eine noch genauere Erklärung verschafft uns die Inschrift von Rosette (l. 43. sqq.): *ὅπως δὲ εὔσημος ᾖ τῶν τε καὶ ἐκ τῶν ἔπειτα χρόνων, ἐπιτεθῆναι τῷ ναῷ τὰς τοῦ βασιλέως χρυσᾶς βασιλείας ὀκτὼ, αἷς προσκείσεται ἀσπὶς ..... ἔστω δ' αὐτῶν ἐν τῷ μέσῳ ἡ πελανοῦσθαι βασιλεία ὑγιεῖ, ἣν περιθέμενος εἰσῆλθεν εἰς τὸ ἐν Μέμφει [εἰς ἱερὸν] κ. τ. λ.* Man sieht hieraus, daß später diese Kopfzierden, die als Symbole der Herrschaft galten, noch mehr gehäuft wurden. Die Aspiden sind die kleinen Schlangen, welche man sonst Uräus zu nennen pflegt, und die gewöhnlich die Vorderseite solcher Kopfbekleidungen schmücken. 12) Vergleicht man indessen das Relief im Palast von Medinet-Abu, Description de l'Égypte, Antiquités T. II. pl. 12, so wird man auch hier der historischen Interpretation Raum gestatten und eine wirkliche Verstümmelung der Gefangenen annehmen können.

zwiſchen und neben denen drei Pforten aus dem Periſtyl in einen hypoſtylen Saal führten, deſſen Decke von zahlreichen Säulen getragen wurde [13]), und von dem jede Seite zwei Plethra (200 Fuß) maß. In dieſem befand ſich, nach Diodor's Gewährsmännern, eine Menge hölzerner Figuren, welche die vor Gericht ſtreitenden Parteien und Zuſchauer des Gerichts darſtellten [14]). Die Richter aber waren in Sculptur auf einer der Wände gebildet, 30 an der Zahl, in der Mitte der Oberrichter, der die Wahrheit (*τὴν ἀλήθειαν*) mit zugedrückten Augen am Halſe hängen und eine Menge Bücher neben ſich liegen hatte. Man erfährt durch eine andere Stelle (I, 75), daß dieſe 30 Richter das erſte Gericht Ägyptens bildeten, welches die Städte Heliopolis, Theben und Memphis zu gleichen Theilen beſtellten, und daß die ſogenannte Wahrheit eine aus edeln Steinen gearbeitete Figur war, welche der Oberrichter beim Anfange der Verhandlungen umhing. Die übrigen Richter aber waren nach Diodor im Oſymandyeion ſo gebildet, daß ihre Unbeſtechlichkeit äußerlich ausgedrückt war, d. h. wie Plutarch deutlicher ſagt, ſie waren ohne Hände dargeſtellt [15]). Man hat hierbei ſchon an die auf Mumien-Rollen ſo häufigen Darſtellungen des Todtengerichts erinnert, wo bald 42, bald 43 in zwei Reihen ſitzende Figuren ohne Arme, die Todtenrichter oder Beiſitzer des unterirdiſchen Oſiris (Petempamentes) darzuſtellen ſcheinen. Alle haben die Feder auf dem Kopfe, welche auch ſonſt in dieſer Scene auf eine ſolche Weiſe vorkommt, daß man dies Symbol der Aletheia darin ſchwerlich verkennen kann. Ohne Zweifel war die Aletheia ſelbſt, welche der Oberrichter auf der Bruſt trug, die Figur einer Göttin mit einer ſolchen über ihrem Scheitel emporſtehenden Feder. Sie wae nach Älian (V. H. XIV, 34) in Sappbir, d. h. Lapis Lazuli, geſchnitten [16]). Auf dieſen Gerichtſaal folgte ein Corridor (*περίπατος*) mit vielen und mannichfaltigen Zimmern, in denen die vorzüglichſten Arten von Eßwaaren gebildet waren; in dem Corridor aber war in gemalter Sculptur der König dargeſtellt [17]), welcher der Gottheit den jährlichen Ertrag der Gold- und Silberbergwerke Ägyptens darbrachte. Auch ſtanden — ganz im Geiſte der plaſtiſchen Annaliſtik Ägyptens — Zahlen dabei, deren Summe in Silber berechnet 32,000,000 Minen betrug. Hierauf folgte die heilige Bibliothek mit der Aufſchrift: „Werkſtätte der Seelenheilkunde" (*Ψυχῆς ἰατρεῖον*). Hier fand man Abbildungen aller Götter, die in Ägypten verehrt wurden, und ſah den König jedem Gotte die vorgeſchriebenen Gaben darbringend, und vor Oſiris und ſeinen unterirdiſchen Beiſitzern den Beweis führen, daß er ein frommes und rechtſchaffenes Leben geführt — alſo eine Darſtellung des Todtengerichts, nach Analogie der noch jetzt in ägyptiſchen Sculpturen und Malereien vorhandenen. An dieſe Bibliothek grenzte, Wand an Wand, ein prächtiger Saal von der Größe, daß er 20 Canapees faſſen konnte (*οἶκος εἰκοσάκλινος*); hier befanden ſich die Bilder der höchſten Götter, des Zeus und der Here, d. h. des Ammon und der Satis, nach ägyptiſchen Benennungen, auch das des Königs, worin er der Sage nach ſelbſt beſtattet ſein ſollte; eine Tradition, die gar nicht auffallend erſcheint, wenn man die Ähnlichkeit der hölzernen Mumienſärge mit ſtehenden Bildſäulen erwägt. Rings umher war eine Menge von Gemächern angelegt, in denen alle heiligen Thiere Ägyptens aufs Schönſte gemalt waren. Durch dieſe führte eine Reihe von Stufen (*ἀνάβασις*) zu dem Mauſoleum des Königs (*τάφος*) hinauf. Hier fand man auf dem Monument (*ἐπὶ τοῦ μνήματος*) einen goldenen Reif, der im Umfange 365 Ellen maß, und die Dicke einer Elle hatte, und auf dem die Tage des Jahres und die darauf treffenden Ereigniſſe am Himmel bemerkt waren. Diodor erzählt dies letzte und bei weitem wunderbarſte Stück der Beſchreibung in derſelben Art, wie das Übrige; indeſſen fügt er doch gleich ſelbſt hinzu, daß dieſer Reif von Kambyſes geraubt worden ſei, und es iſt alſo klar, daß Hekatäos und die übrigen Gewährsmänner Diodor's von dieſem koloſſalen Ringe nicht als Augenzeugen, ſondern nur nach den Erzählungen der Prieſter redeten, deren Lügenhaftigkeit oder wenigſtens Übertreibung ſchon aus der Vergleichung der Maße erhellt. Welchen ungeheuern Umfang hätte dieſer Taphos haben müſſen, wenn das darin aufgeſtellte Mnema oder Sepulcral-Monument allein groß genug war, einen Kreis von 547 Fuß zu tragen; wie unverhältnißmäßig hätte es ſich über die vorhergehenden Räume ausdehnen müſſen, während doch grade den Sepulcral-Kammern in Ägypten keine große Ausdehnung gegeben zu werden pflegte, um ſie deſto feſter und unzugänglicher zu machen!

Sieht man indeſſen von dieſem apokryphiſchen Zu-

13) Die Vergleichung dieſes Saals mit einem Odeion (*οἶκον ὑπόστυλον ᾠδείου τρόπαν κατεσκευασμένον*) kann wol nicht auf der Form des Saals, welche unmöglich kreisförmig gedacht werden kann, ſondern nur auf der Menge von Säulen beruhen, die hier wie in den Odeen den Plafond trugen. Vergl. *Plutarch.* Periel. 13. *Theophrast.* Char. 5. 14) Dies ſcheint Diodor's Ausdruck: *πλῆθος ἀνδριάντων ξυλίνων, διασημαίνον τοὺς τὰς ἀμφισβητήσεις ἔχοντας καὶ προσβλέποντας τοῖς τὰς δίκας κρίνουσι*, ſagen zu wollen. 15) Die Stelle des Plutarch (de Iside et Osiride c. 10): *ἐν δὲ Θήβαις εἰκόνες ἦσαν ἀνακείμεναι δικαστῶν ἄχειρες, ἡ δὲ τοῦ ἀρχιδικαστοῦ καταμύουσα τοῖς ὄμμασιν, ὡς ἄδωρον ἅμα τὴν δικαιοσύνην καὶ ἀνέντευκτον οὖσαν*, gehe höchſt wahrſcheinlich auf ebendieſes Bildwerk des Oſymandyeions. Dabei iſt aber eine merkwürdige Differenz, daß nach Plutarch der Archidikaſtes ſelbſt die Augen zudrückt, bei Diodor die ihm umgehängte Aletheia. Aber wahrſcheinlich iſt Diodor's Stelle nicht richtig, da auch die Verbindung: *ἔχοντα τὴν Ἀλήθειαν ἐξηρτημένην ἐκ τοῦ τραχήλου καὶ τοὺς ὀφθαλμοὺς ἐπιμύοντα*, befremdet, und man wird *ἐπιμύοντα* corrigiren müſſen. Eben darauf kommt Letronne (p. 71) ohne jene Vergleichung mit Plutarch. 16) Die Aletheia hat in den ägyptiſchen Denkmälern, nach den Stellen der Alten, Tölken wiedergefunden (Minutoli's Reiſe, herausgegeben von Tölken. 1824. S. 136, 375). Champollion d. J. nannte früher dieſelbe Figur mit der Feder Hera-Sate, indem er ihren hieroglyphiſchen Namen Ete las; ſpäter findet man indeſſen in ſeinen Schriften Andeutungen, daß er in dieſer Geſtalt die Aletheia, in phonetiſchen Hieroglyphen Sme genannt, erkannt hatte.

17) Die Stelle iſt noch durch eine Corruptel unſicher. Man lieſt: *καθ' ὃν δὴ γλυφαῖς ἐντυχεῖν* (*ἐντυχαῖς* mehre Handſchr.) *εἶναι καὶ χρῶμασιν ἐπηνθισμένον τὸν βασιλέα*. Vielleicht ſtand hier das ſonſt ungebräuchliche Compoſitum: *ἐντετευκτόμενον εἶναι*.

satz ab, so ist die übrige Beschreibung unleugbar ganz in der Analogie der ägyptischen Architektur, und in Übereinstimmung mit den noch vorhandenen Anlagen zu demselben Zwecke. Es war daher nicht zu verwundern, daß die Verfasser der Description de l'Égypte [18]), von dieser allgemeinen Ähnlichkeit der Anlage lebhaft angesprochen, in dem großen Mausoleum, welches unter den Ruinen des alten Thebens auf der Westseite des Nils sich noch erhalten hat, und welches frühere Reisende mit dem aus Strabon genommenen Namen Memnonion bezeichnet hatten, den Palast des Osymandyas wiedergefunden zu haben meinten. Dagegen suchte Letronne, dem Vorgange Hamilton's, des Verfassers der Aegyptiaca (p. 113), folgend, in einer Abhandlung darzuthun, daß die angegebene Ruine sehr wenig mit der Beschreibung Diodor's übereinstimme, und knüpfte eine zweite, bei weitem kühnere, Behauptung daran: daß diese ganze Beschreibung nicht nach wirklichem Augenschein entworfen, sondern von den ägyptischen Priestern erfunden sei, um den Ruf der Wunderwerke ihres Landes noch über das Maß der wirklich vorhandenen Denkmäler zu steigern, und daß also Hekatäos von Abdera nichts gethan habe, als diese Dichtung aufgezeichnet, sowie er sie von den Priestern empfangen. Diese Untersuchung, wovon Letronne der Akademie zu Paris blos einen Entwurf mitgetheilt hatte, der hernach auch im Journal des Savans, Juillet 1822, p. 395 sq., erschien, hatte besonders von einem Mitgliede der Akademie, dem ältern Gail, lebhaften Widerspruch erfahren, den dieser in den Mémoires de l'Institut t. VIII. p. 131—214 und im Philologue t. XIII. p. 89 sq. ausführlich motivirte und entwickelte [19]). Nach dieser Zeit kamen neue Materialien für diese Untersuchung hinzu, theils durch einen französischen Reisenden in Ägypten, den Architekten Huyot, der die Ruine, welche die Verfasser der Description das Osymandyeion nennen, von Neuem genau untersucht, und darnach den Grundriß desselben, der in jenem Prachtwerke gegeben war, in sehr wesentlichen Punkten berichtigt und vervollständigt hat, theils durch Champollion den Jüngern, dessen Hieroglyphenentzifferung auf den Wänden des sogenannten Osymandyeions nur den wohlbekannten Namen des großen Ramses oder Rameses, und zwei von seinen Nachfolgern, nichts aber von einem Osymandyas nachgewiesen hat. Dadurch veranlaßt hat Letronne seine frühere Schrift einer neuen Bearbeitung unterzogen, die theils in den Werken der Academie des Inscriptions et de belles lettres, theils besonders unter dem Titel: Mémoire sur le Monument d'Osymandyas de Thèbes par *M. Letronne* (Paris 1831), erschienen ist.

Diese kleine literarische Notiz schien nöthig, um erst die Hauptfragen, welche sich an das von Diodor beschriebene Denkmal anknüpfen, zu bezeichnen. Wir unterscheiden darnach bei dem folgenden Versuch einer Beantwortung derselben genau die beiden Fragen, die eine nach der Übereinstimmung des Osymandyeion Diodor's mit den noch vorhandenen Ruinen, und die andere nach der Existenz jenes Gebäudes überhaupt.

Gegen die Annahme, daß das Osymandyeion noch in den öfter erwähnten Ruinen zwischen Kurnah und Medinet-Abu vorhanden sei, sprechen nun allerdings so gewichtige Gründe, besonders nach den neuern Nachrichten Huyot's über diese Ruinen, daß man sie nicht länger wird behaupten können. Die Punkte der Übereinstimmung, die unleugbar vorhanden sind, namentlich daß zuerst zwei offene Peristyle oder Säulenhöfe auf einander folgen, und daran ein großes Hypostyl oder ein von Säulengängen durchschnittener Saal sich anschließt, auch die Anwendung von Pfeilern mit angelehnten Statuen an der Stelle der Säulen, kommen noch an vielen andern Gebäuden vor, und beweisen vielmehr die Analogie als die Identität des Osymandyeions Diodor's mit dem in der Description so bezeichneten Bauwerke. Ebenso verhält es sich mit der ziemlich übereinstimmenden Größe der Pylonen, welche eine Art Normalgröße für diese Art von Bauwerken in Ägypten gewesen zu sein scheint. Am meisten Gewicht schien in die Wagschale derer, welche die Identität behaupteten, der Umstand zu legen, daß in der erwähnten Ruine Trümmer einer sitzenden Kolossalfigur gefunden worden sind, welche in ihren Dimensionen dem von Diodor beschriebenen Osymandyas sehr nahe gekommen sein muß, und welche sich ebenfalls, wie dieser Koloß, am Ende des ersten Hofes, in der Nähe der Pforte zum zweiten Peristyl, befand. Aber auch diese Übereinstimmung kann, ohne die Annahme der Identität, durch einen stehenden Gebrauch der Ägyptier in der Aufstellung solcher Bildsäulen, und durch die Gewohnheit bei Kolossalstatuen ersten Ranges bis zu einem gewissen Maße hinaufzugehen, erklärt werden, wie es Letronne gethan hat. Weniger leicht sind die Gründe zu beseitigen, welche gegen die Einheit des Diodorischen Osymandyeions und der angegebenen Ruine streiten. Mit Beseitigung der weniger entscheidenden Punkte heben wir nur hervor: die ungleich größern Maße des von Diodor beschriebenen Monuments im Ganzen und in allen Abtheilungen, in denen es dem erhaltenen Gebäude entspricht; bei Diodor zwei Pylonen an den Pforten der beiden Peristyle, während in dem vorhandenen Bauwerke nur das erste Peristyl durch einen Pylon angekündigt wird; dieser eine Pylon von Sandstein, aus welcher Steinart auch alle andern in Theben noch erhaltenen bestehen, während die Pylonen des ehemaligen Osymandyeion von Granit gewesen sein sollen; die doppelte Ausdehnung des ersten Peristyls gegen den hervorstehenden Pylon bei Diodor, während in der Ruine die Dimension des Peristyls und Pylons sich entsprechen, wie es sonst gewöhnlich ist; auch die ganz verschiedene Stellung der Pfeiler

18) S. besonders den Artikel der beiden Ingenieure Jollois und Devilliers in der Description de l'Egypte, Antiquités, descriptions. T. I. ch. 9. sect. 5. p. 121. 19) Dieser Vertheidigung der Annahme der Verf. der Description stimmt Heeren bei, Ideen über die Politik ꝛc. 2. Th. 2. Abth. (Vierte Ausgabe.) S. 240. Wir wiederholen daraus die gewiß sehr passende Bemerkung: Monumente zu erdichten wäre wol unter allem Überflüssigen für die ägyptischen Priester das überflüssigste gewesen. Auch Tölken nimmt die Meinung der Verf. der Description an, wonach seine Beschreibung und Erklärung der Bildwerke (S. 386, 393) zu verstehen ist, wo man jetzt für Osymandyas Rameses zu setzen hat.

Digitized by Google

mit den angelehnten Statuen in den beiden Gebäuden, indem diese in dem Osymandyeion Diodor's das erste Peristyl nach allen vier Seiten einfaßten, während in der Ruine nur das zweite Peristyl und nur an zwei Seiten diese Art von Pfeilerstatuen enthält; endlich die weit größere Anzahl von Kolossalstatuen im alten Osymandyeion als Trümmer von solchen in der Ruine gefunden worden sind [20]). Dazu ist noch durch Huyot's Nachforschungen ein besonderer Umstand gekommen, auf den man früher nicht aufmerksam gewesen war, daß nämlich das sogenannte Osymandyeion der Description an seinen langen Seiten und der Rückwand umgeben ist von Constructionen aus ungebrannten Backsteinen, welche größtentheils schmale und lange Gänge oder Galerien bilden, und wegen der darin vorhandenen hieroglyphischen Inschriften und Figuren von demselben Styl, wie sie sich im Hauptgebäude finden, für altägyptisch und der Errichtung des übrigen Gebäudes gleichzeitig gehalten werden. Indessen muß man doch wol erst noch genauere Nachrichten und Abbildungen erwarten, ehe man über den altägyptischen Ursprung dieser Backsteinanlage ein entscheidendes Urtheil fällen darf, da die Construction dieser in Spitzbogen überwölbten Galerien [21]) in den bekannten Bauwerken der Pharaonischen Zeit noch keine sichere Analogie hat. Mögen indessen diese Anlagen aus Backsteinen auch erst in der griechischen und römischen Zeit Ägyptens errichtet worden sein: so ist immer soviel gewiß, daß, als sie errichtet wurden, das angebliche Osymandyeion nicht die große Ausdehnung und die Mannichfaltigkeit von Theilen haben konnte, welche Diodor seinem wundervollen Grabpalaste zuschreibt.

Wenn aber auch hiernach als ausgemacht gelten muß, daß Diodor, oder vielmehr Hekatäos von Abdera, ein anderes Gebäude als das in Ruinen noch vorhandene beschrieben haben, so ist davon noch ein weiter Schritt bis zur Leugnung, daß das von ihnen beschriebene Gebäude überhaupt existirt habe. Die Argumente Letronne's für diese Meinung lassen sich, nach der Überzeugung des Unterzeichneten, auf eine durchaus ungezwungene Weise entfernen [22]). Dann was erstens die Behauptung anlangt, daß auch Diodor's Gewährsmänner, namentlich Hekatäos, das Mausoleum des Osymandyas nur nach den fabelhaften Erzählungen der Priester beschrieben hätten; so widerspricht ihr aufs Bestimmteste der Zusammenhang der Erörterung Diodor's, wie wir ihn oben dargelegt haben. Das, was jene Griechen noch gesehen haben, wird als Bestätigung der Erzählung der Priester angeführt, und zu dem, was die Griechen als unabhängige Gewährsmänner berichten, wird offenbar ebendies, wird das Grabmal des Osymandyas gerechnet [23]). Daraus folgt indessen noch nicht, daß nun die Erzählung der Griechen, welche Diodor im Folgenden wiedergibt, durchgängig den Charakter der Autopsie und Selbständigkeit tragen müsse. Vielmehr kann Hekatäos, dessen Kritik und Genauigkeit auch in andern Punkten nicht sehr zu rühmen ist, sich zwar im Anfange als Augenzeugen angekündigt und von dem Monumente mit Bezugnahme auf eigene Erfahrung gesprochen, und alsdann doch manche ergänzende Mittheilung der Priester eingeflochten haben. Was aber die andern Zweifelsgründe anlangt, daß man nicht begreife, wie ein so riesenmäßiges und so solides Gebäude ganz habe vom Erdboden verschwinden können, und wo im alten Theben der hinlängliche Platz für diese weiten Räume gewesen sei; so werden auch diese durch die Vergleichung anderer sicherer Nachrichten über die Beschaffenheit der Nekropolis von Theben zu entfernen sein. Man weiß, theils durch einige Schriftsteller aus der Ptolemäischen und römischen Zeit, besonders aber durch zahlreiche Stellen aus Urkunden und Acten, die sich in Papyrusrollen aus der Zeit der griechischen Herrschaft erhalten haben, daß der ganze westliche Theil von Theben, am linken Ufer des Nils, unter dem Namen Memnoneia oder Memnonia zusammengefaßt, und dem eigentlichen Theben, der Ammonsstadt oder Diospolis, entgegengesetzt wurde [24]). Dieser Theil von Theben war aber nicht viel kleiner als die eigentliche Stadt, indem er sich in der Länge von beiläufig 4000 Toisen, längs des Nils, und in der Breite von etwa 2000 Toisen im Durchschnitte, vom Nil gegen die libysche Bergkette hin, erstreckte. Dieser große Raum war nun fast ganz dem Todtendienste — diesem wichtigsten Geschäfte der ägyptischen Nation — gewidmet. Was von Gebäuden in dieser Gegend entweder von den Alten erwähnt wird, oder noch in Ruinen vorhanden ist, gehört, mit Ausnahme des großen Hippodroms von Theben, in die Classe von Gräberanlagen oder Grabpalästen nach Art des Diodorischen Osymandyeions. Nicht blos die Könige, sondern auch die übrigen Einwohner Thebens hatten hier ihre Begräbnißorte, und ein geschäftiges, in verschiedene Classen und Unterabtheilungen gesondertes Volk von Leichenbesorgern wohnte daselbst unter den Todten, deren Unvergänglichkeit ihre Sorge war. Den großen Mausoleen, welche sich hoch über die oft sehr eng und beschränkt angelegten Gräber der Privaten erhoben, zählten die Griechen — dies ist nach Diodor's Worten als sicheres Factum anzuerkennen — noch 17, während in Diodor's Zeit

20) Diese Unterschiede recht augenscheinlich zu machen, sind der Abhandlung von Letronne zwei Pläne beigegeben, der eine von dem Osymandyeion der Description (Ramesseum bei Champollion) nach Huyot, der andere von dem Osymandyeion Diodor's, nach der Restauration desselben Architekten. 21) Voulées en voûtes aigues, formées de briques posées sur champ, sagt Letronne nach der Angabe von Huyot. 22) Der Unterzeichnete hat dies, seiner Meinung nach, schon früher in einer Recension der Letronne'schen Schrift (Götting. gel. Anz. 1833. 36. St.) gethan, und ist hier genöthigt, sich mitunter wörtlich zu wiederholen, da eine erneuerte Lecture der Abhandlung und Überlegung der Sache ihn ganz auf dieselben Punkte zurückgeführt hat.

23) Letronne (Mémoire p. 55) will dagegen das Zeugniß der Griechen, und des Hekatäos insbesondere, vorzugsweise auf den Satz des Diodor beziehen, daß zur Zeit des Ptolemäos I. schon viele der alten Gräber zerstört waren. Aber Diodor will durch dies Zeugniß die alte Herrlichkeit Thebens beweisen, und kann sich also nur auf das, was jene noch sahen, nicht aber auf das, was sie nicht mehr gesehen, berufen. 24) S. über die topographische Bedeutung des Ausdrucks *Μεμνόνεια* oder *Μεμνόνια Peyron*, Memorie della R. Accad. di Torino. T. XXXIII. p. 37–41 und die angeführte Recension in den Götting. gel. Anz. 1833. S. 853.

Digitized by Google

nicht mehr die Hälfte davon vorhanden war[25]). Fragt man, wie es möglich gewesen, daß so viele dieser höchst soliden Bauwerke noch in dieser Zeit verschwinden konnten, so wird man erstens die stürmischen Ereignisse, wie die Rebellion der Thebäer unter Ptolemäos Epiphanes, in Rechnung bringen, wobei manches Bauwerk absichtlich zerstört worden sein kann[26]). Außerdem ist es wahrscheinlich, daß bei der immer steigenden Verödung der Thebais viele Geschlechter, welche den Dienst in diesen Mausoleen hatten und für ihre Unterhaltung sorgen mußten, ausstarben, und daß solche verlassene Bauwerke für neue Bauten in Anspruch genommen und das Material den Nil herab nach Alexandrien geführt wurde. So mögen auch schon früher — abgesehen von den Verwüstungen der Hyksos und später der Perser — durch innere Kriege und einen in Ägypten tief gewurzelten Sectenhaß, der sich auch auf den Todtencultus der Könige erstrecken konnte[27]), Königsgräber absichtlich vernichtet worden sein, und die thebanischen Priester mögen nicht Unrecht gethan haben, die ursprüngliche Zahl dieser Mausoleen noch höher zu setzen, wiewol es schwer wird, ihrer Angabe von 47 solcher Monumente Glauben zu schenken. Jetzt sind nur drei Denkmäler, welche man zu dieser Classe rechnen kann, in bedeutenden Ruinen vorhanden. Erstens das Osymandyeion der Description, welches man jetzt Rameſſeion zu nennen angefangen hat, weil Champollion bei den großen Kriegsthaten und Triumphen, die darin in Relief dargestellt sind, und vielfach an die vom Diodor beschriebenen erinnern, aber doch auch sehr bedeutende Punkte der Verschiedenheit zeigen, den Namen des großen Ramses (Sesostris) gefunden hat; welchen Namen (Amn-Mai Ramses) man auch auf der schönen Kolossalbüste liest, welche sich in dem zweiten Hofe der Ruine befand, und durch Belzoni in das britische Museum gekommen ist[28]). Nördlich davon, bei dem Dorfe Kurnah, liegt ein Grabpalast, welchen Champollion früher einem Pharao Mandu, später in Briefen aus Ägypten einem Menephtha zueignete[29]); südlich bei Medinet-Abu ein anderer, der dem Rameſſeion in seiner Anlage sehr ähnlich ist, und in dem man den Namen Ramses II., eines Vorgängers von Amn-Mai Ramses gelesen hat.

Unter diesen Gebäuden, von denen noch bedeutende Trümmer vorhanden sind, befindet sich grade das nicht, welches nach den Nachrichten der Alten das bedeutendste und berühmteste von allen gewesen sein muß. Es war dies das Memnoneion *κατ' ἐξοχήν*, zu dem nach Strabon (XVII. p. 816), die beiden Kolosse, der ganz erhaltene und der halb abgebrochene, gehörten, welche noch jetzt existiren, und von denen der letztere bei den Griechen und Römern den Namen Memnon führte. Von dem wohlbekannten Platze dieser Kolosse muß sich das Memnoneion weithin gegen die libysche Sandwüste und Bergkette erstreckt haben, da nach Strabon die in den Fels gehauenen Königsgräber, die an ein enges Nebenthal in dieser Bergkette anstoßen, oberhalb des Memnoneions (*ὑπὲρ τοῦ Μεμνονείου*) lagen. Der ägyptische Name dieses Memnoneions bezeichnete ohne Zweifel das Mausoleum des Amenophis, da es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegt, daß die berühmte Statue des Memnon den König der 18. Dynastie, Amenophis II. darstellte. In Papyrusschriften zu Turin kommen die dem Todtendienste dieses Herrschers geweihten Pastophoren öfter vor[30]), und man muß annehmen, daß dieser Todtenpalast noch in spätern Zeiten vor allen in Ehren gehalten wurde. Wenn ihn Plinius ein Serapeum nennt, indem die sogenannte Memnonsstatue nach ihm sich in einem Heiligthume des Serapis zu Theben befand (H. N. XXXVI, 11): so erklärt sich das dadurch, daß die Verehrung des Osiris als Serapis, d. h. als Richter und Herrscher der Unterwelt, einen wesentlichen Theil von dem Todtendienste der Könige bildete. Die wunderbare Größe und Herrlichkeit dieses Gebäudes preist noch Philostratos[31]) oder vielmehr der Damis von Ninive, nach dessen Schrift jener Rhetor das Leben des Apollonios von Tyana beschrieben, und vergleicht es, wahrscheinlich wegen der Ausdehnung der Peristyle mit einer alterthümlichen Agora, indem die Märkte ebenfalls mit Säulenhallen eingeschlossen zu werden pflegten. Jetzt sind hier nichts als weit umhergestreute Bruchstücke von kolossalen Statuen erhalten, die Reste der Architektur aber warten auf Aufgrabung des durch den Sand der Wüste so sehr erhöhten Bodens.

Nimmt man zusammen, daß bei Diodor, oder Hekatäos, das Osymandyeion offenbar als das herrlichste Monument der Nekropolis hervorgehoben werden soll, und das Memnoneion oder Amenophion schon durch seinen Namen an die Spitze aller Memnonien oder Mausoleen gestellt ist, daß ferner Diodor von dem Memnoneion kein Wort sagt, und alle andere Schriftsteller dagegen von einem Osymandyeion in Theben nichts zu wissen schei-

25) Daß hier überall nur von den Grabpalästen über der Ebene, nicht von den in den Felsen gehauenen, von dem Thale Biban-el-Malak aus zugänglichen Königsgräbern die Rede ist, braucht nur mit einem Worte bemerkt zu werden. Von diesen kannte man zu Strabon's Zeit noch gegen 40; von jenen drei Jahrhunderte früher nur noch 17. 26) Die erwähnte Rebellion kommt in der Processacte des Hermias und der Cholchyten vor, die *Peyron*, Memorie della Accad. di Torino. T. XXXI. herausgegeben. S. p. 42. 27) Ein merkwürdiges Factum, welches Champollion d. J. (Lettres à M. le Duc de Blacas d'Aulps. II, 25) ans Licht gezogen, ist, daß die hieroglyphische Bezeichnung des Gottes Mandu — eines ägyptischen Sonnengottes, in dem Königs-Namen Manduei sowol an einer Kolossalstatue zu Turin als auch an dem Obelisk an der Porta del Popolo zu Rom an vielen Stellen mit Gewalt und Absicht zerstört ist. Dies deutet auf Verfolgung einer Manduitischen Secte hin. 28) Die Identität dieser Büste mit dem Kopfe des sogenannten Osymandyas in der Description de l'Égypte, Antiquités. T. II. pl. 52 erhellt besonders aus den Mittheilungen von Röhden, Amalthea. 2. Bd. S. 127. Heeren nimmt darnach (a. a. O. S. 242) an, daß Osymandyas einer der Beinamen des großen Rameſſes gewesen. 29) S. *Letronne*, Additions p. 72.

30) *Peyron*, Memorie della R. Accad. di Torino. T. XXXIII. p. 84 sq. 31) *Apollonii Tyan.* VI, 4. p. 775. ed. *Olear.* Das Gebäude heißt dort *τέμενος τοῦ Μέμνονος*. Die Hermen, welche Apollonios darin findet, sind wahrscheinlich nichts Anderes, als die Statuen an den Pfeilern, die man mit griechischen Hermen wohl vergleichen konnte.

Digitized by Google

ſcheinen, endlich, daß nach Strabon der Name Ismandes dem Memnon in Bezug auf gewiſſe koloſſale Bauwerke beigelegt wurde: ſo wird man geſtehen müſſen, daß wenigſtens eine viel größere Wahrſcheinlichkeit für die Einheit als für die Verſchiedenheit dieſer Gebäude ſtattfindet. Und wenn die obige hiſtoriſche Erörterung darauf hindrängte, zu der rein appellativiſchen Bezeichnung eines Königs durch die Benennung Oſymandyas den wirklichen geſchichtlichen Eigennamen zu ſuchen; ſo iſt wenigſtens für den Oſymandyas von Theben ein ſolcher mit großer Wahrſcheinlichkeit in Amenophis II. gefunden.

Sollte nun noch die Pracht des Diodoriſchen Oſymandyeions ein Grund ſein, an deſſen Exiſtenz zu zweifeln? Wir geben zu, daß ein ſolches Ganzes, wie es der griechiſche Hiſtoriker beſchreibt, in Ägypten nicht mehr exiſtirt; aber einzelne Theile ſind doch auch in den erhaltenen Paläſten von Karnak und Luxor von nicht geringerer Koloſſalität. Auch iſt bei den Maßen, welche Diodor angibt, nicht zu vergeſſen, daß ſie in runden Zahlen gegeben ſind, alſo wol auf ungefährer Schätzung beruhen, und Nichts uns hindert, wo zwei Plethra angegeben werden, etwas mehr als anderthalb anzunehmen, wodurch der Flächeninhalt des Ganzen ſehr zuſammenſchwindet. Und geſtehen wir zum Schluſſe, daß das Wunderbarſte der Anlagen und zugleich das, womit man die Vorſtellung völliger Zerſtörung am ſchwerſten vereinigen kann, die beiden großen Pylonen aus Granit (*λίθου ποικίλου*) ſind, da alle übrigen erhaltenen Pylonen in Ägypten nur aus Sandſtein beſtehen; ſo können wir auch dieſen Einwand durch die ſehr natürliche Vorausſetzung entfernen, daß dieſe Pylonen, wie die Pyramiden, nur mit Granitplatten bekleidet, ſonſt aber aus Kalkſtein erbaut waren; und es würde dann umgekehrt das innere Material dieſer Pylonen und vielleicht auch anderer Theile die Zerſtörung am beſten erklären, da ſchon von Andern bemerkt worden iſt, wieviel die ungeheure Conſumtion des Kalkes für immer neue Gebäude zur Vernichtung der alten Monumente Ägyptens beigetragen habe. (*Carl Otfried Müller.*)

OSYRICERA. Eine von Blume (Bydrag. tot de Fl. van Nederl. Ind. p. 307. t. 58) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malapideen Lindl.) der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Der Kelch faſt zweilippig, die Blättchen von ungleicher Größe an der Baſis verwachſen; das Lippchen bauchig, ungetheilt, convex, drüſig, mit der Baſis des Säulchens durch eine Gliederung verbunden; das Säulchen kurz, an der Spitze zweiflügelig, mit dreiſpitzigen Flügeln, die Anthere Anfangs eine breite, drüſige Platte darſtellend, dann halb-zweifächerig; die beiden Pollenmaſſen elliptiſch, breiwachsartig. Die einzige bekannte Art O. crassifolia *Blum.* wächſt auf Bäumen des Berges Salak auf Java. Aus halsbandförmig an einander gereihten, zwiebelförmigen Knollen kommen linien-lanzettförmige, dicke, ſteife Blätter und ährentragende Blüthenſchäfte mit purpurrothen Blumen hervor. (*A. Sprengel.*)

OSYRIS. Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe (nach Linné aus der dritten Ordnung der 22. Claſſe) und aus der natürlichen Familie der Santaleen. Der Name findet ſich zuerſt bei Dioskorides (*ὄσυρις* mat. Med. IV, 141) und bei Plinius (H. N. XXVII, 88). Char. Die Blüthen diöciſch oder polygamiſch; der corolliniſche Kelch der männlichen wie der weiblichen Blüthe kreiſelförmig, dreiſpaltig, ſtehenbleibend; im Grunde des Kelches eine dreieckige Nektardrüſe; die Staubfäden ſehr kurz, mit rundlichen Antheren; der Griffel einfach mit dreitheiliger Narbe, die Steinfrucht kugelig, einſamig. Die bekannteſte Art iſt: O. alba *Linn.* (Sp. pl., Schkuhr, Handb. T. 319, *Lamarck* illustr. t. 802, *Gärtner* t. 216, *Sibth.* et *Smith* fl. gr. t. 954, O. frutescens *C. Bauhin.* pin., Casia poetica *Lobel.* advers. p. 185, icon. p. 433, *πλευροτόξυλον* der Neugriechen, ginestrella der Italiener, guardaloho der Spanier, rouvet der Franzoſen), ein einen bis drei Fuß hoher, glatter, äſtiger Strauch mit ſchwärzlichen, drehrunden, geſtreiften, ſteifen Zweigen, abwechſelnden, kurzgeſtielten, linien-lanzettförmigen, ganzrandigen, ſchimmelgrünen Blättern, braun-grünen, wohlriechenden Blüthen, welche in den Blattachſeln oder am Ende der Zweige kleine Trauben bilden, und anfangs ſchwärzlichen, dann rothen Steinfrüchten von der Größe und Geſtalt der Spargelbeeren. Dieſer Strauch, welcher im ganzen Gebiete des Mittelmeeres wächſt, wurde von einigen Commentatoren für die *κασία* Theophraſt's (Laurus Cassia *Linn.*?) oder auch für die casia Virgil's (Daphne Gnidium *Linn.* mit weißlichen Blüthen), daher der Name Casia poetica und O. alba. Aus den ruthenförmigen zähen Zweigen macht man Beſen (scope di Padova); das Decoct der Blätter ſoll nach Dioskorides Gelbſüchtigen dienlich ſein; der Kern der kleinen Nuß ſchmeckt ſüß. Hierzu entdeckte Thunberg in Japan eine ſehr abweichende zweite Art, O. japonica (*Thb.* pl. jap. fasc. 3. t. 21, Helwingia ruscifolia *Willdenow* sp. pl.), einen Strauch mit eiförmigen, langzugeſpitzten, ſpitz-geſägten Blättern, aus deren Mittelnerven auf der obern Seite die doldenförmigen, männlichen Blüthen, welche im Einzelnen wie bei O. alba gebildet ſind, hervorkommen. Da die weiblichen Blüthen und die Früchte unbekannt ſind, ſo kann man nicht entſcheiden, ob Willdenow in dieſer Pflanze mit Recht eine neue Gattung erkannt hat. Er nannte ſie Helwingia nach dem um die preußiſche Flora verdienten Prediger zu Angerburg, Geo. Andr. Helwing (geb. im J. 1666, geſt. 1748), Verfaſſer einer Flora quasimodogenita (Danz. 1712. 4. mit Kupfern), eines Supplem. in floram prussicam (Danz. 1726. 4.), einer Monographie der Pulſatillen (Leipz. 4. mit Kupfern) und einer Lithographia angerburgica (Königsb. und Leipz. 1717, 1720. 4. mit Kupfern). — Eine dritte und vierte Art, O. arboren und ?O. Wightiana *Wallich* (herb. n. 4035, 4036) befinden ſich in den Sammlungen der engliſch-oſtindiſchen Compagnie. — O. rhamnoides *Scopoli* iſt Hippophaë rhamnoides *Linn.* und O. Schoberi *Pallas* = Nitraria Schoberi *Murray.* (*A. Sprengel.*)

OSZADA, auch **OZADA.** 1) Ein ſehr großes Dorf der Kameral-Herrſchaft Lykawa im weſtlichen Bezirke (Pro-

Digitized by Google

census) der liptauer Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, im Thale und am rechtn Ufer des Rewucza-Baches an der von Rosenberg nach Neusohl führenden Poststraße, 1½ Meilen südlich von Rosenberg und zunächst am Dorfe Luzsna gelegen, mit einer katholischen zur zipser Diöreſe gehörenden Pfarre, Kirche und Schule, 128 Häusern, 969 slowakischrn Einwohnern und einem Postamt und Pferdewechsel zwischen Rosenberg und Neusohl. Die Einwohner, unter welchen sich 976 Katholiken und zwei Evangelische befinden, treiben Viehzucht und verfertigen und verhandeln viel Brinserkäse. 2) Ein am linken Ufer der schwarzen Arva (Csorna Orava) an der von Twrdosin an die galizische Grenze führenden herrlichen Haupt- und Commerzstraße des Comitats, ¼ Meilen nordwestlich liegendes, zur Herrschaft Arva gehöriges Dorf im teßtennaer Bezirke (Processus) der arvaer Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, mit 101 Häusern und 537 slowakischen, katholischen Einwohnern und einer neurn Expositur der katholischen Pfarre Ußtya, welche zum zipser Bisthume gehört. Das Dorf hat gute Viehweiden und erzeugt viele Butter und guten Brinserkäse, gewinnt auch viele Schafwolle, welche auf der Arva und der Waag weit verführt werden.
(*G. F. Schreiner.*)

OSZEKOVO, ein Dorf im Bezirke Monoßlo des kreutzer Comitats des Königreichs Kroatien; es liegt am lonszkopolyer See oder Moraſte, vier St. von Petrinyaa und gehört zur gräfl. Erdödy'schen Herrschaft Monoßlo, hat eine eigene alte katholische Pfarre und Kirche, 161 Häuſer und (1830) 1023 Einwohner, darunter waren 1004 Katholikrn, siebrn nicht unirte Griechen und zwölf Juden. Die Pfarrei gehört zum Archidiakonat von Chasma des agramer katholischen Bisthums und zählte im J. 1830 mit den eingepfarrten Dörfern Polok, Ztuſecz und Jelenzka im Ganzen 3211 Katholiken, acht nicht unirte Griechen und zwölf Judrn. Patron der Kirche ist der Graf von Erdödy. Der benachbarte lonszkopolyer Moraſt ist reich an wildem Geflügel, besonders verschiedrnrn Entenarten, worunter auch einige seltenere vorkommen.
(*G. F. Schreiner.*)

Oszick, s. **Eszek.**

OSZIKO, auch **OSZIKOW**, ein zwei Stunden von dem besuchtrn Badeorte Berthfeld entferntes, zwischen den Ortschaften Vaniskocz, Bártosfalva und Frieske gelegenes slowakisches Dorf im Bezirke Szektſó des sároser Comitats des Königreichs Ungern mit einer katholischen Pfarre, Kirche und Schule, 109 Häusern und (1830) 826 Einwohnern, worunter 20 Juden und 806 Katholiken waren. Es liegt an der nach Galizien führenden Landstraße, 2½ Stunde nordnordöstlich von Eperies entfernt. Die hiesige Pfarre zum h. Erzengel Michael, welche von einem Priester besorgt wird und zu welcher die Dörfer Ozsikó, Fritſke, Varieskötz und Educillo Allás gehörrn, wurde im J. 1621 errichtet und die Kirche von dem Primas von Ungern, Franz, Grafen von Forgács, eingeweiht; sie gehört zum Archidiakonat von Tarrza-Fó und zum Districk von Bartpha des kaschauer Bisthums und zählte (1830) in ihrem Sprengel 1577 Katholiken, 6 Akatholiken und 68 Juden. Das Patronat steht der gräfl. Forgácſischen Familie zu.
(*G. F. Schreiner.*)

OSZKÓ, ein großes, im keménycs-allyer Bezirke (Processus) der eisenbueger Gespanschaft Nieder-Ungerns, zwischen Wäldern in einer hügeligen Gegend liegendes Dorf, welches zur Herrschaft Vasvár gehört, in Ober- (Felsö-) und Unter- (Alsó-) Oszkó getheilt wird, eine katholische, zum Bisthume Steinamanger gehörende Pfarre, Kirche und Schule, 112 Häuser und 826 Einwohner hat. Unter denselben sind 815 Katholiken, 2 Proteſtanten und 9 Juden. Die Einwohner, welche Ackerbau und Viehzucht treiben, sind fast sämmtlich Magyaren. Der Boden ist sehr ergiebig und die Umgebungen des Dorfes sind anmuthig.
(*G. F. Schreiner.*)

OSZLÁN (slav. Oslau), auch **OSZLYÁNY** und **OSZLÁNY**, ein großer, der gräflich Palfy'schen Familie gehöriger Marktflecken in der barser Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, von dem ein eigener Bezirk (Processus) des Comitats drn Namen hat. Er hat eine schöne Lage unfern des linken Ufers des Neutraflusses, an der von Preßburg über Szered nach Rosenberg führenden Post- und Seitenstraße, ist reich an Korn, Gerste, trefflichen Kirschen und sehr fruchtbaren Feldern, hat eine zum Bisthume Neusohl gehörige katholische Pfarre, Kirche und Schule, 208 Häuser, 1460 slowakische Einwohner, die sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen und stark besuchte Jahrmärkte. Im J. 1603 mußten die Einwohner von den Türken viel leiden. Sie führten auch 200 Personen, die sich in das Kirchengebäude flüchteten, mit sich in die Gefangenschaft. (*G. F. Schreiner.*)

OSZLI, ein unfern des Hansagsumpfes südwärts liegrndes, zur Herrschaft Kapuvar gehöriges Dorf des außerhalb des Raabflusses gelegrnen obern Bezirkes der ödenbueger Gespanschaft im Kreise jrnseit der Donau Nieder-Ungerns, mit einer zur raaber bischöflichen Diöreſe gehörendrn katholischen Pfarre, Kirche und Schule, 90 Häusern und 664 katholischen Einwohnern. Das Dorf, ein Eigenthum des Fürsten Esterhazy, ist von Magyaren bewohnt.
(*G. F. Schreiner.*)

OSZLOP. 1) Ein zur fürstlich Esterhazy'schen Herrschaft Eisenstadt gehöriges im obern ödenburger Bezirke, am rechten Ufer des Bulkabaches, zwischen Eisenstadt und Oggau liegendes Dorf in der ödenburger Gespanschaft Nieder-Ungerns, mit einer dem Bisthume Raab einverleibten katholischen Pfarre, Kirche und Schule, 139 Häusern und 1002 kroatischen Einwohnern, welche sich sämmtlich zur katholischen Kieche bekennen. Die Gegend ist hügelig und reich an Wein. 2) Ein dem Grafen Esterhazy de Galantha gehöriges Dorf im cseszneker Bezirke der veszprimer Gespanschaft im Kreise jenseit der Donau Nieder-Ungerns mit einer katholischen Pfarre, Kieche und Schule, 95 Häusern und 730 Einwohnern, welche theils Teutsche und theils Magyaren sind, und von denen sich 717 zur katholischen Kieche bekennen, 6 aber evangelisch und 7 Juden sind. Die Gegend ist sehr waldreich.
(*G. F. Schreiner.*)

Oszok, s. **Suakim.**

Digitized by Google

OSZTERN, ein durch Ansiedelung von Teutschen erst in neuerer Zeit entstandenes Dorf im nagy-mikloser (spr. nadj-mikloscher) Bezirke der toeontaler Gespanschaft des Banates, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns, welches im Ungrischen den Namen Kis-Komlos (spr. Kisch-Komlosch) führt. Es liegt in einer unabsehbaren Fläche, zwischen den Dörfeen Grabáez und Kis-Droszin, eine Stunde südsüdöstlich von Komlos, gehört der königlich-ungrischen Kammer, zählt 207 Häuser und 1540 Einwohner, unter welchen sich 1487 Katholiken, 32 nicht unirte Griechen, 4 Evangelische und 17 Juden befinden. Das Dorf hat eine dem csanader Bisthum einverleibte katholische Pfarre, Kirche und Schule. Die Bewohner haben mit ihrer Sprache auch ihre Sitten, Lebensart, ihren Fleiß und ihre Reinlichkeit und Wirthschaftlichkeit behalten. (*G. F. Schreiner.*)

OSZTERNA, Dorf im vugrenser Districte der agramer Gespanschaft des Königreichs Kroatien, mit 523 katholischen Einwohnern, welche zum slavischen Volksstamme der Kroaten gehören und sich größtentheils mit Feldbau beschäftigen. Es ist zu der im Archidiakonat der agramer Kathedralkirche gelegenen Pfarre Bosjakovina eingepfarrt und von ihr ungefähe 1½ Stunde entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

OSZTRA, werden mehre Berge der ungrischen Karpathen genannt. Ein Berg dieses Namens liegt zwischen dem Bache Blatnicza und dem Thale Padjér im südöstlichen Theile der thuróczer Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns; an ihn schließt sich gegen Nordwest die Plessovitza Tyzta an. Im klein-honther District der gömörer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns erhebt sich am rechten Ufer des Rimaflusses in dee Nähe der Dörfer Füréß und Hatsava auch ein Berg Osztra, dee gegen Westen dem Borova die Hand reicht. — Einen Osztra trifft man oberhalb Verbo im borsoder Comitat im Kreise diesseit dee Theiß Ober-Ungerns an. — Auf den Grenzmarken der zempliner und unghvárer Gespanschaften, welche zum Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns gehören, erhebt sich zwischen den Bergen Vihorlát und Kioviszko, nordwestlich von dem hoch im Gebiege gelegenen Prádium Paporcz auch ein Berg Osztri oder Osztra, dessen Gelände, gleich jenem seinee Nachbarberge, mit stämmigem Hochwalde bedeckt ist. — Ein Osztra genannter Gebirgszug zieht sich auch auf der Geenze der unghvárer und beregher Gespanschaften, westlich von Paskócz, am rechten Ufee des Zsdenyavabaches, dahin. (*G. F. Schreiner.*)

OSZTRO, slavisch Ostrowe. 1) Ein im vag-ujheliyer Bezirke der neutraee Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, am rechten Ufer des Dudvág, zwischen Verbó und Orvistye liegendes, 1½ Meilen südsüdwestlich von Waag-Neustadtl entferntes, dem neutraer Bisthume dienstbares Dorf von 119 Häusern und 831 slowakischen Einwohnern, deren 826 zur katholischen Kirche sich bekennen, fünf aber Juden sind. Das Dorf ist nach Kovarcz (Bisthum Neutra) eingepfarrt. 2) Ein slowakisches Dorf im szobranezer Bezirke, der unghvárer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Ober-Ungerns, am rechten Ufer eines in die Ungh sich ergießenden Baches, ¼ Stunden südsüdwestlich von dem Markte Szobránez gelegen, mit 27 Häuseen und 290 Einwohnern, unter welchem sich 252 Katholiken, 18 Evangelische und 20 Juden befinden. Das Dorf gehört mehren Grundherrschaften und ist nach Tyba (Bisthum Szathmár) eingepfarrt. 3) Nagy- und Kis-Osztro, Rodendorf, ein im klopotivee Bezirke der hunyader Gespanschaft, am Bache Bálta liegendes, 8½ Stunde südlich von Déva entferntes, mehren Grundherrschaften gehöriges wallachisches Dorf, mit einer griechisch-katholischen Localpfarre und Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

OSZTROV, ein im kápolnáser Bezirke der keassover Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß, im Banat Ober-Ungerns, in wellenförmig ebener Gegend liegendes ungrisches Kameral-Dorf, mit einer nicht unirten griechischen Pfarre, Kirche und Schule, 109 Häusern und 552 walachischen Einwohnern, unter welchen sich fünf Katholiken befinden. Das Dorf liegt in der Nähe des linken Marosufers, zwischen Birkis, Veresmárt und Bakamezö, 2½ Stunden nördlich von dem Markte Facsét. Der Boden ist sehe fruchtbar und das Klima gemäßigt. (*G. F. Schreiner.*)

OSZTRY-VREH, heißen einige bedeutende Berge der ungrischen und galizischen Karpathen. Ein solcher erhebt sich im Zuge des weißen Gebirges zwischen Skalicz und Miava in der neutraer Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungeens. Denselben Namen eines scharfen Berges führt auch eine schmale, scharfe, aber viel tiefer als der Gipfel des großen Kriwans liegende Bergwand, im liptauer Comitat im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, welche den letztern mit dem kleinen Kriwan und mit dem Gebirgskamme verbindet, durch welchen der erste mit dem Haupteücken des Gebirges zusammenhängt. Auf der Ostseite des Osztry-Vreh liegt der grüne See, aus welchem die weiße Wag, einer der Quellenbäche dieses bedeutenden Flusses, entspringt. Zu beiden Seiten dieses schmalen Kammes, auf deren westlichem Fuße der Terianzkasee liegt, liegen schauerlich tiefe, von kahlen Felsenmassen eingeschlossene Gebirgskessel. (*G. F. Schreiner.*)

OSZTURNA, OSZTURNYA, teutsch Osthoen, ein sehr großes, am nördlichen Fuße des Maguragebirges im maguraer Bezirke dee zipser Gespanschaft, im Kreise diesseit der Theiß Obee-Ungerns liegendes Dorf mit einer zum eperieser Bisthume des griechischen Ritus gehörigen griechisch-katholischen Pfarre, Kirche und Schule, 252 auf dem Karpathengebirge zerstreut liegenden Häusern und 1809 slavischen Einwohnern. Das Dorf gehört der freiherrlichen Familie Palocsay, und liegt zwischen den Döefern Groß-Frankowa und Lapsanka, im Hochgebirge, an einem sich in den Dunajetz ergießenden Bache, eine Meile südwestlich von dem Markt O-Falu oder Altendorf. (*G. F. Schreiner.*)

OSZUSZKO, auch **OSZUSZKA JO-KEÖ**, ein der gräflich Erdödy'schen Familie dienstbares großes Dorf im szakolczer Bezirke der neutraer Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Nieder-Ungerns, am linken Ufee der Miava, zwischen Hradistye und Jablonicz, in gebiegiger

Digitized by Google

Gegend gelegen, mit 109 Häusern und 766 slowakischen Einwohnern (darunter 717 Katholiken und 19 Juden). Das Dorf ist nach Hradistye (Erzbisthum Gran) eingepfarrt. Antheile an demselben haben auch die Grafen Apponyi, Nyári und die adelige Familie Bossányi. Die Bewohner treiben starken Hanf- und Flachsbau und Kalkbrennerei. An der Miawa sind mehre Mühlen.

(*G. F. Schreiner.*)

OTA (ὄτα) oder **OPTA**, Stadt im alten gothischen und nachher maurischen Spanien, die zuerst Todmir mit mehren andern Städten an den Araber Abdol-aziz Ben Musa Ben Nasir abtrat. (*Gustav Flügel.*)

Otaby-Berge, s. Nubien.

OTACILIA, OTACILIUS. Dies ist die Schreibart auf Münzen und Inschriften, während man die Schreibart Octacilia nur in einigen Handschriften findet. Die gens Otacilia gehörte zu den ältern plebejischen Geschlechtern Roms; ein Manius Otacilius Crassus war ein Jahr nach dem Ausbruche des ersten punischen Krieges (v. Chr. Geb. 263, d. Stadt 491) mit M. Valerius Maximus Consul, machte mit ihm glänzende Eroberungen in Sicilien und zwang den König Hiero von Syrakus zu einem den Römern äußerst vortheilhaften Frieden [1]); dieselbe Würde bekleidete er zum zweiten Male 17 Jahre später (v. Chr. Geb. 246, d. St. 508) mit M. Fabius Licinus, aber thatenlos. Der Bruder dieses war vielleicht Titus Otacilius Crassus, welcher im Jahre 261 v. Chr. (493 d. St.) mit L. Valerius Flaccus Consul war, und bei der fernern Unterwerfung Siciliens half [2]). Während des zweiten punischen Krieges, v. Chr. 217 (537) war ein Titus Otacilius Crassus Prätor, er gelobte als solcher nach der Schlacht am Trasimen der Mens einen Tempel, der auf dem Capitol errichtet und von ihm zwei Jahre später (215 v. Chr. 539 d. St.) als duumvir aedibus dedicandis eingeweiht wurde [3]). Im J. 216 v. Chr. (536) erhielt er als Proprätor ein Commando in Sicilien und den Auftrag, diese Insel gegen die Punier zu vertheidigen [4]). Im J. 213 v. Chr. (539) erhielt er das Commando einer Flotte und sollte mit derselben eine dreifache Aufgabe lösen, nämlich die afrikanische Küste zu plündern, die italienische zu beschützen und vor Allem zu verhindern, daß Hannibal nicht von Karthago her Zufuhr und Ersatzmannschaft erhalte. Dieser Aufgabe hat er nach dem Urtheile des Q. Fabius, mit dessen Schwestertochter er verheirathet war, sehr unvollkommen Genüge geleistet [5]); und doch war er nach Livius mit 50 Schiffen von Lilybäum aus nach Afrika gesegelt, und nachdem er daselbst das Gebiet von Karthago verwüstet, nach Sardinien geschifft und hatte unterwegs dem Hasdrubal ein Treffen geliefert, in dem dieser sieben Schiffe verlor, die übrigen durch Sturm und Furcht zerstreut wurden. Bei den Consularwahlen dieses Jahres hatte ihn schon die centuria praerogativa mit M. Amilius Regillus zum Consul ernannt (und dieser Centurie pflegten in der Regel die übrigen zu folgen), als der eigene Oheim seiner Frau, der die Wahl leitende Consul Q. Fabius, seine Erwählung verhinderte, indem er erklärte, daß es beiden Männern an denjenigen Eigenschaften fehle, um unter so gefährlichen Umständen an der Spitze des Staats zu stehen. Gleichsam als Entschädigung für die ihm so entzogene höchste Ehre erhielt er zum zweiten Male die Prätur mit demselben Commando über die Flotte gegen Karthago, was er das Jahr vorher gehabt hatte [6]). Dieses Commando wurde ihm auch in den folgenden Jahren verlängert [7]). Im J. 210 v. Chr. (542 d. St.) schiffte er mit 80 Fünfrudern von Lilybäum nach Utika, bemächtigte sich im Hafen von Utika einer großen Anzahl mit Getreide belasteter Frachtschiffe, landete, plünderte, verwüstete einen Theil des Landes, brachte große Beute auf die Schiffe und kehrte zwei Tage, nachdem er von Lilybäum abgegangen war, dahin zurück, 130 mit Getreide und Beute belastete Frachtschiffe mit sich führend; was ihn in den Stand setzte, Getreide nach dem desselben sehr bedürftigen Syrakus zu schicken [8]). Er starb in Sicilien im J. 211 v. Chr. (543 d. St.), grade als wieder bei den Consularwahlen die damalige Centuria praerogativa ihn mit T. Manlius Torquatus zum Consul ernannt hatte, was aber wieder, und zwar diesmal durch die Erklärung des letztern, daß er mit seinen schwachen Augen für diese Zeiten zu so hohem Amte ungeeignet sei, erfolglos geblieben war [9]).

Zu Cicero's [10]) Freunden gehörte ein Cn. Otacilius Naso, römischer Ritter, den jener dem Proconsul Siciliens, M'. Acilius Glabrio, empfahl. Ein Otacilius Crassus hatte in dem Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar für den ersten das Commando in Lissus [11]). L. Otacilius Pilitus soll früher Sklave, und zwar Thürsteher gewesen sein, durch seine Talente und Studien aber sich die Freiheit verdient haben; er wurde später Lehrer der Beredsamkeit, in der er unter andern auch den Cn. Pompejus Magnus zum Schüler hatte; er war, nach der Meinung des Cornelius Nepos, der erste Freigelassene, welcher sich mit Geschichtschreibung beschäftigte, die früher nur von den höhern Ständen getrieben wurde; man hatte von ihm eine Lebensbeschreibung der Pompeji des Vaters und Sohns in mehren Büchern [12]). Von Marcus Otacilius Pitholaus erzählt man das Bonmot, als Cäsar den C. Caninius Rebilus auf einen Tag zum Consul ernannt hatte, hätte er gesagt, früher hatten wir nur Flamines Diales, jetzt bekommen wir auch Consules Diales; die Pointe im Teutschen nicht wieder zu geben, besteht darin, daß dialis sowol „des Zeus" als „einen Tag dauernd" bedeutet; übrigens wird derselbe Witz auch dem Cicero beigelegt [13]). Man hält ihn für denselben Pitholaus, der gegen Cäsar die bittersten Schmähgedichte verfaßte [14]). Eines Vicomagisters Otacilius,

1) *Polyb.* I, 16. *Eutrop.* II, 10, u. a. 2) *Polyb.* I, 20. 3) *Liv.* XXII, 10, fin.; XXIII, 31. 4) *Liv.* XXII, 56, 7. 5) *Liv.* XXIII, 32, fin.; XXIV, 8, 7.

6) *Liv.* XXIV, 7—9, 4; 10, 5. 7) *Liv.* XXIV, 44, 4; 26, 1. 8) *Liv.* XXV, 31. 9) *Liv.* XXVI, 12. 10) Ad famil. XIII, 33. 11) *Caesar*, bell. civ. III, 28. 12) *Suton.* de clar. rhetorib. 3. 13) *Macrob.* Sat. II, 2. p. 335. VII, 3. p. 211. Bip. 14) *Sueton.* C. 75.

der sich vier Millien von Rom ein kleines Grundstück erworben hatte und nichts weniger als Neigung, sich vor seinem mächtigen Nachbar, dem Consul Torquatus, zu ducken, zeigte, gedenkt Martial [15]). In Inschriften finden wir Cn. Otacilius Florus, Otacilius Venustus, Mn. Otacilius Zosimus aus Vespasian's [16]), einen L. Otacilius L. L. Trophimus aus Hadrian's [17]), einen P. Otacilius Rufus aus Antoninus Philosophus' Zeit; dieser Mann muß nach der Inschrift p. 446, 7 eine angesehene Stellung eingenommen haben; sie lautet:

P. OTACILIO. L. F. PAL. RUFO. PAT.
IIII. VIR. I. D. II. Q. Q. FLAM. PERPETUO
DIVI. HADRIANI. AB. EODEM. EQVO. PUPL
HONORATO. CURATORI. KALENDARI. R. P
AECLANENSIUM. ELECTO. A. DIVO. PIO
PATRONO. MUNICIPI etc.

d. h. P. Otacilio, Lucii filio, Palatina (sc. tribu), Patricio, quattuorviro iuri dicundo, duumviro quinquennali, flamini perpetuo divi Hadriani etc. Ein C. Otacilius, Präfectus Quinquennalis kommt auf einer Münze vor [18]). Am berühmtesten ist aus diesem Geschlechte die Marcia Otacilia Severa, die Gemahlin des Kaisers M. Julius Philippus I. und Mutter des Kaisers M. Jul. Philippus II. Ihr Mann, der in Arabia Trachonitis, in der Colonie Bostra geboren war und einen Räuberhauptmann zum Vater hatte, war, nach Bekleidung verschiedener Kriegsstellen, nach dem, vielleicht von ihm durch Gift herbeigeführten, Tode des Präfectus Prätorio Misitheus, dessen Klugheit die Jugend seines Schwiegersohnes, des Kaisers Gordian, trefflich berathen hatte, Präfectus Prätorio geworden und hatte diese Stelle auf eine undankbare und treulose Weise dazu benutzt, um das Heer von Syrien gegen den Kaiser aufzuhetzen, worauf die Armee ihm die Herrschaft übertrug, er den Kaiser im J. 244 n. Chr. (997 d. St.) öffentlich hinrichten ließ; der Senat, dem er nur meldete, daß Gordian in Folge einer Krankheit gestorben, und er von der ganzen Armee zum Herrscher erwählt sei, ernannte ihn zum August; er selbst den Sohn zum Cäsar, und drei Jahre später (1000 d. St., 247 n. Chr.) zum Augustus und Mitregenten und Theilnehmer an der tribunicischen Gewalt. Gleich nach seiner Erhebung schloß Philipp Friede mit dem Perser Sapores und ging nach Rom. Die Philippi begingen das milliarium saeculum oder das Fest des 1000jährigen Bestehens von Rom mit Spielen aller Art. Im J. 249 n. Chr. (1002 d. St.) zog der Vater, mit einem schon von Alter geschwächten Körper, gegen Trajanus Decius, dem er die Beruhigung der empörten pannonischen Armee aufgetragen und der diesen Auftrag treulos genug benutzt hatte, um sich die Herrschaft von den Empörern übertragen zu lassen; den Sohn ließ Philippus zur Behauptung Roms zurück; der Vater wurde bei Verona geschlagen und blieb, der Sohn hierauf von den Prätorianern im prätorianischen Lager ermordet [19]). Über den Antheil, den Otacilia an den Thaten und Schicksalen ihres Mannes und Sohnes gehabt haben mag, ist nichts bekannt; die Meinung, daß sie und gar ihr Gatte Christen gewesen, ruht auf schwachen Gründen und wird durch die mit seinem Namen geprägten Münzen, welche alle heidnische Insignien haben, hinreichend widerlegt, und ist daher auch von den bessern Schriftstellern über christliche Kirchengeschichte längst verworfen [20]). Münzen [21]) mit dem Namen der Otacilia, lateinische und griechische, in Rom oder den Provinzen geprägte, sind ziemlich häufig, besonders von Silber und Kupfer, über dem Kopfe der Otacilia ist meistens eine Lunula; man findet ihn verbunden mit den Köpfen ihres Mannes und Sohnes, oder mit einem derselben, oder ihren Kopf auf der Rückseite, die Köpfe von Mann und Sohn auf der Hauptseite. Der Revers lautet: MARCIA (oder M.) OTACIL. SEVERA. AUG. auch mit dem Zusatze M. C. (mater castrorum oder Caesaris). *MAPK.* (oder *M.* oder *MAP.*) *ΩTAKIAI* (oder *OT.* oder *OTAK.* oder *OTAKIA.* oder *OTAKIAAIA*, *ΩT.*, *ΩTAK.* oder *ΩTAKIA.*) *CEOVHPA ΣEBA-ΣTA* (auch die beiden letzten Wörter öfters verschiedentlich abbreviirt), die Rückseite mit der Umschrift CONCORD. AVGG., oder PIETAS AUGG., oder SECURIT. ORBIS, oder TEMPORVM FELICITAS, oder MILLIARIVM SAECVLVM u. a. Auf einer Inschrift [22]) unter sehr kunstvollen Statuen findet sich MATRI. DEUM | MARCIA. OTACILLA. AUG. | D.

(*Meier.*)

OTACHIRIUM. Eine von C. G. Nees aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Paniceen der natürlichen Familie der Gräser. Char. Polygamische, rispenförmige Blüthen; der Kelch zweispelzig, zweiblumig: die Spelzen gleich, kürzer als die Blümchen (Corollen). Von den beiden Blümchen ist das untere männlich: seine obere Spelze ist geflügelt-mönchskappenförmig (daher der Gattungsname: *ἄχυρον*, Spreu, Spelze, *οὖς*, *ὠτός*, Ohr), größer als die von ihr umfaßte, untere; das obere Blümchen hat beiderlei Ge-

15) X, 79. 16) *Gruter.* p. 249. 17) *Gruter.* p. 250. 18) Vergl. *Rasche*, Lexic. III, 2, 225. 19) *Spartian.* in Gordian. 29 sq. *Eutrop.* IX, 3.

20) Eusebius (Hist. eccl. VI, 34) führt als Sage an (*κατὰ λόγους*), daß Philippus in der Osternigtlie die Kirche hätte betreten wollen, vom Bischofe Babylas von Antiochien aber ihm wegen seiner Verbrechen (worunter man besonders die Ermordung des Kaisers Gordian versteht) der Zutritt verweigert worden sei, bis er Buße gethan. Das Chronicon Paschale p. 270 (p. 503. ed. Bonn.) berichtet nach der Überlieferung und mit Berufung auf die Erzählung des Bischofs Leontius von Antiochien, welcher unter Constantius lebte, (*κατὰ διαδοχὴν ἦλθεν εἰς ἡμᾶς καὶ τοῦτο περὶ τοῦ ἁγίου Βαβύλα, ὡς διηγήσατο τοῖς πρὸ ἡμῶν ὁ μακάριος Λεόντιος ὁ ἐπίσκοπος Ἀντιοχείας*) der heilige Babylas wäre von Decius (der hatte wol den wenigsten Beruf, die Ehre seines Vorgängers zu vertreten) getödtet worden, nicht blos als Christ, sondern auch weil er es gewagt hätte, der Gemahlin des Kaisers Philippus und dem Philippus selbst, die doch Christen waren (*Χριστιανοὺς ὄντας*), den Eintritt in die Kirche wegen des Frevels Philipps zu verweigern ꝛc. Dieselbe Nachricht hat Chrysostomus in der Rede über den heiligen Babylas, nur daß er den Kaiser nicht näher bezeichnet. Vergl. *Mosheim.* in comm. de reb. Christian. ante Constantin. 471—476 und *Spanheim.* Misc. sacr. Antig. III, 405—436. Oper. T. IV. 21) Vergl. *Eckhel*, D. N. V. T. VII. p. 320 sq. 22) *Gruter.* p. XXIX.

Digitized by Google

schlechtstheile: seine untere, eiförmige, zugespitzte Spelze umfaßt die obere, lanzettförmige, zweizähnige; ein einfaches, ausgerandetes Schüppchen (lodicula) steht zwischen dem Pistill und der untern Spelze des Zwitterblümchens; die Karyopse ist in die stehenbleibenden Cordillenspelzen eingehüllt. Die einzige bekannte Art, O. juncoum *Nees* (Agrost. bras. p. 272), von Martius auf trockenen Steppen in der Provinz Minas Geraes Brasiliens gefunden, ist ein Gras mit perennirender, kriechender Wurzel, aufrechten, fußhohen, einfachen, gestreiften Halmen, zottigen Knoten, gewimperten Scheiden, zusammengerollt-borstenförmigen, oben scharfanzufühlenden Blättern und zusammengezogener Rispe. Die Blümchen sind klein, glatt, glänzendgrün mit purpurnen Punkten. (*A. Sprengel.*)

OTADENI (Ὀτάδηνοι), alter Name einer Völkerschaft, im Norden Britanniens, der Ostküste des heutigen Schottlands bei Ptolemäus, wofür Andere Otalini (Ὀταλινοί) haben; ihnen und den Gadenern theilt Ptolemäus die zwei Städte Kuria (Κουρία) und Bremenion (Βρεμένιον) gemeinschaftlich zu. Mannert, Geogr. d. Gr. und Röm. II, 2. S. 208 fg. (*H.*)

OTAGRA, Ὄταγρα, der Ohrenschmerz, der Ohrenzwang; auch ein am Ohre gebrauchtes Marterinstrument (s. d. Art. Tortur). (*Wiegand.*)

OTAHA, eine von den Gesellschaftsinseln in Australien, unter 16° 42′ 49″ süd. Br. und etwa 226° 41′ der Länge, ganz in der Nähe von Ulietea, und mit dieser von kleinen Coralleninseln umgeben. Sie hat acht Seemeilen im Umfange und zwei gute Häfen: Ohamana und Oberura. (*Eiselen.*)

OTAHEITI (O-Taïti, Taïti), eine Insel im großen Ocean, welche zwischen 17° 28′ und 17° 53′ südl. Br. und zwischen 149° 10′ und 149° 40′ westlich von Greenwich liegt. Diese Insel, welche wir besonders durch die Reisen von Cook kennen gelernt haben und auf welcher viele Philosophen ein wahres Paradies zu finden glaubten, erhielt von dem Capitän Wallis den Namen Georg's III. Insel. Cook behielt indessen später den Namen, welchen ihr die Bewohner gaben. Die Insel besteht aus zwei Halbinseln, welche durch eine Landenge getrennt sind, die eine Breite von etwa drei englischen Meilen hat. Die größere nordwestliche Halbinsel heißt Opoureonu, die kleinere südöstliche Tiarrabu. Die ganze Insel ist von einem Corallenriffe umgeben, innerhalb dessen es jedoch manche treffliche Häfen und Baien gibt, unter denen sich besonders die Port-Royal-Bai durch Größe und Sicherheit auszeichnet. Das Innere der Insel ist gebirgig; von allen Seiten steigt das Land gegen die Mitte, und die höchsten Spitzen kann man auf der See bis zu einer Entfernung von 60 englischen Meilen sehen [1]). Am Fuße dieser Berge ist der äußere Rand der Insel ringsumher eine schmale Ebene, die bis an die See reicht, und eine abwechselnde Breite hat, nirgends aber die von 1½ Meilen übersteigt; nur an einzelnen Stellen wird diese Ebene von Bergen unterbrochen, die bis an das Meer treten. In den Bergen entspringt eine große Menge von Bächen, welche den Boden befruchten. Diese niedrige Ebene und einige Bergthäler sind die einzigen bewohnten Gegenden; die Bevölkerung war zu Cook's Zeit sehr groß, die Häuser liegen aber nicht zu Dörfern vereinigt, sondern zerstreut. Steigt man von der Ebene in das Innere, so werden die Thäler immer wilder, je weiter man sich vom Meer entfernt; tausend Fuß hohe Berge erheben sich steil auf beiden Seiten. Hier liegt in einer Höhe von 1450 Fuß über dem Meere der Wahiriasee, ein kesselförmiges Becken, dessen Gehänge sich fast senkrecht 2000 Fuß hoch erheben. Selbst die kühnsten Tahitier besuchen diesen See nur selten und auf der Insel herrscht die Sage, daß ein böser Geist ihn bewohne. Der Mineralog der Kotzebue'schen Reise, Hoffmann, besuchte denselben und fand seine Tiefe in der Mitte von 17 Toisen [2]).

Das Klima der Insel ist sehr angenehm. Die mittlere Temperatur derselben ist etwa 25° C. und im Laufe des ganzen Jahres ändert sich dieselbe sehr wenig [3]), wie dieses auch die Erfahrungen aller Reisenden bestätigen. Der Passat weht ziemlich regelmäßig; nur im December und Januar wird derselbe nicht selten durch heftige Nordwestwinde unterbrochen. Regen und Gewitter sind alsdann häufig und dauern manchmal bis zum April. In der übrigen Zeit weht der Südostpassat regelmäßig von heiterm Himmel begleitet [4]).

An den meisten Stellen sind die Gebirge bis zu den Spitzen mit Pflanzen bewachsen. Die vorzüglichsten Gewächse in der Tiefe sind Brodfrucht, Cocosnüsse und Bananas, Platanen, Yamswurzeln, Zuckerrohr, die Pflanze Ethee, deren Wurzeln gegessen werden, die Frucht Ahee, die, wenn sie geröstet ist, an Geschmack den Kastanien ähnlich ist, und viele andere weniger bekannte, welche den Eingebornen zur Nahrung dienen [5]). Es wächst hier ferner ein Papiermaulbeerbaum (morus papyrifera), den die Eingebornen mit großer Sorgfalt pflanzten; ebenso sind europäische Gewächse, welche Cook und spätere Reisende mitbrachten, ausgezeichnet gut fortgekommen.

Von zahmen Thieren hatten sie bei Cook's erster Reise nur Schweine, Hunde und Federvieh. Die wilden Thiere waren in geringer Menge vorhanden, ausgenommen wilde Enten, Tauben, kleine Papageien und Ratten. Durch die Europäer sind die andern Thiere eingeführt worden, namentlich Kühe, welche in einem verwilderten Zustande in den Gebirgen herumlaufen und denen sich die Eingebornen nicht zu nähern wagen, Ziegen, Schafe, Katzen, Kaninchen ꝛc.

Indem wir Sitten und Gebräuche der Einwohner betrachten, müssen wir zwei Perioden unterscheiden, die

1) Nach Lenz ist der höchste Berg etwa 8000 Fuß hoch. Kotzebue, Neue Reise. I, 122.

2) Kotzebue, Neue Reise. I, 119. 3) Dieses deuten wenigstens Beobachtungen auf der Insel Ulietea an. Edinburgh. Journ. of Sc. X, 280. 4) Kotzebue, Neue Reise. I, 122. Hawkesworth, Geschichte der Seereisen. II, 243. 5) Die Insel ist mit eßbaren Pflanzen in solcher Menge versehen und diese gedeihen mit solcher Leichtigkeit, daß Cook meinte, diese Insulaner wären von dem ersten allgemeinen Fluche „im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen" ausgenommen. Hawkesworth, Geschichte. II, 134.

Zeiten vor und nach der Einführung des Christenthums. Selten ist wol in so schneller Zeit der Charakter eines Volkes durch Missionare umgeändert worden, als hier; ob aber zum Vortheile der Bewohner, möge das Folgende zeigen.

Bougainville, Cook und andere Reisende machen auf den Umstand aufmerksam, daß es hier zwei Classen von Bewohnern gebe, welche in ihrem Ansehen völlig verschieden wären. Die eine zahlreichere Classe bringt schöne große Männer hervor, von denen Bougainville sagt, daß man niegends schönere Modelle zur Abbildung eines Mars oder Herkules finden könne. Ihre Gesichtszüge sind ebenso regelmäßig als die der Europäer, und sie würden auch die weiße Haut von diesen haben, wofern sie sich bekleideten und weniger der Sonne aussetzten. Ihre Augen sind voll Ausdrucks, das Haar schwarz und weich. In ihren Bewegungen bemerkt man zugleich Stärke und Leichtigkeit. Unter ihnen fanden Banks und Solander einige Albinos. Die zweite Classe ist kleiner, hat krauses, hartes Haar, und weicht in der Farbe und den Gesichtszügen wenig von den Mulatten ab. Cook und seine Gefährten glauben den Grund dieser Verschiedenheit darin zu finden, daß die größern und weißern die vornehme Classe bilden, sich der Sonne nicht so aussetzen und keine so schweren Arbeiten verrichten, als die ärmern. Indessen glaubt Bougainville und mit ihm Kotzebue, daß die dunklern die Ureinwohner, die weißern aber spätere Einwanderer seien, welche jene unterjochten, zumal da diese stets Grundeigenthümer sind, von denen das Volk die Güter pachtet. Gegenseitige Verheirathungen zwischen beiden Stämmen scheinen nicht statt zu finden.

Die Männer haben Bärte, die sie nach mancherlei Mode tragen; ein Theil des ursprünglichen Bartes ist stets ausgerissen, der noch stehende Theil wird reinlich gehalten. Das Kopfhaar schneiden die Weiber allezeit um die Ohren herum kurz, während die Männer es in langen Locken über die Schultern hängen lassen, oder es in einem Busche über dem Kopfe zusammenknüpfen. Sie salben dieses sehr stark mit einem Öle, das sie aus der Cocosnuß pressen. Den Leib tatowiren sie ohne Ausnahme, und nur das Gesicht bleibt verschont. Die Kleidung bereiten sie aus einem selbstverfertigten Zeuche. Sie besteht meistens aus einem einzigen Stücke, welches sie um den Leib wickeln. Vornehme Frauen wickeln ein etwa 6 Fuß breites und 33 Fuß langes Stück Zeuch verschiedene Male um den Unterleib, sodaß es gleich einem Unterrocke bis an die Waden herabhängt; zwei oder drei andere Stücke, die ungefähr 7½ Fuß lang und 3 Fuß breit sind und deren jedes in der Mitte einen Einschnitt hat, legen sie auf einander, stecken den Kopf durch das eingeschnittene Loch und lassen die langen Enden vorn und hinten herunterhängen; die herabhängenden Enden ziehen sie um den Unterleib zusammen und wickeln einen Gürtel vielfach herum. Ähnlich kleiden sich die Männer, nur bringen sie das um die Hüfte gewickelte Tuch zwischen den Beinen zusammen, sodaß es sich in seinem Ansehen unsern Beinkleidern nähert. Ärmere unterscheiden sich nur dadurch von den reichern, daß das Zeuch nicht so groß ist; in der Hitze des Tages gehen sie wol ganz nackt. Die Füße sind unbedeckt. Den Kopf bedecken die Frauen häufig mit einer Art von Turban; zuweilen besteht ihr Kopfputz aus zusammengeflochtenem Menschenhaar, in welches sie Blumen stecken. Die Männer stecken in ihr Haar häufig Federn. Ohrringe sind sehr beliebt.

Die Häuser liegen meistens in einem Walde von Brodfrucht- und Cocosbäumen, gewöhnlich stehen sie auf einem länglichen Viereckе, in welches sie der Länge nach drei Reihen von Pfählen setzen, auf denen das Dach ruht. Nirgends hat das Haus eine Wand; das Dach ist mit Palmblättern, der Boden mit weichem Grase bedeckt, auf welchem Matten liegen, auf denen sie am Tage sitzen und in der Nacht schlafen. Nur bei den Vornehmern sind die Wohnungen an der Seite mit Cocosblättern behangen, diese sind aber so klein, daß sie leicht auf Kähnen fortgeschafft werden können.

Die Nahrung ist größtentheils vegetabilisch, vorzüglich ist die Brodfrucht die allgemeine Speise. Wenn ein Mann etwa zehn solche Bäume pflanzt, was er in etwa einer Stunde thun kann, so hat er für sich und seine Nachkommen gesorgt. In der Zeit, wo es keine Brodfrucht gibt, dienen Cocosnüsse, Bananen ꝛc. zur Nahrung. Schweine, Hunde und Geflügel werden besonders nur von den Vornehmern gegessen. Ihr gewöhnlicher Trank ist bloßes Wasser, oder der Saft der Cocosnuß; die berauschenden Getränke der Europäer lieben sie nicht, jedoch trinken Vornehmere ein aus Ava bereitetes berauschendes Getränk. Meistens verrichtet jeder von ihnen seine Mahlzeit allein; Weiber dürfen nie bei den Mahlzeiten der Männer zugegen sein.

Die Zeuche zu ihren Kleidern verfertigen die Frauen. Die feinste und weißeste Art wird aus dem Papiermaulbeerbaume gemacht, hauptsächlich von den Vornehmen getragen, und nimmt die rothe Farbe besonders schön an. Eine zweite Art, die weder so weiß, noch so fein ist, wird aus der Brodfrucht verfertigt und größtentheils von gemeinen Leuten getragen. Die dritte Gattung wird aus einem der Feige ähnlichen Baume verfertigt, ist grob und rauh, an Farbe sehr dunkelbraun, läßt aber das Wasser nicht hindurch. Die Bereitung dieser verschiedenen Zeuche ist sehr mühselig, bei allen Arten aber nahe dieselbe. Haben die Papiermaulbeerbäume die gehörige Größe erreicht, so werden sie aus der Erde gezogen, die Rinde von dem ganzen Stamme abgelöst und in fließendes Wasser gelegt. Ist sie hinreichend weich, so wird der innere Bast abgelöst. Abends werden diese feinen Fibern auf Platanenblättern ausgebreitet und in Reihen gelegt, die mehr als 30 Fuß lang sind. Solcher Lagen werden zwei oder drei über einander gelegt und dafür gesorgt, daß das Zeuch allenthalben von gleicher Dicke sei. Am Morgen läßt sich die ganze Masse als ein Stück vom Boden heben. Mittels hölzerner Hämmer wird es nun weich geschlagen. Zuweilen bricht es unter dem Schlagen, die Frauen aber verstehen es sehr gut, die Löcher auszubessern. Sehr geschickt sind sie ferner in Verfertigung von Körben; ihr Garn und ihre Seide sind ungemein fest, ihre Netze sehr zweckmäßig und sinnreich. Zu den künstlichen Arbeiten ge-

Digitized by Google

hören aber ihre Kähne, welche sie aus Planken zusammensetzen, die bloß an einander gebunden sind, und von denen einige 300 Menschen tragen können.

Bei einem Volke, welchem die Natur die Nahrung so freigebig spendet, dürfen wir uns nicht über den großen Hang zum Vergnügen wundern. Sie sind große Liebhaber der Musik und des Gesanges, und obgleich sie auf ihren Flöten nur wenige Töne angeben können, so wissen sie doch diese sehr gut gleich zu stimmen. Namentlich singen sie des Abends im Dunkeln sehr gern. Werfen von Speeren und Pfeilen und Ringen machen ein Hauptvergnügen der Männer aus. Der Tanz ist ein Vergnügen des weiblichen Geschlechts, doch wurde dieser nicht immer mit der gehörigen Decenz vorgenommen. Unter andern Lustbarkeiten haben sie einen Tanz, Timoródi genannt, welcher von 8—10 jungen Mädchen getanzt wird, und im hohen Grade frivol ist; sowie sie aber verheirathet sind, dürfen sie ihn nicht mehr tanzen. Die Keuschheit wird bei ihnen nicht sehr hoch geachtet; nicht selten bietet der Vater seine Tochter, der Bruder seine Schwester dem Fremden für geringen Lohn zum Beischlafe an. Ehebrüche der Frau, welche diese ohne Einwilligung des Mannes begeht, werden mit einigen Scheltworten, höchstens mit einigen Schlägen, bestraft. Am weitesten werden diese Ausschweifungen in einigen Clubs getrieben, welche Arreoys heißen und zu welchen nur die Vornehmsten gehören. In diesen Gesellschaften belustigen sich die Männer mit Ringen, die Weiber tanzen den Timoroditanz mit den muthwilligsten Gebärden, bis endlich einer der anwesenden Männer ihre Wollust befriedigt. Wird eine dieser Personen schwanger, so wird das Kind gleich nach der Geburt getödtet; nur dann, wenn die Mutter etwa einen Mann findet, der sich des Kindes als Vater annehmen will, kann der Kindermord vertütet werden, beide aber werden aus dem Club ausgestoßen und wenig geachtet. Ein anderes Vergnügen der Otaheitier beider Geschlechter ist das Baden, welches sie täglich drei Mal thun, und sie sind daher auch alle sehr gute Schwimmer. In bedeutender Tiefe etwas vom Meeresgrunde heraufzuholen, ist ihnen ein Leichtes, und wenn ein Boot auf dem Meer umschlägt, so erreichen sie es wieder im Schwimmen.

Ihre Sprache ist weich und melodisch und voll Selbstlauter; Cook und seine Gefährten lernten sie daher leicht aussprechen, schwieriger war es den Tahitiern englische Wörter zu lernen. Der Missionar Nott, welcher die Sprache vollkommen erlernte, war der erste, der sie schrieb. Er gab heraus: Grammar of the Tahitian Dialect of the Polynesian language. Tahiti printed at the Mission press, Burden's point 1823; außerdem hat er die Bibel, ein Gebet- und Gesangbuch übersetzt [6]).

Die ersten Europäer fanden wenige Krankheiten, und diese suchten die Priester durch Gebete und Ceremonien zu heilen. Wird der Kranke wieder hergestellt, so sagen die Priester, er sei durch die Arznei genesen; stirbt er, so sagen sie, die Krankheit sei unheilbar gewesen. Cook, welcher uns dieses erzählt, fügt hinzu: Was meinen unsere Leser, weicht in diesem Stücke das Volk von Otaheiti so sehr von den Gebräuchen anderer Länder ab? [7]) Die ersten Europäer haben ihnen sogleich die Syphilis gebracht. Die Wundärzte sind sehr geschickt, ja nach den Narben zu urtheilen, könnte man fast glauben, daß sie es weiter gebracht hätten, als europäische Chirurgen [8]).

Über die Religion der Bewohner ist wenig Bestimmtes bekannt, denn die ausführlichen Untersuchungen von J. R. Forster sind jedenfalls sehr gewagt, dem der Mangel einer genauen Bekanntschaft mit der Sprache viele Hindernisse in den Weg legte, zumal da die gottesdienstliche Sprache von der des gemeinen Lebens sehr verschieden war [9]). Sagte doch noch der scharf beobachtende Ledyard, der Begleiter Cooks auf der dritten Reise: Die Priester, die allein von der Gottheit unterrichtet zu sein vorgeben, haben durch ihre eigenen betriebsam erfundenen Gebilde und durch den Zusatz überlieferter Fabeln sich in undurchdringliche Labyrinthe verschlossen. Keiner von ihnen handelt auf gleiche Art bei den Ceremonien, keiner von ihnen gibt gleiche Auskunft, wenn er über die Sache befragt wird [10]). Die wichtigsten Umrisse ihres Glaubens nach den ältern Reisenden gibt Kotzebue [11]).

Darnach glauben sie an einen höchsten Gott, Atuna rahai, Schöpfer und Beherrscher der Welt und aller übrigen Gottheiten. Seine Gemahlin ist nicht von seiner Natur, sondern von materieller, sehr harter Substanz, weshalb sie O-Te-Papa, Fels, heißt. Von diesem Paare sind eine Göttin des Mondes, die Götter der Sterne, des Windes, des Meeres und die Schutzgötter der verschiedenen Inseln erzeugt. Nachdem der oberste Gott die Sonne erschaffen hatte, ergriff er seine Gemahlin, den gewaltigen Fels, und führte sie von Westen nach Osten über das Meer; aus den abgerissenen Stücken entstanden die Inseln. Außer den Göttern vom zweiten Range gibt es noch Untergottheiten, und unter diesen einen sehr bösen, welcher die Menschen plötzlich tödtet, wenn er von den Priestern dazu aufgefodert wird. Sie glauben ferner an die Unsterblichkeit der Seele, jedoch sind die Geister der Vornehmen nicht mit denen der Gemeinen an einem Orte.

Sehr viel halten sie auf ihre Morais, welche zugleich Begräbnißplatz und Kirche sind. Der Otaheitier nähert sich diesen Plätzen mit großer Ehrfurcht, und wenn ein Leichenbegängniß stattfindet, so wird dieses mit vielen Feierlichkeiten unternommen. Ihren Göttern bringen sie häufig Opfer, weniger damit diese davon essen sollen, als um ihnen ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Bei wichtigen Angelegenheiten, z. B. beim Anfange eines Krieges, werden ihnen Menschenopfer gebracht. Der Geopferte ist dann allemal aus der niedrigsten Volksclasse; er wird getödtet und dann folgt eine Menge von Ceremonien, welche Cook ausführlich in seiner zweiten Reise beschreibt.

Die Regierungsform der Inseln hatte große Ähnlich-

6) Kotzebue, Neue Reise. I, 87.

7) Hawkesworth, Geschichte. II, 129. 8) Ebend. 9) Ebend. S. 235. 10) Leben des berühmten amerikanischen Reisenden John Ledyard. (Leipzig 1829.) S. 68. 11) Kotzebue, Neue Reise. I, 76.

Digitized by Google

keit mit unserm Feudalwesen. Jede der beiden Halbinseln von Otaheiti hatte einen eigenen König; vor ihm durfte Niemand mit bedecktem Oberleibe erscheinen, vor den königlichen Prinzessinnen entblößte sich jedoch nur das weibliche Geschlecht. Unter ihnen stehen die Jeris, die Herren mehrer Gebiete; jeder von diesen hat seinen eigenen Hofstaat und eine Menge von Bedienten. Der Sohn eines Jeri oder des Königs wird gleich nach seiner Geburt Herr der Besitzung oder Regent, und sein Vater führt von nun an die Geschäfte nur in seinem Namen. Daher die sonderbare Sitte, daß ein Regent gleich nach der Geburt seines Sohnes sogleich wieder in den Rang eines gemeinen Mannes zurücktritt, und daß von nun an dem neugebornen Kinde alle Ehrenbezeugungen erwiesen werden. Eine völlig ähnliche Erbfolge findet auch bei den Jeris statt und in dieser Einrichtung glaubt Cook wol mit Recht den Grund zu den Arreoy-Gesellschaften zu finden [12]).

Bei Kriegen mußte jeder Distrikt eine gewisse Anzahl Streiter stellen; bei einem dieser Kriege belief sich die Zahl derselben auf 6780 Mann. Sie bedienten sich im Kriege der Speere und Schleudern; Alles wird getödtet.

Im Allgemeinen rühmen alle ältere Reisende den freundlichen und leutseligen Charakter der Otaheitier, und lange Zeit glaubten Träumer, hier das Paradies der Erde suchen zu müssen. In Gedichten aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts finden wir dieses häufig erwähnt und die Expedition von Bligh verunglückte nur deshalb, weil es seinen Leuten hier so gut gefallen hatte [13]). Die blutige Rache, welche wir bei so vielen Naturmenschen finden, war ihnen fremd. Man denke nur an Wallis, welcher bei Entdeckung der Insel mit den Bewohnern in einen Streit verwickelt wurde, mit Kanonen auf sie schießen ließ und mit dem sie bald nachher in freundschaftliche Verhältnisse traten. Cook, der vermöge seines langen Aufenthaltes auf der Insel in einem lebhaften Verkehre mit den Bewohnern stand, läßt ihnen große Gerechtigkeit widerfahren. Diese Leute hier, so lauten seine Worte [14]), haben nichts, das mit dem Gelde übereinkäme, vermittels dessen diejenigen, so dergleichen nicht besitzen, alle ihre Bedürfnisse und ihre Wünsche befriedigen zu können glauben oder hoffen dürfen. Dem Ansehen nach gibt es unter ihnen kein dauerhaftes Gut, dessen man sich entweder durch Betrug, oder mit Gewalt unrechtmäßiger Weise bemeistern könnte; und wenn man von allen Verbrechen, welche die Einwohner gesitteter Staaten begehen, alle diejenigen abrechnen will, zu welchen sie die Begierde nach Geld verleitet, so wird der Rest nicht beträchtlich sein. Hiernächst bedenke man noch, daß da, wo der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte durch keine Gesetze eingeschränkt ist, die Männer selten in Versuchung gerathen werden, Ehebruch zu begehen. Daß diese Leute dem Diebstahl ergeben sind, ist wahr [15]): da aber unter ihnen der Diebstahl Niemandem großen Schaden oder Nutzen verursachen kann, so ist es nicht nöthig, demselben durch so strenge Strafen vorzubeugen, als in andern Ländern zur Aufrechthaltung und Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings nothwendig sind. Daß sie bisweilen Ehebruch und Diebstahl gegen einander selbst begehen, ist wahr. In dergleichen Fällen kommt nach hiesigen Gesetzen die Bestrafung des Verbrechers dem beleidigten Theile zu.

Was hätte aus diesem mit trefflichen Naturanlagen versehenen Volke werden können, wenn Männer von Einsicht und gutem Herzen sich seiner angenommen hätten! Doch verschwunden sind alle diese Tugenden; an die Stelle des offenen Wesens ist Verstellung getreten, und dieses fröhliche Volk ist in Kopfhänger verwandelt worden, und während zu Cook's Zeiten vielleicht 100,000 Bewohner auf der Insel waren, ist diese Zahl auf etwa 8000 herabgesunken. Nicht ohne Unwillen kann man diese Umwandlung erblicken, und noch mehr wird dieser Unwille gesteigert, wenn man sieht, daß es christliche Missionare sind, durch welche das Volk so demoralisirt worden ist. In wenigen Ländern der Erde werden so viele Verbrechen verübt als in England, aber statt daß die englischen Frömmler ihre eigenen Landsleute zu bessern Menschen hätten machen sollen, haben sie es vorgezogen, die Bewohner der Südsee zum Herplappern von Gebeten abzurichten [16]).

Nach vielen mislungenen Bekehrungsversuchen seit 1797 gelang es endlich englischen Missionaren, dem, was sie Christenthum nannten, bei den Otaheitiern Eingang zu verschaffen, und selbst den König Tajo, der damals über beide Halbinseln in Ruhe und Frieden herrschte, für ihre Lehre zu gewinnen. Die neue Religion ward mit Gewalt eingeführt. Die Marais wurden plötzlich auf Befehl des Königs zerstört, wie alles, was an die bisher verehrten Gottheiten erinnern konnte. Wer nicht sogleich an die neue Lehre glauben wollte, ward ermordet [17]). Mit dem Bekehrungseifer hatte sich Tigerwuth der ehemals so sanften Gemüther bemeistert. Ströme von Blut flossen; ganze Stämme wurden ausgerottet. Viele gingen selbst dem

12) Arrowsmith, Geschichte. II, 241. 13) Außer der Reise von Bligh und Kotzebue (Neue Reise. I, 127) verweise ich auf manche treffliche Schilderungen in Lord Byron's Gedichte The Island. (The Works of Lord Byron. Francfort 1826. p. 338.) 14) Hawkesworth, Geschichte. II, 242.

15) „Um zwei Uhr landeten die Boote ohne den geringsten Widerstand, Herr Fourneaux richtete auf derselben eine Stange auf, ließ von derselben ein aufgesteckes Wimpel wehen; kehete einen Rasen um und nahm von dieser Insel im Namen Seiner Majestät Besitz, zu dessen Ehren er sie König Georg's III. Insel nannte." Wallis bei Hawkesworth Geschichte. I, 222. In der Folge haben bekanntlich die Engländer einen Theil des großen Oceans für ihr Eigenthum erklärt. Es wäre wol die Frage, ob die Otaheitier nicht ebenso die Schiffe der Engländer für ihr Eigenthum erklärt hätten, da sie wenigstens denselben Rechtsgrund dazu hatten, als die Engländer zu den beiden obigen Handlungen; wäre dieses der Fall, so würde sie der große Vorwurf der Dieberei nicht treffen, da sie sich nur ihr Eigenthum nahmen. 16) Das Folgende ist nach Kotzebue, Neue Reise, I, 91. Diese Bemerkungen sind auch durch neuere Reisende bestätigt worden. 17) Man würde aber wol Unrecht thun, diese Ermordungen den Missionaren unmittelbar zuzuschreiben. Sie thaten nur, was Pfaffen überhaupt und die Inquisition insbesondere stets gethan haben: sie drehten nur die Bolzen und die Weltlichen mußten sie abschießen; sie sagten nur, Heiden müssen ohne Umstände getödtet werden, und der König führte dieses Gebot aus.

Digitized by Google

Tode muthvoll entgegen, ihn dem Aufgeben des alten Glaubens vorziehend. Einige Wenige entgingen ihm durch Flucht auf die hohen, unbewohnten Gebirge, wo sie noch ihren alten Göttern treu, abgesondert leben.

Zum Fanatismus gesellte sich noch, wie immer, Herrschsucht. König Tajo, nicht zufrieden, in den Überresten seines Volkes lauter Anhänger der neuen Religion zu sehen, zog auf Eroberungen aus. Mehre der Societätsinseln waren unterjocht, da trat Pomareh, König der Insel Taiua, gegen ihn auf. Durch Tapferkeit entriß er dem Könige Tajo eine Insel nach der andern, und selbst Tahiti, den blutgierigen Mörder seiner Religionsverwandten, nahm er gefangen und opferte ihn ihren Manen. So ward wieder Ruhe hergestellt und Pomareh, welcher König aller Societätsinseln geworden war, wurde ein weiser und milder Regent. Er ließ den neuen Glauben seiner Unterthanen unangefochten, obgleich er sich nicht zu ihm bekannte. Indessen wußten die Missionare das Volk beim christlichen Glauben zu erhalten, sodaß die auf die Gebirge Geflüchteten noch lieber abgesondert bleiben, als unter ihren Landsleuten nur Gegenstände des Hasses und der Verachtung sein wollten. Endlich ließ sich auch Pomareh mit seiner ganzen Familie, auf Überredung des Missionars Nott, taufen und starb als Christ im besten Mannesalter, an den Folgen des unmäßigen Genusses geistiger Getränke, die er von den Schiffen der europäischen Christen erhielt.

Der eben erwähnte Nott, der ehemalige Bootsknecht Wilson und ähnliche Abgeordnete der englischen Missionsgesellschaft, benutzten die Minderjährigkeit des zweijährigen Thronfolgers, um eine der englischen nachgeäffte Constitution einzuführen. Darnach wird Otaheiti in 19 Districte abgetheilt und die benachbarte Insel Eimeo in acht. Jeder District hat seinen Gouverneur und seinen Richter. Ersterer wird vom Parlament eingesetzt und letzterer von den Einwohnern gewählt, was diese natürlich nicht ohne Bewilligung der Missionare thun dürfen. Beider Amtsverwaltung dauert nur ein Jahr, kann aber auch auf die folgenden ausgedehnt werden. Ihr Geschäft besteht in Aufrechthalten der Ordnung und Schlichten kleiner Streitigkeiten. Wichtige Sachen müssen an das Parlament remittirt werden, das, aus Deputirten aller Districte gebildet, auch die gesetzgebende, sowie der König die vollziehende Gewalt hat.

Die Missionare, welche durch ihren Bekehrungseifer die Bevölkerung wenigstens um $\frac{1}{10}$ vermindert haben, fahren noch stets fort, über die Aufrechthaltung aller Vorschriften ihrer Lehre mit der größten Strenge zu wachen. Daher ist denn auch bei dem kleinen Überreste des gemordeten Volkes die freudige Lebenskraft und die ehemals bewundernswürdige Industrie durch das viele Beten und das müßige Hinbrüten über Gegenstände, welche die Lehrer so wenig verstehen, als die Belehrten, fast gänzlich untergegangen. Kaum verfertigen die jetzigen Otaheitier noch etwas von dem papierartigen Zeuche, flechten einige Matten und bauen einige wenige Wurzeln an. Sie verlassen sich auf die überall wildwachsende Brodfrucht. Die Seefahrzeuge, welche das Erstaunen der Europäer erregten, sind verschwunden; nur kleine Kanots zimmern sie noch, mit denen sie auf den Karallenriffen fischen. Der Industrie civilisirter Völker sind sie ebenfalls unzugänglich, so sehr sie auch manche Producte der Insel zu schätzen wissen. Vergebens bieten ihnen das Schaf und die sehr wohl gedeihende Baumwollenstaude Stoff zu Gespinnsten. Und dennoch sind ihnen die Kleider der Europäer sehr angenehm, ja wer bei einem Aufenthalte auf diesen Inseln Handel treiben will, kann keinen bessern Kauf machen, als wenn er in europäischen Trödelbuden alle alte Kleider auskauft.

Durch das strenge Verbot der Missionare ist die Flöte, die sonst zur Lust und Freude rief, längst verstummt. Kein anderer Gesang darf erschallen als der kirchliche. Kein Tanz, kein Fechterspiel, keine dramatische Vorstellung darf mehr stattfinden. Selbst auf die Gestalten hat die Religion Einfluß gehabt. Die großen Jeris, die ihre Zeit nur in Beten, Essen und Schlafen eintheilen, sind fast ohne Ausnahme sehr dick. Die Haare und der Bart werden bis auf die Haut abgeschnitten. Auch der Gebrauch des Tätowirens ist abgeschafft.

Die Missionare haben auch einige Anstalten angelegt, welche sie Schulen nennen. Kotzebue besuchte eine derselben. Aber keine muntere Jugend, die der Trieb zur Erweiterung des Wissens in den Hörsal treibt, nur vollkommen erwachsene und großentheils alte Personen schlichen langsamen Schrittes, mit gesenkten Köpfen und Gebetbüchern unter den Armen, herbei. Als die Versammlung auf den Bänken Platz genommen hatte, ward ein Kirchenlied angestimmt, warnach ein Otaheitier sich auf eine erhöhte Bank setzte und eine Stelle aus der Bibel las. Darauf ward wieder gesungen und gekniet.

Etwas lesen und schreiben lernen die Kinder im älterlichen Hause und mehr wissen ist vom Übel. Freilich sind die Missionare, wenigstens die meisten, nicht im Stande, andern Unterricht zu ertheilen; es scheint aber, daß die Meinung, über Unwissende sei leichter zu herrschen, als über Gebildete, auch bei ihnen einen Hauptgrundsatz der Politik ausmacht. Beten und Gehorchen, das sind die Hauptforderungen an das unterworfene und unterdrückte Volk, das gutmüthig genug ist, den Nacken unter das Joch zu schmiegen und sich sogar gelassen zum Gebete prügeln läßt. Es ist nämlich ein besonderer Polizei-Officier angestellt, der darauf zu sehen hat, daß die Leute vorgeschriebener Maßen in die Kirche und das Bethaus gehen. Er ist mit einem dünnen Stocke von Bambusrohr bewaffnet und treibt seine Heerde wie der brutalste Hirt auf die geistliche Seelenweide.

Als Kotzebue anwesend war, so war es der größte Wunsch der Damen, ein Matrosenbetttuch zu erhalten, um dieses als Umschlagetuch zu benutzen, da dieses eben die neueste Mode war. Als die Matrosen ihre Wäsche wuschen, benutzte ein Ehemann einen Moment, wa er sich unbemerkt glaubte, ein Betttuch zu erhaschen. Auf der Flucht ward er von seinen Landsleuten eingehalt, zurückgebracht und an einen Baum gebunden, worauf sawol Kotzebue als die Missionare gerufen wurden. Der Missionar Tyrman, welcher hierher gekommen war, um die

Religion der Liebe und Milde zu predigen, konnte sich des Schimpfens nicht enthalten. Er nannte den Verbrecher ein Vieh, das nicht werth sei als Mensch behandelt zu werden. Man legte nun die Frage vor, ob Kotzebue wolle, daß der Schuldige gepeitscht werde, da er außer der auf Diebstähle gesetzten öffentlichen Strafe, nämlich dem Wegebau, dem Bestohlenen noch drei Schweine zu geben verbunden sei, welches er aus Armuth nicht thun könne. Kotzebue erließ ihm das Äquivalent für die Schweine und bat, daß er mit einer nachdrücklichen Verwarnung für die Zukunft und mit eindringlicher Belehrung über die Schändlichkeit des Stehlens entlassen und auch von jeder andern Bestrafung befreit werde; aber diese Bitte ward nicht gewährt. Der Unglückliche ward an einem Stricke fortgeschleppt zum Wegebau. Ebenso verhält es sich mit der Keuschheit der otaheitischen Frauen, wobei die Ausnahmen verhältnißmäßig auch wol nicht häufiger sein mögen, als im gesitteten Europa. Die Wünsche von Kotzebue's Matrosen in dieser Hinsicht wurden zwar mitunter erfüllt, aber immer mit der vorsichtigsten Heimlichkeit und unter der geäußerten ängstlichen Befürchtung, wenn es nur der Missionar nicht erfährt. Daß diese Furcht sehr gegründet sei, bewies ein Vorfall. Ein Ehemann, der ein eigenes Haus besaß, verkaufte noch, nach der Sitte seiner Vorfahren, jedoch sehr unter der Hand, die Gunst seiner Frau für Eisenstücke. Auch hatte er sich willig gefunden, die Intrigue eines jungen Mannes mit einer andern Frau, deren Eheherr nicht so gefällig war, zu begünstigen und sein Haus zum Rendez-vous herzugeben. Plötzlich waren er und seine Frau in einer Nacht verschwunden. Also auch hier schon Lettres de cachet! (*L. F. Kämtz.*)

Otakdschilak, Vorstadt von Constantinopel, s. Constantinopel.

OTALA *Schumacher* (Mollusca). Untergattung von Helix, charakterisirt: apertura semilunaris, oblonga auriformis; labium externum replicatum; labium internum subcallosum; columella subtuberculosa. Sie entspricht der dritten Abtheilung Helicogena *Menke*, und einige gehören auch zu der Abtheilung B. der Gattung Pupa desselben Conchyliologen. (D. *Thon.*)

OTALGIA (οὖς, ἀπὸ-ἄλγος), Ohrenschmerz. Obwol im Allgemeinen mit diesem Worte jede schmerzhafte Empfindungen des äußern und vorzüglich des innern Ohres, und demnach ein Symptom vieler primairer und secundairer Affectionen des Ohres, bezeichnet wird; so versteht man doch vorzugsweise unter Otalgie eine Krankheit, deren wesentlichstes Symptom, unabhängig von andern Krankheiten, in einem rein nervösen Schmerze des innern Ohres besteht. Schmerzen des äußern oder des innern Ohres, die Otalgie in jenem weitern Sinne des Wortes, sehen wir als Symptom nervöser Fieber, als Wirkung heftiger Congestionen des Blutes nach dem Kopfe, als Zeichen der Entzündung nicht blos des äußern und innern Ohres selbst, sondern auch des Gehirnes oder seiner Häute, des Gaumens, des Rachens, namentlich auch der Parotiden und anderer, selbst der Abdominal-Entzündungen, häufig eintreten. Noch öfter ist sie die Folge unvorsichtiger Unterdrückung von Hautausschlägen, Flechten, Krätze ꝛc., oder einer ähnlicher unvorsichtigen Behandlung von Blutflüssen oder Schleimflüssen: der Katamenien, der Hämorrhoiden, der Blenorrhöen der Scheide und des Fruchthälters ꝛc. und alle die entfernten Ursachen, welche die genannten Krankheiten hervorbringen und die zuletztgenannten verschiedenartigen Excretionen der Haut und anderer Organe plötzlich unterdrücken können, verdienen, insofern sie auf diese Weise in Wirksamkeit treten, auch zu den Ursachen der Otalgie gerechnet zu werden. Außerdem hat sie aber noch sehr häufig ihren Grund in fremden Körpern, welche durch den äußern Gehörgang ins Ohr gerathen sind, in verhärtetem Ohrenschmalze, Krankheiten des Trommelfells, Vereiterung der Paukenhöhle, oder Beinfraß der Gehörknochen. Es versteht sich daher von selbst, daß auf Ursachen dieser Art das Krankenexamen des Arztes immer zunächst gerichtet sein muß, und zwar mit um so größerer Sorgfalt und Genauigkeit, je schwieriger manche jener Ursachen zu erforschen sind, und je leichter sich Veranlassungen der Krankheitszustände, welche eine solche Otalgie herbeiführen, in einzelnen Fällen der ärztlichen Ermittelung entziehen können. Was nun die rein nervöse, vorzugsweise sogenannte, Otalgie betrifft, die in der Regel ihren Sitz nur in einem Ohre hat, obwol öfter die schmerzhafte Affection des einen mit der des andern abwechselt, so gehen ihr manchmal anderweitige Krankheitszufälle, besonders von rheumatischem Charakter, voran, oft aber tritt sie auch plötzlich mit einem sehr heftigen Schmerz im Innern des Ohres ein, der zwar bisweilen nach einiger Zeit ebenso plötzlich wieder aufhört, aber nur, um entweder einen andern Theil des Kopfes, oder — was noch häufiger der Fall ist — seine frühere Stelle bald wieder einzunehmen, in der Regel noch überdies von Ohrensausen begleitet ist, und in kurzer Zeit seinen Culminationspunkt erreicht, bei welchem dann oft auch die Schläfengegend und die Backe, sowie das Auge der leidenden Seite, schmerzhaft wird, und selbst geröthet erscheint, auch bei Subjecten von sehr ausgeprägter nervöser Constitution zuweilen allgemeine convulsivische Zufälle oder Irrereden hinzutreten. Über den eigentlichen Sitz dieses Übels, welches übrigens nicht selten den Fothergill'schen Gesichtsschmerz begleitet, zuweilen auch von einem gar nicht schmerzhaften Leiden eines andern Organes, namentlich eines hohlen Zahnes, abhängt, sind die Meinungen der Ärzte getheilt. Manche suchen ihn in den Nervenfasern der Gehörknöchelchen, oder im Gehörnerven oder in der Chorda tympani, Andere in der Membran, welche die Höhlen des Ohres bekleidet; es erscheint indessen höchst wahrscheinlich, daß weder der eine, noch der andere dieser Theile ausschließlich und beständig den Sitz der Otalgie ausmacht, sondern daß diese vielmehr bald aus dem einen, bald aus dem andern entspringt. Die Prognose des Übels ist an sich nicht sehr ungünstig. Es kann zwar in eine Entzündung des innern Ohres übergehen, aber viel häufiger gelingt es bei einer zweckmäßigen Behandlung, des in der That unsäglich schmerzhaften Leidens Meister zu werden und es glücklich zu beseitigen. Die Mittel, die zu diesem Ziele führen, sind theils örtliche, theils allgemeine, die Sensibilität herabstimmende

Digitized by Google

und daher schmerzlindernde. Man hat zuvörderst immer die erstern in Gebrauch zu ziehen, muß sich aber der — obgleich vielgerühmten — narkotischen Arzeneien, und namentlich des Mohnsaftes zum äußern Gebrauche, nämlich zum Eintröpfeln in das schmerzhafte Ohr, nur mit größter Vorsicht bedienen, indem es nicht an Beispielen einer lebensgefährlichen Betäubung, als Folge dieser Anwendung des Mohnsaftes, fehlt. Zweckmäßiger sind Einspritzungen einer lauwarmen Abkochung von Flieder, Malven und dergl. mit Milch, oder die Dämpfe einer solchen Abkochung, die man in das leidende Ohr eindringen läßt, oder erweichende Kataplasmen, auf die ganze leidende Seite des Kopfes applicirt. In vielen Fällen kann auch dadurch schnelle Hilfe geleistet werden, daß man den Kopf des Kranken mit warmem Wasser waschen, und ihn hierauf mit stark erwärmtem Flanell bis zur gänzlichen Trockenheit reiben, zuletzt ihn in ebenso erwärmten Flanell einwickeln läßt. Aber dieses Verfahren ist nicht anwendbar, wenn der Kopf mit dichten und langen Haaren bedeckt ist, und fodert auch im entgegengesetzten Falle große Vorsicht, weil es ohne diese sehr leicht zu einer unter diesen Umständen doppelt gefährlichen Erkältung des Kopfes Veranlassung geben kann. Allgemeiner anwendbar und dabei nicht weniger wirksam sind Blasenpflaster, hinter das leidende Ohr, oder auch zugleich in den Nacken gelegt. In einigen Fällen von Otalgie endlich, welche einer vorangegangenen unvorsichtigen Unterdrückung der Krätze ihren Ursprung verdankten, hat man von Schwefeldämpfen, ins Ohr geleitet, sehr gute Wirkung gesehen; demnach erscheint es im Allgemeinen für solche Fälle einer nach Unterdrückung langwieriger Hautausschläge entstandenen Otalgie angemessener, das Übel örtlich, ohne besondere Beziehung auf seine specifische Ursache, zu behandeln, gleichzeitig aber jenes ganze allgemeine Verfahren eintreten zu lassen, welches die Wiederherstellung des jedesmaligen unterdrückten Ausschlages erfodert. Vorzugsweise hat man beim Ohrenschmerz außerdem noch ableitende eröffnende Klystiere und stark reizende Fußbäder in Anwendung zu ziehen. In allen Fällen von Otalgie endlich, in denen die genannten örtlichen Heilmittel ihre Dienste versagen, nehmen wir unsere Zuflucht zu den innern schmerzstillenden Mitteln, deren Gebrauch indessen, wie sich von selbst versteht, oft auch schon mit der Anwendung jener örtlichen Heilmittel zweckmäßig verbunden werden kann. Die narkotischen Mittel und unter ihnen vornehmlich die Blausäure, an sich und in der Form des Kirschlorbeerwassers, der Mohnsaft, vorzüglich in der Form des Dover'schen Pulvers, und des Bilsenkrautextracts, sowie nach Maßgabe der Umstände die krampfstillenden, z. B. der Baldrian, das Bibergeil, das Hirschhorn-Ammonium ꝛc., leisten in dieser Beziehung das Meiste; doch gilt dies, wie leicht begreiflich, nur unter der Voraussetzung, daß das Übel eben ein rein nervöses und nicht von einem anderweitigen Krankheitszustande abhängiges ist. Ist ein solcher vorhanden, so ist die Heilung der Otalgie durch die Beseitigung desselben unerläßlich bedingt, und nach der möglicherweise sehr großen Verschiedenheit desselben wird dann auch in den verschiedenen Fällen jene Heilmethode, welche zur Beseitigung der Otalgie führt, eine sehr verschiedene sein. (*C. L. Klose.*)

OTALGICA, OTICA, Mittel gegen das schwere Hören. (*Th. Schreger.*)

OTANTHUS. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatorinen (Anthemideae *Cass.*, Artemisieae *Less.*) der natürlichen Familie der Compositae hat Desfontaines (Fl. atlanc. II. p. 261) zuerst von Santolina unter dem Namen Diotis getrennt. Da aber eine wohlbegründete ältere Gattung dieses Namens (s. d. Art. Diotis) von Schreber gestiftet ist, so schlugen Link (Fl. portug. II. p. 364) den Namen Otanthus und Sprengel (Anl. zur Kenntn. der Gew. 2. Ausg. II. S. 547) den Namen Neesia für diese Gattung vor; der Link'sche Name, als der ältere, ist beizubehalten. Char. Der gemeinschaftliche Kelch halbkugelig, vielblätterig: die Blättchen ablang, conver, stumpf, dachziegelförmig; der Fruchtboden conver, spreublätterig; die regelmäßige, fünfspaltige Corolle verlängert sich an der Basis in zwei gleiche, schmale, spornförmige Nektardrüsen, welche den Fruchtknoten umfassen und stehen bleiben; der Samen ohne Krone, auf jeder Seite mit einem häutigen Rande von den stehenbleibenden Anhängseln der Corolle. Von Santolina unterscheidet sich Otanthus allein durch die beiden Anhängsel der Corolle, nach welchen Link der Gattung den Namen gegeben hat (*ὦτα*, Blume, *οὖς, ὠτός*, Ohr. Die einzige bekannte Art, **O. maritimus** *Link* (l. c. Diotis candidissima *Desfr.* l. c. D. maritima *Hooker* londin. t. 137. Santolina, Athanasia et Filago maritima *Linn.* sp. pl. *Miller* icon. t. 135. Engl. boc. t. 141. *Smith* et *Sibthorp.* fl. graec. t. 850. Gnaphalium legitimum *Gärtner* de fruct. t. 165. *Γναφάλιον Dioscor.* mat. med. III, 122), wächst als ein perennirendes, aromatisch riechendes, mit dichter, weißer Wolle bedecktes Kraut an den Küsten des Mittelmeeres und an den Küsten des südlichen Englands und des westlichen Frankreichs. Die Stengel sind einfach, kaum fußhoch, mit zerstreuten, ablangen, stumpfen, gekerbten Blättern, und am Ende mit doldentraubigen, gelben Blüthen. Man kann die Wolle der Stengel, Blätter und Kelche zu häuslichem Gebrauche und das Kraut (nach Dioskorides) als adstringirendes Mittel (gegen die Ruhr) verwenden. (*A. Sprengel.*)

OTARIA (Paläozoologie, vergl. Otaria, Zoologie). Vom Ohr-Robben hat Graf von Münster fossile Reste erhalten. Die nähern Verhältnisse sind uns unbekannt. (*H. G. Bronn.*)

Otaria, s. Phoca.

OTARION (Paläozoologie). Ohr-Trilobit, Otarion (von *ὠτάριον*, Öhrchen), wohl zu unterscheiden von der Otaria oder Ohr-Robbe, nennt Zenker ein von ihm aufgestelltes Trilobiten-Geschlecht, welches mit Paradoxides und Ogygia Verwandtschaft zeigt. Seine generische Diagnose ist: Corpus obovatum, scutum capitale utrinque cornutum; tubera alaria et auriculae; oculi nulli; pinnae (articuli trunci laterales) subobtusae, convexae; scutum caudale minutum. Öhrchen nennt

Zenker zwei ganz kleine Höckerchen, welche sich hinten auf dem Kopfe rechts und links befinden, und dieses Geschlecht in Verbindung mit dem fast ganzrandigen Rumpfe, dem kleinen Schwanzschilde und dem Mangel der Augen vorzugsweise bezeichnen. Arten sind von Zenker nur vier im böhmischen und russischen Übergangskalke angegeben; doch sind auch davon drei noch sehr zweifelhaft, da man von ihnen nur die Hintertheile ohne Kopfschild kennt, und Graf von Sternberg bemerkt über die vierte, oder angeblich vollständige Art, daß sie aus Bruchstücken sehr willkürlich zusammengesetzt sei.

1) O. diffractum *Zenk.*, geknickter Ohr-Trilobit, Beiträge S. 144—147, t. IV, f. L, O, P, Q, R; Jahrb. d. Min. 1833, S. 238; v. Sternb. Verhandl. d. böhm. Mus.; *Bronn* Lethaea, t. IX. f. 17. **Corpus parvum; Pinnae (paria 10) convexae, obtusae-approximatae, ultimae (caudales) minimae, conglutinatae; Scutella caudalia oblonga, minutissima.** Von Beraun in Böhmen, woselbst jedoch gewöhnlich nur Rumpfstücke, höchst selten noch in einigem Zusammenhange mit dem Kopfe, vorkommen. Sehr gewölbt, fast halbkugelig, 8‴ paris. lang, wovon der 6‴ breite Rumpf 6‴ mißt. Doch findet man Exemplare von aller Größe bis zu 1¼″ Länge und 1″ Breite herab. Die Ecken des Kopfschildes sind in Hörner verlängert, welche nach Außen gehen und dann nach Hinten bis zur Hälfte des Rumpfes reichen. Der Kopf (Kopfhöcker) ist verkehrt eiförmig, klein, nur halb so lang, als der ganze Schild. Vorn an demselben stehen die ansehnlichen Flügelhöcker, welche jedoch niedriger und kleiner als er sind. Im Nacken behaupten die zwei kleinen Obehöckerchen eine ähnliche Stellung zu ihm. Die Spindel des Rumpfes ist verkehrt kegelförmig, 12—15gliederig; der convexen Seitenglieder (Flossen) sind jederseits 10, welche stumpf abgerundet endigen, und nach Hinten stark an Länge abnehmen. Der Schwanzschild ist klein, an beiden Enden spitz.

2) O. Brongniarti *Zenk.* Beitr. 46. **Asaphus Brongniarti** *Fisch. Eichw.* **geogn. obs. p. 54. t. IV. f. 5.** Rumpfstücke in körnigem Übergangskalke bei Metschkova an der Moskwa, Gouvernements Moskwa. Eichwald hielt die von ihm abgebildeten Reste für bloße Schwanzschilde einer Asaphus-Art; Zenker findet sie mit dem ganzen Rumpfe seiner Otaria so übereinstimmend, daß er kein Bedenken trägt, sie für dergleichen zu erklären, und sie von voriger Art selbst nur durch die (zufällig) mindere Größe und die verschiedene Bildung des eigentlichen Schwanzschildes unterscheiden kann, der nämlich, in der Zeichnung wenigstens, gar nicht besonders herausgehoben, sondern nur als letztes kleines Segment erscheint. Rumpf 4‴ lang, conver; Glieder 11—12, an ihren Enden stumpf.

3) O. Eichwaldi. **Asaphus Eichwaldi** *Fisch. Eichw.* **l. c. p. 54, 55. t. IV. f. 4.** Rumpfstücke, nur 3‴ lang, jedoch aus 13—14 Segmenten gebildet, flacher als vorige, mit einem noch flachern Rande neben und hinten eingefaßt, kommen im Übergangskalke zu Wereja an der Rotba, Gouvernements Moskwa, vor.

4) O.? **squarrosum** *Zenk.* Beitr. 47. t. IV. f. L?, M, N, S; Jahrb. 1833. S. 238. **Corpus magnum; Pinnae depressae acutae, ultimae squarroso-distantes; Scuta caudalia suborbicularia.** Nur Stücke des Hinterrumpfes; zu Beraun mit der ersten Art. Es ist nach Zenker selbst zweifelhaft, ob ein damit vorkommender Kopfschild zu dieser nämlichen Art gehöre, da er vielmehr den Typus eines eigenen Genus abzugeben scheint. Sein Kopfhöcker ist 6‴ paris. lang und bis gegen 5‴ paris. breit, verkehrt eiförmig, sehr gewölbt, im Nacken mit einem schmalen halbmondförmigen Wulste. Die 2—3 hintersten Rumpfglieder sind in ihrer ganzen Länge ausgespreizt, spitz, 9‴ lang, fast halb-walzenrund, mit einer Längenrinne an der Basis; die Schwanzglieder sind rundlich, das vordere kleinere halbkugelig, das hintere größere fast flach*). (*H. G. Bronn.*)

OTAVALO oder **OTABALO**, eine Stadt in der Republik Ecuador oder Quito und dem Distrikt, der mit dem Staate denselben Namen führt, unter 0° 13′ 30″ nördl. Br. und 299° 50′ östl. L. Sie liegt sehr hoch, in der Nähe des Cayambo-Ueeu; hat aber eine niedrigere Temperatur, als Ibarra und Quito. Die Einwohner, deren Zahl 20,000 ist, bestehen zum Theil aus Mestizen, die sich durch einen schönen Körperbau und eine angenehme Gesichtsbildung auszeichnen. Der Ort treibt stark Ackerbau und Viehzucht, verarbeitet aber auch viel Wolle und Baumwolle. (*Eiselen.*)

OTAVIA (Zoologie und Paläozoologie). Risso gibt diesem von ihm aufgestellten Geschlechte, das er zwischen Monodonta einerseits und Phoreus und Gibbula anderseits (alle nur Unterabtheilungen von Trochus *Linn.*) stellt, folgende Merkmale: **Testa solida, conica, sutura, profunda, apertura subquadrata, peritrema ad dextram ad sinistram et antice perfectum, crenulatum, umbilicus valde profundus.** Dieses Geschlecht scheint von seinem Genus Monodonta nur durch die gekerbte Mundeinfassung verschieden. Es gehört zu unserm Genus Monodonta und ist ziemlich das Geschlecht Clangulus *Montfort's.* Risso kennt drei lebende Arten fremder Meere und eine des Mittelmeeres, welche zugleich, endlich noch eine, welche allein subfossil in seinem sogenannten mittelländischen (quartären) Kalke vorkommen. Die drei ersten bezeichnet er nicht näher. Die vierte ist: 1) O. corallina *Riss.* IV, 133. t. IV. f. 54. **testa glabra, anfractibus 5 (apicalibus 2 mamillatis), lineis longitudinalibus granulorum compositis sculptis, tertio lineis 3 alevatis, interstitiorum lineolis transversis reta formantibus sculptis; epidermide ruberrima.** Länge 0,‴008. Lebt in den Corallentiefen des Meeres von Nizza, und kommt daselbst auch subfossil vor.

2) O. Pharaonis: **testa solida, subovata, conica, anfractibus 7 ad dextram mamillatis instructis; apertura denticulata; umbilico striatulo et plicato.** Länge 0,‴020. Subfossil bei Nizza.

---

*) Literatur: Zenker, Beiträge zur Naturgeschichte der Urwelt (Jena 1833), a. a. O. Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1833. S. 238. *Bronn*, Lethaea. Fasc. II. p. .... t. IX. f. 12. *Ed. Eichwald.* geognostico-zoologicae per Lagriam, nec non de Trilobitis observationes. (Casani 1825.) 4. ll. cc. *Ejusd.* Zoologia specialis. Pars altera. (Vilnae 1830.) p. 114.

Digitized by Google

Diese Diagnosen alle sind jedoch, selbst in Verbindung mit den Abbildungen, nicht wohl hinreichend, um Risso's Arten mit Bestimmtheit wieder zu erkennen *).

(*H. C. Brona.*)

Otavia, s. Monodonta.

OTBA (عتبة), arabischer Name, der mehren ausgezeichneten Gelehrten eigenthümlich ist. Wir nennen unter ihnen drei:

1) **Abu Otba** Ahmed Ben Muhammed, aus Herat, der im J. 401 (beg. 15. Aug. 1010) gestorben sein soll und ein Schüler des Azheri war. Dieser brach durch sein Werk über die ungewöhnlichen Ausdrücke im Koran und in der Sunna (غريبي القرآن والحديث) eine ganz neue Bahn in der Vereinigung beider, ordnete jene Ausdrücke nach dem arabischen Alphabet, und gestaltete so die Wissenschaft auf eine bisher unbekannte Art. Das Werk blieb Muster für alle nachfolgende Schriftsteller in diesem Fache bis auf den großen Zamachscheri, der durch sein Faïc den Otba etwas in Vergessenheit brachte.

2) Abu'lsotuh Abd-el-eadir Ben Ibrahim **Ben Otba**, der 907 (beg. 17. Jul. 1501) starb, ist Verfasser einer metrischen Übertragung des Werkes von Hariri درّة الغوّاص في اوهام الخوّاص „La Perle du Plongeur, dans lequel il est traité des fautes de language où tombent les gens bien nés," aus dem uns de Sacy in seiner Anthologie grammaticale (von p. 25 an) einen Auszug gegeben hat. Ibn Otba commentirte später seine metrische Übersetzung.

3) Abu Dschafar Muhammed **Ben Otba** Rihâni, oder nach Andern Zemhâni, dessen Todesjahr unbekannt ist, schrieb ein lexikologisches Werk unter dem Titel كتاب الاصناف „Buch der Species."

(*Gustav Flügel.*)

OTBERT, OTHBERN, OTHEBERNE, der berühmte vorgebliche Heilige und Wunderthäter im Stadischen im 13. Jahrh., war ein Bauer [1]) im Lande zu Stade, wohnte bei dem Schlosse Voede in dem Orte Bokele an der Beverne [2]), unterwand sich dessen, daß er Zeichen that, heilte durch Segen und Besprechungen in eigenen roh verfaßten Formeln, und das gemeine Volk hielt ihn für einen Heiligen, kam zu ihm aus manchem Lande herbei, und brachte ihm Opfer [3]). Sein Ruhm erscholl durch das ganze Land, und ward in Lobliedern verherrlicht, welche das Volk sang [4]), denn viele Kranke strömten zu ihm, und fast täglich erhob sich der Ruf im Volke, daß welche von verschiedenen Krankheiten durch ihn geheilt worden seien, und viele Menschen glaubten an ihn [5]). Solch ein Mensch war zur Verfolgung durch die Geistlichkeit wie geschaffen. Aber Herzog Heinrich von Braunschweig beschirmte ihn, und so auch dessen Voigt Heinrich von Ostinkhusen. Sie hatten einen unermeßlichen Gewinn von dem Wunderthäter, da die, welche zu ihm wollten, nicht wenig darbringen mußten. Einen sichern Aufenthalt hatte er auf dem, dem bremer Erzstifte feindlichen, dem Herzoge Heinrich von Braunschweig gehörigen, Schlosse [6]) Voede, bis es die bremer Dienstmannen im J. 1218 [7]) durch List einnahmen, indem sie auf dem Wege nach Vorde befragt, wohin sie gingen, vorgaben, daß sie von fernen Landen gekommen, die Schwelle des heil. Otbert zu besuchen, dessen Bad, wenn es getrunken werde, den Kranken wunderbare Genesung ertheile. Sie erstiegen die Burg Vorde und trieben die Mannen des Herzogs heraus. So erreichte Otbert's Wunderthäterrolle ihre Endschaft. Er floh nach Stade, kam von da nach Lübeck und von hier nach Riga, wo er starb [8]). Welchen Eindruck Otbert gemacht, zeigt, daß noch, als Heinrich Wolter schrieb, das Sprüchwort im Leben war: das hilft wie Otbert's Segen [9]).

(*Ferdinand Wachter.*)

OTBERT, Bischof von Lüttich, war Propst der Kirche des heiligen Kreuzes zu Lüttich, ward vom Bischofe dieser Stadt, Namens Heineich, herausgeworfen, und diente nun an der Seite Guibert's von Ravenna treu dem Kaiser Heinrich IV., und erhielt nach des Bischofs Heinrich's Tode, im J. 1091 das Bisthum Lüttich [1]); nachdem er vom Clerus kanonisch erwählt worden [2]), ward er vom Erzbischofe Hermann III. von Cöln ordinirt. Nach Kräften stand der Bischof Otbert mit den Lüttichern dem

*) *Risso*, Histoire naturelle des principales productions de l'Europe méridionale. (Paris 1826.) IV, 132, 133.

1) Chron. Slav. ap. *Lindenbrog*, Scriptt. ed. *Fabricius* p. 258 und *Anonymi Saxonis* Hist. Imperator. ap. *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 122 sagen rusticus, welches das lüneburger Zeitbuch bei *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 1401 durch „husman" Hausmann, d. h. Bauer, gibt. Wenn das Bilderzeitbuch bei *Leibnitz*, Scriptt. T. III. p. 360 sagt: „eyn husman, elfte eyn torne man," und nennt ihn auch weiter unten den torneman, d. h. Thurmmann, so hat es das hus in husman in der auch sehr gewöhnlichen Bedeutung von Thurm, Stoß aufgefaßt. *Henricus Wolterus*, Chron. Brem. ap. *Meibom*, Scriptt. T. II. p. 57 sagt: villicus, d. h. Meier, also hier ein Bauer, der einen Gutsherrn hat. 2) Chron. Slav. p. 258. 3) Die in den Noten angeführten Schriftsteller.

4) *Henricus Wolterus:* Carmina elogica vulgo *Loisen* fuerunt de eo facta et cantata in viis. Die Loisen sind die in etwas andrer sprachlicher Form häufig vorkommenden Leige. 5) Chron. Slav. p. 48. 6) Daß wir Otberten auf einem Schlosse finden, das ist wol der Grund, warum das Bilderzeitbuch das husman in der Bedeutung von torneman (Thurmmann) genommen hat. 7) *Albertus Stadensis*, Chron. ap. *Schilter*, Scriptt. p. 302. 8) Chron. Slav. p. 253. 9) **Heinrich Wolter** a. a. O. Das Bildniß, welches das Bilderzeitbuch (S. 360) von Otbert gibt, ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Phantasiestück, wie die meisten übrigen. Nach dem Texte des phantasiereichen, mährchenvollen Bilderzeitbuchs ging Otheberne (in der Histor. Imp. und dem lüneburger Zeitbuche Othbern, bei den übrigen Otbere), wenn das Volk zu ihm kam und Opfer brachte, auf einen Königsstuhl sitzen, der mit Rosen gestreut war, und er saß nackt, bis auf einen schlichten Rock, und wenn das Volk kam, gab er ihm einen Laut mit einem Horne. Dieser Beschreibung gemäß ist auch Otbert abgebildet, auf dem mit Rosenzweigen geschmückten Königsstuhle sitzend, im schlichten Rocke mit bloßen Beinen und das Horn blasend. Wahrscheinlich ist dem Phantasiebilde zu Liebe jene Beschreibung in den Text aufgenommen worden.

1) Chronicon Alberici ad an. 1091 ap. *Leibnitz*, Acces. Hist. p. 139. 2) Magnum Chronicon Belgicum, ap. *Pistorius* Scriptt. ed. *Struve*. T. III. p. 144.

Digitized by Google

Kaiser Heinrich bei [3]). Er war es, der im J. 1106 vieler Herzen zum Beistande des Vaters gegen den empörerischen Sohn aufregte [4]). Der Kaiser, der Einkünfte des Reichs beraubt, ward von Otbert und den lütticher Bürgern erhalten [5]). Der Kaiser, der als Flüchtling bei Otbert lebte, wollte, als das Osterfest bevorstand, sich hinwegbegeben, doch verhinderte ihn Otbert, indem er sagte, daß er nicht dulden könne, daß der des Reichs unrechtmäßiger Weise Entsetzte bei dem großen Feste nicht unter Dach und Fach, sondern wie ein Wild im Walde leben sollte. Der empörerische Sohn wollte Ostern zu Lüttich feiern und den Vater fangen oder vertreiben; aber Bischof Otbert und Herzog Heinrich von Limburg legten den Feinden an der Maas einen Hinterhalt, und der neue König mußte nach Cöln zurückkehren [6]). Der Kaiser starb in Lüttich den 7. Aug. 1106. Hier begrub ihn Otbert in der Kirche des heiligen Lambert, ward aber in communionem poenitentiae unter der Bedingung aufgenommen, daß er den Leichnam des excommunicirten Kaisers wieder ausgrub [7]). Die Anhänglichkeit, welche Otbert dem Kaiser bewiesen, hat Goldast bewogen, die Vermuthung aufzustellen, daß die Vita Henrici Imperatoris, welche ein Gleichzeitiger verfaßt hat, von Otbert geschrieben sei [8]). Diese nicht unwahrscheinliche Vermuthung und daß er das Werk betitelt hat: Otberti Episcopi Leodiensis Epistola parentatoria de vita et obitu Henrici IV. Imp. ist von solchem Einflusse gewesen, daß Otbert jetzt gewöhnlich ohne die mindeste Andeutung, daß es blos wahrscheinliche Goldastische Vermuthung ist, als Verfasser dieser Lebensbeschreibung aufgestellt wird [9]). Wir müssen daher auch unter diesem Artikel von dieser Lebensbeschreibung handeln, weil man dieses hier erwarten wird. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß Otbert wirklich der Verfasser sei. Daß er sich nicht nennt, da er doch in der Lebensbeschreibung Otbert's Anhänglichkeit an den Kaiser nicht verhehlt, kommt vielleicht daher, daß er sich keine weitere Verfolgung durch den päpstlichen Bann zuziehen wollte. Daß er dem lebenden Kaiser treulich beigestanden, wußte Jedermann. Aber nach dem Tode desselben hatte er, um nicht excommunicirt zu bleiben, die Rolle des Büßenden übernehmen müssen. So glaube ich ist am besten zu erklären, daß er sich nicht nennt. Auch hat er das Werk nicht zur Herausgabe bestimmt, denn er schließt, nachdem er von der Gefahr, in den Zeiten so schrecklicher Parteiungen zu schreiben, gesprochen, so: Quid igitur faciam? eloquar an sileam! manus incipit et dubitat, scribit et renuit, notat et delet, ut paene ignorem, quid velim: sed turpe est, inceptam materiam mutilatam relinquere et caput absque manibus pinxisse. Pergam igitur, ut coepi, constans et securus, quod fides tua ea perspecta est, ut haec scripta nulli detegas, aut si qua foras exierint, autorem non prodas. Das Werk selbst ist mehr eine Elegie oder Trauerrede, als eine Lebensbeschreibung, doch ist es nicht arm an merkwürdigen Aufschlüssen. In welchem Geiste es geschrieben ist, erhellt sogleich aus dem Anfange des Vorworts: Quis dabit capiti meo aquam et fontem lacrimarum oculis meis, ut lugeam non excidia captae urbis, non captivitatem vilis vulgi, non damna rerum mearum, sed mortem Henrici Imperatoris Augusti, qui spes mea et unicum solatium fuit, imo ut de me taceam, qui gloria Romae, decus Imperii, lucerna mundi extitit! Erit vita mihi post hac jocunda! etc. Er schrieb hauptsächlich, um seinen Schmerz zu lindern. Zwar ist es eine Parteischrift, doch keine solche, welche sich dadurch zu helfen sucht, daß sie Thatsachen ableugnet, so z. B. wo der Verfasser von Heinrich's Jugendhandlungen redet, gesteht er ein, wie willkürlich des Knaben Regierungsweise gewesen, sagt aber sehr richtig, daß dieses nicht des Knaben Schuld, sondern der Fürsten, die ihm vorgeschrieben, so zu handeln. Wie alle Parteischriften, so hat auch diese Lebensbeschreibung die verschiedenste Wirkung hervorgebracht und die entgegengesetztesten Urtheile erfahren. So hat der päpstlich gesinnte Baronius sich nicht anders zu helfen gewußt, als sie das Werk eines ausgezeichneten Lügenwebers zu nennen und den Reineccius zu ihrem Verfertiger zu machen [10]). Andere dagegen legen dem Werke ein unbegrenztes Lob bei, sowol in Beziehung auf Schönheit der Schreibart und der Fülle gewichtiger Gedanken [11]), als auch in Beziehung auf geschichtliche Treue [12]), und Eingeweihtheit in den Gegenstand [13]). Andere hielten sich mehr in der Mitte [14]), müssen aber auch den hohen Werth des Werkes anerkennen, das auch nicht unverdient so oft

3) *Aegidius aurea vallis*, Gesta Pontificum Leodiens. c. XV. ap. *Cheaupeaville*, Scriptt. Episc. et Rer. Leod. T. II. p. 252. 4) *Albericus* ad an. 1106. 5) Chronicon Leodiense ap. *Materne* et *Durand*, Anecdotorum T. II. p. 1407. 6) Muthmaßlich Otbert selbst, Henrici IV. Imperatoris Vita, a quodam ejus temporis conscripta. c. 13, 14. ed. *Joannis*, p. 270, 271. 7) *Abbas Swarzahensis*, Chron. ad an. 1106. 8) S. Goldast's Abhandlung über die von ihm in den Apologiis pro D. N. Henrico IV. Imp. herausgegebenen Schriftstellern S. 34. 9) S. z. B. Adelung, Directorium. S. 73. v. Raumer, Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters S. 185 berichten, als wenn es thatsächlich gewiß wäre, daß Otbert diese Lebensbeschreibung hinterlassen habe.

10) *Baronius* ad an. 1106. T. XII. p. 60. S. dagegen *Meibomius*, Introductio in Historiam inferioris Saxoniae. p. 97. 11) S. *Isaacus Casaubonus* ap. *Reuber.* ed. *Joannis* p. 254 und was dazu *Caspar Sagittarius*, Introductio in Hist. Eccles. c. 24. §. 38. p. 626 über die Lesenswürdigkeit für die studirende Jugend bemerkt. Über die Schreibart s. auch *Godofredus Hechtius*, Germaniae sacrae et litteratae. P. II. Lib. VIII. c. IV. §. 14. p. 524. 12) *Guilielm. Cave*, Part. I. Histor. litterar. scriptor. ecclesiasticor. saec. XII. p. 446. 13) *Joannes Christianus Neu*, Sect. IX. Mantissae ad Degorei Wheari Relectiones Hiemales. p. 109. *Christianus Eberhardus Weismannus*, Hist. eccl. N. T. sec. XII. §. 10. p. 795. 14) S. z. B. Sim. Fr. Hahn, Vollst. Einl. z. d. t. Staats-, Reichs- und Kaiser-Gesch. 3. Th. S. 42: „Der Autor vitae Henrici, der sonst mehr eine Lobschrift, als rechte unparteiische Historie von seinem Kaiser verfertigt, gestehet solches (nämlich daß Heinrich sonderlich in seiner Jugend nicht viel getaugt) nicht undeutlich, wiewol er die Schuld auf andere schiebt". Wie der Verfasser der Vita Henrici allerdings Recht hat, die Schuld auf Heinrich's schlechte Erziehung zu schieben; s. bei Fr. Wachter, Thür. Gesch. 2. Th. S. 101.

Digitized by Google

herausgegeben worden, zuerst von Joan. Aventinus, der das Werk in Regensburg in der Emmerans-Kirche fand (Augsburg 1518), dann von Martinus Frechtus nebst dem Witichind von Corvei (Basel 1518), hierauf von Ortwinus Gratius, dem Theologen zu Cöln, in dem Fasciculo rerum expetendarum et fugiendarum (1535), ferner von Reinerus Reineccius hinter dem Helmold (Frankfurt 1581), alsdann von Reuber in den Vet. Scriptt. (1584), und im folgenden Jahre (1585) von Christ. Urstitisius, Germ. Histor. (Frankfurt 1585 p. 380—393), am besten von Goldast in den Apologeticis (Hanau 1711. p. 204 sq.), endlich von Joannis in der Reuber'schen Sammlung der Vet. Scriptt. (Frankfurt 1726. p. 216—273 u. p. 274—282). Die Epistolae Henrici IV., die schon Aventinus herausgegeben, und auch die auf ihn folgenden Ausgaben haben. Noch ist zu bemerken die Ausgabe des muthmaßlich Otbert'schen Werkes, welche nach Sagittarius nebst den Commentariis Aeneae Silvii de Concilio Basiliensi ohne Orts- und Jahrsangabe erschienen ist. Ist es wirklich von Otbert, so muß es für die Gegner des Werkes und seines Verfassers um so empfindlicher sein, ein je tüchtigerer Bischof dieser getreuste Anhänger des excommunicirten Kaisers war. Von Otbert's bischöflichem Wirken bemerken wir die Stiftung des neuen Münsters regulärer Chorherren in der Hoinevorstadt, welche sich auf die Freigebigkeit des Grafen Cono von Montaeu, des Grafen von Clermont und Anderer gründete, welche auf der Heimkehr von Jerusalem ein Gelübde bei einem Meeressturme gethan, die Erbauung der Kirche des heiligen Hubert zu Lüttich, und die Verordnung in Beziehung auf die in jene Kirche gesetzten Chorherren, die Erbauung der Parochial-Kirche St. Fidei bei Lüttich, die Erhebung des Leichnams der heiligen Oda und Versetzung in die Roder-Kirche ꝛc. Neben diesem eigentlich bischöflichen Wirken war Otbert auch ein tüchtiger Bischof in landesfürstlicher Beziehung; so erkaufte er von Godfried, als dieser seinen Kreuzzug antreten wollte, das dem Hochstifte viele Leiden bringende Schloß Bouillon für 1500 Mark des reinsten Silbers zwar auf Wiederkauf, aber es verblieb bei dem Hochstifte, erwarb vom Grafen Balduin von Hennegau Tuwin für 50 Mark reinen Goldes; so brachte er auch für schweres Geld das Schloß Clermont an das Hochstift, stellte das Schloß von Mirewalt wieder her [15]) ꝛc. Wegen solches Waltens Otbert's in eigentlich bischöflicher und in landesfürstlicher Beziehung würde sich Otbert den Namen eines der geachtetsten Bischöfe erworben haben, wäre er nur nicht erhaben über den finstern Geist seiner Zeit gewesen, und statt der getreueste Anhänger des unglücklichen Kaisers ein Verfolger desselben geworden. Er starb den 31. Jan. 1119, und ward in der Kirche des heil. Lambert zu Lüttich begrab n. (*Ferdinand Wachter.*)

OTBI (عتبي) ist der Name mehrer orientalischer und occidentalischer arabischer Gelehrten, wie:

1) Des Muhammed Ben Ahmed Ben Abd-el-aziz El-Otbi aus Cordova, der ein berühmter Rechtsgelehrter war, und vielleicht richtiger Atabi zu schreiben ist. Er starb 255 (beg. 20. Dec. 868) und hinterließ ein Werk, das von seinem Namen Ataba (عتبية) benannt ist.

2) Der Richter Fat'h-ed-din Abu'labbas Ahmed Ben Cadhi Dschemal-ed-din Abu Amru Osman El-Otbi, dessen Todesjahr unbekannt geblieben, schrieb ein Werk über die Heilung der Augenkrankheiten unter dem Titel: „Product des Nachdenkens (نتيجة الفكر في [علاج] امراض البصر)." Es umfaßt 17 Capitel. (*Gustav Flügel.*)

Otdia, Inselgruppe, s. Radack.

OTELFINGEN, reformirtes Pfarrdorf im Oberamte Regensberg des eidgenössischen Cantons Zürich, mit 1100 Einw. Die Gemeinde hat guten Wein- und Getreidebau und ist sehr wohlhabend. Bis zur Reformation war hier nur eine Kapelle St. Antonii, welche der Priester des eine Stunde entfernten, in der Grafschaft Baden liegenden Dorfes Würenlos versehen mußte. Mit Einführung der Reformation zu Otelfingen wurde eine eigene Pfarrkirche errichtet, und da die Mehrheit der Einwohner zu Würenlos katholisch blieb, so mußte seither der Pfarrer von Otelfingen auch für die Reformirten zu Würenlos den Gottesdienst in der dortigen Kirche halten. Er wird, sowie der kath. Pfarrer zu Würenlos, vom Abte des Klosters Wettingen erwählt. (*Escher.*)

OTENCHYTA, OTENCHYTES, Strigilis, Clyster auricularis, eine Spritze, womit Arzneimittel (Otenchyta scl. remedia) in das Ohr gespritzt werden, eine Ohrspritze. (*Wiegand.*)

OTENE. Ptolemäus (Lib. V. c. 13) nennt eine Landschaft Armeniens Totene oder Motene (vergl. Mannert, Geogr. V, 2. S. 216) und verlegt sie an den Fluß Cyrus. Vielleicht ist dieses dieselbe Gegend, welche Quadratus in dem dritten Buche der parthischen Geschichten (*Steph. Byz.* v. Ὠτηνή) Otene nennt, ebenfalls an dem Cyrus gelegen, und, wie es scheint, nach demselben, bis in die Nähe von Artaxata reichend. In dieselbe Lage fällt auch die Angabe des Plinius (VI, 13), daß der Araxes Otene von Atropatene, dem nördlichsten Theile Mediens, trenne. Zweifelhafter ist, ob das Madena des Sextus Rufus hierher gehöre. (*Völcker.*)

OTESIA und OTESINI, alter Name einer Stadt und ihrer Einwohner im cisalpinischen Gallien, oder in Oberitalien am Po, erwähnt von Plinius (N. H. III, 15, 20), dem Itinerarium Antonini; in einer Inschrift bei Gruter (p. 396, 408) hat dieser Curatori reip. Atesinorum, wo Cluver u. A. Otesinorum lesen; Cluver erklärt es für das neuere Mirandula (*Cluv.* Ital. ant. 253). (*H.*)

15) Mehres und Näheres über Otbert s. bei Ägidius a. a. O. und in der Historia Andaginensis Monasterii S. Huberti, ap. *Martène* et *Durand* Veterum Scriptt. et Monum. Ampl. Collect. T. IV., wo zugleich die Geschichte Otbert's behandelt wird und andere Lüttichs Bischöfe betreffende Geschichtswerke. Einen Auszug aus den Chroniken gibt das Chron. Magnum Belgicum, ap. *Pist.* ed. *Struve* p. 144—146.

Digitized by Google

OTFORD, ein Berg in England, unter 51° 18′ 55″ nördl. Br. und 17° 52″ 10″ L. (*Eiselen.*)

OTFRIED, OTFRID, Mönch zu Weißenburg, der teutſche Dichter im 9. Jahrh., war ohne Zweifel von Geburt ein Franke, obgleich es bis jetzt nicht gelingt, ſein Vaterland genauer zu beſtimmen. Wenn er auch in der lateiniſchen Vorrede öfter, wie in der Überſchrift ſeines Werkes, ſagt er ſchreibe Theotisce, ſo bedient er ſich doch auch einmal des Wortes Franzisce (nicht Francisce), nennt im Teutſchen ſeine Sprache nue Frenkisga zungûn, und beſtimmt das Gedicht für die Franken, obgleich es gewiß auch den Schwaben und Baiern nicht unverſtändlich geweſen iſt, wie er ſelbſt einen Theil deſſelben an Biſchof Salomon nach Conſtanz in Svâbo richi ſandte (ad Salom. 5). Sein Wohnoet, das Kloſter Weißenburg, gehörte mit dem Speiergau zum Herzogthume Franken; daß er aber aus jener Gegend nicht gebürtig war, ſchließt J. Grimm (teutſche Gramm., erſte Ausg., S. LVII) wol mit Recht aus des Dichters Klagen über ſeine Entfernung aus der Heimath (1, 18, 25—30). Er nennt ſich ſelbſt einen Schüler des Hrabanus und Biſchofs Salomon von Conſtanz. Unter Hrabanus Maurus hat er wahrſcheinlich die Schule zu Fulda beſucht, der dieſer als Abt von 822 bis 847 vorſtand, ehe er Erzbiſchof zu Mainz ward. Von hier ging Otfried vermuthlich mit zweien ſeiner Mitſchüler, Hartmuat und Werinbraht, nach St. Gallen; wenigſtens nennt Teitheim beide Schüler des Hrabanus. Hartmuat war ſchon im J. 841 ſehr angeſehen und ward gleich nach der Wahl Abt Grimoald's zu ſeinem künftigen Nachfolger erwählt; im J. 872 trat er an ſeine Stelle. Werinbert war, nach dem hierin glaubwürdigen monachus Sangallensis, der aus ſeinem Munde als gesta Karoli die wunderlichſten Mönchsfabeln von Karl dem Großen geſchrieben hat, Adalbert's Sohn und ſtarb am 22. Mai, wahrſcheinlich, wie Pertz (script. II, 729) vermuthet, im J. 884. Biſchof Salomon von Conſtanz, Otfried's Erzieher und Meiſter, iſt Salomon I, 839 — 871. Otfried's Aufenthalt zu St. Gallen iſt zwar nicht ſtreng erweislich, aber er wird aus ſeiner Bekanntſchaft mit St. Gallern ſehr wahrſcheinlich. Ildefons von Arx hat auch (*Pertz* scriptor. II, 101*) aus ſanctgalliſchen Handſchriften angeführt, daß Notker Balbulus und ſeine Genoſſen mit Otfried von Weißenburg in Briefwechſel geſtanden. Sein Gedicht ſchrieb er als Mönch in dem Benedictiner-Kloſter zu Weißenburg und zwar, wie er in ſeiner Vorrede ſagt, den mittelſten Theil derſelben zuletzt; denn wenn die Worte Hoc enim novissime edidi in der Handſchrift zu Wien nur mit kleineren Zügen übergeſchrieben und darnach ausgekratzt worden ſind, ſo finden ſich doch auch hier die daſſelbe andeutenden Worte quamvis iam fessus. Noch ehe ich dieſe Stelle der Vorrede beachtete, hatte mich die zunehmende Geübtheit im Versbau und Nachläſſigkeit im Styl ungefähr auf die folgende Ordnung, in der Otfried geſchrieben haben möchte, geführt. Zuerſt ſandte er ſein erſtes Buch, vielleicht ohne das erſte Capitel mit einem akroſtichiſchen Gedicht (in dieſer Form ſchrieb er alle drei Zueignungsgedichte), den ſanctgalliſchen Mönchen Hartmuat und Werinbraht, ehe jener Abt ward, alſo vor dem Jahre 872. Darauf ſchrieb er das fünfte Buch, ich glaube Cap. 16—25, welche Joh. Tritheim, wie es ſcheint, unter den Titeln de iudicio extremo, lib. I. und de gaudiis regni caelestis, lib. I, abgeſondert vorfand, und begleitete ſie (dies vermuthe ich hauptſächlich aus dem Inhalte) mit dem Gedicht an Biſchof Salomon von Conſtanz, der im J. 871 ſtarb. Zuletzt, als Presbyter, dichtete er den mittlern Theil des Werkes, und widmete das Ganze ſeinem Könige [1]), Ludwig dem Teutſchen, bei Lebzeiten der Königin Emma (ad Ludov. 84), die freilich nur acht Monate vor ihrem Gemahle nach Weihnachten 875 ſtarb, und zugleich dem weiſen und kriegeriſchen Rathe des Königs, Erzbiſchof Liutbert von Mainz, der vom J. 863—889 auf dem erzbiſchöflichen Stuhle ſaß. Hartmuat war bei der Herausgabe des Ganzen wol noch nicht Abt zu St. Gallen, ſonſt würde das Gedicht an ihn und Werinbraht nicht an das Ende geſetzt worden ſein; das Gedicht an den König, die Vorrede an den Erzbiſchof und die Verſe an den Biſchof, hat er vor das erſte Buch geſtellt. In dem Gedicht an den König Ludwig, V. 29, rühmt der Dichter die friedlichen Zeiten; da dies auf ſeine letzten Jahre nicht paßt, ſo ſetzt Graff (Vorrede zu Otfried S. VI.) die Vollendung des Werkes nicht unwahrſcheinlich ins Jahr 868 obgleich man ebenſo gut auch 867 annehmen könnte, oder noch lieber 865, ehe Ludwig der Jüngere ſich gegen ſeinen Vater empört hatte. Woher und mit welchem Rechte Teitheim dem Dichter noch in psalterium volumina tria lib. III., carmina diversi generis lib. I. und epistolarum ad diversos lib. I. zuſchreibt, iſt bis jetzt nicht ermittelt worden. Graff's Vermuthung (S. VI.), das Lied auf Petrus in Docen's Miſcellaneen (I, 4) ſei von Otfried, iſt ſicher unrichtig.

Otfried hat ſein großes Werk in fünf Büchern, nebſt den drei Widmungsgedichten und dem lateiniſchen Schreiben an Erzbiſchof Liutbert, ſelbſt betitelt: Liber evangeliorum domini gratia Theotisce conscriptus, welches in der Ausgabe von Matthias Flacius ſchicklich verteutſcht iſt: Evangelienbuch, ſodaß ein neuer Name unnöthig ſcheint und nur verwirren könnte. Der Dichter hat darin, wie er ſelbſt ſagt, einen Theil der evangeliſchen Geſchichte, partem evangeliorum, êvangeljôno teil, in teutſchen Verſen ſchreiben wollen, ſodaß er viel Einzelnes überging, dafür aber oft Anwendungen und Deutungen hinzufügte, nicht ſelten unter den beſondern Überſchriften: moraliter, spiritaliter (nicht spiritualiter), mystice. Bei dieſen Deutungen hat Schilter zuweilen auf Alcuin zum Johannes verwieſen; mir ſcheint ein umfaſſenderes und kürzeres Werk zum Grunde zu liegen, welches mancher andere leichter als ich auffinden wird, wenn es auf Erörterung der gewöhnlichen theologiſchen Bildung jener Zeit ankommt [2]).

1) Das Elſaß gehörte zwar Karl dem Kahlen, aber nicht der Speiergau, wozu Weißenburg gerechnet ward. 2) Merkwürdig iſt, daß in dem altſächſiſchen Heljand, einer ähnlichen poetiſchen Darſtellung evangeliſcher Geſchichten aus der Zeit Ludwig's des Frommen, zuweilen dieſelben Ausdrücke wie bei Otfried vorkommen, ohne daß der Text dazu Veranlaſſung gibt. So heißt es

Digitized by Google

Ob Otfried's Evangelienbuch, das er auf Bitten einiger seiner Brüder und besonders einer ehrwürdigen Frau Judith gedichtet hat, bei den Zeitgenossen in Achtung gestanden und namentlich (wozu es bestimmt war) gesungen sei, wissen wir nicht. Es haben sich zwei prachtvolle und mit peinlicher Genauigkeit besorgte Handschriften, zu Heidelberg und zu Wien, die erste jedoch nicht ganz vollständig, erhalten, von einer dritten ähnlichen bedeutende Fragmente. In der zu Wien sind besonders die durch die ganze Handschrift gehenden Verbesserungen merkwürdig [3]); bei näherer Untersuchung wird sich entscheiden lassen, ob nicht vielleicht Otfried selbst der Verbesserer war. Eine vierte zu München hat die Unterschrift Unaldo episcopus (Bischof Waldo von Freisingen, 885—906, der Bruder Bischof Salomon's III. von Constanz) istue evangelium fieri iussit, Ejo Sigihardus indignus presbyter scripsi, und ist mit größerer Freiheit und Nachlässigkeit geschrieben; der Schreiber hat ganze Capitel ausgelassen und sehr oft bairische Formen eingemischt. Die zwei ältern Ausgaben, die von Matth. Flacius oder eigentlich von dem augsburger Arzt Achilles Pirminius Gassar (Basel 1571), und die im ersten Bande von Joh. Schilter's thesaurus antiquitatum Teutonicarum (Ulm 1728 [1726] Fol), mit Schilter's und Scherzens Anmerkungen, sind für sich allein niemals brauchbar gewesen; die neue von E. G. Graff (Königsberg 1831, 4.), gewährt fast soviel Sicherheit als die Handschriften selbst (obgleich der Herausgeber einige Fragmente der dritten Handschrift nicht selbst gesehen hat), aber nicht größere Bequemlichkeit, da für das Verständniß nichts, weder durch Interpunction, noch durch Erklärung oder Wortregister geschehen ist [4]).

Indem Otfried dem Erzbischofe Liutbert erzählt, er sei um seine Arbeit gebeten worden, dum rerum quondam sonus inutilium pulsaret aures quorundam probatissimorum virorum, eorumque sanctiorem laicorum cantus inquietasse obscenus, und indem er als den begehrten Zweck angibt, ut aliquantulum huius cantus lectionis ludum saecularium vocum deleret, et in evangeliorum propria lingua occupati dulcedine sonum inutilium rerum noverint declinare, führt er uns selbst darauf seine Stellung in der Geschichte der teutschen Poesie zu beurtheilen. Wie weit er seine fromme, bei aller Beschränktheit gewiß achtenswerthe Absicht erreicht habe, ist für uns minder wichtig, als was wir aus seiner geistlichen Poesie über die Art und Weise des weltlichen, ihm freilich anstößigen, Gesanges lernen können.

Otfried fällt in die lange, bis ins 12. Jahrh. reichende, Periode, wo in Teutschland von einer andern weltlichen als epischer Poesie nicht die Rede sein kann; ich meine, wo jeder Gegenstand nur in der erzählenden Form behandelt ward. Das Loblied auf König Ludwig III. von Frankreich, die Hofpoesien unter den sächsischen und fränkischen Kaisern gehen überall gleich in die Erzählung über. Der Inhalt von Spottliedern wird uns immer so angegeben, daß etwas Schimpfliches darin sei erzählt worden. Dem fuchtsamen Grafen Hugo von Tours, seit dem Jahre 821 Schwäher Lothar's I., gestorben im J. 837, sang sein Ingesinde (Thegani vita Hludowici imp. 28) ut aliquando pedem foris sepe ponere auus non fuisset. Von Heinrich II., als er im J. 1000 von vielen statt Otto's III. zum Könige gewünscht ward, sang das Volk (*Dietmar. Merseb.* V. p. 365) Domino nolente voluit dux Henricus regnare. Selbst die ältern Liebeslieder des 12. Jahrh. haben meistens die Form der Erzählung: Es stand eine Frau, Ich sah, Ich hörte, und die frühern winiliod sind gewiß sämmtlich in dieser Art gewesen [5]). Otfried hat neben der Erzählung sehr häufig, ja öfter als die erzählenden Dichter des 13. Jahrh., Betrachtungen; nicht er zuerst, denn in dem sächsischen Evangelium und in den bairischen Versen vom Weltende finden sie sich ebenfalls, aber seltener und besser. Die geistlichen Dichter haben dabei wol minder die Weise der Volkspoesie als die der Predigten befolgt, und bei Otfried sind sie auch fast durchaus ohne Poesie und ohne Form. Sie werden nur anmuthig, wo es ihm gelingt, einen Zustand des Gemüths in einfacher unschuldiger Wahrheit darzustellen, wie 5, 11, 29 den Zweifel dessen, der selbst an sein Glück nicht glaubt,

S ô giburit manne, thara er sô gingêt thanne,
giuhit thaz suaza liabaz sin, thoh forahlit thaz ni megi sin;

oder 5, 8, 29, wie Christus im Garten die Maria mit ihrem Namen nennt,

B i namen sia druhtin nanta, so ih hiar fora zalta.
giswâso joh thin knuode ist thes thu bi namen nennist.
S ama so er zi iru qvâti „irkanâi mih bi nôti:
in muate lâz thir iz heiz, wanta ih thinan namon weiz;"

oder die schon oben erwähnte Sehnsucht nach seiner Heimath (1, 18, 25),

---

im Heljand 87, 20 und bei Otfried 3, 6, 37. 42, bei der Speisung der Fünftausend: das Brod und die Fische wuchsen. Die Annahme, daß etwa Otfried das sächsische Werk benutzt habe, weise ich nur darum als ungereimt ausdrücklich ab, weil es mir oft begegnet, daß man mir den ersten besten Einfall, den ich selbst nothwendig auch muß gehabt, aber verworfen haben, als etwas Neues und höchst Wichtiges vorhält.

3) Aus Graff's Ausgabe lernt man sie nicht kennen, weil hier nur die Verbesserungen beachtet sind, nicht aber, was die erste Hand schrieb. Ich verdanke die nähere Kenntniß dem Prof. Hoffmann in Breslau, der mir seine Abschrift der pfälzischen und seine Vergleichung der wiener Handschrift mit uneigennütziger Gefälligkeit für einen langgewährenden Gebrauch geliehen hat. Die freisinger Handschrift habe ich selbst mit der Schilter'schen Ausgabe verglichen. 4) Über die Literatur der Ausgaben und Handschriften s. Hoffmann in seinen Fundgruben (1830). 1. Th. S. 38—47 und in seinen bonner Bruchstücken von Otfried (1821) S. III—VI. Graff in der Vorrede S. XIV—XXVI. Ich setze hinzu, daß das Diezische Bruchstück Eigenthum der königl. Bibliothek zu Berlin und von dem Prof. von der Hagen in seinen Denkmälern des Mittelalters (1824) herausgegeben ist.

5) Wenn Widukind von Corvei (I. p. 636. *Meib.*) sagt, nach der Schlacht bei der Eresburg (912) hätten die Spielleute gesagt: ubi tantus ille infernus esset, qui tantam multitudinem caesorum capere posset, hebe er ohne Zweifel nur einen Gedanken des Liedes hervor, dessen Form gleichwol gewiß die erzählende war. Ja wer weiß, ob diese Worte selbst nicht die Rede einer in dem Gedichte aufgeführten Person waren?

Digitized by Google

W olaga eilenti, harto bistu herti,
thu bist harto filu svâr, thaz sagêa ih thir in alawâr.
M it arabeitin warbent thie beiminges tharbênt.
ih habên iz funtan in mir; ni fand ih liebes wiht in thir.
N i fand in thir ih andar guat, auntar rózagaz muat,
séragaz harza, joh managfalta smerza.

dergleichen mag vieles, und in edlerer Form, auch in den weltlichen Liedern vorgekommen sein, aber die Anwendungen und Deutungen der biblischen Geschichten, wie sie Otfried so häufig hat und von bedeutendem Umfange, sind im Predigtstyl, von welchem sicher die damalige weltliche Poesie weit entfernt war.

Aber auch die Erzählung selbst finden wir bei Otfried, ebenso freilich im Heljand, in einer andern Ausbildung, als wir sie in den meisten und in den besten Volksliedern der Zeit voraussetzen dürfen. Ganz anders ist die Art der Erzählung in dem gleichzeitigen Leben des heiligen Gallus von Ratpert[6]), in dem Gedicht auf den heiligen Georg, in dem auf Kaiser Otto I., und seinen Bruder Heinrich, sie haben noch fast ganz den alten raschen, weniger fortschreitenden als springenden Gang der Erzählung; dagegen Otfried eine breite Ausführlichkeit liebt, gegen welche selbst die Weise der meisten Dichter des 12. Jahrh. noch knapp und gedrängt erscheint. Freilich sind jene alten Gedichte, soviel ich sehen kann, in der mehr lyrischen Form der Leiche, und das Ludwigslied, welches im August oder September 881 in Otfriedischen Strophen gedichtet ward, hat etwas mehr von Otfried's Ausführlichkeit; sodaß man zwar wol einen Theil der Otfriedischen Erzählungsweise dem Bedürfnisse, der Unbekanntschaft des Volks mit der heiligen Geschichte zuschreiben darf, und ein anderer Theil seiner persönlichen Neigtheit zur lehrhaften Auseinandersetzung angehören wird, die sich deutlich ergibt, wenn man seine Erzählung von der Samariterin mit der weit gedrängtern eines andern, vermuthlich bairischen, Dichters[7]) vergleicht, aber einen Trieb zur geordneten fortschreitenden Erzählung wird auch die fränkische Volkspoesie, die überhaupt mehr zur Milde neigte, gefühlt und schon im 9. Jahrh., wenigstens in den einfachen Strophen aus vier kurzen Zeilen, ihm nachgegeben haben; nur daß sie gewiß sicherer, angemessener, lebendiger war, als die Otfriedische, und außerdem oft (wenn wir nicht annehmen wollen, sie sei durchaus unpoetisch gewesen) überlegen durch den bewegenden Gedanken, der das Gedicht durchdringt und die Begebenheiten zu seinem Kleide macht, denn bei Otfried wird man nicht leicht in einer Erzählung einen Gedanken, aus dem sie sich entwickelt, finden, oder in der Darstellung ein Abbild des Eindrucks, den der Gegenstand auf ihn gemacht hätte. So, glaube ich, müssen wir Otfried's Werk in seiner Redseligkeit und dürren Kälte, als einen schwachen Versuch, als eine Nachahmung der fränkischen Erzählungsweise, und wir dürfen nur, was ihm gelungen ist, als Beispiel, nach dem wir sie beurtheilen können, ansehen.

Eine gänzliche Veränderung des poetischen Styls war in der fränkischen Poesie mit dem Aufhören der Alliteration entstanden; kein Gewinn für den innerlich wenig reichen Dichter, daß er nicht mehr soviel der poetischen Sprache zu lernen hatte; mit der Freiheit der einfachen und natürlichen Rede wuchs unendlich die Kunst dennoch zu einer festen und gediegenen Form zu kommen, eine Schwierigkeit, die gewiß nur von den Besten überwunden ward, und den Fortschritt der Ausbildung bis tief ins 12. Jahrh. hinein hemmte; denn jetzt war der Dichter an wenig Gegebenes, fast nur an seine Gedanken und an sein Theil der gemeinen Sprache des Volks, gewiesen. Die ältere Form, die wir noch kurz vor Otfried in Thüringen, in Sachsen und in Baiern nachweisen können, hatte durch das Hervorheben vier betonter Wörter in jeder Langzeile, deren zwei oder drei, zuweilen alle vier, durch gleichen Anlaut gebunden waren, von selbst zu einer sehr bestimmten und förmlichen Art des Ausdrucks geführt, indem bei dem Betonen jedes Einzelne nothwendig gewisse Zusammenstellungen ähnlicher Begriffe, Beiwörter, Umschreibungen, Bilder, ganze Sätze, durch den fortwährenden Gebrauch stehend wurden, sodaß es zuletzt nur ein Kunststück war, jede Rede durch solche poetische Bezeichnungen, Kenningar, wie sie im Norden heißen, in die Sprache der Poesie umzusetzen. Diese Weise, die im Einzelnen, wenn nur dem Dichter ein großer Reichthum zu Gebote steht, immer anziehend und nicht selten schön ist, konnte doch, weil sie leicht überlästig oder schwierig wird, und durch starres Haften am Besondern den Eindruck des Ganzen schwächt, in Teutschland auf die Länge nicht bestehen, denn die unverwilderte Poesie eines noch frischen Volks duldet nichts, was in leere Förmlichkeit zu versinken droht. Schade nur, daß soviel von poetischer oder geistreicher Auffassung der Natur und des Lebens, die sich in den Worten der poetischen Sprache erhielt, nun mit ihr unwiederbringlich verloren ging. Otfried hat wirklich schon weit weniger dieses alten Styls, als man erwarten sollte; am seltensten, und fast nur in den ältesten Theilen des Gedichts, mit Alliteration (1, 5, 5),

F loug er sunnûn pad, sterrôno strâza,
wegâ woikono zi theru itis frôno,
Z ediles frouwûn, selbûn sancta Marjûn.

oder (1, 5, 11)

W âhero duncho werk wirkento,
diurero garno. thaz deta siu io gerno[8]).

etwas häufiger ohne Alliteration (4, 5, 35)

6) Von der lateinischen Übersetzung desselben, von Eckehard IV. ist im zweiten Bande der Pertzischen Script. (S. 33) nur der Anfang abgedruckt. Aber die fünfte Anmerkung S. 61 zeigt, daß das Ungedruckte für die Geschichte des teutschen Heidenthums nicht unwichtig ist und für die Geschichte der Poesie ist das ganze Gedicht von der größten Bedeutung. 7) Richtiger als in Graff's Diutisca (II, 881), wo sogar eine Zeile fehlt, findet man es in Hoffmann's Fundgruben (I, 2) abgedruckt, aber auch nicht ohne bedeutende Fehler. Nach Z. 11 ist eine Langzeile verloren, deren Inhalt war: et dedisset tibi aquam vivam; Z. 19 muß zwei Mal gelesen werden. Z. 10 war du, 18 (mit der Handschrift) thurstit ina mêr zu schreiben, 20 iz sprangôt, 23 hara, 26 êr, 30 (mit der Handschrift) suohtôn.

8) Man wird bemerken, daß nur die letzte dieser vier alliterierenden Zeilen der Regel gemäß gebauet ist.

Digitized by Google

E r leitit mit giwsti thih zer heimwisti,
joh rihtit unsih alle zi themo kastelle,
Z i fim hôhên mûrôn joh zi eigenên gibûrôn,
zi festi thes wîches, thes hôhen himilriches.

oder (4, 13, 43)

T haz avert ni wâri in worolti sô harto biventi,
odo ouh aper thehein sô was, thaz ih ruahti bi thaz.
W âfan ni wâri, thaz ih in thin firbâri,
ni ih gâhi séla mina in wehsal bi thia thiu,
T her stant io sô hebigêr, then ih intriati thiu mêr,
thaz mih io ginôtti theih thin ficlougnôti.

Und mit der Zeit schwand das alte poetische Besitzthum des teutschen Volks immer mehr, sodaß bei den Dichtern des 13. Jahrh. im Ganzen wenig davon zu spüren ist, weniger selbst als in den Rechtsformeln. Aber erst damals erhob sich die Form wieder aus der Unbestimmtheit und erreichte das Ziel, nach welchem das 9. Jahrh. ohne glänzenden Erfolg strebte, daß sich die Einzelnen mit der Kraft ihrer Eigenthümlichkeit geltend machten und unvergängliche Werke in ihrem eigenen Styl schufen. Von einem Klosterdichter wird Niemand eine bedeutende poetische Eigenthümlichkeit erwarten, und von seinen sangallischen Zeitgenossen Ratpert und Tuotilo [9]) wird Otfried schwerlich übertroffen seln, an dem noch immer sein Reichthum an Ausdrücken und Wendungen, doch eben nicht an poetischen, sehr zu loben ist, wenn man ihn z. B. mit Notker III. und dessen Mitarbeitern vergleicht; sodaß er doch den obscenus laicorum cantus mehr als er es eingesteht, mag gehört haben.

Wie die alte Weise der Alliteration im Styl Otfried's Spuren zurückgelassen hat, so regiert ihr inneres Gesetz auch noch seinen Versbau; fast in jedem Halbverse hat er zwei höher betonte Wörter. Wenn die Handschriften drei Accente setzen, ist es meist nur Versehen. Selbst in dem durch Interpunction wunderbar getheilten Verse (ad *Hartm.* 160), den nur eine Handschrift mit Accenten gibt,

H ôhi er uns thes himiles (joh muazin fréwen unsih thés)
inspérre; thara gileite mih, joh thâ'r gifrewa ouh iuih,

könnte man der Betonung von gileite wohl entrathen. In der Regel bezeichnen die Schreiber in jeder Vershälfte zwei Wörter oder eins mit dem Accent, und es ist immer der seltenere Fall, daß, der Regel alliterirender Verse zuwider, die zweite Vershälfte zwei, und die erste nur einen Accent bekommt [10]). Ja sogar die Reime, die einzeln schon in der südlichern Alliterationspoesie statt der gleichen Anlaute dienen mußten, je zwei Vershälften zusammenzuhalten, sind bei Otfried noch nicht einmal durchaus nothwendig. In seinem ersten Buche findet man allein sechs oder mehr und selbst noch im vierten Buche eine Langzeile, deren Hälften nicht den geringsten Gleichlaut in ihren Ausgängen haben, und nur ein Paar ersetzen den Endreim durch Alliteration (1, 7, 9, 19, 27)

mahtig aruhtin, wîh namo sînêr (so alle Handschriften)
nû intfiang druhtîn drûtlîut sînan.

Jôhannes, druhtînes drût, wilit es bithîhan.

Die Reime sind immer, wie alle bis nach der Mitte des 12. Jahrh., stumpf, d. h. sie binden nur die letzte Sylbe des Halbverses auf der vierten Hebung, sodaß die tieftonigen Endsylben etwas über ihre natürliche Geltung erhöht werden müssen; obgleich Otfried mit dem Gleichlaute zweier auch dreier Sylben sehr gern vorlieb nimmt (*Hartm.* 163. 1, 22, 33. 3, 15, 10)

simbolon in êwôn. thes sint thie sine thâr giwon.
er was thâr, er giang sâr in mit then brédigârin.
thêra sámanungû zi einêru mánungû.

Aber ebenso oft begnügt er sich auch mit dem Gleichlaute des letzten Vocals, bei verschiedenen Consonanten, und die Vocale sind sich oft nur ähnlich oder von verschiedener Quantität; daher man von Otfriedischen Reimen noch nicht sagen kann, ihr Zweck sei das Ohr zu kitzeln, sie sollen nur, wie gesagt, je zwei zusammengehörige Halbzeilen von den andern unterscheiden. Gleichwol haben Otfried seine höchst ungenauen Reime, als eine damals noch neue Kunst, offenbar große Noth gemacht, und ihn zu einer unerträglichen Menge von Flickwörtern, oft auch zur Weitläufigkeit in seinem sonst freien und gewandten Periodenbaue, verleitet. Weniger lästig scheint ihm die Abtheilung in Strophen von je zwei langen Versen gewesen zu sein, die wir zwar früher als in seinem Werke nicht sicher nachweisen können, aber diese nachher fast allgemeine Form ist gewiß nicht von ihm erfunden, sondern sie zeigt uns, wie die fränkische Kunst, der vereinzelnden Alliteration überdrüssig, nach etwas größern abgesonderten Massen strebte.

Wie sorgfältig oder wie frei Otfried im Baue der Verse gewesen sei, darüber weiß ich hier mit wenigen Worten nichts Genügendes zu sagen; ich habe aber die althochteutsche Verskunst zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung gewählt, deren erste Abtheilung in den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom J. 1832 erschienen sind. Obgleich Otfried wol mit dem Verse zu malen verstand, wobei er jedoch mehr auf den Ausdruck des Sanften als des Kräftigen auszugehen pflegt, hat er doch auf den Wohlklang keine sichtbare Sorgfalt verwandt, aber sie war auch in der fränkischen Sprache weniger nöthig, die in glücklichem Verhältnisse der Laute nicht nur alle teutschen Sprachen weit übertrifft, sondern auch wol keiner irgend eines andern Volkes oder Zeitalters nachsteht. Auf Genauigkeit in den grammatischen Formen und auf bestimmte Schreibung zeigt er sich überall aufmerksam, wie man aus sei-

9) Tuotilo, der vor Notker Balbulus, vor 912 starb, dichtete auch teutsch: er war nach Eckehard IV. concinnandi in utroque lingua potens. *Pertz*, Script. 2, 94. 101, 7. 10) Gewöhnlich liegt der Grund in der Scheu, ein weniger starkes Wort zu accentuiren: 4, 35, 28 hätte joh und Z. 80 in ebenso wol den Accent bekommen können als Z. 25, 26 thaz und odo. Auch ist wol nur im Schreiben und nicht im Lesen die Betonung zweier auf einander folgender Vershebungen vermieden worden, wobei dann die Schreiber der beiden Haupthandschriften sich oft auf entgegengesetzte Weise helfen: 1, 22, 13 fodert der Sinn ni si thih thés wúntar: die eine hat ni si thih thes wúntar, die andere ni si thih thés wutar. In der zweiten Hälfte desselben Verses thiu wîh thiu giangun súntar haben beide richtig wîh, aber die eine betont, wider den Sinn und nur aus Irrthum, giangun suntar.

nen Äußerungen in der Vorrede [11]), aus seinen Accenten, aus den Punkten zur Bezeichnung der Synalöphe, schon vor der Beobachtung zu schließen geneigt sein wird. Darauf hatte ihn ohne Zweifel sein Meister Hrabanus merken gelehrt, der aber selbst das Gesetzmäßige nur dem gebildeten teutschen Vortrage, zumal der Sänger, abgehört haben kann. Im Syntaktischen hat Otfried viel Wunderbares und, wie es scheint, manches Eigenthümliche, darüber indessen in das Einzelne zu gehen, ist mir, gestehe ich, bei einem nicht interpunctirten Text unmöglich.

(*Lachmann.*)

OTGAR, Autkar, Erzbischof von Mainz, Abt vom Kloster zu Weißenburg [1]), war herrschaftlicher Kapellan, als er nach Haistolf's Tode im J. 825 den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz bestieg [2]). Als der Kaiser Ludwig der Fromme, der aus den Drangsalen in seinem Reiche auf den Zorn des Himmels schloß, drei Kirchenversammlungen zu halten befahl, ward angeordnet, daß die erste jener Kirchenversammlungen die vier Erzbischöfe Autgar, Autbald, Hatto und Berwin, mit ihren Suffraganen, zu Mainz halten, während die beiden andern zu Paris und Toulouse sein sollten [3]). So saß Otgar dem Concil zu Mainz im J. 829 vor, und sprach nebst den übrigen anwesenden Vätern (29 Bischöfen, 4 Chorbischöfen und 6 Äbten) den fuldaer Mönch Godeschalk, einen sächsischen Edeln, vom Mönchsgelübde los, da ihn der Abt Hrabanus zu Profession des Mönchsstandes und Erfüllung des Gelübdes seiner Ältern gezwungen hatte [4]). Hrabanus, sich bei diesem Ausspruche nicht beruhigend, übergab dem Kaiser seinen libellus de oblatione Puerorum [5]). So finden wir Godeschalken, wenn auch nicht als Mönch zu Fulda, doch als Mönch im orbaer Kloster in Gallien [6]), woraus sich schließen läßt, daß Otgar seinen gerechten Spruch habe zurücknehmen müssen, oder wenigstens soviel erhellt, daß die Erfüllung desselben durch Hrabanus' finstern Eifer und des Kaisers Ludwig Schwachköpfigkeit vereitelt worden ist. Als der Kaiser im J. 831 Anschar'n vom Bischofe Drago von Metz zum Erzbischofe weihen ließ, war Otgar unter der Zahl der beistehenden Erzbischöfe und Bischöfe [7]). Im Januar 832 war Otgar auf einer Bischöfeversammlung im Kloster des heiligen Dionysius (s. d. Art. Denys bei Paris) [8]). Einen traurigen Namen hat Otgar sich gemacht, daß er Lothar'n begünstigte, als dieser seinen Vater, Ludwig den Frommen, gefangen hielt; denn wir finden, daß Lothar im J. 833 eine Gesandtschaft Ludwig's, vor ihren Vater Ludwig, zu Aachen nur unter dem Umstande vorließ, daß als feindlich gesinnte Beobachter der Erzbischof Otgar und Richard der Ungetreue zugegen waren [9]). Ludwig der Fromme ward von seinen beiden andern Söhnen befreit. Im J. 836 schickte er den Erzbischof Otgar nebst dem Bischofe Hildi von Verdun, und den Grafen Warin und Adalgis zu Lothar, der damals in Pavia war, um mit ihm den Frieden zu erneuern. Nach Pavia brachte ein Geistlicher, Felix von Classis (dem an dem Meere gelegenen dritten Theile von Ravenna), die Reliquien des heiligen Severus, des vormaligen Bischofs von Ravenna, und seiner Hausfrau Vincentia und seiner Tochter Innocentia. Otgar brachte sie an sich, nahm sie mit sich nach Mainz, führte sie nach einiger Zeit nach Thüringen und zwar nach dessen Hauptort Erfurt, und setzte sie in die damalige Klosterkirche St. Pauli bei, die nachmals in eine Stiftskirche umgewandelt, das Stift Severi genannt ward [10]). Einen heftigen Streit hatte Otgar mit den Mönchen von Hersfeld, wegen der Zehnten der Feldfrüchte und Schweine aus dem thüringer Lande, bis Kaiser Ludwig

---

11) Er macht auf die auch in der gemeinen Rede übliche Synalöphe aufmerksam, nicht nur der Vocale, sondern auch anderer Buchstaben, womit er wol das th des Artikels meint. Er bemerkt, i vor Vocalen sei bald diphthongisch, bald Consonant, er erklärt die Schreibung uuu, wenn wu gemeint ist, für genauer als das in den Handschriften seines Werkes doch auch vorkommende uu. Wunderbar ist das y, welches er gesetzt habe, sagt er, wo er den Laut keines der fünf Vocale habe können beschaffen (praecavere, nicht praecanare). Nach dem Gebrauch in den Handschriften (Graff S. XXV) könnte man wol an ein verkümmertes und an ein umgelautetes u denken, aber für diesen Umlaut in so früher Zeit wage ich nicht mich auf mullien im Gedichte auf den h. Georg zu berufen, welches vielleicht mulljen heißen soll. Den siebenten Vocallaut, welchem auch y nicht genügen soll, weiß ich nicht zu errathen. — Daß er die unlateinischen Buchstaben k und z als ein nothwendiges Übel ansieht, und es mit der Unvollkommenheit der Sprache entschuldigt, wenn er durch zwei Negationen verneint und Genus oder Numerus mancher lateinischen Wörter nicht beobachtet habe, ist ihm oft als Beschränktheit vorgeworfen; ich finde darin nur denselben Irrthum wie bei Rosenkranz (Geschichte der teutschen Poesie im Mittelalter. S. 173), der Otfried eine „bis zur Härte gehende Kürze" zuschreibt, womit er nur etwa die häufig fehlende Conjunction thaz, oder ni für quo minus, oder mínêu wartun für mit meinen Worten u. dgl. meinen kann.

1) Zwischen den Äbten Ato und Geimald s. *Eckhart*, Commentarii de rebus Franciae Orientalis. T. II. p. 108. 2) Annal. Xantens. ad an. 825 ap. *Pertz* T. II. p. 225. Annal. Wirsburg. ad an. 824. p. 240. 3) Concil. ap. *Labbeum* T. II. p. 1581. 4) Centuriatores Magdeburgenses nach den Acten des Concils vergl. *Eckhart* p. 240. 5) Hattonis Epistola ad Godescalcum benutzt von den Centuriatores Magdeburgenses. Der Libellus Rabani de oblatione puerorum findet sich zuerst gedruckt bei *Mabillon*, App. Annal. Benedict. T. II. p. 726.

6) *Eckhart* p. 241. 7) Urk. des Kaisers Ludwig, Privileg. Hamburg. N. 1. ap. *Lindenbrog*, Scriptt. ed. *Fabricius* p. 226. *Rimbert*, Vita S. Anskarii c. 12. ap. *Pertz* T. II. p. 699. Wegen der Zeit vergl. Wedekind, Noten zu einigen Geschichtschreibern des teutschen Mittelalters. S. 54. Bekanntlich ließ Ludwig der Fromme den Dänenkönig Harald (Haraldr) im J. 826 zu Mainz in St. Alban taufen. Kranz schreibt daher, dieses sei von Otgar geschehen. Da hierüber die Quellen schweigen, nehmen es Andere wenigstens als Vermuthung als unsichtbar an (z. B. Falckenstein, Thür. Chron. 2. Bch. S. 505). Aber Drogo, Bischof von Metz, des Kaisers Halbbruder, spielte damals die erste Rolle im fränkischen Reiche. Daher wird sehr zweifelhaft, ob ihm nicht hat Otgar auch bei dieser Gelegenheit nachstehen müssen. 8) Wenigstens hat er die in Vertheilung der Güter des Klosters zu St. Denys gefertigte und in diesem Kloster gegebene Urkunde mit unterschrieben; s. die Bruchstücke derselben bei *Mabillon*, R. Diplom. Lib. VI. c. 75. Vergl. *Eckhart* p. 255. 9) *Thegan.*, Vita Hludowici. c. 47. p. 600: Cum duobus insidiatoribus, quorum unus vocabatur Otgar Episcopus, alter vero Richardus perfidus. Über Richard den Ungetreuen vergl. die zweite Anmerkung zum Art. Ostiarat. 10) *Lindolfus*, Vita S. Severini bei Bolland z. 1. Febr. Moguntinum Breviarium die 22. Oct. ap. *Serrarius*, Mogunt. Rer. L. IV. p. 622, 623. Cfr. *Eckhart* P. II. p. 200, 201.

Digitized by Google

beide durch Abgeordnete vergleichen ließ [11]). Im J. 838 ließ Otgar das Bethaus auf dem Petersberge bei Fulda einweihen [12]). Nachdem er im nämlichen Jahre die Klosterkirche zu Hirschau geweiht, weihte er zum Abte dieses Klosters Luitbert, der deshalb nach Fulda gekommen [13]). Im J. 838 wohnte Otgar der Versammlung zu Nimwegen, als der zweite Oberhirt nämlich unmittelbar nach Drogo (s. d. Art.), des Kaisers Bruder, bei. Als Kaiser Ludwig der Fromme im J. 840 auf der Rheininsel bei Mainz, todtkrank lag, war Erzbischof Otgar einer der ihn zur Tröstung umgebenden Geistlichen [14]). Lothar ließ nach seines Vaters Tode in Ingelheim, im J. 840, eine Versammlung der Geistlichkeit halten, und auf ihr spielte wieder Otgar die zweite Rolle [15]). Otgar hatte, wie wir oben sahen, Lothar'n gegen dessen Vater Hilfe geleistet. Nach Ludwig des Frommen Tode stand er ebenfalls Lothar'n im Kriege der drei Brüder bei. Dieses mußte Lothar'n den Rheinübergang sehr erleichtern, so den ersten im J. 841, wo Ludwig der Teutsche sich nach Baiern zurückziehen mußte. Nach der Schlacht bei Fontenaille eilte Lothar nach Aachen, sammelte wieder Truppen und ging nach Mainz [16]), und ging wieder über den Rhein. Ludwig der Teutsche wollte zu Anfange des J. 842 über den Rhein zu Karl dem Kahlen gehen, ward aber vom Erzbischof Otgar nebst den Übrigen daran verhindert. Da eilte Karl der Kahle über Toul nach Elsaß nach Zabern. Als Otgar dieses hörte, verließ er mit den übrigen das Rheinufer und ging hinweg, und jeder eilte möglichst schnell, wo er hin konnte [17]). Dieses schnelle Entweichen hat Otgar'n den Vers zugezogen:

Scilicet arma minus, quam sacra, Otgarie, oras.

Man hat zu diesem Verse bemerkt, daß dieses an dem Bischofe mehr zu loben [18]). Aber von diesem Standpunkt aus betrachtet, hätte Otgar sich gar nicht an die Spitze einer Heerschar stellen sollen. Daß Otgar Lothar's, des ältesten Kaisersohnes, eifriger Anhänger war, kommt wahrscheinlich daher, weil er ihn auf den Thron des ganzen Frankenreichs heben und keine Theilung haben wollte, denn er mußte als Erzbischof von Mainz, wenn der Rhein die Grenze bei den Reichstheilungen machen sollte, nur verlieren, da er nun sich den Einfluß bei zwei Königen sichern mußte, während er bei einem Könige sich leichter geltend machen konnte. Als im März 842 sich Karl der Kahle, Ludwig der Teutsche und sein Sohn Karlmann bei Coblenz vereinigten und über die Mosel setzten, verließen Erzbischof Otgar, Graf Hatto, Heriold und die Übrigen, welche Lothar dort zurückgelassen, damit sie jenen den Übergang wehren sollten, erschrocken das Ufer, und flohen [19]). Otgar ward aus seiner bedenklichen Lage durch den Vertrag von Verdun gerissen, durch ihn erhielt Ludwig der Teutsche auch Mainz, und so kam Otgar unter dessen Reich. Otgar machte sich dadurch dauernd verdient, daß er zu Ansegis' Capitulariensammlung noch drei Bücher durch Benedictus Levita hinzufügen ließ [20]). Otgar starb den 22. Mai 847 [21]), und ward zu Mainz in St Alban begraben [22]). (*Ferdinand Wachter.*)

OTGAR, OTKER, der Däne, fränkischer Markgraf, fiel schwer in des Königs Karl des Großen Ungnade [1]); entweder schon vorher, oder wahrscheinlicher erst, weil er sich zum Gefährten der verwitweten Königin Bertha machte, als diese nach ihres Gemahles, des König Karlmann's, Tode im J. 771 zum Langobardenkönige Desiderius floh [2]). Eng schloß er sich hier an den Langobardenkönig, und kämpfte mit dessen Volke gegen Karl den Großen, als dieser im J. 774 nach Italien zog, und theilte mit den Langobarden das Schicksal sieglos zu werden, verlor im J. 774 seine Freiheit an die siegreichen Franken, und ward in ihr Reich, aus welchem er entflohen, zurückgebracht. Hier finden wir ihn nun eifrig um die christliche Kirche bemüht. Mit Hilfe Karl's des Großen stellte er das Kloster des heil. Martin zu Cöln wieder her, das die Sachsen im J. 778 bei einem ihrer Rachezüge wegen des Vertilgungskrieges gegen sie zerstört hatten, besetzte die Kirchen zu Tongern mit Kanonikern, und waltete überhaupt so im Geiste des damaligen Christenthums, daß er die Ehrenbenennung eines sehr Christlichen oder Christianissimus erhielt. Das war ein Held, wie ihn die Dichtkunst des christlichen Mittelalters wünschte, und er ward gefeiert als Oger, Ogier, Oygier von Dänemark, Ogierus Danus, Ogierus Rex Daciae, altfranzösisch Ogiers li Danois [3]). So kämpfte er in der Turpin zugeschriebenen Sagengeschichte mit Karl dem Großen gegen die Sarazenen in Spanien [4]), sowie auch im teutschen Rolandsliede, und ist einer der zwölf Helden

11) Lambert von Hersfeld (gewöhnlich von Aschaffenburg) bei Pistorius, Ausg. von Struve 1. Th. S. 512 knüpft es an das Jahr 845, sagt aber per fideles legatos Ludovici Augusti, woraus erhellt, daß nicht Ludwig der Teutsche, sondern sein kaiserlicher Vater gemeint ist. 12) Inschrift bei *Browerus*, Antiquit. Fuldens. Lib. II. c. 15 und bei *Eckhart* p. 307. 13) M. S. bei *Serrarius* p. 621, 622. Urk. in den Tradit. Fuldens. Lib. I. p. 474. 14) Vita Hludowici c. 63. p. 647. 15) Concil. ap. *Labbeum*. T. II. p. 1771. 16) *Ruodolfi Fuldensis* Annal. ad an. 841. p. 365. Diesen Aufenthalt Lothar's zu Mainz bezeuge auch die Urkunde vom 19. Aug. 841 bei *Rasler*, Append. ad vindicias Diplomatis Lindaviensis. 17) *Nithardus*, Hist. Lib. III. c. 4. p. 665. 18) *Serrarius* p. 622.

19) *Nithardus*, Hist. Lib. III. c. 2. p. 863. 20) Praefatio ad Capitularium libri tres posteriores collecti a Benedicto Levita (bei Georgisch S. 1398):

Anteario demum, quem tunc Moguntia summum
Pontificem tenuit, praeciplenta pio
Post Benedictus ego ternos Levita libellos
Adnexi — — —

21) *Ruodolfus Fuld.* p. 366. 22) Die dasige Grabschrift s. bei *Latomus*, Catalog. Archiepisc. Mogunt. ap. *Menckc*, Scriptt. T. III. p. 459; *Serrarius* p. 623; Falckenstein, Thür. Chr. 2. Bch. S. 303.

1) Monachi Sangall. Gesta Caroli. Lib. II. c. 17. ap. *Pertz*. T. II. p. 759. 2) Annal. Leob. ad an. 771. p. 195. Chronicon S. Martini Coloniens. T. II. p. 214, das ihn Ducem Daniae nennt. 3) S. z. B. im Roman de Fierabras d'Alexandre in der Stelle bei Haupt und Hoffmann, Altteutsche Blätter. 1. Heft. S. 37. 4) *Joan. Turpini* Histor. de Gest. Caroli Magni c. 11. ap. *Reuber*, Vet. Scriptt. ed. *Joannis* c. 14. p. 106. c. 17. p. 107. c. 29. p. 119. 4) Stricker'sche Bearbeitung bei *Schilter*, Thes. T. II. p. 99.

Karls des Großen. Ogier gewann im Sagenkreise Karl's des Großen eine solche Bedeutung, daß er selbst der Gegenstand eigener Dichtungen, besonderer Heldenlieder und Volksbücher in ungebundener Rede ward. So sind ihm gewidmet zwei teutsche Gedichte, von denen das eine im J. 1315 geschrieben zu sein scheint, und das andere vom J. 1479 ist [5]). Vorzüglich wirksam hat sich die französische Bearbeitung der Ogier-Sage in Prosa bewiesen [6]). Teutsch übersetzte sie Konrad Egenberger von Wertheim [7]) (Frankfurt 1571). Übersetzung aus dem Französischen ist auch das dänische Volksbuch Olger Danske's Krönike [8]). Aus der Quelle der französischen Bearbeitung sind auch die Einschaltungen in Montevilla's Reisebeschreibung [9]) über Olgier's Thaten im Orient geflossen. Die wichtigsten Momente dieser Olgier-Sage sind: Der fromme Ritter Olgier von Dänemark, Herzog in Frankreich, ist lange des Königs Karl Gefangener, bis König Ysove oder Ysove in Frankreich einfällt. Da wird Ogier freigelassen, gegen ihn zu kämpfen. Ogier erschlägt ihn vor Laen. Sein in der Gefangenschaft gethanes Gelübde zu erfüllen, zieht er in die Heidenschaft, um alle Ungläubige zu bekriegen. Als König Deether, Ysove's Vater, hört, daß Ogier in sein Land gekommen, bewegt er die Tempelherren, ihn zu verrathen und zu Moch (Mekka) gefangen zu nehmen. Sein Heer befreit ihn. Der Befreite unterjocht die ganze Heidenschaft. Zwei Mal kommt Ogier aus Frankreich über Meer, und erobert das eine Mal 15, das andere Mal 16 Königreiche. Alle Länder von Romo (Rum) [10]) bis Indien (einschließlich) gewinnt und bekehrt er zum Christenthum und baut Kirchen und daneben Städte, namentlich im Pfefferland. Er vertheilt die Länder unter seine Blutsfreunde und Verwandten, und von ihm und ihnen stammen in den indischen Ländern die herrschenden Geschlechter und der Adel ab. Im königlichen Palast auf der Insel Java stehen auf den mit Gold und Silber überzogenen Wänden Ogier's Geschichten, meisterlich gewirkt, und dort geschrieben, Hektor, Herkules, Alexander, Cäsar und Karl haben nicht so herrliche Thaten verrichtet, als Ogier der Däne. Doch der Orient darf einen solchen Helden nicht behalten. Eine Fee bezaubert ihn, daß er nicht sterben kann. Nach 200 Jahren kommt er aus Indien wieder nach Frankreich, wähnt, daß er nur ein Jahr entfernt gewesen, und findet nun Alles verändert, niemand kennt ihn mehr. Zur Zeit Hugo's, des ersten Kapetingers, ist es, wo Ogier wieder die Rolle des Helden und Oedners in Frankreich spielt. Mit Artus lebt er dann bei Morgane'n in Avalon unsterblich fort. Auch das Sagen-liebende Island hat sich Ogier'n nicht entgehen lassen, und die Sage von ihm in Versen und Prosa gefeiert. Er heißt hier Holger [11]). Endlich ist er auch der neuern Dichtkunst durch das dänische Drama: Holger Danske, nicht fremd geblieben. (*Ferdinand Wachter.*)

OTGARIUS OSSIGER, wegen der Größe seiner Knochen so genannt, Sohn eines Burgunden und einer Baierin, Verwandter des Königs Pipin, an dessen Hofe er erzogen ward, besaß in Burgund ein Herzogthum, ward Stifter des Klosters Tegernsee und erster Mönch daselbst; gehört mehr der Legende, als der Geschichte an *). (*Ferdinand Wachter.*)

OTGER, Bischof von Speier, ein Mönch von Hornbach [1]), Benedictiner-Ordens, erhielt nach Godefried's Tod im J. 961 das Bisthum Speier [2]). Seine Geschicklichkeit machte, daß er vom Kaiser zur Bestellung wichtiger Angelegenheiten gebraucht, und mehr am Hofe als bei seiner Kirche zu Speier sich befand. Im J. 962 begleitete er den Kaiser auf der Römerfahrt [3]), und wohnte dem großen Concil im November 963 bei [4]), welches Otto I. halten ließ, um die römischen Dinge besser zu gestalten. Als Otto I. sich nach Spoleto gewandt, kam der vertriebene Papst Johann nach Rom zurück, und wüthete gegen seine Feinde. Otger ward zwar nicht, wie die Übrigen, verstümmelt, aber doch ergriffen und gegeißelt, und in beschwerlicher Haft gehalten, bis ihn der Papst in der Hoffnung losließ, daß er für ihn beim Kaiser Begnadigung erwirken sollte [5]). Aber Otger konnte diese Hoffnung nicht erfüllen, da der Papst kurz darauf beim Ehebruch überrascht und tödtlich verwundet ward. Nach des Papsts Leo Tode, im J. 965, sandten die Römer an den Kaiser und ließen fragen, welchen er wolle

---

5) F. Adelung, Nachrichten von altteutscher Gedichten. 1. Bd. S. 28. 2. Bd. S. 92—97 hat von beiden Gedichten Anfang und Ende aus der vaticanischen Handschrift mitgetheilt. 6) S. die Literatur in der Biblioth. des Romans. Vol. IV. p. 42, 43 und einen Auszug des Romans Vol. VII. p. 7—86. 7) Hjelmstjerne's Katal. 3. Th. S. 529, jetzt in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen. S. v. d. Hagen's und Joh. G. Büsching's literarischen Grundriß zur Gesch. der teutschen Poesie. S. 175. 8) S. Nyerup's Abhandlung darüber in Iris 1795. März. S. 246—263, verbreitet sich zugleich über die französische Literatur. 9) S. Görres, Die Teutschen Volksbücher und v. d. Hagen's Beitrag zur Gesch. und Literatur der teutschen Volksbücher in desselben und Docen's und Büsching's teutschem Museum. 1. Bd. S. 246—276, wo sich S. 271—276 die Olgiern betreffenden Auszüge finden. 10) Romo ist Rum, das aus dem Trümmern des römischen Reichs in Kleinasien von den Seldschuken gestiftete Fürstenthum.

11) S. über die isländische Sage von Holgeir dem Dänen Halfdani Einari Sciographia hist. literar. Islandicae. p. 101, 113, wo Saga, wie der gewöhnlichen Bedeutung nach, durch historia gegeben ist, nämlich Holgeiri Dani historia statt Fabula de Holgeiro Dano. Über Holgeir schrieb *Bartholinus*, Dissert. de Holgero Dano, 1677, und daraus bei *Oelrichs*, Daniae et Suecine literatae opusc. hist. phil. theol. (Bremae 1774.) *Eccardus*, Origin. Guelphicae. T. I. p. 44 sq., wo sich die Geschichte der Olgiersage behandelt findet.

*) Das Nähere der Legende über ihn s. in Anonymi Monachi Tigurini Historia S. Quirini Regis et Martyris. ap. *Oefele*, Rer. Boic. Scriptt. T. II. p. 53—56. Sein Jahrestag ist der 25. März. [Rotulus Anniversariorum Monast. Tegernseens. bei demf. T. II. p. 638. Excerpta ex Necrologio p. 638. Fragmentum Chron. Tegernseensis p. 632.

1) Catalogus Episcoporum Spirensium. ap. *Eccardus*, Corp. Historicor. med. Aev. T. II. p. 2274. 2) Continuator Reginonis ad an. 961 ap. *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Script. T. I. p. 624. 3) Urk. Otto's II., durch welche er dem Papste die Lande der römischen Kirche bestätigt bei *Baronius* ad an. 962. 4) *Luitprandus*, Hist. Lib. VI. c. 6 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. II. p. 472. 5) Reginonis Continuatio ad an. 964. p. 626.

Digitized by Google

zum Papste gewählt haben. Da ordnete er die Bischöfe Otger von Mainz und Luizo von Cremona nach Rom ab, und Johann XIII. ward einhellig gewählt [6]). Als Kaiser Otto im J. 966 wieder nach Italien zog, begleitete ihn unter andern auch Bischof Otger, blieb bis ins vierte Jahr in Italien, und kam erst im J. 969 nach Teutschland in sein Bisthum zurück [7]), und starb in demselben Jahre den 13. Aug [8]). Doch war Otger's Bischofsein insofern wichtig für Speier, als Kaiser Otto I. im J. 964 den Bischöfen von Speier bewilligte, daß kein Herzog oder Graf oder Staatsrichter sollte ein Ding oder Gerichtsversammlung halten dürfen, als nur der Bischof und sein Voigt allein [9]). (*Ferdinand Wachter.*)

OTHELGRIM, Gefährte des heiligen Luidger [a]), beschrieb dessen Leben, welches Werk zwar nicht seiner eigentlichen Gestalt nach auf uns gekommen, aber von den spätern Verfassern der Lebensbeschreibungen des heiligen Luidger benutzt worden ist [b]). Doch nahm man früher an, die von Brower zuerst herausgegebene Vita St. Luidgeri sei Othelgrim's Werk [c]). (*Ferdinand Wachter.*)

OTHELRICH, Herzog von Böhmen, Bolislav's II. [1]) anderer Sohn, ward am Hofe des Kaisers erzogen, um teutsche Sitte und Sprache zu lernen [2]). Zu Gunsten des Herzogs Bolislav von Polen, der Böhmen's sich zu bemächtigen suchte, und vom teutschen Hofe die Auslieferung Othelrich's verlangte, ward dieser vom Kaiser wenigstens gefangen gehalten. Im J. 1002 entrann er jedoch, entweder durch Flucht oder mit Willen des Kaisers, kam in sein Vaterland zurück, gelangte in das feste Schloß Drewik und trieb durch Überraschung die Polen mit ihrem Herzoge aus Prag [3]). Umständliche Erzählung findet man hierüber. Doch in das Licht sicherer Geschichte tritt Othelrich erst in Folgendem, was Dithmar von Merseburg berichtet: Herzog Bolislav III. von Böhmen ernannte im J. 1002 seinen Bruder Jarimir, versuchte seinen jüngern Bruder Othelrich im Bade zu ersticken, sodaß dieser kaum halblebend [4]) entrann. Er ward nebst seinem entmannten Brüder und der Mutter aus dem Lande getrieben, und floh mit ihnen nach Baiern. Nach Wlodewin's Tode ward Othelrich nebst Jarimir und ihrer Mutter von den reuigen Böhmen zurückgerufen im J. 1003. Seinen ältern Bruder Jarimir, der Herzog ward, vertrieb Othelrich im J. 1012 aus dem Reiche der Böhmen [5]). Jarimir, statt von dem Kaiser in sein Reich wieder eingesetzt zu werden, ward von ihm nach Utrecht in Haft gesendet, weil er dem Kaiser zu treu gedient, indem er eine Menge Baiern, die ohne Urlaub mit Geschenken zu Bolislav von Polen reisen wollten, erschlug. Der Kaiser rief nun Othelrichen nach Merseburg, und belieh ihn mit dem Reiche der Böhmen. Durch falsche Einflüsterung, daß sein hoher Vasall Bosio und Andere, seinem verbannten Bruder beiständen, ließ Othelrich im J. 1013 Bosio'n und viele Andere ums Leben bringen. Kaiser Heinrich II. that im J. 1015 eine große Heerfahrt gegen Bolislav von Böhmen, und drang bis über die Oder. Othelrich sollte in Verbindung mit den Baiern zum Kaiser stoßen, unterließ es aber aus vielen Gründen, legte jedoch, obgleich er den Kaiser nicht begleitete, durch seine Nähe seinen treuen Dienst an den Tag, eroberte die Stadt Busink, eine große Feste, deren Namen noch jetzt muthmaßlich in Schwibus übrig ist, zündete sie an und kehrte siegreich zurück. Bei Othelrich's Anwesenheit plünderte im J. 1017 Mizislav, Bolislav's von Polen Sohn, Böhmen. Bei der dreiwöchentlichen Belagerung Nemzi's (Nimptsch's) durch Heinrich II., unternahm Othelrich mit seinen Böhmen die Feste zu ersteigen, aber ohne Erfolg [6]). Nach Aufhebung der Belagerung nahm der Kaiser seinen Weg über Böhmen, und ward hier von Othelrich durch geziemendes Geschenk verehrt [7]). Mizislav im J. 1030 aus Polen vertrieben, floh zum Herzog Othelrich nach Böhmen. Othelrich starb den 9. Nov. 1036. Von seinem unfruchtbaren Eheweibe hatte er keine Nachkommenschaft, aber von einem andern Weibe, Namens Bozena, hatte er zum Sohne Brezislav, seinen Nachfolger [7]). Die schöne Bozena wusch, wie erzählt wird, in einem von Bauern bewohnten Orte am Brunnen, als Othelrich, von der Jagd heimkehrend, sie sah, und sich in sie verliebte. Er ließ sie sogleich zu sich bringen, und lebte mit ihr ohne seine frühere Verbindung

---

6) Continuator Reginonis ad an. 965. p. 628. 7) Lehmann, Chron. d. fr. Reichsst. Speier. 5. Bch. Cap. 10. Frankfurter Ausg. 1612. S. 394. 8) Catalog. Episcop. Spirens. p. 2274. 9) Urkundenauszug in der Chron. Praesulum Spirens. ap. *Eccardus*, Corp. T. II. p. 2250. Bestätigungsurkunde Otto's III. bei Lehmann 4. Bch. Cap. 3. S. 274.

a) S. *Altfridi* Vita S. Luidgeri c. 31 ap. *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 120, wo eine legendenartige Erzählung über Othelgrim's Mitwirkung bei Stiftung des Klosters Werthen sich findet. b) S. die Vita S. Luidgeri rythmica ap. *Bolland.* c) Der Herausgeber, Brower, meinte, daß die von ihm zuerst herausgegebene Vita S. Luidgeri von Othelgrim herrühre. Daher findet man z. B. bei *Du Fresne*, Index Autorum: Othelgrimus, scriptor vitae S. Ludgeri, cujus discipulus, vix. c. an. 830. Edit. a *Sur. Browera* etc. Doch zeigt Pertz (S. 401), daß sie einem Mönch von Werthen, der nach 864 schrieb, gehöre, und daß sie meistens aus Altfried's Werke geschöpft ist.

1) Nach dem *Annalista Saxo* ap. *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 375, *Cosmas Prag.* ap. *Mencke*, Scriptt. T. I. p. 2005, dem Anonymus, Chron. Bob. bei dems. T. III. p. 1650 und andern, die dieser folgen, wäre Othelrich Bolislav's III. Sohn. Aber aus *Dithmar Merseb.* Chron. Lib. V. ed. *Wagner.* p. 121 und dem ihm p. 375 folgenden *Annalista Saxo* geht hervor, daß Othelrich Bolislav's III. Bruder war. 2) *Cosmas Prag.* 3) S. den *Annal. Saxo* p. 578. cfr. *Cosmas Prag.* p. 2008 und den Anonymus p. 1652, welche umständlicher erzählen, aber mit einer unzuverlässigen Umständlichkeit.

4) *Adelbold*, Vita Henrici ap. *Ludewig*, Scriptt. Bamberg. p. 811. 5) Nach dem *Annal. Saxo* p. 466, *Cosmas Prag.* p. 2008 und dem Anonymus p. 1653 blendete Othelrich auch seinen Bruder Jarimir, und zwar, wie Cosmas von Prag und der Anonymus darstellen, schon im J. 1002, den dritten Tag darauf, nachdem durch Othelrich den Polen Prag entrissen wird, sodaß die ganze oben im Texte von uns angedeutete Erzählung, wie Othelrich vom Kaiser in Haft gehalten wird, entflieht, in das Schloß Drewik gelangt, und von da aus Prag überrasche, höchst verdächtig wird und nur saglichen Werth hat. Doch hat das Hauptsächliche davon auch der Annalista Saxo, hat es aber wol aus Cosmas von Prag abgekürzt. 6) *Dithmar Merseb.* Lib. V. p. 122, 125. VI. p. 180, 186, 187, 195. VII. p. 211, 236, 238. 7) *Annalista Saxo* p. 462, 466.

Digitized by Google

aufzulösen, da damals in Böhmen, wer immer wollte, zwei oder drei Weiber hatte [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

OTHERA. Eine von Thunberg so genannte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft (vielleicht aus der Familie der Celastrinen oder aus der der Myrsineen). Den Namen hat Thunberg wahrscheinlich aus dem Griechischen abgeleitet (von ὠθεῖν, stoßen, mit Worten streiten), um damit eine streitige, zweifelhafte Gattung zu bezeichnen. Char. Der Kelch viertheilig, stehenbleibend, mit rundlich-eiförmigen Lappen; die Corolle vierblätterig, mit eiförmigen, stumpfen Blättchen; die Staubfäden an der untersten Basis der Corollenblättchen eingefügt, mit viergefurchten Zwillingsantheren; der Fruchtknoten über dem Kelche stehend, mit ungestielter Narbe; die Frucht unbekannt. Die Gattung Lepta *Lour.* unterscheidet sich nur dadurch, daß die Staubfäden auf dem Fruchtboden eingefügt sind. Die einzige Art, welche Thunberg in Japan gefunden, **O. japonica** *Thunb.* (Fl. jap. p. 61., icon. pl. jap. dec. II. t. 3., Ilex O. *Spr.* syst.), ist ein Strauch mit drehrunden, gestreiften, purpurnen Zweigen, abwechselnden, gestielten, eiförmigen, stumpfen, ganzrandigen, glatten, lederartigen Blättern und gestielten, zusammengehäuft in den Blattachseln stehenden, weißen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

OTHERICH, OTHRICUS, OTRICUS, berühmter Lehrer in der letzten Hälfte des 10. Jahrh., Chorherr zu Magdeburg, Rector [1]) der Schule des Moritzklosters, machte sich als solcher einen Namen, indem er die besten Schüler bildete, und es diesen als großer Ruhm angerechnet ward, seine Schüler gewesen zu sein, namentlich dem Erzbischof Adelbert von Prag, den Bischöfen Suidger von Münster und Wigbert von Merseburg. Aber ungeachtet der großen Verdienste, welche sich Otherich erwarb, ward er doch von dem Erzbischof Adelbert von Magdeburg mit schelen Augen angesehn. Des Erzbischofs und Otherich's Denkarten stimmten durchaus nicht mit einander überein. Da verließ endlich Otherich das Kloster, in welchem er so viele treffliche Schüler gebildet, und ging, an dem Hofe des Kaisers zu dienen. Adelbert's Mißgunst gegen Otherich soll so weit gegangen sein, daß er, wie Dithmar von Merseburg als Thatsache erzählt, nach Otherich's Entfernung einmal beim öffentlichen Gottesdienste am Osterfeste das ihm vorgetragene Crucifix mit beiden Händen umfaßt, und dabei unter Thränen gefleht haben soll, daß doch Otherich und Iko nie seinen erzbischöflichen Stuhl besitzen möchten. Nach dem Gottesdienste bei Tische habe er dann allen offen kund gethan, daß Otherich und Iko nie seine Nachfolger werden würden. Gewiß ist, daß wenn Adelbert sich auch wirklich so weit vergangen haben sollte, man nach Adelbert's Tode nicht auf dessen gottloses Verfahren achtete, und am wahrscheinlichsten, daß, weil Otherich obwol erwählter Erzbischof das Bisthum nicht erhielt, obige Erzählung eine Erfindung ist, um Otherich's Schicksal recht tragisch zu gestalten. Otherich ward nämlich nach Adelbert's Tode (starb den 21. Mai 981) von der Geistlichkeit und dem Volke gemeinschaftlich zum Herrn und Erzbischof erwählt. Die Geistlichkeit und das Volk schickte hierauf eine Gesandtschaft an den Kaiser, um Bestätigung der Wahl zu erbitten, und ihn an sein Versprechen wegen der freien Wahl zu erinnern. Otto II. war damals in Italien und Otherich mit ihm. Als die abgeordneten Geistlichen und Ritter an den kaiserlichen Hof nach Italien kamen, bewarben sie sich, um desto sicherer zu gehen, um die Fürsprache des Bischofes Gisiler von Magdeburg, der viel bei dem Kaiser galt, und entdeckten ihm das Geheimniß ihrer Botschaft. Gisiler versprach, sich endlich für die Sache zu verwenden, fiel aber, sobald er dem Kaiser das Gehörte gemeldet, ihm zu Füßen, und bat ihn flehentlich, daß er ihm bei dieser Gelegenheit die versprochene längst gehoffte Belohnung für seine langen Dienste ertheilen sollte. Der Kaiser willigt ein, und er erlangt das Erbetene sogleich. Als er wieder hinausgegangen, ward er von den Botschaftern und vorzüglich von Otherich, der sich seiner Redlichkeit und seinem Vertrauen ganz überlassen gehabt, gefragt, wie es abgelaufen, ob er etwas in der ihm anvertrauten Sache ausrichte, und antwortete, kaum vermöge er ihre Angelegenheiten hierin zu befördern [2]). Gisiler erlangte durch Bestechung des Papstes den erzbischöflichen Mantel, und zwar durch eine zu Rom veranstaltete Synode, weil Gisiler keinen sichern Sitz als Bischof habe, da Bischof Hildebard von Halberstadt auf das ihm Entzogene Anspruch mache. Otherich ging von Rom nach Benevent, erkrankte hier und starb den 7. Oct. 981 und hinterließ keinen, der ihm an Weisheit und Beredsamkeit gleich war [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

OTHERICH von Portenau (Oderich v. P., Odericus de Portu Naono seu de Foro Julii), hat seine

3) *Cosmas Prag.* p. 2008.

1) Magister scholae, wie ihn Dithmar von Merseburg nennt, also nach dem gewöhnlichen Ausdrucke Scholasticus.

2) Dithmar sagt: Egressus autem interrogatur a nunciis et maxime ab Oterico, qui se fidei suimet firmiter commendavit, si quid in sibi creditis proficeret? quod vix suis necessitatibus in hoc subveniret, respondit. Die Stelle wird verschiedentlich verstanden. So sagt Rothmann (Gesch. der Stadt Magdeburg. 1. Bd. S. 93): „so antwortete er lachend: daß er nur mit Mühe etwas für sich selbst, aber wahrlich nichts für andere ausrichten könnten! und ein jeder sei sich selbst der Nächste." — Aber Gisiler war zu klug, eine solche Antwort zu geben. Deshalb ist es besser, die Stelle anders zu nehmen. So sagt v. Leutsch (Markgraf Gero S. 129): „antwortete er: Der Kaiser sei ja mit Geschäften überhäuft gewesen, daß er, der Bischof, kaum seine eigenen Angelegenheiten ihm habe vortragen können." Nach von Leutsch will nämlich Dithmar eine zweideutige und spitzfindige Antwort berichten, und Gisilern als nicht lügend und doch auch nicht bekennend darstellen. Leutsch sagt (S. 130) es komme alles auf die Worte in hoc an, ob sie bedeuten in hoc negotio, aber in hoc colloquio. Aber in hoc ist jedenfalls durch: deshalb oder in Betreff dessen zu übertragen, und in den Worten in suis necessitatibus ist das suis nicht im echten Latein zu nehmen, sondern es stehe entweder für ejus (nämlich Oterici) aber eorum (Oterici et nunciorum), und der Sinn von Gisiler's Worten ist: er vermöge Otherich's und der Gesandten Angelegenheiten in diesem Stücke kaum zu befördern, es werde hart halten. 3) *Dithmar. Merseb.* Chron. ed. *Wagner.* Lib. III. p. 54—56. IV. p. 82. VI. p. 159.

Zubenennungen, weil er in der Gegend von Pordenone in der Gegend von Friaul geboren, war ein Mitglied des Ordens der mindern Brüder oder Franziskaner im Kloster Udine, wo er den 14. Jan. 1331 starb, und den Ruf eines Heiligen und Wunderthäters hinterließ. Seine Lebensbeschreibung *) würde sehr umfassend und interessant sein, wenn nämlich die Beschreibung seiner Reise in den Orient echt wäre. Er wollte nämlich nach dieser Reisebeschreibung in Asien das Christenthum ausbreiten, und nahm seinen Weg über Trapezunt, Armenien und Nordpersien. Von da ging er nach Indien, und dessen Inseln Ceylon, Borneo, Sumatra. Ja! China war für ihn nicht verschlossen. Alle die Merkwürdigkeiten und Wunder sah hier der Missionar mit eigenen Augen. Nach einem zwölfjährigen Aufenthalte finden wir ihn, wie durch einen Zauberschlag wieder nach Padua versetzt. Aber diese vorgebliche Reisebeschreibung ist das Machwerk Wilhelm's von Sologna, der des Heidenbekehrers Erzählungen zu Grunde gelegt haben will. Sie ist lateinisch verfaßt (bei *Hakluit* II). Am bekanntesten ist die italienische Übersetzung im Auszuge bei *Ramusio* II. p. 245 etc. **). (*Ferd. Wachter.*)

OTHILO, OITILO, ODILO, Herzog von Baiern, folgte im J. 737 dem Herzoge Hugobert [1]), ward von Karl Martell in dieser Würde anerkannt [2]), bestätigte im J. 737 die Schenkung, welche dem vor den einbrechenden Avaren von Lorch nach Passau fliehenden Bischofe Wirwilo zu Passau gemacht ward [3]), rief im J. 739 Bonifacius nach Baiern, ließ ihn das Christenthum nach der Weise der römischen Kirche einrichten, und das Land in vier Bisthümer, Salzburg, Freising, Regensburg und Passau theilen [4]), gab auch die Erlaubniß zur Stiftung des Bisthums Eichstädt [5]), stiftete die Klöster Ober- und Niederaltaich [6]), Osterhofen [7]), Mondsee [8]), Pfaffenmünster [9]), Niedernburg [10]) in Passau und Altomünster [11]). Bis zum J. 741 genoß, mit Ausnahme jenes Einfalls der Avaren, Othilo eine ruhige Regierung, und konnte für die Einrichtung des Christenthums nach Weise der römischen Kirche thätig wirken. Auch hatte Othilo bis jetzt ziemlich unabhängig vom fränkischen Reiche geherrscht, wenigstens wird in der Theilung, die Karl der Hammer im J. 741 unter die beiden Söhne erster Ehe, Karlmann und Pipin, macht, und wobei die Länder aufgezählt werden, Baierns nicht gedacht [12]). Aber nach Karl Martell's Tode ließ sich dessen Tochter Chiltrud durch ihre Schwiegermutter bereden, heimlich über den Rhein und zum Herzog Othilo von Baiern zu gehen. Er heirathete sie ohne Einwilligung ihrer Brüder. Die Herzoge von Schwaben und Aquitanien suchten sich vom fränkischen Reiche zu trennen, und auch Othilo wollte sein Herzogthum völlig unabhängig machen. Er schloß mit dem Herzoge Hunold von Aquitanien ein Bündniß, daß, wenn die Franken den Einen angriffen, der Andere ihm Beistand leisten sollte. Karlmann und Pipin zogen im J. 743 mit Heeresmacht nach Baiern, und gelangten, ohne Widerstand zu finden, an den Lech. Auf diesen Fluß setzte Othilo sein meistes Vertrauen, hatte alle Brücken abbrechen, alle Fahrzeuge hinwegnehmen, und das Ufer auf seiner Seite verschanzen lassen. Die Heere lagen funfzehn Tage gegen einander, bis endlich die Franken an öden und sumpfigen Stellen, wo man nicht überzusetzen pflegte, den Übergang wagten, und die Baiern zur Nachtzeit unerwartet mit verschiedenen Heeresabtheilungen überfielen. Othilo verlor den Sieg und viele der Seinen, entkam und floh über den Inn [13]). Theobald der Schwabe, Othilo's Helfer, floh auf der andern Seite in sein Land. Großen Ver-

*) S. dieselbe bei *Bolland.* T. I. p. 986. IX. p. 5t. *Wading.* Annal. Minor. ad an 1331. **) Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters. S. 362, 363.

1) *Arno*, Tradit. Salisburg. c. IV. *Arnolf*, Mirac. S. Emmerani. 2) Annal. Metens. ap. *Pertz.*, Mon. Germ. Hist. T. I. p. 327. 3) *Hansitz*, Germ. sacra. T. I. p. 121, 132. *Hund*, Metropol. Salisburg. T. I. p. 291. *Gewold.* ap. *Hund.* T. I. p. 347. *Joann. Aventin.* Excerpta Diplomatica ap. *Oefele*, Scriptt. Boic. T. I. nach dem Auszuge der Urk. Arnulf's. *Laurentius Hochwart.* Lib. I. c. 1. bei demf. T. II. p. 166. 4) *Willibald*, Vita S. Bonifacii. c. 28. ap. *Pertz.*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 346. Epistola Gregorii III. Papae ad Bonifacium. Num. 129. ap. *Serrarius.* 5) *Falckenstein*, Antiq. Nordgav. T. I. c. 1. §. 9. *Velser*, Lib. V. Boic. Auf Geheiß Karl Martell's und des h. Othilo soll auch das Bisthum Neuburg im J. 740 vom Erzbischofe Bonifacius errichtet worden sein. *Lazius*, De migratione gentium. Lib. VII. p. 292. Michael Stein, Abh. v. d. ehem. Bisthume zu Neuburg a. d. Donau. N. Abhandl. der baier. Akad. 1. Bd. S. 385. 6) *Hermannus Contractus.* ap. *Ustermann.* Prodromus. T. I. p. 117. *Joann. Staindelii* Chron. ap. *Oefele* T. I. p. 424. Anonymi Chron. Bavariae bei demf. T. I. p. 337. *Ladislai Suntheimii* Boica bei demf. T. II. p. 637. Monum. Boica. Vol. V. p. 4. *Warmannus*, Vita S. Primini. c. 11. n. 15. *Udalricus Onsorg*, Chron. Bav. ap. *Oefele* T. I. p. 356. 7) *Hansiz*, Germ. Sacra. T. II. p. 134. Chron. Lunelacense ad an. 748. p. 5. 8) *Hund* und nach ihm *Eckhart*, Comm. de rebus Franc. Orientat. T. I. p. 861. 9) *Eckhart* l. c.

10) *Aventinus*, Ann. Lib. III. p. 291. *Hund*, Metropol. T. II. p. 585. 11) Lipowski, Geschichte der Baiern. 1. B. S. 66. Dem Kloster Benediktbaiern schenkte Othilo die Örter Mailstatt, Ohlingen und Rotbach. *Meichelbeck*, Chron. Benedictob p. 7. 12) Cont. Chron. *Fredegar.* c. 110. ap. *Freher*, Corp. Histor. Francor. p. 156. 13) Cont. *Fredegar.* l. c. Annal. Metens. p. 323. Sie sagen, daß Othilo der Gefahr durch die Flucht entronnen. Arno (bei *Hansitz* T. II. p. 22) erzählt, nachdem er berichtet, wie die Könige der Franken, Karlmann und Pipin, Othilo'n besiegt, daß Othilo drim Könige Pipin viele Tage gewesen und von da zurückgekehrt und sein Herzogthum erhalten habe. Daß Arno aber nicht gut unterrichtet ist, erhellt daraus, daß er Karlmann und Pipin Könige der Franken nennt, von denen Karlmann, Karl Martell's Sohn, es gar nicht und Pipin erst später ward. Doch folgen dem Arno Neuere. So ward nach Lipowsky (S. 71) H. Othilo von Pipin und Karlmann mit nach Westfranken genommen und mußte dort eine lange Zeit verweilen, entfernt von seinem Lande, entrissen seinen Getreuen. So auch wird nach Mannert (Geschichte Baierns. 1. Th.) Otdilo gefangen (*Fredegar.* c. 112). Aber der Fortsetzer Fredegar's weiß von der Gefangennehmung nichts, sagt im Gegentheile: fugiendo evasit. So wissen die Annal. Guelf. ap. *Pertz.* T. I. p. 27, die Annal. Nazarini p. 27, die Annal. S. Amand. p. 10, die Annal. Lauriss. Minor., *Einhardi* Fuld. Annal. p. 345, Annal. Leob. T. II. p. 194, welche den Krieg gegen Othilo erwähnen, nichts davon, daß der Herzog gefangen worden. Besonders merkwürdig muß in diesem des Othilo's Wall am Lech gewesen sein, wie aus den Annal. Guelf., den Annal. Nazarin. und den Annal. Alam. p. 26 hervorgeht.

Digitized by Google

luſt erlitten auch die Feinde, und zogen über den Rhein zurück, da Humold von Othilo aufgeregt, dem Bündniſſe gemäß einen Einfall gethan hatte. Karlmann machte im J. 744 Frieden mit Othilo [14]). Dieſer ſtarb im J. 748 [15]), hinterließ als Nachfolger ſeinen und Chilerud's Sohn und ward in dem von ihm geſtifteten Kloſter Oſterhofen begraben [16]). (*Ferdinand Wachter.*)

OTHIN, ODHIN, ODIN, mit dem Zeichen des Nominativs **OTHINN, ODINN**, iſt der Gott aller germaniſchen Völker [1]) und Wodan ein und derſelbe Name [2]), nur mundartlich verſchieden. Nach Adam von Bremen wird Wodan in Schweden verehrt, und der Gott, den Paulus Diakonus Wodan nennt, heißt bei Saxo Grammaticus bei derſelben Gelegenheit, nämlich bei Ertheilung des Siegs an die Langobarden, Othin. Bei der Ableitung des Wortes Othin muß daher eine ſolche als die beſte betrachtet werden, welche ſowol auf die Namensform Othin, als auch auf die Namensform Wodan paßt. Da für Wodan auch eine härtere Form Gwodan war, und für dieſe eine Lesart bei Paulus Diakonus Godan iſt, ähnlich wie im weſtfäliſchen Godenstag für Wodenstag geſagt wird (ſ. d. Art. Othinstag), ſo hat man Wodan vom angelſächſiſchen Guth, Krieg, und Gotte, Krieger, abgeleitet [3]). Aber das angelſächſiſche Guth, Krieg, lautet im Altnordiſchen Guthr, Guunr. Käme Othin hiervon, ſo müßte es Guthin, Gunnin lauten. Eine beſſer paſſende Ableitung des Wortes Odin ſcheint die vom altnordiſchen ódr, ódur, ratio, ingenium, poesis, intelligentia, scientia [4]), da Odin nicht blos Gott des Kriegs, ſondern überhaupt aller Wiſſenſchaft, Weisheit und Dichtkunſt iſt. Aber dieſe Ableitung paßt nicht zugleich auf das teutſche Wodan und das angelſächſiſche Woden. Bei Wodan, welches wol von nichts anderm als von wod (gothiſch wods, angelſächſiſch wod, engliſch wood, unſinnig, wüthend, raſend, fränkiſch wotag, wüthig, woten, wüthen, niederteutſch wood, holländiſch woede, indiſch wodan, Wuth), das aller Wahrſcheinlichkeit nach aus dem beraubenden wo und od, welches als Verſtand bedeutend ſich im Nordiſchen nachweiſen läßt, ſeinen Urſprung hat, fällt dem Foeſchee ſogleich das dem wod entſprechende ódr (wahrſcheinlich zuſammengezogen aus áodr, óodr) insanus, furens, rabidus, ein. Auf Othin, als Zwietracht ſtiftenden und Kampfwuth verleihenden Gott, paßt ſein Name von ódr, wüthend, ganz herrlich. Aber man mußte dabei wegen des gleichen Klanges auch an ódr, Geiſt, Verſtand ꝛc., denken, daher nahm man Othin auch als Gott der Weisheit, Beredſamkeit und Dichtkunſt. Auch konnte man leicht dabei an ódaln denken, und ihn als Gott der Unſterblichkeit nehmen, nämlich als Gott, bei dem die im Kriege Erſchlagenen ihr Heldenleben fortſetzten. Schon der Natur der Sache nach iſt es wahrſcheinlicher, daß Othin von óde, wüthend, der Zwietracht ſtiftende und Tapferkeit im Kampfe verleihende Gott früher war, als Othin von ódr, Geiſt, Verſtand, der Urheber der Gelehrſamkeit, Beredſamkeit und Dichtkunſt; aber noch mehr erhellt dieſes daraus, daß Othin im Teutſchen und Angelſächſiſchen Wodan und Woden, aller Wahrſcheinlichkeit nach von wod, unſinnig, wüthig, genannt wird. Das an in Wodan, das en in Woden, das inn in Othinn iſt eine ähnliche Bildung wie z. B. das altteutſche Thegan, das angelſächſiſche Theodan (altnordiſch Thiódan, gothiſch Thiudans) von Theod (altnordiſch Thiod, gothiſch Thiuda) Volk, das altnordiſche Dróttinn von Dróit (ſ. d. Art. Drottnar). Bei Wodan und Othin iſt auch noch zu berückſichtigen, daß viele Wörter im Altnordiſchen das W nicht haben, ſo z. B. Vifr für Wulf (Wolf) Ort für Wort ꝛc. Alſo ſprachlich iſt nicht das mindeſte Hinderniß, Wodan und Othin für gleichbedeutend zu nehmen, und beides von Wod, Wuth, oder ódr, wüthig, abzuleiten. Aber, wird man fragen, wie hat man dem wichtigſten Gott einen Namen beigeben können, welcher zwar nicht einen Wüthigen, aber einen über Wuth Waltenden bedeutet? Sowie nämlich z. B. Theodan von Theod, Volk, König und Dróttinn von Dróit, einen Herrn bedeutet, ſo darf man Wodan und Othin nicht durch Wüthig [5]) übertragen, ſondern man muß ſagen, es hat die Bedeutung von einem über die Wuth oder die

14) *Einhardi* Fuld. Annal. ad an. 744. p. 345. Annal. Petavin. Cont. p. 11. Man findet erzählt Hiltrud's, Othilo's Gemahlin, habe ſich nach Franken begeben, um ihren Gatten mit ihren Brüdern zu verſöhnen, durch eine bewegliche Rede habe ſie ihre Brüder gerührt; die Herzen, die zuvor ſo ſehr gegen einander aufgebracht geweſen, haben ſich vereinigt, und ſo ſei im J. 744 der Friede zu Stande gekommen. v. Juſti, Von den Rechten der alten bairiſchen Könige. Abhandl. d. kurbair. Akad. 4. Bd. S. 19. *Adlzreiter*, Annal. Boicae gentis. P. I. l. 7. p. 170. Lipowski S. 72. Othilo ſoll ſich haben dazu verſtehen müſſen, Baiern zu einer fränkiſchen Provinz zu machen und aus einem Könige ein Herzog zu werden. Monument. Wessofontana ap. Celestin. Leutner in Histor. Wessofontan. p. 19. 15) Die Annal. Met. p. 336 ſagen zum J. 779, daß zu jener Zeit Othilo geſtorben geweſen. Daher wird gewöhnlich Othilo's Tod ins J. 778 geſetzt. S. Zirngibl's Abhandlung von den bairiſchen Herzogen. §. 93. N. Akad. Abh. 1. Bd. S. 198. Mascow, Geſch. d. Teutſchen. 2. Bd. Anmerk. S. 242. Lipowski a. a. O. S. 72. 16) *Joannes Aventinus* (Antiquitates Osterhovienses ap. *Oefele* T. I. p. 219).

1) *Paulus Diacon.* L. I. c. 9. p. 411: Wodan sane, quem adjecta litera Gwodan dixerunt, ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur, et ab universis Germaniae gentibus ut Deus adoratur. 2) Der Beweis, daß Othin und Wodan ein und derſelbe Gott ſei, dürfte überflüſſig ſcheinen. Dem iſt aber nicht ſo. So ſagt der Rec. von Böttiger's Geſchichte des Kurſtaates und des Königreiches Sachſen in der jenaiſchen allgem. Lit.-Zeit. März 1831. Nr. 56. S. 448: „Der Name Wodan, mit Othin durchaus nicht zu verwechſeln, zeigt überhaupt nur einen böſen Geiſt an, einen Unhold, tyrannus, wie ein Staffarium in Graf's Diutiska überſetzt, einen Wütherich.“ Aber Paulus Diakonus, Adam von Bremen und die Angelſachſen nennen ja in ihrer Mundart Odin nicht Odin, ſondern Wodan, Woden. Wie wären ſie dazu gekommen, wenn Wodan und Odin urſprünglich nicht eins geweſen, und eine andere Verſchiedenheit, als mundartliche ſtattgefunden hätte? 3) *Eccard.* Orig. und nach ihm Braun, Religion der alten Teutſchen. 1. Anhang zu Hermann der Cheruſker. S. 373.

4) Sie hat *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 635, 636. 5) So z. B. erklärt Joh. Georg Wachter (Glossar. Ger. unter Othinns p. 1177, 1178) Wodan durch furens, nimmt dagegen Othin nicht mit Wodan für gleichbedeutend, und in den Kenningen (Nöfn Othins) iſt bei der lateiniſchen Überſetzung (in der Aus-

Digitized by Google

Wüthigen Waltenden. Herrlich paßt so Othin's und Wodan's Name auf seine vielfachen Geltungen, denn gehört nicht Begeisterung zur Dichtkunst, zum Orakelgeben ꝛc.? Hier waltet also Othin über Wuth, aber noch mehr im Kriege. Die ehrendste Bezeichnung für einen ausgezeichnet tapfern Kriegsdelden war óde[6]), rasender, wüthiger, unsinniger, und Othin's Mannen gingen panzerlos und waren toll, wie Hunde und Wölfe, bissen in ihre Schilde, waren stark wie Wölfe und Stiere; sie erschlugen das Menschenvolk, aber weder Feuer noch Eisen wirkte auf sie. Das wird genannt Berserksgang[7]). Von Othin glaubte man also, er verleihe den Kämpfern die Wuth, und daher bedeutete sein Name zwar nicht „Wütherich" in unserer Bedeutung, aber einen, der über die Wuth waltete, sie verlieh. Vom christlichen Gesichtspunkte aus konnte dann Wodan und Othin für Tyrannus und den Teufel genommen werden. Von Othin's vielfachen Geltungen als eines Walters über die Wuth, wollen wir zuerst die betrachten, welche für die kriegerisch gesinnten Germanen die Hauptgeltung war. Im Tempel, welcher Vpsalr (Hochsaal) hieß und nicht fern von Sigeunir (Sieghofen) in Schweden lag, war Othin, oder wie Adam von Bremen ihn nennt, Wodan als Bewaffneter in Schnitzwerk abgebildet, lenkte die Kriege und verlieh den Menschen die Tapferkeit gegen ihre Feinde, bei bevorstehendem Kriege opferte man ihm[8]). Besonders brachte man ihm auch Opfer um Vaterrache. So wird in der Heldensage erzählt: Dag, Haugni's Sohn, opferte (blótadi) Oth'n zur Vaterrache. Othin lieh Dagen seinen Speer. Da stand Helgi seinem Schwager, da, wo es heißt, zu Fioturlund. Er durchbohrte Helgi'n mit dem Speere. Dort fiel Helgi[9]). Überhaupt glaubte man, daß Othin berühmte Waffen ertheilt habe. So wird im Hyndlu-Lióth (Ste. 2, 3. S. 315, 316) gesungen: Bitten wir den Heriafauthr (Vater der Heerer, raubenden Krieger) in (unsern) Gemüthern zu sitzen. Er gibt und vergilt Gold den Würdigen, er gab Hermoden Helm und Panzer, aber Siegmunden Schwert zu empfahen. Er gibt Sieg den Söhnen, aber etlichen Gold, Beredsamkeit Berühmten, und Menschenwitz den Lebenden (d. h. den Menschen); guten Wind gibt er den Kaufleuten, aber Dichtkunst (bragr) den Skalden, aber Mannsamkeit (Tapferkeit) manchem Recken. Von dem Schwerte, welches Othin Siegmunden gab, erzählt die Wolsunga-Saga die nähern Umstände, von welchen wir bemerken: Eines Abends kam ein Mann, unbekannt von Ansehen in die Halle, hatte einen fleckigten Mantel, war barfuß und trug Leinhosen an die Beine geknöpft, hatte tief herabgehenden Hut (hatt sidan) auf dem Haupte, war sehr hoch und alt und einsichtig (eináugig) hatte ein Schwert in der Hand und stieß es bis zum Hefte in den Kinderstock (die Eiche, die Volsung in der Mitte der Halle hatte stehen lassen). Alle scheuten sich, den Mann zu begrüßen, doch er nahm das Wort, wer das Schwert aus dem Stocke zöge, solle es von ihm zur Gabe haben, und das selbst bewähren, daß er niemals ein besseres Schwert trug. Hierauf ging dieser alte Mann aus dem Saale, und weiß Niemand, wo er hinfuhr. Alle versuchten vergebens das Schwert herauszuziehen, bis Siegmund, Volsung's Sohn, es gelang. Siegmund bestand nun Kämpfe, so lange es Othin gefiel. In der Schlacht gegen den König Lingvi flogen um ihn manche Speere und Pfeile. Aber die Spardisar schirmten ihn, daß er nicht verwundet ward. Siegmund richtete ein furchtbares Blutbad an. Als die Schlacht eine Zeit lang gewährt, da kam ein Mann in die Schlacht mit tiefem Hut (med sidan

gabe von Resenius) in Parenthese gesetzt: Odinus (furibundus) und durch Saturnus erklärt, obwol Othin seine Kinder nicht verschlingt, und auch nicht entthront wird.

6) So z. B. das Gedicht von Thorbiörn Hornklofi (bei *Snorri Sturleson*, Heimskringla. T. I. p. 83), wo er Haralld, den Haarschönen, durch ódr bezeichnet und ihn auch gaydrottr í óro Lárr-starker (d. h. Kampferstarker) im Wahnsinne nennt. Vergl. die Übersetzung bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis, Sage Haralds des Haarschönen. Cap. 9. S. 166 Note 29, u. S. 167. 7) Snorri, Ynglinga-Saga. Cap. 6 bei Wachter 1. Bd. S. 22. 8) *Adamus Brem.* Hist. Eccles. c. 233 ap. *Lindenbrog*, Scriptt. ed. *Fabricius*. p. 61: Alter, Wodan, id est fortior, bella regit, hominumque ministrat virtutem contra inimicos, und weiter unten: Wodanem vero sculpunt armatum, sicuti nostri Martem. Die Nostri sind die in Teutschland römische Kunst nachahmenden Künstler. Durch das id est fortior will Adam von Bremen nicht eine Erklärung der Bedeutung des Wortes Wodan geben, sondern nur die Geltung Othin's als Gottes, denn er sagt vorher von Thor, der in der Mitte seinen Sitz hatte, und von Wodan und Fricco, dem Gotte der Wollust: Quorum significationes ejusmodi sunt, und gibt nun doch keine Erklärung der Bedeutung der Wörter Thor und Fricco, sondern sagt nur, für was für Götter sie gegolten. Unter significationes sind also nicht Wortbedeutungen, sondern Bedeutungen oder Geltungen der Götter als solche zu verstehen. Thor war der Donnergott, war aber nicht als Kriegsgott zu gebrauchen, weil es nicht immer während der Schlachten blitzte und donnerte. Es war also noch ein Kriegsgott nöthig, und dieser mußte für tapferer als Thor gelten, weil in der Schlacht die größte Tapferkeit geübt ward. Aber warum war Thor bei den Schweden der wichtigere, der in der Mitte saß: Thor, inquiunt, praesidet in aëre, qui tonitrua et fulmina, ventos, imbresque serena et fruges gubernat. So wichtig auch den Schweden der Kriegsgott sein mußte, wichtiger war doch der Gott, dem man opferte, wenn Pest oder Hungersnoth drohte, denn um Krieg zu führen, mußte man doch das Leben nicht durch Krankheit oder Hungersnoth verloren haben. Auf diese Weise erklärt sich, warum Thor der wichtigste Gott war. Auch bei den Norwegern und Isländern war die Thorsverehrung. Warum aber Othin als Thor's Vater und überhaupt als Hauptgott zwar nicht im Götterdienste, aber in der Göttersage galt, das werden wir weiter unten entwickeln. Bekanntlich hat man für fortior, welches vielen z. B. Mone'n (Gesch. des Heidenthums. 1. Th. S. 254) unverständlich war, furor lesen wollen, welche Lesart mean auch nicht den ganzen Namen Wodan's, doch seine Wurzel erklärt; wird sie durch die Handschriften bestätigt, ist sie allerdings vorzuziehen. Doch gibt furior, da es von dem Kriegsgotte gesagt wird, auch einen guten Sinn, denn der Kriegsgott mußte doch für den tapfersten und stärksten gehalten werden. Man vergleiche hiermit, daß Procopius (de Bello Goth. Lib. IV. c. 15) sagt, die Thuliten (Scandinavier) hätten den Ares, dem sie den ersten im Kriege gefangenen Menschen geopfert, der Götter Geltsten genannt. Was also Adam von Bremen durch der stärkste, tapferste ausdrückt, ist von Procopius durch der größte gegeben, denn unter seinem Ares ist kein anderer als Othin zu verstehen.

9) Helga-Quidn Hundingsbana. II. ge. Ausgabe der Edda Sämundar. 2. Th. S. 104. Vergl. die Übersetzung bei F. Wachter, Forum der Kritik, 2. Bds. 1. Abth. S. 132.

hatt) und blauem Mantel, hatte ein Auge und einen Spieß in der Hand, kam dem Könige Siegmund entgegen und schwang den Spieß vor ihm empor, und als Siegmund fest hieb, kam das Schwert in den Spieß, und brach entzwei in zwei Stücke. Seitdem wandte sich der Mannfall (Niederlage der Männer) und war dem Könige Siegmund das Heil entschwunden. Viel seines Volkes und er selbst fällt. Seine Gattin Hiordys kommt des Nachts auf das Schlachtfeld und fragt, ob er nicht zu heilen ist. Siegmund antwortet: Mancher geneset aus kleinen Hoffnungen, aber entschwunden ist mir mein Heil. Othin will, daß wir nun nicht das Schwert schwingen, seitdem das nun brach. Er bittet nun Hiordysen, die Schwertstücke wohl zu bewahren, weil sie mit einem Sohne (nämlich Sigurd dem-Fafnirstödter) schwanger gehe, und dieser mit dem aus den Stücken gemachten und Gram geheißenen Schwerte manche Heldenthat verrichten werde. Siegmund's letzte Worte sind, daß er seine vorangegangenen Blutsfreunde sehen werde [10]), nämlich bei Othin in Walhall. Othin ließ zwar auch durch abgesendete Walkyrien Helden beschirmen und Helden fällen; doch schirmte er seine Schützlinge auch persönlich durch den Arm und durch Orakelertheilungen. So in der Sage von Hading. Als dieser seiner Erzieherin, der Riesin Hartgrepa, beraubt war, erbarmte sich des Einsamen ein einäugiger Greis (Othin), und verband mit ihm den Seeräuber Liser durch Fostbruderschaft. Liser und Hading bekriegten hierauf den Beherrscher der Kuren, Namens Loker, wurden aber besiegt. Den fliehenden Hading führte der erwähnte Greis zu Rosse in seine Wohnung, erquickte ihn durch lieblichen Trank, und sagte voraus, daß Hadings Körper an Kraft und Stärke gewinnen werde. Auf diese Vorausfagung ließ der Greis ein Orakellied dieses Inhaltes folgen: „Wenn du von hier fliehest, wird der Feind dich in Fesseln schlagen und dem Rachen eines reißenden Thieres zum Zerreißen und Verzehren vorwerfen: Du aber erfülle deine Wächter mit verschiedenen Geschichtserzählungen, und wenn sie nach dem Essen tiefer Schlaf befällt, zersprenge deine harten Bande, greife mit allen Kräften den Löwen an, welcher die Gefangenen zu zerreißen pflegt, suche sein Herz mit mächtigem Stahle, fange sein dampfendes Blut mit dem Schlunde auf und kaue seinen Körper als Speise, dann wird unvermuthete Kraft deine sennigen Glieder durchdringen. Ich selbst werde dir nach Wunsche den Weg bahnen, und die Wächter in tiefen, lange dauernden Schlaf senken." Nach diesem Orakelliede brachte der Greis Hadingen zu Rosse wieder an den vorigen Ort. Hading blickte durch die Ritzen des Mantels, unter welchem er verborgen lag, sah zu seinem Erstaunen, wie das Roß auf dem Meere hinwandelte, und wandte erschrocken seine Augen vom verbotenen Anblicke. Von Hadingen gefangen, erlitt er und that alles, wie das Orakellied vorausgesagt. (Die Hadingssage, bei *Saxo Grammaticus*, Histor. Lib. I. p. 12.) Ein anderes Beispiel, wie Othin aus freiem Antrieb einen seiner Schützlinge Orakel ertheilt, ist folgendes, welches zugleich dadurch ungemein an Merkwürdigkeit gewinnt, daß es einen Kampf dieses Gottes als einer Orakel-Gottheit mit seiner Gattin Frigg darstellt. Von des Königs Hraudung's briden Söhnen war Agnar zehn, Geirraud sieben Winter alt, als beide mit ihren Angeln auf einem Boote, kleine Fische zu fangen, ruderten. Der Wind trieb sie da hinaus auf das Meer. Sie scheiterten im nächtlichen Dunkel an einem Lande, gingen hinaus und fanden einen Hüttenbewohner, bei welchem sie den Winter hindurch waren. Das Weib erzog Agnar, der Mann hingegen Geieraud, und machte ihn mit manchen klugen Rathschlägen bekannt (ok kendi honum rad, wörtlich: und zeigte ihm Rath; worin diese Lehrorakel, welche ihm Othin ertheilte, zum Theil bestanden, werden wir weiter unten sehen). Im Frühlinge gab der Mann ihnen ein Schiff. Als er und die Frau sie zum Ufer geleiteten, da richtete der Mann besondere Worte an Geieraud (thá maelti karl ein-maeli vid Geirraud, wörtlich: da meldete der Bauer eine Allein-Rede ꝛc., at maela wird gewöhnlich und auch hier für feierliches Reden gebraucht, und deutet hier die Orakel an, welche Othin seinem Zöglinge noch zum Abschied ertheilte). Sie hatten günstigen Wind und kamen an das Gestade ihres Vaters, Geirraud war vorn im Schiffe, sprang hinaus auf das Land, stieß das Fahrzeug zurück und sagte: Fahr nun dahin, wo die Winzlinge (Smyl) dich haben mögen [Smyl bedeutet nach dem einen kleine Fische (s. Sandvig, Forsog til en Oversættelse af Sämund's Edda. Förste Hefte. S. 127. Studach, Sämund's Edda. 1. Abth. S. 82) und der Sinn wäre, komme im Meere um und werde von den Fischen gefressen; nach Andern (s. G und F. Magnusen gr. Ausg. d. Edd. Säm. 2. Th. S. 37, 668. 3. Th. S. 712, 713) sind Smyl Gespenster, böse Geister. Wahrscheinlich wird hier Smyl (Winzlein) ironisch für Riesen gebraucht, und Geieraud's Rede enthält Fluch und Orakel, wie es ihm Othin gelehrt, und bezieht sich auf Agnar's künftiges Schicksal, nämlich seinen Aufenthalt unter den Riesen.] Das Schiff ward mit Agnar hinaus in das Meer getrieben. Geieraud aber ging hinauf zum Gehöft und ward, da sein Vater gestorben, zum König angenommen und ein berühmter Mann. Othin und Frigg saßen auf Hlidskialf und sahen sich in allen Welten um. Othin sprach: Siehst du Agnar deinen Pflegling, wie er Kinder zeugt mit einem Riesenweib in der Höhle? Aber Geiraud, mein Pflegling, ist König in seinem Vaterlande. Da nahm Frigg zur Arglist ihre Zuflucht und beschuldigte Geierauden fälschlich, daß er so mit seiner Nahrung geize, daß er seine Gäste quäle, wenn ihm zu viel zu kommen schienen. Othin erklärte dieses für eine Lüge und es kam zwischen den Ehegatten zu einer Wette. Da sendete Frigg ihr vertrautes Mädchen Fulla ab, und ließ Geierauden warnen, sich vorzusehen, daß ihm der Zauberer nichts zufüge, der ins Land gekommen sei, und dieses als Merkmal angeben, daß kein Hund so wüthig wäre, daß er ihn anliefe. Geieraud ließ da den Mann gefangen nehmen, den die Hunde nicht anfallen wollten. Er war in einen blauen Mantel gekleidet, nannte sich Grimnir und sagte

10) Volsunga-Saga c. 6 (bei v. d. Hagen, Altnord. Sagen und Lieder. S. 9—10). c. 20. p. 32—34.

Digitized by Google

ungeachtet der an ihn gerichteten Fragen nicht mehr von sich. Damit er mehr aussagen sollte, ließ der König ihn peinigen und zwischen zwei Feuer setzen. So saß er acht Nächte, bis Geirraud's zehnjähriger Sohn Agnar, welcher so nach seinem Vatersbruder genannt wae, ihm ein Horn voll Trank gab. Da sang Grimnir: „Heiß bist du verzehrendes Feuer, laß uns uns entfernen, der Pelz versengt, der Mantel verbrennt, obgleich wie ihn in die Höhe halten. Acht Nächte saß ich zwischen den Feuern hier, sodaß mir Niemand Speise bot, außer Agnar allein, drum soll einzig Geirraud's Sohn über das Land herrschen. Heil dir, Agnae, da Heil dir bietet der Männee-Herrscher. Nimmer wirst du für einen Trunk bessern Lohn empfangen." Nach diesen Drakelstrophen, welche Agnar's des Jüngern Schicksale enthalten, ertheilt ihm Othin götterfagliche Lehrorakel, nämlich über Theudheim, Thor's Ydalir, Uller's Alfheim, Freyr's Wala-skialf, Odin's Sautqubeck, Othin's und Saga's Wohnung, über Gladsheim, wo die Walhall, welche die waffentodten Männer aufnimmt, emporragt, über Thrymheim, Skadi's Breida-blik, Baldur's Himinbiörg, Heimdall's Folkwang, Freyia's Glitnie, Forseti's Noatun, Niöed's Wohnung und über Widaesland, über die Nahrung dee Einheriar, über Othin's Wölfe Geri und Freki, seine Raben Hugin und Munin, über Thiodwitnir's Fisch, über Walgrind, über die Anzahl dee Thüeen Walhalls und der Einheriar, über die Anzahl der Fußböden (Stockwerke) Bilskirnir's, über Heidrun auf Othinshalle, über Eikthyrnir auf deeselben, über die himmlischen, irdischen und unteeirdischen Flüsse, über die Asenpferde, über Yggdrasil, Ratatosk, Nithhaugg, Dain, Dvalin, Duneyr und Duna-thror, über die Schlangen unter der Esche Yggdrasil, über die Walkyrien, über die Sonnenrosse, über den Sonnenschild, über die Sonnenwölfe, über die Schöpfung dee Welt aus Ymir's Fleische. Wie die erste Strophe der götterfaglichen Lehrorakel: „Ein Land ist heilig, welches ich liegen sehe den Asen und Alsen nahe" zeigt, ertheilt Grimnir diese Drakel vermöge eines Gesichts, welches diese Gegenstände seinem Geiste vorführt. Nachdem er das Lehrorakel übee die Schöpfung der Welt aus Ymie's Fleische vorgetragen, singt er: Uller's und aller Gunst hat jeder, wer zuerst an das Feuer greift, denn offen werden die Welten um die Asen-Söhne, wenn die Kessel vom Feuer gehoben sind. (Othin fodert, wie man diese Strophe erklärt, die Anwesenden auf, die großen über dem Feuer nach altnordischer Hauswirthschaft aufgehangenen Kessel hinwegzunehmen, um ihm die Aussicht nach der Luft durch das große Dachfenster zu öffnen, und damit die Asen die Gefahr sehen können, in welcher ihr Allvater schwebt.) Er setzt hierauf seine götteefaglichen Lehrorakel fort über Skith-blathnir, welches man durch die Wolken deutet, und über Gegenstände, Weien und Geschöpfe, die in ihrer Art jedesmal am vortrefflichsten sind. Unterdessen muß man annehmen, sind die Kessel hinweggenommen, denn Grimnir sagt: Meine Gestalt offenbart' ich nun vor der seligen Götter Söhnen, hierdurch wird erwünschte Hilf' erwachen. Alle Asen wird das Hereinbringen zu Ägirs (für des Riesen, und dieses für des Grausamen, auf Geirraud bezogen) Bänken, zu Ägie's Trinkgelag. Dann fährt Grimnir in seinen Lehrorakeln fort: Sie (man) hießen mich Grimnr vordem, und Gangteei ꝛc., und zählt so einen großen Theil seiner (Othin's) götterfaglichen Namen unter Beziehung auf mannichfache Begebenheiten und Fahrten auf, und da ihn Geirraud immer noch nicht erkennt, bricht er los: „Berauscht bist du, Geirraud, hast dich übertrunken, durch vielen Meth bethört, aus Großem bist du gefallen, da du es bist aus meinem Beistande, aus allen Einherien und aus Othin's Huld. Viel ich dir sagte, aber du erinnerst dich Wenigen". Hieraus erhellt, daß Othin, als er als Hüttenbauee den siebenjährigen Geieraud pflegte, ihm nicht blos Drakel ertheilte, welche Klugheitslehren enthielten, sondern sein Unterricht auch in götterfaglichen Lehrorakeln bestand, deren Erinnerung ihn aber in diesen verhängnißvollen Augenblicken, sowie überhaupt Othin's Beistand verläßt. „Deine Freunde verrathen dich," fährt Othin hier in seiner Drakelertheilung fort, „meines Freundes (meines vormaligen Freundes Geirraud's) Schwert sehe ich liegen ganz von Blute betäuft, den schneidenmüden Gefallenen wird nun Yggur haben; ich weiß, dein Leben ist dahin. Erzürnt sind die Disen, nun kannst du Othin sehen, nähere dich mir, wenn du veemagst. Othin ich nun heiße, Yggur hieß ich zuvor, Thundue hießen sie mich voedem, Vakur und Skilfingur, Wafuthur und Hropta-Tyr, Gautur und Jalkur bei den Göttern, Ofner und Swafnir, von welchen ich glaube, daß alle von mir Einem gewoeden sind." Mit diesem götteefaglichen Lehrorakel schließt das Lied. Die daeauf folgende ungebundene Rede erkläet, wie Othin's Drakel über Geirraud's und Agnar's des Jüngern Schicksal in Eefüllung gegangen. König Geirraudr saß, und hatte das Schwert auf seinen Knien und gezogen bis zur Mitte, aber als er hörte, daß Othin gekommen wae, da stand er auf, und will nehmen Othin von dem Feuer. Das Schwert schlüpfte aus der Hand ihm und die Heft sah nieder. Dee König glitt mit dem Fuß aus, und das Schwert durchbohrte ihn und so empfing er den Tod. Othin verschwand da, abee Agnar war doet König lange darauf. So hatte Frigg doch insofern gesiegt, als Othin selbst den Agnar, den Brudersson jenes von ihr begünstigten Agnar, zum Throne verhalf, denn dieser Agnar ist als an die Stelle jenes Agnar's getreten zu betrachten, dee nach seinem Vateebruder Agnar geheißen worden war. Wie Frigg über Othin duech List siegt, stellt auch die langobardische Stammsage (*Paul. Diacon.* I, 8) dar. Die Vandalen baten Wodan (Othin) um Sieg über die Winiler. Wodan ertheilte die Antwort, daß er den Sieg denen verleihen werde, die ee zuerst bei Sonnenaufgang erblicken werde. Da bat Gambara die Mutter der winilischen Heerführer Ibor und Ayo die Frea (Freia und Feigg waren ursprünglich eins), die Gemahlin Wodan's, für die Winiler um den Sieg, und Frea (Freia) gab ihe den Rath, daß die Frauen der Winiler sich das aufgelöste Haar um das Kinn in Gestalt eines Bartes legen, mit dem früheften Morgen mit iheen Männern dasein, und sich in die Gegend stellen sollten, wo Wodan aus dem Fenster nach Osten zu schauen pflegte. Als sie Wodan beim Aufgange

Digitized by Google

der Sonne sah, sagte er: „Wer sind diese Langobarden (Langbärte)?" Frea antwortete: Schenke ihnen, denen du den Namen gegeben, den Sieg, und so verlieh Wodan den Winilern den Sieg. Wenn man nämlich Jemandem einen Namen gab, so mußte eine Gabe zur Namensfeste (at nafn-festi, zur Namensbefestigung, d. h. zur Befestigung und zum Andenken des eben gegebenen Namens) folgen [1]). Diese Sage, die auch noch eine andere Bedeutung hat, da man bei Kriegsgelübden die Bärte wachsen ließ, und Othin's Frage nach diesen Langbärten also sehr bedeutungsvoll erscheint, veranschaulicht im Allgemeinen, wie die Germanen, namentlich die Langobarden, glaubten, daß Othin der Verleiher des Siegs sei. Andere Sagen zeigen uns Othin als Lehrer der Kriegskunst, und wie hierdurch seine Zöglinge den Sieg erhalten. Lehrorakel ertheilte demnach Othin vorzüglich über die Aufstellung der Schlachtordnung und über die Vorbedeutungs- oder Orakelzeichen, welche der zu beobachten habe, der in den Kampf gehe. Von den Lehrorakeln über Aufstellung der Schlachtordnung, welche wie die andern Lehrorakel ursprünglich zuverlässig in Liedern abgefaßt waren, berichten folgende Sagen: Uffo, der eine wunderschöne Tochter hatte, machte bekannt, daß sie der bekommen solle, der Hadingen des Lebens beraubte. Diesen Preis zu gewinnen, nahm Thuning ein Heer Biarmier an. Als, um ihn zu empfangen, Hading vor Norwegen vorübersegelte, bemerkte er am Strande einen Greis, welcher oft mit dem Mantel winkte, daß man mit dem Schiffe sich dem Lande nähern möge. Ungeachtet Hading's Genossen dagegen waren, und die Abschweifung von der Fahrt als schädlich schilderten, nahm doch Hading den Greis in das Schiff auf. Dieser rieth ihm, das Heer hundertweis in Rotten aufzustellen und schenkte, wie er gewohnt, seine Aufmerksamkeit vorzüglich der Art und Weise, wie die Züge zu ordnen, nämlich so, daß die erste Reihe eines Zuges aus zwei, die dritte aus vier, die vierte aus acht bestand, und so fort jede folgende Reihe immer um das Zwiefache stärker, als die vorhergehende war. Die Flügelscharen der Schleuderer hieß er in die letzte Schlachtreihe zu stehen kommen, und gesellte ihnen die Reihen der Bogenschützen zu. Nachdem er so die Scharen zu einem Keile geordnet, stellte er sich selbst hinter den Rücken der Krieger, nahm aus dem Säckchen, welches er am Halse hängen hatte, eine Armbrust, welche Anfangs klein und schwach schien, aber bald mit mächtig spannendem Horne hervorragte, legte an die Senne je zwei Bolzen, welche durch kräftigen Schuß zugleich auf den Feind geschnellt, ebenso viel Wunden bohrten. Alsdann vertauschten die Biarmier die Waffen mit Künsten, lösten durch Zauberlieder den Himmel in Sturmwolken auf und überschütteten das heitere Antlitz der Luft mit den traurigen Tropfen des Platzregens. Der Greis dagegen vertrieb die entstandene Masse des Regens durch eine entgegenziehende Wolke, und that der Nässe desselben durch Entgegensetzung von Gewölk Einhalt. Beim Abschiede fügte der Greis zu dem Lehrorakel ein Schicksalsorakel, indem er voraussagte, der siegreiche Hading werde nicht durch feindliche Gewalt, sondern eines freiwilligen Todes sterben, und schloß mit einem Lebensregeln enthaltenden Orakelspruche, indem er Hadingen verbot, ein dunkles Leben berühmt machenden Schlachten und Nahes dem Fernen vorzuziehen. Nach vielen hierauf folgenden Heldenwerken endete Hading sein Leben freiwillig, indem er sich unter dem Zuschauen des Volkes aufhängte. Von solchen freiwillig sich Hängenden, zu Othin zu kommen, hat Othin wol die Benennung Gott der Gehängten. Die zweite über Othin's Lehrorakel in Beziehung auf die Kriegskunst Auskunft gebende Sage ist diese: Als König Ingo von Schweden, um sein Reich zu erweitern, den Dänen den Krieg angekündigt, wünschte ihr König Harald Hildetand den Ausgang des Kampfes durch das Orakel zu erforschen. Da kam ihm auf dem Wege ein einäugiger Greis von ausgezeichneter

---

1c) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. II. p. 31. VIII. p. 159. Jüngere Edda. Dämesaga 63. Quitha Helga Hundingsbana en fyrri. Str. VIII. Volsunga-Saga c. VI. Ragnar Lodbroks-Saga. c. VIII. Zwei Gottheiten im Kampfe erscheinen auch in der Sage von Hading's Feldzug in Schweden, welche zugleich ein Beispiel der Orakelstimmen aus der Höhe gibt, welche erhitzte Einbildungskraft aus zufälligem Geräusche schuf, und die man sich nicht sehen lassenden Gottheiten zuschrieb. *Saxo Grammaticus* l. p. 15—16. Auf die Weissagungen dieser unsichtbaren Götter folgt daselbst auch der Orakelspruch einer Frau (vermuthlich Gottheit in Frauengestalt), daß Hading werde zu Lande und Meer von den Göttern verfolgt werden, denn er habe in jenem Seeungeheuer eine sich darin verbergende Gottheit getödtet. Nämlich in dem fünfjährigen Feldzuge Hading's in Schweden wurd sein Heer durch Mangel auf das Äußerste gebracht. Nachts hörten die Dänen eine Stimme, von der sie nicht wußten, von wem sie kam, und die ein Lied folgendes Inhalts sang: „Warum verlichet ihr eure Heimath, in eitlem Wahne, daß ihr Schweden erobern könntet. Dazu ist es zu groß. Ein großer Theil eures Heeres wird sinken, wenn ihr die Unsrigen angreift." Diese Weissagung ward den andern Tag durch eine große Niederlage der Dänen erfüllt. Die Nacht darauf vernahm das schwedische Heer, ohne zu wissen, von wem sie herrührte, eine Stimme folgenden Sinnes: „Waerum fodert mich Uffo (der schwedische König) so durch seine Kühnheit heraus? Sein Auflehnen gegen mich wird er durch den Tod büßen. In der nächsten Schlacht werden ihn die Spitzen vieler Spieße durchbohren." Als in derselben Nacht beide Heere sich angriffen, sahen sie zwei Greise (wahrscheinlich sollen es Othin und Thor sein), deren Äußeres grauenhafter als das menschliche war, unter dem Blinken der Sterne, in verschiedenem Bestreben gegen einander riesenhaft ankämpfen, der eine für die Dänen, der andere für die Schweden. Uffo fiel, Hading ward besiegt, floh nach Helsingenland, badete sich vor großer Sonnenhitze im Meere und erschlug ein seltsames Thier. Als er es in das Lager tragen ließ, rief ihn eine ihm begegnende Frau an, daß er zu Lande und Meere von den Göttern werde verfolgt werden, denn er habe in dem Ungeheuer eine sich darin verbergende Gottheit getödtet. Die Weissagung traf ein, und der von den Elementen verfolgte Hading wußte sich nicht anders zu helfen als durch eine neue Art Opfer (Fröblot s. Opferfeste bei den Germanen) die Götter zu versöhnen (*Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. I. ex ed. *Stephanii*. p. 15, 16). Die Orakelstimmen aus der Höhe, welche man in der Heidenzeit einer heidnischen Gottheit zuschrieb, verloren in der Christenheit ihre Wichtigkeit nicht, nur daß die Stimme der heidnischen Gottheit in die Stimme Gottes umgewandelt ward. Als Beispiel dienen die Sagen, wie Kaiser Konrad eine Stimme hört: „Kaiser! dieses Kind wird dein Schwiegersohn werden (*Gotefrid. Viterbiens.* Chron. P. XVII. ap. *Pistorius* p. 533—536. Chronik bei Wegelin als Anh. z. Liver's schwäb. Gesch. zum J. 1025) ꝛc., und wie Otto von Wittelsbach eine Stimme vernimmt: Otto! wer dir, wenn du das Schloß verlassen, zuerst begegnet, ihn hänge mit diesem Stricke ꝛc. (*Caesarius*, Heisterb. Hist. Memorab. Lib. VI. c. 26.)

Größe entgegen, ſagte, daß er Othin heiße und Erfahrenheit in der Kriegskunde beſitze, und gab ihm die nützlichſte Lehre in der Abtheilung des Heeres hundertweis in Rotten. Du ſollſt, ſagte er (oder, ſang er in Stabreimen, wie aus den übrigen Orakelliedern zu ſchließen) du ſollſt die ganze Schlachtordnung in drei Haufen theilen ꝛc. Die Einzelnheiten, welche Othin nun weiter über die Aufſtellung der Schlachtordnung Haralden lehrt, ſind theils mit den von ihm früher Hadingen gegebenen übereinſtimmend, theils abweichend, und es kommt ein kunſtreicheres Ganze heraus; man ſchrieb alſo Othin nicht nur die Erfindung der Kriegswiſſenſchaft, ſondern auch die Ausbildung und Vervollkommnung derſelben zu. Das Nähere dieſer für die Kriegswiſſenſchaft bei den Germanen ſo wichtigen Stelle ſiehe bei Saxo Grammaticus ſelbſt (Hist. Dan. Lib. VII. p. 138, 139). Othin's Lehrorakel ſchließen mit einer Regel, wie Harald ſich bei einem Seetreffen zu verhalten habe. Mit dieſen Lehren der Kriegswiſſenſchaft ausgerüſtet kam Harald den ſich zum Kriege rüſtenden Ingo und Olaf (Ingo's Bruder) zuvor und überwältigte die Feinde in Schweden ſelbſt. Nicht minder lehrreich für die Geſchichte der Anſichten von den Lehrorakeln iſt die Sage von Harald Hildetand's Ausgange. Blind und alt konnte Harald nur im Wagen der berühmten Brawallaſchlacht beiwohnen. Sein Wagenlenker war Othin ſelbſt, welcher die Geſtalt des erfahrenen Häuptlings Bruni angenommen. Der König ſandte, Bruni'n zu beſehen, wie Ring, der Feind, ſeine Schlachtordnung geſtellt, und Bruni brachte lachend die Nachricht, daß es die gehörnte Schlachtordnung ſei, mit welcher der Feind kämpfe, ſie habe die Geſtalt eines Schweinekopfes (nämlich mit Hauern, wodurch die Schlachtordnung auch Ähnlichkeit mit Hörnern erhielt), und ſchwer ſei gegen ſie zu ſchlagen. Da fragte Harald erſtaunt und erſchrocken: „Wer hat den König Ring gelehrt, in ſolche gleiche Hörner ſeine Truppen aufzuſtellen? Ich habe gedacht, daß keiner ſich darauf verſtehen werde, als Othin zu allernächſt, der ſie erfand, und ich, welchem er ſie lehrte? Will Othin mir nun den Sieg zweifelhaft machen?" Da Bruni ſchwieg, ſo ſtieg dem Könige zu Gemüthe, daß Bruni Othin ſelbſt ſei, welcher ihm einſt eine freundliche und vertraute Gottheit jetzt fremde Truggeſtalt angenommen, um ihm Hilfe zu leiſten oder zu entziehen. Er flehte zu ihm, den Dänen wie zuvor den Sieg zu ſchenken, doch gefalle dieſes dem Gotte nicht, ſo möge er ihn mit ſeinem ganzen Heere fallen laſſen, er weihe dem Othin den ganzen Haufen der Erſchlagenen. Bruni warf den König aus dem Wagen, entriß dem Fallenden die Keule und erſchlug ihn damit. Der Haufe der zahlloſen um den Wagen Erſchlagenen überſtieg die Höhe der Räder. König Ring war Sieger. (*Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. I. p. 17, 19. Lib. VII. p. 138, 139. Lib VIII. p. 146, 147. Sage-Bruchſtück von der Bravallaſchlacht bei *Göransson*, Svea Rikes Kon. Hist. p. 73, 74, 83.) So verlieh und entriß, wie man glaubte, Othin den Sieg nicht nur durch ſeine gewaltthätige Theilnahme, ſondern vorzüglich auch durch ſeine Lehrorakel über die Einrichtung der Schlachtordnung. Hierbei iſt bemerkenswerth, daß auch Tacitus (Germ. 6) die Abtheilung des Heeres hundertweis in Rotten, welche Hunderte hießen, und die Aufſtellung der Schlachtordnung in Keilgeſtalt erwähnt und namentlich die Franken und Alemannen, ungeachtet ihrer Berührungen mit den Römern noch im ſechsten Jahrhunderte ſich der Keilſchlachtordnung in Geſtalt eines Eberkopfs in ſehr kunſtreicher und vortheilhafter Zuſammenſetzung bedienten, wovon Agathias (de rebus Justiniani. Lib. II. Basler Ausgabe von 1531. S. 414), bei Gelegenheit der Schlacht zwiſchen Butilin und Narſes bei Capua im J. 555 die lehrreichſte Beſchreibung gibt. Die Nordgermanen ſchrieben alſo die Einführung dieſer urteutſchen Schlachtordnung und die Geſtaltung ihrer verſchiedenen Arten den Lehrorakeln Othin's zu. Dieſe Keilſchlachtordnung hieß bei den Nordgermanen Svinfylking, buchſtäblich Schwein-Volkung, nach der Geſtalt des Ebers ſo genannt, und ſie aufſtellen, hamalt fylkia. Erläuterungen und Riſſe zu den beiden Othin's Lehrorakeln zugeſchriebenen Arten der Eberhaupt-Schlachtordnung ſiehe von Lekurenberg bei Stephanius, Not. Vber. S. 55—57, 163, 164, vorzüglich aber ſ. das kriegswiſſenſchaftliche Werk von F. H. Jahn, Almindelig Udſigt over Nordens Krigs-Hiſtorie. (Kjöbenh. 1825.) S. 280—295. In zwiefacher Hinſicht wichtig für unſern Zweck iſt das Stück aus der Quitha Sigurdar Fafnisbana in önnur. Fyrri Partr, das nicht nur ein Lehrorakellied iſt, ſondern deſſen Inhalt auch unſerm Gegenſtande angehört, da in ihm der Schlachtengott Othin die Lehre der für die, welche in die Schlacht gehen, wichtigen Orakelzeichen vorträgt. Die Flotte Sigurd's, der eben ausgeſegelt iſt, ſeinen Vater zu rächen, wird vom Sturme befallen. Da erſcheint ein Greis auf einem Felſen. Er ſagt: Hinkar hießen (ſie) mich, da ich Hungin (den Raben) erfreute, junge Volſung! und erſchlagen hatte. Nun kannſt du mich nennen Greis vom Felſen (Karl af biargi), Fang oder Fiölnir. Fahet will ich empfangen. Sie wichen zu dem Lande. Der Greis ging auf das Schiff und da legte ſich das Wetter. Sigurd befragt ihn nun um die Orakelzeichen für den, der in dem Kampfe, und Hinkar (Othin) lehet ſie. Wie haben dieſe Heill oder Orakelzeichen bereits im Artikel Orakel bei den Germanen mitgetheilt. Othin's Unterrichte ſchrieb man auch die Formeln zu, mit welchen man vor der Schlacht die Feinde dem Othin weihte. So in folgender Sage: Als König Erich der Siegreiche und Styrbiörn der Starke vorhatten, gegen einander die Schlacht von Fyriſvallir zu ſchlagen, opferte Styrbiörn dem Thor. In derſelben Nacht ward geſehen ein rothbärtiger Mann in Styrbiörn's Lager, und ſang eine Weiſe, in welcher er Styrbiörn anzeigte, daß er dem Schwertſchwinger erzürnt ſei. Die Nacht ging Eirik in Othin's Tempel und gab ſich (weihte ſich) ihm zu Siege für ſich, und beſtimmte die Friſt ſeines Todes auf zehn Winter; viel hatte er vorher geopfert, wenn es ihm ungünſtig zu gehen ſchien. Kurz nachher ſah er einen großen Mann mit tief herabgehendem Hute (med sidum hatti), der gab ihm einen Rohrſproß in die Hand und bat ihn, mit ihm zu ſchießen über das Kriegsvolk Styrbiörn's, und das ſollte er ſprechen: Othin hat euch alle

Digitized by Google

(Othinn á ydr alla); und als er geschossen hatte, da erschien ihm ein Glaflak (eine Art von Wurfspieße) in der Luft, flog über Styrbiörn's Schlachtreihe und schlug sogleich Blindheit auf Styrbiörn's Kriegsvolk und auf ihn selbst [12]). Die Formel, mit welcher nach der Sage Gissur, der Held der Reidgothen (Jütländer), die feindlichen Truppen der Hunnen (wol der Slaven) dem Othin weihte, ist diese: „Erschreckt ist euer Schlachtordner (König), dem Tode verfallen (feigr) ist euer Führer. Hinfällig ist euere Kriegsfahne. Ergrimmt ist euch Othin. Abermals fodere ich euch zur Schlacht .... und lasse so Othin das Geschoß fliegen, als ich vorsage (fyrimaeli, imprecor)." Die bestimmte Redeweise: Othin hat euch alle erschreckt, ist euer König ꝛc., ist aus dem innigsten Zusammenhange der Weissagung, mit der Verwünschung zu erklären. In diese Formeln legte man zugleich die Bedeutung zauberkräftiger Weissagung, und bei dieser wird äußerst häufig die Form der gegenwärtigen Zeit für die künftige gebraucht, und Odhinn á ydur alla hat die Bedeutung, Othin wird euch alle haben, felmtr er ydur fyrir, erschreckt wird euer Schlachtordner (König) sein, und so hat in diesen und ähnlichen Fällen der Gebrauch der Form der gegenwärtigen Zeit immer die Bedeutung der künftigen. Ein Beispiel der Anwendung solcher Verwünschungsformeln, mit welchen die Feinde vor der Schlacht dem Othin geweiht wurden, enthält auch die Eyrbyggia-Saga (Ausg. von Thorkelin S. 228). Nach ihr beobachtete diesen Gebrauch der isländische Großmann Steindor von Eyri. Verwünschungen, daß Othin den Feinden erzürnt sein sollte, erhielten wahrscheinlich zugleich auch die Feindschaftsschwüre. Von einem solchen heißt es in der Vita S. Cuthberti: Juro per Deos meos potentes Thor et Othan, quod ab hac hora inimicissimus ero omnibus vobis. Bei Verwünschungen sagte man, daß Othin dem Verwünschten erzürnt sein sollte, so z. B. Eigil in seiner Verwünschung gegen König Eirik in Egils-Saga c. 58. p. 365, hier kommt Reidr se rögn ok Othinn, erzürnt sei (seien die) Mächte und Othinn, d. h. Othin mit den Mächten. Unter den andern Göttern werden dann namentlich aufgeführt Niord und Freyr, indem Eigil sagt, Fólkvngi lát fiýia Freyr ok Niördr af jördu, den Tyrannen laß fliehen Freyr und Niord aus dem Lande, und wird weiter gesagt, daß der Land-áss (Landesgott) den leidig haben solle, der die heiligen Rechte verletze. Die Einzahl Land-áss steht wol für Land-aesir, die Götter des Landes, ähnlich wie z. B. in unserer Volkssprache, es heißt der Norwegee für die Norweger. Eine unglückliche Schlacht ward Othin's Grimm genannt; so sagt Helgi, daß Hunding's Söhne erwarten sollten, großes Wetter grauer Speere und Othin's Grimm [13]). Zur Bezeichnung von Schlacht überhaupt sehr beliebt ist der Ausdruck: Othin's vedr [14]) (Othin's Wetter, Gewitter), oder verstärkt yggvedrs èl [15]), die Sturmwolken des Gewitters Ygg's (Othin's), oder Hár's drifa, Har's (Othin's) Schneegestöber [16]), oder leikr Thridia, Spiel Thridi's Othin's, so z. B. Einar Skalaglamm bei *Snorri*, Saga Olaf's Tryggvasonar. c. 26. p. 217, oder Stórr gnyr vinar Lódurs, großen Lärm des Freundes Lódur, so von Eywind Skaldaspillir (Heimskringla übers. v. F. Wachter. 1. Bd. S. 177). Unerschöpflich sind die Skalden in Umschreibungen der Schlacht, in welchen Othin und seine andern Namen vorkommen, sodaß zur Aufzählung aller dieser Ausdrücke ein eigener Artikel erfoderlich sein würde. Auch wird bei Umschreibungen der Waffen Othin häufig gebraucht, so z. B. wird das Schild Sveigdis salr (Sweigdir's [Othin's] Saal) genannt [17]), und die Panzer vadir vafadar [18]) (Gewande Wafud's [Othin's]). Auch in diesen und ähnlichen Umschreibungen, wo Othin als Gott des Kriegs vorkommt, sind die Skálden unerschöpflich. So auch sind die Stellen der Skalden unzählig, wo gesagt wird, daß Todte zu Othin kommen. So sagt z. B. Thiodolf von Hrin:

Und zum Thing
Thridi's den König
Wedrung's Mädchen
Aus der Welt entbot.

Unter Wedrung's Mädchen kann Hel oder vielleicht auch eine Walkyrie, da Hvedrúngr auch ein Name Othin's war, verstanden werden [19]). Ist Hel zu verstehen, so muß man annehmen, Halfdan, der an einer Krankheit starb, habe sich vor dem Tode mit Speeresspitze gemarkt. Am häufigsten und gewöhnlichsten singen die Dichter, daß Othin die Erschlagenen erhalte, so z. B. Einar Skalaglamm [20]): hlaut Othinn val, Othin looste die Erschlagenen. Die jüngere Edda sagt Dämesaga 18: Othin heißt Allfadir, weil er Vater aller Götter ist. Er heißt auch Walfadir, weil seine Adoptiv-Söhne (Oska-Sinir, Söhne der Wünsche) alle die sind, welche im Wal (auf der Walstatt) fallen. Mit ihnen besetzt er Walhöll, und sie heißen dort Einheriar. Die gefallenen Helden kamen zu Othin, nicht, um dort in müßiger Seligkeit zu schweigen, sondern fortzukämpfen, täglich, und am Ende dieser Welt an dem großen Kampfe gegen die den Göttern und Menschen feindlichen Wesen Theil zu nehmen. So singt Othin im Grimnismal: 540, glaube ich, daß Thüren zu Walhöll sind, 800 Einheriar gehen aus einer Thüre, da, wenn sie ziehen gegen den Wolf zu kämpfen. Was thun die Einheriar, heißt es im Vafthrudnismál (Str. 40, 41). Bei Herlafaudor (Vater der Heerer),

12) Thátt Styrbjarnar Svia kappa in den Formanna-Sögur 5. Bd. S. 249, 250. 13) S. Helga Quitha Hundingsbana I. Str. 12 bei F. Wachter, Forum d. Kr. 1. Bds. 2. Abth. S. 108. 14) So z. B. Eywind der Skaldenverderber. 8. Str. der Hakonar-mál.

15) So Ottar Svarti in der Sage Olaf's des Heiligen. Cap. 81 (i. d. Forum. 4. Bd. S. 50. 16) So Einar Skalaglam in der Sage Olof's Tryggvafon's, Cap. 36. S. 57. (i. d. Forum. 1. Bd. S. 57.) 17) So von Guthorm Sindri in der Sage Olaf's Tryggvafon's, Cap. 18. S. 29. 18) So Eywind der Skaldenverderber bei Snorri Sturlefon, Sage Hakon des Guten. Cap. 30, vergl. dazu F. Wachter. Not. 7. 19) S das Nähere bei F Wachter zur Yngling-Saga. (Heimskringla 1. Bd. S. 124. Not. 10.) 20) S. in der Vellekal bei *Snorri Sturleson*, Saga af Olafi Tryggva Syni. c. 29. Kopenh. Ausg. 1. Th. S. 220.

bis die Mächte (regin) aufgelöst werden? Alle Einheriar in Othin's Zäunen hauen sich jeden Tag. Wal (zu Erschlagende), sie kiesen, und reiten von der Schlacht, trinken Öl mit den Asen, und sättigen sich an Sährimnir, sitzen mehr als versöhnt beisammen. Othin's Wohnung hatte auch die Sinnbilder der Schlacht, Aar und Wolf, und war sonst kenntlich. Gladsheimer (Freudigkeitsheim), heißt der fünfte (Hof), dort die goldstrahlende Walhöll weit herüberragt. Aber dort kiest Hroptr (Rufer, Othin) jeden Tag waffentodte Menschen[21]). Sehr leicht kennbar, sagt weiter Othin im Grimnismal (Str. 8—10) ist denen, die zu Othin kommen, die Saalwohnung zu sehen, mit Schäften ist das Haus belegt, mit Schilden der Saal gedeckt, mit Panzern die Bänke bestreut. Sehr leicht kennbar ist denen, die zu Othin kommen, die Saalwohnung zu sehen. Ein Wolf hängt vor der westlichen Thüre, und ein Aar beugt sich darüber. Str. 18, 19: Andhrimnir läßt in Eldhrimnir Sährimnir sieden, der Fleische bestes, aber das wissen wenige, wie viel Einheriar sich davon nähren. Geri und Freki sättigt der kampfgezähmte (kampfgewöhnte) rühmliche **Heria-faudor** (Vater der Heerer), aber bei Wein allein der waffenansehnliche Othin immer lebt. Huginn und Muninn fliegen jeden Tag über den Erdengrund ꝛc. Über Othin's Raben s. d. Art. **Hrafnagaldr**. Othin's Heidrun heißt die Geis, singt Othin im Grimnismál Str. 24, 25, welche steht auf der Halle Heriafaudor's, und beißt von Lár-Rath's Zweigen. Das Schaftgefäß des reinen Meths soll sie füllen. Nicht kann der Trank vermindert werden. Eikthurnir heißt der Hirsch, der steht auf der Halle Heriafaudor's und beißt von Lár-Rath's Zweigen, aber von seinen Hörnern träuft es in Hvergelmir. Von daher haben alle Gewässer die Wege (sie werden nun genannt die Flüsse des Götterlands, der Menschen- und der Thalwelt). Wie Othin die Einheriar ernährt, hierüber erklärt sich die jüngere Edda[22]) so: Da alle Menschen, die von Anbeginn der Welt in der Schlacht gefallen sind, zu Othin nach Walhöll kommen, da wird das eine allgroße Vielmannschaft sein. Aber doch ist die Menschenfülle in Walhöll niemals so groß, daß ihnen nicht Fleisch (oder Speck) des Ebers überflüssig ist, der Sährimnir heißt. Andhrimnir heißt der Koch, aber Eldhrimnir der Kessel. Nicht hat Othin dieselbe Tischhaltung, als die Einheriar. Die Speise, die auf seinem Tische steht, gibt er zwei Wölfen, die Geri und Freki heißen. Aber keiner Speise bedarf er. Wein ist ihm beides Trank und Essen. Zwei Raben sitzen auf seinen Achseln ꝛc. (s. d. Art **Hrafnagaldr Othin's**). Gangler fragt, was haben die Einheriar zu trinken, das so gut vorhält, als das Essen. Trinken sie vielleicht Wasser? Har antwortet: Das war eine einfältige Frage! Wer kann glauben, daß Allvater Könige, Jarlar und andere Großmänner zu sich einladen, und ihnen Wasser vorsetzen wird? Viele kommen wahrlich nach Walhöll, die glauben würden, einen Trunk Wassers durch Wunden und herbe Martern theuer erkauft zu haben. Aber es geht weit anders her. Die Ziege, die Heidrun heißt, steht oben auf Walhöll, und beißt Knospen von den Zweigen des Baumes, der Leradr heißt, aber aus ihren Zitzen rinnt Meth, der füllt bis oben das Gefäß jeden Tag; ist so gewaltig, daß alle Einheriar volltrunken davon werden. Weiter berichtet die jüngere Edda von dem Hirsche auf Walhöll auch nach dem Grimnismal. Man erklärte sich also, wie Othin seine Einheriar nährte, einmal naturſinnbildlich, indem man glaubte, ihre Nahrung seien die gegen den Himmel aufsteigenden Dünste, denn Andhrimnir ist von andr, Athem, Hauch und hrim, Reif, Ruß, Eldrimnir bedeutet Feuer-Reifner, Feuer-Rußner, und Saehrimnir, See-Reifner, See-Rußner, also von Luft, Feuer und Wasser nährten sich die Einheriar. Zweitens das Nähere, wie das zugehen sollte, daß Othin seine Einheriar hierdurch nähren könne, dachte man sich natürlich durch Zauberei bewirkt, denn hierdurch suchte man sich jedes Wunderbare zu erklären. Daß Othin blos von Wein sich nährt, soll wol so viel heißen, Othin hat eine rein geistige Nahrung. Im Übrigen kauften schon die Germanen des Tacitus von den Römern Wein, sodaß der Wein als Nahrung Othin's nichts Befremdendes hat. Auch mochte das Bild aus der Wirklichkeit entlehnt sein. Mancher nordische Häuptling mochte auf seinem Hochsitze allein den theuern Wein[23]) trinken, während seine Mannen, wenn sie nicht auf Raubzügen in Gallien waren, sich mit Öl (Bier) begnügen mußten. Daß also nur Othin, nicht auch seine Gäste, die Einheriar, selbst Wein trinken, ist ein Zeichen von dem hohen Alter des Grimnismal. Othin, als Gott der Erschlagenen, stand dabei in enger Beziehung mit Freya. So heißt es im Grimnismál Str. 14. S. 46: **Fólkvangr** ist der neunte (Hof), aber dort herrscht Freya über die Wahlen der Sitze im Saal. Den halben Wal (die Hälfte der Erschlagenen), sie kiest jeden Tag, aber den halben, Othin hat. So sagt von Freya die jüngere Edda Dámesaga 22: Wohin sie immer reitet zur Schlacht[24]), da hat sie den halben Wal (die Hälfte der Erschlagenen), aber den halben hat Othin. Da Freya die Göttin der Liebe ist, so hat Gráter angenommen, daß Freya mit Frigg durch die Abschreiber verwechselt sei, denn es lasse sich nicht der entfernteste Grund auffinden, warum die Helden nach dem Tode zur Göttin der Liebe kommen sollten[25]). Grundtvig dagegen findet darin eine Anspielung auf die Liebe, die ebenso viele Opfer habe, als der Krieg. Erwägen wir jedoch, daß Paulus Diakonus Woban's Gattin Freya nennt, so waren Frigg und Freya ursprünglich eins, und bedeuteten die Erde. Gráter legt die Sage so aus: Frigg war das Symbol der Erde,

21) Vera, eigentlich Wesen 22) Dámesaga 33, 34.

23) Eine merkwürdige Stelle für den Weinhandel im Mittelalter ist in der Saga Olafs konúngs Tryggvasonar c. 16 (in den Fórmanna-Sögur 1. Bd. S. 111): König Gorm (von Dänemark) hatte viele Sklaven, aber einige von seinen Sklaven waren gesendet worden nach Holdseta (Holstein), zu kaufen dort Wein, und sie brachten fort den Wein auf vielen Pferden ꝛc. Seitdem in Teutschland selbst Wein gebaut ward, mußte natürlich der Wein im Norden nicht mehr so selten sein, als damals, wo die Germanen ihn von den Römern kaufen mußten. 24) Til vigs, zum Kampfe, zur Erschlagung, zu Schlacht. 25) **Gráter**, über Walhalla, in den nordischen Blumen. S. 329.

Digitized by Google

Othin der Sonne. Frigg scheint berechtigt, den einen Theil des Erschlagenen, in Beziehung auf den Bestandtheil, nicht in Beziehung auf die Zahl, in ihren Schoos aufzunehmen. So oft ein Treffen auf dem festen Lande geliefert wird, eignet sich die Erde den einen Theil des Erschlagenen, den Leichnam, die Sonne aber den andern, nämlich die Seele des Heiden zu. Aber dieser Auslegung [26]) widerspricht, daß Freya in Fólk-vangr (Anger des Volks, oder der Schlachtreihe) über die Wahlen der Sitze im Saale herrsche. Hieraus erhellt, daß die Hälfte der Erschlagenen bei ihr fortleben sollen. Da nicht alle in der Schlacht Gefallenen verbrannt oder sonst feierlich bestattet wurden, sondern ein Theil liegen zu bleiben pflegte, so konnte dieser nicht zu Othin nach Walhöll kommen, sondern mußte auf der Erde bleiben, und kam also in Freya's, der Göttin Erde, Saal. Nach einem andern Glauben hatte auch Thor, der Erde Sohn, Ansprüche auf einen Theil der des Lebens Beraubten, nämlich auf die Sklaven. So singt Harbarthr (Othin) im Harbarzlioth Str. 28—34. S. 102. Ich war im Walland (Gallien), und folgte den Schlachten, hetzte die Fürsten, aber verglich sie niemals, Othin hat die, welche im Wal (auf der Wahlstatt) fallen, aber Thor hat der Sklaven Geschlecht. Nach Finn-Magnusen lag der Ursprung des Mythus, daß die Edeln und Tapfern zu Othin fahren, wol darin, daß sich die Rechtschaffenen zu dem Äther, ihrem Urgrunde, aufschwingen, die Feigen und Bösen hingegen (worunter man schlechthin auch die Sklaven zählte) bei Thor, in der Wolkenluft oder dem irdischen Dunstkreis ihren Aufenthalt finden [27]). Aber auf die Rechtschaffenheit ward dabei wol nur insofern Rücksicht genommen, als nur blos die Reichen für die Guten galten, denn Othinen schrieb man die Lehre zu, daß jeder mit den gleichen Gütern nach Walhöll kommen sollte, als er auf dem Scheiterhaufen hatte, und das war der Glaube derer, die Othin als Gott, der den Sieg ertheilte, verehrten, daß er die zu sich entbot, die fielen, und daß, je höher der Rauch in die Luft stieg, je erhabener (hâleitr) im Himmel wäre, der die Verbrennung hatte, und um so reicher, je mehr Gut mit ihm brannte [28]). Othin war also kein Gott für die Armen. Daß der Unterschied im Götterdienste lag, lehrt Thor's Antwort: Ungleich würdest du theilen unter die Asen das Kriegsvolk (lid), wenn du hättest willengroße Gewalt. Das heißt doch so viel, Othin wird nicht von Allen als Hauptgott verehrt. Drangen Völker in ein Land ein, so wurden die Eingebornen theils erschlagen, theils zu Sklaven gemacht. So werden auch nach dem Rigsmál die Sklavengeschlechter als die ältesten angesehen, hatten schwarze Haut, häßliches Gesicht und niedergebeugte Nasen, das Geschlecht der Bonden (Bauern) hatte rothes Haar und röthliches Gesicht, das jüngste Geschlecht hingegen, das der Herser, woraus die Jarlar und Könige hervorgingen, hatte strahlendere (weißere) Augenbrauen, lichtere Brust, weißern Hals als Schnee [29]). Die niedergebeugte Nase der Sklaven konnte nicht durch eine schlechtere Lebensart entstanden sein, sondern deutet auf Racenverschiedenheit [30]). Die Eingebornen hatten also wol, als die Germanen eindrangen, nicht den Othinsdienst, sondern nur den Thorsdienst. Und wozu hätten sie dann den Othinsdienst annehmen sollen? Wohnten sie der Schlacht bei, ihnen brachte der Sieg keinen Gewinn, fielen sie in der Schlacht, so wurden ihre Leichname entweder ein Raub der wilden Thiere, oder wurden sie mit auf den Scheiterhaufen gelegt, so verbrannten sie, um dort auch Sklaven zu sein. Auch Othin als Gott der Runen und anderer Wissenschaft brauchten sie nicht zu verehren, denn sie erlangten diese Wissenschaft nicht, sowie im Rigsmal nur dem jungen Konr, des Jarls Sohn, die Runen gelehrt werden. Thor'n aber zu verehren, hatten auch die Sklavengeschlechter Interesse, denn auch sie wollten vor Hunger und Pest geschützt sein, hatten hierbei das größte Interesse: denn der Hunger und daraus entstehende Krankheiten kamen bei Mißwachs zuerst an sie. Merkwürdig für den Othinsglauben, als den Glauben für die Großen der Welt, ist das, was Jonas von Ratbod erzählt. Radbod fragt den Bischof Wulfram, wo die größere Zahl der Könige und Fürsten, oder Edelinge des friesischen Volks sei, ob in jenem himmlischen Lande, welches er erlangen sollte, wenn er getauft würde, oder in jenem Lande, welches der Bischof das höllische nenne. Der Bischof antwortete, daß seine Vorgänger, die Fürsten des friesischen Volks, die ohne Taufe gestorben, unfehlbar verdammt sein würden, und die Auserwählten bei Christus sich befänden. Da sagt Ratbod, er könne der Genossenschaft seiner Vorgänger, der Fürsten der Friesen, nicht entbehren, und mit einer kleinen Zahl von Armen in jenem himmlischen Lande sitzen. Sagt es und läßt sich nicht taufen [31]). Othin ist Kriegsgott; im ganzen Umfange, nicht bloß Verleiher des Sieges, sondern Erreger der Zwietracht. Sigrun verwünscht ihren Bruder Dag, daß er ihren Gatten Helgi'n erschlagen. Dag antwortet: Rasend bist du, Schwester! und unsinnig, daß du deinem Bruder böses Schicksal wünschest, Othin allein waltet allem Übel ob, indem er unter Verwandte Streitrunen (snerúnar) trug [32]); Herzog Skuli lebte mit dem Könige Hakon Hakonarson in der größten Spannung, und ihm ward erzählt, wie des Königs Lendir-Menn (Lehnmänner, Barone), ihn verkleinert hätten, und dieses vorzüglich von Gaut Jonsson

26) Finn-Magnusen (Lex. Myth. p. 359) führt neun verschiedene Deutungen auf, worunter wir die zweite bemerken, daß Othin die Verstorbenen des männlichen Geschlechts, Freya die des weiblichen in Besitz genommen. Aber die Walkyrien sind ja bei Othin, und sind wol nichts anderes als erschlagene Schildjungfrauen, s. F. Wachter zur Heimskringla. 1. Bd. S. 82. Not. 3. 27) So nach Finn-Magnusen (Lexic, Fundgruben des alten Nordens. S. 265). 28) Ynglinga-Saga. Cap. 8 10.

29) Rigsmál in der ge. Ausg. d. Edda Sämn. S. 170—190. 30) So auch galt für Hochgeborn schwarzes Haar als eine Ausnahme, so z. B. war Halfdan schwarz an Haar, und ward deshalb Halfdan Svarti (Schwarze) genannt. S. F. Wachter, Snerri Sturleson's Weltkreis. (Heimskringla 1. Bd. S. 139.) 31) *Jonas*, Vita S. Wulframi ap. *Serrarius*, Rer. Mog. Lib. III. p. 452. 32) Helga-Quida Hundingsbana II. 32. p. 106. Vergl. die Übersetzung bei F. Wachter, Forum der Kr. 2. Bde. 1. Abth. S. 135.

Digitized by Google

herrühre. Der Herzog fragte einst im Scherze Snorri Sturleson: Wie? ist das wahr, daß ihr saget, daß der, welcher die Altkönige zusammenbrachte (d. h. Othin), hieße Gautr mit anderm Namen? Snorri bejahte es, und der Herzog bat ihn, eine Weise darauf zu machen. Da sang Snorri:

Heerbeute bot Hring'en
Der Alleinschöpfer des Lärms der Zauberlieder
Gautr, weckte den Donner der Gewalt
Den Hilditönn's auch:
Überlange waltet Yngwi's
Unversöhnung, aber wohl möchte
Der Heersteurende abstehen
Vom Schwertthum, Wölund des Schlachtlärms.

D. h. in Prosa: Beute im Kriege gab Hring'en Othin, der Urheber der Schlachten; reizte auch Hilditönn zu Schlachten. Zu lange herrscht des Königs (Hakon's) Spannung (gegen Skuli) aber wol möchte (könnte) der heerführende Künstler (Ordner) der Schlacht des Kampfes sich enthalten [33]), d. h. der König sich mit dem Jarl nicht schlagen. Der Zwietracht stiftende Gautr Jonsson wird also hier mit Othin, der auch Gautr (Gothe) hieß, verglichen [34]). Als Zwietracht und Mord stiftender Geist ward also Othin selbst noch in der Christenzeit gedacht, und hatte zu dieser Zeit nur diese Geltung und zwar vorherrschender noch. So in der Sage vom Schmiede und Othin. Eines Abends kommt zu dem im Nes wohnenden Schmied ein Mann geritten, und bittet um Gastung und Beschlag des Pferdes. Der Hausherr geht den andern Tag in die Schmiede und fragt: Wo warst du in voriger Nacht? Der Gast sagte, das war nördlich in Delamörk. Der Schmied spricht: Du wirst der größte Lügemann sein, denn das kann keineswegs sein. Beim Schmieden schmiedet es sich nicht, wie der Schmied wollte. Der Gast sagt, daß er schmieden solle, wie es selbst gehen wolle. Die Hengstschuhe oder Hufeisen werden größer, als der Schmied früher welche gesehen. Der Hengst wird damit beschlagen. Der Gast erzählt, wie er von Norden aus dem Lande gekommen, nun lange in Norwegen sich verweilt habe, und gedenke nun nach dem Schwedenreiche zu reisen, und er sei lange auf Schiffen gewesen, und er werde nun eine Zeit lang, an den Hengst sich gewöhnen (jenes bezieht sich nämlich auf die vorhergehenden Seetreffen, dieses auf das folgende Landtreffen). Der Schmied fragt weiter: Wohin gedenkst du am Abende zu sein. Der Gast antwortete: Südwärts in Sparmörk. Das wird nicht wahr, sagte der Hausherr, da man dahin kaum in sieben Tagen reiten kann. Der Gast sagt nun: ob er Othin's habe erwähnen hören, und sprengt, um die Wahrheit seiner Rede zu bezeugen, über die sieben Ellen hohe Umzäunung. Wenig Nächte darauf schlagen sich in Lenr König Sörwir und König Eirik [35]). Man glaubte nämlich, daß Othin's Erscheinen Schlachten voraus verkünde. So sagt Snorri Sturluson. Oft dünkte den Schweden, er erscheine ihnen, bevor große Schlachten wurden. Er gab da dem einen Theile den Sieg, aber den andern entbot er heim zu sich; das dünkte jedem der beiden guter Zustand [36]). Wenn Othin im Harbarzlióth St. 28 sagt: Ich hetzte die Fürsten, aber verglich sie niemals, so scheint ein Widerspruch, wenn er in den Hávamál Str. 156 singt: Das kann ich Achtes, was allen ist, nützlich zu lernen, wo immer Haß wächst unter Heldensöhnen (hildings sonom), das kann ich schnell bessern. Aber Othin war nicht bloß Mars, dem es blos um das Wüegen zu thun war. Er war zugleich Führer der Heere. Um in dem Heere, welches er begünstigte, Uneinigkeit zu stillen, mußte Othin, der Gott der Zwietracht, auch die Macht haben, die Zwietracht zu stillen. Beides vermochte er aber durch Runen und Zauberlieder. Da der Krieg nicht blos durch Tapferkeit und Waffen geführt wird, sondern auch durch List, so war Othin auch Gott der Arglist. Ein großes Räthsel könnte es scheinen, wie die Germanen, welche Tacitus, wegen ihrer Offenherzigkeit, Redlichkeit und Treue so rühmt, zu einer so verschlagenen, hinterlistigen Gottheit gekommen. Aber dieses ist kein Widerspruch, wenn wir erwägen, daß ihnen die Idee zu Othin der Krieg gegeben. Sie dachten sich nämlich Othin nicht blos als den Gott, der ihre Angelegenheiten im Kriege, sondern als Gott, der den Krieg überhaupt leitete. So finden wir z. B. nach dem Hindlulióth Othinen in Walland den Schlachten folgen und die Fürsten zum Kriege hetzen. Sie erfuhren selbst nicht selten, daß ihre Tapferkeit ihnen den Sieg nicht verschafft hatte, sondern daß des Feindes Arglist über sie gesiegt hatte. Sie konnten sich also den Othin, den sie als Lenker der Kriege ansahen, nicht anders als arglistig denken. In Othin wollten sie dann auch kein Hochbild oder Ideal aufstellen, in welchem sie sich selbst verherrlicht glaubten, sondern sie hatten Othin geschaffen nach der Wirklichkeit der Umstände, die sie umgab. Die Othinslehre war zwar auch insofern klug ausgedacht, daß sie beide, sowol die, welche den Sieg gewannen, als auch die, welche Othin zu sich entbot (d. h. die fielen) befriedigte, oder wie Snorri Sturleson [37]) sagt: und das dünkte beiden guter Zustand. Aber besser dünkte doch denen das Loos, die den Sieg gewannen, denn von den Fallenden wird gesagt, daß ihnen Othin erzürnt sei. Eywind Skaldaspillor stellt in den Hakanarmal dar, wie Othin zwei Walkyrien zu den die Schlacht schlagenden Königen sendet, daß sie erkiesen sollten, wer von Yngwi's Geschlechte sollte mit Othin fahren, in Walhöll zu sein, und aus diesem berühmten für die Othinslehre wichtigen Liede theilen wir folgende Strophen [38]) mit:

33) Saga Hakonar Hakonarsonar. c. 191 in den Formanna Sögur. T. IX. p. 454, 455. 34) Mehres s. bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. Einleitung. 1. Abschn. Snorri Sturleson's Leben. Hpst. 33. 35) Saga Hákonar Sverrissonar, Guttorms Sigurdarsonar ok Inga Bárdarsona. c. 20 in den Formanna Sögur. T. IX. p. 55, 56.

36) Ynglinga-Saga. Cap. 10. S. 14, 15. 37) Ynglinga-Saga. Cap. 10 bei F. Wachter, Heimskringla. 1. Bd. S. 32, 33. 38) Das Lied findet sich bei Snorri in der Sage Hakon des Guten, Cap. 30, und wir theilen die Strophen aus der Übersetzung, im 2. Bd. der Heimskringla, übers. von F. Wachter, mit, geben aber hier nur die nothwendigsten Erklärungen. Mehre finden sich dort unter der Übersetzung selbst.

Da saßen die Dögling[39]ar
Mit gezogenen Degen,
Mit schartigen Schilden
Und zerschossenen Panzern,
Nicht war's dem Heer in Wünschen,
Das hatte nach Walhöll zu kämpfen.

Das heißt keins der beiden Heere wollte nach Walhöll, sondern wollte lieber siegen und leben.

Gondol das sprach,
Stützte sich auf Spießesschafte,
Nun wächst der Götter Beigang[40])
Da Hakonen haben
Mit großen Herren,
Heim die Bindenden entboten[41]).

Der Weiser[42]) das hörte,
Was die Walkyrien meldeten,
Die Mädchen von Rossesrücken,
Ließen sorgsam,
Und saßen behelmet,
Und halten vor sich die Schilde.

Wie theiltest du (sang Hakon)
Die Schlacht Spieß-Skögol,
Waren doch werth Gewinnes[43]) von dir
Wir dem walteten (sang Skögol),
Daß du das Feld hieltst,
Und deine Feinde flohen[44]).

So suchten sie den Hakon damit zu trösten, daß er in frühern Schlachten gesiegt. Er selbst, sowie die übrigen, hatte keine Lust zu Othin nach Walhöll, hätte lieber gesiegt und länger gelebt. Man thut daher den Germanen sehr Unrecht, wenn man glaubt, die Othinslehre habe sie zu Schwärmern oder Enthusiasten gemacht, die mit Entzücken in den Tod gegangen. Mit ruhiger Heiterkeit gingen sie in den Tod, aber sie sehnten sich nicht nach der Wonne bei Othin in Walhöll. Auch war man selbst in Walhöll noch Othin's Launen unterworfen. So heißt es im Liede von Helgi dem Hundingstödter: Helgi'n ward ein (Grab-) Hügel gemacht. Aber als er nach Walhöll kam, da bot ihm Othin an, in allem mit ihm zu herrschen. Helgi sang:

Hunding du mußt jedem Manne
Fußbad machen und Feu'r anzünden,
Hunde binden, Hengste hüten,
Geben Schweinen Sud, bevor du schlafen gehst[45]).

So mußte also der früher nach Walhöll entbotene Hunding Sklav werden, obwol er ein König gewesen[46]). Noch untröstlicher wird die Aussicht, wenn es nicht Othin's Willkür war, daß er Helgi'n zum Mitherrscher machte, sondern weil König Hunding deshalb Helgi's Sklave ward, weil er von ihm besiegt, und erschlagen worden, ähnlich wie im Leben die Besiegten Sklaven oder wenigstens Mannen der Sieger wurden. Fand dieser Glaube statt, so hätte also der größte Held Sklave dessen werden müssen, durch dessen Schwert er endlich fiel. Doch waltete hierüber wol Othin nach Willkür, denn als Hakon ankommt, versichert ihm Bragi, den Othin ihm entgegengeschickt, daß er aller Einheriar Frieden haben solle. Sollte er aller Einheriar Frieden haben, so mußte er auch den Frieden der Einheriar haben, die erst künftig nach Walhöll kamen, und so konnte Hakon nicht Sklave dessen werden, der ihn tödtlich durchbohrt hatte. Wenn sich die Helden nicht freuten, zu Othin nach Walhöll zu kommen, die noch Hoffnung auf Sieg hatten, so frohlockten doch die zu Othin nach Walhöll zu kommen, die im Leben nichts mehr zu hoffen hatten, als den Tod. So singt der gefangene Ragnar Lodbrok Str. 25: Das freut[47]) mich stits, daß ich weiß, bereitet zum Gastmahle die Bänke des Vaters Balldur's (Othin's), wir trinken in Kurzem Bier aus gebogenen Bäumen von Schädeln (d. h. Hörnern)[48]). Nicht ängstigt sich der Held um den Tod in des Gottes Fiölnir's (Othin's) Häusern. Nicht komme ich mit zagendem Worte zu Withrir's (Othin's) Gespräche. Und in der vorletzten und letzten Strophe: Uns werden die Asen einladen, nicht ist der Tod zu beängstigend. — Heim ladin mich die Dysen, die von Herian's (Othin's) Halle hat Othin mir gesendet. Froh soll (werde) ich Öl (Bier) bei den Asen auf dem Ehrensitze trinken. Des Lebens Stunden sind verlaufen. Lachend soll ich sterben. Solche Worte hielt man ziemend im Munde sterbender Fürsten. Anders war es bei solchen, die noch Sieg hoffen konnten. Da wünschte man das at gista Othinn, als Gast von Othin aufgenommen zu werden, und das fara til Othins[49]), zu Othin zu wandern, nicht sich selbst, sondern dem Feinde. So ruft in der Hervarar-Saga[50]) der Schwede Hialmar, dessen meiste Gefährten gefallen sind, aus: Ganz wahrscheinlich ist, daß wir alle am Abend in Walhöll bei Othin werden gastlich empfangen werden. Ihm antwortet Odd: das sei wahrscheinlicher von den Berserkern (ihren Gegnern) zu sagen. Hierauf schwingt er das Schwert, stellt sich Agantyr'n entgegen, und jeder ruft den andern zu: Fahr zu Othin! So werden uns die nordischen Helden, die noch auf Sieg hoffen konnten, gar nicht als für die Wal-

39) Könige. 40) Fortgang, Hilfe, Beistand, Beistehende, hier die Einheriar, die am Ende dieser Welt mit Othin gegen Muspellzsöhne kämpfen werden. 41) D. h. die Götter. 42) König. 43) Des Sieges. 44) Das Lied erzählt nun weiter, wie die Walkyrien dem Othin die Ankunft Hakon's melden, und dieser Hermoden und Beagi'n entgegenschickt, dieser ihn des Friedens aller Einheriar versichert, und daß er bei den Asen Öl empfangen solle. Er habe hier acht Brüder. Der König legt, wie es die heiligen Gebräuche vorschrieben, die Waffen durchaus nicht ab, sondern reitet ein, als wenn ein Kampf bevorstände. 45) Übersetzung von F. Wachter in dessen Forum d. Kr. 2. Bds. 1. Abth. S. 134. 46) S. a. a. O. S. 127.

47) Hlaegir mig, wörtlich: lächert mich, bringt mich zum Lachen. 48) Daß diese Stelle so zu verstehen, s. bei F. Wachter, Forum d. Kr. 1. Bds. 1. Abth. S. 12. Durch das Misverstehen dieser Stelle ist in Geschichtswerke, z. B. in Mascov's Gesch. d. T. gekommen, man trinke bei Othin aus den Schädeln der erschlagenen Feinde, während doch Trinkhörner dichterisch umschrieben werden. 49) Im Munde des isländischen und schwedischen Volkes einiger Landschaften lebt diese Redensart noch, und Fahr zu Othin bedeutet: geh' zum Teufel! 50) Hervarar-Saga, kopenhagner Ausgabe. S. 26, 28, 30. Auf ähnliche Weise spricht in der Schlacht bei Annäherung des Abends von der gastlichen Aufnahme bei Othin der Däne Hjalt, Rolf's Krafi's Kämpe, in der Saga Hrólfs Kraka, in der dänischen Übersetzung bei Rafn, Nord. Kämpe-Hist. I. S. 146.

Digitized by Google

hallswonne bei Othin schwärmend geschildert, und jeder gönnte diese Wonne gern seinem Feinde. Nach der Sage von Eirik und Styrbiörn opfert jener in Othin's Tempel (Hof), und gab sich (weihete sich) ihm zum Siege für sich, und bestimmte die Frist seines Todes auf zehn Jahre [51]). Für sich konnte man aber auch zu Stellvertretern seine Söhne geben, wenigstens nach der Sage von Ön. Dieser machte großes Opfer zum Langleben für sich, und opferte seinen Sohn. Da sagte ihm Othin (nämlich ein Hauptzweck der Opfer war die Befragung der Orakel), daß er immer leben sollte, so lange er gäbe Othinen einen Sohn von sich jedes zehnte Jahr [52]). Doch muß bei obigen Sagen berücksichtigt werden, daß viele und aller Wahrscheinlichkeit nach auch diese von christlichem Einflusse nicht frei, und dem christlichen Erzähler z. B. der Hervarar-Saga, das „Fahr zu Othin" schlimmer erschien, als dem heidnischen. Sehr wichtig sind daher für unsere Ansicht, daß die nordischen Helden nicht für Walhöll schwärmten, sondern lieber lebten und siegten, die oben von uns aus dem Hakonarmál mitgetheilten Strophen, dessen Verfasser der heidnische Eywind Skaldenverderber ist. Ebenso merkwürdig ist auch die Stelle Egil's des Sohnes Skalagramm's in seinem Trauerliede auf seinen beim Schiffbruche ertrunkenen Sohn Bodvar. Er singt hier unter andern: Das erinnere ich mich noch, daß emporhob nach Godheim (Götterwelt) der Sprecher der Gautar (Gothen d. h. Othin) die Geschlechts-Esche, die wuchs von mir und dem Abkunftbaume meines Weibes. Ich hatte Gutes bei den Spießherren (geira drottin, d. h. Othin), ich ward gläubig (eryggr), ihm zu trauen (an ihn glauben), bevor die Freundschaft der Vagna runni (der die Wagen rennen läßt), der Siegurheber (Sigr haufundr) gegen mich brach. Ich verehre dahee nicht durch Opfer den Bruder Bili's, den Saum der Gottheit (Gods jadar, d. h. den ersten der Götter), daß ich begierig sei. Doch hat Mimir's Freund (Mimsvinr, d. h. Othin) mir gegeben Besserungen der Drangsale, wenn ich das Bessere rechnete. Er gab mir Kunst der Gegner des Wolfs (Othin), der Kampfgewohnte, und den Geist, der mir zuverlässige Freunde macht ꝛc. S. das Weitere im Sonar Torck in der Egilssaga, kopenh. Ausgb. v. J. 1819. S. 642 ꝛc. Er tröstet sich also mit seiner Dichtkunst, hält es aber für ein Unglück, daß seinem jungen Sohne, der ein Held zu werden versprach, Hergauts (des Heerhüters, d. h. Othin's) Hände hinweggenommen (s. Str. 19). Egil geht also gar nicht von der Ansicht jenes Spruches der Griechen und Römer aus, daß der, den die Götter lieben, als Jüngling sterbe. Ihm schien es für sich und seinen Sohn weit wünschenswerther, daß er nicht so früh zu Othin gekommen. Die Lehre von der Wonne bei Othin in Walhöll erhielt dadurch auch eine Beschränkung, daß man glaubte, daß Menschen wieder geboren würden. Derselbe Helgi, dem Othin die Gewalt ertheilte, mit ihm in Walhöll zu herrschen, ward durch Wiedergeburt von der Mitherrschaft mit Othin in Walhöll wieder auf die Erde herabgezogen, und mußte hier wieder als Helgi Haddingiaskati leben, doch freilich wieder mit Sigrun vereint, die als Kara wieder geboren worden. Auch war die Wonne bei Othin durch die Zähren geliebter Personen beschränkt. Sigrun's grimme Zähren um ihn zwangen Helgi'n, Othin's Säle zu verlassen, und sich in seinen Grabhügel zu begeben, wo er sich mit der Geliebten vereinigte, bis Zeit war, rothe Pfade zu reiten, und das fahle Roß den Flugsteig treten zu lassen, und er im Westen von Windhialm's Brücke sein mußte, bevor der Hahn der Halle das Heldenvolk weckte. Othin's Mitherrschee war also ziemlich beschränkt, daß er vor Tagesanbruch wieder in Walhöll sein muß. Wahrscheinlich hängt das mit dem Glauben zusammen, daß die Geister das Tageslicht nicht ertragen konnten. Oder mußte Helgi so schnell zurück, weil sich die Einheriar in Othin's Gehege oder Hofe [53]) jeden Tag schlugen. Den folgenden Abend kommt Siegmund's Sohn nicht von Othin's Sälen, und Sigrun ist kurzlebend und stirbt voe Gram [54]). Sigrun war ein Walkyrie. Mit den irdischen Walkyrien gerieth Othin bisweilen in Streit. Sigurdrifa war Walkyrie. Zwei Könige schlugen sich. Einer hieß Hialmgunnar. Er war damals alt und der größte Heermann, und Othin hatte ihm den Sieg verheißen. Aber der andere hieß Agnae, Hauda's Bruder, den (wenn er opferte, muß man hinzudenken) kein Wesen (vaetr, Geist, Gottheit) annehmen wollte. Sigurdrifa fällte Hialmgunnar in der Schlacht, aber Othin stach sie mit dem Schlafdorne [55]) (svefnthorn) in Rache dessen, und sagte, sie sollte seitdem nirmals Sieg in der Schlacht gewinnen, und sprach, daß sie verheirathet werden sollte [56]). Sigurdrifa hieß mit andern Namen Brynhilddur, und ist die Brunhild des Nibelungenliedes. Einen Abendrothstrahl ihres ursprünglichen Walkyrienthums zeigt Brunhild im Nibelungenliede noch durch ihre Kampfspiele, und durch Vergleichung dieses Liedes und der Brynhildar-Quida geht hervor, daß man glaubte, die jungfräulichen Walkyrien verlören ihre Heldenstärke, wenn sie Othin durch Verheirathung Weiber werden ließ. Über Othin's Verhältniß zu den himmlischen Walkyrien haben wir zum Theil in dem Art. Oskmey [57]) gehandelt. Othin singt im Grimnismal: Hrist und Mist will ich, daß sie mir das Horn bringen, Skaggöld und Skaugul, Hildr und Thrudr, Hlauck und Herfiötr, Gaul und Geiraulul, Rangrith, Rathgrith und Reginleif: sie bringen den Einherien Öl (Bier). Diese heißen Walkyrien, fügt die jüngere Edda Dámesaga 31 hinzu. Sie sendet Othin zu jeder Schlacht, dort kiesen sie dem Tode verfallene Mán-

51) Thátt Styrbiarnar Svia Kappa in den Formanna-Sögur. T. V. p. 249. 52) Wie Ön dieses thut, s. bei Snorri Sturleson, Heimskringla, übers. v. F. Wachter. 1. Bd. S. 73—76.

53) Othins tánom i, wörtlich: in Othin's Zäunen. Wafthrudnismál 41. p. 24. 54) S. F. Wachter, Forum der Kr. 2. Bds. 1. Abth. S. 135, 136. 55) Sie schlief dadurch lange und Othin wallete, daß sie nicht die Schlafstäbe (nämlich die einschläfernden Runen) hinwegbringen konnte. 56) Brynhildar-Quida l. gr. Ausg. d. Edda Sám. 1. Th. S. 192, 194. 57) Vergl. über Othin's Verhältniß zu den Walkyrien F. Wachter zur Heimskringla. 1. Bd. S. 32. Not. 8.

ner und herrschen über den Sieg. Gudur, Rote, und die jüngste Norne, die Skuld heißt, reiten stets zu kiesen Erschlagene (Wal) und zu herrschen über die Erlegungen [58]). Da Othin Gott der List, der Runenkunde, Zauberkunde und durch sie der Heilkunde und der Weissage, ferner Gott der Dichtkunst, der Beredsamkeit, und Einführer der Opfer und Gesetzgeber, größter Kenner der Religionsgeheimnisse, Ertheiler des günstigen Windes für die Kaufleute ꝛc. war, so hatte er zu viel Gleichheit mit dem Merkur, als daß diese hätte den alten Geschichtschreibern entgehen können. Daher sagt Paulus Diakonus, daß Wodan der sei, der bei den Römern Merkur heiße [59]). Daher sagt Jonas, die Sweven haben ihrem Gotte Vodan (Wodan) opfern wollen, den andere Merkur nennen [60]). Der Ungenannte in der Vita Se. Columbani sagt an der entsprechenden Stelle: qui apud eos Wotant [61]) vocatur, Latini autem Martem illum appellant. Da Othin auch Kriegsgott war, so war die Erklärung durch Mars auch passend. Im Verzeichnisse der heidnischen Gebräuche finden wir: XXXI. De sacris Mercurii vel Jovis [62]); wir haben also hier den Wodan und den Thunnar. In der Abschwörungsformel finden wir den Thunnar, den Wodan und die Sarnot. Die Sarnot, welche Schwertgenuß, Schwertgebrauch bedeutet [63]), hat man fälschlich durch sächsischen Othin [64]) erklärt, als wenn die Sachsen einen besondern Othin gehabt hätten, da doch Wodan oder Othin, wie Paulus Diakonus berichtet, der Gott sämmtlicher Völkerschaften Germaniens war. Da Othin so viele Ähnlichkeit mit dem Merkur hat, und Paulus Diakonus und Jonas ausdrücklich sagen, daß Wodan eine andere Benennung für Merkur sei, so ist kein Zweifel [65]), daß unter dem Merkur des Tacitus (Germ. 9), Othin zu verstehen. Er sagt: Unter den Göttern verehren sie am meisten den Merkur, dem sie an gewissen Tagen auch Menschen zu opfern für Recht halten. Den Herkules und Mars versöhnen sie durch erlaubte Opferthiere. Der Merkur des Tacitus wird mit Menschenopfern verehrt, weil er nicht blos Merkur, sondern zugleich auch Kriegsgott war. Dadurch daß Sieg Gewinnende dem Gotte verheißene Kriegsgefangene opferten, waren überhaupt Menschenopfer gebräuchlich geworden. Daß dem Merkur des Tacitus am meisten geopfert ward, ist ganz natürlich, da dem Othin um Sieg geopfert ward, und die häufigen Raubzüge am meisten Gelegenheit zum Opfern darboten. Daraus aber, daß er am meisten verehrt, d. h. ihm die meisten Opfer gebracht worden, läßt sich nicht schließen, daß er über dem Thunnar gestanden, da wir in der Abschwörungsformel den Thunnar zuerst genannt, und den Thor im Tempel zu Upsal in der Mitte finden. Doch im Verzeichnisse der Heidenheiten finden wir den Merkur (Othin) vor dem Jupiter (Thunnar) genannt, und dieses stimmt mit Tacitus. Den Mars des Tacitus findet man durch Thor erklärt [66]). Doch wir vermuthen, daß der Herkules vielmehr den Thor bezeichnen soll, indem die Römer Thor's Hammer für des Herkules Keule ansehen mochten, und Thor's Kämpfe mit der Midgardsschlange und andern den Menschen feindlichen Wesen, welche man Riesen nannte, viele Ähnlichkeit mit des Herkules Kampfe mit Hydra ꝛc. hatten. Was Tacitus durch Mars ausdrückt, ist dann die Sarnot. Bei dem Kriege der Hermunder und Katten um den salzquellenreichen Grenzfluß weihten die Sieger die feindliche Schlachtreihe dem Mars und Merkur (*Tacitus* Ann. XIII, 57). Wir haben hier also wieder im Merkur den Kriegsgott Othin, und der Mars ist wol kein anderer als die Sarnot. Neben dem Othin, dem Kriegsgott im Allgemeinen, war also noch eine andere Gottheit, welche auch von den Kämpfern verehrt ward. Ein wirklicher Mars war sie schwerlich, sondern eine Gottheit, welche eine specielle Bedeutung hatte, nämlich die, welche insbesondere über den Gebrauch des Schwertes waltete, und der man sich weihte, wenn man das Schwert nahm oder wehrhaft gemacht ward [67]). Mit der Sarnot neben dem Wodan vergleiche man die Hilldur (d. h. Kampf), die Göttin der Schlacht neben und unter Othin, und dieses, daß die Schlacht auch Frey's Spiel (Freys leikr), so z. B. von

58) Ráda vigum. 59) Umgekehrt ward dann auch der wirkliche Mercurius im Mittelalter durch Wodan erklärt; so heißt es in den Vitis viginti trium abbatum sancti Albani ap. *Wats* (Additam. ad op. Mathaei Parisiensis, Parisiis 1644. p. 22—26): Mercurium, Woden Anglice appellatum. Aus Misverständniß dieser Stelle hat Gräter geschrieben: „Ein heidnischer Palast der Altsachsen, unter der Erde gefunden, nebst einem Buche von Othin (in der Ibuna und Hermode. 1816. Nr. 20. S. 77)," und Finn Magnusen (Lex. Myth. p. 598—600) eine sächsische Edda angenommen. Wie aber jene gefundenen Bücher britisch- oder britisch-römische Gebete enthielten, und die Anrufungen und Gebräuche nicht dem Othin oder Wodan geweiht gewesen, sondern daß der Zusatz zu Mercurium, Woden Anglice appellatum blos den Merkur erklären soll, nicht aber andeuten will, daß Wodan wirklich gemeint sei, den Beweis hierfür s. bei F. Wachter, Forum d. Kr. 2. Bds. 1. Abth. S. 42, 43, welchen allerdings in anderer Weise merkwürdigen Fund wir hier nicht berücksichtigen. 60) *Jonas*, Vita S. Columbani. c. 23 und daraus bei *Eccart*. Commentarii de rebus Franciae Orientalis. T. I. p. 180. 61) *Eccart*. p. 417. Der Ungenannte hielt also Wodan für eine Participial-Bildung und dachte dabei an „Wüthend," während Wodan eine Substantial-Bildung ist. 62) *Idem* p. 415. 63) Die Erklärung des Wortes Saxnot s. bei F. Wachter, Forum d. Kr. 2. Bds. 1. Abth. S. 49—52. Anders erklärt s. ihn z. B. bei *Suhm*. om Odin. p. 55. *Nyerup*. p. 82. *Ihre*, Gloss. G. ad v. Note. 64) So hat v. Eckhart (Catechesis p. 58) Saxnote (Dativ) durch Saxonico Othino erklärt, und viele sind ihm gefolgt, Andere haben ihn anders erklärt. Da Saxnot aber nicht sächsischer Othin bedeutet, so kann die Sarnot nicht Gegenstand dieses Artikels sein. 65) Nämlich die meisten bezweifeln das nicht. Luden (Gesch. d. t. V. 1. Bd. S. 564) dagegen sagt: Tacitus nenne die Götter nicht mit ihren teutschen Namen, weil er sie nicht gewußt, und er habe sie nicht gewußt, weil sie keinen Namen gehabt. Das heißt doch wol so viel, als Tacitus habe den Teutschen den Merkur, den Mars und Herkules angedichtet. Aber wenn Tacitus den Thuisko, die Hertha, und die Aices nennt, so ist nicht zu schließen, er habe den Wodan oder Othin nicht genannt, weil er den Namen nicht gewußt, sondern er nannte ihn Merkur, weil er mit dem Merkur so viel Gleichheit hatte.

66) So von Niebuhr, Röm. Gesch. 1. Th. S. 94 und *Bredow*, Annotationes ad C. Corn. Taciti Germ. ex recens. *Passow*. p. 95. 67) S. F. Wachter, Forum d. Kr. 2. Bds. 1. Abth. S. 51, wo diese Geltung der Sarnot entwickelt ist. Mone (II, 150) will Saxnote in Saxwote geändert wissen, und erklärt Saxwote durch Schwertothin.

Digitized by Google

Thorbiörn Hornkloft (in der Heimskringla bei Wachter 1. Bd. S. 185) genannt wird. Othin, der Gott der Ränke, sollte den Römern auch noch unter einer andern Gestalt erscheinen, nämlich als Odysseus. Von Othin und seinen Ränken hatten sie gehört. Natürlich dachten sie dabei sogleich an Odysseus. Am Rheine fanden sie eine Asciburg, d. h. Kähne-Burg, eine Burg zur Beschützung der Kähne. Aber diese Ableitung lag zu nahe. Sie hatten von Asgard und der Asaborg (Asenburg) gehört, und gehört, daß Asgard und die Asaborg der Ase Othin und die andern Asen gebaut und ihr den Namen gegeben haben sollte. Sie ließen also den Odysseus in den Rhein geschifft sein und die Asciburg erbaut haben. Sie fanden Opfersteine und Denkmäler mit Runenschrift, und erklärten sie für griechische. Ein Beiname Othin's ist Langbardr, Langbärtiger. Er hat ihn wahrscheinlich in Beziehung auf die Kriegsgelübde, bei denen man sich den Bart wachsen ließ [68]). Dieser Beiname war auf einem dem Othin geweihten Opfersteine hinzugefügt, und die Römer brachten aus der Runenschrift, die sie für griechische hielten, mit Mühe oder auch ohne solche Laertes heraus. So dürfte das am besten zu verstehen sein, was Tacitus vom Ulysses, seinem Altar, und der Asciburg erzählt [69]). Da Othin als Gott des höchsten Wissens und des Wissens überhaupt galt, so darf man sich nicht wundern, daß in den Liedern, welche ihm über die Sittenlehre und Lebensregeln, in den Mund gelegt werden, Lehren vorkommen, welche dem Gotte des Krieges zu widersprechen scheinen. Doch muß man einmal Othin nicht blos als Gott des Kriegs auffassen, sondern vielmehr als Gott der kriegliebenden Männer. Solche Männer waren nicht immer auf Raubzügen, sondern auch daheim, und in friedlichen Verhältnissen, und dann galten für sie die Lebensregeln auch der übrigen Menschen. Zweitens muß man auch bedenken, daß die Othin in den Mund gelegten Lieder zum Theil blos Aneinanderreihung von Volkssprüchen sind, und diese Sammlungen aller Wahrscheinlichkeit nach von Verschiedenen herrühren. Größere Schwierigkeiten entstehen freilich, wenn man Othin als einen nachmals vergötterten Menschen annimmt, der einmal leibhaftig in den Norden eingewandert sei. Bei denen, die von dieser Ansicht befangen sind, konnte es nicht anders geschehen, als daß sie, z. B. Suhm, die schöne Lehre der Hávamál im Wideespruche mit Othin's II. blutiger Lehre von Walhöll finden. Doch wundert sich Suhm darüber nicht, weil beim Menschen nichts gewöhnlicher sei, als beständig mit sich im Widerspruche zu sein [70]). Da Suhm vier Othine aufstellt, so hätte er sich besser dadurch helfen können, daß er etwa einem Othin die Lehre von Walhöll ertheilen, und wieder einen Othin die Hávamál singen ließ. Wir wollen nun die Lieder betrachten, die Othin, als Orakelgott, in den Mund gelegt werden. Die Hávamál (des Erhabenen Sangreden) sind eine Aneinanderreihung mehrer der merkwürdigsten Orakellieder oder zum Theil nur Bruchstücke derselben. Das erste Lehrorakellied (Str. 1—104, gr. Ausg. d. Edda Sám. 3. Th. S. 68—113), welches nach Finn-Magnusen (a. a. O. S. 61, 62) in zwei Abschnitte zerfällt, und wahrscheinlich aus mehren kleinern Liedern zusammengesetzt ist, enthält allgemeine Sprüche und Lebensregeln in verschiedenen Anlässen, Lagen, Bedürfnissen für den Umgang mit Thoren und Klugen, Frauen und Männern, mit Belegen aus der Erfahrung im Namen Othin's als Lehrorakel ertheilt. Es beginnt: „Alle Thüren (Ausgänge), ehe man weiter geht, soll man beschauen, soll man durchspähen, denn es ist ungewiß zu wissen, wo Unfreunde vor dem Hause sitzen." Str. 2: „Gebende Heil euch (gefendur heilir); ein Gast ist hereingekommen ꝛc." so heben die Lehrorakel (von Str. 1—5. S. 68—70) darüber an, was der Reisende, welcher Herberge sucht, zu beobachten, und welche Bedürfnisse des Gastes der Hausherr zu befriedigen hat. Daß das Lehrorakellied hiermit beginnt, liegt in der Wichtigkeit der gastlichen Aufnahme bei den Germanen, welche es für gottlos hielten, irgend einem Ankömmlinge Bewirthung und Beherbergung zu versagen (mehres s. bei *Tacitus* Germ. 21., welcher wiederum durch das Lehrorakellied seine Bestätigung erhält), Str. 5—10. S. 68—73 lehrt das Orakellied die Nothwendigkeit der Weisheit und Klugheit für die Reisenden insbesondere, und die Menschen überhaupt, Str. 11—14. S. 74, 75, die Schädlichkeit der Trunkenheit, wobei Othin seinen großen Rausch selbst in Gunnlöd's Wohnung als abmahnendes Beispiel aufführt, empfiehlt Str. 19—22. S. 77, 78 Mäßigkeit in Trank, Speise und Lachen, hält Str. 23—27. S. 78—80 verschiedene andere Fehler, in welche ein Thor (ósnotr mathr, unweiser Mensch) verfällt, als Spiegel der Abmahnung vor, gibt Str. 28—32. S. 81—83, Vorschriften, wie man sich im Gespräche und wie Gäste im Umgange mit einander sich zu benehmen haben, Str. 33. S. 83, 84, was ein Reisender in Ansehung des Frühstücks, Str. 34. S. 84, was in Ansehung übler und guter Freunde zu beobachten, Str. 35. S. 84, 85, wie er als Gast seinen Aufenthalt nicht zu lange auszudehnen habe, handelt Str. 36, 37. S. 85 von dem Vorzuge des eigenen Herdes, obgleich die Wirthschaft klein sei, Str. 38. S. 86, von der Noth-

68) S. die Nachweisungen bei *F. Wackter.*, Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen. p. 12.

69) *Tacitus*, Germ. III: Ceterum et Ulixem quidam opinantur longo illo et fabuloso errore in hunc Oceanum delatum, adiisse Germaniae terras, Asciburgiumque, quod in ripa Rheni situm, hodie incolitur, ab illo constitutum nominatumque... aram quin etiam Ulixi consecratam, adjecto Laertae patris nomine, eodem loco olim repertam, monumentaque et tumulos quosdam, Graecis literis inscriptos, in confinio Germaniae Rhaetiaeque exstare. Besondere Rücksicht ist hierbei auf das nominatumque zu nehmen. Was hat das für ein Gewicht, wenn Odysseus eine Feste baut, und ihr auch einen auf seinen Namen keinen Bezug habenden Namen gibt? Aber Gewicht hat, wenn der Ort nach dem Namen des Erbauers genannt sein soll. Asgard und Asaborg tragen den Namen von ihren Erbauern. Dieses ward den Römern erzählt, und hiervon ist ein Nachhall in dem nominatumque. Gatterfeld (Über die Asalehre. S. 17) versteht unter dem Ulysses des Tacitus Loki, Laufey's listigen Sohn. Aber Othin war ränkevoll genug, sodaß er herrlich für Odysseus genommen werden konnte.

70) Suhm, Nord. Fabelzeit, übers. von Gräter S. 55.

Digitized by Google

wendigkeit, auf dem Wege immer die Waffen zur Hand zu haben, führt Str. 39—43. S. 86—88 aus, wie Freunde sich durch Geschenke und Besuch zu erfreuen haben, empfiehlt Str. 45, 46. S. 88, 89, schlaues Betragen gegen verdächtige Freunde, preist Str. 47. S. 89, das Glück des Umganges mit Menschen gegen die Einsamkeit, Str. 48, das der Freigebigkeit und des thatkräftigen Lebens, Str. 49. S. 90, das einer gehörigen Bekleidung, zeigt Str. 50. S. 90, 91, das Unglück der Verlassenheit und des Alleinstehens, Str. 51. S. 91, die kurze Dauer der Freundschaft unter Bösen, Str. 52, 53. S. 91, 92, die Nützlichkeit kleiner Gaben und Geschenke, umfaßt Str. 54—56. S. 92, 93, die Ansicht von den zwei verschiedenen Stufen des menschlichen Geistes, und der Last und Sorge, welche ein in die Zukunft schauender Geist seinem Besitzer bringt, und wir haben diese Strophen besonders merkwürdig im Artikel Orakel mitgetheilt; zeigt Str. 57. S. 93, wie die Beschaffenheit des Menschen sich im Gespräche kundgebe, Str. 58, 59. S. 93, 94, wie zum Erwerb frühes Aufstehen nöthig ist, lehrt Str. 68. S. 94, 95. die Vorsorge für den nöthigen Vorrath von Holz, Str. 61. S. 95, gewaschen und gegessen in die Volksversammlung zu reiten, wichtiger als die übrige Ausstattung, Str. 62. S. 95, 96, wie man sich durch Fragen unterrichten müsse, Str. 63. S. 96, wie verlegen der sei, der unter vielen sich befindend weniger Fürsprecher (Vertheidiger) habe, Str. 64, wie jeder Rathweise (rádsnotrr verr) seine Gewalt mäßig brauchen, Str. 65. S. 97, wie vorsichtig, namentlich im Reden, Jeder sein solle, Str. 66, 67. S. 97, 98, welche Ausflüchte gebraucht werden, um gastliche Bewirthung einem solchen zu versagen, welchem man nicht gewogen ist; nachdem das Lehrorakellied Str. 68 gesungen, wie das Feuer und der Sonnenschein für die Menschen das Beste (man erinnere sich, daß ein Nordländer spricht) bei Gesundheit und lasterlosem Leben sei, führt es Str. 69 auf, was auch einem übel Gesunden (illa heill) diene, um ihn nicht ganz unglücklich zu machen, und Str. 70, 71, wie auch ein Elender und Gebrechlicher Vorzug vor dem Todten habe, und Str. 72. S. 100, wie auch ein spät nach seines Vaters Tode geborener Sohn besser als keiner sei, Str. 73. S. 100, 101, wie die Zunge oft um das Haupt bringe, Str. 74. S. 101, wie unsicher das Reisen im Herbste, wegen Veränderlichkeit des Wetters, Str. 75, S. 101, wie mancher durch einen andern zum Thoren wird, Str. 76 fg. S. 103 fg., wie vergänglich Glücksgüter, und daß nichts bleibe als der Nachruhm und das Gericht über den Todten, Str. 79. S. 103, wie der unweise Mann (ósnotr mathr), wenn er Reichthum oder Frauenliebe gewinnt, stolz und hoffärtig wird, ohne auch an Verstande (mannvit, wörtlich Menschenwitz) zuzunehmen, und Str. 80. S. 103, 104, wie dieses sich kund gibt, wenn du ihn nach den götterfaglichen Runen (at rúnom enom regin-kunom, nach den Runen den götterkundigen) fragst, welche die Großgötter (ginregin) machten, und der Sagenredner (fimbul-thulr) malte (diese Stelle ist für unsern Gegenstand merkwürdig, da sie von Othin's götterfaglichen Lehrorakeln handelt, welche nicht blos mündlich in Liedern aufbewahrt, sondern in Runenschrift auf Tafeln geschnitten und ausgemalt wurden). Str. 81. S. 104 führt das Lehrorakellied die Dinge auf, welche man leicht zu früh, ehe sie sich gänzlich bewährt, lobe, handelt Str. 82. S. 104 von dem Gebrauch einer jeden Sache zu dem Zwecke, zu dem sie bestimmt ist, und zur rechten Zeit, gibt Str. 63. S. 104, 105 Lehren über den Kauf der Rosse und Schwerter, und Haltung der Pferde und Hunde. Was nun folgt, bildete ursprünglich wahrscheinlich ein eigenes Lehrorakellied über die Liebe, und zeichnet sich durch den Schwung und Reichthum dichterischer Bilder aus; Str. 84. S. 105 beginnt mit Warnung vor dem Vertrauen auf Worte der Mädchen und Frauen, da ihre Herzen auf rollendem Rade geschaffen, und führt Str. 85—89. S. 105—107 26 andere Gegenstände auf, welchen Niemand trauen solle, gibt Str. 90. S. 107 Gleichnisse von der Wandelbarkeit und Gefährlichkeit der Liebe trugvoller Frauen, bekennt aber auch Str. 91. S. 108 den veränderlichen Sinn der Männer gegen die Frauen und wie sie durch schöne Worte verführen; gibt dann Str. 92. S. 108 die Geschenke und der schönen Gestalt der Mädchen gespendete Lobeserhebungen, als wirksamste Mittel an, die Gunst des schönen Geschlechtes zu gewinnen, singt Str. 93—95. S. 108, 109 von der Macht der Liebe auch auf weise Menschen, und der, dem das Lied in den Mund gelegt, erzählt in erster Person, Str. 96—102 als Beispiel der Gewalt der Liebe und der Veränderlichkeit des Mädchensinns seine, nämlich Othin's, wie ihn das antwortend eingeführte Mädchen ausdrücklich nennt, mißlungene Bewerbung um die Gunst eines gefeierten Mädchens (nach Gráter, Nord. Blume. S. 305—310, bildeten diese Strophen ursprünglich ein eigenes Lied). Str. 103. S. 112 schreibt dem Hausherrn vor, heiter und munter gegen die Gäste sich erinnernd und gesprächig zu sein, um vielwissend (marg fródr) zu sein, und stellt Str. 104. S. 113 als Eigenthum des Unwissenden (ósnoturs) auf, nichts sagen zu können. Von tiefer Bedeutung ist nun Str. 105—111. S. 113—116 die Einwebung der Erzählung, wie Othin aus der Riesenwelt empor in die obere Welt den köstlichen Meth bringt, welcher Dichter und Weise (Gelehrte) macht, diesen Meth, welcher die Wirkung des besten Lehrorakels hat. Die gewöhnliche Vermuthung, daß diese Episode, wie man eben nicht passend diesen Theil des Lehrorakelliedes nennt, aus einem andern Gedichte genommen sei, hat nur für den etwas, welcher das Lied flüchtig betrachtet, da die Erzählung, wie der Meth, welcher Dichter und Weise macht, in die obere Welt (zu den Göttern, und durch diese zu den Menschen) gekommen, so trefflich in ein Weisheitslehren enthaltendes Orakellied paßt, daß diese Strophen sehr wahrscheinlich zu diesem Behufe verfaßt sind. Sie beginnen Str. 105: Aber den alten Riesen besuchte ich, nun bin ich wieder gekommen, wenig erlangte ich schweigend dort, viele Worte sagte ich zu meinem Frommen in Suttung's Sälen. Str. 106: Gunnlaud mir gab auf dem goldenen Stuhl einen Trunk des theuern Meths ꝛc. Diese Erzählung ist im Lehrorakelliede ganz am rechten Orte, da sie angibt, wie der, welchem

Digitized by Google

die Lehrorakel in den Mund gelegt werden, zu seiner Weisheit gekommen, und nun überhaupt dem Weisen nichts mangele, wie ausdrücklich gesagt wird Str. 108. S. 114, 115: Die wol (oder listig, je nachdem das vel betont wird) erworbene Gestalt habe ich wohl genossen (habe guten Nutzen aus ihr gezogen), an Wenigem ist dem Weisen (fródom) Mangel, weil Odrerir (Geistrührer, Geistaufreger) nun empor gekommen ist auf die Länder des Heiligthums der Zeitlichen (á allda vea jardar, d. h. auf die Erde, wo die Menschen geweihte Orte haben, d. h. wohnen). Als ein ursprünglich selbständiges Lehrorakellied lassen sich sogleich die Loddfafnismál (Loddfafnir's Sanggespräche, d. h. Sanggespräche an Loddfafnir gerichtet) erkennen. Sie werden an das Obige durch folgende einleitende Strophen (Str. 112, 113. S. 116, 117) geknüpft: Nun ist es Zeit zu reden auf dem Rednerstuhle (thularstóli, nämlich auf dem Stuhle, von welchem herab Lehrorakellieder vorgetragen wurden) bei dem Urdarbrunnen (Schicksalsbrunnen). Ich sah und schwieg, ich lauschte auf der Männer Rede (manna mál). Über Runen hörte ich urtheilen (noch über die Einschneidung schwiegen sie), noch über Rathertheilungen (um rádom, wörtlich um Räthe) schwiegen sie bei des Erhabenen Halle (Hávo haullo at), in des Erhabenen Halle (Háva haullo i, d. h. in Odin's Tempel) hörte ich sagen; so Str. 114: Ich rathe dir, Loddfafnir, daß du Räthe nimmst (lernst) (at thu rád nemir, d. h. daß du dir die Lehren des Orakelliedes einprägst), nützen werden sie, nimmst (lernst) du sie; sie werden dir gut sein, wenn du ihrer gedenkst (gétr): in der Nacht stehe du nicht auf, wenn du nicht auf Spähung seiest, oder du dir suchest von Innen eine Außenstätte (nämlich zu einem gewissen Bedürfnisse). Str. 105: Ich rathe, dir Loddfafnir, daß du Räthe nimmst (lernst), nützen werden sie dir, wenn du sie nimmst (lernst), einer vielkundigen Frau (fölkunnigri kono, d. h. einer Zauberin), sollst du nicht im Busen schlafen, sodaß sie dich mit den Gliedern umschließet. Str. 116: Sie thut so (sie thut es dir so an), daß du dich um die Volksversammlung und des Fürsten Rede nicht kümmerst, Speise willst du nicht, noch eines Menschen (manzkis, oder Mädchens) Freude, du gehst sorgenvoll schlafen. Mit Ausnahme dieser und einiger andern Strophen, in welchen der Inhalt des Lehrorakels weiter ausgeführt wird, wenn ihn die letzte Hälfte einer mit der Anrede begabten Strophe nicht fassen kann, hebt nun jede folgende Strophe an mit Rádomr, thér Loddfafnir. En thú rád nemir. Nióta munde, ef thú rád nemr, ich rathe dir, Loddfafnir, aber du Räthe (Rathschläger) nehme (lerne); nützen werden sie, wenn du sie nimmst (lernst). Sehr würde man irren, wenn man meinte, daß diese jedesmalige Wiederholung blos erneuerte Auffoderung zur Aufmerksamkeit sei. In diesen Worten liegt zugleich die zauberkräftige Weissagung, daß, wer das Lehrorakel seinem Gedächtniß einprägt, den in ihm liegenden Nutzen aus ihm ziehen werde, und dieser Vortheil wird nicht blos von der Lehre selbst bewirkt, sondern dadurch vorzüglich, daß sie unter Vorausschickung der weissagekräftigen Zauberformel ertheilt wurde. Der weitere Inhalt der Lehrorakel in den Loddfafnismál betrifft Str. 117. S. 119 das Verbot, die Frau eines andern zu geheimem Gespräche zu locken, Str. 118 den Rath, bei Reisen über Gebirge und See sich reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, Str. 119, 120. S. 119—121 das Verbot, sein Unglück einem bösen Menschen mitzutheilen, und ein Beispiel, wie jemand durch die verleumderische Zunge einer bösen Frau das Leben verloren, Str. 129 den Rath, die Freundschaft mit einem treuen Manne durch öftern Besuch zu unterhalten, Str. 122 den Rath, mit einem guten Menschen heitere Gespräche zu führen, und Zeitlebens Heilungslieder (liknar-galdr, Zauberlieder der Heilung) zu lernen, Str. 123. S. 120, 121 das Verbot, zuerst Veranlassung zum Freundschaftsbruche zu geben, Str. 124—126. S. 121, 122 das Verbot, mit Thoren (óscinna apa, wörtlich: unweisen Affen) Worte zu tauschen, sondern einem guten Menschen sich mitzutheilen, Str. 127. S. 122 das Verbot, mit einem Schlechtern sich in Zanken einzulassen, Str. 128, das Verbot, nur für sich selbst und für keinen andern Schuhe und Schäfte (manubria) zu verfertigen, da jene leicht mißgestaltet, und diese leicht schief würden, und man für seine Mühe Böses auf den Hals gewünscht bekomme, d. h. für keinen Andern eine kitzliche Arbeit zu unternehmen, Str. 129. S. 123, den Rath, Böses als Böses aufzunehmen, und seinen Feinden nicht Frieden zu geben (nach anderer Lesart ráth das Lehrorakel grade das Entgegengesetzte an, was aber für den Geist jener Zeit nicht so gut paßt); Str. 133 das Verbot vor Schadenfreude, und das Gebot, Gefallen am Guten zu finden, Str. 131. S. 124 den Rath, in der Schlacht nicht emporzusehen, um keine Gelegenheit zu geben, von den Feinden bezaubert zu werden, Str. 132. S. 124, 125, den Rath, um eine gute Frau zu erwerben und Freude an ihr zu haben, ihr Schönes zu verheißen und zu halten, Str. 123. S. 125 das Gebot der Vorsicht, doch ohne Übertreibung derselben, und am vorsichtigsten beim Trinkgelag, bei eines andern Frau und vor Dieben zu sein, Str. 134, 135. S. 125, 126 das Verbot, einen Gast oder Reisenden zu verhöhnen, und eingedenk zu sein, daß kein Mensch fehlerfrei sei, Str. 136. S. 126, das Verbot einen grauen Redner zu verlachen, da oft gut, was Greise reden; oft kommen ferner weise Worte aus einem schlechtgekleideten Manne, Str. 137, 138. S. 127 das Gebot der gastlichen Aufnahme und der Freigebigkeit gegen Gäste und Arme, doch ohne sich dabei selbst zu Grunde zu richten: „einen Ring (bang, Ringe wurden für Münzen gebraucht) du gib, oder es (jenes Menschenvolk) dir jedes Übel in die Glieder wünschen (bidia, bitten) wird," eine bemerkenswerthe Stelle von der Ansicht über die Kraft des Fluches, da dieser so eng mit der Weissagung verknüpft war. Das Orakellied schließt: Ich rathe dir, Loddfafnir! Du aber Räthe nehme (lerne). Nützen werden sie, wenn du sie nimmst (lernst). Dir sollen sie nützen, wenn du sie nimmst (lernst), gute, wenn du ihrer gedenkst, nützliche (thörf), wie du sie empfängst, heilsame, wenn du sie wohl (auf eine gute Weise) hast (d. h. brauchst). Str. 140. S. 128, 129: Wo du immer Bier trinkest, wähle du dir der Erde Kraft,

Digitized by Google

denn die Erde nimmt den Rausch, aber das Feuer die Krankheiten, die Eiche die Verstopfung, die Ähre die Hexerei (fiölkingi, wörtlich Vielkönnung), bei Grimm soll man den Mond anrufen, das Beißthier (beiti) soll man nehmen gegen Bißkrankheiten, aber gegen das Unheil (vith baulvi, nämlich gegen angewünschtes Unheil oder Verwünschungen) Runen, das Feld gegen die Fluth (d. h. Erde gegen Feuchtigkeit). Auf die passendste Weise reihen sich an diesen Schluß der Loddfafnirsmál in den Hávamál der Rúnatals-Thättr Othin's (Abschnitt der Runenaufzählung Othin's). Er beginnt Str. 141 der Hávamál S. 129, mit Anführung dessen, wodurch Othin die Fähigkeit zur Ertheilung von Lehrorakeln erlangt: Ich weiß, daß ich hing am windigen Baume ganzer neun Nächte, mit dem Spieße verwundet, und gegeben Othinen, selbst mir selber; an dem Baume, von welchem Niemand weiß, aus wessen (welchen) Wurzeln er entspringt. Str. 142: Mit Brode sie mich nicht labten, noch mit dem (Trink-) Horne. Ich spähte nieder, nahm auf (vernahm) Runen, nahm sie schreiend; ich fiel wieder von dannen. Str. 143: Neun Mythenlieder (fimbul-liód) nahm ich (leernte ich) von dem berühmten Sohne Baulthorns, des Vaters Bestla's, und ich erhielt einen Trunk des theuern Methes, geschöpft aus Odrerir (Geistrührer, Geistaufreger). Str. 144: Da begann ich aufzublühen (oder befruchtet zu werden, fraevaz) und weise (wissend, fródr) zu sein, und zu wachsen, und mich wohl zu befinden (vel ha faz, wörtlich: sich wohl haben); Wort mir von Worte Wort erwarb, Werk mir von Werke Werk erwarb, Str. 145: Runen wirst du finden ꝛc. Was in dem Lehrorakelliede nun Str. 145—148. S. 132—135 über die Runen folgt, haben wir bereits im Artikel Orakel bei den Germanen bei Gelegenheit der mit Runen versehenen Orakelstäbe und was über die Art und Weise, wie man opfern solle, das Lehrorakellied mit den Runen in Verbindung bringt, im Artikel Opfer bei den Germanen mitgetheilt. Von den Runen wendet sich dann der Lehrorakelertheiler Str. 149. S. 135 zu den Zauberliedeen mit den Worten: Lieder kann ich, diejenigen, welche nicht kann eines Fürsten Frau, noch eines Menschen Sohn, Hilfe heißt eins, aber das wird dir helfen gegen Streitigkeiten und Sorgen und alle Schmerzen. Str. 150: Das kann ich Zweites (aunat, andres), dessen bedürfen der Menschen Söhne, welche als Ärzte leben wollen. Str. 151: Das kann ich Drittes, wenn ich sehr nöthig habe eine Haft (Fessel, d. h. Hemmung) gegen meine Grimmssöhne (d. h. Feinde), ich stumpfe die Schneiden meiner Gegner; es beißt (d. h. verwundet) ihnen weder die Waffe (d. h. Schwert), noch die Keulen. Str. 152. S. 137: Das kann ich Viertes, wenn mir Lebende (Menschen) beingen Bande an die Bugglieder, singe ich so (sua ec gél, welches vorzugsweise von Zauberliedern gebraucht wird), daß ich gehen kann, es zerspringt mir von den Füßen die Fessel, und von der Hand die Haft (Bande). So zählt der Lehrorakelertheiler weiter auf Str. 153. S. 137, was er Fünftes kann: fliegendes Geschoß durch den Blick hemmen. Str. 154. S. 138: das kann ich Sechstes, wenn mich ein Mann (degn) verfehrt an den Wurzeln des rohen Baumes (nämlich durch Einschneidung von Hexerei) und den Menschen (hal), der mir Grimmigkeiten anwünscht (er mik heipta quethr, nämlich durch Zauberformeln), den fressen die Widerwärtigkeiten (eta mein) eher als mich. Str. 154. S. 138 was er Siebentes kann: Wohnungen vor den größten Flammen durch Zauberlieder retten (thaun kann ek galdr at gala, dieses Zauberlied kann ich singen). Str. 156. S. 138, 139 was er Achtes kann: Haß unter Heldensöhnen stillen. Str. 157. S. 139, was er Neuntes kann: Sein sturmgefährdetes Schiff durch Einschläferung der See retten. Str. 158. S. 139, 140, was er Zehntes kann: durch die Luft reitende Hexen aus ihren Körpern bannen. Str. 159. S. 140: Das kann ich Eilftes, wenn ich soll Langfreunde (alte Freunde) zur Schlacht geleiten, unter die Schilde ich singe (gél) und sie gehen mit Macht wohlbehalten (heilir) zum Kampfe, wohlbehalten (heilir) vom Kampfe, sie kommen wohlbehalten (heilir) überall von dannen. Str. 160. S. 140, 141 kann er Zwölftes: Einen Gehängten durch Einschneidung und Malung von Runen zum Gehen und Sprechen bringen. Str. 161. S. 141 was er Dreizehntes kann: Wenn er einen jungen Mann (degn úngan) mit Wasser besprengt (d. h. die bei den heidnischen Nordmannen gewöhnliche Taufe gibt), so fällt er in der Schlacht nicht. Str. 162. S. 141, 142: Das kann ich Vierzehntes, wenn in der Lebenden (Menschen) Versammlung ich soll die Götter (ti'va) vorzählen. Aller Asen und Alfen Unterschied kenne ich, kein (fár, eigentlich wenig) Unweiser (Unwissender, ósnotr) kann so. Str. 163. S. 142: Das kann ich Funfzehntes, welches sang (gól) Thiodreyrir, der Zwerg vor Delling's Thüren, Kraft sang (gól) er den Asen, aber den Alfen Fortschreiten (Fortgang, Vortheil, Vortrefflichkeit, frama) Weisheit (Hyggio), Hropta-tyr'n (der Rufer, d. h. Herolde, Gotte, praeconum [sacerdotum], antistiti, wie es die lateinische Übersetzung gibt). Hroptatyr ist ein Name Othin's. Die Strophen sind bemerkenswerth als Beispiel, wie man der Kraft der Zauberlieder auch die Lehrorakelweisheit zuschrieb. Str. 164. S. 142: Das kann ich Sechzehntes, wenn ich will des weisen Mädchens (ins svinna mans) ganzes Gemüth und Freude haben, so verändere ich den Geist (hugi) der weißarmigen Frau, und drehe ihre ganze Gesinnung (sefa) um. Str. 165. S. 142, 143: Das kann ich Siebzehntes, daß mich langsam meidet das mädchen-junge Mädchen (eth man-únga man). Dieser Lieder wirst du, Loddfafnir, lange ermangeln, obgleich sie dir gut seien, wenn du sie erlangst (gétr), nützlich (nýt), wenn du sie nimmst (nemr, lernst), dienlich (thaurf), wenn du sie empfängst (diggr). Str. 166. S. 143: Das kann ich Achtzehntes, was ich nimmer lehre einem Mädchen noch eines Mannes Frau — alles ist besser, was einer nur kann; das folgt der Lieder Schlüssen — ausgenommen der einen, welche mich mit dem Arme umfängt, oder meine Schwester sei. So schließt das Lehrorakellied, welche die 18 Zauberliederarten und Zauberliederwirkungen aufführt. Die ganze Zusammenfassung der Lehrorakellieder, welche Othin in den Mund gelegt und Hávа-mál (des Erhabenen Sangge-

Digitized by Google

spräche) genannt sind, schließen hierauf Str. 167. S. 143, 144: Nun sind des Erhabenen Reden (Hávamál) gesungen in des Erhabenen Halle (Hava haullo i), ganz dienlich (all-thaurf) den Menschensöhnen, undienlich (óthaurf) den Riesensöhnen. Heil dem, der (sie) sang (heill sá er guath, wörtlich: heil dem, welcher sang), Heil dem, der (sie) kann (heill sá er kana), Heil denen, welche ihnen lauschten (heilir theira hlyddo). Dieser Schluß und die obige Einleitung zu den Loddfafnirsmál zeigen, daß diese Zusammenfassung von Lehrorakelliedern, zur Belehrung der Anhörenden in Othin's Tempel, oder im Freien an einem dem Othin geweihten Orte mit einer heiligen Quelle, welche Urd's Brunnen (Schicksalsbrunnen) hieß, vorgesungen wurden. In Beziehung auf die von uns so eben betrachteten Lehrorakellieder sagt Mone (1. Th. S. 472): „Die Lehre von der Vergeltung wird jeder Seele bei ihrer irdischen Geburt als Weihsagung mitgegeben, welches der Inhalt jener drei tiefsinnigen Geburtslieder: des Hávamáls, des Loddfafnirsmáls und des Rúnatalsthattrs und die Grundlage der Sittenlehre ist." Wichtig für die Kunde von Othin, als Urhebers der Runen, sind die Sigurdrífomál (Sigurdrifa's Sanggespräche), welche zwei berühmte Lehrorakellieder enthalten. Sigurd bittet die Walkyrie Sigurdrifa (Brynhildur), ihm Weisheit (Speki) zu lehren, da sie Zeitungen aus allen Welten wisse (nämlich vermöge ihres Weissagegeistes). Sigurdrifa sang: Bier bring' ich dir, Äpfelbaum der Panzerversammlung (d. h. Schlachtbaum, d. i. Held), mit Kraft gemischt, und mächtigem Ruhm; es ist voll Lieder (d. h. Gabe der Dichtkunst) und Heilstäbe (Heilwissenschaft) guter Zauberlieder (góthra galdra) und Freudenrunen. Dieser Eingang ist wichtig, denn er zeigt, daß man sich die Wirkung der Orakellehren nicht blos in den Lehren selbst dachte, sondern vorzüglich in der Zauberkraft, mit welcher sie bei der Ertheilung begabt wurden. Sigurdrifa fährt fort: Siegrunen (Sig-rúnar) sollst du können, wenn du Sieg haben willst, und auf das Heft des Schwertes schneiden, einige auf die Wetrimen (ein Theil des Schwerts), einige auf die Waldoften (gleichfalls). Älrunen (Öl-Rúnar, Bierrunen) sollst du können, wenn du willst, daß eines andern Frau dich nicht trüge in Treuen, wenn du (ihr) traueſt, auf das Horn (Trinkhorn) sollst du sie schneiden, und auf den Rücken der Hand, und zeichnen auf den Nagel Nauth (Noth, Name der Rune ✦, des Buchstaben N). Den Becher sollst du segnen und vor Gefahr dich hüten, und Lauch in den Trank werfen. Da weiß ich, daß dir niemals wird der Meth mit Verderblichem gemischt. Rettrunen (Biarg-Rúnar) sollst du können, wenn du retten (biarga, bergen) willst, und lösen Kinder von Frauen, in die flache Hand soll man die schneiden, und die Gelenke umspannen, und bitten, da die Disen zu helfen. Brandungsrunen (Brim-Rúnar) sollst du können, wenn du willst geborgen haben im Sund die Segelrosse. Auf den Steven (á stafni) soll man die schneiden, und auf das Steuerblatt, und Feuer legen ins Ruder. Nicht ist so rasch die Brandung, nicht so blau die Wogen, doch kommst du Heil, von der See. Zweigrunen (Lim-Rúnar) sollst du können, wenn du willst Arzt sein, und können Wunden besehen. Auf die Borke soll man die schneiden, und auf die Blätter des Baumes, dessen Zweige nach Osten gebeugt sind. Gerichtsrunen (Mál-Rúnar) sollst du können, wenn du willst, daß niemand dir mit Grimme Leid vergelte, die umwindet man, die umwebt man, die setzt man herum an dem Versammlungsorte, wo das Volk soll zum vollen Gerichte gehen. Geistrunen (Hug-Rúnar) sollst du können, wenn du willst geistesklüger sein, als jeder andere Mensch, sie errieth, sie schnitt ein, sie erdachte Hroptr (Othin) aus dem Haupte Haddraupnir's (Geldträufers) und aus dem Horne Hoddropnir's (Goldtröpfers). Auf dem Felsen stand er (Othin) mit Schwertesschneiden, hatte auf seinem Haupte den Helm. Da sprach Mimir's Haupt das erste weise Wort, und sagte wahre Stäbe (Buchstaben, Wissenschaft) auf den Schild, sprach es (nämlich Mimir's Haupt, welches hierdurch die ersten Lehrorakel gab) sind sie geschnitten, auf den, der vor der strahlenden Gottheit (der Sonne) steht, auf das Ohr Arwartur's (des Frühwachen, Frühweckers, Name des einen der Sonnenrosse), auf den Huf Alswinn's (des Allversengenden), auf das Rad, das sich unter Raugnir's Wagen dreht, auf Sleipnir's Zähne, und auf des Schlitten Bänder, auf des Bären Tatze und auf Bragi's Zunge, auf des Wolfes Klauen, und auf des Aares Schnabel, auf blutige Schwingen, auf der Brücke Ende, auf die Hand der Lösung und auf der Heilung Spur, auf Glas und auf Gold und auf der Menschen Glückseligkeiten (heillom), auf den Sitz des Vergnügens (vili-seesi, nach anderer Lesart in der Volsunga-Saga: Völvu sesse, Sitz der Wala). Auf Gungnir's (Name des Spießes Othin's) Spitze, und auf Grani's (Name des sagenberühmten Rosses) Brust, auf der Norne Nagel und auf den Schnabel der Eule. Alle waren abgeschabt, welche eingeschnitten waren, und gemischt mit dem heiligen Meth, und gesendet auf weite Wege, diese sind bei den Asen, diese sind bei den Alfen, einige bei den weisen Wanen, einige haben Menschenmänner. Das sind Buchrunen (Bók-Rúnar), das sind Hilfsrunen (Biarg-Rúnar) und alle Älrunen (Öl-Rúnar, Bierrunen) und herrliche Kraftrunen (Megin-Rúnar) denen, welche sie können unverwirrt und unverderbt sich zu Glückseligkeiten (at heillom) haben. Genieß ihrer, wenn du sie vernommen, bis die Götter vergehen. Nun sollst du wählen, da dir Wahl angeboten ist, der scharfen Waffen Ahorn! (Held!) Reden oder Schweigen hab du dir selbst im Geist (d. h. bedenke, ob du reden oder schweigen willst). Alle Übel sind abgemessen (d. h. von den Nornen den Menschen bestimmt, und in diesem Falle von der Walkyrie Sigurdrifa dem Sigurd, da Orakellieder zugleich Schicksal bestimmende Kraft haben). Sigurd sang: Ich werde nicht fliehen, obschon du mich dem Tode nahe wisseſt, ich bin nicht mit Blödigkeit geboren, deine liebevollen Rathschläge will ich alle haben, so lange ich lebe. Sigurdrifa sang: Das rathe ich dir zuerst, daß du gegen deine Verwandten schuldlos seieſt, weniger räche dich, obgleich sie dir Unrecht thun, das sagt man, nützt den Todten. Das rathe ich dir als Zweites, daß du keinen Eid schwöreſt, ausgenommen solchen, der wahr ist, grim-

me Bande folgen auf Treubruch, unglücklich iſt der Verſprechen Verletzter (vara vargr, wörtlich: der Verſprechen, der Gelübde Wolf). Das rath ich dir Drittes, daß du in der Verſammlung (thing, Volksverſammlung, Gerichtsverſammlung) nicht mit dummen Menſchen ſtreiteſt, denn ein unkluger Mann bringt oft Schlimmeres vor, als er ſelbſt weiß. Alles iſt gefährlich, wenn du dagegen ſchweigſt, da dünkſt du mit Blödigkeit geboren, oder über Wahres angeklagt. Gefährlich iſt des Bekannten Ausſage, wenn man keinen Guten erlangt. Den andern Tag entſeele ihn, und lohne ſo den Leuten die Lüge. Das rath ich dir Viertes, wenn eine Zauberin ſchuldvoll am Wege wohnt ꝛc. Nachdem ſie ihm das Lehrorakel ertheilt, wie er ſich hierbei zu verhalten, gibt ſie als fünftes Lehrorakel, ſich vor dem Reize ſchöner Frauen zu bewahren, als ſechstes, ſich mit Schlachtbäumen (Männern) in keinen Zank einzulaſſen, als ſiebentes, daß es bei Beleidigungen mit tapfern Männern beſſer ſich zu ſchlagen, als durch Anzündung der Wohnung ſie umzubringen, als achtes, welche Sorge er für gefundene Leichname zu tragen habe, als neuntes, daß er nie dem trauen, dem er Bruder oder Vater erſchlagen, obgleich er mit dem Sühngelde befriedigt ſcheine. Das Nähere dieſer Lehrorakel bittet man, da ihre vollſtändige Mittheilung, ſo lehrreich ſie auch ſind, der Raum nicht erlaubt, in den Sigurdiſo-Mál (Sigurdiſa's Sanggeſpräche, gr. Ausg. der Edd. Sám. 2. Th. S. 194—210) ſelbſt nachzuſehen. Doch darf hier der Schluß nicht fehlen: das rath ich dir Zehntes, daß du nach dem Übel ſiehſt, welchen Weg es gehe. Langes Leben des Fürſten dünk ich mir zu wiſſen. (Aber) mächtige Zwieſpalte haben ſich erhoben (nämlich die Sigurden des Lebens zu berauben). Nach einigen Handſchriften findet ſich nun der Zuſatz in ungebundener Rede, Sigurd ſprach: Kein Menſch iſt weiſer (vitrari, mit dem Beibegriffe von weiſſagekundig) als du, und ich ſchwöre, daß ich dich zur Frau nehmen werde, denn du gefällſt meinem Geiſt am beſten ꝛc. (*Finn-Magnusen*, Lex. Myth. p. 685). Sehr richtig findet man bemerkt [71]), daß zu den Zauberliedern, noch mehr aber zur Weihſage auch die Räthſelweisheit gehört, die im Norden wie in Teutſchland ungemein ausgebildet erſcheint, worin Wettſtreite gehalten wurden, deren Preis der Kopf des Beſiegten war, ſowie man oft nur durch Auflöſung eines Räthſels dem Tod entgehen konnte. Dies verräth eine geheimnißvolle, bildliche Prieſterlehre, die ihrer Dunkelheit und Verſchloſſenheit wegen dem Gebiete der Zauber- und Orakelkunde anheimfiel, und nicht jedem verſtändlich oder zugänglich war. Da dieſe Räthſelorakelkämpfe religiöſen Urſprungs und der beliebteſte Inhalt Glaubenslehren waren, ſo ſind die Gebiete des Kampfes um die größere Weisheit in Glaubensgeheimlehren und in eigentlichen Räthſeln, d. h. Räthſeln, welche nicht ihres Inhalts wegen, ſondern blos der Aufgabe des Errathens wegen gebildet ſind, nicht geſchieden, ſondern gehen ineinander über. Das berühmteſte Lied, welches einen Kampf um die größere Weisheit in Glaubenslehren enthält, ſind die Vafthrudnis-Mál (Wafthrudnir's Sanggeſpräche, gr. Ausg. d. Edd. Sám. 1. Th. S. 3—34). Wafthrudnir wird (Str. I. S. 3. Str. V. S. 5. Str. XLII. S. 25) der allwiſſende Rieſe (inn alsvinni iotunn) (Str. VI. S. 6), allwiſſender Rieſe (alsvithr iotunn) genannt, es iſt alſo ein Kampf zweier Orakelgottheiten um die größere Weisheit über den Inhalt götterſaglicher Lehrorakel. Der Gang des Kampfes iſt dieſer. Othin: Rath mir nun, Frigg! denn mich verlangt es zu reiſen, um Wafthrudnir zu beſuchen. Große Sehnſucht habe ich über die alte Wiſſenſchaft (Geheimlehren) mit dem allwiſſenden Rieſen zu wettkämpfen (forvitni micla qveth ec mer á fornom staufom vith thann inn alsvinna iotunn, wörtlich: großen Vorwitz [Vorauswiſſenſchaft, Vorherwiſſen, praescientia], geſtehe ich mir in den alten Stäben mit dem allwiſſenden Rieſen). Frigg: Daheim halten möchte ich den Vater der Heerer (Herians faudr) in den Feſtungen der Götter, denn keinen Rieſen glaubte ich gleichſtark, als Wafthrudnir iſt. Othin: Viel reiſte ich, viel verſuchte ich, viele Mächte (Regin) prüfte ich. Das will ich wiſſen, wie die Beſchaffenheit von Wafthrudnir's Wohnung ſei. Frigg: Glücklich (heill, Heil, wohlgehalten) du reiſe, glücklich (heill) du wieder komme zurück, gegrüßt (heill, wohlbehalten) du den Aſinnen ſeiſt. Der Geiſt der tauge (reiche hin), wo du immer ſollſt, unſer Zeiten-Vater! (Allda faudr) mit Worten den Rieſen anreden. Es reiſte da Othin, zu erforſchen die Orakelweisheit (orthspeki, wörtlich: Wortweisheit) jenes allwiſſenden Rieſen (thess inns alsvinna iotuns). Zur Halle er kam, die Ymir's Vater hatte. Einging Yggur fogleich. Othin: Heil dir, Wafthrudnir! Nun bin ich in die Halle gekommen, um dich ſelbſt zu ſehen. Das will ich zuerſt wiſſen, ob du weiſe (fróder) ſeieſt, und ein allwiſſender Rieſe (alsvithr iotunn). Wafthrudnir: Was iſt das für ein Menſch, der in meinem Saale mich mit Worten wirft? Hinaus kommſt du nicht aus unſern Hallen, wenn du nicht der weiſere (Inn snotari) ſeieſt. Othin: Gangrath (Gagnráthr) ich heiße, nun bin ich von einem Gange gekommen durftig zu deinen Sälen, der Einladung bedürftig — lange habe ich gereiſt — und deines Empfanges Rieſe! Wafthrudnir: Warum ſprichſt du, Gangrath! vom Boden aus. Geh auf den Sitz im Saale, da ſoll erprobt werden, wer mehr wiſſe, der Gaſt oder der alte Sprecher. Gangrath: Ein unbegüterter Mann! der zum Begüterten kommt, rede Nützliches (darfi) oder ſchweige. Zu große Geſchwätzigkeit, glaube ich, Böſes bringt dem, der zum Kaltrippigen (d. h. Übelgeſinnten, Hartgeſinnten, Kaltſinnigen) kommt. Wafthrudnir: Sag du mir, Gangrath! da du willſt vom Boden aus dein Talent (frama, Fortſchritt, Vorzug) verſuchen, wie heißt der Hengſt, welcher jeden Tag über die Völker hinzieht? Gangrath: Skinfari (Scheinmähne, Glanzmähne) heißt er, der den heitern Tag über die Völker hinzieht. Der Hengſte beſter gilt er bei den Reitgothen (reidgotom, d. h. den Jütländern für Reitern überhaupt). Ewig ſcheint (glänzt) des Roſſes Mähne. Weiter beantwortet Gangrath Wafthrudnir's Fragen über das Roß, welches die Nacht zieht, über den Strom, welcher den Grund zwiſchen den Zeiten-Zeiten und den Göttern theilt, und über das Feld, auf welchem Surtur

71) Von Mone, Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa und heidelberger Jahrbücher 1819. S. 1074.

und die Götter sich schlagen. Hierauf sagt Wafthrudnir: Weise (fróther) bist du nun Gast, geh auf die Bank des Riesen, und sprechen wir auf dem Sitze zusammen. Um das Haupt wetten sollen wir in der Halle, Gast! um die Geistweisheit (gédspeki, nach anderer Lesart godspeki, Götterweisheit, d. h. Götterlehre). Gangrath: Sag du das als Erstes, wenn dein Geist (öthi) tauget (hinreichet) und du, Wafthrudnir, es weißt, woher kam die Erde und der Hochhimmel (uphimin) zuerst, du weiser Riese (inn fródi iotunn!). Wafthrudnir: Aus Ymir's Fleische ward die Erde geschaffen, aber aus den Beinen die Felsen, der Himmel aus dem Schädel des reifkalten Riesen, aber aus dem Blute die See. Als Zweites wird Wafthrudnir gefragt und beantwortet, woher der Mond kam. Gangrath fragt dann weiter: Sag das als Drittes, so man dich weise nennt (alz thic svinnan quetha, wörtlich: als dich weise [sie] sagen, oder singen), woher kam der Tag ꝛc.? Nachdem Wafthrudnir dieses beantwortet, fragt Gangrath: Sag das als Viertes, so man dich weise (fródan) nennt, und du es, Wafthrudnir, weißt, wohee kam der Winter und der warme Sommer ꝛc.? Wafthrudnir beantwortet es, und Gangrath, indem er in der auffodernden Anrede mit alz thic fródan quetha und alz thic svinnan quetha abwechselt, fragt und erhält von Wafthrudnir zur Antwort, als Fünftes, wer von den Asen der Älteste oder von Ymir's Nachkommen in den Urtagen wurde, als Sechstes, woher Aurgelmer zuerst kam, wobei Gangrath die Strophe der Frage mit den Anruf weiser Riese! (inn fródi iotunn!) schließt, als Siebentes, wie Kinder erzeugte der alte Riese, da ihn keine Riesin erfreute, als Achtes, wessen als des ersten Wafthrudnir gedenke, und was als das älteste er wisse, wobei die Strophe der Frage mit dem Ausspruche: du bist ein allwissender Riese (thu ert alsvither iotunn), endigt, und die Strophe der Antwort von Bergelmir's Geburt, unzählige Winter (Jahre) vor Erschaffung der Welt, und wie er auf ein Fahrzeug gelegt ward, handelt als Neuntes, woher der Wind kam. Nachdem Wafthrudnir dieses beantwortet, fragt Gangrath weiter: Sag du das als Zehntes, da du der Götter Wesen (tiva raue) alles, Wafthrudnir! weißt, woher Niord unter die Asensöhne kam ꝛc. Wafthrudnir beantwortet es, und Gangrath braucht auch bei der eilften Frage, was die Einherier beim Vater der Heerer (Heriafauthr) thun, gleiche Einleitung. Wafthrudnir bleibt auch hier dir Antwort nicht schuldig, und Gangrath stellt die weitere Frage: Sag du das als Zwölftes, wie du der Götter Wesen alles, Wafthrudnir! weißt. Von den Runen (der Lehrweisheit, Wissenschaft) der Riesen und aller Götter sag du das Wahrste, du allwissender Riese (inn alsvinni iotunn!). Wafthrudnir: Von den Runen der Riesen und aller Götter kann ich Wahres sagen, denn jede Welt habe ich durchreist, in neun Welten kam ich vor Niselheim unten, hierhin sterben aus Hel, die in Hel (nämlich die Todten den zweiten Tod). Gangrath: Viel reiste ich, viel versucht ich, viele Mächte (reginn, Herrscher, Götter) prüfte ich, wer von den Menschen lebt, wenn der berühmte Mythenwinter (fimbulvetur) bei den Lebenden vorüber ist, Wafthrudnir beantwortet es, und Gangrath die folgenden Fragestrophen bis zum Ende mit „Viel reiste ich ꝛc." einleitend, fragt, und Wafthrudnir beantwortet, woher die Sonne an den Himmel kommt, wenn diese Fenrir verderbt, wer die Mädchen sind, die über das Menschenmeer mit weisem (d. h. in die Zukunft schauendem) Geiste begabt (fródgethiathar, wörtlich: weise-gegeistete), fahren, welche Asen über der Götter Eigenthum herrschen, wenn Surtur's Flamme verloschen ist, was dem Othin zum Lebensende wird, wenn die Götter vergehen, was Othin selbst dem Sohne ins Ohr sagte, ehe er auf den Scheiterhaufen stieg, worauf das Kampflied mit folgender Antwortsstrophe Wafthrudnir's schließt: Kein Mensch weiß, was du im Anfange der Tage sagtest ins Ohr dem Sohne. Mit todtweissagendem Munde (feigom munni, nach der lateinischen Übersetzung, mortem praesago ore [vel alliciente], wie *Finn-Magnusen*, Lex. Myth. p. 772 in Parenthese setzt; im Lappischen bedeutet veigas praesagium, Gloss. zum 2. Th. der gr. Ausg. d. Edd. Sám. S. 618; mit dem nordischen feigr, dem Tode nahe, jam moribundus, dem Tode verfallen ꝛc. hat noch das mittelhochteutsche veich, velge, zum Tode bestimmt, dem Tode nahe, zum Tode reif, dann auch schon todt, gleiche Bedeutung; so z. B. Nibelungenlied S. 614. Z. 3872. S. 896. Z. 8436. Wirnt von Gravenberg im Wigalois Z. 10,200. Im Neuhochteutschen feig ist nur noch eine Trümmer der vielumfassenden Bedeutung geblieben, nämlich die von verzagt, muthlos, welche das Wort nicht blos dadurch erhalten, weil Verzagtheit, Muthlosigkeit im Kampfe am ersten zum Tode führt, sondern einen tiefern Grund darin hatte, daß plötzlich eintretende Muthlosigkeit eines sonst tapfern Mannes als Todesahnung, Todesweissagung, Bestimmung zum nahen Tode galt) sagte ich meine alte Wissenschaft (mina forna stafi, wörtlich: meine alten Stäbe) und um der Götter Wesen (oder Ende ragna raue). Im Kampfe mit Othin versuchte ich nun meine Orakelweisheit (ordspeki). Du bist immer das weiseste der Wesen! So endet das berühmte Orakelkampflied, indem Wafthrudnir andeutet, daß er dabei das verwettete Haupt verliere. Wafthrudnir weissagt aber unbewußt und wider Willen sich selbst den Tod, indem er auf Gangrath's vorletzte Frage: Was wird dem Othin zum Lebensende, da, wenn die Götter vergehen, antwortet: der Wolf wird den Zeitenvater (Alldafauthr) verschlingen, Othin, in Gangrath's Zaubergestalt, wird also im Wettkampfe mit Wafthrudnir sein Haupt nicht verlieren. So triumphirt Othin als Orakelgottheit über den Riesen Wafthrudnir als Orakelmacht. Das Gehrimniß der letzten Frage, löst man [72]) durch die Deutung auf, Othin habe seinem Sohne, als er auf den Scheiterhaufen getragen ward, ins Ohr gesagt, daß er werde wieder geboren, welche Lehre der Unsterblichkeit in Wiedergeburt als den Riesen fremd zu betrachten ist, wodurch der Lehrorakelriese im Kampfe mit dem Lehrorakelgotte den verwetteten Kopf verlieren muß. Eine Nachahmung des Ausganges dieses Lehrorakelkampfliedes werden wir bei Othin's Räthselkampfe mit Heidrek

72) So Stubach, Sámund's Edda des Weisen S. 74.

sehen. Nicht ohne Bedeutung und ohne zauberkräftige Wirkung ist auch die Zahl der Fragen zu betrachten, welche Othin dem Wafthrudnir stellt, erst zwölf Fragen, wobei er zählt, und dann wieder sechs Fragen. Achtzehn Dinge auch, welche ee durch Zauberlieder bewirken könne, führt Othin in einem seiner Lehrorakellieder, in den Havamál, auf. Lehrreich würde sein, aber uns zu viel Raum hinwegnehmen, die Betrachtung anderer den Wafthrudnirsmál entsprechende oder ähnliche dänische, schwedische, englische und teutsche Lieder [73]). Von Gest's des Blinden, unter welchem Namen Othin sich verbogen, berühmten Räthselorakelkampfe mit dem Könige Heidrek von Reidgothland, führen wir Folgendes als Probe an: Othin als blindee Gest singt: Von Hause ich mich begab, von Hause ich reiste, auf dem Wege sah ich Wege, Weg war unten, Weg war oben und Weg auf allen Seiten. König Heidrek richte den Geist auf das Räthsel (gata). Gut (d. h. leicht) ist dein Räthsel (gata), blindee Gast, errathen ist es (gétit er theirrar). Ein Vogel darüber flog, ein Fisch darunter schwamm, du gingst auf der Brücke. Dieses Räthsel nähert sich mehr unsern heutigen, welche blos des Errathens wegen da sind, und diene als Beispiel, wie das Gebiet dieser Räthselgattung mit dem der religiösen ineinander lief, welche letztere Gattung aber die bei weitem wichtigere blieb, so lange das Heidenthum bestand. Als Beispiel der in das Gebiet der götterfaglichen Deakelweisheit fallenden Räthsel diene Folgendes: Gest fragt: Wer sind jene beiden, welche zur Versammlung sich begeben? Zusammen haben sie drei Augen, zehn Füße und beide einen Schwanz, und so reisen sie über die Länder. Heidrek antwortet: Leicht ist dein Räthsel, blinder Gast! errathen ist es. Othin ist es, wenn ee auf Sleipnie reitet. Er hat ein Auge; aber das Pferd zwei; es läuft das Roß auf acht Füßen, Yggr (Othin) geht auf zweien einher. Das Pferd besitzt einen Schwanz. Aber auf Gest's Frage: Was sagte Othin Baldur'n ins Ohe, ehe er auf den Scheiterhaufen getragen ward, antwortete Heidrek erzürnt, denn er erkennt endlich den Gott aus der Frage: Niemand weiß diese deine Worte, als du selbst. (Mehres von diesem Räthselkampfe s. in der Hervararsaga selbst c. 15. kopenh. Ausg. 174—178. Das Lied, welches die Räthsel enthält, heißt Gétspeki Heidreks Konúngs, Geisteesweisheit (Räthselweisheit) König Heidrek's, und war so berühmt, daß es in Handschriften der Lieder Edda aufgenommen ward (in welche s. in dee Einleitung zum 2. Th. d. gr. Ausg. d. Edd. Sám. S. XVIII, XX.) — Othin als Gott des Wissens, der Beredsamkeit und Dichtkunst ist auch im nothwendigen Zusammenhange mit der Saga (Geschichte). Saukkua-Bekkur heißt der vierte (Hof) [74]). Aber dort können kalte Wogen darüber rauschen. Dort sie, Othin und Saga trinken alle Tage hindurch froh aus goldenen Gefäßen [75]). Bei Othin als dem Gotte der Künste ist besonders zu bemerken, daß er nicht als der urthümliche Erfinder, sondeen nur mehr als Urheber derselben bei den Asen und den sie verehrenden Menschen erscheint. Bei der Weissagekunst ist es Mimir's Haupt, das weiser als er ist. Bei dee Dichtkunst auch muß Othin den begeisternden Meth aus der Riesenwelt holen. So wissen die Riesen auch alle Geheimnisse der Göttersage, bis auf das eine, was Othin dem Sohne ins Ohr sagte, als dieser auf den Scheiterhaufen gelegt ward. Die Riesenwelt war nämlich die ältere, und so leitete man den Ursprung alles Wissens aus dieser ab. Die Riesen waren die Elemente, und aus den Elementen empfing man die Begeisterung, und auch von dieser Seite betrachtet, hat es guten Sinn, daß Othin nicht Urquelle der Künste und Wissenschaft ist, sondern nur Urheber derselben unter den Asen und Menschen. Ferner waren die Uebewohner des Noedens, dee Finnen, in der Zauberkunst gewaltiger als die Nordgermanen, und da alle oder wenigstens die meisten Künste, z. B. die Weissagekunst, die Heilkunst vermittels der Zauberkunst betrieben wurden, oder wenigstens wie die Dichtkunst in Beziehung auf ihr gewaltigstes Erzeugniß, die Zauberlieder, mit der Zauberkunst in Verbindung stand, so mußte man in der Finnenwelt, welche das Vorbild zur Riesenwelt gegeben, die Urquelle der Künste suchen. Zu dee Riesen- oder Jötunwelt gehörten aber auch zugleich die kunstreichen Zwerge [76]). Diese hatten zwar Othin und die andern Asen erst geschaffen, aber sie waren es doch, die den Asen Werke lieferten, welche die Asen selbst nicht zu fertigen vermochten, so z. B. die Fessel, welche den Wolf Fenrir hielt. Hieraus geht doch keineswegs hervor, daß die Finnenwelt wirklich kunstreicher gewesen, sondern weil man bei allem Zauberkünste zu Hilfe nahm, so glaubte man die, welche für die größten Zauberer galten, müßten auch die wunderbarsten Werke verfertigen können, daher ist Frage und Schluß unstatthaft, wenn man gefragt und geschlossen findet: Wie wenn Othin und seine Mitgötter eine bjarmische Priestergesellschaft gewesen wären? Dann sei die heidnische Cultur der Nordmannen Abglanz der ehemaligen finnischen, und wie würden hier auf Revolutionen geleitet, von denen unsere weißliche Geschichte nichts aufbehalten habe [77]). Allerdings müßte das eine und zwar große Umwälzung gewesen sein, wenn die Finnen an Bildung den Nordmannen überlegen gewesen wären. Aber wir finden keine Spur davon, mit Ausnahme, daß die Finnen den Nordmannen in der Zauberkunst überlegen waren. Aber die Nordmannen wollten in Zauber-

73) Z. B. Svend Vonveds Vise, Uvalgte danske Viser fra Middelalderen, efter A. S. Vedels og P. Syws trykte Udgaver udgiven af Abrahamson, Nyerup og Rahbek, 1. Th. S. 87, 89, 90, 379, 380. Altdänische Heldenlieder, herausg. von W. C. Grimm, S. 527. *Rob. Jamieson*, Popular Ballads and Songs. T. II. p. 156, 157. Besonderer Aufmerksamkeit ist vorzüglich werth das altteutsche Tragemundelied, s. bei Mütter, Samml. III. S. XIV, XV., bei J. und W. C. Grimm, altteutsche Wälder. 7. Th. 8—17, und bei Wackernagel, altteutsches Lesebuch Sp. 639—642. Mit dem, daß Othin sagt, daß er viel gefahren (gereist sei), vergleiche die Anrede an Tragemund: Zweiundsiebzig Länder, die sind dir kund!

74) Baer. 75) Grimnismál, Str. 7. S. 43. 76) S. z. B. des Ynglinga-tal in d. Yng. S. Cap. 15, wo ein von Zwergen bewohnter Stein lödau byggdr (riesenbewohnt) genannt wird. Vergl. dazu F. Wachter's Anmerkung 17. S. 48. 77) Merkel, die Vorzeit Livlands, 1. Bd. S. 257.

Digitized by Google

künsten mit den Finnen nicht wetteifern, denn die wirksamste Zauberkunst, der Seidr, galt ihnen für Schande [78]). Othin wanderte auch als Zauberer und Weissager unter den Menschen. Loki sagt in der Aegisdrecka oder Loka Glepsa (Loki's Lästerung, Str. 29. S. 160): Aber von dir sagten sie, daß du in Samsey niedersankst und schlugst auf die Geister wie Waulor [79]) (weissagende Zauberinnen, d. h. beschworst Geister vermöge des Zaubeestabes), in Gestalt der Wahrsager reistest du durch das Menschenvolk, ich hielt das für Feiglingsart (args athal). Da Othin als oberster Gott der Dichtkunst galt, so mußte er natürlich auch den begeisternden Dichtermeth erworben haben, aber nach Othin's Art auf dem Wege durch Ränke und zuletzt durch Gewalt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Sage auch zugleich naturesymbolische Bedeutung und bezieht sich auf die aus der Erde emporsprießenden Pflanzen, welche den Stoff zu den berauschenden Getränken geben. Er singt in den Hávamál (Str. 105—111): Aber den alten Riesen ich besuchte. Nun bin ich zurückgekommen. Wenig gewann ich durch Schweigen dort. Mit vielen Worten sprach ich zu meinem Frommen in Suttung's Sälen. Gunnlöd mir gab auf dem goldenen Stuhle einen Trunk des theuren Meths. Böse Entgeltung ließ ich ihr darnach haben ihrer ungetheilten Gesinnung, ihrer schweren Liebe. Rati's (des Durchdringenden) Mund ließ ich Raum erlangen, und durch den Felsen nagen. Unten und oben umstanden mich der Jötnar (Riesen) Wege. So gefährdete ich mein Haupt. Wohl erkaufter [80]) Gestalt habe ich wohl genossen. An Wenigem ist dem Unterrichteten Mangel. Denn Odrerir ist nun emporgekommen auf die Ländereien des Weithums der Zeitner [81]) (die von den Menschen bewohnten Ländereien). Zweifel ist mir dabei, ob ich wäre wieder gekommen aus den Umzäunungen der Jötnar (Riesen), wenn ich nicht genossen hätte Gunnlöd's, des guten Weibes, jenes, über das ich den Arm legte. Des andern Tags gingen die Hrimthursar (Reifriesen) Hávi's (des Erhabenen) Zustand zu erfragen in Havi's Halle. Nach Bölverk (Übelwerk) sie fragten, ob er wäre zu den Banden (Göttern) gekommen, oder Suttung ihn vernichtet hätte. Ring-Eide [82]) Othin, glaube ich, geleistet hat. Was soll seinen Treuen trauen? Er betrog Suttungen um den Trank, und ließ Gunnlöden weinen. Str. 13, 14. S. 74, 75 sagt Othin: der Vergessenheit Reiher [83]) heißt der, der über den Getränken liegt. Er stiehlt den Verstand des Menschen. Mit dieses Vogels Federn ich gefesselt war in Gunnlöd's Wohnung. Trunken ich ward, ward übertrunken bei dem weisen Fialar. Daher ist der Trunk der beste, wo jeder Mensch seinen Verstand wieder an sich bringt. Die jüngere Edda gibt mehre nähere Umstände von der Entstehung des Dichtermeths, und davon an, wie ihn Othin aus der Riesenwelt nach Ásgard brachte. Da die älteste Weisheit in Liedern vorgetragen waed, so mußte der Dichtermeth auch zugleich zu Weisen machen. Ferner war mit dem Begriffe von Weisheit zugleich auch der der Weissage verbunden. Da demnach die Weisheit oder Gabe zur Weissage- und Dichtkunst aus einer Quelle der Begeisterung flossen, so stellte man auch beide in der Mythe vereint dar, wie die Sage von Kvás-ir lehrt. Zwischen den Asen und Wanen war lange Unfriede gewesen. Sie verabredeten eine Zusammenkunft, um Frieden zu schließen, der auf diese Weise eingegangen ward, daß sie beide in ein Gefäß spuckten. Dieses Friedenszeichen, damit es nicht umkomme, schufen die Asen, bevor sie hinweggingen, in einen Mann um, welcher Kvás-ir genannt ward. Dieser ist so voll Weisheit, daß Niemand ihn wornach fragen kann, daß er nicht Bescheid weiß. Er fuhr weit in der Welt umher, um die Menschen zu unterweisen und zu unterrichten. Endlich kam er zu den Zwergen Fialar und Galar, welche ihn zum Gastmahle luden. Sie riefen ihn zu einem Einzelgespräch und erschlugen ihn. Sein Blut aber ließen sie in die Fässer Bodn und Són und in den Kessel Odreyrir rinnen. Die Zwerge mischten das Blut mit Honig, woraus ein so kräftig wirkender Meth entstand, daß wer immer davon trinkt, Dichter und Weiser (Vielwissender) wird. Die Zwerge berichteten den Asen, daß Kvás-ir in Weisheit ertrunken sei, weil keiner so klug war, um ihn über weise Dinge genug ausfragen zu können. (Snorra-Edda, ap. *Rask* p. 83 sq.) Finn-Magnusen deutet Kvás-ir als Bier und andere berauschende, aus Pflanzenstoffen entstehende Getränke, denn sowol bei der Weissage- als Dichtkunst leisteten diese treffliche Dienste. Zur Erklärung der Bereitung des Speichels, aus welchem Kvás-ir geschaffen wurde, dient die Erzählung in der Hálfs-Saga c. 1 (bei Rafn, Nord. Kämpe-Hist. 3. Th. S. 26), daß Othin unter eines Norwegers Kolli Person und Namen verborgen, seinen Speichel als Gährungsmittel gebrauchte, um das beste Bier zu bewirken. Auch vergleicht Finn-Magnusen (Lex. Myth. p. 739) den Namen Qvás-ir, Kvás-ir mit dem slavischen Kvas, Gährungsmittel, Kvasiu, ich gähre, wovon das in Rußland bei dem gemeinen Manne noch übliche dem Biere ähnelnde Getränk, zu dessen Säurung ein Stück grodes Roggenbrod ins Faß gelegt wird, seinen Namen Kvas hat (leitet man Quasir von quása ab, bedeutet es Keucher, wenn von queda, Redner, Sänger. Studach, Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 37). Den aus Kvásir's Blute entstandenen Dichtermeth bringt der Riese Suttung von den Zwergen an sich, führt ihn hier mit sich, und verwahrt ihn dort, wo es Hnitbiörg heißt, und setzt zur Bewachung seine Tochter Gunnlöd darüber. Othin reist von Hause hinweg, und kommt dahin, wo Sklaven Heu má-

78) S. Snorri bei F. Wachter, S. 22—24. Ynglinga-Saga. Cap. 7. Haralds-Saga des Haarschönen. Cap. 86. 79) Oder, wie es der lateinische Übersetzer versteht: Et pulsabas aedes tanquam mulieres fatidicae, d. h. klopftest an die Thüren wie Wahrsagerei treibende Bettlerinnen. 80) Entweder: wohl ertauschter, angenommener Gestalt (nämlich Othin hatte nach der jüngeren Edda Schlangengestalt angenommen) oder vel klyptr litar bezieht sich auf Gunnlöd, und es bedeutet, das wohl erworbene Mädchen habe ich wohl genossen. 81) Á alda ves jardar. 82) Baug-Eid, war der heiligste Eid, s. über ihn Islands Landnámabók. P. IV. c. 7. p. 299, 300 der kopenhagner Ausgabe v. J. 1774 und den Art. Opfer bei den Germanen, wo wir die dabei zu beobachtenden Opfergebräuche und eine Eidesformel mitgetheilt haben. 83) Ominnis hegri, s. über die Auslegung dieser Stelle das Nähere bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 29, 30.

hen, und schärft mit einem Wetzsteine, den er von seinem Gürtel nimmt, ihre Sicheln. Da diese nun viel besser schneiden als zuvor, fragen die Sklaven ihn, ob der Stein feil sei. Othin sagt, daß, wer ihn kaufen wollte, einen mäßigen Preis (oder nach anderer Lesart sein Haupt) geben sollte. Alle wollen den Wetzstein. Da wirft Othin ihn in die Luft; aber alle wollen ihn mit den Händen greifen. Da verwandeln sie sich so dabei, daß jedee die Sichel an den Hals des andern schwingt. (Ohne Zweifel waren Othin's Zauberkünste dabei im Spiele.) Othin nimmt noch Nachtherberge bei dem Riesen Baugi, Suttung's Brudee. Baugi klagt, daß er übel daran sei, da seine Sklaven einander erschlagen hätten, und daß er nicht wisse, wohee er Werkmänner (Arbeiter) nehmen sollte. Othin nennt sich Bölwerk [84]) und bietet ihm an, der neun Männer Werk für Baugi zu verrichten, um einen Trunk von Suttung's Meth. Baugi antwortet, daß er keine Gewalt habe über den Meth, da Suttung ihn allein haben wollte, doch wüede er mit Bölwerk gehen, und versuchen, ob sie den Meth erlangten. Othin thut den Sommer hinduech dee neun Männer Werk, aber am Wintee bittet er Baugi'n um seinen Lohn. Da gehen beide zu Suttung. Aber Suttung schlägt jeden Tropfen von dem Methe ab. Da spricht Bölwerk zu Baugi, daß sie versuchen sollen, ob sie durch List den Meth erlangen können. Baugi äußert, daß das gut sei. Da nimmt Bölwerk den Bohree Rati hervoe und läßt Baugi'n den Felsen durchboheen. Baugi thut es und sagt, der Felsen sei nun durchbohrt. Aber Othin bläst hinein und die Spähne fliegen ihm entgegen. Da muß Baugi weiter bohren, bis Othin findet, daß die Spähne ihm nicht mehr entgegen fliegen. Da wandelt sich Bölwerk in Schlangengestalt und kriecht in das Loch. Baugi sticht mit dem Bohree nach ihm, abee fehlt ihn. Bölwerk geht dahin, wo Gunnlöd ist, und liegt bei ihr drei Nächte, und sie erlaubt ihm da vom Methe zu trinken drei Tränke; beim ersten trinkt er Alles aus Othrárir, beim zweiten aus Bodn, beim dritten aus Son, dann wandelt er sich in Adlerhemde (nimmt Adlergestalt an) und fliegt, so schnell er kann. Als Suttung den Flug des Adlers sieht, nimmt er sich Adlerhemde und fliegt nach ihm. Aber als die Asen sehen, wie Othin fliegt, setzten sie ihre Gefäße in den Hof hinaus. Als Othin nach Asgard hereingekommen, speit ee den Meth in die Gefäße. Da abee Suttung dem Othin so nahe gekommen, daß Suttung ihn fast erreicht, so fandte er rückwärts einen Theil Meth und das ward nicht berücksichtigt, das hatte, wer wollte, und das ward genannt dee thörichten Dichter (Dichterlinge) Theil (Skalldfiflla hlutr). Abee Suttungs-Meth gab Othin den Asen, und den Männern (odee Menschen), die wirken können [85]) (d. h. Gesänge gehörig machen). Hiervon wird genannt die Skalldschaft (Skalldaskapur, Dichtkunst) Fund und Fang Othin's [86]) (fundur oo feingur Othins). Die Dichter beauchen die verschiedensten Ausdeücke dafür, so sagt Eigill in der Höfodlausn Visa. II. p. 431 ich beinge Othin's Meth (Othins miöd) und Visa I. p. 427—429: ich bringe Widrir's Meer des Willen-Strandes (d. h. der Brust, Vidris munstrandar mar). Im Sonar Torek (Str. I. S. 608) nennt er die Dichtkunst Vidris thyfi (Widrir's, d. h. Othin's, Diebstahl), Str. II. S. 609: Thagna fundr Thriggia nidia árborinn úr jötunheimum, verschwiegener (heimlicher) Feeund der Abkömmtinge Driggi's (Othin's) früh-getragen aus den Riesenwelten, in Arinbiárnar Dráþa. Str. VII. S. 657: Yggiar miödr (Ygg's, d. h. Othin's Meth). Str. VI. S. 658: Ygga full (Ygg's Voll-Horn) und Str. XIV. S. 665: Vidris full Widrir's Voll-Horn, Becher). Über Full s. F. Wachter, Heimskringla 1. Bd. S. 102, 103. N. 35. Wollte man ein Gedicht recht loben, so sagte man, es sei von Othin gesungen, so sagt das Schaldmädchen Jorun im Sendebit: Godorm erhielt guten Lohn des von Gaut (Othin) gesungenen Gedichtes [87]). Othin als Gott des Kriegs und der Ränke und der Zauberkünste war auch Gott der Liebesabenteuer, doch ist bei mehren Göttersagen ungewiß, ob sie ethische oder nicht vielleicht natursymbolische Bedeutung haben. So singt Othin im Harbarzlioth, in dem Liede, in welchem sich Othin unter dem Namen Harbard als ein Fährmann aufstellt und Thoen zum Besten hat und nicht über den Sund fahren will. Daraus erfolgt ein Wortstreit, in welchem Othin mehre seinee Thaten erzählt, und so auch Thor die seinigen, gegen dessen gewaltige Kämpfe mit Riesen Othin's durch List ausgeführte Thaten sehr in den Hintergrund treten. Othin singt hier Str. 15: Ich war bei Fiölvarir ganzer fünf Winter (Jahre) in dem Eilande, das Algrön (Allgrün) heißt; dort konnten wie kämpfen, und Wal (zu Erschlagende) fällen, vieles versuchen, Mädchens kosten. Thoe sang: Wie frommten euee Weiber? Harbard sang: Kluge Weiber hatten wir, wenn sie uns zu Klugen geworden wären (günstig gewesen wäeen), hübsche Weiber hatten wir, wenn sie uns hold wären. Sie, aus Sande, wanden ein Seil, und aus tiefem Thale gruben sie den Grund durch. Ich allein ward überlegener als alle an Rathschlägen. Ich ruhete bei den sieben Schwestern, und hatte derer aller Gemüth und Freude. Wahrscheinlich muß diese Sage natursinnbildlich gedeutet werden. Doch ward Othin auch als der angesehen, dee zu Liebesgenusse verhelfen könne, nämlich vermöge seiner Zauberkunde. Denn ihm wird in den Hávamál (Str. 164) in den Mund gelegt: Das kann ich Sechzehntes, wenn ich will eines klugen Mädchens ganzes Gemüth und Freude haben, verkehre ich dem weißarmigen Weibe die Gesinnung und wende um allen ihren Geist. Doch wollte odee konnte Othin nicht überall seine Zauberkünste anwenden, oder auch, der Dichter, der Folgendes sang, hatte dabei auf Othin's Zauberkunst keine Rücksicht genommen, wenn nämlich der Dichter nicht dabei voraussetzte, das Mädchen habe sich durch Runen

84) Übelwerker, Unheilwerker. 85) Yrckia kunna, bei yrckia ist hier hinzuzudenken quaedi, nämlich at yrckia quaedi compone carmen. 86) Dämesaga 62.

87) In der Sage Olaf's des Heiligen (in den Formanna-Sögur. T. I. p. 13): Godormer laut af gauti göd laun kvedins ódar, das af gauti ist nämlich auf kvedins zu beziehen, da Sindri von Othin keinen Lohn dafür zu erwarten hatte, daß er die Schlacht hinderte.

Digitized by Google

gegen Zauberkünste geschützt. Nachdem Othin in den Hávamál gesungen, wie die Liebe aus Weisen Thoren mache, und nichts schlimmer sei, als sich mit seinem Theile zu begnügen, singt: das erfuhr ich da, als ich im Rohre saß, und mein Vergnügen erwartete. Fleisch und Herz war mir das hübsche Mädchen. Nichtsdestoweniger habe ich sie nicht. Billing's Mädchen [88]) (Tochter) ich fand im Bette die sonnenweiße schlafen, Jaels Annehmlichkeit dünkte mir nicht zu fein, außer mit dieser Gestalt zu leben. Und nahe am Abende sollst du, Othin, kommen, wenn du dir willst das Mädchen erreden, das Ganze paßt nicht, wenn nicht nur die Einen wissen solches Laster zusammen. Zurück ich wandte (und ich dünkte mir zu lieben) von gewissem Willen (Vergnügen). Das dachte ich, daß ich haben würde ihr ganzes Gemüth und Freude. So kam ich das nächste Mal, daß das nütze Kriegsgesinde alles wach war mit brennenden Lichtern und getragenem Holze (Fackel), so war mir der Vergnügens-Steig verboten. Und nahe am Morgen, als ich wieder kam, da war das Saal-Gesinde eingeschlafen. Ein Hündchen ich da fand des guten Weibes gebunden an das Bette. Viele gute Mädchen sind, wenn man sie genau kennt, veränderlichen Sinnes gegen die Männer. Da erfuhr ich das, als ich das rathkluge Weib zu Betrügereien verlockte. Jede Schmach suchte mir das zierliche Mädchen, und ich hatte doch nichts von diesem Weibe. Man könnte vielleicht annehmen wollen, dieses sei in die Hávamál nur als ein anschauliches Beispiel eingewebt und der Klugheitslehrer ertheile spreche nur in erster Person von sich, um der Sache mehr Gewicht und Leben zu geben; aber bedeutungsvoll wird Othin dabei mit Namen angeredet. Wahrscheinlich schwebte also dem Dichter eine uns verloren gegangene Göttersage vor. Dieses wird um so wahrscheinlicher, da auch Saxo Grammaticus nach einer erzählen mochte, wie Othin Schmach von der Rinda geerntet. Othin will nämlich den Tod seines Sohnes Balldur rächen, und wird vom Rostioph dem Finnischen unterrichtet, daß er mit Rinda, der Tochter des Königs der Russen, einen andern Sohn zeugen werde, der jenes Tod rächen werde. Othin verhüllt also sein Antlitz durch den Hut, um sich unkenntlich zu machen, dient dem russischen Könige siegreich als Heermeister, vertraut dem Könige sein Liebesgeheimniß, erhält aber vom Mädchen statt des erbetenen Kusses eine Ohrfeige. Othin kommt nach einem Jahre wieder an des Königs Hof als Roster, der Schmiedekünstler, und sein Lohn ist wieder ein Kuß vom Mädchen. Das dritte Mal spielt er an des Königs Hofe den geschickten Reiter, wird aber, als er sich wieder vom Mädchen einen Abschiedskuß erbittet, so fortgestoßen, daß er mit dem Kinn auf die Erde stößt. Nun schneidet er Zauberlieder in Baumrinde und macht das Mädchen rasend, aber erreicht seinen Zweck doch nicht. Endlich tritt er als heilkundige Wecha auf, wird des Mädchens Magd und zeugt mit ihr Bo, der Balldur'n rächt [89]). Saxo Grammaticus glaubte sich nicht besser an den nordischen Göttern rächen zu können, als wenn er sie so gemein als möglich darstellte, hatte aber doch wol bei seiner Erzählung eine Göttersage, ähnlichen Inhalts, vor sich, wo aber natürlich die Sache nicht so geheim gehalten war. Othin als Unheilstifter wird von Loki zwar weit übertroffen, aber er kommt als solcher in Verbindung mit ihm vor; so in der berühmtesten Heldensage (s. d. Art. Otur, Hreidmar's Sohn). Mit Hánir und Loki finden wir Othin auch von Hause reisen in der Sage, nach der Loki vom Riesen Thiassi angezaubert wird, und dafür den Riesen Ithun mit ihren Äpfeln aus Asgard locken muß (s. Dámesaga 51). Eine dichterische Benennung für Othin ist Loptsvinr [90]) (Lopt's) Loki's Freund, so z. B. bei Einar Skalaglamm und in der Ägisdrecka (Str. 9. S. 154) sagt Loki: Erinnerst du dich dessen, Othin, daß wir in den Frühtagen (am Anfange der Zeit) mischten unser Blut zusammen? Du würdest, ließt du dich aus, kein Öl (Trank) kosten, wenn er nicht wäre uns beiden gebracht. Othin's Hauptfeind ist der Wolf Fenrir, der Bruder der Midgardschlange und der Todtengöttin Hel. Sie waren Kinder Loki's und des Riesenweibes Angurboda's. Da die Götter wußten, daß die drei Geschwister aufgezogen wurden in Jötunheimar (den Riesenwelten) und die Götter aus den Orakeln erforschten [91]), daß ihnen von diesen Geschwistern würde großes Unglück erstehen und sie Böses zu erwarten glaubten, zuerst von der Mutter wegen, und noch Schlimmeres vom Vater, da sandte Allfadir die Götter dazu, zu ergreifen die Kinder, und ihm zu bringen. Da warf er die Schlange in die tiefe See, die um alle Länder liegt, und ist die Schlange so, daß sie liegt mitten im Meere um alle Länder und beißt sich ins Ende. Hel warf er nach Niflheim und gab ihr Gewalt über neun Welten, daß sie die Wohnstätten unter die vertheile, die zu ihr kommen, das sind die krankheittodten und altertodten Menschen. Den Wolf erzogen die Asen daheim, und hatte Tyr allein die Kühnheit, ihm zu essen zu geben. Aber als die Götter sahen, wie mächtig er jeden Tag wuchs, und alle Orakel (Spaar) sagten, er würde ihnen zum Schaden gesetzt sein, da faßten die Götter den Rath, ihn zu fesseln. Das gelingt nur beim dritten Versuche, vermöge eines Zauberbandes [92]). Vor dem letzten großen Kampfe wird der Wolf frei. Da kommt Hlin's (Friggi's) andrer Harm hervor (nämlich der erste Harm war der Tod Balldur's, des Sohnes Othin's und Frigg's), wenn Othin fähret mit dem Wolfe zu kämpfen. Dann wird fallen Frigg's Lieblingsgott (ángatyr) [93]). Othin's Kampf mit dem Wolfe wird dichterisch für das Ende dieser Welt gebraucht, so singt Hyndla im Hyndlu-lióth (Str. 40. S. 342): Weniger werden sehen weiter hinaus, als Othin wird dem Wolfe begegnen. Die jüngere Edda erzählt von Othin's letztem Kampfe. Die Asen rüsten sich. Zuvörderst reitet Othin mit dem Goldhelme,

88) Wahrscheinlich soviel als bidlings, sodaß der Sinn ist Bewerbungs-Mädchen, ein Mädchen, um das sich viele bewerben.
89) *Saxo Grammaticus* Lib. I. ed. *Stephanius* p. 44—46.

90) In der Sage Olaf's Tryggvason's Cap. 41 (in d. Fornmanna-Sögur. T. I. p. 65. 91) Röktu thar til Spádoms, Dámesaga 28. 92) Jüngere Edda, Dámesaga 28, 29. 93) Völuspá Str. 48. S. 49.

Digitized by Google

dem strahlenden Panzer und seinem Spieße, der Gungnir heißt, und richtet seinen Lauf gegen den Wolf. Der Wolf verschlingt Othin und das wird sein Tod. Der Spieß oder das Schwert[94]) Gungnir ist ein Werk von Ivaldssöhnen, den Zwergen, die Loki hierum bat. Loki gab ihm Othin. Der Spieß oder das Schwert machte nie einen Fehlschlag[95]). Othin's Goldhelm kommt auch anderwärts vor. So in der Sage: Othin ritt auf Sleipnir nach Jötunheimar und kam zum Riesen, der Hrungnir heißt. Da fragt Hrungnir, was für ein Mann ist das mit dem Goldhelm? Er reitet durch Luft und Wasser, und sagt, daß Othin hätte wunderguten Hengst. Othin sagt, daß er dafür sein Haupt wetten will, daß kein Hengst soll sein gleichgut in Jötunheimar. Hrungnir ließ sich aus, daß er haben würde einen sehr viel bessern Hengst, der Gullfaxi (Goldmähne) hieß, springt auf den Hengst, reitet und gedenkt Othin zu lohnen für übermüthige Rede. Othin sprengt so gewaltig, daß er eine große Strecke voraus ist[96]). Sleipnir ist das beste der Pferde[97]), bei den Göttern und Menschen, achtfüßig, und Sohn Loki's, der Stutengestalt angenommen hatte, und des Hengstes des Svadilfari's, das so große Steinmassen herbeizog[98]). Wie Othin als Bör's oder Bur's Sohn, der Bildner der Erde und des Himmels, und als Kriegsgott nicht zu trennen ist, zeigt am besten das wichtigste Denkmal der nordischen Göttersage, die Völuspá. Hier sagt die Wala, daß sie Walfaudur's (Othin's) Trug (trügerische Thaten) vorzählen wolle, alte Sagen der Menschen, der sie sich zuerst erinnern. Ändern wir vél in vel (wohl, d. h. gut), so heißt es: Ich wollte Walfaudur wohl (gut) vorzählen. Aber bedeutungsvoller ist vél, Trug, List, weil Othin selten etwas ohne List that, und Ymir'n sicher nicht ohne Argliſt erschlug. Die Wala gibt zuerst Kunde davon, wie als Ymir lebte, nichts als leerer Raum war, bevor des Bur's Söhne die Kreise erheben, sie, die das reine Midgard schufen. Doch tritt Othin bei der weitern Ordnung der Welt namentlich nicht besonders hervor, sondern wird blos an der Spitze der Asen gedacht, denn da, als der Lauf der Sonne und Sterne geregelt weeden soll, gehen alle Regin (Mächte) auf die Richterstühle, die hochheiligen Götter, und ordnen die Tageszeiten. So auch heißt es von den Geschäften auf dem Idavölle, die Asen trafen sich hier. Bei Erschaffung der Zwerge werden die Redensarten wieder von allen Göttern gebraucht, wie bei der Ordnung der Tageszeiten. Namentlich wird Othin aufgeführt bei der Bildung des Menschen. Es heißt da: Bis drei kamen aus der Schar (nämlich der schaffenden Götter) mächtige und liebliche Asen zum Hause, fanden auf dem Lande[99]) wenig vermögende Ask (Esche) und Embla, schicksallose, Seele sie[1]) nicht hatten, Geist[2]) (Sinn) sie nicht hatten, weder Blut, noch Gebärden, noch gute Farben, Seele gab Othin, Geist (Sinn) Hánir, Blut gab Lodurr und gute Farben. Hierauf singt die Völuspá von dem andern Ask, dem Eschenbaum Uggdrasil, über dem Urdarbrunnen, aus welchem die den Söhnen der Alter (Zeiten, d. h. der Menschen) das Schicksal sagenden Nornen kommen, und fährt fort: Die Volksschlacht (Volkerschlagung, fólkvig) erinnert sie (die Wala) sich zuerst in die Welt, als (sie) Gullveig (die Goldmaterie) mit Spitzen durchbohrten (oder auf Spitzen stützten) und in der Halle Hárs (des Hohen, d. h. Othin's) sie verbrannten, sie dreimal brannten die dreimal geborenen, oft unselten, doch lebt sie noch, Heid (Geld) hießen sie sie, zu wessen Hause sie kam ꝛc. Da gingen die Regin alle auf die Richterstühle, die hochheiligen Götter, und berathschlagten um das, ob die Asen sollten den Verrath (das Verbrechen, afrad) vergelten, oder ob sollten die Götter alle Gilde (Schmaus, Opferschmaus oder Entgeltung) annehmen. Da ließ Othin fliegen und schoß ins Volk. Das war wieder zuerst Volksschlacht in der Welt. Gebrochen war die äußerste Seite der Mauer der Burg der Asen, die kriegweissagenden Ahnen konnten die Gefilde wohl treten. Hierauf singt die Wala davon, wie Od's Mädchen dem Riesen gegeben worden, und durch Thor's Ungestüm der Vertrag gebrochen wird, dann, wie sie Heimdall's Horn verborgen weiß, und weiter, wie der Nachdenkende (oder Fürchterliche der Asen) Othin kommt, und der Wala ins Auge sieht, und sie weiß, wo Othin's anderes Auge verborgen und wie er es Mimir'n zum Pfande gegeben, und wie Othin die Wala nun als Wala ausstattet[3]). Hierauf fährt sie fort: Sie (die Wala) sah Walkyrien weit herüberkommen, bereit zu reiten zum Göttervolke, Skuld hielt den Schild, aber Skögull, die andern Gundur, Hildr, Gaundull und Geir-Skaufiul. Nun sind aufgezählt Herian's (Othin's) Mädchen, bereit zu reiten, durch den Grund die Walkyrien. — So stellt die Völuspá Othin als Gott des Schöpfers oder richtiger Bildners des Himmels und der Erde, als Beleber der Menschen, als Gott des Krieges und Wähler derer, die im Kriege fallen sollen, und als obersten Walter über die Weissagekunst und der damit verbundenen Zauberei dar, indem er die Wala als Zauberin und Weissagin ausstattet. Bei der jüngern Edda zeigt sich schon christlicher Einfluß. Sie sagt (Dámesaga 3): Der älteste aller Götter hieß in unserer Sprache Allföður, aber in Asgard dem alten hatte er zwölf Namen: 1) Alfadir oder Aldafadir[4]); 2) Herran oder Herian; 3) Hnikarr oder Nikar; 4) Nikur oder Hnikudur; 5) Fiölnir; 6) Omi; 7) Oski; 8) Biflidi[5]) oder Biflindi; 9) Widrir; 10) Svidrir; 11) Svidor[6]); 12) Jalkur oder Jalg. Der Gott lebt

94) Geir, geirr, nehmen die meisten für Spieß, Speer, Lanze, andere für Schwert oder Dolch. S. *Finn-Magnusen*, Lex. Myth. p. 407. In der Übersetzung der Ausgabe von Resenius (Dámesaga 59) wird es durch bipennis gegeben. 95) Dámesaga 59. 96) Ebendas. 55. 97) Grimnismál Str. 45. S. 60. 98) Dámesaga 36. 99) Á Lande, d. h. im Lande, ungewiß bleibt, ob die Völuspá durch das á lande die Meeresküste meint, wie es die jüngere Edda auffaßt, und z. B. Studach (S. 11) durch „am Ufer" und Legis durch „am Lande" geben. Die Völuspá kann auch blos überhaupt meinen: fanden im Lande.

1) Thau, das Neutrum, wird gebraucht, wenn von männlichen und weiblichen Wesen zugleich die Rede ist. Hieraus geht mit Sicherheit hervor, daß Embla ein weibliches Wesen sein solle. 2) Od. 3) S. die Stelle im Art. Orakel bei den Germanen, da wo von den Walen gehandelt wird. 4) Soll wol Alldafadir, Vater der Zeitalter, d. h. der in der Zeit lebenden Menschen, sein. 5) Oder nach anderer Lesart: 1. Omi, 2. Oski. 6) oder Svidar.

Digitized by Google

die Zeitalter hindurch [7]) (d. h. ewig) und steuert (regiert) all sein Reich und herrscht über alle Stücke, große und kleine. Er schmiedete (baute) Himmel und Erde, die Luft und Eigenthum (Inhalt) derselben, und was das Größte ist, er machte den Menschen und gab ihm Seele [8]), die ewig leben sollte, und niemals enden, obschon der Leichnam faule zu Staub oder brenne zu Asche, und sollen alle Menschen leben, die recht gesittet sind und sein bei ihm selbst, dort, wo es heißt Gimli oder Wingolf, aber böse Menschen fahren zu Hel, und von da nach Niflheim, das ist, nieder in die neunte Welt. Aber bevor als Himmel und Erde gemacht [9]) war, da war er bei dem Hrymthursen (Reifriesen). Mit Ewigkeit der Seele hat es insofern Richtigkeit, als sie durch Wiedergeburt statthatte. So auch war bei den Menschen, die nach Hel sterben, Fortsetzung des Sterbens, sowie Vasthrudnir sagt (Str. 34. S. 27): Durch neun Welten kam ich oberhalb Niflheim. Hierhin sterben die Menschen (halir) aus Hel. Daß Othin über alle Stücke, große und kleine, herrsche, ist nicht gegründet, denn er muß ja z. B. seinen geliebten Sohn Balldur bei Hel lassen. Auch lebt er nicht durch alle Zeitalter hindurch, denn er fällt am Ende dieser Welt selbst und er selbst für seine Person wird nicht wieder geboren, denn Hödur und Balldur werden Hropt's (Odin's) selige oder Sieghallen (Sigtopir) bewohnen [10]). Die jüngere Edda ist im häufigen Schwanken, indem sie bald christlichen Ideen Einfluß gibt, bald sich streng an die echte Göttersage hält. Nachdem sie Obiges von Othin als dem ältesten Gotte vorausgeschickt, kommt sie zur eigentlichen Schöpfung der Welt, nämlich auf die Entstehung des Riesen Ymir oder Orgelmir (s. d. Art.). Buri entsteht aus den von der Kuh Audumbla beleckten Salzsteinen. Er zeugte den Sohn Bör. Dieser nimmt das Weib, das Belsta genannt ist, Tochter des Rielen Bergthorir's, und sie zeugen drei Söhne, der eine hieß Othin, der andere Wili, der dritte We. Ein Gott von solcher Entstehung, wie Othin, konnte nicht alle Zeiten hindurch leben, und findet auch sein Ende. Der Verfasser der jüngern Edda fügt nun sogleich hinzu, daß er dafür halte, daß der Othin und seine Brüder waren Steurende (Regierer) des Himmels und der Erde. Hierauf erzählt er, wie Bör's Söhne den Riesen Orgelmir (Urältner) oder Ymir erschlagen und daraus Erde und Himmel schaffen (s. d. Art. Orgelmir). Bör's Söhne gingen dann bei dem Seestrande und fanden zwei Hölzer [11]), nahmen die Hölzer auf und schufen Menschen davon, der erste (d. h. Othin) gab (ihnen) Seele (önd) und Leben, der andere Witz (Vernunft) und Rührigkeit, der dritte Angesichte, Sprache, Gehör und Gesicht, gaben ihnen Kleider und Namen, der Mann hieß Askur, die Frau Embla, und davon wurde geboren das Menschengeschlecht, dem die Wohnung im Midgard gegeben ward. Darnächst machten sie sich eine Burg mitten in der Welt, die genannt ward Asgard, das ist Troja. Soweit huldigt der Verfassee dee jüngern Edda den vom Auslande geschöpften gelehrten Ansichten seiner Zeit. Dort wohnten die Götter und ihre Geschlechter, und wurden viele Ereignisse beides auf Erden und in der Luft [12]). Dort in der Burg ist eine Stätte, die Hlidskialf [13]) heißt, und da, wenn er sich setzte doet in den Hochsitz, sah ee durch alle Welten und jedes Menschen Handlungen, und wußte alle Stücke, die er sah. Namentlich sah Othin von Hlidskialf aus, wo der geächtete Loki sich aufhielt. Othin's Weib hieß Frigg, Fiörgwin's Tochter, und von dem Geschlechte derselben ist der Stamm gekommen, den wir Asa-Aettir (Asengeschlechter) nennen, welche bewohnt haben das alte Asgard und die Reiche, die dazu liegen, und ist all das Geschlecht göttlicher (godkunnig aett), und dafür mag er heißen Allsadir, daß er Vater aller der Götter und Menschen ist, und alles dessen, was von seiner Kraft ward vollendet. So Dämesaga 7, und ähnlich 18: Othin ist der höchste und älteste aller Asen, er herrscht über alle Stücke, und so mächtig die andern Götter sind, da dienen sie ihm doch alle, sowie Kinder dem Vater. Dämesaga 8 handelt von der Nott (Nacht), der Tochter des Riesen Niörfi und ihren drei Gatten und Söhnen. Allfadir nahm Nott (Nacht) und ihren Sohn Dag (Tag) und gab ihnen zwei Hengste und zwei Karren, und sandte sie empor an den Himmel, daß sie sollten reiten an jeden beiden Halbtagen (nämlich jedes alle zwölf Stunden) rund um die Erde. Dämesaga 12: Was machte sich Allfadir zu schaffen, als Asgard gemacht wae? Im Anfange setzte Allfadir Steuerungsmänner (Regierer) in Sitze und bat sie, zu urtheilen (bestimmen) mit ihm die Schicksale [14]) der Menschen und zu berathen die Einrichtung der Burg (Stadt), dort wo es hieß zu Idavöllr (Gefilde der Zusammenströmungen, der Geschäfte), mitten in der Burg (Stadt). Das war ihr erstes Werk, zu machen den Hof (Tempel), in welchen sie ihre zwölf Sitze setzten, außer dem Hochsitze, den Allfadir hat. Das ist das Haus, das auf Erden am besten und größten gebaut ist. Ganz ist es außen und innen wie Gold. Die Stätte nannte man Gladsheim. Gladsheim und Othin's Hochsitz mit ihm

7) Um Allder. 8) Önd, wörtlich Athem. 9) Giörd. 10) Völuspá Str. 55. S. 53. 11) Trie kann auch durch Bäume gegeben werden, aber, daß die jüngere Edda Hölzer darunter versteht, zeigt, daß sie die Bör's-Söhne aufnehmen. Sie denkt sich also Hölzer, welche vom Meere ausgeworfen waren.

12) Lidindi, wörtlich Zeitungen, d. h. was in der Zeit geschieht, Geburten der Zeit, und die Nachrichten davon. 13) So Dämesaga 7. Nach Dämesaga 15 heißt der Hochsitz Hlidskial und dieser ist in der großen Stätte Walaskialf. Im Hrafna-Galldur Othins lauscht Othin im Hlidaskialf. Nach dem Formali til Grimnismála p. 34 saßen Othin und Frigg in Hlidaskialf, und sahen durch alle Welten. Nach der Föe Scirnis (in der Einleitung) hatte sich Niörd in Hlithskialf gesetzt und schaute durch alle Welten. Er sah in die Riesenwelt (Jötunheim) und sah dort ein schönes Mädchen. Umschrieben findet man Othin durch Hlidskialfar gramr (Hlidskialf's König) (Liedes-Bruchstück in der Skalda. Ausgabe von Rask. S. 98. 14) Olög, wörtlich Urgesetzte der Menschen. Die Schicksale zu bestimmen war eigentlich Sache der Nornen, aber aus der Völuspá erhellt, daß die drei Thursenmädchen (Riesenmädchen), unter welchen aller Wahrscheinlichkeit nach die Nornen zu verstehen sind, erst später aus den Jötunheimen (den Riesenwelten) kamen, und so erzählt auch die jüngere Edda (Dämesaga 12), daß durch die Ankunft von Frauen, die aus Jötunheim kamen, das Goldalter verdorben ward.

wird so von der jüngern Edda auf die Erde herabgezogen. Die jüngere Edda will den Inhalt der götterfaglichen Lieder erläutern, kann sich aber dabei von den Ansichten ihrer Zeit nicht freimachen, daß Othin ein Mensch sei. Dem Inhalte der götterfaglichen Lieder, nach der Ansicht der heidnischen Skalden, so z. B. Egil's (s. oben), muß Othin's Sitz in den Himmel gesetzt werden, und so geräth die jüngere Edda in Schwanken, indem sie bald diesen Liedern folgt und z. B. vom Regenbogen als der Asenbrücke spricht, aber wozu brauchten die Asen auf dieser Brücke in den Himmel zu steigen, wenn Asgard auf Erden lag und mit Troja eins war? Da der Othin in der jüngern Edda zwiefach verfälscht ist, einmal dadurch, daß man, wenn man ihn als Gott auffaßte, sich nicht enthalten konnte, dabei an den Christengott zu denken, und in ähnlichen Ausdrücken, wie von diesem zu reden, und zweitens dadurch, daß man Asgard und Othin's Sitz mit ihm nach Midgard, zwar nicht ausdrücklich, aber doch der Sache nach, nämlich auf die Erde, herabzog. Die jüngere Edda ist zur Darstellung des echten Othin also nur dann zu brauchen, wenn sie sich streng an die Götterlieder anschließt, und blos im Geiste dieser vorträgt. Schon das ist gegen den Geist der Lieder-Edda, daß die jüngere Edda den Othin am liebsten Allfadir nennt. Zwar ist Alfödur, Alfaudurr, Allfödurr (nach der Neuern Gebrauch Alfadir) ein echter Name, denn er findet sich im Grimnismal, und der Hrafnagalldr beginnt: Alfödr orkar (Allvater wirkt, ist mächtig). Aber die Völuspá braucht ihn gar nicht, auch nicht bei Besingung der Schöpfung und Belebung des Menschen. Sie hätte es sicher gethan, wenn der Name so großes Gewicht gehabt hätte. Auch sind ja, wo Askr und Embla zu Menschen gemacht werden, nicht blos der eine Othin, sondern noch zwei Götter, weil man die Dreiheit liebte, dabei thätig. Außer dem Namen Othin spielt in der Völuspá der Name Valfadir die Hauptrolle. Man lege dem Stabreime nicht allzugroßen Einfluß bei und sage, es sei keine Gelegenheit gewesen, Allfadir anzubringen. Hätte dieser Name solches Gewicht gehabt, als ihm die jüngere Edda beilegt, um Othin dadurch dem Christengotte zu nähern, so hätte die Völuspá bei der Belebung des Asks und der Embla für Aund gaf Othinn sagen können Aund gaf Alfödr, und die Zeile wäre nicht stärker geworden, als z. B. Knátto Vanir vigspá. Wenn wir so in der jüngern Edda christlichen Einfluß nicht verkennen können, so ist doch auf der andern Seite der Begriff eines Allvaters schon den ältesten Germanen keineswegs fremd gewesen [15]). Beweis ist, daß, wie aus Tacitus (Germ. 39) hervorgeht, die Semnonen, welche sich für die ältesten und edelsten der Sweven hielten, an einen Alles leitenden Gott, dem alles Übrige unterworfen und gehorchend, glaubten (regnator omnium Deus, caetera subjecta atque parentia). Hätte Snorri Sturleson in der Edda den Tacitus vor sich gehabt, er hätte ihn durch seinen Othin als Allvater [16]) nicht besser erläutern können. Beides auf Othin, als Gott des Himmels und der Orakel, hier insbesondere der Wasserorakel, bezieht sich die Sage von Othin's Einäugigkeit. Die Wala singt: Alles weiß ich, Othin! wo du dein Auge verbargst, im reinen Mimir's-Brunnen. Mimir trinkt Meth jeden Morgen aus dem Pfande Walfaudur's [17]). Im reinen Mimir's-Brunnen ist nämlich das Wissen der Wesen verborgen [18]). Da wenn der letzte große Kampf oder das Ende der jetzigen Welt bevorsteht, und Mim's (Mimir's) Söhne spielen (d. h. die Meereswellen in Bewegung sind), aber der Baum in der Mitte (der Weltbaum) angezündet wird beim gellenden Giallarhorne, laut Heimdall bläst das Horn in der Luft (erhoben ist), redet Othin mit Mimir's Haupte [19]), holt, wie die jüngere Edda erklärt, Rath von Mimir für sich und sein Kriegsvolk. Im Mimir's-Brunnen ist nämlich Weisheit und Menschenwitz (Verstand) verborgen. Mimir hat den Brunnen und dadurch ist er voll Weisheit. Dahin kam Allfadir, und erbat sich einen Trunk, erhielt ihn aber nicht, bevor er legte sein Auge zum Pfande [20]); Othin's Auge ist offenbar die Sonne. Da aber nur eine Sonne am Himmel ist, so dichtete man, das andere Auge habe Othin (der Himmel) dem Meere zum Pfande gesetzt, und erhalte dafür Weisheit aus dem Wasser. Wie man gar nicht daran dachte, im alten Norden mehre Othin nach und neben einander aufzustellen, zeigt, daß auch Othin der Gott des Krieges und der Ränke immer als einäugig gedacht wird. So sagt Biarko bei Saxo Grammaticus (Lib. II. p. 37):

> Et nunc ille ubi sit, qui vulgo dicitur Othin,
> Armipotens uno contentus semper ocello.

In der Sage Rolf's Kraki's (Cap. 39) sagt Rolf, er vermuthe, daß jener einäugige Mann Othin selbst gewesen sei. So kommt Othin als alter Mann, sehr wortweise, einsichtig und augenschwach, mit tief herabgehendem Hute zu Olaf Tryggvason [21]), ganz auf die Weise, wie wir ihn oben haben in der Volsunga-Saga auftreten sehen. So rief Thorbiörg, als sie Sturla'n mit dem Messer anfiel, um ihm ein Auge auszustechen: Wie sollte ich dich nicht dem alläbnlich machen, dem du strebst stets in allem gleich zu sein, dem Othin? [22]) Für Othin, als den Gott wüthigen Kampfes, war seine Einäugigkeit nicht bedeutungslos; weniger paßte sie für Othin, den Gott der Ränke. Man müßte denn eine Beziehung darin suchen, daß *Ränkevolle* sich nicht gern ins Auge schauen lassen, und deshalb blinzeln. In den Grimnismal führt Othin seine Namen so auf: Ich hieß Grimr [23]) und Gangleri [24]), Herian [25]) und Hialmberi [26]), Thekkr [27]) und Thridi [28]), Thudr [29]) und

15) Vergl. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 598. 16) Über Snorri Sturleson, als Darsteller Othin's, als Allvater in der Edda und als Menschen in der Heimskringla s. F. Wachter, Einleitung zur Heimskringla. 3. Abschnitt. Verhältniß der Snorra-Edda zur Heimskringla.

17) Völuspá Str. 26. S. 37. 18) Hrafna-Galdr Othin's Str. 5. S. 210. 19) Völuspá Str. 62. S. 46. 20) Dämesaga Str. 14, 48. 21) Saga Olafs konungs Tryggvasonar. c. 197 in den Fornanna Sögur. T. II. p. 158. 22) S. F. Wachter, Leben Snorri Sturleson's. Cap. 3 in der Einleitung zur Heimskringla. 23) Grimmer. 24) Ganglasser, d. h. müder Wanderer. 25) Heerführer, Verheerer. 26) Helmträger. 27) Angenehmer, Freundlicher. 28) Dritter. 29) Heuler, Töner oder Dünner.

Ude [30]), Halbendi [31]) und Haee [32]), Sadr [33]) und Svipall [34]) und Sann-Getall [35]), Herteitr [36]) und Hnikarr [37]), Bil-Eygr [38]), Bal-Eygr [39]), Baulverke [40]), Fiölnir [41]), Grimarr [42]) und Geimnie [43]), Glapsvithr [44]) und Fiaulsvithe [45]), Sidhauttr [46]), Sidskeggr [47]), Sigfaudr [48]), Hnikuthr [49]), Alfauthr [50]), Valfaude [51]), Atridr [52]) und Farmalyr [53]). Mit einem Namen [54]) nannte ich mich nicht, seit ich unter den Völkern fuhe (reiste). Grimnir hießen sie mich bei Geiröd, aber Jalk bei Asmund, aber da Kialar, als ich den Schlitten (Kialka) zog; Throu [55]) bei den Thingen (Volks- und Gerichtsveesammlungen), Vidr [56]) bei Schlachten, Oski [57]) und Omi [58]), Jafhaer [59]) und Biflindi [60]), Gaundler [61]) und Haebardr [62]) bei den Göttern, Svithur [63]) und Svitheir [64]), mit welchem (Namen) ich hieß bei Saukmimir, als ich verheimlichte (mich) dem alten Riesen, da, als ich Midvitnir's, des beeühmten Sohnes (nämlich Saukmimir's) Alleintödter gewoeden war. Hierauf sagt Othin weitee, daß Geirröd teunken sei und er ihm viel sagte, er sich Wenigen erinnere. Dann fährt er fort: Den schneiden-müden [65]) Erschlagenen wird nun Ygge [66]) haben, dein Leben weiß ich abgelaufen, grimmig sind die Thyfen. Nun kannst du Othin sehen. Othin ich nun heiße, Ygge hieß ich voedem, Vake [67]) und Sbilfingr [68]), Vasuthr [69]) und Hroptatyrr [70]), Gautr [71]) und Jalkr [72]) bei den Göttern, Ofnir [73]) und Svafnie [74]), von welchen ich denke, daß sie alle gewoeden sind von mir einem. Die Namen werden hier nicht iheer Verwandtschaft nach aufgeführt, sondern wie der Stabeeim sie gab, denn sonst hätte Harr, Jafhare und Thriddi zusammen aufgeführt werden müssen. Aber doch ist diese Aufführung lehereich, da sie die Hauptnamen Othin's enthält, und auch Sagen andeutet, welche jetzt verloeen sind. Die jüngere Edda, wo sie diese Namen Othin's aufzählt, schickt voraus, daß er auch Hanga-Gud und Hapta-Gud heiße. Ersteeer hat sich auch in der ältern Edda erhalten, nämlich im Hrafna-Galldr Odins 18. Die Grimnismal süheen diese Benennungen wol nicht auf, weil sie dieselben nicht als eigentliche Namen, sondeen was sie waren, als dichterische Umschreibungen ansahen, und von dieser Seite betrachtet, hätten sie auch wol Hropta-tyrr (Gott dee Rufer, Herolde-Gott) nicht aufführen sollen. Die Geimnismal deuten zugleich bei einigen jener Namen die Gelegenheiten an, bei welchen sie Othin erhielt, nämlich bei seinen Abenteuern, bei welchen er sich zu verhehlen pflegte, und so hätte Gangeade aufgeführt werden sollen, da er so sich hieß bei seinem Kampfe mit Wasthrudnir. Bei andern Gelegenheiten trat er auch blos als Gester (Gast) auf. Die Handschrift der Edda, welche (Dámesaga 18) nur die Namen Allfadir und Walfadir aufführt, sagt, Othin habe gewaltig viel Namen (heiti) von verschiedenen Unternehmungen (oder Begebenheiten, nämlich af imsum atburdum), und sie stehen in den Bezeichnungen der Asen (i Asa keuningum). Die andeee erweiterte Handschrift, welche die Namen aufführt, sagt dann: Da speach Ganglie, gewaltig viel Namen (heiti) habt ihr ihm gegeben, und das weiß meine Teeue, und das muß große Gelehrsamkeit (frödleikr) sein, die haben kann Verstand und Uetheil, welche Eeeignisse (oder unternommene Handlungen, nämlich atburdir) zu jedem dieser Namen (nafn)

30) Raßmacher. 31) Todblinder oder Todblender. 32) Hoher. 33) Wahrer, nämlich als Orakelgott, oder vielleicht auch Saater (Säer). 34) Schwipper, d. h. Veränderer, Veränderlicher, Unbeständiger, sich neu Verändernder. 35) Wahrerwähner, oder Erzeuger des Wahren. 36) Heerfroher, Streitlustiger, Heererfreuer. 37) Richter (als Othin das Meer stillte, nannte er sich Hnikar), nach Stubach S. 98 ist es soviel als Necker. 38) Gewitteräugiger, mit blitzenden Augen. 39) Feueräugiger, Flammenäugiger. 40) Böswerker, Unheilwirker. 41) Füllner, Vielhervordeingender, Vielgestaltiger. 42) Verlarvter, Vermummter, Behelmter, Verlarver, Vermummer, Behelmer. 43) Ebenso oder wahrscheinlicher Grimmigmacher, d. h. der in der Schlacht Wuth verleiht. 44) Von (at) glepia, verhindern, blenden, verderben, und svithr, weise, kundig, also Verderber, Täuscher, Verbleuder, für den Gott des Kriegs und der Ränke sehr passender Name. 45) Vielkundiger, Vielwisser, sehr bezeichnend für Othin, den Gott der Wissenschaften. 46) Wie tief herabgedrücktem Hute, wie Othin, um nicht erkannt zu werden, zu erscheinen pflegte. So heißt es von ihm z. B. in der Saga Olafs konungs Tryggvasonar. c. 197 (in den Formanna-Sögur. T. II. p. 138): hafdi hätt sidan, hatte tief herabgehenden Hut. Nach Stubach S. 98 bedeutet sid hauttr mit seidenem Hut, als priesterlicher Auszeichnung. 47) Mit tief herabhängendem Barte, bezeichnend für den Gott der Kriegsgelübde, nach Stubach mit seidenem Barte. 48) Siegvater, Vater des Siegs, oder auch seliger Vater der Seligkeit, wird von Finn-Magnusen muthmaßlich durch Senk- oder Neigvater in Beziehung auf den Lauf der Sterne erklärt. S. dagegen F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 7. 49) Scheint Finn-Magnusen (Lex. Myth. p. 438) das Frequentativum oder Intensivum von Hnikarr zu sein. 50) Allvater. 51) Vater der Erschlagenen, wird von Finn-Magnusen der natursymbolischen Deutung zu Liebe durch pater sphaericus (coelestis) gegeben. S. dagegen F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 6 fg. 52) Zureiter, Anreiter, passend für den Gott der Schlacht. 53) Gott der Frachten, in der jüngern Edda Farmagud, da Othin den Kaufleuten oder Schiffern günstig war, sodaß es den Sinn hat, Gott der Schiffer und Kaufleute, und daß auch von dieser Seite Othin dem Merkur entspricht. Gote der Kaufleute mochte Othin auch wegen seiner Verschlagenheit sein. 54) Das heißt entweder: ich nenne mich immer mit mehren Namen, wenn ich unter den Völkern reise, oder ich nenne mich nicht mie dem einen Namen, nämlich mie Othin, oder Othin hatte in der Gehelmlehre noch einen Namen. 55) Der Starke oder auch der Vermehrer, kommt auch bei Thiodolf von Hvin vor, s. F. Wachter, Heimskringla. 1. Bd. S. 129. 56) Überwinder, oder nach anderer Lesart Vidrir, Wetterer, oder Bewirker, welches auch im Hrafnagalldur Odins 9, und anderwärts, häufig als Othin's Name vorkommt, so Helga-Quida II, 13, wo die Wölfe Widrir's Hunde genannt werden. 57) S. d. Art. Oski. 58) Klinger, Töner. 59) Gleichhoher. 60) Der Bewegliche, Veränderliche, Unbeständige. 61) Knotenmacher, Verwickler. 62) Haarbärtiger, oder für Hardbardr, Hartbärtiger; als Harbardr tritt Othin im Harbarz-lioth auf, und neckt sich mit Thor. Hierauf spielt wol das Grimnismal an, wenn Othin sage, daß er Harbardr bei den Göttern hieße. Auch in den Sagen wird Othin als mit langem Barte geschildert.

63) Versenger, entweder als Gote der Sonne, oder als Gott des Kriegs. 64) Sehr oder häufig werfend. 65) Egg-módan val, d. h. den vom Schwerte durchbohrten. 66) Der Nachdenkende oder Fürchterliche, kommt noch in mehren andern Eddaliedern vor; s. *Finn-Magnusen*, Lex. Myth. p. 870. 67) Der Wachsame. 68) Zusammenschlager, Erschrecker. 69) Weber, Zusammenwickler, Ränkemacher. 70) Gote der Rufer, Herolde. 71) Gothr, oder Hüter, Bewacher. 72) Entmannter, Wallach. 73) Weder ist auch Schlangenname. 74) Einschläferer; so sticht Othin z. B. die Walkyrie Sigurdrifa mit dem Schlafdorne.

die Entstehung gegeben haben. Da sagt Har: Großer Verstand ist, sich das genau zu erinnern, aber doch ist dir das kurz zu sagen, daß die meisten Namen gegeben worden sind von den Umständen (af theim atburdum), daß so viele Zunge, wie gänge in der Welt, alle Völker sich da dünkten zu bedürfen seinen Namen, um zu ändeen zu jeder Zunge zu Anruf und Bitte für sich selbst, ein anderer Theil Gelegenheiten (atburdir, wörtlich Zubürden, Zuträgnisse) zu diesen Namen (heiti) haben sich gemacht von seinen Fahrten (Reisen), und ist das gebracht in Erzählungen (frásagnir), und du wirst nicht können gelehrter Mann (frodur madr) heißen, wenn du nicht kannst von diesen Großzeitungen erzählen. Das Letztere ist insofern wahr, als die verschiedenen Abenteuer, die man von Othin dichtete, und die zur Göttersage wurden, Veranlassungen zu einem Theile der Namen Othin's gaben. Das Erstere aber hat nur insofern Wahrheit, als man bei vielen Völkern eine dem Othin ähnliche Gottheit verehrte, und in dieser Beziehung mag die indische Inschrift damit verglichen werden: „Ich bete dich an, der du gefeiert wirst durch tausend Namen und unter verschiedenen Gestalten als Budha [75])." Aber unwahr ist, wenn der Verfasser der Edda sagt, daß die Veranlassung zur Bildung der meisten Namen Othin's gewesen, daß die verschiedenen Völker ihn in den verschiedenen Sprachen haben anrufen können, denn die meisten jener Namen sind ja altnordisch und als solche verständlich. Wenige nur lassen sich aus den vorhandenen Denkmälern der altnordischen und der germanischen Sprachen überhaupt nicht erklären, und bei diesen ließe sich zur Noth annehmen, daß es Namen aus fremden Sprachen wären, doch können sie auch ebenso gut germanische frühzeitig veraltete Wurzeln haben. Außer den bereits aus den Grimnismál und den Hrafna galldur Othina bemerkten, kommen in der ältern Edda noch diese Namen vor, welche meist solche Namen sind, welche Bezeichnungen der Geltungen Othin's als Gottes, weshalb sie wol die Grimnismál nicht aufgeführt haben, weil sie vorzüglich die Namen aufzählen wollten, welche Othin auf seinen Fahrten angenommen, da er nicht durch offene Gewalt, sondern durch die von List verschleierte Gewalt zu siegen liebte. Außer diesen Namen im Grimnismál kommen andere in der ältern Edda vor, als Aldafadir, Aldaföður, Vater der Alten, d. h. in der Zeit lebenden Menschen, Alda-Gautr, Hüter der Zeitner, Fengr, Fanger, Fymbultyr, Sagenerzähler, Gagnradr (s. oben), Galdursfadir, Vater des Zauberliedes, der Zaubrer, Hangatyr, Gott der Gehängten, Rögnir. Führer der Regin (Mächte, Götter), Sigtyr, Sieggott, Vegtamr (wovon die Vegtamsquida genannt ist, s. den Art Orakel bei den Germanen), Vidrir [76]). Namen und Bezeichnungen in der jüngern Edda und in den Skaldenliedern sind: Alldinn Gautr, alter Gothe, Allrádr, Allrather, Allherrscher, Allvaldr, Allwalter, über alles Waltender, Allvaldr aldar [77]), Allwalter des Alters (Zeitalters, d. h. der in der Zeit lebenden Menschen). Daß der Ausdruck Allvaldr nicht überschätzt werde, ist es nöthig, zu bemerken, daß Allvalde auch dichterische Benennung für König war, so z. B. braucht Hornklofi Allwalter der Ostmannen für König der Ostmannen (s. F. Wachter, Heimskringla 1. Bd. S. 191); Almáttkr áss, allmächtiger Áse, kommt in der Formel des Gerichtseides der Isländer vor, so helfe mir Freyr und Niörd und der allmächtige Áse (Gott, hinn almáttki Ass [78]), wird von Einigen auf Othin, von Andeen auf Thor bezogen. Aber warum wäre da der allmächtige Áse dem Freyr und dem Niörd nachgesetzt worden? Warum wäre Thor oder Othin nicht bei Namen genannt? Man könnte entgegnen, weil die Othins-, die andern Thorsdiener gewesen. Doch dann hätte der allmächtige Áse voegesetzt weeden sollen. Daß er nachsteht, und weil Christen in Island lebten, bevor das Christenthum eingeführt war, und da für diese der Eid auch bindend sein mußte, so glaube ich, daß der allmächtige Áse zugleich mit für die Christen berechnet, und so auch für die Heiden nicht anstößig war, da sie dabei je nach ihrem Glauben, entweder Thor oder Othin denken konnten. Almáttkr áss aus der Eidesformel als Othin's Namen aufzustellen, ist also sehr unsicher. Ferner hieß Othin: Ari hinn gamli, der alte Aar, da er in Adlergestalt den Dichtermeth davontrug, Arnhöfdi, Adlerhäuptiger, mit Adlerhaupte aus gleichem Grunde, Ass, As, Gott vorzugsweise, Audunn, über Reichthum waltend (nach Einigen Verwüster), Bestlu sonr, Bestla's Sohn, Biblindi, Bienenblender oder Byblindi, Wohnungen-, Dörfer- und Städteblender, Bifi, Beweger, Lustiger, Meeriger (marinus), Blindr, Blinder, Brande, Brand, Schwert, Schiffsschnabel, Brúni, mit großen Augenbrauen, unter Bruni's Gestalt und Namen tritt Othin auf (bei Saxo Grammaticus s. oben). Brúnn, Brauner, Dunkler, Borr-nidr, Bor's Abkömmling, Sohn, Burarbör, Bur's Sohn, Burs arfthegi, Bur's Erbe, Drangadroteinn, Herr der Geister der Verstorbenen, Drepavargr, Erschlagungswerfer, d. h. Todtwerfer, Enibeattr, Hochstirniger, Eyludr, vielleicht Eilender, Farmagud, Gott der Frachten, Farmaugnudr, Reisebeschleuniger, Fastridr, Fest- (d. h. Schnell-, Stark-) Reiter, weshalb auch sein Roß acht Füße hat, Fiaullgeigude, Gebirgschrecker, Erschrecker im Gebirg, oder einer, der über die Gebirge im schrägen Laufe geht, Folldar drottinn, Herr der Erde, Forni, Alter, Fornólf, Altalf, al-

75) Finn-Magnusen (Lex. Myth.) bemerkt zu den Worten der Edda, daß Othin viele Namen gegeben worden: Sic quoque Indorum Buddha sub variis formis et mille nominibus adoratur, testante vetere inscriptione Sanscritica lapidi insculpta et Buddhagyae 1785 inventa, translata a *Car. Wilkens* (Asiat. Researches I, 284: I adore thee, who art celebrated by a thousand names and under various forms as Booddha, und handelt dann weiter von den tausend Namen anderer Gottheiten. Da steht unser Othin nach, da er nur gegen zweihundert hat, und komme so dem Jupiter bei den Römern am nächsten.

76) Nachweisungen s. bei Finn-Magnusen (Lex. Myth.), wo alle diese Namen in besondern Artikeln behandelt sind. Vergl. dessen nordischen Kalender, wo die Namen im Grimnismal als die Wochen und Othin selbst als Jahr bezeichnend aufgestellt sind. 77) So Kormark in der Skalda bei Rask S. 98 und bei Finn-Magnusen (Kormarks-Saga p. 263, 264). 78) In Islands Landsamabok. P. IV. c. 7. p. 300.

ter Else, oder, nach anderer Lesart, Fornölvir, Altbierer, d. h. mit altem Bierr bewirthend, Fráridr, Davonreiter, Friggiar frumver, Frigg's erster Mann, Friggiar fadmbyggvi, Frigg's Busenbewohner, Gálga-gramr, König der Galgen, Gálga-valldr, Galgenwalter, Beherrscher der Galgen, Gagnrádr, s. oben, Gapthrosnir, wahrscheinlich so viel als Gaphrosknir, Anfüller des Gap, der Gähnung, Öffnung, nämlich in Beziehung auf die Schöpfungssage, daß Othin das Ginnungagap durch Ymir's Leib ausgefüllt habr, Gauta-spialli, Anreder der Gothen, nämlich als Lehrer und Ermahner der Gothrn durch Orakel, oder auch Schwätzer mit den Gothen, d. h. vertrautrr Freund derselben, Gautatyr, Gott der Gothen, Gauti, Gothi, Geigudr, Erschrecker oder die Quere Gehender, Geira-drottin, Herr der Speere, Geirtyr, Spießgott, Geirölnir, Spießernährer, Spirßtränker, Géstumblindi, drn Gesten Blinder, Dunkler odrr nach Finn-Magnusen vielleicht richtiger Géstr blindi [79]), blinder Gast, denn Othin erschien häufig unter den Menschen als einäugiger Gast mit blödem Gesichte, doch kann Géstumblindi da recht stehen, nämlich Othin erschien den Gesten als Blinder, war es aber eigentlich nicht, und so hat Géstumbli, der Gesten Blindrr, eine gute Bedeutung, Gimnir entweder von gim, Edelstein, also wie Edelstein glänzender, ähnlich wie nach der Skalda Gimir, einr dichterischer Bezeichnung für Himmel ist, oder auch von gima, ritzen, spalten, also Ritzer, Spalter, Ginar, Gähner, Ginnir, Täuscher (nach anderer Lesart Gimnir, s. oben), Gissur, Gissor, Gizurr, Gizr wol von gis. Verlachung, Verhöhnung, also Verlacher, Verhöhner, Gots-jadarr, der Gottheit Saum, Kantr, das Haupt, der Höchstr der Götter, Gollnir, Gollorr, Gollungr, alle drei von Gull, Gold, also Goldhrrvorbringrr, Goldgebrr, Goldbesitzer, Grani [80]), mit Granen (Barthaaren) versehener, in der Sagr von Starkather, Hrosshárs-Grani, Roßhaarsgranrr, d. h. einer der Barthaare hat, die stark wie Roßhaare sind, oder an der Oberlippe starr hervorstehen, wie des Rosses Granen an den Nüstern, Gunnarr, Gunnar, Kriegerischrr, Kampflustiger, Kämpfer, Streiter, Gunnblindi, Schlachtblinder, d. h. wüthend in der Schlacht, oder Schlachtblender, der die Krieger in der Schlacht blendet, eins der Zauberstücke Othin's, Hléfreyr, Herr des Meeres, da er den Wind stillen und wenden konnte, oder Hlaefreyr, freundlicher, angenehmer Schirmer, Hléfrodr, Hlaefeódr, Merrweiser, Meererfahrner, Hlidskjálfs-gramr, Hlidskjalfs Könlg, Hlidskjálf-harri, Hlidskialfs Herr, Hrafnagud, Rabengott, s. d. Art. Hrafnagaldr Othins, Hrafofreistatr, Rabenversucher, Rabenprüfer, nämlich, der sich von Raben Orakel holt, Hrammi, Hrami, mit Klauen Begabtrr, Räuber, Hrani, so nannte sich Othin selbst, als er Rolf Krali'n empfing, Hrjódr, Ausreuter, Zerstörer, findet sich in der Skalda außerdrm als Bezeichnung des Himmels, Hrosshárs-Grani, mit Granen (Barthaaren) wie ein Roß, s. oben Grani, Hrostahilmir, Bierbeschirmer, Bierfürst, Hvatmódr, Scharfmuthiger, stürmisch Kühner, Hvedrúngur (Vedrúngr), rigentlich von Wetter stammend, dann über Wrtter gebietend, Wetter hervorbringrnd, kommt außerdem in den Kenningen (Jötna helti) als Riesrnname vor [81]), Jalfadr [82]), Geräuschmacher, Brüller, Bär, bezeichnender Name für den Gott ergrimmten Kampfs, Jarda-Gud, Gott der Erde (der Himmel als Gatte drr Erde), Jólfadr (dasselbe was Jálfadr), oder Jólfadir [83]), Jólnir, Vorsitzer festlicher Mahle, daher die Götter Jólnar, Jörundr, Schlachtfreund von Jóra, Schlacht, nach anderer Lesart Jörnunr, vermuthlich Liebhabee der Eede, Lángbárdr, mit langem Schilde, langem Spieße, wahrscheinlicher jedoch Langbärtiger, als Gott der Kriegsgelübde, weil man da sich die Bärte nicht scheren ließ [84]), oder auch vorzugsweise Langobarde, wie Othin auch Gautr (Gothe) hieß, aber dann bedeutet es auch Langbart, da die Langobarden aller Wahrscheinlichkeit nach auch ihren Namen von Kriegsgelübden erhalten [85]); Laundúngr, Löndúngr, Ländinger, das Land Umgebender, das Land Beherrschender, Lödurs vinr, Lódur's Freund, wird Othin Eywind's Skaldaspiller (bei F. Wachter, Helmskringla 1. Bd. S. 177) grnannt, weil er mit Lódur die ersten Menschen belebte. Mims vinr, Mimir's Freund, Nikar, Wirksamer, Thätiger, Njótr, Genießer, Olgr, Beauser, Waller, Ragnadr, Rögnudr, Fürst der Regin (Mächte, Gottheit), König der Götter und Fürsten, Rögnir, ebenso, in Zusammensetzung Beak-rögnir [86]), Krach-Rögnir, d. h. Kampfgetöse Erhebender, Rúnhöfdi, Runenurheber, Sigarr, Sigar, Sieger, Sigautr (oder Siggautr, Stets-Gothe, oder glücklicher Gothr, oder stets Hütender, glücklich Bewahrender oder Siegbrwahree, Sigdir, Sicheler, Sichelführer, Mäher, sowie er bei Baugi die Erntearbeit that, und so Schirmherr der Schnitter ward, Sigmundr, Siegbeschirmer, Siegbrwahrer, Sigr-hófundr, Sieg- oder Seligkeiturheber, Sigrunnr, Sieger, Überwinder oder glücklicher Renner, Sigtryggr, treuer Freund oder Grber des Siegs, Sigthrórr, Siegstarker, oder Siegvermehrer, Skollvalldr, Walter übrr die Wölfe oder Hängwalter, hängen, schweben Lassenbee, Svelgdir [87]), Svigdir [88]), Beuger, Kelmmer, Bogenspanner, Svidudr,

79) Hervarar-Saga. c. 15. 80) Vergl. den Beinamen Haralld's von Alfheimar, der hiun Gran-vandt hieß, s. F. Wachter, Heimskringla, 1. Bd. S. 128.

81) über Hoedrung's Mädchen s. F. Wachter, Heimskringla. 1. Bd. S. 124. 82) Kommt bei Guthrum Sindri in der Sage Olaf's Tryggvason's Cap. 18 vor; vergl. dazu Sweinbiörn Egilsson. S. 18, 32, 33. 83) Nach Finn-Magnusen (Lex. Myth.) Jólfadir, Vater des Jolfestes, des Festes der Wintersonnenwende, und bemerkt dazu: Sic etiam hasta (verisimiliter Gungner, Odino propria) vocatur jólsmidi, i. e. opificium tempora jolense (vel ejus gratia) fabricatum, sollte aber nicht ähnlich wie jálfadr, jólfadr, Brummer, Brüller, Bär gleichbedeutend ist, jólsmidi soviel als jálsmidi für jálfsmidi sein, und der Spieß als Geräusch machend so heißen? 84) S. F. Wachter, Heimskringlae illustratae et Germanorum historiae specimen p. 11, 12. 85) S. dess. Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 396, 397. 86) S. z. B. bei Einar Skalagiam in der Bellekla (in der Sage Olaf's Tryggvason's Cap. 35 in den Scripta Islandorum p. 71). 87) Bei Guthorm Sindri in der Sage Olaf's Tryggvason's. Cap. 18. S. 33. 88) So bei Thiodolf von Hvin

Digitized by Google

Verſenger, Svolnir, Svölnir, Schweller, Tveggi, Zwiefacher, Zweiter, Tviblindi, Zwie- (Zweimal-) Blinder, und Zwiefach-Blender; Blenden war eins der Zauberſtücke Othin's in der Schlacht, zugleich blendete aber auch Othin als Gott des Himmels mit ſeinem einen Auge der Sonne, und er kann in dieſer Beziehung zwiefach Blender genannt werden, doch kann zwiefach Blender, auch die Bedeutung von Heftigblender haben, Ulfabagi, des Wolfs hinterer Gegner, nämlich des Wolfs Fenrir, Ungr, Junger, Jüngling, ſo ſingt Kormark, úngr fór Hroptr med Gúngni [89]), der junge Hroptr (Othin) fuhr mit dem Gúngnir (ſeinem Spieße), Vafudr [90]), Weber, Verwickler, Vagnarunni, der die Wagen rennen läßt, Valgautr, Hüter der Erſchlagenen, Valhaugnir, Empfänger der Erſchlagenen, Veimimir, Vedr-Mimir, Vidr-Mimir, Wetter-Mimir, Urheber des Wetters, Gewitters, Viflingr, Verwirrer, Verhöhner, Vilia bródir, Vilis bródir, Will's Bruder, Vingnir, Begünſtiger, Vidrir, Wetterer, Yggr [91]), Fürchterlicher, Nachdenkender, Ymr, Rauſcher, Schaller, Yrúngr, Regen, Regner, Thidr, Thydr, Freundlicher, Gelinder, Lauer, Throsarr, Streitſüchtiger, Stürmiſcher, Throptr, Träufer, Thrúdr, Starker, Kräftiger. Dieſe und andere Namen und Bezeichnungen Othin's kommen in den Liedern der heidniſchen Skalden vor [92]). Andere Namen ſcheinen ihm von den Chriſten gegeben zu ſein, die in Othin nur den mordſtiftenden Geiſt ſahen, ſo z. B. in der Sturlunga-Saga Kárr, Windiger, Stürmiſcher, doch dieſer könnte auch heidniſchen Urſprungs ſein, doch nicht Faraldr, Verpeſter, Vigúlf, Wolf der Erſchlagung, Schlachtwolf. Die Chriſten behielten nämlich die heidniſche Bilderſprache bei, vorzüglich in Beziehung auf Schlachtausdrücke, und daher ſpielt auch Othin bei ihnen eine große Rolle, aber ſie heben dabei das Gehäſſige in Othin's Geltungen mehr hervor, als die Heiden. Daher vergliechen ſie auch gern ränkevolle Menſchen mit Othin, und nannten ſie dichteriſch Othin, ſo z. B. erhielt Jarl Giſſur, der zuerſt Island durch Liſt und Gewalt den norwegiſchen Königen unterwarf, den Bezeichnungsnamen Othin, und Sturla, Thor's Sohn, ſagt von Giſſur: Uns hat Othin betrogen [93]). Da bei Einführung des Chriſtenthums das Heidenthum nicht vernichtet, ſondern nur überwältigt, und chriſtlich umgewandelt war, ſo verſchwand auch Othin nicht aus dem Glauben der Menſchen, ſondern er erſchien noch, aber nicht mehr als Gott, ſondern es war der Teufel, der Othin's Geſtalt annahm, ſo z. B. in der Sage Olafs Tryggvaſon's, wo Othin zu dieſem kommt [94]). Noch lebt Othin im Munde des Volks, ſo wenn man auf Island ſagt: Far til Othins, zur Hölle mit dir (ſo auch noch in einigen ſchwediſchen Landſchaften Far till Oden [95]), Geh zum Teufel); Odinneigi thig, Othin (d. h. der Teufel) habe dich, hvada Odins latum, was iſt das für ein Teufelslärm, von einem ungewöhnlichen Lärm gebraucht, man glaubt nämlich, der Lärm nächtlicher Geſpenſter rühre von Othin her [96]), und das wüthende Heer war urſprüglich Wodan's oder Woden's Heer, auch Grodens Heer [97]), und im alten Verſe der Mecklenburger, welche dem Wodan und ſeinem durch die Luft ziehenden und Jagd treibenden Heere opferten;

Wode! Wode!
Hohl deinen Rossen nu Voder (Futter),
Nie Distel und Dorn,
Aechter Jahr, baeter Korn [98]).
(Übers Jahr beſſeres Korn.)

Odinshani (Othin's Hahn), Sundhani, heißt noch auf Island der graue Waſſertreter [99]); ſo auch in Dänemark noch Odensfugl, Odenshane [1]). Ob dieſes die Bedeutung von Teufelshahn urſprünglich haben ſollte, oder ob es wahrſcheinlicher ein echtheidniſcher Name iſt, und der Vogel ſo hieß, weil er boshaft gegen ſeine Gattungsverwandten iſt, und ſich oft mit ihnen im wirbelnden Fluge herumbalgt, und vielleicht auch als Weiſſagevogel galt, muß zwar unentſchieden bleiben, ein alter Name aber iſt es wenigſtens, denn die Kenningar (Fúgla heiti kallkiend) haben ihn, und ſo dürfte am wahrſcheinlichſten Othin's Hahn wegen ſeiner boshaften Streitluſt heißen, und ſein Erſcheinen und Schreien kann dann leicht als vorbedeutungsvoll genommen worden ſein. Othin's Namen tragen Quellen, Waſſerfälle, Berge, Hügel, Eilande, Ortſchaften ꝛc.; wir übergehen aber, obſchon ſie als Zeugniſſe für die Verbreitung des Othindienſtes ſehr wichtig ſind, hier die Aufzählung dieſer Namen, da ſie bereits auch eine ſehr paſſende Stelle, nämlich im Art. Opferſtätten bei den Germanen, gefunden haben, dort ſiehe auch über den ſchwarzen Othinſtein auf Shapinshay, einer der Orkney's, und von dem vermöge des Othinſteins gethanen Othinsgelübde (promise of Odin) [2]). Sehr merkwürdig iſt die myſtiſche Dreiheit Othin's. Zwei ſeiner vielen Namen ſind nämlich Tveggi, Zwiefacher, Zweiter, und Thridi, Thrithi, Thridii (Dritter), und zwar ſchon bei den heidniſchen Dichtern, ſo z. B. bei Thiodolf von Hvin im Ynglingatal [3]). Auch die beiden

---

iſt einer der ungewöhnlichern Namen Othin's, ſ. F. Wachter, Heimskringla. 1. Bd. S. 41.

89) In der Skalda bei Rask S. 98 und daraus bei *Finn-Magnusen*, Kormaks-Saga. p. 263, 264. 90) So Eywind Skáldaſpiller in der Sage Hakon's des Guten. Cap. 30. 91) Kommt ſehr häufig vor, ſo z. B. bei Kormark, in der Skalda S. 96, 176, und bei *Finn-Magnusen*, Kormaks-Saga. p. 259. 92) Die Namen Othin's zählt auf Olaffen im Gloſſar zu: Om Nordens gamle Digtekunſt und *Finn-Magnusen*, Lex. Myth. p. 637—644. 93) Sturlunga-Saga ed. societ. liter. Island. I. p. 297. 94) S. Saga Olafs konúngs Tryggva sonar c. 197, 198 (in den Formann Sögur. T. II. p. 133—142 und in der lateiniſchen Überſetzung in Scripta Historica Islandorum T. II. p. 127—129.

95) Worm. Monument. Dan. Lib. I. c. 4. 96) *Joh. Scheffer*, Upsal. antiq. c. 7. p. 72 sq. *Grijer*, Svea-Rikes. Häfdar I. p. 267. 97) S. Frank, Altes und neues Mecklenburg. 1753. 1. Bd. S. 57. Büſching, Wöchentliche Nachrichten. 1816. 1. Bd. S. 16. 98) Vergl. *Finn-Magnusen*, Lex. Myth. p. 609. 99) Phaleropus cinereus (*Briss.*) ſ. Faber, Prodromus der isländiſchen Ornithologie. S. 87.

1) *Finn-Magnusen*, Lex. Myth. p. 646. 2) *Jamieson*, Scott. Dict. unter Odin, und Gazetter of Scotland z. d. W. Shapinsey. 3) In der Ynglingaſaga. Cap. 52, bei F. Wachter, Heimskringla. S. 124, und einem Liedesbruchſtücke in der

andern Namen Hár [4]) (Hoher) und Jafnhár [5]) (Gleichhoher) finden sich schon in der Heidenzeit. In der Gylvaginning (Gylfi's Verlockung) will Gylfi nach Asgard gehen, und sieht hier eine hohe Halle, deren Dach goldene Schilde waren, trifft einen Mann vor der Thüre der Halle, nennt sich befragt Gánglir, und geht in die Halle. Hier sieht er drei Hochsitze, einen über den andern, und sitzt ein Mann in jedem, und er fragt nach jedem Namen der Häuptlinge, und erhält zur Antwort von dem Manne, der ihn eingeführt, der in dem nächsten Sitze sei der König, und heiße Har, und der dann zunächst Jafnhar, und der oberste Thridii. Diese Drei geben auf Gylfi's Befragen abwechselnd Antworten über die Göttersage. Was Gylfi sah, waren Gesichtstäuschungen durch Zauberei, welche die Asen gemacht. Man kann annehmen, daß die drei Namen zu dieser Dreiheit Othin's blos erst später benutzt sind. Daß aber diese drei Namen schon früher da waren, bleibt immer wichtig. Berechtigt aber diese Dreiheit zur Annahme mehrer Othine, nämlich mehrer Othine nach einander, oder ist die Dreiheit nur eine mystische, nämlich ist der eine Othin in dreifacher Gestalt neben einander dargestellt? Auf diese wichtige Frage geben die Quellen insofern Auskunft, als in ihnen nirgends von mehren Othinen die Rede, denn selbst der Verfasser der jüngern Edda, auf welche die spätere Deutung Othin's Einfluß gehabt hat, denkt nicht an zwei Othine, was er deutlich zeigt, wenn er von den Namen redet, welche Othin im Asgard dem alten gehabt. Also im alten und neuen Asgard nur ein Othin [6]). Liegt der Darstellung der Dreiheit Othin's in der Gylvaginning eine Idee aus dem Heidenthume zum Grunde, so war wol Othin so dreifach in solchen Tempeln dargestellt, in welchen Othin allein verehrt ward. Eine Dreiheit mußte man einmal haben, verehrte man also nicht drei verschiedene Götter, so mußte die eine Gottheit als Dreiheit gedacht werden, und so hieß die Darstellung des Gottes Hoher, die andere Gleichhoher, die dritte Dritter. Neben einander waren die Götterbilder in den Tempeln, nicht über einander. Für die Anordnung in der Gylvaginning paßt der Name Gleichhoher nicht, denn die Hochsitze waren ja über einander, und je höher der Sitz, je höher war der Rang, wie daraus erhellt, daß der Jarl niedriger saß, als der König, und man sich, wenn man nicht mehr König sein wollte, aus dem Hochsitze des Königs, oder aus dem Königthum, auf den Fußschemel, wo die Jarl zu sitzen oder auf den Jarlsitz zu wälzen pflegte, und nahm Jarlsrecht, und wollte man nicht mehr Jarl sein, so wälzte man sich aus dem Jarlthum und nahm Höldsrecht (S. Haralds ens Hárfagra. c. 8. p. 81, 82., bei F. Wachter, 163; c. 27. p. 104, 105. Egils-Saga. c. 3. p. 6). Der Thridi in der Gylvaginning erhält so blos deshalb den obersten Hochsitz, nicht weil er ursprünglich als Höchster gelten mochte, sondern weil, als Gylfi fragte, der unterste Sitz ihm am nächsten war, und so der Thridi auf den dritten Sitz kommen mußte. Bekanntlich herrschte im Norden der Glaube an Wiedergeburt; so wurden Helgi [7]) und Swawa mehre Male wieder geboren. Hat aber das Heidenthum diesen Glauben auch auf Othin anwenden können? Nein! denn Othin lebt ja bis an das Ende dieser Welt. Also durch Wiedergeburt ist der Name Thridi (Dritter) nicht zu erklären, und es ist blos der Gedanke eines Neuern, daß der (vermeintliche) dritte Othin sich zu Folge der Lehre von der Seelenwanderung für den alten Othin ausgegeben [8]). Ist vielleicht auf Wiedergeburt die merkwürdige Stelle im Hávamál (141) zu beziehen, wo er sagt, er habe am windigen Baume ganzer neun Nächte gehangen, mit dem Spieße verwundet, und gegeben Othinen, selbst ihm selber [9]). Hiermit ist zu vergleichen, was Snorri in der Ynglingasaga (10) erzählt: Othin ward durch Krankheit todt in Schweden; und als er war gekommen zum Tode, ließ er marken (bezeichnen) sich mit Spießesspitze und eignete sich zu alle waffengeschnittenen (oder waffentodten) [10]) Menschen. Er sagte, er würde nach Godheim (Götterwelt) fahren, und dort seine Freunde wirthlich empfangen; und im 11. Cap.: Niordr ward durch Krankheit todt, er ließ auch marken (bezeichnen) sich dem Othin (für Othin) mit Speeresspitze, bevor er starb. Othin hatte sich also für sich selbst gemarkt, sich gemarkt, um zu sich selbst zu kommen. Die Dreiheit spielt in der Göttersage auch bei Othin's Hauptweibern eine merkwürdige Rolle. Sein Hauptweib zerfällt nämlich in drei, und doch ist es ein Wesen. Othin hatte mehre Weiber, aber ein Theil davon ist wol durch verschiedene Benennungen entstanden. Daß Othin Freia'n hatte, erhellt aus Paulus

Stalda (S. 96) nennt die Erde barrhaddada bidjuan thridja, knotenbehaartes Bittweib (erbetenes, durch Bewerbung erhaltenes Weib) Thridi's (Othin's).

4) Völuspá 9. Grimnismál 45 und in anderer Form Háfi in Háfamal, und in Háfahöll. 5) Grimnismál 48. 6) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis, Einleit. 3. Abschn.

7) S. d. Art. Helgi. 8) Nach Suhm kam im zweiten Zeitraume der dritte oder letzte Othin vom Flusse Tanais herunter, ließ sich in Schweden nieder, erbaute einen großen Theil in Upsal, gab sich zu Folge der Lehre von der Seelenwanderung für den alten Gott Othin aus, und man hielt ihn daher sowol für die höchste Gottheit, als für den Gott des Kriegs, denn seine ganze Lehre zielte dahin, ein kriegerisches Volk zu bilden. Aber Snorri Sturleson, welcher in der Ynglinga-Saga die Zauberkünste aufzählt, vermöge deren Othin bewirkt, daß man ihn für einen Gott hielt, und von den Gesetzen handelt, die Othin im Norden einführt, sagt keine Silbe davon, daß Othin sich zu Folge der Lehre von der Seelenwanderung für den alten Othin ausgegeben. 9) S. das Weitere oben in diesem Art., wo die Hávamál von uns betrachtet worden. In dieser Stelle beschreibt Othin entweder auf mystische Art seine Geburt (vergl. die 91. Note zu den Hávamál in der gr. Ausg. der Edda Sám. 3. Th. S. 129), oder er beschreibt, wie er an einen Baum sich hängend, sich die blutige Weihe gegeben (vergl. Studach, Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 55), der es aber nicht von Othin selbst versteht, sondern von einem Manne, der sich dem Othin, der Hängenden Gotte (Hánga-tyr), durch Verwundung an sich mit eigener Wehr und an einen Baum sich hängend, weihte, und so des Epopten Geheimnisse (Runen) nach neun Nächten empfing. Vergl. über die Auslegung der Stelle die Recension des Studach'schen Werkes in der allgem. Lit.-Zeit. Mai 1831. Nr. 89—91. 10) S. über das Verhältniß dieser Lesarten F. Wachter zur Heimskringla. 1. Bd. S. 52. Not. 3.

Digitized by Google

Diakonus, und nach dem Grimnismal hat Freia die Hälfte der Erschlagenen, welches eine genaue Verbindung mit Othin voraussetzt. Frigg und Freia waren also aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich ein Wesen. Aber auch Othin's Gattin, die Erde, mit der er seinen ersten Sohn Thor zeugte, die war wahrscheinlich ursprünglich mit Frigg eins. Doch später wurden sie unterschieden. So sagen die Kenninger in den Benennungen der Erde (Jardar heiti). Die Erde (Jord) soll man so bezeichnen, sie nennen Ymir's Fleisch, Mutter Thor's, Tochter Jönakur's, Weib Othin's, Mitbuhlerin (elia) Frigg's, Rind's und Gunnlöd's, Schnur Sif's[11]). Aber Rindur war auch eins mit Jöed, denn als solche wird sie Hrafna-Galldr Othins (23) genannt. Eine dichterische Benennung der Erde war auch Sif[12]), und Dämesaga 7 wird gesagt, daß die Erde Othin's Tochter und Weib gewesen. Die Erde war also Othin's Tochter, Gattin und Schwiegertochter. Das ist aber nicht ethisch, sondern naturſinnbildlich zu nehmen. Othin (der Himmel), war nämlich in verschiedener Beziehung zu Erde gedacht ihr Vater, ihr Gatte und Schwiegervater, denn Thor, sein Sohn, der Donnergott, vermählte sich auch mit der Erde. Von den Söhnen, welche Othin hatte, war Asathor (Thor der Asen) der erste, den er von der Jörd (Erde) hatte[13]); Thor wird daher in Gedichten auch häufig umschrieben durch der Erde Sohn[14]) und durch Othin's Sohn. Der andere Sohn Othin's ist Balldur[15]), und wird dann durch Othin's Sohn umschrieben[16]). Außer diesen beiden führen die Denkverse in der Skalda noch diese als Othin's Söhne auf: 3) Moili, 4) Vidur von einer Riesenfrau, 5) Nepr, Nefr, Nanna's Vater, 6) Voli, (Vali), 7) Hermódr, 8) Heimdallr; diese acht Söhne kommen alle in der Edda vor, vielleicht auch 9) Hildólfr[17]), 10) Itreksjód, 11) Öli (Ali)[18]), 12) Yngvi-Freyr, Stammvater der Ynglingen[19]), 13) Sigi, Siggi, kommt in der spätern Vorrede zur jüngern Edda als König von Frackland (Frankenland) und Stammvater der Volsungen vor, war, wie die Volsungasaga sagt, von den Göttern gekommen und Othin's Sohn genannt, erschlägt Bredi, den Sklaven Skadi's, wird von Othin aus dem Lande geleitet, kommt zu Heerschiffen, und macht sich zum Beherrscher von Hunaland[20]), 14) Skiölldr, Stammvater der Dänenkönige, 15) Saemingr, Stammvater Hakon des Mächtigen[21]) und anderer norwegischer Machtmänner, 16) Hödur, 17) Bragi; diese beiden kommen auch in den Edden vor, jener Balldur's Tödter, diese als der vorzüglichste Meister in der Skaldenkunst (nämlich nach Othin, seinem Vater). Zu diesen 17 Söhnen Othin's, welche die Denkverse aufführen, kommt nach Hervararsaga 18) Sigur-Lami, von seinem Vater über Gardarik (Rußland) gesetzt, Gatte Heid's, der Tochter Sylfi's, und durch sie Stammvater eines berühmten Geschlechts[22]). Aus den angelsächsischen Stammbäumen hat der spätere Voredner zur jüngern Edda geschöpft, 19) Vegdeg. Die Heraudssaga, sehr spätern Ursprungs[23]), hat als Othin's Sohn 20) Gautr, König von Austr-Gautland. Noch ließen sich aus den verschiedenen weniger berühmten Sagen andere Söhne Othin's auffinden. Nur bemerken wir noch aus Saxo Grammaticus 21) Froger. Dieser Kämpe, Othin's Sohn, hatte von den Göttern erhalten, daß ihn kein anderer besiegen könnte, als wer zur Zeit des Kampfes Staub unter Froger's Füßen mit der Hand fassen könnte. Dieses Geschenk der Götter suchte Frodi der Rasche durch List zu vereiteln, stellte sich im Fechten unerfahren, bat den erfahrenen Frodi, ihm ein Beispiel eines Kampfes zu geben, machte so den von ihm geforderten und zugleich geschmeichelten Froger sicher, und erlangte, als der Kampfplatz in zwei Vierecken bereits abgesteckt, und von den Kämpfenden eingenommen war, daß Froger mit ihm Stand und Waffen um so eher tauschte, als dieser vom Glanze des goldenen Schwertgriffes, Panzers und Helms Frodi's belästigt ward. Frodi faßte nun Staub von Froger's verlassenem Standorte auf, und sah hierin eine Weissagung des Sieges. Diese Peophezeiung betrog ihn auch nicht, denn Froger fiel durch ihn[24]).

Eine große Rolle spielt Othin als Stammvater der nordischen edeln Geschlechter. Zwar haben wir bereits bemerkt, daß man den Othin nicht als Ideal darstellte, sondern daß man in ihm den Geist des Kriegswesens aufstellte, wie er wirklich war, nicht, wie er sein sollte, und daß viele germanische Helden weniger hinterlistig dachten, als ihr Gott. Da aber Othin einmal der Sieg verleihende Gott war, wie hätte man da einen ehrenvollern Stammvater für die Fürsten, für die eine beliebte dichterische Bezeichnung siklingar, Siegessprosse, war, finden können, als Othin? Eine Hauptgottheit mußte es sein. Thor, den Donner und Blitz, zum Stammvater zu machen, schien den denkenden Germanen zu unwahrscheinlich; Frikko, der Gott der Wollust, wäre für die Kriegshelden zu unedel gewe-

11) Naeru Siffiar; da Sif Thor's Gattin war, muß es hier die Bedeutung nicht von Schwiegertochter, sondern von Schwiegermutter haben, ähnlich wie mágr sowol Schwiegersohn als Schwiegervater bedeutet. 12) S. Jardar heiti. Daß Sif die Erde bedeutet, geht auch aus der Göttersage hervor, wie Loki (Feuer) ihr Haar (Pflanzen) verbrennt, und neues Haar ihr fertigen läßt. 13) Dämesaga 7. 14) So z. B. Thryms-Quida. Str. I. S. 182: Jardar burr; Völuspá (Str. 50. S. 50. Z. 2) Maugr Hlódyniar (Hlodyn's Sohn, Hlodyn ist dichterische Benennung für die Erde) und in der folgenden Zeile durch: Othins sonr (Othin's Sohn). 15) Dämesaga 22. 16) So z. B. För Skirnis, Str. 21, 22. S. 78: med ungom Othins syni, mit Othin's jungem Sohne. 17) Ein Hidolfr kommt im Hardbardzlióth vor, Harbardr (Othin) sagt Str. VII. zu Thor: Hildolfr, der heißt, der mich halten hat (gebot) der rathkundige Recke (Mann), der in Radseyarsund wohnt, er verbot, daß ich fahren sollte Raubmänner, oder Rossdiebe, Gute allein, und die, die ich genau kenne, Sag du deinen Namen aus, wenn du willst über den Sund fahren. 18) Nach der jüngern Edda S. 31 hieß Vali Othin's und Rindur's Sohn auch Ali; so sind vielleicht in den Denkversen zwei aus einem gemacht. 19) S. Snorri Sturleson, Heimskringla bei F. Wachter 1. Bd. S. 4, 55, 56.

20) Volsungasaga c. 1, 2. p. 1—5. 21) Eywind Skaldaspillar und Snorri Sturleson bei F. Wachter, Heimskringla. 1. Bd. S. 29, 30. 22) Hervarar-Saga. Kopenh. Ausg. S. 8. 23) *Müller*, Sagabibliothek. II, 601. 24) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. V. p. 66.

Digitized by Google

sen. Doch war der aus dem Frikko veredelte Freyr ein Nebenbuhler Othin's. So werden vom Skalden Thiodolf von Hwin die Ynglingen Alrek und Eirik, Frey's Nachkommenschaft (afspring)[25]), und Jarl Hakon von Eywind Skaldaspillar Frey's Geschlechtling, Abkömmling (Freis attungr) genannt. Oder auch Freyr tritt nicht als Othin's Nebenbuhler auf, sondern wird selbst als Othin's Nachkomme gedacht; denn derselbe Thiodolf nennt an einer andern Stelle die Ynglingen Othin's Nachkommenzweig (nidquisl Thors)[26]). Nach Snorri Sturleson selbst hingegen in der Ynglingasaga und der jüngern Edda war Niörd, Frey's Vater, ein Wane und kein Ase, und dieser Frey hieß Yngwi-Frey und von ihm waren die Ynglingen genannt[27]), und sein Sohn war Fiölnir. Nach dem Formal[28]) war Yngwi-Frey Sáming's Vater, nach dem Eywind Skaldaspillar und dem 9. Cap. der Ynglingasaga Sáming Othin's Sohn, und Jarl Hakon der mächtige zählte bis Sáming seine Vorfahren[29]). Man sieht die Dichter und Sagenerzähler waren selbst mit den Stammbäumen nicht einig, und waren zufrieden, wenn sie nur die Könige und Jarlar Othin's, oder Frey's oder Sáming's Sprosse nennen konnten. Da Othin mit der Skadi den Sáming gezeugt, und Skadi des Riesen Thiassi Tochter war, so wird von Kormark Ögmundarson in Sigurdardrapa (Ehrengedicht auf Sigurd) der Jarl Sigurd afspring Thiassa (Nachkomme Thiassi's) genannt[30]). So ward hier eines Riesen, eines verhaßten Wesens, Name zu einer ehrenvollen Umschreibung gebraucht. Da also von mütterlicher Seite Thiassi als Riese, als Stammvater ehrenvoll genug war, wie hätte es von väterlicher Seite der Sigfadir nicht sein sollen? Othin, von einigen Geschlechtern einmal als Stammvater angenommen, mußte dann, weil die Mode zu mächtig wirkte, Stammvater für alle mächtigen Männer werden. So sagt die spätere Vorrede zur jüngern Edda, daß, nachdem Othin sich in Schweden eingerichtet, er nordwärts bis dahin gezogen, wo die See ihn empfing, die, von der sie glaubten, daß sie läge um alle Länder. Er setzte dort seinen Sohn zu dem Reiche, das nun heißt Noregr (Norwegen), der hieß Sáming und zählen Noregs Könige ihre Geschlechter bis zu ihm, auch so die Jarlar, auch so die Machtmänner (rikismenn), sowie gesagt wird im Haleygjatal (der Aufzählung der Halygjer). Aber Othin hatte (nahm) mit sich von dort den Sohn, der Yngwi genannt, und König war in Schweden, und sind von ihm gekommen die Geschlechter, die Ynglingen genannt werden. Hier wird also, wie auch der Skalde Thiodolf sich die Sache gedacht hatte, Yngwi-Frey nicht als Sohn Niörd's, sondern als Othin's genommen. Für Norwegen war also von Othin's Söhnen Sámingr, für Schweden Yngwi-Frey, für Dänemark war Skiöld. Von diesem als Othin's Sohne handelt das Fyrsta Sögubrot (in den Formanna-Sögur IX. p. 412, 413) auf diese Weise: Anhub aller derer Erzählungen in normännischer Zunge, welche der Wahrheit folgen, hob sich da an, als die Tyrkir (Türken) und Asiamenn (Menschen von Asien) den Norden bewohnt machten; denn das ist mit Wahrheit zu sagen, daß die Zunge (Sprache) kam mit ihnen nach Norden hierher, die wir nennen die norränische, und ging so die Zunge durch Sarland, Danemark, Schweden und einige Theile Englands, Hauptmann dieses Volks war Othin, Thor's Sohn; er hatte viele Söhne. Zu Othin zählen viele Menschen ihre Geschlechter. Er setzte seine Söhne zu den Landen, und machte sie zu Häuptlingen. Einer von seinen Söhnen wird genannt Skiöldr, der, welcher das Land sich nahm, das nun Danmörk[31]) heißt. Aber da wurden diese Lande, welche die Asiamenn bewohnt machten, genannt Godhlönd[32]) (Götterländer), aber das Volk Godhjód. Dort wurden gesetzt Endemarken (Grenzmarken) zwischen Skiöld und Ingifrei, seinem Bruder, der das Reich bewohnt machte, das nun die Menschen Svlariki (Schwedenreich) nennen. Othin und seine Söhne waren großweise (stórum vitrir, d. h. weissagekundig) und vielkönnig (fiölkunnigir, zauberkundige), schön an Antlitz und stark an Kraft. Viele andere in deren Geschlecht waren große Kraftmänner mit unterschiedlicher Vollkommenheit, und einige von ihnen begannen die Menschen durch Opfer zu verehren, und an (sie) zu glauben, und nannten (sie) ihre Götter. Skiöldr war sehr berühmt und hatte unter sich großes Reich. In seinem Reiche war große Erzeugnißfülle und guter Friede. Er hatte einen Sohn, der Leif hieß. Daß fruchtbare Zeit und Friede innerhalb des Landes herrschte, ward die Bedingniß, welche man mit einem Könige verband, wenn man mit ihm zufrieden sein wollte[33]), und man glaubte, daß diese günstigen Umstände mit beigetragen hätten, daß man Othin und die andern Asen göttlich verehrt habe. Sehr verführerisch, einen leibhaftigen Othin anzunehmen, sind die angelsächsischen Genealogien gewesen, und so haben sie auch zur Aufstellung von vier Othinen mitwirken müssen. Turner'n[34]) scheint die menschliche Existenz zur Genüge bewiesen durch zwei Thatsachen: 1) Die Gründer der angelsächsischen Oktarchie leiten ihren Ursprung von Othin her durch Genealogien, in welchen die Vorfahren bis zu ihm genau aufgeführt werden. Diese Genealogien haben den Anschein von größerer Authenticität, da sie nicht sklavische Copien der einen von der andern sind, indem sie (die eddischen und angelsächsischen Genealogien Othin's oder Woden's und die des Budha hat Wallmann, Om Odin och Budda p. 22—25 et p. 45, 46 verglichen), verschiedene Kinder Othin's als Stifter der Linien in Anspruch nehmen. Diese Genealogien sind also rein angel-

25) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 61. 26) Ebend. S. 129. 27) Ebend. I. S. 15, 35, 36. 28) Ebend. S. 5. 29) Ebend. S. 28, 29. 30) S. F. Wachter zum 25. Cap. der Sage Hakon des Guten und Finn Magnusen zur Kormaks-Saga. S. 284—286.

31) Jetzt Dänemark. 32) Er leitet also den Namen Gautland (Götaland) in Skandinavien von den Göttern ab. 33) S. *Ferd. Wachter*, Heimskringlae illust. et Germ. hist. illust. sp. c. I. De Regibus Germanorum discriminibus fortunae belli et segetum copiae obnoxiis p. 4, 5. 34) Turner (Histor. of Anglosax. I. p. 535) wird mit Recht von Mone (2. Th. S. 116, 117) widerlegt.

sächsisch. Wie rein angelsächsisch sie sind, werden wir sogleich sehen. 2) Der zweite Umstand ist nach Turner, daß auch die nordischen Chroniken und Skalden ihre Helden von Othin durch verschiedene Kinder ableiten, ungeachtet die Nordner nicht könnten in Verdacht kommen, daß ihre Genealogien von den Angelsachsen erborgt wären. Wegen dieses Zusammentreffens zwischen den angelsächsischen und nordischen Genealogien müsse man einen Othin annehmen, der solche Kinder hinterlassen habe. Nun sind aber die Kinder Othin's in den älteen nordischen Denkmäleen, andere als die in den angelsächsischen Genealogien. Nur erst spätere Denkmäler wie die spätere Vorrede zur jüngern Edda haben die angelsächsischen Genealogien benutzt, wie die spätere Vorrede deutlich zeigt, wenn sie sagt Vódinn, den wir Othin nennen. Die spätern nordischen Denkmäler haben also allerdings die angelsächsischen Genealogien. Aus der Übereinstimmung aber, daß alle Königsgeschlechter, sowol die angelsächsischen, als die nordischen, ihren Ursprung von Othin ableiten, hieraus glaube ich, kann man mit größerm Rechte folgern, die menschliche Existenz von Othin habe nicht stattgehabt, und die angebliche Abstammung habe nur dichterischen, nicht geschichtlichen Sinn. Othin müßte da ja ein gewaltiges Reich gegründet haben, hätte er überall seine Kinder als Könige einsetzen sollen, und von diesem gewaltigen Reiche müßten doch die Römer Kenntniß erhalten haben, denn die angelsächsischen Genealogien nehmen einen sehr späten Othin an. So heißt es im Nennius: Hors und Hengist, die Söhne Guitil's, des Sohnes Gugla's, des Sohnes Guecta's, des Sohnes Woden's, des Sohnes Frealf's, des Sohnes Fredulf's, des Sohnes Fuin's, des Sohnes Folnpald's, des Sohnes Geata's, der, wie man sagt, Sohn des Gottes war. Geata bedeutet aber Gothe, und Gautr war ein Name Othin's. Hier ist also Othin zwei Mal benutzt, einmal unter seinen wirklichen Namen Woden, und unter seinem Bezeichnungsnamen Geata. Beda Venerabilis sagt von Hengist und Hors: Die Söhne Wetgisse's, dessen Vater Wecta, dessen Großvater Woden war, von dessen Stamme das königliche Geschlecht vieler Länder oder Provinzen seinen Ursprung abgeleitet hat. Dieselbe Genealogie hat die sächsische Chronik zum J. 449 und bemerkt, von Woden leitete den Ursprung ab all unser königliches Geschlecht, und auch das der Suth-Hymbrer. So finden wir Woden unter den Vorfahren Cerdik's, unter den Ceolwulf's, unter den Enfleada's, welche Genealogien mit Woden schließen. In Cerdik's, Älle's, Ceolwulf's und Äthelwulf's Stammbäumen ist Báldág, Woden's Sohn, in der Enfleada's, der Tochter Edwin's, ist Woden's Sohn Withlág. Bei der Stammtafel von Älle's Vorfahren ist Wodan nicht der letzte Stammherr, sondern er ist Sohn Frithowulf's. In der Stammtafel Äthelwulf's ist Woden Frithuwald's Sohn, aber nun geht es noch weiter, Frithuwald Freawing, Freawine Frithuwulfing, Frithuwulf Finning, Finn Godwulfing, Godwulf Geating, Geat Tátwaing, Tátwa Beawing, Beaw Scoldwaing, Sceldwea Heremoding, Heremod Itermoning. Itermon Hrawraing, der war geboren in der Arche Noa (se waes boren in thaere earce Noe), dann kommt Lamech ꝛc. bis Adam, den ersten Menschen. Was ist aus diesen Genealogien zu nehmen, in welchen allen Woden ist? Etwa, daß Hengst's und Hors' Großvater oder Urgroßvater wirklich Wodan gewesen? Nein! sondern das, daß man blos Hengist's und Hors' Vater oder höchstens Großvater kannte, und nun schon Wodan eintreten mußte. In den angelsächsischen Liedern ward natürlich, wie in andern Liedern, Hengist Witils' Sohn genannt. Also den Vater konnte man später wissen. Wie in den nordischen Gedichten die Könige dichterisch Othin's Nachkommen hießen, so natürlich ward in den angelsächsischen Hengist auch Woden's Nachkomme genannt. Die Genealogien der übrigen anglischen und sächsischen Könige, die mit Woden schlossen, waren noch bescheiden genug. Aber Woden durfte in der Christenzeit kein Gott bleiben, er mußte also einen Frithowulf oder Frithowald zum Vater erhalten. Aber ein großes Ziel blieb nun noch Adam, und dieses ward ebenso glücklich erreicht, als früher die heidnischen Könige den Woden erreicht hatten. Da Othin von allen Germanen verehrt ward, aber man gleichwol den Gedanken gemeinsamer Abkunft aller germanischen Völker nicht erfassen konnte, so z. B. die Franken von den Nordmannen ableitete, so konnte es nicht anders geschehen, als daß man glaubte, dieses oder jenes, was allen germanischen Völkern gemeinschaftlich gewesen, z. B. Othin habe dieses oder jenes Volk ursprünglich eigenthümlich gehabt, und die andern haben es von ihm entlehnt, ähnlich wie man auch jetzt noch den Ursprung eines Gebrauches oder Gottes, den ein Volk des Abendlandes hatte, erklärt zu haben glaubt, wenn man ihn bis auf Indien zurückgeführt und z. B. den Othin, Wodan, in dem Budha wieder gefunden hat. Von ähnlicher Meinung von Entlehnung scheint es zu zeugen, wenn man in den Vidraukar vid Olafs sögu helga [35]) die Stelle findet: König Olaf Christnete alles dieses Reich [36]) (nämlich Norwegen), und brach alle Opfer (blót) nieder und alle Götter (god, Götzenbilder), als Thor Engilsmannagod (Gott der Engländer), und Othin Saxagod (Gott der Sachsen), Sjöld Skánúngagod (Gott der Schooner), und Frey Sviagod (Gott der Schweden) und Godorm Danagod (Gott der Dänen) und viele andere Opferschaftsungeheuer (blótskapar skrímsl, d. h. durch Opfer verehrte Ungeheuer), beides Klippen und Altäre (hamra ok hörga), Wälder, Gewässer und Bäume, und alle andere Opfer, beides größere und kleinere. Da die Grenzen von Olaf's Reiche vorher genau angegeben werden, so kann der Verfasser nicht ähnlich, wie andere nordische Sagenhelden, zu Beherrschern großer ausländischer Reiche gemacht werden, sagen wollen, Olaf habe in England den Thorsdienst, in Sachsen den Othinsdienst ꝛc. gestürzt, sondern er muß diesen Gottheiten jene Benennungen beilegen, weil er wußte, Thor war von den Angelsachsen, Othin von den Sachsen verehrt worden, und nun glaubte, die Norweger hätten diese Gottheiten von andern Völkern entlehnt. Ähnliche Ansichten müssen schon

35) S. 238, in den Formanna-Sögur 5. Th. S. 239. 36) Dieses Reiches Grenzen werden vorher angegeben.

im Heidenthume geherrscht haben, denn ein Name Othin's war Gautr [37]) (Gothe) [38]) und ein anderer Gauta-tyr [39]) (Gott der Gothen). Zwar hatten auch die Gothen, beide die auf dem Festlande und die auf der skandinavischen Halbinsel, den Othinsdienst [40]), nämlich jener Mars des Jordanes, welchem die Gothen die Erstlinge der Kriegsbeute gelobten, und die Gefangenen opferten, ist kein anderer als Othin, so auch ist jener Ares des Procopius, welchen die Thuliten, unter denen die Gauti namentlich aufgeführt werden, den der Götter größten nannten, und dem sie den ersten im Kriege gefangenen Menschen opferten [41]), kein anderer als Othin. Aber der Othinsdienst war auch den andern skandinavischen Völkern eigen, und Othin hätte z. B. ebenso gut Svia-tyr (Gott der Schweden) genannt werden können, als ihn die Norweger und Isländer Gauta-tyr (Gott der Gothen) nannten. Daß den Othin kein germanisches Volk als ihm ursprünglich eigenthümlich in Anspruch nahm, ist ein feiner Zug; denn sie hatten ihren Gott Othin nicht aus Kunstsinn geschaffen, sondern aus Noth. Ihr Scharfsinn hatte den Othin geschaffen, und dichterisch an ihm sind nur die Ausdrücke, die von ihm gebraucht werden, und die Anwendung, die sie von Othin machten. Dichterischen, wenn auch keinen geschichtlichen Sinn hatte es in der Heidenzeit, den Othin als Stammvater der Könige und der Machtmänner zu nehmen, deren Höchstes Raubfahrten waeen. Aber sinnlos war es, daß man in der Christenzeit den Othin als Stammvater beibehielt, ihn aber nicht mehr an die Spitze stellte, sondeen einschob. So ist nach der spätern Edda Othin nur ein anderer Name für Priamus, und nach Othin's Frau Frigg, Phrygien genannt. Der Priamus-Othin aber war der siebente Mann aus Jupiter's Geschlechte. Noch seltsamer nimmt sich der Stammbaum des Königs Swerri [42]), aus und aus ihm bemerken wir, nämlich mit dem Stammbaume selbst rückwärts gehend, daß hier Othin zwischen Reri und Frjalaf steht, hierauf Finn, Godolf, Bjar, Skiöld, Hermod, Trinam, Attras, Bedwig, Seseps, Magni, Modi, Vinginer, Vingithnr, Erednr, Jorek, Thor, in aufsteigender Linie folgen. Thor's Mutter ist Tochter des Priamus. Hierauf werden dessen Voeväter in aufsteigender Linie aufgezählt, und zwar sich mit den heidnisch-griechischen Namen nicht begnügend, endlich bis zu den biblischen übergegangen und der Stammbaum glücklich bis zu Adam, dem ersten Menschen, gebracht. Aber soweit auch dieser Unsinn geht, so findet sich auch hier nur immer ein Othin. Die Verdoppelung der Othine war für den Scharfsinn der neuern Zeit aufbehalten. Wollen wir auch nicht die Verdoppelung so weit treiben wie Suhm, und drei nordische Othine und einen sächsischen Othin annehmen, und uns statt mit vieren mit zwei begnügen, und einen ältern und einen jüngern, auf welchen letztern man die Sagen von erstern übergetragen habe, annehmen, so brauchen wir doch auch diese zwei nicht einmal. Was hat aber, fragt man billig, der Kriegsgott Othin mit jenem Othin, dem Sohne Bur's, gemein, der mit seinen zwei Brüdern den Riesen Ymie erschlägt, und aus dessen Körper und Blute, Himmel, Erde und See bildet, was hat Othin der Gott der Schlacht, mit jenem Othin gemein, der den Ask und dee Embla Athem oder Seele gab? Der Kriegsgott war einmal zum Stammvater der germanischen Fürstengeschlechter geworden. Die Götterfage war das Abbild dessen, was auf Erden vorging, daher mußte, weil Othin Stammvater der irdischen Fürsten war, er auch der himmlischen, der Asen, werden. Die erschlagenen Helden kamen nach Walhöll zu dem Kriegsgott Othin, der sie entboten hatte, und dieser mußte im Himmel herrschen, wo Walhöll lag, folglich konnten der Kriegsgott Othin und der Himmelsgott nur einer und derselbe Gott sein. Freilich als Othin nicht mehr als ursprünglicher Gott, sondeen als ein Mensch galt, der sich zur Gottheit durch Zauberkünste aufgeschwungen, dann hätte man, um folgerecht zu sein, einen ältern und einen jüngern Othin annehmen sollen, denn jener Mensch konnte doch nicht vor Erschaffung der Erde und der Menschen gelebt, und den Riesen Ymir erschlagen haben? Aber man nahm lieber diese Widersprüche ruhig hin, denn mit einem jüngeen Othin war nichts gedient, denn jeder wollte nicht von einem jüngern, neugeschaffenen, sondern von jenem alten Othin abstammen. Nur erst die neuere Zeit brauchte mehre Othine, und sie wird sie brauchen, so lange sie glaubt, daß Othin leibhaftig in den Norden eingewandert sei [43]). Eine Einwanderung fand statt, aber eine geistige, nämlich die Nordmannen brachten, als sie, ungewiß, in welcher Zeit, in den Norden einwanderten, den Glauben an Othin mit. Da man nicht davon loskommen kann, in der zur Menschengeschichte gestalteten Götterfage Geschichte zu erblicken, so hat man auch nicht anders als möglich gehalten, daß Othin in eigener Person den Othinsglauben gebracht haben müsse. Da die unkriegerische Finnenwelt früher im Norden sein mußte, als die kriegerische germanische, denn sonst hätte jene ja eindringen müssen, was unmöglich war, so ist der Othinsglaube allerdings als die spätere Religion im Norden zu betrachten. Aber dieser Othinsglaube herrschte unter den Germanen, nicht unter den Finnen. Wollen wir also eine leibhaftige Einwanderung Othin's annehmen, so hätte er, um Lehrer der Nordgermanen zu werden, entweder diese schon vorfinden müssen, oder die Nordgermanen mußten zugleich mit Othin einwandern. Wanderten sie erst mit Othin ein, so wäre nach Schö-

37) Grimnismál 58. 38) Doch kann es auch durch Hüter übersetzt werden. 39) S. z. B. in den Hákonarmál. Str. 1 im 30. Cap. der Saga Hakon's des Guten. 40) Jordanes (nach *Cassiodorus*, De reb. Get. c. V. p. 195. bei *Muratori*) nimmt zwar die Gothen als mit den Geten für eins, doch fügt er zu dem Virgilischen Vers: Quem Martem Gothi semper asperrima placere cultura. 41) *Procopius*, De bello Gothico. Lib. II. 42) Die spätere Vorrede zu Saga Sverris Konungs in den Formann-Sögur. 8. B. S. 1, 2.

43) So sagt *Schöning*, Chronologia ad Histor. Snorri, Sturlae filii, illustrandam pertinens (in der Vorrede zur Heimskringla. 1. Th. S. LI): An. a. n. Chr. 100 nascitur Othinus, und weiter 40. adventus Othini in terras nostras boreales. Solch ein Othin kann allerdings nicht eins sein mit dem Othin, dem Sohne Bur's, der aus Ymir's Körper Erde und Himmel bildet.

nings Berechnung der skandinavische Norden erst 40 Jahre voe Christus von Germanen bevölkert worden, denn frühee kann man sie nicht wohl setzen, da, wie Snoeri erzählt, der Othin, der in jeder Schlacht vermöge seiner Zauberkunst siegte, doch ohne Kampf zu wagen voe der Römer Häuptlingen aus seinen Besitzungen jenseit des Dons floh. Suhm läßt auch noch einen Othin vor Darius fliehen, ungeachtet sich solche Flüchtlinge in der Rolle von Kriegsgöttern nicht gut ausnehmen. Er hat nämlich vier Othine in Bereitschaft. Dee erste Othin wae Bör's Sohn, kam vom alten Asgaed am Ausflusse des Don, ist eins mit dem Geta, Geata im Stammbaume Hengist's im Nennius, heißt in der Edda Jat, im Landfedgetal Eat, hat zum Vater Beaf, in dee Edda Biaf, mit dem Zusatze: bin wie Biar nennen heißt bei den Engländern Bear, Bea, Bee, das ist Bör, bei den Teutschen Wodan und Teut, führt bei seinem Volke die Anbetung der Sonne ein. Dee zweite Othin, Hermodi's Sohn, kam ebenfalls aus dem alten Lande mit Asen und Bubinern (Wanen) und floh vor Darius Hystaspis, der wider die Skythen zu Felde zog, hieß König der Türken oder Turcilinger, brachte von den Griechen und Phöniziern Buchstaben mit, behandelte sie aber als Geheimniß, baute Tempel, führte die Lehre von Walhöll ein, ward daher von Allee verdrängt, der deshalb Mitothin, Mitherrscher (richtiger Mid-Othin, d. h. Mittelothin) genannt wird. Der dritte Othin, Fridlef's Sohn, 50 Jahre vor Chr., war ein Flüchtling vor den Römern und vor Mithridat, hatte seinen Sitz zu Upsal, ertheilte seinem Sohne Sáming Norwegen, dem Gaut Gotland, dem Skiöld Dänemark, und dem Heimdall Schonen [44]). Der vierte Othin ist endlich dee sächsische, dee im 3. und 4. Jahrh. gelebt, und in dessen Geschichte gehöre, was Saxo Grammatikus von Hother und Balder erzählt. So kommt Suhm glücklich zu vier Othinen. Um sein Verfahren ganz zu würdigen, muß noch bemerkt werden, daß ee auch mit andern Personen dee Sage so verfährt; so hat ee z. B. drei Starkodder [45]). Nach Suhm enthält der erste Zeitraum der norwegischen, dänischen und holsteinischen Geschichte die ältesten Zeiten bis auf den letzten oder dritten nordischen Othin ungefähe 70 Jahre v. Chr. Geb. In dem ersten Zeitraume gingen die Cimbree aus Jütland und Teutonen aus Holstein. Alle Einwohner der drei nordischen Reiche hießen in den ältesten Zeiten Joten, nachhee Gothen, und theilten sich endlich in Dänen, Nordmannen, Schweden, Joten, Gothen und Sachsen. Im zweiten Zeitraume kam der dritte und letzte Othin vom Flusse Tanais, und ließ sich in Schweden niedee. Suhm denkt sich also den skandinavischen Noeden von Germanen schon bevölkert, als der dritte Othin einwanderte, denn der zweite Othin nannte die Menschen, welche ee nach dem Noeden mit sich beachte, Gothen, nach dem Namen der Gothen, welche vorhee hier wohnten, oder nach dem dänischen Gode odee Gute, indem er die Joten, welche ihm folgten, göttliche nannte, weil sie einem Gotte folgten. Von diesem Othin entsprossen mit dee Zeit die dee Hauptvölker, Schweden, Noedmannen und Dänen. Nur löset Suhm das Räthsel nicht, wie es dann dem dritten Othin gelungen, sich die kriegerischen Germanen zu unterwerfen, denn die älteee Zeit hatte da leichter Spiel, weil sie sagen konnte: Othin hat das durch seine Zauberkünste bewirkt. Suhm sagt: er habe sich zu Folge dee Lehre von dee Seelenwanderung für den alten Othin ausgegeben, man habe ihn daher sowol füe die höchste Gottheit, als füe den Gott des Kriegs gehalten; hierduech habe ee ein solches Ansehen erhalten, daß er thun konnte, was er wollte. Die Vornehmsten aus seinem Gefolge seien auch füe Götter gehalten worden. Aber wie das alles möglich war, erklärt Suhm nicht. Wahrscheinlich denkt er sich auch das in Folge vom Vorgeben dee Seelenwanderung. Abee wenn noch lebende und unter einem denkenden Volke, wie die Germanen, wandelnde Menschen füe Göttee gehalten werden sollen, müssen sie doch etwas thun können, was man füe göttliches Wirken halten kann. Des dritten Othin's ganze Lehee, sagt Suhm weitee, habe dahin gezielt, ein kriegerisches Volk zu bilden, und dies habe ee erreicht. Also die Germannen waren unkriegerisch, bevor diese dritte und letzte Othin ankam. Aber Suhm nimmt auch den alten Othin als Kriegsgott an. Also die Germanen waren bei iheem alten Kriegsgott Othin unkriegerisch? Man sieht die Einwandeeung des dritten Othin hat nicht den mindesten geschichtlichen Sinn, und mußte für den Norden, der schon den alten Othin hatte, ohne alle Bedeutung gewesen sein. Nur dem zu Liebe, daß die spätere Sage erzählt, Othin sei voe den Römern geflohen, und weil dieses den Eroberungen dee Römee nach erst im letzten Jahrhunderte voe Christus stattfinden konnte, setzt die Einwanderung eines Othin ins J. 40 oder 70 v. Chr. Auch viele andere, wie z. B. Bolten (Dith. Gesch. I.) lassen den Odin leiblich einwandern und eine neue Religion bringen. Da Othin der Gott dee gesammten Germanen war, so wanderte er in den Noeden ein, mit den ersten Germanen, die hiee eindrangen, abee nicht leiblich, sondern im Haupt und Herzen und den Armen der Germanen, und nue insofern hat die Sage Sinn, wenn sie sagt, daß der Häuptling dee Eindringenden Othin gewesen, denn dichterisch genommen, konnte ee allerdings der Häuptling dee Eroberer genannt weeden. Aus der in Menschen gestalteten Göttersage ist der große Nachtheil füe die Geschichte entstanden, daß man annimmt, es habe Othin in eigenee [46]) Peeson den Glauben an ihn gestiftet;

44) Mone (Gesch. des Heidenthums. 1. Th. S. 252) bemerkt hierzu, daß nach dem Geschlechte Hengist's dieser dritte Othin der deutsche Wodan sein, und erst 270 Jahre nach Chr. gelebt haben mußte. 45) S. Suhm, Gesch. der noedischen Fabelzeit, übers. v. Gräter. Ders., Geschichte Dänemarks, Norwegens und Holsteins in zweien Auszügen. Aus dem Dänischen übers. (Flensburg 1777) S. 5, 6, 28, 29.

46) So handelt z. B. Münter (Dänemarks und Norwegens Kirchengesch. 1. Th. 1. Bchs. S. 70 fg., 81 fg.) umständlich von Othin als Stifter seiner schamanischen Religion im skandinavischen Norden. Von dieser schiefen Ansicht abgesehen ist seine Darstellung des skandinavischen Heidenthums von Othin und der Othinischen Religion nicht unbemerkenswerth. Der Ausdruck Othinische Religion hat für uns nur diesen Sinn, daß sie von ihm handelt und ihm zugeschrieben wird, nicht aber, daß, wie Münter und Andere vermeinen, Othin selbst sie gestiftet habe.

Digitized by Google

da es doch weit wahrscheinlicher ist, der Othinsglaube habe sich erst nach und nach aus den Lebensverhältnissen entwickelt, und daß die Priester gesagt, um ihre Lehre, die sie nachbildeten, zu heiligen, Othin habe sie selbst gelehrt, nämlich durch Orakel. Der Ausdruck Othinische Religion ist insofern nur mit Sicherheit zu gebrauchen, wenn man sie nur in dem Sinne Religion über Othin sich erstreckend, nicht Religion von Othin herrührend, nimmt, denn Letzteres ist, da Othin am wahrscheinlichsten als ein ursprünglicher Gott genommen werden muß, rein unmöglich. Eine ursprüngliche Gottheit nennen wir nämlich die, welche sich die Menschen sogleich als eine Gottheit aufstellten, eine nicht ursprüngliche die, welche erst aus einem vergötterten Menschen zu einer Gottheit gestempelt wurde. Nach von Gagern [47]), dem Othin eine geschichtliche Person ist, ist es zwar in ewige Dunkelheit gehüllt, ob Othin mit der Freia, seinem Weibe, sich den göttlichen Naturen substituiren wollte, oder ob die kommenden Menschen sie so verwechselten und vermischten. Nur das ist nach von Gagern höchst wahrscheinlich und philosophisch erwiesen, daß er, weit entfernt, alles Vorhandene zu verwerfen, den gefundenen Stoff nur ordnete, wie Moses, Zamolxis und nach ihm Muhammed thaten. Martialisch war vor ihm ihr Glaube, martialischer wurde er noch durch ihn. Aber wie Snorri es darstellt, brachte Othin eine neue Gesetzgebung, die aus Asaland, mit, und ward überhaupt Stifter einer neuen Religion, lehrte z. B. den Leichenbrand. Wir sehen daher nicht ein, warum wir nicht lieber die leibliche Einwanderung Othin's ganz aufgeben wollen, da sie die Wichtigkeit nicht haben konnte, die ihr beigelegt, als eine Einwanderung, der keine wichtigen Folgen beigelegt werden können, und gleichwol gegen alle geschichtliche Wahrheit ist. War ja ein Ordner des vorhandenen Stoffes nöthig, wozu brauchte es da erst einer so gewaltigen Einwanderung? Nehmen wir also Othin nicht als Stifter einer neuen Religion an, verliert er seine Wichtigkeit. Ihn als Stifter einer neuen Religion anzunehmen, hiergegen spricht, daß wir bei den übrigen Germanen dasselbe finden, was Othin im Norden gelehrt haben soll. Diese Verbreitung der Othinslehre durch die gesammte germanische Welt macht die Annahme unnöthig, daß es im Norden eines leiblich erscheinenden Othin's bedurft hätte. Oder bedurfte es wenigstens eines besondern Othin's als Gesetzgebers? Gibbon sagt, ungeachtet der geheimnißvollen Dunkelheit der Edda können wir doch leicht unterscheiden zwei Personen vermischt unter dem Namen Othin, den Gott des Krieges, und den großen Gesetzgeber von Skandinavien. Der letztere, der Muhammed des Nordens, habe eingerichtet eine Religion, angepaßt dem Klima und dem Volke. Nun ist aber eben diese Religion so beschaffen, daß sie keinem Gotte besser, als dem Gotte des Kriegs zugeschrieben werden konnte. Für ein kriegerisches Volk war eben keine Religion passender, als die, welche lehrte, daß der Gott des Kriegs zugleich auch der Gott des Himmels sei, wo die in der Schlacht Gefallenen herrlich bewirthet werden würden. Es kommt bei der Frage um Othin, als leiblichen Gesetzgeber, hauptsächlich auf die Frage an: War das kriegerische Volk eher als seine Religion, oder bildete sich im kriegerischen Volke erst eine solche Walhöllsreligion, eben weil es ein kriegerisches Volk war? Nun finden wir die Germanen im eigentlichen Germanien, oder Teutschland ebenso kriegerisch, als im germanischen Norden. Nach Cäsar's Beschreibung konnte kein kriegerischeres Volk gedacht werden, als die Germanen, die Cäsar kennen lernt. Auch hat Armin bewiesen, daß der teutsche Othin oder Wodan nicht blos ein Kampfeswuth verleihender, sondern auch ein arglistiger Gott sein mußte, wenn er Scharen über Übermacht und feinere Kriegsbildung den Sieg verleihen wollte. Nehmen wir also das Unwahrscheinlichere an, daß die Religion das Volk erst kriegerisch gemacht, nicht die Kriegerreligion entstanden, weil das Volk schon kriegerisch war, so dürfen wir doch nicht Othin blos als Muhammed des Nordens oder den großen Gesetzgeber von Skandinavien auffassen, sondern als den Muhammed der Gesammt-Germanen. Wie unschicklich aber diese Vergleichung ist, müssen wir, da sie nicht blos Gibbon, sondern auch viele Andere haben, die Othinsgläubigen und die Moslemim vergleichen. Die Othinsgläubigen gingen nicht fanatisch in den Kampf, um auch Andere zu ihrem Glauben zu bekehren. Muhammed's Scharen war die Ausbreitung seiner Lehre Zweck. Die Othinsverehrer opferten, daß Othin ihnen Sieg verleihen möchte. Ihnen konnte also gar nichts daran gelegen sein, den Othinsdienst auszubreiten. Sie brachten ihn mit, wohin sie kamen, für sich, nicht für Andere. Könige und andere mächtige Männer, das waren die Othinsdiener. Der Gott der Sklavengeschlechter war nicht Othin, sondern Thor. Die Moslemim begeisterte der Gedanke, daß nur Ein Gott und Muhammed sein Prophet sei, und in diesem Geiste verbreiteten sie dessen Lehre. Die Othinsverehrer waren zufrieden, wenn ihnen selbst Othin nicht erzürnt sei, und ihnen war es Recht, wenn andere einen andern Gott verehrten. Religionskriege, nämlich solche Kriege, deren Zweck war, dem besiegten Volke die Religion der Sieger aufzudringen, konnten die Germanen also weder unter sich, noch mit Andern führen. Zerstörten sie Heiligthümer, so konnte es entweder blos geschehen, weil das Heiligthum örtliche Bedeutung hatte, oder weil die Gottheit ihnen fremd war. Auch konnte die Zerstörung von Heiligthümern dadurch geschehen, daß sie von einem ausging; denn auch solche gab es unter den Germanen, die niemals opfern wollten. Religionszwang gegen Nichtopferer hatte nur in so weit statt, als die Nichtopferer Fürsten waren, die für das Volk um Fruchtfülle opfern mußten. Entstehenden Fruchtmangel schrieb man der Unterlassung der Opfer, und somit dem nicht opfernden Fürsten zu. Opferte sonst Jemand nicht, so hatte er das Unglück für

47) v. Gagern, Nationalgeschichte der Teutschen. 1. Th. S. 77. S. dagegen *Gibbon*, The decline. Chap. X. Ed. II. p. 246, wo Othin's Expedition in den Norden sehr schön genannt ist: agreable but incertain hypothesis concerning Odin. Vergl. die Anm. S. XXXVI., wo er sagt, daß Othin's wundervolle Expedition nicht sicher als authentische Geschichte angenommen werde. Doch gilt dieses von der wundervollen Heerfahrt; denn von Othin als Muhammed kann Gibbon keineswegs loskommen.

sich zu tragen, das man der Unterlassung der Opfer zuschrieb [48]). Die Religion der Germanen ward so frei geübt, so frei ein Brauchdienst nur immer sein kann. Daher ist es auch so schwer, die Religion der Germanen in ihren Einzeltheiten systematisch darzustellen, da jeder Häuptling nach seinen Ansichten so lange walten konnte, bis man glaubte, daß er ein öffentliches Unglück herbeigeführt. Nun erst mußte er büßen. Jeder Hausvater hatte für sich auch freie Religionsübung, sodaß also nur bei Opferfesten der Gemeinde oder des Staats erst die durch Herkommen vorgeschriebenen Gebräuche eintraten. Um den Götterdienst des einzelnen Hausvaters kümmerte sich niemand, denn es gab, wie aus Tacitus hervorgeht, nur Priester für die Gemeinde und den Staat. Im Übrigen war jeder sein eigener Priester, und hatte seine eigenen Opferstätten. Also in Moscheen zu gehen, war niemand gezwungen. Auch von dieser Seite ist es ganz unstatthaft, die Othinische Religion mit dem Muhammedanismus zu vergleichen. Bei Saxo Grammaticus [49]) spielt Othin eine große, aber traurige Rolle. Thor, Othin und andere bewirken in Norwegen, Schweden und Dänemark durch Zauberkünste, daß sie für Götter gehalten und durch Opfer verehrt werden. Othin wird für den vorzüglichsten der Götter gehalten. Zu Upsal hält er sich am häufigsten auf; doch ist er auch zu Byzanz. Den Gedanken, einen Sitz Othin's nach Byzanz zu verlegen, hat Saxo Grammaticus, der den Paulus Diakonus kannte, wol aus diesem genommen, denn dieser sagt, daß erzählt werde, Wodan sei lange vor der Zeit, als er den Langobarden den Sieg ertheilt, nicht in Germanien, sondern in Griechenland gewesen. Die nordischen Könige lassen nach Saxo Grammaticus eine goldene Bildsäule Othin's machen, und schicken sie nach Byzanz. Frigg aber läßt, um mehr Schmuck zu erhalten, Gold der Bildsäule entziehen. Othin hängt die Schmiede, und macht, daß die Bildsäule redet, wenn sie berührt wird. Frigg treibt Ehebruch und läßt durch den Ehebrecher die goldene Bildsäule zerstören, und verwendet das Gold. Wegen dieser doppelten Schmach entweicht Othin. Da erwirbt sich ein berühmter Zauberer, Namens Mit-Othin (richtiger Mid-Othin, d. h. Mittel-Othin, Zwischen-Othin), göttliche Verehrung. Als Othin zurückkehrt, entweicht Mid-Othin nach Pheonia (Fühnen). Daß unter Pheonia nicht Finnland, wie man vermuthet [50]), zu verstehen, zeigt die Hist. Gent. Danor., die fälschlich dem König Erich zugeschrieben worden. Sie sagt: dem Frithleif sei Othen nachgefolgt. Dieser sei plötzlichen Todes gestorben an dem Orte, der nun Othens (Odense) heiße, dieser sei ein großer Zauberer und Weissager gewesen, sei deshalb von allen Völkern ringsum als Gott verehrt worden, und deshalb hätten die Griechen eine Bildsäule, die ihnen die Dänen als ein großes Geschenk geschickt, mit der größten Ehrfurcht aufgenommen. Dem Othin sei sein Sohn Balder nachgefolgt. Der Verfasser läßt also den eigentlichen Othin [51]) auf Fühnen zu Odense sterben. Snorri Sturleson, der, um in Othin einen schwedischen König zu erhalten, ihn in Upsal sterben lassen muß, läßt Othin wenigstens auf seiner Wanderung in den Norden nach Fühnen kommen, und Odense nach ihm genannt werden. Nach Saxo Grammaticus, der allein den Mid-Othin hat, wird er in Fühnen in einem Zusammenlaufe der Einwohner erschlagen. Da der Todte Pest verursacht, wird er wieder aus dem Grabhügel genommen, und seine Brust mit einem Pfahle durchstochen, und so hört die Pest auf. Othin, aus der Verbannung zurückgekehrt, setzt die ab, die sich in seiner Abwesenheit die Ehren der Himmlischen angemaßt. Von Othin's Liebesabenteuer mit der Rinda haben wir oben schon gehandelt. Wegen seiner Schandthaten wird Othin von den Göttern, deren Hauptsitz zu Byzanz war, entsetzt und geächtet. Sie machen Ollern zum Könige und Gotte, und geben ihm auch den Namen Othin. Nachdem Othin durch die Verbannung genug gebüßt, gewinnt er einige Götter durch Schmeicheleien und Geschenke, und vertreibt Ollee'n aus Byzanz, der nach Schweden entweicht, und von den Dänen erschlagen wird. Othin, der nun die Abzeichen der Göttlichkeit wieder erlangt, gewinnt so glänzende Meinung in allen Theilen der Erde, daß ihn alle Völker als ein der Welt wieder gegebenes Licht umfaßten, und kein Ort des Weltkreises war, welcher der Gewalt seiner Gottheit nicht gehorcht hätte. So ertheilt Saxo Grammaticus [52]) Othinen bald zu wenig, bald zu viel, und es ist ihm mehr um rednerische Floskeln zu thun, als die Sagen, die ihm vorlagen, treu darzustellen. Saxo Grammaticus, ob er gleich das Versemachen liebte, mehr ein rethorischer, als dichterischer Geist, hat Othin am meisten mishandelt. Snorri Stuleson dagegen, obgleich

48) S. *F. Wachter*, Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen. p. 8. 49) Saxo's Quellen über Othin handeln und stellen rücksichtlich die betreffenden Stellen außer Suhm zusammen, besonders Dahlmann, Einleitung in die Geschichte von Alt-Dänemark (in s. Forschungen auf dem Gebiete der Gesch. 1822. 1. Th. S. 151 fg. Geijer, Svearikes Häfder 1825. I. S. 246 fg. Chr. Riemeyer, Sagen, betreffend Othin, dessen Geschlecht und das Asenthum überhaupt, nach den Überlieferungen Saxo, des Grammatikers. (Erfuet 1821.) (Auch in der Vorzeit 4. Bd. 3. St.) Katerfeld, über die Asalehre (Rudolstadt 1819) (und in der Isis). S. 8—15. Doch finden wir nicht mit Katterfeld wahrscheinlich, daß Snorri seine Ansichten aus Saxo Grammaticus geschöpft, denn die Ansicht, daß die heidnischen Götter Menschen gewesen, die sich durch Zauberei den Ruf der Gottheit erworben, gehörte nicht blos dem Saxo Grammaticus, sondern dessen Zeitgenossen überhaupt an. Finn-Magnusen (Lex. Mythol.), welcher das Umfassendste über Othin geschrieben, stellt S. 567—594 nicht nur die Stellen über Othin aus Saxo Grammaticus, sondern auch die der spätern dänischen und schwedischen Chroniken zusammen. Wir müssen hierauf verweisen, da ihre Betrachtung hier der Raum nicht gestattet. Nur im Allgemeinen bemerken wir, daß die Hauptquellen der dänischen Chroniken Saxo Grammaticus und der schwedischen Adom von Bremen sind. Doch sind sie ihnen nicht genau gefolgt, sondern sie haben jene Angaben nach ihrer Weise gestaltet.

50) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 579. 51) Finn-Magnusen sagt, 'daß hier offenbar von Mit-Othin die Rede sei; aber der Verf. der Hist. Gent. Danor. meint den eigentlichen Othin, da Baldee sein Sohn ist, und folgt also einer Sage, nach welcher der eigentliche Othin zu Odense gestorben. 52) *Saxo Grammaticus* Lib. I. p. 12, 13, 44—46. Lib. VI. p. 103, 104. Wie Othin Wikar'n durch Starkader'n hängen läßt, haben wir im Art. Opfer bei den Germanen mitgetheilt.

auch er den Ansichten seiner Zeit zufolge, und als frommer Christ, der er war [53]), den Othin als einen Menschen darstellen mußte, der sich durch Zauberkünste zu dem aufschwang, daß man ihn für einen Gott hielt, Snorri Sturleson, ein guter Skalde, hat den Othin als Menschen aufgefaßt am würdigsten behandelt, und seine Darstellung ist auch die lehrreichste, da sie sich am meisten an die Götterlage hält, und mehres aus den Götterliedern, namentlich mehre Stellen der Havamal, in Prosa aufgelöset hat. So ist gekommen, daß Snorei, obgleich er etwas später als Saxo Grammaticus schrieb, den zum Menschen gemachten Othin dem ursprünglichen Othin ähnlicher darstellt, und deshalb muß auch Snorri's Darstellung hier mehr Berücksichtigung finden, und zwar zuerst, wohin Snorri das alte Asgard setzt. Aus dem Norden von den Gebiegen, welche außerhalb aller bewohnten Länder liegen, fällt der Fluß durch Großschweden (d. h. Skythien) [54]), der, welcher mit Recht Tanais heißt; er war vordem genannt Tanaquisl oder Vanaquisl (Ast oder Zweig, d. h. Arm der Tanen oder Wanen). Er fällt in das schwarze Meer. In den Wanaquislen (d. h. zwischen den Nebenflüssen oder den Armen der Vanaquisl) war das Land genannt Vanaland (Land der Wanen) oder Vanaheimr (Wanenwelt); dieser Fluß trennt der Welt Drittheile. Im Osten heißt das Land Asien, aber im Westen Europa. Im Osten von der Tanaquisl in Asia war das Land genannt Asaland (Asenland) oder Asaheimr (Asenwelt); aber die Hauptburg, die im Lande wae, nannten sie Asgard. Die Idee also, Asgard, das die echte Götterlage im Himmel dachte, nach Asien zu verlegen, hat unstreitig der gleichklingende Name gegeben. Hatte der Umgestalter der Götterlage Asgard einmal glücklich auf die Erde herabgebracht, dann war es nicht schwer, auch Othin als Menschen darzustellen. In der Burg Asgard war Häuptling der, welcher Othin genannt war. Dort war eine große Opferstätte. Das war dort Sitte, daß zwölf Tempelpriester (hofgodar) [55]) die obersten waren; sie sollten walten über die Opfer und Rechtssprüche unter den Menschen. Das sind Diar (Götter) genannte, oder Drottnar (Herren); ihnen sollte Dienste erweisen alles Volk und Verbeugung. Othin war ein großer Heer-Mann [56]), sehr weit gefahren, und eignete sich zu viele Reiche. Er war so siegglücklich, daß er in jedee Schlacht den Vortheil hatte, und so kam, daß seine Mannen daran glaubten, daß er als ein angewiesenes Recht den Sieg besäße. So macht sich die Umgestaltung des Kriegsgottes Othin in einen glücklichen menschlichen Sieger ziemlich gut. Aber ein schrecklicher Widerspruch entsteht bald, daß dieser Othin, dem der Sieg als ein ihm angewiesenes Recht gehört, vor den Römern fliehen muß. Das war sein Beauch, wenn er sendete seine Mannen zur Schlacht oder anderer Sendefahrt, daß er zuvor die Hände ihnen auf das Haupt legte und ihnen den Bianak gab. Sie glaubten, daß sie wohl fahren würden. Bianak ist im Germanischen ein unerhörtes Wort, deshalb hat man es mit Binak, dem mystischen Wasser des Lebens und der Gesundheit in der Zendoveste verglichen [57]). Im Hávamál wird dem Othin in den Mund gelegt: Das kann ich Dreizehntes, wenn ich soll jungen Degen mit Wasser anwerfen, daß er nicht wird fallen, obgleich er in die Schlacht kommt, der man neigt (sinkt) nicht vor den Schwertern. Snorri wendet bei seinem Othin in der Heimskringla mehre Stellen der Hávamál an, vielleicht ist es auch mit dieser der Fall. Unleugbar ist aber zu obiger Darstellung die Stelle der Hávamál (Str. 158) benutzt: Das kann ich als das Eilfte, daß, wenn ich zur Schlacht soll geleiten Lang-Freunde (alte Freunde), daß ich unter die Ränder (Schilde) gelle (gél, d. h. Zauberlieder, singe), aber sie mit Macht fahren (ziehen) heile zum Kampfe, heile aus dem Kampfe, sie kommen heile von überall her. Man vergleiche hiemit Tacitus (Germ. III), wo er von den Liedern spricht, welche die Germanen vor dem Beginnen der Schlacht sangen, indem sie den Schild vor den Mund hielten und wie sie aus dem Tone des Gesanges das Geschick des Kampfes weissagten, und dadurch entweder mit Schrecken erfüllten, oder selbst von Angst erfüllt wurden. Da nach Tacitus (Germ. VIII) die Germanen glaubten, daß die Gottheit bei den Kämpfenden sei, so schrieb man die Leitung jenes Gesanges offenbar der Gottheit zu und hierdurch blos wird erklärlich, wie der Gang jenes Gesanges zum Orakel dienen konnte. Das Orakel selbst hatte seinen natürlichen Grund, da der Gesang der Krieger anders sein mußte, wenn sie schon Besorgnisse über den Ausgang des Kampfes hegten, oder wenn ihre Brust von unbezweifelter Siegeshoffnung erfüllt war. Ihre Besorgniß ward in jenem Falle durch den nicht zusammenstimmenden Gesang vermehrt und die Nicht-Zusammenstimmung schrieben sie dem zu, daß Othin nicht mitgesungen habe. Vergleichen wir daher den Beicht des Tacitus mit dem Inhalte der 158. Strophe der Hávamál, so läßt sich schließen, daß die Germanen glaubten, wenn der Kampf einen glücklichen Erfolg gehabt hatte, Othin habe in ihren Gesang den Gesang von Zauberliedern gemischt. Aus keinem andern Grunde wol ward auch in den nordischen Liedern der Kampf dichterisch galldr [58]), Zauberlied, genannt. Weiter erzählt Snorri von Othin's Mannen: So war auch mit seinen Mannen, wo immer sie würden in Nöthen gestellt, auf der See oder auf dem Lande, da riefen sie seinen Namen an, und dünkten sich stets dadurch Ruhe (Sicherheit) zu erhalten. Dort dünkten sie sich allen Trost zu haben, wo er war. Er zog oft so weit fort, daß er auf der Fahrt viele Halbjahre verweilte. Er hatte zwei Brüder, We und Wilin. Diese regierten

53) Dieses gehe sowol aus der Heimskringla, als auch aus den Nachrichten über sein Leben hervor, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Leben. Hpft. 31 (in der Einleitung zur Heimskringla). 54) So sagt das 1. Sögubrot im 11. Bande der Formanna-Sögur S. 414: In Europa ist östlich Cithia, das nennen wir Schweden das Große. 55) Nach anderer Lesart: zwölf Häuptlinge. S. F. Wachter, Heimskringla. 1. Bd. S. 13. 56) S. dens. S. 14.

57) S. Finn-Magnusen zu den Hávamál gr. Ausg. der Edda Sám. S. 111. 58) S. Beispiele bei F. Wachter, Heimskringla Einleitung, Leben Snorri Sturleson's. Cap. 32.

Digitized by Google

das Reich da, wenn er fort war. Einmal war Othin weit fortgezogen und hatte sich lange verweilt. Da glaubten die Asen nicht mehr hoffen zu dürfen, daß er heimkommen werde. Da theilten seine Brüder sein Erbe, und sein Weib Frigg heirathete beide Brüder. Aber kurz nachher kam Othin heim und nahm sein Weib wieder. Othin griff mit dem Heere die Wanen an, aber ihnen ging es wohl dabei und sie wehrten ihr Land, und hatten abwechselnd den Sieg: jede verheerten das Land der andern und thaten Schaden. Hierbei vergißt der Sagengestalter, daß er oben erzählt, daß Othin so glücklich gewesen, daß er in jeder Schlacht den Sieg gehabt. Aber es durften die Wanen der Göttersage auch in der Umgestaltung derselben zur Menschensage nicht fehlen. Die Asen und Wanen, denen die gegenseitigen Verheerungen endlich zur Last fallen, machen Frieden und geben sich Geiseln. Die Wanen überlieferten ihre vorzüglichsten Männer, Niörd, den Reichen und seinen Sohn Frey; aber die Asen dagegen Hánir'n und sagten, daß er ganz wohl zu einem Häuptlinge geschickt sei, da er groß und sehr schön war; mit ihm sandten die Asen Mimir'n, den weisesten Mann, aber die Wanen überlieferten dagegen den klügsten in ihrem Volke, Quasir'n. Hánir ward in Wanaheim sogleich zum Häuptlinge gemacht. Mimir lehrte ihn alle Rathschläge. Aber wenn Hánir sich auf Volks- und Gerichtssammlungen befand, und Mimir nicht dabei war und eine zweifelhafte Rechtssache vorkam, sagte er immer, daß die andern rathen sollten. Die Wanen ahnten da, daß die Asen sie bei dem Männertausche getäuscht haben möchten, hieben Mimir'n das Haupt ab, und sandten dieses den Asen. Othin nahm das Haupt und schmierte es mit solchen Gewürzen, daß es nicht faulen konnte und sang Zauberlieder darüber und verlieh ihm solches Vermögen, daß es mit ihm sprach und ihm viele versprochene Stücke sagte. Das ist hier aus der großartigen Göttersage von Mimie's Brunnen, und wie Othin mit Mimir's Haupte[59]) redet, d. h. die Wasserorakel befragt, geworden. Niörden und Frey'n setzte Othin zu Blótgodar (Opferpriestern), und sie waren Diar (Götter) bei den Asen. Niörd's Tochter war Freya; nach anderer Lesart Fryggia. Freya, die ursprünglich eins mit Frigg und Othins Gemahlin war, erhält hier einen jüngern Ursprung. Wahrscheinlich erklärt sich dieses aus dem Folgenden. Freya war Blótgydin (Opferpriesterin), und sie lehrte zuerst bei den Asen den Seid (Feuerzauber), welcher bei den Wanen häufig war. Man wollte also der verhaßtesten der Zauberkünste keinen germanischen Ursprung geben, welchen sie auch wol nicht hatte, und man wußte sich da nicht besser zu helfen, als daß Freya zu einem Wanagod (Gottheit der Wanen) und zu einer Wanadys[60]), (Göttin der Wanen) gemacht ward. Daß man diese Absicht hatte, den Seid als nicht germanisch darzustellen, läßt sich aus dem schließen, was unmittelbar daran geknüpft wird. Als Niörd bei den Wanen war, hatte er seine Schwester gehabt, weil das dort Gesetze waren (d. h. die Gesetze erlaubten); ihre Kinder waren Freyr und Freya, aber das war verboten bei den Asen, zu wohnen so nahe bei Blutsfreundschaft. Diese Asen machen also hier deutlich den Gegensatz als menschlicher Gebildete gegen die rohern Wanen, bei denen man vielleicht, wenn man sie geschichtlich auffaßte, an die Wenden dachte, wiewol diese Windar hießen. Nun kommen wir zu Othin's Entweichen vor den Römern. Eine große Gebirgskette geht von Nordosten nach Südwesten, die theilt Schweden, das große, und andere Reiche. Im Süden reicht das Gebirge nicht bis Tyrkland. Dort hatte Othin große Eigen (Besitzungen). In der Zeit zogen der Römer Häuptlinge[61]) weit durch die Welt, und brachen unter sich alle Völker. Aber viele Häuptlinge flohen vor diesem Unfrieden von ihren Eigen. Aber dadurch, daß Othin vorschauend und zauberkundig war, da wußte er, daß seine Nachkommenschaft in der Nordhälfte der Welt wohnen werde. Da setzte er seinen Bruder We und Wili über Asgard, aber er zog und alle Diar (Götter) mit ihm, und viel anderes Menschenvolk[62]). Er zog erst westwärts nach Hardaviki (Rußland). Wollten wir auch dieser Darstellung geschichtliche Geltung geben, so haben die doch Unrecht, die behaupten, Othin sei vor Mithridat und den Römern geflohen. Der große Fiallgardr (Gebirgumzäunung, Gebirgkette), welcher von Nordosten nach Südwesten geht, und Schweden, das große, und viele andere Reiche trennt, soll doch wol kein anderes als das Uralgebirge[63]) sein und das Tyrkland, bis zu welchem das Gebirge nicht reichen soll, soll doch wol kein anderes Land als das Land der Turkomannen und die Gegend der Stadt Turkestan sein. Aus diesen Gegenden brauchte aber Othin weder vor Mithridat noch vor den Römeen zu fliehen. Gewöhnlich wird Othin's Asenland an den Don gesetzt, aber an dem Don und den in ihn fallenden Flüssen, also im Flußgebiete des Dons, war das Wanenland. Vergleichen wir nämlich Snorri Cap. 2 und 5[64]), so wird das Asenland zwar östlich von dem Don gelegt, aber nicht an den Don selbst oder in sein Flußgebiet, und das Land, wo Othin große Eigen hatte, war also vor dem Kriegsschauplatze des Mithridates und der Römer durch das schwarze Meer gesichert. Othin,

59) Völuspá Str. 62. S. 46. 60) Kenningar unter Freya Kenniet.

61) S. über diesen Ausdruck F. Wachter, Heimskringla. S. 17. N. 5. 62) Mannfólk, s. die Erklärung bei F. Wachter a. a. O. S. 17, 18. N. 8. 63) Finn-Magnusen (Lex. Myth. p. 561) scheinen es die Altai- und Mussarigebirge zu sein, welche Kaschar und Turkestan (die Urheimath der Türken) umgeben und vom tatarischen Skythien trennen. Saß hier Othin, so brauchte er noch weniger vor den Römern zu entfliehen. Die Byzantiner setzen die Türken in den eigentlichen Kaukasus. Turcae hat auch schon Pomponius Mela (I, 19). Diese nimmt Suhm als Bewohner des Snorri'schen Tyrklandes und nimmt die Rudini für die Wanen. Aber das Snorri'sche Tyrkland mußte natürlich das bekanntere Turkistan sein, doch hatte Othin dann wieder weit zu den Wanen an den Don. Das Ergebniß solcher Untersuchungen muß natürlich sein, daß Snorri keine genaue Kenntniß von jenen Flüssen und Gebirgen hatte, und daß sich deshalb Snorri's Tyrkland finden läße, wo sich die Türken fanden. Doch dürfte unter der großen Gebirgskette, die nicht bis Tyrkland reichte, doch eher das Uralgebirge als das Altaigebirge zu verstehen sein, denn sonst kommt der Schauplatz gar zu weit vom Don hinweg. 64) Bei demf. S. 13, 14.

Digitized by Google

der in allen Schlachten glückliche Heerführer müßte also sehr fliehlustig gewesen sein, wenn er vor Mithridates oder Pompejus hätte fliehen sollen. Und welche gewaltige Macht hatte dieser Othin, der aus der Tatarei flieht, weil Mithridates und nach ihm Pompejus zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere Eroberungen machen? Von Gardariki (Rußland) zog er südwärts nach Saxland; er hatte viele Söhne, er eignete sich zu Reiche weit durch Saxland und setzte dort seine Söhne zur Landsbeschirmung. Sehr gut nimmt sich in der That dieser Othin, der wie andere Häuptlinge vor den Römern flieht, und sein eigenes Land nicht zu behaupten sich getraut, als Eroberer weiter Reiche in Saxland aus, also im nördlichen Teutschland, sodaß er z. B. die Chaucen und Cherusker sich unterworfen haben mußte. Dann zog er nordwärts zur See und nahm sich dort Wohnstätte auf einem Eilande, dort heißt es nun Odins-ey [65]) (Othins-Eiland) in Fünen. Da sandte er Gefion nordwärts über den Sund zum Länder-Suchen, da kam sie zu Gylfi, und er gab ihr ein Pflugsland. Da reiste sie in (die) Jotunheimar (Riesenwelten) und empfing dort vier Söhne mit einem Riesen; sie wandelte diese in Ochsengestalt, und spannte sie vor den Pflug, und zog das Land hinaus in das Meer, und westwärts gegen Odinsey, und wird das Land genannt Selund (Seehain, jetzt Seeland); dort wohnte sie seitdem. Sie nahm Skiöld, einen Sohn Othin's, und wohnte zu Hleidra. Snorri hat in der Vorrede sein kritisches Gewissen und sich auch mit den Lesern abgefunden, und konnte ohne Übelstand Seelund's fabelhafte Entstehung einflechten [66]). Aber wie steht es mit den Neuern, welche die aus der Göttersage in Menschensage umgewandelte Sage als Geschichte nehmen? Als Othin hörte, daß gute Landesnahrungen im Westen bei Gylfi waren, zog er dahin und machten sie und Gylfi ihren Vergleich, denn Gylfi dünkte sich nicht Kraft genug zu haben zum Widerstande gegen die Asen. Viel hatten sie und Othin und Gylfi unter sich in Betrügereien und Gesicht-Verkehrungen (Gesichttäuschungen), und waren die Asen stets mächtiger. Diese ist eine Anspielung auf die Gylfagining und ein neuer Beweis, daß diese ganze Darstellung Othin's nichts ist, als das Bemühen, den Gott Othin als einen Menschen darzustellen, oder mit andern Worten die Göttersage in Menschensage umzuwandeln. Othin nahm seine Wohnstätte am See, dort, wo es nun Alt-Sigtun genannt wird, und machte dort großen Hof (Tempel) und Opfer nach der Sittengewohnheit der Asen. Er eignete sich zu dort die Ländereien soweit, als er es Sigtunir heißen ließ. Er gab Wohnstätten den Hofgoden (Tempelpriestern); Niörd wohnte in Noatun; aber Freyr zu Uppsalir, Heimdall zu Himinbiörg, Thor zu Thrudwang, Balldur zu Breidablik, allen gab er gute Hofstätten. Für at Himinbiörgum (zu Himmelsburgen) liest eine Handschrift at Hunbiörgum zu Hunnburg oder Hundburgen. Da aber Noatun, Thrudwang und Breidablik zeigen, daß wir es hier mit zu Menschensage umgewandelter Göttersage zu thun haben, so ist die mit dem Grimnismál übereinstimmende Lesart vorzuziehen [67]). Da als Asa-Othin (Othin der Asen, Asen-Othin) in die Nordlande kam, und mit ihm die Diar (Götter), wird das mit Wahrheit gesagt, daß sie hoben an und lehrten die Künste (idrótir), mit welchen die Menschen hierauf lange umgegangen sind. Othin war der begabteste von allen, und bei ihm sie alle lernten die Künste (oder nach andern sie lernten alle die Künste) [68]). Hierbei nimmt Snorri ohne Zweifel auf die Hávamál Rücksicht, wo Othin die Lehre der Zauberkünste in den Mund gelegt wird. Daß Othin grade hierbei die Bezeichnung Asa-Othin, Othin der Asen, d. h. Othin bei den Asen, erhält, kommt wol daher, weil Snorri dabei die für älter gehaltenen zauberkundigen Finnen im Auge hatte und den Othin der Nordmannen von dem Gotte unterscheiden will, der bei Finnen dem Othin entsprach. Aber das ist zu sagen, aus welcher Ursache er so sehr geachtet ward, dazu führten diese Stücke, er war so schön und stattlich von Antlitz da, winn er bei seinen Freunden saß, daß allen das Herz dabei lachte. Aber da, wenn er im Heere war, da erschien er grimmig seinen Unfreunden. Aber das geschah dadurch, daß er Antlitz und Gestalt vertauschte, auf welche Weise er wollte; Snorri's Zeitgenossen glaubten die Kraft der Zauberei und Niemand konnte an dieser Darstellung Anstoß nehmen. Die Neueren, welche auch in Othin einen leibhaftigen Menschen erblicken, suchen sich dadurch zu helfen, daß sie sagen, Othin habe für einen größern Zauberer gegolten. Aber es werden hier und weiter unten solche Stücke erzählt, die Othin durch alle Gaukeleien nicht bewirken konnte. Daß Othin hier als größerer Zauberer geschildert wird, geschieht also nicht, weil ein großer Zauberer unter dem Namen Othin in den Norden eingewandert war, sondern weil Othin Gott der Zauberkunde war, und die Göttersage von ihm in Menschensage umgewandelt ward. Eine andere Ursache, daß Othin so sehr geachtet ward, war diese, daß er redete so klug und glatt, daß Allen, welche zuhörten, dünkte, das sei wahr. Hier finden wir also den Gott der Beredsamkeit. Er sprach alles in Beesen, sowie nun gesungen wird, was Skaldskapr (Dichtkunst) heißt. Er und seine Hofgoden (Tempelpriester) heißen Liederkünstler (lióda smidir) [69]), darum, daß diese Kunst sich anhob von ihnen

65) Odensen. 66) S. bei J. Wachter, Heimskringla. 1. Bd. S. 4.

67) Vergl. J. Wachter (Heimskringla S. 20. Not. 35) und Finn-Magnusen (Lex. Mythol. p. 269), welcher bemerkt, daß nach seiner Meinung alle diese Oerter als Wohnungen der Götter im Himmel gelegen, daß aber nichts desto weniger jene Namen irdischen Orten beigelegt werden können, und zum Theil seien. Wir hingegen nehmen Uppsalir nicht für eine Himmelswohnung, da wir sie in der Göttersage nicht finden. In der Göttersage ist Frey's Wohnung Alfheim. Aber dieses kann Snorri Frey'n nicht wohl geben lassen, weil Frey König von Uppsalir, nicht von Alfheim werden sollte, denn Snorri sagt (Ynglingasaga Cap. 53 bei Wachter S. 125): Alfheimar (Elfenwelten) waren damals genannt das Land zwischen der Raumel und Gautelf. Auch machte es sich überhaupt besser, wenn neben Namen der Örter, die blos in der Luft lagen, auch solche, wie Uppsalir und Sigtun, vorkamen, die man auf der Erde wirklich fand. Über den Namen Uppsalir s. J. Wachter zur Ynglingasaga Cap. 40. S. 101. Not. 11. 68) S. denf. zur Heimskringla. Not. 5a. 69) Wörtlich Liederschmiede.

in den Nordlanden. Hier haben wir also Othin, den Gott der Dichtkunst, unter den übrigen Asen war Bragi der erste Künstler der Gedichte. Geschichtlichen Sinn kann jenes, daß Othin zuerst die Dichtkunst nach dem Norden gebracht, nicht haben, denn ein vor den Romern aus Tyrkland fliehender Othin konnte nicht erst die Dichtkunst nach dem Norden bringen, sie mußte schon vor jener Zeit da sein. Aber Othin, der Gott der Dichtkunst, konnte, sollte er als Mensch dargestellt werden, nicht anders als erster menschlicher Lehrer der Dichtkunst dargestellt werden. Snorri weiß auf eine leichte natürliche Weise alle Geltungen des Gottes Othin's als Gottes der Zauberkunde, der Beredsamkeit, der Dichtkunst und des Sieges, auf den Menschen Othin zu übertragen. Othin konnte so machen, daß in der Schlacht seine Unfreunde blind oder furchterfüllt wurden, aber ihre Waffen nicht mehr schnitten als Gerten. Aber seine Mannen gingen panzerlos und waren toll wie Hunde ꝛc., weder Feuer noch Eisen wirkte auf sie. Othin singt in der Hávamál (Str. 151): Das kann ich Drittes, wenn mir große Bedürfniß wird einer Haft (Bindungsmittel) gegen meine Haßverwandten (Feinde), ich stumpfe die Ecken (Schwertschneiden) meiner Gegner, beißen (verwunden) ihnen weder Waffen (Schwerter), noch Keulen, und Str. 158: Das kann ich Fünftes, wenn ich geschossenen Pfeil gefährlich in der Schlachtreibe gehen sehe. Nicht fliegt er so mächtig, daß ich ihn nicht zum Stehen bringe, wenn ich ihn mit Blicken ansehe [70]). Othin, erzählt Snorri weiter, vertauschte seine Hüllen [71]), da lag der Leib wie eingeschlafen oder todt, aber er war da Vogel oder Thier, Fisch oder Schlange, und fuhr er in einer Schwippstunde in ferngelegene Länder zu seinen und zu anderer Menschen Geschäften. Das nimmt sich in der Göttersage gut aus, wo Othin ein Adlerhemde nimmt, und fliegt, oder sich in eine Schlange verwandelt. Aber bei dem zum Menschen gemachten Othin ist es ein Widerspruch, daß er, als er in den Norden zieht, z. B. seine Brüder über Asgard setzt. Wollte er Stammvater der nordischen Königsgeschlechter werden, und im Norden herrschen, so konnte er, vermöge seines Vermögens, in einer Schwippstunde, d. h. im Augenblicke in entfernte Länder sich zu verfügen, sehr gut sowol im alten, als im neuen Asgard herrschen. Das konnte er auch mit bloßen Worten machen, Feuer verlöschen und die See beruhigen, und wenden die Winde, welchen Weg er wollte. Das ist auch den Hávamál entlehnt. Othin wird da in den Mund gelegt (Str. 155): Das kann ich (als) das Siebente, wenn ich sehe hohe Flamme um den Saal der Sitzverwandten (Kameraden). Nicht brennt es so breit, daß ich ihn nicht berge. Diesen Galdr (Zauberlied) kann ich gellen (singen); Str. 157: Das kann ich das Neunte, wenn mich Noth umsteht, zu bergen vor Gefahr mein Floß (Fahrzeug). Wind ich kirre (stille) auf der Wage (Wasser), und schläfere alle See ein. Othin hatte das Schiff, welches Skidbladnir hieß, wenn er über große Meere fuhr; aber das konnte er zusammenwickeln, wie ein Tuch. Auch dieses Schiff der Göttersage durfte hier nicht fehlen. Im Grimnismál (Str. 43. S. 60) heißt es: Die Esche Yggdrasil, sie ist der vorzüglichste der Bäume, aber Skidbladnir der Schiffe, Othin der Asen, aber der Pferde Sleipnir ꝛc. Nach der Skalda wird der Skidbladnir von den Schwarz-Elfen oder Zwergen, den Söhnen Iwald's, gefertigt, hatte sogleich günstigen Wind, wenn das Segel in die Luft kam (emporgerichtet ward), wohin man fahren sollte, aber man konnte es zusammenwickeln, wie ein Tuch, und es haben im Beutel bei sich. Loki gab es Frey'n [72]), und so wird auch in Freys Kenningar Freyr Skidbladnirs Eigenthümer (Skidbladnis eigande) genannt. Die wahrscheinlichste Auslegung des Skidbladnirs ist die naturssinnbildliche, nämlich als die Wolken, auf welchen der Himmel und die Sterne zu schiffen scheinen, und welche sich, wenn sie verschwinden, zusammenzuwickeln scheinen. Nach Suhm ist der Skidbladnir das erste Schiff, welches mit vollen Segeln in der Nordsee erschien. Othin hatte bei sich das Haupt Mimir's und sagte das ihm viele Zeitungen (Ereignisse in der Zeit) aus andern Welten; aber manchmal weckte er todte Menschen aus der Erde, oder setzte sich unter Gehängte; darum wird er genannt Herr der Geister der Verstorbenen (Draugn drottin) oder Herr der Gehenkten. Daß Othin todte Menschen aus der Erde weckte, that er als Gott der Orakel, und die Erweckung der Todten geschah zum Behufe der Todtenorakel. Snorri'n schweben unstreitig die göttersaglichen Lieder vor, wie die Wöluspá und die Vegtams-quida, wo Othin die Wala durch Zauberlieder zwingt, ihm Orakel zu ertheilen (s. den Art. Orakel bei den Germanen, da, wo von den göttersaglichen Walen gehandelt wird). Ferner benutzte Snorri die Hávamál, in welchee Othin Str. 160 singt: Das kann ich Zwölftes, wenn ich sehe auf Bäume oben schwingen Schlingen-Leichnam (Gehenkten), so schneide ich und mahle in Runen, daß der Mensch geht und mit mir spricht. Othin that nämlich das zum Behufe der Todtenorakel. Er hatte auch zwei Raben, die er gezähmt hatte zum Sprechen; sie flogen weit durch die Länder, und sagten ihm viele Zeitungen: von diesen Stücken ward er mächtig weise (unterrichtet). Mit den Raben stand Othin als Gott der Schlacht und Weissage in vielfacher Beziehung, und so spielen auch Othin's Raben in der Göttersage und im Götterdienste eine große Rolle. Wir haben bereits von Othin's Raben im Art. Hrafna-galdr Othins, d. h. Zauberweissagelied der Raben Othin's, gehandelt, weshalb wir auf diesen Artikel verweisen, doch mit der Bemerkung, daß um Othin in allen seinen Beziehungen aufzufassen, der Artikel Hrafna-galdr Othins sehr wichtig, und deshalb nothwendig zu vergleichen ist. Alle Künste konnte Othin

70) Vergl. Saxo Grammaticus, wie er von Wisunn sagt: Dieser konnte alle Schärfe der Geschosse durch bloßen Anblick zur Stumpfheit bringen. Die Zauberin Guthrun, welche Ewanhild's Bruder, da ihr Heer, um Jarmarik's Burg zu erstürmen, zu geschwächt ist, um Rath befragen, durch thätigen Beistand zu Hilfe und macht die Feinde blind, sodaß sie gegen sich selbst die Waffen wenden. Während dessen dringen die Brüder in die Burg ein. Aber Othin kommt herzu und stellt den von ihm geliebten Dänen das Gesicht wieder her. S. *Saxo Grammaticus* Lib. III. p. 157.

71) Wörtlich Hemden. S. F. Wachter, Heimskringla. S. 22. Not. 1.

72) Dämesaga 58.

Digitized by Google

durch Runen und Lieder, welche Galldrar (Zauberlieder) heißen; darum werden die Äsen genannt Galldra-smidir. Wie Othin mächtig duech Runen, das ist ebenfalls aus der Götter- und Heldensage genommen. Aus dem Hávamál haben wir so eben ein Beispiel gesehen, wie Othin die Runen anwandte. Othin sagt daselbst an einer andern Stelle: Runen wirst du finden, und errathene Stäbe (Buchstaben), sehr große Stäbe (Buchstaben), sehr steife Stäbe (Buchstaben), welche Fimbul-thulr (Sagenerzähler, d. h. Othin) malte, und machten die Hochmächte (ginnregin, die Äsen) und der Rufer der Mächte (hroptr rangna, der Rufer der Götter oder Fürsten) schnitt, Othin bei den Äsen, aber vor den Alfen Dainn, Dwalin auch vor den Zwergen, Asvidr vor den Jötnar (Riesen), ich (Othin) schnitt selbst einen Theil. Die für die Menschen nützlichsten Runen, welche Othin eedachte und schnitt, haben wir oben aus dem Sigurdrifo-mál ersehen. Die Galldear, welche Othin zugeschrieben werden, führen die Hávamál auf. Da man nicht blos rein mit den Waffen kämpfte, sondern auch Zauberkünste in Anwendung beachte, so war der Gott des Krieges auf eine natürliche Weise auch Gott der Zauberkünste. Da die Heilkunde mittels dee Zauberkunst betrieben ward, so war Othin auch zugleich Gott der Heilkunde. Der Heilkunde waren aber verwundete Krieger sehr bedürftig, und so war auch Othin als umfassender Gott der Krieger auf die natüelichste Weise Gott der Heilkunde. Die Germanen liebten zwar Vielgötterei, voe allem mußte eine Deeiheit da sein, aber gleichwol liebten sie nuch ihee Gottheiten so dedeutungsvoll als möglich zu machen. Othin war daher auch Gott der oerderblichsten Zaubeekunst. Er konnte, sagt Snoeri, die Kunst, der die meiste Macht folgte, und übte sie selbst, die Seidur [73]) heißt; aber daduech konnte er wissen die Schicksale der Menschen und ungewordene (d. h. zukünftige) Dinge; so auch machen den Menschen Tod oder Unglück oder Ungesundheit, so auch nehmen von den Menschen Verstand oder Kraft, und geben andern; aber dieser Zauberei, wenn sie geübt wird, folgt arge Lust [74]) so groß, daß den männtlichen Menschen nicht damit umzugeben dünkte; und waed den Gydien (Priesterinnen) gelehrt [75]). Wie Othin Verstand der Andern durch Zauberei raubte, hiervon auch gibt die Götterfage ein Beispiel. Harbaedr (Othin) singt im Harbarlióth (Str. 19. S. 99): Viele Liebesgänke hatte ich gegen die Nachreiterinnen (Riesenweiber); ich zog sie durch Trug ab von den Männeen. Ein harter (staeker) Jötun (Riese) glaubte ich daß Hlebardur sei. Er gab mir einen Gambanteinn (vermuthlich Wunderstäbchen, Zaubeesstädchen), aber ich beachte durch Trug ihn aus dem Witze (vom Verstande). Othin, erzählt Snoeri weiter, wußte von allem Eedgute (Schätzen in der Erde), wo es verborgen war, und er konnte die Lieder, duech welche sich vor ihm aufschloß die Erde und Berge und Steine und Hügel, und er band mit bloßen Worten alle die, welche davor wohnten [76]), und ging hinein und nahm da soviel, als er wollte. Von diesen Keäften ward er sehr berühmt; seine Unfreunde fürchteten ihn, abee seine Freunde setzten iheen Trost auf ihn und glaubten an seine Kraft und an ihn selbst. Aber er lehrte seine meisten Künste den Opferhäuptlingen (Blótgodar); sie waren nächst ihm in aller Wissenschaft und Zauberkunst. Viele Andere lernten doch viel davon, und hat sich von da die Zauberkunst weit ausgebreitet und hielt sich lange. Aber dem Othin und den zwölf Häuptlingen opferten die Menschen und nannten sie ihre Götter (god) und glaubten an sie lange nachher. Nach Othin's Namen ward Audon genannt, und hießen Menschen so ihre Söhne. Audon, Audun kommt aber wol eher von audr (ohne Zeichen des Nominativs aud) Reichthum, also Audon einer, der übee Reichthum gebietet. Othin setzte die Gesetze in seinem Lande, die voeher bei den Äsen gänge gewesen waren; so setzte ee, daß man alle todten Menschen verbrennen sollte und tragen auf den Scheiterhaufen, mit ihnen ihr Eigen; ee sagte so, daß jeder mit der nämlichen Gütermenge sollte nach Walhöll kommen, als er auf dem Scheiteehaufen gebabt; dessen sollte er auch genießen, was er selbst in die Erde gegraben [77]); aber die Asche sollte man hinaus in die See tragen, oder hinab in die Eede graben; aber nach angesehenen Menschen sollte man einen Hügel machen zur Erinnerung. Aber nach allen Menschen, wo eine Menschenbegegnung [78]) daneben war, sollte man aufrichten Abwehrungssteine (Bauta-steinar); und hielt sich diese Sitte lange. Da sollte man opfern gegen den Winter um Erzeugnissefülle [79]); aber zu mittem Winter zur Keimung; das dritte Mal zum Sommer; das war Siegopfer. Durch ganz Schweden entrichteten die Menschen Othinen den Schatzpfennig für jede Nase (jeden Kopf); aber er sollte schirmen ihr Land vor Unfrieden und opfern für sie um Erzeugnissefülle. Hier wird also Othin ganz als König der Schweden gedacht, welchem es oblag, um fruchtbare Zeit zu opfern [80]). Aus Adam von Bremen geht hervor, daß die Schweden dem Thor um feuchtbare Zeit opferten. Othin hätte also, wenn Snoeri's Darstellung nicht blos sagliehen, sondern geschichtlichen Werth hätte, seinem Sohn opfern müssen. Aus Adam von Bremen erhellt, daß die Schweden dem Othin um Sieg opferten. So auch pflegten die Norweger bei Opferfesten zueest Othin's Vollhorn (Othinsfull) [81]) zu trinken zu

73) Ein Beispiel, wo durch den Seid Unglück an Menschen gezaubere wird, s. in der Ynglingasaga Cap. 17, bei F. Wachter S. 46. 74) Ergi, arge Lust bei Unvermögen, über die vielfache Auslegung s. F. Wachter zur Heimskringla. S. 24. Not. 19 b. 75) Es kommen zwar am gewöhnlichsten Seidkonar (Seidweiber), so z. B. Ynglingasaga Cap. 16. S. 43, 44. Doch kommen auch Seidmenn vor, so z. B. Sage Harald's des Haarschönen. Cap. 38.

76) D. h. die Schätze bereachten. 77) Zu diesem Behufe in die Erde gegrabenes Geld hieß graf-silfr (Grabsilber), s. F. Wachter zur Heimskringla. 1. Bd. S. 26. Not. 5. 78) D. h. Menschen vorübergingen. Über die Auslegung dieser Stelle s. denselben a. a. O. S. 26, 27. Not. 10, und über die Bauta-Steinar s. S. 6. Not. 36. 79) til árs, die Auslegung dieser von Andern anders verstandenen Stelle s. bei demselben a. a. O. S. 27, 28. Not. 12 und 13. 80) G. F. *Wachter*, Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen. Cap. 1. De regibus Germanorum discriminibus fortunae belli et segetum copiae obnoxiis p. 4—9. 81) Die Erklärung des Full s. bei demselben, Ynglingasaga Cap. 40. S. 102, 103. Not. 35.

Sieg und Macht für ihren König, aber hierauf Niörd's Vollhorn und Frey's Vollhorn zur Erzeugnissfülle und Friedin [82]). Der Othinsdienst war sich also bei den Norwegern und Schweden gleich, aber nicht so der Thors-, Niörds- und Frey'sdienst. Weiter erzählt Snorri in der Ynglingasaga: Niörd nahm das Weib, das Skadi hieß, sie wollte nicht bei ihm bleiben und verheirathete sich nachher an Othin; sie hatten viele Söhne; einer derselben hieß Sáming [83]). Bis zu Sáming zählte Jarl Hakon der Mächtige sein Vorväter-Geschlecht. Das eigentliche Schweden nannten sie Mannheimar (Menschenwelten); aber das große Schweden nannten sie Godheimar (Götterwelten); aus Godheimar sagten sie viele Zeitungen. Hiermit weiset Snorri Sturleson auf diejenigen Göttersagen hin, welche er hier nicht Gelegenheit hatte, in Menschensage umzuwandeln. Othin ward suchttodt (d. h. starb an einer Krankheit) in Schweden; aber als er gekommen zum Tode, ließ er sich marken (bezeichnen) mit Spießesspitze und eignete sich zu alle waffentodten [84]) Menschen. Er sagte, er werde fahren nach Godheim und wirthlich empfangen dort seine Freunde [85]). Nun dachten die Schweden, daß er gekommen wäre in das alte Asgard und würde dort leben zum Ewigleben. Da erhob sich aufs Neue der Glaube an Othin und Verheißung. Oft dünkte er den Schweden, ihnen zu erscheinen, bevor große Schlachten wurden; er gab einigen den Sieg, aber andere bat er zu sich; beiden dünkte es guter Zustand [86]). Besser hätte der Othinsglaube nicht ersonnen werden können, da beide, sowol die, denen der Gott den Sieg, als auch die, welchen er den Tod gab, zufrieden stellte, doch wünschte man, wie wie oben sahen, lieber den Sieg zu haben, als Othin's Gast zu sein. Der todte Othin ward verbrannt und die Verbrennung allprächtig vollbracht. Das war ihr Glaube, daß je höher der Rauch in die Luft emporstieg, um so erhabener der im Himmel wurde, der die Verbrennung hatte, und um so reicher, je mehr Gut mit ihm brannte. Wie also der Othinsglaube nur für die Reichen tröstlich war, haben wir schon oben gesehen. Nach Othin ward Niörd von Noatun Herrscher über die Schweden, und hielt die Opfer aufrecht, nach Niörd Freyr, nach Freyr die Freyr, nach Frey Fiölnir Sohn Yngvi-Frey's. Nach Fiölnir nahm das Reich sein Sohn Swegdir; er that das Gelübde, Godheim aufzusuchen, und den alten Othin. Othin wird wahrscheinlich wegen seines langen Lebens der Alte (hinn gamli) genannt, wie z. B. Starkader. Swegdir zog mit zwölf Mann weit durch die Welt, er kam hinaus nach Tyrkland und nach dem großen Schweden, und traf dort viele seiner Blutsfreunde, und war auf dieser Fahrt sieben Winter, kam wieder nach Schweden, verweilte eine Zeit lang, zog abermals Godheim aufzusuchen, ward aber im östlichen Schweden von einem Zwerg in einen hohlen Stein gelockt, indem der Zwerg vorgab, daß Othin darin zu treffen sei [87]). *(Ferd. Wachter.)*

OTHINGI, hieß eine skandinavische Völkerschaft nach Jordanes *). Er sagt, daß nach den Svethans (Schweden) folge ein Haufe verschiedener Nationen Theustheä, Vagoth, Bergio, Hallin, Liothida, deren aller Sitze auf ebenem fruchtbarem Boden seien, und deshalb von andern Nationen durch Einfälle befeindet wurden. Nach diesen Athelnil, Finnaithae, Fervir, Gautigoth **), ein tapferes, kriegerisches Geschlecht, dann mit den Othingen vermischt die Evagorae. Diese wohnen alle auf ausgehöhlten Felsen, wie auf Burgen, nach Art der Thiere. Von diesen seien die äußern die Ostrogothae, Raumariae, Raugnaricii, Finni, die sanftesten und sanfter als alle Bewohner Skandinaviens. Unter den später unbekannten Völkerschaften und zum Theil mit verdorbenen Namen sind die Othingi vorzüglich bemerkenswerth, und dieses, daß die Evagorae mit den Othingis vermischt seien. Othingi bedeuten buchstäblich Abkömmlinge Othin's. Es läßt sich also daraus schließen, daß schon damals ein Geschlecht in Skandinavien seinen Ursprung von Othin ableitete, und daß dieses Geschlecht keine besondere Völkerschaft bildete, sondern mit andern vermischt lebte, also ein Geschlecht von Edelingen war, da sein Name bis nach Italien gedrungen war. *(Ferdinand Wachter.)*

OTHINKAR, ODINKAR. 1) Othinkar der Ältere, auch der Große genannt, ein Däne von edler Geburt, heilig und gelehrt, zeichnete [1]) sich durch Bekehrung vieler auf Fühnen, Seeland, in Schoonen und Schweden aus, ward in der Peterskirche zu Bremen begraben. 2) Othinkar der Jüngere, des vorigen Neffe und Schüler, ein Däne von edler Geburt, Sohn des

82) Snorri, Sage Haken d. Guten. Cap. 16; vergl. Cap. 18, wo es heißt: Als das erste Vollhorn ward geschenkt, da sprach Jarl Sigurd: für Erinneruog (fyrir minni) und segnete es Othinen (signadi Othin) und trank aus dem Harne dem Könige zu. Vergl. mit der Heimskringla (S. 148 d. gr. Ausg.) die Saga Olafs Tryggva Sonar Cap. 23 (i. d. Form. S. 1. Bd. S. 85). 83) Die Übersetzung der Verse Eywind's des Skaldenverderbers über Othin's fruchtbare Verbindung mit dem Riesenweibe Skadi s. bei F. Wachter, Heimskringla. 1. Bd. S. 29, 30. 84) Nach andrer Lesart waffengebissene (durch Waffen verwundete), s. über das Verhältniß dieser Lesarten F. Wachter a. a. O. S. 32. Not. 8. 85) Wie sehr man die Weihe durch das blutige Marken mißverstanden hat, zeigt z. B. Gibbon, wenn er nach Mallet es so gestaltet, als wenn Othin sich selbst entleibt habe: Apprehensive of the ignominious approach of disease and infirmity, he resolved to expire as became a warriour. In a solemn assembly of the Swedes and Goths, he wounded himself in nine mortal places, hastening away (as he asserted with his dying voice) to prepare the feast of heroes in the palace of the god of war. *Gibbon*, The Decline Chap. X. (Edit. II. p. 246.) Vergl. Not. S. XXXVI, wo er als seinen Gewährsmann den unkritischen Mallet nennt. 86) Oder gute Wahl, s. F. Wachter a. a. O. S. 35. Not. 6.

87) S. die in dieser Sage angegebenen nähern Umstände bei F. Wachter a. a. O. S. 41, 42.

* *Jordanes*, De rebus Geticis. c. III. ap. *Muratori* Rer. Ital. Scriptt. T. I. p. 193. **) Welches den Namen Gothen doppelt, nur in zwei verschiedenen Formen enthält.

1) Im 10. Jahrhunderte. Jak. Neumann (De fatis primatus Lundensis) sagt: Adam von Bremen (Lib. II. c. 26) überliefere, Othinkar habe um das Ende des 9. Jahrh. in Schoonen gepredigt und viele zum Christenthume bekehrt. *Adam. Brem.* Lib. II. c. 16. ap. *Lindenbrog.* ed. *Fabricii* p. 20: Othinkarum seniorem ferunt ab Adaldago in Sveoniam ordinatum etc. und Lib. II. c. 26. p. 23: Caruit etiam tunc in Dania felicis memoriae, Othinkar senior etc., das tunc bezieht sich aber auf Poppa's Zeit. Othinkar blühte also zur Zeit Otto's I. und II.

Digitized by Google

windländischen [2]) Herzogs Toki, ein Mann von großen Grundbesitzungen, sodaß man erzählte, von seinem Erbe sei das Bisthum Ripen gestiftet worden [3]), und von dem man schrieb, er habe den dritten Theil von Windland besessen [4]). Bei seinem großen Reichthume ward seine Enthaltsamkeit und Heiligkeit um so mehr bewundert, besonders an ihm bewundert, daß er sich in der großen Fastenzeit einen Tag um den andern geißeln ließ [5]). Er war in der bremer Schule gebildet, vom Erzbischofe Adaldag eigenhändig getauft, und Adaldag genannt, vom Erzbischofe Libentius in gentes ordinirt worden, und hatte seinen Bischofssitz zu Ripen Auf das Tapferste vertheidigte er das Christenthum in Dänemark [6]). Zu dem Ruhme der Heiligkeit und Heidenbekehrung fügte er auch den der Gelehrsamkeit. König Knut nahm ihn mit nach England. Hier ward er in der Wissenschaft ausgebildet, that auch andere Reisen zur Vermehrung seiner Gelehrsamkeit, und erlangte hierdurch den Namen eines Weisen und Philosophen [7]). (*Ferdinand Wachter.*)

OTHINSTAG (isländisch Othinsdagr, Odinsdagr, norwegisch, dänisch, schwedisch Onsdag, wofür die ältere Form Odhensdagh [a]), Odensdagh [b]) ist, im ältern Teutsch Wodenstag, Wodanstag, Godanstag [c]), holländisch Woensdag, jütländisch Voensdag, Vonsdag, altenglisch Vodnesdag [d]), englisch Wednesday, ist die nach Odin, Wodan, benannte Mittwoche. Merkwürdig ist hierbei, daß Wodan von Paulus Diakonus und andern durch Mercurius erklärt wird (s. d. Art. Othin) und auch der Othinstag der Dies Mercurii ist. Nach William Jones sind Othin und Brudha eins, und so auch bezeichnen Boudvar in Indien und Votan in Mexiko den Wodans- oder Othinstag, d. h. die Mittwoche [e]).

(*Ferdinand Wachter.*)

OTHLINGAR, ÖTHLINGAR, AUTHLINGAR, sind nach den Kenningen [1]) ein Königsgeschlecht und stammen von einem Audi. Im Hyndla-lióth werden die Öthlingar unter den berühmtesten Geschlechtern aufgeführt. Freya sagt (Str. 10. S. 321): Nun sprich aus die alten gezählten Vorfahren, und die hochgebornen Geschlechter der Menschen: Was ist der Skiöldúngar, was ist der Skilfingar, was ist der Öthlingar, was ist der Ylfingar, was ist das Höld-[2])geborene, was ist das Hers-[3]) geborene? Die größte Auswahl der Menschen unter Midgard. Str. 13. (S. 323—325) wird gesagt, daß Halfdan der höchste der Skiöldúngar (d. h. Könige), der Sigtrygg erschlagen [4]), Alaveig geheirathet, und sie 18 Söhne gehabt, (Str. 15) von dannen sind die Skiöldúngar, von dannen sind die Öthlingar, von dannen die Ynglingar, von dannen das Hauld-Geborne, von dannen das Hers-Geborne, die größte Auswahl der Menschen unter Midgard. Daraus, daß die Hölldar und Hersir zuletzt erwähnt werden, geht hervor, daß die Skiöldúngar, Skilfingar, Öthlingar und Ynglingar dichterisch für Königgeschlechter überhaupt gebraucht werden, denn Halfdan Schwarze war zwar ein Yngling, aber nicht Stammvater derselben. Gleichwol will die Hyndla einen wirklichen Stammbaum geben, denn sie beginnt: Du bist Ottar, von Innstein geboren und steigt dann bis zu Halfdan den Schwarzen herauf. Doch kann der letzte Theil des Stammbaums blos saglichen oder dichterischen [5]) Werth haben. Nach den Orig. Regum Norvegorum [6]) wurden Öthlingar die Nachkommen des Königs Audi genannt. Doch ist das Wort aller Wahrscheinlichkeit nach älter, denn Öthlingr; Audlingr ist in den Skaldenliedern eine beliebte dichterische Bezeichnung für König, Fürst, daher leitet man es entweder von Audr, Reichthum, Othal, erbliche Besitzung, oder von Athal [7]), etwas Erstes, Vorzügliches, ab [8]). Nach Biörn Haldorson bedeutet es eigentlich einen freigebigen Mann, nämlich einen Mann [9]), der über seinen Aud (Reichthum) freigebig waltet, buchstäblich aber nicht dem Sinne nach Reichthumling. Vergleichen wir Öthlingr mit ähnlichen

---

2) Filius Toki, Ducis Vindlandensis, sagt der Vet. Schol. 31 zu Adam von Bremen S. 16. Vindland (Windland) bedeutet im Nordischen Wendenland. 3) *Adam. Brem.* Lib. II. c. 26. p. 23. 4) D. h. dasjenige Wendenland, welches die Dänen sich unterworfen hatten. 5) Vet. Schol. 31. 6) *Adam. Brem.* Lib. II. c. 26. p. 23. c. 32. p. 25. c. 37. p. 29. 7) Deinde discendo pervagatus sapientis et philosophi nomen accepit der Vet. Schol. p. 23.

a) Schwedisches gereimtes Zeitbuch bei *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 594. b) *Ericus Olai*, Hist. Suecorum, a Johanne Loccenio iterum edita. (Holm. 1654) p. 2. c) *Gobelinus Persona*, Cosmodrom. Act. II. (bei *Meibom*, Scriptt. T. I. p. 31.) Dies Mercurii dicitur Godensdag und weiter unten in partibus Westphaliae dicunt Godensdag et in partibus Seldriae et circumvicinis Wodensdag vel per syncopen Woensdag. d) *Ailred* ap. *Twysden* (Scriptt. Angl. p. 351): Vocant enim eumdem diem (diem Mercurii) *Vodnesdei* id est *Voden*. Saxo Grammaticus (Lib. VI. p. 103) sagt von Thor und Othin: Hos tamen, qui a nostris colebantur, non esse quos Romanorum vetustissimi Jovem Mercuriumque dixere, vel quibus Graecia Latiumque plenum superstitiosae obsequium exsolverunt, ex ipsa liquida seriorum appellatione colligitur. Ea enim, quae apud nostros Thori vel Othini dies dicitur, apud illos Jovis vel Mercurii nuncupatur. Si ergo Thor Jovem, Othinum Mercurium, juxta designatae interpretationis distinctionem accepimus manente nostrorum assertione, Jovem Mercurii filium extitisse convincitur, apud quos Thor Othino genitus vulgari sententia perhibetur. Da nun die Lateiner versicherten, Mercurius sei vom Jupiter gezeugt, so schließt Saxo Grammaticus, daß zu Folge dieser Versicherung Thor ein anderer als Jupiter, und Othin ein anderer als Mercur gewesen sei, und ganz richtig, beide Gottheiten waren von einander verschieden, boten aber viele Vergleichungspunkte dar.

e) Alexander Humboldt 1. Th. S. 157 und daraus bei Finn-Magnusen S. 697.

1) Unter Upprune nockra konga heita. 2) Höildar, Halter, sind die freien Grundeigenthümer, welche ihre Besitzungen durch Erbrecht haben. 3) Hersar sind Barone. 4) über Halfdan Schwarze, König zu Agdir s. Snorri Sturleson, Heimskringla, übers. v. F. Wachter. 1. Bd. S. 126, 153. 5) Geschichtlich wird der Stammbaum von Torfäus (series Dynastarum et Regum Dan. p. 257) und von dem Erläuterer des Hyndluliódha im ersten Theile der großen Ausg. der Edda Sām. Not. 18. S. 321. Not. 29. S. 325 behandelt. 6) Hinter Skalholt. Ausg. der Olafs-Saga p. 331. 7) S. die Ableitung von Alod, Odal, Adel bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 22—25. 8) *Finn-Magnusen*, Glossar. zum 2. Thl. der gr. Ausg. der Edda Sām. S. 570. 9) *Biörn Haldorson*, Lex. Mythol. p. 50.

Digitized by Google

dichterischen Bezeichnungen für König, als Döllingr, welches von dögl (n. pl.), Waffen, Kriegsgeräth, speciell Helm, und Skölldúnger, welches von Skiölldr, Schild, abgeleitet werden kann, während doch die Döglingar, von einem Dag, und die Skiölldúngar von einem Skiöld als von ihren Stammvätern genannt betrachtet wurden, so läßt sich vermuthen, daß aus jenen dichterischen Bezeichnungen später Königsgeschlechter gemacht worden sind. Doch hierüber wird immer Dunkelheit herrschen, da man jenes sehr leicht konnte, da die Namen berühmter Geschlechter als Ylfingar (teutsche Wölfingen), wenn nämlich auch ylfingr ursprünglich nicht blos dichterische Benennung für einen war, der die Wölfe durch eine reiche Wahlstatt erfreute, der den Wölfen wohl wollte [10]), Ynglingar, welches aber auch eine allgemeine Bedeutung, nämlich die von Jünglingen und jugendlichen Nachkommen hat, zu dichterischer Benennung für König überhaupt geworden, nämlich so, daß sie Anfangs für die Könige aus dem Geschlechte [11]), welches den Namen trug, und dann im Verlaufe der Zeit für König überhaupt gebraucht worden waren [12]). Waren die Öthlingar ursprünglich wirklich ein Königgeschlecht, dessen Benennung zur dichterischen Benennung für Könige überhaupt gebraucht ward, so ist es aller Wahrscheinlichkeit nach älter, als es das Hyndlulióth und die Orig. Reg. Norvegorum setzen, da das Wort eine so beliebte Bezeichnung für König in den Eddaliedern und den vorzugsweise so genannten Skaldenliedern ist. (*Ferdinand Wachter.*)

OTHLIS. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dreizehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Dillenieen, hat Heinr. Schott so genannt, indem er den griechischen Namen einer uns unbekannten Pflanze (*ὄθλις* Geopon. 2, 4) auf diese Gattung übertrug. Char. Der Kelch stehenbleibend, fünfblätterig, mit zwei Stützblättchen, welche, wie die Kelchblättchen nach Innen gewölbt sind und dachziegelförmig über einander liegen; fünf Corollenblättchen; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, fadenförmig, mit linienförmigen, zweifächerigen Antheren; der Griffel einfach; die Kapsel enthält meist nur einen, mit einer Ausbreitung des Keimganges (arillus) bedeckten Samen. Die einzige Art, Othl. castaneaefolia *Schott* (in *Spreng.* syst. veg. IV, 2. p. 407) ist ein rankender brasilischer Strauch mit abwechselnden, oberhalb zusammengedrängten, ablangen, an beiden Enden zugespitzten, grob gesägten, steifen, ziemlich glatten, unten rostbraunen Blättern und seitlichen, ungestielten, gelblichen, außen glänzend wolligen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

OTHLO, OTHLONUS, ein Kirchenschriftsteller des 11. Jahrh., schrieb unter andern Vita S. Pyrmini und Vita S. Bonifacii. Die letztere ist es, welche ihm einen berühmten Namen gemacht, und die Veranlassung zu dieser Schrift war folgende: Er lebte im Kloster des heiligen Emmeran zu Regensburg als Mönch und Dekan, aber in feindseligen Verhältnissen mit seinem Abte Reginhald, der alles nach dem Befehle des Bischofes anordnete. Die Zwietracht ward vermehrt, da weder der Abt, noch Othlo, wie dieser selbst erzählt [1]), nachgeben wollte. Er ward daher von dem Abt excommunicirt [2]), und ging, da er dem Bischofe, dem Abte, den Brüdern und sich selbst zur Last war, im J. 1062 nach Fulda. Die Fuldenser hatten in der mainzer Synode, vor Leo IX. und Heinrich III. ihren Streit verloren, und waren genöthigt worden, den würzburger Archidiakonus in ihrer Stadt nach hergebrachter Weise Recht sprechen zu lassen. Kurz darauf hatten sie neue Streitigkeiten mit dem Bischof Adelbero von Würzburg und Erzbischof Siegfried von Mainz wegen der Zehnten, die sie gegen den Willen dieser beiden Bischöfe sich anzueignen suchten. Unter diesen Umständen kam Othlo nach Fulda, war selbst gegen die Bischöfe erbittert und fand die fuldaer Mönche gegen die beiden oben genannten aufgebracht. Er ließ sich also leicht von den fuldaer Brüdern erbitten, die Vita S. Bonifacii, welche Willibald geschrieben, in einen deutlichern Styl zu bringen oder, was der eigentliche Zweck war, den Bonifacius den Bischöfen seiner Zeit als Muster vorzuhalten. Die Vorrede und Schrift selbst ist daher reich an Ausfällen auf die modernos quosdam Sacerdotes, gegen die er die biblischen Sprüche gegen die Hypocritas in Anwendung bringt. Willibald hat in seinem Werke die Briefe des Bonifacius und an den Bonifacius nicht aufgenommen. Othlo gibt eine Auswahl derselben, aber blos in Beziehung auf Teutschland, und hat hierdurch sein Werk sehr schätzbar gemacht, und ihm jene Berühmtheit gegeben. Aber da er Partei gegen die Bischöfe nahm, so beschuldigte man [3]) ihn, daß er kein Bedenken getragen, die Urkunden zu verfälschen und neu zu erdichten. Namentlich macht sich Othlo verdächtig, wenn er in seiner Vorrede an die Brüder von Fulda sagt: Postremo et illud ibi (in den Briefen) speculatur, quod etiam vobis modo peropus est, quomodo corporis sui locum, Coenobium videlicet vestrum, possessionibus et decimis specialibus sublimaverit. Tanta igitur authoritas licet a modernis quibusdam Sacerdotibus adnulletur, continget tamen eis in testimonium damnationis, quod scientes antiquos et sanctorum Patrum decreta non debere transgredi, summopere transgrediuntur, oblivi verborum illorum etc. Nun kommen biblische Stellen. Nachher kommt Othlo wieder auf die Zehnten zurück, und ruft aus: Aeque utinam ipsi pastores tantummodo dedignarentur pauperibus decimas et non alios quosdam, Monachos dico, apud quos aliqua adhuc hujusmodi cura exercetur, prohiberent, molili antiquae traditionis decimas, ab eorum jure auferre; und weiter unten fragt er, warum habe der heilige Bonifacius nicht mit ebenderselben Macht und

10) S. das erste Lied von Helgi dem Hundingsödter bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 107.
11) S. Heimskringla, übers. v. F. Wachter. 1. Bd. S. 56.
12) S. desselben Anmerk. a. a. O. zu S. 64.

1) Visio IV. sagt Othlo: Cum neque ille nec ego mea vota mutare vellem. 2) Die Strafe des Himmels, welche auf die Excommunication folgte, erzählt er Visio IV. 3) Diesen Beweis unternimmt *Eckhart*, Commentar. de rebus Franciae Orientalis. T. I. p. 504, 505, 545.

Gültigkeit (per eandem auctoritatem) die Zehnten den Mönchen obee Armen geben können, mit welcher die modernen Prieſter den Rittern und andern Weltlichen die Zehnten zu geben pflegen. Zuletzt bittet er die Brüder inſtändig: Proinde et vos fratres Fuldenses unice peto atque admoneo, ut easdem Epietoles intentione summa legatis, Deo supplicantes, ut per ejus preces, a quo vel per quem scriptae sunt, quique, ut in iis legitur, sanctam Ecclesiam in Germania positam, maximo labore a *pravis sacerdotibus* quondam eripuit, nunc etiam a *similium* potestate vos locumque vestrum defendere dignetur. Die pravi sacerdotes ſind die, welche er oben verſtärkt pseudochristiani et pravi sacerdotes nennt, und ee meint die Prieſter, welche den Glaubensſätzen der römiſchen Kirche nicht folgten, und die Bonifacius deshalb als Ketzer verdammte. Othlo häuft alſo duech jene Zuſammenſtellung alle mögliche Schmach, die ihm zu Gebote ſtand, auf die von ihm befeindrten Biſchöfe ſeiner Zeit. Da ee ſich ſo erbittert zeigt, ſo iſt gae nicht unwahrſcheinlich, daß er ſelbſt Erdichtung und Verfälſchung von Briefen nicht geſcheut habe. Doch darf dieſes nur ſehr beſchränkt genommen, nämlich nur auf ſolche Stellen und Briefe bezogen werden, welche von Privilegien handeln. So iſt die Bulle des Zacharias (bei *Othlo* Lib. III. c. 16), welche von den Privilegien, namentlich den Zehnten Fulda's, handelt, augenſcheinlich unecht. Sehr bedeutſam ſchließt Othlo auch ſeine Briefſammlung mit dieſer Bulle. Die echten Briefe hat alſo Othlo vorausgeſchickt, damit der unechte deſto mehr Glauben finden ſollte. Dieſee Brief iſt es hauptſächlich, aus welchem v. Ekhart den Beweis führt, Othlo habe Briefe verfälſcht und unteegeſchoben. Außer durch Einſchaltung der Briefe hat Othlo die von Willibald verfaßte Lebensbeſchreibung des heiligen Bonifacius auch durch Zuſätze erweiteet, ſo Lib. I. c. 23, 24. Lib. I. c. 37. Dieſe Erzählung von dem Biſchofe Gewliel, den Bonifacius abſetzt, mußte Othlo'n ſehr erwünſcht ſein; ferner Lib. II. c. 23. Die Stellen, wo Othlo erzählt, was ſich bei Willibald nicht findet, hat Peetz (Mon. Germ. Hist. Scripit. T. II. unter der Vita S. Bonifacii von Willibald S. 344, 345, 347, 351, 352) abdrucken und S. 257—359 die Praefetio ad Monachos Fuldenses mitgetheilt. Die Briefe erſcheinen beſonders in dem Bande der Briefſammlungen. Vollſtändige Ausgaben des Werkes Othlo's ſind: 1) von *Surius* Vitae, d. 19. Jun. S. 57, wo abee Othlo's Schreibart veeändert iſt, jedoch mit Verſchonung der Briefe. 2) Von *Canisius* Lect. Ant. T. III. Sect. 1. p. 337, aus einer Reddorfiſchen Handſchrift. 3) Von *Serrarius* Mogunt. Rer. p. 325—434. Ausgabe von Joannis S. 205—273. 4) Von *Mabillon*, Acta S. Saec. III. P. II. p. 28—93. (*Ferd. Wachter.*)

Othman, ſ. Osmenn.

OTHMARSHEIM, Dorf in dem Bezirke von Altkirch des franzöſiſchen Oberrheindepartements, unweit des Rheins, und deei Stunden von Hüningen gelegen, hatte ein Damenſtift, urſprünglich Benedictiner-Nonnenkloſter, welches von Graf Rudolf von Habsbueg und ſeiner Gemahlin Kunigunde, einem kinderloſen, und mit den Vettern entzweiten Ehepaaee gegründet, und im J. 1052, wie es ſcheint, von Papſt Leo IX. in Perſon eingeweiht wurde. Obgleich die Stiftsdamen längſt ſchon die Ordenseegel abgeworfen hatten, waren ſie doch durch feierliche Gelübde veebunden; ihre Pfründen wurden von dem König abwechſelnd mit dem Capitel vergeben, von dem Capitel nur an ritterbürtigen, duech 16 Ahnen bewährten Adel. Die Stiftskirche iſt ein koſtbaees Überbleibſel der Römerzeit, das einzige im Elſaß, welches ſich durch ſo viele Jahrhunderte ganz und unveeſehet erhalten hat. Der Volksſage nach ſoll ſie ein Tempel geweſen ſein, vom Kaiſer Otho dem Kriegsgotte Mars gewidmet. Der Eefinder dieſer Sage hatte gewiß niemals von dem heil. Othmar von St. Gallen, und von deſſen Bedeutung für die Geſchichte des obern Elſaſſes gehört. Ein Eigenthum des Stiftes wae unter andern das Dörfchen, der neue Weg (Neuweg, La Cheussée); Othmarsheim, das Dorf, war der Herrſchaft Landſer zugetheilt, und hatte einen Rheinzoll, der mehe eintrug, als die ganze Herrſchaft. Dieſer Zoll wird gegenwärtig, wenn wir nicht irren, in dem benachbarten Homburg erhoben. (*v. Stramberg.*)

Othmarsingen, ſ. Otmarsingen.

OTHMARUS (Senctus), in den Urkunden bis ins 9. Jahrh. Audemarus, von da an Othmarus genannt, dee erſte Abt des Kloſters St. Gallen. Er war alemanniſcher Abkunft, wuede aber in der Jugend durch ſeinen Bruder nach Chur in Rhätien gebracht. Er war Prieſter bei der Kirche des heil. Florian (in Ramunſch oder Remoſch in Graubündten), als im Anfange des 8. Jahrh. Waltram, ein Centgraf im Thuegau, von dem Geafen Victor in Rhätien erlangte, daß er ihm Audemar überließ, damit er ihn zum Vorſteher der Eremiten machen könne, welche bei dee Celle des heil. Gallus wohnten. Nach v. Arx (Geſchichte von St. Gallen 1, 23) grenzten Waltram's Beſitzungen an die Einöde und die Celle des heil. Gallus, nach Walafeidus Strabo (in Vita Othmari Abbatis, bei *Goldast* Scriptt. Alam. p. 176) betrachtete Waltram dieſe Einöde als ſein väteeliches Eebgut. Othmar wuede alſo duech ihn als Vorſteher über die Celle geſetzt. Dann reiſte er zu dem Hausmeiee Karl Martell und erhielt von ihm, daß er Othmae zum Abt ernannte im J. 720 (ſo nach Hepidannus und Hermannus Contractus); hingegen nach Walafridus hätte Waltram die Gegend, wo die Celle ſtand, dem Könige Pipinus zu Eigenthum übergeben, und bei ihm bewirkt, daß er Othmae zum Abt ernannte. Dieſe Zeitbeſtimmung iſt unrichtig; hingegen die etwas ſpätere Übergabe der Gegend duech Waltram an den Major Domus Pipinus zu Gunſten des von Karl Martell ernannten Abtes Othmar ſcheint allerdings richtig; nach den Schriftſtellern des Kloſters wäee die Gegend ſchon dem heil. Gallus geſchenkt worden. (S. v. Arx 1, 18 u. 25). Othmar zeigte bald große Thätigkeit, und beachte die nun in ein Kloſter verwandelte St.-Gallencelle ſehr in Aufnahme. Der Ruf der Heiligkeit verbeeitete ſich; Kaelmann, der Bruder Pipin's, beſuchte das Kloſter im J. 747, als er ſich nach Monte Caſſino zurückzog. Mit einem Schreiben von ihm begab ſich

Othmar zu Pipin, der ihm 60 Pfund Silber und eine Glocke schenkte, nebst den Steuern, welche 20 freie Zinsleute im Breisgau an die Kammer zu bezahlen hatten. Auch die Freiheit der Abtswahl ohne Einmischung der königlichen Beamten und die Abtretung aller Eigenthumsrechte durch Waltram scheint damals stattgefunden zu haben. Mit gleich glücklichem Erfolge waren Othmar's thätige Bemühungen, reiche Schenkungen für sein Kloster in der Nähe und Ferne zu erhalten, auch bei andern begleitet. Man findet darüber eine Menge von Angaben bei v. Arx (1, 25 fg). In dem Dunkel jener Zeiten und da Urkunden und die Geschichten des Lebens von Othmar nur von Geistlichen herrühren, ist es schwer zu entscheiden, auf was für Wegen alle diese Erwerbungen durch Othmar erreicht wurden. Sei es mit oder ohne eigene Schuld, genug, Othmar erregte die Eifersucht des Marinus und Ruthardus, welche als königliche Kammerboten Alemannien verwalteten. Ohne Wahrscheinlichkeit werden sie Brüder genannt*) (v. Arx nennt Marinus Gaugrafen im Thurgau). Gegen ihre Angriffe suchte Othmar Schutz bei Pipinus, der unter ernstlichen Deohungen Restitution alles dessen gebot, was dem Kloster entzogen worden. Da auch dieses vergeblich war, und Othmar wieder zu Pipin reisen wollte, ließ ihn Marinus auf dee Straße gefangen nehmen. Er wurde dem Bischofe Sidonius von Constanz übergeben, der nach den Klostergeschichten mit Marinus einverstanden gewesen sein soll. Vor einem zahlreichen Gerichte wurde er dann durch einen Mönch Lampertus des Ehebruchs angeklagt. Anfänglich antwortete er nicht, endlich äußerte er auf wiederholte Auffoderungen: „Ich gestehe, viele große Sünden begangen zu haben; gegen diese Anklage rufe ich aber Gott, der mein Innerstes kennt, zum Zeugen an." Alle weitere Auffoderungen waren vergeblich; er beharrte in tiefem Schweigen, und wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt. Das Schloß Potamum (Bodman, ein Palatium, von dem der Bodensee seinen Namen hat, und wo sich die Könige oft aufhielten) war seine erste Gefangenschaft; dann wurde er auf das Werd (d. h. Insel) bei Stein am Rheine (Rheinstein) gebracht, wo er den 16. Nov. 759 starb. So wenig als über seine Schuld in dieser Rücksicht läßt sich über die Frage entscheiden, auf welcher Seite das Unrecht in den Streitigkeiten mit Marinus und Ruthardus über die Besitzungen des Klosters gewesen sei. Ruthardus war wenigstins sonst kein Feind der Mönche, wie seine Schenkungen an andere Klöster beweisen. Nach zehn Jahren soll sein noch unversehrter Leichnam ins Kloster St. Gallen gebracht worden sein. Die zum Theil läppischen Legenden von Wundern, die derselbe bewirkt habe, findet man bei Walafridus Strabo und Iso Magister (De Miraculis S. Othmari Abbatis) in *Goldasti* rerum Alamannicarum Scriptt. Sein Schädel wurde im J. 1353 vom Abte Hermann von Bonstetten dem Kaiser Karl IV. geschenkt, der denselben nach Prag brachte. Noch im 18. Jahrh. bemühte sich das Kloster vergeblich, die Rückgabe zu erhalten. In den Actis Sanctorum findet man Othmar unterm 16. Nov. (*Escher.*)

OTHO (Marcus Salvius), der Kaiser, stammte aus dem Städtchen Ferentinum in Etrurien, zwischen Fäsulä und Fescennia gelegen. Seine Vorfahren hatten schon seit alter Zeit unter den angesehensten Familien des etruriſchen Adels einen bedeutenden Rang eingenommen, jedoch waren sie dem römischen Staatsleben fern geblieben bis auf seinen Großvater, Marcus Salvius Otho. Dieser war der Sohn eines römischen Ritters; seine Mutter war von niederer Herkunft, vielleicht gar eine Freigelassene. Indessen da er sich der Gunst der Livia Augusta zu erfreuen hatte, in deren Hause er erzogen war, so erlangte er ohne Mühe Senatorenrang, und die Aussicht auf die höchsten Staatsämter. Wenn er es nun auch nur bis zur Prätur brachte, so hatte er doch für seine Nachkommen die Bahn gebrochen, zumal da er zugleich durch eine Heirath in genaue Verbindung mit vielen der vornehmsten Familien Roms trat, und so einen nicht geringen Glanz um sein Haus verbreitete. Sein Sohn, Lucius Otho, stand gleichfalls am kaiserlichen Hofe in großer Gunst; Tiberius gab ihm davon so auffallende Beweise, daß man, vielleicht nur um sich diese auf eine begreifliche Art zu erklären, die Vermuthung aufstellte, Lucius Otho sei ein natürlicher Sohn des Tiberius, eine Vermuthung, die an sich freilich nichts Unglaubliches hatte, und die man durch eine augenscheinliche Ähnlichkeit der Gesichtszüge für hinlänglich bewiesen hielt. Die Reihe der römischen Staatsämter machte er ohne Anstoß durch; Proconsul war er in Afrika, und eine ähnliche Gewalt wurde ihm mehr als einmal außerordentlicher Weise verliehen. Consul, und zwar suffectus, war er schon unter Tiberius im J. 33 n. Chr. Geb. gewesen; er folgte damals dem Ser. Sulpicius Galba, dem Vater des Kaisers Galba, welcher seinerseits wieder dem Cn. Domitius, dem Vater des Kaisers Nero, gefolgt war, sodaß hier die Väter als Consuln sich in derselben Reihe folgten, wie nachher ihre Söhne als Kaiser. Übrigens scheint L. Otho ein Mann von sehr energischem Charakter gewesen zu sein. Im J. 42, als eben die Verschwörung des Vinicianus und M. Camillus Scribonianus unterdrückt war, wurde er nach dem Herd derselben, nach Illyrien, geschickt, wo er in dem Heere des ermordeten Camillus noch mancherlei Unordnungen vorfand. Die Soldaten hatten ihre Officiere getödtet, angeblich aus dem Grunde, weil sie von diesen zum Aufstande verführt worden wären, und die Urheber dieses Mordes waren vom Claudius durch außerordentliche Beförderungen belohnt worden. L. Otho dagegen konnte die That, deren Beweggründe er ohne Zweifel besser durchschaute als der Kaiser, nicht gut heißen; er bestrafte sie mit dem Tode, ja er ließ sogar die Todesstrafe nicht, wie in gewöhnlichen Fällen, außerhalb des Lagers vollziehen, sondern in der Mitte desselben vor seinen Augen, an dem heiligen Orte, wo die Gottheiten des Heeres, die Adler ic, standen. Ein so entschiedenes Verfahren, wie gerecht es auch sein mochte, mußte bei Hofe

*) S. Escher's Geschichte der Burg Kyburg, in dem Werke: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, herausgegeben von Schwab. 1830. 2. Bd. S. 94.

Digitized by Google

Anstoß geben; denn kein Verbrechen wird leichter beschönigt oder gar gepriesen, als was zu Gunsten der Gewaltthaber geschieht, und es mißbilligen heißt sich auflehnen. Indessen erfuhr L. Otho nichts Schlimmeres, als daß er eine Zeit lang in Ungnade fiel, während im Publicum die Festigkeit seines Charakters den Ruhm seines Namens mehrte. Als er bald nachher eine gegen das Leben des Kaisers gerichtete Verschwörung entdeckte, erlangte er dessen volle Gunst wieder; ja Claudius erklärte öffentlich, daß er bessere Söhne sich nicht einmal wünschen könne; er nahm ihn unter die Patrizier auf (da er bis dahin plebejischer Senator gewesen war), und der Senat erwies ihm die höchst seltene Ehre, ihm im Palatium eine Statue zu errichten. Nicht unwahrscheinlich ist es hiernach, daß er im J. 52 noch einmal Consul, und zwar ordentlicher, gewesen ist [1]). Außer dem nachmaligen Kaiser hatte er noch einen ältern Sohn, mit dem Beinamen Titianus [2]), und eine Tochter, die in frühester Jugend an Drusus, den Sohn des Germanicus, verheirathet sein soll; sie wird aber sonst nicht weiter erwähnt, als bei Otho's, des Kaisers, Tode. Jedoch ist auch diese Verbindung ein Beleg für den Glanz der Familie. Die Gemahlin des L. Otho, Albia Terentia, war übrigens nicht von senatorischem Geschlechte, sondern aus einer angesehenen ritterlichen Familie.

Marcus Salvius Otho wurde geboren im J. 32 n. Chr. Geb. am 28. April. Von seinem Vater ließ sich erwarten, daß er ihm eine tüchtige, strenge Erziehung geben würde; und in der That wird auch erzählt, daß er es selbst nicht an Schlägen hat fehlen lassen, um den üblen Hang seines Sohnes zur Verschwendung und zu übermüthiger Ausgelassenheit zu zügeln; doch diese war bei den Staatsgeschäften und der öftern Abwesenheit des Vaters und bei der vielleicht zu großen Nachsicht der Mutter dem Einflusse der sittlichen Verderbniß nur um so mehr Preis gegeben, je größer die Strenge war, welche bisweilen gegen ihn angewendet wurde. Unter diesen Umständen bildete sich Marcus Otho zu einem Menschen aus, der bei den vortrefflichsten Anlagen, selbst nicht ohne die Charakterstärke seines Vaters, hineingezogen in den gewaltigen Strudel der Verschwendung und Wollust, seine herrlichen Kräfte in einem Leben vergeudete, das höchstens durch geistreichen Scherz und Witz, durch die Großartigkeit der Verschwendung, durch ein geniales Überspringen aller sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung anziehend sein konnte; wäre es gelungen, ihn bei Zeiten in eine Lage zu bringen, in der sich seine Eigenthümlichkeit, ungetrübt durch äußere Einflüsse, die höhere Weihe hätte geben können, welche aus dem stillen Betrachten und liebevollen Auffassen eines reinen, schönen Ideals hervorgeht, so würde er ohne Zweifel in der Reihe der römischen Kaiser einen der erhabensten Plätze einnehmen, und es würde seine Größe nicht erst durch die härtesten Schläge des Schicksals geweckt sein.

Bis zu dem Tode seines Vaters, der wahrscheinlich bald nach seinem zweiten Consulat starb, hatte sich Otho's Neigung zu Ausschweifungen nur in allerhand Straßenunfug Luft machen können. Dies kleine Feld genügte ihm nicht länger; es trieb ihn zum Außerordentlichen, und das konnte er mit Sicherheit und im höchsten Grade nur durch den Kaiser und mit ihm erreichen, dessen übereinstimmende Richtung ihn ohne Zweifel mächtig anzog und ihm glücklichen Erfolg verbürgte. Eine noch in Gunst stehende Freigelassene, der Otho's erheuchelte Zärtlichkeit um so schmeichelhafter sein mochte, je schmerzlicher sie, als eine abgelebte Person, dergleichen vermißte, mußte ihm den Weg zu Nero's Gunst bahnen. Er bedurfte nur einer günstigen Gelegenheit, und als er die hatte, fehlte es ihm nicht an Geschicklichkeit, sich aller zweckmäßigen Mittel, vielleicht sogar gegenseitiger Unzucht, zu bedienen, um den Nero an sich zu knüpfen. In Kurzem nahm er unter den Freunden desselben den ersten Rang ein, und diese Stellung kam ihm bei seinen außerordentlich großen Bedürfnissen sehr zu Statten. Wie er sie zu benutzen verstand, davon ist uns ein Beispiel aufbehalten. Ein vornehmer Römer und gewesener Consul [3]) hatte sich als Statthalter einer Provinz arge Bedrückungen erlaubt und war nicht geschickt genug gewesen, um sich vor der Anklage zu sichern, die seine Verurtheilung nothwendig machte. Durch Otho ließ sich Begnadigung hoffen; eine gewaltige Summe Geldes sollte der Lohn sein, wenn es ihm gelänge, den Kaiser zu gewinnen; doch dieser machte Schwierigkeiten, oder zögerte wenigstens; kurz Otho, der sich den schönen Fang auf keinen Fall entgehen lassen wollte, nahm seine Zuflucht zu einem Gewaltstreiche; noch ehe die Begnadigung wirklich bewilligt war, ließ er seinen Schützling in den Senat gehen, und eine Dankrede halten, wohl wissend, daß Nero sie mit guter Miene anhören würde. Wenn Otho soviel wagen konnte, mußte er sich in der Freundschaft des Kaisers sehr fest fühlen, und danach ließe sich annehmen, daß er auch an den größten und geheimsten Angelegenheiten desselben einen be-

1) Pighius legt dies Consulat seinem ältesten Sohn Titianus bei, mit Unrecht, wie wir glauben; dieser wird bei Tacitus sonst immer genau mit seinem Beinamen bezeichnet, aber Ann. XII, 52 heißt der fragliche Consul blos Salvius Otho. Titian war übrigens ein sehr unbedeutender Mensch und möchte das Consulat schwerlich lange vor dem gesetzlichen Alter erlangt haben; dann wäre er aber unter seines Bruders Regierung ein bejahrter Mann von etwa 60 Jahren gewesen, was nicht glaublich ist. Dazu kommt, daß er erst im J. 63 Proconsul von Asien war, wie Walch zu *Tac. Agr.* p. 151 mit Grund annimmt, er mag also kurz vorher Cons. suffectus gewesen sein. Die einzige Stelle, auf welche sich Pighius stützt, ist bei *Frontin.* de Aquaed. p. 226 ed. *Aeuchen.*, wo die Lesart schwankt; und da statt Sylla auch Suilio gelesen wird, so halte ich dies für richtig und schreibe Antistio statt Titiano. Suillius und Antistius sind zwei Jahre früher Consuln gewesen. 2) Woher dieser Beiname stammt, ist nicht nachzuweisen; vielleicht war des Titianus Großmutter eine Titia, dies ist auch Oudendarp's Meinung, und es ist ein grober Fehler, wenn Baumgarten-Crusius (zu *Suet.* Oth. c. 1) denselben so mißversteht, als hätte er den Namen von dem Großvater mütterlicher Seite abgeleitet, der offenbar Terentius geheißen haben muß.

3) Seinen Namen nennt Sueton nicht. Tacitus pflegt sonst Fälle dieser Art nicht unerwähnt zu lassen, und daher möchte es nicht unwahrscheinlich sein, hier den Consularis Lusius Varius zu verstehen, dessen Begnadigung im J. 57 erfolgte. Tacitus erzählt davon (Ann. XIII, 32), jedoch ohne dabei des Otho Erwähnung zu thun.

deutenden Antheil hatte; indessen ist darüber nichts Sicheres bekannt. Die Ermordung des Britannicus mag stattgefunden haben, noch ehe Otho in ein näheres Verhältniß zu Nero trat, und die Mutter des Kaisers wurde erst ermordet, als Otho schon von Rom entfernt war, doch war dies schon früher mehre Male versucht worden, und nach Sueton soll er um den Plan gewußt und ihn unterstützt haben, indem er an dem zum Morde bestimmten Tage dem Kaiser und dessen Mutter ein prächtiges Gastmahl gab, um den Verdacht abzuwenden. Dagegen sagt Tacitus da, wo er wahrscheinlich von demselben Gastmahle spricht, weder daß es bei Otho war, noch daß es in der erwähnten Absicht veranstaltet sei, sondern er läßt erst während desselben den Plan entstehen. Demnach kann es nicht als ganz begründet angesehen werden, wenn man dem Otho Theilnahme, ja vielleicht selbst überwiegenden Einfluß bei jenen Schandthaten zur Last gelegt hat. Übrigens machte ihm des Kaisees Gemeinschaft eine gänzliche Schranken- und Zügellosigkeit möglich; Unzucht und Schwelgerei aller Art, wahnsinnige Verschwendung und die Befriedigung tyrannischer Launen, die Ausführung jedes neuen Planes zu unerhörten Genüssen war der Inhalt dieses Lebens. Eine der häufigsten, und im Vergleiche mit den andern, möchte man sagen, eine der unschuldigsten Vergnügungen, war der schon erwähnte Straßenunfug, an dem Nero ein besonders großes Gefallen fand, und der daher durch ihn leidenschaftlich übertrieben, auf eine arge Weise überhand nahm, indem sich Leute genug fanden, die sich auf seine Rechnung dieselbe Freiheit nahmen. Verkleidet durchstrich er die Stadt, besonders die berüchtigtsten Theile und Häuser, und überall ließ er seinem Witz und Übermuthe gegen Jedermann freien Lauf. Kramläden wurden erbrochen und geplündert, und die Beute nachher, wie die im Kriege erworbene, unter die Genossen vertheilt und verkauft; Männer und Frauen ohne Unterschied wurden gemißhandelt, und in Cloaken geworfen; besonders beliebt aber war das Prellen, woran sich Otho schon in seiner Jugend ergötzt hatte; es bestand darin, daß man Jemand auf ein Laken legte und ihn so in die Luft schleuderte und wieder auffing, gewiß nicht so sanft, daß diese Bewegung hätte das Vergnügen gewähren können, zu dem sie sonst bei den Alten häufig benutzt wurde *). Bei ernstlichem Widerstande kam es dann zu Verwundungen und selbst zum Morde; natürlich kam auch der Kaiser nicht immer mit heiler Haut davon, und deshalb ließ er sich in einiger Entfernung von einer Wache begleiten, die ihm im Nothfalle zu Hilfe kommen sollte. Es ist nicht nöthig, dies schmutzige Leben weiter zu beschreiben, wozu Sueton nach seiner Weise mancherlei Beiträge liefert, ohne jedoch die ergötzliche Seite desselben, den Humor davon, hervorzuheben oder zu verstehen. Man denke nur, um sich ein in vieler Beziehung ähnliches Bild zu vergegenwärtigen, an den edeln Sir John Falstaff und seine Gesellschaft. Otho nahm gewiß an allen Vergnügungen des Nero Theil, und er besonders mochte ihnen die Würze des Witzes und dadurch eine Art von Entschuldigung verleihen, obgleich keins von beiden ausdrücklich erzählt wird; mit wie großartiger Verschwendung er aber die Sache betrieb, sieht man daraus, daß er im Stande war, einem Nero — Knickerei zum Vorwurf zu machen. Indessen würde man ohne Zweifel sehr irren, wenn man beide auf gleiche Stufe stellen wollte. Otho hatte gewiß das Übergewicht eines hellen, witzigen Kopfes; er überbot den Kaiser an geistreicher Nichtsnutzigkeit, und seine Ausschweifungen waren nur ein lustiges Spiel seiner Genialität; er würde von sich schlecht gedacht haben, wenn er nicht die ungewöhnliche Gunst des Schicksals und einen Kaiser, dessen ganze Macht ihm in einer Alles erlaubenden Zeit zu Gebote stand, auf die außerordentlichste Weise benutzt hätte; demnach konnte er seiner Natur nach diesem Leben nicht entsagen, während er es doch zugleich übersah und beherrschte. Ganz anders Nero; ihn überwältigte die Masse der Genüsse und machte seine Leidenschaft wahnsinnig. Bei diesem Verhältnisse der Eigenthümlichkeiten war ein Bruch früher oder später nothwendig; Nero mußte das geistige Übergewicht Otho's lästig finden, und konnte ihm nur das widerwärtigste von allen, das materielle der Macht, entgegensetzen. So mußte sich die Freundschaft lösen, und zwar ebenso und aus denselben Gründen, wie späterhin, im J. 65 die zwischen Nero und Vestinus Atticus (s. *Tac.* Ann. XV. c. 68), ein Fall, der selbst bis auf die letzte zufällige Veranlassung, das Zusammentreffen bei derselben Schönheit, ähnlich ist, nur daß Nero damals kein anderes Mittel mehr kannte, lästige Personen zu beseitigen, als den Mord.

Poppäa Sabina war ungefähr das unter den Frauen ihrer Zeit, was Otho unter den Männern. Strahlend vor allen durch die Reize des Körpers, wie des Geistes, witzig, geschmackvoll, kurz mit allen Gaben reichlich ausgerüstet, um sich der erhabensten Stellung werth und gewachsen zu fühlen, kannte sie für ihr Leben keine andern Gesetze als ihre Launen und ihren Eigennutz, unbekümmert selbst um den äußern Schein weiblicher Tugend. Während sie an einen römischen Ritter Rufius Crispinus verheirathet war, richtete Otho seine Aufmerksamkeit auf sie, und sehr bald gelang es ihm, eine Frau, die nicht gewohnt war, ihrer Sinnlichkeit etwas zu versagen, und für die besonders Otho's glänzendes Leben den größten Reiz haben mußte, zum Ehebruche zu verführen, worauf denn ihre Scheidung von ihrem frühern Gemahl und die Vermählung mit Otho sehr bald folgte. Letzterer scheint ihr in hohem Grade ergeben gewesen zu sein, und wenn auch von längerer und gewissenhafter ehelicher Treue auf beiden Seiten nicht die Rede sein konnte, so spricht doch für Otho's Ehrlichkeit der Umstand, daß er und nicht sie betrogen wurde. Er hatte nämlich selbst Anlaß dazu gegeben, sei es aus der einem Verliebten eigenen Unklugheit, sei es aus falsch rechnender Politik und in zu sicherm Vertrauen auf Poppäa's Treue, daß Nero nach ihrem Besitze lüstern wurde, und Poppäa that Alles, um den Kaiser für sich einzunehmen. Ihre Reize, ihre stachelnden

4) Dies ist die sagatio, griech. *σαγήνη*. S. *Martial.* I, 5, 8 und die sonstigen Nachweisungen des Casaub. und Pitiscus zum Sueton. Man erinnert sich hierbei, wie der brave Sancho Pansa auf eine unbarmherzige Weise geprellt wird im Don Quixote.

Digitized by Google

Witze über seine niedrige Neigung zu der Acte, einer Freigelassenen, ihre Geschicklichkeit, zur rechten Zeit bald nachgiebig, bald spröde zu sein, machten sie in Kurzem zur vollkommenen Herrin Nero's. Sie hatte das Höchste erreicht, was sie wünschen konnte; Otho mußte ihr fortan lästig werden, und daher ließ sie ihn fallen, wie ein nun unbrauchbares Werkzeug, als welches sie ihn vielleicht von Anfang an benutzt hatte [5]). Anfangs von der frühern innigen Vertrautheit, dann selbst von der Gesellschaft des Kaisers ausgeschlossen, wurde Otho endlich im J. 58 ganz beseitigt, indem ihn Nero als Statthaltee nach Lusitanien schickte, unter dem Schein einer außerordentlichen Beförderung, da in jene Provinz sonst nue gewesene Prätoren geschickt zu werden pflegten, Otho abee hatte bis dahin keine andere Ehrenstelle bekleidet, als die Quästur, und nur in den Senat scheint er schon aufgenommen zu sein vor der erwähnten Begnadigung des Lusius Varius, was regelmäßiger Weise auch erst im J. 58, seinem 26. Lebensjahre, hätte geschehen können. Übrigens wae dies Verfahren gegen Otho die letzte Handlung, bei der Nero noch einen erträglichen Schein zu bewahren suchte; und wenn er grade von diesem Zeitpunkt an die ärgsten Verbrechen mit der schamlosesten Offenheit zu verüben begann, wie das Tacitus ausdrücklich bemerkt, darf man da nicht annehmen, daß Otho's Einfluß im Grunde immer noch in so weit günstig wae, um wenigstens das Abscheulichste zu hindern? Ja der Kaiser Trajan trug kein Bedenken, die ersten fünf Jahre von Nero's Regierung allen Regenten als Muster vorzustellen, und wenn dazu einiger Grund voehanden war, wer hat dann mehr Ansprüche auf einen Antheil an diesem Lobe als Otho? Daß Otho die Provinz äußerst gewissenhaft, uneigennützig und leutselig verwaltet hat, darin stimmen alle Schriftsteller überein. Das ist aber auch das Einzige, was von seinem dortigen Aufenthalt erzählt wird, obgleich derselbe zehn Jahre dauerte. Je ruhiger und gleichmäßiger seine Regierung war, desto mehr verdient die Charakterstärke Anerkennung, mit welcher er plötzlich der langjährigen Gewöhnung an Ausschweifungen entsagte und seine Stellung nicht benutzte, um seine zerrütteten Vermögensumstände zu verbessern.

So hatte er sich gleichsam einen gerechten Anspruch auf die Rolle erworben, welche er in dem blutigen Zwischenspiele zwischen dem schmähligen Untergange des Julischen und dem glänzenden Aufgange des Flavischen Hauses gespielt hat; er hatte den Haß dee Feinde Nero's versöhnt, ohne die Gunst der Anhänger desselben zu verlieren; auch die ihm abgeneigt blieben, verkannten es nicht, daß er in der von ihm eingenommenen Stellung hinlängliche Aufforderung hatte, sich allen andern Bewerbern um den erledigten Thron wenigstens gleich zu stellen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Otho schon zu Rom Hoffnungen dieser Art bei sich und Andern hatte aufkommen lassen. Indessen als Galba die Kaiserwürde annahm, war er der Erste, welchee zu ihm übertrat. Was er an Silber und Gold besaß, gab er bereitwillig her zu des neuen Kaisers Münze, und leistete ihm jeden Dienst der Ergebenheit und Freundschaft; denn unvorbereitet, wie er war, sah er sehe wohl ein, daß die Gunst des bejahrten Galba ihn bald und auf dem sichersten Wege zum Throne führen könnte. Im J. 68 kamen beide in Rom an, und Otho mußte sehr bald in Verlegenheit gerathen, als er sah, daß Galba sich unfähig zeigte, seine Stellung zu behaupten, und daß er in Kurzem fast von allen Seiten her feindselige Kräfte gegen sich aufregte, denen zu widerstehen er weder Kraft noch Klugheit genug besaß. Duech diese Umstände wurde Otho in eine freilich nicht sehr redliche Stellung hineingezogen, denn wenn er nicht sich selbst und seine schönsten Plane, ja wenn er nicht, wie er sich nicht ohne Grund schmeicheln konnte, auch das Wohl des Staates der strengen Redlichkeit gegen den thörichten, undankbaren Galba zum Opfer bringen wollte, so mußte ee sich seine Freundschaft bewahren, um von ihm adoptirt zu werden; zugleich aber mußte er sich in der öffentlichen Meinung so zu stellen suchen, daß ihn nicht derselbe Haß träfe, den sich der Kaiser zuzog. Das Erstere gelang ihm nicht; plötzlich wurde Piso adoptirt, ein zwar braver und tugendhafter junger Mann, der aber einer solchen Stellung ebenso wenig gewachsen war als Galba selbst. Dies mußte den Otho um so mehr verletzen, je größere Ansprüche er sich durch wesentliche Dienste auf Galba's Dankbarkeit erworben hatte, je mehr er in sich die Fähigkeit fühlte, ihn zu stützen oder zu ersetzen, und je sicherer er in seinee nun getäuschten Hoffnung geworden war. Sollte er jetzt in den Privatstand zurücktreten? Konnte er die stolze Richtung seines Lebens plötzlich aufgeben und sich vor denen beugen, die seine Fähigkeit bei weitem übersah? — In einer Zeit, wie die damalige, ist Klugheit die größte, ja die einzige Tugend; die Redlichkeit wird mehr zu einee äußern, anständigen Form der Handlungen als zu ihrem innern Antriebe, und selbst diese Form wird erlassen, wo es sich um Selbsterhaltung handelt; so bleibt zwar Otho's Treulosigkeit immer ein Verbrechen, aber es lastet nicht auf ihm allein. Man würde ihn für sehr beschränkt gehalten haben, wenn er es ruhig erwartet hätte, bis er dem Galba und Piso wie früher dem Nero lästig würde, und eine neue Verbannung odee der Tod ihn träfe; auch männlicher schien es ihm, einem solchen Schicksale, selbst mit unglücklichem Erfolge, zuvorzukommen. Außerdem an Bedürfnisse gewöhnt, die selbst einem Kaiser zur Last fallen konnten und dabei in eine Armuth gerathen, die kaum einem Privatmann erträglich war, fand er es, wie er selbst sagte, ganz gleich, ob ee vor dem Feinde fiele oder vor seinem Gläubigern.

5) Wir sind hier der Erzählung bei Tacitus (Ann. XIII. c. 45 sq.) gefolgt, die wahrscheinlich das berichtigen soll, was derselbe früherhin (Hist. I, 13) geschrieben hatte, und was übereinstimmt mit der gewöhnlichen Annohme bei Sueton u. A., daß Otho die Poppäa nur zum Scheine heirathen und sie dem Nero bewahren sollte, bis dieser sich der Octovia entledigt hätte; das Letztere geschah indessen erst im J. 62. Die obige Erzählung hat außer der grade hier sehr gewichtigen Auctorität des Tacitus auch die innere Wahrscheinlichkeit für sich, und das ohne Zweifel echte und gleichzeitige Epigramm steht damit nicht im Widerspruche, welches sich bei Sueton findet:

Cur Otho mentito sit quaeritis exsul honore?
Uxoris moechus coeperat esse suae.

Die Gunst der Soldaten zu erwerben, war er schon längst bemüht gewesen; durch freundliche Reden, durch Gefälligkeiten aller Art, durch zweideutige oder gradezu klagende Äußerungen über Galba, war ihm dies in nicht geringem Grade gelungen; nach der Adoption des Piso aber wendete er die Bestechung in weit größerm Maße und fast ganz offen an. Wenn er den Kaiser bewirthete, wurden an die ihn begleitende Cohorte für jeden Mann 100 Nummi, d. i. fast ein Louisd'or, gespendet, und zu diesen gleichsam öffentlichen Geschenken fügte Otho noch geheime an die Einzelnen; ja sogar als einst ein Soldat über die Grenze seines Ackers mit seinem Nachbar streitig war, kaufte Otho den ganzen anstoßenden Acker und machte ihn dem Soldaten zum Geschenke. Nur durch die außerordentliche Kurzsichtigkeit des Galba und die vollkommene Stumpfheit des Cornelius Laco, des Präfects der Prätorianer, war es möglich, so etwas ungestraft zu wagen und die ungeduldige Hast zu verbergen, mit der Otho sein Unternehmen betrieb. Seinem Freigelassenen Onomastus ertheilte er den Auftrag, unter den Prätorianern brauchbare Theilnehmer an der Verschwörung zu suchen, und zwei Manipularen waren es (d. h. Leute, die etwa den Rang von Unterofficieren hatten), welche die Regierung des römischen Volkes zu ändern übernahmen und sie geändert haben[6]). Nur wenige wurden außerdem in das Geheimniß eingeweiht, aber die strenge Kriegszucht des Galba, seine schmutzige Kargheit, die Sehnsucht nach den Nero'schen Zeiten und das böse Bewußtsein der vom Otho empfangenen Wohlthaten, alles dies und manches Andere machte die Soldaten zur Empörung geneigt, zumal als sich dunkle Gerüchte von dem Aufruhre der in Teutschland stehenden Heere verbreiteten. Diese Stimmung war so entschieden, daß Otho schon am ersten Tage nach der Adoption geneigt war, loszuschlagen, und daß am vierten Tage, am 14. Jan. 69, die Soldaten im Begriffe waren, ihn in der Nacht, als er von einem Gastmahle zurückkehrte, zum Kaiser auszurufen. Nur weil die Vorbereitungen noch mangelhaft waren, und bei dem Dunkel der Nacht nicht auf ein übereinstimmendes Handeln der in der Stadt zerstreuten Soldaten gerechnet werden konnte, schob man es auf. Doch bestimmte Otho, längeres Harrens überdrüssig, gleich den folgenden Morgen zur Entscheidung. Die Verschworenen sollten sich am goldenen Meilenstein beim Tempel des Saturn sammeln, und wenn Alles bereit wäre, sollte ihn Onomastus aus dem Palatium abrufen, unter dem Vorwande, daß ihn Bauunternehmer erwarteten, mit denen er ein feilgebotenes, baufälliges Haus besichtigen wollte. Er selbst machte dem Kaiser in der Frühe, wie gewöhnlich, seine Aufwartung, wurde freundlich mit Kuß und Umarmung empfangen, und war bei dem Opfer gegenwärtig. Ruhig, ja mit innerlicher Freude hörte er es, als der Priester dem dicht neben ihm stehenden Galba drohende Gefahr von nahem Feinde verkündete. Bald kam Onomastus und ohne Zögern ging er dem Verbrechen entgegen, dem er nun nicht mehr ausweichen konnte. Sehr betroffen war er, als er nur 23 Soldaten versammelt fand, die ihn als Kaiser begrüßten; doch ein neuer Aufschub wäre zu gefährlich gewesen, und so ließ er es geschehen, daß sie ihn auf einem Teagsessel, mit bloßen Schwertern hastig ins Lager der Prätorianer führten. Unterwegs schloß sich etwa eine gleiche Anzahl von Soldaten dem Zuge an, einige als Mitwisser, die meisten aus Neugier, zum Theil mit Freudengeschrei, andere schweigend, mit der Absicht, den Erfolg abzuwarten. Der wachhabende Tribun Jutius Martialis wehrte den Eingang ins Lager nicht, weil er die Verschwörung, ohne selbst eingeweiht zu sein, für allgemeiner hielt, als sie es war; auch die übrigen Tribunen und Centurionen, durch das unerwartete Ereigniß betroffen und mit fortgerissen, wagten den zweifelhaften Versuch nicht, ihrer Pflicht treu zu bleiben. Kurz indem nur wenige das Verbrechen wagten, aber mehre es wünschten, und alle es zuließen, gelang es.

Während Galba noch mit dem Opfer und dann mit Zweifeln und Berathungen sich aufhielt, die der persönliche Zwist seiner nächsten Freunde noch in die Länge zog, hatten die Prätorianer Zeit, sich entschieden für den Otho zu erklären; besonders eifrig waren die gemeinen Soldaten, ohne daß jedoch die Officiere den auf ihnen ruhenden Verdacht der Treue gegen Galba durch irgend einen Widerstand gerechtfertigt hätten. Otho ließ es nicht an Schmeicheleien fehlen, und schämte sich auch niedriger Mittel zum höchsten Zwecke nicht; und als die Legion der Seesoldaten, zuerst von allen, weil sie von Galba mit großer Härte behandelt war, den Eid der Treue abgelegt hatte, wagte es Otho, die ganze Masse in feierlicher Rede zu befeuern. Er zeigte den Soldaten, wie auf dem Punkte, auf welchem sie nunmehr standen, ihr Schicksal mit dem seinigen aufs Innigste verknüpft sei, und von welcher Art dies sein würde, wenn Galba es zu bestimmen hätte, ließ er sie selbst bedenken, indem er an die blutige Strenge erinnerte, mit der Galba seinen Regierungsantritt bezeichnet hatte. Zugleich reizte er ihren Haß von Neuem, indem er von dem Übermuth und der Grausamkeit der Rathgeber Galba's sprach, von seinem Geize, der den geldgierigen Soldaten besonders zuwider war, und von den schlechten Erwartungen für die Zukunft, welche die auch von den Göttern gemißbilligte Adoption Piso's gewährte. Endlich stellte er ihnen vor die Augen, daß Senat und Volk und alle Soldaten nur auf die Entscheidung der Prätorianer harrten, um ihnen beizustimmen, daß mithin eine Gefahr gar nicht vorhanden sei; nur zögern dürfe man nicht bei einem Entschlusse, der nur, wenn er ausgeführt wäre, löblich sei. Hierauf ließ Otho das Zeughaus öffnen, und mit wilder Hast griffen die Soldaten zu den Waffen, ohne dabei die Truppengattungen zu scheiden. Unterdessen hatte Galba vergeblich Boten an die

6) Für Philologen stehe hier die Bemerkung, die an einem andern Orte weiter ausgeführt werden soll, und die unseres Wissens noch neu ist, daß Tacitus die Endung ērunt im Perf. statt des bei ihm ungleich häufigern ēre nicht für das erzählende, sondern nur für das präsentische Perf. gebraucht. Erst hierdurch wird der Eindruck ganz klar werden, den die mit tiefem Unwillen geschriebenen Worte des Tacitus beabsichtigen: **Suscepere duo manipulares imperium populi Romani transferendum et transtulerunt.** Hist. I. c. 25.

verschiedenen Heeresabtheilungen geschickt; Piso selbst war auf dem Wege zu den Prätorianern gewesen, erkannte aber bald, daß es zu spät sei. Auf dem Markte, wohin sich Galba, ermuthigt durch die falsche Nachricht von Otho's Ermordung und durch leeres Beifallsgeschrei des Volkes begeben hatte, trafen beide zusammen. Hier erreichte ihre Rathlosigkeit den höchsten Gipfel; der laute Eifer des Volkes ging in ein dumpfes Schweigen über, und bald entstand eine allgemeine Flucht, als die Prätorianer auf Otho's Befehl, dem man gemeldet hatte, das Volk greife zu den Waffen, in die Stadt stürzten, um Straßen und Plätze zu reinigen. Ohne Scheu warfen sie durch den Huf der Pferde oder durch das Schwert Senat und Volk vor sich nieder; und wie auf einen Erbfeind des römischen Namens, richtete sich die Wuth auf den wehrlosen, greisen Galba. Beim Herannahen dieses Sturmes verläßt ihn auch die ihn begleitende Cohorte, das Volk entweicht, am See des Curtius wird er aus dem Tragsessel geworfen und ermordet. Gleiches Schicksal traf den verhaßten T. Vinius, obgleich er vielleicht einen nicht geringen Antheil an dem Gelingen der Empörung hatte. Die Nachricht hiervon machte auf Otho keineswegs einen freudigen Eindruck, der blutige Auftritt, die Erinnerung an Galba's Würde und Rechtlichkeit, an Vinius' Freundschaft, vielleicht Reue und Furcht vor dem Urtheile der Nachwelt ließen nur trübe Gedanken in ihm aufkommen; erst als auch Piso's Haupt im Jubel durch das Lager getragen wurde, gab er sich der Freude über den mühsam errungenen Sieg hin.

Nachdem so das Schicksal Roms entschieden war, sah man Senat und Volk plötzlich wie durch einen Zauber umgewandelt. Alles stürzte hinaus in das Lager der Prätorianer, und beeiferte sich um die Wette, den Galba zu beschimpfen, die Einsicht der Soldaten zu preisen und Otho's Hand zu küssen, und je größer dabei die Heuchelei war, desto übertriebener war der Eifer. Mit Mühe hielt Otho die Soldaten ab, diese nichtswürdige Schar zu züchtigen; er selbst bewies sich freundlich und leutselig; doch war er, was immer der Fluch der Revolution ist, nicht Herr der von ihm angeregten Bewegung; befehlen konnte er ein Verbrechen schon, aber nicht es verhindern; indessen bediente er sich dieser Stellung mit Geschick, um den Marius Celsus, erwählten Consul, einen thätigen und brauchbaren, dem Galba bis auf den letzten Augenblick treugebliebenen Mann, zu retten, indem er ihn, da die Soldaten seinen Kopf foderten, zu fesseln befahl, angeblich um ihn für härtere Strafen aufzubehalten, in der That aber nahm er ihn gleich darauf unter die Zahl seiner Freunde und Rathgeber auf, und hatte sich seiner Treue ebenso zu erfreuen wie Galba.

Sofort wurden die wichtigsten Angelegenheiten nach dem Gutdünken der Soldaten geordnet; sie selbst erwählten die Präfecten der Prätorianer und der Stadt, und verlangten, daß ihnen die Urlaubsgelder erlassen würden, welche sie jährlich für einen dreimonatlichen Urlaub an die Centurionen zu bezahlen hatten und welche sie oft nur durch den niedrigsten Erwerb zu gewinnen vermochten; das Verlangen war nicht unbillig und hatte schon oft zu Beschwerden und Aufruhr Anlaß gegeben, jedoch konnte Otho es nicht befriedigen, ohne den Centurionen einen schmerzlichen Verlust zuzufügen; deshalb verordnete er, daß jene Gelder künftig aus dem kaiserlichen Fiscus bezahlt werden sollten, eine Einrichtung, die sich so zweckmäßig erwies, daß sie von den nachfolgenden Kaisern beibehalten wurde [7]). Noch waren von den genauesten Freunden des Galba Cornelius Laco und Marcianus Icalus übrig; der erstere wurde auf geheimen Befehl ermordet, nachdem man ihn hatte auf Verbannung hoffen lassen, der letztere, von Galba zum römischen Ritter gemacht, eigentlich aber ein Freigelassener, wurde öffentlich hingerichtet.

Nachdem so, wie Tacitus sagt, der Tag mit Verbrechen hingegangen war, folgte das letzte der Leiden, die Freude. Da beide Consuln, Galba und Vinius, todt waren, versammelte der Prätor Urbanus den Senat, der sich beeilte, dem Otho tribunicischr Gewalt, den Namen Augustus und alle möglichen kaiserlichen Ehren zu decretiren, indem sich ein Jeder bemühte, frühere Beschimpfungen in Vergessenheit zu bringen; Otho that wirklich jetzt und bis zu seinem Tode so, als hätte er nichts davon im Gedächtnisse; daß er sich aber die Rache für eine spätere Zeit vorbehalten habe, ist ein durch nichts begründeter Argwohn. Während der Markt noch mit Blut und Leichen bedeckt war, zog er über ihn auf das Capitolium und dann in das Palatium, und gab sogleich Erlaubniß, die Leichen auszuliefern und zu bestatten. Qualvoll war für ihn die erste Nacht, welche er als Kaiser erlebte; die blutige Gestalt des Galba erschien ihm im Traume; laut seufzend und jammernd wälzte er sich umher und seine erschrockenen Diener fanden ihn vor seinem Lager auf dem Boden liegend. Alle Arten von Opfern wurden angewendet, um den Geist des Gemordeten zu sühnen; aber das feierliche Inaugurationsopfer war ungünstig und wiederholt murmelte Otho das griechische Sprüchwort vor sich hin: „Wozu mir auch die langen Pfeifen?" alles ein Beweis, daß er kein kalter Bösewicht war, und es ist wol glaublich, daß diese Schrecken seines Regierungsantrittes den tiefen Abscheu vor Bürgerkriegen in ihm hervorriefen oder stärkten, welchen er nachher öfter aussprach.

Auch Rom war von Angst und Schrecken erfüllt, zumal da die bis dahin unterdrückte Nachricht von der Empörung der teutschen Heere gegen Galba bekannt wurde, und so alle Leiden des Bürgerkrieges von Neuem bevorzustehen schienen. Schon seit dem 1. Jan. 69 war Vitellius zum Kaiser ausgerufen und er wurde von den Truppen in Ober- und Niederteutschland, in Rhätien, Belgien und Britannien anerkannt. Zwei bedeutende Heere, eins unter Fabius Valens, das andere unter Alienus Cäcina, jenes 40,000, dieses 30,000 Mann stark, ungerechnet die germanischen Hilfstruppen, zogen nach Italien; Valens nahm den weitern Weg durch Gallien und über die kottischen Alpen, Cäcina den nähern über die penninis-

7) Übrigens hatte Vitellius ebenso verfahren, schon im Januar desselben Jahres, jedoch erhellt nicht, ob dieser die Einrichtung gleichfalls zu einer bleibenden machen wollte; s. *Tac* hist. I, c. 58.

Digitized by Google

schen Alpen; ihnen wollte Vitellius mit der Hauptmasse folgen. Widerstand zeigte sich nirgends, und die stärksten Punkte in Italien, nördlich vom Po, gingen sogleich zum Cäcina über. Der zwischen Otho und Vitellius angeknüpfte Briefwechsel war Anfangs äußerst freundlich, aber auf übertriebene Schmeicheleien und Versprechungen von beiden Seiten folgten die gröbsten Schmähungen. Geheime und offene Gesandtschaften hatten ebenso wenig Erfolg, und nur zur Schonung der beiderseitigen Familien verstand man sich.

Otho hatte unterdessen ganz gegen die allgemeine Erwartung einen Lebenswandel geführt, der seinen frühern bei längerer Dauer hätte in Vergessenheit bringen können. Allen Ausschweifungen und Lüsten entsagend that er nichts, was die Würde seiner Stellung beeinträchtigt hätte. Wir würden diese Umwandlung unbedenklich eine gründliche nennen, hervorgerufen durch den Ernst einer großen Laufbahn in einem dem Edlern noch nicht abgestorbenen Gemüthe, wenn sie nicht Tacitus als Verstellung bezeichnet hätte, und ihm zu widersprechen ist immer gewagt, sollte man auch einigen Grund haben zu glauben, daß er in seinem tiefen Schmerz über die bodenlose Schlechtigkeit jener Zeit und mit seinem ungemeinen Scharfblicke für die menschlichen Schwächen zuweilen die Charaktere etwas schwärzer gesehen habe, als sie es in der That waren. So viel aber werden wir mit Recht gegen ihn annehmen, daß jene angebliche Verstellung Otho's keineswegs eine um so größere Furcht vor einem Rückfall erweckte, da es unzweifelhaft ist, daß Otho die Gunst des Volkes und der Soldaten in sehr hohem Grade besaß. Die edle Behandlung des Marius Celsus und die gerechte Strenge gegen den nichtswürdigen Tigellinus, den er zum Selbstmorde nöthigte, seine Milde, Sorgsamkeit und Freigebigkeit, die er in Rom und in den Provinzen bewies, mußte für ihn einnehmen, während ein schöner Sieg über die Rhoxolaner den Glauben an das Glück seiner Auspicien verbreitete. Freilich sah er sehr wohl ein, wie Tacitus selbst bemerkt, daß er die durch ein Verbrechen erworbene Herrschaft nicht mit schroffer Strenge und antiker Würde handhaben durfte, und es kann daher kein Tadel für ihn sein, wenn er sich bei dem Streben, sich und seiner Stellung nichts zu vergeben, in die Bedingungen der Gegenwart fügte. Einen augenscheinlichen Beweis davon gab er, als ein aus geringfügiger Veranlassung hervorgegangener Aufstand einer Cohorte ihn und ganz Rom in Schrecken und Gefahr brachte. Er hatte den Befehl gegeben, die 16. Cohorte von Ostia nach Rom zu versetzen. Um ungestört das Zeughaus öffnen und die Wagen mit den Waffen der Cohorte beladen zu lassen, wählte der damit beauftragte Tribun den Einbruch der Nacht zu diesem Geschäfte; aber die ungewöhnliche Zeit erweckte Verdacht; die trunkenen Soldaten glaubten oder wendeten vor, es sollten die Waffen den Sklaven und Fechtern der Senatoren zu Otho's Untergange gegeben werden, und die Tribunen und Centurionen hätten Theil an dem Verrathe. Vom Wein erhitzt, gierig nach Aufruhr und Beute konnten sie beim Dunkel der Nacht nicht gezügelt oder belehrt werden; sie bemächtigen sich der Waffen, ermorden einige Officiere und stürmen nach Rom in das Palatium. Hier hatte Otho grade eine große Zahl der vornehmsten Männer und Frauen zu einem Mahle versammelt, die unbekannt mit Grund und Zweck des Lärms sich ebenso sehr vor Otho fürchten, als vor dem Scheine des Mistrauens gegen ihn. Er selbst, in ähnlicher Besorgniß, schickt die Präfecten der Prätorianer ab, um die Soldaten zu beruhigen, und entläßt die Gäste, die sich möglichst beeilen, einen sichern Versteck zu gewinnen. Aber die Soldaten unter den wüthendsten Drohungen gegen ihre Officiere und den Senat dringen mit Gewalt in das Palatium, ja selbst in den Speisesaal, wo Otho sich auf sein Polster stellend nur mit Mühe durch Bitten und Thränen sie beruhigte. Ungern kehrten sie in ihr Lager zurück, mit dem Bewußtsein ihrer Schuld, doch mit mehr Misvergnügen als Reue. Am folgenden Tage war Rom wie eine eroberte Stadt in Angst und Schrecken, die Häuser verschlossen, die Straßen menschenleer; man fürchtete die Soldaten wie Feinde; die Präfecten hielten Reden an die einzelnen Manipeln und versprachen für jeden Mann 5000 Nummi (d. i. 265 Rthlr.) als kaiserliches Gnadengeschenk. Erst hiernach wagte es Otho in das Lager zu gehen; sogleich warfen Tribunen und Centurionen die Zeichen ihrer Würde von sich und foderten von ihm Ruhe und Sicherheit; die Soldaten, um diesen harten Vorwurf zu beseitigen, zeigten sich ruhig und gehorsam, ja sie foderten sogar die Todesstrafe für die Schuldigen. Jedoch war dem Otho ihre Aufregung, ihre Raub- und Mordsucht ebenso wenig verborgen, als die Wandelbarkeit ihrer Gunst, der er den Thron verdankte, und die er am wenigsten bei dem nahe bevorstehenden Kriege entbehren konnte; andererseits foderte ihn das verletzte kaiserliche Ansehen, die Sicherheit der Stadt und des Senates zu strenger Ahndung auf. Der Ausweg, den er einschlug, macht seinem Verstande alle Ehre. Er hielt eine Rede, in der er den guten Willen der Soldaten freundlich anerkannte, aber das Übermaß des Eifers tadelte und in wohlmeinend belehrendem Tone die üblen Folgen des Ungehorsams darlegte. Nur Wenige, sagte er, trügen die Schuld, zwei sollten die Strafe tragen. Aber die Verehrung vor der ewigen, heiligen Würde des Senats legte er ihnen eindringlich ans Herz; der Senat verleihe seiner Partei einen den Vitellius weit überstrahlenden Glanz, er gehe hervor aus den Soldaten, und aus ihm wieder die Kaiser. Diese Rede, gleich sehr geeignet die Soldaten zu besänftigen und zu bestechen, machte einen guten Eindruck, wie auch die mäßige Strafe. Jedoch im Volke und Senat blieb eine unruhige Bewegung zurück, die durch das immer wieder laut werdende Mistrauen der Soldaten und durch die Aussicht auf den nahen Krieg nur noch vergrößert wurde. Dazu kam eine ungewöhnlich große Überschwemmung der Tiber, die auch das Marsfeld und die flaminische Straße sperrte, auf welchem Wege Otho zum Kriege auszuziehen im Begriffe war, und außer andern Unheil verkündenden Anzeichen war damals der feierliche Umzug der Marspriester mit den heiligen Waffen des Gottes noch nicht vollendet, und diese Tage hatte man von jeher als unglückliche für einen Aufbruch angesehen.

Digitized by Google

Unterdessen wurden die Rüstungen eifrig betrieben und der Beschluß gefaßt, den Feinden möglichst weit entgegenzugehen; da jedoch alle Zugänge zu Gallien schon gesperrt waren, so wurde eine starke und mit zuverlässigen Truppen bemannte Flotte ausgesandt, um das narbonensische Gallien anzugreifen. Das Landheer bekam zu Führern den Suetonius Paulinus, Marius Celsus und Annius Gallus, drei vortreffliche Männer und Feldherren, deren Tüchtigkeit einen glücklichen Ausgang mit Sicherheit verbürgen konnte, wenn nicht der vierte, Licinius Proculus, Präfect der Prätorianer, mit einer großen Thätigkeit und Schlauheit zugleich Unerfahrenheit im Kriege und das unedliche Streben verbunden hätte, die Andern zu verdächtigen, die zu offen waren, um sich vor ihm zu hüten. Außerdem nahm Otho eine große Zahl von den höhern Beamten und gewesenen Consuln mit sich, die nur dazu dienen sollten, den Glanz seiner Partei zu erhöhen. Unter ihnen befand sich auch L. Vitellius, der Bruder des Kaisers, ohne alle Auszeichnung vor den Andern, weder im Guten noch im Bösen. Am 14. März empfahl Otho dem Senat das Wohl des Staates, begnadigte zugleich die Verbannten und schenkte ihnen die für den Fiscus eingezogenen, durch Geschenke von Nero verschleuderten Gelder, wovon freilich nicht viel mehr übrig war. Der 24. März, der sogenannte Tag des Blutes, wo die Priester der Cybele das Trauerfest begannen, war zum Abschiede bestimmt. Otho hielt eine Volksversammlung, er erhob in seiner Rede den Glanz seiner Partei, sprach über die feindliche sehr gemäßigt, indem er mehr die Unwissenheit als die Frechheit der Legionen tadelte, ohne den Vitellius auch nur zu erwähnen. Tacitus macht auch diese Mäßigung verdächtig, indem er sie der eigennützigen Vorsicht des Galerius Trachalus, des wahrscheinlichen Verfassers der Rede, zuschreibt; würde sie aber Otho wol gehalten haben, wenn er sie nicht billigte? und widersprach etwa diese Mäßigung seinem sonstigen Benehmen? Das Volk übrigens mit ungeheurem Beifallsgeschrei wetteiferte in den Beweisen von Theilnahme und Liebe, nicht anders als wenn es den Dictator Cäsar oder den Kaiser Augustus auf den Weg brächte. Zum Gouverneur der Stadt und Reichsverweser ließ Otho seinen Bruder Titian zurück.

Während Vitellius eben nicht weiter Herr war, als seine Waffen reichten, hatte Otho durch den Besitz von Rom das Gewicht des legitimen Herrschers; Dalmatien, Pannonien, Mösien, Afrika, Ägypten, Syrien unter Mucian, Judäa unter Vespasian und alle östlichen Provinzen waren für Otho, auch Spanien und Aquitanien, jedoch waltete hier bald des Vitellius Einfluß vor; Britannien konnte diesem wegen der Entfernung nicht viel nützen und der Besitz von Gallien war unsicher; das Narbonensische aber wurde durch Otho's Flotte zum Theil erobert. So war Otho im Besitz einer Macht, bei der er dem Kampfe mit Zuversicht entgegengehen konnte, wenn sie nicht durch die übermüthige Hast seiner Partei bedeutend verringert worden wäre.

Das erste ernstere Zusammentreffen der feindlichen Heere fand am Po bei Placentia statt, welches Spurinna mit drei prätorischen Cohorten, 1000 Vexillaren und wenigen Reitern gegen den Ungestüm der ganzen Macht des Cäcina so gut vertheidigte, daß dieser unter den Mauern der Stadt einen bedeutenden Verlust erlitt, der um so herber war, da er den Krieg eröffnete. Auch an andern Orten errangen die Othonianer kleinere Vortheile, aber überall zeigte sich neben rühmlichem Muthe Widerspenstigkeit der Soldaten gegen ihre Feldherren. Otho, zu empfänglich für Einflüsterungen auch der Niedrigsten, ließ sich bewegen, seinen Bruder aus Rom kommen zu lassen und ihn zum Oberfeldherrn zu ernennen. Unterdessen war Cäcina bei Castorum, 12 Miglien von Cremona, von Suetonius Paulinus und Marius Celsus abermals geschlagen; aber auch hier erregte der Sieg weniger Freude als Unzufriedenheit wegen der allerdings fast zu großen Vorsicht des Paulinus. Endlich vereinigte sich Fabius Valens mit Cäcina, und es kam nun darauf an, ob man beide sogleich angreifen oder den Krieg in die Länge ziehen sollte. Paulinus, Celsus und Gallus waren der letztern Meinung, weil Otho an allen Dingen Überfluß hatte und auf die Ankunft der Legionen aus Dalmatien in Kurzem rechnen konnte, während die Feinde bei längerm Zögern in großen Mangel gerathen mußten in dem nicht großen Gebiete, welches sie inne hatten, ohne Verbindung mit dem Meere. Vitellius selbst konnte sobald noch nicht nachrücken, und bei der Nothwendigkeit, in Gallien und am Rheine starke Besatzungen zurückzulassen, konnte sein Heer nicht groß sein; auch mußte es den Mangel an Lebensmitteln nur noch größer machen, wenn es wirklich ankam, und die teutschen Truppen mußten immer unbrauchbarer werden, wenn man die Hitze des Sommers abwartete. Aber Otho war ungeduldig; Titian und Proculus stimmten ihm bei, und veranlaßten den unglücklichen Beschluß, daß er bei der Schlacht nicht gegenwärtig sein sollte. Mit einer ansehnlichen Schar auserlesener Truppen zog er ab nach Brixellum und hinterließ das dadurch geschwächte Heer den unter sich uneinigen und bei den Soldaten verdächtigen Feldherren, von denen Paulinus und Celsus nur dazu dienten, sich fremde Schuld aufbürden zu lassen; den Oberbefehl hatte dem Namen nach Titian, in der That aber Proculus. Während Macer bei einer von den Feinden nur zum Scheine geschlagenen Brücke über den Po einen großen Theil der Othonianischen Gladiatoren und Schiffe einbüßte und nur mit Mühe der Wuth seiner Soldaten entkam, rückte das Hauptheer den Feinden entgegen. Vier Miglien von Bedriacum wurde das erste Lager geschlagen, und zwar mit so ungeschickter Wahl des Ortes, daß das Heer Mangel litt an Wasser, das sonst im Monat April überall reichlich zu finden war. Bei der neuen Berathung der Feldherren drang Otho wieder auf Eile; die Soldaten foderten theils seine Gegenwart, theils daß man die noch jenseit des Po befindlichen Truppen abwarten sollte, beides vergeblich. Bis zum Zusammenflusse des Po und Addua, 16 Miglien weit, ließ man das Heer mit allem Gepäck belastet gegen den Feind anrücken, der von keinem Marsch ermüdet die Othonianer leicht beim Lagerschlagen oder während des ungeordneten Zuges überraschen konnte; deshalb protestirten auch hier wieder Paulinus und Celsus;

Digitized by Google

aber Titian und Proculus in blindem Eigensinne beriefen sich auf Otho's Befehl, der in der That die Langsamkeit der Feldherren von Neuem tadelte, und so wurde denn die unglückliche Schlacht geliefert auf einem Terrain, das voll von allerhand Windungen, Gräben und Hecken nur einer einzigen Legion zu einem regelmäßigen Kampfe Raum gewährte. Die übrigen Soldaten in Unordnung, durch den Troß und die Packwagen von einander getrennt, konnten auch bei gutem Willen ihre Reihen nur sparsam einnehmen. Zu diesen mislichen Umständen kam nun noch das unglückliche Ereigniß, daß sich in dem Augenblicke, wo die Schlacht beginnen sollte, vielleicht durch Spione das Gerücht verbreitete, das feindliche Heer sei von Vitellius abgefallen. Freude bemächtigte sich aller Gemüther; die Vordersten näherten sich den Vitellianern friedlich mit Grüßen und Glückwünschen; aber die Antwort war ein kräftiger, wohlgeordneter Angriff. Augenblicklich bemächtigte sich Aller der schreckliche Verdacht des Verrathes, um so schrecklicher, je heftiger die Leidenschaften in so entscheidenden Augenblicken sind; die freudige Zuversicht, welche den Sieg verbürgt, wurde gebrochen, und nur eine hoffnungslose Tapferkeit machte den Feinden, welche selbst an Zahl überlegen waren, den Sieg an mehren Punkten und länger streitig, als man unter solchen Umständen erwarten konnte. Eine völlige Entscheidung wurde erst durch die unerwartete Ankunft der Batavee herbeigeführt, welche an der Pobrücke die Gladiatoren abermals besiegt hatten, und nun den Othonianern in die Flanke fielen. Zugleich wurde das Centrum durchbrochen und eine allgemeine Flucht in der Richtung nach dem 20 Miglien entfernten Bedriacum war die augenblickliche Folge. Dort vereinigten sich die zersprengten Haufen mit dem zurückgebliebenen Theile des Heeres. Der Unmuth über die Niederlage war allgemein, und doch fehlte es nicht an Muth, weil man die Schuld auf Verrath und Ungeschick der Feldherren schob, und sich mit einigen errungenen Vortheilen brüsten konnte. Noch immer war das Heer bedeutend genug, wenn es sich mit Otho's Truppen in Brixellum und den schon bis Aquileja vorgerückten Legionen aus Mösien vereinigte, um den Krieg mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen und mit den dringendsten und rührendsten Bitten drangen die Soldaten in Otho, sie und sich nicht aufzugeben. Aber ihr Eifer wurde nicht benutzt, die, welche bei und in Bedriacum standen, schickten am Tage nach der Schlacht eine Gesandtschaft an die Vitellianer, die kein Bedenken trugen, den dargebotenen Frieden anzunehmen. Otho selbst war unerschütterlich in dem Entschlusse, längeres Blutvergießen durch seinen eigenen Tod zu vermeiden; wol mag ihm die anhaltende Spannung und Unentschiedenheit seiner Lage zuwider gewesen sein, aber er hatte ohne Zweifel auch edlere Gründe. Seinen Widerwillen gegen Bürgerkriege hatte er schon früher oft und entschieden ausgesprochen, und einen tiefen Eindruck mochte es auf ihn machen, als ein Soldat, der die Nachricht von der Niederlage brachte, sich vor seinen Augen durchbohrte, weil man ihm nicht glauben wollte und ihn einen Feigling und Verräther schalt. Auch Tacitus, dem sonst die unreinen Beweggründe nicht leicht entgehen, spendet doch dem Selbstmorde Otho's ein rückhaltloses Lob; er nennt ihn eine vortreffliche That, durch die Otho bei der Nachwelt ebenso viel guten Ruf verdient habe als bösen durch den Mord des Galba, und die Beweggründe dazu läßt er ihn in einer herrlichen, hochherzigen Rede an die Soldaten aussprechen. Übrigens kann auch die Ruhe und Besonnenheit, mit der Otho starb, ihn nicht als einen Schwächling erscheinen lassen, der des Lebens Mühen flieht, sondern es zeigt sich darin das Bewußtsein einer That, die er für wahrhaft schön erkannte. — Bald bittend, bald befehlend, aber immer mit ruhigem Blick und Gemüthe, trieb er seine Anhänger an, sich zu den Siegern zu begeben, ließ ihnen Wagen und Schiffe geben und vertheilte Geld unter sie, aber sparsam, wie wenn es noch Werth für ihn hätte. Sodann vernichtete er alle Schriften, welche den Seinigen hätten gefährlich werden können, tröstete und ermuthigte den Salvius Coccejanus, seines Bruders Sohn, entfernte darauf seine Umgebungen, ruhte ein Wenig und schrieb Trostbriefe an seine Schwester und an Messalina, Nero's Witwe, die zu heirathen er im Sinne gehabt haben soll. Doch während er so in der Einsamkeit mit den letzten Sorgen des Lebens beschäftigt war, wurde ihm plötzlich gemeldet, daß ein Aufruhr unter den Soldaten ausgebrochen sei, indem die Weggehenden von den Zurückbleibenden gehindert und als Ausreißer behandelt wurden. So wollen wir denn, sagte er, auch diese Nacht noch zum Leben hinzufügen, ging sogleich hinaus, schalt die Urheber des Lärms, verbot irgend Jemand an der Abreise zu hindern und blieb dann bei offenem Zimmer für Jeden zugänglich, der ihn noch zu sprechen wünschte, bis in die Nacht hinein. Dann löschte er seinen Durst mit einem Trunk kalten Wassers, ließ zwei Dolche bringen, prüfte ihre Spitzen, legte den schärfsten unter sein Kopfkissen und überzeugte sich nochmals davon, daß seine Freunde abgereist waren. Heiter legte er sich darauf nieder und hatte eine ruhige, nicht schlaflose Nacht. Erst beim Anbruche des Morgens erwachte er und machte sogleich seinem Leben mit einem sichern Stoß ein Ende. Seinem Wunsche gemäß wurde seine Leiche möglichst schnell bestattet. Die prätorischen Cohorten trugen ihn unter Thränen und Lobpreisungen, seine Hände und seine Wunde küssend, und so groß war ihre Anhänglichkeit an ihn, so groß die Bewunderung seines Todes, daß Einige sich am Scheiterhaufen durchbohrten, mehre zu Bedriacum, Placentia und in andern Othonianischen Lagern sich gegenseitig den Tod gaben. Auch die, welche früher den Otho verabscheut hatten, priesen ihn jetzt, ja der schönste Ruf, den ein Römer erwerben konnte, folgte ihm nach, „er habe die Republik und Freiheit wiederherstellen wollen."

Was Otho's Äußeres anbetrifft, so war er von mittelmäßiger Statur, hatte schwache, etwas krumme Füße, und schwaches Haupthaar, sodaß er sich einer Perücke bediente. Sein Gesicht hatte den Ausdruck der Weichlichkeit, ohne daß sich darin die Züge eines schaefen Verstandes und eines hohen Sinnes verkennen ließen. Der Satyriker Juvenal (Sat. II, 99 sq.) macht ihm den Vorwurf, daß er mit einem Spiegel zum Bürgerkriege ausgezogen

Digitized by Google

ſei, und daß er ſich täglich das Geſicht mit weichem Teige beirgt habe. Das Letztere war allerdings ſeine Sitte, jedoch verdient Tacitus ohne Zweifel mehr Glauben, wenn er ſagt: Otho ſei, fern von allem Luxus, zu Fuß in eiſernem Panzer den Fahnen voraufgegangen, in rauher Schmuckloſigkeit, unähnlich ſeinem Rufe.

Er ſtarb am 11. Tage vor der Vollendung ſeines 37. Jahres, am 92. Tage nach Galba's Ermordung. Seine Familie und ſein unſcheinbares Grabmal wurde vom Sieger geſchont. Sein Tod brachte dem römiſchen Reiche nicht den Nutzen, den er beabſichtigt hatte; es fiel in ſchlechtere Hände, aus denen es nur durch neues Blutvergießen zu einer ſchöneren Zeit gelangte. (*F. Haase.*)

L. Roſcius Otho gab als Volkstribun im J. 67 v. Chr. 687 d. St. die berühmte lex Roscia theatralis, durch welche während bis dahin Ritter und Plebes im Theater untermiſcht geſeſſen hatten, den freigebornen römiſchen Bürgern, welche den ritterlichen Cenſus von 400,000 Seſtertien beſäßen und ſich nicht durch Ausübung eines unanſtändigen Gewerbes entehrt, noch auch ihr Vermögen verpraßt hätten, ausſchließlich die 14 erſten Sitzreihen nächſt der Orcheſtra eingeräumt wurden. Dieſes Geſetz war der Plebes ebenſo verhaßt*), als dem Ritterſtande willkommen; der Unwille jener machte ſich gleich Anfangs dadurch Luft, daß ſie Roſcius auszizchte, als er im Theater erſchien, während die Ritter ſein Erſcheinen mit Zeichen des Beifalls begrüßten; dieſe Spannung dauerte mehre Jahre fort, und erſt vier Jahre ſpäter (63 v. Chr., 691 d. St.) gelang es Cicero in ſeinem Conſulate (Cicero nennt den Roſcius Otho auch in der Rede für Murena c. 19, ſeinen Freund und einen tapfern Mann) bei einer uns nicht weiter bekannten Gelegenheit die Plebes mit dem Urheber dieſes Geſetzes zu verſöhnen; Cicero (ad Attic. II, 1) führt die Rede de Othone als dritte ſeiner conſulariſchen auf, von der es nicht unwahrſcheinlich iſt (denn ſie iſt leider nicht auf uns gekommen), daß ſie ſich auf dieſen Gegenſtand bezogen habe. Te suadente, redet der ältere Plinius (H. N. VII, 30. s. 31) den Cicero an, Roscio, theatralis auctori legis, ignoverunt, notatasque ea discrimine sedis aequo animo tulerunt (sc. tribus). Plutarch begeht im Leben des Cicero c. 13 mehre Unrichtigkeiten, wenn er dieſem Otho den Vornamen Marcus gibt, während Cicero (a. a. O.), Livius (Epitom. 99), Aſconius (zu *Cic.* pro Cornel. fr. 1. p. 970 ed. *Graev.*) ihn Lucius nennen, wenn er ihn als Prätor, und während Cicero's Conſulates auf dieſes Geſetz anfragen läßt, was er nach andern Berichterſtatter als Volkstribun und vier Jahre früher gethan hat. Woher dieſes letzte Mißverſtändniß des Plutarch entſtanden, kann nach dem Geſagten nicht zweifelhaft ſein. Auf dieſes Geſetz bezieht ſich Horaz (Epod. IV, 16), wenn er von jenem reichgewordenen Schurken, der, ein ſchlechter Sklave von Haus aus, nun mit ſeinem Reichthume ſtolzire und ſich in die vorderſten Ritterbänke dränge, ſagt, sedilibusque magnus in primis eques *Othone* contempto sedet; bezieht ſich Juvenal (III, 159): Sic libitum vano, qui nos distrinxit, Othoni, u. XIV, 323. sufficit summam, bis septem ordinibus quam lex dignatur Othonis; unzählige anderer Anſpielungen nicht zu gedenken, die zum Theil von den Auslegern zu den bisher citirten Stellen nachgewieſen werden.

Ob übrigens dieſer Otho derſelbe iſt, in welchem Cicero bei Erwerbung eines Grundſtückes einen Gegner zu finden fürchtet (ſ. ad Attic. XII, 37, 38, 39. XIII, 32), vermag ich nicht zu entſcheiden.

Eine Münze hat die Umſchrift M. SALVIVS. OTHO. III. VIR. A. A. A. F. F., auf der Rückſeite das lorbeerbekränzte Bild des Kaiſers Auguſt, daneben eine kleine Victorie, die ein Füllhorn trägt, mit der Umſchrift CAESAR. AVGVST. PONT. MAX. TRIBVNIC. POT., woraus man alſo einen Münzmeiſter (triumvir monetalis) Otho kennen lernt, den man für einen Oheim des Kaiſers ausgibt (vergl. *Rasche*, Lexic. Univers. Rei Numar. Veter. III, 2. p. 234).

Über die Münzen des Kaiſers Otho handelt Eckhel (D. N. Vet. VI. p. 300 sq.) mit gewohnter Gründlichkeit. Die Gold- und Silbermünzen deſſelben, die in Rom ſelbſt geprägt ſind, zeigen ein merkwürdig kurzes und auf eine eigene, von der bei den andern Kaiſerköpfen üblichen ganz abweichende, Art gekämmtes Haupthaar, das offenbar dem in vorigem Artikel über das Haupthaar des Kaiſers aus Sueton Geſagten entſprechen ſollte; dagegen auf den ziemlich zahlreichen, außerhalb Roms geprägten Münzen (und Münzen mit griechiſcher Umſchrift des Kaiſers ſind am meiſten aus Alexandrien, dem ſyriſchen Antiochien auf uns gekommen, wir denn nach Tacitus [h. I, 76] die orientaliſchen Provinzen am meiſten Otho's Herrſchaft anerkannten) hat er ſchönes, langes Haar, und auch die Geſichtszüge ſind hier von den bri den römiſchen vorkommenden abweichend. Offenbar haben die entfernteren Provinzen, ſowie ſie die Nachricht von Otho's Erhebung erhielten, gleich Münzen nach ſeinem Namen, da ſie aber ſeinen Kopf noch nicht kannten, mit Idealköpfen ſchlagen laſſen; und das wirkliche Bild ſeines Kopfes mochten ſie nicht früher als die Nachricht vom Ende ſeiner kurzen Herrſchaft erhalten. Die Umſchrift iſt IMP. OTHO. CAESAR. AVG. TR. P. oder IMP. M. OTHO. ſtets., um die geringern Variationen zu übergehen, auf dem Avers PAX. ORBIS. TERRARVM um eine ſtehende weibliche Figur, die in der Rechten einen Zweig oder Caduceus hält, oder PONT. MAX. unter einer ſtehenden Aquitas, oder um eine verhüllte, ſitzende Frau, welche eine Patera, oder auch eine Lanze hält, um eine ſtehende weibliche Figur mit Ähren oder Füllhorn, oder SECVRITAS. P. R. um eine ſtehende Frau mit Kranz oder Lanze, oder VICTORIA OTHONIS um eine ſtehende oder ſchwebende Victorie. Die Frage, ob es Kupfermünzen Otho's gebe, hat die Numismatiker lange beſchäftigt; berühmt iſt der Ausſpruch der Königin Chriſtina von Schweden, daß es ebenſo leicht ſei, den Stein der Weiſen, als eine Kupfermünze Otho's zu finden. Da indeſſen diejenigen, beſonders fürſtlichen, Perſonen, welche

*) Wenn Dio Caſſius (XXXVI, 25) ſagt, daß Roſcius ſeines Geſetzes wegen gelobt wurde, ſo iſt dies nach dem im Texte Bemerkten nicht bei allen Ständen des Staates der Fall geweſen.

Münzsammlungen anlegten, um nicht eine so unangenehme Lücke in der Folge von Kupfermünzen der Kaiser zu haben, bereit waren, die größten Summen für eine solche Münze Otho's zu geben, so hat es nicht an Betrügern gefehlt, die solchem Verlangen Genüge leisteten. Im Auftrage des Erzherzoges Leopold Wilhelm schrieb Heinrich Thomas Chifflet seinen Aufsatz de Othonibus aeneis (Antwerp. 1656), wieder abgedruckt im Thesaurus von Salengre I, 629 fg., in dem er zu erweisen suchte, daß alle bisher vorgegebenen Kupfermünzen Otho's unecht wären. Gegenwärtig ist man über die nothwendige Beschränkung dieser Behauptung längst einig; denn da man unzweifelhaft echte Kupfermünzen dieses Kaisers gefunden hat, welche außerhalb Roms und namentlich im syrischen Antiochien geprägt worden sind, so kann man nur sagen, es gebe keine echte Kupfermünze Otho's, die in Rom geschlagen wäre, und daraus darf man wohl weiter schließen, daß überhaupt keine solche in der Hauptstadt geprägt wurde. Da dies nun sehr auffallend ist, so haben die Numismatiker sich auch bemüht, verschiedene Ursachen dieser Erscheinung aufzufinden. Einige meinen nun, der Senat, in dessen Befugniß es allein gestanden hat, Kupfermünzen zu schlagen, wie das Prägen von Gold- und Silbermünzen dem Kaiser zukam, habe ihm die Ehre, Kupfermünzen mit seinem Namen schlagen zu lassen, ebendeshalb verweigert, weil er ihm die Ermordung des Galba, die Annahme des Imperiums durch die Armee, die Überschätzung dieser und die Geringachtung seiner eigenen (des Senats) Auctorität nicht verzeihen mochte. Aber es wäre die Verweigerung einer solchen kleinen Ehre ebenso unbesonnen gewesen, da Otho mit der Armee Rom und den Senat ganz in seiner Gewalt hatte, als ganz lächerlich, da er ihm ja die allergrößten Ehren mit solcher Bereitwilligkeit bewilligt hatte. Andere meinen, was allerdings sehr lächerlich ist, der feine, weichliche Kaiser habe nicht sein Bild zu Kupfergeld hergeben, noch seine Hand mit Anfassung desselben beflecken wollen. Das Natürlichste scheint mir doch noch immer diese Thatsache aus der Kürze seiner Regierung abzuleiten. (*Meier.*)

OTHO (Enoch Christian August), ein Philolog, der zu Mühltroff um das Jahr 1724 geboren war, ohne öffentliches Amt in Leipzig, zuletzt in Dresden lebte, und um das Jahr 1775 starb. Man hat von ihm folgende, von guten philologischen Kenntnissen zeugende Ausgaben: Plauti quae supersunt comoediae; cum commentario ex veriorum notis et observatt. Ex recensione *J. F. Gronovii*. Accessere ex ejusdem lectt. Plautinis notulae asterisco notatae (Cura Othonis). Cum praefat. *J. A. Ernesti* (Lips. 1760) Vol. II. *Oberti Gifanii*. Jureconsulti celeberr. observationes lat. lingua singulares, quae majorem partem emendandis auctoribus censentur. Augebat reique criticae item subinda specimina dabat (Altenb. 1761). *A. Gellii* noctium atticar. lib. XX, sicut supersunt. Editio *Gronoviana*. Praefatus est et excursus operi adjecit *J. L. Conradi*. (Lips. 1762) Vol. II. Die Excurse sind juridischen Inhalts, die kritischen Noten und erklärenden Anmerkungen sind von Otho. Die Ausgabe wird geschätzt, ist aber nicht schön. Ein Abdruck dieses Textes ist die zweibrückner Ausgabe in zwei Bd. 1784. An Hager's geographischem Büchersaale hatte Otho einigen Antheil*). (*Baur.*)

OTHO (Georg), ein gelehrter Orientalist, den 25. Julius 1634 in dem hessencasselschen Dorfe Sattenhausen von so armen Ältern geboren, daß er als Knabe die Schweine hüten mußte. Ein lateinisches ABC-Buch, das ihm zufällig in die Hände kam, reizte seine Wißbegierde, und die Jesuiten zu Heiligenstadt, denen er gefiel, befriedigten dieselbe. Nach fünf Jahren entließ er ihnen, und erwarb sich durch Privatstunden, die er gab, so viel, daß er die Schulanstalten zu Göttingen, Cassel, Bremen und Gröningen besuchen, und auf der Hochschule zu Marburg die Theologie und alten Sprachen studiren konnte. Er wurde im J. 1656 Conrector an der Schule zu Detmold, ging nach neun Jahren als Privatlehrer nach Cassel, 1670 als Rector nach Hanau und 1676 als Conrector an das Pädagogium zu Cassel. Seit 1679 lebte und lehrte er zu Marburg als Professor der griechischen Speache und Dichtkunst, wozu bald auch das Lehramt der morgenländischen Sprachen und das Bibliothekariat der Hochschule kam. Diese Ämter bekleidete er, bis er den 28. Mai 1713 starb. Rühmliche Zeugnisse seiner Kenntnisse, besonders im Fache der morgenländischen Literatur und biblischen Exegese, enthalten seine vielen Schriften, von denen wir bemerken: Vexatissimarum S. S. vocum Vrim et Thummim verus seneus (Marb. 1680; 1695; 1696. 4). *Δεῖπνον Κυριακόν*, h. a. de sacra domini ac servatoris nostri coena, exercitat. philol. V. (Ib. 1682. 4.) De sanctissimo Dei nomina tetragrammato, dissertt. V. (Ib. 1685. 4.) Disputatt. V. de gemina accentuationa decalogi. (Ib. 1686—1688. 4.) Disp. de accentuatione textus hebr. (Ib. 1690. 4.), woraus sein Compendium accentuationis sacrae universae. (Ib. 1731) entstanden ist. Synopsis institutt. Samaritanarum, Rabbinicarum, Arabicarum, Aethiopicarum et Persicarum (Ib. 1699. Frf. ad Moen. 1701; 1717; auctior ib. 1730); dazu gehört als Lesebuch (gleichsam ein specimen der großen englischen Polyglotte von Walton), seine Palaestra linguarum orientalium, nempe Chaldaicae, Syriacae, Samaritanae, Arabicae, Aethiopicae, Persicae, cum versiona latina. (Frf. 1702. 4.) Als ein Vorläufer dieses noch immer brauchbaren Lesebuchs ist zu betrachten seine Virga Aaronis polyglottos (Marb. 1692. 4.) [1]). Otho bearbeitete in der Synopsis die biblisch-orientalischen Dialekte nach dem beliebten Plane des gröningischen Professors Jak. Alting (s. d. Art.), in seiner oft gedruckten Synopsis institutt. Chaldaearum et Syrarum, wozu Otho's geschätzte Arbeit den zweiten Theil bildet, und auch als solcher mehrmals gedruckt wurde. Aus der großen Zahl seiner akademischen Schriften sind mehre, die als Be-

*) *Saxii* Onomast. T. VII. p. 216. Meusel's Lexikon der verst. Schriftst. 10. Bd.

1) Blaufuß, Beitr. zur Kenntniß merkwürdiger und seltener Bücher. 2. Bd. S. 31.

Digitized by Google

weise seiner vielseitigen wissenschaftlichen Strebungen und Kenntnisse bemerkt zu werden verdienen, herauszuheben: Diss. philos. de ira. (Marb. 1683. 4.) De magnanimitate. (Ib. 1688. 4.) Disp. phys. de igne erratico, vulgo Irrwischen. (Ib. 1690. 4.) De fontibus ac fluminibus. (Ib. 1690. 4.) De terrae motu. (Ib. 1691. 4.) De anima brutorum. (Ib. 1691. 4.) Mirande imaginationis vis. (Ib. 1691. 4.) De montibus ignivomis. (Ib. 1698. 4.) De coloribus. (Ib. 1700. 4.) De harmonia s. de numero sonoro, oratorio, poetico et musico (ib. 1702. 4.) etc. [2]). (*Baur.*)

Othokiden, s. Otokiden.

OTHONNA. Eine von Linné so genannte Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaeen (Senecionene *Cassin.*, Cynareae-Othonneae *Less.*), der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch einblätterig, röhrig-glockenförmig, vielzähnig oder vielspaltig; der Fruchtboden nackt, mit unregelmäßigen Grübchen; die Samenkrone haarig (*Gärtner* de fruct. t. 170). Zu dieser Gattung werden gegen 40 Arten gerechnet, welche alle in Afrika, die allermeisten am Vorgebirge der guten Hoffnung, als Stauden oder Kräuter mit zuweilen knolliger Wurzel, mit einfachen oder halbgefiederten, fleischigen, schimmelgrünen Blättern und einzeln am Ende der Zweige stehenden gelben Blüthen, wachsen. Man kann sie, nach Lessing, in folgende vier Untergattungen eintheilen: I. Othonna *Linn.*; die Corollen der Scheibe regelmäßig fünfzähnig, die des Strahls zungenförmig. Hieher z. B. Oth. arborescens *Linn.* (Doria africana *Dillen.* elth. t. 103. f. 123). II. Hertia *Lessing* (Linnaea VI. p. 94); die Scheibencorollen zweilippig mit dreizähniger, äußerer Lippe, die Corollen des Strahles zungenförmig oder zweilippig. Zu dieser Abtheilung gehört nur Oth. crassifolia *Linn.* (*Miller* icon. t. 245. f. 2). III. Doria *Thunberg Less.* (l. c.); die Scheibencorollen regelmäßig fünfzähnig, die des Strahls fadenförmig, kürzer als der Griffel. Hierher z. B. Oth. Lingua *Linn. Fil.* (*Jacquin* Hort. schönbr. II. t. 238). IV. Gymnodiscus *Less.* (l. c.); Corollen wie bei Othonna, aber das Rudiment des Fruchtknotens bei den männlichen Scheibenblümchen ist hier nackt, während es bei den vorhergehenden Untergattungen mit einzelnen Haaren besetzt ist. Hierher Oth. capillaris *Linn. Fil.* suppl. — Wesentlicher sind die Unterschiede, welche Cassini bewogen haben, die Gattung Euryops (Dict. des sc. nat. XVI. p. 49) von Othonna zu trennen. Hier sind nämlich die Scheibenblümchen zwitterig, die des Strahls weiblich (mithin zweite Ordnung der 19. Classe). Der Griffel theilt sich in zwei lange Schenkel, welche nur an der Spitze haarige, stigmatische Beschaffenheit zeigen; während bei Othonna der ganze Griffel oberhalb haarig und nur an der äußersten Spitze gespalten erscheint. Dagegen ist die Gattung Euryops *Cass.* sehr wohl mit Senecio zu vereinigen. Hierher gehören z. B. Oth. abrotanifolia *Linn.* (Bot. reg. t. 108) und Oth. Athanasiae *Linn. Fil.* (*Jacqu.* schönbr. II. t. 242). — Einige Arten von Othonna endlich (Oth. Tagetes *Linn.*, trifurcata und munita *Linn. Fil.*) sind wegen Zwitterblümchen der Scheibe, abgestutzter Schenkel des Griffels und fehlender Samenkrone zu Chrysanthemum zu rechnen.

Die Othonna der Griechen und Römer (ὄθοννα, *Dioscor.* mat. med. II, 213. *Plin.* H. N. XVII, 85), ein acabisches Kraut, dessen scharfer Saft gegen manche Augenübel gebraucht wurde, ist nach einigen Commentatoren Tagetes erecta *Linn.*, über deren Heilkräfte indessen nichts bekannt ist. Auch kannten die Alten einen ägyptischen Stein dieses Namens (*Dioscor.* l. c.) von zusammenziehendem, scharfem, brennendem Geschmacke. (*A. Sprengel.*)

OTHRONIENSES oder ORTHRONIENSES, ein Volk in dem Inneren Kariens, welches zu dem Conventus Juridicus von Alabanda gehörte. *Plin.* V, 29. (*Völcker.*)

OTHRYADAS, der Lakedämoner, Anführer jener 300 Lakonen, welche etwa 548 v. Chr. oder Ol. 58 gegen 300 Argiver um den Besitz des kynurischen Grenzgebiets bei Thyrea heldenmäßig gekämpft, und streitend ihrem Vaterlande den Besitz jener Landschaft gesichert hatten. Zum Andenken an diese Heldenthat wurde in Sparta das Fest der Gymnopädien eingeführt und sie an demselben durch Lied und Gesang gepriesen. Aber ebendieses bewirkte auch, daß die That zur Sage ausgeschmückt, die Sage mannichfaltig erweitert wurde. Nach Herodot (I, 82 fg.) wären beide Völker übereingekommen, ihren Streit um den Besitz des Landes durch den Kampf von je 300 Auserwählten entscheiden zu lassen, zuletzt nur zwei Argiver, Alkanor und Chromos, und ein Spartaner, Othryadas, übriggeblieben, worauf bei einbrechender Nacht die beiden ersten als Sieger nach Argos geeilt, Othryadas zurückgeblieben wäre, den Leichen der Feinde die Waffen abgenommen, diese in sein Lager getragen und auf seinem Platze sich behauptet hätte. Den andern Tag wären nun beider Völker Abgeordnete auf dem Schlachtfelde erschienen, hätten beide den Sieg für sich in Anspruch genommen, die Argiver wegen der Mehrzahl der Überlebenden, die Spartaner, weil jene geflohen, ihr Landsmann aber den Platz behauptet, und die Spolien des Sieges errungen hätte. Indem es nun so doch zur allgemeinen Schlacht gekommen wäre, hätten die Spartaner gesiegt; Othryadas aber, sich schämend, nach dem Tode seiner Kampfgenossen allein nach Sparta zurückzukehren, hätte sich in Thyrea selbst entleibt. So Herodot; auch Strabon (VIII, 376) meldet blos, die Lakedämoner hätten im Kampfe der 300 unter Anführung des Othryadas gesiegt. Im Theater von Argos aber sah Pausanias unter andern Sehenswürdigkeiten eine bildliche Darstellung vom Argiver Perilaus, dem Sohne des Alkenor, wie er eben den Spartiaten Othryadas erlegt (*Paus.* II, 20, 7). Das muß also argivische Sage gewesen sein. Sehr häufig findet sich aber die Sage ausgeführt oder angedeutet, Othryadas

2) Strieder's hess. Gel. Gesch. 10. Bd. S. 186. 15. Bd. S. 360. Biogr. univ. T. XXXII. (von Pillet). Eichhorn's Gesch. der neuern Sprachkunde. 1. Abth. S. 410, 595.

Digitized by Google

habe schon halb todt ein Tropäum errichtet und diesem mit seinem Blute die Aufschrift gegeben *ΔΙΙ ΤΡΟΠΑΙΟΥΧΩΙ*. Vergl. *Valer. Maxim.* III, 2, 4. extern. *Plutarch.* Parallel. Min. VIII. p. 413. H., der sich auf Chrysormus drittes Buch peloponnesischer Geschichten beruft. *Theseus* ap. *Stobäus* Serm. LVII, 67 *Lucian* Contemplat. 24 und dazu die Ausleger, *Ejusd.* Rhetor. praec. c. 18. *Ovid.* Fast. II, 665. *Statius* Theb. IV, 47 und daselbst die Erklärer. *Senec.* suasor. II. K. O. Müller und die von ihm angeführten Stellen in den Aeginet. p. 50. Dor. I, 158; II, 494. 508. (*H.*)

OTHRYONEUS von Kabesos, kam nach Homer's Erzählung (Il. XIII, 363) in den letzten Jahren des trojanischen Krieges zum Priamos und freite um dessen schönste Tochter Kassandra ohne Brautgabe, statt deren er sich anheischig machte, die Achäer aus dem Lande zu treiben. Priamos sagte ihm unter dieser Bedingung die Tochter zu, aber im Kampfe bei den Schiffen durchbohrte Idomeneus den Harnisch des Othryoneus mit der Lanze und trieb ihm dieselbe durch den Bauch, worauf er dem Erschlagenen mit dem gewöhnlichen Hohne des Siegers die schönste Tochter des Agamemnon anbot, wenn er mit ihnen Troja bekämpfen wolle. Asios wollte den Othryoneus rächen, ward aber ebenfalls vom Idomeneus erlegt. Die Vaterstadt des Othryoneus fand man im kappadokischen Kabassos wieder (*Steph. Byz.* s. voc.), Hekatäus von Milet dagegen, der überhaupt mythische, namentlich Homerische, Örtlichkeiten nachzuweisen liebte, in dem hinter dem thrakischen Hämos gelegenen Orte gleiches Namens: und als Beweis dafür erinnerte er an die hochfahrende Sinnesart der Thraker, der ein Versprechen, wie das des Othryoneus, wohl angemessen sei (*Hecat.* fr. 14). Einige versetzten Kabesos oder Kabesa nach Lykien und machten den Othryoneus zum Bruder des Sarpedon (*Eust.* II. p. 937). (*Klausen.*)

OTHRYS. 1) Die Gebirgskette, welche die thessalische Ebene im Süden verschließt [1]) unter 39° n. Br., parallel mit den Gebirgszügen des Öta und Olymp, aber weniger gewunden als beide. Der Ausgangspunkt im Westen ist der Pindus und auf demselben der Gebirgsknoten des Tymphrestus [2]), der Endpunkt im Osten die Meerenge zwischen dem Eingange des pagasetischen Meerbusens und Euböa: mit dem Pelion verbindet den Othrys ein öfters ebenfalls unter dem Namen desselben begriffener niedrigrer Gebirgszug, der den Meerbusen im Halbkreis umfaßt; am östlichen Abhange lagen die Ortschaften Lariſſa, Kremaste, Theben, Pyrasos mit einem Tempel der Demeter und das krokische Feld mit dem Fluß Amphrysus [3]). Im engern Sinne führt von der südlichen Gebirgskette Thessaliens den Namen Othrys der östliche Theil, der im Norden des melischen Meerbusens hinläuft; außer der Küste dieses bildet das Thal des Spercheios [4]) und das Land um Lamia, das der Melier und das Gebiet der Anianen den südlichen Abhang, während der südliche Theil Thessaliens im Norden des Othrys von den phthiotischen Achäern bewohnt war. Der höchste Theil des Othrys liegt nördlich von der Spitze des melischen Meerbusens, längs der Küsten lagern sich mehre Bergreihen über einander her, und diese allmälig aufsteigenden Berglagen, verbunden mit üppiger Vegetation, namentlich in den Olivenhainen auf den niedern Vorbergen gegen die See und den höher hinaufgelegenen Fichtenwäldern, wegen welcher Waldungen der Othrys schon von den Alten gepriesen wird [5]), machen die Ansicht des Gebirges sowol in Umrissen als Farben anmuthig [6]). Die Höhe wird von Reisenden nach Vermuthung auf 3000 Fuß geschätzt [7]); auch fand Clarke sie im December mit Schnee bedeckt [8]), wie Virgil vom Othrys nivalis redet [9]), dagegen Holland ebenfalls vom December das Gegentheil aussagt [10]). Gegen Norden ziehen sich vom Othrys aus mehrfache Hügelreihen und Flußthäler gegen die Ebene von Pharsalus hin [11]). Der heutige Name des Othrys ist Goura [12]) oder Katavothry [13]), wenn hiermit nicht etwa ein dem Othrys südwestlich vom Spercheios gegenüberliegender Berg gemeint ist, wie man aus Clarke's Angaben vermuthen möchte, und wozu die Bestandtheile des Wortes (gegen den Othrys hin) völlig passen. Weil aber der Othrys als südliche Grenze des thessalischen Gebirgskessels dem Olymp als der nördlichen gegenübersteht, führt die Theogonie des Hesiod in dem großen Weltkampfe die Titanen auf dem hohen Othrys als gegen die auf dem Olymp aufgereihten Kroniden streitend ein [14]), zehn Jahre lang, bis Zeus' Blitz und die 300 Felsen, welche die von ihm gelösten Hunderthändigen mit jedem Wurfe schleudern, jene alten Götter überwältigen. Auch den neuern Reisenden stellt sich Thessalien, vom Othrys aus über die Ebene weg, gen Norden betrachtet, dar, wie eine Welt von Gebirgen [15]). Virgil und Ovid

1) *Herod.* VII, 129: (Θεσσαλίης) τὰ πρὸς μεσαμβρίην τε καὶ ἄνεμον νότον (ἀποκληίει) ἡ Ὄθρυς. Vergl. *Plin.* IV, 8, 14. 2) *Strab.* IX, 433: Ὁ δὲ Φθιωτικὸς Ἅλος ὑπὸ τῷ πέρατι κεῖται τῆς Ὄθρυος ὄρους πρὸς ἄρκτον κειμένου τῇ Φθιώτιδι (unrichtig, denn der Othrys nimmt vielmehr den südlichen Theil von Phthiotis ein, Strabon redet aber hier von dem um den pagasetischen Meerbusen herumlaufenden Gebirgskranze her, wie wir hieraus sehen, unter dem Namen Othrys mitbegriffen wurde) ὁμόρου δὲ τῷ Τιτμφρηστῷ τῷ ὄρει καὶ τοῖς Δόλοψιν, ἐκεῖθεν δὲ παραπλέοντος εἰς τὰ πλησίον τοῦ Μαλιακοῦ κόλπου (hier ist nun wieder die südliche Kette verstanden, die vom Pindos ausgeht). Auf dem Tymphrestos entspringt der Spercheios (*Strab.* IX, 433); daraus erkennen wir, daß dies der hohe halbkegelförmige Berg ist, den Clarke von dem nördlich von Zeitun gelegenen Wege über den Othrys aus weiter Ferne herüberragen sah. *Clarke*, Travels II, 8, 254.

3) *Strab.* IX, 433. 435. 4) *Dodwell*, Travels. II, 125; *Holland*, Travels. II, 100. In der Gegend von Lamia liegt jetzt Zeitun. 5) nemorosus *Lucan.* VI, 338; piniger *Val. Flacc.* VI, 392. 6) *Holland* 100. Als waldig und prächtig beschreibt das Gebirge auch Pouqueville Voyage dans la Grèce. III, 222. 7) *Holland.* 100. 8) *Clarke* II, 8, 254. In Clarke's Angaben, obgleich er Gewicht darauf legt, ist über die Lage eine offenbare Verwirrung, indem er einerseits den Othrys südwestlich vom Spercheios ansetzt, andererseits (Not. 257) mit allen andern in Phthiotis. Wahrscheinlich rührt das daher, daß der Katavothry vom Othrys verschieden ist. 9) *Virg.* Aen. VII, 675. 10) *Holland.* 100. 11) *Dodwell.* 121; *Holland.* 110. *Strab.* VIII, 356; IX, 432: ὁ δ' Ἡπτιὺς ἀπὸ τῆς Ὄθρυος παρὰ Φαραλὸν ῥεῖς. 12) *Pouqueville* III, 58. 13) *Clarke* 254. 256. Das β in κατα β' Ὄθρυν ist wie in β' Ἅλος für Ἅλος. 14) *Hesiod.* Theog. 682. Vergl. 715. 15) *Clarke* II, 8, 257.

ſetzen an den Othrys die Kentauren [16]), die man ſonſt gewöhnlich auf dem benachbarten Pelion findet. Plinius nennt den Othrys den Sitz der Lapithen [17]). Statius und Valerius Flaccus ſetzen den Othrys aus Verwechſelung nach Thrakien und der erſte gibt ihm ein greiſes Haupt, das durch Bakchos' Gewalt grün geworden ſei [18]).

2) Der Vater des troiſchen Apollopriеſters Panthus, den Virgil (Aen. II, 319, 336) nach ihm dem Othryaden nennt. (*Klausen.*)

Othrys *Noronh.*, ſ. Crateva *L.*

OTHURA, nach Andern ORTHURA, Hauptſtadt der Soringer in Indien, intra Gangem, nach Ptolemäus unter 130° d. L. und 16° 20′ d. Br., ſonſt unbekannt. Mannert (Geogr. V, 1. S. 218) ſtellt es nördlich über die Stelle, wo der Caveri-Fluß anfängt ſich in zwei Hauptarme zu theilen. (*Völcker.*)

OTICA, OTALGICA (sel. remedia), Mittel, welche gegen Krankheiten des Gehörorgans innerlich und äußerlich angewendet werden; Ohrmittel. (*Wiegand.*)

OTIDEA *Blainville* (Mollusca). Eine Molluskenfamilie aus der Ordnung der Scutobranchia, nur dadurch charakteriſirt, daß die Reſpirationsorgane auf der linken Seite des Thieres liegen. Blainville (Malacologie 502) rechnet hierher nur die beiden Gattungen Haliotis und Ancylus. (D. *Thon.*)

Otidia *Lindl.*, ſ. Pelargonium *Herit.*

OTILOPHUS *Cuvier* (Reptilia). Eine aus Bufo geſonderte Gattung, deren Kennzeichen in dem eckigen Maul und einem Kamme beſteht, der ſich über die Ohrdrüſe erſtreckt. Als Typus iſt angeführt O. margaritiferus *Daudin* (XXXIII, 1. Kuhl, Beiträge S. 132). Rothbraun mit perlenähnlichen Warzen beſetzt, von der Naſe bis zum After über den Rücken ein rothgrauer Streif. Das Vaterland Braſilien. Der Prinz von Neuwied zieht in ſeinen Beiträgen I. dieſes Synonym zu ſeinen Bufo ornatus, Wagler aber behauptet, daß dieſes eine ganz verſchiedene Art ſei. (D. *Thon.*)

OTIOCERUS *Kirby* (Insecta). Eine Cicadengattung aus der Familie Fulgorina, von Germar zu Cobax gerechnet (Burmeiſter, Handbuch d. Entomologie. 2, 1. 152). Der Kopf iſt ſeitlich zuſammengedrückt, wodurch die Wangen ſehr breit werden, Stirn und Scheitel aber ſchmal, ſodaß erſtere blattähnlich erſcheint; die Fühler ragen über den Rand der Wangen hinaus, das Grundglied derſelben iſt kurz und dick, und hat zwei kolbige gedrehte Anhänge, das Endglied iſt kolbig ebenfalls gedreht, etwas gebogen, die Borſte kurz, die Nebenaugen fehlen, die Flügel ſind glashell, die Beine einfach, die Hinterſchienen ohne Endſtachel. Als Typus mag gelten O. Stollii (*Kirby* in Transact. of the *Linn.* soc. Vol. XIII. p. 16. 2. Cobax Winthemi *Germ.* Magaz. IV, 5. I. t. 1. f. 7). Röthlich, Flügeldecken und Flügel ſchwärzlich, mit rothen Adern, die erſten mit einem weißen Fleck an der Spitze. Länge drei Linien. Das Vaterland iſt Bahia in Südamerika und auch ſieben andere von Kirby beſchriebene Arten ſtammen aus dieſem Erdtheile. (D. *Thon.*)

Otion, ſ. Malacotta.

OTIOPHORI (Insecta). Eine von Latreille aufgeſtellte, aber auch ſchon wieder eingezogene Inſectenfamilie, welche die Gattungen Dryops, Macronychus und Gyrinus enthielt. (D. *Thon.*)

OTIORHYNCHIDES *Schoenherr* (Insecta). Eine Abtheilung der Rüſſelkäfer in der Ordnung Gonatoceri und deren erſtee Legion Brachyrhynchi (*Schoenherr* Curculionidum dispositio. p. 203). Die Kennzeichen ſind folgende: Der Rüſſel iſt etwas kurz, dick, faſt horizontal, an dee Spitze erweitert und verdickt, oben etwas flach, die Endſpitzen ſtehen aus einander, der Fühlerſchaft iſt immer bis an die Augen ausgedehnt. Dieſe Abtheilung zerfällt in mehre Unterabtheilungen.

1) Der Thorax bei den Augen nicht lappig, der Körper ungeflügelt. Gattung: Otiorhynchus, Tyloderes, Hyphanus, Elytrodon.

2) Der Thorax bei den Augen lappig, dee Körper geflügelt, Gattung: Phitoscaphus. (D. *Thon.*)

OTIORHYNCHUS *Germar* (Insecta). Eine Rüſſelkäfergattung aus der Familie Otiorhynchides, umfaßt die Gattungen: Loborhynchus *Schönherr*, ſonſt Brachyrhynchus *Megerle*; Pachygaster *Germar*, *Dejean*; Brachyrhinus *Latreille*; Simo *Megerle*, *Dejean*; Micocerus *Billberg*; Curculio *Linn.*, *Fabricius*, *Gyllenhall.* etc. Kennzeichen: die Fühler lang, oft ſehr ſchwach, ſelten ſtark, der Schaft über die Augen hinausragend, die zwei Grundglieder der Geißel länglich, verkehrt kegelförmig, die übrigen entwedee etwas kurz, verkehrt kegelförmig, oder kurz, linſenförmig, die Keule entwedee länglich ſchmal, oder etwas eiförmig ſpitzig. Der Rüſſel an dee Spitze verdickt, erweitert, ſeine Endſpitzen auseinanderſtehend, die Fühlergrube kurz, breit, gegen das Auge hin verflacht. Die Augen rundlich, mäßig odee wenig vorragend, der Thorax an den Seiten gerundet, oben gewölbt. Die Flügeldecken verwachſen eiförmig oder länglich eiförmig. Dieſe Käfer haben einen etwas eiförmigen Körper, die Fühler ſind halb ſo lang als dieſer, gegen die Rüſſelſpitze eingefügt, gebrochen zwölfgliederig. Der Rüſſel iſt oft länger als dee Kopf, die Fühlergrube findet ſich oben nach der Spitze zu, iſt kurz, breit, tief und gegen das Auge hin verflacht. Der Thorax iſt an der Wurzel und an der Spitze abgeſtutzt, an den Seiten in dee Mitte erweitert, gerundet, oben gewölbt. Das Schildchen iſt klein, dreieckig und ſchwer zu bemerken. Die Flügeldecken ſind mitunter verlängert, vorn etwas wenigee breiter als die Wurzel des Thoeax, und 4—5 Mal längee als dieſer, auch wol an der Wurzel ſtaek erweitert, nach der Spitze hin verſchmälert, der Seitenrand eingebogen, den Hinterleib eng umſchließend, an der Spitze gerundet, den After bedeckend, oben gewölbt, der Rücken mitunter etwas flach, die Schultern gerundet. Der Bauch iſt bei den Männchen an der Wurzel ausgehöhlt, die Füße ſind mittelgroß, faſt gleichſtark, die Schenkel keulenförmig, gezähnt

16) *Virg.* Aen. VII, 675. *Ovid.* Met. XII, 512. 17) *Plin.* IV, 8, 14. 18) *Stat.* Theb. IV, 655. *Val. Flacc.* I, 24.

Digitized by Google

oder unbewaffnet, die Schienen rundlich, die vordern innen doppelt ausgeschnitten, öfters gekerbt, an der Spitze erweitert, gestutzt, innen entweder unbewaffnet oder mit einem horizontalen Zähnchen versehen, die Tarsen sind unten schwammig, die zwei Wurzelglieder dreieckig, das vorletzte breiter, lappig, das letzte keulenförmig doppelkrallig.

Die große Menge der Arten zerfällt in verschiedene Unterabtheilungen.

Stirps I. Die Fühlerglieder 4—8, länglich, verkehrt kegelförmig, die Keule länglich, sehr schmal. — Manipulus I. Die Schenkel unbewaffnet. Als Typus dieser Abtheilung gelten Curculio clavipes *Olivier*, oder Curculio tenebricosus *Gyllenhall*. Auch gehören unter andern hierher: Otiorhynchus Rhacusensis *Dejean. Ahrens.* Curculio Goerzensis *Fabricius.* C. planatus *Fabricius.* C. caudatus *Rossi.* C. cinifer *Germ.* C. plumipes *Germ.* C. sulphurifer *Fabricius.* C. ater *Gyllenhall.* C. fuscipes *Olivier.* C. cribrosus *Germ.* C. scabricollis *Germ.* C. Mastix *Hellwig.* C. Armadillo *Rossi.* C. multipunctatus *Fabricius* etc. O. tenebricosus *Herbst* (col. 6. 333. 307. t. 36. f. 5. Curculio morio *Payk.* fn. 3. 294. 418. Curculio clavipes *Bonsd.* curc. 2. 40. 35. f. 36. Curculio niger *Marsh.* Ent. Br. 1. 297. 172.). Schwarz, etwas glänzend, die Füße verlängert, röthlich pechfarben, der Thorax vorn verschmälert und mit dem Kopfe ganz fein runzelig punktirt, die Flügeldecken länglich eiförmig, ganz verloschen gestreift, an der Spitze verschmälert, der Rüssel ausgerandet, etwas gekielt. Ziemlich von Mittelgröße. Kommt auch pechfarben, etwas behaart, mit hellern Füßen vor. Findet sich in Schweden ꝛc. in sandigen Gegenden am Meere. — Manipulus II. Schenkel gezähnt. Hierher gehören Curculio Giraffa *Germ.* C. suleifrons *Schönherr.* C. lavandus *Sturm.* C. Simo elegantulus *Dahl.*

Stirps II. Die Fühlerglieder 4—8, kurz, an der Spitze gestutzt, die Keule länglich eiförmig. — Manipulus I. Die Schenkel unbewaffnet. Hierher Curculio alutaceus *Germ.* C. laevigatus *Fabricius. Gyllenhall.* Ot. perdix *Megerle, Germ.* etc. O. laevigatus *Fabricius* (Eleut. 2. 531. 139. *Herbst.* col. 6. 347. 320. t. 87. f. 6). Schwarz, glänzend, Fühler und Füße pechbraun, der Thorax fein punktirt, die Flügeldecken sehr fein punktstreifig, hinten verschmälert, der Rüssel nicht gekielt. Kleiner und kürzer als voriger, in Schweden unter Steinen an Meeresufern. — Manipulus II. Die Schenkel gezähnt. Hierher Curculio gemmatus *Fabricius.* C. infernalis *Germ.* C. lepidopterus auctor. etc. O. lepidopterus *Fabr.* (Eleut. 2. 541. 207. *Herbst.* col. 6. 362. 337. t. 88. f. 8. *Payk.* fn. 3. 276. 99. *Panz.* fn. 26. f. 19). Länglich schwarz, mit silbergrünlichen Schuppen bedeckt, die Füße braunroth, scharf gezähnt, der Thorax fast kugelig körnig, die Flügeldecken verloschen gestreift, die Zwischenstreifen runzelig, lebt in gebirgigen Gegenden, Schweden, Teutschland ꝛc.

Stirps III. Die Fühlerglieder 4—8, kurz oder etwas gerundet oder knotig, die Keule eiförmig oder länglich eiförmig. — Manipulus I. Die Schenkel unbewehrt. Hierher Curculio orbicularis *Fabricius.* C. Maurus *Gyllenhall.* C. pertusus *Megerle.* C. raucus *Fabricius.* C. setosus *Fabricius, Gyllenhall.* C. picipes *Fabricius.* C. hirticornis *Gyllenhall* etc. O. setosus *Fabr.* (Eleut. 2. 527. 115. Curculio Septentrionis. *Herbst.* col. 6. 360. 335. t. 88. f. 6. *Payk.* fn. 3. 290. 113. Curculio geisea punctatus. *De Géer* Ins. 5. 244. 30. C. Scaber. *Bonsdorf.* curculio. 2. 35. 26. f. 27. an id. *Linn.* syst. 2. 609. 20. Fn. Sv. 592). Braunröthlich, von weißlichgrauen Schuppen bunt, Fühler und Füße heller, die Flügeldecken abwechselnd gekielt und streifenweis mit Borsten besetzt. In Schweden häufig, auf Weißtannen, auch auf allerlei niedern Sträuchern ꝛc. — Manipulus II. Die Schenkel gezähnt. Hierher Curculio Ligustici Auctor. C. sulcatus *Fabricius, Gyllenhall.* C. Austriacus *Fabr.* C. rugifrons *Gyllenhall.* C. ovatus Auctor etc. O. Ligustici *Linn.* (Syst. 2. 615. 68. Fn. Sv. 621. *Fabr.* Eleut. 2. 538. 188. *Herbst.* col. 6. 337. 310. t. 86. f. 7. *De Géer* Ins. 5. 218. 10. *Payk.* fn. 3. 274. 97. *Bonsd.* curc. 2. 38. 32. f. 30. *Marsh.* Ent. Br. 1. 313. 220. Brachyrinus Ligustici *Latr.* Gen. Ins. 2. 257. 3). Schwarz, grau beschuppt, Rüssel gekielt, Thorax körnig, Flügeldecken rauh, gegen die Ränder punktstreifig. Kommt auch bunt von verloschenen graulichweißen Flecken vor. In Schweden, Teutschland, auf verschiedenen Pflanzen auf dürren Plätzen, besonders auf Ligusticum. Von mittler Größe. (D. *Thon.*)

OTITIS (οὖτα), Ohrenentzündung, eine nicht eben sehr häufig vorkommende, aber immer höchst bedeutende Krankheit, von welcher indessen zwei Formen, die unter dem Namen äußere und innere Otitis bekannt sind, zu unterscheiden nicht blos in nosologischer, sondern auch in klinischer Hinsicht wichtig erscheint. Die Zufälle der Ohrenentzündung sind nämlich verschieden, je nachdem die Entzündung sich auf das äußere Ohr beschränkt, oder zugleich das Innere des Ohres ergriffen, oder auch in diesem letztern allein ihren Sitz hat. Im erstern Falle klagt der Kranke über eine peinigende Empfindung im äußern Gehörgange, die er einem eingedrungenen fremden Körper zuschreiben zu müssen glaubt und die ihn daher zu öftern Versuchen veranlaßt, diesen Körper durch einen ins Ohr gesteckten Finger zu entfernen, es geht aber diese unangenehme Empfindung gewöhnlich sehr bald in einen mehr oder weniger heftigen Schmerz über, mit welchem Ohrensausen und andere Symptome der gestörten Function des Ohres verbunden sind; bei genauer Untersuchung des äußern Gehörganges findet man die denselben bekleidende Haut roth und angeschwollen. Hat dagegen die Entzündung ihren Sitz im Trommelfelle, in der Paukenhöhle oder gar im Labyrinth und den Bekleidungen des Gehörnerven, so ist äußerlich weder Röthe noch Geschwulst wahrnehmbar, und der Schmerz hat tief im Ohre seinen Sitz, aber er pflegt alsdann ungemein heftig zu sein, nimmt auch häufig den ganzen Kopf ein und dauert Tag und Nacht ununterbrochen fort. Er ist nicht blos ebenfalls mit Ohrensausen verbunden, sondern es ist auch dabei ge-

Digitized by Google

wöhnlich das Gehör krankhaft geschärft, sodaß auch die schwächsten Töne dem leidenden Ohre Schmerzen erregen, obwol diese örtlich erhöhte Sensibilität nicht selten zuletzt in fast gänzlichen Verlust des Gehöres übergeht, während im erstgenannten Falle das Gehör gleich Anfangs nur abgestumpft ist. Nächstdem pflegt die innere Ohrenentzündung mit starkem Klopfen der Hals- und Schläfeadern und großer Beängstigung verbunden zu sein, sowie die außerordentliche Heftigkeit des Schmerzes oft Irrereden, Ohnmachten, Convulsionen, Erbrechen, Kälte der Extremitäten, und fast in allen Fällen sehr starke Fieberbewegungen herbeiführt. Wie übrigens die Entzündung ihrem Grade und ihrem Umfange nach nicht immer dieselbe ist: so sind auch die Zufälle dieser gefährlichen Krankheit nicht immer von gleicher Heftigkeit, Ausbreitung und Dauer. Der ganze Verlauf ist demnach auch in verschiedenen Fällen nicht immer derselbe. Gewöhnlich ist er in 7—8 Tagen beendigt; erfolgt aber in dieser Zeit keine glückliche Entscheidung, es sei durch Blutflüsse aus der Nase, den Hämorrhoidal-Gefäßen ꝛc., oder durch einen wäßrigen oder eiterartigen Ausfluß aus dem äußern Gehörgange, oder der Eustachischen Röhre, oder durch irgend eine andere kritische Ausleerung, und gelingt es ebenso wenig der Kunst, der Entzündung Grenzen zu setzen, tritt Eiterung ein und kann der Eiter nicht leicht und vollständig ausgeleert werden, so ist in der Regel ein langwieriger Verlauf der sich alsdann entwickelnden Übel zu befürchten. Die Kranken verlieren in diesem Falle das Gehör ganz oder größtentheils, oder leiden an beständigem Sausen und Brausen vor den Ohren, es bilden sich Fisteln und Beinfraß, welcher meist den Ausfluß einer dunkelgefärbten, sehr übelriechenden Materie aus dem Ohr — oft mit Ausfluß der Gehörknöchelchen selbst — zur Folge hat, auch nicht selten mit heftigen Schmerzen fast in allen Theilen des Kopfes verbunden ist; und noch häufiger ereignet es sich, daß in Folge einer solchen unvollkommenen Entscheidung der Otitis Extravasate, Auswüchse, Verwachsungen ꝛc. im Ohr entstehen, sowie manchmal der Eiter sich ins Gehirn selbst einen Weg bahnt und durch Verletzung desselben in diesem Falle der Tod unter Convulsionen oder den Zufällen des Schlagflusses und der Lähmung herbeigeführt wird. — Zu den häufigsten Ursachen der Otitis gehören zuvörderst mechanische Verletzungen des Ohres und des Kopfes überhaupt, daher besonders Wunden und Erschütterungen desselben und noch öfter fremde ins Ohr eingedrungene Körper und Insecten, Würmer, Erbsen, Kirschkerne u. dgl., ferner verhärtetes Ohrenschmalz, zu häufiges und unvorsichtiges Reinigen der Ohren, der öftere Gebrauch unzweckmäßiger Einspritzungen, Beinfraß des Schläfenbeines ꝛc. Sehr oft steht nächstdem das Übel mit katarrhalischen, rheumatischen, skrofulösen, gichtischen, exanthematischen oder impetiginösen und gastrischen Affectionen, oder der syphilitischen und andern Dyskrasien in nächster Verbindung, und beinahe noch öfter tritt es metastatisch nach hitzigen Fiebern, zurückgetretenen Hautausschlägen, z. B. unvorsichtig behandelter Krätze, Kopfgrind u. dgl., nach unterdrückten Fußschweißen und dem gewaltsam herbeigeführten Aufhören anderer gewohnten, wenn auch krankhaften, Thätigkeiten ein. Consensuell endlich sieht man die Otitis zuweilen — wegen der Verbindung des untern Maxillarnerven mit einem kleinen Aste der harten Portion des Gehörnerven — bei schwerem Durchbruche oder dem Beinfraß eines oder mehrer Backenzähne eintreten. Nach Maßgabe dieser verschiedenen Ursachen ist nun zwar auch die Vorhersagung verschieden, indessen ist die Krankheit an sich immer gefährlich zu nennen, dies aber um so mehr, je mehr es die innern Theile des Ohres sind, welche die Entzündung ergriffen hat, sowie dagegen jene äußere Ohrenentzündung, welche mit sichtbarer Röthe und Geschwulst der Ohrmuschel verbunden ist, und die in der Regel den erysipelatösen Charakter an sich trägt (bei welcher übrigens Röthe und Geschwulst sich oft auch auf die benachbarten Theile verbreiten) verhältnißmäßig die geringste Gefahr mit sich führt. Die innere Ohrenentzündung kann wegen der sie begleitenden ausnehmend heftigen Schmerzen, der Natur des entzündeten Theiles, die keine größere Ausdehnung desselben zuläßt, und besonders wegen der Nähe des sehr leicht in Mitleidenschaft tretenden Gehirnes immer nur die größte Besorgniß erregen, zumal bei Kindern, von denen überhaupt — wie schon von Vogel sehr richtig bemerkt hat — gewiß nicht wenige, ohne daß wir es ahnen, an Ohrkrankheiten zu Grunde gehen. Eine solche innere Otitis kann in wenigen Tagen den Tod herbeiführen, aber auch eine in Eiterung übergehende Entzündung des Ohres gibt zu den gerechtesten, im Obigen näher begründeten, Besorgnissen viele Veranlassung, und es fehlt daher in keiner Hinsicht an Aufforderung für den Arzt, dem Übel jedesmal ohne Zeitverlust die kräftigsten Heilmaßregeln entgegenzustellen. Vor allem hat man daher bei dieser Krankheit, ehe noch ihre besondern Ursachen in nähern Betracht kommen können, die phlogistische Diathesis durch starke Aderlässe und durch die Application von Blutegeln oder Schröpfköpfen hinter den Ohren, oder durch das Schröpfen des Hinterhauptes, des Nackens und des Halses zu beseitigen, und es versteht sich dabei von selbst, daß die Blutausleerungen um so reichlicher sein müssen, je mehr die Verhältnisse der epidemischen und individuellen Constitution, sowie der Charakter und die Heftigkeit der Entzündung dazu auffodern; zu gleicher Zeit sind aber auch alle übrigen Hilfsmittel des antiphlogistischen Apparates, sowie die Mittel der ableitenden Methode, mit kluger Auswahl für den ersten und wichtigsten Zweck der Cur zu benutzen. Die nächste und dringendste Anzeige besteht sodann in der Ermittelung der jedesmaligen Ursache des Übels, und diese Anzeige erfodert vor allen die möglichst genaueste Untersuchung des Ohres selbst, theils durch das bloße Auge, mit welchem man bei angemessener Stellung des Kranken bisweilen schon bis auf das Trommelfell sehen kann, theils mit Hilfe eines Spiegels, der die Sonnenstrahlen in den Gehörgang fallen läßt. Fremde Körper, die bei dieser Untersuchung im Ohre angetroffen werden, müssen, wie sich von selbst versteht, so schnell als möglich entfernt werden, aber weder gelingt dies immer bald, noch kann es immer auf dieselbe Weise bewerkstelligt werden. Ist ein Insect oder ein Wurm ins Ohr eingedrungen, so tröpfele man etwas warmes Öl in

Digitized by Google

dasselbe und versuche hierauf mit einer kleinen Zange, einer gekrümmten Sonde oder einem ähnlichen angemessenen Werkzeuge das Thier herauszuziehen. Noch öfter pflegt die Entfernung desselben zu gelingen, wenn man Baumwolle, die mit Honig bestrichen ist, ins Ohr steckt, oder eine mit dieser Baumwolle umwickelte Sonde eine Zeit lang vorsichtig im Ohre umdreht; das Insect verwickelt sich dann leicht in die Baumwolle und wird mit dieser herausgezogen. Manchmal — jedoch im Ganzen selten — fällt es auch aus dem leidenden Ohr ohne weiteres Zuthun heraus, wenn der Kranke dasselbe eine Zeit lang nach Unten geneigt hält. In vielen Fällen geht es aber erst nach eingetretener stärkerer Absonderung oder Eiterung des Ohres zugleich mit den abgesonderten Feuchtigkeiten ab, und niemals darf man sich, so lange zumal die Entzündung noch bedeutend ist, erlauben, bei den genannten Versuchen mit einiger Heftigkeit zu Werke zu gehen, oder zur Entfernung des Insectes ohne die größte Vorsicht Niesemittel, oder zur Tödtung desselben scharfe reizende Stoffe, eine Abkochung oder den Saft von Wermuth oder wildem Rosmarin, Essig, Branntwein, Terpentin, Kalkwasser, Tabaksrauch ꝛc. anwenden zu wollen. Andere fremde Körper — zu den bereits obengenannten müssen namentlich auch Bohnen, Schrotkörner, Steinchen, oder Fragmente von Wurzeln, deren man sich gegen das Zahnweh bedient, als solche gerechnet werden, welche auf die genannte Weise zu Ohrenentzündungen Veranlassung geben, — machen oft erst eine gewisse Vorbereitung nothwendig, ehe man an ihre Entfernung denken kann; verhärtetes Ohrenschmalz namentlich muß zuerst durch warmes Wasser erweicht, Bohnen, Erbsen ꝛc., wenn sie im Ohre aufgequollen sind, müssen erst mit einer kleinen Schere zerstückelt werden ꝛc., und auch hierbei darf man nicht versäumen, das kranke Ohr mit größter Schonung zu behandeln. Wo aber örtliche Ursachen dieser Art dem Übel nicht zum Grunde liegen, und die Heftigkeit der Entzündung durch das antiphlogistische Verfahren gemäßigt worden ist, kommt es darauf an, den jedesmaligen anderweitigen Ursachen die erfoderlichen Heilmittel entgegenzustellen, denn nur selten tritt die Otitis in der deutlich ausgeprägten Form einer reinen und echten Entzündung auf. Wir genügen dieser zweiten Anzeige nach Maßgabe des Falles auf die verschiedenartigste Weise, bald durch Wiederherstellung der Hautausdünstung, eines unterdrückten Hautausschlages oder Blutflusses, bald durch ausleerende Mittel, namentlich Brechmittel und abführende Mittel, bald durch specifische, einer vorhandenen bestimmten Dyskrasie entsprechende. Dabei kommt es immer zugleich noch darauf an, die örtliche entzündliche Spannung und den davon abhängigen Schmerz möglichst zu mildern. Warme Milch oder erwärmtes Mandelöl, ins Ohr getröpfelt und die — nicht zu heißen — durch einen Trichter ins Ohr geleiteten Dämpfe von erweichenden Kräutern nutzen in dieser Beziehung am Wesentlichsten, während der äußere Gebrauch von Opiaten zwar bisweilen zu demselben Zwecke gute Dienste leistet, aber niemals gefahrlos genannt werden kann und daher, wo möglich, vermieden werden muß. Zuversichtlicher können Einreibungen des flüchtigen Linimentes hinter das leidende Ohr angewendet werden, aber auch die genannten und ähnliche erweichende Mittel, zu welchen auch Kataplasmen aus Leinsamen mit Milch gekocht und über das leidende Ohr gelegt, zu rechnen sind, dürfen nur so lange in Gebrauch gezogen werden, als der Schmerz und die Spannung des leidenden Theiles es unabweislich fodern; länger angewandt würden sie entweder den Übergang der Entzündung in Eiterung befördern, oder wenigstens eine Erschlaffung der kranken Theile herbeiführen, in deren Folge die Krankheit leicht Schwerhörigkeit zurücklassen könnte. Ist es durch dieses ganze Verfahren nicht gelungen, den Übergang der Otitis in Eiterung zu verhindern, so bleibt nichts übrig, als diese zu beschleunigen, den Eiter möglichst zu verdünnen, und für dessen freien Abfluß Sorge zu tragen. Auch zu diesem Zweck empfehlen sich vorzüglich erweichende Umschläge und Bähungen, sowie Einspritzungen einer mit Milch bereiteten warmen Abkochung frischer Kräuter; wo aber der üble Geruch und das misfarbige Ansehen des Ausflusses Beinfraß befürchten läßt, bedient man sich — vorausgesetzt, daß alle entzündliche Zufälle verschwunden sind — am zweckmäßigsten der Einspritzung einer Gerstenabkochung mit Zusatz von Rosenhonig und einer kleinen Quantität Myrrhentinctur. Man befördert außerdem den freien Eiterabfluß durch eine angemessene Seitenlage des Kopfes und bedeckt die äußere Öffnung des Ohres mit Baumwolle oder Charpie, damit nicht der Geruch des Eiters Insecten herbeilocke und das Eindringen derselben in das Ohr veranlasse. Bei zu lange anhaltender Eiterung kann man sich einer ganz schwachen Auflösung des Sublimats in destillirtem Wasser zur Einspritzung bedienen, und darf diese Auflösung so lange verstärken, als ihre Anwendung dem Kranken keine Schmerzen erregt; auch Kalkwasser oder leichte Bleimittel können, mit Vorsicht angewandt, in diesem Falle mit Nutzen in Anwendung gezogen werden. Die Cur habituell gewordener Ohrenflüsse fodert indessen in vielen Fällen große Rücksichten. S. d. Art. Otorrhoea. (*C. L. Klose.*)

OTKUI oder richtiger **ODKUI** (ادقوى) ist ein Ort auf dem Wege von Alexandrien nach Rosette (رشيد), aber näher bei letzterer Stadt gelegen. (*Gustav Flügel.*)

OTLAKA, ein sehr großes königlich-ungrisches, von Walachen bewohntes Kameral-Dorf, im nördlichsten Theile des arader Bezirkes und Comitats, im Kreise jenseit der Theiß Ober-Ungerns zwischen Elek und Siklo, an der von dem letzteen Markte nach Gyala führenden Straße in der großen ungrischen Fläche gelegen, mit einer Pfarre, Kirche und Schule der nicht unirten Griechen, 415 Häuseen und 2320 Einwohnern, welche sich; mit Ausnahme von sechs Katholiken, sämmtlich zur orientalischen Kirche bekennen. Das Dorf ist drei Stunden nordwestlich von dem Markte Simand entfernt. Die Gegend ist sehr fruchtbar und mit zahlreichen Teichen versehen, die zuweilen auch in Sümpfe übergehen. (*G. F. Schreiner.*)

OTLEY, kleiner, aber hübscher, Marktflecken in dem westlichen Theile von Yorkshire in England, am Flusse

Wharf in einer schönen Gegend. Die Stadt hat fast die Gestalt eines Kreuzes und 3065 Einwohner. Die Kirche ist groß und enthält viele Denkmäler, namentlich aus den Familien Fairfax, Fawkes, Bavasour, Palmes und Pulleyn; außerdem befindet sich hier eine gute im J. 1611 gestiftete Freischule. — In der Nähe bei dem Dorfe Addle finden sich römische Alterthümer. (*L. F. Kämtz.*)

OTLINGUA SAXONIA, ein Gau in Neustrien. Seine Lage lehrt uns eine Urkunde Karl's des Kahlen, in welcher er dem Ateo gibt: Heidram, sitam in Comitatu Bajocense, in pagello, qui dicitur Otlingua [1]) Saxonia. Die Otlingua Saxonia lag also im le Bessin, und die Otlingi Saxones sind dieselben, welche Gregor von Tours Saxones Bajocassini nennt, und von denen durch den Bretagner Baroch, Macliav's Sohn, durch einen nächtlichen Überfall ein großer Theil des Lebens beraubt ward [2]). Da die Saxones Bajocassini schon zu jener Zeit vorkommen, so sind die Otlingi Saxones nicht etwa Sachsen, die Karl der Große nach Gallien verpflanzt, sondern Nachkömmen jener Sachsen, welche das litus Saxonicum in Gallien besetzt hatten [3]). Die Benennung Otlinga erklärt Eckhart durch Besitzungchen, und leitet es von Aut, Ot, At, Besitzung, ab [4]). Von Auth, Oth, Vermögen, Reichthum, ist der Name sicher, aber auch sicher auf eine andere Weise entstanden. Es wird urkundlich Otlingua, Authlingua geschrieben, und war ein Gau, daher das Woet zu zersetzen durch: Otling-ga (Otling-Gau); Othling bezeichnete aber, wie wir im Art. Othlinger sahen, einen Fürsten, König, nämlich vom nordischen auehr (ohne Zeichen des Nominativs aud, Reichthum), welches wie z. B. Audofleda und altnordisch audigr, altsächsisch odag, althochteutsch otag, angelsächsisch eadig, gothisch audags, audahafts, reich, zeigt, den gesammten Germanen gemeinsam war. Der Otlinggau hatte wol seinen Namen, weil dort der Otling, d. h. Häuptling der Sachsen, seinen Sitz und seine Besitzungen gehabt, und weil hier die Hauptmacht der Sachsen gewesen, so erhielt sich hier auch der Name Sachsen am längsten.

(*Ferdinand Wachter.*)

OTMACHAU, OTTMACHAU, an der Neiße, im Regierungsbezirke Oppeln und Kreise Grottkau, der preuß. Provinz Schlesien, ist eine Stadt von 251 Häusern mit 1930 Einwohnern, die sich besonders mit Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Leinweberei, Tabaks-, Kartoffeln- und Gurkenbau beschäftigen. Die Stadt hat ein Landgericht zweiter Classe, ein Postwärteramt, ein altes bischöfliches Schloß, zwei katholische Kirchen und ein Hospital. In der Nähe ist ein bischöfliches Jagdschloß mit einem Thiergarten and einer Fasanerie. (*Eisele.*)

OTMARSINGEN auch **OTHMARSINGEN**, der Name eines Kreises im eidgenössischen Canton Aargau, von dem Hauptorte, dem reformirten Pfarrdorf Otmarsingen, das bis 1798 zur bernerischen Landvoigtei Lenzburg gehörte. Es liegt an der großen Straße von Zürich nach Bern, drei Viertelstunden von Lenzburg, großentheils in einer Vertiefung an dem Flüßchen Bünz. Diese Lage scheint ungesund zu sein, und man findet dort Kropfsüchel, die bis zu wirklichem Cretinismus steigen. Die Einwohnerzahl beträgt 360. Nicht weit von Otmarsingen ist der bekannte mägenweiler oder meggenweiler Steinbruch, der einen sehr festen Sandstein liefert, in welchem sich mancherlei Versteinerungen finden. (*Escher.*)

OTNIT (teutsche Heldensage), Kaiser; sein Vater war ein mächtiger König, der viele gute Lande und Leute hatte, und in Lamparten (in der Lombardei) auf einer Burg, die Garten (Garda) hieß, gesessen war. Er nahm zum Weibe die Schwester des Königs der Reußen Eligas. Da sie lange bei einander waren, da hätten sie gern ein Kind gehabt. Wiewol sie Gott darum baten, so mochte es doch nicht sein. Das wußte König Elbrich (ohne Umlaut Albrich) der Zwerg (d. h. Elfe), denn er war nahe dabei gesessen. Er wußte auch aus dem Gestirne, daß sie von dem Manne kein Kind nicht trüge. Nun war es dem König Elbrich gar Leid, daß sie sollten ohne Leibeserben sterben, denn er besorgte, er bekäme ungetreue Nachbarn, die ihm möchten schaden, und gedachte, wie er ein König und ebenso gut wäre; es wäre besser, sie bekämen Leibeserben. Der alte Verfasser der Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches faßt so den Elbrich zu menschlich auf. Was hätte der Elfe von bösen Nachbarn zu befahren gehabt? Aber der eigentliche Trieb seiner Handlung muß darin gesucht weeden, daß nach dem Volksglauben die Elfen begierig nach menschlichen Weibern seien. Elbrich nahm ein Fingerlein (Fingerring) an seine Hand. In ihm war ein Stein, wer den bei sich hatte, den vermochte niemand zu sehen, der hieß eine Nebelkappe. Der Zwerg fuhr zu der Königin und kam unsichtbarlich zu ihr in eine Kammer, da sie in ihrem Bette war; da konnte sie ihn nicht sehen. Da war Elbrich gar stark, das kam auch von edlem Gestein, und überkam er die Königin. Sie ward da schwanger mit dem Kaiser Otnit. Elbrich sagte ihr da, wer er wäre und gab ihr das Fingerlein, sagte ihr, warum es geschehen wäre, um des Besten Willen. Darnach über zehn Jahr, da war der alte König Otnit ein schwacher Mann, und gebot Gott über ihn, daß er starb. Da befahl er seinen Sohn dem Könige von Reußen, seiner Mutter Bruder. Otnit ward darnach römischer Kaiser, und er war König Elbrich's leiblicher Sohn. Das wußte Niemand

1) Wird auch Autlinga geschrieben. So in der von Balazius angeführten Charta de mansionibus et novalibus S. Salvatoris Cenomanensis: In Autlingua Saxonia unum. Die Otlingua Saxonia kommt auch in dem Capitular. Caroli C. p. 115 cor. 2) *Gregor. Turonen.* Hist. Lib. V. c. 27 bei *Freher*, Corp. Hist. Francor. p. 108. 3) S. *Valesius*, Not. Gallor. 4) *Eckhart.*, Commentarii de Rebus Francias Orientalis. T. I. handelt S. 37 von den Sachsen unter Odoaker in Gallien, und wie Gregor von Tours Saxones Bajocassinos nenne, und wie *Venantius Fortunatus* Lib. III. Carminum erzähle, Felix, Bischof von Nantes an Bretagne, habe die Sachsen gezähmt und viele zum Christenthume hingeführt, und setze dann hinzu: Carolus Calvus adhuc in Capitulis Silvacensibus *Otlingae* sive possessiunculae *Saxonicae* ibi meminit, und derselbe zum Pactus Legis Salicae p 54: Pagellus Otlinga Saxonica sive *possessiunculae Saxonum* dicta. Joh. Georg Wachter (Glossar. p. 1159) gibt dieser Erklärung seinen ganzen Beifall.

als er, und nachmals auch er selbst. Dem Kaiser Otnit diente Reußen und das Land zu Bern, welches über 200 Jahre darnach Herrn Dietrich von Bern gehörte. Otnit war, wie sein Vater gesessen auf der Burg Garten, in Lamparten. Ihm diente auch Rom und Latran. Ihm dienten auch 72 Herzoge auf Garten, Grafen und Edelleute, die gehörten ihm alle Blutsfreundschaft halber zu. Dieses waren des Kaiser's Otnit Diener und Rathgeber, der König Eligas aus Reußen, der war seiner Mutter Bruder, der Truchseß von Garten war Kaiser Otnit's Schwestersohn; der Markgraf von Tuskan (Toscana) und Kaiser Otnit waren zu den andern Kinder (Geschwisterkinder), Herzog Gerwart von Troy war Otnit's Schwager. Er that dem Kaiser große Freundschaft, bestellte ihm viel Speise und Schiffe, als Otnit über Meer fahren wollte. Der König von Messin (Messina), war Otnit's Rathgeber und Diener. Kaiser Otnit's Vater und all sein Geschlecht führten einen goldenen Elephanten im Schild und auf dem Helm. Aber als Otnit Kaiser ward, da führte er einen schwarzen Adler, wie alle römische Kaiser. Er hatte wol Zwölfmannsstärke (nämlich von Elbrich's Zauberringe). Die Seinen riethen ihm ein Weib zu nehmen. Aber in seinem Lande fand sich keine, die gleich hoch als er selbst geboren war. Da erzählte ihm seiner Mutter Bruder, der König Eligas von Reußen, wie ein Heidenkönig eine wunderschöne Tochter habe. Der heidnische König hieß Nachaol [1]), und sein Land Surgenland (Syrienland), hatte als des Landes Hauptstadt Suders, und seinen Sitz zu Montebur. Hier war seine wunderschöne Tochter, die er Niemandem geben wollte. Jedes Freiers Boten und jedem Freier ließ der arge Heide das Haupt abschlagen, und das abgeschlagene auf die Zinnen der Burg pflanzen. Das erzählte Eligas (Elias) seinem Neffen. Dieser ergrimmte darüber in seinem Herzen, und verlangte heftig, die schöne Heidin zu erstreiten. Das widerriethen ihm seiner Mutter Bruder und seine Dienstmannen. Darauf kam Otniten im Traume vor, wie er in einer Wildniß wäre, und da Abenteuer bestände. Nun verlangte es ihn hinaus, um sie zu suchen. Da weinte seine Mutter, und gab ihrem Sohne ein goldenes Fingerlein, in welchem ein köstlicher Stein war (nämlich jenen Ring, den ihr Elbrich für ihren Sohn gegeben), und verbot ihm, den Ring Jemandem zu geben, und sagte, daß er nun Abenteuer finden werde, und wies ihn hin zu eines Steines Wand, aus der ein kühler Brunnen floß, und wo eine kühle Linde stand. Otnit fand unter ihr einen Zwerg. Das war Elbrich. Otnit wollte ihn mit sich führen, konnte ihn aber nirgends hinbringen. Der Zwerg gelobte ihm, wenn er ihn frei ließe, gute Waffen zu geben, und ihm die schöne Heidentochter erstreiten und in allen Nöthen zu helfen. Elbrich überredete ihn, das Fingerlein, das ihm seine Mutter gegeben, ihm zu zeigen. Als Otnit es that, wollte es ihm der Zwerg nicht wiedergeben, und verschwand, daß er ihn nicht zu sehen vermochte. Doch gab er es nach dieser Neckerei wieder, und sagte ihm, daß er sein Vater wäre, und er ihm in allen Nöthen beistehen wollte. Er brachte ihm aus dem hohlen Berge Waffen, einen wundersesten goldenen Harnisch und das Zauberschwert Rose. Mit diesen Waffen, welche seinen Leuten unbekannt waren, griff er, um die Treue der Seinen zu versuchen, die Burg an, und stritt gegen die Seinen vor ihr. Sie wehrten sich tapfer und er schlug ihrer viel daenieder. Hierauf eine herrliche Erkennungsscene. Sie erneuerten den Eid der Treue. Dann fuhr er mit großer Macht, mit 80,000 über Meer, und kam an das Land der Heiden. Elbrich ging nach Muntebur oder Montebur zu dem Heidenkönig, und widersagte ihm. Die Heiden stachen alle nach ihm, aber sie vermochten ihn nicht zu sehen. Otnit nahm Suders, die Hauptstadt der Heiden, mit seines Vaters, des listigen Zwerges Elbrich, Hilfe ein, verlor aber dabei 9000 Mann. Dann zog er auf das Gebirge vor Muntebur, hatte hier noch größere blutige Kämpfe, erschlug viele Heiden, hatte aber selbst auch einen solchen Verlust an Leuten, daß ihm nur noch 5000 Mann übrig blieben. Elbrich jedoch warf den Feinden das Geschütz in den Graben, raufte dem Könige den Bart aus, und brachte die schöne Königstochter aus der Burg zu ihm. Nachaol verfolgte sie, mußte aber zurückfliehen und Otniten seine Tochter überlassen. Sie empfing in der Taufe den Namen Sydrat. Otnit hatte auch die bezwungenen Heiden getauft, und die Götzenbilder herabgeworfen, aber Elbrich (der Elfenkönig) richtete sie wieder auf. Otnit führte die Königstochter über das Meer, und sie war lange Königin mit ihm in Lamparten. Aber der arge Heide dürstete nach Rache, schickte zwei junge wilde Würme (Drachen) mit dem wilden Jäger Welle über das Meer unter dem Scheine der Freundschaft zu Otniten. Der böse Jäger erzieht auf Otnit's Befehl die wilden Würme in einer Gebirgshöhle, oberhalb Trient, und wartet ihrer mit Essen und Trinken. Als sie erwachsen waren, thaten sie dem Lande weit und breit Schaden. Otnit zog aus, das Land von dieser Geißel zu befreien. Aber eins der Ungeheuer fand Otniten unter einer Linde schlafen, und bringt ihn um. Ein eigenes Heldenlied trägt Otnit's Namen; dieses schließt von den Würmen singend:

Sie frommten in dem Lande das herzelliche Leid,
Daß niemand auf der Straße ging oder reit,
Bis an die Burg zu Garten der Wurm das Land bezwang,
Sie mußten ihm entweichen alle gemeinlich sonder ihren Dank.

Die folgende Strophe in der spätern Bearbeitung deutet Otnit's Tod nur an. Wie Otnit gegen die Würme zieht und umkommt, und bestattet wird, ist in dem mit Otnit zusammenhängenden Heldenliede Hug- und Wolfdietrich eingewebt. Wolfdietrich nämlich rächt Otnit's Tod, erschlägt die Würme, und heirathet Otnit's schöne Witwe Sydrat. Das ursprüngliche Heldenlied Otnit, welches auf uns gekommen, ist im Hildebrandston, oder dem Versmaße des Nibelungenliedes abgefaßt. Das Heldenlied Otnit in diesem ältern Versmaße hat F. J. Mone (Berlin 1821) aus einer heidelberger Handschrift herausgegeben, enthält sieben Abenteuer und etwa 2272 Verse. Bruchstücke davon waren früher herausgegeben 1) von Kinderling bei Docen, Miscell. I, 87—91, betrifft

1) Nach andern Nachaol oder Zacherell.

Digitized by Google

Otnit's Fahrt auf dem Meere nach dem Heidenlande. 2) Die ersten 24 Strophen aus der wiener Hdf. in v. d. Hagen's Museum I. S. 618—621. 3) Stellen der beiden (damals) vaticanischen Handschriften von Adelung, Nachrichten von altteutschen Gedichten. 1. Bd. S. 217—252. 4) Anfang und Schluß aus der strasburger Handschrift bei Fr. H. v. d. Hagen und J. G. Gustav Büsching, literarischer Grundriß der Gesch. d. d. P. S. 8. 5) Abenteuer II. B. 301 fg., wie Otnit den Ring von der Mutter erhält und auszieht, aus der Mone's Ausgabe bei Kunisch, Handbuch der altteutschen Sprache und Literatur. S. 53—55. Sehr verloren hat das Gedicht in der achtreimigen Umarbeitung, wie es sich in den alten Ausgaben des Heldenbuchs findet, welches mit dem Otnit anhebt. Noch mehr hat es verloren in der achtreimigen Bearbeitung und Abkürzung im Heldenbuche Kaspar's von der Roen (aus der dresdener Urschrift herausgegeben in v. d. Hagen und Primisser: Das Heldenbuch in der Ursprache, als zweiter Theil der teutschen Gedichte des Mittelalters, herausgegeben von Fr. H. v. d. Hagen und J. G. Büsching. S. 1—26). Diese Abkürzung hat 297 Lieder (Strophen), während das Gedicht, wie es dem Abkürzer vorlag, 587 Lieder (Strophen) hatte. Die Heldensage von Otnit hat auch behandelt der Verfasser der alten Übersicht der Sagen des Heldenbuchs in ungebundener Rede in den alten Ausgaben des Heldenbuchs (frankfurter Ausg. von 1560 Blt. 185. S. 2. Bst. 186. S. 1. Sp. 1) und ist oben von uns bei Darstellung dieser Heldensage benutzt worden. Sie befindet sich im Heldenliede Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen. Otnit ist Sighm's Sohn. Der Heide, dessen Tochter Liebgart erstreitet, heißt Godian, und herrscht zu Galame. Im Übrigen ist es dieselbe Sage, nur daß Elbrich nicht auftritt. Godian, der sich an Otnit wegen der ihm entrissenen Tochter rächen will, sendet heimlich durch einen wilden Mann vier wilde Würme in römisch Land. Der bringt sie bei Garten in einen tiefen Tannenwald. Davon verlieren viele Menschen das Leben. Otnit von Lampatten reitet nach dem Wurme. Der Wurm findet ihn schlafend vor einer wilden Steinwand, trägt ihn hin in den Berg, und die Würme saugen ihm durch das Werk (den Panzer). Der Verfasser von Dietrich's Ahnen bemerkt dabei:

Das hat man euch auch gesagt,
Wie ihn der Wurm schlafend fand,

und bezieht sich also auf eine bekannte Heldensage. Liebgart im Schmerze um Otnit gelobt, den zum Manne zu nehmen, der ihre Herzens-Schwere an dem Wurme räche. Dieses thut Wolfdietrich, zeugt mit Liebgart den Hugdietrich, und so kommt der Sänger erst auf die rechten Ahnen Dietrich's von Bern. Hugdietrich zeugt mit Sigeminne von Frankreich den Amelung, und Amelung wird Vater von Diether, Ermrich, Ditmar. Letzterer zeugt Dietrichen von Bern. Otnit ist also nur [2]) in der Reihe aufgeführt, weil seine Witwe Stammutter dieses Geschlechtes ward und an dieses Geschlecht auch Otnit's Reich kam. Man findet bemerkt [3]), daß sich in der Wilkinasaga nur Spuren von Otnit finden, im Könige Hertnit C. 270, 325—331, vergl. mit C. 45, 147. Aber dieser Hertnit hat mit Otnit nichts gemein, als daß sie in Beziehung auf die letzte Hälfte ihres Namens Namensbrüder sind, und dieses, daß Hertnit König von Holmgard (in Rußland) ist, und auch dem Könige Otnit das Reußenland diente. Das Wesentliche beider Heldensagen ist verschieden. Was haben Hertnit's von Holmgard Kämpfe mit dem Könige Wilkinus (C. 45 und 47), mit der Heldensage Otnit's gemein? Auch der König Hertnit von Wilkinaland, der Sohn des Osantrix (C. 270 und 325—331) hat mit Otnit nichts gemein, als daß in seiner Sage Drachen vorkommen. Nämlich seine Gemahlin Ostacia nimmt Drachengestalt an, und führt auch durch Zauberkünste Drachen in die Schlacht, aber nicht gegen, sondern für ihren Gemahl. Also ist die Namensähnlichkeit zwischen Otnit und den beiden Hertniten nur als etwas Zufälliges anzunehmen. Die Sage von Otnit ist aller Wahrscheinlichkeit nach erst im 12. oder 13. Jahrh. gedichtet worden, und gehört zu der Heldensage, zu deren Entstehung die Kreuzzüge mitgewirkt haben, und ist in jene ältere teutsche Heldensage gleichsam eingedichtet. Als Bestandtheil von ihr ist nur der Zwerg Elbrich aufgenommen worden. Schon an sich ist es sehr mislich, die Heldensage als in Menschensage umgedichtete Göttersage zu nehmen, da, wie die nordische und griechische Heldensage lehrt, neben der Göttersage auch Heldensage bestand, aber noch mislicher ist diese Deutung bei einer erst lange nach Überwältigung und Umschmelzung des Heidenthums entstandenen Heldensage anzuwenden. Doch finden wir Otnit als Baldur und Thor gedeutet [4]). (*Ferd. Wachter.*)

OTOCHILOS. Eine von Lindley (Gen. and sp. of Orchid. pl. p. 35) gegründete Pflanzengallung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malaxideen Lindl.), der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblättchen gleichförmig, offenstehend; das Lippchen dreilappig; der mittlere Lappen langgestreckt, mit den Kelchblättchen von gleicher Gestalt, die beiden seitlichen, ohrförmigen Lappen (daher der Gattungsname: χεῖλος, Lippe, οὖς, ὠτός, Ohr) umfassen die Basis des langen, keulenförmigen, halbdrehrunden Säulchens, auf dessen Spitze die zweifächerige (durch Querscheidewände scheinbar vierfächerige) Anthere steht; die vier, zuletzt wachsartigen Pollenkörper sind an der Basis durch eine körnige Masse verbunden. Von den drei bekannten Arten, O. album *Lindl.* (l. c.), O. fuscum *Lindl.*

2) Auch bemerkt der Verfasser von Dietrich's Ahnen (in Fr. v. d. Hagen's und Primisser's Heldenbuche. S. 26), nachdem er zu Hugdietrich gelangt, ausdrücklich:

allererst han ich uch pracht
an daz rechte mere,
wer alder en des von Pern were,

d. h. wer Älter-Ahn des Berner wäre. Die Heldensage von Otnit findet sich C. 24, 25.

3) Bei Fr. v. d. Hagen, Grundriß S. 25. 4) Von Mone in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Otnit und in seiner Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 530.

Digitized by Google

(l. c. *Wallich* pl. as. tar. I. p. 54. t. 68) und O. porractum *Lindl.* (l. c.) ſind die beiden erſten in Nepal, die letzte in Oſtindien einheimiſch, und wachſen auf Bäumen. Aus zwiebelförmigen Knollen kommen lanzettförmige, gefaltete Blätter und Blüthenſchäfte hervor, welche unterhalb mit ſcheidenartigen Schuppen beſetzt ſind, und weißliche oder braunrothe (bei der zweiten Art ſehr wohlriechende) Blüthentrauben tragen. (*A. Sprengel.*)

OTOCRYPTIS *Wiegmann* (Reptilia). Eine zu der Familie der Agamen und namentlich der ſogenannten Baumagamen gehörige Eidechſengattung, zwiſchen Goniocephalus und Lyriocephalus zu ſtellen, von Wiegmann (in der Iſis 1831. S. 293) auf folgende Weiſe beſchrieben, welche Beſchreibung wir um der Genauigkeit willen mit den Worten des Aufſtellers folgen laſſen: Caput breve, pyramidato-detraëdrum, lateribus perpendicularibus, rostro obtuso, plano, haud incrassato, fronte verticeque concavis, orbitis protuberantibus porca squamarum imbricatim dispositarum a rostro supra orbitam utrinque adscendenta, ibique obtuse terminata, absque ossium fulcris. Dentes primores 3 distantes, recti, conici, quorum medius solus ossi incisivo, lateralis uterque maxillae initio innatus est; dein laniarius utrinque maximus, conicus, apice subrecurvo et molares 12 compressi, maxillis innati, anteriores parvi, posteriores gradu laterali aucti, subtrilobi; laniarius utrinque maximus in maxillae inferioris initio; molares 12 compressi, medii subtrilobi, anteriores at posticus simplices, parum apparentes. Lingua carnosa, crassa, lanceolata, apice acutiusculo, integro, basi sagittata glottidem amplecteus. Nares laterales, prope rostri apicem, rotundatae. Aures sub cute latentes squamarum situ concentrico vix proditae. Oculi palpebris duabus, squamulosis, fissura transversa patentibus tecti, mediocres, pupilla rotunda. Gula saccata, paleari magno longitudinali ad infimum pectus descendente, valde dilatabili. Truncus compressus in dorsi fastigio acuta carinatus crista destitutus, squamis adpressis, imbricatis transversim seriatis vestitus. Membra gracilia, postica anticis duplo longiora, pedes pentadactyli, plantarum digito quarto longissimo. Ungues falculae breves. Pori femorales nulli. Cauda teres, elongata, gracilis, basi parum compressa et incrassata.

Die einzige Art, von Wagler (Systema Amphib.) als O. Wiegmanni aufgeführt, iſt a. a. O. blvittata genannt und folgendermaßen charakteriſirt und beſchrieben: O. squamis supercilliorum majoribus carinatis, ovalibus, medii verticis parvis tuberculatis, occipitis medii magnis, ovalibus transversis. Caput breve; rostrum obtusum, planum, superne squamis imbricatis, antica scuto rostrali obtusa pentagono vestitum; series squamarum imbricatim dispositarum a rostro supra orbitas adscendit, ibique sensim evanescens clypeum cordatum, a fronte verticeque concavis ac supercilliis protuberantibus formatum extus marginat. Squamae frontis forma variae, carinatae, imbricatae, intermedia caetaris major; verticales parvae, convexae, superciliares multo majores, ovales, carinatae, versus verticem majorum scutiformium argute carinatarum serie marginatae, quae in frontem utrinque porcarum instar excurrentes, spatium ferri equini forma in antica fronte includunt. Nares rotundato-ovales, scutum nasale unicum pentagonum perforantes. Scuto labiorum $\frac{1}{2}^{0}$, labii superioris aliis minoribus superne marginatis; squamae lori rhombeae, occipitis ac temporum inaequales, parvae subovales, omnes carinatae, medii occipitis caetaris multo majores, ovales, transversae, squamae in summo cervice majores, rhombeae; ad colli latera minores, subovales; squamae menti angustae rectangulae; palearis intermediae ovatae; laterales rhombeae, prope marginem carinatae; aq. abdominis, laterum, dorsi, membrorum rhombeae, omnes carinatae, at in lateribus trunci parvae, in abdomine majores; in cauda basi rhombeae, ultra medium oblongae, imbricatae, omnes carinatae. Palmae plantaeque squamarum rhombearum carinis in aculeum desinentibus scaberrimae. Color temporis invidia in lividum mutatus, fere prorsus evanuisse videtur; vitta pallida utrinque propa dorsi carinam remanelt. Longitudo capitis 2″ (une.) trunci ad anum 1½″, caudae parum mutilatae 5″. Das Vaterland des einzigen, aus Bloch's Sammlung ins berliner Muſeum gekommenen, Exemplars, iſt unbekannt, doch vermuthet Wiegmann, nach der Analogie des Zahnbaues, daß es der öſtlichen Hemiſphäre angehören müſſe. (D. *Thon.*)

OTOLITHUS *Cuvier* (Pisces). Eine Fiſchgattung aus der Familie der Sciänoiden, welche der Gattung Sciaena ſehr gleicht, nur ſchwache Stacheln in der Afterfloſſe hat, und keine Bartfäden, aber längere Hakenzähne, gleich vaheen Eckzähnen, und deren Schwimmblaſe auf jeder Seite in ein nach Vorn gerichtetes Horn verlängert iſt.

Dieſe Fiſche gleichen denen der Gattung Sciaena überhaupt auch in ihrem einzelnen Baue und beſonders durch die ausnehmende Kleinheit ihrer Afterſtacheln, durch den gewölbten Kopf, den höhligen Schädelknochen, die zweite lange Rückenfloſſe ꝛc., unterſcheiden ſich aber von ihnen und andern Gattungen der Familie durch die zwei großen Eckzähne im Oberkiefer. Der Unterkiefer hat nie Poren oder doch nur zwei ſo kleine, daß man ſie kaum bemerkt. Es ſind nicht viele Arten bekannt.

1) O. ruber *Bloch.* (Johnius ruber *Bloch.* Syst. Ichthyologica ed. *Schneid.* p. 75. t. 17. O. rubet *Cuv.* hist. nat. de poissons. V. pl. 102. p. 45). Zur Seite der großen Eckzähne ſtehen bei dieſem Fiſche kleinere kegelförmige und weiter nach Innen eine Binde ſammtartiger. Von den beiden Eckzähnen im Unterkiefer verliert er häufig einen. Wenn er das Maul geſchloſſen hält, ſo wird man von dieſen Zähnen ſo wenig gewahr, daß man dieſen Fiſch für Sciaena aquila halten könnte, dem er ſonſt gar ſehr gleicht. Der Vorkiemendeckel iſt kaum etwas gekerbt, der Kiemendeckel endet in eine platte Spitze, welche oberhalb eine ſchwache Ausrandung hat.

Bei den jungen Thieren ist die Schwanzflosse rhomboidal, bei ältern rundet sie sich zu, und stutzt sich sogar ab. Die Seitenlinie ist Sförmig gekrümmt und durch eine eiförmige Erhöhung in der Mitte jeder Schuppe gezeichnet. Der Hauptunterschied dieser Art von den folgenden besteht darin, daß die Länge ihres Kopfes 3½mal in der des Körpers enthalten ist, und seine Höhe bei den Brustflossen 4½mal. Ihr Kopf ist ¼ weniger hoch als lang. Die Farbe ist auf dem Rücken gelb oder röthlich, mit silberfarbener Seitenlinie oder überhaupt silbern an den Seiten und am Bauche, die obern Flossen haben die Farbe des Rückens, die untern sind weiß. Er wird häufig bei Pondichery gefangen, wo sein Fleisch geschätzt ist. Die Eingebornen nennen ihn dort Panan. Er wird 15 Zoll lang.

2) O. argenteus *Ruhl* et *Van Hasselt* (*Cuv.* l. c. p. 47). Der vorigen nahe verwandt, aber nur mit 28 weichen Strahlen in der zweiten Rückenflosse und verhältnißmäßig niedrigem Kopfe, erhält in der Höhe ⅓ weniger als in der Länge. Die Schwanzflosse ist rhomboidal. Der Rücken ist violet, der Bauch silbern, mit violetem Schiller, die Flossen gelblich grau, gegen die Ränder etwas violet. So die Exemplare von Batavia. Die von der Küste Malabar sind nach Cuvier grünlich auf dem Rücken mit röthlichen Wolken, unten silbern. Die gleichen Flossen und die Afterflosse gelb, die Rückenflosse von der Farbe des Rückens, die Schwanzflosse roth. Er soll die Größe eines Lachses erreichen.

3) O. maculatus *Ruhl* et *Van Hasselt* (*Cuv.* l. c. p. 48). Braungelb gegen den Rücken, weiß am Bauche, die Flossen graugelblich, die Wangen schwach violet gefärbt, auf dem Rucken, in den Seiten, auf der zweiten Rücken- und auf der Schwanzflosse unregelmäßige braune Flecken. In der vordern Rückenflosse neun Stacheln, in der zweiten 31 weiche Strahlen. Neun Zoll lang. Vaterland Batavia.

4) O. versicolor (*Cuv.* l. c p. 48. — Potte — canahsa. *Russel* Ind. Fish. t. 109). In der zweiten Rückenflosse nur 21 Strahlen, der Rücken schön grün, tiefblau und goldschillernd, unterhalb der Seitenlinie perlfarben, die Flossen schwachgelb gefärbt, der Schwanz etwas rhomboidal. Die Länge ein Fuß. Von der Küste Coromandel, wo er den obigen Namen führt.

5) O. bispinnosus (*Cuv.* l. c. p. 49). Kam von Rangoun. Der vorigen in der allgemeinen Körperform ähnlich, aber die Schwanzflosse ist spitziger und am Winkel des Vorkiemendeckels stehen außer den gewöhnlichen Zähnchen noch zwei andere. In der vordern Rückenflosse stehen neun Stacheln, in der zweiten ein Stachel und 31 Strahlen, in der Afterflosse zwei Stacheln und zehn Strahlen. Nach dem Weingeist-Exemplar ist die Farbe silbern, gegen den Rücken braun; die Länge ist 4½ Zoll.

6) O. aequidens (*Cuv.* l. c. p. 49). Der Scianena umbra in der Bildung ähnlich, die Eckzähne kleiner, als bei den andern Arten. Der Unterkiefer tritt etwas vor, die Schwanzflosse ist bogenförmig ausgerandet, wodurch er sich besonders auch von der Scianena vom Cap unterscheidet, mit welcher er aber viele Ähnlichkeit und gleiches Vaterland hat. Er wird über drei Fuß lang.

7) O. regalis *Bloch.* (Syst. ed. *Schneid.* p .75. Johnius regalis. O. regalis, *Cuv.* l. c. p. 50. Labrus squeteague *Mitchell.* Annals of Newyork. I. p. 396. t. 2. f. 6; Schöpf, Schrift der Gesellschaft naturforsch. Freunde zu Berlin. S. 142, 169). Dieser Fisch weicht wie alle seine amerikanischen Gattungsverwandten von den übrigen dadurch ab, daß er in dem Unterkiefer keine Eckzähne hat. Er gleicht übrigens unserer ersten Art sehr, mit der eben angezeigten Ausnahme, nur verliert er dann und wann einen seiner obern starken Zähne, neben denen nur eine Reihe sehr kleiner, aber deutlicher und spitziger Zähne steht; im Unterkiefer findet sich eine ebensolche Reihe, die jedoch vorn doppelt wird, und in welcher auf den Seiten einige größere Zähne stehen, die zwei Rückenflossen sind deutlich getrennt und die zweite, sowie die Schwanz- und Afterflosse, sind zum größern Theil mit kleinen Schuppen bedeckt. Die Schuppen des Körpers sind von mittlerer Größe, die Seitenlinie ist gerade und reicht bis an das Ende der Schwanzflosse, welche schwach halbmondförmig ausgebuchtet ist. Kopf und Rücken sind braun, oft etwas grünlich gefärbt, die Seiten silbern mit dunkeln Flecken, welche nach Unten verschwinden und den ganzen Unterkörpertheil hell lassen. Die Bauch- und Afterflossen sind gelblich, die andern Flossen blaßbraun. Außerdem kommt eine Farbenabänderung vor, bei welcher die schwarzen Flecken deutlicher begrenzt sind und sich auf die zweite Rücken- und auf die Schwanzflosse erstrecken. Die untern Flossen sind dann braun und nicht gelb. — Dieser Fisch, in Newyork weak-fish genannt, ist sehr häufig, und derjenige, der am meisten gegessen wird, besonders so lange die Jahreszeit nicht sehr kalt ist. Gewöhnlich wird er 15 Zoll lang, doch auch bis 27 und dann über sechs Pfund schwer. Man fängt ihn nur im Seewasser und die Fischer behaupten von ihm, daß er eine Art Stimme habe. Seine Schwimmblase gibt einen ebenso guten Fischleim als die des Störs. Der Name squeteague wird ihm von den Indianern gegeben, bei den Mohikan-Indianern heißt er checcou, die französischen Einwohner in Neu-Orleans nennen ihn truite. Er kommt auch von Martinique.

8) O. virescens (*Cuv.* l. c. p. 54). Dem vorigen sehr ähnlich, weicht aber durch die Strahlenzahl in der Afterflosse ab, indem deren sieben (statt 13) vorhanden sind; auch ist die Schwanzflosse ganz rhomboidal und sogar zugespitzt. Der Rücken ist olivenfarben, Seiten und Bauch silbern, die Schuppen sind viel kleiner als am regalis, alle fein gefranzt, der Unteraugenbogen glänzt sehr stark und der Kiemendeckel läuft in eine ziemlich scharfe Spitze aus. Länge eilf Zoll. Aus Surinam.

9) O. toe-roe *Cuv.* (l. c. p. 54. Lubonus cayennensis *Lacépède* IV, 196. 245). Dieser Fisch ist kenntlich in seiner gleichförmigen Silberfarbe, mit einigem blauen Schiller auf dem Kiemendeckel, sowie an der Zahl der weichen Strahlen in der zweiten Rückenflosse, deren nur 20 vorhanden sind. Seine Schwanzflosse steht in der Mitte spitzig hervor, und wird dadurch so rhomboidal, wie bei der vorigen Art. Dieser Fisch wird noch einmal so groß als die vorige, seine Schnauze ist etwas

25, 4. Pred. 7, 26. 28). Die Formen für das Pronomen zweiter Person sind: hu, wi, n-wi, nui, für die dritte Person: nu, ni, wi, i. Der Plural bei der ersten Person ist nga he, bei der zweiten und dritten wird er durch Verdoppelung oder Vereinigung zweier Formen ausgedrückt, z. B. nuiwi ihr, nuni sie. Die Possessiven sind: na mein, ni dein, na sein. Das Relationum ist ta oder we. Die Zahlwörter von 1 bis 10 sind im Otomi:

1. nä, ra.	6. ratò (d. i. 1 u. 5).
2. yo, ho.	7. yotò (2 u. 5).
3. hin (sprich: hiang).	8 hintò (3 u. 5).
4. gò	9. gotò (4 u. 5).
5. ka-tto.	10. rëta.

Man erkennt leicht, daß Fünf hier eine bedeutsame Stufe einnimmt, ungefähr wie unsere Zehn, oder die Zwanzig im Dänischen, weil sich daran die Benennung der höhern Zahlen knüpft. Übrigens findet derselbe Fall im Mexikanischen statt, obgleich sich die Zahlbenennungen beider Sprachen ihrem Laute nach nicht im Entferntesten berühren, wie sie denn auch mit den Zahlen anderer Sprachen Mittelamerika's, sowie des Chinesischen, nichts gemein haben.

Was nun noch die Behandlung der Verba betrifft, so herrscht auch hierin große Simplicität, die gegen die reichen Bildungen des mexikanischen Zeitworts sehr absticht und sich nur etwa mit der Einfachheit des Chinesischen neuern Styls vergleichen läßt. Wenngleich die Manier der Conjugation bei den Mexikanern, Huasteken und andern Stämmen Mittelamerika's im Allgemeinen dieselbe ist, wie bei den Otomiten, so sind doch nicht nur die Verbalwurzeln selbst, sondern auch die Partikeln, welche der Conjugation dienen, ganz verschiedenen Lautes. Auch gibt es hier noch keine Bildung für das Passioum und noch viel weniger für Verba compulsiva, casualia, continuativa u. dgl., wie sie das Mexikanische kennt. Von Modis gibt es nur einen Infinitiv (mit der Wurzel identisch), einen Imperativ (ebenfalls die nackte Wurzel) und den Indicativ, gebildet durch Partikeln, welche vor die Wurzel gesetzt werden. Diese Partikeln unterscheiden die drei Personen, sind aber für jedes Tempus andere. Im Plural sind es immer dieselben wie im Singular, aber hinter die Wurzel tritt dann noch eine andere Partikel. So z. B. im Präsens:

di tè, ich mache	di tè he, wir machen
gi tè, du machst	gi tè wi, ihr machet
i tè, er macht.	i tè yū, sie machen.

Für das Perfect heißen diese Partikeln da, ga, bi, für das Futur ga, gi, da ꝛc. Daneben gibt es noch eine ältere und einfachere Art, die jetzt nur wenig in Anwendung kommt, nämlich Präsens ni rza (geschehen), Perf. ma oder mi rza, Futur. na rza. Sonst wird noch ein Imperfect, ein Plusquamperfect und ein Futurum exactum gebildet.

Da die Sprache, gleich der chinesischen, viele Homophonen hat, so sucht sie deren Vieldeutigkeit durch Zusammensetzung mit Synonymen oder sonst bestimmenden Wörtern wegzuräumen und den Ausdruck so bestimmter zu fassen. Es ist dies ganz derselbe Weg, den auch die Chinesen eingeschlagen haben[4]). So entstehen im Otomi zweisylbige Nomina, Adverbia und Verba, die aber alle aus einsylbigen Stämmen componirt sind. So würde man sehr unbestimmt reden, wenn man sagte: di ne de, denn das hieße: ich wünsche Wasser, ebenso als: ein Ei, und: ein Kleid; denn diese drei Bedeutungen hat das Wort de. Will man daher Wasser, so sagt man dehe, worin he Kälte, Frische, den Begriff von de näher bestimmt. Will man dagegen ein Kleid, so heißt es deye (von ye, lang). Man schreitet aber nicht zu solcher Composition, wenn keine Zweideutigkeit entsteht, z. B di tsi de, ich trinke Wasser. Etwas anderer Art sind die umschreibenden Composita, wie yökha, heilige Hand, d. i. Zauberer, okha, Gott (aus o, erkennen, wissen und kha, heilig), zuweilen sogar dreisylbig, wie mahëtsi, Himmel (zusammengesetzt aus Breite, Ausdehnung, Kreis). Bei den Verbis tritt solche Composition hauptsächlich im Imperativ ein, welcher dadurch eine eigenthümliche Kraft bekommt, die öfter auch durch die bloße Verdoppelung der Wurzelsylbe erreicht wird, z. B. tzätzä, fürchte! huhu, nenne! Häufiger werden aber gewisse Hilfsverba angewendet, wie tè, machen, ti oder di, ausführen, ins Werk setzen, tza, zu Stande kommen und bringen, und ähnliche, z. B. mädi, liebe! wetè, setze hin! ëtza, hasse! Sehr häufig ist dann auch die Composition mit Synonymen oder andern bestimmenden Wörtern, wie sie bei den Nominibus gewöhnlich sind. So sa he, schwitze (mit he, Wasser), zë gua, grüße! (gua, eigentlich: mit dem Fuß, weil man beim Gruß den Fuß zurückziebt). Viele Otomiten beschränken dies nicht auf den Imperativ, sondern bilden überhaupt die Verba in solcher Art zweisylbig, sodaß sie sagen: di mädi, ich liebe, für di mä. Dies ist fast durchgängig der Fall in den Oraciones y Doctrina Christiana en lengua Otomi von *Andreas Olmos*, die im 16. Jahrh. zu Mexiko gedruckt sind.

Die vollständigste Anweisung zum Studium dieser Sprache findet man in den Reglas de Orthographia, Diccionario y Arte del idioma Othomi, verfaßt von dem gebornen Otomiten Luis de Neve y Molina, der seine Muttersprache an der Universität zu Mexiko lehrte. Sein Buch ist dort gedruckt im J. 1767. Außerdem haben über diese Sprache Rangel, Palacios, Carochi, Sanchez, Ribero, Giov. de Dio Castro, Sandoval, Avila ꝛc. geschrieben. Was Adelung's Mithridates (3. Th 3. Abth.) darüber enthält, ist sehr ungenügend. Von größerm Werth ist die Abhandlung über die Sprache der Otomiten im fünften Bande der Transactions of the American Philosophical Society (Philadelphia 1835), verfaßt von Emanuel Narera, einem gebornen Mexikaner und Schüler des gelehrten Du Ponceau. Dem Verfasser dieser Abhandlung gebührt das Verdienst, zuerst den Charakter der Einsylbigkeit in dem Otomi vollständiger nachgewiesen zu haben; doch ist sein Urtheil über die Verwandtschaft der Otomiten mit den Chinesen wenigstens zur Zeit noch als ein unsicheres zu betrachten. Denn

4) S. darüber *Abel-Rémusat*, Élémens de la gramm. chinoise. p. 107, 150.

Digitized by Google

wenngleich man längst schon an Einwanderungen tatarischer Stämme in Amerika gedacht und auf Ähnlichkeit der Gesichtsbildung und des Schädelbaues hingewiesen hat, wenngleich die Structur beider Sprachen sehr auffallende Übereinstimmungen zeigt, so gibt es doch auch hierin Differenzen, und im eigentlichen Material sind beide Sprachen so verschieden, daß einzelne ungefähre Übereinstimmungen, wie da, groß (chines. tá), tai, klein (chines. siaò), nhò, gut (chines. hào), nur als zufällige erscheinen müssen. (*E. Rödiger.*)

OTOPTERA. Eine von Candolle (Légum. mém. VI. p. 249. t. 42) aufgestellte Pflanzengattung aus der sechsten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Clitorieen der Gruppe der Loteen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch röhrenförmig, unten verengert, mit zwei Stützblättchen, oben erweitert, fünfspaltig, fast zweilippig; die Fetzen ungleich, langzugespitzt, die beiden obern nahe beisammen stehend; der Wimpel der Schmetterlingscorolle groß, rundlich; die Flügel am obern Rande der schmalen Basis mit einem einwärts gekrümmten, zugespitzten Öhrchen (daher der Gattungsname: πτερὸν, Flügel, οὖς, ὠτὸς, Ohr); der Kiel mit zwei Stielen; die Staubfäden zu einem Bündel verwachsen; der Griffel einwärts gekrümmt, oben verdickt; die Narbe zweilippig mit rundlichem, größerm Oberlippchen; die Frucht unbekannt. Da der Hauptunterschied dieser von andern Gattungen, namentlich von Lebeckia *Thunb.*, in dem Öhrchen der Flügel besteht, dergleichen Anhängsel der Seitenblättchen aber sich nicht selten bei den Schmetterlingsblumen finden; so bleibt die Gattung Otoptera bis zur Untersuchung der Frucht zweifelhaft. Die einzige Art, welche der englische Reisende Burchell am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, O. Burchellii *Cand.* (l. c. Lebeckia Burchellii *Spreng.* cur. post.) ist ein, wahrscheinlich kletternder, glatter Strauch mit fadenförmigen Zweigen, gedreiten, gestielten Blättern, ablang-lanzettförmigen, langzugespitzten Blättchen, halbmondförmigen Afterblättchen und zweiblumigen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen, welche mit den Blättern fast von gleicher Länge sind. (*A. Sprengel.*)

OTORRHAGIA (ὠτα — ῥάγω), Ohrenblutfluß. Es ist eine selten vorkommende Erscheinung, daß aus einem oder aus beiden Ohren Blut ergossen wird, und niemals besteht diese Erscheinung für sich als eine selbständige Krankheit; immer erscheint sie nur als Symptom anderer, aber allerdings auch jedenfalls als ein höchst bedenkliches. Insbesondere kommt dasselbe zuweilen bei Individuen vor, welche an heftigem Blutandrange nach dem Kopfe und großer Neigung zum blutigen Schlagflusse leiden, zumal in Folge unterdrückter Katamenien oder Hämorrhoiden, sowie nach Kopfverletzungen, nach welchen in der Regel der Ohrenblutfluß als Zeichen eines vorhandenen Schädelbruches, oder wenigstens in den meisten Fällen als Vorbote eines tödtlichen Ausganges der Verletzung betrachtet werden kann. Von einer besondern Behandlung der Otorrhagie kann, da sie eben niemals selbständig auftritt, mithin immer nur die Krankheit, deren Begleiter sie ist, zur Behandlung kommt, um so weniger die Rede sein, als diese Blutung an sich selbst unbedeutend zu nennen ist. (*C. L. Klose.*)

OTORRHOEA (ὠτα — ῥέω), Ohrenfluß, eine häufig vorkommende langwierige Krankheit, deren wesentliches Symptom in einer bald schleimigen, bald eiterartigen Excretion aus einem oder beiden Ohren besteht. Jene schleimige Otorrhoe ist in der Regel entweder die Folge einer katarrhalischen Ohrenentzündung, oder verdankt ihre Entstehung der plötzlichen Unterdrückung irgend einer gewohnten Thätigkeit des Organismus, der Katamenien, einer Blennorrhoe der Scheide ꝛc., sowie andererseits an die Stelle eines gewohnten Ohrenflusses, der eine plötzliche Unterdrückung erleidet, gewöhnlich mehr oder weniger bedeutende Krankheiten der Augen, der Haut, des Drüsensystemes, oder des Gehirnes treten. Der Ausfluß, dessen Beschaffenheit in quantitativer, wie in qualitativer Hinsicht sich übrigens in den einzelnen Fällen sehr ungleichmäßig verhält, aber an sich unschmerzhaft zu sein pflegt, hat in diesen letztgedachten Fällen meistens auch heftige Schmerzen im Innern des Ohres oder im Gehirne selbst zur Folge, welche bedeutende Congestionen nach dem Kopfe erregen, und oft von einem heftigen, nicht selten tödtlichen, Fieber begleitet sind. In vielen andern Fällen ist die Krankheit allerdings um Vieles gutartiger, und kann sehr lange dauern, ohne bedenkliche allgemeine Zufälle herbeizuführen. Zuweilen verschwindet auch eine solche Otorrhoe allmälig ohne Zuthun der Kunst und ohne schlimme Folgen. Aber dies geschieht doch so selten, und größere oder geringere Schwerhörigkeit, die leicht in Taubheit übergehen kann, ist ein so gewöhnlicher, fast beständiger Begleiter selbst dieser schleimigen Otorrhoe, daß der Arzt doch keinen einzigen Fall derselben als unbedeutend betrachten darf. Noch weniger wäre aber freilich irgend jemals eine solche Ansicht in Fällen der eiterartigen oder wirklich eitrigen Otorrhoe zu rechtfertigen. Diese letztere tritt bald als Ergebniß einer bedeutenden Krankheit des Ohres selbst, namentlich einer heftigen Ohrenentzündung, bald in Folge eines krankhaften Zustandes benachbarter Theile, am häufigsten der Zellen des Warzenfortsatzes, ein. Den erstern Fall unterscheidet man von einer schleimigen Otorrhoe in der Regel leicht, weil in jenen die Schmerzen heftiger zu sein pflegen, der Ausfluß, eitrig und blutig gestreift, silberne Instrumente schwarz färbt und immer Knochensragmente, zuerst gewöhnlich die Gehörknöchelchen, mit dem Eiter zugleich abgehen. Noch weniger zweifelhaft erscheint aber die Diagnose in jenen Fällen der Otorrhoe, in welchen in benachbarten Theilen und namentlich im Innern des Schädels, die Ursache der Otorrhoe zu suchen ist. Hat sich im Schädel selbst Eiter gebildet und hat sich dieser durch natürliche Öffnungen oder durch Beinfraß einen Weg ins Innere des Ohres gebahnt, so bleibt nur im erstern Falle, und wo diese Eiterung Folge einer innern Hirnentzündung ist, Hoffnung zur Erhaltung des Kranken übrig. Wo dagegen eine Vereiterung des Gehirns nach einer chronischen Entzündung desselben oder seiner Häute eine solche eitrige Otorrhoe nach sich zieht, gehen dieser letztern gemeinglich ein heftiger, bisweilen periodischer, gewöhnlich aber anhaltender Kopfschmerz voran,

der nicht selten Convulsionen, und zuletzt immer eine Erschöpfung der physischen, wie der intellectuellen Kräfte des Kranken herbeiführt, während in andern Fällen zu jenem heftigen Kopfschmerze — der indessen zuweilen auch nur ein sehr mäßiger ist, oder selbst nur in einer lästigen Schwere des Kopfes besteht, — sich Entzündung der Augen, ein schmerzhaftes Ziehen im Grunde der Augenhöhle, schmerzhafte Empfindungen in der ganzen Oberfläche des Schädels und große Härte und Frequenz des Pulses, die aber manchmal selbst in eine auffallende Seltenheit desselben übergeht, Verlust der Eßlust, Schlaflosigkeit und häufig auch Schwäche der intellectuellen Vermögen, besonders des Gedächtnisses, gesellen, der Tod aber immer unvermeidlich ist. — So wenig hiernach die Prognose, sobald nur die Quelle einer vorhandenen Otorrhoe mit Sicherheit ermittelt ist, Schwierigkeiten unterliegt, so muß sie doch ebendeshalb vorsichtig gestellt werden, weil es bei der eitrigen Otorrhoe, wenigstens anfänglich, oft sehr zweifelhaft ist, ob ein idiopathisches Leiden des Ohres oder eine innerhalb der Schädelhöhle stattfindende Vereiterung oder eine anderweitige Affection anderer dem Ohre benachbarter Theile dem Übel zum Grunde liegt, und sowol in dieser, als vornehmlich in therapeutischer Rücksicht hat bei jeder Cur einer Otorrhoe der Arzt zuvörderst das kranke Ohr selbst und die benachbarten Theile, vornehmlich das Innere des Mundes und den zitzenförmigen Fortsatz zu untersuchen, die Beschaffenheit des Ausflusses sorgfältig zu prüfen, und vorzüglich von der ganzen Anamnestik des Falles, wie von allen vorhandenen Krankheitserscheinungen sich aufs Genaueste zu unterrichten. Zeigt sich hierbei, daß die Krankheit in einer einfachen, schleimigen Otorrhoe besteht, so ist, wenn das Übel bereits als ein langwieriges besteht, und deshalb jenes bei Gelegenheit der Otalgie und Otitis (s. diese Art.) angegebene Verfahren nicht weiter Hilfe zu leisten verspricht, das Meiste von der Anwendung äußerer Ableitungsmittel, eines Haarseiles im Nacken, eines immerwährenden Blasenpflasters hinter den Ohren, sowie von dem gleichzeitigen inneen Gebrauche ausleerender Mittel, namentlich der die Hautthätigkeit befördernden, der Sarsaparille, der Spießglanz-Präparate ꝛc. und der zwischendurch zu verordnenden Abführungsmittel, unter welchen dem versüßten Quecksilber hier die erste Stelle gebührt, das Meiste und in vielen Fällen mit Zuverlässigkeit eine gründliche Heilung zu erwarten; austrocknende und zusammenziehende Einspritzungen aber sind auch hier nur mit größter Vorsicht in Anwendung zu bringen, da entgegengesetzten Falles diese Anwendung nur zu leicht gefährliche metastatische Affectionen erzeugt; wo aber diese bereits entstanden sind, muß man auf alle Weise, vorzüglich durch warme und reizende Bähungen des Ohres, bemüht sein, den Ohrenfluß wieder herzustellen. Gegen eine idiopathische eitrige Otorrhoe werden in den meisten Fällen innere Mittel vergebens in Gebrauch gezogen, es sei denn, daß ihr Gebrauch durch das Vorhandensein einer skrofulösen syphilitischen, oder einer andern Dyskrasie offenbar angezeigt ist. Selbst der auch in diesem Falle sehr gewöhnliche öftere Gebrauch von Abführungsmitteln, namentlich drastischen, versagt nur zu oft jeden Dienst, und sollte durchaus auf solche Fälle, welche eine deutliche Anzeige zu denselben geben, beschränkt werden, darf wenigstens niemals ohne sorgfältige Berücksichtigung der constitutionellen Verhältnisse statt haben. Größern Werth hat man auch hier auf äußere ableitende Mittel, in der Nähe des Ohres applicirt, zu legen, mit diesen aber auch jedesmal Einspritzungen in das leidende Ohr, zuerst erweichende und schmerzstillende, späterhin — als die wirksamsten — alkalische zu verbinden. Hat sich der Eiter in den Zellen des Warzenfortsatzes angehäuft und Beinfraß desselben verursacht, so ist in diesem — aber auch nur in diesem Falle — von der Durchbohrung jenes Fortsatzes Hilfe zu erwarten. Man entblößt zu diesem Ende durch einen Hautschnitt die Mitte jenes Fortsatzes, und durchbohrt denselben — sobald die eingetretene Blutung gänzlich gestillt ist — schräg von Hinten nach Vorn vermittels eines Stilets mit einer konischen Spitze, oder auch des Perforativ-Trepans, wobei man wegen der ungleichen Dicke der äußern Knochenrinde öfter auch der Sonde zum Zwecke der Untersuchung sich zu bedienen hat. Nach beendigter Durchbohrung der äußeen Lamelle und Öffnung einer der größern Zellen wird sodann diese mit einer lauwarmen milden Feuchtigkeit — eine scharfe und reizende könnte nur Nachtheil bringen — vermittels einer kleinen Spritze, die man etwas schief von Hinten nach Voen einsetzt, und deren Röhrchen, um die vorhandene Öffnung genau auszufüllen, etwas konisch sein muß, ausgespült und gereinigt, wonach gewöhnlich die injicirte Feuchtigkeit aus dem Nasenloche der kranken Seite wieder ausfließt. — Hat dagegen ein Ohrenfluß dieser Art bereits Entzündung des Gehirns oder seiner Häute nach sich gezogen, so muß alle Sorgfalt des Arztes darauf gerichtet sein, den Ausfluß zu befördern, jeder möglichen Veranlassung zur Unterdrückung desselben vorzubeugen, und die Otorrhoe, wenn sie dennoch plötzlich aufhören sollte, sogleich wieder, auf jede dem einzelnen Falle angemessene Weise, herzustellen. Ebendies gilt von jenem Falle, in welchem der Ohrenfluß Folge einer Gehirnvereiterung ist. Man begünstigt den Ohrenfluß, während der Kranke sorgfältigst ein warmes Verhalten beobachtet, durch erweichende örtliche Bähungen und durch Einspritzungen; aber selbst, wenn er sich ohne Zunahme der Krankheitserscheinungen und besonders des Kopfschmerzes vermindert, muß man durch Application eines Blasenpflasters im Nacken oder am Oberarme dafür sorgen, daß nicht plötzlich eine Excretion, an welche der Organismus sich bereits gewöhnt hat, demselben entzogen werde. (Vergl. Tode, Arzneikundige Annalen. (Kopenhagen 1792.) 12. Heft. S. 18. Arnemann, Bemerkungen über die Durchbohrung des Processus mastoidei ꝛc (Göttingen 1792.) (*C. L. Klose.*)

OTOS (Ὦτος), Bruder des Ephialtes, Sohn des Aloeus, s. unter Aloeidae.

OTOS, der Kyllenier, einer der Fürsten der hochherzigen Epeier aus Elis, Genosse des Phyleiden Meges, fiel vor Troja im Kampfe bei den Schiffen durch Polydamas. Il. XV, 518. *Strab.* X, 456. (*Klausen.*)

OTOSTOMI *Menke* (Mollusca). Eine Abtheilung der Schneckengattung Bulimus, diejenigen Arten um-

fassend, welche eine birnförmige, dreieckige oder längliche Mündung und eine zurückgebogene Lippe haben. Sie treten in die Abtheilung, welche Feruſſac Cochlogena und Stomatoides genannt hat, und es gehört hierher namentlich Bulimus Stomatoides *Swainson* oder Helix melastoma *Feruſſac.* (D. *Thon.*)

OTRANTO, eine Provinz des Königreichs beider Sicilien, welche die ſüdöſtlichſte Spitze von Italien bildet, 126 □M. groß iſt, 347,543 Einw. zählt, 28 Städte, 41 Marktflecken und 139 Dörfer enthält, und in die Diſtricte Lecce, Taranto und Meſſagna zerfällt, hat auch den Namen Terra di Lecce, und bildet einen Theil des alten Apuliens. (*Eiſelen.*)

OTRANTO, eine Stadt in der Provinz gleiches Namens, auf einem in das adriatiſche Meer vorſpringenden Felſen, unter 36° 27′ 30″ L. und 40° 8′ 30″ n. B., iſt von alten meiſt verfallenen Feſtungswerken umgeben, hat auf der Südſeite ein Caſtell aus Karl's V. Zeiten, iſt ein finſterer, ſchmutziger, alterthümlich gebauter Ort mit einem ehrwürdigen Dom, woran ein antiker Zodiacus bemerkenswerth, zählt 4000 Einw. und enthält ein Erzbisthum Die Gegend umher erzeugt treffliches Öl und Feigen von vorzüglicher Güte, und bietet von einem Berge, bei klarem Himmel eine herrliche Ausſicht nach der griechiſchen Küſte dar. (*Eiſelen.*)

Otranto (Herzog von), ſ. Fouché.

OTRÂR (اترار), nach Sâdic Iſfahani unter 90° 30′ L. und 41° 30′ n. Br., iſt der neuere Name der ſonſt Farâb genannten Stadt (ſ. d. Art) in Turkeſtan. Als Hauptſtadt war ſie oft der Zerſtörungswuth erobernder Völker ausgeſetzt, wie der Chowaresmier und der Mongolen. Daß der Chowaresmſchah Muhammed Cotbeddin ſie einnahm, reizte den Dſchinghiſchan zu dem furchtbaren Kriege, in Folge deſſen Otrar im J. 610 (beg. 23. Mai 1213) in die Hände der Mongolen fiel. Ihre Umgegend wird als ſumpfig und der Boden nicht als der beſte geſchildert. Sie liegt am Fluſſe Syr und gehört jetzt zum Staate Chocan in der Tatarei. Daſelbſt ſtarb auch Timur auf ſeinem Zuge gegen China den 17. Schaban 807, d. i. 19 Febr. 1405. Bekanntlich iſt ſie auch der Geburtsort des berühmten arabiſchen Lexikographen Abu Nasr Ismail, gewöhnlich Dſchewhari genannt, und mehrer anderer großer Gelehrten, die den Namen Farâbi (ſ. d. Art.) führen. (*Guſtav Flügel.*)

OTRARI (اترارى) heißt einer, der in Otrâr geboren oder daſelbſt wohnhaft geworden iſt. Über die Gelehrten, die dieſen Beinamen führen, ſ. d. Art. Farâbi. (*Guſtav Flügel.*)

OTRERA, eine der berühmtern Amazonen (Schol. Ven. II. III, 189), Gemahlin des Ares und Mutter der Penthesilea (eb. *Lycophr. Cass.* 997. *Hygin.* f. 112. *Tzetz.*, Posthom. VIII, 57) und der Hippolyte (*Hyg.* f. 30). Als Tochter des Ares erſcheint ſie nirgends ausdrücklich, obgleich die Neuern dies angeben, denn die Bezeichnung ἡ Ἄρεος (Schol. *Apoll.* II, 1033) ſtellt ſie nur als Ares' Gemahlin dar. Im Dienſte des Ares erſcheint ſie bei Apollonius, wo die Königinnen der Amazonen Otrera und Antiope auf einer wüſten Inſel im Pontus an der Küſte der Moſſynöken auf einem Kriegszuge einen Tempel des Aees erbauen (*Apoll.* II, 387. Schol. ib. II, 1033), wovon die Inſel die aretiſche heißt, welche nachher die Heimath der Stymphaliden wird. Von jenem Kriegszuge iſt, wie der Scholiaſt (zur erſten Stelle) ausdrücklich angibt, weiter nichts bekannt. Außerdem wird der Otrera, die auch dort Gemahlin des Ares heißt, die Erbauung des Artemistempels zu Epheſos zugeſchrieben (*Hyg.* f. 123). Bei Hygin heißt ſie in Folge des Itacismus hier und da Otrira (f. 30 et 123), die griechiſche Form aber iſt durchaus Ὀτρερά (in einigen Handſchriften des Lykophron und Tzetzes Ὀτρερώ, Ὀτρερούς), und demnach bedeutet ihr Name, von gleichem Stamme mit ὀτραλέος, ὀτρύνειν, die Rüſtige, Thätige. Wie dieſem keine tiefere Beziehung zum Grunde liegt, ſcheint auch die Einführung der Otrera in jenen einzelnen Sagen aus nichts anderm hervorgegangen zu ſein, als der Abſicht, ſtatt des unbeſtimmten Namens der Amazonen eine einzelne zu nennen, ohne daß ein beſonderer Charakter derſelben ausgebildet wäre. (*Klauſen.*)

OTREUS und Mygdon, Könige der roßtummelnden Phryger, führen Krieg mit den Amazonen und muſtern ihre Heerſcharen am Fluſſe Sangarios mit einer Menge von Streitern und Bundsgenoſſen, die Priamos, der in ſeiner Jugend ſelbſt als Mitſtreiter kam, nur von der Menge der Achäer vor Ilios übertroffen ſah (Il. III, 186). Euſtathius gibt als den Vater des Otreus den Dymas, als den des Mygdon den Akmon an. Eine Tochter des Otreus, welcher das ganze wohlgemauerte Phrygien beherrſchte, nannte ſich Aphrodite, als ſie auf dem Ida ſich zum Anchiſes geſellte. (Hymn. in Ven. 111.) — Eine Stadt Otrus oder Otrum wird in Phrygien erwähnt. — Einen andern Otreus, den Bruder des mariandyniſchen Königs Lykos, erſchlug der Bebryker Amykos mit dem Fauſtriemen, als er um Laomedon's Tochter Heſione warb, und als Bedingung den Auftrag erhielt, den gefährlichen Fauſtkämpfer zu überwältigen. *Valer. Flacc.* IV, 162. (*Klauſen.*)

OTRICOLI, OTRICULI, OTRICOLO, eine kleine Stadt im Kirchenſtaate, im Gebiete von Narni, zwei Miglien vom alten Ocriculum. (S. d. Art.) (*H.*)

OTRIS, nach Plinius (V, 21) ein Ort unterhalb Babylon am Euphrat; ſonſt nicht bekannt. (*Völcker.*)

OTROEA. Ein wenig über dem See Ascania in Bithynien lag das Städtchen Otrôa, ſchon an den Grenzen des öſtlichen Bithyn ns. Den Namen Otrôa leitet man von Otreus ab, dem Könige der Phrygier, bei *Homer.* II. III, 186. Hymn. *Aphrod.* 111 et 147. *Strab.* L. XII. c. IV. §. 7. (*Völcker.*)

OTRUSCH (اطروش), mit dem Vornamen Muhammed Ben-elhaſan, iſt Verfaſſer eines emendirenden Commentars zu dem Auszuge der ſchafiitiſchen Rechtslehre, welchen der Imam Tadſch-ed-din Abu'lcáſim Abd-elrehim Ben Muhammed aus Moſul, gewöhnlich Ibn Ju-

Digitized by Google

nos genannt, unter dem Titel Ta'bschiz (تعجيز) aus dem Wedschiz (وجيز), dessen Herausgeber der große Imam Abu Hámid Gazáli ist, verfaßt hat. Jener Auszug, der als Handbuch sich im Besitze der meisten Schafiiten befindet, wurde vielfach commentirt, und gewann durch diese Bearbeitungen um so mehr an Berühmtheit. Ibn Junos starb im J. 671. (beg. 29. Jul. 1272.) (*Gustav Flügel.*)

OTRYNTEUS, König am gygäischen See beim fischreichen Hyllos und dem strudelnden Hermos im reichen Gaue von Hyde unter dem schneeigen Tmolos, wo ihm eine Najade den Iphition gebar, der mit vielen Kriegsvölkern dem Priamos zu Hilfe zog, aber in der Schlacht am Tage nach Patroklos' Tode von Achilleus' Lanze fiel. Homer gibt dem Otrynteus den allgemeinen Ehrennamen des Städteverwüsters. Der Name bezeichnet den Auffoderer in der Schlacht. Il. XX, 383 sq. 390 sq. (*Klausen.*)

OTSCHAKOW (russisch Okzákow, mittelste Sylbe lang), 46° 37′ n. Br., 49° 5′ L., vormals eine wichtige türkische Festung und ansehnliche Stadt, am Einflusse des Dnepr ins schwarze Meer, in dem russischen Gouvernement Cherson, aber nach dem fürchterlichen Blutbade und der Eroberung im J. 1788 unter Souwarow's und Potemkin's Anführung, wobei über 15,000 Menschen umkamen, bis auf die Citadelle und das Schloß des Commandanten Hassan Pascha, gänzlich geschleift und gegenwärtig nur ein geringer Ort von etwa 160 Häusern, einer griechischen Kirche, welche unter türkischer Herrschaft eine Moschee war, und 15—1600 Einwohnern, theils Griechen, Armeniern und Juden, theils Russen, Wallachen und Moldauern, die in dem kleinen Hafen einen unbedeutenden Handel treiben. Indessen hat die kleine Stadt noch dadurch einige Bedeutung, daß alle nach Cherson beladenen Schiffe von einiger Größe auf der hiesigen Rhede ausgeladen, die Waaren aber von hier auf kleinen Fahrzeugen nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht werden. Sie hat auch noch eine sehr wohleingerichtete Quarantäneanstalt. Ihr vormaliger Eigenhandel hat sich seit dem Aufblühen des nahen Odessa beinahe ganz verloren und dorthin gezogen. Die alte türkische Festung Otschakow lag auf dem sehr hohen und steilen Ufer des Dneprs, umgeben von tiefen Sümpfen und Erdschluchten*). (*J. C. Petri.*)

Belagerung und Einnahme von Otschakow durch die Russen unter Münnich. Unter der Regierung der Kaiserin Anna von Rußland fand die Hofpartei des Herzogs Biron von Kurland es gerathen, den an Geist und Energie überlegenen Feldmarschall Münnich vom Hofe entfernt zu halten. Zu dem Ende wurde der alte Gedanke Peter's I, den Frieden am Pruth zu rächen und Rußlands Herrschaft wieder bis ans schwarze Meer auszudehnen, aufs Neue ins Leben gerufen; die steten Einfälle der Tataren, Vasallen der Pforte, dienten zum Vorwande. Mit einem Heere von 80,000 Mann begann im J. 1736 der Feldmarschall seine Unternehmung mit einem Feldzug in der Krim, während dessen die Grenzlinie der Ukraine befestigt und zur Basis der weiteren Operation eingerichtet, zu Briánsk eine Flottille für die Dneprfahrt erbaut und alles zu dem nächsten Feldzuge geordnet wurde, der mit der Eroberung des damals als Hauptwaffenplatz der Türken am untern Dnepr stark befestigten Otschakow beginnen sollte. Anfangs April 1737 brach der Feldmarschall aus seinem Hauptquartier Kiow auf, ließ die Armee bei Krementschuk, Orlik und Perewolotschna über den Dnepr setzen und in kleinen Märschen an den Bog rücken, wo sie — aufgehalten durch schlechte Wege und Verpflegungshindernisse — erst am 25. Jun. ankam; während der Feind sich bei Bender sammelte. Am 10. Jul. erschien — nach mehren Vorpostengefechten — die russische Armee vor Otschakow, dessen Besatzung aus 20,000 Mann guten Truppen und über 10,000 bewaffneten Einwohnern bestand. Einzelne Ausfälle der Türken konnten die Einschließung des Platzes nicht hindern, aber die Flotte mit dem Belagerungstrain und den Magazinen war ausgeblieben. Trotz alles Mangels an Geschütz und Schanzmaterial befahl jedoch sofort der Feldmarschall die Eröffnung der Laufgräben; mit der ersten Parallele und der Errichtung von Wurfbatterien kam man in der Nacht vom 12. Jul. nothdürftig zu Stande; am 13. begann das Bombardement der meist aus Holz gebauten Stadt, indessen der Feldmarschall von drei Seiten die Truppen zum Sturme gegen die flach und zugänglich erscheinenden Erdwälle derselben führen ließ. Nirgends konnten aber die Russen eindringen, vielmehr litten sie allseitig großen Verlust; doch gelang es, die Stadt selbst in Brand zu setzen. Hätte der türkische Commandant, nachdem der feindliche Angriff abgeschlagen war, anstatt nur wenigen Delis (Braven) die Verfolgung zu gestatten, mit dem Kerne seiner Besatzung einen Ausfall gemacht, so wäre der Feldmarschall wahrscheinlich zur Aufhebung der Belagerung genöthigt worden. Aber der Brand im Innern der Stadt und der schlechte Gesundheitszustand der Garnison scheinen ihn abgeschreckt zu haben. Indessen ließ der Feldmarschall das Bombardement ununterbrochen fortsetzen; der Brand ergriff die ganze Stadt, und am Morgen des 14. flog das Hauptpulvermagazin der Besatzung in die Luft, wodurch die Zerstörung vollendet wurde. Über 6000 Menschen fanden dabei den Tod. Dies bewog den Seraskier Jaya Pascha, um einen Waffenstillstand zur Feststellung der Capitulation zu bitten. Münnich aber schlug das Ansuchen ab, bestand auf unbedingte Ergebung und ließ während der Unterhandlung die Stadt angreifen, worauf der Seraskier die Waffen streckte und sich mit seiner Besatzung der Gnade des Siegers ergab. Die Plünderung der Stadt während der Bemühung, den Brand zu löschen, veranlaßte das Auffliegen noch zweier Pulvermagazine, das einigen Hunderten von Freund und Feind das Leben kostete. Etwa 2000 Mann der Besatzung entkamen auf Schiffen, gefangen wurden etwa 5000 Mann; die Übrigen waren

*) Vergl. Geographische und physikalische Beschreibung des okzakower Landes in Storch's Materialien. 1. Bd. und Brömsen Geographie des russ. Reichs.

Digitized by Google

umgekommen; 82 Metallgeschütze, 6 eiserne Kanonen, 7 Mörser und 1 Haubitze, 9 Roßschweife, 8 Commandostäbe, 300 Fahnen und eine große Menge schöner Waffen waren die Beute der Sieger, deren Verlust an Todten und Verwundeten sich auf 5000 Mann belief. Die Festung wurde von den Russen eiligst wieder in Stand gesetzt, mit neuen Werken verstärkt und der Generalmajor Stoffeln mit einer Besatzung von 8000 Mann zum Commandanten bestimmt, während die Armee nach der Ukraine zurückging. Bereits am 26. Oct. 1737 erschien die Avantgarde einer türkischen Armee von 40,000 Mann, Tages darauf das Hauptcorps unter dem Seraskier Jentisch Pascha vor Otschakow, eröffnete die Laufgräben, liefen bis zum 8. Nov. fast täglich Sturm, konnten jedoch die tapfere Besatzung nicht zur Übergabe zwingen, und hoben am 10. Nov. nach einem Verluste von fast 20,000 Mann (über die Hälfte durch Krankheiten) die Belagerung auf. Im Frieden zu Belgrad 1739 gaben die Russen die Festung zurück, schleiften jedoch vorher die Hauptwerke.

Belagerung und Einnahme durch die Russen unter Potemkin. Durch den Tractat vom 8. Jan. 1784 war die Krim dem russischen Reich einverleibt, der Fluß Kuban die Grenze geworden. Folge davon war die Errichtung einer Seemacht auf dem schwarzen Meer und einer bedeutenden Armee zur Deckung des neuen Besitzes; Potemkin ward Generalgouverneur, das Project der Eroberung und Gründung eines neuen Griechenreichs in seinen Händen bald zur That. Allseitig gereizt erklärte die Pforte im J. 1787 den Krieg gegen den bereiten und mit Österreich verbundenen Feind, ging im ersten Feldzuge angreifend, dann aber nur vertheidigend zu Werke, besonders als nach den unglücklichen Seeschlachten am Dnepriman (28. Jun. und 12. Jul. 1788) Potemkin mit 60,000 Mann und, von der Flotte unterstützt, vor das stark befestigte Otschakow rückte, es eng einschloß und durch regelmäßigen Angriff bedrängte. Die Türken indessen vertheidigten die Festung so brav und ausdauernd, daß nach vielen abgeschlagenen Angriffen und großen Verlusten es dem Fürsten Potemkin gelang, durch Sturm die Festung am 17. Dec. zu erobern. Die ganze Besatzung und ein großer Theil der Einwohner wurden von den berauschten Siegern nach verzweifeltem Widerstande getödtet; auch die Russen verloren an 20,000 Mann. Im Friedensschlusse zu Jassy (9. Jan. 1792) behielt Rußland Otschakow mit dem Landstriche zwischen dem Dnepr und Dnestr, der nunmehr die Grenze bildete. Otschakow verlor demnach seine Bedeutung als Grenzplatz; die Festung wurde geschleift und verfiel allmälig in ihre gegenwärtige Unbedeutendheit (vergl. Archenholz Minerva v. 1797—1800). (*Benecken.*)

OTSEGO, Name eines kleinen Sees im östlichen Theile des Staates Neu-York, aus welchem der östliche Arm des Susquehannah entspringt. Von ihm hat den Namen die Grafschaft Otsego, in Norden an Herkimer, in Nordost an Montgomery, in Osten an Scoharie, in Süden an Delaware, in Westen an Chenango und Madison, in Nordwest an Oneida grenzend. Das Land ist reich und fruchtbar, meistens eben und nur im nördlichen Theile, wo der Brimstone-Hill sich erhebt, bergig. In ihr brfinden sich die Seen Oswego und Canaderjage, aus denen der Susqurhannah kommt, der See Utsasantho, aus welchem der Orlaware entspringt und mehre kleine Flüsse. Im J. 1810 betrug die Volksmenge 38,667, im J. 1820 war sie bis zu 44,856 gestiegen. Die Einwohner beschäftigen sich viel mit Webereien. Hauptort der Grafschaft ist Otsego mit 4000 Einwohnern, welche sich theils mit Webereien, theils mit Handel beschäftigen, wozu der Ort sehr vortheilhaft liegt, indem sich hier die großen Straßen des Staates durchkreuzen. (*L. F. Kämtz.*)

Otsman, s. Osman.

OTT, ein altes Geschlecht zu Zürich, aus welchem vorzüglich zwei gelehrte Männer zu bemerken sind: 1) Johann Heinrich Ott, geb. den 31. Jul. 1617 auf dem zürcherischen Pfarrdorfe Wetzikon, wo sein Vater Pfarrer war. Im April 1627 kam er nach Zürich auf die Schule. Daß er zuerst von dem gelehrten Professor Joh. Waser, nachher von dem Antistes Breitinger ins Haus aufgenommen wurde, beförderte seine Studien sehr. Im J. 1636 reiste er mit drei andern Zürchern nach Lausanne und nach halbjährigrm Aufenthalte daselbst nach Genf, wo sie unter Tronchin und Spanheim studirten. Ihre Studien wurden, jedoch nur auf kurze Zeit, unterbrochen, durch die Rüstungen, welche Genf gegen neue feindliche Anschläge des Herzogs von Savoyen machen mußte. Freiwillig arbeiteten die drei Jünglinge an den Verschanzungen und bezogen die Wache. Im Mai 1638 reiste Ott mit dem berühmten Joh. Heinr. Hottinger von Genf durch Frankreich und Holland nach Gröningen, wo sie im Juli ankamen, und eine Zeit lang vereinigt die Theologie und die orientalischrn Sprachen studirten, bis Hottinger zu Golius nach Leyden zog. Ott setzte seine Studien unter Gomarus und Alting zu Gröningen fort, und unterhirlt mit Hottinger einen hebräischen Briefwechsel; dann kam er selbst nach Leyden, ging aber bald nach Amsterdam, theils um bei den dortigen gelehrten Judrn, besonders bei Rabbi Manasse Ben Israel, sich mit der rabbinischen Gelehrsamkeit zu beschäftigen, theils um die Lehren, Sitten und Gebräuche der Wiedertäufer und Mennoniten genau kennen zu lernen. Seine Annales Anabaptistici beweisen die Sorgfalt, die er darauf verwandte. Im J. 1641 reiste er mit Hottinger nach England, dann durch Frankreich nach Zürich zurück, wo er nach fünfjähriger Abwesenheit im Juni 1641 ankam. Die Pfarrstelle zu Zumikon bekleidete er dann zwei Jahre, die zu Dietlikon von 1643 an 25 Jahre lang. Beide sind Filiale, die er von Zürich aus versehen mußte, die erstere eine, die zweite zwei Stunden von der Stadt entfernt. Die körperliche Anstrengung, die damit verbunden war, wirkte allmälig nachtheilig auf seine Gesundheit. Im J. 1651 wurde er zum Profrssor der Eloquenz ernannt; 1655 kam dazu noch die Lehrstelle der hebräischen Sprache. Ungeachtet er daneben seine Pfarrgeschäfte zu Dietlikon fortsetzte, an der Revision der Bibelübersetzung Thril hatte (s. d. Art. Joh. Heinr. Hottinger), und sehr viel Zeit erfordernde Geschäfte bei Anordnung der

Powered by Google

ganz in Unordnung gekommenen öffentlichen Bibliothek übernahm, fand er doch Zeit zu literarischen Arbeiten. Im J. 1656 erschien zu Genf von ihm Quaestio Historico-Theologica, an et quando Petrus fuerit Romae, wozu die Vorrede von Marolles zum N. Test. die Veranlassung gab. Im J. 1657 folgte: Epitome tractatus gallicani, la grandeur de l'église Romaine, cum versione et notis. (Basil.) Vorzüglich beschäftigte er sich mit der Kirchengeschichte. Als er zu diesem Lehrstuhle im J. 1668 berufen wurde, legte er die Predigerstelle zu Dietlikon und das Professorat der hebr. Sprache nieder. Sprachstudien waren dabei seine Erholung. Im J. 1670 erschien seine kleine Schrift Franco-Gallia, s. de origine linguae Gallicae (Basil. 12), worin er die Abstammung der französischen Sprache von der germanischen nachzuweisen sucht. Diese Schrift hatte seine Aufnahme in die sogenannte „fruchtbringende teutsche Gesellschaft" unter dem Namen des „Zeugenden" zur Folge. Im J. 1671 machte er eine andere kleine Schrift bekannt: Onomatologia, s. de nominibus hominum propriis (Tig. 1671). Wichtiger sind seine Annales Anabaptistici. (Basil. 1672. 4.) Wenn es ihm auch nicht gelingt, die gegen diese Secten angewandte Strenge überall zu rechtfertigen, so hat das Werk doch einen bedeutenden historischen Werth. Einen zu umfassenden Plan, den er früher gefaßt hatte, eine vollständige Kirchengeschichte zu schreiben, worauf seine Hauptstudien immer gerichtet waren, beschränkte er später auf eine Widerlegung der Annalen des Baronius (examinis perpetui in Annales Caes. Baronii Centuriae III. Tig. 1676. 4.). Sie beweiset gründliches Quellenstudium, kann aber, so verdienstlich sie damals war, mit dem Werke von Pagi nicht verglichen werden. Der Abt Reding von Einsiedeln machte dagegen Vindiciae Baronii (1. Tom. Fol.) bekannt, worauf Ott antwortete in Vindiciae contra Augustinum Reding, Abbat. Einsidli; accedit Tractatus de Schismatis Romanorum (Tig. 1681. 4.). Im nämlichen Jahre erschien von ihm Novum Jus Papale juri divino oppositum; acc. nucleus ex jure canonico (Tig. 1681. 4.). Unter seinem Nachlasse fand sich die Fortsetzung der Widerlegung des Baronius bis ans Ende des 12. Jahrh. und Materialien zur Kirchengeschichte von da an, bis auf seine Zeiten. Die Erschöpfung seiner Kräfte verhinderte die Herausgabe. Er starb den 26. Mai 1682 im 65. Jahre, ein Beispiel unermüdeten Fleißes und ausharrender Anstrengung. Auch sein ausgebreiteter Briefwechsel nicht nur in der Schweiz, sondern in Teutschland, Frankreich, den Niederlanden, England, Italien, Dänemark, Schweden, Polen und Ungern muß bei der Beurtheilung seiner Thätigkeit berücksichtigt werden. Die Handschrift der Widerlegung des Baronius kam nach England, wo sein Enkel Heinrich 16 Jahre bei dem Erzbischofe von Canterbury sich aufhielt, und vom Parlament naturalisirt wurde. Von dem Erzbischof erhielt er verschiedene Präbenden: im J. 1722 die Pfarre Berhill; 1723 ein Kanonikat zu Lichfield, und nachher ein anderes zu Peterborough; er starb 1743.

2) Joh. Baptista Ott. Der Sohn des vorhergehenden, geb. zu Zürich d. 11. Nov. 1661. Er besuchte mit glücklichem Erfolge die Schulen seiner Vaterstadt, und reiste nach vollendetem Studiencursus 1681 nach Neufchatel, und von hier nach einem Aufenthalte von acht Monaten im Mai 1682 nach Genf. Allein schon am dritten Tage nach seiner Ankunft erhielt er die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters. Vergeblich eilte er sogleich nach Zürich zurück; er traf nur noch zeitig genug zum Leichenbegängnisse ein. Dieser Verlust zwang ihn, dem Plane einer Reise durch Frankreich, England, die Niederlande und Teutschland zu entsagen. Er widmete sich dem Predigtamte, und bekleidete verschiedene Stellen, zuerst auf dem Lande, dann in der Stadt Zürich. Theologische Privatcollegien und literarische Arbeiten füllten seine übrige Zeit aus. Seine zahlreichen ascetischen Schriften tragen das Gepräge jener Zeit. Antiquarische, vorzüglich numismatische und philologische, Studien setzte er dabei mit großem Fleiße fort. Besonders beschäftigte er sich mit Flavius Josephus. Im J. 1735 erschien seine Übersetzung dieses Schriftstellers (Flavii Josephi Alterthümer, wie auch Krieg der Juden mit den Römern, desselben Leben, sammt dem Egesippus, mit nöthigen Einleitungen, Anmerkungen, Figuren und Münzen ꝛc. Zürich. 6 Thle. 1735. 8. und 1736. Fol.). Ein Specimen Lexici Flaviani findet sich in der Ausgabe des Josephus von Havercamp (T. II. p. 305). Ferner: Spicilegium triticeum post messem avenariam ex Flavii Josephi campo (Tig. 1734. 4.) und Horae graecae in N. Testamentum ex Flavio Josepho. (Lugd. Bat. 1740). Epistola de nummis quibusdam Samaritanis ad Hadr. Relandum cum hujus responso (Ultraj. 1704. 4. Acta Lips. 1705. p. 279). Unter seinem reichen literarischen Nachlasse verdient Erwähnung ein vergleichendes Lexikon über das N. Testament und Josephus (2 Bde. Fol.) und ein mit außerordentlichem Fleiße gesammeltes Schriftstellerlexikon (50 Bde. 4.), von welchem eine Abschrift, die der gelehrte Cardinal Passionei, Nuntius in der Schweiz, machen ließ, nach Rom, eine andere nach England gekommen ist. Seine übrigen theils gedruckten, theils handschriftlichen Werke findet man in der von ihm selbst im J. 1732 verfertigten kurzen Biographie in Satura Dissertationum, Orationum, Epistolarum etc. (Tig. 1741.) Pars I. Er starb den 3. Oct. 1742 als Archidiakonus und Kanonikus zu Zürich. Von 18 Kindern, die ihm seine Gattin gebar, überlebten ihn nur drei, worunter einer der oben angeführte Kanonikus zu Peterborough. (*Escher.*)

OTT von Bátorkez (Karl Freiherr von), österreichischer Generallieutenant der Reiterei, Vicecommandirender in Ungern, Inhaber des fünften Husarenregiments (Radetzky), ein geborner Unger, ein berühmter Reiter, durch seine Gestalt, durch sein Auge und durch Leidenschaft für diesen Dienst, „der Husar par excellence," diente auf und auf im zweiten Husarenregimente, das im J. 1742 in Theresia's großer Noth der berühmte Parteigänger Graf Kalnoky errichtete, und im siebenjährigen Kriege unter den Obersten Bethlen und Simony, gleich den Löwenstein'schen Dragonern zum Sprüchworte ward

und das nun schon ein halbes Jahrhundert den Namen zweier Erzherzoge Palatinus führt. Ott machte (1778—1779) den bairischen Erbfolgekrieg mit und zeichnete sich auf dem Vorposten aus. Im Türkenkriege (1788—1790) führte er als Oberster das Regiment mit vielem Ruhme in den durch Clerfayt gewonnenen Treffen bei Porcseny und bei Callefat, und erhielt den Theresienorden wegen eines glänzenden Reiterreiangriffes auf eine zehnfache türkische Übermacht. Ott führte hierauf 1792 seine Husaren an den Rhein zu ihrem Vordermann und zu seinem hohen Gönner, dem Feldmarschall Grafen von Wurmser, und that sich vor Mainz wie bei der Vorrückung ins Elsaß vor die weißenburger und lautenburger Linie, bis an die Wälle von Strasburg muthig hervor, führte beim Angriffe fast immer den Vortrab und deckte den Rückzug. Im J. 1794 wurde er Generalmajor und zeichnete sich 1795 bei Mannheim, 1796 in den Schlachten des Erzherzogs Karl aus, vorzüglich in dem berühmten Cavalleriegefechte von Heidenheim. Die größte Rolle spielte Ott im siegreichen italienischen Feldzuge von 1799 und 1800 unter Suwarow, Kray und Melas gegen Scheerer, Moreau, Joubert und Championnet, und gegen Massena in Genua. Bei Marengo befehligte Ott ein Hauptcorps, sowie das Jahr vorher in der großen Schlacht an der Trebia gegen Macdonald. Im J 1801 erhielt Ott das 1798 errichtete und in eben jenem italienischen Feldzuge ruhmvoll ausgezeichnete fünfte Husarenregiment, 1802 das Vicegeneralcommando in Ungern, wo er auch während des kaum 90tägigen dritten Coalitionskrieges von 1805 verblieb und den Ausbruch des großen Kampfes von 1809 nicht mehr erlebte, da er im Februar ebendieses verhängnißvollen Jahres im 72 Lebensjahre verstarb.

(*Freiherr v. Hormayr.*)

OTTA (altnordische Zeitrechnung), kommt in Liedern, Sagen und Geschichten bei mehren Gelegenheiten vor. Wir wollen zuerst als Beispiele eine Stelle für die Sommerzeit, und dann eine für die Winterzeit nehmen, und hierauf die Feststellungen und Vergleichungen der Otta geben. Im Atla-mál Str. 50 [1]) heißt es: Den Morgen meist schlugen (sie), bis Mittag verging, die ganze Otta, und den erstern Theil des Tages [2]); oder wenn wir die dichterische Stellung aufgeben: sie schlugen die ganze Otta, den Morgen meist, und den ersten Theil des Tages, bis Mittag verging. Es ist von der Schlacht der Niflungar im Sommer die Rede, sowie die Zeit des Kampfes in der Atla-quida, Str. 16: Sonnen-heitre Tage genannt werden [3]). Daß die Otta sich nicht nach der wirklichen Morgendämmerung richtete, lehren andere Stellen. So heißt es in der Heimskringla, wo von Zeit des Festes der Jolen (der Wintersonnenwende) die Rede ist: So stellte er die Fahrt, daß sie kamen über den See in der Otta zu Haki's Hofe, sie besetzten alle Thüren zu dem Saal, in welchem die Männer schliefen. Hierauf gingen sie zu der Schlafkammer, in der Haki schlief [4]) ꝛc. Paulus Vidalinus gibt der Otta nur den Zeitraum von einer Stunde. Die Meisten, z. B. Johann Arnáus, Bigfus, Johannáus [5]), Biörn Haldorson [6]), nehmen an, daß die Otta die Morgenzeit von drei bis sechs Uhr umfaßt, Jon Finnsson setzt den Anfang der Otta 1½ Uhr Vormittags und das Ende 4½, und gibt ihr denselben Umfang, als er für die Eykt (Zeitraum von drei Stunden), für die Nachmittagszeit festsetzt, sodaß die Otta den letzten Theil der Nacht, die Eykt den letzten Theil des Tages enthalte, und beide einander am Horizonte entgegengesetzt gewesen [7]). Von Otta hat das isländische Ottustund, Stunde (Zeit) der Otta, und Ottusaungr, Morgengesang, Frühpredigt, und das schwedische Otta, Frühstunde, Bittida om Ottan, sehr früh, vor Anbruch des Tages, Ottesång, bei den Katholischen Frühmette, bei den Protestanten Frühpredigt. Sowie alle Wörter von wichtiger Bedeutsamkeit der gesammteutschen Sprache gemeinsam waren, so auch Otta Die Worte des Marcus (Cap. I 35): *Καὶ πρωῒ ἔννυχον, λίαν ἀναστὰς ἐξῆλθε* überträgt Ulfilas: Jah air uhtwon usstandands usiddja, und vor der Uhtwo (Morgendämmerung) aufstehend hinausging. So hat auch das Altsächsische in der Evangelien-Harmonie Uhta, Uhto, und das Angelsächsische uht, *uht tid, uhtentid, uhtu tid*, matutinum tempus, *uhtsang*, cantus antelucanus, *uhtlic*, matutinus, *uhtlic lofsang*, matutina laus etc. Man hat eine Erklärung Uht durch feucht, in Beziehung auf den Morgenthau [8]). Wir würden das Angelsächsische *uht*, ortus, initium, vorziehen, wenn nämlich dieses in uht die ursprüngliche Bedeutung, und nicht von uht, Morgenzeit, bildlich entlehnt ist. Mit Otta und Uht hat man auch Wörter aus fremden Sprachen zusammengestellt, als das Finnische Puhde, das Wallisische Anterth, tempus antelucanum, crepusculum matutinum, *ucher*, vesper, ucheru, advesperascere, und verglichen das hetrurische Otta (hora),

1) Große Ausgabe der Edda Sám. 2. Th. S. 446 und die Anmerkung N. 138 dazu.

2) Morgin meist vágo
Unz midian dag liddi,
Otto alla
Ok öndurthan dag.

Die lateinische Übersetzung gibt otto alla durch: per tres primas horas integras.

3) S. 389:
Sattir thú í sauthlom
Sól-beitha daga.
Du sätzest in den Sätteln
Die sonnen-heitern Tage.

4) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 140, 141. 5) In seiner Schrift: über die Stunden der Alten, betitelt Tötruklasi. Gleiches thut auch der Verfasser der allgemeinen Rechnentafeln s. Finn. Magnusen, Edda Sám. 2 Th. S. 447. 6) Lex. Island. p. 154: Otta, s. trithorium, quo sol praecurrit regione mesetla, da 3 Timer, fra Klocken 3 til 6 om Natten." Torfäus in den unpaginirten Addend. zu seiner Vinlandia sagt: *Nattmal* enim appellant, dum sol ad Caurum, *Lagnaette*, dum ad septentrionem, *Otta* seu *Rismal*, id est aurora sive surgendi tempus, dum ad Caeciam, *Midurmorgum*, dum ad Eurum, *Dagmal*, dum ad vulturnum, *Hadegi*, dum ad Notum, *Non*, dum ad Africum, *Miduraftan*, dum ad Zephyrum vertatur. 7) *Finnus Johannaeus*, Histor. Eccles. T. I. p. 153, 154, 156, 162, 163. T. IV. p. 185. Vergl. Sciagraphia horologii Islandici ad finem Rimbelgae. (Kopenh. 1780.) 8) *Junius*, Glossarium Gothicum. p. 562.

das zendsprachliche Oschanm (Oasjanm), pelwisch, Oschen (Oasjen), der dritte und letzte Theil der Nacht, der mit Sonnenaufgang endet [9]). (*Ferd. Wachter.*)

Ottadini, s. Otadeni.

OTTAJANO, in der Provinz Terra di Lavoro in Neapel, auf der Ostseite des Vesuvs gelegen, mit drei Pfarrkirchen und 14,500 Einwohnern, die sich vorzüglich mit Seidencultur und Ölbau beschäftigen, und einen lebhaften Handel unterhalten. (*L. F. Kämtz.*)

OTTAKRIN, auch **OTTOKRIN**, **OTAGRÜNN** und von dem gemeinen Mann Aderklinz genannt, ein sehr altes Dorf, von einem freundlichen modernen Aussehen, in der Nähe von Wien, das von den arbeitenden Volksclassen an Sonn- und Feiertagen häufig des jungen Weines wegen besucht wird, mit 988 Einw. in 86 Häusern, die sich durch Feld- und Weinbau, vorzüglich aber mit dem Verkaufe der Milch; des Obstes und des Grünzeuges in der nahen Residenz gut ernähren. Es hat eine 1790 neu erbaute Kirche, einen Pfarrhof, Schule, einen dem Stifte der Schotten in Wien gehörigen Freihof, zwei gute Gasthäuser und ein der gräflich Altanischen Familie gehöriges Gebäude. Die, zum Dekanat von Klosterneuburg gehörige Pfarre, über welche dem Erzbischofe von Wien das Patronatsrecht zusteht, gehört zur wiener Erzdiöcese und zählt 1400 Seelen (1829). Die Stelle eines Landgerichtes vertritt der wiener Magistrat. Grundherrschaften sind die Stifte Schotten und Klosterneuburg, wovon letztere auch zugleich die Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist. Die Kirche mit einem Priester soll Karl der Große, nach Vertreibung der Avaren, gestiftet haben, doch kommt sie erst seit dem 14. Jahrh. urkundlich vor, und hat an allen Schicksalen, welche die Hauptstadt seit Jahrhunderten erlitten, Theil genommen und sowol durch die Kriege, als auch durch die Pest im J. 1713 viel gelitten. (*G. F. Schreiner.*)

OTTANGE, Üttingen, Dorf, vormals in das Amt Villers-la-montagne, des Herzogthums Bar, gegenwärtig in den Bezirk von Briey, des Moseldepartements gehörig, war der Hauptort einer sehr bedeutenden Herrschaft, die Eva von Üttingen gegen das Ende des 15. Jahrh. ihrem Gemahle Peter von Elz (er starb den 13. Dec. 1491) zubrachte. Peter's Nachkommenschaft, oder die Linie von Elz-Üttingen, blieb beinahe drei Jahrh. im Besitze der Herrschaft, und noch im J. 1734 vollführte Johann Anton von Elz den Wiederaufbau des im J. 1671 zerstörten Schlosses. Durch weibliche Erbfolge kam die Herrschaft an die von Hunolstein, und Philipp Karl Graf von Hunolstein ließ sie im Mai 1777 zu einer Grafschaft erheben. Sie befindet sich noch gegenwärtig im Besitze der Familie, und möchte leicht, mit ihren stattlichen Waldungen, einem Eisenwerke, Hochofen u., das bedeutendste Gut der ganzen Umgegend sein. (*v. Stramberg.*)

OTTAR (nord. Mytholog.), mit dem Zeichen des Nominativs Ottarr, ungi (der Junge) oder heimski (heimische, d. h. unerfahrne, dumme) glaubte immer an die Asyniur (Göttinnen), baute der Freya ein Heiligthum aus Steinen, polirte die Steine wie Glas, und röthete sie häufig im Blute der Rinder, hatte einen Erbschaftsstreit mit Agantyr. Da nahm sich Freya, der er häufig geopfert hatte, seiner an, verbarg ihn in ihren Eber mit goldenen Borsten, oder wandelte ihn in die Gestalt ihres Ebers, ritt zu der Riesenjungfrau Hyndla, und überredete sie, die Geschlechter der Menschen aufzuzählen, die von den Göttern kamen, damit Ottar am dritten Morgen seine Vorfahren aufzählen und seine Ansprüche auf die Erbschaft geltend machen könne. Hyndla rechnete darauf Ottar's Ältern und Vorältern her, nämlich daß Ottar von Ystein, Ystein von Alf dem Alten, Alf der Alte von Ulf, Ulf von Sá-Fari, aber Sá-Fari von Schwan dem Rothen gezeugt worden. Ystein's Gattin und Ottar's Mutter sei die Opferpriesterin Hle-Dis gewesen, und deren Ältern Frodi und Friant. Weiter hört hierauf Ottar von Hyndla die alten Königsgeschlechter entwickeln und ihren Ursprung von den Göttern ableiten, und erhält zuletzt durch Freya's Veranstaltung einen Gedächtnißtrank [1]), damit er das Gehörte im Gedächtnisse behalte, wenn er und Agantyr die Geschlechter am dritten Morgen herzählen solle [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

OTTAR SVARTI (Schwarze), einer der berühmtern Skalden, war bei König Olaf dem Heiligen von Norwegen *), verfaßte auf diesen ein langes Ehrengedicht, welches sich stückweise in der Saga af Olafi hinom helga befindet, und wichtige Belege zur Geschichte dieses Königs gibt. So auch verfaßte er eine Knútsdrápa, Ehrengedicht auf den König Knut den Großen von Dänemark, von dem sich mehre Stellen in der genannten Sage und in der Knytlinga-Saga erhalten haben **). (*Ferdinand Wachter.*)

OTTAR WENDILKRAKA, König von Schweden zu Upsal, Egil's Sohn und Nachfolger, befreundete sich nicht, wie sein Vater gethan hatte, mit dem Könige Frodi von Dänemark. Da sandte Frodi Männer, zu heischen die Schatzung, welche König Egil ihm verhießen

9) *Finn-Magnusen*, Gloss. ad Edda Saem. T. I. p. 748.

1) Minnis aul (Erinnerungs-Bier). Vergl. die Brynhilda-Quida. I. gr. Ausgabe der Edda Sám. S. 192, wo Brynhildur Sigueden einen Zaubertrank reicht, bevor sie ihm die Runen lehrt und Weisheitslehren gibt. 2) Hyndlu-lióth Str. 6—46, gr. Ausgabe der Edda Sám. 1. Th. S. 318—346.

*) Formanna Sögur, eptir gömlum handritum útgefnar af tilhlutun hins konúngliga Norraena Fornfreda Félags. IV. p. 8 (Copenhagen 1829). **) Beide Gedichte finden sich stückweise bei *Snorri Sturleson*, Heimskringla, gr. Ausgabe. T. II. p. 3, 4, 6, 12, 14, 15, 18, 26, 94, 95, 270 und in den Formanna Sögur T. IV. p. 39, 40, 42, 50—52, 58, 66, 72, 184, 143, 144, 151, 192, 250, 252. T. V. p. 173—176, 234 und in der Knytlinga-Saga in der Formanna Sögur. T. XI. p. 185—191, 194—196. Die lateinischen, schwedischen und dänischen Übersetzungen von Ottar's Gedichten finden sich in den Übertragungen der Sage Olaf's des Heiligen in der Heimskringla (s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. Einleitung. 8. Abschnitt. Übersetzungen der Heimskringla. S. 151) und in Scripta Historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate Regia Antiquitatum Septentrionalium. Vol. IV et V. (Hafniae 1835) und in den ebendaselbst erschienenen Oldnordiske Sagaer. 4, 5. und 11. Bd.

hatte. Ottar antwortete, daß die Schweden niemals den Dänen Schatzung entrichtet hätten, und er werde auch so thun. In einem Sommer nachher zog Frodi nach Schweden und richtete hier große Verheerungen an. Den andern Sommer fuhr König Frodi nach Austrveg (in die Ostgegend, d. h. Esth-, Liv- und Kurland), um hier zu rauben. König Ottar hörte, daß König Frodi nicht im Lande war. Da steigt er auf Heerschiffe, fährt nach Dänemark, übt dort Verheerung und findet keinen Widerstand. Als er aber hört, daß man in Seeland sich zahlreich versammelte, da steuert er westwärts nach Eyrarsund, segelt dann südwärts nach Jütland, legt in Limafiord an und übt große Verheerungen zu Vendil (Wendsyssel). Zur Landbewahrung hatte Frodi, während er außer Landes war, die Jarl Wottur und Frodi nach Dänemark gesetzt. Als diese hörten, daß Ottar in Dänemark Verheerung übte, sammelten sie ein Heer, bestiegen Schiffe und segelten südwärts zum Limafiord, kamen dem Könige Ottar sehr unerwartet und legten sogleich zur Schlacht an. Die Schweden kämpften auch tapfer, und Volk fiel auf beiden Seiten. Aber sowie Volk von den Dänen fiel, kam andres mehr aus den Herden (Bezirken, Gauen) dahin, und so ward zur Schlacht angelegt mit allen den Schiffen, die in der Nähe waren. So schloß es mit der Schlacht, daß dort König Ottar fiel und der größte Theil seines Volkes. Die Dänen nahmen seine Leiche, fuhren sie ans Land, legten sie dort auf einen Hügel, und ließen Thiere und Raben sie zerreißen. Sie machten von Holze eine Krähe (kráka) und sandten sie nach Schweden, und sagten, daß nicht mehr werth wäre ihr König Ottar. Sie nannten seitdem Ottar'n Wendilkráka *) (Wendilkrähe).

(*Ferdinand Wachter.*)

OTTASLAWIZ, 1) ein 1¼ Stunden von Vischun und 1¼ Stunden von Prödlitz entfernter, links von der von Brünn nach Olmütz führenden Poststraße am Gebirge liegender Markt im olmützer Kreise Mährens, welcher seit 1703 zur Herrschaft Prödlitz gehört, mit einer kath. Pfarre, Kirche und Schule, (1825) 76 Häuseen und 635 slav. Einw. (292 Männer und 343 Weiber), mit einem alten Schlosse und Meierhofe. Die Pfarre, über welche das Patronat dem Besitzer der Herrschaft Prödlitz zukommt, gehört zum kralitzer Dekanat des olmützer Erzbisthums; ihr sind die Dörfer Ottaslawitz und Vincenzdorf einverleibt, welche zusammen mit dem Markte (1830) 1287 katholische Pfarrkinder und 7 Juden bewohnen. Es bildet dieser Markt in dem gleichnamigen Dorfe für sich ein besonderes Gut, welches schon seit langem mit der benachbarten Herrschaft Prödlitz vereinigt ist und von dem dortigen Wirthschaftsamte verwaltet wird †). 2) Ein zu dem gleichnamigen Gute gehöriges und der gleichnamigen Pfarre zugeschriebenes Dorf im olmützer Kreise Mährens mit 60 Häusern und 440 slavischen (209 männlichen und 231 weiblichen) Einwohnern. (*G. F. Schreiner.*)

OTTAVA RIMA, oder auch blos **OTTAVA**, Octave, nennen die Italiener die achtzeilige Stanze, deren Reime so geordnet sind, daß in den ersten sechs Versen zwei Reime alterniren, und die zwei letzten Verse unmittelbar mit einander reimen, also: ab ab ab cc. Diese beiden letzten Verse heißen la chiave, der Schlüssel, oder la chiusa, der Schluß der Stanze. Diese Form, eine der schönsten und sinnreichsten der italienischen Poesie, vereinigt Beweglichkeit (die abwechselnden Reime) mit Ruhe (das schließende Reimpaar), und läßt sich entweder als Gegensätze, die ihre Auflösung und Beruhigung in den geschlossenen Endversen finden, oder auch so betrachten, daß die ersten sechs Verse zusammengenommen die unruhige Beweglichkeit des Gedankens, die zwei Schlußverse aber wiederum die Versöhnung und Beruhigung der Gegensätze darstellen. Im erstern Falle stellt die Octave im Kleinen die Strophe, Antistrophe und Epodos der alten Lyrik dar; im zweiten kann man sie als den zur Stanze ausgebildeten Hexameter betrachten; wo denn das stets am Ende wiederkehrende Reimpaar dem abschließenden und beruhigenden Charakter des Schlußspondäus entspricht. Diese Construction fodert daher, daß, seltene irgend einer besondern Absicht des Dichters dienende Fälle ausgenommen, der Sinn stets mit dem Schlusse der Stanze seine volle Beruhigung finde; das Übergreifen des Sinnes in die folgende Stanze zerstört ihr eigenstes Wesen und kann daher auch fast nur bei komischen Dichtern, um irgend einen besondern Effect hervorzubringen, vorkommen. Ebenso scheint die Natur dieser Stanze eine kleine Ruhe des Sinnes am Schlusse des vierten Verses zu fodern, damit die Gegensätze fühlbarer werden. Eine solche Ruhe aber nach jedem zweiten Verse zu verlangen, würde dagegen, zum Gesetz erhoben, nur Monotonie hervorbringen. Daß dem wahren Dichter jede andere Theilung der ersten sechs Verse unbedenklich zugestanden werden müsse, versteht sich von selbst; die Natur des Gedankens oder des Bildes muß die Pausen, gleichsam Cäsuren, der Stanze, herbeiführen. Die angegebene Natur dieser Stanze eignet sie daher ganz vorzüglich füe den epischen Gebrauch, wo sie im Großen ganz die Wirkung des Hexameters hervorbringt; und zu Gedichten dieser Art ist sie daher auch stets von den Italienern angewendet worden, obwol man sich ihrer auch zuweilen zu kleinern, doch meist immer nur erzählenden oder darstellenden Dichtungen bedient hat, welche dann Stanze genannt werden. Als ein sinnloser Misgriff muß es daher beteachtet werden, wenn die Ottava zuweilen, wie im Orfeo des Angelo Poliziano, oder in der Tancia des Michel Angelo Buonarroti des Jüngern zu dramatischen Werken gebraucht worden ist. Die eigenthümliche Würde dieser Form scheint die ausschließliche Anwendung des größten italienischen Verses, des Endecasillabo piano, oder eilfsylbigen Verses mit trochäischem Ausgange zu fodern, und so erscheint sie auch ohne Ausnahme in allen epischen Werken von durchaus ernstem Charakter, wie z. B. in der Gerusalemme liberata des Tasso. Heitere, phantastische, komische Dichter erlauben

*) Thiodolf von Hwin bei Snorri Sturleson und dieser selbst in der Ynglinga-Saga Cap. 31 bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla), übersetzt und erläutert. 1. Bd. S. 81—84.

†) F. J. Schwoy, Topographie vom Markgrafthume Mähren. (Wien 1793.) 1. Th. S. 376—378.

sich dabei den Gebrauch auch anderer Verse, z. B. die Einmischung von **versi tronchi**, zehnsylbigen Versen mit jambischem Ausgange, oder von **versi sdrucciolì**, zwölfsylbigen Versen mit daktylischem Ausgange, welche aber alle von den Italienern, denen die zehnte stets betonte Sylbe die Grenze des Verses bezeichnet, **endecasillabi** genannt werden, sie mögen **piani** mit eilfen, oder **tronchi** mit zehn, oder **sdrucciolì** mit zwölf Sylben sein. Selbst Ariost ist indessen sehr sparsam in der Anwendung dieser Freiheiten gewesen; er braucht nur einige Male **sdrucciolì** oder **tronchi**, und stets nur so, daß sie in den sechs ersten Versen der Stanze mit **piani** abwechseln [1]); die zwei Schlußverse sind bei ihm stets **piani**. Andere weniger gefeilte Dichter haben sich einen viel häufigern und ausgedehntern Gebrauch dieser Abweichungen erlaubt. So findet man im Bojardo Stanzen, wo die sechs ersten Verse **sdrucciolì** [2]), andere, wo die Chiusa aus **sdrucciolì** besteht [3]); andere, wo die ersten sechs Verse **tronchi** [4]), und endlich sogar Stanzen, wo in den ersten sechs Versen die **sdrucciolì** mit **piani** alterniren und die Chiusa aus **sdrucciolì** besteht [5]); ebenso häufig sind solche Licenzen im Berni; aus lauter **sdrucciolì** oder lauter **tronchi** hat indessen, soviel wir wissen, kein älterer Dichter außer Pulci eine Stanze gebildet. Zwar findet man in dem bizarren Teofilo Folengo, in seinem **Caos, selva terza**, ein Gedicht von neun **Ottave sdrucciole**, aber erst im 18. Jahrh. ward dies, besonders durch Frugoni, Mode, und man schrieb ganze lange Gedichte, z. B. **De' dolori di Maria Vergine** in dieser Versart, die damals etwas Elegisches zu haben schien, während doch Ariost, mit besserm Takt, den **verso sdrucciolo** in seinen Komödien gebraucht hatte. Ganz abgeschmackt ist die geistlose Spielerei des Bartolommeo Corsini, Verfassers des **Torrachione desolato**, welcher für ein Bild der Maria **Ottave sdrucciole** dichtete, wo in jedem Verse drei **voci sdrucciole** vorkommen, wie:

> Le pórpore sidóniche rosséggino
> Di Látera sui délubri onorábili.

Octaven aus gemischten **endecasillabi** und **settenarj**, oder gar aus bloßen **settenarj** kommen zwar, aber sehr selten, als einzelne Gedichte vor.

Die Erfindung der **Ottava rima** wird von Einigen den Provenzalen, von Andern den ältern Sicilianern, oder auch wol dem Boccaccio zugeschrieben. Bei den Provenzalen haben wir uns vergeblich nach einer der italienischen Octave ähnlichen Form umgethan; achtzeilige Stanzen finden sich freilich in Menge bei ihnen, mit jeder nur denkbaren Reimstellung, aber keine einzige in der schönen Form der Italiener; und wenn uns auch einige der Art entgangen wären, so wäre damit nicht viel bewiesen, da es bekannt ist, daß den Provenzalen der Sinn für schöne, ausgebildete poetische Formen gänzlich fehlt und jeder von ihnen sich in unbeschränkter Willkür bewegt, sodaß mit der einzigen Ausnahme der **Sestina** sich keine feststehende Form bei ihnen gebildet hat. Auch den Sicilianern kommt die Ehre der Erfindung nur höchst uneigentlich zu, indem man bei ihnen wol achtzeilige Stanzen mit verschiedenen Reimstellungen, bald zwei Reime viermal alternirend, **ab ab ab ab**, bald nach Art der Quartette vertheilt, **abba abba**, bald vier Reime paarweise alternirend **aa bb cc dd**, aber keine wahre Ottava findet. Daher wird von den meisten angenommen Boccaccio, der sich der **Ottava rima** in seinem romantischen Heldengedichte **La Teseide** bedient hat, sei der Erfinder dieser Formen. Aber abgesehen davon, daß es an sich schon gar nicht wahrscheinlich ist, daß eine solche Form, ohne alle vorhergehenden Versuche im Kleinen, gleich bei ihrer ersten Entstehung sollte zu einem großen Gedichte angewendet worden sein, finden sich auch wirklich regelmäßige Octaven bei einigen frühern Dichtern, wie bei Jacopone da Todi, einem Zeitgenossen des Dante und beim Ghigo Brunelleschi, ums Jahr 1300, von welchem Crescimbeni [6]) einige Octaven anführt. Ja selbst vom Petrarca will man in alten Handschriften eine Octave gefunden haben, woraus sich wenigstens soviel ergibt, daß die achtzeilige Stanze nach manchen unvollkommnen Versuchen nur nach und nach zu der schönen Form erwachsen ist, welche Boccaccio mit richtigem Gefühl als die schönste erkannte und duech die Anwendung in seinem Gedichte allerdings die Veranlassung gegeben hat, daß seitdem diese Form der epischen Poesie verblieben ist.

Nicht mit der **Ottava rima** zu verwechseln ist die **Ottavina**, ein Gedicht von acht achtzeiligen Stanzen, mit einer Chiusa von viee Versen nach den Gesetzen der Sestina gebildet, wovon sich aber vielleicht kein anderes Beispiel, als das des ersten Erfinders Giacomo Filippo Girardini, im 16. Jahrh., aufzeigen läßt. (*Blanc.*)

OTTAVIANI (Giovanni), geb. zu Rom gegen d. J. 1735, gest. gegen 1800, Zeichner und Kupferstecher, war ein Schüler des bekannten Kupferstechers Wagner in Venedig, aus dessen Schule viele vortreffliche Kupferstecher wie: Bartolozzi, Volpato und andere, hervorgegangen sind. Seine gefällige und weiche Manier, indem er die drei verschiedenen Hauptnaturen der Kupferstecherkunst, nämlich: das Radiren, die Arbeit mit der Schneidenadel (gewöhnlich trockene oder kalte Nadel genannt) und die Arbeit mit dem Grabstichel trefflich zu verbinden wußte und in dieser Manier sehr schöne Blätter nach Francesco Bachieni (Guercino), die Erzväter, Peopheten und Könige von Juda nach Guido Reni, aus der Kapelle im Palast Quirinale zu Rom herausgab, verschafften ihm Ruf und die Ernennung zu einem königl. spanischen Hofkupferstecher. Er verband sich später mit Giovanni Volpato, dem Lehrer und Schwiegervater des berühmten Rafael Morghen zur Herausgabe der herrlichen Logengemälde Rafael's im Vatican. Sie enthalten die in den Logen an der Decke und den gewölbten Bogen befindlichen 52 biblischen Gemälde, umgeben von Laub-, Blumen- und Fruchtgewinden, dann die der Pfeiler von Volpato gestochenen Arabesken oder Grotesken nach Rafael und Giovanni

1) Z. B. I. st. 56. XIX, 105. XXV, 24. XXVII, 85. 2) L. I. c. 10, 21. III, 9, 17. 3) I, 10, 23. III, 1, 9 und 2, 30. 4) II, 18, 53. 5) III, 3, 40.

6) Storia della volgar poesia. Vol. II. P. II. (T. III.) L. II. p. 98.

Digitized by Google

da Udine [1]), welche mit den Gegenpilastern und Thüren, als auch dem Durchschnitte eine Folge von 30 Blättern ausmachen. Ferner stach er die Aldobrandinische Hochzeit und wirkte mit zu den Blättern des schönen Werks: die Bäder des Titus [2]). (*Frenzel.*)

Ottavina, s. Ottava Rima.

OTTAWAS, OTTAWAER, ein amerikanischer Volksstamm, zu der großen Nation der Lenni Lenape gehörig. Seit undenklichen Zeiten wohnen sie auf der Süd- und Westseite des Eriesees; ihre Zahl hat seit dem Vorrücken der Europäer ins Innere sehr schnell abgenommen. Schmidt gibt ihre Zahl in Ohio zu 377, im mittlern Theile des Michigan-Gebietes zu nicht viel mehr als 800 an (Schmidt, Versuch über den politischen und moralischen Zustand der vereinigten Staaten von Nord-Amerika im J. 1821. Tübingen 1822. 2. Bd. S. 120). Dagegen gibt Hassel dem Staate Ohio 450, dem Gebiete Michigan, wo sie ein großes Dorf am Huronflusse, zwei kleinere an der Maumeebai, eins am Roche de Boeuf und eins am l'Arbre bewohnen, 2837 und dem Nordwestgebiete, wo sie sich am Michigansee, von der Greenbai bis zum Chicago niedergelassen haben, 800 Köpfe. (Handbuch der Geographie. 17. Bd. S. 603, 687, 692.)

(*L. F. Kämtz.*)

OTTELIA. Mit diesem Namen belegte Persoon (Synops. I. p. 400) eine Pflanzengattung, welche Schreber bereits als von Stratiotes verschieden erkannt, und **Damasonium** (s. d. Art.) genannt hatte. Dagegen legte Persoon den Namen Damasonium einer Gattung bei, welche durch die einzige Art Alisma Damasonium *Linn.* vertreten wird (Damas. stellatum *Pers.*) und von Alisma nur insofern abweicht, als Fruchtknoten und Kapseln in bestimmter Anzahl (sechs) vorhanden sind, während Alisma viele Fruchtknoten und Kapseln hat. Rob. Brown nennt diese Gattung Actinocarpus (*κάρπος*, Frucht, *ἀκτίς*, Strahl, wegen der sternförmigen Stellung der Früchte) und hat eine zweite Art, Act. minor *R. Br.* (Prodr. fl. nov. Holl. p. 343. Alisma minus *Spreng.* syst. veg. II. p. 163) bei Port-Jackson in Neuholland entdeckt, bei welcher acht Fruchtknoten und Kapseln auftreten. Jene erste Art würde Actin. Damasonium zu nennen sein. Den Namen Ottelia hat Persoon aus dem malabarischen Worte Ottel-ambel gebildet, unter welchem Rheede (Hort. malab. II. p. 95. t. 46) Damasonium indicum *Willd.* (Ottelia alismoides *Pers.*) beschreibt. (*A. Sprengel.*)

OTTENBACH, Pfarrdorf im Oberamte Knonau des eidgenössischen Cantons Zürich, an der Reuß, in sehr schöner, an Obst, Getreide und Gras fruchtbarer Gegend. Das Kirchspiel zählt 1680 Einw. Die Burg der Edeln von Ottenbach ist mit dem Geschlechte längst gänzlich verschwunden; dagegen sind in der Feldmark von Ottenbach Überbleibsel menschlicher Thätigkeit aus weit älterer Vorzeit aufgefunden worden. Im J. 1741 stieß man zu Lunnern, das zu diesem Kirchspiele gehört, bei Erbauung einer Scheune auf Grundmauern eines Gebäudes, das ein Tempel gewesen zu sein scheint. Ein ganz kleines, lascives Bildchen aus weißgelbem Thon, einige Opfermesser und andere Geräthe fanden sich in dem Gebäude. Auf einer andern Stelle fanden sich Spuren eines Bades, Vaporarium, ferner ein Grab von 18 bis 20 Personen. Zwölf dieser Skelete lagen in einer Reihe, mit Zwischenräumen von zwei bis drei Fuß, die Häupter gegen Morgen. Bei einem derselben fand sich ein Dolch, ein Schwert und ein großes Messer. Außerdem entdeckte man noch in dem Grabe einige mit Knochen angefüllte Aschenkrüge, und ungefähr 80 Kupfer- und Silbermünzen, die meisten von Antoninus Philosophus; die jüngsten von Constantinus und Constans. Eine große Menge von Scherben, und zwei ganz kleine Schalen von gebrannter Erde, mit den Buchstaben AEPONAK, die man bei einander fand, machen es nicht unwahrscheinlich, daß hier auch die Werkstätte eines Töpfers gewesen sei. Die Gegend enthält nämlich einen vortrefflichen Thon für Töpferarbeiten, von der Gattung, welche Linné Argilla vitrescens saponacea fissilis nennt. Dieser Thon findet sich von der Reuß an bei Lunnern hin, in einer Dicke von zwei Fuß; er ist in wagerechte Schichten von verschiedener Dicke eingetheilt, zwischen denen sich ein feiner Sand findet. Daher lassen sich die Schichten sehr leicht von einander ablösen, obschon es solche gibt, die kaum die Dicke von $\frac{1}{10}$ Zoll haben. Wenn dieser Thon aus der Erde gegraben wird, so ist er aschgrau; er hat einen schönen Glanz und nimmt, wenn er halb trocken geworden, eine schöne Politur an. Bei starkem Feuer wird er nur um etwas heller, bei schwachem hingegen erhält er eine rothe Farbe, ist dann aber weniger fein; und bei sehr heftigem Feuer bildet sich ein grüngelbes, halb durchsichtiges Glas. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieser Thon im römischen Zeitalter Heloetiens benutzt wurde. In der Gegend hat sich eine Sage erhalten, daß dort eine Stadt gestanden habe, Namens Schwarzenberg, von der sich aber keine andere Spur findet; der Name kommt von den Edeln von Schwarzenberg her, deren Burg bei dem benachbarten Dorfe Maschwanden lag. Die entdeckten Antiquitäten haben ausführlich beschrieben Breitinger und Sulzer (Breitinger's Nachricht von dem Alterthume der Stadt Zürich und der Entdeckung merkwürdiger Antiquitäten in der Herrschaft Knonau (Zürich 1741. 4.), und Sulzer's Beschreibung einer merkwürdigen Entdeckung verschiedener Antiquitäten in dem in der Herrschaft Knonau gelegenen Dorfe Nieder-Lunnern). Jene Entdeckungen veranlaßten, daß auch ein Hügel in der Nähe von Ottenbach, der Isenberg, untersucht wurde, auf dem noch Spuren eines alten Gebäudes sind, die in der Gegend unter dem Namen Heidenkirche bekannt sind (auch noch in andern Gegenden der Schweiz finden sich solche Hügel, deren Namen wahrscheinlich von Isis abzuleiten ist, und auf denen man Spuren von Gebäuden fand). Auf dem Isenberge fand man mitten im Walde die Überbleibsel eines Gebäudes, hier und dort noch einige Fuß aus der Erde hervorragend. Dasselbe bildete ein läng-

1) Füßli irrt sich, wenn er von den Arabesken nach Udine, die dieselben von Rafael sind, 36 Blatt nennt. 2) Die Bäder des Titus, schönes Kupferwerk von Carloni und Andern gestochen, nach Zeichnungen von Smuglewicz i. gr. r. Fol. 61 Bl.

Digitized by Google

lichtes Viereck in der Richtung von Süden nach Norden, 85 Fuß lang und 55 breit. Auf der Westseite soll früher noch ein Thor gewesen sein, von welchem aber die Steine zu Gebäuden gebraucht worden waren. Weitere Entdeckungen wurden aber hier nicht gemacht, indem keine Nachgrabungen stattfanden. (*Escher.*)

OTTENBEUREN, die vormalige Reichsabtei, im Umfange des schwäbischen Kreises gelegen, aber doch nicht zu demselben gehörig, verehrt als ihren Stifter den edeln Alemannier Silach, dessen Gemahlin Erminswint und dessen Söhne, Bischof Gauzipert, den Kleriker Toto, und den Laien Tagebert, befaß jedoch sowol den Stiftungsbrief vom J. 764, als die im J. 769 gegebene Bestätigung des großen Karl's, nur in alten, im 12. Jahrh. gefertigten Abschriften. Dieser Umstand, die Worte, mit welchen der Bestätigungsbrief anhebt: **In nomine .... Karulus a deo ordinatus Augustus magnus pacificus rex francorum imperator romanorum gubernans imperium**, sowie der Ausdruck des Stiftungsbriefes: **Anno incarnationis dominice septingentesimo LXIIII regnante glorioso romanorum imperatore**, während König Pipin erst im J. 768 verstarb, die ganze Haltung und Fassung beider Urkunden haben von jeher in Ansehung ihrer Echtheit der Kritik ein weites Feld geboten [1]); indessen ist das 12. Jahrh., als Datum der Abschriften, ungezweifelt, es ist kaum zu leugnen, daß das Kloster vor Anbeginn des 9. Jahrh. bestand, und es könnte sogar der Stifter Silach und der durch die Stiftung von Reichenau bekannte edle und mächtige Alemannier Sintlach eine und dieselbe Person sein. Silach's Sohn Toto wird als der erste Vorsteher der neuen Klostergemeinde in Ottenbeuren betrachtet, und soll derselbe am 19. Nov. 815 sein Leben beschlossen haben. Als sein unmittelbarer Nachfolger wird gewöhnlich Milo genannt, es scheint jedoch wahrscheinlich, daß Neodegar, der nachmalige Bischof von Augsburg, das Kloster regierte zur Zeit der Reichsversammlung in Aachen (817), welche alle Klöster der fränkischen Monarchie in Hinsicht auf jährlich darzubringende Geschenke, Kriegsdienste und Gebete, in drei Classen eintheilte. Ottenbeuren kam in die dritte Classe: **Haec sunt, quae nec dona, nec militiam dare debent, sed solas orationes pro saluta imperatoris, vel filiorum ejus et stabilitate imperii ..... ultra Rhenum monasterium Sohewanc (Fauchtwang), monasterium Sculturburn (Ottinbura) in Bavaria ... monasterium Wzzenbrunico.** Des H. Neodegar Nachfolger Milo ist besonders bekannt als einer jener 100 Äbte aus Italien, Frankreich, Schwaben und Baiern, die um das J. 832 in Reichenau sich zu gemeinsamen, frommen Werken einigten. Milo's Nachfolger, der H. Witgar, ist wol eine Person mit dem **Witgarius Cancellarius, cujus ad vicem Luitbrandus subscripsit**, einer Urkunde Ludwig's des Teutschen vom 3. Febr. 858, und erhielt später auch das Bisthum Augsburg. Unter dem Abte Adelbero war Ottenbeuren bereits mächtig genug, um eine schwere Fehde mit dem benachbarten Stifte Kempten zu bestehen (965); sie war noch nicht lange beendigt, als der H. Ulrich, jetzt durch Übereinkunft mit Adalbero, seinem Neffen, Abte zu Ottenbeuren, vom Kaiser Otto II. den berühmten Freiheitsbrief, d. d. Strasburg 1. Nov. 972, erwirkte, wodurch Ottenbeuren gegen bedeutende Abtretungen von Ländereien eine vollständige Befreiung von allen je erdenklichen Hof- und Kriegslasten erhielt (ein ganz ähnliches von K. Heinrich II. der Abtei St. Maximin bei Trier am 10. Dec. 1023 verliehenes Privilegium ist in des *Nic. Zyllesius* **Defensio abbatiae imperialis St. Maximini** Urkundenbuch S. 29 abgedruckt). Der Abt Dankolf gab um das J. 1000 der Abtei den ersten Schutz- und Kastenvoigt in der Person des Herrn Rupert von Ursin oder Irsee (s. d. Art), welchem, als er nach sehr unlöblicher Wahrung seines Amtes, noch bei Lebzeiten des Abtes Dankolf, also noch vor dem J. 1012, das Zeitliche gesegnete, in gleicher Eigenschaft sein Sohn, Reinhard von Uesin, folgte. Der Abt Eberhard (um 1050) regierte nicht nur die hiesige, sondern auch St. Magnusabtei zu Füßen, bis er im J. 1063 als Abt nach St. Emmeran zu Regensburg versetzt wurde. Noch ausgedehnter war der Wirkungskreis des in der berühmten Schule zu Hirsau gebildeten Abtes Adalhalm, der zu einer Zeit die Klöster Ottenbeuren, Füßen, Neresheim, Petershausen und Weingarten regierte, allen diesen Klöstern ein Vorbild jeder Tugend war, und für Ottenbeuren besonders wichtige Erwerbungen, darunter das am Fuße der Alp gelegene Gut Hizinkofen (vor 1082), machte. Er starb den 25. Aug. 1094, daß er also die Vollendung des neuen Klosterbaues zu Ottenbeuren so wenig, wie sein Nachfolger Gebhard erlebte. Heinrich I., der an Gebhard's Stelle trat, ein unbesonnener, ausschweifender Jüngling, wußte in nicht völlig 18 Monaten mehr zu verderben und niederzureißen, als fünf seiner Vorfahren gesammelt, erspart, geordnet und geschaffen hatten. Das Kloster war dem Untergange nahe, als er starb (19. Mai 1102), und alsbald schritt der Schutzvoigt, Rupert von Ursin, helfend ein. Er hatte dem sterbenden Vater, dem obengenannten Reinhard von Ursin, der in dem verwilderten Ottenbeuren nicht einmal begraben sein wollte, versprochen, für das verwaiste Haus einen würdigen Vorsteher zu finden, und sein Versprechen zu lösen, ruhete er nicht, bis Rupert, der betagte Prior von St. Georgen zu Villingen, sich einer Bürde unterzog, die für jeden andern hätte drückend sein müssen. Rupert I., von den ältesten Hauschronographen der aufgehenden Sonne verglichen, die allen finstern Schatten eines unordentlichen Wandels durch die Strahlen der eigenen Heiligkeit vor sich hinjagt und zerstreut, kann ganz eigentlich der zweite Begründer des Stiftes genannt werden; Gottesfurcht, Zucht, Fleiß, Wirthlichkeit, alle jene unerläßlichen Bedingungen für den Fortbestand einer geschlossenen Gesellschaft, gaben der hiesigen Gemeinde ein durchaus verändertes Ansehen. Insbesondere war Ottenbeuren unter Rupert's Leitung eine Werkstätte literarischen Fleißes. Der ganze Convent wurde, wie in Reichenau und zu St. Gallen, dafür in Anspruch

1) Alle Einwürfe zusammengedrängt finden sich in J. G. Schelhorn's kleinen historischen Schriften. 2. Th. (Memmingen 1790). Erste Untersuchung über ottenbeurische Urkunden. S. 169.

Digitized by Google

genommen. Einige bereiteten die Pergamentshäute, andere zogen Linien, schrieben, vergoldeten die Titel und Anfangsbuchstaben, andere malten sie aus, andere verglichen das Geschriebene mit der Urschrift, und die Letzten banden das Buch in zolldicke, mit Leder überzogene, und an den vier Ecken mit Metall beschlagene Deeter ein. Solcher Meisterwerke waren noch mehre in der neuern Zeit vorhanden, sie sind aber seit der Aufhebung verschwunden. Aber nicht allein einer Gemeinde sollte Rupert leuchten. Der Ruf von seinem heiligen Wandel, von Wunderthaten, welche Gott durch seinen getreuen Diener wirkte, zog eine große Anzahl Menschen herbei, die in körperlichen, wie geistlichen Anliegen Rath, Trost und Hilfe suchten, und einige Frauen aus ihrer Mitte empfanden das Bedürfniß, sich nicht mehr von ihrem zuverlässigen Führer zu trennen. Sich ihrer erbarmend, wies Rupert ihnen ein Gebäude an, von wo aus sie nach Belieben, und ohne öffentlich gesehen zu werden, das Bethaus besuchen und sich, unter strenger Zucht und Aufsicht, der höchsten Vollkommenheit des beschaulichen Lebens widmen konnten. Nach den Nekrologen zu urtheilen, war die Zahl dieser frommen Schwestern jener der Ordensmänner wenigstens gleich, und noch um das Ende des 13. Jahrh. findet man einige Namen derselben angeführt. Auch des Klosters materielle Interessen fanden an Abt Rupert einen thätigen Pfleger. Insbesondere gelang es ihm, den seit Adalhalm begonnenen Neubau des Stiftes zu vollenden, und am 1. Nov. 1126 geschah die feierliche, von den Bischöfen Hermann von Augsburg und Ulrich I. von Constanz verrichtete Einweihung. Sie noch mehr zu verherrlichen, vergabte Rupert von Ursin, des Stiftes Schirmvoigt, am nämlichen Tage an dasselbe seinen Hof zu Curtis im Vinstgau, mehre leibeigene Familien, und einen sehr guten und ergiebigen Weinberg zu Bastian, und als seine Söhne Albert und Reinhard und seine Tochter Irmgard sich das Klosterleben in Ottenbeuren wählten, fügte der nämliche Schirmvoigt noch andere Schenkungen hinzu. Es würde zu weitläufig sein, alle Erwerbungen des frommen Abtes Rupert herzuzählen. Er, der nicht erst nach seinem Tode, sondern noch in seinem sterblichen Leben ein Heiliger hieß, starb nach einem segensvollen Wirken von 43 Jahren, im J. 1145, daß er demnach noch die Freude erlebte, das neugegründete Kloster Marienberg im Vinstgau mit seinen Klosterbrüdern zu besetzen. Sein Nachfolger, Isingrin, empfing zu Aachen vom Kaiser Konrad III. im J. 1147 die Regalien und Reichslehen, erwirkte auch während einer Reise nach Rom die Bulle Eugen's III. vom 26. Nov. 1152, worin alle Stiftsgüter, die Orte Hawangen, Hausen, Hemen, Buseningen, Berg, Rieden, Egg, Günz, Wald, Attenhausen, Suntheim, Dirlewang, Murstetten, die Kirche Böhen, Wartis, Haldenwang, Berwang, Wengen, Angers, Beuningen oder Brunnen, Bilratberg, Lamendingen, Wihstein, Knaben, Kortes, Saulgen, Wolfahrtschwenden, und der Berg Ittelspurg, namentlich aufgeführt sind. Aber während Isingrin noch in Italien verweilte, zersprang plötzlich und von selbst der in einer Ecke angelehnte Reisstock, den auch schon früher sein heiliger Vorgänger geführt hatte; das böse Omen war nicht zu verkennen, und zu früh mußte Isingrin dessen Bedeutung erfahren. In der nämlichen Stunde brach in Ottenbeuren Feuer aus, und das ganze Kloster mit Ausnahme der Stiftskirche, wurde in eine Brandstätte verwandelt. Mehre Unglücksfälle folgten schnell auf einander; doch ermuthigt durch die reichliche von Ulrich von Rieden gemachte Schenkung, die auch die Dörfer Rettenbach und Rieden umfaßte, unternahm der Abt die Wiederherstellung des Klosters, und schon am 27. Dec. 1163 wurde dasselbe vom Bischofe Konrad von Augsburg feierlich eingeweiht. Die Freude des Tages zu vergrößern, schenkte zugleich Hildebold von Krumbach das halbe Dorf Engetried, sammt der Kirche, und mehre einzelne Höfe. Auch Beuron, das nachmalige Kaufbeuren, erwarb Isingrin durch Schenkung der edlen Frau Luitgard, wiewol er sich genöthigt sah, dasselbe alsbald als ein Lehen an den Herzog Welf VI. zu verleihen (1167). Die Reliquien, die er selbst in Cöln abgeholt, fünf ganze und drei halbe Leiber, bedeutende Theile der H. H. Timavia und Sabaria und viele Partikeln von andern Gespielinnen der H. H. Ursula, deren Namen nicht aufzufinden, vertheilte er theils an die Klosterkirche, theils an 77 andere Kirchen und Kapellen, die in schuldiger Dankbarkeit dagegen alljährlich am Dinstage der Kreuzwoche unter Vortragung des Kreuzes einen Bittgang nach Ottenbeuren verrichten sollten. Treu dem gegebenen Worte kamen an diesem Dinstage, 356 Jahre lang, 77 Gemeinden, von 1524—1710 kamen noch 50, seitdem 27 oder 30, zuletzt nur mehr wenige, da eine bischöfliche Verordnung die entferntern Bittgänge in nähere verwandelt hatte. Den stets wachsenden Ansprüchen des neuen Klostervoigtes, des Markgrafen Gottfried von Ronsberg, eine Grenze zu setzen, erwirkte Isingrin die Urkunde Kaiser Friedrich's I. vom J. 1171. Er starb den 12. Dec. 1180; zu seiner Zeit zählte das Stift bereits 78 ritterliche Vasallen, den Herzog Welf und die Markgrafen von Ronsberg mit eingerechnet. Sein Nachfolger Bernold resignirte, nachdem er 13 Jahre der Gemeinde löblich vorgestanden und zuletzt noch den Bau eines neuen Klosters begonnen hatte, im J. 1194. Der an dessen Stelle erwählte Abt Konrad machte sich viele, wiewol vergebliche, Mühe, um die Trennung des Klosterlehns Beuron von der Welfischen Allodialmasse zu bewirken, vollendete, trotz einiger Mißjahre und einer drückenden hierdurch erzeugten Schuldenlast, im J. 1204 den Klosterbau, erlangte den Gebrauch der bischöflichen Insignien, löste den zu Lehen ausgethanen Ort Stephinsried wieder ein, erlebte das Aussterben der Klostervoigte aus dem ronsbergischen Geschlechte, deren Amt indessen sofort an die Grafen von Marstetten übertragen wurde, und benutzte fleißigst jede Gelegenheit zu fernerm Gütererwerbe. Zu seiner Zeit ereignete sich zu Beningen, zwischen Ottenbeuren und Memmingen, das Wunderwerk mit einer consecrirten, seitdem zu Memmingen aufbewahrten, und bis auf die Reformationszeiten sehr verehrten Hostie; er erlebte aber auch die abermalige Zerstörung des Klosters durch eine Feuersbrunst (26. April 1217), die selbst den größern Theil des Marktfleckens verzehrte. Die Brüder suchten aus Mangel an

Unterhalt in andern Klöstern Zuflucht; Konrad aber, in dem Umstande eine günstige Vorbedeutung erblickend, daß der Kaiser selbst die Schirmvogtei aus den Händen des Grafen Gottfried von Marstetten an sich löste, und hierdurch so manchen Plackereien für die Zukunft wehrte, unterstützt durch den Bischof Siegfried von Augsburg, der insbesondere die Pfarrei zu St. Peter in Ottenbeuren dem Kloster incorporirte (1220), und auch durch die architektonischen Kenntnisse eines seiner Untergebenen, des Propstes Rudolf, legte sogleich Hand an das Werk, um das Kloster schöner aus seinen Trümmern zu erheben. Die Vollendung des Baues sollte er aber nicht sehen, er, der sich in einer Urkunde mit Wahrheit nennen konnte **Cunradus amator fratrum et populi mei**, starb 1229. Sein Nachfolger Berthold löste viele veräußerte Klostergüter wieder ein, fand in einem geregelten Haushalte die Mittel zu neuen Erwerbungen, wie er denn insbesondere dem Stifte mehre Lehensleute gewonnen hat, und starb am 19. Mai 1248; unter ihm blüheten Wohlstand, Ordnung, Frömmigkeit, Liebe, Eintracht und Alles, was eine wohlgeordnete Klostergemeinde in den Augen des Himmels und der Erde empfehlen kann. Seine Nachfolger, Walther, Heinrich II., Siegfried, regierten zusammen nur zwölf Jahre. Heinrich III., Graf von Beegenz, ließ die Gebeine des heilig verstorbenen Abtes Rupert erheben, um sie an eine würdigere Stelle überzutragen, überließ durch Vergleich vom 5. Jan. 1288 den Gegenstand eines langwierigen Rechtsstreites, das Patronat der Pfarrkirche zu Suntheim, an Heinrich von Mindelberg, tauschweise gegen das Patronat zu Erisried, und starb den 22. März 1296. Unter ihm blüheten Ordnung und Zucht, der Gottesdienst war bestens bestellt, die Gerechtigkeit des Stiftes wurde standhaftest vertheidigt, das Zeitliche mit einigem Zuwachse vermehrt, und der Zustand von Ottenbeuren erschien in jeder Hinsicht beneidenswerth. Alle diese Vortheile gingen unter dem schwachen Abte Konrad II. verloren. Die Mönche, großentheils Edelleute, fingen an, als solche zu leben, trachteten nach persönlichem Eigenthume, suchten auswärtige Zerstreuungen und gewöhnten sich, nachdem ihre Vorgänger ein halbes Jahrtausend Vorbilder des erbaulichsten Tugendwandels gewesen, an eine leichtfertige Weltsitte, die ihrem Berufe Unehre machte, den Segen Gottes abwendete und die Quelle von Ärgerniß und Unheil wurde. Die Klostervoigte, die sich Konrad vom Kaiser Heinrich VII. hatte ausdringen lassen, die Grafen von Neuffen, beschwerten die Stiftsunterthanen mit unleidlichen Steuern und Abgaben, und nahmen insbesondere bei Sterbefällen, statt des althergebrachten Besthauptes, die Hälfte der Verlassenschaft und noch darüber. Konrad II. starb den 28. Jun. 1312, sein ihm durchaus unähnlicher, um das Stift wol verdienter Nachfolger Heinrich IV., den 19. Mai 1322. Auch Heinrich V., des Geschlechtes von Nordholz, war ein kluger und thätiger Vorsteher, der über Alles des Stiftes Wohl suchte. Er erhielt vom Kaiser Ludwig zu Augsburg, Montag vor St. Thomas 1334, eine Urkunde, welche allen Reichsstädten untersagte, die Stiftsunterthanen als Pfahlbürger aufzunehmen, hatte aber zuerst unter den Ansprüchen des Hochstiftes Augsburg zu leiden, welches gestützt auf eine kaiserliche Schenkung vom J. 1116, die zwar nur von einem Kloster Beuron handelt, die Voigtei über Ottenbeuren in Anspruch nahm. Dieser Anspruch erzeugte einen äußerst verworrenen und hartnäckigen Rechtsstreit, der beinahe 400 Jahre dauerte, ungeheure Geldsummen verschlang, das Stift beinahe um seine Selbständigkeit gebracht hätte, und erst mit dem J. 1711 vollständig zu Ende ging. Heinrich V. starb den 5. März 1353. Johann von Altmannshofen, den ihm die Klostergemeinde zum Nachfolger gab, bezeichnete seine Regierung durch eine sehr strenge Verordnung gegen Verleumdungen und Verleumder, wirthschaftete aber sehr übel, und starb den 5. Nov. 1371. Ulrich von Knöringen erwirkte vom Papste Gregor XI., daß dem Propste von Roggenburg der Auftrag wurde, alle veräußerte Gründe, Waldungen, Wiesen, Äcker, auch sogar jene Besitzungen, über deren ruhigen Besitzstand bereits päpstliche Bestätigungsbriefe erschlichen und ausgefertigt waren, an das verarmte und verschuldete Stift Ottenbeuren, selbst unter Androhung und Anwendung der angemessenen Kirchenstrafen, zurückzubringen. Gleichwol konnte Ulrich seinen Zweck nicht erreichen; er starb den 4. April 1378. Johann II. Hocherer wußte ebenso wenig Rath zu schaffen; er verkaufte die Dörfer Günz und Rumeltshausen, sehr bedeutende Güter zu Egg, nahm einen memminger Bürger, den Johann Merz, zu seinem Stiftsverweser und Pfleger an, und starb den 14. Aug. 1390; sein Nachfolger Heinrich VI. den 26. Nov. 1399. Dieser löste, von dem treuen und gewandten Merz unterstützt, einige Pfandschaften wieder ein, die Lage des Klosters blieb aber so peinlich, daß Johann III. von Alstetten schon nach einem Jahre resignirte, und man genöthigt wurde, in dem Kloster St. Ulrich zu Augsburg einen Nachfolger zu suchen. Der Fremdling, Johann IV. Rüssinger, war ein kluger und würdiger Abt; als er nach St. Ulrich zurückkehren mußte (1404), um auch den Verfall dieses Stiftes abzuwehren, trat Eggo Schwab an seine Stelle. Eggo, unerschrocken in Gefahren, standhaft und unbezwingbar in allen Verfolgungen, die nicht nur von benachbarten Rittern, von Burkard, von Aichelberg, und von denen von Hohenthann, sondern auch selbst von den Schirmvoigten ausgingen, ein großmüthiger und standhafter Vertheidiger der Stiftsrechte, ein Eiferer für die gute Hausordnung, ein vortrefflicher Abt, wurde auf derer von Aichelberg und Hohenthann Veranstaltung von seiner eigenen Dienerschaft Nachts im Bette ermordet (18. Aug. 1416). Bei Tage hatte man ihm nicht beikommen können, denn längst schon das Ärgste befürchtend, hielt er sich in einem festen Thurme verborgen; durch eine Öffnung konnte er von dort aus in die anstoßende Stiftskirche herabsehen. Der 36. Abt Johann V. Schedler, belehrte seine Klostergemeinde, die nicht über sechs Mitglieder zählte, mehr durch Beispiel, als Wort. Müßiggang und Aufwand waren ihm verhaßt, die Stunden der Muße benutzte er zum Anbau eines Krautgartens. Oft besuchte er die armen Hütten seiner Unterthanen; auch die geringen Abgaben erhob er persönlich bei ihnen. Zu Hause angelangt, pflegte er seinem Rößlein

Digitized by Google

selbst den Sattel abzunehmen, und das Thier auf die Weide zu führen. Überzeugt, daß die Vererbleihung der grundeigenen Stiftshöfe, welche von den aufgestellten Gotteshausleuten sehr nachlässig und treulos verwaltet wurden, durchaus dem Interesse des Stiftes angemessen, vererbte er eine Menge solcher eigenthümlichen Güter; viele einzelne Höfe, auch ganze Dorfschaften, die in der Bedrängniß früherer Zeiten veräußert worden, löste er wieder ein, das Dorf Wohlfartschwenden erkaufte er um 2575, Dietratried um 1000 rheinische Gulden, Ollarzried um 625 Pfund Heller. Nachdem er 26 Jahre lang Allen Alles gewesen, sein Stift aus schmählichem Verfall erhoben, legte er 1443 die Amtsbürde nieder, um in einer demüthigen Zelle noch fünf Jahre zu leben. 37) Jodoc Niederhasen, bisher Propst zu St. Nikolaus, der alten Schottenabtei bei Memmingen, wurde in der ersten Zeit durch der Mönche Misvergnügen beunruhigt. Ein Aufruhr der Unterthanen, durch dieses Misvergnügen veranlaßt, wurde jedoch durch die nachbarliche Hilfe von Memmingen unterdrückt, und Jodoc führte ein verständiges und kräftiges Regiment. Er hat zuerst, und trotz des Widerstandes des resignirten Abtes, den Erbschatz eingeführt, eine Abgabe, die von denjenigen zu entrichten war, die auf einem Hofe neu aufziehen. In den angrenzenden Herrschaften hatte sie schon früher bestanden. Bedeutende Güter bezahlten vier oder fünf Gulden Erbschatz, der nachmals bei den größten Höfen bis auf 100 Goldgulden erhöhet wurde. Jodoc starb den 14. Febr. 1453. 38) Johann VI. Grauß hatte das Unglück, dem Cardinalbischofe von Augsburg, Peter von Schaumberg, zu missfallen. Unter der Larve eines freundschaftlichen Besuches kam Peter nach Ottenbeuren 1460; als man abgespeiset hatte, ließ er den Abt ergreifen und nach Dillingen entführen, wo derselbe gezwungen wurde, gegen ein Jahrgeld von 200 Gulden abzudanken. 39) Wilhelm von Lustenau, der bisherige Propst des Klosters Roth bei Dinkelsbühl, wurde hierauf der hiesigen Gemeinde von dem Bischof aufgedrungen. Als Liebhaber des Prunkes, der Eitelkeit und der Gastereien häufte Wilhelm schwere Schulden, die ihn zu bedeutenden Veräußerungen nöthigten. Dem Wohlleben selbst nicht abgeneigt, erlaubte er seinen Capitularen Zeitvertreibe und Unordnungen, welche sich mit dem strengen Ordensgeiste nicht vertrugen, denselben vielmehr allmälig schwächten und auslöschten. Der Erkenntlichkeit für seinen Beförderer, den Bischof, die hergebrachten Rechte des Klosters opfernd, blieb er bei den willkürlichsten Eingriffen ein gleichgültiger Zuschauer, wodurch er die Rechtsverhältnisse zwischen Bisthum und Abtei noch mehr verwickelte, die weltliche Unabhängigkeit des Stiftes äußerst gefährdete, und dasselbe in die Alternative brachte, entweder, wie Reichenau, von einem Mächtigern verschlungen zu werden, oder aber, wie Ellwangen, durch Verweltlichung der ursprünglichen Bestimmung entfremdet zu werden. Übrigens hat Wilhelm, Freitag vor St. Georgen 1463, dem Marktflecken Ottenbeuren seinen Freiheitsbrief gegeben, die Einverleibung der Pfarrei Günz erwirkt, und das Aufblühen der Wallfahrt zu Eldern erlebt. Unter dem Vorwande der Unmöglichkeit, die schweren Schulden zu tilgen und die verfallene Klosterzucht wiederherzustellen, legte er im J. 1467 die zeitliche Verwaltung auf sechs Jahre in die Hände des Bischofs nieder, und Augsburg ernannte einen Verwalter, versetzte die einflußreichsten Capitularen an entfernte Orte, und füllte die Lücken mit auswärtigen Mönchen aus. Des Cardinals Peter Nachfolger, Johann von Werdenberg, ging noch weiter, entsetzte den so gefälligen Abt Wilhelm, verjagte die Mönche, und hätte beinahe seinen Zweck, die Vernichtung der Abtei, erreicht. Gleichwol fand er auch nachher an dem Abte, den er auf päpstliches Geheiß wieder einsetzen mußte, in allen Unternehmungen gegen die Klostergemeinde den fertigsten Helfer. Die Verwirrung hatte den höchsten Grad erreicht, da starb Wilhelm den 13. Mai 1479. 40) Nikolaus Rößlin wurde von dem Bischofe von Augsburg ernannt, während die eigentliche, in verschiedene Klöster zerstreute Gemeinde den Wilhelm Steudlin erwählte. Der Besitz war aber für Nikolaus, und er zeigte sich dessen in jeder Hinsicht würdig, wiewol der Bischof von Augsburg selbst sich genöthigt sah, ihn für eine Zeit lang zu entfernen, nachdem Steudlin unerwartet in Rom Gönner gefunden hatte. Es erfolgte eine Art von Sequestration, im Namen des Herzogs Georg des Reichen von Baiern durch Georg von Westernach geführt, sie endigte aber mit der Wiedereinsetzung des Abtes Nikolaus, der sich noch manches Verdienst um das zerrüttete Kloster erwarb, und am 24. Nov. 1492 das Zeitliche gesegnete. 41) Matthäus Ackermann, nachdem man ihm zuerst im J. 1500 die zeitliche Verwaltung genommen, mußte 1508 vollends resigniren, und starb den 23. Nov. 1512. 42) Leonhard Widemann, **vir vitae laudabilis, ac conversationis honestae, et in spiritualibus et temporalibus circumspectus, literatus**, wie ihn das Wahlinstrument vom 15. Febr. 1508 nennt, erwarb sich während eines beinahe 39jährigen Regiments die seltensten Verdienste um sein Stift, das er nicht nur in seinen Grundelementen zu reformiren, gegen die Angriffe einer stürmisch bewegten Zeit zu vertheidigen, sondern auch in aller Art zu erhöhen und zu verherrlichen wußte. Vorzügliche Sorgfalt schenkte er den Wissenschaften. Unterstützt von Nikolaus Ellenbog, seinem gelehrten Prior, errichtete er in dem Kloster eine eigene Buchdruckerei, wobei ohne alle Beihilfe einer weltlichen Hand nur Mönche, und zwar mit Ausnahme des Marcus Elend, eines Conventual aus Füßen, welcher die Formen reinigte, vom eigenen Hause angestellt waren. Als erstes Erzeugniß der ottenbeurischen Presse erschien am 1. Sept. 1509 Alkuin's Buch von der heiligsten Dreifaltigkeit und von der Menschwerdung Jesu Christi; ihm folgte, von Ellenbog besorgt, die **Passio septem fratrum**. Noch wichtiger war die Errichtung einer öffentlichen Lehranstalt für die morgenländischen Sprachen, und einer förmlichen Akademie, die, von einem Vereine schwäbischer Abteien und Stifter, auf des Abtes Leonhard und seines Ellenbog Betrieb gegründet, vom 17. Jan. 1543 an in Ottenbeuren bestand, aber um die Mitte des J. 1545 in der Vorahnung der Stürme, die der Kampf mit den schmalkaldischen Verbündeten herbeiführen sollte, nach

Digitized by Google

Elchingen verlegt wurde und dort im Herbste 1546 unterging. Für das Stift wurde dieser Kampf jedoch nicht so verderblich, als der frühere Bauernkrieg. Damals, Ausgangs März 1525, lagen 2500 Malter Frucht aufgeschüttet, die Keller konnten den Bedürfnissen mehrer Jahre genügen, der Büchersaal prangte mit einer Menge der seltensten Handschriften und der ersten Druckwerke, die Kirche mit Kostbarkeiten und Kunstschätzen aller Art; in wenigen Tagen war das Meiste von allem diesem durch eine wilde Bauernhorde verzehrt, verbrannt, geraubt, zerschlagen, zerstreut, oder sonst unbrauchbar gemacht. Die Zerstörungswuth ging so weit, daß man von dem untersten Stocke des innern Klostergebäudes ungehindert bis unter das Dach sehen konnte. Der ganze Schaden wurde auf 20,000 Fl. berechnet. An des geflüchteten Abtes Stelle war ein Bauer aus Suntheim getreten, der nichts vergaß, um den Prunk eines Reichsprälaten nachzuäffen. In allem sollen sich 247 Stiftsunterthanen den Empörern angeschlossen haben, ihre Niederlage wurde aber hier nicht, wie anderwärts, durch strenge Executionen bezeichnet, und nur wenige büßten ihr Vergehen in mäßigen Strafgeldern. Es dauerte auch nur wenige Jahre, so hatte des Abtes Leonhard treffliche Wirthschaft den Schaden geheilt, und sogar Mittel gefunden, den Klosterbesitz durch Ankauf der Rebgüter zu Immenstadt und Sipplingen am Bodensee zu erweitern, auch durch die vortheilhafte Vererbung sehr vieler grundeigener Güter an die Unterthanen nutzbarer zu machen. Auch die Forstcultur war ein Gegenstand von des Abtes Aufmerksamkeit, er suchte ihr durch mehre Verordnungen aufzuhelfen, gleichwie er Samstags vor Kreuzerhöhung 1540 für das Stiftsgebiet eine zweckmäßige Gerichts- und Strafordnung gab. Der schmalkaldische Krieg kostete dem Stifte 7000 Fl., die als Brandschatzung an die Bundesgenossen entrichtet werden mußten. Abt Leonhard selbst entfloh dem Kriegsgetümmel, um in Sipplingen Zuflucht zu suchen, und starb daselbst den 15. Nov. 1546. Am 6. Jun. 1543 war ihm der fleißige und gelehrte Ellenbog vorausgegangen. 43) Kaspar Kindelmann hatte kaum den Bau einer neuen Stiftskirche begonnen, als Ottenbeuren durch den Besuch von 80 sächsischen Reitern erschreckt wurde (Jun. 1552); sie soderten 8000 Fl. Brandschatzung, untersagten die Messe, den Chorgesang, das Gebet für die Verstorbenen, und suchten überhaupt durch alle Mittel der neuen Lehre in dem Kloster selbst, wie in dem Gebiete, Eingang zu verschaffen. Die Bezahlung der gesoderten Gelder und der passauische Vertrag machte ihren Bemühungen ein Ende, und der Abt, kaum von der Flucht heimgekehrt, ließ alle von dem Feinde ausgetheilten Bibeln und Lehrbücher einsammeln, und in einem großen Feuerwerke auflodern. Der Bau der Kirche wurde eifrig fortgesetzt, dieselbe auch am 21. Sept. 1558 eingeweiht; das von dem Kaiser im J. 1563 bewilligte Umgeld, Behufs dessen Kaspar schon im f. J. eine eigene Umgelds- und Schenkordnung gab, lieferte die Mittel zu mehren Erwerbungen, wohin besonders die im J. 1565 um 13,600 Fl. angekauften Dörfer Rumoltshausen und Altiesried gehören, und selbst der Brand, der am 16. Dec. 1566 die eigentliche Abtei, eine der schönsten des Landes, verzehrte, hatte auf den Wohlstand des Stiftes keinen Einfluß. Sie erstand schöner aus den Trümmern. Auch die geistigen Interessen wurden nicht vernachlässigt. Vierzehn seiner jungen Ordensbrüder ließ Kaspar auf der Hochschule zu Freiburg, oder auch zu Dillingen ausbilden, in Ottenbeuren selbst bestanden zwei Schulen, wovon die innere oder sogenannte Klosterschule von Zeit zu Zeit der Klostergemeinde sehr tüchtige Ordensgeistliche lieferte. Von seinen Unterthanen verehrt, von seinen Klosterbrüdern wie ein Vater geliebt, starb Kaspar den 5. Jan. 1584. 44) Gallus Memminger, durch die augsburgischen Ansprüche unabläßig beunruhigt, war an sich selbst seinem Posten nicht gewachsen. Ein einsichtloser Ökonom, baute und kaufte er auf Rechnung seines Nachfolgers insonderheit den 18. Febr. 1594, um 65,000 Fl., also viel zu theuer, das Dorf und Schloß Ungerhausen; er schwächte die Einnahme durch viele nachtheilige Verpachtungen und verrieth in der Vertheidigung der Stiftsrechte ebenso wenig Einsicht, als in dem Verwaltungsgeschäfte. Er mußte im J. 1599 resigniren. 45) Alexander Sauter, erwählt den 25. Jan. 1600, regierte, von dem trefflichen Prior Gallus Sandholzer unterstützt, eine Reihe von Jahren ungemein löblich, und schreibt der Bischof Alexander von Eichstädt, als er sich im J. 1607 einige Conventualen erbat, um das Kloster Blankstetten zu reformiren: „Wir haben vernommen, daß das Kloster Ottenbeuren in Hinsicht auf Klosterzucht, ökonomische Verwaltung, Fleiß und Emsigkeit seiner Bewohner sich vor den übrigen Klöstern Benedictinerordens in Schwaben auszeichnet.“ Indessen fing der Abt allmälig an, von so löblicher Bahn abzuweichen. Blindes Vertrauen in seinen Kammerdiener, eine unnöthige und zahlreiche Dienerschaft, übermäßiger Aufwand, Gastereien, drückten die ökonomischen Verhältnisse in dem Maße, daß man schon zu Dillingen an einer Untersuchungscommission arbeitete, die zugleich die bischöflichen Ansprüche an Ottenbeuren durch einen entscheidenden Schlag geltend machen sollte. Sandholzer, zur rechten Zeit gewarnt, wußte den Abt zu bewegen, daß derselbe, nur die äußern Zeichen seiner Würde sich vorbehaltend, die Verwaltung einem einsichtsvollen Capitular überließ, und dieser war nicht sobald gewählt, als die bisherige Unordnung wie von selbst verschwand, und ein Zustand sich bildete, den gewiß mehre bischöfliche Visitationen nicht hätten hervorrufen können. Der dillingschen Räthe Grimm, sich getäuscht zu sehen, wurde bald noch gesteigert durch ein Rescript Kaiser Rudolf's II., wodurch derselbe das nur lehenweise an Augsburg gegebene Schutzvoigteirecht wieder an sich zog; in blinder Leidenschaft ließen sie den Abt auf einer kleinen Reise, durch ein Detaschement von des von Mörsberg ligistischem Regiment verhaften (11. Jan. 1611), und nach Dillingen zu enger Gewahrsam bringen. Die Klostergemeinde ließ sich jedoch nicht schrecken, und nach einer Haft von acht Wochen mußte der Abt entlassen werden. Er hatte erfahren, daß das Herrschen nicht immer süß, darum legte er aus freien Stücken, am 29 März 1612 seine Würde nieder, und 46) Gregor Reubi trat durch Wahl vom 28. April 1612

Digitized by Google

an seine Stelle. Gregor, unter den hiesigen Äbten der erste, welchem eine Wahlcapitulation vorgelegt worden, erkaufte schon am 17. Aug. 1613 um 12,000 Fl. ein Viertel von Erkheim, war einer der vornehmsten Begründer der Alma Benedictina zu Salzburg, dahee sie auch unter ihren sechs ersten Professoren fünf Capitulaeen von Ottenbeuren zählt, und schloß nach einer Reihe höchst stüemischee Anstritte den Vertrag vom 11. Aug. 1626, worin Augsburg gegen Empfang von 100,000 Fl. aller vorgeblichen weltlichen Oberherrlichkeit an Ottenbeuren, dem Besteuerungsrechte ꝛc. entsagte, und sich nur das Schutz- und Voigteirecht vorbehielt. Die Möglichkeit, einen solchen Vertrag zu schließen, hatte eigentlich Sandholzer herbeigeführt, nachdem er in dem Archiv zu Benedictbeuren das Original der von Kaiser Heinrich V. dem Hochstift Augsburg im J. 1116 gemachten Schenkung auffand, und daein den Beweis, daß untee dem geschenkten Kloster nicht Otten-, sondern Benedictbeuren zu verstehen. So groß des Abtes Verdienst bei diesem Geschäfte, so waren doch mehre seiner Unternehmungen geeignet, ihm die Klostergemeinde zu entfremden; es bildete sich eine mächtige Opposition, die sogleich wieder eine bischöfliche Commission und eine Reformationskarte nach sich zog, und Gregor, stark durch sein Bewußtsein, verzichtete den 20. Nov. 1628. 47) Andeeas Vogt, erwählt den 9. Dec. 1628, starb in den Bedrängnissen des 30jährigen Krieges, zu Lindau, wohin er sich geflüchtet hatte, den 5. März 1633. 48) Maurus Faber, erwählt zu Füßen, den 11. April 1633, war kaum eingeführt, als Melchior von Wurmbrand, der Krone Schweden bestellter Obrist und Gouverneur zu Donauwerth und Lavingen, sich Ottenbeuren von dem Reichskanzlee Oxenstierna zu Eigenthum reichen ließ. Was den stets erneuerten Plünderungen entging, das wurde dieser weltlichen Herrschaft zu Theil; Abt Maurus entfloh, mit sieben Capitulaeen nach Salzburg, und der einzige Jeremias Mayr hatte den Muth, in dem verödeten Kloster allen Stürmen und Gefahren des schrecklichen Krieges zu trotzen. Abt Maurus wagte es doch im August 1635 wieder heimzukehren, die Brüder blieben noch mehre Jahre in den Klöstern, wo sie Gastfreiheit gefunden hatten, und erst im J. 1640 konnte der Chordienst wieder beginnen. Gleichwol nahmen die Bedrückungen, die Schrecknisse noch lange kein Ende, und noch zwei Mal, 1646 und 1648, mußte der Convent sich zerstreuen und in eiliger Flucht Rettung suchen. Maurus erlebte jedoch noch die Zeit, den unermeßlichen Schaden soviel als möglich zu heilen, und es wird ihm das Zeugniß gegeben, daß er diese Zeit nicht unbenutzt veestreichen ließ. Er starb den 2. Dec. 1655. 49) Peter Kimmicher, erwählt den 15. Jan. 1656, regierte in Milde nnd Frieden, erwaeb sich um die wissenschaftliche Bildung dee Novizen, um die Tilgung der Kriegsschulden, um den Anbau des Beninger Ried's große Verdienste, und starb den 15. März 1672. 50) Benedict Hornstein, erwählt den 5. April 1672, liebte vornehmlich die Wissenschaften, schaffte seinen jungen Geistlichen Gelegenheit zu höherer Geistesbildung auf Akademien, und war jederzeit bereit, ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Kosten, das wissenschaftliche Lehrgebiet, wo und wie er konnte, zu erweitern. Einen Beweis hiervon gab er gleich im ersten Jahre, als er Behufs der von dem Benedictinerorden zu übernehmenden Schulanstalt zu Rothweil, ohne vorherige capitulationsmäßige Rücksprache mit der Klostergemeinde, 3000 Fl. bewilligte. Auch in kirchlichen Angelegenheiten ließ Benedirt vielen Eifer blicken. Er vermehrte die gottesdienstlichen Übungen, erhob das Rosenkranzfest und jenes der H. H. Fabian und Sebastian zu Abteifesten, verlieh einer Gesellschaft feommee Frauen das bei der uralten St. Marx-Kapelle belegene Haus Wald, worin dieselben sofort ein Frauenkloster Benedictinerordens begründeten, und war einer der ersten Theilnehmer an der am 8. Jun. 1685 abgeschlossenen Congregation aller in dem augsburgischen Kirchsprengel gelegenen Benedictinerklöster. Diese Anstalt, unter dem Titel des heil. Geistes errichtet, konnte jedoch niemals zu der Wirksamkeit ähnlicher Vereine gelangen. Auch Abt Benedict selbst erkaltete allmälig in seinem, anfänglich so regen, Streben: **Fervebat principium, tepebat medium, languebant regiminis ultima**, schreibt von ihm sehr treffend der gelehrte Hauschronist Albert Kretz, und Capitel und Bischof vereint nöthigten ihn, am 30. Sept. 1688 zu resigniren. 51) Gordian Scherrich, erwählt den 18. Oct. 1688, war ein vortrefflicher Haushalter, ein Eiferer für die Ehre der Religion, ein gütiger Vorsteher und Regent. Ee erbaute die schöne Wallfahetskirche in Eldern, ertauschte am 10. Sept. 1693 von dem Junker Johann Wilhelm Scheller, dessen auf 22,330 Fl. gewürdigtes Viertel an Erkheim, erkaufte am 9. Nov. 1695 von der Stadt Feldkirch um 22,000 Fl. das basige Johanniterhaus, wozu unter andrrn die Pfarreien Tisis und Maura gehörten, daher seitdem auch in Feldkirch ein ottenbeurenscher Prior stand, erkaufte den 18. Jun. 1698 um 30,070 Fl. das von Langenmäntelsche Viertel an Erkheim, und ertauschte am 16. Aug. 1699, gegen Hingabe des uralten Stiftsdorfes Haldenwang von Kempten, die Dörfer Wohlfahrtsschwenden und Dietratried, sammt dem Kirchensatze. Weitere Erwerbungen wurden durch die schwere Last des spanischen Succesfionskrieges unmöglich gemacht. Abt Gordian, von dem noch anzumerken ist, daß er sich gleich Anfangs aller Theilnahme an der Schulanstalt zu Rothweil entzogen hatte, starb plötzlich den 8. März 1710, als er eben zur Schlichtung eines Waisengeschäftes thätig gewesen. 52) Rupert II. Neß, erwählt den 8. Mai 1710, löste gleich im ersten Jahre seiner Regierung das oft so drückende und gefahrvolle augsburgische Voigteirecht um 30,000 Fl. ein, und legte am 5. Mai 1711 den Grundstein zu dem neuen prachtvollen Klostergebäude. „Die Nachkömmlinge," schreibt er in seinem zu 14 Foliobänden erwachsenen Tagebuche, „die Nachkömmlinge werden jemals weder begreifen können, noch wollen, welche schwere Arbeiten und Ausgaben die bloße Zubereitung und Umgestaltung des Erdreiches gekostet hat." Am 8. Aug. 1712 erhielt er die Würde eines wirklichen kaiserlichen Raths und Erbkapellans. Im J. 1731 waren die Klostergebäude bis auf einige Verzierungen und beinahe auch die weitschichtigen Ökonomiege-

bäude beendigt, und der unternehmende Abt dachte schon den Bau einer mit dem Ganzen im Einklange stehenden Kirche zu beginnen; als er indessen den Plan derselben der versammelten Klostergemeinde zur Genehmigung vorlegte, wünschte dieselbe sich, nach so ungeheuern Ausgaben, einige Ruhe. Rupert wußte sich in die Zeit zu schicken, und erst am 27. Sept. 1737 legte er den ersten Grundstein zu der Kirche, gleichwie er im J. 1739 das herrliche Gebäude der weltlichen Beamten begann, das ein zweites Kloster vorzustellen scheint. Gleichwol konnte er bei so riesenhaften Unternehmungen fast alle Jahre 5000 Fl. an Capitalien zurückbezahlen, auch mehre nützliche Erwerbungen machen. Vergleicht man die Stiftseinkünfte mit den immerwährenden großen Ausgaben, so scheint seine Haushaltungsgabe beinahe an das Wunderbare zu grenzen. So lange er lebte, baute er, und zwar mehrentheils im großen Styl; alle seine Gebäude empfehlen sich durch Licht, Ordnung, Schönheit und Festigkeit. Unter ihm lieferte die Klosterschule nach Salzburg, Fulda und Freisingen würdige Lehrer, die Bibliothek erhielt sehr bedeutende Vermehrung, das Schulwesen des Gebietes Unterstützung und eine zweckmäßige Einrichtung. Der große Abt, so hieß Rupert in Nähe und Ferne, auch an dem Kaiserhofe, starb an einem Tage mit dem letzten Habsburger, den 20. Oct. 1740. Ottenbeuren verlor an ihm einen zweiten Stifter, den unerschrockenen und glücklichen Vertheidiger der Stiftsrechte, das Gebiet und die Armuth einen noch heute gepriesenen Vater, Wissenschaft und Kunst einen ausgezeichneten Freund und Gönner, der Oeden eine vorzügliche Zierde, die Kirche einen eifrigen und tugendhaften Prälaten. 53) Anselmus Eeb, erwählt den 23. Oct. 1740, vollendete im J. 1741 den Beamtenbau und erkaufte im J. 1746 gemeinschaftlich mit Kempten, um 254,805 Fl. die Herrschaften Stein und Ronsberg, die sofort zwischen beiden Kirchen getheilt wurden, in der Art, daß Kempten die obere Hälfte dieser Herrschaften, Ottenbeuren die untere Hälfte, insbesondere die Gerichte und Dörfer Engetried und Egg, sammt großen Waldungen, vielen Weilern und einzelnen Höfen erhielt. Im J. 1748 erkaufte er von der österreichischen Landvoigtei um 1000 Dukaten die hohe Criminalgerichtsbarkeit zu Ungerhausen. In seinem hohen Alter mußte er die Führung der Geschäfte mehrentheils dem würdigen Prior, Peter Sedelmeyer, überlassen. Gleichwol erlebte er noch die Vollendung des herrlichen Tempels, der am 28. Sept. 1766 von dem Bischofe Joseph von Augsburg auf das Feierlichste eingeweiht wurde. Die Feierlichkeiten, durch welche zugleich die tausendjährige Stiftung von Ottenbeuren begangen wurde, währten eine ganze Woche, und kosteten 45,378 Fl. 45 Kr. [2]). Anselm starb den 21. Mai 1767, wenige Tage vorher, den 12. Mai, hatte er freiwillig seine Würde niedergelegt. 54) Honorat Göhl, erwählt den 13. Mai 1767, begann seine Laufbahn mit einer allgemeinen Veränderung in den Klosterämtern, die seinem Bestreben, in dem neuen Ottenbeuren einen neuen Geist der Ordnung, der Pünktlichkeit und des Eifers zu verbreiten, zur Einleitung dienen sollte. Honorat selbst gab das Beispiel einer fast unglaublichen Thätigkeit und eines steten Nachforschens; wedrr der Ordensmann in seiner Tagsordnung, noch der Beamte in der Kanzlei, die Dienerschaft bei ihren Verrichtungen, die Meßner in ihrem Kirchendienste, die Zöglinge in der Schule, die Klostermeister in ihren Werkstätten, konnten seiner strengen Aufsicht und einer Herrschergewalt, die zumal unwiderstehlich wurde, nachdem Honorat eigenmächtig von der augsburgischen Congregation abgetreten war, sich entziehen. In dem Hungerjahre 1779 war er mit großer Anstrengung und nicht ohne Erfolg bemüht, wenigstens das Stiftsgebiet vor Mangel zu schützen, zu welchem Ende insbesondere aus der Landescasse 10,000 Fl. vorgestreckt wurden, um in Italien Getreide zu erkaufen; auf die Anlegung bequemer Heerstraßen verwendete er über 30,000 Fl. Unter Leitung des trefflichen Mathematikers und Stiftsökonomen Ulrich Schigg [3]) ließ er das gesammte Gebiet aufnehmen, über alle Dorfgemeinden und Besitzungen Karten ausfertigen, und darnach die Grundbücher anlegen. Das Johanniterhaus zu Feldkirch drohte den Einsturz; sofort wurde eine vollständige Erneuerung mit einem Aufwande von 30,000 Fl. vorgenommen, und die Kirche insbesondere zu einer der schönsten des Landes gemacht (1785) Das nämliche Jahr wurde in Ottenbeuren durch die Einführung eines neuen, vierstimmigen Chorgesanges, der damals noch in den meisten Domkiechen von Teutschland unbekannt war, bezeichnet [4]); einige Jahre später mußte derselbe an hohen Festtagen dem schweren und ermüdenden Contrapunktgesange weichen. Die lateinische Schule erreichte besonders vom J. 1789 an einen nie gedachten Flor; von zwölf Klostergeistlichen geführt, zählte sie seitdem 200 Schüler aus allen Gegenden von Schwaben, aus der Pfalz, aus Baiern, Tyrol, der Schweiz, Piemont. Vielfältige ökonomische zum Theil mit dem besten Erfolge gekrönte Versuche, und die von 1791 an bewerkstelligte Theilung der Gemeingüter, waren von den wichtigsten und erfreulichsten Folgen für den Landbau, gleichwie auch der Forstcultur die wesentlichsten Verbesserungen wurden. Den Zehnten zu Unter- und Oberegg erkaufte Honorat um 25,000 Fl. im J. 1794. Gegen eine angebliche Prophetin zu Engetried und ihre Helfer ließ er den geziemenden Ernst walten. Indessen näherten sich allmälig die Zeiten der Drangsal. Vom Anfange der Revolution an hatten zahlreiche Scharen von Emigranten in Ottenbeuren gastliche Aufnahme gefunden, bald sollten wilde Republikaner ihre Stelle einnehmen. Der erste Besuch der Art erfolgte am 12. Aug. 1796, und war wie jener von 1800 von Drangsalen und Schrecknissen aller Art begleitet. Hatte

2) Vergl. August Bayerhammer, zwei Druckschriften: Das von der gottseligen Milde Sylachs gestiftete Ottenbeuren und Beschreibung der tausendjährigen Jubelfeier. (Ottenbeurrn 1766. Fol.)

3) Über dessen aerostatische Versuche sehe man: Nachricht über einen aerostatischen Versuch, welcher in dem Reichsstifte Ottenbeuren vorgenommen worden, den 22. Jan. 1784 (Ottenbeuren).
4) Vergl. Cantus monasterii Ottenburani pro festis et processionibus consuetis (Ottenb. 1784. 4).

Digitized by Google

die österreichische Armee zu Ende des J. 1799 eine Naturalienlieferung, die wenigstens zu 90,000 Fl. anzuschlagen, gefodert und erhalten, so erpreßte Lecourbe im Mai 1800 eine Brandschatzung von 150,000 Livres, und diese Brandschatzung, die Verpflegung und die Erpressungen so vieler tausend Franzosen kamen dem Stifte doch kaum höher zu stehen, als die Opfer, die Behufs der österreichischen Befestigung von Ulm gebracht wurden. Sonderbar genug mußte Vandamme, dessen Gunst man sich durch die Aufführung einiger Singstücke erworben, der Beschützer und zuletzt Wohlthäter des Hauses werden. Abt Honorat starb den 17. Jul. 1802. „Der Hochselige," schreibt die augsburger Monatschrift, „vereinigte in seiner Person die vollkommensten Eigenschaften eines würdigen Abtes. Klosterzucht und Wissenschaft blüheten in gleichem Grade. Er schrieb mehre asketische Schriften; sie sind ein Ausguß seines frommen Herzens." Er hatte eine Sammlung von Gemälden angelegt, die nur zu bald zerstreut werden sollte, war auch viele Jahre durch Administrator der verschuldeten Abtei Fultenbach gewesen. 55) Paulus Alt, erwählt den 23. Jul. 1802, und schon am 25. Jul. zu Oberndorf von dem Kurfürsten Clemens Wenceslaus consecrirt, hatte nicht viel über einen Monat regiert, als von Seiten Baierns am 29. Aug. die sogenannte militairische Besitznahme bewerkstelligt wurde. Ihr folgte am 1. Dec. die Civilbesitznahme und mithin die Auflösung der tausendjährigen Stiftung. „Gott erhebe dich, und mache den Richter in deiner Sache!" Mit diesen Worten des 78. Psalms beschließt der letzte Prior, der P. Maurus Feyerabend, seine ottenbeurenschen Jahrbücher [5]), und im J. 1834 hat Sr. Maj., der König von Baiern, die Wiederherstellung von Ottenbeuren als Benedictinerpriorat zu verordnen geruht. Dieses Priorat soll, gleichwie Metten, von der Abtei St. Stephan zu Augsburg abhängen. Bisher hatten die Klostergebäude mehrentheils als Casernen gedient; die Kirche ist des Marktes Pfarrkirche geworden. Sie hat 331 Schuhe 6 Zoll Länge, 224 Schuhe 5 Zoll Breite, 151 Schuhe 7 Zoll Höhe, und zwei viereckige Thürme von 303 Schuhen 11 Zoll Höhe. Sie leidet an den Fehlern ihres Zeitalters, bleibt jedoch ein stattlicher Tempel.

Die Abtei, obgleich reichsunmittelbar, war dennoch kein Kreisstand, steuerte auch nicht zum Kreise, sollte auch nach ihren Privilegien ganz steuerfrei sein; der Kreis hatte es aber hergebracht, sie in Kriegszeiten, gegen Revers, daß hiermit nicht präjudicirt werden solle, sogar über alles Verhältniß heranzuziehen. Ihr ziemlich geschlossenes Gebiet von 4¼ □M. enthielt, neben dem Marktflecken Ottenbeuren und den Pfarrdörfern Altisried, Attenhausen, Benningen, Böhen, Egg, Engetried, Erkheim (zu ¼), Frechenrieden, Günz, Hawangen, Niederdorf, Niederrieden, Sontheim, Ungerhausen, Westerheim und Wohlfahrtsschwenden, eine große Anzahl von Weilern und Höfen, das Kloster Wald, das Hospitium Eldern, das Schloß Stein, 1636 Häuser, 1736 Feuerstätten und 10,051 Seelen, die auswärtigen Besitzungen zu Immenstadt, am Bodensee, zu Feldkirch, ein Haus zu Memmingen, ungerechnet. Die Bruttoeinkünfte betrugen jährlich 145,000 Fl.; hiervon fielen in Getreide 70—80,000, aus den Waldungen 18,000 Fl. Zu Immenstadt konnten jährlich 60 Seefüder (Stückfaß) Wein gewonnen werden; das Priorat Feldkirch hatte auch rothen Wein. Unter dem Prälaten regierten der Prior, Subprior und die drei Hofherren, nämlich der Großkellner, Kastner und Küchenmeister. Der Capitularen waren zur Zeit der Aufhebung 42; Laienbrüder kannte man nicht mehr seit dem J. 1562. An Beamten hatte die Abtei einen Kanzler, Oberamtmann, Kanzleirath, Registrator, Amtsschreiber, Kanzlisten, Leibmedicus, Forstmeister und sieben Revierjäger. Die Jagd war nämlich sehr erheblich; jährlich wurden 200 Rehe und 350 Füchse geschossen. Auch Bären gab es einst in den hiesigen Waldungen; der letzte wurde im J. 1537 erlegt.

Des Prälaten Titel war: Der Hochwürdige, des unmittelbaren gefreiten Stiftes und Gotteshauses Ottenbeuren, regierender Abt und Herr, Ihro röm. kaiserl. Maj. wirklicher Rath und Erbkapellan. Die Abtei stand unter Anrufung der H. H. Alexander und Theodor, deren Leiber die Kirche seit den ältesten Zeiten bewahrt. (*v. Stramberg.*)

OTTENBY, das schönste Gut auf der schwedischen Insel Öland, im Kirchspiele Ås, Kreises Grästård, mit vorzüglichem Hafen. Nordwärts vom Hafen läuft eine unter König Karl X. im J. 1653 aufgeführte ½ Meilen lange Steinmauer von dem östlichen Meeresstrande quer durch die Inset zum westlichen Strande. (*v. Schubert.*)

OTTENDORF, 1) Pfarrdorf im Amte Dresden des meißner Kreises im Königreiche Sachsen, am kleinen Röder, hat 500 Einwohner und mit dem daranliegenden lausitzer Dorfe Okrylla 800. 2) Pfarrdorf zur Herrschaft Lichtenwalde im Amte Augustusburg des erzgebirgischen Kreises gehörig, hat Bleicherei, Baumwollenwaarenfabrik und 900 Einwohner. 3) Pfarrdoef im Amte Roda des Herzogthums Sachsen-Altenburg, hat in seiner Parochie 900 Einwohner, welche sich größtentheils durch Bearbeitung der Walderzeugnisse nähren. (*G. F. Winkler.*)

OTTENDORF, ein zu den Stadtgütern der Stadt Troppau gehöriges Dorf im troppauer Kreise des österreichischen Herzogthums Schlesien, eine Stunde von Troppau entfernt, mit 517 Einwohnern (255 männliche und 262 weibliche) und einer Schule. Der Ort ist der troppauer Stadtpfarre eingepfarrt. (*G. F. Schreiner.*)

OTTENGRÜN, 1) ein Gut des Grafen Cajetan von Berchem-Haimhausen im egerer Bezirke des Königreichs Böhmen mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte. Auf dieser Herrschaft ist zu Erneſtgrün ein obrigkeitliches Eisenwerk im Betriebe, welches Guß- und Schmiedeeisen liefert. 2) Ein Dorf der gleichnamigen Herrschaft, ungefähr drei Stunden südlich von Eger in der Nähe der bairischen Grenze, zwischen mittelhohem Gebirge, das reich

5) Des ehemaligen Reichsstifts Ottenbeuren Benedictinerordens in Schwaben sämmtliche Jahrbücher in Verbindung mit der allgemeinen Reichs- und der besondern Geschichte Schwabens, diplomatisch, kritisch und chronologisch bearbeitet von P. Maurus Feyerabend, Benedictiner und Prior des ehemaligen Reichsstifts (Ottenbeuren 1813—1816.) 4. Bd. Mit einem Kupfer und einer Karte.

Digitized by Google

an Eisen ist, mit einem Schlosse, einer Mahlmühle, einer dem h. Sebastian geweihten Kirche und einer zum egerer Vicariats-District des prager Erzbisthums gehörigen Local-Kaplanei, zu welcher im J. 1831 583 katholische teutsche Einwohner eingepfaret waren. Das Patronatsrecht kommt dem Gutsbesitzer zu. (*G. F. Schreiner.*)

OTTENS (Fredeeie), seinen Lebensverhältnissen nach wenig bekannt, war wahrscheinlich ein Bruder vom Buch-, Kunst- und Kartenhändlee Reiner Ottens*) und von Josua Ottens. Füßli nennt in seinem Künstleelexikon zwei holländische Kupferstecher, Fred. und J. Ottens, welche nach A. Boonen, C. Müller und Schwarz, und Basan (Dictionnaire der Kupferstecher, 2. B.) sagt, daß Fred. Ottens im Geschmacke von Picart gearbeitet und gegen d. J. 1724 gelebt habe. Dies ist richtig, da Fe. Ottens Schüler des B. Picart war und wie sein Lehrer sehr viele Vignetten und Titel zu Büchern arbeitete. In dem Werke von Cesar Ripa, bei Boitet in Delft 1727 erschienen, ist besonders viel von ihm.

Unter den Arbeiten der Schüler von B. Picart in der königl. Kupferstichgaleeie zu Dresden sind mehre seiner Blätter aufbewahrt. Auch spricht von ihm van Eynden und Willigens in ihree holländischen Künstlergeschichte, Vol. I. (*Frenzel.*)

OTTENSCHLAG, eine Herrschaft und Markt im Viertel ob dem Mannhartsberge des Erzherzogthums Österreich unter der Enns, zwischen dem großen und kleinen Kremsflusse in einer hügeligen Gegend gelegen, mit einem Schlosse und einer eigenen, zum Dekanat Spitz des Bisthums St. Pölten gehörigen, katholischen Pfarre, Kirche und Schule, über welche dee Herschaft das Patronatsrecht zusteht, 94 Häusern und im J. 1830 565 teutschen, katholischen Einwohnern, welche größtentheils sich vom Feldbaue ernähren. Die Pfarre des Marktes ist schon alt, wird von einem Priester besorgt, umfaßt außer dem Markte die Dörfer Neuhof, Jungschlag, Endlas, Reith und Pernreith, und zählte in dems. J. 1001 katholische Pfarrkinder. Hier werden fünf Jahrmärkte gehalten. (*G. F. Schreiner.*)

OTTENSEN, Kirchdorf in Holstein, in der Nähe von Altona, mit 270 Häusern, worunter mehre schöne Landhäuser von Hamburgern, und 1500 Einwohnern. Auf dem Kirchhofe liegt der Dichter Klopstock begraben; hier starb 1806 nach der Schlacht bei Auerstädt der Heezog Karl Wilhelm Ferdinand von Beaunschweig. (*L. F. Kämtz.*)

OTTENSHEIM, 1) eine große Landgerichtsherrschaft am linken Donauufer im Mühlviertel des Erzherzogthums Österreich ob der Enns, welche im Besitze des Übersahrtsrechtes zu Landshaag ist, einem Dorfe, das gegenübee von dem Markte Aschach liegt. Größtentheils wird dort Getreide und Vieh in das Mühlviertel übergefahren. Das Gebiet dieser Herrschaft ist größtentheils eben und hügelig, reich an Getreide und Holz. 2) Ein ansehnlicher Marktflecken, dicht am linken Ufer der Donau, nahe an der Mündung der kleinen Rottel, in einer anmuthigen, an Wiesen und malerischen Landschaften reichen Gegend, zwei Stunden von Linz gelegen, mit einem auf einer Anhöhe erbauten alten noch bewohnbaren Schlosse, einer Commissariats-Bezirks-Gerichtsbarkeit, einer eigenen katholischen Pfarre, Kirche und Schule, 140 Häusern und 980 Einwohnern, welche eine starke Obstbaumzucht mit Sorgfalt dagegen nur einen sehr geringen Ackerbau treiben, einem Brauhause, einer nicht unbedeutenden Wollisfabrik, welche mehre Aebeiter beschäftiget, einem Hauptjahemarkte. Der Markt ist einer der ältesten im Lande; nach einer Sage soll hier Kaiser Otto III. geboren worden sein, was eine alte Inschrift an einem Hause verkündet. Auch die Pfarre ist alt, dem heiligen Aegydius geweiht, im Dekanat St. Johann in der linzer Diöcese gelegen, mit einem Pfarrvicar aus dem Cistercienserstifte Wilhering, dem auch das Patronatsrecht über dieselbe zusteht; im J. 1832 wohnten im Sprengel dieser Pfarre 1641 Katholiken und fünf Akatholiken. Der Markt wurde 1809 von den Franzosen geplündert. (*G. F. Schreiner.*)

OTTENSOOS, auch **ODENSOOS**, **OTENSOOS** geschrieben, und auch **OTTMENSOOS** genannt, ein im Landgerichtsbezirke Lauf gelegenes, und mit protestantischer Kirche und Schule dem Dekanat und der Districtsschulen-Inspection zu Lauf untergeordnetes Pfarrdorf des baierischen Rezatkreises von 84 Feuerstellen. Der Ort ist bemerkenswerth, weil er einer adeligen Familie den Namen gegeben hat, mit Steinen ummarkt ist und schon im J. 903 bekannt gewesen sein soll. (*Penkohl.*)

OTTENSTEIN, 1) eine gräflich Tannbeegische Herrschaft und Schloß im österreichischen Kreise ob dem Mannhartsberge. 2) Ein Flecken im braunschweigischen Weserdistrict, unter 27° 3′ 5″ Länge und 51° 56′ 53″ nördl. Breite, mit 147 Häusern, mehr als 1000 Einwohnern, einem Kreisgerichte, Schloß, Amthaus und einee Kirche. Strumpfstrickerei, Garnspinnerei, Brauerei und Feldbau beschäftigen die Einwohner vornehmlich. 3) Ein Marktflecken in der gräflich Sam'schen Standesherrschaft Ahaus, im Regierungsbezirke Münster, der preußischen Provinz Westfalen, im Kreise Ahaus, am Luntnee Ben mit 830 Einwohnern. (*Eiselen.*)

OTTENTHAL, auch **OMPITHAL** genannt, ein großer Marktflecken im tyenauer Bezirke der preßburger Gespanschaft im Kreise diesseit der Donau Niederungerns, in einer waldreichen Gebirgsgegend, an der von Preßburg längs des östlichen Fußes der Karpathen über Modern in die neutraer Gespanschaft führenden Straße, nächst Libersburg und Eseszte, zwei Stunden westnordwestlich von der Stadt Tyrnau entfernt mit einee zum szomolaner District des graner Erzbisthums gehörigen katholischen Pfarre, welche schon seit dem J. 1390 besteht, einee katholischen Kirche und Schule, über welche den Erben des Grafen Rudolf Pálffy das Patronatsrecht zusteht, 126 Häusern und 916 slowakischen Einwohnern, worunter 905 Katholiken. (*G. F. Schreiner.*)

OTTER (Johann), Professor der aeabischen Sprache

*) R. Ottens ist sehr bekannt durch die Herausgabe vieler schöner holländischer Radirungen; diejenigen Abdrücke oder Blätter dieser Meister, die mit Ottens, Clem. de Jonghe's und Wyngaerde's Adresse bezeichnet sind, gehören zu den vorzüglichern, da sie noch vor der Retouche der Platten herausgegeben wurden.

Digitized by Google

zu Paris, Sohn eins wohlhabenden Kaufmanns zu Christianstadt in Schweden, wo er 1707 geboren war. Er studirte drei Jahre auf der Hochschule zu Lund Theologie, Physik und neuere Sprachen, die er mit seltener Leichtigkeit ohne mündlichen Unterricht erlernte. Ein geheimer Umgang mit Katholiken bewog ihn, zu Stockholm den Lutheerischen Glauben abzuschwören, und der damalige französische Gesandte am schwedischen Hofe verschaffte ihm Gelegenheit, in dem Seminar zu Rouen sich weiter auszubilden. Durch seine Fertigkeit in der englischen, spanischen, italienischen, teutschen, dänischen und französischen Sprache, die er zum Theil wie seine Muttersprache redete, wurde der Cardinal Fleury bewogen, ihn im J. 1734 auf Kosten der Regierung nach der Levante zu senden, um die türkische, arabische und persische Sprache zu erlernen. Zehn Jahre lang beachte er auf dieser Reise zu, verweilte mehre Jahre zu Ispahan und Basra, und erwarb sich nicht nur eine genaue Kenntniß von den Sprachen der bereisten Länder, sondern auch von Allem, was auf die Literatur, Geographie, Geschichte, und die politischen Verhältnisse derselben Beziehung hat, und was dazu dienen konnte, das Handelsinteresse Frankreichs zu befördern. Nach seiner Rückkehr nach Paris wurde er bei der königl. Bibliothek als Dolmetscher für die morgenländischen Sprachen angestellt und im J. 1746 zum königl. Professor der arabischen Sprache ernannt. Die Akademie der Inschriften nahm ihn im J. 1748 unter ihre Mitglieder auf, aber schon am 26. Sept 1749 starb er. Die Resultate seiner vieljährigen sorgfältigen Forschungen und Beobachtungen hat er der Welt mitgetheilt in seinem in geographischer und historischer Hinsicht immer noch schätzbaren Buche: **Voyage en Turquie et en Perse, avec une relation des expeditions de Thamas Koulikhan.** (Par. 1748.) Vol II. 12. Teutsch, mit einigen Anmerkungen, vollständigem Register und des Verfassers Leben von G. F. Carl. Schad. (Nürnberg 1781—1789.) Zwei Bände. Ohne Schmuck und meist etwas trocken sind Otter's Berichte, aber immer lehrreich. Von seiner Verarbeitung der morgenländischen handschriftlichen Quellen in der königl. Bibliothek, zu einer kritischen Geschichte der Araber, findet man einige Fragmente in den Mém. de l'acad. des inscript. T. XXI. p. 111 sq. 125 sq. *). (*Baur.*)

OTTER, 1) ein Fluß Nordamerika's, welcher im Staate Vermont, in der Grafschaft Bennington, entspringt und von hier nach Norden läuft, um sich unterhalb Vergennes in den Champlainsee zu ergießen. – Bei der Einmündung macht dieser See die **Baye aux Vaisseaux**, die einen guten Hafen bildet. 2) Kleiner Fluß im Staate Michigan, Grafschaft Monroe, welcher sich in den Eriesee ergießt. — Noch mehre andere kleine Flüsse in den vereinigten Staaten haben denselben Namen. (*L. F. Kämtz.*)

Otter, s. **Lutra, Berus, Coluber.**

*) Éloge d'Otter par *Bougainville*, in den Mém. de l'acad. des inscript. T. XXIII. hist. p. 297. Teutsch in (Meusel's) Lebensbeschr. merkw. Pers. 1. Th. S. 261. Wachler's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. S. 67. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. XXXII (von Catteau-Calleville).

OTTERAAEN (sprich: Otteròn), ein ansehnlicher Fluß im südwestlichen Norwegen im Stifte (Bisthume) Christianssand. Derselbe entspringt in den Gebirgen an der Grenze von Ober-Tellemarken (im Stifte Aggerhuus); 25 Meilen lang ist er schiffbar und fällt dann bei Christiansand, wo er einen der tiefen und geschützten Häfen dieser Stadt bildet, ins Meer. (*v. Schubert.*)

Otterbalg, s. **Otterfell.**

OTTERBEIN (Georg Gottfried), reformirter Prediger zu Duisburg am Rheine, geboren im J. 1731 zu Frohnhausen, im Nassau-Dillenburgischen, erhielt 1756 die Predigerstelle zu Düsselwaedt im Clevischen, kam 1762 nach Duisburg und starb daselbst den 10. Sept. 1800. Unter seinen Schriften, die nicht ohne Beifall blieben, sind die bekanntesten: Lesebuch für teutsche Schulkinder (Dessau 1784; dritte Auflage, Lingen 1791); eine reichhaltige kleine Encyklopädie. Unterweisung in der christlichen Religion nach dem heidelberger Katechismus (Dessau 1786, 1789); schätzbar sind die beigefügten Winke zum Nachdenken und zur Übung der vorgetragenen Lehren. Der Geist des wahren Christenthums; eine Reihe praktischer Erklärungen des 12. Capitels des Briefes an die Römer. Zwei Abtheil. (Lingen 1792.) Predigten über den heidelberger Katechismus (Duisburg 1800, zwei Theile), weder in Materie noch Form befriedigend *). (*Baur.*)

OTTERBERG, 1) ein Canton im Landcommissariat Kaiserslautern, mit 10,683 Einwohnern im baierischen Rheinkreise. 2) Ein Städtchen an der Otter, mit einem evangelischen und einem katholischen Pfarramte in dem Dekanat Kaiserslautern, einem Friedensgerichte, Bürgermeisteramte, Rentamte, Wollenwebere, Gärberei, Horn- und Schafviehzucht, starker Obstcultur und überhaupt großer Betriebsamkeit, 265 Hauptgebäuden, 233 Nebengebäuden, 2368 Einwohnern (unter welchen 58 Juden), im Landcommissariat Kaiserslautern, wovon es zwei Stunden entfernt ist. Der Ort, durch das ehemalige Cistercienserkloster entstanden, ward durch den Kunstfleiß einer Colonie Wallonen gehoben. Die sehr schöne Kirche mit einem durch Blitz zerstörten Thurme enthält große Merkwürdigkeiten. (*Eisenmann.*)

OTTERFANG und OTTERJAGD. Der Jäger kann auf das Vorhandensein der Fischotter in einer Gegend aus mehren Umständen schließen. Das Erste ist die **Spur** (Fährte, Fußabdruck) derselben. Diese hat auf den ersten Anblick viele Ähnlichkeit mit der eines Dachses, unterscheidet sich aber in der reinen (ganz abgedruckten) Spur durch die dann in derselben bemerkbare Schwimmhaut zwischen den Zehen, sowie durch wenige starke, fast unbemerkbare Ballenabdrücke, und dadurch, daß immer zwei Tritte ziemlich dicht neben einander, einer davon aber immer etwas rückwärts steht. Auch bemerkt man in weichem Boden oder im Schnee eine kleine, stellenweise unterbrochene Furche als Folge des Nachschleifens der Ruthe (Schwanz). Wenn harter Boden das Auffin-

*) Charakteristik der Erziehungsschriftsteller. S. 338. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 10. Bd.

Digitized by Google

den der Spur unmöglich macht, so verräth die Otter ihre Gegenwart auch durch die Losung (Koth), welche sie auf kleinen Inseln und Sandhägern fallen läßt, und die man leicht an den eingemengten Fischgräten und an dem starken Thrangeruch erkennt. Wo eine Otter sich öfter aufhält, findet man häufig herumliegende Köpfe und ganze Fischskelette, und im Sommer verbreiten diese Überreste ihres Raubes einen üblen Geruch.

Da die Fischotter sehr scheu ist, so kann man bei derselben nicht immer auf einen sichern Wechsel (denselben Weg) schließen, doch behält sie, wenn sie wieder in eine Gegend kommt, denselben Aus- und Einstieg am Wasser, wonach sich also der Jäger richten kann. Zu der Jagd dieses Thieres bedient man sich namentlich der Otterhunde (s. d. Art.) und Ottergarne.

Wenn man mit Otterhunden jagen will, so braucht man dazu zwei Garne, welche auf den Flügeln die Form einer gemeinen Fischerwade, in der Mitte aber einen 16 — 18 Ellen langen Küttel (Hamensack) haben, der sich nach und nach so verengert, daß die Otter, je weiter sie hineinkommt, desto weniger umzukehren vermag. Man strickt diese Garne aus Bindfaden, welcher so dick, als der zu Rehnetzen sein muß, und richtet sich mit der Länge nach der Breite des Flusses, denn es muß, schräg flügelig aufgestellt, in diesem von einem zum andern Ufer reichen. In der Höhe muß es 24 vierzollige Maschen halten; an der Unterleine wird es stark mit Eisen, an der Oberleine aber mit vielen Flossen von Kork oder Holzrinden versehen. An den Seiten bekommen diese Garne Stangen, gleich den Fischerwaden. Außerdem braucht man noch ein Paar, mit ebenso starken und weiten Maschen, wie die Garne gestrickte Hamen, mit spitzig zulaufenden Kütteln, übrigens ganz wie die gewöhnlichen Fischerhamen geformt. Man kann, wenn man will, an denselben Zugleinen anbringen, welche an der Stange befestigt von selbst den Hamen zuziehen, wenn die Otter hineinfährt.

Um mit diesen Garnen zu jagen, wird das Gewässer, wo man die Otter zu finden hoffen darf, so mit den Garnen bestellt, daß die aufgejagte Otter, sie mag stromauf- oder abwärts gehen, in eines der Garne gerathen muß, und damit dies um so leichter geschehe, legt man die Kütteln nach Außen, zieht die Garnflügel an beiden Seiten an das Ufer schräg vor, verpflöckt und verhakt sie daselbst recht fest und stellt ein Paar Leute zur Wehre dabei an. Bei dem Aufstellen der Garne muß Alles sehr still zugehen, auch darf das Ufer des abzujagenden Wassers überhaupt nicht beunruhigt werden. Man stellt dann an jeden Garnküttel einen Schützen, oder einen Mann mit einer Gabel, der sich ganz ruhig verhalten muß, und dann sucht auf jedem Ufer ein Jäger von einem Manne mit dem Hamen begleitet ab. Wenn der Hund eine Otter in dem Baue stellt und der Jäger hinzu kann, ehe sie in das Wasser flüchtig wird, so läßt er den Hamen vorhalten, macht sich aber schußfertig, um die aus ihrem Schlupfwinkel vertriebene Otter, wenn sie in den Küttel fährt, oder mit demselben in die Höhe kommt, erlegen zu können. Wenn sie aber entgeht und die Hunde sie nicht vorher packen, so fährt sie in das Wasser, wird hier von den Hunden verfolgt und muß dann in eins von den Garnen gerathen, wo sie entweder geschossen oder von dem Manne, der am Küttel steht und der nur von Hinten zustoßen darf, gestochen wird.

Ein solcher Otterfang ist für Gegenden, wo die Ottern nur einzeln vorkommen, zu kostbar, weshalb sich denn der Jäger damit begnügt, sie zu schießen, indem er sie gelegentlich zu beschleichen sucht, oder bei ihrem Ausstieg auf dem Lande oder auf dem Eise bei ganz mondhellen Nächten erwartet. Es gehen hierbei oft 8—14 Nächte hin, ehe er nur irgend zum Schusse kommt, da die Otter nur in unbestimmten Zwischenräumen denselben Ausstieg wieder besucht. Übrigens muß der Jäger seinen Platz recht verborgen wählen, so gegen die Kälte geschützt sein, daß er stundenlang unbeweglich sitzen kann, muß guten Wind haben, seine Flinte mit Schrot Nr. 0 oder mit Rehposten laden, und darf nicht eher schießen, als bis die Otter ganz am Lande ist, auch durchaus nur auf den Kopf halten und sich mit einem guten, stillliegenden Hunde versehen, welcher der Otter nachfahren kann, wenn sie, nicht ganz scharf geschossen, wieder in das Wasser fährt, packt, da sie dasselbe immer zu erreichen sucht, wenn sie irgend noch fort kann.

Am sichersten fängt man die Otter in einem Tellereisen, welches mit einer sehr starken Feder oder noch besser mit zwei Federn versehen sein, auch sonst stark genug sein und nach den gewöhnlichen Regeln sorgfältig geputzt werden muß. Vor allen Dingen muß man sich nun des Ausstiegs der Otter versichern und ob das Wasser hinlänglich tief, doch nicht zu tief ist und daß das Wasser wenigstens binnen 24 Stunden seine Standhöhe nicht ändert. Denn es ist am besten und am sichersten, selbst ohne Witterung, das Eisen dicht an den Ausstieg in und unter das Wasser zu legen, als dasselbe auf dem Lande anzubringen. Die Legung des Eisens wird auf folgende Weise bewerkstelligt: Vier oben in Mücken (Gabeln) ausgehende Pfähle werden ungefähr so ⁘ vor dem Ausstieg eingeschlagen, soweit von einander entfernt und so tief, daß, wenn zwei Stäbchen in den Mücken befestigt worden, das aufgestellte, durch den daran befindlichen, über den Bügel geschlagenen Haken gesicherte, auf den Stäbchen, ohne zu wanken, ruhende Eisen überall zwei Querfinger hoch mit dem Wasser überdeckt ist. Wenn dies Alles vorgerichtet, wird das Eisen aufgelegt. Wenn es nur eine Feder hat, so richtet man diese nach dem Lande hin und unterstützt sie entweder durch einen kleinen Pfahl, oder läßt sie etwas in das Erdreich ein; hat das Eisen aber zwei Federn, so kehrt man selbige nach beiden Seiten und unterstützt eine jede. Sodann wird die am Eisen befindliche Kette unter dem Wasser hin an das Land gezogen, eine feste Leine an dasselbe geschleift und diese etwa 5—6 Schritte weit vom Ufer an einem tüchtigen Pfahle so befestigt, daß, wenn sich die Otter fängt, sie mit dem Eisen ungehindert in die Tiefe des Wassers fortgehen kann und darin ertrinken muß. Dann aber legt man in einer zwischen dem Ufer und dem Leinenpfahle aufgehackten Rinne, Leine und Kette zusammen und bedeckt sie mit Sand oder Erde dem Boden gleich; endlich

Digitized by Google

wird der Sicherungshaken an dem Eisen zurückgeschlagen. In schilfigen Gewässern, nicht aber in Flüssen und Bächen, die ein reines Ufer haben, wird die Otter noch leichter auf das Eisen gehen, wenn man einen Rohrstengel mit einem Blatte nimmt, diesen mit etwas weniger Witterung bestreicht und so an einer der hintersten Mücken befestigt, daß das Blatt dicht über dem Wasser steht. In seichten Bächen und Gräben kann das Eisen sofort auf den Grund gelegt werden, doch muß man dann ein sehr starkes wählen, damit es die Otter weder ruiniren, noch sich daraus befreien kann. Wenn man das Eisen nicht in das Wasser legen kann, so muß man es freilich auf dem Lande anbringen, dann aber wird die Sache schwieriger und man muß Alles sehr sorgfältig herstellen, wenn der Fang gelingen soll. Eine Hauptsache hierbei ist eine gute Witterung, d. h. eine Mischung von allerlei riechenden Dingen, deren Geruch der Otter angenehm ist, und sie herbei zieht, etwa wie das sogenannte Katzenkraut die Katzen. Da es doch manchmal vorkommt, daß das Eisen fehl schlägt, so ist es nothwendig, mehre Witterungen zu haben, da, wenn die Witterung nicht verändert wird, das Thier nicht wieder an das Eisen geht. Wir geben diese Witterungen nach den Vorschriften, welche Winkell in seinem Handbuche für Jäger mittheilt.

1) Man lasse acht Loth reines Schweinefett in einem neuen, reinen Tiegel zergehen, thue dann eine Hand voll Baldrianwurzel, vier Gran Bibergeil und drei Gran Kampher, Alles gröblich zerstoßen, hinzu, lasse es unter beständigem Rühren mit einem reinen, schalenlosen Hölzchen so lange über Kohlen, oder besser noch in einem Bratofen kröschen, bis es gelblich wird. Dann seihe man es durch ein feines, reines Leinwandläppchen in eine neue steinerne Büchse, binde sie gut zu und verwahre sie an einem kühlen Orte.

2) Man lasse das beim Sieden eines vier bis fünf Pfund wiegenden Karpfens abgeschöpfte Fett über Kohlen zergehen, thue vier Gran Bibergeil oder besser noch ebenso viel von der frischen oder getrockneten klebrigen Substanz, welche man am Ende des Mastdarms des Ottermännchens oder in der sackförmigen Falte unter der Nuß (Geschlechtsglied) des Weibchens findet, hinzu, und lasse Alles unter gleichem Verfahren, wie bei Nr. 1 etwa zwei Minuten lang braten, thue es dann in eine Büchse und verwahre diese, gut zugebunden, an einem kühlen Orte.

3) Man bereibe sämmtliche Theile des Eisens blos mit wilder Krausemünze.

4) Man rühre eine Hand voll Fischottrrlosung, den Roggen eines einpfündigen Karpfens, ein Quentchen gestoßener Baldrianwurzel unter acht Loth weißen Fischthran und verwahre die Mischung wie bei Nr. 1 gelehrt. Demnächst bestreue man eine Ruthe mit Teufelsdreck und ziehe dieselbe einige Male über den Platz, wo das Eisen liegt.

5) Hechtleber, Karpfengalle, Krebseier und Otterlosung zusammen in einem gut gereinigten, noch besser neuen Serpentinmörser gestoßen und Eisen, Kette und Leine damit berieben.

6) Man nehme vier Gran sehr gutes Bibergeil, drei Gran weißen Kampher, eine halbe Hand voll frisch getrockneter, klein geschnittener Angelicawurzel, und brate dies Alles in acht Loth Gänse- oder Schweinefett, ebenso wie bei Nr. 1 gesagt worden, verfahre auch im Übrigen so damit.

7) Acht Loth frisches Schweinefett oder ungesalzene Butter zerlasse man, wie bei Nr. 1 vorgeschrieben, thue dann vier Gran Bibergeil, drei Gran weißen Kampher, eine halbe Hand voll Baldrianwurzel, ein und einen halben Gran Zibeth, einen Gran Moschus hinzu, lasse Alles braten, bis es gelblich wird, dann seihe man es durch und verwahre es, wie oben gesagt.

Nach Winkell haben die Vorschriften 1, 3, 5, 7 fast gleichen Werth, doch zieht er Nr. 6 und 7 den übrigen noch vor.

8) Ganz unfehlbar soll der Erfolg sein, wenn man sich den Geilensack von der Zibethkatze verschaffen, damit das Eisen bestreichen und ein Stückchen von der Größe einer Linse unter den Teller legen kann. Winkell bemerkt hierzu noch, daß, wenn man bei Anwendung von Witterungen, zu welchen weder Moschus noch Zibeth genommen wird, eine kleine Quantität von einer dieser Substanzen nehme und mit etwas Triebsand gemischt auf den Platz streue, wo das Eisen gelegt werden soll, die Otter ihr Wohlbehagen durch Wälzen auf dieser Stelle zu erkennen gibt, weshalb der Fang sicher gut von Statten gehe, wenn man das Eisen nur schwach verwittere, jenes Sandgemenge aber ganz schwach darauf hinstreue.

Soll nun das vorher mit Wasser und Sand rein abgeriebene und dann getrocknete Eisen auf dem Lande gelegt werden, so muß dies, nachdem man sich vorher die Hände und Fußsohlen, auch alle zu gebrauchende Werkzeuge schwach verwittert hat, so nahe als möglich hinter dem Ausstiege geschehen. Man schneide zu dem Endzwecke die ganze Form des Eisens in die Erde so ein, daß, wenn eine Feder daran befindlich ist, diese nach Hinten zu, wenn es aber deren zwei hat, solche auf beide Seiten hinaus gerichtet sind. Dann aber wird die Erde aus diesem Einschnitte so tief herausgeschafft, daß das aufgestellte Eisen, bei welchem der Sicherungshaken über den Bügel geschlagen ist und das mit jeder Feder und dem Kranze auf kleinen Dachziegelstückchen unbeweglich fest ruhen muß, ¼ Zoll tief unter der Erde liegt. Hierauf streicht man, wenn frische Witterungen gebraucht werden, etwa einer kleinen Haselnuß groß nach und nach auf ein leinenes Läppchen und bereibt damit jeden Theil des Eisens, der Leine und der Kette. Von den Witterungen Nr. 3, 5, 8 nimmt man ein wenig in die Hand und bereibt damit alles oben Genannte. Ist nun das Eisen wieder in den Einschnitt gelegt, so bedeckt man die Wirbel, Bügel und den Zwischenraum zwischen letzterm und dem Teller leicht mit trocknem Weidenlaub, überstreut dann den ganzen Platz überall der Erde gleich mit Erde oder Triebsand, legt die Kette und Leine so zusammen, daß sie sich nicht verschlingen kann und in die dazu ausgehakte Rinne, bedeckt diese mit Erde und bindet das Ende der Leine an einen so eingeschlagenen Pfahl oder benachbarten Baum, daß, wenn sich die Otter fängt, sie mit dem Eisen in das Wasser fahren kann. Endlich hebt man vorsichtig den

Digitized by Google

Sicherungshaken mit einem Stäbchen vom Bügel und bedeckt auch ihn mit Erde. Zuletzt räumt man alles umherliegende Erdreich weg und verkehrt mit einem Strauche, hinter der Feder das Eisen stehend, den ganzen Platz, wo gearbeitet ward, und rückwärts gehend den Weg, auf welchem man kam, etwa 15 Schritte weit. Übrigens gebe man die Hoffnung, die Otter zu fangen, nicht auf, wenn auch acht, zehn und mehre Tage vergehen; denn es ist schon der Fall vorgekommen, daß sie erst nach sechs Wochen in das Eisen ging. Wenn übrigens mehre Ausstiege vorhanden sind, so ist die Aussicht, bald zu fangen, natürlich desto größer, wenn vor jeden Ausstieg ein Eisen gelegt wird. Die Fangplätze müssen täglich wenigstens einmal besucht und die dahin genommenen Wege jedesmal wieder, rückwärts gehend, verkehrt werden. Die beste Fangzeit fällt in die Monate April und Mai. Sollte der seltene Fall eintreten, eine Otter lebendig zu fangen, so wird sie durch Schläge quer über die Nase todtgeschlagen. Wenn sie durchaus kalt geworden ist, streift man sie auf folgende Art: Man schärft zuerst den Balg an den Vorder- und Hinterläufen auf (schneidet ihn auf), an erstern doch nur bis dahin, wo die Schaufeln der Blätter (Schulterblätter) am Kribe anliegen, an letztern aber bis an das Weideloch (After), dann auch die ganze Ruthe (Schwanz) vom Weideloche bis zur Spitze. Nachdem nun dieses sowol als die Läufe wirklich gestreift und die Hinterläufe oberhalb des Knies eingehäset (hinter der Sehne durchgestochen), hängt man die Otter mit beiden Hessen an einen Haken, streift dann den ganzen Balg übergeschlagen bis an die Vorderläufe ab, zieht nun diese aus dem Balge und streift hierauf weiter, bis an die Lauscher (Ohren). Nachdem diese ausgelöst sind, muß der Balg am ganzen Kopfe mit Vorsicht abgeschärft werden, ohne irgendwo etwas stehen zu lassen. Man zieht den Balg mit der haarigen Seite inwendig auf ein keilförmiges, ihn hinlänglich ausdehnendes Bret, reibt ihn auf der nun auswendig kahlen Seite mit Asche und Salz ab, und trocknet ihn an der Luft, aber nicht in der Sonne oder am Ofen. Im Sommer muß man ein recht harziges kiefernes Bret nehmen und zur Verwahrung gegen die Motten soll man Kampher in die Haare streuen. Doch hat Verfasser dieses Artikels leider oft genug die Erfahrung gemacht, daß der Kampher gegen die Motten nicht schützt. Die beste, leichteste und sicherste Methode, Pelze gegen die Motten zu bewahren, ist nach Winkell Aufbewahrung in einem den Winter über geheizten Ofen. Soll das Fischotterfleisch gegessen werden, so wird die Otter erst nach dem Streifen aufgebrochen, ausgeweidet und wie der Dachs zerlegt. (Dr. *Thon.*)

OTTERFELLE oder OTTERBÄLGE, werden die Häute oder Felle der Säugthiere aus der Gattung Lutra, sowie einer Art aus der Gattung Mustela genannt, indem letztere früher zu jener gezählt wurde. Die Pelzhändler und Kürschner mögen wol die Arten nicht selten mit einander verwechseln, indem sie solche kaum anders als nach den Gegenden und nach der Verschiedenheit des Pelzes, welche oft nur von der Jahreszeit herrühret, unterscheiden. Auch rechnet man hierher mitunter Felle, welche gar nicht zu den Otterfellen zu zählen sind, wie denn unter andern in der neuen Ausgabe von Schedel's Waarenlexikon die Chinchilla-Felle zu diesen Fellen gezählt sind, obgleich die Chinchilla ein ganz anderes Thier ist, da sie zu den Nagethieren gehört und den Cavien verwandt ist. Dasselbe Werk hat unter dergleichen Rubrik auch der Felle des Schnabelthiers (s. d. Art. Ornithorynchus) gedacht und die Meinung aufgestellt, als würden dieselben als ein schönes Pelzwerk bald in den europäischen Handel kommen. Courtin (Schlüssel zur Waarenkunde) geht noch weiter, indem er sie sogar schon in den Handel kommen läßt. Dieß ist aber weder der Fall, noch wird es überhaupt dazu kommen, denn diese Thiere können wegen ihrer Seltenheit in dem Lande selbst an sich schon zu keinem großen Handelsgegenstande werden, man müßte sie denn in Neuholland noch irgendwo in Menge entdecken, und dergleichen Felle sind unseres Wissens bis jetzt nur in den Händen der Naturalienhändler, keineswegs aber der Pelzhändler, würden auch für diese keinen andern Reiz als ihre Kostbarkeit haben, da sie an sich gegen viele andere zurückstehen müssen. Überhaupt ist die Waarenkunde des Pelzwerks noch ein weites Feld für Berichtigungen, denn man kennt viele Thiere viel zu wenig, um nach den oft sehr verstümmelten Fellen entscheiden zu können, welchen derselben diese letztern angehören. Diejenigen Gegenden, in welchen der Pelzhandel in den ersten Quellen hauptsächlich zu Hause ist, werden oft kaum von civilisirten Reisenden besucht; viele Otter, z. B. des nördlichen Amerika's, von woher eine so große Menge Felle kommen, wurden noch kaum von dem Fuß eines Naturforschers betreten, und manche Thiere kannte man eine Zeit lang nur aus dem Felle, wie z. B. eben die oben erwähnte Chinchilla.

Nicht alle Otterarten haben ein als Pelz brauchbares Fell, weshalb auch wol dieses gar nicht oder nur wenig in den Handel kommt, doch müssen wir ihrer gedenken, insofern dadurch eine genauere Unterscheidung herbeigeführt wird, welche allerdings wünschenswerth ist; andere Arten, wie z. B. die aus Paraguay, kommen nur deswegen nicht in den Handel, weil den Eingebornen noch nicht bekannt wurde, daß die Felle derselben recht gut einen Handelsgegenstand abgeben würden. Da wir es hier nur mit den Fellen zu thun haben, so können wir über die Naturgeschichte dieser Thiere uns nicht weiter verbreiten, sondern müssen auf die desfalsigen lateinischen Artikel verweisen.

Die erste Art ist die in Teutschland gemeine oder Fischotter (Lutra vulgaris), welche sich in den europäischen Flüssen und auch in Asien findet. Die Länge des Leibes bis an den Schwanz ist zwei Fuß einen Zoll, die Länge des Schwanzes einen Fuß einen Zoll. Die Kennzeichen, wodurch sie sich von den andern Arten unterscheidet, bestehen in folgenden: Die Farbe ist oben tiefbraun, unten graulich, die Mundgegend, Kinn und Kehle sind blaßröthlich grau, die Ohren an der Spitze graulich. Genauer betrachtet sind die Haare theils kurz und so weich wie Seide, das sogenannte Wollhaar unmittelbar auf der Haut, theils lang und harsch, das sogenannte Sei-

denhaar, welches über jenes vorsteht. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel grau und weiß, auf dem Oberleibe oder dem Rücken an den Spitzen kastanien- oder dunkelbraun, an den Beinen licht kaffeebraun, an dem Unterleibe oder an der Kehle, Brust und dem Bauche graulich. Im Winter wird die Farbe dunkler, als sie im Sommer ist, im Alter gelblicher und der Kopf grau. An jeder Seite der Nase befindet sich ein kleiner heller, zuweilen weißer, Fleck, sowie ein anderer unter dem Kinne. Die Haare sind dichtstehend und glänzend. Der Balg ist ohne besondere Nähte, außer daß von dem Haarwirbel auf der Spitze der Nase eine Theilung nach der Mitte der Stirn und eine nach jeder Seite von da nach den Augen hinläuft. Das Weibchen ist heller gefärbt und auch schlanker gebaut. Auch gibt es hellere, gelblich weiße Abänderungen und bunte mit weißen Flecken. Die Füße sind kurz, der Kopf platt, die Schnauze breit, am Munde stehen starke, drei Zoll lange, graue Barthorsten, die Augen stehen nahe an den Ecken des Mundes und die kurzen, zugerundeten Ohren stehen niedriger als die Augen. In Teutschland ist dieses Thier überall ziemlich selten, da man ihm wegen des Schadens, den es an der Fischerei thut und wegen des guten Balges überall nachstellt; häufiger kommt es in dem Norden von Europa und im nördlichen Asien vor. Die dänischen Felle sollen meistens schwarz sein (ob eigene Art?) auch die russischen sind dunkler, als die teutschen. Man unterscheidet die letztern, sowie überhaupt die europäischen, als gemeine Otterfelle zum Unterschiede von den canadischen.

Die canadische Fischotter (**Lutra canadensis**) ist glänzend braun, Kinn und Kehle schmuzigweiß, Hals und Kopf verlängert (bei der gemeinen Fischotter beides gedrungen) die Ohren stehen mehr an einander, als bei der gemeinen Fischotter, der Schwanz ist so lang als der Körper. Sie kommt im nördlichen Amerika, namentlich in Canada, am Kupferminenflusse ꝛc. vor, und ihr Pelz ist schöner und besonders glänzend, unter dem Namen Spiegelotter bekannt.

In Guyana lebt eine andere Otterart (**Lutra enydris**, welche heller braun und unten lichter gefärbt ist, Kehle, die Seiten des Gesichts fast bis an die Ohren sind fast weiß, der Schwanz hat die Körperfarbe, ist aber unten heller. Die Länge des Körpers bis zum Schwanze beträgt zwei Zoll, der Schwanz selbst 18 Zoll.

In Carolina findet sich eine schwarzbraune Otterart (**Lutra lataxina**), welche nur an der Unterseite etwas blässer ist, die Wangen, Schläfe, Lippen, Kinn und Kehle sind blaß graubraun, der Hals unten braungraulich, lange dichtstehende Seidenhaare bedecken die lang stehenden, sehr dichten und sehr weichen Wollhaare ganz. Jüngere Exemplare sind fast ganz tiefbraun, nur unten zuweilen etwas blässer, die Länge des Körpers bis an den Schwanz ist zwei Fuß neun Zoll, der letztere mißt einen Fuß fünf Zoll.

Die brasilianische Fischotter (**Lutra brasiliensis**), welche indessen sich auch im südlichen Nordamerika finden soll, zeichnet sich besonders darin aus, daß ihre Schnauzenspitze nicht nackt ist, sondern nur die Umgebung der Nasenlöcher; das Fell ist glänzend gelbbraun, die Gliedmaßen und der Schwanz dunkler, die Mundgegend, Kinn und Kehle und der Hals unten sind blaßgelblich, die kurzen, glatten Seidenhaare bedecken die ebenfalls kurzen Wollhaare kaum. Die Körperlänge ist drei Fuß neun Zoll, die Schwanzlänge fast zwei Fuß. Der Prinz von Neuwied sagt von dieser Art: Das ganze Thier ist mit einem schönen kurzen, sanften, bräunlichen Haare, kürzer als an unserer europäischen Otter, überzogen. Der Unterkiefer ist weiß und der ganze Unterhals bis zur Brust mit länglichen, oft sehr abwechselnden, weißlichen Flecken oft weniger, oft mehr bezeichnet; einige Individuen sind an diesen Theilen und nur undeutlich weiß gezeichnet, mehr gelblich, besonders blos der Unterkiefer, und der Unterhals ist alsdann hell graubraun, in das Weißgraue fallend, und auf der Brust befindet sich ein runder, kleiner, röthlich gelber Fleck von ein bis anderthalb Zoll im Durchmesser. Der Bauch und die übrigen untern Theile haben immer die Farbe des Rückens, die Füße hingegen eine etwas dunkler-bräunliche Mischung. Der Prinz fährt weiter fort: Da die Lontra (wie sie in Brasilien heißt) ein schönes Fell hat, so würde man es bei uns gleich dem europäischen schätzen, allein bis jetzt bezahlt man dasselbe in der von mir bereiseten Gegend schlecht; in der Nähe großer Städte oder in sehr bewohnten Gegenden ist dies indessen schon anders. Koster (Reise in Brasilien) erzählt, daß man in der Gegend von Pernambuko ein Fischotterfell höher schätze als ein Unzenfell!

Eine Fischotterart, als deren Heimath Kamtschatka angegeben ist (**Lutra lutris**), ist auf der Rückenseite, in den Seiten und am Schwanze glänzend und gesättigt rothbraun, am Kopf, auf der Unterseite und auf der untern Seite der Vorderfüße silbergrau, die Schnauze röthlich, der Schwanz um ein Drittheil kürzer, als der Körper, welcher letzterer drei Fuß drei Zoll mißt. Der Pelz zeichnet sich durch die dichten Wollhaare von ausgezeichneter Weichheit auf dem Rücken, in den Seiten und auf den Schenkeln aus, zwischen denen nur wenige Seidenhaare stehen.

Mit der vorigen soll nach einigen Angaben die eigentliche Seeotter (**Enydris Stelleri**) eins sein. Die Größe ist ziemlich dieselbe, nämlich drei Zoll; doch wird die Länge des Schwanzes, als um ein Viertheil kürzer als der Leib angegeben. Die Farbe ist schwarz, der Kopf grau, die Kehle weiß, die Ohren aufrecht haarig. Man hat auch eine silbergraue Varietät. Sie lebt an den Küsten von Nordamerika und überhaupt auf den Inseln, welche zwischen diesem Welttheil und Asien liegen. Von ihr kommen die Meer- oder Seeotterfelle, welche ein ausgezeichnetes Pelzwerk sind, welches fast für das schönste gilt. Die Russen treiben damit einen sehr bedeutenden Handel nach China, wo diese Felle theuer bezahlt werden. Die Russen selbst unterscheiden alte Felle (Matki), Felle von halb erwachsenen Thieren (Koschloki), und die von den jungen (Medwetki). Im Nootka- und Williamsund, wie überhaupt an der Nordwestküste von Amerika, bestimmt man die Güte der Otterfelle nach dem Alter des Thieres; in den ersten Monaten sind sie blos mit weißli-

chen Haaren bedeckt und von hübschem Ansehen; diese fallen bald aus und dann folgt anderes kurzes, dunkles Haar; bei den völlig ausgewachsenen Thieren sind die Haare dicht und ganz schwarz, auch hat das Fell dann seine völlige Schönheit und wird am meisten geschätzt. Mit dem Alter nimmt die Schwärze nach und nach ab und das Haar wird grau. Die Chinesen, als große Kenner der Güte der Rauchwaaren, mit welchen bei ihnen ein unbegrenzter Luxus getrieben wird, sortiren die Seeotterfelle in sechs verschiedene Classen, von denen die besten mit dem längsten, glänzendsten und schwärzesten Haar in Canton zuweilen mit 100 Silberpiaster und mehr bezahlt werden. Selbst die Schwänze dieser Thiere werden zu Besetzungen und Verbrämungen sehr gesucht und dort theuer verkauft. Die kleinen Häute oder Stücke nennt man Ponchos; außerdem kommen auch davon sehr schmale Streifen (**Passe-poils**) auf den Markt. Wie gesagt, ist die Seeotter in den nördlichen Meeren zwischen Kamtschatka und Amerika einheimisch, vorzüglich an den Ufern der aleutischen, kurilischen, Fuchs- und andern Inseln, zwischen 50 bis 60 Gr. n. Br., doch nie in der Behringsstraße, am häufigsten aber und mit dem schönsten Pelz in der Gegend von Nootkasund und an den Küsten des nordwestlichen Amerika's, Neunorfolk, Neucornwallis, Neugeorgien, Neuhanover bis an die Küsten von Neualbion. Diese Thiere sind für Rußland wichtig geworden, seitdem man sie an den aleutischen, der Prinz-Wallis- und der Königs-Georg-Insel genauer kennen lernte und zum Handel nach China benutzte, wozu übrigens auch noch die Engländer einen großen Beitrag an Rußland liefern, indem sie jährlich selbst 7—8000 Stück Felle durch die Pelzhandel-Compagnien erhalten, wovon sie eben einen großen Theil wieder an Rußland abgeben. Überhaupt veranlaßte seit Cook's letzter Entdeckungsreise an der Nordwestküste von Amerika die Menge der dort sich findenden schönen Seeottern, deren Felle von den Chinesen immer höher als Zobel geschätzt wurden, mehre große kaufmännische Speculationen nach jenen Gegenden zum Einkaufe derselben und von da zum Verkaufe nach China, sowol durch die britischen Kaufleute in England, Bengalen, Bombay, Madras ꝛc., als auch durch mehre reiche Handlungshäuser in den nordamerikanischen Freistaaten; selbst die Spanier schickten ihre Seeotterselle von Monterey und Californien nach den Philippinen und von da nach China. Hierdurch wurde der Markt zu Canton, die Zufuhren aus Rußland dazu gerechnet, in kurzer Zeit so überführt, daß diese Felle sehr im Preise fielen und der anfänglich so große Gewinn bald bedeutend abnahm; auf der andern Seite vertheuerte die Concurrenz der Käufer in Nordwestamerika auch sehr bald den Einkauf. Anfangs gaben die wilden Bewohner die Felle für eine Kleinigkeit hin, nach einigen Jahren bestimmten sie aber schon selbst die Preise. Dessen ungeachtet ist der Handel der Engländer, der Nordamerikaner und Russen mit diesen Seeotterfellen immer noch von großer Bedeutung und läßt den Unternehmern hübschen Gewinn, denn ein ganz schönes schwarzes Fell wird oft mit 300 Gulden bezahlt. Die Russen nennen diese Otter auch Seebiber, brauchen das Pelzwerk nur für Vornehme und Reiche, versenden das Meiste über Kiachta nach China und nur wenig nach dem westlichen Europa. Auf den Inseln St. Paul und St. Georg wurden in den ersten zwei Jahren nach der Entdeckung derselben gegen 300 Stück Ottern erlegt und damals galt das Stück 100—150 Rubel.

Auch die Sumpfotter (**Mustela lutreola**), Nörz, kleine Otter, Krebsotter, Nörzwiesel, Modermarder, Menk, Minx, Schuppotter und Steinhund, welche im nördlichen Europa, Asien und Amerika einheimisch ist, gibt ihren Beitrag zu den sogenannten Otterfellen. Sie hat die Gestalt einer Otter, die Länge ist aber nur vier bis acht Zoll, die Länge des Schwanzes die Hälfte. Im Allgemeinen ist die Farbe der der gemeinen Fischotter gleich, rothbraun, unten kaum heller, der Hinterkopf, die Glieder und die Schwanzspitze dunkler, das Kinn und die Lippen und manchmal noch ein Streif am Halse sind weiß, die Fußzehen sind nur halb durch eine Schwimmhaut verbunden. Die Haare sind eben nicht lang und bedecken ein braungraues Wollhaar. Die Felle kommen besonders aus Canada, Massachusets, Connecticut und Newyork, und sind ziemlich beliebt. Von dem J. 1828 bis 1832 wurden in London ungefähr 52,000 Stück verkauft. Man schätzt sie etwas geringer als Zobel oder der Fischotter gleich, die in Teutschland geschossenen aber, deren übrigens nicht viele sind, werden nur mit geringen Preisen bezahlt.

Der Verkauf der Fischotterfelle überhaupt wird nach Stücken oder nach ganzen und halben Zehentlingen (zehn und fünf Stück) betrieben, und Leuchs gibt über diesen Betrieb folgende Auskunft: Österreich erhielt von 1809 bis 1811 jährlich für 20,000 Fl. Otterfelle. Wien erhielt von 1812 bis 1816: 5220 Stück gemeine und 3382 virginische aus dem Auslande, und sandte dahin 1360 gemeine und 610 virginische. In Hamburg kostete ein Otterfell (1824): 3½—20 Mark Banko, in Philadelphia (1821): 2½—3 Dollar. England erhielt im J. 1818 3900 Fischotter- und 9500 Otterfelle aus Canada und 500 und 1000 aus den vereinigten Staaten. (*D. Thon.*)

OTTERHUND. Die Jagd der Fischottern und Biber wurde zwar bei den alten Teutschen nicht zur edeln Jagd gerechnet, und es beschäftigten sich damit in der Regel nur gemeine Jäger, doch war sie wegen des hohen Werthes der Otter- und Biberfelle ein gar nicht unwichtiger Gegenstand. Sie wurde mittels besonders dazu abgerichteter Hunde, welche die Fischottern und Biber theils im Wasser aufsuchten und verfolgten, theils sie, wie die Dachshunde die Dachse und Füchse, in den Höhlungen am Ufer (Biberrinnen) verbellten, an nicht zu großen Flüssen und Seen betrieben, und diese Hunde sind noch in den Jagdschriften des 17. und 18. Jahrh. stets als eine besondere Abtheilung der Jagdhunde unter dem Namen „Otterhunde" aufgeführt, während sie bis zu der Zeit, wo sich die Biber an den teutschen Strömen nach und nach beinahe ganz verloren, „Biberhunde" hießen. Es ist wol keine eigenthümliche Race von Hunden, wie der Leit-, Hühner-, Jagd-, Dachshund ꝛc., sondern man dressirte dazu jeden das Wasser liebenden Hund. Am häufigsten scheint

Digitized by Google

der rauhe, sogenannte polnische, Hühnerhund dazu benutzt worden zu sein, doch wurden zum Bekriechen der Ottern- und Biberbaue auch sehr häufig starke Dachshunde abgerichtet. Sowol der Biber als die Fischotter liegen häufig in den Weidendickichten, am Ufer unter überhängendem Gesträuch, auf Inseln, welche mit Rohr und Gras bewachsen sind, wenn sie ihrer Nahrung nicht nachgehen. Hier suchte sie der Otterfänger auf, indem er mit seinem Hunde die Flußufer durchstöberte. Sobald als das Thier aufgefunden war, sprang es in das Wasser, und hier mußte es der Otterhund schwimmend so lange verfolgen, bis er es in vorgespannte Netze, oder in die Baue getrieben hatte. Die Abrichtung derselben war sehr mühsam, indem sie zum steten Schwimmen, Apportiren und Aufenthalte im Wasser von Jugend auf gewöhnt werden mußten. Auch hielt man dazu gefangene Fischottern, welche man, an einem leichten Kettchen gefesselt, im Wasser hetzte, oder nahm in Ermangelung deeselben Katzen, Füchse ꝛc., welche die Stelle der Fischottern vertreten mußten. Dabei wurde der Hund noch fortdauernd im tiefen Tauchen durch Versenkung von Knochen ꝛc. geübt, bekam vorzüglich Fische und gekochtes wie rohes Fleisch der Fischotter zur Nahrung, bis er denn durch einen alten Hund angeführt nach und nach zu einem tüchtigen Otternfänger ausgebildet wurde. Immer that aber die natürliche Anlage, ebenso wie bei den Dachshunden, Saufindern ꝛc. mehr als der Unterricht, und deshalb wurden denn auch gute Otterhunde ganz ungemein gut bezahlt. Sie gehören gegenwärtig zu den Antiquitäten, da es gar nicht schwer wird, die noch vorhandenen Fischottern in Eisen und Fallen zu fangen, oder auch wol im Winter bei Schnee auszumachen und auf dem Anstande zu schießen. (*Pfeil.*)

Otterkopf, s. Libellula.

Otterköpfchen, s. Raphidia, Cypraea monaeta.

Ottermuschel, s. Cypraea moneta.

OTTERNDORF (53° 48′ 37″ n. B., 36° 32′ 27″ ö. L.), Hauptort im Lande Hadeln im hannöverischen Fürstenthume Verden, eine Meile von der Nordsee mit einem k. Domanialamte, unter dem die 15,000 Einwohner des ganzen Ländchens stehen, einem Obergerichte und Consistorium. Die Stadt liegt am Flusse Medem, dessen Mündung in die Elbe einen kleinen Hafen bildet, hat ein Schloß, eine Kirche, eine lateinische Schule, 361 Häuser und 1800 Einwohner, welche sich vorzüglich mit Schiffahrt und Fischerei beschäftigen. (*L. F. Kämtz.*)

Otternetz, s. Otterfang.

OTTERSBERG, ein königl. hannöverisches Amt im Herzogthume Bremen, drei Meilen von der Stadt Bremen, das in 1846 Feuerstellen 11,560 Einwohner zählt und zwei Beamte hat. Es hat viele Heide- und Moorgegenden und keinen fruchtbaren Boden, doch gewinnen die Einwohner durch ihren Fleiß diejenigen Früchte, die sie zum Unterhalte bedürfen. Auch in diesem Amte ist wie in einigen andern durch die Moorcultur zum Bewundern viel Land urbar gemacht, viele neue Dörfer sind entstanden. Mit angenehmer Fruchtbarkeit lohnt hier jeden Arbeiter die Mühe, der es versucht, den Erdboden urbar zu machen. Dieses Amt war ehedem eine Grafschaft, die den Grafen von Wölpe gehörte, ersteres ist jedoch nach den neuern Forschungen des Geheimen-Raths von Spilker (im hannöverischen Magazin, Jahrg. 1824, Stck. 53 fgg.) noch nicht ganz ausgemacht. Dem Grafen Bernhard von Wölpe nahm der Erzbischof Gerhard I., Graf von der Lippe, das Schloß Ottersberg mit Gewalt ab, wozu ihm doch der Herzog Otto zu Braunschweig und Lüneburg wieder verhalf. Im J. 1235 kam Ottersberg wieder an den Erzbischof und endlich an den gedachten Herzog Otto, und wurde 1236 nach gestillter Unruhe geschleift. Der Erzbischof Gieselbert reparirte im J. 1285 den Ottersberg. Darauf kam er wieder an die Grafen von Wölpe. Iso, Graf von der Wölpe, Bischof zu Verden, stiftete das Collegium Canonicorum zu S. Andreä in Verden und legte ein gutes Theil der Grafschaft Ottersberg dazu, weswegen sein Vater, Graf Conrad, nach seinem Tode mit dem verdenschen Bischofe Lüder in Streit gerieth, der endlich gütlich beigelegt wurde. Was Verden von der Grafschaft gehabt hatte, kam nachher wieder an das Erzstift Bremen, an die Klöster Zeven, Osterholz, Lilienthal und an verschiedene adelige Familien. Die Voigte zum Ottersberg waren vormals gemeiniglich adelige und ritterniäßige Personen, die sich aber nicht immer gewissenhaft in ihrem Amte betrugen. Im J. 1518 wurde das Haus und Amt Ottersberg vom Stifte Bremen an Heinr. Clüver verpfändet, nachher kam beides an die von Fresen. Ihr Kaufschilling, 4140 Goldgulden, wurde ihnen von der Stadt Bremen wiedergegeben, und diese erhielt das Haus und Amt Ottersberg im J. 1547 mit allen seinen Rechten, und Ottrab Frese stellte den 14. Jul. 1562 einen ordentlichen Absagungsbrief aus. In den unruhigen Zeiten des Landes wurde es der Stadt entrissen, sie erwarb sich es aber durch die Gewalt der Waffen wieder. Der Erzbischof Georg bemühte sich nach allen Kräften, den Ottersberg wieder zu erhalten, und die in Bremen entstandenen Unruhen zwischen dem ausgewichenen alten und neuen Rathe begünstigten die Erreichung seines Zweckes. Nach der Säcularisation des Erzstiftes ward es schwedisch, dann dänisch und seit 1715 hannöverisch. Vergl. *Just. Joh. Kelpens*, **Fata Ottersbergensia**. Mst.

Der Flecken Ottersberg hat 133 Häuser und 1000 Einwohner, aber keine Kirche; die Einwohner müssen in das ganz nahe liegende Dorf Otterstedt gehen, das nur 66 Häuser hat, welches älter ist, von welchem eine Urkunde vom J. 1162 schon Nachweisung zu geben scheint. Von Ottersberg zeigt sich die erste Spur im ersten Viertel des 13. Jahrh. und es verdankt seinen Ursprung vermuthlich dem Schlosse. Im J. 1560 zählte man erst 32 Bürgerhäuser daselbst. Die Einwohner treiben einen beträchtlichen Handel mit den sogenannten ottersberger Rüben nach Bremen, die sehr theuer bezahlt werden. Sie sind einen guten Daumen dick und eine Viertelelle lang und fallen ins Hochgelbe, sind nicht so wässerig wie die burtfeldschen und nicht so mehlig wie märkischen. Den größten Gewinn ziehen die Einwohner aus den Dorfmooren, manche auch aus dem Holze. (*Rotermund.*)

Otterstein, s. Squalus, Glossopetrae.

Otterwindel, s. Yunx torquilla.

Digitized by Google

OTTERWISCH, Dorf im Erbamte Grimma, leipziger Kreises im Königreiche Sachsen, liegt an der Gösel, hat 550 Einwohner, zum Theil gepflasterte Wege, Pfarrei, schönes Rittergut, an dessen Schlosse sehenswerthe Gartenanlagen sind, ansehnliche Schäferei, Steinbruch.

(*G. F. Winkler.*)

OTTERY oder **OTTORY** (St. Mary), in der Grafschaft Devonshire am Otterflusse, ein großer, unregelmäßig gebauter Marktflecken mit 3522 Einwohnern (im J. 1821), die sich mit Verfertigung von leinenen und wollenen Waaren beschäftigen. Lateinische Schule. Die Kirche ist ein großes Gebäude, auf ihrer Nord- und Südseite befinden sich hohe viereckige Thürme, die ins Innere der Kirche führen. In der nordwestlichen Ecke ist eine vom Bischofe Grandison erbaute reich gezierte Kapelle. Neben der Kirche befinden sich mehre Collegiathäuser, in deren einem Olivier Cromwell seine Zusammenkünfte zu halten pflegte. In der Mühlstraße sind die Überreste von dem Hause Sir Walther Raleigh's.

(*L. F. Kämtz.*)

OTTERZUNGEN (Paläozoologie). Otterzungen, Natterzungen, **Glossopetrae**, hießen einst diejenigen fossilen Haizähne, welche Ähnlichkeit mit jenen von **Squalus cornubicus** besitzen, lang, zweischneidig, pfriemenförmig, etwas gebogen, an der Basis jederseits oft mit einem Nebenzähnchen und mit zweifacher Wurzel versehen sind. Vergl. **Ophioglossum, Ophiodontae, Glossopetrae etc.**

(*H. G. Bronn.*)

Otterzungen, s. **Squalus, Glossopetrae.**

OTTIERI (**Francesco Maria**), ein italienischer Graf und Marchese, als Geschichtschreiber rühmlich bekannt. Er war im J. 1685 zu Florenz geboren, kam als Page an den Hof des Großherzogs Cosmo III., bereiste in der Folge Frankreich, England, Teutschland und Ungern, und wurde nach seiner Rückkehr am Hofe Papst Benedict's XIII. in Rom geheimer Kammerherr, auch Mitglied der Akademie della Crusca. Sein Tod erfolgte im J. 1742. Nach langer Vorbereitung und im Besitze vieler handschriftlichen Nachrichten und geheimer Papiere unternahm er es, die Geschichte seiner Zeit von 1696 an, und besonders die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges, hauptsächlich in Beziehung auf Italien, zu beschreiben, und es erschien von ihm eine **Istorie delle guerre avvenute in Europa, e particolarmente in Italia, per la successione alla monarchia delle Spagne, dall anno 1696 all' anno 1725. T. I.** (Rom 1728. 4.) Da das Werk viele Nachrichten enthielt, welche dem französischen Hofe und besonders dem Cardinal Polignac nicht gefallen konnten, so wurde es auf Betrieb des Letztern unterdrückt und der Verfasser mußte sich aus Rom entfernen, wohin er erst nach Polignac's Tode (er starb 1741) zurückkommen durfte. Ottieri hinterließ die Fortsetzung seines Werkes in der Handschrift seinem Sohne, und dieser edirte sie. (**Rom. 1753—1757. Vol. IV. 4.**) Ottieri wählte sich, nach seiner Versicherung, große Vorbilder zu Mustern bei seiner Arbeit (unter den Alten den Livius und Sallustius, und unter den Neuern den Guicciardini und Paruta), und wenn er gleich hinter ihnen, in Hinsicht auf geschickte Vertheilung des Stoffes und Composition, weit zurückbleibt, so wird er doch (einige Mißgeiffe und Verirrungen ausgenommen), wegen seiner Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, wegen seiner Freimüthigkeit und mancher beglaubigten Nachrichten, die man nur bei ihm findet, immer eine ehrenvolle Erwähnung unter den neuern Geschichtschreibern seiner Nation verdienen. Lehrreicher als die Erzählung der Kriegsereignisse ist die Entwickelung der politischen Verhandlungen. Besonders wird das Intriguenspiel am spanischen Hofe, in Beziehung auf die Thronfolge Karl's II, mit größerer Genauigkeit und Anschaulichkeit dargestellt, als man bei andern Schriftstellern findet, und seine Blicke auf die übrigen europäischen Mächte verrathen überall den geübten Beobachter. Auf Reinheit der Sprache und stylistische Schönheit hat der Verfasser großen Fleiß verwendet *).

(*Baur.*)

OTTILIA, ODILIA, die Heilige, fast ganz der Legende angehörend, lebte zu des Königs Childerich Zeiten, war Tochter des Herzogs Ethico (Ettich) von Elsaß und Brufwind's (Berswind's), ward blind geboren und getauft von dem heiligen Erhard, Bischofe von Regensburg, und in der Taufe sehend, ward von ihrem Vater zur Äbtissin im Kloster Hohenburg gemacht, baute, weil sie in diesem auf dem Berge liegenden Kloster die Armen nicht wohl beherbergen konnte, das Kloster Niedermünster, weinte ihren Vater aus dem Fegefeuer [1]), erhielt Ochsen vor dem Fall, ersetzte ein Faß Wein, heilte augenblicklich eine Aussätzige und that andere Wunder mehr, starb in der Kirche, wurde wieder lebend, gab einen guten Geruch von sich, ward auf Hohenburg begraben. Als ihr Todestag [2]) gilt der 13. Dec. Kaiser Karl der Große öffnete ihr Grab und nahm ein Stück von ihrem Arme [3]). Ungefähr vor siebenhundert Jahren wurden die Bildnisse der heil. Ottilia, ihres Vaters und des heil. Leodegar, des Bischofes auf Hohenburg, oder mit andern Namen dem St. Ottilienberge, in der Kirche in Stein gehauen, und darnach in Kupferstich von **Mabillon** und hernach von *Eccardus*, **Orig. Habsburg.** zu S. 11 herausgegeben. Die heil. Ottilia trägt hier langes, in Locken wallendes Haar. Man hat dieses mit Recht auffallend und merkwürdig [4]) gefunden, da die Nonnen sonst geschornes Haupt tragen. Daß sie schon Nonne auf dem Bildnisse sein soll, zeigt die Kutte, die sie trägt. Abgebildet ist ferner die heil. Ottilia und ihr Vater in der Kirche zu Andlau,

*) Acta erudit. a. 1731. p. 116, 120. (Böh) Merkwürd. d. dresdn. Bibl. 1. Th. S. 309. *Meusel.* bibl. hist. Vol. VI. P. I. p. 312. Wachter's Gesch. d. hist. Forsch. 2. Bd. 1. Abth. S. 216.

1) Daher im Kloster Hohenburg das Oratorium lacrymarum. S. *Mabillon*, Ann. Benedict. T. I. Lib. XV. c. 62. 2) Goiffius (Annal. Eccles. Franc.) setzt den Tod der heil. Ottilia ins J. 765. Doch muß sie noch Eccardus (S. 24) schon vor dem J. 722 gestorben sein. Sie lebte noch Joh. Rugerus (Antiq. Vosagi montis P. II. Lib. IV. c. 10) 103 Jahre und starb zu Zeiten Pipin's, damals König. Nach der alten Vita hingegen, von der Wigerius ein Bruchstück und nach ihm Eccardus (Origg. Habsburg. Probat. p. 87—90) herausgegeben, gegen 100 Jahr (s. S. 89). 3) Jakob von Königshoven, Elsaß. Chron. S. 136. 4) S. *Eccardus*, Origg. Habsburg. p. 14.

Digitized by Google

und darnach bei *Schöpflin.*, Als. ill. T. I. p. 797. Ein seidenes Altartuch, welches die Geschichte der heil. Ottilia darstellt, ist abgebildet bei Schilter, Anmerkungen zu Jak. v. Königshoven's Chr. S. 515. Hier findet sich auch S. 515—519: „Aus der Heiligen Leben Lombardica Mse. p. 101. Von sante Odilien Leben," welche teutsche Bearbeitung die Darstellung der die heilige Ottilie betreffende Legende umständlicher enthält, als die Lombardia historia, quae a plerisque Aurea Legenda sanctorum appellatur, unpaginirt gedruckt im J. 1490: Legenda CLXXXIX. De sancta Odilie. Am umständlichsten über die heil. Ottilia handelt die Vita S. Odilinae, welche ihren Tod auf den 13. Dec. setzt, findet sich am besten herausgegeben von *Jo. Mabillon.*, Benedict. saecul. III, und nach dieser Ausgabe bei *Jo. Georg. Eccardus*, Origines seren. familiae Habsburgo-Austriae Probat. p. 89—96, und bei demselben sich auch S. 87 fg. Fragmentum Vitae S. Odiliae vetustissimum, und S. 97, 98 aus Jak. v. Königshoven's lateinischer Chronik: De Genealogia S. Odiliae et Attalae Virginum. Auch eine lateinische Schrift über die heil. Ottilia verfaßte und gab heraus Franciscus Irenicus [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

Ottilia *Gärtn.*, s. Leea *L.*

OTTING, ein Pfarrdorf im bairischen Landgerichte und Dekanate Monheim, wovon es 1¼ Stunden entfernt ist. Es enthält 80 Häuser, 470 Einwohner, ein Schloß, eine Mühle und die Quelle des Röhrenbachs. Die ältesten Besitzer des Ortes waren die Herren von Otting, Nemding, Schenk von Staufenberg, Arnold, Riedheim, Freiberg, Westernach und Rehlingen. Karl Friedrich, Freiherr von Schönfeld, bairischer General, erhielt am 16. Jul. 1817 die Grafenwürde unter dem Namen: Graf von Otting und Fünfstetten. (*Eisenmann.*)

OTTINI (Pasquale), genannt Pasqualetto, Maler von Verona, geb. 1570, starb daselbst im J. 1630, war ein Schüler des berühmten Felix oder wol Dom. Riccio oder Brusaforzi *), dessen Manier er nachzuahmen suchte, und empfahl sich durch schöne Formen in der Zeichnung seiner Figuren, wie durch einen edlen Ausdruck. Im Allgemeinen kennt man außer Italien wenige seiner Gemälde; wahrscheinlich theilt er das Schicksal so mancher andern Künstler, deren Werke, weil sie selbst keinen allgemeinen Ruf haben, wenn sie auch noch so verdienstlich sind, doch in öffentlichen und Privatsammlungen immer unter den Namen anderer Künstler aufgeführt werden. Bartsch (im Peintre Graveur. Vol. XVII. p. 208) führt von ihm ein radirtes Blatt an, welches das Begräbniß Christi darstellt. (*Frenzel.*)

OTTINSUNT, OTTINSUND, OTTESUND, ist nach Adam von Bremen die Benennung eines Theiles des Meeres zwischen Dänemark und Norwegen. Er sagt (Bch. II. 2. S. 16) von Otto dem Großen: Er überschritt die Grenzen, die einst bei Schleswig gesetzt waren, verheerte mit Feuer und Schwert das ganze Land bis zum äußersten Meere, das die Dänen von den Nordmannen scheidet und bis auf diesen Tag von seinem Siege Ottinsunt [1]) genannt wird, und (Bch. IV, 46. 55): Und zwar der erste Theil Dänemarks, der Jütland genannt wird, erstreckt sich von der Eider nach Norden in die Länge, hat drei Tagereisen, wenn du auf der Insel Finnem (Fühnen) einkehrest. Wenn du aber von Schleswig in gerader Linie den Weg durchmissest, hast du fünf oder sieben Tagereisen. Dieses ist die Straße des Kaisers Otto [2]) zum äußersten Meere Wendila's [3]), welches bis auf den heutigen Tag vom Siege des Königs Ottinsund genannt wird. Die Breite Jütlands ist bei der Eider größer, von da aber zieht sie sich allmälig zusammen in Gestalt einer Zunge zu dem Winkel, der Wendila genannt wird, wo Jütland endet. Adam von Bremen denkt sich also den Ottinsund zwischen Wendil und Norwegen. Neuere haben damit noch die nordische Sage in Verbindung gebracht, nach welcher Kaiser Otto die Schlacht Danavirki verliert, und welche schließt: So wird gesagt, daß Kaiser Otto saß auf dem Pferde den Tag über und schlug sich alltapfer, als aber der größte Theil des Heeres begann zu fliehen, ritt er auch hinweg zu den Schiffen. Er hatte in der Hand einen großen Spieß, goldbeblechten und allblutigen bis hinauf zu den Händen, er setzte den Spieß vor sich hin in die See und meldete: Das schieße (sende) ich, sagte er, zum allwaltenden Gott, daß ein ander Mal, wenn ich nach Dänemark komme, ich werde machen christlich dieses Land, und lassen das Leben, und liegen hier in Dänemark. Kaiser Otto stieg da auf das Schiff mit seinem Kriegsvolke [4]) ꝛc. Von der Benennung des Meeres nach dem Kaiser Otto findet man jedoch selbst in dieser großen Sage Olaf's Tryggvason's nichts erwähnt. Snorri Sturleson, in seiner Sage Olaf's Tryggvason's (Cap. 24. S. 214. Cap. 26, 27. S. 217, 218) hat nicht einmal etwas vom Lanzenwurfe des Kaisers. Doch findet man diesen mit der Benennung des Meeres so in Verbindung gebracht: Die Meerenge,

5) S. hierüber *Franciscus Irenicus*, Exeges. Germ. c. 21 und Schilter, Anmerkungen zu Jak. v. Königshoven's Chr. S. 520. über die heil. Ottilia s. auch die Vita S. Erardi autore Paulo ap. *Bolland.* Act. SS. Tom. I. 8. Januar. und die andere Vita S. Erardi bei demselben, da es als Erhard's größtes Wunder galt, daß er die heil. Ottilia sehend gemacht und dadurch die heil. Ottilia, außer in den von ihr eigens handelnden Schriften auch anderwärts eine Rolle spielt, so z. B. Auctoris incerti Fragmentum Historicum, *M. Alberti* Argentinensis Chronicon in manuscriptis Codicibus praefixum, ap. *Urstit.*, Scriptt. T. II. p. 75. Gesta Abbatum Mediani-Monasterii. Lib. I. c. 12; Vetus Breviarium Augustanense et vetus Martyrologium Pragense von Bolland angeführt; Anonymi Farraga Rerum Ratisponensium, ap. *Oefele* T. II. p. 501; Martini Monachi Rmmeranensis Epistola de ortu Monasterii S. Aegidii Norimbergensis, ap *eund.* T. I. p. 347. *Lazius*, De Migrationibus Gentium. p. 493, 494.

*) D. Brusaforzi war ein vorzüglicher Maler; das große Gemälde des Einzugs Karl V. und Papst Clemens VII. in der Sala Ridolfi zu Bologna (neuerlich in acht Blatt von Camerle gestochen) sichert ihm schon allein eine bedeutende Stellung.

1) Nach anderer Lesart Ottesunt. 2) Strata Ottonis Caesaria. 3) Ad mare navigabile Wendilae (schreibe Wendilae). 4) Saga Olafs Kooungs Tryggvasonar c. 68 in den Formanna-Sögur, útgefnar ad tilhlutun hins Norraena Fornfraeda Félags. T. I. 121. Vergl. *Saxo Grammaticus*, ed. *Stephanii* p. 182.

Digitized by Google

in dee jenes geſchehen, habe lange Otto's Namen hiervon getragen, und es ſei zwiſchen Schleswig, Ägisdye und der Eider geweſen [5]). Aber hierdurch entfernt man ſich zu ſehr von Adam von Bremen, nach welchem das Meee zwiſchen Wendil und Norwegen Ottinſund hieß. Nach Andern durchzieht Otto der Große [6]) Jütland bis an den Meerbuſen Bimfiord, und der Ort, wo er zum Andenken ſeiner Anweſenheit ſeine Lanze ins Meee warf, heißt Otteſund bis dieſen Tag [7]). Das iſt gewiß, daß der Name vorhanden wae. Aber wie hieß er im Altnordiſchen? Oddasund. So heißt es z. B. in der Heimskringla vom Schwedenkönige Jorund: er heerete in Jotland (Jütland) und fuhr im Heebſte hinein in den Limiafiörd und heerete dort. Er lag mit ſeinem Volke im Oddaſund (i Oddasundi) [8]). Was bedeutet aber Oddaſund? buchſtäblich Sund der Landzunge (Landzunge dän. Odde, iſt nämlich Beugung von Oddi (m.) lingula terrae, ſchwediſch Udda, Erdzunge). Nun finden ſich im Limafiörd, wo dee Oddaſund, verdorben Otteſund, ſich fand, zwei größere und mehre kleine ſolcher Erdzungen [9]). Der Oddaſund hatte alſo ſeinen Namen von der Lanze Otto's nicht. Der Name Oddaſund, welcher in der teutſchen Sage von Otto zum Otteſund oder mit ſchwacher Beugung zum Ottinſund (Otto's Sunde) ward, war blos Veranlaſſung zue Entſtehung dieſer Sage. Man hat ein Sagenbeuchſtück, welches beginnt: So wird geſagt in der hamburger Geſchichte (i Hamborgar istoria), welchem Adam von Bremen zum Grunde liegt. In dieſem Beuchſtücke heißt es von Kaiſer Otto, welchee hier dee Rothe (alſo der Zweite) genannt wird: er ödete das Land mit Feuer und Eiſen, wo er hinkam, alles bis dahin, wo er kam dorthin, wo es heißt ſeitdem Ottuſund [10]). Ottu iſt Beugung von Otta, wie im Nordiſchen Otto heißt. Hier erhalten wir alſo einen Otto's-Sund. Abee dieſes Bruchſtück folgt auch nur dee teutſchen Sage, während die eigentliche Form des Namens Oddasund (Landzungen-Sund) iſt. Da es alſo blos eine Sage iſt, daß der Oddaſund, oder in verderbter Mundart Otteſund, ſeinen Namen von Otto dem Großen habe, ſo würde hiee nicht angemeſſen ſein, die Unterſuchung, in welches Jahr jene Heerfahrt Otto's des Großen und jene Namengebung zu ſetzen ſei. Nur bemerken wir, daß ſie nicht nach dem J. 947 ſtattgefunden haben könne [11]). (*Ferd. Wachter.*)

Otemachau, ſ. Otmachau.

OTTNITZ, ein zur Fürſtlich-Lichtenſteiniſchen Herrſchaft Steinitz gehöriges Dorf im brünner Kreiſe Mähreens, drei Meilen ſüdöſtlich von Brünn und eine Meile ſüdlich von Auſterlitz zwiſchen bebauten Hügeln gelegen, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre, Kirche und Schule, 72 Häuſern und 538 ſlaviſchen Einwohnern, welche Feld- und auch etwas Weinbau treiben. Die Pfarre, welche zu Klobauken, Dekanat dee beünner Diöcöſe, gehört und von zwei Prieſtern beſorgt wird, zählte im J. 1830 1061 katholiſche Pfarrkinder. Das Patronatsrecht über die Pfarre, Kirche und Schule hat der Fürſt von Lichtenſtein als Beſitzee der Herrſchaft Steinitz. In der Nähe dieſes Dorfes ſind mehre kleine, in einiger Entfernung auch große Teiche. Dieſe Gegend war mit ein Theil des Schauplatzes der Schlacht von Auſterlitz am 2. Dec. 1805.

(*G. F. Schreiner.*)

OTTO. I. Teutſche Kaiſer. Otto I., der Geoße, teutſchee König und römiſcher Kaiſer [1]). Von ſeinem Vater Heinrich I., aus deſſen zweitee Ehe mit Ma-

5) Münch, Hakon Jarl in ſ. verm. hiſt. Schriften. 1. Bd. S. 354. Wedekind, Noten 2. Bd. S. 254. 6) In der nordiſchen Sage iſt die Geſchichte Heinrich's I., Otto's des Großen, des II. und III. zuſammengeſchmolzen. Dadurch ſind Neuere, z. B. Münch, veranlaßt worden, Otto'n II als den anzunehmen, der Haralden, Gorm's Sohne, zur Taufe und jener Meerenge den Namen Ottinſund gegeben habe. Aber auch ſelbſt Adam von Bremen irrt, wenn er erzählt, wie Otto der Große dem beſiegten Harald die Annahme des Chriſtenthums zur Bedingung macht. Wie es weder Otto der Große noch der II. war, ſ. bei F. Wachter, Forum der Kr. 2. Bds. 1. Abth. S. 63—68. 7) C. A. Menzel, Die Geſchichten der Teutſchen. 2. Bd. Wedekind, Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des teutſchen Mittelalters. 2. Bd. 7. Heft. S. 257: Den Namen Otteneund führt noch jetzt eine Fahrſtelle, Harsiliam inter et Tryholmiam, bezeugt Langebeck II, 147. Anm. h. 8) G. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 71. 9) S. z. B. die Schöningiſche Karte zum 1. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla, dort, wo ſich der Oddaſund verzeichnet, die Stieler'ſche Karte von Dänemark, wo ſich Otteſund angegeben findet, und andere Karten. 10) Wörtlich: wo (es) heißen ſeitdem Ottusund (Ottuſunde) Sögubrot in den Formanna-Sögur. T. XI. p. 417.

11) S. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 63—68 und Aſchbach in ſeiner Beurtheilung von Wedekind's Noten zu einigen Geſchichtſchreibern des Mittelalters, in den heidelberger Jahrbüchern 1835. April. 4. Heft. S. 535, 536. Wedekind hat nämlich im 7. Heft: „Note LIV. Der Streifzug nach Dänemark Otünsund," findet den Lanzenwurf und die Namengebung des Meeres glaubwürdig, und ſetzt es ins Jahr 952. Wollen wir Sagen gegen Sagen geltend machen, ſo kann der Oddaſund gar nicht von Otto dem Großen genannt ſein. Da ſchon zur Zeit des Schwedenkönigs Jorund der Oddaſund vorkommt. Doch hierbei ließe ſich annehmen, daß er erſt ſpäter in die Sage von Jorund gekommen. Uns genügt daher, daß der Oddaſund buchſtäblich Landzungen-Sund bedeutet, und die an Landzungen reichſte Gegend im Limafiord jenen Namen hatte. Doch iſt die Angabe, daß Otto's Name dem Meere den Namen gegeben, zu beliebe geworden, als daß ſie leicht aufhören wird, ſelbſt in den neueſten Geſchichtswerken eine Rolle zu ſpielen, zumal da ſie auch in vielen ältern Chroniken ſich findet, ſo z. B. bei *Albert. Stad.* Chron. ap. *Schilter.* Scriptt. p. 215, im Bilderzeitbuche bei *Leibnitz.* Scriptt. T. III. p. 309. *Broderi Boissen* Chronicon Slesvicense ap. *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 568. Dieſer bemerkt noch, daß Otto die Lanze, die er von ſeinem Vater erhalten, mit ſeiner Hand ins Meer geſteckt, und ihm den Namen gegeben, weshalb ihm der Name Ottoſund noch bis dieſen Tag verbleibe. Doch iſt auch bei Boiſſen die Urquelle, Adam von Bremen, nicht zu verkennen, da er es an der äußerſten Küſte Jütlands geſchehen läßt, wornach alſo Otto über den Limfiörd mit dem Landheere geſetzt ſein und das Meer zwiſchen Jütland und Norwegen Ottoſund geheißen haben müßte.

1) Für die Geſchichte Otto's I., und zum Theil auch Otto's II. und III., ſind Hauptquellen: *Wittechind. Corv.* ap. *Meibom.* II, 642 sq. *Dithmar. Merseb.* (ap. *Leibnitz.* 2) und deſ. A. v. Wagner. *Luitprand* ap. *Reuber.* und *Murator.*, Continuator Rheginonis ap. *Pertz.* I, 613 sq. *Ekkehardus* de casib. monast. S. Gallens. ap. *Goldast.* Fasti Corbejenses in Wigand's Archiv. V, 1. Chronicon Corb. in Wedekind's Noten. IV, 374. Hroswithae Panegyris ap. *Reuber.* *Annalista Saxo* ap. *Leccard.* *Frodoard. Rhemens.* ap. *Du Chesne* II, 590. Die Vitae Mathildis und Brunonis ap. *Leibnitz.* I, und Udalrici (von

thilde von Wittekind's Stamme Otto der erstgeborne Sohn war, den Teutschen zum Thronfolger empfohlen, wurde Otto im J. 936 zu Aachen erwählt und darauf mit vollem Gepränge der Fürsten- und Kirchenherrlichkeit, was einst seines Vaters kluge Bescheidenheit abgelehnt hatte, gesalbt und gekrönt [2]). Heinrich I. hatte herzgewinnende Güte zur gediegenen Kraft gesellt und die teutschen Fürsten mehr einen königlichen Herzog, dessen ein- und durchgreifende Waltung zumeist sich auf das Sachsenland beschränkte, als ein gebietendes Oberhaupt erkennen lassen; Otto rückte den Thron höher; er machte Anspruch auf die vollständigste Anerkennung als gemeinsam bedingendes Haupt, und ward, jedoch nicht ohne harte Kämpfe, was er sein wollte. Dem Gemeinsamen seines Königthums entspricht, daß in seiner Zeit zuerst die Benennung König der Teutschen, nicht blos der Franken, aufkam [3]). Otto, bei seiner Thronbesteigung 24 Jahre alt, stand da in der Fülle der Mannskraft, von hoher körperlicher Stattlichkeit, aber mit dem Ausdrucke des Gestrengen [4]), in Zuneigung und Gunst gegen werthe Personen nicht selten andere verletzend; im Zorne schrecklich, tapfer gegen den Feind, doch gegen Besiegte meistens mild; Wohlgefallen an der Hoheit des Throns und am Kirchenthume sind von der Krönung an hervorstechende Merkmale seiner Sinnesart. An Karl den Großen mahnen Bestrebungen und Erfolge Otto's; in geistiger Tüchtigkeit, Fürstenweisheit und Sinn für die Blüthen der Humanität stand er weit hinter ihm zurück; er wae ganz vom Geiste seiner Zeit befangen; Karl darüber erhaben. Was aber für diesen Pippin, das und noch mehr war Heinrich für Otto.

Heinrich's Thron, getragen duech die Wackerheit des Sachsenstammes, hatte sich durch die ausgezeichnete Persönlichkeit seines großen Inhabers befestigt; Groll der Franken, daß das Königthum an den jüngsten der Stämme im Reiche und Christenthum gekommen, und dieser seitdem hoher Ehre und Vorrechte theilhaft geworden war, ist in seiner Zeit nicht zu bemerken; er brach aber hervor, als die Sachsen über- und frevelmüthig Händel begannen, und fast zwei Jahehunderte hindurch ist dieser Stammzwist der bewegende böse Geist in der innern Geschichte der Teutschen geblieben. Der Frankenherzog Eberhard nahm sich der Franken an mit den Waffen im J. 937; bald überwältigt büßte er mit Geld, seine fränkischen Lehnsmannen mit Schimpf; sie mußten Hunde nach Magdeburg tragen [5]), eine Strafe edler Herren, die damals zuerst erwähnt bis ins 13. Jahrh. vorkommt. Schon im folgenden Jahre, während Otto mit des Baiernherzogs Arnulf's (gest. 937) Söhnen, die ihn als König anzuerkennen verweigerten, zu thun hatte, wiederholte sich der Aufstand; mit Eberhard erhob sich Otto's Halbbruder Thankmar, Sohn der ersten Gemahlin Heinrich's I., Hatburg, der die Verstoßung seiner Mutter und seine Zurücksetzung nicht verschmerzt hatte und nun gegen Otto grollte, daß dieser Hatburg's Stammgüter, Merseburg ꝛc., die bisher Thankmar's Schwestermann [6]), Graf Siegfried, besessen, nicht ihm, sondern dem Markgrafen der Ostmark, Gero, gegeben hatte. Thankmar, nicht zeitig genug von Eberhard unterstützt, ward zu Ehresburg überwältigt und am Altare getödtet [7]). Eberhard fand abermals Sühne bei Otto. Aber schon im J. 939 folgte der dritte Aufstand dee Franken; mit Eberhaed empörten sich Herzog Giselbert von Lothringen, Otto's Schwestermann, und dessen Bruder Erzbischof Friedrich von Mainz, selbst Otto's eigener Bruder Heinrich, der gemeinschaftlichen Mutter Mathilde Liebling, aber so ruchlos als schön. Das Waffenglück wechselte; für Otto entschied aber, daß in einem Gefechte bei Andernach Eberhard erschlagen und Giselbert bei der Flucht über den Rhein von den Wellen verschlungen wurde [8]). Heinrich ward von dem Bruder, unter Fürsprache der von Otto hochverehrten Mutter, zu Gnaden aufgenommen; dessenungeachtet bald nachher im J. 941 Mordstifter gegen Otto. Der schwarze Anschlag wurde entdeckt, Heinrich's Genossen hingerichtet, ihm selbst aber nochmals vergeben [9]).

Also hatte in den ersten sechs Jahren der Regierung Otto's innere Zwietracht das Reich zerrissen und den Thron erschüttert; dennoch hatten die feindlichen Nachbaren desselben in Osten das Gewicht teutscher Waffengewalt empfunden. Die Ungern, in welchen durch die Niederlagen in Heinrich's Zeit das Raubgelüst nue wenig geschwächt worden war, wurden im J. 937 beim Andringen gen Westfalen und 938 bei Stetterburg und im Drömling geschlagen [10]). Von den Erbslaven, gegen welche schon Heinrich I. die Schicksalsrichtung teutschee, insbesondere sächsischer Kraft und Bildung mit Gewinn verfolgt datte, nahm zuerst Herzog Boleslav von Böhmen die Waffen, siegte im J. 936 im Sorbenlande über ein teutsches Heer, und richtete einen Hauptbestandtheil desselben, die von Heinrich I. aus Friedensbrechern und Rechtlosen gebildete merseburger Legion, gänzlich zu Grunde [11]). Zwischen ihm und Otto entschied die Sache sich erst im J. 950. Dagegen ward den Slaven an der Mittel- und Niederelbe die Kraft bald gebrochen. Als Otto im J. 939 am Rheine zu kämpfen hatte, empörten sich die Obotriten; ihre südlichen Nachbarn, die Wilzen und Haveller, gedachten ihnen zu folgen. Hier aber hatte das Reich Schild und Schwert in dem gewaltigen Gero, und die Slaven einen Widersacher, dem auch das Gastrecht nicht heilig war, wenn es galt, Verderben über jene zu brin-

Augsburg) in Actis Sanctor. v. 4. Jul. Ergänzend: Herrmann der Lahme, Arnulf v. Mailand, Siegbert v. Gembloux u. A. Von Neuern: K. L. v. Woltmann, Gesch. d. Teutschen in der sächs. Per. 1794. 1. Bd. T. G. Voigtel, Gesch. d. t. R. unter Otto d. Gr. 1802. Ed. Behse, Das Leb. u. d. Zeit Otto d. Gr. 1829. A. C. Wedekind, Herrmann, Herzog von Sachsen. 1817. K. Chr. v. Leutsch, Markgr. Gero. 1828. R. Günderode, von den Staatsverf. d. teutsch. Reichs unter Otto d. Gr. 1775. Wedekind, Noten zu einigen teutsch. Geschichtschr. d. Mittelalters.

2) *Wittechind.* 642, 643. *Dithmar.* p. 19. 3) Pfister, Gesch. d. Teutsch. II, 50. 4) *Ekkehard.* c. 16. *Wittech.* 649, 650. 5) *Wittech.* 644. Contin. Rheg. a. 937.

6) *Wittech.* 643. 7) *Idem.* l. l. 8) *Wittech.* 645. Cont. Rhegin. a. 939. 9) *Wittech.* 649. Cont. Rheg. a. 941. Chron. Quedlinburg. ap. *Leibnitz.* II, 279. 10) *Wittech.* 644, 645. 11) *Idem.* 643. Cont. Rheg. a. 936. *Cosmas* Chron. Bohem. zu Anf.

gen. Er lud 30 slavische Häuptlinge zum Mahle und ließ sie umbringen [12]). Die ergrimmten Wilzen und Havellee griffen zu den Waffen; aber ein Fürst derselben, Tugumir, dem teutschen Könige und Markgrafen Gero zugethan, half durch List die Ruhe herstellen und die Slaven in grausame Knechtschaft beugen (940) [13]). Wol mochte ihnen das Christenthum verkündet weeden, aber die Verheißung himmlischer Freuden, wenn anders diese ihnen zugebracht wurde, war begleitet von der brutalsten irdischen Zwingherrschaft [14]). Zur Verbreitung und Befestigung des Christenthums stiftete Otto im J. 946 die Bisthümer Havelberg und Aldenburg, wozu nach Tugumir's Tode die Besetzung seines Landes Brandenburg, im J. 949, kam. Nun erst, im J. 950, wandte Otto mit vollee Macht sich gegen Boleslav von Böhmen; als die Teutschen vor Prag standen, beugte sich Boleslav, huldigte, gelobte Zins, und bekannte bald darauf sich zum Christenthume [15]). Fünf Jahre später fochten böhmische Reiter unter dem Reichsbanner. In Verbindung mit dem Fortschreiten teutscher Herrschaft über die Landschaften dee nördlichen Slaven, das Obotritenland ꝛc., wobei Herrmann Billung Vorfechter der Sachsen war, und von diesen eine Art Nationalkrieg geführt wurde, mag Otto's Krieg gegen Harald Blaatand von Dänemark gestanden haben. Doch gab es noch andere Veranlassung als die Grenznachbarschaft. Harald war nach altnormännischer Art im J. 945 und 946 in der Normandie gelandet und in Otto mochten Sorgen erwachen, wie einst in Karl dem Großen; der kühne Seefahrer sollte angegriffen werden, ehe er angriffe. Also zog Otto um das J. 947 [16]) über die Eider, und durchbrach das Dauunwirk und drang vor bis zum jütischen Meerbusen Limfiord; ein Speerwurf in diesen sollte Zeichen der Aneignung sein. Daoon erhielt sich das Andenken im Namen Ottensund. König Harald stellte den zurückkehrenden Teutschen sich bei Schleswig entgegen, ward geschlagen und nun vermocht, mit seiner Gemahlin und seinem Sohne die Taufe zu empfangen. Darauf wurde die Gründung dreiee Bisthümee veeabeedet, diese nachher in Schleswig, Aarhuus und Ripen aufgerichtet, dem Erzbischofe von Bremen-Hamburg, damals dem wackern Adaldag, zugewiesen und diesem zugleich die Waltung eines päpstlichen Legaten im Norden zu Theil [17]).

Auch an der Westgrenze Teutschlands war bei dem Aufstande der Franken und Lothringer Dichten und Teachten eines feindseligen Nachbars wach geworden. Den Karolingee Ludwig IV. von Frankreich gelüstete es nach Lothringen; er unterhandelte mit lothringischen Herren und vermählte nach Herzog Giselbert's Tode sich mit dessen Witwe. Otto zog im J. 940 gegen ihn aus; mit ihm dee französische Herzog Hugo der Weiße (Vater Hugo Capet's), Otto's Schwestermann, und König Konrad von Burgund, Otto's Lehnsmann. Zu bedeutenden Waffenproben kam es nicht; in einem Vertrage erkannte im J. 942 Ludwig Lothringen als Bestandtheil des teutschen Reichs an. Wenige Jahre nachher (946), rief ee Otto's Hilfe an gegen Herzog Hugo und die Normandie. Herzog Hugo's Gasconnade, er wolle sieben sächsische Pfeile auf einmal verschlingen, erwiederte Otto mit der Ankündigung eines wohlgerüsteten zahlreichen Heeres [18]). Die Überlegenheit war bei Otto; ernstlich wurde auch dieser Krieg nicht, aber erst im J. 950 Friede zwischen den drei Schwägern geschlossen [19]).

Die innere Ruhe wae seit Heinrich's Unterwerfung nicht wieder gestört worden; die Herzogthümer mit Zustimmung der Großen jedee Landschaft in der Hand nahee Verwandten oder treuee Diener Otto's und die Grundpfeiler des Thrones [20]). Herzog in Sachsen war Herrmann der Billung, in Franken und Lothringen Otto's Tochtermann Konrad, in Baiern Otto's Bruder Heinrich, in Alemannien sein Sohn Ludolf; Markgraf der bis zur Oder und über die Havel ausgedehnten Ostmark und zugleich, was damals für geringer als das Markgrafenthum galt, Herzog in Thüringen, Gero [21]). Die Bischöfe waren angesehen in des Kaisers Rathe und in den Reichsveesammlungen; Synoden berief Otto mehrmals [22]); die Kirche, reichlich bedacht von Otto, war in Eintracht mit dem Staate und Pflegerin der Cultur. Die Segnungen des inneen Friedens sproßten reichlich hervor. Um diese Zeit entfalteten sich auch in Otto's Sinne, dem bisher Führung der Waffen, Handhabung des Rechts [23]), kirchliche Andacht und Stiftungen, Feier der hohen Feste, Versammlung der Großen zu Hoftagen, insbesondere am Osterfeste, Ertheilung von Markt- und Zollrechten ꝛc. genügt hatten, Neigung zu Literatue und Kunst; er lernte nach dem Tode seiner Gemahlin Editha (gest. 947) lesen [24]); doch, wenn auch des Lateins nicht unkundig, und Gründer mehrer Schulen [25]), von Karl's des Großen inniger Liebe zu Poesie und Literatur wae er nicht erfüllt; das geistige Leben in ihm war nicht reich und rege genug zu echter wissenschaftlicher Empfängniß.

Einen Abschnitt macht seine erste Heerfahrt über die Alpen; die zehn Jahre von ihr bis zur zweiten (951—961) bilden das zweite Hauptstück in Otto's Geschich-

12) *Wittech.* 647. 13) Leutsch S. 44. 14) *Wittech.* 660: Gero — Sclavos, qui dicuntur Lusiki, potentissime vicit et ad ultimam servitutem coegit. 15) *Wittech.* 655. 16) Die Angabe des Jahres ist nicht außer Zweifel, doch unter mehren andern die wahrscheinlichste. 17) Chronograph. Saxo. a. 952. *Adam. Brem.* II, 2.

18) *Wittech.* 651. 19) *Idem* und *Frodoard.* IV, 938—940, 946—950. Cont. Rhegin. zu dens. Jahren. Von den pilei foeninis der Legionen Otto's, die dieser, nach Wittechind, dem Herzoge Hugo auf seinen Gasconaden vorzuführen verhieß, s. eine Deutung Luden's, Teutsche Gesch. VI, 649, eine andere Wachsmuth's Sittengesch. II, 312. Doch bleibt die Sache dunkel; es ist weder an Stroh- noch Heuhüte, noch Helme gleich Heuhaufen zu denken. Es scheint vielmehr eine Änderung im Texte nöthig zu sein. Hugo wollte sieben sächsische Pfeile auf einmol verschlingen; Otto's gerühmte Antwort war treffend, wenn sie auf das Verschlingen und die Noth, die Hugo dabei haben sollte, ging; ob nicht demnach pileorum *ferreorum* das Richtige sein möchte! 20) Behse 142, 146. Leutsch 193. Gündeeode, Staatsverf. d. teutsch. Reichs. 21) Leutsch 69, 104, 108. 22) Behse 140, 149. 23) Derf. 140, 141, 151. 24) *Wittech.* 650. Ein lateinisches Schreiben Papst Agapet's II. mußte ihm auf der Synode zu Ingelheim verteutscht werden. *Frodoard.* a. 948. 25) Behse 149, 150.

Digitized by Google

te. Einmischung in die Angelegenheiten der Lombarden und Einzug einer wälschen Gemahlin in das Königshaus werden der Same zum Unfrieden und Unheil; doch hebt das teutsche Volk und Reich sich höher auf der gediegenen Grundlage heimathlicher Zustände; das teutsche Königthum erreicht seinen Gipfelpunkt. Die Lombardei [26]) seit länger als einem halben Jahrhunderte Schauplatz der Umtriebe, Fehden und Gräuel von italienischen und burgundischen Bewerbern um die Königs- und Kaiserkrone, die meistens Karolinger in weiblicher Linie waren, hatte seit dem J. 947 zum Namenskönige Lothar aus Niederburgund; der mächtigste Herr im Lande aber war Markgraf Berengar von Ivrea. Lothar starb in jungen Jahren im J. 950, nach der Sage an Gift; seine mit dem Reize der Jugend und Schönheit und geistigen Gaben ausgestattete Witwe Adelheid, Tochter König Rudolf's von Hochburgund, Schwester Konrad's, dessen schon bei Otto's Heerfahrt nach Frankreich gedacht worden, fiel in die Gewalt Berengar's und seiner bösen Gemahlin Willa, und es ward ihr angesonnen, dem Sohne jener beiden, Adalbert, ihre Hand zu reichen. Sie widerstrebte und mußte nun in enger Haft selbst thätliche Mishandlungen dulden. Kunde von ihrer Schönheit und ihren Leiden gelangte an Otto durch einen wackern Priester; Otto, vom Gefühle der Theilnahme am Schicksale der Fürstin und von Berechnung des Witwees und Königs getrieben, brach auf im J. 951; Adelheid ward frei und Otto's Gemahlin. Berengar und Adalbert erschienen im Jahre darauf vor Otto auf dem Reichstage zu Augsburg; das lombardische Königreich, von dem jedoch Otto den Titel annahm [27]), blieb ihnen gegen Gelöbniß der Lehnspflicht an Otto; zugleich aber wurden die Marken Verona und Aquileja von dem lombardischen Königreiche getrennt und dem Herzogthume Baiern zugegeben. Diese Gunst gegen den tückischen Heinrich, der des Königs Sohn Ludolf absichtlich selbst durch schnöden Hohn kränkte [28]), die parteiische Stimmung Mathilden's und Adelheid's für Heinrich trieben Ludolf zu bösen Gedanken; seiner Schwester Mann, Herzog Konrad von Franken und Lothringen, theilte diese; zu der reifenden Verschwörung traten Arnulf der Jüngere, Pfalzgraf in Baiern, Friedrich, Erzbischof zu Mainz, Wichmann, Bruder Herzogs Hermann von Sachsen [29]) ꝛc. Aufstand und Krieg begann im J. 953. Selbst Otto's Bruder Bruno war nicht fest in Treue, obgleich ihm Otto bald nach Ausbruch der Empörung das Erzstift Cöln durch Einfluß auf die Wahl der Stiftsheeren verschafft und wie in Nachahmung der Beamtung der Sendboten Karl's des Großen, das Herzogthum Lothringen untergeben hatte [30]). Doch trat Bruno bald wieder auf Otto's Seite; dagegen stürmten im J. 954 die Ungern, ungewiß, von wem gerufen [31]), aber nach ihrem Wort als Bundesgenossen der Empörten, heran, wurden bei Worms von Konrad's Anhange als Freunde empfangen und wütheten gegen Freund und Feind am linken Rheinufer bis Mastricht hinab. Dies konnte die Sache der Empörten nur schlimmer machen; Otto ward ihrer Meister. Zuerst unterwarf sich Konrad und büßte durch den Verlust von Lothringen, das unter Bruno's Vorstande in zwei Theile, Oberlothringen an der Mosel und Niederlothringen (Lothier, Ripuarien) an der Maas, gesondert wurde und schon unter Bruno's Vorsteherschaft (gest. 965) zwei Unterherzoge hatte [32]). Konrad half sogleich noch im J. 954 dem Markgrafen Gero die Ungern bezwingen. Ludolf hielt sich noch in Regensburg bis zu Ausgange des Jahres; nachdem Pfalzgraf Arnulf im Kampfe gefallen war, suchte auch er Sühne und fand sie, mußte aber sein Herzogthum lassen [33]). Im folgenden Jahre brachen die Ungern [34]), zahlreicher als je vorher, in Baiern ein und wandten sich gegen Augsburg. In frischer Kraft nach der Genesung vom Wehe heimischen Krieges zogen Baiern, Schwaben und Franken herbei; auch folgten, zum ersten Male, Böhmen dem Reichsbanner. Auf dem Lechfelde bei Augsburg, am Laurentiustage (10. Aug.) 955, erkämpften die Teutschen, von Otto selbst und dessen heldenmüthigem Eidame Konrad geführt, einen Sieg, der au fimmer den Raubfahrten der Ungern ein Ende machte. Das gesammte Heer der Ungern wurde in der Schlacht und auf der Flucht zu Grunde gerichtet und den Gefangenen zum Theil martervoller Tod angethan [35]). Für Teutschland ging aus diesem Siege Erweiterung und Sicherung der Grenze in Südosten hervor, für Ungern das Heil des Christenthums und teutscher und italienischer Gesittung. Bischof Pilegrin von Passau war noch in Otto's I. Zeit thätig zur Bekehrung der Ungern; der Ungerkhan Geysa ward dem Christenthume geneigt und befreundete sich mit Otto I. Indessen hatten die Sachsen gegen die Slaven gestanden, von denen die Obotriten, die Circipaner, Rhedarier und Tolenzer, früher wol zum Theil unter dem Namen Wilzen mitgegriffen, in Waffen waren und den geflüchteten Neffen Herzog Hermann Billungs, Wichmann, zum Streitgenossen hatten. Markgraf Gero siegte an der Dosse im J. 955; doch erst 960 endete der Krieg, während dessen, wie es scheint, eine Verbindung Otto's mit den Pomeranern stattfand [36]). Ringsum reichte Otto's Gewalt und Hoheit über Teutschlands Grenzen hinaus; im Innern war Friede; die ehemaligen Parteiführer und Friedensstörer waren dahin gestorben, Konrad in der Ungernschlacht (955) vom tödtlichen Geschosse getroffen, als er,

26) Für das zunächst Folgende: *Luitprand* V, 4 sq. *Hrotswitha* ap. *Meibom.* I, 720, 721. *Donizo*, Vita Mathild. ap. *Leibnitz.* I, 624 und Vita Mathild. (der Mutter Otto's) ebend. I, 200. Contin. *Rheg.* a. 951. *Wittech.* 652. *Dithmar.* 22 sq. *Leo Ostiens.* ap. *Muratori.* IV, 1, 61. 27) Wehse 199. 28) *Wittech.* 652. 29) Über Wichmann s. Leutsch 95. Überhaupt *Wittech.* 652 sq. Contin. *Rheg.* a. 953, 954. *Frodoard.* a. 953. *Dithmar.* 22, 23. *Herrmann. Contr.* a. 953. 30) *Dithmar.* 32. 31) Wehse 222. N. **. 32) Contin. *Rhegin.* a. 964. *Frodoard.* a. 953, 954 Luden VII, 188 will die Benennung dux für die Grafen, welche unter Bruno mehr als gräfliche Waltung hatten, nicht gelten lassen. Eigentliche Herzoge waren sie allerdings nicht. 33) *Wittech.* 655. 34) Über das zunächst Folgende: Cont. *Rhegin.* a. 955. *Wittech.* 656, 657. *Dithm.* 24 sq. Vita Brunonis. Augsburger Weberchronik bei Schotte, baiirische Gesch. I, 242. Daß der Hauptschlacht des 10. Aug. ein Treffen vorausging, ist aus Wittechind zu entnehmen. 35) *Oefele*, Rer. Boicar. scriptor. II, 7. 36) Leutsch 105, 106.

des Tages mannlichſter Held, im Siegen das Viſir lüftete, Heinrich von Baiern in demſelben Jahre, Ludolf (957) in Italien. Aus der Ehe mit Adelheid ſproßte ein männlicher Thronerbe auf. Die Ergebenheit der teutſchen Großen war nicht zweifelhaft. Der Thron ſtand feſt. Für das Volk aber blühten und reiften die Segnungen des Friedens und der Geſittung, gefördert durch Otto's eifrige Handhabung des Rechts, Begünſtigung des Gewerbes, Verkehrs und ſtädtiſchen Gemeinweſens [37]). Die Kunſt fand ihre Pflege zunächſt bei der Kirche; für dieſe aber auch bei Otto durch Erbauung und Verzierung von Kirchen; Magdeburg, Otto's Lieblingsaufenthalt, erhielt einen Dom; Werke der Gießkunſt und Malerei, Schnitzwerk und koſtbare Gewebe und Stickereien ſchmückten Altar und Palaſt. Für Literatur war Eifer und Thätigkeit in den Klöſtern St. Gallen, wo Ekkehard Jahrbücher ſchrieb und Notker die Pſalmen überſetzte, in Corvei, wo Wittechind ſein Geſchichtsbuch ſchrieb und vielleicht damals Tacitus' Annalen ihren Abſchreiber halten, Gandersheim, wo Roswitha ſich in lateiniſchem Heldengeſange und Drama verſuchte, Kloſter Bergen bei Magdeburg, wo Dithmar ſeine Bildung erhielt u. a. m.; Stiftsſchulen, zu Utrecht ꝛc., wetteiferten mit den Kloſterſchulen. Otto's Bruder, Bruno, war wohl bewandert im Wiſſen jener Zeit und bedacht, Bücher zu ſammeln; an Otto's Hofe ſelbſt hatte die Gelehrſamkeit Gunſt und Ehre; der Italiener Gunzo, der einen anſehnlichen Vorrath von Handſchriften griechiſcher und römiſcher Claſſiker mit ſich brachte, Luitprand, der flüchtig vor Berengar eine Freiſtätte zu Frankfurt fand und hier ſein Geſchichtsbuch zu ſchreiben begann, ſtanden in Otto's Gunſt. Der Ruf von der Macht und Herrlichkeit des teutſchen Königs und Reichs war weit verbreitet; zu geſchweigen einer angeblichen Geſandtſchaft der ruſſiſchen Großfürſtin Olga, welche Zuſendung von Verkündern des Chriſtenthums begehrt haben ſoll [38]), worauf der Prieſter Adalbert eine Wanderfahrt dahin unternahm, die keine Frucht hatte, empfing Otto eine Geſandtſchaft vom Ommaijaden Abderrhaman III. in Spanien und vom Kaiſer des byzantiniſchen Reichs [39]). Da führte Teutſchlands böſer Dämon den hochthronenden König von den gediegenen Grundfeſten eines volksthümlichen, innerlich geſicherten, ſich geſtaltenden und für Ausſaat der Cultur empfänglichen, nach Außen geſchirmten und die Nachbarſchaft mit Kraft bedingenden Reiches auf den vulkaniſchen Boden des Kaiſerthrones.

Der dritte Abſchnitt in Otto's Geſchichte enthält zwölf Jahre, von der zweiten Heerfahrt nach Italien bis zu ſeinem Tode (961—973). Berengar, Willa und Adalbert hatten ſeit Otto's Gerichte über ſie nicht aufgehört zu freveln; Ludolf, im J. 956 nach der Lombardei gezogen, hatte dort 957 ſeinen Tod gefunden; die Beſchwerden über jene häuften ſich; auch vom Papſte Johann XII. kam eine Aufforderung an Otto, ſich Italiens und des päpſtlichen Stuhls anzunehmen [40]). In Otto's Seele mag der Gedanke an Gewinnung Italiens und Wiederaufrichtung des Kaiſerthums ſchon im J. 951 im Keime vorhanden geweſen, nachher aber durch Einfluß Adelheid's genährt worden ſein. Er brach auf im Herbſte des J. 961, zog ohne Widerſtand ein in die Lombardei, ließ im Wintermonate zu Mailand ſich die eiſerne Krone des Lombardenreichs aufſetzen und am 2. Febr. 962 in Rom zum Kaiſer krönen [41]). Seit Arnulf's Kaiſerkrönung (896) waren 65 Jahre verfloſſen; was das im J. 800 wieder aufgerichtete Kaiſerthum ſei, hatte Karl der Große ſelbſt ſchwerlich klar gedacht; von dem altrömiſchen hatte es nur den Namen; ſeine Grundlage war eine andere geworden, ebenſo Bereich und Mittel ſeiner Macht und nächſte Aufgabe ſeines Berufs; die Theorie von demſelben bildete ſich ſpäter aus; myſtiſche Denkart und ſpitzfindige Deutungen ſind in ihr zuſammengeſellt. Die Krönung, das war ausgemacht, mußte durch den Papſt geſchehen; geweihter Boden dazu war das Weichbild der Stadt Rom und die Ernennung zum Patricius der Stadt Rom, ſowie die Krönung zum lombardiſchen Könige wie eine Vorweihe zum Kaiſerthume. Nun aber kam dazu von diesſeits der Alpen der Satz, daß das Kaiſerthum an die teutſche Königskrone geknüpft ſei, ein Kaiſerthum teutſcher Nation, daß die Grundbedingung zu deſſen Erwerb die Wahl und Krönung in Teutſchland ſei, die Krönung in Rom alſo nur eine Art Weihe, gleich der Salbung gewählter Könige. Daß der Kaiſer weltliches Oberhaupt der Chriſtenheit ſei, wurde geahnt und durch den Reichsapfel, den Otto wenigſtens im Siegel führte, angedeutet; daß er Schutzherr der Kirche ſei, war vollkommen gereifte Vorſtellung. Heil für Teutſchland konnte aus der höhern Erhebung des Throns nicht erwachſen; die durch das „Kaiſerthum teutſcher Nation" angedeutete Einung der Teutſchen und Wälſchen war widernatürlich; die ſchlimmſten Seiten beiderlei Völker, teutſche Wuth und Brutalität (furor Teutonicus, rabbia Tedesca) und wälſche Argliſt und Rachſucht waren in den nun folgenden Jahrhunderten immer voran bei der Begegnung; dem Gefühle der phyſiſchen Überlegenheit bei dem Teutſchen war das der geiſtigen bei dem Italiener gleichgewogen, und wenn etwa der letztere jenem ſich anſchloß, war das nur Sache parteiſüchtiger Berechnung eigenen Vortheils. Zunächſt mußte der neue Kaiſer ſich gegen den kehren, der ihm die Krone aufgeſetzt hatte [42]); Johann XII., wegen ungemeſſener Ruchloſigkeit angeklagt, wurde auf einem durch Otto berufenen Concil abgeſetzt und Papſt Leo VIII. ſtatt ſeiner erwählt. Bald darauf, als Otto Rom verlaſſen, rotteten die Römer ſich für Johann XII. zuſammen, und als dieſer im Ehebruch erſchlagen war, wählten ſie einen Gegenpapſt, Benedict V. Otto zog mit gewaffneter Hand zurück nach Rom, entſetzte den Papſt Benedict,

37) Darüber und über das Folgende ausführlich Behſe 255, 256, 338 fg. Die Auffindung der Silberminen am Harze fälle in die Zeit von 960—968. 38) Cont. *Rhegin.* 959—961, 962. 39) Die erſtere etwa 960. *Wittech.* 658. Die zweite, wozu Otto's Heerfahrt nach Italien Anlaß gegeben haben mag, ſchon 952. *Luitprand.* legat. ap. *Muratori* II, 1, 480.

40) *Arnulf. Mediol.* T. I. c. 6 sq. ap. *Muratori* 4. 41) *Landulph. sen.* II, 16. ap. *Muratori* 4. 42) Fürs Folgende *Luitprand.* VI, 6.

Digitized by Google

erließ im J. 964 die Verordnung, daß fernerhin kein Papst ohne seine und seiner Nachfolger Zustimmung gewählt werden solle [43]) und kehrte nun heim nach Teutschland. Berengar, Willa und Benedict, ebendahin gesandt, endeten ihr Leben in anständigem Verwahrsam, Adalbert starb nach mehrerlei Umtrieben gegen Otto als Flüchtling im Herzogthume Bourgogne [44]). — Indessen hatte der furchtbare Widersacher der Slaven, Markgraf Gero, den Kampf gegen die Anwohner der niedern Oder fortgesetzt und selbst die diesen zu Hilfe gezogenen Polen die Gewalt der teutschen Waffen fühlen lassen; es knüpfte daran und an den Betrieb der böhmischen Herzogstochter Dobrowa, Verlobte oder Gemahlin des Polenherzogs Miesko (Misnko, Mieislav) sich dessen Bekehrung zum Christenthum und Anerkennung der Lehnshoheit des teutschen Thrones [45]). Dies geschah im Jahr 965; in demselben J. starb Gero, dessen ansehnliches Gebiet in mehre Marken, Nordsachsen, Lausitz (wozu aber auch Wittenberg und Anhalt gehörten), Meißen, Merseburg und Zeiz zerfiel [46]). Aus dieser Zertheilung mag Otto's Entschluß, auch im Sorbenlande Bisthümer zu gründen, zum Theil hervorgegangen sein. Erst nachdem er wieder jenseit der Alpen war, von Ravenna aus (968), erfolgte die Stiftung der Bisthümer von Merseburg, Meißen und Zeiz (nachher Naumburg) und zugleich eines Erzbisthums in Magdeburg über die sämmtlichen slavischen Bisthümer, zu welchen in demselben Jahre auch das in Posen gestiftete kam [47]). — Nach Italien hatten den Kaiser neue Unruhen in Rom gerufen [48]). Nach Leo's VIII. Tode war mit Zustimmung Otto's ein neuer Papst erwählt worden, Johann XIII., gegen diesen hatten die Römer sich erhoben und einen Gegenpapst erwählt. Otto zog im J. 966 in Rom ein, strafte die Führer des Aufstandes an Ehren, Leib und Leben und ließ 967 seinen Sohn Otto, der schon vor dem Heereszuge des J. 961 in Teutschland zum Nachfolger seines Vaters erwählt worden war [49]), zum Kaiser krönen. Nun erfolgte der letzte Ausschritt zur Erweiterung des Reichs, nach Unteritalien. Das Herzogthum Benevent war nicht mehr eins, Capua davon getrennt; Hader zwischen den Häuptern rief Otto dahin, dies führte zu Reibungen und Gefechten mit den Griechen, die noch einige Landstriche Apuliens und Calabriens besaßen [50]). Otto, zu Unterhandlungen geneigt, sandte Luitprand nach Constantinopel zum Kaiser Nikephorus [51]). Die Befehdung wiederholte sich; erst Nikephorus' Nachfolger, Johannes Tzimiskes, schloß einen Vertrag mit Otto, der den Griechen das Gebiet von Bari, Otranto, Taranto sicherte [52]) und zugleich die Vermählung von des ermordeten Nikephorus Stieftochter, Theophania, mit Otto II. festsetzte; diese erfolgte im J. 972 [53]). In höherm Glanze als zuvor prangte Otto, nach Teutschland heimgekehrt; nochmals wiederholte sich die Anerkennung seiner Hoheit durch Gesandtschaften aus weiter Ferne. Der Tod rief ihn von der irdischen Herrlichkeit ab den 7. Mai 973. Bestattet ward er im Dome von Magdeburg. (*W. Wachsmuth.*)

Otto II., bei seines Vaters Tode noch nicht volle 20 Jahre alt (geb. 955) übernahm mit der Königs- und Kaiserkrone ein Waltungsgebiet, dessen mächtig zu bleiben zu außerordentlicher Tüchtigkeit des Throninhabers auch Gunst des Glücks gehörte. Otto hatte keins von beiden. In Teutschland selbst zwar kam es nach Bewältigung, Entsetzung und Haft Heinrich's des Zänkers von Baiern, der mit dem Sinne seines Vaters Heinrich (st. 955) erfüllt war, und nach der Krone strebte [1]), nicht zu Aufständen; dagegen ermangelte Otto's Thätigkeit an den Grenzen des Reichs des Siegs und Gewinnes. Die Dänen zwar, aufgereizt durch Heinrich den Zänker, wurden im J. 976 zum Frieden gezwungen [2]), aber Lust und Kraft zu neuen Angriffen auf Nordteutschland ihnen dadurch wenig verkümmert. Otto's Heerfahrt gegen den Karolinger Ludwig IV. in Frankreich im J. 978, der nicht leiden wollte, daß sein Bruder Karl, als Herzog von Niederlothringen, Otto's Lehnsmann sei und 977 in Lothringen eingefallen war, ging Anfangs gut von statten; das teutsche Heer gelangte bis auf den Montmartre und verbrannte die Vorstädte von Paris; von hier aber mußte es zurückweichen und erlitt an der Maas empfindlichen Verlust, doch blieb im Frieden 980 Lothringen bei Teutschland [3]). In Rom hatte Crescentius sich der Herrschaft bemächtigt; seine Widersacher baten Otto um Beistand; er kam im J. 982, ordnete Papstthum und römisches Gemeindewesen und zog nun gegen die Griechen in Unteritalien; diese aber hatten sich durch muselmännische Söldner aus Sicilien verstärkt und schlugen im Überfalle bei Basientello den Kaiser, daß dieser kaum der Gefangenschaft entging [4]). Welch böser Geist mit Theophania in das Kaiserhaus eingezogen war, hatte sich schon zuvor in ihren Zwistigkeiten mit Adelheid gezeigt, sprach aber besonders sich in dem spöttischen Frohlocken aus, mit dem sie sich über die Niederlage der Teutschen durch Griechen äußerte [5]). Der Geist des Hasses gegen teutsche Herrschaft und christliches Kirchenthum loderte bei der Kunde von des Kaisers Niederlage durch die nördlichen Elbslaven auf; sie empörten sich im J. 983 unter dem Obotritenfürsten Mistevoi, den Markgraf Dietrich von Nordsachsen bei seiner Werbung um Herzog Bernhard's von Sachsen Tochter einen Hund genannt hatte [6]). — Otto starb im J. 983. Seine Regierung ist gleich einer Stoppellese zu der seines Vaters, Eifer für die Kirche aber gibt sich in ihr nicht zu erkennen. (*W. Wachsmuth.*)

43) Bei *Gratian* LXIII, 23, aber von den Päpsten abgeleugnet. 44) *Mansi* ad *Baron.* a. 966. 45) *Dithmar.* 97, 98. *Martinus Gallus* in *Pistorii* Polon. hist. corp. II, 419 sq. 46) Leutsch 116 fg. 121. 47) Wehse 384, 385. 48) Cont. *Rhegin.* und Herrmann contr. a. 966. 49) Cont. *Rheg.* a. 961. 50) *Camill. Peregr.* ap. *Muratori* II, 1, 299 sq. *Dithmar.* 27. *Sigebert. Gemblac.* a. 969. Auch Zonaras und Kedrenus. 51) Sein Bericht, ein merkwürdiges, aber schwerlich durchaus glaubhaftes Actenstück bei *Muratori* II, 1. 52) Wehse 396.

53) Wehse 398, 399.

1) *Dithmar.* 51. 2) *Idem* 30. 3) *Annal. Saxo* und *Sigeb. Gembl.* a. 977 sq. *Dithmar.* 51, 53. Chron. Balder. ap. *Bouquet.* T. VIII. 4) *Dithm.* 60, 62. 5) *Annal. Saxo* a. 982. 6) *Adam. Brem.* II, 31 mit Luden's Kritik. VII, 569. *Dithm.* 27, 59.

Otto III., dreijähriges Kind, als sein Vater starb, hatte, wie zuvor Otto II., Heinrich den Zänker zum Widersacher, ward aber durch den wackern Erzbischof Willigis von Mainz, und die diesem verbündeten Fürsten auf dem Thron erhalten. Heinrich der Zänker mußte das mit seinem Herzogthume verbundene Kärnthen abtreten, dies erhielt im J. 984 einen eigenen Herzog und Verona, und die nachher von Steyer benannte Mark, auch bisher baierisch, wurden demselben als Marken zugegeben. Die Mark Österreich kam um dieselbe Zeit an Leopold den Babenberger, und damit ward der Grund zu ihrer nachherigen Reichsunmittelbarkeit gelegt. Indessen dauerte der Aufstand der Slaven, dessen Beginn auch von einem Einfalle der Dänen in Sachsen begleitet gewesen war [1]), fort; auch die Slaven der Havellandschaften hatten daran Theil genommen; diese zwar legten die Waffen nieder, als Markgraf Dietrich von Nordsachsen im J. 994 entsetzt ward, die nördlichen aber setzten auch nach einem 996 geschlossenen Frieden [2]), den Kampf noch länger fort. Otto war nun dem Jünglingsalter nahe gekommen; die Geistlichen Gerbert, Meinwerk und Beenward hatten ihn mit Kenntnissen eines Gelehrten jener Zeit ausgerüstet; Theophania und Adelheid in fortdauerndem Hader gegen einander und beide nicht erkennend, was einem teutschen Könige noth thue, noch einer rechten Schätzung teutscher Gediegenheit fähig, hatten Antheil an der Erziehung und Verbildung Otto's. Sein Sinn war ein wälsch-griechischer; seine Liebe zur geistigen Cultur nicht von Muth und Kraft getragen, seine Ergebenheit gegen die Kirche Frömmelei, seine Vorliebe für Byzanz, woher er eine Gemahlin zu haben begehrte, und für Rom und die Römer, eine für ihn selbst und für das teutsche Volk beklagenswerthe Verblendung. Abermals gingen aus Rom Klagen ein gegen Crescentius; Otto zog im J. 996 gen Rom, setzte einen Teutschen zum Papst ein, Gregor V., ward von diesem gekrönt und sühnte sich auf dessen Fürsprache mit Crescentius [3]). Aber als Otto wegen des slavischen Krieges heimgezogen war [4]), nahm Crescentius wieder die Gewalt in Rom und setzte einen Gegenpapst. Otto führte zum zweiten Mal ein Heer nach Rom im J. 998; Crescentius ward bezwungen und mit mehren seiner Anhänger hingerichtet, zum Papste aber, nachdem Gregor V. gestorben war, Gerbert unter dem Namen Sylvester II. eingesetzt [5]). Mehr und mehr entfremdete Otto's Sinn sich dem teutschen Vaterlande und Königthume; die sächsische Sitte war ihm Rusticität, er pries dagegen griechische Subtilität [6]); sein Hofstaat wurde nach byzantinischer Art eingerichtet [7]), zur Residenz wollte er Rom nehmen. Jedoch noch einmal kehrte er nach Teutschland zurück, als das erste Jahrtausend nach Chr. Geb. seiner Erfüllung nahe war und mit Angst das Ende aller Dinge erwartet wurde. Otto betete als Pilgrim am Grabe des heil. Adalbert, den kurz zuvor die heidnischen Preußen erschlagen hatten, zu Gnesen, ließ darauf in Aachen das Grab Karl's des Großen öffnen und kehrte nun gegen Weihnachten des J. 1000 zurück nach Rom. Eine wilde Meuterei der Römer, die über Otto's Milde gegen das ihnen verhaßte Tivoli grollten, war der Lohn für die Wohlthaten, die er schon gespendet und noch reichlicher zu spenden gedachte; mit Mühe wurde er aus dem Gedränge gerettet [8]). Er starb bald darauf im J. 1002, nach einem Gerüchte an Gift, das Crescentius' Witwe ihm beigebracht hatte [9]). Mit ihm ging Otto's I. männliche Nachkommenschaft aus; der teutsche Thron gelangte an den Enkel seines Bruders Heinrich, den Baierherzog Heinrich. (*W. Wachsmuth.*)

Otto IV., zweiter Sohn Heinrich's des Löwen, von dessen zweiter Gemahlin, der Tochter Königs Heinrich II. von England. Der böse Hader zwischen Hohenstaufen und Welfen, nach Friedrich's I. Tode zwischen dessen Sohne Heinrich VI. und Heinrich dem Löwen neubegonnen, schien durch die Vermählung der Erbtochter des Hohenstaufen Konrad von der Pfalz mit Heinrich, dem ältesten Sohne Heinrich's des Löwen, beigelegt und die Gemüther gesühnt zu sein, als nach Heinrich's VI. Tode die Lüsternheit nach der Königskrone ihn wieder ins Leben rief; es ist der letzte Act des durch drei Menschenalter regen Antagonismus jener Fürstenhäuser. Die teutschen Fürsten, welche im J. 1196 Heinrich's VI. Sohne, dem zweijährigen Friedrich die Thronfolge zugesichert hatten, wurden bei dem frühen Tode Heinrich's VI. andern Sinnes. Eine Partei wählte im J. 1198 Heinrich's VI. Bruder Philipp, die andere, welche mindestens keinen Hohenstaufen wollte und daher dem Zähringer Berthold und hierauf dem Askanier Bernhard, wiewol vergeblich, die Krone anbot, wählte Otto den Welfen [1]). Der Krieg um den Thron begann; Philipp's Gut, Macht und Anhang war größer als Otto's, dem ein vielverheißender Oheim, Richard Löwenherz, welcher ihm früherhin schon die Grafschaft Poitou verliehen hatte, im J. 1199 durch den Tod entrissen wurde; indessen die Entscheidung des Streites ward von dem Papste in Anspruch genommen. Eben damals, im J. 1198, hatte den päpstlichen Stuhl bestiegen Innocentius III., der zu dem Höhestande der päpstlichen Macht hohe Gaben und hohe Ansprüche mitbrachte, und wenn nicht aus persönlichem Hasse, doch aus päpstlicher Politik der Hohenstaufen Macht in Teutschland abgünstig war, während Heinrich's VI. Sohn, der junge Friedrich in Sicilien, in ihm einen sorgsamen Vormund und Obelehnsherrn hatte. Nachdem Innocentius von den teutschen Fürsten eine neue Wahl begehrt, zugleich des Papstes an-

1) *Annal. Saxo* a. 983. Ein zweiter Einfall dänischer Abkommanen erfolgte im J. 994. *Adam. Brem.* II, 22. 2) Luden VII, 579. 3) *Dithmar.* 81. *Annal. Saxo* a. 996. 4) *Idem* a. 997. 5) *Idem* a. 998. *Dithm.* 89. Vergl. Luden VII, 588, 589. 6) In einem Briefe an Gerbert (*Gerb.* epist. 153) schrieb Otto: Volumus vos Saxonicam rusticitatem abhorrere, sed Graeciscam nostram subtilitatem ad id studii magis vos provocare. 7) *Dithm.* 98.

8) Vita Bernwardi ap. *Leibnitz.* I. c. 25. *Annal. Saxo* a. 1001. 9) *Idem.* a. 1002. Vita Meinwerci ap. *Leibnitz.* I, 521.

1) *Arnald. Lubec.* VI, 1, 2. Otto de S. Blas. (ap. *Muratori* 6.) c. 46. Chron. Ursperg. p. 319. Gesta Innoc. III. 8. N. 22. Registr. Innocent. de negot. imper. 136. *Godefrid. Colon.* a. 1198 sq. Origines Guelficae. T. III. v. Raumer, Hohenstaufen. 3. B.

gebliches Recht, den König zu prüfen, erklärt hatte [2]), Philipp's Partei aber nicht nachgab, erkannte er am 1. März 1201 Otto an [3]), der in seinem Gelöbnisse zu Nuyß unbedingte Ergebenheit gegen den Papst aussprach [4]), des teutschen Königthums Recht dabei wenig achtend. Der Krieg dauerte fort und mehr und mehr stieg Philipp's Sache; von Otto fiel, durch Philipp's Überlegenheit genöthigt, der eigene Bruder, Heinrich, ab; der vor Allem eifrig für ihn gewesene Erzbischof von Cöln krönte Philipp im J. 1205 und selbst der Papst, welchem Philipp nicht Minderes als zuvor Otto verhieß, neigte sich zur Sühne mit Philipp [5]), als dieser von Otto von Wittelsbach im J. 1208 ermordet wurde. Seine Partei legte die Waffen nieder; Otto verlobte sich mit Philipp's achtjähriger Tochter Beatrix [6]) und zog im J. 1209 zur Kaiserkrönung gen Italien. Die lombardischen Städte bewiesen ihre Ergebenheit [7]); ungehindert kam er nach Rom. Die zu Nuyß gegebenen Zusicherungen, nämlich die Anerkennung Ancona's, Ravenna's, Spoleto's ꝛc. als päpstlichen Gebiets, Verzicht auf die Hinterlassenschaft geistlicher Herren, Verfolgung der Ketzer ꝛc., hatte er schon auf einem Reichstage zu Speier im März d. J. 1209 Innocentius' Legaten wiederholt und begleitete den Krönungseid nun mit lebhaften Dankbezeugungen [8]). Nach der Krönung aber ward er ein anderer als zuvor gegen den Papst. Roh und von böser Gier getrieben streckte er seine Hand aus nach dem, was er dem Papste eben abgetreten hatte, verfügte über Ancona und Spoleto und unternahm eine Heerfahrt nach Apulien, dies dem Hohenstaufen Friedrich zu entreißen [9]). Der Papst sprach im J. 1210 den Bann über ihn; die hohenstaufische Partei in Teutschland, zum Abfalle von dem ihr missfälligen Oberhaupte bereit, begann an der Erwählung Friedrich's zu arbeiten. Otto zwar, im J. 1212 nach Teutschland zurückgekehrt, vermählte sich mit seiner hohenstaufischen Verlobten, Beatrix; als diese aber vier Tage nach der Vermählung plötzlich dahingestorben war, wandten die Großen Schwabens und Baierns sich von Otto gänzlich ab und sandten an Friedrich die Aufforderung, zum Gewinne der Königskrone nach Teutschland zu kommen [10]). Dieser kam bald darauf nach Rom, gelobte dem Papste, was dieser von ihm begehrte, und gelangte, ungeachtet Otto die Pässe hatte versperren lassen, über die tyroler und bündischen Alpen nach Constanz, einige Stunden, bevor Otto's Mannen zur Stelle waren [11]). Otto's Anhang war so gering, daß Friedrich fast ohne Schwertschlag den Rhein hinabziehen konnte und im J. 1213 von den meisten Fürsten die Huldigung zu Frankfurt empfing. Wenig über seine Erblande hinaus gebietend ward Otto, von Abenteuerlust und zugleich persönlichem Hasse gegen Philipp August von Frankreich, den Verbündetrn der Hohenstaufen, getrieben, Waffengenoß seines nichtswürdigen Oheims, Johann von England, zum Kriege gegen Philipp August. Dieser siegte bei Bouvines im J. 1214 über seine Gegner, doch trug Otto den Ruhm großer persönlicher Tapferkeit davon [12]). Im J. 1215 ward Friedrich zu Aachen gekrönt. Zurückgekehrt nach seinen Erblanden, lebte Otto ebenso wenig beachtet und gefährdet von Friedrich, als unmächtig und nur gegen Waldemar II. von Dänemark, seinen übermächtigen Nachbar, in Waffen, bis zum J. 1218; auf dem Sterbebette wähnte er, wie sein Oheim, Richard Löwenherz, durch blutige Geißelung sich dem Himmel zu sühnen [13]).

(*W. Wachsmuth.*)

II. Geistliche und weltliche Kurfürsten und Fürsten des teutschen Reichs.

a) Von Anhalt.

1) **Otto I**, aus der aschersleb'schen Linie, Heinrich's II. und Mechtild's von Braunschweig [1]) Sohn, soll im thüringischen Erbfolgekriege in der Schlacht zwischen Halle und Wettin den 23. Oct. 1263 gefangen worden sein, regierte nach seines Vaters Tode, da sein Bruder Heinrich ein Geistlicher war, den Harzstrich nebst der Voigtei Gernrode, die ganze Grafschaft Askanien nebst der Stadt Aschersleben [2]). Otto und sein Bruder Heinrich boten im J. 1267 das Schloß Wegeleben dem Erzstifte Magdeburg dar, und nahmen es von ihm wieder zu Lehen. Otto verkaufte mit Einwilligung seines Bruders Heinrich, im J. 1270 dem Kloster Michelstein Hufen in Winningen, und auch so er und Heinrich im J. 1272 Friedrichen von Gernrode und seinen Söhnen das Schloß Schadewald, vertauschte [3]) im J. 1272 mit der Äbtissin Bertrada von Quedlinburg Vasallen. Im J. 1278 ward Otto in den magdeburger Krieg verwickelt; Hauptentzünder waren die Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg. Da ihr Bruder, der in einer zwiespaltigen Wahl war zum Erzbischofe von Magdeburg erwählt worden, hatte zurücktreten müssen, bekriegten seine Brüder den neuen Erzbischof Günther, Grafen von Swalemberg; Otto stand ihm bei, half die Schlacht den 10. Jan. 1278 bei Frosa schlagen, in welcher die Markgrafen besiegt und einer von ihnen, Otto, gefangen und nach Magdeburg gebracht ward. In diesem Kriege ward auch die Stadt Aken, die in die Hände des Herzogs Albrecht von Sachsen gekommen war, von Otto und andern Helfern des

---

2) Epist. Innoc. III. ed. *Baluz.* I, 607, 626. Hurter, Innocentius III. S. 252 fg. 359. 3) Registr. imper. 51, 62. *Godefr. Colon.* a. 1201. 4) Hurter S. 390. 5) Chron. Ursperg. 323. *Arnold. Lubec.* VII, 6. *Raynald.* Ann. a. 1208. N. 28. a. 1208. N. 28. 6) *Otto de S. Blas.* 51. *Arnold. Lubec.* VII, 16, 19. Chron. Ursp. 326. 7) *Otto de S. Blas.* 50. 8) *Idem.* 52. Registr. imper. 189. *Albericus* (in *Leibnitz.* access.) a. 1209. *Raynald.* a. 1209. N. 12. 9) *Matthaeus Paris.* a. 1210. Chron. Montis Sereni. a. 1210. v. Raumer 3. Bd. S. 163. 10) Origin. Guelfic. III, 339 sq. v. Raumer 3. Bd. S. 172. 11) *Godefr. Colon.* a. 1211.

12) *Matthaeus Paris.* p. 240. *Guill. Brito Philipp.* XI, 374. ap. *Du Chesne.* V. 13) *Albert. Stad.* an. 1215 — 1217.

1) Heinrich's des Fetten Sohn. Geneal. Brunsvig. ap. *Leibnitz.*, Scriptt. T. II. p. 18. So nach Fabricius (Orig. Sax. Lib. VI. p. 583), Andere nennen blos Heinrich; s. *Sagittarius*, Hist. Principum Anhaltinorum. p. 26 und F. Wachter, Gesch. Sachsens. 3. Bd. S. 52, 53. 2) Vindiciae Anhaltinae. p. 6. 3) So die Urkundenauszüge bei *Sagittarius* p. 31; die Urkunde bei Beckmann, Anhalt. Historie. 5. Th. 2. B. S. 74.

Digitized by Google

Erzbischofs von Magdeburg erstürmt. Nachher verheerten die Markgrafen, um sich zu rächen, schrecklich das Land des Fürsten Otto; aber die Magdeburger kamen zu Hilfe und trieben die Brandenburger bis Quedlinburg [4]). Fürst Otto hatte das Drostenamt unter andern Gütern vom Erzstifte Magdeburg zu Lehen. Darum führte er dessen Kriege auch wider seine Vettern, den Herzog von Sachsen und die Markgrafen von Brandenburg. Er hatte jährlich aus der Stadt Magdeburg 40 Mark brandenburgischen Silbers, und aus dem neuen Werke zu Halle auch so viel Einkommen [5]), half im J. 1288 den Vergleich wegen Nienburgs zwischen dem Erzbischofe Erich zu Magdeburg und seinen Vettern, den Fürsten Johann, Albert und Bernhard, vermitteln [6]), nahm im J. 1287 Theil an dem Kriege gegen den Herzog Heinrich den Wunderlichen von Braunschweig [7]), überließ im J. 1293 dem Abt und Kloster Michelstein 24 Morgen Landes aus den Dörfern Hasisdorf, Hackdorf und Winningen gegen Erlegung von 200 Mark Silbers. Der Kirche des heil. Pancratius zu Ballenstädt schenkte Otto im J. 1293 einen Hof nebst einer Hufe Land und im J. 1300 das Dorf Enckeroda. Mit seiner Bewilligung ward im J. 1303 das Schloß von Gardin dem Herrn von Hadmersleben wieder hergestellt. Sagittarius, Beckmann und ihre Vorgänger führen Otto's I. Geschichte bis zum J. 1315. Zwar geben sie ihm einen Sohn Otto II., aber dieser ist nach ihnen der Otto, der Domherr zu Magdeburg und Archidiakonus des Banns zu Mildensee gewesen und im J. 1305 starb [8]). Auch geben sie ihm zwei Gemahlinnen, Hedwig und Elisabeth; und Hedwig ist nach ihnen des Domherrn Otto Muttee. Aber in einer Urkunde vom J. 1305 schenkt Graf Otto in Ascharien und Fürst zu Anhalt mit Bewilligung seines Vaterbruders [9]), des magdeburger Chorherrn Heinrich, das Eigen von sieben Hufen, gelegen in Radmersdorf dem Edelmanne Werner zu Vedreberg, genannt von Hadmersleben, wegen seines treuen Dienstes. Dieser Fürst Otto kann also nicht der Fürst Otto sein, der Heinrich's, des Chorherrn, Bruder war. In einer Urkunde vom J. 1309 ertheilt Otto, Graf Aschariens und Fürst von Anhalt mit Zustimmung und Willen seiner Gemahlin Elisabeth und seiner gegenwärtigen und künftigen Erben dem Kloster Michelstein einen Hof in Aschersleben [10]). Diese Urkunde nimmt Beckmann zum Beweise, daß Elisabeth Otto's I. Gemahlin gewesen. Aber aus der Urkunde vom J. 1305 geht hervor, daß Otto I. vor dieser Zeit gestorben sein muß, und Elisabeth also nicht Otto's I. Gemahlin, sondern Schwiegertochter war. Daß Otto's gleichnamiger Sohn als regierend anzunehmen, geht auch aus den vom Bischofe Albrecht von Halberstadt den Bäckern zu Aschersleben im J. 1313 gegebenen Freiheiten hervor: Daß wir die Bäcker wollen lassen bleiben bei allem Rechte, das sie haben erhalten von unsern Vettern, Grafen Otto von Anhalt und Grafen Otto, seinem Sohne. Letzteres läßt sich zwar auch auf den Otto beziehen, der magdeburgee Chorherr war, und als Otto's I. Sohn angenommen wird. Besser aber paßt doch die Stelle auf Otto II., als Nachfolger seines Vaters Otto I.

2) Otto II., des vorigen Sohn, kommt, wie wir oben sahen, als regierender Fürst von Anhalt zuerst in einer Urkunde vom J. 1305 vor, trat im J. 1309 in ein Bündniß mit dem Markgrafen Friedrich dem Freudigen von Meißen, versetzte im J. 1311 das Schloß Everstberg wiederkäuflich an den Ritter Heinrich von Siegenhausen, überließ durch den Vertrag vom J. 1312 dem Grafen Ulrich von Regenstein gegen Erlegung eines Pfandschillings das Dorf und Haus Gersdorf, und das Gericht zu Höfken-Berge, die Mark und Straße Dietforte, Ballersleben, Klein- und Groß-Örden, sowie das Dorf Winningen im gernrodischen Gerichte, und andere Güter mehr bis Quedlinburg, mit der Clausel, daß, wofern Fürst Otto die genannten Güter in Jahr und Tag nicht wieder um den Pfandschilling einlösen würde, daß alsdann dieselben der Grafen zu Regenstein Lehn und Erbe sein sollten. Diesen Vertrag unterhandelte sein Vetter Fürst Albrecht. Aus ihm geht hervor, daß Fürst Otto Geldes benöthigt war. Dieses ist auch wol der Schlüssel zu der Verbindung, welche er mit dem Könige von Dänemark einging. Sie hat vorzüglich die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher erregt, und wir müssen daher das Wesentlichste mit den eigenen Worten der Urkunden anführen. Otto thut in einer Urkunde, gegeben zu Alsen im J. 1315 den andern Tag nach Urbani, kund, daß er dem Dänenkönig Erich, dessen Vasall er sei, treuen Dienst mit allen seinen Leuten und Örteen leisten wolle: nos — — regi illustri, cui homagio et vasallagio obstricti sumus, firmiter promisisse, quod ejus servitiis fideliter adhaerebimus cum omnibus nostris hominibus, vasallis, munitionibus et clausuris, nec ejus propter aliquem erimus inimici. Der König thut in einer andern Urkunde kund, daß er den Grafen von Anhalt zu seinem Manne und Vasallen angenommen (in nostrum hominem recepimus et vasallum), und ihm Einkünfte von 500 Mark seländischer Münze verleihe, und schließt: secundum jura et regni nostri volentes pro eodem dilecto affine nostro praeplacitare in suis omnibus justis causis, secundum quod quilibet dominus pro suis tenetur facere hominibus et vasallis. Pontanus [11]), welcher die Urkunden mittheilt, setzt hinzu: Munitiones vero, quas in usum regis offerebat, Anhaltinus, erant Askeleva [12]), Hatzkeroda [13]) et Bruck, civitates cum duobus in Saxenburgo castellis, praeter Hoiam [14]), Svatingen [15]) (sive Kvetingen), Wedes-

4) *Krantzius*, Metropolis. Lib. VIII. c. 34 et Wandaliae L. VI. c. 7. *Brotufii* Genealogia Anhaltina. 5) *Chaericus* ap. *Sagittarium* p. 31. 6) Urk. bei *Sagittarius* p. 37; bei Beckmann 5. Th. S. 446. 7) Heinrich Rasla bei *Meibom.* Scriptt. T. I. p. 777. 8) Vindiciae Anhaltinae. p. 7. 9) Cum pleno consensu *honorabilis viri Domini Petrui nostri* sanctae Magdeburgensis ecclesiae. Urk. bei Beckmann 5. Th. S. 78. Sagittarius (p. 32) hat dagegen: Henrico *fratre*, adhuc dum Canonico Magdeburgensi, assentiente. 10) Urk. bei Beckmann S. 77.

11) *Pontanus*, Rerum Danicarum Hist. Lib. VII. p. 415. 12) Aschersleben. 13) Harzgeroda. 14) Hoim. 15) Vermuthlich Saxtlingen, nicht weit von Hecklin.

Digitized by Google

torpium [16]) et Anhaltum arces. Hierbei ist die wichtige Frage: präsentirte Otto dem Könige seine Festungen zu Lehen? Unterwarf er die anhaltischen Lande dem Könige von Dänemark? Er würde dadurch seine Pflichten gegen Kaiser und Reich verletzt haben; auch hätte er der Einwilligung seiner Vettern dazu bedurft. Daß man dabei an ein Feudum oblatum gedacht, und deshalb zweifelhaft davon gesprochen hat, daß Otto des Dänenkönigs Vasall geworden, hat der Zusammenhang bewirkt, weil von Otto's Vasallenschaft zu dem Könige und die Darbietung von Festungen die Rede ist. Von einem aufgetragenen Lehn ist aber gar nicht die Rede. Otto übergibt seine Festungen nicht in proprietatem et dominium, sondern nur in usum [17]) des Königs. Auch hat man dabei, wie es scheint, das äußerst wichtige praetor übersehen. Otto bietet dem Könige zum Gebrauche dar nur Aschersleben, Hatzgerode und Bruck nebst den beiden Schlössern zu Sachsenburg. Er trug also nicht etwa alle seine Besitzungen dem Dänenkönig auf, um sie als Lehn zurück zu erhalten, sondern räumte dem Dänenkönige nur an fünf seiner Festungen das Öffnungsrecht ein. Das omnibus in Otto's Urkunde ist also nicht so streng zu nehmen und auf hominibus, vasallis, zu beschränken. Auch war die Namhaftmachung der einzelnen Festen nicht nöthig, wenn Otto seine Lande dem Dänenkönige zu Lehn aufgetragen hätte; noch brauchte er, um des Dänenkönigs Vasall zu werden, seine Lande ihm zu Lehn aufzutragen. Es war genug, wenn der König ihm etwas zu Lehn gab, und das waren eben die Güter oder sonstigen Dinge, von welchen Otto jene Einkünfte von 500 Mark beziehen sollte. Otto's Vasallenschaft verpflichtete ihn zum treuen Dienste, nicht zur Unterwerfung seiner Lande. Ganz ohne Collision mit dem Kaiser und Reiche ging daher Otto's Verpflichtung nicht ab, da er sich verpflichtete, wegen Niemands des Dänenkönigs Feind zu sein. Wie, wenn der Kaiser mit dem Dänenkönig in Krieg gerieth, und Otto als Reichsvasall mitziehen sollte? Aber hieran dachte man nicht, da der Dänenkönig in Otto'n einen Helfer gegen Brandenburg haben wollte. Doch Otto's Verbindung sollte nur geschichtliches Interesse, nicht für das wirkliche Leben haben. Er starb noch in diesem Jahre (1315), hinterließ keine Kinder, und mit ihm verloschen die aschersleben'er Linie.

3) Otto III., aus der ältern bernburgischen Linie, F. Bernhard's des Beraubten (Spoliatus) dritter Sohn, empfing nebst seinem Vetter, Fürsten Bernhard V., im J. 1375 den 4. Dec. zu Kalbe das magdeburgische Lehn von dem Erzbischofe Petrus de Bruno, trat im nämlichen Jahre mit dem Grafen Gebhard zu Mannsfeld, den Grafen Bernhard und Ulrich zu Reinstein, und dem Bischof Albert von Halberstadt in ein Bündniß, ließ sich im J. 1377 Dinstags nach Misericordias vor Kaiser Karl IV. auf dem Rathhause zu Tangermünde mit seinem fürstlichen Antheile belehnen. Diese Belehnung schrieb er in sein Buch und merkte dabei besonders an, daß er die Stadt Aschersleben und andere Gerechtigkeiten in Lehn genommen. Die Herren Otto, Bodo und Werner von Hadmersleben belieh er im J. 1378 mit den Gütern, die sie von den Fürsten von Anhalt besaßen, so auch im J. 1386 auf dem Schlosse Bernburg den Herrn Busso von Schrapelau, und im J. 1381 zu Magdeburg, wo eben der neue Erzbischof eingeführt ward, den Grafen zu Heldrungen. Mit dem Grafen Heinrich zu Stolberg gerieth er im J. 1381 wegen der Erichsburg und Heinrichsburg in Streitigkeiten. Dazwischen aber legten sich Graf Gebhard zu Mannsfeld und Herr Busso von Schrapelau, ließen eine Besichtigung anstellen, und den Bericht der ältesten Nachbarn einziehen, und richteten darauf die Sache zu einem friedlichen Vergleiche. Die Grafen Busso und Ulrich zu Reinstein belieh er im J. 1386 zu Bernburg mit seinem Gute vor dem Beege. Im J. 1388 verlieh er die Herrschaft Hadmersleben seinen Lehnsleuten als Afterlehn. Mit dem Landgrafen Wilhelm trat er im J. 1398 in ein Bündniß. Er starb um das J. 1404 und hinterließ von seiner Gemahlin Helena, von der man vermuthet, daß sie eine Tochter des Grafen Botho zu Stolberg war, die Tochter Mechtild, die an den Fürsten Georg den Ältern vermählt ward, und die Söhne Otto IV. und Bernhard [18]).

4) Otto IV., des vorigen Sohn, regierte mit seinem Bruder Bernhard gemeinschaftlich. Sie waren in den großen Bund der sämmtlichen Anverwandten des Hauses Anhalt mit den Markgrafen zu Meißen begriffen, vereigneten im J. 1410 die Mark zu Oberschwende mit den Zinsen der Pfarrkirche zu Unserer lieben Frauen zu Harzgerode; dafür sollte eine ewige Lampe Tag und Nacht brennen; versetzten im J. 1413 den Landgrafen Friedrich Wilhelm und Friedrich die beiden Schlösser und Städte Harzgerode und Günthersberg wiederkäuflich, richteten im J. 1415 mit dem Grafen Moritz zu Spiegelburg und seiner Gemahlin Fr. Adelheid wegen Ansprüche auf Gerechtsame im Fürstenthum Anhalt einen Vertrag auf. Otto starb im J. 1415. Seine Gemahlin war Lutrud, die Tochter des edeln Herrn Proto zu Querfurt. Otto hatte keine Erben von ihr. (*Ferdinand Wachter.*)

Otto der Reiche, Graf von Ballenstädt, Sohn des Markgrafen Albrecht des Ältern von Adelheid, der Tochter des Grafen Otto von Orlamünde, besaß eine Gaugrafschaft im Schwabengau [1]). Seine Alloddbesitzungen vermehrte er ansehnlich dadurch, daß er Eika'n, eine der beiden Erbtöchter des Herzogs Magnus von Sachsen, hei-

16) Westorf. 17) Ganz anders lauten die Redensarten, wenn von feudis oblatis die Rede, z. B. proprium suum castrum Luneborch, quod idiomate theutonico vocatur Eigen, cum multis aliis castris, terris et hominibus eidem castro pertinentibus, in nostram proprietatem et dominium specialiter assignavit, ut de eo, quicquid nobis placeret, tanquam de nostro proprio faceremus, Urkunde Kaiser Friedrich's II. über die Aufrichtung des Herzogthums Braunschweig, bei *Meibom*, Scriptt. T. III. p. 207. Fürst Otto von Anhalt gibt einen Theil seiner Festungen dem Dänenkönige nur in usum, d. h. das Recht, Besatzung hinein zu legen.

18) Beckmann 5. Th. S. 85.

1) Als Gaugraf im Schwabengaue kommt Otto in der Urkunde des Königs Hermann v. J. 1085 vor, bei *Leuckfeld*, Antiq Halberstad. N. 52. p. 664, 685. Beckmann, Anhalt. Hist. 1. Bch. S. 72. *Knauth*, Antiq. Ballenstad.

rathete. Als der Herzog Lothar, weil er den Grafen Friedrich von Stade gefangen hatte, vom Kaiser Heinrich V. des Herzogthums entsetzt ward, erhielt es Otto von Ballenstädt anvertraut. Als Lothar die Gnade des Kaisers wieder erhielt, bekam er auch sein Herzogthum wieder. Berühmt machte sich Otto als Kriegsheld dadurch, daß er (den 9. Febr. 1115) bei Köthen mit 60 Teutschen 2800 Slaven besiegte, von denen mehr als 700 fielen [2]). Otto hatte zum Sohne einen noch größern Helden, Albrecht den Bären. Er starb im J. 1123 [3]).

(*Ferdinand Wachter.*)

b) Von Baiern.

Otto, ein, wie im sächsischen Kaiserstamme, so in der Ahnenreihe des heutigen bairischen Königshauses von Scheyern-Wittelsbach, häufig vorkommender Name. Dieses zählte vom Anbeginne des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrh. in der Haupt- und Nebenlinie nicht weniger als zwölf Ottonen, bis nach Herzog Otto dem Erlauchten, der Baiern und Pfalz vereinigte, dieser Name wieder seltener zu werden beginnt. Der erste Otto, ein Sohn Berthold's III., der im J. 982 mit Kaiser Otto in Calabrien fiel, und ein Ururenkel des Herzogs und Königs Arnulf des Bösen, ein Bruder des Grafen Babo von Abensberg mit den viel bestrittenen 32 Söhnen war, verwaltete in den Tagen des letzten Sachsenkaisers Heinrich und des ersten Frankenkaisers Konrad 1014—1036 zwei Grafschaften an der Donau, bei Kelheim und Regensburg. Sein Sohn Otto II., war Hauptschirmvoigt von Freising. Aber wie Passau und Salzburg an den Herren in Österreich, wie Aglai, Briren und Trient an den görzischen Meinhaeden, als ihren Schirmvoigten, die gefährlichsten Feinde hatten, so erhob auch Freising laute Klagen gegen die Wittelsbacher. Am lautesten that es jener große Bischof Otto, Sohn des heiligen Leopold und der Kaisertochter, Schwester und Enkelin Agnes, der österreichischen Babenberger und der hohenstauffischen Kaiser gemeinsamer Ahnfrau, Otto, vorzugsweise von Freising geheißen, der als Geschichtschreiber den Barbarossa und sich selbst verewigt hat. Otto II. von Schyren (Scheyern), Graf in Kelsgau, wurde von der Nationalpartei in Baiern zur Rettung ihres alten Wahlrechtes aufgesucht, als Heinrich III. den Herzog Konrad abgesetzt und seinen noch nicht vierjährigen Sohn, den nachmaligen Kaiser Heinrich, eingedrungen hatte, im J. 1053. Otto's Gemahlin, die berühmte Hazacha, oder Hadag, brachte auch aus ihrer ersten Ehe mit Grafen Hermann von Castell und Sulzbach und aus Eigenem große Güter auf den Nordgau an und im Gebirge und an der Etsch, ins Haus Scheyern. Sie stiftete das Kloster Fischbachau und starb hochbetagt im J. 1101, nachdem sie eben noch die Thaten ihres Sohnes Eckard im Morgenland und vor Jerusalem erlebt hatte. Vom dritten Sohn Otto's II., Arnulf (gest um das J. 1120) entsproß der scheyerische Seitenzweig von Dachau, in dem der Name Otto unbekannt war und Konrad vorherrschte. Drei Konrade nach einander führten von Kroatien, Dalmatien und Meran, den Herzogstitel. Aus den Dachauern kam abermals ein Seitenzweig von Valley und Grub, der wieder drei Ottonen zählte, deren erster im J. 1121 das Kloster Bernried am Würmsee gründete, der zweite 1192 in der Böhmenschlacht blieb, der dritte den reichen Besitz in den welsch-tyrolischen Bergthälern an das Hochstift Trident verlor und unvermählt im J. 1238 seinen Stamm beschloß. Der dritte Otto der Hauptlinie, stiftete im J. 1104 die Abtei Eisenhofen an der Glan, die er mit seiner Gemahlin, der sulzbachischen Petrissa und mit sämmtlichen Vettern 1113 in seine Stammburg Scheyern an der Ilm übersetzte, die von den Söhnen Arnulf's des Bösen erhoben und nach dem uralten Stammnamen benannt worden. Der vierte Otto pilgerte im J. 1128 ins heilige Land und legte den Grund zum Kloster Indersdorf.

Durch anderthalb Jahrh. bereits waren die Schyren in Arnulf, Eberhard und Hermann, den Söhnen Arnulf's des Bösen, vom goldenen Stuhl ihrer Väter vertrieben, vielleicht schon zum zweiten Male, denn nicht unwahrscheinlich gehörte der Agilolfinger Thassilo, wie die Welfen, gleicher Stammwurzel mit den Schyren an. Da kehrte um das J. 1106 dem fünften Otto, der sich urkundlich der erste von Wittelsbach und Orloch nannte, Baierns Pfalzgrafenwürde zurück, der erste Vorbote noch größern Glückes. Otto war Heinrich V. ein treuer Streiter in den italienischen Heerzügen. Wegen seines Antheils an der Gefangennehmung des Papstes Paseal und der Cardinäle stiftete er das Kloster Ennsdorf im J. 1121. Die Heirath mit Helika, der Erbtochter von Lengfeld, vermehrte seinen Reichthum und die vielen Schirmvoigteien, namentlich auch von St. Ulrich und Afra, mehrten seine Macht. Als er im J. 1155 starb, war er kurz vorher in eine unglückliche Verwickelung der welfisch-staufischen Händel gerathen und in seiner Burg Kelheim vom Könige Konrad belagert und zur Übergabe genöthig worden, als deren Bürgen und Geisel er den 18jährigen Heldensohn Otto stellte. Ebendieser wurde die mächtigste Stütze des jungen Barbarossa in seinen Feldzügen wider Rom und die Lombarden. Er wurde der Retter des teutschen Heeres an der veroneser Etschklause, der Held von Tortona, Rom, Ancona, Mailand, Crema, glänzend auf dem Tage zu Besançon, zu Ravenna, darob mit dem Kaiser und mit dem Gegenpapste im großen Kirchenbanne. Das hinderte Otto gleichwol nicht, gegen die päpstlichen Kirchenfürsten von Freising und Salzburg und gegen den eigenen Bruder Konrad erbitterte Feindschaft zu üben. Als im J. 1180 Heinrich der Löwe geächtet, der Herzogthümer Baiern und Sachsen, der Schwabenlande und aller Lehen entsetzt ward, gab Kaiser Friedrich Baiern nicht wieder, wie sein Oheim Konrad nach der Ächtung Heinrich's des Stolzen im J. 1138 gethan, den Babenbergern, gegen die er sehr erkaltet war und die indessen auch Steier mit Österreich erbvereinigt hatten, auch nicht den mächtigern und auf den wälschen Heerfahrten gleich-

2) *Annalista Saxo* ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Med. Aevi. T. I. p. 458, 493, 628, 632, 651. Chron. Magdeburg. ap. *Meibom.*, Scriptt. T. II. 524. 3) Buchholz, Versuch einer Gesch. der Kurmark Brandenburg. 2. Th. S. 366, 367. Gereimtes Zeitbuch bei *Leibnitz*, Scriptt. T. III. p. 22.

Digitized by Google

falls hochverdienten Hauses Andechs. Wie vor 80 Jahren der Pfalzgrafenstab, so kehrte jetzt das bairische Herzogthum an das alte Herzoghaus zurück, obgleich an Umfang und Rechten nicht wenig vermindert.

Otto genoß der neuen Herrlichkeit nur drei Jahre. Er brachte das Eigen der eben ausgestorbenen Dachauer an den Hauptstamm zurück und starb im J. 1183 am 11. Jul. zu Kostnitz, wo er mit denjenigen Frieden schließen half, gegen die er so viele Jahre gekämpft, gegen den lombardischen Städtebund. Sein jüngster Bruder hieß auch Otto. Er erscheint 1148—1188 als Wildgraf, als Pfalzgraf, als Schirmherr von Indersdorf und Geisenfeld.

Sein Sohn, der achte Otto, focht als Held für Philipp, den jüngsten Sohn des Barbarossa wider den Gegenkönig Otto von Braunschweig, Sohn Heinrich's des Löwen. Aber, wie er glaubte, von Philipp mit schwarzem Undanke belohnt, erschlug er ihm in J. 1208 zu Bamberg und fiel als ein geächteter Flüchtling, in einer Scheune zu Oberdorf durch die Hand des Marschalls Heinrich Valentin von Pappenheim.

Der neunte Otto der Hauptlinie, als Herzog II., war Otto der Erlauchte, jenes Herzogs Enkel und ein Sohn des am 14. Sept. 1231 auf der kelheimer Brücke ermordeten Ludwig. Dieser Otto, geboren von der böhmischen Prinzessin Ludmille, des unruhigen Albrecht von Bogen Witwe (7. April 1206, gest. 29. Nov 1253), ist der Stammvater des ganzen Gesammthauses Baiern in beiden Hauptzweigen von Baiern und Pfalz. Letztere erwarb er durch die Vermählung mit Agnes, Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, Enkelin Heinrich's des Löwen (18. Mai 1225). Otto erlebte die Erlöschung der in Österreich, Steier und Krain herrschenden Babenberger mit Friedrich dem Streitbaren in der Leithaschlacht gegen den Ungerkönig Bela (1246), die Vertreibung des wasserburger Hallgrafen Konrad (1247), das Aussterben des Andechs-Meranischen, mit der Markgrafschaft Istrien und mit der hochburgundischen Pfalzgrafschaft geschmückten Herzogshauses (1248), das entschiedene Sinken der Hohenstauffen mit dem Tode des großen Kaisers Friedrich II. (1250), ohne von allen diesen, für Baiern unendlich wichtigen, Ereignissen geziemenden Vortheil zu ziehen. Insonderheit wurde das kaum vor einem Jahrhundert abgerissene Land ob der Enns nicht wieder errungen. Im tyrolischen Hochgebirge consolidirte sich die Macht von Andechs und Tyrol im Hause Görz. Dadurch verschwanden noch die letzten Überreste der Abhängigkeit vom alten, großen Herzogthume Baiern.

Von dem an zeigt sich der Name Otto wieder bedeutend in Otto's des Erlauchten Enkel, Otto von Niederbaiern. Das getheilte Land wurde zwar nicht abermals getheilt, doch verführte ihn ein unglücklicher Ehrgeiz, der Einladung einer schwachen und treulosen Partei ungrischer Magnaten zu folgen und als Enkel ihres Königs Bela IV. ihre Krone anzunehmen. Auf selbe hatte ihm noch dazu ein anderer mächtiger Prätendent, der Böhmenkönig Wenzel, seinen Anspruch abgetreten und die heilige Krone ausgeliefert. Um Michaelis 1305 reiste Otto, trotz der heftigen Gegenvorstellungen seiner bairischen Räthe und Landherren, ab und schlich sich durch Böhmen und Mähren nach Wien. König Albrecht, seinen Schwager, der aber auf Ungern und Böhmen, auf die Schweiz und auf Holland, auf Thüringen und Meißen im gleichen Augenblicke durchgreifende Pläne hatte, mußte er am meisten fliehen. An der Waag taurrte der mächtige Matthäus von Trentschin, doch der Gewalt der Fürsten entzog ihn glücklich ein reicher wiener Schneidermeister, Berthold, als Schützenmeister bei Hof und im Volke wohlgelitten. Die heilige Krone in eine Ledertasche als in ein anderes Gefäß verborgen, fiel in den Sumpf, wurde aber glücklich wiedergefunden. Otto erreichte glücklich Ödenburg, den Sammelplatz seines Anhanges, der ihn am 6. Dec. 1305 in Stuhlweißenburg feierlich krönen ließ. Der Papst erklärte Otto's Wahl und Krönung für ungültig und Karl Robert von Anjou-Neapel für den legitimen König. Im Bestreben, Siebenbürgen's mächtigen Woiwoden Ladislaw Dobrogost zu gewinnen und sogar dessen schöne und stolze Tochter zur Königin zu machen, fiel Otto in die Schlingen desselben, ward in unwürdiger Gefangenschaft gehalten, der Reichskleinodien beraubt, und nur Emmerich's Serény treue List schaffte ihm die Mittel zur Flucht aus der siebenbürgischen Haft nach Rothreußland und von dort nach Glogau in Schlesien, wo Herzog Heinrich sich seiner annahm und ihm seine Tochter Beatrix vermählte. Nach drei unglücklichen Jahren kam Otto (1308) wieder nach Straubing zurück. Den Schwager und schlimmsten Feind, König Albrecht, hatte indessen der eigene Neffe Johannes Parricida erschlagen. Aber selbst gegen Albrecht's Söhne glühete Otto's Zorn fort und fort, denn alles Unglück, alle Unbill scheied er den habsburgischen Vettern zu. Otto trat eifrig hervor für das neue Kaiserhaus von Luxemburg. Während Friedrich der Schöne lange am Rheine zögerte, vom neuen Könige die Belehnung zu erhalten, hieß Otto seine Baiern aufstehen, trotz des harten Winters, berannte Neuburg am Inn, zerstreute den österreichischen Entsatz auf dem rechten Innufer, aber der tapfere Lamberg hielt Neuburg fast einige 20 Wochen lang, bis die Mauern, von bairischen Bergleuten unterwühlt, zusammenstürzten. Da floh er mit den Seinigen auf Schiffe; die Baiern holten sie ein. Wüthend über die im Winterfeldzug erlittenen Mühseligkeiten wollten sie sie tödten. Da machte sich Otto mit dem Schwerte Bahn durch sein ergrimmtes Volk, laut ausrufend: „Lasset ab von den wackern Männern und lernt auch am Feinde die Tapferkeit ehren!"

Von jener ungrischen Heerfahrt ohne Glück und ohne Ruhm waren Otto blos große Schulden geblieben. Er war überhaupt prachtliebend, verschwenderisch, in keinem Stück ein guter Haushalter. Die gewöhnlichen Abgaben genügten nun und nimmermehr. So gab er denn am Veitstage im J. 1311 zu Landshut die berühmte „Ottonische Handfeste," worin er allen seinen geistlichen und weltlichen Ständen jede Gerichtsbarkeit verkaufte, mit Ausnahme der hohen Rügen, sodaß der Gutsbesitzer künftig (ohne Einwirkung des Landesherrn) richten soll über seine Leute und Bauern, die er mit Thüre und Thor be-

Digitized by Google

Stände mußten hieraus hervorgehen, wenn auch weder die Gilden alle erhoben, noch die Freiheiten alle vollzogen wurden. Otto genoß der theuer erkauften Hilfe nicht lange. Kaum 50jährig starb er nach langem Siechthume, dem Volkswahne nach, an beigebrachtem Gift, ohne bis zum letzten Seufzer Ungern zu vergessen oder zu verschmerzen (9. Sept. 1312). Den 13tägigen Sohn, die acht- und fünfjährigen Brudersöhne, empfahl Otto nicht seinem zweideutigen Adel, sondern den getreuen Städten Landshut und Straubing. Als Mitvormund nannte sein Testament Oberbairns Herzog Ludwig, bald darauf Kaiser. Der niederbairische Adel berief aber Österreichs Herzoge als Mitvormünder und bildete die Vorhut ihres Heeres. Aber die Österreicher mit der gesammten Ritterschaft und mit dem Volke von Salzburg wurden bei Gammelsdorf überfallen (9. Nov. 1313), mit Verlust alles Zeugs und Gepäckes und mit Hinterlassung einer Menge Gefangener aufs Haupt geschlagen und heimgejagt.

Otto's Bruder, Stephan (gest. 1310), hinterließ auch einen Otto (geb. 1303, gest. 1335). Von selbem ist aber nichts zu melden, als daß sein Sitz in Burghausen war und daß er mit Herzog Gerhard's von Jülich Tochter, Richardis, in kinderloser Ehe gelebt hat.

Ein tapferer Kriegsmann war diese Otto übrigens wie sein Bruder Heinrich von Niederbaiern. Er verdiente seine Sporen gegen die heidnischen Preußen mit König Johann von Böhmen-Luxemburg. Die Brüder halfen Marienburg gewinnen und vollenden, und an der Grenzmark Sarmatiens, an der Memel, die Baierburg erheben. Die Baierfahne wurde die Hauptfahne, beim Angriffe die erste und die letzte beim Rückzuge.

Nun erscheint im bairischen Zweige Kaiser Ludwig's der fragliche Name zum letzten Male, in seinem jüngsten Sohne zweiter Ehe, von der holländischen Margaretha, in Otto, Kurfürsten von Brandenbueg. Er folgte im J. 1366 seinem Bruder, Ludwig dem Römer, im J. 1373 ward Brandenburg an Böhmen verkauft und das wenige Geld mit der schönen Gretelmüllerin auf dem Schlosse Wolfstein bei Landshut durchgebracht, bis im J. 1379 der Tod den kaum 32jährigen Otto heimholte, der zu Allem eher gemacht war, als zum Herrscher über Land und Leute; — ein Gebrechen, das leider allen Söhnen Kaiser Ludwig's gemein schien, nur den ältesten ausgenommen, Ludwig den Brandenburger, Gemahl der tyrolischen Margaretha, der Maultasche.

Im Hause Pfalz erscheint unter den Söhnen Kaiser Rupert's von der zweiten Gemahlin, der nürnberger Burggräfin Elisabeth, ein Otto, zugenannt von Moosbach. Es war ein wackerer Streiter wider die Hussiten und wider die heidnischen Preußen. Anna, Heinrich's des Reichen von Landshut Tochter, gebar ihm drei Töchter und drei Söhne. Aus letztern war Albrecht, Bischof von Strasburg, Rupert, Bischof von Regensburg. Otto schloß im J. 1499 das Haus Moosbach ohne Erben. Wie der Vater meist im oberpfälzischen Neumarkt Hof hielt, so der Sohn. Verblendet stellt er gegen des weisen Albrecht's Satzung über Erstgeburt und Untheilbarkeit, steckte mit dem Löwlerbund und mit allen Bewegungen des unruhigen Adels unter der Decke und hätte die Oberpfalz fast in dieselbe Abhängigkeit von Böhmen gebracht, wie unter Karl IV.

Von Elisabeth, der Tochter und Erbin Herzogs Georg des Reichen von Landshut, hatte der kriegerische Pfalzgraf Ruprecht einen Sohn, Otto Heinrich, am 10. April 1502 geboren. Er folgte 1556 seinem Oheime Friedrich II. Er hieß der Großmüthige, er war Freund der Wissenschaften und Künste, der wahrhafte Stifter der heidelberger Bibliothek, ein eifriger Beförderer der Reformation, weshalb er auch auf kurze Zeit durch Karl V. von Land und Leuten verdrängt worden. Doch war er ein Hasser der Lehre Calvins, was einen dem ohnehin allzusehr in sich gespaltenen und zerrissenen Gesammthause höchst nachtheiligen und folgenreichen Staatsfehler herbeiführte. Seit dem J. 1499 war die Oberpfalz mit der Kur vereinigt. Duech seinen Antritt sollte es auch die junge Pfalz oder Pfalz-Neuburg werden. Otto Heinrich hatte keine Kinder von Susannen, der Tochter ebenjenes, hart von ihm verletzten Albrecht's des Weisen von München und des tapfern, aber grausamen, Kasimir von Brandenburg Witwe. Somit wäre nach seinem Tode Alles an den Zweig Simmern gediehen, und ein herrlicher Kern im Hause Pfalz zusammengekommen. Aber Friedrich III. von Simmern war ein unduldsamer Calvinist. So übertrug dinn Otto Heinrich Alles an den eifrigen Lutheraner Wolfgang von Zweibrücken und starb den 12. Febr. 1559. Noch war in Sulzbach ein im J. 1604 ohne männliche Erben verstorbener, unbedeutender Otto Heinrich. — Seither ist der Name Otto auch im pfälzischen Hause nicht wieder gekehrt, bis auf den am 1. Jun. 1815 in Salzburg geborenen König Otto von Griechenland. Überhaupt hat König Ludwig in seinem gottgesegneten Hause duech die Namen jedes einzelnen Mitgliedes desselben historische Erinnerungen aufgeweckt. Da war ein Luitpold, ein Otto, ein Maximilian und ein Albrecht, eine Theodelinde, Hildegard und Mathilde. (*Freih. v. Hormayr.*)

c) Von Brandenburg.

1) **Otto I.**, Markgraf von Brandenburg, *stammte* aus dem Geschlechte der Grafen von Ballenstädt, welche man gewöhnlich die Askanier nennt, und war der älteste Sohn Albrecht's des Bären und der Sophia, deren Abkunft nicht bekannt ist. Nach einer Angabe [1]) war sie eine Schwestee des Grafen Otto von Rieneck, doch steht dieser Nachricht entgegen, daß Sophia, die Tochter Otto des Ältern von Rieneck bereits im J. 1121 an den Grafen Theoderich VI. von Holland verheirathet war [2]). Ebenso wenig ist eine andere Angabe derselben Chronik [3]) verbürgt, der gemäß zwei Töchter Kaiser Friedrich's I Sophia und Beatrix waren, von welchen die erstere einen Markgrafen von Sachsen geheirathet, die zweite Äbtissin von Quedlinburg geworden sein soll. Als Schwester der Gemahlin Albrecht's des Bären kommt nun freilich wol eine Beatrix, Äbtissin von Quedlinburg, auch urkundlich vor,

1) Chron pict. Both. *Leibn.* ad a. 1142. 2) Cf. Magnum Chron. Belg. apud *Pistorium* III, 165. 3) Chron. pict. cit. ad ann. 1152.

schlossen hat. Neue Ordnungen, neue Freiheiten, neue allein da beide für Töchter Kaiser Friedrich's I. zu alt sind, und man von Schwestern desselben, die diesen Namen geführt hätten, nichts weiß, so bleibt doch ihre Abstammung noch immer ungewiß. Ebenso ungewiß ist auch die Zeit der Geburt Otto's I. Denn die Angabe des böhmischen Chronisten Pulcawa [4]), nach welcher sie auf den 11. Jun. 1136 fiele, wird dadurch unwahrscheinlich, daß Otto I. schon im J. 1142 in einer zu Magdeburg ausgestellten Urkunde zugleich mit seinem jüngern Bruder Albert als Zeuge genannt wird [5]). Ob nun aber wirklich der slavische Fürst Pribislaw von Brandenburg, wie derselbe Pulcawa berichtet, bei der Taufe Otto's die Stelle eines Pathen übernommen und dem Täuflinge bei dieser Gelegenheit den Besitz der Landschaft Zauche geschenkt habe, ist bis jetzt keineswegs als erwiesen zu betrachten, zumal da nach einer Stelle der Orig. Lubec. *Bangerti* [6]) wahrscheinlich Pribislaw selbst und nicht Otto im J. 1136 getauft worden ist [7]). Über die ersten Jugendjahre Otto's fehlen uns alle Nachrichten, seit dem J. 1142 aber nahm er, wie wir namentlich aus den uns erhaltenen Urkunden sehen, einen sehr thätigen Antheil an den Geschäften seines Vaters [8]), vermählte sich dann am 6. Jan. 1149 mit Judith, der schönen Schwester der polnischen Herzoge Boleslaw und Miesco [9]) und folgte nach dem Tode Albrecht des Bären (18. Nov. 1170) diesem als Markgraf von Brandenburg, während die übrigen Brüder mit andern Gütern und Herrschaften bedacht wurden [10]). In fortwährenden, nur selten unterbrochenen Kämpfen mit Heinrich dem Löwen und dessen Anhängren mußten nun Otto I. und seine Brüder die Stellung schützen, welche Albrecht der Bär sich und seinem Geschlecht errungen hatte; sie trugen dann aber auch nach dem gänzlichen Sturze dieses Gegners ihrer aufstrebenden Macht fast die besten Früchte des Sieges davon. Bernhard von Anhalt, der jüngere Bruder Otto's I., erhielt bei der Vertheilung des von Heinrich dem Löwen besessenen Herzogthums Sachsen, das sogenannte Herzogthum Lauenburg und nebst mehren andern Landen und Rechten auch den Titel und in diesen Landschaften die Rechte eines Herzogs von Sachsen; während die Markgrafen von Brandenburg sich bei dieser Gelegenheit gänzlich von der Abhängigkeit befreieten, in welcher sie bisher in manchen Beziehungen zu den sächsischen Herzogen gestanden hatten, für alle ihre Territorien die Ausübung aller herzoglichen Rechte selbst erhielten und zu Erzkämmerern des Reiches erhoben wurden. Dem gemäß verwaltete dann Otto I. auf dem glänzenden Reichstage, welchen Friedrich I. zu Pfingsten des J. 1184 in Mainz um sich versammelt hatte, in eigener Person dies neue Amt, welches bis zur Auflösung des Reiches stets mit dem Besitze der Mark Brandenbueg verbunden geblieben ist. Noch in demselben Jahre, wahrscheinlich am 8. Jul. [11]), starb Otto I. und ward im Kloster Lehnyn begraben, welches er im J. 1180 in Folge eines Traumes gestiftet und reichlich mit Gütern ausgestattet hatte [12]). Er hinterließ drei Söhne, Otto, Heinrich und Albrecht, von welchen ihm der älteste

2) Otto II. als Markgraf von Brandenburg, Erzkämmerer und Kurfürst folgte. Die beiden übrigen wurden mit einzelnen Gütern abgefunden [13]). Als Otto II. die Regierung antrat, war die Gefahr für die Brandenburger bereits verschwunden, welche in Heinrich des Löwen übergroßer Macht ihnen gedroht hatte; allein jetzt kam ihnen eine ähnliche Gefahr vom Norden her, von den Küsten der Ostsee. Hier hatten die dänischen Könige, durch Heinrich's des Löwen Sturz von einem mächtigen Rivalen befreit, ihre Herrschaft rasch ausgebreitet, sodaß König Kanut VI. von Holstein an bis nach Livland und Esthland hin fast aller Küsten der Ostsee Herr war. Zwar hatte sein Vater Waldemar I. früher für diese Gegenden an Friedrich I. den Lehnseid geleistet, er aber verweigerte denselben, und da es solchergestalt schien, daß sie ganz vom Reiche getrennt werden würden, übergab der Kaiser die früher den Dänen verliehene Oberlehnsherrlichkeit über die pommerschen Herzoge den Markgrafen von Brandenburg, als den mächtigsten Fürsten des Reiches in dieser Gegend. Hierdurch aber, sowie durch die Ausbreitung ihrer eigenen Eroberungen gegen die nordöstlichen Slavenfürsten, geriethen diese in einen für sie sehr gefährlichen Streit mit den mächtigen Königen Dänemarks, der damit begann, daß Otto II. mehrmals an den Aufständen einzelner abhängiger Fürsten gegen König Kanut Theil nahm [14]). Der härteste Kampf aber entspann sich in den Jahren 1195 und 96, als Otto II. in Verbindung mit dem Grafen von Holstein die Dänen angriff. Sie aber waren stärker als er. Während Kanut selbst mit einer Flotte in die Oder einlief, fiel sein Feldherr, der Bischof Peter von Roeskild, von Mecklenburg aus in die Marken. Der Markgraf ward geschlagen [15]) und konnte nur die weitere Ausdeh-

4) Cfr. *Dobner.* III. p. 167. 5) Cf. *v. Raumer.* Regesta dipl. Brandenb. p. 175 sub num. 1015. 6) Cf. *Westphalen* I. p. 1238. 7) Über eine in Weimar aufbewahrte Schale, welche angeblich ein Pathengeschenk Kaiser Friedrich's I. bei Otto's Taufe sein soll, vergl. Göthe im Archiv der Gesellschaft für ältere teutsche Geschichte. III. S. 458 und IV. S. 275. Über die Schenkung der Zauche vergl. Riedel in Ledebur's Archiv. I. S. 193. Wedekind Noten VII, 274 und: über die älteste Verfassung der Mark Brandenburg. S. 35. 8) Cf. *Raumer*, Regesta. p. 175 - 230, woselbst mehr als 30 Urkunden nachgewiesen sind, in welchen Otto meistentheils in Begleitung seines Vaters als Zeuge erscheint. Doch ist die frühere Ansicht, daß er nach bei Lebzeiten Albrecht's allein selbst regiert habe, nicht zu beweisen, und in jenen Urkunden wechselt die Bezeichnung Otto Marchio etc. unregelmäßig mit der Otto Alberti filius und ähnlichen ab. 9) Cf. Chron. Saxo ad ann. und Chron. mont. sereni. In der Inschrift auf dem Grabmale im Dome zu Brandenburg wurde Judith die gemma Polonorum genannt. Cf. *Gebhardi* March. aquil. p. 121. 10) Über die Erbtheilung der Söhne Albrecht des Bären vergl. *v. Raumer* Reg. p. 250 sub n. 1382.

11) Cf. Liber memor. eccl. Havelberg. ap. *Gercaeum.* p. 70. 12) Kasmann, Denkwürdigkeiten der preuß. Staaten. S. 238, 387. Riedel, Mark Brandenburg. I. S. 253. 13) *v. Raumer.* Reg. p. 252 sub n. 1529. Die Geburtszeit Otto's II. ist unbekannt. Er sowol als sein Bruder Heinrich werden schon im J. 1170 in einer Urkunde als Zeugen genannt. Vergl. Gerken, Stiftshistorie von Brandenburg. S. 359. 14) z. B. für den Grafen Adolf von Holstein, den Bischof Waldemar von Schleswig. Cf. *Arnold Lubecc.* L. IV sq. 15) *Idem* L. V.

nung der Dänenmacht einigermaßen verhindern. Als aber zu dieser Noth noch eine neue kam, unterlagen fast die beiden Brüder Otta und Albrecht. Streitigkeiten über den Besitz der Zehnten mit den Bischöfen von Havelberg und Brandenburg führten zum Zwiste mit dem Metropolitan dieser, dem Erzbischofe von Magdeburg. Es war nämlich Gebrauch gewesen, daß der Zehnte von eigenen Gütern in den den Heiden abgenommenen Landstrichen dem Fürsten und Adel, der sie erobert hatte, gewissermaßen als Belohnung verblieb. Jene Bischöfe machten nun mit Recht auf den ganzen Zehnten aus den Gegenden zwischen Havel und Oder Anspruch, weil diese schon vor der Besitznahme durch die Markgrafen christlich gewesen waren. Die Markgrafen aber beharrten auf ihrem Willen gegen die Ermahnung des Erzbischofs, der endlich ihres Ungehorsams gegen die Kirche wegen über sie den Bann aussprach [16]). Da begann die Treue der Unterthanen, die ohnehin von dem dänischen Kriege bedrängt waren, zu wanken; alles wandte sich von den Gebannten ab, sodaß selbst, wie Brotuff erzählt [17]), ein Hund das ihm von dem Markgrafen vorgeworfene Stück Fleisch anroch und liegen ließ. Vor solchen Gedanken, sagt der Chronist weiter, erschraken die Brüder und wandten sich zur Versöhnung mit dem Erzbischofe. Hart war die Bedingung, unter der sie ihre Aussöhnung mit der Kirche erreichten, denn sie mußten am 24. Nov. 1190 alle ihre praedia im überelbischen Herzogthume in der Altmark, in den Grafschaften Seehausen und Wollmirstädt, dem Bisthume zu Lehn auftragen. In der Domkirche zu Magdeburg, vor dem Hochaltare des heiligen Mauritius, dem der Dom geweiht war, in Gegenwart der Geistlichkeit, vieler Herren und Ritter geschah feierlichst die Übergabe dieser Schenkung von beiden Brüdern [18]). Seitdem aber erscheint Otta stets in freundlichen Verhältnissen zu dem Erzbischofe von Magdeburg. Übereinstimmend wählen sie in Verbindung mit Herzog Bernhard von Sachsen im J. 1198 zu Erfurt Philipp von Schwaben zum teutschen Kaiser [19]) und vertheidigen sich auch gemeinschaftlich gegen die Angriffe des Königs von Böhmen, welcher zur Gegenpartei Otta's von Braunschweig gehörte. Auch gegen die Dänen ist Otto II. nach dieser Versöhnung mit der Kirche siegreich. In einer großen Schlacht wird von ihm der Bischof Peter von Roeskild geschlagen und selbst gefangen [20]), nach welchem Siege Otto am 4. Jul. 1205 ohne Leibeserben starb [21]). Sein Bruder Albrecht II. folgte ihm bis gegen 1220 in der Regierung und hinterließ zwei Söhne, Johann I. und

3) Otto III. Von ihrer Mutter Mechtildis, einer Tochter des Markgrafen Konrad von Meißen [22]), erbten beide Brüder die Kreise Kamenz und Ruhland, welche jene als Mitgift ihrem Gemahle zugebracht hatte. Sie führte auch mit Einwilligung des Erzbischofs von Magdeburg über ihre unmündigen Söhne die Vormundschaft [23]), bis diese gegen das J. 1226 die Regierung selbst übernahmen und in großer Einigkeit verwalteten. In mannichfachen Kämpfen mit dem Erzbischofe von Magdeburg, den Markgrafen von Meißen, Pommern und Polen, erweiterten die Brüder ihr Besitzthum nach allen Seiten, und fanden solche Anerkennung in Teutschland, daß man nach dem Tode Wilhelm's von Holland daran dachte, den Markgrafen Otto III. auf den Kaiserthron zu erheben [24]), weil er durch Tüchtigkeit und Frömmigkeit zur Herrschaft berufen schien. Diese Frömmigkeit Otto's [25]), welche ihm den Beinamen Pius erwarb, zeigte sich auch unter andern in seinen vielfachen Zügen nach Preußen, um daselbst mit den teutschen Ordensrittern gegen die Heiden zu kämpfen. Gegen Ende des J. 1248 zog er zum ersten Male dorthin, stritt siegreich gegen die Heiden und vermittelte dann am 10. Jan. 1249 nebst den drei preuß. Bischöfen von Culm, Pomesanien und Ermeland, den heftigen Streit, welcher längere Zeit zwischen dem Orden und dem Erzbischof Albert von Preußen geherrscht hatte [26]). Zum zweiten Male nahm Otto im J. 1252 aber 53 das Kreuz, trat aber erst im J. 1254 die Fahrt wirklich an, als auch sein Schwager, der König Ottakar von Böhmen [27]), nach Preußen aufbrach. Mit diesem traf er zu Weihnachten 1254 in Breslau zusammen, und führte als dessen Kriegsmarschall das ganze Heer an, das in den ersten

16) Vergl. Gercken, Stiftshistorie von Brandenburg. S. 443. 17) Vergl. Pauli preuß. Staatsgeschichte. I. S. 278. Anmerkung. 18) Die Abtretungsurkunde der Markgrafen ist gedruckt in *Ludewig* Reliq. Manuscript. IX. p. 538. XI. p. 504; bei *Walther*. Singul. Magdeb. II. p. 42; bei Boysen, Histor. Magazin. II. 87. *Gercken*, Cod. dipl. Brandenb. III. p. 60 u. X. Kaiserliche Bestätigungsbriefe s. bei *Ludewig* XI. p 600 und *Gercken* l. l. p. 65. Sehr verschieden sind nun die Ansichten der Geschichtsforscher, worin eigentlich diese Schenkung bestanden habe. Ältere Historiker, wie Gercken (in den verm. Abhandl. II, 29 fg. III. 77 fg.) und Gebhardi (Gesch. aller Wenden und Slaven I, 165) stellen die Meinung auf, daß durch diese Schenkung die Markgrafen sich aller ihrer vom Reiche zustehenden Rechte zu Gunsten des Erzbisthums begeben hätten, daß also durch sie das Kurland ein Reichsafterlehen geworden sei. Gegen diese Ansicht hat man sich nun neuerdings von mehren Seiten erklärt und namentlich hat Wohlbrück in einer ausführlichen Abhandlung (in v. Bedebur Archiv. I. S. 172) gezeigt, daß der Ausdruck praedia nur die Erbgüter der Markgrafen, nicht ihre Reichsrechte bezeichnen könne, wie denn auch in den kaiserlichen Bestätigungsurkunden für praedia der Ausdruck haereditates gebraucht ist. Dieser Meinung sind denn auch die meisten neuern Geschichtsforscher, wie Riedel (Mark Brandenburg I. S. 63 fg.), Helwing (preuß. Geschichte I. S. 128) u. A. beigetreten, nur v. Raumer (über die älteste Verfassung der Kurmark Brandenburg, S. 49 und in den Regest. hist. Brandenb. p. 266) neigt sich zu der ältern Ansicht hin, und glaubt, daß die Schenkung der Markgrafen wirklich in der Übertragung der herzoglichen Rechte über die in der Urkunde genannten Landschaften bestanden habe. Was er aber bisher zur Begründung dieser Ansicht mitgetheilt hat, scheint uns gegen Wohlbrück's Beweisführung keineswegs überzeugend.

19) Cf. *Godofr.* S. Pantal. ap. *Freher.* I, 363. 20) Lappenberg, Dänische Annalen. S. 38. 21) *Garaeus* p. 72. Nach Pulcawa's Berichte soll Otto mit Agnes, einer anhaltischen Fürstentochter, verheirathet gewesen sein, allein urkundlich ist diese bisher nirgends nachgewiesen worden. 22) Chron. Lauterbergense. p. 312. 23) Cf. *Gebhardi* March. aquil. p. 128. 24) Fragm. geneal. Duc. brunsv. ap. *Leibnitz*. T. II. p. 19. 25) Cf. Abb. Cinn. in Annal. ap. *Eckard.* scriptt. rer. Interdoc. p. 140. 26) Vergl. Voigt, Geschichte Preußens. 2. Bd. S. 614 und 3. Bd. S. 7. 27) Otto hatte Ottokar's Schwester Beatrix zur Frau. Cf. *Gebhardi* March. aquil. p. 158.

Digitized by Google

Tagen des folgenden Jahres Preußen erreichte, aber schon Ende Januar wiederum nach Hause zurückkehrte [28]). Zehn Jahre darauf im Frühlinge des J. 1265 versammelten sich zu Quedlinburg wiederum Otto III., die Herzoge Albert und Johann von Braunschweig, der Markgraf von Meißen, der Graf von Holstein und mehre Andere, um über eine neue Kreuzfahrt nach Preußen zu berathen, woselbst der Orden noch stets von den Heiden bedrängt fremder Hilfe bedurfte. Schon im Sommer darauf brachen einige der genannten auf, Otto von Brandenburg aber langte erst im Anfange des J. 1266 mit seinem Sohne und Beuder Johann in Preußen an. Da aber der Winter sehr gelind war, konnte das versammelte Kriegsheer gegen die Heiden, die sich in Sümpfe und Moräste zurückzuziehen pflegten, nur wenig ausrichten, und Otto benutzte daher die Gelegenheit in der Landschaft Natangen, hart am Ufer des frischen Haffes, zwischen Balga und Königsberg eine neue Burg zu bauen, welche ihm zu Ehren den Namen Brandenburg erhielt und jetzt noch, wenn auch nur in Ruinen, besteht. Kaum war dieser Bau vollendet, so traten die versammelten Fürsten die Heimkehr an [29]). Kurz vor seinem Tode aber kam der fromme Otto im J. 1267 wiederum mit König Ottokar von Böhmen zum vierten Male nach Preußen, und richtete die von ihm früher erbaute, von den Heiden zerstörte Brandenburg von Neuem auf [30]). Noch im October desselben Jahres, wahrscheinlich am 11., verschied er plötzlich in Neu-Brandenburg, und ward in der Klosterkirche zu Strausberg, die er gestiftet hatte, begraben [31]). Wie sein Bruder hinterließ auch er eine zahlreiche Nachkommenschaft von zwei Töchtern und vier Söhnen, von welchen zwei seinen Namen führten. Weil diese Linie, die salzwedler, die jüngere ist, bezeichnet man jene beiden Söhne Otto III. als Otto V. und Otto VI.

4) Otto IV. Markgraf von Brandenburg, war dagegenein Sohn Johann's I. Hatte dieser, sowie der Oheim Otto III., es schon in ihren Jugendjahren versucht, sich von dem Lehnsverhältnisse zu befreien, welches sie an das Erzstift Magdeburg fesselte, so schien im J. 1277 ihren Nachkommen hierfür der rechte Zeitpunkt gekommen zu sein. Denn in diesem Jahre war der Erzbischof Konrad von Magdeburg gestorben und da das Domcapitel sich über die Wahl nicht vereinigen konnte, boten die Markgrafen alles auf, um ihren Bruder und Vetter Erich auf den Stuhl zu erheben. Als aber dennoch Günther von Schwalenburg gewählt ward, griffen sie zu den Waffen. Mit Albert von Sachsen, vielen Grafen und Herren verbündet, sammelten sie ein großes Heer, fielen in das erzbischöfliche Gebiet ein, und nahmen das feste Schloß Aken. Der Erzbischof gewann es wieder, aber mit noch größern Haufen lagerten nun die Markgrafen unter Führung Otto's IV. bei Frose, den Muth der Magdeburger durch Drohungen schwächend. Günther von Schwalenburg aber wagte den Kampf. In feierlicher Procession mit klingendem Spiel und der Fahne des heiligen Mauritius, zog er auf den Markt zu Brandenburg, durch kräftige Rede den Muth der Bürger entflammend. Sie folgten ihm in großen Haufen gegen den Feind. Lange schwankte die Schlacht, bis der Markgraf Otto IV. selbst unterlag. Mit 300 Rittern und Knappen gefangen, ward er im Triumphe nach Magdeburg gebracht, und, weil er sich gerühmt, daß seine Pferde ihren Hafer an diesem Abende vom Hochaltare des Doms fressen würden, in einem Kasten von dicken Bohlen gefangen gehalten. Vergebens setzten seine Brüder mit ihren Verbündeten ihn zu befreien die Fehde fort. Otto IV. blieb in der Gefangenschaft, bis seine Frau, Hedwig [32]), Geld und Kostbarkeiten zusammenraffend nach Magdeburg eilte und die Domherren, Ritter und Räthe des Erzbischofs bestach. Diese riethen dann ihrem Herrn zur Milde, worauf er das Lösegeld des Markgrafen auf 4000 Mark bestimmte. Auf sein Wort entlassen, eilte nun Otto in seine Besitzungen zurück, um das Geld aufzubringen. Aber der Schatz war leer; man dachte daran, Kirchenschmuck und Geräth zu verkaufen und zu verpfänden, als Johann von Buch, ein alter Rath des Vaters, bei Otto aber in Ungnade, diesen in die Sacristei der Kirche von Angermünde führte, und daselbst einen Eisenstock voller goldener und silbener Münzen öffnete. Sorgsam hatte Johann I. diesen Schatz für die Zukunft gesammelt, und nur dem bewährten Diener das Geheimniß vertraut, damit in Zeiten der höchsten Noth dieses Gold die Nachkommen rette. Freudig eilte Otto nach Magdeburg zurück, zahlte das Geld, und als er nun auf seinem Rosse, die Stadt zu verlassen, bereit saß, wandte er sich zu dem Erzbischofe mit der Frage, ob er nun wirklich frei sei. Auf die bejahende Antwort aber sprach er weiter: „Nicht wisset ihr einen Markgrafen zu schätzen. Auf einen Streithengst hättet ihr mich mit aufgehobener Lanze setzen sollen, und mit Gold und Silber bis zur Spitze überdecken; dann wäre ich würdig geschätzt worden." So sprengte er fort und begann bald von Neuem die Fehde, als Günther von Schwalenburg abdankte und den Markgrafen es wiederum gelungen war, für ihren Beuder Erich einen Theil der Wahlstimmen zu gewinnen. In diesen Fehden erhielt Otto IV. bei der Belagerung des Schlosses Staßfurt einen Pfeilschuß in den Kopf, die Spitze blieb in dem Knochen fest und gab ihm den Namen Otto mit dem Pfeile. Er starb, ohne Erben zu hinterlassen, gegen das Jahr 1308 [33]).

5) Otto V., der Sohn Otto's III. mit dem Beinamen der Lange [34]), führte, nachdem sein älterer Bruder, Johann der Prager, bereits im J. 1268 auf einem Tur-

28) Vergl. Voigt, Geschichte Preußens. 3. Bd. S. 77—86. 29) Ebend. S. 254—257, woselbst auch (Anm. 2) über die Zeitbestimmung dieses Kreuzzuges ausführlicher gehandelt ist. 30) Ebend. S. 290. 31) Vergl. Riedel, Mark Brandenburg. I, 452. *Gebhardi* March. aquil. p. 159.

32) Sie war eine geborne Gräfin von Holstein-Schaumburg. Cf. *Gebhardi*, March. aquil. p. 139. 33) Auch als Minnedichter ist Otto IV. bekannt, doch haben sich nur wenige seiner Lieder erhalten. Sie sind gedruckt in der Manes. Sammlung. I, 4, 5. 34) Er wird selbst in einer kaiserlichen Urkunde so genannt. Cf. *Wilkii* Ticemannus 114. Schöttgen und Kreysig, Nachlese. 65.

Digitized by Google

niere zu Merſeburg gebliebrn war, über ſeine jüngern Geſchwiſter die Vormundſchaft, und theilte, als ſie mündig geworden waren, mit ihnen am 19. April 1272 die väterliche Erbſchaft [35]). Er ſelbſt brachte dir größtr Zeit ſeines Lebens in Böhmen zu, wohin rr ſchon früh an den Hof ſrines Oheims, Königs Ottokar, gekommen zu ſein ſcheint. Als dirſer im J. 1276 mit Rudolf von Habsburg in Krieg gerieth und dir beiderſeitigen Heere einandrr an der Donau fanden, befand ſich auch Otto V. bei drn Böhmen, und vermitteltr dann gemeinſchaftlich mit dem Biſchofe von Ollmütz im Namen Ottokar's für dieſrn den Frieden [36]). Gleichfalls nahm er ſich nach dem in der Schlacht auf dem Marchfelde erfolgtrn Todr Ottokar's des böhmiſchrn Reiches an, beſetztr dir feſten Plätze, rüſtete und rückte dem Heere des Kaiſers bis Kollin rntgegen, woſelbſt ein neuer Friedensvertrag zwiſchen beiden zu Stande kam, dem gemäß unter andern Rudolf ſeine Tochter Hedwig dem Markgrafrn Otto VI., dem Bruder Otto's V., verlobte, ihn ſelbſt aber als Vormund des jungen böhmiſchen Königs Wenzel anerkannte [37]). Gegen die Umtriebe der verwitweten Königin und der mit ihr verbundenrn böhmiſchen Großen behauptetr Otto dieſe Vormundſchaft bis zum J. 1284, freilich, wie es aus allen böhmiſchrn Chroniſten rrhellt, durch rine rückſichtsloſr Härte und Tyrannei, und rntlirß den jungen König nicht eher aus ſeinem Gewahrſam, als bis er von den Ständen 35,000 Mark Silbers und alle böhmiſchen Rechte auf die Oberlauſitz feierlichſt abgetreten rrhalten hattr. Außerdem mußte Wenzel ihm noch wegen wohlgeführter Vormundſchaft 5000 Mark verſprechen und dafür dir Städtr Zitlau, Ronow, Scharfenſtein, Bezdiezi, Tetſchen, Außig ꝛc. verſchreiben [38]). Doch ſchrinen Vormund und Mündel ſpäter in gutem Vernehmen geblieben zu ſein; wenigſtens finden wir Otto V. im J. 1277 bei der Krönung Wenzel's in Prag grgenwärtig, woſelbſt auch dir erſte Verabredung von drn Kurfürſten von Mainz, Böhmen und Brandenburg über dir Abſetzung Adolf's von Naſſau und Erhebung Albrecht's von Öſterreich ſtattfand. Doch hinderten ihn dieſr Verhältniſſe zu Böhmen keineswegs, für die Erweiterung ſeiner rrerbten Beſitzungen zu ſorgen, vielmehr zeigtr rr in drn deshalb mit den Pommern und Polen geführten Kriegen dirſelbe Beharrlichkeit und Strengr des Charakters. In Vrrbindung mit ſeinen Verwandtrn überfiel er im J. 1296 zu Rogozno den polniſchen König Przimislaw, wobei dieſer erſchlagen ward, viele öſtlichen Ortr der heutigen Neumark aber von den Brandenburgern erworben wurden. Zwei Jahre darauf ſtarb er am 24 Jul. 1298 und ward im Kloſter Lehnyn brgraben [39]). Durch ſeine zweitr Frau Judith, oder Jutta, Tochter des Grafen Herrmann von Henneberg [40]), kamrn mehre hennebergiſchr Güter, namentlich Coburg, an ſeinr Söhne, deren er vier hintrrlaſſen haben ſoll, von wrlchen abrr nur einer, Hermann, urkundlich erwieſen iſt.

6) Sein jüngſter Bruder, Otto VI. oder Ottiko [41]), vermählte ſich im J. 1280 mit Hedwig, der Tochter Rudolf's von Habsburg, blieb aber kinderlos, und ſcheint nach dem Tode dieſer entweder in den Orden der Templer oder der Kreuzherren getreten zu ſein. Später nahm er das Mönchskleid der Ciſtercienſer zu Lehnyn und lebte daſelbſt als Subdiakonus und Plebanus in Briezen und Cantor am Dom zu Magdeburg entweder bis zum J. 1303 oder bis 1304 [42]). —

Nachdem das Grſchlecht der ballenſtädter Kurfürſten von Brandenburg erloſchen war, verlieh Kaiſer Ludwig der Baier dieſes Fürſtenthum ſeinem ältrſten Sohne Ludwig, wlcher am Chriſtabendr 1351 zu Luckau daſſelbe grgen Oberbaiern an ſeine Brüder Ludwig den Römer und Otto abtrat. Bis zum J. 1360 führte darauf Ludwig dir Regierung allein, dann aber mit ſeinem jüngern Bruder, wenn auch nur der Form nach, gemeinſchaftlich; denn Otto ſcheint bis zum J. 1365, in welchem jener ſtarb, wenig Antheil an derſelben gehabt zu haben. Mit Eliſabeth, der fünfjährigen Tochter Kaiſer Karl's IV., verlobt, gerieth rr von dieſem, welcher durch den nürnberger Vergleich vom J 1363 von beiden Wittelsbachern Brüdern als Erbr in den brandenburgiſchen Ländern anerkannt wordrn war, in immrr größere Abhängigkeit, und begab ſich im J. 1365, obwol er ſchon ſeit fünf Jahren mündig geworden war, gänzlich unter die Vormundſchaft drs künftigen Schwiegrvaters [43]). Zu Prag am Hofr deſſelben verſchwendete er ſeine Habe, während dem Kaiſer ergebene Räthr die Angelegenheiten der Mark verwalteten, und vollzog ſeine Vermählung im J. 1369, aber nicht mit Eliſabeth, ſondrrn mit der ſchon alternden und bisher kinderloſen Witwe Herzog Rudolf's von Öſterrrich, Katharina, einer ältern Tochter des Kaiſers [44]). Zu ſpät wurden ihm die ſelbſtſüchtigrn Abſichten Karl's IV. auf dir Marken klar. Im J. 1370 verſöhntr rr ſich mit ſeinen Vettern in Baiern und ſchloß dann mit dieſen, ſowie mit drn Königen von Polen und Ungern, einr Verbindung gegen dir Vergrößerungsentwürfr des Kaiſers. Um aber ſeine Rüſtungen zu verbergen, brgann rr im Frühjahre 1371 einen Krieg mit drn Fürſten von Pommrrn und Mecklenburg über die alten Beſitzungen der brandenburgiſchen Markgrafen, welche nach dem Succeſſionsſtreite mit dem falſchrn Waldemar im Beſitze jener Fürſten gebliebrn waren. Vielleicht war auch hierin dir Abſicht verborgen, einen Vorwand zu erhalten für den Bruch der mit Kaiſer Karl geſchloſſenen Erbverträgr. Denn als dirſer, wie es vorauszuſehen war, eine Hilfsleiſtung im Kampfe mit Pommern verweigerte, ward von Otto der Sohn ſeines Bruders Stephan, Friedrich von Baiern, zum Erbrn erklärt und dir Stände angewieſen, dieſem zu huldigen [45]).

35) Cf. *Garcaeum* p. 99. 36) Vergl. Lambacher, Öſterreichiſches Interregnum. S. 111. Urk. 74. 37) Historia Australis ap. *Freher.* p. 473 und *Hagen.* ap. *Petz.* Scriptt. austr. T. II. p. 1075. 38) Cf. *Gebhardi* March. aquil. p. 162. 39) *Idem* p. 162. 40) *Idem* p. 163.

41) Vergl. Möhſen, Geſchichte der Wiſſenſchaften. S. 84. Gerlach, Beiträge zur Geſchichte Otto's VI. (Berlin 1781). 42) Nach einer inscriptio in templo coenobii Lehninensis ap. *Garcaeum* p. 100 ſtarb er den 4. Juni 1303, nach treuenbrietzner Urkunden im J. 1304. Vergl. Gerlach a. a. O. S. 10 und 11. 43) Cf. *Gercken*, Diplom. I. p. 154, 157. 44) *Gercken*, Cod. Dipl. Brd. T. I. p. 71. 45) Cf. *Gercken* l. l. VI. p. 638. Pelzel, Kaiſer Karl IV. 2. Th. S. 839.

Digitized by Google

Schnell rückte Kaiser Karl auf die Nachricht hiervon mit einem Heere von Böhmen aus vor, kehrte aber, als Otto mit Pommern und Mecklenburg einen Frieden geschlossen hatte, um, und versuchte nach alter Weise durch Unterhandlung zum Ziele zu kommen. Zuerst gelang es ihm, den König Ludwig von Ungern vom Bunde abzuziehen, dann gewann er die Pommern, die Mecklenburger durch Versprechungen, und nachdem er sich mit dem Erzbischofe von Magdeburg, dem Fürsten von Meißen, verständigt hatte, fiel er im J. 1373 in die Mark ein. Im Juli lagen die kaiserlichen Truppen vor Frankfurt, wohin sich Otto zurückgezogen hatte, der, von seinen Unterthanen fast gänzlich verlassen, sich am 15. Aug. in das Lager des Kaisers vor Fürstenwalde begab, und hier einen Vertrag abschloß, nach welchem er alle seine Rechte und Ansprüche an die Mark und deren Pertinentien gegen Bezahlung von 100,000 Fl. und Zusicherung eines Jahrgeldes von 10,000 Fl. verzichtete, seine Unterthanen an den Sohn des Kaisers, Wenzel, wies und sich selbst nur für seine Lebenszeit die Ehre der Kur vorbehielt [46]). Nach dieser Verzichtung ging Otto auf das Schloß Wolfstein an der Isar, wo er noch wenige Jahre (bis 1376) in Liederlichkeit und Verschwendung zubrachte [47]). (*Roepell.*)

d) Von Braunschweig.

Otto, das Kind [1]), Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Wilhelm's und Helena's, der Schwester des Königs Waldemar II. von Dänemark einziger Sohn [2]), war erst zehn Jahre alt, als sein Vater, der die lüneburgischen Lande besaß, im J. 1213 starb, daher er seinen Beinamen Puer oder Kind erhielt, stand, wie man vermuthet, unter Obervormundschaft seiner Vaterbrüder, namentlich Heinrich's als des ältern [3]), und nach dem Bericht eines Zeitbuches unter der Vormundschaft seiner Landstände, oder Untersassen [4]), ward von Heinrich im J. 1223 als sein rechtmäßiger Erbe anerkannt, und übergab ihm mittels eines Hutes die Stadt Braunschweig, sammt allen andern Städten, Schlössern und Eigengütern, sowie auch Lehne, die er von den Krummstäben oder Bischöfen und Äbten und Äbtissinnen hatte [5]), und aus Urkunden der Stifter Mainz, Verden, Gandersheim, Werden läßt sich schließen, daß er die Belehnung wirklich erhalten habe [6]). Ungeachtet Heinrich seinen Neffen als seinen Erben anerkannt hatte, machten doch nach seinem Tode im J. 1227 seine Töchter Ansprüche auf Braunschweig und die Eigengüter ihres Vaters, und Kaiser Friedrich II. kaufte von ihren Männern, vom Markgrafen von Baden die eine Hälfte der Herrschaft Braunschweig, und vom Herzoge von Baiern die andere Hälfte [7]). Diesen Kauf wollte des Kaisers Sohn, Heinrich, geltend machen; aber Otto drang unterdessen in Braunschweig ein, und unterwarf sich diese Stadt. Seine schwierige Stellung zu dem Kaiser ward dadurch noch gefährlicher, daß er durch den treuen Beistand, welchen er seinem Oheime, dem Könige Waldemar II., leistete, in Krieg verwickelt ward. König Waldemar II. war im J. 1223 vom Grafen Heinrich von Schwerin gefangen worden. Gegen ihn schlug Otto und sein Verwandter Graf Albrecht von Orlamünde, auch ein Neffe des Dänenkönigs, der von diesem seinem Oheim über Nordalbingen gesetzt war, im J. 1225 die Schlacht bei Möln. Otto ward sieglos, Albrecht gefangen, und nebst seinem Oheim in Haft gehalten. Der Dänenkönig kaufte sich im J. 1225 los, und drang mit Otto's Hilfe in Nordalbingen ein. Während dieses Krieges war es, daß Otto's Vatersbruder, Heinrich, im J. 1227 starb, und Otto Braunschweig gegen des Kaisers Ansprüche in Besitz nahm. Doch war Otto zu thatkräftig, als daß er nicht auch zugleich seinem Oheime, dem Dänenkönige, hätte beistehen sollen. Ihm zog er zu Hilfe, und gegen den Oheim und Neffen, der Erzbischof von Bremen, der Herzog von Sachsen, die Grafen Adolf von Schaumburg und Holstein, und Heinrich von Schwerin, und die Herren des Wendenlandes, die Stadt Lübeck, und die Dithmarsen. Da verlor in der gewaltigen Schlacht bei Bornhövede im J. 1227 der Dänenkönig ein Auge und den Sieg, und sein Neffe Otto ward vom Grafen Heinrich von Schwerin gefangen. König Heinrich drang mit dem Herzoge von Baiern in Sachsen ein, um Braunschweig zu nehmen, mußte aber ohne sein Vorhaben ausführen zu können, wieder abziehen. Graf Heinrich von Schwerin starb im J. 1228, ohne Otto'n freigelassen zu haben. Nun wollte Graf Gunzelin es thun; aber Herzog Albrecht widersetzte sich, und Otto ward nicht eher ledig, als bis er ihm Hitzacker abgetreten [8]). Da bewirkte Otto durch seine Vorstellungen, daß Albrecht die Hand der englischen Prinzessin, um die er sich bewarb, nicht erlangte [9]). Der befreite Otto hatte gegen seine Dienstmannen, welche um Braunschweig herumsaßen, einen schweren Krieg zu bestehen, indem ihnen der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt Hilfe leisteten, und zwar, wie man nicht unwahrscheinlich sagte, auf Antrieb des Kaisers [10]). Daß die braunschweiger Dienstmannen den Fürsten Otto nicht, sondern den Kaiser als Herrn haben wollten, hatte schwerlich einen andern Grund, als diesen, daß die Reichsdienst-

46) Dieser Vertrag ist niemals seinem ganzen Inhalte nach bekannt, vielleicht nicht einmal schriftlich, um den Besiegten zu schonen, abgefaßt worden. Cf. *Adlzreiter*, Annal. boic. gent. II, 92. 47) Cf. *Aventin*, Annal. boic. L. VII. p. 490.

1) So heißt er in der braunschweigischen Geschichte. In seinen eigenen und in andern Urkunden wird er genannt Princeps oder Dux de Luneburk, Dux de Brunswik, Dominus de Luneburch, auch blos Otto de Brunswik oder Luneburch. 2) Fragmentum Genealog. Ducum Brunsvicens. et Luneburg. ap. *Leibnitz.*, Scriptt. T. II. p. 19. 3) Origg. Guelf. T. III. p. 221. T. IV. p. 7. 4) Das lüneburger Zeitbuch (bei *Leibnitz*, Scriptt. T. II. p. 174) sage nämlich, daß dem Jungen seine Untersassen bis zu seinen Jahren vorgestanden. 5) Origg. Guelf. IV. p. 98 et praefat. p. 80. Rechmeier, Chron. S. 1824. 6) Origg. Guelf. T. IV. p. 113, 127, 128, 177. (Koch) Versuch einer pragmatischen Geschichte des durchlauchtigen Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 84.

7) Urk. des K. Friedrich über die Errichtung des Herzogthums Braunschweig bei *Meibom*, Erectio Ducatus Brunsvic. ap. *Meibom. jun.* Scriptt. T. III. p. 207. 8) *Albert. Stadens.* Chron. ap. *Schilter.*, Scriptt. p. 300, 303—305. Anonymi Histor. Imperatorum ap. *Menecke*, Scriptt. T. III. p. 123—125. Lüneburger Zeitbuch bei *Eccard.* Corp. Hist. T. I. p. 1403—1405. Chron. Slav. ap. *Lindenbrog.* Scriptt. ed. *Fabricii* p. 253. 9) Origg. Guelf. T. IV. p. 29. 10) *Albert. Stadens.* p. 301.

Digitized by Google

mannen größere Rechte hatten. Als der Kaiser sich im J. 1235 mit Otto'n versöhnte, verlieh er den Dienstmannen des Herzogs die Rechte der Reichsdienstmannen. Hieraus erhellt deutlich, warum früher, als hierzu noch keine Aussicht war, die braunschweiger Dienstmannen lieber den Kaiser, als den Fürsten von Lüneburg zum Herrn haben wollten. Da die Dienstmannen in jener Zeit den Kern der Vasallen bildeten, so war der Widerstand, den sie dem Fürsten von Lüneburg, mit Hilfe des Erzbischofs von Magdeburg und des Bischofs von Halberstadt leisteten, um so gefährlicher. Otto führte den Krieg mit des Markgrafen von Brandenburg Hilfe. Endlich kam es zur Schlacht bei Brandenburg. Da wurden der Markgraf und die Wenden sieglos, und nahmen großen Schaden. Da ward der Krieg geschlichtet. In ihm war das Schloß Waldeck zerstört worden [11]). Dieses hatte Kaiser Otto IV. (von Braunschweig) befestigen lassen. Im Vergleiche, welchen Fürst Otto im J. 1229 mit dem Erzbischofe von Magdeburg schloß, versprachen beide Theile, daß das Schloß nie wieder aufgerichtet werden sollte [12]). Die Äbtissin Berta von Gandersheim hatte alle Lehen, welche Otto's Vaterbruder Heinrich gehabt, seinem Neffen ohne Umstände gereicht; doch während Otto's Gefangenschaft hatten dessen Leute ihr und ihrem Stifte Schaden zugefügt. Otto verglich sich daher im J. 1232 mit ihr, und verhieß ihr, ihr und ihrem Stifte in jeder Noth beizustehen (s. das Nähere in der Urk. bei *Leibnitz*. Scriptt. T. II. p. 379). Durch seine Reise nach England im J. 1230 erhielt Otto für seine Unterthanen, welche hierüber einen Paß von ihm beibringen würden, in allen Landen des Königs sicheres Geleit, und die Erlaubniß zu freiem Handel [13]). Der eigentliche Zweck seiner Reise war aber ein anderer, es war die wichtigste Bestrebung seines Lebens, die ihn dahinrief; er wollte nämlich, vermittels der Empfehlung des Königs von England beim Papste, den teutschen Königsstuhl besteigen und sich dann die römische Kaiserkrone auf das Haupt setzen lassen. Gewöhnlich wird von den Geschichtschreibern erzählt, er habe das päpstliche Anerbieten ausgeschlagen. Gottfried von Cöln erzählt nämlich, wie einer der Gesandten, welche der Papst im J. 1228 aussandte, um den Kaiser als excommunicirt zu verkünden, der Cardinal Otto de Carcere Tulliano gewesen, und die Gesandtschaft nach Teutschland und Dänemark übernommen habe. Sein Vorhaben war, sagt Gottfried von Cöln, dem Kaiser Beschwerlichkeit zu bereiten, und hierüber den Rath Otto's, geheißen Herzog von Lüneburg, einzuholen, aber derselbe Otto weigerte sich etwas gegen den Kaiser zu unternehmen [14]). Aus den Worten Godfried's läßt sich also nicht erweisen, daß der Papst Otto'n die Kaiserkrone habe anbieten lassen, sondern sie können auch so verstanden werden, daß Otto das päpstliche Streben, einen Gegenkaiser aufzustellen, habe unterstützen sollen, und sich geweigert habe, etwas gegen den Kaiser zu unternehmen. Der Papst ließ nämlich dem dänischen Königssohne das Anerbieten der Kaiserkrone machen. Dieses in Teutschland vorzubereiten, hierbei mußte allerdings die Mitwirkung des Fürsten Otto, der mit Abel verwandt war, von großer Wichtigkeit sein. Doch erzählt Alberich: Abel'n wollte einmal der Papst zum Könige von Teutschland gegen den Kaiser setzen. Da aber dieser es abschlug, weil er nicht soviel und Großes habe, um sich damit dem Kaiser entgegenstellen zu können, und da auch Herzog Otto von Braunschweig sich gleichfalls weigerte, und sagte, daß er nicht wolle sterben eines ähnlichen Todes, als sein Vaterbruder Kaiser Otto gestorben, so ward endlich diese Sache auf Befehl des Kaisers an den Herrn Robert, Bruder des Königs von Frankreich, gebracht, blieb aber durch den Rath und die Klugheit seiner Mutter unberührt [15]). Auf Gottfried von Cöln und Alberich sich stützend, erzählen Neuere [16]), Otto sei zu edelmüthig gewesen, und habe die Kaiserkrone großmüthig ausgeschlagen, des Papstes Anerbieten verächtlich angesehen, und seine Pflicht gegen den Kaiser einer glänzenden Ehre vorgezogen, und zwar alles dieses trotz dem, daß der König Heinrich III. von England seinen jüngern Vetter mächtig angetrieben, den päpstlichen Anträgen Gehör zu geben. Beteachten wir aber die Schreiben des Königs von England näher, so kommen wir auf ganz entgegengesetzte Ergebnisse. In dem Schreiben des Königs Heinrich III an den Herzog Otto [17]) vom 6. März 1229 sagt Ersterer unter andern: Denn Euch ist nicht unbekannt, wie sehr und wie ungerecht gewaltsame Macht unserer und eurer Feinde uns und Euch schon lange von unserm und Eurem Erbrechte ausgeschlossen und enterbt gehalten hat. Und doch vertrauen wir in dem Herrn, der die nicht verläßt, die auf ihn

11) Anonymi Histor. Imperat. p. 127. Lüneburger Zeitbuch bei *Eccard*. p. 1404. 12) S. den Vergleich bei Leuckfeld, Fernere Nachricht von magdeburgischen Bischmünzen, und bei Rethmeier gr. braunschweigische Chronik. Vergl. Meibom, Waldeckische Chronik. 2. Ausg. S. 164, 165. Otto hatte einen Vogt, Cäsarius geheißen, zu Waldeck den er im J. 1230 nach England sandte. Im J. 1256 kaufte er die Güter, die Graf Siegfried von Osterburg in Waldeck hatte. Origg. Guelf. T. IV. p. 115, 145. 13) Origg. Guelf. T. VI. p. 81, 116. 14) *God-frid.* Monachi Annal. ap. *Freher.*, Scriptt. T. I. p. 296.

15) Chronicon *Alberici* ap. *Leibnitz.*, Access. Hist. T. II. p. 577. 16) Hahn, Vollständige Einleit. zur teutsch. Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie. 4. Th. S. 153. Buchholtz, Versuch einer Gesch. d. Kurm Brandenburg. 2. Th. S. 142. Häberlin, Die allgem. Welthistor. Neue Hist. 1. Bd. S. 780. 17) Dux de Brunswik wird Otto in allen drei Schreiben des Königs von England (bei *Thomas Rymer* T. I. foederum conventionum, litterarum et actorum publicarum Anglicorum p. 308) genannt. Zwar war Braunschweig noch kein Herzogthum; aber Otto nannte sich Herzog, weil sein Großvater Herzog von Sachsen gewesen war, und trug diesen Titel auf Braunschweig als seine Hauptbesitzung über, nach der Sitte jener Zeit, nach welcher der Titel mit der Besitzung verbunden ward, ungeachtet dieselbe zum Titel nicht berechtigt. So z. B. finden wir Markgrafen von Stade, ungeachtet Stade nur eine Grafschaft war, weil nämlich die Markgrafen von Sachsen (Nordsachsen) Grafen von Stade waren; einen Markgrafen Dietrich von Landsberg, weil nämlich Dietrich Markgraf von der Lausitz war und seinen Sitz zu Landsberg hatte; einen Markgrafen Heinrich von Eilenburg ꝛc. Ähnlich wird auch Otto schon im J. 1229 Herzog von Braunschweig genannt. Er war nämlich Herr von Braunschweig, und hieß Herzog, weil er aus einer herzoglichen Familie stammte, ohne daß er jedoch ein wirkliches Herzogthum besaß. Dieses sollte aber bald errichtet werden.

Digitized by Google

hoffen, daß wir unsere und eure Rechte, die er uns und Euch zu entziehen, gestattet hat, durch die Gnade desselben in Kurzem wieder erlangen werden; dem nächstens werden gewisse Geschichte Euch bekannt werden, welche sich auf unsern und Euern Vortheil und Ehre insbesondere beziehen. Sie werden Euch, wenn Ihr sie hört, mit Gottes Hilfe nicht wenig erfreulich und angenehm sein." Der König bittet dann seinen Vetter, daß er um Pfingsten Jemanden von den Seinen zu ihm herüber senden möge, durch den der Herzog seinen Zustand und Willen ihm anzeigen möge, und durch den der König sein Befinden und seinen Willen dem Herzoge zurückverkünden werde. Was hat Otto auf jene Andeutungen und diesen Antrag gethan? Hat er etwa seinem königlichen Verwandten geschrieben, sein Pflichtgefühl gegen den Kaiser, ungeachtet dieser seine Erblande von seinen Muhmen an sich gekauft, und ihm mit Gewalt zu entreißen unternommen habe, und zu entreißen trachte, sei doch so groß, daß er seine Pflicht einer glänzenden Ehre vorziehe. Nein! er erwartete selbst nicht einmal Pfingsten, sondern bat sogleich seinen Oheim, ihn bei dem Papste zu empfehlen. Dieses geht unwiderleglich aus dem Schreiben des Königs vom 4. April hervor. In ihm sagt er, er habe, dem Verlangen des Herzogs gemäß, dem Papste geschrieben [18]), und habe demselben für den Herzog wieder gedankt für die Gnade, mit der der Papst mit dem Herzoge verfahren sei. Weiter sagt er unter andern, er habe es für gut gehalten, des Herzogs Person dem Papste noch mehr zu empfehlen, indem er für den Herzog, gleichsam wie für sich selbst, wirksam gefleht, und gebeten, daß der Papst die Gnade und Gunst, die er für des Herzogs Person getragen, in Rücksicht auf des Königs Vermittelung für den Herzog vermehren und fortsetzen wolle, dadurch daß der Papst des Herzogs Ehre und Erhöhung unternehme, und ihn aus Liebe zu dem Könige den Fürsten Teutschlands empfehle. Der König hat, wie er weiter schreibt, den von dem Könige und dem Herzoge geschützten G., zu dessen Sorgfalt und Treue er zuverlässiges Vertrauen hatte, weil er schon eifrig bei allen andern Gelegenheiten für den Herzog gearbeitet hatte, an den römischen Hof gesendet und wünscht herzlich, daß das für den Herzog vom Könige gethane Ansuchen aus Gunst für den König günstiges Gehör finden, und dieses dem Herzoge zum Anwachse ewiger Ehre ausfallen, und dem Könige Gelegenheit zu Freude geben möge. Und der König soll, behauptet man, mit seinem Vetter, als mit einem Widerstreber zu thun gehabt, und die Sache an Otto's Widerstreben gescheitert sein! Auch ist des Königs nachdrückliches Empfehlungsschreiben an den Papst vorhanden. Er fleht darin den Papst auf das Demüthigste für den Herzog Otto von Braunschweig an, daß er seine Gnade gegen des Königs Blutsverwandten fortsetzen wolle dadurch, daß er dessen Ehre befördere und ihn allen Fürsten des Reichs empfehle, denn er glaube zuverlässig, und hoffe in Gott, daß der Papst ihn unter allen Reichsfürsten am demüthigsten und ergebensten und den Befehlen des apostolischen Stuhles am willigsten folgend finden werde. So schrieb der König von England zu Gunsten an den Papst. Otto sandte im J. 1230 seinen Voigt Cäsarius von Walbek nach England, und auch Otto selbst reiste im nämlichen Jahre dahin. Was war nun Ursache, daß der Papst Otto'n nicht die Kaiserkrone zuwendete? War es sein Widerstreben? Nein! Er hatte seinen Blutsverwandten, den König von England, gebeten, ihn dem Papst als unter allen teutschen Fürsten am tauglichsten für den Königsthron zu empfehlen. Aber Otto erhielt die Kaiserkrone nicht, weil sich der Papst und der Kaiser im J. 1230 durch Vermittelung der teutschen Fürsten, des Patriarchen von Aquileja, des Erzbischofes von Salzburg, der Bischöfe von Regensburg und Augsburg und der Herzoge von Österreich, Meran und Kärnthen versöhnten, und der Kaiser vom Banne losgezählt ward [19]). Da natürlich das Bestreben des Papstes, den Herzog Otto für den Königsthron zu gewinnen, nicht verschwiegen blieb, so bildete sich nun, da Otto die Kaiserkrone nicht erhielt, die Sage, Otto habe das Anerbieten des Papstes deshalb ausgeschlagen, weil er gefürchtet, eines ähnlichen Todes zu sterben, als sein Vaterbruder Otto IV., eine Sage, die ganz dem Geiste jener Zeit gemäß ist, von der aber die neuern Schriftsteller den Geist und Sinn verwischt, und nur einen Theil beibehalten haben, nämlich das Ausschlagen des Anerbietens, indem sie diesem Ausschlagen einen andern Beweggrund, nämlich des Ausschlagenden Groß- und Edelmuth und das Pflichtgefühl gegen den Kaiser, untergelegt haben. Aber Pflichtgefühl konnte Otto gegen den Kaiser, seinen Feind, nicht hegen, und seinem Groß- und Edelmuthe zu folgen, erlaubten dem Herzoge seine feindlichen Verhältnisse zu dem Kaiser nicht. Er mußte also, um sich und seine Lande zu sichern, entweder sich selbst auf den Königsthron erheben lassen, oder sich mit dem Kaiser versöhnen. Die Aussicht zur Kaiserkrone verschwand im J. 1230, als Papst und Kaiser Frieden mit einander schlossen. Es blieb also Otto'n nichts übrig, als sich mit dem Kaiser zu versöhnen, und sich nebst der Sicherheit für sich und seine Erben den Ruhm zu erwerben, die lange Feindschaft zwischen den Hohenstaufen und den Welfen zu enden. Auch der Kaiser konnte nicht abgeneigt sein, dieses zu thun, da ihm seine feindlichen Verhältnisse zu dem Fürsten Otto nichts frommen konnten; sich mit Waffengewalt in den Besitz von Braunschweig zu setzen, hiervon ward er durch andere wichtigere Geschäfte abgehalten. Das Nächste, was ihm oblag, war die Züchtigung der Lombarden. Aber hierzu nicht einmal ließen ihn die Unruhen in Sicilien, und sein Sohn, der römische König Heinrich, sogleich kommen. Um dann endlich zur Züchtigung der Lombarden schreiten zu können, mußte es ihm wünschenswerth sein, die Zustände in Teutschland zuvor geordnet zu haben. Auch war Otto ein wichtiger Reichsfürst wegen seiner Verbindung mit dem englischen Königshause. Des Kaisers Vermählung mit der Schwester des englischen Kö-

18) *Juxta petitionem vestram* domino Papae scripsimus etc.; s. das Schreiben bei *Rymer* p. 308.

19) Chron. Augusteas. ap. *Freher.*, Scriptt. T. I. p. 571. Gottfried von Cöln. S. 297.

nigs fällt in eine und dieselbe Zeit, nämlich in das J. 1235, mit seiner Versöhnung mit dem Fürsten Otto. Auch hatten die Reichsfürsten schon öfters den Kaiser gebeten, und zuletzt im J. 1234 Albrechten von Arnstein an ihn nach Italien geschickt, um mit dem Herzoge Otto sich völlig zu vergleichen, und ihn zu Gnaden anzunehmen. Friedrich gab auch im September 1234 zu Montefiascone einen Befehl an den Patriarchen von Aquileja und andere, mit dem Herzoge über seine Streitigkeiten wegen der braunschweigischen Erbschaft, höchstens innerhalb Jahresfrist, von Johannis Baptistä des folgenden Jahres (1235) an zu rechnen, einen gütlichen Vergleich zu treffen [20]). Dieser konnte auch um so leichter zu Stande kommen, da Otto früher bei seiner Bewerbung um die Kaiserkrone äußerst behutsam zu Werke gegangen; denn der Kaiser konnte in der goldenen Bulle über die Errichtung des Herzogthums Braunschweig sagen, durch Otto'n sei niemals das Reich beleidigt worden, und er habe sich nicht wollen gegen die Ehre des Kaisers auf Jemands Eingebung finden lassen. Otto hatte also, wie auch Gottfried von Cöln erzählt, dem päpstlichen Gesandten erklärt, er wolle nichts gegen den Kaiser unternehmen, hatte sich aber heimlich an seinen Blutsverwandten, den König von England, gewendet, und durch ihn die Sache betreiben lassen. Diese Vorsicht, daß Otto nicht unmittelbar sich mit dem Papst in Unterhandlungen eingelassen hatte, kam ihm nun bei seinem Vergleiche mit dem Kaiser sehr zu Statten. Diesem Vergleiche zufolge ward Otto vom Kaiser auf den großen Hoftag, welchen der Kaiser zur Verbesserung von Teutschland im August 1235 anstellte, eingeladen, setzte hier allen Haß und Groll hintan, der zwischen des Kaisers und des Herzogs Vorvätern bestanden, beugte vor dem Kaiser die Knie, unterwarf sich ganz dem Gutdünken und den Befehlen desselben, und übergab sein Eigen, das Schloß Lüneburg, nebst den dazu gehörigen Schlössern, Ländern und Leuten zum Eigenthum und der Herrschaft des Kaisers. Der Kaiser nahm es zu Eigen an, verlieh es in Gegenwart der Fürsten dem Reiche, daß es durch das Reich zu Lehen gegeben werden sollte. Die Stadt Braunschweig, von der die eine Eigenthumshälfte der Herrschaft vom Markgrafen von Baden, und die andere vom Herzoge von Baiern abseiten ihrer Hausfrauen, der Töchter [21]) Heinrich's von Braunschweig, des Pfalzgrafen bei Rhein, des Vaterbruders Otto's, gekauft, verlieh der Kaiser gleichfalls dem Reiche, und übertrug das ihm gebührende Eigenthum in die Herrschaft des Reichs. Otto schwor über dem heiligen Kreuze des Reichs in die Hände des Kaisers den Eid der Treue. Darauf schuf der Kaiser mit Bewilligung der Fürsten aus der Stadt Braunschweig und dem Schlosse Lüneburg nebst allen Schlössern, Leuten und Zubehörungen ein Herzogthum, machte den Otto zum Herzog und Fürsten, verlieh ihm das Herzogthum als ein Reichslehn, das auf seine Erben, Söhne und Töchter erben sollte, und vollzog die Belehnung auf übliche Weise durch Investitur mittels der Fahnen. Auch verlieh ihm der Kaiser die Zehnten von Goßlar, die bisher dem Reiche gehörten. Die Dienstmannen des Herzogs nahm der Kaiser zu Reichsdienstmannen an, und verlieh ihnen dieselben Rechte, welche die Reichsdienstmannen hatten [22]) (s. d. Art. Dienstmannen). Alle innerhalb der Grafschaft Stade sich befindenden und zur Herrschaft Braunschweig gehörigen Dienstmannen überwies der Kaiser an den neuen Herzog zur Huldigung und Gehorsam [23]). Der Kaiser hat den Tag, an dem er das römische Reich vermehrt, indem er einen Fürsten gemacht, in alle Jahrbücher zu schreiben. Es war der Vorabend des Timotheus [24]). So behauptete sich und ward bestätigt Otto in dem Erbe seines Vaterbruders Heinrich. Dieser hatte aber große Eigen nebst den Dienstmannen dem Erzstifte Bremen geschenkt [25]). Deshalb hegte Otto Haß gegen den Erzbischof von Bremen, und wollte den Stedingern helfen, mit denen der Erzbischof Krieg führte, und gegen die das Kreuz gepredigt ward. Vor Pfingsten des Jahres sandte Otto seine Leute, und sie brannten bis vor Bremen. Darnach zog er selbst vor Stade, und brannte und raubte in der stadener Grafschaft [26]). Unterdessen kamen die Pilger, und die Stedinger wurden mit großer Heeresmacht heimgesucht. So auch zog ein anderes großes Kreuzheer gegen sie im J. 1234, und sie wurden sieglos. Im J. 1235 ward dann geschlichtet der alte Haß, der lange zwischen dem Reich und Geschlechte von Braunschweig gewesen war, auf die Weise, wie wir oben dargestellt haben. Um Martini desselben Jahres zog Otto mit großem Heere mit wol 1200 Rittern und Knappen vor Bremen und brannte, plünderte und brandschatzte das Land, ohne daß der Bischof, der in der Stadt war, gegen ihn herauszuziehen wagte. Er wagte und vermochte ihm nicht zu widerstehen. Otto zog ohne Schaden heim [27]). Das Schloß Otternberge, das welche erobert hatten, ward Otto'n übergeben. Im J. 1236 wurden der Erzbischof von Bremen und der Herzog von Braunschweig verglichen, und zwischen dem Erzstifte und dem Herzoge ewiger Friede gelobt, und dem Herzoge einige Lehen gereicht. Otternberge und Horborch wurden gebrochen [28]). So erreichte Otto auch bei dem Erzstifte seinen Zweck, und erhielt Entschädigung für die Eigen, die sein Vaterbruder dem Erzstifte gegeben hatte. Wahrscheinlich erhielt er diese Eigen selbst oder einen Theil derselben zu Lehen. Mit Hilfe des Markgrafen von Brandenburg hatte Otto die braunschweiger Dienstmannen und

20) Origg. Guelf. IV. p. 141. Häberlin S. 810. 21) Der Irmgard von Baden hatte der Kaiser für ihre Ansprüche auf Braunschweig-Durlach, Heidesheim und andere Stücke gegeben; s. des Kaisers Urkunde v. J. 1234 in G. D. Hoffmann's diplomatischer Belustigung mit des niedersächsischen Grafen Otoni's schwäbischen Gütern Nürtingen und Baden. §. 55.

22) Der mit einer goldenen Bulle versehene kaiserliche Lehnsbrief ward bei jedesmaliger Belehnung des durchl. Hofes am kaiserlichen Hofe vorgebracht, findet sich mit Erläuterungen bei *Meibom.* Erectio Ducatus Brunsvic. p 206, 207, und Feller, Braunschw.-Lüneb. Historie S. 420, und nach dem Original in Kupfer gestochen bei *Scheidius*, Orig. Guelf. T. IV. p. 49. 23) S. die Überweisungsurkunde des Kaisers bei *Meibom.* p. 208. 24) Gottfried von Cöln S. 299. 25) Anonymi Hist. Imper. p. 126. 26) Lüneburger Zeitbuch bei *Eccardus* p. 1400. 27) *Albert. Stad.* p. 306—308. 28) S. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 353—356.

Digitized by Google

ihre Helfer, den Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt, früher besiegt. Als später die Markgrafen von Brandenburg einen schweren Krieg mit dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen und dem Erzbischofe Willebrand von Magdeburg und dem Bischofe Ludolf von Halberstadt zu bestehen hatten, leistete der Herzog Otto von Braunschweig seinem Schwager, dem Markgrafen von Brandenburg, Hilfe. So sagt das braunschweiger Zeitbuch:

Kam auch zu Hüf' viel herrlich
Seinem Schwager von Brandenburg
Auf den Bischof von Magdeburg,
Und vergalt ihm wol mit Ehren,
Daß sie ihm zu Hilfe kommen wären,
Dieweil er gefangen war.

Namentlich geschah jenes bei der großen Heerfahrt, welche der Erzbischof und der Markgraf von Meißen nach dem Siege thaten, welchen die Brandenburger über den Erzbischof von Magdeburg und den Bischof von Halberstadt im J. 1240 an der Birsr gewonnen hatten. Nach diesem Siege der Brandenburger, durch welchen der Bischof von Halberstadt gefangen ward, schufen nämlich der Erzbischof und der Markgraf von Meißen eine große Heerfahrt gegen die Mark. Sie hatten wol 2000 verdeckte Rosse, d. h. Ritter, da die Schlachtrosse der Ritter auch geharnischt waren. Wolmirstädt ward von Willibrand in Brand gesteckt und sie rückten weiter vor. Aber der Markgraf von Brandenburg und der Herzog Otto von Braunschweig, sein Schwager, wehrten ihnen den Eingang in die Mark. Da zogen Willibrand und Heinrich von dannen, und bauten die Burg Rogasge (jetzt wol Rogáz). Der Markgraf wandte sich nun wieder nach seinem Lande zurück. Während aber hirrauf Markgraf Johann von Brandenburg gegen ihn in der neuen Mark unaufhörlich beschäftigt war, sendete Willibrand ein Heer gegen das Havelland. Dieses ward aber von dem Markgrafen Otto von Brandenburg geschlagen. Unter den Fliehenden brach die Brücke über die Plaue. Des Erzbischofs Macht ward so gebrochen, daß er sich gegen den Markgrafen von Brandenburg nicht mehr aufzurichten vermochte. Dennoch währete der Krieg immerfort, sodaß ihn niemand zu schlichten vermochte, weder der König von Böhmen, noch der Herzog von Sachsen, noch der Herzog von Braunschweig, bis zwei Dienstmannen eine Ebenung zu Stande brachten [29]). Als einige böhmische Edle Przemislav, den Sohn des Königs von Böhmen Wenzeslav, als Gegenkönig aufgestellt hatten, und der Sohn den Vater vertreiben wollte, da zogen, um diesem zu helfen, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Braunschweig und die von Sachsen mit großem Heere nach Böhmen zu. Aber der Vater und Sohn verglichen sich, und Otto und die andern vollendeten ihre Heerfahrt nicht [30]). Mit dem römischen Könige Wilhelm von Holland trat Otto in engere Beziehung, indem er an ihn im J. 1251 seine Tochter Elisabeth verheirathete. Die Hochzeitsnacht ward dadurch merkwürdig, daß der Palast neben dem Löwen, in welchem das neue Ehepaar schlief, durch die Sorglosigkeit, mit welcher man mit Licht und Streu umgegangen, in Brand gerieth. Der König und die Königin entrannen kaum mit dem Leben. Auf den Hoftag, den König Wilhelm im J. 1252 um Johannis Baptistä oder Jakobi angesagt hatte, zu reisen, war Herzog Otto eben im Begriff [31]), als er in einem Alter von 48 Jahren den 9. Jun. starb, zu Lüneburg [32]). Aus seinem thatenreichen Leben ist noch zu bemerken sein Krieg gegen das Bisthum Hildesheim zu Gunsten Hermann's von Gleichen, den die geringere Anzahl der Domherren im J. 1245 zum Gegenbischofe gewählt hatte gegen den Bischof Heinrich I. [33]). Otto mochte großen Groll gegen das Stift Hildesheim hegen. Da er sich die Gerichtsbarkeit über dasselbe angemaßt gehabt hatte, und ihr auf dem Hoftage zu Mainz vor dem Kaiser öffentlich hatte entsagen müssen auf Veranstaltung des Bischofes Siegfried's, des unmittelbaren Vorgängers Heinrich's. Ungeachtet seiner Händel mit den Bischöfen ließ er sich doch dem Geiste seiner Zeit gemäß nicht darin hindern, daß er nicht einige Kreuzzüge vorgehabt hätte. Er bekam während der Abwesenheit vom Papste ein Conservatorium, auch nachmals ein Privilegium, daß er und seine Nachkommen von keinem päpstlichen Legaten in den Bann gethan werden sollten. Verordnungen in geistlichen Dingen machte Otto namentlich für das Kloster zu Nordheim, und wegen Theilung und Einrichtung der Pfarreien, nahm das Kloster Pölde in Schutz, und bestätigte das damals gestiftete Kloster Scharnbek. Auch die Einrichtung der Städte ließ er sich sehr angelegen sein, gab für Braunschweig, Lüneburg und die dasigen Salzwerke, Hanover und Osterrode Gesetze [34]), bestätigte der Stadt Münden das fränkische Recht, den Göttingern ihre Privilegirn, befreiete sie von der fremden Botmäßigkeit und brachte sie dadurch zu seinem Lande. Die Lüneburger befreite er mittels eines Vertrags mit den Grafen von Holstein von den harten Auflagen auf ihre Waaren dadurch, daß er den Hamburgern gleiche Freiheiten in seinen Landen gestattete. Von dem Grafen Siegfried von Osterburg und Altenhausen, dem letzten seines Stammes, erhielt er dessen sämmtliche Güter im

29) Lüneburger Zeitbuch bei *Eccardus* p. 1412. Vergl. hierzu Anonymi Chron. Bohem. c. 72 ap. *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 1715, 1716. 30) Cum jam esset in procinctu eundi, sagt Alberc von Stade S. 92. Nach dem lüneburger Zeitbuche bei *Leibnitz*. p. 175 starb er auf dem Wege nach Frankfurt. So auch sagt: (Koch) Versuch einer pragmatischen Geschichte. S. 92, daß er sein Leben auf der Reise zu dem nach Frankfurt ausgeschriebenen Reichstage beschlossen. Das erfurter Zeitbuch bei *Gudenus*, Cod. Diplomat. T. I. p. 624 sagt: Post haec sollemnem Rex Indixit Curiam Kal. Julii, Vrankenevurt celebrandam, in qua tamen eodem fere tempore defunctum suum graviter lugebat socerum. Das in qua muß auf lugebat und darf nicht auf defunctum bezogen werden.

31) Braunschweiger Reimchronik bei *Leibnitz* T. III. p. 135. 32) Dasselbe. Vergl. Chron. Hildesheimens. ap. *Paullini*, Syntagma. p. 95. 33) Origg. Guelf. IV. p. 63, 138—140, 171, 172. Praef. 64, 70, 112, 180, 181, 183, 184, 186, 200, 201. 213. *Pfeffingeri* Hist. Brunsvic. T. II. p. 698. Rethmeier's Chron. S. 468, 1850 fg. *Leibnitz*. Scriptt. T. III. Praef. p. 14 und in den Scriptt. selbst p. 437, 444. 34) Origg. Guelf. IV. p. 38, 39, 130, 131. Praef. p. 72. Origg. p. 136, 176, 177, 179, 211, 223. Rethmeier's Chron. S. 481.

Lüneburgischen und der Grafschaft Stade, wie auch zu Brome, Gardelegen, Salzwedel, Walbeck, Denstorf und Lengede, nicht minder dessen zwischen Zelle und Bremen, auch im Stadischen gesessenen Dienstmannen. Lauenstein ward ihm von Heinrich von Homburg zu Lehn aufgetragen. Für den Hof Beulshausen tauschte er die Güter des Stiftes Gandersheim zu Ellinrode ein. Vom Erzstifte Mainz bekam er alle Lehen, die Heinrich der Löwe gehabt hatte, wofür er diesem Erzstifte die Voigteigüter zu Heiligenstadt, Geismar und Nörten, die Klöster Homburg und Bursfeld nebst zehn Dienstmannen zwischen dem Rhein und der Weser überließ. Um die Besitzungen der duderstädter Mark als ein Lehn zu erhalten, bewilligte er der Äbtissin Gertrud von Quedlinburg 500 Mark magdeburger Münze [35]). Von seiner Gemahlin Mechtild, der Tochter des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, hatte er folgende Kinder 1) Albrecht und 2) Johann, welche beide die Landesregierung überkamen; 3) Konrad, der eine Appanage erhielt; 4) Otto, der im J. 1261 Bischof von Hildesheim ward; 5) Mechtild, Gemahlin Heinrich's des Feisten von Anhalt; 6) Helena, erst Gemahlin des Landgrafen Hermann II. von Thüringen, dann des Herzogs Albrecht I. von Sachsen; 7) Adelheid, Gemahlin des ersten Landgrafen Heinrich des Kindes von Hessen; 8) Elisabeth, Gemahlin des römischen Königs Wilhelm; 9) Agnes, Gemahlin des rügischen Fürsten [36]).

(*Ferdinand Wächter.*)

2) Otto, der Strenge [1]), Herzog von Braunschweig, aus der ältern lüneburgischen Linie, war einziger Sohn des Herzogs Johann, und Luitgard's, der Tochter des Grafen Gerhard's I. von Holstein, folgte seinem Vater, der den 13. Dec. 1277 starb, stand unter der Vormundschaft seiner Vaterbrüder, zuerst unter der des Herzogs Albrecht des Großen, der des Herzogs Johann Vermächtnisse zu Seelengeräthe erfüllte [2]), hernach unter der des Bischofs Konrad von Verden [3]), war ein ernsthaftig strenger Herr, stand dem Lande zu Lüneburg strenglich vor, beschirmte es aber auch vor allen Herren. Er zog einst mit seinen Herren, Rittern und Knechten in die Mark gegen seine Feinde. Als er in der Mark war, zogen die Märkischen zu, und wollten mit ihm streiten. Herzog Otto war etlichen seiner Unterfassen ungnädig gewesen. Als diese sahen, daß der Herzog ihrer bedurfte, kamen sie mit ihren Freunden darin überein, daß sie von ihm wollten weichen in der Noth, und meinten den Herzog so zu zwingen, daß er sie bei Gnaden und Rechte künftig ließe, und ritten von ihm in einem großen Hausen. Den Rath gab ein Ritter, geheißen Herr Hermann Berding. Als der Herzog sah, daß sie von ihm geritten waren, da ließ er mit ihnen sprechen, warum sie das thäten, und erinnerte sie an ihren Eid der Treue. Sie ließen ihm ihre Sache wissen, und sagten: wollte er sie bei Gnaden und ihrem Rechte lassen, so wollten sie ihm gern streiten helfen. Da gelobte ihnen der Herzog, das künftig zu thun. Da halfen sie ihm streiten und gewannen. Unter Herzog Otto war auch der Ritterkrieg (im J. 1286). Etliche seiner Ritter und Knechte wurden von dem Herzoge an ihren Rechten zu richten, und andern Gewohnheiten, die sie im Lande Lüneburg hatten, beeinträchtigt (wahrscheinlich wollte er ihnen die Rechte der Reichsdienstmannen, zu welchen Kaiser Friedrich die herzoglichen Dienstmannen erhoben hatte [4]), wieder nehmen). Auch um anderer Sachen willen wurden sie zwieträchtig und ließen sich aus dem Lande treiben. Sie wollten sich von ihrem Rechte und ihrer Gewohnheit nicht bringen lassen. Da sie aus dem Lande waren, kriegten sie gegen das Land und in demselben manche Zeit [5]). Ihnen standen bei die Herzoge von Lauenburg, welche mit dem Herzog Otto wegen Blekede uneinig waren. Dieser dagegen schloß ein Bündniß mit dem Erzbischofe von Bremen [6]). Auf Vermittelung des Fürsten Wizlaf von Rügen ward im J. 1287 Friede gemacht, und die Sache wegen Blekede auf die Entscheidung des Königs Rudolf gestellt [7]). Zuletzt ward auch der Krieg mit den Rittern gesühnt. Sie mußten dem Herzog eine Besserung (Entschädigung) thun, und Willen machen [8]) (sich fügen). Mittler zwischen den Herzogen von Lauenburg und der Stadt Lübeck, welche einen von der Ritterschaft wegen Straßenräuberei hatte aufknüpfen lassen, war Herzog Otto im J. 1291, und bewilligte der Stadt, daß die im Lauenburgischen neuerbauten Schlösser zerstört wurden [9]). Zur Schlichtung der Streitigkeiten des Herzogs Otto mit Lauenburg wurden im J. 1296 Schiedsrichter gewählt, und im J. 1303 ein Stillstand auf drei Jahre geschlossen [10]). Daß der Herzog Otto damals Blekede erhielt, geht daraus hervor, daß er demselben im J. 1310 Stadtrecht ertheilte, damit der Ort desto besser befestigt werden möchte [11]). In dem Kriege zwischen dem Könige von Dänemark und dem Herzoge Heinrich dem Löwen von Mecklenburg auf der einen und dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg auf der andern Seite stand Herzog Otto der dänischen Partei bei, und erhielt im Frieden vom J. 1317 versprochen, daß seine Streitigkeiten mit Sachsen wegen Hitzacker und anderer Punkte abgethan werden sollte [12]). Dieses, welches Herzog Otto das Kind hatte abtreten müssen, scheint

35) Urk. bei *Kettner*, Antiq. Quedlinburg. p. 355. 36) Fragm. Geneal. Ducum Br. ap. *Leibnitz*. T. II. p. 19. S. die andern Nachweisungen über Otto's Kinder bei (Koch) Versuch einer pragm. Gesch. des durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 92—94.

1) Sein ältester Beiname ist Herzog Otto Bule. Lüneburger Zeitbuch bei *Leibnitz.*, Scriptt. T. III. p. 176. 2) Sammlung niedersächs. Urkunden. 1. Bd. 3. Abth. S. 28. 3) Scheid, Anmerk. zu Moser's Br. Staatsrecht. S. 437 und (Koch), Vers. einer pragm. Gesch. d. Durchl. H. Br. u. Lüneburg. S. 219.

4) S. hierüber den Art. Otto das Kind, Herzog von Braunschweig. 5) Lüneburger Zeitbuch. S. 176. 6) Rethmeier, Braunschw. Chron. S. 1836. 7) Scheid, Vom teutschen Adel. S. 467. Praefatio T. III. Origg. Guelfic. p. 69. 8) Lüneburger Zeitbuch. S. 178. 9) Supplem. *Alberti Stadensis* ad an. 1291. 10) Scheid, Vom teutschen Adel. S. 122. Rethmeier S. 1839. 11) (Scheid) Origg. Guelf. T. III. p. 859. Pfeffinger, Historie des braunschweig-lüneburgischen Hauses. 1. Th. S. 876. 12) Pöhler, Neue Sammlung mecklenburg. Urkunden. 3. Th. S. 16.

Otto der Strenge wieder erhalten zu haben; wenigstens gehörte es im J. 1373 zu den lüneburgischen Landen. Herzog Otto führte im J. 1300 mit Hilfe des Erzbischofes von Magdeburg, des Bischofes von Halberstadt und der Markgrafen Otto und Hermann von Brandenburg Krieg gegen die Herzoge Albrecht den Feisten und Heinrich den Wunderlichen von Braunschweig [13]). Sie gewannen Brome, Vorsfelde, Stellfeld nebst dem Hasenwinkel, und theilten solches im J. 1309 [14]). Dem Herzoge von Mecklenburg leistete Otto im J. 1315 Beistand wider den Markgrafen Woldemar von Brandenburg, und gestattete ihm Hauptleute auf einige lüneburgische Schlösser gegen die Mark aufzustellen [15]). Mit dem Markgrafen Johann schloß er ein Bündniß auf beider Lebenszeit, daß einer dem andern beistehen sollte [16]). Dem Bischof Otto I. von Hildesheim leistete der gleichnamige Herzog im J. 1282 Hilfe bei Belagerung des Schlosses Lutter [17]). Über gewisse Gerechtsame gerieth Otto mit seinem Lehnsherrn, dem Bischofe Siegfried II. von Hildesheim, in Streit [18]). Herzog Otto baute das Schloß Kalenburg an der Leine. Da dieses dem Stifte großen Schaden brachte, erhob der Bischof Krieg. Herzog Otto vereinigte sich mit den Herzogen Heinrich und Albrecht von Braunschweig, erhielt auch den Beistand der Markgrafen Otto und Hermann von Brandenburg und anderer Fürsten und Edeln, drang so mit gewaltiger Heeresmacht in die Lande des Hochstiftes, nahm zwei steinerne Thürme, Stederdorp und Oberge, Sitze gewisser Mannen des Hochstiftes, befestigte sie gewaltig, und ließ von diesen und andern Festen aus das Hochstift bekämpfen. Der kriegerische Bischof dagegen miethete eine gewaltige Menge Gewappnete und Söldner, und eroberte Festen der Herzoge Uslar, Eberburg, Gebelhausen und Echte, baute gegen den Herzog Otto das Schloß Ruta am Zusammenflusse der Leine und Innerste. Zuletzt ward, nachdem zuvor die Schlösser Oberge und Stederdorp zerstört worden waren, eine Ebenung gemacht zwischen dem Bischof auf der einen, und den Herzogen Otto von Lüneburg und Herzog Albrecht von Braunschweig auf der andern Seite mit Ausschließung des Herzogs Heinrich. Doch hörten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Ottonen noch nicht ganz auf. Der Herzog schloß die Burg Canberg zu Sona ein, und der Bischof die Brücke vor dem Schloß über die Leine von Sona aus. Beim Friedensschlusse bekam der Bischof das Eigenthum des Schlosses Lauenrode und der Stadt Hanover geschenkt, der Herzog erhielt es vom Bischofe als Lehn zurück, indem er nur 100 Mark gab. Dieses geschah dem Bischofe zum Ersatze des Schlosses Hüden, welches der Herzog zerstört hatte [19]). Zugleich wurden andere Zwistigkeiten wegen Hallermünde ꝛc. beigelegt [20]). Von des Bischofs Otto Nachfolger, Heinrich von Woldenberg, wollte Herzog Otto die Stadt Hanover und Lauenrode nicht zu Lehn nehmen. Daher schwere Kämpfe, in welchen der Herzog bald Sieger, bald sieglos ward. Endlich ward eine Ebenung getroffen, und der Herzog erkannte sich wieder als Vasallen des Stiftes Hildesheim an. Zur Blüthe, zu welcher die Lande des Stiftes Hildesheim unter der friedlichen und ruhigen Regierung des Bischofes Otto II. gelangten, trugen die beiden andern Ottone, die Herzoge Otto von Lüneburg und Otto von Braunschweig, das Meiste bei, indem sie dem Bischofe treulich beistanden. Dem Bischof und Capitel von Lübeck stand Herzog Otto wider die Stadt bei [21]), sandte im J. 1303 600 [22]) mit Helmen, daß sie vor Lübeck rauben und verheeren sollten. Der Hauptmann der Stadt zog mit den Bürgern und Söldnern heraus. Aber die Ritter erschlugen ihn nebst fast 100 Bürgern und schickten auch die übrigen verwundet heim [23]). Zwietracht waltete zwischen dem Erzbischofe von Bremen und dem Herzog Otto ob. Der Erzbischof lag mit seinen Helfern einen Tag und eine Nacht vor dem Berge vor Lüneburg. Dafür zog der Herzog mit seinen Rittern und Mannen vor die Stadt Bremen und lag in dem Stifte drei Tage und drei Nächte gegen des Erzbischofes und der Stadt Willen [24]). Doch war Herzog Otto nicht immer des Erzstiftes Feind, wiewol er ihm einmal auch nicht den besten Dienst erweisen half. Die Kedinger und die Leute von sieben Kirchspielen jenseit der Elbe (d. h. hier in Dithmarsen) empörten sich nämlich gegen den Erzbischof Giselbert von Bremen. Er sammelte ein großes Heer mit Hilfe des Herzogs von Sachsen und des Herzogs von Lüneburg und der Grafen von Holstein und der Dienstmannen des bremer Erzstiftes. Sie zogen gegen die genannten Leute, besiegten sie in der Schlacht, erschlugen viele, fingen andere, und verwüsteten das Land [25]). Herzog Otto machte wichtige Erwerbungen, kaufte im J. 1282 von dem Grafen Gerhard zu Hallermünde das Schloß nebst der Hälfte der dazu gehörigen Güter, und dem Näherkauf an der ganzen Grafschaft [26]), ertauschte im J. 1291 von dem Stifte Ratzeburg den Ort Barendorf, den Heinrich der Löwe dahin geschenkt hatte, und gab dafür gewisse Einkünfte aus der lüneburgischen Sülze, mit Bewilligung seiner Vettern des Bischofs Konrad zu Verden, und Herrn Heinrich zu Grubenhagen [27]). Der Herzog Otto brachte zu dem Herzogthume Lüneburg die

13) Chronicon Marienthalense, ap. *Meibom.* Scriptt. T. III. p. 267. Die Güter des Klosters Marienthal wurden dabei sehr heimgesucht. Um den Schaden zu ersetzen, machte Otto das Kloster vom Zolle zu Celle frei. S. den Auszug der Urk. v. J. 1301 bei demselb. S. 267. 14) Lenz, Brandenburg. Urkunden. S. 184. 15) *Pfeffinger*, Vitriarius illustratus. T. II. p. 875. 16) Derſ. Hiſt. des braunſchw. H. 1. Th. S. 438. 17) Chron. Stederburg. ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. I. p. 868. 18) Chron. Ep. Hildesh. et Abb. Monast. S. Michael. ap. *Leibnitz.* T. II. p. 797.

19) Chron. Hildesheimense ap. *Leibnitz.* T. I. p. 757. 20) S. die Urk. bei Scheid, Anmerk. zu Moſer's braunſchw. Staatsrechte. S. 752. 21) Chron. Hildesh. ap. *Leibnitz.* T. I. p. 759. 22) Supplem. *Alberti Stad.* ad a. 1301. 23) Das Lüneburger Zeitbuch S. 176. Das Chron. Saxon. bei Herrmann Körner (bei *Eccard.* Corp. Hist. T. II. p 960): CCC. armatos, 300 Gewappnete, daſſelbe, was das lüneburger Zeitbuch gibt durch: „mit Helmen." 24) Dieſ. a. a. O. 25) Das lüneburger Zeitbuch S. 176. 26) Historia Archiepiscoporum Bremens. ap. *Lindenbrog.* Scriptt. ed. *Fabricii* p. 102. 27) Koch S. 223.

Grafschaft Danneberge [28]), die Grafschaft zu Luchau [29]) und zu der Wölpe [30]). Die Güter, welche der Markgraf Woldemar von Brandenburg vom Stifte Verden zu Lehn hatte, und durch des Markgrafen Tod erledigt waren, gab der Bischof Nikolaus dem Herzog Otto zu Lehn [31]). Den Grafen von Hoja Gerhard und Otto gab der Herzog Otto im J. 1302 das Amt und Schloß Drakenburg zu Lehn [32]). Bemüht war Otto zur Emporbringung des Handels, versprach im J. 1288 den nach Lüneburg handelnden Kaufleuten sicheres Geleite in seinen Landen, und verordnete, was sie entrichten sollten [33]), traf im J. 1304 dieselbe Verordnung in Beziehung auf die nach Hamburg handelnden böhmischen Kaufleute [34]). Sämmtlichen Einwohnern in Dalenberg ertheilte er im J. 1289 die Befugniß, Bürgerrecht zu üben, wie es in andern Städten gebräuchlich, nebst den lüneburgischen Rechten [35]), verlieh im J. 1292 denen zu Zelle gewisse Freiheiten, begnadete im J. 1301 diese Stadt mit einem ordentlichen Stadtrechte, welches außer den von ihm gegebenen Gesetzen in dem braunschweiger Stadtrechte bestand [36]), oder, wie Otto sich selbst ausdruckt, nach dem er die Bestimmungen des von ihm der Stadt Zelle gegebenen Rechtes aufgeführt hat: Außer diesem beschriebenen Rechte, das wir Herzog Otto unseen Bürgeen von Zelle besiegelt haben, gegeben, so geben wir ihnen auch all braunschweigisch Recht, was sie befragen mögen, wenn sie es bedürfen [37]). Auch der Stadt Braunschweig bewies sich Herzog Otto sehr gnädig, gestattete ihr im J. 1279 die neue Mauer zu vollführen, bestätigte im J. 1281 die Rechte der Gewandschneider, schaffte das Grundruhrecht zu ihrem Vortheil ab [38]), ertheilte dem Rathe das Patronatsrecht der Schule, und im J. 1290 das der Kreuzkirche [39]). Aber im J. 1292 belohnte die Stadt diese Bewilligungen mit Irrungen [40]), sodaß der Herzog sich genöthigt sah, in die Stadt zu dringen, und sie um eine starke Summe Geldes zu strafen. Da flüchteten viele Bürger zu dem Bischofe von Hildesheim, bis im J. 1297 alles vertragen wurde [41]). Der Stadtrath suchte darauf seine Fehlee zu verbessern, indem er einige gute Ordnungen zur Aufnahme der Stadt machte. Gegen eine Summe Geldes überließ im J. 1322 Herzog Otto der Ritterschaft, den Städten und dem ganzen Lande die Münze und den Wechsel dergestalt, daß nirgends als in der Altstadt Hanover gemünzt werden, vier aus der Ritterschaft und viee aus dem dasigen Rathe die Aufsicht führen, alle Jahre neue Aufseher bestellt werden und die Münze in allen den Orten gelten sollte, die zu der dem Herzoge bezahlten Summe beigetragen hatten. Den Hanoveranern ertheilte der Herzog zugleich die Freihtit, den Hafer, wie die Gerste, ohne Eindrücken zu messen, und das Bier bei Quartieren auszusellen [42]). Dem Pfarrer der heil. Geistkirche zu Hanover gab der Herzog im J. 1284 seine Güter zu veräußern. Wegen des Gnadenjahres und der Residenz der Chorherren zu Braunschweig erließ Herzog Otto im J. 1327 eine Verordnung, und wegen Abschaffung des Cruvienrechts eine andere im J. 1328 [43]). Um diese Zeit soll die Gewohnheit der Wenden im Lüneburgischen, die alten unvermögenden Leute lebendig zu begraben, abgeschafft worden sein [44]). Herzog Otto baute und besserte auch viele Kirchen [45]) und Gotteshäuser im Lande zu Lüneburg, besonders besserte er sehr das Kloster Scharnbeck der barfußen Brüder, so auch das Franziskanerkloster zu Lüneburg [46]), und das dasige Kloster Michaelis [47]). Otto und seine Vettern Heinrich und Albert bestätigten im J. 1305 dem Kloster Loccum die von ihnen dreien zu Lehn gehenden Güter zu Germersen. Herzog Otto starb den 9. April 1330, und hinterließ von Mechtild, der ältesten Tochter des Herzogs Ludwig des Strengen von Baiern, vier Söhne: Otto geboren im J. 1296 und Wilhelm, welche dem Vater folgten, und Johann und Ludwig, welche geistlich zu bleiben sich erklärten [48]).

(*Ferdinand Wachter.*)

Otto, Otto's des Strengen Sohn, Herzog von Braunschweig aus der ältern lüneburgischen Linie, geboren im J. 1296 [1]), der älteste seiner drei Brüder, ward nebst dem ihm zunächst folgenden Bruder Wilhelm schon von seinem Vater mit zu den Regierungsgeschäften gezogen. Ihrer Einwilligung und Gegenwart wird bei vielen Handlungen erwähnt. Sein Vater nannte sich Otto den Ältern, und die Söhne Domicellos [2]) (Junghherren, Jun-

28) *Westphal.* Scriptt. T. II. p. 2214. 29) Lüneburger Zeitbuch S. 176. Die Grafschaft Dannenberg erwarb der Herzog im J. 1301, indem er dem letzten Grafen Nikolaus einen jährlichen Gehalt gab, und ihm die Belehnung auf Lebenszeit ließ. Origg. Guelf. Praef. T. IV. p. 22. 30) Das lüneburger Zeitbuch. Man erzählt dieses so: Markgraf Woldemar von Brandenburg habe die Grafschaft Luchau nach dem Aussterben der Grafen dem am brandenburgischen Hofe sich aufhaltenden Grafen Günther von Kevernburg verliehen, und dieser sie im J. 1320 an Herzog Otto zu Lüneburg verkauft; das Stift Verden aber die Oberlehnsherrschaft darüber angesprochen. Scheid zu Moser's braunschw. Staatsrecht S. 287, 679. Hannoversche gelehrte Anzeigen v. J. 1753. S. 50 fg. 31) Das lüneburger Zeitbuch. Dem Herzog Otto fiel um das J. 1326, wie man vermuthet, durch den Abgang des gräflichen Hauses, die Grafschafe Wölpe heim. Der Graf Burchard von der Wölpe war im J. 1288 zum Statthalter des Herzogthums Lüneburg bestellt. Scheid zu Moser S. 697. 32) Chron. Verdens. ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. II. p. 219. 33) Koch S. 225, nach Hofmann's und Kohlebne's Geschichten von Hoja. Manuscr. 34) Rethmeier, Chron S. 514. 35) Lenz, Brandenb. Urk. S. 168. 36) Scheid, Vom teutsch. Adel. S. 44. 37) *Leibnitz*, Introductio in com. III. Scriptt. Brunsvic. Illustr. N. XIX. p. 16. Topographia Brunsvic. p. 215. 38) Das celler Stadtrecht v. J. 1301 bei *Leibnitz*, Scriptt. T. III. p. 483, 484. 39) Rethmeier, Chron. S. 1835. 40) *Grupe*, Antiq. Hannover. p. 141.

41) Wie Koch S. 227 vermuthet, entstanden die Irrungen über die neue Stadtmauer, und daß allerlei Leute in die Stadt aufgenommen wurden; andere Herren aber diese reclamirten. 42) *Grupe*, Ant. Han. p. 136 sq. Rethmeier, Chron. S. 1837. 43) Koch nach Kohlebne's Orig. Brunsvico-Luneburg. Mss. Hannoversche Geschichtsbeschreibung bei Moser, Diplomat. Belustigungen. 5. Th. S. 282. 44) Scheid, Vom teutsch. Adel. S. 580, 581. 45) Rethmeier, Chron. S. 515. 46) So ließ er machen die Kirche zu Rade. Lüneburger Zeitbuch. 47) Urk. bei Rethmeier, Chron. S. 517. Pfeffinger, Braunschw. Histor. S. 232. Deduct. jurisdict. omnimodae des Klosters Michaelis. N. 10. adjunctor. 48) S. Koch S. 229, 230.

1) Urk. bei *Pufendorf*, Observat. Jur. Univers. T. II. Append. p. 11. 2) *Grupe*, Antiq. Hannover. p. 184. Pfef-

ker). So nannten diese sich selbst auch noch einige Zeit nach Antretung der Landesregierung [3]). Otto hatte im J. 1315 vom Vater abgetreten erhalten die Bede und den halben Zoll zu Lüneburg, auch alle unverpfändete Schlösser, außer Lüneburg, Winsen und Celle [4]), saß daher schon in den Jahren 1318 und 1320 zu Gerichte, und die Auflassungen der Lehn geschahen vor ihm. Sein Bruder Wilhelm erscheint dabei bisweilen unter den Zeugen [5]). Nach des Vaters Tode führten die beiden Brüder die Landesregierung gemeinschaftlich, und nur wenige Beispiele finden sich, daß die Auflassung geringer Lehne an Herzog Otto allein gerichtet wurde. Dagegen sind die eigentlichen Regierungsgeschäfte gemeinschaftlich ausgerichtet, und die Gerichte im Namen beider Herzoge verwaltet worden. So bekennt Heinrich von Salder im J. 1350, daß die von Cletling eine Hufe Landes aufgelassen haben: vor unserer Herren Gerichte Herzogen Otto's und Herzogen Wilhelm's, Brüder von Lüneburg, in dem Dorfe zu Baren, bei den Zeiten, als ich Voigt bin gewesen; und im J. 1352 schreibt er sich: Voigt zu Lichtenberge der erlauchten Fürsten, Herzoge zu Lüneburg [6]). Otto und sein Bruder Wilhelm verordneten im J. 1330, daß in Lüneburg nicht die Bürger, sondern allein die vom Rathe bestellten Vorsprecher Urtheile finden, nicht minder, wie es zu Lüneburg mit gefänglicher Einziehung der zum Heerschilde Gebornen, die gegen den Herzog verbrochen, und mit der Verhaftung der Bürger gehalten werden sollte [7]); erwarben im J. 1337 durch Kauf von den Grafen von Woldenberg den Ort Vallersleben, mit dem Stuhle zu Grevenla und aller dazu gehörigen Gerichtsbarkeit, auch die Grafschaft über Poppenteich, d. i. die Untergerichte über die Gegend um Wedesbüttel und Knesebeck [8]); verpfändeten im J. 1341 das Haus (d. h. Schloß) Vlotau für 100 Mark an den Grafen von Waldeck, mit Vorbehalt der Steuer und was dazu gehört [9]); gestatteten im J. 1342 Dietrichen von Münchhausen einen Zweikampf zu halten gegen seinen und der Familie Revers, daß die Herzoge und der lüneburger Stadtrath dadurch keinen Schaden nehmen sollten [10]); kauften im J. 1343 von Arnold von Warberg und seinen Söhnen das Haus Hachmühlen, und im J. 1347 von denen von Bodenteich das Haus dieses Namens [11]); gaben im J. 1348 der Stadt Hanover Erlaubniß zur Anlegung von Schulen, und überließen dieser Stadt käuflich das Eigenthum des Wortzinses [12]), welchen die Herzoge von den Hausstellen zu erheben und an einige von der Ritterschaft verlehnt hatten, welchen der Stadtrath ihr Recht abgekauft hatte [13]); erhielten im J. 1349 von denen von Oberg die Verpflichtung zum Dienste mit dem Hause Ösbsfeld [14]); bekamen im J. 1350 von den Markgrafen von Brandenburg die Lehnwahre (d. i. das dominium directum) über das Weichbild zu Wittingen im Amte Knesebeck [15]). Die Äbtissin Jutta von Gandersheim ließ im J. 1350 die Herzoge Otto und Wilhelm von Braunschweig und von Lüneburg ledig und los der Verkündigung, die sie ihr gethan hatten, um die Lösung ihres Theiles des Hauses und der Stadt zu Gandersheim [16]). Beide Brüder erhielten im Juni 1352 die Erlaubniß, die Belehnung von einem kaiserlichen Commissarius zu empfangen [17]). Von Otto'n sind noch Urkunden vom J. 1351 [18]). Im August des J. 1352 kommt Wilhelm schon allein in Urkunden vor, und im J. 1352 nennt er seinen Bruder selig [19]). Otto hatte im J. 1310 Mechtild, die Tochter Heinrich's des Löwen von Mecklenburg, geheirathet, hinterließ aber von ihr keinen Sohn, wol aber eine Tochter Mechtild, welche an den Grafen Otto von Waldeck verheirathet ward, der deshalb Ansprüche an die lüneburgischen Lande machte [20]). (*Ferdinand Wachter.*)

Otto, der Milde (Largus), Herzog von Braunschweig, einer der Söhne Albrecht's II., des Feisten oder Jüngern, und Rixa's, der Tochter des Wendenfürsten Heinrich's [1]), ward, 19 Jahre alt, um Johannis des Täufers 1311 vom Markgrafen Woldemar von Brandenburg zum Ritter geschlagen [2]), nahm noch bei Lebzeiten seines Vaters Theil an der Regierung, gab nicht nur seine Bewilligung zu vielen Handlungen seines Vaters, sondern stellte auch für sich allein Urkunden aus [3]). Nachdem sein Vater im J. 1318 gestorben, führte er eine Zeit lang über seine jüngern

---

finger, Braunschw. Histor. 1. Th. S. 234, 242. Schöpke, Barbewikische Chron. 2. Th. S. 268. Scheid, Vom teutschen Adel. S. 278, 579 fg.

3) Letzterer a. a. O. 270. 571, 572. 4) Derselbe, Vorrede des Cod. Diplom. zu den Anmerk. über Moser's Staatsrecht. S. XXX. 5) Nachricht von der Stadt Celle S. 7, gedruckt bei dem cellischen Stadtrechte im J. 1739; Deductio daß dem Kloster Michaelis die Jurisd. Omnimoda zustehe 43. adjunctor. (Koch) Versuch einer pragmatischen Gesch. des durchlauchtigsten Hauses Braunschweig und Lüneburg. (Braunschweig 1764.) S. 232. 6) Urkunden-Auszüge bei Koch S. 232, 233. 7) Scheid, Vom teutschen Adel. S. 128. 8) *Grupe*, Observatt. Forenses. p. 693. Topographia Brunsvic. p. 195. Koch S. 233. 9) Bunting, Braunschw. Chron. S. 409. Chron. Waldeccense ap. *Hahn.* Monum. p. 820, 821, und ungedruckte Urkunden nach Koch S. 233. 10) *Grupe*, Ant. Pirmontanae. p. 120. 11) Topographia Brunsvic. p. 56.

12) Richtiger Wuurtzins nämlich von Wourt (zusammengezogen aus Wurpte, von warpen, aufwerfen, erhöhen) Haus- und Hofstelle, weil in Niederungen die Häuser und Höfe auf künstlichen Erhöhungen erbaut wurden. 13) *Grupe*, Ant. Hannover. p. 125 sq. 14) Koch S. 235. 15) Topographia Brunsv. p. 206. 16) Urk. bei *Leuckfeld.*, Antt. Gandersh. p. 146. Nach Koch S. 235 ist die Sache undeutlich, zumal sich die Nachricht finde, daß Gandersheim den braunschweigischen und lüneburgischen Linien gemeinschaftlich gewesen sei, hingegen gewiß sei, daß den Herzogen zu Göttingen solches allein gehört habe. Aber dieses hatte wahrscheinlich erst nach obiger Loskündigung statt. 17) *Scheid*, Biblioth. Goetting. P. I. p. 132. 18) Bei *Grupe*, Antt. Hannover. p. 130, und bei Treuer, Münchhausische Geschlechtshistorie. S. 29. 19) Urk. bei Pfeffinger, Braunschweig. Histor. 1. Th. S. 133. Huber, Rostockische Geschichte bei *Ungnad*, Amoenitt. historico-jurid. p. 87, 715. 20) S. das Nähere bei Koch S. 236.

1) *Stadwegius* ap. *Leibnitz.* Chron. p. 275. *Jo. Fr. Chemnitii* Geneal. Meclenborg. ap. *Westphalen*, Monum. T. II. p. 165. 2) Excerpta Chronologica de Doctibus Brunsvicensibus et de reliquiis Ecclesiae collegiatae S. Blasii ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. II. p. 61. 3) *Kotzebue*, Chron. Frankenburg. p. 62. *Rethmeier*, Adjuncta part. I. Hist. Eccles. p. 9. Scheid, Vom teutschen Adel. S. 577, 578. Derf. Anm. zu Moser's braunschw. Staatsrechte. S. 768.

Digitized by Google

Brüder die Vormundschaft. Da sich Urkunden finden, die Magnus schon im J. 1326 allein ausgestellt hat, und sich doch Otto noch im J. 1328, ja noch im J. 1311 Vormund seiner Brüder nennt, so hat man gemuthmaßt, daß dadurch nur die Verwaltung der Regierungsgeschäfte in der Brüder Namen angedeutet werde [4]), oder daß es scheine, daß diese wegen der Zeit, da die Vormundschaft aufhören müsse, mit ihm nicht einig gewesen; jedoch die Sache dahin eingerichtet worden, daß Otto die Verwaltung, wo nicht der gesammten Lande, doch des größern Theiles, bis an seinen Tod behalten. Man finde wenigstens von einer Theilung keine zuverlässige Nachricht; hingegen wol, daß Otto sowol im Wolfenbüttelschen, als in Göttingen, Regierungsgeschäfte ausgerichtet, und bisweilen seine jüngern Brüder dazugezogen habe [5]). Das Bilderzeitbuch [6]) sagt dagegen zum J. 1318: Auch so starb Herzog Albrecht zu Braunschweig und ward in dem Dome begraben. Da theilten die drei Brüder das Land, Otto der Milde bekam Braunschweig, dazu hatte er die Altmark bekommen mit der Frau [7]), Herzog Magnus der bekam auch einen Theil des Landes zu Braunschweig und hatte dazu das Fürstenthum Landsberg, das nun die von Meißen haben, und Herzog Ernst der bekam das Land zu Göttingen über dem Wald [8]), dazu gehörte die Harzburg, der Geverdeshagen (Gebertshagen) [9]), und die Hälfte des Lehns binnen Braunschweig ohne die Baren, dafür behielt er die Lehne binnen Göttingen an den Baren [10]). So das Bilderzeitbuch. Der Stadt Münden bestätigte Otto im J. 1319 ihre Rechte, und ließ darüber von der Stadt Braunschweig Versicherung ausstellen, in der die Braunschweiger die Mündener gleichsam zu ihren Mitbürgern aufnahmen [11]). Der Stadt Helmstädt überließ er im J. 1320 den Zoll wiederkäuflich [12]). Als eine Art der Burglehne [13]) verlieh er im J. 1321 denen von Schenk und Knesebeck die Städte Vorsfelde und Brome dergestalt, daß sie ihm dafür auf gewisse Jahre zu Diensten sitzen mußten [14]); verglich sich im J. 1324 mit dem Erzbischofe Matthias von Mainz wegen der Voigteien Siboldshausen und Scheden, gestand ihm Siboldshausen sogleich zu und an Scheden das Einlösungsrecht [15]); erhielt im J. 1327 von dem Kloster Königslutter das Eigenthum der Hälfte des Schlosses Wolfsburg und den Hof Berge bei Gaeleben; stand nebst seinem Bruder Magnus der Stadt Höxter gegen den Abt von Corvei bei und nahm sie auf beider Herzoge Lebzeiten in Schutz [16]). Otto war nach dem frühzeitigen Tode seiner ersten Gemahlin Jutta [17]) seit dem Jahre 1319 [18]) verheirathet an Agnes, die Tochter des Markgrafen Hermann II. von Brandenburg und Anna's von Österreich, der Tochter Kaiser Albrecht's I. [19]). Agnes war Witwe des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg und brachte dem Herzoge die Alte- und Mittelmark auf Lebzeiten zu. Im J. 1319 bestätigt nämlich Otto, Herr von Braunschweig, alle Gnade, welche die Fürstin Agnes, weiland Markgräfin von Brandenburg, jetzt seine Gemahlin Herzogin von Braunschweig [20]), sämmtlichen Rittern und Vasallen, welche in den Landen Saltwedele gesessen, sowie allen Bürgern beider Städte und dem ganzen anliegenden Lande an der Bede (precaria) huldvoll nachgelassen und geschenkt [21]). Agnes nannte sich: Agnes Dei gratia in Brunesvich Ducissa antiquae Marchiae domina [22]), oder in teutschen Urkunden: Agnes hertogynne to Brunswich und eyn frouwe [23]) der Olden marke [24]). Da aber Kaiser Ludwig seinem gleichnamigen Sohne die ganze Mark verliehen hatte, so entstanden Streitigkeiten zwischen ihm und dem Herzog Otto. So richtete Bischof Albrecht von Halberstadt seinen Lehnbrief für den Markgrafen im J. 1323 auf diese Weise ein, daß er sagte, er habe auf Ansuchen des römischen Königs Ludewig den Markgrafen von Brandenburg mit den Besitzungen, Gerichtsbarkeiten, Zehnten und Lehen, welche weiland die Markgrafen von Brandenburg von der halberstädter Kirche zu Lehen gehabt, recht und echt beliehen, nämlich mit dem Schlosse zu Angermünde (Tanger-

4) Scheid, Vorrede zu dem Cod. Diplomat. zu den Anm. über Moser's Staatsrecht. S. L. 5) (Koch) Versuch einer pragmatischen Geschichte des durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 179, 180. 6) Wird gewöhnlich Botho'n zugeschrieben bei *Leibnitz*. Scriptt. T. III. p. 375. 7) Nämlich wie das Bilderbuch weiter unten erzählt: Herzog Otto der Milde, Herzog Albrecht's Sohn von Braunschweig, der nahm Agnesen, des Markgrafen Tochter zu Brandenburg, damit kriegte er die Altmark, die ihm abgedrungen ward mit Gewalt, die Frau, die starb ihm ohne Erben. 8) Over wolt, über d. h. (jenfrits) Wald, nämlich das Fürstenthum Göttingen. 9) Amthaus und Dorf drei Meilen von Wolfenbüttel. 10) „De hetffte des lens bynnen Brunswik an de Paren, dar vor beheyle he de lene bynnen Gatting an den paren;" pae, bar, offen, frei, ledig, erledigt. 11) Braunschw. Händel. 1. Th. S. 107. 12) *Kressius*, Vindiciae judicii Helmstad. p. 352. 13) Der feudorum aperitivum, der französischen fiefs jurables et rendables. Vergl. *Du Fresne*, Diss. 30 sur Joinville. *Estor*, Analecta Fuldens. p. 65. Hanffelmann, Beweis der hohenlodischen Landeshoheit. S. 435. 14) *Gudenus*, Cod. Diplomat. Mogunt. T. III. p. 223, 224.

15) Beilagen zum braunschw. Gegen-Manifeste N. 8 und anderes Unherausgegebenes. Koch S. 183. 16) Braunschw. Anzeigen v. J. 1752. S. 643. 17) Jutta's Abkunft ist noch nicht ausgemacht. Nach dem Bilderzeitbuche S. 371, nach welchem Otto Jutta'n nach dem Tode der Agnes von Brandenburg heirathete, war Jutta des Landgrafen Tochter zu Thüringen. 18) Lenz, Histor. Sammlungen. IV. S. 283, 287. V. 370. Derf. Brandenburgische Urkunden. S. 241. Hanoversche gelehrte Anzeigen v. J. 1753. S. 81. 19) Magnifica princeps Agnes nostra damina dilecta quondam Brandenborgensis Marchionissa et nunc gloriosa conthoralis Ducissa de Brunswick. Daß Agnes Waldemar's Witwe war, f. z. B. bei Engelhus, bei *Leibnitz*., Scriptt. T. II. p. 1129. 20) Urk. des Herz. Otto bei *Gercken*, Fragmenta Marchica. T. III. p. 127, 128. 21) So z. B. Urk. v. J. 1329, durch welche Agnes zweien Bürgern von Soltwedel das Eigenthum einer Hufe ertheilt, bei *Gercken*, l. c. T. V. p. 23, 24. Auf dem Siegel ist Agnes abgebildet mit einem Adler vor der Brust. 22) Über diese eigentliche Bedeutung von Frau als Herrin vergl. J. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 412 und Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla) übers. und erläutert. 1. Bd. S. 37. 23) So z. B. Urk. v. J. 1333, durch welche Agnes dem Kloster Neuendorf einige Einkünfte aus dem Dorfe Daten schenkt, bei demf. 3. Th. S. 140, 141. Urk. Otto's und der Agnes v. J. 1332 wegen Versicherung des Schlosses Wolmerstedt bei demf. Diplomaria Veteris Marchiae Brandenburgensis. T. I. 24) Urkundenauszug bei (Koch) Versf. einer pragmat. Gesch. S. 186.

Digitized by Google

münde), nebst der Stadt, mit dem Schlosse Gardeleghe nebst Stadt, mit der Stadt Stendal, der Stadt Osterburg unter der Bedingung, wenn zu dieser Belehnung die Ein- und Bewilligung des Herzogs Otto von Braunschweig und seiner Gemahlin Agnes hinzukomme. Mit dem Schlosse Chrumpeche, den Städten Seehausen, dem Schlosse Arnebuch belehnte er ihn ohne alle Bedingung [25]). Diese letztern Orte werden in dem Vergleiche vom J. 1323 nicht benannt, von den erstern heißt es, daß sie der Agnes eigenthümlich (jure proprietatis) gehörten. Im J. 1328 nämlich wurden bei Gelegenheit der Belehnung des Herzogs Otto die Streitsachen auf diese Weise verglichen, daß derselbe die alte Mark und die Eigengüter lebenslänglich behalten, dagegen das Übrige an den Markgrafen Ludwig abtreten sollte [26]). Die Mannen, Ritter und Knechte und Bürger, die in den beiden Städten zu Soltwedel und in dem Lande zu Soltwedel wohnten, gelobten und schworen ihm die Huldigung, daß sie bei dem Herzoge Otto von Braunschweig bleiben wollten nach dem Tode der edeln Fürstin Agnes, seiner lieben Bettgenossin, so lange er lebte, und der Herzog bestätigte ihnen dafür am Tage S. Agathen 1324 alle ihre Freiheit, Gnade, Rechte, Gerichte, Lehn, Erbe, guten Gewohnheiten, geistliche und weltliche Eigen ꝛc., und machte sich anheischig, keine andere Bede, als die er bisher genommen zu St. Walborge und St. Martine, und keine Landbede zu nehmen [27]). Otto hatte im J. 1321, als er die von seinen Mannen, den Rittern Dietrich, Bernhard und Werner, Gebrüder von Schulenburg, dem Kloster St. Spiritus bei Soltwedel gemachte Schenkung des Eigens von sieben Hufen nebst drei Höfen im Dorfe Deviz die Güter von allen Einfoderungen und Lasten (ab omnibus exactionibus angariis et parangariis) freigesprochen, außer von der gemeinen Bede (praeter communem precariam), welche er seiner Frau Agnes vorbehielt (s. d. Urk. bei *Gercken.*, Dipl. Vet. March. Brand. T. I. N. 127. p. 303—306). Agnes tritt bald allein handelnd auf, so ordnet sie als Frau (Domina) der Altmark im J. 1329 den Judenzins zu Stendal [28]), doch treten beide häufiger gemeinschaftlich handelnd auf. So schenken sie im J. 1325 das Dorf Querstede dem Nonnenkloster Nienborp [29]), im J. 1329 demselben Einkünfte aus dem Dorfe Mollenbeke, im J. 1330 demselben das Eigenthum des Dorfes Grevenitz, Agnes allein schenkt demselben im J. 1333 Einkünfte aus dem Dorfe Dalen [30]), Otto und Agnes im J. 1334 demselben Einkünfte aus dem Dorfe Querstede, Otto verkauft ihm im J. 1335 Einkünfte aus den Dörfern Statz und Borritz, eignet im J. 1337 die von den Brüdern Herrmann und Hernid, genannt Puzladeken, ihrer Schwester Gertrud und Heinrich von Kemnitz der St. Katharinenkirche in der Neustadt Soltwedel gemachte Schenkung zu, Otto und Agnes eignen im J. 1326 auf Ansuchen ihrer Mannen, der Ritter Gunzelin und Burkhard von Berthensleoe der Kirche der Neustadt Soltwedel das Eigenthum eines Hofes nebst vier Hufen im Dorfe Ritze zu [31]), schenken zum Seelenheile des Markgrafen Woldemar der Marienkirche zu Tangermünde Einkünfte aus den Dörfern Essetheren und Wessetheeen [32]). Schloß und Stadt Wolmersted war ein Eigen des magdeburger Erzstiftes und ein zu der Altmark gehöriges Lehen, und war nach des Markgrafen Woldemar's Tode vom Erzstifte als ein eröffnetes Lehn eingezogen worden [33]). In dem Kriege zwischen dem Herzoge Otto von Braunschweig und dem Erzbischof Otto von Magdeburg ward das Haus (Schloß) zu Wolmersted mit Hilfe der Altmärker vom Herzoge eingenommen. Herzog Otto und Agnes, Herzogin zu Braunschweig, Herrn und Frau der alten Mark, verabredeten am Marcustage des Evangelisten im J. 1332 mit den Rittern und Knappen und Bürgern aus den Städten der alten Mark wegen des Hauses (Schlosses) zu Wolmersted, das sie inne hatten, daß sie das halten sollten bis zur künftigen Lichtmessen, und es dann dem Herzoge und der Herzogin überantworten sollten, und diese es dann bis zur nächsten Lichtmesse halten sollten und so, daß beide Theile immer das Schloß ein Jahr halten sollten [34]). Einige Wochen nachher mußte der Herzog den Revers ausstellen, daß er nach geendigtem Kriege den Rittern und Knechten und den Städten Stendal, Tangermünde, Gardeleghe, Osterburg, in der alten Mark das Schloß Wolmersted überantworten wollte [35]). Den Tag darauf (am Dinstag in den Pfingsten 1332) gelobten acht Ritter und zwei Knechte für den Herzog, daß er das Verabredete halten sollte, außerdem sollten sie in Braunschweig einreiten. Gleiches thaten für den Herzog Otto auch sein Bruder Magnus und vier Ritter mit ihm [36]). Der Markgraf Ludwig ersuchte im J. 1333, als er Briefe der Mannen und übrigen Einwohner zu Stendal der alten Mark erhalten, den Herzog Otto von Braunschweig, daß er sich auf keine Weise des Schlosses Wolmersted unterziehen sollte, sondern befahl jenen, daß sie das Schloß in ihrer Gewalt und Gewahrsam halten, und es dem Herzoge auf keine Weise unterwerfen sollten. Das Schloß zu Wolmersted war in des Herzogs Otto's Hand, als es im J. 1334 der Erzbischof Otto durch den Fleiß des Ritters Henning

25) Scheid, vom teutschen Adel. S. 222. 26) S. das Nähere und Weitere in der merkwürdigen Urkunde bei *Gercken*, Fragm. Marchica. T. III. p. 129—131. 27) S. ihre Urk. bei demselben, Diplomataria. T. I. p. 49, 50. Otto bescheinigt im J. 1329 seinen getreuen Rathmannen zu Stendal, daß sie dem Grafen Burkhard von Mansfeld von Seiten der Städte Seehausen und Werben und der in der Wische (einem Striche in der Altmark) gesessene Vasallen 500 Mark Silber ausgezahlt haben. Urk. bei *Gercken*, Fragm. March. T. III. p. 47, 48. Num. XVII. 28) Urk. bei demselben. Fragm. March. T. III. p. 132. 29) Im J. 1322 bestätigt Agnes die der Stephanskirche zu Tangermünde gemachte Schenkung von Einkünften aus dem Dorfe Dale. Urk. bei *Gercken*, Diplomatar. Vet. March. T. I. N. 247. p. 599. 30) Urkunden bei demselben, Fragm. March. T. III. N. V. p. 138, 139. N. VI. p. 138—140. N. VII. p. 140—142. N. IX. p. 143—145. N. X. p. 145, 146.

31) Urk. bei *Ludwig*, Reliq. Manusc. T. VII. p. 11—13. 32) Urk. des Markgrafen Ludwig bei demselben N. XXXXIII. p. 86. 33) Urk. v. J. 1332 bei *Gercken*, Diplom. Vet. March. N. XX. p. 51. 34) Urk. bei Lenz, Histor. Samml. S. 390. 35) S. die Urk. bei *Gercken*, l. c. N. XX, XXI. p. 56—58. 36) Chron. Magdeburg ap. *Meibom.* Script. T. II. p. 389.

von Steinford eroberte [37]). Agnes ſtarb noch in dem nämlichen Jahre den 27. Nov. (1334) und Erzbiſchof Otto betrachtete die Altmark als ein ſtiftiges Lehn und brachte in kurzer Zeit auch Jerichow, Sandow, Genthin, Rogätz, Alvensleben, Angern ꝛc. in ſeine Gewalt, verlangte auch von den übrigen Städten und Örtern der Altmark, daß ſie ſich nun an ihn ergeben ſollten, und verklagte, da ſie es nicht wollten, im J. 1335 die Städte Stendal, Tangermünde, Oſterburg, Gardelegen und Salzwedel beim Kaiſer, als ungehorſame Unterthanen, die ihm nicht huldigen wollten, da ſie doch an ihn durch Anfall gelangt wären. Der Kaiſer ſchützte ſie natürlich zum Beſten ſeines Sohnes gegen die Anſprüche des Erzbiſchofes, da Markgraf Ludwig nach der Markgräfin und ihres Gemahles, des Herzogs Otto's Tode, ihr Landesherr zu werden gedachte, und ſchon auf den Fall die Huldigung von ihnen erhalten hatte. Jedoch koſtete den Städten dieſer Proceß 294 Mark Silbers Der Erzbiſchof ſtand deshalb im J. 1336 noch in ſchlechtem Vernehmen mit dem Markgrafen Ludwig [38]). Dieſes bewog ihn wol mit dem Herzog Otto Frieden zu ſchließen, nämlich nach einer Urkunde des Erzbiſchofs Otto von Magdeburg vom J. 1336 vereinigte er ſich gänzlich über alle Streitigkeiten und Fehden, die lange zwiſchen dem Herzog Otto und dem Erzbiſchofe gewährt hatten. Der Erzbiſchof hatte aber nicht blos mit dem Schwerte, ſondern auch mit dem Krummſtabe gekämpft, und den Herzog und die Rathmannen, Schöppen und ganzen Gemeinden der Städte Stendal, Tangermünde, Oſterburg, Salzwedel und Gardelegen, um, wie er ſelbſt ſagt, das Recht der Vaſallenſchaft [39]) und Unterthanenſchaft von ihnen zu erpreſſen [40]), nach der Stadt Naumburg geladen und ſie vor dem Richter und Conſervator, der für ihn vom apoſtoliſchen Stuhle abgeordnet war, für ſein und ſeiner Kirche Recht daſelbſt angegangen. Der Herzog und die Städte hatten dagegen an den römiſchen Hof appellirt. Von jenem Angriffe ſtand jetzt der Erzbiſchof durch klaren Vergleich ab, ließ den Herzog und die Städte von dem Rechtsſtreite gänzlich frei, ſtellte es ihrem Ermeſſen anheim, ihre Bevollmächtigten am römiſchen Hofe zurückrufen zu können, und gab ſeinen Bevollmächtigten den Auftrag, von dieſen Rechtsſtreiten gänzlich abzuſtehen [41]). So mußte ſich der Erzbiſchof Otto vor dem gleichnamigen Herzoge beugen. Auch eine andre Fehde ward kurz darauf geſchlichtet. Friedrich von Garthou war des Herzogs Hauptmann zu Huder geweſen, und hatte in dieſem Dienſte Schaden erlitten. Da hatte er mit dem Herzog Otto Krieg. Wegen dieſes Krieges verglichen ſich im J. 1338 die Brüder Friedrich und Henning und Boldewin von der Ghartoue und Cune von Eickſted mit der Stadt Stendal [42]). Aber Herzog Otto ſollte keine Ruhe vor dem ränkeſüchtigen Erzbiſchof Otto und vor dem Markgrafen Ludewig erhalten, der nach dem Beſitz der Altmark dürſtete und deshalb des Herzogs Otto Tod nicht erwarten konnte. Die Vereinigung des Erzbiſchofs und des Markgrafen war des Herzogs Verderben. Der liſtige Erzbiſchof, der allein weder gegen den Markgrafen noch gegen den Herzog etwas auszurichten vermochte, ſenkte alſo den Herzog in Schlummer, indem er mit ihm Frieden ſchloß und verband ſich mit dem Markgrafen, um den Herzog zu verderben, belehnte den Markgrafen mit Wolmerſted, Jerichow, Rogätz, Angern und Bellingen, ſtreckte ihm eine Summe von 4500 Mark Silbers vor und ließ ſich dafür das balſamer Land zum Pfande verſchreiben. Dieſes aber, zu welchem Stendal, Tangermünde, Arneburg und Werben gehörten, war noch in Herzog Otto's Händen, ſowie die erhaltenen Lehne in denen des Erzbiſchofs. Ungeachtet der heiligen Verträge und trotz dem, daß Herzog Otto den Markgrafen als ſeinen dereinſtigen Erben redlich betrachtete und als ſolchen gleichſam Antheil an der Regierung nehmen ließ, indem der eine immer des andern Freiheitsbriefe beſtätigte, die ſie den Städten ertheilten, ſuchte doch Markgraf Ludwig heimlich nichts anders als je eher je lieber den Herzog Otto um die Altmark zu bringen. Bereits bald nach der Markgräfin Agnes Tode hatte er angefangen, den Adel auf ſeine Seite zu ziehen, und man findet zwiſchen den J. 1334 und 1343 verſchiedene Urkunden von Verbindungen der Familien von Walsleben, von Werdenberg, von Sack, von Knesbeck, von Buch, von Alvensleben, von Lüderitz, von Schulenburg, von Brunhorſt, von Oſthern, von Gardelegen, von Bismark und von Oberg mit ihm. Er machte mit ſolchen Vaſallen Bündniſſe als mit ſeines Gleichen, verſprach ihnen beizuſtehen, ſtellte ihnen frei zu ſtreifen und zu rauben, wo ſie wollten, und bedung ſich blos aus, ihm und ſeinem Volk im Fall der Noth ihre Schlöſſer zu öffnen. Nicht weniger ſuchte Markgraf Ludwig die Städte dem Herzog Otto abtrünnig zu machen und an ſich zu ziehen, begnadigte im J. 1335 Seehauſen mit einer neuen Beſtätigung ihrer Privilegien, bewies ſich gegen Stendal im J. 1341 ſehr freigebig. Seehauſen hatte auch die Ehre, daß er daſelbſt im J. 1343 ſeinen erſten Eintritt in die Altmark als alleiniger Landesherr that, als er jetzt mit dem Herzog Otto in offenen Krieg gerieth. Otto's Partei hielten noch die andern Städte mit Ausnahme Stendal's. Dieſes fragte ſtaatsklug erſt beim Kaiſer an, wem es beizuſtehen hätte. Natürlich antwortete des Markgrafen Vater: Steht dem Markgrafen Ludwig bei! in einem zu Landshut am Tage St. Jakobi 1343 datirten Briefe. Wenn ſo der Kaiſer und ſein Sohn der eine parteiiſch gegen den Herzog handelte, und der andere ihn vor ſeinem Tode die Altmark abdringen wollte, ſo iſt wol auf der andern Seite auch nicht zu leugnen, daß Herzog Otto getrachtet habe, die Altmark ſeinem Hauſe zu erhalten, oder daß er wenigſtens ſeinen Brüdern und Vettern

37) Buchholz, Verſuch einer Geſch. der Kurmark Brandenburg. 2. Th. S. 387. 38) Propter jus fidelitatis et subjectionis ab eisdem extorquendam. Fidelitas iſt im Teutſchen jener Zeit durch Mannſchaft, d. h. Lehnspflicht, Vaſallenſchaft, zu übertragen. 39) Dieſer Angriff war dem Erzbiſchofe aus der alten verlegenen Schenkung des Markgrafen Otto v. J. 1196 hervorgeſucht. *Gercken*, Diplom. Veter. Marchiae Brand. T. I. p. 63. 40) Urk. bei demſelben, T. I. N. XXIII., p. 62—64. 41) Urk. bei demſelben, T. I. N. XXIV. p. 64, 65.

42) Buchholz, Geſchichte der Kurmark Brandenb. 2. Th. S. 337—389.

viel Einfluß auf die Altmark gestattet habe. Wenigstens hatte Herzog Otto der Streitbare zu Lüneburg Luchow und Danneberg an sich gebracht, und wie sich vermuthen läßt, mit Genehmhaltung des Herzogs Otto's des Milden und seiner Gemahlin Agnes. Mit seines Vetters gutem Willen wollte Herzog Otto der Streitbare sich auch die Knesebecken um Salzwedel herum unterwerfen, denn in einer Urkunde vom Jahr 1338 nimmt Markgraf Ludwig sie gegen die beiden Ottone den Milden und den Streitbaren von Braunschweig und von Lüneburg in Schutz. Durch beider des Markgrafen und des Herzogs Helfer hatte die Altmark schrecklich zu leiden, da die aus dem Erzstifte Magdeburg und die von Lüneburg sie durchstreiften. Ja! da Markgraf Ludwig seinen Anhängern das Rauben gestattete, konnte auch Otto, um die Seinen nicht zu verlieren, nicht streng mit ihnen verfahren, obgleich er nicht soweit ging als der Markgraf, der ihnen Freibriefe gab. Über dem Handwerke des Stegreifs ward Albrecht Schevenschutt ertappt. Aber Herzog Otto ließ ihn bald wieder los, als er angelobt, seine Länder nicht ferner zu beschädigen und darüber zu Bürgen einige reiche Bürger zu Stendal gestellt [43]). Die Flamme des Kriegs zwischen dem Markgrafen und Herzog schlug im J. 1343 empor. Der Markgraf war in den ersten Tagen der Woche vor Pfingsten im J. 1343 bereits zu Seehausen und schloß hier mit dem Ritter Hylmen und seinen Vaterbrüdern, Johann und Heinrich, genannt von Oberge, ein Bündniß, vermöge dessen er ihnen 20 Mark jährliche Einkünfte [44]) anwies und sie ihm versprachen, daß sie, so lange der Krieg zwischen den Markgrafen und dem Herzog Otto oder den Herzogen von Braunschweig überhaupt währte, ihm mit einer Heerschar in ihren Schlössern und Festen, namentlich in dem Schlosse Obsfeld, zu Diensten sein wollten [45]). Der Markgraf hatte sich mit den Magdeburgern vereinigt. Herzog Otto zog sein Kriegsvolk bei Osterburg zusammen und rückte gegen die Brandenburger und Magdeburger los. Lange aber zogen sie sich im Lande, bevor sie es zu einer Schlacht kommen ließen. Dadurch gingen das Schulenburgische Schloß Alpenburg nebst der Stadt [46]), und die beiden Klöster Dambeck [47]) und Krevese in Rauch auf. Endlich kamen des Herzogs Heer und das seiner Feinde der Brandenburger und Magdeburger zwischen Gardelegen und Haldesleben auf der gardelegischen Heide in solche Stellung gegen einander, daß eine Schlacht geschlagen werden mußte. Das war eine blutige Schlacht. Auf das Tapferste wehrte sich Herzog Otto, aber verlor endlich doch den Sieg. Viele seiner Krieger fielen. Siebzig der besten Ritter aus seinem ganzen Herzogthume [48]) wurden gefangen, und mußten sich nachmals theuer lösen. Diese Niederlage mußte dem Herzoge Otto die Altmark sehr verbittern. Er schloß daher einen Vergleich im J. 1343, vermöge dessen die Städte der Altmark Salzwedel, Stendal, Gelnieben, Seehausen, Tangermünde, Osterburg und Werben 3000 Mark an den Herzog Otto für den Markgrafen vorschußweise zahlen mußten [49]) und der Herzog dem Markgrafen die alte Mark überließ, oder, wie der Kaiser sich ausdrückt, die genannten Städte der alten Mark gelobten und vergewisseten, dem hochgebornen Herzog Otten zur Lösung der alten Mark 3000 Mark Silbers brandenburgisch [50]). Der Markgraf machte sich anheischig, alle Lehenschaft, die Herzog Otto ihnen in dem Lande gethan, stete zu halten [51]), auch die veräußerten Tafelgüter bei des Herzogs Lebzeiten nicht zurückzunehmen [52]). Die Städte hatten sich den 20. Dec. 1343 anheischig gemacht, für den Markgrafen an den Herzog vorschußweise zu zahlen auf den allernächst kommenden Martinstag 1500 Mark Silbers Stendalisch, den folgenden Martinstag darauf wieder die andere Hälfte. Aber der den 30. Aug. 1344 sterbende Herzog erlebte die Zahlung nicht, und diese verzögerte sich, denn erst im J. 1348 ließ Herzog Ernst zu Braunschweig, Herzogen Albert's Sohn, los und ledig alle die Städte in der alten Mark zu Brandenburg, die Rathmannen von beiden Städten zu Salzwedel, die Rathmannen zu Tangermünde, die zu Gardeleghe, Osterburg, Seehausen, Werben und Stendal 3000 Mark brandenburgischen Silbers, die sie ihm bezahlt hatten in der Stadt zu Braunschweig, die sie ihm schuldig waren von seines Bruders wegen, des Herzogs Otto [53]). So endete Otto's Beziehung zur alten Mark und wir fassen den Faden seiner Geschichte in anderer Beziehung wieder auf. Er that im J. 1335 einen ausführlichen Ausspruch in den Streitigkeiten seines Bruders, des Bischofs Albrecht, mit den Grafen von Regenstein, verglich denselben im J. 1337 mit den Capiteln

43) S. das Nähere hierüber in der Urk. des Markgrafen Ludwig v. J. 1343 bei *Ludwig*, Reliq. Manusc. T. VII. N. CIII. p. 85, 86. 44) Die vorige Urkunde und die Urkunde Hilmer's und seiner Vaterbrüder a. a. O. N. CIV. p. 87, 88. 45) Markgraf Ludwig gab in Rücksicht auf die Zerstörung, welche die Stadt Alpenburg durch seine Kriege mit dem Herzoge von Braunschweig durch Feuersbrunst gemeinsam erlitten, die volle Freiheit ihrer Wiesen und Hofstätten. Urk. bei *Ludwig*, l. c. N. CXXXI. p. 112, 113. 46) Ludwig suchte das Kloster Dambeck wegen der erlittenen Schäden durch Anweisung von Einkünften zu entschädigen, s. die Urk. bei dems. N. CXXXII. p. 113. 47) So nach dem Chron. Magdeburg. ap. *Meibom.* T. II. p. 342: Captivos duces (l. ducis) LXX. viros ex valentioribus ducatus. Nach Buchholz wären sie blos aus der Altmark gewesen, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß Otto in diesem gewaltigen Kriege blos mit den Altmärkern zu Felde gezogen sei.

48) Urk. des Markgrafen Ludwig v. J. 1343 bei *Gercken*, Diplomat. Veter. March. Brandenburg. N. XXIX. T. I. p. 72. Man sieht aus dieser Versicherung, daß die Städte der alten Mark die Gelder, welche der Herzog für die völlige Abtretung der alten Mark bekommen, nur vorschußweise bezahlt, und daß sie sich bei Anweisung der markgräflichen Einkünfte aus dem Lande der Altmark nicht müssen sicher gehalten haben, weil sie wenige Tage darauf (den 27. Dec.) an die Reichssteuer in Lübeck Anweisung genommen, welches auch der Kaiser, sowie den ganzen Vergleich, genehmigte. S. die Urk. bei dems. a. a. O. N. XXX—XXXII. p. 76—80. 49) Urk. a. a. O. N. XXXI. p. 78. 50) Urk. des Markgrafen v. J. 1344, durch welche er der Stadt Stendal ihre Freiheiten bestätigt; bei *Gercken* l. c. N. XXXIII. p. 80—83. Urk. desselb. über die Bestätigung der Freiheiten der alten Stadt zu Salzwedel bei *Ludwig*, Reliq. Mon. T. VII. p. 99—101. 51) Lenz, Sammlung VI. S. 476 und andere nicht herausgegebene Urkunden nach Koch S. 187. 52) Urk. des Herzogs Ernst v. J. 1348 bei *Gercken*, Fragm. March. T. V. p. 26, 27. 53) Budäus, Leben Bischof Albrecht's S. 112, 115 fg. 139.

und der Stadt Halberstadt [54]) und sich selbst im J. 1338 mit den Grafen von Regenstein [55]). Von ihnen kaufte Herzog Otto im J. 1343 das Haus und Dorf Hessnum (Heßnum) mit dem Gerichte [56]), belehnte nebst seinen Brüdern im J. 1344 ihren Kapellan mit dem wüsten Bleke oder Platze, daselbst, auf dem die Kapelle stand, um einen Sattelhof darauf zu bauen, verschaffte in seinem Testamente den Klöstern unterschiedliche Vermächtnisse, welche sein Bruder Magnus bestätigte. Kinderlos starb er im J. 1344 am 30. Aug. auf dem Schlosse Baltesbusen (Ballrehuss) [57]) in Göttingen, dessen Neustadt auf seinen Befehl im J. 1318 durch eine Ringmauer gegen feindliche Anfälle gesichert worden war. Auf einem im J. 1339 gefertigten Plenarium (mit Reliquien gefüllten Buche) finden sich die Bildnisse des Herzogs Otto mit zwei schreitenden Löwen und seiner Gemahlin Agnes mit dem Adler [58]) (dem Wappen Brandenburgs). (*Ferd. Wachter.*)

5) Otto, der Tarentiner, Herzog von Braunschweig, aus der grubenhagenschen Linie, ältester Sohn Heinrich's von Griechenland, war schon jung im J. 1339 in Italien. Seine Großmutter war nämlich Adelheid von Montferrat. Zur Tante hatte er eine Kaiserin von Constantinopel. Sein Vater [1]) reiste viel, und so auch brachte er selbst seine Zeit meistens im Auslande zu, wo sich ihm eine Bahn glänzender Thätigkeit öffnete. Er half seinem Vetter, dem Markgrafen von Montferrat, seine Kriege kämpfen, und verweilte bei demselben bis ins J. 1351 [2]). Namentlich machte er sich dadurch berühmt, daß durch seine Tapferkeit und Anfeuerung der Krieger die blutige Schlacht bei Gameria im J. 1345, in welcher Riforza Dago Seneschalk des Königs Robert, welchem die ganze Partei der Guelfen beistand, fiel und die Provenzalen und ihre Helfer eine schreckliche Niederlage erlitten, für den Markgrafen Johann gewonnen ward. Otto rief bei Aufmunterung zum Fechten in teutscher Sprache das den Italienern so merkwürdig gewordene „Romme Rheiter su Romme Rheiter," welches sie übertragen: Cavalier' Italiano su Cavalier Italiano [3]). Aber es ist kaum glaublich, daß er, hätte er die Italiener anrufen wollen, es nicht italienisch gekonnt, da er schon so lange in Italien war. Wahrscheinlich galt sein Anruf seiner teutschen Miethschar und bedeutete: Zu Ruhme, Reiter! Zu Ruhme, Reiter! Im J. 1352 befand er sich in Frankreich. Ihm ward hinterbracht, Herzog Heinrich von Lancaster habe in einer Kirche entehrende Worte über ihn fallen lassen. Otto erhob deshalb einen Schriftwechsel mit ihm, und foderte ihn zum Zweikampfe heraus. Hieraus entstand ein weitläufiger verwickelter Handel, dem zufolge sich Otto eine Zeit lang zu St. Denys aufhielt. Der König Johann von Frankreich untersuchte die Sache, und es fand sich endlich, daß Herzogs Heinrich's Worte anders gelautet hatten, als dem Herzoge hinterbracht worden. So unterblieb der Zweikampf [4]). Herzog Otto vermählte sich mit Joland, der Witwe des Königs Jakob von Majorca, und wies ihr im J. 1353 die Pension an, welche ihm der König von Frankreich für die gegen England zu leistenden Kriegsdienste versprochen hatte [5]). In Italien war er wieder im J. 1354, und begleitete Kaiser Karl IV. auf dem Römerzuge. Für den Markgrafen von Montferrat zu kämpfen, fuhr er fort. So im J. 1362 nahm er Theil an des Markgrafen Heerfahrt in die campicianische Grafschaft und ward dabei schwer verwundet [6]). Im nämlichen Jahre finden wir ihn mit Albert Sterz, dem Anführer der englischen Miethtruppen, bei Friedensunterhandlungen zu Valentia. Mit Albert Sterz wollte Otto im J. 1363 das Burgum bei Bassignana verstohlener Weise hinwegnehmen, sandte am 25. Jan. unter Begünstigung der Nacht viele seiner Leute in das Burgum. Aber sie erlitten eine Niederlage, und Otto kehrte nach Valentia zurück [7]). Der Markgraf schenkte seinem Verwandten, dem Herzoge Otto, Schlösser und Örter, nämlich Castra et loca Verolengi, Caluscii [8]), S. Raphaëlis, Castagneti, Vulpiani et Brandicii nebst Zubehörungen und den Rechten, welche der Markgraf daran hatte. In diesen Besitzungen bestätigte der Markgraf seinen Verwandten nicht nur im Testamente vom J. 1372, sondern machte ihn auch zum Vormunde seiner Söhne, und zum Miterben am Vicariat der Stadt und dem des Bezirks Asti, wie er es von Kaiser Karl IV. erhalten hatte, und gibt dabei Otto'n diese Stellung: Secundotto

54) Budäus, Leben Bischof Albrecht's. S. 151—162. *Waltherus*, Singular. Magdeb. P. IV. p. 9. 55) Budäus S. 125 und den Auszug der Urk. der genannten Grafen v. J. 1358, bei Koch S. 183. 56) *Engelhus.* Chron. ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. II.: in castro Baltehusen in Göttingen, wozu Leibnitz bemerkt, vielleicht Ballei-hus. Aber ist wol kein andres gemeint, als das, was Engelhus Balrehuss nennt, und welches Herzog Otto der Quade vertor, den Engelhus von der Leine nennt, Otto den Milden nennt er: Bonus Otto. 57) Bütterbeck, Geschichte der Stadt Göttingen. S. 67. 58) S. *Leibnitz.* Scriptt. Brunsvic. T. II. Praef. p. 11. ad N. IX. Excerpta Chronologica de Ducibus Brunsvicensibus et de reliquiis Ecclesiae Collegiatae S. Blasii.

1) Genealogia Ducum Brunsvicensium ap. *Leibnitz*, Scriptt. T. II. p. 20 und Leibnitz selbst Praef. p. 10. 2) Vita Ottonis Tarentini. (Braunschweig 1746.) p. 6, 7. 3) Raggionamento familiare dell' origine, tempi, e postumi de gl' illustrissimi principi e marchese di Monferrato, raccolto per Benvenuto di S. Giorgio bei *Muratori* Scriptt. T. XXIII. p. 480 und das altfranzösische Lied bei ihm S. 486, welches hat: Romme Rheiter sus Romme Rheiter. Vergl. *Petri Azarii* Chron. (bei *Muratori* T. XVI. p. 422), welcher sagt, daß zu dem Siege in der großen Schlacht bei Gameria Otto viel beigetragen. Er nennt ihn: Nobilis Miles Dominus Otto de Brunavich Theutonicus ejus (Johannis Marchionis Montferrati) affinis, probus et sapiens.

4) Umständlich stellt diesen Handel dar: Sententiae arbitralis Johannis Regis Franciae super controversia honoris et appellatio ad duellum inter Ottonem Ducem in Brunswick et Henricum Ducem Lancastriae IX. Decembr. MCCCLII. ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. II. p. 47—50. 5) Hannoverische Anzeigen v. J. 1751. Nr. 81, 82. Vita Tarent. p. 8. Supplem. p. 3. Man findet daselbst diesen Handel in Frankreich einem andern Otto, nämlich dem Herzog Otto, Magnus des Ältern Sohne, zugeschrieben. Aber dieser war bereits im J. 1339 gestorben. S. seine Grabschrift bei Ötter, Histor. Bibliothek. 2. Th. S. 42. 6) *Petrus Azarius*, De Bello Canepiciano ap. *Muratori* T. XVI. p. 435. 7) *Idem*, Chron. p. 408, 410. 8) Im Castro Clavaxii (Castello di Chivasso) finden wir auch den Herzog Otto im J. 1466 an der Spitze von Zeugen; s. die Urk. bei *Benvenuto di S. Giorgio* p. 551.

filio suo primogenito et D. Ottoni Duci jam dicto et Joanni, Theodoro et Guilielmo filiis suis. Er nennt ihn: Illustris Consanguineus suus et frater suus carissimus D. Otto Dux Brunsvicensis. Er setzte Otto'n so zum Tutor und Curator seiner Söhne Johann, Wilhelm und Theodor ein, daß er nach freiem Willen über ihre Güter in jeder Beziehung auf Verkauf, Verpfändung, Ertheilung zu Lehn, Vertauschung, Verschenkung ꝛc. über die Einkünfte derselben walten konnte. Otto führte nach dem Tode des Markgrafen den Titel: Illustris Princeps D. Otto Dux Brunsvicensis Gubernator et administrator ac tutor Illustris D. Secundiottonis Marchionis Montis ferrati, nec non Joannis, Theodori et Guilielmi fratrum. Da Otto auch zum Miterben der montferratischen Ansprüche auf das griechische Kaiserthum und das Königreich Thessalonich eingesetzt worden war [9]), so vermuthet man, daß vielleicht aus dieser Ursache der Herzog auf die um diese Zeit vom Papste Gregor IX. in Vorschlag gebrachte Heirath mit der Königin Maria von Armenien sich nicht eingelassen habe [10]). In dem Kriege zwischen dem Markgrafen von Montferrat und dem Visconte Galeazzo schloß der Gubernator Otto im J. 1372 ein Hilfsbündniß mit dem Grafen Amadeus von Savoyen [11]). Galeazzo hatte schon bei Lebzeiten des Markgrafen Johann großes Verlangen getragen, sich der Herrschaft der Stadt Asti zu bemächtigen. Jetzt im Jul. 1372 belagerte er die Stadt mit großer Heeresmacht. Aber Otto zog ihr zu Hilfe, und zwang den Visconte, die Stadt nach dreimonatlicher vergeblicher Belagerung in der Hand des Markgrafen und seines Miterben Otto's zu lassen. Otto und die Markgrafen von Montferrat erhielten auch das Reichsvicariat zu Asti, Alba und Montevico bestätigt im J. 1374. Der Herzog ward in der Bestätigungsurkunde insbesondere wegen seiner ausgezeichneten Rechtschaffenheit und übrigen Tugenden gerühmt [12]). Auch anderwärts wird er wegen seiner Rechtschaffenheit und Wrisheit gerühmt [13]). Im J. 1375 ließ Otto den Markgrafen mit dem Visconte Galeazzo, Herrn von Mailand, einen Compromiß machen, vermöge dessen die Schlichtung der Streitigkeit auf den Ausspruch des Papstes Gregor XI. gestellt wurden, und dieser die Gewalt erhielt, zwischen dem Markgrafen und der Tochter des Visconte eine Ehe zu schließen. Als Zeuge diente dabei Otto's Bruder, Balthasar [14]). Der römische König Wenzel bestätigte den Herzog Otto und den Markgrafen von Montferrat und seine Brüder im J. 1376 im Reichsvicariat von Asti, Alba und Montevico [15]). Galeazzo's Tochter, an den Markgrafen vermählt, erhielt, als Morgengabe, die Stadt Asti [16]). Galeazzo's Sohn, Johann Galeazzo, bemächtigte sich im J. 1378 durch List der Stadt Asti, in welcher ein Bruder Otto's als Besatzung lag, wider Willen seines Schwagers, des Markgrafen. Otto befand sich in Neapel, als Secondotto starb, und dieser war genöthigt gewesen, Asti in Johann Galeazzo's Hand zu lassen. Otto blieb nun auch Administrator von Montferrat und Vormund des Markgrafen Johann und seiner Brüder [17]). Im J. 1379 ward zwischen Otto'n und seinen Mündeln auf der einen, und Johann Galeazzo auf der andern Seite ein Stillstand geschlossen [18]). Otto hatte schon als Gubernator von Montferrat einen beschwerlichen Wirkungskreis wegen der vielen Händel, in welche die Markgrafschaft in jenen unruhigen Zeiten verwickelt war. Noch beschwerlicher war seine Laufbahn geworden, als er im März 1376 die Königin Johanna von Neapel heirathete, ohne darüber seine montferratische Gubernatorstelle aufzugeben, denn den 4. Jul. 1377 machte er sich mit vier Galeeren nach Asti auf den Weg. Nachdem er seinen Mündel, den Markgrafen von Montferrat, gesehen, kam er den 26. Aug. 1376 wieder nach Neapel und brachte seinen Bruder Balthasar mit [19]), und verheirathete ihn mit der einzigen Tochter des Grafen Honoratus von Fondi. Otto ordnete die Reichsgeschäfte. Die Königin gab ihm das Fürstenthum Tarent und er ward Fürst von Tarent, wie die Königin den Vertrag geschlossen, damit er nicht König genannt würde [20]). Im März 1378 schenkte ihm die Königin Acerra nebst der ganzen Grafschaft. Otto hatte sich sehr bemüht, das ärgerliche Schisma zu heben, und hatte schon zu Gregor's Lebzeiten gearbeitet, den Kirchenfrieden herzustellen. Zu diesem Behufe reiste er nach Rom, fand aber Gregor'n eben gestorben, und Urban gewählt, den er schon vorher sehr geschätzt hatte. Er unterwarf sich ihm. Urban aber war so stolz, daß er bei einem festlichen Gastmahle aus Otto's Hand einen Becher nicht annehmen wollte. Auch die Cardinäle fielen von Urban wieder ab. Otto ging mit einer großen Begleitung von Rechtsgelehrten und Rittern von Neapel zum Papste nach Triburtum, um ihn mit den Cardinälen zu versöhnen und mit ihm anzuordnen, daß der jüngere Markgraf, der bei ihm sich befand, Maria'n, die Erbin von Neapel, zur Gemahlin bekäme. Aber Otto konnte keins von beiden vom Papst erlangen, da er Neapel seinem Neffen, Franciscus Prägnanus, zuwenden wollte. Otto hatte etwas gelehrte Bildung genossen, und sagte einst: Pater noster non Urbanus, sed potius, ut timeo, Turbanus dicetur, und weissagte großes Unheil aus des Papstes Hartherzigkeit. Doch trug er diese geduldig, und erkannte

9) S. das Testament des Markgrafen Johann und die Testamentseröffnung des Herzogs Otto bei demselben. S. 566—585. 10) (Koch) Vers. einer pragm. Gesch. des durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 11. 11) S. die Urk. bei *Benevenuto di S. Giorgio* p. 598, 599. 12) S. die Urk. bei dems. S. 592, 593. 13) Vergl. die dritte Note dieses Artikels. 14) Derf. S. 593, 596. 15) Donato Azajolo bei dems. S. 597. 16) S. das Nähere bei *Benevenuto di S. Giorgio* p. 596, 597.

17) Instrumentum potestatis datae Ottoni de Brunsvich, bei dems. S. 598—600. 18) S. das Instrument bei dems. S. 600—604. Daselbst S. 603—609. S. auch das Instrument v. J. 1399 darüber, daß drei Syndici gewählt werden, und im Namen des Rathes der Gemeinde von Montevico dem Herzog Otto und seinen Erben für seinen Viertel-Antheil an diesem Ort und dessen District schwören sollten. 19) Giornali Napolitani ap. *Muratori* T. XXI. p. 1038. 20) Annales Bonincontrii bei dems. a. a. O. S. 29. *Tristanus Carracciolus*, Opus hist. bei dems. T. XXII. p. 110.

Urban noch immer als den echten Papst an [21]). Otto's Gemahlin, Johanna, dagegen, welche vergebens versucht hatte, durch Otto'n den Papst Urban zu bewegen, vor dem Gegenpapste Clemens in Avignon zurückzutreten [22]), ließ sich durch diesen und seine Cardinäle bewegen, ihm zu gehorchen, und zwar gegen den Willen ihres Gemahls. Die Bewohner des Königreichs Neapel dagegen hingen Urban treulich an [23]). Als sich nämlich im November 1379 in Fondi ein größeres Collegium von Cardinälen als in Rom hatte versammelt gehabt, und hierher die übeige hohe Geistlichkeit geströmt war, hatte die Königin sogleich Otto'n abgesendet, und den Kirchenstaat bekriegen lassen. Den 19. Nov. kehrte Otto mit dem ganzen Heere nach Neapel zurück. In Fondi ward den 24. Dec. Clemens zum Papst erwählt. Beide Päpste thaten sich gegenseitig in den Bann, und Urban excommunicirte die Königin von Neapel. Den 28. Mai 1380 kam der Papst Clemens nach Neapel und die Königin und Otto küßten ihm die Füße. Urban dagegen rief den Herzog Karl von Durazzo, den Friedfertigen, der damals in Ungern Kriegsdienste that, herbei, ihn anstatt Johanna's auf Neapels Thron zu erheben, und krönte ihn zu Rom. Den 4. Jun. 1380 zog Otto mit Heeresmacht nach Fragolo und Juliano. Den 4. Sept. vereinigte Otto sein ganzes Kriegsvolk und ging nach Apulien, um das Fürstenthum Tarent zu besetzen. Otto hatte eine viel schwächere Kriegsmacht, als er den 16. Jul. 1381 dem Heere Karl's bei Nola gegenüber stand, da zu diesem eine größere Anzahl neapolitanischer Edlen übergetreten. Otto hielt sich also ruhig, um einen günstigern Augenblick zur Schlacht abzuwarten. Aber die Einwohner der Hauptstadt begünstigten Karln, vertrieben den Befehlshaber der Stadt und so konnte Karl am genannten Tage in Neapel einziehen [24]). Als Otto dieses hörte, eilte er voll Schmerz nach Ponte, fand hier Cola von Mussone mit allen Malandrini, und erschlug mehr als 500 [25]). Otto ging nach Aversa, kehrte von da nach Neapel zurück, lagerte sich in Ogliulo, hemmte die nach Neapel führende Wasserleitung, und hatte mehre Scharmützel. Den 20. Aug. stand Otto zu Aversa. Ein Waffenstillstand ward geschlossen bis zum 24. Aug. An diesem letzten Tage desselben brach er mit seinem ganzen Kriegsvolke von St. Eramo auf, wo er sich mit Wenigen gegen Karl gehalten hatte. Den andern Tag früh ordnete er sein Heer in drei Scharen, von denen er die erste, sein Bruder Balthasar die zweite und Robert von Artois die dritte führte. Er stellte sich auf die Seite von S. Spirito, in der Meinung, ihm folgen die Schützen und sein gewappnetes Volk, und ward von den Feinden gefangen [26]), und die ihn begleiteten, alle erschlagen, und unter ihnen der Markgraf von Montferrat. Die übrigen, als sie Otto'n gefangen sahen, flohen. Otto hatte diese verzweifelte Schlacht gewagt, um die im Castiello Nuovo, wo es an Lebensmitteln mangelte, belagerte Königin zu retten. Als sie hörte, wie er gefangen, ward sie vom heftigsten Schmerz ergriffen, und ergab sich den 26. August. Im

21) *Theodericus de Nyem* Lib. I. De schismate. Cap. VI, — VIII. ap. *Leibnitz*. Scriptt. T. II. p. 50, 51. Ähnlich *Crantz*, Saxonia. Lib. X. c. 11. Urban war, als er noch Bischof war, mit Otto dem Teutschen, dem Fürsten von Braunschweig, sehr vertraut. Als er Papst geworden, ging ihn Otto in gewissen Angelegenheiten an. Der Papst ließ ihn im Cardinal-Collegium lange stehen und stellte sich, als wenn er etwas anderes thäte. Die Cardinäle sahen des edlen Mannes Beharrlichkeit und wandten sich an den Papst: Heiliger Vater! es ist Zeit, daß Antwort gegeben werde und der Edle sich nicht verachtet glaube. Dieser Hochmuth wandte dem Papste viele Herzen ab. Otto nimmt große Begleitung und reist wieder zum Papste, ob er seine Härte erweichen könne ꝛc. Crang erzählt nun die Faderungen, wie wir sie oben im Texte nach Dietrich von Nyem berichtet haben. 22) Annal. Bonincontrii p. 29. Giornali Napolitani p. 1039. 23) *Theodericus de Nyem* c. XVII. p. 52. 24) *Tristanus Caracciolus*, Jonnnae Reginae Neapolis Vita ap *Muratori* Scriptt. T. XXI. p. 15 dagegen erzählt, Otto habe, um Neapel zu retten, eine Schlacht, aber eine unglückliche, geschlagen, und sich darauf auf den die Stadt beherrschenden Berg S. Erasmo gezogen, und sich hier mit wenigen vertheidigt. 25) So nach den Giorn. Napolit. Nach den Annal. Bonincontr. hatte Otto am nämlichen Tage, an welchem Karl sich durch den Verrath der Bürger Neapels bemächtigte, sein Lager auf der andern Seite der Stadt, griff zur Zeit der ersten Nachtwache Karl's Lager an, welches ohne Anführer auf der andern Seite unfern der Festungswerke war, und brachte es in solche Noth, daß er, wenn er mit allen seinen Truppen angegriffen hätte, unfehlbar gesiegt haben würde. In Karl's Heere wurden 600 M. Fußvolk im ersten Angriff erschlagen. Otto zog als Sieger in sein Lager zurück.

26) So nach den Giornali Napolitani p. 1044. Die Annal. Bonincontrii erzählen, daß Otto während heftigen Kampfes von einem Pfeile verwundet, und da er vom Kampfe nicht abgelassen, sei er von den Seinen verlassen und gefangen worden. Nach Dietrich von Nyem (Cap. 29. S. 53) sah Karl, da Otto vor dem Thore mit einem mächtigen Heere lagerte, seinen und all der Seinen Untergang vor Augen. Dagegen traf er diese Vorkehrung. Mit einem alten und armen Ritter, den die Königin Johanna ziemlich schätzte, weil Otto großes Vertrauen auf ihn setzte, berathschlagte er sich. Dieser gab den Rath, wie Dietrich von Nyem hörte, daß er wollte das Geheimsiegel der Königin Johanna nachmachen. Diese ward im Castiello Nuovo belagert, und konnte das Schloß, wenn es Otto nicht entsetzte, wegen Mangels an Lebensmitteln nicht lange halten. Der Ritter rieth daher einen Brief im Namen der Königin Johanna an Otto'n zu schreiben, er möge mit sechs ihm sehr theuren Personen an das Schloß kommen, außerdem könne sie das Schloß nicht länger halten, und es sei angeordnet, daß er zur bestimmten Stunde an das Schloß gehen und von da zu seinem Heere zurückkehren könne. Königin Johanna wußte hiervon nichts. Otto las den Brief, glaubte, daß es ein echter Brief von Johanna, nahm in der Nacht den von ihm sehr geliebten Markgrafen von Montferrat und den tapfersten Ritter, seinen Bruder, den Gemahl der einzigen Tochter des Grafen Honoratus von Fondi, und drei Hauptleute, auf welche er das meiste Vertrauen setzte, mit sich. Unterdessen war durch die Arglist jenes Ritters ein Graben auf dem Wege, den Otto nehmen mußte, gemacht und ein Hinterhalt von 50 Mann in die Nähe des Grabens gelegt worden. Otto und seine Begleiter fielen mit den Pferden in den Graben. Der Markgraf und drei Begleiter wurden durch den Hinterhalt erschlagen, Otto gefangen und zu Karln gebracht. Balthasar kehrte durch Flucht zu dem Heere zurück, ward jedoch nachmals durch Zufall gefunden, in Karl's Hände geliefert und auf dessen Befehl geblendet. Nach Godelinus Persona (Cosmodromii Aetas VI. c. 76 (ap. *Meibom.* Scriptt. T. I. p. 298) reitet Otto, um die belagerte Königin zu retten, mit den Seinen gewappnet auf den Berg in das Castiello Nuovo, während er noch gegen Karl kämpft, und steigt zu Fuße herunter. Karl's Fußvolk, wie durch Verrätherei angeordnet, ist in den Weinbergen versteckt und nimmt ihn ohne Schwierigkeit gefangen.

Digitized by Google

November ward Otto auf das Castiello de Altomura gebracht. Ludwig von Anjou ward vom Papste Clemens zu Avignon gekrönt, und bekriegte dann Karl'n. Dieser hatte Raymundello Ursino nicht mehr, und fühlte daher das Bedürfniß eines kriegserfahrnen Mannes. Er sandte daher zu Otto'n, der damals (im April 1383) auf dem Castiello von Molfetta gefangen gehalten, und erholte sich bei ihm Raths. Otto rieth ihm, den Tag, an welchem Karl mit Ludwig eine Schlacht zu schlagen versprochen hatte, sich nicht zu schlagen, die Städte zu befestigen und zu verproviantiren, und sich in Ludwig's Nähe in einem befestigten Lager zu halten; die große Anzahl der Feinde werde sich nicht auf dieser Stelle halten können. Karl befolgte Otto's Rath, schlug die Schlacht nicht, und Ludwig mußte abziehen, und wandte sich nach Bari. Den 22. April ließ König Karl Otto'n kommen, und gab ihm für den guten Rath die Freiheit [27]) (und das Fürstenthum Tarent) [28]) wieder. Otto nahm Urlaub und ging zum Papste wegen seiner andern Geschäfte in Sicilien. Otto's Geschichte ist nach seiner Freilassung äußerst dunkel; so weiß man nicht, ob er das Fürstenthum Tarent wirklich wieder erlangt hat. Inzwischen hatte es der Herzog von Andria, nachmals Herzog Johann von Berry, gehabt, und von diesem die Königin Maria eingetauscht. Nach Dietrich von Nyem (I, 49) eroberte es Otto nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft wieder. Otto's Geschichte wird gewöhnlich kurz so zusammengefaßt. Nach seiner Befreiung stand Otto der Königin Maria, Ludwig's Witwe, bei. Als aber deren Sohn, König Ludwig II., ihm unbillig begegnete, trat er zur Gegenpartei und lebte im Reich in gutem Ansehen, wenigstens bis ins J. 1398 [29]). Aber die größte Schwierigkeit für Otto's Lebensgeschichte ist der Umstand, daß zur Zeit nach Otto's Befreiung Otto Sanseverino die größte Rolle in Neapel spielte. Dieser Otto wird meistens nur Messer Otho genannt, und ist daher vielfältig mit dem andern Messer Otth, nämlich dem Herzoge von Braunschweig, verwechselt worden [30]). Nach Gobelinus Persona eroberte Herzog Otto nach Karl's Tode Neapel wieder, beschlug Viele von der Gegenpartei und schickte einige der mächtigsten nach Tarent in Haft. Die Königin Margaretha aber, die Gemahlin Karl's, zog sich mit ihrem Sohne in die so feste Stadt Gaeta zurück. Hierauf im J. 1386 kam der Sohn des verstorbenen Herzogs von Anjou mit großem Heere. Ihm leistete Herzog Otto Beistand, und er nahm Neapel nebst vielen andern Städten und Schlössern des Königreichs Sicilien in Empfang. Im J. 1387 versöhnten sich Herzog Otto und Frau Margaretha, die Witwe Karl's. So nach Gobelinus Persona [31]), der aber aller Wahrscheinlichkeit nach, was er von dem damals vorzugsweise genannten Messer Otho oder Dominus Otho, wie ohne Zusatz Sanseverino oder Sanseverinus, Otho Sanseverino genannt ward, gelesen hatte, zugleich auf den Herzog von Braunschwrig übertrug und vermischte und für ihn allein gestaltete; und zwar auf die leichteste Weise, da Her-

27) Giornali Napolitani p. 1051, 1052. 28) Annales Bonincontrii p. 44. Nach ihnen ward Otto schon vor Ertheilung des guten Rathes in Freiheit gesetzt. Sie sagen: Als Karl sah, daß Raymundello Ursino ihn verlasse, befreite er Otto'n, einst Gemahl Johanna's, aus dem Gefängnisse, denn er glaubt, da Johanna gestorben, werde er nichts mehr im Reiche gegen ihn unternehmen, setzt ihn über sein Heer, und fragt ihn um Rath, über die Weise den Krieg zu führen; und nun ertheilt Otto den heilsamen Rath. Nach Gobelinus Persona (Cosmodr. Aet. VI. c. 77. p. 300) wird Herzog Otto, nachdem Herzog Ludwig von Anjou gestorben, aus dem Gefängnisse gelassen und ihm erlaubt, auf guten Glauben frei auf einem Schlosse sich aufzuhalten. Endlich schickt der König einige Bewaffnete ab, und befiehlt ihn zu sich zu bringen. Getreue des verstorbenen Herzogs von Anjou kundschaften dieses aus, legen einen Hinterhalt, befreien ihn und nehmen ihn mit sich. Er wird ihr Hauptmann, beharrt aber nicht lange bei ihnen. Noch Joannes Juvenis (De Antiq. et var. Tarent. Fortun. Lib. VII. in Italia illustrata p. 1371) besticht der gefangen gehaltene Otto, als er Johanno's Ermordung hört, die Kerkerwächter, entflieht, stirbt aber kurz darauf zu Foggia. Daß Otto in Foggia starb, bestätigt außer Dietrich von Nyem auch *Tristanus Caracciolus*, Opusc. histor. p. 112: Othonem vero in castellum (castello) Sancti Felicis in Lucania captivum habuit, qui demum libertate donatus obiit Fogiae. Neri di Donato da Siena (Chronache ap. *Muratori* Scriptt. T. XVI. p. 273) sagt: Misser Otto drang mit seiner ganzen Stärke in Neapel ein, und schlug mit Misser Kaeto. Die Schlacht ward die schärfste und dauerte drei natürliche Tage ununterbrochen. Am Ende ward Misser Otto geschlagen und ward gefangen, durch die vielen Wogen auf dem Wege (dalle correggie), und der Bruder und viele andere von seiner Gesellschaft erschlagen und gefangen und die andern alle in die Flucht gejagt. Misser Otto und der Bruder wurden gebracht in das Gefängniß zu Averfa.

29) So Koch, nach der Vita Ottonis Tarentini. 30) So sagen die Giornali Napolitani nur S. 1054 an einer Stelle: Messer Otho *Sanseverino* era il Capitaneo generale und vorher und nachher immer Messer Otho. Aber jener einzige Schlüssel ist so leicht übersehen worden, daß in den Registern der Scriptt. bei Muratori dem Otto von Braunschweig beigelegt worden, was dem Otho Sanseverino angehört und zwar nicht nur in Beziehung auf die Giornali Napolitani, sondern auch auf die andern. So heißt es im Chron. Estense ad an. 1386. T. XV. p. 116: Eodem Millesimo die primo Julii Dominus Otto, Dominus Thomas de Sancto Severino et multi alii nobiles etc., und weiter unten: Die sexto dicti mensis praefatus Dominus Otto Neapolim intravit etc. und im Register dazu: Otto de Brunsvic — — — Neapolim intrat 516. A. Aber vergleichen wir das Chron. Est. mit den Giorn. Napol., so ist dieser Otto kein anderer als Otho Sanseverino. In den Annal. Bonincont. kommt z. J. 1387. S. 50 vor: Oddo ea re indignatus, qui Arci Capuanae praeerat, ad Sanctam Agatham relicta Arce se contulit etc., und weiter unten: Oddo cum quatuor equitum Aversam venit etc., und weiter unten: Oddo in Apuliam ivit. Da S. 44 Oddo von Braunschweig zuletzt erwähnt worden, und kein anderer Oddo dazwischen, so mußte dieser letztere, der Regel der Geschichtschreibung zufolge, unser Otto von Bronnschweig sein. Aber S. 51 kommt dann: Oddo et Thomas Sanseverinus, quia contra Pontificem sentiebant, a Pontifice interdicti. Hier hätte wahrscheinlich richtiger Sanseverini gesagt werden sollen. Zum Überflusse spielt in jener Zeit auch noch ein Otho Pisano eine Rolle (s. Giornali Napolitani). Ist Otto in den Jahren 1385—1387 wirklich ungeachtet seines hohen Alters noch bedeutend auf dem Schauplatze der Thaten gewesen, so ist es doch nicht möglich, herauszufinden, was dem Herzog Otto von Braunschweig und was den beiden andern Ottonen, vorzüglich dem Generalcapitoln Otho Sanseverino, zukommt. Da jedoch dieser erweislich damals die größte Rolle gespielt hat, so halten wir es für am zweckmäßigsten, nicht wie Andere thun, auf den Herzog Otto von Braunschweig überzutragen, was wahrscheinlicher dem Otho Sanseverino zukommt. 31) *Gobelinus Persona*, Cosm. Aet. VI. c. 81. p. 309, 310.

Digitized by Google

zog Otto von Braunschweig kurz zuvor im Königreiche Neapel die wichtigste Rolle gespielt hatte, und auch nach seiner Freilassung nicht unthätig war, wiewol Otto und Thomas von Sanseverino eine noch thätigere Rolle spielten. Dietrich von Nyem (I, 60—62) erzählt Otto's Freilassung. Herzog Otto war drei Jahre hindurch in dem sehr festen Schlosse Minervini in Gefängnissen bewahrt. Nachdem er aber sein Wort gegeben, zurückkehren zu wollen, konnte er manchmal, um seinen Geist zu erheitern, außerhalb des Schlosses spazieren und jagen. Als er einstmals der Jagd oblag, ward er von einigen Bretagnern gefangen und nach Avignon geführt. Was Dietrich von Nyem von Otto's Reise nach Frankreich erzählt, ist begründet. Die sienaische Chronik, welche den Namen Agnolo's di Tura del Grasso (bei *Muratori* T. XV.) trägt, sagt: Den 19. Jan. (1384) kamen nach Siena Misser Otto, Gemahl der Frau Königin, und mit ihm Misser Bernardo da Sala, kamen aus dem Königreiche und gingen nach Frankreich, denn sie führten Krieg mit König Kael im Königreiche, der umgebracht hatte Madama, und beide wurden reichlich beschenkt, nämlich in Siena. Dietrich von Nyem (I, 60 – 62) erzählt weiter: Otto kehrte aus Frankreich zu Meere zurück, nach dem Königreiche Sicilien, das damals von vier mächtigen Baronen aus edeln Häuseen des Königreichs regiert ward. Als Otto an einem Novembertage vor Genua vorüberfuhr, war Urban zu Genua, und es schmerzte ihn, als er es hörte, ob er gleich nicht glaubte, daß Otto gegen Neapel werde etwas ausrichten können. Auch der Papst hatte vor, in das Königreich Sicilien zu gehen, und ließ, weil es ihm lästig war, die fünf gefangenen Cardinäle mit sich zu nehmen, sie in einer Nacht ermorden. Im December schiffte Urban von Genua nach Lucca, wo er neun ganzer Monate verweilte. Unterdessen gelangte Herzog Otto in das Königreich Sicilien, ward hier prächtig von den Edeln aufgenommen, reiste von da nach Apulien, und schloß ein Bündniß mit den Vornehmsten, hauptsächlich mit denen von Sanseverino, den Feinden der Königin Margaretha, die nach Karl's Tode Sicilien regierte. Diese drangen mit Macht in Neapel ein, nahmen es durch Gewalt, und behaupteten es lange Zeit. Otto starb zu Faggia in Apulien in seinem 80. Lebensjahre, und hinterließ einen gewaltigen Namen als eines tapfersten und thatkräftigsten Mannes. Von Jugend auf hatte er die Waffen gegen die Feinde des Markgrafen von Montserrat vorzüglich in der Lombardei und Piemont getragen, hatte nach der weitverbreiteten Sage in 40 Feldschlachten gegen Galeazzo und Bernabos und andere mächtige Herren und Tyrannen siegreich gekämpft, hatte die Städte Arezzo, Padua und Veccelli und andere sehr feste Örter und Schlösser durch Sturm genommen, und lastete schwer auf seinen Feinden [32]). Daß er das Königreich Neapel nicht gegen Karl von Durazzo halten konnte, hatte zwei Hauptgründe, einmal den Haß der Neapolitaner gegen die Teutschen, zweitens, daß die meisten Neapolitaner dem Papste Urban anhingen. An Thätigkeit und Tapferkeit ließ er es nicht fehlen [33]), doch war er ein zu erfahrener Feldherr, als daß er die Schlacht bei Nola hätte annehmen sollen, täuschte sich aber dabei auf das Schrecklichste in Beziehung auf das verrätherische Neapel, das Karl'n die Thore öffnete. Otto's eigenthümliche Besitzungen in Italien waren an sich nicht gering; außer denen, die ihm der Graf von Montserrat gegeben, hatte ihm die Königin Johanna das Fürstenthum Tarent und die Grafschaft Acerra, und einige Schlösser in der Provence, als Chateauneuf de Martigues und Alençon geschenkt. Aber diese Besitzungen reichten doch nicht hin, um für sich eine große selbständige Kriegsmacht aufzustellen. Der größere Theil der neapolitanischen Edeln, welchen es obgelegen hätte, ihre Königin Johanna zu vertheidigen, hingen dem Papst Urban an, und gingen zu Karl von Durazzo über. So geschah es, daß Otto, der sich in den Kämpfen in der Lombardei und Piemont so großen Heldenruhm erworben, den neapolitanischen Krieg nicht mit dem Erfolge führen konnte, mit dem er die andern Kriege gekrönt hatte. Otto verlor jedoch durch das Unglück seinen Heldenmuth nicht. Ungebeugt stand der Gefangene vor Karl Durazzo. Als dieser ihn fragte, wie er wagen könne, das Königreich Sicilien zu behaupten, antwortete er, daß ihm nichts von Karl's Reiche bekannt sei, er habe das Reich seiner Herrin, wie er verpflichtet gewesen, vertheidigt. Weder Haupt, noch Knie bog er vor Karl'n. Ungeachtet Neapels Verrath ihn und seine Gemahlin in eine so ungünstige Lage gebracht, so verbot ihm doch sein Edelmuth sich zu rächen. Dieses erzählt Dietrich von Nyem (I, 45): Damals und lange nachher ward die Stadt Neapel elendlich hin und her bewegt, wegen der Verrätherei, die sie gegen den Herzog Otto und seine Gemahlin begangen, dadurch, daß sie den König Karl einließ. Unablässig

32) *Theodericus de Nyem* c. 28. p. 53. c. 40. p. 55. c. 46. p. 55. Es muß dabei bemerkt werden, daß er, der Teutsche, den teutschen Helden mit besonderer Liebe behandelt. Daher läßt er ihn wahrscheinlich bei den Bemühungen, den großen Kirchenzwiespalt zu heben, eine eifrigere Rolle spielen, als Otto vielleicht gespielt hat, und legt vielleicht dem gefeierten Kriegshelden in dieser Beziehung seine eigenen Ansichten bei. Auf der andern Seite wird Otto auch von Andern wegen seiner Einsicht und Weisheit gerühmt, sodaß Otto auch in der Wirklichkeit diese An- und Einsichten und diesen Eifer für Schlichtung des Schismatis gehabt haben kann. Dietrich von Nyem widmet auch in anderer Beziehung Otto'n die größte Aufmerksamkeit. So z. B. Cap. 34, wo er erzählt, das von Neapel nach Salerno zu gelegene Castrum Lucerinae habe weiland dem Herzog Otto gehöret, und man sehe dort in einer Kammer das Bildniß seines Körpers gemalt. Cap. 40. S. 54 erzählt er, wie Otto gewohnt gewesen, in der an Ebern, Hirschen und anderm Wilde reichen Gegend um das Castrum Lucerinae im königlichen und in seinem eignen Gebiete zu jagen und von dem erjagten Wilde dies das Haupt zu behalten, und das übrige den ihn begleitenden Edeln zu geben.

33) Doch konnten die ihm feindlich Gesinnten, da Otto sich ohne Erfolg Karl von Durazzo entgegenstellte, Manget an Muth vorwerfen, so sagen die Annal. Boning.: Im J. 1379 hatte Otto durch den Grund, durch welchen Johanna bewogen ward, durch Raymund Ursin's Flucht bewogen, in Argentium zuerst sein Lager. Aber als er erfuhr, daß Karl bereits nach Italien herabgestiegen, da bemächtigte sich seiner so großes Schrecken, daß er, damit die Neapolitaner nicht etwas Härteres unternähmen, mit Zurücklassung eines großen Theiles der Seine vom Lager, nach Neapel floh.

wurden nämlich die Häuser vieler Bürger geplündert, und waren als Beute den Siegern ausgesetzt; Ehebrüche, Schändungen, und vieles andre Böse geschah in der Stadt. Daher flohen zu jener Zeit in größter Anzahl die Bürger beiderlei Geschlechts zu Land und Meer nach Sicilien, Capua, Gajeta und andern Städten und Örtern. Als Herzog Otto dieses hörte, ward er, da er liebevoll und mild, und nicht rachgierig war, von Mitleid bewegt, und ließ 500 Frauen (Dominas), die damals von Neapel nach Aversa geflohen waren, durch seine Freunde unter anständiger Begleitung nach Neapel zurückbringen, und versprach ihnen, daß durch das Dortbleiben nicht Schaden und Verlust an Personen oder Sachen gethan werden sollte. Als sie zurückgekehrt waren, ließ er den folgenden Tag in der ganzen Stadt einen Befehl bekannt machen, mittels dessen er bei Todesstrafe den Soldaten und jedem andern verbot, einem Neapolitaner oder einer Neapolitanerin an Person, Haus oder Sachen eine Beleidigung oder einen Schaden zuzufügen. Und da einige von den Bürgern zum Herzog Otto kamen, und um Vergebung baten wegen der Verbrechen, die sie an ihm und seiner Gemahlin begangen hatten, verschonte er sie, und sagte einst weinend zu den Weinenden: „Warum habt ihr so viel und so großes Böse an uns gethan, uneingedenk, wie gütig euch meine Frau gehalten, und mit welcher Liebe sie euch gepflegt hat [31])?" Sehr zu bedauern war Otto, daß er unter so undankbaren Fremdlingen weilen mußte. In Teutschland hatte er zuerst seinen Bruder Balthasar, nachher seinen Vetter H. Friedrich, zu seinem Bevollmächtigten bestellt, doch findet sich nicht, daß von Regierungsgeschäften etwas an ihn gebracht worden, außer der Präsentation zu den Präbenden bei dem Stifte S. Blasii zu Braunschweig, noch weniger, daß er seine väterliche Lande jemals wieder besucht habe, obwol Lezner hiervon eine umständliche Beschreibung zum Besten gibt [32]). (*Ferdinand Wachter.*)

6) **Otto, der Quade (Malus) oder der Mächtige** [1]), in den ältern Zeitbüchern gewöhnlich **von der Leine** [2]) genannt, Herzog von Braunschweig, Herzog Ernst's des Jüngern und Elisabeth's von Hessen einziger Sohn und Nachfolger (in der göttingischen Linie), gab bald nach dem Antritte seiner Regierung der Stadt Braunschweig den Huldebrief [3]), und der Stadt Göttingen im J. 1368 ein Privilegium über den Wechsel, den Zoll, die Münze, die Mühlen und das Recht, die Stadt zu befestigen, und gelobte, wenn er einen Bürger oder Einwohner Göttingens wegen irgend einer Schuld zu besprechen hätte, so wollte er es hierbei auf das Rechtserkenntniß ankommen lassen [4]). Verglich sich im J. 1370 mit dem Bischof Albrecht zu Halberstadt, wegen aller Streitigkeiten, die er, sein Vater und seine Voráltern mit dem Stifte gehabt hatten, mit dem Bischofe von Hildesheim, daß einer des andern Feind nicht werden wollte, und mit Herzog Magnus zu Braunschweig, daß auf erfolgenden Fall Magnus in des Herzog Otto's Landen, Otto dagegen in den braunschweigischen und lüneburgischen nachfolgen, zu diesem Zwecke eine Gesammthuldigung und Verpflichtung der Voigte und Amtleute eingeführt, und unterdessen einer dem andern in Kriegen und andern Vorfällen Beistand leisten sollte [5]). Thüringens Grafen machten im J. 1371 ein Bündniß mit den Städten Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen, und gelobten sich gegenseitig, einander gegen ihre Feinde beizustehen und gegen die, welche sie beunruhigen würden. In der großen Fastenzeit zogen sie mit großer Heerschar gegen die von Hohnstein, die sie häufig beunruhigten, bald die Bürger, bald die Grafen, und verheerten ihre Dörfer durch Raub und Brand vier Tage hindurch. Unterdessen sammelte Herzog Otto von Braunschweig, um Göttingen gesessen, ein großes Heer, beobachtete heimlich und in Verbindung mit denen von Hohnstein den Zurückzug der Verbündeten, legte ihnen einen Hinterhalt, und stürzte unversehens im Rücken auf die letzten. Geschrei erhob sich. Die ersten wollten fliehen, zertheilten sich auf der Flucht. Fast alle wurden gefangen; wenige nur entkamen. Die gefangenen Grafen und Bürger mußten sich durch große Summen lösen. Die Erfurter allein gaben für ihre Gefangenen 12,000 Mark. So ward der Bund der thüringischen Grafen und Bürger gedemüthigt, und wol zum Vortheile des Landgrafen, dem sie über das Haupt gewachsen wären [6]). Dieses ist eine der Thaten, wodurch sich Otto seinen Nachbarn so furchtbar machte, daß er den Bezeichnungsnamen des Quaden, d. h. des Bösen, erhielt. Gleich darauf ward er noch furchtbarer als Stifter und Haupt einer mächtigen Verbindung, jener Genossenschaft, welche die der Sterner hieß. Landgraf Heinrich der Eiserne nämlich wollte seinem Tochtersohne, dem Herzog Otto, die Erbfolge seiner Lande zuwenden. Da widersetzte sich Landgraf Hermann, Heinrich's Brudersohn, und selbst auch der alte Landgraf ward bald andern Sinnes. Den 9. Jun. 1373 ward zwischen den Häusern Meißen und Hessen die berühmte Erbverbrüderung geschlossen, wodurch sie sich die gegenseitige künftige Erbfolge versicherten [7]). Dagegen war Herzog Otto auch von seiner Seite nicht unthätig gewesen, in Hessen festen Fuß zu fassen. Seine Schwester Agnes war an den

31) *Theodericus de Nyem* c. 24. p. 53. c. 45. p. 55. 32) S. die Beweise in der zu Braunschweig im J. 1746 herausgegebenen Vita Ottonis Tarentini und dem Supplementum. (Koch) Pragmatische Geschichte des durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 136, 137.

1) So nennt ihn das Bilderzeitbuch S. 383, 386, 388. 2) So z. B. von Adam Ursinus, Thür. Chr. bei Mencke S. Th. S. 1806, von der Hist. Landgr. Thur. c. 129. p. 1554 von Engelhus und vom Bilderzeitbuche, weil Otto an der Leine gesessen war. 3) Rethmeier, Chron. S. 605. 4) Urk. v. J. 1368. Göttingische Beschreibung. I. S. 87. Bilterbeck, Gesch. der Stadt Göttingen. S. 133.

5) (Koch) Versuch einer pragm. Gesch. des durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 192. 6) Historia de Landgraviis Thuring. c. 118 ap. *Pistorium*, Scriptt. T. I. ed. *Struvii* p. 1351. 7) Müller's Reichstheater unter Maximilian I. Vorst. II. Cap. 67. S. 566 fg. *Schmincke*, Monim. Hasso-Luneb. T. III. p. 86 sq. Der ältere Schmincke, Hist. Unters. von Otto dem Schützen. S. 86. Moser im teutschen Staatsrecht. 17. Th. 3. Bch. Cap. 85. §. 9, 10. Bernh. v. Hellfeld Beiträge. 1. Th. S. 63 fg.

Grafen Gottfried von Ziegenhain verheirathet [8]). Dieser sollte ihm zur Erwerbung des Landes zu Hessen behilflich sein. Der Herzog erdachte da eine Gesellschaft. Ihre Hauptleute waren der Herzog Otto von Braunschweig und der Graf von Ziegenhain und Herr Hans von Heringen. Es waren Ritter und Knechte von dem Rheine, aus Franken, aus der Buchau, aus der Wetterau, aus Hessen, aus Sachsen, wol 2000, die trugen einen Stern (welches Bundeszeichen sie, wie man vermuthet, aus dem Wappen ihres Hauptmanns, des Grafen Gottfried von Ziegenhain, entlehnten). Sie verbanden sich durch Eidschwur, daß sie sich gegenseitig vertheidigen und Fürsten, Städten und einem jeden widerstehen wollten. Durch diesen Bund der Sterner bekriegte der Herzog Otto von Braunschweig den Landgrafen von Hessen und ließ im Lande zu Hessen viel Schaden mit Raube und Brande stiften. Herzog Otto baute ein neues Schloß gegen den Landgrafen, und machte es fest und gut, und nannte es den Schilnsteyn. Da verbrüderte sich der Landgraf von Hessen mit den Landgrafen von Thüringen. Da kündigte Landgraf Balthasar von Thüringen dem Herzog Otto von Braunschweig, dem Grafen Gottfried von Ziegenhain und allen denen, die in der Sternergesellschaft waren, Fehde an. Da erkannte Herzog Otto, daß seine Hoffnung auf das Land zu Hessen verloren war. Markgraf Balthasar legte viel Volk nach Kreuzburg. Dieses half stätiglich dem Landgrafen zu Hessen, ritt da gegen den Herzog Otto und die andern Sterner. Da ward ein heftiger Krieg. Im J. 1373 schlug der Landgraf von Hessen wieder ein Haus (Schloß) auf an des Herzogs Otto's Lande und nannte das den Sensenstein, und legte da sein Volk darauf. Die Meißner verbrannten die herzoglich braunschweigische Stadt Dransfeld. Darauf zogen die beiden Fürsten, der Landgraf von Thüringen und der von Hessen, vor den Herzberg, welcher dem Herrn von Lipsberg gehörte. Da zogen die Sterner in großer Anzahl heran. Balthasar ward da von seinem ältesten Bruder, der auf dem Rückwege war, durch einen Boten gewarnt, und zog sich mit dem Landgrafen von Hessen von Herzberg gegen Hersfeld zu. Da fanden die Sterner die Feinde nicht vor Herzberg, und hatten ihre Versammlung umsonst gethan. Darauf überzogen die beiden Fürsten die zerstreuten Sterner, den einen heute, den andern morgen, so lange, bis die Sterner des Krieges und des Zuzuges müde wurden, den der eine auf seine eigene Kosten dem andern thun mußte. So zerging nach drei Jahren der Bund der Sterner [9]). Herzog Otto ward im J. 1375 (den Montag nach Petri Pauli) gründlich und ewiglich gerichtet und gesühnt mit den Landgrafen Heinrich und Hermann um alle Ansprache, die er zu ihnen oder ihrem Lande bisher gehabt hatte. Herzog Otto war aber im Bündnisse mit dem Erzbischofe von Mainz und mit diesem Erzstifte überhaupt, und hatte sich anheischig gemacht, ihm mit 40 Gleven (Lanzen, d. h. mit 40 Rittern und 4 mal 40 Fußknechten) behilflich zu sein. Im Falle eines Krieges zwischen dem Erzbischofe von Mainz und einem der beiden oder beiden Fürsten von Hessen, wollte Herzog Otto die 40 Gleven in sein eigenes Schloß legen, und so die Hilfe, die der dem Erzbischofe thäte, den Landgrafen von Hessen zu Gute kehren [10]). Bischof Adolf von Speier, geborner Graf von Nassau, war im J. 1374 vom Domcapitel zu Mainz zum Erzbischofe gewählt worden. Ludwig, der Bruder der Landgrafen von Thüringen, strebte auch, auf den erzbischöflichen Stuhl zu gelangen und ward von seinen Brüdern unterstützt. Erfurt dagegen und die Grafen des thüringer Landes riefen den Erzbischof Adolf nach Thüringen. Er kam mit seinen Bundesgenossen, dem Herzog Otto von Braunschweig, den Grafen von Nassau, von Ziegenhain, von Waldeck und andern über das Eichsfeld nach Mühlhausen und von da nach Erfurt. Von hier aus wurden nun viele Dörfer der Landgrafen geplündert. Dann belagerte Adolf mit Otto und den andern Gebefee. Da sammelte Landgraf Balthasar seine Mannen und Städte, und lagerte sich gegen die Feinde, sodaß die Unstrut zwischen ihnen war. Indessen kam sein Bruder, Landgraf Friedrich der Gütliche, aus Meißen, mit gar vielem Volke. Das vernahm Bischof Adolf und floh nach Erfurt, und Herzog Otto mit den Grafen von Hohnstein, und von Stolberg und den Mühlhäusern und Nordhäusern nach Mühlhausen [11]). — Herzog Otto hat den Namen des Quaden oder Bösen wol nicht blos darum, weil er den Nachbarn furchtbar gewesen [12]), sondern auch darum, weil er harte Thaten an seinen Verwandten und seinen Unterthanen beging. Herzog Magnus mit der Kette verlor im J. 1373 in der Schlacht bei Leveste gegen den Grafen Otto von Schaumburg Sieg und Leben. Da nahm der mächtige Herzog Otto Wolfenbüttel ein, und das Land zu Braunschweig, und die von Lüneburg huldigten dem Herzog Albrecht zu Sachsen [13]). Man weiß nicht, unter welchem Vorwande sich Otto des braunschweigischen Theils von den Landen des Herzogs Magnus bemächtigte. In dem Vertrage vom J. 1370 hatte er die von Magnus Vormünder über dessen Söhne anerkannt. In den vielen Urkunden, die er von den Regierungsgeschäften mit Herzog Friedrich, des Herzogs Magnus ältestem Sohne, gemeinschaftlich ausgestellt hat, wird niemals einer Vormundschaft über diesen oder dessen jüngere Brüder gedacht. Wolfenbüttel hatte der mächtige Herzog Otto bis zum J. 1381, wo es die von Braunschweig auf diese Weise gewannen. Er that denen von Braunschweig viel Hochmuth an, hatte viele ihrer Bürger gefangen sitzen auf Wolfenbüttel. Da sandten die von Braunschweig den Herzog

8) *Gudenus*, Sylloge diplomatum. p. 642. Gerstenbergische thüringische und hessische Chronik bei *Schmincke*, Monim. Hass. T. II. p. 490. 9) Joh. Rothe, Thüring. Chronik bei *Mencke*, Scriptt. T. II. p. 1811—1813. Das thüringische Zeitbuch bei *Schöttgen* et *Kreyssig*, Diplomat. et Scriptt. T. I. p. 103. Hist. de Landgr Thuring. c. 119. p. 1351, 1352. Adam Urstinus S. 1522. Gerstenbergische Chron. S. 491—495.

10) Urk. bei *Schmincke*, Mon. Hass. T. III. p. 114, 115. 11) Histor. de Landgrav. Thuring. c. 120. p. 1352. Thüringisches Zeitbuch bei *Schöttgen* et *Kreyssig* p. 103. 12) So z. B. nach Koch S. 191. 13) Bilderzeitbuch bei *Leibnitz*. T. II. p. 386. Braunschweiger Zeitbuch bei dems. a. a. O. S. 187, 188.

Friedrich nach Wolfenbüttel selb dritte (mit noch zweien). Er ging mit seinem Vetter, Herzog Otto'n, zu der Messe zu St. Longinus. Da, als man die Stillmesse that, da geberdete sich Heezog Friedrich, wie wenn ihm die Nase blutete, lief auf die Burg, zog die Brücke auf, schlug die Büeger los, die dort gefangen saßen, sodaß sie zu der Wehre kamen, und steckte aus einen Waffenhandschuh. Als der Wartesmann, der darauf ausgestellt war, dieses sah, rannte er in die Stadt Braunschweig. Sogleich ward an die Glocken geschlagen, und nach Wolfenbüttel zu. Da merkte Herzog Otto, daß es etwas Angestelltes war, und ließ sich oben übersetzen mit einem Schiffe, und dankte Gott, daß er hinweg kam. So das Bilderzeitbuch [14]). Nach Crantz (Lib. X. c. V.) ward Friedrich unter der Vormundschaft seines Vetters, Otto's von der Leine, verächtlich in der Burg Wolfenbüttel gehalten, sah, daß vieles nicht recht verwaltet werde, und daß von überall her auf den Landsteaßen gefangen genommene Kaufleute nach Wolfenbüttel gebracht wurden, klagte, sobald er anfing alt genug zu werden, um zu Einsicht zu gelangen, die Sache seinen weisesten Bürgern zu Braunschweig, und fragte, ob er von ihnen Hilfe hoffen könnte. Sie gaben ihm guten Trost. Er kehrte auf die Burg zurück, paßte die Zeit ab, wo der Burgvoigt mit dem größten Theile der Mannschaft in eine Schenke herabzusteigen pflegte, vertraute sich wenig Getreuen, nahm den Schlüssel aus der Hütte des Pförtners, hob die Brücke auf, öffnete das Gefängniß, ließ alle Gefesselte los, und sich vor die Mauern stellen, schickte einen Boten nach Braunschweig. Sie eilten herbei, wurden in die Burg gelassen, und Otto, sein und seiner Brüder Vormund, ausgeschlossen. So nach Crantz. In dem Vertrage vom J. 1383 überließ Otto den braunschweigischen Landesantheil an H. Friedrich, und behielt sich dabei die Erbfolge vor, gleichwie Friedrich sich diese in dem göttingischen Theile ausbedung. Aber die Freundschaft war wandelbar, doch ein anderweitiger Vertrag im J. 1386 gemacht. Durch ihn ward dem Herzog Otto das Öffnungsrecht an Wolfenbüttel eingeräumt, ein Bündniß gegen die Stadt Braunschweig verabredet, und vom Herzoge Friedrich verheißen, keinem von der Sichelgesellschaft Unrecht zuzufügen. Der Herzog Otto, ein Freund solcher Gesellschaften, da er vormals die Sterngesellschaft gestiftet hatte, war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Mitglied der Sichelgesellschaft, zumal, da er auf seinem Grabmale zu Wiebernshausen mit einer Sichel am Halse vorgestellt worden ist [15]). Zwietracht entbrannte zwischen den Herzogen Otto und Albrecht auf der einen, und dem Bischofe Gerhard von Hildesheim auf der andern Seite. Einige von den Vasallen und Dienstmannen dieses Hochstiftes empörten sich gegen den Bischof und begaben sich zu den Herzogen. Der Bischof in eigener Person belagerte sie in dem Schlosse Walmoden, ersäufte mittels eines wunderbar geführten Dammes das Schloß und zerstörte es. Die Herzoge dagegen eroberten im J. 1370 die Stiftsstadt Alfeld, und erbauten daselbst ein neues Schloß. Die Beamten des Bischofs fielen den Herzog Otto bei dem Schlosse Woldenstein an. Kaum entrann dieser durch die Flucht. Sechsundzwanzig der vornehmsten Gewappneten aus der Vasallenschaft der Herzoge wurden gefangen. Da kam es von den Waffen zu Unterhandlungen und Waffenstillstand. Die Heezoge gaben dem Stifte Alfeld nebst dem neuen Schlosse wieder, und erhielten dafür die Freilassung der Gefangenen [16]). Das Bilderzeitbuch erzählt zum J. 1370: Ein Ritterknecht ritt zu Herzog Otto über Wald zu Göttingen und der war Feind der Grafen von Wernigerode. Sie hatten zu der Zeit die Harzburg inne. Der Ritter gab das dem Heezog Otto vor, daß er ihm die Harzburg überantworten wollte in einer Nacht. Der Heezog Otto that nach des Knechtes Rathe und gewann die Harzburg. Des Morgens kriegte er Wagen und wollte die Harzburg speisen. Da kamen die Stiftgenossen und verhielten ihn in dem Wege. Das vernahm Herzog Otto, daß die Stiftgenossen stärker wären, als er. Da zog er zurück auf dem Fuße, und flieg in Alvelde in der Nacht, und das war aller Gottes heiligen Nacht. Des Morgens mußte der Bischof mit der Mannschaft die Haezburg helfen speisen, wollten sie Alvelde wieder haben. Darnach von St. Martins Tage, da zog Otto in die Mark, und holte einen Haufen Vieh. Da zog er wieder nach Haus. Das war an S. Martens Abend [17]). Da übernachtete er bei der Levenborch. Daeauf war einer von Schwichgelde, der bat den Herzog zu Gaste mit allem seinem Volke. Der Herzog schlug es ihm ab, blieb aber zuletzt dort, und hielt Martinsabend mit denen von Schwichgelde, und sie thaten dem Herzoge gütlich mit allem seinem Volke. Des Morgens fragte der Herzog, was er ihm da für Kost und Zehrung vergelten sollte. Die von Schwichgelde ehrten seine Gnade damit. Da kam Herzog Otto und gab denen von Schwichgelde die Harzburg für Wohlthat zu Erben und zu Eigen. So das Bilderzeitbuch. Hardegsen, das damals den von Rostoef gehörte, eroberte Herzog Otto im J. 1379 [18]), nahm es und barste ihnen ab und gab Hardegsen nachmals Weichbildsgerechtigkeit [19]). Herzog Otto von der Leine, Erzbischof Albrecht von Magdeburg, Bischof Albrecht von Halberstadt, Herzog Friedrich von Braunschweig, Herzog Albeecht von Salz, die Grafen Busso von Regenstein, Heinrich von Hohnstein, Günther von Stalberg (Stolberg), Konrad und Dietrich von Wernigerode und außerdem viele Edle, Freiherren, Ritter schlossen einen Landfrieden, und verurtheilten im J. 1386 den Grafen Dietrich von Wernigerode, der ihn gebrochen, zum Tode (*Crantzius*, Sax. X, 6—7). Im

14) Zum J. 1581. S. 388. 15) Koch S. 194.

16) Chron. Hildesh. ap. *Leibnitz.* Scriptt. p. 761. *Reutelius*, Hillesheimia, in Episcopis suis repraesentata ap. *Paullini*, Syntagma. p. 102, 103. Compilatio Chronolog. ap. *eundem* T. II. p. 67. Chronica S. Aegidii ap. *Leibnitz* T. III. p. 593. ad an. 1370: Die Stadt Alvelde ward vom Herzog Otto eingenommen. So auch Stadtwegil Chron. ap. *Leibnitz.* T. III. p 275. Otto spielte nämlich dabei die Hauptrolle, Albert nur eine Nebenrolle. 17) D. h. am heil. Abende (dem Tage) vor dem Martinsfeste. Über Abend in dieser Bedeutung s. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 83, 84. 18) Chron. S. Aegidii. p. 594. *Engelhus.* Chron. p. 1113. 19) Reihmeier, Chron. 609. Bunting, Braunschweig. Chron. S. 485.

Digitized by Google

J. 1386 erhob sich eine Zwietracht zwischen dem Landgrafen Balthasar zu Thüringen und Landgrafen Hermann zu Hessen, und Balthasar nahm Eschwege und Suntra ein. In dem andern Jahre (1387) zog Landgraf Balthasar anderweitig mit dem Bischofe Adolf zu Mainz und Herzog Otto von Braunschweig nach Hessen und gewannen Rothenberg, die Burg und die Stadt Milsingen, Nidenstein, Gudinsberg, Immenhausen, und verbrannten deren einen Theil rein aus, und diese Zwietracht währte mit ihnen in die drei Jahre. So nach dem thüringischen Zeitbuche bei Schöttgen und Kreyßig, S. 104. und der Historia de Landgraviis Thuringiae. c. 129. p. 1354. Hier erscheinen Herzog Otto und der Erzbischof Adolf von Mainz, mehr als Helfer des Landgrafen Balthasar. Nach Johann Rothe (S. 1811, 1812) erscheinen Otto und Adolf als Urheber des Kriegs. Redliche Sache gewann nämlich Bischof Adolf von Mainz wider den Landgrafen Hermann von Hessen, um der Pfaffheit willen und der Klöster, die ihm in Hessen beschwert worden und allermeist das Stift zu Fritzlar, da er den Domherren einen Zehnten, der zu der Kirche gehöret, nahm. Um diese Stücke wurden viele Tage geleistet, und schieden ohne Ende, und darum die beiden Fürsten einig, Bischof Adolf und Herzog Otto von Braunschweig, daß sie den Landgrafen von Hessen überziehen wollten, und brachten das weiter an Herrn Balthasar, Landgrafen von Thüringen, vor dem sie sich etwas entsetzten, und mutheten an ihm, daß er ihnen zu ihrem Kriege behilflich sein wollte, denn er noch Schuld wol zu ihm hätte, um derer von Cassel wegen, die er um seinen Willen that, und zu den Städten die Briefe, die sie hatten über das Verbündniß der Wiedernahme der Lande und um die Zehrung, die er gethan hatte, um seinen Schaden in dem Steenet-Kriege. Also zogen die zwei Fürsten, Bischof Adolf und der Herzog Otto, auf den Landgrafen von Hessen, und brannten ihm seine Städte aus. Da dies Landgraf Balthasar sah, da bewahrte er sich auch an dem Landgrafen von Hessen, und zog mit den Seinen vor Eschwege. Da ward ihm in die Stadt von Etlichen geholfen, die fürchteten, wenn Bischof Adolf und Herzog Otto davor kämen, sie die Stadt auch wie die andern verbrennten; also huldigten ihm die von Eschwege. Von dannen rannte er den andeen Tag nach Suntra. Da ward er auch eingelassen, und die huldigten ihm auch. Also kam er darnach zu den andern zwei Fürsten, und gewann Gudensberg, Nidenstein, Milsingen und Nortimberg (nach Andern Rothenberg). Die gaben sie in der Richtung (dem Vergleiche) alle wieder, aber Eschwege und Suntra behielt Balthasar für die großen Kosten, die er gethan hatte in der Steener Kriege. So Johann Rothe. Herzog Otto verzichtete im J. 1387 auf seine Ansprache und Rechte an Eschwege und Suntra, und that es insofern ab, daß dasselbe bei Landgraf Balthasar und seinen Erben bleiben sollte [20]). Wegen der in diesem Kriege ausgebrannten Schlösser Rothenberg, Milsingen und Medenstein (nach den Andern Nydensteyn) verglich sich Herzog Otto mit dem Erzbischofe von Mainz im J. 1387 und 1394 [21]). Mit der Stadt Göttingen gerieth der Herzog in eine ordentliche Fehde, denn es war jene Zeit, wo sich die Städte fühlen leenten, und das Unterthanenband abzuschütteln und sich selbst selbständig zu regieren strebten. Unter andern sah sich der Herzog genöthigt, der Stadt zu erklären [22]): Er müsse es als einen gewaltthätigen Eingriff in seine Regalien ansehen, daß ein göttingischer Rath sich unterwunden habe mit dem Amte des Klosters Walkenrieth wegen des Zehnten, den es auf den Feldern um Göttingen besitze, ohne sein Vorwissen sich in einen Vergleich eingelassen habe [23]). Das war allerdings ein starker Eingriff in die Rechte des Landesherrn. Da Göttingen eine herzogliche, keine freie Reichsstadt war, so durfte sie sich ohne die Rechte ihres Landesherrn zu verletzen, so eigenmächtiges Handeln ohne Anfrage bei dem Landesherrn nicht zu Schulden kommen lassen. Doch später hat man dieses Verhältniß ganz verkannt, und der Herzog erklärt das Obige auf Zureden seines unvernünftigen Rathgebers, des Kyphut, der seine Rathschläge der jedesmaligen Laune seines Herrn gemäß abzufassen wußte. Man hat geglaubt eine Art Geßler- und Anderhelden-Sage aufstellen zu müssen. Kyphut nimmt den göttingischen Burgemeister Werner den Roden, des Herzogs treuen Diener und Gevatter, auf einer Habichtsbeize gefangen. Auch diese Kränkung ihrer Jagdgerechtigkeit, diese ihrem Vorsteher zugefügte Beleidigung, ertragen die Rathsherren mit aller Geduld; allein es soll und muß zum Schlagen kommen. Kyphut ruht nicht, schleppt den Pflugmeister des walkenrieder Hofes sammt dessen Pferden vom Pfluge vor Göttingen hinweg, mishandelt ihn, das Geschrei dringt in die Stadt; die Stadtdiener eilen aus den Thoren, und nehmen, ihres Zorns nicht mächtig, dem Schultheißen zwei von seinen Leuten gefangen. Auch diese läßt der Rath sogleich wieder frei, und bestraft den unzeitigen Diensteifer seiner Knechte mit derben Vorwürfen. Dennoch ist es um den Frieden geschehen und das Maß der Geduld des Herzogs erschöpft. Otto macht mit dem Adel gemeinschaftliche Sache gegen die Stadt, zieht in voller Rüstung mit den benachbarten Bauern, Edelleuten, Ritteen und einigen Städten, die er gegen Göttingen hat einzunehmen gewußt, heran, und befestigt die Kirche zu Burg Gronde, um von da die Stadt Göttingen anzugreifen. Die Göttinger schicken dem Herzog einen Fehdebrief (im J. 1387), und zerstören am folgenden Tage den fürstlichen Hof Ballraus, und die neubefestigte Kirche zu Gronde. Otto verbrennt Rostorf, und zieht ab, läßt aber einige Mannschaft zurück. Die herausfallenden Städter liefern auf der Brandstätte von

20) Nach der Cessions-Urkunde im wittenberger Archiv. Joh. Gottl. Horn, Lebensgeschichte Friedrich's des Streitbaren, S. 115—118, wie wegen Suntra's und Eschwege's zwischen dem Landgrafen von Thüringen und dem Landgrafen von Hessen verschiedene Unterhandlungen gepflogen werden, Friedrich dem Landgrafen von Hessen endlich die Hälfte wieder zusteht und auch die übrigen Fürsten Versicherung wegen des völligen Rückfalls geben.

21) *Gudenus*, Cod. Diplom. Mogunt. T. III. p. 586. 22) Koch S. 195. 23) Nach der Urkunde im göttinger Stadtarchiv. Bitterdeck S. 137.

Digitized by Google

Rostorf ein so hitziges Treffen, daß eine Menge Herren von Adel sich ergeben mußten [24]) (also mußte der Herzog doch eine ansehnliche Macht zurückgelassen haben; aber Widersprüche sind das Eigenthum der Sagen). Der Herzog muß den nachtheiligen Vergleich, daß den Landesfürsten künftig nicht erlaubt sein sollte, nach Gefallen in die Stadt zu kommen, noch daselbst zu residiren, und ein Schloß zu haben; und daß auf eine Meile Weges kein Schloß geduldet werden solle, eingehen. Rostorf und Boventen wurden diesem zufolge abgetragen [25]). Das war das Ende der Fehde. Aber die umständliche Beschreibung, von der wir Einiges angedeutet haben, ist das Erzeugniß späterer Phantasie. Namentlich daß der Herzog auch einige Städte zu seinen Helferinnen gehabt. Dadurch hat man die Sache recht wichtig machen zu müssen geglaubt, aber sich dadurch in Widersprüche verwickelt, daß der Herzog mit dieser großen Macht so leicht wieder abzieht. Eines Kyphut bedurfte es vollends gar nicht. Jeder Fürst mußte mit seinen bedeutendern Städten in Fehde gerathen, da diese strebten, sich von ihm unabhängig zu machen. Diese Fehden aber mußten meist unglücklich ablaufen, da die Städte auch durch ihre Mauern geschützt waren, und die Bürger an Zahl überlegen, die umliegenden Burgen, welche nur wenig Besatzung hatten, leichter zerstören konnten. So vergalt die Stadt Göttingen an dem Herzog Otto dem Quaden, daß Otto der Milde ihre Neustadt im J. 1318 hatte mit einer Ringmauer versehen lassen. Otto's Fehde mit Göttingen gehört nur ihrer umständlichen Beschreibung nach der Sage, d. h. dem Erzeugnisse der Einbildungskraft, anheim. Daß sie wirklich statt hatte, lehrt Engelhus S. 1134, wenn er sagt: Herzog Otto von Braunschweig, von der Leine, baute das Schloß Grone wieder, aber verlor 19 Gewappnete und Balrehuß in Göttingen. Balrehuß war ein Schloß. Nach Crantz (Sax. X, 7 et 14) sind zwei Fehden des Herzogs Otto mit der Stadt Göttingen zu unterscheiden. Um das J. 1386 war Otto von der Leine, Herzog über Wald, mit den Göttingern uneinig. Die Bürger fügten sich ihm nicht, mochte er bitten oder gebieten. Da schloß er die Stadt ein und belagerte sie, und hoffte, er werde die Feste eher durch Hunger, als Waffen bezwingen, befestigte draußen einen passenden Ort und legte Besatzung hinein, sagte, durch sie wolle er die Frechheit der Bürger zügeln. Die Bürger ließen das gehen, und stellten sich furchtsam. Als sie schon dadurch verächtlich gemacht schienen, machten sie wohlgerüstet einen Ausfall, und zerstörten die neue Burg von Grund aus. Dann kam es zu Unterhandlungen. Die Bürger fügten sich unter billigen Bedingungen ihrem Fürsten, und gehorchten. Die zweite Fehde war um das J. 1391 zur nämlichen Zeit, als die Herzoge Bernhard und Heinrich von Lüneburg mit Hilfe des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg das Raubschloß Klotzeke zerstörten. Herzog Otto von der Leine war seinen göttingern Bürgern nicht wohlgesinnt, machte die Kirche außerhalb der Stadtmauern zu einer Burg, und von da Ausfälle, und beobachtete, wenn die Bürger herausgingen, oder zurückkehrten, sodaß nichts hineingeschafft werden konnte. Die Bürger machten einen wohlgerüsteten Ausfall, brachen leicht die Befestigung, fingen 20 Gewappnete darin, und ließen sie, nachdem sie ihr Wort gegeben, fortziehen. Der Herzog belagerte nichtsdestoweniger die Stadt. Den Belagerten war das viele Bettelvolk lästig. Sie sagen also einen Ort außerhalb der Stadtmauer an, wo sie wegen des erlangten Sieges eine große Spende reichen wollten. So locken sie eine Menge ihnen lästiger Menschen aus der Stadt, und können die Belagerung länger aushalten. Hiermit schließt Crantz diese Erzählung, und nach ihm scheint der Herzog vor Beendigung der Fehde gestorben zu sein (vgl. X, 16). Mit dem Abte zu Corvei, den Grafen von Everstein und den Herren zu Homburg vereinigte sich Herzog Otto im J. 1389 gegen die Grafen von der Lippe, ertheilte (auch im J. 1389) dem Magistrat zu Gandersheim die Macht, Kauf- und Versatzbriefe zu bestätigen, und zur Besserung der Straßen ein Weggeld zu nehmen, erhielt im J. 1390 von der Stadt Braunschweig das Versprechen, ihm jährlich 50 löthige Mark zu geben, erlaubte im J. 1393 der Stadt Goßlar, das Tannen- und Apeldernholz, welches in ihren Feldmarken steht, zu hauen [26]), starb den 6. Dec. 1394 [27]), hatte zu Gemahlinnen 1) Miroslava, muthmaßlich eine Tochter des Grafen Johann von Holstein, die er mit Münden beleibzüchtigte, und der er diese Stadt im J. 1379 huldigen ließ [28]); 2) nach der ersten Todt des Grafen oder Herzogs von Beegen Tochter, Elisabeth, mit der er sich im J. 1379 verheirathete [29]), hatte von ihr a) Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Erik von Grubenhagen, Herrn zu Eimbecke; b) Wilhelm, der in der Jugend starb; c) Otto mit dem einen Auge [30]). Außerdem war eine Tochter Otto's, Anna, erstlich vermählt an den Landgrafen Wilhelm den Einäugigen in Thüringen [31]), dann an den Grafen Wilhelm von Henneberg. Die Nachrichten von einer dritten Tochter Agnes, der Gemahlin eines Grafen von Hohnstein, sind unzuverlässig [32]).

(*Ferdinand Wachter.*)

7) Otto, der Einäugige oder der Jüngere, Herzog von Braunschweig, von der göttingischen Linie, Otto's des Quaden und Elisabeth's von Berg Sohn und Nachfolger [1]) im December 1394, verglich sich im J. 1395 mit Herzog Friedrich von Wolfenbüttel aus dem Grunde, erkannte demselben als seinen Nachfolger und Vormund wegen der Verwandtschaft an, behielt sich jedoch vor, daß er seine Schlösser auf vorgehabten Rath der Landschaft verpfänden, oder im äußersten Nothfalle verkaufen könnte, und dabei dem Herzoge Friedrich nur der Vorkauf gestattet sein sollte, erhielt überhaupt von Friedrich das Ver-

24) Bilderbeck S. 139—141. 25) Göttingische Beschreibung. 1. Bd. S. 92—96. Rethmeier, Chr. S. 611.

26) Koch S. 196, 197. 27) Chron. S. Aegidii p. 594. Bilderzeitbuch S. 392. 28) Scheid, Nachrichten vom teutschen Adel. S. 285. 29) *Tschenmacher*, Annal. Clivias. p. 446. 30) Bilderzeitbuch S. 383. 31) *Clauder*, Stemma Saxonicum p. 35. Horn, Lebensgeschichte Friedrich's des Streitbaren. S. 61. Müller's Annal. des churfürstl. und fürstl. Hauses Sachsen. S. 3. 32) Koch S. 197.

1) Bilderzeitbuch bei *Leibnitz*, Scriptt. T. III. p. 388.

Digitized by Google

sprechen, daß er die Handlungen genehm halten wolle, die Otto mit Bewilligung der Landschaft vornehmen würde [2]), bestätigte mit Bewilligung des Vormunds im J. 1395 der Stadt Nordheim ihre Gerechtsame, errichtete mit Heinrich von Homburg einen Burgfrieden zu Eberstein, trat mit Mainz, Cöln, Paderborn, Thüringen und Hessen, so auch im J. 1397 mit Grubenhagen in einen Landfrieden [3]), ebenso mit Friedrich und Erich zu Grubenhagen in ein Bündniß gegen den Grafen Heinrich von Hohnstein. Auch kam es hierauf zum Kriege [4]). Friedrich's Vormundschaft über Otto dauerte nicht lange. Der Kaiser gab ihm bald Veniam Aetatis, damit er seinem Lande selbst vorstehen möchte, und befahl im J. 1398 der Stadt Braunschweig, sowie auch der Ritterschaft, sich an kein Alter zu kehren [5]). Doch erst nach Friedrich's Tode im J. 1400 erfolgte die Huldigung der Stadt. In dem von ihm im J. 1401 mit seinen Vettern Bernhard und Heinrich errichteten Erbvertrage wurde die Erbfolge, Gesammthuldigung, gemeinschaftlicher Beistand, und bei vorkommenden Zwistigkeiten gewisse Austräge aus der Ritterschaft festgesetzt, und das angelobt, daß die Bündnisse gemeinschaftlich, wenigstens nicht von einem der Herzoge ohne des andern Willen eingegangen werden sollten. Herzog Otto half im J. 1403 seinen Vettern, den Herzogen Heinrich und Bernhard, welche den Tod ihres Bruders Friedrich rächen wollten, das Schloß Gibelhausen, eine Meile von Duderstadt, zerstören [6]). Über das Leibgeding, welches Wilhelm, Markgraf von Meißen, Landgrafen von Thüringen, im J. 1403 aussetzte, ward ihr Bruder Otto Vormund (s. die Urk. bei Horn, Friedrich der Str. S. 467). Im J. 1404 schloß Otto ein Bündniß und Einigung mit Herzog Erich zu Grubenhagen, und erhielt von der Stadt Braunschweig Beistand versprochen [7]), verband sich mit dem Abte von Corvei und dem Grafen Hermann von Eberstein, und im J. 1411 mit der Stadt Goßlar, und 1412 mit den Bischöfen zu Magdeburg und Halberstadt. Mit seinen Vettern zu Wolfenbüttel vereinigte er sich gegen Heinrich, Brand und Kurd von Schwicheld, welche von der Harzburg aus Räubereien verübt hatten, und entriß ihnen diese Burg [8]), mit Hilfe der Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt und der Bürger von Goßlar, gab aber nicht lange darauf denen von Schwicheld das berühmte Schloß zurück [9]). Kurz nach dem Antritte seiner Regierung hatte er mit Hilfe der Städte Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen das Raubschloß Hindenburg belagert, durch Rauch die Belagerten zur Flucht gezwungen, das Schloß geschleift, und 18 [10]) oder 42 [11]) gefangene Räuber hängen lassen. Giphenstein war auf ähnliche Weise zerstört worden, nur daß die Räuber entkamen. Den Brakenberg eroberte Herzog Otto um das J. 1414 [12]). Die kaiserliche Belehnung als Herzog erhielt er im J. 1420 durch den Landgrafen Ludwig von Hessen, als besonders dazu verordneten Commissarium [13]). Mit dem Bischofe Magnus von Hildesheim belagerte er im J. 1431 das Schloß Grona, und zwang den Ritter Albert Bok, ihm den Lehnseid zu leisten [14]). Die beiden Ottone, der Herzog von der Leine und Herzog von Lüneburg, Herzog Heinrich von Braunschweig, sein Bruder Wilhelm und Landgraf Friedrich von Hessen belagerten mit ihren Städten im J. 1434 das Schloß Hachemole, welches den Grafen von Spiegelberg, dem Straßenräuber, gehörte, eroberten und schleiften es. Dieses Grafen Freunde und Helfer waren der Erzbischof Dietrich von Cöln, und Graf Johann von Hoya. Mit ihrer Hilfe verheerte der Graf von Spiegelberg die Länder der genannten Fürsten. Nach Zerstörung der Burg Hachemole zogen die Fürsten vor die Burg Hallermünde, konnten sie aber nicht erobern, warfen daher vor derselben Befestigungen auf und legten Besatzung hinein. Dann nahm Herzog Wilhelm einen Theil des Heeres, und eroberte mit ihm Barenburg, welches dem Grafen Johann von Hoya gehörte. Der andere Theil des Heeres entriß denen von Rauschenblatt, Eberstein, von dem die Hälfte ihnen von Herzog Otto versetzt war. Wenige Tage darauf nahmen die Mannen des Herzogs Otto die auch denen von Rauschenblatt gehörige Burg Woldenstein ein [15]). Der Abt von Corvei machte im J. 1434 mit dem Herzog Otto Frieden [16]). Der Herzog nahm dieses Stift und die Stadt Corvei in Schutz, bedung sich aber dabei das Öffnungsrecht an allen den Stiftsschlössern und festen Orten aus [17]). Bodenfeld gab er im J. 1437 Stadtrecht [18]) Dem Rathe und der Bürgerschaft des Weichbilds Sesen ertheilte er die Befugniß, den Ort zu befestigen, Bier zu brauen, fremdes Bier und Wein zu schenken, fernet Urtheile zu finden, und Anordnungen in Polizeisachen zu machen. Dieselben Gerechtsamen verlieh er auch der Stadt Gandersheim, verordnete, wie es mit den Voigteien und Landgerichten, den Jahrmärkten und den Gemeinheitsmeistern daselbst gehalten werden sollte [19]). Als Landesherr half er auch die Reformation des Klosters Klaus besorgen, an-

2) Scheid's Anmerkungen zu Moser's braunschweigischem Staatsrechte. S. 904 fg. und S. 708 Göttingische Beschreibung. 2. Th. S. 180. 3) *Gudenus*, Cod. Diplomat. T. III. p. 605, 613. 4) (Koch) Versuch einer pragmatischen Geschichte des durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 198, 199. Im Streite gegen den Herzog Erich von Braunschweig im J. 1415 ward Graf Heinrich IX. zu Hohnstein gefangen. Heydenreich, Genealogische und historische Beschreibung derer Grafen Hohnstehn. S. 16. Als Anhang zu dessen Historie des ehemals gräflichen, nunmehro fürstlichen Hauses Schwarzburg. S. 16. 5) Braunschweigische historische Händel. 1. Th. S. 266. *Scheid*, Bibliotheca Gottingensis. T. I. p. 180. 6) Koch S. 199. 7) *Hermannus Cornerus*, Chron. ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Med. Aev. p. 1186. *Crantzius*, Saxon. X, 20. Vergl. den Brief bei Horn, Friedrich dem Streitbaren. S. 467. Rethmeier, Chron. S. 619, 620. 8) Koch noch ungedruckten Urk. S. 199.

9) *Engelhus*. Chron. ap. *Leibnitz*. Scriptt. T. II. p. 1139. Bilderzeitbuch bei *Leibnitz*. Scriptt. T. III. p. 396. 10) *Engelhus*. p. 1136. 11) *Crantzius*, Saxon. Lib. X. p. 17. 12) *Engelhus*. p. 1139. 13) Rethmeier, Chron. S. 621. 14) Continuatio *Engelhusii* ap. *Leibnitz*. T. II. p. 86. 15) Hermann Körner S. 1340, 1341. Boeing, Beschreibung der Saale im Amte Lauenstein. 2. Th. S. 18. 16) Annal. Corbeienses ap. *Paullini* Syntagma. p. 416. 17) Braunschweigisches Gegen-Manifest wegen Höxter. N. XI. der Beilagen. 18) Rethmeier S. 841. 19) Koch S. 201.

Digitized by Google

genufen von dem Pater Johann von Northem (Nordheim) und Rembert, dem Prior in Wittenberg [20]). Otto wird ganz als das Gegentheil seines Vaters geschildert, als unter einem andern Gestirne geboren, als Freund des Friedens und der Bescheidenheit, und als einer, der die öffentliche Ruhe allem andern vorzog [21]), fromm, kaltblütig, für ruhigen Genuß des Lebens geschaffen. Er hatte als Erinnerungszeichen der Sorglosigkeit seiner Amme den Namen Coeles oder mit dem einen Auge, war tief verschuldet, und doch vergnügt im Cirkel seiner Schalksnarren und Pfeifer [22]), unwandelbar redlich gegen Jedermann, der ihm redlich schien, ließ doch den unruhigen Göttingern nicht fühlen, daß er sich ebenfalls wie sein Vater damit begnügen mußte, sein Hoflager in Uslar zu halten [23]), erlaubte jedoch den obwol undankbaren Bürgern von Göttingen, als Herzog Friedrich auf Anstiften des Erzbischofs von Mainz ermordet war, und der deshalb entstandene Krieg sich bis in die Gegend von Göttingen ausbreitete, und die Göttinger von den Streifereien der umherschweifenden mainzischen Reiter viel litten, ihre Landwehren zu erweitern, zu befestigen, und durch Besatzung zu sichern. Ihr eigenes Interesse bewog sie, ihm den benachbarten Raubadel demüthigen zu helfen, bestürmten das Schloß der Junker von Adelepsen, und diese mußten feierlich geloben, daß sie sich bessern, hinfort die Straßen dem Wanderer und Kaufmanne nie unsicher machen, und den Landfrieden nie brechen wollten. Herzog Otto gab ihnen für seine Schulden das Amt Friedland zum Unterpfande [24]). Auch außerdem war ein großer Theil seiner Ämter verpfändet und sein Haushalt schlecht bestellt. Zu der Schuldenlast kam noch eine kränkliche Leibesbeschaffenheit, auch hatte er von seiner Gemahlin Agnes, der Tochter des Landgrafen von Hessen, die schon im J. 1399 mit ihm verheirathet und mit Minden beleibzüchtigt war [25]), keine Kinder [26]), entschloß sich, die Regierung niederzulegen, übergab diese im J. 1435 seinen Räthen, der Ritterschaft und den Städten unter Leitung eines von ihnen gewählten Landvoigts [27]). Aber dieses wollten seine Vettern nicht gestatten. Herzog Wilhelm der Ältere von Braunschweig trat im J. 1437 zu, schoß das Geld zur Bezahlung der Schulden und Einlösung der Ämter vor, übernahm nebst seinen Söhnen und seinem Bruder Heinrich die Landesregierung, und machte dem Herzog Otto einen Hofstaat aus. Nachdem Otto im J. 1442 die Lande an Wilhelm und Heinrich übergeben hatte, theilten sie dieselben im nämlichen Jahre so, daß Wilhelm Brunstein, Moringen, Harste, und Heinrich Gandersheim, Sesen, Staufenberg bekam; die übrigen Einkünfte, auch was noch losfallen möchte, gemeinschaftlich blieb, dem Herzog Otto Uslar zur Wohnung gelassen, auch der Gemahlin das Witthum bestätigt ward, soweit nämlich Herzog Bernhard solches bewilligt, nicht was Otto hernach verschrieben hatte. Doch sind Lehnbriefe vorhanden, die auch nach diesen Verträgen im Namen des Herzogs Otto ausgestellt sind. Die Herzoge von der lüneburger Linie hielten die ganze Handlung ihrer Erbfolge nachtheilig. Bei dem Vertrage vom J. 1442 wurde zwar darüber Verabredung getroffen [28]). Aber Herzog Wilhelm der Ältere war darauf bedacht, Otto's immer erschöpfte Casse von Zeit zu Zeit anzufüllen, und durch diese Verbindlichkeit ihn zu bewegen, daß er mit Übergehung des Herzogs Heinrich von Wolfenbüttel und der lüneburgischen Anverwandten ihn allein zum Erben einsetzen, und ihm die Regierung allein überlassen möchte. Otto hatte sich deshalb schon im J. 1450 zu Steina mit den Landständen berathschlagt. Da aber diese nicht übersahen, daß die lüneburger Linie ebenso viel Recht, als Herzog Wilhelm zu den göttingischen Landen hatte, so suchten sie die Einwilligung dieser Linie zu erhalten, und die Regierung ward bis zu Otto's Tode Wilhelm allein überlassen [29]). Otto starb im J. 1463 [30]). Wilhelm blieb für das Erste im Besitze von Otto's Fürstenthume.

(*Ferdinand Wachter.*)

8) Otto, der Jüngere, Herzog von Braunschweig, Herzog Friedrich's Herren von Eimbeck geheißen und Adelheid's von Anhalt [1]) einziger Sohn, hatte schon bei seines Vaters Lebzeiten solchen Antheil an der Regierung, daß er einige Urkunden ausfertigen ließ, gedenkt im J. 1421 seines Vaters als eines Gestorbenen [2]), ist der letzte von den Herzogen grubenhagischer Linie, welchem die Stadt Braunschweig (im J. 1422) die Huldigung leistete [3]). Ein großes Heer führte er im J. 1429 gegen die Räuber und das Schloß von Hastene, und zerstörte über 13 Dörfer oder Höfe [4]), nebst den von Räubern zu Festungen gemachten Kirchen. Diesen Krieg zwischen dem Her-

20) *Buchius*, De Reformat. Monaster. c. 43 ap. *Leibnitz*, T. II. p. 841: Dux igitur *Otto monoculus*, in cujus ditione temporali, sicut et plura alia oppida et villae circumjacentes, consistunt, videlicet *Gottingen*, *Gandersheim*, *Northem* et similia, invocatus tanquam pro brachio seculari per Patrem Johannem de Northem ejusdem ordinis et per *Rembertum*, Priorem in Wittenborch etc. 21) Chronica Saxonum nach Hermann Körner S. 1169. *Crantzius*, Sax. Lib. X. p. 16. 22) Rethmeier S. 619—621. Schmidt, Vom teutschen Adel. S. 181. 23) Bilderbeck, Geschichte der Stadt Göttingen und ihres Gebiets. S. 142, 143. Er erzählt auch, wie der Voigt Durchtleif nach Kyphut's Beispiele von dem Muthwillen und den Eingriffen der Göttinger in seine Regalien klagte, und der arglose Herr sich durch die Entschuldigungen des Raths besänftigen ließ, und sogar seinen eifrigen Diener nöthigte, dem, wie es ihm schien, so biedern Stadtrathe wegen seiner Verlästerungen Abbitte zu thun. 24) Derselbe S. 141, 147. 25) Göttingische Beschreibung. Vorrede III. S. 42. Scheid, Anmerkungen über Moser's Braunschweigisches Staatsrecht. S. 702. 26) Bilderzeitbuch bei Leibnitz. S. 392, 410. 27) Scheid, Nachrichten vom teutschen Adel. S. 129. 28) Koch S. 202. 29) Bilderbeck S. 151. 30) Bilderzeitbuch S. 410.

1) Nach Urk. v. d. J. 1404 und 1405 bei *Kotzebue*, Antiq. Osterod. §. 90, 91. 2) Urk. bei *Hoffmann*, Antiq. Poeldens. ms. ad an. 1418. (Koch) Versuch einer pragm. Geschichte des durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg. S. 150. 3) Rethmeier, Chron. S. 551. 4) Oder Dörfer, wie es Andere, z. B. Koch S. 151, geben. Doch ist villa, wie z. B. Thiedenhove (Thiedenhofen, Theodonis villa, Thionville) und viele Urkunden zeigen, an den meisten Stellen im Latein des Mittelalters durch Hof zu geben, d. h. ein Edelhof mit den dazu gehörigen Hütten der Leibeigenen.

zog Otto und den von dem Stegreife lebenden Rittern legte endlich der Landgraf bei [5]). Für sich und seine Vettern, die Söhne des Herzogs Erich, überließ er im J. 1429 der Stadt Goßlar den grubenhagischen Antheil des Forstes im Harze, jedoch ohne die Jagd und Fischerei, wiederkäuflich. Nachmals entstand darüber Streit, und Erich's Söhne verglichen sich im J. 1453 deshalb mit der Stadt, und bestätigten den in ihrem Namen getroffenen Wiederkauf. Streitigkeiten allerlei Art hatte Herzog Otto mit dem Erzstifte Mainz. Sie wurden zue Flamme eines Krieges. Deshalb ward im J. 1439 ein Vergleich entworfen, und im J. 1440 vom Herzog Otto und Erich's Söhnen vollzogen. Nach Erich's Tode war Herzog Otto ihe geborner und eechter Vormund in dieser Zeit, als sie noch binnen ihren Jahren (noch unerwachsen) waren; namentlich kommt er in Urkunden vom J. 1428 und 1430 als ihe Vormund vor [6]). Für sich und in solcher Vormundschaft überließ er dem Rathe zu Braunschweig den halben Marktzoll, den Herwig von Ülze, vermuthlich bei dem Erbkämmereiamte, von ihm zu Lehn hatte. Auch nachdem seine Vettern zu ihren Jahren gekommen waren, hatte er mit ihnen viele Urkunden gemeinschaftlich ausfertigen lassen [7]). Otto's eheliche Verbindung mit Schonette, geborener Gräfin von Nassau, und Witwe des letzten Herrn von Homburg [8]), war kinderlos und unvergnügt. Schonette trennte sich vom Herzog, und übergab die ihr von ihrem ersten Gemahle zu Leibgedinge verschriebenen Schlösser: Grene, Luthardessen und Hohenbuchen dem Stifte Hildesheim [9]). Aber vermöge des zwischen dem Herzoge Bernhard und Heinrich von Homburg errichteten Vertrags mußten diese Stücke an das Haus Braunschweig zurückfallen; auch war der Nießbrauch von Grene dem Herzog Otto zugeheirathet [10]). Daher entbrannte jetzt ein verheerender Krieg [11]). Herzog Otto versicherte sich im J 1424 des Beistandes der Stadt Braunschweig. Das herzogliche Haus behauptete sich in seinem Rechte. Herzog Otto wird im J. 1452 zum letzten Male erwähnt [12]). (*Ferdinand Wachter.*)

9) Otto, geborene Herzoge von Braunschweig, welche Geistliche wurden: 1) Otto, Sohn Otto's des Kindes, wurde nach dem Tode des Bischofes Johann I. von Hildesheim, 14 Jahre alt, im J. 1261 zum Bischofe gewählt, damit er als Friedenswerkzeug zwischen dem Stift und seinen Brüdern Johann und Albrecht diene, und so die Grafschaft ganz dem Stifte verbliebe [1]). Otto ward erst nach fünf Jahren vom Papste bestätigt, vielleicht weil er noch minderjährig und Subdiakonus war. Als er auf das Concil von Lyon gehen wollte, ward er Diakonus und bald darauf Priester. Er machte sich durch seinen Eifer bekannt, mit dem er das Stift emporzubringen suchte, erwarb ihm für vieles Geld die Schlösser Borgdorp, Hude und Werder, so auch Hallermünde, nicht minder die Burg zu Woldenberg von den Grafen zu Woldenberg, erneuerte das ganz baufällige bischöfliche Haus, so auch die Schlösser Poppenburg, Winsenburg und Peyne. Daß Otto die Grafschaft Peyne für das Stift behauptete, machte, daß er von seinen Brüdern bekriegt ward. Erst zog sein Bruder Johann gegen ihn, und brachte dem Stifte schwere Schäden bei. Nachdem er Frieden mit diesem geschlossen, ward er von seinem andern Bruder Albrecht bekriegt. Daher stand Bischof Otto dem Erzbischofe Bernhard von Magdebueg bei, als dieser von dem Markgrafen von Brandenburg und dem Herzog Albrecht bekriegt ward. Achtzehn Jahre stand Otto dem Stifte Hildesheim mit Klugheit und Thatkraft voe, und nach der allgemeinen Meinung starb er aus Kummer darüber, daß seine Brüder sein Bisthum so verheerten, am Ulrichstag im J. 1279 [2]). 2) Otto, Albrecht's des Großen Sohn [3]), trat in den Tempelorden und erlebte desselben gänzliche Aufhebung. Die Güter schenkte der Papst dem Johanniterorden. Da nahm Otto mit Hilfe seines Neffen Magnus des Ältern die Supplinburg und den Tempelhof zu Braunschweig ein. Endlich verglichen sich der Meister des Johanniterordens auf der einen und der Templer Otto und sein Neffe Magnus auf der andern Seite dahin, daß Otto den Tempelhof zu Braunschweig und gewisse Einkünfte von dem Schlosse Supplinburg angewiesen erhielt, und Otto und Magnus dem Ordensmeister die Supplinburg übergaben [4]). 3) Otto, Herzog Magnus des Jüngern Sohn, ward Bischof von Verden im J. 1388, verrichtete im J. 1390 zwei Kirchenweihen, weihte den neuerbauten Ostheil der Domkirche zu Verden und den nruerbauten Vordertheil der Kirche des Klosters Michaelis zu Lüneburg [5]), ward im J. 1395 von einem Theile der Domherren zum Erzbischofe von Bremen erwählt, während andere den bremer Propst erwählten, erlangte abee den erzbischöflichen Stuhl, weil sein Gesandter ehee nach Rom kam, als der des andern, erhielt das Pallium von Bonifacius IX., und die Regalien vom Könige Ruprecht [6]). In der verdener Geschichte

5) Contin. *Engelhusii* ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. II. p. 86. 6) S. Sammlung niedersächsischer Urkunden. I, 6. S. 51 und Urkundenauszüge bei Koch S. 152, so auch in mehren noch nicht herausgegebenen Urkunden. 7) S. z. B. Scheid's Vorrede zu dem Cod. Diplom. zu Moser's braunschweigisch-lüneburgischem Staatsrechte S. CXXV und den Cod. Diplom. selbst S. 699. 8) Samml. niedersächs. Urk. I, 6. S. 44. 9) Scheid über Moser's braunschw.-lüneburgisches Staatsrecht. S. 110 fg., 535 fg. 10) Adjuncta fasciculi Hildes. p. 161. Rethmeier, Chron. S. 552. 11) *Engelhusius*, Chron. ap. *Leibnitz.*, Scriptt. 12) Koch S. 152, 153.

1) *Jacob. Reutelius*, Hilleshemia ap. *Paullini* Syntagma. p. 96.

2) Chron. Ep. Hildes. ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. II. p. 795, 796. Fragmentum Geneal. Brunsvic. ap. *eundem* T. II. p. 19. Catalogus Episcop. Hildesh. ap. *eund.* T. I. p. 774 (starb nach letzterm im J. 1280). Braunschweiger Reimchronik bei dems. T. III. p. 144. Bilderzeitbuch bei dems. T. III. p. 363, 367, 369. 3) S. die Urkunden Auszüge bei Koch, Versuch einer pragmatischen Geschichte des durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg, wo die Söhne des Herzogs Albrecht aufgeführt werden: Heinrich, Albrecht, Wilhelm Otto, Konrad und Lüder. 4) Urkunden und Beilagen N. I. Ordinarius. S. 66 bei Gebhardi, der mit dem Matthäusstifte verbundene große Cataud zum h. Geist. 5) Narratio de Fundatione et Restauratione Monasterii S. Michaelis in Luneburg ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. II. p. 382. 6) *Henricus Wolterus*, Chron. Bremens. ap. *Meibom.* Scriptt. T. II. p. 68.

Digitized by Google

ist Otto schlecht angeschrieben, da er, als er Erzbischof von Bremen geworden, alles, was sein Vorgänger im Stifte Verden hinterlassen hatte, mit sich nach Bremen nahm, und auch die Rodenburg in seinem Besitze erhielt. Der Papst Bonifacius IX. versah das bremer Stift mit Dietrich von Nyem, und dieser gelangte zum vollen Besitze des Schlosses Rodenburg, und des Stiftes Verden überhaupt [7]). Desto bessern Ruhm hat Otto in der bremer Geschichte, nicht nur wegen seines guten Lebenswandels, sondern auch wegen seiner thätigen Bemühung zu Beförderung des Erzstiftes. Er eroberte im ersten Jahre seines Antritts mit seinem Bruder Heinrich und dem Grafen Otto von Hoja das Schloß Ottersberg. Der Dienstmann, Ritter Johann Cluver, hielt sich nur einige Tage und ergab sich, zerstörte das Schloß Seborg, erbaute seit dem J. 1405 im Kirchspiele Geverstorpe bei Öste das Schloß Neuhaus anstatt der von den Hadelern vorlängst zerstörten Schliekeburg [8]). Otto hat sich in der bremer Geschichte auch dadurch einen guten Namen erworben, daß er mit dem bremer Klerus und Volke in guter Eintracht lebte. Nur in seinem letzten Jahre war er etwas in Zwiespalt mit der Stadt Bremen auf Antrieb Johanns Slamtorps, Archidiakonus von Hadeln. Otto starb am 30. Jan. 1406, begraben in der Domkirche zur Rechten seines Vatersbruders und Vorgängers Albrecht [9]). (*Ferdinand Wachter.*)

e) Von Burgund.

Otto (Pfalzgrafen in Burgund). 1) **Otto I.**, vierter Sohn Kaiser Friedrich's I. und der Beatrix des Grafen Reinold von Burgund. Als dieser gestorben, drang Kaiser Friedrich in Burgund, unterwarf sich das Land und setzte seinen Sohn auf den Erzstuhl (archisolium, d. h. auf den Thron der ehemaligen Könige) von Arles, und gab ihm dazu Burgund, das Land seines Großvaters [1]). Da Otto so die Güter seiner Mutter erhielt, so wird er mit Unrecht Otto ohne Land genannt [2]). Auch singt Guntherus Ligurinus:

At tibi, cui Rhodanus totus famulatur ab ortu
Usque suo, totusque fluit, dum gurgite fesso
Oceani tumidis tandem se misceat undis,
Haec placuisse velim; dubium, puer inclite, dici
Rex ne, Comes [3]) ne velis; veterum nam regna potenter
Allobrogum materna regis, regnique decore
Dignus ab excelso nomen deducis Othone [4]).

Alberich nennt ihn: Otto Comes Alemannus de Burgundia und Comes Alemannus Otto de Burgundia. Vignier sagt von ihm: Er ward des Vermögens und der Gebiete, die Beatrix, seine Mutter, in Burgund gehabt hatte, Nachfolger und Erbe, und fügte zu ihnen die Titel der Pfalzgrafen und des Reiches von Arles hinzu, und hatte zuerst den Pfalzgrafentitel nebst der Grafschaft Burgund im Gebrauche. Der Kaiser gab ihm (nach Alberich) auch folgende drei Schlösser nebst Zubehör, nämlich: Luxceburg [5]), Drebnium und Rupes in den Ardennen. Auf diese Schlösser machte der Graf Theobald von Bari Ansprüche, denn er hatte die Erbtochter des Grafen Heinrich des Blinden, Namens Ermesond, geheirathet, und wollte durch sie erben, obgleich die Töchter im Reiche nicht zu erben pflegen. Um sein Recht auf die Grafschaften Namur und Luxemburg zu behaupten, zog er im J. 1193, unterstützt vom Herzoge Simon II. von Lothringen, vor Namur. Wegen der Grafschaft Luxemburg verglich er sich mit dem Grafen Otto und kaufte von ihm die drei oben genannten Schlösser los [6]). Kaiser Friedrich soll, als er gehört, daß der Papst zu Venedig sei, seinen Sohn Otto mit der Flotte dahin gesandt und des Papstes Auslieferung verlangt haben, der Doge Sebastian habe ihn im Treffen besiegt und gefesselt nach Venedig gebracht [7]). Aber die Gefangennehmung Otto's durch die Venediger, und daß diese die einzige Veranlassung, daß um dessen Erledigung der Kaiser so knechtische Demuth dem Papst erzeigt, ist ohne Grund, und kann aus keinem gleichzeitigen Geschichtschreiber erwiesen werden. Daher zweifeln mit Recht die meisten Neuern daran [8]). Otto starb den 11. Jun. 1200 [9]). Von Margaretha, der Toch-

7) Chronicon Epp. Verd. ap. *Leibnitz.* Scriptt. T. II. p. 220, 221. 8) Excerpta ex Chron. Brem. *Joh. Rhode* Archiep. p. 267. Die Herzogthümer Bremen und Verden. 4. Th. S. 220. Nach einer Urkunde bei Ludewig (Reliq. Manuscr. T. II.) verkaufte Erzbischof Otto im J. 1405 das Damtinum der in der Diöces des Stiftes Merseburg gelegenen bremer Lehn für 60 Gulden an den Abt Konrad von Pegau. Doch scheint uns die Urkunde verdächtig. Über eine andere verdächtige Urk. des Bischofs Otto von Verden v. 18. Nov. 1396 bei *Gercken*, Cod. Diplomat. Brandenburg. VIII. p. 463. S. Wedekind, Chronographie der Bischöfe zu Verden, in dessen Noten zu einigen Geschichtschreibern des Mittelalters. 1. Bd. S. 126, 127. Nach ihm ist die älteste Urkunde von Otto als Bischof von Verden vom 31. März, die hinter den Statut. Monast. in Lune ms. Zum letzten Male als Bischof von Verden findet man ihn erwähnt in einem Ablaßbriefe seines Vicars Heinrich vom 7. März 1395. Schlöpke, Bardevic. Chr. S. 315. 9) *Wolterus Henricus* Chron. Brem. p. 68, 69. *Hermannus Cornerus*, Chron. ap. *Eccardum* Corp. Hist. Med. Aev. p. 1169.

1) *Otto de S. Blasio.* Cap. X. ap. *Ussermann.* p. 460. Cap. XXI. p. 474. 2) So Albert von Stade 1185 bei *Schilter.* Scriptt. p. 207: Ottonis sine terra.

3) Kaspar Barth will Dux gelesen wissen, doch ohne Grund. Otto verband zuerst den Pfalzgrafentitel mit der Grafschaft Burgund (*Nicolaus Vignierus*, Chron. Rer. Burg. p. 144), wird aber von den Geschichtschreibern meist blos Graf genannt. So sagt z. B. Bischof Sicardus (Chron. ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. VII. p. 607): imperator quinque habens filios, Henricum inter caeteros primogenitum, quem fecerat Caesarem, Fredericum Suevorum Ducem, *Ottonem Comitem*, Conradum et Philippum Ducem, Atheleitam Christo nuptam. Friedrich I. empfiehlt, als er den Kreuzzug antrite, diese seine Kinder dem Reiche und den Reichsfürsten. Mehre Neuere sehen jedoch Otto'n als Herzog von Burgund an; so heißt es bei Muratori (T. VI. im Register) in Beziehung auf die Stelle bei Otto von St. Blasien: Otto Friderici I. Augusti filius Burgundiae Ducatu auctus. 4) *Guntherus Ligurinus* Lib. I. v. 75—81 ap. *Reubner.* Scriptt. ed. *Joannis* p. 450. 5) Luxemburg. 6) *Albericus*, Monachus Trium Fontium, ap. *Leibnitz.* Access. p. 400. Vergl. M. I. F. S. L., Historie des Herzogthums Lothringen. (Frankfurt 1748.) S. 160. 7) So *Petrus Justianus*, Historia Venetа. Lib. II. p. 26. *Krantzius*, Saxonia. Lib. VI. c. XXXVII. *Nauclerus*, Gen. Vol. II. p. 856. 8) So z. B. *Baronius*, Ann. T. XII. ad an. 77. §. 13. Lehmann, Speiersche Chron. 6 Bch. Cap. 56. Ausg. von 1712. S. 505. *Conringius*, De finibus Imperii. Lib. I. c. 11. p. 139. 9) Nach einigen im

ter des Grafen Theobald von Blois, hinterließ er die einzige Tochter Beatrix [10]), welche der Herzog Otto I. von Meran geheirathet hatte.

2) Otto II., als Herzog von Meran Otto I., Gemahl der ebenerwähnten Beatrix, durch die er Graf von Burgund ward, und den Titel Pfalzgraf von Burgund erhielt. In Burgund war ein Mann von großem Ansehen, Namens Gerard. Er sagte, daß er aus dem alten Stamme der Grafen von Vienne entsprossen. Er war den Burgundern angenehmer, als der Meraner, und zog den größeen Theil der Grafschaft Burgund an sich, sodaß dem Herzog Otto I. von Meran nur das übrig blieb, was von der Stadt Besançon sich an die Grenzen des teutschen Reichs (bis ans Elsaß) erstreckte. Gerard starb kurz darauf. Doch hatte Otto II. nun keinen kleinern Kampf mit dem Grafen Stephan von Maçon. An ihn fiel Gerard's Erbschaft nach Agnatenrecht. Er sagte, er wisse, daß er aus dem Stamme der burgundischen Könige entsprossen, und behauptete, daß deshalb auch die Rechte an Burgund auf ihn gefallen seien, und vertheidigte sie. Mit ihm hielt es der ganze burgundische Adel. Deshalb und mit Hilfe des Herzogs von Burgund, dessen Lehnsmann er war, siegte er ob, obgleich der Graf von Champagne wegen der Schwägerschaft auf der Seite Otto's war. Nach einer Urkunde ward im J. 1211 der Streit zwischen Otto'n und Stephan über einen Theil der Grafschaft von Burgund unter gewissen Bedingungen beigelegt. Gewiß auch ist, daß Stephan und sein Sohn Johann sich blos Grafen, nicht Pfalzgrafen, von Burgund nannten. Pfalzgraf von Burgund nannte sich dagegen Otto. Das Gebiet Stephan's und Johann's befand sich in dem Theile der Grafschaft Burgund, der mehr an die Aar und das Herzogthum Burgund grenzte, und unter ihrer Herrschaft war namentlich die Stadt und das Schloß Auronne [11]). Otto war der ältere Sohn des tapfern Herzogs Berthold von Meran. Dieser starb im J. 1206 und Otto folgte ihm als Herzog von Meran, und sein Bruder als Markgraf von Istrien. Zwei Brüder waren geistlich, Berthold, Patriarch zu Aquileja, und Eckbert, Bischof zu Bamberg. Otto, als Pfalzgraf von Burgund II., als Herzog von Meran I., residirte meist in Franken. Aus der väterlichen Erbschaft fielen ihm auch die ansehnlichen Bezirke dee ehemaligen Grafen von Formbach an. Hiervon überließ er im J. 1207 an das Hochstift Passau die Grafschaft des Ilzgaues [12]), ohne daß ein Preis genannt wird, und die Herrschaft oder die Burg Wöndberg [13]) für 1800 Mark Silber, und ein anderes Peilsteinisches Lehn. Auf dem Reichstage zu Andernach, den 5. April 1215, nahm er das Kreuz zu dem neuen gepredigten Kreuzzuge und gesellte sich im J. 1217 nebst dem Herzoge Leopold von Österreich zu den Kreuzfahrern aus Ungern [14]). Als Vorbereitung zum Kreuzzuge schenkte er im J. 1217 dem Kloster zu Banz ein Gut in Cemelenze [15]), und bemerkt in einer zweiten Urkunde, daß die Schenkung unter der Bedingung, wenn er von der vorhabenden Begleitung des königlichen Feldzuges nicht wieder zurückkehren werde, geschehen sei, und er auf diesen Fall die Vollziehung der Schenkung seinen Verwandten, dem Markgrafen Diepold und dem Grafen Poppo (von Henneberg), übertragen habe. Unter dem königlichen Feldzuge ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Kreuzzug gemeint, zu dem sich K. Friedrich II. bei seiner Krönung zu Aachen verbindlich gemacht hatte. Wir finden unsern Herzog Otto als Reichsfürsten oft bei den Kaisern, so bei Philipp den 2. Oct. (wahrscheinlich im J. 1207) in Erfurt, bei Otto IV. den 5. Sept. 1213 zu Würzburg, bei Friedrich II. den 16. März 1214 in Nürnberg, bei demselben den 11. Sept. 1215, bei demselben den 11. Mai 1216 in Würzburg, bei demselben den 10. Nov. 1216 zu Altenbueg, bei demselben den 1. Aug. 1220 zu Augsburg [16]). Bei dem jungen Könige Heinrich war er im J. 1228 zu Pfingsten (den 18. Mai) auf dem prächtigen Hoftage zu Straubingen [17]). Als des Kaisers Friedrich's II. Ungnade sich gegen den Herzog Ludwig von Baiern an dem Hoflager zu St. Germano

---

J. 1191. So nach *Koehlner*. Genealogia Familiae Augustae Stausensis Tabula II. ad p. 24, was aber unrichtig ist. Nach Paradin, Vignier (S. 144) und Miräus (Opera Diplomatica. T. I. p. 538) im J. 1200.

10) So nach Urkunden, und Alberich. S. 391. 11) Vignier S. 144, 145. *Heuterus*, Rerum Burgundicarum Lib. I. p. 24. *Dunod*, Histoire de Comté de Bourgogne. p. 294. 12) Diese Grafschafe des Ilzgau ging nach der Urkunde auf einer Seite von der Regenbrücke bis an die Ilz, auf der andern von der Donau bis an die böhmische Grenze, und begriff nach weitern Anzeigen die Gebiete von Zwiesel, Gräfenau, Bernstein, Waldkirchen, Wegscheid, Griesbach, Obernzell. K. H. Rieter von Lang, Baierische Jahrbücher. J. 1179—1294. S. 47.

13) Die Herrschaft Windberg lag in Österreich, in der Gegend, die noch heut zu Tage Windberg heißt, und umfaßte die Schlösser Rotenburg, Lichtenberg, Mauthausen, Wildberg 14) *Oliverius Scholasticus*, Historia Damiatina. c. I. p. 1397. Er wird hie und da Dux Moraviae (Herzog von Mähren) genannt, so im Bullarium Romanum. T. III. p. 191. Vergl. *Raynaldi*, Annal. Ecclesiast. ad an. 1217. §. 27, und Wilken, Gesch. der Kreuzzüge. 6. Th. S. 131. Jakob von Vitry (Histor. Hieros. Lib. III. p. 1129) nenne ihn Dux Bavariae, denn das Herzogthum Meran, als kein ursprüngliches, sondern dadurch erst entstandenes, daß Kaiser Friedrich I. die Grafen von Andechs zu Herzogen erhob, war ihm zu unbekannt. 15) Das Dorf Gemlenz, in dem Amte Culmbach. *De Lang*, Regesta rerum Boicarum. Vol. II. p. 85. *Schultes*, Directorium. II. p. 525. 16) Urkunde bei Falkenstein, Thür. Chron. 2. Th. S. 151. Urk. bei *Loeber*, De Burggr. Orlamund. p. 69. Urk. bei v. Schultes, Histor Schriften. 2. Abth. S. 567. Über Otto s. auch die urk. bei dems. S. 76, wo Herzog Otto von Meran (als Schutzherr des Klosters Langheim) versichere, daß Konrad von Kallenberg sich gegen ihn verbindlich gemacht, auch dieses bereits dem Könige Philipp versprochen habe, den Hof Burkersdorf, welcher dem Kloster Langheim zuständig sei, mit neuen Abgaben, bei Verlust seiner Herrschaft, die Saie genannt werde, nicht beschweren wollen (s. Schulees, Directorium. II. S. 449). Urk. bei *Eckstorm*, Chron. Walkenr. p. 17. Urk. bei *Kettner*, Antiq. Quedlinburg. Diplomata Saec. XIII. N. I. p. 217, 218. Urk. bei *Schöttgen* et *Kreyssig*, Diplomataria et Scriptt. T. II. p. 438. Urk. bei Sprenger, Dipl. Gesch. d. Kl. Banz. S. 339, 340. Urk. bei v. Hormayr, Beiträge zur Gesch. Tyrols. 2. Abth. S. 307. Urk. bei *Leuckfeld*, Antiq. Blankenburg., ap. *Ayrmann*, Sylloge Anecdotorum. T. I. Diplomata Northusensia. N. 3. p. 298. 17) *Hermannus Altahensis*, Annales ap. *Oefele*, Scriptt. T. I. p. 670.

Digitized by Google

in Italien äußerte, nahm gegen ihn auch der sich an diesem Hoflager befindende Herzog Otto von Meran Partei. Er bildete nebst des Kaisers Kanzler, dem Bischofe Siegfried von Regensburg, die nächste Umgebung des Kaisers in Italien, und bewies sich in den Jahren 1230 und 1231 höchst feindselig gegen den Herzog von Baiern [18]). So ein eifeiger Anhänger des Kaisers war Otto. Im J. 1230 befand er sich unter den Fürsten, deren sich der Kaiser zur Vermittelung seiner Aussöhnung mit dem Papste bediente. In der kirchlichen Welt machte er sich einen guten Namen durch seine Freigebigkeit. So vollendete er den Bau des Stiftes Diessen [19]). Herzog Otto von Meran nnd Pfalzgraf in Burgund stiftete den 20. Oct. 1223 mit Einwilligung seiner Gemahlin Beatrix für sich und seine Vorfahren ein Jahrgedächtniß im Kloster zu Banz, und wies ihm 133 Mark bambergee Währung an [20]). Er starb im J. 1234 und ward im Kloster Langheim bei seinrr Gemahlin Beatrix begraben [21]). Ihre Kinder waren: 1) Otto II, von welchem sogleich mehr; 2) Agnes, Gemahlin des Herzogs Friedrich von Österreich im J 1230, geschieden im J. 1243, sodann Herzog Ulrich's von Kärnthen; 3) Beatrix [22]), Gräfin von Orlamünda; 4) Margarethe, Gräfin von Truhending; 5) Elisabeth, Burggräfin von Nürnberg; 6) Adelheid, Gemahlin des Grafen von Chalons. Ungewiß ist, ob Poppo, der Dompropst, und Poppo, der Bischof, eine Person sei, und jener Otto's I. Vaterbruder und dieser Otto's Sohn; beide scheinen vielmehr eins, und Bischof Poppo von Bambrrg nicht Otto's I Sohn, sondern frin Vatrrbruder [23]).

3) Otto III. als Pfalzgraf von Burgund, Otto II. als Herzog von Meran, des vorigen Sohn und Nachfolger im J. 1234, verheirathete sich oder wol richtiger ward verlobt im J. 1225 [24]) mit der Tochter des Grafrn Theobald von Champagne, und drr Vater überließ ihm deshalb die Rechte auf die Grafschaft Burgund. So nach Vignier aus Urkunden. Der Herzog Otto von Meran verpfändete im J. 1227 die Grafschaft Burgund und erhielt dafür Geld geliehen. Durch Vermittelung des Cardinals T. S. Angeli ward laut Urkundrn im nämlichen Jahr ein neuer Vergleich zwischen dem Herzog Otto von Meran und dem Grafen Stephan und seinrm Sohne, dem Grafen Johann von Maçon, geschlossen, und diesem zufolge bekanntr Stephan, daß er die Herrschaft Rochefort, d'Oiselet und einiges Andere vom Herzoge von Meran zu Lehn habe. Der Vicecomes Thomas von Besançon bekannte sich im J. 1229 als Vasall des Herzogs von Meran. Bei dem, was wir zu den Jahren 1225, 1227 und 1228 erzählt haben, findet sich nicht bemerkt, ob Otto der Vater oder der Sohn darunter zu verstehen. Hat im J. 1225 der Vater dem Sohne die Rechte auf die Grafschaft Burgund völlig aufgegeben, so kann natürlich nur der Sohn damit gemeint sein. Doch wegen der Jugend des Sohnes ist anzunehmen, daß der Vater für den Sohn gehandelt habe, und also eigentlich, wie Vignier zu thun scheint, der Vater, d. h. Pfalzgraf Otto II., zu verstehen ist. Nach Verpfändung der Grafschaft Burgund an den Grafen Theobald mußte dir Wirksamkeit des Vaters und des Sohnes in Burgund sehr beschränkt werden. Auch finden wir sie meist in Teutschland und Italien. Doch wandte Pfalzgraf Otto III. auch der Grafschaft Burgund in kirchlicher Beziehung seine Sorge zu, denn er stiftete im J. 1248 ein Chorherrenstift zu Poligny. Bei den Streitigkeiten, in welche der Herzog von Baiern in den Jahren 1239 und 1240 mit den Bischöfen verwickelt war, welche die päpstliche Bannbulle gegen den Kaiser nicht verkündigen wollten, hatte Herzog Otto II. von Meran, als Pfalzgraf von Burgund Otto III., der ohnedies selten Freund der Wittelsbacher war, die Partei grgen den Herzog genommen, zog aber hierdurch seinem Lande große Leiden zu, denn die bairischen Völker überfielen im J. 1241 Wolfartshausen, die Andechsischen Schirmklöster Benedictbeuren und das Falkensteinische Schirmkloster Tzgernsee, und überhaupt alle Kirchen und Klöster im Andechsischen Gebiete. Herzog Friedrich von Österreich ließ sich im J. 1243 von seiner Gemahlin Agnes, einer Schwester des Herzogs von Meran, scheiden. Sie hat ihm zum Unterpfand ihres Brautschatzes das Schloß Schärding mit andern meranischen Gütern in der alten Grafschaft Formbach zugebracht. Gleichwol wollte sie jetzt der Herzog Friedrich nicht herausgeben. Kein Wunder, daß dieses und jene Scheidung den Herzog von Meran von der Partei der für den Kaiser Verbündeten trennte und machte, daß er sich auf die päpstliche Seite neigte. Als im J. 1247 das Heer des Herzogs von Baiern unter Anführung des Prinzen Ludwig auszog, mit der erklärten Absicht, das ganze Gebiet von Wasserburg in Besitz zu nehmen und auf den Grund des eventuellen Erbvergleichs den allen Grafen lieber gleich bei lebendigem Leibe zu beerben, suchte sich Herzog Otto von Meran dieser Besitzergreifung zu widersetzen, mochte er sie nun für zu frühzeitig oder überhaupt für ungültig halten. Er sandte also dem Grafen von Wasserburg sein Hilfsvolk zu, vermuthlich, wie gewöhnlich, unter der Anführung des Grafen von Falkenstein, der sein Landeshauptmann war. Aber die Einmischung in diesen Krieg kam dem Herzog Otto II. von Meran sehr theuer zu stehen, denn Prinz Ludwig besetzte alle Andechsischen Besitzungen in Baiern, Wolfartshausen, Diessen, Schärding und Neuburg am Inn [25]). Otto starb den 19. Jun. [26]) 1248, nach

18) Lang, Bairische Jahrbücher. S. 46, 47, 58, 60, 69, 77, 79, 129. 19) Anonymus Diessensis Catalogus Praepositorum Diessiensium ap. *Oefele*. Rer. Boic. Scriptt. T. I. p. 646. 20) S. die Urk. bei Sprenger, Diplom. Gesch. der Abtei zu Banz. S. 341. 21) Anonymi Monachi Diessensis Memoria Comitum Diessensium ap. *Oefele*. T. I. p. 703. 22) S. den Art. Grafen von Orlamünde. 23) S. v. Lang, Bairische Jahrbücher. S. 129. 24) Nach Lang (S. 125, 129) ward Otto erst im J. 1218 geboren.

25) v. Lang S. 107, 113, 114, 123. 26) XIIII. Cal. Julii. *Luitoldi* Presbyteri Necrologium Diessense ap. *Oefele* I. p. 663. Bei Luitold (S. 670), wo er erzählt: Die Markgräfin Sophia habe nach dem Tode ihres Gemahls, des Markgrafen Heinrich von Istrien, ihre Mitgift verkauft und dem Stifte Diessen 300 Mark augsbueger Münze gegeben; zur Zahlung dieser Pfennige habe Herzog Otto von Meran dem Stifte den Zehnten

Digitized by Google

der gewöhnlichen Erzählung ward er in Plassenburg von seinem Höflinge Hager ermordet [27]). In der Wahrheit aber starb er, nachdem er sein Testament auf dem Krankenbette gemacht (aegritudinis molestia lecto decumbens) auf seinem Schlosse zu Niestein. Er ward in Langheim bei seinen Ältern begraben. Er war der letzte Sproß aus dem Hause Andechs, da er auch von seiner Gemahlin Elisabeth, der Tochter des Grafen Albrecht von Tyrol, keine Kinder hinterließ. Der Herzog von Baiern behielt daher, was er im vorigen Jahre erobert hatte, nämlich die alte Grafschaft Diessen oder Andechs, die Grafschaft Wolfartshausen und grassauer Thal. Neuburg, Schärding, zu dem auch Ried gehörte, erhielt er vom Kaiser als Reichslehn. Der Bischof von Brixen nahm als heimgefallene Lehen die Gegend von Matry, Steinach bis an den Fuß des Brenners ein, ferner Brixen, Clauffen, Mühlbach ꝛc. Graf Albrecht von Tyrol nahm für seine Tochter Elisabeth, die Witwe Otto's, die meranische Grafschaft Thauer, mit Insbruck, Hall, Schwatz, Achenthal ꝛc. in Besitz. Vom meranischen Lande in Franken hatte der Bischof von Bamberg als Lehnherr das Ganze besetzen lassen, und nöthigte so die Erben, nicht blos die unbestrittenen Lehnbezirke von Lichtenfels, Ginchburg, Weismain, Nieften ihm zu überlassen, sondern auch die Bezirke von Kronach, Nordhalben, Stadt Steinach, M. Schorgast und Kupferberg abzutreten, und da Teuschnitz und Leugast an das Kloster Langheim vergabt waren, blieb Otto's Schwester, der Gräfin von Orlamünda, nur das übrig, was wir im Art. Orlamünda (Grafen von) bemerkt haben. Von Otto's andern Schwestern erhielt Margaretha, Gräfin von Truhendinge, Scheslitz, Ginch und anderes mehr, und Elisabeth, die Burggräfin von Nürnberg, die Gegend von Baireuth, und ihr Gemahl Friedrich vom Kaiser die Oberlehnbarkeit über das Land Hof, welches die Voigte von Weida besaßen, und welches das Regnitzvoigtland heißt. Otto's Schwester Agnes, die Herzogin von Kärnthen, war schon früher im Besitze von Neuburg und Schärding, und erhielt, wie es scheint, nun nichts weiter, als die burgundischen Abfindungsgelder. Die Grafschaft Burgund oder näher bezeichnet Hochburgund, welche von Besançon bis an das Elsaß reichte, behielt nämlich der Graf Hugo Johann von Chalons, der Gemahl der Schwester Otto's, welche Adelheid hieß, als seinen Erbtheil zurück, und zahlte dafür Geld an die andern Schwestern, insoweit die Bezirke der Grafschaft Alod oder Eigen waren [28]). Die Besitzungen dagegen, welche der Herzog Otto von Meran in der Grafschaft Burgund vom Reiche zu Lehn gehabt, schenkte der römische König Wilhelm, von Holland genannt, den 24. Febr. zu Ingelheim dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Gemahle der Schwester des Pfalzgrafen Otto III. von Burgund. Diese Reichslehen und was der Burggraf aus der Hinterlassenschaft seines Schwagers in Burgund gekauft hat, machte sich der Burggraf im J. 1256 verbindlich, außer der Voigtei Besançon, die er sich vorbehielt, abzutreten, an seinen künftigen Schwiegersohn, den Grafen Johann, den Sohn des Grafen Johann von Burgund, mit dem er seine und Elisabeth's Tochter Adelheid verlobt hatte. Aber da dieses als den ältesten Sohn des Grafen Johann und seiner Gemahlin Alisa, Namens Hugo, beeinträchtigend genommen und Zwietracht und Krieg zwischen den Brüdern gefürchtet ward, so wurde die im J. 1255 geschlossene Eheverbindung und die ihr im J. 1256 folgenden Verträge wieder aufgehoben, und der Burggraf verkaufte, was er als Mitgift seinem Schwiegersohne gegeben, dessen Bruder Hugo für Geld [29]). Die Gräfin Beatrix von Orlamünda, die Schwester des Pfalzgrafen Otto III., verkaufte im J. 1265 alle Rechte, die sie sich aus der väterlichen Erbfolge in der Grafschaft Burgund (Hochburgund) beigelegt hatte, für eine gewisse Summe dem Herzoge Hugo IV. von Burgund [30]) (Niederburgund).

4) Otto IV., Othelin, ältester Sohn des Pfalzgrafen Hugo von Burgund und Alisa's, hatte zu Brüdern Stephan, Reginald, Henderich, Hugo und Johann. Sein Vater starb im J. 1266. Seine Mutter finden wir schon im J. 1269 wieder vermählt mit dem Grafen Philipp von Savoyen. Mit Bewilligung ihres Gemahles theilte die Gräfin Alisa von Burgund im J. 1278 alle Gebiete, die sie in Burgund hatte, unter ihre Söhne erster Ehe, und machte den ältesten Otho oder in Verkleinerung Othelin zum Pfalzgrafen von Burgund [31]). Um das Blutbad der sicilianischen Vesper zu rächen, wohnte Otto IV. der Heerfahrt der französischen Fürsten nach Italien bei [32]). Zu seines Bruders Otto IV. Gunsten wollte Reginald, der Graf von Mümpelgard, die Lehen seiner Grafschaft der Grafschaft Burgund zusprechen und mußte dafür dem römischen Könige Rudolf im J. 1284 eine Strafe von 8000 Mark zahlen [33]). Ein anderer Bruder Otto's IV., Namens Henderich, unternahm (wie man hinzusetzt, auf der Mutter Rath) die Streitigkeiten der Familien von Meran und Chalons zu erneuern, und die Grafschaft Burgund an sich zu reißen, und starb deshalb als Gefangener seines Bruders Otto IV. ohne Kinder [34]). Ein Streit entstand im J. 1290 zwischen dem Herzoge Robert von Burgund (Niederburgund), dem Grafen Otho IV. von Burgund (Hochburgund), weil der Graf nicht zugeben wollte, daß er ein Vasall des Herzogs sei. Der Graf, um sich vor dem Herzoge zu sichern, verlobte seine Tochter Johanna Philipp dem Langen, dem zweiten Sohne des Königs Philipp des Schönen,

in Franken von allen seinen Einkünften gegeben. Markgraf Heinrich von Istrien (st. 1240) war der Bruder des Herzogs Otto I. und Vaterbruder des Herzogs Otto II. von Meran.

27) Oder wie der Anonymus Monachus Diessensis, Memoria sepulchralis Comitum Diessensium p. 703 sich im Allgemeinen hält: Anno MCCCXLVIII. Otto Dux Meraniae, Comes Palatinus Burgundiae, filius Ottonis praedicti, *a suis intoxicatus* obiit. 28) v. Lang S. 125—127.

29) Bignier S. 151, 152. Ötter, Zweiter Versuch einer Geschichte der Burggrafen zu Nürnberg. S. 302. 30) So nach der Urkunde. 31) Bignier a. a. O. 32) *Heuterus*, Rer. Burgund. Lib. I. p. 25. 33) Nach den mümpelgarder Urkunden. 34) *Heuterus* p. 25.

Digitized by Google

und gab auf und ertheilte als Heirathsgut sowol dem Könige, als dem Sohne seine Grafschaft und alle anliegende Gebiete. Der König nahm sie in Besitz, erkannte aber zu, daß dem Herzoge von Burgund dafür Genugthuung gegeben werden müsse. Mit Eudo, dem Herrn von Montferrier, Vicomte von Besançon, schloß Otto IV. im J. 1294 einen Kaufvertrag. Otto IV. hatte die Tochter des Grafen Robert von Artois geheirathet, der im J. 1302 fiel, und der König ertheilte ihm im J. 1303 die Grafschaft Artois, obgleich Robert von seinem Sohne Philipp männliche Nachkommenschaft hatte. Unter Anführung des Grafen Otto von Burgund und Artois fochten im J. 1303 die Franzosen glücklich gegen die Flanderer bei Ravemberg. Otto starb im J. 1306 und hinterließ zwei Töchter, Johanna, die Gemahlin Philipp's des Langen, des zweiten Sohnes Philipp's des Schönen, und Blanka, die Gemahlin des Grafen Karl von Marche, des Bruders von jenem. Otto's einziger Sohn Philipp überlebte ihn zwar, folgte ihm aber in der Grafschaft Burgund nicht, theils weil er in der Jugend starb, theils weil sein Schwager zu Folge der Verträge Erbe der Grafschaft war [35]). (*Ferdinand Wachter.*)

f) Von Hessen.

1) Otto, Landgraf von Hessen. Er war ein Sohn des Landgrafen Heinrich I., das Kind von Brabant genannt, und aus dessen erster Ehe mit Adelheid, Tochter Herzogs Albrecht von Braunschweig, geboren im J. 1272. Er hatte noch einen ältern Bruder Heinrich; mit diesem und den Söhnen zweiter Ehe traf der alte Landgraf eine Theilung seines Landes. Kaiser Adolf stellte über die mit den Söhnen erster Ehe getroffene Theilung am 4. Jul. 1296 zu Frankfurt eine Urkunde aus. Aber Otto war hiermit unzufrieden, er griff, verbunden mit seinem Schwager Grafen Gottfried von Ziegenhain, sogleich zu den Waffen. Kaiser Adolf leistete in diesem Kampfe dem Landgrafen persönliche Hilfe und belagerte die Empörer (in der Mitte August 1296) in dem zwischen Marburg und Gießen gelegenen ziegenhainischen Schlosse Staufenberg. Der Ausgang ist nicht bekannt. Heinrich der Jüngere verschwindet nach dem J. 1297 und der eine Sohn zweiter Ehe, Ludwig, wurde Geistlicher und Bischof zu Münster. So waren nur noch zwei erbfolgefähige Söhne übrig, zwischen denen nun der alte Landgraf das Hessenland theilte. Otto erhielt Marburg mit Oberhessen und Johann Cassel mit Niederhessen. Otto findet sich schon vor seines Vaters Tode, der am 21. Dec. 1308 erfolgte, als Regent. Nachdem Johann an der Pest im Anfange des J. 1311 und zwar ohne Söhne gestorben, fiel sein Antheil an Otto, der sonach wieder das ganze Hessenland vereinte. Nachdem Otto im J. 1309 das Schloß Gernbach erkauft, kam er mit Graf Heinrich I. von Nassau zu Siegen in Fehde, der jenes Schloß im J. 1310 zerstörte, und die Burg Dringenstein gegen Hessen aufschlug. Bis zum J. 1314 scheint der Streit gewährt zu haben. Herzog Albrecht der Fette hatte das seinem Vater Albrecht dem Großen versetzte Gudensberg in Niederhessen inne; da er die Ablösung weigerte, überzog ihn Otto im J. 1312 mit Krieg, und eroberte jenes wieder. Ein anderer Streit mit Mainz nahte drohender. Hessen hatte bedeutende mainzische Lehen. Erzbischof Peter betrachtete die Theilung zwischen den landgräflichen Brüdern als eine Todtheilung und deshalb die Lehen Johann's durch dessen Tod für heimgefallen; deshalb verband er sich mit dem Kaiser Ludwig, der selbst versprach, Johann's Reichslehen einzuziehen; auch verband er sich mit dem Grafen von Waldeck und Johann von Ziegenhain und dem Abte von Fulda. Er zog hessische Vasallen an sich, insbesondere die von Halwigk mit ihren Verwandten, die wegen eines von ihnen unter der Schauenburg am Habichtswalde erbauten Schlosses mit dem Landgrafen im Streite lagen. Auch Nassau u. a. wurden gewonnen. Im J. 1315 brach der Krieg aus. Der Abt von Fulda verwüstete insbesondere die Umgegend von Alsfeld. Aber der Landgraf wußte dem Erzbischofe seine Verbündeten bald abzugewinnen. Im J. 1318 oder 1319 scheint die Fehde ein Ende genommen zu haben. Peter's Nachfolger Matthias erneute den Streit, den Abt Heinrich VI. von Fulda dahin vermittelte, daß beide Theile im J. 1324 Schiedsrichter wählten. Der Graf Emmicho von Nassau ward zum Obmanne bestimmt. Diese sprachen nun am 10. Nov. 1324 sowol über die übrigen streitigen Gegenstände, als über die Lehen, die Landgraf Johann von dem Erzstifte gehabt. In Ansehung jener, die erst hierdurch näher bekannt werden, entschieden sie: daß der Erzbischof im Besitze des Schlosses Schöneberg bleibe und der Landgraf etwanige Ansprüche im Rechtsweg ausführen solle; daß der Landgraf das Schloß Wolkersdorf, welches der Erzbischof widerrechtlich erkauft, in das Gericht ziehe, in welchem es gelegen; daß es in Ansehung des Reinhardswaldes vor der Hand bei dem Besitzstande bleibe; daß die verschwiegenen Lehen dem Erzstifte heimfallen sollten, wenn der Erzbischof die Lehnsbarkeit erwiesen und der Landgraf nicht schwöre, daß er dieselben aus Unwissenheit verschwiegen; daß der Landgraf die von ihm empfangenen mainzischen Lehen im Oberland im Besitze behalte ꝛc. In Ansehung der Lehen, die Johann in Niederhessen gehabt, erkannten sie aber: daß der Landgraf darin sitzen bleibe, und wenn ihn der Erzbischof darum ansprechen wolle, die Sache durch ein Manngericht entscheiden lassen sollte. Dieses Manngericht wurde sofort niedergesetzt, doch der Landgraf sandte Bevollmächtigte hin, und ließ die Berufung an den Kaiser und das Reich einlegen; diese ward aber nicht angenommen, und ein dritter und letzter Tag auf den ersten Mittwochen des J. 1325 angesetzt. Da der Landgraf nicht erschien, erklärte das Gericht, geschreckt durch die Drohungen des Erzbischofs, die Lehen für heimgefallen. Es waren dieses: die Grafschaft und das Landgericht zu Hessen, genannt das Gericht zu Maden, Burg und Stadt Gudensberg, nebst allen in diese Grafschaft und dieses Landgericht gehörenden Centen, die Voigteien über die Klöster Hasungen und Breitenau, die Schlösser und Städte Felsberg, Melsungen, Wolfhagen, Schartenberg, Zierenberg, Im-

35) Wigand S. 158, 159.

menhausen, Grebenstein und die Hälfte von Ziegenberg, das Gericht zu Ditmold, die Kirchsätze zu Wildungen, Wenigenzennern und Reichenhagen. Es kam zur Fehde. Schon im Anfange erlitten die Marburger eine Niederlage, mit Hilfe des Erzbischofs Balduin von Trier eroberte der Erzbischof Matthias (Aug. 1327) Gießen, aber die über die Mißhandlungen empörten Bürger vertrieben ihn bald wieder. Dagegen schlug Otto's Sohn, Heinrich (10. Aug. 1327), in den Thälern von Wetzlar den Grafen Johann von Nassau-Dillenburg in einer blutigen Schlacht und zerstörte das Mainz verbündete Hohensolms. Die Verwüstungen der Mainzer in Hessen waren schrecklich, man schlug den Schaden in Oberhessen auf 200,000 Fl. an. Der Tod endete die Fehde. Sowol der Erzbischof, als der Landgraf starben im J. 1328, letzterer am 17. Jan. Beider Nachfolger sühnten sich alsbald. Otto war wenige Jahre vor seinem Tode am päpstlichen Hofe zu Avignon gewesen. Mit seiner Gemahlin Adelheid, Gräfin von Ravensberg (gest. 1333), hatte er fünf Kinder: 1) Heinrich II. oder der Eiserne (gest. 1377), folgte ihm in der Regierung; 2) Ludwig, abgefunden auf Grebenstein (gest. 1345); 3) Otto, im J. 1325 vom Papste zum Erzbischofe von Magdeburg erhoben, in welcher Würde er im J. 1361 starb; 4) Hermann, abgefunden auf Nordeck, starb ehelos im J. 1367; 5) Elisabeth, vermählt an Herzog Rudolf den Jüngern von Sachsen und lebte noch 1354. (*G. Landau.*)

2) Otto, Prinz von Hessen, bekannt mit dem Beinamen des Schützen, war der einzige Sohn Landgrafen Heinrich's II., genannt der Eiserne. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Die Sage erzählt von ihm: Er habe einen ältern Bruder gehabt und sein Vater ihn deshalb für den geistlichen Stand bestimmt, da er diesem aber abgeneigt, sei er entwichen und als Schütze in die Dienste des Grafen von Cleve getreten. Hier habe ihm sein Betragen bald allgemeine Liebe und sein Muth Achtung erworben. Sein Bruder Heinrich sei inzwischen gestorben, und da man von Otto's Leben und Aufenthalte nichts gewußt, sei der alte Landgraf sehr betrübt worden, denn er habe keine Söhne mehr gehabt. Als nun ein hessischer Edeler Heinrich von Homberg nach Aachen reiten wollen, sei er nach Cleve gekommen und habe Otto erkannt und es dem Grafen angezeigt; der habe nun nach des Ritters Rückkehr seine Mannen versammelt, Otto's Stand ihnen kund gethan und seine Tochter Elisabeth ehelich mit ihm verbunden ꝛc. Wie weit diese Sage begründet, läßt sich nicht bestimmt angeben*). Folgendes steht historisch fest: Von einem ältern Bruder ist nichts bekannt und Otto wird in Urkunden nach dem J. 1340 stets der Erstgeborne genannt. Nachdem er Elisabeth, die Tochter des Grafen Dietrich XI. von Cleve, geehelicht, nahm ihn ums J. 1340 sein Vater als Mitregent auf. Im J. 1350 bestellte ihn der Kaiser zum Schirmherrn über Mühlhausen. Später wurde er in heftige Streitigkeiten mit dem Abte Heinrich VII. von Fulda verwickelt. Während er das wüste Neuwallenstein gegen Fulda wiederherstellte, befestigte dieser das von jenem nicht ferne, fuldische Grenzdorf Hausen, und erhob diesen Ort zu einer Stadt. Der Kaiser, dem der Abt über Otto seine Klagen vorbrachte, gebot dem Landgrafen Heinrich die Unternehmungen seines Sohnes zu hindern. Doch die Warnungen des Vaters überhörend, fiel Otto mit 1200 Cleven ins fuldische Gebiet; hierdurch entspann sich eine Fehde, an der auch der Landgraf von Thüringen gegen Fulda Theil nahm. Während Letzterer in die nordöstlichen Ämter der Abtei fiel, eroberte Otto (25. Nov. 1359) die Stadt Hünfeld, die der Abt jedoch bald wieder eroberte. Nachdem jene auch Raßdorf genommen und Nordheim angreifen wollten, kam auf dem Felde bei Gerstungen ein Friede zu Stande, der in Becka völlig abgeschlossen wurde. Im J. 1361 versetzte der Landgraf seinem Sohne Rotenburg und Friedewald. Am 10. Dec. 1366 starb Otto, nicht, wie die Sage erzählt, an Gift zu Spangenberg, sondern plötzlich auf einer Tageleistung zu Mainz. Er starb ohne Kinder und dieses stürzte Hessen in einen verzwiflungsvollen Zustand. Seine Witwe erhielt im J. 1367 Spangenberg zum Witwensitze, während ihr schon früher Frankenberg an der Eder zum Leibgedinge überwiesen worden war. Das Andenken Otto's und seiner Gemahlin hat sich noch auf mannichfache Weise erhalten. So bewahrt das Museum zu Cassel noch seine Armbrust und sein Trinkgefäß, das Schloß zu Spangenberg einen mit dem hessischen und cleviſchen Wappen gezierten Brautkasten ꝛc. (*G. Landau.*)

*) S. insbesondere J. H. Schmincke's historische Untersuchung von Otto dem Schützen ꝛc. Herausgegeben von seinem Sohne Fr. Chr. Schmincke. (Cassel 1748. 4.) Hier wird die Sage gänzlich verworfen, aber die angebliche Urkunde v. J. 1328, auf welche Schmincke besonders fußt (wodurch er auch von Rommel u. A. verleitet) ist nicht von diesem, sondern v. J. 1348, wodurch das Gebäude seiner Gründe einen großen Riß erhält.

g) Von der Lausitz.

Otto, Markgrafen von der Lausitz, eigentlich Huodo, Hodo, Udo, Odo [1]). 1) Huodo I. kommt als Gaugraf in Nordthüringen zum J. 974 vor, und in seiner Grafschaft der Hof Bareboi [2]). Als Markgraf erscheint er urkundlich den 21. Mai 987 und zwar in seiner Gaugrafschaft in Nordthüringen wider Barby [3]). Berühmt hat er sich als Markgraf gemacht, daß er den Herzog Miseco von Polen so in Zaum hielt. So bekriegte er im J. 972 den Herzog Miseco, der doch dem Kaiser treu und bis an die Warte zinsbar war. Dem Markgrafen stand blos der Graf Siegfried von Stade, noch ein Jüngling, der nachmalige Vater des Bischofs Siegfried von Stade, bei. In der Schlacht an dem Orte

1) Man findet Otto und Hodo von den Neuern, vorzüglich in den Registern zu Geschichtswerken, für einen Namen genommen, aber die ältern Geschichtschreiber und die Urkunden unterscheiden sehr wohl. 2) Barby, Urk. K. Otto's II bei *Kettner*, Antiq. Quedlinburg. N. 17. p. 22, 23. Als eins mit unserm Hudo wird von Schultes (Director. Diplomat. I.) der Huodo genommen, der im J. 961 ein Gut im Helmingowe zu Lehn hat. 3) Urk. K. Otto III. bei *Kettner* N. 22. p. 29. S. auch die Urk. vom 12. Oct. 992 (bei dems. N. XXIV. S. 31, 32, wo Huodo bei dem Kaiser auf einer Fürstenversammlung zu Grona ist.

Digitized by Google

Cidini oder nach der andern Lesart Cidri, siegten die Teutschen Anfangs. Doch außer den beiden Grafen fielen die tapfersten Kriegsmannen alle. Die Polen führte Cidebur, Miseco's Bruder, an. Der Kaiser gebot von Italien aus Hudo'n und Miseco'n Frieden [4]). Ungeachtet dieser Niederlage wußte doch Hudo Miseco'n so in Schrecken zu setzen, daß dieser sich nicht erkühnte, im Pelze in das Haus zu gehen, wo er wußte, daß jener war, noch wenn Hodo aufstand, jemals zu sitzen wagte. Zur Zeit Heinrich's II., wo Miseco's Sohn, Bolislav, sein Haupt erhob, blickte man mit Sehnsucht auf die Zeiten zurück, wo der herrliche Hodo gelebt hatte [5]). Markgraf war Hodo gegen die polnische Grenze hin, ob aber in der Lausitz, ist sehr zweifelhaft. Doch wird er als Dietmar's I. Nachfolger und Gero I. als sein Nachfolger angenommen, und geschlossen, weil Hodo den 6. Jan. 993 und Gero den 11. Jul. 993 vorkommt, daß Hodo zwischen dem 6. Jan. und 11. Jul. gestorben sein müsse [6]).

2) Odo II., gewöhnlich von den Neuern Otto II. genannt, weshalb wir die beiden Hodo unter Otto aufnehmen, jedoch im Artikel selbst Hodo und Odo schreiben, war Dietmar's II. Sohn, dem er im J. 1029 in der Mark Lausitz folgte. Das lauterberger Zeitbuch sagt von ihm, die Passio sancti Adalberti erwähne seiner: *Odo* pugnax Marchio laceris vexillis terga vertit. Odo starb kinderlos, und mit ihm erlosch das Geschlecht Gero's des Großen. Nach dem lauterberger Zeitbuch [7]) erhielt Dedi seine Mark, und Dietrich wird als Odo's Nachfolger gewöhnlich angenommen. Der fuldaer Nekrolog [8]) setzt den Tod eines Grafen Hutho in das J. 1034. Ist dieser unser Markgraf, so kann Dietrich, der nach den hildesheimer Jahrbüchern zum J. 1034 erschlagen ward, nur einige Monate sein Nachfolger gewesen sein. Vielleicht war er es auch gar nicht, da die hildesheimer Jahrbücher ihn nur Ostergraf (Comes Orientalium) nennen. Doch sagen dieselben Jahrbücher, sein Sohn Dedi habe seine Würde erhalten, und dieser war Markgraf von der Lausitz [9]). (*Ferdinand Wachter.*

b) Von Mähren.

Otto, Ottek, Oreik, der Schwarze, Herzog von Mähren, hatte zum Vater Otto'n I., der Olmütz und den östlichen Theil von Mähren besaß und im J. 1086 starb, und zur Mutter Euphemia [1]), die Tochter des Königs Bel von Ungern [2]). Sein Bruder Swatapulk war älter, als er. Sein Vaterbruder war Herzog Wratislav von Böhmen, und dessen Söhne Herzog Wladislao I. von Böhmen und Sobeslao. Seine andern Vaterbrüder waren Jaromir und Konrad. Diese waren mit Otto's Vater sehr einig gewesen. Wratislav vertrieb Swatapulk und Otto'n aus der väterlichen Erbschaft, und gab Olmütz und andere seinem Sohne Bolislav. Konrad nahm sich seiner Neffen Swatapulk und Otto an. Hierüber erzürnte sich Wratislao sehr. Sein Sohn starb im J. 1091, und nun zog er nach Mähren, um Konraden daraus zu vertreiben; aber er zerfiel mit seinem Sohne Brecislav und verglich sich nun mit Konrad. Während des Kriegs zwischen dem Markgrafen Otto dem Reichen auf der einen, und dessen Söhne auf der andern Seite ging Otto von Mähren mit einem Heere nach Meißen, und verwüstete ringsum das Land. Nach vielem von ihm zugefügten Schaden zog er sich auf Bitten derer, welche den Markgrafen bekämpften, zurück [3]). Nach Wratislav's Tode ward Herzog Konrad, der seinen Neffen Otto liebte. Auf Konrad folgte Brecislav als Herzog von Böhmen, und ihm gehorchten Swatapulk, Otto und ihre Mutter Euphemia. Mit seinem Bruder Swatapulk stand Otto im J. 1101 dem Herzoge Boriwoy gegen seinen Nebenbuhler Odalrich und dessen Helfer, die Teutschen, bei. Odalrich hatte diesen vorgespiegelt, er habe viele Anhänger in Böhmen. Enttäuscht wurden sie, als sie an der Wzlalsa lagerten. Otto und sein Bruder schloß sie hier ein, und sie konnten nur des Nachts auf dem engen Fußpfade durch den Wald nach Haber sich ziehen. Otto's Bruder blieb nicht immer Boriwoy's Anhänger. Im J. 1106 folgte er der Einladung der Böhmen, und bestieg ihren Thron; Boriwoy floh im J. 1107 zum Könige Heinrich V. Dieser wollte ihn wieder einsetzen, und ließ Swatapulk'en entbieten, zu ihm zu kommen, oder er werde ihn in Prag heimsuchen. Der König zog mit Heeresmacht heran. Swatapulk versammelte die Großen Böhmens am Eingange des Waldes bei der Stadt Hlumek (Clum), setzte über sie seinen Bruder Otto, und ging allein zum Könige. Dieser ließ ihn in Haft setzen, und gab den Böhmen, die mit ihm gekommen, Boriwoy zum Herzoge. Sie sollten ihn zurück nach Prag auf den Thron bringen. Am dritten Tage ihrer Rückfahrt lagerten sie bei dem Schlosse Donin. Als Otto dieses hörte, zog er mit sechs Legionen Kerntruppen über das Gebirge, und stürzte sich auf Boriwoy's Lager. Boriwoy, bereits gewarnt, war entflohen, und hatte sich verborgen. Swatapulk löfete sich mit 100,000 Mark aus der Ge-

4) Dithmar von Merseburg, Wagnersche Ausg. S. 36. 5) Derf. 6) So von Leutsch, Markgraf Gero. S. 156. Vergl. Allgem. Enc. d. W. u. K. 1. Sect. 26. Th. S. 187, wo Z. 11 für 999 zu lesen ist 993. 7) Chronicon Montis Seren. ap. *Mencke*, Scriptt. T. II. p. 379, 380. 8) So von Worbs, Neues Archiv. 1. S. 283. 9) Bei *Leibnitz.* Scriptt. T. III. p. 767. 10) Vergl. F. Wachter, Geschichte Sachsens. S. 239, 240.

1) *Cosmas Prag.* ap. *Mencke*, Scriptt. T. I. p. 2050. Cosmas von Prag nennt Otto'n immer Wladislav's Bruder, aber dieses muß Vetter bedeuten, wie S. 2109 erhellt, wenn er sagt: Herzog Wladislav löset seinen Bruder Otto aus den Banden und gibt ihm die Hälfte des ganzen Mährens zurück, die er einst nach dem Tode seines Bruders Swatapulk besessen.

2) *Balbinus*, Miscell. Sect. I. c. 25. p. 103. Die bosauer Jahrbücher bei *Eccard.* Corp. Hist. Med. Aevi. Vergl. den Art. Otto, der Reiche, Markgraf von Meißen. Otto wird dort sehr uneigentlich Herzog von Böhmen genannt. Die Annal. Bosovienses sagen nämlich: Dux Boëmiae, nomine Otto, qui de Merhern transpositus fuerat. Otto war aber damals noch nicht zum Herzoge von Böhmen ernannt. Die Annal. Bosov. nennen also zu früh schon ihn Herzog von Böhmen. 3) *Cosmas* p. 2050, 2060, 2085, 2089—2091, 2100—2104. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 106.

Digitized by Google

fangenschaft, und gab seinen Bruder dem Könige zu Geisel. Aber wenige Tage nachher entfloh Otto vom Hofe des Königs zu Swatapulk. Dieser ward im J. 1109, als er sich beim Könige auf der Heerfahrt gegen Polen befand, von einem der Böhmen meuchlerisch erschlagen. Der König stellte den Böhmen frei, wen von den Fürstensöhnen sie zum Herzoge wählen wollten. Graf Wecek bat ihn, daß er ihnen Otto'n zum Herzoge bestimmen möchte. Der König billigte das, und das Volk sang im Lager: Kyrie eleison. Otto ward nach Prag gefahren. Wecek und sämmtliche, die aus Mähren zugegen waren, bemühten sich, Otto'n auf den Thron zu bringen; aber sie thaten dieses nicht mit Einwilligung der Böhmen und Bischöfe. Da wurden die Eide verlesen, die einst geschworen worden waren von allen Böhmen, als sie Swatapulk'en auf den Thron setzten, daß nach seinem Tode Wladislav auf den Fürstenstuhl befördert werden sollte. So bestieg Wladislav, Otto's Vetter, den Thron. Wladislav's älterer Bruder Boriwoy eilte aus Polen zu dem Grafen Wigbert von Groitsch, seinem Schwager, und bemächtigte sich mit dessen Hilfe Prags. Auch Wissegrad ward ihm übergeben. Otto und der Graf Wecek kamen in derselben Nacht vom Schlosse Grabek, und lagerten sich am Bache Bruznik. Am Tage darauf schlossen sie Wissegrad ein, sodaß Niemand zum Beistande Boriwoy's weder hinaus noch herein gehen konnte. Otto war nämlich von Wladislav zum Weihnachtsfeste nach Grabek eingeladen gewesen. Da aber Wladislav unterdessen vom Könige nach Pilsen eingeladen war, hatte der Herzog dem Grafen Wecek übertragen, Otto'n auf das Eifrigste zu bewirthen. Otto war des Wladislav treuer Anhänger geworden, und hatte nach seines Bruders Tode die Hälfte Mährens erhalten, die dieser besessen. Von Pilsen eilte Wladislav jetzt herbei, und schlug die Heerschar, die Wigbert unter seinem Sohne Waceslav Boriwoy'n zum Beistande gesendet [4]). Otto verlor durch diese Schlacht seinen treuen Anhänger, den Grafen Wecena. Die Vettern, Herzog Wladislav und Otto lebten in schöner Eintracht. Aber nur zu bald fehlte es nicht an solchen, die Zwietracht zwischen ihnen säeten, und dergestalt, daß Einer von dem Andern Nachstellungen fürchtete. Otto ward von Wladislav zum Osterfeste des J. 1113 eingeladen, aber scheute sich zu kommen. Auf die dritte Ladung erschien Otto den 29. April bei Herzog Wladislav an dem bestimmten Orte, dem Dorfe Tinek, hatte sich aber zu seiner Sicherheit mit einer großen Schar Rittern umgeben. Hier in Tinek pflogen die Vettern Unterhandlungen über verschiedene Gegenstände, schworen sich Eide, und wurden, wie es schien, mit einander ausgesöhnt. Otto hatte den prager Chorherren den Markt in dem Orte Sekyr-costel untersagt, den seine Ältern dem heiligen Wenceslav zu eigen gegeben. Cosmas von Prag, der Dechant, der berühmte Geschichtschreiber, ward von den Brüdern gesandt, und klagte in Tinek vor dem Herzoge über Otto'n, daß er das von seinen Ältern angezündete Licht nicht verlöschen, sondern anzünden sollte. Da gab Otto den genannten Markt zurück. Den Tag darauf kehrte er nach Mähren zurück. Allen Fürsten des böhmer Landes ward eine Generalsynode auf dem Hofe Saska auf den 13. Jul. angesagt. Zu ihr war auch Otto geladen. Er kam unvorsichtig nur mit schwachem Gefolge, indem er den Eidschwüren vertraute, welche die Vettern sich neulich gegeben. Als er am dritten Tage sich zur Heimkehr bereitete, und von dem Herzog Urlaub begehrte, ließ ihn dieser gefangen nehmen. Wladislav's Rathgeber drangen in ihn, den Gefangenen blenden zu lassen. Wladislav wollte sich mit seinem Vetter nicht auf immer entzweien, sondern ihn nur züchtigen, damit er und seine Nachkommen einsehen lernten, daß Mähren und seine Beherrscher in der Gewalt des Fürsten der Böhmen seien. Otto ward gefesselt nach Wissegrad gebracht. Nachdem kurz darauf das so feste Schloß Krivoplat (teutsch Pürglitz) wieder erbaut worden war, ward Otto in ihm fast drei Jahre in Haft gehalten. Im J. 1113 ward er aus den Banden befreit und erhielt die Hälfte des ganzen Mährens nebst seinen Besitzungen wieder, wie er es einst nach dem Tode seines Bruders Swatapulk besessen hatte. Daß Otto von seinem Vetter jene Gefangennehmung erduldet, hatten vorzüglich Rossciny und dessen Schwiegersohn Wecek veranlaßt. Otto ließ sie beide im J. 1114 blenden. Nach dem Tode des Königs Cholomann von Ungern gingen dessen Fürsten den Herzog Wladislav an, daß er mit dem neuen Könige Stephan den alten Frieden und Freundschaftsbund erneuern möchte. An der Olzava, die Ungerns und Mährens Reich schied, lagerte sich zahllos das ungrische Volk, und am diesseitigen Ufer sich Herzog Wladislav und sein Vetter Otto. Hoffärtig sandten die Fürsten Ungerns auf des Herzogs friedliche Worte Antworten zurück, die mehr geeignet waren, Streit zu stiften, als Frieden. Daher schob der Herzog auf, diesen Tag zur Unterredung mit den Ungern zu gehen. Die Ungern, hierüber unwillig, stellten Scharen außerhalb des Lagers zur Vertheidigung am gegenseitigen Ufer auf. Der Herzog glaubte, daß sie zum Kampfe hervorbrächen, und setzte über den Fluß. Unerwartet erhob sich da eine blutige Schlacht (den 11. Jun. 1116). Viele von den Böhmen wurden erschlagen, andere flohen, und so ward auch der Herzog zur Flucht genöthigt. Otto und Sobeslav aber hatten vier starke Scharen, erhielten ebenso viel von den Böhmen, umgingen den Hügel, der sie von den Feinden trennte, und stürzten unerwartet auf das Lager der Böhmen, richteten eine furchtbare Niederlage unter den Ungern an, eroberten das Lager und bekamen die Schätze der Ungern in ihre Gewalt. Wladislav vertrieb im März 1128 seinen Bruder Sobeslav aus Böhmen und gab Konrad'en, Lutold's Sohne, sein Erbe wieder. Den vierten Theil des mährischen Reichs, den der Tetrarch Dalrich, Lutold's Bruder, gehabt, fügte er Otto'n, dem Bruder des Herzogs Swatapulk's, hinzu. Herzog Lüder und andere Fürsten Sachsens setzten im J. 1123 den Grafen Konrad von Wettin in die Mark Meißen und Albrecht den Bären in die Ostmark ein. Der Kaiser hatte die Ostmark dem Grafen Hermann von Winzenburg und die Mark Meißen Wigbert'en gegeben, und sah nicht geduldig die-

4) *Cosmas* p. 2104, 2105, 2116.

Digitized by Google

sen Eingriffen in seine Rechte zu. Auf seinen Befehl gingen der Herzog Wladislav und Otto mit den vereinigten böhmischen und mährischen Heeren über den Wald, und lagerten sich jenseit der Stadt Guozdek gegen den Herzog Lüder. Diesseit der Mulda standen der Erzbischof von Mainz und Graf Wigbert mit Heerscharen. Die Sachsen aber in der Mitte gestellt, trennten und ließen ihre Gegner sich nicht vereinigen. Wladislav und Otto ließen ihnen vorstellen, daß sie auf Befehl des Kaisers dem Erzbischofe von Mainz zu Hilfe gekommen, und baten die Sachsen, daß sie weichen und ihnen den Durchgang verstatten sollten, daß sie an den bestimmten Ort gelangen könnten. Aber Lüder weigerte dieses. Herzog Wladislav verlor viel der Seinen [5]), plünderte die Gegend um Meißen und kehrte heim. Wladislav fiel im J. 1125 in schwere Krankheit. Seinen Bruder Sobeslav schätzten alle Böhmen der ersten und zweiten Classe. Nur die Herzogin allein und wenige mit ihr standen Otto'n bei. Er hatte der Herzogin Schwester zur Gemahlin. Daher strebte sie auf alle Weise, daß ihr Schwager nach ihres Mannes Tode den Thron erlangte. Die Königin Zwatava, des Herzogs Mutter, beschwor ihren Sohn unter Thränen, sich seines vertriebenen Bruders Sobeslaus zu erbarmen. Bischof Otto der Heilige von Bamberg, dem der Herzog beichtete, verweigerte ihm den Ablaß, wenn er nicht zuvor seinen Bruder wieder zu Gnaden annehme. Das wirkte. Es ward sogleich nach Sobeslav geschickt, und seine Erhebung zum Herzoge nun öffentlich betrieben. Als Otto, der Fürst von Mähren, der immer dem Herzoge zur Seite gewesen, dieses merkte, hielt er sich nicht mehr für sicher und fürchtete, daß er gefangen werde würde. Er hatte das Gelübde gethan, nicht eher Wissegrad verlassen zu wollen, bis er besiegt und enthauptet würde, oder aber den Thron erlangte. Jetzt kehrte er traurig nach Mähren zurück. Wladislav und Sobeslav versöhnten sich. Ersterer starb den 12. April 1125, Letzterer bestieg den Thron der Böhmen [6]). Otto war in der größten Angst, daß er sein Gelübde nicht erfüllen und seine Hoffnung verlieren sollte. Er ging daher zu dem Könige Lothar und den teutschen Fürsten und sagte, daß Sobeslav den Thron erschlichen. Ihm selbst habe er aber nach Erbrecht gehört, und alle Großen Böhmens haben ihn dazu bestimmt und Eide geschworen. Der König vergaß auch nicht, daß die Verfügung über den böhmischen Thron dem römischen Kaiser zukomme, und ordnete Otto'n zum Herzoge. Dieser versprach dem Könige und den teutschen Fürsten goldene Berge, wenn sie ihm beiständen, und ihn nach Böhmen führten. Herzog Otto von Böhmen, der er nun war, verhieß dem Könige auch große Sicherheit, wenn er eine Heerfahrt nach Böhmen thäte, da die höchsten Böhmen Otto'n Treue gelobt. Lothar unternahm die Heerfahrt. Sobeslav eilte entgegen an das Schloß Hlumek (Elum). Das teutsche Heer zog unbesorgt den 19. Febr. 1126 zwischen zwei Bergen einher, als es von den Böhmen unversehens überfallen ward. Herzog Otto und viele Teutsche fanden den Tod [7]).

(*Ferdinand Wachter.*)

5) So nach dem Annalista Saxo bei *Eccard.*, Corp. Med. Aev. T. I. p. 652. Nach Cosmas (p. 2120, 2121) bringt der Herzog Lüder die Böhmen durch listige Worte zurück. Vergl. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. 130. 6) *Cosmas* p. 2127—2130.

7) Anonymus, Supplementum Cosmae Chron. Boem. ap. *Menoke* T. III. p. 1800, 1801 erzählt am umständlichsten, wie Otto sich zu Lothar begibt und dieser mit ihm gegen Böhmen zieht. Von den teutschen Schriftstellern bemerken wir den Annalista Saxo ad an. 1126; Dedechin z. J. 1126; die Annal. Hildesh. ad. an. 1126; das Chron. Bigaviense p. 237; *Otto Freising.*, de Gestis Friderici, Lib. I. c. 20.

1) Von Meißen.

Otto, der Reiche, Markgraf von Meißen, ältester Sohn des Markgrafen Konrad des Großen, erhielt im J. 1156, als sein Vater die Besitzungen unter seine fünf Söhne theilte, die Markgrafschaft Meißen. Mit andern Reichsfürsten vereinigte sich Otto zu Erfurt im J. 1160 eidlich zu einer Heerfahrt, um dem Kaiser gegen die Mailänder beizustehen. Gegen Heinrich den Löwen zog er mit andern Fürsten im J. 1165 zu Felde, und half Haldensleben belagern. Mit Otto's Hilfe baute der Bischof Ulrich von Halberstadt im J. 1178 auf einem Berge bei Halberstadt eine neue Burg Biscopesheim oder die neue Burg genannt. Herzog Heinrich unternahm es, sie daran zu hindern. Aber der magdeburger Erzbischof Wichmann stiftete einen Waffenstillstand, und während dessen bewirkten einige durch List, daß die Burg in Flammen aufging. Die Verbündeten kamen nun mit großer Heeresmacht, sie wieder herzustellen, und schlugen die Dienstmannen des Herzogs, die sie daran verhindern wollten; aber den Siegern verbot der Kaiser die Wiederherstellung der Burg. Markgraf Otto und seine Brüder nahmen im J. 1179 wieder Theil an einer Heerfahrt wider Heinrich den Löwen, und belagerten zur Winterszeit die in einem Sumpfe an der Ohra erbaute mit dreifachem Walle und einer starken Mauer umgebene Stadt Haldensleben, welche Bernhard von der Lippe tapfer vertheidigte. Die Belagerten wollten endlich die Stadt in die Hände des Reichs übergeben. Aber dieses hinderte die Zwistigkeit, welche unter den Belagerern ausbrach. Einer derselben war Erzbischof Philipp von Cöln. Dieser wollte die Stadt unter jener Bedingung in Empfang nehmen, Otto aber und seine Brüder wollten nicht dulden, daß Philipp gleichsam den Herrn spielen wollte, und widersetzten sich jener Bedingung. Ja! Philipp's Stolz beleidigte sie so, daß sie, um ihn den Feinden preiszugeben, abzogen. Da mußten auch die Erzbischöfe von Cöln und Magdeburg die Belagerung aufgeben. Nach der zweiten Ergänzung des lauterberger Zeitbuchs, nach den altzellischen Jahrbüchern im J. 118?, und nach Rothe im J. 1184 ward Markgraf Otto in einem Kriege zwischen ihm und dem Landgrafen Ludwig III. von Thüringen gefangen. Rothe gibt als die Ursache des Streites an, Markgraf Otto habe viel Geld gehabt, und viele Schlösser in Osterland und Thüringen wider des Landgrafen Willen gekauft, und es nicht habe lassen wollen. Keiner der gleichzeitigen oder im folgenden Jahrhunderte lebenden Schriftsteller gedenkt jenes Kriegs

und jener Gefangennehmung; wol aber erlitt solche Otto im J. 1189 von seinem eigenen Sohne. Er hatte nämlich zwei Söhne, bestimmte den ältern, Albrecht, zum Nachfolger in der Markgrafschaft, dem jüngern, Dietrich, setzte er hinreichende Besitzungen aus. Seine Gemahlin war Hedwig, Tochter des Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg. Sie liebte den jüngern Sohn mehr, und überredete ihren Gemahl, diesem bessere Lehen anzuweisen. Ja! stimmte ihn dahin, daß er seinen letzten Willen ändern, und auf den jüngern Sohn die Markgrafschaft übertragen wollte. Als Albrecht dieses erfuhr, nahm er seinen Vater gefangen, und hielt ihn auf der Burg Dewin (Döben bei Grimma) in Haft. Der Kaiser befahl dem Sohne den Vater freizulassen, und dem Vater, den Sohn wieder zu Gnaden anzunehmen. So erlangte Otto die Freiheit wieder. Aber seine großen Schätze hatte sein Sohn größtentheils zersplittert. Der Vergleich zwischen Vater und Sohne war von einem Theile der Unterhändler nicht aufrichtig dargelegt worden, und mißfiel dem Vater gänzlich. Daher ließ er von seinen Anhängern seinen Sohn befehden. Die Anhänger Albrecht's mußten nun Widerstand leisten. Das ganze Land ward so durch Raub und Brand verheert. Namentlich litten Leipzig, Eisenberg und andere feste Plätze. Herzog Otto von Böhmen, ein Helfer Albrecht's, verwüstete das meißner Land. Unter andern verlor durch diese Plünderung Markgraf Otto seinen Schatz, der über 30,000 Mark betrug. Auf dem Hoftage zu Würzburg wurden Vater und Sohn durch den römischen König Heinrich verglichen. Markgraf Otto starb den 18. März 1190. Er war der erste von seinen Brüdern, der gegen das Versprechen, das ihr Vater dem Kloster auf Lauterberge gegeben, daß sie mit ihm in der lauterberger Kirche begraben werden sollte, in der Kirche des Cistercienserklosters Altenzelle bestattet ward. Er war Stifter dieses Klosters. Nach der Verordnung des Markgrafen Konrad mußte die Schirmvoigtei über das Peterskloster auf dem Lauterberge jedesmal dem Ältesten von Konrad's Nachkommen gehören. Da stellte Hedwig ihrem Gemahle vor, wie sie sich wundere, daß er der Peterskirche auf dem Lauterberge so sehr zu nützen strebe, da seine Söhne die Schirmvoigtei über dasselbe nicht haben werden, und trieb ihn an, für sich und seine Erben eine eigene Kirche zu stiften. So ward Otto Stifter des Klosters Altenzelle, bezeigte sich aber nichtsdestoweniger, da er Schirmvoigt der Peterskirche war, dieser so zugethan, daß er einst seinem Bruder, dem Grafen Heinrich von Wettin, der dem Propst Eckhard beschwerlich fiel, einen Hinterhalt legen ließ, um ihn gefangen zu nehmen. Aber der Graf von Wettin war zuvor gewarnt worden, und entrann. Um Leipzig hat sich Otto vorzüglich verdient gemacht, verlieh im J. 1162 und 1170 dieser Stadt gleiche Gerechtsame, als die Städte Halle und Magdeburg hatten, befreite sie von allen Auflagen, außer bei dem Römerzuge, bestimmte die Mahlzeichen des leipziger Weichbildes, und daß innerhalb einer Meile zum Nachtheile der Stadt kein Markt gehalten werden sollte, der Keim der leipziger Messen! — Wie aus der bekannten Urkunde vom J. 1183 zu schließen, wurden unter ihm die freiberger Bergwerke entdeckt. Diese Entdeckung bewirkte die Entstehung der Stadt Freiberg. Daß unter seiner Regierung diese wichtige Entdeckung statt hatte, wird allgemein angenommen, wiewol keine gleichzeitigen Nachrichten vorhanden sind. Nur soviel ist urkundlich gewiß, daß Otto von dem Reiche mit dem Ertrage des Bergbaues beliehen ward. Dieses war es, was ihn so gewaltig reich machte. Nach den altzellischen Jahrbüchern (S. 390) ward die Entdeckung im J. 1172 gemacht, und aus Christiansdorf erwuchs Freiberg. Otto, gewaltig bereichert, umgab Freiberg, Leipzig und Eisenberg mit festen Mauern, und erwarb Weißenfels. Reichlich beschenkte er die Kirchen, und stiftete mit seinem Bruder, dem Grafen Dedo von Rochlitz, das Kloster Closterwe an der Mulde bei Leißnig. So nach den altzellischen Jahrbüchern*). (*Ferd. Wachter.*)

k) Von Österreich.

Otto, der Lustige, Herzog von Österreich, war sechster[1]) und jüngster Sohn des Königs Albrecht I., verlangte im J. 1327 von seinen Brüdern, daß sie mit ihm das Land zu gleichen Theilen theilten, damit er seine Frau und Mannschaft anständig unterhalten könnte. Die Brüder gaben keine gnügende Antwort. Otto beharrte, und in Österreich und Steiermark entstand schwerer Zwiespalt, indem ein Theil der Edeln verlangte, daß Otto passend befördert werden sollte, die andern aber die Länder und der Brüder Zusammenhang nicht getrennt wissen wollten. Otto wandte sich um Rath und Hilfe an die Könige von Böhmen und Ungern. Der König von Ungern schrieb an die Brüder, und verwandte sich für Otto, sandte ihm auch viel Kriegsvolk zu seinem Beistande. Der König Johann von Böhmen leistete ihm persönlich Hilfe. Mit den Ungern und Böhmen belagerte Otto die Städte und Schlösser am linken Donauufer, und befestigte nach Belieben das Seine. Das Volk der Ungern zog ab. Otto erlaubte den Böhmen das Land zu plündern und zu verheeren. Die Böhmen harrten so bei ihm aus, und er bekam alle Festen am linken Donauufer in seine Gewalt. Otto hatte Dispensation wegen seiner Ehe mit Elisabeth von Baiern, die mit ihm im dritten Grade verwandt war, erhalten. Sein erstgeborner Sohn Friedrich erblickte in diesem Jahre das Licht der Welt. Er dachte daher, ungeachtet er in Krieg mit seinen Brüdern verwickelt war, an Stiftung eines Klosters, und so erhielt das Kloster Neuberg an der Murzach in Steiermark seine Entstehung. Auf den ersten Sohn folgte im nächsten Jahre (1328)

*) Außer den Urkunden, welche Schöttgen (Inventarium Dipl. Hist. Sax. Super.) und Schultes (Directorium Diplom.) verzeichnen, ist Hauptquelle das Chronicon Montis Sereni bei *Mencke* Scriptt., *Helmold.* ap. *Leibnitz.*; dann die bosauer und pegauer Jahrbücher bei *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aev., das tünceburger Zeitbuch bei demselben, die Zusätze zu *Lambert. Hersfeld.* ap. *Pistorium* Scriptt. ꝛc. Vergl. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 159, 169, 174, 185, 187, 204—208 und dazu die Quellen-Angaben im 3. Bd. S. 367, 379, 380, 381, 388.

1) Als sein Vater starb, war er der fünfte, da der älteste Rudolf vor dem Vater verschieden war. Österreichische Chron. bei *Pez.*, Scriptt. Austr. T. I. p. 1129, 1130.

auch ein zweiter, Leopold. König Friedrich erkannte in diesem Jahre (1328), wie gefährlich die Zwiste für das Land waren, und dachte darauf, mit seinem Bruder Otto und dem Könige Johann von Böhmen Eintracht zu schließen. Bei der ersten Zusammenkunft ward nichts verhandelt, da König Johann, der auf höhern Rang Anspruch machte, sich von Friedrich, der nur langsam den Hut emporgehoben, verachtet glaubte. Bei der zweiten Zusammenkunft trat Herzog Otto kräftig gegen den König von Böhmen auf, da dieser sein dreimaliges Versprechen nicht erfüllen und das Eroberte nicht herausgeben wollte. Endlich ward als Sold eine große Summe dem Könige Johann bestimmt. Er gab nun das Meiste, das er erobert und in Händen hatte, heraus, und so ward Freundschaft zwischen ihm und Friedrich geschlossen. Otto, der nun wieder mit seinen Brüdern in Eintracht lebte, begab sich im J. 1329 zu den Orten des Oberrheins. Die Ritter und Bürger des Landes verlangten, seit Leopold ihnen entzogen war, Einen, der ihnen vorstände, ihre Angelegenheiten ordnete und ihre Streitigkeiten schlichtete. Er ward in diesem Jahre durch den Tod seiner Gemahlin Elisabeth betrübt. Um den Frieden zwischen Böhmen und Österreich zu befestigen, ward ein Heirathsvertrag zwischen Otto'n und Anna'n, der Tochter des Königs Johann von Böhmen, geschlossen, die Ehe jedoch, da Anna noch zu jung war, erst später vollzogen. Zugleich ward dabei ein Bündniß zwischen dem Könige Johann von Böhmen und Polen, und den Herzogen Albrecht und Otto zu Österreich und zu Steier in Landow im J. 1330 geschlossen. Während Herzog Otto in Elsaß und Schwaben war, ward im J. 1330 von der Stadt Colmar der Edle von Alstat (so nach den Ann. Leob., nach Thomas Ebendorf von Haselach, Hadstat) schwer heimgesucht. Ihm zu Gunsten belagerte Herzog Otto die Stadt mit großer Heeresmacht, und trieb sie so in die Enge, daß sie den König Ludwig den Baier um Hilfe anflehte. Er zog zu ihrem Beistande herbei, und lagerte sich dem Herzog Otto gegenüber, fühlte sich aber zu schwach, eine Schlacht zu schlagen. Es kam daher zu Unterhandlungen, und König Johann stiftete Frieden. Durch den Vertrag zu Hagenau den 6 Aug. 1330 erhielten die Herzoge Albrecht und Otto alle Fürstenthümer und Herrschaften vom Kaiser bestätigt. Dagegen sollten sie alle Reichsgüter und Leute wieder herausgeben, die sie vom verstorbenen Könige Friedrich erhalten hatten, und nicht Lehen oder Pfandschaft waren. Was aber sonst zwischen dem Kaiser und ihrem Bruder Friedrich jemals verabredet und geschlossen worden sein möchte, so einem oder dem andern Theile schaden könnte, sollte gänzlich ab- und unkräftig sein. Hierdurch ward Alles aufgehoben, was durch die trausnitzer, münchner und ulmer Verträge jemals verabredet und geschlossen worden war. Zu einiger Schadloshaltung für die von Otto aufgewandten Kriegskosten überließ der Kaiser ihm die bisherigen Reichsstädte Breisach, Schafhausen, Rheinfelden und Neuburg am Rheine. Zürich auch ward dem Herzog Otto zu Pfande vom Kaiser gegeben; aber die Züricher widersetzten sich und Otto drohte, ihre Weinberge zu vernichten und die Stadt zu belagern. Da ward Otto'n vom Kaiser Breisach statt Zürich verpfändet. Otto kehrte aus den Rheingegenden nach Österreich zurück, erhielt zu Augsburg vom Kaiser die Lehen seiner Länder mit 80 Fahnen, und schlossen beide ein Schutz- und Trutzbündniß wider ihre Gegner. Otto besah auf dieser Reise auch sein neues Kloster Neuberg in Steiermark, und beweinte am Grabe seiner Gemahlin Elisabeth ihren frühzeitigen Tod. Hierauf kehrte er nach Wien zurück. Der Kaiser bestätigte Otto's Belehnung durch den zu München im J. 1331 ausgestellten Lehenbrief, bestätigte auch zu München 1331 Otto'n und seinem Bruder Albrecht alle Rechte über die Juden, die hinter ihnen gesessen waren, ernannte im J. 1331 Otto'n zum Vicar des heiligen römischen Reichs. Otto feierte im J. 1332 seine Hochzeit mit Anna von Böhmen, soll aber die Ehe eine Zeit lang noch nicht vollzogen haben, entweder weil Anna noch zu zart war, oder bis sich die Verhältnisse mit Böhmen sicherer gestalteten. Herzog Heinrich von Kärnthen starb den 5. April 1335 ohne männliche Erben. Auf die Erbschaft machten die Herzoge von Österreich, Albrecht und Otto, Ansprüche. Im Betreffe Kärnthens bezogen sie sich auf einige Erbverträge, die bei der ersten Belehnung des Grafen Meinhard von Tyrol, des Vaters des verstorbenen Heinrich, ausgehalten worden sein sollten, als ihr Großvater, Kaiser Rudolf, sich dieses Herzogthum zuerst von seinen Söhnen hätte aufgeben lassen. Wegen Tyrols aber wollten sie ein vorzügliches Erbrecht von ihrer Mutter Elisabeth her, behaupten, da sie eine Schwester des letzten Besitzers gewesen war. Sie gründeten sich also bei beiden Ländern auf einen Rückfall. Übrigens konnte ihnen der Kaiser das, was ihnen noch am Recht abgehen konnte, durch kaiserliche Machtvollkommenheit ersetzen. Sie riefen den Kaiser nach Linz, und dieser willigte leicht ein, da er sich die mächtigen Herzoge verbinden wollte. Die Brüder wurden von dem Kaiser beides mit Kärnthen und mit Tyrol in Linz belehnt, der Kaiser wollte von Tyrol, wenn er es erlangen könnte, das Innthal für sein Haus erwerben. Die Herzoge eilten zuerst Kärnthen in Besitz zu nehmen. Sie hatten sogleich den Edeln von Pfannberg und Ulrichen von Walsen, den Hauptmann von Steiermark, gesendet, Kärnthen mit Waffengewalt zu nehmen. Krain ergab sich sogleich den Herzogen von Österreich. Die Kärnthner verlangten Waffenstillstand, und wollten sich dann, wenn unterdessen Niemand käme, der sie erlösete, an die Herzoge von Österreich schließen. Der König von Böhmen zögerte. Die Tyroler wußten nicht, was in Kärnthen vorging, empfahlen ihren Mündel dem Schutze der Herzoge von Österreich, und erhielten ihn versprochen. Der König von Böhmen verlangte von den Herzogen Kärnthen zurück, und sie antworteten, daß sie es durchaus nicht zurückgeben wollten. Während des Stillstandes kam Niemand den Kärnthnern zu Hilfe. Herzog Otto erschien und empfing die Huldigungseide der Edeln und Bürgerlichen, denn der Kaiser hatte ihnen geschrieben, das Land sei an das Reich gefallen, und er habe es seinen Oheimen verliehen. Als Otto nach Kärnthen kam, entsetzte er sogleich den mächtigen Konrad von Auffenstein,

Digitized by Google

der Hauptmannsstelle, und setzte an dessen Statt den Grafen Ulrich von Pfannberg, den Marschall von Österreich. Otto war nach Kärnthen gekommen, um die Schwankungen der Kärnthner zu beseitigen. Sie sagten nämlich, kein Landesfürst könne recht Lehen ertheilen und Gerichte halten, wenn nicht die alte Verfassung beobachtet und der Fürst feierlich auf den Sitz gesetzt würde. Otto ließ sich daher in der solienser Kirche vom Bischofe Laurentius von Görz zum Fürsten von Kärnthen weihen. Auch ging er nach Krain und bestätigte dort den vom Herzoge zum Landeshauptmanne gesetzten Friedrich. Als er zu seinem Bruder Albrecht nach Österreich zurückgekehrt wae, erschienen die Gesandten des Königs Johann von Böhmen, und foderten das von den Herzogen von Österreich Hinweggenommene zurück, sonst müsse das Schwert entscheiden. Johann sprach die Könige von Ungern und Krakau an, rief die Meißner und Sachsen herbei, und drang mit gewaltigee Heeresmacht in Österreich ein. Die Herzoge riefen den Kaiser Ludwig nach Wien. Er versprach Hilfe und kehrte nach Baiern zurück. Während dessen richteten die Böhmen furchtbare Verheerungen in Österreich an. Die Herzoge sammelten ein Heer Österreichee, Steirer, Kärnthnee und Krainer. Mit diesen Scharen lagerte sich Herzog Otto widee den König von Böhmen und wartete auf Ludwig's Beistand. Unterdessen ward Johann's Kriegsmacht durch die Ankunft dee Ungern verstärkt. Dem Herzog Otto ward hinterbracht, es scheine, als wenn man keine Feldschlacht schlagen, sondern Otto'n meuchlerisch aus dem Wege räumen wolle. Er beschloß also sich dieser Gefahr zu entziehen. Er eilte daher nach Wien zurück, und das ganze Heer ihm nach. Harte Vorwürfe erhielt er hier von seinem Bruder. Sie entließen das Heer, und der König von Böhmen erhob sein Haupt mehr als je. Die Herzoge erhielten im J. 1336 eine Botschaft des Kaisers Ludwig, daß er ihnen bald zum Beistande kommen werde. Sie sammelten freudig ein Heer, um den König von Böhmen zu verjagen. Herzog Otto zog aus, aber diesmal sein Bruder Albrecht mit ihm, damit die Heerfahrt nicht wieder vereitelt werde. Der Kaiser vereinigte sich mit ihnen bei Landau. Der König von Böhmen und mit ihm sein Schwiegersohn, Herzog Heinrich von Baiern, waren an Truppen ihnen nicht gewachsen, verschanzten sich durch Gräben und Sümpfe. Die Schanzen waren unzugänglich; doch griffen die Herzoge an, richteten abee nichts aus. Bei dem Kaiser war der Graf Ulrich von Würtemberg und des Kaisers Schwager, Graf Wilhelm von Jülich. Ihn erhob er zum Markgrafen. Otto machte mit ihm Kameradschaft, und gab ihm seine Helmzier, sie in Schlachten und auf Turnieren zu tragen. Schrecklich ward das Land des Schwiegersohnes des Königs von Böhmen, des Herzogs Heinrich von Baiern, vom Kaiser verwüstet. Der Kaiser, der nicht Zeit hatte, längee gegen den König von Böhmen zu Felde zu liegen, verlangte von den Herzogen von Österreich als Entschädigung für den ihnen geleisteten Beistand einige Festungen im Ensthale und an der Donau. Sie verweigerten sie ihm. Er kehrte nach Oberbaiern zurück. Auch der Markgeaf von Jülich und der Graf von Würtemberg zogen hinweg. Otto hatte bereits viele Orte, welche die böhmische Besatzung nachlässig bewahrte, wiedee erobert. Der König von Böhmen wünschte Frieden mit den Herzogen von Österreich, kam nach Linz, und dann nach Freistadt. Von beiden Seiten wurden große Schwierigkeiten gemacht. Aber die Herzogin Johanna, Albrecht's Gemahlin, wandte sich schmeichelnd bald an den König, bald an den Herzog, und so kam dee Friede unter der Bedingung zu Stande, daß die Heezoge dem Könige die Kriegskosten zahlten, und der König auf Kärnthen verzichtete. Seine Tochter, Anna, die Gemahlin des Herzogs Otto, zu besuchen, und die Freundschaft mit den Herzogen zu befestigen, kam König Johann im J. 1336 nach Wien. Anna starb im J. 1338 kinderlos. Otto selbst erkrankte im J. 1339 zu Grätz in Steiermark, ließ sich nach Österreich tragen, wodurch das Übel durch die Winterkälte vermehrt ward, starb den 26. Febr., und ward im Augustinerkloster zu Wien begraben; er hinterließ Friedrich und Leopold [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

1) Von der Pfalz.

Otto Heinrich, Kurfürst von der Pfalz, Sohn Ruprecht's und Elisabeth's, der Tochtee des Herzogs Georg von Baiern, ward geboren den 16. April 1502, verlor seinen Vater schon den 20. Aug. 1503. Sein jüngerer Bruder war Philipp [1]). Ihr Vormund war ihr Vatees-bruder, Pfalzgraf Philipp. Damals wüthete der bairische Krieg und ein Waffenstillstand war endlich geschlossen. Durch den kaiserlichen Machtspruch zu Cöln den 30. Jul. 1505 erhielten von den Ländern, welche ihr mütterlicher Großvater hinterlassen hatte, Otto Heinrich und Philipp das diesseit der Donau gelegene Land von Oberbaiern, die Stadt Ingolstadt ausgenommen, angewiesen und zwar bis auf 20,000 Gulden jährlicher Einkünfte davon, odee im Fall solches nicht soviel eintrüge, so sollte ihnen der Abgang von Niederbaiern und andern Ländern, die Herzog Albrecht und Heezog Wolfgang am Nordgau und vor dem (böhmer) Wald hätten, ersetzt werden, oder wo auch dieses nicht zureichte, dem römischen Könige frei stehen, den Abgang von andern Stücken jenseit der Donau

2) Urkunden im Diplomatarium Ludovici Bavari Imperatoris ap. *Oefele*, Scriptt. Rer. Boic. T. I. p. 758—761; bei *Steyarer*, Additt. ad Commentar. pro Hist. Alberti II. p. 81 sq.; bei Dienschlager, Erläuterte Staatsgeschichte, Urkundenbuch N. LXI. S. 178—180. Anonymi Læobensis Chron. Lib. V. et VII. ap. *Petz*. T. I. p. 927—955, welches die ausführlichste Quelle ist. *Thomas. Erendorf. de Haselach.*, Chron. Austr. p. 790. Chronicon Claustro-Neoburgense. p. 485—488. Chronicon Zwettense Recentius. p. 537. *Hainrici Rebdorf.* Annal. ap. *Freher.* Scriptt. T. I. p. 425. *Jo. Vitoduranus*, Chron. im Thesaur. Histor. Helvet. p. 29. Chron. Aul. Reg. ad an. 1327. *Gerhard de Roo*, Annal. rer. Austr. Lib. II. p. 83, 86, 98, 100, 101. Fugger, Ehrenspiegel. S. 305 fg. *Guillimann*, Histor. Aust. ap. *Gebauer*. p. 261. *Albertus Argent. de Bertholdi a Buchecke*, Ep. Argentin. Reb. Gest. Comment. ap. *Urstisium* Scriptt. T. II. p. 170, 171.

1) *Joannis Staidalii* Chron. ap. *Oefele*, Scriptt. Rer. Boic. T. I. p. 542, 543. Andreas Zauner's Denkbuch vom bairischen Kriege bei demf. 2. Th. S. 848. Fratris Angeli Abbatis Formbacensis Calamitatum Bavariae Lib. IV. ap. *eund.* T. I. p. 122.

Digitized by Google

auszuzeichnen. Außer diesem jährlich 20,000 Gulden eintragenden Lande sollten Otto Heinrich und Philipp an Städten, Schlössern, Land und Leuten, noch soviel bekommen, daß davon jährlich 4000 Gulden Einkünfte fielen. Alles übrige von dem von Georg hinterlassenen Lande ward den Gebrüdern und Herzogen von Baiern, Albrecht und Wolfgang, zugesprochen. Herzogs Georg in den Schlössern zu Landshut und Burghausen noch übrigen Schatz, Kleinodien und fahrende Habe, der Kirchen Zierath und etwas gemeinen Hausrath in diesen Schlössern ausgenommen, erhielten Otto Heinrich und Philipp zuerkannt. Die fahrende Habe in andern Städten, Schlössern und Flecken sollte an jedem Orte verbleiben. Die nach Georg's Tode gemachten Schulden sollten von jedem Theile berichtigt werden. Die ausstehenden activen und passiven Briefschulden Georg's erhielten Otto Heinrich und Philipp, die passiven Pfandschulden auf Schlösser, Städte, Ämter die Herzoge Albrecht und Wolfgang angewiesen. Jeder Theil sollte dem andern die Urkunden und Briefschaften, die zu den ihnen zugewiesenen Gütern gehörten, aushändigen. Pfalzgraf Friedrich sollte als Vormund seiner Neffen Otto Heinrich und Philipp über das ihnen angewiesene Land vom römischen Könige die Lehen empfangen mit Ausnahme dessen, was von andern Herren zu Lehen ging. Zwischen hier und dem nächsten Michaelistage sollten dem Vormunde von den von Georg hinterlassenen Ländern Neuburg, Reichertshofen, Lauingen, Höchstedt, Gundelfingen, Haydeck, Sulzbach, Lengfeld, Velldorf, Hemmau, Kalmünz und Weyden überliefert werden, den Herzogen Albrecht und Wolfgang aber das Übrige. Die Schätzung der Otto Heinrichen und seinem Bruder Philipp angewiesenen Einkünfte sollte nach gewöhnlichem Anschlage[2]) sogleich vorgenommen, und unterdessen bis Pfalzgraf Philipp wegen der seinen Mündeln angewiesenen jährlichen Nutzung von 24,000 G. an Land und Leuten gänzlich vergnügt wäre, sollte er die Schlösser Wasserburg und Traunstein, die Schlösser Wald, mit dem öttinger Forste, Doesperg, Mermos, Marquartstein und Kling unterpfändlich behalten können. Der Kaiser hob die Acht und Aberacht in Betreff aller der Hauptleute auf, die dem Pfalzgrafen Ruprecht und seiner Gemahlin angehangen. So ward die junge Pfalz geschaffen, die nachmals das Herzogthum Neuburg hieß und sich in die Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach trennte. Die Übergabe erfolgte jedoch erst am 6. bis 25. März 1506, da Friedrich bald verlangte, daß Albrecht die Übergabe einseitig beginne, bald hatte er gegen einzelne zugetheilte Orte Einwendungen zu machen. Aber mit der gegenseitigen Übergabe hatte der Streit seine Endschaft noch immer nicht erreicht, da Herzog Albrecht die Einkünfte in den abgetretenen Ländern so hoch als möglich anschlug und zeigen wollte, daß ihr Ertrag nicht blos zu den zugesagten 24,000, sondern wol zu 27,000 Gulden hinreiche. Otto Heinrich's Vormund wollte nur die für immer bestehenden Gefälle, nicht die zufälligen, die Laudemien, den Ertrag der Forste, Schafwerk, Strafgelder ꝛc. und die Getreidepreise nicht nach dem laufenden Werthe, sondern nach dem niedrigen, wie sie dem Bauer der Gutsherr anrechnet, in Rechnung stellen. Der schwäbische Bund suchte die Abschätzung durch Abgeordnete zu befördern, doch vergebens! Der Kurfürst von Sachsen, der endlich die Obmanns-Rolle übernommen hatte, trat auch zurück, da der abweichende Grundsatz jede Schätzung unmöglich machte. Otto Heinrich's Vormund gab die Pfandschaft Wasserburg ꝛc. nicht heraus. Da wollten Herzog Albrecht und der schwäbische Bund zur Entscheidung durch Waffengewalt schreiten. Aber der Kaiser ließ ein strenges Verbot an den Herzog Albrecht und den schwäbischen Bund ergehen. Doch mußten auf des Kaisers Befehl die pfälzer Fürsten Wasserburg den 10. Aug. 1507 ausliefern, erhielten aber, da die Anweisung der 24,000 Gulden und vorzüglich der 4000 Gulden noch nicht berichtigt war, eine neue Pfandschaft auf den Nordgau, angrenzend an Cham, die Gerichte Bernstein ꝛc. im älteren Gebiete des Herzogs Albrecht. So schwebte der Streit ohne Entscheidung. Albrecht foderte sein Unterpfand zurück. Otto Heinrich's Vormund behielt es als zur Ausgleichung unentbehrlich. Albrecht starb darüber. Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, that endlich den 13. Aug. 1509 zu Ingolstadt den gütlichen Ausspruch, den beide Theile annahmen. Ihm zufolge erhielt die öttinger Kirche für ihre zu Buchhausen aufbewahrten 70,000 Gulden eine hinlängliche Anzahl Kleinodien zur Entschädigung; Baiern erhielt seine Pfandschaft Bernstein ꝛc. zurück, gab aber dafür 4250 Gulden Einkünfte, welche ablösbar durch die Capitalsumme von 85,000 Gulden, und zur Ergänzung der 24,000 Gulden Einkünfte mußten noch andere 5000 Gulden ablösbar mit 100,000 Gulden Capital gegeben werden. So besorgte Friedrich, Kurfürst Philipp's vierter Sohn, den Vortheil seiner Neffen Otto Heinrich und Philipp mit anhaltendem Eifer. Aber freilich war ihr Land sehr zerstückt[3]). Ungeachtet der Kleinheit seines Landes suchte Otto Heinrich doch mächtig zu wirken. Er ward der Kirchenverbesserung bald geneigt. Er suchte auf der Versammlung zu Worms im Juni, sowie auch nachher durch seine Gesandten bei dem Landgrafen von Hessen an, daß er in den schmalkaldischen Bund aufgenommen würde. Allein der Kurfürst von Sachsen hegte einiges Mistrauen gegen ihn, und der Landgraf ertheilte ihm den Rath, daß er die evangelische Lehre in seinen Landen erst öffentlich einführen sollte; dann wollte man seinem Gesuche sogleich willfahren. In der Hoffnung der versprochenen baldigen allgemeinen Reformation zögerte der Pfalzgraf von Neuburg, sich öffentlich zur evangeli-

2) Dieser schwankende Ausdruck gab zu dauernden Streitigkeiten Anlaß.

3) „Herzog Ott Heinrichen und Herzog Philippsen aus Herzog Jorgen Land" in den Ephemerides Belli Palatino-Boici ap. *Oefele*, Scriptt. Rer. Boic. T. II. p. 439. Urk. bei Gothaf, Reichs-Handl. S. 45. Die Verhandlungen wegen der Abschätzung s. Fr. v. Krenner, Landt.-Handl. 1. B. 16. S. 55 fg. B. 17. S. 236 fg., 314. *Pareus*, Histor. Palat. Lib. II. Sect. 6. p. 95. Lib. VI. Sect. 1. p. 203. *Aldzreiter.*, Ann. Boic. Lib. IX. n. 79. Häbertlin, Allgem. Welthist. Neue Hist. 9. Bd. S. 310—312. 12. Bd. S. 513. Mannert, Die Gesch. Baierns. 1. Th. S. 551—554. 2. Th. S. 403, 404.

Digitized by Google

schen Lehre zu bekennen. Da sie aber unterblieb, ließ er den 22. Jun. 1542 ein Edict an alle seine Unterthanen, hauptsächlich an die Prälaten und Pfarrer im Drucke ausgehen, und gebot ihnen, von aller Lehre, die nicht in Gottes Wort Grund habe, abzustehen, und den Gemeinden das vorzutragen, was Christus und die Apostel gelehrt hätten; auch sollten sie mit einem musterhaften Wandel vorleuchten. Darauf schritt er zur Durchführung der Glaubensverbesserung durch seinen Hofprediger Michael Diller und Andreas Osiander von Nürnberg. Dann im J. 1543 publicirte er eine Kirchenordnung für seine Lande und fuhr eifrig in der Kirchenverbesserung fort. Großes Mißfallen hatten hieran die Herzoge von Baiern. Aber der Kurfürst von Sachsen wünschte ihm zu der anerkannten Wahrheit Glück, stärkte ihn wider die Hindernisse und Widerwärtigkeiten und versicherte, daß nun sein Verlangen erfüllt, und er in den schmalkaldischen Bund aufgenommen werden sollte. Auch ward er im J. 1544 ein Mitglied dieses Bundes. Die Augsburger ließen im J. 1546 den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und den Landgrafen von Hessen von den heimlichen Kriegsrüstungen des Kaisers benachrichtigen. Friedeich kam den 29. Jan. 1546 mit seinem Vetter und bestimmten Nachfolger in der Kur, dem Pfalzgrafen Otto Heinrich, in Frankfurt an, der Landgraf den 30. Jan., und hatten eine Unterredung in Beziehung auf den schmalkaldischen Bund, in welchen Kurfürst Friedrich ohne Befragung der Landstände in der obern Pfalz nicht treten wollte. Schwer kam das Ungewitter des schmalkaldischen Krieges über den Pfalzgrafen Otto Heinrich und seine Lande. Den 5. Sept. 1546 kam das Bundesheer nach Neuburg, besetzte es mit drei Fähnlein, und zogen von da auf Donauwörth. Den 18. und 19. Sept. zogen die Kaiserlichen von Ingolstadt auf Neuburg zu. Der Pfalzgraf nahm an dieser Fehde selbst keinen Antheil. Er war seiner Lust, die ihm von Jugend auf anhing, gefolgt und bereisete eben England. Seine Städte, Märkte, Flecken und Landschaft hatte er einem Statthalter und Landesregiment befohlen. Wegen der großen Schuldenlast des Pfalzgrafen Otto Heinrich war nämlich im Januar 1544 zu Lauingen eine Tagsatzung gehalten worden, und der Pfalzgraf trat, gegen Vorbehalt einer jährlichen Competenz, an die zu dem Ende gesetzten Regenten sein Land und Habschaft ab. Mit diesen Regenten verglich sich die Stadt Augsburg im J. 1544 wegen der großen Foderungen, die sie und ihre Bürger an den Pfalzgrafen hatten. Der mit Schulden beschwerte Pfalzgraf erhielt vom Kaiser den 5. Mai 1544 die Erlaubniß, seine Länder zu verkaufen und zu verpfänden. Er war daher im J. 1546 nicht wohl im Stande, thätigen Theil am schmalkaldischen Kriege zu nehmen. Seine Lande mußten jedoch, da er die Reformation in ihnen eingeführt hatte, und er selbst, wenn auch ein unthätiges und in England abwesendes, Glied des Bundes war, sehr viel leiden. Die schmalkaldischen Bundesverwandten hatten im J. 1544 Neuburg eingenommen und besetzt, damit die Besatzung die Zufuhr zu ihrem Heere beschirmen sollte. Die pfalzgräflichen Räthe hatten den pfalzgräflichen Hauptmann Zimprecht Link mit einem Fähnlein Knechte, in Besatzung gelassen, daß sie die Unterthanen vor Überfall durch Kriegsvolk beider Parteien schützen möchte. Als der Kaiser sich mit gewaltigem Heere vor Neuburg lagerte, ward ihm die Stadt übergeben, da er der Besatzung freien Abzug verhieß. Aber des Kaisers Kriegsvolk hielt dieses nicht und verfuhr übel, sowol mit dem bündischen Kriegsvolke als mit dem pfalzgräflichen Hauptmanne. Furchtbar hauste es im Lusthause und Schlosse des Pfalzgrafen Otto Heinrich, nicht nur im Betreff seines Hausrathes, sondern auch seiner schönen Bibliothek. Namentlich war in ihr ein illuminirter Livius von Rochlitz, in welchem der Pfalzgraf gelesen hatte, um den Kummer über den Tod seiner Gemahlin zu zerstreuen. Diesen jedoch ließ das Kriegsvolk, als es floh, wieder fallen. Aber andere schöne Werke, wie sie von einem kunstliebenden Fürsten zu erwarten waren, die Beschreibung seiner Reisen zum heiligen Grabe, die er im J. 1521 unternommen hatte und zum Grabe des heil. Jakob (S. Jago) in Spanien — denn der reiselustige Fürst hatte fast ganz Asien und Europa durchreist — wurden von dem Kriegsvolke zerrissen. Hierauf traf die Zerstörung das Drehzeug, welches der des Müßiggangs ungewohnte Fürst köstlich und sauber gesammelt hatte, in einer Werkstätte seine Zeit zu vertreiben. Dann ging es an das Getäfelte, und in den fürstlichen Gemächern konnte kein Nagel in der Wand bleiben. Als es im Schlosse nichts mehr zu rauben gab, traf die Bürger Erpressung und um so mehr, da der fürstliche Schatz erschöpft war. Ungeachtet die Räthe dem Kaiser Alles in der jungen Pfalz öffnen lassen, wurden doch ihre Häuser niedergerissen. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser habe dem Herzoge von Alba die ganze Pfalz Neuburg überlassen [4]). Der Kaiser blieb im Besitze der jungen Pfalz, bis Herzog Moritz von Sachsen im J. 1552 sie einnahm, und dem Pfalzgrafen Otto, der sein Verbündeter war, wiedergab. Im passauer Vertrage vom 2. Aug. 1552 bewilligte der Kaiser auf die Fürbitte des römischen Königs und der Mittelspersonen, daß der Pfalzgraf Otto Heinrich und seine Landschaft bei dem ungekränkten Besitze gelassen werden sollten. Auch bestätigte der Kaiser den 23. Juli 1553 den zwischen dem Pfalzgrafen Otto Heinrich und der Abtei Kaiserslautern wegen des Schutzes und anderer Irrungen getroffenen Vergleich. Bei dem Kriege, den der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach im J. 1553 erregte, und in dem er namentlich das Gebiet der Nürnberger verheerte, nahm sich der Pfalzgraf Otto Heinrich der Städtchen Heideck und Hipoltstein als seines Eigenthums an, indem er sagte, daß er sie den Nürnbergern nicht verkauft, sondern verpfändet hätte. Der mit Schulden belastete Pfalzgraf hatte nämlich den Nürnbergern die Voigteien Hipoltstein, Heideck, Allersberg unter gewissen Bedingungen für 156,000 Gulden verkauft. Da schon nach dem Tode des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz Herzog Wilhelm von Baiern auf die pfälzische Kur Ansprüche gemacht hatte, schlossen im J. 1545 den 11. Febr. Kurfürst Friedrich, sein Bruder Pfalzgraf Wolf-

4) Scheretin's Gesch. des schmalkaldischen Kriegs bei *Mencke*, Scriptt. p. 1432—1458.

gang und ihre Neffen Otto Heinrich und Philipp und ihre übrigen Vettern, die Pfalzgrafen Johann II. zu Simmern, Wolfgang zu Zweibrücken und Georg Johann, Sohn des im J. 1544 verstorbenen Pfalzgrafen Ruprecht zu Veldenz, dee unter Friedrich's Vormundschaft stand, die Vereinigung, den Kaiser um die Bestätigung der vom K. Siegmund dem pfälzischen Hause im J. 1414 ertheilten goldenen Bulle zu bitten, vermöge deren die Kurstimme und das Erztruchsessenamt, mit allem Zubehör an Land und Leuten, in Ewigkeit bei der Linie der Pfalzgrafen am Rhein bleiben sollte; und wenn die Fälle sich ereigneten, daß der Kurfürst Friedrich und die Pfalzgrafen Otto Heinrich, Philipp und Wolfgang ohne männliche Leibeserben sterben würden, sollten die Pfalzgrafen Johann zu Simmern und Wolfgang zu Zweibrücken, als die nächsten, rechten und waheen Erben, kraft der natürlichen Blutsfippschaft und Verwandtniß zu der Erbgerechtigkeit der Kur, des Erztruchsessenamts und der Pfalzgrafschaft am Rheine und zu Baiern unverschiedenlich, dem es unter ihnen gebühre, von männiglich ungehindert treten können. Deswegen ihnen auch nachgelassen wurde, sich bei den Kaisern um die Eventualbelehnung zu bemühen. Dieses behielten sich auch die Pfalzgrafen Heinrich Otto, Philipp und Wolfgang vor. — Als Kurfürst Friedrich im J. 1556 gestorben, trat Otto Heinrich, der einzige noch übrige Sproß der kurfürstlichen Linie, die Regierung in der gesammten Pfalz an. Wegen seiner Milde und Weisheit stand er hier in allgemeiner Verehrung. Sehr begünstigte er die Wissenschaften und sie blühten unter ihm. Die heidelberger Universität ließ er besser einrichten, und sie hat durch seine Fürsorge den wichtigsten Zuwachs von seltenen und wichtigen Handschriften erhalten. Aber er war zu prachtliebend. Daher singt Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz von ihm:

Freygebig mitt, gar hohes bracht,
Der Pfalz nit vil groß nutzes macht.

Doch singt er auch von ihm:

Vom laidigen Babstumb sein Lanndt
Leidigt die Kdirch reformirt zu handt.

Er war ein eifriger Lutheraner. Von seiner Gemahlin Susanna, Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern, einer Witwe des Markgrafen Kasimir von Brandenburg, hatte er keine Söhne. Er ließ sich daher bei Verfügung über seine Lande durch seine Religionsneigung bestimmen, den Vortheil des Staats zu vergessen. Friedrich von Simmern war erklärter Calvinist und deshalb von Otto Heinrich nicht geliebt. Dagegen liebte er sehr den Pfalzgrafen von Zweibrücken, der ein eifriger Lutheraner war. Diesem schenkte er im J. 1553, noch bevor er im J. 1555 zum Besitze der Kurwürde gelangte, durch besondere Verträge die junge Pfalz, über die er, da er sie von seinem mütterlichen Großvater ererbt, verfügen konnte. So ward nach Otto Heinrich's Tode Neuburg nicht mit der Kurpfalz vereinigt, sondern in der jungen Pfalz folgte Pfalzgraf Wolfgang zu Zweibrücken, und in der Kurpfalz Pfalzgraf Friedrich III. von Simmern, und Otto Heinrich hatte sich in ihm nicht geirrt; denn Friedrich zeigte sich nun äußerst unduldsam gegen seine Unterthanen. — Otto Heinrich starb den 13. Febr. 1559 zu Heidelberg in seinem 57. Jahre [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

m) Von Pommern.

Otto (Herzoge von Pommern). 1) **Otto I.** Stifter der stettinischen Linie, hatte zum Vater Barnim I., der im J. 1278 starb, und zu Brüdern Barnim II. und Bugislav III. Als Barnim II. im Jahre 1295 von Vidantz Muckerwitz erschlagen worden war, hielten es die Brüder Otto II. und Bugislav nicht mehr für rathsam, in ungetheilter Herrschaft zu sitzen, und ließen durch den Grafen Jatzke von Gutzkow und eilf vornehme Landräthe, ihr Land und Leute gleichmäßig in zwei Theile setzen: Bogislav erhielt das Land zu Pommern, das sich an der See hin erstreckt, und von Demmin an gerechnet in sich begreift, was zwischen dem Fürstenthume Rügen und der Peene gelegen, also Greifswald, Wolgast und dazu das Land zu Usedom und über der Swine Wollin, Stargard und das Land bis an den Gollenberg; Herzog Otto aber das Land zu Stettin, vom Hause Demmin an gerechnet, das Land zu Goßwein, Treptow, Ukermünde, Stettin und alles das, was zwischen der Peene, dem frischen Haff, der Oder und Ihna, und den Landestheil, der an der Uker- und Neumark gelegen. So entstanden zwei Herzogthümer, das Herzogthum Pommern und Wolgast, und das Herzogthum Stettin, dieses Herzogthums erster Herr war Otto I. In ihm ward unter Zuziehung der Stände die Erbvereinigung getroffen, daß das Land Stettin immerdar ungetheilt bleiben und nicht mehr als eine Regierung haben sollte, damit man den Gegnern desto bessern Widerstand leisten könnte. Otto I. ward von den Markgrafen Otto, Johann und Waldemar bekriegt, und sie nahmen ihm mehee Schlössee und Flecken im J. 1302 hinweg. Er zog aus, sie zu treffen. Dieses geschah bei Stendal unweit Vierraden. Er gewann einen glänzenden Sieg und bekam 200 Ritter gefangen. Daß sie nun möchten ausgelöset werden, erhielt er im Vertrage die von den Brandenburgern eingenommenen Flecken und Schlösser

5) *Guilelmi Budaei* Thanatologia. p. 233; Kurfürst Ludwig's V. von der Pfalz reimweise verfaßte Genealogie des bairischen und pfälzischen Hauses bei *Fischer*, Novissima Scriptt. ac Monum. Rer. Germ. Collect. p. 96. Marlward Freher's Blutstamm und Sippschaft der Herzoge von Baiern und Pfalzgrafen am Rhein, bei demf. S. 185. Lünig's Reichsarchiv, T. V. 1. Th. n. 253—256. S. 650—658. n. 259. S. 668—674. T. XVII. S. 587—591. n. 9. *Scheidii* Biblioth. histor. Goetting. P. I. Sect. V. n. 60. Status Causeae, nebst Rechtl. Ausführung der dem Pfalzgrafen Christian III. und Dero hochfürstl. Hause im Herzogth. Zweibrücken competirenden possessorischen Gerechtsamen. P. I. c. 3. §. 53, 54. p. 99—109. Beilagen, Lit. n. 29—34. p. 64—81. Summar. Bericht von des Pfalzgrafen Klosters Keßheim Subjection. Beilagen n. 63. S. 358—374. *Sleidanus*, Comment. Lib. XIV. p. 413, 763, 784. *Stemius*, Vita Mauricii ap. *Freher.* Scriptt. T. III. p. 456. Diplomatarium Bojoaricum, Versicherung Herzog Ott Hainrichen von wegen seiner Gemahl Frawen Susanna abgelösten Widems vom J. 1538 bei *Oefele* Scriptt. T. II. Zapner a. a. O. S. 348. Chronik des reichenbacher Klosters (dessen Freiheiten Otto Heinrich im J. 1555 bestätigt) bei *Oefele* T. I. p. 411. *Tolneri* Hist. Palatina p. 105, 106. Cod. Diplomat. N. 222. p. 165 sq. *De Thou*, Histoire universelle. Liv. XXIII. (Basel 1742.) T. II.

Fürstensee, Neulin, Fiddow, Speckin, Lindow, Lökenitz wieder überlassen. Zwischen Stettin und der Stadt Damm ließ er den langen Damm anlegen, und zur Anrichtung desselben gab er den Stettinern für jede Klafter zwei Schillinge drei Jahre lang, und verlieh ihnen noch dazu den Zoll darauf im J. 1299. Peter'n und Johann von Brakeln verehrte er im J. 1205 die beiden Regelitzen, und als sie 31 Jahre darauf gestorben waren, übergab er den Stettinern die genannten Flüsse nebst dem Lande, das sie einschließen. Als der Orden der Tempelherren ausgerottet ward, zog Herzog Otto I. Rörich, Pansin und mehre andere um Wildenbruch gelegene Orte ein, welche etliche Tempelherren zu Lehen trugen, und verlieh sie den Johannitern. In dem oben erwähnten Kriege mit Brandenburg war das Land und die Stadt Bernstein von Pommern aufs Neue abgekommen, daher kaufte es Herzog Otto I. im J. 1315 dem Markgrafen Waldemar für 7000 Mark Silbers ab. Bei dem schweren Kriege zwischen dem Dänenkönig und dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg im J. 1319 standen die Herzoge Otto und Wratislav von Pommern dem Markgrafen bei. Als das Haus Brandenburg mit dem Markgrafen Heinrich, dem letzten Sproß aus dem Hause Anhalt, verlosch, meinten die Herzoge von Pommern, Herzog Otto I. zu Stettin und sein Sohn Herzog Barnim III. und Herzog Weslaw IV. zu Wolgast, daß nun nicht allein die Lehnsverbindlichkeit mit Brandenburg aufhörte, als eine Sache, die sich keine andere Familie, auch nicht einmal eine Seitenlinie, anmaßen könnte, sondern auch, daß alle die Länder, welche die Markgrafen ihnen jemals abgenommen, ihnen billig wieder zufallen müßten. Auf die brandenburgischen Lande machten Ansprüche die Fürsten vom anhaltischen Geblüte und Nachkommen des Markgrafen Albrecht des Bären in Sachsen und Anhalt, die Witwe des Markgrafen Waldemar, Agnes, das Erzstift Magdeburg, das Stift Halberstadt, der König von Böhmen, die Fürsten in Schlesien und Mecklenburg und endlich selbst der römische König Ludwig der Baier. Zunächst hatte es Otto I. mit dem Herzoge Heinrich von Mecklenburg zu thun. Er vermeinte Prenzlau und Pasewalk, also die Ukermark, wäre sein, weil diese Orte vor Zeiten pommerisch gewesen und von Herzog Barnim I. als ein Brautschatz der Mark hingegeben waren. Aber Herzog Heinrich der Löwe von Mecklenburg, der Eidam des Markgrafen Waldemar, war rascher, nahm diese Orte hinweg und wollte sie für sich behalten. Das wollten Herzog Otto I. und sein Bruderssohn Wratislav IV. nicht dulden, zogen im J. 1321 mit ansehnlicher Heeresmacht gegen die Mecklenburger zu Felde, vertrieben sie aus Prenzlau und Pasewalk und dem ganzen umliegenden Ukerlande und brachten diese Orte in ihre Gewalt. Wie sie die Ukermark in ihrer Gewalt hatten, beweiset unter andern die Urkunde vom J. 1322, in der sie der Stadt Prenzlau die Mühlen in der Neustadt eigenthümlich überließen und dafür blos 120 Mark Silber Brandenburgisch annahmen. Weil ein großer Krieg gegen Pommern wegen dieser Eroberung zu besorgen war, so erachteten die Fürsten beider Regierungen in Pommern für rathsam, sich so eng als möglich aneinander anzuschließen. Sie richteten eine Hofhaltung ein, um sich auf diese Weise desto besser vor dem Feinde schützen zu können. Auch verband sich ihre Landschaft mit ihnen, ihnen Beistand zu leisten. Trefflich wurden die Grenzen, die sie innerhalb ihres Landes vertheidigen wollten, besetzt, nämlich die Peene, die Swine, die Reetz, die Warte und die Oder. Herzog Otto würde sich wahrscheinlich im Besitze der Ukermark erhalten haben, wäre das Kaiserthum länger streitig geblieben und hätte Ludwig der Baier bei Mühldorf nicht gesiegt. Jetzt glaubte er seine Absichten auf Brandenburg ausführen zu dürfen, und verlieh die Mark seinem Sohne Ludwig. Sobald dieser die Mark einnahm, foderte er von den Herzogen von Pommern die beiden Städte Prenzlow und Pasewalk. Aber die Herzoge schützten ihr Recht vor, welches sie als die alte rechte Landschaft an diesem Lande hätten. Der neue Kurfürst ließ die Sache an seinen Vater, den Kaiser, ergehen, und bat ihn zugleich um die pommerschen Lande. In dem ersten Lehnbriefe, den Markgraf Ludwig im J. 1324 von seinem Vater erhielt, wurden ihm bereits die Fürstenthümer Stettin und Demmin mit zuerkannt. Prenzlow ward auch im J. 1324 durch eine herrliche zu Spandow ausgestellte Bestätigung und Vermehrung ihrer Rechte gewonnen, den Herzog Otto zu verlassen; was ihm dieser noch kurz zuvor geschenkt hatte, das versicherte ihm der Kaiser selbst in einer zu Frankfurt am Main ausgestellten Urkunde. Die zu Rom den 27. Januar 1327 ausgestellte Urkunde scheint ein Bescheid, daß, da Stettin, Pommern, Cassuben und Wenden immer von dem Markgrafenthum und Erzkämmereramt zu Lehn gegangen, sie und ihre Erben sich auch an Markgrafen Ludwig wenden sollten, dieselben zu suchen, dem das Recht daran zustände. Nach den pommerschen Scheinstellern hat der neue Markgraf zugleich um die pommerschen Lande, da die Herzoge bis dahin versessen hätten, ihr Land vom Kaiser zu Lehn zu nehmen, und die pommerschen Herzoge hatten dieses nicht gethan, weil sie bei dem Kampfe zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Baier hätten erst abwarten wollen, wer als rechter Kaiser zu betrachten sei. Aber Herzog Werzlaw war erst gegen das Ende des Jahres 1326 gestorben und jene Urkunde ist schon vom Januar 1327, folglich mußte Herzog Boguslao und sein Bruder gewiß nichts versäumt haben. Aber der Kaiser wollte nur, sie sollten seinem Sohne das leisten, was sie dem vorigen Markgrafen geleistet hatten. Er erklärte sie damit der Mark Brandenburg selbst lehnbar, sodaß sie einem jeden huldigen mußten, der dieselbe im Besitze hätte. Sie dagegen meinten, daß ihre Lehnspflicht nur den Personen und der Familie vom Hause Brandenburg gewisser Umstände wegen wäre geleistet worden. Dieses müsse aber nun, da das Haus ausgestorben, aufhören. Daher leisteten sie dem kaiserlichen Befehle keinen Gehorsam; Kurfürst Ludwig fiel in die Neumark ein, die damals den Herzogen von Rügen gehörte. Während dessen brachen auch die Mecklenburger in das Land Tollensee. Herzog Otto I. und sein Sohn Barnim II., den er im J. 1321 zum Mitregenten angenommen hatte, waren nämlich Vormünder des von Bugislav V. und Barnim IV.

Digitized by Google

den Söhnen Wratislav's, der im J. 1326 gestorben. Wratislav hatte von dem Dänenkönige erlangt, daß er seinem Rechte auf Rügen entsagte. Nach Wratislav's Tode suchten sich der Fürst Heinrich von Mecklenburg und die Fürsten von Werla Rügens zu bemächtigen, die Greifswalder aber nahmen sich ihrer minderjährigen Fürsten tapfer an, und riefen, als die Mecklenburger in Pommern von Neuem eindrangen, die Herzoge Otto I. und seinen Sohn als die Vormünder der minderjährigen Fürsten zur Vertheidigung derselben auf. Ihnen gelang es auch nachmals, den Gegnern Einhalt zu thun, und dasjenige, was von Rügen auf dem Festlande und beinahe gänzlich zerstört war, vom Falle wieder emporzurichten. Jetzt als Markgraf Ludwig in die Neumark einfiel und Herzog Heinrich und die Herren von Werla in das Land Tollensee einfielen, machte Herzog Otto I. die größten Anstrengungen, ihnen zu begegnen. Da er selbst nicht mehr jung war, übergab er den Oberbefehl über seine Völker seinem Sohne Barnim III. oder dem Großen. Mit ihm vereinigten sich Friedrich von Eickstädt, Bischof von Camin, und Graf Hermann von Naugart, aus dem Hause Eberstein. Sie trieben das Heer des Markgrafen Ludwig aus der Neumark im J. 1329. Dieser versuchte sich im J. 1330 auf der andern Seite in der Ukermark, und ging mit seinem Heere, das er mit bairischen Völkern verstärkt hatte, nach Prenzlau, das ihm seit 1324 ergeben war. Herzog Otto's Heer unter seinem Sohne Barnim begegnete ihm hier, behauptete in der Schlacht bei Peenzlau das Feld, und wurde wieder Meister der Ukermark. Der Krieg ward im J. 1331 fortgesetzt, und die Herzoge von Pommern wurden noch mehr von dem Papste aufgereegt, denn sie hatten ihre Länder von ihm zu Lehen empfangen. Der Kaiser versprach dagegen in einer Urkunde vom J. 1331, den Herzogen ihr Lehn zu bestätigen; aber der Markgraf wünschte zu sehr, die Pommern aus der Neumark zu vertreiben, und verstärkte sein Heer mit Baiern. Otto's Heere, unter seinem Sohne Barnim, kam der Fürst Johann von Werla zu Hilfe. In der Schlacht am Cremmerdamme gewann Otto's Sohn großen Heldenruhm und den Sieg. Als aber sich die Brandenburger darauf nach Cremme warfen, wurden die Pommern zurückgeschlagen, und so die Sieger in der cremmerdammer Schlacht zum Frieden geneigt. Dieses besingt ein Volkslied, dessen Anfang lautet:

Als Barnim de fast luetke [1]) Mann
Averst im Krige nich quade [2])
Am langen Damme kam heran
Ging he flietig [3]) tho Rade.

Nachdem es die Herbeiführung der Schlacht und diese selbst besungen, und wie der Angriff der Sieger auf Cremme abgeschlagen woeden [4]), schließt es:

Se trecken wedder hen thom Damm
Un sammlten aere Buete.
Damit de Krig en Enne nam,
Davör uns Gote behuete.

Durch Lücke von Massow ward ein Vergleich gestiftet, durch welchen die Herzoge von Pommern dem Kurfürsten von Brandenburg Pasewalk und Prenzlau wieder abtraten, dagegen aber der Kurfürst für sich und seine Erben, die nachfolgenden Kurfürsten, der kaiserlichen Begnadigung wegen der Lehen-Empfängniß entsagte, und nur die Anwartschaft auf den Fall, da das fürstliche Haus Stettin-Pommern erlöschen würde, haben sollte. Nach diesem getroffenen Friedensvergleiche erhielt Barnim im J. 1338 auf dem Reichstage zu Frankfurt am Main die Lehn für sich und seine Vettern. Sein Vater Otto hatte sich von der Regierung zurück und in die Ruhe eines Klosters gezogen. Doch wird seiner in den kaiserlichen Briefen gedacht, durch welche Ludwig V. bezeugt, daß er die Herzogthümer zu Stettin, Pommern, Wenden, Cassuben und alle andern Herrschaften mit seines Sohnes Ludwig des Markgrafen von Brandenburg gutem Willen und Gunst von der Mark, von der sie (wegen neulicher Begnadigung) zu Lehn ging, genommen und dem Reiche, zu welchem sie von Alters her anfänglich gehört hätten, wieder vereinigt und sie von aller Pflicht der Markgrafen in Ewigkeit losgesprochen habe, also daß die Herzoge von Pommern an die Markgrafen, und die Mark von derselben Lehnschaft wegen nichts zu fodern haben, sondern ihre Herzogthümer und Herrschaften forthin ewiglich zu rechter Lehen unmittelbar von dem Reiche empfangen sollen; daß auch, weil hierbei Kurfürst Ludwig die Lehen der pommerschen Lände in seines Vaters, des römischen Kaisers, Hand und Gewalt gestellt, und sich solcher Lehen für sich und seine Nachkommen verziehen, die beiden pommerschen Herzoge Otto und Barnim dem Kurfürsten Ludwig, seinem Bruder und Eeben all ihr Land, Herrschaft, Leute und Gut nach iheem Tode, wenn sie ohne eheliche Söhne veeführen, gemachet und verschaffet, und solches mit genugsamen Briefen verschrieben und versiegelt hätten. Als Strafe füe den, der wider diesen Vertrag handeln würde, sind in dem kaiserlichen Briefe 1000 Mark löthigen Goldes angesetzt. Während Herzog Otto I. noch viele Jahre am Leben war, und sein Alter meistentheils im Kloster Colbatz mit Singen und Beten zubrachte, führte sein Sohn Barnim III. die Verwaltung des Landes allein. Otto I. starb im J. 1345 in einem Alter von 67 Jahren und ward zu Colbatz begraben. Seine Gemahlin war Elisabeth von Schwerin.

---

1) kleine. 2) übel. 3) fleißig. 4) Siehe das ganze Lied bei J. Fr. Sprengel, Greifswaldische kritische Nacheichten, 21. Stück, und daraus bei Buchholz 2. Th. S. 383, 384. Die Anfangs- und Endstrophen sind eben nicht die interessantesten, daher müssen wir noch einige andere zur Probe mittheilen:

Markgraf Ludwig de tappre Held
Heelt up den Kremmschen Huwen,
Un dachte, dat sick da ins Feld
De Pamern schöllen truwen.

Da averst kener kam hervör
Liet he rupen sienen Peter
Un sprack: Krieg dene Trumpet her,
Rieb hen, als en Trompeter.

Dee segge Hertog Barnim an,
Ich hebbe grot Verlangen,
Em as den Gast, un sienen Mann
Im Felde tho empfangen.

2) Otto II, des vorigen Enkel, nämlich Sohn Swantibor's II., der ein Sohn Barnim's II. war, hatte zum Bruder Kasimir V, suchte nebst diesem vom Kaiser Siegismund die Reichslehen und erhielt (im J. 1429) zugleich die kaiserliche Bestätigung, daß ihr Land vom Reiche zu Lehen gehen sollte, war in seiner Jugend zum Coadjutor im Erzstifte zu Riga in Livland angenommen und bestätigt worden. Aber als sein Vater gestorben war, wollte er nicht geistlich bleiben, überließ sein Amt einem andern und nahm Hedwigen, die Tochter des Herzogs Johann von Stargard-Mecklenburg Tochter. Sein Schwiegervater lag ins siebente Jahr zu Tangermünde in der Mark im Gefängniß, in das er in vorigen mecklenburgischen Kriegen gerathen war. Daher bemühte sich Otto nebst Herzog Albrecht von Mecklenburg und Erich von Niedersachsen, ihn mit Gewalt aus dem Gefängnisse zu heben, und belagerte Strausberg, aber ohne glücklichen Erfolg. Die Quitzowische Partei suchte gegen den Burggrafen Friedrich bei den Pommern Beistand. Diese eilten wieder in Verbindung mit den Empörern, den Krieg wider den Burggrafen Friedrich anzufangen, und Herzog Otto II. und Kasimir thaten noch im J. 1412 einen Einfall in die Kurmark, wo sie bis zum Cremmerdamme drangen. Hier stießen sie auf des Burggrafen Heer unter Anführung des Grafen Johann von Hohenlohe. Dieses aber war zu schwach gegen das pommersche, da zu ihm noch Dietrich von Quitzow und Wichard von Rochow gestoßen waren. Der Graf Johann von Hohenlohe fiel in der Schlacht am Cremmerdamme. Herzog Otto II. gewann den Sieg, drang aber nicht weiter vor, entweder weil der Sieg ihm mehr Verlust als dem Feinde gebracht, oder der Burggraf so gute Anstalten traf, daß sie nicht weiter vordringen konnten. Auch erklärte der Kaiser die beiden Brüder, Johann und Dietrich von Quitzow, öffentlich in die Reichsacht, und bedrohte auch die Herzoge von Pommern damit, wenn sie sich mit den Empörern ferner in Verbindung wider den Burggrafen einlassen würden. Dieser stürzte im J 1414 mit vier Heeren die Macht derer von Quitzow völlig. Ihre Schlösser wurden erobert, sie mußten entfliehen. Während aber darauf der Burggraf nach Franken und nach Kostnitz reisete, fiel ihm Dietrich von Quitzow mit einer Rotte Raubgesindel in das Land, verbrannte die Stadt Nauen und andere Orte. Dietrich hatte dieses von Pommern aus gethan, wo ihn die Herzoge Otto II. und Kasimir in Schutz genommen. Der Burggraf brachte daher bei dem Kaiser seine Klage gegen die Herzoge von Pommern an und bewirkte dieses Urtheil: die Herzoge und alle ihre Unterthanen über 14 Jahre alt sind in die Reichsacht erklärt, als solche, die den in die Reichsacht Erklärten Schutz und Beistand leisteten. Sobald der Kurfürst, der er nun geworden, in die Mark kam, ließ er dieses Urtheil den Pommern kund machen. Wegen der ergangenen Acht ließen nun Otto I. und Kasimir Dietrichen von Quitzow von sich Die wolgastischen Fürsten Bogislav VIII. und Herzog Ulrich von Stargard-Mecklenburg schlugen sich dazwischen und stifteten diesen Vergleich, daß der Kurfürst dem Heezoge gegen Abtretung dessen, was er in der Ukermark hatte, 3000 böhmische Schock, und für Boyzenburg und Zehdenik 2000 Schock entrichten sollte. So nach Mikrälius, der hierbei aus Urkunden geschöpft zu haben scheint, aber wahrscheinlich das unrichtig hier anwendet, was erst im perleberger Friedensvergleiche geschah. Andere sagen, daß die Herzoge von Stettin Strausberg, das ihnen Dietrich in die Hände gespielt, als er zu ihnen geflohen, wieder eingeräumt hätten. Soviel ist gewiß, daß der Kurfürst den Herzogen eine Summe Geldes zugestand und bis zur Zahlung auf den Rath zu Berlin anwies; denn in einer Urkunde vom J. 1416 auf St. Johannis des Evangelisten Tag sagen einige von Adel aus dem Barnim, Teltow und dem Havelland nebst den Städten Brandenburg, Spandau, Bernow und Mittelwalde wegen dieser Versicherung auf 1900 Schock böhmischer Groschen und dem Herzoge Barnim und Werzlaw zu Wolgast auf 1237½ Schock gut. Man findet dieses auf die Einräumung Strausbergs bezogen, doch kann es sich auch auf die Abtretungen beziehen, von denen Mikrälius redet, wenn er nämlich das nicht hierher versetzt, was durch den perleberger Friedensvergleich geschah. Während Kurfürst Friedrich in seinem Burggrafenthume war, verbanden sich die Herzoge Otto II. und Kasimir VI. von Stettin-Pommern mit den Herzogen von Mecklenburg und zogen vor Strausberg. Aber das Geschütz dieser Festung richtete in ihrem Heere so großen Schaden an, daß sie abzogen. In dem harten Treffen bei Koblank[5]) ward der Herzog Johann von Stargard-Mecklenburg gefangen. Der Kurfürst Friedrich, der zu Ende des Jahres 1418 in die Mark zurückkehrte, demüthigte im J. 1419 die Mecklenburger etwas. Durch einige Prälaten ließ er mit den Fürsten von Stettin unterhandeln, um theils sie in Güte zur Abtretung der Ukermark zu bewegen, theils und hauptsächlich, um sie dadurch abzuhalten, den Mecklenburgern nachdrücklich beizustehen. Unterdessen schloß er Bündnisse mit dem Kaiser, mit Sachsen, mit Meißen und den Hansestädten. Sein Heer vermehrte er auf 10,000 Mann. Mit ihm ging er auf die Herzoge von Stettin los. und zwar zu Anfange des J. 1420 in die Ukermark vor Angermünde. Die Stadt eroberte er bald, aber im Schlosse hielt der pommersche Befehlshaber, Johann von Briesen, eine starke Belagerung aus, bis Herzog Kasimir von Stettin und Bischof Magnus von Kamin zum Entsatz anrückten. Auch brachten sie polnische Hilfsvölker unter Anführung Peter's Kerdeluky mit. Herzog Kasimir warf sich mit einem Theile seiner Völker in das Schloß und ließ seinen Hauptmann, Detlew von Schwerin, auf der andern Seite vor die Stadt gehen, in welcher der Kurfürst sich befand. Dieser hatte Kaspar Gansen von Putlitz mit 400 Reitern außerhalb der Stadt gelassen, um den Angriff, der vom Schlosse oder vom Felde aus geschehen möchte, zu beobachten. Auf dem Markte hatte er gegen die Pommern, wenn sie aus dem Schlosse fielen, eine Wagenburg errichten lassen. Abge-

5) Nach Cranz und Andern war das Treffen bei Koblank vor der Belagerung von Strausberg. Doch findet man nicht wahrscheinlich, daß dann die Mecklenburger sollten noch mit vor Strausberg gezogen sein. S. Buchholz 3. Th. S. 32.

Digitized by Google

redeter Maßen griff Detlew von Schwerin in der Nacht an, und Kasimir bestürmte die Wagenburg. Da fiel der von Putlitz durch ein anderes Thor dem Herzoge Kasimir in die Flanken und brachte seine Pommern in Unordnung. Der Herzog mußte sich wieder in das Schloß zurückziehen; aber die Brandenburger drangen mit in das Schloß ein und eroberten es. Detlew von Schwerin konnte mit dem Sturm auf die Stadt nichts ausrichten, er und Peter Trempen fielen, 300 Pommern wurden gefangen, drei ihrer Fahnen erbeutet. So ward Angermünde wieder zur Mark gebracht, so auch kurz darauf Boyzenburg, Greifenberg und Zehdenik, Orte, die alle in der Gewalt der Herzoge von Pommern gewesen waren. Selbst auch Prenzlow ward (nach Gundling) erobert. Die Herrschaft der Herzoge von Stettin ward in der Ukermark aufgehoben. Der Kaiser, der die brandenburgische Hilfe wider die Hussiten brauchte, veranlaßte Unterhandlungen zu Perleberg. Hierher kam Otto's Bruder Kasimir, Herzog Albrecht von Mecklenburg, und Herzog Erich zu Lauenburg nebst den Abgeordneten der Hansestädte zum Kurfürsten, und dieser Vergleich ward mit den Herzogen von Pommern geschlossen, daß ihnen der Kurfürst 5000 Schock böhmischer Groschen wegen ihrer Foderung auszahlen und dafür die Ukermark behalten sollte. Aber Herzog Otto und sein Bruder fanden sich wegen Entreißung der Ukermark höchlich beschwert. Kasimir reisete im J. 1424 nach Ofen zum Kaiser Sigismund und beklagte sich. Aber der Kaiser brauchte den Kurfürsten zu nothwendig, als daß er ihm etwas zuwider hätte thun sollen. Die pommerschen und brandenburger Vasallen hatten bereits allerlei Neckereien gegen einander verübt. Da brachen auch die pommerschen Fürsten, Otto und Kasimir von Stettin, und Boguslaw und Wenzlaw von Wolgast in Verbindung mit dem Herzoge Heinrich dem Hagern von Stargard in die Ukermark ein, indem sie als Vorwand brauchten, daß sie die Erledigung des Herzogs Johann III, der unbillig gefangen gehalten ward, erzwingen wollten. Sie zogen vor Prenzlow, wo die Bürger noch ziemlich pommerisch gesinnt waren. Belagert thaten sie nur schwachen Widerstand, redeten sehr bald von Übergabe, und der Hauptmann sah sich genöthigt, sich in Sicherheit auf das Schloß zu begeben, die pommerschen Herzoge hatten, wie Loccelius erzählt, einen ihrer Kriegsbedienten, Klaus Köppen, als Bauer verkleidet, in die Stadt geschickt. Dieser machte erst den Tagelöhner, dann den Thorwächter und zettelte unterdessen die Verrätherei mit den pommerisch Gesinnten an. Er ließ die Pommern durch das ihm anvertraute Thor in die Stadt und die Herzoge machten ihn zum Befehlshaber derselben. Die Herzoge beriefen die Bürgerschaft auf den großen Platz beim Predigerkloster, um die Huldigung von ihnen anzunehmen. Als Herzog Otto die Menge sah, warf er ihnen höhnisch vor, warum sie sich nicht männlich gewehrt hätten. Die Huldigung ward zwar geleistet, aber die Gemüther der Bürger von den Herzogen von Pommern abgewandt. Markgraf Johann, des Kurfürsten Sohn, ging im J. 1425 nach der Ukermark. Hier in Prenzlow hatte er ein Verständniß mit den Bürgern, die mit der pommerschen Herrschaft misvergnügt waren. Bei Nacht zog er durch das ihm geöffnete Ukerthor ein. Die pommersche Besatzung vertheidigte sich zwar, und behauptete noch einige Tage ein Thor in der Stadt; aber der Hunger und der Rauch, den die Bürger mit angezündetem Stroh und grünem Holze machten, zwang sie zu capituliren. Sie erhielt freien Abzug. Vergebens eilten ihr die pommerschen Herzoge zu Hilfe, denn sie begegneten ihr unterwegs. Ungewiß ist, ob Prenzlow im J. 1425 oder 1427 verloren ging. Nach Einigen eroberte die Stadt der Kurfürst selbst. Die pommerschen Herzoge ersahen, daß sie die Ukermark nicht behaupten konnten, zumal da der Kurfürst wider sie ein Bündniß mit Kursachsen, Braunschweig, Magdeburg und Anhalt schloß. Die Unterhandlungen wurden zu Eberswalde durch Gesandte im J. 1427 eröffnet. Bald darauf hatten daselbst auch Kurfürst Friedrich und die Herzoge Otto und Kasimir eine Zusammenkunft. Den Dinstag vor Vocem Jucunditatis ward der Friede geschlossen. Die Herzoge thaten Verzicht auf die Ukermark und besonders auf Angermünde, der Kurfürst auf Greifenberg. Hierauf erfolgte die engere Vereinigung zu Templin im J. 1427. Friedrich und sein Sohn Johann, Markgrafen von Brandenburg, verbinden sich darin mit Otto II. und Kasimir V., Herzogen zu Stettin, in einen ewigen Vertrag auf diese Weise, daß sie Frieden, Einigkeit und guten Willen gegen einander pflegen, für einen Mann wider die Feinde stehen und vorfallenden Zwist durch ihre Räthe, und wenn die sich nicht vereinigen könnten, durch die Herzoge von Baiern, Braunschweig und Lüneburg und durch den Meister des St. Johanniß-Ordens, in der Güte entscheiden lassen wollen, und daß in diese Vereinigung und Bündniß auch die übrigen Herzoge von Pommern mit allen ihren Landen, Städten und Leuten mit eingeschlossen sein sollen. Eine Heirath ward zwischen Joachim, dem Sohne des Herzogs Kasimir V. [6]) und Elisabeth, der Tochter des Markgrafen Johann, verabredet und in der Folge vollzogen. Der Sorgen, welche den Reichsfürsten der Hussitenkrieg machte, ward Herzog Otto noch im J. 1427 überhoben. Sein Bruder Kasimir führte nun die Regierung allein, da Otto ohne Erben starb.

3) Otto III., Bruderenkel des Vorigen, nämlich Sohn Joachim's I., des Sohnes Kasimir's V., der ein Bruder Otto's II. war, und Elisabeth's von Brandenburg, war noch minderjährig, als sein Vater im J. 1451 an der Pest starb. Mit großem Widerwillen des nächsten Vetters, des Herzogs Wratislav von Wolgast, hatte Kasimir die Vormundschaft über seinen Sohn dem Kurfürsten Friedrich II. zu Brandenburg aufgetragen. Friedrich II. war der Bruder des Markgrafen Johann I. oder des Alchymisten, und dieser Vater Elisabeth's, der Mutter Otto's III. Friedrich II. nahm seinen Vetter und Enkel zu sich an den berlinischen Hof und ließ ihn in allen fürstlichen Tugenden erziehen. Als er hier 19 Jahre zugebracht und zur Regirung tüchtig befunden, ward er im J. 1461 durch seinen Vetter,

6) Nach Buchholz ist Joachim ein Sohn Herzog Otto's, nach den pommerschen Geschichtschreibern und Genealogien dagegen hat Otto keinen Erben und Joachim I. ist Kasimir's V. Sohn.

Digitized by Google

den Markgrafen Albrecht I. oder Achilles, den Bruder des Kurfürsten Friedrich II. zu Stettin, der versammelten Landschaft mit einer stattlichen Rede anvertraut, und nahm die Huldigung im Lande auf. Aber schon im dritten Jahre darauf (1464) starb er an der Pest unvermählt. Mit ihm erlosch die stettinische Linie. Der Bürgermeister von Stettin wollte Allen kund thun, daß die Herzogsfamilie verloschen und warf den Schild und die Wappen mit in den Sarg und sagte: Liegen hier die Wappenbilder und werden zum Staube mit dem letzten Herzoge der Stettiner. Da sprang vor Ritter Franz von Eickstädt, nahm die Wappenbilder und sagte zu dem Adel und Volke: „Noch haben wir Fürsten, die übrig sind, entsprossen aus demselben Stamme wie dieser Verstorbene. Ihnen, deren Redlichkeit erprobt ist, müssen wir uns und all das Unsrige unterweesen." Beifallsruf erscholl und die dem Grabe entzogenen Wappen wurden den Herzogen Wratislav X. und Erich II. nach Wolgast gesandt [7]).

(*Ferdinand Wachter.*)

n) Von Sachsen.

1) **Otto, der Erlauchte (Illustris)**, Herzog von Sachsen, Ludolf's und Oda's jüngerer Sohn, ward nach seines Bruders Brun's Tode im J. 880 von seinem Schwager, dem Könige Ludwig dem Jüngern mit dem Herzogthume Sachsen beliehen [1]). Als sich Mailand dem König Arnulf ergab, sandte dieser Otto'n zur Vertheidigung dahin [2]). Mit dem Erzbischofe Hatto von Mainz soll Otto die Reichsverwaltung und Vormundschaft über Ludwig das Kind geführt haben [3]). Gegen die mit den Ungern verbündeten Daleminzen hatte Otto lange Kämpfe, bis er hochbetagt seinen nicht minder tapfern Sohn gegen sie sandte [4]). Als im Kampfe gegen die Ungern Herzog Burkhard von Thüringen im J. 909 gefallen war, ward, wie man vermuthet, Otto auch Herzog von Thüringen. Wenigstens war sein Sohn und Nachfolger Herzog von Sachsen und Thüringen [5]). Nach dem Tode Ludwig's des Kindes im J. 911 ward Otto'n die Krone angetragen, aber er schlug sie wegen seines hohen Alters aus, und hatte den größten Antheil bei Konrad's Erhebung auf den goldenen Königsstuhl. Doch behielt Otto das größte Ansehen im Reiche [6]). Er starb den 30. Nov. 912 [7]). Otto hatte zur Gemahlin Hadwig, die Nichte der Könige [8]), und hatte von ihr drei Söhne, Thankmar und Ludolf, die vor dem Vater starben, und Heinrich, den nachmaligen König [9]). (*Ferdinand Wachter.*)

2) **Otto**, Herzog von Sachsen, Sohn Bernhard's II., s. Ordolf.

3) **Otto**, Markgrafen von Sachsen, werden gewöhnlicher Vto, Vdo genannt, so z. B. nennt Lambert von Hersfeld den ältern und den jüngern Vto, der Annalista Saxo [1]) nennt den ältern Otto und den jüngern Vdo. Am passendsten werden daher Vdo I., II. und III. unter Vdo behandelt. Otto wird hingegen einstimmig genannt folgender: **Otto**, des Markgrafen Wilhelm's von Sachsen Sohn, aber von nicht ebenbürtiger Mutter, von einer Slavin geboren. Von Kindheit an war er in Verbannung in Böhmen erzogen worden. Sein Vater Markgraf Wilhelm starb im J. 1056. Ihm folgte dessen Bruder Udo. Markgraf Udo starb schon im J. 1057, und ihm folgte sein Bruder Udo der Jüngere oder II. Als Otto in Böhmen den Tod seines Halbbruders hörte, kehrte er nach Sachsen zurück, um sich in den Besitz der Erbschaft zu setzen. Er war ein Mann von Thatkraft und kühnen Geistes. Die Fürsten Sachsens waren über die Unbillen erbittert, die sie vom Kaiser Heinrich III. erlitten, und gingen damit um, dessen Sohn und Nachfolger Heinrich IV. den Thron zu entreißen, während er noch im Kindesalter sei. Otto ward da von ihnen gütig aufgenommen, und angetrieben, sich nicht nur der Mark Nordsachsen, die ihm vermöge Erbrechts gehöre, zu bemächtigen, sondern auch des Reichs sich anzumaßen. Sie verhießen ihm Treue und Beistand. Der junge König sollte bei nächster Gelegenheit erschlagen werden. Der König sagte eine Fürstenversammlung zu Petri Pauli in Merseburg an. Zwischen den Vettern des Königs, den Gebrüdern Brun und Eckbert, auf der einen, und Otto'n auf der andern Seite herrschte schon lange grimme Feindschaft, jetzt kam die öffentliche Sache hinzu. Als sie bei Niendorf auf einander trafen, erhoben sie Kriegsgeschrei. An der Spitze der Schaaren rannten Brun und Otto mit den Schwerten auf einander, und jeder durchbohrte den andern. Doch noch ruhte der Kampf nicht, bis der obgleich schwer verwundete Eckbert den Sohn des Grafen Bernhard erlegt. Zwar flohen Otto's Anhänger. Durch Otto's Tod ward das Reich von großer Besorgniß befreit, und die Sachsen unternahmen vor der Hand nichts mehr gegen den König [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

---

7) *Joh. Bugenhagii Pomerania*, (Gryphiswaldiae 1728). p. 47, 51, 52, 55, 58, 64, 66, 69, 90, 94, 98, 99, 102, 104, 105 und die genealogische Tabelle zu S. 120. *Johannis Micraelii* Antiquitates Pomeraniae. Oder sechs Bücher vom alten Pommerlande. (Stettin 1723.) S. 184, 186, 197, 199, 218, 219–224 239–241, 243, 244, 250. Derf. Erstes Buch des alten Pommerlandes (und die folgenden Bücher). (Stettin 1739.) S. 241, 289, 293, 316, 320, 323, 348, 355, 359, 362, 364. Buchholz, Verf. einer Geschichte der Mark Brandenburg. 2. Th. S. 367, 379, 389–394, 573, 583, 585. 3. Th. S. 30, 32, 34, 36, 37 und den ihm angeführten Schriftsteller S. 40.

1) *Hroswith.* De constructione Gandersheimensis Coenobii v. 368, 369 ap. *Leuckfeld.* Ant. Gand. *Wittikind. Corbeiensis* ap. *Meibom.*, Scriptt. T. I. p. 634. 2) *Liutprand.* Hist. Lib. I. c. VII. ap. *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. II. p. 430. 3) *Aventinus*, Annal. Lib. IV. p. 363. 4) *Wittikind* p. 634. 5) F. Wachter, Gesch. Sachsens. 1. Bd. S. 127. 3. Bd. S. 292, 293.

6) Wittikind, nachdem er die Ablehnung der Krone und die Wahl Konrad's berichtet, fährt fort: penes Ottonem tamen summum semper et ubique vigebat imperium. 7) Continuatio *Reginonis* ap. *Pertz.* Monum. Germ. Hist. 614. Vita S. Idae. Lib. II. ap. *eund.* T. II. p. 576. Vita Mathildis. c. I. ap. *Leibnitz.* p. 195. Dithmar von Merseburg. Wagnersche Ausg. S. 4, 5. Die Annal. Hildish. ap. *Leibnitz.* setzen Otto's Tod ins Jahr 914. 8) Regum neptis, *Agius*, Vita Hathmudae ap. *Eccardum* Vet. Mon. Quat. c. I. 9) *Wittikind* l. c.

1) p. 479. p. *Eccard.*, Corp. Hist. Med. Aevi. 2) *Lambert ab Hersfeld*, Annales ed. *Krause* p. 14, 15. Chronicon Corbeiense bei Wedekind, Noten zu einigen Geschichtschreibern

o) Von Trier.

Otto von Ziegenheim, Erzbischof und Kurfürst von Trier, wurde im J. 1418 als Dompropst zu dieser Würde erhoben. Als er vom Papste Martin V. das Pallium erhielt, wurde er zugleich ermahnt, sich dem Reichskriege gegen die Hussiten anzuschließen. Seine erste Thätigkeit aber bewies er gegen die Juden, welche er im J. 1419 aus der Stadt und dem Lande Trier verdrängen ließ. Er zog ihr ganzes Vermögen ein, gab Jedem nur 30 Silberlinge Reisegeld zur Erinnerung an die Verrätherei des Judas gegen Christus. Er stellte alle bei ihnen gefundenen Faustpfänder den christlichen Schuldnern zurück, und erhob nur die von den Juden wirklich empfangenen Gelder. Im J. 1420 gab er dem Kloster des heiligen Matthias zu Trier eine neue Gestaltung. Seinen persönlichen Zug gegen die Hussiten in Böhmen mit zahlreichem Kriegsvolke, welches unter seiner und der Herzoge von Baiern und Schwaben Anführung eine große Schlacht verlor, benutzte er zur Übernahme der Reichslehen vom K. Siegmund in Breslau. Im J. 1422 schickte er einen zweiten nicht glücklichern Zug gegen die Hussiten. Nach deren Rückkehr in sein Vaterland erhob er das Haupt des heiligen Matthias, welches bisher im Schloß Ehrenbreitstein verwahrt war, ließ es nach Trier bringen, und traf Anstalten für täglichen Gottesdienst am Altare desselben. Er suchte die verdorbenen Sitten der ihm untergeordneten Geistlichkeit zu verbessern, hielt im J. 1423 einen Kirchenrath, in welchem er für diesen Zweck mehre Veränderungen in der Kirchenzucht der Klöster und untergeordneten Weltgeistlichen seines Sprengels beantragte. Zwar widersetzten sich viele seiner Neuerung; doch gelang ihm, die Widerspenstigen durch sanfte Maßregeln zur Ordnung zu bringen. Im J. 1424 war Johann von Kemponich ohne männliche Erben gestorben, und sein Schloß mit der Herrschaft dem Erzbischof Otto heimgefallen. Da die Brüder von Schoneck dasselbe nicht abtreten wollten, so überzog er es mit Kriegsvolke, und erzwang eine solche Übergabe, daß die Besitzer sich noch glücklich schätzten, mit demselben wieder belehnt zu werden. Der gleichzeitige Ungehorsam der beiden Brüder Gymnich veranlaßte ihn mit starker Mannschaft gegen die Stadt Wasserbillig am Ilser der Saur zu ziehen, und alles anzuwenden, bis diese erobert und zerstört war. Einem Gelübde zu entsprechen, verfügte sich Otto im J. 1425 mit weniger Begleitung nach Jerusalem, wo er die Kirche des heiligen Grabes und deren Wächter reichlich beschenkte. Er kehrte mit größerm Eifer für die Verbesserung seines Kirchsprengels zurück und versuchte die erste Umstaltung am Domcapitel selbst. Da dieses sich den Anordnungen nicht fügte, so bat er den Papst Martin V. um Hilfe durch Befehle und Kirchenstrafen. Dieser beorderte zwar zur Erreichung dieses Zieles im J. 1426 den aus königlichem Blute stammenden päpstlichen Gesandten und Cardinal Heinrich aus England. Allein die Domherren achteten die gedrohten Strafen so wenig, und widersetzten sich jeder Beschränkung ihrer Gewohnheiten und Misbräuche mit solcher Hartnäckigkeit, daß weder Otto noch andere ansehnliche Männer eine Änderung bewirken konnten. Der Verfall des Münzwesens bewog den Erzbischof Otto mit den drei übrigen rheinischen Kurfürsten im J. 1425 einen Münzverein abzuschließen. Im J. 1427 war seine angelegentlichste Sorge, das Kloster des heiligen Maximin in eine zweckmäßigere Verfassung zu bringen. Im J. 1428 vollendete er das Schloß Wittlich, welches sein Vorgänger Werner zu bauen begonnen hatte, und gab ihm den Namen Ottenstein. Das befestigte Vorwerk an der Brücke zu Koblenz, welches durch hohes Alter in Verfall gerathen war, ließ er wieder herstellen. Er starb den 13. Febr. 1430, und wurde zu Trier an dem Altare der Maria begraben. Die Nachwelt rühmt ihn als gutmüthig gegen Jedermann, besonders gegen Gelehrte; als streng gegen seine Feinde, als wohlthätig gegen die Armen, welchen er in theuern Jahren die aus Vorsicht gefüllten Getreideböden öffnete und Vorrath an alle Unterthanen nach ihrem Bedürfnisse mit Uneigennützigkeit vertheilte *). (*Jaeck.*)

III. Bischöfe.

a) Von Augsburg.

Otto (Truchsess von Waldburg) [1]), 56. Bischof von Augsburg, geb. zu Scheer im J. 1514, besuchte die hohen Schulen zu Tübingen, Doll, Padua, Pavia und Bologna mit solchem Erfolge, daß er in öffentlichen Prüfungen die Doctorwürde erhielt. In früher Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, verzichtete er schon im J. 1532 vor dem kaiserlichen Landgerichte in Schwaben auf alle Familiengüter zum Besten seiner Brüder. Als Domdechant zu Trient und als Domherr und Cantor zu Speier wurde er vom Kaiser Karl V. an dessen Bruder, König Ferdinand I., gesendet, und in Folge dessen den 27. Aug. 1541 zu Mailand zum kaiserlichen Rath ernannt. Gegen das Jahr 1542 wurde er Domherr zu Augsburg und reiste als solcher zur Erlernung des römischen Geschäftsstyles nach Rom, wo er zum Kämmerer vom Papste Paul III. ernannt, und als Gesandter an den König Siegmund I. von Polen beordert wurde. Auf seiner Rückkehr erhielt er durch einen andern Kämmerer die Weisung, dem vom Könige Ferdinand I. im J. 1543 angeordneten Reichstage zu Nürnberg die Anzeige zu machen, daß ein allgemeiner Kirchenrath zu Trient stattfinden würde. Bald nach seiner Ankunft zu Nürnberg vernahm er den Tod des Bischofs von Augsburg, Christoph's von Stadion. Er bat König Ferdinand I. um Erlaubniß, an der Wahl eines neuen Bischofs zu Dillingen, wohin das aus Augsburg vertriebene Domcapitel sich begeben hatte, Theil nehmen zu dürfen. Der König schickte zwei kaiserliche Commissarien an das Domcapitel, mit ei-

*) *Hontheim.* Annal. Trevir. I, 31. Hist. Trevir. II, 369, 367. *Kyriandri* Annal. Trevir. 168—170. *Harzheim.* conc. Germ. V, 222.

1) Chronik der Truchsessen von Waldburg von Matth. von Pappenheim. 1785. I. *Veith*, Bibl. August. Alph. IV.

des Mittelalters. 1. Bd. S. 396, 397. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 1. Bd. S. 338, 339.

ner nachdrücklichen Empfehlung für die Wahl des Otto, Truchseß von Waldburg selbst, zum Bischofe. Andere Empfehlungen folgten noch von den zu Nürnberg versammelten Fürsten. Obschon der Dompropst Marquard von Stein und der Domdechant Philipp von Rechberg höchst verdienstvolle Männer waren, so wurde doch den 10. Mai 1543 Otto Truchseß, als Liebling des päpstlichen und kaiserlichen Hofes, im 30. Lebensjahre einstimmig zum Bischof unter der eidlichen Bedingung gewählt, daß er Alles aufbieten wolle, um das Domcapitel und die ganze Geistlichkeit nach Augsburg zurückzuversetzen. Er wurde schon am 1. Jun. vom Papste Paul III bestätigt, rücksichtlich des zum Bischof erforderlichen Alters freigesprochen, und zum fernern Genusse seiner drei Pfründen in den Kirchsprengeln von Constanz, Trient und Speier begünstigt. Nach dem Empfange dieser Urkunden ließ er sich als Diakon sogleich zum Priester und Bischofe weihen. Am 1 Oct. 1543 beschwor er die vom Domcapitel vor der Wahl entworfenen Capitulationspunkte. Am 5. Dec. hielt er eine Diöcesansynode zu Dillingen und am 11. Dec. wohnte er dem Bundestage zu Wemding bei [2]). Im J. 1544 beseitigte er eine Irrung zwischen dem päpstlichen und kaiserlichen Hofe; weswegen er auf Antrag des Königs Ferdinand I. die Cardinalswürde erhielt, deren Hut ihm auf dem Reichstage zu Speier geschickt wurde. Im nämlichen Jahre erhielt er noch die Vollmacht Papstes Paul III., alle dem päpstlichen Hofe vorbehaltenen geistlichen Pfründen in jenen vier Kirchsprengeln zu verleihen, in welchen er selbst solche besitze. Im nämlichen Jahre wohnte er mit dem Jesuiten Claude Jay, als seinem Theologen, der Provinzialsynode bei, welche der Erzbischof Ernst von Salzburg angeordnet hatte. Auf dieser erklärte Bischof Otto gegen die Vorschläge der andern Bischöfe, über die auf dem nächsten Reichstage zu Worms, an die protestantischen Stände zu ertheilende Antwort: „Er wolle ehee zehn Bisthümer, sein Vermögen und Leben verlieren, als in einen unnützen Wortwechsel mit den Lutheranern einstimmen [3])." Von hier degab er sich nach Rom zum Danke für die Beförderung zur Cardinalswürde, und um an einer Sitzung der Cardinäle Theil zu nehmen. Am 7. Oct. kam er nach Augsburg, wo die Bürgermeister und Räthe ihm verehrungsvoll die gewöhnlichen Fürstengeschenke überreichten; doch verweilte er nicht lange daselbst [4]).

Der allgemeine Kirchenrath zu Trient sollte zwar schon im J. 1544 beginnen; doch nahm er erst am dritten Sonntage des Advents im J. 1545 seinen Anfang, und Bischof Otto ließ durch drei bevollmächtigte Geistliche sich vertreten. Auf den Reichstagen und andern Berathungen Kaiser Karl's V. mit den Ständen der Katholiken und Lutheraner war Bischof Otto gewöhnlich der erste kaiserliche Commissar. Da er für Nachgiebigkeit gar nicht empfänglich war, so brach endlich im J. 1546 der Krieg zwischen beiden Parteien aus, in welchem Bischof Otto sich fest an die kaiserliche Partei schloß, die Sorge für den ältesten Sohn des Königs Ferdinand I., Maximilian, übernahm, und zugleich die Aufsicht über das Proviantwesen für die kaiserliche Armee führte. Nach der Besiegung der Lutherischen Partei, nach der Gefangennehmung des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich, und nach der Auflösung des schmalkaldischen Bundes erwirkte Bischof Otto der Stadt Augsburg die gebetene Vergebung Kaiser Karl's V. gegen Übergabe von 150,000 Fl. und zwölf Kanonen, gegen die Aufnahme der ganzen Geistlichkeit in die Stadt, gegen die Zurückgabe aller Beraubungen, und gegen Vergütung alles Schadens. Am 19. Jul. 1547 zog Bischof Otto mit seiner Geistlichkeit nach Augsburg, und besetzte die Kirchen und Klöster wieder, in der Kirche von St. Ulrich und Afra eröffnete er den ersten Gottesdienst durch eine feierliche Rede. Bei dem Kaiser, welcher den 23. Jul. mit seinem Hofstaate angekommen war, trug er auf eine Entschädigung von 400,000 Fl. für die Unbilden und Schäden an, welche die Augsburger seiner Diöcesangeistlichkeit zugefügt hatten, welche Summe der Herzog Wilhelm von Baiern auf 95,000 Fl. ermäßigte. Ein anderer Vertrag wurde vom Bischofe Otto mit dem Stadtrathe am 2. Aug. 1548 abgeschlossen. Bischof Otto ließ in diesem Jahre am Charfreitage das heilige Grab errichten, eine Procession von der Dominikanerkirche bis zur Domkirche halten, feierte die Frohnleichnamsprocession unter Theilnahme des Kaisers, Königs, vieler Kurfürsten und Fürsten, und drang in seinem Sprengel auf genaue Beobachtung des Interim, welches der Kaiser den 15. Mai 1548 verkündigt hatte. Am 12. Nov. 1548 hielt er zu Dillingen eine Diöcesansynode [5]).

Gegen das J 1550 reiste er nach Rom, wohnte am 8. Febr. der Wahl des Papstes Julius' III., und den 10. März dem Consistorium bei, in welchem der Papst eine Reform des römischen Hofes und die Veranstaltung eines allgemeinen Kirchenrathes zu Trient, oder Augsburg oder anderswo, als sehr nothwendig erklärte. Überzeugt von der Unwissenheit und Sittenlosigkeit seiner Geistlichkeit, hatte Bischof Otto schon im J 1549 den Entschluß gefaßt, eine Studienanstalt und ein Priesterhaus zu Dillingen zu stiften. Er übersetzte daher das Gymnasium, welches im Benedictiner kloster Elchingen war, und ließ sich vom Papste Julius III. alle Freiheiten der Universitäten zu Paris und Bologna für die hohe Schule zu Dillingen den 6. April 1551 ertheilen, welche Kaiser Karl V. den 30. Jun. 1553 bestätigte [6]). Für die Unterhaltung des Priesterhauses daselbst hatte der Papst schon vorher die Einkünfte mehrer durch die Reformation verlassenen Klöster bestimmt. Bischof Otto rief die berühmtesten Theologen als Professoren der neuen Schule, welche er nach deren Aussterben oder Beförderung, nebst einer eigenen Druckerei, im J. 1564 der Gesellschaft Jesu übergab unter dem Rectorat des Peter Canisius [7]).

2) Bischöfl. Archiv zu Augsburg. Vicariats-Registratur und päpstl. Dispens. Bullen. Spieß, Neunjähr. kaiserl. Bund. S. 86, 216. 3) *Hansiz*, Germania. s. II, 613. 4) *Khamm*, Hierarch. August. *Stengel*, Comm. rer. August. Vind. v. Steeten, Gesch. v. Augsburg.

5) *Steiner.*, Coll. synod. *Harzheim.*, Conc. Germ. VI, 859. 6) Statuta collegii s. Hieronymi. 7) Hist. soc. Jesu Germ. sup. I, 77.

Auf dem Reichstage zu Augsburg vom 26. Jul. 1550 bis 13. Febr. 1551 bewirkte Bischof Otto bei dem Kaiser mehre strenge Maßregeln gegen die Protestanten. Während er im größten Eifer für die Wiederbefestigung der katholischen Religion in seinem Sprengel war, brach im J. 1552 ein neuer Krieg der protestantischen Fürsten gegen den Kaiser aus, mit welchem Bischof Otto über Innsbruck nach Kärnthen sich zurückziehen und seine Geräthschaften den plündernden sächsischen Truppen Preis geben mußte, als diese Augsburg erobert hatten. Der katholische und interimistische Gottesdienst hörte wieder auf, und durch den Religionsvertrag zu Passau wurde den Evangelischen volle Freiheit des Gottesdienstes bewilligt. Nachdem die Kirchen zu Augsburg 15 Wochen geschlossen waren, ließ Bischof Otto sie durch seinen Fiscal wieder öffnen, und den Gottesdienst erneuern. Am 26. Jun. 1553 verkündigte er das vom Papste Julius III. für den Frieden und die Vereinigung der Fürsten angeordnete Jubelfest.

Im J. 1555 ließ Kaiser Karl V. unter dem Vorsitze seines Bruders, König Ferdinand's I., zu Augsburg einen Reichstag für einen dauerhaften Religionsfrieden veranstalten. Bischof Otto wurde unglücklicher Weise zu einem der Ausschüsse des fürstlichen Collegiums ernannt. Denn er bewies sich hier so unbiegsam und leidenschaftlich gegen die Protestanten, daß der Reichstag aufgelöst worden wäre, wenn Österreich und Baiern die übrigen Stände nicht wieder beruhigt hätten. Bischof Otto wurde durch den kaiserlichen Kanzler in die Schranken der Mäßigung zurückgewiesen; nur so konnten die Verhandlungen der Reichsversammlung den Religionsfrieden am Ende Aprils 1555 bewirken.

Bischof Otto reiste von Neuem nach Rom, während der einmonatlichen Regierung des neuerwählten Papstes Marcell II., der gleich nach seiner Ankunft starb. Er wohnte mit besonderm Einflusse[8]) der Wahl des Papstes Paul IV. bei, verweilte an dessen Seite wegen der teutschen Angelegenheiten bis zum nächsten Jahre, und kehrte erst am 13. April 1556 nach Augsburg zurück. Wegen dieses längern Ausbleibens wurde er in öffentlichen Blättern, besonders in der sogenannten neuen Zeitung, so heftig angefeindet, daß er nöthig fand, eine rechtfertigende Apologie den 27. Mai 1556 zu Augsburg erscheinen zu lassen. Im J. 1558 hatte Bischof Otto Religionsirrungen mit dem Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz, und mit dem Grafen von Helfenstein und Öttingen, wegen der willkürlichen Ausbreitung des Reformationsmandats in den zum Bisthum Augsburg gehörigen Ortschaften.

Auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1559 wurde beschlossen, daß Bischof Otto und der Herzog Christoph von Würtemberg, als Reichsgesandte, an König Heinrich II. von Frankreich, für die Zurückfoderung der Städte Metz, Toul und Verdun beordert werden sollten. Da Bischof Otto vom französischen Cardinal Johann Belay gehaßt, und seinem Reisegefährten, Herzog Christoph, der Wahn und Verdacht eingeflößt wurde, durch Otto vergiftet zu werden, so unterblieb die Gesandtschaft. Je eifriger Bischof Otto über seine Unschuld sich rechtfertigte, desto eiliger sendete der Kaiser seinen Hofpostmeister Christoph von Taxis zum Papste für die Ermittelung der Gewißheit, daß Belay nur aus Neid diesen Brief geschrieben habe. Nachdem dieser seiner schändlichen Handlungen vor dem Papste geständig, ihretwegen in Verhaft gekommen war, wurde es dem Kaiser leicht, durch den Kurfürsten Friedrich den Bischof Otto und Herzog Christoph wieder zu versöhnen[9]).

Während seines Aufenthaltes zu Rom lernte er die Anstalt der Jesuiten von einer dem Katholicismus so vortheilhaften Seite kennen, daß er sich entschloß, sie auch zu Augsburg ansiedeln zu lassen. Den ersten Schritt machte er durch Ernennung des Peter Canisius zum Domprediger den 14. Jun. 1559. Dieser vom Pfarrvicar und Gehilfen sehr angefeindet, erhielt sich doch in seiner Wirksamkeit; nur bemühte sich Bischof Otto vergebens, den Jesuiten das eingegangene Kloster zum heiligen Kreuz in Augsburg einzuräumen[10]).

Durch den Tod des Papstes Paul IV. wurde Bischof Otto als Cardinal für die Wahl des Nachfolgers, Papstes Pius IV., zur Reise nach Rom im J. 1560 veranlaßt. Während seines Aufenthalts daselbst erhielt er für sein ganzes v. Truchsessisches Geschlecht das römische Bürgerrecht. Auch wurde er vom neuen Papste mit dem Vorsitze bei der geistlichen Inquisition und mit andern Zeichen eines besondern Vertrauens beehrt, und im J. 1562 zum Cardinalbischofe von Alba ernannt. Auf der Provinzialsynode zu Salzbueg im J. 1564, wo über das Abendmahl unter beiden Gestalten, über die Priesterehe und 40tägige Fasten, wie über das Fleischessen, Beschluß gefaßt werden sollte, ließ er durch zwei abgeordnete Räthe den heftigsten Widerspruch gegen alle Neuerungen einlegen. Im J. 1565 verkündigte er in seinem Sprengel die Beschlüsse des trienter Kirchenrathes, und vollzog die Reformation seiner Geistlichkeit, besonders am Stifte Ellwangen. Am 7. Jan. 1567 wohnte er zu Rom der Wahl des Papstes Pius V. bei. Am 23. März unterstützte er auf dem Reichstage zu Augsburg die päpstlichen Gesandten im Widerspruche gegen alle Neuerungen. Deswegen wurde er den 2. April 1570 vom Papste Pius V. zum Cardinalbischofe von Sabina, im Juli zu jenem von Peäneste befördert, und später auch dem cölner Domcapitel als der würdigste für den erzbischöflichen Stuhl empfohlen. Am 15. Jun. 1567 hatte er eine Synode zu Dillingen für die Vollziehung der trienter Kirchenbeschlüsse veranstaltet[11]). Viele Verordnungen und andere Urkunden seiner 20jährigen Bisthumsverwaltung bestätigen seine zeitwidrige Halsstarrigkeit gegen die Protestanten.

Durch zu großen Aufwand kam er in so bedeutende

8) *Pallavicini* Hist. conc. Trid. L. XIII. c. XI. §. 11.

9) Sattler (Gesch. der Herzoge von Würtemberg. IV, 138) irrt in der Bezeichnung des Herzogs Albrecht von Baiern, als bestimmten Reisegefährten mit dem Herzog Christoph, statt unsers Bischofes Otto. 10) Origo collegii soc. Jesu ad s. Salvat. August. 1786. 11) Acta synodi impressa Dillingae 1567. 4. *Harzheim.* coll. conc. Germ. VII, 148.

Digitized by Google

Schulden, daß er im J. 1568 als Cardinal nach Rom zog, um dieselben zu bezahlen aus seinem Einkommen des Bisthums von Augsburg, den Propsteien zu Ellwangen, Freisingen und Würzburg, der Pension von 3000 Dukaten, welche Kaiser Karl V. im J. 1557 auf das Erzbisthum Toledo, mit Einwilligung des Papstes Paul III., ihm angewiesen hatte; aus den Einkünften zu Rom von der Würde des Cardinals, und Protectors der teutschen Nation. Während seines vierjährigen Aufenthalts daselbst wohnte er der Wahl des Papstes Gregor XIII. bei, welcher als Hugo Buon-Compagni einst sein Lehrer zu Bologna gewesen war. Im Frühlinge 1573 wollte er nach Augsburg zur Vereinigung mit seinen Gläubigern zurückkehren; allein unvermuthet wurde er am 2. April vom Tode überrascht. Seine Gebeine wurden zuerst bei der teutschen Nationalkirche zu Rom beigesetzt, im J. 1613 aber nach Augsburg, und 1614 nach Dillingen übergesetzt. Sein Andenken besteht noch in Rom in der auf seinen Rath gestifteten Congregation von der Verbreitung des Glaubens [12]). (*Jaeck.*)

b) Von Bamberg.

Otto, der Heilige, Bischof von Bamberg und Apostel der Pommern, war der Sohn des reichsfreien Otto und Adelheid von Mistelbach oder Müsselbach am Bodensee, im Umfange der ehemaligen Grafschaft Bregenz (oder des Grafen Berthold von Andechs und der Gräfin Sophie von Meran). Die gleichzeitigen Biographen melden, daß er von einem erlauchten Geschlechte (**generosa stirpe**) abstamme, welches sich nicht durch große Reichthümer oder Befehdungen und Beraubungen auszeichnete. Seine Ältern verlor er in seiner Jugend; ihre Burg Albuch bei Ulm übernahm nach deren Tode der älteste Sohn Friedrich von Mistelgau [1]).

Nach dem Zeitgeiste und den schwachen Vermögensverhältnissen der Ältern ward Otto einem noch unbekannten Kloster zum Unterrichte übergeben, welcher sich vorzüglich auf die Erlernung der lateinischen Sprache und auf einige Bekanntschaft mit ihren vorzüglichsten Rednern, Dichtern und Philosophen beschränkte. Mit diesen wenigen Kenntnissen ausgerüstet folgte er dem Winke eines Lehrers, zur Sicherung seines Lebensunterhaltes nach Polen zu wandern, wo sehr großer Mangel an wissenschaftlich gebildeten Männern damals war. Er fand daselbst gute Aufnahme bei einigen ansehnlichen Familien, welche ihm ihre Söhne zur Unterweisung in der lateinischen Sprache übergaben. Während er sich diesem Geschäfte mit Eifer unterzog, machte er sich zugleich mit der Landessprache vertraut. Hierdurch, wie durch sein gutes Betragen, versicherte er sich bald die Achtung und Liebe der wichtigsten Familien seiner weiten Umgebung. In seinem Lehramte gewann er Zeit, seine Kenntnisse zu erweitern, und zugleich Gelegenheit, seine Fähigkeiten bei vornehmen Personen zu zeigen, welche sich seines vermittelnden Rathes in Familienzwisten oft bedienten. Das gute Gelingen seiner Rathschläge und Unternehmungen steigerte die allgemeine Achtung, deren Ruf an den Hof des polnischen Herzogs Boleslaus II, nach Andern Wladislav Hermann II., drang. Dieser zog ihn als Kaplan oder geheimen Secretär an seinen Hof. Durch Bescheidenheit erwarb er sich bald das volle Vertrauen des Herzogs. Deswegen wurde er auch von ihm, nach dem Tode seiner im J. 1086 kurz nach der Geburt ihres Sohnes gestorbenen ersten Gemahlin, Judith, an den Hof des teutschen Kaisers Heinrich IV. zu Bamberg mitgenommen, um die zweite Verehelichung mit dessen verwitweter Schwester Sophie, welche mit dem Könige Salomon von Ungern [2]) bis zum J. 1077 vermählt war, im J. 1088 einzuleiten. Auf die Einwilligung des Kaisers begleitete Otto die Braut nach Polen an den Hof des Herzogs, wo er als Mitstifter des Bundes eines noch höhern Vertrauens gewürdigt wurde. Daher er auch in einigen Angelegenheiten an den Kaiser Heinrich IV. gesendet wurde, welcher ihn so lieb gewann, daß er seine Schwester um dessen Abtretung für seinen Hofdienst ersuchte; dieses erfolgte wahrscheinlich nach dem Jahre 1096 [3]). Bei seiner Abreise aus Polen wurde Otto mit Geschenken überhäuft, welche sich nach seiner gewohnten Einschränkung und Sparsamkeit im kaiserlichen Hofdienste nothwendig vermehren mußten. Diesen Überfluß soll er wegen der guten Beherbergung vom Abte Heinrich des Stiftes St. Burchard, zur Stiftung eines Spitals in Würzburg für die Aufnahme armer Reisenden benutzt haben [4]).

Der erste bekannte Auftrag des Kaisers war die Leitung und Zahlung der Arbeiter, welche mit der Vollendung der Domkirche zu Speier beschäftigt waren, die Kaiser Konrad II. begonnen, und Kaiser Heinrich III. fortgesetzt hatte [5]). Otto entsprach hier genau den Wün-

12) *Rescius* in vita Card. Hosii. *Hieronymus Torrensis* in praef. ad Aug. confess. *Conradus Brunus* in dedic ad libros de legationibus. *Hosius* in epist. ad Henricum III., Reg. Franciae. Braun's Domkirche in Augsburg S. 131—133, und dessen Geschichte der Bischöfe. III, 858—520. *Ussermann*, episc. Wirceburg. 151.

1) Otto's Abstammung ist am besten entwickelte vom Archivar Österreicher im gröff. Archiv für Baiern (München 1821). I. 138—180.

2) Codex dipl. Hungariae cura *Fejer.* (Budae. 1829) V. I. *Mathiae de Mechovia*, Chron. Polon. (Cracoviae 1521. Fol.) setzt S. 70 noch bei, daß der Herzog für seinen neugebornen Sohn Wladislav sich die Kaisertochter Christina bedungen habe. So auch *Cromeri* Chron. Pol. (Bas. 1568) p. 69. *Herburt* p. 46 etc. 3) Hier sind die Quellen-Schriftsteller nicht einig, indem einige behaupten, Otto sei als Domherr zu Regensburg, und als Geschäftsführer der Äbtissin Sophie von Niedermünster daselbst, einer angeblichen Verwandten des Kaisers, an ihn abgetreten worden. Da aber Kaiser Heinrich IV. vom J. 1089 bis 1096 in Italien war, so glaubte unser Zeitgenosse Zirngibl diesen Widerspruch durch die Vermuthung heben zu dürfen, daß derselbe im J. 1093 für die Ergänzung seines Heeres auf kurze Zeit heimlich nach Teutschland gekommen sei (S. Zirngibl's Bemerk. über Otto, Domherrn zu Regensburg rc. München Akad. 1813. 4.) Allein Arch. Österreicher widerlegte beide Irrthümer in der oben angezeigten Schrift S. 265—283. Ob Otto schon Priester war, ist aus Mangel an Urkunden ungewiß. 4) Ebbo behauptet dies in des Bischofs Leben bei *Ludewig*, Script. Bamb. 403. §. 3. *Ussermann*, Episc. Wirceburg. (San. Blas. 1794. 4.) p. 194 mache es bedenklich. 5) Lehmann's speiersche Chronik gibt das Jahr 1097 als Ziel der Vollendung des Münsters an (Frankf. 1711. Fol.) S. 365 u. 415. Annales Hildes. ad h. a.

Digitized by Google

schen seines Herrn und gewann später auch durch andere Geschäfte dessen Vertrauen vor den übrigen Secretairen in hohem Grade. Deswegen wurde ihm, nachdem der kaiserliche Kanzler Humbert, welcher sein Amt vom J. 1086—1102 mit rühmlichstem Eifer versehen hatte, auf das erledigte Erzbisthum Bremen befördert worden war, dessen Stelle mit dem kaiserlichen Siegel übergeben. Er verwaltete dieses Amt ein Jahr, und bewies ebenso viel Fertigkeit, als Klugheit; weswegen ihm die erledigten Bisthümer Augsburg und Halberstadt angetragen wurden [6]).

Nach dem am 11. Jun. 1102 erfolgten Tode des Bischofs Rupert zu Bamberg wurde dessen Ring und Stab, wie allgemein gebräuchlich war, durch besondere Abgeordnete zur neuen Verleihung dem Kaiser überbracht. Obschon dieselben sehr dringend um die baldige Ernennung eines Nachfolgers gebeten hatten, so zögerte der Kaiser doch mehre Monate, seinen Entschluß bekannt werden zu lassen. Erst im Herbste 1102 ließ er die geistlichen und weltlichen Vorstände Bambergs wissen, daß er einen sehr würdigen Mann als ihren künftigen Bischof gewählt habe, sie möchten also auf die Feier der Geburt Christi nach Mainz kommen. Sogleich verfügten sich der Dompropst Egilbert, der Domdechant Adelbert, der Propst Eberhard des Stifts St. Jakob, und mehre andere ansehnliche Männer nach Mainz. Während zu Bamberg eine zahlreiche Volksmenge in die Kirche des Klosters Michelsberg am Sonntage vor Weihnachten wallfahrtete, um von Gott die Ernennung eines würdigen Bischofes zu erbitten, empfing der Kaiser die bambergischen Abgeordneten mit den Worten: seine Sorgfalt für die Ehre und das Wohl des Bisthums möchten sie erkennen, daß er das Streben vieler Vornehmer an Geburt nicht so berücksichtigte, als einen durch gutes Betragen, besondere Klugheit und Religion ausgezeichneten Mann ihnen zu verleihen. Er rief sogleich seinen Kanzler Otto, und übertrug ihm das Bisthum Bamberg, obschon Andere es um große Summen hatten erkaufen wollen. Otto warf sich zu seinen Füßen, und erklärte sich unwürdig für diese hohe Würde; allein die anwesenden Großen mußten ihn wieder aufrichten, damit er den Ring und Stab empfange. Je mehr er widerstrebte, desto einstimmiger wiederholten die Höflinge, daß dem Bisthume kein größeres Glück begegnen könne. Kaum wagte der Graf Beringer von Sulzbach, als einer der bambergischen Abgeordneten, seine Verwunderung über die Ernennung Otto's als eines ganz unbekannten Mannes zu äußern; so erwiederte der Kaiser: dieser sei der Bischof, Bamberg seine Mutter, und er dessen Vater; Otto habe sich in seinem Gefolge, wie in der Kirche so empfohlen, daß er keinen Würdigern wählen könne, so nachtheilig auch dessen Entfernung seinem eigenen Hofe werden würde. Otto bat, ihn wegen seiner Unwürdigkeit zu übergehen, und das hohe Amt einem Verdienstvollern der übrigen Hofkapläne zu übergeben. Aus diesem neuen Beweise von Demuth nahm der Kaiser Veranlassung, die Umstehenden aufmerksam zu machen, wie wenig Otto von Ehrgeize sich verführen lasse. Schon habe er sich geweigert, die ihm angebotenen Bisthümer Augsburg und Halberstadt zu übernehmen, damit ältere Höflinge solche Ämter erhielten; Bamberg scheine ihm daher von der Vorsehung aufbewahrt zu sein. Er wiederholte ihm die Versicherung seiner Liebe und seines Schutzes, gab ihm den bischöflichen Ring und Stab, und ließ ihn mit diesen Zeichen seiner neuen Würde von den Umstehenden begrüßen.

Otto verweilte noch bis zum Ende Januars 1103 am Hofe des Kaisers zu Mainz, und begab sich dann mit den bambergischen Abgeordneten in sein Bisthum. Auf Befehl des Kaisers begleiteten ihn die Bischöfe Ainhard von Würzburg und Herrmann von Augsburg, nebst andern Großen zum feierlichen Einzuge. Das Dorf Ampferbach, einst ein königliches Gut, war damals der letzte Grenzort der würzburgischen Landstraße; daher Bischof Otto mit seinen Begleitern am 1. Febr. 1103 von Bambergs geistlichen und weltlichen Abgeordneten hier empfangen wurde. Des andern Tages ritt er mit der ganzen Gesellschaft bis zum Eingange der Stadt, vor welchem er seine Schuhe abzog, den ihn erwartenden Dom- und Stiftsherren, Mönchen und Laien, welche ihn hier begrüßten, freundlich entgegen kam, und mit bloßen Füßen über hochliegenden Schnee zur Domkirche feierlichst einzog. Diese Anschmiegung an die alte Gewohnheit, mit unbedeckten Füßen ohne Rücksicht auf die Jahreszeit in die Domkirche zur Übernahme des Bisthums zu wandern, zog ihm ein lebenslängliches Podagra zu, obschon er nach der Feierlichkeit seine von Frost blutenden Füße in kaltes Wasser steckte, um diesen unschädlich zu machen. Des Kaisers Huld erprobte sich wieder am 15. Jul. 1103 auf einer Reichsversammlung zu Lüttich, wo Bischof Otto mit dem ausgedehntesten Freiheitsbriefe für sein Bisthum begünstigt wurde. Während der Jahre 1103 bis 1104 wiederholte Kaiser Heinrich IV. in zwei Briefen [7]) seinen Wunsch für Bischof Otto's Glück in der neuen Würde, ermunterte ihn zur Treue, und foderte ihn auf, zur Versöhnung mit seinem aufrührischen Sohne Kaiser Heinrich V. mitzuwirken.

So große Verbindlichkeit Bischof Otto seinem Gönner, Kaiser Heinrich IV., schuldig war, so hegte er doch die geheime Überzeugung, daß er die bischöflichen Zeichen des Ringes und Stabes nicht von demselben, sondern nur vom Papst empfangen dürfe. Die erste Angelegenheit Bischofs Otto war also, dem römischen Hofe zu berichten, daß er über dem Streite zwischen dem Kaiser und Papste wegen der Verleihung des Ringes und Stabes in einer außerordentlichen Gewissensunruhe sich befinde, weswegen er bereits zwei Bisthümer abgelehnt habe. Er erkenne keine andere, als die päpstliche Gewalt, sei bereit nur ihr zu gehorchen, mit ihr zu bestehen, und für sie auch in den Kerker zu wandern. Auf den ersten schriftlichen Wink für eine sichere Reise und für die zu hoffende Einsegnung,

6) Nach dem im J. 1096 erfolgten Tode Bischofs Siegfried's zu Augsburg, ehe Herrmann durch Simonie sich eindrängte.

7) *Ludewig*, Script. rer. Bamb. I, 814, 815. von Lorber, Deductien über die Landeshoheit zu Füred (Bamb. 1772. Fol.) N. 27.

indem sein mainzer Erzbischof Rudhart als Rebell vom Kaiser betrachtet, von seinem Sitze verdrängt worden sei, würde ihn nichts abhalten, nach Rom zu eilen, um die päpstliche Gnade zu erlangen. Papst Paskal II., über diese ungewöhnliche Gesinnung eines teutschen Bischofs für den römischen Hof höchst erfreut, lud ihn ein, er möge sich ehestens nach Rom begeben [8]). Allein die Unruhen in Teutschland zwischen dem Vater Kaiser Heinrich IV. und dem Sohne Kaiser Heinrich V. waren anhaltend so groß, daß die Erreichung dieses Zieles nicht sobald möglich wurde. Die teutschen Fürsten und Bischöfe, des vieljährigen Streites mit dem römischen Hofe überdrüssig, versammelten sich zu Mainz den 25. Dec. 1105, setzten den Vater auf Zudringen der päpstlichen Gesandten ab, zwangen ihn zur Rückgabe der Reichsinsignien, drohten ihm den Tod, krönten den Sohn noch einmal, und vereinigten sich zur Sendung Abgeordneter Teutschlands an den Papst, zu welchen die Erzbischöfe Bruno von Trier und Heinrich von Magdeburg, die Bischöfe Otto von Bamberg, Gebhard von Constanz, Eberhard von Eichstädt und Ulrich von Chur gewählt wurden [9]). Diese reisten im Anfange des Jahres 1106 auch ab; allein Kaiser Heinrich IV., von ihrem Vorhaben unterrichtet, beauftragte den Markgrafen Adalbert von Tyrol, alle Abgeordnete gefangen zu nehmen, welches auch mit der Wegnahme aller ihrer Kostbarkeiten geschah. Nur dem Bischofe Gebhard gelang es, durch die engen Pässe der Alpen zu entschlüpfen, und ungehindert nach Rom zu kommen. Bischof Otto berief sich auf die Lehenpflicht des Markgrafen zum Bisthume Bamberg, und hatte seine Befreiung schon erlangt, als der Herzog Welf von Baiern, auf die Nachricht der bamberger Geistlichkeit von der Gefangenschaft der teutschen Abgeordneten, nach Tyrol geeilt war, die Burgen erstürmt, die übrigen Bischöfe und Fürsten befreit, und den Markgrafen Adalbert zur Flucht gezwungen hatte [10]). Doch konnte er die ihnen geraubten Schätze und Kostbarkeiten nicht zurückgeben.

Bischof Otto kehrte nach Bamberg zurück, und schrieb an Papst Paskal II., daß er, ungeachtet der an ihm verübten Beraubung und gewaltthätigen Behandlung, einer günstigen Zeit für die Reise nach Rom entgegensehe, um vom Papste selbst eingesegnet zu werden [11]). Denn sein Erzbischof Rudhart zu Mainz habe seine Überzeugung über die Verleihung des Ringes und Stabes vor einer zahlreichen Reichsversammlung kräftig auszusprechen gewagt, sei deswegen als Empörer vom Kaiser aus dem erzbischöflichen Sitze verdrängt, und habe schon acht Jahre in Thüringen herumgeirrt, während viele andere teutsche Bischöfe, wegen ihrer gegentheiligen Meinung, vom Papst ihres Amtes entsetzt, in Ungewißheit schwebten. Er habe bereits alles Mögliche nach dem Wunsche des päpstlichen Gesandten, Bischofs Gebhard von Constanz, erfüllt, und werde die übrigen Forderungen noch zu befriedigen suchen.

Während die beiden Kaiser Heinrich IV. und V. zu Aachen, Lüttich, Cöln und Worms einander, bis zum Tode des erstern im Aug. 1106, verfolgten, gewann Bischof Otto Gelegenheit zur ungehinderten Reise nach Rom, wo er den 3. Mai 1106, am Feste der Himmelfahrt Christi erschien. Er begab sich nach Anagny, dem Landsitze des Papstes, warf sich zu dessen Füßen, und erzählte die Umstände, durch welche er Bischof geworden war. Er erklärte seine Unwürdigkeit zum Amte, betheuerte, sich der herrschenden Simonie nicht schuldig gemacht zu haben, bat um Vergebung seiner Nachgiebigkeit gegen den Befehl des Kaisers, wie um päpstliche Bestrafung seiner Folgsamkeit. Obschon der Papst ihm die wiederholte Weisung gab, den Ring und Stab zu sich zu nehmen; so erklärte er sich doch noch immer als einen Unwürdigen, erbat sich den päpstlichen Segen, und kehrte in sein Quartier zurück. Er war entschlossen, eher sein Leben in der stillen Einsamkeit eines Klosters für die Rettung seines Seelenheils zu beendigen, als den Papst durch die Übernahme des vom Kaiser verliehenen Ringes und Stabes zu beleidigen. Er entfernte sich mit der Äußerung innigster Zufriedenheit, von der großen Bürde eines Bisthums befreit zu sein. Des andern Tages hatte Otto seine Rückreise bereits bis Sutri angetreten, als er durch eine Botschaft des Papstes zurückgerufen wurde. Er kehrte nur aus innerm Gehorsame gegen das Oberhaupt der Kirche, und auf die Ermunterung seiner Reisegefährten nach Anagny zurück, wo Papst Paskal II. ihn den 13. Mai, am Pfingstfeste, zum Bischof einsegnete, nachdem er ihm in allen Verlegenheiten und Angriffen die kräftigste Unterstützung versprochen hatte. Über diese Handlung ertheilte der Papst den 21. Mai 1106 drei besondere Urkunden [12]), nicht nur dem Bischof Otto, sondern auch dem Erzbischofe Rudhart von Mainz, dem Dompropste Egilbert, dem Domdechanten Adelbert, und den übrigen Georgenbrüdern, wie der ganzen Geistlichkeit und dem Volke von Bamberg. Während Bischof Otto noch geraume Zeit am päpstlichen Hofe zur Berathung über die teutschen Angelegenheiten verweilen mußte, ertheilte er selbst dem Domcapitel die freudige Nachricht von der durch Papst Paskal II. geschehenen Einsegnung [13]). Erst im Herbste trat er seine Rückreise über das venetianische Gebiet und über die bambergischen Güter in Kärnthen, für deren fernere Verwaltung er besondere Verfügung traf, an. Er kam auf Weihnachten zum Reichstage nach Regensburg, und kehrte im Januar 1107 nach Bamberg zurück, wo ihm eine große Volksmenge entgegenströmte.

Bischof Otto hatte die drei ersten Jahre seiner neuen Würde, in welchen er dem bischöflichen Berufe noch nicht entsprechen konnte, sich bemüht, die Gewohnheiten, Einkünfte, Rechte und Verbindlichkeiten seines Landes kennen zu lernen, die Lehenverhältnisse und Beschlüsse der Kirchenversammlungen seiner Vorgänger zu erforschen. Hatte er gleichwol keine ausgezeichneten Kenntnisse von theoretischen Wissenschaften, so vereinigte er doch viele praktische in

8) *Labbei* concil. X, 688. 9) Abbas Ursperg. ad h. a. 10) Annal. Saxo ad h. a. *Eccard.*, Corp. hist. med. aevi II, 285. *Ludewig*, Script. Bamb. 414. 11) *Lunig*, Spicil. eccl. XVII, 19, 20. Bibl. Uffenbach. Mrt. S. IV, 158.

12) *Labbei*, Coll. concil. X, 624. *Lunig*, Spicil. eccl. XVII, 20, 21. 13) *Ludewig*, Script. Bamb. 416.

Reichsgeschäften mit gesundem Verstand, und viele Erfahrungen mit großer Wohlredenheit, durch welche er in seinen Predigten sehr vortheilhaft auf das Volk wirkte. Auch entschloß er sich zur größten Einschränkung jeder Art, um Klöster nach dem Geiste seiner Zeit zu unterstützen oder neu zu stiften, damit die Zahl der Menschen sich nicht zu sehr vermehre [14]). In diesem Vorhaben wurde er von nahen und entfernten Großen mit Geschenken an Geld und Gütern überhäuft. Daher er auch ungewöhnlich viel leisten konnte.

Nach der Ankunft zu Bamberg hatte er kaum die dringendsten Geschäfte des Bisthums geordnet, so begab er sich nach Mainz zur Feier des Osterfestes, am 25. April 1107, mit Kaiser Heinrich V., dessen Urkunde für das Kloster Maximin zu Trier er daselbst auch unterzeichnete [15]). Gegen den Herbst begab er sich wieder nach Kärnthen, um das Kloster Arnoldstein zu begründen, welches er im nächsten Jahre mit Benedictinern aus dem Kloster Michelsberg zu Bamberg besetzte. Für den Erwerb des Schlosses Gößweinstein, welches, im nordgau'schen Bezirke des Grafen Otto gelegen, von Kaiser Heinrich V, auf den Antrag des Grafen Ernst von Trimberg, dem Bisthume Bamberg geschenkt worden war, erhielt er die Bestätigung des Papstes Paskal II. vom 4. März 1108 aus dem Lateran zu Rom [16]). Bald schuf er auch das zum würzburgischen Speengel gehörige Schloß Aurach an der Saale in ein Benedictinerkloster mit der Kirche zum heiligen Lorenz und Georg um, welches er selbst nach fünf Jahren 1113 einrichtete, einsegnete, und mit verschiedenen Gütern ausstattete, wie er in einer Urkunde vom J. 1122 zu Bamberg vor Zeugen erkläete [17]). Zur Stiftung des Benedictinerklosters Weißenoe im bamberger Sprengel, für welche der Pfalzgraf Aribo die nöthigsten Güter abgetreten hatte, erhielt er die Bestätigung des Papstes Paskal II. vom 14. April 1109 aus dem Lateran [18]). Die Kirche des Collegiatstiftes St. Jakob zu Bamberg, welches vom Bischofe Hermann im J. 1071 gegründet, durch dessen eigene Mißgriffe von der Geistlichkeit bekämpft, und durch mehejährigen innern und äußern Zwist in Verfall gerathen war, weihte er den 25. Jul. 1109 wieder ein. Bald begab er sich wieder nach Kärnthen, unterwegs legte er den Grund zum Benedictinerkloster Peieslingen bei Regensburg mit der Kieche zum heiligen Georg, für dessen Einrichtung, unter der fortdauernden Oberaufsicht des Bisthums Bamberg er im J. 1114 den Conventual Eiminold aus Hirschau zum ersten Abt ernannte, und viele allseitig erworbene Güter abtrat, wie er selbst im J. 1123 urkundlich bekannte [19]).

Ebenso hatte er im J. 1109 mehre Benedictiner aus dem Kloster Michelsberg nach Mallersdoef bei Kelheim zur Herstellung guter Ordnung gesendet.

Das Kloster Osterhofen nächst Straubingen war zwar schon durch den heiligen Pirmin unter dem bairischen Herzoge Udo oder Utilo begründet; allein durch die Hunnen zerstört worden. Im Anfange des 11. Jahrh. war es durch den Herzog Heinrich von Baiern für einige weltliche Kanoniker dürftig eingerichtet. Dem Bischof Otto blieb vorbehalten, im J. 1110 das Stift mit einer neuen Kirche und zwei Thürmen zu versehen, dieselbe zur Ehee der Maria einzusegnen, und auf den Antrag des Erzbischofs Norbert von Magdeburg Prämonstratenser im J. 1127 einzusetzen, nachdem Herzog Heinrich von Baiern den 1. Sept. 1125 gestorben, und als großer Gönner des Klostees, wie seine Gemahlin Maria daselbst begraben war [20]).

Nach einem nicht glücklichen Feldzuge gegen die Polen ließ Kaiser Heinrich V. im J. 1110, vor seinem Zuge nach Italien, den Herzog Boleslaus III. zum Friedensschlusse nach Bambeeg einladen, wo dieser auch sich einfand, und für die Befestigung der Eintracht die Schwester des Kaisers, Adelheid, als zweite Gemahlin erhielt, nachdem seine erste, Zbislava, im J. 1109 gestoeben war. Die feieeliche Vermählung fand zu Bamberg statt, und wurde wahrscheinlich durch Bischof Otto selbst mit der Versicherung vollzogen, daß seine verbindliche Zuneigung und Freundschaft, welche er für den Vater Wladislav Hermann II. gehegt hatte, auch auf den Sohn Boleslav III. übergehen würde [21]). Um diese Zeit rieth Bischof Otto dem Edlen Wizo von Wyzenborch die Eineichtung des Benedictinerklosters Reginsdorf oder Reinsdorf, im halberstadter Sprengel, an der Unstrut, zwischen Scheidungen und Memleben, welches Abt Windolf von Pegau, mit Ludiger als dem ersten Abt aus Corbei besetzte, und Kaiser Heinrich V. am 25. März 1121 zu Regensburg dem Bisthume Bamberg bestätigte.

Bei der Vollendung der Domkirche zu Speier, im J. 1096—97, hatte Bischof Otto sich viele Baukenntnisse erworben, welche er für die Wiederheestellung der im J. 1081 abgebrannten Domkirche zu Bamberg sehr vortheilhaft anwendete. Er hatte nämlich in den ersten acht Jahren seiner Regierung die oben ausgebrannten Seitenwände mit neuen Quadern einige Fuß hoch ersetzen, die vom Feuer verzehrten Säulen mit Gips überziehen, den Boden mit viereckigen Platten pflastern, die frühern Altäre des Tempels wieder herstellen, die Thürme mit Kupfer decken, und die Kreuze der Dächer und Thürme vergolden lassen. Daher er die im J. 1111 vollendete Kirche zum neuen Gebrauche wieder einsegnete, nachdem er von der Reise aus Italien zurückgekehrt war, wo er im Frühlinge der päpstlichen Krönung Kaiser Heinrich's V. zu Rom beigewohnt hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch den 15. April 1111 vom Papste Paskal II. das Pallium mit der Auszeichnung erlangt, daß

14) Centuriat. Magd. XII, 1505. 15) *Gudeni* Cod. dipl., II, 8. 16) *De Lang*, Regesta Bavariae. I, 111. 17) *Ussermann*, Ep. Bamb. cod. prob. 70, 74; wo auch des erworbenen Schlosses Gößweinstein Erwähnung geschieht. 18) *De Lang*, Reg. Bav. I, 12. *Ussermann*, Cod. prob. 62, 64. *Schelliner*, De fundator. Weissenoe. (Norimb. 1784. 4.) Gotdwitzer's Gesch. des Klosters Weissenoe in Oken's Isis 1822. 1. 19) *De Lang*, Reg. Bav. I, 114. *Ludewig*, Script. Rer. Bamb. 427. *Wetzer*, Fundatio mon. Prüflingen (Ingolst. 1636. Fol.) Monumenta Boica. Vol. XIII. *Ussermann*, Ep. Bamb. cod. prob. 72, 76.

20) Monum. Boic. XII, 523. 21) *Ludewig*, Script. Bamb. 97. *Dugloss*, IV, 538.

er und seine Nachfolger sich das Kreuz jährlich acht Mal dürften vortragen lassen, welche Ehre seinen Vorgängern nur drei Mal bewilligt worden war [22]).

Gegen das Jahr 1112 schrieb Bischof Otto dem Kloster Weißenoe einige Zehnten zu, und vertauschte an das Kloster Prieflingen das näher liegende Gut Lobesingen gegen das entferntere Niederndorf. Am 27. April 1112 wurde er zu Münster vom Kaiser Heinrich V. mit der urkundlichen Bewilligung begünstigt, das Schloß Pottenstein im Nordgaue, und im Bezirke des Grafen Otto, nebst dem Dorfe gleiches Namens, und die Schlösser und Dörfer Hilpoltstein, Gailenreuth, Hensefeld, Ebersberg und Eschenfeld durch den Schutzvoigt Richwin zu erwerben. Um die nämliche Zeit wurde er vom Erzbischofe Bruno zu Trier eingeladen, 14 Tage nach Ostern in Speier einzutreffen, und der Einsegnung des Bischofs Ulrich von Eichstädt, wie des Bischofs Bruno von Speier beizuwohnen [23]). Ehe er dahin abreiste, machte er noch eine große Veränderung in dem ihm so werthen Kloster Michelsberg zu Bamberg. Er bewog nämlich den alten und dienstunfähigen Abt Gumbold daselbst zur anständigen Niederlegung seiner Stelle, am Vorabende des Palmtages im J. 1112. An diesem übertrug er dieselbe seinem Lieblinge Wolfram, Priester und Prior aus Hirschau, welchen er mit fünf andern Religiosen zur Einführung besserer Ordnung gerufen hatte. Er segnete ihn ein, und versprach ihm die bestmögliche Unterstützung für die Erhaltung der guten Zucht. Diese gedieh auch unter dem neuen Abte so schnell, daß Bischof Otto sich nicht nur freute, sondern auch später einmal, während einer schweren Krankheit, den Vorsatz faßte, sich diesem Kloster einverleiben zu lassen, und dem Abt in Allem, wie die übrigen Conventualen, Gehorsam zu leisten. Diese Bedingung ergriff der Abt sogleich, den Bischof von der Ausführung seines Vorhabens abzuhalten, und in der ferneren Verwaltung seines Amtes zu bestärken [24]).

Nach vieljährigen Uneinigkeiten über die Zehnten der Bisthümer Regensburg und Bamberg schloß Bischof Otto mit dem Bischofe Hartwich den 14. Sept. 1114 einen Tauschvertrag zu Regensburg über die Zehnten vieler Ortschaften ab [25]). Am 21. Sept. dess. J. segnete er die von ihm wiederhergestellte Kirche des verfallenen Klosters Banz ein, setzte den Abt Balduin, nebst andern fremden Religiosen, daselbst ein, zog die zur ersten Stiftung gehörigen Güter wieder bei und stellte das Kloster unter den besondern Schutz des bambergischen Bisthums. Das baldige Gedeihen des erneuerten Stiftes bewog ihn am 20. Jan. 1127 die Burg und den Wald Steglitz mit demselben zu vereinigen und das Schutzrecht, gegen die jährliche Zahlung zweier Talente Schutzgeldes, vom Grafen Rapoto und dessen Mutter einzulösen, wie aus seiner Urkunde erhellt, welche er von dem Domdechanten Egilbert, von dem Dechanten Gerung bei St. Gangolph in der Theuerstadt, und von den beiden Grafen Steriker und Reginpoto unterzeichnen ließ. Er bewog auch Adalbert von Geubelsdorf zur Abtretung der Kirche und zweier Güter daselbst, wie an drei andeen Orten für das nämliche Kloster [26]).

Bischof Otto hatte durch mehrjährige Zurückgezogenheit vom kaiserlichen Hofe den Verdacht, er nehme Theil an den Umtrieben der päpstlichen Parteien in Teutschland gegen den in Bann gelegten Kaiser Heinrich V., um so mehr erregt, als der Abt Erminold von Prieflingen, Bischof Otto's Günstling, den Kaiser zu empfangen sich geweigert hatte, da dieser auf einer Wanderung in Regensburgs Umgebung das Kloster einsehen wollte. Bischof Otto wurde also, um mit schicklicher Gelegenheit erforscht zu werden, auf Weihnachten d. J. 1114 mit dem kaiserlichen Hoflager und allen Großen des Reichs überrascht. So betroffen er war, so gelang es ihm doch, dem Kaiser den Verdacht seiner Theilnahme an der Verschwörung gegen ihn zu nehmen, und ihn wieder um so mehr zu beruhigen, als das Domcapitel sich offen für die Rechte des teutschen Reichs gegen den römischen Hof erklärt hatte [27]).

Am 28. März 1115 war eine Kirchenversammlung zu Rheims, in welcher der Bann über König Heinrich V. und alle dessen bischöfliche Anhänger in Gegenwart des päpstlichen Gesandten Chuno von Neuem ausgesprochen wurde. Da Bischof Otto derselben nicht beigewohnt hatte, so gab der Cardinal Chuno dem Erzbischofe Friedrich von Cöln den Auftrag, ihn vom Vorgange zu benachrichtigen und zur Mitwirkung aufzufodern [28]).

Im Herbste d. J. 1115 wurde Bischof Otto vom Kaiser Heinrich V. sehr freundschaftlich eingeladen, er möge zur Reichsversammlung und Berathung über wichtige Angelegenheiten des Staats und der Kirche, Freitags nach Lichtmesse den 4. Febr. 1116 in Speier eintreffen [29]). Bischof Otto begab sich vorerst nach Cöln, wo den 25. Dec. 1115 eine zahlreiche Kirchenversammlung von einem päpstlichen Gesandten angeordnet war. Da dieser unterdessen gestorben war, so segnete Bischof Otto statt desselben am andern Tage den neuen Erzbischof Adalbert I. von Mainz ein und begab sich dann nach Speier, wo die nächste Reise des Kaisers nach Italien erwogen wurde [30]).

Bischof Otto war den 3. Januar 1117 Nachmittags zwei Uhr Zeuge der großen Erderschütterung gewesen, welche die ganze Stadt Bamberg und ihre Umgebung ge-

22) *Ussermann*, Cod. prob. 63, 65. *Eccard*, Med. aevi script. II, 234. 23) *De Lang*, Reg. Bavariae. I, 112, 113. Schultes, hist. Schriften. I, 31. *Hahn*, Coll. Monum. I, 202. 24) Chronicon coenobii s. Michaelis, et *Hoffmanni*, Annal. Bamb. L. III, 99. Eine besondere Würdigung der Verdienste des Abtes Wolfram findet sich in Jäck's Gesch. d. Kl. Michelsberg (München 1826), und in dessen Beiträgen zur Kunst- und Literaturgeschichte (Bamberg 1821). 25) *De Lang*, Reg. Bav. I, 114.

26) Sprenger's Geschichte der Abtei Banz. I, 301—309. *De Lang*, Reg. Bav. I, 125—127. *Ussermann*, Episc. Wirceb. cod. prob. 30, 29. Jäck, Kurze Gesch. v. Banz. 1823. 27) *Hoffmanni*, Annal. L. III, 99. Annalista Saxo ad h. a. 28) *Ussermann*, Episc. Bamb. cod. prob. 65, 67. 29) *Ludewig*, Script. Bamb. 816. *Ussermann*, Episc. Bamb. cod. prob. 67, 69. 30) *Eccard*, Corp. Med. aevi. II, 278—294. *Harzheim*, Concil. Germ. II, 271, 272. *Ludewig*, Script. Bamb. 100 et 816. *Serarii* res Mogunt. cura Joannis. I, 552.

litten hatte. Da auch seine liebste Kirche des Klosters Michelsberg durch dieses Erdbeben dem Einsturze nahegekommen war, so ließ er sie nach Ostern ganz niederreißen, befahl seinem Baumeister Babo, sie vom Grunde neu zu errichten, gab dem Kloster eine Anweisung von 100 Mark Silbers als Beitrag zur Bestreitung der Kosten, bestimmte ein Ziel von vier Jahren für ihre Vollendung und sorgte für ihre Ausstattung mit reichen Malereien. Zur Feier des 100jährigen Bestandes der Kirche weihte er, nach einer zu Pottenstein erlittenen schweren Krankheit, dieselbe den 1. Sept. 1121 ein, versah sie reichlich mit Paramenten, und vermehrte die jährlichen Einkünfte des Klosters mit mehr als 90 Talenten. Unter diesen neuen Geschenken war im J. 1120 auch die nächst Albuch bei Ulm gelegene Kirche, als Grabstätte seiner beiden Ältern, die Mariakirche mit den Kapellen der heil. Bartholomä und Oswald zu Bamberg, nebst der am Fuße des Michelsbergs von ihm im J. 1120 errichteten Kirche zum heil. Ägid und das von ihm daselbst ausgestattete Spital für Arme und Reisende. Er versah das Kloster nicht nur mit neuen durch eine Mauer eingeschlossenen Ökonomiegebäuden und acht Bauerngütern, sondern ordnete auch die Anlegung einer Büchersammlung für die Verbreitung der Künste und Wissenschaften an, und übertrug deren Einrichtung und Verwaltung dem gelehrten Prior Burchard, welcher sich sehr tüchtiger Schreiber und Maler zur schnellen Vermehrung der Bücher bediente [31]).

Bischof Otto war zur Kirchenversammlung in Cöln, welche der päpstliche Gesandte und Cardinal Chuno auf die Bittwoche des J. 1118 veranstaltet hatte, wol eingeladen, aber nicht erschienen. Er erhielt deswegen ein sehr empfindliches Schreiben des mainzer Erzbischofs Adalbert I. mit der dringenden Auffoderung, desto gewisser dem Kirchenrathe zu Fritzlar am 28. Jan 1119 beizuwohnen. Aber auch diesen ließ Otto unbesucht vorübergehen, weswegen der Erzbischof ihn benachrichtigte, daß die anwesenden Bischöfe und Fürsten die Excommunication über ihn verhängen wollten, welche er nur mit besonderer Mühe vereitelt habe [32]).

Nachdem der Schutzvoigt im Nordgaue, Graf Beringer von Sulzbach, die zur Errichtung eines Klosters nöthigen Güter und Rechte abgetreten hatte, stiftete Bischof Otto den 6. Mai 1119 das Benedictinerkloster Michelfeld in der obern Pfalz unter der Oberaufsicht des Bisthums Bamberg und ernannte den Grafen Beringer zum Beschützer. Am 6. Mai 1120 verlieh er dem neuen Kloster alle Pfarrechte über jene umliegenden Ortschaften, welche später zur Pfarrei Velden gezogen wurden. Am 6. Nov. 1121 erhob er die benachbarte Leonardskapelle zu einer Pfarrei und vereinigte sie mit dem Kloster [33]).

Der Zwist zwischen dem kaiserlichen und römischen Hofe war vielen teutschen Fürsten und Bischöfen längst so unangenehm, als dem Kaiser Heinrich V. selbst. Mit dessen Einwilligung beschlossen sie daher den 29. Sept. 1121 durch den Abt Erlolf von Fulda und Bischof Bruno von Speier, als Abgeordnete an den Papst, bewirken zu lassen, daß dieser Zwist auf einem allgemeinen Kirchenrathe beigelegt werde. Bischof Otto, Herzog Heinrich von Baiern und Graf Beringer von Sulzbach wurden beauftragt, den nicht erschienenen bairischen und andern südteutschen Fürsten am 1. Nov. dieses Jahres auf der Reichsversammlung zu Regensburg den Beschluß zu eröffnen, welcher auch allen willkommen war [34]).

Nach dem Tode des würzburger Bischofs Erlong setzte Kaiser Heinrich V. im J. 1122 einen gewissen Gebhard ein, während die Geistlichkeit und das Volk Rugger verlangte, die päpstlichen Gesandten ihn bestätigten und der Erzbischof Adalbert I. von Mainz auf einer Kirchenversammlung im Kloster Schwarzach am Main ihn auch einsegnete. Da Bischof Otto den zwei Kirchenversammlungen zu Pleinfeld und Schwarzach nicht beiwohnte, so erhielt er vom Erzbischof Adalbert I. starke Vorwürfe mit der Nachricht, daß die von päpstlichen Gesandten verlangte Kirchenstrafe nur mit Mühe vereitelt werden konnte und zugleich die Einladung, er möge auf Weihnachten zu Mainz erscheinen. Statt dessen hatte am 8. Sept. eine Versammlung zu Worms statt, nach welcher Bischof Otto auch der wichtigen Verzichtleistung Kaiser Heinrich's V. auf die kaiserliche Einsetzung der Bischöfe durch Ring und Stab am 23. Sept. beiwohnte. Auf der Rückreise wurde Bischof Otto, für sich und alle seine Nachfolger, vom Kaiser zu Würzburg mit der Stadt Kronach beschenkt, welche dessen Vater von Ulrich von Märherren erworben hatte [35]).

Bei der am 11. Nov. zu Bamberg folgenden Reichsversammlung, in welcher Kaiser Heinrich V. mit allen zu Worms nicht erschienenen Fürsten wegen seiner Aussöhnung mit dem Papste Calixtus II. sich vereinigte, bestätigte Otto zugleich seine frühere Stiftung des Klosters Aurach, und die neuern Gütergeschenke an das Kloster Michelsberg zu Alten-Hollfeld durch die Abtretung Adelolds Walpoto [36]).

Am 14. Febr. 1123 befreite er das Kloster Prieflingen von jeder Last des Schutzrechts. Am 3. April erhielt er eine Bestätigung des Papstes Calixtus II. für alle von ihm gestifteten oder verbesserten Klöster. Diese Bulle sendete er den Vorstehern der dem Bisthume Bamberg pflichtigen Klöster Michelsberg, Theres, Banz, Aurach, Michelfeld, Ensdorf, Prieflingen, Gengenbach, Stein, Schuttern, Reginsdorf, Arnoldstein, Glinck, Osterhofen, und ermahnte sie zur eifrigen Erfüllung ihrer Pflicht. Im nämlichen Jahre erhielt er auch das Gesuch des Herzogs Boleslaus III. von Polen, er möge auf herzogliche Kosten für die ganze Reisegesellschaft sich dahin begeben, um

31) Jäck, über die Verdienste der Abtei Michelsberg um die Wissenschaften, in den Beiträgen zur Literatur- und Kunstgeschichte (Nürnberg 1822); dann Beschreibung der bamb. Bibliothek. Th. I. II. 1831. 32) *Eccard*, Corp. hist. med. aevi. II, 294. 33) *Ussermann*, Episc. Bamb. cod. prob. 67—73.

34) Annal. Saxo ad h. a. germ. III, 283—289. *Ludewig*, Script. Bamb. 822. *De Lang*, Reg. Bavariae. I, 121. 35) *Harzheim*, Concil. Bamb. cod. prob. 70, 74, 75. 36) *Ussermann*, Episc.

die Unterthanen durch die Taufe für das Christenthum zu gewinnen [37]).

Gegen das Jahr 1124 bewog Bischof Otto den sterbenden Grafen Berthold zur Abtretung seines Schutzrechtes über das von ihm sehr gedrückte Kloster Michelsberg durch eine Urkunde, welche der Bruder und Dienstmann des Bischofs, Friedrich von Mistelbach, unterzeichnete [38]). Am 1. März bestätigte Bischof Otto und sein Bruder Friedrich, daß der freie Mann Poppo, Burggraf des Schlosses Gößweinstein, seine dem Bisthume Freisingen lehenbaren Güter der Witwe Adelheid, Gattin eines gewissen Dietrich, für sie und ihre drei Kinder, dem Bisthume Bamberg überwiesen habe. Am 13. April ertheilte ihm Papst Calixtus II. die Bestätigung über seine der bischöflichen Kammer zugewendeten Güter, und erneuerte zugleich die Bestätigung aller von ihm begünstigten Klöster [39]). Bischof Otto schenkte die Kirche St. Getreu dem Kloster Michelsberg, nebst 16 Gütern zu Schlauersbach im Landgerichte Heilsbronn mit der Kirche daselbst, ihrem Fonds und einer Mühle, welche alle er durch den Abt Hermann dem Schutze des Grafen Rapoto überließ.

Am 25. April hielt Kaiser Heinrich V. zu Bamberg eine Versammlung der Großen des Reichs, in welcher er, mit der Unterschrift seines Kanzlers Philipp, statt des Erzkanzlers und mainzer Erzbischofs Adalbert I., alle Begünstigungen bestätigte, welche sowol Bischof Otto als der Pfalzgraf Otto dem Kloster Ensdorf in der obern Pfalz verliehen hatte. Auch bestätigte Kaiser Heinrich V. zugleich das Kloster Scheuern [40]). Bischof Otto verpflegte hier den ganzen kaiserlichen Hofstaat aus eigenen Mitteln, obgleich die Foderungen des Gefolgs sehr unbillig, zum Theil ungestüm und seine Vorräthe sehr gering waren. Zum Schlusse der Reichsversammlung eröffnete er dem Kaiser und allen Großen des Reichs, daß er durch Briefe und Abgeordnete des Herzogs Boleslaus III. von Polen ersucht und vom Papste Calixtus II. ermächtigt worden sei, die unter die Herrschaft des Herzogs erst gekommenen Pommern für das Christenthum zu gewinnen. Alle anwesende Geistliche und Weltliche äußerten ihre Freude über das Unternehmen, und wünschten Glück zur Reise. Nur die bamberger Geistlichkeit war betrübt, daß sie ihres Bischofs auf lange Zeit entbehren müßte [41]). Als er die Kapelle zur heil. Walburg auf der Altenburg bei Bamberg einsegnete, eröffnete er dem gelehrten Priester Udalrich, Meßpfründner bei der Kirche des heiligen Ägid, das Vorhaben seiner Reise nach Pommern, und lud ihn zur Begleitung ein. Dieser nahm die Weisung dankbar an, und empfahl den talentvollen Geistlichen Sefrid des Klosters Michelsberg als Reisesecretair, mit welchem Bischof Otto sehr zufrieden war. Während letzterer noch die Reisegelder zusammenhäufte und die Kirche St. Getreu einweihte, wurde Udalrich von einem so heftigen Fieber befallen, daß er von der Reise zurückbleiben mußte. Bischof Otto wählte also zu Sefrid's Begleitern noch fünf andere Geistliche, sorgte für die Anschaffung ihrer Reisebedürfnisse, mehrer Meßgewände und Bücher, Kelche und anderer Kirchengeräthe, feiner Tücher und anderer kostbaren Gegenstände, welche er als Geschenke an vornehme und reiche Pommern bestimmt hatte. Denn er wollte durch Freigebigkeit den Verdacht beseitigen, daß er nach Pommern sich begebe, um bei der Verbreitung der christlichen Religion irdische Vortheile für sich zu ziehen [42]).

Nach dieser Vorbereitung übergab er die Leitung aller Angelegenheiten seines Bisthums dem Abte Hermann im Kloster Michelsberg, nahm öffentlichen Abschied von seinen Unterthanen und trat die große Reise an. Er zog mit zahlreichem und glänzendem Gefolge am ersten Tage über Forchheim in die Abtei Michelfeld, wo er mit den zahlreichen bamberger Geistlichen, welche ihn bis dahin begleitet hatten, drei Tage verweilte. Er verabschiedete sich von ihnen, unter nachdrücklicher Empfehlung des Friedens, der Eintracht und brüderlichen Liebe. Am zweiten Tage nach seinem Aufbruche weihte er auf Ansuchen des Grafen Gebhard von Waldeck die neugebaute Kirche zu Luckenberg (Leuchtenberg) ein. Ein Gleiches vollzog er zu Vohenstrauß mit Erlaubniß des Bischofs Hartwig von Regensburg, unter Zuströmung von mehr als 6000 Menschen, auf deren Verlangen er das Sacrament der Firmung unter reicher Beschenkung der Armen ertheilte. Diese waren durch den außerordentlichen Ruf seiner Frömmigkeit, Thätigkeit und Klösterstiftungen aus der Ferne herbeigelockt, ihn zu sehen und ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Über den böhmischen Wald gelangte er in das Benedictinerkloster Kladrau, wo er mit besonderer Auszeichnung empfangen wurde. Der Stifter dieser Abtei, Herzog Wladislav von Böhmen, hatte Abgeordnete bis dahin kommen lassen, welche ihn zur Stadt Prag begleiten sollten. Daselbst wurde er vom Bischofe Meginhard, unter großer Versammlung der Geistlichkeit und des Volkes, so feierlich empfangen, daß der Tag seiner Anwesenheit aus reiner Verehrung im ewigen Andenken um so mehr blieb, als Bischof Otto die ihm vom Herzoge gesendeten Geschenke unter die Armen vertheilen ließ.

Er nahm seinen Zug über den Ort und die Abtei Sancha (Setzkea oder Sazischa) an der Elbe in das Schloß Miletia, wo der Herzog Wlatislav von Böhmen ihn liebevoll aufnahm, reichlich beschenkte, und Anstalten zur anständigen Beherbergung des Bischofs bis Polen getroffen hatte. Dieser begab sich über das Schloß Bardubitz (Burda) und die Stadt Nimptsch nach Breslau, welches damals zu Polen gehörte. Schon an der Grenze war er von Abgeordneten des polnischen Herzogs Boleslaus III. erwartet, welche für die Pflege und Bequemlichkeiten der ganzen Reisegesellschaft zu sorgen hatten. Bischof Otto verweilte zu Breslau zwei Tage unter den

37) *De Lang*, Regest. Bav. I, 120. *Ussermann*, Episc. Bamb. cod. prob. 72—74, 76—78. *Ludewig*, Script. Bamb. 427, 434, 476, 1124. *Lunig* XVII, 24. *Meiller*, Vita S. Ottonis 106. 38) Österreicher im geöffn. Archiv für Baiern. 1821. II, 172. 39) *Ludewig*, Script. Bamb. 434. 40) Mon. B. X, 449. XXIV, 14. *Meiller*, Mundi miracul. 255. *Ried*, Cod. dipl. Ratisb. I, 194. *De Lang*, Regest. Bav. I, 122, 123. 41) Abbas Ursp. et Annal. Saxo ad h. a.

42) Die zuverlässigsten Quellen für diese Reise finden sich in verschiedenen Theilen von *Ludewig*, Script. rer. Bamb.

Digitized by Google

feierlichsten Ehrenbezeigungen und begab sich in den folgenden drei Tagen nach der Stadt Posen. Je länger der Ruf seiner Ankunft, Frömmigkeit und Glaubenslehre vorausgegangen war, desto begieriger waren die Bewohner der weitesten Umgebung, die von ihm zu verbreitende neue Lehre zu vernehmen. Er beschäftigte sich daselbst fast 14 Tage mit Werken seines Berufes, ehe er in die Hauptstadt Gnesen gelangen konnte. Der Herzog, die Ausgezeichneten der Geistlichkeit und des Volkes waren 200 Schritte über die Stadtmarkung barfuß mit der Bitte entgegengekommen, er möge ihnen Segen und die Firmung ertheilen. Unter besonderm Gepränge begab er sich in die Hauptkirche St. Jakob, und nahm seine Wohnung im Hause des Propstes derselben. Während er sich einige Zeit daselbst aufhielt, sorgte der Herzog für die Bedürfnisse zur weitern Reise, und für Dienstleute, welche, der teutschen und slavischen Sprache mächtig, als Dolmetscher und Beschützer den langen Zug von Wagen mit den Lebensmitteln und dem Gepäcke des Bischofs und seines Gefolges, aus welchem dieser Herold und Godewald nach ertheiltem Segen zurückkehren ließ, begleiten sollten. Auch fügte der Herzog eine Quantität pommerischen Getides zur Bestreitung aller Kosten, drei seiner Hofkapläne und den Kriegsobersten Paulitz hinzu, welcher als polnischer Bevollmächtigter an den Herzog Wratislav von Pommern bestimmt war.

Ungeachtet dieser zahlreichen und ansehnlichen Begleitung wurde Bischof Otto, nachdem er das Gebiet von Gnesen kaum überschritten hatte, im nächsten Dorfe schon bestohlen. Doch gelang es dem Herzoge, die entwendeten Gegenstände zu erforschen und dem Bischof Otto zurückzustellen. Auf unbebahntem Wege, durch sumpfige und gräuliche Wälder kamen sie nach sechs mühevollen Tagen am Ufer der Netze im Schlosse Uscz, als der Grenze Polens und Pommerns, an. Hier war der Herzog von Pommern mit 500 Reitern bereits eingetroffen. Auf die freundliche Eröffnung des polnischen Befehlshabers Paulitz begab er sich an das diesseitige Ufer der Netze zur Unterredung mit Bischof Otto, welcher denselben durch Sanftmuth und mehre Geschenke so gewann, daß sogleich für freie Verpflegung des ganzen Zuges in Pommern Anstalten getroffen wurden. Bischof Otto und seine Begleiter begaben sich in das herzogliche Schloß Pyritz, wo die Ansehnlichsten der Umgebung ihm Ehrfurcht erwiesen. Kaum hatte er seinen ersten religiösen Vortrag gehalten, so meldeten sich schon fast 7000 Menschen zum Beitritte zur christlichen Lehre und zum Empfange der Taufe. Letztere wurde an drei großen mit einem Zelte umschlagenen Wannen für Knaben, Männer und Frauen vorgenommen, nachdem sie durch eine eindringende Rede des Bischofs und durch Salbung mit Öl gehörig vorbereitet waren. Der Bischof und seine Begleiter beschäftigten sich die ersten sieben Tage mit Unterricht, drei Tage mit Fasten und neun Tage mit der Vollziehung der Taufe. Am 20. Tage verabschiedete er sie durch eine kraftvolle Rede, am 21. brach er gegen Camin auf, nachdem er zur Errichtung einer Kirche bei dem Schlosse Pyritz ermahnt hatte. Einstweilen ließ er einen Altar aus Holz errichten und einen Priester zur Feier des Gottesdienstes zurück, für welchen er auch die nöthigen Geräthe abtrat.

Am 24. Juni traf er zu Camin in der Residenz des Herzogs Wratislav ein, dessen Gemahlin Heila, als Christin, die umliegenden Bewohner für die neue Staubenslehre schon gewonnen hatte. Der Herzog selbst trug zur Beförderung des Christenthums, welchem er sich sogleich anschloß, durch die öffentliche Erklärung vorzüglich bei, daß er seine 24 Beischläferinnen entlasse, und sich mit seinem rechtmäßigen Eheweibe begnüge. Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalte schiffte Bischof Otto auf Wollin (Julin), wo er des Nachts im herzoglichen Schlosse ankam. Des andern Morgens entstand ein so großer Auflauf der Bürger, daß Otto sein Heil in der Flucht suchen mußte; allein er wurde von der Brücke in den Seeschlamm hinabgeworfen und seine Begleiter, welche ihn beschützen wollten, mishandelt. Sie warfen nun die Brücke hinter sich ab, um jenseit des Sees einige Zeit in Ruhe sich zu erholen. Nach einigen Tagen verfügten sich die Vorsteher der Stadt in sein Lager und baten ihn um Vergebung. Er suchte bei dieser Gelegenheit sie für das Christenthum zu gewinnen, allein sie erklärten, daß sie sich nur nach dem Beispiele der Bewohner von Stettin fügen wollten. Bischof Otto schiffte sich also am achten August nach Stettin ein, dessen Bewohner Anfangs zwar dem Christenthume sich abhold erklärten, während er durch Werke der Barmherzigkeit und durch öffentliche Religionsvorträge sie zu gewinnen suchte. Nach zwei Monaten vergeblicher Bemühung schickte er und die Stettiner Abgeordnete an den Herzog Boleslav von Poten, um zu erfahren, ob der Bischof noch länger daselbst verweilen, oder zurückkehren solle. Da mit der Annahme des Christenthums auch eine neue bürgerliche Einrichtung verbunden werden sollte, so verbürgte sich der Herzog für dieselbe durch eine besondere von ihm unterzeichnete Urkunde, deren Kenntniß den schnellen Übertritt aller Bürger zum Christenthume bewirkte, nach welchem auch die vier heidnischen Tempel zu Stettin sogleich zerstört, das Orakelpferd abgeschafft, die Bildsäulen und Gesellschaftshäuser vernichtet wurden. Bischof Otto nahm nun die Taufhandlung aller Einwohner und deren weitern Unterricht in der christlichen Religion vor, erbaute auf dem Markte an der Oder eine Kirche zum heil. Adalbert, legte den Grund zu einer zweiten für das Andenken der Heil. Peter und Paul außer der Stadt, versah erstere mit einem Priester und mit kirchlichen Geräthen, und kehrte zu Anfange Januars 1125 zurück. Er und seine Begleiter waren unterdessen vom Herzoge Boleslaus mit hinlänglichen Lebensmitteln, Winterkleidern und Kriegsleuten zur sichern Reise versehen worden. Er kehrte über die Schlösser Garz und Lebbin oder Lebbehn, wo er einen Altar errichtete und einen Priester zur Feier des Gottesdienstes zurückließ, nach Wollin oder Julin, dessen Einwohner mit der Umgebung für das Christenthum so empfänglich wurden, daß Bischof Otto und seine Begleiter zwei Monate mit der Bekehrung derselben beschäftigt blieben. Deswegen beschloß der Herzog und die Großen des Landes, hier im Mittelpunkte Pommerns ein Bisthum zu errich-

Digitized by Google

ten. Bischof Otto war mit diesem Vorhaben ganz einverstanden, verordnete die Erbauung zweier Kirchen, weihte deren Altäre und Heiligthümer ein, und ließ die zum fernern Gottesdienste nöthigen Priester zurück.

Otto reiste von Julin über Gollnow, Belgard und Kolberg, deren Bewohner er für das Christenthum theils zu gewinnen suchte, theils wirklich taufte, in jene Ortschaften, wo er zuerst die neue Lehre zu verbreiten gesucht hatte, segnete die unterdessen erbauten Kirchen ein, ertheilte die Firmung und Almosen, und kam höchst vergnügt nach Polen zum Herzoge Boleslaus zurück, welcher einen der bischöflichen Kapläne, Adelbert, zum ersten Bischofe von Pommern empfahl. Bischof Otto kehrte eilig über Böhmen, wo er den tödtlich kranken Herzog Wladislav und dessen Bruder Sobieslav versöhnte, über Michelfeld nach Bamberg zurück [43]).

Daselbst wurde er am Samstage vor Ostern, den 28. März 1125, mit großer Freude und Auszeichnung empfangen, nachdem er am 24. März im Kloster Michelfeld ein früher gemachtes Gütergeschenk bestätigt hatte. Er war in der Theuerstadt, jetzt Königsstraße zu Bamberg, am Stifte Gangolph übernachtet, von welchem er des andern Morgens, am 29. März, mit dem feierlichsten Zuge seiner ganzen Geistlichkeit und des Volkes zur Feier des Gottesdienstes in die Domkirche sich begab.

Die in ganz Franken herrschende Krankheit, Pest genannt, hatte in Bamberg so heftig gewüthet, daß fast Raum und Zeit fehlte, die Todten zu begraben. Bischof Otto bewies sich nicht nur höchst eifrig im Besuche der Kranken Tag und Nacht, sondern entsagte auch aller entbehrlichen Nahrung, um sie den Kranken und Sterbenden zufließen zu lassen.

Der am 23. Mai 1125 erfolgte Tod Kaiser Heinrich's V. gab Veranlassung, daß Bischof Otto durch den Erzkanzler Adalbert I. nach Mainz zur Wahl eines Nachfolgers auf den Tag des heil. Barthalomä eingeladen wurde. Ebenso war er nach dem Tode des Bischofs Rugger von Würzburg zur Kirchenversammlung daselbst für die Wahl eines neuen Bischofs eingeladen; allein er erschien bei keiner der Versammlungen [44]). Vielmehr beschäftigte er sich mit den Angelegenheiten seines Bisthums und der von ihm begünstigten Klöster und Kirchen, wie eine auf dem bambeeger Kircheneathe den 21. Mai 1126 von ihm unterzeichnete Urkunde beweiset. In derselben verfügte er die Vereinigung der Güter des Gertraudenspitals zu Bamberg mit der Propstei St. Getreu, in welcher sieben Geistliche und zwei Laienbrüder des Klosters Michelsberg dem Gottesdienste sich widmen und wahnen sollten, weswegen dessen Abt Herrmann 30 Morgen umliegender Güter mit der ersten Stiftung Bischof Otto's vereinigte. Zur Vollziehung dieser neuen Einrichtung überließ Otto den ansehnlichsten Grafen seines Bisthums das Schutzrecht.

Bischof Otto weihte auch zur Ehre des Apostels Matthäus das Kloster Aspach im Bisthume Passau ein, welches Christiana, kinderlose Witwe des Grafen Gerold, mit vielen Gütern gestiftet hatte. Bei einer Reichsversammlung den 18. Aug. 1127 zu Bamberg ließ er seinem Bisthume den Besitz des Ortes Schambach im Landgerichte Riedenburg auf dem Nardgaue, welches Kaiser Heinrich II. geschenkt hatte, von König Lothar II. [45]) bestätigen. Im nämlichen Jahre bewirkte er auch, daß durch Schiedsrichter ein vieljähriger Streit zwischen den Bisthümern Bamberg und Regensburg, wegen der Neuzehnten in der obern Pfalz zum Vortheile des erstern beendigt wurde.

In Pommern hatte das Christenthum noch nicht tief genug gewurzelt; viele Einwohner waren in das Heidenthum zurückgefallen, oder sehr laue Christen geworden; weswegen Bischof Otto vom Herzoge Wratislav ersucht wurde, seinen christlichen Eifer von Neuem zu erproben. Er entschloß sich also über Halle, Magdeburg, Havelberg, nach Demmin und Usedom in Pommern auf dem nächsten Wege zu reisen, um die Großen von Böhmen und Polen nicht zu belästigen. Nachdem er vom Papste Honorius II. und Kaiser Lothar II. die Erlaubniß zur Reise nach Pommern erhalten, am grünen Donnerstage den 26. März 1128 bei höchst feierlicher Messe seiner versammelten Geistlichkeit das Abendmahl gereicht, und auch das für die ganze Diöces nöthige Öl gesegnet hatte, zog er von der Domkirche unter feierlicher Begleitung aus der Stadt und gelangte über das Amt Teuschnitz am dritten Ostertage in das neuerbaute Kloster Reinsdorf oder Reginsdorf, dessen Kirche er auf Ersuchen des Abtes Ludger zur Ehre Johannes des Täufers einweihte. Er begab sich über Schidingen und Mücheln, wo er zur Anschaffung seiner Reisebedürfnisse eine Woche verweilte. Er verfügte sich nach Merseburg in das königliche Hoflager, an welchem Wirikind, der Befehlshaber der Stadt Havelberg, ihm sicheres Geleite durch sein Gebiet versprach. Zu Halle kaufte er viele Waaren für Geschenke an die Pommern. Sein Gepäck ließ er hier einschiffen und in die Havel übergehen. Zu Magdeburg wurde er vom Erzbischofe Norbert sehr ausgezeichnet aufgenommen. Er fuhr über Havelberg, wo er dem Gebieter Wirikind und dessen Gemahlin schöne Geschenke machte, und seine Reisebedürfnisse auf 50 vierspännigen Wagen weiter bringen ließ, durch eine waldige Gegend nach Demmin und Usedom. Nach dem Rathe Bischof Otto's waren die Landstände von ihrem Herzog auf das Pfingstfest den 14. Mai 1128 in die letztere Stadt eingeladen worden, um über die Einführung des Christenthums sich zu verständigen. In der Versammlung derselben stellte der Herzog den Zweck der Reise des B.schofs Otto vor, welcher sie auf eine so rührende Art gewann, daß sie sich taufen ließen. Er schickte dann die zwei Priester Dedalrich und Albuin nach Walgast, ehe er selbst hinkommen konnte. Er begab sich über diese Stadt nach Gützkow,

43) *Dregeri* Cod. diplom. Pommer., herausgegeben v. J. C. C. Ötrich. (Berlin. 1768.) I, 1—3. Annalista Saxo ad h. a. *Cosmas Prag.* III, 71, 72. *Meiller*, Mundi miraculum, S. Otto. 1739. 4. *Hagek*, Annal. VI, 173. *Harzheim*, Conc. Germ. III, 302. Kanngießer, Bekehrungsgesch. der Pommern. (Greifswald. 1824.) S. 556—682. 44) *Harzheim*, Conc. Germ. III, 298. *Ussermann*, Cod. prob. 76, 77, 81—83.

45) *De Lang*, Reg. Bav. I, 126.

Digitized by Google

wo er den heidnischen Tempel zerstören und einen christlichen begründen ließ, nachdem die Einwohner durch Dolmetscher sich für die christliche Religion erklärt hatten. Da der Herzog Boleslaus III. von Polen zur nämlichen Zeit gedroht hatte, Pommern mit Krieg zu überziehen, so wurde Bischof Otto von den Landständen um Vermittelung ersucht. Er ließ also durch seinen Kaplan Udalrich das Bekehrungsgeschäft fortsetzen, und begab sich, unter Zurücklassung seines Gepäcks zu Gützkow, mit den angesehensten Eingebornen zum Herzoge Boleslaus, welcher sich nach kurzem Verweilse über die Verletzung ihres Vertrags bewegen ließ, die alte Übereinkunft zu erneuern. Durch das Gelingen dieses Unternehmens wurde Bischof Otto zu dem Entschlusse verleitet, seinen Bekehrungseifer auch auf die Insel Rügen zu erstrecken. Zwar führte er denselben persönlich nicht aus, doch schickte er seinen treuesten Begleiter Udalrich in Gesellschaft eines polnischen Geistlichen mit kirchlichen Geräthen und dem bischöflichen Segen ab. Dieselben begaben sich auch auf das Schiff, wurden aber von drei nach einander folgenden Stürmen, aus welchen sie ihr Leben nur wunderbar retteten, nach sieben Tagen zurückgeworfen. Nach Udalrich's Rückkehr vertheilte Bischof Otto seine Geistlichen zur Fortsetzung des Bekehrungsgeschäftes nach Demmin und andern Orten; er selbst begab sich nach Stettin in Begleitung mehrer Geistlichen. Er nahm mit ihnen seine Herberge vor der Stadt in der von ihm früher erbauten Kirche des heiligen Petee und Paul. Dee laute Gottesdienst, welchen sie daselbst hielten, verbreitete bald den Ruf seiner Anwesenheit in die Stadt, aus welcher dee von ihm 1124 getaufte Witsack mit mehren gutgesinnten Bürgern sich ihm näherte, und ihn auffoderte, die hölzerne Rednerbühne auf dem Markte zu besteigen, und das Volk kräftig anzusprechen. Ee predigte zur allgemeinen Erbauung, sprach seinen bischöflichen Segen übee die versammelte Volksmenge, begab sich in die Kirche des heiligen Adalbert, hielt feierlichen Gottesdienst, und ließ dieselbe nach der Wiedereinweihung von jeder Spur des eingedrungenen Heidenthums auf seine Kosten befreien. Nachdem dee Stadtrath des andern Tags die gänzliche Vertilgung des letztern beschlossen hatte, hielt er eine zweite Predigt, nach welchee die schwankenden und abgefallenen Christen Reue bekannten, und um Taufe ihrer Kindee baten. In seinem Eifer, alle zum Götzendienste passenden Gegenstände zu beseitigen, wäre ee vom Eigenthümer eines großen Nußbaumes, welchen er umhauen lassen wollte, durch dessen Streitart beinahe getödtet worden. Zur Versöhnung der Einwohner mit dem Herzoge Wartislav begab er sich mit iheen Abgeordneten zu ihm, und erwirkte Vergebung. Er schiffte sich dann nach Wollin ein, dessen schwankende Bewohner er wieder für das Christenthum gewann. Deswegen errichtete er auch daselbst ein Bisthum, für welches Wartislav die Zehnte dee weitesten Umgebung bewilligt hatte, und setzte seinen gelehrten und der Landessprache bereits kundigen Adalbert zum ersten Bischofe ein [46]). Ee kehrte dann über Gnesen, wo ee sich des Herzogs Boleslav III. von Polen erfreute, und über Pegau bei Leipzig an der Elster, wo er den Grafen Wipert von Groitsch besuchte, durch den thüringischen Wald in das Bisthum Bamberg zurückeilte, nachdem er durch den mainzer Erzbischof Adalbert I. und den Abt Wigand zu Theres, von den Einfällen des Herzogs Konrad von Schwaben, Nachfolgers Kaiser Lothar's II., und von andern Unfällen benachrichtigt, zu dieser Eile veranlaßt worden wae [47]).

Bischof Otto war am 20. Dec. 1128 zu Bamberg eingetroffen, und mit vieler Freude empfangen worden. Bald wurde er durch den mainzer Erzbischof Adalbert I. vom Beschlusse des am 25. Dec. zu Würzburg gehaltenen Kirchenraths in Kenntniß gesetzt. Auch wurde er vom salzburger Erzbischofe Konrad I. benachrichtigt, daß der bamberger Domdechant Egilbert, welcher die Güter in Kärnthen verwaltete, zum Patriarchen von Aquileja ernannt worden sei [48]). Am 17. Jul. 1129 verglich er sich mit dem Bischofe Chuno von Regensburg über die in dessen Bisthume gelegene Neuzehnten des Bisthums Bamberg unter Zustimmung des Herzogs Heinrich von Baiern [49]). Im nämlichen Jahre bestätigte Bischof Otto, daß Abt Hermann in Michelsberg ein Gut bei Mirschberg im Landgerichte Ebermannsstadt um 80 Mark Silbers von Heinrich zu Dachsbach erwarb, und der Priester Mechintach der Domkirche vor zwei Zeugen ein bedeutendes Geschenk machte [50]).

Im Anfange des Jahres 1130 traf Bischof Otto Anstalten zur Erweiterung und Verschönerung des Klosters Michelsberg und zue Errichtung eines Gasthauses und zweier Kapellen für jene, welche in Geschäften nach dem Kloster sich begeben. Am 3. April übernahm er ein Gütergeschenk zu Ebenfeld in Baiern von Chuno von Horeburg, und dessen Gemahlin Adelheid. Am 8. April wurde ee durch eine Urkunde Kaisee Lothar's II. erfreut, welche dieser zu Bamberg in der runden Domkapelle des heiligen Andeeas dem Domcapitel ertheilte, nach welcher das Dorf Staffelstein [51]) mit dem Rechte, Markt zu halten, und Mauern und Gräben herzustellen, begnadigt wurde. Im nämlichen Jahre wuede er vom Kaisee Lothae II., vom salzburgee Erzbischofe Konrad I., und von den päpstlichen Gesandten in drei Schreiben dringend aufgefodert, er möge dem im October zu Würzburg stattfindenden Kirchenrathe für die Anerkennung des Papstes Innocenz II., beiwohnen [52]). Aus Unpäßlichkeit aber war ee wenigstens nicht in den ersten Verhandlungen; ob später, ist unbekannt. Zu Pyrn in Kärnthen stiftete er ein Spital füe die Aufnahme und Pflege aller frommen Reisenden.

Im J. 1131 wurde er vom Bischofe Meginhard zu Prag, welcher während seiner Reise nach Jerusalem bei dem böhmischen Herzoge Sobieslaus einer gegen ihn ver-

46) Dreger (Cod. dipl. Pomer.) beschränkt dieses.

47) *Ludewig*, Script. Bamb. 481, 828. *Harzheim*, Conc. Germ. III, 305. *De Lang*, Reg. I, 134. 48) *Eccard*, Hist. med. Aevi. II, 383. *Ughelli*, Ital. sacr. V, 60. 49) *De Lang*, Reg. Bav. I, 128. *Mager*, Thesaur. nov. eccl. Germ. IV. *Ried*, Cod. dipl. 198. 50) *De Lang*, Reg. Bav. I, 129. 51) *Idem*. 130, 131 52) *Harzheim*, Conc. Germ. III, 313. *Hansiz*, Germ. Sacr. II, 229.

anlaßten Verschwörung beschuldigt war, um Beistand ersucht. Er gab ihm den Rath, sich bei dem Herzoge und den Großen des Reichs zu rechtfertigen. Nachdem zwei böhmische Geistliche an den Erzbischof Adalbert I. von Mainz, und Bischof Otto zur Erstattung des Berichtes gesendet waren, begab sich letzterer, von Meginhard's Unschuld überzeugt, mit diesen Abgeordneten nach Prag, wo er am 29. Sept., in Gegenwart des Herzogs Sobieslav, des Bischofes Heinrich von Olmütz, sieben böhmischer Äbte, der übrigen Geistlichkeit und des Volks, den Bischof Meginhard von dem Verdachte der Verschwörung ganz frei sprach [53]). Nach seiner Rückkehr wurde er durch eine Bulle des Papstes Innocenz II. vom 29. Oct. erfreut, in welcher er die Abtei Mallersdorf bei Regensburg, unter der Oberaufsicht des bamberger Bisthums, in seinen Schutz nimmt, und alle vom Bischof Otto getroffenen klösterlichen und religiösen Einrichtungen bestätigt wurden. Im nämlichen Herbste wohnte er der mainzer Reichsversammlung bei, in welcher der strasburger Bischof Bruno seiner Stelle entsetzt, und Kaiser Lothar II. seine Reise nach Italien für die Wiedereinsetzung des Papstes Innocenz II. ankündigte.

Im J. 1132 stiftete er das Kloster Langheim aus den Gütern seiner Dienstmannen Hermann, Wolfram und Gundeloch durch feierliche Aufstellung des Kreuzes, und durch Anstalten für die Erbauung desselben [54]). Später unterzeichnete er zu Bamberg vor vielen Zeugen die Stiftung der Cistercienserabtei Heilsbronn bei Ansbach, aus den Gütern der Grafen Adelbert und Konrad, wie ihrer drei Schwestern [55]). Am 23. Oct. 1133 wurde ihm die Abtei Mörichsmünster bei Ingolstadt vom Kaiser Lothar II. zur Oberaufsicht übergeben, und den 6. Jun. 1134 zu Merseburg bestätigt. Am 28. Oct. 1133 weihte er und Bischof Heinrich von Regensburg das Benedictinerkloster Biburg ein, welches drei Geschwister von Biburg auf ihrem Gute gleiches Namens seit dem J. 1125 erbaut und eingerichtet hatten [56]). Er setzte den bamberger Domherrn, Grafen Eberhard von Hilpoltstein, als ersten Abt desselben ein. Am 17. März 1135 wurde er auf dem Reichstage zu Bamberg durch die Versöhnung Kaiser Lothar's II. mit seinem Nebenbuhler, dem Herzoge Konrad, und dessen Bruder Friedrich von Schwaben erfreut, zu welcher ihr Begleiter, Abt Bernard, die Fürbitte gemacht hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde Bischof Otto, zur Belohnung für seine Verdienste um Pommern, mit dem königlichen Tribut vier slavisch-brandenburgischer Provinzen, unter Zustimmung des Markgrafen Albert beschenkt. Auch erhielt er daselbst vor dem kaiserlichen Ehepaar und dem salzburger Erzbischofe Konrad die Bestätigung des regensburger Bischofs Heinrich über die zwischen Bischof Otto und den Bischöfen Hartwich und Chuno getroffenen Vergleiche wegen der wechselseitigen Zehnten [57]). Vom Papste Innocenz II. erhielt er die Versicherung durch eine Urkunde vom 5. Aug., daß keine Dompfründe mehr durch päpstliche Briefe oder Gesandte verliehen werden dürfte. Durch seinen bischöflichen Ruf wurde Graf Godobold von Henneberg bewogen, sein für regulirte Chorherren gestiftetes Kloster Veßern dem Bisthume Bamberg zu unterwerfen, weswegen auch Bischof Otto den 16. Oct. 1138 die Kirche einweihte [58]). Von gleicher Liebe für die von ihm gestifteten Klöster durchdrungen, traf er einen Gütertausch zwischen den Abteien Prieflingen und Weisenoe. Im J. 1136 hielt er zu Bamberg einen Kirchenrath, in welchem er bestimmte, daß im Kloster Michelsberg die bisherige Ordensregel von Amorbach abgeschafft, und jene von Hirschau eingeführt werden soll. Am 25. Mai 1137 stattete er in einer neuen Versammlung die von ihm gestiftete Propstei St. Getreu für die Pflege fremder Reisenden mit sehr vielen Gütern, nahen und entfernten Ämtern des Bisthums aus [59]). Während des kaiserlichen Hoflagers zu Bamberg am Pfingstfeste vom 22—28. Mai 1138, weihte Bischof Otto den Erzkanzler Adalbert II. von Mainz zum Priester und Erzbischof ein [60]). Der früher dem Bisthume Bamberg so abgeneigte Kaiser Konrad III. bewies sich nach dem Tode Kaiser Lothar's II. dem Bischof Otto so huldvoll, als der kaiserlichen Witwe Richenza, und den zur Huldigung angekommenen Sachsen.

Je mehr Bischof Otto von Altersschwächen sich gedrückt fühlte, desto mehr beeiferte er sich, die von ihm begonnenen Werke zu vollenden. Am 11. Dec. 1138 bestätigte er zu Bamberg alle Verhältnisse des Klosters Prieflingen. Am 7. und 23. Jan. 1139 erwirkte er vom Papste Innocenz II. eine Erneuerung der Privilegien für das Kloster Mallersdorf [61]) unter Bambergs Oberaufsicht und eine Bestätigung aller von ihm gestifteten oder verbesserten Klöster und Kirchen. Er selbst bestätigte das arme Kloster Altersbach unter Beziehung auf die Oberherrschaft des Bisthums Passau. Auf den Antrag des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, als Stifters, bestätigte er das neue Benedictinerkloster Ensdorf [62]) an der Vils in der obern Pfalz, und fügte noch die zwischen Prieflingen und Regensburg streitigen Neuzehnten zur Ausstattung bei. In voller Entkräftung des 70. Jahres verlor er am 30. Jun. 1139 sein Leben. Nach seiner Anordnung wurde der Leib unter Begleitung vieler Markgrafen, Grafen und anderer Edelleute von einer Kirche zur andern in Bamberg herumgetragen und endlich hinter dem Hochaltare des Klosters Michelsberg niedergesetzt. Die

53) *Eccard*, Hist. med. Aevi. II, 870. *Calles*, Annal. eccl. Germ. VI, 1, 328. *Dobner*, Annal. Hagec. VI, 217. 54) Jäck, Gesch. d Abtei Langheim. Mit 11 Kupf. (Nürnberg 1826), wo alle übrige Literatur für diesen Zweck angeführt ist. 55) Hocker, heilsbronner Antiquitätenschatz. Suppl. 59. *De Lang*, Reg. Bav. I, 135. *Falkenstein*, Antiq. Nordgav. I, 20, 13. 56) *De Lang*, Reg. Bav. I, 136. *Hund*, metrop. Salisb. II, 138—141.

57) *De Lang*, Reg. Bav. I, 140. 58) *Ussermann*, Episc. Würceb. cod prob. 33, 82. *De Lang*, Reg. Bav. I, 139. 59) *De Lang*, Reg. Bav. I, 149. *Hoffmann*, Annal. Bamb. 116—122. *Ussermann.*, Cod. prob. 84, 90, 91. 60) *Serarii* Script. rer. Mogunt., cura Joannis. (Francof. 1722) I, 550. 61) Mon. Boic. XIII, 68. XV, 265—271. 62) *Meiller*, Hist. Ensdorf. 261—67. *Ludewig*, Script. Bamb. 4. 29. *De Lang*, Reg. Bav. I, 154. Mon. Boic. V, 291, 353.

Digitized by Google

Trauerrede hielt der würzburgische Bischof Embriko [63]). Sobald Papst Clemens III. am 30. Sept. 1189 den Bischof Otto in die Zahl der Heiligen aufgenommen hatte, haben auch dankbare Nachkommen unter der Regierung des Bischofs Otto II. von Andechs, das Bildniß desselben im bischöflichen Anzuge mit Inful und Stab in Stein graben und zugleich die von ihm begünstigten Klöster und Kirchen anzeigen lassen. Dieses Grabmal hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten, und wird noch von vielen Neugierigen und Andächtigen besucht. Sein persönliches Siegel stellte ihn mit bloßem Kopfe, der Albe, dem Pluviale und Pallium in ganzer Figur vor, wie er in der rechten Hand den Stab, in der linken ein offenes Buch hält. (*Jaeck.*)

c) Von Freisingen.

Otto I., genannt der Große, 22. Bischof von Freisingen, dritter Sohn des heiligen Leopold, Markgrafen von Österreich und der Agnes, Tochter Kaiser Heinrich's IV., hatte zu Brüdern: den Bischof Konrad von Passau, und spätern Erzbischof von Salzburg, den Herzog Leopold von Baiern, und den Herzog Heinrich von Österreich, zu Schwestern: die Herzogin Gertraud von Böhmen, die Herzogin Bertha von Polen, und die Markgräfin Jutta von Montserrat. Sein Vater hatte am 12. Jun. oder Jul. 1114 den Grundstein zur großen noch jetzt prangenden Stiftskirche vom Kloster Neuburg bei Wien gelegt, für welches er zwölf weltliche Chorherren unter dem Propst Otto I. gestiftet hatte. Ehe der Tempel den 29. Sept. 1136 vom salzburger Erzbischof Eberhard eingeweiht werden konnte, starb schon im J. 1122 der erste Propst, dessen Stelle in den letzten Jahren seines zu hohen Alters Opold versehen hatte. Der fromme Markgraf Leopold ernannte seinen Sohn Otto, als Jüngling von 14 Jahren, zum Propste des Stiftes, und vertraute vorläufig die Leitung aller Stiftsangelegenheiten dem bisherigen Verwalter Opold. Zur Ausbildung des Geistes für die künftige Würde begab sich Otto an die Universität zu Paris, wo er die von ihm gehegten Hoffnungen im vollen Maße erfüllte. Nach zwei Jahren reiste er zum Besuche seines Vaters nach Österreich, und beschenkte die Kirche seines Stifts mit vielen Reliquien, welche in einer feierlichen Prozession auf den Altar der Jungfrau Maria niedergelegt wurden. Er kehrte nach Paris zurück, um sich jene ausgebreiteten Kenntnisse zu erwerben, welche ihn unsterblich machten. Auf seiner zweiten Reise zu seiner Familie lernte er zu Morimont in Frankreich den erst erstandenen Cistercienserorden kennen, und gewann ihn so lieb, daß er im J. 1126 sich in denselben aufnehmen ließ. Er zeichnete sich in wenigen Jahren so vortheilhaft aus, daß er im J. 1132 zum Abte gewählt wurde; weswegen sein Vater die Stelle eines Vorstehers zu Kloster Neuburg einem andern zu übertragen sich genöthigt sah. Als Abt erlangte er durch seine frommen Sitten, wie durch die eifrigen Forschungen in Künsten und Wissenschaften, einen so großen Ruf, daß das Domcapitel von Freisingen nach dem Tode des Bischofs Heinrich 1137 keinen Anstand nahm, diesen aus vornehmem Blute stammenden Gelehrten zum Nachfolger zu wählen. Otto widersetzte sich Anfangs dieser Wahl, und folgte erst im J. 1138 auf dringendes Bitten seiner Familie.

Bald nach dem Antritte seines Bisthums ernannte er Sigimar zum Abte von Weihenstephan. Im J. 1139 weihte er einen vom Grafen Siboto gestifteten Altar auf einem benachbarten Berge ein. Im J. 1140 stellte er das ehemalige Benedictinerkloster Scheftlarn her, und übergob es als eine Prämonstratenser-Propstei vor seinem ganzen Domcapitel den Brüdern der Regel des heiligen Augustin. Da sein Bruder Konrad III. im J. 1138 zum Könige der Teutschen ernannt worden war, so ließ er sich den 3. Mai 1140 auf der Reichsversammlung zu Frankfurt alle Rechte seines Bisthums bestätigen. Er begleitete als Kanzler seinen Bruder Kaiser Konrad III. und unterzeichnete dessen Münzrechtsverleihung für die Stadt Asti in Italien [1]). Er legte nächst Freisingen den Grund zum Kloster Neustift, welches er im J. 1141 unter Mitwirkung seiner Geistlichkeit und Anderer vollendete, mit Prämonstratensern aus dem Kloster Ursberg in Schwaben besetzte, den Propst Hermann ernannte und den Papst Innocenz II. um Bestätigung ersuchte, welche den 21. Jon. 1142 aus Rom erfolgte. Ebenso besetzte er die Klöster Schlechdorf im J. 1140, und Schliersee 1141 mit regulirten Chorherren. Dem Propste Rudolf III. von Raitenbuch verlieh er die Würde eines Erzdiakons, und sein ganzes Bisthum ließ er durch Papst Innocenz II. gegen alle Angriffe schützen. Mit dem Kloster Weihenstephan machte er einige Gütertausche, über welche er dem Abte Sigimar eine Urkunde ertheilte. Im J. 1142 bestätigte er dem Kloster Scheyern einige Zehnten. Im nämlichen Jahre weihte er eine Pfarr- und Filialkirche, zu Weihenstephan den Mariaaltar, und zu Wessobrunn in dem augsburger Sprengel zwei Kapellen ein.

Die häufigen Beeinträchtigungen des Bisthums durch Schutzvoigte selbst veranlaßten Bischof Otto im J. 1143, sich von seinem Bruder Kaiser Konrad III. eine besondere Sicherheitsurkunde ertheilen zu lassen. Ebenso machte er mit dem Kloster Weihenstephan einen Gütertausch, welchen der König bestätigte. Auf den Antrag des pfalzgräflichen Schutzvoigts von Scheyern verlegte er den 7. Dec. 1144 den pfarrlichen Gottesdienst in die benachbarte Martinskirche, damit in der klösterlichen ferner keine Störung mehe durch den Pöbel stattfinde. Im Frühlinge 1145 besuchte er den neu gewählten Papst Eugen III., welcher sich wegen der römischen Unruhen zu Viterbo aufhielt. Er erwirkte von demselben eine Bestätigung aller Begünstigungen, welche das Kloster Weihenstephan von ihm und seinen Vorgängern erlangt hatte. Im J. 1146 kehrte er aus Italien zurück. Im J. 1147 schenkte er dem Domcapitel einige Zehnten zu Pergtershausen, machte einen Gütertausch mit dem Abte Konrad von Tegernsee und in Gegenwart seines Bruders Kaiser Konrad's III., und

63) Acta ss. Bolland. I. Jul. 423.

1) *Ughelli*, Italia s. IV, 562.

dessen ganzen Hofstabes zu Regensburg, mit der Äbtissin Adelheid von Passau. Nach einem Beschlusse des teutschen und französischen Königs wurde ein Kreuzzug nach Jerusalem vorgenommen, an welchen sich auch Otto anschloß. Er bestieg das Schiff zu Regensburg mit seinen Brüdern Kaiser Konrad III. und den beiden Herzogen Leopold und Heinrich von Baiern, und kam mit ihnen zwar nach Jerusalem; allein er kehrte mit der Erinnerung an beispiellose Leiden, bei dem Untergange des größten Theiles eines Heeres von 200.000 Mann, nach Teutschland zurück. Nach einem Beschlusse des Kirchenraths von Salzburg im J. 1146 nahm er eine Reformation des Klosters Tegernsee vor, wie er es selbst Papst Eugen III. anzrigte. Im J. 1148 genoß er das Vergnügen, daß sein Bruder Konrad an die Stelle des verstorbenen Bischofs Reginbert von Passau gewählt, und sein Bruder Heinrich von Baiern mit der Griechin Theodora, Nichte des Kaisers Emanuel, verehelicht wurde; den 13. Dec. 1150 wohnte er der Synode zu Salzburg [2]) bei, in welcher ein Streit der Familie Rappoto gegen das Kloster St. Peter daselbst beendigt wurde. Im J. 1154 erwies er den Nonnen in Chiemsee besondere Wohlthaten. Im J. 1156 weihte er und der Bischof Hermann von Brixen das Kloster Dietramszell ein. Im J. 1157 erbat er sich den Erzbischof Eberhard von Salzbueg und den Abt Gotthard von Admont, als Schiedsrichter über einen Grenzstreit mit dem Bisthume Regensburg. Auf Befehl des Papstes Hadrian IV. begab er sich mit dessen Schreiben und den päpstlichen Gesandten zum Kaiser Friedrich I., und bewirkte dessen Aussöhnung. Ebenso ließ er sich selbst durch den König Ladislaus von Böhmen mit seinem Bruder Herzog Heinrich von Österreich, welcher sich Güter des Bisthums Freisingen anmaßen wollte, zur Versöhnung bringen. Er legte auch einen Zwist zwischen dem Abte Lothar von Roth und dem Pfalzgrafen Otto V. von Wittelsbach bei, und bestätigte einen Vertrag, welchen die Klöster Benedictbeuren und Schlechdorf unter seinem Vorgänger, Bischof Heinrich, eingegangen hatten. Im J. 1157 nahm er das Collegiatstift des heiligen Andreas zu Freisingen in seinen besondern Schutz, bestätigte dessen Güter, und wies ihm den ersten Platz nach dem Domcapitel an. Kaum hatte der Herzog Heinrich der Löwe von Baiern und Sachsen die Zollrechte des Bisthums Freisingen durch gewaltsames Abbrechen der Brücke über die Isar bei Vering verletzt, so verklagte Bischof Otto denselben bei dem Reichstage zu Augsburg, und erwiekte eine Bestimmung Kaiser Friedrich's I, durch welche die Verwandlung des Dorfes München in eine Stadt begründet wurde. Im J. 1158 entsprach er zwar der Auffoderung Kaiser Friedrich's I. nicht, daß er den Kriegszug nach Mailand begleiten sollte; doch reiste er mit seinem Neffen bis an die Alpen, und kehrte in sein Bisthum zurück. Er ließ sich während des Aufenthaltes der päpstlichen Gesandten zu Freisingen bewegen, den noch gemeinschaftlich zusammenlebenden Domherren die alte Verfassung mit einigen Zusätzen zu erneuern, und durch diese Urkunde gleichsam seinen letzten Willen auszudrücken. Er starb den 22. Sept. 1158 zu Morimont, wohin er nach der Abbrennung der Domkirche zu Freisingen kurz vorher sich begeben hatte [3]).

Er hat sich als Bischof nicht nur um seinen Kirchensprengel und den römischen Hof, sondern auch als Bruder Konrad's III., als Oheim Kaiser Friedrich's I. durch seinen thätigen Einfluß um das Wohl des teutschen Reichs große Verdienste erworben. Doch bleibendern Ruhm erlangte er durch die von ihm verfaßte „allgemeine Weltgeschichte" und „Geschichte Kaiser Friedrich's I." Die erstere besteht aus acht Büchern. In den sieben ersten erzählt er die Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf das Jahr 1146, in dem achten die vom Christenthume verkündigten zukünftigen Dinge, das Weltgericht, den Antichrist und das Ende der Welt. Die vier ersten Bücher sind bloße Compilation von Orosius, Eusebius, Isidor von Sevilla, Beda u. A., die drei folgenden, besonders aber das siebente, sind dagegen eigenthümlich und für teutsche Geschichte von größter Bedeutung. Die Begebenheiten werden nicht nach Jahren abgetheilt, sondern in Hauptstücke gebracht, wie ihre Entwickelung erzählt, dabei theologische Betrachtungen eingemischt. Das zweite Werk, sein Leben Kaiser Friedrich's I. in zwei Büchern, kann als Fortsetzung des ersten betrachtet werden; er erzählt in demselben zuerst, was vom Ende des 11. Jahrh. an auf die Schicksale des Hohenstaufischen Hauses von Einfluß war und dann das Leben seines Helden bis zum J. 1152; zugleich holt er vom J. 1076 an Manches nach, was in der Chronik übergangen war. Raderich (Radericus), Chorherr in Freisingen, Otto's Geheimschreiber, dem er dies Werk dictirt hatte, setzte es in zwei Büchern fort, bis auf das J. 1160. Beide Werke, auch durch eingerückte Urkunden und Aktenstücke wichtig, wurden von vielen spätern Geschichtschreibeen zur Grundlage ihrer Beschreibung späterer Ereignisse genommen, z. B. von dem Abte Konrad von Ursberg, von dem Mönche zu Weingarten, Alberich und andern. Die erste Ausgabe nach einer Handschrift, welche sich im Schottenkloster zu Wien befand, geschah durch Johann Cuspinian zu Strasburg im J. 1515; sie ist jetzt sehr selten. Zahlreicher findet sich die zweite Ausgabe, welche durch Peter Pithöus berichtigt und vervollständigt, im Verlage von Peter Perna zu Basel im J. 1569 erschien. Eine Handschrift in der Bibliothek der zürcher Hauptkirche setzte den berühmten Geschichtschreiber Christian Urstisius in den Stand, Otto's Weltgeschichte, mit 50 Abschnitten vermehrt und bis auf das Jahr 1212 fortgesetzt, herauszugeben (in *Urstisii* scripe. rer. germ. illustr. T. I. c. Appendice Ottonis a S. Blasio a fine libri septimi Ottonis usque ad annum salutis 1212). Diese Ausgabe kam in Frankfurt 1585 und 1670 zum Vorscheine. Das Chronikon allein steht auch in *Tissiers* Bibliotheca patrum Cister-

2) *Harzheim*, conc. Germ. III, 852, 865.

3) *Arenbeckii* Chron. Austriac. Necrologium Salisburg. *Mallinkrot*, Menolog. Cisters. Ord. Calendarium Weihenstephanense. *Steronis* Chronicon. *De Lang*, Reg. Bav. Vo. I, 158 — 252.

Digitized by Google

ciensium. T. VIII. p. 1 sq., das Leben Friedrich's I. aber, aus wiener Handschr. verbessert in *Muratori* script. rer. Italic. T. VI, 629. Eine kritische Ausgabe nach den besten Handschriften Europa's ist von Perz in den Monumentis oder den historischen Denkmälern Teutschlands zu erwarten. Eine teutsche Bearbeitung seiner Geschichte Kaiser Friedrich's I. findet sich im zweiten Bande der ersten Abtheilung von Schiller's Memoiren. Beide Werke Bischof Otto's werden noch lange die Grundlage der teutschen Geschichtschreibung des Mittelalters bleiben. Denn obschon seine Schreibart etwas steif ist, so hat er doch seine Gegenstände als ein mit den großen Ereignissen vertrauter Weltmann behandelt. Seine Blutsverwandtschaft mit den beiden Kaisern setzte ihn in den Stand, die gründlichsten Nachrichten zu erhalten, welche er durch die oft eingewebten Urkunden bestätigte. Seine Unparteilichkeit zeigt sich im schönsten Lichte, besonders in der Darstellung der Misverhältnisse zwischen dem päpstlichen und kaiserlichen Hofe, deren beiderseitige Schwächen und Fehler er nicht unberührt läßt. Die mönchischen Formen, in welche er traurige Ereignisse einkleidet, waren seinem Zeitgeiste angemessen, und seine beigefügten Besorgnisse von künftigen noch widrigern Staatsereignissen nur die Schlußfolge seiner eigenen Beobachtungen an den Schicksalen seiner Verwandten, und aus den Ereignissen seiner Zeit abgeleitet [4]). (*Jaeck.*)

IV. Von andern historischen Personen des Namens Otto bemerken wir nun:

Otto von Passau, ein Franziskanermönch, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. lebte, bekannt als Verfasser eines literarisch-merkwürdigen Erbauungbuches, das zuerst, ohne Ort und Jahr, unter dem Titel erschien: Diss Buch ist genant die vier vnd zwenzig Alten oder der guldin tron. 152 Blatt. Fol. Mit Holzschnitten. Die Typen sind unbekannt. Die erste datirte Ausgabe erschien zu Augsburg, bei Ant. Sorg, 1480. Fol.; ebend. 1483 in 4., beide mit Holzschnitten; ferner, Strasb. 1500. 4. und 1506. Fol. beide mit Holzschnitten; öfter. Die letzte Ausgabe führt den Titel: Die vier und zweinzig Alten. Ein auszerlesen, fürtreflichs Buch, zu lehr und underweysung eines jetzlichen Christen, geistlichs oder weltlichs Stands, sehr nitzlich. Am Schlusse der Vorrede ist zu sehen, wann dieß Buch verfaßt worden, da es dort heißt: Otho von Passaw, S. Franciscus Ordens weyland Lesenmaister zu Basel, der diß Buch von Anfang bis an das end mit großen fleiß ernst unnd arbeit — all sampt gemacht und vollbracht hat an der heyligen Himmelsfirstin Marie Lichtmeß abent, des Jars, da man zelt von der gepurt Jesu Christi 1486. Diese Ausgabe erschien zu Dillingen bei Sebald Mayr. 1568 in 4. mit Holzschnitten. Panzer im Indice typograph. und Ebert im bibliogr. Lex. geben von diesem Werke noch folgende Ausgaben an: Het boeck des gulden throens of de vierentwintig Oudvaters (Utrecht 1480. Fol. Harlem 1484. Fol. Zwoll 1485. Fol. Delfft 1488. Fol. Utrecht 1489. Fol. mit Holzschnitten) *). (*Baur.*)

Otto (Eberhard), geboren den 3. Sept. 1685 zu Hamm in Westfalen, war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns. Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte er in dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Unter dem Vorsitze seines Lehrers Neuhaus vertheidigte er dort seine ungedruckt gebliebene Dissertation: De homine. Zu Anfange des 18. Jahrh. ward er Zögling des akademischen Gymnasiums zu Bremen. Nach dreijährigem Aufenthalte daselbst verließ er, bereichert an Kenntnissen, jene Lehranstalt und begleitete zwei junge Edelleute, von Bodelschwing und von Diepenbroick, als Hofmeister nach Steinfurt. Nachdem er auch das dortige Gymnasium eine Zeit lang besucht, eröffnete er seine akademische Laufbahn in Halle. Außer dem berühmten Thomasius waren dort Böhmer, Ludwig und Gundling seine Hauptführer im Gebiete der Jurisprudenz. Besonders rühmte er noch in spätern Jahren den Einfluß, den der zuletzt genannte Professor auf seine wissenschaftliche Bildung gehabt habe. Nach einem an ihn gerichteten Druckschreiben [1]) scheint sich Otto damals um das Rectorat zu Lingen beworben zu haben. Er folgte indessen, nachdem er zu Halle durch Vertheidigung seiner Abhandlung: De Diis vialibus plerorumque populorum, die juristische Doctorwürde erlangt, im J. 1714 einem Rufe nach Duisburg. Dort erhielt er eine ordentliche Professur der Rechte und eröffnete sein Lehramt mit der Rede: De Stoica veterum Ictorum Philosophia [2]). Der Beifall, den er als akademischer Docent fand, verschaffte ihm, nachdem er auch als Schriftsteller vortheilhaft bekannt geworden, einen zwiefachen Ruf nach Harderwyk, den er indessen ablehnte. Doch ging er (1720) nach Utrecht, als Professor des Staats- und bürgerlichen Rechts. Zu auswärtigen Beförderungen erhielt er mehre und nicht unvortheilhafte Anträge, unter andern aus Frankfurt an der Oder, Halle, Marburg und Göttingen, obgleich seine Feinde die Richtigkeit dieser Vocationen verdächtig zu machen suchten [3]). Er trug indessen Bedenken, sein sehr einträgliches Lehramt in Utrecht aufzugeben. Im J. 1731 ward ihm dort noch eine ordentliche Professur des Lehnrechts übertragen. Erst bei herannahendem Alter entschloß er sich (1739) zur Annahme

4) *Vossius*, De hist. lat. p. 427. *Fabricii* bibl. lat. med. T. V. p. 551. *Meichelbeck*, Hist. Frising. T. I. p. 315. *Bruckeri* Hist. crit. philos. T. III. p. 685. Hamberger's zuv. Nachrichten. 4. Th. S. 212. Auszug 1500. *Meusel*, Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 75. Schumacher's Betracht. über den Werth der hist. Schriften Ot. v. F., in dessen Beitr. zur teutsch. Reichshist. S. 1. fg. Hegewisch's Hist. und liter. Aufs. S. 222 fg. Woltmann's kleine Schriften. 2. Th. S. 84. Kobolt's bair. Gel.-Lex. Von einem Mscrpt. s. Werke s. Merkwürd. der Zapfischen Bibl. 1. Bd. S. 1 fg. Vergl. auch Archiv der Frankf. Gesellsch. 3. St. S. 224. Ebert's bibliogr. Lex.

*) Heinecken's neue Nachr. v. merkw. Büchern. 1. Th. S. 264. Panzer's Annalen der alt. teutsch. Lit. Ergänzungen zu Kobolt's Bair. Gel. Lex. S. 220. Vom Buche selbst s. Bouterwek's Gesch. der Poesie. 9. Bd. S. 494.

1) Epistola *Charlottae Amaliae N.* ad *Everardum Ottonem*. p. 61. 2) Duisb. 1715. 4. Auch gedruckt in dem ersten Theile seiner Diss. juris publici et privati (Trajecti ad Rhen. 1723. 4.) und bei *G. Slevogt*, Opusc. de Sectis et Philosophia Ictorum p. 193 sqq. 3) S. die bereits angeführte Epistola *Charlottae Amaliae N.* ad *Everardum Ottonem* p. 69.

Digitized by Google

der Stelle eines ersten Syndicus und Kanzleidirectors in der freien Reichsstadt Bremen, deren Geschäfte mit auswärtigen Höfen, besonders dem dänischen und hanövrischen, er mit Eifer und glücklichem Erfolge besorgte. Er starb den 20. Jul. 1756 im 71. Lebensjahre, nachdem er zweimal verheirathet gewesen war, das erste Mal mit einer Tochter des Professors der Rechte, Wilhelm Cruse, zu Duisburg.

Als einen gründlichen Kenner der Philologie, der Alterthümer und Kritik, der historischen Wissenschaften, des römischen Civil- und des teutschen Staatsrechts zeigte sich Otto in zahlreichen Schriften. Zu den vorzüglichsten gehören, außer seinem in fünf Foliobänden herausgegebenen Thesaurus juris romani [4]), die Schriften: De Aedilibus Coloniarum et Municipiorum (Francof. [Lipsiae] 1713. 8. Editio auctior. Utrajecti 1732. 4. [5]). De Diis vialibus plerorumque populorum (Halae 1714.) [6]). Papiniani vita (Lugd. Bat. 1718.) [7]). Ad Institutt. Justiniani notae crit. et comment. (Trajecti 1729. 4. Editio III. Basil. 1760. 4.) [8]). — Otto war der erste, der die Statistik gänzlich von der Politik trennte, sie notitiam praecipuarum Europae rerum publicarum nannte, und den Eifer für dies Studium durch sein im J. 1726 herausgegebenes und 1749 zu Jena zum fünften Mal aufgelegtes Compendium neu belebte. Dies Lehrbuch, ungeachtet es sich, wie die meisten seiner Schriften durch einen zwar fließenden, aber keineswegs eleganten Styl auszeichnete, blieb über 20 Jahre beliebt, bis es durch neue Compendien verdrängt ward. Mit seinen literarischen Verdiensten paarten sich manche liebenswürdige Züge in seinem Charakter als Mensch. Ihn zierte ungeheuchelte Religiosität, unerschütterliche Rechtschaffenheit, freundliches Wohlwollen im Umgange mit Andern und Milde gegen Arme und Nothleidende [9]).

(*Heinrich Doering.*)

Otto (Heinrich Jakob), ist als guter Landkartenkupferstecher bekannt; er hat in Berlin im J. 1707 die jetzt sehr seltene Karte von Neufchatel bearbeitet, auch mehre Bildnisse zu Beckmann's Notitia Universitatis Francofurt. gestochen. (*Frenzel.*)

Otto (Valentin), Bildhauer aus Meißen, lebte in der Mitte des 17. Jahrh. und gehört insofern der weniger bekannten älteren sächsischen Kunstgeschichte an, da bis jetzt von solchen wenige Notizen vorhanden. Besonders wird von ihm ein sehr schön geschnitzter hölzerner Altar, welcher reich vergoldet und bemalt war und sich in der Hauptkirche zu Mitweida im sächsischen Erzgebirge befand, gerühmt. (*Frenzel.*)

Otto (Ludwig Wilhelm), Graf von Moslov, im J. 1754 zu Kork im Großherzogthume Baden geboren, widmete sich auf der Universität Strasburg vorzugsweise dem Studium der neueren Sprachen und des öffentlichen Rechtes und begann seine diplomatische Laufbahn damit, daß er von dem berühmten Rechtsgelehrten Pfeffel empfohlen, im J. 1776 als Privatsecretair in die Dienste des Chevalier de la Luzerne trat, welcher in dieser Zeit französischer Gesandter am Hofe zu München war. Mit diesem, dessen Vertrauen und Achtung sich Otto im hohen Grade erworben hatte, ging er dann auch im J. 1779 nach den nordamerikanischen Freistaaten, ward 1785 Secretair bei der dortigen französischen Gesandtschaft und blieb bis zum Jahre 1792 in dieser Stellung, in der er, öfters die Angelegenheiten in Abwesenheiten der Gesandten selbständig führend, die Zuneigung Washington's und anderer dort bedeutender Männer gewann, da ihn ein ernster, tüchtiger Sinn und eine gediegene Bildung ebenso sehr auszeichneten, als die Feinheit seiner äußern Erscheinung. Dennoch ward ihm bei einer neuen Besetzung des Gesandtenpostens der Chevalier de Ternau vorgezogen, worauf Otto im J. 1792 nach Frankreich zurückkehrte, und im Februar 1793 Chef der ersten Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris ward. Die Revolution vom 31. Mai 1793 beraubte ihn dieser Stellung, und führte ihn selbst in das Gefängniß des Luxembourg, aus welchem entlassen er dann als Privatmann nach Lesches sich zurückzog, bis ihn Sieyes im J. 1798 als Secretair nach Berlin mitnahm. Hier blieb er bis zum J. 1800 als französischer Geschäftsführer; dann aber ward er in gleicher Eigenschaft nach London gesandt, um dort die höchst schwierigen Unterhandlungen für einen Frieden Frankreichs mit England zu führen. Er erreichte hier seinen Zweck hauptsächlich dadurch, daß er seine Instructionen nicht streng befolgte, sondern nach eigener Einsicht die unangenehmen Verhandlungen über die Angriffe der englischen Zeitungen auf Napoleon ꝛc. leitete, welche dann zu der Unterzeichnung der Präliminarien des Friedens zu Amiens führten. Als dieses geglückt war, spannte ihm das Volk in London die Pferde des Wagens aus und zog ihn selbst, aber Napoleon ließ ihm nicht die wohl-

4) Der vollständige Titel lautet: Thesaurus juris romani, continens rariora meliorum interpretum opuscula, in quibus jus romanum emendatur, explicatur, itemque classicis, illisque auctoribus, haud raro lumen accenditur. (Lugd. Bat. 1725. 5 Voll. Fol.) Editio nova emendatior. (Traj. ad Rhen. 1733. 5 Voll. Fol.) Confr. Acta Eruditorum. 1726. p. 107 sq. 1727. p. 55 sq. 1728. p. 585 sq. 1730. p. 214 sq. 1734. p. 289 sq. 1736. p. 241. Continuatio Notitiae Auctor. jurid. *Beyerianae.* p. 8 sq. 5) Vergl. hallische neue Biblioth. 3. Bd. S. 618 fg. Acta Erud. 1714. p. 416 sq. 1734. p. 528 sq. 6) Späterhin vermehrt herausgegeben unter dem Titel: De tutela viarum publicarum liber singularis. (Traj. ad Rhen. 1731.) Vergl. eines Ungenannten Specimen notarum ad Cl. viri *Ever. Ottonis* librum de tutela viarum. (Lugd. Bat. 1731.) Hallische neue Biblioth. 4. Bd. S. 486 fg. Acta Erud. 1732. p. 497 sq. Bibliothèque raison. Vol. XVII. p. 187 sq. 7) Editio secunda. (Bremae 1743.) Confr. Acta Erud. 1719. p. 243 sq. 8) Confr. Acta Erud. 1729. p. 189 sq. 9) S. Progr. Illustris Scholae Bremensis ad exsequias *Ever. Ottonis.* (Bremae 1756. Fol.) Universallexikon aller Wissenschaften und Künste. 25. Th. S. 2431 fg. Moser's Lexikon der jetztlebenden Rechtsgelehrten. S. 192 fg. *Drackenborchii* Series Professorum Academiae Trajectinae. Nr. LXV. *Saxii* Onomast. liter. P. VI. p. 153 sq. Weidlich's Gesch. der jetztlebenden Rechtsgelehrten. 2. Th. S. 195 fg. Jugler's Beiträge zur juristischen Biographie. 1. Bd. 1. St. S. 151 fg. 6. Bd. 2. St. S. 318 fg. Baur's neues histor. biogr. literar. Handwörterbuch. 4. Bd. S. 178 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 246 fg.

verdiente Ehre des Friedensabschlusses, sondern sandte, ihn abberufend, den General Andreossy nach London. Nachdem Otto nun die Stelle eines Gesandten bei den nordamerikanischen Freistaaten abgelehnt hatte, ward er im J. 1803 nach München geschickt, welcher Posten in dieser Zeit um so wichtiger war, jemehr die teutschen Verhältnisse zu Frankreich damals zu berücksichtigen waren. Es gelang Otto, den Kurfürsten von Baiern mit Frankreich zu verbünden, auch gab er im J. 1805 Napoleon die erste Nachricht von den Bewegungen der österreichischen Truppen an der bairischen Grenze, wofür ihn dieser zum Staatsrath und Großofficier der Ehrenlegion, sowie zum Grafen von Mosloy erhob. Von München kam Otto dann im J. 1809 als Gesandter nach Wien, unterhandelte über die Heirath Napoleon's mit der Erzherzogin Maria Louise, und blieb in Wien bis zum März 1813, wo der Graf Narbonne ihn ersetzte. Nach der Schlacht bei Waterloo ward Otto von Napoleon mit einer Mission nach London beauftragt, um dort für des Kaisers persönliche Sicherheit zu unterhandeln. Er erhielt indessen keine Pässe und mußte in Calais bleiben, worauf er nach dem vollständigen Siege der Bourbons sich aus dem Staatsdienste zurückzog und schon am 9. Nov. 1817 im Genusse der allgemeinsten Achtung, die er durch Rechtschaffenheit, Bescheidenheit und ausgezeichnete Bildung sich erworben hatte, starb. Sein Schwiegersohn, der Baron Pelet de Lozere, hat nach den Papieren Otto's im J. 1833 zu Paris herausgegeben: **Opinions de Napoléon sur divers sujets de politique et d'administration, recueillies par un membre de son conseil d'état, et recit de quelques événemens de l'époque.** (Vergl. die Anzeige von Schloffer, in den heidelberger Jahrbüchern von 1835 im Januarhefte. (*Roepell.*)

Otto, Oddo (Sagengeschichte), großer Seeräuber und Zauberer bei den Dänen, durchfuhr ohne Schiff das Meer, vernichtete die feindlichen Schiffe durch Stürme, die er durch Zauberlieder erregte. Wenn er sich mit Wikingen oder Seeräubern schlug, erregte er die Wogen des Meeres und ließ ihre Schiffe stranden. Die Kaufleute beraubte er, aber sehr gütig war er gegen die Bonden oder Bauern. Er genoß als Wiking bei den Dänen unter dem Könige Frothi III. das größte Ansehen, als der König Gothar von Norwegen durch den Wiking Rafn die Dänen durch eine Heerfahrt beunruhigen ließ. Otto schlug mit Rafn eine Schlacht, blendete [1]) durch Zauberlieder die Augen der Dänen so, daß sie glaubten, Flammen sprühten aus den gezückten Schwertern der Dänen, und so blind waren, daß sie ihre gezogenen Schwerter nicht sehen konnten. Rafn fiel und ein großer Theil der Seinen. Nur sechs Schiffe entkamen nach Noreg. Erich der Beerdte aus Norwegen, der durch genossenen Schlangensaft aller Wissenschaften kundig geworden war, fuhr mit seinem Bruder Roller nach Dänemark, und schickte zwei Späher zu Otto. Sie waren ohne Kleider und sagten, Erich habe sie beraubt. Otto nahm sie gastlich auf und schenkte ihnen sein Vertrauen. So erfuhren sie, daß Otto beschlossen, den Feind den andern Tag plötzlich zu überfallen und seine Schiffe mit Steinen zum Werfen beladen lassen. Die Kundschafter entflohen des Nachts zu Erich zurück und sagten ihm Otto's Vorhaben. Erich bestieg des Nachts einen Kahn, nahte sich verborgen zu Otto's Schiffen, und bohrte sie an. So wurden dessen Fahrzeuge mit Wasser angefüllt. Die Steine in ihnen beförderten das Sinken. Das Wasser war fast den Schiffen gleich und Otto ließ es mit Krügen ausschöpfen, als der Feind in der Nähe erschien. Otto und seine Leute waffneten sich, um sie zu empfangen. So nahm das Wasser in den Schiffen immer mehr zu, statt zu kämpfen mußten Otto und die Seinen durch Schwimmen zu entkommen suchen und kamen um [2]). (*Ferd. Wachter.*)

Otto, Oddo, Folkiskönig von Jadar, vereinigte sich mit dem Dänenkönige Omund gegen den norwegischen König Ring. (*Ferdinand Wachter.*)

Otto von Oodenlaube, s. Minnesänger.

OTTOA, eine von Kunth, nach dem Aufseher des berliner botanischen Gartens F. Otto sogenannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Pimpinelleen der natürlichen Familie der **Umbelliferae.** Char. Die Blüthen polygamisch, ohne Doldenhüllen; der Kelchrand undeutlich; die Corollenblättchen gleich, mit langer, eingeschlagener Spitze; zwei stehenbleibende, bogenförmig nach Außen gekrümmte Griffel mit knopfförmigen Narben; die Doppelfrucht ist ablang, jedes Achenium auf der Naht etwas zusammengedrückt, auf dem Rücken mit fünf scharfen, häutigen Rippen. Oenanthe (s. den Art.) unterscheidet sich nur durch einen deutlich fünfzähnigen Kelchrand und ausgerandete Corollenblättchen. Eine einzige Art, Ott. oenanthoides *Kunth* (*Humb., Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. V. p. 20. t 423. Oenanthe quitensis *Spreng.* syst.) haben Humboldt und Bonpland in schattigen Wäldern in Quito gefunden. Dies ist ein perennirendes, glattes Kraut mit einfachen, hohlen Stengeln, ungetheilten, hohlen, cylindrischen, durch Querscheidewände gegliederten, stumpfen Blättern und weißen Blüthendolden.

Eine andere Gattung, welche Chamisso und Schlechtendal von Oenanthe trennten, Annesorrhiza, hat einen fünfzähnigen Kelchrand wie Oenanthe, eine lange, eingeschlagene Spitze der Corollenblättchen wie Ottoa, aber die Frucht weicht von beiden ab. Sie ist nämlich fünfkantig-prismatisch, mit dem Kelche und den kurzen, nach Außen gekrümmten Griffeln gekrönt und besteht aus zwei ungleichen Achenien, welche zwei Saftgänge auf der Nahtfläche und einen in jeder Vertiefung des Rückens haben: das eine Achenium ist dreiflügelig mit einer nervenartigen Rippe zwischen jedem Flügel; das andere vierflügelig, mit einer nervenartigen Rippe längs der Mitte des Rückens. Die einzige unvollständig bekannte Art, Ann. capensis *Cham.* et *Schl.* (Linnaea I. p. 399. t. V. f. 4), am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch, ist ein Kraut mit spindelförmi-

1) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 22.

2) *Saxo Grammaticus* Lib. V. ed. *Stephanii* p. 71, 73.

Digitized by Google

ger, zweijähriger oder perennirender, aromatischer Wurzel, unbekannten Wurzelblättern, drehrundem, ästigem, blattlosem Stengel und vielblätterigen Doldenhüllen. Die holländischen Colonisten nennen die Pflanze, welche nach Hesse und Sprengel identisch mit Oenanthe interrupta *Thunberg* ist, Anyswortel, daher der Gattungsname (ῥίζα, Wurzel, ἄνησον bei *Nicand.* ther. v. 650 für ἄνισον, Anis). (*A. Sprengel.*)

OTTOBERT I. und II., angebliche Stammväter des Grafengeschlechts von Habsburg aus dem Geschlechte der Merowinger; Ottobert I., Chlothar's oder Siegbert's Sohn, soll König von der Provence gewesen und plötzlich von König Gunthramn in der Schlacht erschlagen worden sein. Ottobert II., sein Sohn, soll vor Gunthramn's Macht nach Wyvelsburg geflohen, den Königstitel niedergelegt, die Habsburg erbaut und der Stammvater dieses Grafengeschlechts geworden sein. Ottobert's I. Regierung in der Provence wird ins Jahr 685 und Ottobert's II. Blüthe, als Graf von Habsburg und Landgraf von Breisgau und Elsaß, ins J. 705 gesetzt*). (*Ferdinand Wachter.*)

OTTOBEUREN, OTTOBEUERN, OTTENBEUREN, ein Landgericht und Rentamt im bairischen Oberdonaukreise, mit 16,200 Einwohnern in 4545 Familien auf 6 □M. Ottobeuren, ein Marktflecken an einem Arme der Günz, zwischen Memmingen und Kaufbeuern, im bairischen Landgerichte Ottobeuren, drei Stunden von Memmingen. Er begreift die Sitze des Landgerichts, Forst- und Rentamtes gleiches Namens, eines Pfarramtes und Dekanates im Bisthume Augsburg, hat einen Magistrat, 227 Häuser, 1490 Einwohner, Jahr- und Fruchtmärkte und ein schönes Schloß, welches früher eine Benedictiner-Reichsabtei (s. d. Art. Ottenbeuren) enthielt, die von Silach, einem Grafen des Illergaues, und mehren Andern im J. 764 Anfangs für adelige Mönche gestiftet worden war. Die Kirche daselbst, im J. 1764 erneuert, hat eine der größten Orgeln in Teutschland. (*Eisenmann.*)

Ottoboni oder Ottobuoni, s. Alexander VIII.

OTTOBONIANA, über die von dem Papste Alexander VIII. und seinem Neffen, dem Cardinal Pietro Ottobuoni gestiftete, und nach dessen Tode vom Papste Benedict XIV. für die Vaticana angeschaffte, an Handschriften überaus reiche Bibliothek vergl. die Nachweisungen bei *Blume*, Iter Italic. III, 64 sq.; *ej.* Biblioth. Ital. p. 129 sq. (*H.*)

OTTOCHACZ, ein militairischer Marktflecken und Staabsort des ottochaner Regiments im karlstädter Generalat der kroatischen Militairgrenze, an der von Karlsstadt und Zengg nach Dalmatien führenden Post- und Commerzialstraße, an der Gacza gelegen; von den fünf Armen der Gacza bilden vier bei Ottochacz einen See, der sich seines Wassers durch einen Fall unter die Erde entledigt. Der Ort hat 90 Häuser, 492 Einwohner (421 Katholiken, 68 nicht unirte Griechen, und 3 Reformirte), eine römisch-katholische Pfarre und Kirche, mehre Schulen, ein Feldkriegs-Commissariats-Officialat. Es gehen von hier aus mehre Communicationswege in das Innere des Regimentsbezirks, wovon der, welcher von der Hauptstraße sich trennend über Verkovine an den türkischen Cordon führt, der wichtigste ist. (*G. F. Schreiner.*)

OTTOCHANER REGIMENTSBEZIRK, ein Theil des karlstädter Generalats der österreichisch-kroatischen Militairgrenze. Dieser Regimentsbezirk grenzt gegen Süden an das Gebiet des liccaner Regiments; im Osten läuft die Grenze zum Theil jenseit der plissewitzer Berge und zum Theil streckenweise längs der Korana und Unna hin, und nur hie und da sind künstliche Grenzen erforderlich gewesen zur Scheidung von Türkisch-Kroatien; gegen Norden liegt der oguliner Regimentsbezirk, und im Westen scheidet der morlakkische Kanal die Küste von den benachbarten Inseln Pago, Arbe, und Veglia und den Scoglien Golo und Parvicchio. Dieser Bezirk berührt mithin, der vorzüglichen Bestimmung der österreichischen Militairgrenze gemäß, auf einer bedeutenden Strecke das türkische Gebiet, aus welchem noch immer, der Heiligkeit der Verträge zum Trotze, von Zeit zu Zeit die räuberischen Kapitaine des türkischen Kroatien in die benachbarten Gaue plündernd und verwüstend einfallen. Dieser Regimentsbezirk umfaßt mit dem kleinen Gebiete (0,08) der zengger Communität nach von Lipsky 50,5, nach Demian 36½, nach der officiellen Annahme 49 geogr. □M. Die Oberfläche dieses Gebietes bedecken größtentheils hohe und schroffe Gebirge. Zunächst am Meere streicht der düstere Vellebith, welcher bei dem Berge Wratnik nächst Zengg seinen Namen erhält, von Nordwest gegen Südost bis an die Grenze des liccaner Regiments, auf welchem Zug er noch ungleich niedriger, doch auch hier schon bei 600° Kl. hoch ist, und im liccaner Bezirke. Mit dem Vellebith parallel zieht sich östlich das Kapellagebirge aus dem oguliner Regimentsbezirke herüber, erhält hier, von den Plitwiczaseen an, den Namen der kleinen Kapella, und reicht der felsigen Kamenicza Goricza die Hand. Alle diese Gebirge sind in ihrem Innern vielfältig zerklüftet, und reich an Höhlen, und wetteifern an Höhe, Schroffheit und Reichthum der Wälder mit einander. Mit der Kamenicza Goricza hängen die gleichhohen schroffen und gegen Osten mit düstern Nadelwäldern bestandenen Plissewitzafelsen zusammen, welche mit der Kamenicza Goricza das schmale und steile Koreniczathal einengen, das nebst dem zweiarmigen Gacskathale zu den merkwürdigsten Thälern dieses Theils der Grenze gehört. Viele der Gewässer dieses Regimentsbezirkes sind dadurch höchst merkwürdig, daß sie in unterirdische Schlünde stürzen, ohne wieder zum Vorscheine zu kommen, so die Licca und die Gacza; andere, wie z. B. die Korenicza, brechen in tiefer gelegenen Thälern, oft unter einem andern Namen, so die Korenicza als Klokot, wieder hervor. Dieselben gehören theils zum Flußgebiete der Unna und mithin des schwarzen Meeres und theils ergießen sie sich als Küstenflüsse in das adriatische Meer, welches längs des ottochaner Regimentsbezir-

*) Die Stellen aus Trithem, sowie aus Mentius, Lazius und andern, stellt Franciscus Guillimannus, Habsburgiacum Lib. I. c. 8 im Thesaur. Rer. Helv. p. 4—6 zusammen. Füge hinzu Scholia *Jac. Spiegelii* ad *Ricardi Bartholini Rerusini* de bello Norico ad Divum Maximilianum Austriados Lib. X. ap. *Reuber*, Scriptt. ed. *Joannis* p. 1315, 1316. Schol. 6.

Digitized by Google

kes mehre treffliche Häfen und Rheden bildet, worunter sich an dieser Küste der Hafen der Communität Zengg und jene von St. Georgen und Jablanacz auszeichnen. Unter den kleinen Gebirgsseen zeichnen sich durch ihre romantischen Umgebungen, Wasserfälle und Verbindung die acht plittwiczer Seen, und auch derjenige aus, den die Gacza bei Ottochacz und Sviczа durch vier ihrer Arme bildet, und der sich durch einen Wasserfall den Weg in die Tiefen der Erde bahnt. Trotz dieser Gewässer, die durch ihre Überschwemmungen jährlich großen Schaden anrichten, und der vielen kleinen Sümpfe und Moräste, welche sie zurücklassen, leiden doch die meisten höher gelegenen Gebirgsdörfer dieses Regiments, besonders jene so in der Kapella liegen, im Sommer einen sehr drückenden Wassermangel, der auch auf die Ergiebigkeit des Bodens sehr nachtheilig einwirkt. Dieser ist ohnehin größtentheils schlecht, bietet im höhern Gebirge häufig nur den nackten Fels dar, wie die sandige oder kalkige Unterlage selbst in den Thälern meistens nur einige Zoll hoch mit besserer Erde bedeckt ist; nur die Kapella hat fast durchaus gute Dammerde und bietet dem Vieh in seinen trefflichen Weiden köstliche Nahrung dar. Der ökonomisch benutzte Boden beträgt 362,669 nied.-österreich. Joche, und jener der zengger Communität 90 Joche (an Wiesen, Äckern, Weinbergen, Gärten und Weiden). Davon nehmen die Waldungen 208,527, und die Äcker, Weiden, Wiesen und Weingärten 154,142 nied.-österreich. Joche ein. Das Klima ist rauh, kälter als es früher vor der Lichtung der Wälder war, sodaß trotz der südlichen Lage und der Nachbarschaft des Meeres, bei der eben nicht hohen Lage des Landes, weder der Weinstock im Allgemeinen, noch auch der Maulbeerbaum mehr gedeihen wollen. In den Gebirgen tritt der Frühling erst im Anfange des Mai ein, ist regnerisch, windig, wechselvoll, und dadurch den Pflanzen verderblich; der gewaltige, feuchte und erdrückend warme Südwest (Jugo, in der Steiermark Jauck genannt) in dieser Jahreszeit und im Herbste häufig; der Sommer ist drückend heiß, bringt viele Gewitter mit sich, welche Sturm, Windbrüche und Hagel begleiten, und macht zuweilen schon in den ersten Tagen des Septembers dem kurzen Herbste Platz, der oft nebelig, kalt und windig ist. Der Winter tritt gewöhnlich mit Anfang Novembers ein, bringt häufigen Schnee, viele und gefährliche Gewitter, plötzlichen Wechsel von Thau und Frost und die heftige Bora (ein Nordostwind), sowie in den Küstengegenden den Schiffern ungünstige Tramontana (ein Nordwest- und Nordwind). Nur die Küstengegenden erfreuen sich eines viel mildern Klima's. Auf den menschlichen Organismus wirkt dasselbe keineswegs nachtheilig ein, weil die Luft, die tiefer gelegenen, sumpfigen Thalflächen ausgenommen, fast überall rein und leicht ist. Im J. 1832 kam auf 34$\frac{1}{7}\frac{1}{6}\frac{1}{3}\frac{1}{4}$ Lebende ein natürlicher Todesfall. Der Reichthum dieser Gegenden an Naturproducten ist noch immer nicht gehörig gewürdigt und erforscht. Im J. 1832 zählte man im ottochaner Regimentsbezirke 5977 Pferde, 20,808 Stücke Hornvieh und 61,513 Schafe. Die Pferde sind klein (9—10 höchstens 13 Faust mißt ihre gewöhnliche Größe), aber behend und ausdauernd; das Rind, unansehnlich, schlecht genährt und meist klein, verräth durchaus die schlechte Behandlung oder Abkunft; auch das Schaf ist durchaus von gemeiner Art und gibt nur grobe Wolle. Ziegen werden viele gehalten und finden überall reichliche und kräftige Nahrung auf den bebüschten Höhen, ebenso wie das zahlreiche Borstenvieh in den Eichen- und Buchenwäldern gegen die Unna hin. Von Raubthieren sind Bären, Wölfe, Füchse noch immer häufig, obgleich nicht mehr so zahlreich wie früher; auch die wilde Katze, der Iltiß, der Marder und die Verwandten dieser Thiere sind häufig. Von Raubvögeln horsten Adler, Geier, Falken und Habichte, und nisten Birk-, Hasel- und Rebhühner in Menge auf den Gebirgen. Aus den verschiedenen Arten des zahmen Geflügels werden besonders die Truthühner in großer Menge gezogen. An der Seeküste werden sehr viele Thunfische, Sardellen, Makrelen, Aale ꝛc. gefangen, und die Gebirgsbäche beherbergen noch immer viele Forellen. Die Biene wird häufig, die Seidenraupe noch viel zu wenig gezogen und das Gebiet dieses Regiments auch von schädlichen Insecten zuweilen heimgesucht. Das Pflanzenreich der ottochaner Grenze umfaßt alle allgemeinen europäischen Getreidearten, doch wird der Mais am häufigsten angebauet. Im J. 1832 wurden im Bezirke dieses Regiments und der zengger Communität erzeugt: 195,860 n.-österr. Metzen Getreide aller Art und darunter besonders Hirse, Mais, Heidekorn ꝛc. Den Anbau der Futterkräuter vermißt man leider noch sehr, um so größer ist dafür der Reichthum an Wiesen und kräftigen Gebirgsweiden, an Heu wurden im J. 1832: 371,906 Ctnr. gewonnen, am liebsten wird noch die Moorhirse und etwas Klee gebaut. Von Hülsenfrüchten trifft man die Bohne, seltener die Linse, die Erbsen am seltensten in den Gärten und auf den Feldern an. Sehr häufig baut man die Kürbisse, Zwiebel und Rettige, den Knoblauch, die Gurke und die Kartoffel. An Wein wurden im J. 1832: 702 Eimer gekeltert, der weiße längs der Meeresküste. An Obstsorten wird fast nur die Pflaume im Großen gezogen; die häufig vorkommenden Äpfel, Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen, welche letztern besonders längs der Küste gedeihen, sind von keinem ausgezeichneten Geschmacke. Die zahlreichen Wälder lieferten im J. 1832: 55,652 Klafter Holz, das meiste aus den Nadelwäldern, weniger Eichenholz. Von den Gewerbspflanzen, als Tabak, Hanf, Flachs, sind die meisten von gemeiner, ja schlechter Art. Die übrigen Gewächse des ottochaner Regimentsbezirkes, welche zu häuslichem Gebrauche dienen, sind die überall verbreiteten Farbestoffe, Arzneipflanzen, Beerenarten und Gesträuche. Übrigens ist die Flora dieser Gegenden noch zu wenig bekannt, obgleich ohne Zweifel reich an mancher bisher noch unbekannten Art. In einem noch höhern Grade gilt das Letztere von dem Steinreiche, dessen Armuth zum größten Theile unserer Unkenntniß desselben zugeschrieben werden muß. Die großen Kalkgebirge veranlassen viele und ergiebige Kalkbrüche und die vielen Höhlen enthalten Tropfsteine von schönen Formen, auch gute Mühl- und Schleifsteine finden sich hier und da vor, der Mergel ist häufig, und wahrscheinlich auch noch an manchen andern Stein- und

Erdarden kein Mangel *). Die im Anfange des J. 1832 stattgefundene Zählung ergab im Gebiete des Regiments eine Volksmenge von 56,791 Seelen, und zwar 28,365 Männer und 28,726 Weiber, und für die zengger Communität 2729 Einwohner und darunter 1406 Weiber, im Ganzen also eine Bevölkerung von 59,520 Seelen, welche in einer Stadt (Zengg), einem Markte (Ottochacz), 83 Dörfern und 4993 Häusern wohnten und über den Flächenraum ziemlich dünn vertheilt waren, da nur 1215 Einwohner auf einer □Meile lebten. Vergleicht man diesen Stand mit dem Ergebnisse der Volkszählung des J. 1815 (46,877), so ergibt sich für die folgenden 17 Jahre eine Vermehrung von 12,643 Seelen und mithin ein jährlicher Zuwachs von $1053\frac{7}{17}$ Seelen. Diese bedeutende Vermehrung rührt durchaus nur von innern Ursachen, der Leichtigkeit der Ehen, der Fruchtbarkeit des Menschenstammes, der zu den überhaupt sehr fruchtbaren Slaven gehört, und der sorgenfreien, vollkommen gesicherten Subsistenz her. Trauungen fielen im J. 1832: 494 vor, geboren wurden 1604 Kinder und zwar 847 Knaben und 757 Mädchen, darunter waren 1586 eheliche und 18 uneheliche Geburten. Es starben in demselben Jahre 1754 Personen und zwar 886 Männer und 868 Weiber und darunter 15 eines gewaltsamen Todes. Die Bewohner dieses Grenzregimentsbezirkes gehören durchaus dem slavischen Volksstamme an und sind Slowenohorwaten oder Chrowaten, Kroaten, unter welchen nur wenige Teutsche als Officiere und Beamte leben. Groß und schlank, abgehärtet und fest, von edler, ausdrucksvoller Gesichtsbildung, ist der Ottochaner ganz zum Krieger geschaffen, im Gebrauche seiner Glieder von früher Jugend an durch seine Spiele und die Beschaffenheit seines Vaterlandes geübt, und an Entbehrungen aller Art gewöhnt. Seine Kost ist einfach, besteht meist in schwarzem Brode, einem Mehlbreie, mit Schmalz, Rahm, Öl und saurer Milch übergossen, Kartoffeln, Sauerkraut, Bohnen und Milch. Fleisch, besonders frisches, ist nur den Festtagen vorbehalten. Ebenso einfach, schlicht, ja rauh, sind auch seine Sitten, und zwar um so roher, je näher er der türkischen Grenze wohnt. Seine Tracht ist jene der slavischen Bewohner der slavonischen, banatischen und kroatischen Grenze, von der nur die Tracht des Uskoken und des Bewohners der Likka abweicht. Im Sommer leinene Unterhosen und ein bis unter den Gürtel reichendes kurzes Hemde, Fußsocken und Opanken; die an schmalen, sich über der Brust kreuzenden Riemen hängende Torba (Schnappsack) und die Csutora (eine runde Holzflasche), und ein Filzhut oder eine schwarze, rauche Mütze, und im Winter lange enge Beinkleider aus weißem Guniacz (Haustuche), eine blaue oder rothe Weste, ein dunkelbraunes Wams und ein mit einer Kapuze versehener Mantel, auch aus dem im Hause verfertigten Grobtuche, bilden seine Kleidungsstücke. Das Weib geht größtentheils auch im bloßen langen, in zahlreiche Falten gelegten, weiten Hemde, das unter der Brust mit dem Gürtel befestigt ist und über welches ein Vortuch getragen wird, oder sie bedienen sich ungrischer Pelze, oder sie ziehen auch einen langen, ärmellosen, rückwärts in Falten gelegten Rock an, der mit dem Hemde Form und Länge gemein hat; der Fuß ist bloß oder er wird von Stiefeln bedeckt, das Haar wird geflochten und aufwärts geschlagen und mit einem gefalteten rothen Tuche bedeckt; der Hals ist reich mit Goldstücken behangen. Der Ottochaner ist, gleich seinen Nachbarn, den Mitbewohnern der kroatischen Grenze, unwirthschaftlich und träge, dem Laster der Völlerei und dem Hange zum Trunke mehr, als es sein sollte, ergeben; dagegen auch fähig, drückende Entbehrungen mit Geduld zu ertragen. Raub, Diebstähle und Betrug sind Verbrechen, die in diesem Theile der Grenze noch immer nicht selten verübt werden. Stützigkeit, ja Starrsinn, Tücke und Rachgier, der Hang zur Bestechlichkeit und eine daran geknüpfte Angeberei bilden die Schattenseite in einem Charakter, der aber ebenso vortheilhaft durch einen regen und offenen Sinn für Recht und Unrecht, durch Freigebigkeit und Gastfreundschaft, Vaterlandsliebe und innige, feste Anhänglichkeit an seinen Landesfürsten und an die Religion seiner Väter, durch Muth und Tapferkeit, Ehrgeiz, eine unbedingte Hingebung an solche Vorgesetzte, die sein Vertrauen und seine Achtung gewonnen haben, und ein heller, offener, natürlicher Verstand mit unverkennbarem Talent gepaart, sich auszeichnet. Die Ottochaner bekennen sich zum Theil zur katholischen und zur Hälfte zur nicht unirten griechischen Kirche. Wie in den übrigen Grenzländern gibt es auch hier eigentlich nur einen Stand, den des ackerbauenden Kriegers, um dessenwillen gewissermaßen alle übrigen Standesclassen da sind. Dennoch gibt es auch hier verschiedene Berufsclassen, die einen besondern Stand bilden, wie z. B. die Geistlichen, Beamten, Communitätsbewohner, der Grenzwaffenstand ꝛc. Der Säcularklerus bestand im J. 1832 aus 84 katholischen und 37 nicht unirten Gliedern, worunter auch die den Nachwuchs bildenden Alumnen begriffen sind. Bei der Ökonomieverwaltung waren in diesem Regimentsbezirk 628 Individuen angestellt. Der Grenzwaffenstand bestand aus 2747 Köpfen. Der Communitätsbewohner von Zengg, welche nicht zum Grenzstande gehören und an seinen Vorrechten keinen Antheil haben, zählte man 2729 und zwar 1323 Männer und 1406 Weiber, und mithin bleiben noch 24,569 männliche Grenzbewohner, welche zu den früher aufgezählten Classen nicht gehören und wenn sie die Reihe trifft und der Staat es heischt, die Waffen zu führen genöthigt werden, sobald sie das gesetzliche Alter erreicht haben. Die eigentliche Bestimmung des Grenzers ist das Waffenhandwerk, mit welchem der Feldbau, soweit es der Dienst gestattet, verbunden wird. Von andern Gewerben zählte man im J. 1832 in der ottochaner Grenze drei Fabriken (zu Zengg), 53 Handlungen (davon 49 in Zengg), 689 Gewerbe (und zwar 273 in der zengger Communität) und 47 andere besondere Beschäftigungen (davon 15 in Zengg). Der Ackerbau zeigt noch wenige Fortschritte und ist mit ausgedehnter Brache verbunden. Nach vorhergegangener Dün-

*) Karl Bernh. Edler v. Hietzinger, Statistik der Militairgrenze des österr. Kaiserthums. Ein Versuch. (Wien 1817.) 1. Th. S. 123—160 und S. A. Demian, Statistische Beschreibung der Militairgrenze. (Wien 1806.) 1. Bd. S. 80 fg.

gung baut man im erſten Jahre Mais oder Bohnen, im zweiten Geeſte oder Weizen, im dritten Miſchling, Hafer und Sommerkorn, im vierten tritt Brache ein. Auf entferntern Gründen ſäet man einmal Hirſe, dann Miſchling oder Hafer, dann folgt eine zwei- bis zwölfjährige Brache. An der Meeresküſte wird faſt nur Gerſte und die Kartoffel und in den Thälern von Kosin, Bunich und Bilopolje wird der Überſchwemmung wegen nur Sommerfrucht gebaut. Das Geräthe iſt höchſt einfach, der Pflug grob und ſchwer und nicht in jedem Hauſe vorhanden, das Hornviehgeſpann wird gewöhnlich von mehren Höfen hergegeben (es wird zur gemeinſchaftlichen Ackerbeſtellung zuſammengeſpannt); ein 4—5″ langes Querholz, an welches Birkenreißer oder Dornen befeſtigt werden, vertritt die Egge, zur Zertrümmerung der Erdklöſe bedient man ſich ſchwerer Steine, der Baumſtämme, oder beſchwert die hölzerne Egge mit einem oder dem andern Kinde. Im Gebirge iſt die Haue auf ſteinigen Gründen im Gebrauche. Der Dünger iſt karg und ſchlecht und die Anwendung des Mineraldüngers ganz unbekannt. Der Acker wird nur einmal gepflügt, nur für den Hirſebau mit mehr Sorgfalt beſtellt, mit dem Samen nicht wirthſchaftlich verfahren, und auch jede andere landwirthſchaftliche Arbeit regellos verrichtet. Scheunen fehlen gänzlich und die Schober ſind ſchlecht angelegt und vor der Fäulniß und dem Viehe nicht genug geſchützt. Die Früchte werden durch das Vieh ausgetreten und in Kiſten oder in hölzernen Behältniſſen ſchlecht genug aufbewahrt. Die Wieſen werden auch wenig gepflegt, und nicht ſelten auch das, was die Natur freiwillig darbeut, aus übler Gewohnheit und Noth größtentheils verdorben, und darum iſt die Ernährung des Viehes auch kümmerlich. Die Obſtbaumzucht und Gartencultur ſind hier ſehr vernachläſſigt; viele Häuſer beſitzen auch nicht einen Baum. Mandeln trefflicher Art wachſen jedoch bei Zengg und am Meeresſtrande, hier und da auch Pfirſichen und Aprikoſen; doch weder dieſen, noch den Äpfel-, Birn- und Zwetſchenbäumen wird eine größere Aufmerkſamkeit und Pflege gewidmet, das Pfropfen der Wildlinge iſt die einzige bekannte Veredelungsart. Das ottochaner Regiment hat ſeine 64^{000} Joch Weingärten nur an der Meeresküſte am Abhange des ſteinigen Vellebiths, und die Communität Zengg beſitzt 66^{1470} Joch; der auf dieſem Terrain gewonnene Wein iſt nicht haltbar und wird meiſt von den Eigenthümern ſelbſt verzehrt, nur wenig kommt davon in den Handel. Die großen Forſte, welche dieſes Land einſt beſaß (noch in den Jahren 1764 und 1765 zählte man hier 20,630,970 Stämme), ſind in der neueſten Zeit hart mitgenommen und ganze Strecken gelichtet worden. Große, zuſammenhängende Waldungen ziehen ſich noch immer auf und am Vellebith dahin. Zur Erhaltung der noch vorhandenen Forſte hat die Regierung bereits viel gethan, doch bleibt in der Ausführung der geſetzlichen Beſtimmungen noch immer viel zu wünſchen übrig, da Misbräuche und Gebrechen, welche Jahrhunderte lang beſtanden, nicht in dem kurzen Zeitraume von wenigen Jahren ganz vertilgt und zum Beſſern geführt werden können. Weder das Rind, noch die Pferde erfreuen ſich hier einer beſondern Pflege. Die ſchlecht genährten Kühe können daher auch nur wenig Milch geben; die meiſten haben vom October oder November an gar keine Milch. Das Pferd wird ſchon am Ende des zweiten Jahres angeſtrengt und zum Tragen und Ziehen verwendet, und ebenſo jung zur Zucht zugelaſſen. Rinder, Pferde und Schafe bleiben vom erſten Keimen des Graſes bis zum gänzlichen Aufhören alles Pflanzenlebens im Freien; auch wird das Vieh zu Hauſe in Ställen gehalten, in denen es nur wenig geſchützt iſt; die Weiden ſind ſchlecht, das Waſſer der Bäche oft weit entfernt und darum daſſelbe oft auf Sümpfe beſchränkt. Im Winter wird wenig und ſchlechtes Futter gereicht und auf Veredelung der Zucht gar keine Sorgfalt verwendet. Gemolken wird auch das Schaf und die Milch deſſelben, mit jener der Kühe und Ziegen vermiſcht, zu Butter und Schmalz benutzt. Die Wolle des einmal im Jahre geſchorenen Schafes ſpinnt man mit der Ziegenwolle vermengt, um Kotzen zu bereiten. Auch die Zucht der Schweine, deren man im J. 1802 924 Stück zählte, ein ſo beliebtes Hausthier es auch iſt, kümmert den Ottochaner wenig, da er die nahe Gelegenheit hat, ſich damit aus Bosnien zu verſorgen. Die Federviehzucht wird nur für den Hausbedarf betrieben, für den Verkauf nur in der Nähe des Stabsortes, der zengger Communität und der volkreichern Orte. Die Zucht der Bienen, obgleich in Aufnahme, iſt hier noch immer nicht bedeutend. Die Landwirthe ziehen es vor, den wilden Bienen nachzuſpüren, und ſo ohne viele Mühe Honig und Wachs zu ernten. Die Cultur des Maulbeerbaumes und die Zucht der Seidenraupe iſt in dieſem Regimentsbezirk ſehr unbedeutend, noch im J. 1804 wurden nicht mehr als 17 Pf. 16 Lth. Seiden-Galleten erzeugt und während der franzöſiſchen Beſitznahme iſt dieſer Zweig der ſüdlichen Landwirthſchaft wieder faſt ganz eingegangen; erſt ſeit dem J. 1815 hat er ſich wieder etwas gehoben. Bergbau iſt keiner; die Jagd vom October bis Ende Februar den Bewohnern eines jeden Dorfes auf ihrem Gebiete freigegeben, und da das Wild nicht gehegt wird, in die Tiefe der Wälder zurückgedrängt; nur die Fiſcherei an der Meeresküſte iſt ſehr bedeutend. Insbeſondere gewährt der Thunfiſch- und Makrelenfang wichtige Gegenſtände eines ſehr vortheilhaften Handels. Der Kunſtfleiß und die gewerbliche Induſtrie finden in dieſer Grenze noch immer nicht jenen ausgedehnten Spielraum für den Abſatz ihrer Erzeugniſſe, der zu ihrem fröhlichen Gedeihen erforderlich iſt, weil der Geringere die meiſten ſeiner Bedürfnißmittel im Innern ſeiner Haushaltung von den Weibern erzeugen und verfertigen läßt. Die wenigen Handwerker der Grenze wohnen zu Zengg, Ottochacz und in einigen der volkreichſten Dörfer. Die Weiber weben nicht nur die Stoffe, ſondern verfertigen auch alle Kleidungsſtücke für ſich und die Ihrigen, ja ſie geben auch ihren Wollen- und Leinenzeugen beliebige Farben, ohne ſich dazu anderer Stoffe als derjenigen zu bedienen, welche das einheimiſche Pflanzenreich liefert. Das Haus- und Wirthſchaftsgeräthe macht ſich der Landmann auch ſelbſt; insbeſondere werden die dauerhaften Trinkgeſchirre und Schmalzfäſſer ſehr gelobt, welche er aus Rothbuchenholz verfertigt. Das Haar der Tannen, Fichten und Kiefern

versiedet er in kupfernen Kesseln zu Pech, oder schwehlt es in einfachen Theeröfen von Lehm zu Wagenschmiere. Die meisten Gewerbsleute sind zu Zengg; am zahlreichsten sind die Gärber und Opankenmacher, an welche, sowie an herumziehende Krämer und Juden, die Rinderhäute verkauft werden; dort besteht auch eine Hutfabrik. Der Schiffbau, der zu Zengg früher sehr bedeutend war, ist jetzt fast ganz eingegangen. Ein Ländchen, welches von der Natur wenig begünstigt und durch die Industrie nicht bereichert und mit einer Fülle von Erzeugnissen des Gewerbfleißes versehen ist, kann unmöglich einen sehr lebhaften und ausgebreiteten Handel treiben. Am wichtigsten und gewinnbringendsten für das Land war vor der französischen Besitznahme der Handel der Einwohner mit Meersalz nach türkisch Kroatien, wo sie Getreide und Vieh dafür einhandelten. Die französische Regierung, um das Wohl der Grenzbewohner unbekümmert, hob ihren Salzhandel auf, räumte ihn privilegirten Salzverschleißern ein, trieb die Preise auf das Höchste und zerstörte so eine der wichtigsten Erwerbsquellen dieses Theils der Militairgrenze. Nach der Rückkehr des Landes unter den Scepter Österreichs währte es lange, bis die früher bestandenen Verbindungen wieder angeknüpft wurden, und noch immer hat dieser Verkehr die frühere Lebhaftigkeit und Bedeutung nicht erlangt. Ein bedeutender Gegenstand des Handels sind auch Vieh und Getreide. Das letztere bildet einen beträchtlichen Durchfuhrartikel und geht von Karlstadt über Zengg ins Ausland. Eine sehr wichtige Ein- und Duechfuhrwaare ist auch der Tabak. Die dürftigen Küstenbewohner schlagen in den benachbarten ärarischen Wäldern Holz und führen es zu bestimmten Preisen in die ärarischen Holzdepots zu Jablanacz, St. Georgen und St. Ambros bei Zengg. Aus dem Hafen dieser Stadt wird auch Honig nach Venedig und Messina, und Wachs nach Fiume und Triest ausgeführt. Dagegen wurden zu Zengg allein nach amtlichen Angaben im J. 1816 an dalmatischen Weinen 40,000 Eimer und 1818: 15,358½ Barillen eingeführt. Der bedeutende Durchfuhrhandel nach dieser Seestadt gewährt den Einwohnern einen bedeutenden Frachtgewinn, der den Ottochanern im J. 1800 32,799 Fl. 24 Xr. abwarf. Über Zengg und auch zu Lande werden eingeführt: Baumwolle, Reis, Gewürze, Eisen, Tabak, Unschlitt, Leder, Fische, Eisen, und aus türkisch Kroatien: Vieh, Brodfrüchte, Stangeneisen, Pfannen und Häute; doch stehen dem Handel mit diesem Lande viele Hindernisse im Wege, welche in dem häufigen Zwiste der dortigen Capitaine und in den jenseitigen Unruhen liegen. Ungestörter ist der Handel der Küstenbewohner mit den quarnerischen Inseln. Der Waarentransport wird zu Lande noch immer wie einst, auf Saumrossen bewerkstelligt, obgleich mehre breite und gute Straßen das Land durchziehen. Die Hauptcommerzial- und Poststraße geht, unter dem Namen der Josephiner-Straße von Karlstadt durch das sluiner und oguliner Regiment und über den Berg Bratnik nach Zengg, 15½ Meilen lang; an diese knüpft sich bei Xutaloqua im oguliner Regiment die dalmatiner Post- und Commerzialstraße an, und geht über Kompolyie Ottochacz bis hinter Perussich, auf eine Strecke von 6¼ Meilen und 115 Klaftern, durch diesen Regimentsbezirk; von Karlstadt führt die sogenannte alte Commerzial-, jetzt Landstraße, über die kleine Kapella, durch Dolliano und Sinacz, bis an die dalmatiner Straße auf dem Berge Koren, auf einer Strecke von 3½ Meilen und 50 Klaftern, durch das ottochaner Regiment, und bietet die kürzeste Communication desselben mit Karlstadt dar; eine andere Landstraße läuft von Karlstadt längs dem Cordon über Petrovosello bis jenseit des Dorfes Gechane auf einer Strecke von 4 Meilen und 250 Klaftern durch dieses Land nach Grachacz in der Likka, und würde bei einem Türkenkriege sehr bedeutend werden; endlich geht eine zum Holzhandel benutzte Straße von Ottochacz nach St. Georgen an die Meeresküste und von da nach Zengg. Außerdem verbinden noch mehre Saumwege diese Straßen mit Jablancz und unter einander. Ein Postwechsel findet in den Orten Zengg, Ottochacz und Perussich statt, welche jährlich im Anfange dieses Jahrhunderts 3042 Fl. 29 Xr. eintrugen. Der Wasserstraßen entbehrt diese Grenze ganz. Um einen Gewerbs- und Handelsstand in der Grenze zu schaffen und die Industrie und den Handel emporzubringen, wurden einzelne geeignete Plätze und unter diesen auch Zengg, der unmittelbaren Gerichtsbarkeit der Regiments-Commandanten entzogen, unter eine eigene, blos von dem General-Commando der Provinz abhängige magistratische Verwaltung gestellt und die Bewohner dieser Communitäten zunächst nicht für den Kriegsdienst gewidmet. Diese Communität hat auch den besten Hafen des Bezirkes; minder bedeutend sind die Häfen von St. Georgen und Jablanacz, doch kommen in allen diesen Häfen nur kleinere Fahrzeuge an, welche selten über 20 Tonnen (zu 20 Centn.) Gehalt haben. Der Verkehr mit der Türkei, welcher den Sanitätsvorschriften unterliegt, wird vermittels der Contumazanstalt zu Rudanowaz und des diesem Contumazamte untergeordneten Castells zu Zawalje, wo jeder Montag zum Handel bestimmt ist, getrieben. Der Zollcordon läuft vorzugsweise längs der Seeküste über die Commerzial-Einbruchsämter Zengg (wo auch eine Leggstatt ist), St. Georgen und Jablanacz, und gegen die Türkei über die Ämter Zawalje und Rudanowacz. — Das ottochaner Grenzregiment hat dieselbe Verfassung, wie die übrigen Theile der österreichischen Militairgrenze (s. d. Art.) und dasselbe gilt auch von der Verwaltung. Es gehört zum karlstädter Generalate, steht unter dem dortigen General-Commando und gehört zur Brigade von Gospich, die Communität von Zengg hingegen steht unter der Aufsicht der Brigade zu Karlstadt, welche die nächste vorgesetzte Verwaltungsbehörde des Regiments-Commando's ist. Das letztere hat zu Ottochacz, dem Stabsorte des Regiments, seinen Sitz. Dem Regiments-Commando neben-, nicht untergeordnet ist die privilegirte Militair-Communität Zengg, deren Behörde ihr Magistrat ist. Das ganze Gebiet ist in vier Compagniebezirke, unter welchen der korenichaner der größte ist, eingetheilt, deren jedem das Compagnie-Commando in der Person eines Hauptmanns oder Capitain-Lieutenants, denen ein Verwaltungsofficier beigegeben, als Behörde vorgesetzt ist. Jede Grenzgemeinde eines solchen Bezirks wird durch die Ortsältesten ver-

Digitized by Google

treten und durch den Stationscommandanten die Oberaufsicht über den Ort geführt; die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, die Reinigung des Gebietes von Räubern, Dieben und verdächtigem Gesindel, und die Erforschung des Gesundheitszustandes im türkischen Gebiete liegt einer eigenen Seressaner-Truppe von 100 bis 200 Gemeinden ob, die zunächst unter den Befehlen eines Haram-Bassa (Feldwebels), der Unter-Bassi und Rin-Bassi stehen. Außer diesen Cordons-Seressanern hat an der Seeküste ein eigenes Seressaner-Freicorps unter den Befehlen von See-Kajois zum Schutze des ärarischen Holzverschleiß-Depots und des Wein- und Salzgefälles den Dienst, der nicht ohne große Beschwerden und ohne den größten Nutzen ist. Alle Männer sind, wenn sie anders von körperlichen Gebrechen frei sind, vom eintretenden 18. bis zum vollendeten 50. Lebensjahre zum Kriegsdienste im Felde und bis zum vollendeten 60. Jahre zum Hausdienste bestimmt. Dieser besteht im Frieden vorzugsweise in der Bewachung des Cordons; nebenher wird von der Cordons-Mannschaft auch das Waarenschwärzen, jede Gebietsverletzung und der Überfall raubsüchtiger Horden aus dem Nachbarstaate verhindert. Auf diese Art hat der Enrollirte ungefähr jährlich fünf Monate dem Dienste zu widmen. Um die Kleidung des Grenzers sowol den häuslichen Verhältnissen als auch dem Zwecke des Vorpostendienstes anzupassen, trägt er ein Röckel von dunkelbraunem selbst erzeugtem Tuche, ein Leibel von weißer Farbe, ein ungrisches blaues Infanteriebeinkleid, jedoch nach einem etwas weitern Schnitte, Bundschuhe und einen Czako. Dieses Regiment, welches die Nr. 2 führt, hat überdies kaisergelbe Aufschläge und Kragen, und weiße Knöpfe. In Civil- und Criminal-Justizangelegenheiten stehen die Bewohner vom Obristlieutenant abwärts und zwar Männer, Weiber und Kinder, welche nicht vor einen Communitäts-Magistrat oder vor das General-Commando gehören, unter der Gerichtsbarkeit des Regimentsgerichtes. Übrigens ist die militärische, politische und polizeiliche Verwaltung dieses Regiments auf dieselbe Weise wie in den übrigen Grenzländern eingerichtet (s. d. Art. Militairgrenze). Die 30 katholischen Pfarrbezirke dieses Regiments gehören zu der bischöflichen Diöcese von Zengg und Modrussa und zur griechisch-katholischen Diöcese von Kreuz. Im bischöfl.-geistlichen Seminar zu Zengg waren im J. 1832 8 Prof. und Gehilfen und 34 Zöglinge. Die 18 nicht unirten griechischen Pfarrbezirke sind der bischöflich-karlstädter Diöcese einverleibt. Während die katholischen Geistlichen der Grenze, und auch diese nicht durchaus, vom Staate besoldet werden, muß der nicht unirte Grieche seine Seelsorger theils mittels der Stola, und theils durch die sogenannte Bir oder Lukna (von jedem Joch ihrer Gründe 2 Oka oder 4½ Pfund Früchte) unterhalten. In diesem Regiment betrug die letztere im J. 1802: 2550 Metzen. Außerdem erhält jeder nicht unirte Pfarrer für die Wasserweihe am heil. Dreikönigstage von jedem Hause seiner Pfarre 7 Kreuzer, welches 191 Fl. 13 Kr. betrug. Der Kirchenfonds dieser Kirche betrug im J. 1802 im ottochaner Regiment 2183 Fl. In diesem Bezirke befinden sich von Volksschulen eine Ober- und eine Mädchenschule zu Ottochacz mit drei, und Trivialschulen zu Koi'enicza, Perussich, Berlog und St. Georgen mit zwei Cl.ssen. Gemeindeschulen sind keine vorhanden, dagegen ist zu Ottochacz eine mathematische Schule. Über die besondern financiellen Verhältnisse, Arbeitsschuldigkeiten und die commerciellen Zahlenverhältnisse der einzelnen Regimentsbezirke fehlen die speciellen Daten. In Hinsicht dieser Gegenstände muß auf den Art. Karlstädter Generalat verwiesen werden *). (*G. F. Schreiner.*)

OTTOER, eine indianische Völkerschaft in Nordamerika, am Nimmehaw und Missuri. Sie ist mit den Osagen verbündet, und lebt vornehmlich von der Jagd. Ihr Feldbau ist gering. (*Eiselen.*)

Ottoindier, s. Ottoer.

OTTOK, 1) ein zum broder Grenzregiment des peterwardeiner Generalats oder der slawonischen Militairgrenze gehöriges Dorf, mit einer katholischen Pfarre der diakovarer bischöflichen Diöcese, Kirche und Schule, 491 Häusern und 2662 slavischen Einwohnern (2596 Katholiken, 66 nicht unirten Griechen), die größtentheils vom Feldbaue leben. 2) Gibt es im agramer Comitat des Königreichs Kroatien noch mehre Dörfer des Namens, die hier als zu klein übergangen werden müssen. (*G. F. Schreiner.*)

OTTOKAR I., König von Böhmen, mit anderm Namen Przemislav [1]), so jedoch, daß der erstere Name von Geschichtschreibern gewöhnlich gebraucht und er unter demselben aufgeführt zu werden pflegt, — war der Sohn des Königs Sobieslav, der im J. 1177 von den Böhmen vertrieben ward. Auf den Thron ward gesetzt Sobieslav's jüngerer Bruder Friedrich. Friedeich starb im J. 1189. Ihm folgte sein Bruder Konrad, Herzog von Mähren, starb aber schon im J. 1190. Wenceslav, Konrad's Sohn, ward im J. 1191 auf den böhmischen Thron gesetzt. Nach drei Monaten vertrieb diesen sein Vaterbruder Ottokar von dem Reiche, und erhielt die Regierung. Prag ward belagert, konnte aber nicht erobert werden. Durch Vermittelung des Kaisers ward Prag nach drei Monaten in die Hände des Bischofs Brezislav, der mit anderm Namen Heinrich hieß, gegeben. Dieser ging zu dem Kaiser und erhielt von ihm die Regierung

*) Bei der Bearbeitung dieses Artikels folgte der Verfasser größtentheils dem classischen Werke des Hrn. C. B. Ritter von Hietzinger: Statistik der Militairgrenze des österreichischen Kaiserthums (Wien 1817—1823.) 3 Thle.; nur wurde hier und da auch J. N. Demian's statistische Beschreibung der Militairgrenze (Wien 1806.) 2 Bde. benutzt. Die neuesten Zahlen sind sämmtlich aus Amtsschriften und officiellen Eingaben ausgezogen.

1) Ottokar ist sein gangbarster Name. So z. B. nennt ihn Ottokar Kaiser Friedrich II. in seinen Privilegien von den Jahren 1212 und 1216 bei dem Anonymus, Chron. Boh. c. 169, 170 ap. *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 1711, 1713. Dadravias (Histor. Bohemicae. Lib XV. p. 391) erzählt über die Entstehung des Namens dieses: Przemislav habe sich bei Otto (von Braunschweig, dem Kaiser) in solche Gunst gesetzt, daß die Sachsen ihn gelobt, und in ihrer Sprache oft wiederholt, Ottbigar, d. h. Otto's gar, dem Otto ganz ergeben. Die Böhmen haben das nicht verstanden und geglaubt, es werde dem Przemislav von den Teutschen ein neuer Name aufgelegt und er Ottogar genannt, und sie haben ihn nachher nicht anders als Ottbagar benennt.

Digitized by Google

Böhmens, die er im Namen des jungen Spitigne's verwaltete, der das Fürstenthum Böhmen vom Kaiser zu Lehn erhielt. Ottokar stand nämlich im J. 1192 dem Grafen Albrecht von Bogen gegen den Herzog Ludwig von Baiern bei, verwüstete Oberbaiern und führte viele Gefangene nach Böhmen. Deshalb ward er vom Kaiser Heinrich VI. auf dem Hoftage zu Worms seines Herzogthums entsetzt, und seine Stelle erhielt Bischof Heinrich. Im J. 1196 erlangte er die Gnade des Kaisers und das Herzogthum wieder. Brzislav starb im Jun. 1196. Der junge Spitigne besiegte Ottokar'n im J. 1197 in der Schlacht, ward aber selbst seiner Augen beraubt. Hierauf suchte Ottokar's jüngerer Bruder Wladislav das Reich an sich zu nehmen, trat aber vor seinem ältern Bruder Ottokar freiwillig zurück. Nun stand dieser ohne Hinderniß dem Reiche vor. Ungeachtet er im J. 1192 die teutschen Landschaften verwüstet und deshalb den Kaiser Heinrich VI. [2]) gegen sich hatte, so ward er doch mit ihm versöhnt, und der Kaiser bestimmte für ihn die Königskrone, und daß sie ihm sein Bruder Philipp aufsetzen sollte [3]). Doch erlebte dieses Heinrich nicht, sondern König Philipp ließ Ottokar'n und seine Gemahlin im J. 1198 zu Mainz krönen [4]). König Philipp bewilligte ihm den Königsnamen, um sich seiner Gunst und seines Beistandes desto besser zu versichern. Auch hatte Ottokar mit ihm ein Bündniß geschlossen, war mit einem Heere nach Mainz gekommen, setzte in Verbindung mit Philipp und den andern Helfern, um das Erzstift Cöln zu verheeren, über die Mosel, nachdem er Otto'n von Braunschweig und den Erzbischof von Cöln, welche die Furt besetzt hielten, in einem Treffen vertrieben, plünderte Bonn und die übrigen benachbarten Städte [5]), und richtete furchtbare Verheerungen im Erzstifte Cöln an [6]). So kämpfte Ottokar für Philipp, aber sollte bald sein Gegner werden. Ottokar verstieß nämlich ungerechter Weise seine Gemahlin Adela, die Tochter des Markgrafen Otto des Reichen von Meißen [7]), und heirathete Constantia, die Tochter des Königs Andreas von Ungern. Hierdurch bewogen, brachte es der Bruder der verstoßenen Gemahlin, Markgraf Dietrich von Mißen, nebst dem Herzoge Bernhard von Sachsen, die des Königs vertraute Freunde waren, dahin, daß Philipp Ottokar'n das Reich oder Herzogthum Böhmen nahm, und es auf den noch unerwachsenen Theobald, der sich in Magdeburg den Wissenschaften widmete, den Sohn Theobald's, übertrug. Hierüber erbittert fiel Ottokar von Philipp ab, und verband sich mit dem Landgrafen Hermann von Thüringen [8]). Als im J. 1203 Philipp mit großer Heeresmacht gegen den Landgrafen von Thüringen zog, und dieser verzweifelte, daß die Macht der Seinigen der Macht Philipp's gewachsen sein würde, rief er den Sohn seiner Tante, den König Ottokar, mit einer Menge Böhmen herbei. Die Böhmen verwüsteten grausam alles, sowol was dem Reiche, den Mainzern und Erfurtern, als auch, was ihrem Bundesgenossen, dem Landgrafen, angehörte [9]). Philipp zog sich vor der Übermacht der Feinde nach Erfurt. Ottokar und der Landgraf und Pfalzgraf Heinrich bei Rhein schlossen diese Stadt nun ein. Aber Philipp entfernte sich zur Zeit der Mitternacht und floh zu den Markgrafen von Meißen und der Lausitz. Da hoben Ottokar und die andern Fürsten die Belagerung Erfurts auf, verfolgten Philipp, drangen in das Land der Markgrafen ein, und verwüsteten alles durch Raub und Brand [10]). König Otto IV. kam mit einem Heere dazu und ward günstig aufgenommen. Ottokar gelobte Treue, und ward von ihm zu Merseburg gekrönt, und am Feste des heiligen Bartholomäus oder den 24. Aug. 1203 vom päpstlichen Gesandten Guido feierlich zum Könige geweiht [11]). Ottokar und seine Böhmen hatten ihre Greuelthaten bis Halle erstreckt und kehrten nun durch das Land des Markgrafen Dietrich von Meißen, um noch einmal Rache zu nehmen, in ihre Heimath zurück. Doch hatten sie nicht ungestraft gewüthet, denn an verschiedenen Orten hatten sie nicht unbedeutende Niederlagen erlitten und nicht wenige der Ihrigen verloren [12]). Philipp unternahm im J. 1204 eine zweite Heerfahrt gegen den Landgrafen Hermann, und belagerte Weißensee sechs Wochen lang. Auf vieles Bitten kam Hermann's Bundesgenosse König Ottokar von Böhmen, um dem Bedrängten, der sich nicht im offenen Felde zeigen konnte, Beistand zu leisten, mit einem großen Heere durch das Gebiet des Reichsortes Saalfeld und die Orlau. Schrecklich litten die Gaue Langewize und Ilmin durch die Böhmen. Ottokar hatte großes Verlangen, mit Philipp zu schlagen. Dieser zog ihm entgegen. Ottokar war in der Gegend von

2) *Hermannus Abbas Altohensis*, Annales ap. *Oefele*, Rer. Boic. Scriptt. T. I. p. 664. 3) Der Anonymus (Chron. Bohem. c. 66—67 ap. *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 1702—1710), dem wir bis jetzt gefolgt sind, nennt den Kaiser Philipp, aber dieser war es im J. 1192 noch nicht. 4) Das ursberger Zeitbuch, Ausgabe von 1609, S. 233 berichtet nämlich, Philipp habe auf erhaltenen Befehl dem Könige der Böhmen, Ottokar, die Königskrone noch bei Lebzeiten des Kaisers Heinrich VI. aufgesetzt. Doch den Andern that es Philipp als König im J. 1198. Auch Kaiser Friedrich II. in seinem Privilegium v. J. 1212 (bei dem Anonymus, Chron. Boh. c. 68. p. 1711) erwähnt nichts davon, daß Kaiser Heinrich VI. Ottokar'n zum Könige gemacht, sondern sagt, daß ihn König Philipp, mit Zuziehung aller Fürsten, durch sein Privilegium zum Könige eingesetzt habe. 5) Godfrid von Cöln zum J. 1198 bei *Freher*, Scriptt. T. I. p. 264. Fragmentum ad an. 1198 ap. *Urstisium*, Scriptt. T. II. p. 86. *Arnold. Lub.* Chron. Lib. VI. c. II. ap. *Leibnitz.*, Scriptt. T. II. p. 711. Nach dem Anonymus (Chron. Boh. c. 67) geschah es im J. 1199. Chron. Montis Sereni ad an. 1198 ap. *Mencke*, Scriptt. T. II. p. 213. 6) Godfrid von Cöln z. J. 1198. S. 264, 265. 7) Auch Papst Innocentius III. redet von dieser Ehescheidung in seinen Briefen. Lib. II. N. 188. p. 458. N. 197. p. 462. Lib. XI. N. 184. p. 232 und bei *Odoricus Raynaldus*, Annal. Ecclesiast ad an. 1206. T. XIII. N. 24. p. 145.

8) *Arnold. Lub.* Lib. VI. c. 5. p. 713. 9) Das Nähere über die Zerstörungen, welche Ottokar's Heer in Thüringen anrichtete, s. bei F. Wachter, Thür. und Obersächs. Gesch. 2. Th. S. 231—238. Außer den Böhmen zeichneten sich durch ihre Grausamkeit auch die Wolwen (Walachen) aus. 10) Godfrid von Cöln z. J. 1203. *Arnold. Lub.* Lib. VI. c. 5. p. 713. Chron. Sampetrinum Erfurtense ad an. 1203 ap. *Mencke*, T. III. p. 234, 235. 11) Godfrid von Cöln S. 268. 12) Arnold von Lübeck S. 713.

Olmütze, als seine Späher ihm die Kundschaft von der großen Stärke des feindlichen Heeres brachten. Schrecken faßte Ottokar'n, und er mistraute seiner Macht, obgleich er viele Tausende hatte. Da sann der König von Böhmen darauf, durch List zu entkommen. Zum Schein unterhandelte er nämlich mit dem Markgrafen Konrad von der Lausitz, wie er durch dessen Vermittelung des teutschen Königs Gnade wieder erlangen könnte. Konrad begab sich in Ottokar's Lager, ahnete dessen Betrug nicht, und gelobte, daß er betreiben wolle, daß Ottokar Philipp's Gnade wieder erlange. Es stand die Zeit des Mittagmahles bevor, und Ottokar sagte: „Kehrt zum Lager zurück. Doch wißt, daß ich durchaus des König Philipp's Gnade wieder erlangen will, und auf keine Weise von hier zurückweichen werde, wenn ich durch euch sein Antlitz nicht sehe." Als der Markgraf zum Lager zurückgekehrt war, bestieg der Böhme sogleich die Rosse, begab sich auf die Flucht, und ließ all das Seinige nebst dem Lager zurück, ausgenommen den Stab, den die Böhmen zu tragen pflegten. So nach Arnold von Lübeck. Nach dem lauterberger, dem ursberger und dem erfurter Zeitbuche flohen die Böhmen zur Nachtzeit, nachdem sie viele Feuer angezündet, um ihre Gegenwart vorzuspiegeln, und alles zurückgelassen, was ihnen zur Last sein konnte. Beide Erzählungen sind vielleicht dahin zu vereinigen, daß Ottokar sogleich mit der Reiterei floh, und das Fußvolk erst die Nacht abwartete. Am andern Morgen sandte Philipp den fliehenden Böhmen 500 auserlesene Männer unter dem Pfalzgrafen von Wittelsbach nach. Diese verfolgten die Feinde bis an den böhmer Wald, und die Böhmen verloren dabei viele Leute und erlitten andere Unglücksfälle [13]). Landgraf Hermann I., seiner Stütze beraubt, mußte sich dem Könige Philipp ergeben. Auch Hermann's Bundesgenosse konnte seinem Schicksale nicht entgehen. Ottokar ward von Philipp noch im J. 1204 in Böhmen heimgesucht, ging ihm entgegen, ward geschlagen, und gezwungen, sich zu ergeben, mußte Geisseln stellen und 7000 Mark Silber zahlen, und ward so gedemüthigt, daß er kaum die Hälfte seines Herzogthums behielt, während die andere der oben erwähnte Theobald besaß [14]). Doch gab im J. 1205 König Philipp Ottokar's ältestem Sohne Wenceslav seine Tochter Kunigunde zur Gemahlin [15]). Nach Philipp's Tode im J. 1206 hing Ottokar wieder dem Kaiser Otto IV. an, empörte sich aber im J. 1211 gegen ihn, weil er von dem Papst excommunicirt worden war, und ward ein Anhänger des Kaisers Friedrich II., und war einer der ersten, der ihn dazu gewählt hatte. Friedrich dagegen belohnte ihn dafür den 28. Sept. 1212 zu Basel mit wichtigen Freiheiten, bestätigte, daß ihn König Philipp zum Könige gemacht, befreite für immer das Reich von aller Geldabgabe an den Hof des Kaisers, bewilligte, daß jedee zum Könige von Böhmen Erwählte sich an den Kaiser wenden und die Regalien erhalten sollte, und daß alle Grenzen des Reichs, die zum böhmischen Reiche zu gehören schienen, auf welche Weise sie immer davon entfremdet wären, Ottokar und seine Nachfolger besitzen sollten, ertheilte ihm und seinen Nachfolgern das Recht, die Bischöfe seines Reichs zu investiren (welches Recht früher die teutschen Könige ausgeübt), setzte fest, daß König Ottokar und seine Erben nur auf die kaiserlichen Hoftage zu kommen brauchten, welche zu Bamberg, oder Nürnberg, oder Merseburg gehalten würden. Würde der Herzog von Polen eingeladen und kommen, so sollten sie ihm wie ihre Vorgänger, die Könige von Böhmen, zu thun gepflegt, vorangehen. Daß sie zu den genannten Hoftagen zu kommen brauchten, mußten sie sechs Wochen zuvor geladen sein. Wenn Friedrich oder seine Nachfolger zu Rom gekrönt würden, so sollte es der Willkür Ottokar's und seiner Nachfolger anheimgestellt sein, 300 Gewappnete dem Kaiser zu schicken oder 300 Mark zu zahlen [16]). Nach dem Willen des Königs Ottokar wählten im J. 1216 der Markgraf Heinrich von Mähren und sämmtliche Magnaten und Edle Böhmens Ottokar's erstgebornen Sohn, Wenceslav, zu ihrem Könige, und baten um Bestätigung den Kaiser Friedrich II. Dieser in Rücksicht auf die Ergebenheit, die ihm Ottokar erwiesen, bestätigte den 26. April 1216 zu Ulm die Wahl und verlieh dem Wenceslav das ganze Reich mit allem Recht und Grenzen, wie es sein Vater und andere seiner Vorgänger am besten gehabt [17]). Wenceslav, der so den Thron im J. 1216 erhielt, ward nebst seiner Gemahlin Kunigunde im J. 1228 zu Prag vom Erzbischofe Siegfried von Mainz zum Könige geweiht. Im folgenden Jahre (1229) drang der junge König Wenceslav mit großer Heeresmacht in Österreich ein, und verwüstete alles, was der Herzog von Österreich auf dieser Seite der Donau hatte, gänzlich, und kehrte, mit Beute beladen, ohne Widerstand gefunden zu haben, heim. Ottokar starb den 17. Febr. 1230, und ward in der prager Kirche begraben [18]). Die Folge der Streitigkeit, welche der König mit der Geistlichkeit wegen einer Steuer zum Kreuzzuge gehabt hatte, war nur von kurzer Dauer gewesen, da er in Kurzem die Aufhebung des Interdicts bewirkt hatte.

(*Ferdinand Wachter.*)

OTTOKAR II., auch **Przemislav** geheißen, nennt

13) Chronicon Montis Sereni ad an. 1204. p. 220. Chronicon Sampetrinum Erfurtense ad an. 1204. p. 235. Chron. Ursperg. p. 253. 14) Compilatio Chronologica Rerum Boicarum ad an. 1204 ap. *Oefele*, Rer. Boic. Scriptt. T. II. p. 535. *Arnold. Lub.* Lib. VI. c. VIII. p. 715. 15) Anonymus, Chron. Boh. c. 67. p. 1710. Chron. Ursperg. p. 312. Chron. Austral. ap. *Freher.*, T. I. p. 521. Der Abt Herrmann zu Niederaltaich erzählt zum J. 1204 (S. 665): Otacher, Herzog von Böhmen, verließ auf den Rath des Herzogs Ludwig (von Baiern) Otto'n und hing Philippen an, der mit Einwilligung der Fürsten ihm die Krone aufsetzte, indem er ihn und seine Nachfolger zum Könige machte, und gab seine Tochter seinem Sohne Wenceslav, daher die Könige von Böhmen. Es muß aber dieses nur von einer Erneuerung und Bestätigung des Königthums verstanden werden, da Philipp schon im J. 1198 Ottokar'n zum Könige erhob.

16) Das von Friedrich II. den 28. Sept. 1212 zu Basel gegebene Privilegium bei dem Anonymus c. 69. p. 1719—1712. 17) Das von Friedrich II. den 26. April 1216 zu Ulm gegebene Privilegium bei dem Anonymus, Chr. Boh. c. 60. p. 1712—1714. 18) Anonymus c. 60. p. 1714.

sich selbst in den Urkunden blos Ottokar [1]); war Ottokar's I. Enkel, Wenceslav's Sohn, ward noch bei Lebzeiten seines Vaters von einem Theile der Edeln und Barone zum Fürsten erwählt, und sie leisteten ihm den Huldigungseid. Zwar kränkte dieses den König Wenzel. Da aber von den Baronen drei Geschlechter, nämlich die von Berowsk, Brisenburg und Schwarzenburg bei ihm verharrten, so schwieg er für jetzt dazu. Daher geschah, daß Ottokar von den Österreichern, Ungern und Böhmen ein großes Heer im J. 1250 sammelte, in Böhmen eindrang, und das Schloß Wissegrad erlangte. Hier saß er eine Zeit lang, ging dann hinweg, und mit dem Heere bei dem Orte Ruben über die Moldau, weilte in den Klöstern Strabov und Preconom einige Tage, und begann des Vaters Reich durch Raub und Brand zu verheeren, ging in die saazer Landschaft hinüber, und unterwarf das seiner Herrschaft, was um die Stadt Saaz lag. Nun ward Friede und Eintracht zwischen Vater und Sohn geschlossen und duech Eide befestigt. Hierauf stellte sich der Vater, als wenn er nach Ungern gehen wollte, entbot alle Laien und Kleriker bei Todesstrafe zu sich, sandte einen Theil des Heeres nach Prag, und erlangte es, und kam mit dem übrigen Heere selbst dahin. Ottokar war damals in dem Schlosse zu Prag, vertraute des Schlosses Hut seinen Getreuen an, und begab sich an sichere Orte. Der König ließ das prager Schloß belagern. Der Sohn nahm bessere Gesinnungen an, stattete das prager Schloß zurück, unterwarf sich in Allem dem Willen des Vaters, und erhielt die Markgrafschaft Mähren. Kurz darauf ward er, als er mit den Edeln, die ihn zur Empörung gegen seinen Vater verleitet hatten, nach Wissegrad gekommen war, von seinem Vater gefangen und in Haft gehalten. Die genannten Edeln wurden zwei und zwei an Ketten gebunden und nach Prag ins Gefängniß geschickt. Nachher jedoch ward Ottokar und die Edeln freigelassen. Über das mächtige Heer der Böhmen und Mähren erhielt Ottokar im J. 1251 den Oberbefehl von seinem Vater und ward dem Bischofe von Regensburg gegen den Herzog Otto von Baiern zu Hilfe gesandt. Ottokar verheerte ganz Baiern bis an die Donau, namentlich in der Mark Cham richtete er schreckliche Verwüstungen an, und kehrte mit Beute beladen heim [2]). In den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Herzogs Friedeich des Streitbaren von Österreich, mit welchem im J. 1246 der altösterreichische herzogliche Mannsstamm erlosch, um das Herzogthum entstanden waren, ließen die Österreicher im J. 1251 eine feierliche Gesandtschaft von geistlichen und weltlichen Männern nach Meißen abgehen, um sich einen der Söhne des Markgrafen zum Fürsten zu erbitten. Aus der Ehe Heinrich's des Erlauchten und Constantia's, der Tochter des Herzogs Lütpold von Österreich, waren nämlich zwei Söhne, Albrecht und Dietrich, entsprossen [3]). Als die Gesandtschaft nach Böhmen kam, empfahl ihr König Wenzel seinen Sohn Ottokar zum Herzoge von Österreich. Als seine Worte nicht fruchteten, und sie um sicheres Geleite zur Fortsetzung ihrer Reise baten, bewog er sie durch finstern Blick zur Rückkehr nach Österreich. Dann folgte Ottokar selbst, und gelangte durch Geschenke und Versprechungen zum Besitze Österreichs [4]). Um sich noch mehr darin zu befestigen, heirathete er im J. 1252 Margaretha, die älteste Tochter des Herzogs Lütpold des Ehrenreichen von Österreich [5]). Im J. 1252 brachen die Ungern den Waffenstillstand und verwüsteten, weil die von den Ungern bedrückten Steiermärker Ottokar'n einluden, Österreich bis Tuln. Während dieses Kriegs starb Ottokar's Vater im J. 1253, und jener ward König von Böhmen. Er verglich sich im J. 1254 zu Ostern in Presburg mit dem Könige von Ungern und gab ihm Steiermark unter der Bedingung auf, daß das von diesem Lande, was jenseit der Berge Hartberg und Sermenig lag, dem Könige von Böhmen nebst ganz Österreich verblieb [6]). Mit gewaltiger Heeresmacht trat Ottokar den 14. Dec. 1254 seinen Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen an, vereinigte sich zu Breslau mit seinem Schwager, dem Markgrafen Otto von Brandenburg, und suchte dann die Preußen und ihre Heiligthümer, von denen als das wichtigste die heilige Eiche zu Romove angegeben wird, furchtbar heim, schlug die Samländer im Treffen bei Rudau. Die Bezwungenen ließ er durch den Bischof Bruno von Olmütz taufen, und der erste samländische Herr, der in des Königs Gegenwart getauft ward, erhielt dessen Namen Ottokar. So auch mußte die Taufe annehmen Skodo, der seinen Sitz zu Quedenau hatte, als Ottokar in diese Gegend drang. Nach Unterwerfung auch des östlichen Samlands zog der König an den Pregel, bezeichnete den Ort, wo eine Burg gebaut werden sollte, beschenkte zu diesem Behufe den Orden der teutschen Ritter, und dieser nannte die Burg aus Dankbarkeit zu Ehren des böhmischen Königs „Königsberg" [7]). Auch zu Ende des J. 1267 that Ottokar eine Heerfahrt gegen die

1) Nos O. oder O. Dei gratia etc. Rex Bohemiae s. Auctarium I. continens fragmenta chartarum quarundam, res Bohemicas sub epocha Primisl. Ottocari II. et Wenceslai R. illustrantium (ap. *Fr. Ja. Bodmann.*, Codex Epistolaris Rudolfi I.) N. X. p. 272; Salvus conductus ab *Ottocaro* R. Boh. datus B. duci Silesiae, ejusque filio, et comitivae *Pragam* venturis p. 272—273. XI. Unio *Ottocari* cum Rege N. p. 273; N. XI. *Ottocarus* Rer. Boh. tollit abusum judicalem in Brünn. p. 274; N. XIV. Dux Silesiae promittit *Ottocaro* R. Boh. semper ejus menti conformare velle, — cum aliis articulis lectu dignis p. 226; N. XXI. Fragm. unionis inter *Ottocarum* R. Boh. et B. Ducem Silesiae a *H. Iwor*, ejusque fratres super trega et pace p. 289. N. XXIV. p. 298; *Ottocarus* R. Boh. patris exemplo eximit Abbatem et conventum Monasterii N. a *sturis*, curribus, *albergaria* at sustentatione hospitum p. 293, 294; N. XXV; *Ottocari* Boh. Regis immunitas concessa tenentibus terras desertas p. 294; *Ottocari* exemtio domus monasterii N. in civitate *Pragens.* ab omni exactione p. 298. 2) Anonymus, Chron. Boh. c. 72 ap. *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 1715—1718. *Hermannus Abbas Altahensis*, Annales ad a. 1251 ap. *Oefele*, Scriptt. T. I. p. 675.

3) F. Wachter, Gesch. Sachsens. 3. Bd. S. 40. 4) Derselbe. 5) *Pernoldi* Chron. ap. *Hanthaler.*, Fasti Campiliens. p. 1321, 1322. Continuatio Martini Poloni ap. *Eccardum*, Corp. Hist. p. 1420, 1421. Anonymus Leobensis, Chron. ap. *Pertz.*, Scriptt. Rer. Aust. T. I. p. 820. Ottokar von Horneck, Cap. 15, bei demf. 3. Th. S. 27. 6) Chron. Leob. p. 821, 822. 7) *Pet. de Dusburg* c. 70, 71. Anonymus

Preußen, kehrte aber bald im J. 1268 zurück, ohne etwas auszurichten, da die Sümpfe nicht zufroren [8]). Ottokar nahm sich im J. 1256 des abgesetzten Bischofes von Regensburg, König Bela von Ungern hingegen des Erzbischofes an, und machten Baiern zum Tummelplatz ihrer Kämpfe. Verheerend drang ein Haufe über Cham ins Land, und von der andern Seite zog der österreichische Vizdom Blucho von Rosenberg über die Enns bis Burghausen, und erhob schwere Brandsteuern. Während im folgenden Jahre (1257) die Herzoge von Baiern dem Krönungszuge des Königs Richard nach Aachen beiwohnten, drang Ottokar über Passau in Baiern ein, verheerte das Vilnzthal, und wollte vor Landshut zur Schmach der Herzoge Ritterspiele halten. Als er nach Frauenhofen gekommen, waren die herzoglichen Brüder Heinrich und Ludwig herbeigeeilt. Da scheute Ottokar die Annahme einer Schlacht, verlangte und erhielt einen Tag Waffenstillstand, und floh in der Nacht und den folgenden Tag nach Mühlberg. Auf der mühlberger Brücke stemmten sich die sich übereilenden Scharen. Die Brücke stürzte endlich ein, und Viele fanden ihren Tod in dem Inn. Ein anderer Theil, der nicht sich durch Schwimmen über den Fluß rettete, schloß sich in einen Thurm in der Vorstadt ein, und ward darin verbrannt. So verlor Ottokar im Wasser und Feuer 400 Mann (nach Andern 3000). Der König war mit den Edelsten schon über den Fluß. Die übrigen, unter welchen viele Ritter aus Böhmen und Österreich, schlossen sich in Mühldorf ein, mußten sich am neunten Tage ergeben und auslösen. Ottokar war daher genöthigt sich in dem um Martini zu Cham geschlossenen Vertrag zur Wiedererstattung aller Eroberungen zu verstehen [9]). Die Steirrmärker von Ungern mehr als zuvor bedrückt, riefen Ottokar'n an. Als dieses Bela hörte, sandte er seinen Sohn Stephan nach Steiermark und ließ es verheeren. Ottokar hatte mit den Ungern Waffenstillstandsvertrag, wollte den Frieden nicht brechen und saß dazu still, aber der Graf von Hardeck kam den Steierern zu Hilfe. Ottokar, nachdem der Waffenstillstand abgelaufen, ward von allen angenommen, und ließ das Land durch seine Edeln ordnen; endlich setzte er den Böhmen Mylot als Hauptmann über das Land. Bela, vom Zar Daniel von Kleinreußen und dessen Söhnen, denen die Tataren beistanden, und von dem Herzoge Bolislav zu Krakau und dem Herzoge Lescov zu Lusuc unterstützt und begleitet, brachte ein Heer von 140,000 Reitern zusammen. In ihm fanden sich auch zum Schrecken der Österreicher die Comanen mit ihrem Herzoge Apra. Bela drang im J. 1260 in Österreich ein und schlug an dem Flusse March sein Lager auf. Ottokar zog ihm entgegen mit 100,000 Reitern, unter denen 7000 mit eisenbedeckten Rossen gewesen sein sollen [10]), nachdem er den Markgrafen Otto III. von Brandenburg und den Herzog Ulrich von Kärnthen, mit denen er ein Bündniß gemacht hatte, zu Hilfe bekommen hatte. Zwischen Heimburg und Marchek, das Ottokar zum Andenken an den Sieg über den König Bela bauen ließ, traf es auf den Feind. Wie er in seinem Briefe an den Papst Adrian erzählt, unterhandelten die beiden Könige, als sie an der March standen, mit einander um Frieden. Da sie aber über ihn nicht hätten übereinkommen können, seien die Ungern, als sich die Böhmen unter Sicherheit des Waffenstillstandes zerstreut, unvermuthet über den Fluß gegangen, sie, die bis auf den zehnten Theil des Heeres nicht beisammen gewesen, anzugreifen [11]). Nach Hermann von Altaich wollte Ottokar, nachdem er mehre Tage an der March den Ungern gegenüber gelagert, zur Bequemlichkeit für Mann und Roß sich in die obere Gegend des Flusses ziehen. König Stephan glaubte, daß er fliehen wollte, verfolgte ihn, und es erhob sich ein Treffen bei dem Dorfe Kressenbrunnen. Die Böhmen stürzten sich muthig auf den Feind, und siegten, Bela, oder vielmehr, wie die Mehrzahl erzählt, sein Sohn, der jüngere König Stephan, ward schwer verwundet. Beide, Vater und Sohn, entkamen durch die Flucht. Außer den Erschlagenen fanden 10,000 Mann der Fliehenden in der March ihren Tod. Der Sieger Ottokar rückte vor, ganz Ungern zu verheeren; aber Bela sandte Botschafter und trug um Frieden an. Ihn befestigten Markgraf Otto von Brandenburg und Herzog Heinrich von Kärnthen auf diese Weise, daß Bela der Jüngere, Bela's Sohn, des Markgrafen Tochter, eine Nichte Ottokar's heirathete, und König Bela auf all sein Recht, das er auf Steiermark zu haben schien, Verzicht leistete. Die Hochzeit seiner Nichte feierte Ottokar prächtig im J. 1268 und befestigte die Friedens- [12]) und Freundschaftsbündnisse mit den Ungern. Unter dem Vorwand ihrer Unfruchtbarkeit trennte er sich undankbar im J. 1260 mit Bewilligung des Papstes von seiner Gemahlin Margaretha, und heirathete zu Posen Kunigunden, die Tochter Roscislav's, des Königs der Bulgaren, und ließ sich hierauf mit ihr zu Prag vom Erzbischofe Werner von Mainz zum Könige krönen. Noch während der Ehe mit Margarethen hatte er mit dem Fräulein von Kovingen den Sohn Nikolaus, zu dessen Gunsten er das Herzogthum Oppau errichtete, und drei Töchter gezeugt, von denen er die eine an den Edeln von Strakonitz, die andere an den von Wartenberg und die dritte an den von Crawaz verheirathete [13]). Bei der zwiespaltigen Kaiserwahl im J. 1257 hatte Ottokar den Erzbischof von Trier brieflich veranlaßt, den König Alphons von Spanien zu wählen [14]). Nachmals aber trat er zur Partei Richard's über, und er sagt in seinem mit dem Könige Stephan von Ungern geschlossenen Friedensvertrage, daß

Chron. Boh. c. 73. p. 1718. Voigt, Gesch. Preußens. 3. Bd. S. 77—81. Gebser, Geschichte der Domkirche zu Königsberg und des Bisthums Samland. S. 13—17.

8) Chron. Salisburgense ap. *Pez.* T. I. p. 871. Anonymus Leob., Chron. p. 821, 831. 9) Chron. Salisburg. ap. *Pez.* T. I. p. 865. *Joannis Staindelii* Chron. ap. *Oefele*, T. I. p. 307, 308. v. Lang, Baiirische Jahrbücher von 1179—1294. S. 165—167.

10) Chron. August. ap. *Freher.*, Scriptt. T. I. p. 378, 379. Anonymi Leob. Chron. p. 825. 11) S. den Brief Ottokar's bei dem Anonymus, Chron. Boh. c. 74. p. 1721, 1722. 12) *Hermannus Altahensis*, Ann. p. 681. Anonymi Leob. Chron. p. 826, 827. 13) Anonymi Chron. Boh. c. 75. p. 1722—1724. 14) Chron. August. p. 879.

er in diese Verordnung und diesen Frieden auch den zum römischen Kaiser erwählten Richard, den Bruder des Königs von England, eingeschlossen wissen wolle [15]). Ottokar ward von Richard im J. 1262 mit dem Königreiche Böhmen und der Markgrafschaft Mähren und den Herzogthümern Österreich und Steiermark beliehen [16]). Als Konradin im J. 1268 von Karl gefangen war, riethen der Papst und Ottokar, von ihm befragt, daß Konradin zum Tode verurtheilt werden sollte [17]). Wegen der Schäden, welche die Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern dem Erzstifte Salzburg und dem Bisthume Passau gethan, erregte Ottokar zu Ausgange des J. 1265 schweren Kampf gegen Baiern [18]), verband sich mit den Städten Regensburg, Passau und Salzburg, ließ seinen Landeshauptmann von Steiermark aus in Unterbaiern einfallen, wo er Reichenhall abbrannte. Ottokar selbst brach mit 10,000 Rittern und andeem zahllosen Kriegsvolke und 100,000 Wagen gegen den August (im J. 1266) über Cham in Baiern ein, zerstörte Regenstauf, Rittenau und andere Schlösser, zog am 1. August in Regensburg ein, konnte sich aber wegen Mangels an Lebensmitteln nur zwei Tage halten, kehrte auf der Straße nach Eger wieder um, hielt jedoch Passau noch besetzt. Als Ottokar sich zurückzog, sandte Herzog Heinrich ihm ein Heer über die Ilz nach, verwüstete die Stadt Velden und andere Befestigungen, verbrannte Neumark und verheerte selbst Eger. Im Herbste erstürmte Ottokar das Schloß Riede. Zu Ende des Octobers eroberte dagegen durch Einverständniß mit einigen Bürgern Heinrich die Neustadt von Passau. Im J. 1267 gaben König Ottokar und Herzog Heinrich sich den Friedenskuß und kehrten zur Eintracht zurück. So auch im J. 1273 verglichen sie sich gänzlich wegen des Schlosses Scherding. Herzog Ulrich von Kärnthen starb im J. 1269 sohnlos. Sein Bruder, der zum Patriarchen von Aquileja erwählte Philipp, wollte sich als Erbe in den Besitz des Herzogthums setzen [19]); aber Ottokar und Ulrich waren mit einander so verbunden, daß sich dieser gegen jenen verschrieb und verbriefte, wenn er ohne Leibeserben abginge, so sollten seine Lande, Kärnthen und Krain, auf Ottokar fallen, und nahm dafür Geld, da sein Bruder, der im geistlichen Stande war, nicht berücksichtigt ward [20]). Ottokar drang nun im J. 1270 in das Herzogthum ein, eroberte Laibach und Landstroß, unterdrückte die Anhänger Philipp's, und unterwarf sich in Kurzem beide Stände des Herzogthums. Da leistete Philipp nothgedrungen Verzicht auf dasselbe, und erhielt von Ottokar nothdürftige Einkünfte [21]). Zugleich nahm Ottokar auch die Lehen, welche die Herzoge von Kärnthen vom Erzstifte Salzburg hatten, in Besitz, erhielt unter gewisser Bedingung vom neuerwählten Erzbischofe Friedrich von Salzburg die Lehen der Fürsten von Österreich, Steiermark und Kärnthen, im J. 1270 zu Friesach eigenhändig zu Lehen, und schwor dem Erzbischof und Erzstifte den Mannschaft- oder den Vasalleneid [22]). Gegen die Edelsten Steiermarks [23]), die er wegen Verrathes in Verdacht hatte, verfuhr Ottokar im J. 1269 äußerst hart, nahm sie gefangen, ließ ihre Schlösser sequestriren, und zersplitterte ihre Besitzungen. Doch behandelte er sie gelinder, als er mit dem Könige Stephan von Ungern im J. 1270 in Zwist gerieth, und entließ sie nach einer Gefangenschaft von 46 Wochen in ihre Heimath. Doch die meisten ihrer Schlösser, die er in andere Hände gegeben, erhielten sie nicht wieder. König Bela der Ältere starb im J. 1270. Sein Sohn Stephan ward nun König über ganz Ungern. Stephan's Schwester nahm einige Kostbarkeiten, die ihrem Vater gehört, und sandte sie Ottokar'n, mit dem sie verschwägert war. Stephan foderte sie zurück, und Ottokar'n verdroß dieses dergestalt, daß er sich gegen Stephan zur Schlacht rüstete und ihm entgegeneilte. Doch auf Vermittelung der Schwester Stephan's ward der Fortgang des Krieges verhindert. Auf einer Donauinsel zwischen Presburg und Potenburg hatte Ottokar eine Unterredung mit Stephan, und sie befestigten vor Bischöfen und Baronen den Friedens- und Freundschaftsvertrag durch Eide und Briefe. Während aber darauf König Ottokar seine Heerfahrt nach Kärnthen that, brach Stephan den Frieden und verwüstete um das Fest des heil. Thomas mit 50,000 Ungern und Comanen Österreich im Süden der Donau, und erschlug oder führte als Gefangene hinweg auf 20,000 Menschen. Wegen des äußerst strengen Winters verschob Ottokar seine Heerfahrt bis auf die nächste Ostern, und machte hierzu große Rüstungen. Unter seinen Helfern war der Markgraf von Brandenburg, die Herzoge von Polen und viele Andere, und mit gewaltiger Heermacht, mit gegen 90,000 Gewappneten drang er in Ungern ein, erstürmte Presburg und legte die wiener Bürger mit 1500 Rossen als Besatzung hinein, eroberte darauf das Schloß zu St. Georius, die Schlösser Posingen, und die Stadt Tyrna, ging dann über die schöne Brücke, die er über die Donau hatte machen lassen, und eroberte die Schlösser Cherselburg, Wart und Altenburg, und zerstörte die Stadt Mysenburg. Ohne daß ihm Jemand Widerstand leistete, blieb er zwei Monate in diesen Gegenden Ungerns. Unterdessen sammelte der König Stephan eine gewaltige Heeresmacht, zog gegen den König von Böhmen und lagerte sich an der Rabnitz; aber gegen Ottokar'n konnten die Ungern nichts ausrichten, denn von denen, welche heimlich über das Wasser gesetzt, ertranken sehr viele oder wurden von

15) S. das Friedensinstrument bei *Balbinus*, Miscell. Hist. Regni Bohemiae Decad. I. Lib. VIII. p. 20. 16) *Richardi* Rom. Regis, investitura da Regno Bohemiae et Marchionatu Moraviae et infeudatio Ducatus Austriae et Marchionatus Stiriae, Premislao Ottocaro facta ap. *Goldast.*, Commentarii de Regno Bohemiae, in Appendice documentorum edit. primae p. 26 et 47. edit. secundae *Schminckianae* n. XXXIII. p. 34 et 59. Steyerer, in seinem Albertus II., bezweifelt die Echtheit dieser Urkunde. Sie vertheidigt Gebauer, Leben Richard's. S. 422—464. 17) Anonymi Leob. Chron. p. 815. 18) Chron. Salisburgense. p. 870. 19) Hermann von Altaich S. 682—684. 20) *Jac. Unrest*, Chron. Carinth. p. 494. Lünig, Reichsarchiv. P. Spec. Cont. I. p. 161. Fugger, Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich. 3. Bch. Cap. 5. S. 513.

21) Anonymi Leob. Chron. p. 831—833. 22) Chron. Salisburg. p. 871. 23) S. den Anonymus Leob., Chron. p. 831, welcher sie namentlich aufführe.

den Feinden erschlagen. Wegen der großen Hungersnoth konnte aber Ottokar mit einem so zahlreichen Heere nicht länger verharren, und zog sich nach Wien zurück, und seine Helfer kehrten heim [24]). So nach den teutschen Geschichtschreibern. Nach den ungrischen besiegte Stephan Ottokar'n tapfer vor der Rapcha (Raab) und schlug ihn in die Flucht [25]). Nachdem Ottokar sein Heer entlassen, berichten die teutschen Geschichtschreiber weiter, sandte Stephan ein Heer Ungern und Comanen nach Österreich in das Marchfeld und nach Mähren, und übte entsetzliche Verheerungen. Doch gegen die Sommersonnenwende ward durch Vermittelung der Bischöfe und Grafen Ungerns Friede geschlossen, und Ottokar gab alles Eroberte zurück [26]). Stephan starb im J. 1272. Ihm folgte auf dem Königsstuhle sein ältester Sohn Ladislaus. Graf Heinrich von Guessing war von Stephan vertrieben gewesen, und von Ottokar aufgenommen worden, der ihm Geld, Städte und Schlösser ertheilte. Nach Stephan's Tode kehrte Heinrich nach Ungern zurück, versöhnte sich mit Ladislaus, schmähte den Herzog Bela, den Vetter Ottokar's, wegen muthmaßlicher Empörung gegen Ladislaus und erschlug ihn auf der Insel bei Ofen. Ottokar grieth über seines Verwandten Ermordung in Zorn, brach den mit dem Reich Ungern eingegangenen und vom Papste bestätigten Frieden, gab der feierlichen Gesandtschaft der Ungern, welche Frieden verlangte, kein Gehör, liß in die zunächst gelegenen Theile des ungrischen Reiches Einfälle machen, und beschloß selbst mit großem Heere das Reich der Ungern anzugreifen [27]). Graf Heinrich that im J. 1273, als Ottokar sein Heer noch nicht versammelt hatte, einen Streifzug mit 30,000 leichten Truppen bis nach Laa. Ottokar verfolgte die Fliehenden, drang bei Tyrna in Ungern ein, während er durch die wiener Bürger Presburg und das Schloß zu St. Georius erobern ließ, und legte in die eroberten Städte und Schlösser Österreichs Edle, und gab den flüchtigen Bürgern und Bauern Frieden, ging dann auf einer hölzernen Brücke, die er jetzt zum vierten Male hatte bauen lassen, bei Rothenstein über die Donau, eroberte alle Befestigungen bis an die Raab. Ohne Kampf, aus Furcht, ergaben sich ihm auch alle Befestigungen am Neusiedlersee. Ödenburg ward durch Bestürmung dazu gezwungen, und gab Geiseln, und Ottokar ihm die Gerechtigkeit der österreichischen Bürger in allen seinen Landen. Nach sechs Wochen, seit er in Ungern eingedrungen, kehrte er glücklich heim [28]). Aber die Feindschaft der erbitterten Ungern sollte ihm sehr nachtheilig werden, als er den großen Kampf mit dem Könige Rudolf von Habsburg und dem teutschen Reiche wagte.

Nach der Erzählung der böhmischen Geschichtschreiber gingen im J. 1271 der Erzbischof von Cöln nebst vielen Edeln von Teutschland, von den Kurfürsten nach Böhmen gesandt, den König Ottokar an, und drangen in ihn, daß er des Reichs Würde annehmen möchte, darum, weil er einmüthig zum römischen Könige erwählt wäre [29]). Der König nahm sie wohl auf, hielt Rath, und folgte, wie die böhmischen Geschichtschreiber sich ausdrücken, der thörichten und unsinnigen Meinung des Edeln von Brezjezano, des Burggrafen von Prag, und einiger andern Edeln, wollte des Reiches Bürde nicht annehmen, und verlor dadurch so großen Zuwachs an Würde und das Leben. So die böhmischen Geschichtschreiber. Von jenem Antrage, oder gar der wirklichen einhelligen Wahl Ottokar's wissen die zunächst lebenden teutschen Geschichtschreiber nichts, und die Erzählung des Mähren ist erst weit später durch Entlehnung aus den böhmischen in die teutsche Geschichte gekommen. Im Allgemeinen jedoch bildete sich auch in Teutschland die Sage, Ottokar habe einmal die Kaiserkrone aus Stolz ausgeschlagen, denn der Anonymus Leobensis (p. 843) legt dem Burggrafen von Nürnberg, der im J. 1284 an Ottokar vom Könige Rudolf gesandt worden war, auf Ottokar's Vorwurf, warum die Kurfürsten einen so kleinen Grafen gewählt und die Mächtigsten übergangen hätten, dieses in den Mund: „Ihr habt dem Euch einst angetragenen Reiche den Rücken gewendet, und geantwortet, Ihr habet hinlänglichen Ruhm." Aber die Sache ist gar nicht wahrscheinlich, da Ottokar wegen Bedrückung der Österreicher und Steiermärker und überhaupt wegen seiner Hoffahrt in Teutschland verhaßt war. Grade das Gegentheil, was die böhmischen und die spätern teutschen Geschichtschreiber erzählen, berichtet Siffrid von Meißen zum J. 1274: Zu Lyon ward in Gegenwart des Papstes Gregor X. ein großes Concil gehalten.

---

24) *Idem* p. 833—836. Hermann von Altaich S. 683. 25) *Joa. de Thurocz* c. 77 ap. *Schwandtner.*, Scriptt. Rer. Hungar. P. I. p. 188. Daß aber Bela im J. 1260 von Ottokar besiegt worden, erzählt er Cap. 75. S. 186—187, so daß also wenigstens sich schließen läßt, daß Ottokar im J. 1271 nicht glücklich gegen Stephan gefochten, oder wenigstens durch seinen Abzug den Schein der Flucht gegeben. 26) Anonym. Leob. Chron. p. 836. 27) Hermann von Altaich S. 684. 28) Chronicon Claustro-Neoburgense ap. *Pez.* T. I. p. 466. Anonymi Leob. Chron. p. 841.

29) Anonymi Chron. Boh. c. LXXV. p. 1047: Eo, quod Romanorum in Regem concorditer foret electus. Der Geschichtschreiber nimmt foret aller Wahrscheinlichkeit nach in der Bedeutung von esset. Doch um das Unglaubliche zu mildern, weil von einer wirklichen Wahl Ottokar's Niemand etwas weiß, als die böhmischen Geschichtschreiber (außer dem Ungenannten z. B. *Dubravius*, Histor. Bohem. p. 455. *Balbinus*, Epitome Rer. Bohem. Lib. III. c. 15. p. 280. Hagek, Böhm. Chronik. S. 448) und spätere Teutsche und andere Geschichtschreiber, die erst den böhmischen Geschichtschreibern gefolgt sind. Ja! die böhmischen (*Dubravius*, Hist. Boh. Lib. 17) und die aus ihnen schöpfenden polnischen Geschichtschreiber (*Dugloszus*, Hist. Pol. Lib. 7) haben auf Odaricus Raynaldus (Annales Ecclesiastici. T. XIV. p. 581) so gewirkt, daß er vorgibt, es sei im J. 1260 in Teutschland der Rath gefaßt worden, beide Fürsten, den Kaiser Richard und den König Alphans, der königlichen teutschen Krone zu entsetzen, weil sie nicht einmüthig erwählt worden, noch teutschen Ursprungs wären; und man habe das Absehen auf den böhmischen König Ottokar gehabt; es sei aber von diesem aus allzugroßem Hochmuthe und zu seinem äußersten Schaden die Kaiserwürde ausgeschlagen worden. Aber Dugloſſus und Dubravius, auf die sich Raynaldus beruft, reden offenbar von dem vermeintlichen spätern Antrage. S. hierüber G. Chr. Gebauer, Leben Richard's. S. 172—174. Dugloſſus schmückt die Sache noch aus, und sagt: Ottokar, von den Kurfürsten zum Kaiserreiche berufen, habe nicht kommen wollen, und habe öffentlich bei den Böhmen geprahlt, der König von Böhmen sei mehr werth als das Kaiserreich.

Digitized by Google

Hier bestätigte er die Wahl des Königs Rudolf, nachdem er die Gesandten des Königs von Spanien und des Königs von Böhmen abgewiesen. Der König Ottokar von Böhmen nämlich hatte eine feierliche Gesandtschaft, und vieles Geld und Geschenke an den Hof des Papstes Gregor übersandt, weil er zum Kaiserreiche zu gelangen suchte. Der Papst achtete nicht auf die Geschenke und sagte zu den Umsitzenden: „Da wir in Teutschland mehre Fürsten und Grafen haben, warum wollten wir einen Slaven zum Kaisereiche erheben?“ [30]). Mag auch Gregor selbst dieses nicht gesagt haben, so spricht sich in diesen ihm von den Teutschen beigelegten Worten die Gesinnung der Teutschen gegen Ottokar hinlänglich aus. Um die Erzählung der böhmischen Geschichtschreiber, Ottokar habe den ihm angetragenen teutschen Thron ausgeschlagen, damit zu vereinigen, daß er sich um die Kaiserkrone bei dem Papste bewarb, hat man diesen Weg eingeschlagen, daß man angenommen, Ottokar'n habe es, als er Rudolf'en von Habsburg zum Kaiser gewählt gesehen, gereuet, die Kaiserkrone ausgeschlagen zu haben, und habe sich nun erst um dieselbe beworben. Böhmens Kurstimme war zweifelhaft. Doch hatte Ottokar's Vater, Konrad IV., mit gewählt, aber dieses hatten auch andere Reichsfürsten [31]) gethan, die nachmals keine Kurstimmen erhielten. Auch hatte Ottokar seine Stimme zur Wahl Alfons gegeben, und nach wenig Tagen in die Wahl Richard's gewilligt [32]). Aber in dirser Zeit bildete sich die Ansicht immer mehr aus, daß nur sieben Kurfürsten srin sollten. Der Herzog von Baiern machte auf zwei Kurstimmen als Herzog von Baiern und als Pfalzgraf bri Rhrin Anspruch. Der König von Böhmen war als Slave dabei in Nachthril, sowie es im Sachsrnspiegel heißt: Dr Schenke des Reichs, der König von Böhmen, der hat keine Kur, darum, daß er nicht teutsch ist [33]). Auf dem Wahltage zu Frankfurt um Michaelis 1273 wurden die Gesandten des Königs Ottokar, ungeachtet ihrer Protestation, nicht zur Kur gelassen, und Baiern als Kurfürstenthum anerkannt. Rudolf von Habsburg ward den 30. Sept. 1273 gewählt. Gegen seine Wahl protestirte [34]) der Bischof Berthold von Bamberg, Ottokar's Gesandter. Ottokar beschwerte sich bei dem Papste Gregor X., daß er von der Theilnahme an der Kur ausgeschlossen worden war. Gregor, welcher Europa gänzlich beruhigt wünschte, um dem heiligen Lande desto kräftiger beistehen zu können, ermahnte Ottokar'n, sich mit Rudolf'en und dem Reiche auszusöhnen. Ja! in einem andern Schreiben fodert er Ottokar'n auf, er solle die Hände zu einem Vergleiche bieten, der durch seine und Rudolf's Freunde zu stiften sei. Ottokar aber wollte Rudolfen nicht als Kaiser anerkennen, unter dem Vorwande, daß seine Gesandten von der Kur ausgeschlossen worden. Der Erzbischof Friedrich von Salzburg begab sich auf den Hoftag zu Nürnberg im J. 1284 und erhielt vom Könige Rudolf die Regalien. Ottokar, hierüber aufgebracht, befahl seinem Hauptmanne Milot, das Erzstift zu verheeren. Milot zerstörte die Stadt Frisack, und verherrte furchtbar die Güter des Erzbischofs. Philipp, des Herzogs von Kärnthen Sohn, welchen der Vertrag schmerzte, den sein Bruder Herzog Ulrich mit Ottokar geschlossen, ging zu König Rudolf und empfing von ihm Kärnthen und Krain zu Lehn. Ottokar erschien auf dem Hoftage zu Nürnberg nicht, und ward deshalb auf den nächsten zu Würzburg vorgeladen. Er blieb auch hier aus. Da ward ihm ein dritter Tag zu Augsburg gesetzt. Hierher schickte Ottokar den Bischof Wernhard von Sekov. Dieser trat in der Versammlung auf, und suchte zu zeigen, daß Rudolf's Wahl ungültig sei, da er wegen Beraubung gewisser Kirchen in den Bann gethan, und deshalb zum Throne unfähig sei. Rudolf antwortete, daß diese Sache besser in Consistorien, als von weltlichen Fürsten zu behandeln sei. Ottokar's Gesandter erhielt mit Mühe sicheres Geleit zur Heimkehr. Ottokar selbst ward durch den Richterspruch aller anwesenden Reichsfürsten seiner Rechte, Ämter und Lehen für verlustig erklärt, die von dem Reiche abhingen. Nach Beendigung des Hoftags begab sich Rudolf nach Ulm und sandte den Burggrafen Heinrich von Nürnberg zu Ottokar, und ließ in seinem und des Kaisers Namen Österreich, Kärnthen und Krain, welche er unrechtmäßiger Weise an sich gerissen, zurückfodern, und erklären, daß das Reich Böhmen und die Markgrafschaft Mähren ihm wegen Verachtung und Ungehorsams durch den Richterspruch der Fürsten abgeurtheilt sei. Der König von Böhmen antwortete: „Was wir durch Bogen und Schwert und unsern Schweiß errungen, oder was auf uns durch Blutsverwandtschaft und Verschwägerung gefallen, das werden wir so leicht nicht zurückgeben.“ „Ich wundere mich sehr,“ fügte er hinzu, „daß die Kurfürsten die Mächtigsten übergangen, und einen so kleinen Grafen gewählt haben [35]).“ Aber Ottokar's Tapferkeit allein war nicht vermögend, die von ihm erworbenen Länder ihm zu erhalten; er hätte dazu die Liebe der Unterthanen haben müssen. Die Österreicher, Steiermärker und Kärnthner hofften in Rudolf einen Befreier von der unerträglichen Herrschaft der Böhmen zu finden. In den beweglichsten Schreiben ließen sie durch den Erzbischof von Salzburg bei dem Könige Rudolf um Hilfe flehen, gelobten Unterwerfung und treue Anhäng-

30) *Siffridi* Presbyteri Epitomes Lib. II. ap. *Pistorium*, Scriptt. ed. *Struve*. T. I. p. 1047. 31) S. Wohldecret für König Konrad IV. vom J. 1237 bei Otenschlager, Erläut. der güldenen Bulle, Urkundenbuch N. 15. S. 43, wo unter andern der Landgraf Heinrich von Thüringen aufgeführt wird. 32) Bulle des Papstes Urban IV. an den von einigen Kurfürsten zum römischen Könige gewählten Richard von England bei Lemf. N. XVII. S. 50—55. 33) Eyken's von Repgow Sachsenspiegel. 3. Buch. 48. Art. Ausg. von Gärtner S. 450. 34) Dubravius (S. 458) erzählt, die Kurfürsten haben, weil Ottokar das teutsche Reich verachtet, um ihre Verachtung dagegen Ottokar'n zu zeigen, den Grafen Rudolf von Hobsburg gewählt, der kurz zuvor des Königs Ottokar von Böhmen Marschall gewesen. Ob Rudolf von Habsburg in dessen Diensten gewesen, ist noch sehr zweifelhaft. S. *Erasmus Froelich*, Dialogus, quo disceptatur: anne *Rudolfus Habsburg*. Regi Bohemiae ab obsequiis fuerit, eundemque tentorio lapsili deluserit? (Viennae Aust. 1756.)

35) S. die päpstlichen Schreiben bei Lambacher, Österr. Interregnum. Beilagen N. XLIII und XLIV.

Digitized by Google

lichkeit und Wagung aller ihrer Habe und ihres Lebens für ihn [36]). Auch sandten im J. 1275 die Österreicher einen Gesandten an Rudolf, so auch die Steirer, und flehten um Befreiung von den Unterdrückungen, die sie von Ottokar erlitten [37]). Als Ottokar dieses hörte, fürchtete er sehr, berief eine Versammlung der Erzbischöfe, Bischöfe, Pröpste, Äbte und Prioren, und ließ sie Treue schwören und Geiseln geben im J. 1276 [38]). So auch ließ er die Ritter schwören. Die Dienstmannen des bamberger Bisthums fragten beim Bischof an, ob sie Ottokar'n Gehorsam leisten und schwören sollten. Der Erzbischof von Salzburg fodert den König Rudolf auf, dieses zu verhindern, weil sonst alles verloren sei, was er in Österreich und Steiermark unternommen. Zur Beugung Ottokar's trug der Erzbischof von Salzburg ungemein viel bei, um sich zu rächen, daß Ottokar das Erzstift verheeren lassen. Der Erzbischof ertheilte daher dem Könige Rudolf Rathschläge, wie Ottokar am Besten anzugreifen sei, und daß er vor allen mit den Herzogen von Baiern Einteacht schließen solle. Ottokar war dagegen auch sehr thätig und erschien in Österreich mit Heeresmacht, um die zu vernichten, die sich an Rudolf gewendet [39]). König Rudolf machte dagegen auch mächtige Anstalten zu einer Heerfahrt gegen Ottokar, suchte sich des Beistandes so vieler zu versichern, als er konnte, und soderte namentlich seine Anhänger auf, einstweilen die Schlösser des Königs Ottokar zu besetzen, damit ihm desto leichter sei, in Ottokar's Länder einzudringen. Denen aber, die Rudolf's Hilfe gegen Ottokar erst später ansprachen, als schon, wie der König sich ausdrückt, ganz Österreich den Verräther des Vaterlandes ausgespien, machte er harte Vorwürfe und ließ sich nicht mit ihnen ein. Nicht minder wandte sich Rudolf an den König Ladislav von Ungern, und bat ihn, sich der alten Treulosigkeit des Feindes zu erinnern und sich zu erheben [40]). Herzog Heinrich von Baiern hatte sich bisher dem Könige Rudolf widersetzt, auf gleiche Weise wie Ottokar. Den 29. Mai 1276 jedoch söhnte er sich mit Heinrich's Bruder, dem Pfalzgrafen Ludwig, aus [41]). Jetzt verließ Heinrich die bisher noch behauptete Partei des Königs Ottokar und trat zu König Rudolf über, und empfing seine Lehen von ihm, und bekam für seinen Sohn Otto des Königs Tochter, Katharina, und zum Unterpfande für den der Prinzessin ausgeworfenen Brautschatz Oberösterreich zugesagt [42]). Ottokar war bisher insofern sehr thätig, daß er Rudolf's Anhänger in Österreich zu unterdrücken suchte. Eine Heerfahrt Rudolf's aber hatte er nicht gefürchtet, und daher nicht Sorge getragen, durch Abbrechung der Brücken ꝛc, dem Heere des teutschen Königs den Weg zu verschließen. Als Rudolf seinen Weg über Passau nehmend in Österreich eindrang, verließen die Dienstmannen sogleich die Sache Ottokar's und ergaben sich mit ihren Schlössern dem Könige Rudolf. Ottokar hatte sein ganzes Vertrauen auf Neuenburg gesetzt. Hierher hatte er viele Böhmen in Besatzung gelegt, die Festung mit Lebensmitteln auf das Beste versehen, und angeordnet, daß, wenn der römische König Wien angriffe, Neuenburg dieser Stadt in allem den nöthigen Beistand leistete. Mittels Neuenburgs hatte er geglaubt, ganz Österreich zu besitzen. König Ottokar setzte die vier Bollwerke, die um Wien waren, und die von ihm mitten in der Stadt erbaute Burg in gehörigen Vertheidigungsstand. Die Bürger, Ritter, Edeln und Barone zwang er, ihm ihre Kinder zu Geiseln und die festesten Schlösser in seine Gewalt zu geben. In die Städte Österreichs legte er böhmische Ritter. Er selbst zog mit großer Heeresmacht aus Böhmen nach Österreich und lagerte sich am linken Ufer der Donau auf dem Hansesveld (Enzesfeld). Rudolf belagerte Wien, nachdem er Neuenburg von der Klosterseite aus durch Überrumpelung in seine Gewalt bekommen. Eine Schlacht wagte Ottokar nicht zu schlagen, da er den Seinen nicht traute, weil er der Edeln Väter, Brüder und Blutsfreunde durch Arglist oder Gewalt erschlagen, oder aus Böhmen vertrieben. Auch hatten die böhmischen Ritter solche Furcht vor den Teutschen, daß sie den Befehlen Ottokar's nicht gehorchen wollten [43]). Unterdessen war auf Befehl des römischen Königs Graf Meinhard von Tyrol in Kärnthen und Steiermark eingedrungen. Die Edeln strömten zu ihm, und leicht brachte er die Städte und das Volk dahin, daß sie sich dem Könige Rudolf ergaben [44]). Auch der König Ladislav rückte mit seinem Heere heran [45]). Die Donau war kein Schutz mehr für Ottokar, weil Rudolf Schiffe kriegerisch gerüstet, und so geordnet, daß er über den breiten Strom setzen konnte [46]). Ottokar hielt daher fur das Beste, sich dem Könige Rudolf zu unterwerfen. Er sandte daher den Bischof von Olmütz, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Rudolf war geneigt, und vier Schiedsrichter wurden gewählt, von Ottokar's Seite der Bischof Bruno von Olmütz und der Markgraf Otto von Brandenburg, von Rudolf's Seite der Bischof Berthold von Würzburg und Herzog Ludwig von Baiern. Durch den Schiedsspruch ward bestimmt: 1) daß überhaupt Alles, was wider König Ottokar ergangen, es seien Achtserklärungen, Excommunicationen, Interdicte, aufgehoben sei; 2) die Geiseln und Gefangenen von beiden Seiten freigelassen; 3) was von einem Theile dem andern abgenommen, wiedergegeben; 4) zwischen beiden Theilen künftig ein beständiger und aufrichtiger Friede unterhalten werden sollte; 5) sollte Ottokar Österreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Windischmark, Eger und Porto Naon

36) Anonymi Leob. p. 847—874. 37) S. die Schreiben des Erzbischofs von Salzburg bei Lambacher N. LI—LIV. 38) Chron. Colmar. P. II. ap. *Urstisium* Scriptt. T. II. p. 41. 39) S. die Schreiben des Erzbischofs von Salzburg bei *Bodmann*, Codex epistolaris Rudolfi I. N. XIII—XVI. 40) S. die Schreiben des Königs Rudolf bei demf. N. XII. S. 12. N. XVII. S. 17, 18. N. XVIII. S. 9. N. XIX. S. 9, 10. N. XXI. S. 24, 25. N. XXII. S. 25, 26. N. XXXVIII. S. 40. 41) S. das Nähere bei F. H. N. v. Lang, Bairische Jahrbücher. S. 216—219. 42) S. Lambacher N. CXXXI. Not. e. S. 165.

43) Chron. Colmariense p. 43, 44. 44) Anonym. Leob. p. 845. 45) Austrialis Hist. P. II. ap. *Freher.* T. I. p. 327, 328. 46) Brief der Bischöfe an den Papst Gregor X. bei *Hansiz*, Germ. Sacra. T. I. p. 417. Daß Rudolf Schiffbrücken schlagen ließ, s. bei M. J. Schmidt, Gesch. d. Teutschen. 8. Th. 7. Bch. 1. Cap. Ulmer Ausg. v. 1784. S. 366, 367.

Digitized by Google

ohne allen Vorbehalt abtreten; 6) König Rudolf versprach, ihn mit Böhmen, Mähren und andern von seinen Vorfahren her mit Recht besessenen Reichsländern zu belehnen; 7) der königliche Kronprinz sollte zu mehrer Befestigung des hergestellten Friedens eine kaiserliche Prinzessin und dagegen ein kaiserlicher Prinz eine böhmische Königstochter heirathen. Hierbei sollte König Ottokar dem Kaiser alle seine Güter und Besitzungen in Österreich, beides Lehen oder Eigen ohne allen Vorbehalt abtreten, der Kaiser dagegen seinem Sohne, als dem zukünftigen Gemahle der böhmischen Königstochter, als eine Schenkung der Ehe wegen 40,000 Mark Silbers und eben soviel seiner kaiserlichen Tochter, der Braut des königlichen Prinzen, zum Brautschatz auswerfen, und jedem dafür die erwähnten Güter und Besitzungen in Österreich jenseit der Donau, ausgenommen Crems und Stein, für jährlich 40,000 Mark zum Unterpfand überlassen; 8) sollte der Kaiser die Stadt Wien mit allen Bürgern, desgleichen auch die gesammte Geistlichkeit in Österreich und Steier, in seine Gnade aufnehmen, und nicht gestatten, daß sie in ihren Besitzungen von Jemandem wider Recht gekränkt und beunruhigt würden; 9) sollte in diesen Frieden auch der König von Ungern mit eingeschlossen sein, und was beide Ottokar und Ladislaus einander an Schlössern, Festungen, Rechten und Leuten abgenommen haben, sollte wieder gegen einander zurückgegeben werden [47]). Diesem Schiedsspruche leistete Ottokar Folge, begab sich zu dem römischen Könige ins Lager, bat fußfällig um Verzeihung, und verzichtete auf Österreich und die übrigen Reichsländer, welche er erst an sich gebracht hatte. Rudolf belehnte ihn hierauf (den 25. Nov. 1276) mit Böhmen und Mähren [48]). Ein so merkwürdiger Vorgang war natürlich ein sehr willkommener Stoff für die Sage. So erscheint der böhmische König in allem Pomp, mit vielen Rittern, Rossen, und geziert mit vergoldeten Kleidern und Edelsteinen. Rudolf dagegen sagt zu den Seinen, die ihn auffodern, sich wie einen König zu schmücken: „Mehrmal hat der König von Böhmen meines grauen Rockes gespottet; mag nun dieser graue Rock ihn verhöhnen!" Darauf läßt Rudolf sich von seinem Notar dessen Mantel borgen, damit Ottokar über Rudolf's Armuth spotten solle [49]). Die Belehnung geschieht auf der Donauinsel Camberg. Der Kaiser sitzt auf dem Throne. Ottokar schwört, auf das Knie gesenkt, den Lehnseid und empfängt die Fahnen von Böhmen und Mähren. Die Sache ist ausgedacht, um Ottokar's Hochmuth zu verhöhnen. Das Zelt ist so aufgeschlagen, daß mittels eines Seiles alle vier Seiten zusammenfallen, und beide Heere sehen Ottokar'n auf dem Knie liegend. Die Teutschen rufen und klatschen. Die Böhmen knirschen und verwünschen die Arglist [50]). Als Ottokar heimgekehrt, erzählt er seiner königlichen Gemahlin von dem Vergleich und der Abschließung der Verheirathungen. Sie ruft spottend aus: „Oh! was bist du für ein König von großem Gewicht. Du hast den lange zum Könige gesetzten Rudolf nach Art der Hunde angebellt, hast, um das Schenkenamt zu behalten, ihn anerkannt durch Aufgebung [51]) der vier edlen Länder. Rudolf war einst dein Mann, trug einen grauen Rock, und strebt jetzt nach der Herrlichkeit der Könige." Als Rudolf dieses hörte, will er den grauen Rock nicht ablegen, bis er diese Angelegenheit zu Ende gebracht. Ottokar aber erröthet, als er die Worte der Zänkerin hört, und sendet sogleich Rudolfen einen Absagebrief [52]). Es liebt die Sage, große Ereignisse von Frauen herbeiführen zu lassen [53]). Wir kehren nun aus dem Gebiete dieser Ottokar'n betreffenden Sagen, die aber in vielen Geschichtswerken, als Geschichte vorgetragen, sich finden, zu der eigentlichen Geschichte Ottokar's zurück. König Rudolf blieb in Österreich, und suchte sich zu befestigen durch Gewinnung der Gunst des Adels, namentlich ertheilte er ihm die Erlaubniß, ihre Schlösser und Festungen, welche Ottokar widerrechtlich niedergerissen, wieder aufzubauen, auch hob er alle von Ottokar gegebene Verbote gegen Befestigung von Schlössern und Kleinstädten auf. Gegen den Schiedsspruch, dem Ottokar nur aus dem Drange der Umstände sich unterworfen, machte dieser eine Schwierigkeit über die andere. Um diese gründlich zu beseitigen, sandte Rudolf seinen Sohn Albrecht nach Prag. Hier ward auch ein neuer Vergleich geschlossen. Aber auch dieser mißfiel bald dem schwankenden Gemüthe Ottokar's. Dieser führte in einem Schreiben vom 11. Nov. 1277 heftige Beschwerden gegen Rudolf und enthielt sich selbst heftiger Schmähungen des Kaisers nicht [54]). Auch leistete Ottokar jenem Schiedsspruch *in* Beziehung auf den König von Ungern keine Folge, und Ladislaus sah sich genöthigt wegen der Schlösser, die Ottokar noch vorenthielt, sich an den römischen König zu wenden. Rudolf schrieb an den König von Ungern, daß er aus den Umständen mit Sicherheit schließe, daß er mit dem alten Feinde, dem Könige von Böhmen, werde Krieg von Neuem anfangen müssen, und bat den Ungernkönig um Hilfeleistung [55]). Ottokar gab Rudolf's Tochter, die Ottokar's Sohne Wenzel verlobt, in das Kloster des heil. Franziscus zu Prag, und ließ sie die Regel und den Orden bekennen [56]). Durch diese Feindseligkeit, daß er Rudolf's Tochter, die als seines Sohnes Gemahlin das Eintrachtsband bilden sollte, zur Nonne machte, zeigte er offen seinen Haß. Heimlich sandte er Rittern Österreichs Geld, daß sie Rudolfen in der Schlacht verlassen oder sonst hindern sollten. Sechszehn Rittern versprach er 1000 Mark Silber, wenn sie ihm Rudolfen lebend oder todt brächten. Auch

47) S. den Schiedsspruch bei Lambacher, Beil. N. LXXV. 48) S. die Beilage bei dems. N. LXXXV. 49) Chron. Colm. p. 44. Doch haben diese und die folgenden Sagen Neuere als Geschichte vorgetragen, s. Leonhard Meister, Kaiser Rudolf von Habsburg. Eine Skizze. S. 50, 54. 50) *Gerhardus de Roo*, Hist. Austr. Lib. I. p. 27.

51) Nämlich, um sie als feuda oblata zurückzuerhalten. 52) Anonym. Leob. p. 843. Vergl. die Hist. Austr. ap. *Freher.* p. 828 zum J. 1277, welche aber nicht so sagenhaft verfährt, sondern sagt, es habe Ottokar'n gereut und geschmerzt; auch habe die Königin von Böhmen, seine Gattin, ihm häufig Vorwürfe gemacht, daß er die genannten Lande aufgelassen. 53) S. *Ferd. Wächter*, Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen p. 14, 15. 54) Beilagen bei Lambacher N. LXXXVII und LXXXV. 55) Briefe bei Bohmann N. LXIII. S. 66, 67. N. LXV. S. 68, 69. 56) Anonym. Chron. Boh.

Ungerns Rittern sandte er Geld, damit sie ihn nicht, oder nur schwach bekämpfen sollten [57]). Aber das Gefährlichste für Rudolf war, daß Ottokar nicht nur die Ritter Ungerns und Österreichs durch Geld zu gewinnen suchte und zum Theil gewann, sondern auch in den andern teutschen Ländern, denn Ottokar war Rudolfen an Geldmitteln überlegen. Im J. 1276 waren die meißnischen und thüringischen Fürsten Ottokar's offene Helfer gewesen, denn Rudolf redet in dem an die Stadt Besançon den 8. Ostermond im vierten Jahre seiner Regierung (1277) gerichteten Schreiben von den seinem Reiche siegreich hinzugefügten Fürsten, dem meißnischen, dem östlichen und dem Thüringens, und Ottokar schließt in seiner den 12. Sept. gegebenen Bestätigung des Friedensschlusses vom 6. Mai, seine Freunde und Bundesgenossen, vorzüglich den Landgrafen Albrecht von Thüringen und den Markgrafen Dietrich von Landsberg mit in den Frieden [58]). Als Ottokar den Frieden brach, zog er viele Herren aus Schwaben, Franken, Elsaß, Thüringen, Sachsen, Meißen und Holstein durch heimlich und vollauf gereichtes Geld herbei [59]). Rudolf nahm den Theil Österreichs zurück, den er als Mitgift seiner Tochter verpfändet hatte. Der König von Böhmen drang mit Heeresmacht in Österreich ein, und eroberte alle Festen durch neue Werkzeuge und Maschinen. Rudolf dagegen schloß sich immer enger an den Ungernkönig, hatte zu Allerheiligen eine Unterredung in der Gegend von Haimburg mit ihm und nahm ihn an Sohnes Statt an und alle Ungern versprachen dem römischen Könige zu dienen [60]). Das Heer der Ungern war auch im J. 1277 die Hauptmacht, als sich Rudolf den 26. Aug. auf dem Marchfelde gegen Ottokar schlug, 40,000 Ungern und 16,000 Comanen dienten dem römischen Könige. Sein übriges Heer betrug kaum 6000 [61]). Ottokar hatte außer seinen Böhmen und Mähren zu Helfern den russischen Fürsten Leo, Polen, Pommern, Meißnee, Thüringer und Sachsen, die er durch Geschenke herbeigezogen hatte. Sein Heer wird auf 30,000 Streiter geschätzt. Die Angabe ist also unrichtig, daß Rudolf kaum den vierten Theil gehabt [62]). Zahlreicher [63]) war aber Ottokar's Heer nicht, wol aber stärker, da er 900 oder 1100 Gewappnete mit bedeckten Rossen und Rudolf nur 250 [64]) oder 300 [65]) hatte. Ottokar ordnete sechs Schlachtreihen, welche drei Hauptabtheilungen bildeten. In der ersten war er selbst und die Sachsen, in der zweiten die Mähren, in der dritten die Pleißner, in der vierten die Meißner und Thüringer und in der fünften und sechsten nebst den Barbaren polnischer, d. h. slavischer, Abkunft, die stärkste Macht an Gewappneten. Milot, der vormalige steiersche, jetzt mährische, Hauptmann, ward um, wo es nöthig, den Bedrängten zu Hilfe zu eilen, oder als Reserve aufgestellt. Rudolf hatte vier Schlachtreihen in der ersten und zweiten die Ungern, in der dritten die Schwaben, Steirer, Kärnthner, Krainer und das Ingesinde des Erzbischofs von Salzburg; in der vierten war er selbst mit den Österreichern, und hier waren die 300 Gewappneten, auf die er sein Vertrauen setzte. Den Christen und auch den heidnischen Comanen gab er zum Feldgeschrei: Christus, Christus! Ottokar den Seinen: Praga, Praga! — Ottokar, einer der tapfersten seiner Zeit, stürzte sich vor und trennte Rudolf's Schlachtreihen. Ein Thüringer und der Edle von Wolkenstein durchbohrten Rudolf's Schlachtroß, und dieser war hart bedrängt; doch retteten ihn sein Kapellan und die ihn umgebenden Ritter, seine besondern Mannen, und Tapferkeit gab auch der ganzen Schlacht eine günstige Wendung, obschon Ottokar beinahe den Sieg errungen hatte. Der böhmische König war zu tief in die Feinde eingedrungen und ward sehr beengt. Er rief daher, wie erzählt wird, Milo ten um Beistand an. Dieser aber hörte nicht, und ging, sich des Todes seines Bruders erinnernd, aus der Schlacht [66]). Sollten auch diese Einzelnheiten nicht gegründet sein, so scheint doch soviel gewiß, daß Ottokar von einem Theile der Seinen nicht gehörig unterstützt, ja! verlassen ward von vielen seiner Ritter, von denen 600 aus der Schlacht gegangen sein sollen [67]). Von Rudolf's Berichte von der Schlacht auf dem Marchfelde, welcher für Ottokar's Tapferkeit das schönste Denkmal ist, theilen wir dieses mit: Nach hartem, blutigem Kampfe trieb endlich die Ritterschaft des römischen Königs die Ritter des Königs von Böhmen in den nahen Strom, wo fast alle entweder ertranken, oder durch das Schwert umkamen oder gefangen wurden. Obgleich Ottokar seine Scharen zerstreut und sich beinahe von allen verlassen sah, wollte er doch Rudolf's siegreichen Fahnen nicht weichen, sondern vertheidigte sich, wie Rudolf's Schreiben sich ausdrückt, nach Riesenart und mit Riesenmuth, mit wunderbarer Tapferkeit, bis einer von Rudolf's Rittern den tödtlich Verwundeten nebst dem Streitrosse niederwarf. Dann endlich verlor jener große König nebst dem Siege auch das Leben [68]). Der Truchseß Berchtold und viele andere Edle warfen den durch

57) Chron. Colm. p. 44, 45. 58) S. *Gerbertii* Cod. Epist. Rudolph. p. 97 et 302. 59) Chron. Claustro-Neoburg. contin. ap. *Rauch.*, Scriptt. Aust. T. I. p. 111. Vergl. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 3. Bd. S. 75–76. 60) S. das Schreiben Rudolf's in der Hist. Austr. ap. *Freher.*, p. 329 und dieß selbst p. 328. 61) S. das Schreiben bei Bodmann R. LXXIX. S. 88. 62) Der Anonym. Leob. ap. *Pez.* p. 843. 63) Chron. Sampetr. ap. *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 290. 64) Historia Australis. p. 329. 65) Chron. Colm. p. 46.

66) Der Anonym. Leob. p. 829. Vergl. auch den Anonym. Chron. Boh. p. 1726, welcher Milot's heimlichen Haß gegen Ottokar erzählt, und wie er seinen Herrn in der Noth verläßt. Gerhard von der Roo (S. 31) führt die Sage an, Ottokar habe Milot's Brudertochter geschändet gehabt, und seinen Bruder, als er sich darüber beklagt, in einen Thurm gesperrt und darin verbrannt. Böhmische Geschichtschreiber geben an, Milot sei von Rudolf bestochen gewesen. Dubravius (Lib. VII. p. 462), Stero von Altaich (Annal. ap. *Freher.*, p. 392—395) nennt Miloten nicht, sondern sagt, daß die Edeln seiner Länder darum einen heimlichen Haß gegen ihn getragen, weil er sie, die an Räubereien gewöhnt gewesen, mit großer Strenge ohne Ansehen der Person, Groß und Klein bestraft, und deshalb haben sie ihn jetzt in der Schlacht verlassen. 67) Das Chron. Samp. p. 280 sagt, daß gewisse von den Mächtigsten der Böhmen mit 600 bedeckten Rossen ruhig aus der Schlacht gewichen. Siegfried von Meißen (S. 1048) sagt, daß Ottokar von den Seinen in der Schlacht verrathen worden 68) Brief bei Bodmann R. LXXXII. (S. 91, 92): Rudolfus R. R. notificat Summo Pontifici eventum proelii inter se et Otto-

langen Kampf Abgematteten zu Boden. Der König ward mit einer Lanze am Nacken durchbohrt, erhielt viele andere Wunden, ward endlich mit dem Schwerte durchbohrt und gab seinen Geist auf der Stelle auf, wo er gefallen war an seinem Geburtstage (26. Aug.)[69]. So endete Ottokar, der sich durch seine gewaltigen Kriege und Siege wider die ungläubigen Preußen und die unruhigen Ungern einen großen Namen erworben hat. Sechszehn Mal hat er in offener Feldschlacht geschlagen und stets den Sieg gewonnen[70], bis er auf dem Marchfelde Sieg und Leben verlor. Seine Leiche ward nach Marchek gefahren und von da nach Wien gebracht, im Schottenkloster niedergesetzt, und ohne Gesang und Glockenklang in das Kloster der Franziskaner gebracht und hier begraben. Die Böhmen kamen und erhielten sie und wiesen sie den Franziskanern zu Znoymo an[71], wo sie begraben lag, bis sie nach Prag gebracht und in dem von ihm erbauten Franziskanerkloster bestattet ward[72]. — Ottokar'n folgte sein noch unerwachsener Sohn Wenceslav unter der Vormundschaft des Markgrafen von Brandenburg, des Gemahls der Schwester Ottokar's[73]. (*Ferdinand Wachter.*)

OTTOKARE (die steierischen), ein fruchtbares Geschlecht von Ungerhelden und tapfern Streitern der Kreuzfahrten, sind aus derselben Stammeswurzel mit Bairns blutigem Königshause von Scheyern-Wittelsbach. Des Freiherrn von Hormayr Beiträge zur Lösung der im J. 1811 aufgeworfenen Preisfrage des Erzherzogs Johann von Österreich, über die Geographie und Geschichte der sogenannten innerösterreichischen Lande (der Herzogthümer Steiermark, Kärnthen und Krain, der windischen Mark und der Küstenprovinz), haben dieses bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit dargethan. Sie haben zugleich die Folge dieser Ottokare von vier auf acht urkundlich erweitert. Würdig stehen die steirischen Ottokare neben ihren Anverwandten und Nachbarn, den babenbergischen Leopolden und Friedrichen in der Ostmark. Der Markgraf und Herzog Luitpold, der nach einander als der rechte Nationalheld wider die drei großen Gefahren Deutschlands, wider die Normannen, Mahanen und Ungern, die südöstliche (carentanische), die mittlere östliche oder Donaumark und die nordöstliche (an der Saale) bewahrt hatte, der Ahnherr von Scheyern-Wittelsbach, hatte in der Donaumark seinen Bruder Aribo zum Nachfolger, den Vater des im J. 898 in Mautern von König Arnulf belagerten Isangrim und des ersten Ottokar, der im J. 906—925 bereits Graf im Traungaue, im Muhr- und Ennsthale war. Vater und Sohn handelten ihr Amt in Ludwig's des Kindes Zollordnung für den Handel und die Schiffahrt auf der Donau, Traun und Enns. Der zweite Ottokar, des ältern Sohn, war Graf im Traungau und Chirmgau (930—965) und stiftete mit seiner frommen Gemahlin Atha und mit seinem ältern Bruder Aribo, ein Stift adeliger Nonnen in dem von Ludwig dem Kind ihnen geschenkten Traunkirchen. Aribo und Ottokar blieben Erbnamen des Hauses, wie Leopold im babenbergischen, Otto im wittelsbachischen Stamme, Meinhard in jenem von Görz. — Die Aribonen breiteten sich (zumal Otto's des großen Sieg auf dem augsburger Lechfelde am Lorenztag im J. 955 die Ungern für immer in ihre Grenzen zurückgescheucht hatte) zwischen der Muhr und Raab aus. Die Ottokare weilten etwas länger in der ursprünglichen Heimath am Chirmsee, an der Isen und Salza. Der vierte Aribo, auch Pfalzgraf in Baiern, stiftete mit seiner Gemahlin Adala, mit seinem Sohne Aribo, Kurerzkanzler von Mainz, und mit seinen Töchtern das Frauenstift Göß bei seiner Burg Leoben, und fand uralt und gliederlahm sein Grab auf Römertrümmern in einer zweiten Stiftung, in der Benedictinerabtei Seon. Seine Enkel, der Pfalzgraf Aribo und Bodo der Starke (1053), in den Aufruhr des Baierherzogs Konrad verwickelt, starben gleichwol im fast hundertjährigen Alter, noch fortlebend in der Sage und im Heldenliede. Aribo's Vetter, der dritte Ottokar (970—993, nach der alten Zählart der erste, als angeblicher Gründer der Grenzfeste Steier, an der Mündung der Steier in die Enns), consolidirte sich durch passauische Lehen an der Traun und am Hausruck und verwaltete auch einen Gau in Krain. Sein Sohn Ottokar IV. (II.) erhielt im J. 1030 von Konrad II. Enns und die Ennsburg, vorher St. Florian und St. Stephan in Passau gehörig, Luitpold's Grenzstein und Bollwerk. — Ottokar war der Schwester des Grafen Arnold von Wels und Lambach vermählt. Dieses Haus verwaltete zugleich die carentanische Mark. Arnold's Sohn, Gottfried, der tapfere Ungerheld, machte seine Hauptburg Pütten weit und breit berühmt. Als er im J. 1055 ohne Söhne verschied, brachte seine Tochter Mathildr schönes Erbgut an ihren Gemahl Eckbert, Grafen zu Formbach und Neuburg. Ein anderer Erbtheil gedieh wegen jener ältern Tochter an Ottokar, Gottfried's jüngerer Bruder Adalbero, Bischof zu Würzburg, vergabte sein schönstes Allod an dieses Hochstift, gründete auf anderes Stammgut die Benedictinerabtei Lambach und beschenkte Kremsmünster. Ottokar erhielt hierdurch die einflußreiche Voigtei beider Klöster. — Das Erlöschen der pütten'er Heeresfürsten mit Gottfried brachte auch diese Markgrafschaft an Ottokar, weil er in jenem Aufruhr des Baiernherzogs dem Kaiser Heinrich III. treu geblieben war.

Das heutige Herzogthum Kärnthen (dem der wiener Frieden im J. 1809 seinen wichtigsten Theil abgerissen und zu dem ephemeren, nach vier Jahren schon wieder verschwundenen Illyrien geschlagen hatte), ist von dem alten großen Carentanien oder Kärnthnerreiche, regnum caren-

carum R. Boh. commissi, vergl. N. LXXXI (S. 90, 91); De proelio inter *Rudolfum* R. R. et *Ottocarum* R. Boh commisso.

69) Hist. Aust. ap. *Freher.* p. 330. Nach dem Erphurdianus Antiquitatum Variloquus (ap. *Mencke*, Scriptt. T. II. p. 489) ward Ottokar, nachdem ihm der Panzer ausgezogen worden, vom Diener eines Gewissen, der Ketzermeister hieß, und dessen Vater er einst in Banden sterben lassen, mit dem Schwerte durchbohrt. 70) Gebauer, Leben Richard's. S. 486. 71) Hist. Aust. p. 331. Da der Sieg über Ottokar unsern Marteke errungen war, machte Rudolf der Kirche dieses Ortes eine Stiftung, s. die Fundatio bei Bohmann N. LXXXIX. S. 100, 101. 72) *Dubravius* Lib. XVII. p. 967. 73) Anonym. Chron. Boh. c. LXXVII. p. 1727. Wie Rudolf der Witwe Ottokar's Einkünfte anweist, s. in den Briefen bei Bohmann N. XCIV—XCVII. S. 105—111.

tanum, ebenso verschieden, wie das heutige Altbaiern von Bajuvarien der Agilolfinger, der Karolinger, der Salier, ja noch der Welfen. Carentanien erstreckte sich von den adriatischen Ufern bis auf den Semmering und von den Seen und Marschen Niederungerns bis an die bairische Grenze. Der letzte Thassilo hatte es erobert. Es war mehrmals und lange mit Baiern vereinigt, welchem durch einige Zeit auch Otto's des Großen neue Hochwache am Fuße der Alpen, die Veroneſermark, beigezählt ward. Durch den Aufstand Hezilo's im J. 976 wider seinen Vetter Otto II. wurden Baiern und Kärnthen bleibend aus einander gerissen. Es wurde immer mehr Hauptmaxime der Kaiser, die vier Urnationen, die alten großen Herzogthümer zu schwächen und zu zerstückeln und das Erbe mächtiger Familien vorerst in geistliche Hand zu legen, die ihnen lange die unverdächtigste schien.

Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts spaltete sich die Kärnthnermark, der limes carentanus, zwiefach, in die obere, nordöstliche Mark an der Raab (den heutigen brucker, grätzer, und judenburger Kreis), verfochten durch jene mannhaften, aus dem bairischen Nordgau entsprossenen Adalberone und Marquarde aus dem Hause von Eppenstein, Aflenz und Märzthal. Ihnen folgte Graf Arnold von Lambach, Wels und Pütten, und sein mehrmals genannter Sohn Gottfried, dem im J. 1056 Ottokar V. nachfolgte und diese Mark durch die wichtigen Gebiete von Steier und Enns gewaltig befestigte.

Die untere, südöstliche Carentanermark, die March an der Save, die March über der Drau, begriff den marburger und cillyer Kreis und vom heutigen Krain den laibacher und neustädtler Kreis. Die obere Mark hieß von Steier, die steirische Mark (hiervon sehr uneigentlich das spätere Herzogthum Steiermark), die untere Mark hieß ebenfalls von den Hauptplätzen, vom wechselnden Sitze der Markgrafen, bald von dem altrömischen Cilly, bald von Soune (Saaneck), oft die Mark Krain (Carniola, Kleinkärnthen), später auch die pettauer oder die marburger Mark.

Eine Reihe von Glücksfällen festigte und arrondirte den Amtsbezirk, den Ambacht, der Ottokare binnen etwa 70 Jahren zum Umkreis eines ansehnlichen Herzogthums. Die Voigteien der Hochstifter und Klöster spielten auch in diesem Geschlecht eine große Rolle. Als die Stiftung der heiligen Hemma zu Gurk durch den salzburger Erzbischof Gebhard (1072) in ein Bisthum erhöht, als (1074) durch denselben Kirchenfürsten, St. Blasius Münster in Admont gestiftet wurde, war ihre Voigtei für die Ottokare ein wichtiger Zuwachs. Zur Rechten und Linken ihrer romantischen Burg Steier und großentheils durch ihre Freigebigkeit erstanden die Abteien Garsten und Gleink. Ottokar V. insgemein (wie Heinz und Kunz von Heinrich und Konrad), abgekürzt Ozy geheißen, war ein standhafter Anhänger der päpstlichen wider die Kaisermacht und darum in unversöhnlicher Zwietracht mit dem eigenen Bruder Adalbero, dem Rauh- und Wildgrafen von Ennswald und Goyserwald, den zuletzt sein eigener Dienstmann vor Leoben erschlug, in demselben Jahre (1088), in welchem der Bruder Ottokar auf der Wallfahrt ins heilige Land am Grabe der Apostelfürsten zu Rom verblich. Ottokar VI., sein Sohn, erlangte durch die Heirath mit der österreichischen Elisabeth, des heiligen Leopold Schwester, eine wichtige Gebietserweiterung nordwärts an die Traisen und Piesting. Ein wilder Eber tödtete ihn auf der Jagd, den 28. Nov. 1122, und kaum 14 Tage darauf erloschen die Mürzthaler von Affenz und Eppenstein mit Heinrich II., Herzog in Kärnthen. In Kärnthen und in den großen Alloden in Oberkrain und Istrien folgten die Sponheimer von Ortenbueg, Grafen im Lavantthale. Das reiche Besitzthum im heutigen judenburger und brucker Kreis und die Schutzvoigtei über St. Lambrecht, gelangte an die Ottokare. Der Erbvertrag geschah nach Ennenkels Fürstenbuche schon, als Ottokar VI. noch lebte, der wirkliche Erbfall in obgedachtem Jahr an Leopold den Starken, seinen jungen Sohn, seit wenig Monden vermählt an die welfische Sophie, des Baiern- und Sachsenherzogs, Heinrich's des Schwarzen Tochter, Witwe des bei Molsheim erschlagenen Herzogs Berthold von Zähringen. Leopold der Starke, den Vater Ottokar nur sieben Jahre überlebend, starb jung den 26. Oct. 1129, seine Witwe Sophie war Vormünderin Ottokar's VII. (V.). In seinem Sterbejahre stiftete Leopold die Cistercienserabtei Rain aus einem Theile der ihm zugefallenen Erbschaft des Grafen Waldo von Rain oder Rune. Auf Ottokar's VII. Haupt häuften sich die Glücksfälle. Im J. 1136 erbte er Pordenone und die aquilejischen Lehen des kinderlosen Grafen Otto, im J. 1140 starb Günther von Hohenwart, Markgraf der untern Mark zu Cilly, zwischen der Saan und Savel jenseit der Drau. Vieles von seinen Alloden gelangte an die Stammesvettern von Andechs, vieles, auch die Lehen von Aquileja, an Ottokar. Die ober- und unterſteirische Mark fielen zusammen. Zu gleicher Zeit beerbte Ottokar seinen in der zweiten großen Kreuzfahrt verstorbenen Oheim, Bernard von Sponheim, consolidirte sich um Marburg, erhielt in Oberkrain festen Fuß und hatte nach allen diesen Glücksfällen die Hauptmasse des heutigen Herzogthums Steiermark schon ziemlich beisammen. Um das J. 1152 wurde Ottokar Schirmvoigt von Seckau und führte auch gleiche Voigtei vom Bisthume Bamberg, über die großen Besitzungen desselben ob der Enns und in Kärnthen. Im J. 1158 starb Graf Eckbert von Neuburg, Formbach und Pütten, den Heldentod vor Mailand. Ottokar erhielt auch die andere Hälfte vom Nachlasse des Markgrafen Gottfried. Alles war nun in der Hand der Ottokare vereinigt, was ehehin den Grafen von Lambach, Wels und Pütten zuständig war. Diese Erbschaft bestimmte auch Ottokar VII. zu bedeutenden Stiftungen. Im J. 1160 erhob er in Zerwald am Semmering ein berühmtes Hospital, im J. 1163 ebenfalls auf altem püttner Boden das Chorherrenstift Vorau, im J. 1165 zu gleichen Zwecken der Cultur und Menschenfreundlichkeit die Karthause Seitz, in der gonowitzer Wildniß, zu deren Stiftung ein Hase den Anlaß gegeben, wie zur Stiftung von Admont ein Taubstummer. Dieser glückliche Ottokar VII. starb am 31. Dec. 1164 zu Fünfkirchen in Ungern auf einer Kreuzfahrt ins

gelobte Land. Seine Witwe Kunigunde, des Markgrafen Diepold von Vohburg Tochter, führte die Vormundschaft über ihr kaum anderthalbjähriges Söhnlein, Ottokar VIII. (VI.), den letzten Traungauer. Eine unheilbare Krankheit, der Aussatz, vergiftete früh das Leben des armen Jünglings. Sogar in Urkunden beklagte er sich, schlechten Lehrern und nichtswürdigen Gesellen zur Beute geworden zu sein. Er selbst, in seiner Minderjährigkeit und schon sein Vater Ottokar, in seinen letzten Tagen, bedienten sich des Herzogtitels, unter sichtbarer Connivenz des Kaisers, des gegen Heinrich den Löwen und gegen die österreichischen Babenberger unwilligen Barbarossa. Im J. 1186 am 17. Aug., auf dem Georgenberge zu Enns, übergab Ottokar die Steiermark in Folge bereits geschlossener Erbverträge an seinen Vetter von Österreich, Leopold den Tugendhaften, den Helden von Ptolemais und von daher Todfeind Richard's Löwenherz. Ottokar blieb noch sechs Jahre im Besitze seiner Macht. Er überlebte den Tod des Barbarossa und verblich 29jährig, erst im J. 1192. Die Vereinigung der Herzogthümer Österreich und Steier war kein erwünschtes Ereigniß für die Hohenstaufen. Sie waren längst erkaltet gegen die Babenberger, die doch mit ihnen die gemeinsame Stammesmutter hatten. Agnes, die Tochter, Enkelin und Schwester der drei salischen Heinriche, in erster Ehe Friedrichen von Staufen, in zweiter dem heiligen Leopold vermählt. So gab denn auch bei Heinrich's des Löwen Ächtung Kaiser Friedrich im J. 1180 Baiern nicht mehr den Babenbergern zurück, denen es sein Oheim Konrad nach der Ächtung Heinrich's des Stolzen übertragen. Er war weit entfernt, durch diese Vereinigung mit Österreich und Steier das alte Baiern wiederherzustellen. Doch mochten die Staufen und konnten auch schwer die Vereinigung von Österreich und Steier verhindern. Ein Zauberspiegel wies ihnen beständig der Lombarden Trutz, das ihm verbündete Rom und die herrlichen Normannenreiche, Neapel und Sicilien. Bald traten auch Heinrich's VI. Erblichkeitsprojecte hinzu. Aber als im J. 1237 Friedrich II. des Reiches Acht und Oberacht über den letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren, aussprach und vollzog, seinen Sohn Konrad in Wien zum römischen Könige wählen ließ und Wien zur freien Reichsstadt erhob, als neun Jahre später der wiedereingesetzte, vergrößerte, erhöhte Friedrich in der Leithaschlacht wider den Ungerkönig Bela siegend starb, und sein herrliches Geschlecht beschloß (1246), sprach Friedrich abermal die Trennung Österreichs und Steiers aus. Er gedachte um so leichter, beide, mit allen Mitteln des Krieges, mit allem Reichthume des Friedens gesegnete Lande in der eigenen Hand zu behalten. Das Hinwelken der Sponheimer versprach stündlich den Heimfall eines dritten Herzogthums, Kärnthens. Um so rastloser widerstand der Papst. Zuletzt fiel (bei dem schwachen Widerstande Baierns), Österreich ob und unter der Enns, mit der Hand Margarethens, der ältesten Schwester Friedrich's, dem böhmischen Königsjünglinge Ottokar zu, die Steiermark dem Ungerkönig Bela, doch nur auf acht Jahre. Ottokar's herrlicher Sieg in der ersten Marchfeldschlacht im J. 1260 über die Ungern gab ihm zum Erbe der Babenberger auch den Nachlaß der Ottokare. Achtzehn Jahre darauf, 1278, verlor der große König beides in einer zweiten Marchfeldschlacht an Rudolf von Habsburg, der den Übergabsbrief des letzten Ottokar und die Landhandfeste vor dem eisernen Thore zu Gratz beschwören mußte, bevor dieses sich ihm aufthat, bevor das Banner des steirischen Panters (der Wappenschild der Ottokare), sich ihm senkte, bevor die Bischöfe, Prälaten, Herren, Ritter und Städte ihm die Huldigung leisteten. Im J. 1282 wurde Rudolf's Erstgeborener Albrecht, bisher Reichsvicar, auf dem Tage zu Augsburg Herzog von Österreich, Steiermark und Krain. (*Freiherr v. Hormayr.*)

Ottokar von Horneck, s. Horneck.

OTTOLESH, ein Dorf im görzer Kreise des österreichischen küstenländischen Gouvernements mit 167 Häusern, einem erponirten Kapellan und einer katholischen Kirche. Die Kapellanei, welche zu dem Dekanat Circhina des görzer Erzbisthums gehört und von der Pfarre zu Circhina abhängt, wurde im J. 1702 errichtet und zählte 1831 1050 eingepfarrte katholische Pfarrkinder. Dieses Dorf gehört zur Landgerichtsherrschaft Tolmein (Tolmezzo) und liegt an einer Anhöhe hart am Idriafluße, 15 St. von Görz entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

OTTOLINI, nummi Ottoloni, Ottoline, die Münzen (Pfennige), die Otto der Große, nachdem er Mailand eingenommen, hat schlagen lassen und Ottoline (kleine Ottos) genannt haben soll. Als er die Stadt wieder verlassen, sollen die Mailänder sie verschlagen, und der Kaiser, als er von Neuem dahin zurückgekehrt, die Mailänder gezwungen haben, aus altem Leder gemachte Pfennige zu geben und zu nehmen*). (*Ferd. Wachter.*)

Ottoman s. Osman.

OTTOMANE, eine Art Sofa, mit bogenförmiger Rücklehne. (*Karmarsch.*)

Ottomanen, s. Osmanen.

Ottomanische Pforte, s. Osmanisches Reich.

OTTONIA. Diesen Namen gab Sprengel nach dem Garteninspector F. Otto zu Schönberg bei Berlin, ein Jahr früher als Kunth (s. den Art. Otoea), einer Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der vierten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Pipereen. Char. Kätzchenartige, traubenförmige Blüthen, jedes Blümchen an der Basis des Stiels mit einem gestranzten, kleinen Stützblättchen oder Schüppchen; Kelch und Corolle fehlen; die kurzen Staubfäden vereinigen sich unterhalb zu den Blumenstielchen, umgeben oberhalb den kugeligen Fruchtknoten und tragen die eiförmigen zweifächerigen Antheren; die vier kreuzförmig gestellten Narben sitzen unmittelbar auf der Spitze des Fruchtknotens; die Frucht ist ein scharf vierkantiges Achenium mit hornartigem Eiweißkörper, geradem, in der Längsaxe liegendem Embryo und nach Oben gerichtetem Würzelchen. Die

*) Historia Imperatorum ap. *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 79, 80. Lüneburger Chronik bei *Eccard*, Corp. Hist. Med Aev. T. I. p. 1333.

Digitized by Google

einzige Art, Ott. **Anisum** *Spr.* (Neue Entdeck. I. S. 255, Grundzüg. t. 3. f. 4 und 5), ist ein brasilischer Strauch mit hin- und hergebogenen, knotig-geknieten, gestreiften, feinbehaarten Zweigen, abwechselnden, kurzgestielten, ablang-lanzettlichen, schief herzförmigen, ganzrandigen, unten feinbehaarten Blättern, den Blättern gegenüberstehenden, aufrechten, vielblumigen Blüthentrauben mit eckiger, feinbehaarter Are und grünlichen Blümchen. Alle Theile dieses Strauchs sind reich an aromatischem Öle, welches ihnen einen starken Anisgeruch gibt. (*A. Sprengel.*)

OTTONIANA CONSTITUTIO nennt man die zwischen Papst Leo VIII. mit Kaiser Otto I., im J. 964 und zwischen Papst Gregor V. und Kaiser Otto III. im J. 998 getroffene Verabredung, welche dem jedesmaligen teutschen Könige das römische Kaiserthum und die Einsetzung der Päpste durch ihn sicherte. (*H.*)

OTTOROCORRAS oder **OTTOROCÓRRHAS, OTTOROCORRA, OTTOROCORRAE.** Die östlichen Enden des emodischen Gebirges nennt Ptolemäus (VI, 16) Ottorocorras. Sie sind ihm an dem östlich-südlichsten Theile seines Sericas. Die eine Quelle des Bautisusflusses (eines der chinesischen Ströme) entspringt daselbst, unter 176° der Länge und 39° der Breite. Die Bewohner dieses südlichsten Winkels Sericas heißen Ottorocorrá, und daselbst ist auch eine Stadt Ottorocorra unter 165° der Länge und 37° 30′ der Breite. In der Lage und in dem Namen kommen die Attarorer nahe, von denen Amometus ein eigenes Buch geschrieben hatte, und deren Leben an Glückseligkeit dem der Hyperboreer glich. *Plin.* IV, 26. VI, 20. *Solin.* c. 51. *Mart. Capell.* L. VI, cap. de Perside. Vergl. Ritter's Vorhalle S. 90. (*Völcker.*)

Ottory, s. Ottery.

OTTOS, amerikanischer Volksstamm, welcher am la Platte, etwa 50 Meilen von seiner Vereinigung mit dem Missuri, wohnt, wo er zwei Dörfer besitzt. Im J. 1814 versuchte es eine Abtheilung Sioux diesen Stamm zu überfallen und zu vernichten, allein sie geriethen selbst in einen Hinterhalt. In neuern Zeiten hat sich ein Theil der fast ganz ausgerotteten Missurier mit ihnen vereinigt. Sie zählen nach Brown 600 Köpfe mit 250 Kriegern, nach Morse 1400 Köpfe (Schmidt, Versuch über den politischen und moralischen Zustand der vereinigten Staaten von Nordamerika. II, 134 und Hassel im weimar. Handbuche der Geographie. XVII, 1042). (*L. F. Kämtz.*)

Ottoschaez, s. Ottochaez.

OTTOWALDE, Dorf im Amte Hohnstein des königl. sächs. meißner Kreises, an der Elbe mit 160 Einwohnern. Von ihm führt ein romantisches Thal der sächsischen Schweiz den Namen ottowalder Grund. Er ist durch die steilsten Felsen, die an dem einen Orte eine nur 3½ Elle weite Öffnung lassen, und über welche sich einige Felsenstücke hinweggelegt haben, wild und fürchterlich, hat aber vor einigen Jahren durch einen Wolkenbruch viel Schaden gelitten, sodaß er auf einige Zeit gänzlich ungangbar war. (*G. F. Winkler.*)

OTTROKOCS, auch **OTROKOTS**, ein im putnoker Bezirke der gömörer Gespanschaft im Kreise Niederungerns diesseit der Donau, am linken Ufer des Turóczflusses, ½ Meilen westlich von Gömör, zwischen Bergen gelegenes, mehren Edelleuten gehöriges Dorf, mit einer reformirten Localpfarre, einem Bethause und einer Schule; 77 Häusern und 583 magyarischen Einwohnern, von denen sich 561 zur reformirten und 22 zur katholischen Kirche bekennen. Dieses Dorf ist der Sitz mehrer Edelleute. (*G. F. Schreiner.*)

OTTROKOWIZ, Dorf im brad. Kreise Mährens, zwei Meilen nordwärts von der Kreisstadt, mit 126 meist aus Lehm regelmäßig erbauten und mit Stroh gedeckten Häusern, einem Jagdschlosse und einer Kirche, 731 slavischen Einwohnern (365 männlichen, 366 weiblichen). Es ward von dem Drzewomzabache durchschnitten, welcher einen sehr verheerenden Charakter hat. (*G. F. Schreiner.*)

OTTROVANECZ, ein 3½ Stunden von Bellavar entferntes Dorf im pittomacher Bezirke des St. Georgen-Regiments im varassiner Generalat der kroatischen Militairgrenze, mit einer katholischen Kirche und 564 katholischen Einwohnern (1830), gehört zum Dekanat von Camarga der agramer Diöces und ist der ½ Stunden davon entfernten katholischen Pfarre Pittomach zugeschrieben. (*G. F. Schreiner.*)

OTTVOS, ODVOS (spr. Otwosch), ein von Walachen bewohntes großes Dorf, zwischen Gebirgen und den Dörfern Konop und Milova, an der von Altarad nach Tockvárad führenden Straße im arader Bezirke und Comitat im Kreise jenseit der Theiß gelegen, mit einer zum csanader Bisthume gehörenden katholischen und einer nicht unirten griechischen Pfarre, einer katholischen und nicht unirten griechischen Kirche und Schule 161 Häusern und 782 Einwohnern, unter denen sich 36 Katholiken und 746 nicht unirte Griechen befinden. Das Dorf gehört mehren adeligen Familien und ist sechs Stunden ostwärts von Arad und nicht weit vom rechten Marosufer entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

OTTWEILER, eine Kreisstadt im k. preuß. Regierungsbezirk Trier, an der Blies. Sie ist ringsum von ansehnlichen Höhen umgeben, und hat nur schmale Thalebenen, längs der Blies. Im J. 1275 wird dieser Ort unter der Benennung Adeweiler in einer Urkunde erwähnt. Wahrscheinlich verdankt dieses Landstädtchen seine Entstehung dem auf einem nahen Berge ehemals gelegenen Kloster Neumünster, von welchem sich noch Spuren vorfinden und woselbst jetzt ein Dorf gleichen Namens steht, das mit Ottweiler einen Bann ausmacht. Das Kloster wurde von Adventius, Bischof zu Metz, in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. gegründet und die Stiftung von König Ludwig dem Teutschen bestätigt. In den Zeiten der Reformation ging dasselbe ein.

Ottweiler gehörte ursprünglich zur Grafschaft Saarbrücken, erhielt durch Theilung im nassauischen Hause den Namen einer besondern Herrschaft, die später wieder mit Saarbrücken vereinigt wurde und ein Oberamt von 36 Ortschaften bildete. Der Ort hat bald 3000 Einwohner,

Digitized by Google

größtentheils zur evangelischen Kirche gehörend. Er ist der Sitz eines Landraths und eines Friedensgerichts *).

(*Wyttenbach.*)

OTUR (nord. Mythologie), Hreidmar's Sohn, spielt in einer Heldensagr, welchr zweifache Wichtigkeit hat, einmal an sich, da sie den Beginn der großen, den Gesammtteutschen gemeinsamen Heldensage bildet, und zweitens, weil sie einen wichtigen Aufschluß für die teutsche Alterthumskunde enthält. Wir wollen erst ihren Inhalt betrachten und dann ihre Anwendung auf die teutsche Alterthumskundr geben. Odin, Hánir und Loki kamen zum Andvaralors (Andwari's Wasserfall). In dem Wasserfalle waren einr Menge Fische. Ein Zwerg hieß Andwari, er war lange im Wasserfalle und fing sich da eine Fülle Speise. Otur hieß Regin's Brudrr, drr oft in drn Wasserfall in Otter- (Fischotter-) Gestalt sich begab. Er hatte einen Lachs gefangen, saß am Ufer des Flusses und aß ihn blinzelnd. Loki warf ihn mit einem Steine zu Tode. Die Asen dünkten sich glücklich gewesen zu sein und zogen das Fell von der Otter. Denselben Abend suchten sie Unterkommen bei Hreidmar, und zeigten ihr Waidwerk. Da griffen sie Hreidmar und seine Söhne mit Händen und legten ihnen zur Lebenslösung auf, den Otterbalg mit Gold zu füllen, und außen zu bedecken mit rothem Golde. Da sandten die Asen Loki aus, das Gold zu schaffen. Er kam zu Rán (drr Göttin des Meeres) und erhielt ihr Netz, und ging da zum Andvarafors (Andwari's Wasserfall) und warf das Netz vor drn Hecht. Der Hecht aber lief ins Netz, da sprach Loki: Was ist das für ein Fisch, der sich mit Witzen nicht wahren kann? Löse dein Haupt aus Hel (vom Tod), schaffe mir Wasserflammr (Gold). Der Hecht sang: Andwari heiße ich, Odin hieß mein Vater, manchen Wasserfall habe ich durchfahren. Eine unglückliche Norne schuf (bestimmte) uns in der Frühe der Tage, daß ich sollte im Wasser waden. Loki sang: Sag du das Andwari, wenn du haben willst Leben in der Leutr Sälen, welche Vergeltung Menschensöhne empfangen, wenn sie sich mit Worten hauen. Andwari sang: Schwere Vergeltung (ofr-giöld, wörtlich: Übervergeltung) empfangen Menschrnsöhne, welche im Vadgelmir waden. Die Strafen unwahrrr Worte, welche einer auf den andern lügt, dauern überlang. Loki sah alles Gold, wrlchrs Andwari hatte. Aber als er alles Gold herausgegeben, da hielt er zurück einen Ring (weil er, wenn er ihn behielt, soviel Geld, als er wollte, sich durch den Ring verschaffen konnte, setzt die jungr Edda, Dámesaga 70. bri v. d. Hagen, Altnord. Sage. S. 5 erklärend hinzu). Loki nahm ihm auch diesen. Drr Zwerg (**Dvorg**) ging in den Stein und meldetr (**maelte**, sprach seirrlich, betete): „Das Gold, welches der Zwerg (**Gustr**) hatte, soll (wird, **skal**) zweien Brüdern zum Tode werden und acht Edelingen (Fürsten) zum Zwist (Verderben, **at rögi**). Meines Vermögens wird niemand genießen." Die Asen entrichteten Hreidmar'n das Geld, und stopften den Otterbalg aus, und stellten ihn auf die Füße. Da sollten ihn auch die Asen mit Gold beladen und verhüllen; aber, da es gethan war, ging Hreidmar *herzu*, und sah ein Barthaar und hieß es verhüllen. Da zog Odin hervor den Ring **Andvara-Naut** und verhüllte das Haar. Da sang Loki: „Gold ist dir nun, und du hast große Vergeltung für mein Haupt. Deinem Sohne ist nicht Glück geschaffen (bestimmt)." Hrridmar sagt: „Gaben gabst du, aber nicht Liebesgaben, hast nicht aus gesundem Sinne gegeben, Eures Lebens solltet ihr beraubt sein, *wenn ich* diese Gefahr vorauswußte. Aber es ist schlimmer, *was* ich zu wissen glaube, der Nachkommen Streit um eine Jungfrau. Die Fürsten, denke ich, sind noch ungeboren, denen dieses zum Hader erdacht (bestimmt) ist. Über das rothe Gold, denke ich, werde ich walten, so lange ich lebe, Drine unfreundlichen Drohungen fürchte ich nicht, und macht euch heim von hinnen." Fafnir und Regin verlangten von Hreidmar Verwandtenbußr für ihren Bruder Otur. Hreidmar sagte Nein. Fafnir aber durchbohrte den schlafenden Vater und behielt das Geld allein. Dahrr ließ Regin Fafnir'n durch Sigurd erschlagen. Aber auch dirsem ward der Ring zum Tode, sowie 2) seinem Mörder Guthorn, 3) und 4) Gunnar'n und Hogni'n, 5) Atli'n, 6) 7) 8) Gudrun's Söhnen, Erpur, Sorli und Hamdir [1]), sodaß nach dem weissagenden Fluche des Zwerges acht Edelinge (Männrr aus königlichem Geschlechte) das Leben verloren; hierbei reinnerr man sich, daß, wie wir im Art. **Orakel bei den Germanen** sahen, die Zwerge (Alfen) zu den Orakelmächten gehörten. Besondere Merkwürdigkeiten hat die Sage von Otur *noch überdies* durch ihre Wichtigkeit für dir teutsche Alterthumskundr erlangt. Dir **Lex Baiuvariorum. Tit. I c. 11** schreibt nämlich vor, daß wenn Jemand einen Bischof, den der König gesetzt, oder das Volk sich zum Priester erwählt, erschlagen habe, dem Könige oder dem Volke oder den Verwandten nach diesem Edict entgelten sollr: **Fiat tunica plumbea secundum statum ejus, et quod ipsa pensaverit, auri tantum donet, qui eum occidit.** Ohne Hilfr der Sage von Otur hat man diesen Rechtsgebrauch so wenig verstanden, daß man ihn so gedeutet hat: „Ward der Bischof getödtet: so ward dem Verbrecher ein Wams von Blei angelegt, und dieses Blei mußte rr mit Goldr aufwiegen, um sich zu *lösen* [2])." Oder ward nicht vielmehr ein Rock von Blei nach der Größe des Bischofs gemacht und der Verbrecher mußte diesen Rock mit Gold aufwiegen? Ähnlich wie nach der Sage von Otur, Odin, Loki und Hánir sich nicht dadurch lösen, daß sie Loki'n, der ihn rrschlagen mit Gold ausstopfen und bedecken, sondren dadurch, daß sie Otur's Fell mit Goldr ausfüllen und bedecken. Ähnlich muß der Araber, der eines andern Hund erschlägt, sich nicht selbst mit Gerstr oder Weizen bedecken, sondern während drr

*) S. statistisch-topographische Beschreibung des Regierungsbezirks Trier. 4. Lief. 1830. S. 275 fg. Dem königl. Regierungs-Secretair Schlickeysen müssen wir für diese nützliche Arbeit Dank wissen.

1) Quida Sigurdar Fafnisbana in önnur. Fyrri Partr, gr. Ausg. der Edda Sám. 2. Th. S. 151—156 und die folgenden Edda-Lieder. Die jüngere Edda, 68—78. Dámesaga. Die Wolsungasaga. 2) Luden, Geschichte des teutschen Volks. 3. Bd. S. 16.

Digitized by Google

Besitzer des Hundes dessen Schwanz faßt, sodaß die Nase des Thieres die Erde berührt, muß des Hundes Todschläger über den todten Hund einen so großen Haufen Gerste oder Weizen schütten, bis die Schwanzspitze bedeckt ist [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

Ó-TURA, slav. Stara-Tura, teutsch Alt-Tura, ein der Witwe des Grafen Joseph Erdödy gehöriger, großer Marktflecken im neustädtler Bezirke der nitraer Gespanschaft, im Kreise Niederungerns diesseit der Donau, im Karpathen-Gebirge, 1½ Meile westnordwestlich von Neustädel entfernt, in einer Gegend gelegen, die von der Natur nicht besonders begünstigt ist, mit einer zum miaver Distrikt des graner Erzbisthums gehörigen alten katholischen und einer Lutherischen Pfarre, einer katholischen und evangelischen Kirche und Schule, und einer jüdischen Synagoge, 926 Häusern und 5538 slavischen Einwohnern, welche mit Rindsschmalz und mit liptauer und sohler Brinsenkäse, welche Gegenstände sie weit, selbst bis nach Wien, verführen, einen sehr beträchtlichen Handel treiben, wodurch sie sehr wohlhabend werden, und unter denen nach dem graner Diöcesan-Schematismus für das J. 1834 sich 2389 Katholiken, 3058 Lutheraner, 3 Reformirte und 88 Juden befinden. Es werden hier auch viele Töpferwaaren verfertigt. Zwischen O-Tura und Miava zieht sich der Hauptstamm der Karpathen, eine Fortsetzung des weißen Gebirges, dahin. In der Nähe von O-Tura befindet sich eine Papiermühle, deren Erzeugniß meist in ordinairer Waare besteht. Das Patronatsrecht über die katholische Pfarre und Kirche steht der Grundherrschaft zu. (*G. F. Schreiner.*)

OTUS *Cuvier* (Aves), eine aus Strix gesonderte Eulengattung, von Brisson Asio genannt, zu derjenigen Abtheilung der Eulen, diese als Familie betrachtet, gehörend, deren Augen mit einem vollkommenen Federschleier umgeben sind. Die Gattung selbst ist durch zwei Federohren oder Federbüsche charakterisirt, welche auf der Stirn stehen und nach Belieben aufgerichtet werden können, am todten Thiere meist niederliegend sind, sodaß leicht eine Verwechselung mit den glattköpfigen Eulen vorkommen kann. Die Ohrmuschel erstreckt sich vom Schnabel bis zum Scheitel in einen Halbkreis und ist nach Vorn mit einem häutigen Deckel oersehen, die Füße sind bis auf die Krallen mit Federn besetzt. Die hierher gehörigen Arten sind in Europa, Afrika und Amerika einheimisch.

1) O. Ascalaphus *Savigny* (Oiseaux d'Egypte pl. 3. f. 2. *Temminck* pl. col. 57. Cuvier zieht auch hierher Brit. Zoology. 3. tab. 6, welche wir nicht vergleichen können). Die Länge ist etwas über 17 Zoll. Die Ohrbüschel sind klein und schwach, und daher wenig bemerkbar, der Schnabel ist klein und durch die Gesichtshaare verdeckt, die haarigen oder borstigen Federn der Wangen, welche über dem Auge kurz sind, geben der Stirn und dem Oberkopf eine platte Form, der Schwanz ist zugerundet, das Gefieder erscheint lebhaft rostroth, hier und da mehr in das Weißliche spielend, auf dem Kopf und auf dem Halse, sowie auf den Flügeln, mit dreieckigen, auch halbmondförmigen und rundlichen schwarzen, braunen, ledergelben und weißlichen Flecken, an den Seiten des Halses und auf dem Rücken stehen wurmähnliche Querstreifen, am Bauche schmale Querlinien, der Schwanz ist zugerundet und unten mit vier schwarzen Querstreifen gezeichnet. Das Vaterland ist Afrika und doch scheinen sie auch in Sicilien zu Hause zu sein und einzeln sonst noch in Europa vorzukommen.

2) O. communis *Linné* (*Gmel.* Syst. I. p. 288. sp. 4. *Lath.* Ind. v. I. p. 53. Le Moyen Duc ou Hibou. *Buff.* Ois. v. I. p. 342. *Id.* pl. enl. 29. *Gérard*, Tab. élém. v. I. p. 66. *Vaill.* Ois. d'Af. v. I. p. 107. Gufo Minore. Stor. degli uccelli. pl. 82. Long Eared Owl. *Lath.* Syn. v. I. p. 121. *Penn.* Brit. Zool. p. 70. t. B. 4. Mittlere Ohreule. Bechstein, Naturgesch. Deut. v. 2. p. 896. Meyer, Taschenb. Deut. v. I. p. 73. Naum. Vög. t. 29. f. 48 te mâle. Frisch, Vögel t. 99. Hoorn-uil. *Sepp.* Nederl. Vög. t. p. 303. Gloger, Handb. I, 115. Mittlere Ohreule, kleiner Schuhu oder Uhu). Die sehr langen, immer emporstehenden Ohrfedern schwarzbraun, auf der äußern Seite rostgelblich und auf der innern weißlich eingefaßt, die Ohröffnungen ungemein weit; der Schleier rostgelb, sehr fein weiß und dunkelbraun gefleckt, vollständig, beinahe kreisförmig; der Kopf und die Augenkreise sehr groß, letztere am Schnabel weißlich, sonst rostgelb, um die Augen stark dunkelbraun gemischt. Fünf allenthalben, mit Ausnahme der graugelben Zehensohlen von hell oder tief rostgelblichen, dichten, weichen Federn bedeckt; Klauen und Schnabel schwärzlich. Augen hoch, im Alter pomeranzengelb, Flügel etwas länger als der Schwanz. Oberseite des Vogels trüb rostgelblich, an den Federenden in helles Aschgrau und Grauweiß übergehend, zugleich allenthalben mit feinen, dunkel graubraunen Wellenzickzack- und Punktlinien nebst dergleichen Schaftflecken; an den Schwingen mit breiten Querbändern; an Flügeln und Schultern auch mit einzelnen großen, weißen Tupfen. Der Schwanz fast ebenso, mit dunkler rostgelbem Grunde und braungrau angeflogenen Mittelfedern und Spitzen. Die ganze Unterseite mäßig tief oder hell rostgelb, stellenweise in Weiß verlaufend, an dem After am lichtesten, überall mit großen, dunkelbraunen, auf dem After und der Brust größern, an den Seiten noch mit Querzacken fein versehenen, oder am Bauche pfeilförmig werdenden Schaftstrichen. Die Länge des Männchens beträgt 1 Fuß 2—3 Zoll. Das Weibchen 1 Fuß 3–4 Zoll lang [1]).

Diese Eule findet sich in ganz Europa bis zum mittlern Schweden hinauf und unter denselben Breiten in Asien und Nordamerika, sowie in Afrika, wo sie auch am Cap der guten Hoffnung vorkommen soll. Sie findet sich in Wäldern in Teutschland fast überall sehr gewöhnlich, sowol in Gebirgen als in der Ebene im Laub- und Nadelholze, welches letztere sie im Winter vorzieht; dann findet sie sich auch in Dörfern und Städten, hält sich aber nicht in Gebäuden auf, sondern im jungen Nadel-

3) J. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 2. Abth. S. 17, 13.

1) Gloger a. a. O.

holze, an den Stämmen, im Laubholze oft auf der Erde. Sie zieht in kleinen Gesellschaften, doch will Bechstein behaupten, daß er von ihren Zügen in Franken und Thüringen nichts bemerkt, sondern sie auch im Winter angetroffen habe. Sie ist nicht sehr wild und macht gezähmt unter allen Eulen die wunderlichsten Stellungen. „Bald reißt sie die Augen weit auf, bald drückt sie sie ganz zu, bald dehnt sie sich und breitet die Flügel weit aus, bald drückt (kauzt) sie sich wieder wie ein Ball zusammen, bald macht sie den Hals lang und dreht den Kopf, wie ein Wendehals, bis auf den Rücken, bald zieht sie ihn in die Brust, daß der Schnabel auf der Brust zu stehen scheint und knackt zu allen diesen verschiedenen Wendungen immer mit dem Schnabel. Man kann alle diese Figuren mit dem Finger, wenn man sie daran gewöhnt hat, dirigiren, oder auch, wenn man ihr eine Katze vorhält, bemerken. Hierbei läßt sich auch wol noch ein sausendes, boshaftes Blasen hören[2])." Auch Brehm erzählt von dem sonderbaren Benehmen einer jungen Eule dieser Art, welche er im Freien beobachten konnte, die sich durch einen scharfen, durchdringenden i h, i h, klingenden Ton verrieth und auf den Ästen einer gefällten Kiefer nicht hoch über dem Erdboden saß. Sie benahm sich, wie er sagt, ganz affenartig. Bald streckte sie sich und legte ihr Dunenkleid knapp an, sodaß sie recht schlank aussah, bald trug sie ihr Gefieder locker und bekam das Ansehen eines Federklumpens; sie bückte sich nieder und richtete sich auf, drehte den Kopf bald rechts, bald links, nickte, hob die Flügel und bewegte sich bei jedem Schreie stark vorwärts. Sie blieb lange Zeit auf einer Stelle und flatterte nur manchmal von einem Aste zum andern, offenbar, um die Ältern eher zu sehen. Diese verriethen ihre Nähe durch ein besonderes Fauchen, welches eines nach dem andern hören ließ und wobei man deutlich bemerken konnte, wie sie sich damit antworteten. Als das Weibchen die Gegenwart eines Verfolgers bemerkte, stieß es ein Paar Töne aus, welche wie w a, w a klangen, einander schnell folgten und einige Male wiederholt wurden, und worauf sogleich das Junge verstummte. Fing es dann nach einiger Zeit doch wieder an, so erklang der Warnungsruf von Neuem, nur das Weibchen ließ diesen hören. Erst als dieses geschossen war, ließ das Männchen den seinigen hören (Isis 1832). Sonst lautet die gewöhnliche Stimme hoch und lang gedehnt gegen das Ende gehoben H u u k, seltener dumpfer W u m b, W u m b, die Stimme der Jungen ist höher und schreiender. Die Nahrung dieser Eule besteht in kleinen Säugethieren, namentlich Wassermäusen, Maulwürfen, Feldmäusen, Amphibien, kleinen Vögeln, die sie im Schlafe überrascht, und todten, die sie aus den Schneußen nimmt, wobei sie sich oft selbst fängt, im Winter auch Hunger leidende Rebhühner, große Insecten, namentlich Mist- und Maikäfer. Sie nisten in die Nester anderer großen Vögel, auch in Eichhörnchennester, in Nordamerika (s. weiter unten) in die Nester der Nachtreiher, und legen 3—4 ziemlich große rundliche, manchmal fast kugelrunde Eier, welche das Weibchen allein ausbrütet, unterdessen aber von dem Männchen mit Speise versorgt wird. Die Jungen sind Anfangs weiß, färben sich aber nach 14 Tagen, lassen sich leicht zähmen und halten dann die Häuser von Mäusen rein. Schaden thun diese Vögel fast keinen, denn die wenigen Schneußvögel, die sie etwa ausnehmen oder der Fang eines ermatteten, außerdem doch vor Hunger krepirenden Rebhuhns ist wol kaum zu rechnen, dagegen ist ihr Nutzen desto größer, sodaß man sie keineswegs unter die schädlichen Vögel rechnen darf.

Lesson führt (Traité p. 110) eine Varietät aus Brasilien mit folgender Beschreibung an: „Das Gesicht schwarz, mit weißen Flecken, der Körper oben braun, unten ledergelb, stark mit Schwarz gefleckt, die Tarsen bis an die Zehen befiedert, der Schnabel hornfarben, die Federbüschel nach Hinten liegend, die Größe die der Schleiereule."

Cuvier hält die gleichnamige Eule Wilson's für verschieden von der gegenwärtigen Art, womit Bonaparte (Isis 1833. S. 1047) nicht übereinstimmt, dagegen Lesson (a. a. O.) ihm beitritt. Beide führen dabei Taf. 51. Fig. 3 an, wogegen sich in Jameson's Ausgabe von Wilson fälschlich Fig. 1 citirt findet. Wir geben daher einen Auszug aus Wilson zur Vergleichung: „Diese Eule ist in Pennsylvanien häufiger als die Schleiereule. Sie soll in Amerika zu einer hohen Breite hinaufgehen, doch sind keine bestimmten Nachweisungen darüber vorhanden. Mit Ausnahme der Größe gleicht sie dem Schuhu am meisten, auch darin, daß sie auf hohen Bäumen brütet, wo sie vier ziemlich runde, rein weiße Eier legt. Die Jungen sind gräulich weiß, bis sie fast ihre volle Größe haben. Diese Eule ist 14½ Zoll lang, mit ausgebreiteten Flügeln 3 Fuß 2 Zoll breit, die Ohrbüschel sind groß, sechsfederig, von Hinten nach Vorn länger werdend, schwarz, rostgelb gerandet, die Iris ist lebhaft gelb, die innere Seite des Gesichtschleiers ist weiß, die äußere oder die Backen rostig, an den innern Augenwinkeln steht ein schwarzer Strich, der Schnabel ist schwärzlich hornfarben, Vorderkopf und Scheitel tiefbraun, mit kleinen weißen und blaßrostfarbenen Punkten besprützt, der äußere Rand des Schleiers ist schwarz, fein mit schmalen, gebogenen, weißen Flecken gezeichnet, Rücken und Flügel sind dunkelbraun mit Weiß-Blaßrostbraun und dunkel gesprenkelt und gefleckt, die Schwungfedern der ersten Ordnung mit gelbbraunen und dunklen Bändern, nach der Spitze zu dunkler werdend, die zweiten Schwungfedern sind feiner bandirt, mit Weiß und Dunkel gepudert. Die Flügelspitzen reichen bis an das Ende des zugerundeten Schwanzes, der schön gebändert und marmorirt ist, mit Schmuzig-Weiß und Blaß-Rostfarben auf dunkelbraunem Grunde, Vorderhals und Brust zeichnen Wolken von Rostfarbe milchweiß (cream) und schwarz und weiß, der Leib ist schön gestreift mit breiten, pfeilförmigen, schwarzen Flecken, Beine und Tarsen sind bis an die blauschwarzen großen, scharfen Krallen hell rostfarben gefiedert, die innere Seite der Flügel ist gelblich braun, mit einem großen schwarzen Fleck an der Wurzel der großen Schwungfedern.", Dies war ein Weibchen, das Männchen hat Wilson nicht gesehen, vermuthet aber, daß es nach andern Arten zu schließen von dem Weibchen nicht sehr verschieden sein möge. Das Nest fand er im

2) Bechstein a. a. O.

Digitized by Google

April inmitten anderer Nester vom Nachtreiher, das Weibchen auf vier Eiern brütend, welche nahe am Ausschliefen waren.

3) O. brachyotos *Forster.* (*Lath.* Ind. Orn. v. 1. p. 55. *Gmel.* p. 289. sp. 17. Meyer, Taschenb. Teut. v. 1. p. 73. Derf. Vög. Liv- und Esthl. p. 34. sp. 6. Strix accipitrina. *Pall.* It. v. 1. p. 455. Gmelin's Reise. v. 2. p. 163. t. 9. *Gmel.* Syst. I. p. 295. sp. 36. Strix ulula, *Gmel.* System I. p. 294. *Lath.* Ind. v. 1. p. 60. Strix stridula. Nov. act. reg. acad. sc. Suec. 1783. p. 47. Strix palustris. Siemssen, Vög. Mecklenb. Strix arctica. *Sparm.* Mus. Carls. pl. 57. Strix cripennis *Schrank.* Fauna boica. p. 112. nr. 64 Strix brachyura *Nilson* Faun. Suec. v. 1. p. 62. sp. 27. Duc à courtes oreilles *Sonn.* édit. de *Buff.* v. 4. p. 77. Chouette ou grande chevêche *Buff.* Ois. v. 1. p. 372. t 27. *Id.* pl. enl. 438. *Gérard.* tab. élém. v. 1. p. 78. Chouette caspienne. *Sonn.* nouv. édit. de *Buff.* Ois. v. 4. p. 169. Schort eared Brown and Caspian Owl. *Lath.* Syn. v. 1. p. 124. 140 et 147. *Penn.* Bret. Zool. fol. t. B 4. Kurzöhrige Ohreule. Bechstein's Naturgesch. Teutsch. v. 2. p. 909. Frisch, Vög. t. 98. Naum. Vög. t. 29. f. 49. Kurzöhrige, gehörnte Sumpf-, Moor-, Bruch-, Wiesen-, Schnepfen-, Kohl-, Brandeule, dreifedriger gelber Kauz). Der Kopf für eine Eule klein, jedoch die Ohröffnung sehr groß, der kleine weißliche, gelbliche und graue Gesichtskreis um die hellgelben Augen herum breit schwarz; die unbedeutenden Ohrbüschel äußerst kurz, nahe bei einander, und blos aus 2—4 Federn bestehend, auch selten aufgerichtet; der Schleier schmal, jedoch recht deutlich, rundlich, fein rostgelb und schwarz punktirt. Die Füße ganz mit dichten, blaß rostgelben Federn bewachsen, nur die gelbbraunen Zehensohlen entblößt; Klauen und Schnabel schwarz. Die Flügel weit länger als der Schwanz, beide rostgelb mit schwarzbraunen (letzterer mit 5—6, an den mittelsten zwischen verkürzten, dandähnlichen Querflecken liegenden) Querbinden; erstere von Unten auffallend rostgelblich weiß, nur mit zwei schwarzen Feldern. Oberleib allenthalben dunkelbraun mit breiten, doch meist unregelmäßigen, hell rostgelben Längskanten an jeder Feder, die auf den Schulter- und Flügeldeckfedern hier und da noch einzeln und unordentlich ausgezackt sind, an den letztern nach Außen auch mit vereinzelten weißen Flecken; kleinere und mittlere Schwingen mit rostgelben, einen dunkeln Punkt oder Strich umschließenden, selten in Längsstreifen übergehenden großen Randflecken; der Steiß etwas braungelb gewellt. Kinnfleck weiß, übriger Unterleib hell rostgelb, an der Brust am dunkelsten, mit großen, dunkelbraunen Schaftflecken, am Bauche lichter mit schmälern Längsflecken, am After und an den untern Schwanzdecken noch heller oder weißlich. Sehr abändernd im Betreff der Blässe und der Tiefe der Farben; unten der Grund oft kaum roströthlich weiß. Nestjunge: Viel dunkler, das Rostgelb röther, die braunen Flecke öfter in Zickzackstreifen auslaufend, der Unterleib mit einzelnen Pfeilflecken. Das Männchen ist 1 Fuß 2½ bis 3½ Zoll, das Weibchen 1 Fuß 3½ bis 4½ Zoll lang. Diese Eulenart ist in Europa einheimisch, während des Sommers doch mehr innerhalb der Polarregionen als weiter südlich, doch nicht auf Island; sie findet sich ferner häufig im nördlichen Sibirien, in Nordamerika, mit Ausnahme von Grönland, kommt in Cayenne, Brasilien, auf den Falklandsinseln, im Winter oft in Kleinasien, in Ägypten, Nubien, am Cap ꝛc. vor, und findet sich dann auch in Menge in Südeuropa. Auf ihren Zügen trifft sie im September in Teutschland ein, von wo die meisten im März oder April wieder nördlich ziehen und nur wenige zum Nisten dableiben. Besonders häufig finden sie sich in mäusereichen Jahren ein. Sie liebt die Wälder nicht, sondern mehr feuchte Felder, Wiesen, Sümpfe, allenfalls am Rande grasreicher junger Holzschläge, und sitzt fast immer auf der Erde. Wird sie gestört, so hat sie die ganz besondere Eigenheit, sich ungemein hoch in die Luft zu erheben und dann im Kreise fortzudrehen; sie thut das wol auch, wenn sie von Krähen aufgescheucht wird, und läßt dann manchmal auch ihre Stimme dabei hören; sonst hat sie viel Ähnlichkeit mit den Weihen, stürzt wie diese beim Niederlassen senkrecht, manchmal sich überpurzelnd, herab, fliegt rascher als andere Eulen und zeigt sich schon in der frühesten Dämmerung; sie ist wenig scheu und nächtliche Feuer ziehen sie herbei, auch kann man sie durch Nachahmung des Pfeifens der Mäuse herbeilocken. Ihr Geschrei ist ebenfalls nicht eulenartig, es wird nicht oft gehört und klingt fast meckernd: Káw, káw. Diese Art liebt besonders Mäuse, frißt aber auch schlafende Feld- und kleine Sumpfvögel, Insecten ꝛc. Sie brütet auf der Erde auf einem Hügelchen im langen Grase, auf Schilf oder Binsen an feuchten Heideplätzen, in Distel-, Klee- und Nesselplätzen auf Viehweiden, auf etwas trocknem Miste, oft ohne Unterlage, und legt 3—4 fast runde weiße Eier. Lesson bemerkt, daß Individuen von den Marianen und aus Brasilien nicht von den französischen abweichen, daß aber das Gefieder derjenigen von den Sandwichinseln (?) mehr braun sei, ebenso sei dies der Fall mit denen aus Bengalen, welche auch etwas kleiner wären.

4) O. maculata *Vieillot* (Tableau encycl. méth. III p. 1281. Le Nacurutu tacheté, *Azara*, Voy. Vol III. p. 118. Strix longirostris, *Spix.* t. IX, a. Neuwied, Beitr. zur Naturg. von Brasil. III, 281. Strix Mexicana, *Gmelin.* Strix clamator *Vieillot.* Ois. d'amériq. pl. 20). Der Prinz von Neuwied gibt als Kennzeichen dieser Art an: das Gesicht weiß, unter dem Auge zimmtfarben, der Schleierkranz schwarzbraun, die Ohrfedern an der ganzen äußern Fahne schwarzbraun, die innere gelblichweiß gesäumt, der Oberkörper auf gelbröthlichem Grunde sehr stark schwärzlich gefleckt, die Untertheile weißlichgelb, mit einzelnen starken schwarzbraunen Längsflecken, die Beine ungefleckt, hell weißlich gelblich befiedert. Gestalt, Größe und Verhältnisse etwa, wie die unserer europäischen mittlern Ohreule. Der Schnabel ziemlich lang, vor den streiflichen weißen Borstfäden des Gesichts, beinahe bis zur Spitze so bedeckt, daß man weder Firste, noch Nasenloch und Wachshaut sehen kann; über den mäßig großen, mit bewimperten Augenlidern versehenen Augen stehen starke Feder-

Digitized by Google

zöpfe oder Federohren, welche aus etwa acht bis neun Federn bestehen, von welchen die längste 2 Zoll mißt; der Kranz besteht aus dichten, sehr kurzen, netten Federchen, die Flügel sind stark und reichen über die Mitte des Schwanzes hinaus, die vierte Feder ist die längste, die vorderste ist an ihrer Vorderfahne kammförmig, Schwanz mäßig lang, ein wenig keilförmig, ausgebreitet ein wenig abgerundet; Beine mäßig hoch und stark, bis auf die Klauen zart und dicht befiedert; die Mittelzehe ist die längste, die äußere weit kürzer als die innere, die Hinterzehe noch ein Wenig kürzer als die äußere; Klauen stark, sehr scharf. Das Auge war an dem erhaltenen Weibchen, vielleicht zufällig, ohne gelbe Iris, die jedoch nach Azara, auf diese Weise gefärbt sein soll, Schnabel und Wachshaut hornschwärzlich. Das ganze Gesicht ist weiß, von einem schwarzen, am äußern Rande rostgelb eingefaßten Kranze umgeben, das Augenlid mit den Wimpern ist bräunlichschwarz, das Kinn, die Kehle und der Unterhals sind weiß, der Kranz ist quer über die weiße Kehle schwarz und rostgelb gefleckt, an den Federn des Scheitels und Hinterkopfes ist die äußere Fahne schwarzbraun, die innere hellgelb, fein, etwas schwärzlich quee gestreift; auf Oberhals und Rücken wird die Zeichnung mehr schwärzlich, indem hier eine jede Fedee einen breiten schwarzbraunrn Mittelstreifen ihrer ganzen Länge hinab zrigt; und nur an jeder Seite etwas rostgelb und weißlich gesäumt und punctirt ist; Scapulae und große Hinterflügeldeckfedeen an der Vorderfahne zum Theil weiß, andere gelblichweiß, wodurch hier einige weiße Flecken entstehen; Schulter oder kleine Flügeldeckfedeen in der Mitte schwarzbraun, an den Seiten zackig und punktirt röthlichgelb und gelblich-weiß gefleckt und gesäumt, hintere große Flügeldecke und Schwungfedern auf heller und dunkler-graubraun marmorirtem Grunde mit schwärzlich braunen, unterbrochenen, d. h. an beiden Fahnen abwechselnd stehenden, Querbinden bezeichnet; die Schwungfedern fahlröthlich gelb mit dunkelbraunen Querbinden an den Spitzen so stark graubraun marmorirt, daß die hellen Binden graubraun erscheinen, die Schwanzfedern eöthlich graubraun an dee äußern Fahne, an der innern gelblich weiß, überall mit verloschenen schwärzlich graubraunen Querbinden, die spitzwinkelig und meistens abwechselnd stehen, die hellen Binden stark geaubraun marmorirt, besonders an den mittlern dunkleen Federn. Brust und Bauch hellweißgelb, mit einzelnen dunkeln, ichwarzbraunen langen Flecken, Beine und Steiß ungefleckt weißgelb, die Schenkel auch weißgelb, mit einigen verloschenen Fleckchen, die Klauen schwarzbraun. Die Länge des Vogels 14 Zoll 9 Linien. Das Vaterland Brasilien.

5) O. maculosus *Vieillot* (Galérie pl. 23. Strix africana *Temminck* col. pl. 56). Die Federbüsche stehen an den Seiten des Kopfes hinter dem Auge und haben schwarze Spitzen, die Wangen sind grau, Kinn und Unterhals rein weiß, in Form eines halben Mondes; das Gefieder braun, mit schwarzen rußigen und graulichen Zickzackquerbinden, die Schwungfedern braun mit dergleichen schwarzen Binden, so auch die Tarsen, der Schwanz zugerundet, dreiviertel von den Flügeln bedeckt, mit fünf braunen Querbinden. Die Länge 16—18 Zoll. Vaterland das Cap der guten Hoffnung.

6) O. macrorhynchus *Temminck* (col. pl. 62). Die Ohrbüschel sind schmal, steif, braun, der starke hornfarbene Schnabel zeichnet sich durch seine Größe aus und ist mit dichten Borstenfedern bedeckt; die Wangen sind grau, tiefschwaez eingefaßt. Das Gefieder ist bunt, mit grauen ledergelben und braunen und schwarzen Querwellen, Schwungfedern und Schwanz haben braune Querbinden; die Tarsen sind weiß befiedert, Brust und Bauch weiß mit feinen schwarzen Querwellen. Die Größe ist ein Drittheil geringer als die des Schuhu. Das Vaterland das nördliche Amerika.

7) O. leucotis *Temminck* (pl. col. 16). Die Federbüsche entspringen über den Augen, sind lang und spitzig, der Schnabel hornfarbrn an der Wurzel mit sehr langen Haaren bedeckt, das Gesicht rein weiß, unter dem Auge rostfarben, der Schleierkranz schwarz, die Flügelränder und die großen Deckfedern sind weiß, das Gefieder ist hellröstfarben mit kurzen dunkelschwarzen Flammenflecken auf Rücken und Bauch mit braunen Wellenlinien, Unterbauch und Tarsen weiß, Schwungfedeen und Schwanz quer schwarz bandirt. Länge zehn Zoll. Vaterland Senegal. (D. *Thon.*)

OTUS, *Hübner* (Insecta). Eine Gattung Abendschmetterlinge, bei welchen die Vorderflügel stark gekrümmt und schattig gestreift, die Hinterflügel scharfeckig und am Afterwinkel dunkel sind. Es gehören hierher Sphinx Choerilus *Cram.* 247 A. und Sphinx Myron, *Cram.* 247 C (D. *Thon.*)

OTUS (Mythol.) (s. den Art. Otos und Aloeidae). Doch bemerke ich hier nachträglich, daß ὦτος eine Art Ohreule bezeichnet, Otos und Ephialtes in Naxos, wo sie auch die Sage von Apollon getödtet und begraben sein läßt, einen besondern Tempel hatten; auf einer naxischen Inschrift lesen wir ὄρος τειένους τοῦ Ὦτου καὶ Ἐφιάλτου in *Boeckh*, Corp. Inscr. Gr. nr. 2420. (*H.*)

OTWAY (Thomas), geboren im J. 1651 zu Wolbeding in der Grafschaft Sussex, erhielt eine sorgfältige Erziehung. Ohne sich indessen regelmäßigen Studien hingegeben oder überhaupt einen bestimmtrn Plan während seines akademischen Lebens befolgt zu haben, ging ee nach London, erfüllt von der Idee, als Schauspieler sein Glück zu machen. Doch verließ er bald wieder die Bühne, die er mit keinem sonderlichen Glücke betreten, wol aber als deamatischee Dichter sich einen Namen erworben hatte, durch die Trauerspiele Alkibiades und Don Carlos. Das letztere wurde im J. 1676 zu London mit großem Beifall gegeben. Sein Witz, seine Talente verschafften ihm bald Freunde und Gönner. Im J. 1677 verdankte er einem Grafen von Plymouth, einem natürlichen Sohne König Karl's II., eine Officierstelle bei einem Regiment, das nach Flandern abging. Aber unzufrieden mit dem Militairstande, kehrte er bald wieder nach England zurück. Arm, außer Dienste und geschäftslos, überfetzte er Einiges aus dem Französischen, unter andern ein Werk, Titus and Berenice betitelt. Aber das deamatische Fach blieb die eigentliche Sphäre, in der

Digitized by Google

ee glänzen konnte. Besonders gewann er die Gunst des Publicums durch die Trauerspiele: The Orphan (die Waise) und Venice preserved [1]).

Der Unterhalt, den ihm diese dramatischen Arbeiten sicherten, reichte nicht lange hin, um ihn vor drückendem Mangel zu schützen. Zu Thorheiten und Ausschweifungen manchee Art führte ihn, der sich nie an eine geregelte Lebensweise gewöhnen konnte, sein gutmüthiges, aber leichtsinniges und stets nach neuen Genüssen verlangendes Temperament. Auch sein vertrautestee Freund, dee Dichtee Duke, konnte ihm nicht helfen, als er in einem abgelegenen Theile von London mit dee bittersten Armuth kämpfte. Die Verzweiflung trieb ihn in ein Kaffeehaus. Dort bat ee einen Mann, den er ein Wenig kannte, um einen Shilling, eilte, als ee eine Guinee erhielt, nach einem Bäckerladen, und beschleunigte seinen Tod durch eine Semmel, die ee heißhungrig verschluckte. Gewiß ist, daß Otway im J. 1685 in der Blüthe seines Lebens, vor Kummer und Armuth, gestoeben, wenn auch die Art seines Todes, wie sie von Cibber [2]) und andern englischen Literatoren erzählt wird, erdichtet sein sollte.

Wie sein Leben, so beweisen auch Otway's Werke [3]), daß er sich weder um seine höhere Geistesbildung, noch um schulgerechte Regeln viel kümmerte. Er vernachlässigte sich als Mensch und als Poet. Sorglos dichtete er, wie es ihm seine Laune eingab. Aber die Natur hatte viel Großes und Treffliches in ihn gelegt, und unbedenklich darf er zu den ausgezeichnetsten dramatischen Dichtern gerechnet werden, welche England im 17. Jahrh. aufzuweisen hat. Kraft und Fülle des Gefühls und eine hinreißende Kraft des Witzes vereinigten sich in ihm mit einem entschiedenen Talent zur dramatischen Poesie. In seinen gelungenen Schauspielen ist eine lebendige Darstellung vorherrschend, ohne sichtbare Kunst und doch voll hohen Interesses. Gelang es ihm auch nicht, mit schöpferischee Phantasie und Überlegenheit sein Zeitalter zu beherrschen, wie Shakspeare, so muß doch die selbständige Geisteskraft anerkannt werden, mit welcher er die Natur ergriff und nachbildete. Ihe getreu zu bleiben war ihm genug, und zwischen den Edeln und Gemeinen machte er eben keinen sonderlichen Unterschied. Aber einen poetischen Schwung nahm seine Phantasie immer, ungeachtet ihree mannichfachen Verirrungen. Zu diesen muß besonders die ausschweifende Frechheit des Witzes gerechnet werden, die sich Otway in seinen Lustspielen erlaubte. Die Sittlichkeit wird darin beleidigt durch die Erfindung, die Charaktere und die Sprache. Einen bei weitem höhern Werth behaupten untee den neun Schauspielen, die er hinterließ, seine Trauerspiele. Schon seiner in einer frühern Lebensperiode geschriebenen Tragödie, Don Carlos, fehlte es nicht an mannichfachen Schönheiten und wahrhaft poetischen Stellen, zu denen besonders ein Monolog Philipp's II. gerechnet werden kann [4]). Noch höhern Werth behaupten indessen die Trauerspiele the Orphan und Venice preserved. Das erstere, zu der Gattung der bürgerlichen Trauerspiele gehörend, empfiehlt sich durch wahre und kräftige Zeichnung dee Charaktere und der Leidenschaften. Alles ist in diesem gut erfundenen und ausgeführten Stücke auf Rührung und Erschütterung berechnet, und der Dichtee erreicht diesen Zweck in einem ungewöhnlichen Grade. Einen noch kräftigern Ton und mehe tragische Größe hat das Trauerspiel: Venice preserved, obgleich das Pathos oft durch niedrige und burleske Scenen gestört wird. Ein lebhaftes Interesse erweckt die großartige Gesinnung des Haupthelden, wenn sie gleich mit dem Geiste seines revolutionären Unternehmens im Widerspruche zu stehen scheint. Gleichwol hat sich dies Stück, dessen Mängel duech viele Schönheiten aufgewogen werden, in England, neben Shakspeare's dramatischen Werken, noch immer in Ansehen erhalten. Von weit geringerer Bedeutung, wenn auch nicht durchaus ohne gelungene Stellen, sind Otway's übrige Trauerspiele. In seinen Gedichten sinkt, wenn man etwa the Poet's complaint ausnehmen will, die Poesie oft herab zur nüchternsten Prosa [5]).

(*Heinrich Doering.*)

OTWIN, ein Graf [1]) des fränkischen Reiches, dee sich einen traurigen Namen durch furchtbare Verheerung eines Thales von Alemannien gemacht, kam um das J. 650 [2]) mit großer Heeresmacht, verwüstete einen Theil

1) Dies Trauerspiel erschien unter dem Titel: Das gerettete Venedig in einer teutschen Übersetzung von J. J. M. Valett. (Baireuth 1794 und in einer freiern Bearbeitung zu Berlin 1795.) 2) The lives of the Poets of Great-Britain and Ireland. (London 1753.) Vol. II. 3) Sie sind zu London 1768 in drei Octavbänden gesammelt worden.

4) Dieser Monolog in Reimen abgefaßt, wie das ganze Trauerspiel, lautet:

„Tis night; the season, when the Happy take
Repose, and only Wretches are awake:
Now discontented ghosts begin their rounds,
Haunt ruin'd buildings and unwholesome grounds,
Or at the curtains of the restless wait,
To frighten 'em with some sad tale of fate.
When I would rest, I can no rest obtain;
The ills I've borne ev'n o'er my flambeau reign,
And in sad dreams torment me o'er again.
The fatal bus'ness is ere this begun,
I'm shookt, and start to think what I have done.
But I forget how I that Philip am,
So much for constancy renown'd by fame;
Who thro' the progress of my life was ne'or
By hopes transported, or depress'd by fear.
No, it is gone too far to be recall'd,
And sted fastness will make the act oxtoll'd."

5) S. *Cibber:* The lives of the Poets of Great-Britain and Ireland. (London 1753.) Vol. II. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 149 fg. Eschenburg's Beispielsammlung zu seiner Theorie und Literatur der schönen Redekünste. 7. Bd. S. 244 fg., 539. Baur's neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. 4. Bd. S. 179 fg.

1) Praeses nennt ihn die Vita S. Galli antiquissima ap. *Pertz.* Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 18. *Walafrid Strabo*, De Miraculis B. Galli Confessoris. Lib. II. c. 1. (ap. *Goldast.*, Alem. Rer. T. I. P. II. p. 163) gibt es durch: partium earundem potestate praeditus. *Faber*, Hist. Suevor. Lib. I. c. 19, verstehe darunter einen Herzog der Schwaben. Ildefons von Arx bei Pertz S. 18 nimmt wahrscheinlicher jene Verwüster als Franken, die unter Anführung Otwin's kommen und die Sitze der Alemannen zerstören. 2) Der Verf. der Vita S. Galli antiq. sagt, nachdem der heil. Gallus 40 Jahre begraben gewesen. Aber aus den Nebenumständen geht hervor, daß für XL zu lesen

des Thurgaues, und verbrannte Constanz und Arbona. Seine Mannen richteten unter den Männern ein gewaltiges Blutbad an, und führten Frauen und Kinder gefangen hinweg. Auch die Celle des heiligen Gallus, wohin viele Bewohner jener Gegend sich und ihre Habe geflüchtet, ward ein Raub der Verheerer. Daß jene dahin ihre Zuflucht genommen, verrieth ein Erchonald. Man findet daher die Vermuthung, daß jene Verheerung im J. 658 geschehen, als der Major domus Grimoald den Dagobert, den jungen Sohn Siegbert's, nach Schottland bringen ließ, um an dessen Stelle seinen Sohn Childebert zum Könige von Austrasien zu machen. Chodowig, Siegbert's Sohn, erbittert darüber, sandte gegen Grimoald seinen Major domus Erchobald, der Childeberten besiegte und umbrachte, und Grimoalden nach Paris in Haft brachte. In Folge dieses Sieges soll Erchobald den Thurgau verheert haben ꝛc. So nach Stumpf und denen, die ihm folgen. Aber jener Erchobald, der dem Heere Otwin's jenen Dienst leistete, war ein anderer. Ihn nennt der Verfasser der Vita S. Galli antiquissima Echonaldum quendam tribunum, und Walafried Strabo sagt: Erchonaldus Praefecti vicarius, und beide sagen, daß ihm wegen der Nachbarschaft jene Einöde ganz bekannt gewesen. Dieser Erchonald war also ein Vicegraf. (*Ferdinand Wachter.*)

OTWIN, Adwin, Bischof von Hildesheim, als Mönch im Kloster Reichenau erzogen, dann Abt des magdeburger Klosters zu St. Moritz, ward nach Thiedherd's Tode im J. 954 Bischof von Hildesheim, war wegen seiner Rechtschaffenheit vorzüglich bei Otto dem Großen beliebt, und galt bei ihm viel, begleitete ihn namentlich da nach Italien, als dieser Berengar'n fing, erhielt nebst dem Bischof Anno von Worms im J. 968 die Verwaltung des Erzstifts Magdeburg, bis Otto es wieder besetzte. Ungeachtet Otwin auch außer in der hildesheimischen Geschichte eine Rolle spielt, so steht er doch auch in dieser trefflich angeschrieben, daß er über seine Thätigkeit für den Kaiser sein Bisthum nicht vergaß, das er 30 Jahre lang musterhaft verwaltete, und für die hildesheimer Kirche ganz im Geiste seiner Zeit wirkte; so brachte er die Reliquien des heiligen Epiphanius, des Bischofes von Pavia aus Italien nach Hildesheim, erwarb dem Stifte den Hof Gysenheim, ordnete an, daß die Chorherren an den höchsten Festen 16 Tage hindurch Wein erhielten, sammelte Gold, Edelsteine und Perlen zur Fertigung eines Kelchs und einer Schale, baute auf dem bischöflichen Hofe Hildesheim eine Kirche ꝛc. Auch erwarb er sich einen guten Namen dadurch, daß während er Bischof war, die Streitigkeiten mit dem Erzstifte Mainz wegen des Klosters Gandersheim ruhten. Er war es, der Geberg II. zur Äbtissin von Gandersheim weihte und andere bischöfliche Rechte übte, ohne daß Erzbischof Wilhelm von Mainz, Otto des Großen Sohn, im mindesten sich dagegen setzte. Aller Wahrscheinlichkeit nach ließ Wilhelm den Bischof Otwin die bischöflichen Rechte auf Gandersheim ruhig verwalten, weil Otwin so einflußreich am Kaiserhofe war. Otwin starb den 1. Dec. 984 *). (*Ferdinand Wachter.*)

OTZBERG (Ottersberg, Utzberg), Schloß im großherzogl. hess. Landesbezirk Dieburg, liegt auf einem freistehenden Kegelberge, der sich 1226 pariser Fuß über die Meeresfläche erhebt, 1¼ St. von Umstadt und 4½ St. von Darmstadt. Noch ist das Schloß wohl erhalten und sein Äußeres ist freundlich. In der Mitte des Burghofes steht ein hoher Thurm mit 14 Fuß dicken Mauern, die weiße Rübe genannt. Eine schmale steinerne Treppe führt zu dem flachen, mit einer Einfassung versehenen Dache, von dem man eine weite, mannichfaltige Aussicht genießt. Dieser Thurm scheint der älteste Theil des Schlosses zu sein. Der Begründer der Burg ist unbekannt, sie findet sich zuerst im Besitze der Abtei Fulda; daß sie aber schon damals vorhanden gewesen, als Pipin im J. 768 derselben Umstadt (Autmundisstat) schenkte, ist nicht wahrscheinlich, obgleich dieselbe dadurch in den Besitz des spätern Burgbergs gekommen sein mag. Die Abtei Fulda, im Besitze der Burg, ertheilte die Schutz-, Schirm- und Kastenvoigtei Andern zu Lehn. Als solche besaß sie schon zu Ende des 12. Jahrh. der Pfalzgraf Konrad. Im 13. Jahrh. hatte die Abtei ihren eigenen Schultheiß daselbst. Später findet man, daß die Grafen von Hanau die Hälfte von Umstadt von Fulda im Besitze hatten; als nun Abt Friedrich ihnen im J. 1374 auch die andere Hälfte pfandweise überließ, erhielten sie zugleich die Herrschaft und das Schloß Otzberg mit verpfändet, und zwar auf neun Jahre. Doch die Lösung erfolgte nicht zur bestimmten Zeit, und Fulda sah sich dazu so wenig im Stande, daß Abt Heinrich vielmehr im J. 1390 die Hälfte von Umstadt und das Schloß Otzberg an Kurfürsten Ruprecht den Ältern von der Pfalz verkaufte; weil aber, während der Unterhandlungen, Fulda von Neuem 2000 Fl. von Hanau, unter der Bedingung einer Verlängerung der Pfandschaft auf sechs Jahre, aufgenommen, und auch Kurpfalz nach deren Verlaufe sein Einlösungsrecht noch lange ungebraucht ließ, so blieb Hanau bis zum J. 1427 im alleinigen Besitze. Damals erfolgte die Lösung, und Otzberg kam in pfälzische Hände. Kurfürst Friedrich der Sieghafte von der Pfalz bestimmte im J. 1476 seinem mit der Clara Dettin erzeugten Sohne Ludwig, dem Stammvater der heutigen Fürsten und Grafen von Wertheim, unter anderm den Otzberg und die pfälzische Hälfte von Umstadt zum künftigen Eigenthum; obgleich er im Voraus demselben huldigen ließ, kam diese Schenkung dennoch nicht zu Stande, denn Ludwig's Vor-

scheint XI., da nämlich nach 40 Jahren Bischof Bose nicht mehr lebte und es nicht glaublich ist, daß Magnus und Theodor nach so vielen Jahren aus dem Algau zurückgekehrt, s. v. Arr S. 78. Vergl. *Goldast*, Glossae Rer. Alam. T. I. P. ii. p 252.

*) *Dithmar. Merseb.*, Chron. ed. *Wagner.* p. 26, 31, 69. 70. *Annalista Saxo* ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Med. Aev. p 292, 344, 355. Translatio Reliquiarum corporis S. Epiphanii Ticinensis et Confessoris ex Italia in Hildesheim cura Otwini Episcopi ap. *Leibnitz.*, Scriptt. T. I. p. 257—262. Vita Berwardi, Ep. Hild., c. 13 ap. *eund.* p. 447. Chron. Hildesheim. ap. *eund.* p. 743, 744. Excerpta ex Necrologio Hildesheimensis Ecclesiae veteri ap. *eund.* p. 767.

münder verzichteten nach Friedrich's Tode selbst darauf und Kurfürst Philipp zog die Stücke wieder zur Pfalz zurück. In der pfälzischen Fehde eroberte Landgraf Wilhelm II. von Hessen den Otzberg und erst im J. 1521 kam er durch Vergleich wieder an die Pfalz. Im 30jährigen Kriege setzte sich Hessen-Darmstadt in Besitz, und blieb darin bis zum J. 1647, wo Turenne sich der Burg durch List bemächtigte. Der westfälische Friede stellte den ehemaligen Besitz wieder her und Pfalz behielt Otzberg bis zum J. 1802, wo derselbe an Hessen-Darmstadt abgetreten wurde. Vom Anfange des 15. Jahrh. bis 1763 war die Feste der Sitz der beiden Ämter Umstadt und Otzbeeg; dann benutzten Pfalz und anfänglich auch Hessen dieselbe zu einem Staatsgefängnisse; sie hatte einen Commandanten- und eine Invalidenbesatzung. Nachdem Otzberg eine Zeit lang zum Pulvermagazin gedient, wurde im J. 1828 von mehren Gebäuden das Dach- und Fachwerk ausgebrochen. — Otzberg hatte früher eigene Burgmannen, zu denen insbesondere das im J. 1694 ausgestorbene Geschlecht der Ganse von Otzberg gehörte. — Von Otzberg führte ein eigenes Amt den Namen.

(*G. Landau.*)

OTZENHAUSEN, ein Dorf im Landkreise Trier. Hier ist der sogenannte Steinring als eine antiquarische Merkwürdigkeit zu berühren. Auf dem Vorsprunge eines waldigen Gebirges ist eine etwa 48 Morgen enthaltende Fläche*) von einem ungeheuern Steinkreise eingeschlossen. Wo nicht schon die Natur dem Platze Festigkeit gewährte, da erhoben sich aus centnerschweren, rohen Steinblöcken bestehende Steinhaufen bis zu einer Höhe von 40 Fuß und ungefähe gleicher Stärke. Die Stellen, wo der äußere Angriff am leichtesten erschien, sind noch durch eine zweite Vormauer verstärkt.

Während man die Kraft und Ausdauer bewundern muß, welche ein solches Cyklopenwerk vollendeten, scheint die Bestimmung zu einem befestigten Lager aus vorrömischer Zeit durch die belgisch-keltische Nation der Trevirer kaum zweifelhaft. (*Wyttenbach.*)

*) Den gründlichen Forschungen des Hrn. Schlickeysen über die Topographie und Statistik des Regierungsbezirks Trier habe ich die genauern Angaben zu verdanken. Man vergl. über dergleichen keltische Werke die Mémoires de la Société royale des Antiquaires de France. T. I. (Descript. de plusieurs monumens celtiques qui existent sur le bord du Loire) T. II. (Sur les monumens druidiques du pays Chartrain etc.) S. auch *Schoepflini* Alsatia illustr. I. p. 58 sq., wo er sich auf *Caesar*, De bell. Gall. Lib. II. c. 29 bezieht.

Ende des siebenten Theiles der dritten Section.

Digitized by Google

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Dritte Section

O — Z.

Herausgegeben von

M. H. E. Meier und L. F. Kämtz.

Achter Theil.

OUABASH — OZZY. Nachträge: OBAJJ — OZODICERA. P — PACHNAMUNIS.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1836.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section

O — Z.

Achter Theil.

OUABASH — OZZY. Nachträge: OBAJJ — OZODICERA. P — PACHNAMUNIS

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Achten Theile der Dritten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Ockenheim, Odington, Olthovius, Ornithoparchus. . . . . Musik.

O U.

(Was sich unter OU nicht findet, ist unter U zu suchen.)

Ouabash, s. **Wabash.**

OUANNE, ein französischer Marktflecken an der Quelle des gleichnamigen Flusses, welcher, nach Nordwest strömend, sich in den Loing ergießt. Der Flecken Ouanne liegt im Departement der Yonne, Bezirk Auxerre, zwei Meilen südwestlich von Auxerre und hat 176 Häuser mit 1020 Einwohnern. (*A. Sprengel.*)

Ouari, s. **Uari, Waru, Waree.**

OUARVILLE, französischer Marktflecken, Departement Eure und Loir, Bezirk Chartres, mit 190 Häusern und 769 Einwohnern, welche vorzüglich Mützen- und Handschuhweberei treiben. (*A. Sprengel.*)

OUCHI und OUCHY, auch Rive, Ripa Lausannensis, ein Dorf am Genfersee im District Lausanne des eidgenössischen Cantons Waadt. Es liegt 20 Minuten von der Stadt Lausanne und ist der Hafen dieser Stadt. Ein starker Damm bildet einen sichern Ankerplatz. Der Verkehr ist hier sehr bedeutend. Täglich gehen Dampfboote zwischen diesem Ort und der neun Stunden entfernten Stadt Genf hin und her. (*Escher.*)

OUDALEN, OUDAL, norwegischer kleiner Marktflecken im Stifte Aggerhuus, im Amte Hedemarken, in der Voigtei Solör, acht Meilen nordöstlich von Christiania. In der Nähe sind Eisenwerke. (*A. Sprengel.*)

OUDALRICH, Verwandte Karl's des Großen. 1) Bruder der Kaiserin Hildegard, aus vorzüglich edlem, schwäbischem Geschlechte [1]), Schwager Karl's des Großen, erhielt von diesem viele Würden und Lehen, ward aber nach seiner Schwester Tode, weil er etwas verbrochen, derselben beraubt. Da rief ein Possenreißer dem Kaiser in die Ohren: „Nun hat Oudalrich seine Würden und Lehen verloren im Osten und Westen, da seine Schwester todt ist." Auf diese Worte ließ Karl der Große Oudalrich die alten Würden und Lehen zurückgeben [2]). Dieser Oudalrich ist vielleicht derselbe, der als Graf in den Gauen Argengowe und Linzgowe, und als Oudalrich's und Rodpert's Vater in sangaller Urkunden vom J. 802 und den folgenden Jahren vorkommt [3]). — 2) **Oudalrich**, aus Karl's des Großen Geschlecht [4]), ein Graf, hatte seinen Sitz zu Buchhorn, heirathete Wendilgarth, die Enkelin des Königs Heinrich I., zeugte mit ihr den Grafen Adalhard, der nachmals Altstätten dem Kloster St. Gallen gab, hörte, daß die Ungern in Baiern, wo er Eigen (Alode) hatte, einbrächen, griff mit den Übrigen die Feinde an, ward besiegt und gefangen und nach Ungern gebracht. Aber die Sage war, daß er in der Schlacht erschlagen worden. Seine Frau Wendilgarth galt daher als Witwe, und man bewarb sich um ihre Hand. Sie aber wollte nicht heirathen, sondern begab sich nach St. Gallen, ließ sich neben der Klause der heiligen Wiborod eine Kammer bauen, und lebte von ihrem Vermögen, und gab den Brüdern (Mönchen) und Armen viel zum Seelenheil ihres, wie sie glaubte, verstorbenen Mannes. Sie genoß noch mancherlei angenehme Speise, ward aber darüber von der Klausnerin Wiborod bestraft, und entwöhnte sich derselben. Ja! sie ließ sich von der Lehrerin Wiborod so weit bringen, daß sie den Schleier nahm, und erhielt ihn aus des Bischofs Salomo von Constanz Hand. Sie gewöhnte sich nun ganz an die Tugenden der Klausnerinnen, und so, daß sie nach dem Tode Rachild's, welche ihm nahe schien, in die Klause geschlossen zu werden wünschte. Es kam indessen im vierten Jahre der bittere Jahrestag des vermeintlichen Todes ihres Mannes, und sie ging nach Buchhorn, und spendete, wie sie pflegte, den Armen. Oudalrich war durch einen glücklichen Zufall der Gefangenschaft bei den Ungern entronnen, verhehlte sich unter den übrigen Zerlumpten, und lief Wendilgarthen an, daß sie ihm ein Kleid geben sollte. Sie schalt ihn, daß er so ungestüm und verwegen bettelte, gab ihm aber wie im Unwillen ein Kleid. Er aber umarmte die Gebende, und küßte sie, warf die Paare zurück, und rief denen zu, die ihm mit Ohrfeigen drohten: „Verschont mich mit Ohrfeigen, deren ich genug ertragen habe, und erkennt euren Oudalrich wieder!" Wendilgarth aber glaubte, sie hätte Schmach erlitten, und setzte sich verblüfft nieder und sagte: „Nun erst fühle ich, daß Oudalrich todt ist, da ich solche Gewaltthätigkeit erlitten habe." Er aber wies ihr seine Hand, die an einer Narbe kenntlich war. So erwachte sie aus dem Traume und erkannte ihn. Die versammelte Geistlichkeit hielt nun statt Messen für den Todten Messen für den Leben-

1) *Eginhard.* Vita Caroli Magni. c. 18. 2) Monachus Sangall. Gesta Caroli. Lib. I. c. 14. ap. *Pertz.* Mon. Germ. Hist. T. II. p. 736 ist bekanntlich an Anekdoten über Karl den Großen reich, die blos als Sagen gelten können. 3) Cod. Diplomat. Alam. I. no. 55. p. 144 etc.

4) De Caroli prosapia, nämlich von weiblicher Seite.

den, und ein großes Freudenfest beschloß den Tag. Zunächst ward eine Synode gehalten, und Oudalrich foderte seine Gemahlin vom Bischofe zurück. Dieser nahm Wendilgarthen den Schleier, und schloß ihn in die Schränke der Kirche, daß sie ihn wieder nähme, wenn sie Witwe würde. Eine Trauung und Hochzeit ward so gefeiert, gleich als wenn die Ehe jetzt erst geschlossen würde. Sie ward schwanger, und die Ältern gelobten das Kind, wenn es ein Knabe sei, dem heiligen Gallus. Ein Knabe ward geboren, Burkhard geheißen, im Kloster erzogen, und von den Mönchen Eingeborner zubenannt. Es ist dieses jener Burkhard, der von seinem Mutterbruder, dem Kaiser Otto den Großen, zum Abte von St. Gallen bestätigt ward, als er hierzu einmüthig gewählt worden war [5]). (*Ferdinand Wachter.*)

OUDANULLA, Audanulla, Udaya-Nulla, Stadt in Hindustan, Provinz Bengalen, District Calcutta, Bezirk Rajemahall, auf dem Ganges-Delta unter 24° 55′ nördl. Breite und 105° 24′ östl. Länge gelegen. (*A. Sprengel.*)

OUD-BEYERLAND, Aud-Beyerland, ein großes holländisches Dorf mit 2340 Einwohnern, auf der Insel Beyerland im District Doedrecht der Provinz Südholland, an einem Arme der Maas, der Insel Voorne gegenüber gelegen. Eine Stunde südwestlich von Oud-Beyerland, an demselben Arme der Maas liegt das Dorf Nieuw-Beyerland (Nió-Beyerland). (*A. Sprengel.*)

OUDE, Auhd, eine Provinz oder Subah des nördlichen Hindustan, welche, zwischen 26 und 29° nördl. Br. und 95½ bis 101½° östl. L. an beiden Ufern des Ganges gelegen, fast eine halbmondförmige Gestalt hat, sodaß die westliche Spitze nach Norden gerichtet, die östliche abgestumpft, die nördliche Seite concav und die südliche convex erscheint. Sie begreift alles flache Land (mit Ausschluß des nordwestlich gelegenen Districts von Rampur) zwischen dem Ganges und den nördlichen Gebirgen, welche Nepâl abscheiden, sowie den größten Theil des fruchtbaren Landstriches Duab zwischen den Flüssen Ganges und Dschumnah bis acht Meilen von Delhi. Nach Osten und Südosten wird Oude begrenzt durch Bahar, im Süden durch Allahabad und im Westen durch Agra; der Flächeninhalt wird auf 1400 □Meilen angegeben. Das Land eben, fruchtbar und wohlbewässert durch die großen Ströme Ganges, Gogra und Dschumnah mit vielen Nebenflüssen, bringt sowol Weizen und Obst der gemäßigten Zone, als Reis, Indigo, Tabak, Zuckerrohr und edle Südfrüchte im Überflusse hervor. Das Klima ist zwar heiß, aber ebenso gesund, wie in Bahar. Die Einwohner, fast vier Millionen, dem größten Theile nach Hindus, treiben Ackerbau, Viehzucht, Indigobereitung, Baumwollenweberei und einen lebhaften Handel sowol mit Nepâl, als mit den angrenzenden Provinzen Hindustan's. Als das Reich des Großmoguls blühte, bildete Oude einen Theil desselben. Aurengzeb's Sohn und Nachfolger, Schah Alem (Muhammed Mauzen) gab es im Anfange des 18. Jahrh. einem seiner Günstlinge, Sufder Dschung, einem Schiiten von persischer Abkunft, mit dem Titel eines Nabob-Beziers als Lehen. Der älteste Sohn und Nachfolger Sufder Dschung's, Schudschah-ud-Daulah, benutzte den gänzlichen Verfall des mongolischen Reichs in Indien, um sich, durch ein Bündniß mit der englisch-ostindischen Compagnie verstärkt, vom Padischah von Delhi unabhängig zu machen. So gewann er im J. 1774 zu seinem Reich Oude noch die östlichen Theile von Delhi und Agra, welche bis dahin die Rohillas und Dschats inne gehabt hatten, ferner die Zemindary (Provinz) Benares, mit Einschluß der Circars (Unterstatthaltereien) Gazypur und Tschunar. Aber schon er selbst mußte bald die immer wachsende Macht der Briten in Indien empfinden und sich zu bedeutenden Länderabtretungen bequemen. Nach seinem Tode bemächtigte sich der jetzt noch lebende Nabob, Saadet Ali, der Bruder des Vorigen, mit Übergehung seines Neffen Ali, der Regierung (21. Jan. 1798). Doch mußte er den Engländern für die Hilfe, welche sie ihm dabei geleistet, nach dem Receß von Lucknow (10. Nov. 1801), einen großen Theil seiner Ländereien abtreten. Außerdem stationirt seit jener Zeit eine Brigade der bengalischen Armee im Lande des Nabob, an den westlichen Grenzen, für deren Unterhalt er durch eine jährliche sogenannte Subsidie von 420,000 Pfund Sterling zu sorgen hat. Ungeachtet dieser Abhängigkeit nennt er sich König von Oude und mit seinem ganzen Titel: Abulmusaffir Muiseddin Schahi-Seman Ghasieddin Hyder Padischah, d. h. der Vater des Siegreichen, der Lehrer des Glaubens, der Schah der Zeit, der Sieger des Glaubens, der Löwe, der Padischah. Seine Einkünfte sollen sich auf 2½ Millionen Pfund Sterling, seine Armee mit Einschluß von 5—6000 Mann regulärer Truppen, auf 50—60,000 Mann belaufen. Seine Residenz ist Lucknow (Lucknau), eine große Stadt am Gumtyflusse, welche 300,000 Einwohner zählen soll. — Saadet-Ali ist ein prachtliebender Fürst, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, welcher viele Europäer in seine Dienste genommen hat, als Gelehrter berühmt durch die Herausgabe eines großen persischen Wörterbuchs (unter dem Titel: The seven seas, a Dictionary and Grammar of the Persian language, by his Majesty the King of Oude, in sieben Theilen und zwei großen Foliobänden, 1822 in der königlichen Druckerei zu Lucknow erschienen), welches er auch mehren europäischen Bibliotheken geschenkt hat.

Die Provinz Oude zerfällt in sieben Circars oder Districte: Bahraïtsch, Canoge, Gurackpur, Kairabad, Lucknow, Manickpur und Oude.

Der Circar Oude in der Provinz Oude wird im Norden durch Bahraïtsch, im Osten durch Gurackpur, im Süden durch Dschionpur und Manickpur und im Westen durch Lucknow begrenzt. Er ist etwa neun Meilen lang und über drei Meilen breit. Seine Hauptstadt ist Fozabad (Feisabad) am Gografluſſe, früher Residenz des Nabob, nahe bei der alten, von den Hindus für heilig gehaltenen Stadt Aiudh oder Oude, welche dem Circar und der Provinz den Namen gegeben haben soll. (*A. Sprengel.*)

5) *Ekkehardi* IV. Casus S. Galli ap. *Pertz.*, T. II. p. 119, 120.

Digitized by Google

OUDEAU oder ODEAU (Françoise), gest. 1644, als Nonne in dem in der Nähe von Paris gelegenen Dominikanerkloster Poissy, stammte von einer adeligen Familie ab und zeichnete sich nicht nur durch seltene Bescheidenheit, wahre Demuth und echte Frömmigkeit, sondern auch durch Bildung und Kenntnisse aus, die weit das Maß überschritten, was gewöhnlich Frauen gesetzt ist. Namentlich verstand sie sehr gut Lateinisch und übersetzte aus dieser Sprache ins Französische: Sermons méditatifs du dévot Père saint Bernard, abbé de Clairvaux, sur les cantiques, traduits du latin en françois par *S. F. O.*, religieuse du royal monastère de Saint-Louys de Poissy. (Paris 1621. 4.) (*H.*)

Oudeau (Joseph), geb. zu Grai 1607, gest. zu Besançon den 25. Oct. 1668, einer der ersten Begründer eines bessern Geschmacks in der französischen Kanzelberedsamkeit. Aus Dankbarkeit gegen die Jesuiten, bei denen er unterrichtet worden war, trat er im J. 1626 in ihre Gesellschaft, ohne sich jedoch durch unauflösliche Gelübde an sie zu fesseln. Er wurde zuerst Lehrer in den alten Sprachen, den bei den Franzosen sogenannten humanités, und in der Rhetorik; nachdem er das sieben Jahre geblieben, widmete er sich ganz ausschließlich dem Predigtamte, indem er mit dem größten Beifalle, den wir uns aus seinen erhaltenen sermons kaum ganz erklären können, auf den bedeutendsten Kanzeln von Paris und Lyon auftrat. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich nach Besançon zurück. Man hat von ihm 1) Les Panégyriques des fondateurs des ordres religieux. (Paris 1664.) 2) L'Illustre criminel (Lyon 1665), eine Sammlung von Adventspredigten, an welcher der Verfasser zehn Jahre gearbeitet hat. 3) Panégyriques pour toutes les fêtes de la Sainte-Vierge. (Ibid. 1665.) 4) Le Prédicateur évangélique (Ibid. 1667), eine Sammlung von Predigten für jeden Tag der Fastenzeit. 5) Le Banquet d'Elie ou les merveilles de la table de Jésus. (Ibid. 1668.) (*H.*)

OUDEGHERST (Pierre d'), geb. zu Lille, lebte einige Zeit am Hofe Maximilian's II., dann als Advocat in Brüssel. Im J. 1571 gab er zu Antwerpen bei Plantin in einem Quartbande Les Chroniques et Annales de Flandres par *Pierre d'Oudegherst* heraus, welche vom J. 620—1476 reichen. Leider ist die von ihm beabsichtigte Fortsetzung nicht erschienen, welche die Geschichte von der Erwerbung Flanderns durch das Haus Österreich bis auf seine Zeit fortführen sollte. (*H.*)

OUDENAARDE, Oudenarde, Audenaerde, Stadt in der Prov. Ostflandern des Königreichs Belgien, die Hauptstadt des gleichnamigen Districtes, liegt in einem angenehmen Thale an der hindurchfließenden Schelde, und soll im J. 411 von den Gothen erbaut worden sein. Sie hat zwei Pfarrkirchen, fünf Thore, ein ansehnliches Rathhaus und viele gute Gebäude mit beinahe 6000 Einwohnern, die sich viel mit Webereien beschäftigen. — Im J. 1708 wurden hier die Franzosen von den Alliirten geschlagen und 1794 am 3. Jul. ergab es sich den Franzosen. (*Kämtz.*)

Treffen bei O. Am 11. Jul. 1708 griff der Herzog von Bourgogne, als Oberfeldherr der Franzosen, die stärkere und besser aufgestellte Armee der Alliirten unter dem Herzoge von Marlborough an. Der Kampf, nur von einzelnen Theilen beider Armeen geführt, blieb den Tag über unentschieden; da aber der Herzog von Bourgogne, gegen den Rath des ihm zur Seite gesetzten Marschalls, Herzogs von Vendôme, während der Nacht das Schlachtfeld verließ, ohne sogar den Truppen die Rückzugslinien und Objecte angegeben zu haben, so schrieb Marlborough sich nicht nur den Sieg zu, sondern gewann im Verfolgen bedeutende Vortheile über den zerstreuten Feind.

Belagerung und Einnahme von O. Am 16. Jul. 1745 ward Oudenaarde von den Franzosen unter dem Grafen Löwendal durch 22 Bataillons und 3 Escadrons, die von der Hauptarmee detaschirt waren, vollständig eingeschlossen. Am 17. Jul. traf die nöthige Artillerie ein, und in der Nacht vom 18. zum 19. wurden die Laufgräben eröffnet, auch sieben Batterien (30 Geschütze) etablirt. Ungeachtet des lebhaftesten Widerstandes gelang es den Belagerern, in den beiden nächsten Nächten die zweite Parallele zu Stande zu bringen und die detaschirten Werke der Festung anzugreifen. Am 22. Jul. Abends capitulirte der Commandant, General von Makuo. Die Sieger fanden in der Festung 24 Geschütze und bedeutende Vorräthe; die aus 1070 Mann bestehende Garnison ward kriegsgefangen.

Gefechte bei O. Am 24. Jun 1794 warf die Avantgarde der französischen Maas-Schelde-Armee unter Pichegru die vor Oudenaarde stehenden Vorposten der Armee des Herzogs von York nach einem heftigen Gefecht in die Stadt zurück, ließ auf dieselbe ein Geschützfeuer eröffnen und den Commandanten auffodern, den Platz (nur gegen den ersten Anlauf befestigt) zu übergeben. Die Aufforderung blieb ohne Erfolg; der Herzog verstärkte die Truppen in der Stadt, ließ die Avantgarde bis Neukirchen vorrücken und die Ufer der Schelde besetzen. Aus dieser Maßregel entspannen sich bis zum 30. Jun. fortwährende Tirailleurgefechte, welche der Commandant durch Soutiens unterstützte. Am 30. Jun. zogen die Franzosen ab; die Avantgarde verfolgte sie vier Stunden weit. Mit der bald darauf erfolgten Einnahme von Gent (5. Jul.) fiel jedoch auch Oudenaarde in die Hände der Franzosen. (*Benicken.*)

Oudenaarde (Robert van), Maler, s. in den Nachträgen zum Buchstaben O.

OUDENBORG, Audenborg, belgischer Marktflecken mit 818 Einwohnern, in der Provinz Westflandern, nahe am Kanal von Niewpoort, vier Meilen von Ostende. (*A. Sprengel.*)

OUDENDORP (Franz von), geb. den 31. Jul. 1696 zu Leyden, verdankte seine wissenschaftliche Bildung den Schulen seiner Vaterstadt und der dortigen Universität. Den entschiedensten Einfluß auf seine Studien gewannen Perizonius, Gronov und Burmann. Unter ihrer Leitung bildete er sich zu einem gründlichen und geschmackvollen Philologen. Nachdem er eine Zeit lang Lehrer an dem Gymnasium seiner Vaterstadt gewesen war, erhielt er (1724) das Rectorat in Nimwegen. Dies Lehramt eröffnete er mit einer lateinischen Rede von dem Nutzen

Digitized by Google

und der Nothwendigkeit öffentlicher Schulen. Im J. 1726 verwechselte er die bisher bekleidete Rectorstelle zu Nimwegen mit einem gleichen Amte zu Harlem. Er sprach bei dieser Gelegenheit de ingenuae educationis et ad eam scholarum necessitate. Für sein häusliches Glück eröffneten sich frohe Aussichten durch die Verbindung mit einer gleichgestimmten Gattin, Sara Torren. Aber auch die Freundschaft erheiterte sein Leben, seit ihre Bande ihn an den bekannten Rechtsgelehrten und Dichter Peter d'Orville ketteten.

Aus seinen bisherigen Amtsverhältnissen schied Oudendorp im J. 1740. Er folgte um diese Zeit, zugleich mit Hemsterhuis, einem Rufe in seine Vaterstadt Leyden. An der dortigen Universität erhielt er das Lehramt der Geschichte und Beredsamkeit, welches er im October des genannten Jahres mit seiner Rede: De literariis *Julii Caesaris* studiis eröffnete. Im J. 1744 bekleidete er das akademische Secretariat und 1751 das Rectorat, welches er im nächsten Jahre wieder niederlegte. Um diese Zeit ernannte ihn die Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem zu ihrem Mitgliede. Er starb im J. 1761, den Ruhm eines sehr vorzüglichen classischen Philologen hinterlassend. Mit sorgfältiger Vergleichung seltener Handschriften, die ihm, außer den Büchersammlungen seiner Vaterstadt, besonders die Bibliotheken zu Wien und Florenz, darboten, veranstaltete er reichhaltige, mit kritischen Anmerkungen versehene Ausgaben des Lucan (Leyden 1728. 4.), des Sextus Julius Frontinus (Ebd. 1731. 2. Aufl. Ebd. 1779), des Julius Cäsar (Ebd. 1737. 4.)[1]), des Sueton (Ebd. 1751) und des Apulejus. Die Ausgabe des zuletztgenannten Schriftstellers ward zu Leyden im J. 1786 aus einem Nachlasse gedruckt[2]). (*Heinrich Doering.*)

OUDENDYCK 1) Adrian, war der Sohn von Eberhard Oudendyck und sowie sein Vater aus Harlem gebürtig, malte meist Landschaften und Thiere, die sich durch einen sehr kräftigen Ton und ein gutes Colorit auszeichnen. Er lebte gegen Ende des 17. Jahrhunderts.

2) Eberhard, Vater von Adrian, als Künstler in das Zunftbuch derselben zu Harlem eingezeichnet; sonst fehlt es an Nachrichten über ihn und sein Leben. Seine Gemälde stellen meist Gegenstände aus den untersten Classen des Volkes, Bettler, Krüppel und dergleichen, dar, wurden aber sehr geschätzt, wie die Verkaufskataloge von öffentlichen Kunstauctionen beweisen *). (*Frenzel.*)

OUDEROGGE, ein holländischer Maler, dessen Name mehrmals in dem holländischen Gemäldekatalog von van Hoet und Terwesten vorkommt, beschäftigte sich besonders mit Figurendarstellungen aus dem täglichen Leben. In der Sammlung der Wittwe de la Court zu Leyden sah man von ihm zwei Bilder, einen Leinweber am Werkstuhl und seine Hausfrau, und einen Schuster mit seinem Burschen, beide mit ihren Arbeiten beschäftigt. Die Gemälde wurden sehr hoch geachtet, obgleich man von seinen übrigen Lebensverhältnissen wenig weiß *). (*Frenzel.*)

OUDEWATER, feste Stadt in der Provinz Holland, im Bezirke von Rotterdam an der Yssel, mit etwa 2000 Einwohnern. Sie erhielt im J. 1254 von dem Bischofe von Utrecht das Stadtrecht. Hier wurde im J. 1560 Jakob Arminius, der Stifter der Remonstrantensecte, geboren. Im J. 1575 wurde die Stadt von den Spaniern erobert und zerstört. (*Kämtz.*)

OUDIN. 1) César O., aus Bassigny, Sohn eines Grand-Prevôt, wurde am Hofe Heinrich's IV. erzogen, als dieser nur noch König von Navarra war, kam durch seine Kenntnisse der vorzüglichsten Sprachen Europa's in die nähere Umgebung dieses Fürsten, der ihn bei verschiedenen protestantischen Fürsten Teutschlands beglaubigte und auch zu andern diplomatischen Missionen während der Bürgerkriege benutzte; im J. 1596 ertheilte er ihm die Stelle eines Secrétaire-interprète für die fremden Sprachen. Er starb den 1. Oct. 1625. Man hat von ihm außer einem spanischen und einem italienischen Wörterbuche, einer italienischen und einer spanischen Grammatik auch eine Übersetzung des Don-Quixotte, welche erst nach seinem Tode (Paris 1639. 2 Bde.) erschienen ist, und Recueil de sentences et de proverbes traduit du castillon 1614.

2) Antoine O., ältester Sohn des César Oudin und sein Nachfolger in der Stelle eines Secrétaire-interprète der ausländischen Sprachen, wurde von Ludwig XIII. an die Höfe von Savoyen und Rom geschickt, wo er sich das Wohlwollen Urban's VIII. erwarb. Im J. 1651 hatte er die Ehre, Ludwig XIV. einige Stunden im Italienischen zu geben. Er starb den 11. Febr. 1653. Man hat von ihm ein italienisch-französisches und ein französisch-italienisches. (2 Bde. 4. Paris 1640), ein spanisch-französisches und ein französisch-spanisches Wörterbuch (ebend. 1645. 4.), eine französische Übersetzung von des Cardinals Bentivoglio italienisch geschriebener Geschichte der flandrischen Kriege (die aber nur den ersten Theil des Originals begreift und mit dem Siege des Don Juan d'Austria vom J. 1578 schließt), außerdem noch Curiosités françoises pour servir de supplément aux Dictionnaères, ou Recueil de plusieurs belles proprietés avec une infinité de proverbes et de quolibets pour l'explication de toute sorte de livres (Rouen 1649, 1656) und Grammaire françoise rapportée au language du temps. (Paris 1633 et Ronen 1645. 12.)

3) Casimir O., geb. d. 11. Febr. 1638 zu Mezières an der Maas; sein Vater war ein Weber, der auch den Sohn dies Gewerbe lehren wollte, der Sohn aber, der große Neigung zum Studiren hatte, legte sich wider Willen seiner Älteren auf die Studien, begab sich im J. 1656 zu den Prämonstratensern, legte zwei Jahre später in der Abtei St. Paul zu Verdun Profeß ab und nahm bei dirser Gelegenheit den Namen Kasimir statt seines

1) Gesner in einer Anmerkung zu *Hottomani* fundamentis artis criticae p. 317 nennt diese Ausgabe mit Recht plenissimam, sowie Burmann (Traject. Erudit. p. 161) den von Oudendorp herausgegebenen Lucan nitidissimam editionem genannt hatte. *) S. (Strodtmann und Seosch) Neues gelehrtes Europa. 9. Th. S. 200 fg. *Saxii* Onomast. T. VI. p. 336 sq. Baur's Neues histor. biograph. literar. Handwörterbuch. 4. Bd. S. 180.

*) v. Eijnden und Wittegins, Holländische Maler. 1. Bd.

*) v. Eijnden.

Taufnamens Remi an. Ee ſtudirte nun Philoſophie und Theologie und trieb mit beſonderm Eifer die Kiechengeſchichte. Im J. 1678 wurde er in die Abtei Boucilly in der Picardie geſchickt; hier traf es ſich, daß er in Abweſenheit ſeinee Obern Ludwig XIV., der daſelbſt einſpeach, zu empfangen hatte und den König durch ein auf der Stelle veefertigtes lateiniſches Lobgedicht in Erſtaunen ſetzte. Im J. 1681 eehielt ee den Auftrag, alle Abteien ſeines Ordens in Frankreich und den Niederlanden zu viſitiren, und was ſich füe die Geſchichte Wichtiges in den Archiven derſelben fände, zu excerpiren. Er ließ ſich daeauf in Paris nieder, wo er mit den gelehrten Benediktineen von der Congeegation St. Mauri in freundſchaftlicher Veebindung lebte. Als Reſultat ſeiner kiechengrſchichtlichen Studien gab ee hiee im J. 1686 heraus: **Supplementum da scriptoribus vel scriptis ecclesiasticis a Bellarmino omissis.** Dieſes Buch wurde von Cave ſehe ſtark getadelt, der den Verfaſſre der Unwiſſenheit und des Plagiums beſchuldigte. Er ſelbſt erkannte die Fehler ſeines Werkes, verbeſſerte es ſoweit, daß es völlig umgearbeitet nach ſeinem Tode unter dem Titel: **Commentarius da scriptoribus ecclesiaa antiquis illorumque scriptis adhuc extantibus in celebrioeibus Europae bibliothecis** (Lips. 1722. 3 Vol. Fol.) ee ſchien. Seine Verbindungen mit Jurieu und einigen reſoemieten Gelehrten beachten in ihm den Entſchluß aus der katholiſchen Kieche zu treten zur Reiſe; ee zog ſich im J. 1690 nach Holland zurück und trat förmlich zue eefoemirten Kirche übee, woeauf ee duech Spanheim's und einigee andern Vermittelung von den Generalſtaaten anfänglich einen Jahrgrhalt, 1694 aber die Stelle eines Unteebibliothekäes in Leyden eehielt, die er bis an ſeinen Tod (Sept. 1717) bkleidete. In Leyden gab er im J. 1692 eine **Epistola de rationa studiocum suorum** heraus, die an den hamburgiſchen Hauptpaſtor Mayer geeichtet iſt, dee ihn auch, ſich in Hamburg niederzulaſſen, eingeladen und ihm Anſtellung daſelbſt verheißen hatte. Er beklagt ſich in dieſer Scheift bittee über die wenigen Hilfsmittel zum Studieen, die er bei ſeinem Oeden gefunden. Dann **Veterum aliquot Gallias et Belgii scriptorum opuscula sacra nonquam edita** 169?. Endlich **Trias dissertationom criticarum**, wooon die erſte ſich auf das alexandriniſche Manuſcript der Septuaginta, die zweite auf die Abhandlung des Athanaſius **Quaestiones ad Antiochum-peincipem** bezog, in der er zu erweiſen ſucht, daß dieſe Schrift im 14. Jahrh. von einem Patriaechen in Alexandria veefaßt ſei; die dritte iſt gegen das **Imperium orientale** von Banduri geeichtet. Katholiſche Scheiftſteller haben ihn meiſtens ſehr ſtreng beurtheilt, und für einen wilden, rohen Menſchen erklärt, dem es an aller Feinheit und Eezirhung fehle; aber ſelbſt ſie haben ſeinem Überteitte keine unwüedigen Motiven unterlegen können, wäheend er in allgemeiner Achtung bei ſeinen neuen Glaubensgenoſſen ſtand.

4) **François O.**, geb. zu Vignori in der Champagne den 1. Nov. 1673, geſt. den 28. April 1752, einer der litecarisch-fruchtbaeſten Jeſuiten Frankeeichs. Er ſtudirte in Langres untee Leitung eines Oheims, dee Kanonikus daſelbſt war, und trat dann in den Jeſuiterorden, von welchem ee in verſchiedene Jeſuiteeſchulen geſchickt wuede, um die Humaniora und Theologie zu lehren. Von ſeinem Onkel zu ſeinem Legatae auf die Bedingung ernannt, ſich entweder in Dijon oder in Paris zu fiiren, zog er Dijon voe, wo er 15 Jahre lang den Unterricht im Lateiniſchen und daeauf ebenſo lange den in der Theologie beſorgte. Ee beſaß eine ungemeine Leichtigkeit im Verfertigen von lateiniſchen Verſen, und wae überhaupt ſehr vreteaut mit dee Speache Roms, des Griechiſchen war ee nicht unkundig, und ebenſo wenig vernachläſſigte er die neuern Speachen. Auf dee andern Seite trieb ee ſeine theologiſchen Studien mit Eifer, ſeine Lieblingsſcheiftſtellee unter den Kirchenvätern waeen Auguſtin, Chryſoſtomus und Thomas; dabei war ſeine theologiſche Geſinnung ernſt und entſchieden aller Freigeiſterei und Frivolität entgegen, welche ſich damals in Frankreich vielee Köpfe, ſelbſt untee den Ordensgeiſtlichen, bemächtigt hatte. Mit dieſen Eigenſchaften veeeinigte er einerſeits den größten Eifee füe ſein Lehramt, die lebendigſte Theilnahme für das geiſtige und leibliche Wohl ſeiner Schüler, was ihm die Achtung und die dankbaee Anhänglichkeit dee Jugend ſicherte, andereeſeits ſoviel geſellſchaftliche Anmuth und Liebenswüedigkeit, die ee namentlich im Hauſe des Peäſidenten Boubier zeigte, daß ſein belehrendee Umgang von Vielen geſucht ward, nicht Wenige ihn iheer Freundſchaft würdigten. Kein Wundee alſo, wenn ſein Oeden ſeinee Thätigkeit gern einen größeen Schauplatz angewieſen hätte, aber der Pater Oudin zog es voe, in Dijon zu bleiben. Die Früchte ſeiner litecariſchen Beſchäftigungen beſtehen in einer geammatiſchen Erläuterung des Römerbriefes: **Epistola beati Pauli ad Romanos explicata** (Paris 1743. 12.), in lateiniſchen Gedichten, die ee in ſeine Sammlung: **Poëmata didascalica** aufnahm, welche er unter dem Namrn von Olivet heeausgab, wobei wir noch ſpeciell auf ſeine liturgiſchen Verdienſte hinweiſen, wie er **Sancto Francisco Xaverio hymni novem et officium** (Dijon 1705. 12.) und 15 Jahre ſpäter Hymnen für den Gebeauch der Kieche von Autun (Dijon 1720. 12.) heraus gab, ſogar lateiniſche Teagödien und Komödien verfaßte er zur Aufführung füe ſeine Schüler. Von ſeiner Behandlung der lateiniſchen Autoeen geben ſeine Abhandlung über den **Culex** (in **Mémoires du P. Desmolets. T. VII**), ſeine Noten zu Cicero (in dee Ausgabe von Olivet als Aebeit eines Anonymus bezeichnet), **P. Syri et aliorum veterum sententiae** (Dijon 1734) ꝛc. einen Beweis ab. Ebenſo hat ee ſich mit Numismatik und mit der keltiſchen Sprache beſchäftigt; man hat von ihm **Etymologies celtiques** und **ein Glossaire celtique**. Vom J. 1733 an beſchäftigte er ſich mit Ausarbeitung einer ihm von ſeinen geiſtlichen Obern aufgetragenen **Bibliotheca scriptorum societatis Jesu**, wovon er an 1928 Artikel ausgeaebeitet hat. (**Biogr. univers. T. XXXII. p. 256—262.**) (*H.*)

OUDINET (Marc-Antoine), geb. zu Rheims 1 43, geſt. zu Paris den 22. Jan. 1712. Sein Geſchlecht ſtammte von Cambray, ſeine Vorfahren waern alle Militairs geweſen, ſein Vater der eeſte Nicht-Militair. Nachdem er

in seiner Vaterstadt bei den Jesuiten seine Schulstudien mit ungemeinem Erfolge beendigt hatte (von seinem außerordentlichen Gedächtnisse führt man als Beispiel an, daß er ein Buch der Äneide in einer Woche auswendig lernen sollte, am Schlusse der Woche die ganze Äneide auswendig wußte) und studirte er in Paris Philosophie und Jurisprudenz, wurde darauf als Advocat beim pariser Parlament immatriculirt. Bei seiner Rückkehr nach Rheims fungirte er einige Zeit als Anwalt, ohne jedoch seinen Rechtsstudien zu entsagen, sehr bald verzichtete er auf die Advocatur und nahm, als eine Professur des Rechts an der Universität zu Rheims erledigt wurde, diese Lehrstelle an, die er mit Auszeichnung verwaltete, bis sein Vetter Rainssant, welcher die Aufsicht über das königl. Medaillencabinet in Paris führte, ihm den Antrag machte, ihn bei der Anordnung des Cabinets und bei der Ausarbeitung des Katalogs zu unterstützen. Oudinet, der seit seiner Jugend sich mit Numismatik beschäftigt hatte, ging auf diesen Antrag ein und wurde, als einige Jahre darauf Rainssant starb, sein Nachfolger. Er verstand es, das Cabinet in Ordnung zu bringen und ihm nicht wenige Seltenheiten zu verschaffen. Ludwig XIV. gab ihm zu verschiedenen Malen besondere Beweise seines Wohlwollens. Im J. 1701 wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften; in dem ersten Bande der gesammelten Denkschriften dieser Akademie stehen verschiedene numismatische und antiquarische Abhandlungen von ihm. (*H.*)

Oudney, s. Oudneya.

OUDNEYA, eine Pflanzengattung aus der dritten Ordnung (Siliquosae) der 15. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Cruciferae. Den Namen hat ihr R. Brown gegeben, nach dem Engländer Walter Oudney, welcher, früher Schiffsarzt, den Capitain Clapperton und Major Denham auf ihrer Reise in das Innere von Afrika als Arzt und Naturforscher begleitete, aber den Beschwerden der Reise und dem ungesunden Klima unterlag; er starb bei Murmur, einer Stadt in Sudan, am 12. Jan. 1824, 32 Jahre alt. — Der Gattungscharakter von Oudneya ist folgender: Der Kelch angedrückt, an der Basis sackförmig; die Staubfäden zahnlos; die Narben unten verwachsen, an der Spitze getrennt; die Schote linienförmig, geschnäbelt, mit einnervigen Klappen und ungeaderter, nervenlosee Scheidewand; die Samen in einer Reihe; das Würzelchen an der Spalte der Samenlappen liegend (dagegen liegt es bei Hesperis auf dem Rücken des einen Samenlappens auf). Die einzige bekannte Art, O. africana *R. Br.* (*Clapperton, Denham and Oudney* Voy., append. p. 219., Hesperis nitens *Viviani* Fl. lib. p. 38. t. 5. f. 3. S. den Art. Hesperis n. 12), ist im nördlichen Afrika (auf Felsen am Meere in der alten Pentapolis cyrenaica nach della Cella, in den Wadis zwischen Murzuk und Tripolis nach Oudney) einheimisch, als ein glattes, sehr ästiges Staudengewächs mit ungestielten, spatelförmigen, ganzrandigen, stumpfen Blättern, purpurrothen Blüthentrauben und kurzgestielter, fast viereckiger, mit den Narben gekrönter Schote. Oudney bemerkte, daß Kameele und Maulthiere das Kraut fressen. (*A. Sprengel.*)

OUDON, französische Marktflecken mit 1490 Einwohnern, im Departement Niederloire, Bezirk Ancenis, am nördlichen Ufer der Loire. Ebenso, oder Odon (nicht zu verwechseln mit dem Flüßchen Odon im Departement Calvados) heißt ein Nebenfluß der Mayenne, welcher westlich von Laval entspringt, dann in fast südlicher Richtung durch das Departement der Mayenne strömend, bei Segré die Versée aufnimmt und nahe bei Angers in die Mayenne fällt. (*A. Sprengel.*)

OUDRY (Johann Baptist), geb. zu Paris im J. 1686, gest. den 30. April 1755, einer der größten Thiermaler der französischen Schule, der mit einem großen Talent für Perspective, für Architektur und Figuren alle mit der Malerei im Allgemeinen verbundenen Kenntnisse vereinigte, bis zum höhern Alter, wo ihm seine zunehmende Leibesstärke ungemein unbequem wurde, unermüdet thätig und fleißig war, dabei von liebenswürdigem Charakter und zum Wohlthun geneigt. Zweimal erhielt er einen Ruf außerhalb Frankreichs, was er beide Male ausschlug und wogegen er im J. 1717 die Stelle eines Mitgliedes der königl. Akademie in Paris mit Gehalt und freier Wohnung im Louvre annahm.

Die erste Einladung war von Peter dem Großen, der ihn in Paris kennen gelernt hatte, ausgegangen; er hatte sie halb und halb angenommen, da es ihm indessen seine Freunde abriethen, schlug er sie aus, mußte sich aber deshalb in Paris, um dem Zorne des Zaren auszuweichen, so lange versteckt halten, bis jener Monarch Frankreich verlassen hatte. Die zweite Einladung war an den königl. dänischen Hof.

Wenn er auch früher als ein Schüler des *Nikol.* Largillière sich mrist mit Figurenmalerei beschäftigte und in diesem Fache Gemälde selbst für einige Kirchen in Paris*) fertigte, so sah man doch, daß er weniger für das Fach der Historienmalerei geschaffen war, indem seine Figuren und selbst im Allgemeinen seine Compositionen keinen erhabenen Charakter aussprachen, sondern sich vielmehr zu komischen Darstellungen, sowie Hogarth's Figuren, hinneigten und folglich zu Gemälden, welche Scenen des täglichen Lebens enthalten, mehr eigneten.

Die Thiermalerei war das Fach, worin er glänzte. (Man erzählt, daß er eines Tages das Portrait eines Jägers malte und dabei den Jagdhund desselben mit solchem Talent darstellte, daß sein Lehrer Largillière ihm lachend zurief: Du wirst in deinem Leben nur ein Hundemaler werden! Das entschied für seinen Lebensberuf.) Besonders lieferte er eine Darstellung der jagdbaren Thiere, Arbeiten, die kaum seit Rubens, Snyders und Ruthardt's Periode so geschaffen wurden; in großartiger Composition und Malerei im Charakter jener großen Meister übertraf er noch den großen Teutschen Joh. Elias Riedinger, wiewol diesem das größte Lob der wahren, getreuen Darstellung jagdbarer Thiere hinsichtlich ihres Ausdrucks unbenommen bleibt. Lebendigkeit, hohe bewegte Formen der Natur mit Geist aufgefaßt, eine schöne Composition ver-

*) In der Egidiuskirche von St. Leu war eine Geburt Christi und eine Anbetung der Weisen im Capitelsaale von St. Martin Deschamps von ihm gemalt worden.

einigen ſich bei ihm mit kräftigem, markigem, breitem Pinſel und lebhaftem Colorit, womit er auch die Landſchaft meiſterhaft darſtellte, was ihn als den frühern Hiſtorienmaler gleichſam verkündete. Die Zeichnung und der Ausdruck ſeiner Thiere, beſonders ſeiner Hunde, iſt ungewöhnlich und vielſeitig. Zu Marly befand ſich ſonſt eines ſeiner vorzüglichſten und größten Gemälde, welches den König Ludwig XV. mit zwölf Herren ſeines Hofes und den Jagdbedienten zu Pferde bei einer Jagdpartie darſtellt, wobei ſehr viele Hunde, die mit der möglichſten Lebendigkeit gemalt ſind [2]). Auch als Maler von Fiſchen zeichnete er ſich aus und malte dieſerhalb viel zu Dieppe. Er hat nicht allein an Gemälden, ſondern auch an Zeichnungen, zu den durch Kupferſtiche zu verzierenden literariſchen Werken ſehr Vieles geliefert. Auch als Radirer und Kupferätzer machte er ſich bekannt, indem er mehre Blätter mit geiſtreicher Hand radirte und ätzte; z. B. vier Blätter Jagden verſchiedener Thiere, Titel: ein aufgehangenes Reh mit todtem Geflügel umgeben, und Zueignung an Monſ. Bontemps 1725. gr. Fol. Eine Marine mit einer Fiſchergruppe von vier Figuren, gr. 4. ſehr ſchön; ferner zu Scarron's Roman 14 Bl. Die königl. Kupferſtichgalerie zu Dresden beſetzt von den nach ihm in Kupfer geſtochenen oder radirten Blättern zwei große Royalfolio-Bände mit 151 Blättern. Ausgezeichnet ſind darunter ein Cahier mit zwölf Blatt Studien einzelner Thiere höchſt geiſtreich von Rhen radirt [3]) geätzt und durch den Grabſtichel von J. P. le Bas vollendet; ferner eine Hirſchjagd, vortrefflich von N. E. Silveſtre geſtochen; eine Sau- und Wolfsjagd von Huquier; ein Thierbuch mit zwölf Blatt Fabeln, als Hauptblatt drei Hunde, einer als Baſſa mit der Pfeife. Le Serail du Doguin von Daullé, ſehr großes Blatt. Die Fährten der Hirſche und Rehe, ſechs Blatt und dergleichen andere.

Sehr intereſſant und ganz zur komiſchen Stimmung des Originals geeignet ſind die 30 Blatt (Füßli nennt 38) zu Scarron's komiſchem Roman, wovon, wie oben geſagt, 14 Blatt von Oudry ſelbſt radirt, die andern aber zum Theil von Cochin und Dupuis nach Oudry geſtochen ſind, drei Blatt in gr. Querfolio, die übrigen in Folio. Die meiſten der erſten ſeltenen Drucke ſind blos mit dem Titel unterzeichnet, auf den ſpätern Drucken ſind die Beſchreibungen des Gegenſtandes unter dem Titel befindlich.

Ferner ſind höchſt merkwürdig die 72 Blatt Fabeln des Äſop mit den hinzugefügten des Lafontaine zuſammen 248 Blatt in zwei Bänden; Text und die guten Abdrücke davon ſelten [4]). Schon dieſes Werk möchte hinreichen, dem Künſtler einen großen Namen zu machen. (*Frenzel.*)

2) Alle ſind Bildniſſe nach der Natur, des Künſtlers Bildniß iſt ſelbſt unter den zwölf Herren angebracht und die Pferde und Hunde aus den königlichen Ställen wurden alle treu portraitirt. 3) Recueil de divers animaux de Chasse, tiré du Cabinet du Comte de Train, diss. par Oudry etc., grav. par J. E. Rhen et terminé par le Bas etc. 4) Fables choisies de la Fontaine mises en vers (Spätere Ausgabe Paris 1783) avec 248 planches, diss. par Oudry etc., grav. par Sornique, Cochin, Tardieu, Ouvrier, Flipart etc. 2 Vol. en fol.

OUDSCHA, ein Dorf im nördlichen Theile des Staates Marokko, öſtlich von Mulvia, mit 500 niedrigen, ſchmutzigen Erdhütten, nahe dabei ein altes Schloß, Alcaſſaba. Eine reichhaltige Quelle bewäſſert die Gärten des Dorfes, welche ſchöne Obſtbäume haben, beſonders Ölbäume, Feigen, Datteln, Wein. Schafe werden in Menge gezogen, ihr Fleiſch ſoll ſehr wohlſchmeckend ſein. In der Umgegend leben mehre Araberſtämme als Nomaden, ſo die Mahaia, Benisnouz ꝛc. (*L. F. Kämtz.*)

OUEN (St.), lateiniſch Audoenus, auch unter dem Namen von Dodon bekannt, Biſchof zu Rouen, geboren etwa im J. 609 zu Sanci bei Soiſſons, ſtammte von einer der berühmteſten Familien Frankreichs. Er kam ſehr jung an den Hof Clothar's II., deſſen Sohn und Nachfolger ihn zu ſeinem Referendar und Siegelbewahrer ernannte, und machte ſich durch Milde, Frömmigkeit und Gelehrſamkeit dieſes Vertrauens würdig. Im J. 639 wurde er zum Biſchofe von Rouen erwählt, in demſelben Jahre, in welchem auch ſein Freund, der heilige Eligius (Eloi), das Bisthum Noyon erhielt. Im J. 644 war er beim Concil von Chalons, deſſen Acten er als dritter unterſchrieben hat. Er ſtarb zu Clichy im J. 683 den 24. Aug., und die katholiſche Kirche, die ihn unter die Heiligen verſetzt hat, begeht an dieſem Tage ſein Andenken; ſeine Leiche wurde nach Rouen gebracht und in der außerhalb der Stadt gelegenen Peterskirche beigeſetzt, die nun den Namen St. Ouen's-Kirche annahm, und mit der Zeit eine berühmte Abtei wurde. Man hat von ihm eine lateiniſch geſchriebene Lebensbeſchreibung ſeines obenerwähnten Freundes, des heiligen Eligius, welche auch für die Zeitgeſchichte manche intereſſante Daten enthält und ſich in den Vitis Sanctorum, am vollſtändigſten aber im 5. B. von *D'Achery* Spicileg. findet. Man kann über ihn außer den Hagiographen, der Gall. Christ., der hist. liter. de France (III, 623 sqq.) noch vergleichen *Pommeray* histoire de l'abbaye de Saint-Ouen. (Rouen 1662. Fol.) (*H.*)

Ouen (St.), ſ. Rouen.

OUESSANT, Inſel an der franzöſiſchen Küſte, zum Departement Finisterre gehörig, drei Meilen von Conquet entfernt und vier Meilen im Umfange haltend. Die Küſten ſind durchgängig ſteil und unzugänglich und die Inſel iſt daher ein wichtiger militairiſcher Poſten an der Küſte der Bretagne in der Nähe von Breſt. Sie hat eine Beſatzung und gegen 2000 Einwohner, die einen Canton bilden und ſich vorzüglich mit Ackerbau, Viehzucht und Fiſcherei beſchäftigen. Die Matroſen dieſer Inſel werden ſehr gerühmt. Das Volk iſt im Ganzen ſehr unreinlich und die Krätze ſehr häufig. Auf der Inſel befindet ſich ein Leuchtthurm. (*L. F. Kämtz.*)

Seeſchlacht bei Oueſſant. Am 1. Jul. 1794 gelang es dem britiſchen Befehlshaber der Kanalflotte, Admiral Lord Howe, die von Breſt ausgelaufene franzöſiſche Flotte unter dem Admiral Villaret de Joyeuſe zum Gefechte zu bringen und zwar mit 25 Linienſchiffen gegen 30. Vergeblich verſuchten die Franzoſen die Schlacht zu vermeiden; die Briten gewannen ihnen den Wind ab, griffen Schiff für Schiff an und zwangen nach kurzem, aber blu-

Digitized by Google

tigem Gefechte das feindliche Admiralschiff zur Flucht; die noch segelfertige Hälfte der Flotte folgte, scharf gejagt von einem Theile der britischen Schiffe; während der andere sich der auf dem Kampfplatze gebliebenen meist entmasteten Schiffe des Feindes bemächtigte, deren Besatzung sich jedoch heldenmüthig vertheidigte. Sieben französische Linienschiffe fielen den Briten in die Hände: le Juste und le Sanspareil von 80, l'Amérique, l'Achille, le Northumberland, l'Impétueux und le Vengeur von 74 Kanonen. Letzteres sank wenige Minuten nach dem Streichen der Flagge, die übrigen wurden nach Portsmouth aufgebracht. Die Sieger verloren kein Schiff, hatten aber an Masten und Takelage viel gelitten. Ihr Verlust bestand aus 934 Mann an Todten und Verwundeten, der feindliche an 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen (vergl. den Art. Howe).

(*Benecken.*)

OUGTHRED (William), ein englischer Mathematiker, geboren im J. 1573, gestorben im J. 1660, wie es heißt, vor Freude, als er die Nachricht empfing, das Parlament habe den Beschluß gefaßt, Karl II. zurückzurufen, ist durch seine Clavis geometrica sehr bekannt. Dieses Lehrbuch, in welchem er die von Descartes, Vieta und Andern erfundene Anwendung der Analysis auf die Geometrie, die geometrische Construction der Gleichungen, die Formeln für die Dreitheilung des Winkels und ähnliche geometrische Probleme auf eine geschickte Art erläuterte, ist lange Zeit auf den englischen Universitäten dem Unterricht in der geometrischen Analysis zu Grunde gelegt und für classisch angesehen worden. Neues hat er zu den von seinen Vorgängern erfundenen Sätzen fast Nichts hinzugefügt. Seine sämmtlichen Opuscula sind im J. 1667 zum ersten Male gesammelt erschienen.

(*Scherk.*)

Ouhab, s. **Wechabiten.**

OUHD, OUDE, ist nach des Majors James Rennell Vermuthung derjenige Theil Ostindiens, in welchem man das Athenagarum des Ptolemäus zu versetzen hat. Siehe dessen Map of Indostan (s. den Art. Oude).

(*Fischer.*)

OUILLY, 1) Gemeindedorf im französischen Rhônedepartement (Beaujolais), Canton und Bezirk Ville franche, liegt ½ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat 422 Einwohner. 2) O. le Basset, Gemeindedorf im Calvadosdepartement, Canton und Bezirk Falaise, liegt 3¼ Meilen von dieser Stadt und hat eine Succursalkirche und 766 Einwohner. 3) O. le Tesson, Gemeindedorf in demselben Departement und Bezirke, Canton Bretteville sur Laise, hat eine Succursalkirche und 993 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUISCANSIN oder **Wisconsan**, 1) großer Fluß im nordamerikanischen Indianerlande, welcher beim Fort Crawford dem Missisippi zuströmt. 2) Niederlassung einiger canadisch-französischen Familien zwischen dem genannten Fluß und dem Outagamy, in deren Nähe die Winnebagoer ein Dorf aufgeschlagen haben. (*Fischer.*)

OULCHY LE CHATEAU, Marktflecken im französischen Aisnedepartement (Picardie), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Soissons, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungs- und Etappenamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade, und hat ein kleines Seminar, eine Postbriefsammlung und einen Postpferdewechsel, eine Pfarrkirche und 515 Einwohner, welche 3 Jahrmärkte unterhalten. Der Canton Oulchy le Château enthält in 30 Gemeinden 7087 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OULLINS, Gemeindedorf im französischen Rhônedepartement (Lyonnais), Canton St. Genis-Laval, Bezirk Lyon, liegt 1½ Lieue von diese Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1852 Einwohner, welche drei Jahrmärkte, eine bedeutende Glashütte, Messing- und Drahtziehereien unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

Oulney, s. **Olney.**

Ouleremann, s. **Outreman.**

OULTREMONT, alterthümliches, doch bedeutendes Schloß in Hasbanien, unweit den Ufern der Mehaigne, bildete mit den Dörfern Warnant, Drée, Piteit, Foncour, Vinamont und Wansoule eine der ansehnlichsten Herrschaften des Hochstiftes Lüttich, und ist das Stammhaus eines uralten, gräflichen, früher freiherrlichen, Geschlechtes, welches, obgleich in mehre Linien getheilt, zu den besitz- und einflußreichsten des Landes gehört. Unter seinen Besitzungen können wir, außer Oultremont selbst, auch noch die uralte Prachtburg Warfusée nennen, so berühmt als der erste und Hauptsitz der mächtigen Rasen von Dammartin, und als die Grafschaft des unglücklichen Renat von Renesse, dessen tragisches Ende (18. April 1637) wir vielleicht noch in diesem Werke beschreiben werden. Ferner, la Malaise, sammt der Herrschaft Waret-l'évêque, Schloß und Herrschaft l'Andenne, in der Grafschaft Namur, Ham-sur-Lesse, in den Ardennen, Chevetoine, Lamine, Malais, Ossour, Schagen, in Westfriesland, dieses, sowie Drunen und Warfusee, mit der Erbtochter von Theodor von Bavier in Schagen, Baron von Goudrian, erheirathet. Karl Nikolaus Alexander, Graf von O., geboren den 26. Jun. 1710 hatte sich den geistlichen Stand erwählt, und war zur Zeit des Absterbens des Cardinals von Baiern, des Fürstbischofs Johann Theodor, Domherr zu Lüttich und Propst zu Tongern. Während eine Partei in dem Domcapitel sich den von dem kaiserlichen Hofe mächtig, von Frankreich nachlässiger unterstützten Prinzen Clemens Wenceslaus von Sachsen zum Bischofe wünschte, hatte die andere Partei; im Einverständnisse mit den Generalstaaten, die Inful dem Grafen von O. zugedacht. Alle Bemühungen, die Parteien zu vereinigen, waren fruchtlos, und vor dem feierlichen Wahltage, den 20. April 1763, erfolgte eine förmliche Trennung in dem Capitel und eine doppelte Wahl. Clemens Wenceslaus sowol, als der Graf von O., wurden genöthigt, ihr Recht der Entscheidung des Papstes vorzulegen. Indessen war der größere Theil des Domcapitels für den Grafen, und er galt in der Provinz als der rechtmäßige Bischof, obgleich der Reichshofrath ihm jede Ausübung weltlicher Gewalt untersagte, und das Domcapitel sein Provisorium fortsetzen hieß, bis der Papst in der streitigen Wahl einen Ausspruch ge-

Digitized by Google

than haben würde. Dieſer Ausſpruch erfolgte in einer außerordentlichen Congregation von Cardinälen, den 20. Dec. 1763, und Karl Nikolaus Alexander wuede durch Stimmenmehrheit als der rechtmäßige Biſchof anerkannt. Am 2. April 1764 trat er die Regierung wirklich an, und empfing zugleich von den Landſtänden, von dem Klerus und von der Stadt Lüttich ein Don gratuit von 160,000 Thalern, damit die Unkoſten des römiſchen Proceſſes zu beſtreiten. Seine Regierung war mild und ſtill, ſo ſtill, daß man außer einer goldenen und zwei ſilbernen Medaillen nur eine einzige Kupfermünze von ihm kennt. Er ſtarb den 22. Oct. 1771 auf dem Schloſſe Warfuſee, ſehr plötzlich, an einem Schlagfluſſe, nachdem er ſich noch an demſelben Tage mit dem Lerchenfang ergötzt hatte. Am 26. Oct. wurde die Leiche in der Domkirche mit gewohntee Feierlichkeit beigeſetzt. (*v. Stramberg.*)

OULX, piemonteſiſches Städtchen nahe an der franzöſiſchen Grenze, in der Provinz Suſa, zwei Meilen von der Stadt Suſa, am Einfluſſe der Bardonecchia in die Doria, mit einem alten Stift und 1140 Einwohnern. (*A. Sprengel.*)

OUNCHA (Unoha), eine Stadt in Hinduſtan, in der Provinz Allahabad (22° 23′ nörd. Br. 96° 31′ öſtl. L.), ſteht unter einem einheimiſchen Rajah, welcher aber ganz von dem britiſchen Gouvernement abhängt. (*A. Sprengel.*)

OUNDLE (Undele), ein Marktflecken in der Grafſchaft Northampton in England, auf einer Anhöhe an dem ſich um den Ort ziehenden Fluß Nen mit 2150 Einwohnern. Die Stadt hat eine gute Freiſchule und wird ein Doomsday-book unter dem Namen Undele erwähnt. In der Nähe ging die Via Devana der Römer vorbei, neben welcher das Dorf Aldwinckle-All-Saints, der Geburtsort des Dichters Dryden, liegt. (*L. F. Kämtz.*)

OUQUES, franzöſiſcher Marktflecken mit 1200 Einwohnern, im Departement Loir und Cher, Bezirk Blois, zwei Meilen oſt-nord-öſtlich von Vendome. (*A. Sprengel.*)

OUR, ein kleiner Fluß im Großherzogthume Luxemburg, entſpringt in der Gegend von St. Veit, läuft vor Neuland, Ouren ꝛc. vorbei, zwiſchen hohen Gebirgen, und meiſtens durch enge Thäler, und ergießt ſich bei Wallendorf in die Saur. (*Wyttenbach.*)

OURAPTERIX *Leach.* (Insecta). Eine aus Geometra gebildete Spannergattung, der Gattung Acaena *Treitschke* entſprechend. Die Kennzeichen ſind folgende: Die Raupe iſt zehnfüßig, die Fühler ſind etwas gefranzt, der Leib iſt ſchmächtig, die Palpen ſind nur wenig behaart, die Flügel horizontal ausgebreitet, die hintern verlängert geſtutzt, ſchwanzförmig auslaufend. Typus iſt Geometra sambucaria *Linné.* (D. *Thon.*)

OURAX *Cuvier* (Aves). Eine aus der Linné'ſchen Gattung Crax, oder der Merrem'ſchen Alector getrennte Gattung der hühnerartigen Vögel, welche Cuvier auf folgende Weiſe charakteriſirt: Der Schnabel iſt kürzer und ſtärker und die Haut an ſeiner Wurzel, ſowie der größte Theil des Kopfes mit kurzen ſammetartigen Federn bedeckt. Cuvier zieht hierher Crax pauxi *Linné* und Ourax mitu *Temminck*, ſowie Crax tuberosa und Urumutum *Spix.* Leſſon macht in ſeinem Traité d'ornithologie zwei Gattungen daraus, nämlich Ourax *Cuvier* mit folgenden Kennzeichen: Der Schnabel hoch, ſtark, die Ränder mittelmäßig zuſammengedrückt, gebogen, auf der Wurzel eine ſtarke knochige, eiförmige Erhabenheit, die Naſenlöcher ſchräg in der Mitte einer Haut durchbohrt, welche eine breite Naſengrube bedeckt, die Wangen befiedert, die Flügel ſehr breit und ſehr hohl, der Schwanz von mittler Länge, zugerundet, die Tarſen ſtark geſchildet. Er zieht hierher Crax pauxi. Die zweite Gattung hat er Mitu genannt, und führt als Synonym eine Gattuug Temminck's unter dem Namen Pauxi auf, welche derſelbe in der zweiten Ausgabe ſeines Manuel aufſtellte und auch noch in ſeiner Monographie der Gallinaceen ſo benannte, ſpäter aber den Namen von Cuvier annahm, in derſelben aber die vorgenannte und die nachfolgenden Arten vereinigte. Als Kennzeichen dieſer Gattung Pauxi gibt Leſſon folgende an: Der Schnabel ſehr hoch, ſehr zuſammengedrückt, gewölbt, mit ſcharfer, faſt blattförmig vorſtehender, ſehr gewölbter, wie gezahnter Firſte*), der Unterkiefer kurz, niedrig, ſtumpf, die Naſenlöcher rundlich, vor einer behaarten Haut durchbohrt, welche die wenig vorſpringenden Naſengruben bedeckt, die Wangen befiedert, die Taeſen hoch, ſtark, mit großen Schildern, die Flügel breit, hohl, der Schwanz von mittelmäßiger Länge, zugerundet. Typus Ourax mitu. — Temminck gibt folgende Kennzeichen ſeiner Gattung an: Der Schnabel kurz, ſtark, zuſammengedrückt, bauchig gewölbt, die Wuezel des obern Kiefees erweiteet ſich in eine hornartige harte erhabene Subſtanz. Die Naſenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels, ſeitlich, nahe an der Stirn durchbohrt, hinter jenem Auswuchs verborgen, nach unten geöffnet, die Tarſen ſind lang, glatt, die drei Vorderzehen durch eine Haut verbunden, die Hinterzehe am Tarſus entſpringend, aber zum Theil die Erde berührend, die Flügel kurz, mit vier ſtufenweißen Schwungfedern, die ſechſte die längſte.

Dieſe Vögel bewohnen die ungeheuern Wälder des mittägigen Amerika's, in denen ſie von den Eingebornen als ein vortreffliches Wildpret angeſehen werden, dem man auf alle Weiſe nachſtellt, ſodaß dieſe Vögel immer ſeltener weeden und die Zeit vielleicht nicht weit iſt, wo ſie ganz vertilgt ſein dürften, wenn man nicht darauf denkt, ſie zu Hausvögeln zu machen, wozu ſie ſich jedoch nicht recht zu eignen ſcheinen, obwol die eeſtere Art ſich leicht an den Menſchen anſchließen ſoll, was indeſſen vielleicht als Ausnahme gilt. Es ſollen dieſe Vögel auf Bäumen niſten, die Jungen Anfangs mit beaunen Flecken bedeckt ſein und der Stirnhöcker erſt nach der erſten Mauſer wachſen.

1) O. galeata *Temminck.* (Crax galeata *Latham.* Crax pauxi *Latham. Linn. Gmel.* Hocco du Mexique *Buffon.* Pierre de Cayenne Enl. 78. Pauxi à casque ou à pierre *Temminck* Pigeons et Gallinacés. Cushew Curassow *Edward. Vieillot,* Galérie des Oiseaux pl. 200). Die obern Theile ſchwarz mit grünlichem Schiller, der Rand jeder Feder rein

*) A arête vive, en lame, saillante et très convexe, comme dentée.

schwarz, Kopf und Hals mit kleinen sammetartigen, mattschwarzen Federchen; die schwarzen Schwanzfedern haben weiße Spitzen, die untern Theile sind schwarz, bunt schillernd, Bauch und die untern Schwanzfedern rein weiß, der Schnabel und die Füße tiefroth, der Stirnhöcker birnförmig, blau. Das Weibchen soll nach Temminck unbedeutend von dem Männchen abweichen, und auf die Erde weiße Eier von der Größe der Truthühnereier legen. Die Länge ist 2 Fuß 10 Zoll. Das Vaterland ist nach Temminck Meriko und Curassao. Nach Cuvier steigt die Luftröhre außen längs der rechten Seite bis hinter das Brustbein herab, biegt sich dann nach Links und nimmt ihre Richtung nach Vorn, um durch den Gabelknochen in die Brust zu steigen. Alle ihre Ringe sind zusammengedeückt.

2) O. mitu *Linné* (Crax Alector. Var. b. *Latham.* Index. *Temminck* Pigeons et Gallinacés. Ill. t. 4. f. 2. Crested Cucassowe *Latham.* var. A. Ourax mitu *Temminck*, col. 153. Crax tomentosa *Spix* Aves. Bras. t. 63). Die obern Theile schwarz mit violettem und purpuenem Schiller, der Rand jeder Feder mattschworz, der Oberhals mit kleinen sammetartigen, mattschwarzen Federn besetzt, auf dem Hinterkopfe und im Nacken eine Haube von kurzen, gekräuselten, rein schwarzen Federn, die Schwanzfedern schwarz, mit weißen Spitzen, die untern Theile glänzend schwarz, mit Ausnahme des Bauches und der untern Schwanzfedern, welche kastanienbraun sind, der Schnabel und der kugelige Auswuchs roth, die Iris schwarz, die Füße ponceauroth. Länge 2 Fuß 5 Zoll. Nach Temminck weicht das Weibchen wenig von dem Männchen ab. Die Jungen sind weniger rein schwarz, der Schnabelhöcker weniger hoch; auch ist das Roth an Schnabel und Füßen weniger rein. Das Vaterland ist Brasilien.

Cuvier zieht hierher noch Crax tuberosa, *Spix.* 67 A. Violett schwarz glänzend, der Hinterbauch und Steiß rothbraun, Schwonzspitze weiß, der Schnabel an der Wurzel höckerig, roth, auf dem Kopfe ein Federbusch aus ungekräuselten Federn. Diese Art dürfte noch nicht sicher bestehen, wie so viele andere aus diesem Werke. Ferner Crax urumutum *Spix.* t. 62. Kastanienbraun, um die Augen blaulich und gelblich, Rücken und Mantel schwarz gewölbt, Federbusch und Schwanz schwarz, letzterer am Ende weiß, der Schnabel roth. Von der Größe eines Huhnes. Überhaupt bedürfen sämmtliche Arten noch einer Revision in Beziehung auf Geschlechts- und Alterabweichungen um so mehr, als die Färbung bei den hühnerartigen Vögeln so vielfach abändert.

Die auf Fernandez Angaben von Buffon gegründete Art Crax vociferans muß nach Cuvier als zu wenig begründet wegfallen, um so mehr, als sie vielleicht ein ganz anderer Vogel ist. (D. *Thon.*)

OURCE, Fluß, welcher im Bezirke Langres, Departement Ober-Marne bei Poinsenat entspringt, bei Recey und Essoyes vorbeigeht, und sich im Aubedepartement bei Bar sur Seine nach einem Laufe von ungefähr 16 Lieues, wobei er von seiner Quelle bis zu seiner Mündung schiffbar für Flöße ist, bei Bar sur Seine in die Seine ergießt. (Nach Barbichon) (*Fischer.*)

OURCQ, 1) Fluß, welchee im französischen Aisnedepartement, Bezirk Château-Thierry, oberhalb Fère en Tardenois entspringt, bei Fère und la Ferté-Milon vorbeigeht und sich, vermittels mehrer Schleußen von dem letztern Ort an schiffbar, nach einem Laufe von ungefähr 12 Lieues bei Lizy im Departement der Seine und Marne mit der Maene verbindet. Mit diesem Flusse steht ein seit dem 15. Jan. 1825 eröffneter Konal in Verbindung, welcher das Wasser desselben nach Paris leitet. Er beginnt bei Mareuil im Oisedepartement, geht bei Lizy, Congis, Meaux, Trilbardon, Claye, Sevran vorbei, dann durch den Wald von Bondy, berührt Pantin und endigt bei la Villette in einer Entfernung von 93,922 Mètres bei Mareuil. Während seines Laufes nimmt er die Grinette (Colinance), die Gergogne und die Thérouenne, sowie mehre Quellen auf. Sein Fall beträgt auf seiner ganzen Länge 10 Mètres und 14 Cent.

Dieser Kanal wurde unternommen, um durch ihn dem Seinekanal an der Seine das zum Nothbedarf und zur Verschönerung für die Stadt Paris nöthige Wasser zuzuführen. Ein anderer Zweck war, dieser Stadt das Holz des Woldes von Villers-Cotterets, sowie das Getreide und das Gemüse der Umgegenden mitzutheilen. Es werden auf diesem Kanal nur Schiffe von 2 Mètres und 50 Cent. zugelassen. (Nach Borbichon.) (*Fischer.*)

OURDAL, Stadt in der schwedisch-norwegischen Voigtei Valders, hat 6169 Einwohner. (*Fischer.*)

OUREM, 1) Villa und Houptort des gleichnamigen Bezirkes in der Provinz Estremadura in Portugal, auf einem hohen Berge liegend. Sie hat ein altes Castell, eine Stiftskirche, ein Kloster, ein Hospital, ein Armenhaus, 930 Häuser und 4500 Einwohner.

2) O., kleine Villa in Brasilien in der Provinz Para, 16½ Legoos östlich von der Hauptstadt Para, an der rechten Seite des Guama mit der Pfarrkirche des heiligen Geistes. In der Umgegend viel Landbau. (*L. F. Kämtz.*)

OURIQUE, Villa und Hauptort des gleichnamigen Districtes in der Provinz Alentejo in Portugol, auf der Anhöhe auf dem Compo de Ourique, auf welchem die Araber im J. 1139 von Alfons I geschlagen wurden. Die Villa hat eine Kirche, ein Hospital, ein Armenhaus und 2000 Einwohner. Der Bezirk, welcher seinen Namen von der Stadt hat, nimmt den südlichen Theil der Provinz Alentejo ein, enthält 15 Villas, 49 Kirchspiele, 10,880 Häuser und 52,000 Einwohner. (*L. F. Kämtz.*)

OURISIA. Diese Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Skrofularinen, hat Commerson so genannt, und Jussieu (Gen. pl. p. 100) charakterisirt. Persoon vereinigte damit die Gattung Diehroma *Cavanilles*, welche sich nur durch tiefere Einschnitte des Kelches und zweilippige Corolle unterscheidet. Char. Der Kelch fünfspaltig, fast zweilippig, mit eiförmigen, zugespitzten Fetzen; die Corolle trichterförmig mit fünfspoltigem, fast gleichem oder zweilippigem Saume; der Griffel fadenförmig mit zweilappiger Narbe; die Kapsel fast vierkantig, zweifächerig, zweiklappig; die Scheidewand längs

Digitized by Google

der Mitte der Klappen aufgewachsen, auf jeder Seite einen Mutterkuchen tragend; die Samen ablang, in eine schlaffe, netzartige Haut gehüllt (*Gärtner*, fil. carpol. suppl. t. 185). Die drei bekannten Arten sind perennirende (?) Kräuter. 1) Our. magellanica *Pers.* (Syn. II. p. 169., Chelone ruellioides *Forster*, *Linn.* fil. suppl.), glatt, mit ablangen, gesägten, langgestielten Wurzelblättern, stengelumfassenden obern Blättern, niedergebeugtem Stengel, welcher den Wurzelblättern an Länge gleicht, einblumigen, langen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen, ungleichen, gewimperten Kelchsetzen und purpurrother Corolle mit fast gleichen Saumsetzen. An der Magelhaensstraße und in Chile. 2) Our. coccinea *Pers.* (l. c., Dichroma coccinea *Cav.* Anal. de cienc. nat. III. t. 32. Icon. rar. VI. p. 69. t. 582), zottig, mit langgestielten, herzförmigen, gekerbten, unten violetten Wurzelblättern, aufrechtem, purpurnem, undeutlich viereckigem, eine gabtige Rispe tragendem Stengel, welcher nue an jeder Theilung mit zwei ungestielten, gegenüberstehenden, eingeschnitten-gezähnten Blättern besetzt ist, einblumigen Blüthenstielen und scharlachrother Corolle mit zolllanger Röhre und zweilippigem Saume. An feuchten, schattigen Stellen der Insel Chiloë. 3) Our. integrifolia *R. Brown*, (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 439). Glatt, mit kriechendem Stengel, fast eiförmigen, ganzrandigen Blättern, meist einzeln am Ende des Stengels stehenden Blüthenstielen und gleichen Kelchsetzen. In Van-Diemens Land. (*A. Sprengel.*)

Ourletmachen, ein Ausdruck der Strumpfwirker, s. Strumpfwirkerstuhl.

Ourouparia *Aubl.*, s. Nauclea *L.*

OUROUX, 1) Gemeindedorf im französischen Nièvredepartement (Nivernais), Canton Montsauche, Bezirk Château-Chinon, hat eine Succursalkirche und 2101 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. 2) O. oder St. Antoine d'Ouroux, Gemeindedorf im französischen Rhônedepartemrnt (Beaujolais), Canton Monsol, Bezirk Villefranche, ist 7¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat 1118 Einwohner, welche sieben Jahrmärkte unterhalten. 3) O., Gemeindedorf im Departement der Saône und Loire (Bourgogne), Canton St. Germain du Plain, Bezirk Chalons, hat eine Succursalkirche und 2101 Einwohner. 4) O. sur le Bois Ste. Marie, Gemeindedorf in demselben Departement, Canton la Clayette, Bezirk Charolles, hat 413 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OURS (St.), Gemeindedorf im französischen Departement des Puy de Dôme (Auvergne), Canton Pontgibaud, Bezirk Riom, ist 3 Lieues von diese Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2214 Einwohner (Nach Barbichon.) (*Fischer*).

OURVILLE, 1) Gemeindedorf im französischen Manchedepartement (Normandie), Canton Barneville, Bezirk Valogne, ist 5½ Meile von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 972 Einwohner. 2) O., Marktflecken im Departement Nieder-Seine (Normandie), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Yvetot, ist der Sitz eines Friedensgerichts und hat eine Pfarrkirche und 1339 Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten und Leinwand und gewöhnliches Tuch verfertigen. Der Canton Ourville enthält in 18 Gemeinden 10,185 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUSCHOWA, ein mächtiger, kahler Felsenrücker, der sich nordöstlich von dem Dorfe Sulzbach im cillyer Kreise der untern Steiermark an der kärnthnerischen Grenze erhebt. Alpenkalk ist sein Hauptgestein und sein Gehänge reich an Pflanzen der südlichen Kalkalpen. Sein Gipfel hat nach den trigonometrischen Messungen des Catasterpersonals eine Höhe von 1015,6 wiener Kl. über dem Meeresspiegel. (*G. F. Schreiner.*)

OUSE, 1) Fluß in England, in Yorkshire, welcher durch die Vereinigung des Ure und Swale gebildet wird, welche beide in den Mooren im nördlichen Theile der Grafschaft entspringen. Von Nun Monkton, wo er den Nid aufnimmt, bis zur Stadt York ist sein Lauf mehr südöstlich, von dort bis Cawood südlich. Nachdem er hier den Whorfe aufgenommen, fließt er aufs Neue südöstlich bei der Stadt Selby vorbei; unterhalb derselben vereinigt er sich mit dem Derwent, später mit dem Aire, und wird nun so breit wie die Themse bei London; bei Swinefleet wendet er sich nach Norden und vereinigt sich mit dem Trent, worauf beide den Namen Humber annehmen. 2) Ein kleinerer Fluß desselben Namens entspringt in zwei Armen in der Nähe von Brackley und Towoester, an der Grenze von Northamptonshire und Oxfordshire, von wo er östlich durch Buckinghamshire bei Olney vorbei nach Bedfordshire fließt. Hier wendet er sich nach Süden, fließt nach Bedford, wendet sich hier nach Nordosten und nimmt den Cam, Larke auf. Er geht sodann durch den westlichen Theil der Grafschaft Norfolk, bis er sich in den Wash, den Meerbusen ergießt, welcher durch die vortretenden Küsten von Norfolk und Lincolnshire gebildet wird. 3) Fluß in Obercanada, welcher sich in den Eriesee ergießt. (*L. F. Kämtz.*)

Ouzel, s. Ouzelius.

OUST, 1) kleine Stadt im französischen Arriègedepartement (Comminges), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke St. Girons, ist der Sitz eines Friedensgerichts und eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Pfarrkirche und 1690 Einwohner, welche drei Jahrmärkte und Eisenhämmer unterhalten. Der Canton Oust enthält in zehn Gemeinden 16,699 Einwohner. 2) Oust, der, ein kleiner Fluß, welcher bei Trois Fontaines im Walde von Lorge zwischen Corsay und Quentin im Bezirke Loudéac und im Departement der Nordküsten (Flandern) entspringt, bei Rohan, Josselin, Malestroit und Glenac vorbeigeht und sich oberhalb Redon (Departement Ille-Vilaine) nach einem Laufe von ungefähr 25 Lieues in die Vilaine ergießt. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUTAKAZEN, eine in Brasilien weit verbreitete Völkerschaft, welche, wie die meisten andern, dem Urzustande treu blieb *). (*Fischer.*)

*) Auch bei ihr findet sich, wie bei den alten Corsen (*Diod. Sic.* V, 13, 14) und bei den Karaiben nach v. Humboldt und An-

OUTAWAS, Strom in Canada, welcher dem Timmiskamiesee entspringend und eine östliche Richtung verfolgend sich mit dem St. Lorenzstrome verbindet. (*Fischer.*)

Outea *Aubl.*, s. **Macrolobium** *Schreb.*

Outeniqualand, s. **Vorgebirge der guten Hoffnung.**

OUTHIER (Reginald), wurde im J. 1694 zu Lamark-Jousserand im Sprengel von Poligni geboren; er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Vicar in Montain, in der Nähe von Lons-le-Saulnier. In Stunden der Muße beschäftigte er sich mit Astronomie und theilte seine Beobachtungen der Akademie der Wissenschaften mit. Diese ernannte ihn im J. 1731 zu ihrem Correspondenten. Im folgenden Jahre ging er nach Paris, wo man ihn zurückzuhalten suchte, um ihn bei Berechnung der Dreiecke Behufs der Karte von Frankreich zu beschäftigen. Der Cardinal Luynes, Bischof von Bayeux, ernannte ihn zu seinem Secretär. Im J. 1736 ging er mit Maupertuis nach Lappland, um einen Breitengrad in der Nähe des Polarkreises zu messen. Nachdem diese Arbeit in kurzer Zeit beendigt war, kehrte er nach Bayeux zu dem Cardinal zurück und dieser gab ihm im J. 1748 ein Kanonikat bei seiner Kathedrale. Im J. 1767 legte er dieses nieder und starb 1774 am 12. April in Bayeux. Sein wichtigstes Werk ist **Journal d'un Voyage fait au Nord en 1736 et 1737** (Paris 1744. 4.), welche mehrmals nachgedruckt worden ist, so im J. 1746 in Amsterdam in klein Octav. Außerdem hat er in den **Mémoires présentés** einige astronomische und meteorologische Beobachtungen herausgegeben (Weiß in der Biogr. univ.). (*L. F. Kämtz.*)

OUTREAU, Marktflecken im französischen Departement Pas de Calais (Boulonnais), Canton Samer, Bezirk Boulogne, ist ¼ Lieue von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 2608 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUTRE-FURENS, Gemeindedorf im französischen Loiredepartement (Forez), Canton und Bezirk St. Etienne, liegt ¼ Lieue von diesem Orte und hat 5863 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUTREMAN (d'), **Woutermann**, **d'Oultreman**, Name einer adeligen flamländischen Familie. **Henri d'Oultreman**, geb. im J. 1546 zu Valenciennes, gestorben 1605 als Prévôt seiner Vaterstadt, war unter andern Verfasser einer **Histoire de la ville et comté de Valenciennes** von ihrem Ursprunge bis auf das Ende des 16. Jahrh., welche sein Sohn **Pierre d'Oultreman** verbessert und vervollständigt im J. 1639 zu Douai in Folio herausgegeben hat; im J. 1687 scheint dieselbe von Neuem aufgelegt worden zu sein; denn man hat Exemplare von diesem Jahre. Seine vier Söhne widmeten sich insgesammt dem geistlichen Stande; der zweite derselben, **Philippe d'Oultreman**, geboren zu Valenciennes 1585, gestorben ebendaselbst, trat den 16. Mai 1652 in seinem 22. Jahre in den Jesuiterorden, war ein beliebter Prediger und Verfasser von zweien zu seiner Zeit viel gelesenen asketischen Schriften: **Le vrai chrétien catholique** (St. Omer 1622) (auch ins Englische übersetzt) und **Le pédagogue chrétien** (Mons 1641. 1645. 3 Bd. öfters wieder aufgelegt und auch ins Lateinische übersetzt). Der jüngste **Pierre d'Oultreman**, geboren im J. 1591, trat mit seinem 20. Jahre in denselben Orden und war lange Zeit ebenfalls ein beliebter Kanzelredner, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, auf diese Laufbahn Verzicht zu leisten und er mit Genehmigung seiner Obern sich dem Studium der Geschichte widmete. Er starb, allgemein betrauert, zu Valenciennes den 23. April 1656. Er ist Verfasser außer mehren asketischen Schriften, eigener und Übersetzungen aus dem Lateinischen, auch von **Vie de Pierre l'Hermite** (Valenc. 1632. 12. verm. Ausg. Par. 1645) und von **Constantinopolis Belgica, sive de rebus gestis a Baldnino et Henrico imperatoribus Constantinopolitanis, ortu Valentinianensibus Belgis libri V, quibus accessit de excidio Graecorum liber singularis** (Tourney 1643. 4). (*H.*)

OUVERTURE, Eröffnung, Einleitung, ein französisches Wort, das von Lully's Zeiten an in Frankreich als Einleitungssatz einer Opee oder irgend einer feierlichen Aufführung eines größern Musikstückes, zur Eröffnung eines Concerts, eines Schauspiels und dergleichen gebraucht wurde. Lully machte bekanntlich mit seiner Musik überhaupt in Frankreich unter Ludwig XIV. großes Aufsehen, am meisten mit seinen Ouverturen, worüber Ausführlicheres unter seinem Namen gegeben werden soll. Man schreibt ihm daher gewöhnlich gradehin die Erfindung der Ouverture zu, namentlich Rousseau in seinem Dict. de Mus. Art. Ouverture, welcher auch behauptet, daß es vor Alessandro Scarlatti in Italien gebräuchlich gewesen sein soll, vor der Oper eine Ouverture von dem damals in Paris sehr berühmten Lully aufführen zu lassen. Allerdings war die Instrumentalmusik in Frankreich schon unter Ludwig XIII., wo bereits **vingequatre Violons du Roy** (Violen von mancherlei Größe) unterhalten wurden, ausgebildeter als in Italien, noch mehr zu Lully's Zeiten, dessen Ouverturen auch zuverlässig gewichtiger sind, als seine Gesänge, obgleich von contrapunktischer Kunst wenig darin vorkommt. In Teutschland, wo Nachahmungen und Erhebungen des Auslandes nichts Seltenes sind, wurde Lully's Art der Ouverture nicht nur bald bewundert, sondern auch von mehren Componisten nachgeahmt; auch der Name wurde bald darauf angenommen, was die Italiener keineswegs thaten. Besonders wird ein gewisser Erlebach gerühmt, welcher die besten Ouverturen in der Art Lully's verfaßt haben soll, die jenen französischen am nächsten kamen. Daß diese französische Art von Einleitungssätzen noch zu J. Mattheson's Zeiten in gutem Ansehen standen, ergibt sich aus Mattheson's neu eröffnetem Orchester (Hamburg 1713), wo uns zugleich S. 170 und 171 eine nähere Beschreibung derselben geliefert wird, die wörtlich hier beibehalten werden mag: „Unter allen Pièces, die instrumentaliter exercirt werden, behält ja wol per majora die so genannte

---

dern, die sonderbare Sitte, daß die Männer statt der Weiber das Wochenbette hüten.

Ouverture das Prae. Ihr eigentlicher Platz ist zu Anfang einer Oper oder eines Schauspiels, wiewol man sie auch vor Suiten und übrige Kammersachen setzt. Wir haben ihre Invention den Franzosen zu danken, die sie auch am allerbrsten zu machen wissen. Eine Ouverture hat den Namen vom Eröffnen, weil sie gleichsam die Thür zu den Suiten oder folgenden Sachen aufschließt. Sie leidet hauptsächlich zwei Eintheilungen, deren erste einen egalen Tact und ordentlicher Weise den zwei halben haben wird, dabei ein etwas frisches, ermunterndes und auch zugleich elevirtes Wesen mit sich führt, sein kurz und wohlgefaßt sein, auch mehrentheils nicht über zwei Cadenzen aufs Höchste admittiren muß. Der andere Theil besteht in einem nach der freien Indention des Componisten eingerichteten, brillirenden Themate, welches entweder eine reguläre oder irreguläre Fuge, bisweilen und mehrentheils auch nur eine bloße, aber lebhafte Imitation sein kann. Die meisten französischen Ouverturen schließen nach dem Allegro, oder andern Theile der Ouverture, wiederum mit einem kurzen Lentement, oder ernsthaftem Satze; allein es scheinet, daß diese Façon nicht viel Adhaerenten finden will." Diese Einrichtung ist auch wirklich bald abgekommen. — Selbst Sulzer in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste schreibt noch dasselbe, ja er verdreht die Sache bedeutend: „daß diese Art Eingangsmusik in Frankreich aufkam, zeigt der Name der Sache hinlänglich an." Der Schluß gehört nicht eben zu den besten, und seine Zusätze sind nicht geschickter: „Lully verfertigte solche Stücke, um vor seinen Opern gespielt zu werden, und nachher wurde dieses Schauspiel meistentheils mit einer Ouverture eröffnet, bis die Symphonien aufkamen, die sie aus der Mode brachten." Als ob die Symphonien oder in diesem Sinne Eröffnungsmusiken nach einem andern Zuschnitte nicht eher gewesen wären, als die nach französischer Sprache sogenannten Ouverturen! Die Sache selbst war schon frühere da, allein die Benennung derselben war eine andere. Immerhin war es aber eine Einleitungsmusik, deren Einrichtung im Ganzen genommen an kein nothwendiges Gesetz gebunden war; im Gegentheile nahm sich Jeder nach seiner Einsicht und nach dem Standpunkte der Instrumentalmusik seiner Zeit und seines Landes die Freiheit, seine Einleitungen mehr oder weniger in selbständiger Weise einzurichten. So lange man auch in Frankreich Lully's Musik ehrte und liebte, so kann man doch nicht sagen, daß seine Ouvertureneinrichtung lange grade so, wie er sie gab, bestanden hätte. Sulzer fährt daher selbst fort: „Doch nennt man in Frankreich noch jetzt jedes Vorspiel vor der Oper eine Ouverture, wenn es gleich gar nichts mehr von der ehemaligen Art dieser Stücke hat." Lully machte sich also eine eigene, brillantere und für seine Zeit bessere Einleitungsmusik zu seinen Opern und nannte sie zugleich mit dem französischen Worte Ouvertüren; allein daraus folgt noch keineswegs, daß er die Sache selbst, nämlich die Einleitungsmusik, erfunden haben sollte; er gab ihr nur eine andere Gestalt, was Viele vor und nach ihm gethan haben. Wir können ihn daher durchaus nicht als den Erfinder der Einleitungsmusiken gelten lassen, sondern nur als den Schöpfer einer von der bisherigen verschiedenen Art, welche Ehre sehr Viele mit ihm theilen. Denn daß der französische Name von seiner Zeit an beachtet wurde, macht die Sache selbst, die mit einem andern Worte das schon Dagewesene ausdrückt, keineswegs neu. So wird z. B. schon von Monteverde lange vor Lully berichtet, daß sein Orchester aus folgenden zahlreichen Instrumenten bestand: 2 Gravicembani, 2 Contrabassi da Viola, 10 Viole da brazzo, 1 Arpa doppia, 2 Violini piccoli alla Francese, 2 Chitarroni, 2 Organi di legno, 3 Bassi da gamba, 4 Tromponi, 1 Regal, 2 Cornetti, 1 Flautino alla vigesima seconda, 1 Clarino mit 3 Trompe sordine. Seine Ouverture aber wurde Toccata genannt und sollte vor dem Aufziehen des Vorhanges drei Male von allen Instrumenten vorgetragen werden. War sie auch nichts mehr, als eine Art Intrada, eine geringere Einleitungsmusik, welche nach Kiesewetter nicht vom Tone C weicht, so war sie doch mindestens ohne Widerspruch eine Eröffnungsmusik der Oper, die also bereits lange vor Lully gebräuchlich war, und folglich nicht erst von ihm erfunden werden konnte. Nur durch seine eigene, etwas höher gehobene Weise und durch das neu gebrauchte, aus der Sprache der Franzosen genommene Wort that sich diese glückliche Parisee hervor. Lesen wir doch in Artenga's Geschichte der italienischen Oper, daß schon in den Zeiten vor der sogenannten florentinischen Opererfindung ähnliche Instrumentalstücke zu dramatischen Aufzügen gebraucht wurden. So heißt es im ersten Theile der teutschen Übersetzung dieses Buches von Forkel, S. 212: „In der Mitte eines prächtigen Saales, mit einer herrlichen Galerie umgeben, auf welcher eine große Menge verschiedener Instrumentalisten vertheilt waren, sah man eine große Tafel ohne irgend eine Zubereitung. Sobald der Herzog und die Herzogin (von Mailand) erschienen, nahm das Fest seinen Anfang, und Jason eröffnete die Scene mit den Argonauten, welche mit einer drohenden Miene unter dem Geräusch einer kriegerischen Symphonie einherschritten, das goldene Vlies bei sich führten, welches sie auf der Tafel als ein Geschenk zurücklirßen, nachdem sie ein Ballet getanzt hatten." Lully's Ouverture war folglich eine verbesserte Art der schon früher gebrauchten Einleitungsmusik und keine wirkliche Erfindung. Die Italiener blieben auch seit Scarlatti bei ihrem Ausdrucke Sinfonie (s. d. Art), wie sie ihre Eröffnungssätze der Opern nannten, bis auf die neuesten Zeiten, wo zuweilen der gewöhnlicher gewordene Ausdruck Ouverture italienisch in Uvertura umgewandelt und gebraucht worden ist. Da aber die Italiener in der Instrumentalmusik von den Ausländern, namentlich von den Teutschen, welche den Ausdruck Ouverture zuerst aufgenommen hatten, weit übertroffen wurden, also auch die fremden Einleitungssätze fleißiger und besser ausgearbeitet wurden, als die italienischen, welche Symphonien hießen, kam die Meinung auf, die Symphonie sei der Ouverture untergeordnet; es gehöre zur letztern weit mehr Kenntniß und Erfindungskraft als zur erstern. Das hätte genauer und unzweideutiger so ausgedrückt werden sollen; die teutschen und französischen Einleitungssätze haben größern Werth, mehr Erfindung

Digitized by Google

und kunstvollere Bearbeitung, als die leichtern und flüchtigern Einleitungssätze der Italiener. Wirklich wurden auch in Frankreich und Teutschland die Ouverturen so bedeutend vervollkommnet, daß Lully überflügelt worden war. Der Zuschnitt hatte sich verändert, sodaß man kaum die Möglichkeit begreift, wie in Sulzer's Theorie der schönen Künste in der Ausgabe von 1793 noch die dort befindliche Beschreibung derselben stehen bleiben konnte. Ein Fugensatz in derselben wurde auch von den besten Tonsetzern nicht grade für nothwendig erachtet, und das französische Lentement zum Schlusse war auch selbst in Frankreich bald aus der Mode gekommen, ohne daß diese Einleitungsmusik dadurch an Werth verloren hätte. Die Instrumentation blieb noch lange, gegen unsere neuere Art gehalten, im höchsten Grade einfach. Im J. 1719 erschien von Francesco Conti, dem berühmten Theorbisten und Componisten in Wien, die italienische Tragicommedia per Musica: **Don Chisciotte** (Don Quixote) **in Sierra Morena**, worin die Eröffnungsmusik mit einem **Spiritoso e Staccato** nur mit dem Quartett der Streichinstrumente beginnt; auch heißt sie weder Ouverture noch Sinfonie, sondern Entrée. Bald waren aber, wenn auch nicht immer, doch meist von teutschen und französischen Componisten drei Sätze zu einer Ouverture gehörig angesehen worden, die mehr und minder, je nachdem der Componist es für gut hielt, von der frühern Art sich entfernten. So gab Händel in seiner dreiactigen Oper **Sirce** (1728) den ersten Satz aus G moll ♯, für drei Violinen, deren erste von einer **Oboe unisono** begleitet wurde, für Viola und Baß, also fünfstimmig in 16 Takten, welche wiederholt werden und dann auf dem hinzugefügten D dur Accorde schließen. Dann tritt ein **Allegro** ♯, G moll ein, das ohne Reprisen in 104 Takten ausgeführt wird. Zu dem Streichquartett spielt den mit Signaturen bezeichneten Baß das **Cembalo**, wozu noch zwei Oboen und ein Fagott kommen. Dieser zweite Satz enthält keine Fuge, behält aber wol das Imitatorische guter Bearbeitung in des Meisters Weise bei. Dagegen ist der dritte Satz nur dreistimmig so, daß die Violine ♀ Takt, die Viola und der Baß ♯ Takt haben. Der erste Theil dieses letzten Satzes von zehn Takten wird wiederholt, der zweite von 17 Takten nicht. Das Abweichende von der frühern Art wie das Ähnliche ergibt sich von selbst. Noch in Monsigni's und seiner Zeitgenossen Opern fängt wol manche mit einem **Presto** an, das von einem Zwischensatze unterbrochen wird; allein die Instrumentation derselben hatte sich kaum verstärkt. In der Regel findet man zum Streichquartett noch Oboen und Hörner, oder Oboen und eine Flöte. — Hatte sich auch manche dieser spätern Ouverturen nach 1750 bis etwa 1780 in musikalisch tüchtiger Bearbeitung nicht allein, sondern auch in ästhetischer Hinsicht ausgezeichnet, so kann man doch nicht sagen, daß man über das Wesen dieser Musiksätze sich besonders verständigt hätte. Andeutungen einzelner Männer wurden auch damals überhört. Da trat der Ritter Gluck auf und förderte auch das innere Wesen der Ouverture höchst bedeutend. Die hierher gehörigen Worte aus seiner Zueignungsschrift seiner Oper **Alceste** an den Großherzog von Toscana, Peter Leopold, werden es am Klarsten beweisen: „Ich stelle mir vor, die Ouverture solle den Zuhörer auf die Handlung vorbereiten, und so zu sagen den Inhalt derselben verkündigen; das Instrumentenspiel sollte sich nach dem Maße der Wichtigkeit oder der Leidenschaft richten ꝛc." Er wollte also das Wesen der Einleitung nur von der Beschaffenheit des Inhalts der Opee abhängig wissen — eine Idee, die er auf die ganze Musik anzuwenden sich mit Glück bestrebte; Wahrheit, Natürlichkeit und Einfachheit erklärte Gluck ausdrücklich für den wahren Grund des Schönen in allen Werken der Kunst. Um seinen Charakteren die bestmögliche Färbung zu geben, die mancherlei Situationen in ihr rechtes Licht oder in den wirksamsten Schatten zu stellen, gebrauchte er den verschiedenen Klang der Instrumente nicht in ganzen Massen, sondeen mehr einzeln und in allerlei Zusammenstellungen, wozu er im Laufe der Zeit Manches vorgearbeitet fand. Nach und nach waren doch die Blasinstrumente verbessert und für den Orchestergebrauch hin und wieder benutzt worden, geschah dies auch, wie gesagt, nur vereinzelt, so war doch das Orchester bereits dadurch bereichert; wenigstens waren die Hindernisse gehoben worden, die sich vor dem 18. Jahrh. der Anwendung in der Oper an den meisten Orten entgegengesetzt hatten. Wir haben gesehen, daß man Oboen mit Hörnern, Oboen mit Flöten, Oboen mit Fagotten zu dem Streichquartett angewendet hatte. Auch Trompeten waren zuweilen eingemischt worden; ja mitunter, wenn auch selten und fast nur zu Geisterauftritten, waren einzelne Posaunenrufe erklungen. Einige hatten auch schon in massenhafter Zusammenstellung mehrer Blasinstrumente eine größere oder vielmehr stärkere Wirkung zu erzielen sich bestrebt. Namentlich hatte sich Rameau schon durch stärkere Instrumentation, als sie Lully angewendet hatte, Eingang zu verschaffen gesucht, und nicht ohne Glück, mindestens in Frankreich. Im Allgemeinen wurde aber doch die Besetzung der Ouverturen jener Zeiten, gegen die unsere gehalten, äußerst mäßig behandelt. Am augenscheinlichsten ergibt sich die nach und nach veränderte Beschaffenheit sowol der Einrichtung als der Instrumentalbesetzung in Beispielen, die in ihrer Art an sich von Bedeutung sind. Wir führen zuerst die Ouverture zu Gluck's dreiactiger Oper **Orphée et Euridice** an, die im J. 1776 in Paris gedruckt, und der Königin gewidmet wurde. Hier beginnt die Ouverture sogleich mit **Allegro molto** ♯ **C dur** und hat zum Quartett der Streichinstrumente zwei Oboen, zwei Trompeten, zwei Hörner und ein Fagott. Der Satz geht auf acht eng gedruckten Seiten ohne Unterbrechung, ohne Fuge, ohne von einem andern Satz im Tempo oder im Takt abgelöst zu werden, in einem Gusse bis zum Ende der Ouverture fort. An die alte französische Ouverturenform war also hier nicht mehr zu denken; auch an keine andere conventionelle Form; Gluck setzte sich selbst keine fest, sondern meinte mit Recht, es müsse das jedesmalige Wesen der Einleitung aus der Beschaffenheit der Oper oder des Folgenden im Ganzen hervorgehen. Offenbar hatte er den Gebrauch der Blasinstrumente verallgemeinert, gehoben; allein nicht sowol massenhaft, wie schon gesagt, als

Digitized by Google

vielmehr im Einzelnen nach der verschiedenen Klangstärke, die er zum Ausdrucke irgend einer Situations-Schilderung brauchte. Daß schon zu Mozart's Zeit etwas mehr Masse und ein größerer Prachtausdruck zum einfachen Gedankengange gekommen war, ergibt sich klar daraus, daß Mozart es für nöthig fand, Einiges von Gluck stärker zu instrumentiren und auch wol feischer eingreifende Ausgänge dazu zu setzen. Wahrheit der Situation und Freiheit in der Anlage der Ouvertüre, waren die Hauptstücke, die von jener Zeit an nach allen Seiten hin gewonnen worden waren. Das ist aber zunächst von der Praxis zu verstehen, nicht von der Theorie, denn theoretisch war dieser Gedanke lange vorher von Mattheson in seinem vollkommenen Kapellmeister ausgesprochen worden, wo es S. 234 von der Ouverture und sogar von der geringern, von ihm Symphonie genannt, so heißt: „Ihre Haupteigenschaft besteht darin, daß sie einen kurzen Begriff und Vorspiel, eine kleine Abbildung desjenigen mache, so nachfolgen soll. Und da kann man leicht schließen, daß die Ausdrückung der Affecten in einer solchen Symphonie (Ouverture) sich nach denjenigen Leidenschaften richten müsse, die im Werke selbst hervorragen. Am meisten soll sich in ihr Edelmuth (Würde) offenbaren." Kürzer und bestimmter, haltbarer und treffender konnte das Wesen derselben kaum gezeichnet werden; Besseres hatte auch Gluck nicht gefunden, noch seine höchsten Nachfolger. Es ist also nicht wahr, daß die Theorie ihre Gesetze immer erst aus praktisch gegebenen Beispielen entwickele, ja sie nur aus ihnen entwickeln könne. Eins hilft dem Andern. Mozart schrieb seinen Don Juan im J. 1787. Seine nach der Verfertigung der unübertroffenen Oper geschriebene Ouverture hebt bekanntlich höchst großartig mit einem Andante ♩ D moll an, wozu außer dem Streichquartett zwei Flöten, zwei Oboen, zwei B-Clarinetten, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken kommen. Dieses führt dann in ein Allegro molto ♩ D dur, prachtvoll und wunderbar ausgeführt und in C dur schließend, um auf der Dominante den natürlichen Übergang in das erste Gesangstück der Oper zu gewinnen. Hier haben wir also zwei verschiedene Sätze, aus dem Wesen der ganzen folgenden Oper, nicht den Melodien, sondern dem innersten Geiste nach, herausgegriffen. — Später gab derselbe Mozart mit denselben Instrumenten in seiner Oper Clemenza di Tito, geschrieben im J. 1791, in einer ganz andern innern Wesenheit eine ebenso meisterhafte Ouvertüre, die nur aus einem einzigen Satze, einem Allegro ♩ C dur bestand, in einem Gusse fortgehend, nur von mehren Fermaten angehalten. Und etwas früher hatte Naumann im J. 1786 in seiner Oper: Tutto per Amore, seine Ouverture, nach Art der Italiener Sinfonie genannt, so eingerichtet: Zu einem Allegro ♩ braucht er zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken; geht dann zu einem Andantino ♩ A dur, nach gehöriger Durchführung des ersten Satzes aus D dur über, das er gleichfalls mit allen angegebenen Instrumenten gebührend ausführt bis zur Fermate des ♩ Accords von A, um wieder im ersten Tempo ♩ das Ganze in D dur zum einheitsvollen Schlusse zu bringen. Von französischen Componisten wollen wir die Ouverture von Mehul aus seinem Joseph nehmen, um den Fortschreitungsgang daran zu erkennen. Mehul leitet sie mit einem Adagio ♩ C dur ein, das nur vom Streichquartett zu Gehör gebracht wird. Diesem folgt ein Allegro moderato ♩, wozu zwei Flöten, zwei Oboen, zwei Clarinetten in C, zwei Hörner, zwei Trompeten, zwei Fagotte und Pauken kommen, alles noch ziemlich einfach gehalten bis zum Allegro, das frischer und bewegter auch in den Figuren die angegebenen Instrumente erklingen läßt. Die Ouverture besteht also aus drei Sätzen, allein durchaus nicht in der Folge und Art der früheen französischen Ouverturen, wie sie beschrieben worden sind, und wie sie, um musterhaft zu heißen, sein sollten. Man hatte sich demnach auch in Frankreich zu einer größeen Freiheit und Verschiedenheit in der Auffassung anregen lassen, zum Vortheil der Sache. In Italien hatte Cimarosa in seiner berühmten Oper: Matrimonio segreto in drei Takten drei Mal den vollen Hauptaccord mit drei Fermaten im Largo von allen zur Einleitung gebrauchten Instrumenten ertönen lassen, worauf sogleich das schön gehaltene Allegro molto ♩ D dur in einem Gusse frisch vorwärts treibt, ohne den Satz durch eine andere Taktart zu unterbrechen. Nur mehre Fermaten bilden erfreuliche Abschnitte des einheitsvollen Ganzen. Die angewendeten Instrumente sind: Trompeten und Hörner, von jedem zwei, die aber zusammen gehen, so lange nicht eins von beiden schweigt; Flöten und Oboen, ebenfalls mit einander gehend; zwei A-Clarinetten und zwei Fagotte. — Zingarelli brauchte zu seiner Symphonie (Ouverture) für die im J. 1795 geschriebene Oper il Conte di Saldagna zwei Hörner, zwei Trompeten, zwei Oboen und zwei Fagotte zum Streichquartett. Das Ganze besteht nur aus einem einzigen Satze Allegro ♩ B dur, der weder bedeutend stark instrumentirt, noch im innern Ideengange verwickelt ist; Alles wird ganz einfach zu Ende gebracht. — Auf Zahl und Folge der Sätze einer Einleitungsmusik kam also nichts mehr an; die Overture konnte ebenso wol aus einem einzigen Satze, als aus zwei, drei und wol auch vier Sätzen bestehen, die sämmtlich von verschiedener Aufeinanderfolge und Ausarbeitung sein konnten, immer aber, sollte die Einleitung gut sein, aus dem Wesen des folgenden ganzen Werkes der Idee nach hervorgegangen sein mußten. Ihre Einrichtung war mit Recht so mannichfach geworden, als die Grundverhältnisse und vorherrschenden Gefühlszustände der Werke selbst es waren. In dieser rechtmäßigen Ungebundenheit in der Anordnung einer Ouverture, die noch größer sich gezigt haben würde, wenn es nicht zu allen Zeiten auch bloße Nachahmer gegeben hätte, war man zuweilen auch auf den an sich gar nicht zu verwerfenden Gedanken gekommen, eine oder die andere Hauptmelodie aus dem folgenden Gange des Werkes (der Oper oder des Oratoriums) gleich in der Ouverture hören zu lassen, oder doch deutlich genug darauf anzuspielen. Namentlich in Opern war das geschehen und zuweilen mit dem besten Erfolge. So hatte z. B. Himmel, ohne daß er der Erste genannt werden kann, der sich dieses Mittels bediente, seine Ouverture zu dem überaus beliebten Liederspiele „Fanchon" mit einem Andantino ♩ eröffnet, das aus dem folgenden der Oper

Digitized by Google

entlehnt war, worauf er ein sehr gut gearbeitet ausgeführtes Allegro molto ¾ folgen ließ mit Flöten, auch der kleinen Flöte, Oboen, Hörnern und Fagotten. — Auf diese Art hatte also die Ouverture an Mannichfaltigkeit alles Mögliche gewonnen, was sie mit Fug und Recht gewinnen konnte. Ihr Inhalt und Gehalt war ebenso ästhetisch geordnet, als ihm auf der andern Seite die in Künsten so nöthige Freiheit gelassen worden war. Die Instrumentalmittel waren so höchst bedeutend vervollkommnet, so ins Große getrieben worden, namentlich in Teutschland, daß der Componist sich von keiner Seite her mehr beengt und gehindert fühlen konnte. Nur Eins war es, was die Welt ebenso außerordentlich begeisterte, als es die Schöpfer neuer musikalischer Instrumentalwerke verlegen machte. Dieses Eine war der ungemein großartige gedanken- und empfindungsvolle Geist unsers J. Haydn's und Mozart's. Sie hatten in den Hauptzeiten ihres Weltglanzes vom J. 1780 an in ausgearbeiteten Quartetten, großen, in neuer Form behandelten Symphonien (s. d. Art.) und hochpoetischen Ouverturen der erstaunten Menge Musterbilder hingestellt, denen das Siegel des Genius alles Erhabenen und Schönen unverkennbar aufgedrückt worden war. Auf leuchtenden Flügeln verbreitete sich ihr Ruhm in alle Länder unsers Erdtheiles, ja über die Meere. In Reichthum und einheitsvoller Herrlichkeit diese Heroen zu überbieten, mußte, wo nicht völlig unmöglich, doch bedenklich erscheinen. Im Lieblichen, im gediegen Großartigen standen sie gleich prangend, noch vom Glanze der Morgenröthe eines großen Kunsttages, den sie selbst hatten anbrechen lassen, verschönt. Wie hätten nicht Viele verzweifeln sollen, es in solcher Gediegenheit völlig abgerundeter Kraft und stetiger Haltung eines wesenhaft schönen Lebens mit ihnen aufzunehmen? Und doch waren durch den Geist dieser Männer andere Geister lebendig aufgeregt und höher mitten in die Welt des Schönen und Großen gehoben worden! Und unter diesen waren auch Geister von innerer Kraft und andere von mindestens rüstig strebsamem Muthe. Da sie in den Werken jener Vorgänger Form und Gehalt so echt und vollkommen verschmolzen sahen und fühlten, mußten sie um ihres eigenen Geltens und Namens willen theils durch verstärkte Massen der Instrumente, theils durch buntere Farbengebung zu wirken suchen. Und warum nicht? Stets hat die Masse das Recht des Stärkern im Äußerlichen für sich. Das Auffallende wird ihr Niemand absprechen. Hat der Mann, der sie zu lenken unternimmt, Kraft und Umsicht genug; weiß er sie auf einen Hauptpunkt zu richten, darauf hinzudrängen, sodaß die Führung wie freier Entschluß aussieht, so wird auffallend Eingreifendes zu Stande und Wesen kommen. So trat vor Allen Beethoven ein und brachte Gewaltiges. Auch Cherubini fing an, mit vergrößerten Massen zu arbeiten, und erreichte, wenn nicht immer in Frankreich, doch in Teutschland, was er wollte. Ist der innere Gedankenstrom reich und tief, ist die Masse an ihrer Stelle; man läßt sie sich nicht blos gefallen, sondern sie setzt in Erstaunen und hebt. Beethoven vor Allen wußte in seinen Ouverturen, Symphonien und andern Hauptinstrumental-Werken die stärkste Masse zu einer solchen Einheit und Haltung seines Herrscherwillens zu verwenden, daß er ebendarum als dritter Heros dasteht. — Aber nur etwas weniger Geistesstärke und entschlossen feste Umsicht, und die Masse hat etwas Gefährliches. Anstatt Schönes, Dauerndes zu wirken, wirkt sie ohne gewaltige Leitung, was sie hat, bloßen Lärm, Betäubung, kindisch geräuschvolles Getändel leeren Zeitvertreibes. So finden wir es schon bei einem Manne, der doch in sich selbst manche erfinderische Kraft, manchen Aufschwung trägt, wenn auch in der Regel nur einen südlich sinnlichen. Es ist Rossini, der seines mannichfach anziehend Reizenden, zuweilen sogar seiner Anwandlungen des Großen wegen, mit vollem Rechte an der Spitze der neuen italienischen Schule oder Nichtschule steht, so vorragend unter den Kleinen, daß ihm keiner der neuen Italiener seine Stellung streitig machen wird. Da wird nun in den Ouverturen und in den Gesängen gestrichen, gepfiffen, posaunt, trompetet und gepaukt und getrommelt, daß die Wände wackeln möchten und oft — um einer faden Kinderei willen. Die Banden im Orchester, auf dem Theater und hinter den Coulissen arbeiten dem Menschen die Ohren und den Unterleib zusammen, daß er wol fühlen muß, er mag wollen oder nicht. Bei dem Allen mögen wir ihn, der die Richtung seiner Zeit zu erfassen verstand, nicht tadeln; in ihm ist doch eine Richtung sichtbar und fühlbar, wenn auch eine, die nicht höher, sondern viel tiefer steht, als die vor ihm dagewesene. Dem Vergnügen der Masse hat er große Dienste geleistet. In ähnlicher Art mag man das auch wol von Manchem seiner Nachfolger sagen können: nur muß das zu lange Aufhalten in solchen Übertreibungen immer mehr abspannen und vernichtend wirken, also auch selbst das Vergnügen stören und zu einem leeren Vertreiben schwachköpfiger Langeweile herabdrücken. — Dennoch ist nun die Masse durch die Masse einmal verwöhnt. Man hat die Effecte im übermäßigen Gebrauche der Instrumental-Kunstmittel dergestalt wiederholt, daß sie, wurden sie nicht noch mehr überboten, nichts mehr wirken wollten. Und so ist es denn soweit gekommen, daß Zelter, als er aus dem Theater kam und den Zapfenstreich hörte, ausrief: Gott Lob, da hört man doch einmal wieder sanfte Musik! — Beispiele dieser Art sind überflüssig und die Übertreiber mögen es treiben, so lange es geht; besser werden sie nicht, als bis sie müssen, bis der Überdruß der Menge selbst sie dazu zwingt. — Aber auch tüchtige Männer haben sich um des Gefallens willen in Übertreibungen vielfacher Art geworfen. Unter diese gehört auch, was die Art seiner meisten Ouverturen betrifft, K. M. v. Weber. Als er etwa im J. 1812 seine Oper, der Beherrscher der Geister, schrieb, gebrauchte er außer dem Streichquartett zwei Oboen, zwei Clarinetten, zwei Flöten, die kleine Flöte, zwei Fagotte und Anfangs nur sechs, in der Folge sogar neun Blechinstrumente, nämlich drei Posaunen, vier Hörner und zwei Trompeten. Daß dabei die Pauken nicht fehlen können, ist in der Ordnung. Da reicht denn freilich das größte Format liniirten Notenpapieres nicht mehr aus; mehre Blechinstrumente müssen als Anhang beigefügt werden. Mit diesem Übermaße der Instrumentation haben aber noch die meisten Ouver-

Digitized by Google

turen neuerer Zeit an Einheit und Würde verloren; es ist etwas Gesuchtes und Zerrissenes in sie gekommen, was die Stelle des Originellen ersetzen soll und nicht ersetzt. Etwas Ähnliches davon zeigt auch diese Ouverture, ob sie gleich von Manchem sehr gepriesen worden ist. So sehr wir K. M. v. Weber zu schätzen wissen, so gewiß wir ihn unter die denkenden Componisten zu zählen haben, so hat er dennoch auch des Überschwenglichen nicht wenig, namentlich in seinen Ouverturen. Vor Allen war er es, der aus dem Einheitsvollen einer guten Ouverture ein Potpourri dadurch machte, daß er recht geflissentlich darauf ausging, allerlei Melodien aus der Oper zu nehmen und sie mit seltsamen Verbindungssätzen in der Ouverture neben einander zu reihen. Das haben nun mehre Componisten bequem gefunden und sind ihm nachgewandelt, namentlich Heinr. Marschner, der auch darum in seinen Ouverturen selten glücklich ist. Sie sind bei allen Effectschlägen gewaltiger Instrumentation in sich selbst viel zu sehr zerrissen. Um dieser Neuerungen willen hat man nun verschiedentlich es versucht, das Recht der Ouverture, gegen die alten von Mattheson und Gluck ausgesprochenen und von den besten Componisten praktisch befolgten Grundsätze zu erweitern, und hat sich deshalb so vernehmen lassen: „Noch sind die Ästhetiker nicht einig über den eigentlichen Zweck der Ouverture — über die Frage, ob sie eine Skizze, gleichsam einen Elenchus oder Argumentum des ganzen Stückes enthalten, und dessen Gang, wie in einem Zauberspiegel, vorausahnen lassen, oder ob sie, gleichsam blos Introduction, nur auf die erste Scene des Stückes vorbereiten, oder ob sie den Zuhörer im Allgemeinen in diejenige Stimmung versetzen soll, in welcher er für den Totaleindruck der ganzen Oper am empfänglichsten sein wird. Der Streit läßt sich eher schlichten, als entscheiden, denn nach Umständen kann jede der obigen dreierlei Tendenzen zweckmäßig sein, und leicht mag wieder ein anderer Tonsetzer noch einen vierten, von allen obigen wieder ganz verschiedenen Zweck ersinnend und bei seiner Ouverture sich voesetzend, auch daran ebenfalls Recht haben. Keiner unter jenen verschiedenen Ansichten gebührt ein Monopol; keiner ist der einzig wahre Weg zum Heil, so wenig als irgend einer der unfehlbare." Allein die Ästhetiker waren über den eigentlichen Zweck der Ouverture, wie wir bereits gesehen haben, so uneinig nicht. Sie soll die Hörer auf den rechten Weg führen, die Thür öffnen, sie empfänglich machen für das, was folgen wird. Sie soll also in die Stimmung versetzen, die für das aufzustellende Tongemälde die beste ist, die dem Hörer die Auffassung und den Genuß des Ganzen vorbereitend erleichtert. Sie muß sich nach dem hervorstechenden Farbentone des Ganzen richten; muß uns anzeigen, ob wir ein erhabenes, oder wildes, oder sentimentaltragisches, oder leidenschaftlich unglückliches, oder kriegerisches, oder heiter launiges, oder ländliches Stück zu erwarten haben ꝛc. Je mehr der Ton der Ouverture bald das Vorherrschende des Schaurigen, bald das Düstere des Dämonischen, bald das leis Schwebende und zart Lustige des Elfen- und Feenreiches trifft, die im Stücke das Herrschende sind; je mehr sie das grade in den Schattirungen thut, die dem Ganzen den eigenthümlichen Reiz geben, desto besser ist die Ouverture. Sie muß dabei ein Einleitungswerk sein, etwas für sich, was mit dem Hauptwerk in der genauesten Verbindung steht, wo möglich darauf begierig macht, wie die Einleitung zu einer Schrift. Sie kann also wol auf irgend etwas Vorherrschendes im folgenden Werk anspielen, darauf hindeuten; aber diese Anspielung oder Hindeutung muß zum Ganzen, zur einheitsvollen Idee der Ouverture, die zugleich ein dem folgenden im Resultat der Hauptstimmung ähnliches Bild im Kleinen für sich sein muß, wie nothwendig gehören, aus dem wohl verbundenen Tongedankengange sich ergeben, nicht hinein geflickt und gezwängt worden sein. Wäre nun vollends die Ouverture einer Musterkarte gleich, die ein Kaufmann zum Auswählen seiner Waaren gibt, so ist sie einem Bettlerkleide vergleichbar und unschön; höchstens kann sie erfreuen wie ein Harlekinskleid. Ferner muß nothwendig eine Hauptfigur dem ganzen Einleitungsbilde zum Grunde liegen, auf welche sich alle Nebenfiguren beziehen, sodaß sie nicht nur Mannichfaltigkeit geben, sondern auch durch Stellung und Bezug die Hauptfigur heben und anziehender machen. Ohne diese Hauptfigur, ohne diesen Mittelpunkt, wohin sich alles Andere zu seiner Verherrlichung drängt, entbehrt das Ganze der Haltung; hat keine Folge, keine Verbindung, sondern ist eine Art Tonchariwari, wie ein Labyrinth, das mehr beängstet, als erfreut, ob man gleich weiß, daß man zu seiner Zeit wieder herauskommt. Wie viel aber Nebenfiguren sein sollen, ist Niemandem vorzuschreiben, ebenso wenig, wie vielerlei Sätze und in welcher Ordnung et sie anwenden soll. Das muß sich aus dem Wesen der Oper und aus dem Eigenthümlichen des Tondichters und seines beabsichtigten Bildes ergeben; Freiheit genug. Nur die Freiheit hat keiner, sich hinzustellen und uns ein Wischiwaschi von Erbärmlichkeiten vorzuleiern, wie in der Regel Auber es thut sammt den neuesten Italienern. Zum Hauptgedanken, zum Bezuge aller Noten und Ausführungsgedanken auf jene, zur richtigen Zeichnung derselben muß freilich auch noch jene schöpferische Erfindsamkeit kommen, die dem Ganzen das Anziehende gibt, die etwas Inneeliches durch das Gestaltete ausdrückt. Es versteht sich, daß dichterische Schöpferkraft erst den Dichter macht, er bilde mit Farben, mit Woeten oder Tönen. Wo diese fehlt, ist alles eitel. Aber wo der Genius roh ist, verhüllt, im Kerker gefesselt, da ist es auch nicht lustig. Wird er freigelassen und gebärdet sich wie ein Rasender, rennt er sich und die Unsern nieder und schafft Unheil, bis man ihn bändigt. Ein guter Ouverturenschreiber muß wissen, was er will und was er soll. Das Komische kann nicht tragisch und das Militairische soll nicht süßlich sein, es wäre denn komisch. Wer die Hauptarten unterscheidet, thut etwas, aber nicht viel; wer aber die Schattirungen bis ins Feinste hält und dabei doch, was hochnöthig ist, frisch und lebendig aus dem Innern ins Äußerliche erregend eingreift, der thut das Rechte. Mag er es nun mit einem, zwei oder drei Sätzen thun, das muß ihm sein eigener Geist sagen; dem Hörer ist es Eins, wenn nur das Ganze innerei Leben anfacht und dem äußern wohlthut. Nur ist dabe

festzuhalten, daß die Ouverture nur Einleitungsmusik, nur Abbild eines ausgeführtern größern Bildes ist. Sie muß also Maß halten, wie es z. B. Mozart's Ouverturen thun, so sehr sie auch ein vollkräftiges, schön geordnetes Ganze für sich geben, das für sich allein stehend in sich gerundet ist und herrliche Wirkung hervorbringt, und dennoch vor der Oper nichts anderes, als ein geistreiches Einführungsgemälde gibt, das Hauptwerk hebend, wie dies wiederum die Ouverture verherrlicht. (*G. W. Fink.*)

OUVÈZE (l'), Fluß, welcher im französischen Drômedepartement und im Bezirke Nyons, nicht fern von dem Dorfe Montauban, entspringt, bei Buis und Vaison vorbeigeht und sich nach einem Laufe von ungefähr 12 Lieues bei Bédarrides im Vaucluse-departement mit der Sorgues verbindet. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUVILLE, 1) Gemeindedorf im französischen Manchedepartement (Normandie), Canton Cerisy la Salle, Bezirk Coutances, ist 1½ Lieue von dieser Stadt entfernt, und hat eine Succursalkirche und 959 Einwohner. 2) O. l'Abbaye, Gemeindedorf im Departement der Nieder-Seine (Normandie), Canton Yerville, Bezirk Yvetot, liegt 2½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 648 Einwohner, welche wie die Bewohner der Umgegend die unter dem Namen toiles d'Ouville bekannte Leinwand verfertigen. 3) O. le bien tournée, Gemeindedorf im Departement Calvados (Normandie), Canton St. Pierre sur Dives, Bezirk Lisieux, von welcher Stadt es 5½ Lieues entfernt ist, hat eine Succursalkirche und 307 Einwohner. 4) O. la Rivière, Gemeindedorf im Departement der Nieder-Seine, Canton Offranville, Bezirk Dieppe, liegt 2 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 484 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

OUVILLE (Antoine Le Metel D'), geb. zu Caen, gest. im J. 1656 oder 1657, Verfasser theils von zehn Komödien, die zwischen 1638 und 1650 fallen und insgesammt seinen Namen nicht vor dem Vergessenwerden geschützt hätten, nämlich 1) **Les Trahisons d'Arbiran, tragi-comédie** (1638. 4). 2) **L'Esprit follet ou la Dame invisible** (1642. 4. 1643. 1662. 1665. 12. hat Hauteroche als Quelle zu seinem Stücke gleichen Namens gedient). 3) **L'Absent de chez soi, comédie** (1643. 4.) 4) **Les Fausses Vérités ou croire ce qu'on ne voit pas et ne pas croire ce qu'on voit, comédie.** (1643. 4.) 5) **La Dame suivante, comédie.** (1645. 4.) 6) **Le Mort vivant, tragi-comédie.** (1646. 4.) 7) **Aimer sans savoir qui, comédie.** (1646. 4.) 8) **Jodelet astrologue, comédie.** (1646. 4.) 9) **La Coiffeuse à la mode, comédie.** (1646.) 10) **Les Soupçons sur les apparences, héroi-comédie en cinq actes.** (1650. 4.), theils von Erzählungen, die heute mehr citirt als gelesen werden. Die Sammlung seiner nicht immer gelungenen, übrigens prosaisch abgefaßten Erzählungen, deren beste noch aus dem Moyen de parvenir des Bergalde von Verville geschöpft sind, ist unter dem Titel: **L'Elite des Contes du sieur d'Ouville** (1669. 2 Bde. 12.) erschienen. Einige liegen diese Erzählungen dem Bruder von d'Ouville, Boisrobert, bei. Endlich hat er auch aus dem Spanischen des Castillo Solorzano **la Tourne de Séville ou l'Homeçon des bourses** übersetzt, welche erst im J. 1661 erschienen ist und unter dem Titel: **Histoire et aventures de Dona Rufine, courtisane de Seville** (1731. 2 Voll. 12.) von Neuem gedruckt wurde. (Biogr. Univers. T. XXXII. 272 sq.) (*H.*)

Ouvirandre *Thouars*, s. Hydrogeton *Pers.*

OUVRIER (Ludwig Benjamin), geboren den 7. Mai 1735 zu Prenzlau in der Ukermark, verdankte den ersten Unterricht der Schule seiner Vaterstadt. Von reger Wißbegierde und unermüdetem Fleiße beseelt, erwarb er sich unter der Leitung geschickter Lehrer, zu denen besonders Procop, Bensky und Steinersdorf gehörten, gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. Aber auch in seiner übrigen wissenschaftlichen Bildung war er nicht zurückgeblieben, als er (1753) zu Halle seine akademische Laufbahn eröffnete. Lange, Meier, Weber und Eberhard waren seine Hauptführer im Gebiete des philosophischen Wissens. Den wesentlichsten Einfluß auf seine theologische Bildung gewannen Baumgarten, Semler, Knapp, Michaelis, Calenberg, Struensee und Freylingbausen. Früher, als sein Streben nach einer vielseitigen Bildung ihn wünschen ließ, mußte er, bei der mäßigen Unterstützung, die ihm seine Ältern gewähren konnten, seine akademische Laufbahn beendigen. Seit er Halle verlassen hatte, bekleidete er zu Feldberg im Mecklenburg-Strelitzischen eine Hauslehrerstelle, die er späterhin mit einer andern in seiner Vaterstadt vertauschte. Im Sommer 1757 nöthigte ihn seine schwächliche Gesundheit zu einer Reise nach Radschütz in Schlesien. Dort unterstützte er seinen Oheim im Predigen und unterrichtete zugleich dessen Kinder. Getäuscht in der Hoffnung, nach dem Tode seines Oheims (1758) dessen Stelle zu erhalten, übernahm er in ihm angetragenes Lehramt an der Realschule zu Berlin. Unvermuthet erhielt indessen sein Schicksal eine andere Wendung. Ohne sein Wissen von dem Oberconsistorialrath Burg in Breslau empfohlen, kam er an den darmstädtischen Hof nach Pirmasens, um den Unterricht der Kinder des damaligen Erbprinzen, nachherigen regierenden Landgrafen, Ludwig IX. zu übernehmen. Im J. 1763 ward er zum Cabinetsprediger, vier Jahre später zum Hofprediger in Darmstadt und im J. 1770 zum Consistorialassessor ernannt. Zugleich mit der dritten Superintendentenstelle, die er 1772 erhielt, ward ihm der Charakter eines Consistorialraths, Burg- und Garnisonpredigers ertheilt. Zu diesen äußern Auszeichnungen gesellten sich die Freuden des häuslichen Glücks, als Ouvrier um diese Zeit (1772) in Maria Friederike Milkenberg, der Tochter eines Geheimenraths in Darmstadt, eine in jedem Betrachte seiner würdige Gattin fand. Noch in dem genannten Jahre war er zu Gießen ordentlicher Professor der Theologie geworden. Durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: De necessitate satisfactionis a Paulo Rom. 8, 3 asserta, erlangte er im J. 1777 die theologische Doctorwürde. Das Jahr 1786 erhob ihn zum zweiten Superintendenten; auch rückte er um diese Zeit in die zweite Professur der Theologie hinauf.

Als Ouvrier den 1. Oct. 1792 an den Folgen einer

Digitized by Google

innern Entzündung starb, die er sich durch eine Erkältung zugezogen hatte, ward er mit Recht allgemein betrauert wegen seiner ungeheuchelten Religiosität und seines rastlosen Eifers, zur moralischen Veredelung des Herzens zu wirken. Diesen Zweck hatte er schon in der im J. 1767 zu Frankfurt am Main herausgegebenen Sammlung einiger Predigten verfolgt. Seine gründlichen Kenntnisse in den ältern Sprachen und in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens zeigte er in mehren lateinischen Programmen und Dissertationen. Ihren Inhalt bildeten Gegenstände der Dogmatik oder der Exegese und Kritik des neuen Testaments [1]). Mehre theologische Streitigkeiten führten ihn im J. 1773 zu der Idee, die christlichen Dogmen einer gründlichen und unparteiischen Prüfung zu unterwerfen [2]). Zum Predigen und Katechisiren gab er (1777) eine zweckmäßige Anleitung. Schätzbar, besonders in historischer Hinsicht, war seine Geschichte der Religionen [3]). Eine feste Stütze gab er dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode in seinen Hinsichten auf die Ewigkeit. Die beiden Theile dieses Werks, im J. 1791 zu Leipzig herausgegeben, wurden 1793 neu aufgelegt [4]).

(*Heinrich Döring.*)

Ouwa, s. **Hartmann von der Aue.**

OUWATER (Isaak), geboren zu Amsterdam im J. 1747, gestorben ebendaselbst 1793, ein vorzüglicher Zeichner und Maler von Stadtansichten und Landschaften; viele seiner Arbeiten findet man in verschiedenen Galerien und Sammlungen Hollands. In dem J. C. van Haller'schen Gemälde-Cabinet zu Amsterdam, welches daselbst den 21. Febr. 1814 versteigert wurde, befanden sich von Ouwater sechs vorzügliche Gemälde, welche einige Ansichten von Utrecht und Harlem vorstellten und mit Thieren und Figuren sehr artig staffirt waren. Besonders schön malte er an den Gebäuden das Mauer- und Steinwerk, welches er mit Fleiß und Vollendung ausführte, wobei er zugleich ein Festhalten an den Werken seiner vaterländischen geistvollen Vorgänger beurkundete, was überhaupt den neuern holländischen Künstlern zum großen Ruhme gereicht. Noch ist zu erwähnen, daß er in den Darstellungen von Schafen, Pferden und andern Thieren auch meisterhafte Dinge lieferte *).

(*Frenzel.*)

OUWERKERK, richtiger **OUDERKERK**, mit dem Beinamen **aan den Yssel**, wodurch dasselbe von O. aan den Amstel, und von O. in Seeland unterschieden wird, ist ein uraltes Kirchdorf an dem linken Ufer der holländischen Yssel, 1½ Stunde von Gouda, in dem krimpener Waard gelegen. Die Kirche enthält, neben andern Monumenten, auch das Grabmal des berühmten holländischen Feldmarschalls Ouwerkerk (starb 1708), der als Besitzer der Herrlichkeit von derselben seinen Namen entlehnte, nicht aber, wie Sanhe und dessen Gewährsmänner fälschlich berichten, von dem seeländischen O., das ebenso wenig ein Turgow in seiner Nähe hat. Statt Turgow wird wol Tholen zu lesen sein. — Der berühmte Prinz Moritz von Oranien hatte sich niemals verheirathen wollen, jedoch von einer Geliebten, die in der Welt unter dem Namen Madame de Beverwaard oder de Mecheln bekannt, zwei Söhne, Wilhelm Adrian und Ludwig. Wilhelm Adrian, Herr von der Leck, Viceadmiral von Holland, wurde in der Belagerung von Groll, im J. 1627, durch eine Kanonenkugel getödtet. Ludwig, Herr von der Leck, von Beverwaard und Odyk (beide in dem utrechtischen Oberquartier gelegen), General von der Infanterie und Gouverneur von Herzogenbusch, früher von Berg op Zoom, starb den 28. Febr. 1665, aus seiner Ehe mit Elisabeth, Gräfin von Hoorn-Kessel, vier Töchter und drei Söhne hinterlassend. Eine Tochter, Amalia, heirathete den Grafen von Ossory, den ältern Sohn des ersten Herzogs von Ormond, die andere den Grafen von Arlington, Heinrich Bennet, die dritte den Grafen von Mulgrave, Johann Sheffield, die vierte den Lord Wotton, Karl Kirkhoven. Den drei Söhnen, Moritz Ludwig, Wilhelm Adrian und Heinrich, verlieh Kaiser Leopold I. im J. 1679 die Grafenwürde, auch Titel und Wappen von Nassau, wogegen aber das nassauische Haus Einspruch erhob. Moritz Ludwig, Herr von der Leck, Inhaber eines Cavalerieregiments und Gouverneur von Sluis, starb 1683. Sein Sohn gleiches Namens war Capitain in der englischen Leibgarde König Wilhelm's III., mit Elisabeth Wilhelmine, Gräfin von Nassau-Odyk, verheirathet, und Vater der Söhne Wilhelm Heinrich, Moritz Ludwig und Heinrich Karl. Der älteste derselben, Wilhelm Heinrich, Graf von Nassau zu der Leck, wurde den 30. Nov. 1742 commandirender Obrister des Cavalerieregiments van Hoy, den 1. Jan. 1748 Generalmajor, den 2. Nov. 1748 Generallieutenant von der Cavalerie, und im Julius 1749 Gouverneur von Heusden. Er starb den 12. Dec. 1762. Moritz Ludwig, geboren 1670, Generalmajor seit 1709, wurde Generallieutenant im J. 1727, und starb den 29. Jan. 1741, als Gouverneur von Menin, nachdem er viele Jahre Commandant von Sluis gewesen. Sein einziger Sohn, Volontair bei der kaiserlichen Armee, war den 24. Oct. 1735, an den in dem Gefechte bei Clausen empfangenen Wunden gestorben. Das ist Alles, was uns von dem Hause Leck bekannt. Wilhelm Adrian, Ludwig's und der Gräfin von Hoorn anderer Sohn, Herr auf Odyk, Ottebergen, Blickenburg, Zeist, Kortgene ꝛc., auch nach König Wilhelm's III. Ableben erster Edler von Seeland, hat sich als einer der gewandtesten Staatsmänner und Diplomaten des 17. Jahrh., besonders durch die vielen und

1) De theologia populari (Giessae 1775. 4). Annotationes quasdam ad 2 Petr. 2, 2. Judae 6 (Ibid. 1776. 4). De theologia morali, au dici possit caput, summa, centrum totius religionis christianae (Ibid. 1779. 4). An Actor. 4, 24. Spiritus S. dicatur Universi creator. (Ibid. 1780. 4.) etc. 2) Untersuchung über die Lehrsätze des Christenthums (Berlin 1775). 3) Nebst ihren Gründen und Gegengründen (Leipzig 1781—1788. 2. Thl.). 4) S. Duvrier's Leben von R. A. v. Senkenberg vor der zweiten Auflage der Hinsichten auf die Ewigkeit (Leipzig 1795). *J. H. Benneri* Progr. de notione satisfactionis etc. (Giessae 1777.) p. 17. Strieder's Grundlage zu einer hessischen Gelehrtengeschichte. 10. Bd. S. 209 fg. Heinrich Döring: Die gelehrten Theologen Teutschlands ꝛc. 3. Bd. S. 183 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 251 fg.

*) *v. Eijnden.* Vol. II. p. 350.

wichtigen von ihm verrichteten Gesandtschaften, bekannt gemacht. Im J. 1670 erhielt er von dem Prinzen von Oranien die Herrlichkeit Kortgene, auf Noordbeveland, zum Geschenk. Er starb den 22. Sept. 1705. Seine Gemahlin, eine Seeländerin, des Geschlechtes van der Nisse, hatte ihm neun Kinder geboren, worunter doch nur Cornelius, Ludwig Adrian, Wilhelm Heinrich und Moritz Ludwig Erwähnung verdienen. Cornelius, Herr von Kortgene, und Mitglied des Staatsrathes, starb im J. 1708 ohne Erben. Ludwig Adrian, auf Zeyst, war noch im J. 1738 von Seiten der Provinz Utrecht ein Mitglied der Generalstaaten. Wilhelm Heinrich wird im J. 1699 als holländischer Rittmeister genannt. Moritz Ludwig besaß Blickenburg. Der dritte von Ludwig's und der Gräfin von Hoorn Söhnen, Heinrich, ist jener Maeschall von Ouwerkerk, dessen Berühmtheit uns veranlaßt hat, des Prinzen Moritz gesammte Nachkommenschaft unter diesem Artikel zu vereinigen. Heinrich nahm frühzeitig Kriegsdienste und hatte lange sein Standquartier in Masteicht, wo es ihm besonders an Liebschaften nicht gefehlt haben soll. Die jüngste Geliebte fuhr eines Tages über die Brücke nach Wyk, und als ein aufmerksamer Ritter gab er ihr das Geleite, sein Roß dicht an dem Schlage haltend, und der Schönen die süßesten Worte zuflüsternd. Ungeduldig wie es scheint, ob des vielen Geplauders, entgegnete diese endlich: „das werde ich glauben, wenn Ihr jetzt mit Eurem Renner in die Maas setzet." Dies Wort ist kaum gesprochen, da wendet der Reiter sein Thier, und Sporn und Knie gebrauchend, erzwingt er von ihm einen Satz, der beide über die hohe Brustwehr hinunterträgt in die grausige Tiefe. Das Pferd war trefflich, der Reiter gewandt und glücklich, und ohne Unfall erreichen sie das Ufer, aber für immer hatte sich des kühnen Springers Leidenschaft für die Versucherin abgekühlt. Der Krieg vom J. 1672 forderte ihn ab zu ernsterm Spiele; und vielfältig und stets mit Ruhm, wird von 1672 bis 1678 Ouwerkerk's Name genannt. In der Schlacht bei St. Denys, den 14. Aug. 1678, hatte ein französischer Officier den Erbstatthalter gefaßt, durch Gefangenschaft oder Tod sollte er der Franzosen Sieg vervollständigen, da wurde er durch O. befreit, der den Feind todt zu des Prinzen Füßen niederstreckte, und sich hiermit dessen unwandelbare Gewogenheit, von den Generalstaaten aber einen kostbaren Degen verdiente. Als Gardehauptmann hatte er Wilhelm III. nach England begleitet; hier wurde er auch zu dessen Oberstallmeister und zum Hauptmanne der vierten Abtheilung der englischen Garde ernannt. Naturalisirt durch Parlamentsacte vom 11. Mai 1689 erstieg er einen Militairgrad nach dem andern, daß er in den letzten Jahren Wilhelm's III. die gesammte englische Reiterei befehligte. In dem Feldzuge von 1703 hatte er ein abgesondertes Corps in dem Lüttichschen, und während Opdam sich bei Eckeren schlagen ließ, wußte O. den überlegenen Feind in Ehrfurcht zu halten. Holländischer Generalfeldmarschall seit April 1704 führte er in dem darauf folgenden Feldzuge, während Marlborough den Kern des Heeres nach Baiern gezogen hatte, den Oberbefehl über eine sogenannte Maasarmee, und es gelang ihm, so geringfügig auch die ihm zu Gebote stehende Macht, den ganzen Sommer hindurch die Franzosen zu beschäftigen, Namur zu bombardiren, und bis in das Sambrethal einzudringen. An der Einnahme von Huy, im J. 1705, hatte er den wesentlichsten Antheil. In den Feldzügen von 1706 und 1708 Marlborough's unzertrennlicher und nützlicher Gefährte, und noch trotz seiner Gebrechlichkeiten in der Schlacht von Oudenarde wirksam, starb er im Lager bei Rosselaër, den 18. Oct. 1708, seine Witwe, Isabella van Aartsen van Sommelsdyk, zu London, im Januar 1720. Sie hatte ihm sieben Kinder geboren: 1) Ludwig, gestorben den 2. Aug. 1687; 2) Heinrich, von dem unten; 3) Cornelius, gemeiniglich der Graf von Nassau-Woudenburg (in dem utrechtischen Eemland) genannt, holländischer Generalmajor, fand den Tod in dem Gefechte bei Denain, den 23. Jun. 1712; 4) Franz, Oberster eines englischen Dragonerregiments, fiel in dem siegreichen Treffen bei Almenara, in dem Königreiche Valencia, den 27. Jul. 1710; 5) Wilhelm Moritz, Graf von Nassau-Ouwerkerk und Woudenburg, nachdem er allen niederländischen Feldzügen beigewohnt, wurde im J. 1709 Generalmajor von der Cavalerie, nach dem utrechtee Frieden Gouverneur von Sluis, 1727 Generallieutenant, und den 19. Sept. 1742 General der Cavalerie. Im J. 1743 befehligte er das Hilfscorps, das sich unmittelbar nach der Schlacht bei Dettingen mit der pragmatischen Armee vereinigte, und 1745 die gegen die Rebellen in Schottland ausgesendeten Hilfstruppen. Generalfeldmaeschall seit dem 16. Nov. 1747, mit 20,000 Gulden jährlich Friedenstractament, mußte er noch in dem letzten Feldzuge des Erbfolgekriegs Seeland vertheidigen. Im Jul 1749 wurde er Generalgouverneur des holländischen Flanderns. Er starb unverheirathet in dem 87. Lebensjahre, den 25. Mai 1753. Drei Millionen Gulden, die er, Meister in der Sparkunst, zusammengebracht, erbte sein Bruder, der Graf von Grantham; 6) Isabella, vermählt an Karl Granville, Lord Landdown; 7) Franziska, vermählt 1705 an Nansan Coote, Grafen von Bellamont, in Irland, starb als Witwe im J. 1738. — Heinrich II., des Maeschalls von O. anderer und Erbsohn, wurde am 24. Dec. 1698 vom Könige Wilhelm III. zum Pair von England, als Graf von Grantham, in Lincolnshire, Viscount Boston und Baron Alford ernannt, und starb zu London, den 5. Dec. 1754, in einem Alter von 91 Jahren. Ein großer Freund der Armen hatte er, in dem größten Geheimnisse jährlich 2000 Pfund Sterling an sie ausgetheilt. Seine Gemahlin, Henriette Butler, des Grafen Thomas von Ossory Tochter, vermählt im J. 1697, gestorben 1724, hatte ihm drei Kinder hinterlassen. Der Sohn, Thomas d'Auverquerque (nach englischer Rechtschreibung) war jedoch dem Vater vorausgegangen, gleichwie die jüngere, an den zweiten Grafen von Cowper verheirathete Tochter Henriette. Ihr Sohn, Georg Nassau, dritter Graf von Cowper, auch durch Diplom vom 3. Jan. 1778, des heil. röm. Reichs Graf, erbte indessen durch das großväterliche Testament baar 100,000 Pfund Sterling und 4000 Pfund an jährlichen Einkünften. Des Grafen von

Grantham ältere Tochter, Franziska, vermählte Eliot, erhielt ebenfalls 100,000 Pfund Sterling baares Geld, dann die Güter, welche jedoch nach ihrem Tode dem Hause Cowper anheimfallen sollten. (*v. Stramberg.*)

OUZELIUS, Ousel, Oisel, Loisel. 1) **Jakob O.**, aus einer ursprünglich französischen Familie, die um der Religion willen sich zuerst in Holland und dann in Danzig niederließ, wurde hier im J. 1631 den 21. Mai geboren. Seine Ältern bestimmten ihn für den Kaufmannsstand und schickten ihn in dieser Absicht nach Holland; doch zog ihn seine Neigung zu den Studien hin, namentlich den philologischen, denen er sich in Leyden mit solchem Erfolge widmete, daß er schon im 21. Jahre seines Alters eine Ausgabe von dem Octavius des M. Minucius Felix besorgte und der Königin Christine dedicirte: *M. Minucii Felicis* Octavius cum integris omnium notis ac commentariis novaque recensione *Jacobi Ouzelii*, cujus et accedunt animadversiones etc. (Lugd. Batav. 1652. 4. Nov. ed. ibid. 1672. 8). Darauf studirte er in Utrecht römisches Recht, ward daselbst Doctor beider Rechte, und reiste dann in England, Frankreich, der Schweiz. Von 1659 an beschäftigte er sich im Haag mit Staats- und Völkerrecht, wurde im J. 1669 Professor der Rechte in Gröningen, welche Stelle er 19 Jahre bekleidete. Er starb den 20. Jun. 1686. Man hat von ihm außer der bereits angeführten Ausgabe des Minucius Felix noch eine Ausgabe von den Institutionen des Gajus (Lugd. Batav. 1658.); seine Anmerkungen, welche übrigens etwas weitschweifig, zum Theil weit ausholen, Entlegenes mit hineinziehen, bei trivialen Sachen verweilen, auch nicht ganz auf eigenem Boden gewachsen sind, hat Schulting in seine Ausgabe der Jurisprudentia Anteiustinianea aufgenommen. Ferner hat er die Ausgabe des Gellius von Thysius vom 13. Buche an vollendet: *Aul. Gell.* Noctes Atticae cum selectis novisque commentariis et accurata recensione Antonii Thysii J. C. et Jacobi Oiselii J. C. (Lugd. Bat. 1666). Endlich hat man von ihm Thesaurus selectiorum numismatum a Jul. Caesare ad Constantinum M. — 2) **Philipp O.**, geboren zu Danzig den 7. Oct. 1671, verlor in früher Jugend seine Ältern; doch wurde darum seine Erziehung nicht versäumt; er besuchte die Schule in Bremen, studirte vom J. 1691 an besonders orientalische Literatur und biblische Philologie auf den Universitäten in Gröningen, Franeker und Leyden, wo er den Unterricht eines Perizonius, Gronov, Braun und Rhenferd genoß. Darauf reiste er im J. 1697 in England, benutzte die Bibliotheken von London, Oxford, Cambridge; nach Beendigung dieser Reise kehrte er im J. 1698 nach Danzig zurück, nach einigen Jahren ging er von Neuem nach Holland und verband nun das Studium der Medicin dergestalt mit dem der Theologie, daß er sich zu Franeker durch Vertheidigung seiner Inauguralschrift De lepra entis Hebraeorum, diss. inaug. (Franek. 1709. 4), die medicinische Doctorwürde verdiente (aufgenommen in Schilling's Commentationes de lepra. Leyd. 1778). Im J. 1711 wurde er zum Prediger an der teutschen Gemeinde in Leyden ernannt, eine Stelle, die er bis 1717 bekleidete, wo er als Professor der Theologie nach Frankfurt an der Oder berufen wurde. Hier starb er im J. 1724 den 12. April, den Ruhm eines großen Orientalisten mit den Buxtorfs und Coccejus theilend. Man hat von ihm noch 2) Introductio in accentuationem Hebraeorum metricam (Leyd. 1714. 4). 3) De accentuatione Hebraeorum prosaica (Leyd. 1715. 4). In diesen beiden Abhandlungen behauptet der Verfasser, daß die Accentuationszeichen ebenso alt seien, als die heilige Schrift selbst. 4) De auctore decalogi dissertationes duae (Frankf. 1717, 1718. 4). 5) De nominibus decalogi (1717. 4). 6) De decalogo soli Israeli dato dissertt. tres (1719. 4). 7) De natura decalogi diss. duae (1733. 4). 8) De denario regni caelorum seu parabol. Matth. XX, 1—16. dissertt. duae (1720 et 1723. 4). (*H.*)

ÓVAETTIR (nordische Mythologie), Einzahl Óvaettur (Unwesen), vom sinnberaubenden ó, und vaettur, vettr, welches bedeutet 1) Wesen, 2) Geist, Schutzgeist, Macht, 3) schützende Walkyrie, Schützerin, 4) weissagende Zauberin, Hexe. Da es nämlich sowol eine wohlthätige Zauberei gab, welche die Schutzgeister und Walkyrien die Schützerin der Helden übten, als auch eine unheilvolle Zauberei, welche feindliche Zauberwesen trieben, so bedeutete vaettur sowol schützende Zaubermacht, als auch verderbliches Zauberwesen. So z. B. wird in der Helga-Quida Haddingia-Skata (Str. 27) die Walkyrie Swawa, welche Helgi'n beschützt, vaetur genannt; Helgi fragt:

var sú ein vaettur,
er barg authlings skipom?
War die vaettur (das Wesen) allein,
Das des Edelings Schiffe barg [1])?

vaettur ist eigentlich männlichen Geschlechts. Hier aber, da von einer Walkyrie geredet wird, wird nicht sá (der) vaettur, sondern sú (die) vaettur gebraucht, wiewol die Nordmannen lieben, auch Ausdrücke in männlicher Form für ausgezeichnete Frauenzimmer zu brauchen [2]). Brynhilldur war auch Walkyrie, ward aber von Gudrun beneidet, deshalb nennt sie arm vaettur, unglückliches Wesen, verwünschtes Wesen, fluchenswerthe Hexe. Sie sagt in der Gudrunar-Quida I. Str. 21: Oft war in der Umzäunung (Feste) größere Fröhlichkeit, da, als mein Sigurd Grani'n sattelte, und sie zu erbitten (werben) zogen Brynhilden, die arme Vaettur [3]) (d. h. die unglückselige oder verfluchte Hexe) zu übler Vorbedeutung (illo heilli) Str. 22: Da sang das Brynhildur, Buthli's Tochter: Ermangelnd sei die Vaettur (die Hexe) des Mannes und der Kinder, die dich, Gudrun, um Weinen bat, und dir am Morgen Vergleichsgespräche (mál rú-

1) S. den Zusammenhang des Liedes bei F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bd. 2. Abth. S. 102, 103, und welche Wohlthaten die Walkyrien weiter den Menschen erwiesen. 2) S. z. B. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 62. Not. 12. 3) Armar vaettar ist Genitiv, regiert von bithiaz hier kann vaettar auch von der Form vaett (f.) sein, welches auch genius, daemon bedeutet.

Digitized by Google

nar) gab. Da ſang das Gulrönd, Giuki's Tochter, ſchweig, du volkleidige, mit dieſen Worten, Urdr der Edelinge biſt du immer geweſen. Urdr bedeutet Gewordene, d. h. gewordenes Schickſal, und iſt die Benennung einer Hauptnorne. Brynhilldur wird alſo hier ſowol Urdr als Vaettur genannt. Beides wird in feindlicher Beziehung gebraucht, da man ihr Schuld gab, daß ſie ſieben Könige ins Verderben geſtürzt. Wird vaettur ohne Beiwort in übler Bedeutung gebraucht, ſo muß dieſe aus dem Zuſammenhang erhellen. Beliebt iſt die Benennung vita vaettur, d. h. der Verbrechen-, der Strafen-Weſen, d. h. das ſtrafbare, ſchuldbeladene Weſen, für Hexe, wie z. B. Thiodolf von Hwin die Seidkona (das Zauberweib), Huldur oder Grimhild nennt [4]). Für Ovaettir (Unweſen, feindliche Zauberweſen) war die andere Benennung Mein-Vaettir (Schadenweſen, ſchadenſtiftender Geiſt). Mein-Vaettir wurden ſowol die Unheil ſtiftenden Zaubergeiſter, als auch die Schaden ſtiftenden Hexen genannt, und ganz natürlich, da man die Zauberweiber für Weſen, welche Zaubergeiſtern entſproſſen, hielt. So nennt Thiodolf von Hwin das Zauberweib Grimhild oder Huldur, trölkumd, die Trölleniſproſſene, d. h. aus dem Geſchlechte der Zaubergeiſter, der durch Zauberei mächtigen Weſen [5]). So wird die Zauberin Geirhild im Liede in der Islands Landnámabók. 3. Th. Cap. XIV [6]) Tröll, Zaubergeiſt, durch Zauberei mächtiger Rieſe genannt. Wie die Zauberweiber zu den Ovaettir oder Mein-Vaettir gerechnet wurden, wollen wir durch die Sage von der Geirhild veranſchaulichen. Steinraudur hinn Rami (der Starke), that machen Menſchen Beſſerung (bót), dem, dem andere Schaden-Weſen (meinvaettir) thaten Schaden (mein). Geirhilldur hieß ein vielkönniges (zauberkundiges) und ſchadſames Weib (fiöllkunnug kona oc meinsöm). Das ſahen überkatzige [7]) (d. h. Geiſter ſehende) Menſchen, (ófreskir menn), daß Steinraudur kam zu ihr unverſehens [8]), als ſie ſich wandelte in die Geſtalt einer waſſervollen Rindshaut (Waſſerſchlauch aus Rindshaut). Steinraudur war Eiſenſchmied. Er hatte einen großen Eiſenſtab in der Hand. Darüber, wie ſie ſich trafen, iſt ein Geſang gemacht, welcher auf uns gekommen iſt. In ihm wird beſungen, wie der Steinraud auf Geirhild ſchlägt. In ihm kommt die Zeile vor:

ero solin rif tröllí,
Geſchwollen ſind die Rippen dem Tröll.

Tröll bedeutet Rieſe, ſchädlicher Geiſt, Hexe. Die Hexen wurden zu den Ovaettir gezählt. Zu den Ovaettir gehörten die Jötnar (Rieſen, d. h. zaubermächtige Weſen), die Thussar (Rieſen), die Gigor, Gifor (Rieſinnen), die Tröllkönar (Rieſenweiber, zaubermächtige weibliche Weſen). Den Gegenſatz zu den Ovaettir machen in allgemeiner Benennung die Biargvaettir (Bergweſen, bergende Geiſter, Schutzgeiſter) und hollar Vaettir (holde Weſen, holde Mächte, holde Geiſter). So heißt es im Oddrúnar Grátr Str. 7: So helfen dir die hollar vaettir (holden Mächte) Frigg und Freya und mehre Götter. Zu den hollar vaettir gehörten außer den Göttern auch die Landvaettir (Landesſchutzgeiſter), die Liosálfar (Lichtelfen) u. ſ. w. Bei Einführung des Chriſtenthums wurden auch die heidniſchen hollar vaettir zu Ovaettir umgewandelt, und man zog gegen alle als böſe Geiſter zu Felde. So heißt es in der Saga Olafs konúngs Tryggvasonar c. 213: König Olaf und der Biſchof fuhren mit allem ihrem beſten Kriegsvolke durch alle nahe gelegenen bewohnten Orte mit Kreuzen und Heiligthümern, und ſprengten geweihtes Waſſer auf Felſen und Klippen, Thäler und Hügel, und reinigten mit heiligen Gebeten und Gottes Beiſtande alles dort, wo ſie zogen, von böſen Mächten (illum vaettum) und unreinen Geiſtern (úhreinum öndum) und befreiten ſo alles Volk von der Unfreunde Knechtſchaft und Unterdrückung [9]).

(*Ferdinand Wachter.*)

---

4) S. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 42 u. 87. 5) S. daſelbſt S. 42. Not. 15. 6) S. 237, 238 der kopenhagener Ausgabe von 1774. 7) überſetzt John Finnſon ofreskir menn durch viri genios obsecrandi facultate praediti, und ſagt im Index Vocum Poeticarum et quarundam aliarum, quae rariores visae p. 497: *Ofreskir menn* homines genios et spectra, ubicunque haec oberrant, videntes, 237, 317, quo ultimo loco nominatur *ufreskt kona*, mulier ejusmodi lynceo visu gaudens. Convenit certe in ore et imaginatione volgi non infrequens, *ofreskia*, apparitio terribilis, monstrum. Biörn Halderſon (Lexicon Islandico-Latino-Danicum p. 127) ſagt dagegen: *ófreskr*, genios et spectra non videns s. vulgari et naturali tantum visu gaudens sive felinos oculos non habentes viri, *ófreskir menn* vocantur, ſom ikke ſer Aander og Spögeiſer d. ſom blot ſer med ſit naturlige Syn ikke har Katteöine (d. h. die nicht ſehen Geiſter oder Geſpenſter, d. die blos ſehen mit ihrem natürlichen Geſichte, nicht Katzenaugen haben). *Thad sáu fleskir menn oc ófreskir*, id videbant omnes, non tantum felino, sed etiam simplici humano visu praediti; nun kommt Däniſch, welches wir überſetzen: Das ſahen alle, ſowol die, die blos hatten natürliches Geſicht, wie gleichfalls die, die konnten ſehen Geiſter (hatten Katzenaugen), und nun wird auf fres und freskr verwieſen, welches erſtere 1) Kater, 2) Bär, und welches letztere 1) grauäugig, 2) der im Finſtern wie eine Katze ſieht, 3) der deshalb in der Nacht Geſpenſter ſieht, bedeutet. Buchſtäblich bedeutet freskr katerig, katzig. Aus dem Zuſammenhange in Islands Landnámabók geht aber hervor, daß die Männer, die ofreskir menn genannt werden, die Ovaettir ſehen konnten. Das o in dieſem ofreskir iſt alſo entweder ó (ú), welches aber hier, wie auch á, den Sinn nicht raubt, ſondern verſtärkt, oder es iſt eigentlich of-freskir (überkatzige) zu ſchreiben, bedeutet hingegen ófreskir unkatzige, nicht überkatzige, ſo iſt das ó in ſeiner gewöhnlichen ſinnberaubenden Bedeutung zu nehmen. Doch heißt es in der Islands Landnámabok (4. Thl. Cap. 12): Das ſahen úfreskir menn, daß alle Landvaettir (Landesſchutzgeiſter) folgten Hafur-Biörn, da, als er fuhr zur Gerichtsverſammlung. Für úfreskir menn iſt die andere Lesart ófresk kona (Geiſter ſehende Frau). Hier hat alſo das ú, welches mit ó gleich iſt, offenbar nicht die gewöhnliche Sinn raubende, ſondern Sinn vermehrende Kraft, und es läßt ſich nicht durch unkatzige übertragen, ſondern muß durch überkatzige gegeben werden. Biörn Halderſon dagegen hat in ófreskir das ó in ſeiner gewöhnlichen Sinn beraubenden Bedeutung genommen.

8) Ovarri, der unvorſichtigen, nicht vorausſehenden, nach anderer Lesart óvigri, der unkampfbaren, unbewaffneten. 9) Form. Sögur. T. II. p. 188, 189. über die Ovaettir ſ. außerdem Húngurvaka, kopenhagener Ausg. S. 82. *Finni Johannaei* Hist. Eccl. Isl. I. p. 89. Thiele, Danske Folkesagen III, 98. Nach zu Sotterup's Zeit kommen im Däniſchen Meinvaetter oder Meenvaettee vor. Finn-Magnuſen zur groß. Ausg. der Edda Sám. 2. Thl. S. 43. 3. Thl. S. 833. Finnſon zu der Isl. Landnamabok S. 495.

OVALE, ist eine geschlossene krummlinichte Figur, deren zwei Hauptdurchmesser ungleich sind, und die daher eine länglichte Gestaltung hat. So ist z. B. eine Ellipse eine Ovale, aber nicht umgekehrt jede Ovale eine Ellipse. Die Ovalen, die man zu Einfassungen, als Gewölbebogen bei gedrückten Gewölben ꝛc., zu gebrauchen pflegt, sind nicht eigentliche geometrische Linien, in welchen alle Punkte nach einem und demselben Gesetze bestimmt, oder, was dasselbe ist, in welchen die Coordinaten aller Punkte durch dieselbe Gleichung von einander abhängig sind; sie werden nämlich aus zwei Kreisbogen auf folgende Weise zusammengesetzt. Man nehme ein beliebiges gleichschenkliges Dreieck, verlängere die Grundlinie desselben nach beiden Seiten hin um eine beliebige Länge, nehme jede derselben als Halbmesser und die Endpunkte der nicht verlängerten Grundlinie als Mittelpunkte von Kreisen, die man zeichne. Darauf verlängere man die Schenkel des gegebenen Dreiecks, bis sie jene Kreise treffen, den Scheitel als Mittelpunkt und den ganzen verlängerten Schenkel als Halbmesser, und schlage einen neuen Kreisbogen, welcher mit den vorigen Kreisen in den Punkten, wo die verlängerten Schenkel des Dreiecks sie treffen, dieselbe geradlinichte Tangente haben wird, so bildet der von der verlängerten Grundlinie begrenzte Abschnitt der zusammengefügten Bogen jener Kreise die eine Hälfte der Ovale, der dann eine congruente Hälfte auf der andern Seite der Grundlinie auf gleiche Weise gezeichnet wird. — Durch Versuche wird man leicht das für einen gegebenen Fall schicklichste Verhältniß der Halbmesser jener Kreise finden, von welchen die Form der Ovale abhängt.

Noch ist hier zwei besonderer Gattungen von Ovalen zu erwähnen, die mehr ihrer Erfinder als des Nutzens wegen, den sie in der Astronomie oder der Optik haben, bekannt geworden sind. Die ersten sind die sogenannten Ovalen des Cassini, die andern die Ovalen des Descartes. Dominicus Cassini nämlich, welcher Kepler's Hypothese von der Bewegung der Planeten in einer Ellipse um die in dem einen Brennpunkte derselben feststehende Sonne nicht recht aufgefaßt hatte, glaubte, daß die Ellipse alle Erscheinungen der Bewegung der Planeten nicht völlig darstelle und erdachte zu dem Ende eine Linie, deren Grundeigenschaft die sein sollte, daß das Rechteck von zwei Linien, die aus zwei gegebenen Punkten an einen Punkt der krummen Linie gezogen werden, unveränderlich wäre, statt daß in der Ellipse die Summe jener beiden Linien immer dieselbe Größe behält. Aber diese krumme Linie kann die verschiedensten Gestalten haben; entweder eine längliche nach Art einer Ellipse, oder eine längliche, mit einer gegen die Aren converen Einbiegung ober- und unterhalb des Mittelpunktes, oder sie kann eine der Ziffer 8 ähnliche Form haben, oder aus zwei abgesonderten Ovalen bestehen, die sich sogar in zwei einzelne Punkte zusammenziehen können ꝛc. Aus diesem Umstande allein würde schon folgen, daß sie durch eine gleichförmig und regelmäßig wirkende Kraft nicht beschrieben werden kann. Sie ist auch von den Astronomen nicht beachtet worden. S. Elem. d'Astronomie par *Cassini*. p. 149. *Montucla*, Histoire des Mathem. p. 563. nouv. ed., wo mit Recht bemerkt ist, wie ungriechisch die Linie von einigen „Cassinoide" genannt worden ist, was eine dem Cassini ähnliche Linie bedeuten würde. — Von den Ovalen des Descartes ist schon im Art. Descartes erinnert, daß es eine Gattung krummer, in sich selbst zurücklaufender Linien seien, welche die Eigenschaft haben, die daran aus einem Punkte, aus einem gegebenen Punkte gezogenen geraden Linien nach dem Gesetze der Lichtstrahlen so zu brechen, daß sie nach der Brechung in einem und demselben Punkte sich vereinigen. Descartes wollte sie zu Linsengläsern ohne Zerstreuung der Strahlen gebrauchen. Allein es ist weder möglich, die Farbenzerstreuung durch irgend eine Art der Krümmung zu heben, noch den Gläsern beim Schleifen die gehörige Krümmung zu geben. — Vergl. über denselben noch Huyghen's Schrift: De lumine. c. VI. Wie diese Ovalen durch eine stetige Bewegung zu beschreiben sind, zeigt d'Arcy in den Mém. de l'Acad. des Sciences. 1758. (*Seherk.*)

OVALIA *Latreille* (Crustacea). Ein Abtheilung der **Laemodipoda**, diejenigen Crustaceen umfassend, bei welchen der Körper eiförmig ist und Quereinschnitte hat, der Stamm der Fühler scheint bei ihnen ungegliedert zu sein; die Füße sind kurz, oder doch nicht sehr lang, die des zweiten und dritten Segments sind unvollkommen und endigen in ein langes, cylindrisches, klauenloses Glied; sie haben an ihrer Basis einen länglichen, blasigen Körper. Es gehört hierher die einzige Gattung Cyamus. (D. *Thon.*)

OVANDO (Nicolas), Commandeur des Alcantara-Ordens, wurde im J. 1501 zum Gouverneur der Insel Hispaniola ernannt, um der Nachfolger von Bovadilla zu werden, dessen unkluges Betragen dieser Colonie einen schnellen Untergang drohte. Er reiste am 13. Febr. 1502 ab und kam am 15. April im Hafen von St. Domingo an. Seine Expedition war sehr gut ausgerüstet; er hatte 32 Schiffe und auf diesen 2500 Colonisten. Er leitete eine Untersuchung gegen Bovadilla und seine Genossen ein, und ließ sie nach Spanien transportiren, jedoch kamen sie bei einem Orkan auf der Rückreise um. Seine ersten Anordnungen waren darauf berechnet, das Schicksal der Indier zu verbessern, indem er diese für freie Unterthanen Spaniens erklärte und Ordnung und Ruhe kehrten zurück. Gegen Columbus hegte er einen bittern Haß, und als dieser auf seiner vierten Reise auf Hispaniola landen wollte, um seine Schiffe auszubessern, wurde er zurückgewiesen. Dieser begab sich nach Jamaica, wo er fast ein Jahr in einem sehr elenden Zustande blieb und von einigen Abgeordneten Ovando's genau beobachtet wurde. Als Columbus hierauf nach St. Domingo kam, wurde er mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen; zugleich aber gab Ovando einen Beweis seines Abscheues gegen Columbus, indem er die Urheber der Meutereien gegen Columbus in Freiheit setzte, und alle diejenigen mit einer strengen Untersuchung bedrohte, welche ihre Pflicht gethan hatten*). So gut das Benehmen

*) Mehres über das abscheuliche und niederträchtige Benehmen von Ovando s. bei *Robertson*, Hist. of America, Book II. p. 87 (frankfurter Ausgabe).

Ovando's gegen die Bewohner der Insel anfänglich auch gewesen war, änderte sich dieses doch bald. Er hörte, daß Anacoana, Fürstin des Gebietes Xaragua (in der Nähe von Léogane), Unruhen beginnen wollte. Diese Fürstin, welche stets ihre guten Gesinnungen gegen die Spanier an den Tag gelegt hatte, war von diesen immer mit Undank behandelt worden. An der Spitze von 300 Mann zu Fuß und 60 Reitern begab sich Ovando zu der Fürstin, indem er ihe sagen ließ, er wolle selbst den Tribut in Empfang nehmen. Die Fürstin, hocherfreut über diese Ehre, zog den Spaniern an der Spitze aller ihrer Vasallen entgegen, und mehre Tage hinter einander folgten Feste. Ovando zeigte ihr an, er wolle ebenfalls ein Fest geben und foderte sie auf, ihren ganzen Hof dazu einzuladen. Auf ein gegebenes Zeichen fielen die Spaniee über die Indianer her, die Caziken wurden an die Pfosten des Saales gebunden und dieser angezündet. Anacoana wurde nach St. Domingo geführt und zum Galgen verurtheilt. Spanische Geschichtschreibee behaupten, alle diese Unglücklichen hätten ihre Verschwörung gestanden; indessen Herrera behauptet, daß diese Aussagen nur von Elenden ausgegangen wären, welche sich ehemals gegen Columbus empört hatten, in das Gebiet der Fürstin Anacoana geflüchtet waren und ihr die gute Aufnahme auf diese Art vergalten. Nach dieser Execution, bei welchee eine große Zahl von Indianern blieb, schickte Ovando Truppen gegen diejenigen, welche in die Gebirge oder auf die benachbarten Inseln geflohen waren; die Häupter wurden getödtet. Nach sechs Monaten gehoechten alle Insulaner den Spaniern. Im J. 1507 betrug die Zahl dee Indianer auf Hispaniola nur noch 60,000, und da diese nicht hinreichend war, um die von ihnen gefoderten Dienste zu leisten, ließ Ovando die Bewohner der Lucayen herübee transportiren und in wenigen Jahren war dieser Archipel menschenleer. So grausam er gegen die Indianer auch war, ebenso geeecht war er gegen die Spanier, und der Wohlstand der Colonie hob sich unter ihm sehr bedeutend. Neue Städte wurden gegründet und er machte besonders auf die Wichtigkeit des Zuckerrohres aufmerksam, welches von nun an häufiger gebaut wurde. Indessen komte ihm die Königin Isabella das Blutbad von Xaragua nicht vergeben; sie hatte den König Ferdinand beredet, ihn zurückzurufen und Diego Columbus als Gouverneur nach der Insel zu schicken. Lange Zeit weigerte sich der König, das Gesuch von Diego zu erfüllen, da verklagte ihn dieser beim indischen Gerichtshofe und erhielt Recht. Ovando wurde zurückgerufen, indessen vom Könige gut aufgenommen und endigte seine Tage in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit. (Nach Eyries in der Biogr. univ.)

(*L. F. Kämtz.*)

Ovár, s. Altenburg.

ÓVÁRI, ein am linken Ufer des Szamosflusses an der von Esenger nach Szathmár führenden Landstraße, in flacher Gegend, im krasznaközer Bezirke der szathmárer Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungerns liegendes, an die Dörfer Vités und Esenger-Ujfalu angrenzendes großes Dorf, mit einer griechisch-katholischen und einer reformirten Pfarre, einer griechisch-katholischen Kirche, einem reformirten Bethause, 113 Häusern und 732 magyarischen Einwohnern, unter welchen sich 262 Katholiken, 458 Reformirte und 12 Juden befinden. Das Doef befindet sich gegenüber von Dara. (*G. F. Schreiner.*)

OVARII *Woodward* sind fossile Cidariten.

(*H. G. Bronn.*)

OVARIUM, Eierstock. Mit diesem Namen bezeichnet man nach einee vom Pflanzenreiche hergenommenen Analogie zwei im weiblichen Körper zu beiden Seiten des Fruchthälters liegende, zur Fortpflanzung bestimmte Organe. Sie haben im Embryo und in kleinen Kindern eine sehr längliche, fast prismatische Gestalt, sodaß auch ihre Breite und Dicke bei weitem von der Länge übertroffen wird. Dieselbe Gestalt, obwol in geringerm Verhältnisse, zeigen die Eierstöcke auch im erwachsenen weiblichen Körper, in welchem sie ein plattgedrücktes Oval von ungefähr sechs bis acht Linien Länge, drei Linien Breite und zwei Linien Dicke darstellen und anderthalb bis zwei Quentchen wiegen. An jedem Eierstocke unterscheidet man zwei Flächen, zwei Ränder und zwei stumpfe Enden, von deren einem bis zum andern dee längste Durchmesser des Eierstockes reicht. Von den genannten beiden Flächen liegt die eine mehr nach Vorn, die andere mehr nach Hinten, und an den Rändern des Eierstockes ragt der eine nach Hinten und Oben hervor und ist frei, der andere (basis) liegt nach Vorn und Unten; er ist mit dem breiten Mutterbande verbunden. Das eine Ende des Eierstockes ist einwärts dem Fruchthälter zugewandt, von welchem es das Ligamentum ovarii erhält, das andere ist nach Außen gerichtet und grenzt an die Fransen der Trompete. Eine Fortsetzung der hintern Platte des breiten Mutterbandes überzieht vom Rande des an diesem Bande liegenden Eierstockes beide Flächen desselben vollständig als äußere Haut des Eierstocks. Die Substanz desselben besteht aus einem sehr dichten und festen, dabei aber doch zähen, von zahlreichen feinen Gefäßen durchzogenen Zellgewebe, welches nur bei alten Frauen minder gefäßreich und härter erscheint. In demselben befinden sich bald in geringeree, bald in größerer Anzahl häufige Bläschen (ovula Graefiana genannt, obwol sie schon dem Vesal u. a. bekannt waren) von verschiedener Größe, die eine klaee lymphatische, in siedendem Wasser wie Eiweiß gerinnende Feuchtigkeit enthalten. Jedes dieser Bläschen — ihre, nicht beständige, Zahl beläuft sich im jungfräulichen Körper etwa auf 12 bis 15 — ragt, bald mehr, bald weniger, aus dem Zellgewebe, hervor und ist von der äußern Haut des Eierstockes umgeben, die Haut aber, durch welche die Bläschen selbst gebildet werden, ist dünn und mit sehr feinen Gefäßen versehen. Auch diese Bläschen verlieren allmälig ihre Feuchtigkeit, werden hart und schrumpfen zusammen. Die den Eierstock mit Blut versoegende Schlagader ist die Art. spermatica interna, die, wie beim Manne, aus der Aorta oder der Art. renalis entspringt und hinter dem Bauchfelle abwärts steigend zum vordern Rande des Eierstocks gelangt, in welchen sie sich größtentheils verästelt. Die Vena spermatica interna bildet durch viele Äste, die über dem

Eierstocke zusammentreten, ein Blutadernetz (plexus pampiniformis), welches jene Schlagader umfaßt, und endigt, nachdem sie einfach aufwärts gestiegen, in die Vena cava oder venalis. Die Nerven des Eierstockes bilden den Plexus spermaticus, der seinen Ursprung aus dem Plexus renalis oder Mesentericus superior nimmt und dessen Fäden sich vorzüglich im Eierstocke verbreiten. Die einsaugenden Gefäße des Eierstockes endlich begleiten die genannte Vene und gehen in den Plexus renalis oder lumbalis über. In fast allen diesen Beziehungen verhalten sich indessen die Eierstöcke keineswegs, auch im gesunden Zustande, immer auf gleiche Weise. Es sind Fälle vorgekommen, in welchen die Eierstöcke gänzlich mangelten, in andern, in welchen nur dee Eierstock einer Seite vorhanden war, noch andere, in welchen beide ungleich groß waren. Aber diese eben genannten und ähnliche Abweichungen stehen an Wichtigkeit jenen bei weitem nach, welche die Eierstöcke in den verschiedenen Lebensaltern und nach Maßgabe des Verhältnisses der Geschlechtsverrichtungen erleiden. Sie liegen nämlich im ungebornen Kinde und in dem ersten Lebensjahre in Gestalt kleiner, röthlicher, platter, sehr schmaler, beinahe wurmförmiger Körperchen auf dem Psoasmuskel, ihr eigenthümliches Leben erwacht erst beim Eintritte der Mannbarkeit, alsdann erreichen sie aber auch in sehr kurzer Zeit den ihnen bestimmten Grad der Entwickelung. Sie liegen jetzt auf den Seitentheilen des Beckens, ihre Gestalt wird eiförmig, ihre Farbe weiß, ihre Oberfläche ungleicher als früher, auch hervortretende Bläschen zeigen sich, und sie bieten vorzüglich bei Annäherung der Katamenien alle Zeichen einer fast bis zur Phlogose gesteigerten Lebensthätigkeit dar, indem sie um diese Zeit dicker, umfangs- und gefäßreicher erscheinen. Noch höher steigt diese Lebensthätigkeit zur Zeit der Schwangerschaft, ihr Umfang verdoppelt sich alsdann bisweilen, ihee Bläschen treten stärker hervor und werden dicker, so wie ihe ganzes Gewebe ungleich blutreicher wird. Wenige Tage nach der Empfängniß — wie vielfache an Thieren angestellte Beobachtungen gezeigt haben — bildet sich überdies auf dem Eierstocke, der zur Befruchtung gedient hat, ein Körper von röthlich gelber Farbe (Corpus luteum), der als Überrest eines geborstenen und entlarvten Bläschens erscheint und erst mehre Monate nach der Empfängniß — nachdem die gelbe Farbe verschwunden ist — allmälig an Umfang veeliert und späterhin nur eine kleine Narbe zurückläßt. Er scheint nach den vorhandenen besten Beobachtungen nothwendige und beständige Folge der Befruchtung zu sein; was abee die Behauptung Haller's betrifft, daß der gelbe Fleck niemals bei Ungeschwängerten angetroffen werde, so stehen ihr nicht blos die Erfahrungen Buffon's, Blumenbach's und mehrer italienischen Zergliederer entgegen, nach welchen auch bei Frauen, welche, ohne geschwängert zu werden, den Beischlaf genießen und selbst bei Jungfrauen von sehr regem Geschlechtstriebe, zumal nach onanitischen oder lesbischen Ausschweifungen, der gelbe Körper sich bilden kann, sondern es wird diese letztere Ansicht — obwol sie noch keineswegs die allgemeine geworden ist, auch durch manche andere analoge Erscheinungen, wie namentlich die falschen Molen, zu einer nur um so wahrscheinlichern. Der Veränderungen, welche die Eierstöcke nach dem Austritte des Weibes aus den geschlechtsreifen Jahren erlangen, ist schon oben mit einigen Worten gedacht worden. Die Ovarien werden in dieser Lebensperiode bisweilen fast knorpelartig, tiefe Narben durchfurchen ihre Oberfläche und sie verlieren so bedeutend an Umfange und Gewichte, daß sie bisweilen kaum den dritten Theil des frühern Umfanges behalten und bei alten Frauen, nach Lavret, kaum ein halbes Quentchen wiegen.

Die Alten nannten die Ovarien die weiblichen Hoden (Testes muliebres), weil sie glaubten, daß die erstgenannten Organe, wie die letztern, beim Zeugungsact eine befruchtende Flüssigkeit ergießen (Galen), und auch die Neuern haben oft genug die Eierstöcke des Weibes den Hoden des Mannes gleichgestellt (v. Walther). Aber das Irrige der erstern Meinung ist längst erwiesen und die offenbar zwischen beiden genannten Organen stattfindende Analogie kann daher immer nur eben als solche anerkannt werden. In jedem Falle unterliegt es keinem Zweifel, daß von Seiten des Weibes beim Zeugungsact das Vorhandensein wenigstens eines gesunden Eierstockes ebenso unerläßliche Bedingung der Zeugung selbst ist, als von Seiten des Mannes das Vorhandensein wenigstens eines in seinem Gewebe nicht zerstörten Hodens. Schon Galen und Aristoteles wußten, daß Thiere, denen man, um sie fett zu machen, die Eierstöcke genommen, unfruchtbar wurden, und daß ihr Fleisch in ähnlicher Art an Zartheit gewinnt, als das Fleisch männlicher frühzeitig castrirter Thiere und daß beim Mangel der Eierstöcke, sowie bei einer durchaus krankhaften Beschaffenheit derselben, keine Schwängerung des Weibes erfolgt, haben die Beobachtungen Swammerdam's, Morgagni's, Portal's u. A. hinlänglich nachgewiesen. Zwar ist von Einigen behauptet worden, daß öfter auch Frauen, deren Eierstöcke bedeutend desorganisirt waren, schwanger geworden sind; doch ist diese Thatsache, wenn sie auch nicht selten in Abrede gestellt werden könnte, kein unumstößlicher Beweis gegen die Nothwendigkeit der Eierstöcke zur Zeugung, und schon Morgagni hat in dieser Beziehung ganz richtig bemerkt, daß die Integrität eines Eierstockes oder auch nur eines oder mehrer Eier desselben zur Fruchtbarkeit des Weibes immer unerläßlich erscheint, wonach möglicherweise auch bei kranken Eierstöcken, so lange nur die eben genannte Bedingung noch vorhanden, noch ebenso wol Befruchtung stattfinden kann, als sie von Seiten jener Männer, der sogenannten Thlasiae oder Thlisiae der Alten, möglich ist, welche in der Kindheit durch Zerquetschung der Hoden — welche nicht vollständige Zerstörung mit sich führte — castrirt worden sind. Unbestreitbare Thatsachen lehren aber ferner auch, daß die Befruchtung im Eierstocke selbst vor sich geht und die zuweilen in Ovarien vorgefundenen Fragmente einer Frucht, die Eierstocksschwangerschaft, die vielfach beobachtete Erscheinung, daß bei schwangern Frauen, bei denen das Ovarium einen Riß erlitt, die Frucht in der Unteleibshöhle gefunden wurde, und Ähnliches lassen auch hieran keinen Zweifel übrig. Ebenso gibt es gegenwärtig endlich auch über die Art

und Weise, auf welche die Schwängerung durch die Eierstöcke vermittelt wird, unter den Ärzten beinahe nur eine Meinung. Es ist gewiß, daß dies nicht durch Absonderung einer fruchtbaren Flüssigkeit und durch Vermischung derselben mit dem Samen geschieht, und es ist — insbesondere nach den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie — mindestens höchst wahrscheinlich, daß jedes Bläschen eines Eierstockes den Keim eines künftigen Menschen enthält, da bei jedem fruchtbaren Beischlafe wenigstens ein solches Bläschen berstet, der in ihm enthaltene Tropfen einer lymphatischen Feuchtigkeit ergossen wird und durch die Trompete in den Fruchthälter gelangt, um in demselben weiter entwickelt zu werden. Das gleichzeitige Bersten mehrer Bläschen bei einer Begattung ist ebenso höchstwahrscheinlich die Bedingung einer nachfolgenden mehrfachen Schwangerschaft, wie sie indessen bekanntlich beim Menschen und einigen Quadrupeden nur ausnahmsweise vorkommt. Nächst der oben erörterten wichtigsten Bestimmung der Ovarien üben aber diese Organe auch auf den ganzen thierischen Haushalt einen unverkennbaren Einfluß aus, der daher nicht unerwähnt bleiben kann. Wird durch eine Operation oder durch eine Krankheit die Lebensthätigkeit der Ovarien beschränkt oder ganz aufgehoben, so erlischt nicht blos die Zeugungsfähigkeit und der Geschlechtstrieb, sondern die Lebenskraft des gesammten Organismus erscheint geschwächt; wie die Geschlechtsorgane, so welkt das Muskelsystem, es sinkt die Thätigkeit der lymphatischen Gefäße, die Epiphysen der Knochen schwellen an, die Empfindlichkeit und Empfänglichkeit werden geringer. Oft ist auch Abmagerung die Folge jenes Verlustes eines für den weiblichen Körper so wichtigen Organs, der durch denselben mehr oder weniger vom Charakter der Weiblichkeit verliert. Es brechen auf dem Kinne und besonders auf der Oberlippe mehr oder weniger zahlreiche Haare hervor, die Stimme wird tiefer und das ganze Wesen des Weibes gewinnt in geistiger und körperlicher Hinsicht etwas so Mannhaftes, daß man bei solchen weiblichen Individuen selbst eine auffallende Zuneigung zu Personen ihres Geschlechtes beobachtet haben will, mithin in der That vorzugsweise vom Vorhandensein und von der Integrität der Ovarien der Charakter der Weiblichkeit im Organismus abhängt.

Die im Vorstehenden angedeutete große Bedeutung der Ovarien für den weiblichen Organismus läßt schon mit Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die in Rede stehenden Organe auch häufigen und großen Krankheiten ausgesetzt sind; die Erfahrung bestätigt dies. Eine oder die andere dieser Krankheiten entwickelt sich bei einzelnen Individuen zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit, weit häufiger aber treten diese Krankheiten in Folge von Wochenbetten ein, und kein Zeitpunkt des Lebens ist geeigneter für den Ausbruch derselben, als jener, den das Aufhören der Geschlechtsreife bei dem Weibe so scharf bezeichnet, und wird im Allgemeinen die Anlage zu diesen Krankheiten ungemein durch die Ausübung der Geschlechtsverrichtungen erhöht. Indessen sind nicht alle Krankheiten der Eierstöcke während des Lebens der Kranken erkennbar, ondern es haben viele für den praktischen Arzt nur insofern Interesse, als sie auf einen vorangegangenen Krankheitsproceß hinweisen, der vielleicht ein Gegenstand der Kunst hätte werden können. Zu den im Leben — und doch zum Theil oft erst bei einem höhern Grade der Entwickelung — erkennbaren Krankheiten der Eierstöcke zählen wir die Entzündung, Vereiterung, Verhärtung, und Wassersucht derselben. — Die Entzündung der Ovarien, die häufig mit Entzündungen benachbarter Theile, der Trompeten, der breiten Mutterbänder und am häufigsten des Fruchthälters verbunden ist, gehört zu den bei jungen, zumal vollblütigen Frauen, gewöhnlich innerhalb des ersten Monates nach einer Entbindung häufig vorkommenden Krankheiten, und das Vorhandensein derselben wird an heftigen, fixen, stechenden Schmerzen in einer oder der andern Seite der untern Bauchgegend, oder auch in beiden, je nachdem nur ein Ovarium oder beide entzündet sind, ferner an der meist vorhandenen schmerzhaften Anschwellung der Weichengegend der leidenden Seite, endlich an den allgemeinen Zufällen der Entzündung erkannt, zu welchen, wenn die Krankheit mit Entzündung des Fruchthälters verbunden ist, auch die Symptome der Metritis sich gesellen. Sehr bald pflegt aber diese Affection den ganzen Unterleib in Mitleidenschaft zu ziehen, er wird daher beim Drucke sehr schmerzhaft, und es ist dies in den Gesichtszügen der Kranken lebhaft ausgedrückt; oft werden auch die Lendengegend und die Oberschenkel von ähnlichen Schmerzen ergriffen. Der Verlauf dieser Krankheit kommt mit jenem der Metritis ziemlich überein. Bei großer Heftigkeit der Entzündung kann schon gegen den vierten, fünften Tag der Krankheit der Tod erfolgen, während die Zertheilung in der Regel zwischen den achten bis eilften Tag fällt. Ebenso hat diese Entzündung auch ihre Ursachen mit der Metritis gemein, unbefriedigter Geschlechtstrieb, zumal bei sehr vollblütigen Subjecten von arterieller Constitution, Unterdrückung der Katamenien oder Lochien, Milchmetastasen, zurückgetretener Rheumatismus oder Arthritis, Erkältungen, Misbrauch drastischer als Purgir- oder Abortivmittel angewandter Arzneien u. dgl. Um diese Entzündung baldmöglichst zu zertheilen, muß die antiphlogistische Methode um so energischer in Anwendung gebracht werden, je deutlicher in der ganzen Krankheit der Charakter der Synoche ausgeprägt ist; daher sind vor Allem Aderlässe und die Application von Blutegeln in die Weichengegend angezeigt. Aber auch erweichende Fomentationen und Kataplasmen, sowie ölichte Einreibungen, bald auf die Weichengegend allein, bald auf den ganzen Unterleib zu applicirende, nebst erweichenden Klystieren leisten wesentliche Dienste und dürfen daher nicht versäumt werden; ebenso versteht es sich von selbst, daß nach Maßgabe der jedesmaligen besondern Ursachen auch noch andere Heilmethoden angezeigt sein können, wie es am häufigsten mit der antagonistischen der Fall ist. Läßt nach einem strengen antiphlogistischen Verfahren der entzündliche Schmerz nicht bald und vollständig nach, so sind kleine Dosen versüßten Quecksilbers, Einreibungen der grauen Quecksilbersalbe in die schmerzhafte Stelle, und lauwarme Bäder mit Seife und Kleie die besten Mittel einer vollkommenen Zertheilung. Nur selten geht die Entzündung

Digitized by Google

der Ovarien in Eiterung über, wo es indessen geschieht, erkennt man diesen Übergang daran, daß die Schmerzen und vornehmlich die Geschwulst sehr auffallend zunehmen, die Bewegung des Schenkels der leidenden Seite gehindert ist, die Kranke über öfteren Wechsel der Temperatur klagt, der Urin trübe wird und einen häufigen Bodensatz absetzt, mit welchen Erscheinungen sich alle Zeichen eines lentescirenden Fiebers verbinden, welches in der Mehrzahl der Fälle auch den Tod herbeiführt, der nur in der Voraussetzung ausbleiben kann, daß die Geschwulst nach Außen entweder von selbst sich öffnet, oder künstlich geöffnet werden kann. Zu diesem Zwecke sind zuvörderst erweichende Einreibungen, Kataplasmen und Klystiere in Gebrauch zu ziehen, mit welchen man gleichzeitig den Gebrauch kleiner Gaben Mohnsaft zur Linderung der meist sehr heftigen Schmerzen eintreten läßt. Man öffnet die Geschwulst, wenn sie nicht von selbst sich öffnet, und läßt die Kranke, damit die Geschwulst um so leichter und vollständiger entleert werde, eine Seitenlage beobachten, verhindert möglichst den Zutritt der Luft zu der geöffneten Geschwulst, und unterstützt durch leicht verdauliche und zugleich nahrhafte Speisen durch Salep, Gallerte von isländischem Moose, Chinarinde ꝛc. die Ernährung und die Kräfte, während gleichzeitig dem Fieber und den Colliquationszufällen am zweckmäßigsten die mineralischen Säuren entgegengesetzt werden. Bildet sich, wie es häufig geschieht, zum zweiten Male eine fluctuirende Geschwulst, so muß auch diese, wenn sie nicht selbst sich öffnet, künstlich geöffnet werden. Doch sind in diesem Falle die Kranken selten zu retten, weil sich gemeiniglich schon fistulöse Geschwüre im Unterleibe gebildet haben, welche theils an sich, theils durch Beinfraß der Beckenknochen den Tod durch Abzehrung zur unvermeidlichen Folge haben. — Verhärtung und Wassersucht der Ovarien sind sehr häufig. Die letztere als Folge der erstern mit einander verbunden, aber die Diagnose der erstern ist, so lange das Übel neu und vornehmlich der Skirrhus noch nicht sehr bedeutend ist, so schwierig, daß das Übel nicht selten erst nach dem Tode sich zu erkennen gibt. Die Leichenöffnungen liefern überhaupt nach diesen Krankheiten manche höchst merkwürdige und interessante Ergebnisse. Der kranke Eierstock ist in der Regel sehr aufgetrieben, sodaß er die nahe gelegenen Organe aus ihrer Lage verdrängt hat; sein Gewicht ist um Vieles größer als im normalen Zustande. Wenn aber gleichzeitig ein hydropischer Zustand des Ovariums vorhanden ist, so ist entweder dieses Organ in mehre Zellen oder auch in einen einzigen Sack ausgedehnt, welcher dann oft unglaublich große Mengen von Wasser enthält, oder es besteht der kranke Eierstock aus verschiedenen in sich abgeschlossenen Behältern, welche höchst wahrscheinlich ursprünglich nichts anderes, als erweiterte Bläschen des Eierstockes sind. Sowohl die Anzahl, als die Größe dieser Blasen ist verschieden und oft dient diesen Behältern eine eigene feste knorpelartige Haut, zuweilen mit eigenen Blutgefäßen versehen, zur Umgebung, sowie ihr Inneres bisweilen eine seröse, öfter noch eine dickliche lymphatische Feuchtigkeit enthält. Noch interessanter als diese pathologische Umwandlung, welcher übrigens der linke Eierstock öfter als der rechte unterliegt, ist die erwiesenermaßen zuweilen in hydropischen Ovarien vorgekommene Gegenwart von Haaren und Zähnen (J. F. Meckel, Teutsch. Archiv f. d. Physiologie. 1. Bd. 4. Heft. S. 519 fg.), welche mit Wahrscheinlichkeit einer im Eierstocke abgestorbenen Frucht zugeschrieben werden. Die für den praktischen Arzt noch wichtigere Diagnose der Verhärtung und der Wassersucht der Eierstöcke unterliegt großen Schwierigkeiten, und kann meistens erst dann festgestellt werden, wenn das Übel schon einen hohen Grad erreicht hat. Um es nicht mit einer Schwangerschaft zu verwechseln, ist zuvörderst die unveränderte, oder doch nicht in gleicher Art, wie in der Schwangerschaft, veränderte Beschaffenheit der Vaginal-Portion des Fruchthälters zu berücksichtigen, wie denn auch bei jener Krankheit die Brüste sich nicht, wie die einer Schwangern, verhalten, sondern vielmehr immer schlaffer werden. Es wird ferner die Diagnose durch die mangelnde Bewegung der Frucht unterstützt und die Zuverlässigkeit dieses Merkmales auch nicht einmal durch die etwa stattfindende Fluctuation getrübt, insofern diese letztere von Kindesbewegungen sehr wohl unterschieden werden kann. Endlich ist bei jener Krankheit die Geschwulst des Unterleibes ungleicher, als in der Schwangerschaft, mehr auf eine oder die andere Seite beschränkt, und wächst auch langsamer als in der Schwangerschaft. Im ersten Zeitraume der Krankheit beschränkt sich überhaupt die Symptomatologie auf das Gefühl von Schwere und einen stumpfen, drückenden Schmerz in der leidenden Seite, auf einige Störungen der Functionen benachbarter Organe und auf gehinderte Bewegung und ödematöse Anschwellung des Fußes der leidenden Seite. Nur sehr langsam wächst die Geschwulst, die sich immer bei der Untersuchung als eine ungleiche, zuweilen als eine bewegliche und selbst fluctuirende fühlen, oft auch bei der Untersuchung durch das Scheidengewölbe wahrnehmen läßt. Das äußere Ansehen der Kranken erhält sich indessen dabei oft lange ziemlich gut, aber schon früh werden die Katamenien unregelmäßig, oder es tritt, nachdem sie ganz ausgeblieben sind, Blennoerhagie des Fruchthälters an ihre Stelle. Die Störungen der Functionen der Unterleibseingeweide nehmen späterhin immer mehr zu, die Kranken klagen auch viel über Athmungsbeschwerden und Beängstigung, zumal im Gehen, leiden oft an Abdominal-Krämpfen, Schmerzen im Kreuze ꝛc., bekommen ein blasses, leukophlegmatisches Ansehen, und oft gehen noch dem Tode die unverkennbaren Zufälle einer Brust- oder Bauchwassersucht voran. — Bedingt wird diese traurige Krankheit gewiß zunächst durch congestive und phlogistische Zustände der innern Geschlechtstheile; sie kann jedoch, aus dieser Quelle entspringend, auf zwiefache Weise ausgebildet werden; indem nämlich entweder in Folge vermehrter Exhalation die erwähnten Hydatiden entstehen, oder Skirhositäten des Eierstockes die normale Resorption der exhalirten Feuchtigkeiten beschränken und aufheben. In beiden Fällen sind als Gelegenheitsursachen am häufigsten Erethismus, Congestionen und Entzündung der innern Geschlechtstheile, besonders der Eierstöcke selbst, wirksam, und Alles, was nach dem Obengesagten diese Zustände zu erregen vermag, kann daher auch zu den in

Rede stehenden Krankheiten Veranlassung geben. Übrigens kann ein Skirrhus des Ovariums sehr lange bestehen, ohne anderweitig als durch seine Schwere zu belästigen; oft hindert er nicht einmal die Empfängniß. So lange überhaupt der Skirrhus des Eierstockes noch als ein in sich abgeschlossenes organisches Leiden besteht, ist keine Gefahr vorhanden, oder vielmehr die vorhandene liegt nur eben darin, daß das Übel in diesem Zeitraume leicht und oft verkannt wird. Sobald dagegen bei wachsender Geschwulst hydropische Symptome sich einstellen, ist die Gefahr jedesmal sehr groß zu nennen, und fast jede Hoffnung der Rettung schwindet, wenn ein allgemeiner kachektischer, und namentlich wassersüchtiger Zustand, Fieberbewegungen mit Erstickungszufällen und Erbrechen, Intermissionen des Pulses ꝛc. sich einstellen. Rücksichtlich der Therapie müssen wir allerdings gestehen, daß in der großen Mehrzahl der Fälle Alles, was die Kunst gegen dieses Übel leistet, in einer palliativen Hilfe, in Milderung der dringendsten Zufälle besteht. Aber von dieser Geringfügigkeit unserer Leistungen ist der Grund nicht in der Natur der Krankheit an sich selbst, sondern darin zu suchen, daß diese Krankheiten der Eierstöcke fast immer erst dann zur ärztlichen Kenntniß gelangen, wenn sie bereits bis zu einem bedeutenden Grade entwickelt sind; wäre dies der Fall nicht, so würde die erste Heilanzeige darin bestehen, den obengenannten entzündlichen Zuständen entgegenzuwirken, von denen Verhärtung und Wassersucht der Ovarien abhängen. Die Application von Blutegeln und der innere wie der äußere Gebrauch der Mercurialmittel, würden dieser Anzeige am meisten entsprechen. Je weiter aber die Entwickelung der Skirrhosität bereits vorgeschritten ist, desto nothwendiger wird es, mit dem Mercur noch andere auflösende und selbst diuretische Mittel: die Seife, das Ammoniak, die Digitalis, den Schierling, die Belladonna, die Blausäure in ihren verschiedenen Formen, den Goldschwefel, Mineralkermes ꝛc. zu verbinden. Die mit Lebensgefahr verbundene Parakentese verschafft meistens nur eine sehr geringe Erleichterung der Kranken, und wenn in einem Falle Hunter (Philosophical Transactions. V, 74) durch 80malige Wiederholung derselben der Kranken das Leben noch 25 Jahre fristete, so darf nicht übersehen werden, daß die Kranke höchst wahrscheinlich zugleich an Unterleibswassersucht litt, und daß überdies der angeführte Fall ganz einzig dasteht. Das sicherste Rettungsmittel unter allen würde wol die wirklich mehre Male mit glücklichem Erfolge vollzogene Exstirpation des kranken Eierstockes darbieten; allein sie setzt nicht blos ebenfalls die — so seltene — frühzeitige Erkenntniß des Übels voraus, sondern ist auch ebenfalls mit Gefahr für das Leben der Kranken verbunden. Grund genug, weshalb sie von großen Wundärzten, z. B. Sabatier, gänzlich verworfen worden ist, und die obwaltenden Umstände ihre Anwendung überhaupt nur selten denkbar machen.

Wir übergehen die Steinbildung und einige ähnliche organische Umwandlungen der Ovarien, die Eierstocksschwangerschaft, die Eierstocksbrüche und die Erscheinung derselben als Gegenstände, welche zu speciell der pathologischen Anatomie, der Geburtshilfe und der Wundarzneikunst angehören, und auch in diesen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst als mehr oder weniger seltene Erscheinungen von zu geringer Bedeutung sind, um hier auf eine nähere Erörterung Anspruch zu haben. (*C. L. Klose.*)

OVARIUM CARBONARIUM (Paläophytologie). Ein Name, welchen verkohlte Rindentheile einer Lepidodendronart mit dichtstehenden, eiförmigen, unten abgerundeten, oben spitz zugehenden Erhöhungen oder Blattnarben erhalten hat. Im Steinkohlengebirge.

(*H. G. Bronn.*)

OVAS oder **Hovas**, ein Volksstamm auf der Insel Madagaskar, in der Provinz Ancove in der Mitte der Insel wohnend. S. den Art. Madagaskar.

(*L. F. Kämtz.*)

OVATA (Paläozoologie), heißen bei Klein gewisse Echiniden, Lamarck's Geschlecht Clypeaster entsprechend.

(*H. G. Bronn.*)

OVATAE *Latreille* (Mollusca). Eine der vielen von Latreille aufgestellten und unbrauchbaren Familien, welche die beiden Gattungen Cypraea und Ovula umfaßte.

(*D. Thon.*)

OVATION. Der wunderbare Verstand, mit welchem das römische Staatswesen geordnet war, zeigt sich unter andern auch in der geregelten Einrichtung öffentlicher Belohnungen, welche den Egoismus der Ruhmsucht, den persönlichen Ehrgeiz dem allgemeinen Besten dienstbar machten. Der Gipfel aller Belohnungen war der Triumph, unter welchem Namen außer dem eigentlichen großen Triumph auch der kleine oder die Ovation verstanden wird. Die letztere hat ihren Namen von dem Freudengeschrei der Sieger, wie schon Dionysius von Halikarnaß (Antiq. Rom. V. c. 47) und der Grammatiker Festus angeben, nur daß dieser annimmt, das Geschrei habe in der Wiederholung des Vocales O bestanden, woraus sich denn das Wort ovare gebildet habe, während jener es von dem griechischen εὐάζω ableitet. Offenbar liegt dabei ein Naturlaut zum Grunde, welcher sich sowol in dem griechischen als in dem lateinischen Worte erkennen läßt, und welcher zunächst an die bakchischen Festrufe evoe und io Bacche, erinnert; io triumphe mag beim Triumph und bei der Ovation gleich gewöhnlich gewesen sein, und daher ist es vergeblich, auf etymologischem Wege einen Unterschied beider Begriffe zu suchen. Weit weniger Wahrscheinlichkeit hat die andere Ableitung, obgleich sie schon alte Gewährsmänner hat, *Plutarch.*, vit. Marcell. c. 22. *Servius* ad *Virg.* Aen. IV. v. 543, und von mehren Neuern gebilligt ist, welche mit Rücksicht auf das bei der Ovation übliche Schafopfer den Namen von ovis ableiten.

Die Sitte, nach errungenen großen Siegen und nach Herstellung des Friedens durch einen feierlichen Aufzug den Göttern zu danken und zugleich den Sieger zu ehren, war bei den Römern uralt, und stammte, wie so vieles andere, von den Etruskern. Diese Annahme, an sich schon höchst glaubhaft, wird durch die ausdrücklichen Zeugnisse des Appian (hist. Rom. VIII. c. 66), Strabon (V. p. 220), und Florus (I. c. 5) und besonders durch die eigenen Denkmäler der Etrusker zur Gewißheit erhoben; die

Triumphzüge, welche sich auf diesen Denkmälern finden, z. B. bei Dempster (de Etruria regali. t. 48. vergl. O. Müller, Etrusker. 1. Bd. S. 371. 2. Bd. S. 197) sind den römischen auch im Einzelnen durchaus ähnlich, und es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß auch die besondere Form der Ovation bei den Etruskern üblich war, wie schon Dempster (a. a. O. lib. III. c. 37) behauptet, sollte auch Gori vielleicht nicht Recht haben, wenn er im Museum Etrusc. p. 373 auf tab. 179 neben dem Triumphe zugleich auch die Ovation dargestellt findet. Demnach kann es nur zufällig sein, wenn bei den Römern die Ovation später vorkommt, als der Triumph; auch sind die Triumphe der Könige, die Livius übrigens nicht erwähnt, nur um so verdächtiger, je genauer ihre Jahre, ja selbst ihre Tage angegeben werden, und außerdem mögen sie nach dem, was davon überliefert wird, weit mehr den spätern Ovationen als den spätern Triumphen geglichen haben. In Übereinstimmung mit den Triumphalfasten geben der ältere Plinius (N. H. XV. c. 29) und Dionysius von Halikarnaß (a. a. O.) an, daß zuerst von allen Römern P. Postumius Tubertus in seinem zweiten Consulat, d. h. im J. 503 v. Chr. Geb., im siebenten Jahre nach Vertreibung der Könige, eine Ovation gehalten habe; Dionysius beruft sich dabei auf einen sehr gewichtigen Gewährsmann, den Licinius Macer; jedoch stimmt er in der Erzählung der Thaten, durch welche jene Ovation verdient wurde, durchaus nicht mit Plinius überein; Livius (II, 16) erzählt die Ereignisse desselben Jahres auf eine dritte, wiederum verschiedene Art, und erwähnt die Ovation gar nicht; vielmehr sagt er blos, es sei in diesem Jahre zu Rom triumphirt worden, ohne anzugeben, ob nur von einem Consul oder von beiden.

Wie es sich nun aber auch mit den ersten Spuren der Ovation bei den Römern verhalten möge, auf jeden Fall muß auch schon nach dem Angeführten die gewöhnliche Annahme als bedenklich erscheinen, daß die Ovation nur eine niedere Stufe des Triumphs gewesen sei; sie reicht in eine Zeit hinauf, wo dieser schwerlich viel glänzender war, und grade darin würde doch bei einer Abstufung gleichartiger Ehren der Hauptunterschied liegen müssen. Betrachten wir aber die Fälle genauer, in welchen die Ovation statt gefunden hat, und erwägen wir die eigenthümlichen Gebräuche, welche sie vom Triumph unterschieden und welche in der obigen Annahme keine genügende Erklärung finden, so werden wir zu der Überzeugung geführt, daß die Ovation ursprünglich eine wesentlich andere Bedeutung haben mußte, als der Triumph, und daß der höhere oder niedere Grad der Ehre, die man dem siegreichen Feldherrn erwies, um so weniger den Hauptunterschied ausmachen konnte, da ja ursprünglich Ehre und Dank gegen die Götter die Hauptsache dabei war, wie das der fromme Sinn der Römer öfter ausgesprochen hat; so namentlich in der Formel, mit welcher der Triumph verlangt wird (*Liv.* XXVIII, 9, 7, 8; XXXVIII, 44, 10; XXXIX, 4, 2 etc.; vergl. XXXVIII, 48, 14—16; XLV, 39, 10—14. Sehr zweckmäßig hat schon Plutarch (vit. Marc. c. 22) die Sitte der Spartaner verglichen, welche nach der verschiedenen Art, wie der Sieg errungen war, auch ein verschiedenes Opfer brachten; sie, „die verschlagenen Füchse," unterschieden dabei, ihrem Charakter gemäß, List und Gewalt; die Römer dagegen setzten der Gewalt, dem Kampfe in offener Feldschlacht (collatis signis, was öfter bei Ansprüchen auf den Triumph hervorgehoben wird) die friedliche Einigung, die Herstellung des Friedens entgegen, und für ein solches Verdienst war ohne Zweifel ursprünglich die Ovation als Belohnung festgesetzt; sie war ein Friedenstriumph; dies deuten der Myrtenkranz, die Ölzweige, das Flötenspiel, das Schafopfer an, und dies wird auch durch Beispiele bestätigt. Schon im J. 474 wurde dem A. Manlius Vulso eine Ovation bewilligt, die dritte, welche überhaupt erwähnt wird, weil er ohne eine bedeutende Schlacht zu liefern, die Vejenter durch eine Belagerung hart bedrängt hatte, sodaß auf ihre Bitte ein 40jähriger Waffenstillstand geschlossen wurde; s. *Dionys. Halic.* lib. IX. c. 36. Dieselbe Bedeutung der Ovation spricht sich noch in späterer Zeit sehr deutlich aus; da es nämlich während der Bürgerkriege allgemein gemisbilligt wurde, die Siege durch Triumphe zu krönen, fand man doch als Lohn für die Wiederherstellung des Friedens die Ovation passend; als solche wird in den Triumphalfasten der spanische Triumph Cäsar's im J. 45 bezeichnet (ovans ex monte Albano); ebenso wird daselbst bei den Triumvirn Octavian und M. Antonius ausdrücklich als Grund ihrer Ovationen angegeben, daß sie Frieden mit einander geschlossen haben. Ein solcher Grund wird in denselben Fasten zwar nicht bei der Ovation angegeben, welche Augustus nach dem sicilischen Kriege im J. 36 hielt; aber wie sehr er sich damals als Friedenbringer ansah und ehren ließ, geht deutlich hervor aus *Appian.* B. civ. V. c. 33.

Eroberer haben zu allen Zeiten mehr Glanz um sich verbreitet, und die Bewunderung und Verehrung der Menschen im höhern Grade erregt, als wohlthätige Friedensstifter; am wenigsten ist es bei den Römern zu verwundern, wenn sie diese Erfahrung bestätigen, und wenn sie demnach den Triumph bedeutend höher achteten, als die Ovation, die somit, wo man das Bedürfniß empfand, eine Abstufung zu bilden, am natürlichsten dazu gebraucht werden konnte, die zweite Stufe zu bilden. Zunächst trat dies ein in dem nicht seltenen Falle, wo beide Consuln sich in einem Kriege ausgezeichnet hatten, und zwar so, daß das Verdienst des Einen dem des Andern nicht ganz gewachsen und untergeordnet war; aber der treue, uneigennützige Beistand, der, fern von feindseligem Ehrgeiz und Zwist ein einiges Zusammenwirken möglich gemacht hatte, verdiente ohne Zweifel den nächsten Lohn nach dem höchsten, und so wird denn hier die Ovation besonders häufig angewendet. Schon die oben als die älteste angeführte ist ein Beleg dafür, wenn man der Erzählung des Dionysius Glauben schenken will; ähnliche Fälle finden sich im J. 487 bei *Dion. Halic.* VIII. c. 67.; im J. 462 ibid. l. IX, fin. und *Liv.* III, 10, 4.; im J. 392 bei *Liv.* V, 31.; im J. 360 bei *Liv.* VII, 11 etc. Allmälig trat nun die Ovation überall da ein, wo entweder die Thaten eines Feldherrn nicht glänzend genug waren, um der fast göttlichen Ehre des Triumphs zu ent-

Digitized by Google

sprechen, oder wo, auch wenn die Ansprüche auf den Triumph als gegründet anerkannt wurden, andere Gründe vorhanden waren, um denselben zu verweigern. Solche Gründe führt Gellius an (Noett. Att. V. c. 6), nämlich wenn der Krieg nicht feierlich angekündigt, noch mit einem ordentlichen Feinde geführt war, oder wenn die Feinde zu niedrig waren, um durch ihren Namen den Sieg zu verherrlichen, wie in den Kriegen mit Sklaven und Seeräubern. Ein anderes Hinderniß fand M. Marcellus im J. 211; durch die Eroberung von Syrakus und die Besiegung der Karthager hatte er sich gerechte Ansprüche auf den Triumph erworben, welche auch durch die in seiner Abwesenheit gehaltenen Supplicationen gewissermaßen öffentlich anerkannt waren; aber der Senat hatte verordnet, daß sein Heer in Sicilien bleiben und seinem Nachfolger übergeben werden sollte, und damit hatte er die Meinung ausgesprochen, daß die Provinz noch nicht ruhig, der Krieg noch nicht beendigt sei, was nothwendig war, um den Triumph zu erlangen. In dieser Verlegenheit wählte man einen Mittelweg; man gewährte dem Marcellus die Ovation, die sich durch reiche Beute und Kostbarkeiten aller Art auszeichnete, wenngleich das siegreiche Heer abwesend war; ein Triumph auf dem albaner Berge ging ihr vorher (s. *Liv.* XXVI, 21). Auf gleiche Weise wurde dem L. Manlius, welcher Proconsul in Spanien gewesen war, im J. 185 nicht der Triumph, sondern nur die Ovation gestattet, weil er ebenfalls sein Heer nicht mit abgeführt und die Provinz nicht in vollkommner Ruhe seinem Nachfolger übergeben hatte (*Liv.* XXXIX, 29). Ihm hätte übrigens auch ein anderer Grund entgegengestellt werden können, nämlich derselbe, den man im J. 200 gegen den L. Cornelius Lentulus geltend machte; dieser war gleichfalls in Spanien Proconsul gewesen; der Senat erkannte seine Verdienste vollkommen an, aber er hatte das Bedenken, daß nur ein Dictator, Consul oder Prätor herkömmlicher Weise triumphiren könne; daher wurde dem Lentulus nur die Ovation zugestanden, und auch diese nicht ohne Einspruch eines Volkstribunen (s. *Liv.* XXXI, 20). So erlangten auch M. Fulvius Nobilior im J. 191 und App. Claudius Cento im J. 174, beide Proconsuln in Spanien, nur Ovationen, vielleicht ohne Ansprüche auf den Triumph zu machen (s. *Liv.* XXXVI, 21 u. 39. XL, 28. Späterhin jedoch hat man diese Regel aufgegeben. Eine andere nothwendige Foderung bei dem Triumphe war die, daß der Sieger mit eigenen Auspicien und in seiner eigenen Provinz gekämpft haben mußte; dies war bei dem Prätor C. Helvius nicht der Fall, und deshalb wurde ihm der Triumph verweigert, aber die Ovation zuerkannt (s. *Liv.* XXXIV, 10).

Über die der Ovation vorhergehenden Verhandlungen mit Senat und Volk, über die amtliche Gewalt, welche den Siegern für die Tage des Aufzugs besonders verliehen werden mußte, wenn sie nicht mehr im Amte waren, endlich über den Aufzug selbst und seine Anordnung verweisen wir auf den Artikel Triumph, weil das Meiste, was wir hier zu sagen hätten, mit dem, was dort genauer zu behandeln ist, übereinstimmt. Das Abweichende besteht etwa in Folgendem: Der siegreiche Feldherr fuhr nicht, sondern mit Schuhen angethan, ging er zu Fuß, oder er ritt; das Letztere wurde erst später Sitte, und kommt namentlich beim Augustus und Gliedern seiner Familie vor. Eine interessante Darstellung einer solchen Ovation zu Pferde findet man auf einem Carneol in Lippert's Dactyliothek II. Nr. 889. vergl. Millin, I. S. 2. Nr. 458. Der Sieger, mit Myrtus gekrönt, ist neben noch einem andern zu Pferde, der einen Spieß in der rechten Hand und einen Helm auf dem Haupte hat; vor ihm treibt man einen Gefangenen mit auf dem Rücken gebundenen Händen; dabei gehen noch drei andere nebenher, von denen der eine eine Siegeskrone, der zweite einen Lorbeerzweig, der dritte aber die Spolia trägt. Diesen allen geht ein Knabe vor mit einer Patera und einer Fackel in Händen. Dagegen hat später der Kaiser Marc Aurel wieder zu Fuße eine Ovation gehalten, als er aus Teutschland siegreich zurückkehrte; dies zeigt eine große und schöne Münze bei *Vaillant*, Sel. Num. Campa. p. 31. Ferner trug der Feldherr bei der Ovation nicht die gewöhnlichen Triumphkleider, das Scepter ꝛc., und statt des Lorbeerkranzes schmückte ein Myrtenkranz sein Haupt, welcher der Venus heilig nach der Aussage aller Alten an den blutlosen Sieg oder an den Frieden erinnern sollte. Nur Crassus, als er im J. 71 den Spartacus besiegt hatte, wollte sich damit nicht begnügen, sondern er setzte es durch, daß der Senat ihm einen Lorbeerkranz bei der Ovation zu tragen erlaubte (s. *Cic.* or. in Pis. c. 24. *Plin.* Nat. Hist. XV. c. 29. *Gell.* V, 6. *Claudian.* in Eutrop. I. v. 504). Bei den Kaisern und in ihren Familien mag dies noch öfter vorgekommen sein. Daß ein Kranz aus Ölzweigen bei der Ovation angewendet sei, bezeugt allein Plinius (H. N. XV. c. 4), vielleicht trugen die Soldaten während des Zuges diese Zweige; auf jeden Fall deuten sie auf die Herstellung des Friedens hin. Damit stimmt überein, daß nicht der kriegerische Schall der Tuba den Zug begleitete, sondern das sanfte Spiel der Flöten, und daß auf dem Capitolium nicht Stiere, sondern Schafe geopfert wurden, wie schon oben erwähnt ist.

Die Ovationen waren viel seltener als die Triumphe; in den Triumphalfasten, welche in Augustus' Zeit verfaßt mit dem Jahre Roms 764 schließen, zählt man deren nur 26, aber 267 Triumphe. Nachher sind sie noch seltener geworden, die Triumphe blieben allein den Kaisern und ihren Verwandten vorbehalten; dasselbe mag auch von der Ovation gegolten haben, wenn auch nicht so bestimmt; die einzige Ausnahme, welche sich findet, ist die des A. Plautius Silvanus, welchem der gutmüthige Kaiser Claudius wegen seiner Siege in Britannien eine Ovation gewährte, die er selbst dadurch verherrlichte, daß er dem Sieger entgegenging und ihn zu Fuß auf dem Wege nach dem Capitolium und wieder zurück begleitete. S. *Dio Cass.* lib. LX. c. 30. *Sueton.* Claud. c. 24. *Eutrop.* VII, 13., welche sämmtlich vermöge einer nicht seltenen Ungenauigkeit diese Ovation einen Triumph nennen; die genauere Bezeichnung hat *Tacit.*, Annal. XIII c. 32. (*F. Haase*)

Digitized by Google

OVELGÖNNE, Kreis im Herzogthume Oldenburg, welcher das ehemalige Budjadingerland einschließt und zwischen den Mündungen der Weser und Jahde liegt. Er ist neun Meilen groß und enthält 25,500 Einwohner. Es war ehemals ein kleiner friesischer Staat, der lange Zeit seine Unabhängigkeit gegen die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland und die Erzbischöfe von Bremen behauptete. Im J. 1513 und 1514 eroberten die Herzoge von Braunschweig mit Hilfe der Grafen von Oldenburg das Land und theilten es durchs Loos in vier Theile, wovon die Braunschweiger ¾, der Graf von Oldenburg ¼ erhielt. In der Folge erwarb Letzterer auch die braunschweiger Theile als Lehen. Das Land besteht größtentheils aus Marschen und muß durch kostbare Deiche geschützt werden. Es zerfällt in die fünf Ämter Brake, Rodenkirchen mit dem Flecken Ovelgönne, Abbehausen, Burhave und Währden. (*L. F. Kämtz.*)

OVENS (Jurian Jörg oder Georg van), einer der weniger gekannten, aber darum doch beachtenswürdigen Schüler Rembrandt's, dessen geistreicher Pinsel, kräftiges warmes Colorit, verständiges Helldunkel dem seines Lehrers so gleich kam, daß in mancher Sammlung seine Arbeiten unter dem Namen seines Meisters vorkommen.

Van Ovens war lange im Herzogthume Holstein-Schleswig und im Mecklenburgischen, wo er vieles gearbeitet hat und noch jetzt mehre von seinen Gemälden vorkommen; besonders sieht man von seinen Arbeiten im Dome zu Schleswig. Ein historisch-allegorisches Portrait eines Herzogs Christian von Mecklenburg in ganzer Figur ist von Theodor Matham in Kupfer gestochen. Eins seiner merkwürdigsten Bilder war auf dem Rathhause von Amsterdam, es stellte die Verschwörung des Claudius Civilis bei einer Abendmahlzeit in dem Walde Schlakerdosch genannt, vor. Längere Zeit hielt sich van Ovens an dem königl. polnischen, besonders aber an dem königl. schwedischen Hofe bei Karl Gustav zu Stockholm auf, wo er viele Bildnisse und historische Gegenstände malte. Eins seiner größten Hauptgemälde ist die Krönung der jungen Königin Hedwig Eleonore von Schweden, mit außerordentlich viel Figuren bei Nachtbeleuchtung und von großem Effect. Der Künstler, welcher Zeuge dieser Hoffeierlichkeit war, hat sich selbst dabei mit angebracht. Das Blatt ist von dem berühmten Cornel. Visscher gestochen in groß Quersolio, und gehört zu den seltensten des Meisters, in Huquet's Katalog. Nr. 45.

Nach van Ovens hat Peter van Schuppen im J. 1676 in einem vortrefflichen Blatte das Bildniß des berühmten, auf der Engelsburg zu Rom gefangen gewesenen Alchymisten Borri (s. d. Art.) in Kupfer gestochen.

Von van Ovens selbst ist ein einzig radirtes Blatt in 4. von höchst geistreicher Nadel vorhanden, welches eine Festlichkeit oder Inauguration bei Ertheilung einer Würde vorstellt, eine Scene mit vielen Figuren. Wahrscheinlich diente dieses Blatt zu der Beschreibung jener Feierlichkeit; übrigens gehört es zu den Seltenheiten. (*Frenzel.*)

OVERBECK (Bonaventura van), genannt Romulus, welchen Namen er bei seiner Anwesenheit in Rom von der holländischen Künstlergesellschaft (Schilderbeent) daselbst erhalten hat, Maler und Kupferätzer oder Radirer, war geboren zu Amsterdam im J. 1670, gest. 1706. Man hat ihn immer für einen Schüler des bekannten Gerhard Lamisse gehalten, mit dem er auch verschiedentlich in inniger Verbindung gelebt, dem er in edlen Bestrebungen wie in schlimmen Leidenschaften, in Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, im Styl und Charakter seiner Arbeiten nahe verwandt war. Drei Male besuchte er Rom, das eine Mal blieb er vier Jahre daselbst, studirte die Antike, machte selbst viele Abbildungen, ließ noch mehr durch andere besorgen, aber Holland, der Haag und Scheveningen übten immer einen magischen Reiz auf ihn und riefen ihn nach Hause, wo er mit dem größten Fleiße sich auf die Redaction des Werkes legte, was seinen Ruf begründet hat und im J. 1709 nach seinem Tode durch seinen Neffen und Erben in drei Foliobänden mit lateinischem und französischem Text herausgegeben wurde; der lateinische unter dem Titel: **Reliquiae antiquae urbis Romae, quarum singulas perscrutatus est, ad vivum delineavit, demensus est, descripsit atque incidit** *Bonaventura de Overbeck*, der französische mit dem Titel: **Les restes de l'ancienne Rome, recherchés, mesurés, dessinés et gravés par** *Bonaventura Overbeck* **imprim. aux depens de** *M. Overbeck* (Amsterdam 1709. gr. fol.). An der Spitze des Werkes ist das Bildniß des Künstlers von C. Veemeulen gestochen *). (*Frenzel.*)

OVERBECK (Leendert oder Leonhard), geb. zu Harlem im J. 1752, gest. den 23. März 1815; ein Schüler von Hendryk Meyer. Er malte Decorationen, Kaminstücken †) mit Landschaften, Figuren und andern Dingen. Er arbeitetr vorzügliche Landschaften mit großen Gebäuden, Bauernwohnungen, Hütten, welche Bilder er mit sehr artigen Gruppen gut gezeichneter Figuren in dem eigenthümlichen Charakter der Holländer zierte. Nächstdem legte er sich besonders darauf, viele Zeichnungen zu liefern, wovon mehre zu den Werken von A. Loosjes dienten.

Später beschäftigte er sich viel mit Radiren und Ätzen, wooon er im J. 1791 sechs Stück Landschaften als die Erstlinge seiner Kunst für dieses Fach hervorbrachte. Seine Blätter überhaupt, deren es ungefähr 16 gibt, sind mit geistreicher und sehr zarter Nadel radirt, und die Behandlung der Gegenstände zeigt vielen Kunstgeschmack, wie seine Zeichnungen; daher beiderlei Arbeiten sowol in Zeichnungen als radirten Blättern in jede bedeutende Kunstsammlung aufgenommen zu werden verdienen.

Als im J. 1807 beim Auffliegen eines Pulverschiffes in der Stadt Leyden viele Gebäude verwüstet wurden, so entwarf Overbeck einige schöne Zeichnungen jenes traurigen Ereignisses sowol des Gegenstandes selbst, als auch der Überbleibsel der vernichteten Gebäude und gab die Blätter in guten Radirungen in groß Folioformat heraus.

---

*) Die Beinamen, welche die holländischen Künstler in ihrer Gesellschaft zu Rom gegen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. unter sich, vermöge ihrer Statuten, erhielten, hatten jedesmal Bezug auf eine Eigenthümlichkeit des Künstlers, so wurde Overbeck, weil er die alten Bauten Roms zeichnete, Romulus genannt.

†) Wie es lange in Holland üblich war, die Kamine oben mit Gemälden und Porcellan zu schmücken.

Digitized by Google

Von seinen im J. 1775 und folgende Jahre als Mitdirector der harlemer Akademie gehaltenen Reden sind mehre gedruckt worden *). (*Frenzel.*)

OVERBECK (Kaspar Nicolaus), war den 17. März 1670 zu Horneburg im Bremischen geboren, und der Sohn eines dortigen Predigers, der späterhin eine Pastorstelle an der Nikolauskirche zu Bardeville bekleidete. Den ersten Unterricht verdankte Overbeck seinem Vater, der neben der scientifischen Bildung früh in ihm das Gefühl für Religiosität und Tugend zu wecken suchte. Diese Jugendeindrücke waren bleibend, und begleiteten ihn durch sein ganzes Leben. Overbeck war kaum zwölf Jahre alt, als ihm sein Vater durch den Tod entrissen und er in das großmütterliche Haus nach Lüneburg geschickt ward. Dort, unter der Leitung seines Oheims, des Schullehrers Zimmermann, zeichnete ihn sein Fleiß und gesittetes Betragen so vortheilhaft aus, daß er bald in die erste Classe hinaufrücken konnte. Das rühmliche Streben, in seiner wissenschaftlichen Bildung nicht zurückbleiben zu wollen, erwarb ihm manche Gönner, besonders den Rector Lauterbach und den Conrector Metzdorf. Durch den Letztern, dessen Kinder er unterrichtete, machte er die Bekanntschaft der berühmten Theologen August Hermann Franke und Hermann von der Hardt, welche damals nach Lüneburg gekommen waren, um den dortigen Superintendenten Sandhagen kennen zu lernen, der sich um die biblische Exegese und Hermeneutik durch mehre Schriften sehr verdient gemacht hatte. Nach dem Muster der beiden oben genannten Gelehrten, deren Umgang und Belehrung für seine höhere Geistesbildung von wesentlichem Einflusse war, widmete sich Overbeck mit neuem Eifer dem Bibelstudium, das seitdem seine Lieblingsbeschäftigung blieb.

In Leipzig, wohin er sich in seinem neunzehnten Jahre (1689) begeben hatte, fand er A. H. Franke als Privatdocenten wieder. Außer den Vorlesungen dieses berühmten Mannes wirkten für die Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse besonders die Collegien vortheilhaft, welche von Olearius, Rivinus, Anton und Lange gelesen wurden. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ertheilte Overbeck in mehren Familien zu Lüneburg Unterricht, bis zum Jahre 1692. Er ward um diese Zeit Conrector in Celle. Dort, wie späterhin in Lüneburg, zeigten sich ihm Aussichten, Prediger zu werden. Doch wies er die deshalb ihm gemachten Anträge von sich. Nur die ihm angetragene Pastorstelle zu Rethem an der Aller glaubte er im J. 1710 annehmen zu müssen. Drei Jahre später ward er Pastor zu Pattensen und 1738 Superintendent und Inspector der bardowickischen Diöces.

Overbeck hinterließ, als er den 17. Sept. 1752 starb, den Ruhm eines vielseitig gebildeten Gelehrten. Vorzüglich besaß er in den ältern Sprachen schätzbare Kenntnisse, die er besonders zur Erläuterung schwerer Stellen der neutestamentlichen Urkunden benutzte. So erläuterte er mehre Gleichnisse Jesu, unter andern die Parabel vom Weinberge, erwies den Zusammenhang in den verschiedenen Berichten der Evangelisten über das Leben Jesu, von welchem er auch eine Genealogie zu entwerfen suchte, und schrieb mehre andere Abhandlungen exegetischen Inhalts, die man größtentheils in dem zweiten, dritten und vierten Bande der Zeitschrift, die freiwilligen Hebopfer betitelt, gedruckt findet. Außer einem einzigen selbständigen Werke, in welchem er eine theologische Ansicht des Professors Schubert in Helmstedt einer nähern Prüfung unterwarf *), hinterließ er handschriftlich: Rettung einiger Schriftstellen, so heutiges Tages von einigen wider die in unserer evangelischen Kirche aus dem göttlichen Worte recipirte Lehre vom Glauben, von der Rechtfertigung, von guten Werken gemissbraucht werden †). (*Heinrich Döring.*)

OVERBECK (Johann Daniel), war den 23. Jun. 1715 zu Rethem, einem lüneburgischen Städtchen, geboren, wo sein Vater, Kaspar Nikolaus Overbeck, damals Prediger war [1]). Den ersten Unterricht verdankte er seinen Ältern, die zugleich früh sein moralisches Gefühl weckten und nährten. Späterhin besuchte er die öffentliche Schule zu Rethem, wo er neben dem Schreiben und Rechnen, unter der Leitung des Rector Wildes im Lateinischen rasche Fortschritte machte. In der Folge ward er noch durch Hauslehrer unterrichtet. Einer darunter war Büsch, der Vater des berühmten hamburgischen Professors. Nur kurze Zeit besuchte er die Michaelisschule zu Lüneburg, deren erste Classe er im J. 1726 betreten hatte. Sein Vater, ein tüchtiger Schulmann und gelehrter Exeget, sorgte selbst für seine Bildung und erweiterte besonders seine Sprachkenntnisse. Im J. 1732 eröffnete sich ihm durch einen seiner Verwandten in Lübeck, der ihm für den Privatunterricht seiner Kinder freie Kost und Wohnung gab, die erfreuliche Aussicht, Zögling des Gymnasiums zu Lübeck zu werden. Der Rector jener Lehranstalt, von Seelen, gewann den entschiedensten Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung. Durch Ausarbeitungen in teutscher, lateinischer und griechischer Sprache, in gebundener und ungebundener Rede, sowie durch die Lectürr der Classiker, bildete er seinen Geschmack. Durch von

*) v. *Eijnden* Vol. II. p. 897.

*) Dies Werk führt den Titel: Untersuchung derjenigen Gründe, mit welchen Sr. Hochwürden der Hr. D. Johann Schubert, hochverdienter Lehrer der heil. Theologie zu Helmstedt, in seinen vernünftigen und schriftmäßigen Gedanken vom jüngsten Gerichte sich zu erweisen hat angelegen sein lassen, daß im Evangelio am zweiten Sonntage des Advents nicht von dem zukünftigen allgemeinen Weltgerichte, sondern von einem besondern über die Juden zur Zeit der Zerstörung Jerusalems ergangenen Strafgerichte die Rede sei; ans Licht gestellt ꝛc. (Hamburg 1749. 4.) †) S. Monumentum honoris Seni venerabili, *C. N. Overbeck*, Memoriam civis ac fautoris conservandi ergo statutum a *Jo. Henr. a Seelen.* (Lubec. 1752. Fol.) Schmersahl's Neue Nachrichten von jüngst verstorbenen Gelehrten. 1. Bd. S. 150 fg. Acta historico-ecclesiastica. Vol. III. p. 629 sq. Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 5. Bd. S. 187 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 253 fg.

1) Er starb den 17. Sept. 1752. S. *J. H. v. Seelen*, Memoria *C. N. Overbeck*, Superint et Pastoris Pattenseniensis. (Lubecae 1752. Fol.) Heinrich Döring, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 5. Bd. S. 187 fg. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 253 fg.

Digitized by Google

Seelen gelangte Overbeck vorzüglich zu einer gründlichen Kenntniß der Literärgeschichte. Aber auch der Conrector Göldelius und der Subrector Lange gehörten zu den Lehrern, deren vortheilhafte Einwirkung auf seinen Geist er nie genug rühmen konnte. Die günstig lautenden Zeugnisse seines Fleißes verschafften ihm Zutritt in mehren Familien, die ihm ihre Kinder zum Unterricht übergaben. Dadurch erleichterte er die Mittel seiner Subsistenz, da ihn sein Vater nur mäßig unterstützen konnte.

Eine Schilderung seines dritthalbjährigen Aufenthalts in Lübeck gibt nachfolgende Stelle in einem unvollendeten Aufsatze Overbeck's, der sich unter seinen nachgelassenen Papieren fand. „Ich habe," sagt er, „dort allerlei gesehen, gelernt, erfahren, das mir zur Warnung, zur Prüfung und zu einer behutsamen Aufführung, nachher auch zur Beförderung, dienlich gewesen ist. Ich habe überhaupt fröhliche und betrübte Tage, heitere und dunkle Stunden, angenehme und zum Theil auch sehr beschwerliche Umstände abwechselnd hinnehmen müssen. — Doch muß ich gestehen, in Lübeck weit mehr Freude als Leid, meiner eingeschränkten Verhältnisse ungeachtet, gehabt zu haben."

Die genannte Stadt verließ Overbeck, um eine in Lauenburg ihm angetragene Hauslehrerstelle zu übernehmen, im J. 1734 mit einer im Gymnasium öffentlich gehaltenen Abschiedsrede [2]). Auch in Lauenburg, wo er außer den Sprachen noch Religion, Logik, Geschichtskunde und Meßkunst lehrte, brachte er, belohnt durch die Liebe und das Vertrauen der Ältern seiner Zöglinge, rastlos thätig und genügsam, fast ein Jahr sehr vergnügt zu. Um Michaelis 1735 bezog er die Universität Helmstedt. Den entschiedensten Einfluß auf seine Bildung gewann dort Mosheim, dem er empfohlen worden war. Dieser berühmte Theolog hatte damals bereits den ausgezeichneten Ruhm erlangt, den er durch seine Sittenlehre, seine Kirchengeschichte und seine Kanzelberedsamkeit begründet hatte. Bereits im ersten Semester hörte Overbeck Mosheim's Erklärung des Briefs Pauli an die Römer, Lakemacher's Vorträge über den Hoseas, Logik und Metaphysik bei Frobese und mehre andere Collegien, großentheils in der Voraussetzung, daß seine akademische Laufbahn sich nicht über zwei Jahre hinaus erstrecken dürfte. Günstigere Aussichten, seinen Aufenthalt in Helmstedt zu verlängern, zeigten sich ihm im J. 1736. Er ward um diese Zeit von Mosheim zum Hauslehrer seiner Kinder gewählt, erhielt freien Tisch, und kam mit jenem vielseitig gebildeten Gelehrten in eine für seinen Geist höchst wohlthätige Berührung. Mosheim, der ihm besonders als Kanzelredner zum Vorbilde diente, nahm sich seiner auf mehrfache Weise wahrhaft väterlich an. Er verschaffte ihm Stipendien, übertrug ihm die Correctur und Register mancher seiner Schriften, die Übersetzung des vierten und fünften Theils von Calmet's biblischen Untersuchungen [3]), und die Verfertigung manchrs lateinischen und teutschen Gedichts bei öffentlichen Veranlassungen, nachdem Overbeck bei Mosheim's erstem Prorectorat in einigen poetischen Versuchen sein Talent genugsam beurkundet hatte. Die übertragenen Arbeiten sicherten ihm zugleich einen mäßigen Erwerb, und erlaubten ihm, ohne Belästigung seines Vaters, den Aufenthalt in Helmstedt auf sieben Jahre auszudehnen.

Overbeck selbst hat in dem bereits erwähnten Aufsatze ein anschauliches Bild von seinen damaligen Studien entworfen. „Daß ich," schreibt er, „fortfuhr, Alles, was Mosheim in öffentlichen und Privatstunden las, aufs Fleißigste zu hören, versteht sich von selbst. Kirchenhistorie, Hermenevtik, Exegetik, Dogmatik, Moral, Pastoraltheologie, Polemik — kurz, was er nur vortrug, ward aus seinem so beredten Munde mit begieriger Seele von mir aufgefangen, und zum Theil mehre Male wiederholt. Ein Gleiches geschah mit Frobese's philosophischen und mathematischen Stunden; ein Gleiches mit Reuffel's Naturrecht, Sittengesetz und Staatskunst. Ferner besuchte ich Bytemeister's Experimentalphysik, wobei dieser Mann zugleich sein Kunstcabinet und seine kostbare Naturaliensammlung vorzeigte. Ich hörte Breithaupt's natürliche Gottesgelahrtheit, auch von der Hardt's hebräische Sprachlehre und seine Erklärung jüdischer Alterthümer. Ferner Schläger über die Apostelgeschichte und die Paulinischen Briefe; denselben über die griechischen Altertümer des Lambert Bos und über die hebräischen des Reland. Abt Seidel brachte damals nichts zu Ende; doch hörte ich, was er zu lesen anfing. Zu den Gesellschaften, in welchen Wagner die merkwürdigsten Himmelserscheinungen bei Tage oder zur Nachtzeit beobachtete, unterließ ich nicht, mich allemal einzufinden. Als der nachmalige Professor in Stuttgart, M. Rues, von Jena nach Helmstedt kam, erklärte er mir nebst der übrigen Mosheimischen Hausgesellschaft, zu welcher er selbst gehörte, zu seiner Übung die von ihm kurz vorher unter Hamberger getriebene Naturlehre. Nachdem ich bei dem Lector der französischen Sprache d'Eireval, der sich einen Marquis nannte, und bei einem andern Sprachmeister, Roi, im Französischen zu einer ziemlichen Fertigkeit gekommen war, ließ ich den Umstand nicht unbenutzt, daß der jetzige schwedische Bischof in Hernösand, Kiörning, in Mosheim's Hause eine Stube nahm, in welche aus der meinigen unmittelbar eine Thüre ging. Dieser Mann hatte wirklich die Stelle eines Predigers an der französischen Lutherischen Kirche in Stockholm, von welcher er die Einkünfte zog; allein mit Erlaubniß der Vorsteher seiner Gemeinde war er über ein Jahr in Paris gewesen, blos um das Französische nach der neuesten und allerfeinsten Aussprache zu treiben. Jetzt kam er nach Helmstedt, um sich vom Abte Mosheim den Doctorhut aufsetzen zu lassen, wie auch geschehen ist. Alle Abende, in welchen wir konnten, war er entweder bei mir, oder ich bei ihm, um uns mit einander theils

2) Sie führe, wahrscheinlich mit Bezug auf die damalige Kriegsperiode, den Titel: De bello e litterarum studioso adversus ignorantiam gerendo. Durch seine gelehrte Abhandlung: De Deo bellatore, ad Exod. 15, 3 hatte v. Seelen (s. dessen Meditatt. Exeget. P. III. p. 852 sq.) die Zuhörer dazu eingeladen.

3) Diese beiden Theile erschienen zu Bremen im J. 1743 u. 1745.

über andere Dinge zu unterhalten, theils auch die Feinheit der franzöſiſchen Mundart, beſonders in Abſicht auf die Ausſprache, weiter auszuüben. Auf dieſe Art behielt er deſto beſſer, und ich gewann zu gleicher Zeit mit ziemlichem Glücke, was er in Paris gelernt hatte. Wie ward nachher von Leuten, die auch vor Kurzem aus Paris gekommen waren, gemeiniglich das Zeugniß ertheilt, daß ich es in der guten Ausſprache weit gebracht hätte. Im Engliſchen und in einigen andern der heutigen Sprachen übte ich mich für mich ſelbſt. Auf das Arabiſche pflegte man ſich dazumal noch nicht ſo ſehr, als jetzt, zu legen. Das Rabbiniſche verleidete mir Mosheim. Dem Syriſchen und Chaldäiſchen mit mir eine Lehrſtunde zu widmen, hatte Niemand Luſt. In der Singekunſt und auf dem Clavier, ſo viel ich konnte, zuzulernen, beſtrebte ich mich nebenher bei aller Gelegenheit. Unter andern half hierzu auch der Unterricht, den ich den Mosheimiſchen Kindern in dieſen Dingen gab. Ich war nämlich auch ihr Muſikmeiſter, gleichwie ihr Sprach-, Schreib- und Rechenmeiſter. Auch die Geige und die Flöte ſpielte ich damals. Allein wie viel von allem dieſem habe ich nach der Hand eingebüßt, an die Seite gelegt, vergeſſen!"

Obgleich ihn ſeine Neigung zum akademiſchen Docenten beſtimmte, verlor Overbeck doch während ſeiner Univerſitätsjahre das Studium der Pädagogik nie ganz aus dem Auge. „Faſt wider meinen Willen," ſagt er ſelbſt, „war mir die Schule, ſo zu reden, ans Herz gewachſen. Wenn zum Exempel Mosheim ein bibliſches Buch erklärte, ſo regte ſich faſt immer der Wunſch bei mir, daß auf eine ſolche Art mir irgend einmal in meinen Schuljahren ein Cicero möchte erläutert worden ſein. Wenn er Latein redete, ſo billigte, lobte und bewunderte oder tadelte ich in der Stille das, was er zu hören gab, mehr oder weniger, nachdem er entweder Ciceroniſch oder ſchlechter ſich ausdrückte, ſich ſelbſt ähnlich oder unähnlich blieb, richtig oder unrecht ausſprach. Wenn er das Griechiſche anders, als nach den Accenten las, ſo war es mir gar nicht gelegen, und ich empfand einen heimlichen Verdacht, wenn er, wiewol überaus ſelten, einmal die akademiſche Weiſe mitmachte, und von den niedern Schulen mit einiger Geringſchätzung ſprach. Über dem Leſen des Cicero und anderer lateiniſcher alter Schriftſteller, ingleichen bei allerhand Übungen der Feder, die dadurch erweckt und befördert wurden, überraſchten mich meine jungen Freunde ziemlich oft, und zum Theil nicht ohne innern Tadel, welchen ihrer einige mir auch zuweilen zu erkennen gaben. Nichts bewirkte jedoch hierin bei mir eine Veränderung."

Lebhaft ergriffen von der Idee, ſich der akademiſchen Laufbahn zu widmen, übte ſich Overbeck fleißig im Disputiren, bald als Reſpondent, bald als Opponent. Aber das Mistrauen, das er in ſeine Fähigkeiten ſetzte, vermehrte ſich, als die Leiden der Hypochondrie ſeine bisher feſte Geſundheit erſchütterten und ihn einer gänzlichen Hoffnungsloſigkeit hingaben. In dieſem traurigen Zuſtande quälte er ſich mit mancherlei Entwürfen über ſeine künftige Beſtimmung. Bald wollte er Landmann werden, bald ſich dem Militairſtande widmen. Er war nahe daran, in ein braunſchweigiſches Huſarenregiment zu treten, das ſich damals zum Feldzuge nach Ungern rüſtete. Mosheim heilte ihn wieder von dieſer Grille. Auf den Rath jenes Freundes begab er ſich (1740) über Braunſchweig, Celle und Lüneburg in ſeine Heimath, und kehrte, durch eine Badecur und Luſtreiſen nach Harburg und Hamburg geſtärkt, mit neuer Munterkeit nach Helmſtedt zurück.

Durch Mosheim empfohlen, ward Overbeck im J. 1743 Conrector in Quedlinburg, verwechſelte aber dieſe, ſeinen Erwartungen wenig entſprechende, Stelle bereits im J. 1744 mit dem Subrectorat in Lübeck. Seine Gewandtheit im lateiniſchen Styl zeigten die bei dieſer zweifachen Gelegenheit gehaltenen Antritts- und Abſchiedsreden[4]). Sie bezeichnen zugleich die Methode ſeines Unterrichts, in welchem er ſeine Schüler von Zeit zu Zeit beiläufig über die Fortſchritte der Wiſſenſchaften belehren wollte, damit ſie ihren künftigen Studienplan darnach entwerfen und verfolgen könnten. Wenigſtens beabſichtigte er dies in ſeiner quedlinburgiſchen Antrittsrede[5]), obſchon er eigentlich dem Zeitgeiſte nicht hold war, durch deſſen laxere Grundſätze er nicht blos die Schulbildung, ſondern auch den Sinn für Moral und Religioſität gefährdet glaubte.

Ungeachtet man aus damaligen Briefen Mosheim's an Overbeck auf eine düſtere Stimmung des Letztern und auf Unzufriedenheit mit dem ihm gewordenen Looſe ſchließen könnte, ſpricht ſein eigenes Geſtändniß dafür, daß Overbeck nie in ſeinem Leben fröhlicher und mit größerm Erfolge gearbeitet, als in den erſten zwanzig Jahren, wo er zu Lübeck als Subrector und Aufſeher der dortigen öffentlichen Bibliothek, ſowie ſpäterhin als Conrector der Schule, vorſtand. Wer von ihm unterrichtet in das unter von Seelen's Leitung damals blühende lübecker Gymnaſium trat, den mußte die Natur ſtiefmütterlich behandelt oder eigener Unfleiß geſchändet haben, wenn er ſich ſpäterhin während ſeines Univerſitätslebens nicht auszeichnete. Eigene Werthſchätzung humaniſtiſcher Kenntniſſe, raſtloſer Fleiß, eine zweckmäßige Lehrmethode und ſtrenge Disciplin waren die weſentlichſten Mittel, durch welche Overbeck auf die Bildung der Jugend in mehrfacher Hinſicht, vortheilhaft einwirkte. Sorgfältig bereitete er ſich, auch noch in höherm Alter, auf ſeinen Unterricht vor, obgleich er in frühern Jahren oft acht Stunden täglich, theils öffentlichen, theils Privatunterricht ertheilte. Aber er kargte auch mit ſeiner Zeit. Der Sommer fand ihn um vier, der Winter noch vor ſechs Uhr an ſeinem Schreibtiſche.

Unter den Claſſikern blieb Cicero ſein Liebling. Aber auch Quintilian ſchätzte er ſehr. Den Styl und Ausdruck jener beiden großen römiſchen Redner ſuchte er ſeinen Schülern anzueignen, nicht blos im Überſetzen und Erklären, auch durch Nachbildungen[6]). Er wußte dieſe

4) Sie wurden, auf Mosheim's Wunſch, im J. 1745 zu Lübeck zuſammengedruckt unter dem Titel: Orationes tres pro ingrediendorum ratione munerum, unius deponendi, habitae. 5) De conformandis in schola ad genium seculi juvenum ingeniis. 6) Hierher gehören die zwei Proben ſeiner Überſetzung der Paradoxa des Cicero, in den Jahren 1760—1761 zu Lübeck in Folio gedruckt; Cicero's Abhandlung von der Großmuth und

an das Original so anzuschließen, daß die Arbeit dem Schüler sehr leicht ward, und er selbst gelangte auf diesem Wege zu einer seltenen Gewandtheit, was er teutsch gedacht, geschmackvoll in römische Form und Farbe zu kleiden. Keinen unwesentlichen Einfluß auf seine Lehrmethode gewann eine eigenthümliche Idee Overbeck's, die aus einer Vergleichung von Cicero's und Mosheim's Schreibart hervorging. Hinsichtlich der äußern Beredsamkeit schien ihm zwischen beiden die größte Verschiedenheit zu herrschen. „Welche Dinge," sagt Overbeck in dem bereits erwähnten Fragment, das sich unter seinem Nachlasse gefunden, „haben mit einander weniger Verwandtschaft als die langen Perioden, die der Eine, und die kurzen, welche der Andere liebt. Sollt' ich mich irren? Nein! ich fühle zu sehr, daß die Beredsamkeit des Einen nicht anders mit meinem Verstande und Herzen verfähret, als die Beredsamkeit des Andern. Und in eine solche Vergleichung mit dem Muster aller lateinischen Redner bin ich bisher noch keinem Teutschen außer Mosheim zu stellen gewesen [7]). Woran liegt dies, und was ist die Ursache?"

„Ich war schon eine Zeit lang in Helmstedt gewesen, als die Beantwortung dieser Fragen mir noch immer schwierig schien. Die bisher genossenen Anweisungen zur guten Schreibart und Beredsamkeit hatten mir kein Vermögen mitgetheilt, die Sache ausfindig zu machen. Seitdem der Mund Mosheim's mich noch ungleich mehr als seine Feder rührte, empfand ich Regungen, die nicht nur meine Aufmerksamkeit schärften, um immer weiter nachzusinnen, sondern die mich auch endlich auf die rechte Spur zu bringen schienen. Nicht die äußerlichen Handhabungen und Verbindungen unserer Worte und Ausdrücke können zu der Stärke unsers Vortrags viel beitragen. Die Gedanken an sich, ihre Wahrheit, ihre Gründlichkeit, ihr Gewicht, ihre Stellung, Reihe und Ordnung, ihre Richtung, ihr Schwung, ihre Wendung, sind die vornehmsten Wirkungsmittel unserer Beredsamkeit. Behauptet ein jedes Stück unserer wahren nachdrücklichen und rührenden Vorstellungen in unserm Ausdrucke nur den ihm von der Natur angewiesenen Platz; steht es da, wo es stehen soll, nur in seinem gehörigen Licht oder Schatten, großen oder geringen Nachdruck, stärkern oder schwächern Feuer; so ist es sehr gleichgültig, ob das äußere Wortband so oder anders geflochten wird, sich wenig oder gar nicht windet, sich so oder anders anlegt, sich endlich einfindet oder nicht einfindet, sondern völlig zurückbleibt. Perioden mögen angewandt oder nicht angewandt werden: wir müssen das, was wir sagen wollen, frei, aus vollem Herzen und in der mehr oder weniger begeisternden Empfindung, welche die Sache selbst haben will, von uns sagen. Leidet, ohne das Geringste zu verschieben, oder zu schwächen oder umzuformen, die Sprache, das Wortband, desto besser! Leidet sie es nicht, so bleibt ein wohlgebauter Körper allemal um desto schöner, je weniger ihn eine unnatürliche Schnürbrust einklemmt. Im erstern Falle befindet sich gemeiniglich die lateinische Sprache, in dem letztern die teutsche."

„Urtheile dieser Art entstanden bei mir nach und nach. Sie ergötzten und unterhielten mich; sie häuften und verstärkten sich weniger oder mehr; allein ohne die vorhin berührten Übungen würden sie kaum oder wol gar nicht zu einiger Reife gekommen sein. Es waren dieses gemeiniglich Versuche, wodurch ich gern erfahren wollte, ob die Regeln, die ich mir von Zeit zu Zeit abzog, noch gültig wären. Zu vielen Malen blieb es bei Übersetzungen Mosheimischer teutscher Reden oder Vorreden ins Latein. Ich trieb meine Bemühung, so oft ich Muße hatte, um so zu sehen, ob nicht wirklich ein lateinischer Ciceronischer Vortrag herauskäme, wenn meine Übersetzung allen einzelnen Gedanken und Sätzen des teutschen Redners ihre Stellen, ihre Richtung gegen einander, ihren Schwung und ihre Beziehung auf einander ließe, ohne das Geringste zu verrücken oder herumzuwerfen, und wenn schicklich eingeschobene lateinische Partikeln, in lateinische Mittelwörter verwandelte teutsche Zeitwörter und andere das lateinische Wortband knüpfende Handgriffe nur aufs Fleißigste gebraucht würden, um ohne Unterlaß aus einer Anzahl kürzerer teutscher Perioden, die nie verdreht oder gezerrt werden müßten, einzelne lateinische und längere Perioden zu bilden."

„Nachdem diese Handgriffe mir ein Wenig geläufiger geworden waren, nahm ich zuweilen, um meiner Sache noch gewisser zu werden, auch eine Rede des Cicero, und betrachtete die längern Perioden darin als solche, die aus verschiedenen kürzern teutschen, welche man auf die vorherbeschriebene Weise lateinisch zusammengefügt hätte, entstanden wären. Alsdann verteutschte ich dieselben nach dieser Maßgabe, trennte das lateinische Wortband, zerlegte die ganzen Gedanken in ihre Theile, und gewann dadurch immer eine Anzahl einzelner Sätze, die ich ohne weitere Zerrung oder Verrückung in lauter kleinere teutsche Perioden verwandelte. Ich kann nicht leugnen, daß Anfangs diese Sache ziemlich langsam von statten ging. Sie hat und behält immer ihre Schwierigkeit. Sie will durch eisernen Fleiß errungen sein, und sie ist es werth. Unsere Übersetzer lassen es hierin gemeiniglich zu sehr fehlen. Fast immer ist dies die einzige wahre Ursache, weswegen es so oft heißt, daß man an ihrer Arbeit gar zu deutlich die Übersetzung merke."

Durch solche Studien und die genaue Kenntniß der besten Muster des lateinischen und teutschen Styls hatte Overbeck seinen Geschmack sorgsam ausgebildet, aber demselben zugleich eine gewisse Reizbarkeit gegeben. Hart rügte er oft das barbarische Latein in neuern Schriften und Compendien. Ernesti und Heyne schienen ihm fast die einzigen zu sein, welche die immermehr verschwin-

---

Erhabenheit der Seele. (Lübeck 1765. 4.) Dessen Gedanken von der Kunst, der Menschen Gemüth zu gewinnen. (Ebend. 1764. Fol.) Dessen Rede zur Vertheidigung des Aulus Licinius Archias. (Ebend. 1766. Fol.) Dessen erste Rede gegen den Lucius Sergius Catilina (ebend. 1769. Fol.) ꝛc.

7) An einer andern Stelle jenes Aufsatzes heißt es: „Unter allen Schriften, die Mosheim teutsch herausgab, haben bei mir, was die Kraft, Anmuth und Schönheit der Schreibart betrifft, allemal die ersten und besonders die ersten seiner heiligen Reden den Vorzug gehabt."

dende Correctheit und Eleganz des lateinischen Styls zu erhalten suchten. Fast zu streng äußerte sich Overbeck in spätern Jahren gegen die wissenschaftliche Bearbeitung der Muttersprache. Ein lateinischer Vers, den ihm einer seiner Schüler brachte, erntete gewöhnlich mehr Lob, als er einem ebenfalls guten teutschen Verse zugestand. Er sprach meistens Latein, besonders in den öffentlichen Lehrstunden, und stets mit vieler Gewandtheit und Präcision. Seine accentuirte Sprache, verbunden mit der Würde seines Äußern und einem durch stille Heiterkeit gemilderten Ernst, erhöhte die Wirkung seines Vortrags.

Jene Heiterkeit begleitete ihn, seit er (1754) in Anna Charlotte Chüden, der Tochter eines Arztes in Salzwedel, eine in jeder Hinsicht würdige Gattin gefunden hatte, auch in dem Kreise seines Familienlebens, obgleich dasselbe durch den Tod mehrer Kinder, besonders eines hoffnungsvollen Sohnes, getrübt ward. Schmerzlich hatte ihn auch der Verlust seines Freundes von Seelen berührt. Die Rectorstelle, welche dieser vielseitig gebildete Mann bisher bekleidet hatte, ging (1763) auf Overbeck über. Auch unter den angestrengtesten Arbeiten schien ihm eine dauerhafte Gesundheit geblieben zu sein. Einige rheumatische Beschwerden abgerechnet, war er selten krank. Sehr erfreute ihn die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste bei der Feier seines Amtsjubiläums im J. 1793. Die Universität Kiel ernannte ihn, der bereits Mitglied mehrer auswärtigen Gesellschaften geworden war, damals zum Doctor der Philosophie und Theologie. Durch eine Druckschrift bezeugte die lübecker Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit ihre Theilnahme an jenem frohen Ereignisse, während mehre seiner Freunde dasselbe durch eine Denkmünze verherrlichten. Noch zwei Jahre nach jener Feierlichkeit verwaltete er sein Schulamt mit der gewohnten Berufstreue, doch mit fast erschöpften Kräften. Sein Wunsch nach Ruhe ging in Erfüllung, als ihn der Senat zu Lübeck (1795) auf sein Ansuchen, mit Beibehaltung aller Emolumente, ehrenvoll entließ. Seitdem bereitete er sich auf seinen Tod vor in stillem Nachdenken über die Wahrheiten christlicher Religion, deren eifriger Bekenner er war. Nicht lange sollte er seine 76jährige Gattin betrauern, die ihm der Tod den 7. Jan. 1802 geraubt hatte. Befallen von einer leichten Unpäßlichkeit, folgte er ihr als 88jähriger Greis, bereits den 3. Aug. des genannten Jahres nach. Seine Tugenden und sein Verdienst um Staat und Wissenschaften begleiteten ihn in jene Welt. Unter seinen Schriften, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß liefert [8]), verdienen mehre philologische und das Schulwesen betreffende Abhandlungen [9]) besondere Erwähnung. Von Virgil's vier Büchern vom Landbaue lieferte er eine metrische Übersetzung (Lübeck 1749. 4.) und von den Eklogen (Helmstedt 1750); außerdem, wie bereits erwähnt worden, mehre teutsche Bearbeitungen Ciceronischer Schriften. Auch als Mitarbeiter an mehren Journalen war er thätig. Beiträge von ihm erhielten die Belustigungen des Verstandes und des Witzes, die pommerschen Nachrichten und andere Zeitschriften. Nicht ohne Interesse sind auch die biographischen Denkmäler, die er Verpoorten, von Seelen, Carpzov und andern lübeckischen Gelehrten und Magistratspersonen setzte [10]). (*Heinrich Döring.*)

8) S. dessen gelehrtes Teutschland 5. Ausgabe. 7. Bd. S. 538 fg. 10. Bd. S. 392. 11. Bd. S. 596. 9) De scholio more Graecorum habitis. (Lubecae 1763. 4.) De opinione vulgari, disci in scholis multa in spem futurae oblivionis. (Ibid. 1764. 4.) De derivanda a D. *Luthero* necessitudine, quae curiae intercedit cum scholis (Ibid. 1768. Fol.) etc.

10) S. Overbeck's Leben von einem nahen Verwandten und vormaligen Schüler des Verewigten (Lübeck 1803). Schlichtegroll's Nekrolog der Teutschen für das 19. Jahrh. 3. Bd. S. 225—276. Baur's neues hist. biograph. literar. Handwörterbuch. 7. Bd. S. 180 fg.

OVERBURY (Thomas), geb. im J. 1581 in Compton-Scorfen in der Grafschaft Warwick, studirte in Oxford im Königin-Collegium, reiste darauf einige Zeit in Frankreich und erwarb sich hier jene äußere Anmuth und Feinheit des Betragens, die ihm nicht weniger als seine glücklichen geistigen Anlagen zur Zierde und zur Empfehlung gereichten. Er schloß sich frühzeitig an den unwürdigen Favoriten Jakob's I., Robert Carr, nachmaligen Viscount von Rochester und zuletzt Earl von Sommerset, an, der sich Anfangs ganz seiner Leitung überließ und seine eigene Unwissenheit und Unerfahrenheit in Geschäften durch die Geschicklichkeit und Erfahrung eines solchen Führers verbarg; so lange der Günstling den klugen Rathschlägen Overbury's folgte, genoß er, wie Hume sagt, das selten vereinigte Glück, in der Gunst seines Fürsten zu stehen, ohne den Haß des Volkes auf sich zu laden. Der Günstling verschaffte Overbury die Ritterwürde und seinem Vater die Stelle eines Richters in Wallis. Das innige Verhältniß zwischen beiden erhielt sich, bis der Günstling auf den Gedanken kam, die berühmte Lady Esser zu heirathen. König Jakob hatte nämlich kurz nach seiner Thronbesteigung, um die großen Opfer zu vergelten, welche die beiden Familien Howard und Devereux seiner und seiner Mutter Sache gebracht hatten, seine Gnadenbezeugungen den letzten Sprößlingen beider unglücklichen Familien zu Gute kommen lassen und unter andern eine Heirath zwischen dem 14jährigen Grafen Esser und der 13jährigen Franziska Howard, Tochter des Lord Kammerherrn Suffolk, zu Stande gebracht. Nach der Trauung begab sich der junge Graf auf die Universität und reiste von da auf den Continent, während die junge, schöne, witzige Gräfin unter Aufsicht ihrer Mutter zurückblieb. Als Graf Esser nach einer vierjährigen Abwesenheit zurückkehrte, fand er seine Frau in vollem Glanze der Schönheit, aber ihm entschieden abgeneigt. Der Favorit hatte nämlich seine Abwesenheit dazu benutzt, um seine Frau zu verführen, wobei die geistreichen und zärtlichen Briefe, die Overbury für seinen Principal schrieb, das Ihrige beigetragen haben sollen, um die junge Schöne zu gewinnen. Da Esser die unzweideutigsten Beweise von ihrer Abneigung erhielt und es ihm in keiner Art gelingen wollte, ihren Haß zu versöhnen, überließ er seine Frau ihren Neigungen, die aber nicht zufrieden mit der Fortsetzung ihres geheimen ehebrecherischen Umgangs eine förmliche Verheirathung mit dem Günstlinge erstrebte, der natürlich die Ehe-

scheidung vorangehen mußte. Auf welche skandalöse Weise die letztere erreicht wurde, ist in dieser Encyklopädie 1. Sect. 24. Th. S. 316 erzählt worden. Carr, der Overbury über Alles zu Rathe zu ziehen gewohnt war, fragte ihn auch um seine Meinung wegen der Heirath mit Lady Esser, und Overbury widerrieth sie auf jede Weise, indem er ihn auf die Schwierigkeit, die Scheidung zu erlangen, und auf das Schimpfliche einer solchen Verbindung aufmerksam machte. Carr theilte diese Bedenken seiner Geliebten mit, die sich deshalb an dem Rathgeber zu rächen beschloß und Carr war undankbar und niederträchtig genug, ihr als Werkzeug ihrer Rache zu dienen. Zu dem Ende wurde Overbury veranlaßt, eine ihm vom Könige angetragene auswärtige Mission abzulehnen, dem Könige dies als ein Beweis seines Ungehorsams dargestellt, und er deshalb den 21. April 1613 im Tower eingesperrt, dessen Gouverneur ganz dem Günstling ergeben war. Nachdem er hier fast sechs Monate im engen Verwahrsam geschmachtet hatte, ohne daß auch nur seinen nächsten Anverwandten der Zutritt zu ihm erlaubt worden wäre, und als die Bemühungen seines Vaters bei dem unterdessen zum Lord Sommerset erhobenen und mit Lady Esser verheiratheten Günstlinge die Freiheit seines Sohnes auszuwirken mißglückte, da erst entdeckte er den Urheber seines Unglücks, und schrieb nun einen drohenden Brief an den Günstling. Dieser Brief wurde sein Todesurtheil, der Günstling, der von der Freilassung Overbury's Alles glaubte fürchten zu müssen, wurde durch Furcht grausam, und bewog den Gouverneur des Tower, ihn auf jede Weise vom Gegenstande seiner Furcht zu befreien. Verschiedene Vergiftungsversuche mislangen; ein vergiftetes Lavement machte seinem Leben unter den schrecklichsten Qualen ein Ende den 15. Sept. 1613. Overbury war bei seinem Tode erst 33 Jahre alt, nicht frei von Stolz und Ehrgeiz, aber nach dem Zeugnisse der besten Schriftsteller blieb seine Rechtlichkeit nicht hinter seinen Talenten zurück. Seine Schriften zeugen von Weltkenntniß und von Talent für Darstellung des Lächerlichen, verdankten jedoch unstreitig den merkwürdigen Schicksalen ihres Verfassers einen Theil des großen Beifalls, den sie bei den Zeitgenossen gefunden haben. Es sind I. in englischer Sprache: 1) Ein Gedicht, die Frau, eine bittere Satyre auf Lady Esser. 2) Charaktere oder Schilderungen von den Eigenschaften verschiedener Personen. (London 1614.) 3) Proceß und Verurtheilung des Ritters Walther Raleigh wegen Hochverraths. (London 1648.) II. In lateinischer Sprache: 1) **Tentamina quaedam.** (Lond. 1614.) 2) **De remedio amoris.** (Zwei Theile. Ebend. 1620.) 3) **Observationes circa XVII provincias Germaniae inferioris.** (Die 15. Ausgabe von seinen gesammelten Werken ist von 1632. 12., eine neue erschien 1753.) — Übrigens kam zwei Jahre nach seiner Ermordung das Verbrechen völlig an den Tag, die Theilnehmer wurden vor Gericht gestellt, verurtheilt, die untergeordneten hingerichtet, die schändlichen Urheber aber durch Begünstigung Jakob's I. mit der letzten Strafe verschont, lebten, ein Gegenstand allgemeinen Abscheues, nicht minder sich einander fliehend, als von der Welt gemieden.

Overbury's Neffe, Thomas O., gest. im J. 1680 den 28. Febr. ist Verfasser einiger kleinen Schriften. (*H.*)

OVERFLACQUE, OFER-, OVER-, OWERFLAKKEE, eine sieben Meilen lange zu dem Bezirke Briel in der niederländischen Provinz Südholland gehörige Insel, welche im Westen von der Nordsee, im Norden, Osten und Süden von den Maasarmen Flakke, Haring Vliet und Krammer begrenzt wird. Sie besteht eigentlich aus zwei Inseln, der Insel Goeree, Goede Reede, d. h. gute Rhede — sie wird auch Weest (West)-Voorn genannt — und der Insel Flacque oder Zuyd (Süd)-Voorn. Diese Inseln wurden im J. 1751, wo die zwischen ihnen befindliche Sandbank sich über das Wasser erhob, der gleichen Bedeichung wegen durch einen Damm vereinigt und bilden nun gemeinschaftlich die Insel Overflacque; in vielen geographischen Handbüchern werden sie daher auch noch als für sich bestehend aufgeführet. Die Insel ist ein fruchtbares Tiefland und mit vielen volkreichen Dörfern besetzt. Ihre Hauptorte sind die Stadt Goeree mit einem Hafen und 694 Einwohnern und der Flecken Sommelsdyk mit 1600 Einwohnern. Das Wasser Flacque trennt die Insel von der Insel Oost-Voorn. (*Fischer.*)

OVERKAMP (Georg Wilhelm), geb. den 9. Jan. 1707 zu Greifswald, verdankte den ersten Unterricht den Lehranstalten seiner Vaterstadt. Im frühern Alter entwickelten sich seine Geistesanlagen, und von unermüdetem Fleiße beseelt, machte er besonders schnelle Fortschritte in der griechischen und lateinischen Sprache. Seine akademische Laufbahn eröffnete Overkamp in Jena, wo er durch Vertheidigung seiner Dissertation: **De vestitu praecipue pallio veterum Philosophorum** (1733) die Magisterwürde erlangte und als Docent auftrat. Im J. 1736 ward er Adjunct der philosophischen Facultät in Jena. Bei dieser Gelegenheit vertheidigte er seine Abhandlung: **De Judaeis primariis Christiani nominis hostibus.** Einige Jahre später folgte er einem Rufe nach Greifswald. Die ordentliche Professur der morgenländischen Sprachen, welche er dort erhalten, bekleidete er eine Reihe von Jahren mit unermüdeter Berufstreue. Als Senior der Universität zu Greifswald starb er den 27. Juli 1790.

Schon während seines Aufenthaltes in Jena hatte Overkamp mehre Beweise seiner gründlichen Gelehrsamkeit gegeben, zuerst in einer historisch-theologischen Abhandlung, in welcher er den Ursprung der in der römisch-katholischen Kirche üblichen Sitte, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu halten, und zugleich die Beweggründe nachwies, weshalb diese Sitte noch fortbestehe [1]).

In spätern Dissertationen und Programmen, zu Greifswald geschrieben, beschäftigte er sich mit der Exegese und Kritik des neuen Testamentes, schrieb unter andern über die den ersten Verkündern des Evangeliums verliehene Gabe der Sprachen, über die Magier aus dem Orient, über Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, nach

1) Commentatio historico-theologica de ratione status Curiae Romanae circa usum latinae linguae in sacris cultuque publico (Jenae 1732).

Digitized by Google

Joh. 1, 29, und andere Abhandlungen verwandten Inhalts, von denen Meusel ein vollständiges Verzeichniß geliefert hat[2]). Das Studium der älteren Sprachen, besonders der orientalischen, empfahl er dringend, und suchte unter andern in einer eigenen Abhandlung[3]) darzuthun, daß die Kenntniß des Arabischen zu einer leichtern Erlernung der hebräischen Sprache führe[4]). (*Heinrich Döring.*)

OVERKERKE, eine Art weißer, holländischer Serge. (*Karmarsch.*)

OVERLAET (A.), aus Antwerpen gebürtig, war früher ein Bäcker, legte sich aber mit entschiedenem Talent auf die Zeichnenkunst, worin er sich ungemein hervorthat und besonders in Zeichnungen mit der Feder so große Fertigkeit besaß, daß er dadurch die Kupferstiche der größten Meister nachahmte. Im pariser Museum befand sich eine Zeichnung mit der Jahreszahl 1758, welche eine heilige Familie vorstellte und ganz vortrefflich zu nennen war. Er soll auch in Kupfer geätzt haben, worüber sich aber nirgends eine genaue Nachricht vorfindet; wahrscheinlich hat eine solche täuschend nachgeahmte Federzeichnung irgend einen Liebhaber bethört[*]). (*Frenzel.*)

OVERLANDERS, OVRELANDRES, sind kleine Fahrzeuge, welche in Belgien auf dem Rheine und der Maas gebraucht werden. (*v. Carisien.*)

OVERMEERE, Marktflecken in der niederländischen Provinz Ostflandern, Bezirk Termonde (Dendermonde), hat 2622 Einwohner, welche Siamoisenmanufacturen unterhalten. (*Fischer.*)

OVERSCHIE, (n. Br. 51° 56′ 24″, L. 22° 4′ 53″) großes und schöngebautes Dorf in der niederländischen Provinz Südholland, Bezirk Rotterdam, Canton Vlaardingen, liegt an der Schie und hat 2400 Einwohner, welche Eisenwaaren verfertigen. Nahe dabei liegt das ehemals berühmte, jetzt verfallene Schloß Spange, sowie das Haus (Schloß) Starrenberg, nach welchem sich ein Zweig des Wassenaar'schen Geschlechts benennt. (*Fischer.*)

OVERTON, eine Grafschaft im Staate Tenessee in Nordamerika, im Norden an Kentucky, im Osten an Morgan, im Süden an Bledsoe, im Westen an White und Jackson grenzend. Sie hatte im J. 1820 7128 Einwohner, worunter 665 Sklaven und 32 freie Farbige. Hauptort ist Monroe. (*L. F. Kämtz.*)

OVERYSCHIE, OVERISCHE, franz. Notre-Dame au Bois, großes Dorf in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Brüssel, liegt an der Ische und hat 3500 Einwohner. Im J. 1677 bekam der Ort unter dem Namen Hornes den Titel eines Fürstenthums und 1765 wurde von hier nach Wavre eine neue Landstraße geführt, durch welche der Weg von Brüssel nach Namur um zwei Meilen verkürzt wurde. (*Fischer.*)

OVERYSSEL, diese Provinz des Königreichs der Niederlande, welche zwischen 23° 21′ bis 24° 44′ östl. Länge und 52° 6′ bis 53° 52′ nördl. Breite liegt, wird nördlich und nordwestlich von Drenthe und Friesland, östlich von der hannöverischen Provinz Bentheim, südwestlich vom preußischen Westfalen, südlich und südwestlich von Geldern und westlich von dem Zuyderse begrenzt. Ihr Flächenraum beträgt 61 □ Meilen, deren jede von ungefähr 2800 Menschen bewohnt wird. Die Zahl ihrer Einwohner, welche im J. 1817 nur 148,000 betrug, belief sich am 1. Jan. 1832 auf 167,892 Köpfe. Die reformirte Religion ist die verbreitetste. Ihre Bekenner haben drei Classen mit 62 Pastoraten und 82 Predigern. Die Katholiken haben 27 Kirchen mit 36 Predigern; die Wiedertäufer bilden 16 und die Lutheraner zwei Gemeinden. Die Provinz ist in drei Bezirke, Zwolle, Deventer und Almelo, getheilt, welche in 15 Cantonen 16 Städte, 3 Flecken, 198 Dörfer und Weiler mit 96 Gemeinden enthalten. Der Boden der Provinz ist größtentheils eben, nur in ihren mittlern Theilen findet man eine Reihe unbedeutender Sandhügel — und vorzüglich in der Ostgegend, wo man Kunststraßen hat anlegen müssen, um die echter und hardenberger Veenen passiren zu können, voller Sümpfe und Moräste. Das Klima ist feucht und ungesund und dem Ackerbaue wenig günstig, der überhaupt nur an der Westseite der Yssel stärker betrieben wird. Dieser Fluß bildet die Grenze gegen Geldern, ist gegen 500 Fuß breit, nimmt bei Deventer die Schiepbeeck auf und ergießt sich in den Zuyderse. Der größte Fluß nach ihr ist das sogenanntr Zwarte Water (schwarze Wasser). Es entsteht oberhalb Zwoll aus vier Bächen, ist unterhalb dieses Orts 200 Fuß breit, bildet das Zwoll'sche Diep und fällt ebenfalls in den Zuyderse. Mit ihm vereinigt sich die aus der Grafschaft Bruntheim eintretende Vecht (Vedrus), nachdem sie die Regge unterhalb Ommen aufgenommen hat. Andere Flüsse sind die howalter und steenwyker Aa, sowie die Linde. Der Canal Willemsvaert dient zur Verbindung der Yssel mit dem Zwarten Water. Die Viehzucht wird stark getrieben. Die Ochsen sind wegen ihrer Größe und Schwere, die Pferde wegen ihrer Stärke gesucht; auch hat sich die kleine und grobwollige Schafrace durch Kreuzung mit Merinos sehr verbessert. Außer den genannten Thieren hat die Provinz viel kleines Wild, wilde Gänse und Enten, sowie zahmes Geflügel. Das Pflanzenreich liefert Hafer, Buchweizen, Rübsamen, Erdmandeln, Kartoffeln, aber nur wenig Obst und Holz. Dem Mineralreiche wird Pfeifenthon und etwas Sumpfeisen abgewonnen. Die Torfstecherei ist bedeutend, vorzüglich in den Veenen. Die Industrie ist gering; sie beschränkt sich auf das Verfertigen und Bleichen der Leinwand, Mattenflechten aus den im Lande wachsenden Binsen und Papierfabrication. Daher ist auch die Ausfuhr nicht bedeutend. Butter, Käse, Talg, Wolle, Papier, Leinwand,

2) S. dessen Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 10. Bd. S. 256 fg. 3) Diss. an et quatenus lingua Arabica ad Hebraeam facilius perdiscendam conducat et proinde in Academiis tractanda sit. (Gryphisw. 1756. 4.) 4) Vergl. D. W. Warnekros' kurze Nachricht von der Overkamp'schen Armen- und Freischule zu Greifswald; nebst dem skizzirten Leben des Stifters (Greifswald 1795). Hirsching's histor.-literar. Handbuch. 6. Bd. 1. Abth. S. 329 fg. Heinrich Döring: Die gelehrten Theologen Teutschlands ꝛc. 3. Bd. S. 189 fg.

*) v. *Eijnden* Vol. II. p. 176.

Matten, Torf, Vieh und Häute ſind die Hauptgegenſtände derſelben. — Im 10. Jahrh. kam die Provinz an die Biſchöfe von Utrecht und erhielt den Namen des obern Stiftes. Biſchof Heinrich von Baiern trat ſie im J. 1528 an Kaiſer Karl V. ab, und nun bildete ſie von 1536 an unter dem Titel einer Herrlichkeit eine beſondere Provinz, welche von dem kaiſerl. Gouverneur in Friesland abhing. Im J. 1580 trat ſie dem utrechter Bündniſſe bei und machte nun eine der ſieben Provinzen der vereinigten Niederlande aus. Ihr Wappen war ein rother Löwe im goldenen Felde, über welchen ein ſchmaler blauer Querbalken wellenförmig hinwegläuft. — Über die Veränderungen, welche mit ihr ſeit der Revolution vorgegangen ſind, ſ. das Königreich der Niederlande. (*Fischer.*)

OVETUM, alter Name einer Stadt in Hiſpania Tarraconenſis, im Gebiete der Aſturier, welche manche für das heutige Oviedo halten; doch iſt das Daſein einer ſolchen Stadt für das Alterthum unſicher, indem in Plinius H. N. XXXIV, 49, worauf man ſich allein berufen kann, ſtatt Plumbum Ovetanum in den Handſchriften Jovetanum findet. (*H.*)

OVIBOS *Blainville* (Mammalia); unter dieſem Namen hat Blainville den Bos moschatus zu einer eigenen Gattung erhoben, welche, da ſie ſich kaum durch etwas anderes als die behaarte Schnauze unterſcheidet, eine Aufnahme nicht verdient. (D. *Thon.*)

OVICAMELUS (Mammalia), eine Benennung, welche die frühern Schriftſteller den Thieren der Gattung Auchenia gaben, da dieſelben einige Ähnlichkeit mit dem Schaf und auch mit den Kameelen haben, auch wie dieſe zum Laſttragen gebraucht werden. (D. *Thon.*)

OVID, Township in der Grafſchaft Seneca im Staate New-York, zwiſchen dem Cayuga- und Senecaſee, mit vier Kirchen, einem Poſtamte und 5000 Einwohnern. In der Gegend wird ſchöner Weizen gebaut. (*L. F. Kämtz.*)

OVIDIUS (Publius Ovidius Naso), iſt nach ſeiner eigenen Ausſage den 20. März, am zweiten Tage des der Minerva heiligen, altitaliſchen Feſtes Quinquatrus zu Sulmo im Peignerlande im J. 711 a. u. c. geboren[1]); der Tag war ſeinen Ältern dadurch merkwürdig, daß grade an ihm vor einem Jahre ihr Älteſter ihnen geboren war. Die Ältern waren damals ſchon bejahrt: daher auch dieſe beiden Söhne ihre einzigen Kinder blieben. Die Familie dieſer Ovide war in Sulmo angeſehen, da ſie ſeit langer Zeit zu den römiſchen Rittern gehörten[2]): hatte ſich gleich keiner der Vorfahren in der Geſchichte des römiſchen Staates einen Namen erworben, ſo waren ſie doch darauf wenigſtens bedacht geweſen, durch ein gutes Vermögen ſich und ihre Nachkommen vor Mangel zu ſchützen. Denn es überſtieg das Vermögen des Vaters unſers Ovidius nicht nur den Cenſus der Ritter, ſondern wahrſcheinlich auch den der Senatoren, daher ſeine Söhne ſpäter die Rechte von Senatorenſöhnen in Anſpruch nahmen[3]). Es beſtand das Vermögen auch aus liegenden Gründen, wie es ſcheint die Beſitzungen in Sulmo ſelbſt aus ſchönen Obſt- und Weingärten, aus bedeutenden Ländereien. Ferner beſaß Ovid Güter an der via Clodia, ein Haus in der Nähe des Capitols[4]). Bei dieſer Wohlhabenheit wird denn auch nicht verabſäumt ſein, die durch die Geburt eines Sohnes herbeigeführten Feſtlichkeiten dem Wohlſtande des Hauſes gemäß zu begehen, ſo der neunte Tag, dies lustricus, beſonders, an dem unſer Ovid den Namen Publius erhielt. Dieſer Name wird freilich durch keinen Alten ausdrücklich bezeugt, allein da mehre der beſten Handſchriften ihn haben, auch die Vitae — cf. infr. — ihn zu ſchützen ſcheinen, ſo iſt er ohne Weiteres nicht zu verwerfen. Publius nun ward mit ſeinem ältern Bruder in den erſten Lebensjahren der Mutter, einer anſpruchloſen Frau, anvertraut, ſobald aber die Knaben anfingen, die Elemente zu lernen, richtete der Vater ein aufmerkſames Auge auf ſie. Er, der alte Naſo, war nach den wenigen Nachrichten, die uns über ihn ſein Sohn hat zukommen laſſen, zu urtheilen, ein ſtrenger, faſt pedantiſcher Mann; da ihm das Schickſal verſagt hatte, in hohen Ehrenſtellen zu glänzen, ſo wollte er dafür, ſo viel an ihm läge, doch ſeine Söhne zu dieſem Ziele gelangen laſſen[5]). Für den erſten Unterricht genützten die Anſtalten in Sulmo, doch ſehr bald zog der Söhne halber der Vater nach Rom und übergab dieſe den damals ausgezeichnetſten Lehrern. Lectüre der Dichter und ihre Erklärung, Leſen von Ethologien, Ausarbeiten von Chrien und Ähnliches wurde nun die Beſchäftigung der Brüder; als ſie hierin weit genug waren, kamen ſie zu Rhetoren. Auch bei dieſer Wahl ſehen wir die Sorgſamkeit des Vaters; nicht die erſten beſten, ſondern die ausgezeichnetſten Rhetoren waren es, zu denen er ohne Rückſicht auf die Koſten ſeine Söhne führte: Arellius Fuscus und Porcius Latro hatten damals großen Ruf; ſie wählte er[6]). Beide hatten verſchiedene Methoden im Unterrichten, Latro, den Seneca dem Arellius bei weitem vorzieht, ließ nicht die Schüler ſelbſt declamiren, ſondern nur dem zuhören, was er ſprach; Arellius that dies zwar auch, ſchloß jedoch das Andere nicht aus. Wie überhaupt der Beziehung des Alterthums das Lob einer naturgemäßen nicht abgeſprochen werden kann, ſo war auch die Gradation, welche in der Wahl der Unterrichtsgegenſtände die Rhetoren damals im Ganzen feſthielten, dem Geiſte der Jünglinge ſehr angemeſſen; den Anfang nämlich machten ſie mit den suasoriae, leichtern Reden aus dem genus deliberativum, die aber in ſich ſo viele Mannichfaltigkeit und Nüancen hatten, daß in allen ihren Arten tüchtig zu ſein ſchon viele Übung erfoderte. Während ſie aber ihres Stoffes wegen weniger Schwierigkeit darboten, ſo thaten dies die controversiae, zu denen man von jenen fortſchritt. Sie gehören zum ga-

1) *Ovid.* Trist. IV, 10, 15. *Scalig.* Anim. ad *Euseb.* Chron. p. 159 irre hier, wie überall, wo er ſich l. c. auf Ovid bezieht. 2) *Ovid.* Amor. III, 15, 5. Trist. II, 111. IV, 10, 7. Ep. ex Pont. IV, 8, 17.

3) *Ovid.* Trist. IV, 10, 29. *Walch.* ad *Tac.* Agric. p. 135. 4) *Ovid.* Amor. II, 16, 33. Trist. I, 3, 29. Ep. ex Pont. I, 8, 41. 5) *Ovid.* Trist. IV, 10, 17. 6) *Ovid.* l. c. *Senec.* Contr. II. procem., *ej.* Suasor. IV. fin. und daraus Vit. Ovid.

nus judiciale, handelten von Processen und setzten daher Kenntniß des Rechts voraus; ferner war man bei ihnen gezwungen, sich streng an den gegebenen Gegenstand zu halten, denn wie einmal die Geschichtserzählung vorlag, darnach war die Sache zu behandeln und somit der Phantasie ein freieres Spiel abgeschnitten, denn Alles mußte darauf berechnet sein, die Richter zu überzeugen. Sonach sieht man, wie zu ihrer Behandlung allerdings schon größere Festigkeit und Gewandtheit des Geistes erfoderlich war, wie ein Geist zu ihnen gehörte, der sich schon ganz aus sich heraus in einen vorliegenden Fall zu versetzen verstand und auch trockene Gegenstände mit Fleiß und unterhaltend zu bearbeiten vermochte. Diese Übungen also beschäftigten jetzt die beiden Brüder; der Ältere gewann ihnen viel Geschmack ab, trieb sie mit Lust [7]) und war deswegen ohne Zweifel der Liebling des Vaters, da dem Publius dies rhetorische Treiben gar nicht behagen wollte und er also keine Fortschritte machte. Ihn nämlich hatte die Lectüre der Dichter völlig der Poesie gewonnen und so mächtig auf seinen für alles Schöne so leicht entzündbaren Geist gewirkt, daß er die Dichter nachzuahmen strebte und selbst Verse anfing zu schmieden. Denkt man sich nun, wie die nach ehetorischen Grundsätzen zu verfertigenden Ausarbeitungen des Publius poetische Ausdrücke und Gedanken enthielten, wie ihn dann die Lehrer getadelt und ihm dies als vitium foedissimum vorgehalten, wie der Vater schalt, als er davon benachrichtigt ward oder auf sonstige Weise erfuhr, wie sein Sohn statt nur an das Consulat zu denken, sich auf den Parnaß träume, so sieht man, wie die Freude an seinen Lieblingen, den Dichtern, dem Jünglinge gar sehr vergällt werden mußte. Denn grade der Vater sprach sich streng gegen die Beschäftigung mit solchen Allotriis aus, er deutete dem Sohne an, wie das Dichten eine ganz unnütze Arbeit sei, wie man damit nicht einmal Brod, geschweige Reichthum und Ehrenstellen erlange [8]), er konnte dies ja mit den Beispielen des Näbius, Ennius, Plautus, Valerius Cato und Anderer belegen, wie ja eines jeden Volkes Geschichte Jedem, wenn er auch Israeli's Werk nicht gelesen, Beispiele für diesen Satz liefert. Es mag auf den weichlichen, bequemen Jüngling die Aussicht auf Mangel nicht ohne Wirkung geblieben sein, auf jeden Fall mußte er als gehorsamer Sohn gehorchen und wenn auch mit Widerwillen, Rhetorik treiben. Es war nun auch die Zeit gekommen, wo Publius die toga virilis anlegte, das Ende des 15. Jahres [9]); sicher ist es zwar nicht, da Unregelmäßigkeiten schon in der letzten Zeit der Republik vorkommen, doch wird schwerlich der alte Naso vom Herkommen sich weit entfernt haben. So erhielt denn Publius den 17. März 727 a. u., an dem die Liberalia, ein Fest des Bacchus, gefeiert wurden, als Sohn eines Eques illustris die Toga der Senatoren; er mag sich nach diesem Tage gesehnt haben, weil er hoffte, daß, wie gewöhnlich, so auch für ihn jetzt ein freieres Leben stattfinden würde; allein des Vaters Strenge machte diese Hoffnung zu Wasser, dieselben Studien wurden, wie vorher, mit Eifer fortgesetzt. Daher ist es kein Wunder, daß es Ovid trotz alles Misbehagens doch zu einer gewissen Fertigkeit im Reden, also doch weiter als Virgil brachte; er schloß sich, wenn gleich Latro ihn anzog, vorzugsweise an Arellius an, da dessen weichliche, hier und da glänzende, aber sich weder ganz gleiche, noch streng logische Composition ihm bequemer war; daher denn auch eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Lehrer und Schüler sich wahrnehmen läßt. So behandelte Ovid ungern Controversen; wenn er einmal eine behandelte, so war es eine ethische, Suasorien dagegen sagten ihm zu. An Gedanken fehlte es ihm nie, auch waren sie geistreich, aber es gelang ihm nicht, sie in eine feste Ordnung zu bringen, wie es ihm überhaupt Mühe kostete, streng bei einer Sache zu bleiben, sein unruhiger, beweglicher Geist zog ihn von Einem zum Andern hastig hin, mit einem Worte, an dem, was wir von diesen rhetorischen Studien noch übrig haben, sehen wir deutlich, wie richtig und wahr Seneca [10]) urtheilt, wenn er Ovid's Reden als carmina soluta bezeichnet. Es waren nämlich in ihnen fast nichts als poetische Gedanken, nichts als kurze abgebrochene Sätze; ferner Fragen, Exclamationen in Masse, also überhaupt keine eigentlich prosaischen Perioden; man vermißte ferner in ihnen eine genaue Verbindung der Sätze, da diese ja einer aus dem andern gewissermaßen entstehen müssen und hervorgehen, es fehlte endlich dem Ganzen die gehörige Form, da es nur die subjectiven Gedanken des Redners enthielt, mit einem Worte, wir sehen, wie wenig dies rhetorische Wesen dem Geiste des jungen Mannes zusagte, mit wie wenig Eifer er es betrieb. Es blieb dies auch nicht ohne Folgen, denn es erklärt sich hieraus, warum Ovid in den eigentlich positiven Kenntnissen keinen festen Grund gelegt; er hat Alles mehr desultorisch betrieben, was die ersten Jahre seines poetischen Lebens auch bestätigen werden. Dieser Zustand Ovid's konnte aber seinem Vater nicht verborgen bleiben, daher war es auch nicht gut möglich, daß dieser besonderes Wohlgefallen an ihm hätte finden sollen, zumal da der ältere Sohn, wie schon bemerkt, durch Fleiß und Emsigkeit in den angegebenen Studien sich auszeichnete [11]). Doch als diese unerwartet im J. 731 a. u. c. starb, war der Vater gezwungen, alle seine Hoffnungen auf den jüngern zu setzen; dieser mußte nun, um alles Schwanken abzuschneiden, sogleich beginnen, die Ämter zu bekleiden, welche damals als die nöthige Vorschule zu höhern Würden für die Söhne vornehmer Familien betrachtet wurden. Wie Ovid von einem Amte zum andern fortgeschritten, läßt sich wegen mangelnder Nachrichten nicht mit Bestimmtheit ermitteln; es mag sein, daß er ein judex zuerst gewesen, sicher war er aber, und zwar vielleicht schon im J. 732 a. u. c., triumvir capitalis [12]), als welcher er die Gefängnisse zu

7) *Ovid.* Trist. IV, 10, 16. 8) *Ovid.* l. c. 20. 9) *Ovid.* Fast. III, 714. *Noris* ad *Cenot. Pisan.* p. 112. *Beier.* ad *Cic.* Lael. c. X. p. 56.

10) *Senec.* Contr. II, 10. *Ovid.* Trist. IV, 10, 25: Sponte sua numeros carmen veniebat ad aptos, Et quod tentabam dicere versus erat. 11) *Ovid.* l. c. 17, 31. 12) *Ovid.* l. c. 33. Cf. *Schutt.* ad *Senec.* Controv. III, 16. fin. Interp. ad *Tac.* Agric. 2.

inſpiciren hatte, und durch Unterbedienten die Strafen an gemeinen Verbrechern vollziehen laſſen mußte: wahrlich für einen poetiſch geſtimmten, mit dem Amte ſchon beim Antritte deſſelben unzufriedenen Jüngling gerignete Geſchäfte! Trotz dem Mismuthe des Sohnes ließ aber der Vater nicht nach; wahrſcheinlich ſchon im folgenden Jahre hat Publius als decemvir stlitibus judicandis agirt [13]), ein Amt, das ihm ſpäter noch den Vortheil verſchaffte, bei Spielen im Theater und ſonſtigen feierlichen Gelegenheiten auf den Senatorenplätzen zu ſitzen [14]). Zur Erlangung von größerer Selbſtändigkeit aber und überhaupt zur Erlangung der dem Richter ſo nothwendigen Würde hatte der Vater für gut erachtet, dem Sohne eine Frau [15]) zu geben, ohne Zweifel auch meinend, dieſem einen Gefallen dadurch zu thun; aber es war nun einmal Schickſal, daß der rechtſchaffene Vater auch bei den beſten Abſichten es dem Sohne nie recht machen konnte. Ovid, der ein freieres Leben wünſchte, dem nichts mehr zuwider war, als irgend eine Feſſel, fühlte ſich durch dieſe Veranſtaltung nur noch unglücklicher. Im Hauſe alſo nimmt eine Gemahlin, die ihm Widerwillen einflößte; dann der Vater, der ihm ſtets die ſo verhaßte Senatorwürde als ſchönſtes und nahes Ziel vorhielt, alſo nichts, was irgendwie zu ſeinen Neigungen geſtimmt hätte. Was war alſo natürlicher, als daß er ſich außerhalb des Hauſes für dieſe Leiden zu entſchädigen ſtrebte? Er ſuchte und fand in der Corinna ein Weſen, welches alle Anſprüche, die man an das weibliche Geſchlecht machen könne, ihm zu übertreffen ſchien: mit der Liebe zu ihr erwachte die nie ganz zurückgedrängte Liebe zur Poeſie mit neuer Kraft und größerer Heftigkeit, denn je; dazu kam, daß Ovid Freunde gefunden, die, ſelbſt ſchon Dichter, mit ihm doch an glühender Liebe für die Dichtkunſt wetteiferten. Dies Alles drängte den Jüngling zu dem Entſchluſſe, trotz des Vaters, der Geſchäftscarriere zu entſagen und nach ſo langem Harren den Muſen ſich zu widmen mit allem Ernſte. Es wird erzählt [16]), Horaz habe den alten Naſo zum Nachgeben bewogen; aber die Art, wie Publius von Horaz ſpricht [17]), macht dies wenige als wahrſcheinlich. Viel eher könnte man an M. Valerius Meſſala Corvinus denken [18]), der, die Anlagen ſeines jungen Freundes erkennend, ihm in dieſer vielleicht ſchwierigen Lage mit Rath und That beiſtand. Denn wie Pollio hatte auch dieſer ausgezeichnete Mann es vorgezogen, das Schwert mit der Feder zu vertauſchen [19]) und ſo viel er vermöchte, auf Poeſie und Wiſſenſchaft günſtig einzuwirken; es gelang dies, durch römiſche Sitte unterſtützt. Denn ſchon zu Catull's Zeiten war in Rom unter den damals in Maſſe erſtehenden Dichtern ein heiterer Verkehr gebildet und hatte dieſe Männer mehr ein gleiches poetiſches Streben als gleiche politiſche oder ſonſtige Geſinnungen zuſammengeführt [20]).

Die Zeit der Bürgerkriege mag Manches zerſtört, Manches aber auch begründet haben, daher denn, ſobald Ruhe eingetreten, man ſich ſchnell zuſammenfand. Zu einem ſolchen Kreiſe geſellte ſich auch Ovid; der älteſte Dichter darin mag Ämilius Macer geweſen ſein, ein anerkannt tüchtiger Poet, der außer einer Ornithogonia auch Theriacon geſchrieben [21]); dann iſt zu erwähnen der unſerm Ovid ſo geiſtesverwandte Propertius, mit dem er auch eng vertraut geweſen zu ſein ſcheint [22]); ferner die Epiker Ponticus [23]) und Macer [24]) der Jüngere, der Jambograph Baſſus [25]); doch um an dieſem Kreiſe Theil zu nehmen, war nicht unumgänglich nöthig, grade Dichter zu ſein, ſondern auch Männer, die ohne ſelbſt zu produciren, fein und geſchmackvoll über Poeſien zu urtheilen verſtanden, waren willkommen, ſo Tuticanus [26]), mit Ovid in gleichem Alter, Fabius Maximus [27]), der zum Dichten Ovid ſtets ermunterte; Atticus [28]) ferner und Gracinus [29]). Hier prüfte man gemeinſchaftlich die Gedichte, welche man nach Pollio's Einrichtung vor größern Verſammlungen zu recitiren vorhatte; hier alſo zeigte ſich Ovid zuerſt als Dichter, den Stoff lieferte ihm Corinna. Die erſten Verſuche des jungen Dichters gefielen ſo, daß Corinna zum Geſpräche der Stadt ward [30]); daß nur unter dieſem fingirten Namen man die Geliebte kannte, hatten theils perſönliche Gründe veranlaßt, theils die damals herrſchende echt römiſche Anſicht, durch einen ſchönen, idealen Namen des geliebten Mädchens die Idealität des Gedichts zu erhöhen. Wer die Corinna eigentlich geweſen, hat Ovid noch in ſpätern Jahren als ein Geheimniß verſchwiegen [31]). Wir halten ſie wohl mit Apollinaris Sidonius [32]) für eine Caesarea puella, noch nach Kiſſig [33]) für eine rein fingirte Perſon, ſondern überlaſſen es der Phantaſie unſerer Leſer, ſich mit Hilfe Ovid's von dieſem ſicherlich ebenſo ſchönen, gebildeten und leichtfertigen als Ovid's Zeitgenoſſen und uns unbekannten Mädchen und Weibe ein Bild zu entwerfen. Genug, daß ſie auf Ovid's erſte poetiſche Verſuche den größten Einfluß hatte, ja ihm die Richtung anwies, der er in der erſten Hälfte ſeiner poetiſchen Laufbahn faſt ausſchließlich anhing. Daß wir aber dieſe Ereigniſſe mit Recht um das 22. Lebensjahr unſers Dichters legen, beweiſt der Umſtand, daß er zuerſt recitirte, als er noch nicht lange den Bart abgelegt [34]); dies geſchah aber um die angegebene Zeit.

13) *Ovid.* Trist. II. 93. ibiq. *Burm.* Fast. IV, 384. 14) *Ovid.* Fast. III, 383. *M. H. E. Meier*, Ind. lectt. 1831—1832. p. 6. 15) *Ovid.* Trist. IV, 10, 69. 16) Vit. Horat. in *Kirchn.* Quaest. Horat. in . . . 17) *Ovid.* Trist. IV, 10, 49. 18) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 7, 28. 19) *Wiese*, De M. V. Mess. Corv. Vit. et stud. doctr. p. 63. 20) Zeitſchr. für Alterthumswiſſenſchaft. 1834. Nr. 19. S. 158.

21) *Ovid.* Trist. IV, 10, 43. *Quint.* Inst. or. X, 1, 87. *Jahn.* de Ovid. et Sab. Epist. p. 8. 22) *Ovid.* l. c. 23) *Ovid.* l. c. *Propert.* I, 7. 24) *Ovid.* Amor. II, 18. *Jahn.* l. c. 25) *Ovid.* Trist. IV, 10, 47. ibiq. *Burm. Casaub.* ad *Pers.* V, 1. *Broeckh.* ad *Propert.* I, 4, 1. 26) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 12, 20. 27) *Ovid.* ibid II, 3, 75. 28) *Ovid.* Amor. I, 9, 1 ibiq. *Burm. Ovid.* Ep. ex Pont. II, 4, man hat ihn bald mit Julius Atticus, der de vinels geſchrieben, bald mit Curtius Atticus, dem Freunde Tiber's, identificirt, eins mit ſo wenig Grund, wie das Andere. 29) *Ovid.* Amor. II, 10. Conſul 769 a. u. c. *Masson.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXIX. 30) *Ovid.* Trist. IV, 10, 59. 31) *Ovid.* Art. Am. III, 538. 32) *Apoll. Sid.* Carm. XXIII, 157. 33) Paldam. Röm. Erot. S. 62. 34) *Ovid.* Trist. IV, 10, 57. Cfr. *Burm.* ad *Petron.* c. 29. *Mass.* l. c. ad ann. DCCXXII, III., intt. ad *Juven.* III, 186.

So war denn das Schicksal des jungen Ovidius entschieden: wohin ihn früh ein unbestimmtes Etwas gezogen, das behandelte er jetzt mit Bewußtsein und Freudigkeit, die Poesie: was ihn früher so gedrückt, die Aussicht auf den großen Staatsmann und die Frau, das hatte er glücklich abgeschüttelt. Denn da er mit dieser nach seiner eigenen Aussage nur kurze Zeit verheirathet war [35]), so können wir die Scheidung um das Jahr 733 a. u. c. setzen; da sie keine Hoffnung zur Nachkommenschaft bot, so mag sich auch hierein der Vater gefunden haben. Einen angenehmen Aufenthalt im väterlichen Hause hat ihm dies aber wohl schwerlich bereitet, zumal da unser Publius dem sparsamen Vater häufig zu Ermahnungen Anlaß gab; der Umgang des jungen Liebhabers und Dichters führte Ausgaben herbei, die der strengdenkende Vater schwerlich billigen konnte [36]), eine Trennung auf einige Zeit mochte daher beiden Theilen erwünscht scheinen. An diese hat Publius vielleicht auch noch aus einem andern Grunde gedacht: nämlich trotz des Beifalls im Publicum mag er selbst wie seine Freunde eingesehen haben, wie viel ihm doch bei allen seinen Talenten noch fehle. Daher entstand auch bei ihm der Wunsch zu reisen; die Umstände erlaubten eine baldige Ausführung. Es mag also um das J. 735 a. u. c. Ovid nach Athen [37]) gegangen sein; von da aus hat er dann in Begleitung seines Freundes Macer [38]) Kleinasien durchstreift und ist mit diesem über Sicilien, wo Ovid einen Winter durch blieb, nach Rom um das J. 736 zurückgekehrt. Später, als hier geschehen, dürfen wie diese Reise aber schwerlich setzen, da Ovid selbst sagt, er habe Troja in sehr jungen Jahren, puerilibus annis, gesehen [39]), aber auch nicht viel früher, da vor den ersten 20 Jahren sich im Leben des Dichters nichts Außerordentliches, den Tod des Bruders abgerechnet, zugetragen zu haben scheint. Noch zwei Gründe können wir kürzlich für unsere Annahme anführen: einmal, daß Ovid weder Virgil noch Tibull kennen gelernt [40]); wären sie bei seiner Rückkehr, wo er ganz entschieden als Poet auftrat, noch am Leben gewesen, er hätte gewiß nicht gezögert, mit ihnen in einen nahen Verkehr zu treten. Dann könnte sein, daß der alte Naso bei dieser Reise auch beabsichtigt habe, seinen Sohn die nach dem Herkommen nöthigen Kriegsdienste thun zu lassen; es war jetzt dazu die beste Gelegenheit, da im J. 733 a. u. August selbst nach dem Orient abgegangen war, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen, und Alles erwartete Krieg. Eben deshalb war auch der jüngere Macer, den wir für den bei Tibull Erwähnten halten [41]), nach dem Orient gegangen; da aber aus dem Kriege nichts ward, so schweiften dafür die jungen Dichter in dem ihnen so theuern Asien umher. Noch später gedenkt Ovid dieser Zeit mit Freuden [42]) und mag sein, daß sein Aufenthalt in Sicilien z. B. auf spätere Productionen, wie die Metamorphosen, noch eingewirkt hat, ebenso ist sehr annehmlich, daß gerade hier Macer den Entschluß zu dem trojanischen Sagenkreise entlehnten Epopöen gefaßt hat. Doch genug der Vermuthungen, im J. 736 war Ovid sicher in Rom. Er hatte sich auf dieser Reise nur noch mehr für die Poesie entschieden und wird daher der Vater ihm keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt haben; dagegen mag durch des Vaters Wunsch Ovid's zweite Verheirathung [43]) herbeigeführt sein, da bei eigener und selbständiger Wahl dies Bündniß doch wol länger gedauert hätte. Ebenso mag der junge Ritter, um seinen Vater zufrieden zu stellen, seinen Pflichten als Ritter mit Eifer nachgekommen sein [44]); auch hat er vielleicht jetzt ab und an als Richter deshalb fungirt, keineswegs aber als Advocat, da Ovid weder Kenntnisse dazu hatte, noch auf dem Forum reden wollte [45]). Das Verhältniß zu seinem Vater hat sich demnach auch wol besser gestaltet, zumal da dieser schwerlich gegen den steigenden Ruhm des Sohnes unempfindlich war. Denn wie früher, so war auch jetzt wieder unser Dichter bei dem Publicum in großer Gunst; so konnte z. B. die Elegie auf den Tod Tibull's nicht ohne Eindruck geblieben sein [46]), dann waren ferner die folgenden Gedichte der Liebe gewidmet und ganz und gar Ausdruck des bequemen, heitern, sorglosen Lebens in Rom, in der leichten Form des Ovid mußten sie gefallen. Es kann sein, daß auch jetzt noch Corinna die Geliebte Ovid's war: doch erfreuten sich auch andere Mädchen seiner Gunst, wenn anders — cf. infr. — man dies aus den Liebeselegien folgern darf. Durch diesen Eifer in der Poesie, durch seine eigene Neigung bewogen, erneuerte der Dichter sogleich den Verkehr mit seinen Freunden wieder, die denn mit ihrem Rath, ihren Meinungen über ihn nicht zurückhielten und ihn daher vielfach aufmunterten, sich auf andern Gebieten der Dichtkunst zu versuchen. Das Richtige dieses Rathes sah Ovid ein, denn hierdurch und durch die damals in Rom öfter vorkommenden Epen angeregt, unternahm er ein Epos zu schreiben, dessen Stoff, Kriege der Hekatonchieen, Giganten, gegen die Götter [47]), schon zeigt, wie der Dichter zur Beherrschung gewaltiger Gegenstände Kraft zu besitzen glaubte. Es ward aber dies Epos ebenso wenig vollendet, als das, was er zu Ehren August's zu schreiben beabsichtigte [48]). Obgleich dieser letzte Stoff sicherlich zeitgemäß war, da jetzt grade, um das Jahr 737, so vielfach Gelegenheit geboten war, Octavian's große Verdienste zu erkennen, so blieb er doch sicher zu Ovid's Glücke liegen. So viel sehen wir aber hieraus, wie höchst mannichfach das Gemüth des Dichters afficirt ward; auf der einen Seite wollte er weiter, und experimentirte deshalb mit sich, auf der andern aber konnte er es theils durch Gelegenheits-

35) *Ovid.* Trist. IV, 10, 70. 36) *Ovid.* Amor. I, 3, 9. 8, 57. 10, 57. Art. Am. II, 165. 37) *Ovid.* Trist. I, 2, 77. *Jahn*, De Ovid. et Sab. Ep. p. 9. not. 3 bezweifelt dies Factum, doch ist die angeführte Stelle zu bestimmt. 38) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 10. 39) *Ovid.* Fast. VI, 417 sq. 40) *Ovid.* Trist. IV, 10, 51. 41) *Tibull.* II, 6. Die Erklärer, auch Dissen, denken an den oben erwähnten Æmilius Macer.

42) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 10. 43) *Ovid.* Trist. IV, 10, 71. 44) *Ovid.* Trist. II, 89. 45) *Ovid.* Trist. II, 93. Ep. ex Pont. III, 5, 23 Amor. I, 15, 5. 45) *Ovid* Amor. III, 9. 47) *Ovid.* Amor. I, 1. II, 1, 11. Trist. II, 335. 48) *Ovid.* Trist. II, 335. Amor. II, 18, 11. Epist. ex Pont. III, 3, 51.

Digitized by Google

gedichte, wie er die Hochzeit des Fabius Maximus besang [49]), theils durch die andern Zerstreuungen, mit denen sein Leben verbunden war, veranlaßt, sich nicht sogleich entschließen, von dem geliebten und ihm bequemen Wege zu einem schwierigern überzugehen. Endlich, um das J. 738 a. u., entschloß er sich zur Tragödie überzugehen, einer Gattung, in der noch Loorbeeren zu ernten waren. Es bemerkte aber der Dichter gar bald, wo es ihm, um hier tüchtig zu werden, fehle; in seinen bisherigen Gedichten hatte er, namentlich im Psychologischen, mit Recht lediglich das Urtheil seines eigenen Herzens befolgt, da er dessen Angelegenheiten vorzugsweise schilderte; das ging aber bei der Tragödie nicht mehr, sondern da mußte der Dichter aus sich herausgehen, sich ganz in Anderer Denkungsweise hinein versetzen und vertiefen. Es wurde dies dem Dichter schwer, sehr schwer, daher ist er zur Erholung zur Elegie auf kurze Zeit wieder zurückgekehrt [50]). Dies hat ihn aber wol zu dem Gedanken gebracht, eine Arbeit zu unternehmen, die den Elegien ähnlich, ihn zugleich in dem, was ihm die Tragödie erschwere, tüchtig weiter fördere; als Analogie dienten ihm die *Prosopiae* der Rhetoren, die auch in Briefform [51]) gemacht wurden. Diese, die Briefform, wählte er, und kam so, vielleicht auch durch ähnliche Unternehmungen anderer Dichter angeregt, zu den Heroiden. An sie mag er im J. 739, 740 gegangen sein, womit auch andere Umstände stimmen; vor der Herausgabe und dem Abschlusse der Amores aber brauchen sie nicht nothwendig abgeschlossen zu sein [52]), sondern es ist vielmehr charakteristisch am Ovid, daß, wie auch Jahn [53]) annimmt, Liebeselegien, Heroiden, Tragödien, andere kleinere Gedichte neben einander herlaufen. Mit diesen allgemeinen Bestimmungen müssen wir uns aber begnügen; wir sehen aus ihnen, wie viel der Dichter in dieser Zeit unternommen, liegen gelassen, ausgearbeitet hat; wir müssen aber, um seinen Fleiß richtig zu schätzen, noch erwähnen, daß wir nicht alle Elegien haben, die er damals dem Publicum in die Hände gegeben, daß er auch manches Gedicht, ohne es Jemandem mitzutheilen, verworfen hat [54]). Übrigens wurden, wie die frühern Gedichte, so auch die Heroiden mit Beifall aufgenommen, wie man aus der sogleich erfolgenden Nachahmung des Sabinus wohl schließen darf [55]); sie stehen aber trotz dem auf einer niedrigern Stufe, als die übrigen Erzeugnisse Ovid's aus dieser Zeit, da sie sich in Allem als Übungen zeigen. Nachdem er an ihnen sich also geübt, kehrte er zu der Tragödie zurück, und daß er sich in diese Gattung hineinfand, auch Treffliches in ihr leistete, zeigt das einstimmige Lob der Alten über die Medea [56]). Sie war im Ganzen in der Art des Pacuvius und Attius geschrieben und ist daher auch ohne Zweifel aufgeführt, Liebe spielte in ihr gewiß auch eine Rolle, doch war grade diese daran Schuld, daß er außer der Medea nichts Tragisches mehr vollendete, sondern Andern dies Feld überließ. Einzelne Heroiden mögen auf sie noch gefolgt sein, ehe er sich zu einer vollständigen Sammlung und Herausgabe seiner Gedichte nach dem damaligen Brauche wandte; zu dieser hat er die besten und gefeiltesten ausgesucht, sie die und da verbessert und in drei Bücher Amorum zusammengefaßt, diese Ausgabe war die einzig gültige. Es heißt nun in einem Epigramm, welches in den Ausgaben vor den Amores zu stehen pflegt, es habe der Dichter die frühern fünf libelli auf drei reducirt, wodurch zwar die voluptas verschwunden, aber die Gefahr auch geringer geworden. Es ist dies nicht auf eine doppelte Herausgabe oder Recension, wie man früher gewollt, zu beziehen, sondern die Gedichte waren zerstreut in einzelnen Heften ins Publicum gekommen, dieser waren fünf [57]). Die Hauptausgabe fällt nicht vor 744 a. u. und nicht nach 752; zu spät möchte ich sie nicht setzen, denn bald darauf sind wol die Heroiden gesammelt und edirt. Diese beiden Werke umfaßten aber nicht alle Poesien des Dichters, zu denen vielmehr außer dem Erwähnten wol noch Epigramme gerechnet werden dürften. Kaspar Barth [58]) glaubte von diesen mehre Bücher annehmen zu müssen, aber seine Gründe beruhen, wo nicht auf einem Betruge, doch sicher auf Irrthümern. Das Wahre ist, daß Ovid allerdings Epigramme gemacht hat, von Büchern aber ist nirgends die Rede. Epigramme citirt Priscian [59]), auch Quintilian führt einen Vers an [60]), der wahrscheinlich zu ihnen gehört, schwerlich gehört aber ein bei Martial [61]) erhaltener Hendekasyllabus hierher, da er aus den Priapeis zu sein scheint. Daß also auch in dieser Gattung Ovid sich versucht habe, ist außer Zweifel [62]), und setzt man sie gewiß am besten in diese Zeit, wo der Dichter zu ihnen wegen ihres Stoffes am aufgelegtesten war: viele Gedichte dieser Art hat er aber wol nicht gemacht, da wir im entgegengesetzten Falle wol mehr von ihnen wüßten. Überhaupt sind sie von ihrem Urheber nur nebenher und zu verschiedenen Zeiten gefertigt, auch wahrscheinlich nie als etwas Bedeutendes angesehen.

Daß diese Menge Gedichte, welche alle zu den besten Erzeugnissen der damaligen Zeit gehörten, bedeutendes Aufsehen erregten und den Ruhm des Verfassers fester und fester begründeten, ist natürlich. Ovid wußte dies auch sehr gut, und gesteht daher selbst ohne Rückhalt ein, daß er der Liebling der Elegie sei [63]). Zu diesem Selbstlobe hatte er aber auch noch eine bestimmtere Veranlassung, wie es scheint: durch solche Äußerungen nämlich wollte er seinen Neidern und Feinden zeigen, wie ihre Lästerungen ihm gleichgültig seien. Es waren zwar auch unter Ovid's Freunden Einzelne, die, wie Macer, Fabius Maximus,

49) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 133. 50) *Ovid.* Amor. III, 1. 51) *Theon.* Progymn. c. 10. p. 235. T. I. Rhetor. Gr. *Walz.* 52) So wollte *Loers* ad *Ovid.* Heroid. T. I. praef. p. LXXIX. 53) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 226. 54) *Ovid.* Trist. IV, 10, 61. 55) *Ovid.* Am. II, 18, 27. 56) *Senec.* Suasor. III. p. 25. Bip. *Tacit.* Dial. de caus. corr. el. c. 12. *Quint.* Inst. or. X, 1, 98.

57) *Jahn.* de *Ovid.* et *Sabin.* Ep. p. 18. 58) Advers. X, 27, 510. 59) *Prisc.* V. p. 645. *Putsch.* Cf. *Politian.* Obs. et Emendatt. Sylt. I. c. 59 in *Grut.* Lamp. Crit. T. I. p. 76. 60) Inst. Or. IX, 3, 70. Ib. *Spald.* 61) Epigr. II, 41, 1. 62) *Senec.* Contr. I, 2, 91. Bip. *Burm.* Anth. Lat. VI, 3. *Meier.* Anth. Lat. T. II. nr. 1618. 63) *Ovid.* Amor III, 1.

Atticus, den Dichter warnten [64]), sich seiner Laune nicht zu sehr zu überlassen; aber ihr Rath oder Tadel war gewiß anderer Art, als der jener Feindseligen, da diese durch hämische Anspielungen auf seinen Charakter und Lebenswandel ihn herabzusetzen sich abmühten: Ovid ist weichlich, sagten sie, er thut weder Kriegsdienste, noch nützt er sonst dem Staate, vielmehr schadet er ihm durch seine üppigen Gedichte [65]). Ovid sagt deshalb, daß dies sein Sujet nicht neu sei [66]), und werden auch manche sonstige Bemerkungen deshalb eingeschaltet, doch im Ganzen befaßt er sich mit der Widerlegung dieser Dinge im Ernste wenig, sondern wohl wissend, daß in solchen Dingen der siege, welcher die Lacher auf seiner Seite habe, dreht er gern die Sache ins Scherzhafte. Warum soll ich in der Fremde Kriegsdienste thun, sagt er, da doch die Liebe Kriegsdienste mit sich bringt? Auch in ihrer Ausübung muß man hartes Lager ertragen und Nachtwachen und mancherlei Leid anderer Art [67])! Solche Ausführungen und ähnliche konnten nur Heiterkeit hervorbringen und eine für den Dichter günstige Stimmung; der Schalk wußte ja stets Ausflüchte und sinnreiche Vertheidigung; und so ließ man ihn denn gewähren und seiner Neigung folgen. Wie er nach dieser seiner erotischen Richtung Alles ansah, mag das Urtheil zeigen, welches er bei Gelegenheit über einige Verse des Varro Atacinus aussprach [68]), nämlich in folgender Beschreibung der Nacht:

> desierant latrare canes urbesque silebant,
> omnia noctis erant placida composta quiete.

meinte er, hätte Varro die drei letzten Worte weglassen müssen, dann wären die Verse gut; gut, sagt Seneca, Ovidius in illius versu suum sensum invenit; es kommt dadurch der Gedanke an Liebe hinein, den aber sicher Varro gar nicht darin haben wollte. Bei aller Vorliebe aber für die erotische Poesie sah Ovid doch ein, daß, wolle er größern Ruhm erwerben, er auch zu größeen Productionen fortschreiten müsse, deshalb faßte er nach Vollendung der Amores und Epistolae den Entschluß, eine Kunst zu lieben zu schreiben. Marius [69]) und neuerdings Jahn [70]) haben behauptet, Ovid habe an ihr schon vor Vollendung der Amores gearbeitet, allein die dafür angeführten Stellen beweisen dies nicht, sondern gehen auf die Elegien selbst, in denen auch Lehren gegeben waren. Überhaupt kann man sagen, hatte der Dichter jetzt eine Erholung nöthig, um sich fester und bestimmter auszubilden, er mag durch genauere Studien bei Gelegenheit der Heroiden gemerkt haben, wie ohne Studium auch das beste poetische Talent zu keiner wahren Höhe gelangen könne, es ist ihm also klar geworden, weshalb ein Virgil so fleißig gewesen. Hat er daher den Plan zur Ars amandi auch früh gefaßt, gleich nach dem Jahre 744 a. u., so hat er sich doch wohl gehütet, schnell mit ihr hervorzutreten. Denn der Stoff wie die Behandlung waren schwierig und eigenthümlich. Der Stoff war aus dem römischen Leben genommen und es konnte überhaupt schwerlich damals der Gedanke zu einem solchen Gedichte an einem andern Orte entstehen, als in Rom. Denn grade da, wo wegen der großen Menge vornehmer und reicher Wüst- und Lüstlinge eine wenigstens ebenso große Masse von Libertinen verbreitet war, wo der Zusammenfluß aller nur möglichen Mittel zum Luxus und zur Verweichlichung diese auch möglich machte, wo Reichthum nicht allein in höheen Ständen, sondern auch grade bei Libertinen sich vorfand, da gab es Gelegenheit, das Wesen einer zwar sinnlichen, aber doch bis zu einem gewissen Grade vergeistigten Liebe bis ins kleinste Detail kennen zu leenen; Ovid hat, das muß man zu seinem Lobe gestehen, keinen Fleiß und keine Mühe gescheut, diesen seinen Stoff durch und durch zu erfassen. Dieser Fleiß bestand aber nicht allein in Verkehr mit Mädchen, sondern auch in dem Studium der hierher gehörigen Literatur; so mußten die erotischen Mythen von Neuem genau durchforscht werden, vor Allem aber eelernt, die Haltung und den Ton des Lehrgedichts mit Sicherheit zu treffen; es war ferner hier mehr als sonst auf strenge Disposition zu achten, auf gehörige Verknüpfung und solche Stellung der Gedanken, daß stete Spannung trotz des gar zu leicht kindisch, abgeschmackt erscheinenden Stoffes blieb; Abwechselung im Stoffe war also nöthig, ungemeine Mannichfaltigkeit in der Sprache und Fülle derselben, Dinge, die dem Ovid um so schwerer werden mußten, da dies Werk sein erstes umfassenderes war. Darin und in dem Umstande, daß ein Meisterwerk auch meisterhaften Fleiß verlangt, ist der Grund zu suchen, weshalb der Dichter sich mit diesem Werke so lange beschäftigte, weungleich andere Gedichte er nicht viel gemacht zu haben scheint, wenigstens kennen wir nur ein Trauergedicht [71]), was in diese Zeit fällt, nämlich das auf den Tod seines Gönners Messala, der wahrscheinlich 750 a. u. c. starb [72]). Denn das äußere Leben hatte für ihn keine Hindernisse, wenn wir nur die zwischen 740—750 a. u. erfolgte Scheidung von seiner zweiten Frau abrechnen, diese nämlich sagte ihm nicht zu, und da dies damals in Rom ein hinreichender Geund zur Scheidung war, so ging sie ohne Zweifel ungehindeet vor sich [73]). Dieses Factum aber in diese Zeit zu setzen, veranlaßt mich einmal der Umstand, daß Ovid nicht lange mit ihr verheirathet war, dann die heitere, fröhliche Stimmung, in der durchweg die Ars geschrieben, er war der Büede ledig. Nur ab und an scheint ein Nachklang von dem unangenehmen Leben mit ihr in seiner Brust noch getönt zu haben, wie, wenn er sagt, Streitereien wären die Mitgift der Ehefrauen; die Geliebte dagegen wisse von dergleichen nichts [74]). So hätte er nicht gesprochen, hätte er eine Frau, die seinen

64) *Ovid.* Amor. II, 18, 35. Epist. ex Pont. I, 2, 136. 65) *Ovid.* Amor. III, 1, 17. Rem. Amor. 391. Trist. II, 360. Ep. ex Pont. I, 5, 27. 66) *Ovid.* Amor. II, 12, 17. 67) *Ovid.* Amor. I, 9. 68) *Senec.* Contr. III, 16. fin. 69) *Mar.* ad *Ovid.* Am. II, 18, 19. 70) *Jahn.* de *Ovid.* et *Sabin.* Ep.

71) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 7, 27. 72) Man setzt den Tod des Messala nach Hieronymus gewöhnlich 764 a. u. c., doch cf. *Scalig.* Anim. ad *Euseb.* p. 180. *Wies.* De Mess. cett. p. 43, 74. *Clint.* Fast. Hell. T. III. p. 271 rettet den Hieronymus nicht. 73) *Ovid.* Trist IV, 10, 71. Rein, Röm. Privatrecht ꝛc. S. 208. 74) *Ovid.* Art. Am. II, 155.

Wünschen entsprochen, gehabt! Er lebte also bei Abschließung der Ars ledig. Es ist die Zeit der Herausgabe und Vollendung dieses Gedichts nicht überliefert, allein aus den einzelnen Angaben im Gedichte selbst, die Masson und Jahn mit Fleiß und Genauigkeit zusammengestellt haben [75]), geht so viel mit Sicherheit hervor, daß sie entweder am Ende des Jahres 752 oder im Anfange von 753 a. u. geschrieben worden; denn einmal ist in ihr die Naumachie erwähnt [76]), die Augustus an den Kalenden des Monats August 752 dem Mars Ultor zu Ehren veranstaltet, also bald nach ihr kann das Gedicht erschienen sein, da Ovid dies leicht einschieben konnte; daß aber einige Monate noch vergangen sind bis zur Erscheinung, zeigt der Wunsch, daß der gegen die Parther zu Felde ziehende Cajus Cäsar bei seiner Unternehmung alles mögliche Glück haben möge, der Ausdruck ist so, daß man annehmen muß, Cajus sei schon abgegangen von Rom [77]). Es scheint hiernach dies nur für heitere, genußsüchtige Zeiten berechnete Gedicht in einer Zeit erschienen zu sein, die nicht im Geringsten für dieses passend war; denn 752 a. u. gegen Ende war der berüchtigte Proceß der Julia, der Tochter Augusts, die wegen zu lüderlichen Lebenswandels — offenbar auf heimliches Anstiften der schrecklichen Livia — von Rom verbannt und ins Elend nach Pandateria geschickt ward. Dies hat auch mehre Gelehrte, wie Kepler, Noris, Masson [78]) bewogen, gegen Andere, wie Calvisius, zu behaupten, daß die Ars vor diesem Proceß erschienen sei; allein die Geschichte des Cajus Cäsar zwingt zu unserer Annahme; sodann muß man überhaupt sagen, daß jener Gelehrten Einwand eigentlich gar keiner ist. Denn das in Rom sicherlich schon längst theilweise bekannte Gedicht hat seiner Tendenz nach nichts mit dem Ehebruche der Julia zu thun; Ovid singt nur von erlaubter Liebe [79]), das Hervorheben dieser Tendenz aber im Gedichte selbst, das mag allerdings durch die Zeitumstände veranlaßt sein, wenngleich man eingestehen muß, daß so ängstliche Rücksichten auf August die Römer damals noch nicht nahmen. Doch hat diese Tendenz nicht verhindern können, daß mannichfacher Anstoß an dem Gedichte genommen wurde: die Stimmen, welche sich schon gegen die Amores erhoben hatten, wurden wieder laut, und unter ihnen war selbst die des Augustus [80]), die einzelner Freunde des Dichters, wie des Fabius Maximus [81]); Anlaß genug, später die guten Seiten, das Unverderbliche des Gedichts hervorzuheben [82]). Großen Eindruck hat aber auf Ovid dies nicht gemacht, er wußte, daß seine Ars ein treffliches poetisches Erzeugniß sei, und glaubte, daß dies hinreichend sein würde, seinen Namen vor Verunglimpfung zu bewahren; er fuhr dahee auf der neuen Bahn, dem didaktisch-erotischen Epos, unverdrossen fort zu arbeiten. Denn es war natürlich, daß während der Vorbereitung zur Ars und ihree Ausarbeitung gar mancher Stoff vorkam, der der Phantasie des Dichters zusagte, aber in das Gedicht selbst nicht aufgenommen werden konnte; dann gefiel sich der Dichtee überhaupt in diesem Genre der Poesie. Um seine Gewandtheit zu zeigen, begann er sogleich nach Herausgabe der Ars die Remedia Amoris zu arbeiten, die denn auch noch während dee Zeit, wo Cajus Cäsar gegen die Parther kriegte, von ihm herausgegeben wurden [83]), im J. 754 a. u. nämlich, in welchem Jahre Cajus in Asien das Consulat antrat [84]). Zu derselben Zeit hatte er auch die Medicamina faciei angefangen [85]), von denen wir aber nue noch Fragmente haben; ob es wirklich vollendet wurde? Denn beachten wie die beiden eben genannten Gedichte genauer, so finden wir in ihnen den Stoff nicht mehr mit solchem Fleiße, solcher Liebe und Begeisterung wie früher behandelt; wir finden, daß eine Veränderung mit dem Verfasser vorgegangen sein müsse; welcher Art sie gewesen, ist wol schwerlich mit Sicherheit zu bestimmen. Bewirkte diese Veränderung aber vielleicht Ovid's Altee? Schwerlich; denn die Ars zeigt noch nirgends den Vierziger; die Stimmen der Neider? Auch schwerlich; denn erst eben hat er ihnen zum Trotze mehre erotische Gedichte verheißen [86]). Eher dürften wir dahee vermuthen, daß in der dritten Verheirathung, verbunden mit andern, unten zu erwähnenden, äußern Umständen, die Umwandlung ihren Grund gehabt. Zwar ist nirgends überliefert, wann Ovid die dritte Frau genommen; was wir daher hier darübee sagen, sind schon wieder Vermuthungen und noch dazu solche, die wie gern bereit sind, mit andern bessern umzutauschen. Dee Name dieser dritten Gemahlin ist uns unbekannt und Crinitus und Andere irren, wenn sie sie Perilla nennen, dagegen ist sicher, daß sie von Augusts Tante, der Gemahlin des Marcius Philippus — der gänzlich zu trennen von dem Stiefvater Augusts [87]) — in ihrer Kindheit erzogen [88]) und später in vertrautem Umgange mit Marcia [89]), der Enkelin jenes Philippus und der Gemahlin des schon öfter erwähnten Fabius Maximus [90]), gelebt hat. Sie mag ums J. 729 geboren sein, wie man daraus schließen muß, daß sie zur Zeit von Ovid's Verbannung juvenis genannt wird [91]), damals auch noch nicht über die Jahre hinaus war, in denen sich bei Frauen Verehrer einstellen [92]). Man darf ferner auch nicht voraussetzen, daß Ovid eine alte Matrone geehlicht, sondern ihm hat die junge, hübsche Witwe gefallen, und er hat sie daher um 754 geheirathet. Zu demselben Resultat kann man auch auf einem andern Wege gelangen; nämlich diese dritte Gemahlin Ovid's hatte von ihrem ersten Manne, den wir nicht kennen, eine Tochter,

75) *Mass.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLII. *Jahn.* de *Ovid.* et *Sab.* Epist p. 4 76) *Ovid.* Art. Am. I, 171. *Vell. Pat.* II, 100. 77) *Ovid.* Art. Am. I, 177. *Masson.* de templ. Jani reser. p. 340. 78) Vit. Ovid. ad ann. DCCLII. 79) *Ovid.* Art. Am. I, 31. III, 610. 80) *Ovid.* Trist. II, 11. Cf. *Hand.* Turcell. T. II. p. 251. 81) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 136. 82) *Ovid.* Rem. Am. 53 sq.

83) *Ovid.* Rem. Am. 389. 84) *Noris.* ad Cenot Pis. p. 248. *Jahn.* de *Ovid.* et *Sab.* Ep. p. 4. *Clint.* F. H. III. p. 262. 85) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 477 scheine zu irren. 86) *Ovid.* Rem. Am. 391. 87) *Mass.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXVII. *Burm.* et *Ernest.* ad *Suet.* Octav. 29. 88) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 141. 89) *Ovid.* l. c 139 90) *Ovid.* Fast. VI, 800. *Gland.* Onom. Rom. p. 587. *Rosmin.* Vit. Ovid. I. p. 78. 91) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 4, 47. 92) *Ovid.* Ib. 15.

Digitized by Google

welche den Suillius zum Manne erhielt [93]), dieser war 767 a. u. Quästor des Cäsar Germanicus [94]), also doch wol noch in den 20. Jahren; da seine Frau doch wahrscheinlich jünger war als er, so kann sie um 746 a. u. geboren sein, um 764 geheirathet haben, letzteres also während Ovid's Verbannung, womit das wenigstens stimmt, daß Ovid den Suillius nicht näher gekannt zu haben scheint. Doch genug der Vermuthungen, die Heirath, sie mag vor sich gegangen sein, wann sie wolle, war auf jeden Fall eine sehr vernünftige, denn betrachtet man die äußern Verhältnisse, so stammte die Frau ja von vornehmem Geschlechte ab, stand ferner mit dem Hause August's in Verbindung, war auch mit der unserm Dichter so befreundeten Familie der Fabier in Verbindung und endlich noch mit andern Freunden, wie dem Epiker Macer [95]), dem Rufus [96]) verwandt, sodaß durch diese Verbindung viele schon bestehende Verhältnisse enger gezogen, vielleicht auch neue geknüpft wurden. Mit dieser günstigen äußern Lage harmonirte aber auch das Innere der Frau, wenigstens schreibt Ovid aus Tomis — und wir haben keinen Grund, diesen Äußerungen zu mistrauen — wie sie höchst rechtschaffen, sanft und überhaupt ohne Tadel gewesen [97]), wie sie ihn sehr geliebt und noch liebe, wie er stets ihr Stolz gewesen [98]); er spricht ferner stets von ihr mit Auszeichnung, versichert sie seiner Liebe und zeigt diese in der Verbannung dadurch [99]), daß ihr Geburtstag der einzige Tag im Jahre war, wo er ein weißes Kleid anzog; es ist daher zu glauben, daß Ovid bei ihr das, was er bei zwei Frauen vergeblich gesucht, endlich gefunden habe. Daß dies dann auf ihn von Einfluß gewesen, ist natürlich, daher das, was von Leichtfertigkeit noch in ihm war, ganz zurücktrat, der Vater hat also bei seinem Tode den Sohn auf dem besten Wege wandelnd verlassen. Der alte Naso nämlich mag um 755 a. u. gestorben sein; denn nur, daß er die dritte Verheirathung seines Sohnes erlebt, nicht aber die Niederkunft von dessen Tochter, scheint aus Ovid selbst zu folgen. Er war 90 Jahre alt geworden [1]), nicht viel jünger scheint seine Frau gewesen zu sein, die ihm bald nachgefolgt ist [2]). So hatte Ovid denn auch das Glück, seine ihm theuern Ältern lange zu behalten und sich an ihrer Freude über seinen Ruhm und sein Ansehen als Dichter auch freuen zu können. Da ihn ihr Verlust erst im vollen Mannsalter traf, so hat er in seiner Lebensweise natürlich nicht viel ändern können, sein Hauptaugenmerk blieb nach wie vor die Poesie, seine Ansichten über sie mußten sich aber jetzt, wo er auf eine Reihe verschiedener Productionen zurückblickte, wo er in jeder Hinsicht eine Masse Erfahrungen gesammelt, sich bedeutend geändert haben, es war ja an die Stelle der frühern ungestümen Begeisterung Mäßigkeit, Besonnenheit, Überlegung in jeder Hinsicht getreten. Daher wird es ihm auch möglich, über seine Fehler ganz im Klaren zu sein, es mag dies folgende Geschichte bestätigen [3]). Ovid ward von mehren Freunden, unter denen sich auch der Dichter Albinovanus befand, einst gebeten, drei Verse, die man ihm noch nicht bezeichne, zu streichen, da sie nichts weniger als schön seien; er ging darauf unter der Bedingung ein, daß man ihm erlaube, ebenfalls drei Verse aufzuschreiben, gegen die Niemand Etwas sagen dürfe. Als nun die Zettel beider Parteien geöffnet wurden, hatte Albinovanus mit seinen Freunden ebenso wol wie Ovid die Verse Amor. II, 11, 10. Art. Am. II, 24:

et gelidum Boream, egelidumque Notum
semibovemque virum semivirumque bovem

und noch einen dritten, uns nicht genannten, aufgeschrieben, sodaß also nichts geändert werden durfte. Man sieht, Ovid kannte die schlechten Verse in seinen Gedichten recht gut, hatte also über sie sich ein freies, ungetrübtes Urtheil erhalten; daß er aber so mit ihnen verfuhr, wie wir eben gesehen, ist grade nicht Eigensinn, sondern er meinte, wie Seneca sagt, wie einem schönen Gesicht eine Unregelmäßigkeit, ein Fehler, gut stehe, so auch einem Gedichte. Das heißt freilich die Nachahmung der Natur sehr weit treiben.

Je kälter Ovid nach und nach gegen seine Leistungen ward, desto unbefangener, unparteiischer mußte er über sie und über seinen ganzen Standpunkt zur lateinischen Poesie überhaupt urtheilen; bei aller Liebe zu seinen frühern Gedichten mußte ihm dennoch klar werden, daß die Liebe und deren Beschreibung weder der alleinige Stoff, in dem er sich zeige, bleiben dürfe, noch daß dieser einer von denen sei, die zu den ersten in der Dichtkunst zu gehören Anspruch machen dürfen. Wenn er nun überlegte, was für einen er wählen solle, so erkannte er sicher, daß es nur ein solcher sein könne, in dem sein eigenes Gefühl ohne Rückhalt hervortreten und sich Luft machen könne; er war ferner bei der Wahl wol deshalb so vorsichtig, weil er sich bewußt war, noch nicht am Ziele seiner Laufbahn zu stehen, sondern daß er vielmehr bei seiner Fertigkeit in der Technik der Poesie, bei der Fülle der ihm zu Gebote stehenden Phantasie, bei seiner Productivität und poetischen Kraft noch zu viel größern Werken befähigt sei. Ein Motiv zu diesen größern Werken war auch der Ehrgeiz [4]); war gleich Ovid auf Ansehen als Staatsmann gar nicht gesteuert gewesen, so war ihm sein Ruf bei der Nachwelt als Dichter keineswegs gleichgültig, ja selbst die Gegenwart foderte ihn zu bedeutenden Anstrengungen auf. Ovid hatte jetzt eine ganz andere Stellung zur Außenwelt eingenommen: der Dichter der Amores ward als ein viel versprechender Jüngling angesehen, der der Ars amandi als vollendeter Dichter geehrt und bewundert; hatte dies seinen Grund auch vorzugsweise in der Trefflichkeit dieser Werke, so kam es doch auch mit daher, daß die Concurrenz um den Preis in der Poesie jetzt zu Rom zusehends schwächer

93) *Heins.* ad *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 8, 1. 94) *Tacit.* Ann. IV, 31 ibiq. interp. 95) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 10, 10. 96) *Ovid.* l. c. II, 18. 97) *Ovid.* Trist. IV, 3, 35. V, 14, 21. Ep. ex Pont. I, 2, 52. II, 11, 13. III, 1, 74. 98) *Ovid.* Trist. I, 3, 17. Ep. ex Pont. I, 4, 45. III, 1, 93. 99) *Ovid.* Trist. V, 5.

1) *Ovid.* Trist. IV, 10, 73. 2) *Ovid.* l. c.

3) *Senec.* Controv. II, 10 fin. 4) So geht aus Ovid (Art. Am. III, 339) hervor, daß damals der Dichter schon einsah, er müsse noch weiter.

Digitized by Google

ward, da die Männer, welche die lateinische Poesie auf den Gipfel erhoben hatten, und somit auch Ovid es möglich gemacht, so weit zu gelangen, jetzt schon meistens aus dem Kreise der Lebenden geschieden waren. Aber bei jedem Todesfalle eines bedeutenden Dichters entstand natürlich immer von Neuem die Frage: Wer wird uns den Verlust ersetzen? Wer die Blüthe der Dichtkunst erhalten, sie weiter fördern, wo möglich? Grade die Zeit, wo Ovid's Ruhm begann, ist diejenige, wo diese Fragen am häufigsten aufgeworfen und wiederholt wurden; natürlich, daß auf den viel versprechenden Ovid Vieler Augen gerichtet waren, daß in ihm Viele den gefunden zu haben glaubten, der sie für so viele und große Verluste entschädigen sollte. Ovid, dies Alles sehend, faßte den Entschluß, so schmeichelhaften Erwartungen zu entsprechen; die immer noch stichelnden Neider sollten verstummen. Etwas Großes, Umfangreiches mußte entstehen, es war daher das Epos die einzige poetische Gattung, auf die seine Wahl fallen konnte, jedoch fehlte es Ovid keineswegs an Scharfblick, um zu sehen, wie theils Virgil's Äneis, theils, und zwar vorzüglich, die jetzige Zeit, theils seine eigene Stimmung es nicht rathsam machten, sich im heroischen Epos zu versuchen; er strebte daher nach einem Stoffe, der eine die Mitte zwischen epischer und lyrischer Darstellung haltende Behandlung erlaube. Das didaktische Epos ähnelte schon einem solchen Stoffe, Ovid wollte aber weiter und mag so auf die Form gekommen sein, welche wir in den Fasten finden und welche ganz eigenthümlich ist. Meiner Meinung nach ist also der Plan zu diesem Werke nach Vollendung der erotischen Gedichte zuerst gefaßt; es war auf jede Weise ein sehr zeitgemäßes Unternehmen. Denn, abgesehen von der Vorliebe Ovid's und seiner Zeitgenossen für Rom, mag auch auf Ovid Virgil's Äneis, die damals die Wahl für epische Gedichte, wie Severus, Valerius Largus, Carus, Camerinus und Andere zeigen, so sehr bestimmte, in Hinsicht auf die Wahl gewirkt, dann aber auch das Streben der gebten damaligen Dichter, den August zu verherrlichen, auch bei unserm Dichter seinen Einfluß geäußert haben. Es reizte den Ovid bei den Fasten die Schwierigkeit des Stoffes, denn nicht allein daß er mannichfaltige historische Studien machen mußte, sondern namentlich machte die poetische Auffassung und Schilderung Mühe, und also auch in dieser Hinsicht wetteiferte Ovid jetzt mit den Alexandrinern, die grade solche Stoffe gern gewählt hatten. Es befriedigte jedoch den Dichter nicht, an einem Stoffe mühsam sich zu quälen; um für ihn Ausdauer zu behalten, mußte er eine andere, leichtere Arbeit gewissermaßen zur Erquickung nebenher gehen lassen; deshalb fing er Metres an [5]), doch scheint er keins so weit gefördert zu haben, als die Metamorphosen. Zum Beweise, daß die Fasten, Metamorphosen, Ähnliches Ovid nach Vollendung jener erotischen Gedichte fast zu gleicher Zeit begann, mag dienen, daß er selbst sagt [6]), er sei von jenen grade zu carminibus publicis übergegangen, d. h. zu solchen, in denen er als echter Römer sein Vaterland habe verherrlichen wollen. Kühn waren sicher und großartig alle diese Unternehmungen, und wären die Fasten und Metamorphosen vollendet, so wäre gewiß schwer zu entscheiden, welchem von beiden der Preis zuzuerkennen; auf das Deutlichste zeigen sie aber, wie das oben Gesagte wahr ist, daß Ovid, seiner poetischen Kraft und Ausdauer sich bewußt, nach dem Höchsten strebte, und wohl wissend, wie er dies noch nicht erlangt habe, auf immer neuen, schweren Wegen den Preis zu erringen mit Eifer suchte. Auszuharren aber mit Liebe und Lust auf dem bezeichneten Wege, dazu half nicht wenig die günstige äußere Lage, in welcher der Dichter sich befand; er hatte Mittel genug, um sich diese sowol zu erhalten, als auch, wenn es nöthig, noch angenehmer zu machen. Im Hause herrschten jetzt endlich Liebe und Frieden, in Rom selbst ward Ovid als Dichter geschätzt und seine Poesien nicht allein gelesen, sondern auch studirt [7]) und in Rhetorenschulen angeführt [8]). Schon dies erklärt das quid dulcius Roma [9]). Es wird das noch deutlicher, wenn man auf die Männer einen Blick wirft, mit denen Ovid vertrautern Umgang pflog. Zu mancher ausgezeichneten Bekanntschaft hatte ihm sowol sein Geburt, als auch die Art seines Wesens in der Jugend verholfen; an diese knüpften sich dann ähnliche neue. So war jetzt Ovid mit Messala's Söhnen befreundet, wie dem M. Valerius Messalinus, Consul 751 a. u. c. und durch Kriegsthaten wie durch Beredsamkeit ausgezeichnet; als angesehener Mann ist hier auch zu nennen der Consular Sextus Pompejus, ferner der Erzieher von August's Enkeln, Carus, von den früher Erwähnten war mancher auch bedeutend geworden, wie Fabius Maximus, jetzt Consular und dem August eng verbunden, mit ihm und dessen Söhnen, mit Tuticanus, Gracinus, Atticus, Rufinus, die alle zu den Vornehmen Roms gehörten, war Ovid in Verkehr. Jedoch waren sie nicht sein einziger Umgang, noch scheint er grade nach vornehmen Freunden mit Eifer gestrebt zu haben, vielmehr sehen wir an den mit ihm befreundeten Dichtern, wie Sabinus — der aber früh starb — Albinovanus, Macer, Rufus, wie er auf äußerlichen Glanz nicht allein sah; es bestätigt sich dies auch noch dadurch, daß Ovid, wie früher Horaz, gegen jüngern Dichtern, die ihn vielfach um Rath fragten [10]), sich in Rath und That gefällig erzeigte; wie freundlich, liebenswürdig er sich da benahm, können wir ungefähr aus seinem Betragen gegen Perilla [11]) abnehmen, eine uns sonst unbekannte Dichterin, die, wie es scheint, gegen die sonstige Sitte der Frauenzimmer ihre Gedichte selbst recitirte. Es zeigt dies auch, wie sehr sich unser Dichter für die Dichtkunst interessirte, daher er denn auch für Alles, was irgend mit ihr verwandt, für sie von Nutzen war, leicht eingenommen werden konnte. So mag die Freundschaft [12]) mit Hyginus grade durch Werke, wie die Fasten,

5) *Ovid.* Trist. I, 7, 15. IV, 10, 63. 6) *Ovid.* Trist. V, 1, 25, wo Merkel (Quaest. Ovid. p. 13) zwar richtig aalmos und mei herstellt, den Sinn aber verfehlt.

7) *Ovid.* Trist. I, 1, 64. III, 1, 80. Ep. ex Pont. I, 1, 9. 8) *Senec.* Controv. V, 33. 9) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 3, 37. 10) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 16, 39. Trist. IV, 10, 55. 11) *Ovid.* Trist. III, 7. 12) *Sueton.* De illustr. gramm. c. 20.

Digitized by Google

Metamorphosen recht eng geworden sein, der so sehr gelehrte Bibliothekar konnte ihm durch Nachweisungen von Quellen bei diesen Werken sehr nützlich sein. Noch müssen wir den Gallio hierher rechnen, den Celsus und vielleicht Manche der in Ep. ex Pont. IV, 16 Genannten. Allen diesen stand Ovid's Haus stets offen [13]); es herrschte in ihren Kreisen weder ein zügelloser und ausgelassener Ton, noch steifer Pedantismus, sondern, wie es solchen Männern zustand, eine mit römischer Würde gepaarte Heiterkeit. Bald waren es Feste und andere Begebnisse fröhlicher Art, welche die Freunde in ihren Häusern zusammenführte, oder, wenn es die Jahreszeit erlaubte, sie ihre Gärten und Villen zu besuchen nach echt römischer Weise antrieb; bald waren es wissenschaftliche Zwecke, die sie in Rhetorenschulen brachte, die Recitationen, welche namentlich Ovid fast zum Bedürfniß geworden waren, veranlaßten, sonstige Gelegenheiten, wo den Stoff der Unterhaltung wissenschaftliche Gegenstände der mannichfaltigsten Art hergaben; daher hat Ovid wol einen großen Theil seiner Kenntnisse. Abwechselung aber brachten die politischen Neuigkeiten in dies heitere Treiben, für die noch immer, wenn auch ganz anders als früher, die Römer sich sehr interessirten. So ward im J. 755 a. u. c. der Krieg mit den Parthern beendet, eine Begebenheit, welche sicherlich in Rom Sensation erregte, 757 ging Tiberius gegen die Germanen, 759 gegen die Dalmatier und Illyrier zu Felde und ward ihm 760 noch Germanicus nachgeschickt; da Augustus selbst diesen Krieg als einen der furchtbarsten ansah, so war natürlich in Rom Alles auf den Ausgang gespannt. Man fühlte aber auch grade in solchen Zeiten zu Rom, für welches die Gefahr doch immer entfernter, recht lebhaft, welch angenehmes, sorgloses Leben in dieser Stadt sei, zumal da man alle jene nördlichen und unbekanntern Gegenden fast lediglich durch Gerüchte und solche Beschreibungen kannte, wie die von Albinovanus eine ist. Nun war aber grade unser Ovid Einer von denen, welche für diese Ruhe, dieses Gefühl der Sicherheit ungemein empfänglich waren; er war nie in besserer Laune, fühlte sich nie glückseliger, als wenn er in einem seiner ihm so theuern [14]) Gärten sich aufhielt und bequem auf seinem Ruhebette liegend [15]) so recht im Vollgenusse der Sicherheit [16]) und ohne sonstige Sorgen oder Geschäfte [17]) allein [18]) seinen poetischen Gedanken nachhängen und sie auf zartes, elegantes Papier [19]) hinwerfen konnte. Es mußte überhaupt bei ihm in der ganzen Lebensweise die größte Behaglichkeit herrschen, eine Behaglichkeit, welche, wie er selbst eingesteht, an Weichlichkeit sehr nahe grenzte [20]). Aber plötzlich, im J. 761. a. u., bedeckte sich der so heitere Himmel mit einem Gewitter, welches dieses Glück von Grund aus zerstörte, Ovid ward nach Tomis relegirt. Wir sind hiermit zu dem, wie ja allgemein angenommen, schwierigsten und am meisten bestrittenen Punkte in Ovid's Leben gelangt; es scheint auch wirklich unmöglich, nur ein Wahrscheinliches herauszufinden. Ich hege daher auch nicht die eitele Hoffnung, ohne Leck bei der Masse der hier befindlichen Klippen und Untiefen vorbeizusteuern, sondern ich bin zufrieden, wenn das, was hier nur angedeutet wird, wenigstens nicht als den Gesetzen der wahren, historischen Kritik gradezu widersprechend befunden werden sollte. Es ist schon bemerkt, daß Ovid im J. 761 a. u. sein Urtheil erhalten habe [21]), Jahn [22]) dagegen ist wieder Masson [23]) gefolgt, der 762 annimmt. Es beruht aber dieser Irrthum auf der Vermischung von Ovid's Abreise von Rom mit seiner Ankunft und dem Anfange des Aufenthaltes in Tomis: Ovid hatte das 50. Jahr vollendet [24]), als es zu Ende war mit seinem Glücke; dies fällt also etwas nach dem 20. März 761. Wann die Untersuchung gegen ihn eingeleitet worden, wissen wir nicht, lange hat sie schwerlich gedauert, denn schon im December [25]) desselben Jahres, 761, finden wir Ovid auf dem adriatischen Meere. Die Reise ward aber durch widrigen Wind und Stürme aufgehalten, auch verweilte Ovid in einem oder andern Orte, und so ist nicht allein der noch übrige Theil des Winters, sondern auch der Frühling und die erste Hälfte des Sommers 762 hingegangen, ehe er am Orte seiner Bestimmung eintraf. Daher schreibt denn Ovid im J. 765 ganz richtig [26]), es sei der 4. Herbst und Winter, den er in Tomis verlebe, obgleich es das 5. Jahr seiner Verbannung war. Die Zeit der Relegation wäre also bestimmt, was war aber die Ursache dieser harten Strafe? Die Ursache, welche im Urtheile angegeben war, nennt Ovid oft genug, es war die Ars amandi, für welche man so lange nach ihrer Erscheinung ihn bestrafte. Aber auch, wenn es Ovid nicht selbst sagte, würden wir annehmen müssen, daß sie nur zum Vorwande gedient, allein weshalb vertheidigt der Dichter denn dies Gedicht? Einmal schon deshalb, weil es als Grund im Urtheile stand, wenn er diesen widerlegte, so erschien er doch wenigstens in den Augen derer, die ihn für den wahren hielten, gerechtfertigt; zweitens aber, weil er den eigentlichen Grund vor dem Publicum nicht nennen, folglich auch nicht widerlegen darf. Zwar sagt er auch, er selbst [27]) möge diesen nicht nennen, allein daß ihm zu verstehen gegeben worden, falls er nicht schweige, würde man Mittel wissen, ihn zum Schweigen zu bringen, dürften Äußerungen beweisen, wir, daß es nicht sicher sei, die Schuld zu nennen [28]), ferner die Furcht, auf der Reise nach Tomis in Folge von Befehlen August's ermordet zu werden [29]). Was ist dies nun für eine Schuld? Die Alten schienen sich eben nicht damit gequält zu haben, nur Apollinaris Sidonius [30]) und der sogenannte

13) *Ovid.* Trist. I, 9, 17. 14) *Ovid.* Trist. I, 11, 37. IV, 8, 27. 15) *Ovid.* Trist. I, 11, 36. 16) *Ovid.* Trist. I, 1, 43. 17) *Ovid.* Trist. I, 1, 39. IV, 8, 6. 18) *Ovid.* Trist. I, 1, 41. 19) *Ovid.* Trist. I, 1, 5. 20) *Ovid.* Trist. IV, 8, 8.

21) *Noris.* ad Cenot. Pisan. p. 201. *Bayeux*, Trad. des Fast. T. IV. Dissert. s. l'exil d'Ovid. p. XCIII. *Clint.* Fast. Hell. T. III. p 269. 22) *Jahn* ad *Ovid.* T. II. P. I. p. 8. 23) *Masson.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXII. 24) *Ovid.* Trist. IV, 8, 33. 10, 95. 25) *Ovid.* Trist. I, 11, 3. 26) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 28. 27) *Ovid.* Trist. II, 208. Ep. ex Pont. I, 2, 146. 28) *Ovid.* Trist. III, 6, 27. 29) *Ovid.* Trist. I, 1, 74 sqq. 30) *Apoll. Sid.* Carm. XXIII, 157 sq. Vergl. *Mass.* Vit. Ovid. ap. *Burm.* T. IV. Ovid.

Aurelius Victor [31]) berühren dieſen Punkt und begnügen ſich, die Ars anzuführen, dagegen die Neuern haben ſeit dem 15. Jahrh. nicht geruht und ſich in Vermuthungen faſt erſchöpft. Die meiſten Meinungen gehen dahin, daß Ovid in obſcönen Verbindungen mit iegend einer Dame der Familie Auguſt's geſtanden und dabei ertappt worden ſei; je nachdem man dieſe ſich nun dachte, darnach wueden die Nebenumſtände zugeſtutzt. Zuerſt hat Maſſon [32]) die Sache etwas genauer beteachtet; auch iſt die Mühe, welche Ouwens ſich gegeben [33]), anzuerkennen, abee keineswegs hat er die Sache aufs Reine gebracht; am ſcharfſinnigſten iſt eigentlich die Abhandlung von Mazza [34]), obgleich auch mit ſeiner Anſicht ich mich nicht befreunden kann. Ich kann hier die Anſichten der Gelehrten weder anführen, noch prüfen, nur ſo viel ſei erwähnt, daß für die Obſcönitäten keine dee hierher gehörigen Stellen im Ovid ſpricht, ſondern daß ſie alle ebenſo gut auf ein Stück Papier ſich beziehen können, als auf eine nackte Dame. Die Schwierigkeiten liegen aber daein, daß Ovid, der ſelbſt Partei, unſere alleinige Quelle iſt; offenbar ſpeicht er bald ſo, bald ſo, je nachdem es ſeine augenblickliche Laune mit ſich bringt, und daher iſt es ein eigen Ding, heeauszubringen, wo er der Wahrheit am meiſten die Ehee geben möge. Was ſich mir bis jetzt als wahrſcheinlich dargeſtellt, iſt Folgendes: Ovid nennt das, was ſein Unglück herbeigeführt hat, ein Verbeechen, und zwar ſagt er, es ſei kein geringes [35]); er geſteht auch ein, daß er ſein Unglück ſich ſelbſt zugezogen, und man nicht ungerecht gegen ihn verfahren, da er ouech ſeinen Fehl den Auguſt ſelbſt tief gekränkt, ihm Schmerzen zugefügt habe [36]), er müſſe dahee noch die Milde preiſen, mit der er veruetheilt worden [37]). Allein daß dies doch nicht ſeine eigene Meinung und Überzeugung ſei, geht ſchon daraus hervor, daß er ſeine Strafe viel zu hart findet [38]), daß er behauptet, ſein Fehler ſei kein scelus, facinus, ſondern nur ein error, vitium, eine culpa. Dies beſtätigt ſich dadurch, daß dieſer Irrthum nicht mit einem Moede, noch mit Umwälzung der jetzt beſtehenden Regieeungsform in Veebindung geweſen [39]), Ausſprüche, welche die Sache nur zu verdunkeln ſcheinen. Aus dieſem und Andern geht aber ſo viel hervor, daß Auguſt's Perſon auf eine Weiſe bei dieſer Angelegenheit betheiligt geweſen, wonach er dem Ovid völlig rein gegenüberſtand und der leichtſinniger Weiſe verletzte Theil war; nur hieraus wird begreiflich, wie rechtliche Männer, als Fabius Maximus, deſſen Sohn Maximus, Meſſalinus, Gracinus, zugleich doch Freunde des Dichters, dieſem ſo ſehr ob ſeines Vergehens zürnen konnten, ſo lange ſie mit dem ganzen Veelaufe der Sache nicht bekannt waren; denn bei genauerer Bekanntſchaft mit dem Factum mußten ſie den Dichter zwar bedauern [40]), konnten aber doch dem Auguſt nicht ganz Unrecht geben. Selbſt Auguſt hielt den Ovid gar nicht für ſo ſehr ſchuldig [41]), abee wozu nun die grauſame Strafe? Die Eeklärung liegt darin, daß nicht ein einzelner Fall, ſondern eine ganze Reihe von Umſtänden [42]) die Urſache von Ovid's Unglücke waren, dies eine Verknüpfung veeſchiedener Dinge herbeiführte. Dazu kommt, daß in einer andern Zeit, als 761 n. u., die Sache waheſcheinlich viel geringer aufgenommen worden wäee, aber jetzt, wo Auguſt's üble Laune und Reizbaeeit ſo ſehe duech die Verurtheilungen des Agrippa Poſthumus und der Julia vermehrt waren, jetzt konnte, verſchwand bei der Unterſuchung nicht aller Verdacht, ein kleiner Unfall ſehr gefährlich werden. Durch die eben erwähnten Vorfälle mit Agrippa und Julia waren offenbar ſehr viele vornehme Römer in Angſt und Furcht verſetzt, man wußte ja nicht, was man zu erwarten habe, wie weit Auguſt die Unterſuchung treiben werde, was die Eingezogenen ausgeſagt; man wußte ferner, wie bei ſolchen Gelegenheiten gar manches Geheimniß ans Tageslicht komme, kurz, es ſahen ſehr Viele die Möglichkeit vorhanden, compromittirt, geſtraft zu werden. Es entſtand hieraus, wie natürlich, eine Intrigue über die andere, jeder wollte wiſſen, wie es mit ihm ſtehe, um ſich nicht zu verrathen, oder Maßregeln zur Sicherheit ergreifen zu können. Einer ſolchen Intrigue Opfer iſt Ovid geworden. Zufällig war er durch ſolche, die er zu ſeinen Feeunden zu zählen geneigt war, in ſie gezogen, ohne daß ihm aber etwas Näheres mitgetheilt war, daher er erſt ſpäter ahnen mochte, es werde hier ein gefährlich Spiel geſpielt. Aber ſich zurückzuziehen, oder andere um Rath zu fragen, oder endlich gradezu Anzeige daoon zu machen, wagte er aus Furcht und Unentſchloſſenheit nicht; daher wirft er ſich auch ſpäter noch Unklugheit und Dummheit [43]) vor. Denn durch ſeine fortgeſetzte Theilnahme an dieſer Bewegung wurde er Zuſchauer der Ausübung einer That, die er eigentlich weder gewollt, noch befödeert; die Gefährten Ovid's bemächtigten ſich auf kühne Weiſe eines Papiees oder mehrer Papiere, welche ſie für ihre Plane und ihr Heil für wichtig hielten, er ſelbſt wurde dadurch Mitwiſſer eines Geheimniſſes, welches als ein unglückſeliges oder wenigſtens ſehr wichtiges Auguſt vor jedem verborgen wiſſen wollte. Die That waed entdeckt und als Thäter ward, vielleicht grade durch jene Mitwiſſer, Ovid angegeben. Ovid, der Alles geſehen, aber nichts eigentlich gethan hatte, der überhaupt dem ganzen Treiben mehr blind gefolgt war, Ovid wußte doch, wie ein Verhör zeigte, das Alles, wovon man wollte, daß er es nie erfaheen; er wußte aber auch lange nicht Alles das, was man nach dieſem von ihm zu erfahren hoffte, daher blieb er verdächtig, er mochte noch ſo viel verſichern, daß er nichts Böſes gewollt, noch irgend Etwas erreichen wollen, daß er nur durch Miſsverſtändniſſe zu der Theilnahme an dieſer That gekommen; Auguſt ſelbſt war und blieb über ſein Benehmen höchſt ungehalten [44]) und ließ ihn hart an.

31) *Aur. Vict.* Epit. de vit. et mor. impp. Rom. I. §. 24. Vergl. *Arntz.* ad *Aur. Vict.* praef. p. VII. 32) Vit. Ovid. ad ann. DCCLXII, V. 33) Noct. Hagan. II, 6. p. 197. 34) Continuaz. del nuovo Giornale de Letter. d'Ital. T. XL. p. 135. 35) *Ovid.* Trist. II, 122. 36) *Ovid.* l. c. 134, 209. III, 5, 46. 37) *Ovid.* l. c. I, 2, 63. 38) *Ovid.* l. c. IV, 4, 44. V, 10, 10. 39) *Ovid.* l. c. V, 2, 33. 40) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 2, 7. II, 8, 61. III, 1, 147. IV, 6, 11.

41) *Ovid.* Trist. I, 2, 64. IV, 1, 23. 4, 45. 42) *Ovid.* l. c. IV, 4, 37. 43) *Ovid.* l. c. I, 2, 100. III, 6, 35. Epist. ex Pont I, 5, 20. 44) *Ovid.* Trist. I, 1, 103. Ep. ex Pont. II, 7, 56.

Über Ovid kamen aber in Rom jetzt höchst nachtheilige Gerüchte in Umlauf [45]), sodaß August durch die ertheilte Strafe in den Augen der Römer eben nicht als tyrannisch erschien; über die eigentliche Verwickelung blieb man aber im Dunkel. So wollte es auch August, denn, wie schon bemerkt, er wußte und durchschaute das Ganze und sah deshalb auf der einen Seite sehr gut, wie außer dem Ärger und der Besorgniß, die er gehabt, diese Sache ihn nicht weiter beunruhigen könne, auf der andern aber, wie er doch Einen strafen müsse, ohne jedoch weiter zu untersuchen, da vielleicht dadurch die Sache in ein gehässiges Licht kommen könne. Daher brach er politisch klug die Sache ab, und hielt sich an den, den er einmal hatte, dadurch den übrigen Betheiligten zeigend, was ihnen bevorstände, wenn sie von dem listig Erfahrenen irgend Gebrauch machten, oder sonst ihn gegen sie zu verfahren zwängen. Ovid mußte für Alle leiden; daher seine Klagen über vornehme Freunde [46]), die nur zu schaden wüßten.

Doch man mag sich die Schuld des Dichters denken, wie man will, Ovid ward nach Tomis relegirt, ein Urtheil, welches ihn ganz zu Boden drückte. Denn von dem Augenblick an, wo er in Anklagestand versetzt war, hatte er durch dies und andere Ereignisse gänzlich die Fassung verloren; das zwar, daß Feinde und Neider über sein Unglück sich freuten [47]), ihn höhnten, kümmerte ihn nicht; aber darüber empfand er tiefen Schmerz, daß ihn, der sich zuerst in Anklage befand, sich also nicht zu rathen wußte, die Mehrzahl seiner Freunde verließ [48]), namentlich aber die Einflußreichern, auf deren Fürsprache und Schutz er ohne Zweifel gerechnet hatte; allein sie befürchteten, dem August zu misfallen, und so mußte der Arme das, was er bis jetzt nur aus Büchern kannte, recht bitter an sich selbst erfahren, nämlich daß nur im Glücke die Zahl der Freunde recht groß sei [49]). Denn es blieben von den seinigen nur zwei oder drei ihm treu [50]). War also schon während der Untersuchung die Stimmung des Mannes fast eine verzweifelte, so mußte sie durch das Urtheil noch um das Doppelte steigen, da außer der Relegation im Urtheil als Grund der Strafe sein Liebstes angegeben war. Ovid dichtete aus innerm Triebe, aus Bedürfniß, er hatte seine besten Jahre und Kräfte an die Vollendung der Poesie gesetzt und war sich mit Recht bewußt, etwas Ausgezeichnetes geleistet zu haben, und jetzt ward er wegen der Poesie aus dem Vaterlande gejagt, die Poesien selbst aus den Bibliotheken verbannt [51]) und dadurch öffentlich gebrandmarkt! Versetzt man sich hiernach in die Lage des so schon exaltirten Mannes, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn er in einem Augenblicke, wo ihn der Schmerz fast übermannt hatte, die noch nicht vollendeten Metamorphosen mit manchem Andern [52]) verbrannte, ja sich selbst entleibt hätte, hätte ihn Celsus [53]) nicht zurückgehalten. Daß die Metamorphosen aber doch erhalten sind, ist dem Umstande zu danken, daß von dem noch unvollendeten Gedichte schon einzelne Abschriften genommen waren [54]); es war dies später dem Ovid lieb. Immer mehr stieg aber das Leid des Armen, je näher der zur Abreise bestimmte Tag kam, die Verwirrung in allen seinen Angelegenheiten wuchs und wurde von seinen Sklaven und andern niedrig denkenden Menschen so benutzt, daß später Ovid bittere Klagen über Vermögensverluste [55]) führt. Jetzt bemerkte er dies kaum, da die täglich näher rückende Abreise ihn lediglich beschäftigte, der Zuspruch der treuen Freunde, selbst die tröstende und erfreuende Theilnahme von Manchen [56]), von denen er sie gar nicht erwartet, ja sogar Roms allgemeine Trauer [57]) über sein Geschick konnte die gänzliche Abspannung und Auflösung aller Kräfte nicht verhindern; ganz vernichtet riß er endlich aus den Armen der verzweifelnden Gattin sich los, aus denen der treuen Freunde und verließ in Begleitung des Maximus [58]) sein älterliches Haus. Er gelangte ans Meer, wo er sich auch von Maximus trennen mußte und bestieg in rauher Jahreszeit das für ihn bestimmte Schiff. Auch auf ihm hatte er mit Ungemach zu kämpfen, denn es erhob sich jetzt, im December, auf dem den Stürmen so sehr ausgesetzten adriatischen Meer, ein Sturm, der zwar dem Dichter, indem er das Schiff an Italiens Küsten trieb [59]), das Land seiner Jugend und seines Glückes noch länger zu beschauen erlaubte, aber ihn doch nur mit der Furcht, in den tosenden Wellen begraben zu werden [60]), erfüllte. War aber das Meer ruhig, so fühlte er sich in der Gesellschaft, welche das Schiff ihm bot, unglücklich, er fürchtete ferner die geheimen Befehle August's und endlich die Tomiten, die er als wilde Barbaren sich dachte. Endlich landete er bei Lechaion [61]) und schiffte sich unter bessern Auspicien bei Kenchreä [62]) wieder ein. Er gelangte glücklich nach Samothrake, wo er etwas verweilte und ein Schiff mit seiner Bagage nach Tomis sandte [63]); er selbst setzte nach der gegenüberliegenden thrakischen Küste über, und gelangte zu Lande durch das Gebiet der Bistonier und anderer Völker reisend nach dem Orte seiner Bestimmung. Viel klagt er über die Beschwerlichkeiten dieser Reise [64]), und in der That, bei Ovid's jetziger Stimmung wäre die schönste Gegend kein Genüß gewesen, allein man muß bedenken, wie er einen Theil des Weges im Winter zurücklegte, und vor Allem, wie er doch schon in höherm Alter und des Reisens ganz ungewohnt war. Wie oft mußte er da sich an Rom und das dortige Leben erinnern! wie oft mochte er nicht in Gedanken in Rom sein, und auf einmal an die bittere Gegenwart rauh erinnert

45) *Ovid.* Trist. I, 1, 23. 46) *Ovid.* l. c. III, 4, 7. 5, 33. 47) *Ovid.* l. c. III, 11. 48) *Ovid.* l. c. II, 87. Ep. ex Pont. III, 2, 15. 49) *Ovid.* Trist. I, 5, 63. 9, 5 50) *Ovid.* l. c. I, 3, 15. III, 5, 10. V. 4, 36. Ep ex Pont. II, 3, 80. 51) *Ovid.* Trist. III, 1, 65. Ep. ex Pont. I, 1, 5. 52) *Ovid.* Trist. I, 7, 15. IV, 10, 63.

53) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 9, 21. *Bianc.* lett. sopra Celso. p. 181. 54) *Ovid.* Trist. I, 7, 25. 55) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 8, 32. 56) *Ovid.* Trist. III, 5. 57) *Ovid.* l. c. I, 1, 28. 58) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 3, 83. 59) *Ovid.* Trist. I, 4, 20. 11, 3. III, 12, 15. 60) *Ovid.* Trist. I, 2, 53. 61) *Masson.* Vit. Ovid. ed ann. DCCLXIII, I. 62) *Ovid.* Trist. I, 10, 3. 63) Intt. ad *Ovid.* Trist. I, 10. *Masson.* l. c. 64) *Ovid.* Trist. I, 11, 25. IV, 1, 21. Ep. ex Pont. II, 7, 20.

Digitized by Google

werden! Nur eine Begleiterin und Trösterin verließ ihn in diesem Trübsale nicht, die Muse. Ohne Poesie konnte er nicht leben, und Alles, was ihn ergriff, gestaltete sich fast von selbst sogleich poetisch, daher denn schon wahrend der Reise von Rom bis Samothrake, im Winter 761—762 also, das erste Buch der Tristien entstand; auf der letzten Seereise, von Samothrake nach Tempyra schloß er es ab und übergab es den Schiffern zur Besorgung nach Rom [65]). Wie Alles, was Ovid geschrieben, den Stempel seiner augenblicklichen Stimmung trägt, so auch diese Gedichte, welche deutlich zeigen, wie die Stimmungen im Dichter wechselten; als sie in Rom angekommen und man dort die Leiden des Dichters der zarten Liebe erfuhr, da ward jedem das Schicksal des Armen erst recht klar vor die Seele gestellt, jeder, der früher Ovid's Schmerzen getheilt, fühlte sie von Neuem; mancher, der sich von ihm gewandt in der Noth, ward ergriffen und sah sein Unrecht lebhaft und reuig ein; mancher endlich, der geglaubt, dem Dichter zürnen zu müssen, ward geneigt, den Zorn schwinden zu lassen: mit einem Worte, Rom war, wenn je von Ovid eingenommen, jetzt ganz für ihn gewannen [66]). Während so das Andenken an den Dichter in Rom erneuert ward, war er selbst in Tomis angelangt; er sah den Ort, in dem er vielleicht sein Leben beschließen sollte, vor sich: was für Gedanken mögen ihn beim Eintreten bestürmt haben? Derjenige, der Gefühl besitzt und Gelegenheit gehabt zu erfahren, wie selbst dessen, der noch nichts verloren, und auf der Wanderung zu seinem Bestimmungsorte diesen zuerst erblickt, sich eine Erschütterung bemächtigen kann, die er nicht zu bewältigen vermag, der auch weiß, wie man in solcher Lage vor Allem geneigt ist, aus dem Aussehen der Straßen und Häuser, aus den Mienen, dem Gruße der Begegnenden seine Zukunft zu lesen und mit einem gewissen Schauer eintritt in ein Obdach: der wird sich Ovid bei seiner Ankunft in Tomis auch denken können! Der an Rom zu August's Zeit gewöhnte und dadurch verwöhnte Römer, wie war es möglich, daß der heiter oder nur gleichgültig auf den unbedeutenden Ort, auf die kleinen, so ungewöhnlich aussehenden Häuser, auf die behosten, ohne alle Urbanität einhergehenden und in ihrem Kauderwelsch grüßenden Halbgeten blicken konnte? Alles, was er erblickte, mußte ihm vielmehr laut zurufen, hier ersteht Dir keine Freude! Und als er in das für ihn bestimmte Haus, das er mit einem Andern [67]) noch theilen mußte, eingezogen, seine jetzige Wohnung und Umgebung also mit der frühern vergleichen mußte; als er sich nun hier seit seiner Abreise von Rom zuerst eigentlich allein sah, von Weib und Kind, von Freunden und Allem so recht getrennt fühlte und verlassen, wenn da Thränen über Thränen ihm entströmt sind, wenn er da zerknirscht niedersank, wer mag ihn tadeln? wer ein Phantom von Geistesstärke als Maßstab für diese Gefühle anlegen? Ovid war leidenschaftlich und leicht erregbar, daher mag lange Zeit hingegangen sein, ehe er sich sammeln und fassen konnte. Er mag gehofft haben, die Leiden der Reise wenigstens seien mit der Ankunft in Tomis geendet; allein trotz dem mußte er noch einmal auf eine empfindliche Weise die Tücke des Schicksals erfahren: das Schiff nämlich mit der Bagage war zwar angekommen, aber da von der Schiffsmannschaft viel gestohlen war [68]), für ihn mit großen Verlusten. Also auch das noch! Das, womit er sich manche heitere Stunde zu verschaffen gehofft, manche ihm vielleicht unersetzliche Sachen, waren so entwandt! Aber trotz dieses traurigen Zustandes findet Ovid doch Zeit zum Dichten; denn kaum hatte er sich etwas gefunden, so war sein Erstes, den Gedanken auszuführen, den er wahrscheinlich schon unterwegs gehabt, nämlich August durch ein Gedicht zu mildern Gesinnungen zu bewegen. Denn das erste Buch der Tristien war weniger für ihn berechnet; da als Relegirtem dem Ovid aber erlaubt war, sich brieflich an August zu wenden, so arbeitete er, da dieser ja sonst grade kein Misfallen an seinen Gedichten gehabt, das zweite Buch besonders zu dem Zwecke aus, dadurch aus dem mit einer gewissen Raffinerie ausgesuchten Tomis wegzukommen und einen bessern Aufenthaltsort sich zu erwirken. Dies Gedicht wird also 762 a. u. ausgearbeitet und auch noch abgesandt; der Dichter wartete aber nicht erst den Erfolg ab, sondern begann gleich darauf das dritte Buch der Tristien zu schreiben, um durch diese Episteln sich theils die treuen Freunde in Rom zu erhalten, und sie anzutreiben, in ihren Bemühungen um ihn nicht nachzulassen, theils solche einflußreiche Männer, die früher mit ihm vertraut, sich jetzt von ihm gewandt, wieder zu gewinnen; Ovid that also Alles, was in seinen Kräften stand. Man muß dabei auch wohl beachten, daß ihm das Componiren gar nicht mehr leicht ward [69]); trotz dem brachte er aber dies dritte Buch doch noch im ersten Jahre seines Aufenthalts in Tomis zu Stande, sodaß es im Frühjahre 763 a. u. nach Rom abgegangen sein mag [70]). Es beginnen nun die im zweiten Buche schon angedeuteten Klagen über Tomis weiter ausgeführt zu werden; je länger er da blieb, je näher er es kennen lernte, desto unerträglicher kam es ihm auch vor. Es war allerdings ein elender Ort, wahrscheinlich das heutige Mankalia [71]): hier an der Grenze des römischen Reichs [72]) mußte Ovid gegen seine Hoffnung noch 764 a. u. das vierte Buch [73]), 765 noch das fünfte [74]) der Tristien schreiben. Zwischen die Abfassung dieser beiden letzten Bücher kann auch die Abfassung des Gedichtes Ibis fallen, später ist es auf keinen Fall geschrieben [75]); nimmt man noch hinzu, daß der Dichter auch ab und an die Fasten bearbeitete, so sollte man meinen, er habe sich in einer ganz erträglichen Stimmung befunden. Das war aber doch nicht der Fall; er hatte

65) *Ovid.* Trist. I, 11, 25. 66) *Ovid.* Trist. II, 581. Schlosser, Univers.-hist. Übers. d. Gesch. d. alt. Welt. III, 1, S. 199. 67) *Ovid.* Trist. V, 10, 29.

68) *Ovid.* Trist. IV, 10, 101. *Oawens*, Noctt. Hag. p. 203. 69) *Ovid.* Trist. III, 11, 25. IV, 1, 101. 70) *Masson.* Vit. Ovid. ad ann. DCCLXIII, IV. 71) Schaffarik in wien. Jahrb. f. Lit. XLVI, 49. 72) *Cori* Symb. Liter. T. VII. p. 45. 73) *Masson.* l. c. ad ann. DCCLXIV. 74) *Clint.* F. H. III. p. 273. 75) *Ovid.* ib. init.

Digitized by Google

nur Leid und Trauer, da das Klima ihm gar nicht zusagte; der Frost und die Kälte hört nach seiner Beschreibung dort fast gar nicht auf, stets liegt Schnee [76]), die Kälte im Winter ist so stark, daß nicht allein die Donau und andere Flüsse, sondern auch Seen, sogar der Pontus, zufrieren [77]) und mit so starkem Eise bedeckt sind, daß selbst Wagen darüber fahren [78]). Mochte seiner Phantasie auch manches gefällige Bild sich darbieten, wie die im Eise festgefrorenen [79]) Fische, so war doch die Kälte, vor der er sich gar nicht zu schützen vermochte [80]), zu unerträglich; es verdarben ferner die vielen Flüsse und Seen, die stets herrschenden, scharfen Winde ganz die Luft [81]) und, was das Schlimmste war, das Trinkwasser, eine Hauptsache für Ovid, war durch die Nähe des Meeres [82]) kaum genießbar. Zu allen diesen Leiden kam noch die Unsicherheit der ganzen Gegend: die benachbarten Barbaren, als Geten, Jazyger, Sauromaten machten oft Einfälle und schleppten Menschen und Vieh als Beute [83]) mit sich fort; welche Aussicht also, von ihnen gefangen zu werden! Übertrieben sind diese Klagen im Ganzen nicht; auf den an Italien, an seine Gärten und Äcker gewohnten Römer konnte Tomis schwerlich anders wirken. Wie das Land aber war, so waren im Ganzen auch seine Bewohner, die Tomiten: sie waren ein Gemisch von Griechen und Geten [84]), doch so, daß in Sprache, Kleidung, Sitten die letztern das Übergewicht hatten; daher waren sie wild und streitsüchtig, gingen immer bewaffnet [85]), und hatten von seiner Lebensart nichts an sich. Und wie mußte alles dies sich nicht vermehren, als er krank ward [86]) und ihm jetzt der einzige Trost, die einzige Zerstreuung, die er hatte, das Dichten, versagt war, als er sich so schwach fühlte [87]), daß er sich der Hilfe eines Andern bedienen mußte, um einen Brief nach Rom zu schreiben! Da hatte das Elend seine Spitze erreicht; ohne zärtlichere Pflege, ohne Unterhaltung, ohne Arzt, ja selbst ohne gehörige Speisen, für die überhaupt in Tomis schlecht gesorgt war [88]), lag er auf seinem Krankenlager, körperlichen wie geistigen Schmerzen hingegeben! Doch seine gute Natur half sich zur großen Freude der guten Tomiten, denn diese thaten Alles, was in ihren Kräften stand, um dem Dichter sein Unglück zu erleichtern. Um ihm ihre Achtung zu bezeigen, hatten sie ihm Freiheit von Abgaben gegeben [89]), und daß andere benachbarte Städte ihrem Beispiele folgten, veranlaßten sie vielleicht. Ovid hätte kein Herz haben müssen, wenn er von solchem guten Willen nicht wäre gerührt worden, aber konnte er denn ihm Rom ersetzen? Daß er es nicht konnte, zeigen die Epistolae ex Ponto; sie behandeln denselben Stoff wie die Tristien und unterscheiden sich daher außer dem Namen von diesen nur darin, daß jeder Brief den Namen dessen an der Spitze trägt, an den er gerichtet ist. Dies hatte er in den Tristien aus Rücksichten gegen seine Freunde nicht gethan, die aus Furcht vor August mit einem Relegirten nicht zu verkehren wagten; da Ovid aber aus Rom Nachrichten erhalten, wie in der That August's Zorn nachzulassen scheine, so tadelt er selbst jene Vorsicht als eine unnütze. Es kann übrigens der Zorn des Herrschers nachgelassen haben, da vielleicht einmal eine Vorstellung gemacht war, oder die in Rom dem Dichter günstige Stimmung, die von August selbst gelesenen Tristien, die Zeit, Anderes den Groll vermindert hatte; kurz der Dichter hoffte doch noch, und deshalb schrieb er auch gleich nach Herausgabe des fünften Buches der Tristien das erste Buch der Briefe aus dem Pontus, sodaß zwischen ihnen gar keine Pause anzunehmen ist. Ihrer bedurfte es auch nicht im Geringsten, Vorbereitung, Studium für den Stoff war auch nicht nöthig, da seine eigenen Leiden der Dichter beschrieb; daß er aber, sobald etwas abgeschlossen war, sogleich etwas Neues unternahm zeigt, wie die Muse seine stete Begleiterin war, die Schwermuth jedoch, die bei Tag wie bei Nacht Ovid verfolgte [90]), konnte sie nicht verscheuchen; sie zeigt sich in den Tristien schon; ebenso auch in den Briefen. Das erste Buch der letztgenannten fällt in die zweite Hälfte des Jahres 765, wie es scheint; völlig sicher kann man nämlich weder hier, noch bei einem der folgenden Bücher dieser Briefe das Datum der Herausgabe bestimmen, weil Ovid nicht mehr so ängstlich, wie früher, dafür sorgte, daß so schnell als möglich ein Buch nach Rom käme [91]); er war vielmehr zufrieden, wenn er wußte, daß der, an welchen ein Brief gerichtet war, denselben erhalten, und edirte daher erst später eine Masse solcher Briefe ohne bestimmte Ordnung. Denn der Zweck dieser Briefe war erreicht, sobald sie auf die Männer wirkten, an die sie geschrieben waren; um Berühmtheit und um die große Masse bekümmerte der Dichter sich nicht mehr. Dabei ist Ovid aber immer aufmerksam auf Gelegenheiten, wo er dem August etwas Angenehmes sagen könne; dies zeigt sich recht im zweiten Buche der Briefe, wenn er von dem Triumphe des Tiberius redet. Dieser fällt aber in den Spätsommer von 765; da nun in besagtem Buche dieser sowol als einer, der gehalten werden solle, als auch als einer, der schon gehalten sei, erwähnt wird, so können die Briefe dieses Buches um das Frühjahr 766 herausgegeben sein [92]). Aber nicht dies allein sandte im J. 766 Ovid nach Rom, sondern er verfertigte noch ein besonderes Gedicht zur Verherrlichung besagten Triumphes [93]), welches gegen die Mitte von 766 abgeschickt ward. Der Dichter sieht dies nicht als eine gelungene Arbeit an, da die Beschreibung einer freudigen Sache mit seinem Innern zu sehr contrastire, da ferner von alle dem, was dabei zu besingen

76) *Ovid.* Trist. III, 1950. 77) *Ovid.* l. c. III, 10, 57 sq. Ep. ex Pont. III, 1, 15. *Strab.* VII, 3, 18. 78) *Ovid.* Trist. III, 10, 49. 79) *Ovid.* l. c. 80) *Ovid.* l. c. V, 7, 49. 81) *Ovid.* Trist. III, 3, 7. Ep. ex Pont. IV, 10, 45. 82) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 7, 73. *Ciofan.* ad *Ovid.* Trist. IV, 8, 26. 83) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 1, 7. *Böckh.* ad Corp. Inscr. T. II. p. 94. 84) *Ovid.* Trist. V, 7, 52. 85) *Ovid.* Trist. V, 7, 15 sq. 86) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 10, 65. 87) *Ovid.* Trist. III, 3, 1. 88) *Ovid.* Ep. ex Pont. I, 3, 51. 89) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 9, 97 sq.

90) *Ovid.* Trist. IV, 1, 54. Ep. ex Pont. IV, 7, 75. 91) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 9, 51. 92) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 1, 21. 2, 77. 3, 39. 93) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 8, 27. III, 4.

Digitized by Google

war, er nichts gesehen, sondern nur auf das Gerücht sich verlassen mußte. Er kehrt daher auch bald zu der ihm mehr zusagenden Arbeit des Briefeschreibens zurück; denn im dritten Buche der Briefe finden sich einige im Winter des J. 766—767 geschriebene. Er beklagt sich darin darüber, daß August's Zorn so sehr schwer zu besänftigen sei; die Hoffnung, von Tomis durch August wegzukommen, hat ihn aber noch nicht verlassen. Denn hätte er diese nicht gehabt, wozu silberne Statuen des August, Tiberius, der Livia kommen lassen und ihnen göttliche Ehren [94]) erweisen? Ja, wozu dann die Mühe, die Thaten und den Ruhm des August durch ein Gedicht in getischer Sprache [95]) zu verherrlichen? Wir haben ja auch gesehen, wie jedes Jahr bis jetzt Ovid durch Gedichte Rom an sich erinnert hat, außerdem muß man noch hinzunehmen, wie manchen Brief in Prosa er abgesandt; dies verliert sich aber jetzt, da das vierte Buch der Briefe in die Zeit von 766—769 fällt. Was ist die Ursache dieser Veränderung? Ovid hatte, wie es scheint, vom Fabius Maximus die Aussicht auf eine günstige Wendung seines Schicksals erhalten, er schrieb deshalb wol mit an den designirten Consul [96]) Sextus Pompejus im J. 766; er dachte Fabius und der wohlwollende Consul müssen verbunden etwas erwirken. Allein diese Hoffnung scheint der unerwartete Tod des Fabius im J. 766, der bald darauf 767 erfolgte Tod des August vernichtet zu haben, da von Tiber der Dichter sich nicht viel versprochen zu haben scheint. Zwar hat er ihn zu bewegen nicht versäumt, indem er in einem 767 oder 768 gefertigten Gedicht auf den Tod August's [97]) sich wahrscheinlich über die Vortrefflichkeit Tiber's weitläufig ausgelassen hat, wenigstens verhehlt Ovid selbst seine Absicht [98]) bei diesem uns verlornen Gedichte nicht; es sollte den Nachfolger für ihn einnehmen. Doch sah er, da das Gedicht nichts gefruchtet, klärlich ein, daß er einen Fürsprecher haben müsse. Die Freunde, welche er bisher angegangen, schienen ihm zu träge und zu schwach, er hatte daher schon bei Lebzeiten August's, wie es scheint, daran gedacht, sich den als Fürsprecher zu gewinnen, der sowol eine der gewichtigsten Stimmen, wo nicht die gewichtigste, von Allen hatte, als auch sich ohne eigene Gefahr der Sache unterziehen konnte: Germanicus Cäsar nämlich. An diesen höchst edeln Mann, der auch Dichter war, hatte Ovid schon im J. 765 bei Gelegenheit des Triumphs des Tiberius, an dem Germanicus auch Theil hatte, geschrieben. Die im J. 766 und 767 an Sextus Pompejus, an Suilius und Carus gerichteten Briefe mag vorzugsweise der Umstand hervorgerufen haben, daß sie mit Germanicus befreundet waren. Hieraus erklärt sich aber die eben aufgeworfene Frage, weshalb der Dichter jetzt so wenig schreibe. Denn daß er dies gethan, braucht nicht bewiesen zu werden, selbst wenn man bestimmt das Gedicht [99]) Halieuticon in diese Zeit setzen müßte, denn dieses ist schwerlich umfangsreich gewesen, vielleicht auch nie vollendet worden. Dagegen hat er jetzt lediglich an den Fasten gearbeitet; sie wollte er dem Germanicus widmen und dadurch dessen Gunst und Fürsprache sich erwerben. Sie, die Fasten, hatte also bei seiner Relegation Ovid mit nach Tomis genommen und zwar deshalb, weil er dies auf zwölf Bücher [1]) angelegte und mit dem größten Studium ausgearbeitete Werk dort zu vollenden gedachte; die Zeit, die es ihn schon gekostet, sollte doch nicht ganz verloren sein. Wie schon oben erwähnt, hat er bedeutende historische Forschungen unternommen; es kann aber auch sein, daß er poetische Vorarbeiten dazu gemacht und die Aratea, welche ihm zugeschrieben werden [2]), deshalb unternommen habe, um sich im episch-didaktischen Tone zu üben. Freilich kann er besagtes Gedicht auch zu anderer Zeit gemacht haben. Wahrscheinlich hat in Tomis Ovid an den Fasten zu verschiedenen Zeiten gearbeitet; gewiß aber nie stärker, als in den letzten Jahren seines Lebens, wo er wol auch erfahren, daß Germanicus in den Orient geschickt werden werde. Doch er starb, ehe er diesem das Gedicht geben konnte; deshalb sind nach seinem Tode die ersten sechs Bücher der Fasten als die vollendetern von seinen Freunden wahrscheinlich herausgegeben und haben daher von ihnen die Römer und das größere Publicum nie mehr gehabt als wir. Eine Nemesis zeigt sich auch hier: August, der so sehr nach Verherrlichung seiner Thaten durch Dichter strebte, mußte den Virgil vor Vollendung der Äneis sterben sehen, und den Dichter, der allein dies Unglück hätte ersetzen können, selbst verhindern, diesen seinen Wunsch auszuführen! —

Ovidius starb nach Hieronymus [3]) im J. 770 a. u., womit Marianus [4]), die Vitae, Martinus Polonus [5]), ein unechtes Stück von Apulejus [6]), stimmen; daher sind diesen Quellen die Neuern mit Ausnahme von Scaliger gefolgt: die Vitae fügen den Monat Mai als genauere Bestimmung hinzu. Hieronymus, Marianus und die Vitae erwähnen auch noch, daß Ovid in Tomis begraben worden, eine Erzählung, die auch im Mittelalter noch gekannt war, obgleich nach der Vita bei Muccioli man auch zweifelte, ob er in Tomis oder auf der Rückkehr gestorben. Man zweifelte an der Wahrheit der Nachricht des Hieronymus nicht eher, als bis man durch verschiedene Gerüchte von Gräbern Ovid's, die, wo nicht auf Betrug, doch auf Irrthümern beruhten, veranlaßt ward, eine Grabschrift unterzuschieben, die bald in der Gegend des Sees Vidovo, bald bei Kilia, bald in Stain am Anger gefunden worden sein sollte. Sie ist eben so sicher unecht [7]), als die angebliche Schreibfeder Ovid's [8]), welche im 16. Jahrh. Isabella, Königin von Ungern, besaß.

Ovidius hinterließ eine Tochter, welche ihm seine zweite Gemahlin geboren hatte und zwar um 738 a. u.,

94) *Ovid.* l. c. IV, 9, 105. 95) *Ovid.* l. c. III, 2, 40. IV, 13, 19. 96) *Lips.* ad *Tacit.* Ann. III, 11. 97) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 6, 17. 13, 27. 98) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 6, 19. 99) *Plin.* H. N. XXXII, 11, 54.

1) *Ovid.* Trist. II, 549. coll. *Ovid.* Fast. VI, 725. 2) Prol. ad *Virg.* Georg. I, 138 sq. *Lion.* in T. II. Addend. 3) *Hier.* in *Eus.* Chron. Ol. 199, 1. 4) *Mar.* Scot. Chron. p. 218. 5) *Mart. Pol.* Chron. p. 27. 6) *Rhodig.* Lectt. Antt. XIII. c. 10. 7) Vorläufig vergl. *Schoenwissen*, Antiq. et hist. Sabar. p. 86. 8) *Fabric.* Bibl. Lat. T. I. p. 499. *Schoenw.* l. c. p. 89.

Digitized by Google

denn sie war nach Lörs' seiner Bemerkung [9]) zur Zeit von Ovid's Verbannung, im J. 762, schon über die Jahre der ersten Jugend hinaus. Was ihr Leben anlangt, so ward sie nach der Scheidung ihrer Mutter wol bei dieser erzogen, sie hat sich dann jung verheirathet [10]), aber ihren Gemahl bald verloren. Bald darauf hat sie aber sich von Neuem vermählt und zwar mit Cornelius Fidus [11]), mit dem sie zur Zeit der Verbannung ihres Vaters verreist war zum großen Schmerze [12]) desselben. Daraus sehen wir, daß Ovid an ihr hing, kein Wunder, da sie sein einziges Kind [13]) war. Der Zweig der gens Ovidia, zu welchem der Dichter gehörte, starb also mit ihm aus.

Literatur. Aus der classischen Zeit haben wir außer gelegentlichen Notizen und dem, was der Dichter selbst von sich in seinen Poesien erwähnt, nichts von Biographischem; dagegen sind aus einem cod. Vat. und einem cod. Farnes. zwei Biographien aus dem Mittelalter auf uns gekommen, die aber für uns gar keinen Werth haben, weshalb zu bedauern ist, daß sich *Clint.* Fast. Hell. T. III. manchmal auf sie verlassen hat. Ähnliches kann auch noch aus andern Handschriften zum Vorscheine kommen; vergl. *Endlicher*, Catal. codic. philoll. Lat. Bibl. Vindobon. T. I. cod. CLIX. p. 78; wo ein cod. angegeben, welcher die von *Mazzuchelli* in Catalog. codd. mscr. Biblioth. Malataest. T. II. p. 229 edirte Vita Ovid. zu enthalten scheint. Aus ihr will ich hier anführen, daß sie den Vater Ovid's, Publius, den Bruder Lucius, die Mutter Agilina nennt; sie ist etwas besser als die erstgenannten Vitae. Die ältere Philologie hat viele Biographien Ovid's hervorgebracht; so die von Paulus Marsus, Raphael Regius, P. Crinitus, Aldus Pius Manutius, Lil. Greg. Gyraldus, Christ. Zarotus, Herc. Ciofanus, welche alle bei *Burm.* Append. Ovid. in *Burm.* Ovid Op. T. IV. stehen, von ihnen ist nur die von Manutius zu brauchen, der aber nicht alle zu einer Biographie gehörigen Stellen aus Ovid gesammelt hat, wie schon ein Vergleich mit unserm Versuche, in dem wir aber lange nicht alle Stellen aufgeführt, lehren kann. Untauglich ist die Biographie von *Marolles* in le livre contre Ibis. (Paris 1661); geistreich, wenn man will, aber oberflächlich und unvollständig *Bayle*, Dict. hist. et crit. T. III. ed. IV.; diese Leistungen übertraf und lieferte ein wirklich vortreffliches Hilfsmittel: *J. Masson*, P. Ovidii Nasonis Vita ordine chronologico sic delineato, ut poetae fata et opera veris assignentur annis notisque philologicis et historicis illustrentur atque Augustei aevi ritus moresque varii elucidentur (Amstel. 1708); was denn auch, mit einigen Noten von Masson selbst vermehrt, *Burm.* in Append. Ovid. l. c. hat abdrucken lassen. Dieses Werk ist bis jetzt noch unübertroffen, denn dem, was Müller (Hist. krit. Anleit. zur nöthigen Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller [1749]. 3. Bd.), Hamberger (Nachrichten über die vornehmsten Schriftsteller. 1. Bd. S. 544. [1756.]), Tiraboschi (Stor. della Letterat. Italian. T. I. P. 3. L. 3. §. XXIX. p. 154. [1772.]), Crusius (Lebensbeschreibung der römischen Dichter. 1. Bd. S. 307. Teutsche Übersetzung [1777.]) geschrieben haben, ist eigene Forschung ganz abzusprechen. Weitläufig, aber doch nach gutem Plane und mit Geschmack ist gearbeitet: *C. Rosmini*, Vita di Ovidio Nasone. 2. Ti. (Ferrar. 1789.); eine zweite von Polidori 1821 besorgte Ausgabe kenne ich ebenso wenig aus eigener Ansicht, als die Biographie von Villenave, die sich in der Übersetzung der Metamorphosen von Villenave findet. Jahn will im vierten Bande seines Ovid eine Vita folgen lassen. Kleinere Übersichten geben *Gaddi* de scriptt. non eccles. T. III. p. 117. *Gland.*, Onom. Hist. Rom. p. 650. *Oberlin.* praef. ad P. Ovid. Nas. Trist., Ep. ex. Pont. et Ib. p. V., am besten *Weber* in Corp. Poet. Lat. praef. p. XXXVII. Dann die Literaturgeschichten: *Fabric.*, B. Latin. T. I. p. 437. Bähr, Geschichte der römischen Literatur. S. 166. Bernhardy, Grundriß der römischen Literatur. S. 219. Ficker, Geschichte der griechischen und römischen Literatur. S. 257 ꝛc. Am geschmackvollsten, obgleich nicht fehlerfrei, ist *Dunlop*, Hist. of Roman Literature, during the Augustan Age. T. III. p. 349.

Publius Ovidius Naso war an einem Tage geboren, der eigentlich das neue Rom herbeiführte, an ihm ward nämlich der Krieg gegen Antonius unwiderruflich vom Senat beschlossen. Es entstand aus der Schlacht bei Mutina das dritte Triumvirat, und aus den Schrecken, welche es in seinem Gefolge hatte, ging allmälig das monarchische Rom hervor; als zu ihm also der Grund gelegt wird, ward der Dichter geboren, welcher vorzugsweise dazu bestimmt war, dies Rom in der Poesie zu repräsentiren. Von allen den Gräueln, welche von 711—723 a. u. c. Italien verheerten, sah Ovid kaum Etwas. Sulmo scheint auch von den Veteranen verschont worden zu sein. Als er aber herangewachsen und anfing, seine Umgebungen mit Nachdenken zu betrachten, war man eifrig bemüht, die Wunden, welche Italien geschlagen worden, zu heilen; man war ferner zufrieden, daß Octavian allein die römischen Angelegenheiten besorgte und sie der Masse genommen; es begann daher ein lange vermißtes Gefühl von Ruhe und Sicherheit, sich in den früher so bewegten Heerden der Römer einzufinden. Man vermißte daher die Republik, welche Ovid gar nicht gesehen, in keiner Hinsicht; daß Octavian in dieser Stimmung um jeden Preis die Römer zu erhalten suchte, daß er daher seine Herrschaft den Römern so angenehm als möglich zu machen sich bestrebte, war natürlich, und ihm, der nichts, was seinen Zwecken irgend förderlich sein konnte, bei seiner schlau berechnenden Politik übersah, war sehr wohl bekannt, wie Künste und Wissenschaften einem Hofe namentlich in den Augen des Volkes und der Nachwelt großen Glanz verliehen. Daher schon während der Unruhen Octavian sowol selbst als auch seine Freunde, wie Mäcenas, Messala, Gallus, Varius u. A., zum Theil selbst Dichter, sich bei jeder Gelegenheit der Dichter namentlich annahmen. Octavian wußte später nach dem

9) Welcker und Näke, Rhein. Mus. 1. B. S. 126. 10) *Ovid.* Trist. IV, 10, 75. 11) *Senec.* de Constant. Sapient. c. 17. 12) *Ovid.* Trist. I, 3, 19. 13) *Const. Fanensis.* in Append. *Ovid* sp. *Burm.* Ovid. T. IV. p. 5.

Digitized by Google

Beispiele anderer Usurpatoren Vortheil davon zu ziehen; denn indem er den Dichtern sich gefällig erwies, und sie sich verband, konnte er später nicht für zudringlich gehalten werden, wenn er von ihnen Gegenleistungen verlangte. Virgil, Horaz und Andere wurden durch dies Verhältniß oft in ihren Poesien bestimmt, keiner ja mehr als Virgil, der zu dem Werke, dem er die meiste Kraft und Mühe zugewandt, zu seinem Unglücke nicht durch eigene Neigung, sondern durch August's Wunsch veranlaßt war; bei den meisten Ovid gleichalterigen Dichtern war das nicht mehr der Fall. Ovid, ein wohlhabender Ritter, folgte unabhängig seinem eigenen Genius. Ihm also war ein günstigeres Loos zu Theil geworden, doch kann ihn dies nicht über jene Ältern setzen. Freilich ist man von diesen wie vom Ovid gewohnt zu hören, wie sie und die Römer des Augusteischen Zeitalters überhaupt nur aus äußern Rücksichten gedichtet, wie sie nie den wahren Werth, das eigentliche Wesen der Poesie erkannt und nur aus Luxus und Sucht nach Glanze getrieben, der Poesie ein Plätzchen gegönnt hätten; aber es ist dies sicher ebenso ungerecht als falsch. Während der Dauer der Republik waren die Römer so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß es ihnen unmöglich ward, zu der für Kunst und Wissenschaften nothwendigen Stimmung zu gelangen: als von Außen für die politische Sicherheit des Staates kaum mehr Etwas zu fürchten schien, entstanden durch innere Unruhen vorzugsweise Zeiten, in denen das, was für Wissenschaft geschah, fast mit Gewalt erkämpft werden mußte. Jetzt kam unter Octavian die Zeit, wo das Erkämpfte mit Ruhe der Vollendung nahe gebracht werden konnte; denn, da die Sprache und ihre Behandlung in der letzten Zeit der Republik einen großen Fortschritt gemacht, war zur Vollendung nur noch größere Glätte und Eleganz nebst Abfassung von größern Werken nothwendig. Und um diesen Preis zu ringen, trieb die jetzigen Dichter ihr Inneres; ihre Leistungen zu schätzen war das Publicum fähig. So ist Virgil, wie die Georgica zeigen, geborner Dichter und ward als solcher auch sogleich anerkannt. Properz ward durch Niemand, als durch seinen Genius zum Dichten getrieben, und wie er aus Liebe zur Poesie aus innerm Drange dichtete, so die Meisten damals, deren Namen auf uns gekommen. Wie aber Jeder von seiner Zeit abhängt, so auch diese Männer; alle die von ihnen, welche die Schreckensscenen der letzten Zeit der Republick durchlebt und von ihnen gelitten hatten, erhielten daher, wie Virgil, Horaz, besonders Tibull und Properz, eine eigenthümliche Stimmung. Im Ovid hingegen ist diese Neigung zu düstern Gedanken nicht zu entdecken; er lebt in der Zeit, die man nicht tiefer als mit Tacitus' Worten: quotusquisque reliquus, qui rem publicam vidisset?, aber dem Tone der Zeit selbst nicht entsprechender, als mit Ovid's Verse [14]) schildern kann:

Nos hilarem populum semina laeta capit,
Uns, ein heiteres Volk, fesselt das fröhliche Weib!

Ovid fühlt sich daher in seiner Umgebung höchst zufrieden, er kann sich sorglos dem, was er liebt, überlassen und wäre ohne das auch unglücklich; denn durch die weichlichere Erziehung entsteht jene Reizbarkeit, jene Macht der Leidenschaft, welche allmälig Roms Kraft untergrub. Zugleich ist aber an Ovid recht sichtbar, zu welcher Höhe zur Zeit seines Auftretens als Dichter die lateinische Sprache gekommen und wie es dem nur obenhin Gebildeten nicht sehr schwer ward, sie seinem Geiste gemäß schön zu behandeln. Es war dies zwar durch Annäherung an das Griechische hervorgebracht, allein es war das griechische Element jetzt so mit dem Lateinischen verschmolzen, daß ein in allen seinen Theilen sich entsprechendes Ganze hervorgebracht, das Ganze wie aus einem Gusse hervorgegangen war; ebenso zeigt sich das Distichon der Sprache als angemessen und muß also das Eine nicht mehr mit dem Andern kämpfen; es kam also überhaupt keine Spur von Zwang zum Vorschein, sodaß den Lateinern gelungen war, in jeder Hinsicht aus Hellenischem, Lateinischem und Römischem ein eng zusammenhängendes Gebilde zu schaffen. Denn auch in der Form waren die Hellenen Muster, ihre Formen waren ins römische Leben übergegangen, da selbst der gemeine Soldat sein Griechisch verstand; wo aber die Poesie schafft, was mit dem Volke, in dem sie entsteht, im Einklange, wer will ihr deshalb einen Vorwurf machen? Und doch werden die lateinischen Dichter dieser Zeit, der Augusteischen, als Nachahmer dargestellt, behandelt als Menschen, die allenfalls erträglich übersetzen, aber weder originell erscheinen, noch als sonst den Hellenen vergleichbar. Allerdings haben die Römer in Ausbildung der Kunst und Wissenschaft das Glück nicht gehabt, was den Hellenen und zwar bis jetzt allein diesen vor Allen zu Theil geworden; wäre in der letzten Zeit Octavian's noch ein Krieg möglich gewesen, der die Interessen der Römer so allseitig in Anspruch genommen, wie der peloponnesische die der Athener, so hätte die römische Kraft in der Wissenschaft es noch weiter gebracht, als wir jetzt sehen. Aber dies war nicht der Fall: das Höchste, was sie erreichte, entstand in August's Zeit. Und auch dieser Zeit Dichter thaten, als sie an den Hellenen sich bildeten, das, was sie mußten, ihre Pflicht: die Menschheit kommt nur dadurch weiter, daß ein Geschlecht auf dem, was ein früheres gefunden, fortbaut mit Erfolg; und einen Fortschritt in der Geschichte der Poesie bezeichnet die lateinische Poesie der Augusteischen Zeit. Obgleich also die Römer die Hellenen beachten mußten, so waren sie doch weit entfernt, sich deshalb ihrer Nationalität und Originalität zu entäußern, vielmehr hielten sie an diesen so fest als möglich. Denn nicht einzelne Formen und Worte, nicht ein unerhörter, nie vorgekommener Stoff, nicht die Erfindung von seltsamen Situationen macht, um mit Wieland [15]) zu reden, den wahren Dichter, sondern der lebendige Odem, der das Ganze durchdringt, die Aufprägung der eigenen Eigenthümlichkeit auf jedes Einzelne, die völlig freie Handhabung des Stoffes; daher ist denn Virgil in seinem Landbaue so originell römisch, daß man

14) *Tacit.* Ann. I, 3. *Ovid.* Art. Am. III, 518.

15) Wieland's Sämmtl. Werke. 52. Bd. S. 370. Ausg. v. Gruber.

Digitized by Google

mit der völligsten Sicherheit behaupten muß, nie konnte ein Hellene ein solches Gedicht fertigen; nur die, welche dem Herkommen und unklaren Begriffen von Poesie folgen, können dies verkennen. Die Wahrheit unserer Ansicht bestätigt auch der Umstand, daß diesen Grácomanen Tibull und Ovid stets im Wege gewesen; sie haben denn neuerdings zu der Behauptung geführt, Tibull habe sich an Griechen nicht gebildet. Ist es denn dem Dichter unmöglich, sich bei allen Studien die Originalität zu bewahren? Ich dächte, grade wir Teutsche hätten vor Allen Ursache, diese Vereinigung zu erkennen. Wie alle Römer hat auch Tibull Griechen studirt, trotz dem muß man aber auch hier fragen, wo ist der Hellene, welcher eine Tibullische Elegie hätte dichten können? Die Phantasie — freilich hat man ihm diese auch abgesprochen! — erfaßt bei Tibull Alles auf ihre Weise und grade weil er in der trefflichsten, elegischen Form diese seine eigenthümlichsten Gedanken darstellt, ist er originell. Grade durch dieses Individuelle unterscheidet sich aber Ovid von ihm, auch er hat Hellenen studirt, doch auch Lateiner und ist trotz dem kein Nachahmer; er sucht an die Stelle des Speciellen, Individuellen, Allgemeines zu setzen und wird dadurch flacher; wie er denn auch in Wahrheit keiner so tiefen Gedanken fähig ist als jener. Tibull ferner wird in seinem Innersten von einem Affect ganz erfüllt und ergriffen, sodaß ihm sich Alles unterordnet; er kann nur ein Mädchen lieben und mit tiefgefühltem Schmerze trennt er sich von ihm, wenn das Mädchen ihn dazu zwingt; Ovid spielt in seinen Elegien mit den Affecten, und wie es mir scheint, ist es von ihm mit Absicht geschehen, daß neben Gedichten, welche Corinnen Treue versichern, einige stehen, welche des Dichters Verhältniß zur Cypassis, der Sklavin der Corinna, beschreiben. Hiernach ist klar, wie Tibull recht eigentlich aus seinem Stoff auch seine Gedanken herleitet, ähnlich hierin dem Sophokles; dagegen behandelt Ovid seinen Stoff mehr als Mittel, poetische Darstellungen, Raisonnements, an ihn anzuknüpfen, steht also wie Euripides mit jenem in keinem engern Verhältnisse; daher bei ihm denn auch die Kälte, welche sich trotz der schönen Sprache oft dem Leser aufdringt, die ihm aber auch möglich machte, eine Ars amandi zu vollenden. Wie Tibull ohne Zweifel auf der Höhe der Elegie steht, so bezeichnet Ovid schon den Verfall. Daß wir hier aber zu einigen allgemeinern, vorbereitenden Bemerkungen die Elegie angewandt, ist deshalb geschehen, weil in ihr die Richtung Ovid's sich eigentlich am deutlichsten zeigt; er hat sich von ihr aber auch nie losmachen können. Denn es sind ja, wie wir oben bereits gesehen, die

1) **Amorum libri III.**, zum Theil die ersten Gedichte, welche Ovid gefertigt, sie gehören gänzlich der Elegie an. Aus den Zwischen- und Mittelstadien, in denen unter den Händen des Catull, Calous, Varro Atacinus, Gallus, Domitius Marsus die Elegie sich befunden, hob sie mit gewaltiger Hand Tibullus hervor, indem er in Sprache und Composition ihr ein echt römisches Gewand gab. Sein Stoff war wie bei den Frühern der immer neue und ewig blühende, die Liebe, worauf die Elegie schon von den Alexandrinern angewiesen war; es folgte ihnen darin das ganze Augusteische Zeitalter. Sie ward als die der Liebe und ihrer Beschreibung vorzugsweise passende Form angesehen und konnte demnach Ovid in der Stimmung, in welcher er sich, als er seine Laufbahn als Dichter begann, befand, nicht lange zweifeln, für welche Gattung der Poesie er sich zu entscheiden habe; es ist dabei auch noch der Umstand zu beachten, daß er im Anfange traurige, sehnsüchtige Gefühle, die damals besonders in Elegien ertönten, zu beschreiben hatte, denn nicht gleich ward Corinna die seine [16]). Bald ging aber das Ungemach vorüber und nun in Freude schildert der Dichter mit üppiger Phantasie die mannichfachen Fahrnisse eines Liebhabers im Glück. Er nimmt also zu seiner Elegie heitern Stoff, was dem Charakter der Elegie nicht entgegen steht; Tibull trauert nicht, weil er dies passender für Elegien hielt, sondern weil dazu sein Geist ihn zwang [17]). Die Elegie nämlich umfaßt ihrem Wesen nach nicht traurige Empfindungen allein, ist überhaupt kein Theil der Lyrik, sondern die ganze Lyrik, umfaßt alle Gefühle der Lyrik in einer besondern Auffassung und bestimmten Gestalt. Es legt also Ovid in den Amores die Gefühle rein sinnlich Liebender offen dar, ein Umstand, der ihm zwar schon bei seinen Zeitgenossen Tadel zugezogen, aber besondees von Neuern, von keinem stärker als von Bayle [18]), hervorgehoben worden; dieser macht eigentlich nach diesen Elegien den Dichter zu einem der lüderlichsten Menschen, welche je die Sonne beschienen hat. Ich habe keineswegs die Absicht, hier für Ovid eine Apologie zu schreiben, da schon oben — aber ohne bestimmte Zeugnisse aus dem Alterthume — zugegeben, daß in diesen Amoren der Dichter als ein ganz von seiner Zeit beherrschter, in Freude und Genuß lebender, vornehmer römischer Jüngling der Augusteischen Zeit erscheine; er mag daher wirklich mit der Corinna und andern Frauen und Mädchen sich eingelassen haben, also Manches von dem, was er beschreibt, aus praktischer Übung kennen; aber daß alle Gedichte der Amores, in denen von einem Factum die Rede, nur vom Dichter Erlebtes enthalten, man also aus ihnen seinen Lebenswandel entwerfen müsse, dagegen trete ich trotz der entgegengesetzten Ansicht aller Frühern entschieden auf. Denn abgesehen davon, daß z. B. das trotz allen Nasenrümpfens doch vortreffliche Gedicht, Amor. I, 5 ekelhaft wird, wenn man denken soll, um den Genuß noch einmal zu haben, habe der — das hierher gehörige epitheton ornans findet der geneigte Leser wol selbst — Dichter dies Gedicht gefertigt; abgesehen ferner davon, daß Gedichte, wie Amor. I, 14. II, 10, 18 zeigen, wie ein hingeworfener Gedanke zur Erregung der poetischen Thätigkeit hinreiche, so liegt der ganzen Ansicht auch eine der poetischen Conception ganz unwürdige und falsche Idee zum Grunde, welche consequent durchgeführt, alle lyrischen Erzeugnisse zu gewöhnlichen Gelegenheitsgedichten machen, ja auch denen Recht geben würde, welche meinen, der

16) *Ovid.* Am. II, 12. 17) *Dissen.* ad *Tibull.* T. I. p. LV. 18) Dict. hist. et crit. T. III. s. *Ovide.*

Digitized by Google

Philolog, welcher Aristophanes und Petronius fleißig lese und richtig erkläre, müsse das, was er erkläre, auch ersehen haben. Hierher gehören auch die erdichteten Namen der Mädchen. Es ist demnach bei Ovid ebenso falsch, aus den Elegien auf speciell den Dichter angehende Facta zu schließen, wie bei Horaz, wo man den von Buttmann gezeigten Weg nicht hätte verlassen sollen [19]). Und da bei dieser Kürze diese Ansicht von der Wahrheit des aus ihr Geschlossenen vielleicht nicht Jeden überzeugt, soll noch bemerkt werden, daß auch historisch begründet werden könne, wie Ovid selten nur eigene Abenteuer zu Elegien verwende. Daß Quintilian, Apollinaris [20]), wenn sie von Ovid's lascivia sprechen, nicht an seinen Charakter als Mensch denken, daß die Vita Mucciol. ihn modestum moribus nennt, will ich nicht urgiren, wohl aber, daß Ovid selbst sagt [21]), aus den Liebeselegien und der Kunst zu lieben sei nicht auf sein Leben zu schließen. Zwar schreibt Ephraim Müller [22]): „Ich weiß daher nicht, wie er (Ovid) sichs dürfen einkommen lassen, die Nachkommenschaft so gutherzig zu machen, daß sie glauben solle, er sei nur ein spaßhafter Theoreticus der Lüderlichkeit, aber kein ernsthafter Practicus derselben gewesen;" und man würde vielleicht, wenn nur in den Tristien und Briefen aus dem Pontus dergleichen vorkäme, sich besinnen, diesem Ausspruche zu widersprechen, wenngleich dunkel bliebe, wie Ovid dem August, seinen Freunden, ganz Rom dergleichen weiß zu machen, habe wagen können; allein Ovid sagt schon viel früher, Art. am. II, 639, wie er sehr selten von seinen Liebeshändeln etwas bekannt habe werden lassen. Wenn also aus den Amores nichts auf den Charakter des Dichters geschlossen werden soll, so könnte man das vielleicht aus der Kunst zu lieben grade thun, da Ovid ja da sagt, wie er außer der eigentlichen Geliebten auch mit der Kupplerin in Verhältnissen gewesen, wie er nur verletzt liebe und dergleichen mehr, aber — cf infr. — das brachte die Form mit sich. Hätte Ovid wirklich seine Liebesgeschichten besungen, so würde er an der angeführten Stelle gesagt haben, er habe von seiner Schwatzhaftigkeit gar manchen Schaden gehabt. Durch diese Ansicht aber steigt Ovid's Werth als Dichter bedeutend; wir sehen, wie fruchtbar, wie gut gestaltet Ovid's Phantasie schon in diesem seinem ersten Werke erscheint. Daß er in ihm sich noch nicht ganz selbständig bewegt, sondern an sein Muster, Tibullus, sich anschließt, ist natürlich: praeceptor aber, wie Vit. Mucc. sagt, ist Tibull nie dem Ovid gewesen; man sieht aber doch hieran, wie man einen Einfluß dieses Dichters auf den unsrigen schon früh angenommen. Neuerdings ist auch behauptet worden [23]), daß Ovid dem sogenannten Lygdamus nachgeahmt, allein ich glaube das Umgekehrte annehmen zu müssen, da 736 a. u., wo Lygdamus erschienen sein soll, Ovid sicher schon ein fertiger Dichter war, als daß er den hätte studiren sollen; Lygdamus' Gedichte können ebenso gut nach der Ars amandi edirt sein. Übrigens trat in den ersten Gedichten Ovid's, welche wir wahrscheinlich nicht haben, dies Anschließen wol schärfer hervor; denn in der Elegie auf den Tod des Tibullus [24]), die doch sicher 736 a. u. geschrieben ist, bemerkt man selbst in diesem traurigen, dem Ovid nicht zusagenden Stoffe weniger ein Anschließen an Tibull; dagegen aber doch den noch nicht für solche Stoffe gebildeten Geschmack. So ist z. B. das Verweilen bei der Klage, daß auch Fromme und Dichter sterben müßten, daß man, man möge leben, wie man wolle, dem Tode doch nicht entgehen könne, keine besondere Erfindung, zumal da Ovid dadurch zu dem von ihm selbst fast gemisbilligten Ausspruche getrieben wird, es scheine zuweilen, als seien gar keine Götter da; ferner ist mancher Ausdruck spielend [25]), die Übergänge auch nicht immer ohne Schroffheit; Fehler, die das tiefe Gefühl über den Verlust, die innige Verehrung des Todten, manche einzelne Schönheit vertuschen, sodaß der junge Dichter durch dies Gedicht in den Augen der Zeitgenossen nur gewinnen konnte. Wir sehen demnach klärlich, wie eine Vergleichung zwischen Tibull und Ovid nie zu des Letztern Nachtheil ausfallen kann, da sie doch nur zwischen Gedichten ähnlichen oder gleichen Stoffes angestellt werden muß; denn Tibull's Stärke ist in der Trauer, also da, wo Ovid am schwächsten. Nichtsdestoweniger wird doch eine Vergleichung die Eigenthümlichkeiten Ovid's stärker und deutlicher hervorheben, daher ich *Tibull.* II, 4 mit *Ovid.* Am. III, 8 zusammenhalten will. In beiden Elegien beklagen sich die Dichter darüber, daß sie sich einem reichern Nebenbuhler nachgesetzt sehen; Ovid, nachdem er kurz angegeben, wie jetzt Genie nichts mehr gelte, sagt gleich, daß das Mädchen ihn nicht zulasse, obgleich es die Bücher von ihm lobe; stellt darauf seinen Nebenbuhler, der Soldat gewesen, von seiner ungünstigsten Seite dar. Nach dieser längern Beschreibung 9—22, wiederholt er, daß einem solchen Menschen ein Dichter vorgezogen werden könne, und geht sogleich, 29, weiter zur Ausführung des Gedankens, daß durch Jupiter es eingeführt worden, die Mädchen durch Geld und Geschenke sich geneigt zu machen; seit der Zeit sei das Streben nach Reichthum stärker geworden, und jetzt so stark, daß, V. 60, Arme, wie er, nicht einmal mehr lieben könnten. So ist denn in dem ganzen Gedichte, welches Ovid's Liebesschmerz beschreiben soll, vom Ovid selbst eigentlich gar nicht die Rede; man sieht daher auch gar nicht, daß ihm wirklich weh ums Herz ist, und kann man daher jedem Andern, mit Ausnahme der Paar Stellen, wo von ihm die Rede [26]), diese Beschreibungen beilegen. Es hat also bei ihm der Leser nicht nöthig, sich in das Innere des Dichters hineinzudenken, es ist dem Dichter auch leichter, allgemeine Aussprüche poetisch darzustellen, zumal

19) *Buttm.* Mythol. T. I. p. 197, besonders p. 314. sq., *Kirchn.* Quaest. Hor. p. 23., spricht zwar in sehr hochtrabenden Redensarten gegen ihn, führet aber nichts von Bedeutung auf. 20) *Quint.* Inst. Or. X, 1, 93, 86. *Sid. Apoll.* Carm. XXIII, 157. 21) *Ovid.* Trist. II, 340, 349. IV, 8, 33. Ep. ex Pont. I, 2, 145. II, 7, 49. IV, 8, 19. 9, 91. 14, 43. 22) Hist. krit. Einl. 4. Bd. S. 48. 23) *Dissen* ad *Tibull.* T. I. p. XXVIII.

24) *Ovid.* Amor. III, 9. 25) *Ovid.* l. c. 43, 45. 26) *Ovid.* Am. III, 8, 5. 29, 63.

wenn andere Dichter sie schon bearbeitet [27]), als seine eigenen Gefühle so auszuführen, daß sie jeden Andern ergreifen. Alles, was wir hiernach bei Ovid vermissen, finden wie trefflich bei Tibullus; gleich der Anfang, 1—12, zeigt uns des Dichters zerrissenes Herz, im Haupttheile, 13—50, ist der Geiz der Nemesis das Thema, und durch den Gedanken, daß seine Muse ihm die Liebe der Geliebten nicht zu erwerben vermöge, wird sein Affect so gesteigert, daß er der Nemesis flucht. Doch so wie dies geschehen, ruft er sich zurück und bekennt im Schlusse, 51—60, daß er von dem Mädchen doch nicht lassen könne, und daher Alles thun wolle, um ihre Liebe und Treue sich zu erwerben [28]). Hier ist nun stets der Dichter selbst mit seinen Schmerzen hervorgehoben, Alles auf ihn allein bezogen und dadurch das Gedicht so individuell geworden, als nur möglich; wir sehen, wie Tibull specialisirt, dagegen Ovid generalisirt, wo es angeht, worin denn die Gründe der Verschiedenheit in der Composition dieser Dichter liegen. Denn da Tibull dem Leser seine eigene Stimmung klar machen muß zum Verständnisse der folgenden Scenen, so hat er ein ausführlicheres Proömium nöthig; da der Haupttheil auch nur ihn schildert, so ist er, je nachdem das Gefühl schwächer oder heftiger, bald einfacher, bald complicirter, aber stets künstlich geformt; da endlich in diesen speciellen Affecten ein Abschluß für das Ganze nicht ist, so wird dadurch ein ausführlicher, scharf marquirter Schluß veranlaßt, wonach denn deutlich, wie Tibull ein wahrhafter Künstler ist. Wie aber Ovid's Gedanken und Ausführung leichter sind, so auch die Composition; er hat als Anfang und Schluß kurze Sentenzen allgemeinerer Art, die, da sie oft sich ähneln, einen allgemeinern Eindruck beim Leser zurücklassen [29]); eine künstliche Composition im Haupttheile hat Ovid ebenfalls nicht, sondern es reiht sich mit leichten Übergängen eine Beschreibung an die andere, ähnlich Erzählungen [30]); ein Punkt, in dem er dem Properz verwandt. Mit diesem, dem Properz, könnten wir Ovid in Behandlung dieses Gegenstandes, der Klage über den Geiz der Mädchen, vergleichen, allein da ein ähnliches Resultat, wie das eben durch Tibull erhaltene, sich ergeben würde, ziehe ich vor, beide Dichter in der Behandlung einer andern Situation zu vergleichen. Properz steht dem Ovid auch darin näher, daß er mit diesem nicht wie Tibull die Beschreibung des Äußersten in der Liebe meidet; Tibull's Muse ist die keuscheste, zarteste unter den Elegikern, daher solche Schilderungen, wie *Prop.* II, 15 (III, 7. *Jac.*), *Ovid.* Am. I, 5, ihm unmöglich waren. Beachten wir hier zuerst den Properz, so zeigt sich seine Heftigkeit schon beim Beginne, da er mitten in das Factum hineinführt, welches in Fragen und Ausrufungen lebhaft ausgeführt wird, 1—10; da Nacktheit zum Genusse der Freude nothwendig, 11—24, so muß man sie im Leben auch genießen, da der Tod das schöne Band der Liebe trennt; ginge es nach ihm, dem Dichter, so wäre diese Liebe ewig, da er durch sie sich fast wie ein Gott fühle, bis 40. Dächten Alle so, so wäre Rom in Frieden, keine Bürgerkriege hätten gewüthet; eben weil dies Leben so schön, so müsse man schnell es erfassen, da der morgende Tag uns schon todt erblicken könne. Ein herrliches Gedicht! Wie sehen im Anfange nur mit Umrissen die Scene geschildert, aus der der Dichter einen seiner Heftigkeit entsprechenden Satz hervorhebt, ihn als das Höchste hinstellt, mit Mythen bewährt und seine Heftigkeit, V. 17, an ihm zeigt, es steht dies mit dem Anfang also in genauem Verhältnisse. Da aber das Schönste auch vergeht, so erinnert er daran, und findet da Gelegenheit, seine glühende Liebe und unwandelbare Treue zu schildern, welche uns ebenso wie der dann erfolgende höchst ernste Schluß zu ganz andern Gedanken führt, als man im Anfange gehabt. Es ist eine völlige Umdrehung des Gedankens durch ganz natürliche Übergänge hervorgebracht und somit ganz in der Weise des Properz der reinen Sinnlichkeit ein Gegengewicht gegeben. Schwer trenne ich mich von einer weitern Ausführung dieses Stoffes, aber wir müssen fragen, wie es bei Ovid sei. Bei dem ist nun wiederum die leichteste Manier von der Welt: einmal ist nichts leichter, als die Sinnlichkeit des Menschen, namentlich nun die eines Römers, in Bewegung zu setzen; denn geschieht dies nur schön, so ist nichts so vortheilhaft, da Alt wie Jung, Mann wie Weib, sich dies gern gefallen läßt; Ovid nun mit seiner gefälligen und schönen Form der Erzählung beschreibt erst die Tageszeit, nicht die Nacht ist gewählt, wie bei Properz, sondern die ungewöhnlichere und üppigere [31]), die des Mittags; die eigenthümlich lüsterne Beleuchtung, ferner der Scheinkampf zwischen Ovid und der Corinna, die höchst specielle, im Tone der Begeisterung gehaltene Schilderung der Entkleideten, Alles dies ist nur geschrieben für die gemeine Sinnlichkeit; eine künstliche Anordnung war nicht nöthig, sie war von selbst gegeben, es ist daher Alles leicht, jeder höhere Gedanke, jedes Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit entfernt gehalten. Zu ähnlichen Betrachtungen bietet *Prop.* II, 22. (III, 15. *Jac.*) mit *Ovid.* Am. II, 4 verglichen Stoff. Der Weg, den Ovid eingeschlagen, war für den jungen Dichter gefährlich, da er durch ihn sich ganz ins Flache verlieren konnte; der Beifall jedoch, den seine Gedichte hatten, mußte ihn für sie nur gewinnen; Warner und Neider wurden nicht beachtet, und wegen zu großer Freiheit der später auch ausgedrückte Grundsatz aufgestellt:

Wenn nur unsere Ruf' entspricht dem lustigen Stoffe,
Sieg' ich! und angeklagt wurde die Muse mir falsch!

Bei seinen schönen Talenten brachte es in diesem Zweige der Poesie Ovid auch zur Virtuosität; seine schöne, wenn auch sinnliche, Sprache, der leicht dahin rollende, fast vollendete Vers, die faßliche und mannichfaltige Periode, die der Natur entsprechenden, wahren Schilderungen aller Art, die überraschende Deutung von manchen Mythen, welche ohne alles Suchen ganz von selbst zur größern Klarheit dem Dichter sich darbieten; zu diesem noch der

27) *Tibull.* II, 3. 28) *Dissen.* ad *Tibull.* T. II. p. 256. 29) *Ovid.* Am. II, 4, 1—10, 47 sq. II, 1, 2, 28. 30) *Dissen.* ad *Tibull.* T. I. p. LXXXIX.

31) *Catull.* Carm. XXXII.

heitere, nie zu störende Ton, die nur auf Freude und Genuß berechnete Lebensphilosophie, Alles dies ersetzte manchen üppigen Auswuchs, und nahm trotz des Mangels aller tieferer, höherer Gedanken den Leser so ein, daß zu kalter Überlegung und mithin zu Kritik zu greifen er verhindert ward [32]). Der Taumel, in den diese Gedichte mit Leichtigkeit versetzten, ihre leichte Verständlichkeit haben ihnen auch stets Leser erhalten und wie Ovid's Zeitgenossen diese ihrer Zeit entsprechende Poesie mit Freude aufnahmen, wie im 4. Jahrh. n. Chr. die Frauen namentlich sie eifrig trieben, so sind sie auch im Mittelalter, wie manche Notiz und die vielen Handschriften zeigen, nie verschmäht.

Literatur über die codd. cf. infr.: besonders herausgegeben sind die Amores nicht, dagegen sind sie oft übersetzt, früh von den Franzosen, die sie auch erläuterten und Ovid's Studien ergänzten, wie Bellefleur Percheron (1621); von den Italienern Cavriani (1804); von den Engländern Prior (1722), von Teutschen, wie Schlüter (1796); nur einige hat Gerning übersetzt (1815). Die Neuern haben verschieden über Ovid geurtheilt, und bald nach England's Beispiele, wo ums Jahr 1596 Marlowe's Übersetzung verbannt ward, ihn als einen höchst verderblichen Dichter dieser Amores wegen dargestellt, bald ihn sehr gepriesen; cf. infr.: als Beurtheilungen unserer Elegien vergl. *Souchay*, in Hist. de l'acad. franç. T. VII. p. 389. Nachtr. zu Sulzer's Theor. der schönen Künst. u. Wissensch. 3. Bd. S. 336; kurz, aber gut: *Jahn.* ad *Ovid.* Op. T. I. p. 226.; außerdem haben noch sehr Viele von diesen Büchern gesprochen.

2) Gedicht auf des Fabius Maximus Hochzeit [33]). Dergleichen kann Ovid noch Mehres gedichtet haben, ob er es verschmäht hat herauszugeben, oder ob es für uns nur verloren ist, kann man nicht bestimmen.

3) Heroidum liber, dies dürfte der echte Titel sein, den außer der Überschrift im cod. Helmst.: Heroidum liber Ovidii, außer einigen ähnlichen Quellen [34]) für diese Lesart, auch Priscian citirt [35]): in Heroidibus; dazu kommt noch die Analogie der übrigen Gedichte Ovid's. Sonst haben die codd. gewöhnlich [36]) Epistolae Heroidum, Heroides sive Epistolae, auch unlateinisch Epistolae Heroides; Ovid nennt sie einmal [37]) selbst Epistolae, woraus Jahn [38]) geschlossen, daß sie so von ihm betitelt worden; allein abgesehen davon, daß eine neue poetische Gattung der Dichter nicht so unbestimmt bezeichnet haben würde, ist die Stelle selbst nicht beweisend genug; für sie war die Bezeichnung Epistolae an und für sich schon genug, der Pentameter bestimmt sie aber doch noch näher und auf diese Art wird die prosaische Bezeichnung Heroides poetisch umschrieben. Was Ovid zu diesen Gedichten veranlaßt, ist oben angegeben, es sind Übungsstücke, die eben deshalb nach Grundsätzen der Rhetorik ausgeführt sind, daher denn auch die Regeln, welche für ihre ἠθοποιΐαι die Rhetoren geben, auf sie passen. Diese Ansicht ist der von Bentley [39]) ähnlich, wenigstens aus ihr hervorgegangen; daß ich dieses Kritikers Ansicht nicht in ihrem ganzen Umfange billige, kommt von der Art, wie ich die Jugendgeschichte des Dichters anordnen zu müssen geglaubt habe. Ovid sagt selbst [40]), er sei der erste, welcher diese Gattung der Poesie geübt. Es ist an der Wahrheit dieses Ausspruchs nicht zu zweifeln, obgleich es immer sein kann, daß durch die eben erschienenen Briefe des Horaz, des Tibull, durch Gespräche mit Properz — dessen fünftes Buch erst nach seinem Tode herauskam, — Ovid mit zu diesem Gedanken gekommen. Ebenso wenig wie hiernach Lateiner unsern Dichter bestimmt haben, ebenso wenig haben das auch Griechen gethan. Zwar hat Werfer letzteres zu erweisen gesucht, allein schon die Art, wie er eine Hauptstelle, Art. am. III, 345, zu erklären gezwungen wird, nöthigt sie abzuweisen. Werfer ward aber zu dieser Ansicht durch die Randglosse eines cod. Victor. gebracht, wo es heißt: Ovidius Epistolas istas ab Exodio poeta Graece conscriptas in latioum novavit; unde in libro de arte loquendo (leg. amandi) de se dicit, vel tibi cett.; dazu hat Lörs [41]) aus einem cod. Trevirensis eine ähnliche gefügt: In quo opere imitatus est Ysidorum et astream postriam ed memoriam epistolas reducendo, quae iam oblivioni (ad)erant fere datae, unde in Ovidio de arte amatoria continetur; ignotum hoc aliis ille novavit opus. Um von dem Letztern anzufangen, so bezieht sich die astrea poetria gewiß auf dem Ähnliches, was die Überschrift des 15. Briefes in einem cod. Ratisb. enthält [42]): Sappho vates graeca lesbis ex mitylena civitate ad phaonem amatorem suum per Ovidium, ut arbitrantur nonnulli, traducta Incipit; sodaß also in der astrea poetria nichts steckt als graeca poetria, oder λεσβία ποιήτρια, mit einem Worte, die Sappho. Ebenso kann der Ysidorus eine und dieselbe Person mit Exodius sein, obgleich ich nichts dagegen habe, wenn Jemand ihn nur als Vorbild für einen andern Brief ansehen will: mir ist ersteres wahrscheinlicher und ich denke, in diesem Exodio steckt S. Clodio; ich nehme dann weiter an, daß mit diesem Rhetor, der freilich jetzt schon bejahrt war [43]), Ovid in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden habe, hinsichtlich seiner Heroiden, wie Parthenius mit Gallus [44]). Clodius hatte ihm passende Mythen vielleicht in Briefform und zwar prosaisch zusammengestellt. — Doch wir haben bei diesen armseligen Randbemerkungen schon zu lange verweilt; gehen daher zu den Heroiden selbst über. Sie sind Briefe, welche Mädchen, Frauen der heroischen oder alten Zeit ihren abwesenden Gemahlen oder ihren Geliebten

32) *Ovid.* Rem. amor. 387. 33) *Ovid.* Epist. ex Pont. 1, 2, 133. *Masson.* Vit. Ov. ad ann. DCCLXVII, 3 irrt. 34) Interpp. ad *Ovid.* Her. I, 1. *Loers.* ad *Ovid.* Heroid. T. I. p. LXXV. 35) Prisc. X. p. 908. *Putsch.* 36) Vergl. *Loers.* l. c. *Jahn.* ad *Ovid.* Opp. T. I. p. 3. *Endlich.* Codd. Philol. Lat. Bibl. Vind. Catal. T. I. p. 72. 37) *Ovid.* Art. am. III, 345. 38) *Jahn.* l. c.

39) *Bentl.* Dissert. upon Phaler. p. 7. 40) *Ovid.* Art. am. l. c. 41) *Ovid.* Her. T. I. proll. p. XXXV. 42) *Werf.* Act. Philoll. Mon. I, 4. p. 502. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 113. 43) *Sueton.* Clar. Rhet. c. 5. *Orell.* Onomast. Tull. p. 164. 44) *Parthen.* Erot. init. Zimmermann s. Zeitschr. f. Alterth. 1834. S. 173.

schreiben; irgend ein Unglück ist immer der Anlaß zu dem Briefe; es tritt dies nur im 16. und 17. Briefe zurück, es sind daher diese Briefe bedingt einmal durch den Briefstyl und zweitens durch ein sehnsüchtig-trauriges Gefühl; dies letztere stempelt sie, wie auch die äußere Form, zu einer Nebengattung der Elegie. Merkwürdig genug hat man sie bald mit dem Drama überhaupt, bald speciell mit dem tragischen Chor in Verbindung gebracht [45]); das folgt ja nicht aus einzelnen tragischen Gefühlen und Gedanken. Ebenso wenig sind sie aber, abgerechnet den Schluß und den Anfang, nichts als Elegien, wie, wol durch Manso [46]) veranlaßt, Jahn [47]) neuerdings gemeint hat; die Composition ist ebenso wie die poetische Conception in ihnen eine ganz andere, weil gegen den Charakter der Elegie und den der Lyrik überhaupt des Dichters Persönlichkeit in ihnen ganz zurücktritt. Hauptsache war bei ihnen die Wahl des Stoffes, Ovid wählte die älteste, heroische Zeit, wonach seine Aufgabe gewesen wäre, dem Charakter dieser Zeit gemäß die Personen schreiben zu lassen; allein diese Aufgabe scheint für ihn, der nur seine Zeit kannte, in ihr ganz und gar lebte, zu schwer gewesen zu sein, und er schildert daher fast nur sein Zeitalter in ihnen [48]). Daher ist die Wahl der Lie's der Sappho zu loben, weil sie seiner Zeit näher stand; die beste Wahl hat Ovid wol im 13. Briefe, dem der Laodamia an den Protesilaos, getroffen; sehr schön ist der Stoff gewählt endlich in dem 20. und 21. Briefe, die nicht von Ovid herrühren, eine hübsche, von Buttmann [49]) so sinnreich behandelte Erzählung, die in mannichfacher Form im Alterthume wiederkehrte. Denn durch diese Behandlung, die Ovid einschlug, kommt eine Zweiheit in den Stoff, welche der völligen Klarheit und der nothwendigen Einheit Eintrag thut, es schadet dies wie noch manches Andere den Heroiden gar sehr. Denn sind gleich die Situationen, in denen die einzelnen Personen schreiben, im Einzelnen stets verschieden, und wird dadurch eine gewisse Mannichfaltigkeit hervorgebracht, so ist es doch immer die Liebe, welche sie zum Schreiben bewegt; findet man ferner auch psychologische Kenntniß, ab und an tiefe Blicke in den Seelenzustand der Liebenden, wie z. B. darin, daß die Betrübniß, der Unwille über erlittenes Unrecht sich wirklich zuerst gegen den Urheber desselben wendet [50]), trifft man endlich auch auf ein geistreiches Combiniren verschiedener Momente zu überraschenden Effecten, so ist doch neben dem zu offen hervortretenden Streben nach Effect, nach Sentenzen, die — als wenn das Schwache seiner Production der Dichter gleichsam schon damals [51]) gefühlt hätte — dem Publicum gefallen sollen, noch besonders die Nüchternheit in Sprache und in Composition des Ganzen nicht zu verkennen, ein deutliches Zeichen, wie dem Dichter beim Ausarbeiten dieser Briefe die wahre Behaglichkeit fehlte. Nehmen wir noch hinzu, wie der Dichter durch Äußerungen seiner Verliebten zuweilen stark gegen allen Geschmack verstößt, wie im eilften Briefe [52]), wie seine Gelehrsamkeit auch nicht im günstigsten Lichte sich zeigt, so sieht man die eben gemachte Bemerkung von Neuem. Denn kommen gleich gelehrte Anspielungen [53]) vor, so genügt dem Ovid doch oft Gewöhnliches, was er denn zuweilen bemüht gewesen ist, durch kleine Abänderungen zu heben, die jedoch meist durch die Nothwendigkeit, die Lage der Schreiberin hervorzuheben, veranlaßt waren: so im ersten Briefe, wo Penelope schreibt, sie habe den Telemachos nach Pylos geschickt, sie werde vom Ikarios zu einer neuen Heirath gegen ihren Willen angetrieben, wovon im Homer nichts steht; das ist geschehen, um wie unglücklich Penelope sich fühle, recht stark und deutlich zu zeigen [54]). Nimmt man dazu noch die überall in gesuchten Figuren, als Enallagen, Prolepsen [55]) ꝛc., sich zeigende Rhetorik, welche vor allen der 15. Brief, der schlechteste überhaupt [56]), darthut, ferner eine gewisse Steifheit in Behandlung der Sprache, so wird man den Heroiden nur eine geringe Stelle unter Ovid's Gedichten sowol als überhaupt in der Poesie anweisen; womit übrigens nicht geleugnet wird, daß fast in jedem Briefe wirklich schöne, ja hinreißende Stellen vorkommen, in denen die glänzenden Anlagen des Dichters sich bewähren. Merkwürdig ist übrigens, wie die Feühern diese Heroiden stets so hoch haben stellen können; schon Antonius Volscus, Giofanus und Andere [57]), zählen sie zu den besten Werken Ovid's, daher es uns Pflicht zu sein scheint, das Urtheil eines Gelehrten (Bernhardy?) in der halle'schen Literaturzeitung [58]) hervorzuheben, der, wenn auch im Einzelnen vielleicht zu schroff, doch im Ganzen richtig dem bisher so seichten Urtheile widersprach. Was aber hier gesagt worden, ist gestützt auf die Heroiden, welche sicher echt sind; sicher echt aber sind die, welche Ovid selbst in Amor. II, 18, 21 anführt: I. II. V. XI. XII. IV. X. VII. XV. VI. Sie bilden einen Stamm, der, da wir aus ihm die Eigenthümlichkeiten der Ovid'schen Heroide kennen lernen müssen, das Urtheil über die Echtheit der übrigen bestimmt; ein Hilfsmittel liefern noch die Citate der alten Grammatiker, welche die Herausgeber zu wenig beachtet zu haben scheinen; so citirt Isidorus [59]) die fünfte Heroide; Probus und Claudius Sacerdos die 15., wie es scheint [60]). Da nun Amor. l. c. Ovid nur Briefe der Heroinen an ihre Liebhaber ge-

45) *Loers*, l. c. p. XXXVIII. 46) Nachtr. zu Sulzer's Theor. der schönen Künste und Wissensch. III. S. 395. 47) *Jahn*. ad *Ovid*. T. I. p. 3. 48) *Becher*, Ovid. X. Her. p. 14. 49) Mythol. T. II. p. 116; ich halte es für unnöthig, anzunehmen, Kydippe und Ktesylla sei ein Name; willkürlich setzten Spätere in eine erotische Erzählung andere Namen. Cf. *Parthen*. Erot. c. VIII. 50) Home, Grundsätze der Kritik. II. S. 193. 51) Daß er es später fühlte, folgt aus Art. am. III, 345, 346.

52) *Ovid*. Her. XI, 89 sq. 53) *Ovid*. Her. IV, 169. Cf. *Mein*. ad *Euphor*. Fragm. p. 115. 54) *Loers*. ad *Ovid*. Her. I, 63.; über ab Hectore V. 15 vergl. Hall. Lit.-Zeit. a. a. O. S. 178, add. *Back*. ad *Ov*. Metam. III, 275. 55) *Ovid*. Her. IX, 146 III. VII, 75 att. 56) Hall. Lit.-Zeit. a. a. O. S. 171. *Jahn*. ad *Ovid*. T. I. p. 6 hält sie für die beste. 57) *Loers*. l. c. prooem. p. LXVIII. 58) 1831. p. 171. 59) *Isid*. Origg. II, 21, 25. 60) *Prob*. Instit. Gramm. II, 1, 54. *Lind*., *Claud*. Sacerd. II, 59 in Anal. Gramm. ed. *Endlich*.: wenigstens beziehen edilt. auf Her. XV, 18 das dortige Citat Ovidius; aber in dieser Stelle steht der genit. nicht.

schrieben zu haben aussagt, so sind schon von Domitius Calderinus, von Scaliger, Vossius und Andern [61]), die sechs letzten, als welche Briefe der Liebhaber und die Antworten der Mädchen darauf enthalten, dem Sabinus zugeschrieben worden, welcher, wie an derselben Stelle Ovid erzählt, auf Ovid's Briefe Antworten verfaßt hatte. Diese Ansicht hat nun allerdings einen Halt; denn ein cod. Palatinus bemerkt bei Epist. XVII: „Sabini postae epistola;" es folgt aber daraus nicht, daß alle sechs von diesem seien. Volcus und Andere haben noch schlauer sein wollen und deshalb nur XVII. XIX. XXI. dem Sabinus gegeben, da, wie Aldus [62]) sagt: „nusquam constet Ovidium in Heroidibus responsorias scripsisse epistolas." Andere entschieden anders: die neuern Herausgeber halten sie für echt und Jahn [63]) stellt nach Werfer's [64]) Anleitung wegen des Umstandes, daß in Ovid. Amor. l. c. nur welche von den ersten 15 Heroiden citirt seien, die Hypothese auf, nach Sabinus' Tode habe diese Briefe Ovid geschrieben und zugleich beantwortet; daher käme auch, daß diese letzten sechs schlechter seien; sie sind, heißt es: „longe deteriores, atque nimia loquacitate, omnino omnibus iis vitiis laborant, quibus Ovidius virili aetate rhetorum scholis se contaminari passus est." Es ist dies, wie von Andern schon bemerkt [65]), eine reine Unmöglichkeit, es müßten die Briefe besser sein, außerdem ist es unrichtig, daß in spätern Jahren die Rhetoren einen solchen Einfluß auf Ovid, der von Jahr zu Jahr selbständiger ward, ausgeübt hätten. Die lateinische Literaturgeschichte ist deshalb sehr vorsichtig in Punkten der höhern Kritik zu behandeln, weil schon früh wegen Mangels einer Anstalt wie das Alexandrinische Museum, auch wegen Mangels an Theilnahme, man über Verfasser vieler Werke schwankend war; man denke an Plautus, an Cicero, an Horaz ferner, dem schon zu Sueton's Zeiten Prosa und Poesie untergeschoben ward; vielleicht haben auch Blumenlesen dazu beigetragen, Manches an einen andern Verfasser zu bringen; endlich scheint früh Sitte geworden zu sein, Poesien verwandter Art in einen cod. zu schreiben. Es mag Letzteres in den folgenden Zeiten überhand genommen haben, daher die meisten Poeten Unechtes um sich haben. Dies hat dann neue Eintheilungen, von denen das Alterthum nichts wußte, veranlaßt; so sind denn auch die Heroides in zwei Bücher [66]) getheilt worden, wovon die cod. noch Spuren tragen, es kommen aber noch andere Eintheilungen [67]) derselben vor. Dies beweist, daß in späterer Zeit Jemand sie gesammelt und revidirt hat; in diese Sammlung ward nach der Weise jener Zeit Alles, was man von Heroiden auftreiben konnte, aufgenommen; anfänglich wußte man vielleicht die Verfasser, die aber dann durch Nachlässigkeit der Abschreiber weggelassen wurden. Nun kam aber das 14., 15. Jahrh., wo in Italien wegen des Wiederaufblühens der Poesie und der classischen Literatur eben solcher Betrug mit alten Büchern gemacht wurde, wie jetzt mit scheinbar alten Statuen. Um nun bei unsern 21 Heroiden hiernach das Alte vom Neuen zu scheiden, bedarf es vor Allem einer genauen Kenntniß der codd.; dies ist aber, was uns fehlt, und daher sind die folgenden Andeutungen auch noch immer als schwankend anzusehen. Sicher rühren von Ovid nicht her Epist. XIV. und Ep. XIX., der kürzeste Grund für diese Behauptung ist, daß in ersterer V. 62, in der andern V. 204 am Ende des Pentameters ein dreisylbiges Wort steht; Ovid aber hat sich das in seinen vor der Verbannung geschriebenen Gedichten nicht erlaubt, die Strenge in dieser Sache ist grade eine Eigenthümlichkeit des Ovid'schen Pentameters. Da demnach sicher, daß fremdartige Sachen hier sich finden, so ist auch kein Grund vorhanden, warum wir dem cod. Palat., von dem wir freilich Nichts wissen, nicht folgen sollen, und Ep. XVII. also dem Sabinus zuschreiben; die XVI. XVIII. XX. XXI. sind innerer Gründe wegen dem Ovid abzusprechen. Werfer's [64]) und Löbs' [69]) Beweise für die Echtheit können höchstens beweisen, daß die Verfasser, die wir nicht kennen, fleißig ihren Ovid tractirt haben. Aber wann ist diese Sammlung denn gemacht? Daß Lutatius [70]), daß ein Schollast zu den Metamorphosen [71]) Ep. XVII. und Ep. XVIII. als Ovidisch anführen, beweist nur, daß im Mittelalter unsere Sammlung vorhanden war, vor ihm ist also die Sammlung gemacht. Daß nicht auf bloße Sammlung und Eintheilung in Bücher, sondern auch auf Überarbeitung oder Interpolation sich die Arbeit des Sammlers bezog, zeigt die Überarbeitung einzelner Stellen, namentlich aber die der Anfänge, so: VI, 1. VII, 1. VIII, 1. IX, 1. X, 1. XI, 1. XII, 1. XVII, 1. XVIII, 1. XX, 1. XXI, 1. und daselbst editt., wornach wahrscheinlich auch XIII, 1 interpolirt ist; ferner das Einschieben von Versen an corrupten [72]) Stellen, wie IV, 132. VIII, 104. IX, 81. XIII, 76. XX, 107., was besonders XIV, 47 auffallend ist; wir sehen hier also einen mit dem Vettius Agerius Basilius Mavortius, mit Callopius, mit Julius Celsus, Nikomachus Dexter, Victorianus vergleichbaren Mann. Wahrscheinlich ist, daß diese Sammlung in zwei Bücher zerfiel; dann nämlich wäre der Zustand der 15. Heroide erklärlich, sie schloß das erste Buch, und so kam es, daß als beide getrennt wurden, sie als am Ende stehend, wie Juvenal's letzte Satyre, verstümmelt, losgerissen, allein abgeschrieben, und mit andern Gedichten [73]), wie den Tibull'schen verbunden ward; ebenso ist es mit dem 16. Charakter des Theo-

61) *Jahn.* l. c. 62) App. *Ovid.* p. 129. *Ov. Burm.* T. IV. 63) *Jahn.* l. c. 64) *Werfer.* l. c. p. 497 sq., add. *Loers.* ad *Ov.* Her. T. II. p. 344., id. in Seebode's Krit. Bibliothek. 1828. S. 872. 65) Hall. Liter.-Zeit. a. a. O. *Loers.* ad *Ovid.* Her. prooem. p. LXV. 66) Vlt. Ov. e cod. Farnes. ap. *Burm.* T. IV. 67) *Loers.* l. c. prooem. p. XII sq., add. *Endlich.* Catal. Libb. Phil. Lat. Vind. nr. CXLVII, 1.

68) *Werf.* l. c. p. 502, 514 sq. 69) *Loers.* l. c. p. XLV sq. 70) *Lut.* ad *Stat.* Theb. VI, 545. 71) Schol. ad *Ovid.* Metam. I, 615. 72) *We f.* l. c. p. 513. 73) Allein steht sie z. B. in *Endl.* Cat. cit. nr. CXLVIII, 7, add. *Heyn.* ad *Tibull.* T. I. p. XXX, XXXI, XXXIV; für echt hält sie übrigens auch Welcker, Sapph. von ein. Vorurth. befr. S. 118.

Digitized by Google

phraſt gegangen, der war der erſte in einer Sammlung und iſt deshalb ſo corrupt. Doch ich ſehe, man könnte noch fragen, wie es zugegangen, daß Echtes und Unechtes ſo durch einander ſtehe? Da, wie die verſchiedene Eintheilung in Bücher zeigt, verſchiedene Recenſionen gemacht wurden, da ferner, wie die argumenta metrica [74]) von den Heroiden zeigen, im Mittelalter man ſich mit dieſen Briefen beſchäftigte, ſo kann Jemand auch dieſe Anordnung nach irgend einem Princip gemacht haben, da er noch dazu vielleicht aus verſchiedenen codd. [75]) die Heroiden nehmen mußte. Die Anordnung, in der ſie Ovid ſelbſt edirt, haben wir in den codd. wol nicht mehr, da dieſe doch die ſein dürfte, welche Amor. I. e. der Dichter befolgte. So ſind ja Seneca's Tragödien auch auf irgend eine Weiſe zuſammengekommen, ſo iſt auch erſt ſpäter Lygdamus zwiſchen Tibull's Gedichte gekommen; denn daß auch Tibull [76]) ſpäterm Einfluſſe in dieſer Hinſicht ausgeſetzt war, zeigt I, 10, welches dem zweiten Buche zugerechnet ward von Einigen; ferner Vincentius Bellovacenſis, der mehre Stellen aus dem zweiten Buche citirt, die im dritten ſtehen. So ſehen wir denn, wie die Heroiden viel leiden mußten; es iſt aber noch nicht Alles; denn die Italiener bekamen die Sammlung nicht im beſten Zuſtande, ja einzelne Briefe fehlten, andere waren verſtümmelt. Einer aus dem Geſchlechte der Seneca Camers, Aurispa, Guarinus und Andere ſchoben, um dieſe ſchöne Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen zu laſſen, nun die Stelle XVI, 39—142 unter; dieſe Verſe ſtehen nämlich nur in einem ſehr jungen Palatinus und dem fragmentum Paulinum. Schon Aldus und Micyllus [77]) vermutheten daher Betrug. Auf dieſer Männer Urtheil in ſolchen Dingen gebe ich deshalb viel, weil ſie, wie Scaliger, Gyraldus und Andere, leicht hiſtoriſche Nachrichten von dem Betruge haben konnten; ſie ſagen es aber oft nicht grade heraus, ſondern umgehen es mit einer gewiſſen Galanterie [78]). Die Neuern aber haben ſich angewöhnt, bei ſolchen Dingen zu ſagen, die Verſe ſeien doch gut; bedenken dabei aber nicht, daß, wie Muſſato, Gampeſani, Ferrato und Andere zeigen [79]), damals ſehr gute lateiniſche Gedichte gemacht wurden und man dabei namentlich Ovid benutzte. Demnach beweiſt ſchon die äußere Geſchichte der Heroiden, wie es mit unſerer Sammlung ausſieht; die innern Gründe ſind auch von der Art, daß es wol einer genauen Unterſuchung für die Unechtheit an Beweiſen nicht fehlt; wie Jeder aber einſieht, kann ich dieſe hier nicht entwickeln. Es iſt nur noch zu erwähnen, daß Bernhardy [80]), dem Roſenkranz gefolgt iſt [81]), annimmt, nur die Hälfte unſerer Briefe ſei Ovidiſch und habe zu ihnen der nüchterne Sabinus beigetragen. In wie weit dies Letzte wahr ſei, wird ſich mit unſern Quellen wol ſchwerlich ſicher beſtimmen laſſen.

Literatur. Es mag Ovid mit ſeinen Heroiden ſeinen Zeitgenoſſen gefallen und mögen deshalb noch Andere ſich mit dieſem Zweige der Poeſie beſchäftigt haben, wir kennen außer Sabinus noch aus ſpäterer Zeit, dem zweiten Jahrhunderte, den Julius Titianus; von einem unbekannten Verfaſſer ſpäterer Zeit iſt ein Brief der Dido an Äneas da (cf. *Wernsd.* Poet. Lat. Min. T. IV. P. 2. p. 440. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 8), daher man denn auch die Heroiden gloſſirt hat (*Endlich.* Cat. Libb. ph. Vind. T. I. nr. CLI, 1) und häufig abgeſchrieben; wir kennen nach *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. P. 1. praef. p. XII. 78 Handſchriften (cf. *Loers* ad. *Ovid.* Her. T. II. fin.), die beſte von ihnen iſt cod. Puteanus, der aber Interpolationen hat, lückenhaft iſt (*Heins.* ad *Ov.* Her. I, 1. XVII, I.) von neuer Hand XVIII, 1 geſchrieben; am nächſten ſcheint ihm ein Guelpherb. aus dem 11. Jahrh. zu ſtehen. Auch mag der Umſtand für das Gefallen des Mittelalters an den Heroiden zeugen, daß man ſie excerpirte, was oben hätte mit angeführt werden können. *Endlich.* Cat. cit. nr. XII, 7. Als die Poeſie der Neuern begann, fingen ſie an, ſie nachzuahmen, wir haben neulateiniſche, altitalieniſche Nachahmungen dieſer Briefe; ebenſo franzöſiſche, engliſche. Cf. *Fabric.* B. L. T. I. p. 441, 444. Duſch, Briefe z. Bild. des Geſchmacks. 3. Bd. S. 255. Blankenburg, Lit. Zuſ. z. Sulz. Theor. d. ſchön. Künſte. 2. Bd. S. 84, 89. *Dunlop.* Hist. of Rom. Liter. T. III. p. 389. Da die Zeit ſich ſo für ſie intereſſirte, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie auch allein beſonders viel herausgegeben worden ſind, jedoch iſt weder Kritik, noch Erklärung zu einem befriedigenden Reſultat gekommen; ſchon vor 1480 erſchienen beſondere Abdrücke von ihnen: Cf. *Hain* Repert. Biblioge. T. III. p. 549. Die erſten Commentatoren waren Ant. Volscus und Hubertinus, deren erſte Ausgabe zu Caſale im J. 1481 Fol. erſchien und öfter abgedruckt wurde; vergl. Ebert, Bibliogr. Lex. 2. Bd. S. 264.; es folgen dann Jod. Badius, Omnibonus, für F.p. XV. Dom. Calderinus, Merula; auf alle Briefe erſtrecken ſich die Noten von Egnatius, Ald. Manutius, Parehaſius, Roſettus, Neugerius, die alle in die Zeit vom J. 1481—1593 fallen und meiſt die Heroiden allein herausgeben: Cf. *Fabr.* B. L. T. III. p. 442. Es kam die Zeit, wo die Holländer den Ovid bearbeiteten; cf. infr. Für die Heroiden macht die Ausgabe von Heuſinger (Bransv. 1786) in kritiſcher Hinſicht Epoche; in Erklärung namentlich mythologiſcher Sachen that dies für die acht erſten Briefe Bachet de Meziriac (Bourg en Bresse. 1626. 1631). In neuerer Zeit hat Lennep das Meiſte gethan (ed. 2. Amstel. 1812. kl. 8.), er wollte noch eine größere Ausgabe folgen laſſen; ebenſo wollte Beeſee ſie edieren und ein Verläufer war Spec. lect. in Ov. Heroid. in Act. Phill. Mon. T. I. fasc. 4. Die neueſte Ausgabe iſt die von Löbe (2 Voll Colon. 1829). Vergl. Hall. Lit.-Zeit. a. a. O. — An Überſetzungen hat es nie gefehlt; vergl. Schweiger, Handb. d. Biblioth. 2. Bd. S. 667 fg.; es ſcheint

74) *Endl.* Catal. cit. nr. CLIII, 1. 75) So findet ſich Ep. IX. allein in *Endl.* Cat. cit. nr. CVIII, 1. 76) Schon oben habe ich der Annahme von *Dissen.* ad *Tibull.* T. I. p. XXXI. widerſprochen, hier ein Beweis. 77) *Micyll.* ad *Ovid.* Ep. XVI, 39; daß der Brief demnach nur ein Fragment iſt klar. 78) Z. B. *Gyrald.* Opp. T. II. p. 225. 79) *Tiraboschi.* Stor. d. Lett. Ital. T. V. 80) Handb. d. röm. Lit. S. 242. 81) Roſenkranz, Geſch. d. Poeſ. I. S. 320.

keine gelungene zu geben; ebenso gibt es auch viele Erläuterungs- und Gelegenheitsschriften über die Heroiden: vergl. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 7. Sehr gut ist einzeln die zehnte Heroide von Bechr (Görlitz. 1796) edirt. Beurtheilungen: vergl. Dusch, Briefe a. a. O. S. 250 fg. Manso in Nachtr. zu Sulz. Theor. 3. Bd. S. 333 fg. *Rosmin.* l. c. T. II. p. 67. *La Harpe*, Melang. Litér. T. II. — Über Planudes vergl. Metam.

4) Tragödien. Es ist wahrscheinlich, daß Ovid nur eine [82]) Tragödie, die Medea, vollendet; andere mag er angefangen haben, ist aber hernach von diesem Zweige der Poesie abgekommen. Die äußere Form anlangend, so waren nach dem Beispiele der Ältern sowol, als auch nach dem des Thyestes [83]) von Varius, der, nach 734 a. c. erschienen [84]), auch Ovid begeistert haben kann, verschiedene Metra in ihr angewandt; das Innere wird damit im Einklange gewesen sein. Die Sprache war gewiß schön, wenn auch nicht ohne üppige Auswüchse, worauf der Tadel Quintilian's [85]) zu gehen scheint, das Sujet, ein verliebtes, für Ovid gut gewählt, daß er aber dem Euripides [86]) darin gefolgt sei, ist bloßer Conjectur. Die Tragödie ward aufgeführt [87]) und mit Beifall [88]) aufgenommen; auch Spätere, wie Tacitus [89]), können ihr Lob nicht verweigern. Schade, daß sie für uns so gut wie ganz [90]) verloren ist! Man hat zwar einmal geglaubt, daß Salmasius und Pichheimer sie hätten; allein das ist ein Misverständniß, welches längst widerlegt worden [91]); ebenso hat wohl Hosidius Geta [92]), der schon von C. Barth [93]) mit Ovid verwechselt ward, noch die Medea, die wir haben und die man fälschlich [94]) besagtem Hosidius beigelegt, mit Ovid irgend etwas gemein.

5) Epigrammata. Gelegentlicher poetische Kleinigkeiten, welche zu verschiedenen Zeiten bei verschiedenen Anlässen können gefertigt sein. Zu ihnen gehört auch wol: liber in malos poetas; welches als besonderes Werk die Neuern anführen [95]). Bei Quintilian [96]) ist aber liber für Gedicht [97]) zu nehmen, wie die ganze Art, in der Quintilian davon spricht, zeigt. Man kann aus derselben Stelle vermuthen, daß es zu Lebzeiten des ältern Macer, also vor 736 a. u., entstanden ist. Sonst wissen wir außer einigen Fragmenten [98]), die eben erwähnt sind, von diesen Gedichten Ovid's Nichts.

6) Priapeia. Können auch in frühere Zeiten fallen. Von ihnen haben wir noch ein Gedicht übrig, welches durch Seneca [99]) ihm gesichert ist. Lachmann [1]) hat gezweifelt, ob diese Autorität dafür hinreiche.

7) Gedicht auf den Tod des Messala Corvinus [2]). Wenn dieser vor 750 a. u. gestorben, wie sehr wahrscheinlich, so ist das Gedicht vor die Ars zu setzen. Wir wissen Nichts von ihm.

8) Aratea. Es kann sein, daß diese Paraphrase des Arat in dieser Zeit entstanden ist; nach den wenigen Überbleibseln [3]) können wir über sie kein Urtheil fällen.

9) De Arte amandi. Libri tres. Dies dürfte der richtige Titel sein, doch ist jetzt de Arte amatoria der gewöhnliche, den, wie Jahn [4]) sagt, Seneca schon eingeführt zu haben. Seneca, von Heinse [5]) schon angeführt, sagt [6]): **Iste sensus est ejus, qui hoc seculum amatoriis non artibus tantum, sed sententiis implevit. Ovidius enim etc.**, ich glaube, es ist ohne mein Andeuten klar, daß für den Titel der Ars diese Stelle von keinem Gewichte sei. Aurelius Victor aber, Herculphus und andere von Heinse [7]) Angeführte, zeigen ebenso, wie die codd. nur, daß im Mittelalter Ars amatoria üblich war, dies kann uns aber nicht bestimmen, von dem Titel, den, wie der erste Vers schon zeigt, Ovid seinem Werke selbst gegeben, der ferner viel schärfer ist, abzuweichen [8]). Diese Ars amandi aber ist das Hauptwerk Ovid's geblieben. Es lag zwar in den Plänen Ovid's, es bei weitem zu übertreffen, allein dies auszuführen war ihm nicht vergönnt. Daher ist es das einzige, aus dem man den Dichter Ovid beurtheilen muß, in dem man ihn mit Aufbietung aller seiner Kräfte auftreten sieht. Und grade dies Werk hat dem Dichter die meisten Vorwürfe, ja man muß sagen, Verachtung zugezogen. Also nicht allein, daß es zur Rechtfertigung seiner Verurtheilung dienen mußte, auch den Ruf in der Nachwelt, auf den Ovid namentlich in seiner Exilenszeit so sicher hoffte, hat ihm dies sein Lieblingswerk verdorben! Denn wenn auch einzelne vorurtheilsfreie Männer, wie Melanchthon [9]), den ganzen Ovid hochschätzten, so war doch deren, welche Ovid als einen Lehrer der Liederlichkeit ansahen, eine viel größere Zahl, und erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts tauchen hier und da unparteiische Urtheile auf. Ephraim Müller, ein Scribent, den man längst hätte vergessen sollen, kann sich freilich nicht von dem Glauben an die Schädlichkeit und La-

82) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 226.; sollte dies nicht *Senec.* Suas. I. p. 25. Bip.: „esse autem in tragoedia ejus" bestätigen? 83) *Weich.*, De Var. et Cass. Carm. p. 99 sq. 84) *Weich.* l. c. p. 68. 85) *Quint.* Inst. Or. X, 1, 98. 88. 86) Bibl. Crit. T. V. p. 88. *Bergman.* Comm. de literar. condit. ap. Rom. p. 43. 87) Man hat das bezweifelt, und daß es aus *Ovid.* Trist. II, 519. V, 7, 25 nicht sicher folge, zeigt *Weich.*, Poett. Latt. rell. p. 286., da sie aber in diesen Stellen mit inbegriffen sein kann und Varius Thyestes aufgeführt ward, so ist nichts dagegen. *Weich.*, De Var. et Cass. p. 73. *Regel.*, De re trag. Rom. p. 54. 88) *Ovid.* Am. II, 18, 19. 89) De causs. corr. eloq. 12. ibiq. Interr. 90) Die Fragmente: *Burm.* Anth. Lat. T. I. p. 128. 91) *Fabric.* B. L. I. p. 462. 92) *Tertull.*, De praescript. Haeret. c. 39., richtig *H. Meyer.* ad Anth. Lat. T. I. praef. p. XXVI, XXVII. 93) Advers. p. 258. 94) Meyer (Anim. ad Anthol. Lat. T. I. p. 98) spricht zwar richtig vom Hosidius, hätte aber meiner Meinung nach den dortigen Cento diesem nicht zuschreiben dürfen. 95) *Fabric.* B. L. T. I. p. 463. 96) *Quint.* Inst. Or. VI, 3, 96 ibiq. *Spalding.* 97) *Bremi* ad *Corn. Nep.* Lysand. c. 4. §. 2.

98) Anthol. Lat. VI, 3. *Burm.* Anthol. Lat. T. II. nr. 1618. *Meyer.* 99) *Senec.* Controv. I, 4. p. 91. Bip.

1) *Lachmann.* ad *Propert.* p. 174. ed. maj. 2) *Ovid.* Ep. ex Pont. 1, 7, 27. 3) *Fabric.* B. L. T. I. p. 463. 4) Ad *Ovid.* T. I. p. 354. 5) *Heins.* ad Art. am. I, 1. 6) *Senec.* Controv. Exc. III, 7. p. 408 Bip. 7) *Heins.* l. c., ebenso Vit. *Ovid.* ap. *Mucciol.* l. c. p. 281. 8) Wegen des Punktes nach amandi vergl. Ramshorn in Jahn's Jahrb. f. Phil. und Päd. 5. Bd. Lit. Anzeig. Nr. VII. S. 4, sonst *Wagner.* ad *Virg.* Aen. IX, 659. T. III. p. 898. *Heyn.* 9) *Spald.* ad *Quint.* Inst. Or. X, 1, 88.

sterhaftigkeit dieser Ars losmachen, meint aber endlich [10]) doch, daß: „wenngleich kein Ovidius mehr in der Welt wäre, deswegen noch genug Hurer und Ehebrecher in derselben sein würden." Doch wozu hierbei verweilen? Schon Hottinger [11]) hat die Ars ein wahres Meisterstück genannt; mit gerechtem Unwillen spricht Böttiger [12]) gegen jede Verunglimpfung derselben und in eben diesem Sinne äußern sich Wachler [13]), Bernhardy [14]), Paldamus [15]) u. A., wenn wir daher auch hier für Ovid in die Schranken treten und das zu beweisen suchen, was die genannten Gelehrten angedeutet, so hoffen wir wenigstens etwas Zeitgemäßes zu unternehmen. — Ein didaktisches Gedicht über die Kunst zu lieben will Ovid verfertigen, woher ist ihm der Gedanke gekommen? Ovid, der heitern Naturells, von Sorgen und Kummer frei das Leben nur von seiner lachenden Seite ansah, konnte nach der Beschaffenheit seiner bisherigen Studien und Arbeiten, nach der Aufnahme ferner, die seinen ersten poetischen Versuchen vom Publicum zu Theil geworden, kaum einen andern Gegenstand zur Behandlung wählen, als die Liebe, daß er aber grade ein didaktisches Epos zu schreiben unternahm über die Liebe, kann, wenn man die Amores beachtet, nicht sehr auffallen, da in ihnen in den mit einer gewissen Vorliebe gegebenen Lehren über Liebesverhältnisse mit Mädchen wie Corinna sich der Anfang und Hinneigung zu einer theoretischen Richtung schon zeigt; ein früher mehr dunkler Hang wird also durch diese Ars ausgebildet. Was ist es aber für eine Liebe, welche Ovid lehrt? Ist nämlich das eben Behauptete wahr, so muß sie der früher geschilderten gleichen. Und so ist es auch. Es war nicht die keusche, eheliche Liebe, nicht die Liebe, welche das wahre Eheglück hervorzubringen und zu begründen strebt — ein Stoff, den kein Hellene, allerdings aber ein Römer hätte wählen und mit Glück behandeln können — was Ovid zu besingen unternahm, sondern der üppige, sinnliche Verkehr zwischen leichtsinnigen Mädchen und leichtsinnigen Jünglingen, jungen Männern Roms [16]) war sein Stoff; Ovid [17]) protestirt stets dagegen, daß auf ehrbare Matronen seine Lehren sich bezögen, nur die nach römischer Sitte [18]) erlaubte Liebe gegen Libertinen ist sein Stoff, aber so oft er es auch hervorhebt, für seine Beurtheiler war es noch nicht genug! Es ist aber unter dem leichtsinnigen Mädchen nicht die erste beste lüderliche Dirne zu verstehen, sondern ein nicht ungebildetes, wohlhabendes, dem Genusse der sinnlichen Liebe zwar nachgehendes, aber doch so nachgehendes Mädchen, daß sie sich weder um Geld allein, noch allein aus wilder Brunst, sondern nur mit Auswahl und mit einem gewissen Anstande, mit einem Worte, stets mit einer gewissen Liebe einem Manne hingibt. Denn es geht die Ars nicht darauf aus zu lehren, wie man *eine* wollüstige Nacht sich verschaffe, sondern es soll ein *dauerndes* Verhältniß zwischen den Liebenden begründet werden. Und dies ward nicht deshalb gelehrt, weil Ovid dieser Liebe ergeben, sondern deshalb, weil dies die Liebe war, welche zu seiner Zeit fast einzig und allein in Rom existirte. Denn Ovid's Zeitgenossen gehören schon zu den Römern, welche, die Republik nicht mehr kennend, an Staatsgeschäfte, die frühere Haupttendenz des Römers, nur mit Widerwillen dachten [19]), durch die dadurch aber entstehende Leere und Öde zu zartern Verhältnissen sich hinneigten. Doch führte sie dies nicht zur Begründung reiner Familienverhältnisse, sondern, da der moralische Gehalt Roms durch die Republik vernichtet worden, ward das freiere Leben mit Hetären vorgezogen; Parallelen finden sich dazu auch bei den Hellenen. Alles aber, was hier gesagt werden könnte, zeigt auf das Beste einfache Erinnerung an die Geschichte der **lex Papia Pappaea**. Schon im J. 736 a. u. c., nach Andern 726 a. u., machte Octavian einen Versuch, durch ein Gesetz Vermehrung anständiger Heirathen zu bewirken und somit der Sittenlosigkeit Einhalt zu thun, er fand aber Widerstand, und erst 757 a. u. ging die **lex Julia de maritandis ordinibus** durch, sie trat aber nicht gleich in Wirksamkeit, ja 762 a. u. — was für die Verbannung Ovid's zu beachten — foderten die Ritter Aufhebung dieses Gesetzes auf ungestüme Weise, und das Gesetz ward auf ein Jahr suspendirt, am Ende d. J. 762 ließ aber mit Modificationen der frühern **lex** August eine neue durch die Consuln Papius und Poppäus vorlegen, die dann auch angenommen ward. Es fällt also die Ausarbeitung und Erscheinung der Ars grade in die Zeit, wo der Umgang und das Leben mit Hetären — so wollen wir diese Mädchen nennen — recht tiefe Wurzel schon gefaßt hatte, wo dieses ferner auf eine dem Staate sehr gefährliche Weise ausgebildet worden. In Rom hatte sich nämlich, eben deshalb, weil man es als *Ersatz* für die Ehe ansah, dies Leben anders als in Hellas gestaltet; da, in Hellas, ward es von Seiten der Weiber als ein Mittel zum Erwerbe, von Seiten der Männer als ein Mittel zur Befriedigung der sinnlichsten Wollust angesehen, einen höhern Reiz ihm zu geben, daran dachte man nicht. In Rom hingegen ward jetzt die Sache künstlicher betrieben und raffinirt, wenigstens gab es eine Classe Mädchen, die ihre Reize nicht dem ersten Besten, der ein Gebot that, überließen, sondern die erst scheinbar verführt, überredet, förmlich erobert sein wollten, ehe sie mit dem, der für sie entbrannt, lebten. Es hatte daher in der That der Liebhaber zu kämpfen und zu leiden, er war den Launen der Geliebten auch im Falle der Erhörung immer ausgesetzt und that er nicht gut, so konnte selbst beim Reichen [20]) das Verhältniß zu seinem Unglücke aufgelöst werden. Zu seinem Unglücke? Gewiß, denn der Römer erfaßte ein solches Verhältniß mit Gluth, es waren nicht die Elegiker allein unglücklich, wenn ihre Geliebten von ihnen Nichts wissen wollten. Es ist also hier stets von einer dauernden Leidenschaft die Rede, nicht von einem augenblicklichen Auf-

10) Hist. krit. Einl. 4. Bd. S. 172. 11) Schriften d. deutsch. Gesellsch. in Mannheim. 6 Bd S. 265. 12) Sabina S. 40. 13) Lehrb. d. Literaturgesch. S. 67. 14) Grundriß d. röm. Litter. S. 223. 15) Röm. Geol. S. 73. 16) *Ovid.* Art. am. I, 55. 17) Art. am. I, 31. 18) *Ovid.* l. c. I, 33: Nos Venerem tutam concessaque furta canemus etc.

19) Buchholz, Philos. Betracht. über d. Röm. 2. B. S. 33. 20) Man schließe nicht zu viel aus *Ovid.* Art. am. II, 165: Pauperibus vates ego sum, quia pauper amavi.

lodern wilder Begierde; wie überhaupt in die Zeit des Auguſt's der Übergang vom Alterthume zur neuern Zeit fällt, ſo finden wir auch in dieſem Verhältniſſe einen Anflug von Neuem, nämlich von Romantiſchem. Grade unſere Ars zeigt dies in ſeiner Wahrheit, ſie wäre ohne ſolche Anſichten rein unmöglich geweſen. Es erklärt ſich hieraus, wie dieſe Liebe mit Zartheit behandelt werden konnte, daher teneri amores, Ovid ſelbſt der lusor tenerorum amorum [21]) ganz im Geiſte der Zeit. War der Stoff der Ars demnach ein zarter, ſo war er den Römern auch wol ein ſchöner; er war zugleich originell, ganz Rom angehörend, dabei war er poetiſch, überhaupt für den Poeten ein höchſt dankbarer Stoff, ſodaß dieſe Wahl Verſtändige nur loben konnten. Damit iſt auch eine andere Frage großentheils zugleich beantwortet, woher nämlich der Dichter geſchöpft habe. Aus dem Leben hat er geſchöpft, dies ſtudiet und aus ihm ein poetiſches Werk geſchaffen, daher iſt und bleibt die Erfindung höchſt genial und zeigt den Dichter als denkenden, productiven Kopf; die Gegenſtände nämlich zu wahren Kunſtwerken werden, wie Göthe ſagt [22]), ſelten er gefunden, als man denkt. Göthe bemerkt noch weiter, daß grade deshalb im heroiſchen Epos die Alten ſich ſtets in einem gewiſſen Kreiſe bewegt, weil aber die Ältern für das didaktiſche Epos keine für alle Zeiten genügende Wahl getroffen und deshalb kein allgemein gültiger Stoff da war, ſo misglückten die meiſten helleniſchen Epen dieſer Gattung ſchon in der Wahl des Stoffes; unter den Alexandrinern, ja ſeit Olymp. 40, hatte keiner außer Arat einen glücklichen Stoff gewählt, Arat's Verdienſt iſt aber nicht einmal dieſe Wahl. Die Römer dagegen hatten Talent zu dieſer Gattung; daß Ennius, Cicero, Lucrez, Varro Atacinus, ſelbſt Ämilius Macer nicht mehr Eingang gefunden, lag in der Wahl des Stoffes, bei Virgil, bei Ovid war das etwas Anderes. Vor Ovid hatte keiner die Liebe wie er behandelt; das that weniger zur Empfehlung des Gedichts bei dem Römer, das war ihm die Hauptſache, daß er überall ſein Rom erkannte. Zwar hat man Ovid den Ruhm der Erfindung nehmen wollen, Heinſe [23]) hat Mehres erwähnt, was man als Vorbild dann ſpäter angeſehen hat [24]), allein mit Unrecht. Denn Zenon's τέχνη ἐρωτική handelte nur im Anfange [25]) von ἐρωτικοῖς, des Kynikers Sphodrias, nicht Ephodrius, wie man nach einem Druckfehler bei Burmann noch immer ſchreibt [26]), τέχνη ἐρωτική [27]), des zu Nikander's Zeit lebenden Peotagorides [28]) ἀκροάσεις ἐρωτικαί, waren, wie es ſcheint [29]), anderer Art, und gehören alſo ebenſo wenig hieher als Theophraſt's u. A. ἐρωτικά, aus denen allerdings Ovid wohl hätte Mythen nehmen können, aber mir für Ovid zu gelehrt ausſehen. Daß er aber mit der obſcönen Literatur bekannt war, iſt keine Frage [30]), zumal da damals dieſerartige Bücher in Rom gewiß viel curſirten. Hierher gehört der Sophiſt Polykrates περὶ ποικίλων σχημάτων Ἀφροδισίων, der Elephantis αἱ ἐν τῇ συνουσίᾳ καταλλάξεις, Schriften unter dem Namen der Lais und ähnliche, ferner die κιναιδολόγοι [31]), die αἰσχρολόγοι, wie Botrys, eine Literatur, die zwar für uns noch ſehr dunkel, hier aber nicht weiter verfolgt werden kann; von ihnen konnte aber Ovid nur für das Ende der Ars Gebrauch machen. Dagegen gab es für die Kenntniß einer Menge anderer Dinge, welche Ovid beſchreiben mußte, wie Toilette der Mädchen, Art ihres Umgangs mit ihren Liebhabern, ſonſtige Kunſtgriffe ꝛc. keine beſſere Quelle, als die neue Komödie [32]), Menander alſo und Andere. Sie hat Ovid ſtudirt, ebenſo wie diejenigen, welche erotiſche Mythen geſammelt, alſo die Elegiker, ferner ſolche, wie Parthenios in den Überſchriften nennt, auch Werke, wie die Αἴτια des Kallimachos ꝛc. Daher denn die Gelehrſamkeit. Was die Mythen anlangt, ſo behandelt er ſie ganz frei, wie gleich der Anfang der Ars zeigt. In Factis aus der Gegenwart darf man ihm nicht unbedingt hiſtoriſche Treue zutrauen, er wählt und ſchreibt, wie es der Zeit am angenehmſten [33]) iſt, dagegen die Sittenſchilderung ſelbſt iſt vortrefflich und wahr. Dies alſo die Quellen für einzelne die Art der Liebe betreffende Umſtände, für Mythen und ſonſtigen Schmuck; daß er auch außerdem Dichter namentlich viel geleſen, wird, obgleich es ſich von ſelbſt verſteht, unten noch deutlich gezeigt werden, die eigentlichen Lehren aber bleiben immer Ovid's Eigenthum und ſind vom Leben ſelbſt abſtrahirt. Den Stoff, die Erfindung im Gedichte kennen wir alſo jetzt, eignet ſich aber dieſer Stoff zur poetiſchen Darſtellung? ja, eignet er ſich überhaupt zu einer ernſtern Darſtellung und Behandlung, zu einem Lehrgedichte? Es iſt das Lehrgedicht an und für ſich eine Zwittergattung, indem es ſeinen innern Beſtandtheilen nach der Lyrik näher ſteht, epiſch aber der Form nach iſt, daher man ihm denn auch abſpricht, zu den eigentlichen Formen der Kunſt zu gehören [34]). Es nimmt ohne Zweifel eine untergeordnete Stellung in der Poeſie ein, wie das die meiſten zu ihm gehörenden Gedichte auch zeigen; daher könnte man meinen, es ſeien jene Fragen ganz überflüſſig, da, der Dichter möge wählen, was er wolle, etwas Ordentliches doch nicht herauskäme. Ovid mag das gefühlt haben oder nicht, genug, er ſchloß ſich den bisherigen Lehrgedichten nicht an, er ſchuf eine ganz neue Gattung. Dies mag Bouterwek [35]) gefühlt haben, als er meinte, die Ars ſei ein komiſches Lehrgedicht, eine Parodie des ernſthaften; nur

21) *Ovid.* Am. II, 18, 4. III, 1, 69. 15, 1. Art. am. I, 7. Trist. IV, 10, 1. Fast. IV, 196 etc. 22) Sämmtl. Werke. 43. Bd. S. 6. 8. Ausg., falſch ſieht Manſo (Nachr. zu Sulzer's Theor. III. S. 338) den Stoff an. 23) Ad Art. am. I, 1. 24) Ephr. Müller a. a. O. S. 102. 25) *Diog. Laert.* VII, 1, 34, ſonſt *Athen.* IV. p. 162. B. 26) *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 354. 27) *Athen.* l. c. 28) *Athen.* l. c., Schol. ad *Nicandr.* Alexiph. 8. ibiq. *Schneider.* 29) Es geht das aus dem Citat bei *Athen.* l. c. hervor.

30) *Ovid.* Trist. II, 413. 31) Interpp. ad *Ovid.* Trist. l. c. *Forberg.* ad *Anton.* Paner. Hermaphrod. p. 207 sq. 32) *Ovid.* Trist. II, 369. Amor. I, 15, 17. Art. am. III, 279 sq. coll. *Alex.* ap. *Athen.* XIII. p. 568. A. *Douz.* ad *Ovid.* Rem. am. 648. 33) *Ovid.* Art. am. I, 179, wo die hiſtoriſche Schwierigkeit, welche Heinſe findet, *Prop.* IV, 6, 83 nicht hebt, cf. *Ovid.* Am. III, 12, 41. 34) Hegel, Vorleſ. über Äſthet. I. S. 543, wer Geſchmack daran findet, vergl. Duſch, Briefe zur Bildung des Geſchmacks. 2. Bd. Brief I—IV. 4. Bd. Brief I—IV. 35) Äſthet. II. S. 115.

so kann man wol diese Unmöglichkeit entschuldigen, doch ernsthaft, hält man das Wesen des Stoffes im gewöhnlichen Lehrgedichte fest, der nämlich schon von dem Anfange der poetischen Thätigkeit prosaisch für das Bewußtsein ausgeprägt ist [36]), so sieht man den Unterschied zwischen Ovid und den Andern. Er nahm die Liebe, diesen unerschöpflichen Stoff, der an keine feste Form gebunden war, mit dem er frei schalten und walten konnte. Virgil hat vortrefflich die Bienenzucht geschildert, aber er mußte darin einem und zwar nur einem fest Vorhandenen folgen; die Biene ist stets dieselbe, aber Liebe wird auf tausendfachen Wegen erworben, bietet tausend und abermal tausend verschiedene Situationen, sodaß der Dichter hier nur das wählen kann, was seiner poetischen Tendenz zusagt. Da Ovid einmal weiter gegangen, so scheute er sich auch nicht vor einem zweiten Schritte, und wählte zur Form das Distichon; es zeigt dies einen lyrischen Charakter, den schon die häufige Einmischung des Dichters selbst in das Gedicht weiter bringt, sodaß, um einmal mit Jean Paul [37]) zu reden, die Ars ein schweifendes Grenzwildpret zwischen dem Lehrgedicht und der Ovid'schen Elegie ist. Paßt aber das für den Stoff? War dies nothwendig? Eine eigene Form war ohne Zweifel des Stoffes sowol als auch des Publicums wegen nöthig. Denn der Stoff war von einer Seite gefaßt, in der er leicht lächerlich und abgeschmackt erscheinen konnte; wer in aller Welt glaubt denn eines Lehrers im Lieben zu bedürfen? Wo namentlich findet man die Mädchen, welche die Kunst nicht mit auf die Welt [38]) bringen? Und für die Mädchen war doch das ganze dritte Buch geschrieben. Betrachten wir nun das Publicum in Rom überhaupt, der größte Theil desselben kannte ja die Sachen, welche er hier lernen sollte, e praxi viel besser als der Dichter selbst! Es war hiernach schwer, den richtigen Ton zu treffen, es durfte trotz der leichtfertigen Sache ein gewisser Ernst nicht fehlen, allein dieser nur ein Bischen zu weit getrieben war schon ein großer Fehler. Daher denn das Ganze so behandelt wird, daß das Lehren eigentlich Nebensache, die Hauptsache hingegen Ergötzung des Lesers ist; darnach ist Alles behandelt [39]). Dies muß im Einzelnen jetzt gezeigt werden, daher ist von der Sprache und ihrer Behandlung, von dem Stoffe, in Hinsicht auf diese und von der Composition im Ganzen zu handeln.

Ovid handelt im ersten Buche der Ars die Fragen ab, wie man ein Mädchen suchen und wie man sie, wenn man sie gefunden, sich geneigt machen; im zweiten, wie man die erworbene Geliebte dauernd an sich fesseln solle; dagegen im dritten unterrichtet er die Mädchen, wie sie sich gegen die Männer in den Punkten der Liebe zu verhalten hätten. Er sah ein, daß bei diesem Stoffe er der gewöhnlichen elegischen Sprache sich nicht bedienen dürfe, da die Sprache im Einklange mit dem Stoffe sein müsse; er sah ferner, daß zu dem guten Dichter außer natürlichen Anlagen auch Studium [40]) gehöre, daß eine umfassende Kenntniß der Sprache, Bekanntschaft mit griechischen Mythen und der griechischen Literatur, namentlich aber bei einem größern Werke neben festen Grundsätzen über poetische Composition, überhaupt beharrlicher Fleiß und Ausdauer erforderlich sei; Alles dies zu erwerben war sein Streben und getrost ging er an das größte Werk, was er bisher unternommen. Der Sprache war er durch frühe Übung, durch guten Umgang und viele Lectüre mächtig geworden; es war ihm genug, in ihr ein Mittel zu gewandter, schöner Verkörperung seiner Ideen zu haben, sie bilden wollte er nicht. Die poetische Sprache, um die gehörige Höhe und Würde zu erreichen, muß alte, seltnere Formen gebrauchen, von denen hier Einiges angemerkt werden soll. Es ist dies bei Ovid von Anfang an, doch gilt für sie, daß sie im Ganzen nur solche sind, welchen anderer Dichter Vorgang schon eine Stelle in der jetzigen Dichtersprache angewiesen, sodaß man also aus ihnen allein auf Gelehrsamkeit, auf tieferes Studium alter Lateiner mit Sicherheit eben nicht schließen dürfte. Wie diese alten Formen aber oft einem Gedanken ein ganz eigenthümliches Ansehen zu geben vermögen, so können auch neue der Sprache und Sache einen neuen Reiz verschaffen; Ovid verschmäht sie daher nicht, ja steht nicht an, wenn es ihm Noth zu thun scheint, selbst welche zu schmieden. So sagt er alterthümlich **startisset** [41]), **dimicuisset** [42]), nach Lucrez und Andern **face** [43]); die Form **dixti** ist durch Properz [44]) zu vertheidigen, ist sonst aber ebenso kühn, vielleicht fehlerhaft wie **revulsit** [45]), was später Ovid auch nicht mehr anwendet, sodaß man sieht, wie er auf diese Dinge achtet; zweifelhaft ist noch, ob er **igni** als ablat. [46]) vorgezogen, ob er **genit.** wie **Achilli** [47]) gebraucht, denn über solche Dinge müssen codd. entscheiden. Daß aber Ovid in diesen Formen Neuerungen nicht unzugänglich war, zeigen Dative, wie **Lemniasin, Troasin** [48]), rein griechische Formen, die sich auch bei Properz finden, ferner **Cecropidae vates** [49]), das bei manchem Substantiv **variable** Geschlecht, wie bei **finis** [50]). Zeigt sich hierin Freiheit, so ist es doch im Ganzen stets eine, wie sie sich bei allen Dichtern dieser Zeit findet, dagegen ist es eine sehr hervorzuhebende Eigenthümlichkeit unsers Dichters, die man vielleicht nach seinem verschrieenen Leichtsinne von ihm nicht erwartet, daß er die Worte so scharf als möglich in ihren Bedeutungen faßt und daher jedes zu beschreibende Ding mit den Worten zu bezeichnen strebt, die ihm recht eigentlich zukommen. Gebraucht er z. B. irgend einen Vergleich vom Kriegsdienste, so gebraucht er die in ihm stehend seienden Worte; so vom Visiren trans-

36) Hegel a. a. O. 37) Vorsch. der Ästhet. II. S. 597. 38) Jacobs vermischte Schriften. IV, 3. S. 312. 39) *Heyn.* ad *Virg.* Georg. T. I. p. 266. ed. *Wagn.* 40) *Ovid.* Trist. I, 1, 105. II, 12. In einzelnen Theilen des Folgenden erlaube ich mir, die frühern Gedichte mit zu berücksichtigen.

41) Heroid. VIII, 21. 42) Amor. II, 7, 2. 13, 28. 43) Amor. II, 2, 40. Art. am. II, 210. *Endlich.* ad *Claud.* Sacerd. I. p. 8. Anal. Gr. T. I. 44) Heroid. XI, 59. intt. ad *Prop.* I, 3, 27. 45) Intt. ad *Ovid.* Heroid. VI, 114. 46) *Idem.* IV, 89. 47) *John.* ad *Ovid.* Metam. XIII, 304. ed. *Gier.*, ad *Virg.* Aen. X, 581. 48) Art. am. III, 672. *Heins.* ad *Ovid.* Heroid. XIII, 137. 49) *Heins.* ad *Ovid.* Art. am. I, 173. 50) *Id.* I, 282. *Ruddim.* Inst. L. L. T. p. 25. *Forbig.* ad *Lucret.* I. 108.

ire, ebenso steht von Stipulationen spondere [51]), von Wettrennen equi de carcere missi [52]), vom Opfern dacere juvencas [53]): er unterscheidet humo und humi, und wird daher auch wol nicht versa est in cineres, sondern in cinerem gesagt haben [54]); ebenso zeigt seine Genauigkeit der Gebrauch von crassus [55]), von pendere [56]), welches an und für sich unbestimmte Wort er stets so stellt, daß man aus der Umgebung über den Sinn ganz klar wird. Dadurch wird Ovid deutlich, ferner gewinnt er klare, anschauliche Tropen, welche die Rede kunstvoll, poetisch machen; sie hat er z. B. für die Liebe von dem Kriegsdienste [57]), vom Fischfange [58]), von Gefängnissen, Sklavendienste [59]), von Pferden [60]), Wellen und Felsen des Meeres [61]), vom Kreisel [62]), also von den verschiedenartigsten Gegenständen hergenommen und doch sind stets die Gedanken klar mit ihnen ausgedrückt. Wir fügen noch hinzu, daß er die Jagd [63]) ebenso benutzt, ferner Prädicate der Kleider auf Menschen [64]) überträgt. Auch kennt er, was ebenso wenig etwas Neues ist, wie oft passend simplicia für die composita und umgekehrt die letztern für die erstern gesetzt werden, so tenere für retinere, motus für permotus, servare für observare, ducere für adducere, pressus für impressus [65]), dagegen ediscere für discere [66]); es kommt nur darauf an, daß dies passenden Orts geschieht. Daher man denn mit der Worterklärung im Ovid vorsichtig sein muß; wenn er Art. am. I, 761 sagt:

Utque *leves* Proteus modo se tenuabit in *undas*:
Nunc leo, nunc arbor, nunc erit hirtus aper.

so ist da nicht schlechtweg mit Burmann *Ovid.* Fast. V, 661 zu vergleichen,

Hactenus; ut vivo sobiit rorantia saxo
Antra, *leves* cursum sustinuistis *aquae*.

denn in der Ars ist wegen tenuabit gesagt leves undas, in seine Wellen, die überall durch können und zugleich, um diesen Vers dem folgenden, der Stärke bezeichnet, stark entgegenzustellen; hingegen in den Fasten bezeichnet leves nur die Schnelligkeit. Da dies alles Streben nach Deutlichkeit zeigt, so sieht man auch, weshalb der Dichter entweder alte Worte, wie alumen [67]) — wenn man dies nicht zu den neuen lieber zählen will — oder gebräuchliche in alten Bedeutungen, wie celeberrima für schnell [68]) — eine Bedeutung, die, wie sie bei Ovid steht, leicht sich aus der Grundbedeutung des Worts erklärt — nicht oft hat; viel weniger Schwierigkeit entstand aber aus Worten, die, so viel wir wissen, er selbst gebildet, da sie alle deutlich und einfach sind; so sagt er zuerst ioniacus [69]), aquaticus [70]), puellaris [71]); ebenso leicht schafft er durch Zusammensetzung adjectiva, wie septemplex [72]); ferner ist das Epitheton ruricola [73]) zuerst bei ihm und hernach öfter; neu sind die verba recandescere [74]), resanescere [75]). Noch weiter geht er hierin aus guten Gründen später. Dies zeigt sich in den Gedichten, welche wir betrachten, Leichtigkeit, eine gewisse Nachlässigkeit an manchen Stellen, ferner die Fülle von Worten, eine Masse, welche dem Dichtee zu Gebote steht: da von allen Worten die hier gemachten Bemerkungen gelten, so sieht man, wie die proprietas sermonis mit großer Sorgfalt beachtet worden. Worte, die seinem Sinne nicht entsprechen, wie basia, hat er daher ganz vermieden. Sehen wir nun in diesen Dingen den Dichter mit Urtheil handeln, so wird sich dasselbe auch in der Verbindung der Worte, in den Constructionen, zeigen. Nun kommen auch hier meistentheils solche Dinge vor, welche damals in der Dichtersprache schon eingeführt waren, die also weder als Neuerungen angesehen werden können, noch den Schluß erlauben, Ovid hänge lediglich von andern, lateinischen sowol als griechischen, Dichtern ab; er gebraucht die damals bestehende Dichtersprache. Dies sehen wir sogleich an den Grácismen, von denen in diesen Werken eben keine so sehr auffallende vorkommen: es kommen vor Genitive [76]), wie in durior oris equus, Umschreibungen des Adjectivs [77]), wie ales ab Indis, der Accusativ bei Passiven [78]), der der Richtung nach einem Orte hin [79]), doctus ire Athenas, wo man ad, der der Richtung durch etwas durch [80]), currere aquas, wo man per erwartet hätte; ferner den der nähern Bestimmung bei Adjectiven [81]); dann setzt auch Ovid den nomin. cum infin. [82]), um das Subject deutlicher hinzustellen, gaudent tamen esse *rogatae*, wendet die Construction von licet [83]) auf vacat, dabitur und dergleichen an. Alles Dinge, bei denen der Leser kaum an ein ausländisches Idiom erinnert wurde. Zeigt dies, daß Ovid seine Sprache kennt und in der Gewalt hat, so wird dies die Betrachtung einiger Constructionen noch mehr bestätigen; zwar kann hier nur von Andeutungen, nicht vom Erschöpfen die Rede sein; aber ganz umgehen möchte ich dies doch nicht. Beachten wir die hypothetischen Sätze, so hat Ovid in der Ars vorzugsweise nur einfache Formen, was in ihr durch den Inhalt mit veranlaßt war; da für einen vorliegenden, bestimmten Fall eine Regel gegeben werden soll und gegeben werden muß, so ist natürlich, daß im Nachsatze so bestimmt als möglich gesprochen wird und fut. indic., imperat. [84]) stehen:

51) Für Ersteres cf. Amor. I, 9, 27, für spondere ib. I, 13, 21. 52) Amor. III, 2, 9. 53) Ib. III, 13, 13. *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. sel. p. 258. 54) Heroid. I, 24. *Jahn.* ad *Virg.* Georg. IV, 141. Hand, Lehrb. des latein. Stils. S. 183. 55) Amor. III, 6, 8. Döderl. Lat. Syn. I. S. 20. 56) *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. sel. p. 268. 57) Amor. I, 11, 21. 58) Art. am. III, 425. 59) Ib. II, 124. *J. H. Voss.* ad *Tibull.* I, 4. fin. 60) Art. am. I, 44. 61) *Ovid.* Heroid. XV, 189. 62) Amor. II, 9, 27. 63) Heroid. I, 76. Art. amor. II, 2. 64) Ibid. I, 214. *Huschk.* ad *Tibull.* I, 2, 71. 65) Heroid. V, 49. II, 24. Metam. II, 735. III, 104. *Guenther.* et *Wachsm.* Athen. II, 2. p. 266. 66) Metam. II, 689. ibiq. *Bach.* 67) Art. am. III, 629. *Jacob* ad *Lucil.* 436. 68) Art. am. II, 705. *Doederl.* Lat. Syn. I. p. 22.

69) Heroid. IX, 73. 70) Heroid. XV, 159. *Bach.* ad Metam. II, 853. 71) Heroid. XV, 159. 72) Amor. I, 1, 7. *Schirach.* Clav. Ovid. s. v. 73) Amor. III, 2, 53. 74) Remed. am. 734. 75) Amor. I, 10, 9. 76) *Ovid.* Amor. II, 9, 30. *Jahn.* ad *Ovid.* Met. V, 267. *Gier.*, ad *Virg.* Aen. I, 441. 77) Amor. II, 6, 1. *Schrad.* ad Mus. 153. *Jahn.* ad *Ovid.* Met. IX, 156. 78) Art. am. III, 545. 79) Her. II, 183., Rem. am. 773, vielleicht Art. am. II, 37. 80) *Heins.* ad *Ovid.* Trist. V, 7, 36. 81) Her. VI, 3. Art. am. I, 530. III, 892. 82) Amor. II, 4, 14. Art. am. I, 345. *Schmidt.* ad *Hor.* Epist. I, 7, 22. 83) *Schmidt.* l. c. I, 16, 61. 84) Art. am. I, 132, 581.

Digitized by Google

haec mihi si dederis commoda, miles ero
huic; si forte bibes, sortem concede priorem

es werden aber auch die Conjunctioe nicht verschmäht, sondern dienen dazu, dem Falle ein anderes Colorit zu geben und dadurch Verschiedenheit hervoezubringen, Abwechselung [81]):

paucaque si quaeras, crimina fraudis habent,
si spatium quaeras, breve sit, quo laesa queratur.

Mit diesen einfachen Formen weiß aber der Dichter durch die Stelle, welche er ihnen gibt, schöne Effecte hervorzubringen; so wird in [82]):

sed semel est custos longum *redimendus* in annum,
saepe dabit, dederit quae semel ille manus

schön das bedenkliche Gesicht, was der Dichter dabei macht, geschildert und durch die Weglassung des si noch gehoben; dies, das si, läßt Ovid auch bei dem conjunct. weg in hypothetischen Sätzen, wodurch dieser modus eine dem Imperatio ähnliche Kraft bekommt [83]):

conveniet maribus, ne quam nos ante rogemus:
femina iam partes victa rogantis agat.

Doch es kommen auch gesuchtere und feinere Formen vor, z. B. wo er praes. perfect. indic. für imperf. conj. setzt [84]), wie:

nunc quoque nescirent: sed me Cytherea docere
fuerat et ante oculos constitit ipsa meos.

Ferner imperf. conj. für plusquamp., praes. conj. für imperf, praes. conj. für plusq., wo stets das Gewählte lebhafter und poetischer ist, weil des Dichters Phantasie sich ein Factum in die Gegenwaet, vor die Augen rückt, also ganz von ihm ergriffen erscheint [85]):

Phrixides Halcyen avida si *spectet* edentem,
Oderit et *dicat* „Stulta rapina mea est.

Wie also in diesem Punkte der Dichter zeigt, wie er seine Formen mit Rücksicht auf das didaktische Gedicht passend auswähle, so zeigt dasselbe auch die Behandlung der modi in andern Fällen; so setzt er an passenden Stellen in der orat. obliq. den indic., ist abee spaesam damit und schließt sich daher nicht an Properz, wol aber an Tibull an [86]): adspice, signatum sanguine pectus habet; nimmt ferner die Begriffe sehr scharf, wenn ee sagt [87]): vidi ego, *cum* foribus lassus *prodiret* amator; denn quum prodiret steht nicht für quoties peodiree, sondern es fodert das imperf. hier auf, die Sache sich klar vor Augen zu stellen; um Gewißheit auszudeücken, setzt er quamvis mit dem Indicativ [88]). Bei dieser Genauigkeit mußte schon von Vorn herein in [89]): vos quoque *non caris* aures *onerate* lapillis, das non mit dem Imperativ auffallen; daher ist es mit ihm auch nicht, sondern mit caris zu verbinden, aber es bleibt dies doch eine kleine Ungenauigkeit von Seiten des Dichters. Denn die Gründe von Spracherscheinungen machen ihm keine Last; daher er auch hier Neueeungen aufnimmt, welche die Zeit brachte: so läßt er auf precari den Infinitio folgen [90]), verbindet quum gegen den bisherigen poetischen Sprachgebrauch mit conjunct. plusq. [91]). — Im Gebrauche der tempora zeigt Ovid ebenfalls Gewandtheit und weiß daher mit ihnen seine Sprache zu beleben: so steht lebhaft praesens für futur. [92]); das perfect., um einen Befehl stark auszudrücken [93]), für Aoeist ꝛc. Voesichtig ist Ovid ferner beim Gebrauche des plural. bei Collectiven [94]); ebenso weiß er bald durch ein Zeugma, bald durch eine leichte Ellipse, wie Weglassung von aliquis [95]), vom pronom. relat. [1]) der Rede eine gewisse Spitzigkeit zu geben; weiß Kraft durch den pluralis emphaticus, wie animi von einem [2]), und umgekehrt durch den sing. für plur. [3]), hervorzubringen; er braucht ferner aus denselben Gründen ein Adjectio [4]) für Substantio, für Adverbium [5]). Werfen wir nun noch einen Blick auf die Woetstellung, so werden wir auch bei dieser sehen, wie er duech sie auf leichte Weise sucht seinen Gedanken die nothwendige Kraft zu geben, also nicht nach ungewöhnlichen, schwierigen Stellungen greift. Er kennt sehe gut die Stellen im Verse, welche, wie z. B. die eeste im Pentameter, an und für sich schon Kraft haben [6]), und stellt dahin die passenden Worte; durch eine auffallendere Stellung des pee hebt er ferner den Schwur hervor [7]), wie er auch sonst Präpositionen und ähnliche kleine Worte, die sonst gewichtlos vorübergingen, freier stellt, so ut, cum, usque, quoque [8]). Nicht ohne Grund tritt in die oratio directa das dixit [9]) eest am Ende ein, und wie sie dadurch einen neuen Nachdruck eehält, so sucht auch im entgegengesetzten Falle, nämlich wo eine Aufzählung oder Ähnliches, was leicht prosaisch wied, zu beben ist, Ovid durch überraschende Wortstellung zu helfen; daher versetzt er das die einzelnen Glieder einführende Woet [10]):

Gargara *quot* segetes, *quot* habet Methymna racemos,
Aequora *quot* pisces, fronde teguntur aves.

Ja, er läßt auch die Synchysis [11]) zu, womit er grade auch in Aufzählungen Effecte hervorbringt. Durch solche freiere Stellungen weeden auch mitunter Constructionen herbeigeführt [12]), die aber sehr gut in den Sinn passen:

85) Art. am. II, 455. III, 82. cf. *Werfer.* Act. Phil. Mon. I. p. 531. 86) Art. am. III, 657. 87) Art. am. I, 277. Am. III, 2, 9. cf. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 6, 52. 88) Art. am. III, 43. Her. XV, 88. 89) Art. am. III, 759. Met. I, 695. XIV, 195. *Dissen.* ad *Tibull.* Prolegg. p. CLXXX. T. I. 90) *Ovid.* Art. am. II, 384. III, 115. *Lachmann.* ad *Prop.* I, 2, 9. *Wagner.* ad *Virg.* Eclog. IV, 32. ed. *Heyn.* 91) Amor. II, 11, 13. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 2, 14. 92) Amor. II, 1, 28. Art. am. III, 325. *Spohn.* ap. *Wagn.* ad *Virgil.* Eclog. III, 84. ed. *Heyn.* 93) Art. am. III, 139. Vergl. Haab, Lehrbuch des latein. Etyts. S. 232.

94) Heroid. V. fin. *Huschk.* ad *Tibull.* II, 5, 3. 95) Heroid. XV, 161. *Jacob.* de Manil. poet. part I. init. 96) Heroid. III, 58, 68. VII, 107. 97) *Ovid.* Art. am. I, 318. II, 593. 98) Art. III, 534, welcher Fall von *Lygdam.* III, 4, 9 verschieden ist. 99) Art. Am. II, 659. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 6, 55.

1) Art. am I, 58. Metam. XIV, 196. 2) Art. am. I, 191. Her. IV, 130. Trist. V, 1, 25. 3) Art. am. I, 97. II, 520. 4) Amor. III, 7, 50. *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. a. p. 171. 5) Heroid. I, 8. II, 32. Art. am. III, 246. 6) *Werfer.* Act. Phil Mon. I. p. 539. 7) Heroid. X, 73. Intt. ad *Ovid.* Amor. III, 2, 61. *Ruhnk.* Dict. ad *Ovid.* Her. l. c. 8) Art. am. I, 219. III, 155. *Werfer.* l. c. p. 526, 564. 9) Art. am. I, 130. 10) Art. am. I, 57. Amor. II. 13, 7. 11) Art. am I, 121. III, 11, 206. 12) Amor. II, 19, 10. Art. am. I, 50, 553.

„ante frequens quo sit *disce* puella *loco.*“ Natürlich ist hiernach, daß ihm der den Lateinern eigenthümliche und von ihnen geliebte Parallelismus [13]) in der Stellung der Substantive und Adjective nicht entgangen ist, so:

Ut *pendens liquida ripa* subitur *aqua*
Fortia nam *posita* sumpserat *arma* *colo*
Nec *tua nocturna* frangetur *ianua rixa*
Conveniunt *tenues scopulis analectrides altis* etc.

Alles also, die Formen, die Worte selbst, die Constructionen und die Wortstellung zeigen, wie Ovid darauf ausgeht, seine Gedanken in möglichst deutlicher, leichter und echt lateinischer Dichtersprache darzulegen, sodaß von dieser Seite dem Leser keine Schwierigkeit gemacht wird. Wollte der Dichter aber dies wirklich erreichen, so war ein hierzu passender Periodenbau nothwendig. Wie der Dichter, als für die Phantasie vorzugsweise schreibend, überhaupt seine Periode anders formiet als der Prosaiker, so muß der Dichter, welcher das elegische Distichon als Form anwendet, auf dieses bei der Periode noch besonders Rücksicht nehmen. Denn in dem Pentameter liegt, wie Ovid selbst [14]) so manchmal hervorhebt, ein Abschließen, ein Herabsinken, wodurch grade das Weiche des Distichons bewirkt wird. Dies darf der Sinn nicht verwischen, vielmehr muß die Periode hiernach sich bilden und daher muß das im Hexameter Enthaltene im Pentameter nicht steigen, sondern herabsinken, nur vollendet werden. Dies hält Ovid mit den andern Elegikern seiner Zeit so fest, daß er in der vollendeten Ars amandi stets ein Sinnesende am Ende des Distichons eintreten läßt; sind aber mehre Distichen zu einer größern Periode verbunden, so ist am Ende der Pentameter stets ein kleinerer Abschnitt; beginnt dagegen, was seltener [15]), mit dem Pentameter ein neuer Satz, so schließt sich mit dem Verse auch der Sinn. Es ist dies offenbar eine starke Fessel, Ovid will aber für die leichte, heiter ergötzende Ars das Weiche der Elegie nicht vertuschen. Von dem Weichen ist das Breite schwer zu trennen; es kann dies natürlich auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Ovid bringt dies ebenso wie die große Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit durch die Art der Perioden im Distichon vorzugsweise hervor; er hat daher sehr einfache, aber auch sehr verwickelte Formen, darin aber schon am Tibull einen trefflichen Vorgänger gehabt [16]). Breite, Weichheit, Mannichfaltigkeit werden in der Elegie dadurch bewirkt, daß die das Distichon füllende Sentenz entweder in mehre dem Sinne nach verschiedene Kola getheilt, oder dadurch in Theile zerlegt wird, daß der Dichter nur in anderer Form den Gedanken wiederholt. Um mit dem erstern, dem bei Ovid häufigern, zu beginnen, so ist hier die einfachste Form, wo ein Distichon in zwei Theile so getheilt ist, daß der Hexameter einen ungetheilten Vordersatz, der Pentameter einen ungetheilten Nachsatz macht [17]):

Haec tibi non tenues veniet delapsa per auras:
Quaerenda est oculis apta puella tuis

Causale, adversative, copulative und andere Sätze werden häufig in dieser Form bei Ovid gefunden. Er läßt nun ferner den Hauptsatz so aus zwei Theilen bestehen, den Nachsatz aus einem, daß nur der Hexameter, nicht aber der Pentameter, getheilt ist [18]):

Qui totias socios, toties exterruit hostes,
Creditur annosum pertimuisse senem.

Ebenso liebt er auch den umgekehrten Fall, wo der Hexameter eins, der Pentameter aber getheilt ist [19]). Doch brauchen Pentameter und Hexameter nicht stets so streng geschieden zu sein, sondern, wo es passend, geht der im Hexameter angefangene Sinn so in den Pentameter über, daß mit dessen erstem Worte er schließt, das folgende aber den Nachsatz enthält [20]):

Quid tibi femineos coetus venatibus aptos
Enumerem? Numero cedet arena meo

oder umgekehrt beginnt der Nachsatz schon im Hexameter [21]) und nimmt noch den folgenden Pentameter ein; doch kann dieser auch getheilt sein [22]):

Aurea nunc vere sunt saecula: plurimus auro
Venit honos, auro conciliatur amor;

ebenso wie der Vordersatz selbst [23]):

Hos aliquis, tremulo dum captat arundine pisces,
Vidit et inceptum dextra reliquit opus.

Bis jetzt sahen wir, wie ein Gedanke durch eine Zweitheilung, *διχοκωλία*, entweder so zerlegt wird, daß ein gleicher Vor- und Nachsatz, wie ich der Kürze wegen sagen will, oder ein einfacher Vor- und getheilter Nachsatz und umgekehrt, entstehe; Ovid geht aber noch weiter, indem er sowol Vorder- als Nachsatz aus je zwei Theilen bestehen läßt, was in Gegensätzen besonders einen schönen Eindruck macht [24]):

Aeacidae Chiron, ego sum praeceptor Amoris;
Saevus uterque puer: natus uterque Dea,

hier bestehen Pentameter und Hexametee für sich; es kann aber auch der Sinn des Pentameters im Hexameter beginnen [25]), was jedoch, wie alle ähnliche, die seltenere Form ist, weil sie eine Heftigkeit, ja Zerrissenheit in den Vers bringt, welche dem Distichon, wie es in der Ars sein soll, nicht zusagt. Es ist dies aber noch nicht die größte Theilung, sondern Ovid läßt den Hexameter auch aus drei, vier Theilen bestehen, den Pentameter dann aus wenigern [26]):

Quod rogat ille, timet; quod non rogat, optat, ut instes;
Insequere, et voti postmodo compos eris.

---

13) Art. am. I, 620. 702. III, 71. 273. Vergl. Wackernagel, Gesch. des teutsch. Hexam. und Pent. S. X. Ich habe diesen Punkt hier nur berührt, wie es komme, daß er bei Ovid selten, cf Iasr. not. 76 p. 72. 14) Amor. III, 1, 8. 15) Art. am. I, 178, 254, 248, 652, 646. II, 522. 16) *Dissen.* ad *Tibull.* Prooll. p. CXVIII. T. I, daß diese meine Untersuchungen sowol Unterredungen mit Dissen als auch den Werken dieses Gelehrten ihren Ursprung verdanken, ist zu erwähnen für mich Pflicht der Dankbarkeit.

17) Art. am. I, 45, 245, 257, 319, 331. II, 353. 18) Ibid. I, 13, 201, 205, 277. 19) Ibid. I, 165, 215, 229, 341. 20) Ibid. I, 253, 325, 351, 543, 635, 647, 653. II, 78. 21) II, 429, 493. III, 167, 175. 22) Ibid. II, 277, 413. 23) Ibid. II, 77, 121, 173, 335, 337, 349. 24) Ibid. I, 17, 275, 325, 445, 477. II, 281, 291. 25) Ibid. II, 171. 26) Ibid. I, 485.

Digitized by Google

Alle dieſe Formen entſtehen, wie geſagt, nur dadurch, daß der Gedanke in zwei Theile zerlegt wird. Ovid zerlegt ihn aber auch in drei, ſodaß entweder Aufzählungen oder ein Vorderſatz mit zwei Nachſätzen, zwei Vorderſätze mit einem Nachſatze ſich bilden; es kann hier der Hexameter auch ſtreng vom Pentameter geſchieden [27]) ſein; doch iſt das Gewöhnlichere, daß der zweite Theil in den Pentameter übergeht [28]), ſa:

Byblida quid referam, vetito quae fratris amore
Arsit, et est laqueo fortiter ulta vefas?

Es erlaubt aber dieſe Form auch Modificationen, indem einzelne Theile wieder getheilt werden können [29]), wie:

Cum surgit, surges: donec sedet illa, sedebis:
Arbitrio dominae tempora perde tuae,

wo darin auch die Schönheit beſteht, daß, wie bei Ovid öfter [30]), der Pentameter eine allgemeine Sentenz enthält. Tibull hat übrigens von dieſen zuletzt erwähnten Fällen nur ſehr ſelten Beiſpiele; Ovid hat ſogar in vier Theile das Diſtichon getheilt und dann gern bei dem Ende des Hexameters einen Halt [31]):

Illam respicias, illam mirere licebit;
Multa supercilio, multa loquare oculis.

Doch geht der Sinn öfter auch in den Pentameter über [32]). Schon hieraus dürfte erhellen, worin die Eigenthümlichkeit des Ovidiſchen Styls beſtehe, nämlich in dieſen zerſchnittenen und zerhackten Periaden, wie ſchon von Diſſen bemerkt worden [33]); dadurch unterſcheidet ſich unſer Dichter am ſchärfſten und eigenthümlichſten nicht allein von Tibull und Properz, ſondern auch von den Hellenen, die in dieſer Art nichts haben. Ehe ich aber weitere Folgerungen hieraus ziehe, komme ich auf die obige Bemerkung zurück, daß Diſtichen nicht allein durch ſolche Theilung gebaut werden, ſondern auch, um die elegiſche Breite herauszubringen, durch Wiederholung des Gedankens des Hexameters im Pentameter [34]), ſa:

Nos Veneri tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Es iſt dies jedoch bei Ovid ſeltener, als bei Tibull, da er dazu zu unruhig iſt; daher auch die von Properz ſo geliebte Form [35]), wornach ein zum Hexameter gehöriges Subſtantiv in die erſte Stelle des Pentameters tritt, deſſen übrigen Theil dann ein Epitheton dieſes substant. einnimmt, bei Ovid ſich ſelten findet [36]):

Sed quia cultus adest, nec nostros mansit in annos
Rusticitas, priscis illa superstes avis.

Ähnlich iſt, wenn dies Epitheton im Pentameter durch das Relativ angereiht wird [37]). Ovid aber will Leben, will den Leſer vorwärts reißen; doch hat er zuweilen zugelaſſen, was Properz ſo liebt, eine Sentenz durch Wiederholung mehrer Diſtichen durchzuführen [38]). Es zeigt dies wieder in anderer Hinſicht, wie Ovid gut inne hat, was für eine Form zu ſeinen Darſtellungen paßt; wenn dieſe Formen für ihn aber ſchon etwas zu Gemeſſenes haben, ſo iſt natürlich, daß er die ruhigſte und erhabenſte [39]) ſehr ſelten gebraucht, die nämlich, wo ein einziger Satz das Diſtichon ausmacht und im Pentameter das verbum am Ende ſteht [40]), ſa:

Quadrupedes inter rapidi certamina cursus
Depexaeque jubae plausaque colla juvant.

Er ſucht daher dieſe Form durch kleine Kunſtgriffe lebhafter zu machen, wie durch eine Frage [41]), durch Einlegung eines Vocativs am Ende des Pentameters [42]), oder in den Anfang des Hexameters [43]), doch im Ganzen bleibt, wie geſagt, dieſe Form bei Ovid in der Ars eine ſeltene. Zu allen dieſen höchſt mannichfaltigen Formen gab nur die Periode Anlaß, welche aus einem ganzen Diſtichon beſteht; ſie iſt aber nicht die einzige, ſondern außer ihr exiſtiren nach zwei Arten, die eine, wo ein Hexameter oder ein Pentameter die Periode ausmacht, wodurch in kürzeſter und prägnanteſter Form dem Leſer der Gedanke vorgeführt wird, die andere, grade entgegengeſetzte, wo mehre Diſtichen zu einem größern Ganzen verbunden werden. An der erſteen kann man ſehen, wie genau der Dichter ſeine Periode dem Charakter des Maßes anpaſſe; denn es iſt Regel: beſteht der Hexameter für ſich, muß der Pentameter auch für ſich beſtehen. Nur einmal weicht in der Ars Ovid hiervon ab [44]) und iſt dies einer von jenen naevis, von welchen, wie oben bemerkt, Ovid meinte, ſie ſtänden dem Gedichte ſo übel nicht an. Natürlich gehören nicht hierher die Stellen, wo der Hexameter eine Frage, der Pentameter die Antwort darauf enthält, ſie ſind ja verbunden. Es paßt dieſe kurze Form zur Schnelligkeit, Lebhaftigkeit, iſt daher hier paſſend gewählt. Was die andere Form anlangt, ſo richtet ſie ſich ganz nach den bisher entwickelten Geſetzen der einfachen Periode; ſie iſt bald lebhafter, bald ruhiger, darnach bald länger, bald kürzer gebildet, je nachdem es der jedesmalige Sinn verlangt. Beliebt iſt beſonders die Form, wo zwei Diſtichen entweder zu einer Vergleichung oder zu einem Gegenſatze zuſammengefaßt werden [45]), ſo:

Ut fugiunt aquilas, timidissima turba, columbae,
Utque fugit visos agna novella lupos:
Sic illae timuere viros, sine lege ruentes,
Constitit in nulla, qui fuit ante color.

Für dieſe, ebenſo wie für die Perioden, welche aus drei und vier Diſtichen beſtehen, gibt es noch beſondere Modificationen; darauf werde ich weiter unten wieder zurückkommen. Wir ſehen hiernach, daß Ovid die Periode ſo behandelt hat, daß er mit leichter Mühe für jeden Gedanken eine ganz eigenthümliche Geſtalt bilden, jedem alſo ſeine eigene, Ovid's Eigenthümlichkeit recht ausprägen konnte; die Mannichfaltigkeit aber hierin

27) Art. am. I, 735. 28) Ibid. I. 283, 301, 371. II, 307, 589, 665. III, 121. 29) Ibid. I, 503. 30) *Warfor.* Act. Phil. Mon. I. p. 538. 31) Art. am. I, 227, 499. 32) Ibid. II, 295. 33) *Dissen.* ad *Tibull.* Proll. p. CXXIV. T. I. 34) Art. am. I, 33, 349. II, 219, 347. 35) *Dissen.* l. c. p. CXXXVIII. 36) Art. am. III, 127, vergl. Ibid. 307. 37) Ibid. I, 209. 38) Ibid. I, 25 sq. 275 sq.

39) *Dissen.* l. c. p. CXXII. 40) Art. am. I, 231, 293, 299, 629. II, 5, 55, 285, 381. 41) Ibid. I, 625. 42) Ibid. I, 27. 43) Ibid. I, 171. 44) Ibid. II, 41, denn Art. am. II, 477 iſt zu entſchuldigen, verwandt ſind Art. am. I, 552, 553. 45) Ibid. I, 117, 759. II, 193, 243, 281.

verhütete zugleich, daß das reichere Maß den Leser nicht ermüdete. Zugleich ist, wie das Charakteristische im Ovid besonders in dieser Art der Perioden bestehe, klarer geworden; es erhöht die Lebendigkeit, die Spannung, denn ein Factum, ein Punkt selbständig, scheinbar abgerissen hingestellt, tritt scharf hervor. Um dieses durchzuführen, mußte nun Ovid jeden Gedanken zerlegen und zerspalten, wozu sicher eine ungemeine Phantasie und bedeutende Kraft gehörte; hat er diese nun auch im hohen Grade, so hat er doch zu oft grade dieser Theilungen wegen auf sehr kleine Nebenumstände Rücksicht nehmen, auch ohne Noth eine Sache erst positiv und dann negativ erwähnen müssen, woraus denn und aus Ähnlichem eine Geschwätzigkeit hervorgeht, die ohne Tadel nicht erwähnt werden kann und von der wir bei den Metamorphosen auch Beispiele finden werden. So ist in:

Quid referam Bajas praetextaque litora velis,
Et, *quae de calido sulfure fumat*, aquam?

Der Zusatz im Pentameter zu gewöhnlich [46]) und daher geschwätzig; aus demselben Hange ist auch die so oft getadelte Stelle [47]), wo Procris ausruft:

Hei mihi, conclamat, fixisti pectus amicum
Hic locus a Cephalo vulnera semper habet!

hervorgegangen. Diesen hier beschriebenen Kunststyl hat sich aber der Dichter speciell für die Ars gebildet, man vergleiche nur die Heroiden, und man wird da einen ganz andern Bau der Distichen finden; es ist da Alles weit ruhiger und einfacher; ebenso haben die Amores nicht diese Kunst, es wäre bei ihnen, kleinern, individuellern Ganzen, auch aus dieser Schreibweise Schwulst entstanden; die Ars aber ist ein großes Ganzes. Es hat also Ovid als classischer Dichter mit großer Überlegung gehandelt und keineswegs sein Werk irgend leichtsinnig, noch unvorbereitet gearbeitet; es ist keine Frage, daß trotz der kleinen Fehler die Form in der Ars meisterhaft ist. Aber die Periode hinsichtlich ihrer Form kann dies noch nicht allein beweisen; es fragt sich hier noch, wie der Gedanke in ihr künstlich ausgedrückt sei. Es läßt sich erwarten, daß Ovid, der schon in den Rhetorenschulen mit der Technik des Ausdrucks bekannt geworden, der ferner die Ars vorzugsweise auf Ergötzung der Leser berechnet, den dem didaktischen Gedichte so nothwendigen Schmuck seinem Werke zu geben nicht verabsäumt habe; er hat dies auch gethan durch weise Anwendung der *σχήματα*; eigentlich freilich könnte man sagen, nur durch ein einziges. Da von Lebhaftigkeit bisher schon öfter die Rede gewesen, so erwartet man vielleicht, daß die Frage hier eine Rolle spiele, allein man täuscht sich und sieht vielmehr, wie Ovid hier Alles vermeidet, was dem eigentlich elegischen Styl oder dem Epos angehört. Denn obgleich er sie auf verschiedene Weise zuläßt, indem sie bald aus einem Worte, wie quid, bald aus einem halben, einem ganzen Hexameter, ja auch aus einem ganzen Distichon besteht, so ist sie doch nicht häufig; damit stimmt, daß selten mehre Fragen auf einander folgen, zuweilen zwei, welche dann in einem Verse stehen [48]), oder jede einen Vers enthalten [49]), auch in einem Distichon ungleich vertheilt stehen [50]), oder aus dem ersten sich in das zweite Distichon ziehen [51]), endlich auch zwei Disticha ausfüllen [52]); lieber aber als dies hat Ovid zwei Fragen so gestellt, daß ein Satz, der nicht fragt, sie trennt, womit er manche schöne Form bewirkt [53]), in diesem Falle läßt er auch nach der Antwort auf eine Frage zwei neue folgen [54]); es wäre, wie gesagt, bei einer andern Behandlung der Ton zu erhaben geworden; wie denn auch in den Amores Ovid dem Tibull, Properz, die drei und mehr Fragen auf einander folgen lassen, nicht sehr häufig sich anschließt [55]) in dieser Hinsicht. Ebenso sind auch Interjectionen seltener und ab und an schön mit Fragen gepaart [56]). Es bringt der Dichter hierdurch, wenn auch nicht immer *πάθος*, doch Spannung hervor und irgend eine stärkere Bewegung beim Leser, die ihn anreizt, zum Folgenden zu gelangen. Zu ähnlichem Eindrucke wird ferner die Apostrophe angewandt, *ἀποστροφή*; in ihr liegt jedoch *σεμνότης* und daher wird sie besonders bei wirklich erhabenen Stellen, bei Anreden der Götter und dergleichen, angewandt [57]). Doch kein *σχῆμα* hat Ovid häufiger und eigenthümlicher gebraucht, als das der Wiederholung eines Wortes; kein Dichter hat sie in so mannichfaltiger Gestalt, keiner hat sie aber auch so nöthig gehabt als er. Denn nach der Auseinandersetzung über den Bau der Disticha bedarf es wol keines weitern Belegs, daß Ovid Pronominalverbindungen, Einschieben der Sätze in einander, nicht zusagen konnten, sollte anders nicht aus der Theilung langweilige, schleppende Rede hervorgehen; dazu kam, daß die lateinischen Dichter manche Pronomina so nicht lieben, daß Ovid ferner das Asyndeton liebt; daher Rückbeziehung auf ein Wort, Hindeuten auf das Folgende nicht leicht möglich war. Dies also und das der Wiederholung leicht zu gebende Spitzige, Witzige, Überraschende veranlaßte unsern Dichter, für die Ars mit besonderer Sorgfalt diese Figur auszubilden. Daher man denn die *ἀναφορά* oft in Anwendung gebracht sieht; sie kann in jedem Distichon, es mag durch Theilung oder Wiederholung entstanden sein, erscheinen. Sie hat viel Kraft und kann sogar, wie bei Tibull, Virgil, zu sehen, feierliche Erhebung bewirken [58]), dazu braucht sie Ovid in der Ars einmal [59]), sonst nimmt er ihr das Erhabene und gibt ihr den Charakter der Schnelle und des Lebens. Wie bewirkt er dies? Einmal durch das *πολύπτωτον* [60]): quae loca, *qui* montes, quaeve ferantur aquae; geht die *ἀναφορά* drei Disticha hindurch, so stellt er im dritten das zu wiederholende Wort nicht im Anfange, sondern stellt es nach [61]); wie er auch dann meistens thut, wenn er die Figur in drei Versen hat [62]):

46) Art. am. I, 255, 357, 361. 47) Ibid. III, 737. Manso in Nachtr. zu Sulzer a. a. O. 371.

48) Art. am. I, 211. 49) Ibid. III, 437. 50) Ibid. III, 667. 51) Art. amand. III, 209. 52) Ibid. I, 429 sq. 53) Ibid. I, 253, 303, 691. III, 227. 54) Ibid. II, 361. 55) Amor. I, 1, 5—16. II, 10. 11—14. III, 6, 87—90. 56) Art. am. I, 175. III, 227. 57) Ibid. I, 189. III, 40, 183, 410. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 2, 85. 58) *Dissen.* ad *Tibull.* Prol. p. CLV. T. I. 59) Art. am. III, 633. 60) Ibid. I, 220. II, 501. 61) Ibid. II, 401. 62) Ibid. I, 541. II, 117, 517. III, 329.

Ecce Mimallonides sparsis in terga capillis,
Ecce leves Satyri, praevia turba dei:
Ebrius *ecce* senex pando Silenus asello
Vix sedet: —

Es kommt auch vor, daß das wiederholte Wort jedesmal im Anfange steht; aber es ist dann ausgenommen in einem Falle [63]) in dem ersten oder im letzten Verse das Wort der *ἀναφορά* zwei Mal gesetzt [64]); durch diese Theilung nämlich verliert die Figur ebenso wie durch die Wiederholung im Pentameter ihre Erhabenheit und wird passend zur Leichtigkeit. Es ist daher das Erhabenste bei Ovid, wenn in zwei auf einander folgenden Distichen die Hexameter mit demselben Worte beginnen [65]):

Illo saepe loco capitur consultus Amori,
Quique aliis cavit, non cavet ipse sibi:
Illo saepe loco desunt sua verba diserto
Resque novas veniunt causaque agenda sua est.

Daran reiht sich die Form, wo in zwei Distichen jeder Vers mit demselben Worte beginnt, in einem aber Theilung ist [66]); ferner die, wo zwei Verse, die unmittelbar auf einander folgen, sie machen [67]); wo sie im Hexameter mit einem andern Worte wie im Pentameter gemacht wird [68]):

Illam respicias, *illam* mirere licebit;
Multa supercilio, *multa* loquare notis.

Diese letzte führt zu der einfachsten, wo ein Vers sie macht [69]): *Vim* passa est Phoebe; *vis* est allata sorori. Auch hier zeigt sich wieder die Verschiedenheit zwischen den Amores und der Ars, da in den erstern weder eine solche Mannichfaltigkeit herrscht, noch passend wäre. Unter den angeführten Stellen sind auch solche, wo diese Figur der Vermeidung von hic, ille wegen zugelassen worden und tritt dadurch das Wort und der Begriff stark hervor [70]). — Ferner gehört hierher die *ἐπανάληψις*, auch *πλοκή*, implicatio genannt, wo ein Anfang wiederholt wird [71]):

Redde meum, clamant spoliatae saepe puellae,
Redde meum, toto vaca bosnte foro.

Ovid hat sich dabei aber wol gehütet, mehr als zwei Worte zu ihr zu gebrauchen [72]), hiermit kann man verbinden die resumptio, auch *ἐπανάληψις* genannt, wo ein oder mehre im Anfange stehende Worte zum Schlusse wiederholt werden; bei Ovid ist es in der Ars selten und er wiederholt auch nicht die Worte in derselben Stellung [73]):

Auspiciis animisque patris, puer, arma movebis
Et vinces *animis auspiciisque patris*.

Schöne Effecte und heitern Witz bewirkt der Dichter ferner durch die Metathesis [74]): *spectatum veniunt, veniunt spectentur* ut ipsae; weniger wichtig, aber doch dienlich zur Hervorhebung eines Begriffes ist das *παρηχήμενον* [75]): et qui spectavit *vulnera*, *vulnus* habet; namentlich in Gegensätzen ist es gut [76]). Seltener ist die erhabenere Form, wo ein gegen das Ende des Hauptsatzes oder Hexameters stehendes Wort statt des relat. im Anfange des Pentameters — cf. supr. n. 6. p. 68. — wiederholt ist [77]):

Nec data profuerint pallentia *philtra* puellis:
Philtra nocent animis vimque furoris habent.

Es thut dies Ovid auch in einem und demselben Verse, was er wegen seiner kleinen Sätze vermag; er ersetzt dadurch, daß er den oben berührten [78]) Parallelism in der Wortstellung nicht so häufig grade der Periode wegen zulassen kann, so [79]): dum sequitur *Bacchas*, *Bacchae* fugiuntque petuntque; namentlich in Appositionen hat er dies gern [80]): Ille levi virga — virgam nam forte tenebat — die dadurch auch lebhafter hervortreten; selten ist auch die eigentliche Pallilogie, wo das letzte Wort des Hexameters das erste im Pentameter ist [81]): perfidus ille ablit: quid mihi fiet? ait. Quid mihi fiet? aie. — obgleich streng genommen dies diese Figur nicht ist, welche nur von einem Worte gilt; das wäre zu stark gewesen. — Hieran reiht sich die *ἐπαναδίπλωσις*, inclusio, wo dieselben Worte den Vers anfangen und schließen, oder ganz dieselben im zweiten in umgekehrter Ordnung folgen, wovon schon ein ähnlicher Fall angeführt; es ist dies eigentlich eine Spielerei, wie Simonides, der solche Dinge schon gemacht hat, wohl wußte, es paßt daher in heitere, scherzende Stellen [82]):

Militat omnis amans, et habet sua castra cupido;
Attice, crede mihi, *militat omnis amans*;

eine Stelle, die mal einer schöner machen soll! Genannt muß auch die *ἀνθυποφορά* werden [83]); ferner die *ἀναδίπλωσις* [84]), welche, wie die mit verwandte *διακοπή*, selten [85]) erscheint; dann findet sich auch die *διαφορά* [86]), so daß wir sehen, wie nothwendig die repetitio die Figur ist, welche Ovid's Styl bestimmt; ja um nur etwas vollständig zu sein, muß noch erwähnt werden, wie Ovid gern in bald gar nicht, bald etwas veränderter Gestalt dasselbe Verbum sowol in der ersten Stelle des Vorder- und Nachsatzes [87]): *vincuntur* causa Parthi; *vincantur* et armis; als auch in der letzten hat [88]): ut potiare, *roga*; tantum cupit illa *rogari*; ferner steht dasselbe Verbum bald in der Mitte des ersten und am Ende des zweiten [89]), bald in der Mitte des ersten und im Anfange des zweiten Gliedes [90]): quae *voluit* legisse, *volet* rescribere lectis; endlich in beiden in der Mitte [91]). Es ist einleuchtend, welche Masse von Nüancen hierdurch mit Leichtigkeit dar-

68) Art. am. I, 541. 64) Ibid. I, 239, 409. 65) Ibid. I, 83. II, 5. 66) Ibid. III, 448, 567. 67) Ibid. I, 437, 450. II, 451. 68) Ibid. I, 499, 551. 69) Ibid. I, 679, 709, 762, 771. II, 204, 885. III, 150, 181; auch Stellen, wie Art. II, 12, 35. III, 249 gehören hierher. 70) Ibid. III, 1, 102, 105. *Jahn.* ad *Virgil.* Aen. I, 552. 71) Art. am. I, 251, 731. III, 215, 449. 72) Ibid. II, 297. III, 63 sind keine Ausnahmen; cf. *Diesen.* ad *Tibull.* I, 8, 4. 73) Art. am. I, 191. 74) Ibid. I, 99. 75) Art. I, 166, 270, 310, 503, 596, 630. II, 90, 97, 509. III, 435, 473. 76) Art. am. I, 195. *Diesen.* ad *Tibull.* IV, 2, 9. 77) Art. am. II, 105. III, 200. 78) Not. 13. p. 69. 79) Art. am. I, 545, 659. II, 283 III, 42. 80) Ibid. I, 113. II, 131, 135. III, 53. 81) Ibid. I, 536. II, 93. 82) Amar. I, 9, 1. Art. am. I, 699. III, 107. *Burmann.* ad Anth. Lat. T. I. p. 558. 83) Art. am. I, 478. II, 521. 84) Ibid. II, 33. 85) Ibid. I, 227, 548. II, 91. 86) Ibid. II, 93. 87) Ibid. I, 201. 478. II, 723. III, 191. 88) Ibid. I, 711. II, 459. 89) Ibid. II, 166. 90) Ibid. I, 481, 576. 91) Ibid. II, 611.

Digitized by Google

gestellt werden kann, wie zum Sarkasm, zur Ironie, zur Schalkheit dies paßt: der Reiz dieser Wiederholungen kann noch durch den Ton, der auf ihnen ruht, verstärkt werden [92]). Hat demnach Ovid genial zu seinem Zwecke die Sprache behandelt, so ist nichts Auffallendes, wenn manche kurze Wendung, wie die ablat. absol., wie manche Ellipse [93]), als quid tibi cum calathis?, dadurch hervorgerufen worden; zugleich hat Ovid durch diese seine Weise manche sehr einfache, fast prosaische Wendung, wie inde fit, adde, adde quod, einfließen lassen können [94]); man eilte darüber weg. Diente also die Periode wie die Wiederholung zum Schmucke, so hat sie Einfachheit doch nicht verdrängt. Dagegen hat aber allerdings Ovid auch σχήματα, welche lediglich zum Schmücken dienen; so der σνναθροισμός: er zeigt sich in einzelnen Worten, und wenn man Stellen [95]) wie „ipsa nemus *tacito* clam pede foetis init" zu ihm rechnen will, so ist er hier, dann aber besonders in Sätzen, wo viele Facta zusammengedrängt werden, also in Vergleichen, Aufzählungen und Schilderungen [96]). Er spannt und gehört mit zu den Figuren, welche Pathos hervorbringen; sie bringen Kraft, aber Kraft macht allein noch keine kunstvolle Rede, da auch Lieblichkeit von dirser verlangt wird; zu dieser dient nun besonders die variatio; es muß nämlich in den Constructionen, wie in den einzelnen Ausdrücken Abwechselung stattfinden; dahin gehört der Übergang von der oratio indirecta zur directa; μετάβασις ἀπὸ τοῦ διηγηματικοῦ εἰς τὸ μιμητικὸν γένος, der sehr schön [97]):

Sit gracilis, macie quae mala viva sua est
Dic habilem, quaecunque brevis; quae turgida, plenam;

ähnlich [98]): Conveniat *maribus*, ne quam *non* ante *rogemus*; so werden auch andere angefangene Constructionen verlassen und es wird in andere übergegangen, der gewöhnliche und nach dem Vorhergegangenen erwartete Ausdruck vertauscht mit einem andern [99]): *aucupibus* noti fenices, *qui sustinet humos* | novit —; ebenso wechseln auf leichte, nette Weise die modi [1]), der Plural mit dem Singular [2]), natürlich auch immer in Übereinstimmung mit dem Sinne. Wie dies nun in den Distichen und kleinen Sätzen geschieht, so herrscht diese variatio auch in den größern Perioden, auf die wir jetzt zurückkommen. Daß Ovid große Perioden wenig haben konnte, ist bereits oben bemerkt. Ovid faßte die Worte scharf, weil er für andere, sie nähre bestimmende, keinen Platz hatte; es ist ihm daher des Ganzen wegen darum zu thun, jedes Einzelne in der bezeichnendsten Form darzustellen, zugleich aber auch poetisch, wozu ihm die Theilungen auch helfen. Seine kleinen Sätze stellt er, wenn nicht grade ein besonderer Zweck dagegen, ἀσυνδέτως neben einander, sodaß der Leser den Zusammenhang selbst finden muß; daher denn das häufige Asyndeton, dessen Kraft der Dichter genau kennt und daher auch vermeidet, wo es nicht paßt [3]): i nunc *et* dubita ferre, quod ille iulie. Vereinigt Ovid diese Sätzlein in eine Periode, welche mehre Distichen umfaßt, so tritt in ihnen die variatio stark hervor; die gewöhnlichern der größern Perioden umfassen zwei Distichen und sind im ersten Buche der Ars z. B. 39 von ihnen; sie sind, wie die kleinern, in sich selbst lose verbunden und meistens so componirt, daß mit dem Ende des ersten Distichon ein Halt entsteht; daher denn das erste Distichon sich zum Vorders, das zwrite zum Nachsatze gestaltet [4]):

Dum loquitur tangitque manum poscitque libellum
Et quaerit posito pignore, vincat uter;
Saucius ingemuit telumque volatile sensit,
Et pars spectati muneris ipse fuit.

Es beingt dirs Leben hervor, da das zweite Distichon leicht etwas Hebendes, Aufspringendes bekommt. Natürlich hat der Dichter noch andere Formen für diese Sätze, so wird dem ersten Distichon ein zweites nur zur weitern Ausführung beigegeben [5]) und dabei die die Art der Verbindung bezeichnenden Partikeln weggelassen; ferner, und das ist das Gewöhnlichste, wird in ihnen aufgezählt und zwar entweder so, daß jedes Distichon einen Punkt, ein Factum [6]), oder jeder Vers ein oder mehre Data enthält [7]), Nüancen davon sind auch vorhanden [8]). Bei diesen Formen gibt es für das Ganze keinen besondern Schluß und sie erscheinen daher als die losern; dieser kann aber auch beigegeben werden, sodaß alsdann durch drei Verse aufgezählt, und im vierten geschlossen wird [9]), oder es steht ein Satz voran, zu dessen Bestätigung eine Aufzählung in drei Versen folgt [10]); wie lang dieser Satz aber sei, ist einerlei [11]). Man sieht also auch hier wiedee die Mannichfaltigkeit der Formen, zugleich ferner, wie sie mit dem Ganzen stimmen; daher denn kein Wunder, wenn die seltenern, noch größern Perioden nach denselben Principien angeordnet sind. Ihrer sind aber ebenfalls nur wenige, im ersten Buche z. B. sind nur zwei von vier, eine von sechs Distichen, einige von dreien [12]); sie bieten, genau betrachtet, sehr schöne Formen dar und zeigen, wie Ovid, es mag die Periode aus einem, sie mag aus zwölf Versen bestehen, seinen Grundsätzen treu bleibt. Diese Bemerkungen sind hier aber eingeschaltet, um die variatio an ihnen zu zeigen, denn da Aufzählungen an und für sich einfach sind, so ist schwer, sie, wenn sie in Masse auftreten, so zu behandeln, daß sie der poetischen Dar-

92) *Lachmann.* ad *Propert.* II, 8, 48. *Schmidt.* ad *Juv.* Sat. sel. p. 209. 93) Art. am. I, 693. *Schmidt.* ad *Hor.* Ep. I, 5, 12. 94) Art. am. I, 769, für andere Schriftsteller zum Vergleiche cf. *Wagner.* ad Ecl. ad Messal. praef. p. XII. *Jahn.* ad *Virg.* p. 897. ad *Hor.* p. 226. *Schmidt.* ad *Juven.* Sat. 3, p. 209. 95) Art. am. III, 712. 96) Ibid. I, 129. II, 199. 97) Ibid. II, 660. III, 389. *Mitscherl.* ad *Hor.* Carm. II, 19, 17. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 5, 21. 98) Art. am. I, 277. 99) Ibid. I, 47, 197. *Jahn.* ad *Virg.* Eclog. VI, 71, ad *Hor.* Serm. I, 5, 26. *Dissen.* Proll. ad *Tibull.* p. CLXII. T. I.

1) Art. am. I, 389. 2) Ibid. I, 81.

3) Art. am. II, 222. *Wunderl.* ad *Tibull.* I, 1, 76. 4) Art. am. I, 81, 117, 167, 197, 219, 387, 387. 529. 565, 603, 647. 5) Art. am. I, 51, 259, 285. 6) Ibid. I, 67, 71, 75, 317, 413, 559, 575, 641, 683, 759. 7) Ibid. I, 239, 471, 545, 551, 723. 8) Ibid. I, 421, 499. 9) Ibid. I, 391. 10) Ibid. I, 121, 449. 11) Ibid. I, 509. 12) Ibid. I, 25, 81, 93, 109, 187, sind Perioden von drei Distichen. Ibid. I, 405, 487, von vier und sechs umfaßt Ibid. I, 513.

stellung keinen Eintrag thun. Warum sie hier nicht schadeten — wir betrachten hier nur die Form — läßt sich aus dem Gesagten schon entwickeln; es kommt nun noch hinzu der Wechsel in den die einzelnen Glieder, Kola, einführenden Worten [13]):

Pars lanial crines, *pars* sine mente sedet,
Altera maesta silet, frustra vocat *altera* matrem,
Huec queritur, stupet *haec*, *haec* manet, *illa* fugit.

Ferner wechseln ab ut-aut, modo-aut, nec-que-necneu, et-aut [14]) etc.; wo also stets gegen die Erwartung das Folgende eingeleitet wird. Es läßt sich hier noch auf eine Eigenthümlichkeit Ovid's, die auch aus der Art seiner Periode hervorgegangen ist, aufmerksam machen; nämlich wegen der kurzen, lose neben einander gereihten Sätze macht er von den Partikeln einen auf den ersten Blick oft sehr auffallenden Gebrauch; man beachte z. B. et, welches — man entschuldige mit unserer Kürze die unwissenschaftliche Sprache — für id est, nam, et sane, et tamen, et tum, adeo, ut, ferner in der Indignation steht; es ist aber dabei der Partikel nie Gewalt geschehen und es erklärt sich ihre Bedeutung, wie von andern öfter auch Hand [15]) bemerkt hat, aus ihrer Grundbedeutung und Natur; damit ersetzt Ovid das Fehlen mancher Mittel zur Füllung und Verschönerung der Periode, wie daß bei ihm als zu erhaben sehr selten der Pentameter das das Distichon bestimmende Hauptwort enthält [16]). — Wie die variatio vorzugsweise zum Schmucke dient, natürlich aber auch dem Sinne stets angemessen ist, so auch die Epitheta, von denen für die Gefälligkeit, das Einschmeichelnde der Rede viel gewonnen werden kann. Daß Ovid dies verstehe, kann man schon aus dem oben gegebenen Beispiele abnehmen; wie er aber auch hier mit Überlegung handele, möge noch ein Beispiel beweisen; nämlich er sagt [17]): „sed tu praeclpue *curvis* venare *theatris*;“ bald darauf aber [18]): „tunc neque *marmoreo* pendebant vela *theatro*; warum das Epitheton verändert? Weil in der ersten Stelle der Dichter der Phantasie nur Stoff zu einem Bilde geben will, setzt er ein Epitheton, welches das Theater als Ort bezeichnet; aber in dem andern Falle soll die jetzige Pracht der Einfachheit der alten Zeit entgegengesetzt werden; es sind also die Epitheta keine perpetua, sondern sie gehen aus dem jedesmaligen Zusammenhange hervor und es lassen sich stets die Gründe nachweisen, die, wie z. B. in lentum aurum [19]), den Dichter [20]) bestimmt haben. Daher hat Ovid auch keinen Schwulst, der nur gar zu oft aus unklarem Denken, wie bei Euripides öfter, hervorgeht; dies hat er auch dadurch gezeigt, daß er wenig Umschreibungen in der Ars hat; es sind noch dazu meistens circumlocutiones für Götter, Göttinnen, Heroen, auch Dichter [21]), mit einem Worte, für Personen, die stark hervortreten mußten; er läßt sie dann auch bei Dingen zu [22]), die poetisch bei ihrem wahren Namen nicht gut benannt werden konnten. Da Ovid diese also für diese Poesie als nicht besonders paßlich erachtete, so ist begreiflich, warum er sich der Personificationen enthält [23]); dagegen schöne Tropen hat er viel; ebenso ist er Meister in Vergleichen; in ihnen zeigt er besonders glänzend seine Phantasie und Fülle, und seine Periode war auch für sie wie gemacht, da sich in die kleinen Sätze und an diese ein Distichon, ein Vers mit einem Vergleiche gar zu leicht bringen ließ. Hierdurch wie durch eigene Gedankenfülle ist Ovid aber zuweilen verleitet worden, das gehörige Maß zu überschreiten [24]) und für Sachen eine Menge Vergleiche beizubringen, bei denen vielleicht gar keiner nöthig war, so wenn er zeigt [25]): daß die Zeit auch das sprödeste Mädchen besiege, daß zur Versöhnung zweier erzürnter Liebenden eine genußreiche Nacht das beste Mittel sei. Es wurde dem guten Ovid schwer, einen hübschen Vers wegzustreichen. Manso hat ihm das sehr verdacht; bringt es übrigens auch eine unnöthige Hemmung in die Entwickelung. Geschwätzigkeit ist es eben nicht; auch will Ovid den Gedanken, den er gehabt, nicht zu Tode jagen, er hatte ja Gedanken genug!

Also einen ganz bestimmten Kunststyl hat sich für seine Ars amandi mit genauer Überlegung und seiner Individualität gemäß Ovid glücklich gebildet, diesen bei allen Wendungen in allen Theilen des Gedichtes festgehalten und dadurch seinem Werke überall seine Eigenthümlichkeit aufgeprägt, es zu einem wahrhaft originellen gemacht. Ist er bloßer Nachahmer? In jedem Satz erkennt man an der unnachahmlichen Klarheit und Leichtigkeit der Rede, an dem dem Ganzen wie dem Einzelnen angemessenen, mit Geschmack und Takt gewählten und vertheilten Schmucke den Ovid; jeder im Satze enthaltene Gedanke ist schön und passend und hält die Mitte, wie er muß, zwischen denen des Lehrgedichts und der Elegie; selbst da, wo er — es ist nur einmal der Fall [26]) — zu tief in die Geheimnisse des sinnlichen Liebesgenusses eindringt, kann man eine schöne Darstellung nicht verkennen; die Schönheit liegt hier in der deutlich hervortretenden Mäßigung. Ovid erwähnt, so viel anging, ohne Schmuck der Sache, läßt sie selbst reden und erscheint dadurch, ich will es auf die Gefahr hin misverstanden zu werden, nur sagen, in Behandlung der unkeuschesten Sache als keusch. Die Gedanken ziehen ferner durch ihre Mannichfaltigkeit an; Lehren wechseln mit Vergleichen, und es sind letztere deshalb so nöthig, weil sie wie die Mythen zum Beweise für die Wahrheit der Lehre dienen; wie finden Betrachtungen über die Lehren, Ermahnungen, Warnungen und Aufmunterungen, welche, wie schon angedeutet, oft die Person des Dichters mit in die Sache selbst hineinziehen, es gehörte zur Form, daß der Dichter, als aus eigner Erfahrung sprechend, Dinge berührte und erhalten sie oft dadurch

13) Art. am. I, 67, 71, 93, 122, 317. III, 135. 14) *Dissen.* Proll. ad *Tibull.* p. CLXVI. T. I. 15) *Hand.* Turcellin. T. I. p. 47. II. p. 217. 16) Art. am. III, 38, 40, 70. 17) Ibid. I, 89. 18) Ibid. I, 105. 19) Ibid. III, 123. 20) *Dissen.* ad *Tibull.* Proll. p. CLXIX. T. I. 21) Art. am. I, 60, 77, 11, 217, 419, 641. III, 106, 326, 330.

22) Art. am. II. 422. 23) Ibid. III, 23, 582. 24) Scharf tadelt den Dichter deswegen Manso in Nachtr zu Sulzer's Th or. der Künste III. S. 366. 25) Ars am. II, 471, 481. 26) Ibid. III. fin.

erſt recht ihren Reiz, indem dieſer Kunſtgriff Heiterkeit, Gemüthlichkeit hervorbringt. Wir haben ferner oben bemerkt, wie der Dichter das Leben ſelbſt ſchildert; iſt nicht ſehr natürlich, daß gelegentlich dabei der Dichter auch auf beſtimmte Facta anſpielte? Der Römer wußte außerdem freilich aus ſeinem eigenen Leben ſchon Belege für einzelne, auch wol viele im Gedichte angegebene Sätze; Überraſchung erregen mußte aber eine Anſpielung auf ein allgemeines Factum; beides erhöhte das Intereſſe, was man an der Ars nahm, ungemein. Damit iſt eine andere Art von Anſpielungen, gewöhnlich Nachahmungen, Plagiate genannt, nahe verwandt. An jedem Orte, wo ein mit der Literatur bekanntes und ihr ergebenes Publicum ſich findet, mußte die Sitte entſtehen, auf bekannte Stellen von Dichtern in Gedichten anzuſpielen, nicht grade immer, um mit dieſen bekannten Stellen zu wetteifern, ſondern weil eben durch ihr Bekanntſein mit ſolchen Stellen leicht witzige, heitere, wenigſtens ganz beſtimmte Gedanken verbunden wurden, bezog man ſich auf ſie und erweckte dadurch für kundige Leſer — und nur für ſolche ſchreibt der Dichter — einen neuen Riz. So die Komiker Athens; Ariſtophanes nahm Verſe aus Eupolis, Kratinus, dieſe aus ihm [27]), aber nicht, weil ſie nichts Beſſeres wußten, ſondern weil mit dieſen Verſen irgend ein beſtimmter, zu ihren Zwecken paſſender Sinn verbunden war, den ſie auf keine andere Weiſe ſo witzig auszudrücken vermochten. Wir wiſſen aus Seneca [28]), daß Ovid dergleichen liebte; er thut dies auf mancherlei Weiſe. Eine Art iſt, wo er auf die ganze Behandlung eines Gegenſtandes bei einem Andern durch Anſpielung auf einen berühmten Vers oder Punkt daraus Rückſicht nimmt, ſo auf Virgil's Amaryllis [29]); ähnlich iſt, wenn der Stoff einer Erzählung als aus einer beſtimmten, bekannten Stelle genommen bezeichnet und zur Vergleichung mit dieſer dadurch aufgefodert wird, ſo im Ovid die Erzählung von dem Ertappen des Mars und der Venus durch Vulkan [30]); der Reiz entſteht grade durch das Vergleichen Ovid's mit Homer, und erſterer zeigt da recht deutlich ſeine Gewandtheit; ferner kommen vor Anſpielungen auf Sentenzen und kleinere Züge, im Ovid ſoll man z. B. bei Verſen über die Vergänglichkeit der Schönheit an Virgil'ſche denken [31]). Daß er Milanion's ſo erwähnt, wie er ſeiner erwähnt, iſt nur geſchehen, um an Properz [32]) zu erinnern; ſchön bezieht er ſich auch auf Lucrez [33]). Einzelne Verſe endlich erlaubten dies auch, es iſt oben Erwähnung des von Ovid über Verſe des Varro Atacinus gefällten Urtheils geſchehen; dieſe Verſe waren ohne Zweifel ſehr bekannt und daher ſpielt noch ſpäter Ovid auf ſie an [34]). Noch drei Beiſpiele, welche die Sache in ein recht klares Licht ſetzen, will ich anführen: bekannt war Ennius' Beſchreibung vom Laufe des Pferdes, ſie trägt Ovid auf den ihm ſo merkwürdigen Gang des Pferdes auf dem Eiſe über [35]); grade durch dieſe Nachahmung und Anſpielung wird die Stelle erſt recht ſchön. Bekannt waren ferner in Rom die Verſe Virgil's, die er, wie mir wahrſcheinlich, bei einer Recitation der Äneis vorangeſchickt [36]); der von Ovid ſo häufig gebrauchte Anfang ille ego bekommt in vielen Stellen dadurch erſt ſeine gehörige Färbung und wahre Bedeutung [37]). Endlich zeigt den Eindruck, den eine ſolche Anſpielung machen ſoll, uns recht deutlich, das ſchöne Diſtichon im Klaggeſange auf Tibull's Tod [38]):

Cui Nemesis „Quid ait," tibi sunt mea damna dolori?
Me tenuit moriens deficiente manu.

wo der Pentameter aus Tibull genommen; einen ähnlichen vortrefflichen Effect müſſen alle dieſe Anſpielungen gemacht haben. Alle andere ſogenannte Nachahmungen ſind keine, da ſie als ſolche nie bewieſen werden können und überhaupt der ihnen zu Grunde liegende Gedanke ein völlig unklarer iſt; mit für uns nöthigen Parallelen können ſie nicht belegt werden. Haben aber ſonſt die guten Dichter Ähnlichkeiten, ſo liegt es im gleichen Stoffe, in Zufälligkeiten, der gute Dichter drückt jedoch jedem Worte ſein Gepräge auf, und nachzuweiſen, worin ſich dies zeige, iſt die Aufgabe des guten Interpreten. Wenn wir nach der gewöhnlichen Weiſe [39]) verfahren wollten, ſo könnten wir mit leichter Mühe zeigen, wie Ovid keinen einzigen eigenen Gedanken in ſeinem Leben gedabt, es gehörte aber auch nur ein Pack vorhomeriſcher Epen dazu, um den ehrlichen Altvater Homer zu dem ſchamloſeſten Spitzbuben zu machen, er bliebe aber trotz dem wie Ovid ein geborener Meiſter der Poeſie. Doch genug hiervon, wir ſahen, auch Anſpielungen feſſeln in der Ars auf ſchöne Weiſe die Aufmerkſamkeit des Leſers, und werden vom Dichter bald zur Erregung von ernſtern, bald zu der von heitern Gefühlen gebraucht; dieſe letztern ſtimmen am beſten zu der im Ganzen ſo heiter behandelten Ars. Sie ſtimmt daher mit den Amores hinſichtlich der Gedanken in vieler Beziehung, nur daß in vielen Punkten eine Zartheit hervortritt, die früher, wo der Dichter ſpeciellere Fälle zu beſchreiben hatte, nicht erſcheinen konnte. Dieſe Zartheit hat eine Behandlung in Manchem herbeigeführt, welche von Neuem wieder zeigt, wie Ovid ganz der neuen Zeit angehört und von den eben vorhergegangenen Dichtern ſich

27) *Meier.* ind. lectt. Un. Halens. 1832; auf Alles in dieſer Abhandlung Angegebene findet meine Anſicht natürlich nicht Anwendung. 28) *Senec.* Suasor. III. fin. p. 25. Bip., hoc — das Anſpielen — autem dicebat Gallio, Nasoni suo valde placuisse, itaque fecisse, quod in multis aliis versibus Virgilium fecerat, non surripiendi causa, sed palam imitandi, hoc animo, ut vellet agnosci. 29) Art. am. II, 267. *Virg.* Eclog. II, 52, man muß hierbei auch bedenken, wie viel die Alten auswendig wußten. 30) Art. am. II, 506. *Hom.* Odyss. VIII, 266. 31) Art. am. II, 115. *Virg.* Eclog. II, 17. 32) Art. am. II, 187. *Propert.* I, 1, 11. 33) *Ovid.* Fast. IV, 94. *Lucret.* I, 12. Döderlein, Lat. Syn. III. S. 162.

34) *Ovid.* Trist. I, 3, 27. 35) Ibid. III, 10, 32. *Enn.* Ann. VI, 12. XVII, 12. *Spang.*, add. *Ovid.* Art. am. I, 546. *Virg.* Aen. VIII, 596. 36) Ille ego, qui quondam etc. 37) Art. am. II, 451. Trist. IV, 10, 1. Ep. ex Pont. I, 2, 35, 131 sq., IV, 3, 11 sq. Dies ſcheint für die Echtheit der Virgil'ſchen Verſe zu entſcheiden, ſie gehören alſo nicht zur Äneis, konnten aber paſſlich davor geſetzt werden; dies vereinigt die ſtreitenden Anſichten, vergl. Graſer in d. hall. Lit.-Zeit. 1835. Nr. 186 fg. 38) *Ovid.* Am. III, 6, 58. *Tibull.* I, 1, 60. 39) S. *Valck.* ad *Eur.* Phoen. 798, 1683. *Pors.* ad *Eur.* Phoen. 512, intt. ad *Eur.* Med. 934 etc.

unterscheidet; ein denkender Römer hätte an ihm in dieser Zeit schon dieselbe Beobachtung machen können, welche Vellejus [40]) an den neueren Historikern gemacht haben muß. Denn da er die Liebe zart behandelt, so spricht er von Manchem verblümt, mit Zurückhaltung, wodurch die Sinnlichkeit des Lesers erregt und seine Phantasie angewiesen wird, viel Üppigeres, als der Dichter sagt, zu denken, mit einem Worte, Ovid ist ab und an in der Ars schlüpfrig [41]), was von keinem Alten vor ihm gesagt werden kann. Es machte das auch die Sorge für die Ergötzung, es ist dies aber eine Schwäche. Eine solche nehmen wir auch noch wahr, wenn wir die Composition im Ganzen betrachten; denn wenn auch ein Stoff im Einzelnen in jeder Hinsicht gut dargestellt ist, so hängt von ihr doch noch bedeutend viel ab und sie entscheidet die Frage, ob das Werk ein Meisterwerk sei oder nicht. Für sie wird auch das Einlegen von Episoden mit Recht verlangt, eine Sache, an der gar manche Dichter gescheitert ist. Ovid hat sie nicht übersehen, vielmehr mehre sehr schöne eingelegt; so ist vortrefflich die von Cajus' Feldzuge gegen die Parther [42]); die von Dädalus [43]) hat Manso [44]) als zwecklos getadelt, allein der Dichter hat seinen guten Zweck gehabt: er will zeigen, wie einen mit Flügeln versehenen Menschen ein Heros und König nicht unter seine Befehle habe zwingen können, er dagegen Ovid, wollte den geflügelten Gott Amor fesseln, es ist dabei im Anfange wie am Ende bestimmt die Schwierigkeit des Unternehmens hervorgehoben. Dabei will ich nicht leugnen, daß diese Episode hätte kürzer gefaßt werden können, es fragt sich aber, ob sie viel kürzer in den Charaktere des Gedichts gepaßt hätte. Denn diesen bestimmt eine gewisse vom Epos stammende Seite, welche daher stammt, weil es dem Dichter in allem Ernste darum zu thun ist, seine Lehren gehörig zu unterstützen und den Leser von ihrer Wahrheit zu überzeugen; indem dies nun, dem Tone des Lehrgedichts angemessen, hier bei Lehren geschieht, von deren Wahrheit meistens Jeder schon a priori überzeugt war, so bringt es Freude, Heiterkeit und Lächeln hervor und paßt also hier trefflich. Zugleich aber gestalten sich diese Behandlungen einzelner Lehren zu einzelnen Massen des Gedichts; sie als solche einzelne Massen betrachtet, können meistens nur gelobt werden. Sie hängen nun durch leichte Uebergänge an einander, sind ferner durch einfache, von Lucrez schon gebrauchte Formeln, wie adde, adde quod etc. von einander geschieden, aber hängen sie gleich alle an einander, so geht darum noch nicht jeder Theil, wie es doch sein sollte, aus dem andern hervor, sondern ihre Verbindung ist nur eine äußerliche. Ovid konnte nicht, wie wir bei den Metamorphosen noch deutlicher sehen werden, eine umfassendere Idee in ihrem innern Zusammenhange auffassen und aus ihr die einzelnen Scenen und Theile entwickeln, sondern er betrachtet den zu beschreibenden Stoff, zerlegt ihn sich in Theile, die er dann lose wieder an einander reiht; daher gelingt ihm denn auch nie der Schluß, der nicht motivirt eintritt und als ganz willkürlich herbeigeführt dasteht, ein Fehler, den auch Schiller freilich in andern Poesien sich hat zu Schulden kommen lassen [45]); anders ist es in der Ars mit den Anfängen, sie erleichterte die epische Regel, mitten in die Sache einzuführen, sie hat Ovid in ihnen vor Augen gehabt. Was folgt aber hieraus? Daß das Zerspalten und lose Aneinanderreihen der Begriffe, was sich in Ovid's Periodenbaue zeigte, sich ebenso in der Composition des Ganzen darthut, dies also ganz aus dem Geiste des Dichters hervorgegangen ist und das Größte wie das Kleinste durchdringt; es zeigt, wie die ganze Ars aus einem Gusse hervorgegangen, zeigt endlich, wie in dem Kleinsten und in dem Größten des Dichters Geist herrscht und waltet, und Jedem sich aufprägt. War aber auch dies Zerspalten für die Periode vortheilhaft, so war es nachtheilig für das Ganze, und wenn ich auch nicht mit Manso [46]) den zweiten Gesang als eine Wiederholung des ersten und für ganz schlecht geordnet halte (da in ihm die Situation, für welche Regeln gegeben werden, eine ganz andere ist, der Didaktiker ferner nicht streng logisch, sondern poetisch disponirt [47])), so muß doch zugegeben werden, daß die Eintheilung [48]) nicht leicht äußerlicher sein konnte. Die Muse also, welche dem Ovid sonst so hold, hat sich hier für die in der Einleitung [49]) erfahrene und auch später nicht wieder gut gemachte [50]) Zurücksetzung gerächt und dem Ganzen trotz der Trefflichkeit im Einzelnen doch die Schwäche der Zeit aufgedrückt, denn grade hierin, in dem Mangel dieses Eindringens, zeigt sich die Schwäche des Dichters, zeigt sich, daß er der sinkenden Zeit angehört, sie ist hervorgegangen aus dem Mangel an tief eingehenden Studien und aus dem Streben nach Ergötzung. Ovid schmeichelt, reizt, reißt so mit sich fort, daß man ihn kaum langsam lesen kann, läßt aber immer beim Leser eine Leere des Geistes zurück —

Literatur. Daß diese Ars amandi von den Zeitgenossen mit Beifall aufgenommen ward, versteht sich von selbst, der Dichter sagt es uns auch noch ausdrücklich Remed. amor. 389; das Urtheil des Vellejus, *Hist. Vell. Pat.* II, 36 fin., die Zusammenstellung mit Virgil bei *Martial.* Ep. III, 38, 10 bezieht sich mit auf die Ars. Später fand bei Älius Verus Ovid sehr in Ansehen, *Spartian. Ael.*, Ver. Vit. c. 5. ibiq. *Casaub.*, kein Wunder. Es fanden sich in den folgenden sonst so trübseligen Zeiten immer für ihn Liebhaber; so war an Karl des Großen Hofe die Ars gut bekannt (Heeren, Gesch. der classischen Literatur im Mittelalter. I. S. 125), und als später die Liebe anfing eine größere Rolle zu spielen, so ward Ovid von den Scholastikern, wie z. B. von Abälard (Ramdohr, Venus Uran. III. 2. S. 145) gut benutzt. Daher denn die Ars auch viel abgeschrieben ward, wir kennen (nach *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. praef. p. XVII) 68 Codd., unter denen ungefähr ein Dutzend gut ist. Add.

40) *Vell. Pat.* I, 17, 2. 41) Art. am. II, 685. 42) Ibid. I, 177. 43) Ibid. II, 21 sq. 44) Manso in Sulzer's Theor. der schönen Künste. Nachtr. III. S. 374.

45) A. W. v. Schlegel, Gesammelte Schriften. 46) Manso a. a. O. S. 374. 47) *Heyn.* ad *Virg.* Georg. T. II. p. 264. ed *Hayn.* 48) Art. am. I, 35. 49) Ibid. I, 29. 50) Ibid. II, 16.

Endlich, Catal. Bibl. Vind. T. I. nr. CXLVII sq. Die Neuern haben verschiedentlich die Ars nachgeahmt, cf. *Fabric.* Bibl Lat T. I. p. 445; Ramdohr a. a. O. III, 1 u. 2, aber eine ordentliche Bearbeitung derselben ist noch nicht erschienen; allein ist sie zuerst herausgegeben von Abiegnus (Lips 1498. 4.), dann selten und auch schlecht. Übersetzt ist sie von Strombeck (Göttingen 1785), vergl. Schweiger, Handb. der Bibl. II, 2. S. 667 fg., *Jahn.* ad *Ovid.* T. I p. 354. — Beurtheilungen: Manso, Nachtr. zu Sulzer 3. Bd. S 372. Ramdohr, Venus Ur III, 1. S. 310 Paldam. Röm. Erot. S. 73. *Dunlop.*, Hist. of rom. Liter. T. III. p. 391.

10) **Remediorum amoris liber unus**; ist in einigen codd. in zwei Bücher getheilt und daher auch in einigen alten Ausgaben; da aber Ovid selbst vs. 1 das Werk einen libellus nennt und die besten codd. von dieser Zweitheilung nichts wissen, so haben nach Heinse [51]) die Neuern sie verlassen. Den Ovid die Liebe von Neuem behandeln zu sehen, nimmt Niemanden Wunder, allein ihn mit der Liebe im Kampfe zu erblicken, hat man nach der Ars wol nicht erwartet Daher Ovid's halber der Stoff schon auffällt, dann ist er auch ganz neu Um dies Staunen aufzuklären, erfindet der Dichter sehr schön, wie Amor selbst sich über den Titel des Buches gewundert habe, und indem der Dichter diesen nun aufklärt und ihm seine Absicht aus einander setzt, hat er den Leser zugleich mit über die Tendenz des Gedichtes unterrichtet. Nicht gegen die Liebe überhaupt will Ovid kämpfen, sondern nur denen, die ein unwürdiges Joch der Liebe [52]) tragen, will er helfen. Man möchte gern wissen, was für ein Joch der Dichter sich unter einem unwürdigen denke, aber das erfährt man nicht, sondern gleich nach der Anrufung des Phöbus, als des Beschützers der Dichter und Ärzte, geht es ans Lehren Der Dichter bemerkt zuerst, daß am besten gleich beim Beginne der Leidenschaft diese abzuschütteln sei; es wird dies an verschiedenartigen Beispielen und Vergleichen durchgeführt, sodaß, da bei solcher Kleinigkeit — denn daß diese Lehre sehr schwer auszuführen sei, erwähnt hier der Dichter nicht — solcher Aufwand gemacht worden, man ein sehr großes Gedicht erwartet. Hier ist nun weiter kein Mittel von Nöthen, daher wendet sich der Dichter zu demjenigen, der eine alte tief eingewurzelte Liebe ablegen soll: zwei Fälle werden unterschieden, einmal, wo der Liebende sich von seiner Geliebten entfernen kann, da geht die Heilung schnell; zweitens, wo der Liebende sich aus der Nähe der Geliebten nicht entfernen kann, in Rom also bleiben muß, dieser verlangt mehr Sorgfalt und mit ihm allein beschäftigt sich daher von vs. 291 an der Dichter. Er gibt hier viele Lehren, als da ist, man solle die schlechten Worte des Mädchens in Erinnerung behalten, Alles von ihr ins Schlechte zu drehen suchen; sie auf eine kalte Art behandeln, um die Eine loszuwerden, noch mit einer andern sich einlassen, Einsamkeit vermeiden ꝛc. Alles dies ist in derselben trefflichen Sprache, demselben Maße, Periodenbaue, überhaupt in derselben Technik geschrieben, welche wir bei der Ars betrachtet haben. Es treten freilich auch dieselben Schwächen hervor, wie manchmal spielender, fast fader Witz sich findet [53]), doch geht das so mit durch. Es ist ferner auch dieselbe Auffassung im Ganzen, es ist kein reines Lehrgedicht, sondern, wie der Dichter auch selbst andeutet [54]), mehr elegisch gehalten; natürlich findet sich, wenn auch seltener, Gelehrsamkeit [55]), ferner hübsche Witze, wie der Anruf an den Phöbus [56]), die Benennung des Mars [57]); ferner veranlaßt auch hier die Art, wie der Dichter sich selbst in das Gedicht mit hineinzieht, Heiterkeit [58]), vor Allen sind aber treffliche Schilderungen hervorzuheben, namentlich die des Landlebens [59]), welche dem Dichter so recht von Herzen ging; also schöne Stellen finden wir hier genug. Aber ihr Eindruck wird gar sehr verdorben durch die schlechte Composition des Ganzen. Es zerfällt natürlich auch dies Gedicht in mehre Massen. Betrachten wir sie zuvörderst, so nehmen wir in mehren eine große Gedehntheit wahr, es scheint dem Dichter förmlich darum zu thun, die einzelnen Lehren so auszudehnen, als nur angeht, er hat nämlich eigentlich nur wenige, namentlich im Anfange wird durch Beispiele und Vergleiche der Gedanke stets von Neuem umgewandt, und wenn es auch oft geistreich geschehen, so ist doch eine zu große Weitläufigkeit [60]) dadurch herbeigeführt; ferner ist Schmuck da, der nicht paßt; daß er z. B. Circe redend einführt [61]), später Amor [62]), ohne daß man darauf vorbereitet würde, endlich die lange Invective gegen seine Neider und Feinde [63]) gehört gar nicht hierher. Daß man auf Reminiscenzen aus der Ars stößt [64]), kann man, da die Gedichte der Zeit nach nicht weit aus einander lagen und der Stoff doch verwandt war, wol ohne Tadel hingehen lassen, aber nicht, daß so gar kein allgemeiner Standpunkt genommen, daß man die Mädchen, die Männer, von denen die Rede ist, gar nicht genauer kennen lernt, in ihr Leben und Treiben gar nicht eingeführt wird, woraus eine gewisse Leere entsteht. Dabei sind nun die einzelnen Lehren selbst von 291 an bunt durch einander geworfen, innerer Zusammenhang fehlt, und auch der äußerliche ist hier so, daß man manchmal sich zur Frage veranlaßt fühlt, wie das hierher komme. Alles dies, sowie eine bei aller Fülle ab und an auftauchende Dürftigkeit, — z. B. der wiederholte Vergleich mit Phyllis [65]) — zwingt, gegen das fast einstimmige Urtheil der Neuern diesem Gedichte eine bei weitem geringere Stelle als der Ars anzuweisen. Es führt mich das zu der Meinung, daß Ovid dies Werk nicht

51) *Heins.* ad *Ovid.* Remed. am. 1. *Burm.* ad Rem. am. 396, wo das zweite Buch begann. 52) Rem. am. 15, 69.

53) Rem. am. 476, von der Brüste und Ehrfeis: Est, ait Atrides, illi quam proxima forma, Et si prima simul syllaba, nomen idem. 54) Rem. am 395. 55) Ibid. 47 sq. ibiq intt., ib. 778 coll. *Leutsch.* Theb. cycl. Rell p. 16 56) Rem. am. 77. 57) Ibid 27. 58) Ibid 311. 59) Ibid. 169. 60) Ibid. 79, 251, 313 61) Ibid. 273. 62) Ibid. 557. 63) Ibid. 361. 64) Ibid. 55. Art. am. III, 33. Rem. am. 249. Art. am. II, 425. Rem. am. 327. Art. am. II, 659. Rem. am. 634. Art. am. I, 279. 65) Rem. am. 547, 595.

aus eigenem Antriebe geschrieben, sondern durch äußere Umstände zu seiner Fertigung veranlaßt sei, daher er nie mit Liebe daran gearbeitet und deshalb nur das Technische mit seiner Fertigkeit darin vollendet hat.

Literatur. Wir kennen ungefähr 50 Codd., welche die Remedia amoris enthalten, unter denen der Regius primus, Puteanus primus, die excerpta Scaligeri und excerpta Jureti die besten sind; *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. praef. p. XVIII; viel ist aber für die Herstellung des Textes aus ihnen nicht zu nehmen; *Jahn.* l. c. T. I. p. 487. Allein sind die Remedia nur in der ältesten Zeit herausgegeben, dagegen übersetzt von Strombeck (Braunschweig 1796, wobei auch eine Skizze des Lebens Ovid's ist, neue Aufl. 1829), ferner von Schlüter (Leipzig 1796), von den Engländern, Franzosen ꝛc. Vergl. Schweiger, Handb. der Bibliogr. II. S. 672 fg. — Beurtheilungen: Manso in Nachtr. zu Sulzer's Theor. der schönen Künste. III. S. 340; Bernhardy, Grundr. der röm. Lit. S. 223; *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 487: Argumenti copia et varietate, tractationis facilitate et orationis agilitate et elegantia hoc carmen proxime accedit ad Amorum et Artis Amatoriae libros, ita ut inter praestantissima Ovidii poemata jure haberi possit. Anderes übergehe ich.

11) De medicamine faciei. Ob der Titel in dieser Gestalt der echte sei, will ich nicht behaupten, die Codd. haben meist gar keinen, ein Vatic. de ornatu faciei, doch ist der gewählte nach Art. am III, 205 der beste [66]). Es beschreibt das Gedicht, wie Artigkeit bei Mädchen eine Hauptsache sei, wie dies ferner vom Putz, namentlich von einem schön gebildeten Gesichte, auch gelte; was für Mittel dies erhalten, verschaffen können, geht er durch, führt uns also in die tiefsten Geheimnisse der Toilette der Damen. Wie er es ausgeführt, können wir nicht sagen, da das Gedicht sehr verderbt, lückenhaft und unvollständig auf uns gekommen ist [67]), man hat es deshalb dem Ovid absprechen wollen [68]), jedoch scheint dies kein Grund zu unterstützen. Es behandelte dies Gedicht also einen Alexandrinischen Stoff, indem er sehr schwer poetisch darzustellen war, allein da konnte die Kunst Ovid's nur noch in glänzenderm Lichte sich zeigen. Zugleich war der Stoff in der Poesie neu, wenigstens weiß ich kein Gedicht früherer Zeit, worin er behandelt wäre, prosaische Schriften dagegen, aus denen sich Ovid unterrichten konnte, waren vorhanden; erst kürzlich hatte ja der Arzt Heraklides von Tarent, dann Archigenes [69]) von der Kosmetik, die zur Medicin bei den Alten gehörte, gewiß vortrefflich gehandelt, und daß dergleichen nicht selten, zeigt noch die Epitome von Theophanes Nonnos [70]). Manches konnte auch in den oben angeführten Schriften der Elephantis ꝛc. [71]) enthalten sein. Also wo Praxis nicht ausreichte, konnte Ovid immer aus der Theorie Stoff und Belehrung erhalten, an Stoff fehlte es nicht; wie die Behandlung gewesen, läßt sich wegen des Zustandes des Gedichtes, in dem wir es haben, nicht genauer bestimmen.

Literatur. Über die Codd. ist man nicht recht im Klaren und läßt sich daher von einer genauern Vergleichung derselben noch Heil für diese Fragmente erwarten; die besten sind der Neapolitanus, Mentelianus und der, aus dem die Ausgabe von Naugerius geflossen, cf. *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. praef. p. XVIII. Herausgegeben ist es nicht allein; für die Erklärung der Sachen ist Böttiger's Sabina ein Hilfsmittel; besonders auch die Schriften älterer Gelehrten über einzelne Gegenstände, wie *Ferrarius*, De re vestiar. u. dgl. Cf. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 477.

Die erotischen Schriften Ovid's sind öfter auch verbunden herausgegeben, so in der ältern Zeit viel die Ars am. und die Remedia am., zuerst in Cöln, 4. s. l. e. a. dann mit Commentar von Merula (Venet. 1494. Fol.), welcher oft wiederholt wurde, Schweiger a. a. O. S. 642. Ferner die Epist. Her., Amor., Ars amand., Remedia am., Trist., Ep. ex Pont., Medic. fac. und Unechtes, vergl. Schweiger a. a. O. S. 634 fg., zuletzt von Wernsdorf (Helmst. 1788). Ebenso hat man auch Übersetzungen, welche mehre dieser Gedichte theils ganz, theils im Auszuge enthalten, letzteres ist der Fall bei der von Gerning (Frankf. a. M. 1815); auch in die andern neuern Sprachen sind sie übersetzt, vergl. Brüggemann's, Paitoni's Werke und Schweiger a. a. O. S. 671 fg.

12) Metamorphoseon libri XV, so, nicht Metamorphoseos, wie Regius u. A. wollten, ist sowol nach den besten Codd., als auch nach den Citaten der Alten [72]) und der Analogie [73]) mit lateinischen Buchstaben [74]) der Titel zu schreiben. Daß man bei seiner Bestimmung auf die Citate der Spätern nicht mit völliger Sicherheit bauen dürfe, zeigt sich hier von Neuem. Wir finden nun in diesem umfangreichen Werke den Ovid auf einem ganz andern Felde; er hat in ihm einen Theil der Mythen, in denen Verwandlungen vorkamen, in chronologischer Folge von Beginn der Welt an bis zu der Verwandlung des Julius Cäsar in einen Stern zusammengestellt. Betrachten wir nun zuerst den Stoff an und für sich, so ist für Ovid's Verständniß überflüssig, nach dem Entstehen dieser Sagen von Verwandlungen zu fragen; Mellmann [75]) hat dies jedoch gethan und, worin ihm Jahn [76]) gefolgt ist, den Ursprung dieser Sagen in der alten Religion, in Philosophie, Physik, der Naturbeschaffenheit, der alten, poetischen und symbolischen Sprache ꝛc. gesucht, überhaupt, wie es scheint, diese Sagen als eine eigene Classe von Sagen angesehen. Mir jedoch scheint, als wenn alle hierher gehörigen Mythen mit allen andern auf einer und

66) *Heins.* ad Med. fac. 1. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. p. 477. 67) *Jahn.* l. c. 68) *Borrich.* de poet. dissert. I, 21. 69) *Fabric.* B. Gr. T. XII. p. 688. *Triller.* de remediis veterum cosmeticis etc. (Vitemb. 1757.) 70) Herausgegeben von Bernard. 1794. 71) Cf. sup. Murr, Journal zur Kunstgeschichte. 14. Bd. S. 4.

72) *Heins.* ad *Ovid.* Metam. I, 1. 73) *Osann.* Anal. Crit. p. 62. 74) *Weichert.* Poett. Latt. fr. p. 46. 75) *Mellmann*, Commentat. de caus. et auctor. narrationum de mutatis formis. (Lips. 1786.) P. I. 76) *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. p. 5.

derſelben Stufe ſtehen müßten, weil ſie ja aus derſelben Quelle hervorgegangen ſind [77]). Die Phantaſie der Hellenen hat die ganze Natur zu Perſonen umgeſchaffen, überall eine Verbindung mit ihrem eigenen Leben gefunden und dem ihrer Götter; wie ſie den Baum nicht ohne Dryade betrachteten, ſo ſtand das Thier mit ſeinen Eigenthümlichkeiten ihnen viel näher, und früh gewöhnte ſich der Grieche, es mit ſeiner ganzen Art der Weltbetrachtung in engſter Verbindung zu ſehen. Kurz, dieſe Mythen von Verwandlungen ſind hervorgegangen wie alle andere aus der Art, wie der einfache Naturmenſch der Natur gegenüberſteht, ſie ſind daher auch von den alten Dichtern ebenſo behandelt wie die andern. Führte der Stoff den Epiker auf eine Sage, worin eine Verwandlung war, ſo behandelte er ihn der Form nach auf ſeine Weiſe: ſo Homer, Heſiod, ſo noch ſpäter Corinna [78]), die nie Metamorphoſen geſchrieben, wol aber in lyriſchen Gedichten dergleichen Mythen behandelt haben kann und ſicher auch behandelt hat. So waren dieſe Sagen in der ganzen helleniſchen Poeſie verbreitet, es waren ferner in dieſer eine Menge übergangen, die dann die Logographen und andere Sammler beſchrieben und verzeichneten; auch ſie können eine Menge Localſagen unberührt gelaſſen haben, ſodaß noch der Dichter der Auguſteiſchen Zeit Stoff finden konnte in der griechiſchen Mythologie, den die Griechen ſelbſt nicht poetiſch behandelt beſaßen Als Ovid zu der Fertigung der Metamorphoſen ſich anſchickte, war er in den Mannsjahren, beſaß alſo, veranlaßt auch durch die frühern Poeſien, eine nicht geringe Kenntniß von Mythen; daß er aber trotz dem für dies neue Gedicht Studien machen mußte, iſt natürlich. Zu umfaſſend darf man aber ſchon deshalb dieſe Studien ſich nicht denken, weil neben den Metamorphoſen die Faſten den Dichter noch in Anſpruch nahmen, daher kann ſein, daß er proſaiſche Werke aus der Alexandriniſchen Zeit benutzt hat, welche von Verwandlungen gehandelt, wie des Antigonos Ἀλλοιώσεις [79]); ob Kalliſthenes [80]) hier genannt werden kann, iſt unſicher; wie viele Werke es gab, aus denen man Verwandlungen kennen lernen konnte, ſehen wir aus Antoninus Liberalis [81]). Wie aber die Proſaiker der Alexandriniſchen Zeit ſich zuerſt mit dieſem Stoffe abgaben, ſo waren unter den Dichtern auch Alexandriner die Erſten, welche nur ſolche Mythen zum Stoffe eines ganzen Gedichts wählten: der erſte iſt [82]) Nikander, Boios [83]) gehört nämlich nicht hierher, ferner Parthenios [84]); wie aber dieſer beiden, des Nikander und Parthenios, Metamorphoſen eingerichtet geweſen, iſt nicht mehr mit Sicherheit zu beſtimmen. Die des erſtern waren ſicher in Hexametern [85]), von denen des letztern iſt mir dies ebenfalls des Stoffes wegen wahrſcheinlich, die Behandlung ferner war alexandriniſch gelehrt [86]); was aber die Hauptſache betrifft, die Auswahl, welche ſie für ihre Metamorphoſen aus dem großen Mythenvorrathe getroffen, davon läßt ſich nichts ſagen Auch iſt hinzuzufügen, daß für einzelne Sagen Ovid ganz ſpecielle Quellen, die ihm Hygin leicht angeben konnte, benutzen konnte; daß aber dazu die *Βουγονία* — ſo, nicht wie Mellmann und Jahn *Βοιγονία*, zu ſchreiben — des Eumelos gehörte [87]), können wir nicht ſagen, weil wir von dieſem Gedichte nichts wiſſen. Ferner hat Ovid auch römiſche Sagen benutzt, was man bis jetzt ganz überſehen; daß er dieſe grade jetzt genauer kennen lernte, werden wir unten nachweiſen, hier nur ſo viel, daß dies nicht allein die letzten Bücher, wo von italiſchen Mythen gehandelt wird, zeigen, ſondern auch in helleniſche Mythen iſt Römiſches gekommen. So iſt in der Erzählung vom Raube der Proſerpina das römiſch, daß ſie ſechs Monate bei dem Gemahle, ſechs bei der Mutter bleibt [88]); ferner iſt in dieſem Theile die ſiciliſche Sage [89]) benutzt, die wie aus Cicero [90]), dem Diodor [91]) meiſt folgt, kennen, Ovid konnte ſie ja aus Sicilien ſelbſt kennen. Ebenſo iſt auch mit einem Worte zu erwähnen, daß Ovid Tragiker benutzt hat, wie des Euripides Bakchen, Hecuba; alle dieſe Aufzählungen aber helfen nicht genug zur Kenntniß Ovid's, da die einzelnen Fabeln durchgegangen und in ihnen gezeigt werden müßte, aus wem im Einzelnen Ovid geſchöpft, wo er geändert habe; es würde ſich dann herausſtellen, wie Ovid für eine Erzählung aus einer Sage dies, aus der andern jenes nimmt, wie er alſo ganz frei die Mythen behandelt; ferner würde ſich beſtimmt darthun laſſen, wo Ovid ſelbſt zugeſetzt und Situationen erfunden, man kann auch noch Quellen anführen für das Philoſophiſche, Phyſiſche ꝛc., was in Metamorphoſen vorkommt, aber wozu? — Ovid hat es in den Metamorphoſen mit Göttern und Heroen zu thun; die Thaten und Schickſale dieſer verlangen eine andere Darſtellung als die leichten Liebesereigniſſe der Römer. Daher hat er denn hier als Maß den Hexameter gewählt, wodurch auch eine neue Sprache, ein neuer Periodenbau herbeigeführt wurde. Dieſer Hexameter iſt aber auch nicht der frühere, ſondern iſt erhabener, würdevoller geworden, wie ſchon die Proſodie zeigt; in den frühern Gedichten z. B. brauchte er puto als pyrrichius, jetzt aber, in den Metamorphoſen und Faſten, nur als Jambus [92]); wenn Ovid in andern hierher gehörigen Dingen kühner iſt, ſo liegt es theils im Vorgange anderer Dichter, theils hat es ſeine ſpeciellen Entſchuldigungen;

77) O. Müller, Proleg. zu einer wiſſenſch Myth. S. 111. Hartung, Religion d. Röm. 1. B. S. 18. 290 78) Welcker (in *Creuzer.* Melet. II. p. 15), der richtig Ἐτεοκλῆς für verderbte erklärt, Koch (ad *Antonin.* Lib. proll. p. XXXI) widerſpricht. *Anton.* Lib. c X. heißt es im Titel auch nur *Κόρινν.* 79) *Koch.* l. c. p. XXVII. 80) *Jahn.* l. c. p. 10 hält ihn für den Olynthier; daß in nur Muthmaßung, Simonides von Amorgos gehört gar nicht hierher, ebenſo iſt Theodoros ganz zu ſtreichen und dafür Dorotheos in *Plut.* Paralll p 311. *Ruald.* zu ſchreiben, wie *Koch.* l. c. p. XXV ſchon muthmaßt, er lebt aber nach Ovid, cf. *Ebert.* Sicul. I, 1. p. 89. 81) *Koch.* l. c. 82) *Schneidar.* ad *Nic.* Theriac. p. 184. 83) *Koch.* l. c. p. XXIX. *Mellm.* l. c. p. 63, doch kann die Sache noch klarer gemacht werden. 84) *Fabric.* B. Gr. T. IV. p. 308.

85) Die Fragmente bei Schneider, die elegiſch, gehören auf keine Weiſe zu den Metamorphoſen. 86) *C. T. Herm.* ad *Lucian.* q hist. c. op. p 93 i. 87) *Mellm.* l c. p. 61. *Jahn.* l c. p. 9, vergl. Welckere üb. Apoll. Rhod. S. 191. 88) J. H. Voß z. Hymn. auf d. Ceres. V 402. S. 114. 89) Voß a. a. O. S. 47. S. 23. 90) *Cicer.* in Verr. IV, 50. 91) *Diodor.* IV, 4. 92) Ramshorn, Latein. Gramm. S. 1044.

so Numa als pyrrichius [92]), namina propria werden von allen Dichtern frei behandelt. Nicht ohne Härte ist im Latein die Production der Kürze durch die Arsis; daher darf sie streng genommen nur im Epos vorkommen, Ovid [93]) hat sie in unserm Gedichte oft und macht den Vers dadurch stärker, doch hält er diesen Charakter der Stärke nicht überall, wie die nicht seltenen Verse zeigen, wo den Schluß zwei Amphibrachen [94]) machen, dies ist weichlich. Streng ist Ovid hier im Hiatus, den er nur in nomin propr. und in Interjectionen zuläßt, er ist also mehr als Virgil [95]) gegen ihn eingenommen und hat dies darin seinen Grund, daß Ovid's Ohren alles Klaffende zuwider war. Ist demnach der Vers mit Auswahl behandelt und den Sujets gemäß, so mangelt es doch nicht an vielerlei Inconsequenzen in Cäsuren und Anderm, was das Fehlen der Feile — cf. infr. — mit sich gebracht. Übereinstimmend mit dem Verse strebt auch die Sprache darnach, epische Würde hervorzubringen, weshalb sie hier auch in den Formen viel mehr Alterthümliches, Seltenes hat. So liebt Ovid die schön tönenden griechischen Formen [96]) auf os, wie Scorpios, ebenso die alten lateinischen, meist nach Virgil's Vorgange, an dem Ovid überhaupt sich gebildet; nach ihm macht er daher den Fehler Inarime [97]), nach ihm wählt er poetische Formen wie [98]) tricuspide, alterthümlich sagt er fide [1]) für fidei, moriri [2]) für mori, conjugirt potiri [3]) nach der dritten Conjugation, wählt ferner die zusammengezogenen Formen, wie concresse [4]), mollibat [5]) etc. Alte Form ferner ist impete [6]) für impetu, ein altes Wort aber privus [7]); oft gebraucht er auch auf alte Weise Activformen für die der deponentia und umgekehrt. Dasselbe Streben nach Würde zeigt sich nun auch in Constructionen und der Wortverbindung: alterthümlich ist que — que — que; griechischer Gebrauch zeigt sich in dem ablat. von Zeitbestimmungen, wie bello [8]) für tempore belli, wie κατ' οἰκεῖς τραγῳδοῖς, im Genitio wie dum auspicor has quoque somni [9]), in Appositionen, wie [10]) bubo, dirum mortalibus omen, obgleich ganz die Kühnheit der Griechen die Lateiner hierin nicht erreicht haben [11]), im Gebrauche des infinit. in [12]) indigna laedi etc. Wie wir aber schon oben gesehen, daß nicht allein durch Altes und Seltenes, sondern auch durch Neues die Dichter ihrer Sprache neuen Reiz zu geben suchen, so finden wir dies auch hier, nur in größerem Umfange. So bildet Ovid kühner als Virgil nach Vorgang der Griechen Epitheta, welche aber oft sehr nahe an Schwulst hinstreifen; bei ihm ist es freilich noch nicht so arg, wie bei den Spätern, hätte er aber die letzte Feile anlegen können, so wäre auch hier wol Manches geändert, so Oedipodionine Thebae, Apenninigena Thybris [13]); doch auch andere neue Worte macht er, wie adject. indelebilis [14]), fusilis [15]), papavereus, besonders zusammengesetzte, die zuweilen durch ein Streben nach Effect hervorgebracht sind, wie inattenuatus [16]), dann innubus; inobservatus, bifurcum, trifidus, frugilegus, multifidus; dasselbe gilt von Substantiven, wo renovamen, bimater, neu sind, endlich von Verben, wie praeconsumere, concavare. Daher denn auch nicht auffallen kann, wenn er gebräuchlichen Worten neue Bedeutungen gibt, so ora *collucerant* fontes [17]), ferner copula [18]) für Leitriemen bei den Hunden; ihm eigenthümlich scheint sol ferit cacumina [19]), es verleitet ihn dies aber nicht zu Ungenauigkeiten im Gebrauche der Worte, sondern er bleibt bei seinem frühern Grundsatze, die Worte so scharf als möglich zu fassen, wonach z. B. stipulae demtis adolentur aristis [20]) zu erklären ist, daher er auch in Tropen und Umschreibungen schöne Wendungen hat; neu ist, wenn er dei clypeus [21]) für Sonne sagt. Daß er auch hier durch Figuren auf die richtige Weise die Rede verstärkt und verschönert, durch sie ihr die eigentlich epische Stimmung verschafft, kann nach dem schon Gesagten keinem Zweifel unterliegen; hier treffen wir daher Umschreibungen aller Art [22]), ferner Syllepsen, Hypallagen ꝛc., aber die Wiederholungen sind hier selten und auch auf ganz andere Weise wie früher behandelt, ein Umstand, der die gänzliche Verschiedenheit von den frühern Gedichten beinahe allein darthun könnte. Damit ist aber nicht gesagt, daß Formen, wie wir sie bei der Ars amandi gesehen, gar nicht hier vorkämen, da ja auch hier bei Appositionen [23]), in der Anaphora [24]), zur Vermeidung prosaischer Pronomina [25]), des Nachdrucks [26]) wegen sich Wiederholungen finden, sondern theils finden sich ganz neue Wendungen, wie die πλοκή [27]) in

Et superesse videt de tot modo millibus unum,
Et superesse videt de tot modo millibus unum.

---

93) *Ovid.* Fast. III, 305, 809. Cf *Obbar.* ad *Hor.* Epist. I, 10, 26. *Jahn* ad *Hor.* Carm III, 4, 9. 94) *Ovid.* Metam. II, 745. *Tibull.* El. I, 10, 14. *Weichert.* Ep. crit. de *Valer. Flacc.* Argon. p. 73. *Baumg.-Crus.* ad *Ovid.* Met. I, 114. 95) *Jahn.* ad *Ovid.* Met. VI, 75. XI, 562. 96) *Jahn.* l. c. IV, 336. *Gier.* Cf. *Wagn.* Quaest. Virg. XI. in Ed. IV. ed. *Virg* Heyn. T. IV. p. 418. 97) *Ovid.* Metam. II, 85, 196, 219. *Baumg.-Crus.* l. c. XIV, 47. *Wagn.* Q. *Virg.* l. c p. 390. 98) *Ovid.* Met. XIV, 89. Ibiq. *Baumg.-Crus.* 99) *Ovid.* Met I, 350.

1) *Ovid.* Met. III, 341. Ibiq. Interpp., VI, 506. *Burm.* ad Anthol. Lat. T. I. p. 703. 2) *Ovid.* Met. XIV, 215. Ibiq. *Ciofan.* 3) *Ovid.* Met. XIII, 130. Ibiq *Baumg.-Crus.*; ib. X, 166. 4) *Ovid.* Met. VII, 416. *Forbig.* ad *Lucret.* I, 71. 5) *Ovid.* Met. VIII, 199. 6) *Ovid.* Met. III, 79. Ibiq. *Bach.* 7) *Ovid.* Met. IX, 20. Döderlein, Lat. Syn. IV. S. 343. 8) *Ovid.* Met. VIII, 19. Ibiq. *Burm.* 9) *Ovid.* Met. VII, 646. *Schmidt.* ad *Hor.* Epist. I, 9, 13. 10) *Ovid.* Met. V, 550. Ibiq. *Bach.* 11) Bernhardy, Gr. Synt. S. 55. 12) *Ovid.* Met. I, 508.

13) *Ovid.* Met. XV, 429, 432. Platz in Seebode's Arch. für Philol. und Päd. I. S. 435 fg. 14) *Ovid.* Met. XV, 876. *Heins.* ad *Ovid.* Ep ex Pont II, 8, 25. 15) Für die folgenden Worte vergl *Schirach.* Clav. Poet. Class. P. II, er fehlt freilich öfter. So rechnet er hierher lenimus, es ist schon bei *Virg.* Aen. IX, 488 ꝛc.; ich kann hier auch geiert haben. 16) *Ovid.* Met. VIII, 845. 17) *Ovid.* Met. V, 447. 18) *Ovid.* Met. VII, 771. 19) *Ovid.* Met. IX, 95. 20) *Ovid.* Met. I, 492. Döderlein, Lat. Syn. IV. S. 254. 21) *Ovid.* Met. XV, 192. 22) *Ovid.* Met. VIII, 664. XI, 756. *Schmidt.* ad *Juv.* Sat. p. 207. 23) *Ovid.* Met. I, 687. 24) *Ovid.* Met. XI, 539, 551. XIII, 494. *Gierig.* Comm. de Op. Metam. *Ovid.* in ej. *Ovid.* Met. T. I. p. XXXV. 26) *Ovid.* Met. I, 695. II, 758. XIV, 499. XV, 180, 284, 299. *Bach.* ad *Ovid.* Met. I, 141. 27) *Ovid.* Met. I, 325. VIII, 628.

Digitized by Google

theils treten sie nicht besonders hervor, theils beruhen sie hier auf Nachlässigkeiten [28]). Der Hauptgrund aber ihres Zurücktretens liegt im Mangel der Theilungen der Sätze, welche hier nur ab und an in sehr lebhaften Schilderungen erscheinen [29]), dies brachte der Herameter auch mit sich. Dagegen weiß Ovid hier durch Kürze der Rede oft zu wirken, läßt daher nach Comparativen quam mit seinem Worte weg [30]), setzt ferner, um Wichtiges recht hervorzuheben, sed allein nach nec tantum [31]); läßt Verbindungspartikeln aus, wie et, andere, wie quum, quoniam [32]), aus demselben Streben gehen endlich auch kühne Attractionen [33]) hervor. Ebenso verstärken die Rede auch rascher Wechsel der tempora, der modi, auch die Wortstellung muß helfen, wie denn que [34]), auch verba [35]) kühn versetzt werden. Besonderer Reiz liegt aber auch hier in der Wahl der Epitheta; sie sind theils beigegeben, um einen Begriff zu schärfen, wie miserae querelae [36]), welche Schönheit Ernesti [37]) ganz verkannte und nur Luxus hier fand, theils enthalten sie aber nothwendige, von Ovid oft spitz in ihnen angedeutete Nebenbestimmungen, so muß man sie oft auf ganz bestimmte, einzelne Umstände beziehen [38]), oft enthalten sie historische Anspielungen [39]), oft auch schärft er sie durch eine Anticipation [40]); daß sie zum malerischen Schmuck dienen in unzähligen Fällen versteht sich von selbst, und nur in Rücksicht auf ein oben berührtes Epitheton und zum Zeichen, wie Ovid stets neu ist [41]), erwähne ich *trepida unda* [42]), die von der Gluth zischende und zitternde Welle. Getadelt ist aber der Dichter wegen zu kunstvoller, von der Homerischen Einfachheit abweichender Epitheta, mit Unrecht, wie im Laufe der Zeit die Worte sich abschleifen, so auch ganze Wendungen, *αἰδήρεον ἦτορ* kann Homer sagen, Ovid muß schon den Begriff verstärken [43]), weil das einfache Beiwort so oft gebraucht, gar nicht mehr hervortritt; tempora mutantur; der Dichter schreibt aber für seine Zeit und ist aus dieser zu beurtheilen. Wie Ovid den Klang der Sprache [44]) zu benutzen weiß, wie sein Witz ihm stets zu Gebote [45]) steht, und er durch dies und Ähnliches die Sprache sich bildet, ihr endlich durch die Periode seinen Stempel aufdrückt, führe ich hier nicht weiter aus; es wird deutlich daraus, wie richtig schon König [46]) gegen die herrschende Vorstellung, Ovid sei Nachahmer, geeifert hat, die Eigenthümlichkeiten würden, wäre das Werk vollendet, noch mehr hervortreten. Denn den Mangel der letzten Feile in ihr haben wir schon öfter erwähnt und würde sie, wenn auch nicht die versus hypermetri [47]), nicht die mit Participien auf ns ausgehenden Verse [48]), doch gar Manches andere noch hinweggeschafft haben; so finden wir Nachlässigkeiten in der Wortstellung, wie die Verbindung aque [49]), ferner in dem Verse [50]): par me, quod eritque fuieque | Estque patet; ferner in der häufigen Wiederholung von Präpositionen in einem Satze [51]), in dem Gebrauche des hic und is [52]); ebenso findet sich auch manche ganz prosaische Wendung, wie [53]): inque repentinos convivia versa tumultus *Assimulare* freto *possis*, quod etc. Alles Dinge, die mit der kleinsten Mühe Ovid würde geändert haben. Sehen wir also an der Sprache einen eigenthümlichen Charakter, der aber noch nicht völlig durchgebildet und vollendet ist, so wird das Urtheil über die jetzt folgenden Dinge sich schon leichter gestalten; es fragt sich jetzt nach der Form und Gestaltung der einzelnen Erzählungen. Die Metamorphosen bestehen aus einzelnen, nicht zusammenhängenden Fabeln, die alle mit einer Verwandlung enden, es sind aber die behandelten nicht alle, die den Alten bekannt waren, sondern aus den vorhandenen hat Ovid die für die Zeit, die poetische Behandlung, die namentlich für ihn selbst passlichsten ausgewählt; über die meisten gab es, wie sich aus den angegebenen Quellen erklärt, sehr verschiedene Sagen und Formen [54]), sodaß Ovid einen Überfluß an Stoff hatte, ja, man kann mit leichter Mühe seine Quellen und somit seinen Stoff vermehren, wenn man bedenkt, daß er so Manches aus philosophischen Systemen, wie dem Pythagoräischen, dem des Empedokles hat, daß er von Physik und ähnlichen Dingen [55]) spricht, also dergleichen auch studirt haben mußte. Doch denke man sich trotz alle dem die Arbeit nur nicht zu mühsam! Es soll nur die Mannichfaltigkeit des Stoffes damit gezeigt und darnach die Art der Erfindung bestimmt werden. Freilich hat man ihm diese für dies Werk abgesprochen [56]): doch besteht sie hier, wie bei jedem Epiker, in der Art der Behandlung, in der Auffindung des Punktes, von dem die ganze Behandlung ausgehen mußte. Was nun diese Behandlung betrifft, so mußte sie sehr verschiedenartig sein, da jede Erzählung ihren bestimmten Charakter, ihre Personen, ihr Local ꝛc. hat, daher denn auch Versbau und Sprache bald weicher, bald härter behandelt sind. Natürlich treten diese Massen von Personen in verschiedenen Situationen auf und Ovid hat die Gelegenheit nicht un-

28) *Ovid.* Met. XI, 553. XV, 105. ibiq. *Hotting.* in *Cic.* Eclog. p. 338. 29) *Ovid.* Met. XI, 539. XIII, 211. 30) *Ovid.* Met. I, 182. 31) *Ovid.* Met. I, 137. ibiq. *Bach.* 32) *Bach.* ad *Ovid.* Met. II, 47. *Jahn.* ad *Ovid.* Met. XV, 177. ed. *Gier.* 33) *Bach.* ad *Ovid.* Met. I, 135. 34) *Ovid.* Met. II, 758. 35) *Ovid.* I, 325. VIII, 714. 36) *Ovid.* Met. II, 342. VII, 650. *Burm.* ad *Ovid.* Met. II, 66. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 1, 62. 37) Act. Sem. Reg. et Societ. Philol. Lips. T. I. p. 158. 38) *Ovid.* Met. V, 6. 39) *Ovid.* Met. II, 219. 40) *Ovid.* Met. I. 669. 41) Cf. *Wagn.* ad *Virg.* Aen. I, 1. p. 59. ed. *Heyn.* 42) *Ovid.* Met. XII, 279, vgl. Döderlein, Lat. Syn. II. S. 202. 43) *Ovid.* Met. IX, 618. *Jahn.* ad *Ovid.* Met. VII, 33. *Dissen.* ad *Tibull.* I, 1, 63. 44) *Ovid.* Met. I, 327. VII, 651. 45) *Ovid.* Met. I, 641. II, 430, 705. V, 546. VI, 385. 46) Opuscul. Lat. p. 139.

47) *Ovid.* Met. IV, 12, 781. VI, 507. *Weichert.* de vers. poet. epic. hyperm. Comm. 1819. *Jahn.* ad *Virg.* Georg. II, 69. 48) *Ovid.* Met. XV, 568, 570. *Burm.* ad *Lotich.* IV, 1, 20. T. I. p. 238. *Wagn.* ad *Virg.* Exc. ad Aen. XII, 612. *Heyn.* 49) Ramshorn, Lat. Gramm. S. 808. 50) *Ovid.* Met. I, 517. *Wagn.* ad Eleg. ad Val. Messal. Corv. p. 41 sq. 51) *Ovid.* Met. V, 547. ibiq. *Bach.* 52) *Ovid.* Met. IV, 745. ibiq. *Jahn.* in *Gier.* ed. *Baumg.-Crus.* ad *Ovid.* Met. II, 761. 53) *Ovid.* Met. V, 6. 54) S. J. B. Ofana über Soph. Ajax, S. 79. 55) Daher Dissertationen, wie Bödermann (in Animad. stud. immane loquendi Comm. 1749), Seydeln (de ὁμοιολογίᾳ Ovidiana Prolegg. 1699) ꝛc. 56) Manso in Nachtr. zu Sulzer's Theor. ꝛc. III. S. 384. *Gierig.* l. c. p. XXIV. *Bach.* ad *Ovid.* Praef. p. VI.

genutzt hingehen lassen, sich als einen feinen Kenner der menschlichen Leidenschaften zu zeigen[57]), namentlich in Monologen, wie in denen der Myrrha, Medea, aber auch sonst weiß er die Personen in ihrem innern Zustande wahr zu beschreiben. In der Darstellung des Schmerzes der Hekabe um Polyxena und Polydor welteifert er mit Euripides; er hat wie dieser, einzelne Züge hinzu gedichtet, wie den, daß Hekabe selbst, nicht eine Dienerin, den Leichnam des Polydor findet, wodurch allerdings die Sache affectvoller wird. Die Reden, in denen sie ihren Schmerz ausspricht, sind schön; Ernesti[58]) hat zwar eine getadelt, es scheint, daß ihm die kleinen Perioden missfallen haben, allein sie grade sind hier vortrefflich und natürlich, da der Schmerz nicht lange, gedehnte Perioden verträgt, sich vielmehr in kurzen gewissermaßen auskaucht. Ebenso tadelt derselbe Gelehrte[59]), auf dessen Urtheil Jahn sich viel zu sehr verlassen hat, die Rede der Thisbe, es ist aber ein Schmerz dargestellt, der auf seiner Höhe eine kalte Ruhe zeigt; es ist dieser der Gemüthsstimmung verwandt, in der der Unglückliche über sein Unglück zu lachen vermag. Daß diese Affecte nun hervorsteeten, dafür sorgt der Dichter und wählt darnach mit den Stoff, er behandelt diesen mit Sorgfalt — einzelne Anachronismen und ähnliche Versehen können kaum angeführt werden[60]) — und sucht ihn auf alle Weise zu heben. So fügt er ihm Personificationen ein[61]), was spannt; ebenso wenig mangelt es an Vergleichen, die häufig mit epischer Breite ausgeführt werden und von da aus zu beurtheilen sind, doch geht er manchmal zu weit, wie wenn er den Polyphem die Galatea loben läßt[62]); grade diese Stelle zeigt aber deutlich, wie vieles in unserm Gedichte nur Entwurf ist. Ovid hat hier nur versuchen wollen, mit wem das Mädchen zu vergleichen sei, für spätere Zeit sich die Auswahl vorbehaltend, es ist daher Unrecht[63]), wenn man nach solchen Stellen das Werk beurtheilen will. Ein anderes Mittel, die Erzählung zu heben, ist Einlegung von Beschreibungen und Episoden, die durch die berührte Sage veranlaßt werden, so handelt er von der Magie, der Pest[64]); bekannt ist die Beschreibung der Deukalionischen Fluth, in ihr hat schon Seneca[65]) Einzelnes getadelt, Anderes die Neuern[66]). So vergleicht E. Müller den Vers: **Omnia pontus erant; deerant quoque littora ponto** mit dem Satze: „das ganze Haus lag in der Aschen; das ganze Haus hatte auch kein Dach." Allein **omnia pontus erant** ist ein so ungewöhnlicher Gedanke, daß er seines Maßlosen wegen einer Erläuterung bedarf, die ihn, da man nur länger bei ihm verweilen muß, zugleich verstärkt. Dagegen ist ein anderer Fehler in diesem Verse; **quoque** nämlich ist ungemein matt, ein Fehler, den Ovid sicher später getilgt haben würde. Einen andern Fehler bemerkt Seneca, indem er den Vers: **Nat lupus inter oves: fulvos vehit unda leones**, tadelt, es paßt, E. Müller mag sagen, was er will, das Bild nicht zur Größe der Schilderung. Noch einen Fehler in dieser Stelle wollen wir hinzufügen; nämlich die Anordnung der Verse von 293 an ist schlecht, namentlich gehören die Schafe und Löwen ꝛc. gar nicht an die Stelle, wo sie stehen; die Ausführung an und für sich, die Ernesti tadelt, ist nicht im Geringsten zu tadeln. Also durch Personificationen, Vergleiche, Beschreibungen, duech Reden, die allerdings bisweilen ein zu rhetorisches Gepräge noch tragen[67]), weiß er die Mythen selbst zu beleben; ihre Form im Ganzen ist aber dadurch noch bedingt[68]), daß sie bald erzählt werden, bald aber von dieser oder von jener Person bei dieser oder bei jener Gelegenheit vorgetragen; ebenso sind sie nicht alle gleich ausführlich behandelt, sondern einzelne ganz kurz berührt, dies trägt auch zur Mannichfaltigkeit und Lebendigkeit bei. Diese war sehr *nothwendig*, da jede Erzählung, wie man wußte, mit einer Verwandlung schloß, und demnach war es sehr schwer, Spannung sowol hervorzubringen, als auch zu erhalten; Ovid bringt sie aber wie in der Ars durch die angegebenen Mittel und die Art der Erfindung, die Art, wie er den Ausgang herbeiführt, glücklich hervor. War er aber auch gut bis zur Verwandlung gekommen, so war eine neue Schwierigkeit zu überwinden, nämlich die Beschreibung der Verwandlung selbst. Es half dabei freilich, daß die eine Person in dies, die andere in jenes verwandelt ward; aber es gehörte eine Ovidische Phantasie und Fülle dazu[69]), so verschiedene und doch schöne Formen für diesen einen, nicht einmal großen Umfang habenden Punkt zu erfinden, wenn auch ab und an ein ähnlicher Gedanke, derselbe Vers[70]) sich findet, so ist das kein Fehler, da das Epos das erlaubt und fast bei allen Dichtern[71]) vorkommt. Ebenso schwierig, vielleicht noch schwieriger, waren die Übergänge; denn Ovid wollte ein zusammenhängendes Gedicht schaffen, allein — cf. infe. — dieser Zusammenhang ist nur ein äußerlicher, er reiht lose neben einander; von diesem Standpunkte aus betrachtet findet man wenig zu schroffe Übergänge, indem er aber in ihnen stets das Folgende vorbereiten will, wird er hier öfter manierirt, wie schon Quintilian[72]) getadelt hat. Diese Form aber, welche das Ganze nun erhielt, war den Alten nicht unangenehm; ähnlich muß sie in Gedichten, wie den Eöen, den Genealogien, deren Form man aus der Theogonie muthmaßen kann, gewesen sein; nur waren diese einfacher. Grade duech diese Form und den großartigen Umfang hat Ovid seine Vorgänger[73]) übertroffen, wenn man aus unserer Kenntniß derselben schließen darf; im Einzelnen jedoch konnten diese den Mythos tiefer gefaßt haben, was Ovid

57) Dusch, Beitrr z. Bild. des Geschm. V. S. 306. *Gierig.* l. c. p. XXXIII. 58) *Ovid.* Met XIII, 498. *Ernest.* l. c. p. 42. 59) *Ovid.* Met. IV, 148. *Ernest.* l. c. p. 43. 60) *Gierig.* l. c. p. XXXV. 61) *Ovid.* Met II, 760. 62) *Ovid.* Met. XIII, 789. 63) *Ernest.* l. c. p. 79. 64) *Gierig.* l. c. p. XXXIII. *Jahn.* ad *Ovid.* T. II. introd. p. 15, 16, 19, 21. 65) *Senec.* Quaest. Natur. III. c. 27. 66) Müller a. a. O. S. 155. *Ernest.* l. c. p. 105.

67) *Gierig* l. c p XXXII. *Jahn* l. c. p 20, doch geht man hier zu weit, nicht die rhetorische Figur an sich ist zu tadeln in der Poesie, nur ihr falscher Gebrauch. 68) *Gierig* l. c. p. XVIII. 69) *Gierig.* l. c. 70) *Ovid.* Met VII, 580. coll. VI, 246. Her. III, 118. c. Amor II, 11, 32 *Jahn.* ad *Virg.* II, 129. Näke und Welcker's rhein. Mus. II. S. 362. 71) *Gierig* l. c. p. XVII. 72) *Quint.* Inst. Or. IV, 1, 77. 73) *Valcken.* ad *Callim.* Eleg. fr. p. 235.

nicht kann [74]), mochten auch die Vorliebe für das Wunderbare nicht so wie Ovid vortreten [75]) lassen; ebenso hat er vielleicht im Einzelnen nicht stets glücklich gewetteifert mit solchen, die bei Gelegenheit dieselben Stoffe behandelt hatten [76]). Doch muß man immer bedenken, daß die Metamorphosen, wie der Schluß auch deutlich zeigt, ein unvollendetes Werk sind; es ist dies ja wol schon hinlänglich im Vorhergehenden gezeigt, kann aber noch mit einer Menge Stellen belegt werden. Jahn scheint dies gar nicht bedacht zu haben und ist nach meiner Meinung durch Ernesti's auf gar keinen haltbaren Ansichten von Poesie beruhenden Untersuchungen irre geleitet zu keinem festen Urtheile über die Metamorphosen gelangt, wenigstens glaube ich, daß unmöglich wahr sein kann, wenn er sagt [77]): omnibus enim dicendi artificiis, qua rhetores declamationes instruebant, carmen suum non tam ornavit (sc. Ovidius) quam oneravit, nec solum ubique artis et doctrinae ostentandae et affectandae studium declaravit et omnes ingenii scientiaeque thesauros effudit, sed etiam rerum rumorem, verborum serepitum et omnes sermonis rhetorici lusus et antitheses sectatus, sententias in immensum vel variavit vel acuit vel distendit, omnino nihil praetermisit, quod ad declamatorum artem pertineret! Unserer Ansicht dagegen ist Baumgarten-Crusius [78]), der darin, daß Ovid viele Stellen so geschrieben haben müsse, wie sie ihm der Augenblick eingegeben, daß er verschiedene Formen eines Gedankens neben einander habe stehen lassen, den Grund der vielen Varianten und Corruptelen findet. Und diese Meinung erhält noch eine Stütze durch die Tendenz des ganzen Gedichts, es ist dies nämlich lediglich auf Ergötzung berechnet. Daraus folgt einmal, daß möglichste Zierlichkeit und Schönheit der Form vom Dichter erstrebt werden mußte, Leichtigkeit ferner und das Fehlen eines jeden das Gefühl des gebildeten Lesers unangenehm afficirenden Ausdrucks; in den Metamorphosen ist dies, obgleich, wie die Ars zeigt, der Dichter es gekonnt, sehr häufig nicht geschehen. Es folgt aber nun weiter, daß diesem Zwecke gemäß alles Einzelne behandelt worden sei; es muß also bei Beurtheilung einer Erzählung, einer Form, einer Periode, eines Ausdrucks stets die letzte und die Hauptfrage sein, ob sie dem Zwecke des Ganzen entspreche. Es kann demnach hier nicht auf rein epische Erhabenheit, auf rein lyrische Stimmung Alles vorzugsweise berechnet sein; es kann das zuweilen vorkommen, ein leichter Ton muß aber vorherrschen, damit fällt wieder sehr viel von dem Tadel Ernesti's weg. Es ist daher gar nicht so leicht zu entscheiden, ob die Aufzählung der dem Orpheus zuhörenden Bäume [79]) sehr fehlerhaft sei, da sie vielleicht in nur wenig veränderter Gestalt vortrefflich wäre, Ovid will mit ihr den traurigen Eindruck, den das eben Vorangegangene gemacht, vernichten; diese Aufzählung dazu zu benutzen, ist sicher eine schöne Erfindung. Es ist aber dem Dichter zur Hervorbringung dieser Ergötzung nicht jedes Mittel recht, sondern er hat darüber auch seine Grundsätze. So sollte man nach den frühern Ansichten von Ovid erwarten, daß er keine Gelegenheit, die sinnliche, üppige Liebe zu schildern, werde haben vorübergehen lassen, aber hier in den Metamorphosen findet grade das Gegentheil statt; beim Raube der Proserpina, beim Erblicken der Andromeda durch Perseus, der Verwandlung des Iphis [80]) ꝛc. waren dazu sehr verführerische Gelegenheiten; aber wo dem Dichter die Liebe in die Poesie nicht paßt, da bleibt sie weg, ja am deutlichsten zeigt sich dies wol, wenn man die Behandlung des Mythos, wonach Vulkan den Mars mit der Venus fängt, in der Ars und den Metamorphosen [81]) vergleicht. Für diesen Ton, für diese Stimmung des Ganzen hatte Ovid kein Vorbild, er hat ihn sich selbst geschaffen und zwar nach dem Bedürfnisse seines Geistes; nur auf Feldern, die diesem zusagten, versuchte er sich. Und daher verdient er auch hier Lob: so wenig Ovid zum wahren Epos, so wenig zur erhabenen Lyrik er Geschick hatte, so vortrefflich eignete er sich zu den aus beiden gemischten Nebengattungen, sowie er in eine von ihnen gerieth, schuf er etwas Eigenthümliches; er that also, was jeder giniale Dichter thut, oder hat Archilochos den Kallinos, Mimnermos den Archilochos, Solon den Mimnermos nachgeahmt? Nicht im Geringsten; so viel geistvolle Elegiker, so viel Arten Elegien. Einer Nebengattung gehören auch die Metamorphosen an und zwar der epischen Erzählung, nicht dem Lehrgedichte [82]); daß diese Ovid wählte, war ganz in seinem Charakter und erklärt sich hier schon oben Angedeutetes auf das Deutlichste. Ich weiß hier nichts Besseres zu thun, als mich in der Darlegung des Charakters dieser Dichtungsart an die vortreffliche, über alles Lob erhabene Schilderung W. von Humboldt's [83]) so eng als möglich anzuschließen, möchte dies doch auch dazu beitragen, dies von den Philologen so ganz vergessene Buch ihnen in Erinnerung zu bringen! Wer blos erzählt, hat mehr oder weniger nur die Absicht, eine Begebenheit vor die Augen zu stellen, geht aber auf keine Weise darauf aus, auf eine dichterische Weise den Zustand reiner Betrachtung zu wecken; sein Ziel ist also nicht die Höhe der Poesie zu erreichen, den erhabensten Gebrauch von ihr zu machen; es setzt ein solcher Dichter den Leser ganz und gar in die Erzählung und hält ihn in ihrem Kreise gefangen, vermag aber nicht, ihn aus ihr heraus auf einen höhern Standpunkt zu führen. Dem wahrhaft kräftigen Poeten, dem wirklich poetischen Dichter, ist der Beschaffenheit seiner Phantasie wegen dies unmöglich; des erzählenden Dichters Phantasie ist aber in

74) Vergl. Buetmann, Mythoteg. II. S. 7. 75) *Ovid.* Met. XII, 188. ibiq. *Baumg.-Crus.* 76) Gut ist *J. A. Ernesti*, Krisichthonis Callim. et Ovidian. comparat. (Lips. 1756), dagegen taugt nicht viel *Tolli* Compar. Apollon. et Ovid. in *Berkel.* Diss. sel. Crit p. 387, cf. *Gierig.* l. c. p. XIII. *Jahn.* l. c. p. 21. 77) *Jahn.* l. c. p. 19. 78) *Baumg.-Crus.* ad *Ovid.* Met. praef. IV. 79) *Ovid.* Met. X, 90. *Ernest.* de luxur. etc. l. c. p. 106.

80) *Ovid.* Met. IV, 675. V, 397. IX, 786, diese Erzählung von Iphis ist auch unvollständig und nicht vollendet. 81) *Ovid.* Art. am. II, 561. Met. IV, 173. 82) Dusch, Briefe zur Bildung des Geschmacks. 5. Bd S. 282, sonst nicht übel. 83) Humboldt's ästhetische Versuche. I. S. 245.

Digitized by Google

dem Augenblicke, wo sie schafft, nicht von der hohen Begeisterung hingerissen, welche des wahren Epikers Geist erfüllt, kann also auch nicht so Hohes, so Erhabenes hervorbringen, erscheint demnach als schwächer, unvollkommner. Demnach kann auch kein erzählendes Gedicht die hohe dichterische Schönheit besitzen, welche mit den ersten Gattungen der Poesie verbunden ist, es kommt dies daher, daß der Verfasser derselben nicht so tief seinen Stoff erfaßt, um eine vollendete Einheit hervorzubringen, deshalb können und sollen erzählende Gedichte das Gemüth blos rühren, ergötzen, überhaupt angenehm beschäftigen; sie sind aber nicht fähig, das Gemüth in den Zustand hoher und reiner sinnlicher Betrachtung zu versetzen, der Rang, den sie sonach in den Erzeugnissen der Poesie einnehmen, ist hiermit bestimmt. Es erklärt sich aber hieraus die ganze Eigenthümlichkeit Ovid's aus der Schwäche seiner Phantasie. Es ist nun klar, woher der Mangel einer wahren Kunstform in den Amores, woher die oberflächliche und weniger glückliche Anordnung der Ars amandi, woher der Plan zu den Metamorphosen und Fasten entstanden; es ist hiernach ferner klar, worin die vollendete Technik, die Vorliebe für Ausschmückung ihre Gründe hatte; denn bei solcher Phantasie hängt sich der Dichter gern an die Außenseite des Stoffes und es wird ihm nicht schwer, diese zu zieren, womit der letzte Grund für die Trefflichkeit von Ovid's Sprache gegeben, ebenso wie für die Fehler; er kann mit dem Stoffe spielen, weil er ihm nur Mittel ist, an ihm seine Kunst zu zeigen; es ist weiter klar, warum Ovid den Dichtern ersten Rangs nicht beigestellt werden darf, warum er ferner schon den Verfall der Poesie bezeichnet; es ist endlich klar, warum Ovid zu allen Zeiten viele Verehrer gefunden; der große Hause hängt am Leichten und an der Oberflächlichkeit. —

Literatur. Daß ein solches Werk, wie die Metamorphosen, gleich bei seinem ersten Erscheinen bedeutendes Aufsehen machte, versteht sich von selbst; es hielt sich aber auch später stets in Ansehen und ward als eine Quelle zur Kenntniß der Mythologie betrachtet. Daher ward es viel gelesen, es wurden Auszüge aus ihm gemacht; einen haben wir noch, der dem Lactantius Placidus von Einigen, von Andern einem Donatus zugeschrieben wird (*Fabric.* B. L. T. I. p. 448. *Muncker.* ad Mythogr. Lat. p. 785. *Staver.*), beides sind Namen, die im Mittelalter bei ähnlichen Schriften wiederkehren, weshalb es, so viel ich wenigstens weiß, nach unsern Quellen schwer sein dürfte, die Zeit dieser Männer genauer zu bestimmen. Sare (Onomast. T. II. p. 45) setzt unsern Verfasser ins sechste, Jahn (ad *Ovid.* T. II. p. 23) ins sechste oder siebente Jahrh. n. Chr.; er kann noch später sein, auf jeden Fall aber ist das Büchelchen nicht in der Gestalt ursprünglich gewesen, in der wir es jetzt besitzen, vielmehr ist es, wie die Vit. Virgil., die Mythogr. Lat. und ähnliches von Mönchen, Abschreibern ꝛc. interpolirt und verändert; dies beweisen die Varianten bei *Burm.* ad *Ovid.* T. II. Werth haben diese Auszüge oder Argumente aber nicht; sie erschienen zuerst Mediol. Fol. 1476., am besten bei Muncker (l. c.); das zum 15. Buche ist wahrscheinlich unecht. (*Fabric.* l. c.) Wir sehen hieraus, daß in diesen Zeiten Ovid geachtet ward, noch deutlicher sehen wir dies an der Übersetzung der Metamorphosen, die im J. 1210 Albrecht von Halberstadt auf Befehl des Landgrafen Hermann von Thüringen in Reimen verfaßte; ob sie noch existirt, ist nicht ganz sicher (vergl. Hagen und Büsch's Grundr. der teutsch. Liter. S. 225). Dann hat im J. 1545 Jörg Wickram diese Übersetzung verbessert und interpolirt, zu der Gerhardt Lorich von Hadamar im J. 1545 Erklärungen schrieb; Wickram und Lorich stehen zusammen in der Ausgabe zu Mainz (Fol. 1551). Da aber Wickram nicht viel Latein verstand, und daher oft falsch übersetzt, auch ganze Fabeln weggelassen hat, so ward diese Übersetzung im J. 1609 zu Frankfurt am M. verbessert und mit Lorich's Erläuterungen in 4. gedruckt (vergl. Schummel's Übersetzer-Biblioth. S. 139 fg.), der vielfach irrt, aber Proben gibt. Man sieht, wie hoch man im 13. Jahrh. die Metamorphosen anschlug, wie gern man sie las, daher kein Wunder, wenn Scholien und Glossen entstanden; es sind davon bis jetzt sehr wenige gedruckt, es wäre für den Text vielleicht wichtig, wenn man von ihnen mehr zu erhalten strebte. Denn daß für diesen des Maximus Planudes griechische Übersetzung etwas genützt, kann man nicht sagen (cf. *Jahn.* l. c. p. 24); dieser nämlich, ein Mönch aus dem 14. Jahrh., übersetzte außer andern Lateinern auch die Heroiden und Metamorphosen Ovid's; erstere sind noch nicht herausgegeben, letztere von Boissonade (Paris. 1822). Planudes schreibt nicht übel für jene Zeit, hat aber schlechte Codd. gehabt (*Boisson.* l. c. praef. p. IX sq und das Journ. d. Savants. 1822. p. 698 gibt einen Auszug aus der Vorrede von Boissonade). Demnach ist klar, woher die Menge der Codd. kommt; Jahn (ad *Ovid.* T II. praef. p. XX sq.) zählt 151 und sind noch viel mehr vorhanden; schlimm, daß so wenige erst genau verglichen sind. Daher der Text schwankend ist. Gedruckt sind die Metamorphosen allein zuerst s. l. e. a., wahrscheinlich in Rom um 1473 (Ebert, bibl. Lex. II. S. 269); um Erklärung machte sich Regius verdient, dessen erste rechtmäßige Ausgabe (Venet. Fol. 1493) erschien; ferner Laoinius, mit Noten von Beroaldus, Pius, Parrhasius, Rhodiginus und A. (Lugd. 1518. 4.) ꝛc. (vergl. Ebert, a. a. O. Schweiger, Handb. d. class. Bibl. II. S. 644). In neuerer Zeit hat Gierig die Met. gut herausgegeben (2. Bd. 1804), von Jahn (2 Bd. 1821) neu aufgelegt; sie ist namentlich in grammatischer Hinsicht übertroffen von E. C. Chr. Bach (Hannov. 1831. 1. Bd.) ein mit vielem Fleiß und ausgezeichneter Kenntniß gearbeitetes Buch; für den Text endlich ist wichtig Baumgarten-Crusius (Lips. 1834); über andere hierher gehörende Werke cf. *Jahn.* l. c. p. 24. Übersetzt sind die Metamorphosen sehr oft (vergl. Schweig. a. a. O. S. 668), teutsch von Rode (2 Bd. Berlin. 1816) und von J. H. Voß (2 Tbl. Braunsch. 1829). — Beurtheilungen: *Fabric.* B. L. T. I. p. 446. *Bayle*, Dictionn. hist. et crit. s. *Ovid.*, T. III. *Tiraboschi.* Stor. della Letter. Ital. T. I. p. 166. *Rosmini*, Vit. Ovid. T II. Manso, Nachtr. zu Sulz. allgem. Theor. d. schön. Künste. III. S. 382. *La Harp.*

Cours de Littérat. T. I. p. 304. sq. *Gierig*, Comment. de Opere Metamorphoseon Ovidiano in ed. Metam. T. I. p. XV, das Beste, was bis jetzt über die Metamorphosen geschrieben; Dusch, Briefe z. Bild. d. Gesch. 5. B. Br. XV. sq. *Dunlop*. Hist. of Rom. Literat. III. p 397. *John*. ad *Ovid*. T. II. p. 3. sq. — Ein Epigramm, was Ovid den Metamorphosen vorangeschickt hat und worin er sich mit seinem Unglücke, nämlich seiner Verbannung, entschuldigt, daß die Fehler darin nicht verbessert seien — das ist also in Tomis geschrieben — steht gewöhnlich in den Ausgaben.

13) Tristium Libri V. So der Titel, den Scaliger in de Tristibus falsch ändern [84]) wollte; eine von den bisher durchgegangenen Werken ganz verschiedene Art. Wie wir öfter bemerkt, Ovid hängt gänzlich von seiner äußern Umgebung, von äußern Einflüssen ab, daher er jetzt in der Verbannung, von Allem, was ihm werth und theuer, getrennt, von diesem seinem Unglücke ganz ergriffen und von ihm in seinen Gedichten bestimmt wird. Das erste Buch der Tristien schildert uns daher in traurigem, erregtem und leidenschaftlichem Tone die Gefahren, welche dem Dichter auf der Reise bis an Thrakiens Küste begegneten, welche Gedanken sie wie sein ganzes Unglück ihm hervorriefen; die Kunstfertigkeit des Dichters bewährt sich hier auf eine glänzende Weise. Das zweite Buch hingegen ist anderer Art, es ist ein Schreiben an August, in dem der Dichter, nachdem er seine Unschuld darzulegen sich bemüht hat, um einen andern Aufenthaltsort während seines Exils bittet, es ist in gefaßterm Ton, als das erste, mit Bescheidenheit und Einfachheit geschrieben, aber doch sind nicht ganz Stellen vermieden, aus denen tiefer Schmerz hervortaucht; es ist dieses Buch oder dieser Brief gewiß das Beste, was Ovid in der Verbannung gefertigt. Das dritte, vierte und fünfte Buch hingegen ist in Tomis geschrieben und steht eins ganz auf derselben Stufe wie das andere, sie enthalten Klagen über das traurige Leben in Tomis, Aufforderungen an Freunde, ihm zu helfen, Vorwürfe gegen Untreue; alle mit Gefühl und natürlich geschrieben, schön sind auch die Briefe [85]) an seine Frau. Man sieht aus ihnen, wie innig beide Ehegatten an einander hingen, und welch starken Beweis geben sie nicht für den Charakter [86]) des Dichters! In Rom gefielen diese Briefe gewiß sehr, der weichliche Römer fühlte durch sie recht sein Glück in Rom zu leben. — Sonst siehe Nr. 15.

Literatur. Genauere Nachrichten über die codd. wird Jahn sicher bekannt machen, ich kenne nur die codd., welche Heinse in seiner allgemeinen Weise anführt; nach ihm sind die besten ein Palat., Combii codex Venetus, älter als diese sind ein Vatic., Hamb., woran sich Politiani schedae schließen; sonst mögen ungefähr noch 50 Codd. erwähnt werden; sie scheinen also weniger abgeschrieben. — Herausgegeben sind sie allein zuerst mit Merula's Noten (Venet. 1499. Fol.), dann nicht oft; zuletzt von Platz (Hannov. 1825) und Klein (Confluent. 1826); vergl. Jahn in Jahn's Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 9. Bd. S. 35 fg. — Beurtheilungen: Manso, Nachtr. z. Sulzer's allgem. Theor. ꝛc. III. S. 330. 376. *Dunlop*. Hist. of rom. Liter. III. p. 412. —

14) Ibis. Dies ist, wie es scheint, der Titel, den die Handschriften [87]) geben; Salvagnius [88]) wollte Dirae in Ibin. Das Gedicht ist gegen einen Römer gerichtet, der den exilirten, unglücklichen Ovid in Rom öffentlich mit Schmähreden verfolgte, dessen Frau mit Anträgen quälte und die Überbleibsel seines Vermögens an sich zu bringen strebte. Diesen Mann zu züchtigen, ist die Absicht dieses Gedichtes und ihn dadurch von seinem Benehmen zurückzubringen. Ovid nennt ihn nicht [89]); nur im Falle, daß er sein Betragen nicht ändere, soll des Übelthäters Name genannt werden. Man hat trotz dem den Mann kennen wollen und da hat Rhodiginus [90]) geholfen, in einem unechten Fragment des Apulejus wird der Übelthäter Corvinus genannt, woraus denn Salvagnius Hyginus gemacht hat [91]). Wir kennen ihn also nicht. Woher aber der Name Ibis? Ovid klärt uns selbst darüber auf: er sagt [92]), es sei lediglich aus Nachahmung des Kallimachos geschehen; dieser nämlich hatte ein Schmähgedicht gegen Apollonius von Rhodus, betitelt Ibis, gefertigt. Was diesen zu diesem Titel bewogen habe, gehört also hier streng genommen nicht her; doch da wegen der Dürftigkeit der Quellen wir nichts Anderes sagen können, als daß von allen über diesen Gegenstand gewagten Conjecturen keine mehr Wahrscheinlichkeit habe, als die von Weichert [93]), wonach Ibis der Spitzname des Apollonius war, so kann es hier eine Stelle wohl finden. Aus diesem sehr heftigen und ungemein dunkeln Gedichte hatte also Ovid die Form und Anlage im Ganzen genommen, in wie weit aber er in der Aus- und Durchführung des Einzelnen ihm gefolgt sei, läßt sich schwerlich ganz ausmachen. Mit Rosmini [94]) nimmt Gerhard [95]) unbedenklich, Weichert [96]) doch mit einer gewissen Einschränkung an, daß auch die Einzelheiten vom Alexandriner entlehnt seien, aber wir haben bis jetzt überall gesehen, daß nie Ovid sich eng an ein Muster gebunden, und wie können daher behaupten, er werde auch hier sich nicht mit einer bloßen Paraphrase begnügt haben; ferner ist auch eine Frage, ob Ovid in Tomis die Ibis des Kallimachos zur Hand hatte. Ovid war kein Verehrer dieses Dichters [97]), wird dies Gedicht daher schwerlich auswendig gekonnt, schwerlich auch es bei der Auswahl der Bücher, die ihn ins Exil begleiten sollten, gewählt haben. Diese Gründe werden dadurch verstärkt, daß das, was nach Valcke-

84) *Heins*. ad *Ovid*. Trist. I, 1, 1. 85) *Ovid*. Trist. I, 5. III, 3. IV, 3. V, 2. 5. 11. 14. 86) Welche Mühe man sich gab, diesen Beweis zu entkräften, zeigt Kirchhof, Leben d. P. Ovid. Naso vor dessen Versuch einer Übersetz. der fünf Trauerbücher (Hamb. 1777). S. XLV. XLVI.

87) *Heins*. ad *Ovid*. Ib. I. 88) *Salvagn*. Prolegg. in Ib. p 8. in Ovid. *Burm*. T. IV. 89) *Ovid*. Ib. 51. 90) *C. Rhodig*. Antiq. Lectt. XIII, 1. *Osann*. ad *Apul* Praef. p. XXV. 91) *Fabric*. B. L. T. I. p 457. 92) *Ovid*. Ib. 55. 93) Weich., üb. Apoll. v. Rh. S. 73; add. *Aristoph*. Av. 1291. 94) *Rosmini* Vit. d. Ovid. I. p. 200. 95) Lectt. Apoll. p. 6. 96) Weich., a. a. O. S. 63; meiner Meinung ist *Valck*. Callim. Eleg. p. 283. 97) *Ovid*. Amor. I, 15, 14.

naer[98]) und Ruhnken[99]), jetzt Gerhard[1]), Weichert[2]), Blomfield[3]) angenommen haben, nämlich daß die Kallimacheische Ibis in Distichen verfaßt gewesen, sehr zu bezweifeln ist; Schmähgedichte wurden in Hellas in Jamben geschrieben, und wir wissen ja, daß in diesem Maße auch sonst Kallimachos geschrieben, dem Ovid aber war dies einmal nicht so geläufig, und dann wollte er diese Form für einen möglichen Fall als Steigerung zurückbehalten[4]). Eine andere Verschiedenheit endlich brachte vielleicht auch die Beschaffenheit der Feinde beider Dichter hervor, es konnte ja manche Verwünschung vorzugsweise in einer bestimmten Verbindung gebräuchlich sein. Demnach können wir wol mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß Ovid sich nicht eng werde haben binden lassen; die Form nur war entlehnt. Daher denn auch die Formeln sich hier finden, die zu dem Kunststyl dieser Gedichte gehörten[5]). Es sind aber die Verwünschungen, welche von Vers 101 beginnen, in einer Reihe fortgeführt in einer größtentheils dunkeln Sprache. Ovid sagt selbst[6]), er wolle seinen Grundsätzen und seiner Gewohnheit hier abtrünnig werden. Diese Dunkelheit besteht in gelehrt-mythologischen und historischen Umschreibungen von mehr oder weniger bekannten Personen und Begebenheiten, auch in dunkeln Anspielungen; sie haben aber nicht bewirkt, daß Alles gleich dunkel geworden, sondern einzelne klare Stellen[7]) sind mit untergelaufen. Und dies ist gewiß auch ein Unterschied zwischen Ovid und Kallimachos, da dies dem Letztern, der dabei ja ganz in seinem gewöhnlichen Styl war, gewiß nicht passirt ist. Die Kunst in diesem Gedichte besteht außer der Erfindung vorzugsweise in dem Aneinanderreihen der Verwünschungen, was, namentlich bei einem solchen Umfange wie in Ovid's Ibis — die des Kallimachos war auch vielleicht nicht so lang — gar leicht schleppend und langweilig werden konnte, zumal da gewöhnlich ein Distichon einen Sinn vollendet enthält; Ovid hat es vermieden, durch häufige Veränderung der Anreihungspartikeln, seener durch das Asyndeton, besonders aber durch die Heftigkeit und leidenschaftliche Aufgeregtheit, welche er, um auch recht zu schrecken, durch das ganze Gedicht durchhält. Ob das Gedicht geholfen, ist zweifelhaft, es ist bei dem Aberglauben der Alten möglich[8]), doch ziehen sich noch Klagen über Verfolgungen durch die übrigen Bücher Ovid's hin[9]). Ist dies Werk gleich kein poetisches Kunstwerk, so ist es doch interessant, ein Beispiel dieser Gattung zu haben; ferner zeigt es uns auch, wie Ovid auch ohne besondere Hilfsmittel eine Masse Mythen und Stoff zu Gebote stand und wir deshalb uns seine Vorarbeiten, wie überhaupt, so auch in dieser Zeit nicht zu mühselig denken dürfen. Endlich kann auch das hier noch bemerkt werden, daß in den ersten Jahren des Exils Ovid noch poetische Kraft besaß, später hätte er ein solches Gedicht nicht mehr so zu Stande bringen können.

Literatur. Der Codd. sind zwar viele, aber meistens sind sie sehr jung: die, welche Juratus und Politianus besaßen, waren die besten, *Heins.* ad Ib. 1. Da das Gedicht schwer war, so fanden sich auch Scholiasten, von denen wir noch Überbleibsel haben, am besten bis jetzt von Salvagnius Boessius (Lugd. 1633. 4.) edirt und von Burmann darnach abgedruckt, T. IV. Ovid.; es sind diese Scholien aber mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da sie offenbar interpolirt, namentlich in den Citaten aus alten Schriftstellern; derselben Art mag der Cod. gewesen sein, den Rhodiginus von diesem Scholiasten benutzt hat, *Fabric.* B. L. T. I. p 458. Ausgaben der Ibis allein sind sehr wenige vorhanden, die älteste scheint eine Lipsiens. s. l. e. a., dann Salvagnius Boessius. (Lugd. 1633. 4.) Beurtheilung: *Dunlop.* hist. of Rom. Liter. T. III p. 422. Cf. *Salv. Bass.* prolegg. in Ovid. Ibin ap. *Burm.* Ov. T. IV. init.

15) Epistolarum ex Ponto libri IV, so der jetzt herkömmliche Titel, der von Heinsius stammt; die Codd. lassen die Überschrift theils ganz weg, theils haben sie corrupte und schlechte[10]). Der Inhalt dieser Briefe ist ganz derselbe, den wir in den Tristien gesehen, Klagen an Freunde über die entsetzliche Lage, in der der Verfasser sich befinde, Bitten, Aufmunterungen, ihm zu helfen, Versuche, sich mächtige Männer zu Freunden und Fürsprechern zu machen ꝛc., sie stehen daher im Ganzen auf einer Stufe mit den Tristien und wir verbinden daher hier beide in der Beurtheilung. Die Tristien sind Briefe, verschweigen aber äußerer Rücksichten wegen den Namen dessen, an den sie gerichtet, ebenso diese Bücher ex Ponto, welche jedoch den Namen des Freundes, dem sie geschickt worden, an der Spitze tragen; es war demnach durch die Briefform der Ton, die Behandlung im Einzelnen gegeben. Ovid spricht in diesen Briefen selbst öfter über ihren Werth, und beachten wir diese Urtheile, so werden wir vom Wahren wohl nicht weit uns entfernen. Ovid dichtet in Tomis, weil er es früher so gewohnt war und die Zeit nicht anders hinzubringen wußte; das Bedürfniß also, nicht die Begeisterung, rief diese Klagen hervor, zumal da er durch die Beschreibung dieses seines innern und äußern Leidens sich erleichtert fühlte[11]). Es ist daher auch stets dasselbe, was er beschreibt, und dies Einerlei des Stoffes erhielt später in Rom auch Tadel[12]); im Anfange hatten als etwas Neues die Briefe gefallen. Ovid, sonst auf das Urtheil des Publicums viel Gewicht legend, ist jetzt dagegen fast gleichgültig, er kann ja nichts Anderes dichten, als das, was seine Stimmung bestimmt, seine Umgebung, sonst sagt er laeta fere laetus cecini, jetzt cano tri-

98) *Valck.* l. c. 99) *Ruhnk.* ap. *Ernest.* ad *Callim.* Hymn. T. I. p. 465.

1) *Gerh.* l. c. 2) Weich., a. a. O. S. 68. 3) *Blomf.* ad *Callim.* p. 215. 4) *Ovid.* Ib. 53. 646. 5) *Ovid.* Ib. 68. 89. 248. *Putsch.* ad Val. Cat. Poem. p. 11. 6) *Ov.* Ib. 57. 7) *Ovid.* Ib. 99 sq. 8) *Putsch.* l. c. p. 10. *Wernsd.* Poet. Lat. Min. T. III. praef. p. LII; überhaupt cf *Theophr.* Char. XVI, 2. *Lucian.* de Mere. Cond. §. 40. T. III. Bip. *Ej.* Alex. §. 5. T. V. Bip. *Boeckh.* ad Corp. Inscr. T. I. p. 486. *Lobeck.* Aglaoph. T. I. p. 221 sq. 9) *Ovid.* Trist. III, 11. IV, 9. V, 8. Epist. ex Pont. IV, 16.

10) *Heins.* ad *Ov.* Ep. ex Pont. I, 1, 1. 11) *Ovid.* Trist. IV, 1 in. 12) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 9 in.

Digitized by Google

utia tristia [13]). Dazu kommt noch, daß zu einer Veränderung des Stoffes ihn nichts antrieb, er besitzt kein Buch, was dem Geiste Nahrung gäbe, er kann keinem seine Gedichte vorlesen, er hat kein stilles, heimliches Plätzchen, an dem er seiner Phantasie sich gemächlich überlassen könnte und möchte [14]), er hat auch keinen Rathgeber, der ihm, wenn er über einen poetischen Gegenstand in Zweifel ist, den rechten Weg zu zeigen vermöchte [15]). Daher ihm denn selbst klar ist, daß er in Tomis sich verschlechtere, sein Geist mehr und mehr an Kraft abnehme [16]) und in dieser Hinsicht mit seinem Körper gleichen Schritt halte [17]). Es ist ihm klar, wie er Fehler mache, allein die Kraft nicht besitze, sie zu verbessern [18]); so namentlich wird die Sprache schlechter, da er unter seinen Barbaren den römischen Klang, ja selbst die Worte verlernt, sodaß er oft nach einem Worte suchen muß [19]). Beachten wir hiernach die Gedichte genauer, so finden wir, daß sich dies Alles auch so in ihnen finde, wir treffen hier Worte, die Ovid selbst gebildet zu haben scheint, wie adapertilis, praelusteis, inhonestare [20]), seener Worte in neuem Sinne, so erimen adeptus [21]), evigilare libros [22]), und es scheint, als wären ihm grade keine andere gekommen, und als hätte er sich so geholfen; hierher gehören auch Formen, wie Heroisin [23]), manche kühnere Wortstellung [24]), ja auch der Klang in der Sprache ist ein anderer geworden. Wenn man nämlich die Ars amandi und die Amores in dieser Hinsicht vergleicht, so findet man in ihnen eine Menge aller möglichen Arten von Allitterationen, wodurch ein für den Römer höchst angenehmer und schön klingender Ton hervorgebracht wurde [25]), dagegen hier, wo Erhabenheit gar nicht erzielt werden sollte, wird man dergleichen viel weniger finden. Damit steht in Verbindung, daß der Vers schlechter geworden ist, denn es kommen hier Verse vor, wie sie Ovid nie früher gemacht haben würde: so läßt er ein längeres [26]) Wort, seiner ein auf einen kurzen Vocal ausgehendes Wort [27]) den Pentameter schließen und behandelt den Bau dieses Verses auch sonst nachlässiger; seit Vavassor ist ja bekannt [28]) vix excusari posse mihi videor auch der Hexameter erscheint nachlässiger gebaut, wie durch die häufige Zulassung der Diärese im dritten Fuße [29]). Und so kann man noch in mehren Dingen zeigen, wie die frühere Strenge der Form hier vergeblich gesucht werde; es soll bis auf einen gewissen Punkt die Form dem verstörten, traurigen Inhalte entsprechen. Daher auch das, was früher Glanz hervorbrachte, jetzt zum Hervorbringen der Nachlässigkeit dienen muß, wie die Wiederholung [30]) eines Wortes; ebenso oft stoßen wir auf Wiederholung eines und desselben [31]) Ausdrucks, und mit einer gewissen Bequemlichkeit endlich scheint der Dichter auch dieselben Distichen [32]) zu repetiren, überall aber sieht man den gedrückten Mann. Dieser zeigt sich nun auch in den Gedanken; manchen unpassenden Vergleich [33]) findet man. Manches könnte schöner gesagt sein; nichts ist dem Dichter aber mehr vorgeworfen [34]), als die Schmeichelei gegen August und dessen Familie; er nennt freilich den August Gott, ja hat sogar ihm und der Livia und den Enkeln eine Kapelle in seinem Hause errichtet [35]), in der er ihr göttliche Ehre erweist; schlimme Dinge nach unserm Gefühle, aber was sollte Ovid in seiner Zeit denn thun? Den August Gott zu nennen, war in Rom schon seit Virgil nichts Ungewöhnliches [36]), ihm in einer Provinz Statuen und Tempel zu errichten, wäre nicht einmal zur Zeit der Republik aufgefallen [37]). Ebenso wenig ist er seiner Klagen wegen zu verachten. Ovid ist allerdings weichlich wie seine Zeit, aber welcher Römer hat denn sein Exil mit Ruhe oder gar mit Heiterkeit ertragen? Fast Alle sehnten sich in ihm nach dem Tode; selbst der heilige Chrysostomus fühlt, wie man aus seinen Briefen sehen kann, gar tief, was es heißt, verbannt von Constantinopel zu leben. Die Empfindungen Ovid's sind demnach aus seinem Innern treu und wahrhaft in diese Gedichte übergegangen, sie machen Alles, was ihn umgibt, ihm düster und daher auch die Klagen über die Gegend von Tomis, die, wenn man an die damalige Zeit und den Römer denkt, gar nicht so übertrieben sind. Es schildern uns also diese Gedichte in einer nicht künstlerischen, sondern mehr nachlässig hingeworfenen Form den Zustand des Dichters, athmet darin auch keine gemeine Seele, so ist doch eine gemeine Stimmung in ihnen vorhanden und fehlt alle wahrhaft poetische Begeisterung, daher hat Schiller [38]) ganz richtig geurtheilt, daß sie kein poetisches Werk wären. Daß man ihm widersprochen, kam nur daher, daß man nicht wußte, was denn Poesie sei.

Literatur. Die Codd., welche Heinse gebraucht, zählt er selbst im Anfange ad Ep. ex Pont. I, 1, 1 auf, auch vergl. *Oberl.* ad *Ovid.* Trist. etc. praef. p XV, es sind darunter mehre alte, daher hier Manches besser, Interpolationen von Versen scheinen seltener (Ep. ex Pont. I, 2, 12. II, 3, 33), was in den Tristien häufiger ist (Trist. II, 361; vergl. *Schneidew.* ad Ibyc. fragm. p. 33). Allein sind diese Briefe selten herausgegeben, zuerst mit Commentar von Merula (Venet. Fol. 1507), dann öfter, aber doch nicht, daß etwas Bedeutendes gewonnen

13) *Ovid.* I. c. 35 sq. 14) *Ovid.* Trist. III, 14, 37. 15) *Ovid.* Trist. III, 14, 44. 16) *Ovid.* Trist. V, 2, 65. Ep. ex Pont. III, 4, 11. Trist. IV, 5. 17) *Ovid.* Trist. V, 7. Ep. ex Pont. I, 4, 10. 18) *Ovid.* Trist. IV, 1 in. Ep. ex Pont. III, 9, 7. 19) *Ovid.* Trist. III, 1, 17. 14, 45. V, 2, 97. 7, 56. 20) *Schirach.* Clav. Poet. Lat. T. II. s. v. 21) *Ovid.* Trist. II, 82: die Stelle ist übrigens nicht recht deutlich, noch sicher hinsichtlich der Lesarten, jedoch vergl. Jahn in Jahn's Jahrb. IX. S. 67. 22) *Ovid.* Trist. I, 1, 108; ist schon gesagt, daher die folgende Vermuthung auf diese Stelle nicht mit zu beziehen. 23) *Ovid.* Trist V, 5, 48. *Latoia.* Io. III, 2, 8. V, 1, 57. 24) *Ovid.* Trist. III, 5, 3 Jahn in Jahn's Jahrb. IX. S. 63 25) Rücke in Niebuhr's rheinisch. Mus. III. S. 324. 26) *O id.* Ep. ex Pont. II, 2, 6, 72 78. IV, 3, 12. 6, 6 14 15, 26. 27) *Ovid.* Ep ex Pont. II, 2, 6. 28) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 6, 46. 29) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 4, 5. IV, 2, 25. 27. 41, 43.

30) *Ovid.* Trist. V, 5, 43—48. 31) *Ovid.* Trist. I, 3, 98. III, 13, 22. IV, 10, 86. 32) *Ovid.* Am. III, 15, 5. Trist. IV, 10, 5. 33) *Ovid.* Trist. I, 3, 26. 34) Epb. Müller, a. a. O. IV. S. 46 fg. 35) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 9, 105. 36) *Vignoli*, de Column. Anton. p. 79. 37) *Suet.* Octav. 52 ibiq. *Casaub.* 38) Schiller's sämmtl. W. XVIII. S. 260. 12. Ausg.

Digitized by Google

wäre. Dagegen sind sie mehrfach in Verbindung mit den Tristien, der Ibis edirt, so Tristia und Epist. ex Ponto zuerst von Pontanus (Ingolst. Fol. 1610), gut ist die Ausgabe von Verpoorten (Coburg 1712), dann Harleß (Erlangen 1772), Oberlin (Argent. 1778), worin auch Ibis.

16) Gedicht auf den Triumph Tiber's. Hätten wir dies Gedicht, so würden wir den Unterschied zwischen dem in Rom und dem in Tomis lebenden Dichter viel deutlicher noch sehen; es war in ihm ein Stoff zu behandeln, der seiner Natur nach eine heitere Darstellung verlangte, jedoch konnte dies Ovid theils wegen seiner Stimmung, theils deswegen, weil er die siegreichen Truppen, den Feldherrn, Rom selbst ꝛc., nicht gesehen, schwer erreichen [39]). Daher bittet er denn um Nachsicht, schön sagend, daß wie des Armen kleine Geschenke die Götter gütig aufnähmen, so würde seine jetzige kleine Gabe den Herrschern [40]) auch nicht missfallen.

17) Getisches Gedicht auf Augustus [41]), ist, wie das obige, natürlich auch nur unternommen, um sich Erlaubniß zur Rückkehr zu verschaffen; da zwischen den Tristien und den Briefen ex Ponto ein bedeutender Abstand ist, indem die letztern in jeder Hinsicht schwächer sind, so kann dies Gedicht wol nicht eine hohe Stufe eingenommen haben. Interessant ist es aber gewiß gewesen.

18) Gedicht auf den Tod des Augustus, war sowol für August als für Tiber eine Schmeichelei [42]), wie Ovid selbst ziemlich deutlich zu verstehen gibt. Von allen diesen Gedichten ist keine Spur in andern Schriften des Alterthums zu finden, daher sind sie wol früh verloren gegangen.

19) **Fastorum libri VI**, daß auf zwölf Bücher die Fasten angelegt waren, ist keine Frage; Ovid hat sie auch alle zwölf mit ins Exil genommen, indem er sie zu vollenden und auszufeilen gedachte, er vermochte es aber nicht, und nur unsere sechs wurden nach seinem Tode in der Gestalt, in der wir sie haben, herausgegeben [43]). Wäre das Werk vollendet in den glücklichen Tagen Ovid's, so würde ein ganz anderer Ton darin herrschen, wäre es in der Gestalt herausgegeben, in der es Ovid mit nach Tomis nahm, so würde es den Metamorphosen ähnlicher sein; denn was in den Metamorphosen zu viel, das ist in den Fasten zu wenig, so aber hat er es in Tomis zu verschiedenen Zeiten überarbeitet, hat aber die letzte Feile weder angelegt, noch überhaupt durch sie das Ganze in Einklang gebracht; die Stimmung in Rom und die Stimmung in Tomis ließen sich nicht vereinigen. Die Aufgabe in diesem Werke aber sagte dem Dichter ungemein zu. Die Fasten sind ein Festkalender, in dem die wichtigsten Erscheinungen am Himmel angegeben und die Feste nach der Folge der Monate und Tage verzeichnet sind, daran reihen sich Erzählungen über dieser Entstehungen und Ursachen. Es ist demnach der Stoff ein doppelter: ein astronomischer und ein historischer. Was den erstern anlangt, so sieht man aus ihm recht deutlich, mit welcher Begeisterung Ovid an dies Werk gegangen sein muß, denn schwerlich hatte er frühee sich mit Astronomie beschäftigt und er mußte sich daher von gar Manchem doch erst jetzt zu unterrichten streben. Weit hat er es freilich in der Astronomie nicht gebracht und man kann sagen, er versteht eigentlich gar nichts davon: denn abgesehen davon, daß er Früh- und Spätaufgänge der Gestirne verwechselt, daß er dieselben Erscheinungen mit einander vermischt [44]), so sind ihm selbst gewöhnliche Kunstausdrücke oft dunkel geblieben und Anlaß zu Irrungen [45]) geworden. Im Ganzen hat Ovid den Kalender des Julius Cäsar zum Grunde gelegt, ohne jedoch griechische und andere hierher gehörige Quellen ganz bei Seite zu schieben; er sagt selbst, er habe mehre Quellen benutzt [46]), und Pfaff [47]) denkt dabei an Eudorus, an Euktemon, auch andere Astronomen waren damals in Rom [48]) sehr bekannt. Mühe hat dies daher dem Dichter immer gemacht, es zeigt sich aber hier wieder das, was man in den Metamorphosen bei den philosophischen Partien [49]) bemerkt, ein tiefes Studium ist nicht in der Art Ovid's: es läßt sich das, wie Virgil's Georgien zum Beispiele beweisen, mit der wahren Poesie wohl verbinden. Überhaupt ist aber hier dem Ovid, wie früher dem Arat, das eigentlich Astronomische Nebensache gewesen, das, was er daran knüpfte, die Feste und Mythen der Römer, waren ihm die Hauptsache. Hierfür hat er mit unverkennbarem Fleiße, vielleicht von Hygin geleitet und unterstützt, den Stoff gesammelt; Ovid erwähnt als seine Quellen die alten Annalen [50]), die Fasten [51]), welche die Feste verzeichnet enthielten, Werke, die eigentlich nur für Forscher interessant [52]) waren; ferner hat er diese Sachen nicht obenhin angesehen, sondern sie genau [53]) gelesen, ja auch auf specielle Urkunden einzelner Städte [54]) bezieht er sich. Es ist auch möglich, daß er als guter Peligner [55]) manche im Munde des Volkes lebende Sage gekannt und benutzt hat. Nach alle diesem ist es denn kein Wunder, wenn er eigenthümliche Angaben hat, wie in der Geschichte des Tarquinius Superbus [56]), wenn ferner nicht allein das Alte in seinen Erzählungen öfter durchschimmert, sondern auch in ihnen das Alte geradezu erscheint [57]). Es ist dies auch aus einem andern Grunde erklärlich: die ältere Sage ist gemeiniglich auch die poetischere. Ferner zieht er in diesen Fasten hiernach die rö-

39) *Ovid.* Ep. ex Pont. II, 8, 27. III, 4. 40) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 4, 81. 41) *Ovid.* Ep. ex Pont. III, 2, 40. IV, 13, 19. 42) *Ovid.* Ep. ex Pont. IV, 6, 17. 13, 27. *Noris.* ad Cenot. Pis. p. 202. *Vignoli*, de Col. Anton. P. p. 84. 43) *Ovid.* Trist. II, 549. Jahn in Jahn's Jahrb. für Phil. und Pädag. IX. S. 82 ist freilich sehr gegen diese Erklärung der Stelle, doch cf. *Merckel.* Quaest. Ovid. Crit. p. 4.

44) Ideler in d. Abhandl der Akademie der Wissensch. in Berlin aus den J. 1822, 1823. S. 152. 45) Ideler a. a. O. S. 145, 168. 46) *Ovid.* Fast. V, 599. 47) *Pfaff.* Comm. de ort. et occas. alder. p. 65, 84. 48) *Virg.* Ecl. III, 40 cbiq. Schol. 49) *Brucker.* Hist crit. philos. T. II. p. 77. 50) *Ovid.* Fast. I, 7. IV, 11. 51) *Ovid.* Fast. I, 11 cbiq. Neapol. 52) *Cic.* Legg. I, 2, 6, wo iucundius zu lesen und zu bedenken, daß Atticus dort spricht. 53) *Ovid.* Fast. I, 289, 657. 54) *Ovid.* Fast. VI, 59. Niebuhr, Röm. Gesch. I. S. 10, 292. 55) Niebuhr a. a. O. I. S. 111. 56) *Ovid.* Fast. VI, 581. Niebuhr a. a. O. I. S. 410. 57) *Ovid.* Fast. II, 361. VI, 625. Niebuhr a. a. O. I. S. 357, 409, 546.

Digitized by Google

mischen, italischen Sagen den griechischen vor, wie an dem Raube der Proserpina [58]) zu sehen, welche Fabel auch deshalb hier interessant ist, weil sie auch in den Metamorphosen behandelt ist und daher zeigt, wie Ovid stets neu sei, ferner an der Fabel vom Fuchse [59]). Dabei sind aber die griechischen Quellen nicht ganz zu verwerfen, vielmehr scheint die Sage von Servius Tullius' Geburt auf sie zu deuten [60]); ja an der Äußerung, wie es mit dem Janus eine eigene Sache sei, weil er mit keinem griechischen Gotte stimme [61]), sieht man, wie Ovid an den Ansichten der Griechen hängt; daß er die *Aitia* des Kallimachos benutzt [62]), scheint allerdings aus der Natur dieses Werkes [63]) zu folgen. Außer diesem benutzte er für Cultusgegenstände natürlich auch etruskische Sagen [64]). In der Behandlung aller dieser Mythen war er aber frei und änderte, wie in der Sage vom Vertumnus [65]), nach dem poetischen Bedürfnisse; Manches kann freilich auch Irrthum oder Nachlässigkeit sein, wie wenn er bei dem Aufenthalte der Ceres in Eleusis [66]) nur eine Tochter des Keleus nennt. Darnach sehen wir, daß die Fasten einen Schatz von Notizen über eine Menge wichtiger, altitalischer Institute enthalten, und Niebuhr [67]) schlägt daher mit Recht in dieser Hinsicht unsern Dichter hoch an; von unserm jetzigen Standpunkte aus können wir freilich ebenfalls mit Recht den Dichter einen ungelehrten [68]) nennen, aber historische Kritik war damals nicht vorhanden und Ovid ist Dichter: in den Augen der Zeitgenossen war dies also kein Fehler. Für diese aber war das Werk geschrieben, welches, wie alle andere Ovid's, so recht durch die Zeit hervorgerufen worden ist. Denn man interessirte sich jetzt in Rom mehr denn je für die Kunde altitalischer Dinge: der gelehrte Reatiner [69]), M. Varro, hatte durch mehre auf italische Alterthümer sich beziehende Werke angeregt, ebenso Nigidius Figulus [70]); mehr aber als diese und Andere mag hier Virgil's Äneis gewirkt haben, sodaß die Arbeiten eines Verrius Flaccus [71]), Hyginus [72]), der Commentarii zu Virgil, de urbibus italicis ꝛc. schrieb, ein größeres Publicum schon fanden. Diese Vorliebe zu erhalten, sie mehr und mehr ins Volk selbst zu bringen, konnte durch nichts leichter als durch ein Werk wie Ovid's Fasten bewerkstelligt werden; die in ihnen behandelten Dinge hatten vor der Äneis den Vorzug, daß sie meistens mit der Gegenwart noch in engster Verbindung standen, und Ovid's vollendete Darstellungskunst mußte sie ungemein heben. Dazu kam, daß Ovid selbst für Altitalien Interesse hatte, der Stoff ihm also nicht gleichgültig war, auch die echt römische Vorliebe für das Landleben [73]) finden wir bei ihm oft auf das Innigste ausgedrückt; man muß daher urtheilen, daß die Stunde zu den glücklichsten des Dichters gehört, in welcher er den Plan zu den Fasten faßte [74]). Das Ganze war selbständig und römisch, es war zugleich seinem Geiste so angepaßt, wie nur etwas fein konnte, denn für das Schwerste, die Anordnung des Ganzen, brauchte der Dichter ja nicht zu sorgen; sie war ihm gegeben; ferner zerfiel Alles von selbst in einzelne Massen, die an und für sich schon höchst verschiedenartig durch die Verschiedenheiten, die sie in sich selbst durch Tradition erhalten, eine ungemeine Menge von Situationen und die schönste Nahrung für des Dichters Geist boten. Daß einen solchen Stoff Ovid, der von seiner poetischen Kraft noch nichts verloren, vom Anfange der Arbeit an mit der größten Begeisterung erfaßt, daß er mit ihm das vorgesteckte Ziel zu erreichen gehofft, ist keine Frage; wir sahen, was durch den kleinlichen Zorn des mürrischen August die Poesie verloren. Denn es war auch hier wieder eine eigenthümliche Art, welche Ovid ins Leben rufen wollte, da die Fasten weder ein Lehrgedicht, noch ein beschreibendes Epos sind, sondern aus beiden auf eigene Art gemischt, daher auch das elegische Maß, was zu der jetzigen Gestalt freilich, wie der Dichter selbst gefühlt zu haben scheint [75]), oft nicht recht passen will; es fehlte ihm aber in Tomis an Kraft, tief eingreifende Änderungen vorzunehmen. Dieselbe Schwäche verursachte auch den Mangel an Übergängen, welche ebenso wie in den Metamorphosen hier sonst nicht vernachlässigt wären, ferner die Abwesenheit des heitern Witzes; selbst manche Wendungen, wie das Einlegen von Reden, gelingen nicht und bringen keinen besondern Eindruck hervor, ja die Sprache und die Ausführung des Einzelnen, was den Metamorphosen würde am nächsten gekommen sein, sind sich weder gleich überall noch überall poetisch, sodaß sie manchmal an Prosa [76]) herangehen: Ovid in Rom und Ovid in Tomis sind ganz verschiedene Personen und ist in letzterm vom erstern nur noch ein Rest [77]) vorhanden, daher enthalte ich mich hier auch weiterer Analyse, für sie auf den Schluß der Schilderung der Metamorphosen verweisend.

Literatur. Daß die Fasten weniger abgeschrieben, kann kein Wunder nehmen, doch mögen sich die bekannten Codd. auf 50 belaufen; der beste von ihnen ist der Vaticanus, welchen Fulvius Ursinus besessen, er ist nach *Hein.* ad *Ovid.* Fast. I, 5 mit longobardischen Buch-

58) *Ovid.* Fast. IV, 425. 59) *Ovid.* Fast. IV, 702. Jak. Grimm zu Reinh. Fuchs S. CCLXIX. 60) *Ovid.* Fast. VI, 627. O. Müller, Etrusk. II. S. 583 u. sonst. 61) *Ovid.* Fast. I, 90. Wachsmuth, Röm. Gesch. S. 101 fg. 62) *Gierig.* ad *Ovid.* Fast. praef. p. V. 63) Buttmann, Mythолog. 2. Bd. S. 140 fg. 64) *Ovid.* Fast. III, 89. O. Müller, a. a. O. II. S. 58 u. sonst. 65) *Ovid.* Met. XIV, 642. O. Müller a. a. O. S. 53, auf die Metamorphosen haben überhaupt die für die Fasten unternommenen Studien vielfachen Einfluß gehabt. 66) *Ovid.* Fast. IV, 511. *Ruhnk.* ad *Hom.* Hym. in Cerer. 105. 67) Niebuhr, Röm. Gesch. III. S. 35. 68) O. Müller a. a. O. II. S. 49. 69) *Schneid.* ad Script. R. R. T. I. P. II. p. 223. Blum, Einl. in Roms alte Gesch. S. 121. 70) Die Stellen bei *Bruck.* Hist. Crit. Phil. T. II. p. 24, besonders *Gell.* N. A. XIX, 14. 71) *Sueton.* Ill. Gramm. c. 17. 72) *Bode* ad Myth. Lat. T. I. praef. p. XIV. urtheilt anders: doch daß Virgil erst eben gestorben, ist kein Einwand; man denke an Crassitius, Asconius; cf. *A. Mein.* ad *Euphor.* Fragm. p. 17, über Hygin aber vorläufig *Nicol. Anton.* Bibl. Hisp. Vet. I. Lib. T. I. c. 1.

73) *Ovid.* Rem. amor. 169. Trist. III, 13, 7. Ep. ex Pont. I, 8, 49. II, 7, 69. 74) Es irrt Manso in Nachtr. zu Sulzer. III. S. 391, besser *Bayeux*, Trad. d. Fast. I. in disc. prelim. p. IX sq. 75) *Ovid.* Fast. II, 8, 125. 76) *Ovid.* Fast. II, 685, vergl. *Liv.* I, 57. 77) So erwähnt sich Ovid in den Fasten zur Kürze. cf. *Ovid.* Fast. VI, 586.

staben geschrieben, außerdem führt Heinse bald vier, bald zehn ꝛc. alte Codd. an. Im Anfange des Wiederauflebens der Literatur sind die Fasten theils allein, theils mit den Trist., Ep. ex Pont., Ibis oft herausgegeben, auch mit Commentaren versehen von Merula, Anton. Constantinus, Marsus, Zarotus, Micyllus ꝛc., doch besser als alle ist die vom 21jährigen Karl Neapolis verfaßte Anaptyxis ad Fast. Ovid. (Antwerp. 1638 Fol.), die Herausgabe besorgte Er. Puteanus, da Neapolis gleich nach der Ausarbeitung starb. Die Folgenden haben wenig für die Fasten gethan: Taubner (Lips. 1747) mit einem brauchbaren Index (ibid. 1749), Gierig (2 Bd. Leipz. 1812, 1814), über die Verfasser des Index vergl. Ebert, Bibl. Lex. 2. Bd. Nr. 15465; für Schulen von Keebs (Wiesb. 1826), Conrad (Leipz. 1831). — Beurtheilungen: Manso in Nachtr. zu Sulzer. 3. Bd. S. 391, nicht übel *Dunlop.* hist. of roni. Lit. T. III. p. 402. Manches ist auch enthalten in Traduct. des Fast. d'Ovide par *Bayeux* (4 voll. Paris 1783—1788), theils in dem Disc. prélimin., theils im Commentar, es ist der Vers. freilich ein gar weitläufiger Franzose. Sonst vergl. Ebert, Bibl. Lex. 2. Bd. S. 270 und Schweiger, Handb. der Bibl. II. S. 654 fg.

20) Halieuticon [78]). Dies Fragment ist bekannt gemacht durch Paulus Manutius, der aus Frankreich durch Actius Syncerus Sannazarius einen höchst verdorbenen Codex erhielt [79]); in ihm scheint es dem Ovid zugeschrieben, ebenso wie in dem alten Cod. Thuaneus [80]). Das Fragment handelt von den Fischen, welche im Pontus Euxinus vorhanden sind und deshalb war es dem Plinius [81]) wichtig, da es sonst nirgends erwähnte Dinge enthielt, er erwähnt daher den Inhalt genauer und stimmt dabei ganz mit dem Gedichte überein. In Tomis hat der Dichter dies also auf jede Weise erst begonnen, er hat es auch nicht vollendet, sondern es ist nach seinem Tode bekannt gemacht, daher denn auch zum Theil die harte, unschöne Behandlung. Ob Ovid ein eigenes Gedicht habe daraus fertigen wollen, oder ob es nur Vorarbeiten zu Briefen seien, ist nicht zu entscheiden; ersteres wäre wol nichts Neues gewesen, da in Ennius' und Archestratus' Hedypathia [82]) Ähnliches vorkam, ohne Zweifel auch Alexandriner, wie Pankrates, Kaikilios, Numenios [83]), da Ägypten so sehr fischreich [84]) war, diesen Gegenstand behandelt hatten. Da nun das Gedicht in keinem Cod., der Ovid's übrige Gedichte enthält [85]), steht, einige Codd., in denen es ist, den Namen des Verfassers weglassen [86]), das Gedicht selbst schlecht ist, so hat man theils, wie Ciofani einzelne Verse [87]), theils das Ganze für dem Ovid nicht gehörend erklärt; demnach hat denn C. Barth es dem Nemesianus, J. Ulitius, Wernsdorf dem Gratius [88]) zugeschrieben, ohne allen Grund, wie schon Stern [89]) gezeigt hat. Auch der Umstand, daß drei Fische, obgleich Plinius von allen sagt, sie fänden sich bei andern Schriftstellern nicht, bei Aristoteles schon vorkommen, nämlich orphus, mormyros, chrysophrys kann die Unechtheit nicht entscheiden [90]). Da aber diesem Fragmente der Anfang fehlte, und es auch sonst lückenhaft war, so erschien dies den Italienern als eine passende Gelegenheit, einen profitabeln Betrug zu machen; Sertorius Quadrimanus schickte dem Columna einen alten Codex, in dem der Anfang und viele andere Verse standen, Columna ließ sich täuschen [91]); später versuchte mit demselben Dinge Pantinus den Lipsius zu täuschen [92]), wol vergebens, Heinsius [93]) wenigstens spricht gradezu, daß diese Codd. von jenen Italienern selbst fabricirt seien [94]) und das leidet auch keinen Zweifel.

Literatur. Daß Paulus Manutius dies Buch zuerst gedruckt habe, ist ganz sicher: im J. 1534 ist es von Logo mit dem Gratius bei ihm edirt; dann bearbeitete es C. Gesner in: De piscib. et aquatil. libelli tres novi (Tigur. 1556); ferner Ulitius in: Rei venat. Auctor. 1645; mit den Noten von Ciofani, der sich viel Mühe gegeben hat, von Gesner und Ulitius, *Heinsius* in *Ov.* Opp. ed. *Burm.* T. I.; darnach *Wernsd.* Poet. Lat. Min. T. I.; zuletzt *Weber.* in Corp. Poet. Lat. p. 395. — Über sonstige Literatur s. Nott.

Die Geschichte der Werke Ovid's. Daß ein so ausgezeichneter Dichter wie Ovid auf seine Zeitgenossen durch seine Werke vielfach einwirken mußte, ist ganz natürlich; wir haben davon auch schon Beispiele gesehen, wie Sabinus sich von ihm bestimmen ließ und ohne Zweifel auch Tuticanus, Valerius Largus, und wer weiß, wie viele von den Elegikern sich in Form und Inhalt, wie viele andere Dichter sich in Einzelheiten an ihn angeschlossen haben; nur die Didaktiker hielten sich, was man nicht erwarten sollte, von ihm fern, wie Manilius, der trotz manchen Anklangs an Ovid doch mit Andern sich mehr an Lucretius anschloß (*Jacob.* de Manil. Poet. Com. I. p. 12). Es konnte daher Ovid mit Recht in allen Gedichten sagen, wie sein Ruhm sehr groß und in alle Welt verbreitet sei (*Ovid.* Am. I, 3, 25. 10, 59. Art. am. II. 4. III, 338. Rem. am. 389. Trist. II, 117. III, 3, 78. 7, 50. Ep. ex Pont. II, 6,

78) Der Name wie Metamorphoseon, cf. sup. 79) *Gesner.* de Piscib. et Aquat. om. libell. III. praef. 80) *Heins.* ad Halieut. 1. in *Ovid.* Op. ed. *Burm.* T. I. 81) *Plin.* H. N. XXXII, 2, 11. II, 152. 82) *H. Meyer.* ad Anthol. Lat. T. I. praef. p. IX. *Schneid.* ad *Aristot.* Hist. Anim. T. I. praef. p. LI, die Dinge müssen freilich noch anders werden. 83) *Athen.* I. p. 13. B. C. ibiq. *Schweigh.*, die Zeit dieser Männer ist nicht gewiß; vergl. Sprengel, Gesch. der Arzn. I. S. 496. 84) *Warton.* ad *Theocr.* T. II. p. 235, wo freilich die Beweise fehlen. 85) F. A. Wolf, Vorles. über röm. Lit. Gesch. S. 196. 86) *Heins.* ad Hal. 1.

87) *Ciof.* ad. *Ovid.* Hal. 1. 88) *C. Barth.* Advers. XLIX, 7. p. 91, *id.* ad Rutil. Itiner. I, 333. *J. Ulit.* ad *Rei* Venat. Auct. p. 438. *Wernsd.* Poet. Lat. Min. T. I. p. 141, der aber nicht ganz bestimmt sich ausspricht; cf. p. 146. T. IV. 2. p. 796, auch Ast (Grundr. der Philol. S. 140) spricht es dem Ovid ab. 89) *Stern.* ad *Grat.* Fal. Cyn. praef. p. XXI. 90) *Cuvier*, Histoir. nat. des Poissons. T. I. p. 30. 91) *Hessel.* ad *Enn.* Fragm. p. 152, wo es steht. 92) *Burm.* ad Anth. Lat. T. II. p. 384. 93) *Heins.* l. c. *Fabric.* B. L. I. p. 460. *Burm.* l. c. 94) *Wernsd.* ad Poet. L. M. T. I. p. 147 sq. cf. *Rosmin.* Vit. d'Ovid. T. I. p. 219, er irrt; woher Dunlop (Hist. of rom. liter. T. III. p. 425) weiß, daß Ovid's Halieut. Appion nachgeahmt, weiß ich nicht.

Digitized by Google

34. III, 1, 49. 2, 36. IV, 2, 36.); wie man ihn überall lese (*Ov.* Trist. IV, 10, 125), und wie namentlich die Jüngern (*Ov.* l. c. 55) ihn ehrten, also ihm nachahmten. Und dies bestätigen auch Facta, denn schon damals, als er ins Exil ging, trug man sein Bildniß auf Gemmen und es war darauf, was das Urtheil der Zeit sehr deutlich ausspricht, mit Lorbeer bekränzt (*Ov.* Trist. I, 7, 1. Ep. ex Pont. II, 5, 67); wir haben davon nichts mehr übrig (*Masson.* ap. *Burm.* Ovid. T. IV. p. 122. App. Ov.; Lenz, Ovid's Bildn. auf Gemmen in d. neuen Biblioth. f. sch. Wiss. Bd. LIII, 1, in.) und die Abbildungen von Ovid beruhen daher nur auf ein Paar Andeutungen in seinen Gedichten; im Mittelalter scheint man auch nichts mehr hiervon gewußt zu haben (Vit. Ovid. in *Mucciol.* Cat. B. M. T. II. p. 230). Noch unzweideutiger bestätigt Seneca (Exc. Contr. III, 7) diesen Einfluß, da er, wie es scheint, im Ärger sagt, Ovid's sententiae wären überall zu hören, wären ganz ins Publicum übergegangen; denn die Redner, an die Seneca wol vorzüglich denkt, spielten auf sie an in ihren Reden und nahmen aus ihnen, wie Cestius, ja Einzelne, wie Vinicius, studirten den Ovid, behauptend, daß er für gewisse Fälle vom größten Nutzen für den Redner sei (*Sen.* Controv. V, 33. p. 354. Bip., wo der Name Vinicius auf Conjectur beruht: cf. *Schott.* ad l. c.); es kann auch demnach sein, daß die Fehler des sonst tüchtigen Montanus Votienus vielleicht durch Ovid, wenn nicht hervorgerufen, doch genährt wurden (*Meyer.* ad Oratt. Rom. fragm. p. 243). Also trotz aller Neider und Feinde bestimmte Ovid doch auch die Geistesrichtung seiner Zeit durch Gespräche in Zusammenkünften, wie bei Recitationen, bei den Rhetoren; dann durch seine Schriften, daher denn auch nach seinem Tode das Urtheil über ihn unverändert blieb (*Vell. Paterc.* II, 36); denn wäre er nicht für einen Dichter ersten Ranges fortwährend gehalten worden, der Philosoph Seneca würde ihn weder so häufig berücksichtigen (*Senec.* Benefic. IV, 14. V, 15. Nat. Quaest. II, 44), noch ihn mit Virgil an die Spitze von Untersuchungen stellen (*id.* in Quaest. Nat. III, 1, 20. 26). Lebte so Ovid in seinen Werken fort, was war natürlicher, als daß die Dichter späterer Zeit ihn als Muster betrachteten, das that Statius, der in vieler Hinsicht ihm geistesverwandt; dies konnte aber nur den Ovid noch mehr und von Neuem zu beachten anregen, daher wir ihn zu Vespasian's Zeit, wie Quintilian zeigt, noch in den Rhetorenschulen treffen; schon oben haben wir gesehen, wie sehr der Kaiser Verus ihn liebte, für noch spätere Zeiten zeugt Lactantius (*Lact.* de fals. relig. I, 5). Daher denn kein Wunder, wenn die Commentatoren, Grammatiker, Rhetoren ꝛc. vielfach auf ihn Rücksicht nehmen, wenngleich zugegeben werden muß, daß bei diesen Ovid nie die Geltung und das Ansehen Virgil's erhalten; sie waren aber seit der Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. die, bei denen fast lediglich die ältern fortlebten, denn die Dichter der spätern Zeit, wie Maximianus Etruscus, der zum Studium des Ovid Aufmunterung genug hatte, wissen von den alten Dichtern fast nichts mehr. Ob sie, die Grammatiker, förmliche Commentare zu Ovid verfaßt, scheint mir unwahrscheinlich, wenngleich im Catalog. Bibl. Mal. ed. *Mucciol.* T. II. p. 6. ein Cod. aus dem 12. Jahrh. cum *vetustis* scholiis Anonymi genannt wird: cf. supr. Es verschwindet daher Ovid mehr und mehr aus dem Leben, wie das denn die folgende für die Literatur so ungünstige Zeit von selbst mit sich brachte; erst als durch Karl des Großen Einfluß und vielfache Mühe die alte Literatur sich von Neuem hob, kam, wie wir bei der Ars schon erinnert, Ovid auch wieder zum Vorscheine. Die Dichter dieser Zeit zeigen nun freilich, so weit sie mir bekannt, kein tiefes Studium des Ovid, der auch nicht zu den damals den Schulen empfohlenen Schriftstellern (Heeren, Gesch. d. class. Liter. im Mitt. I. S. 129) gehörte; trotz dem wurden aber doch im 12. Jahrh. mehre Erzeugnisse dieser Zeit dem Ovid beigelegt, über die man noch nicht ganz im Klaren ist. So gehört hierher die Elegia de Philomela, auch de vocibus avium et quadrupedum genannt (*Burm.* ad Anthol. Lat. V, 143. T. II. p. 423. *Wernsd.* Poet. Lat. Min. VI, 1. p. 259. VI, 2. p. 388. *Meyer.* Anth. Lat. T. I. nr. 233); eine Beschreibung der Vogel- und Thierstimmen, von der wir zwei Recensionen haben, eine längere und eine kürzere, eine Erscheinung, die bei dieser Art Gedichte, wenn sie im Mittelalter bekannt waren, sehr häufig (J. Grimm, Reinhart Fuchs. S. LVIII. 408) ist, und ein Seitenstück zu den bei den Heroiden erwähnten Interpolationen bietet. Sie ist, wie Vit. Ov. ap. *Mucciol.* l. c. p. 231 zeigt, im 12. Jahrh. dem Ovid zugeschrieben; obgleich aber dies nicht allgemeine Ansicht war (Cod. nr. CXLVII, XI in Cat. cod. Philoll. Latin. B. Vindob. cur. *Endlich.* T. I. p. 73; wo es heißt in der Überschrift: „aliqui tamen, non ex ejus — sc. Ovidii — officina librum hunc emanasse"); so findet man dies doch auch in alten Ausgaben des Ovid öfter wiederholt. Den richtigen Namen des Verfassers, Albius Ovidius Juventinus, hat Goldast [95]) in Cod. aus St. Gallen gefunden; wohee die Verwechselung kam, ist hiernach deutlich. Es hat nun Meyer (ad Anth. Lat. T. I. praef. p. XXVI. Ann. p. 95) nach Bernhardy (Gesch. der röm. Liter. S. 135) angenommen, daß dies Gedicht in Antoninus' Geta Zeit entstanden sei, da dieser dergleichen Vogelstimmen geliebt; allein der Schluß des Gedichts beweist nichts dafür; ferner ist V. 7: Dulce pelora canit, quam dicunt nomine droscam, (wo drosca, altteutsch, weniger Schwierigkeit macht, wie pelora, vielleicht palara, da in einer angelsächsischen Glosse (*Lye.* Diction. Saxon s. v. *Dhrosle*) zu throstle gestellt werden turdus, merula, *plara*, und es ein sehr spätes Wort scheint) so beschaffen, daß ich nicht zweifle, es gehöre in die angegebene Zeit, wo ohnedies

95) Goldast's Werk ist zwar nach Schweiger (a. a. O. II. S. 664) auf der göttinger Bibliothek vorhanden, aber in der Wirklichkeit nicht; irgend ein Liebhaber seltener Bücher hat für besser gehalten, es zu sich zu nehmen. Daher habe ich trotz aller Mühe bis jetzt alle hier angeführten Gedichte, bei denen ich es auch jedesmal erwähnt, noch nicht lesen können.

grade dieſe Art Poeſie ſehr blühte; denn außer dem Gedichte des Alcuin de gallo (Grimm, Reinh. F. Vorr. S. CLXXXIII.), dem des auch hierher gehörenden Julius Speratus de Philomela (*Wernsd.* P. L. Min. T. VI, 1. p. 255. VI, 2. p. 403), des Alvarus zwei Gedichten de Philomela (*Burm.* ad Anth. Lat. T. II. p. 442), muß hier noch die Elegia de Pulice erwähnt werden, weil ſie aus dieſer Zeit ſtammend, im 12. Jahrh. (Vit. Ovid. ap. *Mucc.* l. c.) dem Ovid, wenngleich nicht einſtimmig (Cod. Vind. l. c.), beigelegt wurde; ſie iſt nicht ſchlecht und gehört dem Oſilius Sergianus (*Goldast.* Ovid. Amat. praef. p. 23. *Dornav.* Amphitheatr. Sap. Socrat. p. 27. *Wernsd.* P. L. M. VI, 2. p. 248. VI, 2 in.); die Situation von V. 31 an iſt nicht antik gedacht, auch weiſt precamina (cf. *Du Fresne*, Gloss. T. V. p. 792) auf ſpäte Zeit. Hierher gehört wahrſcheinlich auch ein carmen de Psittaco, bei Schweiger (Handb. der claſſ. Bibl. II. S. 666) aus Dornavius (l. c. p. 369); da dort Ovid amor. II, 6 ſteht, ſo meint er vielleicht p. 370, wo ein Psittacus des Beda angeführt wird: iſt der vielleicht dem Ovid zugeſchrieben? Denn daß ein Psittacus dem Ovid im Mittelalter beigelegt wurde, zeigt Vit. Ov. ap. *Mucc.* l. c.; daß ferner von Beda's Gedichten einzelne dem Ovid beigelegt wurden, zeigt das Gedicht de contentione veris et hiemis (Cod. Goth. bei Dübner in Jahn's Jahrb. f. Päd. und Phil. VIII. S. 310), welches von Andern aber dem Milo (*Fabric.* Bibl. med. et infim. Lat. T. V. p. 79. Wachler, Lehrb. der Literaturgeſch. S. 244) beigelegt wird, ein Umſtand, der Licht auf alle dieſe Gedichte wirft, da wir ſehen, wie willkürlich ſpäter mit dieſen Gedichten umgegangen ward, wofür ich auch das noch anführe, daß in beſagtem Cod. Goth. die Sprechenden Daphnis und Palämon ſind; ſonſt cf. *Burm.* Anth. Lat. V, 70. T. II. p. 356. *Meyer.* Anth. L. I. nr. 391. Verwandt hiermit iſt ferner das Gedicht de occasu solis (*Burm.* A. L. V, 14 T. II. p. 306. *Meyer.* A. L. T. II. nr. 1026), was auch dem Ovid beigelegt ward. Dieſe Gedichte aus dem 8. oder 9. Jahrh. zeigen alſo, daß man damals etwas alte Literatur trieb; da aber die Blüthe, wenn man ſo ſagen darf, welche Karl der Große bewirkt hatte, nur eine vorübergehende war, die Dichter ferner auch meiſt von den heiligen Büchern ausgingen (vergl. Gervinus, Geſch. der poet. Nat.-Lit. der Teutſch. I. S. 60), ſo mag in dieſer Zeit für Ovid und ſeine Werke ſehr wenig geſchehen ſein, er ward alſo wenig abgeſchrieben. Dies hat im 10. Jahrh. ſich geändert, aus dem wir, wenn man ſich auf die freilich hier ungenauen Angaben von Heinſius und Andern verlaſſen darf, allerdings Handſchriften haben; denn da jetzt anfing eine eigenthümliche lateiniſche Poeſie ſich zu bilden (Gervin. a. a. O. S. 85), ſo mußte, zumal da ſie in den Händen der Geiſtlichkeit war, der Bildung wegen auf die Claſſiker Rückſicht genommen werden, es wurden dieſe aber dadurch dem Volke nicht bekannt; wie denn auch die claſſiſche altteutſche Poeſie ſich von ihnen frei hält, und Ovid's, ſo viel mir bekannt, in ihr nicht einmal Erwähnung geſchiebt. Dagegen beginnt für Ovid offenbar mit dem 12. Jahrh. eine Glanzzeit; denn in ihm, wo alle Gelehrſamkeit noch in den Händen der Geiſtlichkeit war (vergl. J. Grimm z. Reinh. F. S. XCIX.), beginnt er vorzuherrſchen. Denn die lateiniſchen Dichter dieſer Zeit kennen ihn, wie auch den Virgil, ſehr gut, da ſie ihre Sprache nach ihnen gebildet, ſo der Geiſtliche, der in der erſten Hälfte des 12. Jahrh. den Iſegrimus (J. Grimm a. a. O. S. LXV.), ferner der, der ums J. 1150 den Reinhardus (J. Grimm a. a. O. S. XCI) gedichtet; auch andere Gelehrte, wie in Heloyſen's Briefen an Abaelard nach Ramdohr Venus Uran. III, 2. S. 144 ſich deutliche Spuren von Benutzung der Heroiden finden. Auf Bekanntſchaft mit Metamorphoſen läßt Pierre de Corbian ſchließen (Ramdohr a. a. O. S. 79), daher werden denn jetzt, wovon wir oben ſchon Beweiſe gehabt, Gedichte, deren Verfaſſer man nicht kennt, dem Ovid als einem ſehr bekannten und berühmten Dichter zugeſchrieben, ſo wahrſcheinlich die Nux, Elegia, welche aus älterer Zeit ſein kann, aber ſicher nicht dem Ovid, ſchwerlich in die Auguſteiſche Zeit gehört; im Mittelalter iſt ſie viel geleſen, und daher interpolirt (*Burm.* ad Nuc. Eleg. 30), im 12. Jahrh. ſchrieb man ſie dem Ovid zu, wie Vit. Ov. ap. *Mucc.* zeigt, ebenſo im 13. (J. Grimm a. a. O. S. LXXXIV.), wo ſie zwiſchen unechten Gedichten Ovid's ſteht. Sie iſt noch nicht gehörig unterſucht (cf. *Fabric.* B. L. I. p. 461); vielleicht läßt ſich aus den in ihr erwähnten Spielen etwas über die Zeit ihrer Entſtehung ausmachen, wozu *Senftleb.* Nuc. Saturnalit. aber nicht ausreichen. Ferner mag in dieſer Zeit dem Ovid zugetheilt ſein das Gedicht de Lucretiae Morte (*Burm.* Anth. Lat. II. nr. 172. T. I. p. 349. *Meier.* A. L. T. I. nr. 833); denn da es Otto von Freiſingen citirt, es auch in alten Codd. vorkommen ſoll, ſo kann es zwar älter ſein, muß aber doch einen chriſtlichen Verfaſſer haben (*Meyer.* l. c. praef. p. XIX.), es war bekannt ſpäter, wie die verſchiedenen Recenſionen von ihm zeigen. (*Lindenb.* ad *Burm.* l. c) Hiernach kann kein Wunder nehmen, wenn auch ganz neue, eben gefertigte Gedichte dem Ovid zugeſprochen wurden, ſo der Luparius aus dem 11. Jahrh. (J. Grimm a. a. O. S. CLXXXIV. Gervinus a. a. O. S. 85); eine ſpätere Gloſſe im Codd. bemerkt: „non sunt haec Ovidii.“ Ebenſo werden die im 11—13. Jahrh. verfertigten Tetrasticha in Virg. Georg. in Codd. des 11. Jahrh. dem Ovid zugeſchrieben, wogegen ſie andere einem Modeſtinus ungewiſſer Zeit (*Meyer.* A. L. T. I. praef. p. XXV. Ann. T. I. p. 94) geben (*Burm.* Anth. L. T. II. nr. 189. p. 374. *Meyer.* Anth. L. I. nr. 836); die Zeit, in welche wir ſie geſetzt, beſtätigt, daß die Monosticha in Aeneidem, welche nach Einigen Ovid gemacht haben ſoll, dem Aſmenius, der ums J. 1200 gelebt (*Meyer.* A. L. T. I. praef. p. XXXVI.), zugeſchrieben werden (*Burm.* A. L. II, 190. T. I. p. 376. *Meyer.* A. L. I. nr. 532); weshalb Burmann ſie dem Baſilius gibt, weiß ich nicht; daſſelbe ferner zeigt ſich an: Argumentum omnium Operum Virgilii, von dem nach Ciofani (ad *Ovid.* Metam. VI, 117) ſehr alte Codd. des Virgil den Ovid als Verfaſſer angeben ſollen, aber

Digitized by Google

einmal gehen die Codd. schwerlich übee das 12. Jahrh. hinaus (Gersdorf in der Wagner'schen Ausg. des Virgil. *Heyn.* T. IV. p. 610—612); dann werden sie auch in Codd. dem Modestinus zugeschrieben; daher auch sie poetis scholasticis gehören (*Burm.* A. L. II. nr. 188. T. I. p. 372. *Meyer.* Anth. L. T. I. nr. 859). Es kann sein, daß Gedichte, wie die Argumenta in Virg. Aeneidem, welche (*Burm.* A. L. II, 192. T. I. p. 377. *Meyer.* A. L. T. I. nr. 862) Anlaß zu diesen Irrthümern gegeben haben, denn in ihnen wird Ovid redend eingeführt, wie der Titel einiger Codd.: „sub nomine Ovidii" auch anzeigt. Wie sie alle aus dieser spätern Zeit herrühren, so auch die Tetrasticha in omnia Virgilii Opera (*Burm.* A. L. II, 193. T. I. p. 386. *Meyer.* A. L. I. nr. 863), sie werden zwar dem Virgil auch zugeschrieben, sollen ferner in einem sehr alten Cod Voss. des Ausonius, aus dem sie Burmann zuerst vollständig herausgegeben, stehen, sind abee aus dem 11. Jahrh. höchstens, wie auch die Monostieha in XII Libros Aeneidos, von denen ich aber nicht weiß, weshalb sie Meyer (ad A. L. T. I. praef. p. XIX.) als dem Ovid beigeschrieben anführt (cf. *Burm.* A. L. II, nr. 191. T. I. p. 376. *Meyer.* A. L. I. nr. 860). An ihnen allen ist nicht viel Poetisches zu finden und sie rühren daher auch nicht von den ausgezeichnetern Dichtern dieser Zeit her, einem Hildebert von Mans, Matthäus von Vendome, Ägidius von Corbeil, Henricus von Septimello, sondern sind, wie so manches Andere, was sich als Schluß, oder Einleitung zu den Werken der Alten in Handschriften von Neuern beigefügt findet, von gewöhnlichen Versschmieden gemacht. Etwas künstlicher sind die ebenfalls um das 11. Jahrh. entstandenen und in Codd. des 12. dem Ovid zugeschriebenen Gedichte de pediculo, de annulo, de medicamine aurium, welche Sinner (la Catal. Codd. Manuscr. Bibl. *Bernens.* p. 543) aus Cod. nr. 505 (daraus in Seebode's krit. Bibl. 1829. Nr. 61) bekannt gemacht und Vit. Ovid. ap. *Murciol.* l. c. auch erwähnt, ja aus eben dieser vita sehen wir, daß in dieser Zeit dem Ovid noch ein liber de Aurora, de Meridie, de quatuor Elementis, de Oviculo, de Sono, de Lumoca (? vielleicht limaca? eine Form limax ist bei *Isid.* Origg. XII, 5, 7. Du Fresne führt dafür T. IV. p. 215 limaca auf, aber ohne Autorität) beigelegt waed, mit einem Worte, man glaubte ein Gedicht nicht mehr empfehlen zu können, als wenn man ihm Ovid's Namen vorsetzte. Es war daher nach den Werken des Ovid überhaupt Nachfrage, daher mehren sich mit dem 13. Jahrh. die Codd.; es trug dazu bei, daß an den üppigern Gedichten die Mönche, denen Maximianus' Elegien freilich lieber waren, Geschmack fanden (*Wernsd.* P. L. M. T. VI, 1. p. 230); doch sehen wir aus des Albrecht von Halberstadt — cf. sup. — Übersetzung, daß auch die Metamorphosen in Ehren standen, und konnte daher namentlich für Gelehrtere Ovid nicht im Geringsten schwer zu erhalten sein, auch sie lasen ihn gern, z. B. Roger Baco (Heeren's Gesch. d. class. Lit. im Mittelalt. I. S. 300). Es würde auffallend sein, wenn von dieser vielfachen Beschäftigung gar nichts in die im Volke lebende Poesie übergegangen wäre; wir finden nun auch in der teutschen Spuren davon, z. B. in Jans Enenkel, einem wiener Bürger, der Achill und Deidamia besang (vergl. Hagen, Büsching und Docen, Museum f. altteutsche Lit. und Kunst. 1. Bd. S. 134), er blühte ums J. 1240; später fällt der Titurel, den wir haben, und in ihm erscheint Ovid gar häufig, bald mit Lob, bald mit Tadel, wie es grade die Sache mit sich bringt, vorzüglich die Ars amandi scheint dem Dichter bekannt (vergl. Hagen ꝛc. a a. O. 1. Bd. S. 30. Gervinus a. a. O. II. S. 63). Daraus sieht man deutlich, wie die Gedichte Ovid's im Andenken der Gebildeten fortlebten, sie wurden mehr und mehr abgeschrieben und gelesen und erklärt, sodaß manche Glossen aus dieser Zeit stammen mögen; einen Cod. mit solchen finden wir bei Endlich (l. c. nr. CLI). Ebenso fuhr man auch fort, in seiner Weise zu dichten und ihm die Gedichte unterzuschieben; denn aus dieser spätern Zeit stammen doch wol de Vetula libri III (cf. *Fabric.* B. L. T. I. p. 465; Rühs' Handb. d. Gesch des Mittelalt. S. 107), ebenso des Pseudo-Ovid liber trium puellarum, de nuncio sagaci, von denen ich außer dem, was Fabricius (l. c. p. 468) anführt, nichts kenne. Das 14. Jahrh. behielt dieselbe Vorliebe für Ovid, wie allein an Planudes (vergl. Heeren a. a. O. S. 314) sich darthut; doch ist jetzt durch Petrarca's Streben und Autorität Virgil mehr hervorgetreten (Heeren a. a. O. S. 330); allein durch die frühere Zeit war dafür gesorgt, daß die jetzt erscheinenden Sammler von Handschriften um Ovid nie verlegen zu sein brauchten. Er wuede demnach auch noch oft abgeschrieben, da viele Handschriften aus dem 14. Jahrh. vorhanden, die aber, weil die Abschreiber so schlecht (Heeren a. a O. S. 370), selten viel Werth haben. Es kam aber jetzt überhaupt mehr Leben und Freiheit in die Wissenschaft und man riß sich von den geltenden Ansichten los, unabhängig darnach strebend, dem jetzigen Standpunkte gemäß über die Classiker zu urtheilen. Das Ende des 14. und zum Theil das 15. Jahrh., aus dem auch noch viele Codd. Ovid vorhanden, trieb, durch die Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst und andere günstige Umstände angeregt, zu immer erweitertem Streben an; man gab die Alten heraus, stritt und disputirte über sie auf Universitäten und Schulen und in Schriften. So wurde auch Ovid auf neue Weise jetzt betrachtet und, wie das immer zu gehen pflegt beim Beginne neuer Richtungen, er ward bald scharf getadelt, bald ungemein gelobt; das Erstere mag auch mit durch die Geistlichkeit veranlaßt worden sein und dann durch das vielfache Studium der lateinischen Kirchenväter, die sowol auf das ganze classische Alterthum schmähen, als auch zuweilen speciell auf Ovid (Claud. Mar. Victor. de pervers. suae aetat. morib. Epist. v. 73 in Max. Bibl. Patr. Vet. T. VIII. p. 428. Lugd.); doch eigentliche Gelehrte, wie Politian, schlugen fortwährend den Dichterwerth Ovid's hoch an (cf. *Polit.* Eleg. de Exil. et Mort. Ovid. in *Burm.* App. Ov. T. IV. Opp. Ov. p. 233); es wäre interessant, eine Sammlung der Urtheile dieser Zeit zu haben, da Gaddi (Scriptt. non eccles. T. II. p. 117)

Digitized by Google

und Burmann (App. Ov.) zu unvollständig sind. Diese Beschäftigung mit Ovid veranlaßte ferner, manche Gedichte ihm beizulegen, welche man in den Handschriften ohne Verfasser gefunden hatte; so wird die Consolatio ad Liviam Augustam 1472. Fol. Venet. unter Ovid's Namen gedruckt und herausgegeben (cf. *Fabric.* B. L. T. I. p. 463), worin Barth, Passeratius und neuerdings Beck (ad *Papin. Stat.* ad Calp. Pison. posm. praef. p. IX.) gefolgt sind; seit Scaliger war man sonst gewohnt sie dem Albinovanus zuzuschreiben; Eins so unrichtig wie das Andere (cf. *Weichert.* de Luc. Var. et Cass. Parm. p. 164). Ebenso mag aus dieser Zeit stammen, daß Mehre, wie Fabricius (B. L. T. I. p. 463. II. p. 149) und Wernsdorf (P. L. M. T. IV, 1. p. 46) erwähnen, den Panegyricus ad Calpurn. Pison. dem Ovid beigelegt haben; es ist auch dies ein Gedicht, dessen Verfasser wir nicht kennen, C. Beck will das Gedicht dem Statius beilegen. Hier, bei dem Beginne der neuen Zeit, will ich erwähnen, daß in Goldast's *Ovidii* Erotica et Amatoria Opuscula noch Gedichte von verschiedenen neuern Verfassern stehen, wie *Pamphili Mauriliani* Pamphilus, *Ovid. junioris* somnus, *Benigni Floriacensis* Monachi exeidium Trojae, *Bernardini Cillenii* Elegiae ad Juliam, *Antonii Codri Urcei* Rhythmus die S. Martini pronunciatus, *Bapt. Mantuani Carmelitae* Elegia contra poetas impudice loquentes (cf. *Fabric.* B. L. I. p. 467). Ich habe sie nicht gelesen und kann daher über sie nicht urtheilen; wie über sie ein diese ganze Zeit genau Kennender wol anders urtheilt, wie bisher geschehen, so stellt wahrscheinlich auch der, welcher die Codd. des Ovid genauer kennt als ich, manches anders dar von dem, was ich hier berühret, man sei aber nachsichtig gegen einen ersten Versuch, das Leben der Werke eines Classikers zu schildern. — Wie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. Ovid gesucht sei, beweisen die häufigen Drucke seiner Werke in Italien, dem Sitze der alten Literatur in dieser Zeit, wo man schon länger sich mit dem Dichter beschäftigt hatte, daher denn auch früh — cf. sup. — Commentare erscheinen; hierher gehören Antonius Volscus, Ubertinus Clericus, Domitius Calderinus, Georgius Alexandrinus, Bacth. Mecula, Regius, die, wenn auch nicht grade ausgezeichnet, doch ehrlich zu Werke gehen. Die erste Ausgabe Ovid's sämmtlicher Werke ist in Bologna gedruckt, zugleich der erste Druck, der aus Bologna bekannt ist (P. Ovidii Nasonis Opera. Fol. Bon. 1471, ap. *B. Azoguidum*), ist sehr selten und daher hinsichtlich ihres kritischen Werthes nicht genau bekannt (vergl. Ebert's bibliogr. Lex. II. S. 256); in demselben Jahre begannen aber auch die berühmten teutschen Drucker in Rom, Sweynheym und Pannaetz (Heeren a. a. O. II. S. 96) einen Ovid zu drucken, den sie im J. 1472 vollendeten (2 voll. Fol.), 1474 druckte in Venedig Jac. Rubeus (2 voll. Fol.) die Ed. princ. nach und zwar sehr schön; im J. 1477 erscheinen Opera Omn. in Parma 3 voll. Fol., in Mailand 2 voll. Fol; im J. 1480 macht Azoguidus in Bologna eine neue Auflage Fol., zwei oder drei Bände, denn die Ausgabe ist sehr selten, noch mehre erscheinen bis zum J. 1500 in Italien, aber für die Kritik macht erst Epoche die Aldina, 3 voll. 1503, wozu Codd. verglichen sind, sie ward gleich in Lyon 3 voll. nachgedruckt, die erste Ausgabe von Ovid. Opp. omn. in Frankreich, wo man für die Amor. etc. wegen der dort ähnlichen Literatur wol sehr empfänglich war; schon im J. 1512 ungefähr kam in Lyon 3 voll. ein zweiter Nachdruck; worauf denn die zweite von And. Naugerius besorgte Aldina 3 voll. 1515. 1516 folgt, welche zu allen Werken Annotationes enthält und manches Andere. Darauf ist zu beachten die erste Juntina, an welcher A. Francinus Antheil hat wie auch C. Vivianus (Flor. 1525. 3 voll.). Frankreich und Italien hat demnach seine Ausgaben, in Teutschland sind zwar einzelne Gedichte schon erschienen, aber die sämmtlichen Werke noch nicht, obgleich keine Frage ist, daß man sie gern las, denn die im J. 1483 gedruckte Übersetzung der Ars amandi von D. Johann Hartlieb ward nicht allein bei ihrem Erscheinen, sondern auch noch später, und namentlich im 16. Jahrh. vielfach gelesen und gedruckt, obgleich Hartlieb ein höchst elender Scribent war (vergl. Gervinus a. a. O. II. S. 240. 420), zugleich suchte Melanchthon durch Erklärung die Liebe für Ovid zu fördern. Trotz dem erscheint aber in Teutschland erst im J. 1589 (3 voll. Lips.) ein Druck der Opp. omn., wogegen die Drucker in Basel vom J. 1523 an oft sie herausgaben; in ihr sind des Glareanus und Longolius Noten enthalten, wie auch, so viel ich weiß, zuerst als Ovidisch der Paneg. in Calp. Pison., andere unechte Gedichte, wie de Pulice, Philomela, Nux, Consolat. ad Liv. Aug., Somnium stehen schon mit in den erwähnten Ausgaben. Da sa die Ausgaben sich mehrten, indem 1526, 1527, 1529 Basil., seit 1536 Lugdun., seit 1561 Antw. neben den italienischen Ausgaben erscheinen, jede aber sich vor den andern auszeichnen wollte, so war natürlich, daß auch die Erklärer sich mehrten, zu den schon Genannten kommen P. Marsus, Erasmus Roterodamus, Jak Micyllus, G. Beesmannus, vor allen aber Herk. Ciofanius, der selbst aus Sulmo gebürtig, mit vieler Liebe sich mit Ovid beschäftigte; er gab um 1575—1582 seine Anmerkungen heraus zu einzelnen Werken Ovid's, zu allen erschienen sie Antw. 1583, den Text selbst hat er nicht herausgegeben. Neben diesen Ausgaben erschienen seit dem Ende des 15. Jahrh. fast in allen Sprachen dieser Zeit Übersetzungen einzelner Werke, die auch zeigen, wie Alles Ovid lesen wollte (cf. *Ebert.* l. c. p. 273). Alle diese Unternehmungen haben zwar die Erklärung gefördert, aber hinter ihr blieb, obgleich auch sie nicht vollendet, die Kritik weit zurück: erst Daniel Heinsius ging hier vorwärts, indem er in seiner Ausgabe (Lugd Bat. 16.9. 3 Voll. 12.) einige Codd. zum Grunde legte, viel weiter aber ging Nikolaus Heinse (Amsterd. 3 Voll. 1658—1661. 12.), der größte Kenner des Ovid, der, mit Geschmack, wie seine eigenen lateinischen Gedichte deutlich zeigen, und mit Scharfsinn begabt, mit umfassender Kenntniß der lateinischen Dichtersprache ausgerüstet und im Zusammenbringen des kritischen Apparats vom Glücke so begünstigt war, daß keinem nach ihm Ähnliches zu Theil geworden; er unternahm eine neue

Digitized by Google

Recenſion des Textes, auf Erklärung kam es ihm nur dann an, wenn ſie für die Kritik unumgänglich nothwendig. Daher hat er denn namentlich in ſeinen Noten für genaue Beachtung des Ovid'ſchen Sprachgebrauchs gearbeitet, in der Kritik ſelbſt aber genügt er nicht mehr ganz, da er einmal der Art ſeiner Zeit gemäß die Varianten nicht genau genug geſammelt und dann ſeinen eigenen Conjecturen einen viel zu großen Werth beigelegt hat; bei keinem Dichter iſt es ſo leicht, eine Stelle für eine Conjectur zu finden, bei keinem aber auch ſo ſchwer, die rechte Stelle für ſie zu finden; was wol mit daher kommen mag, daß kein Dichter ſo ſchwer langſam zu leſen iſt, wie Ovid. Nichtsdeſtoweniger hat N. Heinſe das größte Verdienſt; die folgenden Herausgeber, wie Cnippingius (Lugd. Bat. 1670. 3 Voll. 8), Criſpinus (Ib. 1689. 4 Voll. 4.), Maittaire (Lond. 1715. 3 Voll. 12) ſtehen ihm bei weitem nach und machen den Ovid nur ſchlechter. Den Text aber zu beſſern, das bisher Geleiſtete zuſammenzufaſſen, die nachgelaſſenen Noten von N. Heinſe mit ſeinen eigenen vermehrt herauszugeben, war der Zweck der großen Ausgabe von Peter Burmannus, welche in 4 Voll. 4. Amstel. 1727 erſchien, ſie iſt incorrect gedruckt, wie die 1756 Amst. 4. herausgegebene Vorrede auch bitter beklagt. Aber auch dieſe Ausgabe, zu der Burmann neue Collationen beſaß, kommt im Verdienſte der des N. Heinſe nicht gleich; Burmann hat viel geleſen, iſt ohne allen Zweifel ein ſehr gelehrter Mann, aber beſaß weder hinreichende Kühnheit, noch genug Kenntniſſe, um auf echte Quellen geſtützt einen gereinigten Text zu liefern. Die folgenden Herausgeber, wie Miller (Berol. 1757. 4 Voll.), J. F. Fiſcher (Lips 1758. 2 Vall. Bipont. 1783. 3 Voll.) ſchließen ſich aber doch eng an ihn an, erſt Miſcherlich (Gotting. 1796—1798 2 Voll. 2. Aufl. 1819) ging von ihm mehrfach ab und führte handſchriftliche Lesarten zurück, konnte aber, da er ſich mit dem Burmanniſchen Apparat begnügen mußte, eine neue Recenſion, die auch gar nicht in ſeinem Plane lag (cf. praef. T. I. p. X), nicht geben. Die folgenden Herausgeber thaten nichts von Wichtigkeit (cf. *Jahn.* ad *Ovid.* T. I. praef. p. XVII), erſt Jahn unternahm die ebenſo verdienſtliche wie mühſame und ermüdende Arbeit, aus den ſämmtlichen Commentaren der ältern und dieſer ſonſtigen hierher gehörigen Schriften die Varianten ſorgfältig zu ſammeln, überſichtlich zuſammenzuſtellen und darnach den Text, ſo weit es ihm möglich, auf die älteſten und beſten Lesarten zurückzuführen; daß es ihm nicht überall gelungen, iſt für ihn kein Vorwurf, da er das Glück des Heinſius (*Jahn.* ad *Ovid.* Op. T. I. praef. p. IX sq) nicht gehabt und überhaupt zu der Wiederherſtellung des Textes mehrer Gelehrten Kräfte nöthig ſein dürften. Die Ausgabe Jahn's iſt noch nicht vollendet, erſchienen iſt Vol. I. Vol. II. 1. 2. (Lips. 1828, 1832), Carm. Amat., Met., es wäre zu wünſchen, daß auch die unechten Stücke, vielleicht in einem Anhange, mit einbegriffen würden. Iſt demnach keine Frage, daß wir jetzt in der Kritik vorwärts geſchritten, ſo ſind wir allenfalls mit Ausnahme der Metamorphoſen — cf. supr. —, in der Erklärung doch noch ſehr zurück, namentlich wäre ein Commentar zu der Ars amandi ein Bedürfniß, dem vielleicht, wenn es kein Beſſerer thut, der Schreiber dieſes einmal abhilft; es exiſtiren zwar eine Menge einzelner Schriften über Ovid, Chreſtomathien, Auszüge (vergl. Schweiger, Handb. der claſſ. Bibl. II. S. 693), auch Kupferwerke ꝛc., aber trotz alles Verdienſtes können ſie den Mangel vollſtändiger Commentare nicht erſetzen. Alſo auch bei Ovid iſt noch überall zu thun, und wird die Arbeit nicht geſcheut, ſo wird ſich dann auch das Urtheil über Ovid als Menſch wie als Dichter immer feſter und beſtimmter bilden laſſen. Möge denn dieſer vorläufige Verſuch, ein richtigeres Urtheil zu begründen, nicht als ganz verfehlt betrachtet werden müſſen! (*Ernst v. Leutsch.*)

OVIEDA. So nannte Linné eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Viticeen, nach dem ſpaniſchen Statthalter von St. Domingo und Darien, Gonzalo Hernandez de Oviedo y Valdes, welcher in ſeiner Geſchichte von Amerika (Sumario de la natural y general historia de las Indias. (Toled. 1526. Fol.) Auch in Barcia's, Ramuſio's und Purchas' Sammlungen) zuerſt die Beſchreibung einiger amerikaniſchen Gewächſe gab. Char. Der Kelch fünfſpaltig; die Corolle mit ſehr langer Röhre und drei- oder fünflappigem Saume; die Beere kugelig, vierſamig; von den Samen ſchlägt oft das eine oder andere Korn fehl (*Gärtner*, De fruct. I. p. 272. t. 57). Robert Brown wies zuerſt nach, daß ſich dieſe Gattung, ſo wenig wie Siphonanthus *Linn.* und Volkameria *Linn.* von Clerodendron *Linn.* (ſ. d. Art.) weſentlich unterſcheide. Die drei Arten, welche Linné und Juſſieu zu Ovieda rechneten und welche die Untergattung Siphonanthus bilden, ſind: 1) Clerodendron spinosum *Spreng.* (Syst. II. p. 760, Valdia cardui folio *Plumier* gen. 14. icon. 256, Ovieda spinosa *Linn.* sp. pl., *Lamarck* illustr. t. 79. f. 1) auf den Bergen von Hayti; 2) Cl. Siphonanthus *R. Brown* (*Aiton fil.* hort. Kew. ed. 2. IV. p. 65, Ovieda mitis *Linn.* sp. pl., *N. L. Burmann* Ind. p. 136. t. 43. f. 1., *Lamarck* ill. t. 79. f. 2., Siphonanthus indica *Linn.* sp. pl. und S. angustifolia *Willdenow* sp. pl.) in Oſtindien; und 3) Cl. ovatum *R. Br.* (Prodr. flor. Nov. Holl. p. 511, Ovieda ovalifolia *Jussieu* Ann. du Mus., *Lamarck* enc. suppl.) in Oſtindien und Neuholland. Dieſe Sträucher haben gegenüberſtehende, geſtielte, ablang-lanzettförmige oder eiförmige, meiſt geſägte Blätter, in den Blattachſeln ſtehende Dolbentrauben und ſehr lange Corollenröhren.

Da der Name Ovieda durch die Vereinigung der Linné'ſchen Gattung mit Clerodendron frei geworden war, ſo hat ihn Sprengel (Anl. zur Kenntniß der Gew. 2. Ausg. II. S. 258) auf eine andere Pflanzengattung übergetragen, welche Pourret (Mém. de l'Acad. de Toulouse III.) und Gawler (Ker, in den Annals of bot. I. p 238) von Gladiolus und Ixia unter dem Namen Lapeyrousia trennten. Der letztere Name muß aber einer ältern, von Thunberg geſtifteten Gattung aus der Familie der Compositae (ſ. d. Art. Lapeyrousia) verbleiben. Die Gattung Ovieda gehört zu der natürlichen Fa-

Digitized by Google

milie der Irideen und zu der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe. Char. Die Blüthenscheide zweiklappig; die Corolle (das Perianthium) röhrig, mit sehr langer, schmaler Röhre und flachem, sechstheiligem, fast regelmäßigem Saume; die Staubfäden kurz, oberhalb in der Corollenröhre stehend, mit ablangen, aufrechten Antheren; der Griffel fadenförmig, mit drei dünnen, zweitheiligen, offenstehenden Narben; die Kapsel häutig, mit drei scharfen, vorspringenden Kanten; die Samen zahlreich, scharf dreikantig. Die acht bekannten Arten wachsen als schönblühende Zwiebelgewächse mit schwertförmigen Blättern, kaum fußhohem Stengel oder Schafte und purpurrothen, blauen, violetten oder weißen, in der Gegend des Rachens gefleckten Blumen, am Vorgebirge der guten Hoffnung: 1) Ov. corymbosa *Spr.* (Syst. veg. I. p. 147, Ixia corymbosa *Thunberg* flor. cap., *Jacquin* icon. rar. t. 288, Ixia crispifolia *Andrews* bot. rep. t 35, Ixia fastigiata *Lamarck* enc., Lapeyrousia corymbosa *Gawler* in *Curtis* bot. mag. t. 595); 2) Ov. falcata *Spr.* (l. c., Gladiolus falcatus *Thunberg* diss. de Glad. n. 4. t. 1. f. 3, Lapeyrousia falcata *Gawl.*); 3) Ov. silenoides *Spr.* (l. c., Gladiolus silenoides *Jacquin* icon. rar. t. 270, Lapeyrousia silenoides *Gawl.*); 4) Ov. fissifolia *Spr.* (l. c. Gladiolus fissifolius *Jacquin* l. c. t. 268, Lapeyrousia fissifolia *Gawl.* bot. mag t. 1246); 5) Ov. bracteata *Spr.* (l. c., Gladiolus bracteatus *Thunb.* prodr. fl. cap., Lapeyrousia bracteata *Gawl.*); 6) Ov. fasciculata *Spr.* (l. c., Ixia heterophylla *Willdenow* sp. pl., Galaxia plicata *Jacqu.* l. c. t. 291, Lapeyrousia fasciculata *Gawl.*); 7) Ov. anceps *Spr.* (l. c, Gladiolus anceps *Thunb.* diss., *Jacqu.* l. c. t. 269, Glad. denticulatus *Lamarck* enc, Ixia pyramidalis *Lam.* enc., *Vahl* enum., Ixia Lapeyrousia *Gmelin* syst. veg., Lapeyrousia compressa *Pourr.* l. c. t. 6., Lap. anceps *Gawl.*); 8) Ov. Fabricii *Spr.* (l. c., Gladiolus Fabricii *Thunb.* diss., Lapeyrousia Fabricii *Gawl.*) (*A. Sprengel.*)

OVIEDO, lat. Ovetum oder Lucus Asturum, im 43° 22′ nördl. Br. und 11° 45′ östl. L., offene Ciudad und Hauptstadt der Provinz Asturien in Spanien, auf einer Ebene zwischen den Flüssen Nalon und Nora. Die Stadt ist nach einem regelmäßigen Plane in Gestalt eines Hufeisens gebaut, die Straßen sind gerade und regelmäßig und gehen meistens auf den großen Platz. Sie ist Sitz des Generalcapitains, einer königlichen Audienz und eines Bischofes. Das merkwürdigste Gebäude ist die Kathedrale, welche nach Einigen um das J. 760 von Froila, nach Andern um 774 vom Prinzen Silo, dem Vormunde von Alphons III., gegründet wurde. Sie enthält eine Menge von Reliquien, namentlich das heilige Schweißtuch, den Stab Mosis, ein goldenes, von den Engeln gearbeitetes Kreuz ꝛc. Außerdem befinden sich hier vier Pfarrkirchen, acht Kapellen, sechs Klöster, ein Hospital für Pilgrime nach St. Jago, ein Hospital für Aussätzige, ein Armen- und ein Findelhaus. Die Universität wurde im J. 1580 gestiftet. Die Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser von der Quelle Tentoria del Boo versorgt, ist gut angelegt. Die Zahl der Einwohner beträgt 6500, die einige gute Gärbereien besitzen. (*L. F. Kämtz.*)

OVIEDO (Gonzalo Hernandez de Oviedo y Valdez), wurde 1478 zu Madrid geboren und als Page am Hofe von Ferdinand und Isabella erzogen. Als Christoph Columbus von seiner ersten Reise zurückkehrte, horchte er mit großer Begierde auf die Erzählungen von derselben und kannte bald die wichtigsten Umstände, die sich auf selbige bezogen. Er ward Soldat und zeichnete sich in dem Kriege Spaniens mit Neapel aus. Als Lohn für diese Heldenthaten ernannte ihn Ferdinand zum Gouverneur der Gold- und Silberminen auf St. Domingo. Er ging im J. 1513 dahin ab und mit großer Härte behandelte er die ohnehin schwächlichen, jetzt stark von der Syphilis angegriffenen Bewohner dieser Insel. In kurzer Zeit wurde die Zahl der Bewohner vermindert; um sich wegen dieser Grausamkeiten zu rechtfertigen, klagte er den Charakter der Indianer an und behauptete, sie verdienten nur den Tod. Zugleich behauptete er, daß bei ihnen die Syphilis ursprünglich und Folge des lüderlichen Lebens wäre. Während seines zwölfjährigen Aufenthaltes stellte Oviedo viele Untersuchungen über die Naturgeschichte der Insel, namentlich über die Syphilis, an, und untersuchte die Mittel, deren sich die Eingebornen zu ihrer Heilung bedienten. Als das wichtigste erkannte er das Guayacholz. Nach seiner Rückkehr gab Oviedo im J. 1525 zu Toledo sein Summario de la historia general y natural de las Indias occidentales in einem Foliobande heraus. In der Folge bearbeitete er dieses Werk und es erschienen im J. 1535 die 25 ersten Bücher seiner Historia general y natural de las Indias occidentales; das ganze in 50 Bücher getheilte Werk erschien erst im J. 1783 auf Veranlassung des Marquis de Truxillo. Mehr oder minder vollständige Auszüge bei Ramusio und Barcia. (*Fournier-Pescay* in den Biogr. univ.) (*L. F. Kämtz.*)

OVIGLIO, sardinischer Marktflecken in der piemontesischen Provinz Alessandria, liegt am Balbo, hat eine Pfarrkirche und 2500 Einwohner. (*Fischer.*)

OVIKEN, eine Pfarrei in Jemteland, einer Provinz des nordwestlichen Schwedens, bestehend aus der Muttergemeinde Oviken, im J. 1825 mit 1353, und den Filialgemeinden Hackäs mit 686 und Myssjö mit 780 Seelen — mit zwei ordentlichen Geistlichen — insgesammt 16 □Meilen enthaltend, theils am Storsjö und dem mehre Meilen langen See Näcken belegen, theils von mächtigen Alpenketten (Oviksfjäll), besonders da, wo es gegen Herjeädalen grenzt, ausgefüllt. Das Volk lebt in frommer Sitteneinfalt. Die Sonntagsfeier ist sehr strenge, auch in der Ernte arbeitet keiner für sich am Sonntage, wol aber hilft man nach sechs Uhr Abends Nachbarn. Diebstahl ist höchst selten. In 40 Jahren gab es nur eine Ehescheidung. Den Hauptnahrungszweig bildet die Viehzucht; auch bereitet man das wasserdichte Oviksleder. Mehre Bauern treiben Handel. Man findet zwei Gesundbrunnen: Eltnäset, eine Quelle, die viel Eisen neben Kalk- und Kohlensäure hält, und die sehr schwefelhaltige Quelle Wattjom. Die Kirche Oviken ist ein neues,

Digitized by Google

schönes, steinernes, aber thurmloses Gebäude, von einem Bauer des Pastorats erbaut; die Orgel hat ein Bauer aus Helsingland gefertigt. (*v. Schubert.*)

OVILABIS, heißt im Itinerario Antonini die vom Kaiser Marcus Aurelius angelegte römische Colonialstadt im Mittel-Noricum, die auf der Peutinger'schen Tafel Ovilia genannt wird; man hält sie ziemlich allgemein für das heutige Wels; hier vereinigten sich mehre bedeutende römische Heerstraßen; vergl. Muchar, Das römische Noricum. 1. Th. S. 217, 238, 266 fg., 271 fg., 285 fg. (*H.*)

Ovile, s. Marsfeld.

Ovilia, s. Ovilabis.

OVILIUS, römischer Geschlechtsname. Q. Ovilio Venustiano Negotianti. Q. Ovilius Successus pater filio meritissimo fec. in *Gruter*. Thesaur. p. 645. nr. 12. (*H.*)

OVINIUS, ein ziemlich verbreiteter römischer Geschlechtsname; *Varro* R. R. II, 1, 10: Nomina multa habemus ab uteoque pecore; a minore Porcius, Ovinius, Caprilius; sic a majore Equitius, Taurius. Daß dies Geschlecht ein plebejisches, daß es sehr alt war, beweist die bei Festus (i. W. praeterlti senatores) erwähnte lex Ovinia tribunicia, deren Zeit nicht näher bekannt ist, aber die doch älter sein muß als 441 d. St. Durch diese wurde festgesetzt: ut censores ex omni ordine optimum quemque curiatim in senatum legerent, die Censoren sollten bei der Wahl der Senatoren auf die moralischen Eigenschaften Rücksicht nehmen und für jede Curie immer den besten in den Senat nehmen. — Ein L. Ovinius Rustirus Cornelianus aus der Tribus Quirina, der verschiedene hohe Ämter bekleidet, namentlich es bis zum Consul Designatus gebracht hatte, Prätor, Aufseher über die flaminische und tiburtinische Straße, Commandeur der siebenten Legion gewesen war ꝛc., wird uns in einer Inschrift*) genannt. — Von einem gewissen Ovinius Camillus erzählt Älius Lampridius im Leben des Alexander Severus (c. 48) die anmuthige Anekdote, er wäre ein Senator aus alter Familie gewesen, an weichliches Leben gewöhnt, und hätte doch nach dem Kaiserthume gestrebt. Als nun der Kaiser Severus hiervon benachrichtigt wurde, entbot er ihn zu sich in den Palast, dankte ihm dafür, daß er freiwillig die Sorge für den Staat übernehmen wollte, welche die Guten nur mit Widerstreben sich gefallen ließen, führte ihn dann in den Senat und während sein böses Gewissen ihn Alles befürchten ließ, erklärte ihn der Kaiser zum Theilnehmer des Reichs, nahm ihn wieder mit in den Palast, ließ ihn an seiner Tafel speisen und verlieh ihm den kaiserlichen Schmuck und zwar noch schöneren als er selbst trug; damals mußte gegen eine barbarische Völkerschaft zu Felde gezogen werden; der Kaiser machte ihm den Antrag, sich allein an die Spitze des Unternehmens zu stellen, oder gemeinschaftlich mit ihm ins Feld zu rücken; da der Kaiser selbst gewohnt war, zu Fuße zu marschiren, so lud er auch Ovinius ein, dasselbe zu thun; als er aber schon nach fünf Millien ermüdete, ließ er ihn zu Pferde reiten, und als er auch dies nach zwei Stationen nicht mehr aushalten konnte, zu Wagen fahren; worauf nun Ovinius, sei es aus Furcht, es könnte ihm sein Vorhaben doch am Ende noch schlecht bekommen, sei es aus welchem andern Motiv auch dies ablehnte, die Herrschaft niederlegte und sich zu Allem, auch zum Tode, bereit erklärte; worauf ihn der Kaiser unter guter Escorte nach einer seiner Villen bringen ließ, in der er lange Zeit gelebt hat. Lampridius bemerkt, daß gemeinhin diese Anekdote vom Kaiser Hadrian erzählt würde; aber die beste Beglaubigung sei doch für Alexander Severus. — Ein Ovinius Gallicanus war Schwiegersohn Constantin's des Großen, Consul in den Jahren der Stadt 1070, 1083 (n. Chr. 317 und 330) Stadtpräfect 1069 (n. Chr. 316); im Gruter'schen Thesaurus (p 284. nr. 7): Flavio Valerio Crispo nobilissimo Caes., filio Constantini Maximi atque Invicti, semper Aug., et nepoti divi Constanti Ovinius Gallicanus V. C. praef. urb. et judex sacrarum cognitionum devotus n. m. q. ejus. — Ein Ovinius Pacatianus war im J. 1085 d. St. (332 n. Chr.), ein Ovinius Paternus 986 (233), ein anderer 1020—1022 (267—269), ein anderer 1032 (279) Consul. (*H.*)

OVIPARA (Animalia), werden alle diejenigen Thiere genannt, welche Eier legen, Ovovivipara heißen dagegen diejenigen, bei welchen die Eier schon im mütterlichen Leibe ausschliefen oder welche bald Eier legen, bald lebendige Junge gebären. (D. *Thon.*)

OVIPARITEN (Paläozoologie). Nach der alten Bezeichnungsweise den fossilen Resten gewisser Familien den Namen der letztern mit der angehängten Sylbe ites zu geben, bezeichnen manche Autoren mit der Benennung Oviparіten die fossilen Überbleibsel der Animalia vertebrata ovipara oder eierlegenden Wirbelthiere, nämlich der Vögel, Amphibien und Fische, im Gegensatze der lebendig gebärenden Wirbelthiere, der Säugethiere. (*H. G. Bronn.*)

OVIS (Paläozoologie — vergl. Ovis, Zoologie), Schaf. Was bisher an Fossilresten des Schafes vorgekommen, ist so wenig, so selten, so unvollkommen, so unzureichend von analogen Theilen unseres gemeinen Schafes verschieden, daß wir nicht glauben, vor dessen Aufzählung in osteologische Details eingehen zu müssen. Es ist sogar schwierig, die meisten dieser Reste genügend von den Theilen mancher Antilopen zu unterscheiden; sie finden sich nur in Diluvialgebilden, in Knochenbreccien und Knochenhöhlen. 1) In der Knochenbreccie Sardiniens citirt R. Wagner mehre Knochen von Wiederkäuern, worunter vielleicht auch welche von Schafen seien. 2) In der Knochenhöhle von Argou bei Perpignan erwähnen Marcel de Serres und Farines verschiedener Schafknochen und Zähne, wovon die letztern häufig, viel größer als bei den größten unserer jetzigen Schafe, doch sonst nicht verschieden seien. Sie finden sich in Gesellschaft der Gebeine ausgestorbener Arten, insbesonderr des Rhinoceros tichorhinus und des

*) *Gruter.* 446. nr. 9. L. Ovinio L. F. Quir. Rustico Cornelіano, Cos. desig., Praet., inter Tribunicios adlecto, curat. viae Flamin., leg. leg. VII. Cl. in Mys. inferiore, curat. viae Tiburtin., curat. R. P. Riciniens., Rustica Ovinia Cornelіana, fil. patri pientissimo.

Digitized by Google

Cervus Tournalii (Jahrb. 1830. S. 374). 3) In der Höhle von Pondre bei Sommières (Gard) ist der untere Backenzahn eines Schafes mit Resten von Rhinoceros minutus, Hyänen, Dachsen, Hirschen, auch Menschen gefunden worden (Jahrb. 1830. S. 109). 4) In der Knochenbreccie von Nizza fand Cuvier ein Unterkieferstück, mit drei Milchbackenzähnen, wovon er jedoch nicht zu unterscheiden wagt, ob es einer Antilope oder einem Schafe angehört (*Cuv.* Oss. IV, 187, 188. pl. XV. f. 1). 5) Ob hierzu auch der Schneidezahn von gleichem Orte, dessen emaillirter Theil 0,012 lang, an der Schneide 0,008 breit ist, und welcher durch seine schiefe schmale Form dem zweiten linken Schneidezahne des Widders vollkommen gleicht, steht in Frage (*Cuv.* l. c. p. 190. pl. XV. f. 1). 6) Von mehren andern in Höhlen gefundenen Schafresten ist es höchst wahrscheinlich, daß sie ganz neuen Ursprunges sind. Öfters haben diese Höhlen Schäfern zur Wohnung und nächtlichen Unterbringung ihrer Heerden gedient, sodaß leicht dergleichen Reste zurückbleiben konnten*). (*H. G. Bronn.*)

OVIS, *Linné* (Mammalia), Schaf, Gattung der wiederkäuenden Säugethiere, zunächst mit Capra verwandt und von dieser fast kaum durch etwas mehr als durch den fehlenden Bart der Männchen unterschieden. Cuvier (Règne animal éd. II.) gibt von letzterer Gattung als Kennzeichen an, daß die Hörner nach Oben und Hinten gerichtet sind, das Kinn gewöhnlich mit einem langen Barte versehen, das Kreuz fast immer hohl ausgebogen sei; dagegen sollen die Kennzeichen von Ovis darin bestehen, daß die Hörner zwar auch nach Hinten gebogen sind, sich aber spiralförmig wieder nach Vorn wenden, daß das Kreuz meistens convex sei, der Bart aber fehle. Cuvier bemerkt dabei selbst, daß die Schafe kaum von den Ziegen unterschieden zu werden verdienten, da sie mit letztern fruchtbare Bastarde zeugten. Auch andere Naturforscher betrachten beide Gattungen als identisch, so Fischer (Synopsis Mammalium) u. A. Desmarest gibt folgende Gattungskennzeichen an, von denen man ebenfalls sagen muß, daß viele beiden Gattungen gemeinschaftlich sind: Die Hörner eckig, quer runzelig, seitlich spiralförmig gewunden, eine zellige Knochenachse umkleidend, welche die nämliche Richtung hat, im Ganzen 32 Zähne, nämlich acht untere Schneidezähne, welche einen Bogen bilden und sich regelmäßig an den Rändern berühren, die zwei mittlern sind breiter, die zwei seitlichen sind die kleinsten. Die sechs Mahlzähne zeigen auf ihren Kronen einen doppelten Emaille-Halbmond, drei derselben sind falsche und drei echte Mahlzähne, und es stehen sechs an jeder Seite und in jedem Kiefer, die wahren obern Mahlzähne haben den Bogen der doppelten Halbmonde ihrer Krone nach Innen gewendet, die untern dagegen, nach Außen; der Nasenrücken ist erhaben gebogen, die Schnauze hat an ihrem Ende längliche, schrägstehende Nasenlöcher und ist behaart, die Thränenhöhlen fehlen, ebenso der Bart am Kinne, die Ohren sind von mittlee Größe und spitzig; der Körper ist von milller Größe, behaart, die Beine sind ziemlich schmächtig und haben an den Knieen keine Haarsterne, in den Weichen stehen zwei Zitzen, aber keine Drüsen, der Schwanz ist wenigstens bei den wilden Arten mehr oder weniger kurz eingebogen oder hängend.

Die wilden Schafarten bewohnen theils hohe Gebirge, theils, und zwar die meisten, niedrigere Gegenden, als diejenigen sind, in welchen die Ziegenarten leben; übrigens stimmen sie in ihrer Lebensweise und in ihren Sitten fast in jeder Beziehung mit diesen überein, sodaß man fast nichts Eigenthümliches von ihnen sagen kann. So schildert unter andern Geoffroy St. Hilaire den Mouflon von Nordamerika auf folgende Weise: „Dieser Widder," sagte er, „kommt hinsichtlich seiner Lebensweise gar nicht mit den Hirschen, mit denen wir ihn eben verglichen, überein, sondern vielmehr ganz mit dem Steinbock; er bewohnt wie dieser die höchsten Gebirge und wählt zu seinem Lieblingsaufenthalte die ödesten, unzugänglichsten Stellen. Man sieht ihn mit einer unglaublichen Schnelligkeit von Felsen zu Felsen springen, seine Gewandtheit ist ausgezeichnet, seine Muskelkraft ungeheuer stark; er thut sehr weite Sprünge und sein Lauf ist ungeheuer schnell. Es würde gar nicht möglich sein, ihn zu erreichen, wenn er nicht häufig mitten in der Flucht anhielte, um mit einem dummen Blicke den Jäger anzuschauen, gleichsam zu warten, bis ihn dieser wieder eingeholt hat, worauf er sich dann von Neuem auf die Flucht begibt.

Auch die innere Organisation der Schafe in Vergleichung mit der der Ziege stimmt so sehr mit letzterer überein, daß man kaum etwas mehr als specifische Unterschiede finden kann. Hierzu kommt noch, daß die Ziege mit dem Mouflon, das Schaf mit dem Ziegenbocke fruchtbare Bastarde erzeugt, woraus wenigstens die nahe Verwandtschaft beider Gattungen hervorgeht, wenn man auch nicht nach der gewöhnlichen Theorie annehmen will, daß alle Thiere, welche mit einander solche fruchtbare Bastarde erzeugen, zu einer Art gehören. Manche der angegebenen Kennzeichen, als die gebogene Nase, die Richtung der Hörner in einem nach Oben sehenden Bogen, sind fast die einzigen von einigermaßen standhaften Kennzeichen; denn den Bart kann man nach den allgemein geltenden Regeln eigentlich nur als ein specifisches Kennzeichen betrachten. Endlich zeigt sich manche Hausrace so als Mittelglied zwischen Schaf und Ziege, daß man sie ebenso wenig bei der einen als bei der andern Gattung unterzubringen weiß. Die vereinigte Gattung von Capra und Ovis, welche Linné trennte, haben andere unter verschiedene Namen vereinigt, wovon die Synonymen unten bei den Arten vorkommen werden.

Bei der Trennung beider Gattungen bleiben der

*) Rud. Wagner, Über die Knochenbreccie in Sardinien und die darin gefundenen Thiere, sowie über einige andere hierher gehörige Erscheinungen. (Kastner's Archiv. XV. 1. 1829; IX. S. 10—51 und 56, 57. Jahrb. für Mineralog. 1830. S. 113, 114.) Marcel de Serres' und Farines' Nachrichten über die Knochenhöhle zu Argou bei Perpignan, Ost-Pyrenäen. (Annal. de scienc. nat. XVII. 1829. Jul. p. 276—301. Jahrb. 1830. S. 371—375.) De Christol, Notiz über die fossilen Menschenknochen in den Höhlen des Gard-Departements. (Annal. d. mines. 1829. Mai. Juin. V, III. p. 517—530. Jahrb. 1830. S. 108—110.) *Cuvier*, Recherches sur les ossemens fossiles. II. ed.

Gattung der Schafe nur wenige Arten übrig, welche noch überdies theils wenig genug bekannt, theils als Arten zweifelhaft sind, desto mehr gibt es Racen, welche durch das sogenannte Kreuzen oder die Vermischung der verschiedenen Abänderungen mit einander oft so viel an selbständigen Kennzeichen verloren haben, daß man gar nicht weiß, zu welcher Art man sie zuletzt zählen soll.

1) O. Tragelaphus *Desmarest* (Mammalogie 480. 738. O. ornata, *Isid. Geoffroy*, Dict. classiq. d'hist. nat. XI. *Geoffroy* Descript. de l'Égypte. Mammifères. *Hamilton Smith* et *Griffith*, the Animal Kingdom. V, 874. 2. Tragelaphus Caji *Roy* Synops. Fishtail or Lerwee Shaw - Travels. 243. Capra Tragelaphus *Fischer* Synopsis 487. 649. Mouflon d'Afrique. *Cuvier* Règne animal éd. 2). Die Hörner mäßig groß, spiralförmig gedreht (an der Basis fast vierseitig), die vordere Seite sehr breit; das Haar röthlich, weich, am Halse und an der Fußwurzel (am Ende des Schienbeins) mähnenartig lang, der Schwanz kurz. Nach Smith ist das erwachsene Männchen 3½ Fuß hoch, von der Nase bis zum Schwanze 5 Fuß 9 Zoll lang, der Kopf mißt 1 Fuß 3 Zoll; die Hörner sind 2 Fuß lang, runzelig, eckig; ihr Umfang beträgt an der Wurzel 13½ Zoll, sie sind spiralförmig nach Hinten und Innen gekrümmt, von den Backen und dem Oberkiefer hängt ein starker getheilter Bart herab, auf dem Halse steht eine kurze, aufrechte Mähne, die Knie sind mit langen, dichten, rückliegenden Haaren bekleidet; der Körper ist rothbraun, die äußern Klauen der Vorderfüße sind größer als die innern; nur sechs Schneidezähne. In den mauritanischen Gebirgen.

Als Varietät betrachtet Smith Pennant's Bearded Sheep (Synopsis of Quadrupeds. t. 9) und Geoffroy's Mouflon d'Afrique (s. oben) aus den Gebirgen Oberägyptens, von dem er folgende Charakteristik gibt. Die Größe die eines Widders, die Hörner 11 Zoll im Umfange, nach Außen und rückwärts gebogen, die Schultermähne fehlend, die Knie der Vorderfüße mit langen Haaren besetzt, der Schwanz 6—7 Zoll lang, der Körper blaß rothbraun.

Isidor Geoffroy betrachtet den Mouflon d'Afeique, den er à manchettes nennt (s. oben O. ornata), als eigene Art und gibt davon folgende Beschreibung. Die Farbe ist ein einfaches schönes, gelbliches Rothbraun und nähert sich also der des eigentlichen Mouflon, doch ist sie heller als bei diesem europäischen Thiere, weil die gelben Haare nicht mit schwarzen untermischt sind und im Gegentheil ihre Spitze vielmehr weiß ist, wodurch, in der Nähe betrachtet, der Pelz gesprenkelt erscheint. So zeigt sich die Farbe auf dem Körper, dem Kopfe und fast auf den ganzen Gliedern, nur auf der Vorderseite der Schienbeine und als eine Linie auf dem Rücken hin wird sie bräunlich; auch bemerkt man zwischen beiden Vorderbeinen einen länglichen, schwärzlichen Fleck; die Unterseite des Körpers, sowie die innere und untere der Glieder, ist weiß, wie bei dem Mouflon, doch nicht in gleicher Ausdehnung. Die langen Haare am Vordertheile des Thieres und seiner Glieder haben zu dem französischen Namen Veranlassung gegeben. Sechs bis sieben Zoll lange Haare entspringen am untern Drittheile des Beines und reichen auf der vordern, innern und äußern Seite des Schienbeines bis auf die Mitte desselben herab, ein eigenes Ansehen gebend. Außerdem entspringt noch an jedem Mundwinkel ein Büschel 2—4 Zoll langer Haare und etwas weiter unten fängt auf der Mittellinie eine Haarbinde an, welche sich bis auf den untern Drittheil des Halses erstreckt, und sich dann theilt, um an jeder Seite bis an die Gliederung des Schenkels mit dem Schienbeine zu gehen. Kurz vor dieser Theilung sind diese Haare einen Fuß, bis 13 Zoll lang, verkürzen sich aber gegen Oberhals und Schulter bis auf einen halben Fuß. Ihre Farbe ist im Allgemeinen die des Körpers; nur die, welche nahe an der innern Seite des Schienbeines stehen, sind bräunlich, auch sieht man eine gleichfarbige Linie an der vordern Halsseite. Dieses Thier, welches um ¼ größer ist, als der Mouflon, hat einen 7 Zoll langen Schwanz, welcher in einem Haarbüschel endigt. Die Hörner scheinen im Verhältnisse zur Größe des Thieres klein und sind namentlich bei dem Exemplar des pariser Museums nicht größer als die des Mouflon, obgleich dasselbe ein Männchen ist und vollständig ausgewachsen zu sein scheint. Außerdem sind sie hinsichtlich der Gestalt sehr von denen des Mouflon unterschieden, denn ihre Basis ist mehr viereckig als dreieckig, auch haben sie keine vorspringende Horngräte und die Spitze, die nach Innen gerichtet, ist nicht wie bei andern Arten breit, sondern wirklich spitzig, die Runzeln stehen wenig vor, mit Ausnahme derer an der Wurzel, und die Spitze ist fast ganz glatt. Beide Hörner stehen, wie bei andern Mouflons, auf der Stirn dicht an einander und stoßen sogar an einer Stelle fast zusammen, auch ist der Winkel, den sie einschließen, viel spitziger, als bei dem gemeinen Mouflon und beträgt kaum 60 Grad. Sie sind übrigens an der Wurzel so breit, als bei dieser letztern Art, aber ihr Umfang ist viel größer in Folge der Flächenvermehrung, die aus der viereckigen Form entspringt. Das pariser Exemplar ward in der Nähe von Cairo getödtet, doch scheint diese Gegend nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt zu sein.

2) O. Ammon *Linné* (ovis Argali *Schreber* Säugth. t. 228. *Desmarest*, Mammal. I. p. 487. Ovis Ammon. *Cuv.* Règne animal. I. p. 267. Oken, Naturgesch. III, 2. S. 722. *Goldfuss*, Zool. II. p. 365. *Tilesius* in Act. Academ. Cass. Leop. Vol. XII. (Bonn. 1824. 4.) p. 281. *Bojanus*, ib. p. 293. Capra Ammon. *Linn.* Syst. nat. ed. XII. I. p. 97 und Erxleben, Syst. S. 250. 3. Thl. *Shaw*. General. zool. T. II. p. 2. f. 201. p. 379. Aegokeros Argali. *Pallas* Zoogr. T. I. p. 231. Stepni baranni. J. G. Gmelin, Reise nach Sibirien. I. S. 368. Rupicapra cornibus arietinis. *J. G. Gmelin*, Nov. Comment. Petrop. X. p. 388. mit Abb. *Wild* Sibirian Sheep. *Penn.* Hist. quadr. I. p. 38 und Arct. Zool. I. p. 12. The Sibirian Goat. *Penn.* Syn. quadr. p. 18. n. 11. Kamenni Barani oder Musimons. Steller, Kamtsch. S. 127. Ovis fera Sibirica, vulgo Argali dicta. *Pallas* spic. zool. fasc.

XI. p. 3. t. 1 et 2. Argali, Pall. Reise durch das russ. Reich. 3. Th. S. 231. Tilesius in Voigt's Magazin. 12. B. S. 498. t. VI. f. 1 et 2. *Desmar.* in Nouv. Dict. XXI. p. 551, 2. Mamm. p. 487, 741. Dict. des. scienc. nat. XXXIII. p. 211. *Isid. Geoffroy* in Dict. classiq. XI. p. 259. Rupicapra cornibus arietinis. *J. G. Gmelin* in den Nov. Comm. Petr. IV. p. 388. summar. p. 50. t. 8. h. f. 2 et 3. *Hamilt. Smith* in *Griff.* Anim. Kingd. V. 873. Brandt und Ratzeburg, medic. Zoologie I. S. 52*). Das Argalischaf. Männchen und Weibchen sind bei dieser Art gehörnt, die Hörner des Männchens sind an der Wurzel dreieckig, erst nach Hinten, dann nach Vorn gewunden mit einer nach Oben und Außen gerichteten Spitze.

Der Kopf ist ganz schafähnlich, die Schnauze erhaben, zusammengedrückt und leicht gebogen, die Nase niedergedrückt, mit länglichen Nasenlöchern, wie beim Schafe, die Lippen sind innerhalb braun, die untern stark vorragend. Die beiden mittlern Schneidezähne sind die größten, der vordere Backenzahn des Unterkiefers der kleinste, der Gaumen hat 21 schwache Runzeln. Die Iris des Auges ist braun, die Augen sind gegen die Hörner gerückt. Die inwendig beharrte Thränengrube steht etwas tiefer, als beim Schafe. Auch die Ohren sind kleiner als bei diesem, inwendig mit vier nackten Längsfurchen versehen, mit den Rändern gegen einander geneigt. Die Hörner sind längsgestreift, schmutzig gelb, beim Männchen sehr kräftig, groß, zusammengedrückt dreieckig, besonders an der Wurzel stark, mit vielen ringförmigen Querrunzeln, nach Außen gewunden, höchstens mit 1½ Windungen, die Rückenfläche derselben ist schmal, etwas erhaben die Innenfläche der Länge nach ausgehöhlt, die Außenfläche am Grunde fast eben oder schwach gewölbt, nach dem Ende zu ausgehöhlt, der innere Rückenwinkel ist stumpf, der äußere bei alten Thieren stumpf, bei jungen scharf, der hintere ist am Grunde abgerundet, an der Spitze scharf. Die Hörner des Weibchens sind kleiner, aufrechter, seitlich zusammengedrückt, fast sichelförmig, die Spitze derselben nach Außen gebogen, der Rumpf des Thieres ist groß, gerundet, muskulös, der Hals mäßig lang, rund, die Glieder schlank, kräftig, zwischen den Klauen steht wie bei den Schafen eine Drüse mit einem Ausführungsgange, die Afterklauen sind klein. Der sehr kurze Schwanz ist ziemlich hoch am Rücken angesetzt. Das Haar ist doppelt, das obere oder sogenannte Seidenhaar steif, wie bei den Hirscharten und gedreht, das untere oder Wollhaar ist fein und ebenfalls gedreht. Haarwirbel stehen zwischen den Augen, auf dem Hinterhaupte und zwischen den Vorderbeinen. Die Hals- und Kopfhaare sind nach Hinten, die Bauchhaare nach Vorn gerichtet, wodurch in den Hypochondrien ein Haarwirbel, nach den Weichen eine Naht entsteht. Das Sommerhaar ist sehr kurz, kaum vier Linien lang, hirschähnlich, unter dem Halse, auf der Schienbeinnaht und an den Klauen etwas länger. Der Rücken, der Nacken und Unterhals sind graubraun, den Schwanz umgibt ein gelblicher Fleck, durch welchen ein brauner Streif sich auf jenen zieht. Das Braun herrscht hinter den Vorderschenkeln und im Nacken vor, der Kopf ist grau, die übrigen Theile grauweiß. Pallas fand an einem alten Widder den Winterpelz folgendermaßen beschaffen und gefärbt: Das Haar sechs Zoll lang, rauher, auf dem Rücken abstehend, auf den Seiten und an den Schenkeln anliegend, auf der Schnauze und an den Unterfüßen kurz, der Hals lang behaart und zottig, an den Knien der Vorderbeine bilden die Haare gleichsam einen Bart. Die Schnauzenspitze ist weiß, zwischen den Augen und der Nase steht eine braune Querlinie, die Stirn ist grau, Kehle und Unterseite des Halses grauweiß, Rücken und Nacken sind braungrau, nach den Keulen zu mehr gelblich. Die äußere Seite der Vorderarme, eine Binde nach den Seiten der Brust, der untern Bauchgegend und der Schenkel, sowie die äußere Schenkelseite braunschwarz, die innere Seite der Schenkel schwarz, die vordern Schenkel braungrau, der Unterleib grauweiß. Die Hinterschenkel vom Schwanze und die Füße vom Knie an weiß, die Hinterbeine hellbraun schattirt, der Schwanz weiß. Nach Pallas wich ein jüngeres Männchen in der Färbung etwas ab und kam darin fast ganz mit der des O. Musimon orientalis überein. Die jungen Lämmer haben ein krauses Haar.

Der Argali hat zwar die Größe einer kleinen Hirschkuh, aber den Habitus vom Mouflon. Ein alter Widder zeigte nach Pallas folgende Maße. Länge vom After zur Schnauze 5 Fuß 9 Zoll 10 Linien, die Länge der Hörner nach den Windungen gemessen, 3 Fuß 10 Zoll 9 Linien, ihr Abstand am Grunde nur 6 Linien, ihr Umfang an demselben 1 Fuß 2 Zoll 11 Linien. Die Länge eines Weibchens betrug 5 Fuß 3 Zoll, die Höhe desselben vom Rücken zur Ferse der Vorderfüße 3 Fuß 4 Zoll, die Höhe bis zur Ferse der Hinterfüße 3 Fuß 5 Zoll 7 Linien. Die Länge des Klauengliedes der Vorderfüße bis zur Ferse beträgt 3 Zoll 1 Linie, der Hinterfüße 2 Zoll 6 Linien. Die Länge des Kopfes bis zum Scheitel 1 Fuß 4 Linien, die Ohrenlänge 4 Zoll 8 Linien und die Halslänge 1 Fuß 7 Linien.

Über die anatomische Verschiedenheit des Argali vom Schafe sind die Meinungen zwischen Pallas und Bojanus getheilt. Der Erstere will keine Verschiedenheit vom Schafe gefunden haben, der Letztere aber (Acta Leopold. l. c.) meint, daß der Argalischädel durch ein bedeutenderes Hinterhaupt, eine breitere Stirn, einen schmalen Gaumen, am Grunde näher an einanderstehende Hörner, geräumigere Augenhöhlen und Choanen und durch ein größeres Hinterhauptsloch abweiche.

Der Argali lebt in den Gebirgsketten des mittlern und nördlichen Asiens bis nach China hin, mitunter in Menge; er war sonst weiter verbreitet in dem eigentlichen Rußland, doch hat ihn da die Cultur verdrängt. Er hält sich in einzelnen Rudeln auf hohen, kahlen, kalten und auch gemäßigten Gebirgsgegenden auf. Im Frühlinge und Sommer lebt er mehr in den Thälern an Bergabhängen und auf niedrigen Bergspitzen, wo er reichliche Nahrung, im Frühlinge besonders an Anemonen ähnlichen Gewäch-

*) Beste Zusammenstellung der bekannten, der wir hier folgen.

Digitized by Google

sen findet, weshalb er auch im Herbste bedeutend fett ist. Salzhaltige Stellen scharrt er auf, da er das Salz, wie überhaupt die Gattungsverwandten, liebt. Im Winter geht es ihm dagegen kümmerlich, da ihm nur immergrüne Sträucher, das trockene Gras, Moos und Flechten auf den nicht mit Schnee bedeckten Bergspitzen nähren. Er hat einen feinen Geruch und bedeutende Kraft, und springt mit der größten Leichtigkeit von einer Bergspitze zur andern, wobei er den Kopf zurücklegt. Die Männchen kämpfen häufig mit einander und verlieren dabei mitunter ein Horn. Die Weibchen ziehen sich im März zurück, um 1—2 Lämmer zu setzen, welche schon nach zwei Monaten die Hörner als schwarze, eirunde Spitzen zeigen. Der Zahnwechsel erfolgt nach einem Jahre, im Mai der Wechsel des Winterhaares. Jung eingefangen wird der Argali leicht zahm.

Das Fleisch dieses Thieres, besonders der Jungen, ist so wohlschmeckend, daß es in Kamtschatka sogar zum Sprüchworte geworden ist, um etwas Wohlschmeckendes zu bezeichnen. Der Argali macht daher einen bedeutenden Jagdgegenstand aus, und die asiatischen Völkerschaften lieben diese Jagd trotz ihrer Gefährlichkeit leidenschaftlich. Man jagt mit Pferden und Hunden, und am Irtisch stellt man völlige Treibjagden an. Die Winterfelle benutzt man zu Kleidungsstücken, die Hörner, wie anderes Horn, außerdem zu Trinkgefäßen ꝛc.

Brandt und Ratzeburg machen zu dem Argali noch folgende Bemerkung: Man will auch die O. montana (*Geoffr.* Ann. du Mus. T. II. p. 360. pl. 60) für einen (über das Eis) nach Amerika gewanderten Argali halten (*G. Cuv.* Règne anim. I. c.; *Desmarest*, l. c.), was schon Steller vermuthet (*Pallas*, l. c) und worauf jesuitische Missionsnachrichten deuten (Mémoires géogr., phys. et hist. sur l'Asie, l'Afrique et l'Amérique [Paris 1767], T. II. p. 291. Acta Anglic. Vol. XXV. p. 236), allein wir kennen das amerikanische noch nicht genau im Vergleiche zum Argali. Hat Nordamerika seinen Hirsch (s. oben), so kann es auch sein eigenes Schaf haben.

Nach Pallas' und Strahlenberg's Geschichte Rußlands soll man am Jenesei in sehr alten Grabhügeln eines unbekannten Volksstammes unter andern auch metallene Figuren vom Argali und am Abakanus einen in Stein gehauenen Argali gefunden haben.

3) O. montana *Geoffroy* (Fischer gibt in seiner Synopsis Mammalium folgende Synonyme: O. montana *Geoffr.* Descript. d'une nouvelle espèce de belier sauvage in d. Ann. du Mus. II. p. 357. t. 60. Schreb. Säugeth. t. 294. B. *Desmar.* Mamm. p. 486, 739. Dict. de Scienc. nat. XXXIII. p. 210. *Harl*, Fn. Amer. *Isid. Geoffr.* im Dict. classique. XI. p. 262. O. cervina *Desmarest* im Nouv. Dict. class. XXI. p. 555. Bighorned sheep [Ord] *Blainv.* im Journ. de Phys. 1817. p. 146°. My-attie [cervus hybridus] et Ema-ki-ka-how, der Indianer). Er rechnet also mit Harlan Geoffroy's Thier zu dem Harlan's, gegen welche Vereinigung Geoffroy, der Sohn, sich ausspricht, indem er beide als verschiedene Arten betrachtet, und überdies vereinigt er diese amerikanische Art ebenfalls nach Harlan's Ansicht mit dem Argali (vergl. den Schluß der vorigen Nummer), fügt auch in den Zusätzen noch folgende Synonyme bei: O. Pygargus *Hamilt. Smith* in *Griff.* Anim. Kingd. V. p. 359 et IV. p. 318. c. fig. O. Californianus *Douglas* in Zool. Journ. XV. p. 332. Cul blanc, der Canadier.

Wir folgen in Beschreibung dieser Art zunächst Geoffroy, dem Sohne, indem wir die amerikanischen Hirsche beachten, deren verschiedene Arten früher auch nicht von einander getrennt wurden, sodaß es am Ende wol der Fall sein könnte, daß auch diese Schafarten nicht, wie Harlan annimmt und nach ihm Fischer, nur eine, sondern mehre ausmachen.

Das von Geoffroy beschriebene Thier ward von dem Engländer Gilliviay zu Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt. Geoffroy, der Sohn, gibt von demselben a. a. O. folgende Beschreibung: Der Körper ist schlank, die Beine lang, der Kopf ist kurz und die Nase oben fast gerade, das Maul ist genau wie beim Schafe gebildet (ob auch inwendig?). Die Hörner sind bei dem Männchen groß und breit, sie sind nach Vorn vor den Augen gerichtet, und beschreiben fast einen Spiralbogen, sind zusammengedrückt wie bei dem Schafwidder und in die Quere gestreift; die des Weibchens sind viel kleiner und ohne merkbare Krümmung. Das Haar ist kurz, stark, grob und wie ausgetrocknet, die Hauptfarbe ist kastanienbraun, an den Hinterkeulen ist das Haar weißlich, Schnauze und Nase sind weiß, die Wangen hell kastanienbraun, der sehr kurze Schwanz schwarz. Gilliveay gibt folgende Maße (englisch) eines von ihm geschossenen Exemplars: Länge 5 Fuß, die Hörner in gerader Linie gemessen (soll offenbar heißen nach der Krümmung) 3 Fuß 6 Zoll, die Beine 3 Fuß 9 Zoll, der Schwanz 4 Zoll. Findet sich im Norden von Amerika, oder fand sich wol vielmehr, denn seit der Zeit der Entdeckung sind in jener Gegend gewaltige Veränderungen vorgegangen.

Harlan, in seiner amerikanischen Fauna, theilt Folgendes über das Thier mit: Die Hörner des Männchens, welche namentlich an der Wurzel dreieckig sind, sind sehr groß und sehr stark, sie entspringen nahe an den Augen, biegen sich erst nach Hinten, dann wieder nach Vorn, und ihre Spitzen sind etwas nach Oben und Außen gerichtet (sind also spiralförmig); sie sind in der ersten Hälfte ihrer Länge mit tiefen Runzeln versehen, gegen das Ende hin aber mehr glatt, ihre Vorderseite ist breiter, die Hörner des Weibchens sind schmächtiger als die des Männchens, zusammengedrückt, fast gerade, fast ohne Furchen, und gleichen sehr denen eines gemeinen Bocks. Der Hals hat einige hängende Falten und der Schwanz ist sehr kurz. Der Sommerpelz ist im Allgemeinen graugelb, mit einer gelblichen oder roströthlichen Linie auf dem Rücken und einem eben solchen Flecken auf den Keulen; die innere Seite der Glieder und der Bauch sind hellroströthlich und selbst schmutzig weiß. Im Winter wird der Pelz oben mehr rostfarben, Schnauze, Bauch und Kehle mehr weißlich, der dunkle Fleck auf den Keulen bleibt aber beständig. Diese Thiere leben in Rudeln von 20—30 Stück und

bewohnen die felsigen Gebirge gegen den 15. Grad nördlicher Breite und den 115. östlicher Länge; auch findet man sie in Californien.

Douglas' Beschreibung des O. californiana weicht wieder etwas ab. Nach ihm ist die Länge 5 Fuß 10 Zoll, die Höhe voen an den Schulteen 2 Fuß 8 Zoll, die Hörner stehen 9 Zoll ab, sind mondförmig, zum Theil zusammengedrückt, ziemlich glatt, 24 — 30 Zoll lang, gelblich, die des Weibchens nur 7 Zoll lang, nach Hinten und auswärts gekrümmt. Die Wolle kurz, fein, gelblichweiß, mit untermischten bräunlichen Stachelhaaren am Halse, Rumpf, an den Füßen und am Schwanze, das Kopfhaar kurz röthlich braun, die 1½ Zoll langen Ohren aufrecht stumpf.

Richardson in seiner Fauna Borealis Americana (London 1829), vereinigt ebenfalls das von Geoffroy beschriebene Thier mit dem von Harlan, wie aus folgengender Synonymie hervorgeht: O. montana. Rocky-Mountain Sheep. 23. *Schreber.* Encycl., *Warden*; Argali *Cook* 1778; *White* Buffalo *Mackenzie* 1789. Mountain Goat *Umfreville*; Mountain Ram *M'Gillivray*. Newyork med. repos. VI. f. 1803; Big-horn *Lew.* I. Belier sauvage d'Amérique *Geoffr.* Ann. du Mus. II. t. 60; O. ammon. *Harl.* Er sagt davon (Isis 32): die Patres Piccolo und Salvatierre fanden im J. 1697 zwei schafartige Thiere in Californien (Phil. trans. p. 318. p. 232). Hernandez, Clavigbiero und Venegas sprechen auch davon, sind jedoch vielleicht verschieden wegen der gesprenkelten Haare. D. Douglas nennt eins davon O. californica (Zool. Journ. Apr. 1829). Geoffroy's Exemplar stammt von M'Gillivray aus dem Rockygebirge, Griffith's und Godman's Abbildungen von Lewis und Clark, ich schickte dem zoologischen Museum ein Paar vom südlichen Arme des Makenzie. Es bewohnt die höchsten Spitzen von 48 und 68 bis 40 und weiter südlich, in Rudeln von 3 — 30 Stück, Junge und Weibchen, indem die Widder bis im December für sich leben, wo sie sich dann paaren. Die Weibchen werfen dann im Juni oder Juli auf den höchsten Gipfeln. Diese Thiere sind sehr wild, und waenen einander vor Gefahr durch einen Pfiff, sie besuchen täglich Höhlen mit Salz beschlagen in Thonschiefer, wo Weissia macrocarpa wächst. Das Fleisch derselben ist sehr gut. Wird von manchen für einerlei mit dem Argali in Kamtschatka gehalten, welchem das Schaf aus Nepal zu gleichen scheint. Unser Thier ist größer, als irgend ein Hausschaf, die Hörner des Widders sind sehr groß, berühren sich jedoch nicht an der Wurzel, krümmen sich nach Hinten, Unten, Voen und Oben, in einen vollkommenen Kreis, während sie sich vom Kopfe entfeenen und immer dünner werden, ihre Spitze ist nach Oben gerichtet, unten sind sie dreiseitig, die obere Seite quergefurcht, die Hörner der Weibchen sind viel kleiner, fast aufeecht, die Gesichtsfirste ist gerade, das Haar wie beim Rennthiere holzbraun, Kopf und Kreuz weiß, der Schwanz dunkelbraun, der Widder ist im Frühjahre fast ganz weiß, die Länge beträgt 6 Fuß, der Schwanz mißt nur 2 Zoll, die Schulterhöhe ist 3 Fuß 5 Zoll, das Hoen mißt 2 Fuß 10 Zoll, die Spitzen stehen 2 Fuß 10 Zoll von einander ab und der Umfang an der Wurzel ist 1 Fuß 1 Zoll.

Eschholz hat im ersten Hefte seines zoologischen Atlas eine neue Art Schaf unter dem Namen O. nivicola, beschrieben und Tafel I abgebildet, das er offenbar für eine ganz neue Art hält, indem er verwandter Arten nicht einmal gedenkt, dennoch aber dürfte dasselbe vielleicht hierher gehören, vielleicht ist es wirklich eine eigene Art. Es ist davon folgende Diagnose und Beschreibung gegeben: Mas cornubus subtriquetris, post intervalla magna transversum incisis, latere externo planis; angulo externo prominulo; vellere hyemali longo recto rigido flavo griseo; pedibus antice ferrugineis. Die Länge des ganzen Thieres 5 Fuß, die mittlere Höhe desselben 2 Fuß 5 Zoll. Das Exemplar ist ein altes Männchen im Winterkleide. Seine Hoener sind im Ganzen dreikantig, an der Wurzel einander ziemlich nahe stehend und daselbst 3 Zoll dick. Sie krümmen sich an den Seiten des Kopfes in einem Kreise, der 10 Zoll im Durchmesser hat, so, daß ihre Spitze nach Vorn gewandt ist; diese undeutlich dreiseitige Spitze krümmt sich, nachdem die Hörner einen Kreis vollendet haben, nach Außen. Die Farbe der Hörner ist braun. Diejenige Fläche der Hoener, welche an der Wurzel nach Voen gewandt scheint, ist eben und zeichnet sich durch weit von einander abstehende, ziemlich tiefe Quereinschnitte aus, und zwar stehen die drei erstern Einschnitte an den Wurzeln der Hoener, ungefähr 1½ Zoll weit von einander, die zwei folgenden in einer Entfernung von 2 Zoll, die vier folgenden Räume zwischen den Einschnitten sind 3—4, 5 und 6 Zoll lang, und endlich mißt das Ende 7 Zoll. An den Zwischenräumen des dickeen Theiles der Hoener bemerkt man noch einige Quereindrücke, welche aber keine wulstige Hervorragungen bilden. Die an der Wurzel der Hoener nach Außen gewandte Seitenfläche ist Anfangs breit, eben, und hat nur geringe Spuren der Einschnitte, sie wird von der vordern Fläche durch eine scharfe Kante geschieden, welche nach Außen noch über die Seitenfläche hinüberragt. Die innere Kante ist stumpf, die innere Fläche gewölbt und die untere Kante gerundet. Das rehartige brüchige Winterhaar, zwischen welchem eine feine Wolle sich befindet, ist am Leibe 3 Zoll lang, am Rücken gelblich grau, am Bauche etwas heller, am Halse und Kopfe fast strohgelb gefärbt, die Beine sind mit kurzen Haaren bedeckt und an der vordern Fläche rostfarben, an der hinteen gelblichgrau, an den Vorderbeinen sind jedoch die Knie auch gelblichgrau gefärbt, und zwar ist die braune Farbe der Vorderschenkel nach Unten zu plötzlich abgesetzt. Die ganze hintere Fläche der Hinterschenkel und die Gegend um den sehr kurzen Schwanz herum hat eine gelblichweiße Farbe. Die Hufe sind schwarz, am obern Theile der Vorderschenkel sind die Haare sehr lang und hängen frei herab, besonders an der hintern Seite derselben; zugleich bemerkt man gleich hinter ihnen eine große Fläche an der Seite der Brust, die nur dünn behaart ist und wo die Haare dicht an die Haut angepreßt sind. In diese Vertiefung des Pelzes legen sich die zurückgeschlagenen Beine und werden von den erwähnten längeen Haaren gedeckt. Die-

ses Schaf lebt auf den Bergen der Halbinsel Kamtschatka, hält sich im Sommer an der Schneegrenze auf, steigt aber im Winter in niedere Regionen hinab. Eschholz fügt hinzu: „Nach den zehn Einschnitten der Hörner zu urtheilen mag das hier beschriebene Thier zehn Jahre alt gewesen sein. Obgleich dieses Schaf auf den Bergen häufig erlegt wird, so kommen solche Exemplare doch selten vor und dieses wurde seines Alters wegen von dem zu der Zeit in Kamtschatka sich aufhaltenden ehemaligen russischen Generalconsul zu Manilla, Dobell, aufbewahrt und nachher uns geschenkt.

4) O. musimon, *Gessner*. Brandt und Ratzeburg haben mit dieser Art eine kritische Revision, gestützt auf Originale, vorgenommen und zwei Varietäten derselben aufgestellt, welche indessen nach der eigenen Bemerkung dieser Autoren vielleicht eigene Arten sein dürften. Wir stehen daher nicht an, ihnen genau zu folgen, da weder Fischer noch Cuvier einen desfallsigen Unterschied andeuten, der doch wol alle Berücksichtigung verdient. Am a. O. finden sich folgende von Fischer's Angaben zum Theil abweichende Synonyme: O. musimon, Goldfuß, Hdb. der Zool. (Nürnb. 1820) II. S. 863. Oken, Naturgesch. II, 2. S. 722. Le Mouflon, *G. Cuvier*, Règne anim. I. p. 267. *Geoffr.* et *Fr. Cuv.*, hist. nat. de mammif. T. I. f. 113. *Buffon*, hist. nat. (à Paris MDCCLIV. 4.) T. XI. p. 376. pl. 29. *Desmar.*, mammal. p. 488. Capra Ammon, *Linn.*, Syst. nat. ed. XII. (3. Theil) Musmon seu Musimoun *Gesn.*, quadr. (ed. Tig) p. 823. (m. Abb.) *Raj.*, syn. quadr. p. 75. Tragelaphus Mouflon *Klein*, quadr. p. 20. Mufione *Aless.* quadr. I. t. 7. Mouflone *Cetti*, quadrupedi di Sardegna (Sassari 1774) I. p. 111. Cetti, Naturgesch. von Sardinien (Lpz. 1783) S. 142. Aegoceros Musimon *Pall.*, zoogr. I. p. 230. Wild Sheep, *Pen.*, hist. quadr. p 39. Bubalis, f. Bobalus, *Aldrov.*, bisule. (ed. Bon.) p. 735. c. ic. O. fera. *Varro*, De re rust. L. III. c. 12. Aries ferus. *Colum.*, De re rust. L. VII. c. 2. Musimon, *Plin.*, H. N. L. VIII. c. 49. Ophion, *Plin.*, XXIII. c. 9. Ἄγριοι *Pausan.*, Phoc. c. XVII. ed. *Facii.* p. 204. Μούσιμος, *Strabon*, Geogr. V. ed. *Janson.*, p. 225. Französisch le Mouflon, englisch the wild Sheep. In Sardinien Mufione, auf Corsika Muffoli.

Als wesentlicher Charakter beider Varietäten ist angegeben: das Männchen mit am Grunde abgerundeten dreieckigen, stark rückwärts gebogenen Hörnern, deren Spitze sich nach Unten und Vorn oder nach Innen und Oben und dann nach Außen biegt, das Weibchen ungehörnt. In Beziehung auf die Varietäten sagen die Verfasser, daß sie die erste annahmen, weil sie die Hörnerbildung des cyprischen Exemplares, welches ihrer Abbildung und Beschreibung zum Grunde gelegt ist, von dem gewöhnlich beschriebenen und abgebildeten Mouflon abweichend fanden. Es nähert sich darin dem Widder, welchen Gmelin in den persischen Gebirgen fand (J. G. Gmelin, Reise durch Rußland. 3. Thl. [Petersburg 1774. 4.] S. 486. t. 55) und wovon Pallas (Spic. l. c. t. V. f. I.) den Schädel abbildete.

A. Varietas orientalis (*Brandt* et *Ratzeburg*, medec. Zool. t. 9. f. 1 et A). Char. Die Enden der Hörner nach Unten und Hinten, die Spitzen nach Oben gerichtet, der Habitus schlank. Der Kopf schafähnlich, der Hals schlank, der Körper gestreckt, die Brust dicker als der Leib, die Füße schlank, höher als beim Schafe, Klauen und Afterklauen wie beim Schafe. Die Hörner der Männchen sind gelblich braun, dreieckig und dreiflächig. Eine breite, nach Vorn liegende Fläche verläuft bogenförmig, ebenso eine seitliche, am obern Ende schmäler, die dritte oder innere (die breiteste von allen) ist mehr eben und nur an dem obern Theile etwas ausgehöhlt. Der vordere äußere Winkel ist der stumpfste, der obere oder innere schärfer, der untere oder hintere am schärfsten. Die Hörner sind mit ihrer Basis, wie bei der Merinorace, sehr genähert, fast bis zu ihrer Mitte mit einer bogenförmigen Krümmung auswärts und aufwärts steigend, dann sich nach Unten und Innen, mit der Spitze aber nach Oben krümmend, am untern und mittlern Theile mit Ringen versehen, welche am obern Winkel höckerig sind. Die Behaarung ist doppelt; ein feines gedrehtes wollähnliches, weißlichgraues Unterhaar und ein starres, gedrehtes, dem der Hirsche vergleichbares Oberhaar. Einzelne Haare sind weiß, oder weiß mit Gelb- oder Röthlichgelbbraun oder Schwärzlichbraun, oder Schwarzbraun, der Kopf gelblich graubraun, mit Weiß melirt. Die Augen gegen den Strich neben der Nase, die Schnauzenspitze, die Unterseite des Kinnes, die Ohren und ein kleiner Fleck am Vorderhalse bräunlich weiß. Der Hals ist gelbbraun, mit Gelb und Braun melirt, ebenso, nur mehr weiß und grau, der mittlere Theil der Seiten des Leibes. Die Schultern, Schenkel, Vorder- und Hinterbeine, Hinterrücken gelblich, graubraun, mit Schwarz, die Brust, der Vorder- und Unterbauch, die innere Seite der Unterbeine und Schenkel, sowie eine neben dem hintern Rande der letztern sich fortsetzende Linie und die Unterseite des Schwanzes weiß, mit stellenweise brauner Beimischung über der Brust und hinter den Vorderschenkeln läuft ein schwarzbrauner länglicher Streifen und über den Bauch jederseits eine Linie von gleicher Farbe. Die Oberseite des Schwanzes ist ebenfalls schwarzbraun, die Hufe sind bräunlich schwarz. Die Maße des beschriebenen Exemplars werden wie folgt angegeben: die Länge des Kopfes bis mitten zwischen die Hörner 7 Zoll 6 Linien, von da bis zwischen die Ohren 3 Zoll 2 Linien, dann bis zum Widerrist 11 Zoll 9 Linien und von da bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß; die ganze Länge 3 Fuß 11 Zoll 5 Linien. Der Umfang des Kopfes durch die Augen 1 Fuß 3 Zoll 2 Linien, der Umfang des mittlern Theiles des Halses 1 Fuß 2 Zoll 4 Linien, der Umfang des Vorderleibes 2 Fuß 6 Zoll 6 Linien, des Hinterleibes 2 Fuß 4 Zoll 9 Linien, die Länge des Hornes auf der Krümmung 1 Fuß 3 Zoll 2 Linien, die Entfernung der Spitze von der Wurzel 11 Zoll 4 Linien, der Abstand beider Hörner an der Wurzel 4 Linien, der Abstand der Hörner in der stärksten Krümmung 1 Zoll 9 Linien, der Abstand der beiden Spitzen 10 Zoll 6 Linien, die Ohrenlänge 3 Zoll 3 Linien, die Schwanzlänge 3 Zoll 6 Linien, die

Digitized by Google

vordere und hintere Höhe 1 Fuß 2 Zoll 9 Linien, die Länge des Unterarms 9 Zoll, des Laufes 6 Zoll 3 Linien, der Fessel 2 Zoll 2 Linien, der Hufe 1 Zoll 6 Linien, die Länge des Unterschenkels 7 Zoll 4 Linien, des Hinterlaufes 9 Zoll, die Länge der hintern Fessel ebenfalls 2 Zoll 2 Linien. Vaterland: Cerauische Gebirge in Persien, die griechischen Inseln, namentlich Cypern, und vielleicht die taurische Bergkette, Makedonien und Serbien, wo es auch Mouflons geben soll.

B. **Varietas occidentalis** (l. c. t. 9. f. 2). Char. Die Enden der Hörner stark nach Unten, die Spitzen derselben nach Vorn gebogen, der Habitus gedrungener, der Kopf dicker als bei der vorhergehenden Abart. Der Kopf schafähnlich, etwas dick, die Schnauze wie beim Schafe, die Nase convex, schafähnlich, ebenso die Zähne und Augen, die Iris hellgelblich braun, die Ohren mäßig, groß aufrecht, zugespitzt, beweglich, die Thränengruben nur angedeutet, der Hals etwas kurz, der Körper gerundet, muskulös, die Beine kräftig, die Hufe kurz graugelblich, der Schwanz sehr kurz, nach Unten gebogen, unterhalb nackt. Das Oberhaar steif, kurz und gedreht, das Unterhaar sehr reichlich, fein, gedreht, wollähnlich. Der Rücken, Hals, die Schultern, Weichen und Schenkel im Sommer hell röthlichbraun, mit einzelnen schwarzen Haaren, vom Hinterhaupte zum Schwanze geht ein dunkler röthlich brauner Streifen. Der Unterhals bis zur Brust, die Oberhälfte der Vorderbeine und der Schwanz schwärzlich, ebenso eine über den Seiten des Bauches von den vordern zu den hintern Extremitäten verlaufende Linie, dann der Ober- und Seitentheil des Gesichtes und eine von der Lippe zum Auge und zum Unterkiefer gehende Linie. Der vordere Gesichtstheil, die Augengegend, Ohren und Unterbeine, der Bauch, die Hinterbacken und der Schwanz, weiß. Die Innenseite der Glieder oberwärts schmutzig grau, über den Weichen ein breiter hellbrauner Streifen. Im Winter herrscht statt des Braunen mehr das Schwarze vor, die Halshaare bilden eine Art schwarzer Mähne, statt des braunen Weichenstreifens ist ein weißer vorhanden. Die Jungen sind braun ohne Beimischung von Schwarz. Die Männchen haben sehr starke, große, unebene, geringelte Hörner, deren Grundtheil sich stark rückwärts krümmt, während sich die Spitze nach Unten und Vorn biegt. Ihre Länge beträgt zuweilen 27 Zoll, der Umfang am Grunde 9 Zoll, der Abstand der Spitzen 12 Zoll und mehr, der Hodensack ist wie bei den Schafen gebaut. Die Weibchen sind ungehörnt, und obwol Desmarest angibt, daß auch gehörnte vorkämen, so widerspricht diesem doch Geoffroy, der Sohn, ganz ausdrücklich, indem ihm nie dergleichen weder lebendige, noch Cabinetsexemplare vorgekommen seien. Die Länge des Mouflon von der Schnauzenspitze bis zum After ist 3 Fuß 4 Zoll, die Kopflänge von der Schnauzenspitze zum Hörnergrunde 8 Zoll, von da bis zum Widerrist 11 Zoll, dann bis zur Schwanzwurzel 1 Fuß 9 Zoll; die Schwanzlänge beträgt 3 Zoll 6 Linien, die Länge der Hörner 1 Fuß, und darüber; ja sie sollen vollkommen entwickelt gegen zwei Fuß lang werden. Nach den Angaben von Cetti und Büffon gleicht das Skelett durchaus dem eines Widders, nur daß beim Schafe 16 bis 22 Schwanzwirbel, bei dem Mouflon aber nur 12, welche dünner, kürzer und an den Rändern schärfer vorhanden sind; auch die Weichtheile sollen sich nach Büffon ganz wie beim Schafe verhalten.

Wie schon aus den oben angegebenen Synonymen hervorgeht, bezeichnet schon Plinius diese Art als dem Hausschafe verwandt, und sagt, daß sie mit diesem letztern Bastarde erzeugten, bekannt unter dem Namen Umbri. Er erwähnt auch, daß zu seiner Zeit die Mouflons zwar hauptsächlich in Corsica, aber auch in Spanien einheimisch waren. Cetti behauptet, daß dem nicht so sei und daß es nirgends in Spanien Mouflons gebe, welchem indessen die Thatsache widerspricht, daß Bory de St. Vincent selbst in Spanien Mouflons sah und erlegte, und namentlich in dem südlichen Theile derjenigen Gegend, welche er als afrikanisches Klima bezeichnet; auch sind sie nach seinen Angaben im Königreiche Murcia häufig. In Sardinien finden sie sich nach Cetti nicht überall, und es scheint der Mittelpunkt ihrer dortigen Wohnplätze der Berg Pradu in Oliena zu sein, von wo aus sie sich über Fong bis Sarabus verbreitet haben. Der eigentliche Stamm soll im östlichen Theile der Insel sein und sie sich besonders häufig in Buduso und Nuoro, sowie auf dem Berge Lerrone in Patata, häufig finden sollen, eine Colonie aber ist auf dem Gebirge Argentiera in Nura, eine andere in der Landschaft Iglesias und Teutala zu Hause.

Der Mouflon ist furchtsam und schüchtern, und bewohnt die höchsten Felsspitzen, von wo er verfolgt, sich überschlagend sich herunterstürzt auf die Hörner, ganz in die Enge getrieben aber seinen Urin gegen seinen Verfolger braucht. Wie seine Gattungsverwandten hält er sich gesellig zusammen; ja die Geselligkeit soll ihm so nothwendig sein, daß Einzelne nicht lange leben. Gehör und Geruch sind sehr scharf, aber die Dummheit nicht minder groß, und auch in der Gefangenschaft wird diese um nichts gemindert. Einen starken Beweis davon liefert F. Cuvier, indem er von den Mouflons erzählt, welche im pariser Pflanzengarten gehalten wurden. Diese Thiere liebten das Brod sehr und erhielten daher häufig davon, besonders aber benutzte man es, um sie anzubinden, wenn man den Park besuchen wollte, um ihre Stöße zu vermeiden, die sie mitunter ausgetheilt hatten. So angebunden zu sein, war für sie eine wahre Qual, nichtsdestoweniger kamen sie jedesmal, wenn man ihnen Brod hinhielt, ohne irgend eine Furcht oder eine Ahnung der ihnen gelegten Schlinge, also so zu sagen ohne alle Überlegung, so oft auch dieses Verfahren wiederholt wurde. Übrigens läßt sich der Mouflon leicht zähmen, und daß die im pariser Pflanzengarten eher noch wilder wurden, mag wol seinen Grund darin gehabt haben, daß sie von dem Publicum zu sehr geneckt wurden. Die Männchen kämpfen in der Wildniß häufig mit einander und der stärkste Bock führt immer noch das Rudel an. Sie blöken wie ihre Gattungsverwandten und zeugen mit dem Hausschafe fruchtbare Bastarde. Die zahmen sollen ihren Herren sehr zugethan und munter und lebhafter als unsere gewöhnlichen Schafe sein. In seinem Vaterlande wird der Mouflon zur ho-

Digitized by Google

hen Jagd gezählt und man zieht sein Fleisch dem des Rothwildes vor, gelockt zum Schusse wird er durch nachgeahmtes Schafblöken. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, aus den Fellen macht man Kleidungsstücke.

5) O. aries *L.* Alle Schriftsteller sind darüber einig, daß das Hausschaf keine eigene Art sei, nur darüber ist man in Zweifel, von welchee wilden Race als Stammrace man es abzuleiten habe. Viele Naturforscher nehmen an, daß es nue der Mouflon im Hauszustande sei, verändert durch Pflege und klimatische Verhältnisse, andere, wie z. B. Brandt und Ratzeburg, leiten das Hausschaf mit Pallas theils als eine nur im Culturzustande sich fortpflanzende Ausartung von dem Argali oder Mouflon ab, theils betrachten sie dasselbe als einen Bastard von beiden. Sie geben dafür namentlich folgende Gründe an: „Der Argali und Mouflon gleichen von allen Thieren im innern Baue, in der Beschaffenheit der Hörner und Haare, und im Naturell dem Hausschafe am meisten, auch werden beide, wie Pallas (S. 53), Getti und Pennant (S. 56) anführen, leicht zahm. Der Mouflon zeugt mit dem Schafe (S. 56). Die einzelnen Schafraten sind unter sich unähnlicher als das Schaf und der Argali oder Mouflon." In neuern Zeiten wurde aber diese von Buffon aufgestellte und von Pallas vertheidigte Meinung angefochten. (Link, Urwelt. 1. Bd. S. 186 und *Bojanus*, Act. Academ. Caesareo-Leopold. l. c.) Man führte als Gegengründe an: Der Mouflon habe keine Spur von Wolle, ferner könne sich kein Schwanz erzeugt haben und die schlanke Rehgestalt des Argali oder Mouflon in den untersetzten Körper des Widders übergegangen sein; auch habe man nie Fettschwänze hervorgebracht, endlich zeige der Schädel Verschiedenheiten. Doch scheinen wol folgende Erscheinungen für Buffon und Pallas zu sprechen. Beim Mouflon (und beim Argali) überwiegt das Unterhaar (Wollhaar) das Oberhaar, wie sonst nirgends, läßt sich auch wie Wolle verarbeiten (Getti S. 157). Der Schwanz fehlt weder dem Mouflon, noch dem Argali, und ist überdies als ein weniger wesentliches Organ einer grossen Abänderung der Wiebelzahl fähig, die bis zur Verkümmerung gehen kann. Geschwänzte Hühner verloren in Virginien die Schwänze (Misc. Cur. Lond. 1727. VIII. p. 330; *Pall.* Spic. Fasc. IV. p. 21). Auf Amboina sind die Katzen kurzschwänzig (*Valentyn.* l. c. p. 269). Beim Biber (einem wilden Thiere) schwankt die Zahl der Schwanzwirbel zwischen 24 und 28 (S. 17). Unsere langschwänzigen Schafe haben zwischen 16—20 Schwanzwirbel. In Asien gibt es Schafe, die deren nicht mehe als der Argali oder Mouflon, ja noch weit weniger (3—4) besitzen. Auch die geringe Beweglichkeit des Schwanzes bei den Hausschafen deutet auf eine unnatürliche Bildung. Der Übergang des so rehähnlichen Mouflon in unsee Schaf läßt sich aus dem Einflusse der Cultur erklären, Fettschwänze können nur bei dem Genusse salzhaltiger und bitterer Pflanzen und salzhaltigen Wassers sich halten und wachsen (*Pallas* Spic. XI. p. 66). Die Erzeugung eines Fettschwanzes bei einem europäischen fettschwanzlosen Schafe beweist die allgemeine Historie der Reisen. 8. Bd. S. 322. Die Abweichungen des Argali-

schädels vom Widderschädel scheinen wol nicht wichtiger als die Schädelverschiedenheiten der einzelnen Schaf- oder Hunderacen. Auch zeigt die Abbildung des Argalischädels von Bojanus keine auffallende Unterschiede. Unter wilden Schafen, die sich in den östlichen Gebirgen von Afghanistan finden sollen, kann Elphiston (Account of Caubul p. 142) auch Argali- oder Mouflonsschafe (von Var. A.) verstehen. Merkwürdig ist, was Getti (Übers. S. 166 und 169) erzählt: „Der Mouflon fühlt, daß er ein Schaf ist, denn er gesellt sich freiwillig zu den Schafen, und das von der Mutter genommene Schaflamm läuft blökend dem Mouflonweibchen nach."

Als Synonyme gemäß dieser Ansicht werden a. a. O. folgende gegeben: O. aries *Linn.* Syst. nat. ed. X. I. p. 70. n. 1. et XII. I. p. 97. n. 1. *Erxleb.* Syst. nat. p. 242. Oken, Naturgesch. II, 2. S. 719. *Desmarest*, Mamm. p. 488. Bechstein, Naturgeschichte Teutschl. 2. Ausgabe. 1. Bd. S. 355. Capra Ovis. Blumenbach, Naturgesch. 1825. S. 96. Capra Ovis Aries. *Goldf.* Zool. T. II. p. 365. Voigt, System der Natur. S. 281. La brebis. *Buff.* Hist. nat. V. p. 1. t. 2. Le Bélier. *Buff.* ib. t. 1. Ovis guineensis. *Linn.* Hist. nat. X, 1. p. 71. n. 2. *Erxl.* l. c. p. 253. Aries guineensis. *Jonst.* Quadr. t. 46. *Klein* Quadr. p. 14. Ovis strepticeros. *Linn.* Syst. nat. ed. X. I. p. 71. n. 3. *Erxl.* l. c. p. 255. Ovis strepticeros cretica. *Belon.* Obs. p. 20. f. p. 21. Strepticeros. *Plin.* H. N. XI, 37. *Aristot.* Hist. anim. V, 2 VI, 19. *Aelian.* Anim. VII, 27. Pecus. Aries. Ovis. *Plin.* H. N. VIII, 47, 48. Ovis. *Gesn.* p. 872. *Aldrov.* Bisulc. p. 370. *Jonst.* Quadr. p. 54. Männchen italienisch Montone; Weibchen Pecora; Lamm Agno. Männchen spanisch Carnero oder Morueco; Weibchen Oveja; Lamm Cordero. Männchen portugiesisch Carneiro; Weibcher Ovelha; Lamm Cordeiro. Männchen französisch Bélier; Weibchen Brebis; Lamm Agneau. Männchen holländisch Ram; Weibchen Shaep; Lamm Lam. Männchen englisch Ram; Weibchen Sheep. Männchen schwedisch Wadue; Weibchen Jär; Lamm Lamb. Männchen russisch Barann; Weibchen Owza; Lamm Agneiz. Brandt und Ratzeburg geben folgende allgemeine Beschreibung: Der Kopf pyramidal, die Schnauze mäßig zugespitzt, seitlich zusammengedrückt, der Zahnbau hirschähnlich, der Mund inwendig mit knorpeligen Warzen besetzt. Die Oberlippe am Rande kahl, unter der Nase kahl und gefurcht, die Unterlippe überragend, der Rand der eingebogenen Unterlippe gezähnelt, auf beiden Lippen Bartborsten. Die Nase zurückliegend, die Nasenöffnungen länglich, die Iris meist gelbbraun oder schwarzbraun, die Pupille wagerecht, am vordern Augenwinkel eine tiefe, klebrige Feuchtigkeit absondernde Grube (die sogenannte Thränengrube) eine weniger tiefe am Hintern. Die Zunge weich mit einer Längsfurche. Die Stirn breit, der Scheitel vorragend, die Ohren länglich aufrecht oder hängend, die Hörner geringelt zwei oder mehr und dann dreieckig seitwärts liegend und spiralförmig gewunden, oder blos sichelförmig und zusammengedrückt oder fehlend. Der Hals zusam-

Digitized by Google

mengedrückt, länger als der Kopf, der Rücken schlank, die Brust vorragend, kurz behaart, der Unterleib flach erhaben. Zwei Zitzen am weichen Unterleibe, an deren Grunde nach Vorn noch Spuren zweier andern, der Hodensack tief herabhängend. Der Schwanz rundlich, wenig beweglich, kurz oder lang, mit oder ohne Fettpolster. Die Hufe mäßig groß, die Afterklauen klein, zwischen den Klauen der Vorder- und Hinterfüße tritt aus einer Öffnung eine zähe Feuchtigkeit, welche aus einem länglichen Drüsensacke kommt (die sogenannte Klauendrüse). Die Bedeckung meist wollig, seltener haarig, die Wolle auf dem Rücken, in den Seiten und am Halse am längsten, die Bekleidung des Vorderkopfs, der Ohren und der Unterfüße stets mehr haar- als wollähnlich. Die Farbe meist weiß, aber auch braun, schwarz oder bunt.

Man hat bekanntlich von dem Hausschafe eine Menge unter dem Namen Racen bekannten Abänderungen. Bevor wir jedoch von diesen reden, wollen wir erst noch das allgemeine Anatomische berühren.

Der Knochenbau steht fast zwischen Rind und Hirsch, die Entfernung von dem Augenrande des Stirnbeins bis zu dem horntragenden Knochenzapfen desselben (wodurch das Schaf dem Rinde näher steht) kürzer und die Augen näher bei den Hörnern als bei jenen, die Stirnbeine zwischen den Hörnern mit schwächerm Längswulst als beim Rinde. Die Scheitelbeine hirschähnlich, sowie die Schläfenbeine. Die Form des Hinterhauptes mehr hirsch- als rindähnlich, die beiden Hervorragungen am Grundtheile desselben weniger bedeutend, als beim Rinde, der Oberkiefer mehr wie bei der Kuh gestaltet. Die Thränengrube entwickelt, die Nasenbeine breiter als bei der Kuh, am obern Ende wie beim Hirsch und Büffel, am untern Ende jedes mit einer Spitze, wie bei den Ziegen, nicht mit einer Ausrandung wie beim Hirsch, der Kuh und dem Büffel; überhaupt sind sie mehr gewölbt und kürzer und breiter als bei der Kuh und dem Hirsche. Der Zwischenkiefer tritt weniger nach Außen vor als beim Hirsche. Der Unterkiefer ist hirsch- und rindähnlich. Die Wiebel sind, wie beim Rinde, nur schwächer, besonders in den Dornenfortsätzen der Rückenwirbel sind 13—14, der Schwanzwirbel 16—22. Die Rippen 13—14 Paar und die Beckenknochen sind hirschähnlich. Die Knochen der Extremitäten sind an Schlankheit den Hirschknochen ähnlich, in den Längenverhältnissen aber mehr den Knochen des Rindes. Die weichen Theile sind im Wesentlichen wie beim Rinde gestaltet, nur bestehen die Nieren nicht aus mehren Stücken und die männliche Ruthe ist in eine Spitze verlängert.

Was die angeführten Varietäten betrifft, so faßt sich Cuvier darüber sehr kurz. Er bemerkt, daß man glaube vom Mouflon oder Argali das Hausschaf überhaupt ableiten zu können. Über die Racen selbst sagt er nur Folgendes: In Europa haben wir Schafe mit gewöhnlicher oder feiner Wolle, große oder kleine, mit großen oder kleinen Hörnern, die bei den Weibchen oder bei beiden Geschlechtern fehlen. Die interessantesten Abänderungen sind die spanische, mit feiner gekräuselter Wolle und großen spießförmigen Hörnern der Männchen, welche sich in ganz Europa zu verbreiten anfängt, und die englische Race mit feiner und langer Wolle. Im südlichen Rußland ist die verbreitetste Abänderung die mit sehr langem Schwanze. Die Schafe in Indien und Guinea haben auch einen langen Schwanz, unterscheiden sich aber durch hohe Beine, die sehr gewölbte Nasenfirste, hängende Ohren, und dadurch, daß sie keine Hörner haben und nur mit einem ganz kurzen Haare bedeckt sind. Im Norden von Europa und Asien finden sich nur kleine Schafe mit sehr kurzem Schwanze. Die Race von Persien, von der Tartarei und China hat einen Schwanz, der so zu sagen nur aus zwei großen Fettklumpen besteht, die aus Syrien und der Berberei haben zwar einen langen Schwanz, der aber auch mit einer großen Menge Fett umgeben ist. Bei beiden Racen sind die Ohren hängend, die Hörner an den Widdern stark, an den Schöpsen und Schafen klein, die Wolle ist mit Haaren untermischt.

Geoffroy, der Sohn, führt nur folgende Varietäten des Hausschafes auf: 1) Ovis guineensis *Linn.* Mouton Morvan *Buffon*, dem sich seiner Ansicht nach Ovis Africana und Aethiopica nähern. 2) Ovis laticaudata *Linn.*, wozu er als Racen a) Ovis Steatopyga *Pallas.* b) Le Mouton à grosse queue aus Oberägypten. c) Eine von ihm Ovis ecaudata genannte Race, welche er deswegen so genannt hat, weil sie vom Schwanze gleichsam nur einen Stummel führt. Sie unterscheidet sich auf den ersten Blick durch eine sehr breite, aber sehr wenig vorspringende Anschwellung, welche hinten die Schenkel bedeckt und an deren oberm Ende man den Schwanz nur als einen kleinen schmächtigen Anhang von kaum zwei Zoll Länge bemerkt. Dieser Fettpolster gleiche ganz den Anschwellungen, welche man zur Brunstzeit bei den Hundskopfaffen bemerkt. Dieses Schaf soll sich außerdem noch durch sein seidenartiges, kurzes, starres Haar auszeichnen; es ist ganz weiß, Kopf und Hals aber schwarz und befindet sich das Exemplar, nach dem die Beschreibung gefertigt, in der Sammlung des Herzogs von Orleans. Ähnlich aber in mehrfacher Beziehung stark abweichend sei das astrachanische Schaf, welches auch hierher gehört. Ovis Strepticeros *Linn.* Ovis polyceratа. Ovis gothlandica, *Pall.* Spic. Zool. Das gemeine Schaf (doch wol die französische Race). Ovis hispanica *Linn.* Ovis anglica *Desmarest.*

Fischer (Synops. mammal.) nimmt zum Theil mit Walther (Wetterauische Annalen der Naturkunde I.) folgende Racen an:

α) Hispanicus *Linn.* Amoen. Ac. IV. p. 174. *Erxl.* p. 247. γ. *Gmel.* l. c. γ. *Desmar.* l. c. p. 491. G. Spanische Schafe Linn. Westgoth. p. 58. Schon. p. 90 et 172. *Walther.* l. c. Spanish sheep *Shaw* Gen. Zool. II, 2. p. 391. Merino: Nouv. Dict. t. G. 18. f. 1, 2.

β) Anglicus *Erxl.* p. 246. a. *Gmel.* p. 197. a. *Desmar.* l. c. II. O. Anglicana *Linn.* Amoen. Acad. IV. p. 174. Hornless sheep. *Penn. Shaw* l. c. p. 391. Englisches Schaf. *Walther* l. c.

γ) Rusticus *Linn.* Amoen. Acad. IV. p. 174. *Erxl.* p. 246. β. *Gmel.* β. O. Gallica *Desmar.* l. c. F. O. brachyura *Pall.* Spic. XI. p. 61. O. laptura Schreb.

Säugeth. t. 290. A. B. Common sheep *Penn. Shaw* l. c. p. 385. a) Italicus. b) Gallicus. c) Germanicus. d) Bohemicus. e) Ungaricus. f) Polonicus. g) Batavus. h) Suecicus. i) Danicus. k) Tercicus.

δ) Polyceratus *Linn.* p. 174. *Erxl.* p. 247. δ. *Gmel.* l. c. δ. *Desmar.* l. c. p. 490. E. Schreb. t. 289. fig. *Buff.* O. sexcornis *Aldrov.* Bisulc. p. 397. c. fig. O. tricornis *Ejusd.* ib. p. 397. c. fig. Schafe Linn. Gothland. p 248. Brebis à plusieurs cornes. *Buff.* Hist. nat. XI. p. 354. Bélier et Brebis d'Islande *Ejusd.* ib. XI. t. 31, 32. Many horned sheep. *Penn.* Syn. t. 3. f. 2. animal. f. 3. cornua. *Shaw* Gen. Zool. II. p. 388.

ε) Laticaudatus *Erxl.* p. 243 ζ. *Gmel.* l. c. η. *Desmar.* l. c. p. 489. B. O. laticauda, Platyceros s. arabica *Linn.* Amoen. Acad. IV. p. 173. *J. G. Gmel.* in Nov. Comm. Petr. V. p. 343. t. 8. *Briss.* Règn. an. p. 75. 2. O. Turcica Charlet. Exerc. p. 9. O. caudâ obesâ *Ludolf* Aeth. I. c. 10, 14. c. fig. p. 146. Arabiae oves *Aldrov.* Bisulc. p. 404. fig. p. 405 Οἶς ἀράβιος *Aelian.* Anim. X. c. 4. Aries s. Ovis platyceros orientalis *Klein* Quadr. p. 14 Arabisches Schaf, Gesn. Thierb. S. 326. c. fig. Kalmuckisches und kirgisisches Schaf, Walther in wetter. Ann. Mouton de Barbarie *Buff.* Hist. nat. XI. p. 355. t. 33. Broad-tailed Sheep *Shaw* Trav. p. 241. *Penn.* Syn. p. 4. t. 1. *Shaw* Gen. Zool. II. p. 2, 389. Other sheep *Russ.* Alepp. p. 51. a) Steatopygus *Pall.* Spic. XI. p. 63. t. 4. f. 1. bicornis f. 2. h. quadricornis, a. acornis. Schreb. t. 292. *Desmar.* l. c. Fat-rumped sheep *Shaw* l. c. p. 390. Hab. in Rossia meridionali, China, Persia. b) Ecaudatus *Isid. Geoffr.* in Dict. Class. XI. p. 268. c) Macrocercus Schreb. t. 293. Mouton à grosse queue fr. *Cuv.* et *Geoffr.* mamm. d) Bucharicus *Gmel.* l. c. θ. Ovis Bucharica *Pall.* Spic. XI. p. 78. Mouton d'Astrachan. *Desmar.* et *Isid. Geoffr.* l. c. Bucharisches Schaf. Walther a. a. O. e) Tibetanus. Cachemirisches und tibetanisches Schaf. Walther a. a. O. Tus Mussel Tibetanus. f) Capensis *Erxl.* p. 250. θ. *Gmel.* l. c. κ. *Thunb.* in Mém. de l'Acad. de Petersb. III. p. 318. Cap sheep, *Penn.* Syn. t. 4. f. 2.

ζ) Longicaudatus *Briss.* Ovis longicaudata *Briss.* Règn. an. p. 76. 3. *Erxl.* p. 249. η. *Gmel.* l. c. ι. O. dolichura s. tscherkessica. *Pall.* Spic. p. 60. *Desmar.* drov. Bisulc. p. 404. Alterum genus *Rai.* Syn. p. 74. Ander arabisch Schaf. Gesn. Thierb. S. 326. c. fig.

η) Strepticeros *Linn.* Syst. nat. 12. I. p. 98. 3. ed. *Gmel.* I. p. 202. 3. *Erxl.* Syst. p. 255. 4. O. Aries strepticeros. Schreb. t. 291. A. B. fig. *Buff. Desmar.* l. c. D. O. Strepticeros cretica Bellonii *Rai.* Syn. p. spiralibus *Kram.* Austr. p. 322. Aries Strepticeros *Klein* Quadr. p. 14. Cretensis Aries Strepticeros nominatus *Bellon.* Obs. p. 20. fig. p. 21. Cretenses Arietes *Aldrov.* Bisulc. p. 406. fig. 6. 407. Capra Cretensis *Briss.* Règn. anim. p. 73. 15. Οἶς ξάνθου *Oppian.* Cynaget. II. 376. Straubengeyts. Gesn. Thierb. S. 151. fig. p. 152. Strepticeros *Buff.* hist. nat. X. p. 358. Bélier et Brebis de Valachie. *Ejusd.* Hist. nat. Suppl. III. t. 7 et 8. Cretan sheep *Penn.* p. 11. t. 3. f. 1. cornuum. *Shaw.* Gen. Zool. II. 2. p. 388. t. 203. Zackl. Austriacis.

θ) Africanus *Linn.* Amoen. VI. p. 173. *Rai.* Syn. p. 75. *Briss.* Règne an. p. 76. 4. *Erxl.* Syst. p. 248. ε. *Gmel.* p. 198. ε. O. africana pro vellere lanosa pilis bravibus hirtis vestita. *Sloan. Jam.* II. p. 328. O. aethiopica *Charlet.* Exerc. p. 9.

ι) Guineensis *Linn.* Syst. 12. I. p. 98. 2. *Rai.* Syn. p. 75. *Sloan. Jam.* II. p. 328. *Briss.* Règn. an. p. 77. 5. *Erxl.* Syst. p. 255. 3. *Gmel.* l. c. ζ. O. Aries Guineensis. Schreb. t. 294. a. b. c. fig. *Buff. Isid. Geoffr.* in Dict. class. XI. p. 268. O. Aries longipes *Desmar.* Mamm. p. 489. A. Dict. des sc. nat. XXXIII. p. 225. Aries Guineens. s. Angoiensis *Maregr.* Bros. p. 234. c. fig. bon. Caper Mambrinus *Charlet.* Exerc. p. 10. Adimmayn *Marmol.* Afric. I. p. 59. Monton à longues jambes. fr. *Cuv.* et *Geoffr.* Mamm. Mouton Adans. Seneg. p. 37. Bélier du Sénegal. *Buff.* Hist. nat. XI. p. 359. B. des Indes. *Ejusd.* ib. t. 35. Brebis des Indes. *Ejusd.* t. 36. Sheep of Sahara *Shaw.* Trav. p. 241. African Sheep. *Penn.* Syn. p. 12. *Shaw* Gen. Zool. II. p. 389.

κ) Barbarus Capra Aegagrus imberbis. *Blainv.* in Bullet. de la soc. phil. 1816.

λ) Cossus. Capra Aegagrus Cossus *Blainv.* in Bullet. de la Soc. phil. 1816.

μ) Thebaicus. Capra Aegagrus, C. thebaica *Desmar.* Mamm. p. 484. C. Indica. *Gesn.* Quadr. p. 1097. *Jonst.* Quadr. t. 26. Boue de la Haute Égypte *Fr. Cuv.* et *Geoffr.* Mamm. Fasc. 10. *Adimain Nieremb.* Hist. nat. p. 183. c. fig.

Brandt und Ratzeburg nehmen folgende Haupt- und Unterracen an:

I) Die langschwänzigen Schafe. O. dolichurae seu tscherkessicae *Pall.* Spic. XI. p. 60. Zoogr. 2. 3. 4. Die Weibchen meist ungehörnt, der Kopf proportional, die Ohren aufrecht, die Form schön, die Größe mäßig, der Schwanz dünn bis zur Ferse reichend, bewollt, an der Spitze mit einer Quaste. Die Wolle nicht mit Haaren vermischt, meist weiß. Sie scheinen vom Mouflon abzustammen. Unterracen sind:

A. Die spanischen Schafe. Hierher a) Churroschafe. Hochbeinig, der Bauch nackt, der Kopf klein, die Farbe weiß, auch schwarz. In Gegenden, wo keine Wandermerinos sind. b) Merinos. Ovis Hispanica *Linn.* Die Größe mäßig, Länge etwa drei Fuß, die Form gerundet, der Kopf breit, die Hörner dick, seitlich spiralförmig gewunden, eine Art Hängelinn, der Hals breit, der Leib gedehnt, der Bauch gerundet, die Haut, zumal am Halse, an der Brust, den Seiten und am Schwanze gefaltet, die Beine kurz, stark, Stirn und Wangen häufig mit Wolle bedeckt, die Wolle fein, sanft, reichlich, elastisch, lockig, fettig, mäßig lang, schmuzig weiß, auch schwarz. Nur die Achseln, die innere Seite der Schenkel, der Unterbeine und

ein Theil des Kopfes kurz behaart. Werden in Merinos transhumantes (wandernde) und estantes (nicht wandernde) eingetheilt. Sollen von mit afrikanischen Widdern belegten tarentinischen Müttern stammen. e) Metisschafe, halten das Mittel zwischen den beiden vorigen Racen.

B) Das französische Schaf (*Desmar.* p. 491, Encycl. pl. 46. fig. 2 et 3); jetzt selten rein, meist (durch Merinos) veredelt. Unterracen sind die Roussilloner-, Brioner-, Ardennenrace ꝛc.

C) Das englische Schaf (O. Aries anglica s. anglicana *Linn.* Amoen. I. c. p. 174). Hierher als die bekanntern Unterracen: a) Die Dishleyrace (*Culley v. Datum.* t. V. f. 1); b) die Lincolnshirerace; c) die Teeswaterrace; d) die Devonshirer oder Ratsrace; e) die Exmoorschafe; f) die Doesetshirerace; g) die Herefordshirerace; h) die South-Downrace (*Culley* ib. t. VI. f. 2); i) die Norfolkerrace (*Culley* t. VI. f. 1); k) die Herdwickerrace; l) die Cheviotrace (*Culley* t. VII. f. 1 et 2); m) die Dufaeddrace; n) die schottländische Race.

D) Die schottländischen Schafe, zum Theil gut.

E) Die irländischen Schafe.

F) Das italienische Schaf. a) Neapolitanische Race. α) Pecore moscie; β) Pecore gentili; γ) Bianche gentili di pelo lungo; δ) Bianche gentili; ε) Nere gentili; ζ) Cassange; η) Carapellisi. b) Paduaner. c) Beergameskee.

G) Das teutsche Schaf, jetzt meist veredelt, früher durch friesische, paduaner, bergameskee und englische Schafe, neuerdings durch Merinos. Man kann von ihm zwei Hauptunterracen unterscheiden: a) Das eigentliche teutsche Schaf. Kopf und Füße röthlich, die Füße niedrig, die Hörner meist fehlend, das Fleisch fastig, wohlschmeckend, mäßig fett; die Wolle mehr oder weniger fein, lang, zuweilen mit Haaren vermischt: α) Die schlesische Race; β) die österreichische Race; γ) die hannöversche Race; αα) Rheinische; ββ) Halbgut; δ) mecklenburgee Spiegelschafe; ε) die sächsische Race; ζ) die fränkische Race (Spiegelschafe); αα) Zaubelschafe; η) die preußische Race; ϑ) die schwäbische Race; αα) Zaubelschafe; ββ) Flammerace; γγ) Bergameskee; ι) die hessische Race; κ) die schleswigholsteiner Race; αα) Friesische; ββ) eiderstädter; γγ) dithmarser; δδ) Geestschafe; λ) die böhmische Race. b) Das Heideschaf (Heideschnucke). Klein, meist gehörnt, Gesicht und Beine schwarz, Ansehen lebhaft, das Fleisch fastig gut, hat mehre Unterracen und findet sich in Gegenden mit vielem Nadelholze und Heidekraut. In der lünebuegee Heide in Frankreich und England.

H) Das ungersche Schaf, dem teutschen ähnlich.

I) Das polnische Schaf, der Kopf bis hinter die Ohren ohne Wolle, der Leib dünn, der Hals lang, die Beine hoch, die Wolle ziemlich geob, unter dem Leibe nur sparsam, findet sich auch in Lithauen, Preußen, Schlesien, und Pommern, und ist jetzt veredelt.

K) Die flämische, flandrische und belgische Race, zum Theil duech ostindische Schafe veredelt und auch zum Theil in Teutschland verbreitet.

L) Die friesische Race.

M) Die dänische Race.

N) Die schwedische Race.

O) Die türkische Race. α) makedonische; β) walachische; γ) Klementiner; δ) die moldauer.

II) Die Zackelschafe (Mouton valachien *Desmar.* mammalia. p. 490. Cretensis aries *Belon.* Obs. p. 20. f. p. 21. *Jonst.* quadr. t. 45. Ovis strepticeros. Schreb. Säugeth. t. 291. Brebis de Valachie. *Buff.* Hist. nat. suppl. T. III. pl. 7 et 8). Hörner aufrecht, schraubensömig gewunden, Wolle grob. In Griechenland, Ungern, Böhmen, Österreich. Wurden früher als Art angesehen.

III. Die langbeinigen Schafe (Ovis aries longipes. Encycl. pl. 48. f. 3. Aries guineensis s. angolensis. *Marckgr.* Bras. p. 234. fig. *Jonst.* quadr. t. 46. Bélier et Brebis des Indes. *Buff.* hist. nat. T. XI. pl. 34—36. Le Morvan. *Buff.* Suppl. T. III. pl. 10. Mouton à longues jambes. *Geoffr.* et *Fr. Cuvier* hist. des mammifères). Stirn stark gebogen, meist gehörnt, Hörner mit einfacher Windung, Ohren hängend, Beine sehr lang, Körper mit Haaren bedeckt, unter dem Halse Glocken und eine Mähne, Schwanz über die Ferse herabhängend, Fleisch gut. Werfen auf einmal zwei Junge (Voyage de *Desmarchais* T. I. p. 141). In Afrika, namentlich in Guinea und am Senegal, wo es aber auch wolltragende Schafe gibt (*Desmarest* Hist. de l'Afrique. [Paris 1767.] Vol. II. P. 114) und in Indien.

IV) Die breitschwänzigen Schafe (Oves platyurae. *Pallas* Spic. XI. p. 78. Zoograph. p. 234). Die Größe mäßig, Schnauze etwas aufwärts gebogen, die Ohren hängend, der Schwanz lang, am Grunde mit Fett gefüttert, herabhängend, unterhalb nackt, an der Spitze wollig, die Wolle mehr oder weniger gut, braun röthlich, rothgelb oder braungelb. Diese Race liefert die berühmten duech Einnähen der Lämmer und Begießen mit Wasser verschönerten bläulich grauen, krauswolligen Lammfelle, welche unter dem Namen Astrachanfelle, Bucanken oder Bucanjen bekannt sind. Das Vaterland am taurischen Chersones, Persien, Syrien, Palästina, am Kaukasus in Transoxana und in verschiedenen Gegenden Afrika's, z. B. in Mauritanien, im östlichen Afrika, am Vorgebirge Guardafu.

V) Die fettschwänzigen Schafe, Oves steatopygae. *Pallas* Spic. XI. p. 63, 80. t. 4, 5. Nov. Comm. Petrop. V. p. 31. t. 8. Zoogr. p. 234. *Desmarest* mamm. p. 489). Die Größe sehr ansehnlich, zuweilen die eines Esels, namentlich die mongolische und dauurische, beide Geschlechter meist gehörnt, oft mit vielen (6—8) halbmondförmigen Hörnern, die Unterkinnlande die obere häufig überragend, die Schnauze stark aufwärts gebogen, die Ohren hängend, unter dem Halse Glocken, der Schwanz kurz, unter ihm jederseits eine nackte, große Fettmasse, die Beine lang, dünn, der Leib dick. Sie blöken wie Kälber, stammen vom Argali und sind wol die am meisten verbreitete Race, welche den Reichthum der Turkmanen, Kirgisen, Kalmücken ausmacht und auch in Persien und China gehalten wird.

VI) Die kurzschwänzigen Schafe, Oves brachyurae.

Pallas Spic. XI. p. 61. Zoogr. p. 235). Die Größe unbedeutend, die Hörner meist fehlend, doch mitunter mehre, die Wolle grob, der Schwanz sehr kurz, mit nur wenigen Schwanzbeingliedern, ohne Fetthöcker. Findet sich in Rußland, Finnland, Ingermannland, Dänemark, Norwegen und Sibirien, am schönsten am Ural. Hierher gehört auch das isländische Schaf, Ovis polycerata *Linn.* Amoenit acad. T. IV. p. 174. Brebis à plusieurs cornes. *Buff.* Hist. nat. t. XI. p. 354 et p. 387. pl. 31. Ovis gothlandica. *Pall.* Spic. XI. t. 3. f. 5. t. 4. f. 1, a. 2, b).

Kreyßig nimmt in seiner Landwirthschaftskunde folgende Schafracen an. Vorerst theilt er dieselben in Höherungsracen und Niederungsracen. Die erstern sind kleine, von gediegener festerer und dauerhafter Materie ihres Körpers und von reizbarerm lebhafterm Temperament, mehr den Entzündungs-, als den Erschlaffungskrankheiten ausgesetzt; sie halten mehr Märsche aus, sind eines höhern Lebensalters fähig, und bleiben längee fruchtbar. Dagegen sind die Niederungsracen größer, umfangreicher, von schlaffer, träger Constitution und Temperament, geben zwar mehr, aber schlichte und schlaffe Wolle, haben auch eine kürzere Lebensdauer und können weite Märsche nicht vertragen. Die Hauptracen werden wieder in natürliche und Industrieracen unterschieden.

A) Höheracen der Schafe: a) Das Merinoschaf. Da von demselben schon vorhin die Rede war, so übergehen wir hier die weitläufige von Kreyßig gegebene Beschreibung. Es werden hier wieder folgende Unterschiede gemacht. Die erste Art unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß sie um den Hals große Falten in der Haut, Kragen genannt, besitzt, von der Nase bis an die Klauen der Hinterfüße, die mit Wolle besetzt ist, und den stärksten Schweiß in der Wolle absetzt, man nennt diese Art Infantadorace oder Infantado schlechthin. Die zweite Art hat mit der ersten Alles gemein, nur fehlen ihr die gedachten Kragen. Die dritte Art unterscheidet sich von den beiden ersten dadurch, daß ihr Rumpf minder tief ist, diese Schafe also hochbeiniger erscheinen, einen längern Kopf, dünnern Hals und keine Kragen haben, ihr Wollwuchs sich blos auf eine schwache Bekleidung der Stirn und bis an die Beingelenke erstreckt. Die Industrieracen der Merinos sind durch Kreuzung mit teutschen Thieren entstanden, unter ihnen zeichnen sich besonders die sächsischen Heerden und die, welche von ihnen abstammen, aus; sie sind unter dem Namen der Elektoral- oder Eskurialrace bekannt, und stammen von dee zweiten Art ab. Die andern Heerden Teutschlands, namentlich die österreichischen, sind unter dem Namen Infantados bekannt und stammen von der ersten Art ab. Da wir hier blos von dem Naturhistorischen des Schafes reden können, so müssen wir wegen des Weitern über die Merinos auf die besondern Artikel **Merino** und Schafzucht verweisen. b) Das europäische Landschaf, die gemeine in Teutschland und Preußen verbreitete Race, jetzt schon häufig durch verschiedene Racen Merinos veredelt und sich daher den Racen mehr oder weniger nähernd: es ist charakterisirt durch hohe Beine, welche häufig röthliche oder schwärzliche Farbe haben, die Höhe beträgt 2, die Länge 3½ Schuh, die grobe Wolle ist meist weiß, zuweilen auch schmuzig schwarz, und es wird häufig zwei Mal geschoren. In der Regel fehlen ihm die Hörner, und es gebiert meist nur ein Lamm. c) Das Heideschaf oder die Heideschnuke ist sehr klein, 14—15 Zoll hoch, 18—20 Pfund schwer, wird in England, Frankreich und Teutschland, hauptsächlich auf der lüneburger Heide, im Bremischen, wo solches nur auf der magersten Weide gedeiht, sich im Sommer von grünem, im Winter von dürrem Heidekraut nährt, gesunden. Es wird jährlich zweimal geschoren, gibt nur eine schlechte grobe Wolle, dagegen ist sein Fleisch sehr schmackhaft und wird eben darum allen andern Schafen vorgezogen.

B) Niederungsracen der Schafe. a) Das friesische Schaf in Friesland, im Bremischen, in Holland, auf der Insel Texel und in Dithmarsen, 32 Zoll hoch, 46—48 Zoll lang, mit 4—5 Zoll langer, grober Wolle, zwei und öfters mehr Lämmer beingend. b) Das eiderstädtische Schaf, ist groß und wiegt ausgemästet 120 Pfund. Füße und Bauch sind nur mit Haaren bedeckt, die Rückenwolle ist lang und brauchbar, weshalb man diese Race auch veredelt hat. Die Wolle ist mitunter auch schwarz, es wirft meist zwei Junge und hat ein schwammiges Fleisch.

C) Das dithmarsische Schaf, findet sich in den tiefsten Niederungen, gibt 6—7 Pfund mittelmäßig feine Wolle von 4—5 Zoll Länge, und wirft 2—4 Junge.

D) Das Geestschaf in der Krember- und Wilstermarsch im Holsteinischen, hat mit dem vorigen große Ähnlichkeit, dünne große Beine, grobe verworrene Wolle, 2—4 krumme zurückgebogene Hörner, und ist von Natur wild.

Die Industrieracen der Niederungsschafe sind hauptsächlich in England zu Hause, und man hat sie dort, besonders in Beziehung auf Fleischproduction, sehr veredelt. Sie zeichnen sich durch Körpergröße, lange schlichte, zum Theil feine Wolle, dünne Knochen und die Eigenschaft aus, bei wenigem Futter schnell fett zu werden und geschlachtet 60—120 Pfund zu wiegen. — Was die Lebensart des zahmen Schafes betrifft, so machen Dummheit, Furchtsamkeit und fast gänzlicher Mangel an Leidenschaften den Charakter desselben aus. Man weiß, wie leicht eine ganze Heerde in Furcht zu jagen ist, besonders aber durch Blitz und Donner, und wie sie überall hin, selbst durch die Flammen bei einer Feuersbrunst dem sogenannten Leithammel folgen, wogegen es äußerst schwer hält, selbst nur wenige Stücke ohne Hilfe eines guten Hundes (Schafhund), der besonders dazu abgerichtet ist, von einem Orte zum andern zu treiben. Die jungen sind rascher und machen oft lustige Sprünge, dagegen die Alten ziemlich langsam sind. Selbst in der Brunstzeit, wo fast alle andere Thiere lebhafter werden, findet man sie wenig aufgeregt, eben so unbedeutend ist ihre Sorge für die Jungen. Ihre Stimme ist ein häufiges Blöken. Sie sollen ein Lebensalter von 15 Jahren erreichen, da sie aber nur bis zum achten gut nutzbar sind, so läßt man sie selten länger leben. In Bezug auf die Nahrung bekommt ihnen trockene Weide am besten, dagegen feuchte ihnen Krankheit, namentlich Faulwerden eine Art Wassersucht, zuzieht. Die Brunstzeit wird geregelt und die Schafzüch-

Digitized by Google

ter lassen sie je nach dem Futtervorrathe vom Juli bis in den November eintreten; die Tragezeit dauert 20—21 Wochen, meist wird nur ein Lamm geworfen und auch nur einmal im Jahre, doch lammen einzelne Racen auch zweimal. Ein Bock, der vom 5. bis in das 8. Jahr brauchbar ist, wird gewöhnlich auf 20 Stück Schafe gerechnet, doch kann er im Nothfalle auch 50 bespeingen, wovon indessen dann manche unfruchtbar (gelt oder güste) bleiben. Hier und da pflegt man die Schafe auch zu melken, welches indessen weder für den Wollertrag, noch für die Zucht vortheilhaft ist. Die Lämmer bringen alle Milchschneidezähne mit auf die Welt und der Wechsel derselben erfolgt vom 2. bis zum 5. Jahre dergestalt, daß statt zweier ausgefallener zwei neue wachsen, wonach auch die Benennung zweizähnig, vierzähnig ꝛc. Die männlichen Lämmer werden meist noch ganz jung casteirt (geschnitten, gehammelt), wenn man nicht Gelegenheit hat, die Widder vortheilhaft zu verkaufen; meist werden ihnen auch dabei die Schwänze gestutzt.

Das Hausschaf ist weit verbreitet, wie sich schon oben bei der Aufzählung der Racen ergeben hat; man findet es in allen Welttheilen. Es ist einer Menge von Krankheiten unterworfen, von denen manche als Seuchen erscheinen. Außerdem hat es Feinde an den Schafbremsen (Oestrus Ovis), Schafzecken (Hippobosca ovina), der Schafmilbe (Acarus Ricinus) und mehren Eingeweidewürmern: Trichocephalus affinis, Amphistoma conicum, Distoma hepaticum, Cysticercus tenuicollis, Coenurus cerebralis, Echinococcus veterinorum, Strongylus contortus, St. filicollis, St. Filaria, *Rudolphi* l. c. p. 730. Der Nutzen, den man von dem Schafe als Hausthiere zieht, ist zu bekannt, als daß derselbe eine weitläufigere Ausführung zur Erwähnung bedürfte: Wolle, Fleisch, Fett und Därme sind die Hauptgegenstände der Benutzung, und die Wolle ist so schon zu einem Artikel des Welthandels geworden, indem die Engländer in der neuern Zeit sogar große Massen von Neuholland einführten. (D. *Thon.*)

OVO, Uban, Aba (Samuel), König von Ungern, war Anfangs ein Graf, der die Schwester des Königs Peter von Ungern zur Gemahlin hatte, ward von den Ungern zum Könige erhoben, als Peter sich durch seine Tyrannei verhaßt gemacht hatte, zog gegen diesen, und wollte mit ihm eine Schlacht schlagen. Peter floh da nach Teutschland und bat den König Heinrich III. um Hilfe. Ovo ward zum Könige geweiht. Alle Verordnungen und Einforderungen, welche Peter nach seiner Gewohnheit festgesetzt, erklärte König Ovo als ungültig. Drei Jahre darauf, im J. 1042, brach Ovo, weil Heinrich den vertriebenen Peter aufgenommen, in zwei Heeresabtheilungen in Teutschland ein, und plünderte Baiern und Kärnthen. Die Baiern versammelten sich unter dem Markgrafen Adalbert, verfolgten ihn, und nahmen ihm die Beute wieder ab. Ein Theil seines Heeres ward im Norden der Donau fast gänzlich niedergehauen. König Heinrich zog im Herbste des Jahres 1042 selbst nach Ungern, zerstörte Heimburg und Presburg, und verheerte und unterwarf zum Theil den Landstrich im Norden der Donau bis an den Fluß Gran, schlug Ovo'n aus dem Felde und drang im Süden der Donau bis an die Raab vor. In die von ihm unterworfenen Gegenden wollte er Peter'n wieder zum König einsetzen; aber die Ungern wollten ihn nicht wieder. Er setzte daher einen andern über sie. Dieser vermochte aber nach Abzug des teutschen Königs Ovo'n nicht zu widerstehen, und Ovo trieb ihn nach Böhmen. Da bemächtigte sich Hoffahrt der Seele Ovo's. Er begann die Edeln zu verachten, und mit den Bauern und Unedeln zu leben. Die Edeln wollten das nicht dulden, und machten eine Verschwörung zu seiner Ermordung. Einer von ihnen aber zeigte dem Könige die Verschworenen an. Da ließ er die, welche er zu fangen vermochte, ohne richterlichen Spruch hinrichten. Als er die große Fastenzeit zu Chanadin feierte, schloß er gegen 50 Edele unter dem Vorwande, daß er sich mit ihnen berathen wollte, in einem Hause ein, und ließ sie von Soldaten ohne gerichtliche Untersuchung niedermetzeln. Dafür ward er vom Bischofe Beatus Gerard von Chanadin excommunicirt. Einige der Verschwornen flohen zu König Heinrich nach Teutschland. Ovo schickte im J. 1043 eine Gesandtschaft an den teutschen König, und ließ um Frieden flehen, erlangte ihn aber nicht, da der von Ovo vertriebene König Peter zugegen war, und demüthiglich Heinrich's Hilfe gegen seines Feindes Gewaltthätigkeit ansprach. König Heinrich that seine zweite Heerfahrt gegen Ovo'n im J. 1043. Dieser mußte von ihm einen Vertrag erbitten, Genugthuung leisten, Geiseln geben, und den nördlichen Theil des Reichs, bis an die Leitha abtreten. Aber Ovo brach den Eid und Vertrag, und König Heinrich that im J. 1044 seine dritte Heerfahrt gegen ihn. Heinrich hatte nur wenig Truppen mit sich, Ovo dagegen ein großes Heer gesammelt, und ließ den Gegner ruhig eindringen, indem er es als gewiß ansah, daß er ihn schlagen und erschlagen werde. Heinrich setzte mit einem Theile der Truppen über die Raab, und schlug sich den 5. Jul. 1044 gegen ein großes Heer Ungern. Gleich beim ersten Angriff ergriff es die Flucht und ward zum Theil niedergehauen. Nach der Sage hätte Ovo den Sieg erhalten, wenn nicht gewisse Ungern, die ihre Freundschaft dem Könige Peter bewahrt, die Fahnen auf den Boden geworfen hätten und geflohen wären. Kaum entrann Ovo. Peter ward von den Teutschen wieder zum Könige eingesetzt. Nach den gleichzeitigen teutschen Schriftstellern ward Ovo nicht lange darauf von König Peter ergriffen und büßte seine Verbrechen durch Enthauptung. Nach den ungrischen Geschichtschreibern ward Ovo, der gegen das Theisland geflohen, in einem gewissen Dorfe, in einer alten Grube (in scrobe veteri), nach anderer Lesart in Scoobe, von Ungern, denen er, als er noch regierte, geschadet, grausam erdrosselt. Sein Leichnam ward neben der Kirche des Dorfes begraben, und endlich wieder ausgegraben in seinem Kloster zu Saar bestattet *). (*Ferdinand Wachter.*)

*) II. *M. Joa. de Thurocz*, Chronica Hungarorum. c. 36 ap. *Schwandtner*, Scriptores Rerum Hungaricarum. P. I. p. 122—125. Zur Darstellung der Kriege Ovo's mit den Teutschen

OVOCA, Fluß in der irländischen Provinz Wicklow. Er führt Anfangs den Namen Avon, geht mit südöstlicher Richtung durch die Loughs Tay und Tann und mündet, durch einige Bäche im Thale Glendolagh, sowie durch den Avonbeg verstärkt, unweit Arklow in das irische Meer. (*Fischer.*)

OVRE (Ober) ROMERIGE, Voigtei im norwegischen Stifte Aggerhuus, welche in sechs Kirchspielen 18,900 Einwohner enthält. Sie ist ein Theil der Landschaft Romerige oder Raumerige und hat Eisen- und Goldbergwerke. Letztere sind jedoch jetzt aufgegeben, da sie seit dem J. 1758 nur mit Zubuße gebaut wurden. (*Fischer.*)

OVRE (Ober) TELLEMARK, Voigtei im norwegischen Amte Bradsberg, Stift Aggerhuus, gehörte bis zum J. 1815 zum Stifte Christiansand, unter dessen Bischofe sie noch jetzt steht. Sie zählt in sieben Kirchspielen gegen 16,000 Einwohner. Der Name Tellemark soll so viel bedeuten, als Land der Tellen. (*Fischer.*)

OVULA (Mollusca). Bruguière errichtete diese Weichthiergattung in den Platten zur Encyklopädie und stellte sie zwischen Cypraea und Bulla, in welche letztere Gattung Linné die hierher gehörigen Arten gestellt hatte; Lamarck nahm die Gattung an und stellte sie in die Nähe von Cypraea, Oliva, Ancillaria und Conus. Montfort zerfällte die bis jetzt bestehenden Abtheilungen als ebenso viel Gattungen, nämlich Ovulus, Calpurnus, Ultimus und Radius. Die letztere Gattung behielt auch Schumacher (Essai d'un nouveau Système des habitations des vers testacés) bei. Das erst in der neuern Zeit durch Freycinet's Reise bekannt gewordene Thier rechtfertigt den Platz in der Nähe von Cypraea, da beide wenig von einander verschieden sind. Die Kennzeichen sind folgende: Die Schale ist gewölbt, an den beiden Enden verschmälert und etwas zugespitzt, die Ränder nach Innen gerollt, die Öffnung schmal, lang, an den Enden umgebogen, der linke Rand der Mündung oder die linke Lippe nicht gezähnt.

Alle hierher gehörigen Schnecken sind Meeresbewohner und den Cypreen oder Porcellanschnecken sehr ähnlich. Von dem Thiere sagt Blainville in der gedachten Reise Folgendes: Es hat die größte Ähnlichkeit mit denjenigen von Cypraea tigris, wie schon die große Ähnlichkeit der Schalen schließen ließ. Die allgemeine Form ist ganz dieselbe, der Mantel, der den Körper umhüllt, läuft ebenfalls in seinem Umfange in zwei fast gleichgroße Seitenlappen aus, die indessen nicht so groß sind, als bei Cypraea und deren Ränder weniger ausdehnbar sind. Darüber findet sich gleichsam ein anderer, dickerer, der deutlich mehr muskulös ist und auf dem außen kleine Tentakelfäden sitzen, welche gestielt und am Ende fast wie ein Schwamm angeschwollen sind. Sie sind etwas weniger zahlreich und anders gestaltet, als bei Cypraea. Vorn und hinten sind die beiden Mantellappen vereinigt, oder richtiger gesagt, sie setzen sich fort, ohne einen eigentlichen Kanal zu bilden und nur nach Vorn bemerkt man, daß der Mantelrand durch eine Art von Röhre oder vielmehr eine Muskelausdehnung, welche von dem Säulenbündel kommt, verdickt ist. Der Fuß ist ganz wie bei Cypraea gebildet, nämlich sehr groß, eiförmig, mit dünnen Rändern und vorn mit einer Querfurche an demselben. An dem einzigen Individuum, welches Blainville anatomiren konnte, fand sich außerdem in der Mitte des Vordertheils des Fußes eine Art Saugnapf, ziemlich tief mit dicken, gefalteten, ziemlich regelmäßigen Rändern, von dem man indessen nicht sagen kann, ob derselbe eine normale Bildung sei oder nicht. Der Kopf gleicht ebenfalls dem des Thieres von Cypraea, sowie die Tentakel und die Augen, welche indessen auffallend kleiner waren. Der Mund, an dem Ende eines kleinen Lippenrüssels, schien der Erweiterung fähig. Deutlich war die Spur eines obern Lippenzahnes zu sehen, welcher die Gestalt eines Hufeisens hatte, sehr schmal war, und dergestalt an der Haut saß, daß er ohne Zweifel beim Kauen nicht sehr wirksam ist. Die Zunge ist dick, eiförmig, tritt zum Theil frei in die Mundhöhle und verlängert sich nach Hinten in die Eingeweidehöhle. Sie ist übrigens mit kleinen Haken besetzt, wie gewöhnlich. Die junge Schale zeichnet sich dadurch aus, daß dir äußere Lippe dünn und scharf ist und der äußere Überzug fehlt.

Die Arten zerfällt Menke auf folgende Weise:

A. Labro crenato, extremitate utraque prominula (Ovulus *Montfort*). Typus: Ovula oviformis *Lamarck*.

B. Labro crenato, extremitate utraque emarginata, supra verruca munita. (Calpurnus *Mntf.*) Typus: Ovula verrucosa *Lamarck*.

C. Labro integerrimo, extremitate utraque obtusissima rotundata. (Ultimus *Montf.*) Typus: Ovula gibbosa *Lamarck*.

D. Labro integerrimo, extremitate utraque acuta v. rostrata. (Radius *Montf.*) Typus: Ovula acicularis *Lamarck*.

Eine noch genauere Übersicht der Arten hat Sowerby in Zoological Journal Vol. IV. gegeben, deren Aufnahme uns jedoch zu weit führen würde. Ihm verdankt

---

sind die Schriftsteller derselben brauchbarer als die ungrischen. Wir haben daher benutzt: *Hermannus Contr.* et *Bernold.* Chron. ap. *Usserman.* Germaniae Sacrae Prodromus. p. 210—215. *Lambert ab Hersfeld* (gewöhnlich von Aschaffenburg), Annal. ed. *Krause.* p. 2—5. Annal. Hildesheimenses ap. *Leibnitz*, Scriptt. p. 730, 731. Annalista Saxo ap. *Eccardum*, Corp. Hist. Medii Aevi. T. I. p. 477, 480. Chronicon Urspergens. (Strasb. 1609.) p. 165, 166. Annales Sangallenses Majores ap. *Pertz.* Mon. Germ. Histor. Scriptt. T. I. p. 64—85. Annales Wirziburgenses ap. *eund.* T. II. p. 243. Chron Australis ap. *Freher.* Scriptt. T. I. p. 816. Die Sage, wie zur Zeit als König Heinrich mit 6000 Teutschen gegen 60,000 Ungern schlägt, die Bischöfe unbewaffnet mit in den Streit gehen, und das Heer der Ungern Finsterniß und das der Teutschen Licht umzieht, hat zuerst *Gluber Rodulphus*, Histor. Lib. V. c. IV. ap. *Pithoeum*, Hist. Franc. p. 57. Als Gegenstand einer eigenen Schrift hat Ovo'n behandelt *Godofr. Schwarzius*, Samuel, Rex Hungariae, qui vulgo Aba audit, ex historico et simul numario monumento, tam nomini quam populo suo restitutus. (Lemgov. 1761. 4.) Ovo heißt nämlich eigentlich Samuel, und bei den ungrischen Geschichtschreibern Aba, ist aber unter dem Namen Ovo in Teutschland am bekanntesten geworden, sodaß uns auch am passendsten schien, seine Geschichte unter diesem seinen gangbarsten Namen darzustellen.

man auch die vollständigste Aufzählung der Arten, der wir hier folgen, indem wir noch bemerken, daß er den Namen Ovula in Ovulum verwandelt hat.

1) O. ovliformis *Lamarck* (Bulla ovum, *Linné. Lister*, Conch. t. 711. f. 65. *Rumph*, Mus. t. 38. f. H. *Petiver*, Amb. t. 16. f. 23. *Gualtieri*, Test. t. 16. f. F. *D'Argenville*, Conch. pl. 18. f. M. *Seba*, Mus. III. t. 55. f. 17. Knorr, Vergnügen. IV. t. 26. f. 7. Martini, Conchylienc. I. t. 23. f. 220, 221. Encyclop. méthod. pl. 357. f. 5. a. b). Die Schale eiförmig, aufgeblasen, in der Mitte bauchig, glänzend milchweiß, die beiden Enden vorragend, etwas gestutzt, die Mündung orangebraun. Die Länge $3\frac{4}{10}$, die Breite $2\frac{4}{10}$ Zoll. Dieses ist die größte Art der Gattung. Die junge Schale ist schwach quer gestreift, ihre Oberfläche matter, die äußere Lippe scharfrandig und nicht eingebogen. Mit dem Alter wird die äußere Lippe dicker und wendet sich nach Innen, auch bekommt dann die Schale ihren Glanz. Auch die Farbe der innern Seite wächst mit dem Alter, sodaß sie bei ganz jungen Thieren fehlt. Sowerby führt eine Abänderung an, welche kleiner ist und auf der Rückenseite an jedem Ende eine narbige Furche hat. Der Fundort ist der indische Ocean.

2) O. Margarita *Sowerby*. Die Schale eiförmig, etwas kugelig, oben stumpf, etwas zugespitzt, weiß, das Säulchen innen an der Wurzel platt gedrückt, concav, die äußere Lippe am Rande zugerundet, innen gezähnelt, die Länge $\frac{4}{10}$, die Breite $\frac{3}{10}$ Zoll. Fundort die Freundschaftsinseln im stillen Ocean.

3) O adriatica *Sowerby*. Die Schale länglich-eiförmig, etwas bauchig, an beiden Enden etwas zugespitzt, blaß fleischfarben durchscheinend, die äußere Lippe mit schmalem, innen gezähneltem Rande, das Säumchen oben mit einer Falte, unten etwas platt gedrückt, innen gerandet. Länge $\frac{3}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Fundort im adriatischen Meere.

4) O. pyriformis *Sowerby*. Die Schale eiähnlich, weißlich, der untere Kanal etwas zurückgebogen, der Rücken bauchig, die Spindel an der Wurzel hohl und platt gedrückt, oben mit einem starken faltenförmigen Zahne, die äußere Lippe innen faltig gezähnt, unten etwas platt gedrückt. Länge $\frac{1}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Kam von der Küste Neusüdwallis und zwar vom südlichen Neuschottland.

5) O. carnea *Poiret* (Voyage II. p. 21. Bulla carnea *Gmel.* et *L.* Encycl. pl. 357. f. 2. a. b. *Lamarck*, Anim. sans vertèbr. VII. p. 368. Schubert und Wagner, Fortf. des Mart. Conchylienc. t. 228. f. 4041, 4042). Die Schale eiförmig, fleischroth, der Rücken höckerig, zart in die Quere gestreift, die Enden, besonders das untere, etwas zugespitzt, die äußere Lippe innen gezähnelt, die Spindel oben mit einer schrägen Falte. Länge und Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Fundort im mittelländischen Meer und an den Küsten der Berberei.

6) O. marginata *Sowerby*. Die Schale länglich eiförmig, bauchig, an beiden Enden etwas stumpf, weiß; der Rand der äußern Lippe gerundet, innen gezähnelt, an der Wurzel mit plattem Faltenzahne; die Spindel oben mit starkem Faltenzahne, an der Basis platt, unten einfach faltig, die äußern Ränder der Lippen sind orangefarben gerandet. Länge $\frac{1}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Fundort?

7) O. lactea *Lamarck*. Schale eiförmig, etwas höckerig, glatt, ganz weiß, die äußere Lippe am Rande innen faltenzähnig; die Spindel an der Basis zusammengedrückt. Länge $\frac{1}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Fundort an den Inseln des stillen Oceans, Timor ꝛc.

8) O. brevis *Sowerby*. Schale eiähnlich, an beiden Enden stumpf, kurz, weiß, der Rand der äußern Lippe innen gezahnt; die Spindel oben einfaltig, außen gerandet, an der Basis platt, unten einfaltig, die Kanäle sehr kurz. Länge $\frac{1}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Der Fundort unbekannt.

9) O. verrucosa *Linn.* (*Lister*, Conch. t. 712. f. 67. *Rumph*, Mus. t. 38. f H. *Petiv.*, Amb. t. 16. f. 23. *Gualt.*, Test. t. 16. f. T. *D'Argenv.*, Conch. pl. 18. f. M. *Seba*, Thes. III. t. 55. f. 17. Knorr, Vergn. IV. t. 26. f. 7. Martini, Conche. I. t. 23. f. 220, 221. Encycl. pl. 357. f. 5. a, b. *Blainville*, Malacol. pl. 31. f. 4.) Schale eiförmig, höckerig, weiß, Rücken quereckig, an beiden Enden eine platte Warze. Länge $1\frac{1}{10}$, Breite $\frac{8}{10}$ Zoll. Die junge Schale hat den innern Rand der äußern Lippe zahnlos. Im indischen Ocean.

10) O. angulosa *Lamarck*. (Anim. sans vert. VII. p. 367. O. costellata, *Ej.* Annales du Mus. XVI. 110. nr. 2. O. Columba, Schubert und Wagner, Suppl. pl. 228. f. 4043, 4044. Cypraea tortilis, *Martyns*, Universal Conchol. II. f. 60. Bulla imperialis, *Dillwyn.*) Schale eiförmig, bauchig, weiß; mitten auf dem Rücken querstumpfeckig, innen rosenviolett; Länge 2, Breite $1\frac{1}{10}$ Zoll. Sowerby führt eine schmutzig bräunlichweiße Varietät an. Von den Freundschaftsinseln.

11) O. triticea *Lamarck*. Die Schale eiförmig länglich, glatt, orangeroth, die äußere Lippe weißlich, innen ganz fein gezähnelt, die Spindel oben mit einem weißlichen starken Zahne, unten zusammengedrückt. Länge $\frac{1}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Nach Lamarck aus Afrika, nach Sowerby, oder vielmehr Humphrey's Angaben, aus Japan. Lamarck's O. hordeacea scheint, der Beschreibung nach zu urtheilen, Sowerby nicht von der eben beschriebenen verschieden.

12) O. striatula *Sowerby*. Die Schale länglich, auf dem Rücken quer gestreift und höckerig, weißlich, die äußere Lippe verflacht, innen gezähnelt, die Spindellippe (innere) oben schwielig, unten platt, die Enden etwas zugespitzt, stumpf. Länge $\frac{1}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Aus Ostindien.

13) O. Frumentum *Sowerby*. Schale länglich, der Rücken querhöckerig, röthlich, mit einer weißlichen Querbinde; äußere Lippe am Rande verflacht, innen gezähnelt, Spindellippe oben schwielig, unten platt, Enden etwas zugespitzt, stumpf. Länge $\frac{1}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Fundort?

14) O. gibbosa *Linné* (*Columna*, Purpur. t. 30. f. 5. *Lister*, Conch. t. 711. f. 64. *Bonanni*,

Digitized by Google

Recreat III. f. 249, 339. *Petiver*, Gazophyl. t. 15. f. 5. *Gualt.*, Test. t. 15. f. 3. *D'Argenv.*, Conch. pl. 18. f. 9. *Favanne*, Conch. pl. 30. f. 1. *Seba*, Mus. III. t. 55. f. 18. Knorr, Vergnüg. I. t. 14. f. 3, 4 und VI. t. 32. f. 4. *Martini*, Conchylienc. I. t. 22. f. 211—214. Encycl. pl. 357. f. 4. a, b. *Blainville*, Malacol. pl. 31. f. 2. Montfort's Gattung Ultimus). Schale länglich, an beiden Enden ſtumpf, weißlich oder orangegelb, oben in der Mitte mit einem erhabenen Gürtel. Länge $1\frac{1}{10}$, Breite $\frac{4}{10}$ Zoll. An der jüngern Schale iſt der Rand der äußern Lippe ſcharf und die Rückenbinde verloſchen eckig. Sowerby zählt zwei Varietäten auf: 1) Der obere Kanal der Mündung enger. Länge $1\frac{1}{10}$, Breite $\frac{5}{10}$ Zoll; 2) die Schale kürzer, breiter. Länge $1\frac{1}{10}$, Breite $\frac{4}{10}$ Zoll. Von den braſiliſchen Küſten, Weſtindien.

15) O. obtusa *Sowerby*. Schale eiförmig, auf beiden Enden etwas zugeſpitzt, ſtumpf, glatt, weißlich, die Mündung an der Wurzel etwas erweitert; die Ränder der Lippen glatt. Länge $\frac{7}{10}$, Breite $\frac{3}{10}$ Zoll. Fundort?

16) O. seminulum *Sowerby*. Schale länglich, in der Mitte etwas bauchig, fleiſchröthlich, die Enden ſtumpf; der Rand der äußern Lippe rundlich, zahnlos; die Spindellippe platt. Länge $\frac{4}{10}$, Breite $\frac{2}{10}$ Zoll. Von den Freundſchaftsinſeln.

17) O. formicaria *Sowerby*. Schale länglich, auf der Mitte des Rückens quer, gekielt, weiß, die äußere Lippe zahnlos, der Rand etwas platt. Länge $\frac{4}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Aus dem indiſchen Ocean.

18) O. secale *Sowerby*. Schale länglich, ſchmal, weißlich, oben mit ſtumpfer Spitze, die Spindel oben mit einer Falte, unten platt, gefurcht, der Rand der äußern Lippe etwas gerade, an der Baſis etwas eckig. Länge $\frac{7}{10}$, Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Fundort?

19) O. spelta *Linné* (Bulla spelta. *Lin. Gmel.* p. 3423. nr. 4. *Lister*, Conch. t. 712. f. 68. *Gualt.* Test. t. 15. f. 4. *Martini*, Conch. T. I. t. 23. f. 215, 216. *Lamarck*, anim. sans vert. T. VII. p. 370. nr. 10. O. spelta Ann. ibid. p. 113. nr. 10. *Schubert* et *Wagner*, Supplement. 117. pl. 228. f. 4047). Die Schale länglich, geſchloſſen, in der Mitte etwas bauchig, die Mündung oben linienförmig, unten etwas erweitert, die äußere Lippe unten zugerundet, eckig, die Spindel oben mit einer einzigen ſchrägen Falte, die Länge $\frac{7}{10}$, die Breite $\frac{1}{10}$ Zoll. Lamarck gibt als Vaterland das mittelländiſche Meer an, Sowerby die Südſee und die Freundſchaftsinſeln. Der Letztere bemerkt überdies noch, daß die Abbildungen von Martini und Gualteri keineswegs hinlänglich genau ſeien, um mit völliger Sicherheit zu der gegenwärtigen Art gezogen werden zu können.

20) O. intermedia *Sowerby*. Die Schale eiförmig, länglich, an beiden Enden etwas zugeſpitzt, quer über den Rücken etwas eckig, die Spindellippe nahe am obern Ende mit einer ſchrägen Falte, der innere Rand der äußern Lippe zahnlos. Länge $1\frac{1}{10}$, Breite $\frac{4}{10}$ Zoll. Das Vaterland dieſer Art iſt unbekannt, den Namen hat ſie von der Ähnlichkeit mit O. gibbosa und birostris.

21) O. birostris *Linné* (Bulla birostris *Linn. Gmel.*, p. 3423. nr. 3. *An. Lister*, Conch. t. 711. f. 66? Knorr, Vergnüg. T. VI. t. 20. f. 5. *Favanne*, Conch. pl. 30. f. k, l. *Martini*, Conch. T. I. t. 23. f. 277. a, b. Encycl. pl. 357. f. 1. a, b. *Lamarck.*, Anim. sans vert. T. 7. p. 370. nr. 11. O. birostris Ann. ibid. nr. 11. *Schubert* et *Wagner*, Suppl. au Martini. p. 116. pl. 228. f. 4045, 4046. Testa fossilis, *Lamck.* l. c. p. 371. nr. 2). Die Schale länglich, an beiden Enden ſchnabelförmig verlängert, in der Mitte etwas bauchig, ganz glatt, weißlich, die Mündung oben eng, linienförmig, unten etwas erweitert, die äußere Lippe unten eckig zugerundet, die Spindel oben mit einer ſchiefen Falte. Die Länge $1\frac{1}{10}$, die Breite $\frac{4}{10}$ Zoll. Sowerby bemerkt bei dieſer Art, daß ſie von O. spelta hauptſächlich durch die beiden verlängerten Enden abweiche, daß es aber ſchwer ſei, zu entſcheiden, ob dieſes wirklich ein Gattungscharakter ſei, da es Arten von einem Zwiſchencharakter gebe, doch ſei er der Meinung, daß man die kurz geſchnäbelten als Abänderung der gegenwärtigen Art betrachten könne. Dieſe kommt an den Ufern der Inſeln des ſtillen Oceans vor.

22) O. longirostrata *Sowerby*. Die Schale länglich, ſchwach weißlich, auf beiden Seiten lang geſpitzt, der Rücken etwas höckerig, die Mündung ſchmal, an der Wurzel etwas weiter, der äußere Rand der äußern Lippe etwas verdickt. Kam aus dem adriatiſchen Meere.

23) O. volva *Linné* (Bulla volva, *Linn. Gmel.*, p. 3422. nr. 2. *Lister*, Conch. t. 711. f. 63. mala. *D'Argenv.*, Conch. pl. 18. f. 1. *Favanne*, Conch. t. 30. f. k. 2. *Seba*, Mus. T. III. t. 55. f. 13—16. Knorr, Vergnüg. 5. Thl. t. 1. f. 2, 3 und 6. Thl. t. 32. f. 1. *Martini*, Conch. T. I. t. 23. f. 218. Encycl. pl. 357. f. 3. a, b. *Lamck.*, Anim. sans vert. T. VII. p. 370. nr. 12. O. volva. Ann. ibid. nr. 12. *De Blainv.*, Malac. p. 423. pl. 31. f. 3). Die Schale eiförmig, an beiden Enden lang geſchnabelt, der Rücken quer geſtreift, die äußere Lippe verdickt, mit gerundetem Rande, innen gekerbt, die Mündungskanäle etwas verlängert, innen gebogen. Eine ſonderbar gebildete Schale, welche in Beziehung auf die langen Endkanäle ſich mit den Arten der Gattung Fuſus vergleichen läßt. Wenn ſie unbeſchädigt iſt, ſind beide Kanäle faſt von gleicher Länge. Der eigentliche Körper der Schale iſt in der Mitte meiſt glatt, die Streifen liegen nur gegen die Enden und werden gegen die Verlängerung hin immer mehr ſchräg. Die Mündung iſt ſehr lang, ziemlich breit, an der Baſis erweitert, die linke Lippe iſt einfach, die rechte oder äußere ſchwach nach Außen gewendet, in der Mitte verdickt und in ihrer ganzen Ausdehnung glatt und ſtumpf. Dieſer Rand iſt meiſt ganz blaß gelblich weiß, indeſſen die ganze übrige Schale auch im Innern ſchön orangefarben iſt. Der hintere Kanal iſt etwas länger als der vordere, ziemlich eng, am Ende etwas gebogen und daſelbſt außerordentlich dünn und ſchräg geſtutzt, der vordere iſt dem hintern durchaus ähnlich, nur kürzer und weiter. Eine von Lamarck aufgeführte Varietät iſt blaß roſa und durchgängig geſtreift, und wahrſcheinlich

blos eine Altersabänderung. Diese Art ist sehr selten und kostbar, da die beiden Enden leicht abbrechen; wohl erhaltene Exemplare sind ziemlich lang, bis auf 4 Zoll bei mittlerer Stärke, sodaß man nach dieser bei größern verletzten Exemplaren schließen muß, daß dieselben wol 6 Zoll in der Länge zumessen haben. Lamarck gibt als Vaterland die Küsten von Brasilien und Westindien an, doch zweifelt Sowerby daran und glaubt, daß diese Schnecke vielmehr von China, Sumatra, Java, und überhaupt von den Inseln des indischen Archipels komme.

24) O. acicularis *Lamarck*. Die Schale länglich, schmal, violett grau, die äußere Lippe und die Spindel gerade, der obere Kanal bildet außen einen stumpfen Kiel, die äußere Lippe ist kaum verdickt, an der Wurzel etwas eckig, die Spindel unterhalb der Mitte etwas gefurcht. Die Länge $\frac{7}{10}$, die Breite $\frac{2}{10}$ Zoll. Sowerby zählt folgende Varietäten auf: 1) die Schale weißlich oder gelblich mit einer violetten Linie in der Mitte der Spindel; 2) die Schale violett, etwas bauchig und 3) die Schale gelblich, ebenfalls etwas bauchig. Der Fundort ist an den Küsten der westindischen Inseln.

25) O. patula *Sowerby* (Bulla patula Auctorum Britannicorum. Simnia patula *Leach*). Die Schale dünn, eiförmig, länglich, in der Mitte etwas bauchig, oben eingeschnüet, die Mündung etwas breit, der Rand der äußern Lippe gebogen, scharf, die Spindel oben mit einer Falte, an der Wurzel der Länge nach mit Furchen eindrücken. Die Länge 1, die Breite $\frac{4}{10}$ Zoll. Der Fundort ist an den englischen Küsten. Die eigene Bildung der Schale veranlaßte Leach, eine besondere Gattung daraus zu machen, indessen verbindet sie die vorige Art mit Ovula so, daß sie ihren Platz in dieser Gattung mit Recht finden dürfte, Sowerby macht außerdem noch aufmerksam auf die große Ähnlichkeit mit Bulla Nucum und cylindrica. (D. *Thor.*)

OVULA (Paläozoologie), vergl. Artikel Ovula *Lamarck* oder Ovularia *Link*, Erdbeschreib. II, 1. 427 (Zoologie). Die fossilen Arten dieses Geschlechtes beschränken sich auf eine nur sehr geringe Anzahl und diese scheinen von den lebenden nur wenig abzuweichen. Alle sind tertiär.

1) O. tuberculosa. O. tuberculosa *Duclos*, *Defr.* im Dict. XXXVII, 132. Sehr groß, über 4″ paris. lang, 3″ breit, von der Form einer Cypraea, gezähnt, jedoch nur an der Basis des rechten Mundrandes. Weicht von allen andern Arten ab durch einige große Höcker, welche nach Oben hin auf dem Rücken des letzten Umganges stehen. Zu Laon in einer Schicht des obern Meeressandsteines.

2) O. passerinalis. O passerinalis *Lamarck* Ann. Mus. XVI, 114, n. 1; Hist. VII, 371. *Defr.* Dict. XXXVII, 132. Bronn, Katalog. n. 26. Deff. Reisen. II, 525, n. 47. Holl, Petrefactenk. S. 200. O. birostris *Brocchi* Conchiol. 278. (excl. syn.) Eiförmig-bauchig, glatt, kaum geschnabelt, die äußere Lippe bogenförmig, ohne Zähne und Kerben. Am obern Ende der Spindel eine große Falte. Länge bis 0,025, Dicke bis 0,016. Nur fossil, am Castell'arquato im Piacentinischen, im blauen Mergel und gelben Sande der Subapenninen-Formation.

3) O. spelta. O. spelta *Lamarck* hist. VII. 370. Encycl. pl. 357 fig. 1 a, b. Bronn, Katalog. n. 27. Deff. Reise II, 525. nr. 46. *Risso* IV, 235. Holl, Petrefactenk. S. 262. Bulla spelta (*Lin.*) *Olivi*; *Brocch.* Conch. 278. O. birostris fossilis *Lamarck* hist. VII, 371. Ann. mus. XVI, p. 114 nr. 2. Holl Petrefactenk. S. 262. *Defr.* Dict XXXVII, 132. *Parkins.* p. 200. Der äußere Mundrand ist außen verdickt und eine schiefe Falte auf der Spindel des vordern Schnabels, Länge bis 0,″026, Dicke bis 0,010. Diese fossile Art wäre nach Lamarck und Defrance durchaus der lebenden Ovula birostris ähnlich, welche in Java einheimisch ist; aber entweder waltet hier von ihrer Seite ein Irrthum ob, oder ihre fossile O. birostris ist mir nie vorgekommen, und die O. spelta des Mittelmeeres wäre Lamarcken und Defrancen entgangen. Fossil mit voriger. Lebt noch im Mittelmeere.

4) O. semen. O. semen *Defr.* Dict. XXXVII, 132. Schale länglich, an beiden Enden zugespitzt, oben an der Spindel mit einer Falte, am linken Mundrande eine Schwiele, der rechte innen verdickt; Länge 6″. Verwandt mit O. triticea der afrikanischen Küste; fossil in den Faluns der Touraine; selten.

5) O. carnea. O. carnea *Lamarck*, *Serr.* terr. tert. 127. Eine der O. carnea des Mittelmeeres analoge Art, welche im Calcaire moëllon bei Montpellier vorkommen soll.

6) O. ?fragilis. O. fragilis *Defr.* Dict. XXXVII, 132. Klein, sehr dünn und zerbrechlich, 4—5″ lang, wie Ovula eingerollt, der äußere Rand außen verdickt, nicht immer eingerollt, Windung schnabelförmig, Mundöffnung nicht bis zum Ende des Schnabels reichend. Im Grobkalke von Grignon.

7) O. Leathesi. O. Leathesi *Sow.* Min. Conch. t. 478. Fossil im Crag von Walton, Suffolk.

8) ?O. ovata. O. ovata Klöden, Beeskein. Brandenb. 163. t. II. f. 8. ?Bullacites ovarius Schlotb. Petrefactenk. Ein schwarzer Kalkkern mit ansitzenden Theilen der Schale, an Form ganz ähnlich der Cypraea oviformis *Sow.*, aber die Schalenreste der Spindel sind ohne Zähne. Aus jungem Tertiärkalk wahrscheinlich übergegangen in die Diluvialschichten Brandenburgs, bei Potsdam.

9) O. sulcatum *Sow.* Keferstein etc. *).

(*H. G. Bronn.*)

---

*) *De Lamarck*, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. (Paris 1822.) VII. p. 371. H. G. Bronn, Ergebnisse meiner naturhistorisch-ökonomischen Reisen. II. 1827. S. 525. *G. Brocchi*, Conchiologia fossile subapennina. (Milano 1814). II. 278. *Sowerby*, Mineral Conchology of Great Britain. (Lond. 1812 sq.) V voll. *Woodward*, Synoptical table of British organic remains. (Lond. 1830.) J. F. Krüger, Urweltliche Naturgeschichte der organischen Reiche. (Quedlinburg 1825.) II. S. 127. *Parkinson*, Outlines of oryctology. (Lond. 1822.) p. 158, 200. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. (Paris 1825.) XXXVII. *Risso*, Histoire naturelle des principales productions de l'Europe méridionale. (Paris 1826.) IV. *Marcel de Serres*, Géognosie des terrains tertiaires.

Digitized by Google

Ovulit, Ovulite, s. Ovulites.

OVULITES (Paläozoologie), von Ovulum, Eichen, teutsch Ovulit, französisch Ovulite, nennt Lamarck ein problematisches Geschlecht von thierischen Körpern, das man nur im fossilen Zustande kennt. Sie haben die Form eines hohlen Kügelchens oder Eichens, das an beiden Enden durchbohrt und mit fast unkennbaren Poren besetzt ist, und weeden von Lamarck, Bronn, Parkinson und Holl unter die Poren-Korallen, die Polyparia foraminata der dritten Ordnung (Polypi vaginati), von Lamouroux in der Ordnung 12, Milleporeen der ersten Section Polyparia foraminata, der zweiten Division Polypi lapidescentes non flexuosi; von Cuvier fragweise als Anhang zu seiner dritten Tribus, Polypiers nageurs seiner dritten Familie Polypiers corticaux; von Blainville zur Familie I. Polyparia operculifera, der Unterclasse II. Polyparia membranacea, der Classe IV. Polyparien; von Schweigger unter die Ceratophyta tubulosa seiner Zoophyta heterohyla versetzt. Die generische Diagnose ist: Polyparium lapideum, liberum, ovuliforme aut cylindraceum, intus cavum, extremitatibus saepius perforatum. Pori minutissimi ad superficiem examussim dispositi aut sparsi. Die untere Öffnung ist nach Blainville immer größer und geeandet, an einem Ende des O. margaritula sind zuweilen zwei getrennte solche Öffnungen, in welchem Falle auch die ganze Form darnach abändert. Die Ovuliten scheinen sich nach Defeance innerhalb eines andern Thierkörpers ausgebildet zu haben, da man sonst nicht die Möglichkeit einsehen würde, wie sie zuwachsen konnten; denn schon im Meere waren sie hart, da man Serpeln auf ihnen sitzen sieht. Ihee Poren sind ganz unverhältnißmäßig klein gegen die andern Polyparien, sodaß man fast zweifeln darf, ob sie zu demselben Zwecke gedient haben. Schweigger hält die Douliten für Gliederungen von Cellarien. Die bekannten Arten sind:

1) O. margaritula. O. margaritula *Lamarck*, hist. II, 194. Encycl. pl. 479. f. 7. *Lamouroux* Exposit. 43. t. 71. f. 9, 10. *Defr.* Dict XXXVII, 134. av. fig. 2. 2 a. Bronn, Pflanzenth. p. 22. t. VI. f. 17. *Parkins.* Oryetcl. 67. *Blainv.* Diet. LX, 404. Goldf. Petrefactenk. p. 40. t. XII, f. 5. Holl, Petrefactenk. 405. Oval, mit porenförmigen Zeiten. Länge 1,"5. Fossil im Grobkalke von Grignon.

2) O. elongata. O. elongata *Lamarck* hist. II, 194. Encycl. pl. 479. f. 8. *Lamouroux*, Expos. 43, 44. t. 71. f. 11, 12. *Defr.* Diet. XXXVII. p. 134. f. 3 a. *Parkins.* oryctol. p. 67. *Blainv.* Diet. LX, 404. Cylindrisch, das eine Ende aufgeblasen und abgestutzt. Ebenfalls im Grobkalke von Grignon.

3) O. globulosa. O. globulosa *Defr.* Diet. XXXVII, 134. Kugelförmig, ganz außeeordentlich klein, nicht eines Senfkornes geoß, die beiden Löcher kaum sichtbar. Fossil im Grobkalke von Grignon, Villiers (Seine und Oise). Courtagnon (bei Rheims).

4) ?O. globosus. *v. Münst.* in litt. *Defr.* Diet. XXXVII, 134. Der vorigen ähnlich, vielleicht identisch, nue von 0,"0003 Durchmesser, aber im jüngern Tertiärsande von Dax (nach einer Angabe Münster's in unseeer Sammlung) und von Rimini in Italien.

Dann finden sich bei Rimini und Villiers mit den zwei letzten Arten noch kleine regelmäßig kugelförmige, aber nicht hohle Körper, deren Genus man nicht anzugeben weiß *). (*H. G. Bronn.*)

OVUM (Pisces). Eine von Schneider nach einem ausgestopften Fische aufgestellte Gattung mit der einzigen Aet O. Commersonii, welche indessen nichts ist als ein verstümmelter, seiner Flossen beeaubtee Tetraodon lineatus. (D. *Thon.*)

OVUM, OVA. 1) Ova heißen bei van Phelsum gewisse Echiniden, die Beissoiden bei Klein, Spatangen Lamaeck's.

2) Ova anguina, Schlangeneier, nannte man ehedem bald die fossilen Echiniden im Allgemeinen, bald gewisse Formen, Umbriae (s. d. Aet), deren Natur und Ursprung man noch nicht weiter kannte.

3) Ova fossilia, s. Oolithi.

4) Ova marina, Meereier, hieß eine Echiniden-Abtheilung bei Klein, Lamarck's Spatengen.

5) Ovum marinum *Luyd* (Lithophyl. Britan. n. 964, ein Echinide.

6) Ova polypi, alte Benennung fossiler Nautilen.

7) Ovum serpentinum Melitensium *Luyd* (Lithophyl. Brit.) gewisse Fischzähne von Malta, Bufoniten. (*H. G. Bronn.*)

OVYDD oder **OVATE** (Vate), hieß bei der Eintheilung der wallischen Barden ein solchee, der seinem Geiste, seinee Übung und den Umständen folgte, und dem als Pflicht oblag, sich den Meisterwerken anzuschmiegen, und von ihren Lehren nicht abzuweichen. Also durfte er doch seinem Geiste nur in sehr geringem Grade folgen. Er trug ein grünes Kleid †). (*Ferdinand Wachter.*)

OW, Ave, See in Argyleshire (Schottland), welcher bei einer Länge von 30 engl. Meilen zuweilen zwei, gewöhnlich aber nur eine Meile Beeite hat und 108 Fuß

(Montpellier et Paris 1829.) Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829.) S. 262. K. F. Klöden, Die Versteinerungen der Mark Brandenburg. (Berlin 1834.)

*) *De Lamarck*, Histoire naturelle des animaux sans vertèbres. (Paris 1816.) II. p. 192—194. *J. Lamouroux*, Exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers. (Paris 1821. 4.) p. 43, 44. Schweigger, Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen ungegliederten Thiere. (Leipz. 1820.) S. 428; — n Beobacht. Fig. 58. *J. Parkinson*, Outlines of oryctology. (Lond. 1822.) p. 67. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle, chez *Levrault*. XXXVII. 1825. *De Blainville*, ib. LX. 1830. Bronn, System urweltlicher Pflanzenthiere. (Heidlberg 1825. Fol.) S. 22, 23. A. Goldfuß, Beschreibung und Abbildung der Petrefacten, der k. preuß. Rhein-Universität. (Düsseldorf 1826. Fol.) I. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1829.) S. 405. *Cuvier*, Le Règne animal d'après son organisation. (Paris 1830.) III. p. 320.

†) Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 2. Th. S. 466—478 und die von ihm angeführten Schriftsteller.

über dem Meere liegt. Er bildet eine ungemein schöne Wasserfläche und steht in Hinsicht seiner prachtvollen Scenerie dem See Lomond wenig nach. Waldbedeckte Berge begrenzen den größten Theil seiner Ufer, während man in seiner Mitte Inseln erblickt, auf welchen malerische Ruinen aus uralten Bäumen hervorragen. Auf Inish-Chonnel stehen die Reste einer alten, der Familie Argyle gehörigen Feste; auf Troach-Elan sieht man noch Trümmer einer andern Burg, welche König Alexander III. dem Häuptlinge des Clans Mac-Naughton zu Lehen gab unter der Bedingung, die schottischen Könige zu bewirthen, wenn ihr Weg sie hierher führte. In den frühesten Zeiten war dies Eiland der Hesperidengarten Schottlands. Noch lebt in dem Munde des Volkes, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, eine schöne Ossian's würdige Erzählung von dem unglücklichen Troach, der es unternahm, für seine geliebte Mego die von einem furchtbaren Drachen bewachten Früchte desselben zu brechen, aber bei dem Wagnisse von dem Drachen getödtet wurde. Auf einer in den See hineinragenden Bergspitze erblickt man die ehrwürdigen Ruinen von Castel-Kilchurn, welches die Gemahlin des Rhodiserritters Colin Campbell, des Ahnherrn der Familie Breadalbane, 1440 erbaute. Im J. 1745 wurden königliche Truppen in dies Schloß gelegt, um die Umgegend im Gehorsam zu erhalten; jetzt sind Mauern und Gräben gänzlich verfallen. Der See nimmt an seinen beiden Seiten eine Menge Bäche, an seinen Enden aber zwei breite Flüsse auf und ergießt sich durch den Fluß Awe in den See Etive bei dem Orte Bunaw. Er hat Überfluß an Lachsen, Forellen und Aalen, welche letztere aber von den Einwohnern, die sie für Wasserschlangen halten, verabscheut werden. Vergl. Beauties of Scotland. Vol. V. und *Pennant*, Tour in Scotland. 1790.

(*Fischer.*)

OWA, ist eine der aus dem arabischen الواحات (El-Wahát) oder El-Wáh (الواح), wie die Araber die bekannten Oasen nennen, verstellten Benennungen. Andere Verunstaltungen dieses Namens bei neuern Reisenden und Schriftstellern sind el-Ouah, Wach, Elovah, Eluah. Bei den einheimischen Geographen findet sich das Wort الواح, الوحات, الالواحات, الواحات geschrieben, so jedoch, daß die meisten sich zu der Schreibweise الواحات hinneigen. Es scheint dieses Wort aus der weichern Aussprache des griechischen *Ἀνάσις*, *Ὄασις* entstanden zu sein, wie schon A. Schultens, Köhler und nach ihnen Hartmann (*Edris.* Afric. Ed. II. p. 488), der hier vorzüglich zu vergleichen, behauptet hat. Michaelis (ad *Abulf.* p. 33, 34) zieht eine andere Annahme vor, ohne jedoch dieselbe näher beweisen zu können.

(*Gustav Flügel.*)

OWAHU, Woahu, Oahn, eine der reizendsten der Sandwichinseln im Australocean. Ihr Flächenraum beträgt 25 □ Meilen, ihre Einwohnerzahl nach King 60,000. Der von Bächen durchschnittene Boden ist gut angebaut und der durch ein mit 50 Kanonen besetztes Castell beschützte Hafen, Whytetibai, wurde im J. 1826 von 87 nordamerikanischen Schiffen besucht. In der Residenz des Königs, welche 6—7000 Einwohner zählt, befindet sich ein englisches und nordamerikanisches Consulat, und die englische Mission ließ im J. 1822 das erste Buch in der Landessprache drucken. (*Fischer.*)

OWAIHI, OWHYHEE, la Mesa, die größte und südlichste der Sandwichinseln, welche von den Eingebornen selbst Ha-wai-i genannt wird. Sie bildet ein fast gleichseitiges Dreieck, dessen nördliche Spitze unter 20° 17′ nördlicher Breite und 204° 2′ östlicher Länge, die östliche unter 19° 34′ nördl. Br. und 205° 6′ östl. L., die südliche unter 18° 54′ nördl. Br. und 204° 15′ östl. Länge liegt, hat 255 geographische oder 293 engl. Meilen im Umfange, und 85,000 (früher über 120,000) Einwohner. Das Innere der Insel, ein weites zwischen den Bergen Mouna Roa, Mouna Koa (Kaah, Kea) und Mouna Huararai gelegenes Thal, ist eine fast noch völlig unbekannte, nur von einzelnen Eingeborenen durchdrungene, von Wald und Lava bedeckte Wildniß, in welcher man jedoch Sümpfe und Seen vermuthet, da sich in den Gebirgen oft zahlreiche Schwärme wilder Gänse zeigen. Die Höhe der genannten Berge wird verschieden angegeben. Der Mouna Roa, mit dem merkwürdigen Vulkan Pili, dessen 1500 Fuß tiefer Krater mit 50 kleinen Kratern auf seinem Boden 3000 Fuß unter dem Gipfel liegt, soll 13,524, nach Horner 15,324, nach D. Heberden's Berechnung sogar 16,020 Fuß hoch sein und die Höhe des Pics von Teneriffa um 724 Fuß übertreffen. Ihn wie die drei Spitzen des Mouna Koa, welchen man 40 engl. Meilen weit deutlich erblickt und den Mouna Huararai (Worasai) deckt ewiger Schnee. Den Fuß der Berge bedecken dichte Wälder, höher hinauf sind sie mit Gebüschen, Farrenkräutern und Alpenpflanzen bewachsen, ihre aus zum Theil schon aus verwitterter Lava gebildeten Gipfel sind völlig kahl. Die Insel ist in sechs Districte getheilt, von denen die Districte Amakoa und Ahedoo auf der Nordküste, die Districte Apoona und Kaoo an der südöstlichen, die beiden übrigen Akona und Koaerra an der westlichen Küste liegen. In dem vorletzten District befindet sich die Bai Kearakekua, in welcher Cook (s. den Art.), der die Insel am 30. Nov. 1778 entdeckte, am 14. Febr. des folgenden Jahres sein Leben verlor. Feüher war Owaihi der Sitz der Könige, die sich jedoch jetzt den größten Theil des Jahres auf den andern Inseln aufhalten, deren Häfen für sicherer gehalten und daher von den Schiffen fremder Nationen mehr besucht werden. Als Hauptstadt wird Honarurah mit 12,000 Einwohnern betrachtet, in welcher der Statthalter seinen Sitz hat. Zu den einheimischen Producten der Insel gehört die Brodfrucht (Uru), die Cocosnuß (Niu), der Pisang (*Maia*), sowie Himbeeren und Erdbeeren. Eingeführt sind Orangen, Limonien, Wein, Ananas, der Papayabaum, Gurken, Wassermelonen, Bohnen, Zwiebeln, Kürbisse und Kohl. Seit dem J. 1819 haben sich amerikanische Missionäre hier niedergelassen; mehre Bücher sind in der Landessprache gedruckt und das Christenthum ist ziemlich allgemein verbreitet. Im J. 1793 begab sich der König Tamehamea unter den Schutz der englischen Krone, was

jedoch keinen Einfluß auf die Regierungsverfassung hatte. Was diese, sowie die interessante Geschichte der Könige dieser Insel und die Bewohner derselben betrifft, verweisen wir auf den Art. Sandwichinseln, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden. (*Fischer.*)

OWAL, Howal, kleiner von einem despotischen, aber den Mauren zinsbaren Fürsten, welcher den Titel Brack führt, regierter Staat, an den beiden Ufern des Senegal im westlichen Afrika. Er bildet eins der vier Gebiete, in welche das Land der Jaloffen zerfällt, wird von den Flüssen Burar, Sagueray und Maringoin durchflossen und ist äußerst fruchtbar an Reis und Mais. Der Haupt- und Residenzort Ender oder Endschihaschè liegt an dem See Panier Fuli. (*Fischer.*)

OWASCO, Stadt am gleichnamigen See in der Grafschaft Cayuga im Staate Newyork mit einem Postamte und 1000 Einwohnern. (*L. F. Kämtz.*)

Owe, s. Hartmann v. d. Aue.

OWEGO, Township in der Grafschaft Tioga im Staate Newyork am Owego, einem Zuflusse des Susquehannah, und diesem liegend. Sie hat ein Postamt, Druckerei und 1100 Einwohner, die einen lebhaften Handel mit Gyps, Salz und Bausteinen treiben. (*L. F. Kämtz.*)

OWEIS, der gemeinschaftliche Name einer Muhammedanischen Secte und mehrer Gelehrten.

1) **Oweis** (اويس) **Ben Amir**, der Scheich, mit dem Beinamen **Carani** (قرني), war einer der enthaltsamsten Frommen in Cufa, auf den die Bewohner dieser Stadt stolz waren, und wenn die Basrenser ihren Ibn Sirin als das Non plus ultra von Gottesfürchtigkeit rühmten, so stellten die Cufenser ihren Oweis entgegen und stützten sich auf die Aussage des Propheten selbst, der ihn als den vorzüglichsten der Jünger seiner Gefährten (خير التابعين) bezeichnet hatte. Er fiel mit dem Khalifen Ali am Tage von Siffin. Carani aber heißt er von Caran, einem Orte in Nedschd. In der spätern Zeit wieb man die Achtung vor diesem Manne so weit, daß jeder, der von irgend einem Weli oder Freunde Gottes (im mystischen Sinne von vielerlei Bedeutung) vermittels geistiger Mittheilung seine Erziehung erhält, mit dem Namen Oweis bezeichnet wurde, nur ließ man jenem den Vorzug, weil er durch die geistige Mittheilung des Propheten selbst unterrichtet worden war. Auch war er einer der Autâd (اوتاد Pfähle) unter den Gläubigen seiner Gattung. (Vergl. *Har.* Cons. p. 439 und Not. et Extr. XII, 355.)

2) **Der Molla Sejjidi Ahmed Ben Oweis Caramani**, der im J. 924 (1518) starb, schrieb einen Tractat zur Widerlegung der Glossen, die der Molla Sejjidi Hamidi zu dem Commentar herausgab, welchen der große Sejjid Scherif Dschoedschâni zu der unter dem Namen „des Schlüssels der Wissenschaften" bekannten Encyklopädie des Sekkâki verfaßt hatte.

3) **Scheref-ed-din Isa Benn Heddschâdsch**, der den Beinamen **Oweis** (عويس, nicht اويس) führte und 807 (beg. 10. Jul. 1404) starb, schrieb einen Tractat über die rhetorischen Redefiguren unter dem Titel Bediiyet (بديعيّة).

4) **Oweisi** oder **Uweisi**, der Derwisch, der Iconium zu seiner Vaterstadt hatte, und aus dem Orden der Mewlewi war. Er schrieb unter Murad IV. um's Jahr 1626 und hat sich vorzüglich durch ein Strafgedicht, gegen die Bewohner Istambols gerichtet, bekannt gemacht. Diese Ermahnung an die ausgearteten Osmanen der Hauptstadt veröffentlichte zuerst Cardonne (Mélanges de littérature orientale. II, 267—270) in einer nicht sprachgerechten französischen Übersetzung, weshalb v. Diez es unternahm, den türkischen Text mit teutscher Übertragung zuerst in den Fundgruben des Orients (I, 3. S. 249—264) und dann besonders unter dem Titel „Ermahnung an Istambol oder Strafgedicht des Dichters Uweisi über die Ausartung der Osmanen" (Berlin 1811. 4. S. 40. mit Originaltext), erscheinen zu lassen. Das Gedicht ist nicht ohne Werth für die Zeit- und Sittengeschichte, und gibt einen Beweis, wie man auch in der Türkei unter gewissen Bedingungen schon in jener Zeit die Redefreiheit zu benutzen wußte. (*Gustav Flügel.*)

OWEN, ist der Name zweier Grafschaften in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Die eine derselben liegt im Staate Kentucky und grenzt in Nordwesten mit Gallatin, im Norden mit Grant, im Osten mit Harrison, im Süden mit Scott und Franklin, im Südwesten mit Shelby, im Westen mit Henry zusammen. Im J. 1820 hatte sie 2031 Einwohner, worunter 207 Sklaven und ein freier Farbiger. Hauptort ist Owentown. — Die zweite liegt im Staate Indiana, grenzt im Norden an Martin, im Osten an Lawrence, im Süden an Dubois, im Westen an Davies. Durch sie fließt der White. Sie hatte im J. 1820 nur 838 Einwohner. Hauptort ist Greenwich am White. (*L. F. Kämtz.*)

OWEN (Heinrich Ernst) oder **OWENUS**, wie er sich nach der Sitte seines Zeitalters nannte, war im J. 1685 zu Nienburg an der Weser geboren. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte er seinem Vater, einem dortigen Schullehrer, der späterhin Rector zu Celle ward, und als Prediger zu Bücken, unweit Hoya, starb. Nachdem er einige Jahre das Gymnasium zu Hildesheim besucht, widmete er sich seit dem J. 1704 der Theologie auf der Universität Helmstedt. Schmidt ward dort sein Hauptführer im Gebiete der Kirchengeschichte. Mit andern Zweigen des theologischen Wissens ward er besonders durch S. D. Niemeyer befreundet. In Jena hörte er seit dem J. 1706 Physik bei Treuner, Mathematik bei Hamberger. Seine theologischen Studien vernachlässigte er nicht. Danz und Rus unterwiesen ihn in den orientalischen Sprachen und ihrer Literatur. Fleißig besuchte er das Collegium, welches Förtsch über das erste Buch Mosis las. Durch den eben genannten Gelehrten ward er auch mit der neuern theologischen Polemik bekannt, und vertheidigte unter seinem Vorsitze die Abhandlung: De hypothesibus *P. D. Huetii* ex Aenetanis ejus Quaestionibus excerptis. Sie ward in den Select. Theol. *B. Foertschii* gedruckt. Den entschiedensten Einfluß auf

Digitized by Google

seine theologische Bildung gewann Buddeus. Er hörte dessen Erklärung des Johanneischen Evangeliums, und außerdem die Collegien über Kirchengeschichte, Dogmatik und Moraltheologie, welche von jenem berühmten Theologen gelesen wurden. Fortwährend bestrebt, seine Kenntnisse in den ältern Sprachen und in der theologischen Literargeschichte zu erweitern und zu berichtigen, versäumte er nicht, sich zugleich im Predigen zu üben.

Nach einer fast fünfjährigen akademischen Laufbahn kehrte Owen, vielseitig gebildet, in seine Heimath zurück. Dort beschäftigte er sich, Kinder aus angesehenen Familien zu unterrichten. Der Consistorialrath Langschmidt in Hanover, bei welchem er eine Zeit lang Hauslehrer gewesen war, empfahl ihn zum Instructor des damals in Hanover lebenden Prinzen Friedrich Ludwig von Wallis. Diese Stelle bahnte ihm den Weg zu weitern Beförderungen. Er ward, nachdem er eine Zeit lang seinen Vater zu Bücken in seinem Predigtamte unterstützt hatte, im J. 1724 Superintendent zu Sulingen. Zwei Jahre später erlangte er zu Helmstedt durch Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: **De vitandis quibusdam licitis ob vicinium illiciti** den Grad eines Doctors der Theologie. Das Jahr 1734 erhob ihn zum Generalsuperintendenten und **Pastor primarius** zu Alfeld. Er erhielt zugleich den Charakter eines kurfürstl. cölnischen stift-hildesheimischen Consistorialraths. Bei dieser Gelegenheit hielt er die gleichzeitig (1734) gedruckte Rede: **De existimatione ministri ecclesiae ex semet ipso at non ex aliis quaerenda.**

Als Owen im Mai 1758 starb, hinterließ er den Ruhm eines Gelehrten, der mit gründlichen Kenntnissen in den ältern Sprachen und in den einzelnen Zweigen des theologischen Wissens ungeheuchelte Religiosität vereinigte. Das moralische Gefühl, das ihn selbst erfüllte und seinem Leben zu nicht geringer Zierde gereichte, wünschte er auch in Andern zu wecken und zu beleben. Diesen Zweck verfolgte er unter anderm in einer praktischen Erklärung des Pentateuch, die er unter dem Titel: Die Lust am Gesetze des Herrn, zu Wolfenbüttel im J. 1730 in Quart drucken ließ. Bei aller Toleranz, die ihm eigen war, glaubte er doch vor dem Übertritte zur römisch-katholischen Kirche, den einer ihrer Anhänger dringend empfahl, öffentlich warnen zu müssen *). (*Heinrich Döring.*)

OWEN [1]) (Johann), lateinisch **Audoenus**, wurde im J. 1560 zu Arnon in der Grafschaft Caernarvonshire geboren. Nachdem er auf der Schule zu Wincheſter unter der Leitung des D. Wilson zu den höhern Studien vorbereitet war, begab er sich nach Oxford, wo er im J. 1584 in das neue Collegium aufgenommen ward. An dieser Stadt scheint er mit besonderer Vorliebe gehangen zu haben, denn er nannte sich auf allen Ausgaben seiner Werke **Oxoniensis** und veranlaßte dadurch bei nicht wenig Literatoren Irrthümer über seine Herkunft. Er hatte das Rechtsstudium gewählt, auch im J. 1590 das Baccalaureat des bürgerlichen Rechts sich erworben und würde bei seinem Talent und durch den Reichthum seines Oheims eine glänzende Laufbahn gemacht haben, wenn nicht die entschiedene Neigung zur Dichtkunst ihn jene Studien zu vernachläſſigen Veranlassung geworden wäre. Ebenso nachtheilig für seine äußere Lage ward die eifrige Anhänglichkeit an die anglikanische Kirche, die jenen Oheim, der sich zur katholischen Religion bekannte, bewog, seinen Neffen zu enterben. Die drückende Noth zwang ihn, eine Schulstelle zu übernehmen in Tryleyh, aber schon im J. 1594 begab er sich von hier nach Warwick. Auch hier scheint er nicht lange ausgehalten zu haben. Außer vielen andern Wohlthätern, deren er in seinen Epigrammen dankbar gedenkt, ward ihm eine vorzügliche Stütze John Williams, Bischof von Lincoln und Großsiegelbewahrer, der bis zum Tode [2]) den Dichter reichlichst unterstützte und auch für ein ehrenvolles Begräbniß in der St. Paulskirche Sorge trug. Dort ruht Owen und seine Grabstätte bezeichnet ein Denkmal mit der Inschrift:

Parva tibi statua est, quia parva statura supellex
Parva, volat parvus magna per ora liber.
Sed non parvus honos, non parva est gloria, quippe
Ingenio haud quicquam est maius in orbe tuo.
Parva domus texit, templum sed grande: poetae
Tum vere vitam, cum moriuntur, agunt.

Owen hat sich in der Reihe derer, welche in neuern Zeiten die lateinische Dichtkunst mit Glück versucht haben, einen der ersten Plätze errungen und er verdankt diesen Ruf blos seinen Epigrammen. Nicht blos im Allgemeinen verbreitet er sich hier über die Thorheiten, Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten der Welt, viele sind an bestimmte Personen seiner Zeit gerichtet, in noch mehren kehrt er seinen Spott gegen die katholische Religion und die in deren Gefolge befindlichen Mönchs-, namentlich Bettelorden und Pfaffen mit solcher Schärfe und so beißender Laune, daß man seine Dichtungen in den **Index librorum prohibitorum** aufgenommen hat. Mit ungetheiltem lautem Beifalle begrüßten ihn seine Zeitgenossen als **decus saeculi sui**, und der Beiname **Martialis Britannicus** hat sich bis auf unsere Zeit stehend erhalten. **Nihil**, sagt Morsius von seinen Epigrammen, **nihil aureis ver-**

*) S. seine Schrift: Anmerkungen über das Büchlein, der katholische Lutheraner genannt ꝛc. (Wolfenbüttel 1737.) Owen's übrige, nicht zahlreiche Schriften hat **Meusel** in s. Lexikon der vom J. 1750–1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller verzeichnet. Vergl. außerdem über ihn **Götten** jetztlebendes Europa. 1. Th. S. 317 fg. **Moser's** Beitrag zu einem Lexikon der jetzt lebenden Theologen. S. 632 fg. **Lauenstein's** diplomatische Historie des Bisthums Hildesheim. 2. Th. S. 272 fg. **Trinius'** Beitrag zu einer Geschichte berühmter Gottesgelehrten. 1. Bd. S. 465 fg. **Heinrich Döring**, Die gelehrten Theologen Teutschlands. 3. Bd. S. 192 fg. **Hirsching's** literar. historisches Handbuch. 6. Bd. 2. Abth. S. 882 fg.

1) Über die Lebensumstände sind zu vergleichen: *A. a Wood* historia et antiquitates univ. Oxoniensis lib. II. p. 143. *Thomas-Pope Blount*, Censura celebriorum authorum. (Genevae 1694. 4) p. 913 sq. *Niceron*, Mémoires. T. XVI., der teutschen übers. v. **S. J. Baumgarten**. 12. Th. S. 262–266. *Borrichius* de poetis. p. 55. **P. X. Bubik**, Leben und Wirken der vorzügl. lat. Dichter des 15–18. Jahrh. 3. Bd. S. 172 fg.

2) Er starb nach der ausdrücklichen Angabe Ant. Wood's im J. 1622, also nicht 1623 oder 1628, wie Andere angeben.

Digitized by Google

aiculis venustius, nervosius, argutius et doctius uspiam reperitur, nihil vastum, inane, turgidum, nihil dissolutum, exsangue vel spinosum atque abhorrens a noto genere et modo loquendi: sed cuncta pressa, apta, pudica, perspicua et scite conspersa salibus, jocis, lepore et naturali sua pulchritudine exsurgentia existunt: sic ut nihil his addi, nihil demi queat. Eine ruhigere Würdigung seiner Leistungen muß solche übertriebene Urtheile entschieden misbilligen. Zwar läßt sich ihm ungesuchter und ungezwungener Witz nicht absprechen, ebenso ist Leichtigkeit und Feinheit der Wendungen rühmlichst anzuerkennen, aber weder der Inhalt, noch die Form verdienen allgemeine Billigung. Um Sicherheit in der Quantität, Eleganz des Versbaues, Reinheit der Sprache, mag er sich nicht eben ängstlich bekümmert haben, da ihm die Sache mehr am Herzen lag; und diesen Vorwurf darf man nicht etwa dadurch entkräften wollen, daß man hinter solchen Verstößen Absichtlichkeit und Streben nach lustigen Einfällen vermuthet. Auch verletzt er nicht selten das sittliche Gefühl und ist darin hinter seinem Muster, Martialis, nicht zurückgeblieben. Er selbst verlangt auch von seinen Lesern nicht unbedingtes Lob (Epigr. I, 2):

Qui legis ista, tuam reprehendo, si mea laudas
Omnia, stultitiam; si nihil invidiam.

Von diesen Epigrammen erschienen zu London im J. 1606 in Octao zuerst drei Bücher ad Mariam Neville, die aber in den nachfolgenden Ausgaben vermehrt wurden mit Epigr. liber unus ad Arabellam Stewart, Epigr. libri duo ad Henricum, principem Cambriae, Epigr. liber unus ad Carolum Eboracensem und Epigr. ad tres Maecenates libri tres, ad Car. Noel unus, ad Gul. Sedley alter, ad Rogerum Owen tertius, zu denen sich noch Monastica quaedam, Ethica et Politica veterum sapientum gesellten. Die Zahl der Ausgaben, die nach des Dichters Tode alles dieses vereinigten, ist sehr groß; in allen Ländern wurden die Epigramme gedruckt und eben dadurch der beste Beweis von dem ungetheuern Beifalle gegeben, dessen sie sich erfreuten. Am meisten geschätzt werden die Elzevir'schen Drucke Amstelodami 1628 und 1647 in 24., 1679 in 12., die zu Amsterdam bei Joh. Janssen 1640 und öfter erschienenen, welche sich durch Sauberkeit und Correctheit empfehlen. Auf letzteres Lob kann die zu Basel im J. 1780 erschienene Sammlung keine Ansprüche machen, wohl aber auf beides in höherem Grade die bei Didot in Paris von A. A. Renouard besorgte, 1794, zwei Theile in 18.

Von Übersetzungen in neuere Sprachen sind zu erwähnen: 1) Englische: Bei J. Vicars (London 1619.), dann bei Th. Pecke (London 1659.) und von Thom. Harvey, deren Zeit wenigstens Wood nicht angibt. 2) Französische: Epigrammes trad. en vers franç. par M. le B. (*Brun*) avec le latin à côté. (Paris 1709. Bruxell. 1710 et 1719. 12.), was eine ebenso wenig vollständige Sammlung ist als die von de Kérivalant (Lyon 1819 in 18.) herausgegebene Übersetzung. 3) Spanische: Agudezas traducidas en metro castellano y ilustrados por *Fr. de la Torre.* (Madr. 1674, 1682, 1692, 1721. Zwei Theile in 4.) 4) Teutsche: Der teutschredende Owenus von Val. Löber. (Hamburg 1653. 12., Jena 1661. 12.) Epigr. selecta mit d. vorzügl. teutsch. Übers. herausgegeb. von C. H. Jördens. (Leipzig 1813.), endlich enthält auch die vorher erwähnte Schrift Budik's eine sehr mittelmäßige Auswahl der lateinischen Epigramme mit Übersetzungen. 3. Th. S. 178—207.

(*Eckstein.*)

OWENBOROUGH, Hauptort der Grafschaft Davies in dem nordamerikanischen Freistaate Kentucky, führte früher den Namen Yellow-Bank, liegt am Ohio und hat ein Postamt. Die Schiffahrt auf dem genannten Flusse ist bis jetzt die Hauptbeschäftigung der Einwohner. (*Fischer.*)

Owentowo, s. Owen, Grafschaft.

OWERE, OERE, kleiner afrikanischer Negerstaat auf der Küste von Guinea, welcher vom Meere und dem Flusse Benin begrenzt wird. Als Hauptort gilt eine Stadt gleiches Namens. Die Einwohner treiben starken Sklavenhandel. (*Fischer.*)

Owhere, s. Owldiopel.

OWIDIOPEL, Ovid's Stadt, eine kleine Handelsstadt unweit der Mündung des Dniesters ins schwarze Meer, im europäisch-russischen Gouvernement Cherson, nahe an der türkischen Grenze. Sie besteht aus einer kleinen hölzernen Festung und der eigentlichen Stadt, welche 100 Häuser, eine Kirche und 670 Einwohner zählt, meistens Moldauer und Griechen, die sich fast ausschließlich mit Salzhandel beschäftigen und einen kleinen Hafen haben, worin sonst eine schwache Flotille unterhalten wurde. Es ist hier eine Quarantäneanstalt. Der Ort hieß früher Gadschider, weil man aber glaubte, er sei das alte Tomi, Ovid's Verbannungsort, so erhielt er den jetzigen Namen.

(*J. C. Petri.*)

OWINEN, nennt man in Rußland Gebäude, in welchen man die eingeernteten Garben dörrt, um bei dem Dreschen weniger Mühe mit dem Ausschlagen der Körner zu haben. (*Fischer.*)

OWINKS, Lawinsk, Marktflecken in dem preußischen Regierungsbezirke und Kreise Posen, liegt an der Warthe, hat ein aus einem ehemaligen Cistercienserkloster gebildetes Centralnonnenkloster für die Nonnen der in der Provinz aufgehobenen Klöster und 1050 Einwohner, welche in der Nähe des Orts bedeutende Torfstechereien unterhalten. (*Fischer.*)

OWRUTZ, OWRUCZE, 1) Kreis in der russisch-polnischen Statthalterschaft Volhynien, liegt zwischen 45° 33′ bis 47° 5′ östl. Länge und 50° 43′ bis 51° 30′ nördl. Breite, grenzt östlich an Kiew, westlich an Nowigrod, nördlich an Minsk, südlich an Shitomir, und wird von der Usha durchschnitten. Bei vieler Waldung, vorzüglich in dem südlichen, und Morästen in dem nördlichen Theile findet sich doch auch fruchtbares Ackerland und gute Triften. 2) O., Hauptstadt des gleichnamigen Kreises, liegt 1458 Werste von Petersburg entfernt, an der Usha und hat ein Basilianerkloster, ein kleines Seminar, 162 Häuser und 1000 Einwohner, die theils Kram, theils Landwirthschaft treiben. (*Fischer.*)

Digitized by Google

OX, bei den Franzosen Boeuf, großer Fluß, welcher bis zur Prairie Mer Rouge 48 Meilen lang schiffbar in der nordamerikanischen Grafschaft Washitta oder Ouachitta dem ebenso genannten Flusse zuströmt. (*Fischer.*)

OXAEA (Insecta). Eine von Klug aufgestellte Gattung der Hymenopteren zur Tribus der Apiarien gehörig, früher von Illiger zu Centris gestellt. Die Kennzeichen sind folgende: Die Lefze ist kurz, fast halb cirkelförmig oder halb oval, die Paraglossen sind fast so lang, als die Labialpalpen, die Fühler kurz, fadenförmig, die Mandibeln hornartig, gebogen, spitzig, einzähnig, die Maxillarpalpen fehlen.

Die Fühler dieses Insekts sind am vordern Theile des Kopfes eingefügt und kaum so lang als dieser, sie bestehen bei dem Weibchen aus 12, bei dem Männchen aus 13 Gliedern; das Erste ist etwas in die Länge gezogen, das zweite sehr kurz, das dritte an der Basis verschwächt, die übrigen kurz und cylindrisch. Die Augen sind groß und oval, zwischen ihnen stehen oben auf dem Kopfe drei Punktaugen in einem Bogen. Die Oberlippe ist linienförmig zusammengedrückt hornartig, etwas kürzer als die Maxillen. Die Mandibeln sind hornartig, stark gebogen und haben gegen die Mitte des vordern Theils einen stumpfen Zahn. Die Maxillen sind gerade, hornartig, länger als die obere Lippe und in zwei Theile getheilt, von denen der erste nach einmal so lang ist, als der andere, der in eine Spitze ausläuft. Die Zunge oder Unterlippe ist ebenfalls in zwei Theile getheilt, von denen der eine hornartige am Ende die beiden Palpen trägt, der andere lang, borstig, kürzer ist als der vorige. Die Labialpalpen sind kurz und bestehen aus drei Gliedern, von denen das letzte spitzig ist. Der Thorax ist rundlich gewölbt, etwas breiter als der Kopf. Die Oberflügel sind etwas länger als der Leib, sie haben eine längliche schmale Radialzelle und drei fast viereckige Cubitalzellen. Die Füße sind von mittler Länge, die hintern etwas länger. Der Hinterleib ist länger als der Thorax, kegelförmig und spitzig. Die Lebensweise der einzigen und bekannten Art ist noch unbekannt. Es ist **Oxaea flavescens** *Klug.* (Magazin der Gesellschaft Naturforsch. Freunde. 1807. t. 7. f. 1. **Centris aquilina** *Illiger.* Mag. V, 144. Das Männchen, **Centris Chlorogaster** *Illiger.*, daselbst das Weibchen). Der Körper rostgelb behaart, der Hinterleib bei dem Männchen blaugrün, bei dem Weibchen schwarz, die Ringe mit goldgrünen Rändern. Vaterland Bahia. (D. *Thon.*)

OXAHVERIT, ein neues Mineral aus den heißen Quellen von Drahver, im nordöstlichen Theile von Island, scheint eine Varietät des Apophyllits zu sein und enthält nach Turner (s. Edinb. Medical and surgical Journ. for Juli 1827. Art. VII. p. 71 sq. Rutsch in Kastner's Arch. f. d. ges. Naturl. ꝛc. 1827. XI. S. 377 fg.) 50,76 Kiefelerde, 22,39 Kalk, 4,18 Kali, 3,39 Eisenoxyd, 1,00 Alaunerde, eine Spur Flußsäure und 17,36 Wasser. Das Eisenoxyd und die Alaunerde sollen, nach Turner, jedoch mehr zufällige Verunreinigungen, als wesentliche Bestandtheile der Mischung sein. (*Th. Schreger.*)

OXALÄTHER, lehren Dumas und Boullay d. J. in größerer Menge, als Thenard, so bereiten, daß man einen Theil Alkohol, einen Theil Oxalium und einen Theil Schwefelsäure zusammen destillirt; zuerst geht Alkohol über, dann Schwefeläther und endlich eine ölige Flüssigkeit, die sich am Boden der Vorlage sammelt. Man destillirt so lange fort, bis die Retorte nichts von Alkohol mehr enthält. Die letzten Producte sind am ätherreichsten. Man trennt nun den Äther von dem Alkohol und schüttet ihn in einen mit Wasser gefüllten Glastopf. Oft schwimmt er hier auf dem Wasser, allein in dem Maße, als der ihm beigemengte Schwefeläther verdampft, fällt er in großen Tropfen nieder. Gießt man den übergegangenen Alkohol zurück oder frischen in die Retorte, so bildet sich ebenso viel Oxaläther, wie das erstemal, bei der dritten Destillation aber wenig. Endlich behandelt man die alkoholischen Producte mit Wasser und gießt den abgeschiedenen Oxaläther zu dem früher erhaltenen.

Um ihn zu reinigen, läßt man ihn in einem kurzhalsigen Ballon mit gepulverter Bleiglätte bis auf 183° oder 184° C sieden; Wasser, Schwefeläther und Alkohol verflüchtigen sich und die freie Säure bildet oxalsaures Bleioxyd, von dem, sowie von der überschüssigen Glätte man den Äther, der Lackmuspapier nicht röthen darf, abgießt und in einer trocknen Retorte übertreibt. So bereitet stellt er eine ölige Flüssigkeit dar von aromatischem Geruche, welcher jenem des Knoblauchs oder Phosphors ähnelt.

Der Oxaläther enthält nach Dumas ꝛc. in 100 Theilen: 49,61 Kohlenstoff, 43,77 Wasserstoff und 6,62 Sauerstoff. Die Dichte seines Dampfes beträgt bei 0° und 0° 76, 5,087 (s. Ann. de chem. et de pharm. XXXVII. p. 15; teutsch in Poggendorff's Ann. der Pharm. u Chem. 1828. Nr. 3. S. 435 fg.; vergl. den Art. Äther). Nach Serullas führt er eine gewisse Menge von einer aus Schwefelsäure und Kohlenwasserstoff (leichtem Weinöle?) bestehenden Verbindung bei sich, welche durch langes Sieden und Destilliren über einen Überschuß von Bleiglätte endlich fortgenommen wird. Übrigens läßt sich die Gegenwart einer Schwefelverbindung im Oxaläther, ungeachtet er durch Barytsalze nicht gefällt wird, dadurch darthun, daß man wenig davon in einem Porcellanscherben mit etwas Kalium vermischt und die Flüssigkeit anzündet, die dann mit blauer Flamme brennt. Das Kalium schmilzt, die Masse verkohlt sich und geräth dann plötzlich ins Glühen, wie ein Pyrophorus. Der Rückstand, in Wasser aufgelöst und filtrirt, gibt beim Übergießen mit einer Säure, reichlich Schwefelstoff und durch Barytsalze einen in Salpetersäure unlöslichen Niederschlag (vergl. Schweigger's Jahrb. d. Chem. und Pharm. 1829. I, 2. S. 163).

(*Th. Schreger.*)

OXALIDEAE. Eine von Candolle (Prodrom. I. p. 689) aufgestellte dikotyledanische Pflanzenfamilie, welche Linné zu den gruinales, Adanson, Jussieu und Sprengel zu den Geranieen (mit Ausschluß von Averrhoa als zu den Terebintheen gehörig) und Batsch zu den Sensitiven rechneten. Die Oxalideen sind meist einjährige, oder durch Knollen ausdauernde, oft stengellose Kräuter, selten Sträucher oder Bäume. Ihre Blätter stehen gewöhnlich abwechselnd, selten gegenüber, sind gestielt, ge-

Digitized by Google

dreiet, fingerförmig, oder gefiedert, zuweilen durch Fehlschlagen der Seitenblättchen einfach. Der Stiel ist mit dem Blatte durch eine Gliederung verbunden und bildet bei den stengellosen Arten an der Basis eine breite, stehenbleibende Schuppe. Die jüngern Blätter entwickeln sich, wie bei den Drosereen und Farren spiralförmig. Die Blüthen sind regelmäßig, zwitterig, in Dolden, Trauben und Rispen oder einzeln stehend. Der Kelch ist frei, stehenbleibend, fünfblätterig oder tief fünftheilig, in der Knospe liegen die Abschnitte dachziegelförmig über einander. Fünf hinfällige, mit den Kelchabschnitten abwechselnde, gleichförmige, nagelförmige, unterhalb oft mit einander zusammenhängende, in der Knospe zusammengedrehte Corollenblättchen sind unterhalb des Fruchtknotens eingefügt. Die zehn pfriemenförmigen, innerhalb der Corollenblättchen eingefügten Staubfäden sind oft zu einem Bündel zusammengewachsen, fünf äußere kürzere wechseln mit den Corollenblättchen ab; fünf innere, längere, welche selten ganz fehlen, stehen in abwechselnder Stellung zu den Kelchabschnitten. Die Antheren sind zweifächerig, die reifen Fächer öffnen sich der Länge nach. Der Fruchtknoten ist fünfkantig, besteht aus fünf fest mit einander verwachsenen Eierstöcken und trägt fünf fadenförmige Griffel mit pinsel- oder knopfförmigen oder gespaltenen Narben. Die Frucht ist in der Regel eine fünfkantige, fünffächerige, fünfklappige Kapsel, welche an den Kanten der Länge nach, in der Mitte zuerst, aufspringt. Selten (nur bei Averrhoa) ist die Frucht eine fünffächerige Beere. Die Samen, meist in bestimmter Anzahl vorhanden, sind im innern Winkel der Fächer befestigt, gestreift, mit einer fleischigen, anders gefärbten Decke umgeben. Diese elastische Hülle, welche man früher mit Unrecht für eine Ausbreitung des Keimganges (arillus) ansah, öffnet sich beim Reifwerden des Samens an der Spitze und schleudert den Samen heraus (Schkuhr, Handb. c. 123). Der Eiweißkörper ist knorpelig-fleischig; der Embryo gerade, von gleicher Länge mit dem Eiweißkörper; das lange Würzelchen nach Oben gerichtet, die Samenlappen blattartig (*Gärtner* de fruct. c. 113).

Die Oxalideen sind der Mehrzahl nach in der gemäßigten Zone der südlichen Halbkugel einheimisch, vorzüglich am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südamerika; nur wenige finden sich in den gemäßigten Ländern der nördlichen Halbkugel; in der heißen Zone wachsen mehre Arten, in der kalten und auf höhern Gebirgen keine.

Die meisten der hierher gehörigen Gewächse sind besonders in ihren Blättern reich an saurem, sauerkleesaurem Kali, welches ihnen einen sauren Geschmack und erfrischende, gelind abführende Eigenschaft gibt. Sie dienen vornehmlich zur Bereitung des Sauerkleesalzes; einige sind adstringirend und wurden sonst als blutstillende Mittel benutzt, andere wendet man in Brasilien gegen bösartige Fieber an. Ihre Blätter können gekocht, als Gemüse verspeist werden, ebenso die Wurzelknollen einiger südamerikanischen Arten, z. B. von Oxalis tetraphylla *Cavanilles* (Icon. rar. III. p. 20. t. 257) und Ox. Deppei *Loddiges* (Bot. cab. t. 1500. Ox. tetraphylla *Link et Otto*. Abbild. der Gew. des berl. bot. Gart. I. S. 21. t. 11). Außerdem sind die stengellosen Arten von Oxalis wegen der Schönheit ihrer Blumen und Blätter und der Leichtigkeit ihrer Vermehrung sehr empfehlungswerthe Zierpflanzen. Die beerenartigen Früchte der beiden Arten von Averrhoa (s. d. Art.) haben einen angenehm säuerlichen Geschmack.

Die Blätter aller Oxalideen zeigen eine große Reizbarkeit beim Einflusse des Lichtes; die gefiederten Blätter von Ox. sensitiva *Linn.* (Biophytum sensitivum *Candolle*) und Averrhoa Bilimbi *Linn.* schlagen sich bei der leisesten Berührung zusammen.

Was die natürliche Verwandtschaft der Oxalideen anbetrifft, so scheinen sie sich zunächst an die Zygophylleen anzuschließen, während auch eine nahe Beziehung zu den Geranieen, Tropäoleen und Balsamineen unverkennbar ist.

Es gehören nur zwei Gattungen zu dieser Familie, Oxalis *Linn.* (Biophytum *Cand.*) und Averrhoa *Linn.* Die Gattung Ledocarpon *Desfontaines*, welche Candolle hierher rechnet, gehört nach Don zu den Ficoïdeen (Aizoïdeen). (*A. Sprengel.*)

OXALIS, Sauerklee. Eine Pflanzengattung aus der fünften Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Oxalideen. Der Name (ὀξαλίς) findet sich zuerst bei Nikander (Theriac. v. 840) und bei Dioskorides (Mat. med. II, 140), wo er den gemeinen Sauerampfer bezeichnet (Rumex Acetosa *Linné*). Linné hat ihn auf diese Gattung übergetragen, welche Tournefort, Lamarck und Mönch nach Plinius [1]) Oxys nannten. Char. Der Kelch tief fünftheilig oder fünfblätterig; die fünf Corollenblättchen nagelförmig, oft an der Basis mit einander verwachsen; die pfriemenförmigen Staubfäden, fünf äußere kürzere und fünf innere längere, sind an der Basis meist zu einem Bündel zusammengewachsen; die fünf fadenförmigen Griffel tragen pinsel- oder knopfförmige, selten zweispaltige Narben; die Kapsel ist fünfkantig, oblang oder cylindrisch. Es sind gegen 200 Arten dieser Gattung bekannt, welche fast durchgängig als perennirende Knollengewächse mit gedreieten Blättern und meist rothen Blumen über die ganze Erde, mit Ausschluß der Polarländer und hoher Berge, verbreitet sind. Die allermeisten finden sich am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Südamerika. Eine Art, O. natans *Linn. Fil.* (Suppl. p. 243. *Thunberg*, diss. de O. nr. 4. c. 1. f. 4. *Jacquin* O. nr. 78. t. 76. f. 2), ist eine Wasserpflanze, welche in Gräben am Vorgebirge der guten Hoffnung wächst. Über die Eigenschaften der Oxalisarten im Allgemeinen s. d. Art. Oxalideae. Zur Bereitung des Sauerkleesalzes werden vorzugsweise folgende Arten benutzt: O. Acetosella *Linn.* in Europa; O. compressa *Linn. Fil.* (Suppl. p. 243., *Jacqu.* O. nr. 19. t. 78. f. 3) am Cap; O. Plumerii *Jacqu.* (O. nr. 3., O. frutescens *Linn.* sp. pl. *Plumier* gen. am. t. 213. f. 1) in Westindien, und O.

[1]) Oxys (*Plin.* H. N. XXVII, 89) ist vielleicht der gemeine Sauerklee, dagegen wird mit demselben Namen (ib. XXI, 69) auch eine Binsenart angeführt.

tuberosa *Molina* in Chile. In Europa finden ſich nur drei Arten, welche auch in Teutſchland nicht ſelten ſind:

1) O. Acetosella *Linn.* (Sp. pl., *Jacquin*, O. nr. 91. t. 80. f. 1. Schkuhr, Handb. t. 123. Flor. dan. t. 980. Engl. bot. t. 762. *Gärtner* de fruct. t. 113. *Curtis*, Fl. londin. fasc. 2. t. 31. Hayne, Beandt und Ratzeburg, Arzneigew. t. 34. Schlechtendal und Guimpel, Gew. der Pharmac. bor. t. 86. O. *Plin.* H. N. XXVII, 89? Trifolium acetosum *Brunfels* icon. III, 50. O. Acetosella *Allioni*, *Scopoli*, *Mönch*. O. alba *Lamarck*, Flor. franç. Teutſch: Sauerklee, Kuckuckskohl, Alleluja; franzöſiſch: surelle blanche, pain de coucou, alléluia; engliſch: wood-sorrel; holländiſch: klaver suuring; ſchwediſch: syrsälta, gjökmat; däniſch: Suurkleoer, Gjögemad; ſpaniſch: acedilla; italieniſch: juliola, lujula, acetosa; polniſch: kwaśnica szczawik), wächſt durch ganz Europa bis an die ſüdlichen Alpen Lapplands, am liebſten in Bergwäldern, auf Baumwurzeln; auch am Kaukaſus, in Mittelaſien, Japan und Nordamerika. Der Wurzelſtock iſt dünn, wagerecht, kriechend, mit röthlichen, fleiſchigen Schuppen und dünnen, faſerigen Wurzeln beſetzt. Aus den obern, knopfförmig zuſammengehäuften Schuppen (den Überreſten abgeſtorbener Blattſtiele) treten im Frühjahre einige Blätter und Blüthenſchäfte hervor. Die Blätter ſind langgeſtielt, gedreiet, die Blättchen umgekehrt-herzförmig, kurzgeſtielt, ſparſam behaart, des Nachts und bei trübem Wetter nach Oben zuſammengeklappt und am Blattſtiele zurückgeſchlagen (ſchlafend). Der Blüthenſchaft etwas länger als die Blätter, dreikrund, von der gewimperten, breiten Baſis des Blattſtiels umfaßt, ſchlaff, behaart, oberhalb der Mitte mit zwei gegenüberſtehenden Stützblättchen, einblumig. Die Kelchblättchen ablang, ſtumpf, gewimpert. Die Corollenblättchen faſt viermal ſo lang, als der Kelch, umgekehrt-eiförmig, abgeſtutzt oder ausgerandet, weiß, bläulich oder roth mit purpurnen Adern, über der Baſis gelbgefleckt und mit einer hervorſpringenden ſtumpfen Ecke an einander geheftet. Die Kapſel iſt eiförmig, fünfkantig, fünfſchnabelig; die Samen ſind braunroth mit weißer Decke. Eine kleinblumige Abart (O. parviflora *Lej.*), bei welcher die Corolle nur doppelt ſo lang als der Kelch iſt und fünf Staubfäden regelmäßig fehlſchlagen, hat Lejeune in Hecken bei Spaa gefunden; eine andere Abart mit ausgerandeten Corollenblättchen iſt die nordamerikaniſche O. americana *Bigelow* (*Candolle* prodr. I. p. 700).

Alle Theile dieſer zierlichen Pflanze, beſonders aber die Blätter, beſitzen eine angenehme, kräftige Säure. Aus ihnen hauptſächlich wird das Sauerkleeſalz bereitet (aber auch aus andern Oxalis- und Rumexarten), vorzüglich im Schwarzwalde in zahlreichen Fabriken. Zu dieſem Behufe wird das friſche Kraut in einem hölzernen Mörſer geſtoßen und der Saft ausgepreßt. Nachdem der Saft ſich geſetzt hat und geſeihet iſt, wird er mit Eiweiß abgekocht, bis zur Syrupsdicke abgedampft und in Glasgefäßen an einem kühlen Orte aufbewahrt. Hier ſchießen dann bald kleine Kryſtalle von Sauerkleeſalz (Sal-Acetosellae, ſ. d. Art. Oxalium) an. Nach Rafn (Danmarks og Holsteens Flora. II. p. 779) geben 20 Pfund Kraut, ſechs Pfund Saft und fünf Loth Salz; nach Savary (*Lamck.* encycl.) 100 Pfund Blätter 50 Pfund Saft und fünf Unzen Salz; nach Hagen zehn Pfund Kraut, ſechs bis ſieben Drachmen Salz. Die friſchen Blätter können außerdem zu Kräuterſäften, zu Conſerven und als Würze der Speiſen verwendet werden. Schafe, Ziegen und Schweine freſſen das Kraut, Rindvieh und Pferde nicht gern. Die Blumen des Sauerklees werden häufig von Bienen beſucht.

2) O. stricta *Linn.* (Sp. pl., *Jacqu.* O. nr. 9. t. 4. O. corniculaea Fl. dan. t. 873. Sturm, Teutſchl. Fl. I. O. ambigua *Salisbury Linn.* transact. II. p. 242. t. 23. f. 4. O. lutea *Mönch* meth.), mit perennirenden, kriechenden Wurzelſproſſen, aufrechtem, glattem Stengel, langgeſtielten, zerſtreuten, faſt glatten, gedreiten Blätteen, umgekehrt-herzförmigen, breiten Blättchen, zwei- bis ſechsblumigen, in den Blattachſeln, oder am Ende des Stengels ſtehenden, feinbehaarten oder glatten, aufrechten, an der Baſis bracteirten Blüthenſtielen und gelbee Corolle, welche doppelt ſo lang als der Kelch iſt. Ein gemeines Unkraut in Gärten, auf Äckern und gelichtetem Waldboden in Europa und Nordamerika, wo ſie urſprünglich einheimiſch ſein ſoll. Häufig mit ihr verwechſelt wird die folgende Art,

3) O. corniculata *Linn.* (Sp. pl., *Jacqu.* O. nr. 10. t. 5. Fl. dan. t. 1753. Engl. bot. t. 1726. O. corniculata *Scopoli*. O. lutea *Lamarck* Fl. fr. O. pusilla *Salisbury* l. c. p. 243. t. 23. f. 5., mit der Abart O. villosa *Marschall a Bieberst.* taur.-cauc. I. p. 355), einjährig, mit niederliegendem, Wurzel ſchlagendem, behaartem Stengel, ablangen Aſteeblättchen, welche an der Baſis der Blattſtiele angewachſen ſind, behaarten Blättern und zurückgeſchlagenen Fruchtſtielen. Auf bebautem Boden in Europa, Nordamerika, Weſtindien, Mexiko, Japan, auf Teneriffa und den mascareniſchen Inſeln. Aus beiden Arten kann ebenfalls Sauerkleeſalz bereitet werden.

Die Gattung Biophytum, welche Candolle (Prodr. I. p. 689) von Oxalis getrennt hat, ſoll ſich unterſcheiden durch abgebrochen gefiederte Blätter, durchaus freie Staubfäden, ausgerandet-zweiſpaltige Narben und eiförmig-kugelige Samenkapſeln. Wie wenig aber dieſe Unterſchiede Stich halten, hat am Beſten nachgewieſen Aug. de St. Hilaire (Bullet. de la soc. philom. 1825. Mai). Candolle rechnet nur zwei Arten zu dieſer Gattung, oder vielmehr Untergattung:

1) B. sensitivum *Cand.* (l. c., O. sensitiva *L.* sp. pl. *Jacqu.* O. nr. 21. t. 78. f. 4. Totta vari et Totta vaddi *Zanoni* hist. ed. *Mont.* p. 223. t. 131. f. 2. *Rheede* hort. malab. IX. p. 33. t. 19. Herba sentiens *Rumph.* herb. amb. V. p. 301. t. 104. f. 2), ein einjähriges, glattes Kraut mit kurzem Stengel, an deſſen Spitze ein Büſchel von wirbelförmigen, abgebrochen-gefiederten Blättern mit 12—14paarigen, ablangen, ſchief zugeſpitzten Blättchen ſteht; die doldentraubigen Blüthenſtiele tragen große, gelbe, rothgeſtreifte Blumen. Wächſt in Oſtindien, auf Ceylon, Java, Amboina

und den Philippinen, besonders unter Kokospalmen. Die Blätter zeigen große Reizbarkeit, sie schlagen sich, wie bei Mimosa pudica und andern sogenannten Sinnpflanzen zusammen, nicht blos bei jeder Berührung, sondern auch, wenn man sie nur anhaucht; auch bei Nacht und trübem Himmel sind sie geschlassen, daher der portugiesische Name dormideira, Schlafpflanze, und der Candolle'sche Biophytum von φυτὸν, Pflanze, und βίος, Leben.

2) B. dendroides *Cand.* (l. c., O. dendroides *Kunth* [*Humboldt, Bonpland* et *Kunth*, nov. gen. V. p. 250), wahrscheinlich auch einjährig, mit kurzem, holzigem Stengel, einblumigen Blüthenstielen und violetten Blumen. In Neu-Granada. Die Blätter sind gegen Berührung nicht empfindlich. — Die Gattung Oxalis ist managraphisch bearbeitet warden von Thunberg (Diss. de Oxalide. [Upsal. 1781. 4.]), von N. J. Jacquin (O. Monographia iconibus 81 illustrata. [Vindob. 1794. 4]) und van Zuccarini (Manographie der amerikanischen Oxalisarten [Münch. 1825. 4.]). (*A. Sprengel.*)

OXALIUM, säuerliches oder saures Kalikleesalz, dappelt oxalsaures Kali, saures Oxalat der Potassia, Sauerkleesalz; Bioxalas kalicus, kali oxalicum acidulum, sal Acetosellae, ein weißes, unvollkommen übersaures wesentliches Neutralsalz in kleinen, länglich vierseitigen, dachförmig abgestumpften Blättern oder Parallelepipeden aus dem ausgepreßten Safte mehrer Sauerkleearten und anderer Pflanzen (s. d. Art. Oxalsäure) nach dem Reinigen, Verdampfen und Abkühlen durch Krystallisation gewannen, das aus einer eigenthümlichen Säure (s. d. Art. Oxalsäure), zum Theil an Kali gebunden besteht, luftbeständig, sehr sauer von Geschmack, schwierig in Wasser (erst in sechs Theilen siedendem), noch schwieriger in Weingeist löslich ist, aber doch bald im Munde zerfließt, die blauen Pflanzensäfte stark röthet, im offenen Feuer, unter schwachem Knistern und Entwickelung eines stechenden Dampfes, schmilzt, mit einer blauen Flamme brennt und sein Kali zurückläßt. Bei trockner Destillation gibt es kohlensaures und Kohlenwasserstoffgas, sublimirte feste und liquide Oxalsäure, kein brenzliches Öl, und im Rückstande blas Kali mit weniger Erde. In destillirtem Wasser gelöst, trübt es das gemeine, zumal harte kalkhaltige Wasser, schlägt Queckfilber und Silber aus der Salpetersäure als Knallsalze nieder, und fällt das essigsaure Blei, ohne die Auflösung des salzsauren Queckfilbersublimats zu trüben. Nach Gay-Lussac läßt sich auch Weinstein in oxalsaures Kali umwandeln. (S. Annal. de Ch. et de Ph. Août. 1829, teutsch in Geiger's Magaz. f. Pharm. 1829. Oct. S. 81 ꝛc.) Desgleichen sall man zur Darstellung desselben, nach Gay-Lussac (vergl. R. Brandes Arch. ꝛc. XXXII. S. 114 und Erdmann's Journ. ꝛc. 1830. VII, 3. S. 356 ꝛc.), Seifensiederlauge mit einer Partie Papierabfälle eintrocknen, schwach glühen, in Wasser auflößen, krystallisiren lassen, und mehrmals umkrystallisiren, aber den Kaliüberschuß mit Essigsäure sättigen, und das essigsaure Kali durch Alkohal wegnehmen, oder das Oxalium davan durch Krystallisation trennen.

Im Oxalium schlägt die Säure bei weitem vor, so, daß es sich zur Oxalsäure wie der Weinstein zur Weinsteinsäure verhält. Denn wenn man zu einer etwas concentrirten neutralen Lösung des oxalsauren Kali eine gleichfalls etwas cancentrirte Salution van reiner Oxalsäure tröpfelt, so bildet sich augenblicklich ein dem Oxalium ganz ähnliches Salz, das, wegen seiner Schwerauflöslichkeit, pulverig niedersinkt, wenn des Wassers nicht zu viel, und dieses nicht zu warm ist. Sieben Gran Sauerkleesalz, in welchem 4,238 Grane Oxalsäuremasse enthalten sind, gaben Döbereiner, der sie mit rauchendem (nordhäuser) Vitriolöl behandelte, genau zehn Cubikzoll Gas, bestehend aus fünf Cubikzall Kohlenoxydgas, und gleichviel kahlensaures Gas. Nach F. C. Vogel enthält das krystallinische Oxalium 31,44 Kali, 55,93 Säure und 12,63 Wasser; das trockene Pulver 36 Kali nebst 64 Säure, oder 100 Basis und 160 Säure.

Wenn das Sauerkleesalz mit Säuren braust, sa ist es mit Potasche, macht es mit Kalilauge einen Niederschlag, so ist rs mit schwefelsaurer Bittererde, verknistert es am Löthrohre, wird es schwarz, oder verbreitet es beim Verbrennen einen brenzlich-sauren Weinsteingeruch, so ist es mit Weinsteinkrystallen, und wenn es mehr salzig und herb schmeckt, die Zähne sehr bald stumpf macht, sa ist es mit Schwefelsäure ꝛc., oder überhaupt mit einem fremden Salze verfälscht, z. B. mit schwefelsaurem Kali oder Natron, wo es auch kleinere und im Wasser löslichere Krystalle zeigt, die nach dem Verbrennen kein reines Kali, sondern Vitriolweinstein ader Glauberfalz zurücklassen, und mit Bleieissig einen Niederschlag bewirken, der aber nicht in Salpetersäure auflöslich ist. Das beste Sauerkleesalz erhalten wir aus der Schweiz, und aus dem ihr angrenzenden Schwaben, in schönen, großen, weißen, reinsauer schmeckenden Krystallen; das thüringer und harzer sieht etwas gelblich aus, schmeckt weniger sauer, und besteht aus kleinern Krystallchen, die im Wasser sich weit schwieriger lösen. Mehr vormals benutzte man dies Salz, wie die Weinsteinsäure, seines Wohlgeschmacks wegen besanders zu Limanadenpulver. Auch machte man sanst in Frankreich mit Tragantschleim einen Teig daraus, und formte diesen zu Stengelchen oder Täfelchen, worauf ein Petschaft abgedrückt wurde. Mit Citronenzucker in Wasser aufgelöst gaben sie eine Limonade. Allein sein Gebrauch für diesen Zweck bleibt immer unsicher und bedenklich, denn längst ist es in Teutschland bekannt, daß dies Salz, gleich seiner Säure, von 5 Drachmen bis zu ½ Unze genassen, als Äzgift die Sensibilität im Unterleibe zerstört. Die Säure wirkt desto schneller und heftiger, je weniger ihre Auflösung concentrirt ist, und dann so, daß sie in die Blutmasse übergeht, und von hier aus das Nervensystem angreift, d. i. Schwindel und Lähmung dee Hinterfüße, hauptsächlich bei Thieren, verursacht. (s. R. Christison in s. Tr. on Poisons in relation to medic. jurisprud., physiolog., and the pract. of physic. [Edinb. 1829] p. 143 etc. K. W. Caindet's Versuche und Beobachtungen über die Kleesäure [als Gift], über das Wurst- und Käsegift, aus dem Englischen und Lateinischen von C. G. Kühn und D. B. Kühn [Leipz. 1824]; vergl. *C. G. Kühn*,

Opp. acad. med. physiolog. etc. [Lipsiae 1828] II. etc. Pommer in der medicin.-chirurgischen Zeitung. 1828. Nr. 38—40. Henke's Zeitschr. für die Staatsarzneik. 11. Ergänzungsbd. IV. d.) Die unmittelbare Ursache des Todes von Vergiftung mit Oxalsäure ist bald Paralyse des Herzens, bald ein leichter Schlaganfall, bald eine Verbindung von beiden. Die besten Gegenmittel sind Kalkwasser, oder ein Gemisch aus essigsaurem Kalk und Bittererde, wobei oxalsaurer Kalk nebst essigsaurer Bittererde gebildet wird (vergl. Kopp's Jahrb. ꝛc. X. S. 373 f.)

Obwol das Sauerkleesalz oder seine Säure weit seltener zu einem Venesicium dolosum oder culposum, als zum Selbstmorde, gemisbraucht werden, so liest man doch zufällige Vergiftungsarten durch Verwechselungen des Salzes mit Bittersalz ꝛc, oder durch Misgriffe anderer Art, wie in den Medical Repertory etc. 1814., und daraus in Hufeland's Journ. für die prakt. Heilk. Sept. 1816; neuere Beispiele in der neuen Sammlung auserlesen. Abhandl. zum Gebrauch prakt. Ärzte, 1820, IV, 4 S. 754 fg.; in Meckel's Arch. für die Physiologie. VIII, 3. S. 513 fg. 590 fg; in der medic.-chirurg. Zeitung 1820. Nr. 88. S. 147 fg.; ebend. 1824. Nr. 20.; in der edinb. med. and surg. Apr. 1823.; teutsch daraus in Horn's ꝛc. Arch. für die medic. Erfahr. 1823. Jul. und Aug. S. 100 fg.; in Schweigger's Journ. für Chemie und Physik. XVII, 2, und in der obigen Kühn'schen Schrift, u. a. m. O. Die gefundene Giftsäure gibt mit salpetersaurer Baryterauflösung einen Niederschlag von oxalsaurem Baryt, aus dem die Säure durch zugesetzte Schwefelsäure und Wasser sich abscheiden, und durch Verdunstung krystallisiren läßt. Oder man kann etwas von dem zweifelhaften Salze mit gemeiner schwarzer Schreibetinte vermischen, deren Farbe bei Bittersalz unverändert bleibt, durch Oxalsäure aber braun wird, weil sich hiee oxalsaures Eisen bildet.

Durch das reine Sauerkleesalz entweder an sich, oder nachdem dessen hervorstechende Säure mit Pflanzenkali völlig gesättigt ist, wird jede Flüssigkeit, die genug Kalk mit irgend einer Säure aufgelöst enthält, sogleich aber, wenn wenig Kalk da ist, in der Ruhe erst nach einigen Tagen getrübt, und schwerlöslicher oxalsaurer Kalk gefällt. Dasselbe bemerkt man an der Auflösung des Ätzkalkes in Wasser (Kalkwasser). Bei Baryt und Strontion sind diese Erscheinungen wol auch zugegen, aber bei weitem nicht so auffallend, als beim Kalke. Die reine Oxalsäure wirkt nicht anders, und ihr ist oft das reine Oxallum vorzuziehen, dessen wäßrige Lösung daher, wie die wäßrige Oxalsäure, ohne das Salz, weil es sich nicht freiwillig zersetzt, bei jedesmaligem Gebrauche frisch auflösen zu dürfen, als Reagens dient auf Kalk im Wein, in der Weinsteinsäure, im destillirten Wasser ꝛc., auf Kalk und Bittererde in den Zinkblumen ꝛc., bei der Prüfung gemeiner und Mineralwasser auf Kalk, zur Scheidung des Nickels von Eisen ꝛc.

Technisch benutzt man das Salz (zu ½ Drachme mit 2 Drachmen Salmiak in ein Pfund Essig aufgelöst) um neugegossener Bronze das Ansehen von dunkleeer, antiker zu geben, und reibt damit anhaltend die von Kupferrost ꝛc. wohl gereinigten Stellen, bis sie wieder trocken erscheinen. Auch wird dasselbe, weil es vermöge seiner vorschlagenden Säure Eisen und seine Oxyde auflöst, mit Erfolg gebraucht, um Schwarztinten- und Rostflecke aus dem Weißzeuche, aus Papier ꝛc. zu bringen (vergl. *Fr. P. Savary* de sale essentiali acetosellae. [Argent. 1773. 4.] Wiegleb in Crell's chem. Journ. 1779. II. S. 6 f. *S. C. Titius* de acido vegetabili elementari, eiusque modificatione [Lips. 1788. 4.], und der Literatur unter dem Art. Oxalsäure). (*Th. Schreger.*)

OXALME, Ὀξάλμη, Muria acida, eine Mischung aus Essig und Salz, deren sich die Alten häufig sowol bei Zubereitung von Speisen als auch als Heilmittel bedienten. (*Wiegand.*)

OXALSÄURE (Sauerklee-, Klee-, kohlige Säure, sonst Zuckersäure, acid. saccharieum, acid. oxalicum, acide oxalique) heißt eine besondere flüchtige Pflanzensäure, welche Scheele im J. 1784 bei der Behandlung des Zuckers mit starker Salpetersäure entdeckte und deshalb erst Zuckersäure nannte, später aber mit der Oxalsäure identisch fand. Döbereiner nimmt sie gleich dem Zucker für eine salzartige Verbindung an und nennt sie kohlige Säure, weil sie ebenfalls aus Kohlen- und Sauerstoff bestehe. Sie läßt sich, wie die Kohlensäure, künstlich darstellen, als wesentliche Säure jedoch zunächst aus dem Sauerkleesalze (s. den Art. Oxalium) scheiden, wenn man zu dessen wäßriger Auflösung eine essigsaure Bleisolution gießt, wodurch ein Niederschlag von oxalsaurem Blei entsteht, der mittels Schwefelsäure zerlegt werden kann. Auch erhält man sie durch Scheidung aus einer mit kohlensaurem Kali oder Ammonium neutralisirten wäßrigen Lösung des reinen Sauerkleesalzes mit Hilfe einer salz- oder salpetersauren Barytsolution; der zu Boden gefallene oxalsaure Baryt wird dann gleichfalls durch verdünnte Schwefelsäure zersetzt. Mehr mittelbar kann sie, durch Behandlung des Honigs, der Manna und anderer süßer Pflanzensäfte, ja selbst der meisten Äther- und Fettöle *), des Weingeistes, und sogar der thierischen Gallerte mittels Salpetersäure gewonnen werden. Ferner bildet sie sich nach L. Gmelin und Liebig bei Bereitung des Kalium, sowie nach Vauquelin und Gay-Lussac, wenn man Gallert- oder pectische Säure mit Ätzkali oder Natron in einem Tiegel erhitzt, und die Masse in salpetergesäuertem Wasser auflöst. Auch werden durch dieselbe Behandlung Baumwolle, Seide, Holzsägespäne, Zucker, Stärkmehl, Gummi, Milchzucker, Papier und andere organische Stoffe in Oxalsäure umgewandelt (s. Gay-Lussac in Schweigger-Seidel's Jahrb. ꝛc. 1830. 1. Heft, in Geiger's Magazin für Pharmacie ꝛc. 1831. XXXV. S. 28 fg. und in den Annalen der Pharmacie ꝛc. 1832. I, 1. S. 20 fg.), desgleichen nach Buchner und Herberger (s. d. Ersten Repertor. 1831. XXXVIII, 2. S. 189 fg.) vegetabilische Stoffe durch Zersetzung mittels Kali. Allein eine der merkwürdigsten Umbildungen in dieselbe bleibt

*) So geben namentlich 15 Theile Sassafrasöl einen Theil reine krystallisirte Oxalsäure.

Digitized by Google

jene der Weinsteinsäure; ja schon roher Weinstein liefert, mit Kali erhitzt, vorzüglich viel Oxalsäure, dergleichen auch Citron-, Äpfel-, Bernstein- und Schleimsäure liefern. (S. Buchner's Repert. ꝛc. XXXIII, 1. S. 131 fg.) Nicht minder erzeugt sie sich bei Einwirkung des Chlors auf Harnsäure, sowie neben andern Producten beim Einwirken von Cyan auf Ammoniumflüssigkeit, wo zugleich künstlicher Harnstoff entsteht (s. Wöhler in Poggendorff's Ann. d. Ph. ꝛc. 1828. XII, 2. S. 283 fg.). Über Bereitung der sublimirten Oxalsalze s. E. Turner im Pharm. Centralblatt. 1831. Nr. 22. S. 341 fg. u. in den Ann. der Pharm. S. 22 fg. In der Natur kommt die Oxalsäure nie im Marke der Früchte vor, dagegen öfters mit Kali im Zellstoffe der Blätter, z. B. von Oxalis acetosella corniculata, cornua *L.*, stricta *Jacqu.*, floribunda *L.*, tetraphylla *E.* aus Mexiko, deren Blätter antiskorbutisch wirken, und als Gemüse gleich den Knollen der Wurzelzasern gegessen werden. Auch Rumex acetosa *L.*, Rum. vesicar., Geranium acetosum etc. enthalten Oxalsäure; einen ähnlichen Geschmack haben die Blätter der Begoniaarten, des Baums Acetosa *Rumph.* und mehrer exotischer Gewächse. Reich an oxalsaurem Kalke ist besonders die asiatische Flechte, Parmelia esculenta (s. dies. Art.); desgleichen das Zellgewebe des Markes und die Rinde von Cereus peruvianus. Merkwürdig bleibt es immer, daß diese oxydirte Säure in dem Theile der Pflanzen ihren Sitz hat, welcher der Luft am meisten bloßgestellt und zur Anziehung des Sauerstoffes aus derselben am geeignetsten ist. Freie Oxalsäure sondern die ebrigen, wie Conferven gegliederten, aber nicht drüsigen Haare auf den zarten Hülsen und Kelchen des Cicer arietinum ab. Oxalsaurer Kalk liegt, als Pulver, in dem Zellgewebe der perennirenden Wurzeln und den Rinden vieler jährigen Gewächse, z. B. in den Rhabarber-, Rothenzian-, Süßholz-, Nelken- und andern Wurzeln. Woher das Kali kommen mag, welches die Oxal-, sowie die Weinsteinsäure fast in allen Pflanzen des Continents begleitet, ob aus der Erde oder durch organisch-chemischen Proceß erzeugt, läßt sich bis jetzt nicht entscheiden. In der Erde ist freilich weit mehr davon da, als in der Asche aller Vegetabilien, welche in Millionen Jahren wachsen. Jedoch möchte wenigstens die Erdrinde, auf welcher die Vegetation vor sich geht, durch deren Fortdauer, durch Regen ꝛc. einmal an Kali erschöpft werden, und dasselbe durch den Dünger allein nicht in solcher Menge ersetzbar sein, wie man es mehre Jahre nach einander in der Weintraube, im Weinstocke selbst, in den Tabakestengeln, im Kartoffelkraute ꝛc. antrifft. In diesem Falle ließe sich annehmen, daß es ebenfalls zu den Vegetationsproducten gehöre, weil die kalireichsten Gewächse solche sind, die in sich neben sauren Stoffen noch viele organisch-basische enthalten, z. B. Kleber, oder Eiweis, oder Ferment ꝛc., die etwa durch größere Verdichtung oder innigere Durchdringung ihrer Bestandtheile sich in Kali umwandeln können. Desgleichen bestehen nach Braconnot (s. Annal. de Chimie. Mars. 1825, und Trommsdorff's Neues Journ. der Pharm. 1825. XI, 1), die Lichenes crustacei, wie Variolaria (häufig auf alten Buchen) ꝛc, beinahe zur Hälfte aus oxalsaurem Kalke, welche bei den häufigern, knorpeligern Flechten sich ganz verliert. Auch findet sich dieses Salz oder auch oxalsaures Ammonium in manchem Harngries und in einigen Harnsteinen. (Vergl. Gay-Lussac in Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chem. u. Pharm. 1830, F. Magendie's physiolog. und medic. Untersuchung über den Harngries ꝛc. Nach der zweiten Auflage des Französischen bearbeitet von Fe. Ludw. Meißner. Mit einer Kupfert. Leipzig 1830).

Nach Döbereiner unterscheiden sich von der Oxalsäure die Weinstein- und Citronsäure dadurch, daß diese in keinerlei Zustande bei der gewöhnlichen Temperatur Gas ausgeben, wenn sie mit concentrirter Schwefelsäure in Berührung kommen. Ebenso leicht bezeichnet den Unterschied zwischen Oxal- und Weinsteinsäure, nach Peschier, der salpeter- oder salzsaure Kalk, weil der hier gebildete oxalsaure Kalk sogleich aus der Mischung niederfällt.

Unsere Säure stellt ein festes, weißes Salz in Prismen und Parallelepipeden dar mit zwei schmalen und zwei breiten Seitenflächen, oder auch in rhomboidalischen Tafeln, das in der Siedhitze des Wassers feuerbeständig ist, und nach F. C. Vogel in 100 Theilen 41,35 Krystallwasser, nach Berzelius aber 58 Säure und 42 Wasser und nach Herrmann in Moskau 42,30 Wasser, 19,40 Kohlenstoff und 38,30 Sauerstoff enthält. Bei übereilter Krystallisation nimmt es auch die Form von platten Nadeln an. Die Krystalle sind mehr oder weniger durchsichtig und ziemlich glänzend, ganz geruchlos, von überaus scharfem, aber nicht unangenehm saurem Geschmack. Unter allen organischen Säuren ist die Oxalsäure am sauerstoffreichsten; ein Gran davon macht 2633 Grane Wasser wirklich sauer, zu zwei Loth genommen wirkt sie tödtlich. Ihr specifisches Gewicht ist nach Guyton-Morveau 1,593, nach Richter 1,507. In heißer, trockener Luft verwittern ihre Krystalle sehr langsam, mit Verlust von etwa 28—30 Procent. Krystallwasser zu einem weißen Pulver, zu Oxalsäure-Hydrat, das in der Hitze, statt sein Wasser zu verlieren, zersetzt und nach Gay-Lussac und Thenard von gelind erhitztem Kalin und Natrin unter lebhafter Feuerentwickelung zu Kohle und Kali wird. Mit Wasser erhitzt es sich und enthält nach Berzelius 80,5 Oxalsäure und 19,5 Wasser. Nach Richter löst kaltes Wasser nur $\frac{1}{9}$ seines Gewichtes von der Säure auf, von siedendem bedarf sie zu ihrer Lösung, die dann unter Knisteen geschieht, kaum die Hälfte. Nach Bergmann lösen sich die Krystalle in zwei Theilen kalten und einem Theile kochenden Wassers auf. Von der in Weingeist gelösten Säure wird Lackmus schneller, als von allen übrigen Säuren geröthet, und das Fernambukpapier schneller blaßgelb gefärbt, Kurkumapapier aber unverändert gelassen. Über deren Wirkung auf den Zucker s. Döbereinee in Geiger's Ann. der Pharm. 1832. II. S. 338. Hundert Theile siedenden Alkohols lösen 56 Theile Oxalsäure auf, bei mittler Temperatur nur 40 Theile. Wenn man einen Theil davon in acht Theilen reinen Alkohols auflöst, in einer Retorte diese 5—6mal abzieht, so verschwindet die Säure ganz, und wird, nach Bauhof, zu einer ölähnlichen Materie, die eine Verbindung beider Stoffe ist, bräunlichgelb

aussieht, wie süßes Weinöl riecht, widrig bitterlich, etwas metallisch schmeckt, in Wasser wie Öltropfen niederfällt, sich aber durch Schütteln zum Theil darin auflöst, blaur Pflanzensäfte röthet, durch Schütteln mit kohlensaurem Kalke ihre anhängende Säure verliert, und sich leicht in Alkohol löst, welcher abdestillirt, etwas von der öligen Materie und von der Säure mitnimmt, die durch kohlensauren Kalk ausgemittelt wird. Mit Wasser in einer Retorte destillirt, zersetzt sich die ölige Substanz, es entsteht säuerliches Wasser, und eine saure Flüssigkeit bleibt zurück, die beim Erkalten Oxalsäurekrystalle absetzt. Ätzammonium fällt aus derselben oder ihrer Auflösung in Alkohol sogleich einen weißen Niederschlag, der eine Verbindung derselben mit Ammonium ist, welche ohne Geruch und Geschmack, weder im kalten, noch im warmen Wasser sich auflöst. Erhitzt verfliegt dieser Niederschlag als weißer Rauch, ohne Zersetzung. Weder Salpeter- noch kalte Salzsäure löst ihn auf, wol aber warme, ebenso Vitriolöl. Die Auflösung ist durchsichtig, farblos, und Kalien schlagen nichts daraus nieder. Nach Bergmann ist die Oxalsäure in verdünnter Schwefel- und Salzsäure ohne Zersetzung löslich. Mit Kali oder Natron gekocht wird sie nicht zersetzt und kein Ammonium entwickelt. Mit Ätzlauge in einer Retorte destillirt, enthält das Destillat Ammonium und Alkohol, der Rückstand mit Salzsäure gesättigt und mit salzsaurem Kalk vermengt wirft vielen oxalsauren Kalk nieder. Von der Oxalsäure werden ferner die Auflösungen des salzsauren Kalkes und das Kalkwasser getrübt. Auch ist sie fähig, das Mangan der Essig- und Salzsäure zu entreißen. Auf Glühkohlen stößt sie nach Bergmann und Béeard einen saueen stechenden Dampf aus und zerfällt in Pulver. Trocken destillirt entwickelt sie Wasser, welches etwas Oxalsäure enthält, schmilzt, kocht auf, wird braun, gibt ein leichtes, weißes Sublimat von Oxalsäure-Hydrat, welches mit Wasser, ehe es sich auflöst, einen Teig bildet, entwickelt viel Gas (½ Unze wol 100 Cubikzoll), welches zur Hälfte kohlensaures ist, und zur Hälfte mit blauer Flamme verbrennt. Es bleibt ½₀ beaune oder graue Materie zuelck, welche Schwefelsäure beaun, Salpetersäure gelb färbt, in Salzsäure unverändert sich löst, und in einem offenen Gefäße erhitzt ganz verschwindet. Durch ein Glüheohr geleitet weeden die Krystalle ganz zersetzt, ohne Abscheidung von Kohle. Kochende Salpetersäuee verwandelt sie allmälig in Wasser und Kohlensäure. Coneentriete Schwefelsäuee löst sie mit beauner Farbe auf, und zerstöet sie, besonders in der Hitze. Raucheudes Vitriolöl zersetzt sie, nach Döbereiner schon bei niedeeer Temperatur in gleiche Maße kohlensaures und Kohlenoxydgas, von nicht dampfendem (englischem) Vitriolöl erleidet sie keine Zersetzung. Wäßriges Chlor verwandelt die mit Wasser verbundene Säuee ganz in kohlensaures Gas. Durch Salpetersäure wied sie beim Siedpunkte zu Wasser und Kohlensäure. Essigsäure löst sie unoerändert auf. Jod und Oxalsäure wieken nicht auf einander; dagegen ist diese im Äther, und sowol in flüchtigen als in fetten Ölen löslich. Mit Alkohol bildet sie den Oxaläther (s. oben). Fourcroy und Vauquelin nehmen in ihr an: 10 Wasseestoff, 13 Kohlenstoff und 77 Sauerstoff, Berzelius 33,217 Kohlenstoff, 66,290 Sauerstoff und 0,493 Wasserstoff, oder 1,5 Kohlenstoff, 3 Sauerstoff und 0,0104 Wasserstoff. Allein nach Döbereiner's neuen Versuchen (in Gilbert's Ann. der Ph. ic. 1822. 10. S. 208 fg.) enthält sie keinen Wasserstoff, sondern ein Volumen Kohlenoxyd und ein Volumen Kohlensäure, oder gleiche Volumina Kohlensäure und Kohlenoxydgas. Auch Dulong sieht sie für eine aus zwei Mischungsgew. Kohlenstoff und drei Sauerstoffgas zusammengesetzte, zwischen Kohlenoxyd und Kohlensäuee mitten inne stehende kohlige Säure an. Nach Berthollet soll sie bestehen: aus 25,13 Kohlenstoff, 71,18 Sauerstoff und 3,09 Wasserstoff; nach Prout die krystallisirte aus 19,4 Kohlenstoff, 42,86 Wasserstoff und 22,87—38,11 Sauerstoff; nach R. Herrmann in Moskau aus 19,40 Kohlenstoff, 4,69 Wasserstoff und 75,91 Sauerstoff. Thomson soll Oxalsäure vorgekommen sein, deren Wassergehalt die Hälfte ihres Gewichts betrug, was Prout u. A. noch nie gefunden haben wollen (s. Prout in Schweigger's Journ. der Chem. und Ph. 1828. II, 3. S. 359 fg., und in Poggendorff's Ann. der Pharm. ic. 1828. Nr. 2. S. 271 fg.

Brugnatelli rühmt die Oxalsäure vorzüglich als Entdeckungsmittel der Harnsäure in den Harnsteinen. Nach Döbereiner ist sie ein schnell wirkendes Abscheidungsmittel der Kobalt- und Nickeloxyde, weil diese von ihr mächtig angezogen werden. Als Gift wirkt sie nach R. Christison und Ch. W. Coindet nur auf die Gelatina schnell auflösend, ohne sie zu verändern, oder von ihr verändert zu werden (vergl. den Art. Oxalium).

Oxalsaure Verbindungen. I. **Einfache Oxalsalze:** nur die auflöslichen übersättigen sich gern mit ihrer Säure, werden dann weniger löslich, als die neutralen sind; und zerlegen sämmtliche Kalksalzverbindungen. In allen sauren Oxalsalzen ist das Kali immer mit zweimal so viel Säuee verbunden, als in den entspreeheuden Neutralsalzen. 1) **Oxalsaures Kali, Kali oxalicum,** ist, gleich dem oxalsaueen Ammonium (s. unten), wegen seiner Geneigtheit, Tripelsalze zu bilden, ein weniger sicheres chemisches Reagens. Am vortheilhaftesten läßt es sich nach Brandes und Geiger durch Einwirkung von Kali auf Papierschnitzel in der Hitze bereiten. (S. Pharm. Centralblatt. 1830. 4. S. 64 u. Geiger's Magaz. XXX. S. 81 fg.) a) Neutrales (Oxalat d. Potassia) schießt nur bei einem kleinen Überschusse von Kali, in rhomboidalischen oder auch prismatischen Krystallen an, welche denen der Oxalsäure sehr ähnlich sind, schmeckt mild salzig und ist in Wasser leicht auflöslich. Das staubig trockene, völlig neutralisirte Präpaeat enthält 56,77 Kali, 43,06 Säure und 0,17 Wasser, oder nach J. C. Vogel 100 Basis und 80 Säure. Nach Döbereiner läßt es, mit rauchendem, reine wasserleere Säure enthaltendem Vitriolöle behandelt, sowie das neutrale oxalsaure Natron, Ammonium und Calcium, die Oxalsäure als kohlensaures und Kohlenoxydgas fahren, und gibt seine Basis an das Vitriolöl ab. b) Das säuerliche oder oxalsauee Kali, sauee oder Oxalat der Potassia (Sauerkleesalz), **Kali oxalicum acidulum, Sal acetosellae** (s. oben Oxalium). c) Das übersaure s. weiter unten bei den oxalsauren Doppel- und Trippelsalzen. 2)

Oxalsaures Natron, Oxalat der Sodia, Natron oxalicum. a) Neutrales, durch Vereinigung von einem Theile kryſtalliſirter Oxalſäure mit zwei Theilen kryſtalliſirten kohlenſauren Natrons gebildet, gibt kleine Kryſtallkörner von mildem Geſchmacke, die den Veilchenſaft ſchwach grün färben, vieles und warmes Waſſer zur Löſung verlangen, und in Alkohol unauflöslich ſind. Sie beſtehen nach Vogel und Bérard aus 40,33 Natron und 53,67 Säure. b) Das ſäuerliche bildet ſich beim Einwirken der Oxalſäure auf Kochſalz als ein ſäuerlich reagirendes und in Waſſer ſchwerer lösliches Salz, beſtehend aus zwei Miſchungsgewichten Oxalſäure, nach Fr. Vogel aus 100 Baſis und 121 Säure. c) Das überſaure enthält auf 100 Baſis 242 Säure. Übrigens iſt das Kali der Oxalſäure näher verwandt als das Natron. 3) Oxalſaures Ammonium. a) Neutrales in vierſeitigen Prismen, oder in büſchelförmig zuſammengehäuften langen vier-, ſechs- und achtſeitig zugeſchärften Säulen von Salmiakgeſchmack, die das Lackmus und den Veilchenſaft röthen, in 28 Th. kalten Waſſers leicht ſich löſen und aus der Löſung durch Oxalſäure, als ſäuerlich Salz niederſchlagen laſſen. In Alkohol iſt es unauflöslich, verwittert in warmer Luft und zerſetzt ſich in Feuer, ohne zu ſublimiren. Es enthält nach F. Vogel 100 Baſis und 221 Säure, nach Berzelius 26,88 Ammonium, 50,37 Säure und 13,75 Waſſer. b) Das ſaure iſt auch kryſtalliſirbar, in Waſſer wenig löslich und enthält nach F. Vogel 18,1 Ammonium und 81,9 Säure, oder nach Bérard in ſeinen Kryſtallen 12,6 Proc. Waſſer auf 100 Baſis und 525 Säure. Da die theilweiſe Umwandlung des oxalſauren Ammoniums in Cyanogene Döbereinern gelungen iſt, ſo ſieht er letzteres für das Radical des erſten an (ſ. Gilbert's Ann. d. Ph. ꝛc. 1823. 8. St. S. 422 fg., vergl. Schweigger's Journ. d. Chem. ꝛc. ältere Reihe. XXIII. S. 71). 4) Oxalſaures Lithon oder Lithion. a) Neutrales, aus einer geſättigten Verbindung des kohlenſauren Lithion mit Oxalſäure ſchwer kryſtalliſirend in kleinen undurchſichtigen Wärzchen, die in Waſſer äußerſt leicht ſich auflöſen. b) Saures oxalſaures Lithon, nach L. Gmelin durchſichtige, kryſtalliniſche Körner, die zwar ziemlich, aber weniger leicht in Waſſer löslich ſind. 5) Oxalſaurer Kalk (rein im gelben Harngrieſe bei Menſchen, und nach Turpin im Zellgewebe des Markes und der Borke eines alten Stammes des Cereus Peruanus in Kryſtallenform enthalten), iſt insgemein pulverartig, oder in kleinen prismatiſchen Kryſtallen und in Waſſer, wäßriger Oxal- und Eſſigſäure unauflöslich, daher fällt er, wenn in Waſſer gelöſte Oxalſäure zu Kalkwaſſer getröpfelt wird, als ein weißer geſchmackloſer Staub nieder, der in der Siedhitze Veilchenſaft grün färbt und nach F. Vogel erſt über 100° ſein letztes Miſchungsgewicht Waſſer verliert, welches er an der Luft wieder anzieht. Nach F. Vogel beſteht das Salz noch feucht aus 45,75 Kalk und 56,25 Säure; im ziemlich trockenen Zuſtande aber nach Bergmann aus 46 Kalk, 48 Säure und 6 Waſſer, und nach Vogel aus 49$\frac{1}{10}$ Säure, 38,5 Kalk und 12,0 Waſſer; ganz ausgetrocknetes endlich aus 56,25 Säure und 43,75 Kalk, oder aus 100 Baſis und 132 Säure. — Salpeter- und Salzſäure löſen dies Kalkſalz auf, doch nicht bei Überſchuß von Oxalſäure; und es wird daraus durch oxalſaures Ammonium niedergeworfen. Nach Dulong liefert daſſelbe, bei 100° getrocknet und trocken deſtillirt, dieſelben Producte wie der oxalſaure Baryt. Durch Kochen mit kohlenſaurem Kali wird es langſam in kohlenſauren Kalk zerſetzt. Übrigens geht der Kalk in ſeinen Affinitätsverhältniſſen zur Oxalſäure den Kalien und Erden, ſelbſt dem Baryt, vor, und überhaupt haben Oxalſäure und Kalk reciprok zu einander die ſtärkſte Anziehung, d. h. dieſer hat zu jener eine größere Anziehung als jede andere Erde, und die Oxalſäure iſt dem Kalke näher verwandt als jede andere Säure. Dies gilt auch bei doppelter Wahlanziehung, ſodaß ſchwefelſaurer, ſalpeterſaurer, ſalzſaurer und eſſigſaurer Kalk ꝛc. vom oxalſauren Kali zerſetzt werden, und wie dieſes zu jenen Salzen kommt, ſofort oxalſaurer Kalk zu Boden fällt. Daher kennen wir die Oxalſäure und das oxalſaure Kali als ein ſehr brauchbares Reagens auf Kalk in irgend einem Waſſer (ſ. oben Oxalium). Indeſſen iſt, nach Richter, hier in Rückſicht der Kalien die Kohlenſäure auszunehmen, ſodaß, wenn kohlenſaures Kali mit oxalſaurem Kalk und Waſſer gekocht wird, daraus oxalſaures Kali und kohlenſaurer Kalk entſtehen. 6) Oxalſaurer Baryt. a) Neutraler, weiß, pulverartig, ohne Geſchmack und faſt unauflöslich in Waſſer (nach Bucholz erſt in faſt 2000 Theilen bei mittler Temperatur löslich). Nach Bérard beſteht das Salz aus 100 Baſis und 60,84 Säure. Es hält nach Dulong, bis zu 100° erhitzt, noch Waſſer zurück, und gibt trocken deſtillirt Waſſer, Kohlenoxyd, Kohlenſäure, Kohlenwaſſerſtoffgas, brenzliches Öl, und, als Rückſtand und mit Kohle gemengt, kohlenſauren Baryt. b) Das ſäuerliche Salz in kleinen, vieleckigen, durchſichtigen Kryſtallen, die, in ſiedendem Waſſer aufgelöſt, a) fallen laſſen, ſodaß nur ein Theil des Baryts mit überſchüſſiger Säure im Waſſer gelöſt bleibt. Das Salz enthält nach Bérard auf 100 Baſis 123 Säure. Der Baryt ſteht hier nur dem Kalke nach, den Kalien und den übrigen Erden vor. Doch entziehen die Kalien dem kryſtalliſirten oxalſauren Baryt die überſchüſſige Säure. 7) Oxalſaures Strontion. a) Neutrales, weiß, pulverartig, geſchmacklos und nach Hope erſt in 1920 ſiedenden Waſſers, und nach Bécard nur ſehr wenig in wäßriger Oxalſäure löslich. Nach Dulong hält es, bis zu 100° erhitzt, noch Waſſer zurück und liefert bei höherer Temperatur dieſelben Producte wie Nr. 6. a. Sein Gehalt iſt nach Vauquelin 59 Strontion und 40,5 Säure, nach Bérard 100 Baſis und 83,60 Säure. b) Das ſaure Salz beſteht nach Thomſon aus 43,1 Strontion und 56,9 Säure. 8) Die oxalſaure Bittererde iſt ein weißes Pulver ohne Geſchmack, das ohne Säureüberſchuß in Waſſer ſich ſo wenig als in Weingeiſt löſt, und nach Bérard nur äußerſt wenig in wäßriger Oxalſäure. Nach Bergmann hält es 35 Erde nebſt 65 Säure und Waſſer, nach Bérard auf 100 Baſis 65$\frac{5}{100}$ Säure. Die Bittererde geht übrigens hier den Kalien vor, aber Kalk, Baryt und Strontion nach. 9) Die Alaunerde ſteht den Kalien und der Bittererde in der Wahlanziehung zur Oxalſäure nach. Sie wird auch durch Eiſen zerſetzt. 10) Oxal-

Digitized by Google

saure Zirkonerde ist in Wasser unauflöslich und die Zirkonerde steht auch hier den vorigen Basen nach. 11) Die oxalsaure Glucinerde ist nach Vauquelin durch freiwilliges Verdunsten eine etwas durchsichtige und spröde, dem Mimosengummi ähnelnde Masse von auffallend süßem, hinterdrein herbem Geschmacke, die sich in Wasser leicht auflöst. Die Glycine steht auch bei der Oxalsäure den Kalien und Erden, außer der Alaunerde, nach. 12) Die oxalsaure Gadolin- oder Ytterrerde ist, nach Klaproth und Vauquelin, ein in Wasser schwer lösliches Pulver.

In allen diesen Salzen wird von einer den Siedgrad des Wassers übersteigenden Hitze die Säure zersetzt, aber in der Glühhitze unter Erscheinung der obigen Producte der Oxalsäure ganz zerstört, sodaß endlich kohlensaures Kali, Natron ꝛc. zurückbleiben. Beim Ammonium oxalicum verflüchtiget sich das Ammonium mit, theils als solches, theils im kohlengesäuerten Zustande.

Übrigens steht die Oxalsäure in der Affinität zu den Kalien ꝛc. der Schwefelsäure nach, nur Kalk und Bittererde machen hier Ausnahmen. Dies unterscheidet die Oxalsäure von der Weinsteinsäure, indem diese auch beim Kalke der Schwefelsäure nachsteht, unterscheidet auch den Kalk vom Baryt und von der Alaunerde, indem bei diesen die Schwefelsäure der Oxalsäure vorgeht. Auch der Salpeter- und Salzsäure steht die Oxalsäure bei den Kalien nach, außer beim Kalke, Baryt und der Bittererde. Der Flußsäure geht sie dagegen im Allgemeinen vor, so auch der Borarsäure. Der Phosphorsäure steht sie bei den Kalien nach, bei den Erden vor, sowie fast durchgängig der Weinsteinsäure.

Die Oxalsäure ist ebenso geneigt, sich mit dem Pflanzenkali gerade in jenem Verhältnisse zu verbinden, welches im Oxalium statt hat, wie die Weinsteinsäure mit dem Weinsteine verbunden ist. Daher finden sich bei ihr dieselben sonderbaren Anomalien, wie bei der Weinsteinsäure (s. d. Art.). Valli räth die Oxalsäure als Lebensverlängerungsmittel an? — um die animalische Kalkerde in flüssiger Form und zur Ausführung geschickt zu erhalten, dadurch aber ihre Erstarrung und die davon abhängige Sprödigkeit der festen Theile und die Verstopfung der Gefäße zu verhüten. Aerzneilich rühmt Jäggy die Oxalsäure in kleinen, abgebrochenen Gaben, als treffliches Antiphlogisticum bei den meisten Unterleibsentzündungen, außer in der Hepatitis und Psoitis (s. von Siebold's Journ. für Geburtshilfe ꝛc. 1830. IX. Nr. XXV).

13) Oxalsaures Goldoxyd, ein in Wasser schwer lösliches Erzmetallsalz; das aus salzsaurem Goldoxyd durch Kali niedergeschlagene Goldsalz löst sich nach Bergmann nur sehr wenig in Oxalsäure auf. 14) Oxalsaures Platinoxyd in gelben Krystallen, die aus der Auflösung des durch Natron im salzsauren Platinoxyd bewirkten Präcipitats in Oxalsäure niederfallen. 15) Oxalsaures Silberoxyd erhält man, nach Bergmann, durch Digestion des Silberoxyds in liquider Oxalsäure, oder durch Fällung mittels dieser aus der salpeter- und schwefelsauren Silberlösung, als ein weißes, Lackmus nicht röthendes, am Sonnenlichte sich bräunendes oder schwärzendes, in Wasser überaus schwierig, aber in Salpetersäure leichter sich lösendes Pulver, das durch Schlagen, oder in einem Löffel über Glühkohlen erhitzt, wie Schießpulver explodirt. Nach Dulong zerlegt es sich durch die Hitze in Wasser, Kohlensäure und Metall. 16) Oxalsaures Quecksilber. a) Oxydulietes (Knallquecksilber, Mercurius fulminans), von Howard zuerst durch die Oxalsäure gefällt aus einer Auflösung des Quecksilbersalpeters, oder aus einer Mischung des Quecksilberoxyds mit Oxalsäure im Sieden gebildet, als ein weißes pulveriges, im Lichte sich schwärzendes, im Wasser kaum auflösliches, durch Erhitzen detonierendes Salz. Es entzündet sich sogar unter der Luftpumpe bei 368° Fahr. mit einem Knalle, desgleichen, wenn es in Vitriolöl gebracht wird, ferner durch einen Stahlfunken, noch lauter durch den elektrischen Funken, auch schon durch bloßes Reiben, am lautesten aber durch einen Hammerschlag. In der Stärke seiner Wirkung steht es zwischen Knallsilber und Knallgold. Schießpulver wird dadurch nicht entzündet. So heftig übrigens die anfängliche Explosion dieses Knallsalzes ist, so verbreitet sie sich doch nach Erfahrungen (in Schweigger's Neuem Journal der Chemie ꝛc. XXIX, 1. S. 88) nur in geringe Fernen. Man kann es daher auch in einer Glasröhre von ¼ — 1 Zoll Weite durch Wärme zerplatzen lassen und das reducirte Quecksilber auffangen, ohne daß die Röhre zerbricht, doch immer mit aller Vorsicht (vergl. den Art. Knallsalz). Es besteht aus Salpetergas und oxalsaurem Quecksilber mit vorschlagendem Oxygene. Auch noch so gut getrocknet liefert es nach Dulong langsam erhitzt, Wasser und Kohlensäure nebst metallischem Quecksilber. b) Oxydietes oxalsaures Quecksilber, ein weißes, in Wasser auflösliches Salz, das am Lichte nicht schwarz wird, aber gleichfalls durch Erhitzen detonirt. Die Oxalsäure schlägt die Sublimatauflösung langsam nieder. 17) Oxalsaures Kupferoxyd, ein hell bläulichgrünes, in Wasser kaum und nur bei Überschuß der Säure ganz, desgleichen in Oxalsäure mit grünlich-blauer Farbe, endlich auch in wäßrigem oxalsaurem Kali, Natron und Ammonium auflösliches, durch Glühen zerstörbares Pulver, das durch Fällung des Kupferoxyds mittels der Oxalsäure aus allen übrigen Säuren gewonnen wird. Das scharf getrocknete Salz gibt nach F. C. Vogel durch Glühen ⅓ reines Kupferoxyd; nach Döbereiner läßt es sich durch Austrocknen von allem Wasser befreien, und wird dann blos in Kohlensäure und dunkelrothes metallisches Kupfer zerstört. Nach Dulong aber läßt es sich durch Erhitzen über 100° nicht ganz entwässern, und liefert mithin bei stärkerm Feuer, außer Kohlensäure und Metall, auch Wasser. Es enthält genau die Hälfte seines Gewichts vollkommenes Kupferoxyd, die andere besteht aus Säure und Wasser. 18) Oxalsaures Eisen, ein aus der Auflösung saurer Eisensalze durch Oxalsäure, und deren Neutralsalze, mit Ausschluß des oxalsauren Kalkes, weil Kalk und Oxalsäure zu einander reciprok die nächste Verwandtschaft haben, gefällter gelblichweißer Staub. Das metallische Eisen wird auch, unter Entwickelung von Wasserstoffgas, geradezu von der Oxalsäure aufgelöst. a) Oxalsaures Eisenoxydul: aa) ungesättigtes, aus der in mäßiger Wärme gemachten Auflösung anschießende, gelblichgrüne, süß herbschmeckende Prismen, die in etwas oxalgesäuertem

Wasser sich leicht lösen, sauer reagiren, nach Bergmann 45 Eisenoxydul nebst 55 Säure enthalten, und in der Wärme verwittern; bb) das neutrale Salz schießt aus der bei Siedhitze vorgenommenen Lösung in Octaëdern an, die an den Spitzen und Ecken abgestumpft, und in Wasser auflöslich sind; cc) das säuerliche Salz krystallisirt in luftbeständigen, plattgedrückten Rhomben. Über das Verhalten des oxalsauren Eisenoxyduls in der Wärme s. Döbereiner in Schweigger-Seidel's n Jahrb d. Chem. und Pharm. 1831. II, 1. S. 96 fg. 15) Oxalsaures Eisenoxyd ist, nach Bergmann, ein rothgelbes, in Wasser kaum lösliches Pulver, das aus Oxalsäure mit Eisenoxydhydrat oder aus Oxalsäure und deren Salzen mit einem Eisenoxydsalze verbunden, sich bildet. 19) Oxalsaures Zinn; Zinn wird in erwärmter Oxalsäure unter Wasserstoffgasentwickelung schwarz, und bedeckt sich mit einem grauen Pulver. Die Auflösung liefert dann, nach Bergmann, durch langsames Verdunsten, obiges Präparat in säuerlich-herbschmeckenden, Lackmus röthenden Prismen, beim schnellen Abdampfen aber eine hornartige Masse. Auch das Zinnoxyd wird von der Oxalsäure aufgelöst. Eine völlig neutrale Verbindung entsteht nur durch Präcipitation des essigsauren Zinnes mit oxalsaurem Kali. Der Niederschlag ist aber nun ein schwer lösliches weißes Pulver. 20) Oxalsaures Bleioxyd, kleine glänzende Krystalle, die an der Luft undurchsichtig werden und in Wasser kaum sich lösen, außer bei vorwaltender Säure, aber nach Vauquelin in Essigsäure ganz unlöslich sind. Durch Erhitzen über 100° läßt das Salz nach Dulong, alles Wasser fahren, und wird, weiter erhitzt, in kohlensaures und Kohlenoxydgas und in ein Bleioxyd zerlegt, das in einem besondern Zustande zurückbleibt. Nach Berzelius enthält das Salz 75,46 Bleioxyd und 24,54 Säure. 21) Oxalsaures Zinnoxyd, ein schwerlösliches, ungemein herbes weißes Pulver aus der mit Aufbrausen vor sich gehenden Auflösung des Zinks in wäßriger Oxalsäure erhalten, das nur bei überschüssiger Säure in Wasser löslich wird und nach Bergmann 75 metallische Theile enthält. Nach Dulong verliert es, über 100 Grade erhitzt, alles Wasser, und gibt dann, stärker erhitzt, kohlensaures und Kohlenoxydgas, wobei das Zinkoxyd mit besondern Eigenschaften zurückbleibt. 22) Oxalsaures Wismuthoxyd, in weißen, durchsichtigen, polyedrischen Krystallen abgesondert, aus dem mit oxalsaurem Kali zusammengekochten salpetersauren Wismuthoxyd, in Wasser kaum löslich, und nach Bergmann, gleich dem weißen Pulver, + Wismuth enthaltend. Das Metall wird von wäßriger Oxalsäure geschwärzt, aber nicht aufgelöst. 23) Das oxalsaure Antimonoxyd besteht aus kleinen, säuerlich-schmeckenden, in Wasser schwer löslichen, durchsichtigen krystallinischen Körnern, die aus der Auflösung des unvollkommenen Spießglanzes in Oxalsäure, sowie beim Zusatze dieser Säure zu Schwefel- und essigsaurem Antimonoxyd, nicht zu Antimonbutter, niederfallen. 24) Oxalsaures Kobaltoxyd. a) Neutrales, ein schwer auflösliches, Lackmus nicht röthendes, rosenrothes Pulver, das durch überschüssige Säure zu einer gelblichen Flüssigkeit aufgelöst wird, und b) das saure Salz ausgibt, in gelblichen, leicht löslichen Krystallen, mit Kochsalz aber eine sympathetische Tinte liefert. Um aus dem oxalsauren Kobaltoxyd reines Kobaltoxyd zu gewinnen, soll man nach Robiquet das Glühen des Salzes in offenen Geschirren vornehmen, um theilweise Reduction des Oxyds zu verhüten. 25) Oxalsaures Arsenikoxyd, aus der Auflösung des Oxyds, die durch Oxalsäure schon in der Kälte geschieht, wenn sich das Metall kaum auflöst und in Säulen anschießend, welche, bei gelinder Wärme geschmolzen, einen Theil der Säure verlieren und schöne Vegetationen bilden. Diese reagiren noch sauer, sublimiren sich bei gelindem Feuer unverändert und geben, nach Bergmann, erst Oxalsäure, dann Arsenik, und sind in Wasser und Weingeist leicht löslich. 26) Oxalsaures Manganoxydul, ein weißes, nur bei Säureüberschuß lösliches Salzpulver, das sich beim Einwirken der wäßrigen Oxalsäure auf Braunstein, nach Döbereiner, schon in der Kälte bildet, wobei die Hälfte der Säure in sich entwickelnde Kohlensäure zersetzt wird. 27) Oxalsaures Uranoxyd, nach Richter ein blaßgelbes, schwer lösliches Salz. 28) Oxalsaures Tantaloxyd; nach Wollaston löst die Oxalsäure das frisch gefällte Tantaloxyd auf, nach Berzelius und Eagerz nur eine Spur davon. 29) Oxalsaures Titanoxyd, nach Laugier eine käsige Masse, die aus dem mit Säure erhitzten wäßrigen Titansalze fällt. 30) Oxalsaures Nickeloxyd; das Metall wird von der Säure nicht angegriffen, diese verbindet sich aber in der Wärme mit dem Hydrat und Carbonat, sie fällt das Oxyd aus sämmtlichen einfachen Nickelsalzen in grünlich-weißen, Anfangs geschmacklosen, dann etwas metallisch-schmeckenden Flocken, die nach Bergmann ½ Metall enthalten und, nach Tupputi, durch Glühen ein dunkelgrünes Pulver aus Metall und wenigem Oxydul liefern, in Wasser unauflöslich sind, löslich aber in verdünnten Mineralsäuren und nur sehr wenig in siedender wäßriger Oxalsäure. 31) Oxalsaures Cerer. a) Oxydulirtes, weiß, unauflöslich; b) oxydirtes, gelb. 32) Oxalsaures Molybdänoxydul, blau, durch Verdünnung mit wenig Wasser grün, nach Heyer mit mehrem braun. 33) Oxalsaures Chromoxydul, nach Vauquelin, in Masse angesehen, amethystfarbig. Über einfach und doppelt oxalsaures Chromoxydul s. E. M. Dingler in Kastner's Archiv f. d. ges. Naturlehre. XVIII, 2. S. 251. 34) Oxalsaures Kadmium, pulverförmig und in Wasser unauflöslich.

II. Oxalsaure Doppel- und Tripelsalze. 1) Das übersaure Oxalium entdeckte zuerst Wollaston, und nannte es Quadroxalat, oder vierfach oxalsaures Kali. Es kommt oft im Oxalium vor, bildet sich beim Behandeln desselben mit Schwefel-, Salz- oder Salpetersäure, desgleichen beim Zusammenbringen der Oxalsäure mit salz- oder salpetersaurem Kali, krystallisirt leicht, und schmeckt sehr sauer, ist noch schwieriger in Wasser löslich als das Oxalium und besteht aus 100 Basis und 320 Säure, oder nach Bérard aus 18,95 Kali, 72,05 Säure und 9,00 Wasser. 2) Oxalsaures Kaliammonium (ammoniumhaltiges oxalsaures Kali, doppeltoxalsaures Ammonium), oxalium ammoniatum,

ein Salz in langen nadel- oder säulenförmigen, luftbeständigen, in Wasser leicht löslichen, und in Feuer zerstörbaren Krystallen, welches, nach Wenzel, aus 60 Oxalium und 15 Ammonium sich bildet. 3) Oxalsaures Natronkali (natronisirtes oxalsaures Kali), oxalium natronatum, nach Wenzel alaunähnliche, an der Luft nicht zerfließliche, leicht in Wasser lösliche, und dann anschwitternde, theils blätterige, theils octaedrische Krystalle aus 377 Oxalium und 120 reinem Natron. 4) Oxalsaures Alaunerdekali, eine gummige, aus fünf Th. Oxalium und einem Th. Alaunerdehydrat, nach Wenzel, bestehende Masse, die an der Luft trocken bleibt. 5) Oxalsaure Ammoniumbittererde, nach Beandes, dem Entdecker derselben, eine dünne, schwach durchscheinende, fast emailartig glänzende, geschmacklose, schwer lösliche Salzrinde, die in 100 Th. 25 Bittererde, 9 Ammonium, 58 Oxalsäure und 8 Wasser enthält (s. Schweigger's Journ. d. Chem. u. Ph. XXVII, 1. S. 18 fg.). 6) Oxalsaures Antimonoxydkali, nach Wenzel ein dem Brechweinstein ähnliches Salz aus 60 Th. Oxalium und 7 Th. Antimonoxyd. 7) Oxalsaures Eisenoxydammonium, ein citrongelbes Salz. 8) Oxalsaures Eisenoxydkali, nach Wenzel dunkelgrüne Rhomben, nach Bucholz apfelgrüne, kleine, gedrückte, vierseitige Säulen mit zwei zugeschärften Flächen, von süßem, wenig eisenhaftem Geschmacke, die sich in Wasser leicht und blaßgelblich grün auflösen, erhalten durch Vermischen des salzsauren Eisenoxyds mit überschüssigem, neutralem, oxalsaurem Kali. 9) Oxalsaures Nickeloxyd-Ammonium, Kali und Natron; nach Tupputi fällen oxalsaures Ammonium, Kali und Natron nicht die Nickelsalze, sondern lösen vielmehr das oxalsaure Nickeloxyd auf, und liefern beim Abdampfen grüne Säulen. 10) Oxalsaures Kupferoxydammonium: a) neutrales, kleine, dunkelhimmelblaue, luftbeständige, rhomboidale Blättchen, die sich durch Auflösen des oxalsauren Kupferoxyds in oxalsaures Ammonium, oder des Kupferoxyds in saurem, oxalsaurem Ammonium bilden. Das Salz verliert nach F. C. Vogel über 100° erhitzt, 0,12 Wasser, die es aus der Luft wieder anzieht, entwickelt stärker erhitzt Ammonium, färbt sich bei unveränderter Form erst braun, dann kupferfarben, und hierauf folgt, bei Luftzutritt, eine lebhafte blitzähnliche Verpuffung, sodaß das Kupfer jetzt oxydirt erscheint. Das Salz löst sich in wäßrigem oxalsaurem Ammonium ohne Zersetzung auf, im Wasser nur schwierig, und mit theilweiser Zersetzung, indem oxalsaures Kupferoxyd zurückbleibt, und die Auflösung oxalsaures Ammonium im Überschusse enthält. b) Das basische ist, nach F. C. Vogel, ein lasurblaues, sandartiges Pulver, das sich in einer Auflösung des überschüssigen oxalsauren Kupferoxyds in Ammoniumlauge, neben dem darin enthaltenen überbasischen Salze bildet, über 100° erst sein Ammonium verliert, und dann einen mit Flamme und Knistern verbrennenden Rückstand läßt. Seine Bestandtheile sind nach Vogel 9,73 Ammonium, 45,58 Kupferoxyd, 43,00 Oxalsäure und 1,70 Wasser. c) Das überbasische Salz kommt nach Vogel in dunkelhimmelblauen, kurzen, gedrückten, vierseitigen Säulen vor, die aus der verdunsteten Auflösung von oxalsaurem Kupferoxyd in genug wäßrigem Ammonium herauskrystallisiren, verwitternd 0,15 Wasser und Ammonium verlieren, denselben Gewichtsverlust bei 100° erleiden, bei höherer Hitze entflammend verpuffen und aus 16,29 Ammonium, 30,00 Kupferoxyd, 36 Oxalsäure und 8,71 Wasser bestehen. 11) Das oxalsaure Kupferoxydkali wird gewonnen durch Auflösen des kohlensauren Kupferoxyds in Oxaliumsolution, oder des oxalsauren Kupferoxyds in neutralem oxalsaurem Kali, oder durch Vermischen des schwefelsauren Kupferoxyds mit überschüssigem oxalsaurem Kali. Aus der blauen Auflösung schießt erst a) ein rautenförmiges Salz in grünlichblauen, luftbeständigen Rhomboëdern an, bestehend nach Vogel aus 26,08 Kali, 22,50 Kupferoxyd, 41,42 Säure und 10 Wasser, dann b) ein nadelförmiges Salz in blauen, sechsseitigen, oft gedrückten, mit zwei Flächen zugeschärften Säulen, die zu einem hellblauen Staube verwittern und nach Vogel 24,2 Kali, 20,5 Kupferoxyd, 37,3 Säure und 18 Wasser enthalten. Beide Salze verlieren in der Hitze ihr Wasser, in stärkerer bräunen sie sich, ohne zu schmelzen. Sie lösen sich schwierig in kaltem Wasser, etwas leichter in sechs Th. siedendem auf, unter Zurücklassung von oxalsaurem Kupferoxyd, weil sie nur in oxaliumhaltigem Wasser ganz löslich sind. 12) Das oxalsaure Kupferoxydnatron bildet nach Vogel dunkelhimmelblaue, nadelförmige, oft gedrückte, luftbeständige Säulenkrystalle, die sich im Lichte, ohne Gewichtsverlust, grün, dann schwarzbraun färben, und aus einer Mischung von oxalsaurem Natronkali mit schwefelsaurem Kupferoxyd, oder aus einer Auflösung oxalsauren Kupferoxyds in oxalsauren Natron anschießen, in der Hitze zuerst ihr Wasser verlieren, dann sich zersetzen und in Wasser schwierig und unter Abscheidung von oxalsaurem Kupferoxyd unzersetzt aber in wäßrigem oxalsaurem Natron sich auflösen. Sie enthalten 19,02 Natron, 25,50 Kupferoxyd, 46,48 Säure und 11,00 Wasser. 13) Oxalsaures Quecksilberoxydulkali, nach Wenzel in geschobenen Säulen. 14) Oxalsaures Silberoxydkali, nach Wenzel rhomboidale, luftbeständige, leicht lösliche Krystalle. 15) Doppelt-oxalsaurer, Doppelt-Kohlenwasserstoff heißt die Oxalweinsäure, s. unter Weinsäure. 16) Dumas Chloroxalsäure, s. bei Poggendorff a. a. O. 1830. Nr. 9. S. 161 und in Buchner's Repert. f. d. Pharm. XXXVII, 2. S. 261 fg. — Vergl. *Scheele* Opp. II, p. 197 sq. *Joh. Bergmann.* Opp. I. p. 281 sq. Westrumb's kleine phys. chem. Abhandl. I, 1. S. B. Richter, Über die neuen Gegenstände der Chem. VIII. S. 92 fg. Thomson in den Phil. Transact. 1808. I. Bérard in den Ann. de chimie. 73. p. 263 sq. Berzelius Ebendas. 94. S. 185 fg. Braconnot Ebend. Mars. 1825. Döbereiner in Gilbert's Ann. der Pharm. ic. 1822. 10. S. 208 fg. und Ebendas. 1823. 8. St. S. 422 fg. F. C. Vogel in Schweigger's neuem Journ. der Chem. und Ph. II. S. 436 fg. VII, 1. Dulong Ebendas. XVII. S. 230 fg. Prout Ebendas. 1828. II, 3. S. 359 fg. u. in Poggendorff's Ann. d. Ph. ic. 88. Bd. S. 263 fg. E. Turner, Gay-Lussac und Duflos zur Geschichte der Oxalsäure bei

Schweigger-Seidel a. a. O. 1831. 8. Heft. S. 441 fg. (Vergl d. Art. Oxalium.) (*Th. Schreger.*)

OXAMIDE, OXATAMMIDE, OXALAMIDE, aus Oxalis und Ammonium sprachwidrig zusammengesetzt, nennt Dumas (s. Schweigger-Seidel's Jahrb. der Chem. und Pharm. 1830. III, 1. S. 123 fg. 1831. I, 1. S. 82 fg. Poggendorff's Ann. der Ph. u. Ch. 1830. Nr. 4. S. 627 fg. Nr. 8. S. 474 fg. und in Buchner's Repert. d. Pharm. 1830. XXXVI, 3. S. 431 fg.) einen gewissen Stoff, den er durch trockene Destillation des oxalsauren Ammonium künstlich erzeugt haben will, und der sich gewissen chemischen Gebilden thierorganischen Ursprungs nähern soll. Dieser Körper erscheint in Form von verwirrtkrystallisirten Plättchen, oder eines hier und da körnigen Staubes von gelblichen oder braunen Flecken durchsäet. Zerrieben und gut ausgewaschen bildet das Oxamid ein schmuzigweißes Pulver, das weder Geruch noch Geschmack hat, noch auf die Reactionspapiere wirkt. Diese und seine übrigen sonderbaren Eigenschaften (s. a. a. O.) reihen dasselbe auf der einen Seite an die bekannten Erscheinungen der Ammonbildung bei Behandlung thierischer Substanzen mit Kali, und auf der andern an die neueen Beobachtungen Vauquelin's und Gay-Lussac's über die Oxalsäure-Bildung bei Behandlung organischer Stoffe durch Kali an (vergl. oben **Oxalsäure**).

Hundert Theile des Oxamid's bestehen aus:

Kohlenstoff	27,08	oder	4	Volum	= 150,66
Stickstoff	31,02	—	2	—	= 177,02
Sauerstoff	36,36	—	2	—	= 200,00
Wasserstoff	4,54	—	4	—	= 25,00
	100,00				552,68.

Mithin läßt sich das Oxamid entweder für eine Verbindung von Cyan mit Wasser, oder auch für eine von Kohlenoxyd mit einer vom Ammonium verschiedenen Stickstoff-Wasserstoffverbindung ansehen. Wenn man zwei Volumina Wasserdampf hinzufügt, so entsteht daraus wasserleeres oxalsaures Ammonium. Eiweiß, Gallerte, Faserstoff und andere animalische Stoffe verhalten sich gegen Kali genau, wie das Oxamid, die Harnsäure sehr ähnlich; dasselbe gilt von Liebig's Hippursäure (s. bei Poggendorff a. a. O. 1829. 11. XVII. S. 389 fg.). Durch Einwirkung von Ätzkalien ꝛc. wird das Oxamid in Oxalsäure und Ammonium zerfällt. (S. Journ. d. ch. méd. 1830. Juill. p. 401 sq. Vergl. Wach in Schweigger's Journ. LX. S. 124 fg. Plisson und Henry d. S. bei Schweigger ꝛc. 1831. 6. Heft. S. 168 fg. Geiger ꝛc. Magaz f. Pharmacie. 1831. XXXV. S. 30 fg.) (*Th. Schreger.*)

OXARTES oder **OXYARTES,** ein Perser, Vater der Roxane, der Gemahlin Alexander's. *Curt.* X, 3, 11. *Strab.* XI. 517. (*H.*)

OXDJUPET, hier ist einer der vier Eingänge aus dem Meere nach Stockholm (bei Warholm, Ordjupet, Pålsundet und Lödra Stäket). Ordjupet selbst ist der alte Name des starken Forts Fredriksborg, ¼ Meile von Warholm, welches diesen auch für große Schiffe passirbaren Einlauf vertheidigt, erbaut in den J. 1724 bis 1735. Das Fort besteht aus einem großen, mehrstockigen, gewölbten und bombenfesten Thurme, den man für den größten militairischen Thurm in Europa hält. Jetzt dient die Festung als Magazin. (Nach Tuneld. 1. Bd. 3. Aufl. 1827.) (*v. Schubert.*)

OXENSTIERNA. Als der Stammvater dieses berühmten Geschlechtes gilt gewöhnlich der Lagman in Upland Torgny Toegnyson, der, ein Verwandter der Gemahlin des Königs Erik Segersäll, denselben in der Schlacht auf Fyriswall (983) so wirksam unterstützte, insbesondere durch eine Anzahl von Sensenwagen nach des Lagmans eigener Erfindung. Als der Jarl Ragwald Ulfson nach der Ehre strebte, in dem verderblichen Kriege zwischen Olof Skötkonung und Olof Haraldson, dem Könige von Norwegen, Vermittler zu werden, fand er es vor allem nothwendig, sich des Beistandes des Lagmans zu versichern; denn was dieser zu dem Reichstage sprach, pflegte als das Ergebniß göttlicher Weisheit aufgenommen zu werden, bei allen Zeitgenossen hieß Torgny der Weiseste in Schweden. Ragwald und sein Begleiter, der norwegische Stallare (Marschall) Biörn, wurden dem Lagman in der großen Halle seiner Burg Salistaborg in Upland vorgestellt. Auf einem Throne sitzend hörte er ihr Anbringen; ein Bart, der bis auf die Knie reichte, bedeckte ihm die ganze Brust. Biörn mußte bekennen, einen so ansehnlichen Mann habe er noch nicht gesehen. Nach den ersten Begrüßungen wies Torgny dem Jarl den Platz an, den dieser früher, als er noch im Hause erzogen wurde, einzunehmen pflegte; es vergingen aber mehre Tage, bevor von Geschäften gehandelt werden konnte. Torgny tadelte den Jarl, daß er sich in Dinge eingelassen, die über seine Kräfte gingen, versprach aber doch den Reichstag zu besuchen und wenigstens so viel durchzusetzen, daß sein Vetter Ragwald ohne Gefahr seine Friedensvorschläge würde hören lassen können. Der Reichstag fand wirklich statt (1023), der Friedensbote, wie der Vermittler, wurden aber gleich hart vom Könige Olof Skötkonung abgewiesen und dem Jarl insbesondere erklärte Olof, wie er den von ihm eingegangenen Waffenstillstand als Hochverrath ansehe, der wenigstens mit Landesverweisung zu bestrafen sei, denn daß er hierin seiner Frau Willen gethan, könne seine Strafbarkeit nicht mindern. Erschöpft von der zornigen Rede setzte sich der König nieder; darauf stand der Lagman Torgny auf, und mit ihm gerieth die ganze Versammlung, die erst noch stumm gewesen, in Bewegung. Dann sprach er mit einer Stimme, die das Waffengeklirr übertönte: „Wie hat sich doch der Könige von Schweden Sinn verändert! Mein Großvater Torgny erzählte mir oft von Erik Emundsons großen Thaten in verschiedenen fernen Ländern, von der Eroberung von Finnland, Karelen, Esthland und Kureland, von den Burgwällen, und weitläufigen Festungswerken, die der König dort als Zeugen seiner Herrschaft zurückließ. Aber so hochtrabend war er nicht, daß er denen das Reden verbot, die ihm Angelegenheiten vorzutragen hatten. Mein Vater Torgny war lange um König Biörn Erikson, der mit großer Macht regierte, weil er sich freundlich gegen sein Volk erwies. Mir ist Erik Segersäll in frischem Andenken; er

hat sein Reich auf das Tapferste vertheidigt, die Grenzen von Schweden erweitert, aber seine Männer ließ er frei im Rathe sprechen, wenn es ihnen gefiel. Der jetzige König hingegen will nur von Dingen hören, die ihm gefallen, und auf denen er mit kindischer Heftigkeit besteht. Nachlässige Weise läßt er seine östlichen Zinsländer, eins nach dem andern, verloren gehen, dagegen strebt er nach dem Besitze von Norwegen, welchen die Könige von Schweden nie begehrt haben, darum alle diese Unruhe. Denn ist aber sämmtliche in Schweden ansässige Gemeine müde und ihr Wille, daß der König mit Norwegen Frieden mache und dem Könige von Norwegen seine Tochter Ingiard zur Ehe gebe. Will er das, so ist das ganze Volk bereit, mit ihm in den Tod zu gehen, und ihm zu helfen, die Lände jenseit der Ostsee wieder zu gewinnen, die seinen Vätern gewesen sind. Will er nicht, so mag er den Unwillen des Volkes fürchten, des Volkes, welches schon seither fünf nicht minder hochmüthige Könige auf dem Mora-Thing ersäufte." Der kühnen Rede gab der ganze Kreis auf gewöhnliche Art, mit Waffengeklirr, seinen Beifall. Olof aber war, wie sich das von selbst versteht, weder zweifelhaft, noch säumig in seiner Wahl. Toegny mag den Frieden mit Norwegen nicht gar lange überlebt haben, ihm wurde ohne Zweifel der im Lisiena-Kirchspiel unweit der Kirche befindliche Runenstein, ein Meisterwerk des berühmten Bali, gesetzt; unter Drachen- und Pferdegestalten ist hier zu lesen: Kate .. dem Tornaig (oder Torgny) ihrem guten Mann, und dem Jorund und Abiörn. Dieser Name Abiörn ist besonders merkwürdig, weil er auch später häufig bei diesem Geschlechte vorkommt. Sirten Sirtensön zu Tosta, und sein Sohn Nils, beide Reichsräthe, waren unter den ersten Schweden, welche in gerechtem Abscheu der an den Kindern von König Knut Eriksön verübten Grausamkeit die Waffen gegen den Mörder erhoben, und dem Prinzen Erik Knutsön, der allein dem Blutbade in Elgarahs entkommen war, halfen, den Thron seines Vaters wieder einzunehmen (1205—1210). Für sein Geschlecht aber ist Sirten Sirtensön noch wichtiger als Stammvater aller schwedischen Oxenstierna und Sparre, denn von seinem Sohne Knut Sirtensön kommen die Sparre von Hiulstad und Engsö her, die einen rothen Sparren im goldenen Felde führten und sein Enkel Abiörn Sirtensön zu Tosta Salestad und Engsö verheirathete sich mit der Tochter des Reichsrathes Nils Bengtsön, aus dem alten Oxenstierna'schen Hause zu Langetum in Småland, bei Nydala Kloster, in dem Kirchspiele Soenerum, in Wästra-Härad; dieses Sohn aber, Nils Abiörnsön, nahm nach dem Erlöschen dieser småland'schen Oxenstierna ihren Namen und ihr Wappen an und vererbte dieselben auf seine Nachkommenschaft. Es ist das der nämliche Nils Abiörnsön, der als einer der einflußreichsten Räthe von König Magnus Eriksön vorkommt, und der im J. 1325 Bergshammar auf Togdö und Stenby, auf Thostecö, an den Dompropst zu Strengnäs um 500 Mark verkaufte. Des Nils Sohn, Bengt, der noch im J. 1365 als Reichsrath lebte, wurde in seiner Ehe mit Brigitta ein Vater von drei Kindern; die Tochter, Martha, heirathete den Gustav Stare, ein Sohn, Aefwed, war Erzbischof zu Upsala (?), der andere, der Reichsrath Johann auf Salestad, war verheirathet, und Vater zweier Söhne, des Nils Jönson und des Bengt Jönson. Nils Jönson, auf Diursholm und Feäsewick, nahm schon unter Eriks von Pommern Regierung lebhaften Antheil an allen politischen Bewegungen, wie er dann im J. 1436 bei der Belagerung von Stockholm den Angriff auf die westliche Stadtseite leitete, wurde, als Reichsrath, 1442 von König Christoph, während dessen Reise nach Norwegen, zu einem der fünf Reichsvoesteher ernannt und regierte, nach Christoph's Tode unter gleichem Titel, unter dem alleinigen Beistande seines Bruders Bengt, das ganze Reich. Dagegen scheiterte er in dem Bestreben, bei der vorgenommenen Königswahl sich selbst oder seinen Bruder auf den Thron zu erheben; nur fünf Stimmen waren für die O, 63 für Karl Knutson Bonde (20. Jun 1448). Nils Sohn, Erik Nilson, kommt im J. 1456 als des Königs Karl Marschall vor, ward aber später dieses Königs erbitterter Gegner. Sein Bruder Benat Jönson, auf Salestad, erscheint im J. 1442 und 1448 in dem wichtigen Amte eines Reichsvoesteher als seines Bruders College, und zugleich als Reichsmarschall. Von dessen Söhnen wurde Jons Bengtson, nach des Erzbischofs Nils Tode, im J. 1448 von den Domherren zu Upsala zu ihrem Erzbischofe erwählt, und sowol von dem Papste als von dem Concilium zu Basel bestätigt. Kaum als Erzbischof installirt, wurde seine ganze Aufmerksamkeit durch die bevorstehende Königswahl in Anspruch genommen. Mit der gesammten Geistlichkeit behauptete er, eine rechtmäßige Wahl könne nur durch die Abgeordneten der drei in der calmarschen Union begriffenen Reiche geschehen. Als aber sein Vater und sein Oheim als Bewerber um die Krone auftraten, mußte die erzbischöfliche Partei unterliegen. Jöns meinte, den in Stockholm versammelten Reichstag durch seine Abreise nach Upsala zu zerreißen, erleichterte aber dadurch nur den vollständigen Sieg der Gegenpartei. Karl Knutson wurde gewählt zu des Erzbischofs nicht geringer Bestürzung, der aber doch nach Stockholm kam, dem Könige huldigte und von ihm die Häcade Skandr und Norunda, in Upland, als Lehen empfing. Sein Groll gegen Karl war aber hiermit nicht beschwichtigt, vielmehr trat er in geheime Verbindungen mit Dänemark, als deren erste Folge der für Karl Knutson so nachtheilige halmstader Vertrag v. J. 1450 betrachtet werden muß. Den Erzbischof dafür zu züchtigen wurde ihm das neuerlich erworbene Lehen Borkholm genommen, und sein und der gesammten Geistlichkeit Misvergnügen, gleichwie es der Dänen Hoffnungen steigerte, beschleunigte den Ausbruch des Krieges. Westergothland wurde durch des Erzbischofs Einfluß vermocht, dem Könige von Dänemark zu huldigen, er selbst aber, obgleich er alle für die Lösung des Palliums aufgebrachte Gelder zu besserer Verwahrung seiner Burg Städe anwendete, wagte es noch nicht, offene Feindseligkeiten zu verüben. Er suchte vielmehr und erhielt Verzeihung für das Vorgefallene, und das Reich hätte sich vielleicht einiger Ruhe erfreuen können, wäre nicht durch die von König Karl im J. 1453 verordnete Untersuchung

Digitized by Google

des geistlichen Eigenthums, der eine Reduction folgen sollte, eine wahrhaftige Herausforderung an die Geistlichkeit ergangen. Ehe Jöns den keck hingeworfenen Handschuh aufnahm, wollte er wenigstens den Versuch machen, seine eigenen Ansprüche durchzusetzen. Er foderte Ersatz für einige im Dienste der Krone verlorene Schiffe, vornehmlich aber die Rückgabe der ihm entrissenen Lehen. Die zu Stockholm auf dem Reichstage v. J. 1457 versammelten Reichsherren fanden den Anspruch billig und meinten, der König müsse ihm gerecht werden. Aber Karl wollte sich nicht übereilen, und dachte vielmehr mit Freundlichkeit und glatten Worten zu bezahlen. Am Sonntage nach St. Kanut's Tage, dem Ende der Julfeier, richtete er die Hochzeit seiner Muhme Brigitta Bonde auf dem Schlosse zu Stockholm aus, und die Großen wurden bei dieser Gelegenheit auf das Herrlichste bewirthet. Der Erzbischof und der Bischof Sigge von Strengnäs saßen an des Königs Seite, aßen und tranken wie die Übrigen, drei Tage lang mit ihm aus einer Schüssel und einem Becher, und machten sich lustig wie er, sodaß nur Eintracht und Vertrauen zu walten schienen. Des Erzbischofs Mutterbruder, Nils Christerson Wasa, saß als Drost, sein Vatersbrudersohn, Erik Nilson Oxenstierna, als Marschall zu Tische, beide voll Aufmerksamkeit für den König aber bereits mit dem Prälaten im Einverständnisse. Der Reichsrath fand es nöthig, daß der König Truppen sammle, um Boeckholm den Dänen wiedee zu entreißen; dieser Ansicht nachgebend, brach Karl nach Kalmar auf und diese Gelegenheit nahm der Erzbischof wahr, um seinen Groll zu äußern. Zuerst ließ er des Königs Voigt, den Håkan Suensen, greifen und zu Salestad einkerkern. Darauf heftete er an die Hauptthüre des Doms zu Upsala einen Fehdebrief, worin er dem Könige Karl die Treue aufsagte; dieser habe, hieß es in dem Briefe, Geistliche und Weltliche unterdrückt, sich mit dem Laster der Ketzerei befleckt, böse Diener gehalten, das Reich in langwierige Kriege verwickelt und allen guten Rath verachtet. Dann zog Jöns selbst nach seiner Domkirche, legte Hut und Stab auf St. Erik's Schrein nieder, waffnete sich mit Harnisch und Helm, umgürtete sich mit dem Schwerte, und gelobte, er wolle dasselbe nicht in die Scheide stecken, bis Schwedens Zustand anders geworden wäre. Während seine Reisige des Königs nächst belegene Höfe plünderten, ließ er sich von dem Landvolke huldigen, dann zog er verstärkt durch die aufgebotenen Dalkerle über Westerås aus, den König aufzusuchen. Auf halbem Wege trat Karl ihm, zwar nur mit geringer Macht, entgegen. Gleichsam als wolle er sein geringes Häuflein noch mehr in Gefahr bringen, machte der König bei Togde und Elgsund, unweit Strengnäs Halt (9. Febe.) und ließ bei der strengen Kälte das Volk sich wärmen, kochen und trinken, wie jedem beliebte. Plötzlich fiel der Erzbischof über die berauschten schlaftrunkenen Reiter her, sie stellten sich in Unordnung auf dem Eise bei Kungsberg, wurden aber sogleich zerstreuet und der von allen verlassene, schwer verwundete König entrann kümmerlich nach Stockholm. Hier meinte er sich zu vertheidigen, aber der Erzbischof folgte ihm auf dem Fuße nach; die Belagerung begann mit Ernst; in einem Ausfalle lernte der König nicht nur dee Bürger Feigheit, sondern auch ihre Neigung zu Verrath kennen, und er fand es zuletzt gerathen, bei Nacht und Nebel zu Schiffe zu gehen und nach Danzig zu flüchten. Die Stadt wurde alsbald übergeben, alle Festungen des Reiches, bis auf das einzige Kalmar, folgten diesem Beispiele, und Jöns trat als Schwedens Fürst und Vorsteher an die Spitze dee Geschäfte, erwirkte für sich, seinen Kanzler und seine Kapelläne päpstliche Absolution, daß er mit gewaltsamer Hand seinen König, der zwar in der Bulle ein Tyrann und Priesterfeind genannt wied, aus dem Lande getrieben hatte und empfing von dem Reichsrathe die Zusage, daß alle von ihm dem Reiche zum Besten gemachten Schulden bezahlt werden sollten, und zugleich eine Danksagung, daß er das Vaterland aus der Knechtschaft eelöset habe. Jöns war indessen keineswegs gesonnen, im eigenen Namen zu regieren, er wollte den König von Dänemark Christian I. vorschieben und zweifelte nicht, von dessen Dankbarkeit den Besitz der höchsten Gewalt ohne ihre Verantwortlichkeit zu erlangen. Die eine Hälfte seines Bestrebens war bald erreicht: Christian wurde am 24. Jun. 1457 auf Morawiese zum Könige von Schweden erwählt und stellte zur Stunde eine Uekunde aus, wodurch er den Erzbischof und dessen Erben von allem Anspruche wegen erhobener und auf den Krieg mit Karl Knutson verwendetee Gelder losgab, ihm auch erlaubte, Almar-Stäke als ein Kirchenschloß nach Gefallen zu bauen und zu nutzen; aber wenn Jöns gerechnet hatte, in Christian's Namen Schweden zu beherrschen, so hatte er sich geirrt. Ein sehr ausgedehnter Einfluß war das Einzige, so der thätige König ihm zukommen ließ, und auch diesen suchte Christian allgemach zu mindern. Im Begriffe, einen Zug nach Finnland vorzunehmen (1462), übertrug er dem Erzbischofe die Erhebung einer schweren, und darum sehr gehässigen Steuer. Aber bei seiner Zurückkunft fand er statt des Geldes nur ein allgemeines und drohendes Misvergnügen. Ihm schien es, als habe der Pedlat allein dasselbe veranlaßt, und Christian ließ denselben verhaften, auch im J. 1463 das Schloß Stäke wegnehmen. Augenblicklich empörten sich die Bauern von Upland, und der Papst befahl den Erzbischöfen von Riga und Magdeburg und dem Bischofe von Strengnäs, den König mit dem Banne zu belegen, wenn ee nicht sofort den Erzbischof freigebe. Aber Christian meisterte den Aufruhr, zwang den Erzbischof, sich vor dem Reichstage zu verantworten (Sept. 1463) und ließ ihn, ungeachtet seiner gediegenen Vertheidigung, nach Kopenhagen abführen. Jetzt trat indessen der Bischof von Linköping, Kettil Karlson Wasa, als der Vertheidiger der Kirche auf; seine Siege riefen den König Karl Knutson aus dee Verbannung zurück, und Christian, in der Hoffnung die wankende Krone auf seinem Haupte zu befestigen, verglich sich mit dem Erzbischofe und gab ihm Vollmacht, mit den abgefallenen schwedischen Herren zu handeln, und Versicherung, daß er soetan allen ein huldvoller König sein wolle (1464). Des Erzbischofs Rückkehr zeigte sich alsbald verderblich für Karl Knutson; seine Anhänger, Bischof Kettil an der Spitze, verließen ihn, Jöns kam nach Upsala, bewilligte einen Nachlaß in den Steuern, bestellte

Digitized by Google

mehre Reichsvorsteher, worunter Bischof Kettil war, nahm Karls Voigte gefangen, sammelte Truppen, und handelte überhaupt als ein König. Unweit Upsala stieß er auf das königliche von Bo Dyre Karlson Bonde geführte Heer; statt der erwarteten Schlacht kam es (14. Dec. 1464) zu einem Waffenstillstande, der mit Dreikönigen ablaufen sollte. Bonde entließ den größten Theil seines Heeres, der Rest wurde von dem Bischofe von Linköping angegriffen und zerstreut. Die Belagerung von Stockholm begann unmittelbar mit Ablaufe des Waffenstillstandes, und nach dem auf dem Eise gegen den Riddarholm (23. Jan. 1465) gelieferten Treffen fand Karl keinen andern Ausweg als vor der Kirche die Knie zu beugen, der Krone zu entsagen und sich lediglich den Besitz von Raseborg und einem Theile von Finnland zu bedingen. Kurz vorher hatte der Erzbischof gesucht, seine Verhältnisse zu einem künftigen Könige festzustellen, und es war ihm von den Bischöfen und der Mehrheit der Reichsräthe für den erlittenen Schaden und die unverschuldete Gefangenschaft Ståkes-Lehen für immer, doch so, daß es der König mit 10,000 Mark Stockholmisch lösen möge, zugesprochen worden. Mancherlei Umstände verzögerten indessen die Wirkung dieses Entscheids, und erst im folgenden Jahre konnte die Besitznahme der Burg erfolgen; zugleich wurden auch die Krongefälle aus der Stadt Upsala dem Erzbischofe übergeben. Dagegen verschrieb er sich d. d. Wadstena, Lichtmesse 1466 zwei Pfründen von 106 Mark jährlich, die von dem Reichsrathe gestiftet worden, zu unterhalten, wollte der König hierin eine Änderung treffen, so müsse er Ståke mit 12,000 Mark lösen, und für ewige Zeiten zwei Singmessen, zu Ehren der Reichspatronen, stiften. Noch mehr verzögerte sich das Geschäft, um dessenwillen Jöns eigentlich zurückgekommen war; denn obgleich er als Reichsvorsteher mit der Krone Schlössern und Gerechtsamen nach Belieben schaltete, so durfte er doch bei des Volkes Abneigung gegen die dänische Regierung, kaum Christian's Namen nennen. Er dachte sich des Hauptes der Opposition, des Nils Boson Sture zu Ekskö und Penningby, zu entledigen, und wollte denselben zu sich locken, dann in Penningby greifen lassen, aber Sture entkam nach Finnland und bei der fortdauernden Widerspenstigkeit des Reichstages von Wadstena war schon der Vertrag von Jönköping, die indirecte darin ausgesprochene Bestätigung der kalmarschen Union, als ein sehr bedeutender Fortschritt zu Christian's Gunsten zu betrachten. Aber auch dagegen erhob sich alsbald mächtiger Einspruch, insbesondere von Seiten des Pfandbesitzers von Gothland, des Ifwar Arelson Tott; des Erzbischofs nützlichster Verbündeter, der Bischof Kettil, wurde ihm durch den Tod entrissen, der aus Finnland wieder eingetroffene Nils Sture klagte ihn vor dem Reichstage an. Unter solchen Umständen mußte der Erzbischof eine bestimmtere Richtung annehmen. Seine Gewalt zu sanctioniren ließ er sich von einer freilich nicht vollzähligen Reichsversammlung in Telje zum Reichsvorsteher erklären und er suchte sich des Schlosses zu Stockholm zu versichern, indem er dasselbe an Ifwar Gren übergab und von demselben Versicherung nahm, daß das Schloß zunächst ihm, dann dem Könige Christian, dessen Gemahlin und Kindern zu Handen gehalten werden solle. Dieser letzte Zusatz öffnete allen und jedem die Augen. Ein unabhängiger Reichstag sammelte sich zu Stockholm, das Schloß wurde dem Erzbischofe abgedrängt und Nils Sture, der seine Absicht, den König Karl wieder auf den Thron zu erheben, öffentlich aussprach, plünderte den erzbischöflichen Schatz in Gesle, nahm Jöns Voigte gefangen und fand überall Anhang. Unter dem Vorwande einer Wallfahrt zu St. Brigitten-Heiligthum in Wadstena näherte Jöns sich den Grenzen von Dänemark. Während er hier mit König Christian über den weitern Betrieb ihres gemeinsamen Unternehmens handelte (Neujahr 1467), siegten seine Feldherren, Erik Nilson Oxenstierna und Erik Karlson Wasa bei Arboga und in Helsingland. Schon war Stockholm von allen Seiten eingeschlossen, der Erzbischof selbst hatte sich, von dänischen Völkern begleitet, bei der Belagerung eingefunden. Aber Erik Oxenstierna, der auf der Seite von Nerike den Angriff führte, ließ sich von dem unter Ifwar Sture herbeieilenden Entsatze schlagen, und die Belagerung mußte aufgehoben werden. Gleich darauf erlitt Erik Wasa bei Westeras von den Sturen und den Dalkerlen eine gleiche Niederlage und ganz Schweden erhob sich, um den König Karl zurückzurufen. Dem Erzbischofe brach das stolze Herz, er begab sich nach Borkholm auf Öland, um in der Einsamkeit zu trauern und starb daselbst den 15. Dec. 1467.

Des Erzbischofs Bruder, Christer Bengtson, und David Bengtson folgten in allen Dingen der politischen Ansicht ihres Bruders, und ist unter ihnen Christer merkwürdigee, weil von ihm das ganze folgende Geschlecht Oxenstierna abstammt. Einer seiner Söhne, jener Sten Christerson, dem bei einer Grenzbesichtigung, durch Entscheid vom Montage nach St. Erikstag 1500, der Lachsfang bei Elfkarleby, bisher ein Zubehör von Salestad, abgesprochen worden, ließ, um sich dafür zu rächen, den königlichen Voigt erschlagen, und veranlaßte dadurch den Ausbruch der Empörung gegen König Johann II., wurde dafür, sammt den andern Herren des schwedischen Rathes, durch den in Kalmar versammelten Reichsrath von Dänemark und Norwegen für einen Meineidigen und Aufrührer, und aller Güter und Freiheit, seiner Ehre und seines Adels verlustig erklärt (1505). Zuletzt ließ er sich mit dem Erzbischofe Trolle in eine geheime Verbindung gegen den Reichsvorsteher Sten Sture ein, weil er aber das Geheimniß nicht zu bewahren wußte, wurde er von dem Reichsvorsteher in der Burg zu Nyköping, die ihm anvertraut war, überfallen und gefangen weggeführt. Seine Geständnisse, so umfassend sie auch waren, konnten ihm die Freiheit nicht wieder verschaffen, er starb im Gefängnisse den 15. August 1516. Christers anderer Sohn, Bengt, in Salestad, Mörby und Steninge, wurde im J. 1476 Reichsrath, in welchee Eigenschaft auch sein mit Anna Sested vermählter Sohn, Christer Bengtson, auf Mörby und Steninge, der einzige Stammhalter des Geschlechts, erscheint. Dieses jüngeen Christer Sohn, Gabriel Christerson Oxenstierna, von Eka und Lindö, Freiherr auf Mörby und Steninge, Herr auf Gåddeholm und

Digitized by Google

Fand, wurde schon im J. 1544, nachdem er früher Mönch gewesen, zum Reichsrath ernannt und am 4. Oct. 1559 mit der Bewahrung von Stockholm, Stadt und Schloß betrauet. An dem Krönungstage, den 29. Jun. 1561, erhielt er von König Erich XIV. den Freiherrnstand und die Würde eines Reichsmarschalls, am 1. Jul. 1568 wurde er Admiral von der ganzen königlichen Flotte, am 12. Oct. 1568 Statthalter von Esthland, und 1569 Lagman von Südermanland. Er starb im J. 1585, aus seiner Ehe mit Beata, einer Tochter des Erik Trolle auf Ekholm und Lagnö, sechs Söhne und fünf Töchter hinterlassend. Von den Söhnen sind insbesondere Gustav und Bengt, als Stifter der Linien in Kronburg und Korsholm, zu merken. Gustav Gabrielson, zu Fiholm, Rinkestad und Fand, war mit Barbara Bielke verheirathet, diente in der Jugend wider die Spanier in den Niederlanden, wider die Türken in Ungern, und war als Reichsrath in den Händen des Herzogs Karl ein sehr nützliches Werkzeug, um den Sturz des Königs Siegismund herbeizuführen. Ein Sohn von ihm war der berühmte Reichskanzler Axel Oxenstierna, von dem ein besonderes Artikel handelt, und der uns hier daher nur als Stammvater des Zweiges in Södermöre beschäftigen darf. Den Namen hat dieser Zweig von der mit Smäland grenzenden, sich über zwölf Kirchspiele ausdehnenden Grafschaft Södermöre, mit welcher Axel im J. 1645 beschenkt wurde. Es war das aber nicht das einzige Geschenk, welches Axel aus des Königs Hand empfing. Schon im J. 1622, als Livland kaum erobert war, hatte Gustav Adolf ihm die Stadt Wolmar, die Starostei und das Bisthum Wenden, zu welchem auch noch die großen Güter Schmilten und Burtneck gehörten, gegeben, und er hatte sich durch die Erwerbung von Cremon, Breslau, Schillingshof, Serbigall, noch weiter im Lande ausgebreitet. Für Wolmar war Axel's Herrschaft sehr wohlthätig, er gab der Stadt einen eigenen Magistrat, von dessen Aussprüchen er sich zwar die Appellation vorbehielt, er ließ sie auch in regelmäßige Quadrate eintheilen und mit schweren Kosten durch Wälle und Graben und verschiedene Bastionen befestigen, aber für die Stadt Wenden war er kein so gütiger Herr. Er bemächtigte sich der Stadtgüter, und der Abgang, den die Bürger dadurch in ihrer Nahrung empfanden, konnte weder durch die neue Befestigung, noch durch die grundherrliche Besatzung, wobei sich auch Artillerie befand, noch durch die von dem Kanzler besoldeten Officianten und Magistrate ersetzt werden. Von Axel's drei Söhnen starb Gustav unvermählt. Johann, geb. 1611, wurde von dem Vater ausersehen, um als erster schwedischer Gesandter auf dem Friedenscongreß zu Osnabrück aufzutreten. Ihm, der einige Besorgnisse äußerte, als ein Neuling mit so vielen erprobten Staatsmännern ringen zu müssen, schrieb Axel jene beruhigenden Worte: Nescis, mi fili, quantilla prudentia homines regantur; ihm war auch zur Bestreitung des unvernünftigsten Aufwandes, während der ganzen Dauer der Conferenzen, das Bisthum Osnabrück mit allen seinen Einkünften angewiesen. Johann, ein des Vaters nicht unwürdiger Sohn, starb als Reichsrath und Reichsmarschall im J. 1657 zu Wismar, er hatte sich in erster Ehe, 1636, mit Margaretha Sture und 1648 mit Margaretha Brahe verheirathet. Sein Bruder, Erik Axelson, Graf von Södermöre, Freiherr auf Kimito und Rynäs, geb. im J. 1624, wurde der Königin Christina Oberkammerherr, 1646 Gouverneur von Esthland, 1651 Reichsrath, 1652 Präsident des Commerzcollegiums, daher er in dem im J. 1654 mit England abgeschlossenen Schiffahrts- und Handlungstractat zugleich mit seinem Vater stipulirte. Zu ungleich höhern Dingen hatte ihn aber Axel bestimmt, wenn es anders seine Richtigkeit hat, daß Erik unter den Freiern der Königin Christina gewesen. Statt einer Krone erhielt er noch in eben dem Jahre, 1654, das Amt eines Reichsvicekanzlers und gleichwie er dasselbe nur erhalten, um dem bejahrten Vater beizustehen, so wurde er, nach dessen am 28. Aug. 1654 erfolgten Tode Reichskanzler und im folgenden Jahre Statthalter in dem von den Schweden besetzten polnischen Preußen. Er starb an einem hitzigen Fieber den 15. Oct. 1656, aus seiner Ehe mit Elisabeth Brahe drei Söhne und drei Töchter hinterlassend. Ein Sohn, Axel, starb als Rittmeister unvermählt im J. 1676. Mit dem andern, mit dem Grafen Karl Gustav, der sich im J. 1684 mit der Gräfin Hedwig de la Gardie verheirathete, ist die Linie in Södermöre ausgestorben. Ihr Besitzthum war schon früher durch die Reduction verloren gegangen.

Des Reichskanzlers Bruder, Gabriel Gustavson Oxenstierna, Freiherr auf Kimito (in dem eigentlichen Finnland) und Rynäs, Herr auf Tyresiö und Forssa, wurde im J. 1612 des Herzogs Johann von Ostergothland Rath, 1617 Reichsrath, Schloßhauptmann zu Stockholm und Landshöfding von Upland, ging 1621 und 1625 als Gesandter nach Dänemark und Holland, und erhielt 1633 die Reichsdrostenwürde, während er zugleich die Ämter eines Präsidenten des Oberjustizrathes und eines Landrichtees in Westergothland bekleidete. Als Reichsdrost führte er mit seinen vier Collegen, den hohen Würdenträgern, nämlich dem Marschall, Admiral, Kanzler und Schatzmeister, die Vormundschaft über die Königin Christina, er selbst ging auch mit Malte Soop nach Teutschland, um die Leiche des Königs Gustav Adolf zu empfangen. Er starb im J. 1640, wurde aber im Grabe noch, 1651, sammt seinen Söhnen, mit dem gräflichen Titel beehrt. Diese Söhne Gustav, Ture, Johann und Gabriel, waren sämmtlich aus Gabriel's erster Ehe mit Margaretha Bielke von Rynäs und Åkerö. Der älteste, Gustav Gabrielson, Freiherr auf Kimito, Herr auf Tyresiö, wurde am 1. Nov. 1639 Landeshauptmann über Westmanland, am 28. Mai 1642 Gouverneur von Esthland und Reval, am 25. Jan. 1645 Reichs- und Kanzleirath. Am 10. Nov. 1651 wurde er nebst seinen Brüdern und seinem verstorbenen Vater in den Grafenstand erhoben, und seine Grafschaft auf Kronoberg radicirt. Seine Gemahlin, Maria Sophia de la Gardie, hatte ihm nur Töchter geboren. Ture Gabrielson, geb. im J. 1614, war Landshöfding von Upland, und hinterließ, aus zwei Ehen, die Söhne Ture, der 1676 vor Wolgast blieb, Gabriel, Gustav und Johann. Johann nahm die katholische Religion an, und erhielt eine Abtei in Polen; Gabriel Tuesson, geb. zu Stockholm, im J.

Digitized by Google

1641 (nicht zu verwechseln mit seinem Vetter Gabriel Gabrielson), bereisete, nach zurückgelegten Studien, einen großen Theil von Europa, that einige Feldzüge und wurde auch zu verschiedenen diplomatischen Sendungen gebraucht. Seine Ernennung zum Generalgouverneur des Fürstenthums Zweibrücken (1699), war jedoch eigentlich als eine Ungnade zu betrachten. Gleichwol regierte er diese entlegene Provinz mit großem Ansehen: Einheimische und Nachbarn fühlten sich gleich sehr durch seine großartige Repräsentation angezogen und geblendet. Diese Repräsentation verzehrte jedoch sein Vermögen, eine unglückliche Ehe verbitterte ihm jede Lebensfreude, und die Neider, die er in Stockholm zurückgelassen hatte, benutzten jede Gelegenheit, ihm wehe zu thun. Seine Gesundheit erlag dem vielfältigen Verdrusse, er starb im Mai 1707, und die Leiche wurde nach Schweden gebracht und feierlich durch den Bischof Billberg beerdigt, daß er demnach wenigstens äußerlich in der Gemeinschaft der schwedischen Kirche verharrt haben muß. Auch in verschiedenen Stellen seiner **Pensées** spricht er als ein Lutheraner; dagegen handelt er anderwärts in sehr bestimmten Ausdrücken, von Verbannung und Güterverlust, die er um der katholischen Religion willen getragen, und in einer Grabschrift, die er sich selbst gesetzt hat, ist die Anspielung auf eine Religionsveränderung nicht zu verkennen. Hier deren Worte:

Patria, domo et mundo,
Verae religionis, pravae uxoris et podagrae causa
Carui.
Peccator eram, cinis sum,
Amplius nihil.
Apage viator, brevi talis eris.

Des Grafen ursprünglich französisch geschriebene, vielfältig aufgelegte **Pensées sur divers sujets, avec des réflexions morales**, befinden sich in Jedermanns Händen. Der zu solchem Geschäfte freilich keineswegs geeignete Herausgeber, Bruzen de la Martinière, hat sie von Gemeinplätzen und Sünden gegen den Styl nicht zu reinigen gewußt, dadurch wird mancher tiefe Gedanke, manches glänzende Wort verunstaltet. Des Grafen Gemahlin, Christine, war die Tochter des Grafen Erich Oxenstierna in Söderwöre. Sein Sohn, Axel Gabrielson, Graf zu Kronoberg, Generalmajor und Commandeur des Schwertordens, starb auf seinem Gute Tidan unvermählt den 24. Aug. 1755.

Des Hauses Korsholm Stammvater, Bengt, der vierte Sohn von Gabriel Christerson und Beate Bielke, Freiherr zu Mörby, Ekebyholm und Lindholm, befand sich als des Herzogs Karl von Südermanland Rath und Marschall in dessen Gefolge, als derselbe im J. 1579 sein Beilager in Heidelberg feierte, und starb als Statthalter von Südermanland und Wermeland den 12. April 1591, nachdem er in erster Ehe mit Sigrid Ros, des Grafen Gustav Johanson Tochter, die den 25. Juli 1586 starb, in anderer Ehe mit Brigitte Bosse, Knut's Tochter, verheirathet gewesen war. Der Sohn der zweiten Ehe, Bengt Bengtson, Freiherr auf Ekebyholm und Söderba, Herr auf Rappin in dem heutigen Werroschenkreise von Livland, geb. den 19. Oct. 1591, wurde, als er von seinen weitläufigen Reisen zurückkehrte, im J. 1620 bei König Gustav Adolf Kammerherr, 1626 Gouverneur in Elbing, 1627 Oberstallmeister, den 16. Sept. 1634 Reichsstallmeister und Generalgouverneur von Livland und Ingermanland, 1641 Reichsrath. Er starb zu Riga den 9. Jun. 1643. Der Sohn der ersten Ehe, Gabriel Bengtson, Freiherr auf Lindholm und Mörby, geb. 1584, kam im J. 1612 als Gouverneur nach Reval, wurde 1617 Reichsrath, 1645 Generalgouverneur von Livland, nachher Lagman über Wermeland und Dal, 1651 Reichsschatzmeister und den 31. Jan. 1652 Reichsadmiral. Den 26. März 1651 hatte er ein Patent als Graf von Korsholm und Wasa erhalten, und zwar wurden ihm als Grafschaft die Stadt Wasa mit der Burg Korsholm, dann Mustasari, Groß- und Kleinkyro in Österbothnien verliehen. Seine Introduction auf der Grafenbank unter Nr. 8 erfolgte im J. 1652. Er starb 1656. In seiner Ehe mit Anna Baner, verm. 17. Nov. 1610, hatte er drei Söhne, Gabriel, Bengt und Gustav und fünf Töchter. Gabriel Bengtson, der älteste der Söhne, wurde im J. 1653 Reichsrath, 1657 Reichsmarschall und starb 1671. Seine Gemahlin Maria Christiana *), Gräfin von Löwenstein-Wertheim, eine Stieftochter (nicht aber Witwe, wie es gewöhnlich heißt) des berühmten Feldherrn Baner, hatte ihm die Söhne Gustav und Gabriel geboren. Gustav's einziger Sohn, Gabriel, blieb im J. 1709 bei Pultawa als Hauptmann. Gustav's Bruder, Gabriel, hatte einen Sohn, Georg, der, gebaren im J. 1699, im Oct. 1756 Generalmajorsrang erhielt. Des ersten Grafen von Korsholm anderer Sohn, Gustav Gabrielson, Graf von Korsholm und Wasa, starb im J. 1694 als königl. Geheimrath, der dritte Sohn, Bengt Gabrielson, Graf von Korsholm, und Wasa, Freiherr von Mörby und Rosersberg, geb. 1623 studirte zu Upsala, bereisete den Continent und wohnte den Friedensunterhandlungen zu Osnabrück bei. Karl Gustav ernannte ihn zum Generalgouverneur von Warschau und Oberpolen, und umgab ihn mit königlichem Gepränge; dadurch sollte der Statthalter der Polen Augen blenden. Bengt mußte nachmals auch die Friedenspräliminarien entwerfen, entwickelte hierbei ebenso viele Gewandtheit als positive Kenntniß und erhielt zum Lohne die Direction in der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheit und großen Einfluß auf die gesammte Reichsverwaltung. Er wurde der entschiedene Gegner von des Grafen Magnus de la Gardie ehrgeizigem System, auch von Karl XI., sobald dieser die Regierung antrat, zum Reichsrathe bestellt (1673), konnte aber doch den Krieg vom J. 1674 nicht verhindern. Das Unglück der schwedischen Waffen brachte seine Weissagungen zu Ehren, und Karl XI. hielt den für den geeignetsten Friedensboten, der überhaupt keinen Krieg gewollt hatte. Bengt erschien demnach als bevollmächtigter Minister auf dem Friedenscongreß zu Nimmegen im J. 1677—1679, und seine Bemühungen und Erfolge in dem Friedensgeschäfte wurden mit der Präsidentschaft des hohen Tribunals zu Wismar und der Oberlandrichterstelle von Ingermanland belohnt.

*) Nicht Maria. Geb. zu Venedig, 1626, hatte sie die Republik des heil. Markus zum Taufpathen gehabt.

Digitized by Google

Im J. 1681 wurde er Premierminister und Präsident des Kanzleirathes und der gänzliche Umschwung in Schwedens äußerer Politik, der Verzicht auf das Bündniß mit Ludwig XIV., das für Schweden ebenso nachtheilig als lästig für das gegen den rastlosen Ehrgeiz des Königs von Frankreich bewaffnete Europa, sind vornehmlich als Bengt's Werke zu preisen. Er wollte, daß Schweden sich einzig im Norden vergrößere und zumal verstärke, sich alles Antheils an fremden, fernen Händeln enschlage und durch eine unabhängige ehrenvolle Politik den innern Wohlstand begründe. Seine Ansichten fanden bei Karl XI. die geziemende Anerkennung und Fügsamkeit, wie das insbesondere ein Brief des Monarchen an den Minister, gleich ehrenvoll für Beide, beurkundet. Der stolze und harte Karl findet es nicht unter seiner Würde, die Dienste, so er von Oxenstierna empfangen, zu beloben und ihm dafür offen und männlich zu danken. Das friedliche, so lange von Bengt verfolgte System wurde durch seines Königs Tod zerstört und der Nachfolger ganz eigentlich zum Kriege gezwungen. Nach Karl's XII. ersten, staunenswürdigen Erfolgen, nachdem Dänemark gedemüthigt, der Zar in seine Wildnisse zurückgetrieben, Polen erobert war, schrieb der greise Oxenstierna für den jungen Helden jenes berühmte Mémoire, das als ein Meisterwerk politischer Weisheit, als ein Denkmal wahrhaftiger und furchtloser Vaterlandsliebe in mehren historischen Sammlungen Platz gefunden hat. Reich durch seine Erfahrungen, auf das Genaueste die Interessen des Vaterlandes beurtheilend, wagte er es, den König auf die Vortheile seiner Lage aufmerksam zu machen und auf die Umstände, welche ihn einladen sollten, in so günstigen Verhältnissen Frieden zu schließen. Er zeichnet die Stellung, welche ein solcher Friede dem Könige, nicht nur im Norden, sondern in Europa überhaupt, anweisen mußte, ahnet aber auch die Folgen, welche die Verlängerung des Krieges hervorrufen könnte. Karl hörte nicht auf den guten Rath, und Oxenstierna starb, nachdem er kaum sein Memoire abgesendet hatte, den 22. Juli 1702. Gleich dem großen Axel Oxenstierna, dem er überhaupt in vielen Dingen ähnlich, war Bengt ein warmer Beschützer der Wissenschaften, und insbesondere hat die Universität Upsala, der er seit dem J. 1681 als Kanzler vorstand, viele Denkmäler seiner Freigebigkeit aufzuweisen. Er war in erster Ehe mit Eva Wachtmeister, in anderer Ehe mit Magdalena Steenbock verheirathet, von sieben Söhnen überlebten ihn nur drei. Der älteste, Gabriel, blieb als holländischer General in der Schlacht bei Malplaquet den 11. Sept. 1709, ein anderer, Gustav Bengtson, starb im J. 1694 als königlicher Rath und Reichs-Feldzeugmeister, dessen Sohn, Gustav Gustavson, wird 1710 als Oberst genannt. Graf Johann Oxenstierna stirbt im März 1733. Graf Karl wird im Sept. 1750 Hauptmann bei der Artillerie, Graf Johann Gabrielson im J. 1766 an dem neu gebildeten Hofe des Kronprinzen Hofjunker — Der Kammerherr Freiherr Karl Oxenstierna wird den 25. Nov. 1773 Comthur des Wasaordens, das ganze Geschlecht war demnach nicht in den Grafenstand erhoben.

Das eigentliche Geschlechtswappen zeigt eine im Visir liegende rothe Ochsenstirn, mit dergleichen Ohren und Hörnern, im goldenen Felde, auf dem goldenen gekrönten Helme erhebt sich wiederholt die Stirne; die Helmdecke ist roth und golden. (*v. Stramberg.*)

OXENSTIERNA (Axel), dessen Familie nicht nur mit den frühern königlichen Geschlechtern Schwedens, sondern auch mit den Wasas verwandt, sich in der Geschichte der Kirche, der Wissenschaften und des Staates so ausgezeichnet hat, als Einzelne derselben durch ihre Schicksale merkwürdig geworden sind. Wie denn z. B. der Stammvater jetzigen Geschlechtes Oxenstierna, Christiern Bengtson, im stockholmer Blutbade enthauptet wurde. Dessen Sohn, Gustav Gabrielsson Oxenstierna, Freiherr zu Fiholmen und Rinkestad, war schwedischer Reichs- und Kammerrath, verheirathet an Barbro Axelsdotter zu Herrsäter, aus dem berühmten und unglücklichen Geschlechte der Bielke, und zeugte mit ihr neben andern Kindern Axel Oxenstierna, Freiherrn zu Fiholmen, Kimitho und Tidön. Geboren zu Fanö in Upland am 16. Jun. 1583, genoß Axel anfänglich eine strenge und, wie es scheint, für die Kirche bestimmte Erziehung. Man gab ihm den, nachmals als Bischof zu Åbo bekannt gewordenen Isaak Rothorius zum Lehrer, einen armen jungen, aber kenntnißreichen Mann, der sich die Liebe seines lernbegierigen Zöglings erwarb, und dieselbe stets bis an seinen Tod bewahrte. Nach dem Tode seines Vaters (18. Jan. 1597) wurde der junge Axel mit seinen Brüdern unter Rothorius' Aufsicht von seiner vorsichtigen Mutter ins Ausland geschickt, theils um sich besser ausbilden zu können, theils auch, um sich von den damaligen politischen Ereignissen in Schweden entfernt zu halten. Axel ging mit seiner Begleitung nach Teutschland, studirte fünf Jahre lang in Rostock, Jena und Wittenberg Theologie, Staats- und Rechtswissenschaften neben den alten und einigen neuern Sprachen, unter welchen ihm die lateinische und teutsche am geläufigsten wurde, und lag zugleich den damals üblichen Ritterübungen ob. In Wittenberg zeichnete er sich durch mehre Disputationen aus. Hierauf besuchte er etliche angesehene teutsche Städte und Höfe, und auf die Verfügung Karl's IX., welche alle im Auslande lebende schwedische Edelleute zurückrief, begab sich Axel im J. 1603 wieder in die Heimath. Als Kammerjunker an den Hof gezogen, erwarb er sich in kurzer Zeit ein solches Vertrauen, daß ihn König Karl im J. 1606 an die Fürsten von Mecklenburg sandte, und in Anerkennung seiner Geschicklichkeit als schwedischen Reichsrath im J. 1609 zurückrief. Gleich nachher (Jul. 1609) wurde er der Sendung des Hofkanzlers nach Reval beigegeben, um die widerspenstige Handelsstadt zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Weniger glücklich war Axel's Sendung nach Dänemark zu Anfange des J. 1610, wo er die Streitigkeiten beider Reiche durch einen dauerhaften Frieden beilegen sollte. Dennoch aber soll der alternde König Karl IX. den jungen Staatsmann so zu schätzen gewußt haben, daß er ihn in seinem letzten Willen zum Vormunde der königlichen Kinder und Vorstande der Regierung bestellte [1]).

1) Dies behauptet Lundblad's schwedischer Plutarch (II, 7).

Dieses Königs letzte Verfügung brachte die Thronfolge Gustav Adolf's in Zweifel; Oxenstierna aber setzte auf dem Reichstage zu Nyköping nicht nur dieselbe, sondern auch mit Beseitigung der Königin Witwe, die Erklärung für die Mündigkeit des Prinzen durch. Hierfür erhob ihn der junge König am 6. Jan. 1612 zum Reichskanzler und blieb ihm bis an seinen Tod stets dankbar. Die allmälig abweichende Gesinnung des Königs von der des Reichskanzlers, die hin und wieder auffallend hervortrat, störte das vertrauliche Verhältniß nicht, welches sich zwischen Beiden bildete. Beide hatten, dieser über jenen, und jener über diesen, eine hohe Meinung. Nach das aufbrausende Wesen des Königs über des Reichskanzlers Ruhe und Bedenklichkeiten in Ungeduld aus, so dämpfte dieser mild des Erstern Hitze, und war's nicht möglich, so pflegte der König ihm die Sachen zuzuweisen, damit die Heftigkeit, wenn sie nicht gezügelt werden konnte, keinen Schaden verursache. Diese Ruhe und Besonnenheit war Ursache, daß Oxenstierna die Personen, mit denen er zu thun hatte, leicht durchschauen lernte. Ohne ihn hätte der König, was er auch selbst gestand, das nicht unternehmen können, was er mit Erstaunen der Mit- und Nachwelt vollbrachte. Gleich nach der Thronbesteigung riefen die von Karl IX. ererbten Kriege den König Gustav Adolf an die Grenze des Reiches und über dieselbe hinaus, während sein Freund und Minister Oxenstierna ihm theils dort rathend zur Seite stand, theils die innern Angelegenheiten des zerrütteten Reiches verwaltete. Daneben erkaufte er den Frieden mit Dänemark unter großen Opfern; desto glänzender aber krönte der Friede mit Rußland (1617) seine Bemühungen. Als diese beiden Kriege geendet und die Unruhen im Innern des schwedischen Reiches gedämpft worden waren, rieth Oxenstierna zur feierlichen Krönung des Königs. Sie erfolgte am 12. Oct. 1617, wobei der Reichskanzler zum Ritter geschlagen wurde. Die Beilegung neuen Zwistes mit Dänemark beschäftigte ihn hierauf so angelegentlich, als die Bekämpfung der leidenschaftlichen Liebe seines Monarchen zur schönen Ebba Brahe, wozu auch die Königin Mutter nicht wenig beitrug[1]). Als aber Gustav Adolf auf seiner Reise nach Teutschland die brandenburgische Prinzessin Maria Eleonora kennen gelernt und sie sich zur Gemahlin erwählt hatte, wurde Oxenstierna im August 1620 nach Berlin geschickt, um das Ehebündniß, nach Beilegung der demselben entgegenstehenden Schwierigkeiten, abzuschließen. Oxenstierna führte noch im Oct. desselben Jahres die königliche Braut nach Stockholm. Im folgenden Jahre begann der König den bekannten Krieg mit Siegismund von Polen; da vertraute er die Staatsverwaltung seinem Reichskanzler mit neun Reichsräthen, als Gehilfen und Stützen. Nur selten begab dieser sich ins königliche Feldlager, und als Dänemark im J. 1624 abermals Besorgnisse erregte, eilte Oxenstierna, dieselben durch Verhandlungen zu beseitigen, bis der Dänenkrieg in Teutschland (von 1625—1629), an welchem Schweden seine Theilnahme erschwerte, alle gegründete Besorgnisse von selbst zerstörte. Da nun der König im J. 1626 Polen von Preußen her zu befeinden anfing, nahm er auch seinen Freund mit sich sowol zur Leitung der diplomatischen Geschäfte, als auch zur Führung des Kriegswesens, sobald ihn im Laufe jeden Winters die Angelegenheiten seines Reiches in die Heimath riefen. Oxenstierna hingegen wurde nur ein Mal in jener Zeit entfernt, als er im August 1628 nach dem geängstigten Stralsund gesandt ward, die Stadt mittels Bündnisses in schwedischen Schutz nahm und sich wegen deren Vertheidigung auf seiner Rückkehr mit König Christian IV. von Dänemark besprach. Seine merkwürdigste Handlung in diesem Zeitraume bleibt jedoch der Abschluß des sechsjährigen Waffenstillstandes mit Polen, welchen der Cardinal von Richelieu durch den Eifer und die Gewandtheit seines Botschafters Charnacé einleiten ließ. Wie mildernd und versöhnend dieser auf die schroffen Gesinnungen und Charaktere der schwedischen und polnischen Gesandten einwirken mußte, davon gibt die zweite im Dorfe Altmark bei Stuhm gehaltene Zusammenkunft (die erste war durch einen Titulaturstreit vereitelt worden) das beste Zeugniß.

Die Anstalten zu der Versammlung nämlich waren von der Art, daß bei dem Einnehmen der Plätze allen Rangstreitigkeiten vorgebeugt werden sollte, ohne dadurch eine langweilige Feierlichkeit der ersten persönlichen Zusammenkunft benehmen zu können, welcher aber der polnische, am Podagra leidende Großkanzler und Bischof Jakob Zadzik mit folgenden Worten ein Ende machte: „Um von unserer Seite den Anfang mit Höflichkeit zu machen, so wünschen wir Ihnen, schwedische Herren, einen guten Tag!" Oxenstierna, welcher der schwedischen Gesandtschaft vorstand, dadurch beleidigt, erwiderte: „Und damit wir nicht undankbar scheinen mögen, so wünschen wir Ihnen, polnische Herren, einen guten Verstand"[2]). Mit diesem Waffenstillstande war die Ruhe, welche Schweden so sehr bedurfte, nicht hergestellt, weil auf ihn ein neuer Krieg gebaut wurde. Ehe noch in Preußen die Kriegszelte abgebrochen wurden, beschloß der König den teutschen Krieg, welchem Oxenstierna zwar nicht entgegenwirkte, aber doch einen andern Anfang anempfahl, als der König vorschlug und ausführte, wie er denn überhaupt von diesem Kriege urtheilte, daß der König dabei mehr den Eingebungen seines Genies, als einer reifen Überlegung gefolgt sei. Dieser ließ bei seiner Abreise aus Polen den Reichskanzler in Preußen zurück zur Verwaltung der eroberten Provinzen und zur Rüstung seiner

---

Rühs zur allgemeinen Weltgeschichte (LXV, 97) erwähnt davon Nichts, behauptet vielmehr, daß die Königin Witwe zur Vormünderin bestellt worden sei.

2) Bald nachher heirathete sie den berühmten schwedischen Feldherrn Jakob de Lagardie und wurde durch diesen Mutter des nachmaligen Lieblings Christinen's von Schweden, Magnus de Lagardie.

3) Vergl. *Arckenholtz*, Mémoires concernant Christine, Reine de Suède. I, 140 und die dort angezogene Quelle. Einen andern diplomatischen Kunstgriff zur Beseitigung der Rangstreitigkeiten handhabte Oxenstierna im J. 1638, als er zu Heilbron die protestantischen Stände der vier Reichskreise Oberteutschlands in seinen Gemächern versammeln ließ. Er stellte denselben keine Stühle hin, und selbst stehend hielt er den Vortrag.

Digitized by Google

Kriegsvölker, welche Feldmarschall G. Horn im J. 1630 dem Könige in Teutschland zuführte. Außerdem nahm er Theil an der dänischen Vermittelung zur Vermeidung des Krieges zwischen Gustav Adolf und dem Kaiser Ferdinand II. Die Verächtlichkeit, mit welcher schwedische Abgeordnete in Teutschland von kaiserlichen behandelt worden waren, gebot dem Reichskanzler, nicht persönlich in Danzig zu erscheinen, sondern von Memel aus in fester Sprache an die Vermittler zu schreiben. Als Gustav Adolf durch seinen Sieg bei Leipzig das Übergewicht über die katholische Macht erkämpft hatte, rief er wegen Vervielfältigung der Geschäfte den Reichskanzler zu sich. Anstatt jenen in Wien begrüßen zu können, wie er gewünscht hatte, fand er seinen König im Januar 1632 zu Frankfurt a. M. Hier empfing er bei dessen Abzuge nach Franken und Baiern die Leitung der diplomatischen Geschäfte und des Kriegswesens am Rhein und Main Für die erstern gab ihm der König den in teutschen Reichsangelegenheiten erfahrenen würtembergischen Vicekanzler Jakob Löffler als tüchtigen Gehilfen an die Seite, in Kriegssachen aber unterstützten ihn zwei junge ehrgeizige teutsche Reichsfürstrn, der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld und Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Ihre Unfügsamkeit und Eifersucht aber brachte ihm die Überzeugung bei, daß es höchst nachtheilig sei, Fürsten und andern hohen Personen, welche weder Verweise noch Vorstellungen achteten, wichtige Kriegsämter anzuvertrauen. Seine Klagen bei dem Könige bewirkten, daß Bernhard abgerufen und Feldmarschall Horn ihm untergeordnet wurde [4]). Sein diplomatisches Werk war der unter französischer Vermittelung am 12. Apr. 1632 mit Kur-Trier abgeschlossene Neutralitätsvertrag, der ihm aber später viele Sorgen verursachte. Bald genug rief ihn die Gefahr des Königs bei Nürnberg, durch die Übermacht des Feindes verursacht, nach Franken, wo er die berufenen Hilfsvölker zusammenzog, welche unter seiner Obhut ohne Berührungen mit dem Feinde ins königliche Lager geführt wurden. Hier ließ der König den Reichskanzler bei seinem Aufbruche nach Baiern zurück, nahm ihn aber kurz darauf auf dem schnellen Zuge nach Sachsen mit sich bis Arnstadt, wo er zur wichtigen Sendung nach Ulm für die Gründung eines Vereines der vier obern teutschen Reichskreise mit Schweden bestimmt wurde. Er begab sich vorläufig nach Frankfurt a. M., hatte aber kaum Hanau erreicht, als ihn am 11. Nov. 1632 die erschütternde Nachricht vom Tode seines königlichen Freundes bei Lützen urplötzlich zu dessen Stellvertreter in Teutschland erhob. Wenn auch nicht Kriegsheld, aber aufgefordert durch seine unbestechliche Vaterlandsliebe, die ihm die Leitung dieses Amtes zu einem Ehrenpunkte machte, durch das unbegrenzte Vertrauen des abgeschiedenen Königs, der bei seinem Leben ihm schon eine fast unumschränkte Führung der Geschäfte anvertraut hatte, und durch seine geläuterten Ansichten über den Zustand Teutschlands und durch seinen tiefen Blick in das Gewebe der Staatspolitik, sich dieser ungewöhnlichen, jedoch nothwendigen, Stellung zu fügen, und den Hof eines Herrschers zu halten, besaß er Charakterfestigkeit genug, in äußerer fürstlicher Pracht, in welcher er von nun an erschien, doch Mäßigkeit und Einfachheit zu behalten, ohne aber die an ihm gepriesene Ruhe und Besonnenheit stets in seiner Gewalt zu haben. Axel Oxenstierna war seinem Äußern nach ein großer, Ehrfurcht gebietender Mann, mit einem offenen, ernsten Antlitze, und sein, nach damaliger Sitte zugestutzter Bart gab seiner Haltung ein angenehmes Ansehen, welches seine von ausgebreiteten Kenntnissen unterstützte Beredsamkeit noch anmuthiger machte. Mit Anna Bååt von Tidön frühzeitig verheirathet, zeugte er eilf Kinder, von denen nur zwei Söhne, Johann und Erich, ihn wenige Jahre überlebten und das Geschlecht fortpflanzten [5]). Auf die Nachwelt aber ging sein Ruhm über; selbst einer der größten Männer seiner Zeit, wurde er hochgeschätzt von Richelieu, Mazarin, Urban VIII. und später von Whitelocke, der sich zur Ehre anrechnete, sein Schüler gewesen zu sein. Unter Arbeiten erzogen, wie er selbst geäußert hat, und mit Staatsgeschäften überladen, wußte er sich doch Mußestunden zum Lesen der Bibel und der alten Griechen und Römer abzugewinnen, die ihm ein altgediegenes Ansehen gaben, sodaß Groot ihn Jedem des Alterthums gleichstellte [6]). Obwol gewöhnt, beim Schlafengehen die Sorgen abzustreifen und sie am andern Morgen gestärkt wieder aufzunehmen, so verursachte ihm doch des Königs Tod die eeste schlaflose Nacht. Ein sicherer Blick, durch mannichfaltige Erfahrung gestärkt, erleichterte indessen, was augenblicklich unübersteiglich erschien. Den Beruf, den er in Teutschland übernahm, bestätigte die königliche Regierung zu Stockholm zur königlichen Macht und Mündigkeit, wofür diese aber seine aristokratischen Grundsätze in Anspruch nahm, ihr in Entwerfung eines neuen Reichsgrundgesetzes behilflich zu sein.

Gustav Adolf hatte nämlich bei seiner Volljährigkeitserklärung als junger und unerfahrener König dem schwedischen Adel unerhörte Vorrechte zugestehen müssen, die er aber allmälig, ja schon bei der Krönung im J. 1617, geringschätzte. Nach seinem Sinne hatte er zehn Jahre nachher in Preußen, als er seine bei Dirschau empfangene Halswunde für tödtlich hielt, dem Reichskanzler einen letzten Willen über die Staatsverwaltung Schwedens dictirt, den dieser erst nach dem Falle des Königs bekannt machte und nach Stockholm schickte. Sind auch die dort von Manchen erregten Zweifel an der Echtheit der Urkunde nicht bestimmt erwiesen, so ist doch der Unwille gewiß, den ihr Inhalt bei Vielen, besonders dem Adel, erregte. Die Männer, welche der Regierung vorstanden, verlangten die Wiedereinführung der durch den getödteten König

4) Rose's Bernhard I, 161 fg. Feldmarschall G. Horn war an Oxenstierna's älteste Tochter Christina im J. 1628 verheirathet und durch deren Tod schon 1631 Witwer geworden.

5) Das Jahr der Verheirathung des Reichskanzlers hat sich nicht ausmitteln lassen, doch als unwahr ist nach Lundblad zu erweisen, daß ihm schon im J. 1602 ein Kind geboren worden sei, wie Zedler's Universallexikon berichtet. 6) Vergl. *H. Grotii* Epist. 346.

beschränkten Rechte des Adels und Feststellung des aristokratischen Princips in der Staatsverfassung. Auf ihr Anrathen nun arbeitete Oxenstierna den letzten königlichen Willen in ein neues Reichsgrundgesetz um, dergestalt, daß die Gewalt der Staatsverwaltung dem Adel nicht nur so lange, als die Vormundschaft über die hinterlassene unmündige Thronerbin des Königs, Christina, dauern würde, sondern auch überhaupt in solcher Maße überlassen wurde, daß sie nur ein kräftiger Gewalthaber des Thrones wieder zerstören konnte. Denn der Regent drohte ein Schatten zu werden, und die Blüthe oder der Fall des Königreiches lediglich von den Tugenden oder Fehlern des Adels abzuhängen, wie man überhaupt im Sinne haben mochte, ein aristokratisches Wahlreich zu gründen. Es ist merkwürdig und unbegreiflich zugleich, wie ein so vielseitig gebildeter Staatsmann, wie Oxenstierna war, das Schicksal Frankreichs übersehend, scharfsinnig auf ein System hinarbeitete, welches grade zu seiner Zeit der Cardinal von Richelieu mit außerordentlicher Anstrengung aus dem französischen Staatsleben zu verbannen suchte. Darum ist er auch dem Tadel seiner Zeitgenossen nicht entgangen, welcher desto bitterer war, als die Neuerung durch dieses Verfassungswerk während Christinen's Minderjährigkeit willkürlich eingeführt wurde, und der Reichskanzler sich selbst den Verdacht zuzog, sein Haus auf den schwedischen Thron heben zu wollen. Den im J. 1634 versammelten Reichsständen wurde es mit der Einkleidung, als sei es von Gustav Adolf selbst ausgegangen, vorgelegt, von ihnen nur unter Murren (denn die nichtadeligen Reichsstände wurden Schatten) zur Annahme und am 29. Jul. dieses Jahres zur öffentlichen Kunde gebracht [7]). Die vormundschaftliche Regierung schloß demnach die Königin Witwe M. Eleonore und deren Schwager, den Pfalzgrafen Johann Kasimir, trotz ihrer heftigen Widersprüche, von der Theilnahme an den Staatsgeschäften aus, und wurde gehandhabt lediglich von fünf Reichsräthen (auch der Fünfmännerrath genannt), zu denen Axel Oxenstierna gehörte, und 20 Senatoren. Sie mußten, wie ihre untergeordneten Gehülfen, von Adel sein. Oxenstierna behielt also das Amt eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, aber in oben ausgedehnter Macht, und mit dem Winke, sich an die Elbe und Oder zur Beschützung Pommerns zurückzuziehen, und Frankreich, England sammt Holland in den Krieg zu verwickeln, sobald er sehe, daß die schwedische Macht im südlichen Teutschland nicht behauptet werden könne. Oxenstierna sah wohl ein, daß die teutschen protestantischen Reichsstände, sie mochten von größerer oder geringerer Bedeutung sein, ihm schwerlich gehorchen würden, hielt aber für schmachvoll, den Krieg aufzugeben in der Art, wie sein Monarch denselben begonnen hatte. Er stand also an des Königs Statt, und hielt den richtigen Grundsatz im Auge, Einheit der Plane und Einheit der Ausführung in die Verschiedenheit der Ansichten und Ansprüche zu bringen. Daher der gebietende Ton des schwedischen Edelmannes zu den teutschen Reichsfürsten, die er nicht immer wie Bundesgenossen, sondern wie Untergebene behandelte, hudelte, ja tyrannisirte. Seiner Kraft, Festigkeit, Großartigkeit und Kühnheit fehlte manchmal die Mäßigung, und übergroße Thätigkeit konnte nicht wieder gut machen, was des schwedischen Edelmannes Stolz und Hochmuth, wie man sein Benehmen zu nennen pflegte, verderbt hatte. Wie schon über Gustav Adolf's Härte geklagt wurde, so und noch mehr über den Reichskanzler! Den ersten Anstoß beging er gleich nach des Königs Tode am kursächsischen Hofe zu Dresden. Nachdem er nämlich in Frankfurt die nöthigen Anordnungen für das Kriegswesen in Süddeutschland getroffen hatte, reiste er am 19. Nov. 1632 über Erfurt nach Dresden ab, wo er dem Kurfürsten Johann Georg I. die allgemeine Verbindung aller teutschen evangelischen Reichsstände mit Schweden anrieth, und sich die Leitung der Geschäfte vorbehielt, sobald weder der Kurfürst daran Theil nehmen, noch Schweden mit einer angemessenen Vergütung für bisher geleisteten Beistand abgefunden werde würde. Aber Johann Georg wollte von schwedischer Schutzherrschaft um so weniger hören, als Oxenstierna abgeneigt war, das Hauptheer, welches bei Lützen gesiegt hatte, in die kaiserlichen Länder eindringen zu lassen. Vielmehr zersplitterte er dasselbe und schickte die einzelnen Abtheilungen nach verschiedenen von Böhmen und Österreich entfernten Richtungen, wodurch er auch den Grund zum Zwiespalte mit Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar legte. Fand er auch den Kurfürsten von Brandenburg, den er hierauf in Berlin besuchte, lenksamer für seine Plane, so trat doch der pfälzische Minister von Rusdorf gegen ihn mit der Meinung auf, daß die Teutschen des schwedischen Schutzes nicht bedürften, wenn sich Kurpfalz, Sachsen und Brandenburg zur Lenkung des Krieges vereinten. Ähnliche Ansichten fanden sich bei Mehren, wie beim Herzoge Georg von Lüneburg, welcher durch eigenmächtiges Verfahren den Verfügungen des Reichskanzlers entgegen zu wirken versuchte, sodaß Frankreich Anfangs irre war, wen es eigentlich zur Fortsetzung des Krieges unterstützen müsse, bis der Marquis von Feuquières zu Würzburg von Oxenstierna Aufklärungen über die wahre Beschaffenheit der Dinge erhalten hatte. Er unterstützte zwar den Schweden auf der Tagfahrt zu Heilbronn, wohin die Reichsstände Frankens, Schwabens, des Ober- und Unterrheins berufen worden waren, in der Stiftung des evangelischen Bundes zur Fortsetzung des Krieges am 13. April 1633, arbeitete aber dem Reichskanzler darin entgegen, daß die ihm übertragene Leitung der Bundesgeschäfte durch einen beigegebenen Bundesrath von eilf Mitgliedern beschränkt wurde. Dieser hingegen reizte und erbitterte viele angesehene teutsche Familien durch die Vertheilung eroberter Länder und Güter zu Heilbronn und Heidelberg, womit er selbst in unbesonnenem Stolze, wenn man der Nachricht eines Zeitgenossen glauben darf, Hohn und Spott trieb. Es kam ihm höhnisch, ja widersinnig vor, daß teutsche Fürsten von einem schwedischen Edelmanne Länder und Güter (welche im Namen der Königin Christine verschenkt wurden) verlangten und dieser

7) Dieses Grundgesetz siehe in Arckenholtz a. a. O. IV, 322 fg., vergl. mit I, 24 fg. I, 176 u. III, 185 fg. und Rühs zur allgemeinen Weltgeschichte. 65, 164 fg.

Digitized by Google

jenen solche gab [8]). Eine Schwäche seiner Herrschaft in Teutschland war es, daß er durch solche Mittel sich erst Gunst verschaffen mußte, bei denen sowol, welche Mittel zur Kriegführung gaben, als bei denen, welche die Heere befehligten, und was besonders gleich Anfangs seine Macht untergrub, war der Umstand, daß er den Heerbefehl der Bundestruppen auf keine gewissen Bestimmungen festsetzen konnte und dadurch seine Günstlinge, wie den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, und andere teutsche Feldherren gegen sich aufhetzte. Die Einheit des Heerbefehls, die unerläßliche Zügelung der Generale zur Lenkung eines Hauptplanes ging gänzlich verloren, Zwiespalt, Ungehorsam und Eifersucht erhielten die Oberhand, und der versäumte Entsatz Regensburgs (1634) gab das sprechende Bild vom wahren Zustande des Bundes und seiner Glieder. Gegen des Herzogs von Friedland Anträge, welche er, wie noch sein spätes Geständniß lautete, nie recht begreifen konnte, verhielt er sich mit weiser Vorsicht und beurtheilte sie nach dem patriotischen Grundsatze: „Wer sein Vaterland verräth, verräth auch Andere!" Sein im J. 1634 angestellter Versuch, alle teutsche evangelische Reichskreise zu einem Zwecke und zur Entschädigung für Schwedens dargebrachte Opfer zu verbinden, gab ihm den traurigsten Aufschluß über die Unmöglichkeit eines gemeinnützigen Zusammenwirkens in Teutschland. Nach Frankfurt a. M., wo er gewöhnlich seinen Wohnsitz hatte, lud er im Frühjahre 1634 die Reichsstände ein, nachdem er selbst zu Halberstadt die niedersächsischen Kreisstände, zu Stendal den Kurfürsten von Brandenburg und durch Zusendung Kursachsen hatte darauf vorbereiten lassen; aber der Reichsstände hartnäckiges Beharren auf steife herkömmliche Reichsverhältnisse, die Menge der verschiedenartigen Meinungen und Interessen derselben, der Einzelnen Haß gegen den Reichskanzler, sowie dessen Hitze und stolze Anmaßung, der Franzosen Unzufriedenheit, der Holländer Eifersucht und der Engländer Gleichgültigkeit (drei fremde Mächte, welche Oxenstierna sowol, als die teutschen Bundesgenossen im Auge hatten) brachten die Angelegenheiten nicht zum Ziele, und Oxenstierna erkannte, daß sein Directorium selbst über die vier obern Reichskreise, welche den heilbronner Bund bildeten, ohne Nutzen wäre. Sein Grundsatz, die Franzosen (bisher nur Geld zahlend) so lange, als nur immer möglich, von der öffentlichen Theilnahme an den teutschen Angelegenheiten entfernt zu halten, wurde von nun an aufgegeben, und ehe die Niederlage des Bundesheeres bei Nördlingen seiner Herrschaft das Grab grub, übergab er schon den Franzosen die bedeutende Festung Philippsburg, und schlug dem Botschafter Ludwig's XIII. vor, daß Frankreich gegen jährliche Zahlung einer Million Livres an Schweden die Leitung des Kriegswesens vom Rheine bis an die Weser und Elbe übernehmen, und die Verlängerung des polnischen Waffenstillstandes befördern sollte, während er Nordteutschland mit Einschlusse des undankbaren sächsischen Kurstaates lenken wollte. Die gleich darauf folgende nördlinger Schlacht änderte plötzlich den Zustand der Dinge dergestalt, daß der Reichskanzler den Franzosen keine Bedingungen mehr vorschreiben konnte, und insofern mochte der erste Augenblick nach der eingelaufenen Nachricht von diesem unglücklichen Ereignisse den Schweden bestürzter gemacht haben, als die vom Tode seines Monarchen. Der flüchtige Abschied der versammelten Reichsstände am 3. Sept. blieb ohne Kraft und Eindruck, die getroffene Übereinkunft mit den französischen Gesandten vom 20. desselben Monats stieß der voreilige Vertrag zu Straßburg am 9. Oct. wieder um, und endlich die vom Reichskanzler abgeschickten Bundesräthe Jakob Löffler und Streiff, von denen Ersterer Oxenstierna's Fähigkeit zur Leitung der Geschäfte bereits verschrien hatte, machten dessen Herrschaft in Oberteutschland durch den pariser Vertrag ein Ende. Löffler wurde zwar verstoßen, aber die Bundesglieder, schon zu sehr an französischen Einfluß gewöhnt, unterzeichneten seinen Vertrag, und Viele von ihnen, des Reichskanzler's Herrschaft längst überdrüssig, traten schmähend gegen denselben auf, und erinnerten ihn sogar an Friedland's Schicksal auf dem Collegialtage zu Regensburg. Officiere, Generale und gemeine Krieger stimmten dreist ein in die aufgeregte Stimmung; Vorwürfe und Schmähungen, Verachtung und Erniedrigung ließen in seiner gekränkten Seele keinen andern Entschluß übrig, als sich nach dem Norden zurückzuziehen. Die Franzosen, aufmerksam und thätig bei diesem verwirrten Zustande, waren anfänglich zweifelhaft, ob sie den Reichskanzler als Geisel durch die Bundestruppen gefangen nehmen, oder nach dem Norden ziehen lassen sollten, kamen aber bald zu glimpflicher Behandlung zurück, vielleicht aus Besorgniß, daß der uneinige und fast verarmte Bund ihnen zur Last fallen würde [9]). Er wurde von ihnen ermuthigt, aber auch bestürmt, den pariser Vertrag anzuerkennen, was er entschieden ablehnte, und zur Rächung der beleidigten schwedischen Macht sandte er zu Anfange des Jahres 1635 den berühmten Hugo de Groot, das Jahr zuvor in schwedische Dienste berufen, an den französischen Hof. Allein dieser Gesandtschaft machte Richelieu dieselben Schwierigkeiten, welche im verflossenen Jahre der König Karl I. von England dem Sohne des Reichskanzlers, Johann Oxenstierna, entgegengesetzt hatte; man wollte nämlich die Vollmacht und Beglaubigung eines Edelmannes nicht anerkennen [10]). Daher die Streitigkeiten, welche Groot bei seinem Erscheinen in Paris mit dem Hofe hatte, den Hauptzweck der Sendung hemmten und den Reichskanzler geneigt machten, sich selbst nach Frankreich zu begeben. Die beiden Bundesversammlungen zu Worms vor Ablaufe des Jahres 1634 und zu Anfange

8) Vergl. *Wassenberg*, Paneg. et Paraen. 197 mit Lundblad's schwedischem Plutarch. II, 148.

9) S. Rose's Bernhard. II, 54 u. 447. 10) Vgl. Hugo Grotius von Luden 234 fg. Oxenstierna hatte stets seine Noth, seinen Liebling Groot, dem Cardinal von Richelieu aber unangenehm, am französischen Hofe aufrecht zu erhalten. Nach und nach verschwand seine Zuneigung zu dem gelehrten Diplomaten und er setzte ihm seit dem J. 1645 einen Spion zur Seite, den Schotten Duncan, welchen Groot zuerst dem Reichskanzler für den schwedischen Dienst empfohlen hatte. S. Luden a. a. O. S. 335 fg.

Digitized by Google

des folgenden hatten für ihn und die schwedische Macht keinen wesentlichen Nutzen gehabt; er entsagte daher allem Einflusse, überließ dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar die Leitung des Kriegswesens und die der Bundesgeschäfte dem Rheingrafen Otto, der an seiner Stelle mit Widerspruche Vieler zum Vicedirector bestellt wurde. Hierauf begab er sich im April 1635 nach Compiegne, wo damals der französische Hof seinen Wohnsitz hatte. Am 26. April kam er mit einem Gefolge von 200 Mann daselbst an, Ludwig XIII. und dessen Gemahlin nahmen ihn huldvoll auf, und der gewandte Groot machte den Dolmetscher für die Reden der königlichen Personen und des Reichskanzlers. Er wurde mit solcher Pracht bewirthet, daß er der französischen Üppigkeit schmähte, aber auch stolz genug blieb, um den Gegenbesuch des in Stiefeln gekleideten Cardinals übel zu nehmen. Die Hauptsachen besprach und beschloß er mit dem Minister Bouthillier, mit dem er auch am 28. April eine Übereinkunft traf, welche vorläufig beide Mächte auf die Bekämpfung eines und desselben Feindes in Teutschland mit Berücksichtigung der von Schweden gemachten Eroberungen wies, bis umständlichere Verhandlungen nähere Bestimmungen zum Schlusse bringen würden. Er begab sich hierauf reich beschenkt nach der französischen Hauptstadt und lebte dort einige Tage in Groot's Wohnung [11]). Alsdann reiste er über Dieppe in den Haag, wo er, wie überhaupt in Holland, mit größter Auszeichnung empfangen wurde. Holländische Kriegsschiffe geleiteten ihn auf dem Meere in die Elbe nach Niedersachsen. Auf der Reise von der Küste nach Magdeburg pflog er zuerst Unterhandlungen mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, dann zu Salzwedel mit dem kurbrandenburgischen Abgeordneten, mit welchem er sich aber weniger verständigen konnte, als mit dem Landgrafen. Die Wirkungen des prager Friedens zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen ließen sich nicht hemmen. Überall fand Oxenstierna Abneigung, Furcht, Schrecken und Verzweiflung, ja Vereinigung fast aller seiner bisherigen Bundesgenossen mit Kursachsen und dem Kaiser zur Vertreibung der Schweden, sodaß diese den Frieden für eine Verschwörung gegen ihr Volk hielten. In und um Magdeburg, wo er im Juni 1635 ankam, sah er den Feldmarschall Baner und dessen Heer, die einzige und darum seit der nördlinger Schlacht sehr geschonte Stütze der schwedischen Macht, aber in schlimmerm Zustande, als das Bundesheer, das er am Rheine verlassen hatte. Es war in Aufruhr und tobendem Verlangen nach Erfüllung gegebener Verheißungen begriffen. Der Ungestüm der Officiere war so gefährlich, daß er, wenn Baner ihn nicht geschützt hätte, ein Gefangener der zuchtlosen Krieger geworden wäre [12]). So wenig es ihm gelang, diese Leidenschaftlichkeit zu besänftigen, so wenig konnte er mit Kursachsen, das ihm die größte Arbeit und Kränkung verursachte, friedlich übereinkommen. Endlich rettete ihn Baner des Nachts aus der gefährlichen Lage, indem er ihn unter Bedeckung zuverlässiger Krieger über Dömitz nach Wismar bringen ließ. Hierdurch erreichte Oxenstierna zwar, daß er nicht von der Seeküste und Schweden, wie es die abtrünnigen Lüneburger und Mecklenburger im Sinne hatten, gänzlich abgeschnitten wurde, und daß er die Küstenstädte verwahren konnte, allein er konnte nicht verhindern, daß der polnische Waffenstillstand mit Verlust der eroberten preußischen Bezirke wieder erneuert wurde. Dagegen erhielt er nun die dort aufgestellten schwedischen Truppen unter Lenart Torstenson zu seiner Verfügung. Durch diese geschützt, knüpfte er Unterhandlungen mit dem Kaiser an, welche von dänischer Vermittelung unterstützt, zu keinem Ziele führten. Desto glücklicher waren seine persönlichen und schriftlichen Verhandlungen mit dem in Niedersachsen angekommenen französischen Botschafter S. Chamont, welcher am 20. März 1636 zu Wismar nach Besiegung vieler vom Reichskanzler gemachten Schwierigkeiten in einem Vertrage endeten, dessen Grundlage auf die bärwalder Übereinkunft vom ⁴⁄₁₄ Jan. 1631 und mit Berücksichtigung des heilbronner Bundes gestellt war, aber nach Verlauf zweier Jahre völlig umgestaltet wurde, weil Schweden den Krieg seit dem Siege bei Wittstock nach eigenem Gutdünken führte. Als er hierauf die nöthigen Anordnungen zur Fortsetzung des Kriegs in Teutschland getroffen, und den klugen Sien Bielke sammt dem erfahrenen Adler Salvius zur Leitung diplomatischer Geschäfte bestellt hatte, folgte er dem wiederholten Rufe der vormundschaftlichen Regierung in die Heimath. Er kam am ⁴⁄₁₄ Jul. 1636 nach zehnjähriger Abwesenheit in seinem Vaterlande an und wurde daselbst mit großem Gepränge empfangen. Hier, im Reichsrathe, soll er vor solchen ausgedehnten Vollmachten, wie sie ihm in Teutschland übertragen worden waren, gewarnt haben, weil Eigennutz leicht Misbrauch damit treiben könnte. Die verführerischen Anerbietungen aber, welche ihm in Teutschland gemacht worden waren, bestanden erstlich in den Schmeicheleien der französischen Gesandten mit einer Verheirathung zwischen einem seiner Söhne und der Thronerbin Schwedens, dann in den Anträgen der heilbronner Bundesgenossen für den Besitz des Kurfürstenthums Mainz [13]). Nach Bougeant fragte der Reichskanzler auch bei der vormundschaftlichen Regierung zu Stockholm der letztern wegen an, diese soll aber ihre Zustimmung nur unter der Bedingung gegeben haben, wenn er so lange in schwedischen Diensten bleiben werde, bis der Friede zur Zufriedenheit der Krone abgeschlossen worden sei. So viel ist gewiß, die Franzosen, die solches Anerbieten seinem Sinne

11) Wie groß die Neugierde der Franzosen war, den berühmten schwedischen Staatsmann zu sehen, schildert Groot in Ep. 400 mit folgenden Worten: Tantus ubique fuit ad eum videndum concursus, *quasi ad de caelo delapsum hominem*, ita ut foras nostras heic Lutetiae vix contra vim irrumpentium defendere quitum sit. 12) Vergl. Lundblad a. a. O. 90 fg. Der Reichskanzler selbst beklagt sich bitter über den Zustand der teutschen Sachen in den drei Schreiben an seinen Sohn Johann, bei Arckenholtz IV, 340 fg.

13) S. Arckenholtz I. 119 fg. *Londorpii* Acta Publica. IV, 323 sq. mit *Pufendorf*. De Reb. Brandeburgicis. III, 114, welcher sogar ex ore Salvii erzählte: Aut Cancellario easdem eum Mazarino rationes bellum alere, non tam in usum patriae, quam suum suaeque crumenae.

nicht entgegenhielten, wiederholten dasselbe nach der nördlinger Schlacht, um ihn zu fesseln. Was die Vermählung Christinen's mit seinem Sohne anlangt, so brachte sie der Marquis von Feuquières bald nach Gustav Adolf's Tode zur Sprache, ohne daß sich ermitteln läßt, wie der Reichskanzler den Antrag aufgenommen hatte. Späterhin ist ihm Schuld gegeben worden, daß er seinen Sohn Erich zu Christinen's Gemahle bestimmt habe, sie möge nun, wie Bougeant behauptet, auf den teutschen Kaiserthron, oder blos auf den schwedischen Königsthron gesetzt werden. Gewiß ist, daß sich Oxenstierna nach seiner Rückkehr aus Teutschland der Erziehung Christinen's annahm und sie täglich im Staatsrechte und in der Politik unterrichtete, und daß er sie von ihrem 16. Jahre an an den Senatssitzungen Antheil nehmen ließ. Er schloß die schwache, rathlose Maria Eleonore von der Theilnahme an der Erziehung ihrer Tochter aus. Sie wurde nach Gripsholm verbannt und faßte dort, gleich einer Maria von Medicis, den verzweiflungsvollen Entschluß, lieber kümmerlich im Auslande, als königlich in Schweden leben zu wollen. Sie flüchtete denselben am 29. Jul. 1640 durch die Flucht nach Dänemark und von dort nach Teutschland aus. Manche meinten, Oxenstierna's Feindschaft gegen die bedrückte königliche Witwe rühre von deren Abneigung gegen die Verheirathung ihrer Tochter mit des Reichskanzlers Sohne Erich her [14]). Wie dem auch sei, Oxenstierna arbeitete dem Plane der Vermählung Christinen's mit dem jungen Pfalzgrafen Karl Gustav eifrig entgegen, und als diese nach ihrer Krönung merkte, daß der Reichskanzler und sein adeliger Anhang die Thronfolge unentschieden lassen wollten, so bestimmte sie (1649) den Pfalzgrafen zu ihrem Nachfolger und meinte, daß, wenn sie die Sache nicht entschiede, die Häuser Oxenstierna und Brahe sich um die Krone bewerben, und dadurch innere Kämpfe entstehen würden [15]). Und da Christina anfänglich nicht abgeneigt war, dem Pfalzgrafen Karl Gustav die Hand zu reichen (sie sprach noch im J. 1648 bei dessen Abreise nach Teutschland davon), folglich dieselbe einem Unterthanen abzuschlagen, so suchte der Reichskanzler, wie man behauptete, die Vornehmsten des Reiches für die Meinung zu gewinnen, daß ein ausländischer Gemahl der Königin dem heimischen Reiche schaden würde. Ja der alte Reichshistoriograph Messenius, gab ihm in einer Schmähschrift Schuld, daß er dem jungen Pfalzgrafen nach dem Leben gestrebt hätte. Leidenschaftlichkeiten mögen allerdings die Anklagen übertrieben oder entstellt haben; aber unverwerflich sind die Zeugnisse Christinen's selbst, die sie in reifern Jahren verschiedentlich über Oxenstierna's Bestrebungen abgelegt hat. Sie klagte ihn einmal öffentlich der Sehnsucht nach einer veränderten Regierungsform, die er in die Hände einer vornehmen Familie bringen wolle, an, dann machte sie ihm selbst, als sie die Regierung schon im J. 1651 niederlegen wollte, zur Bedingung ihrer längern Regentschaft, daß nie wieder von Vermählung ihrer Person, wogegen sie allmälig einen Widerwillen gefaßt hatte, die Rede sein sollte [16]). Hieraus, wenn auch der Vater seinen Sohn zur Widerlegung der Gerüchte verheirathete, schloß man doch richtig, Oxenstierna habe dem Adel großes Ansehen, sich selbst aber im Reiche Unentbehrlichkeit verschaffen wollen, um dieses wählbar zu machen. Als die Thronentsagung von Christinen im Senat vorgetragen wurde, war er nicht zugegen, und als ihm die Urkunde darüber zur Unterzeichnung zugeschickt wurde, weigerte er sich lange, und brach in die Worte aus, lieber ins Grab zu steigen, als Christinens Entsagungsacte zu unterzeichnen. Er unterschrieb endlich mit zitternder Hand. Auch als Karl X. Gustav den Thron bestieg, konnte er nicht überredet werden, der Feierlichkeit beizuwohnen. Im Übrigen erschien der Reichskanzler in Schweden mit demselben unbeschränkten Ansehen, welches er in Teutschland gehabt hatte; und wenn auch Ränke der Großen ihm entgegentraten, wie der Haß des Reichsdrostes Pehr Brahe, welchen er durch Familienverbindungen zu heben wußte [17]), so stand doch bis zur Mündigkeit Christinen's seiner Macht kein gefährliches Hinderniß im Wege; denn aus seinen Verwandten, Freunden und Günstlingen war die Mehrheit der Senatsglieder zusammengesetzt, und seine Stimme erhielt in Berathungen und Beschlüssen die Überlegenheit, sodaß er in Verdacht gerieth, er würde das, was sich ihm nicht immer in Gutem fügen wollte, mit Gewalt zwingen. Als daher zu Ende 1643 der Dänenkrieg ausbrach, ließ er unter seines Schwiegersohnes, G. Horn, Leitung, ein Heer rüsten, das neben dem Torstenson'schen die Dänen bekämpfen, aber auch Oxenstierna's Widerwärtige im Reiche demüthigen sollte [18]). Allein er hatte eigentlich seit früher erlebten Verdrüßlichkeiten auf das Nachbarreich einen unauslöschlichen Haß geworfen, und arbeitete mit wahrer Jünglingskraft an diesem Kriege, wie an den seit dem 4. Jan. 1645 begonnenen Friedensverhandlungen zu Brömsebro, welche in einem ehrenvollen Frieden für Schweden endeten, aber nach der Meinung Einiger noch glänzender geendet haben würden, wenn nicht Christina den Reichskanzler in so günstigen Umständen mit Eile gedrängt hätte, damit des alten Staatsmannes Ansehen nicht zu sehr wüchse. Indessen erhob sie ihn am 19. Oct. 1645 aus Dankbarkeit zum Grafen von Södermöre, welche Auszeichnung er sich schon mehre Male verbeten hatte [19]). Christinen's

14) S. Arckenholtz I, 118 fg., 162. Dieser Erich war nach Zedler im J. 1624 geboren, wann er aber verheirathet wurde, hat sich nirgends, selbst bei Lundblad, der den alten Oxenstierna gern gegen alle Anklagen in Schutz nimmt, ausmitteln lassen. Der feindselige Brief eines vornehmen Schwedischen von Adel an einen Fränkischen von Adel bei Buder, S. 600 fg. belehrt uns, daß Erich im J. 1644 noch nicht verheirathet worden war. Da er schon im J. 1656 starb, muß er spät erst sich mit Elisabeth Brahe und nach deren Ableben mit einer pfalzgräflichen Prinzessin bei Rhein vermählt haben. 15) Vergl. Arckenholtz I, 171 fg.

16) Vergl. Lundblad's Karl X. Gustav. I, 100 u. m. a. O. mit Arckenholtz I, 206 fg. Nach S. 106 hingegen behauptete Salvius, daß Oxenstierna Christinen alle Neigung zum ehelichen Leben zu benehmen gesucht habe. 17) Seine beiden Söhne Johann und Erich Oxenstierna heiratheten Töchter aus dieser Familie. 18) Vergl. das Schreiben bei Buder a. a. O. 19) Das Grafendiplom wurde erst den 20. Nov. d. J. ausgefertigt.

Digitized by Google

Thronbesteigung (7. Dec. 1644) blieb für Oxenstierna's erlangte Macht hemmend. Sie, im Kriege geboren und erzogen, bewies zeitig überwiegende Neigung zum Frieden; Oxenstierna war anderer Meinung. Schon 1641 klagte sie, daß die Stimme des Friedens bei ihm kein Gehör fände; sondern daß er dem Gesandten Salvius in Teutschland Filze gäbe, so oft er von Tractaten schriebe [20]). Darum setzte er noch in demselben Jahre durch, daß sein Sohn Johann, obgleich dieser seine Unfähigkeit erkannte und sich dagegen sträubte, zum Haupte der schwedischen Gesandtschaft auf dem Friedenscongreß in Teutschland ernannt wurde. Er gab nachmals dem Schwächlinge weise Lehren in dem schweren Geschäfte. Allmälig gerieth der Sohn mit seinem Gehilfen, Adler Salvius, in Zwiespalt, welchen Christina nährte. Sie zog diesen Mann auf ihre Seite und gewann ihn für ihre Anhänglichkeit an die Franzosen und für ihre Sehnsucht nach Ruhe. Durch die giftigen Briefe Christinen's im J. 1647 an ihre Gesandtschaft in Teutschland, deren Inhalt jedoch nur den Sohn des Reichskanzlers traf, entdeckte der junge Diplomat das heimliche Verhältniß zwischen seinem Gehilfen und seiner Monarchin [21]). Die Klagen des Sohnes wirkten auf den Vater so nachdrücklich, daß dieser sich bei der Königin bitter beschwerte, und seinen Abschied mit der Erlaubniß verlangte, sein Leben im Auslande zu beschließen. Die Königin, allerdings gegen den alten Reichskanzler kalt, je mehr ihr Liebling, der junge Graf Magnus de Lagardie, Einfluß empfing, fand in ihrer Launenhaftigkeit den geforderten Abschied willkommen; allein die Reichsräthe, darin eine Schmach für die Regierung sehend, riethen, den verdienstvollen, erfahrenen Staatsmann zufrieden zu stellen [22]). Oxenstierna behielt sein Amt in der ganzen Ausdehnung, in welcher er es bisher bekleidet hatte, aber der frühere unbeschränkte Einfluß, der wol auch Eifersucht in Christinen, wie in den Höflingen derselben neidische Ränke erweckt haben mochte, war untergraben. Seine Unentbehrlichkeit in Staatssachen, seine Verehrung durch die fremden Botschafter, Christinen's vielleicht erzwungene Hochachtung gegen ihn, sowie die schonenden Rücksichten gegen sein zunehmendes Alter waren zwar natürliche Folgen seiner Tugenden, seiner Verdienste und seiner erstarkten Macht; allein es blieb doch, da Christina ihm nicht in allen Stücken, aus Furcht, selbst von ihm verdunkelt zu werden, folgte, ein heimlicher Gram in seiner Seele zurück. Hiezu kam seine Unzufriedenheit über die Menge an Christinen's Hof herbeigezogener Fremdlinge, über deren Ausschweifungen, sowie über den westfälischen Frieden, den er, wie die Generale, ein übereiltes Werk nannte. Ja man glaubte auch für so außerordentliche Anstrengen einen bedeutendern Erfolg errungen zu sehen, wenn Oxenstierna, ungeachtet der Schwächen seines Sohnes, seinen frühern Einfluß behauptet hätte. Daher griff ein von ihm begünstigter Prediger zu Stockholm, nach Chanut's Zeugnisse, diesen Frieden einst in voller Kirche schmähend an, während Christine und ihr Hof von Freude über denselben erfüllt war. Doch setzte nun der Reichskanzler, aller Verbindung mit Frankreich abhold, den unmittelbaren Handelsverkehr mit Spanien unter Bekämpfung nicht geringer Schwierigkeiten durch, nachdem er schon im J. 1640 einen Handelsvertrag mit Portugal und ein Bündniß mit Holland zu gemeinschaftlicher Vertheidigung abgeschlossen hatte. Handelsgesellschaften in Schweden beförderte er (sowie auch der heilbronner Bund im J. 1633 von ihm in den schwedisch-indischen Handelsverein, doch ohne Nutzen gezogen worden war) [23]), wie Gustav Adolf, vorsichtig, um nicht in der Kaufleute Fesseln verstrickt zu werden. Aber diese Thätigkeit sowol, als seine Maßregeln zur Hebung aller nutzlosen und hemmenden Handelsverbote, wie beim Getreidehandel und Bergwerkswesen, waren nicht immer segensreich, weil sie von aristokratischen Mißgriffen nicht frei blieben. Doch soll er der Erste gewesen sein, der die Gewerbefreiheit in Schweden eingeführt hat. Man rühmt ferner von ihm scharfe Beaufsichtigung der Beamten, und strenge Anforderung an vollkommene Erfüllung des Berufes, welcher aber durch sein barsches Wesen den Beamten nicht selten lästig werden mochte. Hieraus ergibt sich der Zweifel an der ihm gemachten Beschuldigung, daß er die Verantwortlichkeit der obern Staatsbeamten abgeschafft habe, wenn zumal bedacht wird, daß nur einigermaßen wichtige Dinge nach seiner Meinung gelenkt werden mußten, obgleich er das Beamten- und Statthalterwesen zur Erleichterung des Dienstes vervielfacht haben soll [24]). In Religionssachen wirkte Oxenstierna ganz nach den Begriffen seiner Zeit; denn zeigte er sich auch für das Schicksal der Reformirten in den Unterhandlungen zum westfälischen Frieden theilnehmend, so bewies er doch kalte Gleichgültigkeit gegen des berühmten Schotten, John Dury (Durams), Versuche (1636 — 1638) zur Vereinigung beider evangelischen Kirchen, und sogar Verfolgung an dem schwedischen Bischofe Matthiä für ähnliche geläuterte Plane. Aber wissenschaftlichen Verkehr unterhielt er stets mit in- und ausländischen Gelehrten, und seine Urtheile über die Wissenschaften wurden in Schweden als die richtigsten angenommen. In seinem Sinne beförderte er Aufklärung und Bildung. Fünf Gymnasien errichtete er zum Theil aus eigenen Mitteln, und die von Gustav Adolf ihm geschenkte kurmainzer Bibliothek bestimmte er für die Anstalt zu Westerås; sie ging aber, nach Loccenius, auf der See zu Grunde. Nach Johann Skytte's Tode wurde er im J. 1645 Kanzler der Akademie zu Upsala und sah bei Prüfung der Studenten und bei Vorlesungen, denen er, so oft es die Zeit gestattete, beiwohnte, hauptsächlich auf Bildung tüchtiger Staatsbeamten. So rühmlich nun auch seine Uneigennützigkeit ist,

---

Lundblad's schwed. Plutarch II, 111. Bei dieser Gelegenheit hielt Christina im Senat eine treffliche Rede über Oxenstierna's Verdienste. Arckenholtz I, 69 fg.

20) Vergl. Arckenholtz I, 56. 21) Vergl. Arckenholtz I, 110 fg. 22) S. Lundblad's schwed. Plutarch II, 116 fg.

23) Alle darauf bezügliche Verhandlungen und Schriften wurden im J. 1635 gesammelt und zu Frankfurt a. M. teutsch herausgegeben unter dem Titel: Argonautica Gustaviana. 24) Vgl. Buder a. a. O.

daß er dem Staate 30,000 Rthr. Banko ohne Zinsen lieh, mußte er doch noch im J. 1641 zur Deckung der Kriegskosten für mehr als eine Million Krongüter theils verkaufen, theils verpfänden, welche dem im auswärtigen Kriege reichgewordenen Adel zum Vortheile gereichten. Man hat nun Oxenstierna wegen seines Aristokratismus in Schutz genommen und gegen historische Zeugnisse irrig behauptet, der Adel Schwedens habe ausschließlich alle Bildung, Gelehrsamkeit, Aufklärung und ritterliche Tugenden in sich vereinigt; allein wenn er auch Genie und Verdienst vermöge seines Wahlspruches, nach welchem Verdienst und Ruhm über die Geburt gesetzt wurde, ermuntert und unterstützt, und wenn er auch die ihm von Christinen noch vor deren Abdankung angebotene fürstliche Würde als eine drückende und nutzlose Auszeichnung für das Reich abgelehnt hat[25]), so hinderte er doch nicht, daß auf der Akademie zu Abo ungescheut gelehrt wurde, daß die Kinder des Adels schon durch die vornehme Geburt einen edlern Charakter empfingen[26]). Alsdann ließ er während seiner Herrschaft 40 Personen adeln; die Arbeiter in seiner Kanzlei mußten meistens von Adel sein, und welche es nicht waren, wurden geadelt. Auch Christinen hatte er seine ausschweifenden Begriffe über diesen Stand eingeimpft, sodaß diese es nicht für unpassend fand, ihren Leibschneider in den Adelsstand zu erheben. Daher konnte er, wie ihm zur Last gelegt wird, die Abgabefreiheit des Adels, mit Ausnahme der Dienst- und Hilfsleistungen für den Staat, vertheidigen, und auf dem Reichstage im J. 1644 brachte er wirklich harte, ungeläuterte und verhöhnende Gesinnungen über den Bauernstand an den Tag. Sechs Jahre nachher bedrohte er sogar die erneuerten Fürbitten der nichtadeligen Reichsstände mit Bestrafung, und die launenhafte Christine half den Gegenständen der Klagen nicht ab. Allerdings hatte sich der höhere Adel theils durch solche Stütze, theils durch seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, wie durch das von Oxenstierna verfaßte Reichsgrundgesetz zu so mächtigem Selbstgefühl erhoben, daß ihn erst der kraftvolle Karl X. Gustav demüthigen konnte. Dies Alles, die Bedrückung der unadeligen Stände und der Schwarm schwelgender Fremdlinge am Hofe steigerten des Volkes Erbitterung in dem Maße, daß Christinen's Thronentsagung willkommen aufgenommen wurde, während Oxenstierna sie lebenslänglich auf dem Throne zu fesseln und den ihm verhaßten jungen Pfalzgrafen von der Thronfolge abzuhalten, äußerst bemüht war. Doch mußte der alte Staatsmann noch kurz vor Christinen's Abdankung, als ihn der Adel zu ihr abgesandt hatte, um gewisse Bestimmungen über die Lehnbarkeit einer Anzahl Güter in Schweden und Pommern auszumitteln, eine empfindliche Kränkung erdulden, und anhören, daß die Königin ihn in ihrer Hitze über seine Festigkeit einen alten Narren schalt und ihm das Maul verbot. Da erwiderte der Graf: „Ich sehe wohl meine Unfähigkeit im Dienste der Krone ein," und entfernte sich. Christine und ihr Nachfolger (1⅛. Jun. 1654) besänftigten den harten Sinn des alten Mannes und beförderten seinen Sohn Johann zum Obermarschall, und den dem Vater an Wesen und Charakter gleichenden Erich zum Nachfolger in der Reichskanzlerwürde[27]). Er aber bekleidete, trotz der Gebrechlichkeit des Alters, sein Amt auch unter Karl Gustav mit solchem Einflusse, daß er, obwol dieser seine, mit Hilfe Beahe's entworfene Capitulation zur Sicherstellung der Rechte des Königs, des Reichsrathes und der Reichsstände bei der Krönung abgelehnt hatte, siegend gegen den königlichen Schwager, Magnus de Lagardie, wirken konnte[28]). Oxenstierna erkrankte tödtlich in seinem Berufe, in der Versammlung der Reichsräthe. Der junge König, welcher Verdienste zu schätzen und seine Leidenschaften gegen den alten Staatsmann, der sein Glück hatte verhindern wollen, ebenso zu beherrschen, als die äußern Eingebungen des Hasses und der Verfolgung weise abzulehnen verstand, besuchte den Kranken und erhielt von ihm das kostbare Andenken, das ihm Ludwig XIII. im J. 1635 zu Compiegne gegeben hatte, einen Diamantring. Seine letzten Worte waren aber die Königin Christine und die Reue, die sie in der Fremde über ihre Thronentsagung empfinden würde[29]). Karl X. Gustav hingegen sprach vor der irdischen Hülle, welche Oxenstierna's gewaltiger Geist am 28. Aug. 1654 verließ, in tiefes Anschauen versunken, die merkwürdigen Worte: „Glücklich, wer so gelebt hat! Glücklich, wer so stirbt!" Der Leichnam wurde zuerst in die Jakobskirche, dann (18. März 1655) in die Hauptkirche zu Stockholm unter großem Gepränge und endlich in die Familiengruft seines Geschlechtes zu Fiholm gebracht. — Übersehen darf nicht werden, daß diesem rastlosen Staatsmanne auch die Abfassung des im J. 1653 zu Stockholm erschienenen und vom Baron von Chemnitz sich selbst angemaßten, zweiten Theiles vom königlich-schwedischen in Teutschland geführten Kriege zugeschrieben wird. Ferner soll er wesentlichen Antheil an der zu ihrer Zeit Aufsehen erregenden Schrift: **De ratione status Imperii Romano-Germanici**, welche derselbe Chemnitz unter dem Namen Hippolitus a Lapide 1640 herausgab, gehabt haben[30]). Endlich mißt man ihm auch die Flugschrift **De arcanis Austriacae Domus** bei. Sein Leben selbst ist erst im J. 1831 von dem schwedischen Handelsconsul zu Stralsund J. F. von Lundblad in schwedischer Sprache bearbeitet und von F. von Schubert ins Teutsche übertragen worden. (*B. Röse.*)

Oxera *Labill.*, s. Oncoma *Spr.*

Oxerostylis *Cassin.*, s. Styloncerus *Spr.*

OXFORD, Stadt von 16,000 Einwohnern und etwa 2300 Häusern in der Grafschaft gleiches Namens am Zusammenflusse des Isis und Charwell, sendet zwei

25) Vergl. Arckenholtz I, 405. 26) Vergl. Rühs zur allgemeinen Weltgeschichte 65, 239.

27) Vergl. Arckenholtz III, 172 fg. 28) Vergl. Lundblad's Karl X. Gustav II. S. 11 fg. 29) Vergl. Arckenholtz I, 488 fg. 30) Vergl. Arckenholtz I, 514 und II, 62 fg. Im Append. wird das unwahrscheinliche Gerücht erzählt, daß Oxenstierna und Salvius das Werk: De ratione st. dem Baron von Chemnitz in die Feder dictirt hätten.

Repräsentanten ins Parlament, hat 15 bischöfliche Kirchen, darunter die älteste, die St. Friedeswicker Kirche, seit dem J. 1546 Kathedrale der Diöcese, eine Methodisten-, eine katholische und eine Baptistenkapelle, eine Stadtschule, zwei Bell- und Lancaster'sche Schulen und mehre Armenschulen, ein Armenarbeitshaus, ein Armendispensatorium, ein Stadtgefängniß und ein Grafschaftsgefängniß an der Stelle des alten Castells. Bedeutende Fabriken oder Manufacturen sind nicht vorhanden, doch ist der Transitverkehr mit den benachbarten großen Handels- und Fabrikstädten Birmingham, Manchester, Liverpool und mit London selbst sehr bedeutend, letzteres besonders auch auf einem Kanal, der mit dem Grandtrunkkanal zusammenhängt. Über den Charwell führt eine schöne Brücke. Handel und Verkehr werden durch vier Banken erleichtert und außerdem gibt es noch eine Sparbank. Die Hauptbedeutung von Oxford entspringt und entsprang jedoch seit Jahrhunderten aus der Universität, von der auch Handel, Verkehr und Nahrung der Stadt großentheils abhängig sind und welche deshalb auch in jeder Hinsicht hier vorzüglich und fast allein in Betracht kommt, denn auch in historischer Hinsicht erhält die Stadt erst Bedeutung durch die Universität, obgleich sie älter und eine der ältesten nicht römischen in England ist, indem sie schon im Anfange der sächsischen Eroberung vorkommt. Wir gehen also zu der

Universität Oxford über. Diese berühmte, großartige und in ihrer Art unvergleichliche Anstalt verdient in jeder Hinsicht der Gegenstand einer ausführlichen und erschöpfenden Behandlung zu sein, besonders aber auch aus dem Grunde, weil sie, sowie ihre ehrwürdige Schwester von Cambridge, grade in diesem Augenblicke von Gefahren bedroht wird, welche sie vielleicht binnen kurzem ausschließlich der Vergangenheit überweisen dürften, sodaß eine Darstellung ihrer Gestalt und ihres ganzen Wesens und Treibens, sowie ihrer Herkunft und Geschichte, bald gleichsam zu einem Denkmal auf ihrem Grabe werden dürfte. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß wir von dieser Universität nicht ausführlich handeln können, ohne das englische Universitätswesen überhaupt zu berühren, und dieses muß uns wieder auf manche allgemeinere Verhältnisse der politischen und socialen Zustände Englands führen, in denen eben die zwei großen Universitäten Oxford und Cambridge (der dritten Halbschwester in Dublin nicht zu gedenken) eine so große und vielseitige Bedeutung im Guten und Schlimmen gewonnen haben, wie dies in mancher Hinsicht bei ähnlichen Anstalten auf dem festen Lande und zumal in Teutschland nie der Fall sein konnte, sodaß ein allgemeiner Schluß von diesen auf jene immer zu ganz falschen Ansichten führen muß. Es konnte nur die Frage entstehen, ob wir die Lösung der übernommenen Aufgabe mit einer Darstellung dessen beginnen sollen, was die Universität in unserer Zeit ist, oder mit einer Übersicht des Weges, auf dem sie dahin gelangte. Wir haben uns indessen zu ersterm entschlossen, weil das Interesse des Lesers sich leichter an das Ziel, an die vorliegenden eigenthümlich bedeutenden Resultate knüpfen lassen wird, als an einen Weg, dessen Ziel er noch nicht kennt; zumal da die Darstellung dieses Resultats überhaupt bei weitem der wichtigere Theil unserer Aufgabe ist, wogegen der historische Theil nur als Beigabe erscheinen kann. Von einer irgend vollständigen Specialgeschichte kann nämlich auf dem uns gestatteten Raume gar nicht die Rede sein und die wichtigsten Punkte derselben würden zum Theil Wiederholung dessen sein, was Gegenstand einer Geschichte der Universitäten überhaupt ist, während manche andere Punkte auch in einer Darstellung des gegenwärtigen Zustandes erwähnt werden müssen. Diese allein dagegen wird und muß hauptsächlich Dinge umfassen, für deren Erwähnung sonst nirgends in dem vorliegenden Werke sich eine andere Gelegenheit finden dürfte, und die doch demselben nicht fremd bleiben sollen. Ihr werden wir daher den bei weitem größten Theil des uns vergönnten Raumes widmen, und dann die Geschichte der Universität mit wenig Worten nachholen. — Wer mit der Geschichte, den Zuständen Englands in der Vergangenheit und in der Gegenwart und mit der Bedeutung, mit dem Einflusse, welchen die beiden großen Universitäten in dem ganzen geistigen und politischen Leben der Nation erlangt haben, auch nur einigermaßen bekannt ist, der wird sich gewiß keine geringe Vorstellung von der äußern Erscheinung einer solchen Anstalt machen. Wer aber Oxford selbst gesehen hat, wird gestehen, daß diese Erwartungen, wie hoch sie auch gespannt sein mögen, doch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, oder jedenfalls wenigstens deren eigenthümlichen Charakter nicht errathen haben. Gewiß gibt es wenige Städte, deren Anblick aus der Ferne und wenn man sie betreten hat, einen so eigenthümlich imposanten Eindruck gewähren wie Oxford eben durch seine Universität. Wo in einem weiten grünen, von sanften, wohlangebauten, mit Landsitzen, Meierhöfen und Dörfern geschmückten Hügeln begrenzten Thalgrund der Isis und Charwell ihre reichlichen, friedlichen, klaren Gewässer zwischen Gärten und Wiesen und unter einzelnen Gruppen uralter Linden und Ulmen vermischen, erhebt sich eine Stadt von ernsten, alterthümlichen Palästen, oder palastähnlichen Klostergebäuden. Der reiche, ernste, friedliche, behagliche Charakter der Umgegend harmonirt vollkommen mit dem ernsten, ehrwürdigen, etwas schweren Charakter, den die Bauart der Stadt schon aus der Ferne zeigt. Sie zeichnet sich nicht durch jene scharfen, eckigen, kühnen Umrisse, jene himmelanstrebenden Thürme und Spitzen aus, welche man bei einer Stadt mittelalterlichen Ursprungs gewohnt ist und auch hier erwartet. Mit Ausnahme von zwei oder drei nicht sehr ins Auge fallenden Kirchthürmen herrschen hier breitgestreckte, terrassenförmig sich erhebende und senkende Linien vor, über die hier und da die Rundung einer Kuppel, oder ein thurmähnlicher Würfel sich erhebt. Alles dies mit einer reichen, aber friedlichen, gleichsam zahmen Vegetation geschmückt und theilweise verhüllt, gibt dem Ganzen einen mehr antiken, oder vielmehr ideellen Charakter, der in warmer Abendbeleuchtung und wenn man für den Vordergrund eine kräftige, schattige Baumgruppe gewinnt, sehr lebhaft an einige der lieblichen Schöpfungen eines Claude Lorrain erinnert — um so überraschender, je weniger man auf der nordischen Nebelinsel dergleichen erwartet. Verschwindet

nun auch beim Eintritt in die Stadt diese Art von Illusion, so bleibt doch die Wirklichkeit noch immer höchst eigenthümlich bedeutend. Alle Hauptstraßen und Plätze der Stadt werden großentheils von den zur Universität gehörigen Gebäuden gebildet, welche nicht blos durch gewaltige Massen, sondern auch durch architektonische Verhältnisse und Ausschmückung den erfreulichsten und würdigsten Eindruck geben. Dabei drängt sich besonders ein charakteristischer Zug hervor, besonders im Vergleiche mit manchen Anhäufungen großer Bauwerke, die unter andern Verhältnissen entstanden sind. Hier erkennen wir sogleich, daß wir nicht die rasche Schöpfung despotischer Laune eines Einzelnen vor uns haben, sondern das freie, historische Erzeugniß eines durch Jahrhunderte fortwirkenden kräftigen Elements nationaler Bildung. Nirgends findet man wol wie hier alle Mannichfaltigkeit der Freiheit mit aller Dauerhaftigkeit nachhaltiger Kraft verbunden. So bietet denn auch Oxford einen unerschöpflichen Stoff für das Studium der englischen Baukunst dar, eine unvergleichliche Vereinigung trefflicher Bauwerke nicht nur der verschiedenen Zweige des gothischen Styls im 14., 15. und 16. Jahrh., sondern auch der besten Epochen der neuern Zeit in den Schöpfungen eines Inigo Jones und Christopher Wren und ihrer Schulen. Auch das 18. Jahrh. besonders in seiner ersten Hälfte, die etwas schwere, überladene, höfische, aber doch keineswegs des Styls ermangelnde Architektur aus den Zeiten der Königin Anna und sogar die Schulen eines Vanburgh, Wyatt und Gibb sind hier nicht ganz unwürdig repräsentirt, während dagegen zum großen Glücke für Oxford das 19. Jahrh. mit seiner barbarischschönen Architektur (für deren Unbilden es in der nützlichen Architektur manchen Ersatz geben mag) hier sehr wenig thätig gewesen ist. Zwischen solchen großen kunstgerechten, zum Theil auch mit Bildsäulen u. dgl. umgebenen Massen der Universitätsgebäude, treten die modernen Wohnungen der Bürger, die Kaufläden ꝛc., so glänzend sie auch herausgeputzt sein mögen, sehr demüthig zurück, sie erscheinen als geschmückte Diener würdiger geistlicher Herrschaften, oder als buntes Kinderspielwerk, oder Jahrmarktsstand, zwischen jenen großartigen ernsten Denkmälern übersehen oder geduldet. Ein ähnliches Verhältniß spricht sich auch in den Gestalten aus, welche diese Straßen und Plätze beleben. Gruppen der Universitätsverwandten (Gownsmen) ziehen überall das Auge auf sich durch alterthümliche, würdige, einfache und zugleich malerische Kleidung, schwarzen, violetten, bei feierlichen Gelegenheiten auch wol rothen Talar nebst verschiedentlich geschmücktem Baret, und durch die Art von Haltung, welche, auch abgesehen von dem Gefühl eigener Würde, das Tragen weiter schleppender Kleidung von selbst gebietet und lehrt. Neben diesen erscheinen die Stadtverwandten (Townsmen) in moderner Kleidung und eiliger Geschäftigkeit gleich auf den ersten Blick als untergeordnete, fast als dienstbare Wesen, und die Art von Scheu, womit sie bei vorkommenden Gelegenheiten jenen den Vortritt einräumen, kann Niemand befremden, obgleich sie freilich ebenso sehr eine Anerkennung der Kraft der nicht selten erprobten argumenta ad hominem sein dürfte, womit auch hier die Musensöhne ihre Prädecenz geltend zu machen pflegen, als eine Frucht, ein Beweis der Achtung höherer geistiger Würde. Doch möchte freilich jene Art von Übergewicht keineswegs hinreichen, um eine solche äußere Anerkennung akademischer Privilegien zu sichern, sondern es tragen auch andere, freilich nicht viel weniger materielle Momente dazu bei. Der Begriff eines Gownsman erscheint im Allgemeinen als unzertrennlich von dem, was in England mehr als irgendwo sonst, äußere Achtung und Anerkennung sichert, einer gemächlichen Existenz, welcher alle Lebensgenüsse reichlich zugemessen sind, ohne durch lästige Verpflichtungen irgend einer Art gestört zu sein. Auch braucht man nur einen Blick auf die älteren Mitglieder der Universität zu werfen, um sich zu überzeugen, daß hier, wenn irgendwo auf Erden, das otium cum dignitate in jeder Hinsicht und im vollsten Maße sein Reich hat. So hat schon der Ausdruck einer oxforder Universitätsphysiognomie etwas durchaus Charakteristisches von selbstbewußtem, materiellem Wohlbehagen, womit doch das Gefühl einer gewissen geistigen Würde, eine, wir möchten sagen, sehr materialisirte Idee verschmolzen ist, welche jenem behaglichen Zuge einen schwerfälligen, harten Ausdruck pedantischer oder vornehmer Unzufriedenheit und geistlichen Stolzes beimischt. Alles dies erklärt sich im Allgemeinen schon durch einen Blick in das Innere der vielen und verschiedenartigen Gebäude, worin die Universität und deren Glieder ihr Wesen haben. Hier ist es schwer, sei es in den öffentlichen Zwecken gewidmeten Anstalten, sei es in den Wohnungen der Universitätsverwandten aller Art, irgend Etwas zu entdecken, was an Sorge, Dürftigkeit, Spärlichkeit, Mühe und Arbeit erinnerte. Alles ist dauerhaft, reichlich, und wo der Gegenstand es zuläßt, von alterthümlicher, auch wol etwas schwerfälliger Pracht.

Bei der großen Anzahl der Häuser — und wir werden uns dieses Ausdrucks (Houses) in seiner technisch-akademischen Bedeutung bedienen, wo er sowol die Colleges als die Halls bezeichnet, auf deren Verschiedenheit wir später zurückkommen werden — bei der großen Zahl der Häuser, sagen wir, kann von einer ausführlichen Beschreibung, auch nur der bedeutendsten, derselben hier nicht die Rede sein. Um indessen doch einen Maßstab, ein Bild der äußern Erscheinung dieser Zustände zu geben, mögen hier einige nähere Nachrichten über Christchurch-College ihren Platz finden, als welches ohne allen Zweifel an Ausdehnung, Vollständigkeit und Großartigkeit aller Einrichtungen alle andere übertrifft. Einige historische Notizen dürften, obgleich wir hier noch nicht von der Geschichte der Universität handeln, doch insofern an ihrer Stelle sein, als in den äußern Erscheinungen eben ein gewisser historischer Geist sich ausspricht, dessen Verständniß sehr wesentlich dazu beiträgt, den Eindrücken mehr Wahrheit und Lebendigkeit zu geben. Christchurch-College war ursprünglich eine Stiftung des Cardinal Wolsey, des mächtigen Günstlings jenes seltsamen geistlichen und weltlichen Tyrannen Heinrich's VIII., und der durch die Launen seines Herrn herbeigeführte Wechsel seines Glücks blieb nicht ohne unmittelbaren Einfluß auf seine Lieblingsschöpfung.

Powered by Google

Im J. 1525 erhielt der Cardinal vom Papste Clemens VII. eine Bulle, wodurch er ermächtigt wurde, das Eigenthum einer großen Anzahl kleinerer geistlicher Stiftungen einzuziehen und zur Begründung und Ausstattung eines College auf der Universität Oxford unter dem Namen Cardinal-College zu verwenden. Hierzu wurde nun die alte Abtei zu St. Friedeswick in Oxford in der Art verwendet, daß sie einer Anzahl von Mitgliedern der Universität als kanonischen Geistlichen nebst einem Dechanten übergeben wurde mit der Verpflichtung, aus den angewiesenen reichlichen Mitteln an der Stelle der Abtei ein akademisches College zu erbauen. Der Grundstein wurde den 15. Juli 1525 gelegt und mit dem Baue nach dem großartigsten Plane rasch fortgefahren, wobei Spötter freilich bemerkten, daß die Küche vor allen andern Theilen des Gebäudes begünstigt werde. Der Sturz des Cardinals im October 1529 drohte eine Zeit lang seiner Schöpfung gänzlichen Untergang noch vor ihrer Vollendung. Das derselben zugewiesene Eigenthum wurde mit dem des gefallenen Günstlings vom Könige eingezogen, und großentheils zu anderweitigen Zwecken, besonders Hofverschwendungen aller Art, verwendet. Wenn es aber Anfangs schien, als wenn der König die Ungnade, die er auf den Stifter geworfen, auch die Stiftung fühlen lassen wolle, beschloß er im Gegentheile, später dieselbe zur seinigen zu machen und das Andenken des ersten Stifters durch noch größere Freigebigkeit zu verdunkeln. Nach dem Zwischenspiel einer anderweitigen, bald wieder aufgehobenen Einrichtung, wurde endlich im Nov. 1545 das College nicht nur von Neuem gestiftet und mit Grundeigenthume, Zehnten und andern Gefällen und Rechten reichlichst ausgestattet, sondern auch die alte Kathedrale von Osney auf die zum College gehörige St. Friedeswickerkirche übertragen. In dieser Gestalt bestand die Stiftung aus einem (nicht residirenden) Bischof, einem Dechanten, acht Kanonicis, acht Kaplanen, einem Organisten, acht Gehilfsgeistlichen (Clerks), 60 Studenten, 40 Grammatikschülern, einem Schulmeister nebst Gehilfen (Usher) und der nöthigen Dienerschaft. Bald darauf wurden jene Schülerstellen ebenfalls in Studentenstellen verwandelt, und da in der Folge durch Privatstiftung noch eine Stelle dazu kam, betrug die Zahl der Studenten von Christchurch 101. Die Stellung dieser sogenannten Studenten aber war in Folge der reichlichen Ausstattung auf Lebenszeit und der allgemeinen Entwickelung des Collegewesens gar bald völlig dieselbe, wie die der stiftungsmäßigen Mitglieder (Socii) der übrigen Colleges, welche wir fortan mit dem schon ziemlich bekannten technischen Ausdruck Fellows bezeichnen wollen. Seit jener dritten und letzten Stiftung unter dem Titel Christchurch (Ecclesia Christi Cathedralis Oxoniensis ex fundatione Regis Henrici VIII.) hat dieses College durch zahlreiche neue Schenkungen und Stiftungen, und durch den steigenden Werth des Grundeigenthums fortwährend an Reichthum und an Ausdehnung seiner Einrichtungen, seiner Gebäude, seiner wissenschaftlichen und sonstigen Sammlungen zugenommen, ohne daß der Geist großartiger Pracht und Dauerhaftigkeit auch hinsichtlich der äußern Erscheinung und Ausstattung, welcher dem ersten Gründer eigen war, je aufhörte sich geltend zu machen. Auf diese Weise bietet Christchurch in diesem Augenblick eine kaum zu übersehende Masse von Gebäuden, Höfen, Gärten und Spaziergängen dar, worin gegen 400 Menschen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen ihr Wesen haben, indem, außer den stiftungsmäßigen Mitgliedern, den Beamten und der zahlreichen Dienerschaft, zuweilen gegen 200 eigentliche Studenten (in unserm Sinne) Wohnung, Kost, Aufsicht und Privatunterricht in dem College erhalten, von denen viele ihre eigene Dienerschaft mitbringen. Der älteste und Haupttheil des Colleges bildet ein regelmäßiges Viereck, welches einen Hof von 265 Fuß ins Gevierte mit einem schönen Brunnen in der Mitte einschließt. Die Façade, von etwa 400 Fuß Länge, ist in dem durch die Einflüsse wiedererweckter antiker Kunst schon modificirten und gebrochenen, im Ganzen aber immer noch imposanten, wenn auch zuweilen schwerfälligen, im Einzelnen meistens sehr reichen und geschmackvollen gothischen Styl des 16. Jahrh. erbaut, den die Engländer wol historisch bezeichnend den Tudor'schen zu nennen pflegen. Das Hauptthor mit einem hohen Mittel- und zwei kleinern Seitenthürmen bietet zumal ein treffliches Beispiel dieses Styls in seinem größten Reichthume dar und wurde erst am Ende des 17. Jahrh. unter der Leitung des großen Christoph Wren nach den alten Rissen vollendet. Die Glocke des Mittelthurms ist unter dem Namen der große Thomas (bei sieben Fuß Durchmesser) als eine der größten Englands berühmt und ihr Klang, zumal in Oxford und der Umgegend, um so besser bekannt, da sie alle Abende nach neun Uhr durch 101 Schläge die abwesenden Hausgenossen zur statutenmäßigen Heimkehr mahnt, welches Zeichen denn auch von den übrigen Häusern anerkannt wird. Dieses Hauptgebäude enthält die Wohnungen des Dechanten (als Vorsteher), der Kanonici und mehrer Fellows, die gemeinsame große Halle und mehre andere dem gesellschaftlichen Zusammensein gewidmete Säle und Zimmer, sowie Küche, Keller ꝛc. Alle diese Räume sind mit allem Nöthigen und Überflüssigen reichlich und zum Theil pracht- und geschmackvoll versehen. Besonders bietet die Wohnung des Dechanten, welcher allein zum ehelichen Leben berechtigt ist, Alles dar, was Sitte und Bedürfniß in einem großen englischen Haushalt erwarten lassen, und hat überdies einen eigenen Ausgang. Der größte Stolz von Christchurch ist jedoch unstreitig mit vollem Rechte die große Halle, welche während der Studienzeiten (Terms) als gemeinsamer Speisesaal dient, aber auch für außerordentliche Feierlichkeiten und Gastmähler den wünschenswerthesten Raum bietet, sodaß schon dadurch Christchurch zu der Ehre brrechtigt erscheint, königliche Gäste zu bewirthen, deren es vor allen andern Häusern genießt. Diese Halle ward noch bei Lebzeiten Cardinal Wolsey's vollendet und ist ein würdiges Denkmal der Prachtliebe des mächtigen Kirchenfürsten und der Kunst seiner Zeit. Sie ist 40 Fuß breit, 50 Fuß hoch und 180 Fuß lang, und erhält ein hinreichendes, doch nicht zu grelles und durch schöne Glasmalereien zugleich gemildertes und erhöhtes Licht durch ein gothisches Fenster, welches fast die ganze

Höhe und Breite der Südseite einnimmt, während von der entgegengesetzten Nordseite in kalter oder feuchter Jahreszeit zwei ungeheure Kamine eine angenehme Wärme verbreiten. Diese, sowie das Täfelwerk der Wände und das Balkenwerk der Decke, sind mit trefflichem Schnitzwerk in Tudor'schem Geschmacke reich verziert. Nicht blos als Zierde, sondern auch als imposante und anregende Denkmäler der historischen Bedeutung, welche diese Räume durch viele ihrer frühern Bewohner erhalten haben, erscheinen an den Wänden zahlreiche, großentheils auch als Kunstwerke werthvolle Bildnisse von solchen Mitgliedern des Colleges, welche sich im Dienste des Staates oder der Kirche, im Frieden oder Kriege ausgezeichnet haben. Da drängen sich Erzbischöfe und Bischöfe, Minister, Kanzler, Richter und Feldherren in aller Pracht und Würde ihrer Amtstrachten, wodurch aber der denkende Beobachter um so leichter zu der Bemerkung geführt wird, daß unter allen diesen Bildern der Vorfahren kaum eins oder das andere ist, welches den bescheidenern, freiern, weniger materiellen Ruhm eines bloßen Gelehrten, Dichters oder Künstlers zu feiern bestimmt wäre. Ebenso wenig läßt sich in den Zügen fast aller dieser Säulen des alten Englands das Vorherrschen einer gewissen materiellen Derbheit, Schwerfälligkeit und Härte verkennen, wodurch die wenigen Ausnahmen, z. B. die schmalen, schlauen, geistreichen Züge eines Canning, allerdings um so mehr als fremdartig in die Augen fallen. Wie dem aber auch sei, so ist der ganze Charakter dieser Halle, wie der des ganzen Gebäudes, ohne Zweifel der Art, daß man sich nur schwer davon überzeugen kann, daß er nicht immer bei dessen Besuchern und Bewohnern einen bleibend ernsten, würdigen historischen Eindruck hervorzubringen vermag. Einem solchen Remter (lat. Refectorium, wie das englische Hall in diesem Sinne am füglichsten wiedergegeben werden möchte) entsprechen denn auch die verwandten und abhängigen Institute, die Küche, der Keller, vollkommen sowol durch großartige architektonische Anlage, als durch Ausstattung aller Art, womit die ganze Haltung, der gemessene besonnene und doch nachhaltige Eifer der hier waltenden Dienerschaft trefflich harmonirt. Bekannt ist, daß die Keller von Cheistchurch ohne die modischern und leichtern Rebengeister zu verbannen, doch ihren Hauptruhm in dem classischen, altenglischen Portwein finden, der Seinesgleichen nirgends hat und bei den Eingeweihten eine unabweisliche Ideenverbindung mit den Losungen der Tories und Hochkirchenpartei, den 39 Artikeln rc. erweckt. Zu beiden Seiten des erwähnten Hauptgebäudes, jedoch weit zurücktretend, schließen sich zwei andere bedeutende Massen von Gebäuden an, welche ebnfalls doch nicht so regelmäßige Vierecke bilden und große Höfe einschließen. Die westliche enthält Auditorien, das anatomische Theater, den Wahl- und Berathungssaal der Corporation, eine große Anzahl von Wohnungen, sowol für die Stiftsbereen (Students), als für die eigentlichen Studenten und für die Dienerschaft, dann auch geräumige Ställe und Wirthschaftsgebäude mancherlei Art. An diesen Theil des Colleges grenzt nach Hinten die als Kapelle desselben dienende und zur Kathedrale erhobene alte St. Friedeswidekirche, nebst den dazu gehörigen Capitelgebäuden. Die Kirche ist nicht groß (Kreuzform von 154 auf 102 Fuß) aber großentheils in gutem gothischem Styl des 13. und 14. Jahrh. und mit einigen werthvollen Glasmalereien, Stühlen und Grabdenkmälern geschmückt, worunter besonders dasjenige der Heiligen Friedeswick sich auszeichnet. Merkwürdig ist die von ihm selbst herrührende Inschrift auf dem Grabe des Verf. der jetzt ebenso wenig bekannten als eigenthümlich bedeutenden Anatomy of Melancholy, Robert Burton (gest. 1639): **Paucis notus, paucioribus ignotus, hic jacet Democritus junior, cui vitam dedit et mortem melancholia.** Seitwärts hinter diesem Theile des Gebäudes breiten sich die Spaziergänge des College (Christchurch walks) über eine englische Meile weit zwischen Isis und Charwell aus, mit allem Schmuck uralter Bäume, frischer Wiesen und künstlicher Blumen- und Gebüschanlagen reichlich versehen, und durch mancherlei theils nordische, theils südliche, immergrüne Pflanzen (z. B. Lorbeerarten, welche das milde Klima zuläßt) auch im Winter nicht ohne Reiz. Die dritte Masse der Collegegebäude endlich, welche sich an der Ostseite dem Hauptgebäude anschließen, trägt den Namen Peckwaterhall und bildet ein regelmäßiges Viereck, welches einen als Garten angelegten Hof von etwa 150 Fuß ins Gevierte umschließt, und großentheils im J. 1761 in einem regelmäßigen einfachen, edeln Styl vollendet wurde. Hier finden sich außer Wohnungen für Studenten und Gesinde besonders die Bibliothek und die Gemäldegalerie in großen, prachtvollen Sälen. Die Gemäldegalerie enthält etwa 200 Nummern, worunter neben vielem trotz der berühmten Namen sehr Mittelmäßigem auch mehre gute und echte italienische und niederländische Bilder sind.

Wir haben schon gesagt, daß wir den übrigen 18 Colleges und den fünf Halls, welche zu der Universität gehören, keine ausführliche Beschreibung widmen können, und wenn wir bemerken, daß darunter mehre sind, welche an Ausdehnung und Pracht Christchurch wenig nachgeben, fast keins aber, das nicht für sich genommen und an jeder andern Stelle bedeutend erscheinen müßte, so wird diese Rücksicht auf den uns zugemessenen Raum nicht unnöthig erscheinen. Als die bedeutendsten darunter möchten anzuführen sein: Queens-, Wadham-, New-, Allsouls-, Trinity- und St. Johnscollege. Bequeme, mehr oder weniger geschmackvolle Wohnungen der Vorsteher, der Fellows und zum Theil auch der Studenten, eine mehr oder weniger prachtvolle, großartige Speisehalle, nebst andern dem gesellschaftlichen Leben gewidmeten Räumen, eine Kapelle, eine Bibliothek gehören zu den Requisiten eines jeden Hauses. Manche besitzen auch werthvolle Sammlungen anderer Art, oder haben den Vorzug einer freiern Lage mit Gärten und Spaziergängen. Sowol in der Bauart als in der ganzen äußern Erscheinung und Haltung zeigt sich übrigens eine große Mannichfaltigkeit, sodaß jedes derselben seinen eigenen individuellen Charakter hat, der sich z. B. auch in dem größern oder geringern Vorherrschen des Alterthümlichen oder des Modernen zeigt. Manches College hat auch interessante historische Züge, oder Sagen für sich anzuführen. Doch wir müssen uns

Digitized by Google

von dieſen nur mittelbar der Univerſität angehörenden Gebäuden und Anſtalten zu denen wenden, welche als eigentliche Univerſitätsgebäude und Anſtalten in unſerm Sinne anzuſehen ſind, und eine kurze Aufzählung derſelben wird hinreichen, auch hier den großartigen Reichthum der Alma mater zu bewähren. Es ſind hauptſächlich folgende: 1) Die Univerſitätskirche zu St. Marien, eine ſehr ſehenswürdige gothiſche Halle von 286 Fuß Länge, 28 Fuß Breite, 70 Fuß Höhe und einem 180 Fuß hohen Thurme. 2) Die öffentlichen Auditorien (the Schools) für die verſchiedenen Disciplinen nach dem freilich ſehr veralteten Studienplane der Univerſität, nämlich: Theologie, Civilrecht, Logik, Moral, Philoſophie, Naturwiſſenſchaften (natural philosophy), Rhetorik, Grammatik, Sprachen, Anatomie, Arithmetik, Geometrie und Muſik. Dieſe Auditorien ſind indeſſen inſofern nicht mit den gleichnamigen Localen unſerer Univerſitäten zu vergleichen, als ſie zu eigentlichen regelmäßigen Vorleſungen wenig oder gar nicht benutzt werden, ſondern mehr zu den bei uns größtentheils abgekommenen ſcholaſtiſchen Übungen, Disputationen, Examen und dann auch wol zu gewöhnlichen Promotionen. So iſt denn auch ihre ganze Einrichtung und Ausſtattung mehr auf feierlichen, denn auf alltäglichen Gebrauch berechnet und zum Theil ſogar prachtvoll. Sie bilden (mit Ausnahme des theologiſchen Auditoriums) drei Seiten eines Vierecks, welche großentheils unter Jakob I. durch Privatſchenkungen in einem mehr reichen und maſſigen als geſchmackvollen Styl erbaut wurden. Theils in einigen Auditorien, theils in angrenzenden Sälen ſind mehre der Univerſität durch ihre frühern Beſitzer vermachte Sammlungen von Kunſtgegenſtänden und Alterthümern aufgeſtellt; ſo z. B. die Pomfret'ſchen und die Arundel'ſchen Antiken, und eine beſonders an guten Portraits, z. B. von Vandyk und ſeiner Schule, reichen Gemäldegalerie. Über dem Haupteingange iſt das Univerſitätsarchiv. Das theologiſche Auditorium (Divinity school) liegt getrennt von den andern, doch ganz in der Nähe, und iſt, beſonders was das geſchnitzte Balken- und Täfelwerk der Decke und Wände betrifft, ein treffliches Werk des 15. Jahrh. und von Chr. Wren im urſprünglichen Geiſte reſtaurirt. 3) Das gemeinſchaftliche große Auditorium (the Theatre) zu feierlichen Gedächtnißreden, Promotionen ꝛc. Dies Gebäude iſt eine der größten Zierden von Oxford, auf Koſten des Erzbiſchof Sheldon von Wren erbaut, der dabei in mancher Hinſicht das ſogenannte Theater des Marcellus in Rom im Auge gehabt zu haben ſcheint. Es kann über 3000 Menſchen faſſen und die innere Ausſchmückung entſpricht der Architektur und der feierlichen Beſtimmung vollkommen. 4) Die Bodley'ſche Bibliothek. Die Hauptgrundlage derſelben machte die von Sir Thomas Bodley im Anfange des 17. Jahrh. vereinigte und der Univerſität geſchenkte Sammlung von Büchern und Manuſcripten, wozu theils das ſchon durch frühere Schenkungen (z. B. des Herzogs Humphrey von Gloucester) vorhandene, theils zahlreiche ſpätere Schenkungen kamen, ſodaß die Zahl der Bände gegen 200,000 betragen mag [1]). Das Bibliotheksgebäude in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. vollendet, bildet ein geſtrecktes römiſches H, deſſen öſtliche Schenkel die Weſtſeite des von den Auditorien gebildeten Platzes ſchließt, weshalb auch die Bibliothek von Einigen als ein Theil der Schools angeſehen wird. 5) Die Radcliffe'ſche Bibliothek, eine Stiftung des freigebigſten Wohlthäters, den die Univerſität oder vielleicht irgend eine ähnliche Anſtalt je gefunden, des D. Radcliffe, der im J. 1749 nicht nur ſeine für einen Privatmann ſehr bedeutende Bücherſammlung, ſondern auch 40,000 L. zur Erbauung eines angemeſſenen Gebäudes vermachte. Hierzu kamen noch einige ſpätere Vermächtniſſe, ſodaß die Zahl der Bände etwa 50,000 betragen mag. Die Radcliffe'ſche Bibliothek ſteht in der Nähe der Auditorien auf einem freien Platz in einem mehr verzierten als geſchmackvollen runden Gebäude, das eine 100 Fuß hohe Kuppel bildet; deſſen innere Einrichtung indeſſen mehr äſthetiſchen, als bibliothekariſchen Rückſichten genügen mag. 6) Das Aſhmole'ſche Muſeum. Die Grundlage bildete die Sammlung von Alterthümern, Kunſt- und Naturmerkwürdigkeiten, welche im J. 1677 von Elias Aſhmole der Univerſität vermacht wurde, unter der Bedingung, daß ſie ein paſſendes Gebäude dazu anſchaffe. Später kamen mancherlei ähnliche freilich mehr als Curioſitäten, denn durch wiſſenſchaftliches Intereſſe bedeutende Schenkungen dazu, welche indeſſen die Begründung einer Profeſſur der Phyſik und einer andern der Chemie mit den nöthigen Apparaten und Auditorien veranlaßten. 7) Das Obſervatorium, eine ebenfalls großentheils auf Koſten des D. Radcliffe in jeder Hinſicht ſehr reichlich ausgeſtattete Anſtalt. 8) Der botaniſche Garten; die erſte Stiftung rühret vom Anfange des 16. Jahrh. her. Die Ringmauer mit der ſchönen Eingangspforte ward im J. 1633 von Inigo Jones vollendet. Durch ſpätere Schenkungen, und zum Theil auf Koſten der Univerſität, wurde dieſe Anſtalt von Zeit zu Zeit zweckmäßig erweitert, ſodaß ſie jetzt mit Gewächshäuſern und Sammlungen aller Art und einer Profeſſur wohl ausgeſtattet iſt. Die Wohnung des Profeſſors liegt ganz in der Nähe. 9) Das Radcliffe'ſche Hoſpital, zu cliniſchen Lehrcurſen mitbeſtimmt, aber nicht benutzt. 10) Die Univerſitätsbuchdruckerei (Clarendon Printing office). Sie wurde von dem Ertrage der Clarendon'ſchen History of the Rebellion errichtet, deren Verlag der Sohn des berühmten Verfaſſers der Univerſität überließ. Das ſehr ſtattliche Gebäude wurde im J. 1711 von Vanburgh vollendet und enthält außer den zur Buchdruckerei und dem damit verbundenen Verlagshandel erforderlichen Räumen auch einen Saal, wo ſich die oberſten Behörden der Univerſität zu ihren Berathungen verſammeln. 11) Das Concertgebäude (Musikrooms), ein in neuerer Zeit durch freiwillige Beiträge der Univerſitätsverwandten errichtetes hübſches Gebäude, welches zu Concerten, auch wol Bällen ꝛc. dient. 12) Das Congregations- und Convocationshaus; dieſe Säle, wo die (unten näher zu erklärenden) Verſammlungen der ſtimmberechtigten Univerſitätsverwandten ſtattfinden, bieten nichts Bemerkenswerthes dar.

Von der äußern Erſcheinung, dem materiellen Eigenthume der Univerſität, gehen wir nun auf deren innere

1) Von jedem in England gedruckten Buche muß ein Exemplar hier niedergelegt werden.

Digitized by Google

Organisation und Verfassung und auf die daraus hervorgehenden oder sie bedingenden Verschiedenheiten in der Stellung der zahlreichen Mitglieder derselben über. Es ist dies aber ein so schwieriger Gegenstand, daß eine solche Darstellung desselben, welche nicht gelegentlich anticipirend einen Punkt herbeiziehen müßte, dessen ausführlichere Darstellung erst später seine Stelle finden kann, gar nicht möglich ist. Die Engländer selbst besitzen durchaus keine klare, umfassende Darstellung der Art, und sogar unter den mit allen Details am besten bekannten Gliedern der Universität findet sich kaum einer, der einem Profanen den Zusammenhang deutlich machen könnte oder möchte. An gedrucktem Material über diesen Gegenstand fehlt es nicht, vielmehr ist es eher die Masse von Einzelnheiten, welche die Aufgabe in dem Grade schwieriger macht, als man darin fortschreitet, und der Aufenthalt an Ort und Stelle bringt oft kein anderes Resultat, als entweder alle mitgebrachten Ansichten über den Haufen zu stoßen, ohne etwas Brauchbares an die Stelle zu setzen, wo es denn noch ein Glück zu nennen ist, wenn wenigstens die äußern Eindrücke lebendig und rein davon getragen werden; oder man setzt sich aus einigen in die Augen fallenden Punkten ein plausibles System zusammen, zu dessen Bestätigung man gar leicht durch Fragen die gewünschten Antworten erhalten kann, was aber dennoch meistens an einem radicalen Irrthume leidet, der aber eben um so weniger in die Augen fällt, je tiefer er sitzt. Die Schwierigkeiten entspringen für uns Teutsche hauptsächlich aus zwei Quellen, nämlich eines Theils aus der Versuchung, ganz heterogene Dinge um gewisser scheinbarer Ähnlichkeit willen mit den Einrichtungen und Ausdrücken unserer Universitäten zu vergleichen und zu erklären; andern Theils aber und hauptsächlich daraus, daß grade diejenige wesentliche Verschiedenheit zwischen unsern und den englischen Universitäten, welche auch dem oberflächlichsten Beobachter sich aufdrängt, eine sehr nahe liegende plausible, aber doch sehr irrige, oder wenigstens nur halbrichtige, Erklärung findet. Was den ersten Punkt betrifft, so brauchen wir ihn nicht weiter auszuführen, die Berichtigung des zweiten aber muß jeder genügenden Darstellung zum Grunde liegen. Dieser kitzliche Punkt ist das Verhältniß der sogenannten Häuser (**houses, i. e. colleges and halls**) zu der Universität. Ganz irriger, aus der flüchtigsten Beobachtung entspringender Ansichten, als wenn z. B. diese Häuser ebenso viele von der Universität abhängige oder ihr angehörige Pensionsanstalten zur Aufnahme der Studenten wären oder deegleichen mehr, wollen wir gar nicht gedenken, sondern gleich zu der plausiblern Ansicht oder Darstellung übergehen, wonach die Universität gleichsam das Resultat der Vereinigung dieser kleinern Gemeinschaften wäre, diese gleichsam in jener repräsentirt würden. Allein auch diese Ansicht ist nur in sehr beschränktem und zugleich sehr allgemeinem Sinne, und gleichsam nur hinsichtlich der Oberfläche, der factischen Resultate wahr. Die Universität sowol als die Colleges sind wesentlich von einander ganz unabhängige Corporationen, welche aber schon dadurch in mannichfacher Wechselbeziehung stehen, daß die Mitglieder der einen zugleich Mitglieder der andern sind, und daß sie eine gemeinsame Bestimmung haben. Diese gegenseitige Abhängigkeit und zumal das Übergewicht der Colleges in den Universitätsangelegenheiten ist aber keineswegs consequent durchgeführt; sie liegt oft weniger in der Absicht oder dem Buchstaben der Statuten, als in den natürlichen factischen Folgen derselben. Jedenfalls aber ist sie so weit ausgebildet, daß es ganz unmöglich ist, die Organisation der Universität deutlich zu machen, ohne der Colleges zu gedenken und umgekehrt; und es kann nur die Frage sein, auf welche Weise man solche anticipirende Erwähnungen möglichst vermeiden könne. Da nun die Universität sowol historisch als formell als das Hauptmoment erscheint, so glauben wir hinreichend berechtigt zu sein, ihre Organisation unabhängig von der Einwirkung der Colleges unserer Darstellung zum Grunde zu legen und die Art, wie sich der Einfluß, das Übergewicht der Colleges geltend macht, am geeigneten Orte nachzuweisen.

Der Ursprung der Universität Oxford als wissenschaftliche Anstalt verliert sich in die ersten Jahrhunderte des Mittelalters; als **Universitas literaria** im eigentlichen und ausgedehntesten staatsrechtlichen Sinn erscheint sie schon im 12. und 13. Jahrh., wenigstens factisch, und bald auch ausdrücklich und wiederholt anerkannt. Schon der Titel, unter dem sie incorporirt ist: **Chancellor, Masters and Scholars of the University of Oxford** beweist ihre ursprüngliche und formelle Unabhängigkeit von den Colleges. Was die Rechte und Privilegien dieser Corporation betrifft, so sind sie so ausgedehnt, wie das mittelalterliche Staatsleben es nur irgend erlaubte, und es versteht sich von selbst, daß eigene Gerichtsbarkeit, selbständige Verwaltung des Vermögens, das **jus statuendi**, die Wahl eigener Beamten ꝛc. dazu gehörte. Die Grundlage der gegenwärtigen Verfassung und Stellung der Universität sind hauptsächlich die Statuten, welche unter der Regierung Elisabeths und dem Cancellariat Leicester's theils gesammelt, bestätigt und erneut, theils gegeben wurden; hierzu kommen aber manche spätere statutenmäßige Beschlüsse der Universität und sogenannte königliche Schreiben (**Kings Letters**), welche statutenmäßige Kraft haben sollen. Alles dies bildet eine sehr verworrene Masse zum Theil widersprechender Bestimmungen, welche eben deshalb der Auslegung nach dem Bedürfniß, aber auch nach der Willkür und Selbstsucht des Augenblicks und der Machthaber um so freiern Raum lassen. Das geht so weit, daß eigentlich keiner von denen, welche die Statuten beim Eintritt in das Universitätsleben beschwören und sehr wenige bei ihrem Austritt irgend wissen, was dieselben eigentlich enthalten. Unter der großen Anzahl der Mitglieder der Universität, die im weitesten Sinne (**Members on the books**) oft über 5000 beträgt, herrschen, wie sich leicht denken läßt, mancherlei Unterschiede der Rechte, der ganzen Stellung, und die Frage ist nun, durch welche Momente diese Unterschiede wesentlich bedingt sind, und welche Bedeutung sie in Beziehung auf die Verfassung, das ganze organische Leben der Corporation haben? Hier wird uns nun der historische Faden am sichersten leiten, indem wir die Hauptmomente festhalten, welche in der organischen Entwickelung der Universität hervortreten. Die älteste Orga-

nisation derselben ging aus der Eintheilung in zwei Nationen (Nord- und Südengländer) hervor. Dieses Moment trat nun allmälig zurück in dem Maße, wie die Grundlage desselben, die beiden Nationen, mehr mit einander verschmolzen, wozu die vage Stellung solcher Mitglieder wie Welschen, Iren, Scoten, wesentlich beitrugen. Die corporativen Rechte, welche Anfangs den Nationen zustanden, gingen nun allmälig auf die später sich entwickelnden Momente über und zwar zunächst auf das im akademischen Gradus repräsentirte wissenschaftliche Moment, welches schon im Anfange des 13. Jahrh. die Nationen zu verdrängen begann, obgleich diese freilich noch bis ins 15. Jahrh. hinein gelegentlich noch genannt werden. Dies wissenschaftliche Moment nun ist es, welches noch bis auf diesen Augenblick in der Organisation der Universität wenigstens formell vorherrscht. Hierin liegt nun auf den ersten Blick zwar eine Analogie mit unsern Universitäten, allein bei näherer Betrachtung zeigt sich schon hinsichtlich dieses gemeinsamen Moments ein sehr wesentlicher Unterschied in der Art, wie sich dasselbe gestaltete. Bei uns fand die Organisation des wissenschaftlichen Moments nach vier Facultäten statt, in welchen wiederum die ordentlichen, wirklichen Lehrer (Professoren) an der Spitze stehen, welchen vereint die Handhabung der corporativen Rechte der Universität zustand. Auf den englischen Universitäten und zumal in Oxford ist das Moment der Facultäten nur wissenschaftlich und auch hier mehr zersplittert als entwickelt; eine carporative Bedeutung haben dieselben als solche gar nicht erlangt. Auch das wirkliche oder nominelle Lehramt trat ganz in den Hintergrund und alle eigentlich corporative Rechte knüpften sich an den Gradus, ohne Unterschiede der Facultät. Im Gradus ist das wissenschaftliche Moment hinsichtlich seiner corporativen Bedeutung ausschließlich repräsentirt, und hierin liegt der eine Hauptschlüssel zu dem Verständnisse des Organismus der Universität. Der andere liegt in dem Moment der Häuser (Colleges und Halls), welches seiner Entstehung nach als das dritte und jüngste sich allmälig neben dem wissenschaftlichen entwickelte und auf dessen Kosten einen sehr wesentlichen, ja factisch überwiegenden Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten der Corporation erwarb. In gewisser Hinsicht scheint indessen auch die Bedeutung der Nationen unmittelbar auf die Häuser übergegangen zu sein. Wir schließen dies besonders daraus, daß die Wahl der ehemaligen Procuratores (Proctors) der Nationen, gegenwärtig zwar ebenfalls von dem wissenschaftlichen Moment ausgeht, aber daß auf den Häusern eine von jenem Moment unabhängige Wahlfähigkeit insofern ruht, als nach einem bestimmten Turnus die proctors aus bestimmten Colleges gewählt werden müssen. Eine solche unmittelbare Übertragung von den Nationen auf die Colleges ist auch chronologisch sehr möglich, da die Entstehung der Colleges ins 14. Jahrh. fällt, obgleich freilich die meisten derselben im 15. und 16. Jahrh. entstanden sind. Wir gedenken nun hier das Nöthige über das Wesen und die Einrichtung dieser Häuser zu berichten; nicht weil diese Einschaltung nicht manches gegen sich hätte, sondern weil sie uns hier am wenigsten störend scheint. Setzen wir nun zunächst den Unterschied zwischen Colleges und Halls fest, so sehen wir vor allen Dingen in einem College eine Corporation im eigentlichen staatsrechtlichen Sinne, während eine Hall nur eine privatrechtliche Verbindung mehrer Scholaren unter einem Vorsteher und gewissen Statuten ist, um gegen ein angemessenes Kostgeld zusammenzuleben. Ursprünglich gab es in Oxford nur solche Halls; ihre Zahl war sehr groß und die dazu benutzten Gebäude waren Eigenthum der Bürger, welche sie an Universitätsverwandte in Miethe gaben. Erst später bei abnehmender Frequenz der Universität, etwa seit dem Ende des 13. Jahrh., erwarben Universitätsverwandte einige solche Häuser als Eigenthum durch Schenkung oder auf andere Weise, und von den in diesen nach alter Weise lebenden privatrechtlichen Vereinen wurden mehre zu verschiedenen Zeiten incorporirt und dann allmälig (zum Unterschiede von den nichtincorporirten) Colleges genannt, während diese den alten Namen beibehielten. Diese Halls gingen allmälig bei zunehmender Zahl und Ausdehnung der Colleges bis auf einige wenige ein, und diese geriethen in die Abhängigkeit von einem oder andern College, welches aus seiner Mitte dann den Vorsteher ernannte. Unter dem Kanzelariat Leicester's wurde dies Recht von allen Colleges (mit Ausnahme eines einzigen) dem Kanzler übertragen und dadurch der Abhängigkeit der Halls von den Colleges ein Ende gemacht, sodaß mit wenig Einschränkungen die Vorsteher der Halls mit den Vorstehern der Colleges an der Leitung der Universitätsangelegenheiten gleichen Antheil haben und unter dem Ausdrucke: Vorsteher der Häuser (heads of houses), mitbegriffen werden. Die Halls können keine liegenden Gründe und noch weniger Patronats- oder Herrenrechte irgend einer Art besitzen. Ihre Einkünfte bestehen theils aus den Zinsen angelegter Capitale, theils aus dem Kostgelde der Mitglieder, deren Verhältniß zu der Anstalt in der Regel nur ein vorübergehendes, auf die Studienzeit beschränktes ist. Sie haben also keine Fellows, und der Vorsteher (principal) bildet allein den stabilen Mittelpunkt des Vereins. Folgendes sind die jetzt noch vorhandenen fünf Halls: Alban-, St. Edmund-, St. Mary-, St. Magdalen- und Newinnhall. Die Visitation der Halls steht dem Vicekanzler zu, mit Ausnahme von Edmundshall, deren Principal der Vorsteher von Queenscollege ernennt, welcher auch die Visitation hat. Obgleich nun das Verhältniß der Mitglieder der Halls zu der Universität wesentlich dasselbe ist, wie dasjenige der Mitglieder der Colleges, so ist doch die staatsrechtliche Stellung, die innere Organisation der Colleges sehr verschieden von jener der Halls und viel complicirter, die Verhältnisse der Mitglieder viel mannichfaltiger. Die Colleges sind, wie gesagt, eigentliche Carporation in der ausgedehntesten Bedeutung des Wortes, und so selbständig wie nur die Universität es sein mag. Auch sind sie von dieser zumal in ihren innern Angelegenheiten völlig unabhängig, und nur ihre Mitglieder stehen wieder in besondeen Verhältnissen zur Universität als Mitglieder derselben, und diese Verhältnisse werden innerhalb des Colleges mehr oder weniger anerkannt. Die Colleges sind mit Grundeigenthum, Patronatsrechten, Zehn-

Digitized by Google

ten ꝛc. mehr oder weniger, zum Theil aber sehr reichlich ausgestattet, und beziehen noch außerdem bedeutende Einkünfte von den Kostgeldern der Studenten, die während ihrer Studienzeit deren Mitglieder sind, und an Beiträgen solcher, die auch über diese Zeit hinaus in Verbindung mit dem College und der Universität zu bleiben wünschen. Der Ausdruck members on the booke umfaßt alle Mitglieder eines College. Diese zerfallen aber wieder in die beiden Hauptclassen der stiftungsmäßigen oder abhängigen (members on the foundation, dependent members) und in nicht stiftungsmäßige oder unabhängige Glieder (members not on the foundation. independent members). Zu der ersten Classe gehören nun vor allen die eigentlichen Genossen, Glieder des College im engern Sinne (socii, fellows, in Christchurch students). Sie sind die ausschließlichen activen stimmfähigen Repräsentanten der Corporation, welche allein Theil an der Ausübung aller Rechte und den größten Antheil an dem Nießnutze des Eigenthums derselben haben. Die stiftungsmäßige Zahl der Fellows wird im Fall einer Vacanz durch Stimmenmehrheit von den übrigen besetzt. Als allgemeine Qualification zur Wahlfähigkeit gilt der akademische Gradus und die anglikanische Rechtgläubigkeit und Loyalität. Daß alle Fellows geistlichen Standes sind, ist mehr gebräuchlich als statutenmäßig, so viel wir wissen; dazu kommen aber in manchen Colleges je nach den Stiftungsbriefen besondere Bedingungen, indem z. B. in dem einen die Bewohner gewisser Grafschaften, in dem andern die Mitglieder gewisser Familien, in dem dritten gewisse Stipendiaten des Colleges unter sonst gleichen Bedingungen ein Näherrecht haben. Die Beneficien einer solchen Fellowship bestehen außer bequemer Wohnung und reichlicher Kost im College auch in Geldhebungen, deren Betrag nicht nur in den verschiedenen Colleges, sondern auch in demselben College je nach dem Altersrange verschieden ist, und von 20—100 und mehr Pfund Sterling steigt. Außerdem hat jedes College mehre Pfründen zu vergeben, die theils durch Wahl, theils nach einer bestimmten Reihenfolge aus der Zahl der Mitglieder besetzt werden. Diese sollten eigentlich damit die Beneficien des Colleges verlieren, allein es wird mit diesen wie mit vielen andern Statuten nicht genau genommen, und die Pfründe meist durch einen Curate versehen. Strenger wird das Statut der Ehelosigkeit beobachtet, welches allen Mitgliedern mit Ausnahme des Vorstehers vorgeschrieben ist, sodaß sie ihr Benefiz verlieren, sobald sie heirathen. Dies ist aber auch eigentlich die einzige Last, welche mit einer Fellowship verbunden wäre, sofern man sie so ansehen will. In jeder andern Hinsicht ist dies das vollkommenste beneficium simplum, die reinste Sinecure, die man sich denken kann. Die Residenz wird so wenig erfodert, daß meist ein Drittel und mehr der Fellows ihre Wohnungen Jahr aus Jahr ein an Studenten zu sehr hohen Preisen überlassen. Einige andere widmen sich als Tutors dem Privatunterricht und der Aufsicht einer beliebigen Anzahl von Studenten des College gegen sehr bedeutende Honorare; allein dies Geschäft ist ein ganz freiwilliges und obgleich mit einigen Colleges stiftungsmäßige Lectorenstellen verbunden sind, so sind auch dies blos Sinecuren. Die Verfassung des College ist eine durchaus republicanische und der Vorsteher ist den Fellows für die Verwaltung seines Amtes, des Vermögens der Stiftung ꝛc. verantwortlich, hat jedoch in manchen Colleges ein großes Übergewicht, z. B. durch eine negative Stimme. Er wird aus der Zahl der Fellows von diesen gewählt, mit Ausnahme des Dechanten (dean) von Christchurch, welchen die Krone, und des Vorstehers vom Worcestercollege, welchen der Vicekanzler ernennt. Alle Beamten werden durch Wahl ernannt und zwar die angesehenern, wie der Rechnungsführer (bursar), der Bibliothekar, ein oder mehre Kaplane und ein Beamter (dean, in Christchurch censor), dem die statutenmäßige Disciplin und Polizei des Hauses, besonders hinsichtlich der Studenten, zusteht. Außerdem hat jedes College eine angemessene Dienerschaft, wozu besonders die Gehilfsgeistlichen (clerks), Organisten, Chorsänger, Küster (sexton), Kellermeister (butler), Koch, Speisemeister (manciple) ꝛc. gehören und welche ebenfalls in gewissem Sinn als dependent members, oder on the foundation anzusehen sind, obgleich sie nicht on the books in dem obigen Sinne stehen. Zu den dependent members on the books gehören aber in den meisten Colleges eine größere oder geringere Anzahl von Stipendiaten (scholars, demies, battelers, sizers etc.), und außerdem gibt es auch auf einigen Colleges Stipendien von anderweitiger Stiftung (exhibitions), deren Inhaber also nicht on the foundation sind. Die meisten Stipendien on the foundation gelten blos für die Dauer der akademischen Studien bis zur Erlangung des Gradus; auf einigen wenigen Colleges geben sie aber ein Anrecht zu weitern Beneficien, wohl gar zur Wahl in die Zahl der Fellows, und solche Stipendiaten heißen dann probationary members. Die Stellung der Stipendiaten ist statutenmäßig eine sehr untergeordnete, sodaß sie sogar zur Aufwartung bei Tische und sonst verpflichtet sind, und obgleich dies jetzt selten verlangt wird, so läßt man sie doch von allen Seiten den Unterschied der Stellungen scharf genug fühlen. Erst die Erlangung des akademischen Gradus schützt sie vor solchen Demüthigungen. — Wir kommen nun zu der andern Hauptabtheilung der members on the book, den nichtstiftungsmäßigen, unabhängigen (independent) Mitgliedern des Colleges. Man pflegt diese wol kurzweg mit unsern Studenten zu vergleichen; aber erstlich müßte man dann auch die eben erwähnten Stipendiaten dazu rechnen, welche doch dependent members sind; zweitens gehören zu den independent members auch Graduirte, welche man bei uns in der Regel nicht mehr zu den Studenten rechnet. Im Allgemeinen aber kann es allerdings dabei bleiben, daß die independent members junge Leute sind, welche während ihrer eigentlichen Studienzeit bis zur Erlangung eines Gradus oder auch noch länger in dem College Wohnung und Kost gegen ein angemessenes Kostgeld (an das College) und Privatunterricht und Aufsicht (tuition) gegen ein Honorar (an den Tutor) finden. Sie sind der statutenmäßigen Disciplin des College unterworfen, ohne irgend einen Anspruch der Theilnahme an der Ausübung der corporativen Rechte, an der Verwaltung des Vermögens, Wahlen,

Beneficien ꝛc. Die materielle Stellung dieser Mitglieder hängt formell und dem Namen nach also von den disciplinaeischen Statuten ab, welche nicht in allen Colleges gleich sind, in allen aber einen Charakter mönchischer Strenge haben, z. B. durch häufige gottesdienstliche Übungen, und die auf deren Versäumung gesetzte Strafen, welche in diesen wie in andern Fällen in Geldbußen, Straspensis, Arrest, Entziehung gewisser Mahlzeiten oder Speisen bestehen ꝛc. Die Umgehung derselben ist aber wenigstens bei den Reichern fast zur Regel geworden. Außerdem wird auch statutenmäßig in gewissen Ehrenpunkten innerhalb des College der Unterschied anerkannt, der außerhalb desselben unter den independent members als Mitgliedern der Universität herrscht, insofern sie zur Classe der Studenten oder Graduirten, der noblemen, gentlemen commoners oder commoners gehören. So werden z. B. die akademischen Unterschiede der Kleidung auch im College beibehalten; so essen noblemen an einem besondern Tische, haben Zutritt zu den Gesellschaftszimmeern der Fellows auch ohne Einladung, haben das Recht, sich von eigenen Dienern bedienen zu lassen ꝛc. Auch der akademische Gradus wird duech ähnliche Ehrenrechte anerkannt. Alle diese Unterschiede gehören aber nicht wesentlich dem College an, sondern der Universität, und können hier nur angedeutet werden. Während aber die Colleges nur in sehr unwesentlichen Punkten die akademischen Qualitäten und Verhältnisse ihrer Mitglieder berücksichtigen, hat umgekehrt die Qualität eines Fellows oder gar Vorstehers eines Colleges (oder Hall) einen formell und noch mehr factisch sehr wesentlichen Einfluß auf seine Stellung in der Universität, wie wir weiter unten sehen werden. Die Stellung der Colleges zu der Universität ist so unabhängig, daß derselben (als solcher) nicht einmal die Art von Aufsicht zusteht, welche mit der Visitation verbunden ist. Diese steht dem Vicekanzler nur bei einigen Colleges kraft besonderer stiftungsmäßiger Bestimmung zu, bei den Colleges königlicher Stiftung wird sie (so viel uns bekannt) meistens dem Vicekanzlee von der Krone überteagen; bei allen andern Colleges steht sie je nach den Bestimmungen der Stiftung bald dem Erzbischofe von Canterbury, bald dem Bischofe von London oder dem von Lincoln oder andern zu. Die Universität hat indessen das Recht gegen solche Statuten der Colleges einzuschreiten, welche mit ihren eigenen Rechten und Statuten in Widerspruch stehen. Folgendes nun ist das Verzeichniß der 19 Colleges der Universität in chronologischer Ordnung mit Angabe der members on the foundation, die gewöhnliche Dienerschaft ausgenommen. 1) Universitycollege; der Ursprung dieses College, wenigstens in seinem frühern Zustand als University Hall, wird nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit bis auf die ersten Spuren der Universität unter Alfred dem Großen zurückgeführet; aber auch ohne weitere Erörterung dieser Frage verdient es jedenfalls den Beinamen der ältesten Tochter der alma mater, den ihr auch päpstliche Bullen geben, indem seine eigentliche Incorporation ins Jahr 1249 fällt mit einem Vorsteher (master), 12 Fellows und 17 Stipendiaten. 2) Balliolcollege (1263): 1 Vorsteher (master), 12 Fellows und 16 Stipendiaten. 3) Mortoncollege (1274): 1 Vorsteher (Warden), 24 Fellows, 16 Stipendiaten, 2 Kaplane, 2 Gehilfsgeistliche (clerks). 4) Orielcollege (1326): 1 Vorsteher (Provost), 18 Fellows, 15 Stipendiaten. 5) Queensrollege (1340): 1 Vorsteher (Provost), 24 Fellows, 20 Stipendiaten, 2 Kaplane, 3 Clerks. 6) Newrollege (1379): 1 Vorsteher (Warden), 70 Fellows, 10 Kaplane, 1 Organist, 3 Clerks, 1 Kirchendiener (sexton) und 16 Chorsänger. 7) Exetercollege (1404): 1 Vorsteher (Rector), 25 Fellows, 12 Stipendiaten. 8) Lincolncollege (1427): 1 Vorsteher (Rector), 12 Fellows, 20 Stipendiaten und ein Clerk. 9) Altsoulscollege (1437): 1 Vorsteher (Warden), 40 Fellows, 2 Kaplane und 6 Clerks. 10) Magdalencollege (1456): 1 Vorsteher (President), 40 Fellows, 30 Stipendiaten, 1 Schulmeister, 1 Gehilfe (usher), 4 Kaplane, 8 Clerks und 16 Chorsänger. 11) Brazennoseccollege (1509): 1 Vorsteher (Principal), 20 Fellows, 47 Stipendiaten. 12) Corpus Christicollege (1516): 1 Vorsteher (President), 20 Fellows, 24 Stipendiaten und 2 Kaplane. 13) Christchurchcollege (1546): 1 Vorsteher (Dean), 8 Kanonici, 101 Fellows (students), 8 Kaplane, 1 Organist, 8 Clerks, 1 Schulmeister und 1 Gehilfe. 14) Trinitycollege (1554): 1 Vorsteher (President), 12 Fellows und 16 Stipendiaten. 15) St. Johnscollege (1557): 1 Vorsteher (President), 50 Fellows, 2 Kaplane, 6 Chorsänger und 2 Kirchendiener (sexions). 16) Jesuscollege (1571): 1 Vorsteher (Principal), 19 Fellows, 18 Stipendiaten. 17) Wadhamrollege (1613): 1 Vorsteher (Warden), 15 Fellows, 15 Stipendiaten, 2 Kaplane und 2 Clerks. 18) Worcestercollege (1714): 1 Vorsteher (provost), 21 Fellows und 19 Stipendiaten. 19) Hertfortcollege (1740); dies College war, wo nicht geradezu aufgehoben, doch suspendirt, und es fehlen uns darüber nähere Nachrichten, doch gehört es jedenfalls nicht zu den bedeutenden. Wir haben bei allen Colleges das Jahr der Stiftung oder Incorporation angegeben, ohne die Stifter zu nennen, und bemerken in dieser Hinsicht nur, daß es meistens Privatpersonen sind. Einige (Christchurch, Oriel, Queens und mittelbar auch Balliol) rühmen sich indessen auch königlicher Stifter. Bei vielen ist die ursprüngliche Zahl der stiftungsmäßigen Glieder später durch neue Stiftungen vermehrt oder auf andere Weise die Bedeutung, der Reichthum, die Vortheile der Anstalt gehoben worden. Die Zahl der independent members wechselt natürlich je nach der Frequenz der Universität, der Mode und vielen leicht begreiflichen Zufälligkeiten. Auch steht sie nicht immer im Verhältnisse zu der Zahl der stiftungsmäßigen Glieder. Da eine kleinere Stiftung eine Speculation daraus machen kann, ihre Gebäude für viele solcher Mitglieder, welche Kostgeld bezahlen, einzurichten. Die meisten pflegt Christchurch zu haben, nämlich 150—200. Die Zahl der members on the book dieses College beträgt oft 700.

Untersuchen wir nun die Art und Weise, wie die zwei oben bezeichneten Momente, das wissenschaftliche durch den Gradus und das der Häuser und besonders der Colleges

sich hinsichtlich der Verfassung und Organisation der Universität und der Stellung ihrer Mitglieder geltend machen, so ergibt sich Folgendes: Erstlich müssen wir vor allen Dingen eigentliche Universitätsverwandte im weitesten Sinne von bloßen Schutzverwandten unterscheiden. Zu letztern gehören mehre Zünfte und Gewerbe (Barbiere, Garköche, Buchbinder, Wirthe, Trödler, Vorkäufer ꝛc.), welche unter akademischer Polizei und Gerichtsbarkeit stehen und auch die eigentliche Dienerschaft der Universitätsverwandten kann dahin gerechnet werden. Doch hier haben wir es fortan mit den erstern zu thun. Untersuchen wir nun, welches die allgemeinste Qualification sei, wodurch ein Individuum in diesem allgemeinen Sinne der Universität angehört, so entspringt diese aus dem Moment der Colleges. Dies zeigt schon der umfassendste Ausdruck, der alle Universitätsverwandte ohne Rücksicht auf ihre verschiedenen Rechte und Pflichten in sich begreift. Sie heißen members on the books, weil ihre Namen in den Büchern, den Listen irgend eines der Häuser unter den wirklichen, nicht blos gewesenen, Mitgliedern stehen müssen. Damit ist nun allerdings schon gesagt, daß sie irgend einmal auch in die Matrikel der Universität eingetragen worden sind und in den allermeisten Fällen werden sie auch einen akademischen Gradus erlangt haben. Allein die Immatriculation gilt nur für die eigentliche Studienzeit, und obgleich der Gradus einen indelebeln Charakter hat, der über das Universitätsleben im engern Sinne hinausreicht, so fallen doch die Rechte, welche er in demselben gewährt, nach dessen Schlusse weg, wenn nicht jene Eigenschaft eines Members on the books dazu kommt, welche durch eine jährliche Abgabe an das Haus, in dessen Büchern man stehen bleiben will, erlangt wird. Auf diese Weise aber behält der Graduirte, in welche Lebensverhältnisse er auch getreten, wie weit sie ihn auch von der alma mater entfernt haben mögen, doch alle mit dem Gradus verbundene corporative, active Rechte. Er bleibt Mitglied derselben und eben das ist eine der merkwürdigen und folgereichen Eigenthümlichkeiten der englischen Universität, daß sie auf diese Weise in allen gebildeten Ständen (besonders aber auch in den höhern) Individuen zählt, die nicht nur während einiger Jugendjahre und durch die Erinnerung an dieselben ihr angehören, sondern auch durch bestimmte Rechte und Verpflichtungen, welche von dem Augenblicke, wo der Ankömmling auf der Universität seinen Namen in die Bücher eines Hauses eintragen läßt, bis zu dem Augenblicke reichen, wo sein Name in diesen Büchern ausgestrichen wird, entweder weil er aufhört die statutenmäßige Abgabe zu bezahlen, welche eigentlich den Charakter einer Buße wegen Nichtresidenz zu haben scheint, oder in Folge des Todes. Innerhalb dieser auf dem Moment der Häuser beruhenden Grenzen wird nun aber die Stellung des Universitätsverwandten vielfach, ja hauptsächlich nicht durch dies Moment, sondern durch das ältere, wissenschaftliche des Gradus bedingt. Der in das Universitätsleben Eintretende führt gleichsam ein Doppelleben, dessen beide Hälften vielfach in einander greifen. Es ist das Haus und die Universität. Das Haus empfängt ihn zuerst. Jeder Ankömmling muß binnen acht Tagen ein Haus gewählt haben, in dessen Bücher er sich als independent member einschreiben läßt. Als Mitglied eines solchen Hauses und gleichsam unter dessen Schutz und Verantwortlichkeit wird er dann (spätestens nach 14 Tagen) durch die Immatriculation unter die Zahl der Mitglieder der Universität aufgenommen. Das Verhältniß der Eintragung in die Bücher eines Hauses zu der Immatriculation ist der Art, daß beide Momente sich gegenseitig ergänzen und bedingen; und obgleich das erste vorhergeht, so ist es doch für das Universitätsleben ebenso null und nichtig, wenn nicht das zweite dazu kommt, als umgekehrt dieses, wenn nicht das erste vorhergegangen ist. So hat sich wenigstens die Sache praktisch gebildet, obgleich wir nicht behaupten wollen, daß nicht unter den Häusern manche sind, welche ihren ursprünglichen Statuten nach bei der Aufnahme von Mitgliedern auf die Immatriculation keine Rücksicht zu nehmen brauchen. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solcher Fall nicht leicht vorkommt, da Niemand sich in die Bücher des Hauses einschreiben läßt, als um sich dann auch Behufs seiner Studien bei der Universität immatriculiren zu lassen. So erscheinen also beide Punkte ihrer praktischen Bedeutung nach als eins. Die für beide, zunächst aber für die Immatriculation, erforderte Qualification ist eine merkwürdige Frucht des Geistes, der diese großartigen Organe der nationalen Bildung erzeugt hat, und von ihnen wieder fortgepflanzt und gestärkt wird. Sie sind zugleich im höchsten Grade human und liberal, und auf der andern Seite ebenso illiberal, inhuman und engherzig. Die einzige Bedingung, welche der Immatriculation gesetzt ist, besteht in der sogenannten Unterschrift der 39 Artikel der anglikanischen Kirche und der beiden Eide der Treue gegen den Landesherrn (oaths of supremacy und of allegiance), worauf dann die Vereidigung auf die Statuten der Universität und die Immatriculation folgt, deren Gebühren je nach dem Stande des Aufgenommenen verschieden sind. So ist jedem treuen Unterthanen der herrschenden Dynastie, sofern er auch Mitglied der anglikanischen Kirche ist, ohne irgend eine weitere wissenschaftliche oder bürgerliche Qualification der Eintritt in das Universitätsleben unbedingt offen; jedem, der nicht zu dieser Kirche gehört, welche Eigenschaften ihn sonst auch empfehlen mögen, unbedingt verschlossen. Einmal in diesen Kreis aufgenommen, steht dem Ärmsten, dem Geringsten der Weg zu Beneficien, Rechten, Würden und Ämtern aller Art innerhalb desselben, zumal so weit sie von wissenschaftlichen Qualificationen abhängen, unbedingt frei. Viele dieser Vortheile sind unmittelbar mit dem akademischen Gradus verknüpft, bei allen ist der Gradus eine der unerläßlichen Bedingungen. Als Hauptwirkung des wissenschaftlichen Moments auf die Stellung der Mitglieder der Universität erscheint die Eintheilung in graduirte und nicht graduirte Mitglieder, welche auch der Titel der Corporation als Masters and Scholars unterscheidet. Erstere allein, nämlich alle die den Gradus eines magistri artium oder einen höhern erlangt haben, nehmen Theil an der Ausübung der corporativen Rechte der Universität, letztere, wozu nicht nur bloße Scholaren, sondern auch Baccalau-

Digitized by Google

rern der Philosophie (undergraduates) gehören, haben keine Rechte der Art, sind aber den Statuten und der Gerichtsbarkeit der Universität unterworfen. Für keines der beiden Elemente haben unsere Universitäten ganz passende Analogien aufzuweisen. Das Verhältniß der Graduirten (zumal als members on the books auch über die Grenzen des eigentlichen Universitätslebens hinaus) als eigentlicher Repräsentanten der Corporation ist uns ganz fremd, indem so weit überall noch von selbständigen Rechten die Rede ist, diese sich auf die ordentlichen Professoren als Mitglieder des Concilii beschränken. Was dagegen die Classe betrifft, welche der Titel der Universität mit dem Ausdrucke Scholars bezeichnet, so kann man sie freilich in gewissem Sinne mit unsern Studenten vergleichen, und sie werden auch in England im gewöhnlichen Leben Students genannt; allein dennoch ist diese Analogie keineswegs ganz passend oder erschöpfend. Erstlich müssen in England zu den Studenten auch solche gerechnet werden, die das Baccalaureat erlangt haben; ja man kann sogar behaupten, daß diese noch am ehestrn mit unsern Studenten verglichen werden können, während sie vor Erlangung dieses Grades eher unsern Gymnasiasten oder noch mehr den Schülern unsrer alten Fürstenschulen gleichzusetzen sind; obgleich auch die ganze Analogie hinsichtlich der wissenschaftlichen Qualification gar nicht durchzuführen ist, da sogar von einem Magister in England weniger verlangt wird, als von einem Primaner bei uns, von den Facultätsstudien unserer Studenten aber dort gar nicht die Rede ist. Früher wurde auch ohne allen Zweifel der Unterschied zwischen Gymnasialstudien und akademischen noch viel weniger festgehalten und von den Häusern wurden ganz entschieden solche Functionen erwartet, wie sie bei uns das Gymnasium zur Vorbereitung auf die Universität übernimmt. Dies geht schon daraus hervor, daß die Statuten hinsichtlich der Immatriculation den Fall von Studenten zwischen 12 und 16 Jahren berücksichtigen, bei denen die Unterschrift der 39 Artikel unter Caution verschoben werden soll bis zum 16. Jahre. Gegenwärtig kommen solche Fälle zwar gewiß sehr selten vor und 16—18 Jahre können als das Normalalter des Eintritts in das akademische Leben angesehen werden; aber die Studien sind im Ganzen dieselben geblieben und bis zur Erlangung des Baccalaureats ist der Student fast ausschließlich auf den Privatunterricht des Tutors im College angewiesen und hat eigentlich mit der Universität unmittelbar gar keine wissenschaftliche Berührung. Betrachten wir nun die akademischen Verhältnisse des Studenten bis zur Erlangung der Magisterwürde, welche einen so wichtigen Abschnitt in denselben bildet, so ist Folgendes zu bemerken: Erstlich greift das außerhalb der Universität liegende Moment des Standes und Vermögens insofern in diese Verhältnisse ein, als darnach drei durch mancherlei Äußerlichkeiten Kleidung, Prädecenz, Gebühren der Immatriculation und dergleichen bestimmt unterschiedene Classen entstehen, nämlich die der Noblemen, Gentlemen commoners und Commoners. Die Noblemen sind Peers oder Söhne von Peers. Der Unterschied zwischen den beiden andern Classen ist nicht so bestimmt zu definiren, sondern läuft wie der Begriff von Gentleman überhaupt auf ein vages Mehr oder Weniger hinsichtlich der Herkunft und des Vermögenszustandes hinaus, doch dürfte letzterer im Ganzen entscheiden, wie denn z. B. Stipendiaten unbedingt als Commoner immatriculirt werden. Die Angehörigen aller drei Classen sollen gleichmäßig den disciplinarischen Statuten unterworfen sein, obgleich hier in praxi auf Geburt und Geld nur zu viel Rücksicht genommen wird. Das häusliche Leben des Studenten gehört dem College, der Hall an, deren Mitglied er ist, und die Universität kümmert sich nur um das, was außer dem Hause gesündigt wird, wo sie besonders mit Geldstrafen, nach Befinden auch mit Carcer, Entfernung auf bestimmte Zeit (Rustication) oder Relegation einschreitet. Letztere wird indessen höchst selten angewendet, da sie vom Staatsdienste unbedingt ausschließt. Was nun die wissenschaftliche Seite des akademischen Lebens, zumal in Beziehung auf den Gradus, betrifft, so bietet dasselbe so viele Seltsamkeiten, daß wir uns auf die Hauptpunkte beschränken müssen, und auch hier, wie bei der Disciplin, werden wir zunächst nur die statutenmäßigen Formen im Auge behalten, auf die wirkliche Handhabung und die Resultate aber später zurückkommen. Wem daran liegt, diese scholastischen Details näher kennen zu lernen und die Bedeutung so vieler seltsamer termini technici, wie z. B.: Generals, juraments, answering under batchelor, variations, Austins, Disputations in the parvise, determinations, quodlibets, Aristotle, senior und junior Soph, senior und junior wrangler, wooden spoon, pluckling, pigmarket, grand compounder, presentator, apparitor, terrae filius, collector, scios etc. zu verstehen, der mag sich in ausführlichern Werken, die wir später anführen werden, Raths erholen. Das akademische Jahr ist in vier Termine (terms) eingetheilt: Hilary (14. Jan.—22. März), Ostern (9. April—17. Mai), Trinitatis (21. Mai—5. Juli), Michaelis (10. Oct.—17. Dec.). Am ersten Dinstage des Juli wird durch einen feierlichern Actus (act), worin die jährlichen Promotionen vorgenommen werden, das akademische Jahr eröffnet; wenigstens heißt diese Feierlichkeit in Cambridge Comencement, obgleich man sie eher für den Schluß halten sollte, da gleich darauf die langen Ferien anfangen. Die Erlangung der akademischen Grade hängt nun theils von einer gewissen Anzahl von Terms, theils von gewissen scholastischen Übungen, theils von der Bewilligung (grace) der Universität in der Congregation, theils endlich (wie sich denken läßt) von der Entrichtung gewisser Gebühren (Fees) ab. Jene Übungen haben größtentheils die Form und den Charakter von Disputationen, doch gehören auch eigentliche Examina dazu. Übrigens müssen wir freilich hier schon bemerken, daß wenn schon diese Übungen großentheils auf bloße leere Formalitätrn hinauslaufen (wobei höchstens das Examen einigermaßen eine Ausnahme macht), dies fast noch mehr von den wenigen statutenmäßig zu besuchenden Vorlesungen gilt, sodaß die wissenschaftliche Vorbereitung zu jenen Übungen fast ganz dem Unterricht in den Colleges durch die Tutors anheimfällt. Die Gegen-

ſtände deſſelben ſind nun bis zur Erlangung der Magiſterwürde, worauf es beſonders ankommt, folgende: chriſtliche Religion, Logik, Rhetorik, Ethik und Politik duce Aristotele! — Mathematik duce Euclide! — Endlich eigentlich claſſiſche Studien. Naturlehre (natural philosophy) iſt nicht vorgeſchrieben, ſondern Gegenſtand des freiwilligen Eifers der Candidaten, wobei Ariſtotelrs erſt ſeit etwa 30 Jahren von Newton verdrängt worden iſt. Auf dieſe Weiſe rrlangt der Student nach Verlauf von 16 Terms von ſeiner Immatriculation gerechnet (welche indeſſen meiſt auf 12 reducirt werden), den Grad eines Baccalaureus artium (Batchelor of arts), dann nach Verlauf von 12 Terms ohne neues Examen den Grad eines Magistri artium (Master of arts), womit er in dir Zahl der Graduirtrn eintritt. Beim erſten Act nach ſeiner Graduation kann er ſich zur Regenz (Regency) melden, welche bekanntlich urſprünglich diejenigen Magiſter unterſchied, die ſich dem Lehrfachr widmeten. Gegenwärtig gilt dies nur inſofrrn, als dir Theologen in der Regel um die Rrgenz einkommen und als allr Doctoren und alle Profeſſoren als Regenten angeſehrn werden. Der Grad eines Magiſters iſt übrigens die unerläßliche, aber auch genügende Vorbereitung für alle andeen Grade, deren Erlangung dann noch viel mehr an die Zahl der Terms und die leere Formalität einer Scheindisputation über Gegenſtände der reſpectiven Facultäten geknüpft iſt. In der That iſt mit der Erlangung drr Magiſterwürde für dir Juriſten und Mediciner dir akademiſche Studienzeit geſchloſſen, und ſie gehören zu denen, welche charakteriſtiſch Termintraber (Termtrotters) genannt werden, da ſie blos zu Anfange des Terms auf einige Tage ſich einſtrllen, um ſich als gegenwärtig einſchreiben zu laſſen und den Term nicht zu oerlieren. Auf dieſe Weiſe erfolgt 28 Terms nach der Regenz das Baccalaureat der Thrologie und 16 Terms ſpäter die theologiſche Doctorwürde (Doctor of Divinity); ebenſo 28 Trrms nach der Magiſterwürde das juriſtiſche Baccalaureat (B. of civil Law) und 20 Terms ſpäter die Doctorwürde; endlich in der mediciniſchen Facultät das Baccalaureat vier Terms nach drr Regenz und dir Doctorwürdr 12 Terms ſpäter. Außerdem verleiht dir Univerſität den Gradus einrs Baccalaurus und den rines Doctars der Muſik. Der Candidat muß ſich eine Reihe von Jahren mit muſikaliſchen Studien und Übungen beſchäftigt haben (nach glaubwürdigen Zeugniſſen) und dann einr Symphonie von eigener Compoſition in dem muſikaliſchen Auditorium aufführen. Auch honoris causa werden die verſchiedenen Grade vom Magiſter aufwärts ertheilt und Peers, Söhne von Peers, Baronets und Knights erhalten alle Gradr ohnr Examen und ſind auch hinſichtlich der Zahl der Terms begünſtigt. Übrigens halten dir rngliſchen Unioerſitäten ihre Grade ſo hoch, daß ſie die von andrrn Univerſitäten nicht als voll anerkennen, was zum Theil wegen der mit dem Gradus hier verbundenen Rechte, wofür andere Univerſitäten krin Äquivalent zu bieten haben, nicht ſo unbedingt zu tadeln ſein möchte. In allen wiſſenſchaftlichen Functionen drr oben erwähnten Art wird nun die Univerſität repräſentirt durch die ſogenannte Congregation, worin unter dem Vorſitze des Vicekanzlers oder der beiden Proctors allr ſogenanntr Magistri regentes (Regent Masters) Sitz und Stimmr haben. Wir wollen uns hier nicht bei dem Unterſchiede zwiſchen Magistri necessario Regentes und Magistri ad placitum Regentes aufhalten, ſondern nur bemerken oder rrinnern, daß die Regenz früher die rigentliche facultatem legendi bedingte, daß aber auch dies ſeit längerer Zeit in gar vielen Fällen einr bloße leere Formel iſt, indrm auch ſolche Magiſter, welche vielleicht nie Vorleſungen zu halten oder ſonſt ein Lehramt zu verſehen gedenken, bei der Congregation um die Regenz einkommen, welche nach Stimmrnmehrheit ertheilt oder verwrigert wird. Man kann alſo nur mit großer Einſchränkung in der Congregation etwa inſofern ein Analogon unſerer Facultäten finden, als darin das lehrendr Moment der Univerſität repräſentirt wäre. Denn obgleich allerdings die Profeſſoren als ſolchr zu den Regenten gerechnet werden, ebenſo aber auch die Vorſteher der Häuſer, wenn ſie auch mit dem Lehramte gar nichts zu ſchaffen haben, und die reſidirendrn Doctoren aller Facultäten, ſodaß die Congregation doch größtentheils aus Mitgliedern, welche theils nie gelehrt haben, theils wenigſtens ſeit längerer Zeit nicht lehren, beſteht. Von einer Trennung der Facultäten iſt ohnehin gar nicht die Rrde. Dennoch iſt ſie, wie geſagt, dir höchſte wiſſenſchaftliche Behörde der Univerſität. Sie ernennt die Examinatoren und Moderatoren für die Prüfungen und Disputationen aus ihrer Mitte, und auch nachdem alle ſtatutenmäßige Bedingungen von dem Candidaten erfüllt ſind, iſt die Ertheilung des Grades noch als Gnadenſache (grace) von der Entſcheidung der Stimmenmehrheit in der Congregation abhängig, wobei aber der Vicekanzler und die beiden Proctors ein entſcheidendes non placet haben. Sir iſt es auch, welche allein alle Dispenſationen in dieſen Dingen ertheilen kann, welches freilich in manchen Punkten ſo häufig geſchieht, daß die Ausnahme faſt zur Regel gewordm iſt. Als einr der vielen Eigenthümlichkeiten dieſer Zuſtändr verdient bemerkt zu werden, daß die Mitglieder von Newcollege um ihre grace nicht bei der Congregation, ſondern bei ihrem College einkommen und von dieſem alſo eigentlich promovirt werden. Bedenkt man nun, welche wichtige Rechte (wie wir gleich näher ſehen werden) mit dem Gradus verbunden ſind, ja, daß er die unerläßliche Vorbedingung und conditio sine qua non für die Erlangung jedes höhern Amtes, jedes Beneſizes der Univerſität und der Colleges iſt, ſo ergibt ſich von ſelbſt, welche hohe Bedeutung die Congregation in der ganzen Organiſation der Unioerſität hat, obgleich ſie durchaus keine politiſche, ſondern nur wiſſenſchaftliche Functionen hat.

Nachdem wir nun den Studenten, oder, mit dem Titel der Corporation zu ſprechen, den Scholar auf der ſcholaſtiſchen Leitrr bis zu dem Gradus geführt haben, der eben dort als Hauptelement der Corporation mit dem Ausdrucke masters brzeichnet iſt, müſſen wir unterſuchen, welche Bedeutung nun dieſe Würde, dieſrs Element in dee Verfaſſung und Organiſation der Unioerſität hat, wobei wir der bloßen Ehrenrechte in Tracht, Präcedenz rc. nicht weiter erwähnen wollen Jener Gradus nun gibt

Digitized by Google

an und für sich und ausschließlich das Recht der Theilnahme an der Ausübung aller politischen corporativen Rechte der Universität, deren Organ in dieser Hinsicht die sogenannte Convocation ist, worin jeder Magister (regent und nonregent masters) Sitz und Stimme unter dem Vorsitze des Vicekanzlers und der beiden Proctors hat. Doch kann dies Recht nur persönlich, nicht per procuram ausgeübt werden, und hört auf, wenn der Magister nicht on the books eines Colleges bleibt. Die Convocation gibt dem Organismus der Corporation seine dem Titel entsprechende Vollständigkeit durch Erwählung des Kanzlers (Chancellor, Masters and Scholars) und der beiden ihm zunächst stehenden Beamten, der Proctors, welche wir schon oben als ehemalige Procuratores der Nationen bezeichneten, deren Rechte eben theils auf das wissenschaftliche Moment, den Gradus, theils auf die Häuser übergegangen sind. Es ist nun zwar dem jüngsten Moment der Häuser (Colleges und Halls) nicht gelungen, das wissenschaftliche so zu verdrängen und zu verschlingen, wie dieses das nationale verdrängt hat, vielmehr wird das wissenschaftliche Moment in der Convocation, dem formellen Mittelpunkt der corporativen Thätigkeit, ausschließlich repräsentirt; aber dennoch haben die Häuser ein entschiedenes Übergewicht in der Leitung aller Angelegenheiten erlangt. Dies ist erstlich schon eine Folge der allgemeinen factischen Stellung solcher Mitglieder der Convocation, welche zugleich Fellows oder Vorsteher der Häuser sind. Zweitens aber ist es eine Folge der Beschränkung des Wahlrechts der Convocation und des Substitutionsrechts der Gewählten durch die ausschließliche Wahlfähigkeit der Vorsteher oder Fellows der Häuser zu den wichtigsten Ämtern der Universität. Hiezu kommt aber endlich drittens noch, daß die Häupter der Häuser auch ganz unabhängig von Wahl oder Substitution neben den Beamten der Universität Sitz und Stimme in derjenigen collegialischen Behörde haben, welche die eigentliche Entscheidung in allen Angelegenheiten der Universität hat, nämlich in der sogenannten Montags- oder Wochenversammlung (hebdomadal Meeting). Hier werden nicht blos die wichtigern laufenden Angelegenheiten entschieden, sondern auch Alles, was zur Berathung oder Abstimmung an die Convocation gebracht werden muß, wird vorher in der Wochenversammlung berathen und in der hier vorbereiteten Form der Convocation vorgelegt. Bedenkt man nun, welchen statutenmäßigen Einfluß schon dadurch diese Behörde, worin die Häuser entschieden vorherrschen, auf die Verhandlungen und Beschlüsse der Convocation haben, bedenkt man, daß in allen Abstimmungen in der Congregation und Convocation, welche nicht Wahlen betreffen, der Vicekanzler oder die beiden Proctors ein entscheidendes Veto haben, bedenkt man endlich die mehr factische, schwer zu definirende und im Einzelnen nachzuweisende, aber doch immer mehr oder weniger vorhandene Abhängigkeit einer großen Anzahl von stimmfähigen Magistern von den Häusern, deren nichtstiftungsmäßige Mitglieder sie sind, deren stiftungsmäßige Mitglieder sie aber einmal zu werden wünschen, oder deren Gunst sie auf andere Weise gelegentlich in Anspruch zu nehmen haben — bedenkt man endlich, daß grade diese Votanten, sowie die Fellows selbst, welche freilich nicht als solche, sondern nur als Graduirte Sitz und Stimme haben, gewöhnlich die Mehrzahl der jedesmaligen residirenden oder sonst anwesenden, also stimmenden Mitglieder der Convocation ausmachen — erwägt man Alles dies, so wird man leicht begreifen, daß und warum das Regiment der Universität factisch ganz in den Händen der Häuser und ihrer Vorsteher ist. Doch fehlt es nicht ganz an Correctiven gegen etwanige Mißbräuche, oder vielmehr es fehlt dem Geiste der ganzen Corporation, deren öffentlicher Meinung nicht an Mitteln sich geltend zu machen, wenn jene Oligarchie sich in zu grellen Widerspruch mit derselben setzt, obgleich ohnehin ein solches Misverhältniß an und für sich nicht oft vorkommen und noch weniger lange dauern kann, da jene Oligarchie keine erbliche ist, sondern auf irgend eine Weise doch immer aus der Masse der Corporation ergänzt und ersetzt wird. Tritt aber ein solches Misverhältniß wirklich sehr entschieden in Beziehung auf wichtige Punkte ein, so wird die Wochenversammlung und deren Anhänger doch die Stimmung der weniger abhängigen Mitglieder der Convocation um so mehr berücksichtigen, oder ihr um so weniger unbedingt widerstehen können, als deren Zahl in solchen Fällen leicht durch solche graduirte members on the books vermehrt wird, welche in keiner andern Verbindung mit der alma mater mehr stehen, weder von ihr, noch von den Häusern etwas verlangen oder erwarten und nur zu einer solchen Ausübung ihres Rechts sich einfinden. Dies geschieht z. B. bei den Wahlen der parlamentarischen Repräsentanten. Solche Versammlungen können dann stürmisch genug werden, und obgleich der Präsident das Recht hat, den Gebrauch der Vulgarsprachen bei den Verhandlungen nicht zu gestatten, so weiß sich doch die aufgeregte Stimmung entweder statutenwidrig in gutem Englisch, oder statutenmäßig in weniger gutem Latein hinreichend auszusprechen. Doch dies sind, wie gesagt, seltene Ausnahmen. — Wir haben die Hauptzüge in dem Organismus der Universität bezeichnet und müssen nun noch auf einige weitere Gliederungen eingehen. Und zwar ist hier zunächst hinsichtlich der erwähnten höchsten Behörden das eigenthümliche System der Substitution zu bemerken, wodurch die Zahl der höchsten Beamten sehr vermehrt und zum Theil ihre Stellung sehr modificirt wird. So ist zwar der Kanzler ursprünglich und formell das Haupt der Universität, in der That aber ist das Kanzellariat gegenwärtig ein bloßes Ehrenamt. Die Convocation wählt dazu auf Lebenszeit immer einen der angesehensten und einflußreichsten (jedenfalls graduirten oder zu graduirenden) Männer des Landes, von denen keiner ist, der die Wahl nicht als eine große Ehre ansähe. Gegenwärtig ist der Herzog von Wellington Kanzler und sein Vorgänger war Lord Grenville. Die Anwesenheit des Kanzlers wird nur bei seiner Einführung, oder bei sehr feierlichen Gelegenheiten, z. B. königlichen Besuchen, seine unmittelbare und wirkliche Theilnahme an den Geschäften gar nicht erfodert. Dagegen wird begreiflich von ihm erwartet, daß er seinen Einfluß bei Hofe, im Parlament und sonst, wenn es Noth thut, zu Gunsten der Universität verwende. Auch der for-

Digitized by Google

mell dem Kanzler zunächst stehende Beamte, der High Stewart, bekleidet gegenwärtig ein bloßes Ehrenamt unter ähnlichen Bedingungen und Verhältnissen wie der Kanzler, von dem er ernannt, oder vielmehr der Convocation zur Bestätigung vorgeschlagen wird. Gegenwärtig bekleidet der ehemalige Lordkanzler von England, Lord Eldon, diese Würde. Alle eigentliche Geschäfte des Kanzlers versieht der Vicekanzler, welcher ebenfalls von dem Kanzler ernannt und von der Convocation bestätigt wird. Das Amt soll jährlich wechseln, wird aber in der Regel nur alle vier Jahre erneut. Der Vicekanzler hat die Leitung der eigentlichen Universitätsangelegenheiten als Präsident der Wochenversammlung, der Convocation und Congregation, welche er allein zu berufen berechtigt ist. Er übt ferner die Universitätsgerichtsbarkeit aus, welche sich auf alle Sachen ohne Ausnahme ausdehnt, bei denen Universitätsverwandte oder Schutzverwandte betheiligt sind, in welchem Theile des Reichs sie auch vorfallen mögen; wenigstens steht es ihm frei, sie vor sein Gericht zu ziehen (to challenge). Er hat ferner die Polizei nicht nur über alle Universitätsverwandte (außerhalb der Colleges), sondern auch ein großer Theil der städtischen Polizei hinsichtlich der Märkte, Schenken, Maßes und Gewichts, Straßenreinigung ꝛc. ist in seiner Hand, und es findet von Seiten der städtischen Behörde nur eine untergeordnete Mitwirkung statt, wobei die Rechte der Universität wohl verwahrt sind. Aber auch über das Weichbild der Stadt erstreckt sich seine Autorität, indem er immer einer der Friedensrichter für die beiden Grafschaften Oxford und Berks ist. Die Ehrenrechte des Vicekanzlers sind seiner hohen Stellung vollkommen angemessen. In allen diesen wichtigen Functionen ist er unmittelbar nur der Convocation verantwortlich, welche seine Nichtwiederbestätigung am Ende des Jahres, oder wol gar seine Suspension oder Absetzung verfügen kann, jedoch natürlich nicht ohne Mitwirkung des Kanzlers, wie denn überhaupt aus dem oben z. B. über das Verhältniß der Wochenversammlung zur Convocation Gesagten schon hinreichend zu ersehen, wie viel dazu gehören würde. Ein Zwiespalt zwischen dem Kanzler und dieser Behörde ist aber um so weniger denkbar, da er in der Ausübung aller seiner Functionen durch deren Mitglieder, zumal insofern sie auch sonst seine Amtsgehilfen oder Untergebenen sind, so wirksam controllirt wird, daß ganz von selbst eine gemeinsame Verantwortlichkeit eintreten muß. Zu seinen Gehilfen gehören zunächst seine vier Substituten oder Provicekanzler, die er aus der Zahl der Vorsteher der Colleges ernennt und die nebst einem rechtskundigen Beisitzer ihm zumal in seinen richterlichen Functionen zur Hand gehen. Dahin gehören (wir schon bemerkt) ferner die beiden Proctors, die von der Convocation aus der Zahl der Fellows der beiden Colleges, welche nach einem gewissen Turnus die Reihe trifft, auf zwei Jahre erwählt werden. Sie müssen vierjährige Magister sein (masters of four years standing). Das Amt des Proctors ist Handhabung der statutenmäßigen Disciplin und Polizei außerhalb der Colleges und Halls mit sehr ausgedehnter Gewalt. Jeder von ihnen ernennt sich zwei und nach Umständen vier Gehilfen (Proproctors), und sie werden zumal hinsichtlich der Marktpolizei von vier sogenannten clerks of the market unterstützt, welche ebenfalls von der Convocation aus der Zahl der Magister gewählt werden. Nicht nur die bisher genannten höhern Beamten der Universität, sondern auch alle andere werden von der Convocation gewählt; dahin gehören die Professoren (wovon sogleich mehr), der öffentliche Redner (public orator), welcher im Auftrage der Convocation und Namen der Universität alle feierlichen Anreden, sowol schriftlich als mündlich in Prosa und Versen, natürlich meist lateinisch zu verfertigen und zu halten hat; ferner der Bodley'sche Bibliothekar, der Radcliffe'sche Bibliothekar, der Aufseher des Ashmole'schen Museum, der Archivar, der Registrator, alle diese werden zu den höhern Beamten gerechnet, müssen Graduirte sein und sind fast immer Fellows eines Colleges. Auch die untergeordneten Beamten, z. B. vier Oberpedelle (Esquire Bedels), und vier Unterpedelle (Yeoman Bedels), der Amtmann (Baillif), dem besonders die Aufsicht über die Gebäude zusteht, der Aufseher der Auditorien (clerk of the schools) ꝛc. werden größtentheils von der Convocation gewählt. Ebenso werden auch die Patronatsrechte der Universität bei Besetzung mehrer Pfründen von der Convocation ausgeübt. Über die sonstigen Functionen dieser Versammlungen brauchen wir nichts Näheres anzuführen, da sie sich im Allgemeinen aus dem bisher Gesagten, aus ihrer ganzen Stellung gleichsam als gesetzgebende Gewalt der ausübenden des Vicekanzlers und seiner Beisitzer gegenüber ergibt, zumal was die Verwaltung des Vermögens betrifft. Besondere Erwähnung verdient dagegen noch die Stellung der Professoren, welche von der auf unsern Universitäten so durchaus verschieden ist. Während sie bei uns an der Spitze der Universität auch hinsichtlich der Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Polizei ꝛc. stehen, oder bisher standen, sind sie dort blos gewählte lehrende Beamte, welche als solche gar keinen Antheil an den corporativen Rechten der Universität haben. Aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht lehrt schon ein Blick auf das Verzeichniß der Professuren, daß hier nicht von einem den Mitteln, der materiellen und politischen Bedeutung und Entwickelung der Universität irgend entsprechenden, umfassenden und vollständigen, mit Liebe zur Sache und höherer Übersicht aufgefaßten und nach Zeit und Umständen entwickelten System akademischer Studien die Rede ist. Die Professuren sind Stiftungen, welche zu verschiedenen Zeiten, größtentheils aber im 16. und 17. Jahrh., theils von königlichen Gönnern, theils von Privatleuten mit der Universität vereinigt worden sind. Einige sind auch wol von der Universität aus eigenen Mitteln dotirt worden. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß dieser Entstehungsweise ein mehr oder weniger gefühltes Bedürfniß zum Grunde lag; allein theils war dies doch oft mehr zufällig, oder durch individuelle Liebhaberei bedingt, theils entsprach es keineswegs den zunehmenden wirklichen Bedürfnissen der Wissenschaft, und dies um so weniger, da der Eifer, sich durch solche Stiftungen verdient zu machen, fast in demselben Maße abnahm, als die wissenschaftliche Entwickelung der europäischen Civilisation zunahm;

sodaß z. B. während des in wissenschaftlicher Hinsicht so unermeßlich bedeutungsvollen ersten Viertels des 19. Jahrh., nur etwa vier und seit dem Anfange des 18. Jahrh. nur acht bis neun neue Professuren errichtet worden sind. Daß diese Professuren aber überdies in der That größtentheils bloße Sinecuren geworden sind, haben wir schon angedeutet. Die Professuren königlicher Stiftung sind auch königlicher Ernennung, doch wird (unsers Wissens) dies Recht in der Regel der Universität, d. h. der Convocation, überlassen, welche auch alle andere Professuren durch Wahl nach Stimmenmehrheit besetzt. Die Concurrenz ist fast unbedingt frei, und größere Tüchtigkeit allein sollte entscheiden. Weder Ausländer, noch Nichtgraduirte oder überhaupt Nichtmitglieder der Universität sind statutenmäßig ausgeschlossen. Freilich hat auch der Professor als solcher keine weitere Rechte in der Universität, sondern erhält diese erst durch den Gradus, sofern ihm derselbe honoris causa oder sonst ertheilt wird. Indessen kommen solche Fälle in praxi selten vor und die Wahl fällt in der Regel nicht nur auf Graduirte der Universität, sondern auf Fellows der Colleges, denen sie nicht blos wegen der Sinecure, des Gehalts, sondern auch deshalb sehr erwünscht ist, weil das Recht damit verbunden ist, außerhalb des College zu wohnen und sogar zu heirathen. Wie viel Rücksicht dabei auf wissenschaftliche Tüchtigkeit genommen wird, läßt sich denken. Folgendes sind die gegenwärtig bestehenden Professuren nach ihrem akademischen Titel, welcher zum Theil den Stifter andeutet, und ihrer chronologischen Reihefolge: 1) Regius Professor of Divinity; 2) R. P. of Civil Law; 3) R. P. of Medicine; 4) R. P. of Hebrew; 5) R. P. of Greek; 6) Margaret P. of Divinity; 7) P. of natural Philosophy; 8) Savilian P. of Geometry; 9) Savilian P. of Astronomy; 10) Camdens P. of ancient History; 11) P. of Musik; 12) Archbishop Land's; 13) P. of Arabic; 14) Regius P. of Botany; 15) P. of Poetry; 16) Regius P. of modern History and modern Languages; 17) Anglo-Saxon Professor; 18) Vinerian P. of common Law; 19) Lord Lichfield Clinical Professor; 20) Lord Almoners Praelector in Arabic; 21) Aldrichian P. of Medicine; 22) Aldrichian P. of Anatomy; 23) Aldrichian P. of Chimistry; 24) Lee's Lecturer in Anatomy, 25) Reader in Experimental Philosophy; 26) Reader in Mineralogy; 27) Drummond P. of Political economy; 28) Boden P. of Sanscrit; 29) P. of Geology. — Die Beantwortung der Frage: in wie weit die Universität hinsichtlich ihrer materiellen Hilfsmittel im Stande wäre, ihren Studienplan zu erweitern und zu vervollständigen? hängt natürlich von einer genauen Kenntniß des Vermögenszustandes der Corporation ab, und dies mag uns Gelegenheit geben, hier anzubringen, was wir über diesen Punkt zu sagen wissen und was sich freilich leider auf ein Geständniß vollkommener Unwissenheit beschränkt, für deren Aufklärung unter obwaltenden Umständen und ohne eine radicale Umwälzung des ganzen jetzigen Geschäftswesens, ja der ganzen Verfassung der Universität, auch schwerlich irgendwo zuverlässige Nachweisungen zu finden sein dürften, da der corporative Instinct hier so sehr wie irgendwo jede Möglichkeit der Übersicht und Einsicht für Nichteingeweihte zu verschließen weiß. Daß die Universität von Grundstücken und Häusern, an Gefällen, an Zinsen angelegter Capitale, an Gebühren aller Art, von der Universitätsdruckerei und dem wenigstens mittelbaren Monopol des Drucks anglikanischer Bibeln und Gebetbücher und eines Kalenders Einkünfte hat, welche den auf die bedeutendsten teutschen Universitäten verwendeten Summen nicht viel nachstehen, glauben wir indessen annehmen zu können; aber damit ist noch durchaus keine klarere Ansicht der Sache gegeben, da hinsichtlich der Verwendung dieser Summe der weitere Vergleich gar nicht durchzuführen ist. Die meisten der Punkte, welche bei uns in dem Ausgabetat einer Universität figurieren, Sammlungen, Institute aller Art, Professuren und Beamtenstellen, sind nämlich bei den englischen Universitäten größtentheils mit besondern Einkünften an Grundeigenthum oder auf andere Weise dotirt. Die Inhaber der Professuren, deren Dotation zum Theil sehr gering ist, sehen dieselben theils blos als Sinecuren an, deren Ertrag einen Zuschuß zu ihrer sonstigen Einnahme, z. B. als Fellows und dergleichen bilden, oder sie werden durch den Genuß anderer Beneficien, z. B. Pfründen (besonders akademischer Vergebung) in den Stand gesetzt, trotz des geringen Ertrags der Professur auszukommen. Das Vermögen, die Einnahme der Universität kann in allen jenen Fällen höchstens zu außerordentlichen Zuschüssen, z. B. bei Bauten, Reparaturen, Anschaffungen, in Anspruch genommen werden, und auch, was die letztern, z. B. für die Bibliothek, betrifft, so werden schon durch das Recht an ein Exemplar jedes in England erscheinenden Buchs die Ausgaben sehr ermäßigt. Was die höhern Beamten, den Vicekanzler, die Proctors und deren Substituten betrifft, so sind ihre Stellen nicht besonders dotirt, aber sie sind auf mancherlei bedeutende Gebühren angewiesen, und wenn sie außerdem noch einen bestimmten Gehalt haben mögen, so ist es uns jedenfalls nicht gelungen, darüber irgend etwas Näheres zu erfahren [2]). Fast noch schwieriger dürfte es sein, eine irgend genauere, oder auch nur ganz ungefähre Angabe über die Vermögensumstände der Colleges oder Halls zu erhalten, und wir müssen uns mit der ziemlich plausiblen Vermuthung begnügen, daß einige von ihnen, z. B. Christchurch, reicher sein mögen, als manche teutsche Universität, deren geistiger Reichthum und wissenschaftliche Thätigkeit denn freilich ihr zu um so größerm Ruhme gereichen mag, wenn man sie mit der Indolenz dieser Reichen vergleicht. — Was die Personalstatistik der Universität betrifft, so können wir nach dem, was wir bisher über die verschiedenen Classen der Mitglieder derselben gesagt haben, einige ziemlich allgemein verbreitete

2) So eben finden wir in Wendeborn, Zustand des Staates ꝛc. in Großbritannien (Berlin 1785), eine Angabe, wonach der Ertrag der Ländereien der Universität Oxford 120,000 L. und jener von Cambridge 60,000 L. mindestens betrüge. Aber diese Angabe ist zu allgemein gehalten, als daß sie uns viel helfen könnte, und namentlich ist nicht gesagt, ob die Einkünfte der Colleges mit gerechnet sind.

Digitized by Google

Irthümer beeichtigen. So z. B. wird die Frequenz von Oxford noch in ganz neuen statistischen Werken auf 5000 und mehr angegeben; allein dies kann sich blos auf die sogenannten members on the books beziehen, von denen die meisten seit Jahren die Universität verlassen haben. Die Frequenz in unserm Sinne, d. h. die Zahl der Studenten, wozu wir hier die Baccalaurei, sogar solche Magister mitrechnen wollen, welche ihren Aufenthalt um der Studien willen verlängern, aber die Termtrotters billigerweise ausschließen müssen, beträgt gewiß nie mehr als 12 — 1400. Die Zahl der Fellows beträgt gegen 500, von denen aber selten mehr als 300 anwesend sind. In der Convocation stimmen außer diesen selten mehr als etwa 2 — 300, also zusammen gegen 600. Die Zahl der Mitglieder der Congregation steigt selten auf 100.

Es bleibt uns nun noch übrig, das Verhältniß der Universität nach Außen zu betrachten, besonders inwiefern deren ausgedehnte corporative Rechte und Selbständigkeit staatsrechtlich begrenzt, bedingt und ihrem Mißbrauche vorgebeugt wird. Daß dies Sache der höchsten Staatsgewalt vermöge ihres allgemeinen Aufsichtsrechts ist, bedarf theoretisch auch keiner weitern Nachweisung, nur hat die praktische Anwendung dieses Rechts, wie sich leicht denken läßt, in England mancherlei Schwierigkeiten, wie noch kürzlich die Verhandlungen hinsichtlich der städtischen Corporationen bewiesen haben, von denen mehre sich der Visitation durch eine parlamentarische Commission unter dem großen Siegel gradezu widersetzten, ohne daß gerichtlich gegen sie etwas geschehen wäre, indem man vielmehr diese Knoten mit dem Schwerte der neuen Städtebill zerhauen hat, welches einem Staatsstreich ähnlicher ist, als grade zu wünschen war. Jedenfalls dürfte es schwer sein, dem eigentlichen Visitationsrecht eine andere als streng conservative Bedeutung zu geben. Hier dürfte überdies noch eine, wenigstens theoretisch nicht ganz leicht zu beantwortende Frage zu beachten sein. Ob nämlich das Recht der Beaufsichtigung, der Visitation in Beziehung auf die Universitäten einseitig als Prärogative der Krone, oder ob es nur unter Mitwirkung des Parlaments ausgeübt werden kann? Früher ist zwar der erste Fall mehrmals eingetreten, aber die Entwickelung der britischen Verfassung seit den Zeiten Heinrich's VIII. und Elisabeth's dürfte schwerlich eine volle Anwendung jener Precedents verstatten, und wenn auch noch weniger das einseitige Einschreiten des Parlaments in der nächstfolgenden Epoche der bürgerlichen Unruhen als Norm gelten kann, so wird wol ein gemeinsames Verfahren, wozu es auch nicht an Precedents fehlt, ohne Anregung bedenklicher Fragen in diesem Augenblicke keine Schwierigkeit haben, und wahrscheinlich binnen kurzem stattfinden. Eine anerkannte und bestimmte, obgleich seit langer Zeit nicht ausgeübte Controle steht dem Könige insofern zu, als die Beschlüsse der Convocation seiner Sanction bedürfen, sobald es sich um Aufhebung oder Abänderung solcher Statuten handelt, welche früher von der königlichen Gewalt ausgegangen sind, wozu allerdings die meisten und wichtigsten gehören. Weniger klar erscheint die Bedeutung der sogenannten Kings Letters, welchen zwar im Allgemeinen eine statutenmäßige Kraft beigelegt wird, jedoch ohne Zweifel mit Vorbehalt erworbener Rechte und insofern der Anerkennung durch die Convocation. Daß die Universität zwei Repräsentanten ins Parlament schickt, welche von der Convocation gewählt werden, ist bekannt genug; inwiefern aber darin eine vermehrte Bürgschaft für die Bewahrung ihrer corporativen Selbständigkeit liegen mag, ist schwer zu sagen. Die sicherste Bürgschaft in dieser Hinsicht möchte freilich in einem weisen Gebrauche der mit dieser Selbständigkeit verbundenen Rechte liegen; aber eben darin liegt auch die Schwierigkeit, und es entsteht die Frage: ob nicht jede wesentlicher Misbrauch dieser Rechte, oder Vernachlässigung der damit verbundenen allgemeinen oder besondern, bestimmt ausgesprochenen und anerkannten oder sich von selbst verstehenden und um so unabweislichern Pflichten schon seit so langer Zeit stattgefunden haben, daß theils eine Abhilfe derselben ohne außerordentliches Einschreiten von Außen an und für sich nicht mehr möglich wäre, theils aber der öffentlichen Meinung nicht mehr genügen würde? Daß aber die letzte Entscheidung hier zunächst factisch von der öffentlichen Meinung abhängt, dürfte ebenso wenig in Abrede zu stellen sein, als daß sie sich durch ihre verfassungsmäßigen Organe über kurz oder lang auch eine gesetzliche Geltung zu verschaffen wissen wird.

Die Beantwortung der oben gestellten Frage führt uns nun von selbst auf den Theil unserer Aufgabe, den wir zunächst zu lösen haben, nämlich auf die Untersuchung der eigentlichen praktischen Resultate der Einrichtungen und Hilfsmittel, welche wir bisher geschildert haben. Es kommt darauf an zu wissen, was die Universität zu leisten verpflichtet ist, was sie leisten will, was sie wirklich leistet, was vernünftiger, rechtmäßiger und billiger Weise von ihr gefodert werden kann, was von ihr von vielen Seiten gefodert wird und inwiefern sie diese Foderungen zu erfüllen befähigt, verpflichtet und berechtigt ist. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß diese Punkte nicht erörtert werden können ohne gelegentliche Beziehung auf den gegenwärtigen Stand und die Bedürfnisse der nationellen Bildung in England sowol in wissenschaftlicher als auch in politischer Hinsicht, denn die englischen Universitäten haben nicht blos eine wissenschaftliche, sondern auch eine sehr entschiedene, ja vorherrschende politische Bedeutung, deren gegenseitiges Verhältniß bei einer solchen Untersuchung ganz besonders in Betracht kommt. Ja wir könnten das Hauptresultat derselben schon jetzt in der Bemerkung zusammenfassen, daß die gegenwärtige bedenkliche Lage der englischen Universitäten wesentlich daher rührt, daß sie ihre geistige, wissenschaftliche Bedeutung, ihre daraus entstehenden Pflichten neben ihrer politischen und materiellen Bedeutung so lange verkannt und vernachlässigt haben, daß nun auch diese letztere im höchsten Grade gefährdet ist, eben weil sie der Natur der Sache nach wesentlich von jener bedingt wird.

Betrachten wir nun zunächst die Frage, welches die wissenschaftlichen und sittlichen Pflichten sind, deren Erfüllung der Universität obliegen und inwieweit sie dieselben erfüllt. Hier müssen wir uns nun wohl bequemen, zunächst

zu dem untergeordneten beschränkten Standpunkte herabzusteigen, auf den manche unverständige Vertheidiger der Universitäten gelegentlich mehr oder weniger geneigt scheinen sich zu stellen, auf den beschränktesten juristischen Standpunkt, der auch hier keine andere Pflichten anerkennt, als die buchstäblich statutenmäßig übernommenen und gerichtlich nachzuweisenden. Aber auch wenn dieser Maßstab entscheiden sollte, könnten die Universitäten den Vorwurf zahlreicher und grober Pflichtverletzung keineswegs von sich abweisen; denn es ist eine offenkundige, von keiner Seite in Abrede gestellte Thatsache, daß eine große Zahl von statutenmäßigen Bestimmungen, sowol hinsichtlich der Studien, als noch mehr hinsichtlich der Disciplin der Universität entweder sehr nachlässig und blos formell beobachtet werden, oder ganz aus dem Gebrauche und Andenken verschwunden sind, oder geradezu nur noch durch ihre fortwährende Übertretung im Andenken erhalten werden. Diese Thatsachen sind so notorisch, daß sogar die unverständigsten Freunde der Universität, wie gesagt, nur gelegentlich und mit Vorsicht und großen Einschränkungen es wagen dürften, auf eine Visitation im beschränktesten strengsten conservativen Sinne zu provociren, indem eine solche ohne allen Zweifel sowol in der Universität selbst als in den meisten Colleges Ursache genug finden würde zu Strafen und Reformen, welche einer Neubildung fast gleichkommen würden. Doch wir können diese ganze Seite der Sache um so eher hiermit fallen lassen, da die unendlich große Mehrzahl der Freunde sowol als der Feinde der Universitäten sie von ganz andern Gesichtspunkten aus betrachten. Beide Theile stimmen darin überein, daß jene Statuten großentheils den spätern und zumal den gegenwärtigen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen; aber mit diesem allgemeinen vagen Zugeständnisse hört freilich auch die Übereinstimmung auf. Die Vertheidiger der Universitäten behaupten nämlich — ohne manche Unvollkommenheiten als mit jeder menschlichen Einrichtung unabweislich verbunden ganz zu leugnen — daß eben dasjenige, was von den frühern Bestimmungen sich nicht mehr ohne Nachtheil anwendbar gezeigt habe, von Seiten der Universität mit löblicher Weisheit und Umsicht stillschweigend und allmälig beseitigt worden sei, ohne etwas Wesentliches oder Nützliches zu verletzen oder zu zerstören, und daß eben dieser letzten wichtigen Rücksicht wegen jene Beseitigung größtentheils ohne förmliche Verhandlungen und Beschlüsse beschafft worden, bei welchen die heilsamen Grenzen der Reformen sowol theoretisch als praktisch sehr schwer zu finden und zu halten seien. Auf diese Weise sei es gelungen, Jahrhunderte lang die Universitäten in den Stand zu setzen, in ihren wissenschaftlichen und sittlichen Functionen den Bedürfnissen und Anforderungen der Zeiten zu genügen, ohne ihre Organisation und ihre Selbständigkeit zu gefährden, und im selben Geist, auf dieselbe Weise werden sie im Stande sein, den billigen Anforderungen und wirklichen Bedürfnissen auch der neuesten Zeit über kurz oder lang zu genügen. Was aber die Einzelnheiten hinsichtlich der Zeit und der Mittel betrifft, wann und wie diese Aufgabe gelöst werden kann und soll, so können darüber vernünftiger und rechtlicher Weise nur sie selbst entscheiden, nicht aber diejenigen, welche nicht Mitglieder der Universitäten sind, und mit deren Angelegenheiten, zumal mit deren Organisation und Hilfsmitteln, nur sehr oberflächlich bekannt sind, und bei deren Angriffen ohnehin großentheils nicht Motive des Gemeinwohls, am wenigsten reines Interesse für die Wissenschaften, sondern vielmehr selbstsüchtige Zwecke und politische Parteiinteressen im Spiele sind. Daß auch die Universitäten zugleich als Organe einer politischen Partei erscheinen, kann ihnen um so weniger zum Vorwurfe gereichen, da sie darin nicht blos von den allgemeinen Rechten Gebrauch machen, die jedem Individuum, wie jeder moralischen Person, jedem politischen Element in einem freien Lande zustehen, sondern auch bestimmte stiftungs- und statutenmäßige Pflichten erfüllen, wodurch sie zur Vertheidigung der anglikanischen Kirche verbunden und berufen sind, deren Auflösung und Sturz das letzte bewußte oder unbewußte, ausgesprochene oder verdeckte Ziel aller der Angriffe ist, welche sich zunächst gegen die Universitäten gewendet haben, eben weil sie deren Bedeutung als Bollwerke der Kirche erkannt haben, und es ist thöricht und unbillig zu verlangen, daß wir selbst ihnen diese ohne Widerstand überlassen. Sollen aber die positiven verfassungsmäßigen Rechte, soll die ganze hochwichtige Stellung der Kirche preisgegeben und allgemeinen philanthropisch-politischen Theorien oder blos factischen Bedürfnissen und Wünschen aufgeopfert werden, deren Abhilfe (gesetzt sie überall nöthig) auf anderm Wege erfolgen kann und muß, so ist damit die Bahn willkürlicher gewaltsamer Umwälzungen betreten, deren Ende ein Abgrund ist, der alle religiösen, politischen und socialen Elemente des christlich-monarchischen Englands verschlingen wird. — Daß in solchen und ähnlichen Äußerungen viel Wahres und Beherzigenswerthes liegt, wird kein irgend Unbefangener und Sachkundiger leugnen. In der That dürfte es blos zwei irgend erhebliche Entgegnungen darauf geben, indem man nämlich die Prämissen hinsichtlich dessen, was die Universitäten bisher in wissenschaftlicher und sittlicher Hinsicht geleistet haben und noch ohne Einmischung von Außen zu leisten im Stande sein sollen, widerlegt, oder indem man die letzte Schlußfolge, welche sich auf die Bedeutung und Nothwendigkeit der bisherigen Staatskirche und der damit eng verbundenen Aristokratie zur Erhaltung des christlich-monarchischen Staates, oder endlich gar der Erhaltung dieses letzten zum Wohle der Nation oder der Menschheit überhaupt in Abrede stellt. Was die letzte Angriffsweise betrifft, so brauchen wir uns hier auf eine nähere Untersuchung der Grundsätze, von denen sie ausgeht, oder auf die sie zurückführt, um so weniger einzulassen, da eine offene Anerkennung derselben in ihrer ganzen Ausdehnung und Bedeutung bisher nur sehr selten auch von Seiten derer zu erlangen gewesen ist, welche mit mehr Schaefsicht und Bewußtsein in diesem Sinne handeln, als bei der großen Mehrzahl der Betheiligten vorausgesetzt werden kann. Wenn wir uns daher auch vorbehalten, uns gelegentlich wieder auf diese Seite der Sache zu beziehen, so müssen wir doch hier zunächst und vorzüglich die andere Seite festhalten und beleuchten, um so mehr, da von allen Sei-

ten durch Vermischung des Wissenschaftlich-Sittlichen und der politischen Bedeutung der Universitäten eine klare Ansicht über dieselben erschwert wird. Ist aber nun die Frage: ob wirklich die Universitäten seit etwa 150 Jahren ihren Beruf hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die höhere wissenschaftliche und sittliche Bildung der Nation erkannt und erfüllt haben, und ob sie in dieser Hinsicht ein wesentlicher Vorwurf treffe, ob sie die unausbleibliche Strafe einer schweren Schuld zu fürchten haben: so können wir nicht umhin, diese Frage bejahend und zum Nachtheile der Universitäten zu beantworten, und es wird uns nicht schwer werden, unsere Ansicht aus den Thatsachen der vorliegenden Leistungen der Universitäten zu erweisen, wobei wir indessen schon hier ausdrücklich bemerken, daß unsere Darstellung derselben sich hauptsächlich auf das bezieht, was sie bis vor etwa zehn Jahren waren, und daß wir im Allgemeinen zugeben, daß seitdem Manches besser geworden ist. Aber daß noch bei weitem nicht genug geschehen sei, ist ebenso notorisch, als es schwer ist, im Einzelnen genau anzugeben, wie viel und was eigentlich wirklich besser geworden ist. Denn mit einigen neuen Statuten, wodurch z. B. naturwissenschaftliche (natural philosophy) Studien und Prüfungen erlaubt werden und mit der Errichtung zweier Professuren (der Geologie und Staatswirthschaft) ist es noch nicht gethan, sondern es kommt darauf an, ob und inwieweit von solchen Erweiterungen des Gebiets der akademischen Studien wirklich von Lehrenden und Lernenden Gebrauch gemacht wird. Darüber aber haben wir keineswegs hinreichend sichere Nachrichten. Was aber in dieser Hinsicht geschehen sein mag, brauchen wir hier um so weniger ausdrücklich zu berücksichtigen, da jedenfalls die gegenwärtigen Bedrängnisse der Universität eine unvermeidliche und wohlverdiente Frucht des ganzen Zustandes ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit war, wie er bis vor etwa zehn Jahren notorisch vorlag und wir ihn hier darstellen müssen. Bei der Beantwortung jener Frage dürfen wir indessen nicht blos nach ganz allgemeinen Anforderungen entscheiden, sondern die positiven Rechte und Pflichten der Universitäten kommen allerdings sehr in Betracht, ob sie gleich nicht allein entscheiden. Jedenfalls kann hier nicht der Buchstabe der Stiftungsbriefe und Statuten entscheiden, sondern wir müssen auf den Geist derselben zurückgehen. Und hier kann nun nicht der leiseste Zweifel obwalten, daß der bei der Begründung, oder wenn man will Entstehung der englischen, wie aller andern Universitäten, sowie bei den spätern zahlreichen Stiftungen, wodurch sie ihre gegenwärtige Ausdehnung und Organisation erlangt haben, waltende Geist und Wille sie zu Organen der höchsten, vielseitigsten wissenschaftlichen und einer entsprechenden sittlichen Bildung der Nation bestimmte und daß dieser Geist sich jedesmal auf eine den Ansichten, den Bedürfnissen und Hilfsmitteln der Zeit, in welcher er gerade wirkte, angemessene Weise in von dieser Zeit bedingten Formen und Worten aussprach. Daraus folgt nun aber unabweislich die Pflicht, der Beruf der Universitäten, auch im 18. und 19 Jahrh. Organe der höhern wissenschaftlichen Bildung im weitesten Sinne und nach allen Richtungen zu sein, und daß sie diesen Beruf keineswegs erkannt und erfüllt haben, liegt am Tage und geht sogar aus ihrer eigenen Rechtfertigung zum Theil hervor. Daß jene allgemeinste Formulirung des Willens der Stifter der Universitäten und der Colleges noch eine wesentliche nähere Bestimmung enthielt, wonach jene wissenschaftliche und sittliche Wirksamkeit dem Geiste und den jedesmaligen Formen der herrschenden Staatskirche entsprechen solle, darf zwar nicht übersehen werden, kann aber ebenso wenig als Grund oder Rechtfertigung für jene Nichterfüllung angeführt werden, so lange nicht bewiesen ist, daß der Geist oder auch nur die Formen dieser Kirche keine weitere, kräftigere und vielseitigere Ausdehnung jener berufsmäßigen Thätigkeit gestattete, als sie wirklich erhalten hat. Dieser Beweis ist aber bisher noch von keiner Seite geführt worden und nicht so leicht zu führen, als manche Gegner jener Kirche wähnen. Vielmehr ist kein Zweifel, daß so weit die Kirche wirklich lähmend auf die Thätigkeit der Universitäten eingewirkt hat, dies als eine Folge, als ein Symptom ihres eigenen Verfalls gelten kann — eines Verfalls, der in sehr hohem Grade wieder seine Ursache in jener Erstarrung und Entartung der Universitäten hat. Wie dem aber auch sei, so steht fest, daß die Universitäten ihren stiftungsmäßigen Beruf, sobald man ihn nicht nach dem todten Buchstaben, sondern nach dem Geist und Willen auffaßt und sobald nicht blos von den Privatstudien oder der literarischen Wirksamkeit einiger weniger Mitglieder die Rede ist, sondern von akademischen Studien, wesentlich ja absichtlicher und eingestandenerweise so hintangesetzt haben, daß sie wenigstens seit anderthalb Jahrhunderten nicht nur die meisten Zweige wissenschaftlicher Bildung, welche alle in ihnen ihre höchste Blüthe und reifsten Früchte treiben sollten, völlig vernachlässigen, sondern auch in den Zweigen, denen sie ganz willkürlich eine ausschließliche oder vorzugsweise Pflege gewidmet haben, im Ganzen nur sehr dürftige, spärliche und den wissenschaftlichen Anforderungen der Zeit keineswegs entsprechende Resultate liefern. Daß eigentliche Facultätswissenschaften, daß besonders die juristischen und medicinischen Wissenschaften in ihrer weitesten Bedeutung, ihren mannichfachen Verzweigungen und steigender Entwickelung den englischen Universitäten bis auf einige leere, formelle Disputirübungen zur Erlangung des Gradus, welche sich um veraltete Rudimente drehen, völlig fremd sind, ist eine allseitig und unbedingt zugestandene Thatsache, und es fällt Niemandem auch nur entfernt ein, an einen Mann, der nur akademische Studien in diesen Fächern aufzuweisen hat, irgend einen der Ansprüche zu machen, welche man mit dem Begriff eines Rechtsgelehrten, eines Arztes, Chirurgen, Chemikers, Physikers zu verbinden pflegt. Jedermann weiß, daß von den Universitäten in dieser Hinsicht nur der Ehrentitel, der Gradus, zu erwarten ist, daß man sich hinsichtlich der Erwerbung der Kenntnisse und Fertigkeiten anderweitig umthun muß. Dasselbe gilt unstreitig in ebenso hohem Grade von den theologischen Wissenschaften, so sehr man geneigt und berechtigt sein möchte, von Anstalten, deren ursprünglicher Charakter ein kirchlicher ist, welche auch jetzt noch ihre

ganze Existenz mit der Kirche identificirt, deren Häupter und einflußreichste Mitglieder der Kirche im engern Sinne angehören, aus denen alle höhere und niedere Diener und Häupter der Kirche fast ohne Ausnahme hervorgehen, zu erwarten, daß sie irgend Etwas zur Beförderung theologischer Studien thun. Aber dies ist in der That, so unglaublich es klingt, fast gar nicht oder doch nur in so beschränktem Maße und mit so geringer Energie der Fall, daß nach dem Maßstabe der Entwickelung der wissenschaftlichen Theologie nicht blos bei uns, sondern in England selbst, hier fast dasselbe gilt, was wir oben hinsichtlich der wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung auf dem Gebiete der Jurisprudenz und der Medicin bemerkten. Zum Beweise, daß sich die Sache wirklich so verhalte, wollen wir uns nur auf das Zeugniß eines eifrigen Anhängers und Vertheidigers der Universitäten und der Kirche berufen, welches unter dem Titel: **An Enquiry into the studies and discipline adopted in the two English universities as preparatory to Holy Orders in the establishd Church etc.** (London 1824) vor uns liegt, und woraus statt vieler nur folgende Stelle hier einen Platz finden möge: „Ich behaupte (heißt es S. 7 fg.) sehr entschieden, obgleich ungern, daß die zu Oxford und Cambridge üblichen Studien ganz unpassend für Theologen sind — — zwar hat in Oxford in den letzten Jahren eine große (!) und wohlthätige Veränderung stattgefunden. Von einem Candidaten für den ersten Grad erwartet man jetzt, daß er gewöhnliche theologische Fragen beantworten könne; aber diese Prüfungen gehen niemals tief oder ins Einzelne, und es werden dem Studenten der Theologie keine andern Fragen vorgelegt und keine andern Antworten von ihm erwartet, als von jedem andern Studenten (!). Er treibt dieselben Studien, besteht dieselben Prüfungen wie diejenigen, welche für einen andern Stand (profession) oder für gar keinen(!) Stand bestimmt sind ꝛc." Erwägt man die volle Bedeutung dieser Worte in dem Munde eines durchaus wohlwollenden und sachkundigen Zeugen, der nur die handgreiflichsten notorischsten Thatsachen zum Nachtheile der Universitäten und auch diese mit möglichster Schonung eingesteht, so wird man keinen weitern Beweis für unsere obige Anklage verlangen, und wir bemerken nur noch, daß derselbe Zeuge ebenso entschieden die sittlichen Verhältnisse auf den Universitäten als der Bildung eines Dieners der Kirche völlig unangemessen tadelt. Sollen wir nun zum Überflusse noch hinzusetzen, daß von einer philologischen Bildung, von Hebräisch, oder auch nur von einem gründlichen und speciellen Studium der Sprache des neuen Testaments fast nie die Rede ist? So bleiben uns und den Universitäten nur noch diejenigen Zweige wissenschaftlicher Bildung übrig, welche in das weite und vage Gebiet der philosophischen Facultät gehören; und hier sollte man allerdings manchen Äußerungen zufolge, die auch bei uns ihren Nachklang gefunden haben, sich auf tüchtige Leistungen gefaßt machen. Die englischen Universitäten (behaupten ihre Verehrer) dürfen gar nicht nach dem Maßstabe beurtheilt werden, den man an die des festen Landes, zumal an die teutschen, zu legen gewohnt ist. Es ist weder ihre Bestimmung, noch ihre Absicht, die Jugend, deren Bildung sie übernehmen, in bestimmten Fach- und Brodwissenschaften zu unterrichten, sondern vielmehr ihnen jene Grundlage allgemeiner wissenschaftlicher Bildung zu geben, welche theils als unentbehrliche Vorbereitung für die fernere specielle Fachbildung, theils als unerläßliche Bedingung der höhern gesellschaftlichen Bildung von der größten Wichtigkeit ist. Sie wollen mit einem Worte nicht Fachgelehrte bilden, sondern Gentlemen mit dem ausstatten, was man in England (mit Beziehung auf den ähnlichen Ausdruck, dessen schon die Alten sich bedienten) eine **liberal Education** nennt. Für Theologen, Juristen, Mediciner mag und wird also anderweitig gesorgt werden; wir sind ihnen nichts schuldig, und haben uns keine Versäumniß vorzuwerfen. Gegen diese Rechtfertigung und Ansicht läßt sich nun aber erstlich einwenden, daß dies eine ganz willkürliche Beschränkung der Thätigkeit der Universitäten ist, welche (wie wir sahen) ihrer ursprünglichen Stiftung nach eine ebenso vielseitige sein sollte, als die der teutschen Universitäten. Inwiefern für diese Vernachlässigung sich anderweitiger Ersatz findet, werden wir bald sehen; aber wenn es sich dann auch zeigen sollte, daß die Wissenschaften und das Gemeinwohl, insofern es von deren Entwickelung abhängig ist, allerdings mehr oder weniger auf andern Wegen Befriedigung ihrer Bedürfnisse gefunden haben, und die Nachtheile dieser Vernachlässigung für sie nicht so groß sind, als man glauben sollte; so werden wir auch sehen, daß die Universitäten selbst um so mehr an den Folgen derselben zu leiden haben. Aber auch abgesehen davon, und wenn wir uns wirklich auf den Standpunkt stellen, von dem aus die englischen Universitäten beurtheilt sein wollen, so fehlt doch sehr viel, daß auch nur die billigsten Anforderungen, die man heutzutage in England an eine **liberal education**, an die Bildung eines Gentleman, eines **vir liberalis** macht, auf den Universitäten und zumal in Oxford befriedigt würden. Was zunächst die philosophische Bildung betrifft, so kann natürlich von tiefern speculativen Studien nach den Anforderungen der teutschen, oder auch nur der heutigen französischen Philosophie nicht die Rede sein, da sie überall der nationellen Bildung noch fremd sind. Ja nach dem Maßstabe, den diese uns an die Hand gibt, möchte immerhin Aristoteles und der Peripatos, welche in Oxford noch statutenmäßig die speculativen Studien (in der Logik, Ethik und Politik) beherrschen und beschränken, nicht nur hinreichend, sondern sogar überflüssig erscheinen; denn in der That fragt man in England ebenso wenig noch den Speculationen des Aristoteles, als nach denen unseres Hegel und Schelling. Schon in dieser Hinsicht also würden wir behaupten können, daß die englischen Universitäten, und besonders Oxford, indem sie dem alten Meister in aller Bequemlichkeit treu geblieben sind, ebenso wenig den praktischen Anforderungen einer **liberal education**, als denen der speculativen Philosophie des 19. Jahrh. entsprechen. Dies ist aber um so entschiedener der Fall, da sie nicht blos in der Aristotelischen Philosophie etwas Unnützes, oder doch auf ganz unnütze, leere Weise treiben, sondern sie dadurch auch verhindert werden,

etwas in irgend einer Hinsicht Nützlicheres, Ersprießlicheres auf ersprießliche Weise zu treiben. Halten wir uns innerhalb der Grenzen englischer Bildung, so können wir als bekannt genug annehmen, daß durch Bacon, Locke und Newton die sogenannte Erfahrungsphilosophie bis auf unsere Tage die ausschließlich herrschende geworden ist. Nun ist aber gar kein Zweifel, daß während die englischen Universitäten in der speculativen Philosophie beim Aristoteles stehen geblieben sind und auch diesen eigentlich nur zu leerem Formelwesen misbrauchen, sie dennoch oder vielmehr eben deshalb auch das durch Bacon und Locke eröffnete Gebiet der Erfahrungsphilosophie im engern und weitern Sinne fast ganz vernachlässigen. Nicht als wenn nicht in dem Unterrichte der Tutors für Philosophie, Politik ꝛc. auf Bacon, Locke, Newton, Grotius, sogar Pufendorf und wol gar einige Neuere Rücksicht genommen würde; aber die Universität nimmt in den Übungen und Prüfungen, welche zum Gradus führen und worauf sich die akademische wissenschaftliche Thätigkeit beschränkt, noch weniger Notiz davon als von dem eigentlichen Geiste des Aristoteles, dessen Namen sie allen solchen Neuerungen entgegenhält. Noch mißlicher erscheint die Sache, wenn wir den Begriff und die Ansoderungen der Erfahrungsphilosophie weiter ausdehnen und unsern Maßstab aus der gegenwärtigen Entwickelung der von Bacon und Locke begründeten vielseitigen wissenschaftlichen Bildung nehmen, wenn wir fragen: Was wird in Oxford auf dem Gebiete der Geschichte, der Statistik, der Staatswirthschaft, der Geographie, der Naturwissenschaften, der Ästhetik, der Sprachen, der Literatur geleistet? Oder wer möchte leugnen, daß alle diese Dinge mehr oder weniger zu den Requisiten einer liberal education gehören, daß Bacon und Locke sich heutzutage sehr wundern würden einen Gentleman zu finden, der auf eine solche Anspruch machte und doch von allen diesen Dingen wenig oder nichts wüßte? Wie viel höher aber grade in England die Ansoderungen wenigstens in manchen dieser Zweige gesteigert werden müssen, ergibt sich schon aus der ganzen Bedeutung und Stellung eines englischen Gentleman, für den eine mehr oder weniger ausgedehnte Theilnahme an den politischen Angelegenheiten des Landes Recht und Pflicht ist, und dem zumal das Parlament eine Bahn eröffnet, die zu den wichtigsten Stellen im Staate führt. In allen diesen Zweigen einer allgemeinern wissenschaftlichen Bildung wird aber notorischer und anerkannter Maßen auf den englischen Universitäten, besonders aber in Oxford, mit Ausnahme der classischen Studien im engern Sinne, unendlich wenig geleistet und noch weniger verlangt; sodaß es ebenso wenig Jemandem einfällt, als Resultat der akademischen Studien irgend gründliche Kenntnisse in der Geschichte, der Geographie, Statistik, Naturgeschichte, Physik, Ästhetik, Kunstgeschichte, neuern Sprachen und Literatur zu verlangen, als es ihm einfällt, einen Theologen, Juristen, Mediciner oder Pharmaceuten dort bilden zu wollen. Alle diese Dinge werden in öffentlichen Vorlesungen gar nicht getrieben, auf alle wird in den Disputationen und Prüfungen fast gar keine Rücksicht genommen. In dem Unterrichte der Tutors aber werden sie nur zum Theil, nur sehr dürftig und fragmentarisch abgehandelt. Diese Thatsachen sind so notorisch, alle Versuche der Vertheidiger der Universität, sie zu mildern oder zu widerlegen, haben so entschieden nur dazu beigetragen, sie ans Licht zu ziehen, daß wir der Beibringung weiterer Beweise enthoben sein müssen. Daß in den letzten sechs, oder vielleicht zehn Jahren in dieser Hinsicht in Oxford einiges besser geworden ist, daß es in Cambridge immer und auch jetzt ein gut Theil besser damit bestellt war, wollen wir nicht leugnen, aber mit alle dem ist noch lange nicht genug gethan — ja, noch lange nicht so viel, als bei uns in den ersten Classen der gelehrten Schulen geleistet, oder doch gefodert wird. Wie weit nun von da bis zu einer würdigen akademischen Behandlung und Pflege dieser Wissenschaften noch ist, bedarf keiner Andeutung. Es bleibt uns nun noch zu untersuchen, was die englischen Universitäten auf dem Gebiete leisten, dessen vorzüglichen, ja ausschließlichen Anbaues sie sich rühmen, und den sie als reichlichen Ersatz für alle sonstige Versäumnisse anzusehen pflegten. Inwiefern diese Ansicht von dem Werthe der classischen und mathematischen Studien gegründet ist, brauchen wir hier nicht weiter zu untersuchen, da bei uns alle irgend competente Urtheile sich längst dahin vereinigt haben, diese Studien als unentbehrliche Grundlagen und Bedingungen aller höhern und zumal wissenschaftlichen Bildung anzusehen, ohne deshalb zu wähnen, daß sie jede andere Art von Bildung entbehrlich machen, wie man in Oxford bisher zu glauben schien. Wollen wir uns nun aber auch hier auf den Standpunkt schieben lassen, den die Oxforder anzunehmen für gut finden, und wollten wir auch nicht gradezu, wie wir doch könnten, unsere Ansoderungen an die Leistungen auf einem so ausschließlich begünstigten Gebiete in dem Maße steigern, so finden wir doch auch hier nur sehr wenig genügende Resultate. Was zunächst die mathematischen Studien betrifft, so sind grade diese bekanntlich in Cambridge immer viel eifriger betrieben worden als in Oxford, und diese letztere Universität hat sogar ziemlich ausdrücklich auf den ersten Preis in diesem Punkte mit einiger Affectation von Geringschätzung verzichtet. Ohne diesen Unterschied aber besonders hervorzuheben, kann man in Beziehung auf die mathematischen Studien der englischen Universitäten mit Recht behaupten, daß sie zwar den Zwecken allgemeiner Bildung durch Verstandesübung und sonst vollkommen und sogar über die statutenmäßigen Euclidischen Grenzen hinaus genügen, ja wol mehr Zeit und Mühe in Anspruch nehmen, als in dieser Hinsicht nöthig und wünschenswerth erscheint. Von höhern wissenschaftlichen oder praktischen Ansoderungen nach dem gegenwärtigen Standpunkte der mathematischen Wissenschaften kann aber durchaus nicht die Rede sein, und wenn auch einzelne Lehrer oder Mitglieder der Universitäten ihnen genügen, so hat dies doch keinen Einfluß auf die Studien und noch viel weniger auf die Disputationen und Prüfungen, zumal in Oxford. Was nun die classischen Studien betrifft, so müssen auch hier von Vorn herein solche Ansprüche beseitigt werden, welche bei uns an Philologen oder Archäologen vom Fache, nach dem gegenwärtigen

Digitized by Google

Standpunkte dieser Wissenschaft gemacht werden können. Man denkt ebenso wenig daran, einen Philologen, als einen Theologen, Juristen, Mediciner, Pharmaceuten, Chemiker, Naturforscher, Historiker ꝛc in Oxford oder Cambridge bilden zu wollen. Ein solcher mag sich dort ausnahmsweise durch selbständige Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel bilden, auf die akademischen Studien hat dies keinen Einfluß. Hier kann vielmehr auch nur von einer solchen classischen Bildung die Rede sein, wie sie als Grundlage und Theil einer liberal education gefodert werden kann und muß. Aber auch nach diesem Maßstabe entsprechen die wirklichen Leistungen keineswegs den billigen Anfaderungen. Denn offenbar wäre man grade von diesem Standpunkte aus berechtigt, zu fodern, daß die historische, archäologische und ästhetische Seite der classischen Studien dem gegenwärtigen Zustande derselben gemäß hervorgehaben würde, wogegen man eher in Beziehung auf die eigentlich philologische Seite die Ansprüche herunterstimmen zu können geneigt wäre Von alle dem findet aber grade das Gegentheil statt, wie man schon aus dem schließen kann, was wir aben über die Vernachläßigung historischer, geographischer und ästhetischer Studien gesagt haben, und was in Beziehung auf die alte, classische Welt nur einer sehr geringen Milderung und Beschränkung bedarf. In dieser Hinsicht wird in Prima eines größern Gymnasiums bei uns gewiß ebensa viel, wa nicht mehr geleistet, als von irgend einem Tutor eines axfarder Colleges. Außer dem College geschieht aber auch dafür sa viel wie nichts Sa sind wir denn wieder auf die ewige Frage zurückgeführt: Was in aller Welt treibt man denn eigentlich auf den englischen Universitäten, wenn man alles dies nicht oder nicht ernstlich und gehörig treibt? Diese Frage ist nun, nach Beseitigung aller jener Ansprüche leicht zu beantworten. Man liest etwa ein Dutzend römische und griechische Autoren in der Weise, daß man sie ziemlich geläufig und mit Anerkennung und Verständniß der schönen Stellen ins Englische, auch wal einige griechische Autoren ins Lateinische übersetzen, auch wol hier und da eine Stelle in Beziehung auf Mythologie, Geschichte, Verfassung, Sitte, Kunst der Alten oberflächlich genug erklären lernt. An die Erkenntniß und das Verständniß der ganzen Stellung des Autors zu seiner Zeit und von dieser zu der Geschichte im Allgemeinen, an eine Entwickelung des ästhetischen Interesse in Einzelnheiten zu einer klaren und umfassenden Ansicht des Schönen überhaupt ist dabei nicht zu denken. Man lernt ferner theils nach dem regelmäßigen Gange der Studien, theils als Steafarbeiten eine hinreichende Menge von Stellen auswendig, um davan eine gewisse Masse von Reminiscenzen durchs Leben mitzunehmen. Man verfertigt endlich sa viel lateinische Pensa, zum Theil wol zur Strafe, oder auf Veranlassung der Preise, welche von wohlmeinenden Gönnern auf solche Dinge gesetzt sind, nicht nur mit Hilfe jener Gedächtnißübungen, daß der Student der bekannten stereotypen Materialien mächtig wird, woraus solche Kunstwerke zumal poetischer Art zusammengesetzt zu werden pflegen, sondern auch eine hinreichende Gewandtheit in der Behandlung der gewöhnlichern grammatikalischen Formen erlangt, um auch diese Zusammensetzung leidlich zu machen Setzen wir noch hinzu, daß solche, deren künftiger Beruf als Lehrer ihnen die Aufgabe auferlegt, von allen diesen Herrlichkeiten eine hinreichende Quantität zu erwerben, um Andern davon mitzutheilen, auch damit von der alma mater versehen werden können, sa haben wir wirklich alles das angedeutet, was unseres Wissens die englischen Universitäten als Lehrerinnen der Wissenschaften, zunächst der classischen, leisten, aber bisher geleistet haben. Wie wenig aber damit, abgesehen van allen höhern Ansprüchen auch nur diejenigen als befriedigt angesehen werden können, welche man in unserer Zeit an eine liberal education machen kann, liegt am Tage Was aber endlich die sittliche Bildung betrifft, welche auf den englischen Universitäten herrscht und mehr aber weniger von ihnen ausgeht, sa brauchen wir auch hier nur die notorische Thatsache auszusprechen, daß sie so schlecht ist, wie sie unter einer großen Zahl von Jünglingen aber jungen Männern nur irgend in einem christlichen Lande gefunden werden kann. Wir stehen jedenfalls nicht an zu behaupten, daß die Sitten auf unsern Universitäten, so wenig wir sie loben wollen, doch jedenfalls sehr viel besser sind als auf den englischen, und diesem Urtheile wird kaum ein Sachkundiger widersprechen, fosern sein Urtheil nur auch im Allgemeinen gebildet und unbefangen genug ist, nicht die lautesten, extravagantesten, buntesten Unarten oder Sünden auch schon an und für sich als die schlimmsten anzusehen. Denn was solche mitunter freilich sehr strafbare Thorheiten betrifft, so waren sie dem teutschen Universitätsleben allerdings bisher in sehr viel höherm Grade eigen als dem englischen, abgleich sie auch dart keineswegs so selten sind, als man glauben sollte, wenn man die Klagen englischer Prüderie und Pedanterie in manchen neuern Reisebeschreibungen über Teutschland hört. Daß die laute, extravagante Fröhlichkeit unseres bisherigen akademischen Lebens mehr und mehr verstummt, sodaß es vielleicht in 20 Jahren nur noch alte Männer geben wird, die davon zu erzählen wissen, ist bekannt genug, nicht zu verwundern, von Vielen beklagt, von Vielen gewünscht, betrieben und belobt. Wie unsers Orts wollen nicht untersuchen, ob das, was bisher an die Stelle der akademischen Freiheit und, wenn man will, Frechheit getreten ist, aber in Zukunft noch treten mag, unbedingt als eine Verbesserung, als ein Fortschritt in der sittlichen Bildung angesehen werden kann; jedenfalls aber stehen wir nicht an zu behaupten, daß die Sünden und Thorheiten der englischen Universitäten, weil sie freilich wenig Eigenthümliches, wenig haben, was sie als Sünden und Thorheiten eines besondern unter ganz eigenthümlichen, nie wiederkehrenden Verhältnissen lebenden Vereins oder Standes bezeichnet — weil es meist ganz dieselben Sünden und Thorheiten sind, welche ein seinen Lüsten und Leidenschaften überlassener junger Mann nach Verhältniß seiner Mittel, seines Standes ebenso gut in jeder großen Stadt und unter den gewöhnlichen gesellschaftlichen und standesmäßigen Verhältnissen begehen könnte — wir behaupten keck, daß alles dies viel verderblicher und tiefer in das sittliche Leben der Jugend eingreift als un-

Digitized by Google

freie Paukereien, Commersche, Comitate ꝛc., ja als unsere Burschen- und Landsmannschaften dazu. Wie man die relative Bedeutung dieser Dinge aber auch ansehen mag, so ist doch jedenfalls so viel gewiß, daß das akademische Leben in England jedem jungen Mann alle Versuchungen und die größte Leichtigkeit bietet, nach seinen pecuniairen Mitteln und Neigungen to commit the oldest sin the newest kind of ways — um mit Shakspeare zu sprechen, und daß eben diese Nähe aller Versuchungen und diese Leichtigkeit, alle Gelüste zu befriedigen, einen um so widerlichern Charakter hat, je mehr sie in mancher Hinsicht mit einer gewissen äußern, formellen Ehrbarkeit, mit der fast mönchischen Strenge der Statuten, mit der vorgeschriebenen Menge äußerlicher gottesdienstlicher Handlungen, mit dem geistlichen Stande einer großen Anzahl derer contrastirt, die als Theilnehmer oder Beförderer oder doch Mitwisser und Zulasser dabei betheiligt sind, besonders insofern sie zu den Häuptern der Universität oder der Häuser und zu den Lehrern und Aufsehern gehören — je entschiedener es sich oft zeigt, daß Menschenfurcht und Selbstsucht sich hier gewissenloser Nachsicht gegen Reiche und Vornehme geltend macht. Solche Unterschiede wirken aber in dem Maße schlimmer auf das Gemüth und Gewissen der Betheiligten, als die Lebensart in den Colleges ein fortwährendes näheres Beisammensein bedingt. Auf Einzelnheiten können wir uns hier begreiflich nicht einlassen; das Gesagte reicht aber schon hin, um auch für den Zustand der religiösen Bildung unter solchen Verhältnissen im Allgemeinen einen Begriff zu geben. Daß die statutenmäßige Häufigkeit gottesdienstlicher Handlungen innerhalb und außerhalb der Colleges, die auf dessen Versäumniß gesetzten Geld- und andere Strafen — und diese Statuten sind fast die einzigen, welche streng gehalten werden — daß alles dies nicht dazu beiträgt, einen tiefen und lebendigen christlichen Sinn zu wecken, bedarf keines weitern Beweises, und sogar, was das bloße äußerliche Wesen betrifft, kann man behaupten, daß wol kaum irgendwo der Gottesdienst auf leichtsinnigere, unanständigere Weise gehalten wird als in den Colleges. Alles dies hat aber einen unverkennbaren Einfluß auf die nationale Bildung in dem Gegensatze des völligen Indifferentismus und Materialismus der Überzeugung zu einem gewissen äußerlichen, kirchlichen, orthodoxen Formalismus, der besonders bei den höhern Ständen, als Mitgliedern der bischöflichen Kirche so sehr allgemein war, und zum Theil noch ist, obgleich sich auch hier die Todtengebeine zu regen beginnen.

Nachdem wir eine so wenig erfreuliche Schilderung der wirklichen Leistungen der Universitäten gegeben haben, dürfte es an der Zeit sein, nicht nur die Ursachen dieser Misstände anzugeben, sondern auch, wie es möglich war, daß sie sich so lange erhalten haben, und ob und auf welche Weise deren Abhilfe erwartet oder gewünscht werden kann. Was nun zunächst die Mängel der wissenschaftlichen Thätigkeit der Universitäten betrifft, so geht aus dem Gesagten schon zur Genüge hervor, daß sie nicht allein, ja nicht einmal wesentlich und hauptsächlich aus mangelhaften Einrichtungen oder Hilfsmitteln zu erklären sind. Die Zahl der Gegenstände, für welche in Oxford Lehrer angestellt sind, und die Zahl der Lehrer für manche dieser Gegenstände ist zwar allerdings nach dem Maßstab unserer größern Universitäten keineswegs hinreichend; aber dennoch sind die Resultate ohne allen Vergleich geringer, als man, zumal wenn man 40—50 Tutors mit in Anschlag bringt, auch bei jenem Verhältnisse erwarten und sodern könnte, wenn nur Lehrer und Lernende irgend ihre Pflicht thäten. Ebenso mögen die statutenmäßigen scholastischen Disputirübungen immerhin nicht das beste Mittel zur Beförderung einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung auch nur in den Gegenständen, welche sie statutenmäßig berühren müssen oder dürfen, sein; obgleich wir allerdings der Meinung sind, daß bei uns dergleichen Übungen, wenn auch natürlich in anderer Form und anderm Geiste, viel zu sehr vernachlässigt werden, und daß sie, auf die rechte Weise als Antrieb zur Selbstthätigkeit behandelt, unentbehrlich und unersetzlich sind. Jedenfalls aber müßten auch jene Übungen, wenn sie nur irgend ernstlich und gewissenhaft betrieben würden, doch viel bedeutendere Resultate geben, als in der That vorliegen. Aber auch hier fehlt es auf allen Seiten an dem Willen, dem Geiste, die vorgeschriebene Pflicht zu erfüllen. Wirklich kann man nicht oft genug wiederholen, und diese Versicherung nicht wörtlich genug nehmen, daß Alles, was zu den öffentlichen Lehrfunctionen der Universität gehört, bisher fast nur leere Formalität war und eigentlich nur dem Namen nach stattfand; besonders gilt dies von Oxford. Die Professuren sind, wie schon gesagt, großentheils bloße Sinecuren zum Besten der Fellows, und es gibt kaum einen oder den andern Professor, der es auch nur versuchte, jährlich mehr als vier bis acht Stunden wirklich zu lesen, oder der bei solchen formellen Besuchen der Schools nicht sehr verwundert und wenig erfreut sein würde, wißbegierige Zuhörer vorzufinden. Sein Erscheinen hat keinen andern Zweck, als formell die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er sein Benefiz genießt und der statutenmäßigen Geldbuße für Pflichtversäumniß zu entgehen. Ebenso sind die Disputirübungen völlig leere Spiegelfechtereien, und auch die Examina erst in neuester Zeit etwas mehr als Spiegelfechtereien geworden. Wer in eins der Auditorien (Schools) tritt und ein Paar jüngere und ältere Leute auf den Bänken und respective Kathedern in munterer Unterhaltung oder lesend, oder wol gar schlafend sieht, wird schwer begreifen können, daß dies eine Disputation pro Gradu ist, er müßte denn grade in der ersten Viertel- oder halben Stunde dazu kommen, wo einige triviale Phrasen in barbarischem Latein zwischen Disputanten, Opponenten und Präses gewechselt werden, um dann den Rest der statutenmäßig vorgeschriebenen Zeit auf beliebige Weise zu verbringen. Daß unter solchen Umständen auch kein Interesse für diese Dinge bei den nicht unmittelbar Beschäftigten entstehen kann, versteht sich von selbst. Es gehört nicht zum guten Tone, sich bei solchen akademischen Handlungen als Zuhörer einzufinden, wenn nicht besondere Ursachen, persönliche Freundschaft oder Feindschaft ꝛc., dazu kommen; und auch Vielen von denjenigen, welche statutenmäßig dabei eine Rolle zu spielen haben, fehlt es

Digitized by Google

meist nicht an hergebeachten Entschuldigungen des regelmäßigen Nichterscheinens. Die Statuten zu umgehen, ohne sie gradezu zu verletzen, ist die große Kunst, auf welche bisher in Oxford Alles ankam, und obgleich Dispensationen statt der Statuten in vielen Hauptpunkten fast zur Regel geworden sind, so fehlt es doch auch nicht an bedenklichern Zügen jener Kunst, wobei es mit Eid und Versicherung an Eidesstatt eben nicht sehr genau genommen wird. Dies System ist in so hohem Grade ausgebildet, daß (wie wir schon angedeutet haben), die ganze Studienzeit von der Erlangung des Baccalaureats, oder jedenfalls dee Magisterwürde bis zur Doctorpromotion (wo diese beabsichtigt wird) in den meisten Fällen nur dem Namen nach stattfindet, und sich auf viermaliges Ab- und Zureisen des Jahrs beschränkt, um sich zum Term als gegenwärtig einschreiben zu lassen, und in dee That kann dies bei der ungebührlichen Länge der vorgeschriebenen Studienzeit (10—15 Jahre bis zum Doctorat) kaum anders sein, und dies ist ohne Zweifel ein Hauptfehler in den Einrichtungen. So kann also nur die Zeit vor dem Baccalaureat als wirkliche Studienzeit angesehen werden, und hier liegt (wie wir sahen) der Unterricht fast ausschließlich in den Händen der Tutors und ist Peivatunterricht nach Gymnasialzuschnitt. Es liegt aber zum Theil in der Natur der Sache, daß die wissenschaftlich wirklich bedeutendern unter den Fellows grade nicht immer die sind, welche sich dem Privatunterrichte widmen, da sie eher Beruf und Aufforderung finden, ihre Zeit schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Aber auch in dem besten und nicht eben häufigen Falle, daß dee Tutor nach seiner Art zu den Tüchtigern gehört, so ist doch seine ganze Bildung so entschieden ein Resultat des ganzen Geistes, der die Universität beherrscht, daß an Vielseitigkeit und Ausdehnung derselben nicht zu denken ist, sondern höchstens an eine tüchtige Begründung und praktische Lehrübung auf dem Gebiete der classischen und mathematischen und allenfalls der philosophischen Studien, in dem Sinne, wie sie oben als akademische bezeichnet wurden. Und auch hier wird die Lebertüchtigkeit nur zu oft durch Rücksichten auf Stand und Reichthum der Schüler gelähmt. Nur in dieser Hinsicht und in diesem Sinne also kann man von dem Unterrichte dee Tutors erwarten, daß sie den factisch gänzlichen Mangel eigentlicher akademischer öffentlicher Studien ersetzen. Ein Mehres kann nicht nur unter den gegenwärtigen Umständen nicht geleistet werden, sondern wied auch nie gefodert, da dee nächste Zweck dieser Privatstudien doch die Vorbereitung auf jene formellen öffentlichen Übungen ist, welche zum Geadus führen. Und so wenig sie in der That zu bedeuten haben, so flößen sie doch dem meist sehr jungen Neulinge durch die formelle, statutenmäßige Feierlichkeit und Ausdehnung derselben ein großes Entsetzen ein, zumal die Möglichkeit einer Beschämung und Zurückweisung durch einzelne Beispiele immer wieder dargethan wird, obgleich sie meist durch zufällige Umstände herbeigeführt wurde, oder in den geheimen Voten der Congregation ihre Ursachen hatte. Ehe aber dies Entsetzen des Fuchses (freshman) verschwunden, ehe er die Dinge sehen lernt, wie sie wirklich sind, ist er zu weit in dem betretenen beschränkten Gleise gegangen, um einen selbständigen freien Weg so leicht wählen zu können oder zu mögen. Und hier reden wir von denen, die überhaupt aus iegend einem meist äußern Grunde noch Werth auf den Geadus legen. Diejenigen, welche entweder diesen gae nicht im Auge haben, oder früh genug über die wahre Art, ihn zu erlangen, gewitzigt sind, oder iheem Stande nach ohne Prüfung ihn erlangen können und auch ihr künftiges Fortkommen im Staatsdienst, in der Kirche nicht von irgend einer Prüfung abhängig wissen, entbehren in der Regel jedes Antriebes, auch nur das, was die Tutors bieten können und wollen, mit Ernst und Liebe zu verarbeiten, geschweige denn sich weiter umzusehen. Mit einem Worte, die wirkliche Beobachtung der Statuten hinsichtlich der Studien würde zwar ein nicht zu verachtendes Resultat geben, aber immer nicht ein solches, welches den Anfoderungen der Zeit genügen könnte. Die gegenwärtige Nichtbeachtung dieser Statuten macht sogar jenes Resultat unmögtich, ohne doch Raum für ein besseres zu lassen, geschweige denn es zu erzeugen oder zu fördern. Ähnliches gilt von den Statuten, welche sich auf akademische und collegialische Disciplin beziehen. Ihre mönchische Strenge ist gewiß den Bedürfnissen unserer Zeit nicht angemessen; aber streng gehandhabt würden sie eine in mancher Hinsicht tüchtige, wenn auch nicht in jedee Hinsicht zeitgemäße Zucht begründen. An eine solche ist bei der gegenwärtigen parteiischen, unredlichen, willkürlichen Larität nicht zu denken, und jede andere Art von Disciplin, zumal auch eine solche, die (wie früher bei uns) durch die akademische Jugend selbst gehandhabt wurde, kann bei diesem ganzen Wesen — wobei z. B. auch die scharfen Vermögens- und Standesunterschiede, das individuelle Zersplittern in Betracht kommt — ebenso wenig gedeihen.

Es bleibt uns nun noch ein Anspruch der Universitäten zu erwägen übrig, der sich noch wenigstens mittelbar auf ihre wissenschaftliche Bedeutung bezieht, wenn auch nicht auf ihre eigentliche Bestimmung als lehrende Corporationen. Man sagt nämlich, daß, abgesehen von dem, was sie in dieser letzten Hinsicht leisten oder nicht leisten, sie schon dadurch einen großen und wohlthätigen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung der Nation üben, daß sie einer großen Anzahl wissenschafttich gebildeter Männee eine unabhängige Existenz und alle sonstigen Bedingungen und Mittel einer erfolgreichen wissenschafttichen Thätigkeit sichern. Man behauptet ferner, daß sie den Beruf haben, große literarische und andere wissenschaftliche Unternehmungen und Bestrebungen auf mancherlei Weise entweder durch unmittelbare pecuniaire Unterstützung, oder durch Druck und Verlag zu fördern. Alles das läßt sich ganz gut anhören, und allerdings könnte auf diese Weise die Bedeutung der Universitäten eine sehr ehrenvolle und wohlthätige sein; in dee That aber sieht es auch in dieser Hinsicht sehr dürftig aus. Niemand wird leugnen, daß Oxford so gut wie Cambridge zu allen Zeiten einige tüchtige, bekannte, ja berühmte und (nach dortigem Maßstabe) auch literarisch thätige Gelehrte, wenigstens in den classischen und mathematischen Wissenschaften, aufweisen konnte; aber

erstlich war und ist denn doch die Zahl derselben im Verhältnisse zu der Gesammtzahl der dort völlig unabhängig lebenden Gelehrten und im Vergleiche mit ähnlichen Verhältnissen bei uns so außerordentlich gering, daß man mit vollem Rechte zweifelhaft sein kann, ob diese seltenen Ausnahmen in Folge dieser äußern Verhältnisse, oder nicht vielmehr trotz derselben sich gebildet haben? Oder wer möchte behaupten, daß seit 150 Jahren jemals unter den 4—500 Fellows der oxforder Colleges mehr denn höchstens zehn Namen zugleich zu finden waren, die einen irgend weitverbreiteten wissenschaftlichen literarischen Ruf auch nur in England besäßen? So viel aber ist gewiß, daß ihnen dieser Ruf in Oxford selbst am allerwenigsten Vortheil oder Auszeichnung gewährt und daß bei den Wahlen zu einer jener 500 Fellowships wissenschaftliche Verdienste den allergeringsten Antheil hatten, und jedenfalls höchstens nach den vielen persönlichen, selbstsüchtigen oder politischen Interessen berücksichtigt wurden, welche dabei ins Spiel kommen mögen. Dasselbe gilt von allen andern Beneficien und Ämtern, welche die Universität oder die Colleges zu vergeben haben mögen. Was aber anderweitige Unterstützung wissenschaftlicher Zwecke betrifft, so möchte es nicht leicht sein sehr gewichtige Beispiele der Art aufzuzählen, und jedenfalls sind die Verlags- und Druckbedingungen der Universität keineswegs der Art, daß sie einen unbemittelten Gelehrten in Versuchung führen könnten, sich ihrer zu bedienen. Die Ehre und einige Exemplare des eigenen Werks sind meist das Einzige, was er davon zu hoffen hat; und jene Ehre ist durch nicht wenige der von dort mittelbar oder unmittelbar unter Autorität der alma mater ausgegangenen Werke in neuerer Zeit etwas zweifelhaft geworden und jedenfalls sehr im Preise gesunken. Schließlich darf man nicht vergessen, daß zwar Oxford in mancher Hinsicht sehr reiche wissenschaftliche und literarische Hilfsmittel besitzt, daß aber z. B. den Bibliotheken doch eine gleichmäßige Vollständigkeit der verschiedenen Disciplinen, zumal in ausländischen neuern Sprachen, sehr abgeht, und daß deren Benutzung auf mancherlei Weise und zum Theile statutenmäßig sehr viel mehr erschwert wird, als man dies auf dem festen Lande, zumal bei uns und in Frankreich, gewohnt ist. Daß eigentliche Studenten (d. h. Nichtgraduirte) von der Benutzung der Universitätsbibliothek ganz ausgeschlossen sind, klingt indessen schlimmer, als es eigentlich ist. Nach dem ganzen Studiengange heißt das in wissenschaftlicher Hinsicht hier so viel, als wenn bei uns etwa von Primanern die Rede wäre, und für diese reichen die Bibliotheken der Colleges vollkommen aus, und wir haben nicht gehört, daß auch diese sehr überlaufen würden. Hier wie überall in diesen Zuständen ist es der rechte Geist, der fehlt, und dessen Mangel alles lähmt, und überall bei den größten materiellen Hilfsmitteln und tüchtigen oder doch einer Verbesserung fähigen Einrichtungen den Fluch der Unfruchtbarkeit, der Erstarrung verbreitet.

Nach allem bisher Gesagten kann man wol nicht umhin zu fragen, wie es möglich war, daß Institute, welche ihrer eigentlichen Bestimmung so sehr entfremdet sind, sich so lange in einem solchen Zustande behaupten und sogar jetzt noch so vielen und heftigen Angriffen trotzen können. Diese Erscheinung führt uns nothwendig auf die Vermuthung, daß neben jenen Mängeln doch irgend eine Art von Compensation stattgefunden habe. Eben als eine solche, zwar nicht von dem höhern und richtigen Standpunkt, aber doch in dem wirklichen praktischen Leben der Nation galt lange genug die politische, materielle Bedeutung der Universitäten im Gegensatze zu ihrer wissenschaftlichen und geistigen. Eben die bequeme, natürliche, vortheilhafte Entwickelung der ersten in scheinbarer Unabhängigkeit von einer kräftigen Pflege und Entwickelung der zweiten, verleitete zu deren Vernachlässigung und Verfall, und erzeugte und beförderte jenes geistlose, pedantische, beschränkte, schwerfällige, materielle, hochmüthige und oft heuchlerische Wesen, welches die Universitäten an den Rand des Abgrundes gebracht hat, ohne daß sie in ihrer Sicherheit und Blindheit lange auch nur eine Ahnung von der Gefahr gehabt hätten. Eben dies Wesen macht ihnen nun, da ihnen die Augen nach und nach aufgingen, den Entschluß und die That, welche allein retten können, so unendlich schwer. Um eine klare und vollständige Ansicht von den englischen Universitäten zu haben, muß man nothwendig wissen, was der Ausdruck University interest bedeutet, und um dies zu verstehen, muß man einen Begriff davon haben, welche Rolle überhaupt dieses eigenthümliche Moment des Interest, wofür es uns an einem entsprechenden Ausdrucke fehlt, in dem ganzen politischen und socialen Leben Großbritanniens spielt. Der formell und nominell monarchische, aber bisher wesentlich republicanisch-aristokratische Charakter des britischen Staatslebens bringt es mit sich, daß darin die relativ leichtern und schwächern Elemente sich nicht um einen monarchischen Mittelpunkt gruppiren, wie es das eigentlich wirklich monarchische Leben mit sich bringt, sondern daß eine größere oder geringere Anzahl aristokratischer Kräfte sich durch Anziehung und Abstoßung geltend machen und theils auf die relativ abhängigen schwächern Elemente einwirken, theils sich unter einander gegenseitig bedingen und beschränken. Es bedarf keiner Bemerkung, daß damit die Wirksamkeit des formellen monarchischen Mittelpunkts nicht ganz ausgeschlossen ist; aber der König, der Hof wirkt doch hauptsächlich nur als das verhältnißmäßig kräftigste unter den aristokratischen Elementen, als primus inter pares. Wie sehr die eigentliche verfassungsmäßige Prärogative factisch durch die vereinte Macht der aristokratischen Elemente im Parlament gelähmt, modificirt, ja annullirt wurde, ist bekannt genug, und die Reformbill hat darin nur insofern eine Änderung hervorgebracht, als sie das demokratische Element an die Stelle des aristokratischen im Unterhause geschoben hat. Es braucht ferner nur erinnert zu werden, daß jene aristokratischen Elemente nicht eigentlich Individuen, sondern moralische Personen (Familien, Corporationen) waren, welche in gewissen Individuen repräsentirt erschienen, daß deren Einwirkung auf ihre Umgebungen, auf die Art von Clientel, welche sich um sie gruppirten, zwar gewisse legale, verfassungsmäßige und bestimmte Rechte zum Grunde lagen, daß aber außerdem noch eine Menge schwer zu definirender, individueller,

Digitized by Google

socialer Momente sich vereinten, um eine solche Art von Patronat zu bilden, und ebenso versteht es sich von selbst, daß in einem solchen Kreise allgemeinere, höhere Verdienste sich höchstens neben und unter solchen Eigenschaften Geltung verschaffen konnten, welche innerhalb des Kreises selbst und zumal bei dessen individuellem Haupte und Patron sich nützlich oder angenehm zu machen verstanden. Eben die Gunst nun, welche in einem solchen Kreise erlangt wird, und zum Theil auch die Früchte dieser Gunst werden mit dem Ausdruck interest (court interest, parliamentary interest, city interest, Beresford interest, Russel interest etc.) bezeichnet, der viel mehr umfaßt, als der bekanntere patronage. To make interest war die große Kunst und Aufgabe in dem alten aristokratischen England für jeden, der in irgend einer Weise seinen Weg in Kirche, Staat oder Gesellschaft machen wollte. Zu den aristokratischen Mächten nun, deren interest besonders mit in Betracht kam, gehörten die Universitäten in doppelter Hinsicht. Erstlich nämlich begründete sich dieses university interest auf die zahlreichen Beneficien aller Art, welche theils die Universität selbst, theils die mit ihr verbundenen kleinern Corporationen zu vergeben haben, und wozu wir, im allgemeinsten Sinne, ja auch zwei Stellen im Parlament rechnen müssen. Wie bedeutend aber das university interest schon in diesem Sinne ist, geht schon aus der großen Zahl der in allen höhern Kreisen verbreiteten members on the books hervor. Zweitens aber, und dieser Punkt ist noch wichtiger, muß man bedenken, daß die Universitäten fortwährend der Mittelpunkt waren, wo sich die wirklichen oder künftigen individuellen Repräsentanten aller aristokratischen Patronate eine Reihe von Jahren hindurch zusammenfanden und zwar umgeben von der großen Mehrzahl derjenigen, welche ihrer ganzen Stellung nach berufen waren, sich der Clientel dieses oder jenes derselben anzuschließen, und doch durch Kleidung, Sitz ꝛc. von ihnen geschieden. Und hier müssen wir besonders noch auf den Punkt aufmerksam machen, daß es die Natur der dortigen Zustände mit sich brachte, daß größtentheils nur sehr reiche oder doch wohlhabende, jedenfalls pecuniair ganz unabhängige, oder aber wirklich abhängige arme, oder doch als arm geltende junge Leute auf den Universitäten zu studiren pflegten und studiren konnten; indem die Erstern allein im Stande waren, die bedeutenden Kosten einer unabhängigen Stellung zu tragen [3]), während Letztere allein zu den Stipendien und andern Beneficien der Art zugelassen werden, oder doch zugelassen werden sollen. Daß die desfallsigen Statuten gar oft übertreten werden und solche Beneficien auch denen zufallen, welche nicht unbedingt mittellos sind, thut hier gar nichts zur Sache; denn das Resultat bleibt immer dasselbe, daß jene Beneficien der Clientel zufielen, welche neben der Aristokratie die ausschließliche Bevölkerung der Universitäten ausmachte, und daß die wirklich unabhängige industrielle Mittelclasse, welche auf ihrer Hände und ihres Kopfes Arbeit und nicht auf interest und die dadurch allein zu erlangenden Stellen, Pensionen, Beneficien ꝛc. in Kirche und Staat speculirt, davon fast ganz ausgeschlossen blieb, oder doch nur solche Mitglieder dorthin sandte, welche bestimmt waren, in diesem Gewirre von Patronaten und Clientelen, deren heranwachsende Generationen sich dort vereinigten, ihre Selbständigkeit zu verlieren. Eine weitere Entwickelung dieser wenigen Hauptzüge würde uns viel zu tief in eine Untersuchung der politischen und socialen Zustände des alten Englands verwickeln und das Gesagte dürfte hinreichen, war aber auch unentbehrlich, um dem nicht ganz Unkundigen einen Begriff von dem zu geben, was wir unter university interest und unter der politischen, materiellen, socialen Bedeutung der englischen Universitäten verstehen. In welcher Mannichfaltigkeit und Ausdehnung die Verhältnisse, welche dort repräsentirt oder zum Theil geknüpft werden, sich weiter entwickeln, verschlingen und durchkreuzen können und müssen, läßt sich im Allgemeinen leicht abnehmen. Ebenso wenig können wir uns auf einen ausführlichen Beweis einlassen, daß und warum diese vielseitige und große Bedeutung der Universitäten von der Entwickelung ihrer wissenschaftlichen, geistigen Functionen lange Zeit ganz unabhängig bleiben konnte, und wie diese eben deshalb ohne augenblickliche dringende Gefahr vernachlässigt werden konnten und wurden, da der höhere reinere Geist, der sie um ihrer selbst willen gepflegt hatte, eben von jenem Erdgeiste verdrängt wurde, der auf jenen Gebieten irdischer Genüsse seine Befriedigung fand. Es lag dies in dem ganzen Charakter der Zustände des noch bis auf diesen Tag so wenig gekannten und verstandenen, mit ebenso viel Vorurtheil und Unkunde gepriesenen als getadelten alten England, wie sie sich unter der Herrschaft der Tories theils gebildet, theils erhalten hatten, welche ihrerseits wieder ein Resultat dieser Zustände war, womit denn auch gleich gesagt ist, daß die Universitäten mehr und mehr zu bloßen Organen torystischer Bildung Interessen und Grundsätze wurden. Wer nach diesen Worten zweifeln sollte, daß wir in jenen Zuständen sehr viele und bedeutende Vorzüge anerkennen, würde uns sehr misverstehen; aber diese Vorzüge waren wahrlich nicht das Verdienst der herrschenden, und freilich ebenso wenig der nach der Herrschaft strebenden Partei, sondern der viel tiefer liegenden historischen, sowol verfassungsmäßigen als socialen Elemente und Grundlagen des ganzen Volkslebens. Die Zerrüttung, der Verfall, die Entartung dieser Elemente, bis zu einem Grade, der die Möglichkeit einer Regeneration und Fortbildung sehr zweifelhaft, die gewaltsamsten Umwälzungen fast unvermeidlich macht; — dies allein ist das Werk und Verdienst der Tories, wofür der Verlust der Herrschaft, die Unfähigkeit sie je wieder zu erlangen, sofern sie bleiben, was sie waren, die Unmöglichkeit dies zu bleiben, also ihr Untergang auf die eine oder andere Art nur sehr mäßige Strafen sind.

3) Man pflegt die nothwendigen und anständigen Ausgaben eines gentleman commoner in einem der größern Colleges wenigstens auf 200 L. jährlich anzuschlagen; allein dabei sind die unausbleiblichen und bei dem fast systematisch herkömmlich betriebenen Wetteifer zwischen jungen Leuten von Familie unvermeidlichen Luxusausgaben aller Art nicht in Anschlag gebracht. Diese übersteigen aber jene um so mehr, da (zum Theil im Einverständniß oder doch unter Zulassung der Tutors) Übertheurungen von Seiten der Kaufleute ꝛc. in Oxford Regel sind.

Digitized by Google

Daß diese traurigen Resultate übrigens nicht durch eine planmäßig und bewußt zerstörende Thätigkeit herbeigeführt worden, bedarf keiner Bemerkung. Die Tories gedachten ohne Zweifel, sofern sie überhaupt dachten, sehr aufrichtig conservativ zu sein; aber sie glaubten diesen Beruf erfüllt zu haben, wenn sie mit aller Energie des Parteiinstincts und des Selbsterhaltungstriebes theils die Zustände selbst, deren Vortheile sie genossen, gegen solche Feinde vertheidigten, deren Absicht es war sie zu zerstören, theils den ausschließlichen Nießbrauch derselben gegen solche Feinde sicherten, welche ihnen zunächst nur diesen streitig machten. Der Kampf gegen die Revolution, gegen Frankreich einerseits und gegen die Whigs andererseits war ihre einzige Sorge; innerhalb des vertheidigten Gebietes galt es blos möglichst bequemen und vollständigen Genuß der guten Dinge, welche es hervorbrachte; wen aber der Geist dazu trieb, dem fehlte es auch nicht an Gelegenheit, sich mit dilettantenmäßiger Vielregiererei die Zeit zu vertreiben. Gründlicher wissenschaftlicher Bildung irgend einer Art bedurfte es da nirgends; sondern man reichte mit Genie oder Instinct, gesundem Menschenverstand oder Routine für den Augenblick im Ganzen vollkommen aus, und wo auch diese mangelten, oder der Natur der Sache nach nicht ausreichten, um Fehler aller Art zu vermeiden, da trat dasselbe Interest, welches auch den Unfähigsten auf mehr oder weniger bedeutende und jedenfalls einträgliche Stellen gehoben hatte, ein und wußte ihn meist vor aller Verantwortlichkeit zu schützen. So finden wir denn neben einigen wenigen Männern von bedeutenden Charakteren und Fähigkeiten, denen die Leitung jenes Doppelkampfes überlassen bleibt, und die diesem nächsten Zwecke, freilich mit Aufopferung fast aller andern Staatszwecke und der Zukunft, zu genügen wissen — wir finden neben einem Pitt und Wellington und einigen wenigen andern Führern und einer gewissen Anzahl von untergeordneten routinirten Arbeitern (faiseurs) eine zahllose Schar von Dronen, deren naive, gemüthliche individuelle oder aristokratische Selbstsucht sich als Patriotismus und Monarchismus, deren todter anglikanischer Formalismus sich als Religiosität in fast unbewußter Heuchelei breit macht — einseitige, beschränkte Nullitäten, deren gewöhnlicher sanfter Halbschlummer nur gelegentlich in Folge irgend einer oft ganz zufälligen auf der Oberfläche sich aufdrängenden Erscheinung durch eine fast komische, wichtigthuende, kleinliche, schwerfällige Vielthätigkeit unterbrochen wird, zumal wenn irgend eine ihrer Bequemlichkeiten, Liebhabereien, oder Vorurtheile dabei im Spiele ist. Schon allein die parlamentarische Geschichte jener Epoche liefert hinreichende Züge zu diesem Bilde, sobald man sich nicht durch das Getöse und den wirklichen Glanz jenes Kampfes blenden lassen will. Neben einigen kräftigen Äußerungen und Maßregeln des patriotischen Parteiinstinctes, welche allerdings dem nächsten Zwecke genügen, welcher Wust von legislativem und staatswirthschaftlichem, kleinlichem, selbstsüchtigem, polypragmatischem Unsinn, und welche Indolenz in Beziehung auf die wichtigsten Momente des Staatslebens, von denen dessen ganze Zukunft abhing! Und scheint es nicht, als wenn die Toryherrschaft auf allen Stufen in Staat und Kirche diesem hohen parlamentarischen Vorbilde nacheiferte? Man suche sich nur den Typus eines anglikanischen Geistlichen jener Zeit, oder eines städtischen, oder sonstigen corporativen Magistrats, oder eines Countrygentleman in seinen verschiedenen gewöhnlichen oder außerordentlichen politischen Functionen, z. B. als Friedensrichter oder dergleichen, zu vergegenwärtigen; man denke nur an den Unsinn und die Abscheulichkeit der Jagdgesetze, der Armengesetze, der Criminalgesetzgebung und noch mehr ihrer Praxis! Und dennoch nennt man jene Zeit in gar vieler Hinsicht eine gute alte Zeit, besonders insofern theils ihre Indolenz, theils ihre derbe Gesundheit lange genug den meisten dieser Thorheiten ihren schlimmsten Stachel nahm.

Ohne eine weitere Ausführung dieser wenigen, aber treuen Züge reicht das Gesagte ohne Zweifel schon für jeden nur einigermaßen Kundigen hin, um die Verwandtschaft zwischen diesem ganzen Wesen und den Universitäten, und weshalb beide sich gegenseitig vollkommen genügten, deutlich zu machen. Wie konnte von dieser Seite den Universitäten eine Anregung zu kräftiger Entwickelung ihres wissenschaftlichen Lebens kommen, so lange sie den politischen Anfoderungen dieses Kreises genügten, dessen geistigen Mittelpunkt sie bildeten? Was nun aber die Ursachen betrifft, welche diese behaglichen Verhältnisse störten und zerstörten, so können wir nur mit ein Paar Worten an bekannte Begebenheiten der letzten 50 Jahre erinnern. Daß schon seit längerer Zeit, noch als zwar unterdrücktes, aber doch lebenskräftiges Resultat der großen bürgerlichen Unruhen des 17. Jahrh. sich in England mancherlei Kräfte, Elemente, Bestrebungen und Bedürfnisse erhalten hatten, welche außerhalb der Zustände, der Stellungen und der Formen lagen, deren sich die Tories bemächtigt hatten, ja ganz außerhalb des verfassungsmäßig und social anerkannten aristokratischen und corporativen Lebens, bedarf keiner weitern Nachweisung. Damit ist nun zwar nicht gesagt, daß ihre Stellung zu jenem eine durchweg und entschieden feindselige war; wol aber lag es in der Natur der Sache, daß sie dies bei weiterer Entwickelung werden konnte, wenn sie nicht in demselben Maße und allmälig in jenes verfassungsmäßige Leben hineingezogen wurde, wenn beide Elemente sich nicht gegenseitig zu durchdringen vermochten. Konnte sich das alte aristokratisch und corporativ beschränkte England nicht entschließen, das jenseit seiner Grenzen sich entwickelnde demokratische Leben allmälig in sich aufzunehmen, so mußte es dasselbe zu unterdrücken suchen. Aber auch daran war nicht zu denken, da es sich grade dieser kräftigen Entwickelung zu dem Riesenkampfe gegen die französische Revolution bedienen mußte, der zum Theil und bis zu einem gewissen Punkte wirklich eine gemeinsame Sache war, zum Theil aber mit großer Schlauheit des Parteiinstinctes weit über jenen Punkt hinaus dazu gemacht wurde. Die Epoche jenes Kampfes war die Blüthe der Toryherrschaft, aber enthielt auch die Keime ihres Todes. Sobald der gemeinsame Feind besiegt war, traten die Gegensätze zwischen dem alten und dem neuen, dem aristokratischen und demokratischen England um so schärfer hervor, da die

Digitized by Google

Kräfte des letztern, welche sich schon in den gewaltigen Anstrengungen jenes Kampfes entwickelt und erprobt hatten, im Frieden auf den Bahnen der Industrie, des Handels riesenmäßig heranwuchsen, während das Grundeigenthum, die Grundlage der Aristokratie, welches der Krieg über alle gewöhnlichen Möglichkeiten hinaus gehoben hatte, zu seiner gewöhnlichen, nun aber verhältnißmäßig geringern Bedeutung herabsank. In welcher Weise eine Fraction des alten, aristokratischen Englands, die Whigs, hier als vermittelndes Glied, gleichsam Schleusen, bildete, wodurch die wachsende demokratische Fluth von allen Seiten eindringen konnte, bis nicht nur die Hereschaft der Tories gebrochen, sondern auch das ganze Gebiet, was sie bisher besetzt und angebaut hatten, überschwemmt und umgewühlt war, daran kann hier nur erinnert werden, und das Gesagte reicht schon hin, um zu zeigen, wie unter solchen Umständen für die Tories und für Alles, was damit zusammenhing, nur die Alternative eines schmählichen Untergangs oder einer kräftigen Reaction blieb, welche durch eine Regeneration von Innen heraus der Partei die Fähigkeit gab, mit gleichen Waffen zu kämpfen. Inwiefern durch eine solche Reaction das ursprüngliche Wesen der Partei gefährdet werden und inwiefern sie nicht blos mit einem andern Namen, sondern auch als eine ganz andere aus einer solchen Krise hervorgehen mußte, brauchen wir hier nicht zu untersuchen, genug, daß schon seit wenigstens 15 Jahren diese Veränderungen in der äußern Stellung und den innern Zuständen der Partei auch dem blödesten Auge bemerklich sich entwickelt haben und in diesem Augenblick ihre kritische Höhe erreichen. Unmöglich nun konnten die Universitäten der Einwirkung dieser Veränderungen entgehen, sie, die mit den Tories, mit dem alten Engtand, mit der Kirche so innig verwandt und verwachsen waren; und in Beziehung auf die Unioersitäten, auf das wissenschaftliche Leben müssen wir jene Veränderungen noch etwas näher betrachten, wobei wir nicht umhin können, gelegentlich auch einen Blick auf die Kirche zu werfen. Wer sich von der Thatsache überzeugt hat, daß die englischen Universitäten nur sehr wenig für die wissenschaftliche Bildung der Nation thun, der wird natürlich, sofern er nicht von dem Gegentheil ausdrücktich unterrichtet ist, voraussetzen, daß diese Bildung auf einer verhältnißmäßig niedern Stufe stehen müsse. Nun kann zwar nur nationale Eitelkrit oder bewundernde Unkunde Fremder sich darüber täuschen, daß die Folgen jener Versäumnisse der Universitäten nicht wirklich in dem ganzen Zustande der nationalen Bildung bemerklich wären; aber dennoch läßt sich keineswegs leugnen, daß diese Folgen in so sehr viel geringerm Maße eingetreten sind, daß man nothwendig voraussetzen muß, es sei das von Seiten der Universitäten Versäumte auf irgend einem andern Wege größtentheils ersetzt worden. Die wissenschaftliche Bildung der Nation ist nur in einigen Beziehungen hinter derjenigen zurückgeblieben, die Teutschland hauptsächlich seinen Universitäten verdankt, in andern Beziehungen steht sie völlig ebenso hoch, in andern vielleicht höher. Unabweiklich drängt sich demnach die Frage auf: Wo fließen die Quellen dieser Bildung, da sie nicht wie bei uns auf den Universitäten fließen? Zur nothdürftigen Beantwortung dieser Frage, deren ausführliche Erörterung uns hier viel zu weit führen würde, möge nun Folgendes dienen, wobei wir die Eintheilung in wissenschaftliche Fächer nach den Facultäten, so weit sie reicht, zum Grunde legen werden. Was nun erstlich die Theologie betrifft, so muß man leider gestehen, daß grade auf diesem Gebiete der eben angedeutete Ersatz für die Lücke, welche die akademischen Studien lassen, in viel geringerm Maße stattgefunden hat, als auf irgend einem andern, wobei zunächst natürlich von der bischöflichen Kirche die Rede ist. Mit Ausnahme einiger als Privatspeculationen errichteter Seminare ist uns durchaus keine Anstalt bekannt, worin an eine irgend genügende wissenschaftliche Ausbildung junger Theologen gedacht würde, und wenn in neuester Zeit sich etwas mehr geistliches und wissenschaftliches Leben in der Kirche zeigt, so ist dies lediglich die Frucht der literarischen und besonders auch journalistischen Thätigkeit einiger ausgezeichneter Individuen und der dadurch angeregten Prioatstudien. Die größte Schuld liegt aber besonders insofern an der Kirche selbst, ats sie nicht nur sich mit dem begnügte, was die Unioersitäten leisteten, sondern in ihren Foderungen sogar dahinter zurückblieb. Die Bedingungen und Vorbereitungen der Ordination waren in der Regel viel entschiedener zu einer bloßen leeren Formalität herabgesunken, als dies schon bei den akademischen Prüfungen ꝛc. der Fall war; und daß bei der Besetzung geistlicher Stellen aller Art wissenschaftliche oder überhaupt geistige und geistliche Tüchtigkeit nur sehr selten berücksichtigt wurde, dagegen aber der gänztiche Mangel derselben, oder wol gar das Vorhandensein sehr entschieden ungeistlicher Eigenschaften nur zu oft ebenso unberücksichtigt blieb — daß hierbei in der Regel die Rücksichten des interest, höchstens etwa bei bedeutendern Ämtern wirkliche politische Rücksichten entschieden, welche zuweilen auch Verdienste geistlicher, besonders, polemischer Art empfahlen — Alles das ist bekannt genug, obgleich die unvermeidlichen Folgen zu spät erkannt worden sind, weil man sich zu lange dabei beruhigte, daß doch kein übermäßiger und allgemeiner Scandal entstand. Auch wird Niemand leugnen, daß es der anglikanischen Kirche nie an einzelnen würdigen und auch wissenschaftlich tüchtigen Gliedern gefehlt hat; aber diese verdankten ihre Tüchtigkeit nicht den Universitäten, sondeen sich selbst; sie verdankten den Universitäten in dieser Hinsicht nicht mehr als die Dissenters, welche unbedingt von jenen Quellen ausgeschlossen waren. Eben darin dürfte aber ein Hauptgrund für die kräftigere, wenn auch nicht immer wissenschaftliche, doch jedenfalls geistliche Ausbildung diese letztern liegen, welche sie bald von andern Umständen begünstigt zu so gefährlichen Feinden der Kirche und der Universitäten machten. Die Katholiken haben theils in England und Irland mehre zum Theil anerkannt gute Seminare, theils stehen ihnen ähnliche Anstalten des Auslands offen; die Presbyterianer und andere Dissenters sind theils auf schottische Universitäten, theils auf Privatanstalten und Prioatstudien, besonders aber auf das religiöse Leben der Gemeinde selbst verwiesen. Nicht viel tröstlicher stand es in gewisser Hinsicht mit den juristischen Wissen-

Digitized by Google

schaften. Auch hierfür gab es, so seltsam es scheint, keinen andern Ersaz für die gänzliche Lücke in den akademischen Studien, als Privatstudien. Der Beweis und die Erklärung liegt klar genug vor in dem kläglichen Zustande, worin die Rechtswissenschaft in England bis vor ganz Kurzem sich befand. Was dagegen die Rechtspraxis betrifft, so mußte sie sich eben in der Praxis, im Leben selbst, bilden, von wissenschaftlicher Begründung, Zusammenhang, Vollständigkeit und Übersicht war hier nicht die Rede. Daß in den sogenannten Inns of Court in London weder gelehrt, noch gelernt, sondern blos gewohnt und gegessen wird, ist bekannt genug. Die Geschäftsstube des Attorney, des Advocaten, das Gericht selbst (the Bar) waren und sind größtentheils noch die einzigen Schulen, wo ein junger Mann seine juristische Bildung und Tüchtigkeit erlangen kann. Für das Staatsrecht ist der höher und weiterstrebende ebenso ausschließlich auf Privatstudien und auf das wirkliche Leben verwiesen, von den Parlamentsverhandlungen bis zu den Hustings. Daß dieses ganze Wesen auch seine eigenthümlichen Vorzüge habe, und noch mehr, daß der relative oder unbedingte Mangel solcher praktischen Schulen seine Nachtheile habe, kann und muß man zugeben, ohne daß daraus gefolgert werden könnte, daß es damit allein gethan wäre, und jedenfalls in England selbst die Frage praktisch dahin entschieden, daß die hergebrachte blos praktische Rechtsbildung nicht mehr überall ausreicht. Die Zeit macht auch dort allmälig andere Anfoderungen. Wie dem aber auch sei, so ist so viel gewiß, daß die frühern, wie die neusten juristischen Bedürfnisse gänzlich außerhalb der Universitäten ihre Befriedigung fanden. Daß das Ausland hier wenig oder gar nicht aushelfen konnte, lag in der Natur der Sache, der Eigenthümlichkeit des englischen Rechts ꝛc. Was die Medicin und ihre Hilfswissenschaften betrifft, von denen auf den Universitäten ebenso wenig die Rede ist, so fanden sie einen bestimmtern und genügendern Ersaz, theils in Edinburgh, theils in Paris (so weit politische Verhältnisse es erlaubten), hauptsächlich aber in den großen Hospitälern der Hauptstadt und einiger anderer großen Städte und den damit verbundenen klinischen und andern Cursen. Hierzu kamen noch einige spärliche Vorlesungen in dem College of Physicians, Surgeons Hall, der medical Society und Apothekaries Hall, und besonders eine Menge von Privatvorlesungen, als pecuniaire Speculation von mehr oder weniger Berufenen sowol in London als in andern großen Städten unternommen. Daß bei alle dem auch hier die Praxis entschieden vorherrsche, die Wissenschaft zurücktrete, läßt sich leicht denken, und gibt man von allen Seiten zu, auch wenn man sich nicht darüber vereinigen kann, welches das ersprießlichste Verhältniß zwischen beiden sei. Auf die praktischen Resultate der Art, wie diese Sache in England betrieben wird, und auf die medicinische Polizei können wir uns begreiflich nicht einlassen, und bemerken nur, daß denn doch wenigstens der medicinische Doctorgrad von Oxford oder Cambridge nicht hinreicht, um zur Praxis qualificirt zu werden. Als charakteristisch mag es auch angeführt werden, daß die Veterinairschule bei London ohne allen Zweifel ihrem Zwecke viel angemessenere Einrichtungen hat als irgend eine der Anstalten für Menschenheilkunde in England. Wir kommen nun zu den von den Universitäten vernachlässigten oder verbannten mannichfachen Zweigen der philosophischen Facultätswissenschaften, wo wir uns begreiflich auf die wichtigsten beschränken müssen. Daß classische Studien irgendwo in England in zweckmäßigerm, freierm Geiste betrieben würden, als auf den Universitäten, ist uns nicht bekannt, und es scheinen in dieser Hinsicht auch die Anfoderungen außerhalb derselben bisher noch nicht so gesteigert worden zu sein, daß die Leistungen der Universitäten als ungenügend angesehen würden. Von solchen Anstalten, welche ähnliche Studien auf ähnliche Weise und eigentlich als Vorbereitung zur Universität betreiben, wie z. B. die Grammarschools und Colleges von Westminster, Eton und Harrow und andere gelehrte Schulen der Art, braucht hier nicht weiter die Rede zu sein. Auch mathematische Studien werden jedenfalls nirgends weder in öffentlichen noch Privatanstalten entschieden besser und weiter getrieben, als auf den Universitäten, und nur hinsichtlich der praktischen Anwendung auf manche Zweige der Mechanik ꝛc. erhalten sie, wie sich leicht denken läßt, in den Militairschulen der Regierung eine größere Entwickelung. Von allen andern Zweigen der Studien, von denen hier die Rede ist, z. B. orientalische und neuere Sprachen und Literaturen, Literaturgeschichte, Ästhetik und Kunstgeschichte, Geschichte überhaupt, Geographie und Statistik, Staatswirthschaft und Politik, Naturwissenschaften, Chemie und Physik, läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß keiner von ihnen in England eigentlich in irgend einer Lehranstalt irgend vollständig und zusammenhängend gelehrt wird. Vom bloßen Schulunterricht ist hier natürlich nicht die Rede, und auch dieser ist im Ganzen in allen diesen Dingen, so weit sie hinein gehören, dürftig genug. Über einige dieser Fächer wurden auf den schottischen Universitäten von ausgezeichneten Männern gelegentlich Vorlesungen gehalten, und auch von Engländern, jedoch nicht häufig, besucht. In neuester Zeit hat die londoner sogenannte Universität in England selbst die Lücke einigermaßen auszufüllen gesucht, aber bisher im Ganzen mit sehr dürftigem Erfolge. Vorlesungen mancherlei Art werden theils als Privatspeculationen, theils auf Veranlassungen mancher Privatvereine oder auch von Corporationen in London und einigen andern großen Städten häufig genug gehalten, aber meist vor einem so gemischten Publicum und auf eine solche Weise, daß von einer wissenschaftlich irgend erschöpfenden und umfassenden Behandlung nicht die Rede sein kann. Orientalische Sprachen werden auf dem College zu Haileybury gelehrt, wo die ostindische Compagnie ihre Beamten bildet, und die Staatsanstalten zur Bildung von Officieren leisten hinsichtlich der neuern Sprachen, Geschichte, Statistik und Geographie wenigstens etwas. Alles dies reicht aber nicht hin, eine große Menge von Erscheinungen des praktischen Lebens zu erklären, welche nur das Resultat eines höhern Grades der Entwickelung gewisser Zweige des wissenschaftlichen Lebens sein können; man denke z. B. nur an die Fortschritte der Industrie, der Mechanik, der Nautik seit 50, ja seit 20 Jahren.

Digitized by Google

Es reicht nicht einmal hin, die Entwickelung der allgemeinen Bildung unter den höhern und mittlern Ständen zu erklären; denn so wenig diese an und für sich höhern, oder gar wissenschaftlichen Ansprüchen immer genügen mag, so oberflächlich, verkehrt, leichtfertig und einseitig sie in mancher Hinsicht erscheinen mag, so ist sie doch nur als Resultat, gleichsam als wenn auch getrübte und geschwächte verdünnte Ausströmung einer Masse wissenschaftlich entwickelter Intelligenz denkbar, welche irgendwo ihren Sitz und ihre Hebel haben muß. Alles dies ist nur erklärlich als Resultat der selbständigen Privatstudien einer gewissen Anzahl ausgezeichneter Köpfe. Resultate, welche theils (sofern sie sich auf Mathematik und Naturkunde bezogen) unmittelbar von der Industrie ergeiffen und benutzt wurden, theils durch die Presse auf die mannichfachste Weise verbreitet und zugänglich gemacht wurden, indem begreiflich jede wirklich oder scheinbar wahre, ersprießliche bedeutende, fruchtbare Lehre oder Idee gleichsam eine Schule bildete, welche sie nach allen Seiten ausbeutete, entwickelte, breit trat, trivialisirte, popularisirte. Das beste Beispiel (und eins statt tausend) geben in dieser Hinsicht die Lehren von Adam Smith und Bentham, welche in diesem Augenblick als Scheidemünze unter dem Volk umlaufen, nachdem sie lange als kostbare oder seltsame, ja gefährliche Schaustücke von Wenigen gehegt, nachgeprägt, modificirt, entwickelt oder auch angegriffen, verfolgt worden. Wie diese ganze Entwickelung mit der Entwickelung der Presse zusammenhängt, ist ebenso einleuchtend, als daß hier nicht der Ort sein kann, darauf weiter einzugehen. Die Frage ist nur, wie sich diese ganze Masse von theils wissenschaftlicher, theils praktischer, theils specieller, theils allgemeiner, gemischter Bildung zu den Universitäten verhielt. Daß sie außerhalb der Grenzen derselben lag, ist klar genug, aber daraus folgt noch nicht, daß sie immer und unbedingt eine feindliche Stellung gegen dieselben und das ganze mit ihnen zusammenhängende aristokratisch-kirchlichr Wesen annehmen mußte. Lange genug war diese vielmehr theils eine ganz abgelegene, von ihnen ignorirte und sie ignorirende, wie z. B. das ganze Gebiet der Industrie, theils aber eine abhängige, tolerirte, bescheiden sich schmiegende und fügende. Dies galt bis zum Anfange der Revolutionskriege von dem größten Theile der schriftstellerischen Welt, sofern sie nicht ohnehin selbst auf irgend eine Weise den Universitäten angehörte; und wenn sie auch nicht gradezu den Universitäten ihre Huldigungen darbrachte, so war sie doch fast unbedingt abhängig von dem aristokratischen Kreise, oder von der Verschlingung von Kreisen, von interests, von Patronaten und Clientelen, welche in den Universitäten den Mittelpunkt ihrer höhern Bildung anerkannten. Dasselbe gilt von dem politisch und social so wichtigen Stande der Advocaten und der Ärzte. Wer irgend nach einer höhern Geltung strebte, der mußte sich den Ansichten, welche in jenen Kreisen herrschten, fügen. Einzelne Ausnahmen kühner, selbständigee Überlegenheit beweisen nichts gegen diesen allgemeinen Charakter. Hier war nicht nur der günstige Einfluß, das interest, welches von der Staatsgewalt im weitesten Sinne ausgeht, ausschließlich zu finden, sondern dies war auch das einzige Publicum, um dessen Gunst es sich handeln konnte. Sowie aber die oben angedeuteten socialen und politischen Veränderungen und Entwickelungen, besonders auch zunächst hinsichtlich des Besitzthums, der Ansprüche an die materiellen und geistigen Genüsse höherer Bildung und der Mittel, sie zu befriedigen, den Begriff Publicum weit über jene alten, aristokratischen Grenzen ausdehnte, oder jenseit derselben ein neues Publicum schufen, traten sehr wesentliche Veränderungen in der Stellung der Träger und Verbreiter jener ganzen nichtakademischen Bildung ein. Ihre Zahl, ihre Bedeutung vermehrte sich reißend, die Presse machte sie zu einer Macht, und diejenigen, welche sich dem Dienste des Publicums der neuen Zeit widmeten, standen sich oft ebenso gut als jene, welche dem alten England ihre Dienste zu widmen fortfuhren; während auch diese nicht mehr als untergeordnete Schützlingr, sondern als nützliche, unentbehrliche Streiter angesehen wurden, neben denen die Universitäten in ihrem indolenten, pedantischen Stolz eben nicht gewinnen konnten. Alles dies hätte indessen an und für sich noch nicht hingereicht, eine entschieden feindselige, zumal aggressive Stimmung in der Masse der neuen nichtakademischen Bildung zu erzeugen. An Spott und Tadel konnte es freilich gelegentlich nicht fehlen, war doch dergleichen schon früher von einzelnen kecken Anonymis geschehen, und mußte doch jeder wohlmeinendr Freund wissenschaftlicher Bildung wünschen, daß jene ungeheuern Hilfsmittel zweckmäßiger verwendet würden. Ja in dem Maße, als die Gefahr für die Tories stieg, und sich jene Reaction im Innern der Partei geltend machte, welche den Charakter einer Reform im Angesicht, ja unter dem Feuer des Feindes annahm, mußten sie selbst dahin kommen, an die Unioersitäten ganz andere Ansprüche zu machen als früher. So wichtige Magazine und Waffenplätze durften nicht wie bisher durch die Indolenz der Befehlshaber und der Besatzung ohne Nutzen für die Sache, dem Verfall und Verderben, dem Spotte, den Angriffen der Feinde Preis gegeben bleiben. Es ist kein Zweifel, daß dieser Geist, diese Ansichten in den letzten fünf bis sechs Jahren nicht nur bei den politischen Freunden der Unioersitäten, sondern auf den Unioersitäten selbst und zwar nicht blos in Cambridge, was immer mehr geistige Regsamkeit und sogar einen kleinen Beigeschmack von whigistischer Opposition zeigte, sondern auch in Oxford selbst sich geltend zu machen anfangen, obgleich bisher noch weniger in den eigentlichen akademischen Studien, als in der indioiduellen, zum Theil literarischen, Thätigkeit einzelner Mitglieder. Von den Expectorationen einer plumpen, pedantischen, halbschlaftrunkenen Wuth, womit man früher gelegentlich von Seiten der Universitäten auf die Angriffe der Spötter oder ernster, sachkundiger Tadler, z. B. im Edinburgh Reoiew, antwortete, und welche nur neuen Stoff zu gerechtem Tadel und Spott gaben, ist nun nicht mehr die Rede. Blackwood und das Quarterly Review haben gezeigt, daß man die Sache der Tories mit wenigstens ebenso viel Witz, Wissen, Geist und Ernst vertheidigen könne, als deren Gegner je entwickelt hatten, und manche Mitglieder, Fellows und Professoren beider Universitäten verschmähten es fortan nicht, an die-

sem Kampfe Theil zu nehmen und auch sonst durch die populaire Presse auf die öffentliche Meinung zu wirken [4]). Gewiß findet hier eine Wechselwirkung zwischen diesen kräftigern Lebensregungen der Universitäten und der Reaction statt, welche auch auf dem Gebiete der anglikanischen Kirche durch die dringende Gefahr hervorgerufen worden ist und welche sich freilich bisher auch noch mehr in der individuellen, literarischen und zum Theil journalistischen Thätigkeit einzelner Individuen, als in umfassenden, gemeinsamen Maßregeln kund that. Um aber bei den Universitäten stehen zu bleiben, so zweifeln wir nicht im mindesten, daß jene Anregung nicht auch über kurz oder lang eine entsprechende Reform in den Einrichtungen, den Studien herbeiführen würde, welche den wissenschaftlichen Anfoderungen der Zeit vollkommen genügen könnte, soweit es die Anfoderungen des politischen Parteiinteresse, was in einem freien Lande sich immer geltend machen wird und muß, irgend erlauben. Eine solche Reform wäre in der That, sobald einmal Wille und Geist da wäre, keinesweges sehr schwierig. Es käme zwar allerdings darauf an, einige Einrichtungen und Formen ganz zu beseitigen, welche ohnehin alle Bedeutung und Wirklichkeit verloren haben, z. B. die lange Dauer der Studienjahre und der Ferien, und einen Theil der übermäßigen Menge scholastischer Übungen; in den meisten Fällen aber käme es nur darauf an, diese Einrichtungen, diese Formen mit einem tüchtigern Geiste zu beleben, sie ihrer ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung wiederzugeben und ihr gemäß auszudehnen. Abgesehen von der nothwendigen Vermehrung der Professuren, wie viel wäre schon damit gethan, wenn nur alle Professoren die Vorlesungen, wozu sie verpflichtet sind, wirklich hielten, und die Prüfungen und Disputationen Preisfragen ꝛc. in der Art modificirt würden, daß sie wirklich jenen Vorlesungen in die Hände arbeiteten. Die Einführung eines Honorars wäre allerdings unumgänglich nöthig, aber auch ohne große Schwirrigkeiten zu beschaffen, wenn man auf andere Weise die großen Kosten des akademischen Lebens, zumal für die blos Wohlhabenden, beschränkte und die Stipendien den wieklich Armen ließe. Vor allen Dingen aber würde es darauf ankommen, wenigstens in dieser Zeit der Noth, die akademischen Beneficien, sowie die der Colleges, Professuren, Fellowships ꝛc., nur tüchtigen, thätigen Leuten zuzuwenden, nicht den Dronen, welche bisher sie in halbem Schlafe genossen. Alles dies kann begreiflich nicht weiter ausgeführt werden, und wir wünschen nur der Ansicht zu begegnen, als wenn die Einrichtungen der englischen Universitäten durch und durch oder auch nur wesentlich fehlerhaft und Ursache ihres Verfalls wären; vielmehr haben grade diese in ihrer Eigenthümlichkeit gar manches, was wir auch den unsrigen wünschen möchten. Der Geist allein fehlte bisher — der Geist allein kann noch jetzt retten. Aber freilich auch der Geist bedarf der Zeit und des Raums zu seinen Werken; und eben Zeit und Raum werden ihm, fürchten wir, hier nicht vergönnt sein und er die schwere Schuld seines langen Schlummers schwer büßen. Auch hier tritt die enge Verwandtschaft der Universitäten mit der Kirche bedeutsam in gemeinsamer Strafe, gemeinsamer Schuld hervor. Die Gegner, welche die Universitäten und die Kirche auf dem Gebiete des religiösen Lebens der Nation bedrohen, sind es, welche ihnen den Untergang bereiten werden, ehe sie sich vollends ermannt haben. Bei einer großen Zahl derer, die seit einigen Jahren auf eine wissenschaftliche Reform der Universitäten dringen, würden ohne Zweifel solche und ähnliche von den Universitäten selbst ausgehende Maßregeln, wie wir sie oben andeuteten, hinreichen, um sie mit denselben zu versöhnen. Aber grade die gefährlichsten und thätigsten Gegner derselben werden damit keineswegs zufrieden gestellt sein, eben weil deren Resultate ihnen nicht zu Gute kommen würden, ohne eine viel tiefer greifende politische Reform derselben. Dies sind die Dissenters aller Confessionen, deren Zahl und Einfluß eben in Folge des Verfalls, der Indolenz der Universitäten und der Kirche so sehr zugenommen hat, und denen nach den jetzigen Statuten schon die Unterschrift der 39 Artikel den Zutritt zu den Universitäten versperrt. Diese Schranke soll entfernt und ihnen die Theilnahme, nicht blos an den Studien, sondern an den Graden, Beneficien, Rechten und Eigenthume derselben eröffnet werden. Um diesen Punkt dreht sich diese ganze Frage weit mehr, als um den der wissenschaftlichen Reform. Der letzte Versuch, diesen Zweck auf dem Wege parlamentarischer Verhandlungen und Beschlüsse zu erreichen (in der letzten Session), ist zwar wieder wie einige frühere fehlgeschlagen, allein es leidet wenig Zweifel, daß er zumal nach der Communalreform [5]) über kurz oder lang erreicht werden wird. Welche Ansicht man nun auch über die Rechtmäßigkeit, Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit dieser Veränderung haben mag, so ist wenigstens so viel gewiß, und muß fest gehalten werden, daß sie mit der gewünschten und gefoderten wissenschaftlichen Regeneration der Universitäten in gar keinem nothwendigen Zusammenhange steht, und ebenso wenig mit der allerdings sehr billigen Foderung der Dissenters, daß ihnen in England irgend eine Möglichkeit eröffnet werde, den akademischen Gradus zu erlangen, fosern sie Ursache haben, einen Werth darauf zu legen, den es freilich kaum lange mehr behalten dürfte. Dieser Foderung kann auf andere Weise genügt werden, und wie es scheint sind auch schon Anstalten dazu genehmigt, indem der sogenannten londoner Universität, wenigstens mittelbar, das Recht zugestanden werden soll, den Gradus zu ertheilen. Eben daß die Zulassung der Dissenters und die Reform der Studien zwei ganz verschiedene Fragen sind, kann aber nicht ohne Einfluß auf eine unbefangene Würdigung des ersten Punktes bleiben. Die Reform der akademischen Studien und Disciplin nach den wissenschaftlichen An-

4) Wir wollen in dieser Hinsicht nur eine Thatsache anführen, die aber für jeden Sachkundigen beim Vergleiche mit frühern Zuständen von nicht geringer Bedeutung erscheinen wird, nämlich, daß an der großen Encyclopaedia metropolitana allein über 80 Mitglieder der Universitäten mitarbeiten.

5) Diese sichert das demokratische Übergewicht im Parlamente noch mehr als die Reformbill.

Digitized by Google

ſpeüchen der Zeit iſt unerläßliche, ſowol allgemeine als ſtiftungs- und ſtatutenmäßige, Pflicht der Univeeſitäten, zu deren Eefüllung ſie ohne allen Zweifel von der höchſten Staatsgewalt gezwungen werden können und müſſen, wenn ſie nicht ſelbſt dazu thun. Die Zulaſſung Solcher, zu dem Genuß und Beſitz der Stiftungen, die nach dem Willen dee Stiftee ausgeſchloſſen bleiben ſollten, alſo aller deree, die nicht zur herrſchenden Staatskirche (eſtabliahd church) gehören, dürfte aber ſchwerlich als etwas anderes, denn als eine Spoliation anzuſehen ſein. Ebenſo gut könnte man Katholiken und Diſſenters zum Gottesdienſt in den biſchöflichen Kiechen zulaſſen! Was aber die praktiſche Zweckmäßigkeit oder allgemeine Billigkeit betrifft, ſo ſind das ganz andeee Feagen; und wenn man in dieſer Hinſicht auch zugeben muß, daß es wünſchenswerth wäre, wenn ſo bedeutende wiſſenſchaftliche Hilfsmittel der allgemeinſten Benutzung zugänglich gemacht würden, ſo folgt daraus doch nicht, daß dies auf dem Wege der Spoliation geſchehen dürfe und müſſe. Wer abee behauptet, es handle ſich nur um Zulaſſung zu den Studien, der täuſcht ſich ſelbſt oder andere, und die Diſſenters wiſſen am beſten, daß dies nur der erſte Schritt zu weiterer Theilnahme an den Rechten, dem Eigenthume der Univerſität, der Colleges wäre und ſein müßte. Oder wie lange würden die graduirten Diſſenters ſich gefallen laſſen, den Rechten, welche mit dem Gradus bisher verbunden waren (Sitz und Stimme in der Congregation und Convocation ꝛc.) zu entſagen, da dieſe es eigentlich allein ſind, welche ſchon jetzt dem Gradus noch einen Werth geben, den er in allen andern Verhältniſſen immer mehr verliert? Woher denn dieſes Streben nach dem Gradus der Univerſitäten, als eben wegen der damit verbundenen ſpeciellen Rechte? Werden ihnen aber gleiche Rechte eingeräumt wie den Graduirten der biſchöflichen Kirche, wie will man die Geſchäfte, zumal die Verwaltung des Vermögens, ſo theilen, daß nicht die Diſſenters auf die eine oder andere Art Theil nehmen an dee Ausübung der Patronatsrechte der Univerſität und überhaupt an den vielen rein kiechlichen Functionen, zu denen ſie oder deren Mitglieder berechtigt odee verpflichtet ſind? Oder ſollen die Diſſenters etwa der Wahlfähigkeit zum Vicekanzellariat und andern hohen Würden entſagen? Wie lange werden ſie ſich dies gefallen laſſen? Alles aber, was hinſichtlich der Univerſität ſelbſt gilt, gilt auch mehr oder weniger von den Colleges; dieſelben allgemeinen Gründe ſcheinbarer Billigkeit, dieſelben wirklichen Parteiintereſſen, dieſelben rechtlichen und praktiſchen Schwierigkeiten. Oder wer wird im Ernſte behaupten, daß die Diſſenters nicht ebenſo dringend und aus ähnlichen Gründen über kurz oder lang den Eintritt in die Colleges erſt als Studenten (independene members), dann als Fellows verlangen werden? Als Studenten können ſie ohnehin gar nicht ausgeſchloſſen werden, man müßte denn erſt das ganze Disciplinarſyſtem, die ganze Lebensweiſe ändern. Von der Fellowſhip ſchließen ſie aber zunächſt weſentlich und formell nur die 39 Artikel aus; warum ſollten dieſe aber hier nicht ebenſo gut beſeitigt werden als bei der Univerſität ſelbſt? Alles dies, wie geſagt, wiſſen beide Theile gar wohl, und eben dies gibt der Sache ihre hohe, praktiſche Bedeutung grade in dieſer kritiſchen Epoche des Kampfes zwiſchen Demokratie und Ariſtokratie in Staat und Kieche. Beide Theile fühlen, daß es eine wichtige Stellung, reich an mancheelei Hilfsmitteln zur Fortſetzung des Kampfes gilt; ja in gewiſſer Hinſicht die wichtigſte von denen, welche der Ariſtokratie noch geblieben iſt, beſonders wenn ſie (was nicht zu bezweifeln) beſſer benutzt und befeſtigt würde, wie bisher geſchehen. Die wichtigſte, inſofeen ſie der geiſtige Mittelpunkt iſt oder werden kann, von wo aus die Beſatzung der beiden andern noch übrigen Hauptſtellungen, Kirche und Oberhaus, mit geiſtiger Kraft, geiſtigen Waffen verſehen werden kann und ſoll, ſodaß kaum ein Kundiger daran zweifeln wird, daß der Verluſt jener Stellung am allerſicherſten, wenn auch langſam, den Veeluſt der beiden andern nach ſich ziehen wird. Das Geſagte reicht hoffentlich hin, um zu zeigen, daß in dieſer Angelegenheit nicht Alles mit ein Paar Grundſätzen und Redensarten allgemeiner Billigkeit und Zweckmäßigkeit abgethan iſt, womit man zumal bei uns ſich ſo leicht begnügt, ohne die wirkliche und praktiſche Bedeutung der Dinge nach Zeit und Ort in Anſchlag zu beingen. Auch in England fehlt es nicht an ſolchen allgemeinen Redensarten, aber es iſt eben eine der vielen Aeten von Geſchoſſen in dem Kampfe, die man wirken läßt, ſo viel oder wenig ſie können, ohne viel Werth drauf zu legen, ohne ſich über ihre Bedeutung zu täuſchen. Sogar die Maſſe der liberal-rationaliſtiſch Aufgeklärten in der biſchöflichen Kirche ſelbſt, welche keinen Anſtand nehmen, die 39 Artikel als eine leere Foemel zu unterſchreiben, und alſo keinen Grund haben, ihre Beſeitigung zu verlangen, wiſſen recht gut, daß es nicht unverſtändige Bigotterie iſt, welche die Ariſtokeatie, die Tories treibt, ſo großen Werth auf deren Beibehaltung zu legen, ſondern die ſehr verſtändige und gegründete Überzeugung, daß ſie damit dem Feinde ihee beſte und eine ihree letzten Feſten öffnen. Eben deshalb unterſtützten die Liberalen, die Aufgeklärten die Angriffe der Diſſenters, deren religiöſe Überzeugungen ihnen ebenſo beſchränkt und thöricht ſcheinen als die ihrer kirchlichen Gegner, in jenen 39 Artikeln ausgeſprochen. Dieſe Frage knüpft ſich alſo unmittelbar an und fällt zuſammen mit den großen ſocialen und politiſchen Fragen, welche die gegenwärtige Kriſe in England entſcheiden wird, z. B. inwieſeen die engliſche Ariſtokeatie und die biſchöfliche Kirche zur Erhaltung der bisheе noch übrigen monarchiſchen Formen und Elemente der britiſchen Staatsverfaſſung nöthig iſt oder nicht? Inwiefern dieſe ſelbſt zum Wohle des Ganzen nöthig ſind? u. dergl. m. Wie man dieſe Fragen aber auch beantworten mag, ſo wird man der Ariſtokratie, der Kirche wenigſtens, das Recht und die Pflicht der Selbſterhaltung und Selbſtvertheidigung, auch hinſichtlich der Univerſitäten, zugeſtehen. Aus dem Geſagten geht nun aber auch endlich hervor, daß ſogar von dem Standpunkte der allgemeinen, philanthropiſchen Zweckmäßigkeit die Frage von der Reform der Univerſitäten in Beziehung auf die Zulaſſung dee Diſſenters durch die Beſeitigung der 39 Artikel, nicht blos in wiſſenſchaftlicher, ſondern

Digitized by Google

auch in politischer Hinsicht erwogen werden und gefragt werden muß, ob die Vortheile, welche auf diesem Wege durch allgemeinere Zugänglichkeit bedeutender wissenschaftlicher Hilfsmittel erlangt werden mögen, nicht aufgewagen werden dürften durch die Gefahren, welche für Aristokratie, Kirche, Monarchie oder Staat aus der Zerstörung eines solchen Bollwerks der beiden erstern erwachsen dürften. Diese Frage mag immerhin auf verschiedene Weise beantwortet werden, so ist doch schon etwas für eine ersprießliche Discussion gewonnen, wenn nur erst die wichtigern Fragen, worauf es dabei ankommt, klar vorgelegt sind und vagem Hin- und Herreden, wobei man so leicht sich selbst oder andere über das täuscht, worauf es eigentlich ankammt, ein Ende gemacht wird. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, kommt es denn allerdings um so mehr darauf an, daß man die gemeinnützigen, wissenschaftlichen Vortheile, welche aus einer allgemeinen Zugänglichkeit der Universitäten und den sonstigen damit zu verbindenden Veränderungen erwachsen mögen, nicht höher anschlage, als sie sich in der Wirklichkeit belaufen dürften, und man wird um so eher untersuchen, ob nicht dieselben oder ähnliche Vortheile auf andern, weniger bedenklichen Wegen und um einen geringern Preis zu erlangen sein möchten? Bei Beantwortung dieser Frage muß aber vor allen Dingen festgehalten werden, daß van einer Fortdauer des bisherigen elenden Zustandes der Universitäten durchaus nicht die Rede ist, sondern nur davon, ob die nöthigen wissenschaftlichen und disciplinarischen Reformen von den Universitäten selbst bewirkt werden sollen und ohne Verletzung ihrer carporativen Selbständigkeit durch Zulassung solcher Mitglieder, welche nach dem Zwecke der Stiftungen ausgeschlossen bleiben müßten; oder ob alles dies unberücksichtigt bleiben und jene Reform nathwendig und ausschließlich durch fremde Hände und mit Zerstörung der Selbständigkeit und des stiftungsmäßigen Charakters der Corporationen geschehen soll. Dies vorausgesetzt, fragt es sich weiter: ob die Hände, welche jenes Werk an sich zu reißen gedenken, wenigstens durch vorzügliche Tüchtigkeit dazu berufen sind; ob bei dem industriell-demokratischen Liberalismus, dem dies Geschäft ohne Zweifel grossentheils zufallen wird, grade der Geist, die Gesinnung vorauszusetzen ist, der die Bedingungen der möglichst freien, möglichst würdigen, möglichst wohlthätigen und ersprießlichen wissenschaftlichen Thätigkeit solcher Anstalten zu erkennen und zu sichern vermöchte. Die Beantwortung dieser Frage würde uns hier viel zu weit führen; aber auch wenn man sie zu Gunsten der herrschenden Partei beantworten könnte oder wollte, so dürfte sich auch gleich die zweite Frage aufdrängen, ob es denn nicht überhaupt rathsam wäre, daß dieser Geist, statt sich in einer gewaltsamen Reform von Anstalten thätig zu zeigen, welche die Mittel und den Willen haben, sich selbst zu reformiren und statt diese Reform mit Maßregeln zu verbinden, welche die Leidenden jedenfalls mit sehr übel klingenden Namen, als Spoliation ꝛc, bezeichnen dürften, und welche nicht ohne merklichen Widerstand durchzusetzen sind — ob es, sagen wir, nicht rathsamer und jenes Geistes, sofern er wirklich einigen Beruf zu dem Werke hat, würdiger — der Sache, dem Ganzen zuträglicher wäre, wenn er sich an einer neuen Schöpfung versuchte. Wir wollen nicht untersuchen, inwiefern diejenigen britischen Unterthanen, welche von dem Besuche der englischen Universitäten, durch die 39 Artikel ausgeschlossen sind, sich an den Staat halten und von ihm Ersatz, Befriedigung ihres Bedürfnisses wissenschaftlicher Bildung verlangen können. Die Kirche, die Partei, welche zur Befriedigung dieses Bedürfnisses bei ihren Angehörigen jene großen und reichen Stiftungen gegründet hat, indem sie den Stiftern den Geist und Willen verlieh, der solche Dinge hervorbringt — diese Kirche, diese Partei kann jedenfalls mit vollstem Rechte ihren Neidern und Feinden zurufen: Gehet hin und thuet desgleichen, laßt uns aber jedenfalls das Unserige! Gesteht aber der Staat eine solche Verpflichtung von seiner Seite zu, so ist es doch wahrlich, abgesehen von Recht und Billigkeit und Pflichten anderer Art, seiner würdiger, dieser Verpflichtung statt auf Kosten der alten durch Gründung einer neuen Universität nachzukommen. Daß aber die Wissenschaften dabei nicht verlieren, sondern nur gewinnen würden, daß eine dritte Universität nicht nur nicht überflüssig, sondern über kurz oder lang nöthig sein würde, wäre leicht zu beweisen [6]). Es haben sogar die zunächst in der Sache Betheiligten schon ohne Unterstützung des Staates bekanntlich diesen Weg eingeschlagen, durch Errichtung der londoner Universität. Die Ursachen des geringen Erfolgs dieser Unternehmung können hier nicht weiter erörtert werden, so viel aber ist gewiß, daß es nur einer entschiedenen Unterstützung von Seiten des Staates bedürfte, um durch und in dieser Anstalt alle billigen und wirklich wissenschaftlichen (wenn auch nicht die politischen) Bedürfnisse der Gegner der alten Universitäten zu befriedigen. In welcher Art, unter welchen Bedingungen und in welcher Ausdehnung diese Unterstützung stattfinden müßte, kann hier nicht untersucht werden, da aber die Zeit selbständiger Corporationen auch in England zu Ende läuft, sodaß wenigstens gegen Errichtung neuer Anstalten in dieser Form manches einzuwenden wäre, und da ein bloßer Privatverein hier nie ausreichen würde, so möchte kaum ein anderer Ausweg bleiben als die londoner Universität zu einer Staatsanstalt zu machen und überhaupt ihr eine ähnliche Stellung und Einrichtung zu geben, wie diejenige, welche in neuerer Zeit die teutschen Universitäten erhalten haben. Die Kosten würden schwerlich so bedeutend zu sein brauchen, als man wol glauben möchte, da z. B. hinsichtlich des wissenschaftlichen und sonstigen materiellen Apparats (Bibliotheken, Sammlungen aller Art, Hospitäler, Universitätsgebäude ꝛc.) fast alles schon überreichlich in London vorhanden ist, und es nur darauf ankäme, die Bedingungen der Benutzung zum Vortheile der Universität festzustellen, was zwar seine Schwierigkeiten haben würde, aber doch endlich zu Stande zu bringen wäre. Dies allein würden wir als eine würdige und ersprießliche

6) Preußen hat bei 13 Millionen Einwohnern sieben, Großbritannien bei 24 Millionen (in Europa!) nur sechs Universitäten: Oxford, Cambridge, London, Edinburgh, Glasgow und Dublin; Aberdeen und St. Andrews sind factisch ganz eingegangen.

Lösung der Aufgaben der Zeit hinsichtlich des englischen Universitätswesens ansehen können. —

Geschichte der Universität Oxford. Eine irgend ausführliche und erschöpfende historische Monographie dieser uralten Universität würde bei dem Reichthum und dem Interesse des Stoffes die Grenzen, welche uns in diesem Artikel gesetzt sind, um so mehr überschreiten, da dabei viele Punkte in Betracht kommen, welche eigentlich dem Gebiete der Geschichte der Universitäten im Allgemeinen angehören. Wir müssen uns daher mit einer kurzen, die Hauptmomente in ihrer allgemeineen Bedeutung hervorhebenden Übersicht begnügen, und auch bei dieser Beschränkung müssen wir uns im Voraus darüber rechtfertigen, daß wir in Beziehung auf manche wichtige Punkte keine definitioen, bestimmten Resultate, sondern nur vorläufige und wahrscheinliche Annahmen geben können. Es sind nämlich die historischen Forschungen über diesen Gegenstand, von dem man in mehr denn einer Hinsicht glauben sollte, daß er vor vielen andeen Bearbeiter hätte finden müssen, doch bisher so außerordentlich dürftig geblieben, daß sie sich (abgesehen von ganz unwissenschaftlichen Übersichten) kaum über ein noch immer ziemlich mangelhaftes Compiliren von Materialien erhoben haben, und daß über die wichtigsten Punkte, zumal der Geschichte der Entwickelung der innern Organisation der Universität, kaum die Fragen begriffen und gestellt worden, auf deren Beantwortung es ankommt, geschweige denn diese Beantwortung selbst versucht oder gar gelungen ist. Diese Erscheinung läßt sich großentheils durch das bekannte spanische Sprüchwort von dem Hunde des Gärtners, „der weder selbst frißt noch es andern gönnt," auf die Herren in Oxford angewendet erklären; denn außer Wood und dessen späterm Herausgeber Gutch hat keiner von ihnen irgend etwas Erhebliches zur Förderung der Geschichte der Universität geleistet, und wer Oxford kennt, wird nicht fragen, warum kein Profaner in dieser ganzen Zeit auch nur daran denken konnte, den Schatz von Materialien zu benutzen, den der Drache des mistrauischen Corporationsgeistes und des pedantischen Hochmuths zugleich bewacht und verachtet. Wie dem auch sei, so würde jede bestimmtere Behauptung über manche Punkte theils nur das Resultat von Untersuchungen sein können, zu denen uns in diesem Augenblicke fast alle Hilfsmittel mangeln, theils aber uns zu Beweisführungen verpflichten, welche der Raum unbedingt ausschließt. Was die Gründung oder Entstehung der Unioersität betrifft, so bedarf es kaum einer Bemerkung, daß hier, wie bei allen organischen Elementen des mittelalterlichen Staatslebens (zumal des ältern) von einer bestimmten Zeitangabe gar nicht die Rede sein kann, indem die ersten Nachrichten immer nur das Dasein, nie die Entstehung bezeugen und zum Theil staatsrechtlich anerkennen. Dasselbe ist mehr oder weniger auch in Beziehung auf die einzelnen Momente der weitern Entwickelung der Fall, und gilt hier um so mehr, da die Entstehung der Universität jedenfalls einer Zeit angehört, welche überhaupt ganz besonders arm an historischen Zeugnissen ist. Unterscheiden wir nämlich zunächst die Bedeutung einer Universität als Organ der höhern wissenschaftlichen Bildung einer gegebenen Zeit (**studium, studium generale**) von ihrer Organisation als Corporation (**universitas literaria**), so kann gar kein Zweifel obwalten, daß die Entstehung der Universität zu Oxford etwa in die Mitte der sächsischen Epoche fällt. Unter der Regierung des großen Alfred finden wir hier eine van ihm entweder begründete oder wieder hergestellte, jedenfalls begünstigte, von keiner kirchlichen Anstalt abhängige Schule, auf welcher, wenn auch nicht alle einem spätern **studium generale** zukammenden Fächer, doch jedenfalls Alles das gelehrt und gelernt wurde, was die höhere wissenschaftliche Bildung der Zeit, das Trivium und Quadrivium, umfaßte, und unter deren Lehrern mehre der gelehrtesten Männer der Zeit, ein Erigena, Grimbald, Gildas, Nennius, Kentigern, Asser rc. genannt werden. Daß das Ende der sächsisch-dänischen Epoche nach Alfred's Tode der Entwickelung dieser Keime nicht günstig sein konnte, liegt am Tage; doch beweisen wiederholte Nachrichten von der Unterbrechung der Studien in Oxford in Folge der Zeitstürme, daß selbige nie ganz aufhörten. So wird namentlich der Rache erwähnt, welche im J. 1002 die Dänen an Oxford mit Feuer und Schwert nahmen, wegen des Eifers, womit am St. Brigittentage die Befehle Äthelred's II., zur Ermordung der Dänen, in seinem ganzen Reiche grade hier erfüllt worden waren. Mochte sich auch Stadt und Studium unter der ungestörten dänischen Herrschaft Kanut's, welcher hier mehrmals sein Hoflager hielt, einigermaßen erholen, so waren doch (mit Ausnahme der Regierung Edward's, des Bekenners) die letzten Zeiten der sächsischen Periode so ungünstig, daß zur Zeit der normännischen Eroberung von 750 Häusern, welche die Stadt noch hatte, über 500 nicht mehr im Stande waren, die darauf lastenden Abgaben zu bezahlen. Mit der normannischen Periode beginnt nun in der Geschichte der Universität eine neue Epoche, ja in gewissem Sinne fängt diese Geschichte hier eigentlich an, insofern nämlich der Begriff Universität nicht blos ein **studium generale**, sondern auch eine corporative Organisation voraussetzt. In den ersten Jahren der Regierung des Eroberers, litt sowol das Studium zu Oxford, als die Stadt selbst, unter der allgemeinen Verfolgung und Unterdrückung, welche alles Sächsische traf; allein sobald die Sieger diese Stellung vollends besetzt und zu der ihrigen gemacht hatten, wurde sie auch als solche vielfach nach Sitte, Geist und Bedürfniß der Zeit begünstigt und nahm an der allgemeinen Entwickelung der Elemente des neu sich bildenden englischen Staatslebens Theil. Es lag aber in der Natur der Sache, daß sowol das Studium als die Stadt sich als Carporationen entwickelten, und daß jenes von dem im Allgemeinen vermehrten Zuflusse der wissenschaftlichen Nahrungssäfte der Zeit seinen reichlichen Antheil an sich zog, sodaß es den Namen eines **studium generale**, im eigentlichen Sinne, jedenfalls nun erwarb, wenn man diesen Anspruch auch für die sächsische Epoche nicht gelten lassen wollte. Wer irgend mit der Art und Weise der Entwickelung der Zustände und Elemente jener Periode bekannt ist, der wird an eine genaue Zeitangabe der Gründung der **Universitas**, wol gar belegt durch Docu-

Digitized by Google

meinte, nicht denken, welche faſt immer nur das ſchon Vorhandene beſtätigen oder weiter ausführen. Mögen immerhin die älteſten, bisher bekannten, Urkunden, welche ausdrücklich von einem Cancellarius Universitatis, und von Scholares Universitatis ſprechen, nicht weiter als auf die Regierung Richard's Löwenherz zurückführen, ſo folgt daraus keineswegs, daß die Universitas factiſch und rechtlich nicht ſchon unter ſeinen Vorgängern vorhanden war. Vielmehr da es gewiß iſt, daß ſchon Heinrich I. wegen ſeiner ſelbſtthätigen Theilnahme an den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Zeit (1100—1135) Beauclerk genannt, nicht nur Oxford durch Erbauung einer königlichen Burg (auf dem ſogenannten Beaumonts) ſchmückte und hob, ſondern auch das Studium und die Studenten zu Oxford vielfach begünſtigte, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß dieſes Studium, ſo weit es beſtand, in Geſtalt und Weſen einer Corporation beſtand, nach der Entwickelungsſtufe, welche ſolche damals überhaupt erlangt hatten. Wenigſtens wüßten wir uns keine andere Organiſation und Stellung der vorhandenen Vereinigung einer Anzahl von Lehrenden und Lernenden zu denken, da eine Abhängigkeit von irgend einer kirchlichen Corporation anderer Art nirgends erwähnt wird, denn die Nachricht vom J. 1150, daß die kanoniſchen Geiſtlichen der von Robert Doyly (welchem Wilhelm der Eroberer das Burglehn von Oxford ertheilt hatte) geſtifteten Kirche zu St. Georg auf der Burg, nach Osney verlegt und die Schüler, welche bisher unter ihrer Aufſicht gelebt hatten, dem Kanzler der Univerſität untergeben wurden, beweiſt eben, daß die Univerſität und jene Domſchule (wenn es eine ſolche war) bisher neben einander beſtanden hatten. Über das Verhältniß, in welchem die von Alfred geſtiftete Schule zu dieſer eigentlichen Univerſität ſtand, können wir keine beſtimmte Behauptung aufſtellen, doch ſcheint es uns ſehr wahrſcheinlich, daß ſie als eine der Aulae (Halls) in dieſelbe überging, und nicht unwahrſcheinlich, daß dies dieſelbe Aula iſt, welche im J. 1249 incorporirt wurde und bis auf dieſen Augenblick als University college, auf den Ehrentitel der älteſten Tochter der alma mater Anſpruch macht. Wie dem aber auch ſei, ſo iſt für uns nicht der geringſte Zweifel vorhanden, daß die Geſchichte der Univerſität im eigentlichſten Sinne mit der erſten Hälfte des 12. Jahrh. beginnt, alſo ſo früh wie diejenige irgend einer andern Univerſität, und daß fortan nur von der weitern innern und äußern Entwickelung und deren Bedingungen und Epochen die Rede ſein kann. Ohne nun anderweitige Unterabtheilungen unbedingt zu verwerfen, können wir in dieſer kurzen Überſicht nur vier Hauptepochen hervorheben. Die erſte bis 1229 erſcheint uns als eine Periode des allmäligen Wachsthums nach Außen und des Vorherrſchens des Moments der Nationen in der innern Organiſation. Die zweite iſt eine Epoche der höchſten Blüthe im Sinn und Geiſt jener Zeit, in Folge des plötzlichen Zufluſſes von Lehrern und Lernenden, welche im J. 1229 durch Unruhen und Verfolgungen aus Paris vertrieben worden waren. Sie reicht bis gegen die Mitte des 14. Jahrh. und ihre Bedeutung für die innere Organiſation der Univerſität liegt in dem allmäligen Zurücktreten des nationellen hinter das wiſſenſchaftliche Moment, repräſentirt in dem Gradus, oder mit andern Worten in Übergang von einer nationellen Demokratie in eine wiſſenſchaftliche Ariſtokratie. Unſere dritte Epoche reicht von der Mitte des 14. Jahrh. bis zur Reformation, oder beſtimmter ausgedrückt, bis zur Regierung der Königin Eliſabeth. Dies iſt im Ganzen eine Epoche des Verfalls, aber in dieſem Verfalle bilden ſich auch durch die zunehmende Anzahl der Colleges die Elemente der oligarchiſchen Organiſation, deren definitive Begründung dieſe Epoche ſchließt, und welche der folgenden als ſtabiler Charakter bleibt. Die Bedeutung dieſer vierten Epoche liegt nun beſonders in der Art, wie der geiſtige Impuls der Reformation ſich auf dem Gebiete des akademiſchen Lebens geltend macht, und auch in dieſer Hinſicht, wie in der äußern Entwickelung, zeigt ſie zumal nach der definitiven Entſcheidung der religiöſen und politiſchen Kämpfe, welche aus der Reformation hervorgingen, einen vorherrſchend ſtabilen Charakter, welcher erſt in unſern Tagen durch den Geiſt der Reform bedroht wird, der in England die Revolution entweder vorbereitet oder abwendet.

Schon der erſte Blick auf die dürrſte Chronologie dieſer Geſchichte, während der drei erſten Epochen, lehrt, daß ſie im höchſten Grade ſtürmiſch war, mehr als diejenige irgend einer der größern Univerſitäten des feſten Landes, die doch nichts weniger als friedlich genannt werden können. Die Urſache dieſes bedenklichen Vorzuges lag großentheils darin, daß bei dieſen eine überlegene Gewalt in unmittelbarer Nähe war, welche im Nothfalle vermittelnd oder auch wol unterdrückend einſchreiten konnte. Wir finden ſie in großen Städten, welche überdies noch meiſtens der Sitz der höchſten Staatsgewalt ſind, ſodaß entweder die Stadt ſelbſt ein hinreichendes Übergewicht beſitzt, um die Univerſität im Zaume zu halten, oder die Staatsgewalt im Stande iſt gegen und zwiſchen beide einzuſchreiten. Oxford dagegen war eine verhältnißmäßig kleine Stadt, deren Bedeutung jedenfalls lediglich von der Frequenz der Univerſität abhing. Aber eben in Folge der Blüthe derſelben ſtieg die Bedeutung der Stadt doch zu einem Punkte, der eine ziemliche Gleichheit der materiellen Kräfte zwiſchen beiden Theilen bedingte und alſo die Möglichkeit eines entſcheidenden Sieges des einen oder des andern Theils um ſo mehr ausſchloß. Reibungen mancherlei Art waren aber unvermeidlich und dieſer Streit mußte um ſo häufiger zu gewaltſamen Ausbrüchen führen, da Oxford niemals auf längere Zeit der Sitz einer überlegenen höhern Gewalt war, welche hätte zur rechten Zeit einſchreiten können. Die Entfernung vom Hofe war (einzelne vorübergehende Hofhaltungen und Parlamente in Oxford ausgenommen) immer zu groß, als daß zumal bei der Mangelhaftigkeit und Langſamkeit aller adminiſtrativen und polizeilichen Einrichtungen und bei dem ſchonenden Rechtsſinne des Mittelalters, von dorther mehr erwartet werden konnte, als ſehr ſpäter Schutz für den Unterliegenden bei beſonders auffallenden Gewaltthaten und dann Vermittelung und Beſtätigung des frühern Rechtsſtandes, ſo weit er zu ermitteln war; nicht aber durchgreifende Maßregeln zur Verhütung neuer Reibungen

Digitized by Google

und Ausbrüche. Diese Verhältnisse mußten natürlich auch hinsichtlich der Unruhen, welche im Schoße der Universität selbst vorfielen, ähnliche Folgen haben. Auch hier konnte weder von Seiten der Stadt, noch des Hofes von zeitigem vorbauendem oder vermittelndem Einschreiten die Rede sein. Die Stadt konnte höchstens durch ihre Theilnahme die Verwirrung vermehren und der Hof nur späte und nur für den Augenblick wirksame Heilmittel bieten. Auch hinsichtlich der häufigen Theilnahme der Universität, an den allgemeinen politischen Bewegungen der Zeit finden wir die Wirkung derselben Abwesenheit einer controlirenden Gewalt in der unmittelbaren Nähe der Universität. Indessen ist hierbei auch der Umstand zu beachten, daß auf den englischen Universitäten weit entschiedener als auf denen des festen Landes die Landeskinder an Zahl und Einfluß vorherrschten, und sich also die politischen Parteiungen des Volkes auf jenen bestimmter repräsentirt und weniger durch anderweitige Elemente und Interessen modificirt finden mußten, als auf diesen, und daß überhaupt im Mittelalter die Mehrzahl der Studirenden nicht dem ersten Jünglingsalter, sondern dem kräftigern Mannsalter angehörten, in mancherlei anderweitigen Verhältnissen verflochten und betheiligt waren, und schon insofern mehr Veranlassung und Beruf fanden an den allgemeinen politischen Bewegungen Theil zu nehmen, zumal da die Interessen der großen aristokratischen Familien und der von ihnen mehr oder weniger abhängigen Kreise, welche alle ihre Repräsentanten auf den Universitäten hatten, hier so sehr in Betracht kamen. Unter solchen Umständen ist es sogar nicht zu verwundern, daß manche politische Krise auf der Universität in einer Vereinigung der raschesten kräftigsten Repräsentanten der Parteien, in einer Art von Mikrokosmus früher zum Ausbruche kam, als in dem großen nationellen Organismus selbst, und so läßt sich der volksthümliche Glaube erklären, daß Unruhen in Oxford gleichsam als ein Vorspuk von Unruhen und Bürgerkrieg im Lande anzusehen seien, wie dies auch ein uralter mönchslateinischer Vers besagt:

Chronica si penses
Cum pugnant Oxonienses
Post paucos menses
Volat ira per Angligenenses.

Daß in solchen Fällen die äußern und allgemeinen Ursachen des Streites sich gar häufig mit den innern Gegensätzen vermischten und ihnen bald zur Veranlassung, bald zum bloßen Vorwande neuer Ausbrüche wurden, lag ebenfalls in der Natur der Sache. So bietet denn die Geschichte der Stadt und Universität, während wenigstens vier Jahrhunderte eine fast ununterbrochene Reihe von Streitigkeiten zwischen Universität und Stadt, zwischen der Universität und den geistlichen Corporationen, welche sich ihr mehr oder weniger anschlossen oder aufdrängten, zwischen nordenglischen, südenglischen, schottischen, welschen und irischen Universitätsverwandten, zwischen Studenten und Graduirten, zwischen den Graduirten und dem Kanzler, zwischen den Graduirten der verschiedenen Facultäten, und später zwischen den Mitgliedern der verschiedenen Colleges — Streitigkeiten, von denen besonders jene zwischen Universität und Stadt (gown and town) und zwischen den Nationen der Universität nur zu häufig zu Gewaltthätigkeiten aller Art, ja nicht selten zu förmlichen Schlachten in und vor der Stadt führten. Eine irgend vollständige Aufzählung und Erzählung solcher Vorfälle würde sogar in einer ausführlichern Monographie kaum zu rechtfertigen sein, da sie selten irgend ein Resultat, am wenigsten ein bleibendes, herbeiführen; um so mehr müssen wir uns hier auf einige wenige Punkte beschränken, bei denen solche Resultate entschiedener hervortreten. Dies ist noch am meisten in den Streitigkeiten der Universität mit der Stadt der Fall, wo die Ursachen des Streites auch bestimmter angegeben werden und in dem ganzen Verhältnisse zwischen beiden Corporationen und den unvermeidlichen vielfachen Berührungen ihrer Angehörigen klar genug vorlagen. Schon an und für sich ist die kräftige Entwickelung zweier Corporationen in solcher unmittelbarer Nähe nicht ohne Reibungen denkbar. Hierzu kam aber noch, daß sehr früh die in der Natur der Sache liegende factische Abhängigkeit der Stadt von der Universität, auf die sie hinsichtlich der Nahrung, des Handels und der Gewerbe fast ausschließlich angewiesen war und noch ist, auch formell und staatsrechtlich durch Verträge und durch königliche Bestätigungen und Privilegien ausgesprochen und entwickelt wurde. Dies war insbesondere hinsichtlich der städtischen Polizei im weitesten Sinne der Fall, und der ausschließlichen Gerichtsbarkeit der Universität in allen Fällen, wo Universitätsverwandte betheiligt waren. Wie vielfach aber Alles dies, man denke z. B. nur an die Marktpolizei, an die Aufsicht über Maß und Gewicht, über Straßenreinigung, an die Sorge für Sicherheit bei Tage und Nacht, welche mit dem Rechte des Waffentragens in Verbindung stand, an die unzähligen Streitigkeiten zwischen bürgerlichen Verkäufern und Vermiethern und akademischen Käufern und Miethern — wie vielfach die Privilegien der Universität auf allen diesen Gebieten störend, verletzend in das tägliche Leben der Stadt eingreifen mußten, bedarf keiner Bemerkung. Es lag aber weiter in der Natur der Sache, daß diese Gegensätze in demselben Maße kräftiger hervortraten, als die Universität und durch sie die Stadt an materieller Bedeutung gewann, und daß namentlich die Stadt in demselben Maße sich getrieben fühlen mußte, jede Gelegenheit zu benutzen, um so demüthigende und lästige Fesseln zu zerbrechen, und daß die lang genährte, immer wieder angeregte Erbitterung nicht selten vergaß, daß dies Verhältniß seinen tiefer liegenden factischen Grund hatte, und daß jede Beschränkung und Beeinträchtigung der Universität am Ende auch der Stadt zum Schaden gereichen mußte. In jeder Hinsicht bedeutend für die Entwickelung dieser Verhältnisse erscheint die Regierung Richard's I. In Oxford geboren, begünstigte er Stadt und Universität, so weit es seine fernen, mehr ritterlichen als königlichen Abenteuer irgend erlaubten; jene, indem er ihr dieselben Gerechtsame und Verfassung verlieh, welche London besaß, diese durch Schenkungen und Stiftung vieler Stipendien. Mehr noch als durch königliche Gunst wurde die Universität aber gehoben durch den allgemeinen

Digitized by Google

Aufschwung der mittelalterlichen Bildung, welche damals durch die Kreuzzüge und andere bekannte Momente herbeigeführt wurden, und Oxford durch Männer, wie Robert Pulleyn, W. von Malmesbury, Archmachanus, Robert Bethune, Simon von Durham, Alberick de Vere, Roger Infant, David Morley, Vacarius ꝛc., mitgetheilt wurde. Letzterer las schon seit dem J. 1129 über die Pandekten. Unter diesen Umständen konnte eine furchtbare Feuersbrunst, welche im J. 1190 den größten Theil der Stadt zerstörte, keine andere Folgen haben, als daß sie dauerhafter, bequemer und schöner wieder aufgebaut wurde. Aber sehr bald führte nun auch die kräftige Entwickelung beider Corporationen zu Reibungen, zumal da die Stadt die durch Richard ertheilten Privilegien leicht zum Nachtheile der Universität deuten konnte. So wurden schon im J. 1209 die Studenten durch die Anmaßungen der Bürger, besonders hinsichtlich der Hausmiethen, genöthigt, zu dem bekannten Zwangsmittel eines Auszuges zu greifen, dessen Einwirkung auf Nahrung und Gewerbe in Verbindung mit dem Einschreiten der Kirche bald eine Verständigung beebeiführte. Die Bürger mußten die Hälfte der fälligen Miethen erlassen und für die Zukunft sich der Taxation durch Universitätsverwandte unterwerfen. Dieser Vergleich konnte um so weniger einen dauerhaften Frieden begründen, da mit der zunehmenden Frequenz der Universität auch die Veranlassungen besonders zu Reibungen dieser Art zunahmen. Auch in dieser Hinsicht tritt nun die Bedeutung des plötzlichen Zuströmens von Lehrern und Lernenden in Folge der Unruhen, welche die pariser Universität im J. 1229 zerrütteten, bedeutungsvoll hervor. Die Zahl der Universitätsverwandten in Oxford soll in der nun folgenden Periode auf 30,000 gestiegen sein und die Grenzen der Stadt mußten bedeutend ausgedehnt werden [7]).

Die Studenten wohnten damals meistens in größerer oder geringerer Anzahl in sogenannten Halls (Aulae) beisammen, deren bald über 300 gezählt wurden, welche mit sehr wenigen Ausnahmen Eigenthum von Bürgern waren. Diese hatten indessen weder das Recht, sie selbst zu bewohnen, noch anderweitig zu vermiethen oder zu benutzen, so lange sich akademische Miethsleute fanden, welche dann auch für die Erhaltung des Gebäudes zu sorgen hatten. Viele Studenten wohnten indessen auch einzeln in Bürgerhäusern zur Miethe. Passende Räume für Vorlesungen ꝛc. wurden entweder in den Halls oder auch selbständig eingerichtet und vermiethet. Die nähern Verhältnisse, die Preise, die Dauer der Miethen waren, wie gesagt, eine Hauptquelle unaufhörlicher Streitigkeiten und häufiger Vergleiche der Parteien und königlicher Entscheidungen, unter denen die von 1255 am längsten gegolten zu haben scheint, wonach zwei Magister und zwei ehrbare Bürger gewählt werden sollten, welche auf je fünf Jahre die Miethen zu taxieen hatten. Daß die Universität schon früh das Bedürfniß fühlte, sich von dieser Abhängigkeit zu befreien und eigene Gebäude und Grundstücke zu erlangen, lag in der Natur der Sache, doch gelang ihr dies nur langsam und von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrh. werden nur etwa zwölf Halls erwähnt, welche als Eigenthum von Universitätsverwandten incorporirt und in Colleges verwandelt wurden (University, Morton, Canterbury, Durham, Balliol ꝛc., mehre gingen später wieder ein), während, wie gesagt, die Zahl der Halls sich eine Zeit lang auf 300 belief, von denen einige 100 Bewohner hatten. Von eigentlichen Universitätsgebäuden wird während dieser Zeit nur eines Versammlungshauses ausdrücklich erwähnt, welches auch zu scholastischen Zwecken gedient haben mag, obgleich sowol zu diesen als zu andern öffentlichen Handlungen der Universität häufig die Marienkirche benutzt wurde. Die zunächst ganz materiellen Bedürfnisse passender Locale zu solchen Zwecken trugen übrigens sehr wesentlich dazu bei, die Wichtigkeit eines neuen Elements zu erhöhen, welches sich um diese Zeit der Universität anschloß und zum Theil aufdrängte. Es waren dies die geistlichen Corporationen der Franziskaner, Dominikaner, Karmeliter, Augustiner, Trinitarier, einiger anderer nicht zu gedenken, welche noch vor dem Ende des 13. Jahrh. in Oxford nicht weniger als zehn Häuser gründeten, wo nicht nur eine große Anzahl von Ordensschülern Wohnung, Kost und Unterricht fanden, sondern auch zweckmäßige Locale zu scholastischen Übungen eingerichtet wurden, welche Lehrer und Lernende der Universität in so großer Zahl anzogen, daß sie eines Theils der Universität fast unentbehrlich wurden, andern Theils aber deren Eifersucht und Mistrauen erregte, zumal da die Eigenthümer es an Anmaßungen mancherlei Art und an Versuchen, die Privilegien der Universität zu schmälern, nicht fehlen ließen, wie denn überhaupt ihre ganze Stellung zu dieser als Staaten im Staate eine Quelle fortwährender Reibungen werden mußten. Besonders gilt dies von den Dominikanern. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß besonders die Bettelmönche, vermöge ihrer bekannten Stellung in der theologisch-philosophischen Entwickelung der Zeit, sehr wesentlich zu der Anregung des geistigen Lebens der Universität in dieser Epoche beitrugen, wie denn schon die Namen eines Roger Bacon und Duns Scotus beweisen, welche beide dem Franziskanerorden angehörig in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. unter den Lehrern der Universität glänzten. Neben ihnen mögen für diese Epoche noch Peckham, Bracton und Holcot genannt werden. Die Gegensätze der Realisten und Nominalisten

7) Es ist hier nicht der Ort, die Glaubwürdigkeit dieser und ähnlicher Angaben aus der Zeit ausführlicher zu untersuchen; aber wir haben gute Gründe, ihnen viel mehr Glauben zu schenken, als man gewöhnlich thut, indem man vergißt, daß erstlich unter Studenten alle diejenigen begriffen wurden, welche überhaupt nach irgend einer Art von wissenschaftlicher Bildung strebten, indem die verschiedenen Abstufungen von der Primairschule bis zur Universität sich noch nicht, sowie später, entwickelt und getrennt hatten; zweitens daß allerdings grade im 13. Jahrh. ein Aufschwung des geistigen Lebens auch bei den untern Ständen, ein Zudrang zu den Quellen des Wissens stattfand, der später wieder aufhörte und sich erst zur Zeit der Reformation vorübergehend und dann wieder in unsern Tagen wiederholt hat; drittens, daß unter jener großen Zahl nicht blos Studenten, sondern alles, was irgend mit der Universität zusammenhing, die Dienerschaft aller Art und sogar die Glieder mancher Gewerbe zu verstehen sind, welche auch später noch zu den Dienern der Universität gerechnet wurden, z. B. Barbiere, Buchhändler, Schreiber ꝛc.

Digitized by Google

entwickelten sich in Oxford mit so großer Kraft, wie auf irgend einer andern Universität, und amalgamieten sich zumal seit dem Ende des 13. Jahrh. auf eine seltsame Weise mit den nationellen Gegensätzen der Nordengländer und Südengländer, indem jene sich für den Realismus, diese für den Nominalismus erklärten. Bedeutend als Hebel geistiger Bildung erscheint um die Mitte des 13. Jahrh. auch die Begründung einer Universitätsbibliothek. Was aber das Verhältniß zwischen Lehrern und Lernenden betrifft, so entwickelte sich dies im Ganzen in Oxford ungefähr auf dieselbe Weise wie in Paris. In der vorhergehenden Epoche scheint das Lehramt ganz frei gewesen zu sein, in 13. Jahrh. wurde es allmälig an den Gradus eines Magister regens geknüpft. Von festen Besoldungen und gestifteten Lehrstühlen war damals, wenigstens bis gegen das Ende dieser Epoche, noch nicht die Rede, sondern die Lehrer waren auf das Honorar von Seiten der Zuhörer verwiesen, dessen Betrag das Resultat gegenseitiger freier Verständigung und Verabredung war. Auch in Oxford bildete sich der Unterschied zwischen eigentlichen Vorträgen (ex cathedra) und bloßen Vorlesungen, welche letztere von angehenden Docenten unter Aufsicht des eigentlichen Lehrers gehalten wurden. Die formelle Entwickelung des wissenschaftlichen Moments in den akademischen Graden, durch die Einwanderungen aus Paris begünstigt und beschleunigt, hatte einen so wesentlichen Einfluß auf die innere Organisation der Universität, daß wir hier die Hauptzüge derselben am passendsten mittheilen können. In der ersten Epoche der Universität beruhte deren Organisation hauptsächlich auf dem Moment der damals historisch begründeten nationellen Gegensätze zwischen Nord- und Südengländern. An der Spitze jeder Nation stand ein Procurator (Proctor); beide standen dem Kanzler, dem gemeinsamen durch Stimmenmehrheit beider Nationen meist auf ein Jahr gewählten Haupte der Universität, zur Seite, nicht nur um ihn in seiner Amtsführung zu unterstützen, sondern auch zu controlliren. Auch die Proctors wurden eigentlich nur auf ein Jahr erwählt, obgleich, wie auch der Kanzler, häufig wieder gewählt. Die gesetzgebende und controllirende Gewalt, sowol in der Universität selbst, als in den beiden Nationen, lag wesentlich in der Gesammtheit der Studirenden (Scholares) und die Verfassung war also eine entschieden demokratische. In dieser demokratischen Masse entwickelte sich nun seit dem Anfange des 13. Jahrh. und besonders durch die Einwanderungen vom festen Lande eine wissenschaftliche auf dem Gradus beruhende Aristokratie, und es ist nun die Frage, wie die Verhältnisse theils zwischen beiden Momenten, theils in denselben sich entwickelten. Eine irgend genügende und ins Einzelne gehende Beantwortung dieser Frage zu geben, sind wir aber noch keineswegs vorbereitet und müssen uns zumal hier auf ganz allgemeine Andeutungen der Hauptpunkte beschränken. Das Hauptresultat dieser Entwickelung finden wir darin, daß die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten und zumal das Recht der Wahl und der Wählbarkeit zu der Kanzlerwürde und andern bedeutenden Stellen von der Demokratie der Nationen auf die freilich noch immer zahlreiche Aristokratie des Gradus überging, welcher ursprünglich nur, wie es in der Natur der Sache lag, die formelle Leitung der wissenschaftlichen, besonders der lehrenden, Thätigkeit der Universität zustand. Als das der wissenschaftlichen Aristokratie in dieser Hinsicht eigenthümliche Organ erscheint schon im Laufe des 13. Jahrh. die sogenannte Congregatio Magistrorum regentium, welche alle Fragen in Beziehung auf Ertheilung des Gradus ꝛc. entschied, während die alte demokratische Versammlung der vereinten Nationen mit dem Ausdrucke Convocatio Scholarum bezeichnet wurde, obgleich dieser Unterschied erst später so bestimmt ausgebildet erscheint, daß nicht auch gelegentlich für die demokratische Versammlung der Ausdruck congregatio im allgemeinen Sinne gebraucht würde. Ebenso wenig erscheinen Anfangs die Functionen der Convocation und Congregation so bestimmt geschieden, indem es in der Natur der Sache lag, daß die aristokratische Congregation jede Gelegenheit benutzte, ihre Befugnisse von dem wissenschaftlichen Gebiet auf das politische, geschäftliche, auszudehnen, wie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, noch im J. 1294 der Fall vorkommt, daß der Kanzler von den Magistern in congregatione und nicht von den Scholaribus in convocatione gewählt wurde. An Vorwänden und Veranlassungen zu solchen Usurpationen konnte es um so weniger fehlen, da auch, abgesehen von dem nächsten unmittelbaren Einflusse der Entwickelung dieses neuen Elements auf Kosten der Nationen, deren besten Kräfte es nach und nach an sich zog, noch andere Ursachen sich vereinten, um diese zu schwächen und zu zerrütten. Hierzu rechnen wir insbesondere die durch die allgemeine politische Entwickelung bedingte Einmischung von anderweitigen nationellen Elementen, wodurch die beiden ursprünglichen und natürlichen Abtheilungen der Nord- und Südengländer mehr und mehr verwischt und verwirrt wurden, eben weil, wie es scheint, jene doch nicht kräftig genug waren, sich selbständig neben diesen zu entwickeln. Wenigstens ist nie die Rede von andern nationellen Procuratores neben den beiden Genannten, dem northern und southern proctor; obgleich wir freilich noch nicht im Stande sind, genauere Nachweisungen über die eigentliche Stellung der wallisischen, irischen und scotischen Studenten zu den beiden alten Nationen zu geben. Sie werden zuweilen auch Nationen genannt und erscheinen in den Kämpfen der Nationen bald auf der einen, bald auf der andern Seite, aber von einer bestimmten und getrennten Organisation ist nirgends deutlich die Rede. Noch mehr gilt dies begreiflich von den eigentlichen Ausländern, deren Zahl ohnehin nur in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. sehr bedeutend war; unter denen jedoch allerdings gelegentlich einige, z. B. die aus Cambray, als Nation bezeichnet werden, obgleich schwerlich im eigentlichen Sinne. Rechnet man hierzu noch, daß ebenfalls in Folge der politischen Entwickelung der englischen Zustände der Gegensatz zwischen Nord- und Südengland mehr und mehr verwischt wurde, so kann es nicht befremden, daß auch dessen mikrokosmische Wiederholung auf der Universität allmälig seine Bedeutung verlor, und nur zu einem gewohnheits-

Digitized by Google

mäßigen Vorwand, oder einer leeren Form und einem sinnlosen Feldgeschrei für Gegensätze anderer Art, oder auch für Unordnungen und Roheiten aller Art herabsanken. In welchen Abstufungen der Verfall der nationellen Organisationen stattfand, in welcher Epoche sie als factisch, in welcher als auch formell ganz aufgelöst und vernichtet anzusehen sind, darauf können wir uns hier nicht weiter einlassen, und bemerken nur, daß zwar noch bis zum Anfange des 16. Jahrh. gelegentlich nicht nur von blutigen Streitigkeiten zwischen Nord- und Südengländern, sondern auch von einem northern und southern proctor die Rede ist, ohne daß man deshalb berechtigt ist zu schließen, daß sich die Organisation und Stellung der Nationen so lange erhalten hätte. Was namentlich die Proctors betrifft, so erhielt sich wie die bestimmte Zahl von zweien, so auch die unterscheidende nationale Benennung noch lange, nachdem beide ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hatten und die Proctors aufgehört hatten, die Nationen zu repräsentiren, vielmehr von der graduirten Aristokratie und aus ihrer Mitte gewählt wurden. Wenigstens finden sich schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. mehre Verordnungen, worin nicht nur strenge Strafen gegen solche ausgesprochen werden, welche auf irgend eine Weise die alten Streitigkeiten der Nationen wieder anregen und begünstigen sollten, sondern worin ausdrücklich jener Gegensatz als in dem größern nationalen Organismus nicht mehr vorhanden und deshalb auch auf der Universität nicht mehr zu dulden, noch anzuerkennen bezeichnet wird. Wie lange demnach auch unter der Demokratie der Studenten sich jene Gegensätze als Tradition oder Vorwand erhalten haben mögen, so glauben wir annehmen zu dürfen, daß schon im Laufe der zweiten Epoche der Geschichte der Universität und vor der Mitte des 14. Jahrh. jene Demokratie und in ihr die nationalen Gegensätze von jeder wesentlichen Theilnahme an der Leitung der Angelegenheiten wenigstens factisch entfernt und diese ganz auf die graduirte Aristokratie übergegangen war, sodaß in der folgenden Epoche nur noch von einer formellen Ausbildung und Anerkennung dieses Verhältnisses die Rede sein konnte. Damit soll aber nicht geleugnet werden, daß noch bis zum Ende jener zweiten und im Anfange der folgenden Epoche vorübergehend die Nationen wieder einigen Einfluß gewannen, wie denn z. B. noch im J. 1344 bei Gelegenheit einer streitigen Kanzlerwahl zwei Scrutatoren, ein nördlicher und ein südlicher, erwählt wurden; aber auch dies blieb in dem Kreise der graduirten Aristokratie, und muß wol nur so verstanden werden, daß auch nach der Ausschließung der demokratischen in zwei Nationen getheilten Masse der Studenten in jener aus ihnen hervorgegangenen Aristokratie jener Gegensatz noch eine Zeit lang nachhallte, obgleich er in dem überwiegenden gemeinsamen aristokratischen Interesse bald seine Bedeutung verlieren mußte. Übrigens konnte die Ausschließung der Studenten von der Theilnahme an der Leitung der Angelegenheiten, an den Berathungen und Wahlen der Convocation keineswegs ohne heftigen Widerstand erlangt werdrn, der nicht selten (z. B. besonders im J. 1347) zu offener Gewalt führte, wobei zwar die Studenten für den Augenblick die Oberhand behielten, aber wodurch auch die königliche Gewalt um so mehr bestimmt werden mußte, zu ihrem Nachtheile und zu Gunsten der Aristokratie einzuschreiten. Die formelle Entwickelung dieser Verhältnisse fand nun besonders in folgender Art statt: Während früher die Congregation der Magister sich bestrebte, ihren Einfluß auf Kosten der Convocation auch über die Grenzen der wissenschaftlichen Angelegenheiten auszudehnen, hörte diese Tendenz in dem Maße auf, als die graduirte Aristokratie sich auch dieses letztere, ursprünglich demokratische, Organ ausschließlich angeeignet hatte, und so traten beide Organe allmälig wieder bestimmter in ihr ursprüngliches Verhältniß zu einander und zu dem Ganzen, sodaß die Congregation als Organ des wissenschaftlichen, die Convocation als Organ des politischen Lebens der Universität erscheint. Diese Scheidung dürfte jedoch schwerlich vor der Mitte des 15. Jahrh. als definitiv vollendet angesehen werden können, zu einer Zeit, wo schon ein drittes oligarchisches aus dem Moment der Colleges hervorgegangenes Organ in seiner Entwickelung ziemlich weit vorgeschritten war. Hinsichtlich der innern Organisation jener wissenschaftlichen Aristokratie ist schon früher bemerkt worden, daß sie sich von ähnlichen Erscheinungen auf den meisten andern Universitäten besonders dadurch unterschied, daß sie sich formell nicht in mehren Facultäten entwickelte, sondern daß die ursprüngliche Facultas artium allein ausdrücklich in der Congregation wie in der Convocation repräsentirt und anerkannt blieb, alle andere aber nur insofern, als ihre Graduirten durch die Magisterwürde den Artisten beigezählt wurden. Als solche hatten sie Sitz und Stimme in der Congregation und Convocation, und zwar bedurfte es zu ersterm noch der Regenz, wodurch die Congregation immer noch eine Art von engerer Aristokratie im Verhältnisse zu der Convocation bildete. Diese Congregatio magistrorum regentium repräsentirte also eigentlich formell nur die Facultas artium, obgleich in der That die Graduirten aller Facultäten vom Magister aufwärts darin saßen, indem die Doctoren aller Facultäten als Regentes ad placidum angesehen wurden. Die Facultas artium also war es, welche formell in der Congregation alle scholastische Übungen leitete, und alle Grade, Dispensationen ꝛc. in allen Facultäten ertheilte, und überhaupt die Universität als lehrende Corporation repräsentirte. Dieses Verhältniß gestaltete sich indessen sehr allmälig und nicht ohne wiederholte Versuche der übrigen Facultäten sich bestimmter und selbständiger zu entwickeln, wie denn noch in der Mitte des 15. Jahrh. die Facultäten ihre eigenen Procuratoren hatten und durch königliche Privilegien berechtigt wurden, sich zur Berathung ihrer Angelegenheiten zu versammeln. So gehen auch neben den Streitigkeiten zwischen den Facultäten und den Artisten, mancherlei Reibungen zwischen den verschiedenen Facultäten her und ziehen sich bis in den Anfang des 16. Jahrh., von der Zeit an aber ist in Oxford nicht mehr von Facultäten, als besondern Corporationen, die Rede und die Verschmelzung in die Congregatio und also in die Facultas artium erscheint als definitiv vollendet zu einer Zeit, wo im Gegentheil auf den

Digitized by Google

meiſten Univerſitäten des feſten Landes dieſe Verhältniſſe ſich in einem entgegengeſetzten Sinn und zu Gunſten der Facultäten entſchieden, deren ordentliche Lehrer fortan nicht blos in den beſondern Corporationen der Facultäten, ſondern auch in den Univerſitäten ſelbſt eine herrſchende Oligarchie bildeten. Die Urſachen, welche in Oxford den oben angegebenen Gang bedingten, ſcheinen zum Theil Anfangs in den Anmaßungen der geiſtlichen Orden, beſonders der Dominikaner, geſucht werden zu müſſen, welche durch ihr Beſtreben ſich von der Facultas artium hinſichtlich der Magiſterwürde und der Regenz zu emancipiren, indem ſie alſo einen Kampf begannen, den anderswo die Facultäten führten, die Behauptung der Rechte oder Anſprüche der Artiſten mehr oder weniger zu einer gemeinſamen Sache der Univerſität machten, welche während faſt anderthalb Jahrhunderte und bis gegen die Mitte des 14. Jahrh. vor Gerichtshöfen, Königen und Päpſten verfochten wurde. Als ſpäter die Facultäten in ähnlichen Gegenſatz zu den Artiſten traten, entwickelte ſich die Oligarchie der Colleges zu kräftig, als daß auch im Falle, daß es den Facultäten gelungen wäre, ſich definitiv ſelbſtändig zu organiſiren, ihnen die Herrſchaft der Univerſität hätte zufallen können, welche vielmehr factiſch ganz von ſelbſt den Colleges zu Theil wurde. Aber auch an eine bloße ſelbſtändige Exiſtenz der Facultäten war nicht mehr zu denken, ſeitdem in Folge der Reformation (wie wir ſehen werden) das Studium der Facultätswiſſenſchaften von der Univerſität factiſch gradezu verbannt, oder doch ſo vernachläſſigt wurden, daß ſie zu leeren Formeln herabſanken. Jede ſelbſtändige Entwickelung ſetzt aber das Vorhandenſein eines entſprechenden geiſtigen und materiellen Stoffes voraus, und wo dieſer fehlt, oder zu einer bloßen Fiction geworden iſt, da fällt jene von ſelbſt weg; wenigſtens in jenen Zeiten, wo von künſtlicher, willkürlicher Fabrication von papiernen Organiſationen noch nicht die Rede war. Was die ſittlichen Zuſtände der Univerſität während dieſer und der folgenden Epoche betrifft, ſo läßt ſich leicht denken, daß eine Vereinigung von ſo vielen tauſend kräftigen Jünglingen und Männern, auch abgeſehen von den tiefer liegenden allgemeinen Gegenſätzen zu individuellen Leichtfertigkeiten und Roheiten jeder Art Stoff und Veranlaſſung genug geben mußte, welche nach den Sitten, dem Geiſte der Zeit oft genug zu gewaltſamen Verbrechen aller Art führten; wie denn die Statuten und Verordnungen gegen leichtfertige Weiber, gegen Tragen und Gebrauch von Waffen, Tumult auf den Straßen ꝛc., hier wie auf andern Univerſitäten ſattſam beweiſen. So werden auch die Klagen über Diebſtähle, Einbruch, Raub und Mord durch wirkliche oder angebliche Studenten in Oxford und in der Umgegend zu allen Zeiten während des Mittelalters häufig genug wiederholt, und namentlich geſchah es oft, daß ſolche, die von der Univerſität ausgeſtoßen waren, in der Umgegend die Straßen unſicher machten, zunächſt zur Rache an ihren Gegnern, oder um ſie zur Nachgiebigkeit zu zwingen, dann aber auch bald als Wegelagerer im allgemeinſten Sinne. Beſonders wird viel Klage über die Irländer geführt, welchen auch mehrmals die Aufnahme auf die Univerſität unbedingt verweigert wurde. Daß bei alle dem wenigſtens in der zweiten Epoche der Univerſität, ihrer eigentlichen Blüthezeit, neben ſo vielen Gewaltthaten und Unruhen ein hoher Grad von geiſtigem Leben herrſchte, beweiſt ſchon die gewaltige Aufregung, welche die geiſtigen Gegenſätze des Realismus und Nominalismus hervorbrachten, deren Bedeutung als etwas mehr denn bloße leere Spitzfindigkeiten in neuerer Zeit hinreichend anerkannt iſt, während auch den nationalen und politiſchen Gegenſätzen ja urſprünglich eine höhere Bedeutung nicht fehlte. Ja damals wie in neuerer Zeit erſcheint der höhere Grad eigentlicher ſittlicher Verwilderung als Folge der Auflöſung und Zerſtörung ſolcher Gegenſätze und der individualiſtiſchen Zerſplitterung und Iſolirung.

Kehren wir nun zu der äußern Geſchichte der Univerſität zurück, ſo zeigten ſich die Folgen ihrer plötzlichen und gewaltigen materiellen und geiſtigen Entwickelung gar bald in der größern Häufigkeit und Wichtigkeit der Reibungen zwiſchen den in ihr und ihren Umgebungen enthaltenen Gegenſätzen aller Art. So kam es im J. 1249 zu einem ſehr heftigen Ausbruche der immer wieder ſich häufenden Feindſeligkeitsſtoffe zwiſchen Univerſität und Stadt. Ein Student von Adel wurde mit empörender Grauſamkeit von Bürgern ermordet, die Studenten rächten ſich beſonders durch einen Auszug, und kehrten erſt zurück, nachdem die Stadt hierdurch und durch Kirchenſtrafen zu Buße und Anerkennung der akademiſchen Privilegien gezwungen worden. Noch deutlicher und bedenklicher zeigte ſich die materielle Bedeutung der Univerſität bei Gelegenheit der allgemeinen politiſchen Unruhen während der Regierung Heinrich's III. Schon das in Oxford gehaltene ſogenannte parliamentum insanum mochte die Theilnahme der Univerſität an den Zerrüttungen vorbereitet haben und eine förmliche Schlacht, welche in demſelben Jahre zwiſchen den Nationen geliefert wurde, galt als Vorſpuk des ſogenannten Baronenkrieges (Barons war). Der Antheil der Univerſität an demſelben iſt indeſſen nicht ganz klar und die Widerſprüche der Berichte nur durch die allerdings ſehr nahe liegende Annahme zu vereinigen, daß die ſchon vorhandenen nationalen Parteiungen Anfangs auch den verſchiedenen politiſchen Parteien ſich anſchloſſen, ſpäter aber (vielleicht durch Maßregeln des Königs, wodurch ſich alle verletzt ſahen) bewogen wurden, ſich gegen ihn zu vereinigen. Möglich auch, daß ihre erſten Schritte in dieſen Unruhen lediglich durch die Oppoſition gegen die Stadt beſtimmt wurden, und daß erſt ſpäter anderweitige Rückſichten das Übergewicht erhielten. Jedenfalls finden wir im J. 1263 einen heftigen Kampf zwiſchen Studenten und Bürgern, veranlaßt durch die Erſcheinung des Prinzen Edward vor den Thoren der Stadt, indem die Bürger als Anhänger der Barone und Simon's von Montfort ihm den Einlaß verweigerten, die Studenten aber ihn entweder einlaſſen, oder doch zu ihm hinausziehen wollten, und von den Bürgern, welche die Thore beſetzt hatten, an beidem verhindert wurden. In Folge dieſer Unruhen gebot oder erlaubte der König den Studenten, ſich nach Northampton

Digitized by Google

zu begeben und dort ein Studium zu begründen, wodurch er, wie es scheint, die Stadt strafen und die Universität überhaupt vor neuen Unruhen und Gewaltthätigkeiten sicher stellen wollte. Die Annahme, daß jener Auszug eine freie Handlung der Feindseligkeit der ganzen Universität oder einer Partei gegen den König war, wird durch die königlichen Befehle an den Magistrat zu Northampton widerlegt, wodurch er den Studenten eine gute Aufnahme zu sichern sucht. Wahrscheinlicher ist sogar die Vermuthung, daß die Studenten gradezu von den Baronen, oder unter ihrem Schutz und Gutheißen von den Bürgern ausgetrieben und von dem Könige nach Northampton gewiesen wurden; obgleich dann wieder ihre plötzliche Parteinahme für Simon von Montfort gegen den König unerklärlich bleibt. So scheint immerhin die Erklärung die genügendste, daß die Versetzung nach Northampton theils zur Strafe der Stadt Oxford, theils aus wohlgemeinter Fürsorge für die Universität vom Könige verfügt worden, daß aber eben dadurch in der Stimmung der Studenten eine Veränderung zu seinem Nachtheile hervorgebracht wurde, welche ja manche Ursache der Abneigung gegen eine solche Verpflanzung haben konnten und unter denen von Vorn herein die Barone ebenfalls Anhänger halten, welche nun das Übergewicht erhielten. Wie dem nun auch sei, so finden wir im J. 1264 bei der Belagerung und Erstürmung von Northampton durch das königliche Heer die dortigen Studenten unter den hartnäckigsten Vertheidigern der Stadt und den König auf's Höchste gegen sie erbittert. Dennoch mußte er es geschehen lassen, daß sie, in Folge des bald darauf unter französischer Vermittelung erfolgten Vergleichs mit den Baronen, von Simon von Montfort feierlich nach Oxford zurückgeführt wurden und erst nach dessen Niederlage und Tode bei Evesham (Aug. 1265) konnte er seinen Zorn an der Universität oder doch an seines Gegners Anhängern auf derselben auslassen, indem er diese im J. 1266 von dem Genusse aller akademischen und geistlichen Privilegien und Beneficien ausschloß. Schon das Aufhören der außerordentlichen Ursachen (der pariser Unruhen), welche die außerordentliche Frequenz in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts herbeigeführt hatten, mußte eine Abnahme derselben veranlassen, und wir finden die Zahl der Universitätsverwandten am Ende der Regierung Heinrich's III. nur noch auf 15,000 angegeben. Jene Maßregeln gegen eine so zahlreiche Partei mußte diese Anzahl noch verringern, und hierzu kamen noch andere allgemeine Ursachen, welche ebenfalls zur Abnahme der Universität mitwirkten. Der in dem ganzen Entwickelungsgange der Civilisation liegenden und auch in Beziehung auf die Universitäten des festen Landes wirksamen Ursachen der abnehmenden Frequenz (z. B. Richtung vieler Kräfte auf Handel und Gewerbe, Anziehungskraft der geistlichen Orden ꝛc.) nicht zu gedenken, mußte in England auch die schon unter Edward I., noch mehr aber unter Edward III. überhandnehmende kriegerische Richtung der nationalen Thätigkeit nach Außen, besonders gegen Schottland und Frankreich, dann die grade hier am höchsten gesteigerten Eingriffe der Päpste durch die Vergebung (Provision) geistlicher Beneficien an Ausländer (sodaß den Universitätsverwandten kaum die Aussicht auf das Wenige blieb, was jene ihnen gegen Übernahme der Seelsorge und anderer Leistungen zuwerfen mochten) wesentlich zur Abnahme der Universitäten beitragen. Hierzu kam die Fortdauer der gewöhnlichen innern Unruhen, und außerordentliche Heimsuchungen mancher Art. So kam es namentlich wieder im J. 1273 zu blutigen Gefechten zwischen Nord- und Südengländern, und obgleich ein Vergleich und die Ernennung von Schiedsmännern, wozu man sich damals vereinigte, eine Zeit lang verhältnißmäßige Ruhe herbeigeführt zu haben scheint, so brachen doch 1331 die alten Feindschaften wieder so heftig aus (wobei besonders die Waleschen litten), daß ein großer Theil der Lehrer und Studenten auszog und sich in Stamford niederließ, wo schon früher ein Studium durch, wie es scheint, Pelagianische Auswanderer aus Cambridge begründet worden war; und erst 1336 gelang es den ernstlichsten Bemühungen des Königs und des Papstes, sie zur Rückkehr in den Schoos der alma mater zu bewegen, wo indessen, wie gesagt, grade zu der Zeit die Gegensätze der Nationen sich mit dem durch Occam wieder kräftiger angeregten Gegensatze der Nominalisten und Realisten verstärkt und amalgamirt hatten. Hierzu kamen noch die ihrer Bedeutung nach oben charakterisirten Streitigkeiten zwischen den graduirten und nichtgraduirten Mitgliedern der Universität, welche sich im J. 1349 bei Gelegenheit der Kanzlerwahl in noch größerer Ausdehnung und Heftigkeit mit Gewaltthaten aller Art wiederholten. Die Verhältnisse der Universität zur Stadt waren während dieser ganzen Zeit nicht friedlicher als die innern Verhältnisse der erstern. Obgleich die entschiedene Begünstigung, deren die Universität von Seiten der drei Edwarde sich erfreute und wodurch ihre Ansprüche sowol vermöge königlicher Verordnungen als parlamentarischer Entscheidungen in vollem Maße bestätigt und sogar zu dem Grade gesteigert wurden, daß die Universität seit dem Anfange des 14. Jahrh. in dem Eide, den die städtischen Magistrate und eine Anzahl der angesehensten Bürger dem Kanzler leisten mußten, und wodurch sie sich verpflichteten, nach Kräften die Privilegien der Universität vor jeder Beeinträchtigung zu schützen, eine Art von Lehenseid (oath of fealty) sehen wollte — obgleich alles dies die Bürger im Ganzen im Zaume hielt und zwang, sich in ihre untergeordnete Stellung zu fügen, so fehlte es doch nie an Reibungen mancherlei Art und im J. 1297 führten diese wieder zu einem Auszuge der Studenten. Durch den unvermeidlichen Schaden an Erwerb und Gewerb mehr, als durch den Kirchenbann und ernste Drohungen des Königs, wurde die Stadt auch diesmal gezwungen nachzugeben und die Rechte und Privilegien der zurückkehrenden Universität anzuerkennen; aber diese griffen in zu vieler Hinsicht in das tägliche Leben der städtischen Corporationen ein, als daß nicht sehr bald der alte Groll wieder die Oberhand gewonnen hätte, dessen Ausbrüche bei jeder Gelegenheit zu fürchten waren. Zwei Momente vereinigten sich nun, um in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Krise herbeizuführen, welche

in mancher Hinsicht wesentlich dazu beitrug, diese Zeit zu einem Abschnitt in der Geschichte der Universität zu machen. Bald nach den oben erwähnten Unruhen wegen der Wahl eines Kanzlers brach in Oxford eine heftige Seuche aus, welche besonders unter den Studenten große Verheerungen anrichtete und die übriggebliebenen zwang, die Stadt zu verlassen und sich überall hin zu zerstreuen, wo man sie nur aufnehmen wollte. So blieben die Studien zu Oxford während einiger Jahre ganz und gar unterbrochen, und wurden erst im J. 1353 mit einer gegen die frühere Frequenz sehr geringen Anzahl von Studenten wieder eröffnet. Schon diese Abwesenheit und Schwächung des Gegners mochte bei den Bürgern die Ansicht befördern, daß es nun Zeit sei, auf irgend eine Weise eine günstigere Entscheidung der alten Streitpunkte herbeizuführen, da ohnehin während der Unterbrechung der Studien die Aufsicht der Universität über städtische Angelegenheiten factisch aufgehört hatte und die Wiederherstellung der alten Verhältnisse mehr oder weniger den Charakter von neuen Anmaßungen trugen, oder doch den Betheiligten so erschienen. Diese Stimmung erhielt neue Nahrung durch die Maßregeln, wodurch Edward III. die Erneuerung der alten Unruhen und Gewaltthätigkeiten in der gleichsam neu gegründeten Universität zu verhindern suchte, indem er die städtischen Magistrate auf eine solche Weise zur Mitwirkung bei der Handhabung der Verordnungen gegen ungesetzliche Versammlungen, Waffentragen, Herumschweifen und andere Unordnungen von Seiten der Studenten aufforderte und berechtigte, daß dadurch allerdings jenen Veranlassungen und Vorwände gegeben wurden, sich nicht nur der akademischen Polizei zu entziehen, sondern sogar sich mancherlei positive Eingriffe in dieselbe zu erlauben. Da dies nicht ohne Widerstand oder wol gar Repressalien von Seiten der Universität und ihrer Angehörigen ablief, so stieg bald die Erbitterung auf beiden Seiten zu einem solchen Grade, daß es nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um einen furchtbaren Ausbruch herbeizuführen. Eine solche fand sich nun, als am Tage St Scholastica 1354 einige Studenten mit einem Schenkwirthe wegen seines schlechten Weines Streit bekamen und ihm endlich die Flaschen auf dem Kopfe zerschlugen. Die Nachbarn, welche längst auf eine solche Gelegenheit gewartet hatten, fielen nicht nur sogleich über diese Studenten her, sondern fingen auch an Sturm zu läuten, worauf die Bürger zu den Waffen eilten und die wehrlosen Studenten auf Straßen und Plätzen in der ganzen Stadt angriffen. Nachdem diese sich auch, so gut sie konnten, bewaffnet hatten, dauerte der Kampf die ganze Nacht hindurch, wobei die Studenten sich besonders in der Marienkirche mit großem Muthe vertheidigten. Am Morgen gelang es endlich dem Kanzler und andern Wohlgesinnten, einige Ruhe zu schaffen und die Studenten legten auf seinen Befehl die Waffen nieder. Dies benutzten aber die Bürger verrätherischer Weise, indem sie von Neuem über die Wehrlosen herfielen, welche indessen sich bald wieder ermannten und bewaffneten und bis gegen Abend nicht nur mannhaft vertheidigten, sondern sogar sich der meisten Stadtthore bemächtigten. Um Vesperzeit jedoch drang ein Haufe von mehren Tausend bewaffneten Landleuten, von den Bürgern durch Geld und Versprechungen herbeigezogen, in die Stadt, und nun mußten die Studenten das Feld räumen und suchten sich in ihren Colleges und Halls zu vertheidigen. Aber auch diese wurden in der Nacht und während der folgenden Tage von Bürgern und Landleuten erstürmt, geplündert und zum Theil verbrannt, alle Studenten, besonders aber die Geistlichen, die darin betroffen wurden, erschlagen und noch an den Leichnamen die lange genährte Wuth ausgelassen. Die Übrigen flohen nach allen Seiten, die Schreckenskunde verbreitend. Erst nach mehren Tagen kamen die Bürger zur Besinnung und zur Erkenntniß der Folgen, welche so unerhörte Gräuel für die Thäter um so unfehlbarer haben mußten, da von dem Könige seinem ganzen Charakter nach ein kräftiges Einschreiten sicher zu erwarten stand und auch die Kirche in so vielen ihrer Angehörigen, gegen welche ganz besonders die Wuth der Bürger sich gerichtet hatte, schwer beleidigt war. Bald wurde auch die Stadt mit dem Kirchenbanne belegt und Edward III. sandte außerordentliche Commissare nach Oxford, um die Sache zu untersuchen, welche sogleich den Mayor und die Bailiffs der Stadt, sowie den Sheriff der Grafschaft nach dem Tower sandten und viele der der eifrigsten Theilnahme verdächtigen Bürger verhaften ließen. Die Universität, im Gefühl ihres Unglücks und ihrer Schwäche, legte alle ihre Privilegien und Rechte in die Hände des Königs nieder, ihm allein die Entscheidung überlassend, ob und unter welchen Bedingungen sie fortbestehen solle, damit aber auch fortan ihre Sache zu der seinigen und seiner Nachfolger machend. Die Stadt, im Bewußtsein ihrer schweren Schuld, suchte durch eine ähnliche Selbstdemüthigung den Zorn des Königs zu besänftigen und entsagte ebenfalls allen ihren Privilegien und Rechten zu Handen des Königs, dem auf solche Weise völlig freie Hand in der Anordnung der streitigen Grenzen und Verhältnisse gegeben war. Die Entscheidung erfolgte im Wesentlichen durch eine königliche Verordnung vom 18. Jun. 1356, worin im Ganzen die frühern Verhältnisse wiederhergestellt und namentlich die Privilegien der Universität hinsichtlich der Gerichtsbarkeit und der Polizei erneut und bestätigt, aber auch die Stadt in ihren wohlerworbenen Rechten nicht weiter verkürzt wurde; ein bemerkenswerthes Beispiel des Rechts- und Billigkeitssinnes, den jene Zeit neben und trotz so vielen gewaltthätigen Elementen und Bestrebungen auf eine Weise bewahrte, die unsere Zeit wohl beschämen könnte, wo man so geneigt und bereit ist, gegen jede vereinzelte oder doch vorübergehende Störung der Ruhe, mit sogenannten durchgreifenden Maßregeln einzuschreiten, wodurch Recht, Besitz und Zustände rücksichtslos und in alle Ewigkeit zerstört oder verwandelt werden. Die eigentliche Bestrafung der Schuldigen fiel bei der Schwierigkeit, den Antheil Einzelner zu ermitteln, bei dem Charakter und der Wendung, welche die ganze Sache genommen hatte und wodurch sie mehr als ein gemeinsames Unglück erschien, und bei den Fürbitten, welche

Digitized by Google

von allen Seiten und sogar von der Universität selbst eingelegt wurden, mild genug aus, indem die gleich Anfangs verhafteten Bürger zum Schadenersatz und einer Geldbuße von 250 L. an die Universität verurtheilt wurden. Vom Kirchenbanne wurde die Stadt erst im J. 1357 befreit unter der Bedingung, daß die städtischen Magistrate und die angesehensten Bürger fortan alljährlich auf St. Scholastica-Tage eine Seelenmesse für die Erschlagenen lesen lassen und ihr persönlich in aller Feierlichkeit beiwohnen oder in eine Buße von 100 Mark verfallen sollten. Mit dieser blutigen Krise erscheinen diese Verhältnisse als definitiv geordnet, und obgleich die Stadt später zu zwei verschiedenen Epochen die allgemeinen Zeitverhältnisse zu benutzen suchte, um eine Veränderung zu ihrem Vortheile herbeizuführen, nämlich zur Zeit der Reformation und während der bürgerlichen und kirchlichen Unruhen des 17. Jahrh., so hatten diese Versuche doch kein bleibendes oder auch nur vorübergehend bestimmtes und anerkanntes Resultat, weshalb wir auf diese Seite der Sache nicht wieder zurückzukommen brauchen.

Wir haben schon oben den Zeitpunkt der so eben mit einiger Ausführlichkeit berichteten Ereignisse als einen Abschnitt in der Geschichte der Universität bezeichnet und sie trugen ohne Zweifel dazu bei, der folgenden Epoche den doppelten Charakter des Verfalls und der Reorganisation aus neuen Elementen und nach neuen Gesetzen zu geben. Begreiflich ist es, daß schon die beiden furchtbaren Schläge, welche die Universität betroffen hatten, die Seuche und der große Tumult, ihrer Frequenz auch nach günstiger Entscheidung der streitigen Verhältnisse auf längere Zeit Eintrag thun mußten. Dies war aber um so mehr der Fall, da die schon oben angedeuteten und seit dem Anfange des 14. Jahrh. wirksam bleibenden Ursachen der Abnahme des Zudrangs zu akademischen Studien, insbesondere die päpstlichen Provisionen und die auswärtigen Kriege in noch höherm Grade wirksam blieben, wozu in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. noch die Zerrüttung aller innern Verhältnisse durch den Kampf der Häuser York und Lancaster sich gesellte. Als charakteristisch führen wir an, daß schon im J. 1417 auf einer Synode in London geklagt wurde, daß die Studenten in Oxford alt und grau würden, ohne ein kirchliches Beneficium erlangen zu können, da fast alle durch päpstliche Provision an Fremde oder doch ohne Rücksicht auf akademische Studien vergeben würden. Eine damals beliebte Constitution zur Bestimmung und Sicherung der nähern Ansprüche der Graduirten der Universität auf kirchliche Beneficien braucht hier nicht weiter berücksichtigt zu werden, da sie keine Abhilfe zu schaffen vermochte, so lange die Quelle des Übels in Rom nicht gestopft werden konnte. Die unter solchen Umständen unvermeidliche Abnahme der Frequenz (welche am Ende des 14. Jahrh. nicht über 5000 betrug), obgleich wesentlich und zunächst ein nur äußerliches Moment, mußte doch auch einen unmittelbaren Einfluß auf die innern Zustände der Universität üben, indem dadurch die Colleges eine immer größere Bedeutung gewannen. Eines Theils nämlich lag es in der Natur der Sache, daß während die große Masse der Studenten sich verlief und nicht wiederkehrte, diejenigen, deren Existenz als Mitglieder der Colleges (der festen Punkte gleichsam) namentlich auch vor den Anmaßungen der bürgerlichen Besitzer der Halls gesichert waren, auf der Universität blieben, oder nach solchen Stürmen immer wieder dahin zurückkehrten, daß überhaupt die Colleges und ihre Bewohner fast der einzige Überrest, die einzigen Repräsentanten der Universität wurden. Ihre Zahl war aber schon vor dem großen Tumult auf neun gestiegen, wozu noch eine größere Anzahl von Halls kamen, die durch Schenkung oder Kauf in die Hände der Universität oder der Colleges gekommen waren. Nachdem die Universität auf diese Weise ganz von selbst schon den Charakter eines Vereins von Colleges und solchen akademischen Halls erhalten hatte, indem die früher neben diesen sich in bürgerlichen Halls und Häusern herumtreibende Menge wegfiel, lag es weiter in der Natur der Sache, daß etwanige Gönner der Universität sie besonders durch Stiftung von solchen Halls und Colleges zu heben suchten, da ohne die Aussicht auf akademische Beneficien zum Ersatze für die vorenthaltenen kirchlichen kaum mehr Jemand sich entschließen mochte, die Universität zu beziehen. So entstanden, während einige ältere eingingen, noch vor der Reformation sechs neue Colleges, von denen Christchurch, das letzte und größte, ursprünglich vom Cardinal Wolsey gestiftet, schon den Anfang einer neuen glänzenden Epoche der Universität verkündet. Daß unter solchen Umständen nach und nach die Colleges und ihre permanenten Mitglieder und Vorsteher einen überwiegenden Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten erhalten mußten, bedarf ebenfalls keines weitern Beweises, und in welcher Art dieser Einfluß bald auch formell anerkannt wurde, werden wir später sehen. Die abnehmende Frequenz der Universität hatte aber auch einen entschiedenen Einfluß auf die äußerliche Gestaltung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit. Die Lehrer konnten fortan nicht mehr von den Honoraren ihrer Zuhörer bestehen, sondern mußten durch bestimmte Einnahmen gesichert werden. Somit war für solche, die den guten Willen und die Mittel besaßen, als Wohlthäter der Universität aufzutreten, die Stiftung und Dotirung von Lehrstühlen gleichsam vorgeschrieben, da ohne eine solche Sicherheit sich keine tüchtigen Lehrer mehr finden und die Studien endlich ganz aufhören mußten; und so finden wir denn auch, daß besonders seit der Mitte des 14. Jahrh. theils an der Universität selbst, theils in einzelnen Colleges Lehrstühle mancherlei Art fundirt werden, obgleich einige schon früher, namentlich auf Antrieb des Papstes Clemens V., entstanden waren. Allein alle diese Begünstigungen von Seiten einzelner, zum Theil fürstlicher, Wohlthäter reichten nicht hin, die allgemeinen ungünstigen Einflüsse der Zeit aufzuwiegen. Ohnehin wurden die Einnahmen solcher Stiftungen während der Zerrüttungen der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. sehr geschmälert, oder blieben auch ganz aus, und namentlich wird angeführt, daß die Bischöfe und andere hohe Geistliche die von ihnen gestifteten Stipendien einzogen, um am Hofe mit größerm Glanze leben zu können. Daß

Digitized by Google

auch das wissenschaftliche Leben der Universität, trotz der Anstellung besoldeter Lehrer, den allgemeinen Verfall der katholischen Bildung des Mittelalters theilen mußte, lag in der Natur der Sache, und trotz der Verdienste eines Chaundler und Linacre fand die Wiederbelebung humanistischer Studien im 15. Jahrh. in Oxford wenig Eingang, ehe die Reformation den Katholicismus definitiv verdrängt hatte. Hierzu trug theils die allgemeine Zerrüttung der Zeiten bei, theils aber auch der Umstand, daß jene Anregungen dort früher und entschiedener als auf dem festen Lande eine der katholischen Kirche feindselige und bestimmte religiöse Richtung bei Wickliff und seinen Anhängern nahm, welche natürlich der Verfolgung von Seiten der Kirche nicht entgehen konnten. Mit und in ihnen wurden aber die Regungen eines neuen wissenschaftlichen Lebens auf der Universität beschränkt, wo nicht ganz unterdrückt; wie denn ausdrücklich um die Mitte des 15. Jahrh. berichtet wird, daß die als Wicklissiten verdächtigten und verfolgten Mitglieder der Universität fast die einzigen seien, welche sich noch um das Studium der griechischen Sprache bekümmerten. Unter solchen in jeder Hinsicht ungünstigen Umständen kann es nicht befremden, daß, nachdem die Universität noch der Aufforderung zur Beschickung des constanzer Concilium Folge geleistet hatte, sie zum baseler Concilium aus Apathie und Armuth keine Deputirten schickte, und daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die Zahl der Studirenden nicht viel über 1000 betrug. Als eine in gewisser Hinsicht allerdings wünschenswerthe Folge dieser allgemeinen Schwäche kann man zwar die in demselben Maße abnehmende Häufigkeit oder doch Bedeutung und Gewaltsamkeit der Reibungen zwischen den verschiedenen oben angedeuteten Gegensätzen ansehen, welche natürlich von jenem Marasmus mit ergriffen wurden; aber wir haben schon bemerkt, wie wenig daraus auf eine höhere sittliche und wissenschaftliche Blüthe zu schließen ist. Überdies verloren jene Gegensätze zwar großentheils ihre Bedeutung; doch hörten sie nie ganz auf und es gesellten sich zu den frühern Veranlassungen noch gelegentliche Feindseligkeiten zwischen den Mitgliedern verschiedener Colleges.

Dies war der Zustand der Universität zur Zeit des Ausbruchs der Reformation, welche auch auf diesem Gebiete so wesentliche Veränderungen hervorbrachte, daß wir in ihr den Anfang einer neuen Epoche in der Entwickelung der Universität erkennen, in welcher diese allerdings in gewisser Hinsicht wieder zu einer sehr dauerhaften Blüthe gedeiht, in anderer Hinsicht aber auch unübersteigliche Hindernisse einer höhern Entwickelung findet. Was äußere materielle Wohlfahrt betrifft, so fielen die verschiedenen Krisen und Wechsel der Entwickelung der Reformation von den ersten Streitigkeiten Heinrich's VIII. mit dem Haupte der Kirche bis zur definitiven Entscheidung zu Gunsten der bischöflichen Kirche und der königlichen Suprematie, immer zum Vortheile der Universität aus, und die politische materielle Bedeutung, welche sie dadurch erhielt, war es eben, welche ihr geistiges, wissenschaftliches Leben lähmte. Die ersten Spuren Lutherer Lehren zeigten sich in Oxford schon im J. 1521, wo sie als ketzerisch verdammt und dahinschlagende Schriften verbrannt wurden, während zugleich doch die beginnende Spoliation der Klöster der Universität zu Gute kam, indem Cardinal Wolsey, ihr freigebiger Beschützer und Gönner, ihr Manches von der Beute zuwandte und namentlich durch Begründung des prachtvollen Cardinalcollege sich ein bleibendes Denkmal zu setzen gedachte. Nach seinem Sturze schien es eine Zeit lang zweifelhaft, ob der König auch in dem Protectorat der Universität die Erbschaft seines ehemaligen Günstlings antreten werde, oder ob er sie seinem Zorne gegen ihn oder seiner Habsucht opfern und in die nunmehr entschiedene Confiscation so vieler geistlicher Corporationen mit begreifen werde. Schon im J. 1532 gaben Streitigkeiten zwischen der Universität und der Stadt einen Grund oder Vorwand jene zur Auslieferung aller ihrer Privilegien und anderer Besitztitel (Charters) zu zwingen, und es war die Frage, ob sie dieselben überhaupt und in welcher Gestalt und Beschränkung wieder erhalten werde. Noch ehe diese Frage auch formell durch Zurückstellung und Bestätigung der Charters, so weit ihr Inhalt sich mit der neubegründeten königlichen Suprematie vertrug (was erst im J. 1543 geschah) zu Gunsten der Universität entschieden wurde, und während der geistlich-weltliche Doppeltyrann in Besetzung der Stellen und allen andern Dingen mit der größten Willkür und ohne die geringste Berücksichtigung der als suspendirt angesehenen Rechte der Universität verfuhr, zeigte er doch auf der andern Seite durch die großartigste Freigebigkeit in Stiftungen und Schenkungen aller Art (wir erinnern nur an Christchurchcollege), daß er die Universität selbst als eine wesentliche Stütze der neuen Ordnung der Dinge ansehe, welche er durch seine politische Kirchenreformation begründet hatte, sodaß in jener Epoche jedenfalls der Universität auf Jahrhunderte hinaus die Bedingungen der materiellen Blüthe gesichert wurden. Zugleich erhielt sie damals aber auch den vorherrschend weltlichen politischen Charakter als geistiges Organ und Mittelpunkt des jedesmal herrschenden politisch-kirchlichen Systems — als eine feste Stellung, diren dieses sich jedesmal bemächtigte, nicht um sie zu zerstören oder zu schwächen, sondern um sie zu behaupten und wol gar noch zu verstärken. Es lag aber in der Natur der Sache, daß die jedesmalige Besatzung dieser Art von wissenschaftlicher Feste entweder zu den Fahnen des Siegers schwören mußte, oder vertrieben und durch dessen Anhänger ersetzt wurde. Bei solchen Gelegenheiten konnten manche Individuen Opfer ihrer Beharrlichkeit bei einer verlorenen Sache werden, allein die moralische Person der Universität verlor wenigstens in materieller Hinsicht nichts dabei. Diese neue Stellung der Universitäten ging schon aus der politischen Reformation an und für sich hervor, welche den König an die Spitze der Kirche und aller damit verbundenen Institute stellte und der bischöflichen Kirche selbst jenen vorherrschend politischen, weltlichen Charakter gab, der ihr und dem Staat endlich ein wahrer Fluch geworden ist. Überdies mochte Heinrich VIII. noch besonders auf eine solche Ansicht von der Bestimmung der Universi-

tät geführt worden sein durch die günstigen Gutachten, welche er in d. J. 1532 und 1534 hinsichtlich seiner Scheidung und der Suprematie von der Universität erhielt, welche nur dem Strome der Unterwürfigkeit unter die Launen des Tyrannen folgte, der damals Alles mit sich fortriß. Übrigens fanden sich doch nicht wenige Mitglieder derselben, welche sich weigerten, den Suprematseid zu unterschreiben und deshalb ausgestoßen und in ihren Beneficien durch fügsamere, wenn auch sonst nicht würdigere, Subjecte ersetzt wurden. In Oxford wie in England selbst wurde die Reformation in theologischer und kirchlicher Hinsicht nicht ohne mancherlei Verfolgungen erst unter Edward VI. vollendet, der sich auch durch Beförderung classischer Studien, durch Revision der Statuten und Reform der Disciplin bedeutende Verdienste um die Universität erwarb. Die Ausführung eines tiefer greifenden Reformplans durch unmittelbare Vereinigung der Colleges mit der Universität, durch Centralisation fast im Sinne unserer Zeit, wurde durch seinen Tod verhindert — ob zum Nachtheile der Universität, ist schwer zu sagen. Bei der Stellung, welche die Universität nun schon entschieden erhalten hatte, konnte sie dem Einflusse der katholischen Reaction unter Maria nicht entgehen, und sehr viele ihrer Mitglieder wurden ein Opfer derselben, da sie sich sogar durch Cranmer's Loos, der in Oxford vor Balliolcollege verbrannt wurde, nicht schrecken ließen. Auf der andern Seite geschah aber auch in dieser Zeit durch Schenkungen und hinsichtlich der Disciplin und sogar der Studien nicht wenig zum Besten der Universität, welche der Katholicismus nun wieder als die seinige, als eine Hauptstütze seiner wiederbegründeten Herrschaft ansah. Welchen Einfluß unter diesen Umständen der Sieg des bischöflichen Protestantismus unter Elisabeth auf die Universität hatte, läßt sich im Allgemeinen leicht denken. Alle katholische Elemente und Individuen wurden nun ihrer Seits ausgestoßen und durch die definitive statutenmäßige Einführung des Suprematseides und des Eides auf die 39 Artikel als unerläßliche Bedingung der Aufnahme bei der Universität sowol als bei den einzelnen Colleges eine unübersteigliche Schranke gegen das Eindringen der Dissenters jeder Art errichtet, und die Universität nun als ausschließliches Organ des religiösen und politischen Geistes der bischöflichen Kirche mit Bestätigung aller wohlerworbenen Rechte und Privilegien von Neuem incorporirt. Hierdurch wurden denn auch die Verhältnisse der Universität zur Kirche definitiv regulirt, nachdem sie im Verlaufe der Zeit mancherlei Veränderungen erlitten hatten, welche wir hier mit wenig Worten andeuten wollen. Ob die Universität selbst als eine geistliche Corporation im eigentlichen Sinne anzusehen sei oder nicht, ist eine vielfach behandelte Streitfrage, auf deren Entscheidung wir uns nicht einlassen können; so viel aber ist gewiß, daß sie ursprünglich unter der kirchlichen Aufsicht und dem Schutze des Bischofs der Diöcese (Lincoln) stand, welcher auch auf das Recht der Bestätigung des Kanzlers Anspruch machte. Dies scheint, abgesehen von der allgemeinen Tendenz aller Corporationen, eine entferntere und deshalb weniger genaue Aufsicht einer nahen, unmittelbaren vorzuziehen, die erste Veranlassung für die Universität gewesen zu sein, seit der Mitte des 13. Jahrh. allmälig sich dieser Abhängigkeit zu entziehen, welche natürlich in dem Maße drückend wurde, als die Universität und ihr Haupt an Bedeutung gewann und auf gleichen Rang mit einem Bischof Anspruch machen zu können glaubte. Des bischöflichen Schutzes aber konnte man um so eher entbehren, da der Kanzler selbst auf das Recht Anspruch machte, Kirchensteafen im Gebiete seiner Gerichtsbarkeit zu verhängen. In diesem langwierigen Streite mit ihrem Diöcesan befolgte die Universität mit großem Glücke die Politik, welche für so viele Corporationen des Mittelalters aus der ganzen Lage der Dinge hervorging, wenn mehre nähere oder entferntere höhere Gewalten oberherrliche Ansprüche auf sie geltend machten, wo sie sich dann bald der einen, bald der andern zum Schutze gegen die übrigen bedienten und eine wenigstens factisch ziemlich vollständige Unabhängigkeit erlangten. So bediente sich die Universität des Schutzes der Päpste und ihrer Legaten gegen die Ansprüche des Bischofs von Lincoln und des Erzbischofs von Canterbury, welcher begreiflich das Recht der metropolitanischen Visitation nicht aufgeben wollte; so nahm sie wieder zu andern Zeiten, wenn die wechselnden Entscheidungen von Rom ungünstig für sie ausfielen, oder ein päpstlicher Legat der Universität lästig wurde, ihre Zuflucht zur erzbischöflichen oder königlichen Macht, während sie doch wieder gelegentlich unter dem Vorwande der unmittelbaren Abhängigkeit vom Papste sich sogar dem königlichen Aufsichtsrechte zu entziehen suchte. Das Resultat dieser durch Jahrhunderte mit mancherlei Wechseln und widersprechenden Entscheidungen fortdauernden Streitigkeiten war, daß die Ansprüche des Diöcesan schon am Ende des 14. Jahrh. als definitiv beseitigt erscheinen, wobei sich die Universität besonders auf eine Bulle Bonifacius' VIII. v. J. 1300 und auf eine Bestätigung und Erweiterung derselben durch Bonifacius IX. (†389) berief, wodurch sie von aller bischöflichen und erzbischöflichen Aufsicht und Gerichtsbarkeit befreit wurde. Weniger glücklich war sie in dieser Beziehung hinsichtlich der erzbischöflichen Aufsicht, welche trotz dieser Bullen und einer nochmaligen Bestätigung derselben durch eine Bulle Sixtus' IV. (worin sogar die königliche Visitation aufgehoben wurde) fortwährend, wenn auch nicht immer factisch ausgeübt, doch rechtlich behauptet wurde und auch seit der Reformation, namentlich in Folge einer durch Laud (während seiner metropolitanischen Function) unter Jakob II. herbeigeführten königlichen Entscheidung von der Universität unter gewissen Beschränkungen anerkannt wird. Noch weniger Erfolg konnte begreiflich das Unabhängigkeitsstreben der Universität der königlichen Macht gegenüber haben, und die obengedachte Bulle Sixtus' IV., sowie alle ähnliche Mittel blieben immer ohne nachhaltigen Erfolg, da nicht nur Furcht, sondern auch der eigene Vortheil die Universität doch immer wieder zu der Abhängigkeit von der königlichen Macht zurückführte, deren Schutz, zumal in den Streitigkeiten mit der Stadt, immer der wirksamste, deren Zorn leicht der gefährlichste werden konnte,

Digitized by Google

während auf der andern Seite der Misbrauch der päpstlichen Macht in so vieler Hinsicht auch der Universität zum Nachtheile gereichte, wie wir oben sahen. Doch bedurfte es wiederholter königlicher Befehle, um die Appellationen der Universität nach Rom und ähnliche Beeinträchtigungen der Prärogative zu verhindern oder zu beschränken. Völlig beseitigt wurde jeder Zweifel über die Grenzen der königlichen und der päpstlichen Macht in ihrem Verhältnisse zur Universität, als durch Heinrich VIII. die Rechte des Haupts der Kirche, welcher Art sie auch sein mochten, zu der königlichen Prärogative geschlagen wurden und diese Vereinigung durch den Suprematseid auch auf der Universität anerkannt und unter Elisabeth (nach der vorübergehenden Herstellung der päpstlichen Gewalt unter Maria) definitiv begründet wurde. Auch hinsichtlich der innern Organisation der Universität bildet diese Regierung eine wichtige Epoche, indem die oligarchischen Elemente, welche seit dem Anfange des 14. Jahrh. sich in den Colleges entwickelt und factisch einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Universität auf Kosten der wissenschaftlichen Aristokratie erworben hatten, nun auch formell und definitiv in ihrer Stellung und Bedeutung anerkannt wurden. Es lag in der Natur der Sache, daß der Einfluß der Vorsteher der Colleges in dem Maße zunahm, als die ganze akademische Bevölkerung sich in den Colleges concentrirte, und so finden sich z. B. schon seit der Mitte des 14. Jahrh. Beispiele, daß königliche Befehle nicht nur an den Kanzler, sondern auch an die Vorsteher der Colleges gerichtet sind, von denen ja die Ausführung wesentlich abhing, und die eben deshalb in solchen wie in so vielen andern Fällen vom Kanzler zu Rathe gezogen werden mußten. So hatte sich schon ganz von selbst neben oder über der Congregation und Convocation, als Organen der graduirten Aristokratie, ein Organ dieser Oligarchie der Colleges gebildet, welches ohne die Functionen derselben gradezu zu usurpiren, doch einen wesentlichen, entscheidenden Einfluß auf dieselben um so mehr haben mußte, da zwischen den einflußreichern Mitgliedern derselben als Fellows der Colleges und den Mitgliedern jener oligarchischen Behörde ein Verhältniß gegenseitiger Abhängigkeit, obgleich mehr auf jene Seite neigend, stattfand, und eben dies war ohne Zweifel der Grund, weshalb nicht wie früher die Demokratie von der Aristokratie, so nun diese von der Oligarchie gradezu von der Leitung der Angelegenheiten ausgeschlossen wurde. Dies war theils nicht nöthig, da ohnehin das oligarchische Übergewicht in dem ganzen Verhältnisse gesichert war, theils nicht möglich, eben weil die Stellung der Fellows zu den Vorstehern der Colleges keine so unbedingt abhängige war, daß nicht mancherlei Rücksichten zu beobachten gewesen. Bis zu der eben bezeichneten Epoche waren nun aber alle diese Verhältnisse noch mehr oder weniger vage und beruhten mehr auf dem Herkommen, wie es sich allmälig von selbst gebildet hatte, als auf bestimmter formeller Anerkennung. Namentlich war das Recht der Theilnahme an den Berathungen jener neuen oligarchischen Behörde, welche zuweilen unter dem Namen der schwarzen Versammlung (**Black Congregation**) vorkommt, keineswegs genau bestimmt und wurden dazu, wie es scheint, ziemlich willkürlich die factisch einflußreichern Mitglieder der Universität zugelassen oder zugezogen. Damals nun wurde an die Stelle dieser vagen Behörde die sogenannte Wochenversammlung (**Hebdomadal meeting**) gesetzt, deren Zusammensetzung und Functionen, sowie überhaupt die seit jener Zeit unverändert gebliebene Organisation der Universität wir oben ausführlich dargestellt haben, und hier nicht zu wiederholen brauchen. Diese Veränderungen fanden hauptsächlich auf Antrieb und unter der unmittelbaren Aufsicht Leicester's statt, der mehre Jahre lang als Kanzler der Universität sich, trotz vieler Willkür, doch große Verdienste um dieselbe erwarb, indem er auch hinsichtlich der Disciplin und der Studien großen und meist zweckmäßigen Eifer zeigte. Ihm verdankte Oxford den huldvollen Besuch der jungfräulichen Königin im J. 1566, den sie 1592 wiederholte. Beide Male fehlte es nicht an akademischen Herrlichkeiten und Schmeicheleien aller Art in griechischen und lateinischen Reden, Versen und Komödien, und die Fertigkeit und Kennerschaft der Königin in diesen Dingen, die Aufmerksamkeit, womit sie auch den scholastischen Übungen beiwohnte, mochte allerdings Vielen ein Antrieb sein. Wir haben in Leicester's Stellung als Kanzler einen Punkt berührt, der ebenfalls als eine der seit der Reformation eingetretenen Veränderungen in der Organisation der Universität angesehen werden kann. Seitdem nämlich die Universität so entschieden den Charakter eines officiellen Organs der herrschenden Grundsätze in Kirche und Staat angenommen hatte, schien es angemessen, daß sie am Hofe, als dem Mittelpunkte dieser Grundsätze, fortwährend einen Repräsentanten und Fürsprecher habe, und so geschah es, daß fortan zur Kanzlerwürde immer einer der angesehensten Männer bei Hofe und im Staate auf Lebenszeit gewählt wurde, und da von einer persönlichen Anwesenheit desselben nur ausnahmsweise die Rede sein konnte, so gingen alle eigentlichen Rechte und Pflichten des Kanzlers, wie wir schon sahen, auf den Vicekanzler über, dem (so wie früher häufig dem Kanzler sogenannte Commissare oder Vicegerenten) zwei Provicekanzler zur Seite standen. Seit Leicester's Kanzellariat kann also die Organisation der Universität im Wesentlichen als geschlossen angesehen werden, und die Folgezeit brachte in dieser Hinsicht nur noch zwei irgend wesentliche Veränderungen oder Zusätze, indem erstlich im J. 1608 der Universität durch Jakob I. das Recht ertheilt wurde, zwei Repräsentanten ins Parlament zu schicken, zweitens unter Karl I. auf Antrieb des Erzbischofs Laud als Kanzler der Universität (1630—1641) eine neue Revision der Statuten vorgenommen und diesen die Gestalt gegeben wurde, welche sie bis auf diesen Augenblick (abgesehen von einigen spätern unwesentlichen Zusätzen) behalten haben [8]). Der Umstand, daß die Universitäten erst so spät zur parlamentarischen Repräsenta-

8) Danach bitten wir eine frühere Angabe, welche der Regierung Elisabeth's die Statuten der Universität zuschreibe, zu berichtigen, obgleich sie nur formell unrichtig ist, da die sogenannten Laud'schen Statuten keineswegs wesentlich neu waren.

tion zugelaſſen wurden, kann allerdings auf den erſten Blick befremdend ſcheinen, obgleich er bei näherer Betrachtung aus der ganzen Stellung der Univerſität und der Parlamente im Mittelalter und namentlich daraus erklärt werden kann, daß die Univerſität von den gewöhnlichen Steuern frei war und, wie es ſcheint, nur gelegentlich außerordentliche und wenigſtens formell freiwillige Beiträge zahlte. Auch darf man nicht vergeſſen, daß Anfangs die Repräſentation im Parlament nicht als ein Recht oder Vortheil angeſehen wurde, ſondern als eine Laſt, von der die Univerſitätsverwandten ebenſo befreit blieben, wie z. B. von dem Dienſte in Jüries. Übrigens wurden ſchon im 13. Jahrh. gelegentlich Deputirte der Univerſität zu wichtigen parlamentariſchen Verhandlungen, beſonders über ſtaatsrechtliche Fragen, gezogen. Seit dem Ende des 15. Jahrh. aber und in Folge der Reformation hingen die Univerſitäten zu unmittelbar vom Hofe ab und die Parlamente waren zu wenig ſelbſtändig, ihre Rolle zu zweideutig, als daß die Repräſentation als ein ſehr wichtiges und wünſchenswerthes Recht für irgend einen Theil erſcheinen konnte. Am wenigſten bedurften die kräftigen und populären Regierungen, welche Jakob I. vorhergingen, einer ſolchen Stütze im Parlament, welche dieſem dagegen willkommen ſein mußte, während zugleich, da die Steuerfreiheit der Univerſität ſeit der Reformation gefährdet war, die Repräſentation bei der zunehmenden Wichtigkeit des Rechtes des Unterhauſes in allen Steuerſachen eine ganz andere Bedeutung für die Univerſität gewinnen mußte. Was die materielle Entwickelung der Univerſität ſeit der Reformation betrifft, ſo wurde ſie im Laufe des 16., 17. und zum Theil des 18. Jahrh., wie ſchon aus unſerer Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes hervorgeht, durch Stiftungen aller Art, ſowol an Lehrſtühlen und wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Inſtituten, als durch Gründung mehrer neuer Colleges zu einem ſo hohen Grade von Glanz gebracht, daß keine ähnliche Anſtalt in dieſer Hinſicht irgend mit ihr wetteifern kann. Was die Frequenz betrifft, ſo ſtand ſie natürlich im Verhältniſſe zu der Zahl der Colleges. Im Anfange des 17. Jahrh. betrug ſie nicht viel über 2000 und ſeit dem Anfange des 18. Jahrh. ſcheint ſie zwiſchen 4 und 5000 zu ſchwanken — in dem oben angedeuteten Sinne. Die eigentliche äußere Geſchichte der Univerſität ſeit deren definitiver Organiſation unter Eliſabeth bietet wenig bemerkenswerthe Ereigniſſe dar, und außer der großen Seuche, welche im J. 1605 eine Unterbrechung der Studien veranlaßte, gingen ſie alle aus den bekannten Kriſen der allgemeinen Geſchichte Englands hervor, von denen die Univerſität vermöge ihres politiſchen Charakters nothwendig berührt werden mußte, immer jedoch in der Art, daß die moraliſche Perſon materiell ungefährdet blieb und nur die jedesmaligen individuellen Repräſentanten derſelben mehr oder weniger darunter litten. So ſuchten Jakob I. und noch mehr Karl I. und unter ihm beſonders Laud die Univerſität zum Organ nicht nur der ſtrengſten anglikaniſchen Orthodoxie und Kirchenzucht im Gegenſatze der presbyterianiſchen und anderer Neuerungen zu machen, ſondern auch zum Organ der damals in dieſem Sinne in England neuen Grundſätze von unumſchränkter Macht des Königs und paſſivem Gehorſam des Volkes im Gegenſatze zu den alten Grundſätzen der bürgerlichen Freiheit und der parlamentariſchen Contrale und ihren neuen Entwickelungen. Dieſe Beſtrebungen hatten auch, jedoch nicht ohne vielfache Bedrückungen einzelner Widerſtrebender, ſolchen Erfolg, daß ſeit der Zeit der Name Oxford in England unabweislich die Grundſätze implicirt, welche ſpäter von der Hochtory und Hochkirchenpartei und in dieſem Augenblicke von den Conſervatiaen angenommen worden ſind und freilich im Verlaufe der Zeit zumal hinſichtlich der passive obedience manche unvermeidliche Modificationen erlitten haben. Um ſo bedenklicher mußte die Stellung der Uniaerſität werden, als die bekannte republikaniſche Reaction gegen dieſe Grundſätze losbrach, bei welcher Gelegenheit zumal während des Aufenthaltes Karl's I. in Oxford die Univerſität die entſchiedenſten Beweiſe ihrer Loyalität gab. Unter dieſen Umſtänden war, nachdem der Sieg der Demokratie entſchieden und Oxford ſelbſt von den Truppen des Parlaments erobert worden, für die Univeerſität alles zu fürchten. Allein auch die Demokratie fand es vortheilhafter, dieſe geiſtige Feſte zu beſetzen, als ſie zu zerſtören, und im Mai 1647 erſchien eine Commiſſion des Parlaments zur Viſitation der Univerſität und begann ihr Werk mit der Auffaderung an alle Mitglieder der Univerſität und der Colleges, dem presbyterianiſchen Covenant beizutreten. Nach langem und rühmlichem Widerſtande, durch alle Mittel, welche den wehrloſen Corporationen zu Gebote ſtanden, und nachdem zumal die Convocation in einer kühnen und würdigen Erklärung vom 1. Juli jenes Jahres ihre monarchiſch-epiſkopaliſchen Grundſätze ausgeſprochen hatte, auch Kanzler, Proctors und Vorſteher der Colleges nach London in den Tower geſchickt waren, wurden endlich alle diejenigen, welche den Covenant nicht unterſchrieben, ausgeſtoßen, ihre Stellen durch willigere Subjecte beſetzt, und ſo die Univerſität zu einem Organe der ſiegenden Demokratie in Kirche und Staat umgewandelt. Cromwell, nachdem ihn die Univerſität zum Kanzler erwählt hatte, bekümmerte ſich, wie es ſcheint, wenig um die religiöſen und politiſchen Meinungen ihrer Mitglieder; die Reſtauration aber ſorgte ſogleich wieder für die Entfernung aller derjenigen, welche nicht ihre Anſichten aber doch ihre Äußerungen den nun im Übermaß eingeführten monarchiſch-epiſkopaliſchen Prüfungseiden (Tests) anpaſſen konnten oder wollten. Dieſer Geiſt ſcheint aber damals ſich ſchon ſo in der Atmoſphäre der alma mater feſtgeſetzt zu haben, daß nur wenige von den presbyterianiſchen Eindringlingen deſſen Einfluß hätten widerſtehen können, die Reſtauration vielmehr die meiſten in loyale Unterthanen verwandelt vorfand. Auch verfehlte die Univerſität nicht, in allen loyalen Extravaganzen, welche das Ende der Regierung Karl's II. und die Regierung Jakob's II. auszeichneten, einzuſtimmen, bis die Suprematie und Prärogative ganz offenbar zu Werkzeugen einer papiſtiſchen Reſtauration verwendet wurden. Da vermochte ſogar Oxford nicht, dem vielgeprieſenen Grundſatze

Digitized by Google

der passive obedience treu zu bleiben, und als die Fellows von Magdalencollege gezwungen werden sollten, ihren Statuten und Eiden zuwider einen papistischen Vorsteher zu wählen oder zuzulassen, vermochte sogar der Blutrichter Jeffries sie nicht zum Gehorsam zu bringen. Die Revolution schützte die Universität voe noch härtern Prüfungen, vermochte aber nicht, sie zum Abfalle von der ebenso schuld- als unglückbelasteten Dynastie zu bewegen, der sie noch bis in die erste Hälfte des 18. Jahrh. allen Eiden zum Trotz, jene Art von Treue bewahrte, deren die sogenannten Jakobiten sich rühmten. Die neue Regierung verfuhr unter diesen Umständen mit einer Schonung, welche vielleicht übertrieben genannt werden kann, da sie nicht einmal ihre eigenen Anhänger vor den Verfolgungen aller Art schützte, denen sie im Laufe ihres akademischen Lebens ausgesetzt waren, so lange die herrschende Oligarchie nicht nur, sondern auch die Mehrzahl der Graduirten und Studenten jene Gesinnungen allen gezwungenen Eiden zum Trotze bewahrte. Damals gewann das sogenannte schwarze Buch, von den Proctors geführt, eine geheimnißvoll furchtbare Bedeutung, indem alle diejenigen, deren Namen besonders ihrer politischen Gesinnungen wegen darin eingetragen wurden, auf alle Weise verfolgt und ihnen zumal in Erlangung akademischer Würden und Beneficien alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wozu sowol die Befolgung als die gelegentliche Umgehung der Statuten und besonders die ganze Art dee Abstimmungen in dee Congregation Gelegenheit genug boten. Nach dem Tode der Königin Anna und zur Zeit des Landungsversuchs des Prätendenten stieg indessen die Jakobitische Aufregung in Oxford so hoch, daß die Regierung, um einen gewaltsamen Ausbruch zu hindern, Truppen dahin verlegte, mehr zum Schutze der Universität vor ihrer eigenen Unvorsichtigkeit als zue weitern Ahndung. Diese Mäßigung und die allgemeine Veränderung, welche allmälig in dem Verhältnisse der Tories zu dem Hause Hanover stattfand, trug indessen zuletzt auch bei der alma mater ihre Frucht, und mochten auch noch bis zum Tode des letzten Prätendenten in Oxford gelegentlich Jakobitische Gesundheiten getrunken werden odee dergl., so galt doch die Universität schon seit der Mitte des 18. Jahrh. mit Recht als ein entschiedenes Organ, als ein Herd der Loyalität in dem nun von den Tories allgemein beliebten Sinne. Wie lange es dauern wird, ehe die Grundsätze, welche, wie es scheint, in unsern Tagen auf lange Zeit die herrschenden zu werden beginnen, ihre Fahne auch auf der alten akademischen Feste aufpflanzen, mögen wie nicht vorherbestimmen; der Natur der Sache und den bisherigen Erfahrungen nach wird dies aber über kurz oder lang geschehen und die Universität auch für diese Epoche das Organ der herrschenden politischen Grundsätze in Kirche und Staat werden. Diese sind aber allerdings der Art, daß eine Veränderung in ihrem Sinne ohne Zweifel nicht blos, wie früher in ähnlichen Fällen, die Individuen, sondern die Corporation, die moralische Person, selbst treffen dürfte.

Es bleibt uns nun noch übrig, auch die Hauptmomente in der Entwickelung des geistigen, des wissenschaftlichen Lebens der Universität seit der Reformation hervorzuheben. Schon aus der oben von uns entworfenen Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Universität in dieser Hinsicht ergibt sich, daß die Resultate auf diesem Gebiete keineswegs der materiellen politischen Entwickelung während dieser Epoche entsprechen, und diese Erscheinung ist ohne allen Zweifel wesentlich als eine Folge der englischen Reformation, oder zunächst der Stellung und des Charakters anzusehen, den die Universität während jener Epoche annahm. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß nicht die zum Theil aus dem 15. Jahrh. herüberreichende wissenschaftliche Entwickelung jener Zeit sich auch in Oxford geltend gemacht hätte. Oxford hat, zumal im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, manche Männer aufzuweisen, welche als Beförderer der humanistischen Studien auch in weitern Kreisen bekannt sind, wie z. B. einen Saville, Camden, Selden, Fell, Gale, Hearne ꝛc., und in neuerer Zeit Elmsley und Gaisford; allein ihr Einfluß auf ihre nächsten Umgebungen, auf die akademischen Studien war viel geringer, als man nach ihren individuellen und zum Theil literarischen Verdiensten schließen möchte. Von dem Augenblicke an, wo nicht der Maßstab wissenschaftlicher Tüchtigkeit in der Ertheilung akademischer Würden, Beneficien und Ämter entschied, sondern (ganz untergeordneter Momente nicht zu gedenken) der größere oder geringere Eifer in gewissen religiösen, kirchlichen und politischen Ansichten und Richtungen, deren officielles Organ zu sein die Universität seit der Reformation als ihre Pflicht und ihr Recht ansah, und welche überdies, wie wir sahen, mehr denn einmal nach Maßgabe der Entscheidungen der allgemeinen Entwickelung der nationalen Zustände wechselten — von dem Augenblick an mußte die wissenschaftliche Thätigkeit in den Hintergrund treten. So litten also auch die classischen Studien auf die Länge unter dem kirchlich-politischen Charakter, den die Reformation der Universität gegeben, obgleich sie Anfangs und zumal unter Edward VI. und Elisabeth dieselben begünstigte. Auch die theologischen Studien, für die man von eben dieser vorherrschend theologischen Bewegung eine nachhaltige Förderung und Entwickelung hätte erwarten sollen, empfanden gar bald den verderblichen Einfluß des weltlichen politischen Charakters, den nicht nur die Universität, sondern die Kirche selbst annahm. Auch hier konnte von freier, oder auch nur ruhiger gewissenhafter wissenschaftlicher Entwickelung nicht die Rede sein, seitdem nicht ihre Früchte, sondern jene der einseitigsten leidenschaftlichsten, oft unredlichsten Polemik für gewisse Formen des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, oder die gedanken- und gewissenlose Annahme gewisser Grundsätze über dieselbe, allein Gunst, Anerkennung oder Duldung in der Kirche wie auf der Universität fanden. Und als endlich eine Ansicht definitiv den Sieg und alle Früchte desselben erworben hatte, hörte natürlich sogar die polemische Thätigkeit auf, welche bisher die Geister noch einigermaßen wach erhalten hatte. Die Kirche ging in materiellem Wohlstand und sicherm bequemen Besitz und Genuß und geistiger Apathie und

Digitized by Google

Stumpfsinn zu Grunde und die theologischen Studien der Universität sanken bald zu einer entsprechenden Nullität herab. Waren dies die Folgen der Reformation auf diesem Gebiet in solchen Zweigen des wissenschaftlichen Lebens, welche ihr theils gradezu angehörten, wie die Theologie, oder welche sie duldete oder gar entschieden adoptirte, wie die humanistischer Studien; wie viel weniger war von ihr eine Anregung solcher Studien zu erwarten, welche sie theils gradezu anfeindete, theils ignorirte! Ersteres war in der Epoche der ersten Aufregung hinsichtlich des römischen und kanonischen Rechts der Fall, und es wurden dahin gehörige Schriften als papistisch zerstört und verschleppt, und dies Studium, welches ohnehin seine praktische Bedeutung großentheils verloren hatte, fortan gänzlich vernachlässigt. Das einheimische Recht dagegen hatte einen zu ausschließlich praktischen Charakter, als daß es in das Gebiet der akademischen Studien, zumal in dem Augenblicke der antik humanistischen Begeisterung, hätte aufgenommen werden können. So blieben fortan juristische Studien nur dem Namen nach ein Theil der akademischen Studien. Ebenso wenig konnten medicinische Studien damals neben den ausschließlich theologisch-classisch-politischen Bestrebungen Raum gewinnen, und auch sie sanken fortan zur leeren Formel herab. Nicht besser ging es auf dem Gebiete der Philosophie. Etwas der Art bedurfte man zwar und so hielt man sich an die vorhandenen scholastischen Formeln; Bacon's Organon erhob sich jenseit der Grenzen des akademischen Lebens und wurde um so mehr ignorirt, da dies wirklich damals eine kräftige Thätigkeit, aber in ganz anderm, oben bezeichnetem, Sinne entwickelte. Als diese Thätigkeit aber nachließ, erlaubte Bequemlichkeit, Apathie, Schwerfälligkeit nicht, sich das Neue anzueignen. Die Stellung der Universität, der Vortheil der Einzelnen hing von ganz andern Dingen ab! So kann es nicht befremden, daß Locke's philosophische Neuerungen in Oxford nur zu einigen schwachen polemischen Regungen Veranlassung gaben und er seiner politischen Ansichten wegen von der Universität ausgestoßen wurde! Erst später fanden seine Lehren einigen Eingang in Oxford, und Wallis ist der einzige irgend bedeutende Name, den Oxford auf dem Gebiete der Erfahrungsphilosophie aufzuweisen hat. Was Newton betrifft, so gehörte er der Schwesteruniversität an und gab der schon lange bestehenden Nebenbuhlerschaft um so entschiedener einen solchen Charakter, daß Oxford fortan der jüngern Schwester diese neuen philosophisch-mathematischen Studien mit einiger affectirter Geringschätzung überließ und sich das alte Erbtheil der classischen Studien vorbehielt, wie denn auch Halley nur kurze Zeit Oxford angehörte. Übrigens ist bekannt genug, daß auch auf dieser Bahn Oxford gar bald zurückblieb und keine Namen aufzuweisen hat, die es den Bentleys und Porsons entgegenstellen könnte. Jener philosophische Geist theilte fortan in Cambridge allen Zweigen der Studien ein, wenigstens verhältnißmäßig, frischeres Leben mit, während in Oxford der gänzliche Mangel jeder philosophischen Grundlage, indem die Scholastik, auch abgesehen von ihrer wesentlichen Unzulänglichkeit, zu bloßem leerem Formelwesen herabsank, schon an und für sich hinreichte, alles geistige Leben zu lähmen und den oben gedachten materiellen Momenten, welche freilich auch in Cambridge wirksam genug waren, eine um so verderblichere ungestörtere Wirksamkeit zu sichern.

Literatur. 1) *A. Wood*, Historia et antiquitates Universitatis Oxoniensis etc. translated and continued by *J. Gutch*. 5 vol. 4. 1786. 2) *A. Wood*, Athenae Oxonienses. 2 vol. Fol. 1721. New edition and continuation by Dr. *Philip Bliss*. 1820. (?) 3) *Ayliffe*, Ancient and present state of the University of Oxford. 2 vols. 1714. 4) Teerae filius, or the secret History of Oxford by *Amherst*. 2 vol. 1754. 5) *Chalmers*, History of the Colleges, Halls etc. of the Univ. of Oxford. 2 vol. 1810. 6) History of the Univ. of Oxford with plates etc. publ. by *Ackermann*. 2 vol. 4. 1814. 7) Statutes of the Univ. of Oxford. 4. 1820. 8) Oxoniana being a collection of curious anecdotes etc. 4 vol. 12. 9) Oxford Guide. 1827. 10) G. F. A. Wendeborn, Zustand des Staats, der Religion, der Gelehrsamkeit und der Kunst in Großbritannien gegen Ende des 18. Jahrh. 1785. 4 Bde. 11) Alberti's Briefe, betreffend den allerneuesten Zustand der Religion und der Wissenschaften in Großbritannien. 4 Bde. 1752—1754. 12) Spieker's Reise durch England ꝛc. 1818. 2 Bde. Einiger anderer neuerer Reisen nicht zu gedenken, gibt auch der vortreffliche Roman Reginald Dalton von Lockhard ein lebendiges Bild von dem akademischen Leben in Oxford, und obgleich die vor einigen Jahren unter dem Titel Alma mater erschienene Schrift zunächst von Cambridge handelt, so gelten ihre Angaben doch auch in vieler Hinsicht von Oxford. Zu beachten ist auch die seit etwa 15 Jahren auf dem Gebiete der periodischen Presse gelegentlich geführte Polemik gegen die Universitäten, besonders im Edinburgh und Westminster Review, für sie besonders im Quaeterly Review. Beachtenswerthe Bemerkungen über den höhern wissenschaftlichen Unterricht in England enthält eine Schrift von Edgeworth On professional education. Proben eigentlicher akademischer Geistesproducte geben: Oxford English Prize Essays etc. from 1771—1831. 4 vol. Oxford Prize Poems, to 1830. Mathematical Questions proposed at the public Examinations in the Univ. of Oxford from 1826—1831. (*V. A. Huber.*)

OXFORD, Grafschaft im Staate Maine in Nordamerika, wurde im J. 1798 aus den nördlichen Theilen von Cumberland und York gebildet; sie grenzt im Norden an Canada, im Nordosten an Somerset, im Süden an Cumberland und York, im Westen an New-Hampshire. Diese große Landschaft ist noch wenig angebaut, wird vom Sagadahok, dem Dead und Saco bewässert und enthält den Umbagogsee. Nur an den südlichen Flüssen findet etwas Anbau statt. Im J. 1810 hatte sie 17,630 Einw., 1820 war diese Zahl bis zu 27,185 gestiegen. Jagd, Holz- und Pelzhandel sind die wichtigsten Beschäftigungen. Hauptort ist Paris.

Mehre Orte in den vereinigten Staaten führen die-

sen Namen, von denen folgende die wichtigsten sind: 1) Dorf in der Grafschaft Talbot im Staate Maryland mit einem guten Hafen. 2) Township in der Grafschaft Butler, im Staate Ohio, mit einer Universität. 3) Township in der Grafschaft Newhaven in Connecticut mit einem Postamte und 1500 Einw. 4) Township in der Grafschaft Coshokton im Staate Ohio. 5) Township in der Grafschaft Delaware in Ohio mit einem Postamte. 6) Township in der Grafschaft Guernsey in Ohio. 7) Township in der Grafschaft Tuscarawas in Ohio. 8) Hauptort in der Grafschaft White in Illinois. 9) Township in der Grafschaft Worcester in Massachusetts. 10) Township in der Grafschaft Sussex im Staate Neujersey, am Delaware liegend mit 2500 Einw. und Eisenwerken. 11) Township in der Grafschaft Chenango in Neu-York, am Chenango liegend mit 3000 Einw., Postamte und Akademie. 12) Township in der Grafschaft Chester in Pensylvania. (*L. F. Kämtz.*)

OXFORD, der englische Grafentitel, wurde zuerst von König Heinrich II. im J. 1155 an Alberich (Aubry) de Vere verliehen, und hat sich länger denn ein halbes Jahrtausend in der Familie de Vere (s. d. Art.) vererbt. Aubry de Vere, der 19. Graf von Oxford, starb ohne männliche Erben den 12. März 1703, und der Titel von Oxford ruhete, bis die Königin Anna ihn den 24. Mai 1711 zu Gunsten des Lord Großschatzmeisters, des berühmten Robert Harley, erneuerte. Die Harley waren ein altes Geschlecht der Provinz Shropshire. Ein Richard de Harley, Robert's Sohn, besaß an 3. Eduard's I. das Stammhaus Harley in Shropshire, besuchte an. 28 Eduard's das Parlament als Abgeordneter seiner Grafschaft, war auch Sheriff von Staffordshire, und starb 1319. Sein Sohn, Robert de Harley, erheirathete mit Brian's de Brampton Erbtochter, Margaretha, das stattliche Haus Brampton-Brian, in Herefordshire, welches seitdem der Familiensitz wurde, bis das neuere Eyewood an dessen Stelle trat. Robert's Sohn, Robert III., auf Harley und Willeigh, hinterließ einen Sohn, Brian, der als Besitzer von Brampton, Buckton und Pedwardin (beide in Herefordshire, dieses südlich, jenes nordöstlich von Brampton) vorkommt. Brian's Urenkel, Johann, wurde von König Eduard IV. auf dem Schlachtfelde von Tewkesbury zum Ritter geschlagen. Johann's Abkömmling im sechsten Grade, Eduard, Ritter des Bathordens und Gouverneur von Dünkirchen, während Karl's II. Besitz (st. 1700), hatte die Söhne Robert, Eduard und Nathanael. Der älteste dieser drei Söhne, Robert, war zu London, den 5. Dec. 1661 geboren, und entwickelte frühzeitig ein bedeutendes Talent, das seine Ausbildung in dem Pensionat eines Geistlichen, Namens Birch, erhielt. Dieser Birch bewohnte ein kleines Gut in der Nähe von Burford, in Oxfordshire, und hatte manche andere bedeutende Staatsmänner, wie die Lords Trevor und Harcourt, auch ein Dutzend parlamentarische Notabilitäten gebildet. In dem Beginnen der Revolution von 1688 führte Eduard dem Prinzen von Oranien eine auf seine Kosten ausgerüstete Reiterschar zu, und der älteste Sohn verfehlte nicht, dem Beispiele des Vaters zu folgen, ohne doch großen Vortheil von dieser ungewöhnlichen Anhänglichkeit für die protestantische Sache zu ernten. Im J. 1690 trat Robert in das Unterhaus, und die Tories, denen es besonders in dem Processe des Sir John Fenwick (1697) mit großem Eifer diente, brachten es dahin, daß er sowol im J. 1701 als 1702 zum Sprecher des Hauses erwählt wurde. Bei der letzten Wahl hatte er wider die entschiedene Abneigung des Königs Wilhelm zu kämpfen, obgleich er in der frühern Sitzung der Regierung Dienste von Wichtigkeit geleistet hatte, insbesondere in der Angelegenheit der Erklärung der Rechte des Königreichs, wodurch die protestantische Kronfolge festgesetzt worden. Als Sprecher mußte Harley die Adresse der Gemeinen in dieser Angelegenheit in das Oberhaus tragen, und Kneller hat in einem Gemälde Harley's nach dem Leben diese Begebenheit auf die Nachwelt gebracht, ein neu geschaffenes Amt bei der Schatzkammer den Sprecher für seine Bemühung belohnt. Seine steigende Wichtigkeit gewahrend, besonders, nachdem es ihm gelungen, die Anklage gegen Lord Halifax zu unterdrücken, fing er an, sich von den Tories zu entfernen, ohne darum in die Reihe der Whigs einzutreten, bis nach Wilhelm's III. Tode die Frage aufgeworfen wurde, ob England in dem spanischen Successionskriege Antheil zu nehmen habe. Harley erklärte sich für die Kriegspartei und folglich für Marlborough. Darum konnte die neue Königin, als sich ihr Parlament im J. 1702 versammelte und Harley abermals zum Sprecher erwählt wurde, nicht umhin, dem Hause ihre Zufriedenheit mit dieser Wahl auszudrücken. Sie fand überhaupt, so groß war bei allen Parteien die Achtung für des Gewählten Talent und Rechtschaffenheit, beinahe allgemeinen Beifall, und nur einige Neider konnten sagen: „Da derjenige, den man jetzt zum Sprecher vorschlägt, ein Mann von erprobter Treue ist, so kann man bei ihm vieles übersehen, was bei Andern gefährlich sein möchte. Dennoch ist es von bösem Beispiele, daß die Wahl jetzt zum dritten Male auf ihn fällt, und wir dürfen so etwas nicht aufkommen lassen." So in dem Element seiner Macht befestigt, begann Harley alsbald wieder, jedoch mit großer Schonung für die Whigs, und unter einigem Hinneigen zu den Tories, seinen eigenen Weg zu verfolgen, und sich als das Oberhaupt einer Partei zu geben, die in ihrem Entstehen nur schwach, allmälig durch Überläufer von jeglicher Farbe Verstärkung erhielt. Nur in der äußern Politik blieb Harley mit Marlborough vollkommen einverstanden; er verschaffte Geld zur Fortsetzung des Krieges und hielt auf diese Weise den Feldherrn in einer gewissen Abhängigkeit. Hierdurch allein wurde es ihm möglich, im J. 1704 Geheimrath und Staatssecretair zu werden, und zugleich, was man noch nicht gesehen, Sprecher zu bleiben. Seine doppelte Wirksamkeit ging mit der Auflösung des Parlaments zu Ende; als Staatssecretair hat er sich in der durchgeführten Union von England und Schottland ein schönes Monument gesetzt. Sehr charakteristisch für seine Ansicht dieser Union ist ein Ausdruck, der ihm, als er schon nicht mehr Staatssecretair war, in einer parlamen-

Digitized by Google

tarischen Debatte über die Besteuerung der schottischen Leinwand entwischte. Die Schotten sprachen dagegen: „Wie," zürnte plötzlich Harley, „haben wir die Schotten nicht gekauft, und erlangten wir dadurch nicht das Recht, ihnen Taxen aufzulegen? Oder haben wir zu was Anderm das Äquivalent gegeben?" Der grobe Ausfall machte der Debatte ein Ende. Von den Tories nochmals in seiner amtlichen Wirksamkeit angegriffen, scheint Harley einen Augenblick dem Gedanken zu vollständiger Vereinigung mit den Whigs gehuldigt zu haben. Er gab sich viele Mühe, sich bei der Herzogin von Marlborough einzuschmeicheln, und versuchte insgeheim alle Mittel, ihre Gunst zu gewinnen, denn er fürchtete, die heftige Gemüthsart dieser Dame möchte ihm einst ebenso nachtheilig werden, als sie es vielen Andern gewesen; allein die stolze und halsstarrige Sarah verachtete alle Aufmerksamkeiten, alle Huldigungen des Staatssecretairs. Hier abgewiesen, mit Godolphin verfeindet wegen eines Zollgesetzes, das im Gefolge der Union und gegen Harley's Ansicht durchgegangen war, beleidigt, wie es heißt, daß man ihm die Mittel verweigerte, eine bedeutende Sinecure zu erkaufen, mit deren Hilfe er häuslichen Finanzverlegenheiten abzuhelfen gedachte, fing er an, sich von seinen bisherigen Freunden abzusondern, und die Partei, die ihm persönlich ergeben, auf alle Weise zu verstärken. Während er Marlborough's Siege in den Niederlanden auf die ausschweifendste Weise feierte, war er unablässig bemüht, seiner Feindin, der Herzogin von Marlborough, die wankende Gunst der Königin vollends zu rauben. Unter dem Vorwande von Geschäften durfte der Staatssecretair nicht selten bei Nacht der Monarchin seine Aufwartung machen, und dann pflegte er ihr Dinge zu entdecken, welche die übrigen Minister, seinem Vorgeben nach, geheimlichen wollten. Nachdem er aber einmal die Gesinnungen der Königin erforscht hatte, ward es ihm leicht, sie seiner Meinung geneigt zu machen. Um nicht durch allzuhäufiges Kommen und Gehen Verdacht zu erregen, suchte Harley Jemanden in der unmittelbarsten Umgebung der Königin zu gewinnen, dem er seinen Verkehr mit ihr anvertrauen könne; seine Wahl fiel auf ein Hoffräulein, die Abigail Hill. Er gewann sie durch das Versprechen von Ehrenstellen und von einer vortheilhaften Heirath, und die Listige wußte den Auftrag, die Marlborough und Godolphin anzuschwärzen, mit dem glänzendsten Erfolge durchzuführen. Indessen Harley sich insgeheim in der Gnade der Königin festzusetzen suchte, und sich eifrig um die Freundschaft einflußreicher Höflinge bewarb, ließen seine Freunde kein Mittel unbenutzt, um ihm die Zuneigung und Achtung aller Stände zu erwerben. Vorzüglich unterstützten ihn hierbei St. John und Simon Harcourt, Männer von ausgezeichneten Gaben, die beinahe jede Nacht mit ihm Zusammenkünfte hatten; hier entwarf Harley den Plan zu fernern Angriffen auf seine Collegen; hier bearbeiteten St. John und Harcourt die herrlichen Reden, durch welche sie das Haus der Gemeinen zu beherrschen gedachten. Niemand ahnete das Mindeste von ihrem Getreibe, und Sacheverel, der stürmische Prediger, der sie gänzlich in den Interessen des Ministeriums verfangen wähnte, richtete gegen sie den ganzen Gluthstrom seiner Beredsamkeit, und zeichnete sie in einer ländlichen Kanzelrede als falsche Brüder und unechte Geburten. Die Zeit, öffentlich mit Godolphin zu brechen, war noch nicht gekommen, das Parlament insbesondere von diesem Minister zu abhängig; auch suchte der Prinz von Dänemark, im Interesse des Staates, so viel möglich bei seiner königlichen Gemahlin den Credit Marlborough's aufrecht zu erhalten. Die Ereignisse des Feldzuges vom J. 1707, die Schlacht von Almansa, die Aufhebung der Belagerung von Toulon, hätten vielleicht für Harley die Einladung zu einer muthigen, parlamentarischen Offensive werden können, als ein geringfügiger Vorfall ihn zu Rechtfertigungen nöthigte, statt ihm Angriffe zu erlauben. Einer seiner Secretaire, Gregg, war durch Ausschweifungen in Schulden gerathen, und hatte, sich zu retten, einen verrätherischen Briefwechsel mit dem französischen Minister Chaucillard angeknüpft. Einige aufgefangene Schreiben setzten seine Strafbarkeit außer Zweifel, er wurde in dem geheimen Rathe verhört, und sodann den Gerichten übergeben. Hier enthielt er sich jeder Vertheidigung, er bekannte sein Verbrechen, und überließ sich lediglich der Gnade der Königin. Er wurde als Hochverräther verurtheilt, nach dem Gefängnisse zurückgebracht und in Ketten gelegt, die Stimme des Volkes aber bezeichnete den Staatssecretair als seinen Mitschuldigen. Diese Stimme drang bis in das Oberhaus, und die Pairs sahen sich veranlaßt, eine Untersuchung zu verordnen. Die Commissarien, der Herzog von Somerset, der durch seine Feindschaft gegen Harley bekannte Graf von Sunderland, und die Lords Somers und Halifax, glaubten von Gregg durch Verheißung einer Begnadigung die Angabe der Mitschuldigen zu erhalten, und begaben sich daher während der Frist bis zur Vollstreckung des Urtheils, die sogar wiederholt verlängert wurde, sehr häufig zu dem armen Sünder, aber er wollte Niemanden anklagen, so viele Namen man ihm auch in den Mund legte. Ja, er erklärte standhaft und mit voller Geistesgegenwart bis auf den letzten Augenblick seines Lebens, daß sein Herr auch nicht von Fern um sein Verbrechen wisse. Ebenso fand sich bei der Untersuchung von Harley's Schriften auch nicht der mindeste Grund, ihn der Theilnahme zu bezüchtigen; aber weder das Zeugniß des Sterbenden, noch das Ergebniß der Untersuchung, noch die Bemühungen des Lords Somers, waren hinreichend, die boshaften Andeutungen des Grafen von Sunderland, oder das gefaßte Vorurtheil der Menge zu widerlegen. Harley, gewahrend, daß er sich schwerlich am Hofe würde behaupten können; zumal die Herzogin von Marlborough, jetzt endlich aus ihrem Schlafe zu erwachen schien, that, wie ein geschickter Fuhrmann in bedenklichen Umständen zu thun pflegt, er schmeichelte seinen Rossen, und suchte einen andern Weg, den er, ohne Gefahr umzuwerfen, auf seiner Flucht verfolgen könne; d. h. er näherte sich der Partei, mit der er durch persönliche Stellung am nächsten verwandt, und stimmte gegen das Ministerium für die Abschaffung des geheimen Raths von

Digitized by Google

Schottland. Er hatte hierin, so sehr Marlborough, während der Debatten gleichgültig zu bleiben schien, den richtigen Weg eingeschlagen; denn die Königin, eben noch so schwankend und wandelbar in ihrer Zuneigung, war plötzlich für Harley gewonnen, und die Hill, jetzt Mistreß Masham, unterließ nicht, seinen Vortheil noch weiter zu fördern. Abermals wurden bei Hofe viele Dinge in der Stille der Nacht verhandelt, obgleich ein Augenübel die Königin belästigte. Sehr unzufrieden mit diesen nächtlichen Conferenzen, sagte der Prinz von Dänemark: „Es ist kein Wunder, daß die Königin von Augenschmerzen geplagt wird; es ist vielmehr ein Wunder, daß sie nicht auf andere Weise erkrankt, da sie so spät zu Bette geht!" Diese Ausdrücke, die, wie man glaubt, nicht zufällig dem Prinzen entwischten, wurden der Herzogin von Marlborough überbracht; sie umstellte die Königin mit Spionen, und ließ sich regelmäßig berichten, wer in dem Palast aus- und eingehe. Und als sie jetzt dasjenige bestätigt fand, was sie vermuthet hatte, und zuverlässige Beweise empfing von Harley's bösem Willen, überließ sie sich der ganzen Heftigkeit ihres Gemüths. Sie bedrohte und bestürmte die Königin, sie mißhandelte nicht weniger ihren Gemahl, daß dieser in der Angst seines Herzens nach dem festen Lande entfliehen und vor der Zeit den Feldzug eröffnen wollte. Tag und Nacht angerufen, daß er die seiner Gemahlin widerfahrene Beleidigung ahnde, und die Königin zwinge, wieder zu lieben, was ihr nicht mehr liebenswürdig erschien, begehrte der Herzog sowol des Prinzen von Dänemark, als seiner Freunde Rath. Er war bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Dinge leicht gegeben. Marlborough und Godolphin erklärten der Königin, daß Harley abgesetzt werden müsse, wenn sie und ihre Freunde noch länger dienen sollten. Die Königin nahm eine Woche Bedenkzeit, es unterstützten aber viele Große und zuletzt noch der Prinz von Dänemark der Minister unehrerbietiges Gesuch. Harley selbst rieth zur Nachgiebigkeit, und erschreckt durch ihres Bruders Vorbereitungen zu einer Expedition nach Schottland sprach Anna des Staatssecretairs Entlassung aus. Mit großem Unwillen und nicht ohne Thränen schied Harley von seinem Posten, wenn gleich die Königin ihm noch in der letzten Stunde beruhigend gesagt hatte: „So ist der Monarchen unseliger Zustand, sie sind genöthigt, ihre Freunde aufzugeben, um sich ihren Feinden gefällig zu zeigen." Diese Ungnade war jedoch nur scheinbar, während er auf den Bänken der Opposition seinen Sitz nahm, und heute die Minister beschuldigte, die Unruhen in Schottland seien das Werk ihrer Fahrlässigkeit, ein anderes Mal zum Hause sprach: „Ihr irret Euch sehr, wenn Ihr glaubet, daß sie (die Marlboroughs) Haß oder Liebe für den Prätendenten, oder irgend etwas anderes Menschliches, außer der Rücksicht auf sich selbst zum Beweggrunde haben;" jetzt von Sunderland in Anspruch genommen wurde, wegen eines Silberservice, das er als Sprecher nach altem Brauche aus der Silberkammer empfangen und gegen den alten Brauch behalten hatte, und das ihm die Königin alsbald durch ein neues Geschenk bestätigte; während aller dieser Zänkereien behauptete Harley einen unermeßlichen Einfluß. Die Königin that nichts von einiger Wichtigkeit, ohne seine Meinung insgeheim zu fodern, und seine Masham setzte sich immer fester in der Gnade ihrer Gebieterin; denn die Herzogin von Marlborough erschien nur selten mehr bei Hofe; Godolphin und der Admiral Churchill wollten es so, und bewiesen sich hierin als sehr ungeschickte Rathgeber. Der Herzogin Abwesenheit machte ihren Feinden Muth, und ihre Freunde kleinmüthig. Auch das Absterben des Prinzen von Dänemark am 28. Oct. 1708 war für Harley ein günstiges Ereigniß, gleichwie seine Partei durch den Zutritt der Herzoge von Shrewsbury und Hamilton eine namhafte Verstärkung erhielt. Während er selbst in den höhern Regionen wirkte, waren seine Freunde, der bisherige Kriegssecretair Heinrich St. John und der General-Fiscal Simon Harcourt nicht minder thätig in ihrer Sphäre, seitdem sie ebenfalls ihre Ämter niedergelegt hatten. St. John, ein Mann von großen Fähigkeiten, aber schlechten Grundsätzen, fesselte die jungen Leute an seine Person; denn die ausschweifendsten Menschen und muthigsten Köpfe waren seine vertrautesten Freunde, und Harcourt, der mehr seines natürlichen Verstandes, als gründlicher Gelehrsamkeit wegen berühmt, hatte die armselige Schar hungriger Advocaten, und alle diejenigen, welche ihr Vermögen durchgebracht und sich in Schulden gestürzt hatten, oder die in Processe oder Gerichtshändel verwickelt oder wol gar gesetzlicher Bestrafung ausgesetzt waren, zu seinem Gefolge. Die Whigpartei selbst, getheilt in alte und neue Whigs, diese der Gegenstand von Godolphin's parteiischer Vorliebe, hatte ihre compacte Haltung verloren. Ganz England, der Last des vieljährigen Krieges beinahe erliegend, seufzte um Frieden, auch der Königin Verlangen nach Beendigung des Krieges stieg, wie ihre Abneigung gegen die Herzogin von Marlborough zunahm. Harley konnte es wagen, eine Probe vorzunehmen, wie weit seine Kräfte reichen dürften; seinen Freund Harcourt suchte er in das Unterhaus einzuführen. [illegible] die Wahl wurde vernichtet, trotz der hinreißenden Beredsamkeit des Candidaten, und Harley mußte sich überzeugen, daß er noch weitern Beistand suchen müsse, um ein so festgewurzeltes Ministerium zu sprengen. Durch D. Atterbury's Vermittelung machte er die strengen Tories seinen Maßregeln geneigt. Viele von Marlborough's Partei wurden durch Hoffnungen von Jahrgeldern und Ämtern verlockt, Andere, wie die Foley und Winnington, blendete die Gunst, in welchee sie den abgesetzten Staatssecretair erblickten. Die Freunde der Königin, Harley's Creaturen, Harcourt's Clienten und die Theilnehmer und Werkzeuge von St. John's Vergnügungen wurden unter der gleichen Fahne vereinigt. Auch viele edle und erlauchte Personen, von einem alten Grolle gegen Marlborough beherrscht, nahmen jetzt Antheil an dieser Coalition seiner Feinde. Das Bedientenheer des Herzogs von Ormond, und der Pöbel der Hauptstadt standen ihnen zu Gebote. Die Herzoge von Somerset, von Newcastle und Queensberry, und viele andere Edelleute wurden durch die Königin selbst zum Abfalle von Marlborough verlei-

Digitized by Google

tet. Von der Königin verlassen, von der öffentlichen Stimme einer muthwilligen Verlängerung der Kriegsdrangsale angeklagt, und als der Urheber aller Gefahren der Kirche gebrandmarkt, mußte der alte Feldherr sogar unter der Theuerung und Seltenheit der französischen Weine leiden. Alle Weintrinker, und es hat daran niemals dem fröhlichen Altengland gefehlt, darunter der eigene Bruder des Herzogs, erklärten, daß der Mangel an französischen Weinen unerträglich sei, und daß sie bei einem so großen Elende kaum leben könnten; auch sie wurden Marlborough's Feinde, und zwar unternehmendere Feinde, als es die friedlichen Kaffetrinker dem continentalen Kaiser gewesen sind. Alle Zechbrüder, viele Ärzte, eine große Menge von Rechtsgelehrten und die Mehrzahl der niedern Klerisei, endlich auch die lockern Weiber, standen mit Harley's Faction in Verbindung. So war die Lage der Parteien beschaffen, als der D. Sacheverel durch seine berühmte Predigt vom 5. Nov. 1709 und seine wüthenden Declamationen gegen die Minister und gegen die Revolution das erste Zeichen der Explosion gab. Zögernd, und zum Theil höchst ungern, denn es erschreckte sie die bedenkliche Gährung der Hauptstadt, beschlossen die Minister, die Redner zur Verantwortung zu ziehen. Die Königin, die Verlegenheit und die Unbeliebtheit ihrer Räthe gewahrend, suchte auf Harley's und der Masham Zureden davon Vortheil zu ziehen. Die Pairs wurden eingeladen, vor ihr zu erscheinen und in ihrem Cabinet lag sie ihnen, Mann für Mann, sehr ernstlich an, ihrer Pflichten gegen die Monarchie und der gegenwärtigen Gefahren eingedenk zu sein, und weder einem die Armee betreffenden Vorschlage, den Marlborough vorlegen sollte, beizustimmen, noch zu gestatten, daß Mistreß Masham von ihr entfernt werde, sondern sich jeder Motion in dirser Hinsicht zu widersetzen. „Wenn eine meiner Empfehlungen," mit diesen Worten schloß die Ermahnung, „wenn eine meiner Empfehlungen bei Ihnen von Gewichte war, wie ich weiß, daß es viele gewesen sind, so wünsche ich, daß auf diese besonders Rücksicht genommen werde." Ein so entschiedener Ausspruch konnte seine Wirkung auf einen großen Theil der Geladenen nicht verfehlen; aber auch ohne ihre Mitwirkung war die von Harley gebildete Coalition jetzt mehr, als hinreichend, um die Macht und das Glück Marlborough's zu zerstören. Schon fing Harley an, von der Vertheilung der Ämter zu sprechen, und hierbei vorzüglich wußte er allen Leidenschaften zu schmeicheln. Er, echtes Urbild heutiger, verantwortlicher Minister, war gewohnt, mit den Eiferern aller Secten und Parteien zu schmausen, und sie durch köstliche Mahlzeiten für seine Zwecke zu gewinnen. Bei solchen Gelegenheiten war er hingebend, wie Niemand; nichts schlug er den Bittenden ab, was sie auch verlangen mochten, und für jeden hatte er wenigstens eine Hoffnung in Bereitschaft. Nach seinem Vorgeben sollte der Herzog von Somerset das Hauptruder der Regierung führen. Das Commando der Armee bestimmte er dem Kurfürsten von Hanover, oder dem Grafen von Rivers, oder dem Herzoge von Ormond, oder sonst Jemandem, wie es die Leichtgläubigen, mit denen Harley eben zu thun hatte, am liebsten hörten. Dem Herzoge von Shrewsbury, der nicht so leicht zu überreden war, Ungewisses dem Gewissen vorzuziehen, wurde das Amt eines Lordkämmerers für eine bestimmte Zeit von Jahren zugesichert.

Nach Weihnachten wurde die Sache des D. Sacheverel im Unterhause vorgenommen. Harley schien in einer Rede, worin er die Angeklagten nicht im mindesten vertheidigte, sondern vielmehr die Freiheit verdammte, deren sich die Priester auf der Kanzel bedienten, die Predigt als einen Cirkel von unzusammenhängenden Worten zu betrachten. Doch mußte er gestehen, daß einige aus der Predigt gezogene Stellen, sowie man sie in der Anklage, mit Abänderungen in der Ordnung der Worte, zusammengestellt hatte, so beschaffen wären, daß er sie nicht billigen könnte, wenn er auch nicht glaubte, daß sie den Vorwurf von Hochverrath und Verbrechen verdienten. Er war daher der Meinung, daß die Bestrafung entweder dem Parlament überlassen, oder vielmehr das ganze Verfahren aufgehoben werden solle. Denn er hielt den Mann nicht für wichtig genug, um ihn vor dem Hause des Lords rechtlich zu verfolgen, ob er gleich eingestand, daß die Predigt mehr beleidigend, als gottesfürchtig wäre. Die Mitglieder machten die Bemerkung, daß Harley sich in seiner Rede gleichfalls eines solchen Cirkels von unzusammenhängenden Worten bedient, wie er ihn an dem Prediger tadle, sodaß das Haus keineswegs aus seinen Ausdrücken abnehmen könne, ob er für oder wider den Angeklagten gesprochen habe. Seine Halbheit ergriff auch seine Freunde, und die Anklage wurde erkannt, von dem Oberhause das Schuldig ausgesprochen. Das Urtheil, dreijährige Suspension von dem Predigtamte, war jedoch für das Ministerium eine vollständige Niederlage, und würde augenblicklich dessen Auflösung nach sich gezogen haben, hätte nicht der alte Haß zwischen Harley und Rochester, dem die eifrigsten Tories und beinahe sämmtliche Freunde des Prätendenten zu Gebote standen, die Thätigkeit der Sieger gelähmt. Harley hielt es für nöthig, mit der äußersten Mäßigung zu Werke zu gehen, und scheute besonders die Macht und Unbeständigkeit des Parlaments. Er beschloß, ein neues an dessen Stelle zu setzen. Der Strom der öffentlichen Meinung war für die Tories, die Wahlen fielen im Allgemeinen zu ihren Gunsten aus, so sehr sich auch Harley bemühete, sie auf seine eigentlichen Freunde zu lenken. Mit vieler Gewandtheit hatte er Leuten von verschiedenen Parteien Verhaltungsregeln gegeben, wie sie ihm die Gemüther des Volkes gewinnen und dieses Volk mit seinen Maßregeln aussöhnen könnten. Aber Fortur equis auriga, nec audit currus habenas, hatte ein Freund ihm warnend zugerufen, als zuerst von der Parlamentsverwilderung die Rede gewesen, und er sollte durch eigene Erfahrung lernen, wie schwer es sei, in einem Nachen eine Seefahrt vorzunehmen. Das Parlament war noch nicht zusammengetreten, als sich Harley überzeugen mußte, daß es ihn weit über die Grenze reißen würde, welche er sich als die Grenze vernünftiger Mäßigung vorgezeichnet hatte. Einstweilen begann, was auch in con-

Digitized by Google

stitutionellen Staaten den Machthabern das Wesentlichste, der Wechsel in den Stellen; mit dem Großschatzmeister Godolphin mußte der Anfang gemacht werden. Sieben Commissarien theilten sich in sein Amt, unter welchen Harley selbst, jetzt auch zugleich Kanzler der Schatzkammer, der erste (1710); Harcourt wurde Großsiegelbewahrer, St. John Staatssecretair; das Commando der Armee blieb dem Herzoge von Marlborough. Harley, in den herkömmlichen Ansichten eines Engländers aufgewachsen, wollte die Freundschaft mit Holland nicht gewaltsam zerreißen. Daher durfte in der Leitung des Kriegs wenigstens scheinbar keine Veränderung eintreten. Den fremden Ministern und den Gesandten der Alliirten erklärte Harley, daß er sich bei dem Ministerium bemühe, das Bündniß zu befestigen, nicht aufzulösen; seinen Landsleuten sagte er, sein Amt habe er übernommen, um ihre Freiheiten zu vertheidigen, die Kirche in ihrer Betrübniß zu unterstützen, und in den so schwierigen Zeiten die Rechte des Volkes und die Würde der Krone zu bewahren. Vielen bekannt, ward er kaum von einem recht gekannt oder verstanden. Die Parlamentssitzungen waren kaum eröffnet, als die wachsende Feindschaft zwischen Harley und Rochester einen wie den Andern veranlaßten, um den Beistand der Whigs zu buhlen. Die Angerufenen hätten gewünscht, mit Harley eine Vereinigung zu treffen, und durch dessen Vermittelung die Herzogin von Marlborough mit der Königin auszusöhnen, aber Marlborough ermahnte sie, ihren Grundsätzen treu zu bleiben, und gab zu verstehen, daß er die Gnade der Königin wieder erlangen werde. Die Vereinigung unterblieb, Harley wurde des einzigen Mittels beraubt, wodurch er den allzuraschen Gang des Parlaments zu zügeln vermocht hätte, und repressalienweise vereitelte er auf der Stelle alle Wirkung einer Gnade, welche die Königin in diesem Augenblick ihrem Feldherrn wieder zuzuwenden schien. Die Reaction gegen die abgesetzten oder bedrohten Minister, in Anklagen oder Verläumdungen, ging ihren stürmischen Gang, doch schien auch jetzt noch Harley dem Grafen von Godolphin ungleich mehr Nachsicht zu schenken, als der übermüthige Rochester. Schon begann er den Überspannten unter seinen Verbündeten als des Moderantismus verdächtig zu erscheinen, man beschuldigte ihn der Prateilichkeit, bezweifelte die Reinheit seiner Gesinnungen, als ein Ereigniß von ungewöhnlicher Art seinen sinkenden Einfluß von Neuem belebte. Ein französischer Abenteurer, der sogenannte Marquis von Guiscard, wurde wegen eines hochverrätherischen Verkehrs mit seinem Vaterlande vor dem geheimen Rathe vernommen. Verschiedene Fragen ließ er unbeantwortet. Plötzlich ergriff er das vor ihm liegende Federmesser, und Harley, von dem Franzosen wohl getroffen, sank besinnungslos zu Boden. Dieser Mordversuch, ohne ernstliche Folgen für das Opfer, zerstreute allen Verdacht der Tories, und gebot den Böswilligen Schweigen. Die beiden Häuser erklärten in einer Adresse an die Königin, daß des Sir Robert Harley's Diensteifer und Treue die Dolche der Papisten und einer unbändigen Faction gegen ihn bewäffnet hätten. Als der Minister zum ersten Male nach seiner Genesung, in dem Unterhause erschien, bewillkommte ihn der Sprecher auf eine höchst schmeichelhafte Weise, und es wurde eine Bill eingebracht, wornach ein Mordversuch auf das Leben eines Geheimraths als Hochverrath gelten sollte. Für so viele Liebe seine Danksagung abzustatten, säumte Harley nicht, einen Finanzplan vorzulegen, mit dem er sich seit längerer Zeit beinahe ausschließlich beschäftigte, und der seinem Dafürhalten nach aller Noth des Volkes und allen Bedürfnissen des Staats abhelfen sollte. Um die Schatzkammer zu erleichtern, verwandelte er die Staatsgläubiger mit dem Gesammtbetrage ihrer Foderungen von neun Millionen in eine Handelsgesellschaft, die mit dem Genusse ausgedehnter Privilegien zugleich den Alleinhandel nach der Südsee haben sollte. Ohne Zweifel schmeichelte sich der Minister, dessen Stärke keineswegs in der Kenntniß auswärtiger Angelegenheiten beruhte, durch die bereits angeknüpften Verbindungen mit Ludwig XIV. für seine Compagnie, den auch noch in spätern Zeiten so sehr überschätzten Handel mit Peru zu erwerben. Diese leichtsinnigen Hoffnungen mußten aber nothwendig an den starren Formen der spanischen Monarchie scheitern, und die unglücklichen Staatsgläubiger waren betrogen, obgleich eine spätere Zeit ihnen die Vortheile des Assientotractats zuzuwenden wußte. Ermuthigt durch die Aufnahme, welche den Schwindeleien der Südseecompagnie, diesem ersten Vorbilde von Law's System und von allen Geldmäkeleien der neuesten Zeit geworden, setzte der Minister auch noch die Errichtung einer königlichen Lotterie durch, und es entschlüpfte ihm bei dieser Gelegenheit ein Ausdruck, der von der tiefen Einsicht des Finanzministers ein belehrendes Zeugniß ablegt. „Es ist der Ruin des Volkes," sagte ihm ein Speculant, der die Lotterie misbilligte. „Es ist der Reichthum des Fürsten," erwiederte der Minister, „diese freiwillige Abgabe ist eine unerschöpfliche Goldquelle für die Schatzkammer." Ein halbes Jahrhundert später, im J. 1773, wurde der Ertrag der Goldquelle zu 150,000 Pf. Sterling berechnet. Die selbstgefällige Zuversicht, die Harley in die Leitung der Finanzen brachte, verließ ihn auch nicht in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten. Am 17. April 1711 schloß der Kaiser Joseph die Augen, ein Ereigniß, welches nothwendig der Politik eine durchaus veränderte Richtung geben mußte, und schon am 22. wurden Namens der Königin Anna die Präliminarartikel mit Frankreich abgeschlossen. Noch in eben diesem Monate ging Prior nach Frankreich, um eine genaue Verbindung zwischen beiden Reichen und vornehmlich die Restauration des Hauses Stuart vorzubereiten. Harley war der protestantischen Thronfolge streng ergeben, was also hier geschah, das mußte er geschehen lassen, weil die überspannte Partei in dem Parlament ihn beherrschte, obwol sie durch den Tod ihres eigentlichen Führers, des Grafen von Rochester, sich beinahe verwaiset fühlte. Ein Vortheil erwuchs ihm indessen aus Rochester's Tode; diese Partei war seitdem genöthigt, in allen Dingen, die nicht ihrer Grundidee, der Wiederherstellung König Jakob's entgegen, für ihn zu stimmen, und ihn und sein Glück

Digitized by Google

mit ihrem ganzen Einflusse in dem Parlament zu unterstützen. Eine solche Combination wollte Harley, die Gedanken erfüllt von dem Alterthum und der Größe seines Geschlechtes, und noch mehr erpicht auf Ehren und Reichthümer, für seine persönlichen Zwecke nicht unbenutzt lassen. Er empfing am 24. Mai 1711 die Titel eines Grafen von Oxford und Mortimer *) und eines Barons Harley von Wigmore Castle, und wurde gleich darauf zum Lord Großschatzmeister ernannt. Die oberste Leitung der Angelegenheiten hatte er schon vorher gehabt, seine Macht schien jetzt auf einer unerschütterlichen Grundlage zu beruhen, das Friedensgeschäft das einzige zu sein, das noch eine ernstliche Anstrengung erfoderte. Dieses Geschäft wurde mit unbeschreiblicher Hast, mit sichtlicher Vernachlässigung der Interessen der Monarchie, mit grober Verletzung des Allianztractats betrieben; es war ausgemacht, daß keine Partei über Frieden einseitig, oder ohne Mitwissen und Beistimmung der übrigen mit dem Feinde in Unterhandlung treten solle, und das Ministerium hatte keine wichtigere Angelegenheit, als die Unterhandlungen mit dem dichtesten Schleier zu bedecken, und zugleich, wo es nur möglich, die Interessen seiner Bundesgenossen bloß zu stellen. Darum konnte auch der schadenfrohe St. John der Königin berichten, er werde die Artikel des Friedens so kochen, daß sie den Ausländern ziemlich sauer schmecken sollten **). Als das Geheimniß sich allmälig enthüllte, da erhoben sich viele Stimmen gegen so ehrloses Verfahren, viele, die an Treue und Glauben hielten, viele, weil sie verzweifelten, unter der gegenwärtigen Leitung einen Frieden zu erhalten, wie ihn die zahlreichen und kostbaren, dem Vaterlande gebrachten Opfer verdienten; andere aus Parteihaß, noch andere, weil sie sich in den von dem Grafen von Oxford gegebenen Hoffnungen und Erwartungen betrogen sahen. Auch als Großschatzmeister war er nämlich seinem Lieblingsspruche „die Menschen sind gewohnt, sich mehr durch Hoffnungen, als durch Belohnungen leiten zu lassen," treu geblieben. Nicht nur die Einwendungen so verschiedener Parteien waren zu beseitigen, sondern Harley mußte auch das ganze Gewicht der Persönlichkeit des Prinzen Eugen ertragen. Ebenso groß in der Kunst zu unterhandeln als zu siegen, kam Eugen, nachdem sein Waffengenosse Marlborough mit dem Ablaufe des Feldzugs vom J. 1711 das Commando der Armee verloren, nach England, um entweder das wahnsinnige und ehrvergessene Ministerium zur Erkenntniß zu bringen, oder aber den Unwillen einer getheilten Opposition zu einer kräftigen Anstrengung gegen die Feinde Marlborough's zu vereinigen. Eugen langte in dem Augenblick an, wo Harley für gut befunden hatte, seine Partei in dem Oberhause durch die Einführung von zwölf neuen Pairs zu verstärken; die parlamentarischen Debatten um die Friedensfrage erhielten aber nichtsdestoweniger durch die Anwesenheit des gefeierten Gastes eine kaum noch erhörte Lebendigkeit, und der Graf von Oxford wurde so weit gebracht, daß er in voller Sitzung die Existenz einer Friedenshandlung leugnete. „Wir kennen," sagte er, „die Obliegenheiten des Bündnisses, und es darf in Rücksicht des Friedens nichts ohne Beistimmung der Alliirten gethan werden; denn nichts kann schändlicher oder thörichter, nichts entehrender oder ruchloser sein, als einen einseitigen Frieden zu schließen." Trotz dieses, dem Minister abgepreßten, Angstgeständnisses erkannte Eugen, daß die Partei, die zu vertreten er gekommen, für den Augenblick der Sympathien der Massen entbehre, er beschränkte sich auf die Rolle des ruhigen Beobachters, suchte in einer Note vom 18. Febr. 1712 das Ministerium über die wahre Lage des Continents aufzuklären, und erhielt wenigstens ein zweifelhaftes Versprechen, daß der Krieg in dem gegenwärtigen Jahre fortgesetzt werden solle. Persönlich hatte Eugen sich übrigens des Großschatzmeisters nur zu beloben, und er ermangelte daher auch nicht, eines Tages den von diesem empfangenen Toast: „dem ersten Feldherrn der Welt," mit dem bekannten Compliment zu erwidern: „Wäre ich das, so müßte ich es Ihnen verdanken." Aber während das Parlament sich mit den Subsidien zu einem neuen Feldzuge beschäftigte, war es entschlossen, alle Friedensbedingungen, von welcher Beschaffenheit sie auch sein möchten, zu billigen; ein Generalcongreß sämmtlicher Bevollmächtigten der Verbündeten wurde auf den 29. Jan. 1712 nach Utrecht ausgeschrieben, und wie gering die Zahl der Minister, welche in dem angesetzten Termin erschienen, so begann doch alsbald, auf die Basis der Präliminarien, das Geschäft der Pacification zwischen England und Frankreich. Sie auch den übrigen Alliirten aufzudringen, nahm das Ministerium Zuflucht zu einer jener Zweideutigkeiten, die wir in unsern Tagen mehrmals, zu Navarin z. B., mit dem glücklichsten Erfolge anwenden sahen. Der Herzog von Ormond, Marlborough's Nachfolger im Commando, erhielt Befehle von einer höchst zarten Doppelsinnigkeit; als er sich nach langen, für die gemeine Sache nutzlosen Demonstrationen von der alliirten Armee absonderte, war es gewiß seine wie des Ministeriums Hoffnung, daß die zahlreichen, in englischen Sold gegebenen Truppen seinem Beispiele folgen würden. Dann wäre es dem Marschall von Villars ein Leichtes gewesen, zuerst den Prinzen Eugen, die Kaiserlichen und Holländer, dann die Söldner, zuletzt die Engländer selbst einzuschließen, und die ganze consöderirte, jetzt so schmachvoll zerstückelte Armee auf einmal und in einem Tage zu zerstreuen. Der höllische Plan scheiterte an der ehrenhaften Gesinnung der Soldtruppen; aber nichtsdestoweniger wurde am 11. April 1713 der utrechter Friede unterzeichnet. Harley, seit dem 26. Oct. 1712 Ritter des Hosenbandordens, hatte auf ihn den Einfluß nicht fortwährend geübt, der seiner Stellung zu gebühren schien; die Unterhandlungen waren zuletzt bei-

*) Diesen als Besitzer von Wigmore, dem alten Hauptsitze der Mortimer. **) Etwas Ähnliches findet sich in der Rede, mit welcher Lord Castlereagh im J. 1815 dem Parlament eröffnete, daß man Österreich, dem vierjährigen, durch die Feuerprobe der höchsten Noth geprüften Bundesgenossen, dem England namentlich 1805 seine Rettung verdankte, daß man diesem Bundesgenossen nur die gebührende Entschädigung für Westgallizien und den zamoster Kreis gebracht habe.

Digitized by Google

nahe gänzlich durch St. John oder Bolingbroke geleitet worden. Früher durch die Bande der innigsten Freundschaft vereinigt, machten Oxford und Bolingbroke die Entdeckung, daß sie beide zu ehrgeizig, um auch nach dem Siege Freunde zu bleiben. Bolingbroke, die Macht und den Einfluß des Grafen beneidend, hatte die Gunst der Mistreß Masham zu erwerben gewußt, und sich, unter ihrem Schutze, einen Einfluß auf die Königin verschafft, den er durch unbegrenzte Deferenz für die Ansichten der Monarchin stets erweiterte. Darum klagte auch Oxford dem Prinzen Eugen, er selbst sei, gleichwie die Königin, zu vielen Maßregeln gegen seinen Willen hingerissen worden. Den steigenden Credit Bolingbroke's wahrnehmend, wünschte Harley nochmals den alten Whigs sich zu nähern; er versuchte es, der Vertheidiger Marlborough's gegen ungerechte oder übertriebene Vorwürfe zu werden, worüber er selbst von St. John und dem Herzoge von Argyle grobe Beleidigungen hören mußte; er bot sogar der verfolgten Partei die Hand zur Versöhnung, und wenn sie in sich einig, oder in der Hitze der Leidenschaften für vernünftige Ansichten empfänglich gewesen wäre, so hätten vielleicht noch ganz andere Friedensbedingungen von Frankreich und im Innern mancherlei Concessionen erlangt werden können, aber der Kriegerstolz Marlborough's erlaubte ihm nicht, auf die Anträge eines Feindes einzugehen. Des gehofften Beistandes der Whigs entbehrend, mußte Harley versuchen sich durch eigene Kräfte gegen Bolingbroke und die eigentlichen Jakobiten zu vertheidigen. Es gelang ihm, einem Antrage Bolingbroke's, daß man der verwitweten Königin, Gemahlin Jakob's II., den ihr zugesicherten Witwengehalt auszahlen solle, auszuweichen. Sie foderte diese Gelder als Königin Mutter und nicht als Königin Witwe. Dieses, zeigte Oxford, könne nach den Gesetzen nicht gestattet werden, indem man ihren Sohn zum Hochverräther gestempelt habe. Viel heftiger wurde der Streit um den Entwurf eines Handelsvertrags mit Frankreich, der in dem Hause der Gemeinen durchfiel. Oxford, schwer verletzt durch die bei dieser Veranlassung von Bolingbroke, Ormond, Harcourt, Atterbury, der Lady Masham empfangenen Beleidigungen, übergab der Königin in einem meisterhaften Aufsatze eine gedrängte Darstellung von Allem, was er seit seiner Ernennung zum Kanzler der Schatzkammer gethan; es war dieser Aufsatz zugleich eine Schutzschrift für sein öffentliches Wirken und eine Anklage gegen den unruhigen Ehrgeiz des Viscount Bolingbroke gerichtet. Er hatte sich aber mit der allmächtigen Masham verfeindet, indem er ihrer Geldgierde zu fröhnen aufhörte, und die Rachsüchtige kehrte die ganze Gewalt der Intrigue und des ihr von der Königin verstatteten Einflusses gegen den Großschatzmeister. Seine Denkschrift blieb unbeachtet. Von dem Hofe abgewiesen, wo seine Feinde herrschten, suchte Harley den Verdacht gegen sie zu bewaffnen, der ihnen am verderblichsten werden konnte. Er beschuldigte den Staatssecretair, daß er den Prätendenten auf den Thron von Großbritannien zu erheben gedenke. Schon vorher war die Zwietracht zwischen Oxford und Bolingbroke so hoch gestiegen, daß dieser freimüthig erklärte, wenn es jetzt die Frage gelte, zwischen dem gänzlichen Untergange ihrer Partei und seiner Aussöhnung mit Oxford, so würde er keinen Anstand nehmen, das Erste zu wählen. Dieser wüthende Haß äußerte sich am 27. Jul. alten Styls 1714 in Gegenwart der Königin in einem bittern Gespräche, das in gegenseitige gemeine Schmähungen zwischen Oxford einerseits und Bolingbroke und der Lady Masham andererseits ausartete. Die Königin, schwer ergriffen durch die unwürdige Scene, die sie versicherte nicht überleben zu können, entsetzte noch am nämlichen Tage den Lordschatzmeister seines Amtes. Der Fall des Ministers war jedoch so wenig vorgesehen, daß es an allen Elementen zur Bildung eines neuen Ministeriums gebrach. Die Rathlosigkeit, die darüber einbrach, und die Anstrengungen, denen die Königin sich hingeben mußte, um irgend etwas an die Stelle des entlassenen Ministers zu setzen, wirkte zerstörend auf ihr schon erschüttertes Gemüth. Am 28. Jul. wurde sie von lethargischen Anfällen ergriffen, am 30. verzweifelte man an ihrem Leben, am 1. Aug. 1714 hatte sie aufgehört zu sein. Lord Oxford, dem Umstande vertrauend, daß er schon früher einen Vetter (oder Bruder), den Thomas Harley, nach Hanover gesendet, um mit dem Kurfürsten zu unterhandeln, begrüßte ihn nun als König in dem Moment der Landung, und blieb, obwol kalt empfangen, in London, bis er, als angeblicher Theilnehmer der sich vorbereitenden Unruhen, am 16. Jun. 1715 verhaftet und in den Tower gebracht wurde. Des Hochverraths angeklagt verlebte er zwei Jahre in dem Gefängnisse, bis ein feierlicher Urtheilsspruch am 1. Jul. 1717 seine Unschuld anerkannte. Harley blieb von nun an allen Geschäften fremd, und widmete sich ausschließlich dem Studium der schönen Künste, und der Sorge für die Bereicherung seiner Bibliothek und Handschriftensammlung. Er starb in dem 63. Jahre seines Alters den 21. Mai 1724. Viele Schriftsteller haben sich bemüht, sein Bildniß der Nachwelt zu überliefern, doch haben sie den Pinsel mit solcher Eigenwilligkeit geführt, daß es schwer halten wird, aus den widersprechenden Ansichten zu einem billigen Urtheile zu gelangen. Der dankbare Pope beschreibt den Minister als eine reine Seele, die dem Neide und der Geldgier unzugänglich; Bolingbroke überläßt sich den Eingebungen des Hasses, wenn er versichert, daß die Tugenden des Grafen von Oxford durch seine Laster verfinstert waren. Auch der Lady Masham Zeugniß „daß Harley sich gegen die Königin als der undankbarste der Menschen erwies," ist verwerflich. Harley war ein Mann von düsterm und verschlossenem Charakter, langsam, scheu, zweifelhaft in Rath und That, überhaupt einer von jenen Staatsmännern, die dadurch regieren wollen, daß sie zwischen zwei entgegengesetzten Parteien die Schalen schwankend erhalten, bis sie endlich für beide Parteien ein Gegenstand des Argwohns und der Verfolgung werden. Er war als Whig aufgewachsen, und obgleich die Umstände ihn vermochten zu den Tories überzugehen, ja an die Spitze derselben zu treten, so konnte er doch nur Widerwillen empfinden gegen jene heftigen Parteimaßregeln, zu welchen die Tories drängten,

Digitized by Google

und deswegen scheint er niemals das volle Vertrauen und die unzurückhaltende Unterstützung derselben genossen zu haben. Wie weit Oxford die Grundsätze der Tories auch trieb, so blieb er doch weit zurück hinter den Eiferern, und er war vielmehr einer von jener politischen Secte, die man damals die whimsicals, die Grillenfänger, nannte, von denen man annahm, daß sie in ihrer eigenen Seele nicht Bescheid wüßten, weil sie den Grundsätzen des Erbrechtes, der Legitimität, anhingen, und zugleich wünschten, daß das Haus Hanover zur Thronfolge gelangen möge. Im Allgemeinen war der Graf voll Mäßigung in allen seinen politischen Ansichten, ein Freund gesetzlicher Freiheit, ein Feind religiöser Verfolgung, obgleich er sehr eifrig der bischöflichen Kirche zugethan und zu ihrem Dienste zwei stattliche Tempel erbaute; ein Finanzminister von sehr mittelmäßigen Fähigkeiten, verrieth er in allen auswärtigen Angelegenheiten jene crasse Unbekanntschaft mit dem Continent, die wir auch noch an seinen späten Nachfolgern bewundern. Übrigens mögen die Urtheile über Harley's Talente als Staatsmann noch so verschieden ausfallen, über einen Punkt sind die Berichterstatter einverstanden, sie rühmen den Schutz, den er jederzeit den Gelehrten angedeihen ließ und seine zutrauliche Hinneigung für Freunde. Seiner kostbaren Bücher- und Handschriftensammlung gedenkt ein eigener Artikel (**Harley'sche Manuscriptensammlung**), nur sind die auf den Einband der Bibliothek verwendeten Kosten daselbst zu niedrig angegeben. Nicht die ganze Bibliothek, sondern nur eine Abtheilung hatte ihm an Einband 18,000 Pf. St. gekostet. — Harley's erste Frau, Elisabeth, war eine Schwester von Thomas, dem ersten Lord Foley, die andere, Sarah, eine Tochter des Ritters Thomas Middleton, starb im J. 1737. Diese letzte Ehe war unfruchtbar, aus der ersten kamen drei Kinder. Eine Tochter, Elisabeth, heirathete am 15. Dec. 1712 den Herzog von Leeds, Peregrine-Hyde Osborne, die andere, Abigail, wurde an Georg Hay, den 7. Grafen von Kinnoul, verheirathet. Der Sohn, Eduard, 2. Graf von Oxford, gefiel der einzigen Tochter und Erbin des im J. 1711 verstorbenen, reichen Herzogs von Newcastle, der Henriette Cavendish Holles, mußte sie aber, da ihm ihrer Mutter entschiedene Abneigung im Wege stand, durch seinen Vetter Eduard Harley entführen lassen. Die Ehe erfolgte sodann am 31. Oct. 1713. Im Oberhause stimmte der Graf stets mit der Opposition. Er starb den 27. Jun. 1741, seine Witwe den 8. Dec. 1753 auf ihrem Prachtsitze Welbeck in Nottinghamshire. Seine einzige Tochter, Margaretha Cavendish Harley, geb. den 11. Febr. 1714, war als die reichste Erbin in England der Gegenstand sehr vieler Speculationen, blieb aber zuletzt dem 2. Herzoge von Portland, Wilhelm Bentink. Sie wurde den 11. Jul. 1734 getraut, und starb den 17. Jul. 1785. In den Harley'schen Titeln und Gütern hatte sie aber dem Vater nicht folgen können, diese waren dem Eduard Harley gesichert, den wir als glücklichen Mädchenräuber kennen lernten, und der ein Sohn jenes Eduard, der mit dem Großschatzmeister einen gemeinschaftlichen Vater gehabt hatte. Eduard, der 3. Graf von Oxford und Mortimer, starb zu Bath den 11. April 1755, aus seiner Ehe mit Martha Morgan fünf Söhne und eine Tochter hinterlassend. Ein Sohn, Thomas, geb. den 24. Aug. 1730, heirathete am 15. März 1752 des Auditeurs Eduard Bangham reiche Tochter Anna (sie hatte einen Brautschatz von 40,000 Pf. St.) und wurde zu Michaelis 1767 zum Lordmayor der Hauptstadt erwählt. Als er sich am 9. Nov. mit dem gewöhnlichen Gefolge nach Whitehall begab, um den hergebrachten Eid zu schwören und bei dieser Gelegenheit sich in eigenen Haaren, statt in der großen, constitutionellen Staatsperücke zeigte, äußerte der Pöbel die lebhafteste Unzufriedenheit über eine so bedenkliche Neuerung, und es wurden große Ausschweifungen verübt. Noch stürmischer waren die Parlamentswahlen im März 1768. Harley, einer der ministeriellen Candidaten für London, wurde nochmals gewählt, obgleich er unter andern den bekannten Liebling des Volkes, Wilkes, zum Concurrenten gehabt. Der Pöbel, in seinen Hoffnungen getäuscht, richtete seine ganze Wuth gegen den Lordmayor, in den Straßen wurden Pfennigbrode, die eben damals sehr klein, auf Stangen zur Schau getragen und die Weiber schrien: **here is Harleys loaf.** Wo der Lordmayor sich blicken ließ, verfolgte ihn ein Regen von diesen Pfennigbroden, ihn zu belehren, daß man ihn für die Ursache des theuern Brodes halte. Ein Kerl warf ihn mit einer Pomeranze, und sie hätte ihm das Auge mitgenommen, wenn er sie nicht glücklich aufgefangen. Den letzten Tag erstürmte der Pöbel den Palast Guildhall und eine wüthende Menge warf sich auf den Lordmayor unter dem Geschrei: **Knock him down!** Es gelang ihm jedoch, von Wilkes kräftig unterstützt, zu entkommen, auch allmälig durch versöhnende Maßregeln die Ruhe wiederherzustellen und in gerechter Anerkennung des hierdurch erworbenen Verdienstes wurde er im Mai 1768 in die Zahl der königlichen Geheimräthe aufgenommen. Thomas starb den 1. Dec. 1804; seine fünf Töchter wurden als reiche Erbinnen sämmtlich verheirathet. Sein ältester Bruder, Eduard, 4. Graf von Oxford, geb. den 2. Sept. 1726, war schon am 8. Oct. 1790 verstorben, ohne daß er aus seiner Ehe mit Susanna Archer Kinder gesehen; Güter und Titel fielen daher an Eduard Harley, den heutigen und 5. Grafen von Oxford und Mortimer, der ein Sohn von Johann, des Lordmayor dritten Bruder. Johann, geb. den 29. Sept. 1728, Bischof von Hereford und Dechant von Windsor, war den 7. Jan. 1788 verstorben, und hatte aus seiner Ehe mit Roach Vaughan von Trebarry vier Kinder hinterlassen, worunter Eduard der älteste Sohn. Es ist derselbe den 20. Febr. 1773 geboren, mit Johanna Scott verheirathet und Vater einer zahlreichen Familie. — Des Grafen eigentlicher Sitz ist, wie schon gesagt worden, Eywood, an der Grenze von Wallis; Brampton scheint gänzlichem Verfall überlassen. Wigmore Castle ist nur mehr in Trümmern vorhanden, aber der uralte, ausgedehnte Park prangt mit dem herrlichsten Bauholze. Das gräfliche Wappen, ein von Außen blau eingefaßter rother, rechter Schrägbalken im goldenen Felde, mit der Devise: **Virtute et fide**, ist dem-

nach gänzlich von dem Wappen der französischen Harley verschieden. Wie ungereimt überhaupt die Angabe, daß die Familie ihre Ahnherrn in dem Hause Harlay in Frankreich suche, geht daraus hervor, daß Richard de Harley bereits im J. 1275 als ein angesehener Edelmann in Shropshire auftritt, während der Stammvater, der französische Harlay, Walther, nicht gar lange vor dem Jahre 1397 geadelt wurde. (*v. Stramberg.*)

OXHOFT, OXHOOFD, OXHOEFT 1) Flüssigkeitsmaß, dessen man sich in den meisten See- und Handelsstädten des nördlichen Teutschlands, Schwedens, Rußlands, Polens, der Niederlande und des westlichen Frankreichs, vorzüglich beim Wein- und Branntwein-, seltener beim Ölhandel, bedient, und welches nach den verschiedenen Ländern und Städten eine verschiedene Größe hat und abweichende Unterabtheilungen erleidet. Nimmt man das preußische Maß als Norm an, nach welchem 60 Quart, deren jedes gesetzlich 64 preuß. Cubikzoll enthalten muß, einen Eimer bilden, so ist das Orhoft in den Städten Berlin, Danzig, Königsberg, Stralsund und Stettin, sowie in allen übrigen preußischen Städten vorschriftsmäßig gleich 3 Eimern, wogegen die in diesen Städten eingeführten Unter- und Oberabtheilungen von einander abweichen. So machen in Königsberg 1½ Orhoft eine Pipe, 2 Orhoft ein Both, in Danzig 2 Orhoft ebenfalls ein Both oder Sectpipe, 4 Orhoft ein Faß, 8 Orhoft eine Last. In Stralsund und den preuß. thüringischen Städten wird zuweilen noch nach alten Orhoften gemessen, welche in jenem 3 Eimer 3½ Quart, in diesen 2 Eimer 56½ Quart fassen. In Bremen ist das Orhoft, welches beim Franzweine 1½ Tierze oder Ahm = 6 Anker = 30 Viertel = 66 Stübchen = 264 Maß oder Quart, beim Rheinwein aber 67½ Stübchen oder 270 Quart enthält, gleich 3 Eimer 7 Quart preuß. Maß; dagegen enthält in Hamburg das Orhoft Franzwein 3 Eim. 19$\frac{1}{11}$ Quart und das Orhoft Franzbranntwein von 30 Vierteln oder 60 Stübchen 3 Eimer 9$\frac{7}{10}$ Quart. Eine ähnliche Verschiedenheit wie in der letztgenannten Stadt findet auch in Leipzig statt. Hier ist das Orhoft Franzwein, welches 2¾ Eimer = 168 Kannen = 336 Nösel = 1344 Quartieren enthält, gleich 2 Eimer 56¾ Quart preuß. Maß, 1 Orhoft Franzbranntwein aber, welches 3 Eimer oder 189 Kannen enthalten muß, gleich 3 Eimer 18½ Quart. In Riga ist der Orhoft Franzwein gleich 3 Eimer 44½ Quart und wird in 1½ Ohm = 6 Anker = 180 Stoof getheilt. In Stockholm wie in den übrigen schwedischen Städten, wo dieselbe Eintheilung stattfindet, enthält das Orhoft 3 Eimer 25¾ berliner Quart; in Warschau und Polen aber, wo es gleich 60 Garniers oder 240 Kynetys ist, 3 Eimer 29½ Quart. In Amsterdam, wo man das Orhoft Franzwein zu 180 Mingels berechnet, kommt es 3 Eimern 45½ Quart gleich. In Bordeaux treten die Barriques an die Stelle der Orhofte, und es macht eine Barrique den vierten Theil eines Tonneau und enthält 1½ Tierçons = 32 Veltes = 110 Pot bei einer Größe von 11.497 par. Cubikzoll oder 228 Litres. Nach preuß. Maße faßt die Barrique 3 Eimer 19$\frac{7}{10}$ Quart. — 2) Bezeichnet man mit dem Namen Orhoft oft die Weingebinde oder Fässer selbst, welche aus den Orhoftstäben oder Faßdauben, welche gewöhnlich 4 Fuß lang und 1—1½ Zoll dick sind, gemacht werden. (*Fischer.*)

OXIA, nach Ptolemäus (VII, 4) ein Vorgebirge der Insel Taprobane, unter 130° der Länge und 7° 30′ der Breite. (*Völcker.*)

OXIAE (Ὀξεῖαι), kleine Inseln vor Ätolien und dem Achelous bei Leukadia, gehörten zu den Echinaden; Homer nennt sie Ὄξιαι „die schnellen;" in den trojanischen Zeiten standen sie nebst den Echinaden unter Meges (Il. B. 629); heute Kurzolari, Skropha. (*Plin.* H. N. IV, 12, 19. *Stephan. Byz.* in Ἀρκτοῦρα. *Strab.* VIII, 351. X, 458 sq.) (*H.*)

OXIANA, ein See zwischen den Flüssen Oxus und Jaxartes, gebildet von einem der Flüsse, welche von den sogdischen Gebirgen kommen, nach Ptolemäus (VI, 12) unter 111° der Länge und 45° der Breite. Nach Mannert (IV, 452) wäre jener Fluß der Steppenfluß Sogd, an dem Samarkand liegt, den Strabon (XI, 518) und Arrian (IV, 61) Polytimetus nennen und der nach ihnen nicht fern von Samarkand unter der Erde verschwindet; vergl. *Curtius* VII, 10. (*Völcker.*)

OXIANA, nach Ptolemäus (VI, 12) eine Stadt am Oxus in Sogdiana unter 117° 10′ der Länge und 44° 40′ der Breite. Vier Grade weiter westlich, unter 113° der Länge und 44° 40′ der Breite liegt ihm, ebenfalls am Oxus in Sogdiana, die Stadt Alexandria Oxiana, in der Gegend, wo sein Zariaspes in den Oxus fällt, während jenes Oxiana ungefähr dem Einflusse des Dargidus in den Oxus gegenüber käme. (*Völcker.*)

OXIANI, sind nach Ptolemäus (VI, 12) ein Volk in Sogdiana am Oxus. (*Völcker.*)

OXICESTA (Insecta), eine von Hübner aufgestellte Schmetterlingsgattung (Verzeichn. 144), deren Kennzeichen darin besteht, daß die Oberflügel mit spitzzackigen weißen Streifen bezeichnet und strahlig gefärbt sind. Es gehören hierher die beiden Arten Serieina und Geographica, welche der Art Gastropacha geographica *Treitschke* entsprechen. (D. *Thon.*)

OXIDRANCAE, nach Ptolemäus (VI, 12) ein Volk in Sogdiana an den sogdischen Bergen. (*Völcker.*)

OXIGONA *Latreille* (Mollusca), eine Weichthierfamilie, ziemlich derjenigen entsprechend, welche Lamarck Malleacea genannt hat. Die Kennzeichen sind: das Hauptschloßband liegt am Rande, ist lang, schmal, stark nach Hinten verlängert, oder sich sogar ganz über den hintern Theil verbreitend. Zwei Sectionen:

1) Das Hauptband gekerbt.

α) Kein Byssus. Muelleria, Crenatula, Gervillia.

β) Ein Byssus. Perna.

2) Hauptband ungekerbt. Malleus, Meleagrina, Avicula, Pinna. (D. *Thon.*)

OXII oder **UXII**. Die Urier, von Plinius (VI, 31) Drier genannt, waren ein tapferes Volk an der Grenze von Susiana und Persis. Sie bewohnten das diese beiden Länder scheidende Gebirge, und hatten daher die aus einem in das andere führenden Engpässe besetzt, sodaß

sie für den Durchgang selbst von den persischen Königen einen Tribut soderten (*Arrian.* III, 17. *Strab.* XV, 3), Plinius nennt sie Iatrones. Auf dem Wege von Susa nach Persis hatte Alexander ihr Land zu passiren und gegen sie zu kämpfen. Er eroberte durch die Verrathung eines unbekannten Weges ihre Felsenstadt. Er war östlich von dem Flusse Pasitigris auf sie gestoßen (*Curt.* V, 3. *Arrian.* Exped. Al. III, 17). Aber ein Theil der Uxier mußte auch noch nördlicher von diesen Strichen bis nach Medien hinein wohnen. Denn der Pasitigris selbst entspringt auf den rauschen Bergen und in dem Lande dieser nördlichern Uxier (*Curt.* l. c. *Diodorus* XVII, 67); nach Strabon (l. c.) auch der Choaspes. Zum Theil hatte dasselbe Volk auch die Ebenen bis zum Pasitigris besetzt, deren Fruchtbarkeit gerühmt wird. (*Diod.* l. c.) Ihr Land hieß Uxia (*Strab.* XVI, 512) oder Uxiana. (*Diod.* l. c.) (*Völcker.*)

OXII MONTES, nach Ptolemäus (VI, 12) Berge in dem westlichen Theile Sogdiana's, zwischen dem Orus und Jaxartes, in der Gegend, wo ihm die Pasicer, Jatier, Tachorer und Augaler wohnen. (*Völcker.*)

Oximi, s. Oximii.

OXIMUM, alter Name einer Stadt Italiens; Strabon (V, 241) nennt sie Auximum (*Αὔξουμον πόλις, μικρὸν ὑπὲρ τῆς θαλάττης*), bei Cäsar (B. C. I, 12 et 13), bei Velleius (I, 15), bei Lucanus (II, 466), bei Plutarch (Pompej. K. ...) heißt sie Auximum, *Αὔξιμον*, die Einwohner in einer Inschrift AVXIMATES (*Gruter* 372, 4); diese Schreibart muß mithin für die richtige, Oximum aber bei Livius (XLI, 21, 12. XLII, 20) für fehlerhaft erklärt werden; dieser Fehler ist aus der heutigen Benennung der Stadt Osimo, Oemo entstanden (s. Osimo). Auximum war eine der beträchtlichsten Städte in Picenum, auf einer Anhöhe gelegen, die jedoch ihre Bedeutung erst später durch die Nähe und Verbindung mit Ancona erhielt, (*Cellarius* I, 757. *Mannert.* IX, 1, 489 sq.) (*H.*)

OXINA, alter Name eines Flusses in Bithynien bei Arrian s. Oxines. (*H.*)

OXINES, ein Küstenfluß in Bithynien, nach Arrian (Peripl. in *Huds.* Geogr. m. I, 14) zwischen Heraklea und Phyllium, nach Marcian (a. a. O. 70) 90 Stadien östlich von dem Vorgebirge Posidium. (*Völcker.*)

OXIONES, ein Volk, mit welchem Tacitus seine Beschreibung Germaniens schließt. Das Übrige schon mährchenhaft, daß die Hellusier und Orioner Gesichter und Antlitze wie Menschen, Leiber aber und Gliedmaßen wie Thiere führen, was ich, als außer der Erfahrung liegend, dahingestellt sein lassen will. So Tacitus (Germ. 46). Ergebnisse für die Völkerkunde lassen sich allerdings nicht daraus gewinnen, aber wol für die teutsche Göttersage, nämlich daß einige ihrer wichtigsten Theile auch schon damals bestanden, denn woraus sind die Hellusier anders entstanden, als aus der Göttersage vom Reiche Hel's, der Todtengöttin, welches man sich im äußersten Norden dachte? Was sind die Orioner anders als die Jötnar oder Riesen der Göttersage, welche man sich in Ochsengestalt dachte. So heißt es in der Sage von Gefion, welche vom Könige Gylfi ein Pflugsland erhalten hatte. Da reiste sie in Jotunheimar (Riesenwelten) und empfing dort vier Söhne mit einem Joten (Riesen); sie wandelte diese in Ochsengestalt, und spannte sie vor den Pflug, und zog das Land hinaus in das Meer und westwärts gegen Odinsey, und wird das genannt Seeländ (Seeland). So sang Bragi der Alte:

Gefion zog von Gylfi
Froh vom Begüterten mit Alefröthel [1]),
Sodaß es von den Rennerindern
Rauchte, Dänemarks Vermehrung.
Die Ochsen trugen acht
Stirnenmonde [2]), dort wo sie gingen
Vor des Freundeslandes weitem
Gefildesriß, und vier Häupter [3]).

Man spannte nämlich vier Ochsen an einen Pflug. Diese Zahl will der Dichter durch seine Umschreibung angeben. Die Orioner mit Menschenantlitz und Thiergliedern und Thierleibern sind also nichts anderes als die Jötnar oder Riesen der nordischen Göttersage, wenn man diese sich in Ochsengestalt erscheinend dachte. (*Ferd. Wachter.*)

OXIPETRA, oder Fels des Orus, auch Ariamazes, heißt ein hoher und steiler Felsen in Sogdiana, den Alexander eroberte. Nach Strabon (XI, 11, 4) war er 30 Stadien hoch; ebenso nach Curtius (VII, 11), der ihm einen Umfang von 150 Stadien gibt. Er wurde von Ariamazes mit 30,000 Mann vertheidigt, jedoch durch List und Überrumpelung von den Makedoniern genommen. Arrian (IV, 5) scheint ihn mit dem Felsen des Sisimithres in Bactriana zu verwechseln, vergl. *Polyaen.* Strateg. IV, 3, 29. (*Völcker.*)

OXIRA, nach Ptolemäus (V, 18) eine Stadt unterhalb Edessa, in dem Theile Mesopotamiens, den er Chalkitis nennt, unter 73° 30′ der Länge und 37° 0′ der Breite. In andern Ausgaben heißt sie Olibera. (*Völcker.*)

OXISMA, soll ein von Rafinesque aufgestelltes Genus fossiler Bivalven sein, das ich inzwischen nicht näher kenne *). (*H. G. Bronn.*)

OXLEYA. Diese Pflanzengattung, deren Stellung im Sexual-System bis jetzt nicht angegeben werden kann, da die Blüthen zur Zeit noch unbekannt sind, aus der Gruppe der Cebreleen der natürlichen Familie der Melieen, hat Cunningham so genannt nach dem englischen Regierungs-Ingenieur Oxley, welcher durch eine im J. 1823 gemachte Reise viel zur genauern Kenntniß von Neuholland beitrug. Char. Die Frucht ist eine fünffächerige Kapsel, deren fünf Klappen bis zur Basis aufspringen und deren Scheidewände durch die eingebogenen Ränder der Klappen gebildet werden. In jedem Fache liegt der Länge nach ein zuletzt freier Mutterkuchen, welcher auf jeder Seite drei Samen trägt. Die Samen sind flachgedrückt, mit einem elliptischen, häutigen Flügel umgeben und enthalten den Embryo mit fleischigen, drüsig-

1) D. h. Gold. 2) D. h. Augen. 3) Siehe die weitern Anmerkungen zu dieser Übersetzung der Verse bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla T. I. p. 18, 19).

*) Keferstein, Naturgeschichte des Erdkörpers. II. (1834.) S. 649.

punktirten Samenlappen, ohne Eiweißkörper. Bei der sehr nahe verwandten Gattung Flindersia springen die Klappen nicht bis zur Basis auf, der Mutterkuchen trägt nur zwei Samen auf jeder Seite und die Samen sind nur an dem einen Ende geflügelt. Die einzige Art, welche Fraser und Cunningham an den Ufern des von Oxley entdeckten Brisbaneflusses an der Ostküste von Neuholland in großer Menge fanden, O. xanthoxyla *Cunningham* (in *Hooker* bot. misc. I. p. 246. t. 54) ist ein sehr großer (bis 100 Fuß hoch, bei vier Fuß Durchmesser des Stammes), ästigee Baum mit unpaar-gefiederten, zuweilen gedreiten, meist vier- bis fünfpaarigen Blättern, gegenüber und weit von einander abstehenden, lanzettförmigen, sehr kurz gestielten, lederartigen, ganzrandigen, langzugespitzten Blättchen und stachlicht-höckerigen, ablangen, drei bis vier Zoll langen Kapseln. Das gelbe Holz dieses Baumes (daher der englische Name yellow-wood und der Trivialname; ξύλον Holz, ξανθός gelb) ist zum Haus- und Schiffsbaue beauchbar. (*A. Sprengel.*)

OXU, nach Andern Mutsu, Fürstenthum auf der japanischen Insel Niphon, eine der größten Provinzen des Reichs, im Norden an die Straße von Sangae, im Osten an den großen Ocean, im Süden an Fitats, in Südwesten an Simoodsuke, in Westen an Dewa grenzend. Die hohe Bergkette Orari scheidet es von Dewa. Im Innern ist das Land gebiegig; das Meeresufer ist sandig; strichweise ist der Boden sehr gut. In einzelnen Gegenden sind Goldminen. Das Fürstenthum besteht aus 55 Gerichtsbarkeiten. (Hassel im weimar. Handb. XV, 471.) (*L. F. Kämtz.*)

OXURA *Kirby* (Insecta). Eine Käfergattung aus Blaps gesondert, aufgestellt in Linnean Transactions XII. mit folgenden Kennzeichen: Labrum subquadratum, subemarginatum. Labium bifidum, lobis divaricatis. Mandibulae breves, apice bidentatae. Maxillae basi apertae. Palpi maxillares elongati, articulo extimo magno securiformi, labiales filiformes. Mentum fere trapeziforme. Antennae medio attenuatae, subelavatae: clava triarticulata. Corpus lineare. Caput rhomboidale: oculis prominulis, triangularibus. Thorax teretiusculus vix marginatus.

Die einzige Art, Oxura setosa, ist 8½ Linien lang, linienförmig, schmal, schwarzbraun, mit graulichen Borstenhaaren besetzt, die Flügeldecken sind linienförmig, glatt, gerandet, in der Mitte mit zwei erhöhten Längslinien; der Rand selbst ist platt, in die Höhe gebogen und das Ende der Flügeldecken läuft in eine Spitze aus. Das Vaterland ist das Vorgebirge der guten Hoffnung. (D. *Thon.*)

OXUS. Der Orus, heutiges Tages Amu oder Dschihon, in der Volkssprache der Römer Daxes (Voß, Virg. Idyll. I, 66), entspringt auf dem Knoten des großen Gebirgstockes, welcher im östlichen Asien an den Grenzen der kleinen und großen Bucharei, Persiens und des nördlichen Vorderindiens zusammenläuft. Die Alten nannten das Gebirg Paropamisus, bei den Neuern ist sein Name Belurtag oder Mustag. Der Orus floß den Alten zufolge in das kaspische Meer, nach der heutigen Geographie in den Aralsee. Der Erste, der seiner gedenkt, ist Herodot. Aber er kennt ihn nur unter der appellativen Benennung Araxes (I, 201, 202, 205 sq., 210 sq., 216. III, 36. IV, 11, 40) und scheint ihn zum Theil mit dem armenischen Araxes zu verwechseln, auch wol mit dem Jaxartes, schwerlich aber, wie vermuthet wird, mit der Wolga (vergl. Völcker, mythische Geogr. der Gr. und Röm. 1. Th. S. 193). Herodot's Araxes oder Orus kommt von den matienischen Bergen in Medien, ist an Größe dem Ister nahe, bildet Inseln, so groß wie Lesbos, vertheilt sich in vierzig Mündungen, von denen aber nur eine in das kaspische Meer gelangt, die übrigen versumpfen (in dem Aralsee?). Er trennt das Land des Kyrus von den Massageten, die auf der Ostseite des kaspischen Meeres unter den Issedonen wohnen und ist nach ausdrücklicher Aussage (IV, 40 mit I, 205, nach der unverwerflichen Erklärung Schweighäuser's) selbst auf der Ostseite dieses Sees, — also offenbar hier der Orus. Nur hinsichtlich seiner Quellen scheint Herodot durch den armenischen Araxes getäuscht zu sein. Plinius (VI, 18) läßt den Fluß durch die Deebiken fließen und in einem See Orus entstehen, — von welchem See man sonst nichts weiß. Vielmehr ist es eine nicht seltene Aushülfe der Alten, die unbekannten Quellen der Flüsse in Landseen zu suchen. Strabon gibt ihm seinen Ursprung in den indischen Bergen (XI, 7, 5). Am richtigsten bezeichnet Pomponius Mela seinen Lauf (III, 5): „Der Jaxartes und Orus fließen durch die skythische Wüste, aus Sogdiana kommend, in den Theil oder Busen des kaspischen Meeres, welcher der skythische heißt und der nordöstliche ist (der Aralsee?). Der Orus wird durch Nebenflüsse sehr groß, strömt zuerst von Osten nach Westen, beugt sich bei den Dahern und geht nun nördlich zwischen den Amardern und Päsiceen in das Meer." Nach Ptolemäus (VI, 9, 10 sq.) entspringt er auf den kaukasischen Bergen oder dem Paropamisus unter 119° 30′ der Länge und 39° der Breite, und geht in das hyrkanische oder kaspische Meer unter 100° der Länge und 43° der Breite. Von seinen Mündungen hatte man die Sage, die Polybius erzählt (X, 45): er stürze sich von solchen Höhen herab, daß sein Fall über ein Stadium abspringe, und Menschen unter dem Strome hinreiten. Nach Andern, bei Strabon (XI, 7, 6) stürzen mehre Ströme über das niedrige Ufer des hyrkanischen Meeres von unterhöhlten Felshängen mit solcher Gewalt hinweg, daß Kriegsheere unbesprengt unten durchgehen und oft die Einwohner, zu Festen versammelt, bald unter den Höhlungen der Felsen sich lagern, bald unter dem Stromfall im Sonnenschein, indem sie rechts und links, auf dem gefrischten Ufer voll Gras und Blumen, die Aussicht auf das Meer haben. Es bestätigen dieses (vom Orus) noch Andere, Theophylaktus ꝛc. bei Vossius zu *Pomp. Mela* III, 5. p. 331, und Pomponius selbst a. a. O. behauptet durch Verwechselung das Nämliche von dem armenischen Araxes.

Aristobulus (bei *Strab.* XI, 7, 3) erklärte den Orus für den größten der von ihm in Asien gesehenen Ströme, außer den indischen. Er hatte eine Breite von sechs

Digitized by Google

bis sieben Stadien (*Strab.* 5. *Arrian.* III, 3), und Alexander fand ihn so reißend und so tief, daß die erfahrensten Feldherren den Übergang widerriethen. Viele Nebenflüsse verstärken ihn, worunter der Ochus der bedeutendste ist, der jedoch nach andrer Meinung unmittelbar in das kaspische Meer ging (*Strab.* 5); ferner nach Ptolemäus der Margus, Dargomanis, Zariaspes, Artamis, Dargidus u. A.

Für den alten Welthandel war der Orus von Wichtigkeit. Durch den Feldzug des Pompejus gegen den großen Mithridates erfuhr man, wie Varro bei Plinius lehrt, und wie Aristobulus und Eratosthenes aus Patrokles bei Strabon bestätigen, daß der Orus leicht beschiffbar sei und viele indische Waaren zum hyrkanischen Meere hinabführe. Diese würden dann von dort nach Albania übergesetzt, und auf dem Kyrus und durch die nächsten Gegenden an den Euxinos hinabgebracht.

Auch für die asiatische Geschichte ist er von großer Bedeutung. An ihm scheidet sich das cultivirte Land von den Steppen und Sandwüsten, der Ackerbau von dem Hirtenleben, Städte und Cultur von unsteten, unbildsamen Nomaden. An ihm endet die Geschichte, aber auch der Despotismus der großen südlichen Reiche. Des Kyrus Macht zersplitterte an seinem Übergang und die jenseitigen Eroberungen der Makedonier waren von keinem Bestande *). (*Völker.*)

OXYA (Insecta), eine von Audinet Serville (Annales des Sciences naturelles XXII.) aufgestellte Gattung der Orthopteren, Familie Acridites. Der Kopf liegt in einer wenig schiefen Ebene, die hintern Füße sind gegen das Ende deutlich erweitert, oben mit einer Rinne versehen, die Fühler sind fadenförmig, haben mehr als 20 und undeutliche Glieder, das Peristerinum hat eine Spitze. Es ist nur eine Art angeführt:

O. hyla. Funfzehn Linien lang, grün, mit schwarzem Seitenband. Vom Senegal und von Java. (*D. Thon.*)

Oxyadenia, Oxydenia *Nutt.*, s. Eleusine *Gärtn.* (Leptochloa *P. B.*)

OXYANTHUS, eine von Candolle (Ann. du Mus. IX. p. 218) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Gardenieen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Die Kelchröhre oberhalb zusammengezogen, mit schmalem, spitzfünfzähnigem Saume; die Corollenröhre sehr lang mit regelmäßig fünftheiligem Saume und ablangen, zugespitzten Fetzen; die Staubfäden aus der Corolle hervorstehend; die Antheren sehr spitz; der Griffel fadenförmig, mit keulenförmiger Narbe; die Frucht zweifächerig, wahrscheinlich eine Beere. Die Gattung Posoqueria *Aublet.* unterscheidet sich nur durch die etwas ungleichen, stumpfen Corollenfetzen und durch die gespaltene Narbe. Den Namen hat Candolle der Gattung ge-

*) Oxus, Amu, von Griechen und Lateinern Oxus, von seiner Quelle bis zum Lande Darwas, von den Einwohnern Pani oder Pantsch, von den Arabern Dschihun, d. i. Fluß, genannt, entspringt in dem Thale Wachan aus dem hohen Schneegebirge Puschtichar, welches von Osten, Westen und Süden jenes Thal einschließt und einen Theil des Badakschangebirges ausmacht, fast in der Gegend, wo dieser Bergrücken an das Hochland Pamer stößt. Er läuft in dem schmalen Thale 9 Koß (ein Koß = 1½ engl. Meile) weit und ist bei seinem Austritte 50 Ellen breit und 3 Ellen tief. Nach 25 Koß Laufes nimmt er den fast gleich wasserreichen Fluß Schiber oder Adam Kusch von der rechten Seite auf, nachdem er 7 oder 8 Flüsse von 10—30 Ellen Breite von der linken Seite mit sich vereinigt hat. Er strömt sodann südsüdwestlich 120 engl. Meilen zu auf eine hohe Bergkette, welche von Westnordwesten nach Ostsüdosten läuft, die ihn zwingt, einen westnordwestlichen Lauf zu nehmen. Er bleibt an der nördlichen Seite dieses Gebirges und fließt durch die Länder Schugnuw, Darwas, Karatedschin und richtet sich südlich bis zu dem hohen Lande, welches sich von dem Hindukusch bei Hasratimam ausdehnt. Bis hierher mehr als 300 Meilen lang ist er beständig von Bergen eingeschlossen, die ihm unzählige Flüsse zuführen, unter denen Sarchab oder Karatedschin auf der rechten und der Koktscha oder Badakschanfluß von der linken Seite namhaft gemacht werden. Von Hasratimam strömt er westnordwestlich 250 Meilen, zu dieser Richtung durch die nördlichen Anhöhen des Hindukusch gezwungen, über ein flaches, sandiges Land, nur auf der linken Seite mit Wäldern beschattet. Er strömt dann auf Neunrgandsch, von wo er in verschiedenen Armen in den Aralsee sich ergießt. Die Länge bis hierher beträgt 950 engl. Meilen. — Er nimmt auf unzählige Flüsse, unter denen die merkwürdigsten sind: 1) Schiber oder Adam Kusch, der fünf Koß vor seiner Vereinigung 60 Ellen breit und an 3 Ellen tief und sehr reißend ist. 2) Surchab oder Karatedschin, entspringt an der Pamerkette, nimmt viele Ströme, unter andern den Saffikan und Wachiha, auf, läuft durch hohe Gebirge und durch das Land Karatedschin, wo er selbst diesen Namen erhält, und vereinige sich noch einer Länge von 180 Meilen 80 Meilen oberhalb des Kotscha auf der rechten Seite mit dem Orus. 3) Kotscha oder Badakschanfluß entspringt in dem Gebirge Badakschan 44 Meilen südöstlich von der Hauptstadt Feisabad, nimmt viele Ströme, vorzüglich von Norden her, auf, läuft nordwestlich 130 Meilen bis zum Dorfe Chatschajar, wo er mit ungeheurer Gewalt auf der linken Seite in den Orus stürzt. 4) Aksarraj entsteht 5 Koß nordwestlich der Stadt Kundus durch die Flüsse Bantschi, Farchar und Ghori, die selbst aus verschiedenen Flüssen gebildet sind. Der Ghori aus 3 Flüssen des Hindukusch, die sich bei dem Dorfe Kaliga vereinigen, beträgt von seinem Ursprunge bis Knabus 100 Meilen und von da, wo er in dem Sammelstrom Aksarraj fortfließt, bis zum Orus 40 Meilen, wo sie 8 oder 10 Koß unterhalb Hasratimam in den Orus fließen. Der Farchar in dem südlich von Feisabad gelegenen Hochlande und der Bantschi in Darra Tarring entsprungen, fließen 10 Koß unterhalb Talikan zusammen, vereinigen sich dann mit dem Ghori und setzen ihren Weg fort. Sie strömen alle drei durch anmuthige und fruchtbare Thäler, und können einzeln durchwatet werden, nur nicht in ihrer Vereinigung. 5) Hissar oder Kafernitan, entspringt in einer vom Pamergebirge südlich auslaufenden Bergkette und zwar auf deren östlichen Seite die Bochara und Karatedschin trennt. Er läuft südsüdwestlich 60 Meilen, vereinigt sich dann mit dem Kafarnittom oberhalb Regar und unterhalb Hissar-Bala und fällt nach 70 Meilen bei Tirmus in den Orus. 6) Zarafschan, entspringt an der westlichen Seite desselben Pamerzweiges, lief ehemals in einem Arme vor der Stadt Schiras (welches mit dem in Persien nicht zu verwechseln ist) vorbei, strömt aber jetzt beständig nördlich von Samarkand in westlicher Richtung zum Orus, den er zwei Tagereisen von Bochara erreicht, nach einem Laufe von 280 engl. Meilen. Da er durch eine sandige Wüste läuft, so gelangt wenig Wasser zum Orus. 7) Marghab, entspringt im Hasaragebirge, einer nordwestlichen Fortsetzung des Hindukusch, läuft erst westlich 70 Meilen zwischen Bergen, dann nördlich durch wüstes Land 200 Meilen und ergießt sich nach Einigen in den Orus drei Tagereisen westlich von Bochara. Er ist in kalter Jahreszeit 50—70 Ellen breit und 2½ Fuß tief. (Elphinstone's Reise nach Kabul, übers. v. Rühs 2. B. vergl. Wahl, Altes und neues Vorder- und Mittelasien. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

geben, weil Kelchzähne, Corollenfetzen und Antheren spitz sind (ἄνθος, Blume, ὀξύς, spitz). Die drei bekannten Arten sind guineische Sträucher mit gegenüberstehenden, elliptischen, zugespitzten, kurzgestielten Blättern, ablang-dreieckigen Afterblättchen und in den Blattachseln stehenden, doldentraubigen, großen, wohlriechenden, weißen oder rothen Blüthen. 1) O. speciosus *Cand.* (l. c.) 2) O. tubiflorus *Cand.* (Prodr. IV. p. 376, O. speciosus *Aiton fil.* hort. kew. ed. 2. I. p. 371, Gardenia tubiflora *Andrews* bot. rep. t. 183). 3) O. hirsutus *Cand.* (l. c., O. speciosus *Sims* bot. mag. t. 1992, *Lindley* coll. t. 13, ? Ucriana racemosa *Schumacher* guin. pl. p. 107). — O. cymosus *Reichenbach.* (in *Sieber.* fl. Mauritian. exs. 2. n. 78) ist Mussaenda Stadmanni *Michaux.* (*A. Sprengel.*)

Oxyartes, s. Oxartes.

OXYBAPHON (Ὀξύβαφον und Ὀξυβάφιον) eigentlich ein Essiggefäß, ein Essignäpfchen, entsprechend also dem lateinischen acetabulum; wie man aber auch dieses Wort als Bezeichnung für jedes Gefäß gebraucht und z. B. auch Salz- und Honignäpfchen bei Plinius (H. N. XVIII, 71) und Celsus (5, 24), acetabulum genannt wird, so heißt auch ein thönerner Weinbecher, namentlich bei den Komikern, ὀξύβαφον, und das so häufig, daß man nicht bloß οἰνηρόν, sondern auch ohne diesen Zusatz ὀξύβαφον allein dafür sagt (verg. Athenäus, XI, 494). Als Maß flüssiger Körper war das ὀξύβαφον ¼ von Τέταρτον, ¼ von der Κοτύλη, ¼ des Ξέστης, $\frac{1}{12}$ des Χοῦς, $\frac{1}{144}$ des Μετρητής; als Maß trockener Körper = ¼ Κοτύλη, ¼ Ξέστης, $\frac{1}{12}$ Χοῖνιξ, $\frac{1}{48}$ Ἡμίεκτον, $\frac{1}{144}$ Ἕκτος, $\frac{1}{288}$ des Μέδιμνος. (*H.*)

OXYBAPHUS. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der dritten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Nyctagineen. Char. Die Blüthenhülle (nach Jussieu, nach Andern der Kelch) fünfspaltig, glockenförmig, der corolliniſche Kelch (nach Andern die Corolle) trichterförmig, mit kurzer Röhre; das Achenium (die Nuß) mit der stehenbleibenden, nachwachsenden, trockenhäutigen, ausgebreiteten Blüthenhülle umgeben. Wegen der Form der Fruchthülle gab Heeitier (in einer Monographie, Paris 1790, mit einer Kupfert.) der Gattung den Namen Oxybaphus (ὀξύβαφον, Pfanne, flache Schale); später nannten sie Ruiz und Pavon nach der Beschaffenheit eben jenes Theils Calyxhymenia (soll heißen Hymenocalyx; κάλυξ, Kelch, ὑμήν, Haut), welchen Namen Persoon in Calymenia umwandelte; endlich findet sie sich bei Turra unter dem Namen Vitmannia. Die fünf bekannten Arten sind, als perennirende Kräuter mit herzförmig-eiförmigen, ganzrandigen Blättern, traubigen oder doldentraubigen, zuweilen gabligen Blüthenstielen und rothen Blumen, in Peru, Chile und Neuspanien einheimisch. 1) Ox. viscosus *Herit.* (Monogr. *Curtis.* Bot. mag. t. 434. Mirabilis viscosa *Cavanilles* icon. I. p. 13. t. 19. Calyxhymenia viscosa *Ruiz.* et *Pavon.* flor. per. Calymenia viscosa *Persoon.* syn. Vitmannia viscosa *Turra*). 2) Ox. glabrifolius *Vahl.* (Enum., Mirabilis corymbosa *Cavan.* ic. IV. t. 379. Calyxhymenia glabrifolia *Ortega.* dec. V. t. 1. Calymenia glabrifolia *Pers.* syn.). 3) Ox. ovatus *Vahl.* (l. c. Calyxhymenia ovata *R.* et *P.* Fl. per. I. t. 75. f. b. Calymenia ovata *Pers.* syn.). 4) Ox. prostratus *Vahl.* (l. c. Calyxhymenia prostrata *R.* et *P.* l. c. f. c. Calymenia prostrata *Pers.*). 5) Ox. expansus *Vahl.* (l. c. Calyxhymenia *R.* et *P.* l. c. f. a. Calymenia *Pers.*). — Mehre andere Arten, welche zu Oxybaphus gerechnet wurden, namentlich Ox. aggregatus *Vahl.* (l. c. Mirabilis aggregata *Cavan.* ic. V. t. 437. Calyxhymenia aggregata *Ortega.* dec. 8. t. 11) in Neuspanien, Calymenia angustifolia und Decumbens *Nuttall* (Gen. am. I. p. 26) am Missuri, gehören zu der nahe verwandten Gattung Allionia *Löfling*, welche sich nur dadurch von Oxybaphus unterscheidet, daß bei ihr mehre (drei bis fünf) Blümchen in jeder Hülle stehen, daß regelmäßig vier Staubfäden (bei Oxybaphus nur ausnahmsweise) vorhanden sind und daß eine krugförmige Nektardrüse die Staubfäden trägt. (*A. Sprengel.*)

OXYBELUS (Insecta). Eine Gattung Hymenopteren, von Latreille begründet und zur Familie der Grabwespen gehörig. Linné rechnete die ihm bekannt gewesene Art zu den Wespen. Die Kennzeichen derselben sind: Die Lefze ganz verdeckt oder wenig sichtbar, die Mandibeln unten nicht ausgerandet, die Augen ganzrandig, nue eine geschlossene Cubitalzelle, die Fühlee gegen das Ende etwas dicker, kniefórmig, gedreht und etwas kurz, die Beine stachelig, das Schildchen mit drei zahnförmigen Spitzen. Diese Insecten sind ziemlich klein, der Kopf ist mehe breit als lang und sitzt mit einem sehr kurzen Halse am Brustſtücke. Die Augen sind wenig vortretend, länglich, und es finden sich außerdem drei kleine Punktaugen. Die Fühler sind fadenförmig, etwas spiralförmig gedreht, kaum länger als der Kopf, bei dem Weibchen aus zwölf, bei dem Männchen aus 18 Gliedern bestehend. Die Lefze ist hornartig, sehr kurz und vorn gefranzt. Die Mandibeln sind hornartig, lang, dünn, spitzig, am innern Rande mit einem wenig vortretenden Zahne versehen. Die Maxillen sind hornartig, an der Wurzel zusammengedrückt, dünn und von der Mitte nach dem Ende eingebogen. Die Maxillarpalpen sind fadenförmig, bestehen aus fünf Gliedern. Die Unterlippe ist an der Wurzel hornig, lang, schmal, im weitern Verlaufe fast häutig, bis an das ausgerandete Ende. Die Palpen sind fast so lang als die Maxillarpalpen und bestehen aus vier Gliedern. Der Thorax ist kurz, dick, und fast kugelig. Am Schildchen finden sich meist drei im Dreiecke stehende Spitzen, von denen die untere länger ist, in Gestalt eines Dornes, oben rinnenförmig ausgehöhlt, dagegen die beiden seitlichen, mehr kleinen Schuppen ähnlich sind. Die Füße sind kurz, aber stark, mit dicken nach Außen gezähnten, oben stacheligen Schienen, die Tarsen haben unten starke Fußballen. Die Oberflügel reichen kaum über den Hinteleib, haben eine längliche, mit einem kleinen Anhange versehene Radialzelle, und eine sehr große Cubitalzelle, welche eine zurücklaufende Ader aufnimmt. Der Hinterleib ist kurz, kegelförmig und die

Digitized by Google

Ringe deſſelben paſſen ſo in einander, daß man nicht, wie bei verwandten Gattungen, die Einſchnitte wahrnimmt.

Dieſe Inſekten finden ſich meiſt auf Blüthen, wo ſie Honig ſaugen. Ihr Neſt machen ſie an ſandige, ſonnige Orte in die Erde, indem ſie eine Höhle graben und zur Nahrung für die junge Brut allerhand Inſekten, namentlich Fliegen, hineintragen. Von den verſchiedenen Arten führen wir als Typus nur an:

1) O. **mucronatus** *Fabricius* (**Entomol. syst. II.** 300. O. **mucronatus**. *Latreill.* **Hist. nat. XIII,** 308. *Ej.* **Gen. IV,** 79. *Fabric.* **Piez. 318.** *Panz.* **Fauna germanic. 101, 19. Jurine Hymenopt. 217. Spinola Insecta Lig. I. 92** (mit Ausſchluß vieler Synonymen). *Olivier.* **Encycl. method. VIII,** 596. *Guerin.* **Diet. classiq. d'hist. nat. XIII,** 557. *Van der Linden,* **Hymen. Foniss. II,** 37). Körper ſchwarz, gelb gefleckt, das Schildchen mit zwei Zähnen und einem abgeſtutzten Dorne, Füße gelb mit ſchwarzen Schenkeln. Scheint ſich in ganz Europa zu finden. (D. *Thon.*)

Oxycarpus *Lour.*, ſ. Garcinia *L.*

OXYCERA (Insecta). Eine von Meigen aus Stratiomys geſonderte Zweiflüglergattung, deren Kennzeichen folgende ſind: Das dritte Fühlerglied eiförmig, aus vier Theilen beſtehend, der Griffel borſtenförmig, zweigliederig, an der Spitze oder kurz vor der Spitze eingefügt, die Augen behaart.

Die Fühler ſind bei dieſen Inſekten kürzer als der Kopf, die beiden erſten Glieder ſind kurz, cylindriſch, behaart, das dritte iſt ſpindelförmig eiförmig, viertheilig, der borſtenförmige Griffel iſt entweder am Ende ſelbſt oder etwas an der Seite eingefügt, die Augen ſind bei dem Männchen ſchwach behaart, der Rüſſel iſt ſehr kurz, häutig und geht in zwei große, vor dem Kopfe vorſpringende, Lippen aus, der jedoch nicht ſchnabelförmig iſt. Der Kopf iſt mehr breit als lang, die zwei großen Netzaugen ſtehen ſeitlich, auf dem Scheitel drei kleine Punktaugen im Dreieck. Das Bruſtſtück iſt wenig erhaben, rundlich, faſt cylindriſch, das Schildchen wenig erhaben, meiſt mit zwei ſpitzigen, faſt geraden oder ſchwach gebogenen Dornen beſetzt. Der Hinterleib iſt platt, an den Seiten ſchneidend, ſo breit als lang, oder auch breiter und in eine ſtumpfe Spitze ausgehend. Die Flügel ſind etwas länger, als der Hinterleib. Die Füße ſind einfach, von mittelmäßiger Länge, an den Tarſen mit zwei oder drei kleinen ſchwammigen Fußballen und zwei Klauen. Die Verwandlungsgeſchichte iſt noch nicht bekannt, die Fliegen leben an feuchten Orten auf Blüthen und Blättern. Von den bekannten Arten führen wir folgende als Typus an:

1) O. **pulchella** *Meigen* (Beſchreibung der europäiſchen Zweiflügler. O. hypoleon. Deſſ. Claſſification. t. 8. f. 3 das Männchen). Drei Linien lang, am Männchen das Hypoſtom ſchwarz, mit weißgrauen Haaren beſetzt, die Stirn mit zwei ſilberfarbenen Punkten, die Fühler ſchwarz, die Augen mit einer purpurfarbenen Binde, Bruſtſtück ſchwarz, von der Schulter bis an die Flügelwurzel eine gelbe, ſich nach Unten verlängernde Binde, zwiſchen der Flügelwurzel und dem Schildchen ein gelber dreieckiger Fleck, das Schildchen gelb, deſſen Dornen mit ſchwarzer Spitze, Hinterleib ſchwarz, ein länglicher Fleck von ſchönem Gelb, nach Vorn gerichtet, an den Seiten des dritten und vierten Ringes. Auf den fünften in der Mitte ein dreieckiger gelber Fleck, der zweite und dritte Ring in der Mitte gelb, die Füße gelb, die Schenkel oben ſchwarz und die Schwingkolben gelb und die Flügel glashell, mit braunen Adern. Am Weibchen iſt das Hypoſtom und die Stirn gelb, mit ſchwarzer Binde, der Scheitel ſchwarz, der hintere Rand der Augen gelb, der erſte Hinterleibsring mit einem gelben Fleck unter dem Schildchen. Gemein in Teutſchland, Frankreich, der Schweiz ꝛc. (D. *Thon.*)

OXYCERA. (Paläozoologie, vergl. Oxycera, Zool.) Nach Marcel de Serres kommen Überbleibſel dieſes Dipteren-Genus im Kalkmergel zwiſchen dem tertiären Süßwaſſergyps von Aix in Provence vor, und zwar von einer Art, welche die Größe von Stratyomys chamaeleon *Fabr.* hat*). (*H. G. Bronn.*)

Oxyceros *Lour.*, ſ. Randia *Houst.*

OXYCHEILA (Insecta). Eine von Dejean (Species des Cléoptères. I. p. 15) aufgeſtellte Käfergattung aus der Familie der Cicindelen. Die Kennzeichen ſind folgende: Die drei erſten Glieder der vordern Tarſen ſind bei dem Männchen erweitert, lang, an beiden Seiten gleichförmig gefranzt, die beiden erſten Glieder werden gegen das Ende breiter, das dritte iſt faſt herzförmig. Die Labialpalpen ſind lang, faſt ſo lang als die Maxillarpalpen, das erſte Glied iſt lang und tritt über das obere Ende der Ausrandung des Kinnes vor, das zweite iſt ſehr kurz, das dritte ſehr lang, cylindriſch, ſchwach gebogen, das letzte beilförmig. Die Lefze iſt ſehr groß, dreieckig und bedeckt faſt ganz die Kiefern. Der Kopf iſt nicht ſehr dick, etwas lang und faſt flach, die Augen treten ziemlich ſeitlich, aber nicht nach Oben vor. Die Fühler ſind ſchwach, fein zulaufend und faſt zwei Drittel ſo lang als der Käfer ſelbſt. Der Thorax iſt faſt ſo breit, als der Kopf, ſein hinterer Rand ausgebogen und faſt dreilappig, faſt ganz das Schildchen bedeckend, deſſen Spitze kaum über die Wurzel der Flügeldecken vortritt. Die Flügeldecken ſind noch einmal ſo breit, als der Thorax, ziemlich lang, wenig gewölbt und hinten etwas breiter. Der vorletzte Hinterleibsring der Männchen iſt ſtark ausgerandet. Typus der Gattung iſt:

O. **tristis** *Fabric.* (*Olivier.* **Entomologie. II. t. III. f. 25**). Neun bis zehn Linien lang. Oben dunkelſchwarz mit ſchwachem Erzſchiller, die vier erſten Glieder der Fühler ſchwarz, die übrigen dunkelgrau, die Augen ſchwärzlich. Der Thorax in der Mitte etwas erhöht, faſt glatt, mit einer vertieften Längslinie, oben und unten mit einer dergleichen Querlinie. Die Flügeldecken bei dem Männchen am Ende zugerundet, bei dem Weibchen faſt viereckig abgeſchnitten, von der Wurzel bis zur Mitte ſtark, von da ſchwach punktirt, in der Mitte mit einem ziemlich großen, unregelmäßigen, gelben Fleck. Unten iſt der Körper etwas mehr bläulich. Das Vaterland iſt Braſilien. (D. *Thon.*)

*) *M. de Serres,* Géognosie des terrains tertiaires (Montpellier 1829.) p. 232.

OXYCHELI (Mollusca). Eine von Menke (Synopsis molluscorum) aufgestellte Abtheilung der Gattung Bulimus, der Gattung Cochlogena *Ferussac*, und Limicolaria *Schumacher* entsprechend. (D. *Thon.*)

Oxycoccos *Tournef.*, s. Vaccinium *L.*

OXYCRATUM (Ὄξος — κράω), Drykrat. Schon bei den Alten waren mancherlei Zusammensetzungen des Essigs unter den Namen: Oxyeraton, Oxelaeum, Oxalme, Oxylepus, Oxyrrhodinum und Oxymel bekannt. Von diesen Zusammensetzungen kommen aber nur noch die erstere und die letztere (s. d. Art. Oxymel) als officinelle Bereitungen vor, und das Drykrat insbesondere findet sich nur in wenigen neuern Pharmakopöen, namentlich der Pharmac. Batava und Bavarica, aufgeführt. Das Oxyeratum Galeni, das von Spielmann (Pharm. gener.) aufgeführte, aus gleichen Theilen starken Essigs und Wasser zusammengesetzte, ist nur zum äußern Gebrauche anwendbar. Dagegen besteht das nach neuern Vorschriften bereitete Drykrat aus einem Theile Essigsäure auf zwölf Theile destillirten Wassers.

Das Drykrat ist ein angenehm kühlendes und schwach urintreibendes Getränk, dessen Geschmack man für empfindliche Kranke durch Zusatz von Honig oder Zucker noch annehmlicher machen kann. Es verbindet mit den eben genannten Eigenschaften die eines antiseptischen und — bei reichlicherm Zusatze von Essig — selbst die eines stärker zusammenziehenden Mittels, welches sich außerdem noch dadurch zur Anwendung — zumal in der Hospital-, Feld-Lazareth- und überhaupt der Armeepraxis — vorzüglich empfiehlt, daß seine Bereitung nur wenig Zeit, Mühe und Kosten erfodert. Fast immer läßt man das Drykrat kalt trinken, und in dieser Gestalt leistet es in der Synoche, wie bei örtlichen Entzündungen treffliche Dienste; doch vermeidet man es nicht blos bei den Entzündungen der Athmungswerkzeuge und des Magens, sondern muß auch immer dafür sorgen, daß das Drykrat hinlänglich verwässert sei, damit es wirklich antiphlogistisch und nicht vielmehr reizend wirke. Die Besorgniß, daß dies Letztere vielleicht dennoch leicht geschehen könnte, mag wol der Grund sein, weshalb das Drykrat verhältnißmäßig immer weit weniger in phlogistischen, als in galligen und fauligen Fiebern als Getränk benutzt wird. Indessen ist nicht zu leugnen, daß auch in diesen Fiebern seine Heilkraft außerordentlich groß ist und daß durch sie die Heilung dieser Fieber schon oft ganz allein bewerkstelligt worden ist, wenn nur die Krankheit als eine einfache auftrat. Hierzu kommt noch, daß dergleichen Kranken nicht blos dieses Getränk höchst angenehm zu sein pflegt, und sie eben dadurch zu dem so wünschenswerthen häufigen Genusse desselben veranlaßt werden, sondern daß sie seiner in der Regel auch bei weitem später überdrüssig werden, als es mit allen andern Getränken der Fall zu sein pflegt. — Bei der noch weit häufigern äußern Anwendung des Drykrats benutzt man zuvörderst oft ebenfalls seine antiphlogistige Kraft, wendet es also bei Congestionszuständen (z. B. als Umschlag über Stirn und Schläfengegend bei Kopfschmerzen), wie gegen Entzündungen an, obwol im letztern Falle, und ganz besonders bei erysipelatösen Entzündungen, sorgsam darüber zu wachen ist, daß nicht der heilsame Erfolg der Kälte durch eine bei ihrer Anwendung vorfallende Erkältung vereitelt werde. Am allerhäufigsten aber bedient man sich des Drykrats äußerlich als eines durch seine adstringirende Kraft zertheilenden Mittels bei Quetschungen, Blut-Extravasationen, Blutaderknoten, und selbst aneurismatischen Geschwülsten. Dabei versteht es sich von selbst, daß auch in allen diesen Fällen des äußern Gebrauchs das Drykrat jedesmal kalt angewendet wird. (*C. L. Klose.*)

OXYCROCEUM (Emplastrum). Unter diesem ältern Namen und unter den neuern: Emplastrum crocei sativum und Emplastr. de galbano crocatum enthalten die verschiedenen Landes-Dispensatorien Formeln zur Bereitung eines reizend auflösend zertheilenden Pflasters, dessen wesentlichste Bestandtheile Schleimharze, Terpentin und Safran sind. Das Präparat verdankt seinen ältern Namen dem Umstande, daß die ältern Formeln, aber auch manche spätere, z. B. die der Pharm. Genevensis, bei der Bereitung des Empl. oxycrocei die Auflösung der Schleimharze, namentlich des Ammoniaks und Galbanums, in Essig vorschreiben. Die Vorschrift der neuesten preußischen Pharmakopöe zur Bereitung des Empl. de galbano crocatum lautet: Rec. Empl. meliloti, empl. lithargyri simpl. singulorum uncias tres, cerae citrinae uncias duas. Liquatis et semirefrigeratis adde: Galbani depurati uncias sex, antea in terebinthinae Venetae uncia una solutae et tandem croci pulverati drachmas sex. F. emplastrum coloris ex flavescente fusci. — Am zweckmäßigsten dürfte die von Niemann angegebene Formel sein: Rec. ceras flavae uncias octo, sebi vervecini uncias quatuor, olei olivarum libram unam. Liquatis blando calore adde: pulveris galbani libram unam. Massam adhuc calidam per linteum traiice, tum fere penitus refrigeratae adde: Croci cum alcohole triti uncias unam et dimidiam. Misce bene. — Man bedient sich dieses Pflasters überall mit Erfolg, wo es darauf ankommt, Stockungen, Verstopfungen und selbst Verhärtungen in äußern und selbst in innern Theilen, wenn sie nur, wie z. B. die Leber, der Hautoberfläche nahe genug liegen, aufzulösen und zu zertheilen, Falls nämlich mit diesen Krankheitszuständen keine Spur einer phlogistischen Affection, welche die Anwendung der reizenden Mittel ausschließen würde, verbunden ist. (*C. L. Klose.*)

OXYDABILITÄT, Säuerungsfähigkeit der Stoffe, heißt ihre Fähigkeit, sich mit Oxygène in mancherlei Graden und Verhältnissen zu verbinden. Die Größe dieser Oxydirbarkeit läßt sich aber in verschiedenem Sinne nehmen.

1) Heißt ein Stoff oxydirbarer, welcher mehr Oxygène aufnimmt, als ein anderer. So verschlucken

5	Hydrogène	85	Oxygène
20	Azot	80	—
28	Kohlenstoff	72	—
42,3	Schwefel	57,5	—
100	Phosphor	114,76	—

oder

1,00	Hydrogène	verſchlucken	6,666	Oxygène
1,00	Azot	—	4,666	—
1,00	Kohlenſtoff	—	2,5714	—
1,00	Schwefel	—	1,359	—
1,00	Phosphor	—	1,1475	—

Die Metalle nehmen meiſt viel weniger, ſelbſt 1,00 Eiſen 0,4 Oxygène, 1,00 Zink, 0,7 Oxygène in ſich auf ꝛc.

2) Heißt ein Stoff oxydirbarer, welcher größere Anziehung zum Oxygène hat, als ein anderer, ſodaß er dieſem daſſelbe entzieht. In dieſer Beziehung übertreffen jene Stoffe alle Metalle, weil ſie ſolche herſtellen, oder desoxydiren; der Kohlenſtoff den Schwefel, Phosphor und das Azot, weil er die Schwefel-, Phosphor- und Salpeterſäure zerſetzt, der Schwefel und Phosphor das Azot, weil ſie die Salpeterſäure zerſetzen. Man könnte ſagen, daß Kohlenſtoff Phosphor, Eiſen, Zink, Mangan, auch das Hydrogène übertreffe, weil ſie gewiſſermaßen das Waſſer zerſetzen, nämlich ſich im Waſſer oxydiren, und zugleich Hydrogène erzeugen, wenn man das Waſſer als ſchon aus Oxygène und Hydrogène beſtehend annimmt, welches aber nach der neuern Anſicht nicht ſtatt hat. Überhaupt iſt bei allen dieſen Stoffen, wegen des vielfachen Spiels der Electricität die Wahlverwandtſchaft ſehr ſchwierig zu beſtimmen.

3) Nennt man einen Stoff oxydirbarer, welcher ſich leichter, ſchon in gemeiner Temperatur, ſchon durch Waſſer oxydirt, einen andern minder oxydirbar, welcher ſich ſchwerer oxydirt, und deshalb Glühhitze oder Säuren erfordert. In dieſer Rückſicht ſteht der Phosphor obenan; auch übertreffen Eiſen, Mangan, Zink u. m. a. Metalle in dieſem Betrachte den Schwefel, Kohlenſtoff und Stickſtoff.

Alle ſchwarze oder farbige ſäurefähige Stoffe werden um ſo hellfarbiger, je mehr ſie oxydirt ſind, und im höchſten Grade der Oxydation werden die meiſten ganz weiß, ſodaß im Allgemeinen das Geſetz gilt: das Oxygène entfärbt. Der Waſſerſtoff iſt an ſich ſelbſt, als Waſſerſtoffgas, nicht farbig, auch Schwefel und Phosphor ſind weißgelb oder weiß. Aber die Kohle iſt ſchwarz, und macht in Verbindung mit Waſſerſtoff Schwefel, Phosphor, Metallen, mancherlei Farben, die durch Sauerſtoff gemindert und endlich zerſtört werden. Selbſt die bloße Kohle gibt mit Oxygène geſättiget, die farbloſe Kohlenſäure, welche nicht nur als Gas, ſondern auch als feſter Körper (im reinen Kalkſpathe ꝛc.), und als liquider (im reinen Quellwaſſer) ſich ganz farblos darſtellt. Die unvollkommene Salpeterſäure iſt rothgelb, die vollkommene ungefärbt. Viele Metalle, doch auch viele Metalloxyde, ſind im höchſten Grade der Oxydation farblos (vergl. d. Art. Oxydation). (*Th. Schreger.*)

OXYDATION (Oxydirung), oxydatio, heißt der Verbindungsact des Oxygène oder Säure bildenden Princips mit den übrigen Stoffen in der Körperwelt, wenn die Verbindung keine ſaure Natur hat, zum Unterſchiede von der Oxygenation (Oxygenirung, Sauerſtoffung, Säuerung), wo die Verbindung ſaurer Natur iſt. So ſind z. B. Schwefel, Phosphor, Kohle ꝛc. geneigt, ſich mit Oxygène zu verbinden, und Schwefel-, Phosphor- und Kohlenſäure ꝛc. bilden. Das Oxygène ſtellt hier den oxygenirenden, der mit ihm einbare Steff den oxygenirbaren, und zwar reſpective oxydirbaren, Körper dar. Auch nennt man diejenige chemiſche Operation, duech welche die Metalle mit dem Oxygène in eine ſolche Verbindung treten, daß ſie alle ihre metalliſche Eigenſchaften verlieren, und in einem lockern, zerreiblichen, weißen, oder mehr oder weniger farbigen, pulverigen Zuſtande erſcheinen, Oxydation, ſonſt unſchicklich Calcination (ſ. d. Art. Verkalkung). Das Product heißt Metalloxyd, nicht Metallkalk.

Die Oxydation der Metalle kann auf verſchiedene Art geſchehen, aber immer nur auf Koſten der Zerlegung eines ſauerſtoffhaltigen Körpers, weil ohne deſſen Einwirkung keine Oxydation denkbar iſt. Sie geſchieht: 1) durch atmoſphäriſche Luft, nämlich durch deren Oxygèneantheil, auf trockenem Wege (trockene Oxydation), und iſt eine Art Verbrennung. Wenn dazu die gemeine Temperatur nicht ausreicht, ſo iſt, wie bei den meiſten brennbaren Stoffen, Erhöhung derſelben (Hitze), meiſt wenigſtens über den Siedpunkt des Waſſees, erfoderlich (Oxydation durch Luft und Hitze). Ohne Hitze erfolgt das Anlaufen und Roſten des Eiſens u. a. Metalle an der Luft. Einige Metalle, vorzüglich Stahl, brennen in Oxygènegas, nur an einem Theile irgend einer Quantität ſtark genug erhitzt, ohne äußere Erhitzung, wie Hydrogène, Schwefel und Phosphor, fort; 2) geſchieht die Oxydation eines Metalls durch Waſſer; 3) durch Säuren, Salze ꝛc. (feuchte oder naſſe Oxydation), durch Verpuffung mit Salpeter ꝛc.; 4) durch Elektricität. (S. d. Art.)

Es gibt aber veeſchiedene Oxydationsgrade der Metalle: eine niedere, höhere und höchſte Oxydation (vergl. Trommsdorff in Deſſen Journ. d. Pharm. IV, 1. S. 63 fg.), wodurch ſie a) zu unvollkommenen oder oxydulirten Metallen (Oxydu'n, Oxydulaten); b) zu vollkommenen Metalloxyden (zu eigentlichen Oxyden oder Oxydaten); und c) zu metalliſchen Säuren oder Salzen werden.

Der eeſte Grad iſt der, wo die Metalle nur wenig, oder noch nicht ſo viel Oxygène in ſich aufgenommen, als ſie aufnehmen können, aber doch alle Metallität eingebüßt haben. Hierher gehören der Roſt und die metalliſchen Gläſer (Halbgläſer) ꝛc.

Der zweite Grad iſt jener, wo ſie ſo viel Oxygène verſchluckt haben, als ſie verſchlucken können, um vollkommene Metalloxyde darzuſtellen (Deut- oder Deuteroxyde).

Der dritte Grad iſt der höchſte, wo gewiſſe Metalle, wie Arſenikmetall, Molybdän, Chrom, Wolfram ꝛc., ſo viel Oxygène abſorbiren können, daß ſie ſelbſt in den Zuſtand einer Säure verſetzt werden.

Die meiſten vollkommenen Metalloxyde laſſen ſich unter fernerer Behandlung verglaſen, wie Spiesglanzglas. Übrigens gibt es bei den Oxyden oft Zwiſchengrade, d. h. einige Metalloxyde ſind mehr oder weniger vollkommene oder unvollkommene Metalloxyde. Auch kann ein Metall verſchiedene Stufen der Oxydation einnehmen, z. B. Ei-

sen, als ferrum oxydulatum nigrum, fuscum, und sulphuricum ustum.

Endlich lassen sich die mancherlei Grade der Oxydation durch Zusatz oder Verminderung des Oxygène einer in den andern umwandeln, so das unvollkommene Oxyd in ein vollkommeneres, das vollkommene in ein unvollkommeneres. So wird z. B. das graue Bleioxyd, ein unvollkommeneres Metalloxyd, durch Glühen stärker oxydirt, zu Massikot oder Bleigelb; aus diesem entsteht durch Befeuchten mit Wasser und durch anhaltendes langsames Rösten ein anderes vollkommeneres Bleioxyd: die Mennige; durch stärkeres Feuer wird das Bleigelb zu einem weniger vollkommenen, halbglasartigen Oxyd, zu Bleiglätte, diese aber durch Schmelzfeuer zu einem ganz unvollkommenen Oxyd, zu Bleiglas, umgebildet.

Desoxydation (Desoxygénation, Wiederherstellung, Entbrennung, Entsauerstoffung, Metallisirung), Reductio heißt die Trennung des Oxygène von einem andern Stoffe. Wenn man nämlich dem Metalloxydul oder Oxyde sein Oxygène entzieht, so erscheint es wieder in seinem vorigen metallischen oder reguliniſchen Zustande. Die Reduction der Metalle geschieht aber auf verschiedene Weise, je nach der Größe der Anziehung des Oxygène zu den mancherlei Metallen. Einige lassen solches leichter, andere nur schwer fahren, manche, wie das Gold-, Platin-, Silber- und Quecksilberoxyd, durch bloßes Glühen, andere, wie die übrigen Metalloxyde, die Erze ꝛc., erst mittels eines Zwischenkörpers, vorzugsweise durch Kohle ꝛc. Auch durch Hydrogène läßt sich das Blei aus seinem Oxydzustande metallisch herstellen, wiewol dies ebenfalls auf dem nassen Wege aus Säuren geschehen kann. Eben diese Veränderung bewirkt der Schwefel, wie z. B. bei Bleiglätte und Mennige. Mittels Phosphors die Metalloxyde trocken zu reduciren, ist deshalb nicht thunlich, weil derselbe zu flüchtig und zu entzündlich ist, um sich mit der zur Herstellung auf trockenem Wege nöthigen Glühhitze behandeln zu lassen.

Die meiste Reduction geschieht auf trockenem Wege, bei einigen Metalloxyden aus ihren Auflösungen in Säuren auf nassem Wege durch andere, dem Oxygène näher verwandte Metalle, wohin z. B. die Metallisirung des Bleies aus seiner essigsauren Auflösung durch Zink gehört ꝛc.

Sehr merkwürdig ist es, daß die verstärkte Elektricität (elektrische Entladung), welche Metalle oxydiren kann, Metalle aus ihren Oxyden auch wiederherstellt, wie Beccaria, Comte de Milly, und neuerlich van Marum (s. dessen Beschreib. einer großen Elektrisirmaschine. S. 37 fg. 1. Fortsetz. S. 23 fg.) durch ihre Versuche bestätigt haben (vergl. d. Art. **Oxyde**). (*Th. Schreger.*)

OXYDATIONS-PROCESS, heißt jener Vorgang in der Natur, oder bei einer chemischen Operation, wobei eine Oxydation erfolgt (s. d. Art. **Oxydation**). (*Th. Schreger.*)

OXYDATIONS-SPANNUNG, ist das Streben eines Körpers, im Conflict seines Naturlebens sich in den Zustand der Oxydation zu setzen und in diesem zu beharren, im Gegensatze von Hydrogenisations-Spannung (s. d. Art Hydrogène). (*Th. Schreger.*)

Oxydations-Stufen, s. **Oxydation**.

OXYDE (Oxydate), oxyda, nennt die neuere Chemie alle Körperverbindungen nicht saurer Natur. Sie tragen den Charakter der salzfähigen Basen oder Grundlagen an sich, welche vorzugsweise am negativen Pole der galvanischen Kette abgeschieden werden, bedeutend positiv elektrisch sind und unter einander nur geringe Affinität besitzen, aber doch aus ihrem Vereine sehr wichtige Mischungen hervorgehen lassen, wie die meisten Fossilien, wie Glas u. a. m., zum Theile mit Chlor, Jod, Brom, Schwefel, Phosphor ꝛc. meist mit Wasser nach bestimmten Verhältnissen zu Starrgebilden sich verbinden, verschiedentlich große Affinität gegen die Säuren verrathen, diese mehr oder weniger neutralisiren und mit ihnen die Salze im Allgemeinen bilden, deshalb auch Salzbilder genannt werden.

Die erste Classe derselben begreift in sich die **Kalien**, die zweite die **Erden** und die dritte alle **salzfähige Erzmetalloxyde**.

1) Als **salzfähige Oxydate** sind jetzt folgende bekannt: Kali, Natron oder Soda, Lithon, Baryt, Strontian, Kalk, Bitter- oder Talkerde, Süßerde, Ytererde, Alaunerde, Zirkonerde, Kieselerde und Thorinerde ꝛc., wozu noch folgende salzfähige Erzmetalloxyde, von denen sich einige auch als Säuren verhalten, gehören: Gold-, Platin-, Palladium- und Rhodiumoxyd, vielleicht drei Tridiumoxyde und mehre Osmiumoxyde; ferner Silberoxyd, Quecksilberoxydul und Oxyd, Nickeloxyd, Kupferoxydul und Oxyd, Eisenoxydul und Oxyd, Blei-, Zinn-, Zink-, Wismuth-, Tellur-, Antimon-, Kobalt-, Manganoxyd, Uranoxydul und Oxyd, Cereroxydul und Oxyd, Tantal- und Titanoxyd, Chromoxyd, Selen- und Cadmiumoxyd ꝛc.

2) **Suboxyde***) sind solche, die keine oder nur sehr wenige und lose Verbindungen mit andern Körpern eingehen, weil sie zu wenig Oxygène enthalten. Man nimmt

*) Nach Berzelius heißt Suboxyd jene Stufe der Oxydation, die nicht genug Sauerstoff enthält, um eine Basis für Salze zu bilden, sodaß sie sich nur unter Aufnahme von mehr Sauerstoff mit Säuren zu einem vermag, z. B. die Häutchen, welche sich an der Luft auf metallischem Blei, Zink ꝛc. bilden. — Oxydul und Oxyd sind Oxydationsgrade, die als Grundlagen für Salze dienen können, ersteres die niedrigere, letzteres die höhere Oxydationsstufe. — Sesquioxydul und das noch problematische Sesquioxyd nennt Berzelius jene (als Basis geltenden) Oxydationsgrade, von denen der erste 1½ mal so viel Oxygène, als das Oxydul, der letzte aber 1½ mal so viel Oxygène, als das Oxyd enthalten soll. So finden z. B. beim Osmium, nach Berzelius, alle jene Oxydationsstufen statt: ein Oxydul, Sesquioxydul, Oxyd, Sesquioxyd?, in denen sich der Oxygènegehalt verhältnißmäßig wie 1 : 1½ : 2 : 2½ verhält, und noch überdies eine, wo er sich wie 4 verhäte, welche letzte Stufe Berzelius Bioxyd nennt. — Super- oder Hyperoxyd ist ihm eine Oxydationsstufe, welche mehr Oxygène enthält, als sie in ihre Verbindungen mit Säuren hinübernehmen kann, sodaß sie, ohne einen Theil davon abzugeben, sich nicht mit derselben verbinden kann, z. B. Manganhyperoxyd. Tritt das Oxyd selbst, als elektro-negativer Körper, gegen die meisten andern Oxyde auf, so führt es den Namen Säure, z. B. Manganſäure. Hat ein Metall blos eine Oxydationsstufe, die als Basis dienen kann, so wird diese schlechthin Oxyd genannt, z. B. Zinkoxyd, Wismuthoxyd ꝛc.

Digitized by Google

folgende an: Kohlenoxyd, Boronoxyd, Phosphoroxyd, Chloroxyd, oxydirtes Stickgas, Salpetergas, Kalium-, Natrium-, Molybdän-, Scheel- oder Wolfram-, Titan-, Mangan-, Arsenik-, Antimon-, Wismuth-, Zink- und Bleisuboxyd, Goldsuboxydul und Suboxyd, Platinsuboxyd, Osmiumsuboxyd ꝛc.

3) Peroxyde heißen die an Oxygène reichen Metalloxyde, wie namentlich das schwarze Manganoxyd ꝛc.

4) Hyper- oder Superoxyde nennt man jene Oxyde, die fast gar keine Verbindungen mit andern Körpern eingehen, weil sie zu viel Oxygène bei sich führen. Dahin gehören in der Natur: die des Mangans, als natürlicher Braunstein, jene des Nickels und Kobalts, als Nickel- und Kobaltschwärze, und die des Bleies, als: Mennige, alle vier auch künstlich darstellbar. Dann hat Vauquelin ein zweites Hyperoxyd des Bleies und Ritter eines desgleichen des Silbers entdeckt, das erste auf chemischem, das andere nur auf galvanischem Wege darstellbar. Außer diesen hat Thenard neulich noch drei andere aufgestellt, die er durch Einwirkung des Wasserstoffhyperoxyds auf Zink, Kupfer und Nickeloxyd (eine noch höhere Oxydationsstufe, als die bekannte Nickelschwärze) gebildet haben will, woran jedoch Fischer zu Breslau (s. Kastner's Archiv für die ges. Naturl. XVI. 2. S. 215 fg.) aus Gründen zweifelt. Dagegen nimmt dieser noch ein Hyperoxyd vom Palladium an, und eine ähnliche Verbindung, wie beim Silber, auch beim Quecksilber.

5) Deutoxyde (richtiger Deuteroxyde), womit ausländische Chemiker eine höhere, zweite Stufe der Oxydation,

6) Tritoxyde, womit sie eine dritte,

7) Tetroxyde, womit sie eine vierte, wie z. B. bei Bleihyperoxydul (Mennige), bei Bleihyperoxyd ꝛc. bezeichnen.

Von allen diesen Oxyden weicht das ganz für sich stehende Wasser ab, welches man bisweilen durch den Namen eines Oxydoids unterscheidet.

Endlich macht das Oxygène einen wesentlichen Bestandtheil sämmtlicher Organgebilde aus, welche theils als Säuren der organischen Reiche, eine saure, theils als organische Oxyde, eine nicht saure Natur haben.

Schon gebildete Metalloxyde lösen sich in Säuren meist leichter auf, als Metalle, auf deren einige die meisten Säuren ganz und gar nicht einwirken; so löst z. B. die Citronensäure das metallische Quecksilber nicht auf, wol aber dessen Oxyde. Doch sind auch manche vollkommene Oxyde in manchen Säuren schwer, in andern gar nicht löslich; so wird z. B. das vollkommene Eisenoxyd von der Salpetersäure nicht angegriffen. Alle Kalien ꝛc. schlagen die in Säuren aufgelösten Metalloxyde nieder; auch durch ein zugesetztes anderes Metall lassen sich die Auflösungen eines Metalls in Säuren zersetzen, sowie durch Kohle, Schwefel, Phosphor, Wasserstoffgas ꝛc. Mehre Metalloxyde lassen sich unter einander zusammenschmelzen, und einige sich im Flusse auch mit verglasten Erden und Kalien. Aber mit Metallen selbst schmelzen sie nicht zusammen, außer das Eisen (Vergl. *Tob. Bergmanni* Opp. ch. Vol. II p. 349 sq. Trommsdorff in dessen Journ. der Pharm. ꝛc. IV. 2. S. 63 fg.)

Was die Wirkung der Metalloxyde auf den thierischen Organismus im Allgemeinen anlangt, so bestimmt die regulinische Basis das Charakteristische und Specielle in der Wirkung jedes einzelnen Metalls, die in jeglichem von der eines andern abweicht; das Oxygène aber begründet und ordnet das Mengenverhältniß, das Mehr oder Mindere in Rücksicht des Grades der Einwirkung der verschiedenen mehr oder weniger vollkommenen Oxyde jedes einzelnen Metalls. Auch lehrt die Erfahrung, daß sämmtliche Oxyde desselben Metalls einerlei Streben in Bezug ihrer Einwirkung auf unsern Organismus haben. So streben z. B. alle Eisenpräparate die Muskelkräfte zu erheben, die Bleipräparate dagegen dieselben zu schwächen, alle Quecksilberpräparate wirken reizend auf die serösen Gefäßhäute und die Drüsen. Nur der Grad ihrer Wirksamkeit wird nicht bei allen Metallen in gleichem Verhältnisse durch den Grad der Säure ihrer Oxyde bestimmt. Die Oxyde des einen Metalls wirken nämlich im Zustande der vollkommenen Säuerung eindringender und heftiger, als im Zustande der unvollkommenen. Bei den Oxyden eines andern Metalls findet wieder ein umgekehrtes Verhältniß statt, indem hier grade die Oxydulate mehr in die Mischung und Thätigkeit des Organismus eingreifen, als die Oxyde. So wirken die vollkommenen Quecksilberoxyde durchaus intensiver, als die unvollkommenen, hingegen die unvollkommenen Spießglanzoxyde intensiver als die vollkommenen.

Therapeutisch benutzt man die Metalloxyde nur bei Krankheiten, die auf einer abweichenden Mischung und Thätigkeit des Muskel- und Gefäßsystems beruhen, und einen chronischen Charakter an sich tragen. Man vermeidet, oder wendet sie nur mit großer Behutsamkeit da an, wo Schwäche des besonders höhern Nervensystems vorherrscht. Man gebraucht in den meisten Fällen allemal zuerst die mildern Präparate, und auch diese nie zu anhaltend, sondern oft abwechselnd mit andern Arzneimitteln, die ihrem oxydirenden Streben und ihrer Geneigtheit zur Schwächung und Zersetzung entgegenwirken, oder man zieht dergleichen Mittel nach vollendeter Wirkung der metallischen in Gebrauch.

Nie dürfen endlich die Metalloxyde mit solchen Arzneistoffen zusammentreffen, welche ihre Grundmischung aufheben, das Oxygène ihnen entweder entziehen, oder sie noch mehr oxydiren. — Besonders müssen während ihrer Anwendung alle Säuren theils als Arzneimittel, theils in Speisen und Getränken vermieden werden. Auch zersetzen sich mehre officinelle Oxydsalben, wie das Unguentum Zinci und Hydrargyri oxyd. rubri mit der Zeit ganz. Wahrscheintich bildet sich Fettsäure, die mit dem Oxyde in Verbindung tritt, wodurch diese Mittel andere werden, mithin auch anders wirken, als im immer frischen Zustande. — Ihren anderweitigen technischen Gebrauch siehe bei jedem einzelnen Oxyd.

Übrigens müssen alle Metalloxyde in schwarz angestrichenen Gläsern gegen Lichtzutritt streng gesichert werden.

(*Th. Schreger.*)

Oxydenia *Nutt.* s. Eleusine *Gärtn.* (Leptochloa *P. B.*)

OXYDERCEA, OXYDERCICA (scl. remedia),

Digitized by Google

augenstärkende Arzneien, Mittel zur Verstärkung des Sehvermögens. (*Wiegand.*)

OXYDERCES (Insecta), eine von Schönherr (Genera et Species Curculionidum I, 646) gesonderte Rüsselkäfergattung aus der Ordnung Gonatoceri, Unterabtheilung Brachyderides, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler kurz, etwas schwach, der Schaft keulenförmig, über die Augen vortretend, die zwei Wurzelglieder der Geißel verkehrt kegelförmig, die übrigen kurz, knotig. Der Rüssel kurz, etwas schmäler als der Kopf, etwas vortretend, aber in der Mitte eingedrückt, rinnenförmig, an der Spitze tief dreizackig ausgerandet, die Fühlergrube kurz, gebogen, vor den Augen endigend, die Augen rund, stark vortretend. Der Thorax an der Wurzel tief doppelbogig, vorn schmäler, aber in der Mitte flach. Die Flügeldecken lang, voen einzeln rundlich vortretend, am Ende einzeln spitzig, die Schulteen eingedrückt, schief eckig. Die Schienen inwendig an der Spitze mit einem starken Haken. Der Körper länglich, geflügelt, mittelgroß.

Als einzige Art ist angeführt O. cretaceus *Fabricius* (Syst. eleut. p. 511. nr. 24. Ent Syst. I. 2. p. 452. nr. 245. *Olivier.* Ent. V, 83. p. 301. nr. 331. t. 2. f. 19. *Herbst* Col. VI. p. 481 et 497). Länglich, schwarz, dicht schneeweiß beschuppt, Augen und Schildchen schwarz, die Seiten des Thorax mit weitläufig eingedrückten Punkten, die Flügeldecken schwach vertieft punktstreifig, mit abwechselnden erhöhten Zwischenräumen, hinten eindoenig, an der Wurzel doenenspitzig. Vaterland die Inseln Guadeloupe und Martinique. (D. *Thon.*)

OXYDERKO oder Athene ὀξυδερκής, die scharfsichtige, Beiname der Athene auf der Larissa zu Argos in einem Tempel neben dem des Apollon Deiradiotes, geweiht der Sage nach von Diomedes, weil ihm im Kampfe vor Troja die Göttin den Nebel von den Augen nahm (*Paus.* II, 24, 2). Es ist hier die Erzählung von Il. V, 127 gemeint, wo Athene dem Diomedes den Nebel wegnimmt, der die Menschen die Nähe der Götter unter menschlicher Gestalt verkennen läßt. Den Anlaß zu dem Beinamen gibt im Gedankenkreise der Athene ihr Vermögen, jeden Gegenstand in seinem richtigen Verhältnisse zu erkennen und zu behandeln, denn der überall zweckmäßig handelnde göttliche Verstand ist die Wurzel des Begriffs der Athene. Demnach ist das Beiwort die Scharfsichtige eins der bezeichnendsten für sie, und wenn man für dasselbe einen mythischen Anlaß suchte, schloß es sich passend an die von Athene ertheilte Aufhellung des menschlichen Verstandes an, die denselben fähig macht, die Götter, auch wenn sie sich verhüllen, zu erkennen. (*Klausen.*)

Oxydoid, s. Oxyde.

Oxydon *Less.* s. Oxyodon.

OXYDRACAE, sind eins der tapfern Völker zwischen dem Hydaspes und Akesines in Indien, die sich Alexander unterwarf. Nachdem Alexander vom Hyphasis an den Hydaspes zurückgegangen war, und die Flotte nun auf dem Akesines herunterlief, stieß er auf die Malli, die bis zum Hydraotes wohnten, und die Oxydraker, die man westlicher gegen den Indus hin suchen darf (*Arrian.* VI, 13). Nach Einigen war es die Stadt der Oxydraker, in welcher Alexander verwundet wurde, nachdem er zuerst und allein von der Mauer unter die Feinde gesprungen war (*Curt.* IX, 4, 5. *Arrian.* VI, 11). Nach Andern geschah es in der Stadt der Maller (*Arrian.* l. c. *Strab.* XV, 1). Ersteres Volk nannte sich Abkömmlinge des Bakchos. (*Strab.* l. c.) (*Völcker.*)

Oxyduln oder **Oxydulate**, s. Oxydation und Oxyde.)

Oxygenaräoide, s. Wärme.

Oxygenation, s. Oxydation.

OXYGÈNE, OXYGENIUM, — Säuerungsprincip, Säure bildender Stoff, Sauerstoff, Lebensluftstoff; als Gas: Oxygengas, Sauerstoffgas, Lebensluft, reine Luft, Feuerluft, dephlogistisirte Luft, Gas oxygenicum, Gas oxygène, — ward am früheften von Cavendish, 1774 von Priestley und 1775 von Scheele entdeckt, von Lavoisier aber am genauesten in seinen chemischen Verhältnissen erforscht, und darauf eine sehr einfache Verbrennungstheorie gegründet (s. d. Art. Verbrennung).

Dieser Stoff findet sich in der Natur am häufigsten, er macht wenigstens ⅓ von unserm Erdkörper aus, so weit wir ihn kennen; das Wasser enthält davon an Gewicht 0,87, und die Luft dem Volumen nach 0,21; er hat einen überaus wichtigen Einfluß auf den Proceß des Verbrennens, der Oxydation der Metalle, des Athemholens, der Vegetation ꝛc. Er ist ein wesentlicher Bestandtheil aller Organgebilde. Bisher hatte man ihn als ausschließlichen Erzeuger der Säuren aufgestellt, aber seit einigen Jahren sieht er sich dieses Vorzugs durch ein anderes säurendes Princip beraubt, welches außer dieser allgemeinen Wirkung keinen andern Bezug darauf hat, nämlich durch den Wasserstoff (s. Hydrogène), welcher mit gewissen Basen vereint das hervorbringt, was man jetzt, zum Unterschiede von den Sauerstoffsäuren, Wasserstoffsäuren (Hydracida) nennt (s. Säuren), z. B. Tellur-, Schwefelwasserstoff- oder Hydrothionsäure, Davy's Chlor-Wasserstoffsäure (sonst oxydirte Salzsäure), Jod-Wasserstoffsäure, Hydrocyansäure ꝛc. Erst als die Bestandtheile der atmosphärischen Luft genauer ausgemittelt waren, hat man auch mehre Körper kennen gelernt, welche den Säuerungsstoff enthalten und aus sich gasförmig entbinden lassen, aber nicht alle, welche ihn enthalten, lassen sich zur Darstellung desselben benutzen, sondeen nur solche, in denen die Wärme dem Säuerungsstoff näher verwandt ist als die Basis, woran derselbe gebunden war. Setzt man daher diese säurestoffhaltigen Körper einer höhern Wärmetemperatur aus, so erhält man deren Säuerungsprincip, indem sich solches mit Wärme verbindet, und als Oxygèngas entweicht.

I. Oxygen- oder Sauerstoffgas; nicht zu wenig, aber kein ganz reines Gas liefern die grünen Blätter von gesunden, saftigen Gewächsen, der grüne Pflanzenstoff, der sich aus Brunnenwasser an die Gefäßwände anlegt, wenn dies alles unter Quellwasser in einem Glasrecipienten an die Sonne gestellt wird. Vegetirende Pflanzen entwickeln es in der Sonnenwärme, häufiger und reiner die Gewächse in heißen Ländern. Auch läßt es sich in feinen Haarröhrchen aus dem von der Sonne beschie-

nenen Wasser sammeln. Selbst Silber-, Quecksilber- u. a. Metalloxyde scheiden es in der Sonne aus. Durch Glühen entbindet sich aus Salpeter vieles, aber unreineres Gas als unter gewissen Vorsichtsmaßregeln, aus befeuchtetem chlorsaurem Kali, welches nach Berzelius, in 100 Theilen 39,15 Sauerstoffgas enthält. Das reinste erhalten wir wol aus salzsaurem Gas, welches in der Sonne über Wasser gestellt wird. Unter den Metalloxyden geben rothes Quecksilberoxyd wenig, aber reines, und zwar bei schwächerer Hitze, als der Salpeter, schwarzes Braunstein- oder Manganoxyd hingegen das wohlfeilste, und je trockner und reiner der Braunstein ist, ein desto reineres Gas, sowol durch Glühen, als durch Erhitzen des Oxyds mit gleichviel Vitriolöl. Auf trockenem und nassem Wege läßt es sich auch wohlfeil und leicht vom rothen Bleioxyde (Mennige) trennen ꝛc. Die besten Gasentwickelungsgefäße sind mit Thon und Kochsalz ꝛc. beschlagene, oder in eine Halbkugel von starkem Eisenblech eingekittete Retorte aus Schmelztiegelmasse mit weitem Halse, auch wol zwei mit ihren obern Rändern zusammengekittete hessische Schmelztiegel, sowie im Kleinen und bei nicht allzustarker Hitze sehr dünn geblasene Glasgefäße, dergleichen zum Ciarcy'schen Destillationsapparat gehören (s. meine Beschreibung der chem. Geräthschaften ꝛc. II. S. 29); im Großen zeichnet sich hier Watt's Gasentwickelungsapparat vortheilhaft aus (s. Ebend. II. S. 16, 17. Taf. I. Fig. 1—6). Rein und trocken wie die Retorten ꝛc. müssen auch die hier weiten Leitungsröhren und die Recipienten oder Reservoirs sein, welche nicht mehr als 3—400 Cubikzolle Gas aufnehmen dürfen. Dasselbe gilt von den Gasreinigungsgeräthen und allen einzelnen Theilen des pneumatischen Apparats (s. d. Art. Gasapparat).

Das Oxygengas ist farblos, schwerer als die atmosphärische Luft, gegen Wasser = 1 gesetzt: 0,00135, oder $\frac{1}{741}$; gegen die Luft = 1 gesetzt nach Biot ꝛc. 1,10359, nach Davy 1,128; nach Thomson 1,104 und nach Berzelius 1026; gegen das Wasserstoffgas = 1 gesetzt 15,0 specifisch schwer. Hundert Cubikzolle des Gases wiegen nach Kirwan und Davy 34 Gran engl., nach Allen und Pepys 33,82 und nach Thomson 33,672 Grane. Seine Brechbarkeit des Lichts verhält sich zu jener der atmosphäischen Luft = 0,8616 : 1,0. Sein Mischungsgewicht ist = 100. Plötzlich comprimirt leuchtet es überaus stark, brennende Körper brennen in ihm viel lebhafter, glänzender und alle Erscheinungen beim Verbrennen und Oxydiren gehen weit rascher und vollkommener darin vor sich, als in der atmosphärischen Luft, viele Körper brennen nach eingeleitetem Verbrennungsproceß darin fort, die in gemeiner Luft verlöschen, wie Eisen und Diamant. Thiere athmen ungleich leichter darin, als in einer gleichen Menge gemeiner Luft. Wenn aber auch diese, gleichwie der Mensch, in einer reinen Lebensluftregion ungleich behaglicher und munterer leben, so werden sie eben dadurch schneller zerstört, wie ein brennendes Licht ꝛc. geschwinder in reinem Sauerstoffgas verbrennt, als in der gemeinen Luft. — Rein hat das Gas weder Geruch noch Geschmack, für sich auch keine saure Eigenschaften. Vom Wasser wird nur dann ein Theil aufgenommen, wenn solches zuvor möglichst luftleer gemacht worden ist; indessen geht es keine innige Verbindung damit ein, sondern läßt sich durch bloßes Schütteln und bei gelinder Wärme wieder davon trennen.

Das Oxygène eint sich mit allen übrigen einfachen oder Elementarstoffen, ausgenommen mit dem Fluor ꝛc. Seine Anziehung gegen andere Körper ist häufig die größte, größer gegen die elektro-positiven, wiewol z. B. der Kohlenstoff dem Oxygène näher verwandt ist, als der Wasserstoff. Die Verbindung geschieht mit Licht und Wärmeentwickelung um so eher, je elektro-positiver die Körper sind, und heißt dann Verbrennung (s. d. Art.). Sehr elektro-negative Körper, wie Chlor, Jod, Brom und Azot, einen sich nur schwierig mit dem Oxygène und ohne merkliche Licht- und Wärmeentwickelung. Das Feuer erscheint als Flamme (s. Davy in Trommsdorff's Journ. f. d. Pharm. 1818. II, 1), wenn der brennbare Körper voe dem gänzlichen Verbrennen zu Dampf oder Gas wird, im entgegengesetzten Falle zeigt sich ein bloßes Glühen. Die noch unerklärte Farbe des Feuers ist bei demselben Körper verschieden, je nachdem er mehr oder weniger heftig verbrennt ꝛc.

Nur bei gewissen höhern Wärmegraden vermag sich das Oxygène mit den übrigen Körpern zu verbinden; diese Temperaturen wechseln nach der Natur des Körpers und nach dem Cohäsionszustande eines und desselben Körpers, wie auch nach der jedesmaligen Verdichtung des Oxygengases. Wenn während der Vereinigung sich genug Feuer entwickelt, so bedarf der verbrennende Körper, nach einmal begonnenem Verbrennungsproceß, keines weitern Wärmezutritts von Außen, dessen vorzüglich mehre Metalle bedürfen. Wenn sich das Oxygène mit den verbrennenden Körpern sehr langsam verbindet, so wird die Feuerentwickelung wenig oder gar nicht bemerklich, obgleich das Product des Actes dasselbe ist, z. B. Blei bis zum Schmelzpunkte oder bis zum Siedepunkte erhitzt. Diese langsame Verbrennung steht im Gegensatze zu der raschen. Wenn sich ein Körper schon mit einem oder einigen Mischungsgewichten Oxygène vereiniget hat, so entwickelt er bei der Aufnahme von noch mehr Oxygène weniger Feuer, oft auch gar kein wahenehmbares, z. B. schweflige Säure, Kaliumoxyd, Eisenoxydul ꝛc. Auch nimmt die Affinität für das Oxygène ab. War dieses schon früher an a gebunden, und geht es von diesem auf b über, so ist die Feuerentwickelung minder lebhaft, als wenn sich b mit dem freien Oxygène verbunden hätte, sie ist es um so weniger, je weniger die Anziehung von a und b gegen das Oxygène in der Größe abweicht. Das an Chlor, Jod, Brom und Azot gebundene Oxygène bewirkt bei seinem Übergange an andere Körper noch die lebhaftesten Feuerentwickelungen.

Der Verbindungsact des Oxygène mit den übrigen Stoffen heißt die Oxygenation (s. d. Art. Oxydation). Da die meisten von diesen Verbindungsacten mit Feuerentwickelung vor sich gehen, so nennt man oft zu allgemein die Oxygenation Verbrennung, das Oxygène den verbrennenden, comburirenden Stoff, den oxygenirbaren Körper aber den brennbaren, combustibeln Stoff und den

Digitized by Google

orygenirten Körper den verbrannten Stoff. (Die verschiedenen Verbrennungstheorien, unter denen jene von Wiegleb und Berzelius die wahrscheinlichsten für jetzt sind, s. in dem Art. Verbrennung.)

Die Zahlen der Mischungsgewichte, nach welchen sich das Orygène mit einem Mischungsgewichte der übrigen sogenannten einfachen oder Elementarkörper eint, sind 1, 1½, 2, 3, 5, ¼, ⅓, ½, ⅛, ⅙.

Das Orygène bildet bis jetzt ungefähr 97 einfache Verbindungen. Diese sind theils saurer Natur, und heißen Sauerstoffsäuren (s. eine Übersicht aller Säuren in Nik. Scherer's a. nord. Annal. der Chemie. VIII. 1. S. 79 fg. und unter dem Artikel Säuren), theils nicht saurer Natur oder Oxyde (s. d. Art.). Außerdem ist das Orygène ein wesentlicher Bestandtheil sämmtlicher organischer Verbindungen *). Nach Döbereiner soll dasselbe ein metallischer Körper sein, der sich als solcher im krystallisirten Braunstein- oder Manganerze finde, und vor der Voltasäule die Rolle eines Metalls spiele. Jedoch da auch er solches zu den einfachen Stoffen zählt, so läßt sich schließen, daß es mit dessen metallischer Natur nicht so ernstlich gemeint sei.

Zum innerlichen arzneilichen Gebrauche muß das Orygengas vorzüglich rein sein, wie das aus chlorsaurem Kali bereitete; jenes aus rothem Queckſilberoxyd taugt nicht zum Einathmen; auch wird es leicht mit Stickstoffgas verunreinigt und dann, mit Schwefelkali zusammengebracht, absorbirt, sodaß es mit dem Schwefel Schwefelsäure bildet und das Stickstoffgas allein zurückläßt. Das wohlfeilste aus Mangan- oder Braunsteinoxyd muß, mit kohlensaurem Gas verunreinigt, wo dann ein glimmender Holzspan vor der Mündung des Gasrecipienten nur mit schwachem Glanze brennt, und das frische Kalkwasser sich trübt, so gereinigt werden, daß man es entweder sogleich bei der Entwickelung, oder nachher aus dem Recipienten durch eine reine Kalilauge oder durch frische Kalkmilch ꝛc. mehre Male streichen läßt, bis diese davon ungetrübt bleibt. Auch darf man das Gas nur mit möglichst luftleer gemachtem Kalkstaub, oder mit destillirtem Wasser zusammenschütteln. Eigene Vorrichtungen dazu haben v. Marum und Watt vorgeschlagen (s. meine Beschreibung der chem. Geräthschaften II. S. 63 — 65). Die darin höchst fein zertheilten braunen oder gelben Metalloxyde: Braunsteinpulver ꝛc., setzen sich nach 10—14stündiger Ruhe an einem kalten Orte von selbst ab. Übrigens darf man dasselbe auch an einem kühlen Orte nicht zu lange über destillirtem Wasser oder Queckſilber stehen lassen.

Es gibt folgende Verfahrungsarten, das Orygengas mehr oder weniger mit atmosphärischer Luft verdünnt, an und in den Körper zu beingen. Ununterbrochenes Einathmen desselben in künstlichen Gasatmosphären (s. Luftverbesserungsöfen in dem Art. Ofen), wo es zugleich auf die äußere Hautfläche wirken kann; periodisches Einziehen abgemessener Portionen davon durch besondere Respirationsmaschinen, wie z. B. die Ingenhoußischen (in Crell's Ann. d. Chem. 1786. II. S. 353—360), die Fahlmer'sche und Diebolt'sche (in meiner Beschr. ꝛc. II. S. 134 fg. Taf. II. Fig. 20), Al. von Humboldt's Rettungsmaschine (s. Dessen Schrift über die unterirdischen Gasarten. S. 337. Taf. III. Fig. 17—21), das Einblasen desselben durch eigene Lungenpumpen ꝛc., wie vorzüglich die Gorcy'schen und Coleman'schen (s. J. A. Ehrlich's chir. auf Reisen ꝛc. gemachte Beobacht. m. K. I. [Leipz. 1795]) und der Sementinische Apparat sind (in Gilbert's Ann. d. Phys. XVI. S. 94), die Application desselben für sich oder in besondern Vehikeln, z. B. in Wasser, als Klystier oder inneres Spritzbad, und als äußerliches Heilmittel. Das damit bei 50° Fahrenh. künstlich imprägnirte Wasser enthält beinahe die Hälfte seines Volumens Orygengas, welches durch keine Basis, sondern einzig durch Compression gebunden werden kann. Das Wasser muß in gut verstopften Flaschen aufbewahrt sein, welche auf den Stöpsel in ein Gefäß voll Wasser gestellt und nur im Augenblicke des Gebrauchs zu öffnen sind. An äußere Theile wird es entweder für sich oder auch mittels orygenhaltiger Stoffe, vegetabilischer und mineralischer Säueen ꝛc. gebracht.

Die Wirkungen dieses eingeathmeten Gases auf Gesunde, von denen einige weit mehr als andere vertragen können, weichen nicht wenig von einander ab. Gewöhnlich folgt darauf Beschleunigung des Pulses, Röthe des Antlitzes und der Extremitäten, ein Gefühl von mehr oder minder empfindlicher Wäeme über die ganze Haut und in dem übrigen Körper, zumal in der Lungengegend, je nachdem das Gas mehr rein, oder mit atmosphäeischer Luft verdünnt war, bei Einigen ist dies Gefühl angenehmer, als bei Andern. Bei Manchen wirkt das Gas so stark, daß zumal nach dessen wiederholtem Gebrauch wirklich Fieberbewegungen, scheinbare Erhöhung der Körperthätigkeit, Lungenentzündung, Bluthusten, ja Schwindsucht erfolgen können, indeß es bei Andern gemäßigter, vorübergehender wirkt und selbst der Gesundheit zusagt. Doch kann diese verschiedene Wiekungsart ebenso wol von der stärkern oder schwächern Empfindlichkeit der Lunge, als von der Reinheit, von dem Verdünnungsgrade, von der mehr oder minder bequemen Einathmungsart des Gases selbst ꝛc. abhängen.

Ebenso widersprechend sind die Erfahrungen von der Wirkung desselben in Krankheiten. Stoll, Ferro und die amerikanischen Ärzte empfahlen es zum Einathmen in Brustkrankheiten, Letztere auch im Hydrothorax, indessen Scherer, Fourcroy, Beddoes, Hill u. A. aus Erfahrung widersprechen. Dagegen fanden es Fourcroy und Chaptal wirksam im feuchten und chronischen Asthma, in der Bleichsucht und Hypochondrie, sowie Thornton in dieser, bei Skrofelgeschwülsten des Halses und in Skrofeln

*) S. *Priestley*, Experim. and observations relating to various branches etc. I. Scheele's Abhandl. von der Luft und dem Feuer nnd Dessen neue Bemerkung in o. Crell's Ann. d. Chem. 1785. 2. S. 229, 291; vergl. Scheele's physik. u. chem. Werke. I. Lavoisier's System der antiphlogist. Chem., übers. von Hermbstädt. (Berlin 1803.) I. S. 59—122 fg. Nik. Scherer's Grundzüge der neuen chem. Theorie. S. 47 fg. Berzelius in Schweigger's n. Journ. der Chem. ꝛc. VI. S. 119 fg. Bucholz ebendas. S. 219.

Digitized by Google

überhaupt; Beddoes in faulichten Krankheiten, im Skorbut, Hill bei Nervenschwäche, im letzten Zeitraume schleichender Nervenfieber, bei schwächlichen und rhachitischen Kindern, zur Beförderung des Wachsthums und Verbesserung der Deformitäten, bei Knochenauswüchsen u. a. Knochenkrankheiten, in Gelenkkrankheiten, bei weißen Kniegeschwülsten, langwierigen Geschwüren, im Krebs und Brand, in Flechten u. a. chronischen Ausschlägen der Haut, im asthenischen Krampfhusten, in der äußersten Entkräftung säugender Mütter, in der Gicht, Epilepsie, im Wasserkopfe, bei Lähmungen der Füße, Harnblase, Augenlider ꝛc. mit oder ohne andere innere Arzneimittel. Übrigens ist es ein Gegengift des eingeathmeten Wasserstoffgases. Mehre andere Gebrauchsfälle desselben s. in Tib. Cavallo's Vers. über die med. Anwendung der Gasarten, mit erl. Zusätzen von A. N. Scherer ꝛc. (Leipzig 1799.) S. 73—126. Dan. Hill's Beob. und Vers. über die Heilkr. des Sauerstoffgases ꝛc. Aus dem Engl. mit Anmerk. von Münchmeyer. (Gött. 1801.) I. S. 15 fg.

Das Einblasen des Gases in die Lungen ohne, oder nur mit weniger atmosphärischer Luft rühmt Beddoes im höchsten Grade der Schwäche bei Säuglingen und in mehren Arten schleuniger Todesfälle, Goodwyn zur Wiederbelebung Scheinerstickter (nur nicht von zu viel geathmetem kohlensaurem und Chloringas), der ertrunkenen oder vom Blitze getroffenen Scheintodten (Selle), asphyktisch geborner Kinder, in Ohnmachten ꝛc. Sauerstoffgasklystiere fand Hufeland zugleich angezeigt in allen Nervenkrankheiten von Schwäche, wo mehr Lebensreizung nöthig ist, in Scheintodfällen ꝛc.

Äußerlich wendet man endlich dies Gas an, nach Warren, entweder auf die ganze Hautfläche in chronischen Ausschlags- oder andern Krankheiten der Haut von Schwäche, oder örtlich auf skorbutische Geschwüre ꝛc. Belletan widerräth es aber im Spitalbrande. In Salbenform, als Unguentum oxygenatum, läßt es sich nicht lange unverändert aufbewahren. Die Dosis desselben zum Einathmen ist Anfangs 1 Pfund mit 20—30 gemeiner Luft dem Umfange nach; allmälig mehr davon, aber jedesmal mit 20 der letzten verdünnt, wenn nicht dringende Umstände, wie Scheintodfälle ꝛc., sogleich eine größere Gabe fodern, dergleichen auch Kranke bei langsamem und starkem Puls, eher, als bei einem langsamen und schwachen, vertragen. In Krankheiten von Mangel an Erregbarkeit soll man täglich mehre Kubikfuß anwenden (?). Gibt man es nur mit wenig atmosphärischer Luft vermischt, so ist mehr davon nöthig; denn in Verbindung einer größern Quantität von jener, soll es nach Cavallo mehr und länger Gelegenheit haben zu wirken.

Technisch dient das Sauerstoffgas zum Schmelzen und Oxydiren der Metalle vor dem Löthrohr (s. d. Art.); in einer gleichgroßen Menge dieses Gases läßt sich viermal mehr Metall oxydiren als in der gemeinen Luft.

II. Liquides Oxygène nennt Thenard ein mit der 475fachen Menge Oxygengas dem Raume nach angeschwängertes Sauerstoffwasser (s. Gilbert's Ann. der Phys. ꝛc. 1820. I. S. 1 fg.) Er verband das Wasser mittels eines complicirten chemischen Processes mit dem Oxygène in dem Doppelten von dem Verhältnisse, welches das eigenthümliche seiner gewöhnlichen chemischen Zusammensetzung ist, und constituirte so ein wahres deutoxyde d'oxygène. Es hat eine Dichtheit von 1,453 und enthält Sauerstoffgas, welches das eigene Volumen 475 Mal, das des nicht oxygenirten Wassers aber 616 Mal übertrifft. Es ist farblos, ohne Geruch, aber von adstringirendem bitterlichem Geschmacke. Es färbt weder Lackmus noch Veilchensaft. Es mischt sich mit dem gemeinen Wasser, gefriert unverändert, verfliegt im luftleeren Raume, ohne sich zu zersetzen, gibt aber in der Siedhitze alles sein Oxygène ab. Auch Metalle mit ihren Oxyden und mehre Thierstoffe, besonders der Faserstoff, verwandeln es wieder in gewöhnliches Wasser. Pleischl (bei Gilbert a. a. O. S. 215 fg.) hat dies Präparat in gewissen Asphyxien als das kräftigste Wiederbelebungsmittel vorgeschlagen, wenn man davon dem Scheintodten einige kleine Löffel voll in den Mund bringe, Nase und Mund schließe, und so das Gas daraus sich im Körper selbst entwickeln lasse; es sei denn, daß das Mittel die Zunge und andere Weichgebilde der Mund- und Schlundhöhle nicht minder reize und zerstöre als die Haut; denn schon ein Tröpfchen davon greift die Epidermis sogleich an, macht sie schneeweiß und schuppig, erregt ein länger dauerndes Stechen, in der Folge zerstört es die Haut, wie alle Schleimhäute, verdichtet den Speichel und läßt einen bittern, zusammenziehenden Geschmack, wie Brechweinstein, auf der weißen Zunge zurück. Auch schon das ganze Verfahren dürfte unausführbar sein, weil es dabei an einer Kraft fehlt, das in der Schlundhöhle plötzlich sich entwickelnde Gas in die Lungen der Scheintodten hineinzutreiben. Wollte man aber das gasförmige Oxygène aus dem liquiden so darstellen, daß man in eine mit einem Entbindungsrohre versehene Tubulatretorte durch den Tubulus fein zerriebenes und in Wasser zerrührtes schwarzes Manganoxyd, oder ein Stückchen Silber zu dem oxygenirten Wasser brächte, und den Tubulus sogleich mittels eines eigenen Korks luftdicht verschlösse, das Gas aber über Wasser auffinge, und dann schicklich in die Lungen des Scheintodten leitete, so würden bei diesem Verfahren Glasgefäße häufig mit Gefahr für die Umstehenden zersprengt werden. Doch nicht sowol die Anwendungs-, als vielmehr die leichtere Darstellungsart dieses mächtigen Mittels in Menge, womit man unter Umständen vielleicht Wunder thun könnte, bleibt immer noch sehr schwierig.

Technisch kann man es benutzen als Bleichwasser in den Indiennefabriken ꝛc. Es muß in fest verschlossenen Bouteillen unter reinem Wasser weder zu lange, noch in großen Vorräthen an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Seine Stärke prüft man durch blaue Pflanzensäfte. Je mehr und schneller sich z. B. hineingetauchtes Lackmuspapier ꝛc. röthet, desto reicher ist das Wasser an Sauerstoffgas, und so umgekehrt. (*Th. Schreger.*)

Oxygenäther, s. Sauerstoffäther.

Oxygengas, s. Oxygène.

OXYGENITÄT, ist im Gegensatze von Hydrogenität die Eigenschaft eines Körpers, die sich zunächst auf

das Eingehen des Oxygène in seine materielle Natur gründet, als Hauptcharakter aufgestellt. (*Th. Schreger.*)

OXYGENOMETER (Eusrometer, Eudiometer), Sauerstoffmesser (Lebensluftmesser, Luftgüteprüfer), oxygenometre etc., heißen jene Kunstwerkzeuge, die uns höchstens den größern oder geringern Antheil an Sauerstoff in einer gegebenen Luftmasse andeuten, aber nicht dessen absoluten Umfang, noch auch die durch und in Luft und Wärme aufgelösten Dünste, viel weniger die mit denselben mechanisch oder chemisch verbundenen fremdartigen Stoffe und Contagien, wozu man vielmehr alle thermometrische, barometrische, elektrometrische und hygrometrische Beobachtungen zugleich mit den oxygenometrischen ꝛc. benutzen muß.

I. Die Salpetergas-Eudiometer, eine Erfindung Priestley's, dienen zur Prüfung des Sauerstoffgehalts der Luft durch das Salpetergas. Hier beruht Alles auf jener besondern Eigenschaft dieses Gases, daß es, mit der atmosphärischen Luft in Berührung gebracht, sogleich seine Gasform verliert und sich mit dem Antheile derselben an Sauerstoff zu unvollkommener Salpetersäure verbindet, wobei das Stickgas allein übrig bleibt.

a) Priestley's sehr einfache Vorrichtung besteht aus einer Glasphiole (Unzenmaß), und aus zwei Glasröhren, einer größern genau graduirten und einer kleinern glatten Röhre. Das Maß wird zu Versuchen mit Wasser gefüllt und umgekehrt über die Mündung eines Trichters im Gesimse der gewöhnlichen Luftwanne gestellt (s. d. Art. Gasapparat), um zuerst die zu prüfende Luft, und nachmals salpeterhalbsaures Gas, oder besser dieses zuerst durch denselben in die kleinere Glasröhre, doch ohne sie mit bloßer Hand zu berühren, einzulassen. Das ganze Luftgemenge läßt man endlich in die größere Röhre treten, die nun ganz flät in das Wasser gesetzt wird, bis die Wasserfläche in ihrem Raume mit der des äußern Wassers parallel steht. So kann der Raum, den die zwei Maße Luft nach ihrer Verbindung einnehmen, in 100 Theilen eines Maßes bemerkt werden. Das Salpetergas muß aber immer gleich stark und rein sein, und zugleich der Punkt genau getroffen werden, wo die Verminderung des Raums, den das Luftgemenge einnimmt, am größten ist, weil dieses hierauf wieder anfängt, einen größern Raum einzunehmen. Überhaupt bedürfen die Salpetergas-Eudiometer sehr genauer Beobachter. (Vergl. Priestley's Versuche und Beobachtungen über Luft ꝛc. III).

b) Fontana's neueste Eudiometer, einen verbesserten Priestley'schen s. in meiner Beschr. der chem. Geräthschaften ꝛc. (Fürth 1802) II. S. 223 fg Taf II. Fig 29—31; vergl Ingenhouß' Vers. mit Pflanzen, aus dem Engl. (Leipz. 1780.) II. Fig. 1—6.

c) Cavallo's vereinfachter Fontana'scher Apparat (in Dessen Schrift über die Eigensch. der Luft ꝛc. Taf. III. Fig. 4, 5).

d) Luz's abgeänderter Fontana'scher Appacat, s. in Dessen Anweis. d. Eudiometer des Fontana zu verfertigen ꝛc. (Nürnb. u. Leipz. 1784).

e) Landriani's Eudiometer (s. in Dessen Richerche fis. intorno alla salubr. dell' aria. [Milano 1775, teutsch Bresl. 1778.])

f) Ingenhouß' Eudiometer (in Philos. Transact. Vol. LXVI. P. 1.).

g) Magellan's Eudiometer s. bei Cavallo a. a. O. Taf. II. Fig. 23, 24 und meine Beschreib. a. a. O. Taf. II. Fig. 28. S. 232 fg.

h) Gerardin's Eudiometer in *Rozier* Journ. Mars 1778.

i) Stegmann's Luftmesser s. in Dessen Beschr. ꝛc. (Cassel 1778.)

k) White's Eudiometer (s. Phil. Trans. Vol. LXVIII).

l) De Saussure's Eudiometer (s. Dessen Reise durch die Alpen ꝛc. Aus d. Franz. (Leipz. 1781.) II.

m) Achard's Eudiometer (s. in Dessen ph. ch. Abhandl. [Berl. 1784.] I. S. 298, 302. Fig I).

n) Cavendish's Eudiometer (s. Dessen An account of a new Eudiometer etc. [Lond. 1783.])

o) Biboeg's Eudiometer (s. in Tent. Eudiometr. perf. [Havn. 1784]).

p) Wilke's Eudiometer (s. in Goth. Mag. III, 4. Taf. III. Fig. 2).

q) Einen Quecksilberapparat zum Eudiometer anwendbar (s. im Goth. Mag. a. a. O. Taf III. Fig. 1).

r) Scherer's Vorrichtung (s. in d. Abhandl. d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. III. [Prag u. Dresd. 1787]).

s) Späth's Eudiometer (s. in Gren's Journ. d. Ph. III 8).

t) Klingert's Eudiometer (s. in Gilbert's Ann. d. Ph. ꝛc V, 2. Taf. V. Fig. 4—7).

II. Wasserstoffgas-Eudiometer, eine Erfindung Volta's, wo in einer eingeschlossenen Luftmenge Wasserstoffgas so lange abgebrannt wird, bis jene keine Flamme mehr unterhalten kann Durch das Verhältniß, nach welchem 15 Gewichtstheile Wasserstoffgas bei ihrer Verbrennung 85 Theile Sauerstoff verzehren, und sich damit in 100 Wasser verwandeln sollen, läßt sich der Sauerstoffgehalt in der eingeschlossenen Luftmasse sehr genau berechnen, wenn man nur sich eines immer gleichen und reinen Wasserstoffgehalts bedient ꝛc.

a) Volta's Eudiometer, s. in Dessen Lettera sull' aria nat delle paludi. (Como 1776. Teutsch Winterthur 1778).

b) Dasselbe von Pepy verändert, s. in Oken's Isis 1818 IX. S 1431 fg Döbereiner hat es wesentlich dadurch verbessert, daß die Verbindung der Gase durch Platinschwamm langsam und ohne Explosion entzündet wird.

III. Die Schwefelkali- oder Schwefelkalk-Eudiometer, von Scheele erfunden, bezwecken die Verminderung einer bestimmten Luftmenge mittels aufgelösten Schwefelkalis oder besser Schwefelkalkes ꝛc. nach Graden.

a) Scheele's Eudiometer (s. in Dessen sämmtlichen Werken, herausgegeb. von Hermbstädt. II S. 207 fg.).

b) Guyton-Morveau's Eudiometer (s. Gren's Journ. III. d. Abbild., und meine Beschreibung der chem. Geräthschaften. Taf. II. Fig. 33. S. 248 fg).

c) Alex. v. Humboldt's Eudiometer (s. in Dessen Vers. über d. chem. Zerlegung des Luftkreises [Braunschw. 1799]).

IV. In den Phosphor-Eudiometern, einer

Erfindung Achard's sucht man entweder durch das Verbrennen oder durch das Leuchten des Phosphors die Absorption des Sauerstoffgases zu bewirken. Sie zeigen dieses beständig und genau an, und haben selbst vor den Salpetergas-Eudiometern, wenigstens für Ungeübte, die leicht mit diesen irren können, immer noch ihre Vorzüge. Da jedoch ein Gemenge von Schwefel und Phosphor weit brennbarer ist, als der letzte für sich, so könnte dasselbe am besten wol in Verbindung mit Kalilauge zur Bestimmung des Sauerstoffgehalts der Luft dienen.

a) Achard's Phosphor-Eudiometer (s. in Dessen Samml. ph. u ch. Abhandl. I S. 327. Fig. 2).

b) Seguin's und Lavoisier's Eudiometer (in Gren's Journ. d. Ph. VI).

c) Gilbert's Eudiometer (s. Journ. de l'Ecole polytechn. 2).

d) Reboul's Eudiometer (s. bei Gren a. a. O. I. S. 374 und in Scherer's a. Journ. d. Ch. I, 6. S. 582; vergl. meine Beschreibung ꝛc. II. S. 253 fg. Taf. II. Fig. 32).

e) Göttling's Vorrichtung (s. in Dessen Taschenbuche ꝛc. 1794).

f) Gren's Eudiometer (s. in Dessen u. Journ. d. Ph. IV, 4 und in Dessen Grundriß der Naturlehre. 3. Aufl. [Halle 1797.]).

g) Berthollet's Eudiometer (s. in Scherer's a. chem. Journ I. 5. ꝛc. S. 522 fg.).

h) v. Humboldt's Phosphor-Eudiometer, mit Voigt's Verbesserungen (s. bei Scherer a. a. O. I. S. 573 fg., 582 fg. II. 10. S. 510. Taf. IV. Fig. 4).

i) Cavallo's Eudiometer (s. Ebendas. III. 16. S. 484).

k) Parrot's Eudiometer (s. in Voigt's Mag. ꝛc. II. 1. Taf. III. Fig 3. 4 und meine Beschreib. d. chem. Geräthsch. ꝛc. S. 259 fg. Taf II. Fig 34).

l) Grashof's Apparat (s bei Scherer a. a. O. 20. Fig. 5 und meine Beschr. ꝛc. S. 261 fg. Taf. I. Fig. 16).

m) Fr. Hildebrandt's Geräthsch. (s. Dessen Vorr. zu meiner Beschreib der chem. Geräthschaften ꝛc. I. S. VII. Taf. II Fig. 36).

Außerdem sind noch folgende eudiometrische Apparate bekannt:

1) Lavoisier's Luftgüteprüfer (s. Mém. d. l'Ac. etc. [à Paris 1780], Teutsch in v. Crell's chem. Annal. 1787. II.).

2) Morozzo's Eudiometer (s. Goth. Magazin ꝛc. II. 2. 3).

3) Ackermann's Weingeist-Eudioskop (s. Dess. Vers. a. u. a. O. und J. A. Scherer in. d. Samml. physik. Aufsätze, herausgeg. von Mayer. II. [Dresd. 1792]).

4) Hochheimer's Apparat (s. die Anzeigen der leipziger ökonom. Societät. Michael. 1796).

5) Alex. v. Humboldt's Antrakometer (Oxyanthrakometer, Kohlensäuremesser) auch als Oxygenometer anwendbar (s. in Gilbert's Ann. d. Ph III. 1. f. 7).

6) Parrot's Gasoxymeter (s. in Voigt's Mag. ꝛc. III, 1).

7) Van Mons' Phosphorwasserstoffgas-Eudiometer (s. Kastner's Archiv für die gesammte Naturlehre. 1824 III, 1. S. 61 fg.).

8) R. Hare's verbesserter Eudiometer (s. The Philadelphia Journ. of the medic. and physic. Sciences. 1825. Vol. II. Nr. III. Novemb. Art. 6. Vol. V. Mai 1827).

Vergl. Beschreibung eines Glasgeräthes ꝛc, wie auch einiger Eudiometer von S. H. Magellan, aus d. Engl. m. Zus. von Wenzel. (Dresd. 1780) Mit Kupf. Die Geschichte der Luftgüteprüfungslehre für Ärzte und Naturfreunde, kritisch bearbeitet von J. A. Scherer. (Wien 1785.) 2 Bde. m. K. Berthollet's Bemerkungen über die Eudiometer in Gilbert's Annal. d. Ph ꝛc. V, 3. B. Arnim Ebendas. VI, 4. A. v. Humboldt's Beiträge zur Eudiometrie in Scherer's a. Journ. d. Ch. I. S. 263 u. 573. III, 13. Hft S. 81. 14. Hft. N. 10. C. W. Böckmann bei Gilbert ꝛc. VII, 2. S. 224 fg. C. H. Ackermann's Vers. über die Prüfung der Luftgüte ꝛc. (Leipzig 1791.) Einige Resultate aus eudiometrischen Versuchen von Parrot in Voigt's Magazin ꝛc. 1800. II, 1, 2. III, 1. Humboldt und Gay-Lussac über die eudiometrischen Mittel in Gilbert's Annalen der Ph. ꝛc. XX. S 1 fg., 129 fg. Gehler's physikal Wörterbuch ꝛc. Art. Eudiometer. Fischer's physikal. Wörterbuch. II. Lehrbuch der Meteorologie von L. F. Kämtz ꝛc. (Halle 1831.) 1. Bd 1. Abschn. S. 14 fg (*Th. Schreger.*)

OXYGNATHUS (Insecta). Eine von Dejean (Spec. de Caleopt. II, 475) errichtete Käfergattung aus der Familie der Carabicinen, früher zu Scorites gerechnet. Die Kennzeichen sind: das Knie gegliedert, fast flach und dreilapp'g, die Lefze ist sehr kurz, kaum bemerkbar, die Mandibeln vortretend, gebogen, sehr spitzig, innen zahnlos, das letzte Glied der Labialpalpen fast cylindrisch, die Fühler schnurförmig, das erste Glied ziemlich long, die andern viel kleiner, rundlich, gegen das Ende größer werdend, der Körper länglich cylindrisch, der Thorax fast viereckig, die vordern Schienen handförmig, Typus der Gattung ist:

O. elangatus (*Dejean.* Spec. de Cal. T. II. Supp. p. 475. Scarites elongatus, Wiedemann, zoologisches Magazin, 11, 1. S. 38. Nr. 52). Fünf Linien lang, schwarz, cylindrisch, die vordern Schienen dreizähnig, die hintern eindornig, die Flügeldecken lang, gleich breit, gefurcht, mit eingedrückten Furchen in den Punkten, Fühler und Füße rostbraun. Vaterland Ostindien. (D. *Thon.*)

Oxygonum *Burch.*, s. Polygonum *L.*

OXYLIDES *Hübner* (Insecta). Eine Gattung Tagschmetterlinge, dadurch ausgezeichnet, daß die Unterflügel drei Schwänzchen haben und alle Flügel unten weiß, orangegelb gezeichnet sind. Diese Schmetterlinge gehören zu der größern Gattung Lycäna. Hübner (Verz. S. 77) zieht hierher Papilio Celmus *Cramer.* 55. G. H. und Faunus *Cramer.* 39. A. B. und 59. f. G. Hesiodus *Herbst.* 302. 5. 6. (D. *Thon.*)

OXYLOBIUM. Eine von Andrews aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Lin-

nel'schen Classe und aus der Gruppe der Sophoreen der natürlichen Familien der Leguminosen. Char. Der Kelch fünftheilig, fast zweilippig, zuletzt zurückgeschlagen; der Wimpel der Schmetterlingscorolle flach, der Kiel schmalgedrückt, mit den Segeln von gleicher Größe; der Griffel aufsteigend, mit einfacher Narbe; die Hülsenfrucht fast ungestielt, vielsamig, eiförmig bauchig, zugespitzt (daher der Gattungsname: λοβός, Hülse, ὀξίς, spitz). Die sechs bekannten Arten sind als Sträucher oder Staudengewächse mit wirbelförmigen, drei- oder vierzähligen, ganzrandigen, steifen Blättern, doldentraubigen Blüthenstielen und gelben oder röthlichen Blumen in Neuholland und auf der Van-Diemens-Insel einheimisch. 1) O. arborescens *R. Brown* (in *Aiton fil.* Hort. kew. ed. 2. *Ker.* Bot. reg. t. 392. *Loddiges*, Bot. cab. t. 163, Bot. mag. t. 2442). 2) O. ellipticum *R. Br.* (l. c., Gompholobium ellipticum, *Labillardière* Nov. Holl. I. t. 135. Callistachys elliptica, *Ventenat.* malmais. t. 115). 3) O. obtusifolium *Sweet.* (Flor. australas. I. nr. 5). 4) O. cordifolium *Andrews.* (Bot. rep. t. 492, Bot. mag. t. 1544. *Loddig.* Bot. cab. t. 937). 5) O. spinosum *Candolle.* (Prodr. II. p. 104) und als zweifelhaft 6) O. Pultenaeae *Cand.* (Légum., l. c., Pultenaea sylvatica *Sieber.* Herb. Nov. Holl. n. 403). (*A. Sprengel.*)

OXYLOS, der ätolische Eroberer von Elis in der Genossenschaft der Dorer und Herakliden. Eine alte Verbindung der Eleer mit den nur durch die weitere Mündung des krisäischen Meeres von ihnen getrennten Ätolern erkennen wir schon aus Homer, wo Pylier, Epeier und Ätoler bei den Leichenspielen des Amarynkeus zusammenkommen [1]). Dasselbe spricht die von Ephoros aufbehaltene Sage aus, nach welcher Endymion's Sohn Ätolos aus Elis, vom Salmoneus vertrieben, nach Ätolien wanderte und dies Land den Kureten abnahm [2]). Im zehnten Geschlechte nach diesem Ätolos wurde Oxylos, der Sohn des Hämon, geboren, der Gründer der Stadt Elis, wie die Inschrift an der Bildsäule des Oxylos auf dem Markte derselben behauptete [3]). Hierüber nun erzählte man folgendes Einzelne. Andrämon zeugte mit Öneus' Tochter Gorge den Thoas, dieser den Hämon, Hämon den Oxylos. Dieses Geschlecht war mit den Herakliden verwandt durch Herakles' Gemahlin, Dejanira, die Schwester der Gorge. Oxylos tödtete wider Willen mit dem Discus einen Verwandten, nach Einigen seinen Bruder Thermios, nach Andern den Alkidokos, des Skopios' Sohn, und ging deshalb in die jährige Verbannung nach Elis [4]). Mittlerweile rüsteten sich die Herakliden zu einem neuen Angriffe auf den Peloponnes und befragten das Orakel über das Unternehmen. Hier ward ihnen geboten, den Dreiäugigen zum Führer zu nehmen. Als sie über den Sinn des Orakels grübelnd fortgingen, begegnete ihnen Oxylos einäugig auf zweiäugigem Roß [5]), oder nach Andern zweiäugig auf einäugigem Maulthiere [6]). Kresphontes erkannte, daß dieser vom Gott bezeichnet sei, und sie nahmen den Oxylos zum Genossen auf. Von ihm erhielten sie den Rath, nicht über den Isthmos, sondern von Naupaktos aus über die Meerenge von Rhion in den Peloponnes einzudringen. Für diesen Rath bewilligten die Herakliden dem Oxylos das Land Elis, aus dem seine Vorfahren ausgewandert waren [7]). Er gab ihnen die Vertheilung des Peloponneses an und wies alle Mittel zur Eroberung desselben nach; dann sammelte er ein Heer von Ätolern und zog mit demselben gegen die Epeier. So erzählen Ephoros bei Strabon [8]) und Pausanias, während Apollodor dem Oxylos blos die Führung in den Peloponnes zuschreibt und die Herakliden schon vorher zu Naupaktos lagern läßt, weil der Gott zu Delphi selbst ihnen den Wasserweg nachgewiesen hat. Da aber in der Gegend von Naupaktos die ätolische Macht überwiegt, denn die ozolischen Lokrer haben nie eine politische Bedeutung gehabt, weder in der Zeit der Sagen, noch in der historischen, und da Oxylos in seiner ganzen Thätigkeit die Verbindung der Ätoler mit den Herakliden darstellt, scheint die Erzählung des Ephoros die Sage am unverstelltesten wiederzugeben.

Oxylos führt die Herakliden nicht durch Elis, um sie nicht nach dem Besitze des reichen Landes lüstern zu machen, sondern durch Arkadien nach Argos, Lakonien und Messenien [9]). „Er selbst aber," erzählte Ephoros, „wünschte sein Land ohne Krieg zu gewinnen, offenbar wegen der alten Verwandtschaft beider Völker; und als die Epeier unter ihrem Könige Dios, dem Sohne des Amphimachos, gegen ihn in Waffen ausgezogen waren, schlug er nach alter hellenischer Sitte einen Zweikampf vor Gegen den epeischen Bogenschützen Degmenos trat der ätolische Schleuderer Pyrächmes auf, denn die Schleuder war kurz vorher von den Ätolern erfunden. Degmenos hatte geglaubt, durch die fernwirkende Kraft des Bogens einen Schwerbewaffneten leicht überwinden zu können, aber Pyrächmes merkte die List, die Schleuder traf weiter, Degmenos fiel und Oxylos erhielt das Königthum von Elis, vertrieb die Epeier nicht, sondern ließ die Ätoler unter ihnen wohnen unter Landesvertheilung [10]). Er gestand dem Dios Ehrenrechte zu, bewahrte den Dienst der Landesherren, namentlich des Augeas, versammelte die Landbewohner aus der Umgegend in seine neugegründete Stadt Elis und berief nach einem Orakelspruche, der einen Pelopiden zum Mitgründer gebot, den Agorios, den Sohn des Damasios, Enkel des Penthilos, des Sohnes des Orestes, herein mit einer beträchtlichen Anzahl von Achäern aus Helike [11]). Die Herakliden übertrugen ihm die bisher den Achäern zuständige Verwaltung des olympischen Heiligthums, weihelen das ganze eleische Land dem Zeus und setzten einen Fluch auf Jeden, der dasselbe befehdete

1) Il. XXIII, 638. 2) *Strab.* VIII, 357. 3) *Strab.* X, 463: *Αἰωλὸς ποτε τόνδε λιπὼν αὐτόχθονα δῆμον ἀπῆνατο Κουρῆτιν γῆν δορὶ πολλὰ κρατῶν. Τῆς δ' αὐτῆς γενεᾶς δεκατόσπορος Αἰμονος υἱὸς Ὄξυλος ἀρχαίην ἔκτισε τήνδε πόλιν.* Apollodor nennt den Oxylos Sohn des Andrämon aus Verwechselung mit seinem Ahnherrn, was bei dergleichen Bedeutung beider Worte kaum ein Irthum zu nennen ist. 4) *Paus.* V, 3, 6, 7. 5) *Apollod.* II, 8, 3, 4. 6) *Paus.* V, 3, 5. 7) *Paus.* ib. 6. 8) *Strab.* VIII. l. c. 9) *Paus.* V, 4, 1. 10) *Strab.* l. c. *Paus.* X, 4, 1, 2. 11) *Paus.* X, 4, 2, 3.

Digitized by Google

oder auch nur einer Befehdung nicht wehrte, daher die Stadt Elis, welche nach Ephoros nicht von Oxylos, sondern später erbaut wurde, ohne Mauern blieb, und allen durchziehenden Heeren fortwährend an der Grenze die Waffen abgenommen und erst beim Austritte wiedergegeben wurden [12]). Oxylos' Gemahlin, Pieria, von der weiter Nichts bekannt ist, gebar ihm zwei Söhne, den Ätolos und Laias. Der erste starb vor den Ältern und wurde begraben am Thore von Elis gegen Olympia, nach einem Orakelspruche, daß sein Leichnam weder außerhalb noch innerhalb der Stadt ruhen dürfe, und der Gymnasiarch brachte ihm jährlich Todtenopfer. Laias folgte dem Oxylos im Königthume, seine Nachkommen aber lebten als Bürger, und nur Iphitos wurde unter ihnen berühmt als Erneuerer der olympischen Spiele [13]), deren Einrichtung nach Herakles auch dem Oxylos selbst beigelegt wurde, nach dessen Tode sie eingestellt seien [14]). Auf dem Markte von Elis stand eine Bildsäule des Oxylos [15]), und ein niedriges Denkmal, bestehend aus einem auf Säulen von Eichenholze ruhenden Dache, das ebenfalls, aber nicht allgemein, auf Oxylos bezogen wurde [16]). Eben dort erinnerte die vom Gymnasion nach den Bädern führende Straße des Schweigens an die von Oxylos nach Elis gesandten Späher, welche verabredet hatten, dort lautlos auf die Reden der Städter zu horchen [17]). Auf dem Kasten des Kypselos glaubte man ebenfalls die mit dem Oxylos gegen die Eleer herangezogenen Ätoler in freundschaftlicher Begegnung dargestellt zu sehen [18]). Den Namen der Insel Sybakteria erklärte man aus einem daselbst von den Herakliden mit dem Oxylos geschlossenen Freundschaftsbündnisse [19]).

Suchen wir nun in das Verständniß der Bildung dieser Sagen einzudringen, so können wir als historische Grundlage gewiß nicht mehr anerkennen, als die Einwanderung der Ätoler in Elis in Verbindung mit den Dorern und ihre friedliche Übereinkunft mit dem Epeiern. Oxylos, der Vater des Ätolos, der Sohn des Hämon, kann nicht als historische Erinnerung festgehalten werden, vielmehr ist in ihm Alles symbolisch. Denn schon die Bestattung des Ätolos nicht in und nicht außer der Stadt ergibt sich unabweislich als symbolischer Ausdruck für die Einbürgerung der Ätoler in Elis, die nun als Ätoler nicht mehr eigentlich feemd und noch nicht eigentlich einheimisch sind, bis die ätolische Eigenthümlichkeit stirbt und sie zu Eleern verschmelzen, zu einem neuen Volke, dessen Fürst der Volksfürst Laias. Hämon aber ist offenbar nur erfunden, um den Oxylos als Sohn seiner Blutthat zu bezeichnen, denn jener Mord treibt ihn zuerst nach Elis, dessen Heros er nachher wird. Vergegenwärtigen wir uns nun das Bild des Oxylos in seinen einzelnen Zügen, so erscheint er nicht vorzugsweise als waffenmächtig und gewaltig, wie etwa Tydeus, sondern als der scharfsinnige Enträthseler des Götterspruchs und Berather der Dorer, zugleich behutsam gegen diese selbst, indem er sie von seinem Lande abwendet, ferner in Abneigung gegen Gewaltsamkeit, als Aussender von Spähern, als Vermittler durch Zweikampf, in dem er nun auch wieder nicht selbst aufsteht, in dem nicht mit den verwegenen Waffen von Lanze und Schwert gekämpft wird, sondern mit ferntreffenden, bei deren Gebrauch List die List überbietet. Uns scheint daher der Name Oxylos, der Scharfe, der Spitze, den Scharfsinnigen anzudeutrn, der bei jedem Falle genau und klar sieht, was für seinen oder Anderer Vortheil zu thun ist. Hieraus möchte nun auch jener dunkle Befehl des Orakels eine Erklärung gewinnen. Das dritte Auge ist das des Verstandes, fürwahr das beste Auge, ohne welches die Sehenden mit ihren Augen blind sind. Die alten Orakel hatten den Dorern ihren Weg in der dritten Frucht vorgezeichnet, diese konnten ihn mit ihren beiden Augen nicht finden; sehr natürlich reihte sich das Gebot an, einen dreiäugigen Führer zu suchen, der ihnen sich im Scharfblickenden darbietet. Und wahrscheinlich in der ältesten Form der Sage in dem scharfblickenden Einäugigen, weil der concentrirte Blick eines Auges schärfer sieht, als zwei. Man könnte versucht werden, das Roß des Einäugigen, der die Suchenden nach der Stadt des Schiffbaues weist, für das Wellenroß, das Meerschiff, zu halten, und die Foderung des Dreiäugigen würde damit nicht aufgehoben, weil auch das Vorderschiff bei den Dichtern vorn mit den Augen auf seinen Pfad schaut [20]), aber wir wollen uns nicht verlocken lassen, dies für mehr zu geben, als eine Möglichkeit. Nur ist einem Einwurfe zu begegnen, daß für den scharfsinnigen Berather und Enträthseler das wilde Volk der Ätoler, als dessen Vertreter Oxylos erscheint, wenig passen mag. Aber die Ätoler haben zu allen Zeiten neben der Roheit, wie rohe Völker oft, habsüchtige Schlauheit gezeigt, und es ist beachtungswerth, daß die verständige Göttin, die scharfblickende Athene (Oxyderko) bei ihnen vorzüglich verehrt und die Beschützerin ihrer Nationalhelden Tydeus und Diomedes war, nicht etwa der Gott des Betruges Hermes, sondern die Göttin der Verständigkeit. In ihrem Sinne handelt Oxylos, und die Sage von ihm löst sich demnach völlig auf in eine symbolische Darstellung der Thatsache, daß die Dorer, nachdem sie die Unthunlichkeit des Eindringens über den Isthmos eingesehen, den verständigen Entschluß eines Einfalls zur See in die Nordküste des Landes faßten, wo der Scharfblick, vielleicht der Ätoler, eine schwache Bewachung der Achäer erkannt hatte, daß sie, um einen sichern Ausgangspunkt von Naupaktos und dem Vorgebirge Antirrhion zu haben, sich mit den Ätolern verbündeten und sich Scharen derselben zugesellten, durch die auch in Elis, obwol minder gewaltsam, als in den dorisch gewordenen Staaten, sich die Verhältnisse der Herrschaft umgestalteten. Auch von den übrigen Namen, die in diesen Sagen erwähnt werden, sind höchstens die der Heraklidischen Fürsten historische Erinnerung, weder Oxylos' Bruder Thermios, in dem nur die ätolische Haupt-

12) *Strab.* l. c. 13) *Paus.* l. c. 4, 5. 14) *Paus.* V, 8, 5. 15) S. Not. 3. 16) *Paus.* VI, 24, 9. 17) *Paus.* VI, 23, 3. 18) *Paus.* V, 18, 6. 19) *Steph. Byz.* Σφακτηρία.

20) *Aesch.* Suppl. 716: καὶ πρῷρα πρόσθεν ὄμμασιν βλέπουσ' ὁδόν.

stadt Thermon erscheint, noch der von ihm getödtete Alkidokos, der die Kraft aufnimmt, empfindet, der Sohn des Zielers Skopios, noch auch der Speier Degmenos, der den von den Äolern angebotenen Zweikampf annimmt, sind mehr als erfunden.

Ein zweites Oxylos kommt vor unter den Ahnherren des Einwanderers in Elis, als der Sohn des Aeos und der Protogeneia, der Tochter des Kalydon [21]). Ein drittes, völlig verschiedener, erzeugt mit seiner Schwester, der Hamadryade, den Nußler Karyas, den Eichel Balanos, den Pappel Ägeiros, den Weinstock Ampelos, den Feigner Sykes, nach denen jene Bäume benannt sind [22]). Die Bedeutung dieser Allegorie ist dunkel; man kann entweder den Schärfler Oxylos auf den herben Geschmack der unreifen Früchte und der Schalen beziehen, oder wahrscheinlich die Form Oxylos diesmal von ξύλον, Holz, herleiten, wie aus dem vom Hunde gebornen Holzklotz in der ätolischen Sage der Weinstock erwächst.

(*R. H. Klausen.*)

OXYMAGIS. Unter den indischen Strömen, die Arrian (Indic.) aufzählt, ist der Oxymagis bei dem Volke der Passaler. Auch Ptolemäus (VII, 2) nennt die Passaler mit einem Flusse, dessen Namen er aber nicht angibt. Sie sind an den südlichen Theilen des Gebirges Beppyrus. Aus dieser Lage schließt Mannert (V, 1, 93), der Oxymagis sei der Begmutty, der von dem nördlichen Gebirge kommend, der Stadt Mongbir gegenüber in den Ganges falle; oder er sei auch vielleicht der beträchtlichere Kosa.

(*Völcker.*)

OXYMEL (Ὄξος — μέλι), Sauerhonig, eine Mischung von Essig und Honig, deren sich schon die Alten häufig als Heilmittel in vielen Krankheiten bedienten, die man aber niemals für sich allein anwendet, weil die Schärfe des Essigs durch das zur Bereitung des Sauerhonigs erfoderliche Aufsieden desselben noch dergestalt erhöht wird, daß sie dem Sauerhonig einen sehr durchdringenden Geruch und Geschmack mittheilt. Der sogenannte einfache Sauerhonig (oxymel simplex) wird — nach der Vorschrift der meisten Pharmakopöen — durch Vermischung eines Theiles Weinessig mit zwei Theilen abgeschäumten Honigs und durch Kochen dieses Gemisches in einem reinen zinnernen Gefäße bereitet; man koche die Mischung bis zur Consistenz des Honigs ein, wonach sie dann eine dicklich braune Flüssigkeit darstellt. Dieser einfache Sauerhonig wirkt vortrefflich incidirend, auflösend und die Absonderungen, besonders des Hautorgans und der Luftwege befördernd, weshalb er besonders bei fieberhaften Katarrhen, Rheumatismen und selbst bei Lungenentzündungen, sobald nur die Intensität des phlogistischen Zustandes einigermaßen gebrochen ist, häufig zu einem Quentchen bis zu einer halben Unze als Zusatz zu Mixturen und zum Getränke angewendet wird, z. B. in folgender Form: Rec. radicis graminis unam, coque cum aquae fontanae libris tribus. Colaturae librarum duarum adde: Oxymellis simplicis uncias quatuor. S. Tassenweise als Getränk zu verbrauchen. Ebenso häufig bedient man sich dieses einfachen Sauerhonigs als Zusatzes zu Mundwassern und Gurgelwassern bei katarrhalischen Bräunen. — Außer diesem einfachen Sauerhonige führen aber die ältern, und noch manche neuere Pharmakopöen viele andere Sauerhonige auf, deren Unterschied von dem erstern darin besteht, daß zur Bereitung derselben, statt des einfachen Essigs, ein mit andern heilkräftigen Pflanzentheilen geschwängerter Essig benutzt wird, z. B. ein Oxymel alliatum (Ph. Würc.), Oxymel belladonnae (ibid.), helleboratum (ibid.), Nuccisii patavini (van Mons), nicotianae (Ph. Würc.), pectorale (Disp. Brunsvic. etc.) u. s. w. Von diesen zusammengesetzten Sauerhonigen hat indessen die ärztliche Praxis fast nur noch das Oxymel scilliticum, colchicum und aeruginis in Gebrauch behalten. Zur Bereitung des erstern werden zwei Theile Meerzwiebelessig mit fünf Pfund gereinigtem Honig bei gelindem Feuer bis zur Syrup-Consistenz gekocht, wodurch man ein sehr mildes Präparat erhält, welches in einer Gabe von zwei Quentchen bis zu einer halben Unze auf 24 Stunden bei Schleimanhäufungen in den Athmungswerkzeugen als auflösendes und expectorirendes Mittel theils für sich allein, theils in Verbindung mit andern Mitteln häufig und mit bestem Erfolge angewendet wird. In größerer Gabe bringt der Meerzwiebelsauerhonig Ekel, Erbrechen, Koliken und Durchfälle hervor, weshalb man ihn auch für sich allein bei Kindern als Brechmittel benutzt und ihn andern Brechmitteln zur Beschleunigung der Wirkung zusetzt; ebenso wird er in ähnlicher Weise bei hydropischen Affectionen benutzt, obwol er bei diesen nur palliative Hilfe zu leisten vermag. Endlich wird er bisweilen auch als Zusatz zu Gurgelwasser und Klystieren in der Gabe von einer bis zwei Unzen angewendet. Ähnlich, aber viel heftiger, ist die reizende, auflösende, incidirende und diuretische Kraft des Zeitlosen-Sauerhonigs (Oxymel colchicum), der aus vier Pfund frischen Zeitlosenzwiebeln und vier Pfund rohem Essig, mit Zusatz von gereinigtem Honig (fünf Pfund zu zwei Pfund jenes Essigs) gewonnen wird, aber so leicht starke und anhaltende Übelkeiten hervorbringt, daß man sich seiner gegenwärtig nur noch sehr selten bedient. Das Oxymel aeruginis (Unguent. aegyptiacum, Linim. aeruginis Ph. Bor. ed. V.) wird durch das Kochen von zwei Pfund rohen Essigs mit drei Unzen Grünspan (bis zum dritten Theile eingekocht), Durchseihen des Gemisches, Zusatz von zwei Pfund Honig und nachheriges Abdampfen (bis auf zwei Pfund) bereitet, und ist in dieser Gestalt ein schätzbares Mittel bei der Heilung von Geschwüren, die ein schlaffes, bleiches Ansehen haben, oder von kallösen Rändern umgeben, oder mit wildem schwammigem Fleische bedeckt sind, bei Geschwüren des Zahnfleisches, der Zunge und des Schlundes und selbst bei karcinomatösen Geschwüren. Man wendet dieses Liniment außerdem aber auch gegen venerische Feigwarzen, gegen Gangräne und Sphacelus, endlich zuweilen auch dazu an, kalte Geschwülste, die ausgerottet werden sollen, in Eiterung zu setzen, was mittels eines mit jenem Liniment bestrichenen und mitten durch die Geschwulst gezogenen Haarseils bewerkstelligt werden kann. (*C. L. Klose.*)

21) *Apollod.* I, 7, 7. 22) *Eust.* Od. XXIV. p. 1954, 13.

OXYMERIS. Eine von Candolle (Prodr. III p. 190) geſtiftete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Melaſtomeen. Char. Der Kelch glatt, mit kreiſelförmiger Röhre und fünf kurzen, ſchwieligen Zähnen; die fünf Corollenblättchen lanzettförmig, langzugeſpitzt (daher der Gattungsname: μερίς, Theil, ὀξύς, ſpitz); die Staubfäden mit ablangen Antheren, welche an der ſtumpfen Spitze ein kleines Loch, auf dem Rücken der verdünnten Baſis ein Höckerchen haben; der Griffel fadenförmig; die Narbe punktförmig; die Beere drei- bis fünffächerig. Die Gattung Miconia *Ruiz et Pavon* unterſcheidet ſich nur durch ſtumpfe Corollenblättchen und durch zweigetheilte Antheren. Die beiden bekannten Arten: 1) O. quinquedentata *Cand.* (l. c.) und 2) O. quinquenodis *Cand.* (l. c. *Martius*, Nov. gen. III. p. 158. t. 285), ſind glatte braſiliſche Sträucher, mit gegenüberſtehenden, geſtielten, ablangen, ganzrandigen, dreinervigen Blättern, am Ende der Zweige ſtehenden Blüthenriſpen, pfriemenförmigen Stützblättchen und weißen oder gelblichen Blumen. (*A. Sprengel.*)

OXYMITRA. Eine durch Biſchoff (in *Lindenb.* synops. hepat. europ. addend. p. 123) von Riccia *Micheli* getrennte und ſpäter von Corda Rupinia genannte Gewächsgattung aus der 24. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Lebermooſe. Char. Die glatten, pyramidaliſch zugeſpitzten (daher der Gattungsname μίτρα, Hut, Mütze, ὀξύς, ſpitz), geſchloſſenen Kapſelbehälter ſtehen in einer Längsfurche der Oberfläche des Laubes haufenweiſe beiſammen; die Sporenkapſeln ſind kugelig und öffnen ſich nicht; Schleudern der Sporen ſind nicht vorhanden. Es ſind nur zwei Arten dieſer Gattung bekannt: 1) O. palmacea *Bisch.* (l. c. Riccia pyramidata *Raddi* in Opusc. scientif. di Bologn. II. p. 350. t. 15. f. 3. mit Ausſchluß der Synonyme) mit fleiſchigem, kanalförmig-dreikantigem, einfachem oder gepaartem Laube, an deſſen Rande ſpreublättrige, weißliche Wimpern ſtehen, während eine oder zwei Reihen faſt dreieckiger Kapſelbehälter mit kurzer, ſtumpfer Spitze die obere grüne Längsfurche einnehmen. Von Raddi bei Florenz, von Müller in Sardinien gefunden. 2) O. polycarpa *Bisch.* (l. c. p. 125. Riccia media etc. *Micheli* gen. pl. p. 106. t. 57. f. 2. *Dillenius* Hist. muscor. t. 78. f. 16. R. pyramidata *Willdenow.* in *Usteri* Annal. 4, 9. R. inerassata *Brotero* fl. lusit. II. p. 428), von der vorigen Art durch faſt glatte Ränder des Laubes und langzugeſpitzte Kapſelbehälter unterſchieden. Von Micheli bei Florenz, von Willdenow bei Halle, von Brotero bei Coimbra, von Müller in Sardinien gefunden. Beide Arten zeitigen ihre Früchte ſchon im März.

Brissocarpus (καρπός, Frucht, βολοσς, Seeigel, wegen der ſtacheligen Kapſeln) iſt eine nahe verwandte Gattung, welche Biſchoff (a. l. p. 123) ebenfalls von Riccia unterſchieden hat. Char. Die kugeligen, geſchloſſenen, auf der Oberfläche des Laubes zerſtreut ſtehenden, lappig-ſtacheligen Kapſelbehälter ſind Anfangs mit einer kurzen, ſtumpfen Spitze beſetzt; die Sporenkapſeln ſind kugelig und bleiben geſchloſſen; die Schleudern der Sporen fehlen auch hier. Br. riccioides (Ricciae) *Bisch.* (l. c. Riccia maior *Micheli* gen. pl. t. 57. f. 1), die einzige bekannte Art, iſt ein unregelmäßig ſternförmiges, ſtumpfgelapptes, grünes, netzförmig-geaderetes Lebermoos von aromatiſchem Geſchmacke, welches bei Florenz (Micheli) und in Sardinien (Müller) vom Herbſte bis ins Frühjahr vegetirt. (*A. Sprengel.*)

OXYMORUM (Ὀξύμωρον), nennen die Grammatiker eine verſteckte Spitze des Gedankens, d. h. einen Gedanken oder Ausdruck, welcher auf den erſten Anſchein ungeſchickt ſcheint, wenigſtens keine Schärfe enthält und ihn erſt bei genauerer Betrachtung zeigt, z. B. einen Contraſt von Gegenſätzen cum tacent, clamant, strenua nos exercet inertia. (*H.*)

OXYNIOS und Skamandros, Söhne des Hektor, während der Belagerung von Troja vom Priamos nach Lydien geſandt. Nach der Eroberung bewohnte zuerſt Äneas den Ida, als aber jene beiden heimkehrten und das Land als ihr Erbtheil anſprachen, wanderte derſelbe mit Anchiſes und mehren Flüchtigen aus (Conon 46). Eine wahrſcheinlich von Genealogen, die den Stamm der Priamiden nicht ausgeſtorben haben wollten, erfundene Geſchichte. (*Klausen.*)

OXYNOE (Mollusca). Eine im Journ. de Physique T. 89. p. 152 von Raſſinesque vorgeſchlagene Weichthiergattung, wie gewöhnlich zu unvollkommen charakteriſirt, als daß man ſie unterbringen könnte, doch ſcheint ſie mit Sigaretus verwandt. Näheres iſt zu erwarten. (D. *Thon.*)

OXYNTES, der vorletzte Theſeide, der zu Athen König war, Vater des Thymötes, dem der Neleide Melanthos, der Vater des Kodros, die Herrſchaft entriß, Sohn des Demophon (*Paus.* II, 18, 9). (*Klausen.*)

OXYODON (OXYDON). Eine von Leſſing (Linnaea V. p. 357) geſtiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Peedicieen (Mutiſieen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch kreiſelförmig, mit linien-lanzettlichen, dachziegelförmig über einander liegenden Blättchen; die Strahlenblümchen in zwei Reihen, weiblich, zungenförmig, faſt zweilippig; die Scheibenblümchen hermaphroditiſch (vielleicht männlich), regelmäßig fünfzähnig; beiderlei Blümchen an der Baſis mit einem hinfälligen Kranze von langen Haaren, welche in mehren Reihen ſtehen, beſetzt; das Achenium (der Samen) glatt, geſtreift, an der Spitze mit einem langen, ſpitzen Schnabel (daher der Gattungsname: ὀξυόδους, ſpitzzähnig). Die einzige bekannte Art, O. bicolor *Lessing* (l. c. Chaptalia runcinata *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* Nov. gen. IV. p. 5. t. 301. Loxodon longipes *Cassini* Dict des sc. nat. t. 37. p. 255), ein perennirendes, ſtengelloſes Kraut, mit ablangen, ſägezähnigen, oben glatten, unten weißfilzigen Blättern, ſchuppigen, filzigen, einblumigen Blüthenſchäften, weißen Blümchen und braunrothen Haaren an ihrer Baſis, iſt auf Felſen in den Andes von Neu-Granada einheimiſch. (*A. Sprengel.*)

Digitized by Google

OXYOPIA, OXYOPIE (Pseudoblepsis, Pseudopia exclarans, Galeropia, das scharfe Gesicht, das erhöhte Sehvermögen), diejenige Veränderung der Gesichtsfunctionen, welche wir in dem ersten Zeitraume des schwarzen Stars mit Erethismus der Markhaut und des Sehnerven beobachten, wo der Kranke viel schärfer und deutlicher sieht und ihm alle Gegenstände weit schärfer umgrenzt und in einem hellern Lichte, das sehr Weiße als Glanz, das Dunkle erleuchtet, das Gelbe weiß, das Schwarze braun oder dunkelroth erscheinen. Es ist dieses scharfe Gesicht mit Schmerz und einem Gefühle von Völle und Spannung im Auge verbunden, weshalb Kranke diesen Zustand nicht lange ertragen können und sich genöthigt sehen, die Dunkelheit zu suchen, bis das Auge von der starken Lichteinwirkung bald ermüdet und gelähmt und Tagblindheit (Nyctalopia) erzeugt wird. (*Wiegand.*)

OXYOPS *Dalman* (Insecta). Eine Gattung der Rüsselkäfer aus Rhynchaenus gesondert, zur Ordnung Gonatoceri (*Schönherr.* Gener. et Sp. Curcu. 3. 483). Kennzeichen: Die Fühler etwas lang, nicht sehr dünn, der Schaft nach und nach dicker werdend, die Geißel siebengliederig, das Wurzelglied kurz, die übrigen längee, fast gleich, die Keule länglich eiförmig. Der Rüssel kaum länger als der Kopf, dick, linirnförmig, rundlich. Die Augen seitlich, rund, mäßig vortretend. Der Thorax kürzer, als die Wurzelbreite, an der Wurzel doppelt buchtig, die Seiten etwas gerundet, vorn schmälee, die Spitze etwas gestutzt, etwas zusammengezogen, an den Augen undeutlich gelappt, das Schildchen länglich, an der Spitze gerundet. Die Flügeldecken länglich eiförmig, vorn einzeln rundlich vortretend, die Schultern stumpf gerundet, wenig erhaben; oben sind die Flügeldecken gewölbt, gegen die Spitze schwielig, das Ende an der Naht einzeln spitzig. Das Brustbein steht vor und ist am Ende zugespitzt. Die Arten sind in Neuholland einheimisch.

Als Typus mag gelten: O. Fovosus (Rhynchaenus gibbus *Fabric.* Syst. Ent. II. p. 471. nr. 163. Curculio id. *Fabr.* Ent. Syst. I. II. p. 431. nr 157. *Herbst.* Col. VI. p. 307. nr. 280. t. 84. f. 4. Rhynchaenus convexus *Olivier.* Ent. V, 83. p. 178. nr. 152. t. 8. f. 88. Curculio id. *Oliv.* Enc. méth. V. p. 507. nr. 167). Eiförmig, schwarz, sparsam mit blassen Borsten besetzt; der Rüssel schmal, lang, doppelfurchig, der Thorax warzig runzelig, die Rückenseite breit eingedrückt, undeutlich gekielt, die Flügeldecken mit abwechselnd größern und kleinern Gruben reihenweise besetzt und mit einer Binde von blassen Haarborsten vor und bei der Mitte. Vaterland Neuholland. (D. *Thon.*)

OXYOPUM, nach Plinius (V, 33) eine Stadt im teuthranischen Mysien; sonst unbekannt. (*Völker.*)

OXYPETALUM. Eine von R. Brown (Mem. of the *Wern.* soc. I. p. 41) gestiftete Pflanzengattung aus der Gruppe der Asklepiadeen der natürlichen Familie der Contortae und aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe. Char. Der Kelch unterhalb des Fruchtknotens fünftheilig; die Corolle glockenförmig, die Röhre kurz, der Saum mit fünf langen, schmalen, spitzen Fetzen (daher der Gattungsname: πέταλον, Blumenblatt, ὀξύς, spitz); die Krone fleischig, fünfblättrig, die Blättchen mit mehr oder weniger tiefen Einschnitten; die Staubfäden (oder Halter der Pollenmassen) endigen sich oben in einen stumpfen Anhang, den ein spitzer Zahn auf jeder Seite begleitet; die beiden spitzen, von einander abgebogenen Narben stehen weit hervor; die Balgfrüchte enthalten Samen, welche mit einem Schopfe versehen sind. Die elf bekannten Arten sind südamerikanische Schlingsträucher, oder aufrechte perennirende Kräuter mit gegenüberstehenden, herzförmig-ablangen, oder lanzettförmigen Blättern, einzeln oder gehäuft in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen und gelblich-weißen, oft wohlriechenden Blumen.

I Schlingsträucher: 1) O. riparium *Kunth.* (*Humboldt, Bonpland.* et K. Nov. gen. III. p. 197. t. 231) in Neu-Granada und Mexiko. 2) O. Gothofreda *Römer* et *Schultes* (Syst. veg. VI. p. 92. Gothofreda cordifolia *Ventenat.* Choix p. 36. t. 60) in Neu-Granada. 3) O. Banksii *R.* et *Sch.* (l. c. p. 91. *Martius* Nov. gen. I. p. 48. t. 29) in Brasilien. 4) O. appendiculatom *Martius.* (l. c. t. 30) ebenda. 5) O. megapotamicum *Spreng.* (Cur. post. p. 111) ebenda. 6) O. Berterianum *Spr.* (Syst. veg. I. p. 854) in Neu-Granada. 7) O. montanum *Martius* (l. c. p. 49) in Brasilien.

II. Aufrechte Kräuter: 8) O. foliosum *Mart.* (l. c. p. 50). 9) O. erectum *Mart.* (l. c.). 10) O. strictom *Mart.* (l. c.). 11) O. capitatum *Mart.* (l. c), die vier letztgenannten in Brasilien, besonders in der Provinz Minas Geraës. (*A. Sprengel.*)

OXYPILUS *Audinet Serville* (Insecta). Eine Gattung der Orthoptera aus der Familie Mantides mit folgenden Kennzeichen: Die Schenkel sind einfach, ohne blattartige Membran, der Kopf in der Mitte hornförmig erhaben und diese Erhöhung am Ende gespalten. Die Vorderschienbeine sind breit, oval, seitlich sehr zusammengedrückt. Es ist nur eine Art angeführt: O. annolatus (Annales des sciences natur. T. 22). Ein Zoll lang, vom Senegal. (D. *Thon.*)

OXYPODA *Mannerheim* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Abtheilung der Beachelytren und aus der Tribus Aleocharides (Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg. 1830). Mit folgenden Kennzeichen: Palpi maxillares breves, articulo penultimo elavato, vltimo subulato, retracto. Antennae basi fractae, longiores, extrorsum plus minusve crassiores, articulo secundo, tertio, parum minore. Corpus posterius attenuatum. Os haud rostratum. Caput plerisque subretractum. Thorax brevis, convexus, lateribus rotundatis deflexis, angulis anticis valde deflexis, antice angustior. Elytra thorace non angustiora, at longiora, intra angulum apicis exterioris excisa. Abdomen plerumque subconicum. Pedes plerisque elongati, tenues, tubescentes. Tarsi graciles, articulo primo insequente nonnihil longiore. Von den zwölf durchaus neuen Arten heben wir nur folgende aus: O. lividipennis. Braun, seidenartig behaart, die

Digitized by Google

Wurzel der Fühler, die Füße, die Ränder der Hinterleibsringe, After und Flügeldecken ziegelfarbig, die letztern viereckig, um das Schildchen herum bräunlich, der Thorax wenig grubenförmig ausgehöhlt, die Füße mittelgroß. Gleich den meisten andern Arten in Finnland einheimisch. (D. *Thon.*)

Oxypogon *Rafin.*, s. Lathyrus *L.*

OXYPORA (sel. remedia), flüchtige, durchdringende Arzneimittel. (*Wiegand.*)

OXYPOROS, Sohn des syrischen Königs Kinyras, der auf Kypros Paphos gründete, und der Metharme, der Tochter des kyprischen Königs Pygmalion, Bruder des Adonis (*Apollod.* III, 14, 3). (*Klausen.*)

OXYPORUS (Insecta). Eine von Fabricius aus Staphylinus gesonderte Käfergattung der Familie der Brachelytren. Sie unterscheidet sich von den verwandten Gattungen durch folgende Kennzeichen: Der Kopf ist vollkommen frei und sitzt mit einer Art Hals am Thorax, die Lefze ist tief ausgerandet, die Fühler bilden eine durchblätterte Keule, die Maxillarpalpen sind fadenförmig, die Labialpalpen haben ein großes halbmondförmiges Endglied. Die Augen sind groß und vorspringend, die Fühler sitzen an der äußern Wurzel der Mandibeln, sind kaum länger als der Kopf und die fünf oder sechs letzten Glieder derselben bilden eine lange durchblätterte Keule. Die Lefze ist hornartig, breit, kurz, vorn ausgerundet und gefranzt, die Mandibeln sind hornartig, groß, gebogen, sehr spitzig, inwendig ohne Zähne, die Maxillen sind fast hornartig und gespalten, der innere Theil ist kurz und spitzig, der äußere viel größer, zusammengedrückt und zugerundet. Die Maxillarpalpen bestehen aus vier fadenförmigen Gliedern, die Unterlippe ist klein und schmal, fast ausgerandet und lederartig, ihre Palpen sind so lang, als die Maxillarpalpen und bestehen aus drei Gliedern, von denen das erste kurz ist, das zweite sehr lang, am Ende etwas angeschwollen, das dritte kurz, sehr breit, halbmondförmig. Das Knie ist fast viereckig und hornartig, der Thorax rundlich und wenig gewölbt, schmäler als die Flügeldecken und schwach gerandet, das Schildchen ist klein, die Flügeldecken sind hart, sehr kurz und verbergen zwei häutige zusammengefaltete Flügel. Die Füße sind von mittlerer Länge und die Schienbeine behaart.

Diese Käfer leben in faulen Pilzen, sind sehr flüchtig und können sich schnell in die weiche Masse der Pilze eingraben. Auch ihre Larven leben in diesen Pilzen. Von den wenigen Arten führen wir als Typus der Gattung eine der gewöhnlichsten auf:

O. rufus *Linné* (*Panzer*, Fauna Germanica. 16. 19). Drei bis vier Linien lang, die Fühler an der Wurzel rothgelb, am Ende schwärzlich, die Palpen rothgelb, der Kopf schwarz, der Thorax rothgelb, glatt, die Flügeldecken schwarz mit einem großen rothgelben Fleck an der Wurzel, der Hinterleib rothgelb mit schwarzer Spitze, die Füße rothgelb, die Schenkelwurzel schwarz. Findet sich in Holzungen, wo Pilze wachsen, in ganz Europa. (D. *Thon.*)

Oxyregmia, Oxyoregmia, Ὀξυρεγμία, s. Sodbrennen.

OXYRHOE, einer der Hunde des Aktäon bei *Hygin.* f. 181. (*Klausen.*)

OXYRIA. Eine von Sir John Hill (Veget. syst. X. p. 24) so genannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Polygoneen. Char. Der Kelch vierblätterig, unter dem Fruchtknoten: die Blättchen an der Basis zusammenhängend, die beiden äußern lanzettförmigen verwelken, die beiden innern (Corollenblättchen nach Smith), umgekehrt-eiförmigen bleiben stehen und wachsen nach; die Staubfäden kurz, pfriemenförmig, mit ablangen, zweifächerigen Antheren; auf jeder Seite des eiförmigen Fruchtknotens steht ein sehr kurzer, aufrechter Griffel mit pinselförmiger Narbe; der Same (das Achenium) eiförmig, flach gedrückt, mit einem breiten, wellenförmigen, häutigen Flügel eingefaßt; der Embryo in der Mitte des Eiweißkörpers. Rumex unterscheidet sich durch sechs Kelchblättchen, drei Griffel, dreikantiges Achenium und seitlichen Embryo; Rheum durch sechstheiligen Kelch, neun Staubfäden, drei Narben und dreiflügeliges Achenium. Die einzige bekannte Art: O. reniformis *Hooker* (Flor. scot. p. 111. Oxyria *Hill.* l. c. Rumex digynus *Linn.* sp. pl. Fl. dan. t. 14. *Gärtner* de fruct. II. t. 119. Engl. bot. t. 910. Rheum digynum *Wahlenberg.* Lappon. p. 101. t. 9. f. 2. Lapathum digynum *Lamarck.* Ill. t. 271. f. 6. Donia sapida *R. Brown.* in *Ross.* Voy. ed. 1. Oxyria digyna *Campderá* Monogr. des Rum. p. 155. t. 3. f. 3), ist ein glattes Kraut mit starker, perennirender Wurzel, rasenförmig-ausgebreiteten, langgestielten, nierenförmigen, strahliggerippten Wurzelblättern, spannenlangem, aufrechtem, blattlosem oder wenigblättrigem Stengel und aufrechter, mit häutigen Stützblättchen versehener, gelbgrüner Blüthenrispe. Dieses Kraut, welches auf den höchsten Bergen des mittlern Europa und in der arktischen Region von Europa, Asien und Ameeika wächst und dem Schildsaueeampfer (Rumex scutatus *L.*) ähnlich sieht, besitzt eine sehr kräftige, etwas zusammenziehende, aber angenehme Säure und gibt eine gesunde, besonders in hohen Beeiten den Seefahrern sehr willkommene Speise. (*A. Sprengel.*)

OXYRRHYNCHI (Crustacea). Latreille und Dumeril belegten mit diesem Namen eine Familie der Krebse, welche seitdem wieder aufgelöst und anders vertheilt worden ist. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHI (Paläontologie), Spitzschnäbel, ὀξυρύγχοι, hießen vordem die kegelförmigen und spitzzulaufenden Belemniten. Vergl. Bertrand u. A. (Dann haben den Namen Oxyrrhynchus, Oxyrrhynchi, auch Abtheilungen lebender Vögel, Fische und Crustaceen). (*H. G. Bronn.*)

OXYRRHYNCHIDES *Schönherr* (Insecta). Eine Abtheilung der Rüsselkäfer der Ordnung Orthoceri mit folgenden Kennzeichen: Rostrum elongatum filiforme, arcuatum. Antennae breves, porrectae, validae; articuli 7 ante clavam; clava subsolida, apice spongioso, forte articulos indistinctos includens.

Corpus oblongum, durum. Enthält nur die einzige Gattung Oxyrrhynchus. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHITIS NOMOS, ein Bezirk Ägyptens, erwähnt auf Münzen Hadrian's und Antonin's (s. *Eckhel.* D. N. V. IV. p. 112). Vergl. Oxyrrhynchos. (*H.*)

OXYRRHYNCHOS, einst eine ausgezeichnete Stadt am Josephskanal in Ägypten, welche ihren Namen vom Fische Oxyrrhynchos mit der spitzigen Schnauze erhalten hat, welchen wir häufig auf ägyptischen Wandgemälden und Papyrusrollen finden, wo er wahrscheinlich ein Symbol des süßen Nilwassers ist. Da er nur mit dem gut unterhaltenen Wasser des Josephskanales dahin gelangen konnte, so foderte er immer zu dessen Erhaltung auf. Aus Misverständniß machten die Griechen daraus die Fabel, der Fisch werde dort göttlich verehrt. Der ägyptische Name des Ortes soll das koptische Pemsje gewesen sein, woraus die Araber den jetzigen Namen Behnese oder Bahnasa machten. Im Anfange des 5. Jahrh. war dieser Ort durch seine vielen Monasterien und Mirakel berühmt. Nach Palladius und Rufinus tönten dort alle Mauern wieder vom Gesange der Mönche, die Tempel, das Capitol, alles war voll Mönche, innerhalb standen 12 Kirchen, um die ganze Stadt viele Monasterien. Das Almosenspenden des dortigen Bischofs zog 10000 Mönche und ebenso viele Nonnen dahin. Im J. 640 kamen die Rubier den Bewohnern dieser Gegend zu Hilfe gegen die Araber; letztere wurden anfänglich geschlagen, blieben aber doch zuletzt Herren. Die Stadt versank immer mehr; die Kanäle wurden weniger gut unterhalten, der Sand der Wüste dringt immer mehr vor und hat die Gegend verschüttet. Das jetzige Dorf Behneseh, in dessen Nähe man in den Schutthaufen viele Säulenfragmente findet, ist elend (Ritter, Erdkunde I, 788). (*L. F. Kämtz.*)

OXYRRHYNCHUS *Schönherr* (Insecta). Eine Gattung Rüsselkäfer aus der Familie Oxyrrhynchides, von Hagenbach Octotoma genannt, von Fabricius zu Calandra gerechnet. Die Kennzeichen sind folgende: Die Fühler stehen vor, sind kurz, stark und vor der Schnabelwurzel eingefügt, das erste bis siebente Glied sind kurz, verkehrt kegelförmig, ziemlich klein, das achte und neunte bilden eine Keule mit großem becherförmigem Wurzelglied und kleinem schwammigem, zurückziehbarem Endgliede. Der Rüssel ist lang, etwas fadenförmig gebogen, bei dem Männchen vor der Einfügung der Fühler stark runzelig, bei dem Weibchen schwächer und glatt. Die Augen stehen seitlich und treten unter dem Kopfe fast zusammen. Der Thorax ist länglich eiförmig, an der Wurzel doppeltbuchtig. Das Schildchen ist länglich. Die Flügeldecken sind länglich eiförmig gewölbt, gegen die Spitze schwielig. Der Körper ist länglich, etwas cylindrisch, hart, geflügelt, von mittlerer Größe. Als Typus heben wir von den wenigen Arten aus:

O. discors (*Fabric.* Entomol. system. II. p. 432. nr. 13. Octotoma *Germar. Hagenb.* in Litt. *Schönh.* Gener. et Spec. Curcul. I, 379). Lang, schwarz, mit rehgrauem Staube bedeckt, der Rüssel pechbraun, der Thorax häufig tief rehpunktirt, mit drei weißen Linien, die Flügeldecken an der Wurzel quer eingedrückt, dicht, ziemlich tief punktstreifig, eine Linie an der Seite, ein schräges Kreuz und das Schildchen weißschuppig. Vaterland Java und Sumatra. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHUS *Temminck* (Aves). Eine Vogelgattung, in die Familie der Certhiadae gehörig. Der Schnabel ist kurz, gerade, an der Basis dreieckig, an der Spitze sehr dünn, pfriemenförmig, die Nasenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels unter dem hohlen Rande des Schnabelrückens; sie sind unbedeckt, zum Theil durch eine Haut verschlossen, mit einer linienförmigen, nahe am Rande stehenden Öffnung. Die Tarsen der Füße sind fast von der Länge einer Mittelzehe, von den drei vordern sind die zur Seite stehenden Zehen gleichlang, die äußern an der Wurzel mit der mittlern verwachsen, die vierte und fünfte Schwungfeder sind die längsten:

O. flammiceps *Temminck* (pl col. 125. *Swainson.* Zool. illust. pl. 49. O. cristatus). Auf dem Scheitel eine Haube aus zarten langen, zerschlissenen Federn von ponceaurother Farbe. Der Rücken, die Flügel, die Ränder der Schwung- und Steuerfedern von ziemlich reinem Grün, Wangen, Einfassung des Schnabels, Augenlider und Kehle weiß, mit grünen Flecken und Strichelchen. Die Untertheile zeigen einen weißlichen und gelblichgrünen Grund in verschiedenen Nüancen, und auf demselben eine Menge braunschwarzer, unregelmäßig dreieckiger Flecken. Füße und Schnabel sind bläulichschwarz, die ganze Länge des Vogels ist sieben Zoll. Die von Drapiez (Dict. Class. hist. nat.) angeführte Art, O. virescens, scheint nur ein junger Vogel der vorigen Art zu sein. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHUS (Pisces). Bei den Alten ein berühmter Nilfisch, der jetzt wol nicht näher bestimmt werden kann. (D. *Thon.*)

OXYRRHYNCHUS (Reptilia). Eine von Spix gebildete Krötengattung, deren Typus Bufo nasutus *Schneider.*, welche aber schicklicher mit Bufo vereinigt bleibt, wie auch Wagler gethan hat. (D. *Thon.*)

OXYRUS *Rafinesque* (Pisces). Eine so unvollständig charakterisirte Fischgattung, daß Cuvier dieselbe übergangen hat, da man nicht weiß, wohin solche zu stellen. (D. *Thon.*)

Oxys *Plin.*, s. Oxalis *L.*

OXYSACCHARUM, der Sauer- oder Essigzucker, Zucker, der in Essig aufgelöst ist. (*Hergand.*)

OXYSMA (Mollusca). Eine von Rafinesque (im Journ. de Physique 1819. p. 417) aufgestellte Weichthiergattung, welche mit Pinna vereinigt werden muß, da sie übrigens zu wenig charakterisirt ist. (D. *Thon.*)

OXYSPORA. Eine von Candolle (Prodr. III. p. 123. Mém. sur les Mélast. p. 33. t. 4) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Rhexieen der natürlichen Familien der Melastomeen. Char. Der Kelch röhrig, mit vierspaltigem Saume: die Fetzen breit, eiförmig, zugespitzt; die Staubfäden von ungleicher Länge; die Antheren langgestreckt, mit herzförmiger Basis und stumpfen Lappen, die der vier längsten Staubfäden auf

dem Rücken, etwas oberhalb der Basis mit einem kleinen Sporn; die beiden Fächer der Antheren öffnen sich an der Spitze in einem gemeinschaftlichen Loche; der Griffel fadenförmig, mit gekrümmter, etwas verdickter Spitze; die Kapsel vierfächerig, vierklappig; die Samen sehr klein, an beiden Enden zugespitzt (daher der Gattungsname: σπορὰ, Samen, ὀξὺς, spitz). Die einzige bekannte Art, O. paniculata *Card.* (l. c. Arthrostemma paniculatum *Don* in Mem. of *Wern.* soc. IV. 299. Prodr. fl. nep. p. 222), ein kleiner nepalscher Strauch mit gegenüberstehenden Zweigen und Blättern, welche unterhalb mit sternförmigen Haaren, wie die Kelche, bedeckt sind, mit gestielten, lanzettförmigen, fein gezähnten, fünfnervigen Blättern und weißen Blüthenrispen. (*A. Sprengel.*)

OXYSTELMA. Diese von R. Brown (Mem. of *Wern.* Soc. I. p. 40) gestiftete Pflanzengattung gehört zur zweiten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und zur Gruppe der Asklepiadeen der natürlichen Familie der Contortae. Char. Die Corolle fast radförmig, mit sehr kurzer Röhre und fünftheiligem, offenstehendem Saume; das Gynostegium (die Befeuchtungssäule der Asklepiadeen) hervorstehend; die Staubfädenkrone fünfblätterig; die Blättchen spitz (daher der Gattungsname: στέλμα, Gürtel, ὀξὺς, spitz), ungetheilt; die Antheren haben an der Spitze ein Häutchen; die Pollenkörper hängen herab und sind mit der schmalen Spitze (Basis) befestigt; die Balgfrüchte sind glatt, die Samen mit einem Schopfe versehen. Die beiden Arten, welche R. Brown hierher rechnet, sind perennirende, sich windende, glatte Kräuter oder Staudengewächse mit gestielten, gegenüberstehenden, ablang-lanzettförmigen oder elliptischen Blättern, in den Blattachseln stehenden Trauben oder Dolden und weißen, dunkelroth gestreiften Blumen. 1) O. esculentum *R. Br.* (l. c. Periploca esculenta *Linn. fil.* Suppl. p. 168. *Roxburgh.* Corom I. p. 13. t. 11) wächst an Flüssen auf Ceylon, den Küsten Malabar und Koromandel, wo die Pflanze (vielleicht die Blätter als Gemüse, oder die jungen Sprossen) nach Königs Angabe verspeist wird. 2) O. carnosum *R. Br.* (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 462) im tropischen Neuholland. (*A. Sprengel.*)

Oxystoma *Eschw.*, s. Geaphis *Adans.*

OXYSTOMAE (Mollusca). Eine von Blainville errichtete Familie der Weichthiere, die einzige Gattung Janthina enthaltend. (D. *Thon.*)

OXYSTOMUS *Latreille* (Insecta). Eine Gattung der Laufkäfer mit folgenden Kennzeichen: Das Kinn gegliedert, sehr ausgehöhlt und dreilappig, Lefze kurz und dreizähnig, die Mandibeln groß, weit vorstehend, spitzig, innen nicht gezähnt, das letzte Glied der Labialpalpen ist lang und spitzig, die Fühler sind schnurförmig, das erste Glied sehr groß, die andern sind viel kleiner und fast gleich, der Körper ist sehr lang und cylindrisch, der Thorax fast viereckig, die vordern Schienbeine sind handförmig. Als Typus der Gattung führen wir O. cylindricus *Dejean.* Spec. des Coleopt. T. I. p. 410 an. Etwa neun Linien lang, die Vorderschienbeine mit vier Zähnen, die gleich breiten Flügeldecken mit tiefen Längsfurchen. Das Vaterland Brasilien. (D. *Thon.*)

OXYSTOPHYLLUM. Diese Pflanzengattung, aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malapideen Lindley's) der natürlichen Familie der Orchideen, hat Blume (Bijdrag tot de Flor. van Nederl. Ind. p. 335) so genannt. Char. Die Kelchblättchen aufrecht, die beiden seitlichen, größern, schiefen mit der Basis des Säulchens verwachsen, das Lippchen mit der Basis des Säulchens durch eine Gliederung verbunden, ungetheilt, fleischig, auf der untern Seite mit einem Höcker; das Säulchen halbdrehrund; die Anthere sitzt auf einem Zahne des Rückens der Säule und ist zweifächerig und convex; die beiden zuletzt wachsartigen Pollenkörper hängen fest zusammen. Die drei von Blume auf Bäumen in Java gefundenen Arten: 1) O. carnosum *Blum.* (l. c. t. 38. Aporum concinnum *Lindl.* in *Wallich.* Catal. hort. soc. angl. ind. p. 55. nr. 2019. Hedra supplex prima *Rumph.* Herb. amb. VI. t. 50. f. 2), auch auf Singapore und Amboina. 2) O. rigidum *Blum.* und 3) O. excavatum *Blum.*, sind Kräuter, deren schwertförmige, fleischige oder steife Blätter mit der scheidenartigen Basis auf dem Stengel reiten; die knopfförmigen ungestielten Blüthen stehen in den Blattachseln und sind mit trockenen Scheidchen umgeben.

Die Gattung Apoeum *Blum.* (l. c. p. 334) unterscheidet sich nur durch vier Pollenkörper und den Mangel des Höckers auf der untern Seite des Corollentippchens von Oxystophyllum: von Dendrobium aber nur durch zweizeilige, reitende Blätter, welche keinen Gattungsunterschied begründen können. Die fünf ostindischen Arten, welche Blume und Lindley zu Aporum rechnen: 1) Ap. indivisum *Blum.* (l. c. t. 39. *Lindl. Wall.* Cat. nr. 2018); 2) Ap. incrassatum *Blum.*; 3) Ap. lobatum *Blum.*; 4) Ap. anceps *Lindl.* (Orch. sect., Gen. et sp. of Orch. pl. p. 71. *Wall.* Cat. nr. 2020. Dendrobium anceps *Swartz.* Act. holm. Bot. exc. t. 1239) und 5) Ap. Serra *Lindl.* (l. c.), sind daher mit Unrecht von Dendropium getrennt worden. (*A. Sprengel.*)

OXYSTYLI (Mollusca). Eine von Menke (Synopsis Molluscorum) errichtete Abtheilung der Gattung Bulimus, der Gattung Cochlostyla Feruſſac's entsprechend. (D. *Thon.*)

OXYTANDRA. Diesen Namen gab Necker (Element. bot. nr. 1005) derselben Pflanzengattung, welche von ihm Aublet Apeiba und Schrebet Aubletia (s. d. Art.) genannt hatten. (*A. Sprengel.*)

OXYTELUS *Gravenhorst* (Insecta). Eine Käfergattung aus der Familie der Brachelytren, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler vor den Augen eingefügt, unter einem vortretenden Rande und gegen das Ende dicker, die Palpen pfriemenförmig, die Schienbeine, wenigstens die beiden ersten an der äußern Seite, stachelig, am Ende ausgerandet und die Tarsen auf die äußere Seite derselben sich zurücklegend. Dies letztere Kennzeichen unterscheidet diese Gattung besonders, sowie daß die vier ersten Tarsenglieder sehr kurz sind, indessen das fünfte noch einmal so lang ist, als alle übrigen zusam-

mengenommen. Der Kopf dieser Käfer ist rundplatt, meist runzelig, bei einigen Männchen hat er hornähnliche Vorragungen. Die Fühler sind etwas kürzer als der Thorax und gegen das Ende dicker, die letzten Glieder sind deutlich, fast cylindrisch und erscheinen gleichsam durchblättert, das letzte ist größer und spitzig. Die Lefze ist ganzrandig, hornartig, vorn gefranzt, die Mandibeln sind stark und endigen bei einigen Arten durch zwei ungleiche Zähne; die Maxillen sind lederartig gespalten. Der äußere Theil groß und rundlich, der innere kurz, stumpf, am innern Rande dicht mit kurzen Haaren besetzt. Die Maxillarpalpen bestehen aus vier Gliedern, von denen das letzte schmal und spitzig ist. Die Unterlippe ist lederartig gespalten, die Theile gleich groß, wenig getrennt, die Palpen bestehen aus zwei Gliedern, von denen das letzte das schwächste ist. Der Thorax ist fast halbziekelförmig oder viereckig, hinten zugerundet; Flügeldeckrn kurz, hornartig, hart und bedecken die zusammengefalteten Flügel; der Hinterleib ist lang, nackt, platt, geeandet, aus deutlichen Ringen gebildet; die vier vordern Schienen sind an der äußern Seite dornig, am Ende spitzig oder ausgerandet.

Diese Käfer finden sich in menschlichrn und thierischen Excrementen, auch an feuchten Orten, unter Moos, faulenden Pflanzen, Steinen ꝛc. Fliegen auch häufig um Misthaufen, auf Wegen und geratben nicht selten bei ihrem Fluge in die Augen der Spaziergänger. Die Gattung ist zahlreich an Arten, die alle klein und sehr klein sind. Ausländische kennt man wenige, fast alle sind Europäer. Wir führen als Beispiele nur an:

1) O. carinatus *Gravenhorst.* Eine bis zwei Linien lang, glänzendschwarz, Flügeldecken schwärzlich, Thorax dreifurchig.

2) O. tricornis *Gravenhorst.* Drei Linien lang, schwarz, Männchen mit zwei kurzen Hörneen, Weibchen mit zwei Höckern am Kopfe; Thorax fast herzförmig, in der Mitte mit einer eingedrückten Linie, am Männchen in der Mitte mit einer vorragenden Spitze, die fast so lang als der Kopf; Flügeldecken braunroth, mit schwarzen Rändern, Füße braun. (D. *Thon.*)

OXYTENIS *Hübner* (Insecta). Gattung der Nachtschmetterlinge mit folgenden Kennzeichen: Die Vorderflügel scharf zugespitzt, alle Flügel von einer Spitze zur andern mit einem Striche gezeichnet. Es gehören hierher als Arten Bombyx peregrina *Cramer.* 305. A. Modestin ib. 272 C. D. Lamis ib. 367. G. (D. *Thon.*)

OXYTONON (Ὀξύτονον) nennen die griechischen Grammatiker dasjenige Wort, was den scharfen Accent (den Acut) auf der letzten Sylbe hat (Göttling, allgem. Lehr. v. Acc. d. gr. Sp. S. 40). (*H.*)

OXYTROPIS. Eine von Candolle (Monogr. Astragal nr. 4) aufgestellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Astragaleen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch röhrig, fünfzähnig oder fünfspaltig; der Kiel der Schmetterlingscorolle mit einer kurzen Spitze versehen (daher der Gattungsname: τρόπις, Kiel, ὀξὺς, spitz); die Hülsenfrucht zweifächerig oder halbzweifächerig, die obere Naht eingezogen. Der einzige, wol kaum wesentliche Unterschied von Astragalus (s. d Art) wird durch die kurze Spitze des Kiels gegeben. Candolle (Prodr II p. 275 sq.) rechnet 50 Arten zu Oxytropis und 233 zu Astragalus. Jene sind, meist als perennirende, selten als ein- oder zweijährige Kräuter oder kleine Sträucher mit unpaar-gefiederten Blättern, in den Blattachseln oder unmittelbar aus der Wurzel hervorkommenden, gestielten, ährenförmigen Blüthen und rothen, blauen, weißen, oder gelben Blumen, in Europa (besonders auf Bergen), und Asien (die meisten in Sibirien) einheimisch; eine Art (O. Lamberti *Pursh.* Fl. Am. sept. II. p. 740. Bot. mag t. 2147) findet sich in Nordamerika an den Ufern des Missuri, und eine (O. arctica *R. Brown.* Chlor. Melvill. p. 20) im höchsten Norden von Amerika auf der Melvilles-Insel. Im nördlichen Teutschland kommen nur zwei Arten vor: 1) O. montana *Cand.* (Astr. nr. 1. Prodr. p. 275. Sturm, Teutschl. Fl. I, 49. Astragalus montanus *Linn.* Sp. pl. *Jacquin.* Fl. austr. t. 167. *Scopoli.* carn. t. 45. Phaca montana *Crantz.* austr 422) mit blaurothen Blumen, durch das ganze südliche Europa verbreitet, auf Kalkbergen in Thüringen. O. montana *Spreng.* (Flor. hal. ed 1. t. 8), sowie Astragalus arenarius *Spr.* (l. c.) sind nur Abarten des veränderlichen Astr. hypoglottis *Linn.* 2) O pilosa *Cand.* (l. c. nr. 27. Prodr. II. p. 280. Sturm, Teutschl. Fl. I, 49. Bot. mag. t. 2483. *Loddiges* Bot. cab. t. 544. Astragalus pilosus *Linn.* Sp. pl. *Gmelin.* Sibir. IV. t. 16. *Jacquin.* Austr. t. 51. *Pallas* Astrag t. 80), mit hellgelben Blumen, auf Sandhügeln und Weinbeegen im südlichen Europa, in Thüringen, Mansfeld, bei Halle, in der Mark Brandenburg, auch in der Krim und in Sibirien. (*A. Sprengel.*)

OXYURI *Latreille* (Insecta). Hymenopteren-Teibus aus der Familie Pupivora. Bei ihnen sind die Hinterflügel adernlos, die Weibchen haben eine Legeröhre am Hinterleibe, welche bald als schwanzförmige Spitze heraussteht, bald als Stachel verborgen ist. Die Fühler bestehen aus 10—15 Gliedern, die theils fadenförmig oder gegen das Ende stärker oder bei den Weibchen keulenförmig. Die Maxillarpalpen sind bei mehren lang und hängend. Es gehört hierher die Gattung Bethylus, welche in folgende Untergattungen zerfällt ist (*Cuvier.* Règne animal. V. 300).): Dryinus, Anteon, Bethylus, Proctotrupes, Helorus, Belyta, Diapria, Ceraphron, Sparasion, Teleas, Snelion und Plaeygaster. (D. *Thon.*)

OYAPOK, ein bedeutender Fluß in Südamerika, dessen Quellen unbekannt sind, und in der Gebirgsmasse liegen, welche das französische und brasilische Guyana trennt. Er fließt in der Richtung nach Nordost, stets die Grenze dieser beiden Länder bildend. Neben dem Cap Orange fällt er ins Meer und bildet hier die Oyapok-Bai. An seiner Mündung ist er etwa zwei engl. Meilen breit und vier Faden tief. Die erwähnte Bai ist vier Seemeilen breit; in sie ergießt sich noch außerdem der Wassafluß. In der Bai liegt die kleine Insel de Biches, welche von der Fluth bedeckt wird. Der Fluß hat viele Stromschnellen (Berghaus' Annalen. V, 234).

Digitized by Google

Von dem Flusse hat seinen Namen der Canton Oyapok im französischen Guyana mit dem gleichnamigen Hauptorte. (*L. F. Kämtz.*)

OYBIN, 1) Dorf im Gebiete von Zittau der königl. sächs. Oberlausitz, hat mit den daran liegenden Dörfern Schurf und Hayn 800 Einw., welche sich von Leinenweberei und Beerensammeln in den benachbarten ausgedehnten Waldungen nähren. 2) Berg dabei, von Gestalt eines stumpfen Kegels, an dessen Fuße sich das Dorf hinzieht, eine reizende Ansicht gewährend. Auf seinem Gipfel war seit Anfange des 13. Jahrh. ein Jagdhaus errichtet, später ein Raubschloß, das von den Einwohnern zu Zittau zerstört, bald aber aufs Neue hergestellt wurde. Durch Kauf kam der Oybin an die Krone Böhmen, wurde aber bald wieder als Raubschloß benutzt, welches Karl IV. von Böhmen zerstörte (1349), worauf der Berg und die Herrschaft Oybin der Stadt Zittau, gegen jährliche Erlegung von 300 Mark Silbers, zugetheilt wurde. Aber der Kaiser bestimmte ihn später (1369) zum Sitz eines Cölestinerklosters, welches im J. 1384 eingeweiht wurde. Obschon dieses reich dotirt ward, gerieth es doch durch den Hussitenkrieg sehr in Verfall. Unter Kaiser Karl V. wurde es seiner Schätze beraubt, und im J. 1568 starb es gänzlich aus. Der Stadtrath zu Zittau kaufte endlich den Berg für eine Summe von fast 70,000 Thlen., und von der Burg und dem Kloster hat die Zeit nur Ruinen übrig gelassen, als einzelne Grotten, Spuren vom Kloster und dessen Speisesaal, die Wände der Kirche, Kreuzgänge, einen Thurm, eine Cisterne, Überbleibsel des Raubschlosses, den Kirchhof u. a. Die oberste Spitze, 1597 Fuß über dem Meere, gewährt eine reizende Aussicht auf die Umgegend. (*G. F. Winkler.*)

OYNHAUSEN, OEYNHAUSEN, eine theils gräfliche, theils freiherrliche Familie, welche in den Königreichen Hanover und Preußen (Provinz Westfalen) mit bedeutenden Güteen ansässig ist. Das Dorf und die Burg Öhnhausen in der ehemaligen Grafschaft Ravensberg hält man für die Stammbesitzung, welche aber jetzt nicht mehr bei der Familie sich befindet. In den paderbornischen Urkunden, die man bei Schaten (Annal. paderb.) findet, trifft man schon in den Jahren 1035 und 1095 einzelne Mitglieder des Namens Eynenhus an. Später wurde der Name latinisirt und ein Andreas de Sola Domo kommt in einer paderbornischen Urkunde im J. 1256 bei Schaten vor. Mit dem Anfange des 16. Jahrh. stellt sich eine vollständige Stammreihe dieses Geschlechts documentirt dar. Arend I. (Arnold) v. O., Herr zu Grävenburg im Fürstenthume Paderborn, gehörte mit zu den Adeligen, welche die protestantische Lehre im damaligen Bisthume Paderborn zu verbreiten suchten. Sein Sohn Arend II. v. O. war lippischer Landdrost und Pfandherr des Amtes und Schlosses Schwalenberg (1570), mit Anna v. Amelunxen hatte er drei Söhne erzeugt, Ravan, Arend III. und Falko, wovon Arend III. v. O. lippischer Geheimerath, Landdrost und Pfandherr zu Schwalenberg, in der Geschichte des Landes als ein ausgezeichneter Mann ehrenvoll erwähnt wird. Von Magdalena v. Kerßenbruck hinterließ er zwei Söhne und zwei Töchter. A) Adam Arend, Stifter des noch blühenden Hauptstammes, und B) Moritz I., fürstl. holstein-schaumburgischer Rath und Landdrost, Stifter einer erloschenen Nebenlinie. Die Töchter waren Anna Margretha, an Anton Wolfgang von Harthausen, und Magdalena, an Konrad von Mengersen verheirathet.

A) Adam Arend v. O. pflanzte sein Geschlecht mit Rebekka Schutzbar v. Milchling fort; er erhielt mit ihr das Schloß Lindheim in der Wetterau, Burggüter zu Gießen und ward Reichsburgmann zu Friedberg. Mit seinen beiden Söhnen Johann Melchior und Heinrich Hermann theilte sich das Geschlecht in zwei Linien. Der jüngste Sohn, Heinrich Hermann (geb. den 9. Jan. 1615) erhielt außer den mütterlichen ererbten Gütern in der Wetterau noch Nordborken im Paderbornischen. Er war hess.-darmstädtischer Kammerjunker, Rath und Hofmeister der Prinzen Ludwig und Georg, die er auf Universitäten und auf Reisen führte (1642). Nach Vollendung dieses Geschäfts erhielt er im J. 1648 das Amt Nidda. Später trat er in herzogl. braunschw.-lünburgische Dienste, wo er als Geheimerath, Landdrost des Fürstenthums Grubenhagen und Berghauptmann am 3. Nov. 1671 starb. Von seiner Gemahlin Anna Magdalena Spiegel zum Diesenberg hinterließ er drei Söhne und fünf Töchter, wovon nur ein Sohn, Christian Ludwig, mit Maria Cordula Röder zu Thiersberg sich verheirathete. Die einzige Tochter aus dieser Ehe war Rebekka Dorothea, Gemahlin des hessen-darmstädtischen Geheimen-Regierungsrath Karl Ernst von Weitolshausen, genannt Schrautenbach. — Der älteste Sohn, Johann Melchior v. O. (geb. 1618., gest. den 20. Nov. 1675) erhielt das Schloß Grävenburg mit seinen Pertinenzien, als den Dörfern Merlsheim und Suddeim nebst mehren Höfen, ansehnlichen Frucht- und Geldgefällen und Zehnten in den benachbarten Dorfschaften. Er stand als Geheimerath in fürstl. ostfriesischen Diensten und war Pfandinhaber des Amtes und der Stadt Oldendorf. Mit seiner Frau Ilsa Dorothea von Münchhausen hatte er drei Söhne, 1) Friedrich Ulrich v. O., kur-braunschw. Obrist, verheirathet mit Leveke von Hammerstein (er starb den 15. Jul. 1715). 2) Ravan Christoph, Stifter der gräfl., und 3) Johann Melchior, Stiftee der freiherrl. Linie.

I. Die gräfliche Linie. a) Ravan Christoph v. O. (geb. 1654, gest. 1748) erhielt zu seinem Antheile Sudheim und Dören im Hanöverischen, und Reelsen, Steinheim, Bergheim und Driburg im Paderbornischen. Er war königl. großbrit. und kurbraunschw. Oberjägermeister des Fürstenthums Calenberg und wurde vom Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben (d. 14. Aug. 1724). Er war im J. 1691 mit der Gräfin Sophia Johanna von der Schulenburg verheirathet. Sie und ihre Schwester, die Herzogin von Kendale, waren die Erbinnen des Lords Chesterfield, welches Vermögen als ein Fideicommiß für die Oynhausische Familie in die Bank zu London niedergelegt wurde. Sie starb im J. 1755 in London im 80. Jahre. Die Söhne und Töchter von Ravan Christoph waren 1) Anton Ulrich, 2) Ferdinand Ludwig (von diesem weiter unten),

3) Johann Georg Moritz, teutscher Ordensritter und Comthur, trat als Obrist unter seinem mütterlichen Oheime, dem berühmten Feldmarschall Grafen Martin Johann von Schulenburg, in venetianischen Dienst (1738), machte die Feldzüge gegen die Türken mit und nach Endigung derselben ging er in kaiserl. königl. Dienste (1747), wo er als Generalfeldwachtmeister im J. 1764 starb. 4) Georg Ludwig, war kursächsischer Generalmajor, und ihre einzige Schwester 5) Margaretha Gertraud (geb. 1701), heirathete den Grafen Albrecht Wolfgang von der Lippe-Schaumburg. — Der oben erwähnte Ferdinand Ludwig G. v. O., welcher im J. 1702 geboren, wurde von seiner Mutter Bruder, dem Grafen Martin Johann von Schulenburg, adoptirt mit der Pflicht, den Namen desselben anzunehmen, und war der Stifter der gräflichen Linie Oynhausen Schulenburg, die erst im Anfange dieses Jahrhunderts erloschen ist. Er trat in kaiserl. königl Kriegsdienste, war im J. 1734 Obrist, das folgende Jahr schon Generalfeldwachtmeister, im J. 1739 Generalfeldzeugmeister, wo er als Commandirender in Italien sich befand. Im Jahre vor seinem Tode (im Febr. 1753) trat er zur katholischen Religion über und entsagte seiner Domherrn-Präbende in Magdeburg. Er starb im J. 1754 Anfangs Februar in Italien und hinterließ von seiner Frau Maria Anna Gräfin von Cottulinsky eine Tochter Maria Antonia (geb. 1741, gest. 1788), welche mit dem Grafen Franz Joseph von Daun und nach dessen Tode, mit dem Grafen August Anton von Attems vermählt war. Von seinen Söhnen, als 1) Moritz, welcher als kaiserl. königl. Regierungsrath in Wien im J. 1785 sein Leben beschloß, pflanzte 2) Ferdinand Ludwig II. (geb. 1745, gest. 1798) seine Linie mit einer Gräfin von Daun fort. Dieser war früher in kurbairischen Diensten Obrister und Generaladjutant gewesen, hatte darauf seinen Abschied genommen, und war nach London gegangen. Hier hatte er durch Vorzeigung von Documenten sich als alleiniger Besitzer des in der Bank zu London stehenden Fideicommiß-Capitals legitimirt, und zum Nachtheile der übrigen Theilhaber solche Summe sich auszahlen lassen. Er starb in London und sein Sohn Ferdinand Maria Franz G. v. O. beschloß im Anfange dieses Jahrhunderts als kaiserl. königl. Kämmerer sein Leben in Berlin.

b) Anton Ulrich G. v. O., der älteste Sohn von Ravan Christoph (geb. 1692), erhielt die väterlichen Besitzungen Steinheim, Sudheim, Dören und Reelsen, war königl. großbrit. und kurbraunschw. Oberjägermeister des Fürstenthums Calenberg, verheirathete sich mit Friederike Wilhelmine de Loraine, Baronesse de Beauvernois, wodurch er Stifter der jetzt noch blühenden Linie wurde. Seine Kinder waren 1) Sophia Charlotte, verheirathet an den Grafen von Ega, Grand von Portugal, 2) Friedrich Wilhelm, 3) G[illegible] Ludwig (von diesen beiden weiter unten) und 4) Karl August. Er fing im J. 1752 seine Laufbahn als Jagdjunker in königl. großbrit. und kurbraunschw. Diensten an, trat darauf im J. 1757 in die von Hessen-Cassel, wo er Kammerherr und Hauptmann bei der Fußgarde wurde, und als hess. außerordentlicher Gesandter im J. 1760 nach Berlin sich begab. Im J. 1774 wurde er auf einmal nach Cassel zurückberufen, und nach der Festung Spangenberg gebracht. Da derselbe befürchtete, einer Cabinetsjustiz zu unterliegen, so entfloh er mit Hilfe einiger Freunde, die Pferde für ihn in Bereitschaft hatten, nach Hamburg. Sobald er seine Geschäfte geordnet, ging er nach Portugal, trat im J. 1772 als Obristlieutenant in königl. Dienste, wurde 1776 zum Obristen des Regiments Valencia ernannt, wo er sich nach und nach bis zum Generallieutenant und Generalinspector der Infanterie emporschwang. Im J. 1780 war er bevollmächtigter Minister und Gesandter am kaiserl. Hofe zu Wien, woselbst er einige Jahre blieb. Als er zum Ritter des Christusordens ernannt werden sollte, trat er zur katholischen Religion über und erhielt den Namen Peter Maria Joseph. Taufzeugen waren die Königin Maria, ihr Sohn Johann, Regent von Portugal, und ihr Enkel Don Pedro. Er hatte sich am 15. Febr. 1773 auf dem Schloß Almarisa bei Lissabon vermählt mit Eleonore von Almeida Portugal, Lorena und Lancastre, Marquise von Alorna, Gräfin von Assumar, Ehrendame der Königin und Ordensdame vom strahlenden Kreuze (crux estellado), als einzigen Tochter von dem Marquis Johann von Alorna, Graf von Assumar und Grand von Portugal, und der Gräfin Eleonora von Tavora. Sie war Erbin der Herrschaften Almarisa und Almada. Ihre Ehe war mit acht Kindern gesegnet, wovon aber fünf früh gestorben; die übrigen waren: 1) Eleonora Benedicta (geb. 1776 zu Lissabon) verheirathet an Johann Mascarenhas, Marquis de Fronteira, Grand von Portugal. 2) Johanna Maria Luise (geb. 1784 zu Wien), heirathete den Grafen von Ega, Grand von Portugal, und 3) Johann August Friedrich Adrian Ulrich (geb. d. 30. Oct. 1792 zu Lissabon), aus der Taufe gehoben von dem Könige Johann von Portugal und dessen Tante, der Infantin Marianna. Nach dem Tode seines Vaters, der im J. 1792 erfolgte, wurde er in England erzogen, ging mit seiner Mutter, welche die königl. Familie nach Brasilien im J. 1807 begleitete, und kehrte mit derselben wieder zurück. Er war Obristlieutenant im 5. leichten Cavalerieregiment und Ritter des Christusordens. Im J. 1817 kam er nach Teutschland, um sich nach seinem väterlichen Güterantheile zu erkundigen. Die Lehnsvettern wollten ihn, von dem sie nie etwas erfahren hatten, nicht anerkennen; um so mehr, da in dem Taufzeugniß ein Name vergessen worden war. Erst nach langen Verhandlungen, durch Abhörungen von Zeugen in Portugal und andere Beweise, erkannten die hanöverischen und preußischen Lehnhöfe sein Recht an. Während dieser Zeit hatte er das Unglück durch einen Sturz vom Pferd unweit Lissabon, im J. 1822 am 14. Aug., sein Leben zu verlieren, und somit war nun der Mannsstamm dieser portugiesischen Linie beschlossen.

Friedrich Wilhelm G. v. O., der älteste Sohn von dem Grafen Ulrich Friedrich, früher in kurbraunschw. Diensten als Forstmeister im sollinger Walde angestellt, verließ im J. 1757 diesen Dienst und wurde 1763 hessen-cassel. Hofjägermeister, bald darauf 1766 Oberjägermeister, 1770 Chef der Fauconnerie und 1775 Groß-

Digitized by Google

kreuz des goldenen Löwenordens. Er ſtarb zu Caſſel im J. 1778 und hinterließ von ſeiner Frau, Meluſina Eliſabeth, Gräfin von Kielmannsegge, einen Sohn, Guſtav Friedrich Georg Ludwig. Dieſer nahm als Rittmeiſter in der königl. großbrit. und kurbraunſchw. Armee ſeinen Abſchied, ging auf ſeine Güter im Mecklenburgiſchen, wo er großherzol. mecklenburg. Kammerherr wurde, und ſich mit einer Gräfin von Molik verheirathete. Seine vier Söhne Guſtav Friedrich, Ernſt Ludwig, Heinrich Georg und Karl Georg ſtehen in königl. hanöv. Kriegsdienſten. Die Beſitzungen ſind: Rederang im Mecklenburgiſchen, Bierden und Böhme im Königreiche Hanover und Steinheim im Königreiche Preußen (Kreis Paderborn). Der zweite Sohn von dem Grafen Ulrich Friedrich, wae Georg Ludwig G. v. O. (geb. 1748, geſt. 1811), als Lieutenant der Garde du Corps trat er in königl. großbrit. und kurbraunſchw. Dienſte, wo ee ſich bis zum General der Cavalerie (1782) emporſchwang. Von ſeiner erſten Frau Charlotte von Spiegel zu Schweckhauſen hinterließ er zwei Söhne: 1) Karl, der als königl. broßbritan. und kurbraunſchw. Lieutenant der Garde in dee Schlacht von Famars 1794 blieb, und 2) Ernſt Auguſt, der als königl. preuß. Kammerheer im J. 1804 zu Hanover unverheirathet ſtarb. Von ſeiner zweiten Frau Eleonore Kirchmann hatte er einen Sohn, Georg Ludwig G. v. O., königl. hanöv. Rittmeiſter beim Regiment Garde-Huſaren.

B) Moritz I. v. O., Herr zu Gravenburg, Lichtenau, Sudheim und Merlsheim im Paderborniſchen und Maſpe im Lippiſchen mit Magdalena von Kerßenbruck verheirathet, hinterließ zwei Söhne: 1) Joachim, vermählt mit Maria Eliſabeth von Bruckhauſen, mit deſſen Sohne Wilhelm Elmeeshaus v. O. auf Maſpe, k. k. Hauptmann, deſſen Frau, Katharina Magdalene von Boyneburg zu Lengsfeld, dieſe Nebenlinie ausſtarb. 2) Moritz II., der aber holſtein-ſchaumburgiſcher Rath und Landdroſt (1619) war, erbte durch ſeine Frau Erneſtina Metta von dee Hege die anſehnliche Beſitzung Welmede im Weſtfäliſchen. Er hatte mit ihr zwei Söhne und drei Töchter, als 1) Ravan Arend II., welchee 1634 ſtarb, und Bernhard Moritz, dee mit Magdalene von Naſſau ſein Geſchlecht weiter fortpflanzte. Die Töchter 1) Eliſabeth Magdalena, im J. 1635 mit Franz Ernſt von Freiberg, ſachſ.-coburg. Kammerjunkee, 2) Anna Felicitas, mit Reginer von Bodelſchwing, und 3) Katharine Hedewig, mit Johann Dietrich von Brink verheirathet. Mit den Söhnen von Bernhard Moritz: Bernhard Simon und Ravan Arend, beide an zwei Schweſtern Katharina und Gertraud von Steinberg verheirathet, erloſch dieſe Linie.

II. Die noch blühende feeiherrliche Linie. Johann Melchior II., dee dritte Sohn von Johann Melchior I., Herr zu Gravenburg, Welſede, Nordboecken, Sudheim, Steinheim und Merlsheim, Pfandinhaber von Oldendorf, hatte drei Söhne und eine Tochter, 1) Chriſtian Ludwig zu Sudheim (geb. 1665, geſt. 1713) fürſtl. ſächſ. eiſenach. Kammerpräſident, ſtarb, ohne von ſeiner Gemahlin Anna Eleonore Rau von Holzhauſen Kinder zu hinterlaſſen, 2) Karl Eberhard zu Welſede (geb. 1668, geſt. 1744), kurbraunſchw. Capitain, hinterließ nur eine Tochter, Engel Dorothea, welche Welſede im Handvriſchen ihrem Manne David Ernſt von Stietenkron im J. 1771, deſſen Erben es noch beſitzen, zubrachte. 3) Philipp Adolf zu Gravenburg, Nordborcken, Steinheim und Merlsheim, auch Pfandinhaber von Oldendorf (geb. 1663, geſt. am 9. April 1742), pflanzte ſeine Linie durch Sophia Chriſtiana von Harthauſen mit zwei Söhnen: a) Johann Moritz und b) Friedrich Adolf, dauerhaft fort.

a) Johann Moritz, Herr zu Gravenburg, Nordborcken und Steinheim, kurcölniſcher Kammerheer, erzeugte mit Karoline Spiegel von Pickelsheim 14 Kinder, als 7 Söhne und 7 Töchter, wovon nur 6 am Leben blieben. Dieſe waren 1) Chriſtoph Friedrich (geb. den 13. Jun. 1727), ſtarb als königl. großbr. und kurbraunſchw. Capitain. 2) Karl Hermann Albrecht (geb. 1730; von dem weiter unten). 3) Moritz Ulrich (geb. 1734), ſtarb als königl. großb. und kurbraunſchw. Major bei dee Fußgarde im J. 1779. 4) Ernſt Friedrich (geb. 1737) heirathete Sophia von Stockhauſen und ſtarb, ohne Kinder mit ihr zu erzeugen. 5) Friedrich Ernſt (geb. 1741), königl. großb. und kurbraunſchw. Hauptmann, auf Gravenburg, heirathete Anna Katharina Wilhelmine von Mengerſen aus dem Hauſe Helpenſen und Reetkirchen, aus deren Ehe zwei Söhne und eine Tochtee entſproßten, wovon dee eine Sohn königl. preußiſcher Oberbergrath iſt.

b) Friedrich Adolf auf Merlsheim und Pfandinhaber von Oldendorf, lippiſchen Antheils, heirathete erſt, als er 60 Jahre alt war, und erzielte noch 12 Kinder aus dieſer Ehe. Von dieſem erreichten das mannbare Alter: 1) Alexander Moritz (geb. 1746, geſt. 1780), königl. großbrit. und kurbraunſchw. Lieutenant, 2) Friedrich Chriſtian (von dem hernach), 3) Sophia Dorothea (geb. 1750), Stiftsdame zu Fiſchbeck, 4) Heribert Adalf (geb. 1751), heſſen-caſſel. Kammerheer und Kriegsrath, beſaß Heſſenroda bei Caſſel, heirathete Auguſte von Münchhauſen, deren Ehe aber kinderlos blieb. 5) Katharina Auguſte (geb. 1759, geſt. 1780), Stiftsdame zu Baſſum. 6) Karl Wilhelm (geb. 1761), königl. großbr. und kurbraunſchw. Lieutenant der Cavalerie. 7) Liboeius I. (geb. 1762, geſt. 1802) ſ. w. u.

a) Die Linie zu Merlsheim und Langreder. Friedrich Chriſtian, ein Sohn von Friedrich Adolf (geb. 1748, geſt. 1823), königl. großb. und kuebraunſchw. Major, nahm ſeinen Abſchied im J. 1783 und verheirathete ſich mit Sophia von Röder zu Thiersbeeg. Der einzige Sohn dieſer Ehe: Karl (geb. 1784), großherzl. badiſchee Rittmeiſter, welchen Dienſt er abee 1806 verließ und ſich mit ſeines Vatersbruders Tochter, die ihm Heſſenroda zur Mitgift brachte, verheirathete.

b) Die Linie zu Sudheim. Der jüngſte Sohn von Friedrich Adolf: Liborius I. (geb. 1762), herzogl. braunſchw. Oberhauptmann zu Bardorf. Er verheirathete ſich zwei Mal, das erſte Mal mit Eleonore von Münchhauſen a. d. H. Remeringhauſen, mit der er einen Sohn Liboeius II. (von dem weitee unten), und zwei Töchter erzeugte, wovon die eine, Auguſte, ſich mit ihrem Vetter Karl v. O., dim vorerwähnten badiſchen Rittmeiſter, ver-

Digitized by Google

mählte; das andere Mal mit der Tochter eines Patriziers aus Bremen, von der er ebenfalls einen Sohn und zwei Töchter hinterließ.

Liborius II., Freiherr v. O. (geb. 1784), erhielt seinen ersten Unterricht auf dem Carolinum im Braunschweig, trat nach Beendigung der Universitätsjahre in königl westfälische Dienste als Lieutenant bei der Gard Chevaux legers, befand sich seit dem Befreiungskriege als Rittmeister in herzogl. braunschw. Diensten, wo er bald darauf die Stelle eines Kammerherrn und Viceoberstallmeisters bekleidete. Als er im J. 1830 im September schnell im Schlosse zu Braunschweig starb, und gleich darauf die Revolution daselbst ausbrach, glaubte man, irriger Weise, er gehöre zu den Opfern, die der Herzog Karl vergiftet hätte.

Das Wappen: Im blauen Felde eine aufrechtstehende Sturmleiter, auf dem Helme eine auf einem Wulste rechts und links schräg stehende halbe Sturmleiter.

(*Albert Freiherr v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

OYOLAVA, eine der Schifferinseln im Australocean, welche durch einen 5½ Meilen breiten Kanal von Mauha getrennt ist. La Peyrouse schildert sie als reizend, fruchtbar und stark bevölkert. (*Fischer.*)

OYONNAX, Marktflecken im franz. Aindepartement (Bourgogne), Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirk Nantes, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungsamtes, einer Gensd'armeriebrigade, sowie einer berittenen Forstwache, und hat eine Pfarrkirche und 1538 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten und Tischlerarbeiten und Kämme von Horn und Buchsbaum verfertigen. — Der Canton Oyonnax enthält in eilf Gemeinden 8386 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ÓYS, ÓS (nordische Buchstabenlehre), ist der vierte Buchstabe der alten Runenschrift, welche sechszehn Runen enthielt. Sein Zeichen hat diese Gestalt ᚬ und bedeutet zugleich vier. Im Lehrgedichte über die Runen ist ihm dieser Vers gewidmet:

Oys er flestra ferda
En skalpur er sverda.
Flusses Mündung ist der meisten Fahrten
Aber die Scheide ist der Schwerter.

Die zweite Zeile jedes Verspaares ist im Gedichte, wie man annimmt, jedesmal blos des Reimes wegen hinzugesetzt und steht ihrem Inhalte nach mit der ersten in weiter keiner Verbindung. Hier aber gibt es ein schönes Bild, die Flussesmündung, welche vormals gewöhnlich zum Hafen zu dienen pflegte, und in welcher also Schiffe lagen, ist mit der Scheide verglichen, in welcher das Schwert liegt. Der Vers erhält seine volle Bedeutung, wenn man hinzudenkt, daß der Buchstabe ᚬ auch Othin bedeutete. Der Dichter vergleicht also hier die Flussesmündung mit einer Scheide des Schwertes, weil in ihr Schiffe lagen, die eben auf Raubung ausfahren wollten. Othin war aber nicht blos Gott der Krieger, sondern auch der Kaufleute, und auch diese fuhren damals gewaffnet, sodaß auch hier die zweite Zeile ihre Bedeutung hat *). Das Zeichen ᚬ stellt aller Wahrscheinlichkeit nach eine Flußmündung dar, welche zum Hafen dient. (*Ferd. Wachter.*)

OYSELAY. Auf der Straße zwischen Besoul und Besançon, in der Nähe von Rioz, wird der Reisende überrascht durch den Anblick einer mächtigen Felsenburg zu seiner Rechten. Es ist das die berühmte Burg Oyselay, wegen welcher Graf Stephan III. von Burgund und Auxonne (nicht von Autun, Augustodunum, wie es bei Imhof fälschlich heißt) am 18. Jun. 1227 bekennt, ein Lehenmann Otto's II. des Pfalzgrafen von Burgund zu sein, und die der nämliche Stephan III. (gest. 1240) seinem und der Blandina von Cicons natürlichem Sohne, Stephan, zur Abfindung gab. **Ego Stephanus comes Burgundie notum facio omnibus presentes literas inspecturis, quod ego dedi Stephano filio meo et heredibus suis de laude et consensu Joannis filii mei domini Salinensis. in perpetuum habenda ea que sequuntur. videlicet castrum quod dicitur Oiselet cum omnibus appendiciis ibidem acquisitis et acquirendis. et custodiam de Bonevene. cum omnibus feudis que sunt a Frena (nicht Trana) et superius. et que non sunt de castellania Frene etc.** Dieser jüngere Stephan, gewöhnlich von seinem Eigenthume genannt, wurde der Stammvater eines zahlreichen Geschlechtes. Wilhelm, Herr von Oyselay, vermählte sich im J. 1270 mit Agathe von Vienne. Stephan von Oyselay, Ritter, und Alix von Choiseul, seine Hausfrau, verkaufen im J. 1291 die Hälfte der Mühle zu Dampierre an die Abtei Morimond. Johann's und der Maria von Rougemont Tochter, Johanna, Frau auf Bonencontre, wurde den 28. März 1356 an Johann von Vienne, den Admiral von Frankreich, verheirathet. Johann von Oyselay, Herr von la Villeneuve, war kaum ein Jahr mit Yolantha von Dinteville verheirathet, als sie, groben Mishandlungen zu entgehen, genöthigt war, richterliche Hilfe anzurufen (1391). Johann, Herr von Oyselay und Frene, verheirathete sich im J. 1409 mit Margaretha von Vergy. Johann, Herr von Oyselay und Frêne-le-châtel, war um d. J. 1480 mit Johanna von Oyselay verheirathet. Wilhelm von Oyselay, Herr von la Villeneuve, hatte Philippote Rollin, eine Tochter und Erbin des berühmten Kanzlers von Burgund, zur Frau; seine Tochter Anna von Oyselay (gest. 4. Jan. 1494) brachte die schöne, von dem Kanzler angekaufte Herrschaft Autume, in der Bresse Chalonaise, an ihren Gemahl Emart Bouton du Fay. Antons von Oyselay auf la Villeneuve Tochter, Anna von Oyselay, Frau auf Marnay, war in erster Ehe mit Heinrich von Neufchatel, in anderer Ehe (bereits 1519) mit Wolf Heinrich von Pfürdt verheirathet. Anton von Oyselay, Ritter, Gouverneur von Dole, hatte eine Nichte des berühmten Cardinals von Granoelle, Peronne Perrenot, zur Frau. Sein Sohn Franz Thomas von Oyselay, Baron von la Villeneuve, Kammerherr Kaiser Rudolf's II.

*) Das Gedicht findet sich abgedruckt bei *Worm*, Literatura Runica. p. 95—97; bei *Junius*, Gothicum Glossarium. p. 28—29 (conf. p. 10); bei Grimm, über teutsche Runen. S. 246—252; bei Legis, Fundgruben des alten Nordens. S. 76—78. In diesen Schriften wird auch zugleich über die Rune Oys gehandelt.

Digitized by Google

seit dem 16. Febr. 1607, mit einer monatlichen Besoldung von 40 Gulden, wurde von seinem in dem näml. J. 1607 zu Prag verstorbenen mütterlichen Oheime, von Franz Perrenot, dem letzten Manne des berühmten Hauses Granvelle, zum Erben eingesetzt, unter der Bedingung, Namen und Wappen der Perrenot zu führen. Franz Thomas, dem hierdurch die Grafschaft Cantecroy, in der brabantischen Meierei Ryen (s. d. Art. Cantecroy), die Herrschaften Chantonay, Haorincourt ꝛc. zufielen, schien dem Kaiser Rudolf II. ein passender Ehegatte für seine mit Euphemia von Rosenthal erzeugte, am 1. März 1607 legitimirte Tochter Donna Carolina ab Austria, Markgräfin des heil. röm. Reichs. Die Vermählung erfolgte im J. 1608, und wurde hauptsächlich in Betracht ihrer, Franz Thomas den 3. Dec. 1620 in des heil. röm. Reichs Fürstenstand erhoben. Er war zugleich des goldenen Vließes Ritter, und Kaiser Ferdinand's II. Kämmerer und Geheimeroth. Am 5. Mai 1616 verkaufte er, vorbehaltlich des Titels, die Grafschaft Cantecroy. Er starb zu Besançon den 5. Jan. 1629, seine Witwe zu Mecheln den 12. Jan. 1662. Sein Sohn, Eugen Leopold Perrenot de Granvelle, genannt Oyselay, Graf von Cantecroy, des heil. röm. Reichs Fürst, Baron von Villeneuve, Herr von Chantonay, gewöhnlich der Fürst von Cantecroy genannt, vermählte sich im J. 1635 mit Beatrix de Cusance und starb ohne Nachkommenschaft, der letzte Mann des ganzen Hauses, zu Anfange Februars 1637. Seine Witwe, die Prinzessin von Cantecroy, ist durch ihren Roman und ihre zweimalige Heirath mit dem Herzoge Karl IV. von Lothringen weltbekannt geworden. Unter den Ruinen der Burg liegt das Pfarrdorf Oyselay.

(*v. Stramberg.*)

OYSTERBAY, 1) Bai am atlantischen Ocean in dem nordamerikanischen Staate Newyork, Grafschaft Queens. 2) Township an dieser Bai mit einem Postamte und 4725 Einwohnern. (*Fischer.*)

OYSTERMOUTH, Küstendorf an der Mumbles-bai in der englischen Grafschaft Glamorgan, Fürstenthum Südwales, mit einem Leuchtthurme und einem bedeutenden Austernfange, indem jährlich mehr als 5,000,000 Austern von hier versendet werden. (*Fischer.*)

OZAB, Plural von **ozbah**, heißen die Inseln auf dem See des alten Tanis oder Tennis in Ägypten, das im J. 624 (beg. 22. Dec. 1226) auf Befehl des Sultan Kâmil zerstört wurde, weil die Einwohner keine Ruhe vor den Franken fanden. Jene Inseln sind von Fischern bewohnt, und einige derselben sind reich an Salinen, die ein angenehmes Salz liefern. Salzig ist auch das Wasser des See's, und nur wenn der Nil wächst, verliert sich jene Salzigkeit in demselben. (*Gustav Flügel.*)

OZAENA (ὄζαινα, ὄζω), Nasengeschwür. Im weitern Sinne des Wortes bezeichnet man mit diesem Namen jedes Geschwür der innern Theile der Nase. Es besteht indessen eine solche Exulceration entweder in einer bloßen Vereiterung der Schneider'schen Haut, und ist nur mit einem geringen Schmerz und fast geruchlosen Auswurfe verbunden, oder die Krankheit beruht auf dem Beinfraße der innern Nasenknochen. In diesem letztern Falle, den man im engern Sinne Ozäna zu nennen pflegt, empfindet der Kranke in den leidenden Theilen heftige Schmerzen, und es verbreitet der Ausfluß einen unerträglichen Geruch, den man nicht unpassend mit jenem verglichen hat, welchen zerdrückte Wanzen ausstoßen. Auch pflegt der Ausfluß im letztern Falle dadurch charakterisirt zu sein, daß er sehr dünn, scharf und braun oder schwärzlich gefärbt ist. Die erstere Gattung des Übels geht indessen bei längerer Dauer oder weiterer Verbreitung und großer Intensität der veranlassenden Ursachen leicht in die letztere über. — Ursachen der Ozäna können alle idiopathisch oder sympathisch auf die Nase heftig reizend einwirkenden Einflüsse werden. Sie entsteht daher nicht blos zuweilen in Folge eines langwierigen oder verkehrt behandelten Schnupfens, sondern noch häufiger nach mechanischen Verletzungen der Nase durch starkes Reiben, einen Stoß, einen Fall, besonders Schußwunden, oder Hiebwunden, welche einen Theil der Nase wegreißen, ferner nach längerm Misbrauche des Schnupftabaks, oder der unvorsichtigen Anwendung anderer stärkerer Niesemittel. Manchmal entsteht auch ein Nasengeschwür zugleich mit einem Nasenpolypen, oder entwickelt sich in Folge dieses letztern. Am häufigsten aber verdankt es seinen Ursprung einer vorhandenen skorbutischen, skrofulösen und ganz besonders syphilitischen oder auch karcinomatösen Dyskrasie. Den Anfang der Krankheit bezeichnet alsdann immer ein starker Schnupfen mit Absonderung eines Eiters, der, auch nachdem die Entzündung ihre acute Gestalt verloren hat, die oben angegebene Beschaffenheit behält. Eine syphilitische Ozäna entsteht zuweilen primär durch örtliche Insection mit venerischem Eiter, ungleich öfter aber ist sie ein secundaires Symptom der Syphilis und wird in diesem Falle meistens durch einen sehr heftigen nächtlichen Kopfschmerz angekündigt, sowie das ausgebildete Übel zuletzt das Einfallen der Nasenknochen, oft auch häufigen Thränenfluß zur Folge hat und durch das erstere die Stimme einen widrigen Nasenton erhält. Geschwüre des Maxillar-Sinus, welche zuweilen — außer den genannten Veranlassungen — auch in Folge des ungeschickten Ausziehens eines Zahnes entstehen und bisweilen selbst durch die Anwendung von Zinnoberräucherungen, gegen syphilitische Zufälle des Mundes in Gebrauch gezogen, veranlaßt sein sollen, kündigen sich durch Geschwulst und Schmerz der leidenden Stelle an, und sind mit einem Eiterflusse verbunden, der in der Regel am reichlichsten ist, wenn der Kranke auf der dem Geschwüre entgegengesetzten Seite liegt, sowie die mit dem Übel verbundenen Schmerzen sich gewöhnlich in ebendem Verhältnisse vermindern, in welchem jener Eiterabfluß reich erfolgt, und umgekehrt. — Die Vorhersagung ist bei der Ozäna allerdings im Allgemeinen nicht günstig zu nennen, doch stellt sich das Übel um so weniger als ein unheilbares dar, je neuer es ist, und je mehr die davon ergriffene Stelle der Nasenhöhle der Anwendung örtlicher angemessener Heilmittel, die aber auch nicht zeitig genug in Gebrauch gezogen werden können, zugänglich ist. Die Cur erfodert bei Abwesenheit allgemeiner Ursachen nur die Anwendung örtlicher, reinigender, austrocknender, gelind

Digitized by Google

zusammenziehender Mittel: Einspritzungen von Kalkwasser, eines Decocti secedii, Coeticis salicis, chinae mit Honig, Alaun, Myrrhentinctur ꝛc., obwol die Heilung gewöhnlich zu ihrer Beendigung noch des Gebrauches einer vermittels zusammengerollter Charpie applicirten Salbe von Zinkblumen oder weißem Präcipitat bedarf. Von vielen Ärzten wird überdies das Einziehen frier Luft in die Nase mit Recht als ein treffliches Mittel zue Reinigung solcher Geschwüre gerühmt. Nasengeschwüre, deren Symptome auf bereits eingetretenen Beinfraß der Nasenknochen schließen lassen, verdanken in der Regel ihren Ursprung den obengenannten innern Krankheitsursachen. Obgleich daher auch bei dieser Ozäna das Geschwür häufig vermittels einer der vorhin genannten Flüssigkeiten gereinigt werden muß: so kann doch in diesem Falle die Heilung auf diese Weise allein begreiflicherweise nie beendigt werden, vielmehr fodert sie jedesmal den gleichzeitigen Gebrauch innerer angemessener Mittel, z. B. den Schwefel und die Spießglanzpräparate, wenn die Ozäna Folge eines plötzlich verschwundenen Flechtenausschlages ist, eine vegetabilische Kost und die Anwendung der Säuren bei scorbutischer Dyskrasie ꝛc., und da Beinfraß der Nasenknochen leicht schwammige Geschwülste und Auswüchse derselben veranlaßt: so sind alsdann meistens auch ätzende Salben aus rothem Präcipitat, Grünspan ꝛc., die man nach Maßgabe der Umstände bald in stärkerer, bald in schwächerer Form gebrauchen läßt, unentbehrlich. — Vereiterung im Maxillar-Sinus macht die vermittels eines operativen Verfahrens zu bewirkende Perforation dieser Höhle nothwendig. Schließlich bemerken wir noch, daß ein durch die Nase ausgestoßener sehr übler Geruch häufig auch blos die Folge einer solchen Bildung der Nase ist, welche die Anhäufung eines allmälig sich verdickenden Nasenschleimes in derselben zur Folge hat (wie dies namentlich bei stark ausgebildeten Stumpfnasen der Fall ist), und daß das Übel, wenn es aus dieser Quelle entspringt, am sichersten durch öfteres Eintauchen des Gesichts in Wasser, wobei das Wasser so hoch wie möglich in die Nase heraufgezogen werden muß, beseitigt wird. (*C. L. Kluge.*)

OZAENA *Olivier* (Insecta), Käfergattung aus der Tribus der Carabicinen. Kennzeichen: Kinn gegliedert, fast flach, stark dreilappig, Lefze schwach ausgerandet; letztes Glied der Labialpalpen kurz, gestutzt, fast keilförmig; Fühler viel kürzer als die Körperhälfte, mit dichten, wenig deutlichen gegen das Ende dickern Gliedern; Körper platt, mehr oder weniger lang, vordere Schienen nicht handförmig. — Der Kopf ist ziemlich lang, die Augen sind ziemlich vorspringend, der Thorax fast viereckig, ziemlich stark geeandet; die Flügeldecken sind am Ende rundlich; die vordern Schienen sind vorn stark ausgerandet. Alle Arten in Südamerika einheimisch.

O. dentipes *Olivier.* Zehn Linien long. Schwarz, glänzend, Kopf flach, punktirt; Thorax mit eingedrückter Längslinie, etwas runzelig, Flügeldecken unregelmäßig gestreift mit einigen kleinen eingedrückten Punkten zwischen den Streifen, die vordern Schienen innen mit einem Zahn und darüber kurze Haare in einem flachen Einschnitte. Vaterland Cayenne. (D. *Thon.*)

OZAIL, Herrschaft im karlstädter Kreise des triester Gouvernementsbezirkes in Illyrien, welche sich auf beiden Seiten der Kulpa weit ausdehnt. Das unmittelbare Dominium begreift, ohne den davon getrennten prilitschaner Kreis, das Pedium und Schloß Ozail, und 68 Dorfschaften, in welchen 732 Häuser mit 4300 Einwohnern befindlich sind. Der Ort Ozail selbst ist ein Felsenschloß, dem seine Lage und natürliche Beschaffenheit eine Haltbarkeit gegen einen feindlichen Angriff verschaffen. Unter dem Schlosse ist ein kleiner, aus 27 Häusern bestehender Ort gebaut, in welchem 100 Einwohner sind. Die ganze Herrschaft enthält 57 Dörfer mit 650 Häusern und 3937 Bewohnern. — Getrennt von dem übrigen Theile der Herrschaft liegt zwischen der Kulpa und der Marien-Louisenstraße die aus vier Dorfschaften bestehende Gemeine Prilitsche, welche aus sogenannten Freisassen besteht, die vormals die Verpflichtung auf sich hatten, zu Ozail Schloßwachen und Botengänge für die Herrschaft zu besorgen, übrigens aber von allen Geldabgaben frei waren; nur mußten in Kriegszeiten alle erwachsene Männer dieser Gemeine unter einem ihnen von der Herrschaft vorgesetzten Hauptmanne gegen den Feind ziehen. (*L. F. Kämtz.*)

OZAMA, ein ansehnlicher Fluß auf der Insel St. Domingo, welcher aus dem Innern der Insel vom Cibaogebirge kommt und kurz vor seiner Mündung auf der Südseite der Insel den 90 Fuß breiten reißenden Fluß Isabella aufnimmt. Bei der Stadt St. Domingo ist er 360 Klafter breit, zehn Klafter tief und sechs Meilen aufwärts schiffbar. Handelsschiffe von 400—500 Tonnen und Corvetten können ihn 2 bis 2½ Meilen aufwärts befahren. (*L. F. Kämtz.*)

OZANAM (Jacques), ein fruchtbarer Schriftsteller im Fache der Mathematik, geboren zu Bouligneux in dem Fürstenthume Dombes im J. 1640. Seine ziemlich wohlhabenden Ältern waren eigentlich jüdischen Ursprungs, doch war die Familie schon vor längerer Zeit zur katholischen Kirche übergetreten und mehre Mitglieder derselben hatten Stellen in den Provinzialparlamenten bekleidet. Unser Ozanam hatte als jüngerer Sohn nach dem Erbrechte seiner Provinz keinen Anspruch auf die Güter seiner Ältern und wurde von diesen für den geistlichen Stand erzogen. Schon früh zog ihn jedoch seine Neigung und der Anblick des gestirnten Himmels zu dem Studium der Mathematik hin, und bereits im 15. Jahre verfaßte er ein mathematisches Werk, das zwar nie ganz gedruckt worden ist, aber aus welchem er doch Manches der Aufnahme in seine später erschienenen Werke für würdig fand. Nachdem er vier Jahre lang den theologischen Studien sich gewidmet hatte, starb sein Vater, und nun gab er sogleich diese Studien auf, um sich ganz der Mathematik zu widmen. Bald darauf firirte er sich in Lyon und lebte dort theils von den Honorarien, die er durch Unterricht in der Mathematik erwarb, theils vom Spiele, welches er leidenschaftlich, aber mit Glück trieb. Zwei Fremde, die er in Lyon unterrichtet und denen er ohne Schuldschein 50 Pistolen vorgestreckt hatte, empfahlen ihn bei ihrer Ankunft in Paris dem Vater des Kanzlers D'Aguesseau und beriefen ihn auf dessen Zureden nach Paris.

Digitized by Google

Ozanam folgte diesem Rufe und verheirathete sich in Paris mit einem unbemittelten, aber durch Liebenswürdigkeit und Herzensgüte ausgezeichneten Frauenzimmer, mit der er in einer sehr glücklichen Ehe viele Kinder erzeugte. Dem Spiele entsagend fand er während des Friedens so viele Fremde, die seinen Unterricht suchten, daß er im Überflusse leben konnte; als aber der Ausbruch des Kriegs die Fremden von Paris verscheuchte, fand er unter seinen Landsleuten keinen genügenden Ersatz an Schülern und suchte nun durch schriftstellerische Arbeiten den Ausfall in seinen Einnahmen zu decken. Leider sieht man es den meisten seiner Schriften aus dieser Epoche an, daß sie sehr flüchtig und um des Brodes willen verfaßt sind. Er wurde um diese Zeit als Eleve bei der Akademie aufgenommen. Durch den Tod seiner Frau im J. 1701 wurde Ozanam's natürliche Heiterkeit zwar eine Zeit lang sehr getrübt, doch überstand sein glückliches Naturel auch diese Prüfung, und er lebte noch bis zum 3. April 1717, wo ihn ein Schlagfluß plötzlich hinraffte. Ozanam war ein frommer Anhänger seiner Kirche. Seiner Meinung nach kam es „den Doctoren der Sorbonne zu, über religiöse Gegenstände zu disputiren, dem Papste darüber zu entscheiden, den Mathematikern aber auf perpendiculärer Linie ins Paradies zu gehen."

Außer wiederholten und vermehrten Ausgaben von de Challes' Bearbeitung der Elemente Euklid's, ferner der praktischen Geometrie und des Tractats über die Sphäre von Boulanger und einigen in den Abhandlungen der Akademie, im Journal des Savans ꝛc. enthaltenen Memoiren hat man von ihm: 1) Tables des sinus, tangentes et sécantes, et des logarithmes (Lyon 1670, Paris 1685 et 1720.) 2) Traité de gnomonique (Paris 1673. 12.), neu aufgelegt unter dem Titel: Méthode générale pour tracer les cadrans. (Paris 1685. 12.) 3) La géométrie pratique etc. (Paris 1684. 12.) 4) Traité des lignes de premier genre, de la construction des équations etc. (Paris 1687.) Montucla (Hist. des mathématiq. Nouv. édit. T. II. p. 168) urtheilt über dieses Werk, daß Ozanam durch dasselbe der Mathematik nützliche Dienste geleistet habe, und daß, wenn er so fortgefahren wäre, er sich einen solidern Ruf erworben haben würde, als durch manche seiner spätern Werke, die, des Broderwerbs halber, auf einen schnellern Absatz berechnet waren. 5) L'usage du compas de proportion expliqué etc. (Paris 1688.); nouv. édit. revue par *Garnier*. (Ibid. 1794. 12.) 6) Dictionnaire mathématique. (Paris 1690. 4.) 7) Cours de mathématiques. (Paris 1693. 5 vol. nachgedruckt zu Amsterdam 1699.) 8) Traité de la fortification etc. (Paris 1694.) 9) Récréations mathématiques et physiques. (Paris 1694. 2 vol., neue vermehrte Ausgabe ibid. 1720, 1735. 4 vol.) Einige Exemplare haben die Jahreszahl 1741. Ganz umgearbeitet erschien das Werk aufs Neue zu Paris 1778 oder 1790 in vier Bänden. 10) Nouvelle trigonométrie etc. 1699. 12. neu gedruckt unter dem Titel: Méthode pour lever les plans et les cartes. (Paris 1750. 12.) und mit Zusätzen von *Jacques Audierne*. (ibid. 1781. 12.) 11) Méthode facile pour arpenter ou mesurer toutes sortes de superficies (Paris 1699. 12.), und mit Verbesserungen 1725; ferner mit Zusätzen von Audierne ebendaselbst 1779. 12. unter dem Titel: Traité de l'arpentage et du toisé. 12) Nouveaux élémens d'algèbre (Amsterdam 1702.), welche von Leibnitz im Journal des Savans gelobt werden. 13) La perspective théorique et pratique (Paris 1711., neue Aufl. 1720). 14) La géographie et cosmographie, qui traite de la sphère etc. (Paris 1711.) Ein ungedruckter traité de l'analyse de Diophante soll aus Ozanam's Nachlaß in die Bibliothek von d'Aguesseau gekommen sein *). (*Gartz.*)

OZANNE oder **OZANNES**, eine ausgebreitete Künstlerfamilie Frankreichs, welche sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Landschaftsmalerei, besonders im Fache der Darstellung des Marinewesens, auszeichnete. In diesem Zweige der Kunst lieferten sie nicht allein viel Schönes, sondern stellten auch alles, was zum Seewesen gehörte, auf eine deutliche und belehrende Art mit aller Genauigkeit dar. Die beiden Brüder Nikolaus Marie [1]) und Pierre (geboren zu Brest 1737, gest. ebendaselbst den 10. Febr. 1813) malten oder zeichneten Gegenstände des Seewesens oder Ansichten von Häfen und andern Landschaften an den Seeküsten, radirten auch mehre Blätter in verschiedenen Hfften, und ihre beiden Schwestern:

Jeanne Française und Marie Jeanne Ozanne (geb. 1734) (letztere war die Frau des Kupferstechers Voez le Gouaz und starb zu Paris 1786, 52 Jahre alt) widmeten sich der Kupferstecherkunst und waren Schülerinnen von Jak. Aliamet, wo sie dann mehre Arbeiten ih-

*) Eloge de M. *Ozanam* in der Hist. de l'académie, Année 1717, von *Fontenelle*; Dictionnaire hist. de *Chaufepié*; Mémoires de *Niceron*. T. 6; Biographie universelle. T. 32 (von Weiß).

1) Geboren zu Brest den 12. Jan. 1728, zeigte von frühester Jugend an solches Talent zum Zeichnen, daß seine Ältern ihn der Leitung Roblin's, des Professors der Marineschule zu Brest, anvertrauten; unter diesem geschickten Lehrer machte er so reißende Fortschritte, daß er kaum 14 Jahre alt, ihn in seinem Unterrichte unterstützen konnte. Zur Ausführung eines ihm vom Marineminister Rouillé ertheilten Auftrags, zu den Kupferplatten für die Vues von Havre die Zeichnung der Schiffe zu liefern, ging er nach Paris, vervollkommnete sich hier in seiner Kunst durch den Rath der Maler Natoire und Boucher und des Kupferstechers Ingram. Nachdem er diese Arbeit beendigt hatte, kehrte er zu seinen amtlichen Functionen am Hafen von Brest zurück. Jedoch sehr bald wurde er zu andern Aufträgen nach Toulon berufen. Nachdem er zehn Jahre lang als Zeichner bei der Marine gearbeitet hatte, wurde er dem Bureau der Ingenieur-Geographen im Kriegsministerium zugetheilt. Nachdem er auch diesen Posten zehn Jahre bekleidet hatte, legte er ihn nieder. Im J. 1767 besaegte er die Construction der Fregatte Aurora, auf welcher der Marquis von Courlandaux die Seeuhren von Pierre Leroy erproben ließ. Diese Fregatte wurde wegen ihrer Solidität, außerordentlichen Präcision und geschmackvollen Nettigkeit allgemein bewundert, auch in Rotterdam, wo ihm die Holländer sehr vortheilhafte Anträge machten, sich bei ihnen niederzulassen, die er aus Anhänglichkeit an sein Vaterland ablehnte. Bald darauf wurde ihm die Unterweisung der französischen Prinzen in Construction, Manövers und Taktik von Kriegsschiffen übertragen. Im J. 1789 zog er sich nach 50jähriger Dienstzeit aus dem Staatsdienste zurück. Er starb zu Paris den 3. Jan. 1811. (*H.*)

rer Brüder in Kupfer ſtachen und ihnen die hilfreichſte Hand leiſteten.

Von Nikolas Ozanne eigener Hand radirt giebt es: 1er Cahier des principales Manoeuvres de la marine dess. et geav. par *Nic. Ozanne*, dess. de la marine, 6 Bl. 2. Cahiers, différens vaisseaux, *N. Ozanne* fec. 12 Bl. 1. Cahier, Sujets de marine. *N. Ozanne* fec. 6 Bl. 1. Cahier kleine Marinen, *N. Ozanne* fec. 12 Bl. in qu. 16. Als ganz vorzügliche Blätter.

Ferner als von ihm ſelbſt angegeben: Vue du vaisseau du Roi le Duc de Bourgogne lancé dans le port de Rochefort le 20. Oct. 1781. gr. qu. Fol. Embarquement au bord de Brest, *Ozanne* l'ainé fec. qu. Fol. Construction du bassin au port de Brest, id. fec. qu. Fol. Vue pittoresque de côtes de Provence. *N. Ozanne* sc. qu. Fol.

Nach ihm: 2 Bl. Vue de côtes d'Angleterre *N. Ozanne* pinx. *Mar. Jeanne Ozanne* sc.[2]) 2 Bl. Vues pittoresques de Suisse et d'Allemagne, id. pinx. *Jeanne Ozanne* sc. 1 Bl. Petit port de Boulogne, id. pinx. *Jeanne Françoise Ozanne* sc. 2 Bl. Première et seconde Vue de côtes de Boulogne, *Marie Jeanne Ozanne* fec. 18 Bl. 3 Cahiers de paysages, *Marie Ozanne* fec. 2 Bl. I. et II. Vues de Marines, *Jeanne Ozanne* fec.

Ferner: 6 Bl. 1 Cahier de quelques vaisseaux à la voite gravé par *Pierre Ozanne*. 17 Bl. Anſichten verſchiedener Häfen Frankreichs, als Baſtia, Cherbourg, Boulogne, Breſt, Rouen, Rochefort, Calais ꝛc. Yvez le Gouaz fec. kl. qu. Fol. Schöne Blättchen im Geſchmacke von J. Vernet. Dieſe Blätter gehören zu der kleinen Ausgabe der franzöſiſchen Häfen nach Vernet[3]), deren große Blätter von Cochin, Choffard und le Bas geſtochen ſind. (*Frenzel.*)

OZARK, ein großes, noch nicht ganz erforſchtes Gebirge, welches von 33° 20′ — 38° 50′ n. Br. und von 280° — 287° L. zwiſchen dem Red und Miſſouri in dem nordamerikaniſchen Gebiete Arkanſas, wo einzelne Berge unter dem Namen Potatoe Hills, Sugar-, Loofs- und Cerne-Mountains bekannt ſind, und in dem Staate Miſſouri hinſtreicht. In letzterm nimmt es eine bedeutende Breite ein und theilt ſich in zwei Ketten, welche ſich am Miſſouri wieder vereinigen. Eine große Anzahl Flüſſe verdankt ihm ſeinen Urſprung. — Der Ozarkdiſtrict in den Weſterndiſtricten enthält auf 83,350 □ Meilen 26,500 Einwohner, unter denen ſich 2000 Weiße befinden. (*Fischer.*)

OZAROW, Stadt in dem ruſſiſchen Obwod Sandomir und in der gleichnamigen Woiwodſchaft, hat 200 Häuſer und 1200 Einwohner. (*Fischer.*)

OZAROWSKI (Peter von Alcantara), Caſtellan von Woyniez und Großkronfeldherr von Polen, hat ſich in der Geſchichte ſeines unglücklichen Vaterlandes auf eine traurige Weiſe berühmt gemacht. Einer der erſten Familien des Königreichs angehörend und mit dem ſehr reichen Hauſe der Potocki aufs Innigſte verbunden, war er einer der erſten, welcher in den Tagen der allgemeinen Entſcheidung, als die von Ignaz Potocki, Piattoli und Hugo Collontay entworfene Conſtitution vom 3. Mai 1791 ins Leben getreten war und den vielfach bedrängten Polen die Morgenröthe einer ſchönern Zukunft verkündete, jenem Geheimbunde von Targowitz (targowitzer Conföderation) beitrat, welcher, durch die Machinationen und Geldſpenden des ſchlauen farmatiſchen Kröſus Felix Potocki verleitet, unter Leitung dieſes ruſſiſchen Satrapen, des Reichsfeldherrn Beanicki, deſſen Gemahlin eine Nichte Potemkin's war, und Rzewuski, dieſe Verfaſſung als das Grab der polniſchen Freiheit zu vernichten beſchloſſen hatte. Von Rußlands Übermacht unterſtützt erreichten dieſe Männer ihren Zweck. Als aber der heldenmüthige Kosciuszko im Jahre 1794 die Fahne des Aufſtandes erhob und im Vereine mit Warſchau's und Krakau's Bürgern, ſowie der tapfern Landleute die ruſſiſchen Truppen unter General Igielſtröm aus der Hauptſtadt vertrieben und die Unabhängigkeit der Nation erklärt hatte, foderte der höchſte Criminalrath alle Theilnehmer des targowitzer Bundes vor Gericht. Die meiſten waren entflohen. Ozarowski aber, deſſen Anhänglichkeit an Rußland ſchon ſeit langer Zeit bekannt war, wurde aus dem königlichen Palaſte, welchen er bewohnte, in das Gefängniß abgeführt und mit vielen andern Hochverräthern dem peinlichen Gerichtshof überwieſen. Aus den Papieren des Generals Igielſtröm, welche dieſer, eiligſt vor der Volkswuth flüchtend, in Warſchau zurückgelaſſen, ward er eines fortgeſetzten Briefwechſels mit dieſem ruſſiſchen Feldherrn überwieſen, woraus ſich ergab, daß er mittels eines Jahrgehaltes von 2000 Dukaten von der Kaiſerin Katharina erkauft war. Nachdem ſein Hochverrath aus mehr denn einem Umſtande als unbezweifelt dargethan worden, verurtheilte ihn das höchſte Criminalgericht zum Strange. Als des gleichen Verbrechens überwieſen traf der nämliche Urtheilsſpruch auch den Vicegroßfeldherrn Zabiello, den Biſchof von Livland Joſeph Koſſakowski, deſſen Bruder Simon von den Einwohnern Wilna's wegen einer ähnlichen Anklage bereits ſchon mit dem Tode beſtraft worden war, und den Marſchall Graf Joſeph von Ankwitz. Der Pöbel von Warſchau brach in ſtürmiſche Wuth über dieſe Gefangenen aus, und griff ſchon im J. 1794, wie nachmals beim zweiten Aufſtande in der Schreckensnacht des 15. Aug. 1831, der Gerechtigkeit gewaltſam vor. Am 9. Mai 1794 fand man vor dem Rathhauſe drei Galgen und einen vierten vor der Bernhardinerkirche in der krakauer Vorſtadt ereichtet. Das tobende Volk holte die „Opfer der Gerechtigkeit" — wie man ſeine Grauſamkeit beſchönigend die Verurtheilten nannte — unter lautem Geſchrei aus dem Gefängniſſe ab. Der alte Hetman Ozarowski, ein Greis von 70 Jahren, wurde, weil er Schwäche halber nicht gehen konnte, auf einem Stuhle unter den Galgen getragen und aufgeknüpft. Zabiello, der ihm nachfolgte, berief ſich noch un-

2) Auf den erſten Drucken dieſes Blattes lieſt man: Seconde Vue de Provence, welches ſpäter in Vue de côtes d'Angleterre umgewandelt wurde. 3) Die vortrefflichen 16 Bilder, mit den Seehäfen von Vernet, ſind in dem pariſer Muſeum, zu den 16 großen Blättern darnach von Cochin und le Bas geſtochen fügte man noch zwei Anſichten von Rouen, von Cochin gezeichnet, hinzu, ſodaß die ganze Suite 18 Blatt beträgt.

Digitized by Google

ter dem Hochgerichte auf seine Unschuld, allein das Geschrei der Menge „Verräther! Verräther!" übertäubte seine Rede. Ganz gefaßt schien Ankwitz zu sein. Er schnallte sich selbst den Riemen um den Hals, nahm alsdann noch eine Prise Schnupftabak und schenkte seine goldene Dose dem Scharfrichter zum Andenken. Als Kosciuszko erschien, hatte man Mühe, den wüthenden Pöbel abzuhalten, daß er ihn nicht mit Gewalt den Schergen entriß und niederhieb. So oft ein Verurtheilter in die Höhe gezogen ward, ertönte ein lautes: „Es lebe die Revolution!" Der Mann aber, an welchem sich die Volkswuth am gräßlichsten äußerte, war Ozarowski's Freund, der Fürstbischof Massalski. Er wurde durch die Straßen der Stadt geschleppt, und dicht am Thore in Pontificalibus aufgehängt. Ozarowski's Söhne blieben dem Vaterlande treu und dienten mit Ehre unter den Reihen der Patrioten. Einer derselben, Cajetan Ozarowski, bedeckte sich im J. 1794 als Brigadier bei Chelm mit Ruhm. Als aber alle Anstrengung der Polen vergeblich und Kosciuszko in der Schlacht von Maciejovice (10. Oct. 1794) gefangen worden war, wurden die Güter der Ozarowski'schen Familie, wie diejenigen aller Theilnehmer sequestrirt. Nach vielen Bitten erhielt die Witwe ihr Eigenthum; ihre vier Söhne nahmen alsdann russische Dienste. Zwei derselben fielen in der Schlacht bei Friedland 1807. Der dritte, Adam Ozarowski, wurde im J. 1808 vom Kaiser Alexander zum Adjutanten ernannt und erhielt nach Nikolaus' Thronbesteigung den Oberbefehl über das lithauische Armeecorps, nahm aber schon 1827 seinen Abschied und lebt jetzt als Privatmann. Der vierte, Franz Ozarowski, welcher eine Zeit lang Gouverneur von Zarskoë-Sélo, später kais. russ. Kammerherr gewesen, erhielt seine Entlassung und bewirthschaftet seine Güter in Lithauen.

(*Karl Falkenstein.*)

OZE, bei Celsus der üble Geruch aus dem Munde, welchen man bei vielen Kranken vor dem Anfalle des Fiebers wahrnimmt. (*Wiegand.*)

OZENE, nach Ptolemäus (VII, 1) unter 117° d. Länge und 20° n. Br., Hauptstadt des Reiches Larika in Indien über dem barygazenischen Meerbusen, Residenz eines Fürsten mit dem Titel Tiascanus. Auch der Periplus (Per. Arrian. p. 28) weiß, daß sie einst der Wohnsitz der Fürsten des Landes war, die jedoch zu seiner Zeit in Minnagara saßen. Für den Handel lieferte Ozene nach Barygaza Onyxsteine, Murrina, indische baumwollene Stoffe ꝛc., und versorgte die berühmte Handelsstadt Barygaza mit allen Arten von Lebensbedürfnissen. Nach Mannert (V, 1, 179) hat sich der Name Ozene in dem heutigen Uzen, der Hauptstadt von Malwa und Residenz eines marattischen Fürsten, erhalten. (*Völcker.*)

OZINEK, Vollendung der Ernte, hieß das dritte Fest, welches die alten Preußen dem Pergubrios brachten. Der Name ist russisch, sowie überhaupt die Sprache der alten Preußen beinahe eine Mischsprache aus dem Finnischen und Slawischen ist, doch aber auch auf Bestandtheile einer eigenen Ursprache hindeutet. Russisch ist der Name, weil er dieser slawischen Mundart zunächst angehört. Im Allgemeinen ist er slawisch, da auch bei den Polen zac und bei den Sorben zeez ernten bedeutet. Das erste Erntefest bei den alten Preußen hieß auch mit russischem Namen Zazikek, Anfang der Ernte, und wurde vor Anfang der Ernte gefeiert; das Ozinek hingegen nach Vollendung der Ernte zu Ausgange des Octobers. Die Bauern kamen aus einem Dorfe, manchmal auch aus mehren, zusammen, legten zuerst auf den Tisch Heu, dann Brod. Die herbeigebrachten Thiere, von jeder Art allemal ein Männchen und ein Weibchen, einen Eber und eine Sau, einen Hahn und eine Henne, einen Gänserich und eine Gans, und zwei Kälber von beiderlei Geschlecht (nach Murinus auch ein Schaf und einen Widder, eine Ziege und einen Ziegenbock) schlachtete der Opferpriester auf diese Weise: Er sprach zuerst einige heidnische Gebete, schlug das Haupt und die übrigen Glieder des zu opfernden Thieres mit einem Prügel, seufzte nebst dem Volke über die Schläge, welche das Thier erhielt und sprach folgende Worte: Dieses, o Gott Ziemenik, bringen wir dir dar und sagen dir Dank, daß du uns dieses Jahr gesund erhalten und uns Allen reichlich gegeben hast, und bitten, daß du es auch künftig thust. — Der slawische Name Ziemenik oder Ziemienik, Gott der Landleute, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Benennung für Pergubrios. Nach Vollbringung des Opfers, bevor man zum Schmause ging, warf (nach Matthias Strykov) jeder von den versammelten Bauern, oder (nach Murinius) ein Jeder der Anwesenden ein von dem Gerichte abgeschnittenes Bißchen in alle Theile des Hauses und sprach diese Worte: Nimm, o Ziemienik, dankbar das Opfer an, und speise fröhlich mit. — Das preußische Volk der Sudinen beging das Fest Ozinek auf diese Weise: Das Volk versammelte sich in einer Scheune. Ein Bock ward herbeigeführt. Der Wurschayt, ihr Opferpriester, legte auf das Opferthier beide Hände und rief die Götter nach der Reihe an, den Gott des Himmels und der Erde Okkobirn, den Gott des Meeres Antrimpos, den Gott der Schiffer Gardoätes, den Gott der Flüsse und Quellen Potyrmpos, den Gott des Reichthums Pilvit, den Gott des Frühlings Pergubrios, den Gott der Donner und Gewitter Paegnos, den Gott der Unterwelt und Finsterniß Poclos, den Gott der Luftgeister Poccollos, den die heiligen Haine beschützenden Gott Puscät, den Gott der Gesundheit und Krankheit Auscätos, den Gott der Großen und Edeln Marcopolos, und die Barstukken, welche die Teutschen Erdmännchen nennen. Nach Anrufung dieser Götter durch den Priester hoben alle, so viel deren zugegen waren, den Bock in die Höhe, bis ein Lied gesungen war. Nach Beendigung des Gesanges ließen sie den Bock wieder auf den Boden nieder. Hierauf folgte eine Ermahnungsrede des Priesters an das Volk, daß sie das von ihren Vorfahren angeordnete Fest ehrerbietig feiern, und sein Andenken auf die Nachkommenschaft bringen sollten. Dann Schlachtung des Opferthieres, wobei der Priester das Blut in einer Schale auffing, und es versprengte. Das Fleisch gab er den Weibern, es in der Scheune zu kochen. Während das Fleisch kochte, buken die Weiber Kuchen aus Roggenmehl, welche sie nicht in den Ofen legten, sondern die den Herd umstehenden Männer ohne Unterlaß durch das Feuer warfen, bis sie gebacken wurden. Hierauf Schmaus und Trinkgelag den

Digitized by Google

ganzen Tag und die ganze Nacht. Die Überbleibsel des Mahles vergruben sie früh am Morgen außerhalb des Dorfes, daß sie nicht von Vögeln oder Thieren gefressen würden. Man hat sehr merkwürdig folgende Gebräuche gefunden, welche der Priester Simon Grunau, der um das Jahr 1520 seine preußische Chronik schrieb, mit eigenen Augen sah, und hat geglaubt, daß diese Gebräuche um so echter sein müßten, je mehr der sie beschreibende Grunau dieselben als Augenzeuge hatte kennen gelernt. Er wohnte nämlich dem Feste Ozinek, welches die Bauern im Geheimen in einer Scheune hielten, durch einen Zufall bei, ward zwar entdeckt, durfte aber beiwohnen, nachdem er hatte schwören müssen, es dem Bischofe nicht zu verrathen. Die Bauern begingen nun das Fest auf die so eben beschriebene Weise, thaten aber dabei noch Folgendes mehr. Nachdem der Waidelotta die oben angeführten Götter der Reihe nach angerufen, beichteten die Anwesenden alle gegen die Götter begangenen Sünden. Das Opferblut versprengte nicht der Opferpriester, sondern die Anwesenden faßten es in Gefäßen auf, um es zu Hause dem Viehe zu geben. Das Bockfleisch ward nicht gekocht, sondern gebraten. Während dieses geschah, beichteten die Bauern auf christliche Weise, fielen über den Waidelotten her und rauften ihn tüchtig. Hierauf ertheilte er den Weibern Unterricht zu einem rechtschaffenen Leben. Das Christenthum mußte natürlich auch auf das Heidenthum seinen Einfluß üben, und die christlichen Einschiebsel könnten so ihre Erklärung finden. Nach unserer Meinung aber waren sie nicht gewöhnlich, sondern der Waidelotta und die Bauern machten diese Zwischenspiele dem christlichen Priester zu Ehren. Dieser mußte sich über das Beichten bei diesem heidnischen Feste sehr freuen, und vor allem darüber, daß die Bauern den Waidelotten tüchtig mishandelten [1]). — Das Fest Ozinek, wie wir es oben zuerst als bei den Preußen im Allgemeinen gewöhnlich beschrieben, wurde auch von vielen Russen und den Lithauern auf Allerseelentag gefeiert, hieß aber nicht Ozinek, sondern Ilgi [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

OZIUS *Leach* (Crustacea). Nicht charakterisirte Krebsgattung, nirgends aufgenommen. (D. *Thon.*)

OZOA, Stadt in Persis, unter 85° 45′ d. L. und 35° 20′ n. Br. nach Ptolemäus (VI, 4). (*Völcker.*)

OZOABIS, OZOAMIS, Stadt der Parapioten in Indien unter dem Berge Vindius, nach Ptolemäus (VII, 1) unter 120° 30′ d. L. und 23° 40′ n. Br. (*Völcker.*)

OZOANA, Stadt der Dryllophyliten unter dem Gebirg Urentum in Indien, unter 137° 30′ d. L. und 21° 40′ n. Br. nach Ptolemäus (VII, 1). (*Völcker.*)

OZOCHOWCE, eine kleine Kreisstadt in der russ. europäischen Statthalterschaft Volhynien, mit einer Kreisschule, 175 Häusern und 1140 Einwohnern, welche städtische Gewerbe und Landwirthschaft treiben. (*J. C. Petri.*)

OZOGARDANA oder **Zaragardia**. Ozogardana ist nach Ammianus (XXIV, 4) eine Stadt in Mesopotamien am Euphrat, welche Zosimus (III, 15) Zaragardia nennt. Es war in ihr ein erhabener steinerner Sitz, den die Einwohner den Sitz des Trajan nannten. (*Völcker.*)

OZOLA, Axola, Stadt in Arachosien unter 114° 15′ d. L. und 32° 15′ d. n. Br. nach Ptolemäus (VI, 20). (*Völcker.*)

OZOLER, ozolische Lokrer, Ὀζόλαι Λοκροί, auch die westlichen, ἑσπέριοι oder Ζεφύριοι Λοκροί genannt, die Bewohner des gebiegigen Dreiecks zwischen Ätolien, Phokis und dem krisäischen Meere, durch den Parnassos und die dorische Tetrapolis getrennt von den östlichen Lokrern, den opuntischen und epiknemidischen [1]). Hesperische Lokrer nannten sie sich selbst und führten daher in ihrem öffentlichen Siegel den Abendstern [2]); Ozoler aber hießen sie insgemein bei den übrigen Griechen, und zwar mit einem Schimpfnamen im Sinne des Gestanks. Die Herleitungen dieses Namens sind mannichfach; der Anlaß, der noch heutzutage gegeben scheint in der Landesbeschaffenheit, liegt in dem sauren Geruche, den die vorzüglich in der Gegend von Galaxidi, dem alten Xanthe am krisäischen Meerbusen, reichlich wachsende Pflanze Euphorbia Characias, eine gelbblühende Art von Wolfsmilch mit weißem Safte im Stengel, zur Blüthezeit durch die Luft verbreitet [3]). Bei den Alten findet jedoch diese Herleitung sich nicht; sie beziehen den Namen theils auf den im Lande häufig wachsenden Asphodelos, der ebenfalls zur Blüthezeit starken Geruch verbreite [4]), und dessen Zwiebel dort, wie in der Heimath des Hesiodus [5]), die gewöhnliche Nahrung der geringern Leute gewesen sein wird; theils auf einen Schweißgeruch der Bewohner, von dem man die Erklärung gab, daß ihre ältesten autochthonischen Vorfahren in Ermangelung gewebter Gewänder mit ungegärbten Ziegenfellen gegen die Kälte bedeckt und des bessern Aussehens halber die zottige Seite nach Außen gewandt hätten, daher ihre Haut den Geruch jener Häute angenommen habe [6]); theils auf den Geruch eines Gewässers [7]), entweder eines Flusses an der Grenze des krisäischen Feldes [8]), der, wie Didymos anzudeuten scheint, selbst den Namen Ozon führte, oder der Schwefelquellen am Berge Taphiassos, deren Gestank man von der Verwesung des dort begrabenen Kentauren Nessos, der vom Eumos, wo Herakles' Pfeil ihn getroffen, dahin geflüchtet sei, herschrieb [9]). Auch an der östlichen Landesgrenze finden sich Heilquellen beim jetzigen Malandrino [10]). Und so erkennen wir wenigstens das, daß Menschen und Land zu jenem Schimpfnamen Anlaß genug gaben, wie denn auch eine andere Sage die Luft des ganzen Landes von dem unbeerdigt verwesten Nessos verpestet werden läßt [11]), oder vom Drachen Python, dessen Leichnam das

1) Simon Grunau, Melitus, Matthios Strykov, Murinius alle bei Hartknoch, Altes und Neues Preußen und daraus bei *Prenzel*, De Diis Soraborum et Slavorum aliorum, ap. *Hoffmann.* Scriptt. T. II. P. II. p 195, 196. 2) Mone, Gesch. d. Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 88, 89.

1) *Strab.* IX, 416, 425. Ζεφύριοι *Eust.* Dion. Perieg. 426. 2) *Strab.* IX, 416. 3) *Dodwell.* I, 131 τὸ ὑμαλλοε Χαραξίας bei *Theophr.* Hist. Plant. IX, 11. *Dioscor.* IV, 165. 4) *Paus.* X, 38, 2. 5) *Hesiod.* Opp. 41. 6) *Paus.* X, 38, 3. *Plut.* Qu. Gr. 15. *Didym.* Schol. Il. II, 527. Aus Salona (dem alten Amphissa) wird noch heutzutage viel Leder ausgeführt. *Dodwell.* I, 150. 7) Ib. 2. 8) *Didym.* l. c. 9) *Strab.* IX, 427. *Antig.* Paradox. 129. 10) *Pouqueville* III, 261. 11) *Paus.* X, 38, 2. *Eust.* Dion. Per. 426, wo es

Meer in Lokris ausgeworfen habe [12]). Schwerlich konnte sich daher eine andere Behauptung der Lokrer sonderlich geltend machen, wonach nicht vom Geruche, sondern von den Zweigen (ὄζοι) des Weinstockes, der Name entstanden sei, wobei sie erzählten vom Landeskönige Oreſtheus, dem Gebirgmanne, dem Sohne des Deukalion, dem ein Hund ein Stück Holz geboren habe, welches vergraben im Frühlinge den Weinstock habe erwachsen lassen [13]). Diese Sage, entstanden aus den Beobachtungen über die Einwirkung des Hundsſternes auf das Reifen der Trauben [14]), kann nicht einmal für eigenthümlich ozolisch gelten, da Hekatäus von Milet dieſelbe bei den Ätolern viel ausgebildeter und charakteriſtiſcher vorfand [15]); ſie iſt vielmehr gradezu von jenen entlehnt, und da ſie im Lande der Lokrer keineswegs durch eigenthümliche Fortbildung Wurzel geſchlagen hat, kann ſie kein Zeugniß für eifrigen Betrieb des Weinbaues in demſelben ſein, wenn auch Wein dort gedieh, wie das aus der Lobpreiſung des traubenumkränzten und von Salben duftenden Makyna beim Amphiſſäer Archytas [16]) hervorgeht, der durch den Ruhm der Salben gegen den böſen Geruch ſeines Vaterlandes ankämpft, wie Pindar in der ſechsten olympiſchen Ode gegen die Schmähung böotiſches Schwein. Außerdem werden als Producte des Landes ſchönes Getreide in der Gegend von Amphiſſa [17]), Kaſtanien [18]), und große Oliven genannt [19]). Außerdem wird Viehzucht, namentlich von Schafen, als Betrieb des Landes erwähnt [20]).

Die Ausdehnung des Landes der ozoliſchen Lokrer betrug an der Küſte eine halbe Tagfahrt [21]), genauer 200 Stadien [22]). In älterer Zeit grenzte es an Ätolien im Thale des Eureus, in der Gegend von Kalydon, ſpäterhin machte das Vorgebirge Antirrhion die Grenze, und dieſer den Lokrern abgenommene Landſtrich hieß das hinzugewonnene Ätolien. In dieſem lag der Taphiaſſos mit dem Grabe des Neſſos, und inſofern hatten die Lokrer ein Recht, ihn als den ihrigen anzuſprechen [23]). Dies hinzugewonnene Ätolien bildete nun das Grenzland der Lokrer bis an den Öta und die Änianen [24]). Nördlich ſchließt ſich Doris an [25]), öſtlich Phokis mit dem Parnaß und der kriſſäiſchen Ebene, dem Gebiete von Delphi [26]). Philippos ſchlug ſelbſt Naupaktos zu Ätolien [27]), und ſo ſtellt Skylax das Verhältniß dar [28]), dagegen Ptolemäus das lokriſche Land wieder in ſeinem alten Umfang ausdehnt, indem er noch Molykria dazu rechnet [29]). Auch Makyna, auf deſſen Salben Archytas ſtolz iſt, liegt im zugewonnenen Ätolien, und erweiſt hinlänglich durch jene Erwähnung, daß nicht vor Philippos das zugewonnene Ätolien den Lokrern entriſſen ward [30]). Der Boden von Ätolia, Epiktetos ſowol als auch das angrenzende immer lokriſch gebliebene Land, iſt gebirgig und wild, voll von Schluchten, die Häuſer ſtehen vereinzelt, nur durch Geſchrei iſt gegenſeitige Mittheilung möglich, namentlich zur Schneezeit, da jedes Haus ſich ſeinen Getreidevorrath ſelbſt mahlen und oft nur von Eingeſalzenem oder von Zwieback leben muß [31]). Es ſind dies die Felſen des Gebirges Korax, das halb ätoliſch, halb lokriſch war [32]); von demſelben ſüdweſtlich zieht ſich eine in das Antirrhion auslaufende Kette [33]), öſtlich ſchließen ſich die Vorberge des Parnaſſos daran, auf welchen die Wohnſitze der Lokrer ausdrücklich genannt werden [34]). Dieſe hohen Gebirgsäſte ſind häufig mit Schnee bedeckt [35]) und im Ganzen wenig bewaldet [36]), oder doch nur mit Fichten [37]). Unter den mehren Küſtenflüſſen des Landes nennen die Alten uns den Hylátos zwiſchen Tolophon und der phokiſchen Grenze, den Dikäarch aus Ätolien herleitet [38]).

Die ozoliſchen Lokrer ſelbſt, welche urſprünglich Leleger geheißen haben ſollten [39]), behaupteten ſelbſt vor Alters den Namen Phyſker geführt zu haben, und leiteten ſich her von Phyſkios, dem Sohne des Amphiktyon. Dieſer Phyſkios ſei von der Kabye Vater des Lokros geweſen, habe ſich mit ſeinem Sohne entzweit und auswandern wollen, das Orakel aber habe ihn dorthin gewieſen, wo ihn ein hölzerner Hund beißen werde. Er ſei nun über das Gebirge an das ſüdliche Meer hingewandert und habe dort, auf einen Hagebuttenſtrauch getreten, verwundet verweilen müſſen, und die Orte Phyſkeis, Hyantheia und ſämmtliche andere Städte der ozoliſchen Lokrer gegründet, denn im griechiſchen Namen der Hagebutte, κυνόσβατος, Hundsdorn, erkannte er das Wahrzeichen des Gottes [40]). Auch Strabon leitet dieſe weſtlichen Lokrer von den öſtlichen und zwar von den epiknemidiſchen her [41]). Als Gemahlin des Amphiktyon und Mutter des Phyſkos nennen Andere die Chthonopatra [42]), dieſen den Vater des Lokros auch Hekatäus von Milet [43]). Im Namen der Chthonopatra ſcheint der vorhin erwähnte Anſpruch der Ozoler auf Autochthonie wieder hervorzutreten [44]), den die zuletzt erzählte Sage fallen läßt; jedenfalls aber ſetzten ſie ihren Namen und Stamm als den ältern und ehrwürdigern hin, indem ſie ſich vom Phyſkos, die andern Lokrer erſt von deſſen Sohne Lokros herleiteten, denn Phyſker ſind nur bei den Ozolern zu finden. Die übrigen Griechen waren indeſſen keineswegs der Meinung, daß dieſen irgend ein Vorrang gebühre, ja ſelbſt Amphiſſa, obgleich ozoliſch [45]) und die mächtigſte Stadt des Landes, ſchämte

heißt, in Lokris ſeien außer dem Grabe des Neſſos noch die Denkmäler mehrer Kentauren gezeigt.

12) *Plut.* Qu. Gr. 15. 13) *Paus.* X, 38, 1. 14) Vergl. K. O. Müller's Orion im n. rhein. Muſ. II. S. 17. 15) *Hecat.* fr. 341. 16) *Plut.* Qu. Gr. 15: ἔνιοι δὲ τοὐναντίον πολυήδειον τὴν χώραν οὖσαν ὑπ' εὐωδίας τοὔνομα λαβεῖν, ὧν ἐστι καὶ Ἀρχύτας ὁ Ἀμφισσεύς· γέγραφε γὰρ οὕτω· τὴν βοερωστέφανον μηλόπονον Μακύναν ἐμανῆν. Vergl. Kruſe's Hellas II, 2, 156. 17) *Dodwell.* I, 145. 18) *Pouqueville* III, 240. 19) *Dodwell.* I, 149. Kruſe II, 2, 157. 20) *Liv.* XXVIII, 8. *Plut.* Qu. Gr. 15. *Dedym.* II. II, 527. 21) *Scyl.* 36. 22) *Strab.* IX, 427. 23) *Strab.* X, 450, 460. 24) *Scyl.* 35. *Strab.* IX, 427. X, 450. 25) *Strab.* IX, 425. 26) *Scyl.* 37. *Strab.* IX, 425, 427. 27) *Strab.* IX, 426. 28) *Scyl.* 35. 29) *Ptol.* III, 15.

30) S. Note 16. 31) *Pouqueville* III, 231. 32) *Liv.* XXXVI, 30. *Strab.* IX, 417. 33) *Strab.* VIII, 382. X, 460. 34) *Strab.* IX, 416. Die Schilderungen des Landes aus den Neuern Kruſe's Hellas. II. 151. 35) *Gell.* Itin. of Greece. p. 196. 36) *Pouqueville* III, 260. *Dodwell.* I, 127. 37) *Gell.* l. c. 38) *Dicaearch.* Stat. Graec. 64—75. 39) Ib. 70. 40) *Plut.* Qu. Gr. 15. 41) *Strab.* IX, 427. 42) *Eust.* II. II, 531. 43) *Hecat.* fr. 342. 44) S. Note 6 45) *Strab.* IX, 418.

Digitized by Google

sich des Namens und gab sich für ätolisch, doch wol ausdrücklich erst seit der Aufnahme dieser Ätolee in die Stadt in der römischen Zeit [46]). Die Stammsage Amphissa's leitet die Stadt her von Amphissa, der Tochter des Makar, des Sohnes des Äolos, der Geliebten des Apollon [47]), der in den lokrischen Sagen überhaupt vorzugsweise hervortritt als Bogengott und Beschützer des mit Pfeilen kämpfenden Volkes [48]). Aber die Hinneigung zu den Ätolern zeigt sich in dem neben dem Grabe der Amphissa daselbst heilig gehaltenen Grabmale des Ambrámon und der Gorge, der Tochter des Öneus, und aus der Herleitung des ehernen Pallasbildes auf der Burg vom Ätoler Thoas, der es aus Ilion gebracht habe [49]). Als lokrische Götterdienste werden außerdem erwähnt der der Anakten zu Amphissa, zweier Götterknaben, die man bald als Dioskuren, bald als Kureten, bald als Kabiren ausdeutete [50]), der Besänftigungsgötter mit nächtlichen Opfern, deren Fleisch vor Sonnenaufgang verzehrt sein mußte, zu Myonia, und der des Poseidon im Hain und Tempel des Gottes oberhalb dieser Stadt [51]), der des phästischen Apollon in dem danach benannten Hafen bei Chalâon [52]), der der Aphrodite und der der Artemis mit einem Haine von Cypressen und Fichten zu Hanthea [53]), der des nemeischen Zeus im Heiligthume bei Öneon, in welchem Hesiodos gestorben sein sollte, dem der Tod in Nemea geweissagt war [54]), der des Poseidon mit Tempel und ehernem Standbilde am Meere zu Naupaktos, der der Artemis Ätola mit einem den Spieß werfenden Marmorbilde, der der Apheodite in einer Höhle, wo namentlich die Witwen sich eine zweite Heirath erflehten, der des Asklepios ebendaselbst, dessen Tempel erbauet vom Phalysios, dem in einer Augenkrankheit der Gott von Epidauros die Anyte mit einem Briefe zusandte, den er allein lesen konnte, worauf er, die Forderung des Briefes erfüllend, der Anyte 2000 Statere Goldes gab und geheilt war [55]). Diese Götterdienste haben sämmtlich durchaus ursprünglich hellenischen Charakter.

Die Ozolee waren roh und räuberisch, trugen deshalb nach alter Sitte, wie die Ätoler und Akarnanen, beständig Waffen [56]) und dienten im Kriege als Leichtbewaffnete [57]). Am trojanischen Kriege nahmen sie keinen Antheil und werden daher von Homer nicht erwähnt, nur schlossen die Alten aus seiner Bezeichnung der östlichen Lokrer als Euböa gegenüber wohnend [58]), daß er sie in Gedanken den westlichen entgegenstelle [59]); eine unbegründete Voraussetzung, da die Erwähnung Euböa's den Übergang bildet zu der sich dort anschließenden Aufzählung der Abanten. Die Dorer zogen ohne Hinderniß durch ihr Land nach Naupaktos [60]), und die Lokrer werden bei diesem Unternehmen gar nicht berücksichtigt, sondern nur die Ätoler, welche von der heroischen Zeit her politisch mächtig dastehen, während diese Lokrer ein vereinzelndes Räuberleben geführt zu haben scheinen, doch legte Ephoros ihnen schon vor dem Heraklidenzuge Schiffbau zu Naupaktos bei [61]). Im Perserkriege flüchteten die Phoker in die lokrischen Gebirge und nach Amphissa [62]), im Ganzen aber bestand zwischen den Phokern und Amphissaern nachbarliche Feindschaft [63]). Während des dritten messenischen Krieges entrissen die Athener den Ozolern Naupaktos und räumten dasselbe nach der Beendigung desselben den ausgewanderten Messeniern ein [64]). Dieser Ort wurde den Athenern einer der wichtigsten Waffenplätze, weil sie durch denselben den Eingang des korinthischen Meeres beherrschten. Die Ozolee stehen im Anfange des Kriegs auf ihrer Seite, offenbar weil sie sich mit dem mächtigen Staate, der sie durch die Bundesgenossenschaft mit den Phokern und den Besitz von Naupaktos von beiden Seiten bedrohen konnte, gern gut abgefunden hätten. Die Messenier an diesem Orte riefen den Demosthenes gegen die feindlichen Ätoler herbei, und dieser fürchtete selbst, daß die Epiroten und Ätolee durch das ozolische Land in Boötien einfallen möchten; er unternahm daher den Angriff vom ozolischen Öneon aus und bot die ganze Macht der Ozoler dem Bundesvertrage gemäß als Hilfstruppen auf, weil er von ihnen bei ihrer Ortskenntniß den wirksamsten Beistand erwartete [65]). Da er aber ihre Ankunft nicht abwartete, ward er von den Ätoleen geschlagen und rettete sich mit Mühe nach Öneon zurück [66]). Im Herbste sandten die Spartaner den Eurylochos mit 3000 Hopliten den Ätolern zu Hilfe; diese unterhandelte von Delphi aus, um gegen Naupaktos voebringen zu können, mit den Ozolern, die Amphissaer gaben ihm zuerst Geiseln und unterstützten seine Vorschläge aus Besorgniß vor dem Hasse der bei den Athenern viel geltenden Phoker; und ihnen stimmten zuerst ihre Grenznachbarn die Myoneer, wo das Land am unzugänglichsten war, bei, dann die Ipneer, die Messapier, die Tritäeer, die Chaläer, Tolophonier, Hessier und Hantheer. Alle diese zogen den Spartanern zu Hilfe, die Olpäer schlossen nur einen Vertrag mit Geiseln, ohne mitzuziehen, die Hyäee aber weigerten ihre Zustimmung, bis eins ihrer Dörfer, Polis genannt, mit Gewalt eingenommen wurde. Er durchzog nun das Land, nahm Öneon und Eupalion, die den Athenern treu blieben, mit Gewalt und kam bis vor Naupaktos, an dessen Eroberung ihn aber die Stärke der Besatzung und die herbeigeeilenen akarnanischen Bundesgenossen verhinderten [67]). Nach der Schlacht von Ägospotamoi aber ward Naupaktos den Lokrern zurückgegeben [68]). Doch schloß dies sich nachher an die Achäer an und nach deren Vertreibung durch Epaminondas übergab Philippos die Stadt den Ätolern mit dem ganzen zugewonnenen Ätolien. Der zweite Hauptort der Lokrer, Amphissa, beleidigte nach dem heiligen Kriege die Amphiktyonen durch die Herstellung des zerstörten Kirrha, und wurde zur Vergeltung zerstört [69]); nachher wurde er von Philippos durch

46) *Paus.* X, 38, 4. 47) Ib. 48) Vergl. den Artikel Oileus. 49) *Paus.* X, 38, 5. 50) Ib. 7. 51) *Ib.* 8. 52) *Plin.* IV, 4, 3. 53) *Paus.* X, 38, 9. 54) *Thuc.* III, 96. 55) *Paus.* X, 38, 12, 13. 56) *Thuc.* I, 5. 57) *Thuc.* III, 97. 58) Il. II, 531. 59) *Strab.* IX, 426. 60) *Apoll.* II, 7, 3.

61) *Strab.* IX, 426. 62) *Herod.* VIII, 32. 63) *Thuc.* III, 101. 64) *Thuc.* I, 103. *Diod.* XI, 85. *Paus.* IV, 24, 7. X, 38, 5. 65) *Thuc.* III, 95. 66) Ib. 98. 67) Ib. 100—102. 68) *Paus.* IV, 26, 2. X, 38, 10. 69) *Strab.* IX, 419, 427.

Digitized by Google

eine Kriegslist eingenommen [70]), stellte jedoch gegen die Gallier wieder 400 Hopliten [71]). Unter August, der die Ätoler nach Nikopolis trieb, wandten sich viele derselben lieber nach Amphissa [72]), und daher erscheint dies bei Pausanias als die größte lokrische Stadt, aber mit dem Anspruch auf ätolische Nationalität. Die andern ozolischen Städte sämmtlich unterwarf Augustus den Achäern von Paträ [73]). Über diese einzeln und über die besondern Alterthümer von Amphissa und Naupaktos sind die einzelnen Artikel zu vergleichen und die Schilderung in Keuse's Hellas [74]). Die Namen der Städte sind folgende: Amphissa, Myonia und Phästos im Binnenlande, Chalâon und Xanthe am krissäischen Busen, Ipneer, Hyäer, Olpäer, Messapier, Triräa, Physkeer im Binnenlande, Tolophon und Öneon nahe am Meere, Hessier und Alope [75]) im Binnenlande; endlich in Ätolien Epiktetos, Erythrä, Naupaktos, Molykria am Meere, Eupalion, Apollonia, Potidamia im Binnenlande. Einen Bundesstaat der Ozoler hat es nie gegeben, doch erkennen wir aus der Nachricht von dem gemeinschaftlichen Siegel [76]), daß einzelne Acte gemeinsam unternommen sind. Die heutigen Nachkommen der Ozoler, die Krararioten, sind nichtswürdige Bettler, welche ganz Griechenland durchstreifen und alle Arten von Verkrüppelung zum Geldverdienste zu benutzen wissen [77]).

(*R. H. Klausen.*)

OZOLUS *Latreille* (Crustacea). Nicht mehr aufgeführte Gattung aus Argulus foliaceus. (D. *Thon.*)

OZOMENE, nach Hygin (f. 14) Gemahlin des Thaumas, Mutter der Harpyien, sonst nirgends erwähnt. Man hat den Namen ändern wollen in Okeanina, weil Elektra, die Tochter des Okeanos, bei Hesiod an ihrer Stelle steht; aber der Name Ozomene, die Riechende, bezeichnet, wie mythologische Alten öfters, eine Eigenschaft der Harpyien in der Schilderung der spätern Dichter, wo sie die Speisen nicht blos fortraffen, sondern auch verunreinigen (*Virg.* Aen. III, 216: foedissima ventris proluvies). Bei den Alten kann sich Nichts der Art finden, weil denselben die Harpyien nur Personificationen der Orkane sind. (*Klausen.*)

OZONIUM. So nannte Link (Berl. Mag. III. S. 21) eine Gewächsgattung aus der Untergruppe der Inomyceten der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe. Er charakterisirte sie folgendermaßen: Niedergestreckte, verwirrte, ästige Fäden (daher der Gattungsname: ὄζος, Zweig), deren erste Verästelungen dick und ungegliedert sind, während ihre obern Enden dünn und gegliedert erscheinen; Sporidien sind noch nie bemerkt worden. Link rechnete nur eine Art hierher: 1) O. auricomum *Link.* (a. aug. O., Byssus fulva *Hudson*, *Humboldt.* Fl. Friberg. B. barbata Engl. bot. t. 701. Dematium strigosum *Persoon.* Syn. fung. O. fulvum *Pers.* Myc. europ. I. p. 87); dazu fügte Persoon vier andere: 2) O. croceum *Pers.* (l. c. p. 86. Himantia sulfurea *Pers.* Syn. fung. Sporotrichum croceum *Kunz.* Myk. Hft.); 3) O. lateritium *Pers.* (l. c. p. 87. Himantia lateritia *Pers.* Syn. fung. Clavaria filiformis *Bulliard.* Champ. t. 448. f. 1. *Sowerby.* Engl. fung. t. 387. f. 4); 4) O. stuposum *Pers.* (l. c. Dematium stuposum *Pers.* Syn. fung. Byssus intertexta *Candolle.* Fl. fr.); 5) O. radians *Pers.* (l. c. p. 88). Endlich machte noch Ficinus, welcher Ozonium als Untergattung zu Acrothamnium zählte, zwei neue Arten: 6) O. arenarium und 7) O. lignorum *Ficin.* (Flor. dresd. II. p. 268) bekannt. Alle diese Pilzarten zeigen sich als ein gelbes, röthliches, braunes oder schwärzliches Gewebe auf feuchter Erde, in Bergwerken, Höhlen und Kellern, auf trockenem oder faulem Holze. Fries (Elench. fung. p. 159. Syst. myc. III. p. 265) hält diese Geschöpfe nicht für selbständige Pilze, sondern für wuchernde Wurzelfasern (Mycelia) verschiedener Schwämme, wie dies neuerdings Dutrochet auch von andern Byssusarten nachgewiesen hat (Journ. de Chimie méd. Mai 1834. p. 300—304). Die Schwämme, zu welchen die Ozonien in dieser Beziehung gehören, können noch nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; nur O. croceum *Pers.* gibt Fries als Wurzelbildung der Thelephora sulfurea *Fr.* (Syst. myc. I. p. 452) an, welche oft auf dieser niedern Entwickelungsstufe stehen bleibe. (*A. Sprengel.*)

Ozophyllum *Schreb.*, s. Ticorea *Aubl.*

OZORA (Azora), nach Ptolemäus (V, 13) eine Stadt in Großarmenien unter 76° 30′ d. L. und 40° 40′ n. Br. (*Völcker.*)

OZORA, ein ungrischer Marktflecken in der tolner Gespanschaft, am Schiofluſſe, unter 46° 44′ 47″ nördl. Br. und 36° 4′ östl. L., mit einer katholischen Pfarrkirche, fürstlich Esterhazy'schen Schlosse, 2600 Einwohnern, großem Gestüte und zahlreichem Wildprete, dessen Erlegung den von dem gastfreundlichen Hausherrn geladenen Herrschaften von Zeit zu Zeit großes Vergnügen gewährt. Um sich eine Vorstellung von solcher Erlegung zu machen, so diene hier zur authentischen Nachricht, daß in den fünf Tagen vom 31. Aug. bis 4. Sept. 1829 von jenen Herrschaften an Hochwildpret 170, an Tannwildpret 822, an Rehwildpret 15, an Schwarzwildpret 10, zusammen 1025 Stück, erlegt wurden. (*Gamauf.*)

OZOTHAMNUS. Eine von R. Brown (*Linn.* transact. XII. p. 125. Verm. Schr. II. S. 573) aufgestellte Gewächsgattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatorinen (nach Cassini der Inuleen, nach Lessing aus der Untergruppe der Gnaphalieen der Gruppe der Senecioneen) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus dachziegelförmig über einander liegenden, trockenhäutigen, gefärbten Schuppen, von denen die innern oft abweichend geformt sind; der Fruchtboden nackt; die Blümchen röhrig, alle zwitterig, oder wenige weibliche am Rande; die Antheren an der Basis zweiborstig; die Narben an der Spitze stumpf-abgestutzt, mit kurzen, steifen Härchen besetzt; die Samenkrone auf-

70) *Aeschin.* Ctes. p. 415. *Demosth.* Cor. p. 505. *Polyaen.* IV, 2, 8. 71) *Paus.* X, 22, 13. 72) *Paus.* X, 38, 4. 73) Ib. 9. 74) Hellas II, 2, 161—175. 75) *Strab.* IX, 427 bei Krule ausgelassen. 76) S. Note 2. 77) *Pouqueville* III, 285 sq. Hellas II, 2, 160.

ſitzend, ſcharf-haarig oder pinſelförmig. Es gehören hierher: 1) O. pinifolius *R. Br.* (Calea pinifolia *Forster* prodr. nr. 288. Chrysocoma pinifolia *Spreng.* Syst. III. p. 424), in Neuſeeland; 2) O. ferrugineus *R. Br.* (Eupatorium ferrugineum *Labillardière* Nov. Holl. II. p. 38. t. 180. Chrysocoma ferruginea *Spr.* l. c.); 3) O. rosmarinifolius *R. Br.* (Eupatorium rosmarinifolium *Labill.* l. c. t. 181. Chrysocoma rosmarinifolia *Spr.* l. c.); 4) O. cinereus *R. Br.* (Chrysocoma cinerea *Labill.* l. c. p. 39. t. 182); 5) O. reticulatus * (Chrysocoma reticulata *Labill.* l. c. p. 40. t. 183. Gnaphalium reticulatum *Spr.* l. c. p. 471. Faustula *Cassin.* Dict. des sc. nat. XVI.); mit pinſel- oder keulenförmiger Samenkrone; 6) O. squamatus * (Chrysocoma squamata *Labill.* l. c. t. 184), alle in Neuholland, und 7) O. ericoïdes * (Helichrysum ericaefolium *Lessing.* Syn. comp. p. 314. Gnaphalium ericoïdes *Linn.* Sp. pl. Stoebe aspera *Thunberg.* Fl. cap.), am Vorgebirge der guten Hoffnung. Dieſe ſieben Arten ſind Sträucher (nur Nr. 6 iſt krautartig) von durchdringendem Geruche (daher der Gattungsname: θάμνος, Strauch, ὄζειν, riechen, ſtinken), mit zerſtreuten, filzigen, ganzrandigen, lederartigen, am Rande meiſt zurückgerollten Blättern, zuſammengehäuften oder doldentraubigen, am Ende der Zweige ſtehenden Blüthen, gelben Blümchen und weißer Samenkrone. (*A. Sprengel.*)

Ozay, ſ. Ottokar.

Nachträge.

Digitized by Google

OBAJJ (أبي), Name arabischer Schriftsteller, wie

1) des Abu Mansur Obajj, als Historiker und Verfasser einer Geschichte der Stadt Rei bekannt.

2) Abu Said Mansur Ben-elhosein Obajj, der Vezier, der ums Jahr 420 (1029 n. Chr.) lebte und sich viel mit den schönen Wissenschaften beschäftigte. Seinen Eifer in diesen Studien beweisen zwei anthologische Sammlungen von ihm, eine größere, betitelt: Angenehme philologische Unterhaltung (نزهة الأديب), und eine zweite, die zwar nur als Auszug aus der ersten bezeichnet wird, aber dennoch vier Bande stark und auch weiter verbreitet ist. Sie führt die Aufschrift: Zerstreuung der Perlen (نثر الدرر), und zerfällt in vier Sectionen, von denen jede wieder in Capitel nach Art aller bekannten Anthologien getheilt ist.

3) Obajj Ben Chalf, der Koreischide und heftige Gegner des Propheten Muhammed, den dieser in eigener Person im Treffen von Ohod zu Boden streckte.

(*Gustav Flügel.*)

OBDÛN (عبدون), arabischer Name, der aber richtiger Abdûn zu schreiben ist. In Verbindung mit Ibn, Sohn, ist er die Benennung mehrer großer Schriftsteller jener Nation geworden, unter denen wir hier folgende drei nennen wollen:

1) Abu'labbas Muhammed Ben Abdallah Ibn Abdûn, der im J. 299 (911 oder 12 n. Chr.) starb, hanefitischer Scheich und später Vezier war, und sich vorzüglich durch Erläuterung der Rechtssätze seiner Secte und durch sein Dichtertalent auszeichnete. Auch war er ein Freund der allgemein bildenden Wissenschaften, und führt daher bisweilen den Beinamen Philolog neben Roeini, weil er sein Geschlecht auf einen der Könige des glücklichen Arabiens mit Namen Dzu Roein zurückführte. Sein Hauptwerk ist eine Vertheidigungsschrift der Ansichten seiner Secte und Abu Hanifa's unter dem Titel: Itilâl oder Ihtidschâdsch, Entschuldigung oder Beweisführung. Eine andere Schrift von ihm ist eine Kasîde oder Gedicht, in dem er die untergegangenen Könige aus dem Hause der Beni Maslama, die mehr noch unter dem Namen Beni Astas bekannt sind, und ihre Zeit besang. Das ganze Gedicht ist geschichtlichen Inhalts und erwähnt nebenbei die berühmtesten Männer, wie die Khalifen und sonstige Große. Auch wurde es vielfach von spätern Gelehrten commentirt.

2) Der Scheich Ahmed Ben Abdûn, mit dem Beinamen Châtimi, dessen Todesjahr zwar unbekannt ist, von dem wir aber ein Werk: Verhaltungsregeln der Ärzte (آداب الحكماء), besitzen.

3) Der Arzt Mochtâr Ben Hasan Ibn Abdûn, der durch seinen Scharfsinn Berühmtheit erlangt hat. Wir kennen zwei Schriften von ihm: a) Gesundheits-Reglement (تقويم الصحة) und b) Gebet der Ärzte (دعوة الاطباء).

(*Gustav Flügel.*)

OBDÛS (عبدوس) und Ibn Obdûs, Name arabischer Schriftsteller, unter denen die vorzüglichsten folgende sind:

1) Abu'lfath Obdûs, der Sohn Abdallah's aus Hamadan, Lehrer des Abu'lfadhl Muhammed Kaisarâni, der sich so vortheilhaft durch seine Kenntniß der Traditionen auszeichnete, und auch Behufs derselben große Reisen machte. Obdûs blühte zu Anfange des 11. Jahrh.

2) Der Scheich und Grammatiker Abu'lhasan Ali Ben Muhammed Ben-elhosein, gewöhnlich Ibn Obdûs genannt, der entweder aus Kufa gebürtig war, oder sich wenigstens lange Zeit daselbst aufgehalten hat. Wir besitzen von ihm: a) Beweis über die Fehler in der Grammatik (البرهان في علل النحو); b) Gedanken, die in der Formel „Gelobt sei Gott" und in dem Gebete überhaupt enthalten sind (معاني التحميد والدعاء); c) Gedanken in den Gedichten (معاني الشعر); d) über die Abwägung des Versmaßes in den Gedichten (ميزان الشعر); und vielleicht sind auch noch von ihm e) Nachrichten von Gelehrten (اخبار العلماء).

3) Abu Bekr Ibn Obdûs, der Koranexeget, Zeitgenosse und Lehrer des Thealebi, des Verfassers eines berühmten Commentars zum Koran. Auch Ibn Obdûs gab einen Commentar heraus, der aber wahrscheinlich unvollendet blieb.

4) Der Scheich Nûr-ed-din Ali Ben Abi Bekr Obdûs, von dessen Verhältnissen sonst nichts Näheres bekannt ist, hat eine Schrift hinterlassen unter dem Titel: Leiter zur rechten Leitung (معراج الهداية), die wahrscheinlich das kanonische Recht zum Gegenstande hat.

(*Gustav Flügel.*)

Digitized by Google

OBEID, OBEIDA, OBEIDALLAH, OBEIDI, weitverbreitete Muhammedanische Namen jeden Standes und Landes, und unter den Trägern derselben solche, die nicht nue in ihrem Vaterlande, sondern auch in Europa bekannt gewoeden sind und mehr bekannt zu werden verdienen. Wir fügen den oben (3. Sect. B. I. S. 27) genannten folgende bei:

1) **Obeid** (عبيد), der Dichter, mit dem Vornamen **Abu Dschandal,** und sonst **Obeid Ben Hosein Ben Mowija Ben Dschandal** genannt, aber noch bekannter unter dem Namen راعي, **Rāï,** d. h. der Hüter, der Weidende, der ihm deshalb beigelegt wurde, weil er gern Schilderungen von Kameelen in seine Gedichte aufnahm, und auch in der Kenntniß dieser Thiere sehr bewandert war. In der Hamâsa finden sich mehee Bruchstücke seiner Gedichte, z. B. S. 136. Er blühte zur Zeit des omajjadischen Khalifen Abd-el-melik, des Sohnes Merwan, also gegen das Ende des 7. Jahrh.

2) **Obeid,** der persische Dichter, gewöhnlich **Sakâni** genannt, von dem Dorfe Sakan in der Nähe von Kaswin, wo er geboren war. Von Hause aus arm lebte er blos von den Mildthaten seiner Gönner, denen er sich voezüglich durch seine possenhaften Einfälle und Schnurren empfahl. In diesem Geiste verfaßte ee auch mehre Sendschreiben (Risâlet), die aber wahrscheinlich geobe Schmutzereien enthielten. Er lebte in dem glänzendsten Zeitalter der persischen Poesie und an dem Hofe eines Fürsten, der als einer der größten Beförderee der Wissenschafica und Künste aus der Familie des Dschengiskhan in Irân dasteht. Es war dies Abu Saïd, der Sohn des Khodabende, der siebente und letzte große Regent dieser Dynastie. Auch hielt sich Obeid zu Schiras an dem Hofe des Abu Ishak aus der Familie Jadschu auf, die die Mozafferiden stürzte. So groß er aber in seiner Sphäre als Dichter dastand, ein so großer Rhetoriker war er auch. Als er dem letztgenannten Sultan ein Werk über die Rhetorik überreichen wollte, aber keinen Zutritt erhielt, weil der Hofnarr beim Sultan war, sagte er folgende Verse (s. Pers. Redekünste. S. 250) aus dem Stegreife her:

Verleg' dich nicht auf Wissenschaft wie ich,
Daß nicht gering geschätzt du seist wie ich,
Sollst du geschätzt sein von den Zeitgenossen,
Treib Narretheï'n, verlege dich auf Possen.

3) **Obeid,** der Sohn des **Abras,** ein arabischer Dichtee, der eine Kaside moralischen Inhalts schrieb, die Tebrizi commentirt hat. Das Original wie der Commentar befinden sich auf der oxforder Bibliothek (veegl. *Uri* p. 262 und 264).

4) **Taki-ed-din Abu'lcâsim Obeid Ben Muhammed Ben Abbas** wurde im J. 622 (1225 n. Chr.) zu Kabica geboren, hörte in seiner Jugend die Traditionslehrer Ibn-elmogbir und Ibn Rewâdsch, schrieb später selbst viel, und zeichnete sich vorzüglich im Ausziehen der Überlieferungen aus andern Werken, in der Kenntniß der Namen der Überlieferer und in Zurückführung dee Überlieferungen auf ihren ersten Urheber aus. Dabei ist er in seinen Resultaten zuverlässig und glaubwürdig. Er starb im Monate Schaban 692 (d. i. in der Mitte des Jahres 1293).

5) **Abu Obeid Ahmed Ben Muhammed Ben Abi Obeid, Herewi,** d. i. aus Herat, oder **Caschani,** d. i. aus Kaschan, einem dee Dörfer bei Herat, beigenannt, war als ein lustigee Bruder bekannt, der Spiel und Feeude liebte, dabei aber in einee der heiligsten Wissenschaften der Muhammedanee sich auszeichnete, in der Überlieferungskunde und deren Sprachgebrauche. Die grammatischen Studien hatte er vorzüglich unter dem Sprachkundigen Abu Mansûr Azheri betrieben, und scheint sich übeedies viel unter den Schöngeistern Khorasan's herumgetummelt zu haben. Ee staeb im Monate Redscheb 401 (d. i. zu Anfange des Jahres 1011), und hinterließ ein ausgezeichnetes Werk über die seltenen Ausdrücke im Koran und in dee Sunna unter dem Titel: Buch der seltenen Ausdrücke im Koran und in den Überlieferungen (كتاب الغريبين). Es wurde später von Andern theils in Auszüge gebracht, theils fortgeführt (vergl. auch *Hamak*. Spec. p. 148. nr. 550).

6) **Der Imam Abu Obeid** aus Tûs, deshalb **Tûsi** genannt, ist Veefasser des Wrrkes: Der Gefährte der Reisenden (انس المسافرين).

7) **Abu Obeid Abdallah Ben Abd-el-aziz Bekri,** der Andalusier, der 487 (1094) starb, und durch ein geographisch-historisches Werk untee dem Titel: Straßen und Reiche (مسالك وممالك), seinen Namen der Nachwelt erhalten hat.

8) **Abu Obeid Cásim Ben Sellâm,** dessen Vater, von Geburt ein Grieche, Sklave eines Bewohners der Stadt Herat war. Abu Obeid wurde in dieser geboren, wahrscheinlich 154 (771 n. Chr.), beschäftigte sich viel mit der Traditionslehre, den schönen Wissenschaften und dee Jurisprudenz, und zeichnete sich dabei durch einen in jeder Beziehung musterhaften Lebenswandel aus. Überdies war ee in der Geschichte sehr bewandert, und 18 Jahre lang verwaltete ee zu Aller Zufriedenheit das Richteramt in Tarsus. Die Nacht theilte er in drei Theile, wovon er den einen dem Gebete, den andern dem Schlafe, den dritten dee Abfassung seinee Weeke widmete. Nicht weniger als einige 20 der letztern haben seinen literarischen Ruhm der Nachwelt überliefert. Sie betreffen hauptsächlich den Koran, die Überlieferungslehre und ihren Sprachgebrauch und die Jurisprudenz. Auch war er der erste, der die Koranscreenfionen sammelte, und außer den sieben kanonischen Koranlesern noch 25 andere in einem Werke vereinigte, nach Einigen ferner der erste, dee über die ungewöhnlichen Ausdrücke des Koran schrieb, und für die Zueignung seiner Schrift hierüber soll ihm Abdallah Ben Tahir monatlich 10,000 Dirhem angewiesen haben. Er hatte sich aber auch nach seiner eigenen Aussage nicht weniger als 40 Jahre damit beschäftigt. Die vorzüglichsten seinee Werke sind folgende: Über die seltenen Ausdrücke im Koran (غريب المصنف); Ge-

Digitized by Google

danken der Gedichte; gänge und gebe Sprüchwörter (الامثال السائرة), die vielfach commentirt wurden; eine Überlieferungssammlung (مسند); über die aufhebenden und aufgehobenen Stellen im Koran (ناسخ القرآن ومنسوخه); über die Wörter, die Macsûr und Mamdûd in der Grammatik heißen; über die Koranrecensionen (القراآت); über die Masculina und Feminina; über die Genealogien (كتاب النسب); über die Art und Weise, die geschehenen Dinge grammatisch auszudrücken (كتاب الاحداث); über das von Richtern zu beobachtende Verfahren und Betragen; über die Zahl der Verse des Koran; über die Schwüre und Drohungen (vermuthlich im Koran); über die Menstruation. Über einige dieser seiner Werke hielt er auch eine Zeit lang Vorlesungen in Bagdad, unternahm alsdann die heilige Wallfahrt, und starb nach vollzogener Pilgerung entweder in Mekka oder Medina 222 oder 223 oder gar 224 (d. h. zwischen 837 und 839). Er soll 67 Jahre alt geworden sein (cfr. Ann. Mosl. II, 172 und Anm. 159. *Abdoll.* p. 537 cl. 486 (74). *Hamak.* Spec. p. 167 (593). Biogr. univ. I, 96).

1) Abu Obeida, mit dem vollständigen Namen Abdallah Ben Abd-el-aziz Ben Mosab Bekri, der Spanier, schrieb einen werthvollen Commentar zu den umlaufenden Sprüchwörteen des Abu Obeid (s. 3. Sect. 1. Bd. S. 27 wo الامثال السائرة zu lesen), unter dem Titel: Fasl el-mekâl, in dem er zugleich auch das nachtrug, was etwa der Verfasser des Originals ausgelassen hatte (s. *Haji Khalfa.* T. I, p. 435. nr. 1255). Derselbe scheint auch in den arabischen Genealogien sehr bewandert gewesen zu sein, und starb 487 (1094).

2) Abu Obeida Mamar Ben-elmothanna, ein Freigelassener des Stammes Temim aus Basra, als einer der ältesten größern Grammatiker ausgezeichnet. Die biographischen Schriften sind voll des Ruhms seiner Gelehrsamkeit, obgleich er Kharidschit war, d. h. sich unter Fadhl Ben-elrebi' an die Rebellen angeschlossen hatte. Harûn El-Reschîd ließ ihn zu Folge einer ziemlich verbürgten Nachricht im J. 188 (804) von Basra nach Bagdad kommen, und las in Person einige seiner Schriften unter seiner Leitung. Er hatte auch bei weitem ausgezeichnetere Schüler, wie den Ali Ben-elmogheira, Kasim Ben Sellâm (s. Abu Obeid nr. 8), Abu Othman Mâzini, Abu Hâtim Sedschestâni und Andere, als er selbst Lehrer gehabt hatte. Dessen ungeachtet drückte er sich nicht immer schön aus, verstand mit allen grammatischen Kenntnissen selbst nicht einen Vers richtig zu lesen, und den Werth der Sylben durch die Aussprache anzudeuten (s. Annal. Mosl. II, 144, wo die Nachrichten alle aus Ibn Khallekân Nr. 741 genommen sind). Dagegen hebt man vor Allem die Wahrheit und Richtigkeit seiner Überlieferungen heraus; eine Anekdote aber (vergl. Köhler in Eichh. Repert. II, 26—30) beweist, daß er nicht eben der ordentlichste Mensch war. Seine Geburt fällt in den Monat Redscheb des Jahres 110 (728 zu Ende, und diese Angabe ist die richtigere, obwol Andere die Jahre 111, 114, 108 und auch 109 setzen), und er starb 209 (oder 211, oder 210, oder 213) in Basra, d. i. 824 oder 825 n. Chr. Seine Schriften belaufen sich auf nahe an 200, von denen uns Ibn Khallekân nach dem Vorgange Ibn Nedim's in seinem Katalog der Wissenschaften einen sehr großen Theil verzeichnet hat. Wir verweisen auf jenen Artikel Nr. 741, und bemerken nur noch, daß auch in Haji Khalfa eine nicht geringe Anzahl mit Bemerkungen angegeben ist. Sie betreffen Geschichte (wie Nachrichten über die Maziniden, den bekannten Statthalter Heddschâdsch, über die Richter von Basra, über die Ermordung des Othmân Ben Affân, über die bei den Arabern vorgefallenen Schlachten, deren er in einem größern Werke 2200, in einem kleinern 75 aufzählt, über die Befehdungen der beiden Dichter Dscherir und Feerzdak unter einander ic.), Grammatik (über Dual und Plural und ähnliche Erscheinungen, wie sie eben unter Abu Obeid angegeben worden sind), Jurisprudenz, Lexikographie (in diesem Theile der Sprachkenntnisse leistete er Großes), Philologie, die Wissenschaften des Koran und andere mehr und weniger wichtige Zweige des gelehrten Forschens (s. auch *Hamak.* Spec. 166 [nr. 593] und *De Rossi*, p. 24).

1) Obeidallah Omaei Ben Hafs Ben Asim Ben Omar Ben Chattâb Omari scheint ein Gefährte des Propheten gewesen zu sein, wenigstens sagt Ibn Koteiba, daß er einer derjenigen war, welche die Aussprüche des Propheten verbreiteten und dadurch Urheber der Traditionslehre wurden.

2) Obeidallah Ben Hasan Ben Obeidallah, welcher letztere ein Sohn des Abbas, Enkel des Ali und Urenkel des Abu Tâlib war, bekleidete unter dem Khalifat des Mamûn die Gouverneurstelle von Mekka und Medina, und ging alsdann nach Bagdad, wo er auch unter der Regierung desselben Khalifen starb.

3) Abu Muhammed Obeidallah Absi, Sohn des Musa, war als Koranleser weit und breit berühmt und starb im J. 213 (828).

4) Obeidallah, Sohn des Seri und Bruder des Ali, welcher letztere wider Willen des Khalifen Mamûn Gouverneur von Ägypten war, und nach seinem Tode 206 (821 oder 822) jenen zum Nachfolger hatte. Mamûn, der diese Usurpation um jeden Preis bestrafen oder doch für sich unschädlich machen wollte, schickte den Khalid Ben Jezid mit einer Armee Araber nach Ägypten. Obeidallah, der nicht der Mann war, seine Unterwerfung wohlfeil zu verkaufen, zog ihm entgegen, während der rechtmäßige Statthalter Ali sich mit Khalid verband, und ihm allen Kriegs- und Mundbedarf lieferte. Obeidallah verschanzte sich bei Fakus, und so kam es denn hier im Juli 822 zu einem allgemeinen Kampfe, dem mehre Gefechte folgten, denen zufolge sich Khalid in die Provinz Hauf zurückziehen mußte. Allein diese war eine derjenigen Ländereien, in denen Ali anerkannt war, und mithin

das Heer des Khalifen am wenigsten zu sehen wünschte. Er wandte also alle Kunstgriffe an, um ihn von dort zu entfernen. Khalid ging wirklich auf die Westseite des Nils, während Ali nach Tennis zurückkehrte, wodurch Ersteeer auf's Neue in eine trostlose Lage versetzt wurde. Obeidallah, diesen Stand der Dinge benutzend, marschirte zu Ende des Jahres 822 auf sein Standquartier Nehia los, nahm ihn selbst gefangen und schickte ihn zu Wasser nach Mekka. Nun blieb Mamûn nichts übrig, als Obeidallah die Provinzen zu überlassen, in deren Besitz er war, Fostât, Said und die westlichen Theile Ägyptens, während Ali die Landschaften Hauf und Tennis und die Anweisung auf die dort zu erhebenden Abgaben erhielt. Als er jedoch letztere in Hauf einzutreiben sich aufgemacht hatte, widersetzten sich die Einwohner und baten Obeidallah um seinen Beistand. Dieser schickte auch seinen Bruder mit Truppen ab, und beide Heere lieferten sich im Monate Juni 824 bei Balkina ein Treffen, das ebenso wenig für die eine als andere Partei entschied, wie mehre andere, die sich noch im nächsten Monate folgten. Ali kehrte jetzt mit seinen Truppen nach Damiette zurück, Obeidallah aber ließ Tennis und Damiette durch eine Armee erobern. Ali wandte sich nun über Ferma nach El-Arisch (Rosette), und schlug zwischen dieser Stadt und Gaza sein Lager auf, kehrte aber bald nach Ferma zurück, worauf die Besatzung Obeidallah's in Tennis die Flucht ergriff. Endlich kamen sich beide Feinde bei Schatnuf gegenüber zu stehen, und Ali war im Anfange der Schlacht Sieger, fiel jedoch in einen ihm gestellten Hinterhalt, und mußte sich deshalb nach Rosette zurückziehen. Obeidallah, der Tennis und Damiette wieder in Besitz nahm, mußte bereits beide Plätze wieder im Juni 825 an Ali abtreten. Während sich so beide bekämpften, langte der neue Feldherr Abdallah Ben Tâbit im Auftrage des Khalifen in Ägypten an. Ali leistete diesem dieselben Dienste, wie früher dem Khalif und lagerte sich mit ihm in der Nähe von Belbeis. Obeidallah stellte auch jetzt der Gewalt Gewalt entgegen, und Abdallah, der langsam zu Werke ging, hatte nichts Anderes zu thun, als das Land zu brandschatzen. Alsdann setzte er bei Zefta eine Heeresabtheilung über den Nil, und vertraute dem Ali das Commando über seine aus Syrien mitgebrachten Nilschiffe an. Dieser schlug auch wirklich die Flotte des Obeidallah im April 826, worauf Abdallah mit Obeidallah im folgenden Monate Frieden schloß, und ihn mit einem Ehrenkleide und 10,000 Goldstücken beschenkte. Hierauf befahl er ihm, sich zum Khalifen Mamûn zu begeben, und mit diesem Befehle war die Ruhe Ägyptens wieder hergestellt, aber auch Obeidallah verschwindet aus der Geschichte.

5) **Obeidallah Ben-elhasan Abu'leâsim**, gewöhnlich **Golâm Zuhal** (غلام زحل, puer Saturni) genannt, blühte unter dem Khalifen Adhod-ed-dewlet, als berühmter Astronom und Astrolog. Er galt überdies in Bagdad für einen der ausgezeichnetsten Arithmetiker und schrieb über alle diese Wissenschaften bedeutende Werke. Von diesen nennen wir hier folgende: Über die Bewegung der Irrsterne, ein großes und kleines Werk über die Strahlen, über die Astrologia judiciaria, über die Tagewählerei, und die beiden Werke, betitelt der große Sammler und die klar dargestellten Elemente der Astronomie (vergl. *Cas.* Bibl. I, 404 und *De Rossi*, Dizion. p. 154).

6) **Obeidallah Ahmedi**, aus Tazagra (تازغرة) in Afrika, ist Verfasser eines Commentars zu dem Gedichte des Abu Abdallah Muhammed Ben Hajjûn aus Setâbis in Spanien, das eine Umschreibung des Korans enthielt (*Cas.* Bibl. I, 501).

7) **Obeidallah Casim Ben Jusuf Ben Ali Tedschibi** aus Valentia, schrieb eine Reise durch Spanien und Afrika, die er im J. 626 (1228—29) unter dem Namen Bernâmedsch (Bernâmed, peesisch) herausgab.

8) **Obeidallah Ben Malik Fachri** aus Cortuba (Cordova), der ein so ausgezeichneter Rechtsgelehrter war, daß ihn Abdelrahman der Erste zum Richter von Cartuba machte. Dieses Amt bekleidete er 14 Jahre mit großem Lobe und starb 182, 14 Dsi'leadet (d. i. um 799 n. Chr.).

9) **Obeidallah Ben Omar Ben Heschâm Hadhrewi**, der in Cortuba geboren und erzogen wurde, erlangte durch sein Redner- und Dichtertalent großen Ruhm und lehrte auch die auf dieselben bezüglichen Wissenschaften zu Murcia, Almeria und Marokko. Er starb zu Sevilla 550 (1155). Er hinterließ mehre schöngeistige Schriften.

10) **Obeidallah Ben Ahmed Ben Jali Ben Wâhib** aus Cortuba, Gouverneur von Taledo und Badajoz und später Feldherr unter Abdelrahman Nâsir. Vorzüglich zeichnete er sich im Dec. 938 in dem sogenannten Grabentreffen gegen die Christen aus, indem daselbst, wer von diesen nicht fliehen konnte, seinen Tod fand (*Cas.* II, 49). Diesen Sieg besang er selbst in einem Gedichte.

11) **Obeidallah**, nach Andern **Abdallah**, der Sohn Gabriel's und Enkel des Bochtischua, mithin aus der so berühmten Medicinerfamilie der Bochtischua, über die mehr an ihrem Orte nachzusehen ist; war ebenfalls ein großer Arzt am Hofe des Motac, des 21. der abbasidischen Khalifen, und gab auch ihm zu Ehren seinen medicinischen Lustgarten (روضة) in 50 Capiteln im J. 330 (941—42) heraus. Nach dem Katalog der pariser Mss. (nr. MLXVI) ist von ihm auch ein anderes Werk: Über den Nutzen, den uns die Thiere gewähren, mit Abbildungen der Landthiere, der Vögel und Fische.

12) **Obeidallah Ben Muhammed** aus Andalusien oder Spanien, von dem sonst nichts bekannt ist, als sein Name und folgendes Werk, das er schrieb: die Leitung zum Treffen des Rechten (ارشاد الى اصابة الصواب).

13) **Obeidallah Ben Abdallah Abu Ahmed**, war als Dichter bekannt, und die arabischen Bibliographen legen ihm einen ganzen Diwan bei. Auch schrieb er ein rhetorisches Werk unter dem Titel: Buch der ausgezeichneten Beredsamkeit (كتاب البراعة والفصاحة), und trat als Politiker auf, was sein Werk über die Staats-

Digitized by Google

verwaltung (كتاب الرياسة في السياسة) beweiſt. Ferner iſt von ihm eine Biographie der Dichter des 7. Jahrh. (اشارة في اخبار الشعرآء) und eine Sammlung ſeiner Correſpondenz mit Abdallah Ben-elmotezz. Er war Emir und Oberſter der Leibwache in Bagdad erſt im Namen ſeines Bruders und dann wirklich. Dieſe Stellung jedoch hinderte ihn nicht, die Wiſſenſchaften zu pflegen, und mehre Proben ſeiner Dichtergaben liegen auch in Ibn Khallekân vor. Er ſtarb im Juni 913 in einem Alter von 77 Jahren in Bagdad.

14) Obeidallah (nach Andern Abdallah) Ben Abd-el-kafi Ben Abd-el-medschid Obeidi, deſſen Todesjahr unbekannt iſt, gab einen Commentar zu der in Lâm ausgehenden Kaſide des Sadr-ed-din Muhammed Ben El-Sawi heraus. Jenes Gedicht iſt unter dem Namen: Luſtgarten des Sawi, bekannt (روض الساوي).

15) Obeidallah Ben Muhammed Ben Jacub, der um 932 (um 1526 n Chr.) lebte, ſchrieb einen Commentar zu dem national gewordenen Lobgedicht auf den Propheten, bekannt unter dem Namen die Burde (برده), und nannte ihn die Hilfe des Troſtloſen (اغاثة اللهفان). Desgleichen iſt er Verfaſſer eines Commentars zu dem Gedichte Munfaridſchet von Ibn-el nahwi.

16) Obeidallah Ben Ahmed Abu'lfath, der Grammatiker, war einer der Gelehrten des 4. Jahrh., und iſt Verfaſſer folgender beiden Werke: a) Eine Geſchichte der Dichter (اخبار الشعرآء) und b) Buch der Einſamkeit (كتاب العزلة).

17) Obeidallah Chan, Emir im transoraniſchen Gebiete, iſt Verfaſſer eines Commentars zum Koran, den er fürſtliche Belehrungen nannte (الغوائد السخاقانية), und ein anderer deſſelben Namens:

18) Obeidallah Chan, iſt Dichter, dabei aber ein blutdürſtiger Tyrann, deſſen Regierung durch die Hinrichtung von 40,000 Schlachtopfern gebrandmarkt iſt. Er war der Neffe Scheibek Khan's, und Sam Mirza gedenkt ſeiner in der Geſchichte perſiſcher Dichter (vergl. 1. Bd. S. 28 Obeid Khan).

19) Obeidallah Chuschkâni, der Dichter, mit dem vollſtändigen Namen Abu'lcâsim Obeidallah Ben Ahmed Ben Muhammed Ben Chuschkân Coreschi Amiri aus Niſabur, gewöhnlich Ibn Chudza (ابن خذا) genannt, ein in der Traditionslehre ausgezeichnet bewanderter Gelehrter, der darüber ſammelte, ſchrieb, Vorleſungen hörte. Auch trieb er das kanoniſche Recht eifrig und ſtarb nach 472 (d. i. nach 1077).

20) Abu Abdallah Obeidallah Ben Abdallah Ben Otba Ben Mesûdi, iſt einer der ſieben berühmten Rechtsgelehrten in Medina, von denen alle Rechtskenntniß und die Entſcheidung zweifelhafter Rechtsfälle ausging. Sie legten recht eigentlich den Grund zu dem Wiſſen, das der Kadhi und Mufti in der Folgezeit als ſeinen Hauptſchatz anſehen mußte. Ja, man ſagte ſogar, daß der, welcher den Anſichten jener ſieben nicht folgt, von der Wahrheit abweiche und ſie übertrete. Die übrigen ſechs aber ſind Orwa, Câſim, Saîd, Soleiman, Abu Bekr und Kharidſcha. Unſer Obeidallah war einer derjenigen Jünger (Tabiune) des Propheten, die zwar dieſen nicht geſehen, wol aber ſeine unmittelbaren Gefährten zu Lehrern gehabt hatten. Er gehörte zu dem berühmten Geſchlechte der Meſûdi, die aus dem Stamme der Hudzeiliten hervorgingen und deren Abſtammung uns Reiske aus Ibn Koteiba in den Anmerkungen zu Ann. Mosl. I. p. 118—20 nachgewieſen hat. Auch hat uns Abulfeda von jenen ſieben Rechtsgelehrten einige kurze Nachrichten (T. I. p. 442—446) aufbewahrt und von unſerem Obeidallah ſpricht noch Ibn Khallekân beſonders (vergl. *Eydem.* Consp. nr. 363). Nach Abulfeda ſtarb er 102 (720 oder 721 n. Chr.), und Ibn Khallekân nimmt ebenfalls dieſes Jahr ſeines Todes an, bemerkt aber, daß Andere die Jahre 99, 98 und 97 vertheidigten. Ibn Abbas und Abu Horeira waren ſeine Lehrer und die Aïſcha machte ihm manche Mittheilungen aus dem Munde des Propheten. Einer ſeiner Schüler (Muhammed Ben Abd-el-aziz) äußerte auch, daß ihm eine Sitzung in Geſellſchaft des Obeidallah lieber ſei als die ganze Welt. Von ſeinen Gedichten finden ſich Bruchſtücke in der Hamâſa.

21) Abu'lhâkim Obeidallah Ben-elmotzaffer Ben Abdallah Bahili, der Mediciner, Philoſoph und Philolog. Er ſtammte aus Almeria in Spanien, er ſelbſt aber war in Jemen 486 (1093) geboren. Von da begab er ſich nach Bagdad, wo er eine Zeit lang Knaben unterrichtete. Er ſelbſt aber war in den bildenden Wiſſenſchaften, in der Medicin und Geometrie bewandert. Auch erwähnt man von ihm eine Gedichtſammlung. Am meiſten ſchätzte man ſeine mediciniſchen Kenntniſſe und er ſoll ſelbſt Spitalarzt im Lager des Sultans der Seldſchukiden Mahmûd geweſen ſein. Auch legt man ihm ein Werk unter dem Titel: Weg der Demuth (نهج الوضاعة لاولي الخلاعة) bei. Hierauf begab er ſich nach Syrien und wohnte in Damaskus, wo er auch ſtarb am 4. des Monats Dſi'lkadet 549 der Fl., oder, was richtiger iſt, 546 (d. i. zu Anf. des J. 1152).

1) Borhân-ed-din Obeidallah Ben Muhammed Obeidi, der hanefitiſche Richter aus Tebriz, daher Tebrizi genannt, hat ſich als Kenner des kanoniſchen Rechts, der Metaphyſik und der Grammatik vortheilhaft bekannt gemacht. Er hat auch den ehrenden Beinamen eines Scherif, weil er aus der Familie des Propheten ſeine Abſtammung herleitete, und war entweder aus Fergana, jenſeit des Orus, gebürtig oder hielt ſich daſelbſt längere Zeit auf. Sonſt heißt er gewöhnlich Ibri, und ſtarb im J. 743 (1342 oder 1343), nachdem er ſich durch ſeine Erklärungen vorzüglich um die Werke Beidhâwi's verdient gemacht hatte. Wir kennen von ihm: 1) Einen Commentar zu dem Compendium über die Me-

Digitized by Google

taphysik des Richters Beidhâwi, das den Titel: Aufgänge der Lichter (طوالع الانوار), führt. Obeidi schrieb ihn zu Gunsten des Schehâb-ed-din Mobârekschah. 2) Einen Commentar zu desselben Werke über die abgeleiteten schafiitischen Rechtslehren, betitelt: der weit entfernte Zweck (الغاية الاقصى). So ebenfalls 3) zu seinem Handbuche über die Grundlehren, unter dem Titel: Weg des Gelangens (منهاج الوصول الي علم الاصول), und 4) endlich zu dessen Leuchte der Geister (مصباح الارواح) über die Metaphysik zwei Commentare, wovon der eine den Titel: Erleuchtung (ايضاح), führt.

2) **Jahja Ben Dschafar Obeidi**, der Genealog, hat sich als Geschichtschreiber von Medina bekannt gemacht. Sein Werk führt den Titel: اخبار المدينة (confr. *Haji Khalfa* T. I. nr. 228 et 2302).

3) **Fadhlallah Obeidi**, Mathematiker und Astronom, schrieb einen Commentar zu dem berühmten Handbuche des Dschagmini über die ebene Form, was nach seiner eigenen Aussage das Beste über jenen Gegenstand enthalten soll.

Obeidi Ben Mahmûd Abu'lcâsim, ein geborner Maure aus Jaen in Spanien, der sich aber später nach Ägypten begab. Selbst einer der beredtesten Dichter und bewandert in den dichterischen Ergüssen seiner Nation hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, in einem Werke, das er die spanische Beredsamkeit betitelte, alle die Gedanken und Verse zu sammeln, die auswärtige Gelehrte von Spaniern entlehnt und in ihre Werke aufgenommen hatten. Er starb zu Cahira 511 (1117 oder 1118 n. Chr.) (vergl. *Casir.* II, 138). (*Gustav Flügel.*)

OBEIRID Ben-elmoadzdzar, ein Tomimit, der den Beinamen Rijâhi führt, blühte im Anfange der ommaijadischen Dynastie als Dichter, und es haben sich da und dort in grammatischen und anthologischen Werken Bruchstücke seiner Gedichte erhalten. (*Gustav Flügel.*)

OBERBLINDE (voile de Perroquet de Beaupré), heißt das Segel an der Blinden- oder Bogstange, d. i. dem kleinen Maste, der senkrecht auf der Spitze des Bogspriets steht. Dieses Segel sitzt an der Oberblinden Raa (vergue du Perroquet de Beaupré) über der Unterblinde und ihrer Raa, die an dem Bogspriete selbst hängt. (*v. Carisien.*)

OBERMASTEN sind auf großen Schiffen die obern Theile (Stengen) der Masten, wodurch diese verlängert (in der Schiffersprache: übersetzt) werden, und welche die obern Segel mit ihren Raaen tragen. Der Mittel- und Fockmast bestehen jeder aus drei Theilen, haben daher jeder zwei Obermasten, der Besansmast hat nur einen, indem er nur aus zwei Theilen besteht. (*v. Carisien.*)

OBERONIA, eine von Lindley (Gen. and sp. of orch. pl. I. p. 15) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malapideen Lindl.) der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblättchen frei, offenstehend oder zurückgeschlagen, meist gleich; das Lippchen aufsteigend, vierlappig, verschieden gestaltet, häufig langgestreckt; das Säulchen sehr klein, frei; die Anthere zweifächerig: zwei birnförmige, wachsartige Pollenkörper. Von **Pleurothallis** unterscheidet sich **Oberonia** nächst dem Habitus nur durch die freien Kelchblättchen, von **Stelis** durch die Bildung des Lippchens. Die dreizehn Arten, welche Lindley hierher zählt, wachsen als Kräuter mit zweizeiligen Blättern, oft zweischneidigem Blüthenschafte und langen, grünlich-gelben Blüthenähren auf Bäumen und Felsen in Ostindien, Nepal und auf den Südseeinseln. Schon seit längerer Zeit bekannt sind folgende drei: 1) **O. iridifolia** *Lindl.* (l. c., **Cymbidium iridifolium** *Roxburgh.* hort. beng., **Malaxis ensifolia** *Smith.*) in Ostindien und Nepal; 2) **O. brevifolia** *Lindl.* (l. c. p. 16, **Epidendrum equitans** *Forster.* prodr., **Cymbidium equitans** *Swartz*, *Petit-Thouars* orch. t. 92, **Pleurothallis disticha** *Ach. Richard.* orch. t. 8. f. 1), in Ostindien, auf den Gesellschafts- und Maskarenischen Inseln und auf Madagaskar; 3) **O. Myosurus** *Lindl.* (l. c., **Epidendrum Myosurus** *Forster*, **Dendrobium Myosurus** *Swartz*) auf den Gesellschaftsinseln. (*A. Sprengel.*)

OBERSEGEL. Die Segel eines großen Schiffs hängen in mehren Reihen über einander, am großen und Fockmast in drei, am Besansmast und am Bogspriet in zwei Reihen. Die unterste Reihe besteht daher aus vier Segeln, welche Untersegel heißen (sie sind: das große oder Schönfahrsegel am Mittelmaste, das Focksegel am Fockmaste, das Besanssegel am Besansmaste und die große oder Unterblinde am Bogspriet). Alle darüber hängende nennt man Obersegel (sie sind: das große Marssegel und über diesem das große Bramsegel, beide am großen Maste; das Vormarssegel und über diesem das Vorbramsegel, beide am Fockmaste, das Kreuzsegel am Besansmaste und die Oberblinde an der blinden Stenge des Bogspriets. Zuweilen kommen noch die Toppsegel an den Toppen oder Spitzen der Masten hinzu, z. B. wenn man Jagd auf ein Schiff macht und der Wind nicht zu stark geht). Die Stagsegel rechnet man aber nicht dazu. (*v. Carisien.*)

OBERWIND haben, ist gleichbedeutend mit: über dem Winde sein (s. d. Art. Wind). (*v. Carisien.*)

OBOLUS (Paläozoologie), ein von Eichwald gebildetes Geschlecht [1]) für zwei Arten unvollständig erhaltener fossiler Bivalven, welche in Trümmern einzelner Schalen zu hunderttausenden einen losen Sandstein unter Trilobitenschichten am Lugflusse bei Jamburg in Ingermannland zusammensetzen [2]). Wegen der Form der Klappen und ihrer vier Muskeleindrücke weiset er ihm seine Stelle neben **Crania** an. Da mir nie möglich gewesen, diese Reste selbst zu sehen, so wage ich keine Vermuthung über den Werth und die Stelle dieses Geschlechtes. **Testa** ał-

1) *Eichwald.* Zoologia specialis. 1829. I, 274. 2) *Eichw.* Geognostico-zoologicae per Ingriam marisque Baltici provincias, nec non de Trilobitis observationes (Casani 1825. 4.) p. 3, 4.

fixa; valvae aequales suborbiculares, antice nonnunquam attenuatae, margine ibidem inflexo et intus dilatato, ibique medio sulco exarato pro ligamento sane recipiendo. Impressiones musculares quatuor: duae anticae distantes sub inflexo margine, et duae pone eas in media testa sitae.

1) O. Apollinis *Eichw.* Zool. I, 274. t. IV. f. 5, testa antrorsum parum attenuata, apice tamquam bilabiato, sulco scilicet in eum excurrente. Oberfläche platt, concentrisch gestreift; Breite vorn 4‴.

2) O. Ingricus *Eichw.* ib. testa antrorsum dilatata, sulco longitudinali marginis inflexi intus parum conspicuo. Die vier Muskeleindrücke sind tief, die Schale ist größer, als bei voriger, vorn 5‴ breit.

(*H. G. Bronn.*)

OBRECHT (Jakob), einer der berühmtesten Componisten zu den Zeiten Ockenheim's (s. d. Art.), welcher mit und neben ihm blühete. Glarean (s. d. Art.), der ihn öftee anführt und uns auch noch einige Sätze seiner Composition aufbewahrt hat, nennt ihn Hobrecht, weshalb ihn unsee Gerber in seinem neuen Lexikon dee Tonkünstler unter diesem Namen kurz angibt. Viel Zuverlässiges ist leider bis jetzt von diesem Ehrenmanne nicht zu berichten, auf dessen Lebensumstände für eine geordnete Geschichte der Tonkunst nicht wenig ankommt. Also abermals ein Punkt, der mit Fleiß genauer zu berichtigen wäre. Theils war man in jenen Zeiten im Aufzeichnen solchee Gegenstände sehr nachlässig, theils haben wol auch die Unruhen jener Periode viele Uekunden vertilgt, theils sind aber auch die niederländischen Archive lange noch nicht hinlänglich benutzt worden, sodaß uns Hoffnung bleibt, noch manches bis jetzt Unsichere in ein helleres Licht gesetzt zu sehen. Foekel in seiner Geschichte der Musik im zweiten Theile S. 520 nennt ihn vor Ockenheim, dagegen ordnet ihn Kiesewetter in seinem Abriß der Geschichte der abendländischen Tonkunst jenem unter und eechnet ihn mit zu den Nachfolgern Ockenheim's. Beiden kann vor der Hand nicht mit gültigem Grunde widersprochen werden. Füe Forkel sprechen die Thatsachen, die aus Obrecht's Compositionen genommen werden: Obrecht ist im künstlichen Contrapunkte einfacher, als alle jene berühmten Meister, die aus Ockenheim's Schule hervorgingen, sodaß er aus der frühern Periode dee niederländischen Tonkunst hervorgegangen zu sein scheint und in Ockenheim's Zeit hineingelebt haben muß. Wenigstens ist so viel gewiß, daß beide Männer Zeitgenossen gewesen sind. Auch wird Obrecht keineswegs mit unter den Schülern Ockenheim's aufgezählt, was gewiß geschehen wäre, wenn er von Ockenheim gebildet worden. Es ist daher so gewiß, als es beim Mangel bestimmter Angaben seiner Lebensverhältnisse sein kann, daß Obrecht seine Bildung der ersten niederländischen Schule zu verdanken hatte, welcher er auch in größerer Einfachheit treu blieb, obgleich damit nicht geleugnet werden soll, daß ee von der weiter getriebenen contrapunktischen Künstlichkeit der zweiten niederländischen Schule Ockenheim's Manches annahm. Weil aber Ockenheim zu den Zeiten der Wirksamkeit seines Kunstgenossen eine weit um sich greifende Schule gebildet und viele in dee nächsten Folge kunstberühmte Männer in ihr erzogen hatte, Obrecht hingegen keine, so hat Kiesewetter gleichfalls ein Recht, ihn dem ersten unterzuordnen. Baini hat dagegen offenbares Unrecht, wenn er in seinem Werke über Palestrina auch unsern Obrecht mit unter diejenigen zählt, von denen er sagt: „Die Niederländee zu Ockenheim's Zeit häuften Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, womit sie der Kunst einen Dienst zu erweisen glaubten." Obrecht unterscheidet sich, wie schon gesagt, durch größere contrapunktische Einfachheit von den Meisten jener Periode. Daß übrigens auch ee, wie viele Niederländer, manche Franzosen und Teutsche des 15. Jahrh., in Italien war, bezeugen nicht Wenige, untee welche auch Baini gehört. Zwischen den Jahren 1470 und 1480 hielt er sich mit dem Teutschen Heinrich Isaak einige Jahre zu Florenz am Hofe des Herzogs Lorenzo il Magnifico auf. Nach seiner Rückkehr muß er sich in Utrecht niedergelassen haben; nur kann 1475 nach Gerbee nicht für gewiß angenommen weeden. Die ganze Angabe beruht darauf, daß Obrecht dee Lehree des Erasmus war, welcher dort Chorschülee der Kathedrale war, bis in sein 19. Jahe. Nun wurde abee Erasmus erst im J. 1467 zu Rotterdam geboren. Erasmus hatte ihn lieb gewonnen und bezeugt von ihm, er sei nulli secundus. Glarean, als Schüler des Erasmus, stimmt in das Lob seines Lehrers ein und rühmt namentlich von ihm, er habe so viel Schnelligkeit der Erfindungskraft gehabt, daß ee in einer Nacht eine vortreffliche, von allen Kenneen bewunderte Messe zu setzen im Stande gewesen sei. Mehr Würde und Natürlichkeit als den übeigen seiner Zeit wird seinen Leistungen ausdrücklich zugesprochen, sodaß er seltene Gänge und Überladungen, ob ee sie gleich so gut wie Andere zu geben vermocht, verschmäht habe, überhaupt aller Prahlerei abhold gewesen sei. Nach Gesner (Biblioth. univers.) sind von ihm fünf Messen bekannt gemacht woeden, wovon die nähere Bestimmung fehlt; sie sollen sich auf der münchener Bibliothek befinden. Kiesewetter führt unter den Druckwerken des Ottavio Petrucci folgende auf, die hierher gehören: 1503 zu Venedig Canti cento cinquanta, wo auch von Obrecht Einiges vorkommt; 1504 in dee Sammlung Motetti, Libro quarto; 1505 Motetti a cinque, Libro primo; auch ein großes Missenwerk von Obrecht, das zwischen 1503 bis 1516 ungefähr gedruckt wurde; die Überschriften dee fünf Messen (vielleicht mit dem von Gesner angefüheten dasselbe Werk) heißen: Je ne demande; Grecorum; Fortuna desperata; Malheur me bat; Salve diva parens. Noch findet sich eine Passion von ihm in Select. Harmon. 4 voc. (Vieb., Rhaw. 1528), die in dee Biblioth. zu Jena aufbewahrt wird. Foekel gibt im 2. B. seinee Gesch. S. 521 fg. einige Notenbeispiele, welche man nachzusehen hat. (*G. W. Fink.*)

OCAIL (عقيل) (s. auch Okail), ist der Name eines ausgebreiteten Stammes der Aeaber der Wüste, deren Oberhaupt und Ahnherr Ocail, ein Sohn des Ka'b und Enkel des Rebia, ist (s. *Eichh.* Monum. ant. hist. Arab. p. 47, 112, 117 und Tab. geneal. VII). Aus ihm gingen mehee Dichter und spätee ausgezeichnete

Schriftsteller hervor, und Leila und Medschnûn, die Helden der romantischen Liebe der arabischen Vorzeit und der Gegenstand einer großen Anzahl Romane der Nachwelt, gehören ihm ebenfalls an. Auch wird der Stamm und seine Fehden öfter von den Dichtern erwähnt, wie von Motenebbi (s. Chrest. ed. *de Sacy*. III. p. 10—12). Wir erwähnen hier einige dieses Namens und Ursprungs, die sich in späterer Zeit in irgend einer Beziehung auszeichneten. Einer der ältesten, von dem aber weniger erzählt wird, ist Ocail, der Sohn des Khâlid, der ein Schüler des Zohri war und im J. 144 (761) starb (s. Ann. Mosl. II, 14). Mehr Berühmtheit erlangte

2) der schafiitische Imam Abu Mohammed Abdallah Ben Abd-el-rahman Ibn Ocail (der jedoch richtiger Ibn Ackil geschrieben zu werden scheint), mit dem Ehrenamen Behâ-ed-din. Er lebte in Ägypten, dessen höchste Richterstelle ihm im J. 759 (1358) übertragen wurde und die er auch bis an seinen Tod, der ihn 769 (1367 oder 1368) in Kahira in einem Alter von 70 Jahren ereilte, inne hatte. Sein thätiges, wissenschaftliches Leben beurkundete er durch Abfassung mehrer auf Koranseregese, Jurisprudenz und Grammatik bezügliche Schriften, die wir jetzt etwas genauer angeben wollen. Von ihm haben wir: 1) eine Kritik der Irrthümer, die sich Newewi, Ibn Rafa' und andere Juristen und asketische Schriftsteller haben zu Schulden kommen lassen. Ein weitläufiges, aus mehren Bänden bestehendes, obwol unvollendetes Werk. Er bewährte 2) seinen Ruhm als Grammatiker durch die mehrfachen Bearbeitungen der Grammatik Alfijja von Ibn Mâlik. Er schrieb über dieselbe zunächst einen Commentar, zu dem der Vielschreiber Sojûti Glossen herausgab. Später verfertigte er einen gedrängtern, mehr einem Auszuge ähnlichen Commentar, dem er den Text beifügte, dessenungeachtet aber erst nach zwei Jahren vollendete. Grade diese Arbeit verschaffte ihm großes Ansehen unter den Sachverständigen. Endlich entschloß er sich auch noch zu einem Auszuge aus der Alfijja in 600 Versen, und gab diesem den Titel Wesîjet. 3) Ist er Verfasser eines Commentars zu dem Teshîl el-fewâid we Tekmîl el-mecâsid (vergl. Anth. grammat. p. 215), dessen Verfasser ebenfalls der genannte Ibn Mâlik ist. Jener Commentar führt den Titel Musâid, d. i. der Hülfe bringende, und ist nach Hadschi Khalfa unvollendet geblieben, während Spätere seine Vollendung behaupten. 4) Ein Commentar zum Koran, der aber nur bis zum Ende der dritten Sure geht. 5) Ein Commentar zu dem Werke Tenbih über die abgeleiteten Rechtslehren der Schafiiten, dessen Verfasser der im J. 476 (1083 oder 1084) verstorbene Schirâzi ist. 6) Der kostbare Sammler (El-Dschâmi' El-Nefis) über dieselben speciellen Rechtslehren, ein Originalwerk unsers Schriftstellers. 7) Eine Fetwasammlung, und 8) ein Auszug aus der schafiitischen Rechtslehre des großen Imam Ghazâli, die dieser unter dem Titel Wedschiz, d. i. das gedrängte Handbuch, herausgab.

3) Ocail, einer der berüchtigtsten Spione der muselmännischen Welt unter einem der argwöhnischsten und grausamsten Fürsten, unter dem tollen Hâkimbiamrallah. Jener ward durch seine verrätherischen Angaben Ursache, daß mehr als einem der Beamten dieses Fürsten die Glieder des Körpers verstümmelt wurden.

4) Muhammed Ben Ocail, aus Balch, ist Verfasser einer Geschichte seiner Vaterstadt, betitelt Tarich.

5) Ibn Ocail, der Gowarezmier, vermuthlich ein Gelehrter der spätern Zeit, schrieb Aphorismen über die Wissenschaft der Grundlehren. (*Gustav Flügel.*)

OCAILI. 1) Muhammed Ben Amru Ocaili, der im J. 934 starb, beschäftigte sich viel mit der Traditionslehre, und gab ein Verzeichniß derjenigen Überlieferer heraus, deren Glaubwürdigkeit durchaus zu bezweifeln ist.

2) Der Scherich und Imam Schems-ed-din Ahmed Ben Muhammed Ben Ahmed Ocaili Ansâri aus Buchâra, in welcher Stadt er auch in der Mitte des J. 1259 starb. Er erlernte die Jurisprudenz unter seinem mütterlichen Großvater Scheref-ed-din Omar Ben Muhammed Ben Omar Ocaili. Wir haben von ihm eine poetische Ausarbeitung des kleinen Sammlers (El-Dschâmi' El-Sagir) der hanefitischen Rechtslehren von Scheibâni, der in dem größten Ansehen steht. Nach Ibn Kotlûbegâ in den Classen der Hanefiten commentirte er auch dasselbe Werk.

3) Kemâl-ed-din Omar Ben Ahmed Ben Hibatallah Ocaili aus Haleb, starb im J. 660 (1261 oder 1262), und hinterließ ein Werk über Kalligraphie und Schreibmaterialien unter dem Titel: Kitâb el-chatt we adâbihi we wasf torûfihi we aclâmihi.

4) Omar Ben Muhammed Ocaili Ansâri, starb im J. 576 (1180 oder 1181), und hinterließ eine Anleitung zur Abfassung von Rechtssprüchen unter dem Titel: Minhâdsch el-fetâwi.

5) Ahmed Ben Jahja Ben Zoheir Abu'lhasan Ben Abi Dschafar Ocaili, aus Haleb, wo er unter Abu Dschafar Muhammed Ben Ahmed Semsâni das Recht studirte. Er ist Verfasser eines Werkes, das die verschiedenen Ansichten des Abu Hanifa und seiner Schüler entwickelt und diejenigen Punkte, die jener allein gegen diese geltend zu machen sucht. Als er im J. 424 (1032 und 1033) nach Mekka wallfahrtete, gerieth er in die Gefangenschaft der Araber. Wahrscheinlich war er im J. 380 (990 oder 991) geboren.

6) Abu Moâd Beschâr Ben Bord Ben Jordschûh Ocaili, ein blindgeboener Dichter, stammte aus Tocharistân, und erhielt den Namen Ocaili von einer Frau aus dem Stamme Ocail, die ihm die Freiheit schenkte. Als Gefangener war er in die Hände der Araber gerathen, die ihn an jene Frau verkauft hatten. Sein Geburtsort war Basra, er vertauschte aber später seinen Aufenthalt in dieser Stadt mit dem in Bagdad. Auch gab man ihm den Ehrennamen Moraath (مرعث), weil er in seiner Jugend Ohrringe (رعثة pl. رعاث) trug. Außerdem hatte er hervorstehende Augen, war aber stark und groß von Statur. Auch hatten ihn die Blattern hart mitgenommen, sodaß er im Ganzen eben keine Schönheit sein konnte. Vorzüglich pries er in seinen Gedichten den Khalifen Mahdi, wurde aber der Anhänglichkeit an

den Parsismus beschuldigt, indem er das Feuer der Erde vorziehen sollte, und lud auch deshalb den Fluch aller Rechtgläubigen auf sich, weil er behauptete, der Teufel habe sich mit Recht geweigert, vor Adam anbetend niederzufallen. Noch wird erzählt, daß man um dieser Anklage willen seine Bücher durchforscht, aber nichts gefunden habe, was jenen Verdacht bestätigte. Dessen ungeachtet ließ ihm Mahdi, wie Einige berichten, 70 Peitschenhiebe geben, denen er unterlag. Eins seiner Familienglieder schaffte seinen Leichnam aus der Sumpfgegend Baliha, zwischen Wâsit und letzterer Stadt nach Basra, wo er im J. 167 oder 168 (zwischen 743 und 745) begraben wurde. Tabari dagegen behauptet, er sei als Opfer seiner Satyren auf Jakub Ben Dawud, den Wesir Mahdi's, der ihm habe nachstellen lassen, gefallen. Abu'lfaradsch Isfahâni und Ibn Khallekân erzählen nicht nur das Leben unsers Dichters, der über 90 Jahre alt wurde, sondern theilen auch Proben seiner Gedichte mit. (Vergl. noch *de Sacy*, Chrestom. III, 520 sq.) (*Gustav Flügel.*)

OCATH (عكاظ), Name eines Thales zwischen Nachla (نخلة) und Tayef (طائف), wo alljährlich zu Anfange des Monats Dzi'lcadet 20 Tage lang jener berühmte Markt gehalten wurde, auf dem sich die arabischen Stämme vereinigten, nicht nur um zu kaufen und zu verkaufen, sondeen ganz vorzüglich um dichterische Wettstreite zu bestehen (يتعاكظون). Es war diese Einrichtung und Gewohnheit in vielen Stücken der der griechischen Spiele ähnlich. Bekanntlich legten die Araber vor Muhammed alle ihre Weisheit in dichterischen Ergießungen nieder, die Gedichte waren gleichsam eine Encyklopädie ihrer Gesammtwissenschaft, und auf die Dichtkunst gingen sie als zu dem Endpunkt ihrer Weisheit zurück und bezogen auf sie Alles. Daher suchte ein Dichter dem andern unter den größten Anstrengungen den Ehrenpreis abzugewinnen, zumal da jeder glaubte, durch den hohen Ausdruck seiner Gedanken zugleich auch den Adel seiner Geburt zu erkennen zu geben. Jener Wettkampf war übrigens nicht die Sache einiger Personen, sondern der ganze Stamm fühlte sich durch die Krönung eines der Dichter aus seiner Mitte vor allen geehrt, ja die andern Stämme vereinigten sich dem beglückten ihre Glückwünsche darzubringen, Gastereien anzustellen, zu musiciren und durch den Herold den Ruhmgekrönten überall ausrufen zu lassen. Die Gedichte, welche den Preis erhielten, wurden von den Fürsten als ein kostbares Besitzthum in ihrem Schatze aufbewahrt und aufgehängt, und daher kommt es, daß jene sieben berühmten Gedichte der vorislamischen Zeit Moallacât, d. i. die aufgehängten, heißen, mochten sie nun von jenem Aufhängen als Cimelien der Fürsten, oder, wie Andere wollen, von dem Aufhängen an die Ka'ba diesen Namen erhalten haben. Sie wurden mit Goldschrift niedergeschrieben, daher man sie auch unter der Bezeichnung „die vergoldeten" angeführt findet. Der Markt sowol als jene Zusammenkünfte wurden durch die Erscheinung Muhammed's aufgehoben, da von nun an der Araber den Schauplatz seines Ruhms eine Zeit lang nicht mehr in der Poesie, sondern in dem Waffenkampfe suchte. Zugleich gingen aber auch deshalb eine Menge alter Gedichte verloren, die nur im Gedächtnisse des Volkes vorhanden waren. (*Gustav Flügel.*)

OCBA (عقبة), Ibn. Wir erwähnen unter den arabischen Gelehrten dieses Namens: 1) Abu Dawud Soleiman Ibn Ocba (nicht Ben Akla, wie er da und dort heißt, während doch d'Herbelot schon Ben Ocbah hat) ist Verfasser eines Commentars über die Lineae binominales und apotomae des zehnten Buchs des Euklides. Vergl. *Haj. Khalf.* Tom. I. p. 382 und *Gartz.* de Interpret. et Explanat. Euclidis arab. §. 10.

2) Dschemâl-ed-din Ahmed, mit dem Beinamen Ibn Ocba, der im Januar 1425 starb, hat uns eine Genealogie der Familie des Abu Tâlib hinterlassen unter dem Titel: Stützpunkt des Studirenden (Omdet el-tâlib), die wichtige historische Angaben enthält. Sie besteht hauptsächlich aus Auszügen mehrer Werke seiner Lehrer, wie des Genealogen Abu'lhasan Ali, ferner des Sufi und Abu Nasr Sahl Bochâri, zu deren Nachrichten er seine eigenen hinzufügte.

3) Musa Ben Ocba, der aus Medina gebürtig war und im J. 141 (758 oder 759) starb, ist Verfasser einer Geschichte der Feldzüge der Araber unter dem einfachen Titel: Kitâb el-meghâzi.

4) Jahja Ibn Ocba, der Lehrer der beiden Söhne Ali's, Hasan und Hosein, der aber mit Recht bei Andern Ibn Acab heißt. Er hinterließ ein auf Lâm ausgehendes Gedicht, daß den Titel ملحمة, Erzählung, führt.

5) Abu'lhârith Gheilân Ibn Ocba Ben Behisch, der berühmte und unter dem Beinamen Dzu'bromma wohlbekannte Dichter. Er starb 117 (735), nachdem er viel Abenteuer bestanden hatte, und hinterließ einen Diwan. Viele seiner Gedichte beziehen sich auf das Lob des Belâl Aschari, des Sohnes des Abu Borda. Auch in der Hamâsa stehen Verse von ihm. (S. *Hariri* p. 280 und Anthol. graec. p. 146.) (*Gustav Flügel.*)

OCBARI. Wir fügen dem, was oben (3. Sect. 1. Th. S. 238) über den Gelehrten dieses Namens unter 2 gesagt worden ist, da er einer der größten und gelehrtesten Männer seiner Zeit war, folgende wenige Bemerkungen bei. Er war der Sohn Hosein's und Enkel Abdallah's, und sein Leben hat uns Ibn Khallekân beschrieben. Seine Familie stammte aus Ocbara ab, daher sein Name, er selbst war aber in Bagdad im J. 538 (1143—1144) geboren und lebte auch da. Seiner religiösen Überzeugung nach hielt er sich zur hanbalitischen Sekte, und zeichnete sich auch in der Kenntniß der Rechtsansichten derselben aus. Außerdem verstand er Arithmetik und die Erbschaftstheilung und war in der Grammatik ausgezeichnet bewandert, obwol blind. Man gab ihm den ehrenden Beinamen Mohibb-ed-din, der die Religion liebt, und wie thätig er war, zeigt die Menge Schriften in den verschiedensten Fächern, die wir von ihm kennen. Die nennenswerthesten derselben sind: 1) Eine vollständige Anleitung über die Arithmetik unter dem Titel Istiâb fi el-hisâb. 2) Belehrung in der Grammatik (Ischâret).

Digitized by Google

3) Eine Auseinandersetzung der grammatischen Endreflexionen in den Überlieferungen des Propheten (Iráb el-hedit, grammatisch). Ein ähnliches Buch verfaßte er über diese Endungen in der unter dem Namen Hamâsa bekannten Gedichtsammlung. 4) Ein weitläufiger Commentar zu dem grammatischen Werke des Zamachscheri, das den Titel Mofassil führt. Obari nannte seine Erläuterung Idhâh. 5) Eine alphabetische Anordnung des Werkes Islâh el-mantik von Ibn-elsikkit, das unter den Philologen großes Ansehen genießt. Es ist das Ganze ein die Sprachrichtigkeit beförderndes Hilfsbuch. 6) Ein Commentar zu dem grammatischen Werke Idhâh von Fârisi. 7) Das bedeutendste Werk über die grammatischen Endbeugungen des Korans (ilm iráb El-Kor'an) ist ebenfalls von ihm und führt den Titel Tibjân, d. i. erklärende Anleitung, zwei Bände. 8) Ein Werk unter dem Titel Bulget, d. i. hinreichende Belehrung, von nicht zu bestimmendem Inhalte. 9) Ein grammatisches Werk unter dem Titel Tersif, d. i. Anordnung der Wortfolge. 10) Ein Anhang zu der Dialektik. 11) Ein Commentar zum Koran. 12) Ein Auszug des Bessern über das Erbschaftsrecht und die Erbschaftstheilung (Telchîs fi el-feráidh). 13) Ein grammatisches Werk, Telkin, d. i. anleitender Unterricht, betitelt. Das Buch wurde wegen seiner Brauchbarkeit von Andern commentirt. 14) Ein Werk ähnlichen Inhalts, betitelt Tehdzib, Läuterung des Fehlerhaften. 15) Sein Commentar zur Hamâsa, der sich aber blos mit den Vocalen der Endung beschäftigt. S. vorher 2). 16) Ein Commentar zu den rhythmischen Reden des Ibn Nobâta, philologischen Inhalts. Auch Andere commentirten das Werk. 17) Ein Commentar zu dem Diwan des Motenebbi, der aber ebenfalls hauptsächlich die grammatischen Endungen der dort vorkommenden Formen zum Gegenstande hatte. 18) Ein Commentar zu dem Fesih, d. i. der Beredte, lexikographischen Inhalts. Ein Werk, das von einer Menge Gelehrten commentirt wurde. 19) Ein Commentar zu den in der Grammatik Sibaweih's vorkommenden Verse. 20) Ein Commentar zu dem sogenannten lamischen Gedichte des Tograi, d. h. zu der auf den Buchstaben Lâm ausgehenden und zuerst von Pococke herausgegebenen Kasîde jenes Dichters. 21) Ein grammatisches Werk, betitelt das Mark über die Fehler in der Construction und den Endformen (Lobâb). 22) Ein Commentar zu dem grammatischen Werke des Othmân Ibn Dschinni, betitelt: Der Glanz (Lam'on). 23) Anreizungsmittel (Muscherwik) des Lehrers zu dem Buchstaben des Alphabets, philologischen und lexikographischen Inhalts, wegen der Gelehrsamkeit des Verfassers noch vorzüglicher als das oben erwähnte Islâh el-mantik von Ibn-el-sikkit. 24) Ein Commentar der schwierigern Ausdrücke in den Mekâmen des Hariri, in einem sehr schwachen Bande. 25) Eine Auswahl des Besten über die Topik. 26) Ungewiß ist, ob ihm auch über die Beugungslehre (Ilm el-sarf) das Werk Nuzhet zukommt, da dieses Einige dem Meidâni zuschreiben. Aus diesem Vierteltausende so ganz kurz aufgezählter Werke geht so viel hervor, daß ihm vor allen Bezeichnungen die eines Grammatikers zuerst zukommen muß, denn der Grammatik schenkte er seine größte Thätigkeit, obwol er weniger in selbstgeschaffenen Werken auftrat, als vielmehr durch Erläuterung schwierigee Werke von Andeen sich verdient machen wollte. Zu Lehrern in der Grammatik hatte er in Bagdad unter Andern den Abu Muhammed Ibn-elchaschâb, der eine gleiche Tendenz in seiner Schriftstellerei hatte. Nicht weniger soll er nach Ibn Khallekân in der Überlieferungslehre bewandert gewesen sein, daher er auch den ihm gebührenden Ruhm noch bei seinen Lebzeiten einerntete. — Noch bemerken wir, daß die oben Theil 1 unter 1) und 2) angegebenen Gelehrten unter dem Namen Obari einer und derselbe sind, da Abdallah auch Fardhi, d. h. ein des Erbschaftsrechts Kundiger, war. Dagegen fügen wir ihnen als dritten Gelehrten des Namens Obari den Enkel des Ebengenannten, Muhammed Ben Abd-el-rahman Ben Abi'lbeká Abdallah Ben-ethoseín Obari bei, der in einem Werke von sechs Bänden aus angeblich vierzig Büchern die besten Erläuterungen dee Gedanken der Sprüchwörter zusammentrug unter dem Titel Modschmi, d. i. der Sammler. (*Gustav Flügel.*)

OCCOPIRNOS, OKKAPIRNAS, Gott bei den Preußen und Letten, dem wir schon im Artikel **Ozinek** begegnet sind, und gesehen haben, wie ihn die Preußen als Gott des Himmels und der Erde anriefen. Frenkel [1]) erklärt ihn durch: Vater des Blitzes. Merkel sagt von ihm in Beziehung auf die Letten: **Okkopiruns (Okkopirnos)**, der den Lauf der Gestirne und dee Jahreszeiten ordnete, aber nirgends eigentlich verehrt ward [2]). Nach Narbutt ist **Okkapirmas (Okkapirnas)** bei Letten der Gebärer der Zeit, schuf den Lenz und den Herbst, und theilte das Leben der Menschen in traurige und frohe Tage [3]). (*Ferdinand Wachter.*)

OCDSCHIZÂDEH (vergl. oben **Oegi Zadeh**). Dieser verdienstvolle Emir schrieb nicht nur jenen angeführten Commentar (vergl. *Haji Khalfa* T. I. p. 168), sondern auch noch folgende Werke: 1) Ein türkisches Inscha, das in 30 Lagen, zu zehn Blättern jede, Musterbriefe seiner Zeit an die verschiedenen regierenden Fürsten enthielt, und auf Verlangen eines Freundes, der Kadhi war, redigirt wurde. 2) Eine poetische Erläuterung der 40 Überlieferungen, unter dem Titel: **El-Natzm El-Mobîn**; eine Sammlung von Erklärungen Anderer in dichterischer Form. Er gab sich selbst den dichterischen Ehrennamen Schâhi, und von Hammer erwähnt seiner auch ruhmvoll in der osmanischen Geschichte. Er war Defterdar in Ägypten untee Sultan Ahmed. (*Gustav Flügel.*)

---

1) *Abraham Frencel.* De Diis Soraborum, ap. *Hoffmann.* Scriptt. T. II. p. 169 legt ihn aus durch: *Occopirnus* autem vox composita, latine dixeris Patrem fulminis. Est enim ex *Oc*, Slavon. (Sorabis *Woc*, vel *Woz*, per posthesin) id est, pater etc. und weiter unten: *Pirnus*, posterior vocabuli pars sumta est ex Peion. *Piorun*, fulmen, ignis coelestis. Unde *Piorun bije*, id est, fulminat; et *Piorunem uderzony*, fulminatus, fulmine tactus. Et *Pioruneck*, *Kamien Piorundwy*, brontia, ein Donnerwetter. 2) Merkel, Die Vorzeit Livlands. 1. Bd. S. 160. 3) Theodor Narbutt in dem polnisch geschriebenen Werke Dzieje starozytne narodu Litewskiego (Älteste Geschichte des lithauischen Volkes. 1. Bd. Wilna 1835). Vergl. Blätter für literarische Unterhaltung. (Leipzig 1836.) Nr. 3. S. 12.

Digitized by Google

OCHROSTIGMA (Insecta). Eine von Hübner (Verzeichniß bekannter Schmetterlinge, S. 146) aufgestellte Gattung der Nachtschmetterlinge, zum Stamme Ptilodontes gehörig, sonst zu den Spinnern gezählt, von Ochsenheimer der Gattung Notodonta einverleibt. Es gehören hierher die beiden Arten velitaris und melagona der letztern. (D. *Thon.*)

OCHSENKOPF, ist nebst dem Schneeberg der höchste Berg des mehr als sechs Meilen Umfang habenden Fichtelgebirges im bairischen Ober-Mainkreise, und der von allen benachbarten Bergen, über welche er, zu einer weiten Ansicht, hoch hervorragt, durch enge Thäler abgeschnitten ist. Er ist ein von Abend nach Morgen gegen zwei Stunden hinziehender Bergrücken im Mittelpunkte des Fichtelgebirges, im bischofsgrüner Thale, dessen westlicher und nördlicher Abhang am steilsten, dessen östlicher aber am leichtesten ansteigend ist, und dessen Höhe über die Meeresfläche von Einigen auf 3617 Fuß [1]), von Andern auf 3219 Fuß [2]) angegeben wird. Er ist durchaus mit Fichtenwald bewachsen und lieferte ehemals Stämme von außerordentlicher Größe. Jetzt sind aber diese Forsten durch den täglichen Verbrauch der nahen Hüttenwerke, durch Winddrüche und Raupenfraß sehr gelichtet. Drei Wege führen zum Gipfel. Der eine geht am Fröbershammer vorbei und an der Ostseite des Berges fast eine Meile lang hinan; der zweite führt am sogenannten Schläglein hinauf; der dritte, der sogenannte tiefe Weg, ist der kürzeste, hinlänglich gebahnt, nicht sonderlich steil, und mit ungefähr 5000 Schritten auf seldigem ist die höchste Höhe erreicht, die sich als eine Felsenhöhe von übereinandergestürzten Granitmassen darstellt, von welcher man den erfreuendsten Umblick genießt und auf deren Felsenplatte, die den äußersten Punkt bildete, man das Namensbild des Berges, einen Ochsenkopf mit Hörnern und Ohren, eingegraben findet. Nicht weit entfernt von dem Gipfel trifft man eine umgefallene Granitsäule an, auf welcher gleichfalls die Figur eines Ochsenkopfes mit den lateinischen Buchstaben R. H. M. eingegraben sieht. Sechzig Fuß unterhalb der Bergeshöhe erblickt man das sogenannte Schneeloch, ein 15 Fuß tiefes Gesenke, in welchem man öfters noch in den Monaten Juni und Juli Schnee findet und in welches man auf den Ästen hineingelehnter Waldbäume hinabsteigen kann. Alle Höhlungen und Spalten, welche man hier wahrnimmt, sind durch Zerrüttungen des Granits gebildet, an dessen Oberfläche der Feldspath überall verwittert ist. Zuweilen findet sich etwas Schörl; an einigen Stellen ist der Glimmer wie der Schörl schwarz, an andern goldgelb und glänzend, durch welche Beschaffenheit, sowie durch den auf dem Boden der Ritzen und Spalten sich vorfindenden goldgelben Sand, vielfache bergmännische Versuche, aber stets erfolglos, veranlaßt worden sind [3]). (*Fenkohl.*)

1) Bundschuh im Lexikon von Franken. 4. Th. S. 241. 2) Vergl. 1. Sect. dies. Encykl. 7. Th. S. 168. 3) Vergl. d. Art. Fichtelgebirge. Hetfrecht's Versuch einer geographisch-naturhistorischen Beschreibung des Fichtelgebirges ꝛc. 2 Thte. (Hof 1794, 1800.) Goldfuß und Bischof's Beschreibung des Fichtelgebirges 1817.

OCHT (Ibn). Ibn-elocht, d. h. der Sohn der Tochter, Abulhasan Fârisi, Grammatiker und Schüler des großen im J. 377 (987—88) gestorbenen Scheichs und Grammatikers Abu Ali Hasan Ben Ahmed Fârisi, dessen grammatisches Werk Idhâh, d. i. Erläuterung (cf. *Abdoll.* 535. cl. 481), er auch commentirte. (*Gustav Flügel.*)

OCHTERA *Latreille* (Insecta). Eine Gattung zweiflügeliger Insekten, die von Meigen Macrochira genannt wurde, welche Benennung als die spätere eingehen muß. Sie gehört in die Familie Athericera und in die Tribus Muscides. Ihre Kennzeichen sind: Die Schüppchen über den Schwingkölbchen sind klein und die letztern unbedeckt; die Flügel liegen flach auf; die Fühler sind kürzer als das Gesicht und stehen zwischen den Augen; der Kopf ist fast dreieckig und die vordern Füße haben sehr große, zusammengedrückte, unten gezähnelte Schenkel; gebogene, am Ende mit einem starken Dorne versehene Schienbeine, welche auf jene eingeschlagen werden können (Fangfüße). Die Augen stehen sehr weit vor und von einander, und zwischen ihnen finden sich drei kleine Nebenaugen (Ocellen). Die dicken Fühler bestehen aus drei Gliedern, von denen das erste sehr klein ist, die beiden andern aber fast von gleicher Länge sind; das letzte ist zugerundet und trägt eine gefiederte Borste. Der Rüssel ist kurz, zweilippig, zurückziehbar. In der obern Oeffnung der Mundhöhle ein kleines, querstehendes, fast kreisrundes Plättchen, welches Latreille als Lefze betrachtet. Die Palpen sind am Ende erweitert. Das Rückenschild (thorax) ist wenig gewölbt, fast glatt. Der Hinterleib ist eiförmig, etwas plattgedrückt. Die hintern Füße zeigen nichts Außerordentliches, wol aber die vordern, indem diese sehr viel Ähnlichkeit mit denen der Fangheuschrecken (Mantis) haben. Die einzige Art ist O. Mantis *Degeer* (Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes VI. pl. 8. f. 15, 16, 17. Musca et Tephritis manicata *Fabric.* Macrochira Mantis *Meigen*). Sie hat die Größe einer Stubenfliege, ist schwarz, der Bauch dunkel bronzegrün und glänzend; der Kopf ist vorn gelb, die Schwinger (Schwingkölbchen) sind hellgelb. Sie findet sich in wasserreichen Gegenden, an Sümpfen, wo sie auf dem Wasser gewandt herumläuft und mit ihren Fangfüßen kleine Insekten zu erhaschen sucht. (D. *Thon.*)

OCHTERUS (Insecta). Früherer Name einer Hemipterengattung, den Latreille wegen der Ähnlichkeit mit vorigem in Pelogonum (s. d. A.) umänderte. (D. *Thon.*)

OCHTHEBIUS (Insecta). Eine von Leach errichtete Käfergattung, von Fabricius zu Elophorus, von Illiger zu Hydraena gezählt. Sie gehört zu der Ordnung Pentamera und zur Familie palpicornes, nach Latreille's neuester Eintheilung in Cuvier's Règne animal IV. p. 520. Leach zählt sie zu der Familie Helophoridae. Kennzeichen: Das Brustschild fast halb cirkelförmig, das Kopfschild ganzrandig, die Maxillarpalpen

Digitized by Google

haben ein schwächeres, kurzes und kegelförmiges oder pfriemenförmiges Endglied. Es sind kleine Käferchen von dunkler Farbe, im Äußern der Gattung Helophorus (s. d. Art.) ähnlich, von langsamer Bewegung; ihr Aufenthalt ist im Wasser, gleich dem der genannten Gattung. Von den wenigen Arten, die in Europa, und namentlich auch in Teutschland, einheimisch sind, führen wir ausführlich nur an: O. riparius *Illiger* *). Eiförmig, plattgedrückt, schwarz erzfarben, das Brustschild halbkreisförmig, mit einer Furche in der Mitte und einer Grube zu beiden Seiten, die Flügeldecken punktirt gestreift, die Spitze derselben, sowie die Füße, pechroth. Nur etwa eine Linie lang, dem Latridius porcatus Herbst's sehr ähnlich. Findet sich im Frühjahre nicht selten in stehenden Wassern, an Brücken; in Teutschland nicht selten, namentlich auch in Österreich, außerdem auch in Frankreich, England, Schweden, sogar in Lappland. Zu dieser Gattung gehört noch Elophorus (Helophorus) marinus *Paykull* und die Arten O. foveolatus, exsculptus, gibbosus *Müller*, bicolor *Kirby*, über welche vergl. *Germar*, Insectorum species novae I. p. 90. (D. *Thon.*)

OCHTHOSIA (Cirrhipoda). Ranzani begründete diese Gattung in seinem Mémoire de Storia Naturali, Dec. I. (Bologna 1820) und gab von derselben folgende Kennzeichen an: Die Röhre hat äußerlich sichtbare Nähte; drei niedergedrückte Felder (areas), jedes mit einer Naht in der Mitte; drei vorragende Felder, von denen zwei größer, eins kleiner, nur dies letztere hat eine Mittelnaht; die Mündung (apertura) ist länglich-dreiseitig; die innern Blätter sind viertheilig, mit drei aus den drei vordern Nähten der Röhre entspringenden Vorragungen, welche die Höhlung in drei Fächer theilen. Die Basis ist häutig. Der Deckel ist zweiklappig, die Klappen sind schief pyramidal und auf der hintern Seite der Öffnung angeheftet †). In der Erläuterung zur Mittheilung dieser Diagnose in Feruſſac's Bulletin des Sciences naturelles, Tom. IV. p. 386, wird sehr richtig bemerkt, daß bereits Schuhmacher (und zwar im Essai d'un nouveau Système des Habitations des vers testacés [Kopenh. 1817]. p. 91) diese Gattung begründet und ihr den Namen Verruca gegeben habe, ihr aber bestimmt vier Klappen zuschreibe. Blainville erklärt in seinem Manuel de Malacologie (Paris 1825). p. 597, daß er den Gattungscharakter von Ranzani entlehne, schiebt aber in diesen das Kennzeichen „drei Klappen" ein, und läßt in dem gleichlautenden Artikel des Dictionnaire des Sciences naturelles, Tom. XXXV. (Paris 1825.) p. 337, die Nähte sogar nur „inwendig" sichtbar sein, verbreitet sich aber hierauf umständlich darüber, daß nur drei Klappen da sein sollten, da es doch viel wahrscheinlicher, daß ihrer vier! indem er selbst eine Art mit vier Klappen beobachtet habe, die wol die O. Stroemia sein möge. Wir geben dies selbst zu, nach der Abbildung Malacol. pl. 85. f. 4. (Balane da Stroem.) Deshayes schreibt dies Alles getreulich nach im Dictionnaire classique d'histoire naturelle, Tom. XII. (Paris 1827.) p. 52, und fügt noch hinzu, nach der Figur in der Zool. danica scheine der Kronentheil (partie coronale) nur aus drei Stücken zu bestehen. Offenbar hat er ebenso wenig den Text zu dieser Figur gelesen, wo deutlich von vier Klappen die Rede ist, noch Ranzani's Diagnose besser als Blainville verstanden. Zu verwundern ist, daß beide Gelehrte übersehen haben, daß Ranzani die Gattung in diejenige Abtheilung gestellt hat, welche durch vier Klappen charakterisirt ist. — Wir sind so weitläufig geworden, um die vielen französischen Zweifel über die Richtigkeit dieser Gattung zu zerstreuen, welche letztere schon aus Feruſſac's Classification (Bulletin V) hätte entnommen werden können. Ranzani's Kennzeichen passen vortrefflich, wenn man nicht willkürlich „drei Klappen" einschiebt, sondern die Felder mit der Figur Zoologica danica III. t. 94. f. 3 vergleicht. Leach hat die Gattung Clitia genannt, Feruſſac den Namen Verruca, der nach Linné's Grundsätzen verwerflich ist, beibehalten. — Typus der Gattung ist O. Stroemia (Lepas Stroemia, Zoologia danic. l. c. f. 1, 2, 3, 4, gut, Balane de Stroem., Malac. l. c. mittelmäßig. Die Warzeneichel. Chemnitz, Conchyliencabinet VIII. t. 98. f. 834 schlecht. Creusia Stroemia und Verruca *Lamarck*). Die Schale ist nur klein, einige Linien groß. Die Schalenstücke sind ungleich, zwei größer, welche aus drei Feldern bestehen, von denen die zwei Randfelder ganz sägezähnig in einander greifen. Die kleinern Schalenstücke haben jedes nur ein zahniges Randfeld und fassen unter einander ohne Zähne zusammen. Die sechs Tentakeln des Thieres sind roth. Es findet sich in den nördlichen Meeren auf Muscheln und Tang, und soll sich auch im mittelländischen Meere aufhalten. (D. *Thon.*)

OCKENHEIM (Johann), der auch zuweilen Ockegham, am meisten jedoch mit dem ersten Namen genannt wird, gehört unter die merkwürdigsten Musiker des 15. Jahrh., und muß, von Allen und seit lange anerkannt, als Haupt der zweiten niederländischen Schule der Tonkunst angesehen werden. Seine Compositionen, die sich in contrapunktischen Künsten so bewundernswürdig auszeichnen, daß schon aus diesem Stande der Tonkunst es deutlich werden muß, welche Fortschritte die neue harmonische Musik bereits vor ihm gemacht haben mußte, was nun auch nicht mehr als Hypothese, sondern als geschichtlich nachgewiesenes Factum zu betrachten ist, machen ihn ebenso sehr zum Stammvater kunstreich contrapunktischer Satzweise, als seine vielen und höchst ausgezeichneten Schüler seine Thätigkeit und seinen außerordentlichen Einfluß auf Erhöhung und große Verbreitung harmonisch scharfsinniger Verwebung vieler Stimmen, den Ruhm dieses patriarchalischen Contrapunktisten in

*) Hydraena riparia, Käfer Preußens I, 279, 1. Ochthebius riparius, *Leach*, Zoological Miscellany. III, 91. O. pygmaeus. *Ahrens*, Fauna insectorum Europae. VIII, 7. c. fig. Elophorus pygmaeus, *Fabr.* Eleuth. *Gyllenhal.* Ins. suec. I, 153. Hydraena riparia, *Zetterstedt* Faun. Ins. Lapp.

†) Wir können nicht umhin, zur Aufklärung des Nachstehenden hier die lateinische Diagnose, so weit als nöthig, anzugeben. Tubus —; areis depressis tribus, singulis sutura media; areis prominentibus tribus, duabus majoribus, una minore, huic tantum sutura media; —

alle Welt trugen. Aus dieser zweiten niederländischen Schule der Composition wanderte die neue kunstreichere, mehr auf Harmonie und Verstandesverbindung der Töne, als auf Melodie und geschmackvolle Gefühlsdarstellung berechnete Art, auch in das Ausland, und brachte mehr Vortheil, als Viele von denen kaum mehr glauben wollen, die es nicht begriffen haben, daß die neue harmonische Musik zunächst mit dem Verstande in ihren Begründungen erst völlig erfaßt und praktisch sicher gestellt werden mußte, ehe man mit Freiheit und Gediegenheit poetisch Gehaltreiches zu geben vermochte. Es ist nicht blos als ein Glück zu betrachten, daß sich der Geist der dermaligen Kunstwelt, erst in allen möglichen Berechnungen harmonischer Verhältnisse nach allen Seiten hin, gründlich festsetzte, sondern es ist als eine Naturnothwendigkeit anzusehen, mit deren Überspringung das ganze Gebäude der neuen Tonkunst sehr bald wiederum hätte zusammenstürzen müssen, wenn man nicht von Neuem das Harmonische der Musik hätte verlassen und zum Altmelodischen, nicht mehr für die anderweitigen Fortschritte des christlichen Abendlandes Passenden, zurückkehren wollen, was ohne Zweifel die ganze Tonkunst, die in ihrer ersten Kindheit keine Ansprache mehr finden konnte, lächerlich gemacht und auf diesem Wege vernichtet haben würde. Hatte sich seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, und durch sie der Künste, die neu hinzugefügte Harmonie vieler, zu einer Zeit zusammenklingender und in verschiedenen Tonverhältnissen sich selbständig aussingender Stimmen, dem menschlichen Ohr und Gemüthe, einmal als wünschenswerthe Verschönerungs- und Erstarkungsgewalt wichtig gemacht; so mußte auch diese neu hinzugekommene Macht von den Künstlern erst von allen Seiten kennen gelernt und verstanden, ja bezwungen und befreundet werden, bevor mon etwas erhöht und geistreich Tüchtiges mit ihr anfangen konnte. Und so durfte denn diese Periode nicht fehlen, vielmehr haben wir diesen letzten Schritt harmonischer Ausbildung sogar mit seinen Überkünstelungen als einen Höhepunkt zu verehren, von dem aus erst das frei waltende Gefühl ohne Nachtheil in seine Rechte wieder eingesetzt werden durfte. Und dieser Höhepunkt harmonisch kunstreicher Gewalt geht mit unserm O. an, dessen Kunsteifer und Kunstkraft sich zum Glücke in einem langen und thätigen Leben höchst wirksam machen konnte, nicht blos durch eigene Arbeiten, sondern auch durch eine Menge Schüler, die zu den vortrefflichsten und einflußreichsten jener ganzen Zeit gehören. — So hoch wir demnach die Person O.'s als eine geschichtlich nothwendige zu stellen haben, so viel ihm auch seine Zeit und die Folgezeit zu verdanken hat, so wenig Genaues ist uns doch von seinen Lebensverhältnissen übrig geblieben, nur Vermuthungen und einige bestimmte, aber auch allgemeine, nicht genug befriedigende Angaben sind es, die wir hier zusammenreihen können. Sein Geburtsjahr ist unbekannt, man setzt es folgernd zwischen die J. 1420—1430; Hennegau ist wahrscheinlich die Grafschaft, wo er geboren wurde; man vermuthet nach einigen Angaben die Stadt Bavay in dieser Grafschaft. Wer aber sein Lehrer gewesen ist, liegt noch völlig im Dunkeln, so sehr dies auch für die Geschichte der Musik zu beklagen ist. Beachtenswerth und in der Theorie der Musik zum Mindesten höchst erfahren, war er zuverlässig. Jede nähere Bestimmung darüber wäre als Gewinn anzusehen. In Italien war er eine Zeit lang, wenn wir den Angaben Arteaga's, in seiner Geschichte der italienischen Oper, Glauben beimessen können, da weder die Zeit noch die Dauer seines dortigen Aufenthalts angegeben wird. O.'s Thätigkeit als Componist und als Lehrer darf füglich vom J. 1450 an gesetzt werden. In den letzten Jahren seines Lebens war er zu Tours an der erzbischöflichen Kathedrale des heil. Martin Thesaurarius geworden, was Kiesewetter für eine Pfründe hält. Auch sein Todesjahr ist ungewiß; gewöhnlich wird angenommen, er sei am Ende des 15. Jahrh. gestorben, wogegen Fétis anführt: der in Frankreich berühmte Dichter und Geschichtschreiber Jean le Maire des Belges schreibe in einem Briefe aus Blois (nicht weit von Tours) im J. 1512 von seinem Landsmanne O. als von einem solchen, der noch am Leben sei. Hier wären also noch viel merkwürdige Hauptpunkte zu untersuchen. Von der großen Anzahl seiner Schüler können nur diejenigen mit Gewißheit als solche bezeichnet werden, welche in zwei Todtenliedern auf O. namentlich gemacht worden, nämlich: Josquin, Brumel, Pierchon, Compère; und in dem andern werden den genannten noch zugefügt: Agricola, Verbonnet, Prioris und Gaspar. Man liest die beiden Nänien, wie auch die besten Zusammenstellungen über O. in Kiesewetter's gekrönter Preisschrift: „Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst." S. 24. Zur nähern Bezeichnung dieser überaus wirksamen Schule wollen wir wenigstens ein vom Abte Stadler in Wien in unsere Noten gebrachtes Kyrie aus Joh. O.'s Messe, unter dem Titel Gaudeamus hier mittheilen. Mehre Beispiele hat Forkel im 2. Bde. seiner Geschichte der Musik, S. 528, abgedruckt geliefert, welche Jeder, da das Werk in allen Städten doch wol einmal gefunden werden wird, leicht nachsehen und mit dem gegenwärtigen vergleichen kann. (S. d. musik. Beil.) (*G. W. Fink.*)

OCLADIUS *Schoenherr* (**Insecta**), *ὀκλαδίας*. Eine Gattung Rüsselkäfer von Schönherr, in dessen **Curculionidum dispositio methodica** (**Lipsiae 1826**), p. 316, aufgestellt, zur Ordnung Gonatoceri, Legion Mecorhynchi, Division Cryptochynchides gehörig, aus der ältern Gattung Rhynchaenus Olivier's gesondert. Die Kennzeichen sind folgende: Die Fühler sind von mittlerer Länge, ziemlich schwach; die Geißel (der obere Theil) ist siebengliederig; die ersten Glieder sind etwas länger, die übrigen kurz, an der Spitze abgestutzt; die Keule ist eiförmig, spitzig; der Rüssel ist lang, rund, gebogen, nicht sehr schwach; die Augen sind klein, rundlich, versenkt; das Brustschild (thorax) ist entweder kugelförmig oder fast kugelig, und nach den Augen zu deutlich in Lappen vorgezogen; die Flügeldecken sind etwas eiförmig, oben sehr gewölbt, schließen an den Seiten den Hinterleib fast ein; die Schenkel sind unten mit einer Rinne versehen, die Schienbeine eingebogen. Typus der Gattung ist Rhynchaenus Salicorniae Olivier's. (D. *Thon.*)

OCNERIA *Hübner* (Insecta). Schmetterlingsgattung aus der Ordnung der Spinner, kennbar durch die mit dunkeln Mittelflecken und Wellenlinien gezeichneten Flügel. Es gehören hierher die Arten rubea und detrita aus Ochsenheimer's Gattung Liparis (s. d. Art.) und eine ausländische, Cramer's Pilumnea, pl. 307. D. (D. *Thon.*)

OCREALE *Oken* (Annulata). Eine Gattung Ringwürmer (Oken, Lehrbuch der Naturgeschichte, Zoologie I. S. 381) mit folgenden Kennzeichen: Schale kalkig, kegelförmig, das dicke Ende im Winkelhaken umgebogen, gegen die Mündung wieder enger, vorm Kopf eine Menge steifer Fasern (wahrscheinlich Kiemen). Typus der Gattung ist Sabella rectangulum *Linné* ed. *Gm.* Die Schale gegen neun Zoll lang, einen halben Zoll dick, weiß und braun geringelt, die Kiemen roth. Vaterland Ostindien? Vielleicht gehört auch Sabella ocrea hierher. Cuvier hat dieser Gattung in der neuen Ausgabe seines règne animal nicht gedacht, ebenso wenig Blainville in seiner neuesten Arbeit über die Würmer, Artikel Vers im Dictionnaire des Sciences naturelles. Tom. LVII. (Paris 1828.) (D. *Thon.*)

OCSOR (اقصر), Name einer der bedeutenden Städte Ober-Ägyptens. Man nannte ihre Einwohner Maris, was eine mittägliche Gegend bezeichnet. So nannten nämlich die Bewohner des Delta Ober-Ägypten und einen Theil von Nubien. (*Gustav Flügel.*)

OCTOMERIS *Sowerby* (Cirrhipoda). Ein der Gattung Balanus sehr nahe verwandtes Genus, welches sich von jener durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Die Schale ist fast kegelförmig und besteht aus acht Klappen, welche, ungleich groß, seitlich zusammenhängen; die Spitze ist offen, die Basis sitzt auf; der Deckel ist zweitheilig und besteht aus vier Klappen, von denen die vordern größer sind. Die Nähte sind innen eckig, alle schaligen Theile blätterig, eine innere Platte fehlt und außen zeigt sich eine, wenn auch selten bemerkbare, Oberhaut. Nur eine Art, O. anguloza, vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese Gattung ist aufgestellt im Zoological Journal. Vol. II. (No. VI.) p. 244, abgebildet daselbst plat. Suppl. XII. f. 1—11. (D. *Thon.*)

OCULATAE (Insecta). Latreille hat unter diesem Namen in seinen Familles naturelles du règne animal 1835 eine Tribus der Hemipteren, die Gattungen Leptopus, Acanthia (nicht Fabricius, sondern dessen Salda!) und Pelogonus umfassend errichtet, deren er in Cuvier's Règne animal 1829. V. II. p. 203 nicht einmal erwähnt. (D. *Thon.*)

Oculeus *Commerson* (Pisces), s. Megalops.

OCULINA *Lamarck* (Zoophyta), Augenkoralle. Eine Gattung der Steinkorallen aus der Ordnung der Madreporen, welche bei Linné und Pallas mit der gleichnamigen Gattung vereinigt war. Sie ist mit Caryophyllea nahe verwandt und von Schweigger mit dieser in der Gattung Lithodendron (Handbuch der Naturgeschichte der skelettlosen, ungegliederten Thiere, S. 415) vereinigt worden. Die Kennzeichen sind folgende: Der Polypenstamm ist von dichter Masse, baumartig, ästig; die Äste kurz, ungestreift; die Zellen stehen an demselben zerstreut, sind regelmäßig, sternförmig, mit 24 Blättern, von denen zwölf abwechselnd kleiner; der Polyp hat die Gestalt einer Actinie; die Scheibe ist mit 30—32 Tentakeln umgeben; die Mündung ist linienförmig und hat innen kleine Falten oder Wülste, die Scheibe selbst erhebt sich kegelförmig. Die Arten scheinen alle in den Meeren heißer Erdstriche einheimisch zu sein. Als Typus der Gattung diene die bekannteste Art: O. virginia *Linné* (Madrepora oculata, Esper's Pflanzenthiere I. t. 12), Jungfernkoralle, weiße Koralle, Corallium album der Officinen. Der Stamm ist sehr ästig, fast zweitheilig, milchweiß, die Äste in einander gehend, zusammengewachsen, die Sterne zerstreut, einige mehr als andere vorspringend. Findet sich im Ocean an den Küsten beider Indien und im Mittelmeere. War sonst unter dem angegebenen Namen officinell. Von Oculina varicosa hat Le Sueur in den Mémoires du Musée d'histoire naturelle VI. p. 291 sowol Stamm als Polyp beschrieben und abgebildet; beide sind röthlich. Von mehren Arten ist das Vaterland noch nicht bekannt. Eine seltnere Art ist O. flabelliformis *Lamarck* (*Seba*, Thesaur. t. 110. f. 10). — O. echidnaea scheint, als sehr zellig gebaut, nicht hierher zu gehören. (D. *Thon.*)

ODA (اوده), s. 1. Th. S. 316, ist der türkische Name zur Bezeichnung der Compagnien, in welche die Janitscharen (s. d. Art.) eingetheilt waren. Daher auch die Würde des Odabaschis oder Vicebefehlshabers einer solchen Cohorte. Dieser mußte bei ihr schlafen, während der wirkliche Befehlshaber neben dem Behältnisse der Compagnie seine besondere Wohnung in den Casernen hatte. Außerdem nennt man noch in ähnlicher Beziehung Odabaschi den zweiten Intendanten der Khans in den größern morgenländischen Städten, der als Stellvertreter der eigentlichen Oberaufseher (Chândschi) die Ordnung in den Khans oder öffentlichen Geschäftshallen zu überwachen hat. Derselbe muß auch, treten Frauen in dergleichen Gebäude ein, Zeuge ihres Gesprächs sein. (*Gustav Flügel.*)

ODACANTHA *Fabricius* (Insecta). Als diese Gattung aufgestellt ward, rechnete ihr Begründer, der sie aus Linné's Attelabus sonderte, sechs Arten zu derselben, von welchen in der neuern Zeit so viele hinweggenommen worden sind, daß nur eine einzige die Gattung bildet. Diese hat folgende Kennzeichen: Das Brustschild (thorax) ist fast cylindrisch, die Flügeldecken sind abgestutzt, die Tarsen ungetheilt. Latreille rechnet dieselbe (Règne animal ed. 2. IV. p. 372) zur Familie Carnivora der Pentameriden und zur Tribus Carabus und deren Abtheilung truncati pennes. Die einzige, die Gattung bildende Art ist O. melanura (Attelabus melanurus *Linné*, Carabus angustatus *Olivier*, Cicindela angustata *Panzer*, Fauna X. No. 1). Sie ist länglich, fast cylindrisch. Der Kopf ist ziemlich groß, eiförmig und läuft in einen cylindrischen Hals aus. Er ist blaugrün, glänzend, der vordere Theil und der Mund schwärzlichbraun. Das letzte Palpenglied ist länglich, ei-

Digitized by Google

förmig und läuft fast in eine Spitze aus. Die Mandibeln stehen wenig vor. Die Antennen sind so lang, als Kopf und Brustschild zusammengenommen; das zweite Glied derselben ist etwas kürzer als die folgenden, welche ungefähr von gleicher Länge sind. Die drei ersten Glieder sind gelbroth, die andern bräunlich. Das Brustschild hat die Farbe des Kopfes, es ist schmäler als dieser, in der Mitte stark punktirt, mit einer vertieften Längslinie und einer undeutlichern an jeder Seite. Das Schildchen hat die Farbe der Flügeldecken. Diese sind etwas breiter als der Kopf, flach, hinten fast viereckig abgestutzt, kaum bemerkbar punktirt gestreift, gelbroth, am Ende in der Mitte mit einem großen, nicht an den Rand stoßenden dunkelblauen Flecke. Unten ist die Brust gelb, der Hinterleib blaugrün. Die Beine sind gelb, die äußere Seite der Schenkel schwarz, die Tarsen dunkel. Länge drei Linien, Breite ¾ Linien. Das Vaterland ist Teutschland, Schweden, England, Frankreich, der Aufenthalt an feuchten, sumpfigen Orten. (D. *Thon.*)

ÓDAINSÁKUR (nord. Mythologie), Acker des Ungestorbenen (d. h. der Unsterblichkeit). Von ihm berichtet die Hervarar-Saga [1]) dieses. In alten Büchern findet man überliefert, daß die Länder gegen Norden in Gandvik [2]) gelegen, haben Jotunheimar (Riesenwelten) geheißen, aber zwischen ihnen und Helogeland gegen Süden Ymisland [3]); aber bevor die Türken und Asen in den Norden einwanderten, bewohnten die Nordgegenden Riesen und Halbriesen. In der Zeit war große Völkermischung; die Riesen nahmen aus Mannheimar (Menschenwelten) Weiber, und dahin verheirathete ein Theil seine Töchter. In Jotunheimar wird Gudmund ein König genannt, seine Wohnung Grund, sein Land aber Glaesis-vellir [Glänzers-Gefilde [4])]. Er war ein großer Opfermann und mächtig und weise (in die Zukunft schauend). Er und die Seinigen kamen zu einem solchen Alter, daß sie viele Alter anderer Menschen überlebten, und die Heiden glaubten, daß in seinem Reiche der Ort sei, der Odainsakur (des Ungestorbenen Acker) heißt. Für jeden Menschen ist er so heilsam, daß der, wer krank dahin kommt, wieder gesund, wer als Greis, wieder jung wird, und Niemand stirbt. Es wird erzählt, daß die Menschen Gudmunden nach seinem Tode verehrt und ihren Gott genannt haben. So nach der Hervarar-Saga. Man hat den Odainsakur mit dem Elysium verglichen, ihn auch das Paradies der Hyperboreer genannt [5]). Aber unpassend ist, dem Elysium den Odainsakur zu vergleichen, denn der Unterschied ist zu bedeutend. Nach Homer, Odyssee (IV, 563) ist in Elysions Flur nicht Schnee, nicht viel Winter (oder Sturmwetter, χειμών), noch jemals Regen (ὄμβρος), sondern immer sendet der Okeanos die lautblasenden Winde des Zephyros, die Menschen zu erfrischen. In Gudmund's Reich ist dagegen ewige Kälte. Wenn man den Odainsakur Paradies der Hyperboreer nennt, so finden sich mehre Vergleichungspunkte, wenn man nämlich in Paradies blos den Begriff von einem glücklichen Lande legt. Nach der Sage bei Älian (Var. Hist. III, 18) ist in der Gegend der Hyperboreer, des glücklichsten der Völker, auch ein großer Verein von Menschen mit dem Namen Meroper, und bei diesen ein Ort, die Nichtwiederkehr genannt. Da seien zwei Ströme, der Freude und der Trauer, wer aus diesem trinke, müsse ewig weinen, wer aus jenem, der werde frei von allen Begierden, verjünge sich mehr und mehr, bis er wieder ein Kind, aufgelöst und endlich werde. Nun aber der bedeutende Unterschied: im Odainsakur wird der Greis verjüngt, um nie zu sterben, nach der Sage von dem Freudenflusse wird man zum Kinde, um aufgelöst zu werden und seine Endschaft zu erreichen. Hier tritt der bedeutende Unterschied des nordischen und griechischen Glaubens hervor. Der Germane hält fest am Glauben der Unsterblichkeit, glaubt, daß sie entweder durch Wiedergeburt bewirkt, oder durch Zaubermittel, wie z. B. durch Ithun's Äpfel, erlangt werden könne. Der Grieche dagegen, namentlich Herodot (IV, 94), behandelt den nordischen Unsterblichkeitsglauben, welchen auch die Geten hatten, als eine nichtige Lehre, und in der Sage bei Älian wird man zum Kinde, um nicht eigentlich verjüngt zu werden, sondern um zu sterben. Auch der bedeutende Unterschied zwischen dem Lande der Hyperboreer und dem Odainsakur ist dieser. In jenem ist der Boden vortrefflich, das Klima höchst günstig, weshalb in einem Jahre zwei Ernten gemacht werden. Wie schildert dagegen Saxo Grammaticus nach den Sagen der Isländer Biarmaland, wo Gudmund herrscht. Das Land ist beständiger Kälte empfänglich und überschüttet mit sehr hohem Schnee, und trägt keine Früchte. Wie kommt aber der Acker des Ungestorbenen dahin? Ist die Sage vielleicht Entlehnung und Umgestaltung aus der Sage bei Älian, hat es vielleicht eine ähnliche Bewandtniß damit, wie in der Hialmar-Saga, der Abor aus dem Abaris und der Samolis aus dem Zamolxis gestaltet ist? Sein könnte es, doch scheint Saxo Grammaticus eine bessere Antwort zu geben, indem er Gudmund's und seines Bruders Reich als das Land der Zauberei schildert. Die häufigen Opfer, denen man Zaubermacht beilegte, waren es also, was dem Gudmund und den Seinen so langes Leben verlieh. Kranke wurden dort wieder gesund, und Alte wieder jung, nicht etwa weil man glaubte, daß die natürliche Beschaffenheit des Landes dieses bewirke, sondern weil

1) Hervarar-Saga ok Heidreks Konúngs, kopenhagener Ausgabe. Cap. 1. S. 2. Hervarar thättr hinn gamli. 2) Bucht des Zauberwolfes, der Zauberschlange, Name des weißen Meeres. Vergl. Saga af Olafe hinum Helga c. 143 in der großen Ausg. der Heimskringla. 2. Th. S. 242. 6. Th. S. 379. 3) Land Ymir's (eines berühmten Riesen, d. h. zaubermächtigen Geistes). 4) Von glaesir, Glanz, glänzende Sache; hier aller Wahrscheinlichkeit nach Eis und Schnee. Biörn Halborsön (Lex. Islandico-Latino-Danicum. T. I. p. 293 nimmt Glaesis-vellir für einen Theil Siberiens, Rask, in einem Zusatze dazu, für das heutige Finnland oder schwedische Nordland. Der Godmund ist der Guthmund des Saxo Grammaticus (Hist. Danicae Lib. VIII. ed. *Stephan.* p. 161) und herrscht im Biarmaland. 5) So Finn-Magnusen, der am umständlichsten von dem Odains-akur, Eddalæran og dens Oprindelse. T. III. p. 139 eq. IV. p. 27, 233, 269—297 handelt. Vergl. dessen Lex. Mythol. p. 566, 1139. S. auch P. E. Müller, Critisk Undersögelse. S. 133—146.

man es für ein Zauberland hielt. Nach der Sage von Gorm und Thorkell Gorm sendet jener diesen auch in diese Nordgegenden, um zu erforschen, zu welchem Sitz er, nachdem er den Geist verlassen, gelangen werde [6]). Der Odainsakur ist in dem Lande Glaesis-vellir. Aber diese Gefilde können nicht von dem Glasir genannt sein, der in Ásgard vor Walhöll, Othin's Wohnung, steht [7]), und von dem es im Liede heißt:

Glasir steht
Mit goldnen Blättern
Vor Sigtyr's Sälen,

und von dem die Skalda bemerkt, daß der Wald oder Baum der glänzendste oder schönste ist bei den Menschen und Göttern, denn alle seine Blätter sind goldroth. Dichterisch wird daher im alten Biárkamál das Gold umschrieben durch Glasis glóbarri (Glasir's Glühblätter). Dieser Glasir hat mit den Glaesis-vellir nichts gemein, obgleich beide die Seelen Abgeschiedener sahen. Walhöll darf man nämlich nicht im Norden suchen, sondern im Süden. So singt Helgi, als er aus seinem Grabhügel, in welchem er die Nacht bei Sigrun zugebracht, wieder nach Walhöll reiten will [8]):

Zeit ist mir zu reiten
Rothe Wege,
Zu lassen das fahle Roß
Den Flugsteig treten.
Ich soll (sein) im Westen
Der Windhialmsbrücke [9]),
Eh der Saalhahn
Das Siegsvolk wecke.

Unter Westen muß hier Südwesten verstanden werden. Der Dichter konnte aber, des Stabreims wegen, Westen überhaupt brauchen, da bei den Nordmannen Osten und Westen nicht den Gegensatz von Licht und Dunkel machte, sondern Süden und Norden bildete ihn; so begeben sich, wenn die Sonne aufgeht, die Gygiur (Riesenweiber) und Thursar (Riesen), die Verwandten des Zwerges und die Dök-Alfar (Schwarz-Elfen) nicht etwa nach Westen, sondern gehen in Jörmungrund's (des Erdengrunds) nördliche Roßthiere unter die äußerste Wurzel des Edel-Baumes (der Esche Yggdrasil) zu Bette, und die Nióla (Nacht) sucht nicht den Westen, sondern nordwärts nach Nistheim [10]). Ásheimr als Gegensatz von Nistheim ist also im Süden zu suchen. Die Gláfis-Vellir im Norden, in welchen sich der Odainsakur befindet, haben also mit dem Glasir vor der Walhöll, die im Süden ist, nichts gemein. Die Sage von dem Odainsakur, wenn sie echt nordmannisch ist, steht also vereinzelt da. Vielleicht aber ist sie finnischen Ursprungs, und von Finnen unter die Nordmannen, bei denen jene Zauberei trieben, verpflanzt. Sie brachten sie wahrscheinlich unter die Nordmannen, um ihnen zu veranschaulichen, was sie für mächtige Zauberer waren. Welcher Nordmann hätte ihnen sich nicht hingeben sollen, wenn sie vermochten, das menschliche Leben zu verlängern, Greise jung und Kranke gesund zu machen? Echt nordmannisch dagegen kann sein die Sage von Gorm und Thorkell, welche Neuere mit dem Odainsakur in Verbindung gebracht haben, aber wol mit Unrecht. Diese Sage steht auch nicht vereinzelt da, denn eben im Norden war Helheim, wo die hinkamen, die an Krankheit und vor Alter starben. Den Gorm läßt aber die Sage in den Norden senden, nicht, daß er dort ein nordisches Elysium finden soll, sondern die Scheußlichkeit von Utgardsloki (s. d. Art. Orakel.). Diese Sage hat also entweder Zusammenhang mit Helheim, der Welt Hel's, der Tochter Loki's, oder ist erfunden in feindlicher Absicht, um vor der Zauberei der Finnen ein Schreckbild aufzustellen. Ist Letzteres der Fall, so ist der Odainsakur allerdings nicht ohne Zusammenhang mit der Sage von Gorm und Thorkell, aber diese ist erfunden, um die geträumten Herrlichkeiten des Odainsakur zu vernichten. Wenn es im Saxo Grammaticus. Lib. IV., basler Ausg. vom J. 1534 heißt: Fiallerum Scaniae exilio adegit: quem ad locum, cui *Undensakre* nomen est, nostris ignotum populis, concessisse fama est, so versteht man [11]) nicht mit Unrecht den Odainsakur darunter, nur daß der Name verdorben ist. Für die Gegend, wohin man den Odainsakur ver-

6) S. den Art. Orakel. 7) S. die Skálda p. 150. Grötter, Nordische Blumen. S. 440. *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 683 und den Art. Glasir in d. Encykl. 8) Helga-Quida Hundingsbana II. Str. 47 in der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 114 und in teutscher Übersetzung bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 135. 9) Skal ec fyri vestan Vind-hiálms brúar, wörtlich: soll ich vor Westen der Windhelmsbrücke (sein), fyri bedeutet vor und vestan von Westen her, fyri vestan ist also dasselbe, als wenn wir sagen: im Westen der Windhelmsbrücke. Die Gebrüder Grimm (Lieder der alten Edda. 1. Bd. S. 120) bemerken hierzu: Wenn Helgi westlich vor dem Regenbogen sein will, so muß er von Westen nach Osten ausgespannt gedacht werden, sodaß Walhöll am entgegengesetzten Ende im Osten liegt, welches ganz richtig ist, da es zu Ásgard gehört. Ásgard dachte man sich zwar im Osten, aber erst später, als man die Götterlage in Menschenlage umgewandelt und bei Ásgard an Asien gedacht und zwei Ásgarde geschaffen hatte, da lag das alte Ásgard allerdings im Osten (s. Ferd. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 13, 34). An unserer Stelle des Helgiliedes wird aber Walhöll nicht im Osten gedacht, sondern im Westen (d. h. Südwesten). Wäre Walhöll im Osten, hätte Helgi sagen müssen fyrir austan. So heißt es z. B. in der Heimskringla gr. Ausg. 1. Th. S. 6: Heitir fyrir austan Asia, enn fyrir vestan Europa, fyrir austan Tanaquisi var kallat Asaland edr Asaheimr, enn höfutborginns, er i var iardinu, köllud their Asgard (s. die Übersetzung bei Ferd. Wachter 1. Bd. S. 13). Aber hier in Osten ist das himmlische Ásgard nicht zu suchen, denn in der Götterlage ist Thor, wenn er von Ásgard abwesend ist, und Riesen erschlägt, im Osten (ostwärts, austr) oder der Ostgegend (i Austrvegi). S. Harbarz-lióth, gr. Ausg. d. Edda Sämundar S. 70 und Str. 22. S. 101, und Snorra Edda, Ausg. von Rask S. 106. Der Osten konnte in der Nordwelt oder der Welt der Nordmannen auch keine so gute Rolle spielen, als in der Südwelt, denn die Sonne zeigt dort erst ihre wohlthätige Wirksamkeit, wenn sie so hoch heraufgerückt ist, daß sie im Süden steht. Die Morgensonne ist in ihren Wirkungen noch schwach. Die Mittagssonne erst bringt dem Nordmann erwünschte Wärme. Schon die dithmarsischen Heidengräber gehen von Norden nach Süden. In den Thüringischen sind die Leichen mit den Rücken bald nach Norden, bald nach Westen gelehnt, schauen theils nach Osten, theils nach Süden. Der Nordmanne dachte sich also den Osten immer noch kalt, wiewol weit weniger als den Norden. Daher sind dort viele Riesenweiber, welche Thor erschlägt.

10) Hrafna-Galdr Othins, Str. 25, 26. S. 231. 232. 11) S. z. B. C. K. Borth, Die altrutsche Religion. S. 106.

Digitized by Google

legte, und für die Beschaffenheit desselben, als eines Zauberlandes, ist auch bemerkenswerth die Saga af Thorsteini Baearmagni. Thorstein segelt in die Ostgegend (i Austrveginn) und kommt in ein ihm und seinen Gefährten unbekanntes Land, welches schöne Bergseiten und Wälder hat, trennt sich in einem Walde von seinen Gefährten, geht den ganzen Tag durch den Wald, ohne etwas gewahr zu werden, kommt dann, als der Tag sich neigte, zu einem breiten Wege, geht darauf fort, bis es Abend wird, bringt die Nacht auf einer großen Eiche zu, hört am Morgen große Donner und Menschengespräche, sieht dann 22 Männer reiten, von so hohem Wuchse, wie er noch nie zuvor gesehen. Nachdem diese vorüber sind, reiten zu ihm drei Männer, gewappnet und so groß, daß er Niemanden zuvor gleich groß gesehen. Thorstein nennt sich. Der große Mann gibt ihm zur Namensbefestigung ein Fingergold (goldenen Fingerring), drei Unzen schwer. Thorstein fragt darauf, wie er heiße und in welches Land er gekommen. Der große Mann antwortet: Godmundr heiße ich, ich rathe (herrsche) dort vor, wo es auf Gläsiswallir heißt, dahinzu dient das Land, das Risaland (Riesenland) heißt; ich bin Königssohn, aber meine Knaben (Diener) heißen: der eine Fullaterkr (Vollstarker), der andere Allaterkr, aber sahst Du Niemanden hinreiten am Morgen? Thorstein sprach: Hier ritten durch zwei Männer und zwanzig, und ließen nicht klein. Die sind meine Knaben (Diener), sagt Godmundr. Das Land liegt hier zunächst, das Jötunheimar (Riesenwelten) heißt, darüber herrscht der König, der Geirraudr heißt; unter ihm sind wir schatzschuldig (skattskilldir, zinspflichtig). Mein Vater hieß Ulfhédin trausti (der Treue), er war genannt Godmundr, wie alle Andere, die hier auf Gläsisvallir wohnen; aber mein Vater fuhr nach Geireaudargardar, einzuhändigen dem Könige seine Schatzungen, und auf dieser Fahrt empfing er den Tod; der König hat gethan mir Gebot, daß ich sollte trinken den Erbtrunk (erfi) nach meinem Vater, und nehmen solche Namensverbesserungen (nafnlaetr, Titel), als mein Vater hatte, und doch sind wir übel damit zufrieden, den Jötnar (Riesen) zu dienen. Gudmund erzählt nun weiter, wie der große Fluß, der Hemra heißt, sein und Geirraud's Land scheidet. Er ist so tief und reißend, daß ihn keine Pferde waden können, als solche, welche Kumpane (kumpanar), wie Gudmund, reiten. Thorstein bietet sich als Reisegefährte an. Gudmund macht ihn auf die Gefahr, die er dabei als Christ laufe, aufmerksam. In einem Hause am Flusse nehmen sie andere Kleider und kleiden sich und ihre Pferde. Diese Kleider waren von der Natur, daß kein Wasser an ihnen haftete, aber das Wasser war so kalt, daß sogleich der Schlag (drep) hineinlief, wenn etwas naß ward. Sie ritten über den Fluß und Thorstein saß mit auf Gudmund's Hengste; dieser stolpert und Thorstein wird naß an der Zehe. Sogleich läuft der Schlag (drep) hinein. Als sie aus dem Flusse gekommen, haut Thorstein sich die Zehe ab. Sie reiten nun weiter ihren Weg, und Thorstein bittet sie, ihn nicht zu verhehlen, indem er machen könne des Verhohlenen Helm (hulins hjálm) [12]), daß ihn Niemand sehe (ohne selbst im Besitze von Zaubermitteln zu sein, hätte sich natürlich Thorstein nicht in das Zauberland wagen können). Geirraudr empfängt sie wohl und Godmundr wird in die Königshalle geführt. Der König saß auf dem Hochsitze und der Jarl bei ihm, der Agdi hieß. Er herrschte über das Herad (Bezirk), das Grundir (Gründe) hieß, das ist zwischen Risaland und Jötunheimar, er hatte seinen Sitz zu Goipalund. Er war vielkennig (fiölkunnigr, zauberkundig) und seine Mannen waren den Trollen (geisterhaften, zaubermächtigen Wesen) ähnlicher, als den Menschen [13]). Hier werden also die Grundir ausdrücklich als Sitz der Zauberkunde und zaubermächtiger Wesen angegeben, und oben sahen wir nach der Hervararsaga, wie Gudmund's Wohnung Grund und sein Land Gläsisvallir hieß. Gudmund, wie er hier heißt, spielt auch im Thättr Helga Thórissonar (im 3. Bde. der Fornmanna-Sögur p. 135—141) eine Rolle. Namentlich sagt König Olaf Tryggvason von ihm: Das habe ich hören sagen von Gudmund von Gläsiswallir, daß er sei sehr vielkennig (fiölkunnigr, zauberkundig). Im genannten Thätte tritt vorzüglich auf Ingibiörg, die Tochter Gudmund's von Gläsiswallir. Die Brüder Helgi und Thorir thun eine Kauffahrt nordwärts nach Finnmark, als sie zurücksegeln, kommen sie eines Tages in das Vorgebirge Vimund. Helgi geht weiter in den Wald hinein, als die andern Männer. Er kann diesen Abend nicht wieder an das Schiff zurückkommen, und es beginnt zu dunkeln, da sieht er zwölf Weiber reiten aus dem Walde, und die vorzüglichste darunter, und die Herrin der andern, ist Ingibiörg, Tochter Gudmund's von Gläsiswallir. Die Schätze, welche Helgi von ihr erhält, verschwinden in einer der Jol-Nächte [14]) wieder,

12) Godmund nennt das eine gute Kunst. Über den hulins hjálm s. mehr bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 308, 309. 13) Das Weitere der Erzählung s. in der Saga af Thorsteini c. 3—13 (in den Fornmanna Sögur. T. III. p. 181—198, in den Scr. Hist. Island. Vol. III. p. 178—196). Es kommen da noch mehre Stücke vor, woraus erhellt, daß jene Gegenden als Sitze der Zauberei gedacht wurden. Nun bemerken wir, daß Thorstein Geirraud'en umbringt, und nun Godmund über dessen Land herrscht. Thorstein heirathet des Jarls Agdi Tochter Godrun, wird Godmund's Mann, und erhält das Herad (den Bezirk) Grundir. Bei seiner zweiten Reise, welche er zu diesem Behufe dahin unternommen, segelt er wieder in die Ostgegend (i Austrveg) und kommt nach Gläsiswallir zu Godmund. Die Nordmannen konnten nämlich das Riesenland, wenn Menschen zu ihnen gelangen sollten, nicht anders als in den Nordosten verlegen. Bevor sie Island und von da aus Grönland entdeckt, mußten sie glauben, daß von Norwegen aus nach Nordwesten kein Land, sondern blos Meer sei. Wohl aber wußten sie, daß in Nordwesten sich Land befand. Sie legten also das Riesenland dahin, und später, als sie Länder im Nordwesten entdeckten, hatte die Sage sich schon so an den Nordosten geknüpft, daß man diese Gegenden als das Hauptland der Trölle nicht aufgeben konnte. Deshalb ist auch Thor häufig in der Ostgegend (i Austrvegi), d. h. im Nordosten, die Trölle zu erschlagen. Da auch die Götterlage der Edda einen Riesen Geirraud und dessen Sitz Geirradargardar hat, und Thor eine Fahrt dahin thut u. s. w. den Riesen erschlägt, so ist in der Christenzeit aus Thor, welcher nicht mehr zu brauchen war, der mit Zaubermitteln ausgerüstete Thorstein geworden. Im übrigen jedoch wird in der Sage von Thorstein Geirraud's Tod anders herbeigeführt, als in der Sage in der Edda. 14) Wie die Zeitennächte,

man es für ein Zauberland hielt. Nach der Sage von Gorm und Thorkell Gorm sendet jener diesen auch in diese Nordgegenden, um zu erforschen, zu welchem Sitz er, nachdem er den Geist verlassen, gelangen werde [6]). Der Odainsakur ist in dem Lande Glaesis-vellir. Aber diese Gefilde können nicht von dem Glasir genannt sein, der in Ásgard vor Walhöll, Othin's Wohnung, steht [7]), und von dem es im Liede heißt:

Glasir steht
Mit goldnen Blättern
Vor Sigyn's Sälen,

und von dem die Skalda bemerkt, daß der Wald oder Baum der glänzendste oder schönste ist bei den Menschen und Göttern, denn alle seine Blätter sind goldroth. Dichterisch wird daher im alten Biárkamál das Gold umschrieben durch Glasis glóbarri (Glasir's Glühblätter). Dieser Glasir hat mit den Glaesis-vellir nichts gemein, obgleich beide die Seelen Abgeschiedener sahen. Walhöll darf man nämlich nicht im Norden suchen, sondern im Süden. So singt Helgi, als er aus seinem Grabhügel, in welchem er die Nacht bei Sigeun zugebracht, wieder nach Walhöll reiten will [8]):

Zeit ist mir zu reiten
Rothe Wege,
Zu lassen das fahle Roß
Den Flugsteig treten.
Ich soll (sein) im Westen
Der Windhialmsbrücke [9]),
Eh der Saalhahn
Das Siegsvolk wecke.

Unter Westen muß hier Südwesten verstanden werden. Der Dichter konnte aber, des Stabreims wegen, Westen überhaupt brauchen, da bei den Nordmannen Osten und Westen nicht den Gegensatz von Licht und Dunkel machte, sondern Süden und Norden bildete ihn; so begeben sich, wenn die Sonne aufgeht, die Gygiur (Riesenweiber) und Thursar (Riesen), die Verwandten des Zwerges und die Dök-Alfar (Schwarz-Elfen) nicht etwa nach Westen, sondern gehen in Jórmungruad's (des Erdengrunds) nördliche Roßthiere unter die äußerste Wurzel des Edel-Baumes (der Esche Yggdrasil) zu Bette, und die Nióla (Nacht) sucht nicht den Westen, sondern nordwärts nach Niflheim [10]). Asheimr als Gegensatz von Niflheim ist also im Süden zu suchen. Die Gläsis-Vellir im Norden, in welchen sich der Odainsakur befindet, haben also mit dem Glasir vor der Walhöll, die im Süden ist, nichts gemein. Die Sage von dem Odainsakur, wenn sie echt nordmannisch ist, steht also vereinzelt da. Vielleicht aber ist sie finnischen Ursprungs, und von Finnen unter die Nordmannen, bei denen jene Zauberei trieben, verpflanzt. Sie brachten sie wahrscheinlich unter die Nordmannen, um ihnen zu veranschaulichen, was sie für mächtige Zauberer waren. Welcher Nordmann hätte ihnen sich nicht hingeben sollen, wenn sie vermochten, das menschliche Leben zu verlängern, Greise jung und Kranke gesund zu machen? Echt nordmannisch dagegen kann sein die Sage von Gorm und Thorkell, welche Neuere mit dem Odainsakur in Verbindung gebracht haben, aber wol mit Unrecht. Diese Sage steht auch nicht vereinzelt da, denn eben im Norden war Helheim, wo die hinkamen, die an Krankheit und vor Aller starben. Den Goem läßt aber die Sage in den Norden senden, nicht, daß er dort ein nordisches Elysium finden soll, sondern die Scheußlichkeit von Utgardsloki (s. d. Art. Orakel). Diese Sage hat also entweder Zusammenhang mit Helheim, der Welt Hel's, der Tochter Loki's, oder ist erfunden in feindlicher Absicht, um vor der Zauberei der Finnen ein Schreckbild aufzustellen. Ist Letzteres der Fall, so ist der Odainsakur allerdings nicht ohne Zusammenhang mit der Sage von Gorm und Thorkell, aber diese ist erfunden, um die geträumten Herrlichkeiten des Odainsakur zu vernichten. Wenn es im Saxo Grammaticus. Lib. IV., basler Ausg. vom J. 1534 heißt: Fiallerum Seaniae exilio adegit: quem ad locum, cui *Udensakre* nomen est, nostris ignotum populis, concessisse fama est, so versteht man [11]) nicht mit Unrecht den Odainsakur darunter, nur daß der Name verdorben ist. Für die Gegend, wohin man den Odainsakur ver-

6) S. den Art. Orakel. 7) S. die Skálda p. 130. Grüter, Nordische Blumen. S. 440. *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 689 and den Art. Glasir in d. Encykl. 8) Helga-Quida Hundingsbana II. Str. 47 in der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 114 und in teutscher Übersetzung bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 135. 9) Scal ec fyri vestan Vind-hiálms brúar, wörtlich: soll ich vor Westen der Windhelmsbrücke (sein), fyri bedeutet vor und vestan von Westen her, fyri vestan ist also dasselbe, als wenn wir sagen: im Westen der Windhelmsbrücke. Die Gebrüder Grimm (Lieder der alten Edda. 1. Bd. S. 120) bemerken hierzu: Wenn Helgi westlich vor dem Regenbogen sein will, so muß er von Westen nach Osten ausgespannt gedacht werden, sodaß Walhall am entgegengesetzten Ende im Osten liegt, welches ganz richtig ist, da es zu Ásgard gehört. Ásgard dachte man sich zwar im Osten, aber erst später, als man die Göttersage in Menschensage umgewandelt und bei Ásgard an Asien gedacht und zwei Ásgarde geschaffen hatte, da lag das alte Ásgard allerdings im Osten (s. Ferd. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 13, 34). An unserer Stelle des Helgiliedes wird aber Walhöll nicht im Osten gedacht, sondern im Westen (d. h. Südwesten). Wäre Walhöll im Osten, hätte Helgi sagen müssen fyrir austan. So heißt es z. B. in der Heimskringla gr. Ausg. 1. Th. S. 6: Heitir fyrir austan Asia, enn fyrir vestan Europa, fyrir austan Tanaquisl var kallat Asaland edr Asaheimr, enn höfudborginna, er i. var landinu, kölludu their Asgard (s. die Übersetzung bei Ferd. Wachter 1. Bd. S. 13). Aber hier in Osten ist das himmlische Ásgard nicht zu suchen, denn in der Götterfage ist Thor, wenn er von Ásgard abwesend ist, und Riesen erschlägt, im Osten (ostwärts, austr) oder der Ostgegend (t Austrvegi). S. Harbarz-lióth, gr. Ausg. d. Edda Sämundar S. 70 und Str. 22. S. 101, und Snorra Edda, Ausg. von Rask S. 106. Der Osten konnte in der Nordwelt oder der Welt der Nordmannen auch keine so gute Rolle spielen, als in der Südwelt, denn die Saaat zeigt dort erst ihre wohlthätige Wirksamkeit, wenn sie so hoch heraufgerückt ist, daß sie im Süden steht. Die Morgensonne ist in ihren Wirkungen noch schwach. Die Mittagssonne erst bringt dem Nordmann erwünschte Wärme. Schon die dithmorsischen Heidengräber gehen von Norden nach Süden. In den Thüringischen sind die Leichen mit den Rücken bald nach Norden, bald nach Westen gelehnt, schauen theils nach Osten, theils nach Süden. Der Nordmanne dachte sich also den Osten immer noch kalt, wiewol weit weniger als den Norden. Daher sind dort viele Riesenweiber, welche Thor erschlägt.

10) Hrafna-Galdr Othins, Str. 25, 26. S. 231, 232. 11) S. z. B. C. K. Barth, Die altrussische Religion. S. 106.

Digitized by Google

legte, und für die Beschaffenheit desselben, als eines Zauberlandes, ist auch bemerkenswerth die Saga af Thorsteini Baarmagni. Thorstein segelt in die Ostgegend (i Austroegiun) und kommt in ein ihm und seinen Gefährten unbekanntes Land, welches schöne Bergseiten und Wälder hat, trennt sich in einem Walde von seinen Gefährten, geht den ganzen Tag durch den Wald, ohne etwas gewahr zu werden, kommt dann, als der Tag sich neigte, zu einem breiten Wege, geht darauf fort, bis es Abend wird, bringt die Nacht auf einer großen Eiche zu, hört am Morgen große Donner und Menschengespräche, sieht dann 22 Männer reiten, von so hohem Wuchse, wie er noch nie zuvor gesehen. Nachdem diese vorüber sind, reiten zu ihm drei Männer, gewappnet und so groß, daß er Niemanden zuvor gleich groß gesehen. Thorstein nennt sich. Der große Mann gibt ihm zur Namensbefestigung ein Fingergold (goldenen Fingerring), drei Unzen schwer. Thorstein fragt darauf, wie er heiße und in welches Land er gekommen. Der große Mann antwortet: Godmundr heiße ich, ich rathe (herrsche) dort vor, wo es auf Gláfiswallir heißt, dahinzu dient das Land, das Risaland (Riesenland) heißt; ich bin Königssohn, aber meine Knaben (Diener) heißen: der eine Fullsterkr (Vollstarker), der andere Allsterkr, aber sahst Du Niemanden hinreiten am Morgen? Thorstein sprach: Hier ritten durch zwei Männer und zwanzig, und ließen nicht klein. Die sind meine Knaben (Diener), sagt Godmundr. Das Land liegt hier zunächst, das Jötunheimar (Riesenwelten) heißt, darüber herrscht der König, der Geirraudr heißt; unter ihm sind wir schatzschuldig (skattskilldir, zinspflichtig). Mein Vater hieß Ulfhédin trausti (der Treue), er war genannt Godmundr, wie alle Andere, die hier auf Gláfiswallir wohnen; aber mein Vater fuhr nach Geirraudargardar, einzuhändigen dem Könige seine Schatzungen, und auf dieser Fahrt empfing er den Tod; der König hat gethan mir Gebot, daß ich sollte trinken den Erbtrunk (erfi) nach meinem Vater, und nehmen solche Namensverbesserungen (nafnlaetr, Titel), als mein Vater hatte, und doch sind wir übel damit zufrieden, den Jötnar (Riesen) zu dienen. Godmund erzählt nun weiter, wie der große Fluß, der Homra heißt, sein und Geirraud's Land scheidet. Er ist so tief und reißend, daß ihn keine Pferde waden können, als solche, welche Kumpane (kumpanar), wie Godmund, reiten. Thorstein bietet sich als Reisegefährte an. Godmund macht ihn auf die Gefahr, die er dabei als Christ laufe, aufmerksam. In einem Hause am Flusse nehmen sie andere Kleider und kleiden sich und ihre Pferde. Diese Kleider waren von der Natur, daß kein Wasser an ihnen haftete, aber das Wasser war so kalt, daß sogleich der Schlag (drep) hineintief, wenn etwas naß ward. Sie ritten über den Fluß und Thorstein saß mit auf Godmund's Hengste; dieser stolpert und Thorstein wird naß an der Zehe. Sogleich läuft der Schlag (drep) hinein. Als sie aus dem Flusse gekommen, haut Thorstein sich die Zehe ab. Sie reiten nun weiter ihren Weg, und Thorstein bittet sie, ihn nicht zu verhehlen, indem er machen könne des Verhohlenen Helm (hulins hjálm) [12]), daß ihn Niemand sehe (ohne selbst im Besitze von Zaubermitteln zu sein, hätte sich natürlich Thorstein nicht in das Zauberland wagen können). Geirraudr empfängt sie wohl und Godmundr wird in die Königshalle geführt. Der König saß auf dem Hochsitze und der Jarl bei ihm, der Agdi hieß. Er herrschte über das Herad (Bezirk), das Grundir (Gründe) hieß, das ist zwischen Risaland und Jötunheimar, er hatte seinen Sitz zu Gnipalund. Er war vielkennig (fiölkunnigr, zauberkundig) und seine Mannen waren den Trölen (geisterhaften, zaubermächtigen Wesen) ähnlicher, als den Menschen [13]). Hier werden also die Grundir ausdrücklich als Sitz der Zauberkunde und zaubermächtiger Wesen angegeben, und oben sahen wir nach der Hervararsaga, wie Godmund's Wohnung Grund und sein Land Gláfisvallir hieß. Godmund, wie er hier heißt, spielt auch im Thátir Helga Thórissonar (im 3. Bde. der Fornmanna-Sögur p. 135—141) eine Rolle. Namentlich sagt König Olaf Tryggvason von ihm: Das habe ich hören sagen von Gudmund von Gláfiswallir, daß er sei sehr vielkennig (fiölkunnigr, zauberkundig). Im genannten Thátir tritt vorzüglich auf Ingibiörg, die Tochter Gudmund's von Gláfiswallir. Die Brüder Helgi und Thorir thun eine Kauffahrt nordwärts nach Finnmark, als sie zurücksegeln, kommen sie eines Tages in das Vorgebirge Vimund. Helgi geht weiter in den Wald hinein, als die andern Männer. Er kann diesen Abend nicht wieder an das Schiff zurückkommen, und es beginnt zu dunkeln, da sieht er zwölf Weiber reiten aus dem Walde, und die vorzüglichste darunter, und die Herrin der andern, ist Ingibiörg, Tochter Gudmund's von Gláfiswallir. Die Schätze, welche Helgi von ihr erhält, verschwinden in einer der Jol-Nächte [14]) wieder,

12) Godmund nennt das eine gute Kunst. Über den hulins hjálm s. mehr bei F. Wachter, Snorri Sturlesons Weltkreis. 2. Bd. S. 308, 309. 13) Das Weitere der Erzählung s. in der Saga af Thorsteini c. 5—13 (in den Fornmanna Sögur. T. III. p. 181—198, in den Scr. Hist. Island. Vol. III. p. 178—196). Es kommen da noch mehre Stücke vor, woraus erhellt, daß jene Gegenden als Sitze der Zauberei gedacht wurden. Nun bemerken wir, daß Thorstein Geirraud'en umbringt, und nun Godmund über dessen Land herrscht. Thorstein heirathet des Jarls Agdi Tochter Gobrun, wird Godmund's Mann, und erhält das Herad (den Bezirk) Grundir. Bei seiner zweiten Reise, welche er zu diesem Behufe dahin unternommen, segelt er wieder in die Ostgegend (i Austrveg) und kommt nach Gláfiswallir zu Godmund. Die Nordmannen konnten nämlich das Riesenland, wenn Menschen zu ihnen gelangen sollten, nicht anders als in den Nordosten verlegen. Bevor sie Island und von da aus Grönland entdeckt, mußten sie glauben, daß von Norwegen aus nach Nordwesten kein Land, sondern blos Meer sei. Wohl aber wußten sie, daß in Nordwesten sich Land befand. Sie legten also das Riesenland dahin, und später, als sie Länder im Nordwesten entdeckten, hatte die Sage sich schon so an den Nordosten geknüpft, daß man diese Gegenden als das Hauptland der Tröll nicht aufgeben konnte. Deshalb ist auch Thor häufig in der Ostgegend (i Austrveg), d. h. im Nordosten, die Tröll zu erschlagen. Da auch die Götterlage der Edda einen Riesen Geirraud und dessen Sitz Geirradargardar hat, und Thor eine Fahrt dahin thut u. s. w. den Riesen erschlägt, so ist in der Christenzeit aus Thor, welcher nicht mehr zu brauchen war, der mit Zaubermitteln ausgerüstete Thorstein geworden. Im übrigen jedoch wird in der Sage von Thorstein Geirraud's Tod anders herbeigeführt, als in der Sage in der Edda. 14) Lies die Jotennächte,

woraus, sowie auch daraus, daß sie sogleich Helgi's Namen weiß, hervorgeht, daß auch sie, wie ihr Vater, ein zaubermächtiges Wesen ist. Man konnte also auf zwei Wegen in jene Gegenden des Zauberlandes gelangen, einmal wenn man nordwärts um Norwegen und das andere Mal, wenn man durch die Ostsee in den finnischen oder in den bottnischen Meerbusen segelte; denn die Sage ist keine Freundin von Genauigkeit bei geographischen Gegenständen. Nur beobachtet sie dieses dabei: das Wunderland darf nicht zu nahe liegen, weil man sonst leicht finden würde, daß die Wunder dort nicht wären, aber da Glückskinder und Abenteurer auch in das Wunderland müssen, um die Wunder zu sehen und die Schätze zu holen, wie in der Saga af Thorsteini Baearmagni und dem Thâttr Helga Thórissonar geschieht, so wird das Wunderland auch beliebig näher gerückt. Dieses möge zur Rechtfertigung dienen, warum wir nicht versuchen, geographisch zu bestimmen, wo die Glaesis-wallir und der Odainsakur in ihnen gelegen haben.

(*Ferdinand Wachter.*)

ODAX *Cuvier* (Pisces). Eine Fischgattung, aus Sparus Linné's gesondert (Règne animal ed 2. II. p. 266), zur Familie Labroïdes der Abtheilung Acanthopterygii gehörig. Sie nähert sich der Gattung Labrus sehr durch ihre aufgeschwollenen Lippen und eine ununterbrochene Seitenlinie; ihre Kiefer sind wie bei der Gattung Sparus gebildet, aber platt, und werden von den Lippen bedeckt, die Gaumenzähne stehen pflasterartig, wie bei der Gattung Labrus. Cuvier führt als Typus der Gattung Sparus pullus *Forster* (Sparus pullus *Bloch*, Systema Ichthyologiae ed. *Schneider*, p. 288) an. Dieser Fisch ist durchaus, auch die Flossen, schwarzbraun; nur die Iris des Auges ist gelb. Die kleinen Schuppen sind von der gemeinschaftlichen Haut bedeckt. Der Aufenthaltsort dieses Fisches ist der stille Ocean, und die Einwohner von Neuseeland nennen ihn nach Schneider's Angabe Manarée. (Dr. *Thon.*)

ODFEWI und ADFEWI. Der schafiitische Scheich, Imam und Grammatiker Abu Bekr Muhammed Ben Ali Odfewi (nach Andern Ibn-el odfewi), ist uns als Verfasser mehrer arabischen Werke bekannt, unter denen wir hier folgende bemerken wollen: 1) Ein Commentar zum Koran, angeblich in 100 (?) Bänden bestehend und betitelt: „Das Fragen um Rath" (Istifta). 2) Hinreichende Anleitung über die Gesetze der Musik (Ienâ), obwol Andere behaupten, daß dieses Werk über Schriftkunde, Schreibregeln und Schriftcharakter handelt. Nur eine Ansicht des Werkes selbst könnte eine Vereinigung dieser Angaben vermitteln, zumal da eine noch größere Unsicherheit aus der Nachricht hervorgeht, daß Kemâl eddin Dschafar Odfewi ebenfalls ein Werk über die Musik geschrieben hat, woraus zu erhellen scheint, daß eine Verwechselung der Namen statt gefunden hat. Unser Muhammed Odfewi starb im J. 388 (998 n. Chr.). (*Gustav Flügel.*)

ODHAIB (العُذَيب). So heißt das erste in der arabischen Provinz Nadsched den von Kufa nach Mekka ziehenden durstenden Reisenden aufstoßende Quellwasser. Es liegt in der Wüste, womit jene Provinz nordöstlich beginnt. Nach Abulfeda ist aber dieser Name auch andern Quellen der arabischen Wüste eigen. (*Rommel.*)

ODHR, ODR (nordische Göttersage), ohne Zeichen des Nominativs **Od**, bedeutet Geist (ingenium) oder Rasender, ein Mann (Person), mit dem Freya verheirathet ist. Man schließt aus dem Ausdrucke madr der jüngern Edda, daß es kein Gott, kein Âse sein solle [1]. So heißt es in der Heimskringla bei F. Wachter (1. Bd. S. 17) von Othin: „Er zog und alle Diar (Götter) mit ihm, und viel anderes Mannfolk." Ungewiß ist auch hier, ob Mannfolk an dieser Stelle genus humanum, Menschenvolk, bedeuten soll; denn auch von andern, als wirklichen Menschen, brauchte man Menn; so heißt es in den Grimnismál, Str. 31. S. 55, von den Wurzeln der Esche Yggdrasil: „Hel wohnt unter der einen, (unter) der andern die Hrimthursar (Reifriesen), (unter) der dritten die menschlichen Menschen (*men-zkir menn*, homines vera humanitate praeditî [2])." Od's und Freya's Töchter heißen Hnoß und Gersimi. Sie sind so schön, daß von ihrem Namen die theuersten Kostbarkeiten genannt werden, und Alles, was schön (kostbar) und kostbar (gersemeligt) ist, von Hnossens Namen Hnossir heißt. Odr fuhr (reiste) lange Wege und Freya weint ihm nach. Ihre Thränen sind rothes Gold. Freya hat viele Namen, und Ursache ist dazu, daß sie sich andere Namen gab, als sie unter unbekannten Völkern reiste, um Od'en zu suchen [3]. Die Skalda [4]) führt unter Freya's dichterischen Benennungen kona Ods (Weib Od's), und Einar Skulason (S. 109) umschreibt Freya'n durch „freundliche Theilhaberin des Bettes Od's." Nach Mone's Deutung ist Odr die stürmische und feurige Begierde (dem Worte nach die Wuth, der Sache nach die Geilheit); sie entflieht nach der ersten Befriedigung, wenn sie den Genuß (Hnoss) erzeugt hat, aber die Lust folgt ihr nach in alle Länder; überall ist sie, unter verschiedenen Gestalten tritt sie auf, immer dieselbe. So nach Mone [5]). Rudbeck und Kanne vergleichen Od'en mit Adonis und Freya'n mit Venus [6]). Große Wichtigkeit erhält die Sage durch die wahrscheinliche Vermuthung, daß Odr und Othin früher ein Wesen waren, bevor aus Freya oder Frigg zwei Wesen gemacht wurden. So nennt Paulus Diakonus die Gemahlin Wodan's (Othin's) Frea [7]), und die Grimnismál Str. 14. S. 46 singen:

vorzüglich der Jolenabend, die wichtigste Zeit für die Zauberei war, hierüber s. Beispiele bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 146, 147, 204, 205 und in dessen Forum der Kritik. 1. Bds. 1. Abth. S. 54. 2. Abth. S. 103, 104.

1) So Grimm, Teutsche Mythol. S. 193. 2) Vergl. Ferd. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla) übersetzt und erläutert. 1. B. S. 18. Ein anderes Beispiel, wo menskir menn als Gegensatz dient, s. im Art. Orms Saga Storolfssonar hier in diesen Nachträgen. 3) Snorra Edda, Ausg. von Rask. S. 37. Snorri in der Heimskringla bei Ferd. Wachter. 1. Bd. S. 37, 38 und die 15. Anm. dazu. 4) In der Snorra Edda, Ausg. von Rask S. 709. 5) Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa. 1. Th. S. 402. 6) *Rudbeckius*, Atlant. II. p. 406 und anderwärts. Kanne, Allgemeine Mythologie. 7) *Paulus Diaconus*, Hist.

Fólk-vangr ist der neunte,
Aber dort Freya herrscht
Über der Sitze Kiesungen im Saal.
Die halben Wahl [8]) sie kiriet
Jeden Tag,
Aber den halben Othin hat —

Den Schlüssel zu dieser vielfach ausgelegten Stelle, deren Deutungen wir im Artikel Othin betrachtet haben, glauben wir bei Snorri Sturleson in der Heimskringla bei F. Wachter (2. Bd. S. 212) gefunden zu haben. Snorri sagt dort, wo er von Olaf Tryggva-Son als sich in Garda-Riki befindend handelt: „Das war große Sitte der mächtigen Könige in jener Zeit, daß die Königin sollte haben die halbe Hird (Leibwache, Hofgesinde) und halten auf ihre Kosten, und dazu haben Schatzungen und Zinsen, sowie es bedurfte." Was sind aber die Einheriar anders als die Hird Odin's? Freya erhielt also die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen [8]), damit sie die Hälfte der Hird hätte als Odin's Ehehälfte. Der Verf. der Grimnismál dachte sich also Freya'n noch als Odin's Gemahlin, noch als Himmelskönigin. Als später Frigg Odin's Hauptgemahlin ward, machte man für Freya als Gemahl aus Odin einen Od [9]), aber die Sage von ihm läßt sich nur hinlänglich deuten, wenn wir Odin als Freya's Gemahlin statt Od's nehmen. Odin, der einäugige Gott, der das eine Auge in Mimir's Brunnen (d. h. im Meere) zum Pfande gesetzt hat, ist der Himmel bei Tage und sein Auge die Sonne. Freya aber ist der nächtliche Himmel mit dem Monde. Odin zieht weite Wege und Freya weint ihm nach. Ihre Thränen sind rothes Gold, d. h. der funkelnde Thau. Odin, der Himmel, hat auch noch ein anderes Weib, das er beständig umarmt, das ist Frigg oder die Erde. Mit dieser hat er die zahlreichste Nachkommenschaft, und deshalb wird Frigg als die Stammmutter der Götter und Menschen angesehen, und verdrängt nach und nach Freya'n aus ihrem Range als Himmelskönigin, und gilt nicht mehr blos als Odin's Geliebte, sondern als seine Gemahlin. Aber da Frigg eben die Erde ist, behält doch Freya die Hälfte der himmlischen Hird. Nehmen wir Odin als Freya's ursprünglichen Gemahl an, erklärt sich auch leichter, warum Freya's Töchter Hnoß und Gersimi so schön sind, da die Umarmung des Tageshimmels und des Nachthimmels so schöne Erscheinungen, nämlich die Morgenröthe und Abendröthe, erzeigen. Wie käme aber jener Odher dazu, der Vater so schöner Töchter zu sein! Ungeachtet so Odr aller Wahrscheinlichkeit nach aus Odin gebildet ist, so ist diese Umschaffung doch nicht nur nicht unecht, sondern auch nicht einmal sehr spät oder am Schlusse des Heidenthums anzunehmen, denn der Verf. der Völuspá (Str. 23. S. 35) umschreibt Freya'n durch Ods mey, Od's Mädchen, d. h. Frau. (*Ferd. Wachter.*)

ODINGTON (Walther), ein Benedictiner von Evesham, schrieb unter Heinrich III. von England, ungefähr im J. 1240, nach dem teutschen Hauptschriftsteller Franco von Cöln (s. d. Art.) über Mensuralmusik. Burney spricht in seiner Geschichte der Musik von dem Buche dieses Mönches, das unter dem Titel: **De speculatione musices, Lib. VI.**, in Cambridge sich vorfindet. Nach ihm gibt Forkel die Überschriften dieser sechs Abtheilungen so an: **Prima pars est de inaequalitate numerorum et eorum habitudine.** Dieser Theil enthält zehn Capitel, worin von der Theilung der Tonleiter und von den harmonischen Verhältnissen gehandelt wird. **Secunda de inaequalitate sonorum sub portione numerabili et ratione concordantiarum** in 18 Capiteln. In der Einleitung zu diesem Theile werden noch die Consonanzen Symphonien genannt und folgende Fragen aufgeworfen: **In qua proportione sint ditonus et semiditonus et an sint symphoniae? An dipason cum distessaron sit symphonia? An diapente cum diapason sit symphonia? etc. Tertia de compositione instrumentorum musicorum**, wo vorzüglich die Canonik, d. i. Berechnung des Monochords und der Orgelpfeifen, verhandelt wird. Auch wird von den drei Arten der Melodie, nach Franco oder **Pseudo-Beda**, gesprochen, wobei man bemerkt haben will, daß dieser Mönch auch mit den musikalischen Schriften der Griechen nicht ganz unbekannt gewesen sein könne. **Quarta de inaequalitate temporum in pedibus, quibus metra et rhythmi decurrunt**, was mehr auf Dichtkunst als auf Musik bezogen worden sein soll. **Quinta de Harmonia simplici, i. e. de plano cantu.** Das von Burney für sonderbar und wunderlich ausgegebene Ganze dieses Theils ist in 18 Capiteln verhandelt, unter welchen eins, **de signis vocum**, uns lehrt, daß noch damals die Töne durch die sieben ersten Buchstaben des Alphabets angedeutet wurden, nämlich durch sieben große, sieben kleine und sieben doppelte, z. B. aa, bb, cc ꝛc., grade so wie zu Guido's von Arezzo Zeiten. Darauf wird jedoch auch von Notenfiguren gesprochen und eine Tabelle geliefert, die Gestalt und Verhältnisse ausdrückt. Die Namen sind eigen und darin nicht allein zur Andeutung des Steigens und Fallens der Töne, sondern auch zur Andeutung ganzer, aus mehren Tönen bestehender Sätze. Burney setzt: **Punctum, Bispunctum, Tripunctum; Apostropha, Bistropha, Tristropha; Virga, Bivirgia etc.** (s. in d. musik. Beil. unter A.) Andere Zeichen sollen zu größern Intervallen und zu ganzen kleinen Sätzen dienen, unter den Namen: **Sinuosa, Flexa, Resupina, Pes, Pes quassus etc.** (s. in d. musik. Beil. unter B.) Nach diesen Zeichenerörterungen werden verschiedene Arten des

---

Langobard. Lib. I. c. VIII. ap. *Muratori*, Script. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 411.

8) D. h. die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen. 9) Über Od als eine Veränderung des Namens Odin's vergl. Finn-Magnusen zum Grimnismál und nach ihm Legis, Fundgruben des alten Nordens. 2 Bd. S. 157 und daher ist Freya's Gemahl im Ganzen eine Personification der Sonne, und ursprünglich Odin, bis Frigg an Freya's Stelle trat. Der erste allegorische Mythus von dem Bündnisse der Sonne mit dem Monde ward achtlos von den spätern Dichtern verderbt. Nicht allein die Schallähnlichkeit Odur und Odin hat sich in der Edda erhalten, sondern auch jene von Loki aufgefrischte Sage, daß Freya einst mit dem Odin gebuhlt hätte. Doch Letzteres hat kein großes Gewicht, da Loki (Aegisdrecka Str. S. 163) blos im Allgemeinen sagt: von den Asen und Alfen, die hierinne sind, ist jeder dein Buhle (hóer) gewesen.

Digitized by Google

Kirchengesanges beschrieben und Regeln zur Verfertigung derselben gegeben. Die von Burney angeführten Proben der Melodien Odington's sind die in d. musik. Beil. unter C angegebenen. Wie gewöhnlich sucht Burney, wenn er von vaterländischen Werken spricht, zu viel darin. Die Beispiele selbst liefern nichts mehr als den allbekannten Mönchsgesang. Sexta et ultima de harmonia multiplici, i. e. de organo et ejus speciebus; nec non de compositione et figuratione. Die vorzüglichsten Capitel dieses letzten Theiles geben ausführlich und größtentheils in der Ordnung und mit den Worten Franco's die Lehre von der Mensuralmusik, sodaß Odington Franco's Werk entweder kennen, oder diese Lehre von andern, nun verlorenen, Schriftstellern genommen haben mußte. Da aber bis jetzt der Codex nicht durch den Druck bekannt gemacht worden ist, läßt sich nichts weiter darüber sagen, als was uns im Allgemeinen von dem in solchen Dingen nicht immer ganz zuverlässigen Burney mitgetheilt und auf Treu und Glauben von Forkel benutzt worden ist. Daß ihn Forkel in seiner allgemeinen Literatur der Musik wegließ, war nicht wohlgethan, und ist nur einem Versehen zuzuschreiben, was die Folge gehabt hat, daß Odington auch von Peter Lichtenthal in seinem Dizionario e Bibliografia della Musica (Milano 1826) und in Becker's neuester musikalischer Literatur (Leipzig 1836) übergangen wurde. Wünschenswerth wäre es, daß bald einer der Engländer des Werkchens sich annähme und es treulich edirte. Es wäre glücklich, wenn in dem neuen, großen, englischen Nationalwerke auch auf solche Manuscripte mit Rücksicht genommen worden wäre. Ein Werk auf Kosten der englischen Nation wird kein Verdienst um die Literatur von sich weisen. Wäre es noch nicht geschehen, so käme es zuverlässig noch unter andere bedeutende Veröffentlichungen alter Handschriften.

(*G. W. Fink.*)

ODONATA *Fabricius* (Insecta). Eine Ordnung der geflügelten Insekten, mit vier Flügeln, welche jetzt unter die Neuroptere gerechnet wird und nur die Gattungen Libellula, Aeschna und Agrion umfaßte.

(D. *Thon.*)

ODONESTIS (Insecta). Eine Gattung der Spinner-Nachtschmetterlinge (Bombyx *Linné*), von Germar, in dessen Prodromus systematis Glossatorum, aufgestellt, von Ochsenheimer zur Gattung Gastropacha gezählt. Es gebührt ihr aber der ältere Name Schranck's, Lasiocampa (s. d. Art), unter welchem sie auch Boisduval (Europaeorum Lepidopterorum index methodicus [Paris 1829]) wieder aufführt. (D. *Thon.*)

ODONTAEUS *Ziegler* (Insecta). Diese aus der Linné'schen Gattung Scarabaeus gebildete Käfergattung gehört unter die Familie Lamellicornes, Tribus Scarabaeides, und ward später von Kirby Bolboceras genannt. Die hierher gehörigen Arten nähern sich der Gattung Ochodaeus sehr; sie haben, wie diese, eine einfache und eine an der Spitze zweizähnige Mandibel; die Maxillarpalpen sind kaum länger als die Labialpalpen, und das Kinn ist nicht ausgerandet. Als Typus der Gattung dient O. mobilicornis (Scarabaeus m. *Fabric.* Syst. I. 1. Herbst, Paykull, Gyllenhal, Panzer. Von letzterm monographisch beschrieben und abgebildet in dessen Symbolae entomologicae, p. 75. t. VII, auch in dessen Fauna XII. f 2, in Sturm's Fauna I. t. VI. f. 5. t. U. V.). Dieser Käfer ist nur 3½ Linie lang, fast kugelförmig; auf dem Kopfschilde steht beim Männchen ein langes, dünnes, wenig nach Hinten gebogenes, bewegliches Horn, statt dessen das Weibchen nur zwei Höckerchen hat; das Brustschild ist stark punktirt, hat in der Mitte eine Furche und ist vorn mit vier Höckerchen besetzt. Die Flügeldecken sind punktirt gefurcht. Dieser Käfer ändert sehr ab, theils in der Größe des Horns, welches fast zu der Kleinheit eines Höckers herabsinkt, theils in der Farbe. Gewöhnlich ist diese oben schwarz, unten braunroth, ändert aber bis ins Rostgelbe ab (Scar. testaceus *Fabr. Panz.* Faun. 28. f. 5). Der Aufenthalt ist auf dürren Bergen in Teutschland, Frankreich, Schweden, England; Brahm fing ihn des Abends auf Wiesen herumfliegend (Insektenkalender I. S. 121), und bei Jena fing ich ihn auch in der Ebene, des Abends, in der Nähe der Landstraße. Er ist überall selten. Von andern Arten gehören hierher Sc. quadridens, cyclops und Lazarus *Fabr.* und Bolboceras Australasiae *Kirby* in Transact. of Linn. Society XII, 23. 5. (D. *Thon.*)

ODONTASPIS (Paläozoologie). Ein von Agassiz aufgestelltes, aber noch nicht näher charakterisirtes Geschlecht fossiler Fische aus seiner Ordnung der Placoiden, wovon die Art O. rhaphiodon in Kreide zu Lewes in Sussex und zu Maestricht in den Niederlanden fossile Theile hinterlassen hat*). (*H. G. Brown.*)

ODONTEUS (Paläozoologie). Ein ebenfalls von Agassiz angenommenes Geschlecht fossiler Fische, aus der Familie der Sciänoiden, wovon eine Art, O. sparoides *Ag.*, im alten Tertiärkalke des Monte Bolca vorkommt. Näher bekannt ist das Genus noch nicht†). (*H. G. Brown.*)

ODONTOCNEMUS *Zoubkoff* (Insecta), (ὀδούς, ὀδόντος, Zahn, κνήμη, Bein). Diese Käfergattung gehört zu den Curculioniden und soll, nach Angabe des Begründers, neben Schönherr's (Synopsis Curculionidum) Deracanthus ihren Platz einzunehmen haben. Sie findet sich aufgestellt im Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou I. année 1829. p. 151. Die Kennzeichen derselben sind folgende: Die Fühler sind kurz, stark, das Wurzelglied derselben ist verkehrt kegelförmig, länglich, gebogen; das zweite Glied ist dreieckig, die übrigen sind fast perlschnurförmig, das siebente ist größer; die eiförmige Keule hat dicht verbundene Glieder; der Rüssel ist kurz, dick, eckig, oben breit und rinnenförmig ausgehöhlt, treppenförmig ausgeschnitten, die dadurch entstehenden Vorragungen sind zahnförmig; die Fühlergrube ist tief, gebogen und von den Augen entfernt; diese letztern sind länglich, plattgedrückt; das Brustschild ist quer, kugelig; die Flügeldecken sind eiförmig,

*) *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles, Feuilleton. p. 55. not. und Jahrbuch für Mineralogie. 1835. S. 493.

†) *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. IV, 40, 49. note.

Digitized by Google

gewölbt; die Tarsen stehen gedrängt, sind breit, borstig; die vordern Schienbeine sind gekrümmt, nach Vorn erweitert und mit sieben Zähnen besetzt. Die einzige Art ist O. Fischeri (l. c. p. 153. t. zool. IV. f. 10). Die Kennzeichen sind: Schwarz, weiß beschuppt, mit schwarzgrauen Flecken bestreut; die Flügeldecken sind punktirt gestreift. Die Länge dieses Käfers ist fünf, die Breite 2¼ Linien; Kopf und Rüssel sind mit wenigen Punkten, die Fühler mit kurzen, weißen Härchen besetzt; das Brustschild ist fast kugelig, an den Seiten aufgeschwollen, hinten scharf eingezogen, vorn und hinten stark gerandet; an der Basis steht ein starker Längseindruck und in der Mitte ein großer aschgrauer Fleck mit zwei schwarzen Punkten; nach dem Vorderrande zu stehen zwei andere, etwas hellere Flecken; die Flügeldecken sind stark gewölbt, eiförmig, gestreift, mit Punkten in und zwischen den Streifen, aus welchen weiße Haare hervortreten. Sie sind mit schwärzlichen Flecken übersäet, und an der Wurzel steht ein großer Fleck von der Farbe desjenigen auf dem Brustschilde. Von den sieben Zähnen an dem vordern Schienbeine stehen zwei seitlich an der Einfügung des Tarses dicht neben einander, drei, wo das Bein rundlich ist und zwei höher. An den Schienbeinen der mittlern Füße stehen acht Dornen; die hintern Schienbeine haben zwei kleine Zähne an der Einfügung des Tarses, drei weiter oben; die Unterseite ist auch weiß beschuppt. Vaterland das südliche Rußland, in den Steppen zwischen dem Ural und der Wolga bei Glinianoye. (D. *Thon.*)

Odontophorus *Vieillot* (Aves), s. Perdix.

ODONTORAMPHI *Dumeril* (Aves). Eine Abtheilung der sperlingsartigen Vögel, die Gattungen Buceros, Momotus und Phytotoma umfassend. (D. *Thon.*)

Odontorhynchi *Dumeril* (Aves), s. Dentirostres.

ODONTOSIA *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung aus Bombyx *Linné* gesondert, von Ochsenheimer zu Notodonta (s. d. Art.) gezählt. (D. *Thon.*)

ODOTROPIS *Rafinesque* (Mollusca). Eine Gattung Schnecken, aus Helix gesondert, zu Feruſſac's Helicodonta gehörend, und nicht ins System aufgenommen. S. d. Art. Helicodonta und Helix. (D. *Thon.*)

ODREYRIR, ODRERIR, ODHRAERIR, ODTHRAERIR (nordische Göttersage). Das erste ist von ódr, Geist (ingenium), oder ódr, Lied, und reiri (ich) binde fest zusammen, also Geistzusammenhalter oder Liedzusammenhalter, Geistfeßler, Liedfeßler, die drei andern Formen sind von hraeri (ich) rühre, bewege, also Geistrührer, Geistbeweger oder Liedbeweger, Liedererreger; die wortwitzigen Nordmannen verfuhren dabei nicht streng etymologisch, sondern dachten dabei zugleich an Geist und Lied. Da sie auch Hraeri, Deckel eines Kessels, hatten, so dachten sie zugleich auch dabei an Kessel; denn nach der jüngern Edda tödteten die Zwerge Quasirn und ließen sein Blut in zwei Fässer rinnen, Son und Bodn, und in einen Kessel Odreirir, mischten Honig in das Blut, woraus ein so herrlicher Meth entstand, daß, wer davon trinkt, Dichter und weiser Mann (weissagekundiger) wird. Die Dichtkunst wird deshalb Odreirir's, oder Bodn's, oder Son's Naß genannt. Suttung nimmt den Zwergen den Meth, und Othin betrügt den Riesen darum. Bei dem ersten Trunke leerte er den ganzen Odreirir, bei dem zweiten Bodn, bei dem dritten Son [1]). Der Odreirir spielt die Hauptrolle, Bodn und Son sind da, damit die beliebte Dreiheit nicht fehle. Nach der ältern Edda heißt nicht blos der Kessel, in welchem der begeisternde Meth ist, sondern auch der Trank selbst Odrerir, denn nach dem Theile der Hávamál, welcher von Odrerir's Fange handelt, sagt Othin: Gunlaud gab mir auf dem goldenen Stuhle einen Trunk des theuren Methes, und weiter unten: Nun ist emporgekommen Odrerir auf die Heiligthumsländer der Zeitner (Menschen, á alda veo jardar), und die Riesen klagen dann, daß Othin Suttung um den Trank betrog. Nach den Auslegern ist in der Strophe 108 der Kessel Odraerir für den Trank selbst gesetzt [2]), doch wir glauben, daß auch der Trank selbst Odrerir, Odhrerir hieß, und wahrscheinlicher früher den Namen hatte, als der Kessel und dessen Benennung erst abgeleitet war. Die wichtigste Stelle über den Odhrárir, als Kessel der Weissagung, findet sich im Hrafna-Galdr Othine. Str. 2. S. 207:

Odhraeris skyldi
Urdar [3]) geyma
Máttkat veria
Mestum thorra.
(Sie) sollten bewachen
Den Odhrárir der Urdur,
Nicht mächtig (zu) wehren
Der meisten Menge.

Das heißt: die Asen bewachen den Othrárir der Urdur (der Hauptnorne des Schicksals); sie ist nicht mächtig, das herzuströmende Menschenvolk abzuhalten, in so großer Menge erscheint es. Die Asen sind nämlich um Baldur besorgt und wollen übee sein Schicksal die Orakel befragen. Aber sie selbst können nicht leicht zu dem Odhrárir kommen, da er von der Menge umlagert wird, welche aus ihm Kunde über die Zukunft schöpfen wollen, und müssen ihn nun bewachen und die Menge abhalten. Aus dem Zusammenhange und der Verbindung, wie der Odhrárir in dem Hrafna Galdur Othine [4]) vorkommt, und aus der oben angeführten Stelle aus den Hávamál läßt sich die wichtige Folgerung ziehen, daß in heidnischen Tempeln der Nordmannen ein Kessel stand, der Odhrárir hieß, und dessen man sich zum Weissagen bediente, und zwar

1) Snorra Edda, Ausg. von Rask. S. 83—87. 2) Große Ausgabe der Edda Sämundar. 3. Th. S. 115. 3) In den Text der großen Ausgabe ist dafür gesetzt der Nominativ Urdur und für máttkat, mattigat, welches die Handschriften haben: mátt at, welches letztere dann zu bedeutet und die Stelle lautet:

Den Odhrárir sollte
Urdur behüten,
Mächtig zu wehren
Der meisten Menge.

Aber máttkat, nicht mächtig, gibt einen bessern Sinn, und máuk als Zufügung ohne Beugung zu dem Genitiv Urdar ist auch ganz gewöhnlich. 4) S. d. Art. In Beziehung auf die Urdur sind wir S. 294 dem Texte der großen Ausgabe gefolgt, welche Stelle wir im gegenwärtigen Artikel in der vorhergehenden Note betrachtet haben.

Digitized by Google

zur wichtigsten, zur Schicksalsweissage. Im Betreff der Kräfte überhaupt, welche man dem Meth im Odrerir beilegte, ist wichtig die Stelle in der Hávamál (Rúnatals-thattr Othins). Str. 143, 144. S. 131, 132:

Fimbullieder [5]) neun
Lernte ich von dem berühmten Sohne
Baulthorn's, des Boters Bestla's [6]),
Auch erhielt ich einen Trunk
Des theuren Methes
Geschöpft aus Odhrerir.

Da lernte ich sprießen,
Und vielwissend sein,
Und wachsen und wohl mich haben,
Wort mir von Worte
Wort erlangte,
Werk mir von Werke
Werk erlangte.

Das heißt: ich nahm rasch in Wortweisheit, Thatkraft und Fertigkeiten zu. (*Ferdinand Wachter.*)

ODYNERUS *Latreille* (Insecta). Eine Hymenopterengattung aus Linné's Vespa gesondert, zur Tribus Vespariae der Diploptera gehörig. Kennzeichen: Die zwei oder drei letzten Glieder der Maxillarpalpen reichen über die Maxillen heraus; der Endlappen dieser letztern ist kurz und lanzettförmig zugespitzt. Im Aderverlaufe der Flügel findet zwischen dieser Gattung und Vespa ein Unterschied nicht statt, weshalb Jurine auch die Gattung nicht angenommen hat. Die Mandibeln sind sehr schmal, das Züngelchen ist dreilappig, mit vier drüsigen Punkten am Ende, der mittlere Lappen ist schmal und lang. Der Kopf steht senkrecht, ist zusammengedrückt und fast dreieckig, die Augen sind ausgerandet, die Fühler wie bei Vespa gebildet, die Mandibeln sind schnabelförmig verlängert. Der Hinterleib ist ei-kegelförmig, an der Basis nicht in einen Stiel zusammengezogen, bei dem Weibchen mit einem starken, verborgenen Wehrstachel bewaffnet. Diese Insekten unterscheiden sich in ihrer Lebensweise sehr von den eigentlichen Wespen. Sie leben einsam und bauen keine Zellen, wie diese. Reaumur hat diejenige Art, welche der Gattung als Typus dient, genau beobachtet, sowie besonders die Weise, wie sie ihr Nest verfertigt. Das Weibchen gräbt nämlich in den Sand oder in Mauerbekleidung ein mehre Zoll tiefes Loch, an dessen Öffnung es eine erst gerade, dann gebogene Röhre aus einer erdigen Masse in groben Ringen anbringt. In den Grund der Höhle werden 8—12 kleine, grüne, fußlose (unbekannte) Larven ringförmig und über einander gelegt, und auf diese kommt das Ei. Dann wird die Eingangsröhre zerstört. Die auskriechende Larve lebt von jenen kleinen Larven bis zur Verwandlung. Nach Latreille gehören die 26 letzten Arten der Gattung Vespa bei Fabricius (Syst. Piezatorum) dieser Gattung an. Typus derselben ist **O. murarius** (Vespa muraria *Linné*). Sie ist schwarz, die untere Seite der Fühler und die Mitte der Stirn ist gelb, das Brustschild hat vorn zwei gelbe Flecke, der Hinterleib vier gelbe Binden. Der Aufenthalt ist überall in Teutschland, Frankreich u. s. w., an sandigen Erdwänden und Mauern. (Dr. *Thon.*)

ODZRA (عذرى), Ibn. Abu'lhâkim Hasan Ben Abd-el-rahman Ibn Odzra Hadhrâwi, der Scheich und Grammatiker, ist Verfasser einer arabischen Abhandlung über die Geheimnisse der Vocale in der arabischen Sprache, unter dem Titel Irâb. Die Lebenszeit desselben ist unbekannt. (*Gustav Flügel.*)

ODZRI (عذرى). Abu'lbecâ Ali Ben Othmân Ben Muhammed Ben Kâsih Odzri, der Mathematiker, Astronom und Koranleser. Er starb 801 (1398 oder 1399), und hinterließ folgende nennenswerthe Schriften: 1) Über die Operationen mit dem Quadranten des Astrolabium unter dem Titel: „Geschenk an Studirende" (Tohfet-el-tolláb). Es ist ein aus 90 Capiteln bestehendes Handbuch. 2) Ein ähnliches in Capitel abgetheiltes Handbuch über die Kenntniß der Zeiten des Tages und der Nacht, unter dem Titel: „Die Perle der Gedanken" (Dorrat el-afkár). 3) Eine Kaside über die durch die Überlieferung herabgekommenen sieben Koranrecensionen. Er nannte das Gedicht nach seinem Namen Ali, das Alitische (Casidet Alewijet), und 4) endlich ein ähnliches Werk in Prosa, über die traditionellen und auf glaubwürdigen Zeugnissen beruhenden dreizehn Recensionen des Korans, betitelt Mostalih elischárát. (*Gustav Flügel.*)

OECODOMA (Insecta) *Latreille*, substituirt diesen Namen statt des von Fabricius angegebenen Atta, im Nouveau Dictionnaire d'histoire naturelle, hat jedoch denselben in Cuvier's Règne animal ed. 2 wieder zurückgenommen. (Dr. *Thon.*)

OELSCHLEGEL oder **OELSCHLÖGEL** (Johann), auch Lohelius genannt, geboren im J. 1724 zu Dux in Böhmen, wurde zu Mariaschein unterrichtet, wo er Organist der Jesuiten wurde. In Prag, wohin er sich seiner Belehrung wegen gewendet hatte, wurde er in der Dominikaner- und Matteserkirche als Organist angestellt. Im J. 1747 trat er in den Orden der Prämonstratenser, die ihn im J. 1756 zu ihrem Director der Figuralmusik ernannten. Die treue Verwaltung dieses Amtes, das er bis an seinen Tod bekleidete, machte es ihm zur Pflicht, sich höhere Kenntnisse in der Tonkunst zu erwerben. Sehling wurde sein Lehrer in allerlei nothwendigen Gegenständen praktischer und theoretischer Art, und Franz Habermann im Contrapunkte, den er sich durch fleißiges und anhaltendes Studium vieler Partituren anerkannter Meister theils erleichterte, theils verdeutlichte. Nun erst wagte er sich an Compositionen höherer Art; je mehr ihm diese gelangen, desto eifriger wurde er in der Composition und lieferte außer vielen Clavierssachen acht Oratorien, fünf Pastoralopern, viele Messen, Offertorien und Litaneien, von denen mehre am Hofe zu Dresden mit vielem Beifall aufgeführt wurden. Da die

5) Fimbul-liód, Fimbul ist jetzt im Nordischen ein dunkles Wort, jedoch hat das Angelsächsische *fymble*, fabula, mythus ethnicus, auch bedeutet es Wissenschaft und Reden überhaupt. 6) D. h. Odbin lernte die neun Mythenlieder oder Lehrlieder von seinem Mutter-Vater, dem Riesen Boulthorn, da man sich die Wissenschaft ursprünglich nicht bei den Asen, sondern bei den Riesen dachte.

Digitized by Google

erst im J. 1746 neuerbaute Stiftsorgel in schlechtem Zustande sich befand, gab er sich alle ersinnliche Mühe durch Lesen ausgezeichneter Werke und durch anhaltende Versuche es dahin zu bringen, daß er sie in eine brauchbare umzuwandeln im Stande sei, und es gelang ihm. Nach 15jähriger Anstrengung gehörte seine Orgel zu den vorzüglichsten in Böhmen, in welcher die Bässe sehr verstärkt worden waren und besonders das Basselhorn sich auszeichnete. Als anziehend und lehrreich wird seine Schrift gerühmt: Beschreibung der in der Pfarrkirche des königl. Prämonstratenserstifts Strahof in Prag befindlichen großen Orgel, sammt vorausgeschickter kurzgefaßter Geschichte der pneumatischen Kirchenorgeln. Bei Anführung dieses Werkes im 16. Bande der allgem. musik. leipz. Zeitung. S. 854 wird er Joh. Lohel Oelschlägel genannt. Er behauptet in dieser Übersicht gegen Sponsel's Geschichte der Orgel, daß unsere jetzige Art Orgel früher als im 14. Jahrh. bekannt gewesen ist. Auch wird ein Unterricht für Orgelbauer beigefügt, auf welche Art eingetretene Mängel sich am besten verbessern lassen. Über der Arbeit, dieser Orgel noch eine Vox humana zu geben, erkrankte und starb er am 22. Febr. 1788. In den beiden letzten Jahren hatte er noch zwei Salve Regina à 4 voci con Organo gesetzt, die sehr gerühmt werden. Sein Bild steht vor seinen Werken und im 12. Heft der Statistik von Böhmen. (*G. W. Fink.*)

OESTERREICH (Georg), geboren im J. 1576, hatte sich durch seine musikalischen Talente beim Markgrafen von Ansbach beliebt gemacht und lebte lange am Hofe in glücklichen Verhältnissen, die ihm eine frühe Verheirathung möglich machten. Gerber berichtet, daß er im J. 1621 Cantor zu Windsheim geworden und daselbst 1633 gestorben sei. Dagegen schreibt Heerwagen in seiner Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1795. 1. Bd. S. 21, daß er das Amt eines Cantors und Collaborators der Schule zu Windsheim 33 Jahre verwaltet und im 57. Jahre daselbst gestorben sei. Die Jahre seiner Amtsführung sind höchst wahrscheinlich eine Verwechselung mit seinem Sterbejahre 1633. Dennoch scheint auch Gerber's Angabe vom Antritte seines Amtes zweifelhaft, da dieser Mann schon im J. 1615 sein Cantorbüchlein zu Rotenburg an der Tauber in 8. herausgab, das geistliche Lieder seiner Wort- und Tondichtung enthält, weshalb er hier angeführt zu werden verdient. Man glaubt nämlich in der Regel von jenen Zeiten, daß sich die meisten Cantoren durch tüchtige Kirchenarbeiten hervorgethan hätten; es wird sich darum wol auch mancher Liebhaber jener Zeiten um die sehr selten gewordenen Dichtungen und Compositionen dieses Mannes Mühe geben. Solchen Männern zum Dienste setzen wir Heerwagens Angaben darüber hierher: Das Büchlein enthält 28 Katechismusgesänge, welche in die Gesangbücher zu Ansbach, Heilsbrunn, Rotenburg und Windsheim in jenen Zeiten aufgenommen und lange im Gebrauche geblieben sind. Für den Geschmack unserer Zeiten sind sie nicht mehr; doch haben sich noch folgende erhalten: Das acht' Gebot befiehlt, — Das fünft Gebot hat Gott, — Das neunte und das zehend Gebot, — Das siebend: du sollt stehlen nicht, — Das viert Gebot, das von der Pflicht, — Den Ehstand hat Gott, — Mensch hab vor Augen, — Nun merket jetzt das dritt, — Wenn Dein Herz richtig steht. — Diese angeführten Lieder stehen auch im Register des Choralbuches von König, und werden sämmtlich nach der Melodie gesungen: „Dies sind die heilgen zehn Gebot." Dagegen finden sich weder die Lieder noch die Melodien derselben in den großen Sammlungen von Schein, Vopelius, Crüger, Freilinghausen u. s. w., was nicht für ihre Trefflichkeit spricht. Die Mühe eines eifrigen Nachforschers nach diesen Erzeugnissen dürfte sich wahrscheinlich nicht sonderlich belohnt sehen. Man hat aber diesen, jetzt ziemlich verschollenen, Mann nicht mit einem andern Georg Oesterreich zu verwechseln, der im J. 1664 zu Magdeburg geboren wurde und dort vom Cantor Scheffler seinen ersten Unterricht genoß, im 14. Jahre nach Leipzig auf die Thomasschule kam und unter Joh. Schelle die größten Fortschritte im Gesange machte. Er erhielt daher im J. 1680 als Altist einen Ruf in die hamburger Rathskapelle, erhielt dort viele Vortheile und setzte seine Studien auf dem Johanneum fort, studirte darauf in Leipzig und ging als Tenorist wieder nach Hamburg. Nach drei Jahren kam er unter dem Kapellmeister Theile im J. 1686 in die Kapelle nach Wolfenbüttel, wo er im Gesange von einigen Italienern und in der Composition von Theile gefördert wurde. Im J. 1690 wurde er Kapellmeister in Gottorp, wo er festgehalten wurde, auch nachdem die Kapelle im J. 1702 bei der Minderjährigkeit des Erbprinzen aus einander ging. Nach Thätigkeit verlangend erhielt er die Erlaubniß, nach Braunschweig zu gehen, und nahm, da die Pest in Schleswig im Gefolge des Krieges wüthete und sein Jahrgeld wegfiel, die Stelle eines Kapellisten und Cantors an der Schloßkirche zu Wolfenbüttel an, wo er oft die Stelle des Kapellmeisters versah und mehre Sängerinnen, auch eine seiner Töchter, bildete. Ob er gleich im J. 1719 einen neuen Ruf nach Gottorp erhielt, ist er doch in Wolfenbüttel geblieben und im J. 1735 in glücklichen Verhältnissen gestorben, ohne daß uns von seinen Werken etwas übrig geblieben wäre, es wäre denn im Manuscript. (*G. W. Fink.*)

OFNIR, d. h. **Weber**[1]), heißt in der nordischen Göttersage 1) eine Schlange, von der die Grimnismál Str. 34 (S. 56) singen: Gewürme (Schlangen) mehre liegen unter der Eiche Yggdrasil, als das glaube jeder der unweisen Affen (Thoren): Grinn und Moin, sie sind Grafwitnir's Söhne, Grabakr und Grafwölludr, Ofnir und Swafnir glaube ich, daß (sie) immer sollen des Baumes Zweige nagen. 2) Ein Name Othin's, und zwar in den Grimnismál Str. 53 (S. 65) in einer Zeile Ofnir ok Svafnir (Ofnir und Swafnir), da die Nordmannen die Unreinen lieben. Othin kann Weber,

1) Von vefa, weben, óf, wob, ofinn, gewoben. Fafnir, Fofnir wird erklärt aus Fé-Ofnir (Geldweber), der Lindwurm, der gleichsam durch Weben Reichthum zusammenbringt, sich ein Gewebe von Geld macht, da man glaubt, daß die Schlangen auf Gelde lägen (s. die Art. Fafnir und Drachen).

als Gott der Ränke, genannt werden, aber der Name ward sicher auch zugleich in der Bedeutung von Schlange genommen, sowie die Skalda auch S. 180 Ofnir als dichterische Benennung der Schlange aufführt, und der Codex regius noch Svafnir und Grimr als Schlangenbenennung hinzufügt, die beide auch Namen für Othin sind. Othin konnte auch sehr bedeutsam mit Schlangennamen bezeichnet werden, da er bei gewissen Gelegenheiten die Gestalt einer Schlange annahm. So kroch er in Schlangengestalt durch das Loch im Felsen, das er gebohrt hatte, um zu Suttung's Methe, dem Odhreyrir (s. d. Art.), zu gelangen. So sagt Snorri Sturleson von ihm: Othin vertauschte seine Hüllen, da lag der Leib wie eingeschlafen oder todt, aber er war da Vogel oder Thier, Fisch oder Schlange. Vorzüglich mochte man sich Othin in Schlangengestalt denken, in Beziehung auf den Glauben, daß er durch Zauberlieder der Herr alles Erdgutes, d. h. alles in der Erde verborgenen Gutes, sei [2]). Man glaubte nämlich, daß Schlangen auf dem Golde schliefen. Daher vermuthet man, daß die vielen mit Runenschrift bezeichneten, im Norden gefundenen Goldbracteaten, die bisweilen auch ein Bildniß führen, das man für das des Othin's zu halten geneigt ist, deshalb Schlangen- oder Drachenbilder haben, weil man auf Othin als Ofnir anspielen wollte [3]). Wenigstens ist so viel gewiß, daß man glaubte, Schlangen lägen auf Golde, und daher wahrscheinlich, daß jene Schlangenbilder auf den Goldbracteaten auf jenen Glauben anspielen sollten. Dabei dachte man aber zugleich auch an Othin, da er es war, vor dessen Zauberliedern sich die Erde, Berge, Steine und Hügel aufschlossen, und er mit bloßen Worten band alle die, die vor dem Erdgute lagen, und er so viel von dem Erdgute nahm, als er wollte. Die Langobarden verehrten göttlich ein goldenes Schlangenbildniß [4]), und sehr wohrscheinlich ist die Vermuthung, daß sie unter diesem Bildnisse Wodan (Othin) verehrten, dabei den Germanen die göttliche Verehrung nicht den Thieren selbst, sondern den Göttern galt, von denen man glaubte, daß sie die Gestalt der Thiere angenommen [5]). Daher sind in Beziehung auf Othin als Ofnir wichtig die Überbleibsel der Schlangenverehrung im Norden. Gewissermaßen bis auf unsere Zeiten verehrten einige Bauern Norwegens die Ringelnatter, die sie Bue-orm (Viehschlange) nennen, und hegten sie in Schafställen, daß sie dem Viehe Gesundheit ertheile. Von der Schweißschlange, Hvidorm, Hvitorm, Quitorm, erzählen sie, daß der, wer ihr gekochtes Fleisch esse, Weisheit erlange. Dieser Glaube ist alt, wie aus der Sage von Kraka, Roller's Mutter und Roller erhellt. Kroka hing an ein dünnes Seil drei Schlangen, setzte Speise darunter, und aus der Schlangen Munde bediente ein tropfenweise fließender Saft das Gericht mit Feuchtigkeit. Zwei von den Schlangen waren pechschwarz, die dritte sah an den Schuppen weiß aus und war etwas höher als die übrigen aufgehängt. Sie war am Schwanze festgebunden, während die beiden andern von dem durch den Bauch gezogenen Seile gehalten wurden. Kraka setzte ihrem Stiefsohne Erich und ihrem Sohne Roller, welche beide zusammen aßen, die Schüssel verschiedenfaebiger Speise vor. Der eine Theil sah pechschwarz, mit safranfarbigen Flecken punktirt, der andere Theil weiß aus, wie nämlich nach der verschiedenen Art der Schlangen die zweifache Farbe das Mus gefärbt hatte. Sobald beide etwas davon gekostet, wandte Erich, welcher die Speisen nicht nach der Beschaffenheit der Farbe, sondern nach dem kräftigen Gehalte beurtheilte, den schwarzaussehenden, aber von einem vorzüglichern Safte bereiteten Theil des Gerichts sich zu, und den weißen, der ihm früher zugekehet wor, Rolleen, indem er, um der Sache das Auffallende zu benehmen, bei Herumdrehung der Schüssel sagte: So pflegt auf dem wogenden Meere das Hintertheil des Schiffes an die Stelle des Vordertheils gekehrt zu werden. Erich, auf diese Weise durch die glückliche Speise erquickt, gelangte durch die ihr inwohnende Kraft zur höchsten Stufe der menschlichen Einsicht und Weisheit. Durch ihre Kraft ward ihm die Fülle aller Kenntnisse eingeimpft, sodaß er nicht nur der erfahrenste in den menschlichen Dingen ward, sondern auch die Stimme der wilden und zahmen Thiere auszulegen verstand. Außerdem erlangte er solche große und schöne Beredsamkeit, daß er alles, was er vorbeachte, aus dem Stegreife mit der Zierlichkeit von Sprüchwörtern sagte [6]). Sigurd nimmt Fafnir's Herz und bratet es am Spieße. Als er glaubt, daß es gar gebraten ist und das Blut aus dem Herzen schäumt, da greift er mit seinem Finger daran, und sieht zu, ob es gar gebraten sei. Er verbrennt sich und steckt den Finger in den Mund. Aber als das Herzblut auf die Zunge kommt, da versteht er die Vögelsprache. Vögel rathen ihm, das Herz Fafnir's zu essen. Er thut es und trinkt von Fafnir's Blute, und hört, was die Adlerinnen sagen. Guthrun ißt auch von Fafnir's Herz und auch sie versteht die Vögelsprache [7]). Die Vögelsprache war eins der Hauptmittel der Weissage. Othin war Gott der Weissoge, der Beredsamkeit und überhaupt der Künste und Wissenschaften. Daß er daher Schlangennamen trägt und

2) G. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 22, 24. 3) *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 652. 4) Viperae simulacrum, viperam auri metallo formatam etc., nach der Vita Barbati, s. die Stellen bei Grimm, Teutsche Mythologie. S. 595, vergl. 543. 5) Vergl. den Art. Opfer (bei den Germanen). 3. Sect. 4. Th. S. 102, 103.

6) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. V. Ausg. von Stephanius. S. 72. Mit dem, daß nach dem Glauben des Nordens der Genuß von Schlangensaft die Kenntniß der Vögelsprache bewirke, verdient verglichen zu werden, was Demokritus (bei *Plin.* H. N. X, 49. XXIX, 4) sagt, daß es nämlich Vögel gebe, aus deren Blute, wenn es vermischt werde, eine Schlange entstehe, und wer diese genieße, lerne die Stimmen und Gespräche der Vögel auslegen. Mehreres über die Kenntniß der Vögel- und Thiersprache, welche Gewisse des griechischen Alterthums gehabt haben sollen, s. bei *Stephanius*, Notae in Librum V. Histor. Dan. *Saxonis Grammatici* p. 112, 113 und bei v. der Hagen, Edda Lieder von den Nibelungen. (Bertin 1814.) S. 55. 7) Quitha Sigurdar Fafnisbana in önnur; sidari Partr athr Fafnismál, gr. Ausg. der Edda Sämundar. 2. Th. S. 180—188. Quitha Brynhildar Budla döttor adr Sigurdfio-Mál p. 190. Volsunga-Saga c. 28, 29 bei v. d. Hagen, Altnordische Sagen. S. 52—54. Formáli zur Quitha Gudrúnar Gíukadóttor in fyrsta gr. Ausg. der Edda Sám. 2. Th. S. 270.

Schlangengestalt annimmt, hat also mit dem Glauben, daß Schlangensaft Wissenschaft ertheile, den innigsten Zusammenhang. Othin war auch Gott der Heilkunde, und auch in dieser Beziehung steht er im Zusammenhange mit den Schlangen. Noch jetzt schreibt das Volk in Norwegen Schlangenstücken Heilkräfte zu. So wird die Art Ottern, welche die Bauern Hviid-Ormen, den Weißwurm, nennen, aufgesucht und verwahrt als eine Arznei bei allerlei Krankheiten des Viehes; dann wird ein Stück dieser Schlange, besonders der Kopf, in einen Teig gewickelt und dem kranken Viehe in den Hals geschoben. Das Fell, welches die Schlangen jährlich abwerfen, bindet man einer kreisenden Frau, die eine schwere Geburt hat, um den Leib, und das Gebären wird, wie man glaubt, dadurch erleichtert. Von der Geburt der Schlangen ist aus vielee Erfahrung dem Norweger bekannt, daß die Mutter sich an einen Baume hängt und ihre Jungen, eins nach dem andern, von sich fallen läßt [8]). Auch hierbei wird man an Othin's Namen Ofnir erinnert. Er sagt im Rúnatals-Thátr Othins:

Ich weiß, daß ich hing
Auf windigem Baum
Neun ganzer Nächte,
Mit Spieße verwundet
Und gegeben Othin'en
(Ich) selbst mir selber;
Auf dem Baum,
Von dem Niemand weiß,
Wo er von den Wurzeln rennt (schießt).
Nie Brode sie mich nicht beglückten,
Noch mit dem Horne (Trinkhorne)
Ich spähte nieder,
Ich nahm empor Runen,
Schreiend nahm (lernte ich).
Ich fiel zurück von da.

Diese Weihe hat den Sinn einer geistigen Wiedergeburt, und der Nordmann dachte dabei zugleich an die Geburt eines Theiles der Schlangen, die im Mutterleibe am Baume hängen und dann herabfallen. Mit Othin's Hängen, um sich ihm selbst zu geben, ist verwandt, daß man Opfee an heilige Bäume hing. Ähnliche Meinungen, wie das norwegische, hegt auch noch das heutige schwedische Volk. Sie glauben, daß der Lindorm (Lindwurm), den sie bisweilen auch Hvitorm nennen, unter Linden und gewissen heiligen Eichen, die im Winter ihre Blätter behalten, wohne. Solche Bäume nennen sie Bottra-d, Hilfbäume, Heilbäume, wörtlich Besserungsbäume. Die Elfvar (Elfen) und Tomtar (Kobolde) lieben diese Bäume und die Menschen verehren sie sehr. Begegnen jene Schlangen den Menschen, ertheilen sie ihnen Heil und geheime Wissenschaft übee die Naturekräfte. Eine solche gab zu Linné's Zeit ihre Haut einem Bauernjünglinge. Er that sie in einen Topf mit Wasser, tauchte in diese Brühe Brod, aß es, ward ein Weiser und Arzt und that selbst Wunder [9]). Diese Überbleibsel von dem Schlangenglauben zeigen zur Gnüge, wie wichtig er im Heidenthume und wie bedeutsam der Name Ofnir für Othin war. Ofnir ist der einundfunfzigste der zweiundfunfzig Namen Othin's in den Grimnismál; er wird daher von Finn-Magnusen im nordischen Kalender als die 51. Woche bezeichnend genommen, die den 17—23. des Gormanudr (den 8—14. November umfaßt [10]). Da Othin symbolisch als der Himmel gedeutet wird, und wegen der, abee in Beziehung auf Etymologie nur äußern, Namensähnlichkeit hat man Ofnie mit jenem mythischen Ophion zusammengestellt, dee nach Zoëga's und Anderer Meinung ursprünglich allegorisch den Himmel bedeutete [11]). (*Ferdinand Wachter.*)

ÖGMUNDR KRAEKIDANZ erhielt vom Könige Hakon dem Alten die Syssla oder Toparchia in Raumsdal, begab sich (im J. 1239) auch dahin, wandte sich aber wieder südwärts zum Könige, denn Herzog Skull hatte sich gegen den König empört und seine Anhänger, die Walbergir, verfolgten überall des Königs Mannen. Ögmundr kam vor Weihnachten in Bergen an und weilte bei dem Könige bis in den neunten Tag. Der König gab ihm 100 Mann Hirdmenn (Hofgesinde) und Gäste. Hierauf zog Ögmundr hinauf auf das Gebirg. Bischof Munan, der die Syssla auf Heidmörk hatte, wae vor den Walbergirn geflohen. Er und Ögmundr zogen (im J. 1240) hinaus nach Oslo und dünkten sich wenig Kriegsvolk zu haben, wenn der Herzog von Norden käme. Hierauf zogen sie hinauf in das Land, und waren in Dalir (Gudbeandsdalir). Als sie hörten, daß der Herzog von Norden gekommen war, wandten sie hinauf nach Heidmörk. Vor Ringisakr war Alfe von Leiffadir. Ihn bedrängten sie so, daß er in die Kirche floh. Hier belagerten sie einen großen Theil des Tags. Da aber der Herzog von Norden zu erwarten war, da wandten sie hinaus nach Oslo, thaten dann Botschaft dem Jarl Knut und Arnbiörn Jonsson und den andern Lendir Menn (Lehnshäuptlingen) in der Wik und zogen großes Heer zusammen. Die Birkibeinar und die Walbergir schlugen sich in dee Schlacht auf Laka. Erstere wurden sieglos. Dagegen gewann der König die Schlacht von Oslo. Der Herzog floh. Die Birkibeinar verfolgten. Der Herzog begab sich nordwärts nach Dalir mit 80 Mann und von da nach Ringabu. Da hörten sie, daß vor ihnen waren die Birkibeinar, Ögmundr Kräkidanz, Oddr Eiriksfun, Eirikr Toppr. Sie saßen bei der Brücke. Die Walbergir zogen hinüber und die Birkibeinar ihnen entgegen. So kam

8) Pontoppidan, Norske Naturhistorie. 2. Th. S. 89, übersetzt von Scheiben. 2. Th. S. 68, 69. Ströms, Westr. over Sönd. 9) *Linné*, Vest-Götha Resa. p. 100. *Geijer* och *Afzelius*, Svenska Folkvisor. T. III. p. 114, 121. *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p 652, 653.

10) *Finn-Magnusen*, Specimen Calendarii Gentilis. p. 1132. 11) *Ejusd.* Lex. Mythol. p. 651. Studach, Sämund's Edda des Weisen. 1. Abth. S. 99. Nach ihm erinnert Ofnir auch an Ophiuchus angitenes, sowol auf Herkules als auf Äskulap deutbar. Fragweise erinnert nach Studach Ofnir auch an Ophioneus in der vielgedeuteten Stelle des syrischen Pherekydes: *Καὶ τὴν γένεσιν, καὶ τὴν θεῶν μαχὴν, καὶ τὸ δένδρον* (noch Clemens Alex eine geflügelte Eiche, — Yggdrasil) *καὶ τὸν πέπλον* —. s. *Pherecyd.* fragm. com. *Sturz.* 1789. p. 51. So nach Studach. Mit Othin als Ofnir kann man auch vergleichen, daß nach Horapollon (I, 61, 64) die Ägypter den *κοσμοκράτωρ* (Weltbeherrscher) und den *παντοκράτωρ* (Allwalter, Allvaldr, ein Bezeichnungsname Othin's) unter dem Bilde einer ganz vollständigen Schlange vorstellten.

es zu einem Treffen. Die Birkibeinar zogen sich hinauf auf die Gebirgsseite und beschossen die Walbergir; der Herzog selbst ward verwundet. Er zog sich über das Gebirg, und die Birkibeinar verfolgten ihn und erschlugen Aswarden, den die Walbergir auf Steig gelassen hatten. Der Herzog zog sich nach Nidaros, mußte aber von den Birkibeinarn auch hieraus entfliehen, und fand durch sie bei dem Kloster Elgisetr den 23. Juni 1240 den Tod. Bei der großen Heerfahrt, die König Hakon im J. 1253 nach Dänemark that, hatte Ögmundr Krákidanz eins der Großschiffe, nämlich den Gunnarsbátr. Als Hakon bei der dänischen Heerfahrt im J. 1256 einen großen Theil seines Kriegsvolks südwärts von Helland absandte, um das Land durch Feuer und Schwert verheeren zu lassen, schickte er zwei Theile südwärts nach Glymstein und den dritten nach Geitkiár. Unter denen, welche jene beiden ersten Theile befehligten, war Ögmundr Krákidanz der Oberste. Er landete bei Glymstein am Bartholomäustage, fand keinen Widerstand, erschlug viele Dänen und verbrannte alle bewohnte Orte bis Eidre. Hierauf ging er herab zu seinen Schiffen. Den Sonntag kamen die Dänen mit starker Versammlung und erschlugen einige von dem norwegischen Volke auf dem Lande. Nachdem fuhren die Norweger fort von Glymstein und verbrannten zuvor die Stadt Aranes; diese Heerfahrt unter Ögmundr hat der Skalde Sturla Thordarson durch zwei Weisen verewigt. König Hakon lag in Eikreyar (Ekerön außerhalb Hising), als das Heer zu ihm kam und sie theilten ihren Heerfang (Beute) nach des Königs Rathe. König Hakon fuhr aus Ekreyiar, ließ zurück bei der Elf (Gaut-Elf) seinen Sohn, den König Hakon. Dieser lag den Herbst über in Straumsfund mit zehn Großschiffen. Unter den Schiffssteuerungsmännern (Schiffsführern), welche bei dem jungen Könige zurückblieben, war der erste Ögmundr Krákidanz. Die Dänen in den Bezirken Hellands, die unverbrannt blieben, wurden zur Erlegung von großen Brandschatzungen geschreckt. Hakon der Junge fuhr vor Weihnachten zum Jolenschmause nach Tunsberg, ließ aber Ögmundr zurück im Osten und Syssumenn (Voigte) mit ihm. Kurz nach Weihnachtin sandte Ögmundr, dem viele Drohungen der Dänen zugebracht worden waren, Botschaft zu König Hakon dem Jungen nach Tunsberg. König Hakon der Alte führte im J. 1257 wieder eine große Flotte gegen Dänemark. Ein Vergleich endete den Krieg. Ögmundr Krákidanz stand an der Spitze der Gesandtschaft, die im J. 1261 nach Dänemark ging und die Königstochter Ingilborg für den König Magnus nach Norwegen abholte, und nahm dann auch Theil an der großen Hochzeitsfeier. Mit großer Heeresmacht zog König Hakon im J. 1263 gegen Westen, und unter den Lendir-Menn, die den König begleiteten, war Ögmundr Krákidanz. Die Flotte kam zu den Orkneyar und griff dann Schottland an im J. 1264. Als der König in Kiabarey (einer der Hebriden) lag, theilte er sein Heer, und sandte südwärts nach dem Vorgebirge Satiri (Cantiri in Schottland) funfzig Schiffe. Einer der Häuptlinge darüber war Ögmundr Krákidanz. Die Häuptlinge Myrgadr und Engus, welche über Satiri herrschten, unterwarfen sich dem Könige Hakon und retteten so einen Theil des Vorgebirges vor der Verheerung. Doch mußte das Vorgebirge dem Könige Hakon 200 Rinder entrichten. Während dessen war der Heeresttheil, bei dem sich Ögmundr befand, nach dem Vorgebirge Satiri gekommen, hatte dort gelandet, verbrannte die bewohnten Orte, die ihm zunächst lagen und erschlug Menschen. Als sie aber an die Hauptorte gelangt, kam ein Brief des Königs Hakon und verbot ihnen zu heeren. Sie fuhren da hinaus unter Gudey, dem Könige Hakon entgegen. Als der König zu Zeit Michaelis bei den Hebriden lag, trieb ein allgewaltiger Sturm seine Schiffe an die Küste von Schottland. Hier griffen die Schotten die Nordmannen an. Doch kamen sie ans Land, und die Schotten flohen. Den Tag darauf erschien ein so großes Schottenheer, daß man glaubte, der Schottenkönig würde es selbst sein. Ögmundr Krákidanz war auf einem Hügel und 200 Mann bei ihm. Die vordersten Schotten griffen ihn an. Die übrigen Norweger, welche auch gelandet waren und deren Zahl 6—700 Mann betrug, stand unten bei dem Strande. Die Schotten hatten 500 Ritter mit bepanzerten Rossen und auch ein wohlbewaffnetes Fußheer. Die Nordmannen auf dem Hügel breiteten sich nach der See hinab und wollten nicht, daß die Schotten sie umringten. Andres Nikolasson kam hinauf auf den Hügel und bat Ögmundr, sich auf den Strand hinabzuziehen. Dieses geschah eiliger, als sie wollten. Da glaubten die auf dem Strande, daß sie fliehen wollten, und ein Theil lief zu den Booten und entfernte sich vom Lande. Auch erlitten die Nordmannen, die sich vom Hügel auf den Strand zogen, einigen Verlust. Aber Ögmundr und die andern Häuptlinge verloren den Muth nicht, und schlugen die härteste Schlacht, indem zwei Schotten auf einen Norweger kamen. Letztere schlugen die Schotten. Die Geschlagenen zogen sich auf den Hügel. Aber auch von diesem trieben die Nordmannen sie durch kühnen Angriff hinab, und die Schotten flohen. Diesen Sieg hat verewigt der Skalde Sturla Thordarson durch seine Weisen [1]). Ögmundr spielte unter König Hakon dem Alten unter allen Lendir Menn die glänzendste Rolle. König Hakon der Alte starb in der Nacht vom 15. zum 16. December 1263. Ihm folgte sein Mitregent König Magnus, der auch an der Heerfahrt gegen Schottland Theil genommen. Vergebens ward um Frieden zwischen Norwegen und Schottland im J. 1264 unterhandelt. Da sandte König Magnus Ögmundr Krákidanz nach den Orkneyar und gab ihm die Gewalt darüber zur Landesvertheidigung oder wörtlich zur Landwehre [2]). Ögmundr kam im Herbst in die Orkneyar und hörte, daß der Schottenkönig nach Katanes ein Heer gesendet hatte, und großes Gut von den Katnesingar'n darum nahm, daß König Hakon Schatzung auf die Katnesingar gelegt hatte. Da ging großes Gerücht um, daß in den Orkneyingarn würde geheert werden, und deshalb wollte Ögmundr das

1) S. Saga Hakonar Konungs Hakonar-Sonar, gr. Ausg. der Heimskringla. 5. Bd. Norega Konunga Sögur. p. 202, 215, 220, 223, 257, 305, 316, 318, 319, 321, 343, 345, 360, 362, 370—372. Fornmanna-Sögur. T. IX. p. 458, 474, 481, 484. T. X. p. 102, 123, 126, 138—140. 2) til landvarnar.

Kriegsvolk nicht aus Orkneyar führen, als Jon Thiarl und Eirikr Bosi mit Eireck Dufgalsson, der vam Könige Magnus nach den Hebriden gesendet war, dahin aus Orkneyar fahren sallte. Dugfall schlug die Schatten auf Katanes, kam im Frühlinge nach Orkney und bat um Kriegsvolk. Da ließ Ögmundr Eirikr Dugalsson und Eirikr Bosi und Jon Thiori mit Dugal fahren [3]). Leidrr ist die Saga Magnusar Konung's nur in Buchstückrn auf uns grkammen und unbekannt, welche Rolle Ögmundr Krákidanz fernrr gespirlt hat. (*Ferdinand Wachter.*)

ÖGWALLDR (nordische Sagengeschichte), ein König und großrr Herrmann, vrrehrte durch Opfer vor allrn eine Kuh, und hatte sie mit sich, wohin er immer zog. Ihm druchtr heilsam immer von ihrrr Milch zu trinkrn. Er fiel in drr Schlacht gegen den König Warin. Auf dem Vargbirge, das von ihm Ögwaldsnrs [1]) (Ögwald's Vorgebirgr) genannt ward, wurde er in einem Hügrl nicht weit van drm Gehöfe gleiches Namens begraben, und aufgerichtet Bautastrnar [Abwrhrungssteine [2]]. In rinrm andrrn Hügrl nicht writ davon ward die Kuh gelegt [3]). Van Ögwaldsnrs ist nach insbesondere zu erwähnen die große Schlacht zwischen König Hakan dem Guten und den Söhnen Erich's Blutart (Eirike Blaðór). Beide Theile sandrn sich auf Krömt, stiegrn von den Schiffrn und schlugen sich auf Ögwaldsnes. Irder von beiden hatte viele Mannschaft und ward dort große Schlacht. Mächtig drang König Hakon vor und kam vor den König Guthorm, Eriksson. Sie hatten Hirbetausch. Guthorm fiel, seine Fahnr ward nirdrrgehauen, und viele Mannschaft sank mit ihm in den Tod. Da flahen dir Eriksöhne zu den Schiffen. Dirse Schlacht ist grfeiert van Gutharm Sindri in der Hakonar Dráps [4]). Man frtzt die Schlacht auf Ögwaldsnes ins Jahr 957 [5]). (*Ferd. Wachter.*)

OHHUD (Uhhöd bei neuern Rrisebeschreibern, أحد bei Abulfrda). Ein, wie neuere Krisrbeschreiber behaupten, aus braunem und rothem Jaspis bestrhender hoher Berg, in der ehrmals vulkanischen nacktfrlsigen arabischen Provinz Hrdschas, nördlich von Medina, nach Edrisi 6000 Schritt davon entfernt; welchrm gegenüber, 1½ Meile südlich, der Berg Air, عير, liegt, den man für einen vulkanischen Basaltkegel hält. Merkwürdig ist der Berg Ohhud wegen der Schlacht, in der Muhammed srinrn Oheim Hamzah, Hhosain und Taid verlar. Als im heißen Kampfe ihm Ali etwas Wassrr aus der nahen Quelle Mehras zutrug, verschmähte er davan zu trinken und wusch sich nur das Blut von seinem Antlitze ab (Abulfeda). (*Rommel.*)

OIDEMIA *Flemming* (Aves). Eine aus Anas gesanderte Entengattung, unterschirden durch den breiten, an der Wurzel aben hahen und höckerigen Schnabel und die gelappte Hinterzehe. Die sämmtlichen Entenarten sind sa nahe mit einander vrrwandt, daß mehre Naturforscher der Ansicht sind, sie nur in Unterabthrilungen zu bringen, krineswegs aber als Gattungen zu trennen. Baie hat diese Gattung Melanitta genannt, Bonaparte betrachtet sie nur als Untergattung der van ihm aufgestelltrn Gattung Fuligula, und rechnet zu ihr Oidemia und Bizinea Leach's, indessen er Oidemia Stephrnsan's zum Thril zu seiner Gattung Oxyura zieht. Oidemia enthält die sogenannten Macreuses der Franzosen, als Anas fusca, perspicillata, nigra, leucocephala etc. (Dr. *Thon.*)

ÓKOLNIR (nordische Götterfagr), Unerkälter, Unkaltrr, von kólna, *frigescere*, kalt wrrden, kalt sein, frieren, sich erkälten. Er bildrt drn Gegrnsatz zum Saale des Sindrigeschlechts. Von ihm singt die Wala in der Völuspá [1]):

Ein Strom fällt von Osten
Durch Giftthäler
Mit Schmutzen und Schwerten
Slidhur [2]) heißt der.
Stand im Norden
Auf Nidafiöll [3]
Aus Golde der Saal
Des Geschlechtes Sindri's,
Aber ein anderer stand
Auf Okolnir,
Der Biersaal des Riesen.
Aber der [4]) Brimir heißt.

Hierauf singt die Wala, wie sie stehen sah einen Saal von der Sonne fern auf Nastrand. Seine Thüren wenden sich nach Norden, und in ihm dulden Meuchelmörder, Mrinridige und Verführer der Frauen anderer Qualen. Die Wala sagt von dem Saal auf Okolnir: er stand, weil sie ihre Gesichte erzählt, die sie gehabt hat. Das Bestehen des Saales auf Okolnir wird in dem götterfaglichen Lande vor den Götterbrand oder das Ende dieser Welt grsetzt. Die jüngere Edda dagegen, nicht ganz frei van christlichem Einflusse, bringt ihn nach drm Götterbrand, und zwar in Beziehung darauf, daß jrder Mensch irgendwo ewig leben soll, wird geantwortet: Es gibt viele gute und viele böse Aufenthalts-

3) Sögubrot Magnusar Konungs Hákonar-Sonar im 5. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla, Noregs Konunga Sögur. p. 385, 387, 388. Fornmanna-Sögar. T. X. p. 156, 158.

1) Jetzt Avaldsnes auf der Insel Körmt. Ögwaldsnes war ein berühmtes Gehöft, auf dem die nordischen Könige nicht selten verweilten. S. die gr. Ausg. der Heimskringla. 1. Th. S. 118, 145, 267, 268. 2. Th. S. 183, 184, 186, 188, 190, 193, 194, 196. 2) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla). 1. Bd. S. 6. 3) Olafs Saga Tryggvasonar des Snorri Sturleson. Cap. 71 bei F. Wachter, a. a. O. 2. Bd. S. 510. Die große Olafs Saga Tryggvasonar, c. 196 in den Fornmanna-Sögur. T. II. p. 137, in den Scripta historica Islandorum. T. II. p. 126. Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 39 in den Fornmanna-Sögur. 10. Bd. S. 299, 300. 4) Ehrengedicht auf Hakon den Guten, s. die Strophen bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. Sage Hakon des Guten. Cap. 20. 2. Bd. S. 51—56. 5) *Schoenig.* Chronologia ad historiam Snorrii, Sturlae filii, illustrandam pertinens im 1. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. LII.

1) Str. 331 in der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 3. Th. S. 42. 2) Zerschlitzer. 3) D. h. den Gebirgen der Finsternisse. 4) En á Brimir. Es ist nicht ganz klar, ob das á (der) auf den Riesen oder auf den Saal geht (s. Studach, Sämund's Edda des Weisen. S. 18). Der Verfasser der jüngern Edda bezieht es auf den Biersaal, und nimmt Brimir als Namen des Saales, nicht des Riesen, an.

Digitized by Google

orte. Am beſten iſt es in Gimli bei Surtur zu ſein. Genug des guten Trankes iſt auch für die, die daran Luſt haben, in dem Saale, der Brimir heißt, und der in Okolnir und gleichfalls im Himmel iſt. Auch iſt eine gute Wohnung auf den Nidafiöll (Gebirgen der Finſterniß), aus rothem Golde gebaut, die Sindri heißt. In dieſen Wohnungen ſollen gute und rechtſchaffene Menſchen ſich aufhalten. Aber der Saal des Sindrigeſchlechts auf den Gebirgen der Finſterniß und im Norden iſt nach der echten unverfälſchten Götterſage ſicher nicht im Himmel, und kein guter Aufenthaltsort, ſondern der Verfaſſer der jüngern Edda hat ſich, wie wir im Artikel Dualismus bei den Germanen bemerkt haben, höchſt wahrſcheinlich dadurch verführen laſſen, ihn zu einem guten Aufenthaltsorte zu machen, weil er mit Golde gedeckt iſt. Der Brimir in Okolnir ſoll zu ihm einen Gegenſatz machen. Nur wird nicht deutlich, ob ſein Unkaltſein in Beziehung auf ſeine Lage zu ſetzen, oder auf andere Urſachen. Dem Liede nach ſcheint fyr nordan (vor von Norden her, d. h. im Norden), welches die Lage des Saales des Geſchlechts Sindri's (des Feuerſteins) bezeichnet, den Gegenſatz zu dem Unkalten, auf dem der Saal Brimir oder der Saal des Rieſen Brimir's ſteht, zu machen, und ein Saal in der Südwelt zu verſtehen, vielleicht gar in Muspellzheimr, der Welt Surtur's. Nimmt man hingegen den Saal im Norden an, wohin er, da ſein Heer ein Rieſe iſt, am erſten gehört, ſo ſind, wie man vermuthet, unter dem Brimir von brimi, Flamme, Hitze, alſo Flammer, Hitzer, vulkaniſche Abgründe zu verſtehen [5]). Der Okolnir erhielt dann ſeine Hitze durch unterirdiſches Feuer; der Gegenſatz zu dem Saale des Sindrigeſchlechts könnte dann immer ſo beſtehen, daß, während das Lied den Saal des Sindrigeſchlechts als im Norden auf dem Nidafiöll liegend bezeichnet, der Okolnir auf der Südſeite der Nidafiöll oder der Gebirge der Finſterniſſe läge. Allein obſchon der Saal einem Rieſen angehört, ſo iſt er doch nicht als ein ganz ſchlechter Aufenthaltsort zu denken, da er ein Bierſaal iſt. Die nordiſche und teutſche Götterſage liebt ungemein die Dreiheit, und führt hier drei Aufenthaltsorte auf. Der Saal im Norden auf den Alpen der Finſterniß iſt als kein guter Aufenthaltsort zu denken, aber auch nicht als der ſchlechteſte, da er mit Golde gedeckt iſt. Beſſer iſt der Saal Brimir, der darauf genannt wird, denn er liegt auf dem unkalten Orte Okolnir, und iſt ein Bierſaal, aber der eines Rieſen. Aber der dritte Ort, der darauf genannt wird, Nástrond, wo Meuchelmörder, Meineidige und Verführer der Frauen anderer in Giftſtrömen waden müſſen, und wo an den Leichen der Geſtorbenen Nidhöggur (die Schlange) ſaugt, und der Wolf die Männer zerreißt, iſt ein Qualort. Der Saal auf Okolnir iſt dagegen als ein leidlicher Aufenthaltsort, aber doch nicht als eine Walhöll zu denken, da er nicht dem oberſten Aſen Othin, ſondern einem Rieſen angehört. Brimir kann auch von Brandung, d. h. Meeresbrandung, genannt ſein, und wir erhalten dadurch in dem Bierſaal auf Okolnir einen ähnlichen oder auch einen und denſelben Bierſaal mit der Halle Ägir's (des Meeres), bei dem die Aſen zur Flachserntezeit ein Trinkgelag hatten [6]). Ägir iſt auch ein Rieſe, und konnte als das Meer ſehr gut den Namen Brimir (Brander) erhalten, und der Ort, auf dem ſein Bierſaal ſteht, heißt dann Okolnir, entweder weil er durch unterirdiſches Feuer erwärmt ward, oder wahrſcheinlicher, weil es eben zur Flachserntezeit auch am Meere nicht kalt war. Später, als man die Götterſage in Menſchenſage umwandelte, konnte auch der Bierſaal des Rieſen dieſem Schickſale nicht entgehen, denn der Verfaſſer der ſpätern Vorrede zur jüngern Edda ſagt: Jener herrliche Saal, den die Aſen Brimis sal (Brimir's Saal) oder Biór-sal (Bierſaal) nannten, bedeutete den Hof des Königs Priamus.

(*Ferdinand Wachter.*)

Ökonomie, ſ. Landwirthſchaft.

ÖKUTHOR (nordiſche Götterſage) iſt der wichtigſte Name Thor's, des Donnergottes, und bedeutet den mit dem Wagen fahrenden Thor. Die bedeutſamſte Stelle in Beziehung auf dieſen ſeinen Hauptnamen iſt in der Liederedda in der Thryms-Quida Str. 22, 23 [1]), wo Loki ſagt:

„Wir ſollen fahren (aka) [2]) beide
Nach Jotunheimar."

Dann heißt es weiter:

Sogleich wurden die Böcke
Heimgetrieben,
Hurtige an den Deichſeln
Sollten wohl rennen,
Die Bergfelſen berſteten,
Die Erde brannt' in Flamme,
Othin's Sohn fuhr (ok) [3])
Nach Jotunheimar.

Donnerſchläge hießen und heißen **reidar-thrumur**, Wagendonner, von **reid**, Wagen, und **thruma**, Donner, da man ſich die Donnerſchläge als das vom Wagen des Donnergottes verurſachte Getöſe dachte. Donnerſchlag wird genannt deshalb auch **Reidarslag** (Wagenſchlag). Ja **reid** ſelbſt bedeutet auch Blitz und Donnerwetter, und **reidiskialf**, Erſchütterung durch den Donner bewirkt. Da man den Donner als durch das Fahren entſtehend dachte, iſt auch des Donnergotts bedeutungsvollſter Name **Öku-thor**, Fahrthor, d. h. Donnerer durch Fahren mit dem Wagen. Daß er mit Böcken fährt, kommt wol daher, daß die Böcke als Sinnbild der Fruchtbarkeit genommen werden, in Beziehung auf das Befruchtende der Gewitterregen [4]). Daß Ökuthor mit Böcken fährt, wird

5) So nach Finn-Magnuſen zur Völuſpá, und nach ihm Legis, Fundgruben des alten Nordens. 2. Bd. S. 46.

6) S. Hymisquida Str. 39. gr. Ausg. der Edda Sämundar. 1. Th. S. 145 und den Art. Hymisquida, 2. Sect. 12. Th. S. 436 und die Aegis-drecka. gr. Ausg. der Edda Säm. 1. Th. S. 148 fg.

1) In der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 1. Th. S. 190, 191. Vergl. F. Wachter's Überſetzung im Journ. für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode. 36. Bd. Jahrg. 1821. (Weimar 1821.) S. 12, 13. 2) Mit dem Wagen fahren. 3) Fuhr mit dem Wagen. 4) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis (Heimskringla), überſetzt und erläutert. 1. Bd. S. 224. Anm. 29.

bei seinen Fahrten gern blos durch die Sorge für seine Böcke angegeben. So heißt es in der Hymisquida Str. 6, 7:

Fuhren (fóro) [5]) stark
Den Tag vorwärts
Von Asgard
Bis (sie) zu Ägir [6]) kamen
Hirdi [7]) han hafra
Horngansgaxta.
Brachte er in die Hürde die Böcke,
Die mit Hörnern begabtesten,
Kehrten zur Halle,
Die Hymir hatte.

Oben wird fóro, reisten, blos im Allgemeinen gebraucht, und nicht oko, fuhren mit Wagen, sondern dieses erst weiter unten veranschaulicht, durch Thor's Sorge für seine Böcke. Sollte Thor nicht schädlich werden, mußte er nach der Edda von seinem Wagen steigen und aufhören Ökuthor zu sein. So singen die Grimnismál Str. 29, 30. S. 84, 85:

Kormt und Aurmt
Und die beiden Kerlaugar,
Sie soll Thor durchwaden,
Jeden Tag, wenn er (zu) richten geht [8])
Zu der Esche Yggdrasil,
Indem die ganze Asenbrücke brennt in Flamme
Und die heiligen Gewässer glühen.

D. h. wenn Thor nicht durch die Ströme waden, sondern über die Götterbrücke (den Regenbogen) und durch die Ströme mit dem Wagen fahren wollte, so würde jene ganz in Feuer brennen, und diese erglühen. Weiter singen die Grimnismál:

Glathr und Gyllir
Gler und Skeid-Brimir,
Silfrin-Toppr und Sialfr,
Giöll und Fal-Hofnir,
Gull-Toppr und Lett-Feti
Auf den Rossen reiten die Asen,
Jeden Tag, wenn sie (zu) richten reisen [9])
Zu der Esche Yggdrasil.

Ökuthor, der im Donnerwagen fahrende Gott, macht also einen Gegensatz zu den übrigen Göttern. Sie haben Pferde, Ökuthor keine. Darf er nicht im Wagen fahren, so muß er zu Fuße gehen. Wenn daher Thor Hlórridi, welches aller Wahrscheinlichkeit nach so viel als Hlóridi, Flammenreiter [10]), bedeutet, und Eindridi, welches, wie wir vermuthen, des Wohllauts wegen, aus Einridi, Einreiter, Alleinreiter [11]) gebildet ist, zu Namen hat, so ist bei ridi nicht an einen wirklichen Reiter zu Rosse zu denken, aber doch die Namen von (at) rida gebildet, welches nicht equitare, sondern auch vehi, in sublime ferri, sublimis ferri bedeutet [12]). Nach Grimm bezieht sich ridhi in Hlórridhi wol auf reidh (Wagen) [13]). Doch auch reidh (Wagen) ist als verwandt mit ridha, reiten, d. h. sich schnell bewegen, anzunehmen. Ökuthor wird also als Flammenreiter nicht in specieller Bedeutung als Reiter zu Rosse, sondern überhaupt für einen genommen, der sich schnell in Flammen dahin bewegt, und als Ökuthor (Wagenthor) zwar im Wagen. Die Skalden beschreiben die Wirkung, die Ökuthor hervorbringt, wenn er in seinem Wagen fährt, so heißt es: mánavegr dundi und hánom, der Mondesweg (d. h. der Himmel) ertönte (donnerte) unter ihm; ginnunga-ve briunn der Gähnungen (der leeren Räume), Heiligthümer (d. h. die Luftregionen) verbrennen, upphimin manna braun [14]), der Emporhimmel der Menschen brannte. Cormark singt: [15])

heidh sitr Thórr í reidhu

D. h. Thórr sitr í heidh-reidhu, Thor sitzt auf dem Heiterkeitwagen, auf dem Wagen des heitern Wetters [16]). Hier wird Ökuthor entweder genommen, wie er bei heiterm Wetter nicht blitzt, oder auch die Redensart hat den Sinn: Ein Blitz aus heiterm Himmel. Doch ist nach dem Zusammenhange der Strophe wahrscheinlicher, daß gemeint ist: Es ist jetzt heiteres, gewitterloses Wetter, und ich führe deshalb mein Gedicht an Sigurd weiter fort. Auch donnerte und blitzte Ökuthor, wenn er fuhr im Gegensatze der Ansicht der Edda nach den Grimnismál nicht immer, so nennt die Thórsdrápa seinen Wagen: hafra hógreidh, der Böcke Sanftwagen, Thor donnerte da nicht. Aber sie nennt ihn auch herdrumu vigg, des Heerdonners Fahrzeug. Da donnerte Thor. Die jüngere Edda sagt in Beziehung auf unsern Gegenstand, daß Thor Asathor, Thor der Asen, und Ökuthor (Wagenfahrthor) heiße, und weiter unten: Thor hat zwei Böcke, Namens Tangniostr und Tangrisnir und einen Wagen, in dem er fährt. Die Böcke ziehen den Wagen, darum

---

5) Von fara, es hat aber nicht die Bedeutung von unserm jetzigen Fahren (mit dem Wagen), sondern bedeutet blos reisen überhaupt, mochte es zu Fuße geschehen (s. z. B. F. Wachter a. a. O. S. 201, wo fór durch Reisen gegeben werden mußte), oder zu Pferde aber zu Wagen. 6) Hier für Reise überhaupt. 7) Behütete, besorgte, brachte in den Stall; hirdi von (at) hirda, custodire, servare. 8) Farr, wörtlich fähret, d. h. reiset. Vgl. die jüngere Edda: Thor geht (gengr) zu dem Gerichte und durchwadet die Flüsse. 9) Fara, fahren. 10) Nach Grimm (teutsche Mythologie S. 113) scheint Hórridhi assimilirt aus hlódhridi und S. 157 fragt er: sollte nicht Hlórridhi, ein Beiname Thor's, des Sohnes der Hlódhin aus Hlódridhi gedeutet werden können? Uns scheint das erste r des Wohllautes wegen Verdoppelung für Hló-ridi (Lohereiter, Flammenreiter), sowie auch Biörn Halderson (Lexicon Islandico-Latino-Danicum. T. I. p. 363) hat: Hlórridi, m. agnomen Thoris ex equitatione ignita per aëra, Thors eller Tordengudens Tilnavn, af hvorved fart gjennem Luften, Thor's oder des Donnergottes Zunamen von blitzender Fahrt durch die Luft. Nehmen wir auch die Form Hlódridi, Lódridi, so brauchen wir sie doch nicht, wie Finn-Magnusen (Lex. Mythol. p. 436) thun will, durch focos sive aras supervolitans zu erklären, sondern das erste d ist anzunehmen als eingeschoben des Wohllautes wegen auf Veranlassung des zweiten d, ähnlich wie wir vermuthen Eindridi ursprünglich Einridi hieß, aber nicht so gut klang, und deshalb dem Eindridi Platz machen mußte. S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 191—193.

11) D. h. ein Reiter, welcher allein (d. h. ohne Heerschar) zum Kampfe reitet. Vergl. den Art. Einheri, welches auch ein Name Thor's ist. 12) Vergl. Finn-Magnusen, Glossar zum 2. Bande der gr. Ausg. der Edda Sämundar. S. 761. 13) Grimm, Teutsche Mythologie. S. 113. 14) S. Finn Magnusen (Lex. Mythol.), wo aus der Thórsdrápa auch die Stelle angeführt wird, wie die Brauen-Sonnen (Augen) durch die hohe Flamme des Himmelsfeldes bei dem schweren Tritte (dem heftigen Anprallen) getreten (verletzt) werden. 15) In dem Bruchstück in der Skalda. S. 174 und daraus im Anhange zur Kormacks-Saga. p. 273, 274. 16) Heidh, endum, serenum, klares Wetter

heißt er Ökuthor [17]). Ökuthor fuhr einst mit seinen Böcken, und mit ihm der Äse Loki. Am Abend schlachtete Ökuthor seine Böcke, und kochte sie, und ließ den, bei dem er übernachtete und seine beiden Kinder mitspeisen, legte die Felle an die Seite des Herdes, und hieß sie die Knochen auf die Felle werfen [18]). Thialfi, der Sohn des Hausherrn, zerschlug ein Schenkelbein von dem einen Bocke, um zum Marke zu gelangen. Am Morgen darauf hob Ökuthor seinen Miölnir (Zermalmer, d. h. den Donnerhammer) in die Luft und bezauberte damit die Felle. Die Böcke erhoben sich, aber der eine war am Hinterfuße lahm. Ökuthor schloß, daß Jemand mit den Knochen müßte unvorsichtig umgegangen sein, und faßte den Hammerstiel drohend an. Der Hausherr und die Seinen baten um Frieden, und boten Alles, was sie hatten, zum Ersatz an. Ökuthor ließ sich mit den Kindern Thialfi und Röska zur Erstattung begnügen, und sie folgen ihm seitdem als seine Dienstleute. Nach der jüngern Edda hatte Ökuthor das Unglück mit dem einen Bocke auf seiner Fahrt zu Utgardsloki, nach der Hymiskuida, als er von seiner Fahrt von Hymir zurückkehrte, durch Loki's List (s. d. Art. Hymiskuida). Daß auch die Teutschen in engerer Bedeutung dem Donar (Thunnar, Donner) Böcke beilegten, lehrt dieses, daß die männliche Heerschnepfe (scolopax gallinago) wegen ihres weithinschallenden meckernden Gewiehers oder wiehernden Meckerns, das sie zur Paarungszeit an warmen Frühlingsabenden hoch in die Luft steigend, mittels des Zusammenschlagens der Flügel hören läßt, nicht nur Himmelsziege, sondern auch Donnerziege, Donnerstagspferd heißt. Man glaubt, daß ihr Flug Gewitter verkünde. Sie hat auch, da eben warme Frühlingsnächte mit den Gewittern in nahem Zusammenhange stehen, mit dem Donner natürliche Beziehung. Man vermuthet (Grimm, Teutsche Myth. S. 126), daß das Ziegenopfer der Langobarden dem Donar gegolten, weil die Römer, wo der Blitz eingeschlagen hatte, dem Jupiter ein Lamm opferten und die Osseten und Circassier ihrem Donnergotte bei der vom Blitze getroffenen Leiche eine Ziege zum Opfer schlachten, und das Fell an einer Stange aufrichten. Der Gebrauch des Fellaufhängens hatte auch bei den Langobarden statt. Für Ökuthor war auch eine andere Benennung des Gottes Reidityr (Wagengott). Ökuthor war der Name für Thor, wenn man ihn in seiner Macht dachte. So sagt der Riese Utgardsloki, als er Thor'n verhöhnt: Ist dieser kleine Bursche Ökuthor? Bist du vielleicht größer, als du scheinst? Als man später aus der Göttersage Menschengeschichte zu machen suchte, spaltete man den einen Thor, der Asathor und Ökuthor hieß, in zwei Thor. So heißt es in jenem spätern Zusatze zu Gylfaginning S. 78: Damals (nämlich in Schweden bei den Asen) ward genannt Thor, der wirklich Asathor war; denn jener alte Thor ist Ökuthor. Ihm werden zugeschrieben jene Großthaten, welche Hektor in Troja that. Nach der spätern Vorrede zur jüngern Edda sind Hektor und Ökuthor einer und derselbe [19]), und Ökuthor's Söhne sind Modi und Magni, sie, die auch Ökuthor's Söhne in der Göttersage sind. Nach ihr werden nach dem Suetur's Brande oder dem Untergange dieser Welt Modi und Magni den Miölnir (den Donnerhammer des Vaters) haben. Auch dieses wußte der Umwandler der Göttersage zu benutzen. Der Brand Troja's heißt der Surtursbrand. Ökuthor's Söhne, Modi und Magni, kehren aber zurück, um die Länder von Ali oder Widar zurückzufodern [20]). Ungeachtet jener Deutung der Götter- in Menschensage hat doch Ökuthor seine Herrschaft als Donnerer behauptet. Donner heißt noch jetzt in Schweden Tordön (Thordonner) und in Dänemark Torden (Thordonner). Donner heißt es in Schweden auch Åska, und åska, donnern, und das ässikia im westgothischen Gesetze deutet dahin, daß åska verkürzt ist aus ånska, Wagen oder Fahren des Gottes, nämlich von ås, *Deus*, *Divus*, und aka (schwedisch åka) *vehere*, *vehi*. Auf Gothland bedient man sich für Donner des Ausdrucks Thorsåkan, Thor's Fahren mit dem Wagen. Wenn es donnert, pflegt das Volk in Schweden noch jetzt zu sagen: Godgubben åker, der gute Greis fährt, und Gofar åker, der gute Vater fährt. Den Blitz nennt der Norweger Thors Varme (Thor's Wärme). Mit Ökuthor findet man zusammengestellt den Ucco oder Ucco-Tuean der Finnen und Ajeke oder Auke der schwedischen Lappen. Auke für Ajeke der andern war im luleäer Lande gebräuchlich und bedeutete einen Vater oder Greis [21]). Ajeke bedeutet Blitzer,

17) Snorra Edda, Ausgabe von Rask. S. 23. Rühs, Edda. S. 184. 18) Vergl. über den ähnlichen Brauch bei den Lappländern den Art. Opfer. S. Sect. 4. Th. S. 108.

19) Vergl. die übrigen mährchenhaften Stammbäume, wo Thor auch des Priamus Sohn oder rücksichtlich auch Enkel ist und überdies aus den verschiedenen Namen Thor's verschiedene, von einer abstammende Personen gemacht sind. Diese Stammbäume finden sich zusammengestellt von Grimm, Teutsche Mythologie. Anhang S. XX, XXII. Über Ökuthor vergl. *Finn-Magnusen*, Lex. Mythol. p. 917. 20) Die Vafthrudnismál Str. 61. S. 32 singen nämlich:

Widar und Wali
Bewahnen die Heiligthümer der Götter,
Da, wenn Surti's Flamme verlöscht,
Modi und Magni
Werden Midgair haben
Und gewinnen bei dem Schlachtermannlegung,

d. h. werden siegreich die große Schlacht bestehen, in der ihr Vater Ökuthor durch die Midgardschlange umgekommen ist, die er zwar erschlagen hat, durch deren Gift er aber auch des Lebens beraubt wird. 21) *Scheffervs*, Lapponia. p. 92. *Lindahl* et *Ohrling*. Lex. Lapp. Lappländisch: Atja, Atjekuts, Aija, der Donner und der Donnergott, Raide, der Donner, Atjan raide, das Murmeln des Donners; Atja justa, Aija klibma, Atjekus klibma oder Dudna, es donnert. Nach der Mundart der Fridlappen in Knud Leems Nomenclator: Diermes, der Donner, Diermes ahiergo, der Donnerschlag; ejergna, es donnert; bei den russischen Lappen: Horangelis, Aja, Thor, der Donner. Finnisch nach *Justenii* Lex. Finn. in vielen besondern Mundarten: Paucama, Coitto, Pitkäinen, *Uckoinen*, Jyly, Jylinä, Jylezeminen, der Donner, Jylistetän, es donnert, Jylystäjä, der Donnerer, targelet, donnern. Donnergott der alten Esthen und Kuren auf Ösel hieß Tara-pilla, in Revat heißt Pikne, Pitkne, der Donner, mürristana, donnern, pitkna müristab, pitkne hüab, es donnert; in Dorpat Pikne, der Donner, mürristema, mürrisema, kärkma, donnern, pikno müristab, es donnert; in Harrisch: *La-*

und Ajak bei den Assanen Blitz, vorzüglich Ök bei den Ostiaken, wird als mit Ökuthor übereinstimmend genommen. Ist die Übereinstimmung nicht blos eine äußerliche und zufällige, d. h. besteht sie nicht blos im ähnlichen Klange, sondern ist es eine innere Übereinstimmung und wirkliche Verwandtschaft, so sind Ajak und Ök als abgeleitete Bedeutungen zu nehmen. Da man sah, wie, wenn man mit dem Wagen fuhr, die Räder Feuer aus dem Eisen schlugen, auch die Achsen, wenn sie nicht getheert oder mit Fette gesalbt waren, sich leicht entzündeten und der fahrende Wagen ein dem Donner ähnliches Getöse hervorbringt, so mußte man leicht darauf kommen, einen Wagen als Bewirker des Blitzes und Donners anzunehmen, und dem Wagen als abgeleitete Bedeutung die Bedeutung von Blitz zu geben, sowie im Isländischen reidh wirklich Wagen und Blitz und Donnerwetter bedeutet. Auch bei den Lappen bedeutet Raide Blitz. Die Finnen, wie die Nordmannen die Lappen nannten, verkehrten nämlich häufig als Zauberer unter den Nordmannen. Auch bei den Bucharen bedeutet Read Blitz. Als mit Ökuthor verwandt, findet man ferner das Akdi (Blitz) der Tunguſen und das Akdu der Mantschu [22]), vermuthet, und auch verglichen mit Dor-ochdi, dem höchſten Gott und Beſtrafer der böſen Menſchen bei den Tunguſen, und entfernt zuſammengehalten mit dem Okke der Virginier in Amerika [23]). (*Ferdinand Walter.*)

OLAFR, Geirstadaalfr, Elfe von Geirſtadir [1])

---

kenne konk, der Donner, kärkatama, im Donner ſchnell raſſeln; in Pernau: Kän, der Donner, kän, hüub, es donnert; bei den Permern nach Müller's Sammlung. III, 383: Gümala, während im Finniſchen ſonſt Jumalu Gott bedeutet, der Donnergott war nämlich die älteſte Gottheit, und daher auch Ökuthor ſicher früher verehrt als Othin, da der Donner auch auf die ungebildeteſten Menſchen heftig wirkt; Sirjaniſch Güm, Jengümala, Kareliſch Ukonjoki, Tſcheremiſſiſch Küdürtsche, der Donner und Donnergott. Bei den älteſten Slawen war ihr alleiniger Gott nach Procopius der Bewirker oder Verfertiger des Blitzes. Altſlawiſch bei den Ruſſen und noderen Völkern bedeutete Perun ehedem der Donner und der Donnergott (bei den Linogern jetzt der Donnerstag, Perendam, und bei den Polen noch Piorun, Donner) und bei den aus Slawen, Finnen und Germanen entſtandenen Miſchvölkern, den Altpreußen, Letten, Kuren, Perkuns, der Donnergott, bei den Letten und Kuren auch Debbes Bungotais, der Himmelspaukke (Pallas, Neue nord. Beitr. V, 126). Lettiſch bedeutet Pehrkons noch der Donner, Pehrkons rihb, rahz aber grauſch, Tehws, oder Debbes barraha, es donnert; Lithauiſch: Perkunas, der Donner, grauju, gröwe, graus, graussi, grauti, growimas, donnern. Bei den Slawen ſpielt auch das gr eine Rolle, nämlich bei den Ruſſen, Polen, Kaſſuben *Grom*, Donner. Mehres ſ. bei Adelung, Älteſte Geſchichte der Teutſchen. S 353—359. Er ſtellt die Namen des Donnres bei vielen Völkern zuſammen mit der Bordemerkung, daß der Name des Donnres in den allermeiſten Sprachen eine Nachahmung ſeines Lautes iſt. Thor iſt auch eine ſolche. Aber voller wird die Nachahmung in Ökuthor. Auch andere Sprachen brauchen bald ein einfaches Wort, bald erweitern ſie es; ſo hat das Niederbretagniſche Taran (altgalliſch Taran, Taranis, Jupiter Tanarus der alten Briten auf einer Steinſcheift bei *Baxter*. Glossar. und *Gale* Itiner. Anton.), begnügt ſich aber nicht damit, ſondern hat noch Curun, Curnni, Cudurun, Ciudyrin, der Donner, cudurunon a so, es donnert; Tarz-Curun, Tarh-Curun, Talnu cudurun, Taul Curun, der Donnerſchlag; in Vannetris: Gurun, Tarh, der Donner, cudurun, gurnaein, tarheia, donnern; in Niederleon: Cuduron, der Donner. Wäre es nicht Nachahmung des Naturlautes, ſo könnte man Cuduron für das abgekürzte Ökuthor nehmen. Das Walliſiſche hat neben Taran noch Twrf, Twrwf, Tyrfau, Tyrfau, Twrdd, Rhagdarau, der Donner; das Irländiſche und Hochſchottiſche Tuirneach, Tarneach, Cruim, Donner, toirnighim, cruim, donnern, und ſo finden wir neben dem T wieder das Kr, wie im Slawiſchen: Ruſſiſch, Polniſch, Sudalliſch, Kaſſubiſch, Slowakiſch (Ungriſch-Slawoniſch), Illyriſch, Bosniſch, Kroatiſch, Slavoniſch, Dalmatiſch Grom, Malo-Ruſſiſch Grim, Polniſch Grzmienie, Grzmot, das Donnern, grzmii, es donnert, grzmiąc, grzmi, piorunem bié, piorunami, ćiać, donnern, Piorun, Donner, Niederlauſitziſch Dimder, Pogrim, Grimmane der Donner, see grimmsech, see grimma, es donnert, Grimmolane, Dimdravane, das Donnern, Oberlauſitziſch Rimani, der Donner, Ssorima, es donneet, Polakiſch Rimani, der Donner, grame, chramat, es donnert. Im Böhmiſchen oder Tſcheſchiſchen geht das gr in hr über: Hrom, der Donner, Hromobij, ein Donnerwetter, hrzjma, hrzjmi, hrimi, es donnert. Slowakiſch außer Grom auch Garmizu, der Donner. Was außer Grom und rückſichtlich Grum die Krainer, Illyrier, Serbier, Bosnier, Kroatier, Dalmatier und Slavonier in Ge und G noch haben, ſ. bei Adelung S. 357. Nur bemerken wir, daß die Illyrier daneben auch Trjes, Tjeskoi beſitzen. Bei den Griechen tritt das *βρ* in *βροντος, βροντη, βροντημα* auf. Neben dem D ſpielt auch im Teutſchen das K und B eine Rolle. Gothiſch: Theihwon; Altbochteutſch: Thonar, der Donner, thoneron, doneron, donnern. Neuere Mundarten: Elſaſſ. Dunder; Bairiſch Dunder, doren; Schwäbiſch und Fränkiſch doren, thurnen, tharnen, turen; Oberpfalz da Dorer, der Donner, doren, donneren; Kaiſersb. der Klapf, Donnerklapf, Klupf, klapfen, klupfen; Hennifch Gerumpel, Gerümpel, rumpeln; Unterpfalz, Saarw. tümmeln, Tummel, Tummelwetter; Altniederteutſch Thunnar, der Donnergott in der Abſchwörungsformel; Platteutſch Donner, Dünner, Grummel, Donner aus der Ferne, grümmeln; Weſtfäliſch Grummel, grummeln; Preußiſch Grummelthoren, Donnerwolken, Bullerweder, Donnerwetter, Gloss. Chauc ap. *Leibnitz* Bullen, der Donner. Im Niederteutſchen auch blos Weder, Wetter, wodern, wettern; es wettert, auch in der thüringiſchen Volksſprache. Angelſächſiſch Thunder, Thunor, thunuran, thunean, thunnan, Thunerrada, das Donnern, auch Bullen, der Donner; Engliſch Thunder. Neben dem Altnordiſchen Thrumma, Donner und Thrimgialla, Donnergetöſe, Dunur, Duna, Donner, (at) duna (vergl. das teutſche doenen, donnern, in einer Bibel vom J. 1477), that dunar; (Däniſch det tordner, in einigen Gegenden Jütlands det doneker [ſo ſieht man bei dem Donnerlaute die Verbindung mit dem k] es donnert) hat das Isländiſche auch noch Skrengga, Donner. Im Norwegiſchen heißt Skarforen, Hesbrejen, der Donner, Hesbrei-brag, Donnerſchlag. So wechſeln Namen für Donner, welche aus bloßer Nachahmung des Naturlautes entſtanden ſind, mit ſolchen ab, die durch einen bildlichen Ausdruck den Donner dichteriſch bezeichnen. Zu dem, wie B, P, Th, D, K, G, bei den Donnernamen eine Rolle ſpielen, führen wir noch an das ſlawoniſche Germljavino, der Donner, Groma (von Grom) der Donnerſchlag, Gremiti, germi, gromovi, pucaju, es donnert. Das Moeſiniſche Pürgiõă, der Donner, Purginipas, der Donnergott, das Wotiakiſche Gudriáh, das Weguliſche Tschachlo, das Kondiſche Psi, Pai-meril, das Walachiſche tresnet, Tunet ſwol aus tonitru) mit dem Artikel Tunetul, Bumpnnitzare, der Donner; tresnek, tun, donnern, das Albaniſche Bumpulim, der Donner, me bumbulnem, donneen, bubulon, es donnert, das Epicotiſche me bumbeluem, donnern. Am vorzüglichſten von allen dieſen Namen und Ausdrücken iſt Ökuthor. Der Klang dieſes Namens verſinnlicht ſehr ſchön das immer Stärkerwerden des Rollens des Donnres, und dabei hat der Name ſelbſt auch eine ſchöne dichteriſche Bedeutung. Man kann zu Ökuthor auch den Occopirnos der alten Preußen ziehen, dem wir ſchon im Artikel Oginek (ſ. d.) begegnet ſind, und den wir hier in den Nachträgen in einem beſondern Artikel betrachten.

22) *Klaproth.* Asia Polyglotta. p. 170, 267. 23) *Finn-Magnusen.* Lex. Mythol. p. 944, 946, 968.

1) Jetzt Gjerrestad. Vergl. *Schoening.* Norv. Hist. T. I. 415 und Geogr. Opisen. p. 221.

(einem Hofe im norwegiſchen Bezirke Nedenaes) heißen zwei norwegiſche Könige: 1) Olof, Gudröd's und Alfhild's Sohn. Sie war Tochter des Königs Alfarin's aus Alfheimar, und brachte ihrem Gemahle Wingulmörk zu. Ihr Sohn Olaf ward nachmals Geirſtada Alfr genannt. Alfheimar (Elfenwelten) war damals genannt das Land zwiſchen der Raumelf und der Gautelf. Olaf war im Zwanzigſtalter[2]) als ſein Vater ſtarb, nahm das Königthum nach ihm, hatte aber blos Weſtfold, indem König Algeir unter ſich nahm Wingulmörk. Er ſetzte darüber ſeinen Sohn, den König Gaudalf. Dann gingen Vater und Sohn mit Macht nach Raumariki, und eigneten ſich zu den größten Theil dieſes Reiches und Fylkis (Landſchaft). Högni, der Sohn Eyſteins, des Mächtigen, des Königs der Upplendingar, legte da unter ſich ganz Heidmörk und Thotn und Hadaland. Auch wandte ſich da von Gudröd's Söhnen hinweg Wermaland und fügte ſich zu Schatzgaben unter den Schwedenkönig. Als Olaf's Bruder, Halfdan der Schwarze, das gehörige Alter erreicht, da ging er zum Reiche mit ſeinem Bruder, und ſie theilten das Reich unter ſich. Olaf hatte den öſtlichen Theil, aber Halfdan den ſüdlichen. So Snorri Sturleſon im Allgemeinen. Der Thäter Hálfdanar Svarta (Fornm. S. T. X. p. 167) ſagt von Halfdan dem Schwarzen, daß nachdem er Eyſtein'en wegen Blutsverwandtſchaft halb Heidmörk gegeben, und hierauf Thotn und Hadaland unter ſich unterworfen, er ſeinem Bruder, Olaf Geirſtadaalf, Weſtfold gegeben habe. König Olaf hatte den Sitz in Geirſtadir. Er war aller Männer ſchönſter und ſtärkſter, und größtes von Wuchſe, war ein mächtiger Mann und großer Heermann. Er bekam Fußesſchmerz (Podogra) und ſtarb davon, und er ward in einem Hügel begraben in Geirſtadir. Von ihm ſingt der berühmte Skalde Thiodolf von Hwin[3]) im Ynglinga-Tal (Aufzählung der Ynglingen):

Olaf herrſchte
Einſt (mit) Heftigkeit[4])
Über weitem Grund
Von Weſtmar,
Bis Fußſchmerz
Auf des Gefildes Saum
Den Schlachtertheiler
Abſchlagen fällte.
Nun liegt der kampfkühne
Heerkönig[5])
Mit Hügel begoſſen
In Geirſtadir[6]).

Olaf's Sohn war Rögnwaldr Heidumbäri. Von Olaf handelt ein eigener Thätr Olafs Geirſtadaálfs. Das erſte Capitel deſſelben iſt gewidmet der Angabe der Abkunft Olof's, und wie er von ſeinem Hofe Geirſtadir, auf welchem er ſeinen Sitz hatte, genannt ward Geirſtadaálfr. Er hatte zur Beherrſchung zwei Fylki, von denen das eine auf Upſo, das andere auf Weſtmar hieß, überdies ſeine Vaterverlaſſenſchaft; ſo ſagt Thiodolfr der Hwiniſche, und nun läßt der Verfaſſer die Stelle des Skalden folgen, aber mit ſo bedeutenden Abänderungen, daß wir die Liederſtelle, ſo weit die Abänderungen gehen, wiederholen müſſen:

Olafr herrſchte
Einſt gewaltig
Weit der berühmte[7])
Und über Weſtmar,
Der den Göttern gleiche
Und über Grönlands Fylki,
Bis Fußſchmerz
Bei der Erde Saum
Dem Schlachtverwegenſten
Ward zum Schaden.

Hierauf folgen die vier letzten Zeilen: Nun liegt der kampfkühne ꝛc., wie wie ſie oben nach der Heimskringla überſetzt haben. Hierauf werden die Eroberungen angegeben, die nach Gudröd's Falle die von uns oben genannten Könige machten, und hierauf geſagt: Aber Olafr Geirſtadaalfr hielt alles ſein Reich von Alfen und Eyſteinen und allen andern bis zum Todestage. Sein Sohn war Rögnwaldr Heidemberri[8]), der König war nach ſeinem Vater; auf ihn machte Thiodolf der Hwiniſche das Ynglingatal. Was die Geſchichtſchreiber aus Thiodolf's Liede geſchöpft haben, und wir aus des Liedes Stelle noch ſchöpfen können, iſt alſo wohl begründet, und dabei nur zu bedauern, daß zwiſchen der Liederſtelle, wie ſich bei Snorri Sturleſon und wie ſich im Thätr Olafs Geirſtadaálfs findet, ſo bedeutende Verſchiedenheiten ſtatt haben. Vorzüglich wird zu beachten ſein, das: godhum like (der den Göttern gleiche), welches blos der Thätr hat, wenn wir zum zweiten Capitel: Traum Olaf's, übergehen. Olaf Geirſtadaalf hat einen Traum, läßt ein Thing (Volksverſammlung) durch ſein ganzes Reich anſagen, das Thing wird nach Geirſtadir geſetzt. Der König trägt dem Allvolke ſeinen Traum vor, wie ihm deuchte, ein ſchwarzer und gelmmiger Ochſe führe von Oſten nach Weſten auf das Land, wie vor ihm und ſeinem Anblaſen eine Menge Menſchen fielen, und zuletzt ihm ſchien, daß er ſeine Hird (Leibwache, Hofgeſinde) tödtete. Der König bittet die Menſchen, den Traum zu errathen, ſie aber ſagen, daß er ſelbſt der Nächſte zur Deutung des Traumes ſei. Der König hält wieder einen Vortrag, deſſen Inhalt dieſer iſt: Guter Friede, Gang

2) *Schoening.* Chronologia ad historiam Snorrii, Sturlae filii, illustrandam pertinens im 1. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. LI. ſetzt Olaf's Geburt ins Jahr 804. 3) Nämlich Hwin, einer Inſel in Agdir in Norwegen, weshalb es Hvin á Agdir, Hwin auf Agdir, hieß S. z. B. Islands Landnámabók. T. III. c. 14. kopenhagener Ausg. v. 1774. 4) Ofsa, Nomin. ofsi, Heftigkeit der Geſinnung, übermuth, aufbrauſende Leidenſchaft; doch wird ofsa nach anderer Auslegungsart zu vidri gezogen und wir erhalten: herrſchte einſt über zu weitem (d. h. ſehr weitem) Grund von Weſtmar. Jedoch war Olaf's Reich eben nicht zu groß. 5) Heerkönig hieß ein König, der oft Raubfahrten machte; weshalb auch Snorri Sturleſon von Olaf ſagt, daß er ein großer Herrman (hermadr, ein Mann, der verheert und raubt) geweſen. 6) Ynglinga-Saga c. 55 bei F. Wacheer, Snarri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 125. Cap. 54. S. 128, 129. Saga Halfdan des Schwarzen, Cap. 1 bei demſ. S. 132.

7) Oder nach anderer Auslegungsart:
Einſt mit Heftigkeit
Der weit berühmte.

8) Über den Zunamen Heidumbaerri ſ. F. Wachter, Snerri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 131.

der Fruchtbarkeit [9]) ist lange in diesem Reiche gewesen, und viel mehr Menschen, als das Land tragen möge, aber der geträumte Ochse wird die Krankheit bedeuten, die fahren wird von Osten auf dieses Land, und wird folgen großer Menschentod; meine Hird wird es am letzten treffen, und am wahrscheinlichsten mich selbst auch. Der König räth darauf den vielen Menschen, die gekommen, einen großen Hügel hier auf dem Gebirge aufzuwerfen, und ihn vor dem Gange des Viehes durch Umzäunung zu schützen, und daß jeder Mann von Ansehen eine halbe Unze Silbers mit sich zur Gruft und in den Hügel bringe. Bevor die Krankheit nachlasse, werde der König nach seinem Tode in den Hügel gebracht werden. Aber er verbiete ihnen allen, daß keiner thue, wie ein Theil zu thun pflege, nämlich die Männer, an denen sie Trost (Beistand), so lange sie lebten, gehabt, nach ihrem Tode durch Opfer zu verehren; denn die todten Menschen könnten keinen Nutzen bewirken, und so könne geschehen, daß mit der Zeit die für böse zaubermächtige Wesen erklärt würden, die zuvor wären durch Opfer verehrt worden [10]). Dieselben illar vaettir (bösen Wesen, Geister) schienen manchmal Nutzen (gagn) zu machen, manchmal Schaden (mein); sehr fürchte er, daß unfruchtbare Zeit [11]) auf das Land werde darauf kommen, nachdem er bebügelt [12]) (in den Hügel begraben) sei, doch werde er demnächst durch Opfer verehrt, und nachher für ein Tröll erklärt werden [13]), und er werde doch weder bei diesem, noch bei jenem walten (etwas bewirken, d. h. es sei an Wirkung gleich, ob sie ihn durch Opfer als einen Gott verehrten oder für ein Tröll erklärten). Sehr merkwürdig ist dabei der Ausspruch: Dieselben bösen Wesen (illar vaettir) schienen manchmal Nutzen zu machen in dem (d. h. wenn man ihnen Opfer brächte), manchmal Schaden. Man könnte geneigt sein, sie für eine christliche Ansicht zu halten, da von den Christen auch die Götter zu illar vaettir gemacht wurden, und also kein Unterschied zwischen dem Tröll und dem Godh mehr war. Aber die Annahme, daß es ein christlicher Gedanke, ist nicht nöthig. Die Heiden konnten auch glauben, die Tröll stifteten bisweilen aus Eigennutz Böses, um Opfer, wie Götter zu empfangen; der Unterschied der Tröll von den Godh ist also dieser, die Tröll stiften in der Regel Schaden, aber bisweilen auch Nutzen, aber nicht von Dauer. Hatte man den dauernden Nutzen durch göttliche Verehrung eines Menschen, der den Nutzen zu bewirken schien, gehofft und sah sich später getäuscht, so schloß man: es ist kein Godh, sondern ein Tröll gewesen. Was wir ihm als einem Gotte zu verdanken schienen, hat er durch böse Zauberkünste hervorgebracht. Der Thätr Olafs Geirstadaálfs erzählt weiter, wie das versammelte Allvolk sogleich daran geht, einen wundergroßen Hügel aufzuwerfen, und ihn umzäunte. Große Krankheit kommt, viel Volk stirbt und alle werden in den Hügel gebracht. Zuletzt stiebt die Hird, und König Olaf wird zuletzt in den Hügel gebracht und zu seinen Mannen gelegt mit großem Gute (Schätzen). Der Hügel wird verschlossen. Das Menschensterben hört auf. Nachher entsteht große Unfruchtbarkeit und theure Zeit. Da fassen sie den Rathschluß, daß sie bebluteten (durch Blutopfer wie einen Gott verehrten) den König zur Fruchtfülle für sich [14]), und nannten ihn Geirstadaálf, Alfe (Elfe) von Geirstadir. Oder hat vielleicht dieser Bezeichnungsname erst die Veranlassung zur Sage gegeben, daß Olaf durch Opfer nach seinem Tode vrethet worden? Seine Mutter war die Tochter Alfarin's aus Alfheimar (Elfenwelten). Auch spielt sonst in Olaf's Geschichte der Name Alf eine Rolle. Nach dem Falle des Königs Gudröd, des Vaters Olaf's, nahm König Alfarin, der Alfgeir mit andern Namen hieß, unter sich ganz Vingulmörk, und setzte darüber Alf, seinen Sohn, der genannt war Gundálfr (Zauberwolfalf). Olaf konnte daher schon eher seinen Beinamen Geirstadaálfr haben können, bevor er durch Opfer verehrt ward. Merkwürdig ist, daß Snorri Sturleson einen so wichtigen Umstand gar nicht erwähnt. Auch werden wir noch einen Olaf mit dem Bezeichnungsnamen Geirstadaálfr finden, ohne daß davon die Rede ist, daß er diesen Bezeichnungsnamen wegen göttlicher Verehrung habe. Auch sollte man erwarten, daß, wenn Olaf Gudröd's Sohn wegen dieses Umstandes seinen Bezeichnungsnamen hätte, dieser nicht blos Geirstadaálfr, und nicht vielmehr Geirstadagodh wäre, wiewol die Alfen allerdings auch bebluet (d. h. durch Blutopfer verehrt wurden; s. Kormak's Saga. 22 Cap. S. 216 u. 218). Des Thatts Olaf's, Geirstadaalfs zweites Capitel: Hèr segir frá Hrana draum (hier wird gesagt von Hrani's Traume), versetzt uns in das erste Jahr des Reichs des würdiglichen Herren, des Königs Olaf's Tryggvason's. Hrani wohnt nicht weit von Geirstadir. Seine Mutter hieß Dröf (wie Olaf Geirstadaalf's Mutter nach dem Thätr O. G. Nach der Heimskringla heißt Olaf's Mutter Alfhildur). Hrani [15]) ist Pflegebruder Harald's Gränski's. In einer Nacht

9) Árferd. 10) Af stundu eru their tryldir, er ádhr voru blotit, mit der Zeit werden die vertrylltet, die vorher wurden bebluter; jenes kommt von tröll, böses Zauberwesen. Die Stelle ist für die nordische Glaubenslehre ungemein wichtig, denn sie enthält dieses: Verehrte man todte Menschen welche so lange sie lebten Nutzen zu bringen schienen, nach ihrem Tode durch Opfer, d. h. als Götter, und der erwartete Vortheil trat nicht ein, so erklärte man sie für Tröll oder böse Zauberwesen, d. h entgötterte die Vergötterten wieder. Über tryldr vergleiche auch den Art. Orms Saga Storolfssonar hier in diesen Nachträgen. 11) Hallaeri. 12) Heygdir. 13) Munum vèr thiunest blótadir ok sidan tryldir, werden wir demnächst werden bebluter, und nachher vertrylltet.

14) Their blótudu Ólaf konúng til árs sèr. 15) Hrani kommt auch anderwärts vor. Sein Vater ist Hroi, Pfleger Harald's Gränski's (von Geáreland, in Norwegen). Hrani ist mit seinem Pflegebruder, dem Könige Harald Gränski, in Schweden, und hat den Beinamen Vidförli, welcher auf seine anderweitigen Reisen schließen läßt. Hrani ist dann auch der Pflegevater des Sohnes seines umgekommenen Pflegebruders, nämlich Olaf des Heiligen. Über Hrani s. Snorri Sturlesón's Heimskringla, Olaf's Saga Tryggvasonar. Ausg. von Schöning 1. Th. S. 179. 244. 245 Olafs Saga Helga. 2. Th. S. 1, 3. 25. 27. 53. Große Olaf's Saga in den Fornmanna-Sögur 1. Bd. S. 60. Olaf's Saga Helga das. 3 Bd. S. 20, 21, 26—39, 64, 67, 68. Scripta Islandorum Historica. Vol. I. p. 78. Vol. IV. p. 20. 21, 25, 28—35, 35—37, 65, 68, 79.

Digitized by Google

träumt Hrani'n, daß Olafr Geirſtadaalfr zu ihm komme. Dieſer erzählt ihm ſein ganzes Leben, und wie der Grabhügel gemacht worden. Dann ſagt er ihm, daß Swein, der Sohn des Jarls Harald's, in Kuezem werde aus dem Lande fahren, indem er ſich nicht vor der Macht des Königs Olaf Tryggvaſon's werde halten können, und großen Mangel an Gelde habe. Er ſolle ihm deshalb das viele Geld im Hügel auf Geirſtadir zuweiſen. Olaf unterrichtet ihn nun, wie er mit Swein den Hügel erbrechen und ſich der Schätze bemächtigen ſoll. Wir lernen dabei, wie die Todtenhügel beſchaffen waren. In einem kleinen Hügel mitten auf dem Boden des großen Grabhügels liegt das Geld. Auf dem Stuhle mitten im Hügel ſitzt ein Mann (Olaf), hat einen Goldring, ein Meſſer, einen Gürtel (belti) um ſich, und ein Schwert um die Knie gebunden, dieſe drei Koſtbarkeiten ſoll Hrani nehmen, nachdem das Geld aus dem Grabhügel hinaufgezogen worden, und mit dem Schwerte ſoll er dem Manne das Haupt abhauen, und es wieder unſcheäg auf das Bette legen. Mit den drei Koſtbarkeiten ſoll er dann in die Wik fahren zu König Harald Gránſki. Aſta Gudbrandsdottir liege und könne nicht gebären. Um ſie ſoll er den Gürtel legen. Sie werde nun ſchnell entbunden werden. Dem Knaben ſoll er den Namen Olaf, und zur Befeſtigung den Ring und das Schwert Böſing geben, das ihm Olaf Geirſtadaalfr zugewieſen. Noch gibt Olaf dem Hrani mehre andere Vorſchriften, was er thun ſoll. Das vierte Capitel: **Hrani gekk i hauginn Geirstadaalfs** (Hrani ging in den Hügel Olaf Geirſtadaalf's), handelt nun davon, wie ausgeführt wird, was Olaf Geirſtadaalfr vorgeſchrieben hat. Die Sage iſt ſehr merkwürdig. Die Todten pflegen ſonſt ihre Grabhügel zu beſchützen. Olaf gibt Anweiſung, wie ſein Hügel erbrochen und ſeine Schätze beraubt werden ſoll. Ohne Grund heißen Olaf's und Hrani's Mutter wol nicht beide Olöf. Hrani's Mutter wird daher wahrſcheinlich als wiedergeborne Mutter Olaf's gedacht. Olaf Geieſtadaalfr war an einer Krankheit geſtorben, und gegen ſeinen Willen verehrte man ihn nach ſeinem Tode durch Opfer. Er wünſcht daher, daß ihm das Haupt abgehauen werde, nachdem man ihn nicht mehr als Gott verehrt, ſondern zu einem Tröll gemacht hat. Ein wichtiges Ergebniß iſt die Folgerung, daß die Menſchen, welche man nach ihrem Tode göttlich verehren wollte, anders begraben wurden, als die, welche man nicht verehren wollte. Bekannt, wie aus der Geſchichte der Thüringer bekannt iſt, ein Menſch an Krankheit zu ſterben, ſo hieb man dem Sterbenden das Haupt ab. Olaf'n wird dagegen das Haupt nicht abgehauen, und doch wol aus keinem andern Grunde, als um ihn an den Hügel zu feſſeln, damit er nicht nach Walhöll gelangen und dann auf die Erde wiedergeboren werden könne. Man vergleiche mit der Sage von Olaf die von Mitothin (Mid-Othin, d. h. Mittelothin). Die, welche ſich ſeinem Grabe näherten, ſtarben plötzlich. Die Einwohner nahmen ihn daher heraus, beraubten ihn des Hauptes und ſtießen in ſeine Bruſt einen Pfahl und das half. Die heidniſchen Sagen ſind bei Saxo Grammaticus entſtellt. Der Mitothin ward wahrſcheinlich Anfangs wie Olaf durch Opfer verehrt, und iſt mit der Zeit für ein Tröll erklärt worden. Wie aber konnte man glauben, daß Olaf und andere todte Menſchen etwas bewirken könnten? Man glaubte, daß durch die Blutopfer die Kraft deſſen vermehrt werde, dem man die Blutopfer brächte. So z. B. nennt Einar Skalaglam, der heidniſche Skalde, in Beziehung darauf, daß der Jarl Hakon den Opferdienſt wieder hergeſtellt, die rögn (Götter) **ramm aukinn**, an Stärke vermehrt, und ſagt, daß die ſtärkevermehrten die Macht Hakon's kräftigten (ſ. die Vallkla in der Heimskringla, Olaf's Saga Tryggvaſonar. 28. Cap. Bei F. Wachter. 2. Bd. S. 229, 230). Der Thättr Olafs Geirstadaálfs iſt herausgegeben aus der Flateyarbók in den **Fornmanna-Sögur. Eptir gömlum Haudritum útgefnar adh tilhlutun hins konúngliga Norraera Fornfraeda** *Félags. Tíunda Bindi* Kaupmannahöfn 1835. p. 209—215, und däniſch überſetzt im 10. Bd. der **Oldnordiske Sagaer**. Die Herausgeber bemerken p. VIII., daß ihr Inhalt werde genommen ſein aus Geſchichtserzählungen (**úr sögu sögnum**), welche jünger ſeien als der Tod des Königs Olaf's Geirſtadaalf's, und dabei aus andern, welche erſt zuſammengeſetzt ſein werden nach dem Falle des Königs Olaf's des Heiligen. Hrani's Traum, wie ihm Olafr Geieſtadaalfr erſcheint und anweiſt, wie er die Schätze aus ſeinem Grabhügel nehmen und die drei Koſtbarkeiten davon zu Aſta, Olaf's des Heiligen Mutter tragen ſoll, ſteht auch in der Olaf's Saga Helga, Cap. 16 (in der **Fornmanna-Sögur. T. IV. p. 27—29**) dem Inhalt im Weſentlichen gleich, aber nicht mit denſelben Worten, und auch ſonſt mit Abweichungen, wovon wie die Stelle als Probe mittheilen wollen, wie Olafr Geirſtadaalfr ihn anweiſt, das Haupt abzuhauen, und die lehrt, wie die Todten angethan waren: nimm von ihm Helm und den Ring, Goldruthe und Schwert und Mantel; hierauf hau von ihm das Haupt, und wird das leicht gethan; und wenn du es nicht ſchwingſt von dem, den ich ſage, ſo folgt dir Heil (**hamingia**) oder liegt an dir Strafe. Es ſind nämlich viel Menſchen in dem Hügel begraben, und der Sinn iſt: Hauſt Du nicht mir das Haupt ab, ſondern einem Andern, ſo folgt dir Unheil, hauſt du es mir ab, ſo folgt dir Glück. Auch aus den übrigen Stellen iſt erſichtlich, daß das 16. und 17. Capitel der Olaf's Saga Helga zwar dieſelbe Sage vom Erbrechen des Grabhügels Olaf's Geirſtadaalf's, aber doch eine verſchiedene Bearbeitung von der im Thättr Olafs Geirstadaalfs enthält. Letztere iſt auch noch umſtändlicher. Im 23. Capitel S. 37 erzählt die Olaf's Saga Helga, wie Aſta ihrem Sohne, Olaf Haraldſon, als er acht Winter alt war, das Schwert Báſingr übergibt, das Hrani, ſein Pfleger, ihm gegeben, und Olafr Geieſtadaalfr gehabt hat. Auch gedenkt ſie S. 3 dieſes Königs Olaf's von Veſtfold. Die Olaf's Saga Helga hat Capitel 16 auch die Liederſtelle aus Thiodolf's Ynglingatal, ſtimmt aber in den Lesarten mit denen der Heimskringla. Nur daß ſie beginnt:

Olafr herrſchte
Einſt gewaltig

Welt, der berühmte,
Und über Westmar.

Den Göttern gleich wird weiter unten nicht genannt, und die Liederstelle hat auch die übrigen Abweichungen nicht, wie sie sich in der Liederstelle im Thâttr Olafs Geirstadaâlfr finden. Auch erzählt die Olaf's Saga nicht, daß Olafr wäre durch Opfer verehrt worden, sondern sagt nur: Er (Rani) wußte genau, daß Olafr Geirstadaalfr gewesen war ein großer Häuptling und allfreundglücklich (allbeliebt), und der Menschen bester an sich, derjenigen Menschen, welche in der alten Sitte (i fornum sidh, in der alten, d. h. heidnischen, Religion), gewesen waren. So sang Thiodolf der Tjodolfr der Hwinische:

Redh Olafr etc.

Nach der Liederstelle heißt es: Dieser Olafr war der Sohn Gudröd's des Wendrnkönigs (Vinda konúngs, richtiger Veidhikonungs; s. F. Wachter. 1. Bd. S. 125) und wußte vor seinem Tode von seiner Traumweisheit (draumspeki, Traumweissagung). Die Olaf's Saga Helga begnügt sich also noch, Olafen, nach welchem Olaf der Heilige genannt war, den besten der Heiden sein zu lassen. Aber es war ja ein noch näherer Olafr, nach dem er auch genannt sein kann, und welchen wir unter Nr. 2 betrachten werden. Doch kann Olafr der Heilige immer von jenem berühmtern Olafr Geirstadaalfr den Namen erhalten haben, und wenn nicht unmittelbar, doch mittelbar durch den zweiten Olafe Geirstadaalfr, wenn er nämlich nicht den Namen von Olafe Tryggvason erhalten hat, der ihn christlich taufen ließ. Wie Snorri Sturlefon (bei F. Wachter. 2. Bd. S. 275) erzählt, hieß jedoch Haralld Gránski's Sohn schon vor seiner christlichen Taufe Olafr. Er sagt nämlich: Asta Gudbrandsdottir gebar Knabenkind da im Sommee; der Knabe ward begossen mit Wasser. Rani begoß ihn mit Wasser. Weiter unten S. 305 erzählt er dann die christliche Taufe. Aber als König Olaf Tryggvason kam Hringariki, zu gebieten dort das Christenthum; da ließ sich taufen Sigurd Syr und Asta, sein Weib, und Olafr ihr Sohn; und machte Olaf Tryggvason Gottverwandtschaft mit Olafr Haralldsson (d. h. veeteat Pathenstelle bei ihm); damals war er zweiwinterig (zwei Jahre alt). War also Olafr der Heilige wirklich auch heidnisch Olafr getauft, so erhielt er doch auch diesen Namen von seinem Gevatter, und ward zwei Mal Olafr getauft. Der Ruhm, den Olafr der Heilige erlangte, warf dann auch Strahlen auf die andern Olafr aus dem Geschlechte der Ynglingen zurück, und besonders auf jenen Olaf, den Elfen von Geirstadir, den Bruder Halfdan's des Schwarzen, des Vaters Haralld's des Haarschönen, und bewirkte, daß Olafr, der Elfe von Geirstadir, durch Dichtung einer Saga verherrlicht ward, die ihn mit Olaf dem Heiligen in Verbindung brachte. Snorri aber sagt noch nicht, daß Olafr Geirstadaalfr der Beste der Heiden gewesen. Erst in der in die Olaf's Saga später eingeschobenen Partie findet man ihn als den Besten der Heiden genommen. Aber der Thattr Olaf's Geirstadaalf's begnügt sich nicht einmal damit, sondern dieser Olafr muß ein so außerordentlicher König gewesen sein, daß man ihn nach seinem Tode durch Opfer verehrte, wie einen Gott, also vergötterte. Der christlich zu einem Heiligen gemachte Olafr durfte nur nach einem seiner Ahnherren genannt sein, den die Heiden auf ihre Weise vergöttert hatten. Ehe da dieser Vergötterung durch Blutopfer geschah, so muß Olafr Geirstadaalfr dieses schon im Leben wissen, aber darf es, um sich als Ahnherrn des heiligen Olaf würdig zu zeigen, nicht billigen, sondern muß sich die Verehrung nach seinem Tode duech Blutopfer verbitten. Um aber ganz in den heiligen Olafr überzugehen, muß er sich das Haupt abhauen lassen, und dem, in den er übergeht, die Kostbarkeiten übergeben, die er in seinem Grabe hatte. Es war Glaube im Alterthume (der Heidenzeit), daß die Menschen wieder geboren werden, aber das wird nun (in der Christenzeit) genannt alter Weiberirrthum ꝛc. (s. das Weitere der ungebundenen Rede zum Helgiliede bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bd. 1. Abth. S. 136). Im Thâttr Olafs Geirstadaâlfs, sowie in der in die Olaf's Saga Helga eingeschobenen Partie, wird zwar nicht deutlich ausgesprochen, daß Olafr der Heilige der wiedergeborene Olafr Geirstadaalfr sei, aber die Idee schwebte dem Dichter jener Sage vor. Zur Wiedergeburt war gewaltsamer Tod nöthig. Olafr Geirstadaalfr hatte diesen nicht erlitten, und lebte durch Blutopfer verehrt in seinem Grabhügel fort. Vor Olaf's des Heiligen Geburt aber läßt er sich das Haupt abhauen, stirbt also gewaltsamen Tod und macht sich zur Wiedergeburt fähig, und läßt durch seinen Gürtel bewirken, daß das Kind geboren werden kann, und diesem Kinde seinen Namen und seine Kostbarkeiten geben. Olafr der Heilige ist also der wiedergeborene Olafr Geirstadaalfr. Seinen Eigennamen und seinen Bezeichnungsnamen (kenningarnafn) trägt auch noch einer seines Geschlechts, nämlich:

2) Olaf Geirstadaâlfr, Sohn Haralld's des Haarschönen, ältester Sohn von Swanhild'en, der Tochter des Jarls Eystein, erhielt, als sein Vater das Reich unter seine Söhne theilte, mit seinen Brüdern von väterlicher und mütterlicher Seite Biörn, Sigtrygg, Frodi und Thorgils, Wingulmörk, Raumariki, Westfold und Thelamörk. Als sein Bruder von väterlicher und mütterlicher Seite Biörn Kaupmann durch ihren Halbbruder Erik Blutart gefallen, nahm Olaf das Reich über Westfold [16]), und zur Pflege Gudröd'en, den Sohn Biörn's. König Haralld der Haarschöne hatte seinen Sohn Eirik Blutart zum Oberkönige über Norwegen gemacht. Als solchen nahmen ihn auch die Hördae (Bewohner von Hördaland) an. Als dieses die Wikverjar (Bewohner der Wik) hörten, da nahmen sie Olaf'en zum Oberkönige in der Wik und er behauptete das Reich. Das misfiel Eirik'en sehr. König Eirik nahm alle die Einnahmen (tekior), die der

16) So nach Snorri Sturlefon in der Heimskringla. Nach dem Upphof Rikis Haralds Harfagra (in den Fornmanna-Sögur 10. Bd. S. 196) hat Olaf bei Biörn's Lebzeiten Westfold verwaltet, denn es wird gesagt: Olafe Geirstadaalfr hatte die Verwaltung (yfirsoku, Oberfuchung) auf Westfold, und waren beide stets zusamm.n (er) und Biörn, er herrschte über Gränland (nämlich in Norwegen). Über yfirsoku, Oberfuchung, welches wahrscheinlich vom Rechtfuchen seine Benennung hat, s. F. Wachter, Snorri Sturlefon's Weltkreis. 1. Bd. S. 162.

Digitized by Google

König hatte im Mittlande (Mittellande) das nächste Jahr nach dem Tode des Königs Harald's (gest. 936); aber Olaf in der Wik; aber Sigröd, ihr Bruder, hatte alles in Thrándalög. Das erbitterte Erich'en sehr, und das Gerücht ging, er werde mit Gewalt versuchen an seinen Brüdern, ob er erlangen könnte Alleingewaltsreich (einvalldsriki), sowie sein Vater ihm gegeben hatte. Als Olaf und Sigröd dieses hören, da lassen sie Sendemänner zwischen sich geben; demnächst machen sie Versammlungsbestimmung, und Sigröd reiset im Frühling ostwärts nach Wik, und die Brüder Olaf und Sigröd haben Zusammenkunft in Tunsberg, und verweilen hier eine Zeit lang. Denselben Frühling entbietet Erich großes Kriegsvolk und Schiffe hinaus, wendet sich ostwäets nach Wik, und erhält so günstigen Wind, daß er Tag und Nacht segelte und keine Kundschaft von ihm vor ihm vorausging Als er nach Tunsberg kam, gingen Olaf und Sigröd mit ihrem Kriegsvolke ostwärts aus dem Hofe auf den Abhang und ordneten die Schlacht dort. Erich hatte viel mehr Kriegsvolk und erlangte den Sieg, aber Olaf und Sigröd fielen beide, und ist dort jedweides Hügel auf dem Abhange, wo sie gefallen liegen. König Erich unterwarf sich da die Wik. Olaf's Sohn von der Geira ist Tryggwi [17]), nach dem Olaf Tryggvason genannt ist.

(*Ferdinand Wachter.*)

OLAFR, Hvitaskálld [1]), ward so zum Unterschiede von dem gleichzeitigen Olaf Svartaskálld [2]) genannt, war Thord's Sohn, der ein Bruder des noch berühmtern Snorri Sturleson war, hielt sich, wie aus der Sturlungasaga hervorgeht, oft bei seinem eben genannten Vaterbruder auf, ward wahrscheinlich selbst bei ihm erzogen, lernte auch bei dem Könige Waldemar II., bei dem er zwischen dem Jahre 1236—1240 war, viele gelehrte Stücke (marga fraedi) und hatte (erhielt) viele berühmte Erzählungen (margar ágætligar frásagnir) von ihm [3]).

Olafr hatte aber auch in jener fehdenreichen Zeit Gelegenheit, sich in den Waffen zu üben. So brach im J. 1234 Snorri Sturleson's Sohn Urákia in das Gebiet seines Vaterbruders, Thord's Sturleson's, ein. Dieser ließ durch seine Söhne Olaf und Sturla Urákia's Wirthschaftshof zu Reykiaholar plündern. Im J 1236 ging Olaf mit seinem Bruder Sturla nach Sauebár. Thoed's Söhne waren in den Streitigkeiten zwischen seinen Brüdern Snorri Sturleson auf der einen und Sighwat Stuleson und Sturla Sighwat's Sohne auf der andern Seite stets Anhänger Snorri Sturleson's. Aber dieser wollte sich aus Frömmigkeit in der großen Fasten im J. 1236 mit seinen Feinden nicht schlagen, wie sein Sohn Urákia beabsichtigte Snorri's Gegner waren weniger bedenklich, und so mußte er vor ihnen aus seinem Sitze Reykiaholt fliehen. Da so seine Macht gänzlich gebrochen schien, hielten es auch Olaf und sein Brudee Sturla für rathsam, sich an Sturla, Sighwat's Sohn, anzuschließen. Sie gingen zu ihm. Er behandelte sie auf das Freundlichste, und gelobte sie zu großen Mannern zu machen. Olafr konnte jedoch seiner Anhänglichkeit an Snorri Sturleson nicht auf immer entsagen. Thorleifr von Gardar verlor gegen Sturla, Sighwat's Sohn, die Schlacht in Bár, und ward nebst den meisten seiner Partei mit Verbannung gestraft. Da schloß sich Snorri an jene Verbannten, und ging im J 1237 nach Norwegen. Die Sturlungasaga erzählt diese Händel umständlich. Aber auch die Saga Hakonar Hakonar-sonar wirft Licht auf sie und namentlich auch auf die Geschichte unsers Olaf Thordarson's. Sie sagt Cap. 194: Diesen Sommer zuvor kamen heraus von Island Snorri Sturleson, Thord Kakali, Thorleifr aus Gardar, Olafr Hvitaskálld, und waren in Thrandheim den Winter über. Im Cap. 196 heißt es vom Könige Hakon: Er erfuhr da, daß der Herzog geben hatte Urlaub nach Irland Snorra Sturleson, Dráki'n und Thorleif'en. Da Olaf Thordason's nicht dabei erwähnt wird, so läßt sich schließen, daß er in Norwegen zurückblieb. Da ferner sein Aufenthalt in Dänemark zwischen die Jahre 1236—1240 fällt, so geht hervor, daß er sich von Norwegen nach Dänemark begab. Dieser Aufenthalt bei dem gelehrten Könige Waldemar II., war ihm für seine Ausbildung sehr förderlich, und ist auch, wie wir weiter unten sehen werden, ein in anderer Beziehung merkwürdiger Umstand. Auch war Olafr Hvitaskálld, wie man vermuthen kann, in Schweden, denn er wird in dem Skálldatal (bei Peringskiold, Heimskringla. 2. Bd. S 480) als Skalde für Erik Eirikson aufgeführt In Norwegen hat er sich, wie sich schließen läßt, bei den Streitigkeiten des Jarls und Herzogs Skuli mit dem Könige Hakon sehr weise betragen und keine Partei genommen, wenigstens nicht für die Dauer, denn er war, wie aus seinen Gedichten und aus dem Skálldatal (S. 483, 484) hervorgeht, Skalde für den König Hakon Hakonarson und für den Jarl und Herzog Skuli. Auch wird er S. 485 als Skalde für Waldimar Gamli (Kö-

17) Snorri Sturleson's Heimskringla, Sage Harald's des Haarschönen bei F. Wachter. 1. Bd. Cap. 25. S. 225. Cap. 24. S 244. Cap. 46. S 247.

1) Weißer (d. h. weißhaariger) Skalde. 2) Schwarzer (d. h. schwarzhaariger) Skalde Auch dieser Olafr Swartaskáld spielt eine Rolle in der Geschichte der Sturlungen, aber keine so glänzende, als Olafr Hvitaskálld, war auch kein Sturlunge. Olafr Swardaskálld war aller Gabe entblößt, als ihn Jon Murt der Sohn Snorri Sturleson's, in seine Dienste nahm. Jon Murt schloß im J. 1229 mit seinem Schwager Giffur Genossenschaft und legelte aus dem Lande nach Norwegen. Sie bewohnten beide, da der König ihnen keinen Urlaub nach Island zurück gab, in Bergen ein Zimmer und besuchten häufig eine Weinschenke. Eines Abends kamen sie betrunken nach Hause. Die Diener hatten die Betten nicht zu Rechte gemacht und von ihnen widersprach Olafr Swartaskálld seinem Herrn. Dieser wollte ihn dafür mit einem Stocke schlagen. Giffur suchte es zu verhindern, und hielt seinen Schwager Jon Murt. Als Olaf das sah, ergriff er ein Beil, schlug seinem Herren eine Wunde, floh darauf sogleich, ließ sich nachher nimmer wieder sehen, und Niemand wußte, wohin er gekommen. Jon's Wunde schien Anfangs nicht gefährlich, aber er schonte sich nicht und schadete sich durch zu reichlichen Genuß von Wein und durch zu häufige Bäder. Durch eintretende Entzündung brach die Wunde wieder auf. Daran starb Jon Sturleson, Brudersohn unseres Olafs Hvitaskálld's. S. F. Wachter, Leben Snorri Sturleson's Cap. 86. Einleitung zur Heimskringla. 1. Bd. S. LXI. 3) Knytlinga-Saga. c. 127 in den Fornmanna-Sögur. 11. Bd. S. 396. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. Einleitung S. XCV.

nig von Dänemark) und S. 484 für den Jarl Knut Hakonarſon (von Norwegen) aufgeführt Arna-Magnäus (Vita Saemundi Multiscii. p. XVIII) folgert aus dem Skalldatal mit Gewißheit, daß er mit allen denen, für welche er als Skalde aufgeführt wird, vertraut gelebt habe, wir jedoch nur, daß er auf ſie Gedichte gemacht hat. Nur bei dem Könige Walldimar läßt es ſich erweiſen, daß er mit dieſem vertraut gelebt und auch in deſſen Dienſten geſtanden. Der Zweck des Skalldatals iſt blos aufzuführen die hohen Perſonen, auf welche Skalden Lieder gemacht haben, und wer ſie gemacht hat. Doch läßt ſich vermuthen, daß der Skalde, der auf eine gleichzeitige Perſon Lieder macht, auch dieſe Perſon beſucht hat. Seltener wurden die Lieder blos zugeſandt. So z. B. einmal von Snorri Sturleſon (ſ. F. Wacht. Snorri Sturleſon's Weltkreis 1. Bd. S. XXVI, XXVII.). Doch war dieſe Zuſendung nur Einleitung zu ſeiner Reiſe nach Norwegen. Olafr Hwitaſkald, als er in ſein Vaterland heimgekehrt, brachte es hier zu dem höchſten Poſten, zu dem man hier gelangen konnte. Er war nämlich in den Jahren 1248 und 1252 Lögsögumadr (Geſetzesagemann), d. h. oberſter Richter über ganz Island. Es war dieſes die ſchwierigſte und ehrenvollſte, aber wechſelnde Stelle. Man ward zu ihr gewählt. Olafr Hwitaſkald hatte ſeinen Wohnſitz in Staſholt. Hierher zu ſeinem Vaterbruder Olaf Hwitaſkald begab ſich im J. 1251 Thorgils, Böddar's Sohn, wozu ihn ſeine ſchwierige Lage nöthigte. Thord Kakali, Sighwat's Sohn, im J. 1250 vom Könige nach Norwegen gerufen, hatte ſeine Freunde und Verwandten Stuela Thordarſon, den Bruder Olaf Hwitaſkald's, Rafn Odd's Sohn, Thorleif'en von Gardar, Hean, Kodran's Sohn und Sämund Dem's Sohn über ſeine Bezirke geſetzt, der König von Norwegen aber im J. 1251 über dieſelben Bezirke Giſſur, Thorwald's Sohn, und Thorgils, Böddar's Sohn. Daher Zwietracht unter dieſen Großmännern. Man hielt zwei Verſammlungen. Aber Thorgils konnte nichts weiter erlangen, als daß Egil, Solmund's Sohn, ihm das Gut Reykiaholt abtrat. Unter dieſen ſchlüpfrigen Verhältniſſen war es, wo Thorgils ſich mit 14 Bewaffneten nach Staſholt zu ſeinem Vaterbruder Olaf Hwitaſkald begab. Hier überfielen und fingen ihn Rafn und Sturla. Sehr unwillig ward hierüber Olaf und machte ſeinem Bruder Sturla harte Vorwürfe. Sie aber kehrten ſich nicht daran, und zwangen Thorgils'en, ihnen den Eid der Treue zu leiſten, daß er alsbald mit ihnen gegen Giſſur ziehen wollte. Rafn hätte Thorgils'en gern erſchlagen gehabt; aber Sturla entzog ihn dem Tode, entweder von ſeinem Bruder Olaf bewogen, oder weil Thorgils ſein Verwandter war. Sturla war ein ebenſo großer, wenn nicht noch größerer Skalde, als ſein Bruder Olaf, aber viel kampfluſtiger als dieſer, ſodaß er in den Fehden jener Zeit eine weit größere Rolle ſpielt als Olaf [4]). Dieſer dagegen hat ſich außer dem Skaldenruhme noch den Ruhm erworben, der Verfaſſer eines Theils der Edda in weiterer Bedeutung, nämlich des Theils derſelben, der Skalda (Lehre von der Dichtkunſt) heißt, zu ſein, während ſein Bruder Sturla ſich verdient um die Nachwelt gemacht, daß er die Saga Hakonar Hakonar-Sonar, die Saga Magnusar Hakonar-Sonar und den letzten Theil der Sturlungaſaga oder der großen Saga der Isländer verfaßt hat, welche auch die Hauptquelle für das Leben Olaf Hwitaſkald's [5]) iſt. Letzterer ſtarb im J. 1259. Er verfaßte mehre Drapen oder größere Ehrengedichte auf König Waldemar von Dänemark, auf König Hakon Hakonarſon von Norwegen, auf den Herzog Skuli und auf den heiligen Thorlak. Er fällt in die Zeit der zweiten Blüthe der Skaldenkunſt. Die erſte war zur Zeit Haralld's des Haarſchönen, Hakon's des Guten und des Jarls Hakon. Aus dieſen Zeiten haben wir die größten heidniſchen Skalden, und von ihnen brachte die meiſten Norwegen hervor. Die zweite Blüthe iſt die der Chriſtenzeit. Aber nun iſt das Vaterland der berühmteſten Skalden nicht mehr Norwegen, ſondern Island, wiewohl die Skaldenkunſt überall noch blühte, ſelbſt auf den Orkneyarn (ſ. d. Art. Orkneyinga-Saga in dieſen Nachträgen). Unter den Geſchlechtern, welche auf Island die beſten Skalden hervorbrachten, iſt vor allen das Geſchlecht der Sturlungen zu nennen, zu dem Snorri Sturleſon und ſeine beiden Bruderſöhne Olafr Hwitaſkald und Sturla hin Fródi (der Weiſe, Gelehrte). Das Geſchlecht der Sturlungen zeichnete ſich nicht blos durch Skaldenkunſt, ſondern auch durch Gelehrſamkeit überhaupt aus. Bevor wir unſern Olaf in letzterer Beziehung betrachten, wollen wir ihn zuvor noch als Dichter kennen lernen. Um den Geiſt ſeiner Lieder zu veranſchaulichen, wollen wir zwei kleine Proben mittheilen, eine ganze und halbe Strophe. Sie ſind im Drottmaale gedichtet, aber nicht in dem der ältern Skalden, deſſen Zeile drei Hebungen hat, ſondern in einem Drottmält von vier Hebungen, welches weniger künſtlich, aber auch weniger wohlklingend iſt, da dabei die halben und ganzen Anreime [6]) weniger in das Ohr fallen. Wir laſſen ſie durch curſive Lettern bemerkbar machen. Die Strophe, welche wir zunächſt folgen laſſen, befindet ſich im 234. Capitel der Saga Hakon's Hakonarſon's, wo der Kampf des Königs Hakon mit dem Herzoge Skuli an der Kirchhofsthüre beſchrieben wird. Unter des Königs Fahnen waren nicht mehr als 20 Mann. Der König wies ſeine Mannen gegen des Hofes Thüre, aber er ſelbſt wandte mit der Fahne gegen den Herzog. Da war große Waffenbürde (Andrang von Waffen) bei der Kirchhofsthüre. So ſang Olafr Hwitaſkald:

4) Über Olaf und ſeinen Bruder ſ. außer der Sturlunga-Saga auch die Vita Sturlae Thordii im 5. Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla S. XVI—XXV.

5) Sturlúnga-Saga edher Islendinga Saga hin mikla útgefin af tilhlutun hins Islenzka Bókmenta Félags. 1—2. Bd. (Kopenhagen 1817, 1820.) Über Olaf's Todesjahr 1259 ſ. die Annales Regii ap. *Langebek.* Scriptt. rer. Dan. T. III. Mit ihnen ſtimmen die Annales Resenians, Flateyenses et Chartacei nach *Arna-Magnaeus*, Vita Saemundi Multiscii in der gr. Ausg. der Edda Sämundar. 1. Bd. S. XVIII. 6) Über die halben und ganzen Anreime ſ. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 2. Bd. Einleitung.

Snörp bitu járn sem íemöl *yrpi*;
óda straums med heitu blódi,
Herste*fnir* raud hamri *ofna*
Hildar *serki* framar *merkjum*;
*Grim*mum stódh á Göndlar *himni*
Grárr *regn*bodhi Hnikars *thegna*
*Hard*har lustu fylking *fird*ba
Fár-eldingar meginsára.

Scharfe Eisen bissen, wie (wenn) Esgries[7]) würde geworfen.
Mit des wüthigen Stroms heissem Blute
Der Heerlenker[8]) röthete die mit dem Hammer gewebenen
Hemden Hlüdur's[9]) weiter vorn[10]), als die Fahnen.
(Es) stand auf dem grimmen Himmel Göndul's[11])
Der graue Regenbathe[12]) der Hnikars-Degen[13])
Der Kraftwunden harte Gefahrolitze
Schlugen der Männer Schlacht-reih'.

Die christlichen Skalden bedienten sich noch der Dichtersprache der heidnischen, und ihr Hauptstreben war, dieser Sprache durch neue Wendungen den Reiz der Neuheit zu geben, und Olaf Hwitaskalld zeigt sich glücklich in diesen Variationen. Aber er gehört zu dem Theile der Skalden, welche die räthselhafte Bildersprache nicht sehr häufen, und hat das künstliche Drottmält so in seiner Gewalt, daß er die halbin und ganzen Anreime auch bei einfacherer und fasslichlerer Redeweise möglich macht. So z. B. in der folgenden halben Strophe, welche wir dem 25. Capitel der Saga Hakon Hakonarson's entnehmen. Es handelt dieses von der Fruchtbarkeit im Lande, welche man dem Verdienste der Könige zuschrieb (s. *Ferd. Walter*, **Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen. p. 4—9**, und **desselben** Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 106—108) Da als Hakon ward zum Könige genommen, war große Fruchtbarkeit oder Fruchtfülle (ár mikit)[14]) im Lande. Der Sommer wae so gut, daß das war weit durch das Land, daß der Fruchtbaum (alldinvidrinn) trug zweimaligen Zuwachs (avöxe) und die Außenvögel[15]) warfen (brüteten) zwei Mal. So sang Olafr Hwitaskalld:

Maerir glöddust miklu *ári*
Menn, báru ávöxt *tvennan*,
Veglig syndist, vidhr ok *fuglar*,
Visa *grein* á sumri *sinu*

Ob der großen Fruchtbarkeit sich freuten
Gefeierte[16]) Männer — da trugen zweimaligen Zuwachs
Baum und Vögel (prächtig erschien der
Erstlinge[17]) Abschnitt) in einem Sommer.

Auf diese Weise sind viele Strophen von Olaf's Liedern in die Saga Hakonar Hakonarson eingewebt C. 25 (große Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 33). C. 114. S. 117. C. 176. S. 180. C. 182. S. 188. C. 190. S. 195. C. 199. S. 206. C. 219. S. 228, 229. C. 221. S. 231, 232. C. 234. S. 250. C. 225. S. 250., in den Fornmanna-Sögur. 9. Bd. S. 265, 430, 446, 450, 457, 464, 492, 494, 514. Lateinisch übersetzt sind sie im 5. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla und im 6. Bd. findet sich wieder gedruckt in der Urschrift nebst einer Auflösung der verschränkten Wortstellung in die prosaische Wortfolge nebst lateinischer Uebersetzung dieser Auflösung und kurzen Erklärungen. S. 208, 214, 216, 218, 219, 220, 221, 222. Dänische Übersetzungen sind im 5. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla und in den Oldnordiske Sagaer. 9. Bd. Großes Interesse hat Olaf Hwitaskallo auch erregt durch seinen großen Antheil an Abfassung der Edda und insbesondere der Skalda, denn der größte Theil der Abhandlungen ist von ihm. In einem Pergamentcodex der Edda, der am Anfange oder um die Mitte des 4. Jahrh. verfaßt ist, heißt es: **Haer aer lyke theim lut bókar, aer Olafr Thordarson (Hvitaskalld) haefr samansaet. Uphaefr skalldskapligar kenningar, aeptir thvi sem fundizt haefer i kvaedum höfud-skallda oc Snorri haefer samanfaert oc saett**[18]), d. h. hier ist (wird) geschlossen (mit) dem Theile des Buches, das Olafr Thordarson (Weiß-kalde) hat zusammengesetzt. Emporhebt (anfängt es) die skaldschaftlichen Bezeichnungen, nach dem, wie sie sich fanden in den Gesängen der Hauptskalden, und Snorri hat hierauf zusammengebracht und gesetzt (geordnet). Der Titel des upsalaer Codex aus dem 14. Jahrh. hat dieses: **Bok thessi hatir Edda. Hana hevir *samansetta* Snorri Sturleson gitit theim haetti, sem hèr skiput. En fyrst frá Aesum ok Ymi; thar naest Skáldskaparmál ok heiti margra hluta; sidaz hátatal, er Snorri hefir *ort* um Hákon konung ok Skula Hertuga Skula.** Dieses Buch heißt Edda. Sie hat Snorri Sturleson zusammengesetzt nach der Weise, wie es hier geordnet ist. Aber zuerst von den Asen und Ymir; darnächst die Skaldschaftssprache (Speache der Dichtkunst) und die Namen vieler Dinge. Verglichen wir die obige und diese Angabe mit einander, so dürften von den Göttersagen dem Snorri Sturleson die Gylfaginning, und seinem Brudersohne Olaf die Bragaraedur zuzuschreiben sein. Gewiß dagegen ist, daß Olaf den größten Theil der Abhandlungen der Skalda verfaßt hat. In der orthographischen Abhandlung, im Wormischen und im Cod.

7) Eissand, kleine Eisstücke; nämlich die Schwerter zerhieben die Schirmwaffen so, wie man mit einem Beil auf das Eis haut und die kleinen Eisstückchen umherfliegen. 8) Ist König Hakon. 9) Die Hemden der Schlachtgöttin sind die Panzer. 10) Nämlich der König stand so an der Spitze, daß er vor den Fahnen voraus war. 11) Göndul ist eine Hauptwalkyrie; ihr Himmel, das die Krieger deckende Schild oder auch der Helm und die Schirmwaffen überhaupt. 12) D. h. das Schwert. 13) Othin's Degen (Unterthanen, Mannen) sind die Krieger. 14) Frucht. 15) Ut pugalnir, wird in der lateinischen Uebersetzung im 5. Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla S. 53 durch aves maritimae, und in der dänischen durch Söefuglene übertragen. Wir verstehen unter den Außenvögeln die wilden Vögel im Freien überhaupt, im Gegensatze zu den zu-Hause gehaltenen, denn diese weichen auch im öftern Brüten von der Natur ab. 16) Maerir, helle, klare, reine, berühmte (illustres, insignes). 17) Visa Nomn. visi (Weiser, Anzeiger) bedeutet König (Führer) und Erstlinge der Früchte, gleichsam Weiser, welche man abschnitt, und daraus auf die künftige Ernte schloß. Der Doppelsinn in des Weisers Abschnier ist dem Skalden schon Recht, weil es zugleich auf den König anspielt, dessen Verdienste man das fruchtbare Jahr zuschrieb. Auch nahm der König sicher an dem Feste Theil, welches man beim Beginne der Ernte anstellte, um die Erstlinge feierlich einzubringen.

18) *Arna Magnaeus*, Vita Saemundi Moltiscii. p. XVIII. Suhm, Krit. Hist. af Danm. 2. Th. S. 660. Vergl. Schöning zum 1. Th. der gr. Ausg. d.r Heimskringla. S. X.

748. C. 18 sagt der Verfasser, bei einem Spruche, in welchem altnordische Buchstaben vorkommen, daß ihn sein Herr, der Dänenkönig Waldemar, gemacht habe, und in der darauf folgenden topologischen Abhandlung wird bei einer rhetorischen Figur gesagt, wie Olaf sie genannt, ebenso C. 10, daß Olaf etwas über Euphonie gesagt habe. Dieses findet sich wörtlich in der vorigen Abhandlung (C. 17), die Benennung Fingalknat für die Figur Catomphaton; sicher ist demnach die nämliche Abhandlung gemeint, und sie von Olaf Thordarson verfaßt. Auch wird Olaf Thordarson am Schlusse vom 10. C. der zweiten Abhandlung als Verfasser genannt. Die beiden zusammengehörigen Abhandlungen sind dann von späterer Hand fortgeführt worden. So auch wird Olaf C. 18 wieder angeführt [19]). Auch hat Olaf großen Antheil an den Hliódz greinir (Liedsuneinigkeiten), d. h. verschiedene Arten der Strophen [20]). (*Ferdinand Wachter.*)

OLAFR, Jarlsmágr, d. h. des Jarls Schwager, hatte diesen Bezeichnungsnamen (kenningar-nafn) als Schwager des Jarls Harald's, des Sohnes Maddad's von Orkney, war ein Hauptmann bei den Rathschlägen, welche Halkel, Sohn Jon's, des Sohnes Halkell's und seine Gemahlin Ragnhild, die Tochter des norwegischen Jarl Erling und Christina's kónungs-dóttur (Königstochter) gegen den König Swerrir von Norwegen faßten. Sigurd war ein Geliebtensohn des Jarls Erling und Pflegesohn des Königs Swerrir. Er wußte um Halkell's und Ragnhild's Rathschläge. Sigurd, der Sohn des Königs Magnus Erlingsson's und Gyrid's, der Tochter Askat Ungi's, war unter der Versorgung und dem Schutze Halkell's und Ragnhild's. Sie gaben ihn Olaf'en Jarlsmagr in die Hände, und er nahm ihn mit sich nach Bergen. Olaf war stets in Unterredung mit Swerrir nnd war da kein Argwohn. Einmal, als Olaf's Schiff bereitet war, da sprach König Swerrir: Treu sollst du mir nun sein. Olaf antwortet: Wie redest du Solches, Herre? Der König hatte ein Messer in den Händen, und stach vor sich, und sprach: Die Schutzgeister (fylgior) unserer Unfreunde schweifen nun in die Nähe. Als Olaf aus der Stube ging, lief dahin der Knabe Königssohn. Olaf sprach: Nah war es jetzt mit uns, Pflegesohn! Olaf nahm den Knaben im Herbste mit sich nach dem Hialtland (Shetland), wo er große Eigen (Grundbesitzungen) hatte. Das war im J. 1192. Im Frühlinge darauf (1193) fuhren Olaf und Sigurd südwärts nach den Orkneyar zur Zusammenkunft des Jarls Harald's, des Sohnes Maddad's. Denselben Frühling fuhr auch Hallkell Jonsson unter dem Vorgeben, daß er nach Westen in die Wiking (Seeraubfahrt) wollte, zu den Orkneyar. Olafr Jarlsmagr und die andern baten den Jarl Harald um Unterstützung für den Sohn des König Magnus. Letzterer war der größte Freund des Jarls gewesen. Der Jarl gab seines vormaligen Freundes Sohne ein gutes Langschiff, und erlaubte jedem Manne von seinem Reiche, zu Hakell und Olaf und ihren Fahrtgenossen zu gehen. Olaf und Hakell gaben da Sigurd'en Königsnamen. Da schworen ihm viele den Eid der Treue. Zu ihm strömte eine Menge Orkneyinga: und Hialtar (Shetländer). Sie fuhren im Sommer darauf nach Norwegen zurück, überraschten in Tunsberg die Birkibeinar, und erschlugen ihrer viele, namentlich ihren Anführer, Swerrir's Vetter Jon, und Helgi Bring, der vorher die Fahne des Königs Swerrir getragen hatte. Nachdem hatten sie Thing. Da ward König Sigurd zum Könige genommen. Diese Partei ward die der Eyiarskeggiar (Eylandsbärtigen) genannt. Hierauf fuhren sie hinein nach Oslo, und alles Landvolk unterwarf sich ihnen. Sie enthielten sich alles Raubes, hatten aber kein Geld, das viele Kriegsvolk zu unterhalten, machten daher eine Raubfahrt nach Süden, nach Dänemark, nahmen bei Treffne Kaufmannsschiffe hinweg, und gewannen unermeßliche Schätze, und kehrten nach Norwegen zurück. Als die Eyiarskeggiar von Süden in die Wik kamen, da sammelten sich die Birkibeinar in Borg. Da legten die Eyiarskeggiar hinauf in die Rauelf, landeten bei Borgarvallir und ordneten ihr Kriegsvolk zur Schlacht. Die Birkibeinar flohen vor dem großen Kriegsvolke der Eyiarskeggiar, und erlitten, von diesen verfolgt, Verlust an Leuten. Die Eyiarskeggiar fanden von da keinen Widerstand in der Wik mehr. Als der Herbst sich zu Ende neigte, fuhren sie nordwärts nach Bergen, überwinterten dort, und legten unter sich zu Schatzungen und Zinsen alles Land im Süden von Stad. Die Burg in Bergen auf dem Berge über dem Bischofshofe hatten die Birkibeinar mit einer großen Heerschar besetzt. An einem heiligen Tage in der ersten Zeit der langen Fasten (1194) hörte Olafr Jarlsmagr die Messe in der Olafskirche auf Bakom (den Hügeln), und stand draußen während der Messe bei der Kirche und hatte seine Hand an die Kirchsäule gelegt. Ein Mann in der Burg schoß ihn mit dem Bogen in die Hand, sodaß die Pfeilspitze fest in dem Pfosten stand, und ward das eine große Wunde. Die Eyiarskeggiar thaten von sich einen Theil des Kriegvolks in Geschäften an verschiedene Orte, denn sie glaubten nicht, daß König Swerrir sie vor dem Frühlinge angreifen werde. Aber er kam unerwartet mit Heeresmacht, und die Birkibeinar erhielten nicht eher Kundschaft von der Fahrt des Königs, als bis er in ihrer Nähe war. Sie hatten Thing den Sonnabend vor dem Palmsonntag. Olafr Jarlsmagr sprach vor dem Kriegsvolk, und leitete die Berathung ein, ob sie sich mit dem Kriegsvolke, das sie jetzt hätten schlagen sollen, da Sigurdr Jarlsson mit sechs Schiffen in Stasangr und Eysteien mit drei Schiffen in Sogn sei. Sie zogen sich deshalb aus Bergen nach Florovagar, und Swerrir kam nach Bergen und kehrte dann zu seinen Schiffen zurück, die sich an Hrafsnes gelegt, nachdem er befohlen, daß dahin auch die Besatzung der Burg zur Schlacht kommen

19) F. H. v. d. Hagen, Altnordische Lieder und Sagen. Einleitung. S. CXV. Müller, über die Echtheit der Asalehre. S. 32—38. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. Einleitung. S. XCV, XCVI, CI, CII. 20) Ryerup, Udsigt ower Nordens ældeste Poesie. S. 19. 56.

sollte. Hierauf fuhr Swerrir auf einem Boote nach Florovagar, um die Wachen der Eyiarskeggiar auszuspähen. Hierbei hörte er, wie Halkell den Seinen auseinandersetzte, wie am Morgen darauf die Seeschlacht geschlagen werden sollte. Hiernach richtete Swerrir seinen Schlachtplan ein. Die Eyiarskeggiar fügten ihre Schiffe zur Schlacht zusammen. Die Birkibeinar beschossen sie eine Zeit lang, und legten dann ihre Schiffe wieder hinweg. Da glaubten die Eyiarskeggiar, daß sie fliehen wollten. Olafr Jarlsmagr hieß da die Taue, mit denen die Schiffe der Eyiarskeggiar zusammengefügt waren, zerhauen, um die Feinde zu verfolgen. Da ruderten die Birkibeinar herzu, umlegten zwei oder drei Schiffe an eins. Auch kamen die Borgarmenn (die Besatzung auf der Burg in Bergen) dazu, und die Birkibeinar entblößten nach und nach die Schiffe der Eyiarskeggiar ihrer Mannschaft. So auch das Schiff, auf dem Olaf Jarlsmagr war. Er lief über Bord, und schwamm nach dem Lande. Die Birkibeinar wadeten ihm entgegen, und erschlugen ihn, bevor er an das Land kam *). (*Ferdinand Wachter.*)

OLAFR, Tretelja (der Zimmermann), war ein Sohn [1]) des Königs Ingialld Illradi's von Schweden, hatte zur Mutter Gauthild, die Tochter des Königs Algauti, des Sohnes des Königs Gautrek des Milden, des Sohnes Gaut, nach welchem (nach der Sage) Gautland (Götaland) genannt ist. Der Knabe Olaf ward von seiner Mutter zu Bowi, ihrem Pfleger, nach Westro-Gautland geschickt und dort auferzogen. Sein Vater Ingialld der Bösrathige war auf Räning [2]), als er hörte, daß König Iwar Widfadmi mit Heer dahin gekommen. Er war zu schwach, sich mit ihm zu schlagen, hoffte auch wegen seiner Menge Feinde, wenn er flöhe, kein Bestehen, und verbrannte sich nebst seiner Tochter Asa mit der Halle, in der er war. Olaf war der allein übrige Sproß der Ynglingen in Schweden. Iwar unterwarf sich das Schwedenreich, und mit Ingialld Illradi schied das Geschlecht der Ynglingen aus Uppsalir's Macht. Olaf zog mit dem Volke fort, das ihm folgen wollte, als er den Tod seines Vaters hörte, denn die ganze Menge der Schweden stand einhellig auf, das Geschlecht des Königs Ingialld und alle seine Freunde zu vertreiben. Es hatte sich nämlich Ingialld durch seine Unthaten sehr verhaßt gemacht. Olaf zog zuerst hinauf nach Näriki. Aber als die Schweden von ihm hörten, da vermochte er nicht dort zu bleiben. Da zog er westwärts auf Waldweg zu dem Flusse, der von Norden in den Wänirsee fällt, und Elfe [3]) hieß. Dort verweilten sie, begannen dort auszureiten und zu verbrennen und anzubauen. Bald entstanden dort große Herade (Bezirke). Sie nannten das **Vermaland** [4]) denn dort waren gute Landesnahrungen. Als man in Schweden hörte, wie Olaf Wälder ausreutet, nannten sie ihn **Tretelgia** (Holzbehauer, Zimmermann), und sein Rathschluß dünkte sie lächerlich. Große Menschenmenge ging von König Iwar Widfadni in Verbannung, und zu König Olaf nach Wermaland, da sie hörte, daß dort gute Landesnahrung war. Aber die Menschenmenge ward bald so groß, daß sie das Land nicht nähren konnte. Die Schweden waren gewohnt, ihren Königen beides, Fruchtfülle und Fruchtmangel, anzurechnen [5]), und so thaten sie auch hier mit Olaf. König Olaf war ein kleiner Opfermann (opferte wenig). Das misfiel den Schweden (man glaubte nämlich, daß fruchtbare Zeit mit dem Opferbringen zusammenhinge) [6]). Die Schweden glaubten, daß daraus, daß König Olaf wenig opfere, die theure Zeit entstehe, zogen ein Heer zusammen, umringten sein Haus, verbrannten ihn darin, und gaben ihn Othin'en und opferten mit ihm um fruchtbare Zeit für sich. Das geschah am Wäner. — Olaf hatte zur Frau Solweig oder Sölwa, die Tochter Halfdan's, Gulltönn's von Westen aus Soleyar [7]). Halfdan war der Sohn Sölwi's, des Sohnes Sölwar's, des Sohnes Sölwi's des Alten, der zuerst die Soleyar reutete. Die Mutter Olaf's Tretelja, Gauthild, hatte zur Mutter Alof, die Tochter Olaf's des Scharfsichtigen von Näriki. Olaf Tretelja und Sölwa hatte zwei Söhne, Ingialld und Halfdan; Halfdan ward auferzogen in Soleyar bei Sölwi, seinem Mutterbruder. Die Schweden in Wermaland, die weiser waren, fanden, daß dieses den Fruchtmangel bewirkte, daß des Menschenvolks mehr war, als das Land zu tragen vermochte, aber der König dabei nicht Schuld war; überraschen Soleyar, erschlagen den König Sölwi und machen Olaf's Sohn, Halfdan Weißbein zum Könige [8]). Er unterwirft sich Soleyar, und erobert Rauma-Riki. Die Ynglingen bringen darauf noch mehre norwegische Fylki (Landschaften) unter sich, bis Harald der Haarschöne sich ganz Norwegen unterwirft [9]). So macht Olaf Tretelja ein wichtiges Mittelglied zwischen der schwedischen und norwegischen Geschichte, nämlich:

---

*) Sverris-Saga c. 118—122 in der gr. Ausg. der Heimskringla S. 206—214, in den Fornmanna Sögur p. 280—291.

1) Olaf Tretelja ward nach Schönig (Chronologia ad historiam Snorrii, Sturlaei filii, illustrandam pertinens im 1. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. LI) geboren im J. 618. 2) Ein Ort auf dem Eilande des Mälarsees. Vergl. Lagerbring, Schwedische Geschichte. 1. Th. S. 125. 3) Nach Schöning, Norw. Hist. 1. Th. S. 159, 356 und dem Index Geographicus im 6. Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla, der Fluß Verma, doch kann es ebenso gut die Klara-Elf sein, die an ihrem Ausflusse in den Eystri-Elfr (Ostelf) hieß; s. die Karte: Facies trium Regnorum Borealium Europae. Ad normam veterum Scriptorum expressa a *G. Schoening*. A. 1777 im 1 Bde. der gr. Ausg. der Heimskringla.

4) Land der Wärme, Wärmeland, d. h. ein pflegendes, wohlthuendes Land; verma bedeutet im Isländischen nicht blos wärmen im eigentlichen Sinne, sondern auch pflegen, begünstigen, wie in unserer Volkssprache: sich wärmen (sich wohl thun). 5) Vergl. *F. Wachter*, Heimskringlae illustratae et Germanorum Historiam illustrantes Specimen. Cap. I. De regibus Germanorum discriminibus fortunae belli et segetum copiae obnoxiis p. 4—9. 6) S. den heidnischen Skalden in der Weleda bei Snorri Sturleson, Heimskringla, Saga von Olaf Tryggvason. Cap. 16 bei F. Wachter 2. Bd. S. 191—195. 7) Sallör in Norwegen. 8) Thiodolf von Hwin (auf Agdir in Norwegen) bei Snorri Sturleson und dieser selbst, Heimskringla, Ynglinga-Saga Cap. 38—48 bei F. Wachter 1. Bd. S. 95—118. 9) Vergl. dess. Einleitung zur Heimskringla. 1. Bd. S. CXXIV—CXXVI.

Digitized by Google

Ingiallb Illrabi,
König von Uppſalir

Olaf Tretelgja,
König von Wermaland

Halfdan Hwitbein,
König von Soleyar und Raumariki

Eyſtein

Halfdan

Gubreib

Halfdan Schwarze

Haralld der Haarſchöne.
(*Ferdinand Wachter.*)

OLAFS DRÁPA, heißen fünf wichtige geſchichtliche Lieder, welche wir der Zeitfolge nach betrachten wollen. 1) Zwei Drapur auf König Olaf Tryggvaſon, eigentlich drei, ſodaß ſechs Olaf's Drapur wären, aber von der von Biarni iſt nichts auf uns gekommen, oder wir wiſſen wenigſtens nicht, daß es aus der Drapa auf Olaf Tryggvaſon iſt. Ein faſt gleichzeitiges Zeugniß für die drei Olaf's Drapur Tryggvaſonar iſt das von Hallarſtein in ſeiner Olaf's Drapa Tryggvaſonar, die auch den beſondern Titel „Rekſteña" führt. Er ſingt in den beiden letzten Strophen: viele haben auf Olaf Tryggvaſon blos Flokkar gemacht, Hallfred eine Drapa, auch Biarni, und er (Hallarſtein) die dritte, und zwar eine Tviskelfda Drápa, welches wir weiter unten erklären wollen. Da wir von Biarni's Drapa nichts Näheres wiſſen, betrachten wir der Zeitfolge ihrer Verfaſſung nach

A) Olaf's Drapa Tryggvaſonar von Hallfred Wandráda-Skald. Er iſt ein gleichzeitiger Skalde, und tritt in der Olaf's Saga Tryggvaſonar nicht blos dichtend, ſondernd auch handelnd auf. Zeugniß für ſeine Drapa gibt Snorri Sturleſon im 22. und 29. Capitel der Olaf's Saga Tryggvaſonar. Im 22. Cap. (bei F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis, 2. Bd. S. 215, 216) ſagt Snorri Sturleſon: Hallfredr Wandráda-Skald gedenkt deß in der Drapa, die er machte auf den König Olaf [1]):

Der Herrſcher ließ zu Holm [2]) die
Harten Leichnam-Schädiger [3]) mit Blute
(Was verhehlten das die Höldar?) [4])
Röthen, und oſtwärts in Gardir (Rußland).

1) Vergl. die große Olaf's Saga Tryggvaſonar in den Fornmanna-Sögur. 1. Bd. Cap. 59. S. 101; ſo ſagt Hallfredr Wandrádaſkald in der Drapa, die er machte auf König Olaf:

Hilmir lèt at *holmi*
Hræskóð *rodin blódi*,
Hvat of *dyldi thess hölda*,
Hörd ok austr í *Görd*om.

2) Borgundarholm, Bornholm. 3) Schwerter. 4) Nämlich nach der Lesart der Heimskringla höllðar, nach der Lesart hölldu, welche wir in obiger Note nach den Fornmanna-Sögur gegeben haben, erhalten wir: was der Höldar (welcher von den Höldar'n) verhehlten das, oder als Accuſativ genommen: was verhehlte das den Höldar'n, d. h., allen Menſchen iſt das bekannt. Höldar (Hölldar) ſind freie Erbeigenthümer, und ſtehen hier dichteriſch für Menſchen überhaupt.

In der Oddiſchen Saga Olaf's Tryggvaſonar [5]) ſtehen Cap. 77 ſechs Strophen, und darunter die vierte Hilmir vann [6]) at hólmi u. ſ. w. Im 29. Cap. (bei F. Wachter 2. Bd. S. 233) ſagt Snorri Sturleſon in Beziehung auf die Schlacht der Dänen gegen Kaiſer Otto, in deſſen Kriegsvolke der Wendenkönig Burislaf und ſein Schwiegerſohn Olaf waren. Dieſer Schlacht gedenkt Hallfred Wandráda-Skald in der Olaf's Drapa [7]):

Des Schlachthemdes Birke dorklos [8])
Hieb von Helgadär
Südwärts in Danmörk den Stamm [9]),
Der laufen läßt die Rollenroſſe.

Dieſe Halbſtrophe findet ſich auch in der Oddiſchen Saga Olaf's Tryggvaſonar, Cap. 77. S. 375, und zwar als zweite Hälfte der zweiten Strophe: bandserkiar hió birki. Hieraus geht hervor, daß alle jene Strophen im 77. Cap. der Oddiſchen Olaf's Saga Tryggvaſonar der Olaf's Drapa Tryggvaſonar angehören, und daraus wieder, daß auch die Strophen bei Snorri Sturleſon im 25., 30. und 31. Capitel der Saga Olaf's Tryggvaſonar, wo er blos bemerkt: ſo ſagt Hallfred Wandráda-Skald, Beſtandtheile der Olaf's Drapa Tryggvaſonar von Hallfred ſind, nämlich Cap. 25 (bei F. Wachter 2. Bd. S. 218, 219) [10]):

Ferner ließ der Jamtar Sproſſe
Der Allwalter [11]) in der Schlacht fallen,
Und der Wenden [12]), er gewöhnte
Um das ſich früh der Ruhmgrimme [13])
Gefährlich war der Herr der Herſir [14]),
Der Hiebertühne [15]) der Gothen Leben;
Das auf Skanen fertigte, erfuhr ich,
Speertauwind [16]) der Goldvermindrer [17]).

Beide Halbſtrophen finden ſich auch in der Oddiſchen Olaf's Saga Tryggvaſonar; die erſte die letzte Halbſtrophe der erſten und die letzte die erſte Halbſtrophe der zweiten Strophe bildend. In der erſten Halbſtrophe der erſten Strophe wird Olaf hörgbriótr, Brecher der Steinaltäre, der Götzenbilder, genannt, weshalb auch für veggrimr (ruhmgrimme), welches in die große Ausgabe der Heimskringla aufgenommen iſt, die andere Lesart végrimmr, Grimmiger gegen die Heiligthümer (der Heiden), vorzuziehen ſein dürfte. Das hörgbriótr zeigt zu-

5) In den Fornmanna-Sögur. 10. Bd. S. 375, 376. 6) Nach der Heimskringla lèt. 7) Vergl. die gr. Olaf's Saga Cap. 70. S. 130. Dieſes Streites gedenkt Hallfredr in der Olaf's Drapa, denn ſie hatten in Danmörk: Baud serkiar hió birki etc. 8) Zerhieb die Panzer. 9) D. h. Schiffe, da dieſe auf Rollen in die See gezogen werden. 10) In der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar. Cap. 70. S. 125. 11) Der König. 12) Der Jamtar und der Windar (Wenden) Geſchlechter oder Kinder. 13) Der nach Ruhm äußerſt Begierige, der um Ruhm zu erlangen nichts Verſchonende. 14) Barone. 15) So buchſtäbliche Überſetzung des hiördjarfr von hiörr, Hauer, Hieber, Schwert, alſo der Schwertkühne. 16) Schlacht. 17) Der Freigebige.

gleich, daß Hallfred auch diesen Theil seiner Drapa machte, nachdem Olaf Tryggvason das Heidenthum in Norwegen gestürzt hatte. Den letzten Theil der Drapa verfaßte er nach Olaf's Tode, da dieser von des Königs letzter Schlacht handelt. Daß er die ganze Drapa erst nach Olaf's Tode verfaßt habe, ist an sich nicht wahrscheinlich. Auch erzählt die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 170: Der Skalde Hallfred Ottarsson war bei König Olaf; er ging einen Tag vor den König und bat ihn, anzuhören den Gesang (qvaedhi), den er hatte gemacht (ort, gewirkt) auf den König Olaf. Der König sagt, daß er seinen Gesang (quaedhi) nicht hören will; da sagte Hallfred, du wirst darüber walten, Herre! aber ich werde dann aufgeben die Wissenschaften (fraedhi), die du mir hast lehren lassen, wenn du den Gesang (quaedhi) nicht anhören willst, denn nicht sind die Wissenschaften (fraedhi) dichterischer (skáldligri) als der Gesang (quaedhi). Der König sagte: Skalde der Schwierigkeiten (Vandraedh skáld) bist du, mit (dir) zu haben (streiten), und (ich) werde anhören deinen Gesang (quaedhi). Hallfred trug vor seinen Gesang (quaedhi) wirksam; war das eine Dráþa (Ehrengedicht mit Stef, Kehrzeilen); aber als (es) geschlossen war, sprach der König: Willst du nun werden mein Mann und sein bei mir? Hallfred antwortet, er sei vorher Hirdhmadhr (Leibwächter, Hofgesinde) des Jarls Hakon gewesen, und werde weder dem König Olaf noch einem andern Häuptling handgänge werden (sich in seine Dienste begeben), wenn der König ihm nicht das verheiße, daß er um keine Sache ihn entlassen wolle. Der König sagt, daß Harald das Ansehen habe und auch die Sagen gehen, daß er wenig Mäßigung besitze, und etwas thun möchte, was der König nicht billigen könne. Hallfred antwortet, da solle er ihn erschlagen! Der König: Gewiß bist du Skalde der Schwierigkeiten (vandraedhaskáld), aber mein Mann sollst du doch werden. Hallfred fragt, was er ihm zur Namenbefestigung (ad nafnfesti) gebe, wenn er Skalde der Schwierigkeiten (vandraedhaskáld) heißen solle. Der König antwortet, er sehe, daß er diesen Beziehungsnamen (kenningarnafn) haben wolle, und gibt ihm ein schönes, kostbares Schwert ohne Scheide. Der Skalde singt nun eine Weise (Strophe) auf dieses scheidelose, kostbare Schwert. Es ist jedoch dieses eine andere Weise, als jene, wo der Skalde auf des Königs Befehl in jeder Zeile das Wort Schwert anbringen muß. Er thut es, aber in einer Zeile fehlt das Wort, und der Dichter entschuldigt sich damit, daß er es in einer andern Zeile zweimal angebracht hat. Der Beiname Vandraedhaskáld hat wol zu den Sagen Veranlassung gegeben, wie der Skalde auch im Leben Schwierigkeiten macht. Ursprünglich hat er den Beinamen wol in Beziehung auf seine Dichtkunst. Man bezieht dieses darauf, daß seine Lieder schwer zu verstehen seien, und findet den Bezeichnungsnamen übersetzt durch poëta intellectu difficilis. Aber es sind seine Lieder eben nicht schwerer zu verstehen, als die Lieder der meisten andern Skalden im künstlichen Drottmält mit halben und ganzen Anreimen. Vandraedhaskáld kann aber auch heißen: Skalde der Rathlosigkeiten, ein Skalde, der sich nicht zu rathen weiß. Hallfred ist zwar im Ganzen ein trefflicher Dichter und seine Olaf's Drapa ein herrliches Werk. Aber hie und da kommen doch Schwächen, namentlich Härten, vor, die ihm leicht den Beinamen zugezogen haben können. Je berühmter er war und je größer seine Rolle ist, die er in Olaf's Geschichte spielt, um so aufmerksamer mußte man auf seine Schwächen sein. Zu mäßigen wußte er sich nicht, wie der König ihm auch vorwirft, und wie er namentlich bei seinem Liebesabenteuer mit der Kolfinna, dem Weibe eines Andern, zeigt. Aber sehr rühmlich war seine treue Anhänglichkeit gegen den Herrn, den er sich einmal gewählt hat. Diese Anhänglichkeit erstreckte sich selbst auf die heidnischen Götter, deren Glauben zu entsagen, er vom Könige Olaf gezwungen worden war. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar, Cap. 170 S. 52, erzählt: Hallfred lästerte die Götter nicht, obschon andere Menschen sie tadelten; nicht bedürfe es, ihnen zu missprechen, obschon die Menschen nicht an sie glauben (trúa) wollten. Er sang dieses einmal, sodaß es der König hörte: das war zuvor, daß ich wohl (gut) blotete (durch Blutopfer verehrte) den geistraschen Herrn Hlidhskialf's (Odhin) selbst: verändert wird an der Menschen Glücke. Der König sprach: Dieses ist allböses Gesungenes und Verbesserungen werth. Hallfred sang: Alles Geschlecht der Menschen hat zu Odhin's Huld Lieder verfaßt; ich erinnere mich der allgütigen Arbeit unserer Vorfahren, aber ungern, indem Widhrir's (Odhin's) Gewalt dem Skalden wohl (gut) behagte, lege ich Haß auf Frigg's ersten Mann (Odhin), indem ich Christo diene. Der König sprach: Den größtmächtigen Sinn legst du darauf, die Götter zu loben, und ist das übel zu würdigen für dich (dir als Böses anzurechnen). Da sang Hallfred abermals: Wir enthalten uns, Zierer (Beschenker) der Höldar (Menschen) des Namens des Gothi's (Priesters) des Rabenopfers (des den Raben opfernden Odhin's), dessen, der gebar bei Lobe der Völker Trug im Heidenthume. Abermals sprach der König: Nicht bessert es sich, und ist solches schlimmer als nicht gemacht, und singe du nun eine Weise zu Verbesserungen. Hallfred sang: Wir sollen Freyr und Freya, der starke Thor mit Grimnir (Odhin) entfernt und grimmig (sein). Ich lasse von der Einbildung Niörd's. Der König sei gnädig. Christum allein will ich um alle Liebe und Gott begrüßen; der Zorn des Sohnes ist mir leid; (er) hat berühmte Gewalt der Erde unter dem Vater. Der König antwortet: Solches ist besser, als nicht gesungen, und mache eine andere Weise. Hallfred sang: Das ist Sitte bei dem Könige der Sygnar (Bewohner der Sogn), daß die Blót (Opfer) verboten sind; (wir) müssen die meisten einst gehaltenen Festsetzungen der Nornen vermeiden. Alle Menschen lassen Odhin's Geschlecht vor Röthe (verachten es). Auch ich werde genöthigt ab von Niörd's Kindern (Freyr und Freya) Christum zu bitten. Bei dieser Stimmung des Skalden läßt sich nicht erwarten, daß er, ungeachtet der König Olaf blos ein großes Missallen an den heidnischen Göttern hatte, in seiner Drapa werde den beliebten Umschreibungen, wobei die

Digitized by Google

Götternamen die schönste und wirksamste Rolle spielen, gänzlich entsagt haben. So braucht er auch wirklich noch Götternamen bei Umschreibungen, so umschreibt er in seiner Drapa, wie ein heidnischer Skalde, den König Olaf durch Tyrr des theuren Tösners [18]) (Schwertes). Auch war Hallfred ein zu neuer Christ, ja vielleicht eben erst getauft, als er den ersten Theil seiner Olaf's Drapa sang [19]). Seine Taufe hat Hallfred in der Olaf's Drapa selbst verewigt. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 165. S. 39, 40 erzählt: Hielt König Olaf Hallfreden unter der Taufe; deß gedenkt Hallfredr in der Drapa, die er machte auf König Olaf:

Ich erhielt den, der der höchste der Männer
War, (ich das bewahrheit')
Unter der Bürde der Söhne Noedri's
Im Norden Gottvater geworden.

D. h. ich erhielt, daß der bei mir Pathenstelle vertrat, der der höchste der Menschen im Norden unter dem nördlichen Himmel war. Wir haben dabei die halben und ganzen Anreime oder Linienreime der Urschrift wieder gegeben:

Hlaut ek *thann* er nedhstr var *einna*
ek *sanna* that *manna*
undir nidhb*yrdh*i *Nordh*ra
nordhr gudhsödhur *vordh*inn.

Über die halben und ganzen Anreime siehe Mehres bei F. Wachter in der Einleitung zu Snorri Sturleson's Weltkreis (Heimskringla) übersetzt und erläutert. 2. Bd. S. V—XXXV. Gudhfadir, in der Beugung, wie oben im Verse Gudhsödhur, bedeutet Gott-Vater, pater spiritualis, Gevatter. König Olaf hatte keinem Undankbaren so hohe Ehren bezeigt, daß er, wie auch Snorri Sturleson (Cap. 90. S. 288) erzählt, Hallfreden unter der Taufe hielt. Noch als Olaf das Leben verlassen hatte, verherrlichte er den König, dessen Mann er geworden war, durch die schöne Drapa. Für die Geschichte Olaf's Tryggvason sind seine Gesänge äußerst wichtig, denn Snorri Sturleson sagt Cap. 90 [20]): Von Hallfred's Gesängen nehmen wir die meiste Wissenschaft und Wahrheit, die, welche gesagt wird von König Olaf Tryggvason [21]). Außer den von uns angeführten Strophen der Olaf's Drapa, deren Inhalt sich von selbst ergibt, handeln die übrigen in diesem Theile der Olaf's Saga Tryggvasonar von Snorri Sturleson Cap. 30 (bei F. Wachter 2. Bd. S. 233, 234), die drei Hauptstrophen, die erste: „Häufig zerhauen ließ der Herrscher [22])" von der Sachsen Niederlage durch Olaf Tryggvason, die zweite: „Weil gab der freundfrohlockende [23])," von der Erschlagung der Friesen, und die dritte: „Der Streitmänner mächtiger Leger [24])," wie der Heerlenker den Raben der Flämminger Fleisch hinreichen läßt; im 21. Cap. S. 237, 238 die vier Halbstrophen; die erste

Der junge thät an die Englae [25])
Der überwiegende König schlagen,
Der Nährer des Nadelschauers [26]) herrschte
Ob der Noedimbrar Moede;

die zweite [27]), wie der Wecker der Gier der Wölfe die Skoten weit verödete und in Mon Schwertspiel machte, die dritte [28]), wie der Ägir der Bogenbürde Eyländisch und der Iren Heer sterben ließ, und die vierte [29]), wie er die Bewohner der britischen Erden schlug und weiter die kumbrischen Völker niederhieb, daß der Weihe des Speeregeschlagung der Friesen, und die dritte: „Der Streitmänner mächtiger Leger [24])," wie der Heerlenker den Raben der Flämminger Fleisch hinreichen läßt; im 21. Cap. S. 237, 238 die vier Halbstrophen; die erste

Der junge thät an die Englae [25])
Der überwiegende König schlagen,
Der Nährer des Nadelschauers [26]) herrschte
Ob der Noedimbrar Moede;

die zweite [27]), wie der Wecker der Gier der Wölfe die Skoten weit verödete und in Mon Schwertspiel machte, die dritte [28]), wie der Ägir der Bogenbürde Eyländisch und der Iren Heer sterben ließ, und die vierte [29]), wie er die Bewohner der britischen Erden schlug und weiter die kumbrischen Völker niederhieb, daß der Weihe des Speerege-

18) S. die Erklärung bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis, übersetzt und erläutert. 2. Bd. S. 256, 257. Not. 21. wo das dunkle tödva erklärt ist. 19) Wie Hallfred Ottarson die Taufe von König Olaf empfing, s. bei Snorri Sturleson, Saga Olaf's Tryggvasonar. Cap. 90. 20) So nach der großen Ausgabe der Heimskringla. 1. Th. S. 289, nach der Peringskioldischen Cap. 309. 21) Af Hallfredar *qvaedom* töcom verdeln *visindi* ok *Sannindi*, that er sagt frá Olafi konungi Tryggvasyni. Außer der Olaf's Drapa hat Hallfred auch noch andere Weisen gemacht, welche auf Olaf's Geschichte Bezug haben. Visindi von visa, weisen, bedeutet Philosophie, Wissenschaft, Nachricht; wörtlich könnte man es durch Beweisung übertragen. 22) Tídhöggit lèt (vana) tiggi. 23) Vin heódiger gaf vida.

24) Róge brá recka laegir. Diese drei Hauptstrophen finden sich auch in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 73. S. 153) und in der kleinen von Odd (Cap. 77. S. 375), aber nicht in derselben Folge; denn nach der Halbstrophe von der Niederlage von den Friesen kommt die von Olaf's Schlacht in Borgundarholm (Bornholm) und in Gaedir (Rußland) und dann erst die von der Schlacht gegen die Flämminger. Wäre dieses die ursprüngliche Folge, so wäre es ein Beweis, wie die Skalden nicht streng chronologisch verfuhren. Snorri Sturleson und nach ihm die große Olaf's Saga haben eine natürlichere Folge, da sie die Strophe Hilmir lèt holmi (die große Olaf's Saga, Cap. 59. S. 101) weit vorausschicken. Doch auch selbst in dieser Halbstrophe wäre die Zeitfolge nicht beobachtet, wenn, wie die Gögor erzählen, Schlachten in Gardir früher waren, als die in Borgholm. Wahrscheinlich war es jedoch der umgekehrte Fall, wie wir im 5. Abschnitte des Artikels Olafs Saga Tryggvasonar hier in diesen Nachträgen bemerkt haben. Da die genannten Halbstrophen jede für sich einen geschlossenen Satzbau bilden, so muß man annehmen, daß der Skalde die Halbstrophen nach der Zeitfolge ihres Inhalts geordnet hatte, und die Verschiedenheit der Stellung, wie wir sie jetzt finden, davon herrührt, daß die Skaldenlieder ursprünglich im Gedächtnisse aufbewahrt wurden. Hierbei konnte in der Folge der Strophen leicht eine Verwechselung vorgehen, zumal bei unsern Halbstrophen, da jede für sich ein geschlossenes Ganze bildet; ähnlich ist auch die Völuspá in zwei verschiedenen Recensionen auf uns gekommen, und dabei nicht ganz dieselbe Strophenfolge beobachtet. Dieses wird durch die Annahme erklärlich, daß sie von zwei Verschiedenen aus ihrem oder anderer Gedächtnisse niedergeschrieben wurden. So müssen wir auch annehmen, daß Snorri Sturleson und der Übersetzer der lateinischen Olaf's Geschichte von Odd, unabhängig von einander, aus ihrem oder anderer Gedächtnisse die Strophen der Olaf's Drapa aufzeichneten oder aufzeichnen ließen, und dabei Snorri Sturleson eine bessere Zeitfolge beobachtete. 25) Gerdir ünge vid Engla. 26) Der Spitzenregen. 27) Kyddi ülfa greddir. 28) Ydrunga lèt aegir. 29) Bardi brezkrar jardar. Die vier Halbstrophen hat auch die große Olaf's Drapa Tryggvasonar (Cap. 77. S. 144) und zwar in der Folge, in welcher sie die Heimskringla gibt; aber in der Oddischen Olaf's Saga Tryggvasonar haben die drei letzten Strophen eine andere Folge, nämlich bardi brezkrar jardar, dann die Halbstrophe eyddi ülfa greddir, wobei aber das erste Stabreimpaar zum letzten gemacht ist, sodaß die Strophe beginnt: Gerdine saeima med sverdi und endlich ydrunga lèt aegir, sodaß sich Olaf erst mit den Angeln und den Nordimbrar'n, dann mit den Britten (d. h. hier den Wallisern), weiter mit den kumbrischen Völkern, hierauf mit den Schotten und in Mon, und endlich mit den Heeren der Eyländer und der Iren schlägt. Für kumbrische oder kumbrische Völker hat die gr. Olaf's Saga Tryggvasonar, die Walschen, d. h. hier die gallischen, französischen, die Normannen brauchen nämlich Walland für Gallien und Bretland für Wallis, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 191. 2. Bd. S. 9—10.

witters die Begierde fehlte [30]). Diese und die obigen Strophen der Olaf's Drapa besingen des Königs Thaten, als er noch nicht König von Norwegen war. Eine andere Partie Strophen hat auch Snorri Sturleson in der Heimskringla erhalten und sie beziehen sich auf Olaf's letzte [31]) Thaten, nämlich auf seine Schlacht gegen den Dänenkönig Swein, den Schwedenkönig Olaf und den Jarl Eirik bei Svolld im J. 1000. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar bemerkt (Cap. 250. S. 311): So saget Hallfredr Wandrádaskald in der Olaf's Drapa: Hept var lit á lopti lidu örvar fram gjörva etc. Die Strophe enthält, wie man schon mit den Spießen schoß, bevor noch das Pfeilschießen aufgehört, und wie des Skalden Herr (Olaf) auf das Härteste vordrang. Aus dem Zusammenhange läßt sich schließen, daß auch die übrigen Strophen, bei denen blos bemerkt wird: so sagt Hallfred, oder deß gedenkt Hallfred Wandrádaskald, seiner Olaf's Drapa angehören, nämlich die Halbstrophe: Flugthverrir nam furri [32]), wie der berühmte Fluchtverminderer nie zuvor geflohen, die Ganzstrophe: Geta skal máls thess er maela [33]), wie Olaf durch Worte des Muthes seine Krieger an der Flucht verhindert, die Ganzstrophe: Thar hykk vist tél mjök misti [34]), wie der schlachtschlagende König die Hilfe vieler Thrándir verloren hat, viel Volk auf die Flucht kommt, und er allein mit zwei Königen und dem Jarl, dem dritten, ficht, die Ganzstrophe: Sótti herr thar er haetti [35]), wie ein großmächtiges Heer angreift, der König sein Schiff gegen die Dänen vertheidigt und der Skalde großen Nachtheil erleidet, da mehre seiner Heldenfreunde dort mit dem Könige fallen, die Ganzstrophe: Herskerdir klauf hardan [36]), wie der König Helme spaltet, durch Harnische verwundet, und viel Streiter erschlagen liegen, die Halbstrophe Upp sangdu lög lögdiss [37]), wie mit den Schwertern von den Nordmannen eine große Niederlage unter den Schweden angerichtet wird, die Ganzstrophe: Lèt it hygg leifa brantar [38]), wie den Schweden der Kampf mit König Olaf verleidet ward, die Ganzstrophe: Sukku nidhr af nadhri [39]), wie die Helden verwundet aus dem Drm (dem Schiffe Olaf's) sanken, die Halbstrophe Eigi látast ýtar, wie kein vorzüglicherer Mann je in der Schlacht gefunden worden, als Olaf, die Ganzstrophe: Firdhist unettr, sá er vandhi [40]), wie der Unerschrockene aus gerechtem Grunde die Geschosse röthete, die Halbstrophe: Hverr var hraeddr vidh örvan [41]), wie alle den muthigen Sohn Tryggvi's fürchteten. Ähnlich enthält außer den genannten die große Olaf's Saga Tryggvasonar [42]) noch vierzehn [43]) Ganzstrophen der Olaf's Drapa, welche sich alle auf Olaf's letzte Schlacht und auf seinen Tod und das falsche Gerücht, daß er nach Osten entkommen, beziehen, und in einer derselben beklagt der Skalde, daß er nicht habe dabei sein und mit seinem Herrn fallen können. Ein für die geschichtliebende Nachwelt günstiger Umstand, nämlich des Skalden Reise nach Island, hatte ihn an Erfüllung dieses Wunsches gehindert. Herausgegeben sind diese und jene Strophen in der großen Olaf's Drapa Tryggvasonar, in der Skaltholter Ausgabe und in den Fornmanna-Sögur, in der Ausgabe der Heimskringla von Peringskiold nebst lateinischer und schwedischer Übersetzung, jene von Peringskiold, diese von Gudmund Olafsson in der großen Ausgabe der Heimskringla im ersten und wieder im sechsten Bande hier nebst einer Auflösung der dichterischen Wortstellung in die prosaische Wort-

30) Die hier und oben angegebenen Strophen finden sich in der Peringskioldischen Ausgabe der Heimskringla. 1. Th. S. 219, 227, 234, 235 und in der großen Ausgabe oder der Schöningischen 1. Th. S 214, 216, 221, 222. 6. Th. S. 45, 46, 48—50. 31) Nämlich die Strophe Cap. 90. S. 289, wo der getaufte Skalde ein Schwert vom König empfängt und in der achtzeiligen Strophe acht mal Schwert ondringen muß, gehört wol nicht zur Olaf's Drapa, der Dichter müßte sie denn eingeflochten haben. Noch weniger gehören zur Olaf's Drapa die Strophen Hallfred's, die er seinem Liebesabenteuer mit der schönen Kolfinna gewidmet hat oder gewidmet haben soll. S. die gr. Olaf's Saga Tryggvasonar. 2. Th. S. 248—250. Vergl. die Scripta Historica Islandorum. Vol. II. p. 232—234. Auch fallen der Olaf's Drapa nicht anheim die drei Weisen, in welchen der Skalde sich verewigt hat, wie Önundur ihn meuchlerisch anfällt, wie er ihn erschlägt und sich und seinen Gefährten Audgisl, den Önundur umgebracht hat, rächt. Sie stehen in der großen Olaf's Drapa Tryggvasonar Cap. 175. 32) In der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 249. S. 305. 33) Bei Snorri Sturleson, Peringskioldische Ausg. S. 119. S. 360. gr. Ausg. Cap. 119. 1. Th. S 336. 6. Th. S. 57. Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar. S. 64. S. 349. 34) In der Heimskringla bei Peringskiold S. 122. S. 363, bei Schöning Cap. 123. S. 339. Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 64. S. 349. Gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 250. 35) Blos in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 250. S. 313. 36) Ebenso, doch findet sich die letzte Halbstrophe auch in der Skalda mit der Bemerkung: Das ist (wird) sarkat, was geletzet ist (wird), wie Hallfred sang: Kunni gramr at gunni Gunnthinga járnmunnum (margr lá herr um böggvinn) Holl barkat rá sarkat, der König in der Schlacht mit der Gunnthinga (der Schwerter) Eisenmunden (viel Heer lag durchhauen) bepanzertestes lebendes Fleisch röthen. Gunnthing in der Einzahl bedeutet Gerichtsversammlung, Zusammenkunft Gunn's (Gunnur, Schlacht, ist Name einer Walkyrie), in der Mehrzahl bedeutet Gunnthing, zur Schlacht gehörende Werkzeuge, Waffinan rüstung.

37) In der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 250. S. 315. 38) Ebendaselbst. 39) Bei Snorri Sturleson, bei Schöning Cap. 125. 2. Th. S. 341. 6. Th. S. 59, bei Peringskiold Cap. 124. S. 365. Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 69. S. 360. Gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 251. S. 319. 40) Dieselbe Cap 252. 41) Ebenso. 42) Nämlich Cap. 251. S. 319. Cap. 252. S. 321, 322, 323. Cap. 256. 3. Bd. S. 3—10, 12, 13. Von diesen vierzehn Ganzstrophen, deren Inhalt wir der Kürze halber nur im Allgemeinen angeben, hat Snorri Sturleson blos 2. Th. S. 345: Ugnaedir sá auda, Cap. 130. 2. Th. S. 346. 6. Th. S. 61: Veiti eigi hitt hvert heita, 2. Th. S. 347. 6. Th. S. 61: Samr var árf of aefi und Mudot thess alls thegnar, endlich Enn segir audar kenni; in der Peringskiold'schen Ausgabe der Heimskringla finden sie sich Cap. 128, 129. S. 370—372. 43) Von den vierzehn Ganzstrophen der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar, die wir nicht besonders angeben, hat die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar blos Cap. 67. S. 354: Ulfoetdir (so lies sie) á audda, Cap. 70. S. 365: Vaeltat ei hvart hreyti (so lies sie), doch hiervon blos die erste Halbstrophe, und die Ganzstrophe Sagdhr var mér né meira. In der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 250. 2. Bd. S. 314, 315 wird die Ganzstrophe: Vardh um Vinda myrdhi dem Hallarsteine zugeschrieben, nach dem Cod. B. Da aber Cod. C. und F. sie dem Hallfred beilegen, und sie sich in der Hallarsteinischen Olaf's Drapa nicht findet, so ist die Lesart der Codd. C. und F. vorzuziehen, und auch sie fällt der Hallfred'schen Olaf's Drapa anheim.

Digitized by Google

ſtellung, nebſt lateiniſcher Überſetzung von Jon Olafsſon, im erſten Bande nebſt lateiniſcher Überſetzung von Schöning, und in däniſcher von Jon Olafsſon, ferner in däniſcher Überſetzung nebſt der Urſchrift in proſaiſcher Wortfolge von Rafn in den Oldnordiske Sagaer, 1., 2. und 3. Bd. und in lateiniſcher Überſetzung nebſt Auflöſung der dichteriſchen Wortſtellung in die proſaiſche von Egilsſon in Scripta Historica Islandorum. Vol. I, II et III. und in teutſcher Überſetzung und Erläuterung von F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis (Heimskeingla) 2. Bd. Von letzterer Überſetzung haben wir oben beiläufig Proben mitgetheilt. Da die ſchwierige verſchränkte Wortſtellung nicht ſelten mehre Auslegungen zuläßt, ſo weichen alle dieſe Überſetzungen mehr oder weniger von einander ab. In der letztgenannten Übertragung ſind dieſe verſchiedenen Auslegungsarten in den Anmerkungen angegeben. Von dieſer Olaf's Drapa Tryggvaſonar, der Hauptquelle deſſen, was man von Olaf's Geſchichte mit Gewißheit weiß, wenden wir uns zu einer andern, deren Verfaſſer die Hallfred'ſche Drapa aufführt, und die alſo ſpäter als dieſe geſungen iſt.

B) Olaf's Drapa Tryggvaſonar, wegen ihres Versbaues Olafs Drápa tviskelfda genannt, von Hallarſtein. Die Bezeichnung tviskelfda hat ſie erhalten, da der Verfaſſer Strophe 35 ſagt: Ek fae ena thridjo tviskelfda dráapu, ich ſange (reiche dar) die dritte (nämlich in Beziehung auf die Dráapur Hallfred's und Biarni's) tviskelfda drápa. Der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar (Cap. 250. S. 310) nennt ſie nach einer Lesart tviskelda, nach der andern tviskaelda. Er ſagt nämlich: Nun ſagt ſo Snorri [44]) und die meiſten andern Menſchen, daß Swein, der Dänenkönig, legte zuerſt mit ſeinem Kriegsvolk an die Schlange die Lange (at Orminum lánga) und die größten Schiffe des Königs Olaf. Aber Hallarſtein ſagt in der Olaf's Drapa der Zwieſkäldigen (i Olafs drapu hinni tviskaeldu, nach andrer Lesart tviskeldu), daß Olaf der ſchwediſche zuvor halte gelegt zur Begegnung wider Olaf Tryggvaſon, aber Swein, der Dänenkönig, nachher. Den Ausdruck tviskaelda hat Egilsſon zu erklären geſucht durch duplici metri genere constans, das Wort ſcheine zuſammengeſetzt aus tvi und skálda, quasi duplici modo carmen facere, und in der Lesart des Cod. A. tviskeldu ſtehe e für ae [45]). Später [46]) jedoch als er die Olaf's Drapa im Byrger'ſchen Codex vom Verfaſſer ſelbſt eviskélfda Drápa genannt fand, zieht er dieſe Lesart vor und erklärt die Benennung dadurch, daß das Versmaß skiálfhendt (tremulum) und tviskelft (bitremulum), von welchem die Snorra Edda S. 242 [47]). §. 14 handelt, mit einander verbunden, und daher genannt ſei tviskelft, qs. duplici modo tremulum. Biörn Halldorſon [48]) erklärt tviskélfd drápa durch ode duplicata, et dobbelt Digt (Doppelgedicht), und hat vorher: tviskélfd öx, bipennis, en Hellebarde, tvengget Økſe (zweiſchneidige Art) und tviskélfdr, bipennis, (adject.) tveegget (zweiſchneidig), skarp til begge sider (ſcharf auf beiden Seiten) à skafl. Dieſes bedeutet aber eine Reihe Schneidezähne an den Sägen, Zahn am Hufeiſen ꝛc. Nach der andern Ableitung kommt tviskelfd von (ek) skélfi (ich) zittere. Leiten wir die Benennung der Drapa tviskelfd nicht von dem Versmaße tviskelfd, zweimal gezittert, her, ſo könnte das Lied zweiſchneidig genannt ſein, weil Str. 1 bis 8 gleichſam die eine Schneide, dann die fünf Stefiamal Str. 9—23 gleichſam das Eiſen zwiſchen den beiden Schneiden, und endlich Str. 24—35 gleichſam die dritte Schneide bilden. Aber der Skalde ſagt in der letzten Strophe:

Eigi einkar *lága*
ek fae ena thridjo
hyrmordr! *hródri staerda*
kópa, tviskelfda *drápu*:
Slikr *háttr* (svá mun *ek edita*)
sjalfstundum verdhr *fundinn*
heer, *prúdr hörvi*, *kvaeda*
hafi gagn! en ek *thagna*.

Ich bringe, Mörderer des Feuers, des Meeres (d. h. des Goldes, d. h. freigebiger König) die dritte (Drapa), eine nicht ſehr niedrige, eine Drapa tviskelfda, ſolche Weiſe (ſo werde ich bezeugen) wird die ſeltenſte Male gefunden, Heer (Menge) geſchmückt mit Linnen (d. h. Frauen), der Geſang habe ſeinen Vortheil! aber ich ſchweige. Worin beſteht nun dieſe Seltenheit? Das Lied nennt der Skalde auch Rekstefia, dieſes bezieht ſich auf die Kehrzeilen. Sind Drápa tviskelda und Rekstefia Benennungen für eine Sache, oder bezeichnet Drápa tviskelfda noch etwas anderes als Rekstefia? Liegt die Seltenheit in der Rekstefia oder in der tviskelfda? Vermuthlich nennt die Drápa tviskelfda nicht in Beziehung auf Anordnung der Stef, ſondern darauf, daß in vielen Zeilen doppelte Anreime vorkommen, z. B. in der voeletzten Zeile der oben mitgetheilten Strophe und Str. 27:

eldrodhr ölna foldar
upp *edha nidhr* frá *midhju*

Str. 4:

Olafr, ok *klauf stálum*

In dieſen und vielen andern Zeilen kommen bald zwei verſchiedene Anreime oder auch manchmal bloß Anklangreime (ſ. über den Unterſchied beider F. Wachter, 2. Bd. S. XVII) vor, alſo doppelte, wie oben in der vorletzten Zeile der mitgetheilten Strophe und Str. 4. oder den Anreim und rückſichtlich Anklangreim bilden nicht blos ähnliche Sylben, ſondern drei, wie Str. 27. Der Dichter konnte alſo die Drápa recht gut tviskelfda nennen, da ſie nicht den gewöhnlichen einfachen Anreim und rückſichtlich Anklangreim, ſondern in vielen Zeilen den doppelten hat. Nun geben wir zu der andern Benennung des Liedes über. In dem Byrgerſchen Codex iſt es überſchrieben, Rekstefia er Hallarsteinar orti um Olaf

44) S. Heimskringla, Saga af Olafi Tryggvasyni, Cap. 128. S. 339 der gr Ausg. 45) S. Scripta Historica Islandorum. Vol. II. p. 296, 297. 46) Excursus de poëta Hallarsteine, et carmina ab eo in honorem Olavi Tryggvi f. composito Scr. Hist. Isl. Vol. III. p. 230, 231. 47) Der Ausgabe von Rask. Egilsſon gibt Scr. Hist Island. Vol. II. p. 297 eine lateiniſche Überſetzung dieſer Stelle und handelt auch weiter über dieſe Versart, vergl. Vol. III. p. 230, 231.

48) Lexicon Islandico-Latino-Danicum. Vol. II. p. 397.

Digitized by Google

konúng Tryggvason, Rekstefia, welche Hallarsteinar wirkte (fertigte) auf König Olaf, Tryggwi's Sohn. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar sagt Cap. 58. 1. Bd. S. 100: Dessen wird gedacht in der Rekstefia, die gemacht (ort) ist auf Olaf Tryggvason, daß er aufgezogen ward in Gardir (Rußland): Vegmildr vidhrar foldar etc. Es ist dieses die zweite Strophe der ganzen Drapa im Byrgerschen Codex und darnach herausgegeben in den Scr. Hist. Island. Vol. III. p. 242. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar sagt Cap. 59. S. 105 in Beziehung auf Olaf's Heerfahrt gegen die Wenden: dieser Heerfahrt des Königs Olaf wird gedacht in der Rekstefia; hier wird so gesagt: Olafr allra jöfra etc. Es ist dirses die dritte Strophe der Drapa. Rekstefia aber wird sie genannt, weil der Dichter in der ersten Strophe selbst sagt:

Hers *gnóst* hrunda *alèttum*
hliódhs *kvedh* ek mer at *ódhi*:
randhvels remmi — thundi
rekstefju tek ek hefa;
Skurums [49]) *skialdar linna*
skal ek *fridhum* lof *smidha*
thing*baldr* thróttar — *mildum*,
theim er *fremstr* var *beima*.

Heers [50]) genug der Frauen [51])! Lauschen
Heisch' ich mir zum ebnen [52]) Liede!
Des Randrad's Stärke-Thundur [53])
Eine Rekstefia ergreif' ich anzuheben.
Ich werde der Schlaage der Schildes [54])
Versammlungs-Baldur [55]) Lob schmieden
Dem schönen, dem (in) Thorir's [56]) Schauern milden [57]),
Dem, der vorzüglichste ward der Krieger.

Hier haben wir zugleich Beispiele, wie der christliche [58]) Skalde nicht blos bei Umschreibung des Begriffes Schlacht die heidnische Dichtersprache braucht, sondern auch bei Umschreibung der Kriegshelden, hier Thundur (Name Othin's) und Baldur braucht. Nun zu Betrachtung dessen, warum er seine Drápa Rekstefia nennt! Das Erfodernis einer Drápa ist, daß sie Stef (versus intercalares) habe. Aber die Art und Weise, wie diese Stef [59]) beschaffen sind und angeordnet werden, ist mannichfaltig. Der Bau unserer Drapa ist dieser: erst acht Strophen sind ohne Stef, dann das erste Stefjamál, von welchem das erste Stef (die neunte Strophe) als Endzeile: hann var riksstr konúngmanna; das zweite Stef (die 10. Str.) als Endzeile Olafr und veg sólar; das dritte Stef (die 11. Str.) als Endzeile Höll ok fremstr at öllu; fassen wir diese drei Zeilen zusammen, erhalten wir: er war der mächtigste der Königmänner, Olaf unter der Prachtsonne, Halle und der vorderste (vorzüglichste) in Allen. So folgen das zweite Stefjamál (Str. 12—14), das dritte Stefjamál (Str. 15—17), das vierte (Str. 18—20), das fünfte (Str. 21—23), und von jedem dieser Stefjamál hat jedes erste Stef die Endzeile hann var etc., jedes zweite als Endzeile Olafr und etc. und jedes dritte Stef als Endzeile Höll ok etc. In der 24. Strophe sagt der Dichter: hefi ek thar lokit stefum, ich habe dadurch geschlossen mit den Stef. Str. 24 bis 35 oder bis zu Ende sind ohne Stef. Von den Stef gibt es zwei Hauptgattungen, die verbundenen und die getrennten. Der verbundenen Stef sind zwei oder vier Zeilen, welche neben einander stehen und in dieser Stellung einen vollen Sinn geben. Von den zweizeiligen Stef geben die berühmtesten Beispiele Egil Skalagrimsson in der Hauptlösung Ordstyr of gat Eirir at that, Lob erlangte Eirik bei dem, und das Stef, das er weiter unten braucht: Baud úlfum hrae Eirikr of sae, bot den Wölfen Leichnam Erik durch die See. Ein Beispiel von dem vierzeiligen verbundenen Stef wird uns die Olafs Drápa Helga in diesem Artikel geben. Die getrennten Stef zerfallen in vier Arten, in die zwiefach, in die dreifach und in die vierfach vertheilten. Sie geben nur Sinn, wenn man sie mit einander verbindet. Was dazwischen sich findet, steht mit ihnen in keinem grammatikalischen Zusammenhange, und die Stef passen nur im Allgemeinen zu dem übrigen Inhalte der Strophen, in welchem sie sich finden. 1) Zwiefach vertheilte getrennte Stef hat Sighwat in der Knut's Drapa. Der Anfang eines Theiles der Stefstrophen ist: Knuer var und himnium [60]), Knut war unter den Himmeln, und die andern Stefstrophen haben als letzte Zeile Höfudh fremstr jöfur [61]), hauptvorderster (erster) König, also zusammen: Knut war unter den Himmeln der hauptvorderste König. Da die meisten Drapur nur in Bruchstücken auf uns gekommen sind, so haben dir getrennten Stef bei den frühern Übersetzungen große Verwirrung hervorgebracht, wo-

49) Skurums ist dunkel und widerstreitet dem Metrum, weshalb nach Egilsson's Muthmaßung entweder skyrunnr oder skyrunns zu lesen. Wir nehmen an, daß das i in skialdar den Anklang zu linna bilde, und skurum der Dativ von skur, Regenschauer, und das st wegen des folgenden skialdar fehlerhaft angehängt ist. 50) Menge. 51) Anrede an die vielen versammelten Frauen. 52) Auspolirten, wörtlich zum schlichten Liede, hat aber bei uns die Bedeutung von ungekünstelt. Das Lied ist aber ein gekünsteltes ohne Holpern. 53) Dem Krieger, Randrad ist das Schild, und Thundur (Donnerer), ein Name Othin's, des Gottes der donnernden Schlacht, hier für Held; remmi von (at) remma, stärken. 54) Das Schwert. 55) Name des Gottes, hier zur Umschreibung des Königs gebraucht; baldr kann entweder als Anrede für einen anwesenden König genommen werden, und ist dann Vocativ, oder steht auch für baldri, den Baldur, und bezieht sich auf Olaf Tryggvason. Da aber auch in der letzten Strophe eine Anrede ist: Hópa hyr-mördr Mörder des Feuers des Meeres (Goldes) d. h. mit dem Golde freigebig umgehenden Königs, und König Olaf Tryggvason hier in der ersten Strophe und in derselben Zeile eine Umschreibung hat, so ist skialdar linna thingbaldr am wahrscheinlichsten als Anrede für den König zu nehmen, der zuhört. 56) Othin's. 57) D. h. der in der Schlacht reichliche Hiebe austheilt. 58) Daß er dieses ist, geht z. B. aus Str. 33. S. 266 hervor.

59) Über die Stef handeln J. Olafsen, Nordens gamle Digtekonst. Kopenh. 508, 509. Rask, Anvisning til Islandsk. (Stockholm 1818.) S. 269. §. 508, 509 und nach Rask Degis, Fundgruben des Nordens und Mohnike, Die Bereitschre der Isländer von E. Chr. Rask S. 49, 50. Vollen Licht in diesen schwierigen Gegenstand hat jedoch erst gebracht Egilsson, Excursus a. a. O. S. 228—250. 60) S. Olaf's Saga Helga Cap. 155. gr. Ausg. der Heimskringla S. 263. Cap 157. S. 166. 61) S. Knytlinga Saga Cap. 17, in den Fornmanna-Sögur 11. Bd. S. 202. Da nur eine Halbstrophe mitgetheilt ist und das höfudh fremstr jöfur in der letzten Zeile steht, so weiß man nicht, ob es in der Ganzstrophe die vierte oder achte Zeile gebildet hat.

von wir unten ein Beiſpiel Olafr borinn sólo finden werdrn, und hier eins in Knutr var und himnum haben [62]), welches ſie als mit den übrigen Worten der Strophe in grammatiſcher Verbindung ſtehend genommen haben. 2) Dreifach vertheilte getrennte Stef, zerfallen in zwei Arten; a) ſolche, welche die letzte Zeile der erſten Halbſtrophe, oder, was dem gleich iſt, die vierte Zeile dee Ganzſtrophe bilden. Sie heißen Klofastef, Kluft- oder Spaltenſtef, weil ſie die Strophe, in drr ſie ſich finden, gleichſam ſpalten. Drei ſolcher Klofaſtef hat die Sturlungaſaga Buch 4. S. 56 nämlich in der erſten Strophe: Hardhmúla wardh Skúli, in der zweiten Rambliks framar miklu, in der dritten [63]) Gnaphjarls aknapadhr jarla. Darauf die Parodie: oss lízt illr at kyssa. b) Solche drrifach gethrilte getrennte Stef, wo das Stef die letzte (achte) Zeile der Strophe bildet. Wir haben dirſe Stef oben aus der von uns betrachteten Olaf's Drapa Tryggvaſonar, die auch Rekſtefia heißt, angeführt. Ein anderes Beiſpiel wird uns unten die Olaf's Drapa Kyrra geben. Da die von uns hier betrachtete Drapa auch Rekstefia hrißt, ſo müſſen die dreifach vertheilten am Ende dee Ganzſtrophen ſich findenden getrennten Stef Rekstef geheißen haben. Rek heißt Forttreibung, Maſtbaum, rek-nagli, ein Brettnagel, (ek) rek, ich treibe fort. Treibſtef können ſie rrcht gut geheißrn haben, da jedes Strf an ſich keinen Sinn gibt, ſondern erſt alle drei zuſammengenommen, und der Hörer alſo gleich raſch über das, was dazwiſchen liegt, fortgetrirben wird. Aber man hat auch ein (ek) rek (ich) entwickele, löſe. Die Rekſtef ſind dann ſo viel als aufgelöſte oder getrennte Stef, und bildeten keine Untergattung der grtrennten Stef, ſondern machten den Gegenſatz zu den verbundenen Stef überhaupt. Letzteres dürfte das Wahrſcheinlichſte ſein. Der Skalde ſagt ausdrücklich am Eingange, er wolle eine Rekſtefia vortragen. Machte Rekstefia drn Gegenſatz zu Klofastefia, ſo wäre das nicht ſo wichtig zu brmerken geweſen, denn beide erheiſchtrn die größte Aufmerkſamkeit der Zuhörer. Bildet aber Rekstefia drn Gegenſatz zu den ungetrennten Stef, ſo macht ſich des Skalden Bemerkung beſſer. Die Zuhörer konnten leicht in Erwaetung einer Drapa, in der ſie waren, an eine Deapa mit ungetrennten Strf denken, und den Stef um ſo weniger Aufmerkſamkeit ſchenken, weil ihr Sinn leichter zu faſſen war. Eine Drapa von getrenntrn Stef erfoderte die größte Aufmerkſamkrit. Um die Hörer nicht gar zu ſehr anzuſtrengen, wurden 3) die vierfach getrennten Stef angebracht auf zweirrlei Weiſe; a) in dre vierten und achten Zrile des Steſſtrophenpaars, ſo in der Baudadrápa [64]), b) was ſie weit näher zuſammenbringt, am Anfang und Ende jeder Halbſtrophe, alſo in der erſten, vierten, fünften und achten Zeile der Ganzſtrophe, ſo in der Jomsvíkingadrápa [65]) vom Biſchofe Biarni. Drr Überblick des Inhalts der Olaf's Drapa Tryggvaſonar von Hallarſtein iſt dieſer: Str. 1 Eingang, Str. 2—8 beſingt Olaf's Thaten, bevor er König von Norwrgrn geworden, nämlich ſeine Heerfahrten in Windland (Wendenland), darauf, wie ee den Tod frines Vaters in England rächt, in Irland und Schottland geheert, dann, wie er das Reich Norwegen erobert, und vor den innern Feinden und den Seeräubern vertheidigt. Nun folgen die fünf Steſiamal, das erſte (Ste. 9—11) beſingt, wie rr die Blóthus (Opfrehäuſer) verbrennen läßt, und fünf Thiodhliönd (Volkländer) chriſtlich macht, Norwegen, Hjaltland (Schetland), die Eyar (Eylande, d. h. die Orkneyar), Island und Grönland, das zweite (Str. 11—14) handelt von ſeiner Frrigebigkeit, die er auf allerlei Weiſe bewährt, und von ſeinen Seeſchlachten im Allgemrinen, das dritte Strſiamal (Str. 15, 16), iſt dem gewidmet, wie er zum letzten Mal aus der Mündung des Meerbuſens Thrandhrims ſchifft, unerwartet auf drei Fürſten ſtößt, und die ſchwediſche Flotte beſiegt, das vierte (Str. 18), wie die Schiffe der Dänen an das Schiff, auf dem er fährt, an die lange Schlange (Ormiun lánga) anlegen und ein fürchtrrlichrr Kampf entſtrht, und die Dänen endlich die Flucht ergrrifrn müſſen, das fünfte (Str. 21—23) wie Jarl Eirik mit ſeinen Schiffen an die Schlange anlegt, unter den Streitern vorzüglich Hyrning (des Königs Olaf's Schwager) ſich auszeichnet, wie die lange Schlange beſtürmt, erobert und aller Mannſchaft entblößt wied. Ste. 24 bildet den Übergang zu des Königs übrigen Gaben und Vorzügen, Str. 25 beſingt dann die beiden Künſte (í thróttir) drs Königs, wie er geſchickt mit Handſaxen (kleinrn Schwertern) ſpirlte (lèk vandla handsöxum) und auf (nach anderer Leſart bei) Rudern ging (gekk at [nach anderer Lrsart á] árum), Str. 26—28, wie zwei Hirdmenn des Königs mit einander einen Wettkampf in Erſteigung eines Felſen eingehen, einrr derſelben den Frlſen beſteigt, abee dann wedee vor- noch rückwärts kann, und der König auf den Felſen ſteigt und den Hirdmann herabträgt, Str. 30, 31, wie der König den Thorketil von der langen Schlange herabſtößt, und des Königs beſchädigtes koſtbares Kleid in ſeinen Händen in einem Schwipp wieder ſo ſchön, als zuvor wird, Str. 31, wie er in einem Hauſe bei den Engeln des Herrn geſehen wird, Str. 32, wie die Hird (das Hofgeſinde) durch ſeinen Fall traurig war, Str. 33, wie Chriſtus ihn von der Welt zu ſich entbietet, Gott den Fürſten freundlich empfängt, und dieſee bei ihm die höchſte Seligkrit erhält,

62) So auch das getrennte Stef in der Tögdrápa: Knutr er vnd sólar hat dir Überſetzer verwirrt. S. gr. Ausg. der Heimskringla. 2. Th. S. 298. 6. Th. S. 298. 63) Dieſe Klofaſtef folgen ſich Strophe auf Strophe; die zwei getheilten Stef, die wir in der Knuts Drapa haben kennen geternt, ſcheinen viele Strophen aus einander zu liegen; wahrſcheinlich einen ganzen Steſiabálkr. 64) S. die große Olaf's Saga Tryggvaſonar. Cap. 245. 2. Bd. S. 288. Vergl. *Egilsson.* Ser. Hist. Isl. Vol. II. p. 273, 274.

65) S. Fornmanna-Sögur 11. Bd. S. 167—173. Str. 14, 18, 22, 26, 30, 34. Es iſt hier alſo jede vierte Strophe eine Strfſtrophr, und in jedrr Steſſtrophe das Stef vierfach vertheile. Die Skalden ſuchten nicht blos eine Ehre in der künſtlichen Bilderſprache und den künſtlichen halben und ganzen Anreimen oder Linienreimrn, ſondern auch in der künſtlichen Eintheilung der Drápur durch Stef, wobei jeder Skalde durch eigene Erfindung zu glänzen ſuchtr. Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. CCV fg.

Str. 34, wie sehr viele auf den Sohn Tryggwi's Flokkar gemacht, und nur Hallfred und Bjarni Drapur, Str. 35, wie der Verfasser die dritte Drapa und zwar eine Drápa tviskelda gefertigt hat. Diese Drapa enthält mehres Eigenthümliche, was anderwärts nicht leicht vorkommen möchte. Zu diesem gehöret, daß erzählt wird, Olaf habe in England den Tod seines Vaters gerächt. Von Eirik's und Gunnhild's Söhnen waren damals nur noch Ragnfröd und Gudröd übrig. Letzterer hatte den König Tryggwi, Olaf's Vater, erschlagen[66]). Vom Jael Hakon vertrieben, hielten sich Eirik's Söhne im Westen auf (in England, Jeland und Schottland und den umliegenden Eilanden). Da auch Olaf in Westen Raubfahrten machte, so konnte er leicht mit ihnen zusammentreffen und ihnen eine Niederlage beibringen. Vielleicht hat er auch Ragnfrid'en erschlagen, wenigstens ist nicht bekannt, wie dieser sonst umgekommen. Seiner wird nicht gedacht, als Gudröd im J. 999 aus England segelte, in Norwegen einfiel, und von des Königs Olaf's Schwägern, Hyrningr und Thorgnir, erschlagen ward. Snorri Sturleson[67]) sagt hierauf: waren da todt alle Söhne Eirik's und Gunnhild's. Der Skalde erzählt, wie König Olaf auch Hialtland zum Christenthume bekehrt (Str. 10, 11). Dieses erwähnt wol nur noch die Fagrskinna und die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 48. S. 317. Im Betreff der übrigen Länder erzählt es auch Snorri Sturleson. Wie wir oben bereits bemerkt, weicht der Verfasser dieser Olaf's Drapa in Erzählung des Heerganges der letzten Schlacht Olaf's von Snorri Sturleson und Andern ab. Im Betreff des Todes Olaf's war schon, als Hallfred seine Olaf's Drapa sang, ein Gerücht, Olaf sei aus der Schlacht nach Osten entkommen. Aber derselbe Hallfred erwiedert darauf, er habe gewisse Nachricht von Olaf's Morde (Erschlagung) erhalten[68]). Den Schriftstellern im 12. Jahrh. war jenes Gerücht sehr willkommen. Sie konnten da den, der das Christenthum in Norwegen eingeführt, in Griechenland oder Syrien als Mönch leben lassen[69]). Der Verfasser der Rekstefia erwähnt hievon nichts, sondern sagt: hirdh var hans at mordi rugg, das Hofgesinde war bei seinem Morde (seiner Erschlagung) traurig. Daß er von dessen Erschlagung redet, und wie aus dem Zusammenhange erhellt, von dessen Falle im J. 1000, ist äußerst wichtig für die Bestimmung der Zeit, wann die Olaf's Drapa tviskelda verfaßt ist. Da ihr Verfasser Olafen im Übrigen so wunderbar als möglich zu halten sucht, so hätte er sicher des Mönchslebens Olaf's gedacht, wenn man zu seiner Zeit schon diese Sage gehabt oder wenigstens geglaubt hätte, ja! er würde wenigstens des Gerüchtes im Allgemeinen, daß Olaf nach Osten entkommen, erwähnt haben, wenn man damals nicht mit Hallfred für wahr gehalten, daß Olaf wirklich in der Schlacht umgekommen. Über den Verfasser der Drapa sind die Codices nicht einig. Der Codex, nach welchem die große Olaf's Saga herausgegeben ist, nennt ihn Stein und Hallarstein, der Flatejische hingegen Marcus Lögmadhr. An Snorri Sturleson wendet man sich vergeblich. Es findet sich zwar Cap. 21 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 21t): König Waldimar setzte ihn (als) Häuptling über das Heervolk, das er sandte dazu, zu wehren das Land, so sagt Hallarstein:

Zwölf war Winter an Alter
Als des Feuers des Bogensitzes Hasser[70])
Der starke, da, als glättete[71]) Heerschiffe
Der Hördar Freund aus Gardir.
(Es) beluden (mit) Hamdir's Kleidern[72])
Und des Schwerter-Lärms Schleiern[73])
Des Beschirmers Mannen, sowie (mit) Helmen
Die Gallion-Rosse[74]), aber (es) mußt das Steuer.

Aber die Worte: so sagt Hallarstein und die Strophe haben nur allein der Feisianische Codex der Heimskringla. Die Strophe findet sich auch nicht in der Olaf's Drapa tviskelda, wie sie im Byrger'schen Codex auf uns gekommen. Auch hat die Strophe die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht. Weiter im 21. Capitel der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar (bei F. Wachter, S. 213) steht: Hierauf beginnt Olaf seine Fahrt, und ging auf die Schiffe, und hielt so hinaus in das Meer in das Eystra Salt[75]). [So sagt Marcus Skeggiason in der Rekstefia:

Sogleich alle sodann rannten
Schnecken-Borde[76]) aus Gardir
Die Fesseln[77]) herrlich, heervieler[78]) des Sprosses
Hildur's unter dem Fürsten, mildem.
Die Westlande ließ auf den Pahlern[79])
Des Meeres heeren, und der Würd'gen[80])
Geschlechter Tryggvi's alttreuer Erbe
Olaf spaltete mit Stahle].

Diese Strophe hat blos der Codex der Heimskringla, nach welchem sie von Peringskiold herausgegeben ist. Die Worte, so sagt Marcus Skeggiason in der Rekstefia, haben die Herausgeber der kopenhagener Ausgabe der Heimskringla hineingesetzt, weil die große Olaf's Saga im Cod. Flateyensis bemerkt: So sagt Marcus Lögmadhr in der Rekstefia. In dem Codex hingegen, nach welchem die große Olaf's Saga herausgegeben ist, steht: so sagt Hallarstein. Diese Strophe findet sich wirklich im Byrger'schen Codex, nach welchem die Olaf's Drapa tviskelda herausgegeben ist (Str. 4. S. 246). Kritisch wichtig ist, daß Snorri Sturleson nichts aus dieser Drapa hat. Er wendet nämlich gleichzeitige Skaldenlieder als

66) E. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 114. 67) Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 104. S. 292 (der gr. Ausg. der Heimskringla). 68) S. Hallfred's Strophen bei Snorri Sturleson und in der Oddischen und in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar nach den von uns oben gegebenen Nachweisungen. 69) S. die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar. Cap. 78. S. 370, 371.

70) Das Feuer des Bogensitzes (der Hände und Arme) ist das Gold; sein Hasser, Beschädiger (Hati) ist der Freigebige, der den Goldschmuck zerbricht und vertheilt. 71) Polirte, glänzend machte (glæsti) d. h. ausrüstete, da zur Ausrüstung der Schiffe auch die Zierung derselben gehörte. 72) Panzern. 73) Schilden. 74) Schiffe. 75) Östliche Salz: Ostsee. 76) Eine Art Schiffe. 77) Die Rieme, d. h. das Meer, weil es die Schiffe umgibt. 78) Sehr viele geht auf Schneckenborde, d. h. Schiffe des Kämpfers (des Königs). 79) Verlakom, dichterisch Meerpferden (Schiffen) eigentlich Meerpahlern. 80) Dichterisch für Männer überhaupt.

Belege an. Auch hat er auf die Olaf's Drapa tviskelfda gar nicht Rückſicht genommen bei Darſtellung der letzten Schlacht Olaf's. Die zweite Olaf's Drapa Tryggvaſonar hatte Biarni verfaßt. Aber auch von dieſer Drapa hat Snorri Sturleſon nichts für die Geſchichte Olaf's benutzt. Wahrſcheinlich war auch Biarni nicht gleichzeitig genug. Dieſer Biarni iſt ſchwerlich ein anderer als Biarni Sallbráskáld, der einen Flokk auf Kalf Arnaſon ſang [81]), und unter Magnus dem Guten blühete. Auch wird er im Skaldatál S. 481 unter den Skalden aufgeführt, die Lieder auf König Olaf Tryggvaſon gemacht haben. Weniger kritiſch als Snorri Stuleſon in der Heimskringla iſt der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar verfahren. Doch vermuthet man, daß der Dichter der Olaf's Drapa tviskelfda als Quelle Einar Thambarſkelvir, der im J. 1054 ſtarb, und Thorkel Dyrdil, der unter Magnus dem Guten noch lebte [82]), könne benutzt haben. Sie waren große Freunde Olaf's und können Überlieferungen dem Skalden mitgetheilt haben. Hat der Cod. Flåe. darin Recht, daß Marcus Skeggiaſon der Verfaſſer der Rekſteſia iſt, ſo iſt dieſes zwar auch ein Skalde des 11. Jahrh., aber Snorri Sturleſon mußte auch ihn mit Recht als zu fern lebend nehmen, um ihn für Olaf's Tryggvaſon's Geſchichte als Quelle brauchbar zu finden. Doch brachte er ſeine Jünglingsjahre an den Höfen Dänemarks, Norwegens und Schwedens zu, und war dann in ſeinem Vaterlande (Island) Lögſögumadr in den Jahren 1081 und 1108 [83]). Seine geſchichtlichen Lieder betreffen Knud den Heiligen, Eirik Sweinsſon (den Guten) und Ingi Steinkelsſon [84]). Wahrſcheinlicher findet man jedoch die Angabe des andern Codex der großen Olaf's Drapa Tryggvaſonar und die der Borger'ſchen Handſchrift, daß Hallarſtein der Verfaſſer der Olafs Drapa tviskelfda oder der Rekſteſia, und eins mit Stein Herdisarson iſt. Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar braucht auch für Hallarſtein blos Stein, und bemerkt Cap. 250. S. 315, ſo ſagt Stein: Fimtán fjörnis manna etc. Es iſt dieſes die zweite Halbſtrophe der 16. Strophe der Rekſteſia S. 254. S. 250 ſagt ſie, deſſen gedenkt Stein: Grá reif gjördu drifa, und dieſes iſt die 17. Str. und S. 317, ſowie Stein ſagt: Taudr flaug, tiggi rendi, und dieſes iſt die zweite Halbſtrophe der 20. Str. der Rekſteſia. Siehe auch Cap. 251. S. 318, wo unter Stein's Namen die erſte Halbſtrophe der 21. Str. aufgeführt wird. In Hallarstein, d. h. Stein der Höll (Halle; aller Wahrſcheinlichkeit nach Königshalle, weil er ſich am norwegiſchen Königshofe aufhielt), erhalten wir dann einen Bezeichnungsnamen (kenningarnafn), der auf eine Art gebildet iſt, die ſehr gewöhnlich war, ſo z. B. Gullharalldr [85]), (Goldharald), wegen ſeines vielen Goldes, das er erbeutet, Torf-Einar, weil er den Orkneyern zuerſt Torf ſtechen ließ [86]). Der Skalde Einar Skálaglam war Vater der Thordgerd, der Mutter der Herdis, der Mutter des Skalden Steins. Mit dem Ulfr Stallari (dem Hofmarſchall) war Stein Herdisarſon verwandt [87]), und er beſang ihn. Er wohnte der Schlacht von Niza bei, und ſang die Nizar-Wiſur [88]). Auch ſang er die Olaf's Drapa Kyrra, von welcher wir weiter unten handeln. Sie muß vor dem J. 1085 verfaßt ſein, da in ihr der gegen England unternommenen Heerfahrt nicht gedacht wird. Außerdem, daß wir in dieſem Jahrhunderte keinen andern Skalden Stein finden, als den Herdisarſon, iſt auch der Umſtand wichtig, daß in der Olaf's Drapa Kyrra und in der Olaf's Drapa Tryggvaſon tviskelfda die Stef ſich auf eine und dieſelbe Weiſe angeordnet finden. Auch iſt die Dichterſprache und der Geiſt der beiden Drapur ſich gleich. Eine Schwierigkeit ſcheint jedoch die Annahme, daß der Verfaſſer der Olaf's Drapa Tryggvaſonar und Olaf's Drapa Kyrra ein und derſelbe iſt, dadurch zu heben, daß der Verfaſſer der erſtern Str. 26 ſingt: wiſſen die Menſchen, daß ich ſah zwei Hirdbäume (Hiedmannen, Leibwächter) wetten des Mannes Schädel (Haupt) mit einem lichten Ringe (indem ſie einen Ring zum Pfande gaben). Er erzählt nun den Wettkampf wegen Beſteigung des Felſens. Für sá des Byrger'ſchen Codex hat die große Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 237. 2. Bd. S. 275: frá, ich erfragte, erfuhr, hörte. Dieſes konnte auch ſtatt haben von einem Ereigniſſe, welches vor des Skalden Geburt ſich zugetragen. Doch braucht man auch ek sá nicht zu verwerfen. Vielleicht ward der Skalde an Olaf's Hofe erzogen, und man braucht dann kein zu hohes Alter deſſelben anzunehmen. Die Annahme, daß er an Olaf's Hofe erzogen worden, erklärt auch beſſer ſeinen Beinamen Hallarsteinn. Daß Skalden ſich an Königshöfen aufhielten, war ja das Gewöhnlichſte von der Welt, und ein geringerer Umſtand, ihm den Bezeichnungsnamen Hallarsteinn zu geben. Mehr geeignet zu einem Bezeichnungsnamen war, wenn Stein am Hofe erzogen ward. Er war zwar ein geborner Isländer, ſtammte aber aus Island und kann daher leicht in Norwegen bei ſeinen Blutsfreunden in Pflege geweſen, und dann vollends am Hofe des Königs ſeine Erziehung und Ausbildung zum Skalden erhalten haben. Merkwürdig iſt auch der Umſtand, daß er nicht nach ſeinem Vater, ſondern nach ſeiner Mutter genannt wird. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß entweder ſein Vater von geringerer Abkunft war, als ſeine Mutter, oder daß ſein Vater früh geſtorben war; ähnlich werden die Eirik's Söhne häufig blos Gunnhild's Söhne genannt. Auch mehre andere Fälle kommen vor, wo Kinder nicht nach dem Vater, ſondern nach der Mutter genannt werden, aber dieſes ſetzt immer voraus, daß die Mutter bekannter

81) S. *Egilsson*, Excursus l. c. p. 238—240. 82) S. *Snorri Sturleson*, Saga af Olafi hinum Helga c. 240 (gr. Ausg. d. Heimskringla. 2. Th. S. 307). Cap. 194. S. 320. Cap. 187. S. 307. Saga of Magnusi Goda. c. 6. T. III. p. 8. c. 14. p. 18. c. 37. p. 50, 51. 83) Ari Frodi's Schedae. 84) Skaldatálbei Perlingskiold, Anhang zur Heimskringla. 2. Th. S. 480, 481. 85) S. J. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 2. Bd. S. 152, 176 fg.

86) S. J. Wachter 1. Bd. S. 210. 87) S. Islands Landnámabók. Ausg. 1774. S. 91. 88) S. Knytlinga-Saga c. 25 in den Fornmanna-Sögur S. 215 und die Saga Haralds Hardrada, deren Citate wir unten bei der Olafs Drápa Kyrra angeben werden, wo wir davon handeln, wie die Nizar Visur nicht zu der Olaf's Drapa Kyrra gehören.

Digitized by Google

war, als der Vater, oder wenigstens länger auf dem Schauplatze der Welt war, als ihr Mann. Herausgegeben ist die Olafs Drápa viskelsda nebst Auflösung der dichterischen Wortfügung in die prosaische; und mit lateinischer Übersetzung dieser Auflösung und Erläuterungen von Egilsson in den Scriptis historicis Islandorum. Vol. III p. 245—276. Fast alle Strophen stehen auch in der großen Olafs Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur. Vol. I. c. 59. p. 100. c. 60. p. 105. c. 77. p. 143, 144. Vol. II. c. 234. p. 258, 259. c. 236. p. 274. c. 237. p. 275—277. c. 238. p. 279. c. 239. p. 280. c. 240. p. 282. c. 248. p. 299. c. 250. p. 312, 314—317. c. 251. p. 318. c. 255. p. 328—330. Übersetzt sind diese auch von Egilsson nebst der Ueschrift in prosaischer Wortstellung in den Scriptis historicis Islandorum. Vol. I. et II., und dänisch von Rafn, Oldnordiske Sagaer. 1. u. 2. Bd. Endlich das Wenige in der Heimskringla.

II. Olaf's Drapa Helga, Lied mit Stef auf König Olaf den Heiligen. Für die Geschichte Olaf Haraldsson's sind Sighwat's Lieder die Hauptquelle; ob aber darunter eine Drapa sich findet, ist sehr zweifelhaft. Snorri sagt in der Olaf's Saga Helga (Cap. 4) in Beziehung auf die Schlacht von Sotasker: Der Skalde Sighwat sagt von dieser Schlacht in dem Gesange (i thvi quaedi), in dem er aufzählte die Schlachten des Königs [89]):

Längr bar út enn únga etc.

Quaedi bedeutet Gesang überhaupt, und es kann auch eine Drapa darunter begriffen werden. Da jedoch so viele Strophen aus diesem Quaedi mitgetheilt werden und kein Stef sich findet, so vermuthen wir, daß es keine Drapa gewesen und betrachten dieses Quaedi hier nicht näher. Einiges von ihm haben wir auch im Art. Olafs Saga Helga in diesen Nachträgen bemerkt. Keine Drapa [90]) scheinen auch Sighwat's Nesja-Visur (s. d. Art.) gewesen zu sein, noch weniger andere Weisen, welche sich zwar auf Olaf's des Heiligen Geschichte beziehen, aber erweislich keiner Olaf's Drapa angehört haben. Am ersten können die Strophen (Cap. 192 in der Heimskringla, Cap. 172 d. E. Schr.), welche des Königs Rechtspflege besingen, einer Olaf's Drapa anheimfallen, und zwar der Erfi Drapa, die er auf Olaf machte. Von den andern Strophen, welche dieser angehören, handeln wir im Art. Olaf's Erfi Drapa Nr. 1. Hier betrachten wir daher nur die beiden Olaf's Drapur, welche erweislich Drapur, aber doch keine Erfi Drapur sind, nämlich A. die von Ottar Swarti, und B. die von Einar Skulason.

A) Die Olaf's Drapa Helga von Ottar Swarti. Snorri sagt in der Olaf's Saga Helga (Cap. 109): Dessen gedenkt Ottar Swarti in der Drapa, die er wirkte (orti, machte) auf König Olaf:

Gegn ero thèr at thegnum
Thiódskiöldúnga gódra
Halldit haest á valldi
Hialtlendingar kéndir.
Engi vard á jördo
Ogubrádr ádr thèr nádum
Austr sá er eyum verstan
Ynglingr und sik thryngvi.

Geschickter [91])! dir sind als Unterthanen
Auf guter Volkkönige [92])
Gewalt habt (ihr) gehalten —
Bekannt die Hialtlendingar [93]),
Keiner ward auf der Erde
Schlachthaftiger, bevor (wir) Euch erhielten,
Der Yngling' [94]) in Osten [95]), der von Westen
Die Eilande [96]) unter sich drängte.

Daß der Skalde den König anredet, ist ein bemerkenswerther Umstand, aus welchem man um so sicherer schließen kann, daß auch die übrigen Strophen, welche von Ottar Schwarzen in der Olaf's Saga Helga angeführt werden, aus der Olaf's Drapa Helga sind, da auch in ihnen immer gesagt wird, nicht, der König hat das gethan, sondern Du, König, hast das vollführt, nämlich Cap. 4 in der Heimskringla, Cap. 26 in der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, die zwei Ganzstrophen und die Halbstrophe, wie der junge König nach Dänemark schifft und dann die Vorgebirge von Schweden (Svithjódhar nes) verheeret (Cap. 6 d. H., Cap. 27 d. E. Schr.), die Ganzstrophe, wie der König das gotnische Volk zwingt, Brandschatzung zu zahlen, und vor ihm das Volk von Eysysla floh. (Cap. 12 d. H., Cap. 31 d. E. Schr.) Die Halbstrophe, wie Olaf die Brücke von London bricht, und die Ganzstrophe, wie er Adalrad'en das Reich wieder schafft. Letztere hat auch die Knytlinga Saga (Cap. 7. S. 185), und zwar mit der Einleitung, in welche sie sich auf die Olaf's Saga Helga bezieht: König Adalrad fuhr heim in das Land und kam sich da in das Reich mit Stärke Olaf's des Heiligen, sowie gesagt wird in seiner Saga (Geschichte, i sögu hans), nach den Worten Ottar Swarti's [97]) des Skalden, er sagt so:

Komtu í land ok lendir etc.

Snorri hat ferner (Cap. 12 d. H., Cap. 32. d. E. Schr.) die Ganzstrophe von Olaf's Schlacht auf der Hringmaraheidhi (Cap. 12 d. H., Cap. 33 d. E. Schr.), die von der Einnahme der breiten Cantaraborg (Canterbury), die von der Brandschatzung des englischen Volks (Cap. 18 d. H., Cap. 33 d. E. Schr.), die Halbstrophe von der Verödung Peto's (Poitou's) und der Schlacht in Tuskaland, nach anderer Lesart Tyskaland, wofür

89) Die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift sagt Cap. 26. S. 40 hierfür blos: so sagt der Skalde Sighwat: Längt bar út hina únga ꝛc. 90) Eine berühmte Drapa hat jedoch Sighwat gesungen, nämlich die Knútsdrapa. (s. d. Art.)

91) *Gégn*, cordatus, conveniens, qui rem quamcunque recta aestimat. 92) Thiódskiöldúnga, dichterisch für thiódkonúnga; Nom. Sing. thiódkonúngr, Volkskönig, König eines ganzen Volkes; Gegensatz zu fylkiskonúngr, König einer Volkschaft (Landschaft) s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. I. Bd. S. 125 fg, 156. 93) Shetländer. 94) Dichterisch für König. 95) d. h. Norwegen. 96) Die Eilande von Westen sind Schottland und die Orkneys. 97) Von demselben Skalden hat die Knytlinga Saga Cap. 8, 11, 12, 13. S. 194, 195, 197, welche auch für die englische Geschichte wichtig sind, aber diese sind Ottar's Knuts Drapa, und verewigen Thaten, welche der Dänenkönig Knut der Mächtige in England vollbrachte.

wir vermuthen ursprünglich Byskaland (Biscaya) stand (Cap. 27 d. H, Cap. 42 d. E. Schr.), die beiden Ganzstrophen, wie Olaf auf zwei Kaufschiffen nach Norwegen fährt, und die Schiffe oft in Gefahr kamen, von den Wellen verschlungen zu werden, bevor Olaf nach Norwegen kam (Cap. 28. d H, Cap. 44 d. E. Schr.), die Ganzstrophe, wie Olaf das Schiff des Jarl Hakon's nebst denen nimmt, die darauf sind, und der Jarl nicht verhindern konnte, daß Olaf in die Lande seines Geschlechts kam, und (Cap. 74 d. H., Cap. 73 d. E. Schr.) die drei Ganzstrophen, wie Olaf die Könige von Heidmörk besiegt und züchtigt, namentlich dem nördlichst sitzenden die Zunge ausschneiden läßt, und das Land beherrscht, das die fünf Könige vorher hielten (nämlich vom schwedischen Könige als Lehn) und nun unter dem norwegischen Könige die breiten Lande seines Geschlechts nach Osten bis Eidae (einen Hof in Wermaland) sind. Herausgegeben in der Urschrift sind die von uns betrachteten Strophen der Ottarischen Olaf's Drapa Haralldssonar von Peringskiold und Schöning, in den Ausgaben der Heimskringla und übersetzt, 1) Lateinisch: a) von Peringskiold, und b) von Schöning dort im ersten, hier im zweiten Bande dee Heimskringla, und c) von Sweinbjörn Egilsson im vierten Bande der auf Veranstaltung der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium, wo die Urschrift in prosaischer Wortstellung unter dem Texte beigegeben ist. 2) Dänisch: a) von Jon Olafson, welcher auch die wiedee im sechsten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla in Urschrift abgedruckten Strophen, mit einer Auflösung in die prosaische Wortstellung nebst lateinischer Übersetzung derselben; b) von Grundvig in Snorri St. Norges Konge Krönike; c) von Rafn im vierten Bande der Oldnordiske Sagaer, nebst der Urschrift in prosaischer Wortstellung unter dem Texte[98]). 3) Schwedisch von Gudmund Egilsson bei Peringskiold.

Bevor wir zu B. dee Olaf's Drapa Helga eines nicht gleichzeitigen Skalden übergehen, bemerken wir hier noch, aber ohne sie zu numeriren, da nichts von ihr auf uns gekommen ist, die Olaf's Drapa Helga von dem Isländer Skapti Thoroddsson. Dieser wirkte (orti) eine Drapa auf König Olaf und lehrte sie seinem Sohne Stein, mit dem Vorhaben, daß er sie dem Könige bringen sollte. Stein war einer der isländischen Botschafter, die im zehnten Regierungsjahre Olaf's (muthmaßlich im J. 1025) an den Hof des norwegischen Königs gesendet wurden. Von ihnen wurde das Jahr darauf blos Gellin zurückgesandt und die andern drei als Geiseln zurückbehalten. Thorodde Snorrason und Stein Skaptason waren sehr misvergnügt darüber, da sie nicht nach ihrem eigenen Willen dahin reisen durften, wohin sie wollten. Stein konnte sich nicht enthalten, in gebundener oder ungebundener Rede auf den König zu schmähen. Es ward diesem hinterbracht. Eines Tages ging Stein vor den König und fragte ihn, ob er die Drapa anhören wollte, die Skapti, sein Vater, auf ihn gemacht hatte. Der König verlangte aber, daß Skapti das singen sollte, was er selbst auf den König gemacht hatte (s. das Nähere und Weitere bei Snorri Sturleson, Olaf's Saga Helga, Cap. 148, gr. Ausg. d. Heimskringla. 2. Bd. S. 234, die Peringskiold'sche, 1. Bd. S. 636, 637, die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, Cap. 134; in den Formanna-Sögur, 4. Bd. S. 316 fg). Vielleicht gehört, daß Skapti eine Drapa auf Olaf den Heiligen gemacht, der reinen Sage an, und ist erfunden, weil sich der Gegensatz schön macht, daß Stein seines Vaters Ehrengedicht auf Olaf vortragen will, und der König verlangt, er solle lieber das singen, was ee selbst auf ihn verfaßt habe. Wenigstens findet sich Skapti im Skaldatal (bei Peringskiold, 1. Bd. S. 481) nicht unter den Skalden aufgezählt, welche Lieder auf Olaf den Heiligen gemacht haben. Noch führt auch Snorri etwas aus Skapti's Drapa an, was er, da Skapti ein dem Olaf Gleichzeitiger war, sicher gethan hätte, wenn sich etwas von der Drapa erhalten gehabt hätte. Daß die ganze Erzählung von der Drapa der reinen Sage angehört, schließen wir auch daraus, daß erstens Stein ein Jahr verfließen läßt, bis er den König bittet, die Drapa seines Vaters anzuhören, und zweitens daraus, daß der, über seine unerwartete Geiselschaft misvergnügte Stein, noch Willens gewesen sein sollte, dem Könige das Ehrengedicht auf ihn vorzutragen.

B) Olaf's Saga Helga, Lied mit Stef auf Olaf den Heiligen, verfaßt vom Priester Einar Skulason; dieses berühmte Gedicht ist ganz auf uns gekommen, hat auch sehr sorgfältige Herausgeber und Übersetzer gefunden. Es heißt auch Geisli (Strahl), und als einen andern Namen findet man auch Vattar-Drapa angegeben. Snorri Sturleson[99]) sagt nämlich im 15. Cap. dee Saga af Hakoni Herdabreid: Eindridi war damals in Miklagard, als diese Zuträgnisse sich machten; er sagte diese Saga (Geschichte) in Noreg, sowie Einar Skulason sagt in der Vattar-Drapa (segir í Vattar-dràpo, des Zeugen, Blutzeugen, Drapa), die er machte auf Olaf den Heiligen, und wird dort gesungen um dieses Zuträgniß. Vielleicht ist der Name aus Misverständniß entstanden; wenigstens konnte ein solches bei flüchtigem Ansehen die Stelle im 230. Cap. der Olaf's Saga Helga geben[1]): Eindridi wae damals in Miklagard (Constan-

98) Wie Noten unter den Text gesetzt finden sich die Strophen auch in der Ausgabe vom J. 1633 von Peder Clausson's dänischer Übersetzung der Heimskringla unter dem Titel: Snorre Sturlesöns Norske Kongers Chronica (Kopenh. 1633). Vergl. G. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 183.

99) Nach Snorri Sturleson auch Thorlacius, Einar Skulesön's Leonels-Beskrivelse. Vita Einari, Skulii filii im 3. Bande der großen Ausgabe der Heimskringla: Forfatteren af Digtet Geisle (aller, som det og kaldes, Vatter-Drapa, Olafs-Drapa ꝛc.) Auctor carminis Geisle (Radius), vel, quo alio nomine vocatur, *Vattar Dràpa*, S. Olafs Drapa (Martyrio s. Olafi Encomium. So auch: Die Übersicht der sämmtlichen größern Skaldendichtungen, Regis, Fundgruben des alten Nordens. S. 196.

1) In den Formanna-Sögur. Eptir gömlum handritum

tinopel), als dieſe Zuträgniſſe ſich machten, und ſagte dieſe Saga (Geſchichte) in Noreg, ſowie Einar Skulaſon bezeugt in der Drapa (váttar í dràpu), die er machte auf König Olaf den Heiligen, und der Geſang iſt geſungen auf dieſes Zuträgniß [2]). Der Verfaſſer der Olaf's Saga Helga beruft ſich hier auf die 40—47. Strophe der Olaf's Drapa. Namentlich heißt es in der eeſten Häffte der 42. Strophe, wobei wir die Sylben, weſche die halben und ganzen Anreime [3]) bilden, durch curſive Lettern bemerkbar machen laſſen:

Nú finnr *sá* er gaf *gumnum*
Göfug *dyrdh* jöfra *fyrdha*
Slöng [4]) Endridhi *úngi*
Armglaedr í brag *raedhu*.

Als Beiſpiel, wie Einar Skulaſon die verſchränkte Wortſtellung übt, geben wir die Auflöſung nach Thorlacius: Endridhi Ungi, sá gumnum gaf arm-glaedor, finnr nú fyrdha raedhu í brag, er göfug jöfra dyrdh slöng, d. h. Eindridi Junge, der den Männern Armgluthen [5]) (goldene Ringe) gab, findet nun der Menſchen Rede im Gedichte, das der anſehnliche Ruhm der Fürſten ſchleuderte (d. h. zu dem der ausgezeichnetſte aller Fürſten den Stoff gab). Nach Egilsſon: Endridhi úngi, sá er gaf gumnum armglaedhr, finnr nú *raedhu fyrdha* í brag: göfug dyrdh jöfra slöng, Endridhi Junge, der, der gab den Männern Armgluthen, findet nun die Rede der Menſchen im Gedichte: der anſehnliche Ruhm der Fürſten ſchleuderte es (d. h. die Krone der Fürſten gab die Veranlaſſung dazu). Ein Zeugniß für Einar Skulaſon als Verfaſſer der Olaf's Drapa Helga gibt die Olaf's Saga Helga, auch im 259. Cap. [6]) und die Heimskringla, Saga af Sigurdi Jorſalafari Cap. 37. S. 286, 287: Kolbein hieß ein junger und armer Mann, aber Tyora, die Mutter des Königs Sigurd Jorſalafari [7]), ließ ſchneiden die Zunge aus dem Haupte ihm, und war zu dem keine größere Sache [8]), als daß der junge Mann hatte ein Stück gehabt [9]) aus der Schüſſel der Königsmutter, und ſagte, daß der Koch (es) ihm gegeben hatte, aber wagte nicht damit vor die Königin zu gehen [10]), nachher fuhr der Mann lange Zeit ſprachlos; deſſen gedenkt Einar Skulaſon:

Göfug lèt hörn or *höfdi*
*Heidr*inga of sök *littla*,
*Aud*har aumum *baedhi*
Ungs manns skéra *tungu*;
Thana sám *vaer*, er *vor*um
*Vál*aust numinn *máli*
Hodda-bjódr thar er *heidr*ir
Hlidh, sám vikum *sidar*.

Um eine Probe von Egilsſon's Überſetzung der Olaf's Drapa zu geben, theilen wir die Strophe in deſſen Übertragung mit:

Illustris matrona jussit linguam
E capite miseri cujusdam hominis
Excecari, quamvis ille vir juvenis
Nihil graviter deliquerat.
Vidimus certe hunc eundem
Hominem, usu linguae destitutum
Cum paucis post hebdomadibus
In oppida Hlida dicto versabamur.

Es iſt dieſes die 34. Strophe in der Olaf's Drapa. Die Drapur haben außer dem künſtlichen Versbaue des Stabreims und Anreims auch noch eine künſtliche Stropheneintheilung. Bei der Olaf's Drapa Helga iſt es dieſe. Erſt folgen 17 Strophen ohne Kehrweiſe, oder, nach dem nordiſchen Ausdrucke, ohne Steſ, die letzte Hälfte der 18. Strophe aber hat

Greitt má gumnum *létta*
Gudhs *ridh*ari *stridh*um
*Rök*r thiggr allt sem *aeskir*
Ólafr af gram *sólar*.
Leicht vermag den Menſchen zu erleichtern
Gottes Ritter die Streite [11]):
Der roſche [12]) erhält alles, was (er) heiſchet
Olaf vom König der Sonne [13]).

Dieſe vier Zeilen wiederholen ſich in der 21., 24., 27., 30., 33., 36., 39. und 42. Strophe. In dieſer zum letzten Male. Nun folgen noch 60 und 20 Strophen, aber wie die erſten 17 ohne Kehrweiſe oder Steſ. Nun wollen wir den Gang und Inhalt des Gedichtes betrachten. Es beginnt:

Eins má ord ok *baenir*
*Allz valld*anda [14]) hins *snialla*
Vel er *frödr* sá er *gett góda*
Guds *threnning* mer *kenna*.
Göfugt *liós* bodar *Geisli*
Gunn-öflugr miskunnar
Ágaetan byd oc *itrum*
Ólafi brag *sólar*.

Um auch eine Probe von der Überſetzung von Thorlacius zu geben, folge deſſen Übertragung:

Verba et preces, qui audit, bonam
Praepotentis Dei Trinitatem
(Admodum ille sapiens est),
Mihi facile dabit noscere.
Hic armipotens radius notat
(Optimo Olavo carmen

útgefnar edh illibutim hins konúngliga Norraena Fornfraedha Félags. Vol. V. p. 112.

2) Ok er that kvaedhi hvedhit um thenna atburd. In der lateiniſchen Überſetzung, Scripta historica islandorum de rebus gestis veterum Borealium, latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate Regia Antiquariorum Septentrionalium. Vol. V. p. 117, wird bemerkt, daß dieſes nicht wahr ſei, ſondern dafür zu ſetzen: ok er í thvi kvaedi etc. und iſt in dieſem Geſange ꝛc. Doch iſt dieſes nicht nöthig, der Verfaſſer der Olaf's Drapa hatte entweder nur die Strophe 40—47 derſelben vor ſich, oder konnte, wenn er auch die ganze Drapa vor ſich hatte, dieſe Partie kvaedi, Geſang, nennen. Doch hat Snorri Sturleſon in der entſprechenden Stelle in der Saga af Hakoni Herdabreid c. 15 (bei Thorlacius, S. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 408): oc er thar kvedit um thenna atburd, und wird dort geſungen um dieſe Zuträgniß. 3) Außer den Anreimen oder Linienreimen hat auch noch der früheſte, der Stabreim, ſtatt, der je zwei Zeilen verbindet. 4) Nach anderer Lesart stönd. 5) Armglühkohlen. 6) In den Formannna-Sögur p. 159. 7) Jeruſalemsfahrers. 8) Sök, Urſache, Vergehen. 9) Genommen. 10) Es nicht zu bekennen.

11) Die Noth. 12) Bedeutet auch der Tapfere. 13) d. h. von Gott. 14) Nach anderer Lesart allaráhanda, welches auch des Alles Beherrſchenden bedeutet.

Concinnum offero), nobile
Solis misericordiae jubar [15]).

Der Skalde fährt nun fort, wie der König der Sonne in dieser Welt die Finsterniß vertrieben, und die Sonne sich als Mensch von einem glänzenden Sterne gebären ließ, und dadurch Heil entstand (Str. 2), wie nachher das Licht des Sonnensitzes sich wandelte (versinsterte) und dieses den Menschen eine andere große Sonne vorbedeutete, und wie wir das beste Heil erhielten, als er ungenöthigt am Kreuze starb (Str. 3). Nun die Auferstehung Christi und einer großen Menge mit ihm und Bestätigung unserer Hoffnung dadurch (Str. 4). Der Sohn, der Könige bester (Christus), stiegt auf mit Gunst in die höchsten Hallen des Alles Beherrschenden, sitzt über den Engeln auf theurem Stuhle, und die Leibwache (hird) des Königs der Könige verneigt sich dahin (Str. 5). Der Ehre Herr gibt den Menschen die Gaben des mächtigen Geistes. Da erhebt sich das christliche Allvolk (Kirche), das einem Gotte gehoecht. Der höchste Skiöldungur (König) entbietet die Höldar (Menschen) zum Aufenthalte im Himmel (til himin-vistar; vist bedeutet Wohnung, Haus, Kost, und der Dichter entlehnte den Ausdruck nicht christlichen Schriften, sondern wandelte nur den Odin und die Walhöll christlich um; Str. 7). Nun sollen wir alle verehren den allstarken Strahl der Gotteshalle, den, welcher der herrliche Olaf heißt. Von ihm weiß das Volk, daß er weit unter dem winddurchblasenen Himmel mit Wunderzeichen (jartegnum) scheinet (glänzt) (Str. 8). Nun Anruf des Skalden an den König Eystein und Sigurd und Ingi auf des Skalden Lied zu hören (Str. 8). Hierauf Anruf an den Obermann der Gelehrten, Jon (d. h. an den Erzbischof Johann), daß er auf das Gedicht lauschen solle, denn die Höhe (Ehre) des Stuhles dort, wo der heilige König weile (begraben liege), wachse (nämlich durch das Gedicht; Str. 9). Dann weitere Aufforderung an das Volk (ölld), Olaf's Lob anzuhören; niemals habe der Skalde eine bessere Wahl ausgezeichneter Männer in einem Hause gefunden (Str. 11). (Hieraus geht hervor, daß der Skalde sein Lied vor einer Versammlung vortrug, und zwar, wie alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, in der Christkirche zu Nidaros.) Die Thrändir und alle Nordmenn (Norweger) sollen auf das Gedicht auf den tapfermüthigen Degen Christi hören, der in der höchsten Halle sei, und dem gleich kein König in diesem Reiche werde geboren werden (Str. 11). Der angriffschnelle Sighwat sagte des Königs Thaten; das Volk (ölld) hat gehört, daß Ottar über des Volkes (drottar) König wirkte (machte, orti, nämlich ein Gedicht), sie hießen Hauptskalden; auch er (Einar) wolle den König preisen. Wie viele Stellen des Gedichtes, so läßt auch diese mehre Auslegungsarten zu, so stellt Thorlacius die Worte: Their er firar heto höfnt-skáld, hafa syst helgum jöfri; thví lyt ec maera frama lystann thengil, *qui dicti vatum supremi, cum sancto regi dederint operam, fas est, ut principem laudis celebrem avidum*; Egilsson mit der Lesart fir für firar; their er hèm hofudh skál fir, hafa lystan thengil Maera [16]): thví er syst frama; ek lyt helgum jöfri: *illi, qui appellati sunt poëtae primarii, regem celebrarunt Maerensium, cujus sic gloria cluet. Ego sanctum regem veneror.* Wie Egilsson hat auch Rask (in der Anvisning till Isländskan eller Nordiska Fornspråket) die Worte zusammengefügt, und gezeigt, worin Thorlacius gefehlt). Da der Raum nicht erlaubt, bei den vielen Stellen die verschiedenen Auslegungsarten anzugeben, so folgen wir bei der Inhaltsangabe der, welche uns die bessere scheint, ohne daß wir dadurch diejenige, welche wir nicht berücksichtigen, als unrichtig annehmen. Wie und warum viele Stellen der Skaldenlieder eine verschiedene Deutung zulassen, ohne daß man jedoch jedes Mal die eine die richtige, und die andere die unrichtige nennen könne, hierüber s. mehres bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXCVI u. f. Weiter singt Einar, daß Hugins (des Raben) Mundröther (der tapfere Kriegsheld) viele Thaten gethan, aber wegen dessen, was er misgethan, dem einen Gotte Buße geleistet (baetti sin mein Gudi enum, brsserte seine Schäden dem einen Gotte. Viele herrliche Thaten verhehlte er vor den Menschen. Str. 13). Jene Kriegsthaten sind nämlich nicht unsers Dichters Gegenstand. Ottar und Sighwat haben sie besungen. Die Olaf's Drapa Helga feiert nur das, was sich auf Olaf's Heiligkeit bezieht. Daher wird in der 14. Str. nur im Allgemeinen besungen, daß der beste und gottgläubige Volkkönig 13 Winter (Jahre) herrschte, bevor er innerhalb Ölwishaugr im Donner der Schilde (nämlich in der Schlacht von Stiklastadir) fiel (Str. 14). Bevor er sich schlug, erzählte er seinen Gefährten seinen Traum; er glaubte eine glänzende Steige (Kritte) von der Erde zum Himmel (Str. 15) zu sehen, und hinaufzusteigen und das Himmelreich lag vor ihm geöffnet [17]) (Str. 16). Der König läßt das Blut der Wunden der Innthrändir in der Schlacht von Stiklastadir fließen, wird aber selbst dem Leben dieser Welt entnommen (Str. 17). Begierig ist der Skalde, ein Stef auszuarbeiten, wenn er kann; denn der größte der meisten Könige hat herrlich gethan, und nun folgt das Stef (18), welches wir oben mitgetheilt haben. Die 17 ersten Strophen sind also mehr als Einleitung zu betrachten. Der Skalde will nicht das Leben des Königs besingen, sondern nur die Wunder, die er gethan, so lange er lebte, und die, welche er seit der Zeit gethan, seitdem er dem Leben dieser Welt entrückt ist. Mit der 18. Strophe beginnt also eine neue Abtheilung des Liedes, welche die Abtheilung einleitet, wo von Olaf's Wundern gehandelt wird. Als

15) Man wird bemerken, daß Thorlacius sich mehr bemüht, die verschränkte Wortstellung der Urschrift beizubehalten, als dieses Egilsen thut.

16) Wie maera, welches Genitiv von Maeri, aber auch das Zeitwort maera, rühmen, sein kann, auch anderwärts zu verschiedenen Auslegungsarten Stoff bietet, s. z. B. bei F. Wachter, Snorri Sturlesson's Weltkreis. 2. Bd. S. 199, 200, wo die verschiedenen Auslegungsarten zusammengestellt sind. 17) Über den Traum des Königs vergl. die Olaf's Saga Helga Cap. 227 in der großen Ausg. der Heimskringla. 2. Bd. S. 353.

Digitized by Google

der Held sein Leben schloß, schien die Sonne nicht, des Grundes Saalwärter (Gott) that seine Zeichen, vormals verwandelte des Himmelsbeherrschers Tod allein den Sonnenschein (19). Große Wunder (jarteknir) geschahen, als der Spitzenröther gegen das Volk sich schlug. Dieser Fürst war nicht gewohnt zu sündigen. Ein Licht brannte über der Leiche des Königs denselben Tag, als Gott seinen Geist zu sich emporhob (20). Der alles heilt (Gott), befördert den Ruhm des besten aller Könige. Dann das Stef (21). Der Erschlagenen Blut wird abgewaschen, und er in eine Hütte gelegt. Ein Blinder wäscht sich aus der Quelle, die mit Olaf's Blut gemischt war, sein Antlitz und erlangt sein Gesicht wieder (Str. 22—24 mit dem Stef). Nachdem der König zwölf Monate und fünf Nächte [23]) begraben war, erhielt ein Mann, dem die Zunge ausgeschnitten war, seine Sprache wieder (Str. 25—27 mit dem Stef). Bevor der Sohn Olaf's des Heiligen, Magnus der Gute, auf der Heide von Hlyrskog sich gegen Heiden (die Wenden) schlug, erschien ihm sein Vater, versprach ihm Beistand, und Olaf verlieh ihm den Sieg [24]) (Str. 28—30 mit dem Stef). Gutthorm läßt zu Ehren des heiligen Königs ein Crucifix zum Andenken an erhaltenen Sieg machen in der Christkirche [25]) (zu Nadarés). Am Feste des heiligen Olaf bäckt eine Dänin in Schonen Brod. Es wird in Stein verwandelt und ganz Dänemark feiert seitdem das Olafsfest [26]) (Str. 31—33 nebst dem Stef). Eine angesehene Frau läßt einem jungen Menschen die Zunge ausschneiden. Er sucht den auf, der den Elenden Hilfe gibt (den heiligen Olaf) und erhält die Zunge und Sprache wieder [27]) (Str. 34—36 nebst dem Stef). Die heidnischen Wenden schneiden einem ehrbaren Manne (Haldor) auf der See die Zunge aus. Er erlangt die Sprache und Gesundheit am Olafsschreine [28]) wieder [29]) (Str. 37—39 nebst dem Stef). Olaf's Schwert, Hneitir, ward, als er in der Schlacht von Stiklastadir gefallen, von einem Schweden genommen. Nachher ward es unter dem Kriegsvolke der Griechen (bei den Wäringern in Constantinopel) gefunden. Eindridi Junge erzählte von den herrlichen Thaten des Königs [30]) (Str. 40—42 nebst dem letzten Stef). Das Schwert wird dem unter freiem Himmel schlafenden Krieger vom heiligen Olaf drei Nächte nach einander aus der Scheide genommen und in einiger Entfernung wieder gefunden. Dem Kaiser werden diese Wunder erzählt und er wiegt das Schwert mit Gold auf [31]) (Str. 43—47). Auf den weiten Gebilden der Petzinar (Petzinavallir) wird eine Schlacht geschlagen. Die Griechen fliehen; aber die Wäringar rufen den heiligen Olaf an, und die Heiden werden besiegt [32]) (Str. 48—54). Ein Priester wird verhaßt und verstümmelt. Der heilige Olaf stellt ihm das lahme Bein, die ausgestochenen Augen und ausgeschnittene Zunge wieder her [33]) (Str. 55—58). Die folgenden Strophen (59—66) sind dem Lobe des wundthätigen Olaf nur im Allgemeinen gewidmet, ohne daß die vielen Wunder, von denen der Skalde, wie er sagt, nur wenige erzählt habe, weiter namhaft gemacht werden. Str. 67 sagt der Skalde, daß dieses Gedicht (bragr) herrlich belohnt werden würde, wenn Sigurd der Ältere [34]) noch lebte. Er kenne dieses Königs freigebigen Sinn. Indem er dessen Freigebigkeit rühmt, scheint er eines andern Königs milden Sinn anspornen zu wollen, denn er schließt das Gedicht:

Deine Bitte hab' ich König!
Muth-Starker! förderlich gestützet:
Zweifellos haben (wir) dem Herrscher [35])
Ausgearbeitet Preis [36]) wie (wir) können.
Der Unvergeßliche [37]) sage den Ausgezeichneten [38]),
Wie ich das verlangte Lied löste.
Ich liebe den Ruhm des Weisers [39]),
Des Wagendachs [40]), aber ich schweige.

Hier wendet sich der Dichter nur an einen König, und sagt, er habe seine Bitte erfüllt, und ein Lobgedicht auf den heiligen Olaf verfaßt, und fodert ihn auf, sein Urtheil zu fällen. Oben in der 7. Strophe fodert er Eystein, Sigurd und Ingi auf, sein Gedicht anzuhören. Sind vielleicht unterdessen zwei von ihnen gestorben? Schwerlich! Der Skalde führt zuletzt keinen namentlich auf, damit er es nicht auf sich deuten möge, wenn der Dichter sagt,

---

18) Vergl. Snorri Sturleson's Heimskringla, Saga Olaf's Helga Cap. 258. gr. Ausg. 2. Th. S. 228. 19) Vergl. dens. Saga af Magnusi Goda Cap. 28—29. 3. Th. der Heimskringla S. 38, 34 und Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur. Cap. 248. S. 153, 154. Man sieht, Othin ist nicht aus dem Glauben verschwunden. Aber freilich heißt er nicht mehr Othin, sondern Olaf der Heilige. 20) Vergl. *Snorri Sturleson*, Saga af Haraldi Hardrada c. 57. 3. Th. der Heimskringla. S. 114—116 und Olaf's Saga Helga Cap. 249, in den Fornmanna-Sögur S. 155, 156. Gutthorm, Olaf's des Heiligen Schwestersohn, fährt nämlich nach Westen auf die Raubfahrt, ruft vor der Schlacht mit dem Könige Margad Gott und den heiligen Olaf an, und gewinnt mit ihrem Beistande den Sieg, aber König Margad fällt. 21) Snorri Sturleson Saga Har. Hardr. Cap. 58. S. 115, 116. Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur Cap. 251. S. 154—159. 22) Vergl. oben, wo die Str. 54: Gösog etc. mitgetheilt ist. 23) In dem Olaf's Gebeine sind. 24) Vergl. *Snorri Sturleson*, Saga af Sigurdi, Inga ok Eysteini, Heimskringla 3. Th. S. 363 und Olaf's Saga Helga Cap. 260 in den Fornmanna-Sögur. 5. Bd. S. 149, 150. 25) Vergl. *Snorri Sturleson*, Saga af Hakoni Herdabreid Cap. 21. S. 407, 408. Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur Cap. 230. S. 110, 111.

26) *Snorri Sturleson*, Saga af Hak. Herdab. c. 21. p. 408. Olaf's Saga Helga in den Fornmanna Sögur. Cap. 230. S. 111. 27) Vergl. *Snorri Sturleson*, Saga af Hak. Herdab. c. 20 und in der Note d) des Thorlacius geschichtliche Untersuchungen über diese Schlacht. Auch Olaf's Saga Helga Cap. 250. S. 156—158. 28) Umständlich erzählen den Hergang die Heimskringla, Saga af Sigurdi, Inga ok Eysteni Cap. 25. S. 364—367, und der Ungenannte in der Saga Olaf's Helga Str. 152—261. Der Priester wird verstümmelt von zwei Brüdern, deren Schwester wegen des Priesters in übeln Ruf gekommen. Der Skalde hält sich nur im Allgemeinen, und sagt blos, daß der Priester verstümmelt worden. 29) Nämlich Sigurd der Jerusalemsfahrer, welcher den 26. März 1130 starb. Wie unter Sigurd dem Ältern in der Olaf's Drapa Helga weniger wahrscheinlich Sigurd Mund (auch Bronch) genannt zu verstehen, s. bei Thorlacius in der Beschreibung des Lebens Einar's im 3. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 490. Sigurd Bronch ist wahrscheinlich der Sigurd, an welchen sich der Skalde Str. 8 wendet. 30) Nämlich dem heil. Olaf. 31) Lobgedicht. 32) Berühmte. 33) Menschen. 34) Führers, dichterisch Königs. 35) Des Himmels. Er erscheint den Menschen als ein Dach, an welchem der Wagen, (Himmelswagen im großen Bären) fähre

Sigurd der Ältere würde, wenn er noch lebte, dieses Gedicht herrlich belohnt haben; er kenne des Königs freigebigen Sinn. Jeder der drei Könige soll diesen Gegensatz nicht auf sich, sondern auf die beiden andern Könige beziehen, und jeder der drei Herrscher [36]) den Dichter herrlich belohnen, wie Sigurd der Ältere es gethan haben würde, wenn er noch lebte. Der Skalde zeigt sich also noch ganz, wie heidnische Skalden, von denen die Meisten nichts Höheres kannten, als für ihre Gedichte reichlich belohnt zu werden. Ja! der heidnische Skalde Eywynd Skaldaspillir zeigte sich weit weniger eigennützig. Er sang die herrlichen Hákonarmál [37]) zum Preise Hakon des Guten, als dieser todt war, ja! scheute sich nicht, dadurch den Zorn der Nachfolger Hakon's des Guten, der Eril's Söhne auf sich zu laden. Der Priester Einar besingt den heiligen Olaf nicht blos um dessen Heiligkeit willen, sondern hofft auch noch Belohnung von den lebenden Königen. Die Bildersprache des Skalden ist, vorzüglich wenn er von Schlachten redet, zum Theil noch die der heidnischen Skalden, nur daß er bei Umschreibungen der Helden nicht mehr die Göttermamen braucht, und auch die Schlacht selbst nicht mehr durch Othin's Wetter und ähnliche Bezeichnungen umschreibt. Andere christliche Skalden brauchen auch noch häufig die heidnische Götterfage zu dichterischen Umschreibungen, und diesen glücklichen Umständen verdanken wir die Erhaltung der jüngern Edda. Einar als Priester ist natürlich in einem Lobgedichte auf einen christlichen Heiligen enthaltsamer. Merkwürdig ist, daß die Nordmannen sich so schnell mit einem eingebornen Heiligen versehen, ungeachtet an Olaf's Leben außer der Heidenverfolgung nichts Heiliges und er von den meisten Norwegern gehaßt war. Schnell stellen auch die Orkneyingar sich einen eingebornen Heiligen in dem Jarl Magnus auf. Es hängt dieses damit zusammen, daß die Nordmannen im Heidenthume so leicht Könige, unter denen eine fruchtbare Zeit gewesen, nach ihrem Tode durch Opfer göttlich verehrten. Da sie nun auch die heidnischen Götter aufgeben mußten, war ihnen ein vergötterter König um so nothwendiger. Sie rufen nun, wenn sie in Noth sind, den heiligen Olaf an, wie sie vorher den Othin angerufen hatten. Die vermeintliche Abstammung der Könige von Othin gab ihnen in der Christenheit kein Ansehen mehr. Deshalb bedurften auch die Könige schnell eines christlichen eingebornen Heiligen, aus dessen Geschlechte sie entsprossen waren. Hieraus ist erklärlich, warum sie sich von Einar ein Gedicht erbeten hatten, in welchem die Wunder des heiligen Olaf besungen werden. Die Olaf's Drapa Helga [38]) ist in der Urschrift nebst einer Auflösung der verschränkten Wortstellung in die prosaische, und lateinischer und dänischer Übersetzung von Thorlacius herausgegeben im dritten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla. S. 461—480. In der Beschreibung des Lebens Einar's untersucht er, zu welcher Zeit die Olaf's Drapa am wahrscheinlichsten vorgetragen ist, und entscheidet sich für das Jahe 1152. Wäre hingegen der Sigurd, an den sich der Skalde in der Str. 8 wendet, nicht Sigurd Bronch, sondern Sigurd, der Pflegling des Markus, so müßte man die Vortragung des Gedichtes in der Christkirche zu Nidaros in die letzten Monate des Jahres 1156 setzen, da der Erzbischof Johann den 24. Febr. 1157 starb. Herausgegeben ist die Olaf's Drapa Helga auch in der Urschrift in den Fornmanna-Sögur. 5. Bd. S. 349—370, und in Auflösung der dichterischen Wortstellung in die prosaische nebst lateinischer Übersetzung von Egilsson in den **Scriptis historicis Islandorum de rebus gestis veterum Borealium. Vol. V. p. 321—349**, und in dänischer Übersetzung von C. C. Rafn in den auf Veranstaltung der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen herausgegebenen **Oldnordiske Sagaer. 5. Bd.**

III) **Olaf's Drapa Kyrra**, auf Olaf Kyrri, gesungen von Stein Herdisarson. Vor allem ist zu bemerken, daß Stein Herdisarson auch ein Vlfa-Flocki verfaßt hat. Snorri Sturleson sagt im 38. Cap. der **Saga af Haralldi Hardrada** [39]), wo er von Ulf Dspaksson dem Stallari (Hofmarschalk) handelt, so sagt Stein Herdisarson im Vlfa-Flocki [40]). Die Strophe oder Strophen sind jedoch nicht auf uns gekommen. Mehre wichtige geschichtliche Strophen von Stein Herdisarson finden sich jedoch bei Snorri Sturleson im 63—65. Capitel der **Saga af Haralldi Hardrada** [41]) und bei den Ungenannten in der **Haralldа Hardrada Saga**. C. 77, 78 [42]). Sie beziehen sich auf die Schlacht von Riza (Fluß in Halland), geschlagen zwischen den Dänen und Norwegern den 10. Aug. 1062. Der Skalde Stein wohnte ihr bei, und zwar auf dem Schiffe Ulf's, des Stallari, und dieser wird auch in zwei Strophen erwähnt. Die Weisen werden in den genannten Geschichtswerken nicht betitelt, heißen aber nach der Knyllingasaga **Nizar-visur**, Niza's Weisen, und sind mit der Olaf's Drapa nicht zu verwechseln. Snorri Sturlison [43]) und der Ungenannte sagen, jener im 88., dieser im 115. Capitel der Saga von Haralld Hardradi in Beziehung auf die Schlacht vom Humber den 20. Sept. 1066. Dort kam um Jarl Mauro-Kari. So sagt Stein Herdisarson:

Volk kam um viel im Flusse,
Angegriffene Männer ertranken,

36) Thorlacius, Einar Skulefons Levnets Beskrivelse. Vita Einari, Skulii filii, im 3. Th. der gr. Ausgabe der Heimskringla bezieht S. 487, 489 die letzte Strophe blos auf den Kdaig Eistein, da Einar an dessen Hofe war. Auch diese Deutung ist zuläßig. 37) S. sie bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 98—106. 38) Warum das Gedichte auch Geisli (Strahl) hieß, s. Sagan af Gunnlaugi Ormstungu ok Skalld-Rafni sive Gunnlaugi Vermilinguis et Rafni Poetae Vita. Kopenhagener Ausg. von 1775. Cap. 1. S. 16. Not. 11.

39) Bei Peringskiold, Heimskringla. 3. Th. S. 102, bei Thorlacius, große Ausgabe der H. 3. Th. S. 98. Vergl. die Knytlinga-Saga Cap. 25. S. 215, 216. Sie bemerkt: So sagt Stein Herdisarson in den Nizar-Visur, die er machte auf König Haralld Sigurdarson. 40) Über Flocki als Gegensatz zur Dräpa s. die Art. Dräpa und Flocki. 41) Bei Thorlacius S. 122, 124, 125. Bei Peringskiold S. 129—132. 42) In den Fornmanna-Sögur 7. Bd. S. 313, 317. 43) Heimskringla bei Peringskiold S. 162. Bei Thorlacius S. 155.

Unwenige Jünglinge lagen frühe
Über den jungen Möre-Karl.
Der Filar [44]) Herr trieb die Flüchtigen —
(Das freche Heer griff zu starkem
Lauf vor dem raschen Führer [45]) —
Der edelgesinnte weit von Unten [46]).

Diese Drapa machte [47]) Stein Herdisarson auf Olaf, den Sohn des Königs Harald's [48]), und gedenkt er dessen, daß Olaf war in der Schlacht bei König Harald, seinem Vater. Der Ungenannte hat kurz zuvor S. 407 eine Ganzstrophe: Ungr visi lèzt Usu und eine Halbstrophe: Fèllu vìet um völlu, von Stein Herdisarson auf die nämliche Schlacht. Mit Sicherheit läßt sich schließen, daß auch sie aus der Olaf's Drapa sind, zumal da der Ungr visi (junge König) genannt wird. Die Halbstrophe hält sich zwar im Allgemeinen, folgt aber wenige Zeilen nach der Ganzstrophe, und wird eingeleitet: aber so viel (Kriegsvolk) war gefallen, das große Blutbäche fielen (flossen) weit durch das Gefilde, wie Stein sagt:

[Es] fielen weit durch das Gefilde —
Der Wolf erlangte dort [49]) zu werden geborgen —
Der Wundenregen, aber der Männer [50])
Blut die Wikingar [51]) wateten.

Snorri Sturleson braucht im 106. Capitel der Saga af Haralldi Hardrada [52]) als Beleg eine geschichtlich sehr wichtige Stelle, woraus erhellt, daß der Dänenkönig Swein nach dem Tode Harald's Hardradi's Erbansprüche auf die Odale (Erbgüter) und ganz Norwegen gemacht, welche aber König Olaf Kyrri und sein Bruder Magnus zu erfüllen sich geweigert haben. Snorri Sturleson schickt vor der Strophe voraus: So sagt Swein Herdisarson in der Olaf's Drapa:

Seine Odale wird Swein'en
Der Angriffstrenge [53]) im Handelsplatze [54]).
Dort, wo der heilige König [55]) weilet [56]) —
(Er [57]) ist ein mächtiger Herrscher) — verbieten.
Sein Geschlecht wird lieben
König Olaf [58]) herrlich,
Ulf's Erbe [59]) bedarf deshalb nicht
Ganz Noreg anzusprechen.

Der Ungenannte Olafs Saga Kyrra, die auch Saga af Magnúsi ok Olafi Haralldsonum [60]), hat im ersten Cap. auch diese Strophe, und schickt voraus: So sagt Stein. Er hat im nämlichen Capitel auch noch drei andere geschichtlich wichtige Strophen, welche, wie aus dem Zusammenhange zu schließen, auch aus der Olaf's Drapa sind, die erste S. 435 mit der Einleitung: Waren da Hinausgebote (Aufgebote zur Heerfahrt) in jedbeidem Reiche, hatten (brachten) die Harald'ssöhne den Almenning (die ganze Gemeinde) hinaus vor Noreg zu dem Kriegsvolke und den Schiffen; wie Stein sagt:

Öll bidr Engla stillir etc.

Nach dieser Strophe hat er wieder die Einleitung: König Swein hielt von Süden mit dem Dänenheere; Stein weiset so an, daß König Swein hatte begegnet einigem Seezugsvolke (leidángrallidi) des Königs Olaf, und schlug sich gegen sie; er (Stein) sagt so:

Gengu danskir drengir etc.

Nach der Strophe die Einleitung: Die Brüder, König Olaf und Magnus, rüsteten ihre Heere und die Landwehren nördlich im Lande; so sagt Stein:

Sin odui mun Sveini etc.

Nach dieser Strophe, die wir oben in der Übersetzung mitgetheilt haben, fährt er fort: Aber als sie hörten, daß König Swein fuhr von Süden mit seinem Heere, hielten sie südwärts mit Lande [61]), sie hatten allgroßes Kriegsvolk; so sagt Stein:

Kan at gerva gunnl.

Aus diesen Andeutungen wird die geschichtliche Wichtigkeit der Olaf's Drapa hinlänglich erhellen. Auch die Strophe ist als der Olaf's Drapa angehörend anzunehmen, welche der Ungenannte im zweiten Cap. der Olafs Saga Kyrra mit Einleitung hat: König Olaf war alleiniger König nach dem Tode seines Bruders Magnus. So sagt Stein Herdisarson:

Heldr, sizt hari folda.

Beide, Snorri Sturleson im ersten Cap. der Olafs Saga Kyrra [62]) und der Ungenannte im zweiten Cap. derselben, haben auch noch eine Strophe von dem Skalden Stein, welche man als einen Bestandtheil der Olaf's Drapa ansprechen muß. Der Ungenannte hat die Einleitung: Alle Zeit war er friedsam, so lange sein Reich (Regierung) stand, deshalb ward er genannt Olafr Kyrri (der Kirre, Stille), so sagt Stein und Snorri Sturleson: friedsam, so lange sein Reich stand; Sanftmüthigkeit und Mäßigkeit liebte er in allen Stücken. Deß gedenkt Stein Herdisarson:

Die Lande will der Fürst der Thrändir. —
(Das gefällt wohl den Menschen) —
Alle mit genügender Weisheit
Der Schneidenverwegne [63]) in Frieden legen:

---

44) Nach der andern Lesart fira, der Männer; Fila ist wol zusammengezogen aus Fiala, und bedeutet die Fialir, nach denen Fialafylki genannt ist. 45) Vina, dem Weiser, dem Könige, d. h. dem Königssohne Olaf. 46) Olaf trieb die flüchtigen weit hinauf. 47) Orti, wirkte. 48) So Snorri. Der Ungenannte: auf den König Olaf Kyrri. Dieser hat auch Herdisarson nicht, da er ihn schon kurz zuvor so bezeichnet hat. 49) Thor, dort, dadurch. 50) Poetisch dragna. Vergl. F Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 88. 51) Seeräuber, hier dichterisch für Helden. 52) Bei Thorlacius, Heimskringla 3. Th. S. 177, bei Peringskiold 2. Th. S. 186. 53) Olaf Kyrri. 54) In Thrandheim. 55) Olaf der Heilige. 56) Begraben liegt. 57) Olaf Kyrri oder vielleicht auch König Olaf der Heilige. Vergl. die folgende Anmerkung. 58) Nach Olaffen in Carminum in Heimskringla occurrentium, vocabulis in ordinem redactis, enodatio im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 175. ist Olaf der Heilige zu verstehen, und dann wäre auch hann er ríkr jöfurr (er ist ein mächtiger König) auf Olaf den Heiligen zu beziehen. Aber von Olaf Kyrri auch konnte der Skalde sagen: Er wird sein Geschlecht lieben (nett sinni mun unna), indem er dem Könige Swein seine Ansprüche nicht befriedigt, also ganz Norwegen bei seinem Geschlechte läßt. 59) Ist König Swein von Dänemark, dessen Vater Ulf war, der aber bei den Geschichtschreibern Esthrit's Sohn von seiner Mutter heißt.

60) In den Formanna-Sögur S. 496. 61) Das Land entlang, längs dem Lande hin. 62) Bei Thorlacius, Heimskringla 3. Th. S. 179 und bei Peringskiold. 63) Schwertkühne.

Digitized by Google

Der Zähmüthige zwinget
Die Degen [64]) zu Friedensverträgen
Der Schrecker der Englar — das Volk denkt,
Daß Olaf geboren von der Sonne [65]).

So nämlich nach der Weise der frühern Übersetzer, welche das Olafr borinn sólo nicht als getrenntes Stef erkannten. Da die halben und ganzen Anreime sich nur zum Theil wiedergeben lassen, wollen wir die Strophe auch in der Urschrift folgen lassen:

Lönd vill thengill *Thraenda*
That líkar vel *skatnum*
Öll vid arna *suilli*
Eggdiarfr í frid *leggia*
Hugnar thiód er *thegna*
Thrályndr til fridmála
Kúgar Knglа *aegir*
Olafr borinn *sólo*.

Olafr borinn sólo kommt auch wieder in der zweiten der vier Strophen vor, welche Snorri Sturleson im neunten Cap. der Olafs Saga Kyrra hat, und dem Skalden Stufur zuschreibt. Der Ungenannte hingegen legt sie dem Skalden Stein Herdisarson bei. Dieses Olafr borinn solo [66]), ist eins von den drei Rekstef (versus interealares finales), die beiden andern als Schlußzeile andeeer Strophen sind Riklnndadhr veit undir und Sik bextan gram miklu [67]). Aus der Betrachtung des Zusammenhangs dee Strophen ergibt sich, daß die Strophen mit den drei verschiedenen Stef sich so folgten: die erste hatte als Endzeile riklundadhr veit undir, die zweite als solche sik bestnn gram miklu, die dritte als solche Olafr borinn sólu, wenigstens stehen zwei Steophen bei Snorri Sturleson im 9. Cap. in dieser Ordnung in Beziehung auf die beiden letzten Stef. Setzt man diese drei Rekstef zusammen [68]) und löfet die dichterische Wortstellung in die prosaische auf, erhält man: Riklundadhr Olafr veit sik borinn miklu bextan gram nndir sólo, der großmüthige Olaf weiß sich den weit besten König geborrn unter der Sonne. Aus diesen Rekstef läßt sich zugleich mit Sicherheit schließen, daß auch die Strophen, welche Snorri Sturleson dem Skalden Stuf zuschreibt, auch dem Stein Herdisarson angehören. Sie tragen auch überdies ganz das Gepräge dieses Skalden, und fallen, wie aus den Rekstef hervorgeht, der Olaf's Drapa anheim. Über ihren Inhalt und die veeschiedene Stellung bei Snorri Sturleson haben wir im Artikel Olafs Saga Kyrra in diesen Nachträgen gehandelt, weshalb wir darauf verweisen. Herausgegeben in der Urschrift und übersetzt sind diese und die oben von uns angegebenen Weisen der Olaf's Drapa lateinisch in zwiefacher Übersetzung bei Peringskiold und bei Thorlacius, dort im 2., hier im 3. Bd. der Heimskringla, schwedisch von Gudmund Olafsson bei Peringskiold, dänisch von einem andern, dem berühmtern Jon Olafssen, der auch im 6. Bd. der großen Ausgabe der Heimskringla eine Auflösung der dichterischen Wortstellung in die prosaische nebst lateinischer Übersetzung gibt, und dänisch im 7. Bd. in den Oldnordiske Sagaer, wo die Sögor des Ungenannten übertragen sind.

(*Ferdinand Wachter.*)

OLAFS ERFIDRÁPA, Lied mit Stef auf die Todtenfeier Olaf's (des Heiligen), heißen zwei geschichtliche Lieder, eins von dem berühmten Skalden Sighwat, und das andere von Thordr Swartaskald Siarersson. Wir betrachten

1) Olaf's Erfidrapa von Sighwat, von welcher Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Helga (C. 224, in der Heimskringla, C. 198 in der Einzelschrift) sagt: Thordr Faluson trug die Fahne des Königs Olaf, so sagt der Skalde Sighwat in der Erfidrapa, die er wirkte (machte) auf König Olaf, und stellte (verfaßte) nach der Geschichte des Aufruhrs (eiptir uppreistar sögu) ꝛc. Nom. uppreist bedeutet aber auch Auferstehung. Dieses hat zur Erfindung eines legendenartigen Mährchens Anlaß gegeben, welches sich in der zweiten Bearbeitung der Olaf's Saga Helga im Flateyar Codex und daraus im 5. Bd. der Fornmanna-Sögur, p. 210, 211. findet, und dessen Inhalt folgender ist: Sighwat wirkte (machte) eine Erfidrapa auf den heiligen König Olaf, und gedachte sie zu stellen nach der Geschichte Sigurd's Fofnisbani's (eptir sögu Sigurdar Fofnisbana). Sighwat kam zu Schiffe zu dem Eylande, das Sula heißt. Ein Bonde (Bauer) auf dem Festlande ward todtkrank. Seine Frau saß mit betrübtem Muthe bei ihm. Die Kraft des Bonden begann zu schwinden. Da erschien König Olaf seiner Frau im Traume, und sagte, daß er statt der Frau bei dem Bonden wachen wolle, die Frau aber solle zu Sighwat, dem Skalden des Königs Olaf, gehen und ihm sagen, der König wolle, daß Sighwat die Drapa, die er auf ihn wirke (mache), nicht nach Sigurd's Geschichte (eptir Sigurdar sögu), sondern lieber nach der Geschichte der Auferstehung (eptir uppeeistar sögu) stellen solle. Nach diesee Erscheinung reiset die Haussrau zu Sighwat, und sagt ihm, daß der König ihr erschienen sei. Während sie von Hause weg ist, erscheint König Olaf dem Bonden und macht ihn gesund. Sighwat wandte da die Drapa um (snèri thá drápunni) und stellte (sie) nach der Drapa der Auferstehung (staellti eptir uppreistar drápu) [1]). Kurz darauf ward Sigh-

64) Unter thegna, Unterthanen, dichterisch Menschen überhaupt, versteht Olafssen die Dänen und Thorlacius die benachbarten Völker. Aber es kann auch thegnar in eigentlicher Bedeutung von Unterthanen genommen, und darunter die Norweger, und unter den fridmái die Rechtsverträge verstanden werden, welche Olaf schließen ließ, um die innern Fehden zu hemmen, oder nach anderm Ausdruck den Landfrieden aufrecht zu erhalten. 65) Dieses bedeutet es nämlich an sich, wenn wir die drei Rekstef, die drei End- und Kehrzeilen, an den drei verschiedenen Strophen nicht mit einander verbinden. 66) Kommt als Endzeile dreier Strophen vor. 67) Steht bei dem Ungenannten als Endzeile der 1. Strophe im 1. Cap. S. 436, und dann wieder in der 2. Strophe im 7. Cap. S. 447, welche Strophe Snorri Sturleson Cap. 9. S. 189, als erste Strophe hat, sodaß auch hieraus hervorgeht, daß dirse Strophen nicht dem Skalden Stuf angehören. 68) Wie Egilsson zuerst thut in dem Excursus de poëta Hallarsteine et carmine ab eo in honorem regis Olavi Tryggvil f. composito im 5. Bande der Script. hist. Islandor. p. 229. Er handelt darin von dem zweifachen und dreifachen Stef und kommt so auch auf die Olaf's Drapa Kyrra.

1) Für eptir uppreistar sögu haben auch in der Stelle bei Snorri in der Olaf's Helga Saga als Einzelschrift die Hand-

wat schwer krank. Olaf erschien ihm, und gebot ihm, mit ihm zu fahren, und sagte den Tag, wenn er würde ihm entgegenkommen Am bestimmten Tage sang Olafr die Weise: Seinn Hikki mèr sunnan ete. Nachdem starb er. Diese Legende hat Neuere bewogen, auch in der Stelle bei Snorri uppreist in der Bedeutung von Auferstehung [2]) zu fassen. Ja! man findet angenommen, Snorri bemerke dabei gegen seine Gewohnheit, in welchem Geschmacke Sighwat diesen Gesang gedichtet habe, und ziele damit ohne Zweifel auf obige Legende [3]), als wenn diese Legende schon zu Snorri's Zeit vorhanden gewesen sein müßte. Da Sighwat so viele Lieder und Weisen in Beziehung auf Olaf's Geschichte gemacht hatte, so gibt er bei der Olaf's Erfidrapa an, was sie enthalten habe, nämlich nicht Olaf's ganze Geschichte, sondern nur die seiner letzten Lebenszeit, nämlich die Geschichte des Aufstandes der Norweger, welcher Olaf's Tod herbeiführte. Ähnlich hat er auch früher, da es so viele Weisen Sighwat's auf Olaf den Dicken gibt, Cap. 5 in der Heimskringla [4]) bemerkt in Betreff der ersten Schlacht Olaf's, nämlich der von Sotasker: der Skalde Sighwat sagt von dieser Schlacht, in dem Gesange (i ehvi quaedhi), in dem er aufzählte die Schlachten des Königs Olaf's. Ein anderer und tieferer Grund ist dieser: Man hielt nach dem Formáli zur Olaf's Saga Helga nur das für ein vollgültiges Zeugniß, wenn der, von dem die Nachricht stammte, dem Ereignisse selbst beigewohnt hatte (s. d. Art. Olafs Sagn Helga hier in diesen Nachträgen). Sighwat wohnte der Schlacht von Stiklastadir nicht bei. Deshalb bemerkt Snorri: der Skalde habe die Olaf's Erfidrapa nach der Geschichte des Aufruhrs gestellt, d. h. er selbst habe ihr nicht beigewohnt, welches nach der Regel die Skalden thaten. Sighwat aber war auf seiner Pilgerfahrt nach Rom gewesen. Wir wollen nun die Strophe betrachten, von welcher Snorri sagt, daß sie aus Erfidrapa sei, die Sighwat auf den König machte, und nach der Geschichte des Aufruhrs stellte:

Thórdh frá ek *thar* suá [5]) *hardha*
Threifst sókn, medh *Oleifi*
Godh *fóru thar, geirum,*
Gjört vig saman *hjörtu*
Staung bar hátt fyrir *hringa,*
Hjaldr *módhum* gram *bródhur*
Fullt vann fagrla *gylta*
Fram*lundadhr* Ögmundar.

Thord'en höre' ich dart ſo härten [6]) —
Der Angriff wuchs — bei Olafen
Mit Spießen rechten Schlachtkampf [7]) —
Dart führen zuſammen [8]) gute Herzen.
Die Stange [9]) teug hoch vor dem in der Ringe [10])
Geränſche muth'gen Herrſcher
Die glänzend vergoldete, Wolles
That Ögmund's dreiſtgemuther Bruder.

Wie der Zusammenhang lehrt, fallen der Olaf's Erfidrapa auch anheim die Strophen (Cap. 225 d. H., Cap. 199 d. E. Schr.) Öld vann Olafr folda, wie Olaf der Dicke [11]) Volk erschlägt, und die Schweden, die mit dem milden Könige von Osten gekommen, im Blutstrudel waden (Cap. 236 d. H., Cap. 210 d. E. Schr.), ólmr crumz harmr sá er hilmir, in welcher der Sänger seinen Schmerz ausspricht, daß der König wenig Kriegsmacht von Osten brachte, und die Unterthanen, gegen die er sich schlug, um die Hälfte mehr waren (Cap. 238 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.), Vitt er fold und fátum, von dem großen Getöse und Stahlgewitter auf Stiklastadir, das sich erhob, als am Morgen die Streiter auf einander stürzten, die Halbstrophen Fór í fylking theirra, wie die Bándor sich um die Fahne der Thrándir sammelten und sie es nun gereuet, Mest frá ek merkiam naestan, wie des Skalden Herr am nächsten vor seinen Fahnen vorausging, und nur eine Stange vor dem Könige war, die Ganzstrophen, Geirs hygg ek grimlikt veri, wie Olaf's Löwenblicke die Streiter schreckten, und die Thrándischen ihm nicht in die Augen zu sehen wagten, Raud í recka blódhi, wie der angegriffene König die Schwerter in Blut der Männer röthete, und seinen Hieber in den Häuptern der Innthrándir sich befinden ließ (Cap. 239 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.), Vndr láta that ytar, von dem großen Wunder, daß die wolkenlose Sonne die Menschen an dem großen Schlachttage nicht zu erwärmen vermochte, und dieses das Zutrágniß vordedeutete, welches den König traf, Mildr fann gjörst hve galdrar, wie der König empfand, daß die Macht der Zauberkunst der Finnen Thorir'n Hund schützte, als

---

schriften B. K. F. S. eptir uppreistar drápu, und man (so Schöning zur Olaf's Saga Helga im 2. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 325; vergl. *Egilsson*, Scripta historica Islandorum Vol. V. p. 69) dieser Lesart Beifall gegeben und darunter die Uppreistardrápa (Restitutionis carmen, wie es Schöning, opus restitutionis, wie es Egilsson überträgt) verstanden, welche nach der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 220 in den Fornmanna-Sögur. T. It. p. 215 (vergl. Scripta historica Islandorum Vol. It. p. 200) Hallfred Wandrádaskald auf Befehl des Königs Olaf Tryggvason zur Besserung dessen verfaßte, daß er eine heidnische Frau geheirathet und sich unter Heiden zwei Jahre in Gattland aufgehalten hatte. Man zieht darum die Lesart Uppreistar Drápa vor, weil ein Geschichtswerk Uppreistar Saga (motae seditionis historia) nicht bekannt sei, als wenn durch Saga allemal ein bestimmtes Geschichtswerk zu verstehen und es nicht ursprünglich Geschichte überhaupt bedeutete; ok staellti eptir uppreistar sögu, und stellte (verfaßte) nach der Geschichte des Aufstandes, heißt hier nichts anderes, als der Gegenstand der Erfidrapa war die Geschichte des Aufstandes, wie Sighwat sie von denen gehört hatte, welche der Schlacht beigewohnt hatten.

2) So überträgt Egilsson (Script. hist. Island. Vol. V. p. 69): Quemadmodum Sigvatus poëta testatur in carmine, quo mortuum laudavit regem Olavum, quodque ad exemplar Historiae resurrectionis composuit. 3) s. P. E. Müller, Untersuchungen über Snorri's Quellen. S. 999. 4) In der Einzelschrift findet sich die Bemerkung nicht.

5) Nach anderer Lesart: that sinn, und man findet nach dieser Auslegungsart die Stelle übertragen: ich hörte Thord'en dasmal härten (hart machen) Angriff bei Olaf'en; gute Herzen fuhren dart-zusammen; mit Spießen wuchs vollkommene Schlacht. 6) Hart machen. 7) D. h. ich hörte, daß Thordr bei Olaf'en rechte Schlacht tapfer schlug. 8) Gute Herzen gingen dort einander zugesellt. 9) Die schönvergoldete Stange in die Fahne. 10) Panzer. 11) Solche und ähnliche Bezeichnungsnamen waren so gewöhnlich, daß man dabei an nichts Arges dachte, und der Dichter konnte ohne Übelstand auch im Liede den Bezeichnungsnamen anwenden, den man den von ihm besungenen im gewöhnlichen Leben gegeben hatte.

Digitized by Google

er ihn mit dem Schwerte durch die Schultern schlug, und das Schwert nicht schnitt, Thollr dylr sannrar snilli, von Thorir's ungemein großem Muthe, daß er es wagte, einem Königmanne entgegen zu hauen (Cap. 240 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.), Björn [12]) frá ek audh at ernum, wie der Stallari Biörn lehrte, wie tüchtige Stallarar ihee Treue gegen ihren Herrn halten müssen, und mit dem König in der Schlacht fiel (Cap. 248 d. H., Cap. 219 d. E. Schr.), Hördh er sist her-menn firdo, von dem harten Verluste, der statt hatte, daß ein solcher König des Lebens beraubt ward, und wie Dagr entkam, und Ádr vito eigi meidar, daß Krieger nie zuvor solche Stärke der búandamanna (der Bauern) gekannt, welche einen solchen König fällte. Man könnte vielleicht noch einige Strophen der Olaf's Erfidrapa zueignen. Doch diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, daß ihr Gegenstand der Aufstand der Bonden gegen den König, und die große Schlacht derselbn gegen ihn auf Stiklastadir war. Den Schluß der Erfidrapa bildete aller Wahrscheinlichkeit nach die Strophe (Cap 260 d. H., Cap. 232 d. E. Schr.), in welcher Sighwat Gott bittet, daß er den Vater Olaf's gütig empfangen möge. In dieser Weise wird weiter bemerkt, Olaf habe 20 ordentliche Schlachten (fólkorrostur) geschlagen und das christliche Kriegsvolk immer zur rechten Hand stehen lassen. Der Skalde denkt sich also hier den Christengott als eine Art von christlichem Othin, indem er Olaf'n als Schlachthelden hervorhebt, und daran das Gebet knüpft, daß Gott der Herr den Unerschrockenen wirthlich empfangen möge. Den Olaf betrachtet daher der obgleich christliche Skalde als einen Einheri. Bei Andern vertritt in der Folge Olaf die Stelle des siegverleihenden Gottes selbst, doch so, daß er über den Sieg kraft des Christengottes waltet. Der vergötterte Olaf vertrat also theils die Stelle Othin's, theils eines untergeordneten Gottes des Siegs, wie Tyr war, und die Stelle der Walkyrien. Den siegverleihenden Christengott dachten sich die Noedmannen, welche der Heidenzeit zunächst lebten, dem Verkehre mit den Menschen entfernter stehend, als Othin, und gestalteten daher aus dem theistlich vergötterten Olaf ein Mittelding zwischen dem alten Othin und den Walkyrien. Olaf'en riefen sie um Sieg an, aber zugleich auch den Christengott selbst. Aber Gott erscheint nicht selbst, wie es nicht selten Othin gethan hatte, sondern an seiner Statt der heilige Olaf in Träumen, vorzüglich den Königen aus seinem Geschlechte, wie Othin den Königen erschienen war, die sich für seine Nachkommen hielten. Die Ausgaben und Übersetzungen der von uns betrachteten Strophen der Olaf's Erfidrapa hat sie mit der Heimskringla und der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift gemein (s. d. Art. Olafs Saga Helga hier in diesen Nachträgen).

2) Olaf's Erfidrapa (Olaf's Erbtrunkdrapa). Ehrengedicht mit Stef auf die Todtenfeier des Königs Olaf des Heiligen, heißt auch Rodhudrápa, Drapa des Kreuzes, so in der Olaf's Saga Helga, nach der Lesart der andern Handschriften und auch nach der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 272 [13]): Ródha-drápa, Drapa der Röthe (des Strahles), gesungen von Thordhr Svarta-skáld Sturekkson; aus ihr die Strophe auf die Schiffschlacht zwischen dem Könige Olaf dem Heiligen und dem Dänenkönige Knut Sweinsson vor dem Flusse Helgo-a im J. 1072:

Átti Egdha *drottinn*
Ólafr thrimu *stála*
Vidhr *ágaetan Jóta*
Ódhl*ing* thann er klauf *hringa*;
Skaut naer skarpt á *mióti*
Slá*núnga* gramr *hánum*
Sveins varat *sonr* at *reyna*
Slaer thaut Ulfr of *hraefi*.
(Es) hatte der Herr der Egdir [14])
Olaf den Donner der Stahle [15])
Wider den unvergeßlichen, der Jotar
Edeling [16]), den, der spaltete Ringe [17]).
(Es) schoß sehr scharf auf Begegnung [18])
Ihm der Skauungar [19]) Kdaig
Swein's Sohn war nicht zu versachen
Schlaff [20]) — (Es) heulte der Wolf um Leichen [21]). —

Herausgegeben in der Heimskringla Olaf's Saga Helga Cap 160; bei Peringskiold. 1. Bd. S. 683; bei Schöning. 2. Bd. S. 272; in den Fornmanna-Sögur. 4. Bd. S. 362, 363, und hat mit ihr die Übersetzungen gemein [22]). (*Ferdinand Wachter.*)

OLAFS SAGA HELGA, Geschichte Olaf's des Heiligen, ist dreifach auf uns gekommen. A. Von Snorri Sturleson 1) in der Heimskringla; 2) als Einzelschrift. B. In späterer weitläufiger Bearbeitung in dem Flateyar Codex oder der Flateyar bók. Hierbei ist die Hauptfrage, welchen Antheil hat Snorri an diesem Werke von bedeutendem Umfange; hat er es wirklich verfaßt, oder blos dafür gesorgt, daß das, was ihm überflüssig schien, hat streichen lassen, und angeordnet, was der Abschreiber in seine Sammlung aufnehmen sollte? Man findet Letzteres bejaht, und zwar aus diesen, aber nicht haltbaren, Gründen. In der dritten Recension der Olaf's Saga Helga kommen die Stellen vor: So sagt Styrmir, der Unterrichtete (hin Fródi), daß König Olaf Haralldson habe genommen die Reiche eilf Königen in Upplönd [1]) vor

12) Dem Zusammenhange nach gehört auch diese Strophe der Olaf's Erfidrapa, wiewol Snorri sie einleitet: Sighvatr skáld kvadh um Björn stallara, der Skalde Sighwat sang um den Hofmarschalk Björn. Man kann daraus schließen, Sighwat habe diese und andere Weisen, welche Snorri nicht mittheilt, dem Stallari Björn insbesondere gewidmet. Doch ebenso gut kann die Strophe auch in der Olaf's Erfidrapa gestanden, und Snorri sie doch so eingeleitet haben, wie er es thut. Er theilt nämlich unmittelbar vorher eine Strophe mit der Einleitung mit: Bjarni Gullbrarskald sang dieses um Kalf Arnason.

13) In den Fornmanna-Sögur T. III. p. 88. 14) Bewohner von Agdir, ihr Herr der König von Norwegen. 15) d. h. Schlacht. 16) Den König der Jütländer, d. h. Dänen. 17) Panzer. 18) Entgegen. 19) König der Schonen, der Dänen König. 20) Versuchte tapfer. 21) über Leichnamen 22) S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S CLXXXII—CXCVIII, CCLVII.

1) Fyrir Olafi Svia konúngi, d. h. er nahm sie Königen, welche dem Schwedenkönig Olaf unterworfen waren.

Digitized by Google

dem Schwedenkönig Olaf; aber er sagt, daß dadurch hätte Olafr der Schwedische (Svenski) Upplönd, daß Eirik Hakonarson es ihm verheißen um Beistand für sich, da, als er sich schlug mit ihm gegen den König Olaf Tryggvason. Die zweite Stelle ist: da als König Olaf hatte unter sich gelegt das Reich, welches die fünf Könige hatten gehabt vorher, und andere sechs Könige, die, die Styrmir rechnet in seinem Buche. So sagt Sighwat: Upplönd fèkk (til) enda [2]) etc. Nach der Strophe heißt es weiter: da nahm der König Geiseln von den belehnten Männern [3]) und Bonden [4]). Für diese Stelle hat Snorri (Cap. 76. S. 95) blos: König Olaf legte da unter sich das Reich, das diese fünf Könige gehabt hatten, nahm da Geiseln von den belehnten Männern und Bonden. Die Einzelschrift der ersten Bearbeitung (Cap. 73. 1. Bd. S. 152) hat: König Olafr legte da unter sich all das Reich, das diese fünf Könige ꝛc, buchstäblich nun wie Snorri. Weder die Heimskringla, noch die Einzelschrift haben die Strophe, welche die weitläufigere Bearbeitung bietet, und ungewiß bleibt, ob sie auch aus Styrmir's Buch ist, oder anders woher oder gar später erdichtet ist. In der Strophe wird gesagt, daß eilf Könige vorher die Upplönd gehabt. Die Heimskringla und die Einzelschrift haben viele Strophen von Sighwat, aber diese nicht, und unmittelbar vorher eine von Ottar Swarti, in welcher gesagt wird, daß das Land voeher fimm bragningar (fünf Könige) hielten; fimm bildet den Stabreim, und ist also zuverlässig. Die dritte Stelle ist: da, als er (König Olaf) die Gewalt erhielt über Norwegen, legte er unter sich alles Land, und verödete alle Fylkiskönige [5]), wie gesagt wird in seiner Geschichte (sem segir í sögu hans) mit verschiedenen Zuträgnissen, die unterrichtete Männer (fródir menn) geschrieben haben; denn das wird stets gesagt, daß er nahm die Reiche fünf Königen in einem Morgen, aber im Ganzen nahme die Reiche neun Königen dort innerhalb des Landes, nach der Erzählung Styrmir's des Unterrichteten [6]) (aptir sögn Styrmis hins fróda). Aus diesen Stellen geht noch nicht hervor, daß auch Styrmir eine Olaf's Saga geschrieben. Er hatte eine Landnámobók Islands bygdar geschrieben, und dabei pflegten häufige Rückblicke auf die norwegische Geschichte zu geschehen. Da in diesen drei Stellen immer nur von Vertreibung der Fylkiskönige die Rede ist, so kann Styrmir recht gut dieses in seinem Buche über die Besitznahme Islands gesagt haben [7]). Ja aus der letztern Stelle läßt sich selbst schließen, daß Styrmir keine Olaf's Saga Helga geschrieben hat. Es wird darin die Olaf's Saga der sögn (Sagung) Styrmir's entgegengesetzt und diese sögn war in Styrmir's Buche, wie aus der andern Stelle erhellt. Also Styrmir's Buch (bók) war nicht die Olaf's Saga Helga. Aber im Flateyar Codex steht in dem Zusatze zu der Olaf's Saga, welcher sich nicht unmittelbar hinter der Olaf's Saga Helga, sondern erst nach der Sverris Saga und der Saga Hakonar Hakonarsonar findet, heißt es [8]): Diese kleinen Artikel, welche hier zusammengelesen sind, stehen in der Lifsaga (Lebensgeschichte) des Olaf's des Heiligen Haralldson's selbst, in derselben, welche der Priester Styrmir der Weise (hinn fródi) zusammengesetzt hat, obgleich sie nicht völlig geschrieben sind hiervon in diesem Buche. Nun folgen mährchenhafte Anekdoten und Verse, als deren Verfasser Styrmir angegeben wird. Ist, was nun folgt, wirklich von dem Priester Styrmir, so stand er seinem Zeitgenossen und Freunde Snorri an Geist und Kritik weit nach. Doch das wollen wir gern glauben, da wir im Artikel Olafs Saga Tryggvasonar in diesen Nachträgen gesehen haben, wie weit die Mönche Oddr und Gunnlögr von Snorri Sturleson, dem isländischen Häuptling, an Einsicht in die Lebensverhältnisse übertroffen werden. Da Snorri mit Styrmir vertraut war, so mußten auch dem Sohne Sturla's die mährchenhaften Dinge bekannt sein, welche die Styrmir's Lifsaga hinns heilaga Olafs konúngs Haralldssonar enthalten haben soll. Doch Snorri nahm in seine Olaf's Saga Tryggvasonar die Mährchen nicht auf, welche Oddr und Gunnlögr hatten, und wir glauben gern, daß des Priesters Lifsaga hins heilaga Olafs anders aussah als die des weltlichen Häuptlings, des größten Geistes des Nordens. Aber in den kleinen Artikeln, welche aus Styrmir's Lebensgeschichte Olaf's des Heiligen genommen sein sollen, heißt es S. 227: diesen Flokk (Lied ohne Stef) machte König Olafr, nachdem er gewonnen hatte Lundúnaborg (London in England). Es folgt nun der Flokkr von zehn Strophen. Waeum hat Snorri Sturleson in der Heimskringla und in der Einzelschrift keine Strophe von diesem Liede, und auch keine von den andern Weisen, welche König Olaf der Heilige gesungen haben soll? Oder wäre die Eroberung Londons durch Olaf nicht werth gewesen mit des Königs eigenen Strophen belegt zu werden? So aber führt Snorri (Cap. 12. S. 12, 13) nur Strophen von Ottar und Sighwat an [9]). Der Flokkr Olaf's, wenn ein solcher vorhanden gewesen, hätte dem liederkundigen Snorri noch bekannter sein müssen, als Styrmir'n, oder hätte wenigstens ihn von seinem Freunde bekommen. Diesem ist aber auch nicht zuzutrauen, daß er den Flokk selbst gedichtet habe. Wir schließen daraus, daß jener Unbekannte, der sich nicht scheute, jenes Lied und die andern Weisen zu dichten, auch kein Bedenken trug, eine Lifsaga Olafs Helga zu schreiben und als Styemir's Werk auszugeben, um dem darin Erzählten Glauben zu verschaffen. Aus jenen drei Stellen, welche aber nicht beweisen, daß Styrmir eine Olaf's Saga Helga geschrieben, und jener vierten Angabe, welcher aber aller Wahrscheinlichkeit nach erdichtet ist, hat man wichtige Folgerungen gezogen. Styrmir war nämlich ein Zeitgenosse Snorri's, war in den Jahren 1210 und 1232 Lögsögumadr (Gesetzsagermann, oberster

2) S. die vollständige Strophe in den Fornmanna-Sögur. T. V. p. 170. 3) Af löndom mönnum, d. h. den Lehnbaronen. 4) Bauern. 5) Könige einer Volkschaft, Landschaft. 6) Mehrere s. hierüber bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXII—CXV. 7) Fornmanna-Sögur. T. V. im Thättr Eymundar ok Olafs konúngs. p. 268.

8) Fornmanna-Sögur T. V. p. 225, 226. 9) Vergl. die Fornmanna-Sögur T. III. p. 50, 51.

Richter in Island) und starb 24 Jahre nach Snorri, nämlich im J. 1265. Nun schließt man, wenn der Verfasser der Olaf's Saga Helga Styrmir's Schrift gelesen hätte, ist das unerklärlich, warum er diese Kleinstücke nicht aufgenommen hätte; folglich können die Citationen von Styrmir's Schrift in Olaf's Leben in der Flateyarbok nicht von dem Verfasser der Lebensbeschreibung kommen, sondern müssen von dem Sammler der Handschrift eingeschoben sein. Hat aber der Mensch, der allerhand Erzählungen über Olaf sammelte, die hochgeachtete Schrift Styrmir's nicht gekannt, so hat er wahrscheinlich vor ihm gelebt, und ist folglich auch älter gewesen, als sein Zeitgenosse Snorri Sturleson. Verhält es sich auf diese Weise, so folgt wieder daraus, daß dabei Olaf's des Heiligen Leben, wie es in der Heimskringla gelesen wird, und sich fast wörtlich in der weitläufigern Bearbeitung der Flateyarbók findet, älter ist, als Snorri's Arbeit, welche nicht besteht im Niederschreiben, sondern im Ausstreichen, oder im Festsetzen dessen, was sein Schreiber sollte in seine Sammlung eintragen. So P. E. Müller [10]). Dieser Annahme widerstreitet, daß auch die Olaf's Saga Helga ganz das Gepräge des Snorri'schen Geistes trägt, wie die übrigen Sögor seines großen Geschichtswerks. Auch ist die Annahme gar nicht nöthig. Was Olaf's Saga Helga als Einzelschrift mehr und anders hat, konnte recht gut der, welcher daraus eine Einzelschrift machte, einschieben, und vollends verrathen sich solche Einschiebungen in der Olaf's Saga Helga in der Flateyarbok noch mehr, und zwar als spätere Einschaltungen, nicht als Ausschneidungen von Snorri Sturleson's Hand. Sollte, was aber nicht wahrscheinlich ist, wenn nämlich darin gestanden haben soll, was im Anhange in der Flateyarbok für Styrmir's Arbeit ausgegeben wird, sollte wirklich Styrmir auch Hand an die Olaf's Saga Helga gelegt haben, so könnte er es leicht [11]) gewesen sein, der aus der Snorri'schen Olaf's Saga Helga eine Einzelschrift in der ersten Bearbeitung gemacht habe. Daß die Olaf's Saga als Einzelschrift aus Snorri's großem Geschichtswerke entnommen ist, wird dadurch fast zur Gewißheit erhoben, daß Snorri's Vorrede (bei F. Wachter, 1. Bd. S. 3—10) fast ganz wörtlich sich auch vor der Olafs Saga konúngs ens helga Haralldssonar findet, nur daß der letztere Theil über Priester Ari hier voransteht. Dieser Theil der Vorrede ist, wie wir weiter unten sehen werden, auch für die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift ganz geeignet. Aber daß das Übrige nicht so gut hierher paßt, als vor die Heimskringla, geht daraus hervor, daß die Vorrede so viel Rücksicht auf die Ynglinga-Saga nimmt. Auch eignet sich die Stelle (S. 3 im 1. Bd. der Olaf's Saga Helga) gar nicht vor die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift: Schreiben habe ich lassen vom Anfange die Leben derer Könige (aesi konúnga theirra), welche Reiche haben gehabt in den Nordlanden, und auf dánische [12]) Zunge haben geredet, so auch einige Geschlechtssprosse (kynslódhir, Genealogien) derselben, nach dem wie wir sie gelernt haben von weisen Männern, und ferner gesagt ist in Altgesängen, und in der Langfedgatala (Aufzählung der Vorväter) sich findet, dort, wo Könige haben berechnet ihre Geschlechter. Thiodolf der Weise (hin fródi), der Skalde, den einige den Hwinwerskn nennen, machte einen Gesang auf den König Rögnwald (vergl. die Vorrede der Heimskringla bei F. Wachter. 1. Bd. S. 3): In dieses Buch ließ ich schreiben alte Erzählungen von den Häuptlingen, welche haben gehabt Reiche in den Nordlanden, und auf dänischer Zunge haben geredet ꝛc., fast ganz wörtlich wie in der Vorrede vor der Olaf's Saga Helga. Die Worte der letztern: Schreiben habe ich lassen vom Anfange die Leben derer norwegischen Könige, machen sich ganz unpassend, da nur das Leben Olaf's des Heiligen beschrieben ist, und nur als Einleitung einige Nachrichten von Haralld dem Haarschönen und seinen Nachfolgern gegeben werden; welche dieses sind, werden wir weiter unten sehen. Daß in der Vorrede der Olaf's Saga Helga das Ynglingatal Thiodolf's von Hwin besonders hervorgehoben wird, hat weniger Sinn, da von daraus S. 29—30 nur eine Stelle mitgetheilt wird. Diese Vorrede, obgleich ihr das Meiste mit dem Formali der Heimskringla gemeinsam, hat zuletzt einen eigenthümlichen Schluß, welcher sich auf die Olaf's Saga bezieht. Von dieser eigenthümlichen Partie lautet das Ende: Ich weiß, daß so wird dünken, wenn außerlands kommt die Erzählung (sjá fráságn, die Vonsagung), wie ich habe viel gesagt von isländischen Männern; aber das trägt zu dem, daß isländische Männer, die, welche diese Zeitungen sahen oder hörten, trugen hierher zum Lande diese Erzählungen (fráságnir) und haben die Menschen seitdem bei ihnen gelernt. Aber doch schreibe ich das Meiste nach dem, wie ich finde in den Gesängen (í kvaedhum) derer Skalden, die waren bei König Olaf. Hierfür haben Cod. D. und K. dieses: Aber dieses Buch habe lassen schreiben nach dem, wie gesagt wird in den Gesängen (í kvaedhum) derer Sighwat's und Ottar's, welche stets waren bei König Olaf, und sahen und hörten diese Zeitungen, aber einen Theil nach Sagung (eptir sögn) des Priesters Ari, und dünken mir die Gesänge (kvaedhin) am mindesten aus der Stätte gebracht [13]), wenn die recht gesungen (quedhin) sind, und verständig

10) In seiner Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bande der großen Ausgabe der Heimskringla. S. 505, 506. Angenommen und erweitert wird, was Müller sagt, in der Praefatio zu den Scripta histor. Islandor. Vol. IV. p. V, VI. 11) Dem scheint zu widerstreiten, daß in Styrmir's Bók die Zahl der von Haralld ihrer Reiche beraubten Folki'skönige anders angegeben wird. Doch macht das keine erhebliche Schwierigkeit. Styrmir konnte in seinem Buche über die Besitznahme Islands einer andern Quelle folgen, und doch, als er aus seines Freundes großem Geschichtswerke die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift entnahm, das stehen lassen, was sein Freund geschrieben hatte, indem er sich nicht mehr erinnerte, was er in seinem Landnámabók geschrieben, oder verfaßte vielleicht auch diese später. Doch bleibt immer wahrscheinlicher, daß Snorri selbst die Olaf's Saga Helga, die überdies einen bedeutenden Umfang hat, auch als Einzelschrift herausgegeben hat.

12) Dänische Zunge ward damals für altnordische Sprache überhaupt gebraucht, und man begriff darunter auch namentlich die norwegische und isländische. 13) Verändert.

Digitized by Google

aufgefaßt. Mit dieser richtigen Ansicht schließt auch die Vorrede der Heimskringla bei F. Wachter (1. Bd. S. 10). Wie wenn Snorri Sturleson selbst eine Ausgabe der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift verfaßt, und dazu eine besondere Vorrede geschrieben hätte, zu welcher dann die spätern Abschreiber und Bearbeiter auch die Vorrede des großen Geschichtswerks hinzugefügt hätten, oder wenn Snorri selbst die Vorrede vor seinem großen Geschichtswerke, da sie über die Quellen der nordischen Geschichte überhaupt, auch vor die Ausgabe seiner Olaf's Saga Helga als Einzelschrift setzen ließ, und nur noch einen hierzu passenden Schluß hinzufügte. Doch werden andere wahrscheinlicher finden, daß ein späterer Abschreiber diese Verschmelzung beider Vorreden vorgenommen hat, wiewol diese Verschmelzung auch leicht ein Werk des Schreibers sein kann, dessen sich Snorri Sturleson bediente. Da Olaf der Heilige der wichtigste König für die Norweger war, so erklärt sich leicht, wie Snorri sich veranlaßt fand, seine Olaf's Saga Helga als Einzelschrift dahin zu schicken, wie er deutlich zu verstehen gibt: ef utanlands kenr sa frásogn. Der Vorredner zur Olaf's Saga Helga als Einzelschrift beträgt sich zu sehr als Verfasser derselben, als daß man annehmen könnte, er sei ein anderer als Snorri selbst. Von der Vorrede theilen wie S. 4 u. 5 noch dieses mit: Das war mehr als zwei hundert der Winter zwölfráthig [14]) (d. h. mehr als zwei hundert viezig Jahr) als Island war bewohnt, devor Menschen begannen hier Geschichten (sögur) zu schreiben, und war das lange Zeit, und schwer, daß sie nicht vergangen wären im Munde [15]), wenn nicht wären Gesänge (kvaedhi), beides neue und alte, die, von denen die Menschen die Wahrheit der Wissenschaften (saunendi fraedhinnar) abnähmen. So haben gethan vorher die Wissenschaftsmänner (fraedhimennir), da, als sie wollten Wahrheit suchen, zu nehmen für wahr derer Menschen Worte, die selbst sahen die Zeitungen und damals waren nahstättig (zugegen). Aber dort, wo Skalden waren in den Schlachten, da werden genommen die Zeugnisse derer, so daß auch, was er sang vor den Häuptlingen selbst, da würde er nicht wagen zu sagen die Werke von ihm, von denen der Häuptling, und alle die, welche sie hörten, wüßten, daß er wäre nirgends näher (zugegen) gewesen [16]), das wäre da Hohn, und kein Lob. Nun schreiben wir die Zeitungen mit (bei) einiger Erinnerung [17]) (Ermahnung), welche sich machten das Leben des Königs Olaf's des Heiligen über, beides um seine Fahrten und Landessteurung (landsstiórn, Landesregierung), und ferner etwas von den Zugängen des Unfriedens, den die Landshäuptlinge in Noreg machten durch Schlacht gegen ihn, da, als er fiel auf Stiklastadir. Vergleichen wir, was oben vom Verfahren der Wissenschaftsmänner vor dem Verfasser gesagt wird, mit dem, was in der Vorrede vor der Heimskringla gesagt wird: wir nehmen hier die meisten Belege (daemi) davon, was gesagt wird in den alten Gesängen, welche gesungen worden vor den Häuptlingen selbst und ihren Söhnen: wir nahmen alles das für wahr, was in diesen Gesängen sich findet von ihren Fahrten und Schlachten ꝛc. (s. das Weitere bei F. Wachter). Vergleichen wir dieses mit dem Obigen, so erhalten wir dieses wichtige Ergebniß. Die Geschichtmänner [18]) vor Snorri hatten sich damit begnügt, das als wahr zu glauben, wenn dabei bemerkt ward, dieser oder jener ist bei diesem oder jenem Ereignisse gewesen, z. B. Einar Thambarskelfir bei der Schlacht von Svöldr. Er hat dieses oder jenes ausgesagt, folglich ist es wahr. Snorri Sturleson, der gute Kritiker, wußte aber zu gut, daß solche Aussagen, wenn sie sich nicht in Verse gebracht fänden, sich nicht unverfälscht eine so lange Zeit im Munde der Menschen erhalten konnten. Er stützte sich daher vorzüglich auf Lieder, und will, was er nicht durch Lieder belegen kann, nicht verbürgen. Aber auch selbst in Beziehung seines Glaubens der Ereignisse, welche in den Liedern besungen werden, macht er einen Gegensatz zwischen sich und den frühern Geschichtsmännern, wenn er in der Vorrede zur Heimskringla bei F. Wachter (1. Bd. S. 4) sagt: Aber ein anderer Theil ist geschrieben nach alten Gesängen oder Geschichtsliedern [19]), welche Menschen zu ihrem Zeitvertreibe gehabt haben. Obschon [20]) nun wir nicht wissen die Wahrheit darüber, so wissen wir doch Beispiele (daemi), daß alte Wissenschaftsmänner (fraedhimenn) solches haben für wahr gehalten. Vergleichen wir dieses mit dem, was er weiter unten sagt, so war es ihm nicht genug, es wie andere darum als Wahrheit zu nehmen, weil es in einem alten Liede stand, sondern es mußten Lieder von gleichzeitigen Skalden sein, die an den Höfen der Häuptlinge waren, deren Thaten sie verewigten, oder auch solche Gesänge, welche bei der Todtenfeier des Häuptlings vorgetragen worden, wie es in der Stelle der Vorrede zur Olaf's Saga Helga S. 4 heißt: Aber doch dünkt mir das merklichst zur Wahrheit (merkiligast til saunenda) [21]), was mit baaren Worten gesagt wird in Gesängen (í quaedhum) oder anderer Gesangschaft (kvedhskap) der, welche so ward gemacht auf Könige oder andere Häuptlinge, daß sie (sie) selbst hörten, oder in den Eebtrunkgesängen (í erfikvaedhim) denen, die die Skalden brachten deren Söhnen. Die

14) 2 hundrudh vetra tólfraed, oder mit andern Worten große hundert. Der Cod. H. hat 2 hundrudh vetra tiraedh, zweihundert der Winter zehnräthig, d. h. zwei kleine hundert, zwei hundert Jahr. 15) Cod. C. í minni, in der Erinnerung. 16) Vergl. die entsprechende Stelle in der Heimskringla bei F. Wachter 1. Bd. S. 7, nur steht da: Aber keiner würde das wagen, zu sagen ihm selbst die Werke von ihm, von denen alle, die sie hörten, wußten, „daß sie loses Zeug wären und Erdichtung." In der Vorrede zur Olaf's Saga wird verlangt, daß der Skalde selbst auch zugegen gewesen sein soll, und mit Recht, weil er dann erst völlig von der Wahrheit überzeugt sein konnte. 17) Medh nákkvarri minningu, er war also dazu aufgefodert worden.

18) Fraedhimenn, fraedhi bedeutet Gelehrsamkeit, Wissenschaft und dann vorzugsweise Geschichte, wie das griechische ἱστορία (historia). 19) Eptir fornum quaedhum edhr sögu-liódhum. 20) Dieses: „Obschon" ꝛc. bis „für wahr gehalten" findet sich in der Vorrede zur Olaf's Saga Helga nicht. Wahrscheinlich hielt ein späterer Abschreiber einen solchen Zweifel vor dem Geschichtswerke des heiligen Olaf für anstößig. 21) Haec mihi ad fidem historicam maxime momenti esse videntur, wie es Egilsson Historia Regis Olavi Sancti, Pars prior p. 4 überträgt.

Digitized by Google

Einleitung zu der Olaf's Saga als Einzelschrift beginnt: Harald der Haarschöne war lange König über alles Noreg, aber zuvor waren dort viele Kleinkönige (smákonungar), einige hatten ein Fylki zur Verwaltung (til forrádha); aber alle diese die setzte König Harald der Haarschöne vom Reiche; einige fielen, andere flohen das Land vor ihm, aber andere ließen vom Königthume, und erlangte kein Mensch Königsnamen zu tragen, außer er allein; einen Jarl setzte er über jedes Fylki zur Landessteurung (til landsstiórnar, zu Landesregierung) und Gesetze zu beurtheilen. Einen buchstäblich gleichen Eingang, nur daß sie für smákonungar blos konungar hat, und sagt: Einige hatten ein Fylki zur Verwaltung (til sórradha), aber andere einige mehr, und für ließen von hat verließen; einen im Übrigen buchstäblichen Eingang hat auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar, sodaß sie ihn, aller Wahrscheinlichkeit nach, dieser Einzelschrift der Olaf's Saga Helga entlehnt hat. Die übrige Einleitung der großen Olaf's Saga hat auch schöne Stücke, da sie meist ganz buchstäblich der Heimskringla entlehnt sind. Aber als Einleitung betrachtet ist die der Olaf's Saga Helga einer weit geschicktern Hand entflossen. Wo es ihrem Zwecke entspricht, nimmt auch sie umständliche Angaben und zwar buchstäblich aus der Heimskringla, weiß aber, um diese nicht als Bruchstücke ohne Zusammenhang erscheinen zu lassen, die allgemeine Geschichte Norwegens und seiner Beherrscher von Harald dem Haarschönen an, bis zu Olaf dem Heiligen in lichtvollen Überblicken so geschickt einzuflechten, daß man nicht zweifelhaft bleiben kann, daß auch diese Einleitung der geistgewandten Feder Snorri Sturleson's ebenso entflossen ist, als die Olaf's Saga Helga selbst. Es war auch eine solche Einleitung für die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift sehr zweckmäßig. Nach jenem von uns mitgetheilten Eingange C. 1 handelt er von Harald's des Haarschönen Weibern und Kindern, fast wörtlich wie in der Harald's Saga des Haarschönen bei F. Wachter (1. Bd S. 194, 195), doch mit kleinen Zusätzen, wirft dann Blicke auf Harald's des Haaeschönen Lebens- und Regierungsgeschichte, und handelt dann wieder ausführlicher darüber, wie Harald der Haarschöne das Reich unter seine Söhne theilt, fast ganz buchstäblich übereinstimmend mit der Saga Harald's des Haarschönen C. 35 bei F. Wachter (1. Bd. S. 225—227), doch wird gesagt, daß damals, als Harald der Haarschöne das Reich unter seine Söhne theilte, er ein Funfziger an Alter gewesen, und in der Einleitung zur Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, daß er ein Sechziger an Alter war. Doch dieses berechtigt nicht anzunehmen, der Verfasser der Einleitung sei ein anderer als Snorri Sturleson selbst. Er konnte, als er dictirte, leicht einen Gedächtnißfehler begehen, oder folgte, da die Zeitrechnung der Geschichte Harald's des Haarschönen so ungewiß ist, später einer andern Angabe, die er für wahrscheinlicher hielt, als die, welcher er früher gefolgt war. Bei der Aufzählung in der Einleitung S. 9, welche Söhne Harald's des Haarschönen auf der Heerung (í hernadhi) fielen, heißt es: die waren damals auf der Heerung, sowie Geschichten (sögur) sind dazu, bevor Halfdan Hwiti fiel auf England (nach der andern mit der Heimskringla stimmenden Lesart auf Eistland)[22]; Halfdan Haleggr fiel in den Orkneyar, Frodi und Thorgils ließen sich in Dyflin (Dublin) in Irland, Guthorm fiel in den Elfarkvislor (Armen der Elf) vor Sólvaklasi Unter den Sögur sind hier nicht besondere Geschichtswerke zu verstehen, sondern die Erzählung der besondern Umstände, unter welchen jene Söhne Harald's des Haarschönen fielen, und so finden wir in der Heimskringla in der Saga Harald's des Haarschönen C. 31 bei F. Wachter (S. 215—218) ganz umständlich und mit Strophen belegt, wie Halfdan Halegg umkommt. Thorgils' und Frodi's Raubfahrt und Fall (C. 55. S. 227), sowie Guthorm's und Halfdan Hwiti's Raubfahrt und Fall (C. 30. S. 220, 221) wird dagegen nur mit den Hauptumständen erzählt, aber doch sind die Angaben umständlicher als in der Einleitung zur Olaf's Saga, weil hier bei dem, was nur sehr entfernt mit Olaf's Geschichte zusammenhing, die gedrängteste Kürze sehr zweckmäßig war. So umständlich als in der Heimskringla ist aber der Verfasser der Einleitung sogleich bei der Verbrennung Rögnwald's Rettilbeini's, sodaß er sogar auch die Weise, welcher Vitgeirr singt, und die im 36. Capitel der Saga Harald's des Haarschönen bei F. Wachter (S. 228) sich findet, mittheilt. Und warum ist der Verfasser bei diesem Gegenstande umständlicher? Einmal, weil der Untergang des Seidmanns Rögnwald's in Norwegen selbst statt hatte, und aus dem zweiten Grunde, weil es ein Vorspiel jener großen Verbrennung der Seidmänner und des Untergangs des Sohnessohns Rögnwald's, nämlich des Seidmanns Eywind's Kelda's durch Olaf Tryggvasonar (s. dessen Saga C. 49—60 bei F. Wachter. 2. Bd. S. 307—309) und zweitens ein Vorspiel des völligen Sturzes des wiederauflebenden Heidenthums durch Olaf den Heiligen war. Die Seidmänner wurden als mit dem Christenthume ganz unvereinbar betrachtet, weil sie die gefährlichste und wirksamste Art Zauberei trieben, und so macht sich in der Einleitung zur Geschichte dessen, der das Heidenthum, das nach Olaf's Tryggvason's Tode wieder auflebte, vertilgte, die Erzählung der Verbrennung des Seidmanns Rögnwald's, des Sohnes Harald's, des Ahnherrn Olaf's des Heiligen, sehr gut. So mächtig war damals das Heidenthum, daß selbst ein Königssohn, und selbst König von Hedaland die gefährlichste Zauberkunst trieb. Es war daher ein sehr bemerkenswerther Umstand, daß Harald der Haarschöne, obwol ein Heide, selbst seinen eigenen Sohn[23] darum verbrennt, weil er ein Seidmann war, weil nämlich der Seidr, wenn ihn Männer trieben, verachtet war (s. F. Wachter. 1. Bd. S. 23). Der Umstand, daß die Seidmenn dem Könige Harald so böse deuchten, war für diesen Ahnherrn Olaf's des Heiligen ein so ehrender Umstand, daß er mehr als bloßer Andeutung werth schien, weshalb ihn der Verfasser auch hier mit derselben umständlichen Darstellung be-

22) Esthland. 23) Rögnwald Rettilbeini war zwar Harald's Sohn, aber von einer zauberkundigen Finnin, s. F. Wachter 1. Bd. S. 204—208.

handelt, als dieses in der Heimskringla geschieht. Von Björn Kaupmadr wird C. 2 fast ganz so umständlich gehandelt, als in der Heimskringla und Saga Haralld's des Haarschönen Cap. 38 bei F. Wachter (1. Bd. S. 230, 231), und zweckmäßig, da Björn unter Haralld's des Haarschönen Söhnen den heiligen Olaf am nächsten angeht, da er dessen Urgroßvater ist. Bei Erzählung der Streitigkeiten zwischen Haralld dem Haarschönen und seinem Sohne Halfdan Swarti, welcher seinen Halbbruder den brudermörderischen Eirik Blutart verbrennen wollte, ist auch wie in der Saga Haralld's des Haarschönen (C. 39 a. a. O. S. 234, 235) die Halbstrophe des Skaldmädchens Joeun angeführt, und unter dem Texte aus dem Codex E noch eine Halbstrophe und zwei Ganzstrophen, welche wahrscheinlich unecht sind (S. 12, 13). Doch sind sie in der lateinischen Übersetzung in den Scriptis historicis Islandorum. Vol I. p. 12, 13 in den Text aufgenommen. Capitel 4 handelt von Hakon's des Guten Geburt und Sendung nach England. Es wird dabei bemerkt: „Höhnisch deuchte Haralld's Söhnen um Hakon und nannten ihn Mostrsstangarson" (Sohn der Stange von Mostr, wie nämlich seine Mutter Thora zubenannt war). Im 40. Cap. der Saga Haralld's des Haarschönen bei F. Wachter (2. Bd. S. 236—238) wird das, was wir mit Anführungszeichen drucken lassen, nicht bemerkt, obgleich weit umständlicher von Hakon's Mutter und seiner Geburt gehandelt wird. Sind der Verfasser der Einleitung zur Olaf's Saga Helga und der Verfasser der Heimskringla, woran nicht zu zweifeln ist, eins, so ist es ein Beweis, wie Snorri Sturleson nicht alles ängstlich anzubringen suchte, was er von Sagen wußte. Daß er in der Einleitung zur Olaf's Saga keinen Auszug aus der Heimskringla geben wollte, sondern nur immer die Zweckmäßigkeit dieser Einleitung vor Augen hatte, hat bewirkt, daß der große Kenner der norwegischen Geschichte in der Einleitung zur Olaf's Saga Helga, als er die Einleitung dictirte, manche Bemerkung einfließen ließ, welche in der Heimskringla nicht steht. Auf der andern Seite wird er in der Einleitung nicht durch Andeutungen lästig, daß er dieses oder jenes mehr von der Saga wisse, aber absichtlich hier nicht erzähle. So sagt er z. B. blos: König Haralldr sandte Hakon seinen Sohn zur Pflege (til fóstrs) Athalstein'en, dem EngelnKönig. Wie diese Sendung herbei- und ausgeführt wird, von jener schönen Erzählung im 41. u. 42. C. der Saga Haralld's des Haarschönen gibt er keine Andeutung, weil schon für die Einleitung die Angabe der Thatsache gnügte, daß Hakon in England aufgewachsen war. Ein herrliches Gemälde ist die Saga Hakon's des Guten im Ganzen und in den einzelnen Partien (s. F. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 3—106). Aber schön ist auch, wie der Verfasser der Einleitung (C. 7—9. S. 15—18) das Wichtigste aus der Geschichte Hakon's des Guten und der Eiriksöhne in diesem Zeitraume zusammendrängt. Gleiches thut er dann auch mit der Geschichte der Eiriksöhne in dem Zeitraume nach Hakon's Tode. Vorsichtig bemerkt er (C. 10. S. 19) in Beziehung auf die Verbrennung des Jarls Sigurd: Das war zwei Winter später, als Jarl Hakon fiel, „nach Sagung [24]) des Priesters Ari, des Kundigen (ens fróda), des Sohnes Thorgils'." Da er wußte, wie unsicher die Zeitrechnung der norwegischen Geschichte in jenem Zeitraume wae, so ist jener Zusatz am rechten Orte, und zugleich auch gerechtfertigt, daß er den Prologus, welche Überschrift für Formáli einem spätern Abschreiber beizumessen ist, mit einer Nachricht vom Priester Ari Thorgilsson gibt. C. 11. S. 20 fg. handelt von König Tryggvi Olafsson, und Gudröde Bjarnarson, der bei diesem auferzogen ward und dann von des letztern Sohne, Könige Haralldr Graenski [25]) Gudrödarson. Dieser Haralld von Gränland (in Norwegen) war Olaf's des Heiligen Vater, und seine Geschichte hat mehre interessante Partien, namentlich seine Liebe zu Sigrid Tostadottir und seinen tragischen Tod durch dieselbe. Sie findet sich C. 11—15. S. 21—27, ist mit unerheblichen Ausnahmen ebenso umständlich, als die Partien von diesem Haralld Gränski in Heimskringla, und stimmt auch mit dem, was Snorri's großes Geschichtswerk in der Saga von Haralld Grafelld C. 11. bei F. Wachter (2. Bd. S. 142—144), Olaf's Saga Tryggvasonar C. 15 bei demselben S. 189 C. 48. S. 242—272 erzählt, dem größten Theil nach ganz buchstäblich überein. Die Vorfälle, welche mit Haralld's Gränski's Geschichte zusammenhängen, z. B. C. 12, wie König Haralld Grafelld durch des Dänenkönigs Haralld's Gormsson's und des ihn dazu veranlassenden Jarl Hakon umkommt und Norwegen dadurch an den Dänenkönig gelangt, welcher nun Haralld'en Gränski'n sieben Fylki zur Verwaltung gibt, werden ganz gedrängt erzählt, und das Meiste nur angedeutet; hingegen, was sich insbesondere auf Haralld's Gränski's Geschichte bezieht, z. B. so gleich die Namhaftmachung der sieben Fylki, die er erhält, stimmt in der Umständlichkeit mit der Heimskringla bei F. Wachter (2. Bd. S. 189) buchstäblich überein. Lehrreich ist bei jener einleitenden Übersicht der norwegischen und dänischen Geschichte zur besondern Geschichte Haralld's Gränski's die kleine Abweichung der Olaf's Saga (C. 12. S. 22) und der Heimskringla Saga von Haralld Grafelld (C. 15. S. 152). Dort wird bemerkt, Jarl Haralldr und Gullharalldr haben sich in der Austrviking (Raubfahrt in Osten) getroffen, und beide seien im Herbste nach Dänemark gefahren, und den Herbst und Winter über dort gewesen. Jenes Zusammentreffens auf der Raubfahrt gedenkt die Heimskringla nicht, sondern es heißt dort blos von dem Jarl Hakon: verweilte dort bei ihm (dem Dänenkönige) den Winter über. Da war auch bei ihm der Mann, der Haralld hieß ꝛc. Da beide, Jarl Hakon und Goldhaeallb auf Raubfahrt zogen, so findet der Verfasser der Übersicht in der Olaf's Saga Helga zu Goldhaeallb in dem, wie er es erzählt, den passendsten Übergang. In der Heimskringla hingegen kommt Jarl Hakon nicht aus der Raubfahrt nach Dänemark, sondern aus Norwegen, weil er daraus vor Gunnhild's Söhnen hatte entweichen müssen. Aus dieser und andern solchen

24) At Sögn. 25) d. h. der Grönländische, von Grönland in Norwegen.

kleinen Abweichungen ersieht man, daß die Verfasser der Sögor bei den Nebenumständen, welche sich nicht im Gedächtnisse der Menschen hatten erhalten können, selbstschöpferisch verfuhren. Nachdem die Olaf's Saga Helga mit der Erzählung, daß Asta, Haralld's Gránskr's Witwe, zu ihrem Vater in die Upplönd gereiset, und beide über Haralld's Bestrebungen [26]) in Schweden zornig gewesen, das 15. Capitel geschlossen, beginnt sie das 16. Capitel: Eine Nacht träumte Hrani'n ꝛc. So ganz unpassend ist dieser Übergang insofern nicht, als Hrani im vorigen Capitel ein Rolle spielt. Aber von dem, was nun Cap. 16 und 17 erzählt, wie Hrani von König Olafr Geirstadaalfr [27]) im Traume aufgefodert wird, seinen Grabhügel zu erbrechen, der darin liegenden Schätze sich zu bemächtigen, davon gewisse Kostbarkeiten zu Asta Gudbrandsdottir zu bringen, und von ihnen den Gürtel um Asta, die nicht gebären könne, zu legen, und den Knaben, der geboren werde werden, Olafr heißen zu lassen, und wie dieses alles geschieht, und Asta'n, als er ihr den Gürtel umgelegt, leichter wird, von diesem Allen findet sich in der Heimskringla keine Andeutung, und beide haben nur dieses gemein, daß Snorri's großes Geschichtswerk auch die Liederstelle aus dem Ynglingatal des Thiodolf von Hwin hat, welche die Olaf's Saga Helga (C. 16. S. 29) hat, aber die Liederstelle bezieht sich nicht auf Hrani's Traum, wie ihm Olafs Geirstadaalfr erscheint, sondern auf die Geschichte dieses Königs (s. die Strophe bei F. Wachter. 1. Bd. S. 129 und daraus im Artikel Olafr Geirstadaálfr hier in diesen Nachträgen). Da dieses, wie Olaf's Geburt durch den Gürtel Geirstadaalfr's erleichtert wird, und auch dessen Schwert erhält, eine wichtige Sage ist, so hätte Snorri Sturleson sie sicher, wenn er sie gekannt hätte, wenn auch nicht in der Umständlichkeit, doch in schön zusammengefaßtee Darstellung gegeben, und wenn er das Erzählte nicht glaublich fand, sein keltisches Gewissen abgefunden, durch sein: sua segia menn, so sagen die Menschen, oder nach Umständen durch that er sögn nokkora, das ist Sagung einiger, oder durch: ok er that sumra manna sögn, und das ist Sagung eines Theiles der Menschen. Aber zu dem, daß bei Snorri sich nicht einmal eine Hindeutung auf diese Sage findet, fehlen noch überdies das 16. und 17. Capitel in den Handschriften der Einzelschrift B, D, G und L [28]) gänzlich [29]). Auch entsteht nicht die mindeste Lücke, wenn sie hinwegfallen; ja es zeigt sich deutlich, daß sie später eingeschoben sind, zumal, wenn man das 49. Capitel der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 275) mit dem Schlusse des 15. Capitels S. 27 und dem Anfange des 18. Capitels der Olaf's Saga Helga S. 32 vergleicht. Aus dieser Vergleichung geht deutlich hervor, daß der Gang der Snorri'schen Darstellung durch Einschiebung des 16. u 17. Capitels unterbrochen worden ist. Nachdem im 18. Capitel übereinstimmend mit der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar gesagt woeden: Asta Gudbeandsdottir gebar Knabenkind da im Sommer [30]); der Knabe ward genannt Olafr, als ee waed begossen mit Wasser, Rani begoß ihn mit Wassee, heißt es weitee: und ist das Sagung eines Theiles der Menschen (ok er that sumra manna sögn), daß Gudbeandr wollte nicht aufziehen lassen den Knaben vor dem Zorne, den er hatte auf seinen Vatee [31]), beoor als Hrani sagte ihm, daß er sähe Licht über dem Hause, in welchem der Knabe geboren ward. Gudbrande ging hinzu, zu sehen (es) selbst; ward fortgenommen [32]) der Knabe, und aufgezogen mit großer Liebe. Von dieser Wundererzählung hat Snorri nichts. Man kann annehmen, er habe sie nur zweckmäßig gefunden in der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, und habe sie in der Heimskringla in dee Sage Olaf's Saga Tryggvasonar, wo er Olaf's

26) Er warb nämlich hire um Sigrid's Hand, obgleich er schon eine für ihn passende Frau hatte. S. das Nähere bei F. Wachter, Snorri Sturlefon's Weltkreis (Heimskringla). 2. Bd. S. 272—274. 27) S. den Art. Olafr Geirstadaálfr in diesen Nachträgen, wo auch bemerkt ist, wie bei dieser Erzählung sich der Thátte Olafs Geirstadaálfs und die Olaf's Saga Helga Cap. 16—19 verhalten. 28) S. das Nähere über diese Handschriften im Formáll zur Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur p. 2—26 und kürzer gefaßt in der Praefatio zur lateinischen Übersetzung der Olaf's Saga Helga im 4. Bande der Scripta historica Islandorum p VI—IX. 29) Der spätere Thátte Geirstadaalfs in der Flatcyarbok und in der Handschrife H. haben eine umständlichere Daestellung, welche auch in mehren andern von der verschieden ist, welche nach dem Cod. A. in der Olaf's Saga Helga der Fornmanna-Sögur T. IV. p. 27—32 sich findet, während der Thátte Ólafs Geirstadaálfs aus der Flatcyarbok im 9. Bande der Fornmanna-Sögur p. 209—215 einnimmt. Mehres, in welchem er von der Partie der Olaf's Saga Helga abweicht, ist bemerkt im Art. Olafr Geirstadaálfr hier in diesen Nachträgen. Vergl. auch P. E. Müller Sagabibliothek 3. D. unter Olaf Geirstadaálfs Thattr.

30) „Da im Sommer" hat Snorri Sturlefon bei F. Wachter 2. Bd S. 275 noch. 31) Dieser hatte nämlich Gudbrand's Tochter Asta, die er zur Ehefrau hatte, verlassen und die Sigrid heirathen wollen; s. Snorri Sturlefon bei F. Wachter 2. Bd. S. 272 fg. 32) Var thá ábrott tekinn svaenninn: eat sublatus deinde puer. Ist vielleicht dieses aus einem lateinischen Werke über die Olaf's Saga Helga genommen? Das Kinderaussetzen war bei den Germanen zwar nicht verboten, aber ganz ungewöhnlich, und hatte, wenn es wirklich stattfand, nur bei den außerordentlichsten Fällen statt. Bei den alten Teutschen ward es für gottlos gehalten. Später findet man einzelne Fälle erzählt, welche jedoch nicht aus sicherer Quelle geschöpft sind, wenigstens blieb es immer etwas Ungewöhnliches, und von einer gewöhnlichen Berathung, ob der Vater das Kind emporheben solle oder nicht, ist dabei nicht die Rede. Nur findet man, wiewol in nicht sichern Quellen, daß es im Norden als Mord galt, ein Kind auszusetzen, das mit Wasser begossen war, und daß es bei den Friesen heidnischer Brauch war, daß der Aussetzling noch gar nichts genossen habe, und ein Tropfen Milch oder Honig ihm das Leben sicherte. S. die Quellenstellen bei Grimm, Teutsche Rechtsalterthümer. S. 457—459. Da das Emporheben des Kindes durch den Vater bei den Germanen nicht als ein bedeutsamer Brauch vorkommt, so ist jenes var thá ábrott tekinn svaenninn entweder aus dem Werke eines lateinischen Übersetzers genommen, oder der Knabe wird hinweggenommen, weil er mit Wasser begossen werden soll, oder aber der Erzähler denkt sich den Knaben schon ausgesetzt und er wird nun wieder hinweggenommen. Aber dann wäre wol das Licht über der Stelle erschienen, in welcher der Knabe ausgesetzt war und nicht über dem Hause, in welchem er geboren war. Am wahrscheinlichsten bleibt daher immer, daß der Knabe fortgenommen wird, weil er mit Wasser begossen werden soll, dieses aber nicht gesagt wird, weil es schon vorher bemerkt war.

Geburt schon erzählt, weil er in der Heimskringla die einzelnen Sögor nicht als einzelne abgeschlossene Geschichtswerke, sondern sie alle als ein großes zusammenhängendes Geschichtswerk behandelt, nicht erwähnen wollen, weil es keine allgemein gültige Sage war. Befremdend kann es dabei scheinen und als ein Einschiebsel von späterer Hand, daß schon erzählt worden, wie Olafr mit Wasser begossen worden, und einen Namen erhalten hat, und dann erst erzählt wird, wie Gudbrandr habe Anfangs den Knaben nicht aufziehen lassen wollen. Wenn wir aber dieses näher betrachten, ist es ganz Snorrisch. Stuela's Sohn läßt, wie wir im Artikel Olafs Saga Tryggvasonar, bei der Saga, wie Jarl Hakon seinen Sohn geopfert haben soll, sehen werden, Sagen, welche nicht allgemein gültig, nicht in den Gang der Ereignisse eingreifen, sondern bringt sie so an, daß Jedermann sogleich erkennt, Snorri Stuleson selbst habe sie nicht für wirklich Geschehenes gehalten, ja! es sei nicht einmal eine allgemein gültige Sage gewesen. Snorri selbst könnte also immer jene Sage in die Olaf's Saga als Einzelschrift aufgenommen haben. Aber es folgt sogleich darauf: Hrani gab ihm den Gürtel (baltit) und das Messer (knifinn) zum Zahngute (at tannfé) und als ihm wuchs Alter [33]), da gab Hrani ihm den Ring und das Schwert. Hiermit ist, wie der angehängte Artikel zeigt, nichts anderes gemeint, als jene Kostbarkeiten, welche von dem todten Olafr Geirstadaálfr genommen waren. Da Snorri diese Sage nicht hat, so rühret diese Stelle in dieser Fassung nicht von ihm. Doch kann er in der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift bemerkt haben, was er für die Heimskringla nicht wichtig genug hielt, Hrani habe den jungen Olaf, den er mit Wasser begossen, Gürtel und Messer zum Zahngute [34]), und als er zu seinen Jahren gekommen, Ring und Schwert gegeben. Aus dieser Bemerkung kann man sich veranlaßt gefunden haben, eine Sage zu erfinden, in welcher angegeben war, was für wichtige Kostbarkeiten diese waren, die Olafe durch Hrani erhielt. Um so mehr muß man dieses glauben, da Cap. 16. S. 29 mit Cap. 18 nicht übereinstimmt, denn dort sagt Olafr Geirstadaalfr zu Heani'n: Die Kostbarkeiten, welche du nimmst von mir in dem Hügel, will ich daß du liefers in die Hände Asta'n, und bitte du sie (es) zu bewahren, und zu geben in die Hände ihrem Sohne, da, wenn er aufwächst. Nach dem 23. Cap. S. 37, 38 sagt Asta zu dem achtjäheigen Olaf Haralldsson, welcher fragt, wer das Schwert habe, das er in einer Kiste erblickt: Du hast (es), mein Sohn! und ist das das Schwert Báfingr, das Hrani, dein Pfleger [35]), gab dir, aber gehabt hat Olafr Geirstadaálfr. Olafe Haralldsson verlangt das Schwert zu führen. Sein Stiefvater Sigurdur will das kostbare Schwert selbst bewahren, und seinem Stiefsohn einstweilen ein leichteres geben. Der Knabe zieht das Schwert, und sagt unter andern: Nicht habe ich das Alter dazu, Euch zu verwehren, zu nehmen von mir den Báfing, wenn ich gezwungen werde ꝛc. Der achtjährige Knabe bewahrt nun selbst das Schwert. Nach dem 18. Cap. S. 32 gibt Hrani ihm das Schwert, als ihm Alter gewachsen ist, cum matuerat. Hieraus geht hervor, daß das, was das 23. Capitel enthält, auch erst später eingeschoben ist, ebenso wie das, was im 16. u. 17. Capitel erzählt wird. Was das Capitel 19 enthält, gibt sich auch kund als ein späteres Einschiebsel. Der Lendr madhr (belehnter Mann, Lehnbaron), Gisse Gudbrandsson, und Sigurdhr Syr, der König auf Hringariki, bewerben sich beide um Asta'n, Olaf's Mutter, und der sechsjährige Knabe bewirkt durch seine Frage, ob es seiner Mutter besser dünke, zu haben einen lendamann zum Sohne, oder den, der Volkkönig [36]) wäre über Norwegen. Wie dieses später eingeschoben ist, geht sowol aus dem mährchenhaften Inhalte hervor, als auch daraus, daß Cap. 20 beginnt: Einen Winter spätee, als Haralld Gránfki fiel in Svithiodh [37]), da nahmen die Theándir [38]) vom Leben den Jarl Hakon, und nahmen zum König Olaf Tryggvason Es wird nun weiter das Wichtigste aus Olaf Tryggvason's Geschichte angedeutet, und dann die Taufe Olaf Haralldson's mit denselben Worten erzählt, wie es Snorri in der Heimskringla in der Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 67 (bei F. Wachter. 2. Bd. S 306—308) thut. Nur bemerkt Snorri dabei, daß Olafe damals zweiwinterig war. Auch nach Snorri ward Olafe schon bei seinem Stiefvater Sigurd Sye erzogen, als er getauft wird. Aber der Dichter der Sage im 19. Cap. der Olaf's Saga Helga läßt, seiner Erfindung zu Liebe, Asta'n sechs Jahre Witwe sein, und läßt dann im 20. Cap. hinweg, daß Olafr zwei Jahre alt gewesen, als er getauft worden. Nach Erzählung, daß Olafr Tryggvasonar bei dem gleichnamigen Haralldsson Gevatter gestanden, heißt es weiter Cap. 20. S. 31: So wird gesagt ꝛc., und nun werden die Worte angeführt, die Olafe Tryggvason, während er den gleichnamigen Haralldsson unter der Taufe hielt, zum Preise des Kindes gesagt haben soll, und dann Weissagungen von weisen Männern über den künftigen Ruhm Olafs Haralldson's. Da diese Partie eingeleitet wird, durch sua er sagt, so kann sie immer von Snorri sein, wiewol er sie in der Heimskeingla nicht hat, da es eine zu schwach beglaubigte Erzählung ist. In der Olaf's Saga Tryggvasonar als Einzelschrift konnte diese Partie, da sie überdies sehr gedrängt dargestellt ist, auch von Snorri gesetzt worden sein. Was nun folgt, ist erweislich von Snorri. Er hat nämlich, weil sein großes Geschichtswerk ein zu-

33) Nach dem teutschen Ausdruck: als er zu seinen Jahren kam. S. hierüber Grimm, S. 412–415: Nach den nordischen Edgur erscheint das zwölfte Jahr als das gewöhnliche Jahr, wo der Knabe an männlichen Thaten Theil nahm. S F. Wachter 2. Bd. S. 211 und die Olaf's Saga Helga in der Heimskringla. Cap. 4. 34) Vergl. die 5. Str der Grimnismál, gr. Ausg. der Edda. 1. Th. S. 42. 35) Fóstri.

36) Thiodkonúngr, Dietkönig, König einer Diet, eines ganzen Volkes, Gegensatz zu fylkiskonúngr, König einer Volkschaft, Landschaft, s F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXXI fg., 156. 37) Schweden. 38) Der Verfasser der Einleitung zur Olaf's Saga Tryggvasonar sagt hier der Kürze halber, die Thrándir haben den Jarl Hakan vom Leben genommen, da ihr Aufstand des Jarls Tod herbeiführte. S. das Nähere bei F. Wachter 2. Bd. S. 282—288.

Digitized by Google

sammenhängendes Ganzes bildet, in der Olaf's Saga Tryggvasonar an den passendsten Stellen bereits Olaf's Haralldsson's Geburt und heidnische und christliche Taufe erzählt, und beginnt seine Saga Olafs konúngs hins helga, Haralldssonar. Cap. 1. „Aufziehung (uppfóstr) Olaf's des Heiligen, Haralldsson's." Olafr, der Sohn Harald's des Gränischen, ward aufgezogen bei Sigurd Sye, seinem Stiefvater, und Asta, seiner Mutter. Rani der Weitgereiste (hin Vidförli) war bei Asta ꝛc. Es wird nun weiter erzählt, wie Olafr zeitig an Körper und Geiste vollkommen wird, und sein Stiefvater Sigurd Syr ein eifriger Beaufsichtiger der Haus- und Landwirthschaft ist, und Cap. 2, wie einmal, als Niemand zu Hause ist, Olafr Haralldsson seinem Stiefvater Sigurd das Pferd satteln soll, und ihm statt des Pferdes den größten Bock sattelt, und Sigurd ihn nun für künftig von solchen Zumuthungen freispricht, da er Größeres im Sinne habe, als Sigurd selbst. Was in der Olaf's Saga Helga in der Heimskringla Cap. 1 u. 2 erzählt wird, hat die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift Cap. 20 das Meiste buchstäblich so, nur mit kleinen Zusätzen oder Hinweglassungen, wie sie sich die Abschreiber zu erlauben pflegten. Daß Snorri die Sage von dem Satteln des Bockes statt des Rosses ohne Vorbemerkung hat, zeigt, daß es eine allgemeingültige Sage war. Auch konnte er sie nicht für unglaublich halten, da er erwog, daß es nicht im Sinne eines kecken Königssohnes liegen konnte, sich als Dienstmannen brauchen zu lassen. Wir halten die Erzählung natürlich für reine Sage, geben aber an, warum sie Snorri für nicht unglaublich halten konnte. Capitel 21 der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift enthält, wovon dieselbe Saga in der Heimskringla nichts hat. Olafr reitet nämlich einmal auf die Thierjagd und Halldar Rannveigarson mit ihm, und fällt auf der Jagd vom Rosse. Olafr singt am Abende vor dem Trinken eine Weise, in welcher er Halldor'n wegen des Falles aus dem Sattel des Rosses durchzieht und wie er deshalb nichts zu trinken bekommen soll [89]). Halldor singt eine andere Weise, wie König Olafr seinem Stiefvater einen Bock gesattelt, und deshalb nichts zu trinken bekommen soll. Da Snorri, wo es möglich ist, mit Liederstellen belegt, so hätte er sicher diese Weise aufgenommen, wenn er sie gekannt hätte, und ebenso die Weise des Königs Olaf. Da er so reich an Hilfsmitteln für die nordische Geschichte war, und die beiden Weisen nicht kannte, schließen wir, daß sie erst später gedichtet sind, um das Bocksatteln recht glaublich zu machen. Der reinen Sage scheint auch anzugehören, was Snorri Sturleson hat, daß nämlich Sigurd Syr, Olaf's Stiefvater, sich eifrig um die Wirthschaft bekümmert, und Olafr schon als Knabe etwas Größeres im Sinne hat. Daß aber der eigentliche Geist des Mittelalters den Norden noch nicht durchdrungen hatte, als die Sage von Olaf's Jugendjahren sich bildete, zeigt, daß der junge Olaf, der ein Heiliger werden sollte, zu seinem Stiefvater nicht den Gegensatz eines frommen Christen zu einem Unfrommen macht, sondern den eines Knaben, welcher der größte Kriegsheld zu werden verspricht, zu einem Manne, der nicht auf Kriegsthaten denkt, sondern dessen höchstes Thun die Beaufsichtigung seiner Feld- und Schmiedearbeiter ist. Capitel 22 der Einzelschrift enthält wieder einen kurzen Überblick der norwegischen und dänischen Geschichte, und beginnt: Olafr Tryggvason herrschte fünf Winter über Noreg; er fiel in der Schlacht südwärts vor Windland (Wendenland), wie gesagt wird in seiner Geschichte (í sögu hans) ꝛc. Unter dieser Olafs Saga Tryggvasonar ist keine andere zu verstehen, als die von Snorri Sturleson, und was diese in ihrer letzten Partie umständlich enthält, deutet das 22. Cap. der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift einleitungsweise an. Auch dieser Theil der Einleitung ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Snorri Sturleson, als er, wie wir vermuthen, von seiner Olaf's Saga Helga eine Ausgabe als Einzelschrift veranstaltete. Aber das, was Cap. 23 erzählt wird, gibt sich als ein späteres Einschiebsel kund. Es handelt davon, wie der achtjährige Olafr Haraldson sich das Schwert Bláfing von seiner Mutter geben läßt, und sich weigert, es seinem Stiefvater Sigurd Sye in Verwahrung zu geben. Dieses spätere Einschiebsel ist auch nicht einmal an einer passenden Stelle eingeschoben. Capitel 20 ist bereits erzählt worden, wie sein Stiefvater von ihm verlangt, daß er ihm das Pferd satteln soll. Dieser Stellung nach wäre Olafr Haralldsson, als sein Stiefvater diesen Dienst verlangte, noch nicht einmal acht Jahre alt gewesen. Das 23. Cap. beginnt nämlich: Da als Olafr Haralldsson war acht Winter alt, da war er dabeigestättet einen Tag, als seine Mutter Asta suchte in einer Truhe (hirzla). Nun wird erzählt, wie Olafr etwas so Glänzendes darin erblickt, und so die Erzählung eingeleitet, wie er das Schwert Bláfing erhielt. Das 24. Capitel beginnt: Da war Olafr zehn Winter, als Sigurd ihn bat, einzuladen Menschen zum Schmause, und selbst die Zuthaten zu besorgen ꝛc. Olafr

89) Dieses ist in der Weise fein und zwar so ausgedrückt: Asta brachte Olaf'n Bier zu trinken, da sang er die Weise:

Füll das Horn, Weib!
(Es) fiel vom Hengste
Rannveig's Sohn,
Nicht können die Sygnir
Auf Sattelthieren
Wohlwohl fahren:
Bring mir und dir.

Halldor sang eine andere Weise auf Olaf über die Zuträgniß, die zuvor sich gemacht hatte:

Füll das Horn, Weib!
Ich erfuhr, daß widersetze
Sich König Olaf
Mit großem Wunder,
Da, als er sattelte
Seinem Verschwägerten
Einen Bock zu reiten:
Bring mir und dir.

Mágr bedeutet Schwager, Schwiegervater, und hier Stiefvater. Das fær mèr ok thèr, heiße so viel als: bring blos uns zweien, wir zwei blos wollen trinken, eine Mannsperson und das Weib (die Königin Asta). Die zweite Mannsperson Olafr oder rücksichtlich Halldor sollen nichts bekommen.

läßt alles Vieh aufschlachten, und ladet ein mehr als die Hälfte Menschen, als Sigurd gesagt hatte. Sigurd bestößt ihn darüber. Olafr antwortet, daß Könige auf andere Weise zu leben hätten, als ein Bauer (kotkarl), Snorri Sturlesson hat diese Erzählung nicht. Hat er sie schon gekannt, so muß sie ihm natürlich zu unwahrscheinlich gedeucht haben. Der für das Hauswesen so besorgte Sigurd soll dem zehnjährigen Olaf geheißen haben, über die Vorräthe zu walten (radha sialfan tilfaungom) [40]), wörtlich: zu rathen selbst den Zufängen. Zumal wird dieses Verfahren Sigurd's ganz unglaublich, nachdem schon Cap. 20. S. 35 erzählt ist, wie Sigurd seinen Stiefsohn hat durch das Bocksatteln kennen gelernt. Capitel 25 enthält dann wieder eine Partie von Snorri Sturlesan, nämlich das, was in der Heimskringla Cap. 3 steht, eine Schilderung von des jungen Olaf's Leibes- und Geistesbeschaffenheit und seinen Künsten und Fertigkeiten. Capitel 4 in der Heimskringla und Cap. 26 in der Einzelschrift beginnen: Olafs Haralldsson war zwölf Winter, als er flieg auf Heerschiffe das erste Mal. Seine Mutter Assa setzt nämlich zur Waltung (til foreádha) über das Kriegsvolk Hrani'n, den Königspfleger, der oft auf Heerung gewesen. Dann wird weiter erzählt: Da, als Olafr griff zu Kriegsvolk und Schiffen, da gaben die Beistandsmänner (Kriegvolksmänner, lidsmenn) ihm Königsnamen, sowie Sittengewahndeit dazu war, daß die Heerkönige (herkonúngar), welche in der Wiking (auf Raubfahrt) waren, wenn sie waren königgeborne (konúngbornir), sie da trugen Königsnamen sogleich, obschon sie säßen nirgends zu Landen. So in der Heimskringla. In der Einzelschrift lautet die Stelle: Aber als Olafr griff zu Kriegsvolk und Schiffen, da gaben ihm die Beistandsmänner (Kriegsvolksmänner, lidsmenn) Königsnamen, wie Sittengewahnheit dazu war, da, wenn Heerkönige fuhren auf Heerfahrten (i hernadi), wenn sie waren geschlechtgeborne (kynbornir) zu Königsnamen, obschon sie säßen nicht zu Landen, sogleich als sie waren Heerkönige (herkonúngar). Diese Stelle kann zugleich als ein Beispiel solcher Stellen gelten, wo die beiden Ausgaben nicht ganz buchstäblich, sondern nur dem Inhalte nach übereinstimmen. In andern Stellen stimmen sie wieder ganz buchstäblich überein. In andern aber sehr wenigen sind dann wieder größere Abweichungen, als in der oben mitgetheilten Stelle. Solche Abweichungen veranlaßten die Abschreiber theils absichtlich, theils wurden sie auch herbeigeführt, wenn der Abschreiber dieses nicht im strengen Sinne war, sondern dictirt erhielt. Man würde nur verwirrte Erzählungen von den Kriegsthaten Olaf's haben, die er unter Leitung seines Pflegers Hrani sieben Jahre im Auslande übte, wenn nicht der Skalde Sighwat, dessen Vater Thar Olaf'en auf einem Theile seiner Streifzüge gefolgt war, des Königs Thaten auf diese Weise verewigt hätte, daß er angegeben hat, an welchem Orte jede Schlacht geschlagen worden. Zwar enthalten diese Strophen, welche Snorri Cap. 4 u. 5, und Cap. 9 u. 10. Cap. 12—18 in der Heimskringla, und Cap. 26 und 27. Cap. 31—38 in der Einzelschrift hat, nicht viel mehr als die Angabe der Gegenden, wo sich der junge König schlug und siegte, aber diese Angabe ist wichtig, um zu sehen, wie weit er herumstreifte, und wie diese Schlachten auf einander folgten, denn Sighwat bezeichnet die Schlachten zugleich zählungsweise, und gelangt so zur 13. Schlacht. Dazu hat Snarri nach die Schlacht von Karlsa (in Portugal), die aber durch keine Strophe belegt ist, und das 18. Capitel in der Heimskringla hat die Überschrift: die funfzehnte Schlacht. Doch erzählt Snorri selbst keine Schlacht, sondern nur, wie Olaf in Peitoland [41]) heeret, und die Kaufstadt Varranti verbrennt. Dieses belegt Snorri durch eine Strophe Sighwat's, welche besingt, wie Olafr an der Loire, dort wo alte Spieße zersprangen, und die Stadt in Peitoland verbrennt. Ohne Schlacht ist es also, da alte Spieße dort zersprangen, nicht abgegangen, und die Capitelüberschrift hat Recht, obgleich Sighwat es nicht als 14. Schlacht aufführt. Also 14 Schlachten werden durch Sighwat's Strophen belegt, die Schlacht von Karlsa, welche in der Capitelüberschrift als 14. aufgeführt wird, nicht. Daß Olafr in Peitoland geheeret, belegt Snorri auch durch eine Halbstrophe Ottar's Swarti's: Junger schlachtfroher König, du erlangtest, du verödest Peita! Führer! du versuchtest den gerötheten Schild auf Tuskaland. Dieses ist doch wol kein anderes Land als Toscana. Sighwat erwähnt hiervon nichts. Auch läßt Snorri Sturlesan den König Olafr westwärts blos in die Karlsar (Karlsströme) kommen. Er heeret dort, hat eine Schlacht, liegt in den Karlsar und gedenkt zu segeln hinaus in den Nörwasund [42]), und von da nach Jorsalaheim (Jerusalemsland). Aber ein schrecklicher Mann erscheint ihm im Traum, und heißt ihn zurück zu seinen Odalen (Erbbesitzungen) fahren, denn er werde König über Norwegen werden zum Ewigleben (für die Ewigkeit), nämlich immer als heiliger Olafe über Norwegen für alle Zeiten herrschen. Durch diesen Traum bewogen, segelt Olafr heimwärts. Wie aber, wenn Olafr auf seinen siebenjährigen Raubfahrten wirklich in das mittelländische Meer gesegelt wäre, aber diese Partie unglücklich abgelaufen wäre, und Sighwat deshalb sie nicht hätte verewigen wollen? Doch würde man es Olaf'en immer als hohen Ruhm angerechnet haben, daß er schon vor Sigurd dem Jerusalemfahrer durch den Nörwasund gefahren wäre. Für Tuskaland, Toskaland sind andere Lesarten Stúlkaland. Tyskaland. Wir vermuthen daher, daß die ursprüngliche Lesart Byskaland gewesen, und Biscaya darunter zu verstehen. Den Isländern war aber wegen ihrer Wallfahrten nach Rom Toskona bekannter, und so konnte sich für Byskaland leicht Tuskaland dem Höree oder Schreiber einschieben. Die Schlacht im Biscapischen, deren blos Ottar Swarze gedenkt, übergingt vielleicht Sighwat, weil es keine siegreiche Schlacht war, auch nennt es Ottar vorsichtig nur einen Versuch der Schilde. So erhalten wir 15 durch gleichzeitige Skalden belegte Schlachten [43]), von denen die beiden letzten

40) Über tilsöng vergl. säng bei F. Wachter 2. Bd. S. 38.

41) Poitou. 42) Straße von Gibraltar. 43) Nämlich

die eine im Biscapischen, die andere an der Loire ist. Außer der von uns betrachteten Halbstrophe enthält diese noch Strophen von Ottar, nämlich Cap. 4 d. H., Cap. 26 d. E. Schr. [43]), wie Olafr zuerst nach Dänemark und von da nach Osten segelt. Capitel 6 d. H., Cap. 27. d. E. Schr., wie er das Volk in Gautland zwingt, Schatzung zu zahlen, Cap. 12 d. H., Cap. 31 d. E. Schr., wie er die Brücke von London bricht und Adalrad'en wieder in sein Reich einsetzt, Cap. 13 d. H., Cap 32 d. E. Schr., wie er die Hringmaraheidi (in England) mit Blute röthet, Cap. 14 d. H., Cap. 33 d. E. Schr., wie er die Engländer nöthigt, Schatzungen (gjöld, Gelder, Strafgelder, hier sowie oben Brandschatzungen) zu zahlen. Am meisten hat in dieser Partie von Olaf's siebenjährigen Kriegen die Kritiker seine Heerfahrt in Schweden beschäftigt. Hierbei wird nun die Schlacht von Sotasker, welche Olaf's erste Schlacht war, durch die Strophe Sighwat's Cap 5 d. H., Cap. 26 d. E. Schr., S. 41 belegt. Was darauf das 6. Cap. d. H. und das 26. d. E. Schr. S. 41 u. 42 von Olaf's Heerfahrt in Schweden enthält, ist ohne Belegung durch eine Liederstelle, und hier wäre sie am nöthigsten gewesen, da eine außerordentliche That darin erzählt wird. König Olafr ist in den Mälarsee geschifft. Olafr der Schwedenkönig zieht ein Heer zusammen. Olafr Haralldson fährt hinaus in den Stokksund, und kann dort nicht hinauskommen, indem vor dem westlichen Sund ein Castell ist, und im Osten ein Mannsheer. Olafr hört, daß der Schwedenkönig ist auf die Schiffe gekommen, und gedenkt an sie anzulegen (zur Schlacht). Da läßt Olafr den moorigen Rand (fitina) bis zum Meere durchgraben. Es ist grade Regen. Die Flüsse ergießen sich in den Mälarsee und nicht ins Meer selbst. Daher stürzt das Wasser aus dem Stokksund wie ein Wasserfall. Olaf's Graben auch hat so nicht Mangel an Wasser, und sogar Strom, und seine Schiffe kommen mittels der Segel und der Ruder unbeschädigt in das Meer hinaus. Der Graben heißt nun Königssund, und kann mit großen Schiffen nicht befahren werden, als wenn das Wasser am höchsten gestiegen ist. Die Sache ist an sich nicht unmöglich [44]). Sicher ist es, wenn es reine Sage sein sollte, eine sehr gangbare. Im 71. Cap. d. H. S. 86 und im 72. Cap. d. E. Schr. legt Snorri dem Schwedenkönige in den Mund: und ist das wunderlich, daß er sich nicht erinnert dessen, daß er entkam auf das Nöthiglichste (mit der größten Noth) hinaus aus dem Lögr (dem Mälarsee), da, als wir Schweden ihn hatten eingeschlossen (burgt) im Löge ꝛc. Ja! es scheint, als wenn die Sage bei den Schweden auch wirklich im Gange gewesen wäre. Snorri sagt nämlich Cap. 26. S. 6 d. H, Cap. 26. S. 41 d. E. Schr.: Aber das ist Sagung eines Theiles der Menschen, daß die Sviar (Schweden) es gewahr wueden, da als die (und) Olafr hatten ausgegraben den moorigen Rand (fitina), und gedachten zu verwehren dem Könige Olaf, daß er führe dort hinaus. Aber als die Wasser ausgruben auf beiden Seiten, da fielen die Ufer, und das Volk mit, und ging verloren (tyndiz) dadurch eine Mannsfülle (Fülle Menschen). Aber die Sviar widersprechen diesem, und zählen (es als) Verhöhnung (telia hegóma), daß dort wären Menschen umgekommen (faeriz) [45]). Hier wird also angenommen, daß auch die Schweden von der Einschließung Olaf's gewußt, und davon, wie er aus dem Stokksund durch Grabung eines Canals gekommen. Nur das wollen die Schweden nicht zugeben, daß sie auch noch Leute dabei eingebüßt. Ein Theil der Nordmannen begnügte sich nämlich nicht an dem schon an sich wundervollen Entkommen des Königs Olaf's; es mußten dabei auch noch eine Fülle Schweden das Leben verloren haben. Dem, daß Sighwat gänzlich schweigt und nur als erste Schlacht die von Sotasker, und als zweite die in Eyfysla (Oefyffel) verewigt, setzt man entgegen, daß es Sighwat in seiner Drapa absichtlich übergangen habe, weil die Fahrt in den Mälarsee einen unglücklichen, wenigstens nicht ruhmvollen, Ausgang hatte, nämlich in einer Zeit nicht ruhmvoll, wo man vorzüglich die Tapferkeit des Preises werth fand, und den Ruhm, welchen z. B. Hannibal durch seine Kriegslisten gewann, weniger schätzte. Aber es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß sich Olafr oder vielmehr sein erfahener Pfleger, in den Mälarsee gewagt haben sollte, da vor dem Stokksund ein Castell war. Auch nimmt man an, daß es in dieser Zeit, in welche es Snorri setzt, nicht wohl geschehen sein könne, weil Olaf damals nur eine geringe Heerschar gehabt habe, und sich schwerlich damit nach Schweden hinein gewagt haben würde [47]). Der Name Stokholm könne, wie man be-

14 durch Sighwat und die 15. durch Ottar. *Torfaeus*, Hist. Rer. Norveg. Vol. III. p. 34. Sighwat habe 20 ordentliche Schlachten besungen, die König Olaf gehalten, aber diese Bemerkung des Skalden Sighwat bezieht sich auf Olaf's ganzes Leben, nicht blos auf seine Jugend. Snorri sagt nämlich (Cap. 261 in d. H., Cap. 232 der E. Schr.): König Olafr war da Halbvierziger an Alter (d. h. 35 Jahre), als er fiel nach Sagung (at sögn) des Priesters Ari des Kundigen, er hatte gehabt 20 Schlachten; so sage Sighwat: Sumir tvídh etc.; er nennt sie fólk orrustur, Volksschlachten; fólk bedeutet aber auch Schlachtreihe, Schlachtordnung, also Schlachten, in welchen beide Heere ordentlich in Schlachtordnung aufgestellt waren. Für at sögn steht in der Heimskringla bei Peringskiold S. 823 at sögu, bei Schöning S. 394 at sögo, andere Form für sögu, also nach der Geschichte. Doch ist das at sögn der Einzelschrift das Eigenartige und wahrscheinlich auch in der Heimskringla die ursprüngliche Lesart. Vergl. F. Wachter a. O. S CIX.

44) Wir bezeichnen nun der Kürze halber Heimskringla durch H., und die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift durch E. Schr.

45) Man vergl. z. B. ein ähnliches Entkommen im Arr. Dragut. 46) Hierfür hat die Einzelschrift: Nú er that sumra manna sögn, nun ist das Sagung eines Theiles der Menschen, daß die Swiar es gewahr wurden, da, als der König hatte ausgraben den moorigen Rand (fitina), und das Wasser fiel hinaus, daß die Schweden da fuhren zu mit Mannehrer, und verloren gingen (tyndist) dadurch eine Mannsfülle (Menschenfülle); aber die Swiar widersprechen diesem und achten das Verhöhnung (kalla that hégóma), daß Menschen dort umgekommen wären (faeriz). Dieses ist zugleich ein Beispiel von den nicht seltenen Abweichungen in dem Vortrage zwischen der Heimskringla und der Einzelschrift, während sie an den meisten andern Stellen buchstäblich übereinstimmen. 47) Dieses stellt P. E. Müller in seiner

merkt findet[48]), ein Stück von einem Holme bedeuten, oder einen ausgestochenen, oder ausgeschnittenen Halm (von stókva, stockeit) und die Sage veranlaßt haben. Nach unserer Meinung ist Stokholm darum so genannt, weil es am Stokfund erbaut ward, und der Stokfund hatte seinen Namen, weil er ganz die Gestalt eines Stockes aber Stabes hatte, oder auch, weil er ein Sund in echtester Bedeutung war, ähnlich wie wir Stockente, Stockaar, stockfinster ꝛc. sagen. Die Sage aber entstand, weil ein kleiner Nebensund, ein natürlicher oder wahrscheinlicher ein gegrabener[49]), der Königsfund hieß. Später wußte man nicht, wie er diesen Namen erhalten hatte, wußte aber von einem unglücklichen Streifzuge Olaf's Haralldson's nach Schweden und brachte mit diesem berühmten Könige die Entstehung des Königsfundes in Verbindung. In der mährchenartigen Bearbeitung der Einzelschrift der Olaf's Saga Helga in der Flateyarbok ist die Sage von Entstehung des Königsfundes so ausgeschmückt worden, daß sie hier nicht mehr Sage genannt werden kann, sondern den Namen Mährchen erhalten muß. So z. B. bewirkt Olaf's Gebet, daß, als er an das Vorgebirge segelt, welches von Agnafit geht, die Erde entzwei springt bis zur See mit so gewaltigen Großzeichen, daß ꝛc. Weiter unten heißt es dann: Das heißt seitdem Königsfund, aber Stokkholmr das, was abspeang zwischen der Mündung und dem Königsfunde. Auch anderwärts findet man die Sage ausgeschmückt. So läßt Olaf Schooskönig den Stackfund oder Auslauf des Mälars mit Ketten sperren (s. Dalin's Gesch. d. R. Schweden. 1. Thl. C. 20. S. 470). Zwei andere Mährchen finden sich in der Partie von Olaf's Jugendthaten im Auslande, auch in der ältern Einzelschrift der Olaf's Saga Helga, von welchem das gleiche Geschichtswerk in der Heimskringla keine Andeutung hat. Nachdem nämlich Snorri Olaf's Geschichte bis dahin geführt hat, daß dieser nach Westen in die Karlsar (Karlsströme) gesteuert ist, und dort heerte und eine Schlacht dort hat, wabei die Einzelschrift noch hinzufügt: und fing (erlangte) den Sieg, hat sie Cap. 35 und 36 zwei Mährchen. Capitel 35 beginnt sie: So wird gesagt, daß die Heiden[50]), welche dort herrschten in Kaelsar bebluteten (blótadi, durch Blutopfer verehrten), zwei wunderbare Geschöpfe zum Beistande für sich, die, welche stärker wurden als ihre Widerstandsmänner (Gegner), das eine war eine Meerriesin (margygr) ꝛc. Die Macht des Gesanges dieser Margygr und ihre Gestalt wird nun so beschrieben, daß man darin sogleich erkennt, daß es nicht aus dem nordischen Volksglauben geschöpft ist, sondern dem Maler hat eine Sirene sitzen müssen. Zum Überflusse heißt es weiter unten noch: thetta skrimsl, er í bókum kallast súrna edha hyrenur etc. Dieses und das folgende Capitel sind also aller Wahrscheinlichkeit nach[51]) aus einer lateinischen Schrift über Olaf den Heiligen geschöpft worden. Auch ist die Schreibart von dem schönen kräftig einfachen, gedrängten Styl Snorri Sturleson's weit entfernt. Olafr wird von dieser Sirene angegriffen, und erlegt sie. Im folgenden Capitel ist die Erzählung, wie Olafr und die Seinen das Silber aus einem Opferhügel (blóthaugr) nehmen und zu den Schiffen tragen. Olafr bleibt allein zurück. Ein fürchterlicher Eber bricht aus dem Walde hervor. An ihm hatten die Menschen des Landes gaaße Religion, á honum höfdhu landsmenn mikinn átrúnadh[52]) (Zutrauung). Olafr wird von diesem Eber angegriffen und erlegt ihn. Seitdem nannte Olafr das Schwert Hneitir, das vorher Baesingr hieß ꝛc. So wird geschickt der Baesingr mit dem Hneitir, wie eigentlich Olaf's Schwert hieß, zu einem und demselben gemacht. Da Olafr in der Nordmandie (Normandie) überwintert, so thut Snorri sehr zweckmäßig einen Blick auf die Herzoge (Jarlar) der Nordmandie, und bemerkt dann von Gaungo-Rolf, welcher die Nordmandie gewann: Er war der Sohn Rögnwalld's des Jarl von Märi, wie vorher geschrieben ist. Dieses hat Snorri in der Saga Haralld's des Haarschönen gethan, Cap. 24 (bei F Wachter, 1. Bd. S. 201—204). In die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift ist diese Geschichte Olaf's Gaunga-Rolf's nebst der schönen Weise, welche Hilldur, Gaungo-Rolf's Mutter, singt, buchstäblich aufgenommen, und diese Einschaltung macht sich ganz zweckmäßig, weil sie erklärt, wie Olafr in der Nordmandie Friedland erhält, da er doch zwei Sommer und einen Winter westwärts in Walland (Gallien, Frankreich) geheert hat. Diese Einwebung kann daher recht gut von Snorri herrühren, wenn er es ist, der seine Olaf's Saga Helga auch als Einzelschrift herausgab. Nachdem Snorri Olafen bis dahin begleitet, daß er in der Nordmandie überwintert, bereitet er die Darstellung seiner Heerfahrt nach Norwegen passend dadurch vor, daß er Nachricht gibt von den Großmännern, welche bis dahin dem getheilten Norwegen vorgestanden, nämlich von Erlingr Skialgsson, Olaf Tryggvason's Schwager, Einer Thambarskelfir und vorzüglich dem Jarl Eirik, C. 20—23 in der Heimskringla. Wäre Jarl Eirik, der so berühmt geworden, daß er die beiden größten Schlachten jener Zeit, die Schlacht gegen die Jomswikingar und die

Untersuchung über Snorri's Quellen und Glaubwürdigkeit im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 291 entgegen, nimme aber an, daß man glauben müsse, Olaf habe wirklich einmal einen Streifzug nach Schweden gemacht, weil Snorri Cap. 71 die von uns oben angeführte Rede dem Schwedenkönige in den Mund legt. Man müsse also annehmen, das Olaf's Zug im Ganzen unglücklich gewesen, daß er mit Noth daraus entschlüpfte, und daß Sighwat deshalb nicht ausdrücklich davon spreche in seiner Drapa.

48) *Torfaeus* Vol. III. p. 83. 49) Wahrscheinlich ein gegrabener. Das Wasser stürzte sich sehr gedrängt aus dem Stokfund ins Meer, man mußte daher leicht darauf kommen, einen Kanal für kleinere Schiffe zu graben. Dieses that der Schwedenkönig. Daher hieß der Kanal König-sund, und man erfand später, als man dieses nicht mehr wußte, jene Sage dazu. 50) Die Heidhingar sollen doch wol die moslimischen Araber in Portugal sein. Zwar brachten die keinen Sirenen Blutopfer, und noch weniger Ebern, den verabscheuten Thieren. Doch ist das Mährchen im Geiste des übrigen Mittelalters ersonnen, ähnlich wie die teutschen Gedichte des Mittelalters diese Heiden, wie sie die Moslim nennen, nebst dem Machmet (Muhammed) auch den Apoll (Apollon) anbeten lassen.

51) Auch kommt nättúra darin vor, welches Snorri Sturleson nicht braucht. 52) Nom. átrúnadhr, fiducia, religio.

Schlacht von Swöldr gegen Olaf Tryggvafon siegreich geschlagen, nicht zeitig gestorben; Olafr würde kaum gewagt haben, es zu unternehmen, sich auf den königlichen Hochstuhl von Norwegen zu setzen. Über den Erlingr Skialgsson webt Snorri Cap. 21 Strophen von Sighwat ein. So auch die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, hat aber die Nachrichten von Erlingr Skialgsson in anderer Folge, nämlich 43 unmittelbar vor der Darstellung, wie Olaf mit dem Jarl Hakon, dem Sohne des Jarls Eirik, im Saudungssund zusammentrifft. Capitel 39 hat sie das von Einar Thambarskleisir und dem Jarl Eirikr, was im 20. Cap. in der Heimskringla steht. Capitel 40 handelt die Einzelschrift dann von der Botschaft des Königs Knut's an den Jarl, und wie dieser nach England reiset. In der Heimskringla dagegen wird im 21. und 22. Cap. vom Erling Skialgsson gehandelt [53]), und dann Cap. 23 von Knut's Botschaftssendung an den Jarl Eirik und dessen Reise und Thaten in England. Beide, die Heimskringla und die Einzelschrift, haben Strophen aus der Eirik's Drapa von Thordr Kolbeinsson, erzählen dann (Cap. 24 d. H., Cap. 40 d. E. Schr.) wie König Knut die Söhne Adalrad's vertreibt, nebst einer Stelle aus Sighwat's Knut's Drapa, und (Cap. 25 d. H., Cap. 4 d. E. Schr.) wie Adalrad's Söhne nach Walland (Frankreich) kommen, mit Olaf Bündniß schließen, und dieser seinen Pfleger Fostri nach England sendet, um dort durch Geld Kriegsvolk auf ihre Seite zu bringen, und (Cap. 26 d. H., Cap. 40 d. E. Schr.) wie Olafr und Adalrad's Söhne nach England fahren, die Stadt (borg) Ingafurda erobern, des Königs Knut's Mannen ein Heer zusammenziehen, Adalrad's Söhne nicht stark genug sind, und nach Walland (Frankreich) zurückfahren, Olaf hingegen nach Nordimbraland segelt und dort im Hafen Furowalld Sieg und Kaufmannsgüter gewinnt. Darauf erzählt die Einzelschrift Cap. 41, wie Olaf's Schiffe, als er in Irland heeret, trocken gelegt werden, die Iren ein großes Heer sammeln, und Olafr nur durch ein Gelübde und durch Gebet sich und die Seinen und die Schiffe rettet. Snorri in der Heimskringla hat von dieser ganzen Erzählung keine Andeutung. Sie ist also später in die Olaf's Saga Helga eingeschoben. Da die wirkliche Geschichte Olaf's von seinen Jugendthaten nichts als Raubfahrten und Schlachten wußte, so mußte den Spätern bedenklich scheinen, wenn nicht an das Ende jener Raubfahrten eine erbauliche Geschichte gesetzt würde, und daher jene legendenartige Erzählung, welche das 41. Cap. der Einzelschrift hat. Doch damit war man nicht zufrieden, man ließ das 42. beginnen: Da, als König Olafr hatte geheert und gestoßen grimmiglich die heidnischen Völker durch die Eylande und Landzungen (audnes), Danmörk und Swithjod, Austrvegir (Ostgegenden) und Vallend (Frankreich), Irland, England, wandte er mit seiner Fahrt zurück. In der Heimskringla steht diese Stelle nicht, und es läßt sich mit Sicherheit schließen, daß sie erst später in die Olaf's Saga Helga eingeschoben. Wir haben oben, wo von den Heiden des Landes der Karlsar die Rede war, die Benennung in dem Sinne genommen, wie es im Mittelalter überhaupt von den Moslemim gebraucht ward. Aber diese Stelle hier überhebt uns, bei der obigen Stelle an die Muhammedaner zu denken. Gab es damals in Frankreich, Irland, England und Dänemark [54]) noch heidnische Völker, warum hätte es solche nicht auch im Lande von Karlsar geben sollen? Der spätere Einschieber von mährchenhaften Stellen hätte so, wenn die Thatsache wahr wäre, daß Olafr die heidnischen Völker geheert und gestoßen hätte, die Erzählung von seinen Raubfahrten passend geschlossen. Capitel 42 d. E. Schr. und Cap. 25 in d. H. handelt von Olaf's Fahrt nach Norwegen. Der reinen Sage müßte es heimzufallen scheinen, wenn auch in der Heimskringla erzählt wird, Olaf habe die Langschiffe zurückgelassen, und zwei Knörror (Kaufschiffe, Handelsschiffe) gerüstet, und mit 220 allbepanzerten Mannen besetzt, wenn die eingewebte Strophe des gleichzeitigen Skalden Ottar nicht bezeugte, daß Olafr zwei Knörror gerüstet, und bemerklich machte, daß es nicht blos dichterisch für Schiffe stehe, indem er sie auch kaupskip (Kaufschiffe, Handelsschiffe) nennt, und wenn ferner nicht aus Folgendem hervorginge, daß Olafr nicht nach Norwegen gefahren war, um es sogleich mit Waffengewalt zu erobern, sondern sein Plan war, nach und nach sich von den Bonden der einzelnen Landschaften zum Könige annehmen zu lassen. Bei den Bonden war die Hauptmacht. Wäre er mit Heerschiffen gekommen, so wäre sogleich Heerlauf geworden. Er hätte sich mit den Bonden schlagen müssen, und sie wären ihm sogleich abgeneigt geworden. Überdies hatte Olafr seinen Stiefvater, an dem er eine Stütze finden konnte, und auch fand. Daß er den Jarl Hakon zuvor fing, lag nur in einem glücklichen Zufalle, und wurde allerdings dadurch nur möglich, daß Olafr auf Kaufschiffen, nicht auf Langschiffen, gekommen war. Die Verfasser der Sögur lieben die Ereignisse so überraschend als möglich darzustellen, und so scheint es als ungemeine Kühnheit, und als außerordentliches Glück, welches diese Kühnheit begleitet, daß Olafr nur mit zwei Kaufschiffen ankommt, um sich auf den Königsstuhl von Norwegen zu setzen. Nehmen wir aber an, daß er, bevor er es wagte, nach Norwegen zu schiffen, sich durch vertraute Sendemänner mit den Freunden seines Vaters und seinem Stiefvater in Verbindung gesetzt, und sich zuvor des Letztern Beistandes versichert habe, so fällt das Unglaubliche hinweg, welches die Erzählung hat, wie sie sich jetzt vorfindet. Nach ihr läßt sich Sigurd Syr nur ungern, und nur, weil sein Stiefsohn

53) In der Heimskringla ist die Anordnung insofern zweckmäßiger, da wir dadurch einen Gesammtüberblick erhalten, wie es damals in Norwegen aussah. In der Einzelschrift wird hingegen diese Übersicht unterbrochen. Die Anordnung, die sie befolgt, ist aber insofern nicht unzweckmäßig, als sie als Vorbereitung zu dem, was Cap. 45 erzählt wird, näher herangebracht wird. Beide Anordnungen, die in der Heimskringla und die in der Einzelschrift, verfolgen künstlerische Zwecke und sind in ihrer Art zweckmäßig, daher kann auch die Anordnung in der Einzelschrift von Snorri herrühren, wenn er die Ausgabe der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift selbst besorgte.

54) Selbst in Schweden war das Christenthum kürzlich angenommen worden.

schon da ist, dazu bewegen, ihm seinen Beistand nicht zu entziehen, daß er Volkkönig von Norwegen werde, und Asta und Sigurd werden von des Sohnes Ankunft ganz überrascht. Weit wahrscheinlicher ist jedoch, Olafr habe sich schon vorher mit seinem Stiefvater in Unterhandlung gesetzt gehabt, und von diesem umsichtigen Manne ist es zu erwarten, daß er seinem Stiefsohne den Rath ertheilt habe, seine Wikingar zu entlassen [55]), und nur heimlich und mit geringer Schar nach Norwegen zu kommen, und zu suchen nach und nach seinen Zweck zu erreichen. Wäre er hingegen mit Kriegsschiffen und ausländischen Wikingen gekommen, so hätte er sogleich alle Bándor gegen sich gehabt. Es ist anzunehmen, daß er nur mit den Norwegern zurückgekommen sei, mit denen er ausgefahren, und daß er, da viele von diesen gefallen sein mußten, nur die auserlesensten Krieger zur Ergänzung genommen habe. Daß Olafr Hakon's Schiff und sie selbst gefangen genommen, belegt Snorri (Cap. 27 d. H., Cap. 44 d. E. Schr.) durch eine Strophe von Ottar, und daß sie sich im Södungsund trafen, durch eine Strophe von Sighwat. Doch ist das 44. Cap. d. E. Schr. nicht frei von einem spätern Einschiebsel; es beginnt: So wird gesagt, daß ein finnischer Mann auf dem Schiffe des Königs Olaf war ꝛc. Er weissagt, daß Jarl Hakon noch diesen Tag auf einem Schiffe hierher (in den Saudungasund) kommen werde. Diese Sage von dem weissagenden Finnen, und wie Olaf's Kriegsvolk ihn mit dem Tode bedrohe, da sie es für eine Lüge halten, hat der Cod. A allein. Zu bemerken dabei ist, daß die Sage nicht im christlichen Geiste des Mittelalters erfunden ist. Nach ihm hätte ein christlicher Heiliger weissagen müssen, und kein zauberkundiger Finne. Aber die Kunst der Finnen war zu gangbar unter den Nordmannen, als daß nicht auch den christlichen Erfinder der Sage ein Finne hätte wider seine Absicht beschleichen sollen, ähnlich wie dem Olaf Tryggvason zwar auch ein Einsiedler und ein Abt weissagen, aber die Oddische Olaf's Saga sich doch auch noch duech einen Finnen überraschen läßt. Freilich war ein Finne als Weissage (spámadr) auch in anderer Beziehung bequem. Der christliche Olaf Haralldson brauchte ihm nicht zu glauben, und konnte ihn in Verwahrung setzen lassen. Doch ist immer merkwürdig, daß der Norden sich nicht so völlig vom christlichen Geiste des Mittelalters durchdringen ließ, als das übrige Europa. Nach diesem strengen Geiste hätte in der Lebensgeschichte eines Heiligen die Kunst der Finnen nicht als wahr besunden werden dürfen. Es ist sonderbar! Als am unverträglichsten mit dem Christenthume wurde die Zauberkunst betrachtet, und das Verbrennen der Seidmänner war in christlichen Augen das höchste Verdienst, und hier wird die Kunst der Finnen als wahrhaft seiend in die Geschichte dessen eingeführt, welcher der größte Heilige des Nordens werden soll. Es läßt sich mit Sicherheit schließen, daß die Sagen, welche in Snorri's Geschichtswerk später eingeschoben worden sind, nicht einen und denselben zum Dichter haben. Oben rettet sich Olafr durch christliches Gelübde und Gebet, und seine Raubfahrten werden für Bedrängungen der heidnischen Völker ausgegeben, und hier hat Olaf einen Finnen auf seinem Schiffe, zwar nicht als Weissagen, aber er weissagt ihm doch und zwar Wahres. Wäre nicht hierzu ein Abt oder ein Bischof tauglicher gewesen? Es läßt sich also mit Sicherheit schließen, daß diese verschiedenen spätern Sagen, von welchen Snorri nichts hat, verschiedene Erfinder haben, von denen nicht alle dabei an den heiligen Olaf dachten. Snorri selbst, in seinem großen Geschichtswerke, ist ein so behutsamer Geschichtschreiber, daß er Olaf'en nicht eher Olaf'en den Heiligen nennt, als für die Zeiten, in welchen er dafür galt. Capitel 30 sagt: König Olafr der Dicke (hin digri) wendet nun ostwärts mit Lande ꝛc. Die Einzelschrift Cap. 46 hat dafür blos: König Olafr, obgleich auch sie vorher den König Olafr Tryggvason erwähnt. Wahrscheinlich war einem spätern Abschreiber dieser Beiname verdrießlich, und er ließ ihn hinweg. Doch wagt auch er noch nicht Olaf'en den Heiligen für solche Zeiten zu nennen, für die er es noch nicht war. Die Isländer sind hierzu zu fein, weil es einen zu unangenehmen Contrast macht, wenn der unheilige Dinge begeht, der dabei der Heilige genannt wird. Dagegen sind sie Meister in Contrasten, durch welche auf den Helden ein vortheilhaftes Licht geworfen wird. Der schon als Knabe auf Großes sinnende Olafr macht den Gegensatz zu seinem Stiefvater, den König Sigurd, den eifrigen Beaufsichtiger der Wirthschaft. Dieser Gegensatz wird auch später nicht aufgegeben. Die Sendermänner, welche Olafr abschickt, um Sigurd'en von seiner Ankunft zu benachrichtigen, treffen diesen auf dem Acker, wie er die Geschäfte der Ernte beaufsichtigt. Snorri beschreibt dann, wie Sigurd, der sorgsame Landwirth, angethan war, und weiter unten, wie er sich umkleidet, den Hengst besteigt, und Olaf'en entgegenreitet. Er empfängt ihn und sein Kriegsvolk sogleich vom Pferde aus. Alle diese Umständlichkeit hat nur Sinn, wenn wir es als Rückblicke auf Olaf's Jugend nehmen, namentlich auf das Satteln des Bockes statt des Rosses. Mit den lebhaftesten Farben wird auch geschildert, welche Anstalten Asta zur Bewirthung ihres Sohnes trifft. In Beziehung hierauf findet man dieses bemerkt. Die Art und Weise, wie die Altern Olaf'en empfangen, wird mit so lebendigen Farben gemalt, daß man nicht daran zweifeln kann, daß Einige von den vielen Augenzeugen sind, welche diese Schilderung entworfen haben. So P. E. Müller [56]). Wie hätte sich aber dieses umständliche Gemälde in der Überlieferung treu erhalten können? Wie hätte man es als wichtig im Ge-

55) Es ist nämlich nicht glaublich, daß Olafr seine vielfältigen Raubfahrten nur mit 200 oder 220 Mann sollte gemacht haben, sondern er hatte aller Wahrscheinlichkeit nach mehr Wikingar in seinen Dienst genommen, entließ sie aber nun, da er aus einem See- und Heerkönig ein König werden wollte, der Land hatte, und zwar ein Thiódkonungr, König über ein ganzes Volk, während sein Vater blos Fylkiskonungr gewesen war. Vergl. F. Wachter 1. Bd. S. 89, 156.

56) So P. E. Müller, Anderssögelse an Snorre's Kilder og Troværdighed, Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate im 6. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 292.

Digitized by Google

dächtnisse fortpflanzen sollen, welche Kleider Sigurd auf dem Felde angehabt, und welche er dann angethan, oder wie viel Dienstweiber Asta zu diesem oder jenem Geschäfte verwendet habe? Man muß es als Phantasiestück ansehen. Merkwürdig nachdem Snorri genau beschrieben, wie Sigurd auf dem Felde angethan gewesen, fährt er fort: So wird gesagt von der Gemüthsbeschaffenheit [57]), daß er war ein großer Geschäftsmann (eyslomadr mikill) und Zurüstungsmann (úmbúnamadr) um sein Vermögen (fé) [58]) und Landwirthschaft (bú), und waltete selbst über die Zurüstung [59]). Kein Prachtmann (skartsmadr) war er, und sehr wenigredig (fámáligr); er war aller Menschen verständigster (vitrastr) derer, welche damals waren in Noreg, und reichster an losem Gute [60]) (Gelde) und ungierig (úágiarn, d. h. strebte nicht nach dem Gute anderer) [61]). Diese Hauptsachen bezeichnet er also als Sage, die kleinen Umstände, welche daraus folgen, trägt er als wirkliche Geschichte vor. Snorri will also nur bei wichtigen Gegenständen kritisch zu Werke gehen, bei unwichtigen nicht. War Sigurd einmal haushälterisch, so folgte auch daraus, daß, wenn er die Feldarbeit beaufsichtigte, er so und nicht anders gekleidet war, und daß er dann, wenn er seinen Stiefsohn, der unterdessen Heldenruhm erlangt hatte, würdig empfangen wollte, bessere Kleider anthat. Die nähere Beschreibung davon muß als Phantasiestück gelten, ebenso auch, wenn genau beschrieben wird, wie Asta die Stube ausstatten läßt, in welcher ihr Sohn gastlich empfangen werden soll. Solche Schilderungen haben für uns ungemeine Wahrheit, weil Snorri Sturleson sie aus dem Leben schöpfte. Sein Geschichtswerk kann nur in Beziehung auf die wichtigen Dinge als solches gelten, in Beziehung auf die kleinen unwichtigen Nebenumstände kann es nur als reine Sage gelten, und scheint größtentheils Phantasiestück von ihm selbst zu sein, oder wie wäre z. B. im Gedächtnisse so lange Zeit hindurch bewahrt worden: Asta stand sogleich auf, und rief die Männer und Weiber [62]) an, sich zu bereiten, wie bestens; sie ließ nehmen vier Weiber die Ausstattung der Stube [63]), und anrichten sie schnell mit Zelten (Tapeten) und durch Bänke; zwei Männer (karlar) trugen den Halm (Streu) auf den Boden (golf), zwei setzten den Trinktisch und das Schaftgefäß [64]); zwei setzten den Tisch [65]), zwei setzten die Speise, zwei sandte sie fort von dem Wohnorte [66]), zwei trugen herein das Bier (öl), aber alle andere, beides Weiber und Männer, gingen hinaus in den Hof [67]). Wir nehmen nicht an, daß Snorri die ganze Sage von Olaf's Empfange erfunden habe, und sie scheint berühmt gewesen und oft erzählt worden zu sein. Aber jeder Sagenerzähler kam dabei dem Gedächtnisse durch seine Phantasie zu Hilfe. Snorri wußte, was es bei Erzählungen von so ausführlicher Umständlichkeit für eine Bewandtniß hatte. Er macht daher bei unwichtigen Nebenumständen den Kritiker nicht, und hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach selbst erlaubt, was sich die Sagenerzähler gestatteten. Nur durch die Annahme, daß Snorri im Betreff der kleinen unwichtigen Nebenumstände selbstschöpferisch verfuhr, ist erklärlich, warum diese Gemälde alle in der Heimskringla ein und dasselbe schöne Gepräge an sich tragen. Das Gemälde der Geschäftigkeit der Dienerschaft zu Hause macht den Gegensatz zu der Geschäftigkeit der Arbeitsleute Sigurd's auf dem Felde: König Sigurd Syr war da gestattet draußen auf dem Acker, als die Sendemänner kamen zum Könige, und sagten ihm diese Zeitungen, auch so alles das, was Asta ließ anheben daheim auf dem Wohnorte [68]); er hatte da viele Menschen, ein Theil schnitten Korn, ein Theil banden, ein Theil fuhren heim das Korn, aber ein Theil luden ab in die Schober [69]) oder Scheuern; aber der König und zwei Mann mit ihm gingen bald auf den Acker, bald dahin, wo das Korn abgeladen ward. Diese Stelle und die obige Stelle, sowie das ganze Gemälde, haben epische oder dichterische Wahrheit, aber geschichtliche oder prosaische Wahrheit haben sie nicht. War Sigurd Syr [70]) wirklich ein so eifriger Geschäftsmann, so wird er an einem so wichtigen Erntetage nicht einen so großen Theil seiner Dienstleute

57) Karlar ok konar; ersteres wird von gemeinen Männern, vorzüglich von Bauern und hier von den Dienern gemeiner Abkunft gebraucht, at luderni. 58) Fé, Vieh, Vermögen, Geld. 59) Ok red sialfr búnadi (d. E. Schr. búnadi sinum), und rieth selbst seiner Zurüstung. 60) Lausafé, loses Gut, fahrende Habe, bedeutet insbesondere Gold und Silber, s. F. Wachter 1. Bd. S. 77. 2. Bd. S. 152. 61) So sehr Sigurd auf Vermögen hielt, so wurde er doch nicht von Habsucht und Raubsucht geleitet. Bei dieser Zusammenstellung wird zugleich auf Olaf gezielt, der auf Raubfahrten gewesen. Ein anderer als Snorri Sturleson und als die guten isländischen Sagenerzähler überhaupt, hätte leicht aus Sigurd eine Carricatur gemacht. Snorri thut es nicht, sondern behauptet auch in Gegensätzen seine würdevolle Darstellung. Daß er hier als der verständigste oder einsichtsvollste aller Norweger aufgeführt wird, geschieht auch nicht ohne Absicht, und bereitet auf das Folgende vor, wo Olaf durch seines Stiefvaters verständige Leitung und Verwendung dazu gelangt, Alleingewaltskönig (einvaldskonúngr) über Norwegen zu werden. Um Sigurd's Charakter treu durchzuführen, läßt Snorri Sigurden seines Stiefsohnes ehrgeiziges Streben zwar nicht billigen, aber doch, da er erkennt, daß er ihn nicht werde davon abbringen können, ihm helfen, den rechten Weg zur Gelingung seines Strebens einschlagen, sodaß auch diese Partien zu der Zahl jener schönen Gemälde gehören, an welcher die Heimskringla so reich ist. Die Wahrheit, mit welcher Snorri die Charaktere zeichnet, und den Gang dessen, was sich zuträge und die Nebenumstände, welche die Ereignisse begleiten, weiß Snorri so meisterhaft und würdevoll zu entwickeln, daß die größten Kritiker, die sich mit seinem großen Geschichtswerke beschäftigt haben, namentlich P. E. Müller in seiner Untersuchung über Snorri's Quellen und Glaubwürdigkeit, E. M. Arndt in seinen Nebenstunden, vieles in Snorri's Geschichtswerk als geschichtlich annehmen, was nur der Sage angehört. S. mehr hierüber bei F. Wachter 1. Bd. S. CLVII fg.

62) Búnad stofnunar. 63) Trapizona, die E. Schr. trapizu. 64) Skaptker, das Gefäß mit einem Handgriffe. 65) Bord, nämlich den Speisetisch. 66) Zu Funde (Zusammenkunft) mit König Sigurd. 67) Hierfür hat die E. Schr.: aber alle Männer und Weiber bereiteten sich dann entgegen dem Könige Olaf. Der Cod. A. der Heimskringla und nach ihm der Text der großen Ausgabe schieben vor: Zwei trugen herein das Bier (öl), dieses ein, was sich von selbst versteht: und alles sollte auf das Schleunigste bereitet werden, das, was (man) zu haben bedurfte. 68) A baenum, buer, Gehöf, Dorf, Stadt. 69) In Triften, Mieten, Dirnen, Feimen, I hiálma. — I hlödor, wörtlich Laden, dann auch Scheunen. 70) Sau.

zu Hause lassen. Doch es sind die Dienstleute seiner Gemahlin! Aber Sigurd, König von Rogaland, war gar kein so mächtiger König, daß seine Gemahlin, wie es Sitte bei den mächtigen Königen jener Zeit war, die halbe Hird (Leibwache, Hofgesinde) gehabt hätte (s. F. Wachter, 2. Bd. S. 212). Eine kleine männliche Dienerschaft hatte Asta wol, namentlich einen Schulknaben. Aber an einem solchen Tage wäre es hinlänglich gewesen, wenn dieser und vier Weiber zu ihrer Bedienung zu Hause geblieben wären. Aber so finden wir zwölf Karlar an dem großen Erntetage, an welchem der König sich so abmüht, so unbeschäftigt, daß zehn davon sogleich zur Bereitung der Trinkstube für einen Gast, der ganz unerwartet kommt, verwendet werden und zwei davon zum Könige gesendet werden können. Außerdem sind auch noch Karlar da, die in den Hof gehen, um dort den Gast zu erwarten. Dieses und ähnliche Gemälde nennen wir, ohne jedes Mal, wie hier, die Gründe entwickeln zu können, da dieses der Raum nicht erlaubt, reine Sage, weil sie nur epische, aber keine geschichtliche Wahrheit haben. Aber die epische Wahrheit blendet die meisten so, daß sie diese Wahrheit zugleich auch für geschichtliche Wahrheit nehmen, namentlich bei Meisterwerken, wie das Herodotische und das Snorri'sche sind. Ja! es fehlt selbst den Heldenliedern, z. B. der Iliade und dem Nibelungenliede, nicht an Männern, die darin geschichtliche Wahrheit zu finden glauben. So groß ist die Macht der epischen Wahrheit, mit welcher das große Geschichtswerk Snorri's und insbesondere darin auch die Olaf's Saga Helga ausgestattet ist. Was bei andern minder großen Geistern, z. B. bei Gunnlög und Oddr, mährchenhaft erscheint, erscheint bei Snorri episch, und darum findet er auch, wenn er so umständlich wird, daß diese Umständlichkeit nicht durch geschichtliche Überlieferung fortgepflanzt sein kann, und auch die prosaische Wirklichkeit gegen sich hat, doch geschichtlichen Glauben. Bewundernswerth ist auch, wie Snorri Sturleson, Maß zu halten weiß. So z. B. sagt er Cap. 33: König Olafr verweilte sich dort eine Zeit lang mit allem seinem Kriegsvolke. König Sigurd reichte ihnen den einen Tag zum Tischhalte Fische und Milch, aber den andern Tag Geschlachtetes und Bier[71]). Es versteht sich von selbst, daß dieses den Kriegern, die aus Raubfahrten kamen, nicht gefallen haben wird, und sie sich von Sigurd hinweg nach Heerzügen gesehnt haben werden, zu deren Einleitung Snorri nun übergeht. Spätere verstanden diese Genügsamkeit Snorri's nicht, denn man findet Cap. 49 d. E. Schr. eingeschoben, wie Olaf's Mannen über Sigurd sich hart ausließen, daß sie einen Tag um den andern Milch, und nicht immer Bier erhielten. Olaf schilt seine Mannen hart, und sagt, daß König Sigurd dieses weislich thue, indem wunden Männern besser nütze Milch als Bier. Weiter wird nun im 49. Cap. von dem Weihnachtsschmause gehandelt, auf welchem König Olaf seine Schlachten erzählt, und zuletzt davon, wie Asta ihren und Sigurd's Sohn, ein Wiegenkind, seinem Halbbruder Olaf auf die Knie legt, und ihn auffodert zu sagen, was er glaube, was für Witz werde in ihm werden, und Olafr antwortet, er werde gutrathig (verständig) werden. In der Heimskringla findet sich von dem Inhalte dieses ganzen Capitels nichts, und es ist später eingeschoben, und aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer lateinischen Schrift über den heiligen Olaf, denn es heißt bei Aufzählung der Schlachten Olaf's: í Austrolöndum ok í Sudhriki, í *Germanii* ok vestr á *Spania*. Im Altnordischen heißt Germania Garland (s. F. Wachter, 1. Bd. S. CLXXXI). Auch braucht Snorri nicht Spania, sondern *Span*. Dieses spätere Einschiebsel, aus welchem sich folgern läßt, Olaf habe bei seinem Stiefvater überwintert, hat Einfluß auf die Zeitrechnung gehabt. Nach Schöning's Chronologia zur Olaf's Saga Helga der Heimskringla wird Olafr noch im J. 1014 in Upplönd als Einwalldskönig von Norwegen anerkannt, und zieht nach Thrandheim. Nach der Chronologia zur Olaf's Saga Helga als Einzelschrift überwintert Olaf im J. 1014 bei seinen Ältern, und erst im J. 1015 treten die Könige von Upplönd zu ihm über und erkennen ihm das Reich von Norwegen zu. Durch das Einschiebsel ist auch das Geburtsjahr Harald's Hardradi's früher gesetzt worden. Nach Snorri's Angabe Cap. 96. S. 96 und Cap. 245. S. 374 ist in der Chronologia zur Heimskringla Olaf's Geburtszeit zu Ende des Jahres 1016, nach der Chronologie zur Einzelschrift zu Anfange des Jahres 1015 gesetzt worden, ungeachtet die Einzelschrift später nicht auf das Einschiebsel Rücksicht nimmt, sondern mit der Heimskringla Harald'en Cap. 74. S. 153 zweiwinterig nennt, und Cap. 184. S. 44 sagt, daß er damals 15 Winter alt gewesen. Von der schönen Rede, welche Snorri (S. 33 d. H., S. 48 d. E. Schr.) Olaf'en in den Mund legt, und den Antworten seiner Ältern findet man bemerkt: Der Unterredung zwischen Olaf und seinen Ältern hörte Niemand zu als sein Pflegevater Hrani, kam schon kein Bericht davon aus seinem Munde, ist sie doch sehr passend zu den Charakteren der redenden Personen[72]). Wir sind hiermit einverstanden, nur nicht mit der Art und Weise dieser Kritik im Ganzen. Die Beschreibung des Empfanges Olaf's wurde als geschichtlich genommen, weil Augenzeugen sie wissen konnten, die Unterredung nicht, weil wahrscheinlich Niemand davon berichtet hat. Dennoch nähert sich diese Unterredung dem Epischen weniger, als jene Beschreibung, sondern hat mehr den Anstrich einer wirklichen Unterhandlung. Aber auch in der Darstellung solcher und ähnlicher Unterhandlungen ist Snorri Meister. Beschreibungen, wie obige, wirft er als ein guter Dichter hin, aber aus dieser und andern Unterhandlungen sieht man, daß er selbst auch im Leben darin Meister war, wie auch aus seiner Lebensgeschichte hervorgeht, daß er mehr durch seine Anschläge und Überredung bewirkte, als durch Waffengewalt[73]). Aber dadurch hat er ein so bewundernswerthes Geschichtswerk geliefert, daß er bei Al-

71) Munngat, cervisia secundaria.

72) So P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen. S. 192. 73) S. Snorri's Leben bei F. Wachter. 1. Bd. S. III—XCIII.

Digitized by Google

fassung desselben weder seine schöpferische Phantasie, noch seinen durchdringenden Verstand im Ganzen vorwalten ließ, sondern wie es eben die Partie erfoderte, bald diese, bald jene. Die Phantasie zügelte er aber durch den Verstand immer dergestalt, daß er, wenn er episch ward, dieses wirklich blieb, und nicht ins Phantastische und Mährchenhafte hinüberschweifte, und selbst der Olaf's Saga Helga, welche, wie die vor ihr vorausgehenden Sögur, so reich an solchen Partien ist, welche der reinen Sage angehören, einen solchen Charakter von Glaubwürdigkeit zu geben wußte. Da für die Schlacht von Nes von Sighwat's Nesavísor (Weisen der Nes) so reichlich Strophen als Belege (Cap. 47 u. 48 d. H., Cap. 97 d. E. Schr.) eingefügt werden; so flicht Snorri zuvor Cap. 41 d. H. sehr zweckmäßig ein Capitel über den Skalden Sighwat ein, welcher der Schlacht von Nes beiwohnte und sogleich darauf die Weisen auf diese Schlacht sang. Es handelt auch von dem Isländer Thordr, Sighwat's Vater, dem Skalden Sigwaldi's. Thordr traf den König Olaf auf der Westerwiking (Raubfahrt in Westen), ward sein Mann und folgte ihm seitdem. Sighwat ward in Island erzogen, kam mit Kaufleuten nach Thrandheim, und herbergte dort. Das war denselben Winter, als König Olaf nach Thrandheim kam. Als Sighwat hört, daß sein Vater beim Könige war, reiste er zum Könige, und verweilte sich dort eine Zeit lang. Sighwat ward frühr ein guter Skalde [74]). Er hatte gemacht einen Gesang (kvaedi) auf den König Olaf, und bat den König zu lauschen (den Gesang anzuhören). Der König sagte, daß er nicht will wieken (Lieder machen) lassen um sich; sagt, daß er nicht kann hören Skaldschaft. Dieses scheint nicht blos Ziererei vom Könige gewesen zu sein, sondern er scheint wirklich verboten gehabt zu haben, Lieder auf ihn zu machen, wenn wir als geschichtlich gewiß annehmen, daß der Skalde Thordr in seinem Gefolge ist, und doch kein Lied auf Olaf gemacht hat. Die Weisen von Sighwat und Ottar reichen für den ersten Theil von Olaf's Geschichte nur bis zur Gefangennehmung des Jarls Haakon. Die ganze Partie, die darauf folgt, bis zur Schlacht von Nes ist nicht mit Weisen belegt, nur finden sich zuvor in dem Capitel Weisen, welche von dem Skalden Sighwat handeln. Sighwat läßt sich nämlich nicht abhalten von des Königs Weigerung, sondern singt eine Weise, in welcher er ihn bittet, seinem Gedichte (drag) zu lauschen, er könne wieken (yrkia, Lieder machen); er möge einen Skalden haben, obgleich er die Lobung anderer Skalden verschmähe ꝛc. König Olaf gab Sighwat'en zum Gedichtslohne (at bragarlaunum) einen Goldring, der eine halbe Mark wog. Sighwat ward da sein Hirdmadr [75]); er sang da ferner eine Weise, welche enthält, daß er gern des Königs Schwert genommen, und der König einen holden (treuen) Leibwächter (hollan húskarl) erhalte. Nach der Weise heißt es weiter: Da, als Sighwat kam von Island zum Könige, da sang er dieses. Nun eine Weise. Es muß aber angenommen werden, daß sie nicht unmittelbar bei seiner Ankunft von Sighwat gesungen worden. Er sagt nämlich darin: wir empfingen zuvor Ägir's (des Meeres) Feuer (Gold); aber nun bitt' ich um Pelze; laß den halben Zoll (hálfa landaura) abgehen vom Knór, nämlich von dem Handelsschiffe, auf welchem Sighwat gekommen war. Bidh ek felda, darf nicht so verstanden werden, als wenn Sighwat vom Könige Pelze geschenkt haben wolle, um sie zu gebrauchen, sondern es ist gemeint: das Handelsschiff ist mit Pelzen [76]) beladen. Der Zoll ward nicht im Gelde entrichtet, sondern in Abgebung eines Theils der Waare in Natur. Sighwat bittet also, daß der König nur die Hälfte von den Pelzen nehmen möge, welche eigentlich als Zoll entrichtet werden müssen. Wenn es in der Strophe heißt: „Ich selbst habe es verlangt," so ist damit nicht gemeint, als wenn er bei den frühern Bitten sich nicht selbst an den König gewandt, sondern es heißt: ich selbst habe es übernommen, für die Kaufleute zu bitten, auf deren Knór ich gekommen bin. Aus der Weise geht ferner hervor, daß der Skalde schon den Goldring vom Könige hatte, als er um Nachlassung der Hälfte des Zolles von dem Knór bat. Die Einzelschrift hat auch dieses Capitel, welches zweckmäßig den Skalden Sighwat einführet, da seine Lieder die wichtigste Quelle für die Geschichte Olaf's des Heiligen sind, aber sie hat es weiter oben gleich nach dem, wie erzählt worden, wie Olafr in den Upplönd zum Könige genommen ist, und durch die Upplönd reiset. Sie läßt daher die Stelle hinweg: und kam das Schiff (auf dem Sighwat fuhr), im Herbste nach Thrandheim, und herbergten die Männer im Herad (Bezirke). Denselben Winter kam der König nach Theandheim, wie nun geschrieben ist. Aber als Sighwat hörte, daß Thordr, sein Vater, war bei dem Könige, da fuhr ꝛc. Dafür hat sie ein Einschiebsel, welches sich nur im Cod. A und H findet, dieses Inhalts: Sighwat deuchte ein langsamer Mann im Aufwachsen. In Apavatr ist eine große Fischwaide [77]). Ein Ostmann [78]) (Austmadhr), ein veeständiger und in Beispielen erfaheener Mann (daemafrodhr) beebergte bei Thotkatl, dem Pfleger Sighwat's. Thotkatl und der Ostmann saßen auf dem Eise, und sahen einen großen und schönen Fisch vorkommen, und konnten ihn nicht fangen. Da bat der Ostmann Sighwat auf den See zu gehen, und bereitete zu seine Fischungsschnur (veidhar faeri), indem ihm Sighwat wohl gefiel. Aber als Sighwat hatte kurze Zeit gesessen, da zog er den schönen Fisch; und als sie kamen heim, ward gesotten der Fisch. Da sprach der Ostmann, daß Sighwat sollte zuerst essen das Haupt von dem Fische, und sagte, darin sei der Witz (Verstand, Weisheit) jedes Lebenden verborgen, und dann sang er diese Weise:

Ein Fisch ging uns zu Wunsche
Ein giftiger ꝛc.

74) Eigentlich gutes skálld (skálld gott) denn skálld ist generis neutrius. 75) Mann der Hird (Leibwache, Hofgesinde).

76) Wie Handelsschiffe mit Pelzen von Island nach Norwegen gingen, s. bei F. Wachter 1. Bd. 77) Fischfang. Vergl. über die Fischerei im See Apavatn Eggert Olaffen's og Biarne Preisens Reise igiennem Island. Deel II. S. 871. 78) Ostmänner hießen bei den Isländern Männer, die von Osten nach Island kamen und insbesondere die Norweger.

Digitized by Google

Dieser Giftfisch (eitr-fiskr) wird weiter in dichterischen Ausdrücken eine Schlange genannt, und aus dem Zusammenhange geht hervor, daß diese dichterischen Ausdrücke nicht blos Umschreibung für Fisch überhaupt sind, sondern unter der Schlange des Angers der Lysa [79]), d. h. des Wassers, ein Aal umschrieben wird. Eine Art desselben, welche man heökkáll nennt, wird für giftig gehalten. Schlangen sind auf Island nicht [80]). Aber vor dem Aale hegt man einen Abscheu wie vor den Schlangen [81]). Der Aal muß also in dieser Sage und dieser Weise auch die Stelle einer Schlange vertreten, und ihr Sinn ist: Der Ostmann läßt Sighwat'en eine Schlange genießen, damit er Weisheit erlange (vergl. den Art. Ofnie hier in diesen Nachträgen). Man hat also diese Sage erfunden, um zu erklären, wodurch Sighvatr ein so großer Skalde geworden. Um den Genuß der Schlange desto mehr hervorzuheben, läßt die Sage Olaf'en langsam in Aufwachsen sein, d. h. langsam reifen. Die Wirkung des Genusses der Schlange macht dann plötzlich aus Sighwat'en einen guten Skalden. Daß dieses der Sinn der Sage ist, geht daraus hervor, daß Snorri's Worte: Sighvatr var snemma skálld goet, Sighvatr ward bald (d. h. früh in seiner Jugend) ein gutes skálld (ein guter Dichter), in der Einzelschrift, wie wir sie jetzt haben, hinweggelassen werden, und dafür nach der Erzählung vom Genusse des giftigen Fisches oder der Schlange und der Weise, welche Sighwat'en in den Mund gelegt wird, gesagt wird: Sighvatr var sidhan skier madhr, Sighvatr ward seit der Zeit ein weiser Mann. Außer den Strophen, welche Snorri Sturleson (Cap. 47 u. 48 d. H., Cap. 55 u. 56 d. E. Schr.) im Betreff der Kämpfe zwischen dem Könige Olaf und dem Jarl Swein hat, theilt er auch (Cap. 42 d. H., Cap. 53 d. E. Schr.) aus dem Flokke [82]), der auf Kláng Brusason gemacht ist, welcher bei dem Jarl Swein war, eine Halbstrophe mit, in welcher die Verbrennung der Stadt Nidaros durch den Jarl Swein verewigt ist. Aus dem Flokke, welchen der Skalde Versi Torfuson machte, als er in die Gewalt des Königs Olaf gekommen war und in Fesseln saß, webt Snorri Sturleson (Cap. 48 d. H., Cap. 55 d. E. Schr.) drei Strophen ein. Auch sie sind geschichtlich merkwürdig, da der Skalde bei dem Jarl Swein in der Schlacht war, und zeugen von des Skalden Treue, der, obwol in des Siegers Haft liegend, doch seinen Holdfreunden nicht entsagte, unter welchen seit des Skalden Jugend der Jarl Swein, der Gegner Olaf Haralldsson's, war. Im Betreff des Landrechts, welches Sighwat dem Könige Olaf zu geben rieth, hat Snorri Sturleson (Cap. 56 d. H., Cap. 58 d. E. Schr.) eine Halbstrophe von Sighwat. Durch den Tod des Jarls Swein und den Vergleich mit Erling Skialgsson mit Olaf ward dessen Macht befestigt. Wol war der schwedische König Olaf noch darüber verdrießlich, daß er seinen Antheil von Norwegen verlor, aber er bewies seine feindliche Gesinnung nur gegen Einzelne von den Mannen des norwegischen Olaf; dieser übte Wiedervergeltung, und die Unterthanen beider Könige litten durch Unterbrechung des Handels und durch einzelne Streifereien. Der Stallari [83]) Biörn that deshalb den Vorschlag, Frieden zu schließen, und erhielt selbst das gefährliche Gewerbe, es bei dem schwedischen Könige zu versuchen. Der umständliche Bericht von der Feinheit, womit die Unterhandlungen betrieben wurden, bis der Lögmadr (Gesetzemann) Thorgnyr Thorgnyrsson durch sein Kraftwort den Ausschlag gab, sind sehr unterhaltend. Die Zuverlässigkeit dieser Darstellung kann, wie man [84]) annimmt, um so weniger bezweifelt werden, da Biörn begleitet ward sowol von dem Skalden Sighwat, dessen Verse einen Theil der Ereignisse auf der Reise schildern, als auch von Hialti Skeggason, dem eifrigen Ausbreiter des Christenthums auf Island. König Olaf hatte ihn heim nach Norwegen gerufen, und da er ein Freund von Biörn, und überdies ein beredter und schlauer Mann war, ward ihm der heimlichste Theil der Verrichtung übertragen, und nachdem er das Geschäft wohl ausgeführt, reiste er zurück nach Island. Hialli war verheirathet mit einer Tante von Teit, dem Sohne Ketil's, von dem Ari Frodi viele von seinen Nachrichten erhielt. Hialti's eigene Erzählung ist daher kaum mehr als durch einen Mund gegangen, bevor sie niedergeschrieben ward. Wir selbst schließen hieraus blos, daß das Wesentlichste jener Unterhandlungen wahrscheinlich geschichtlich ist, wenigstens geschichtlich sein kann. Die Verse Sighwat's belegen nur einen Theil der Ereignisse auf der Reise, die so umständlichen Unterhandlungen nicht selbst. Die Darstellung der feinen Unterhandlungen trägt ganz das Gepräge des Geistes, welcher sich in den übrigen ähnlichen Partien in Snorri's großem Geschichtswerke beurkundet, und wir vermuthen daher, daß jene umständliche Darstellung erst ein Werk Snorri's ist. Dagegen schließt man aus der Überschrift des 67. Cap. in der Heimskringla: Upphaf Fridgeedar sögu, Anhub der Saga (Geschichte) der Friedmachung, daß zu dieser die Grundlage der Bericht Hialti's gewesen, und findet dieses dadurch bestätigt, daß die Verse Sighwat's, und was damit in Verbindung steht, augenscheinlich sich ausweise als ein späterer Zusatz, welcher jedoch in dem Flateyar Codex an die rechte Stelle in die Einzählung eingeflochten sei. So P. E. Müller. Jene Capitelüberschrift berechtigt jedoch nicht ein eigenes Geschichtswerk mit Sicherheit anzunehmen, welches jener Friedmachung gewidmet gewesen sei. Saga bedeutet nämlich nicht blos ein Geschichtswerk, sondern Geschichte überhaupt. Wenn daher Jemand die Capitelüberschrift übersetzte, und diese Übersetzung ist ganz rich-

79) Des Wittlings, d. h. hier des Fisches überhaupt; der Anger des Fisches ist das Wasser. Über den Wittling auf Island Lise genannt s. Horrebow's zuverlässige Nachrichten von Island S. 244, 245. 80) Joh. Anderson, Nachrichten von Island. S. 106. Horrebow S. 275. 81) Horrebow a. a. O. Daß man den Aal nicht ißt, kommt wol auch daher, daß der eingeborne Isländer seine Speisen ohne Salz genießt (s. Anderson S. 118. Horrebow S. 327) und so der fette Aal ungenießbar sein muß. 82) Nom. Flokkr.

83) Aulae Magister. 84) So P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 293.

Digitized by Google

tig: Anfang der Geschichte der Friedmachung; Niemand würde dabei an ein besonderes Geschichtswerk denken, ebenso wenig als bei Peringskiold's lateinischer Übertragung: De initiis incrementisque pro ineunda pace; bei Gudmund Olafsson's schwedischer: Berättelse om Fridzhandelens Begynnelse; bei Schöning's lateinischer: Exordium narrationis de pace constituenda; bei Jon Olafsen dänischer Übersetzung: Her Begynder Forligelses-Fortälninger. Das 70. Capitel in der H. und das 70. d. E. Schr. der ersten Bearbeitung, vom Skalden Sighwat handelnd, ist nur scheinbar ein späteres Einschiebsel, und steht nur scheinbar an einer unpassenden Stelle. Vielmehr ist es sehr künstlerisch hier erst eingeflochten, damit der Hörer oder Leser bei der umständlichen Erzählung von dem Gange der Friedensunterhandlung einen Ruhepunkt finde. Sighwat trat bei jenen noch nicht auf, und wir erfahren auch noch nicht, daß er die Reise mitgemacht hat. Das 71. Capitel beginnt: Einen Tag ging Hialti vor den König, und die Skalden mit ihm. Durch den vorhergehenden Nachtrag vom Skalden Sighwat erfahren wir, daß unter ihnen auch der Skalde Sighwat zu verstehen ist. Wären die Strophen des Skalden schon vorher eingeschoben worden, so wäre der Überblick des Hauptsächlichsten gestört worden, was Biöen für die Friedensunterhandlung that. Hinlänglich hat uns aber Snorri Sturleson schon mit dem Gange der Unterhandlungen bekannt gemacht, und nun erst webt er als angenehm unterhaltende Unterbrechung die Strophen ein, welche Sighwat vor der Reise und auf der Reise durch Gautland sang. Diese Strophen selbst an sich sehr schätzenswerth haben doch keine Beziehung auf den Gang der Friedensunterhandlungen, und Snorri Sturleson webt daher diese Partie von Sighwat und seinen Strophen mit richtigem Blicke nur als Episode ein, da Sighwat auf dieser Gesandtschaftsreise nur eine ganz untergeordnete Rolle spielte, weshalb er auch nicht Gelegenheit gehabt, oder wenigstens sich nicht veranlaßt gefühlt hat, durch eine Strophe den Hauptgegenstand der Reise zu verewigen. Vorher bei Darstellung der Feindseligkeiten zwischen den Norwegern und Schweden heißt es am Schlusse des 57. Capitels: Deß gedenkt Sighwat, und folgt eine Strophe, deren Inhalt ist, daß König Olaf zwölf gefangene Mannen des Schwedenkönigs an den Galgen hängen ließ. Aber diese Strophe findet sich nur in der Ausgabe von Peringskiold und daraus in der großen Ausgabe, sonst in keiner Handschrift, welche diese benutzt; auch hat die Einzelschrift die Strophe nicht, und sie ist daher aller Wahrscheinlichkeit nach unecht und später erst verfaßt, und in das Snorri'sche Geschichtswerk eingeschoben, ungeachtet sie sich den Anstrich von Gleichzeitigkeit ihres Verfassers gibt, indem sie sagt: Ich sah reiten auf Sigar's Rosse ꝛc. Aus der Weise, welche Bryniolfr Ulballdi auf die Gaben machte, welche ihm König Olaf gab, ist Cap. 60 d. H., Cap. 64 d. E. Schr. eine Stelle mitgetheilt: Der König gab mir ein Schwert und Wattaland [85]). Während der Friedensunterhandlungen suchte Olaf mit Grausamkeit das Christenthum in Norwegens Upplönd einzuführen. Die fünf Kleinkönige, welche sich ihm widersetzen wollten, wurden überrumpelt; dem gefährlichsten von ihnen, Hráriken, wurden die Augen ausgestochen. Hrárik's Schicksale mußten den Isländern desto bekannter sein, da er zuletzt hinüber auf dieses Eyland geführt ward, und hier seine drei letzten Lebensjahre zubrachte. Daß Olaf die fünf Kleinkönige des Reiches beraubte, hat Ottar Schwarze (Cap. 74 d. H., Cap. 73 d. E. Schr.) durch drei Strophen verewigt. Von der Blendung Hrárik's erwähnt er dabei nichts. Sie ist aber nicht unwahrscheinlich, denn Olaf gefiel sich so sehr in seiner Grausamkeit, daß es der Skalde wagen durfte zu singen: Ihr fesseltet aber darauf das Wortrohr dessen, der nördlichst saß. Snorri erzählt, daß Olaf Gudraud'en, dem Könige von Dalir, die Zunge ausschneiden ließ. Nachdem Olaf hierauf (Cap. 75 d. H., Cap. 74 d. E. Schr.) von Olaf's Brüdern gehandelt, wendet er sich (Cap. 76 d. H., Cap. 75 d. E. Schr.) wieder nach Schweden zu den Unterhandlungen, schickt jedoch als Einleitung eine lehrreiche Übersicht darüber voraus, wie das Land in Schweden eingetheilt war, und wie in jedem Theile des Landes ein Lögthing (Gesetzething, gerichtliche Volksversammlung im Betreffe der Gesetze) und ein Lögmadr (Gesetzemann) war, und bahnt sich so den Weg zu dem Lögmann Thorgnyr, welcher bei den Friedensunterhandlungen den Ausschlag gab. Jener lehrreiche Überblick beginnt: In Swithiod war das alte Sitte [86]), so lange Heidenthum dort war, daß Hauptopfer (hösotblót) sollte zu Uppsalir zu Go [87]) sein: sollte (man) da opfern (blóta) zu Frieden und Siege für seinen König, und sollten die Menschen dahin suchen [88]), durch das ganze Schwedenreich; sollte dort da auch sein das Thing aller Schweden (thing allra Svía). Dort war da auch Markt (markadr) und Kaufzusammenkunft (kaupstefna), und eine Woche [89]); aber als das Christenthum ward in Schweden, da ward doch dort gehalten Lögthing und Markt. Aber nun seitdem das Christenthum war Allsitte in Schweden, aber die Könige nicht achteten (afraektoz) [90]) zu sitzen zu Uppsalir, da ward der Markt verändert und gehabt zu Lichtmesse (Kyndilmessa); wird das gehalten alle Zeit seitdem, und gehabt nicht mehr als drei Tage [91]). Die berühmte Messe zu Upsala, welche Disting heißt, wird auch noch jetzt um diese Zeit gehal-

85) Braud oc Vettaland, ein Hof in Bahus.

86) Der E. Schr. alte Landessitte. 87) Für at Góe hat die E. Schr. at gói vetrar, zu Go des Winters; nämlich Go hieß sowol der Thorri, der Monat vom 22. Jan. bis 20. Febr., als auch die Góa, der Monat vom 21. Febr. bis 22. März. Durch den Zusatz Go des Winters wird der Thorri bezeichnet, da mit der Góa der Frühling anfing. S. *Finn-Magnusen*, Specimen Calendarii Gentilis. p. 1059 sq. 88) Gehen, doch ist saekia, suchen, feierlicher, und bezieht sich hier zugleich auf die Gerichtsversammlung. 89) Der Markt (markadrinn) fügt die E. Schr. hinzu. 90) Sie ehrten nämlich Uppsalir nicht mehr, während die heidnischen Könige an diesem Hauptsitze des Heidenthums ihren Wohnsitz gehabt hatten. 91) In der E. Schr. steht der Satz so: Und stand eine Woche der Markt, aber nun seitdem das Christenthum war Allsitte, aber die Könige nicht achteten (afraektuz) zu sitzen zu Uppsalir, da ward verändert der Markt und gehabt zu Lichtmesse (kyndilmessa), und wird das gehalten seitdem, aber nun gehabt nicht länger als steht drei Tage.

Digitized by Google

ten, nämlich so, daß noch nach altgermanischer Sitte den Anfang derselben der Eintritt des Vollmonds bestimmt. Von dem Disarblót und dem allen Svia thing handelt Snorri auch Ynglingasaga Cap. 31 u. 38 (bei F. Wachter, 1. Bd. S. 87. 95 u. 96). Ungeachtet das Thing in Upsala eine Heirath zwischen der Königstochter Ingigerd und dem Könige Olaf von Norwegen beschlossen hatte, so wurde das doch durch den Haß des schwedischen Königs verhindert. Um die Sache zu beschleunigen, unternahm Sighwat eine Reise zu dem gothländischen Jarl Rögnwald, welche der Skalde (Cap. 92 d. H., Cap. 86 d. E. Schr.) durch schöne Strophen verewigt hat. Von diesen Weisen sind vorzüglich die berühmt geworden, welche sich auf das Alfablót (Elfenopfer) der Wenden in Gothland beziehen. Die Folge von dieser Reise war, daß, da der schwedische König die Königstochter Ingigerd dem Könige Jarisleif von Holmgard verheißen hatte, König Olaf Haraldsson auf Sighwat's Anempfehlung einwilligte, die schöne Astrid, des schwedischen Königs uneheliche Tochter, zu heirathen, welche gekommen war, den Jarl zu besuchen. Der Jarl führte die Königstochter sogleich zu ihm, und Ingigerd entzog den Jarl der Rache ihres Vaters dadurch, daß sie ihn mit sich nach Holmgard nahm. Durch die Furcht vor dem Zorne des schwedischen Königs Olaf ward ein anderer gothländischer Häuptling, der Lögmadr auf Vestra-Gautland, Emundr af Skörum (von Skarie) dazu gebracht, einen Aufruhr zu erregen, der damit endete, daß der schwedische König das Reich mit seinem Sohne theilen und mit dem norwegischen König einen Vergleich schließen mußte. Alles, was in diesen Begebenheiten Astrid's Ehe mit dem König Olaf angeht, steht in so naher Verbindung mit Sighwat's Mittsamkeit, und mit dem, was jedes Mensch in Norwegen wissen mußte, daß man, wie man annimmt, an dessen Zuverlässigkeit nicht zweifeln kann. Die Geschichte des Lögmanns Emund's dagegen stellt eine Staatsumwälzung dar, von der nur das Endresultat Einfluß auf die Norweger hatte. Sie ist unterhaltend zu lesen, und wenn auch nicht an sich unglaublich, doch kaum frei von Ausschmückungen [92]); denn das war doch ein wunderlicher Zufall, daß von den drei wichtigsten Rathgebern des schwedischen Königs der eine nicht sehen, der andere nicht sprechen, und der dritte nicht hören konnte. Im übrigen konnten, findet man bemerkt, die zwei isländischen Skalden, Gitzor Swarti und Ottar Swarti, die sich bei dem schwedischen Könige aufhielten, und von welchen der letzte in Olaf's Dienste ging, ihren Landsleuten diese Nachrichten gebracht haben. Der Gang der Erzählung wird unterbrochen durch einige Nachrichten von der Bevölkerung der Orkneyar durch Noedmannen und eine ausführliche Darstellung der Streitigkeiten zwischen Orkney'schen Jarlen, welche zur Folge hatten, daß Olaf die Oberherrschaft über die Eylande erhielt. Wir haben von dieser Partie im Art. Orkneyingasaga in diesen Nachträgen gehandelt, und verweisen hierauf. Die nächst folgenden Begebenheiten enthalten theils Olaf's Bestrebungen, überall das Christenthum einzuführen, theils seine Streitigkeiten mit einzelnen Häuptlingen. Was das Erste anbelangt, trägt, wie man annimmt, die Erzählung an sich selbst hinlängliche Gründe für ihre Zuverlässigkeit, denn sie ist sowol frei von allem Legendenartigen, welches sich in spätere Erzählungen eingemischt haben würde, als enthält auch noch überdies so manche einzelne malerische Züge, die sich nicht leicht erdichten lassen. So nach P. E. Müller. Wir hingegen schließen aus diesen malerischen Zügen grade das Gegentheil. Sie konnten sich als rein geschichtliche Überlieferung nicht leicht fortpflanzen, und wir bewundern an ihnen nicht die historische, sondern die poetische Wahrheit. Daß sich nichts Legendenartiges eingemischt findet, ist Snorri's kritischem Takte zuzuschreiben. Den Inhalt eines Theiles dieser Partie haben wir im Art. Ölvir auf Eggia in diesen Nachträgen mitgetheilt. Das Betragen der zwei Großmänner Erling's Skialgsson's [93]) und Ei-

92) Mit P. E. Müller a. a. O. S. 294 vergl. Fr. Rühs, Geschichte Schwedens. 1. Th. S. 111, welchem auch mit Recht die Geschichte Olaf's des Schoßkönigs, sowie sie in der Hauptquelle, in der Olaf's Saga Haraldsonar, dargestellt wird, durch manche Zusätze und Erdichtungen erweitert und verschönert zu sein scheint. Rühs sucht sich dadurch zu helfen, daß er bemerkt: So wie wir die Geschichte Olaf's des Schoßkönigs nach Snorri, Olaf's Saga Haraldsonar vorgetragen haben, enthält sie nichts Unwahrscheinliches, und sie wird auch durch einige Zeugnisse bei fremden Geschichtschreibern, z. B. dem Nestor, in einzelnen Stellen bestätigt; allein so, wie sie in der Sage, die wir als Hauptquelle benutzen mußten, dargestellt wird, scheint sie durch manche Zusätze und Erdichtungen erweitert und verschönert zu sein. So Rühs. Andere, wie z. B. Dalin (Geschichte des Reichs Schweden, aus dem Schwedischen übersetzt durch Benzelstierna und Döhnert. 1. Th. S. 479—489), Geijer (Gesch. der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. Geschichte Schwedens von E. G. Geijer 1. Bd S. 123) helfen sich am besten dadurch, daß sie Snorri'n zum Theil selbst reden lassen, denn die ganze Bildergruppe erscheint bei ihm aus einem so schönen Gusse, daß es unmöglich auszuscheiden, was der Geschichte und was der reinen Sage angehört. Daß vieles der reinen Sage anheimfällt, zeigt schon die große Umständlichkeit, z. B. der Jarl ging hinein in die Stube: darin war große Vielmenschheit; dort saß auf dem Hochsitze ein alter Mann; keinen Menschen hatten die (und) Biörn gesehen gleichgroßen; der Bart war so herabhängend, daß (er) lag auf den Knieen ihm, und sich ausbreitete über die ganze Brust; er war ein schöner und ansehnlicher Mann. Der Jarl ging vor ihn, und grüßte ihn.. Thorgnyr empfing ihn wohl ꝛc. Daß diese und andere ähnliche Umständlichkeit nicht aus geschichtlicher Überlieferung, sondern später aus der Phantasie des Erzählers geflossen ist, läßt sich mit Sicherheit daraus schließen, daß die Umstände zu unwichtig sind, als daß man sie hätte geschichtlich überliefern sollen.

93) Snorri hat (Cap. 118 d. H., Cap. 107 d. E. Schr.) eine Strophe von Sighwat, in welcher Erlingr und Gudbrand von Dalir verherrlicht wird, und Cap. 129 d. H., Cap. 117. d. E. Schr. eine Strophe von Arnor Jarlaskald, durch welche Sturla's Sohn belegt, daß Olafr die Häuser der Uppendingar verbrannte. In der Heimskringla wird sie eingeleitet: deß gedenkt Arnar Jarlaskald, daß König Olaf gebrannt hatte auf den Uppländen, in dem Grsange (quaedhi), den er machte auf Harald, seinen Bruder. Nun die Strophe. Die Einzelschrift hat blos: Deß gedenke Arnor Jarlaskald. Nun die Strophe. Von Arnor hat Snorri auch in der Partie von den Jarlen der Orkneyingar (Cap. 99 d. H., Cap. 91 d. E. Schr.) eine Halbstrophe und Cap. 109 d. H. eine andere, welche die Einzelschrift nicht mittheilt, sowie auch aus der Olaf's Drapa von Ottar Swarti, welche die Heimskringla Cap. 108 hat.

nar's Tambarskelfir's gegen den König, sowie dessen Verhalten gegen die trotzigen Häuptlinge im Nordlande ist auch mit Klarheit und Umständlichkeit erzählt. Die Isländer mußten desto genauere Nachrichten von diesen Begebenheiten erhalten, da verschiedene Männer von des Eylandes ansehnlichsten Geschlechtern sich eine Zeit lang am norwegischen Königshofe aufhielten. Olaf hatte nämlich, um das Christenthum und sein Reich zu erweitern, sorgsam gesuchte Verbindungen mit den Isländern. Denn ansehnliches Volk kam mit Kaufmannsschiffen nach Thrandheim, und sie wurden in des Königs Hofe auf das Beste empfangen; zu andern von den Häuptlingen des Landes sandte der König selbst Gaben; und diese Männer, obschon sie auf die Unabhängigkeit ihres Staates sehr eifersüchtig waren, fanden doch großes Behagen daran, daß sie auf dem Althinge (der Versammlung aller Isländer) die königlichen Gaben vorzeigen, und erzählen konnten, wie ehrenvoll sie im Auslande empfangen worden waren, und gingen für ihre Person gern in des Königs Dienst. Unter denen, welche den König besuchten, nennt Snorri Thorkell Eyjolfson, Thorleikr Bollason, Thordr Kolbeinsson, Thordr Barkarson, Thorgeir Havardsson und Thormodr Kolbrunarskald Bersason. Da Olaf die Mächtigsten im Lande gewonnen zu haben glaubte, sandte er Thorarinn Nesjulfsson dahin, welcher auf dem Althinge zuerst vorschlug, dem König Olaf das Eyland (utsker, außen liegende Schere) zu überlassen, das vor dem Eyjafiöed liegt, und Grimsey genannt wird. Da dieser Vorschlag durchgefallen war, nachdem der vorsichtige Einar [94]), der Bruder Gudmund's des Mächtigen, bemerkt hatte, daß Grimsey ein Mannsheer gut ernähren könne, lud Thorarinn des Landes Häuptlinge ein, den König in Thrandheim zu besuchen. Diese fanden es bedenklich, das Land auf einmal zu verlassen, und sich in die Gewalt des herrschsüchtigen Königs zu geben, aber sie beschlossen doch einige an ihrer Statt zu senden. Durch diese Veranlassung war es, daß Steinn Skaptason Lögsögumanns, Thoroddr Son Snorra Godha, Gellir Son Thorkells Eyjólfssonar, Egill Son Sidhu-Halls Brodhir Thorsteins, an Olaf's Hofe in seinem zehnten Regierungsjahre (muthmaßlich im J. 1025) kamen, da, als König Knut der Mächtige von Dänemark seine Unterhandlungen mit den misvergnügten Norwegern begonnen hatte. Gellir ward das nächste Jahr heimgesendet mit dem Gebot an die Isländer, daß sie die Gesetze annehmen sollten, die er den Menschen in Norwegen gesetzt hatte, ihm aber von ihrem Lande Thegngildi (die Strafgelder für erschlagene Unterthanen, hier Isländer) und Nefgildi (Nasenschatzung, Kopfsteuer), einen Penning für jede Nase [95]) (Kopf), einen solchen Penning der zehn Ellen Wadhmals (grobes wollenes Tuch) werth wäre, geben sollten. Die Isländer verwarfen den Antrag (s. Cap. 146 d. H., Cap. 132 d. E. Sch.). Die drei andern isländischen Botschafter wurden zu ihrem großen Verdruß als Geiseln zurückbehalten. Stein konnte sich Schmähungen gegen den König nicht enthalten, beides in gebundener und ungebundener Rede (medh sundrlausom ordhom ok samföstom). Als Stein aus den Reden des Königs ersah, daß diesem jenes hinterbracht worden war, floh er aus des Königs Hofe fort, und erschlug Thorgeir'n, einen Voigt (ármadhr) [96]) des Königs, der ihn daran verhindern wollte, und begab sich zu Ragnhild, der Tochter Erlings Skialgsson's, der er vorher einen Dienst geleistet hatte. Sie bewog ihre Blutsfreunde, sich der Sache Stein's so kräftig anzunehmen, daß er Erlaubniß erhielt, Norwegen zu verlassen. Er zog zu König Knut, bei dem er sich lange aufhielt. Thorrod war so verdrießlich darüber, daß er sich wider seinen Willen in König Olaf's Gefolge zu bleiben gezwungen sah, daß er sich freiwillig anbot, Gefährte derer sein zu wollen, welchen der König die gefährliche Reise auftrug, in Jamtaland die Schatzung einzuheischen, welche Reise Thorrod's (Cap. 151 d. H., Cap. 137 d. E. Schr.) auf das Umständlichste beschrieben wird. Egill Siduhallsson begleitete Olaf'en auf der Heerfahrt nach Dänemark, wo er sich des Königs Erbitterung dadurch zuzog, daß er einigen Gefangenen die Freiheit gab [97]). Diese drei Geiseln aus Islands ansehnlichsten Geschlechtern, die auf diese Weise so thätigen Antheil bei den Begebenheiten in Olaf's letzten Regierungsjahren hatten, mußten hiervon genaue Nachrichten zurück in ihr Vaterland bringen. Man findet daher in dieses Königs Geschichte eine ziemlich genau befolgte synchronistische Ordnung, welche, wie Snorri (Cap. 189 d. H., Cap. 171 d. E. Schr.) selbst bezeugt, den Untersuchungen des Priesters Ari des Kundigen zugeschrieben werden muß. Er sagt: König Olaf war da gewesen König über Norwegen 15 Winter mit dem Winter, den er (und) Jarl Swein waren beide im Lande [98]), und dem Winter (dem Jahre), von welchem nun einen Augenblick erzählt worden ist, und da war über die Jól (Weihnachten) hinaus vergangen, als er seine Schiffe verließ, und ging auf das Land hinauf. Diese Grein [99])

94) Einar'n legt Snorri eine schöne Rede in den Mund. Die Einzelschrift läßt Einar'n auch eine Weise singen, in welcher er abräth, den König Geimsey toszulassen. Sie findet sich aber blos im Cod. A und fehlt in den übrigen Handschriften, und ist, da sie auch die Heimskringla nicht hat, ein späteres Machwerk und Einschiebsel. 95) Vergl. F. Wachter I. Bd. S. 28.

96) Mann des Vorraths der ernährenden Erzeugnisse, praefectus annonae, curator. 97) In der Flatayarbok und daraus im 5. Bande der Fornmanna-Sögur findet sich davon eine ausführliche Erzählung, nämlich der Thättr Egils Hallssonar ok Tófa Valgautssonar, wovon das, was Snorri hat, wie P. E. Müller (a. a. O. S. 297) annimmt, ein Auszug ist. 98) Im Lande hat die Einzelschrift nicht. 99) Wir übersetzen absichtlich nicht, da grein mehrerlei Deutungen zuläßt; es bedeutet nämlich sectio, membrum, paragraphus, Abschnitt, Stück, Paragraph, sententia, ratio, divisio, Meinung, Hinsicht, Unterschied. Daher die abweichenden Übersetzungen, so Peringskiold auf seine freie Weise. Haec regis Olavi acta in annales primus retulit Aro sacerdos etc. Gudmund Olafsson: Thesse omständighetar, som här om Konung Oläf och hans Konungs wälde införde äre, hafwar Are Präst then Wise Thorgilsson aldraförst beskrifwet etc. Jon Olafsen: Denne Beregning aff hans Regierungs Tid skreff först Praesten Are Thorgilsön den Frode (eller Vise). Schöning: Hanc regni ejus computationem nobis scripsit Arius Sacerdos, Thorgilsi filius, Frodius s. sapiens dictus etc. Egilsson: Hanc imperii ejus partem descripsit sacerdos Arius polyhistor Thorgilsii filius etc. Ungemein wichtig ist die Frage, ob unter

seines Königthums schrieb zuerst [1]) der Priester Ari Thorgilsson der Kundige (hinn Fródi), der beides war, wahrsaglich [2]), erinnerlich [3]) und so alter Mann, daß er sich erinnerte derer Menschen, und hatte Geschichten (sögor) gehabt von (ihnen), daß sie waren so alt, daß für Alteessachen [4]) sie konnten sich erinnern derer Zeitungen [5]), sowie er sie selbst [6]) auf (in) seinen Büchern [7]) geschrieben hat, und nannte die Menschen dazu, von denen er die Wissenschaft (fraedi) genommen. Aber das ist Allvolkes Sagung (althydho sögn), daß Olaf wäre 15 Winter König über Noreg, bevor er fiel; aber die, welche so sagen, da zählen sie dem Jarl Swein zum Reiche den Winter, den er war zuletzt im Lande; indem Olafr war hierauf 15 Winter König, sodaß er lebte. Man sieht aus dieser Stelle, wie sehr die Kunde der norwegischen Geschichte auf dem großen Eylande, das von Norwegen seine Bewohner erhalten, blühte. Nicht blos der gelehrte Ari hatte Forschungen angestellt. Auch im Volke lebte die Kunde der norwegischen Geschichte. Die gleichzeitigen Zutrágnisse auf den Fareyar seien, wie man annimmt, nach der Fareyinga-Saga erzählt, oder richtiger abgeschrieben [8]). Aber noch wahrscheinlicher hat der Verfasser der Fareyinga Saga diese Paetie aus Snorri's Geschichtswerke entlehnt. Eine andere schriftliche Quelle hat, wie man annimmt, Snorri (Cap. 174 d. H., Cap. 160 d. E. Schr.) benutzt, nämlich den Thättr af Raudhúlfi ok sonum hans. Doch kann dieser ebenso gut erst später nach Snorri, in dieser Erweiterung, in welcher wir ihn jetzt haben, verfaßt worden sein. Jedoch Andere nehmen das Gegentheil an, nämlich daß der Thättr älter als Snorri und vor den Zeiten Swerrir's oder wenigstens Hakon des Alten geschrieben sei [9]). Doch wenn er auch jünger als Snorri sein sollte, so fällt er doch noch aller Wahrscheinlichkeit nach dem 13. Jahrh. anheim. Es sind nämlich nur innere Gründe, woraus man schließt, daß der Thättr älter als Snorri sein müsse. Da die Sache selbst keine wichtige Folge hatte, schließt man weiter, hätte Snorri sie kaum erzählt, wenn er keine Rücksicht auf die ausführliche Erzählung genommen hätte. Doch war auf der andern Seite das, was Snorri nur kurz erzählt hatte, sehr verführerisch, dieses zu einer ausführlichern Erzählung zu benutzen, und einzuschieben. Für Snorri's kurze Erzählung, welche die Heimskringla und der Cod. A der Einzelschrift hat, steht nämlich in den Handschriften B, D, F, H, K, L und S der Einzelschrift der Thättr, und darnach abgedruckt im 5. Bd. der Fornmanna-Sögur. S. 330—348.

Auch bei Knut dem Mächtigen hielten sich verschiedene Isländer auf. Wir haben bereits Stein, den Sohn des isländischen Lögsögumanns, genannt. Der Skalde Sighwat besuchte Knut's Hof. Snorri hat (Cap. 140 d. H., Cap. 127 d. E. Schr.) eine Strophe, in welcher Sighwat verewigt, wie der König Knut Versi'n und Sighwat'en beschenkt hat, und eine andere geschichtlich sehr wichtige, nämlich wie die Fürsten von Fifi, um Frieden zu erkaufen, ihre Häupter gebracht. Cap. 154 d. H., Cap. 140 d. E. Schr. hat Snorri eine Ganz- und eine Halbstrophe von Sighwat, welche Olaf's des Dicken großes Schiff Wisund (Wisant, eine Art wilder Ochsen) dem großen Schiffe Ormr Olaf Tryggvason's gleichsetzen, und besingen, wie Olaf mit ihm von Norden, und dann wieder von Süden fährt, nämlich als er im J. 1027 nach Dänemark heerfahrtete. Sighvatr kam im Sommer 1027 von Rudo (Rouen), wohin er im J. 1026 eine Kauffahrt gemacht, nach England. Sighvatr machte den Flock (kurzes Gedicht ohne Stef), welcher Vestfarar-visor (Weisen der Westfahrt) genannt wurde, und von welchem Snorri (Cap. 156 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) den Anfang mittheilt. Den Urlaub, den er vom Könige Knut erhielt, hat Sighwat in einer Weise (Cap. 156 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) verewigt. Von den zahlreichen Weisen, welche Sighwat im Betreff der Heerfahrt des Knut's und des Jarls Hakon gegen den König Olaf unternahm, theilt Snorri (Cap. 156 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) mehre mit, so auch sechs Strophen aus der Knut's Drapa von Sighwat und eine Strophe aus der Knut's Drapa von Ottar Swarti [10]) (s. das Nähere im Artikel Knúts Drapa). Der Skalde Sighvatr kehrte von England nach Norwegen an Olaf's Hof zurück. Dieser hatte alles um Sighwat's Fahrt gehört, und fragte ihn, ob er sein Stallari zu sein gedenke, oder der Mann des Königs Knut's geworden sei. Sighwat hatte aber die Aufforderung, in Knut's Dienst zu treten, nicht angenommen, da er nur einem Herrn dienen wolle. Dieses und die Rückkehr des Stallari Sighwat an Olaf's Hof hat der Skalde

---

grein blos die Zeitrechnung zu verstehen, aber ein Abschnitt in Olaf's Geschichte. Aus dem, was Snorri unmittelbar weiter berichtet, scheint nicht blos die Zeitrechnung gemeint zu sein, sondern daß Ari, wenn auch nicht so umständlich als Snorri, doch den letzten Theil der Geschichte Olaf's dargestellt gehabt habe. Aus dem aber, was später folgt, geht hervor, daß Snorri vorzüglich nur in Beziehung auf Ari fußt im Betreff der Zeitrechnung, sowie er auch in den andern Stellen der Heimskringla, wo er Ari'n anführt, sich auf dessen Zeitrechnung bezieht.

1) Fyrst, förderst, hat die Einzelschrift nicht. 2) Sannsögull, verax, glaubwürdig. 3) Minnigr, minnig, d. h. sich gut erinnernd. 4) Wegen ihres Alters. 5) Thau tídhindi, die Zeitungen, d. h. die Ereignisse in der Zeit; tídhindi, Erzählungen, wird auch von umständlichen Nachrichten gebraucht, und hieraus läßt sich schließen, daß Friestar Ari den letzten Theil von Olaf's Geschichte dargestellt und nicht blos die Zeitrechnung angegeben hatte. 6) Sialfr hat die E. Schr. nicht. 7) A sinum bókum; die Mehrzahl ist bemerkenswerth; sie lehrt, daß Ari nicht blos seine Schedae geschrieben, sondern auch noch andere geschichtliche Bücher, unter welchen, wie wir schließen müssen, eine Schrift war über den letzten Theil von Olaf Haralldson's Lebensgeschichte. Da Ari so bemüht war wirkliche Geschichte, nicht blos Sagen, zu schreiben, so mußte ihm ein bequemerer Gegenstand die letzte Geschichte Olaf's des Heiligen sein, da er von diesem sichrere Nachrichten haben mußte, als vom ersten Theile. 8) So P. E. Müller, Untersuchungen über Snorri's Quellen. S. 297 und Sagabibliothek 1. Th. S. 185. 9) S. dens. Sagabibliothek 3. Th. S. 299, 300. Vergl. die Praefatio zum IV. Vol. ter Script. hist. Islandor. p. X.

10) Nach dieser unmittelbar hat Snorri Cap. 160 d. H. Cap. 146 von Thord Svarta-skáld [s. den Art. Olafs Kefsirpa hier in diesen Nachträgen. Noch bemerken wir hier, daß Snorri Cap. 168 d. H. Cap. 155 zwei Weisen hat, welche Hárkr von Thiótta, der Sohn des berühmten Eywind's Skaldaspillir's, sagt und die sich auf Harik's Fahrt im J. 1027 beziehen.

(Cap. 170 d. H., Cap. 142 d. E. Schr.) durch zwei Weisen [11]) verewigt. Cap. 171 d. H., Cap. 158 d. E. Schr. hat Snorri Strophen von Sighwat, deren Gegenstand ist, wie Olaf's Feinde, namentlich der Jarl Hakon, das Volk und die Húskarlar (das Hofgesinde) des Königs Olaf's durch Geld gewonnen, ihn zu ermorden; Cap. 172 d. H., Cap. 159 d. E. Schr., eine Strophe, in welcher sich der Skalde Sighwat zu Weihnachten eins von den goldbeschlagenen Schwertern aus des Königs Schatzkammer erbittet; Cap. 178 d. H., Cap. 162 d. E. Schr. Strophen, welche die Übermacht des Königs Knut an Scharen und Schiffen handeln, und wie die Gefahr dadurch vermehrt wird, daß sich das Volk hat bestechen lassen; Cap. 182 d. H., Cap. 166 d. E. Schr. wird von dem Skalden Thorarin Loftunga, einem Isländer seiner Abkunft nach, erzählt. Von seinem Liede Höfudhlausn (Hauptlösung), in welchem er den König Knut besang, wird das Stef mitgetheilt (s. den Art. Drápa), und von der Trögdeápa, einem Ehrengedichte auf denselben König, welches dessen Fahrten nach Norwegen besingt, ein Stefiabálkr von sechs Strophen, in welchem an der Spitze der erste Theil des Stefs steht, Knútr er und sólar, Knutr ist unter der Sonne; sólar ist Genitiv und wird nicht von und regiert, sondern steht in grammatischer Verbindung mit dem andern Theile des Stefs. Nach der Skalda S. 260 muß die Sentenz des Stefs am Ende des Stefiabalks schließen. Dieses geschieht hier nicht, und man schließt daraus, daß hier, ungeachtet Snorri sagt, ok er thetta einn stefiabálkr, und ist dieses ein Stefiabálkr, doch der ganze Stefiabálke nicht mitgetheilt sei. Doch war die Anordnung der Stef sehr verschieden, und man suchte einen Ruhm in neuen Erfindungen dieser Anordnungen, sodaß sich vermuthen läßt, daß vielleicht hier gegen die gewöhnliche Regel der übrige Theil des Stefs nicht am Ende des Stefiabálks, sondern am Anfange des folgenden Stefiabálks gestanden habe. Eine Strophe von Hallfredh Hareksblesi, welche sich auf die Unterwerfung Knut's, des Königs von Dánemark und England, bezieht, hat Snorri (Cap. 183 d H., Cap. 167 d. E. Schr.). Reichliche Strophen theilt Cap. 186 d. H, Cap. 169 d. E. Schr. aus dem Flokke mit, den Sighwat auf den Fall Erlings Skialgsson, eines der mächtigsten Gegner Olaf's, machte. Cap. 187 d. H., Cap. 169 d. E. Schr. sagt Snorri: Da als König Olaf fuhr von der Schlacht derer (und) Erlings, segelte er nordwärts duech den Sund, und war da viel vom Tage verlaufen. So sagen die Menschen, daß er da machte diese Weise: Lítt mun hair hinn hviti etc. Außer dieser [12]) läßt die Einzelschrift auch noch eine folgen: Lítt mun hairinn hviti [13]). Sehr merkwürdig ist, daß Snorri der bloßen Sage zuschreibt, daß Olaf diese Weise oder rücksichtlich Weisen gemacht. In der zweiten spätern Erweiterung der Olaf's Saga Helga in den Handschriften der Einzelschrift und der Flateyjarbok erscheint Olafr als ein liederreicher Sänger. Snorri will ihm nicht einmal eine Weise zuschreiben. Hieraus folgt, daß Olafr den Geschichtsforschern gar nicht als Dichter bekannt war, und daß alle jene Weisen, welche Spätere ihm zuschreiben, die Erzeugnisse anderer als Olaf's sind. Aus dem Gesange (quaedbi), welchen Biarni Gullaúe-skáld (Skalde der Goldbraue, d. h. goldenen Augenbrauen) auf Kalf Arnafon, einen der mächtigsten Gegner Olaf's, machte, theilt Snorri Cap 187 d. H., Cap. 169 d. E. Schr. 2. Bd. S. 11—18 zwei Strophen, Cap. 194 d. H., Cap. 174 d. E. Schr. noch zwei andere aller Wahrscheinlichkeit nach auch aus demselben Liede mit, welche für Kalf's Arnafon's Geschichte wichtig sind, Cap. 192 d. H., Cap. 172 d. E. Schr. drei Strophen von Sighwat, in welchen er Olaf's des Dicken strenge Rechtspflege gegen Räuber und Diebe verewigt hat. Dem jungen Hakon, welcher des Königs Knut's Jarl in Norwegen ward, folgte unter andern Isländern einer mit Namen Jökull, der Sohn Bard's Jökulsson's aus Watzdal. Jökull erhielt zu steuren den Wisund (das Schiff, Namens Wisant), das König Olaf zuvor gehabt. Jökull machte da eine Weise, welche Snorri (Cap. 193 d. H., Cap. 173 d. E. Schr.) mittheilt. Nachmals ward Jökull vom Kriegsvolke des Königs Olaf gefangen. Der König ließ ihn hinführen, daß er enthauptet werden sollte. Als er den Hieb in der Luft sausen hörte, richtete er sein Haupt empor, der Hieb kam ihm in das Haupt. Da es eine Todeswunde war, ließ es der König dabei bewenden. Jökull setzte sich empor und machte da eine Weise, welche Snorri mittheilt. Hierauf starb er. Snorri erzählt es als Thatsache, ein Beweis, daß er es für wahrscheinlich hielt, und dieses ist ein anderer Beweis, wie fertig die Skalden im Dichten, auch im künstlichen Drottmált waren, und wie geübt die Hörer waren, daß sie Weise, die sie nur einmal gehört, sogleich fassen konnten. Alle jene Weisen, auf welche wir oben hingedeutet haben, bildm wieder eine liedereiche Partie in der Geschichte Olaf's. Die mittlere Geschichte dieses Königs ist ganz arm an Belegen von Liederstellen. Sie hat nur (Cap. 129 d. H., Cap. 117 d. E. Schr.) eine einzige Liederstelle von Arnor Jarlaskald im Betreff dessen, wie Olafr in den Upplönd brennt, und Arnor ist überdies kein gleichzeitiger Skalde, sodaß Snorri gegen seine Gewohnheit aus Mangel an gleichzeitigen die Weise eines spätern Skalden hat benutzen müssen, ähnlich wie er in der Ynglingasaga genöthigt gewesen war, auch die Strophen aus dem Ynglingatal von Thiodolf von Hwin zu benutzen, in welchen dieser Skalde auch die Ynglingen besingt, welche längst vor ihm gelebt hatten (s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 40—45,

11) Im Cod. E. der Einzelschrift findet sich noch eine dritte, nämlich: Eidh látathú ýtri, aber sie ist wahrscheinlich unecht und deshalb in den Formanna-Sögur (T. IV. p. 375) sehr zweckmäßig blos unter den Text gesetzt, weniger passend hingegen in Scripta historica Islandorum (Vol. IV. p. 344) in den Text.

12) Die Handschriften B, H und S der E. Schr. haben sie nicht.

13) Cod. K d. E. Schr., sowie auch die Heimskringla, haben diese zweite Strophe nicht. Doch hat Cod. A d. H. die drei letzten Zeilen dieser zweiten Strophe als die drei letzten Zeilen der ersten Strophe und läßt dafür die drei letzten Zeilen hinweg, welche in der ersten oder in Beziehung auf die Heimskringla in der einzigen Strophe in Snorri's großem Geschichtswerke stehen.

47—55, 58—61, 63, 64, 71, 72, 75, 76, 80, 81, 83, 84, 87, 88, 91—93). Am liederreichsten ist das Ende von Olaf's Geschichte. Zwischen der von uns oben betrachteten Partie und dem Ende der Geschichte Olaf's liegt aber eine Partie, in welcher sich keine Liederstelle findet, nämlich in der von Olaf's Reise nach Gardariki (Rußland) und seinem Aufenthalte daselbst. Mehre treue Männer begleiteten den landflüchtigen König nach Rußland; dort ward sein Sohn aufgezogen, der nachmals auf den Thron kam. Man konnte daher, wie man annimmt, zuverlässiger Nachrichten von der Reise Olaf's nach Rußland nicht ermangeln, nämlich im Ganzen. Die Nebenumstände dabei mögen wol meistens der reinen Sage angehören. Olaf's Zurückkehr, Einfall in Norwegen und Schlacht auf Stiklastadir (Stiklestad), sind solche Hauptbegebenheiten, welche sogleich ruchbar werden mußten. Der Gang der denkwürdigen Schlacht ist mit Umständlichkeit und Klarheit erzählt. Olaf hatte drei isländische Skalden bei sich. Thoemode Kolbunarskald Berfason, Ottar Swarti, Giffur Gullbrarskald und Thorfinnr Munnr. Snorri erzählt Cap. 218 d. H., Cap. 192 d. E. Schr: So wird gesagt [14]): als König Olaf sein Kriegsvolk in Schlachtordnung stellte, da ordnete er Männer in die Schildburg [15]), die halten sollten vor ihm die Schlacht, und wählte dazu die Männer, welche die bestmuthigen [16]) waren. Dann rief er zu sich seine Skalden, und bat sie, in die Schildburg zu gehen. Sollt ihr, sagt der König, hier sein, und sehen die Zeitungen, die hier sich machen, ist auch da nicht Sagendes Saga (Geschichte) dazu [17]), indem [18]) ihr sollt davon sagen, und wirken (Lieder machen. Hierüber nachher). Dort war da Thorodr Kolbrunarskald und Gitzor Gullbrarskald, der Pfleger Hofgardi's Ref's und Thorfinnr Munnr [19]). Da sagte Thormode zu Gitzor: Stehen wir hier nicht so gedrängt, Kamerad [20]), daß nicht erlange der Skalde Sighwat seinen Raum, da, wenn er kommt, er wird sein wollen vor dem Könige, und nicht wird dem Könige anders gefallen. Der König hörte dieses und antwortete: Nicht bedarf (es) Sighwat'en zu schneiden, obschon er nicht hier sei (ist), oft ist er mir gefolgt, er wird nun beten für uns, und wird (es) dessen noch allsehr bedürfen. Thormodr antwortet: Sein kann das, König, daß euch nun sein Gebet am meisten bedürftig, aber dünn würde es sein um die Fahnenstange, wenn alle deine Hirdmenn wären nun auf dem Romawege [21]); war das auch wahr, daß wir redeten darüber oft [22]), daß keiner erhielt Raum vor Sighwat, obgleich (er) sprechen wollte mit [23]) Euch. Denn sprachen die Skalden unter sich, daß das würde wohl fallen, zu wirken einige Ermahnungsweisen (aminningarvisor) um die Zeitungen, die da würden bald zur Hand sich tragen. Da sang Gitzor: Skala ógladan aefa etc. Dann sang Thorfinnr Munnr diese Weise: Röckr at regni miklo etc. Dann sang Thormodr: Als threyngr at eli etc. Diese Weisen nahmen (lernten) die Menschen da sogleich. Die Weisen enthalten Ermahnungen zu tapferm Streite. Man sieht, wie wohl Snorri gethan hat, an die Spitze des Capitels zu stellen: So wird gesagt. Die Skalden wußten zu gut, was sie zu thun hatten, als daß ihnen dieses der König hätte erst sagen sollen. Auch würden die Skalden in einem so wichtigen Augenblicke nicht gewagt haben, dem Könige ihren kleinlichen Neid über Sighwat's Gunst blicken zu lassen. Betrachten wir die Erzählung nicht als Geschichte, sondern als Sage, so hat sie einen schönen Sinn. Sie stellt uns recht anschaulich vor, welcher Verlust für die Geschichte es ist, daß der große Skalde Sighwat einer so denkwürdigen Schlacht nicht beiwohnt. Mit kritischem Sinne hat Snorri ihr auch den passendsten Platz angewiesen. Er läßt sie nämlich nicht in den Gang der Ereignisse eingreifen, sondern gibt ihr eine Stelle zwischen den Ereignissen vor dem Schlachttage. Im Artikel Olafs Saga Tryggvasonar haben wir ein Beispiel gegeben, wie gut Snorri einer andern Sage den Platz nach der Erzählung der Schlacht der Jomswikingar anwies. Hier weist er der

14) Sú er sagt ist eine wichtige Bemerkung. Sie zeigt, daß Snorri das, was er in diesem Capitel erzählt, nicht als Geschichte, sondern nur als Sage gelten lassen will. 15) Thá skipadi hann mönnum í skjaldborg hat die Heimskringla; die Einzelschrift dagegen blos: thá skipadhi hann skjaldborg; skjald ist Bengung von skiölde, skiauldr, Schild (scutum). Da skjald ähnlich klingt wie skálid, und hier erzählt wird, wie Skalden in die Skjaldborg gestellt werden, so hat es nicht an solchen gefehlt, welche geglaubt haben, die Skjaldborg sei von den Skalden genannt, und einige haben sie durch „Bardenburg" auch noch in den neuesten Zeiten erklärt (S. Berger, Aus den vorhandenen Quellen zusammengetragen. 2. Ausg. 1834. S. 88). Skjaldborg bedeutet das durch Schilde gebildete Schirmdach (scutarum testudo); ein solches Schirmdach bilden heißt: at skióta á skjaldborg, eine Schildburg aufschießen (d. h. aufrichten). In Hakon's Sangrede wird gesagt:

Die Krieger rötheten
Die schieren a) Schildburgen b)
In der Schaßner c) Blute.

(G. F. Wachter 2 Bd. S. 109). Die dichterischen Benennungen aber kenningar sind für Schildburg: Skjaldborg wird genannt Höll (Halle), Raefur (Dach), Vegur (Wand), Gólf (Fußboden), nämlich letzteres, weil Hrungnir im Kampfe mit Thor auf dem Schilde stand; ähnlich muß, wie aus den Versen, die in den Kenningar folgen, zu ersehen, zu Vegur und Höll Hildar hinzugedacht werden, also Wand, Halle der Hildur, d. h. der Göttin der Schlacht. Im Sigurdrifo-Mál heißt es im Eingange (gr. Ausg. der Lieder-Edda) in Beziehung auf Hindarfiall, wo Brynhildur ihren Sitz hatte: Da stand dort eine Schildburg (Skjaldborg). Sigurdr ging in die Schildburg (í skjaldborgina) und sah, daß darin schlief ein Mensch mit allen Heerwaffen ꝛc. In der Ynglinga-Saga (Cap. 25) heißt es bei Beschreibung der großen Schlacht auf Foriswallir: Da ging König Haki hinein in die Schildburg (Skjaldborg) zu Hugleik und erschlug ihn dort und seine beiden Söhne ꝛc. S. das Vorhergehende und Folgende bei F. Wachter 1. Bd. S. 66.

a) Reinen, blanken. b) Skjaldborgir. c) Streiter, Krieger.

16) Best hugadir; nach der E. Schr. und dem Cod. A. der Heimskringla: Snarpastir, die Schärfsten, Tapfersten. 17) d. h. ihr brauche es nicht erst von Andern zu hören. 18) Der E. Schr., wie ihr davon sagen sollt. 19) Der E. Schr., dort war der Thormodr Kolbrunarskald und Gitzur Gullbrárfóstri und Hofgerdha-Refr, sein Sohn, und der vierte Thorfinnur Munnar. 20) Lagsmadhr. 21) Wege nach Rom. 22) Oft hat dies die E. Schr. 23) Der E. Schr. bedurfte.

Digitized by Google

Sage, damit ſie deſto beſſer als ſolche hervortrete, ihre Stelle ſchon vor dem Schlachttage an. Wir haben den Inhalt der Sage mitgetheilt, um zu zeigen, wie Unrecht die[24]) thun, welche ſie als Geſchichte behandeln, obſchon Snorri ſie ausdrücklich als Sage bezeichnet, und ihr als ſolche einen in den Gang der Ereigniſſe nicht eingreifenden Platz anweiſet. Sie iſt auch darum ſo wichtig, weil ſie uns Sighwat's Abweſenheit veranſchaulicht, und dieſes warum Snorri bei Sighwat's Geſang über dieſe Schlacht ſagt: Sighwat habe ihn nach der Geſchichte des Aufſtands (eptir upreistar sögu) geſtellt (verfaßt). Die Strophen, welche Snorri aus dieſem Geſange, nämlich der Olaf's Erfidrapa hat, haben wir in dieſem Artikel in dieſen Nachträgen angegeben. Von Thormodr Kolbrunaeſkald hat Snorri außer der oben genannten noch mehre Weiſen, nämlich Cap. 217 d. H., Cap. 191 d. E. Schr., eine, in welcher Thormodr auffodert, alles innerhalb Inney zu verbrennen, da das Volk beſchloſſen, den König der Krone mit den Waffen zu berauben. Als der Tag der Schlacht angebrochen, ſingt er auf des Königs Auffoderung dem Heere das alte Bjarkmal vor, und dieſes iſt der Anfang: Dagr er upp Koma, der Tag iſt emporgekommen, und Snorri theilt Cap. 220 d. H., Cap. 194 d. E. Schr. zwei Strophen davon mit Den Mannen gefiel der Geſang, und ſie nannten ihn Húskarlahvöt (Ermahnung der Leibwächter). Der König beſchenkt den Skalden mit einem Goldringe, und der Skalde ſingt in einer Weiſe, welche Snorri mittheilt, daß er vor den Knien des Königs bleiben will, bis dieſer die andern Skalden erlangt hat. Mit dem Bjarkamal ſoll Hjalti die ſchlafenden Krieger Hrolf Kraki's geweckt haben. Man findet geſchloſſen: Olaf's Krieger kannten alſo den alten däniſchen Geſang über das, was ſich vier Jahrhunderte vorher mit den alten Königen von Hlethra zugetragen hatte, und ungeachtet er an ſich ſelbſt eine üble Vorbedeutung enthielt, ſo waren ſie doch damit zufrieden, weil es ſie erinnerte, auf welche Weiſe die Mannen eines geliebten Königs für ihn ſtreitrn ſollen bis in den Tod. Uns hingegen ſcheint die Vortragung des Bjarkamal durch Thormodr, ſowie vieles andere auch in dieſer Partie der Geſchichte Olaf's, der reinen Sage anzugehören, und dieſe reine Sage läßt eben das Biarkamal vor der Schlacht von Stiklaſtadir ſingen, weil dieſes eine üble Vorbedeutung hatte. In der Wirklichkeit würde Thormodr nicht gewagt haben, ein Lied von übler Vorbedeutung vorzutragen. Noch mehr gehört der reinen Sage an, daß die Entſtehung des Biarkamals an die Sage von Hrolf Kraki geknüpft wird. Daß es ein alter Geſang war, lehrt, daß es ſchon zu Snorri's Zeit, Hjarkamál das alte hieß, und dieſer konnte daher keinen Anſtoß nehmen, wenn es die Sage auch vor der Schlacht von Stiklaſtadir ſingen ließ. Sehr intereſſant iſt die Vergleichnng des einfach kräftigen Bjarkamal der Urſchrift mit der verwäſſernden Umſchreibung deſſelben von Saxo Grammaticus (Lib. II). Als Probe möge dienen, z. B.:

vekat ek ydhr at vini
né at viſo rúnom,
heldr vek ek ydhr at hördhum
Hildar leiki.
Ich weckt euch nicht zum Weine
Noch zu Geſprächen mit Weibe,
Vielmehr weck' ich euch zum harten
Hildur's Spiele.

Dieſe vier Zeilen hat Saxo Grammaticus ſo erweitert:

Non ego virgineos jubeo cognoscere ludos,
Nec teneras tractare genas, aut dulcia nuptis
Oscula conferre, et tenues adstringere mammas:
Non liquidum captare merum, tenerumve fricare
Foemen, et in niveos oculum jactare lacertos.
Kvoco vos ad amara magis certamina Martis.
Bello opus est, nec amore levi: nihil hic quoque facti
Mollities enervis habet, res praelia poscit.

Saxo's Arbeit iſt alſo nicht einmal Umſchreibung zu nennen, ſondern erweiternde Verwäſſerung und Verwiſchung alles nordiſchen Geiſtes, und namentlich hier Setzung Ovidiſcher Lüſternheit an die Stelle germaniſcher Züchtigkeit. Eine Weiſe, welche Olaf's Halbbruder, Haeallb, den jener wegen ſeiner Jugend der Schlacht nicht beiwohnen laſſen will, in den Mund gelegt wird, leitet Snorri kritiſch ſo ein: So ſagen die Menſchen, daß Haralld fänge da dieſe Weiſe ꝛc Er erlangt durch ſie, daß er der Schlacht beiwohnen darf. Er ward ſehr verwundet, und floh, als er geheilt worden war, nach Rußland. Was hierüber Snorri in der Heimskringla in der Haralld's Saga Hardrada Cap. 1 u. 2 erzählt, iſt in die Olaf's Saga als Einzelſchrift Cap. 216 u. 217 aufgenommen, und zugleich auch eine Strophe aus der Drapa, welche der Skalde Thiodolfr auf König Haeallb machte, und Sexstefia genannt iſt, und eine Strophe aus der Haralld's Drapa von dem Skalden Bölverk, und eine Halbſtrophe, welche Haeallb ſelbſt ſingt, und eine Halbſtrophe des Aenor Jarlaſkald von Rögwalld's Bruſaſon's zehn Schlachten in Gardariki. Da das große Gemälde der gewaltigen Schlacht von Stiklaſtadir ſchon ſo reich iſt, verſparte Snorri ſehr zweckmäßig dieſe Partie für Haralld's Saga Hardrada. Aber auch in der Olaf's Saga als Einzelſchrift macht ſie ſich gut, und iſt nichts dem entgegen, daß Snorri ſelbſt ſie in die Einzelſchrift aufgenommen habe. Die Strophen der Olaf's Erfidrapa (ſ. d. Art.) ſind die Hauptquellen bei Beſchreibung der Schlacht von Stiklaſtadir. Außer dieſen noch eine Strophe von Björn Gullbearſkald auf Kalf Arnaſon (Cap. 240 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.) und drei Strophen von Thormodr (Cap. 246 u. 247 d. H., Cap. 218 d. E. Schr.), welcher Skalde ſelbſt auch in der Schlacht tödtlich verwundet ward, und eine Strophe von Hofgarda-Refr (Cap. 239 d. H., Cap. 211 d. E. Schr.). Aus dem Geſange (quaedi), welchen Thorarin Loftunga auf Swein Alfiſoſon machte, und der Gaeljungs oder Gliognis Quidha heißt, werden Cap. 240 u. 252 d. H., Cap. 223 u. 229 d. E. Schr. reichlich Strophen angeführt. Dieſe mitgetheilten Weiſen beziehen ſich zwar auch auf des Dänenkönigs Herrſchaft in Norwegen, aber vorzüglich handeln ſie von Olaf als dem Heiligen Gottes. Eine Strophe von Sighwat iſt Cap. 240 d. H. und Cap.

24) Selbſt der größte Kritiker der nordiſchen Geſchichtswerke, P. E. Müller a. a. O. S. 298, 299, behandelt die Sagr als wirkliche Geſchichte.

Digitized by Google

229 d. E. Schr. zum Belege eingewebt, daß dem todten Olaf die Nägel und Haare wie einem Lebenden wuchsen. Nachdem Snorri davon gehandelt, wie die Heiligkeit des Königs Olaf aufkam, spricht er noch Cap. 260 d. H., Cap. 232 d. E. Schr. von des Königs Olaf des Heiligen, wie er ihn sehr passend nun erst nennt, Alter und der Dauer seiner Regierungszeit, und theilt dabei eine Strophe von Sighwat mit, und führt des Priesters Ari Zeitrechnung an, endlich gedenkt er der 20 Schlachten des Königs Olaf, und zum Belege führt er eine Strophe von Sighwat an. Snorri in der Heimskringla schließt nach dieser Strophe die Geschichte Olaf's, wiewol noch nicht ganz die Olafs Saga Helga selbst, auf diese Weise: Nun ist gesagt ein Theil der Geschichte (Saga) des Königs Olaf, von denen Zeitungen, die sich machten, so lange er Norwegen beherrschte, auch von seinem Falle, und dem, wodurch seine Heiligkeit aufkam: aber nun soll das nicht niederliegen, worin ihm doch die meiste Ehre (vegsemd) ist, zu sagen von seiner Wunderzeichenmachung (jártegna gerda), obschon dieses später geschrieben werde in diesem Buche (nämlich in Snorri's großem Geschichtswerke, oder der Heimskringla, wo er die Wunder erzählt der Zeitfolge nach, bei welchen Gelegenheiten sie geschehen sind). Aus diesem Schlusse der Geschichte Olaf's hier in der Olaf's Saga Helga findet man vermuthet, Snorri habe gekannt solche Sögor (Geschichtswerke) von König Olaf, welche aus zwei Theilen bestanden, von denen der eine über Olaf's irdische, der andere über seine himmlische Wirksamkeit handelte[25]). Doch ebenso wahrscheinlich ist es, daß Snorri dabei an die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift dachte, welche er selbst, wie wir vermuthen, beabsichtigte. Die entsprechende Stelle in der Einzelschrift lautet (Cap. 232. 2. Bd. S. 114): Nun ist gesagt ein Theil der Geschichte (Saga) des Königs Olaf von den Zeitungen, die sich machten, so lange er Norwegen beherrschte, auch so von seinem Falle, um das, daß seine Heiligkeit aufkam; aber nun soll das nicht niederliegen, worin ihm doch die meiste Ehre ist, zu sagen von seiner Wunderzeichenmachung[26]). Diese Stelle zeigt recht deutlich, daß die Olaf's Saga Helga in der Einzelschrift später abgefaßt wurde als die in der Heimskringla. In diese paßte sie ganz, in der Einzelschrift ist sie ziemlich müßig, und hätte wenn Olaf's Geschichte in zwei Theile getheilt werden sollte, einen schicklichern Platz weiter oben erhalten, nämlich schon bevor erzählt ward, wie Olaf's Heiligkeit aufkam, denn hierzu wirkten ja auch Wunderzeichen mit, indem die Nägel und das Haar des todten Olaf noch fortwuchsen. Ja! die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift hat schon Cap. 230. 2. Bd. S. 110—112 das Wunder mit dem Schwerte des heiligen Olaf in Griechenland, welches sich erst zur Zeit Eindridi's des Jungen, also im 12. Jahrh., zutrug (d. h. hier zugetragen haben soll), und jene Stelle im Cap. 232. 2 Bd. S. 114, nach welcher sie nun erst von Olaf's Machung von Wunderzeichen reden will, erscheint also in der Olaf's Saga Helga als Einzelschrift höchst unpassend, und zeigt auf das Augenfälligste, daß sie nicht in der Olaf's Saga Helga, welche man vor Snorri's Zeit annimmt, gestanden hat, sondern daß sie von Snorri für sein großes Geschichtswerk verfaßt, und dann von dem Abschreiber, welcher die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift aus dem großen Geschichtswerke ausschreiben mußte, unzweckmäßig nur mit einer kleinen Veränderung mit abgeschrieben worden ist, wäheend sie ebenso gut hätte ganz hinwegbleiben können, oder wenigstens ziemlich müßig ist. Da in Snorri's großem Geschichtswerke die einzelnen Sögor nicht abgeschlossene Ganze für sich bilden, so enthalten die letzten Capitel 261—265 noch das, was die Herrschaft des Königs Swein in Norwegen betrifft, und das, wie eingeleitet wird, daß Magnus, Olaf des Heiligen Sohn, den Thron von Norwegen erhält. In dem, was Swein's Geschichte betrifft, ist das Bedeutendste der Fall Tryggvi's, des Sohnes Olaf's Tryggvason's, und Snorri bringt (C. 263 d. H., C. 234 d. E. Schr.) zum Belege der Schlacht zwischen Tryggvi und Swein zwei Strophen, eine aus dem Tryggvaflokk und die andere aus dem Flokk, der auf den König Swein gemacht war[27]). Die Norweger wurden der Herrschaft der Dänen so müde, daß selbst die beiden Hauptgegner Olaf's des Heiligen, Einar Thambarskelfir, nach Rußland reisten, und Olaf's Sohn, Magnus, auf den Thron seines Vaters rufen. Snorri schließt seine Olaf's Saga Helga in der Heimskringla mit der Erzählung, wie die nach Rußland gereisten norweger Mannen des Magnus wurden, und wie dieser dem Kalfen und den andern Männern, welche auf Stiklastadir wider den König Olaf gewesen waren, Sicherheit und volle Versöhnung schwört, er sollte allen Sicherheit leistend sein und aufrichtig[28]), obschon er in Norwegen erlangte Reich und Königthum; sollte er dann werden Pflegesohn (fóstrson) Kalf's Arnason's, aber Kalf sollte schuldig sein, zu thun alle die Werke, durch die Magnusen deuchte sein Reich dann zu sein größer und freier, als zuvor. Snorri, welcher die norwegische Geschichte in ihrem Zusammenhange darstellen will, hat so, sehr passend, diese Partie, welche man dem äußeen Anscheine nach, eher in der Magnúsar Saga Gódha hätte erwarten sollen, als Schluß in die Olaf's Saga Helga aufgenommen, weil so das große Gemälde von der Empörung der Norweger gegen Olaf eine beruhigende Vollendung erhält, indem sie sich reuevoll über ihren Übergang zu Dänen Olaf's Sohne unterwarfen. Zugleich aber auch macht es gespannt auf die folgende Saga, nämlich begierig zu wissen, wie des jungen Königs Verheißungen werden in der Folge, wenn er selbständiger wird, gehalten werden. Die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift hat sehr passend auch diese Partie von der Herrschaft der Dänen und der Unterwerfung der Hauptgegner Olaf's Haraldsson's unter dessen Sohne Magnus (Cap. 233—235). Da Magnus der Gute so

25) So P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen. S. 301. 26) Frá jarteigna (gjördh) hans.

27) Die Strophen und die Darstellung von Tryggvi's Fall hat aus Snorri die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 252. 3. Bd. S. 54—56 entnommen. 28) Veiti Magnus theim *trygdir* ok *fulla sætt*, ok festi svardögum, at hann skylldi vera theim öllom *tryggvr* ok *trúr*.

viel für seinen Vater that, und ihn als Heiligen mit einem Schrein und andern Dingen ausstattete, so führt die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift die Geschichte des Sohnes Olaf's des Heiligen fort, und übereinstimmend mit dem, was die Magnúsar Saga Gódha in Snorri's großem Geschichtswerke erzählt, kürzt aber zweckmäßig vieles ab, und hat auch nicht so viele Strophen. Sie hat welche Cap. 236 aus der Magnúss Dráp von Jarl Arnorskald über Magnus' Fahrt aus Rußland über Schweden nach Norwegen. Bei den Partien, welche sich insbesondere auf Olaf's Heiligengeschichte beziehen, ist die Olaf's Saga Helga, welche wir nun ohne nähere Bezeichnung so nennen, da nur allein die Einzelschrift darunter zu verstehen, ebenso umständlich als die Magnúss Saga Gódha in der Heimskringla, und hat auch die Strophen alle, so Cap. 237 (Cap. 11 der Magnúss Saga Gódha) von Olaf's Schreien und Fest, und Sighwat's beide Strophen darüber. Capitel 238 (Cap. 9 der Magnúss Saga Gódha)[29]) handelt von Sighwat's Pilgerfahrt nach Rom und Heimkehr nach Norwegen, und enthält eine Fülle Weisen dieses Skalden von seiner Wallfahrt, seinem Schmerz über Olaf's Tod und dessen Heiligkeit, Capitel 239 (Cap. 12 der Magnúss Saga Gódha) von Thorir Hund, Cap. 240 (Cap. 13 d. M. S. G.) von der Erschlagung Thorir's aus Thiótta (Thiottón), Cap. 241 (Cap. 13 d. M. S. G.) davon, wie Mannen bei Sigurd diesen erinnern, was Kalfr Arnason auf Stiklastadir gethan, und die Strophen, durch welche Thorgeir Flekke den König zur Vaterrache anspornt, Cap. 242 (Cap. 15. d. M. S. G.) von der Fahrt Kalf's Arnason's aus dem Lande nebst einer Strophe aus dem Kálfsflokke des Biörn Gullbrarskald, Cap. 243 von den Veranlassungen, warum die Bándor (Bauern) gegen ihn murrten, etwas weniger umständlich als in der Magnúss Saga Gódha Cap. 16, dagegen wieder ganz gleich Cap. 244 mit Cap. 17 d. M. S. G. Sighwat machte den Flokk, den er nannte Bersöglis vísor (Baarsagels-Weisen, carmen libere loquentis), und hebt er sie zuerst um das (an), daß ihm deuchte der König zu hart gegen die Bándor, und das, daß sie drohten, zu erheben Unfrieden wider den König, nun acht Strophen aus diesem Gesange, und dann Erzählung, wie der Magnus auf diese Erinnerung die Gesetze in Thrandheim gibt, die Grágás (s. d. Art.) geheißen sind, und ein beliebter König wird, Cap. 245—247 dann kürzer und ohne Strophe von den Mishelligkeiten zwischen dem Könige Magnus dem Guten und dem Dänenkönige Hördha-Knut, von dem, wie nach dessen Tode Magnus das Königthum in Norwegen nimmt, und nach Windland (Wendenland) fährt, und Jómsborg verbrennt, Cap. 248 dagegen ebenso umständlich, als die M. S. G, Cap. 27—29 von der Schlacht, welche König Magnus von seinem Schwager Herzog Otto von Sachsen unterstützt, gegen ein unermeßliches Heer von Wenden auf der Hyrskogsheidi unfern von Heidabár gewinnt, und auch die beiden Strophen von Arnor Jarlaskald, denn diese Umständlichkeit erscheint gehörig gerechtfertigt, da in der Nacht vor der Schlacht der heilige Olaf im Traume erscheint, und seinem Sohne Muth einflößt, sich vor dem großen Heere der Heiden nicht zu fürchten. Der König erfreut sehr durch die Erzählung seines Traumes seine Mannen, und man hört auch den Laut der Glocke, die König Olaf der Clemenskirche zu Nidaros gegeben hatte. Snorri sucht sonst alle legendenartigen Erzählungen, so viel als möglich zu vermeiden, aber er stand doch, was auch nicht war, ganz über seine Zeit erhaben, und ist auch ein zu frommer Christ im Geiste des Mittelalters, als daß er an den Wundern des heiligen Olaf hätte zweifeln sollen. Doch trägt er nur die allgemein gültigen als Geschichte vor, die andern bezeichnet er entweder als Sage oder hat sie gar nicht in sein großes Geschichtswerk aufgenommen. Überdies ist manches Wunder des heiligen Olaf erst später in Snorri's Geschichtswerk eingeschoben worden. So hat Cod. E. 56. u. 57. Cap. der Haralds Saga Hardrada nicht, und andere Handschriften andere von Wundern handelnde Capitel in den Sögor der Heimskringla nicht. Capitel 249 der Olaf's Saga Helga (Cap. 56 u. 57 der Haralds Saga Hardrada in der Heimskringla) handelt von den Raubfahrten des Guthorm's, des Sohnes Ketil's Kalf's, in Irland, seinen Händeln mit dem Irenkönige Margad, und dessen Fall dadurch, daß Guthormr Gott und den heiligen König Olaf seinen Blutsfreund um Beistand anruft, Cap. 250 (Cap. der Hakonar Saga Herdabreids) von dem wunderbaren Siege der Wäringer, welche dem Kaiser Kyrialax[30]) (Aleris) von Griechenland dienten, als dieser eine Heerfahrt nach Blakumannaland (Walachenmännerland) unternahm, und auf Pezinawallir (den Gefilden der Pezinen, Patzinaken) durch ein gewaltiges Heer der Heiden in der Schlacht so bedrängt wird, daß die Griechen flohen. Die 500 Wäringar verheißen eine Kirche in Miklagardh (Constantinopel) dem heiligen Olaf zu Ehren zu erbauen, und richten nun unter den Heiden die furchtbarste Niederlage an. Blos der Cod. K. der Olaf's Saga Helga fügt hinzu, wie der König (Kaiser) nach seiner Heimkehr die von den Wäringen verhießene Kirche der heiligen Jungfrau und dem heiligen Könige Olaf bauen läßt, und die Wäringar große Schätze zur prächtigen Ausstattung der Kirche zusammenlegen, Cap. 251 (Cap. 59 der Haralds Saga Hardrada) handelt von dem Grafen in Dänemark, der das Olafsfest nicht heilig halten will, und blind wird. In der Heimskringla steht noch wahrscheinlich als späterer Zusatz: Seitdem ist die Olafsmessa (das Olafsfest) allezeit gehalten worden in Dänemark. Diesen Zusatz haben in der Einzelschrift der Olaf's Saga Helga blos die Handschriften F, G u. S. Capitel 252 (Cap 59 der Haralds Saga Hardrada) ist gewidmet dem Wunder, das Olaf der Heilige an einem Krüppel in der Olafskirche zu London that. Der erste Theil von 258 (Cap. 37 d. M. S. G.) enthält Geschichtliches über König Magnus, Thorfinn und Rögnwald, die Jarlar von Orkney nebst einer Strophe

29) Wir verstehen darunter immer die Snorri'sche in der Heimskringla, nicht die in den Fornmanna-Sögur T. VI.

30) Gleichsam *Κύριος Ἀλέξιος*.

von Biörn Gullbrarskald, in Betreff des Aufenthalts Kalf's Armarson's bei dem Jarl Thorfinn, und hat mit der Geschichte Olaf des Heiligen diesen Zusammenhang: Rögnwald deuchte sich zu haben zwei Theile der Lande, sowie Olafr der Heilige gab Brusi'n, seinem Vatee, und Brusi gehabt hatte seine Tage über, und hat also keine Beziehung auf Olaf als Heiligen, sondern ist ein Rückblick auf seine politische Geschichte. Der zweite Theil des Capitels handelt davon, wie König Magnus und sein Nachfolger Halldr Sigurdarson das Heiligthum Olaf's pflegen (vergl. Hakonar Saga Herdabreids. Cap. 15), und wie der heilige Olaf Harald'en, als er auf Solundir (jetzt Yttre- und Indre-Sulen vor Sogn) im Traume erscheint, und die Weise singt: Gramr vo fraeyr til fremdar. In der Heimskringla steht diese Weise Cap. 85 der Harald's Saga Hardrada. Cap. 254 der Olaf's Saga Helga Cap. 6 der Olaf's Saga Kyrra, handelt davon, wie König Olaf Kyrri in Nidaros dem heiligen Olaf eine Kirche bauen läßt, und von den Wundern, die dabei geschehen. Capitel 255 (Cap. 7 der Olaf's Saga Kyrra) ein Wunder, durch den Schrein des heiligen Olaf's, fehlt aber im Cod. E. der Heimskringla (vergl. d. Art. Olafs Saga Kyrra hier in diesen Nachträgen). Capitel 256 u. 257 (Cap. 23 u. 24) Wunder mit dem Feuerverlöschen zu Nidaros und Heilung einer gichtbrüchigen Frau. Aber in der Heimskringla ist es blos aus dem Codex genommen, welcher der Peringskioldischen Ausgabe zu Grunde liegt, also späteres Einschiebsel, sowie auch andere von den Wundern; hieraus erhellt, daß Snorri Sturleson in Aufnahme der Wunder des heiligen Olaf's sich sehr gemäßigt hatte, und die meisten derselben erst später in sein großes Geschichtswerk und die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift geschoben wurden. Gleiche Bewandtniß hatte es Cap. 258 d. E. Schr. (Cap. 38 der Saga Sigurdi Jorsalafari, Eysteini ok Olafi) mit dem Wunder des heiligen Olaf an einen jungen Dänen, den die Heiden fangen und nach Windland (Wendenland) bringen. Das legendenartige Mährchen hat in der Heimskringla nur Cod. B, mit welchem die Handschrift bezeichnet wird, welchee Peringskiold folgte, welche aber nur in dessen Drucke bei der großen Ausgabe benutzt werden konnte, sodaß man nicht einmal weiß, ob nicht erst in neuerer Zeit diese, und die obigen Wundererzählungen aus den an Einschiebseln reichen Handschriften der Einzelschrift in die Heimskringla gekommen ist. Man muß annehmen, daß Snorri nur solche Wunder des heiligen Olaf in sein großes Geschichtswerk aufgenommen hatte, welche theils in den Gang der norwegischen Geschichte eingriffen, oder eingegriffen haben sollen, oder sonst sehr berühmt waren[31]). Capitel 259 der Olaf's Saga Helga handelt von dem Wunder des heiligen Olaf an Kolbein, welchem Thora, die Mutter des Königs Sigurd's, des Jerusalemfahrers, hatte die Zunge ausschneiden lassen nebst einer Strophe von Einar Skulason (s. d. Art. Olafs Drápa Helga No. B hier in diesen Nachträgen). In der Heimskringla in der Saga af Sigurdi Jorsalafara steht dasselbe, aber der Cod. D hat es nicht, woraus sich mit Sicherheit schließen läßt, daß es erst später in Snorri's großes Geschichtswerk eingeschoben worden ist. So auch das 24. Capitel seiner Saga af Sigurdi, Inga und Eystein (Cap. 260 der Olaf's Saga Helga) die Erzählung von dem Wunder des heiligen Olaf an dem von den Wenden gefangenen Haldor. Das 261. und letzte Capitel der Olaf's Saga Helga im Cod. A handelt von Verstümmlung eines Priesters und Wiederherstellung desselben durch den heiligen Olaf. In der Heimskringla, Saga af Sigurdi, Inga ok Eysteini steht die Erzählung von den Wundern des Königs Olaf an dem Priester Rikard auch, aber nur im Cod. B und ist also ein späteres Einschiebsel. Nehmen wir alle diese und jene von uns bemerkbar gemachten spätern Einschiebsel aus Snorri's großem Geschichtswerke heraus, so enthält es nur sehr wenig von Olaf's Wundern, und er übt zwar dabei meistens eine ganz gedrängte Darstellung aus. Herausgegeben ist die Olaf's Saga Helga in der Ueschrift: A) in der Heimskringla; 1) von Peringskiold (1. Bd. S. 374—830); 2) von Schöning, den ganzen zweiten Band der großen Ausgabe der Heimskringla füllend. B) Als Einzelschrift in den von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen Fornmanna-Sögur. 1. Bd. (Kopenhagen 1829) S. 1—386. 2. Bd. S. 1—154. Auch unter dem besondern Titel: Saga Olafs Konúngs hins Helga; Eptir gömlom skinnbökum útgefin ad tilhlutum hins konúngliga Norraena Fornfraedha Félags. Fyrri Deild. Haupmannahöfn 1829. Sídhari Deild 1830. Zu Grunde liegt eine Handschrift, welche mit A bezeichnet ist. Man hat sie gewählt, weil sie mit Ausnahme des letzten Blattes vollständig und die reichste war. Da aber dieser Reichthum, wie wir beiläufig gesehen haben, in spätern Einschiebseln besteht, so ist sie zur Grundlegung nicht ganz passend. Auf der andern Seite haben auch die andern Handschriften viele Einschiebsel, von welchen der Cod. A frei ist, sodaß sehr lehrreich ist zu sehen, wie die Sagen, von welchen Snorri nichts hat, nach und nach in sein Geschichtswerk eingeschwärzt worden sind. Bei der Ausgabe ist jedesmal bemerkt, was die übrigen Handschriften nicht haben. Es sind nämlich noch viele[32]) und bis auf eine sämmtlich Pergamentcodices mit dem Cod. A verglichen, und ihre Varianten unter den

31) Zu einem solchen sehr berühmten Wunder, welche Snorri in sein großes Geschichtswerk aufgenommen hat, ohne daß es in den Gang der norwegischen Geschichte eingreift, rechnen wir das Wunder mit dem Schwerte des heil. Olaf in Griechenland. Snorri hat dieses in der Heimskringla in der Saga af Hakoni Herdabreid Cap. 21. S. 407, 408, die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift hat es schon Cap. 250. 2. Bd. S. 110—220 unmittelbar nach der Glaelúngs-Quidha. Über das Wunder mit Olaf's Schwerte s. den Art. Olafs Drapa Helga Nr. B hier in diesen Nachträgen.

32) Nämlich außer dem A sind eilf Nummern mit B, C, D, E, F (d. h. Flateyarbók), G, H, I, K, L und S bezeichnet. Unter diesen eilf Nummern finden sich drei Fragmente. Herausgegeben ist also die Olaf's Saga Helga als Einzelschrift, die Handschrift, welche zu Grunde gelegt worden ist, vor allen gerechnet, nach acht Pergamenthandschriften, einer Papierhandschrift und nach Bruchstücken von drei Pergamenthandschriften.

Digitized by Google

Text gesetzt worden. Die Handschrift, welche zu Grunde gelegt worden ist, ist kaum vor dem Ende des 14. oder Anfange des 15. Jahrh. geschrieben, und ist derselbe, welcher auch der Ausgabe der Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur zu Grunde liegt. Vorzüglich die Handschriften, von denen nur Bruchstücke auf uns gekommen, sind früher als der Cod. A geschrieben [33]). Übersetzt ist die Olaf's Saga Helga A) Dänisch: 1) die in der Heimskringla; a) ziemlich frei [34]) von Peder Clausön und herausgegeben von Olof Worm in Snorre Sturleson's Norske Kongers Chronica (Kopenh. 1633 in 4.), und wieder vom Buchdrucker Godiche im J. 1750 in 4. b) Von Jon Olaffen, wobei die Clausön'sche Übersetzung, wo es anging, zu Grunde gelegt ist, im zweiten Bande der großen Ausgabe der Heimskringla. c) Von N. F. S. Grundtwig in Snorri Sturleson's Norges Konge Krönike fordanskeit ꝛc. d) Von Rafn, in der von der königlichen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen Oldnordiske Sagaer. 4. u. 5. Bd. B) Schwedisch in der Heimskringla von Gudmund Olafsson. C) Lateinisch: 1) In der Heimskringla; a) von Peringskiold sehr frei. b) Besser von Schöning, aber durch zu große Eleganz den nordischen Geist auch zu sehr verwischend. 2) Als Einzelschrift von Biörn Egilsson auch mit großem Fleiße, aber weniger elegant, und deshalb im Ganzen vorzuziehen im 4. u. 5. Bd. der Scripta Islandorum historica, auch unter dem besondern Titel: Historia Regis Olavi Sancti ex vetere sermone latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate regia antiquitatum Septentrionalium. Pars prior. Opera et studio Sveinbjörnis Egilssonii, collegae scholae Bessastadensis [35]) in Islandia. Hafniae 1833. Pars posterior 1833. Die Handschrift Fagurskinna stimmt in einigen einzelnen Stellen fast wörtlich mit Snorri überein, aber sie ist im Ganzen viel kürzer. Inzwischen hat dieser Codex verschiedene Zusätze, z. B. Cap. 28, 168 einen prosaischen Auszug von Eyolf Dadaskald's Vandadrapa, einige Verse von Sighwat und Thorarinn Loftunga, und etwas ausführlichere Bemerkungen über die Regierung Swein's Alfifuson's, wo es heißt, daß Swein ein schönes Äußere hatte, nicht übelgesinnt war, sondern daß der Einfluß der Mutter ihn sehr verderbte. Sie erzählt auch Verschiedenes über die Reise des Königs Knut nach Rom. An einigen Stellen weicht sie von Snorri's Bericht in kleinen Umständen ab, z. B. C. 39, 170. Sie setzt Hördhaknut's Ausrufung zum Könige in Dänemark früher und des Jarls Ulf darauf folgende Erschlagung viel später. Hieraus folgert man [36]), daß der Verfasser der Handschrift auch nicht in der Lebensbeschreibung dieses Königs Snorri'n epitomirt haben könne, sondern im Gegentheil, daß Snorri wahrscheinlich diese Handschrift oder deren Quelle benutzt habe. Wir sind anderer Meinung, und nehmen aus triftigen Gründen im Verfasser der Fagurskinna einen Epitomator des großen Geschichtswerks Snorri's an, der sich nicht streng an Snorri anschloß, sondern von ihm abwich, wenn er glaubte, daß er hierzu Gründe an einen Epitomator, der nicht blos Snorri's Werk, sondern auch noch andere Schriften vor sich hatte. Wäre der Verfasser der Fagurskinna oder seine Hauptquelle früher als das Snorri'sche Geschichtswerk, so hätte man sehr unrecht gethan, wenn man die Fagurskinna nicht vor allem herausgegeben hätte. Den Gegensatz zur Fagurskinna macht die Flateyarbók [37]), jene gibt meist nur einen Auszug aus Snorri's Geschichtswerke, diese nimmt alle Sagen und alle Geschichten, welche einen auch nur entfernten Zusammenhang mit den Hauptgegenständen haben, in sich auf. Sie ist auch in der Olaf's Saga Helga noch weit umfangreicher, als Snorri's Darstellung sowol dadurch, daß sie lange Episoden aufnimmt, als die Fóstbraedrasaga, den Thättr Eymundar ok Olafs konúngs, den Thättr Styrbjarnar Svíakappa, den Thättr Tóka Tókasonar, den Thättr Eindridha ok Erlings, von welchen manche kaum mit Olaf's Leben in Verbindung stehen, als auch dadurch, daß sie viele kleine Züge und verschiedene Begebenheiten hinzufügt, welche sich bei Snorri nicht finden. Aber hiermit ist, wie man annimmt, noch nicht das genetische Verhältniß zwischen den Flateyarbók und der Heimskringla bestimmt, indem man auf der einen Seite bei jeder Hinzufügung in der Flateyarbók sich einen guten Grund denken kann, warum Snorri, auch wenn er die Erzählung gekannt, sie doch übergangen hat, entweder weil sie zu umständlich [38]) war, oder nicht zuverlässig, oder etwas enthielt, was mit der Anständigkeit stritt, welche Snorri in seinem Werke stets beobachtet. Auf der andern Seite kann man sich denken, und dieses ist, wie wir selbst mit triftigen Gründen annehmen, das Wahrscheinlichste, daß Snorri's einfacher Vortrag mit allerhand spätern Zusätzen ausgeschmückt ist. Nur an zwei Stellen, fährt man in der Untersuchung fort, könnte man Spuren zu finden scheinen, daß die Darstellung im Flateyarbók später sei, als die Snorri's. Die eine ist, wo Sighwat's Verse über seine Fahrt nach Schweden in Gesellschaft mit dem Stallari Biörn von Snorri angeführt werden, nach-

33) S. das Nähere über die Handschriften im Formáli zur Ausgabe der Olaf's Saga Helgo als Einzelschrift. S. 1—26. Vergl. die lateinische Übersetzung in Scripta historica Islandorum de rebus veterum Borealium latine reddita et apparatu critico instructa, curante societate regia antiquitatum Septentrionalium. Vol. IV. Historiae Regis Olavi Sancti Pars prior p. VII—X. Über die Handschriften, nach welchen die Olaf's Saga Helgo in der Heimskringla herausgegeben ist, s. F. Wachter Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLXVIII—CLXXIII. 34) S. dens. S. CLXXXII. 35) Bessastadir war eins der Landgüter Snorri Sturleson's s. F. Wachter a. a. O. S. XCIII.

36) P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen. S. 303. 37) Eine ausführliche Beschreibung der Flateyarbók findet sich im Formáli zur Olaf's Saga Helgo in den Fornmanna-Sögur p. 6—15. 38) So nach P. E. Müller S. 305, doch die zu große Umständlichkeit konnte für Snorri'n kein Grund sein, sie hinwegzulassen, da er nicht nur Meister in umständlicher, sondern auch in gedrängter Darstellung ist, wenn es sein Zweck erfoderte. Müller dagegen und die ihm folgen nehmen Snorri'n nicht sowol als Darsteller an, sondern blos als einen, der die verschiedenen schon schriftlich vorhandenen Sögor in ein Buch zusammenschreiben läßt, und dabei nur ausscheidet, was ihm nicht zweckmäßig scheint.

Digitized by Google

dem er Biörn's glückliche Ankunft zu den Schweden gemeldet (Cap. 70 d. H., Cap. 70 d. E. Schr.) hat; in der Flateyarbók ist sie dagegen, wie man nämlich ohne Grund annimmt, passender in die Reise selbst eingewebt, welches wie eine Verbesserung aussieht. Das andere ist, daß das Stück von der Geschichte der Orkneyinger (Orkneyinga-Saga), welche Snorri in die Lebensgeschichte Olaf's des Heiligen aufgenommen hat, auch in der Flateyarbók sich findet, aber mit Hinweglassung des Einganges (Cap. 99—102 d. H., Cap. 91 d. E. Schr.), welcher die ältere Geschichte der Orkneyar betrifft. Auf der andern Seite wird es, wie man annimmt, von der ganzen Beschaffenheit der Flatayarbók wahrscheinlich gemacht, daß auch nicht in dem Theile desselben, welcher Olaf's des Heiligen Geschichte angeht, Snorri's Werk zu Grunde gelegt ist. So nach P. E. Müller. Nach unserer Ansicht dagegen liegt der Olaf's Saga Helga in der Flateyarbók die Snorri'sche Arbeit zu Grunde, nämlich seine Arbeit in der Einzelschrift, wie wir sie oben betrachtet haben. Diese Einzelschrift hat der Verfertiger der Fláteyarbók so erweitert, wie sie sich in dieser großen Sammlung findet. Folgendes findet auch P. E. Müller unzweifelhaft, daß nämlich der Priester Jon Thordarson, der gegen das Ende des 14. Jahrh. die Flateyarbók verfertigte, die Geschichte Olaf's des Heiligen auf dieselbe Weise behandelt hat, als die Geschichte Olaf's Tryggvason's, indem er sie vergrößerte durch eine Menge größerer und kleinerer Erzählungen, welche eingeschoben wurden, wo Anlaß dazu zu sein schien; aber diese Stücke, welche bisweilen ihre eigenen kleinen Einleitungen haben, unterscheiden sich kenntlich genug von den vielen Zusätzen, welche in der Erzählungen eigenen Gang eingewebt sind; und gleichwie wir die in der Geschichte Olaf's Tryggvason's die später eingeschobenen Episoden von Oddur's und Gunlög's zusammenhängender Erzählung unterscheiden, welche ausführlicher als die Snorri's war, so scheint man sich veranlaßt zu derselben Verfahrungsart bei Beurtheilung der Olaf's Saga Helga. Die wenige Sorgfalt, mit welcher der genannte Priester die Episoden mit der übrigen Geschichte zu verbinden wußte, beweiset hinlänglich, daß er es wenigstens nicht war, der auf diese Weise die Schilderungen ausgemalt und die Gespräche verlängert hat. So nach P. E. Müller, welcher daraus beweisen will, daß Olaf's des Heiligen Lebensgeschichte in den Flateyarbók von Snorri unabhängig sei. Diese Ausmalungen und diese Erweiterungen der Gespräche schreiben wir allerdings auch nicht dem Priester Jon Thordarson zu, sondern sie sind nach unserer Ansicht Werke der verschiedenen Abschreiber der Olaf's Saga als Einzelschrift, ähnlich wie sich z. B. in Teutschland die Abschreiber der teutschen Gedichte des Mittelalters erlaubten, Partien, welche ihnen besonders gefielen, weiter auszuführen [39]). Erlaubte man sich dieses schon in Versen, wie viel leichter noch in Prosa. Daß die Olaf's Saga Helga von der Flateyarbók von Snorri unabhängig sei, schließt Müller auch daraus, daß sich in der Flateyarbók nicht blos Zusätze zu Snorri's Berichten finden, sondern auch Abweichungen von diesen. Olaf's zehntes Regierungsjahr nach Snorri Cap. 129 S. 198 der Heimskringla, Cap. 119. 1. Bd. S. 273 ist in der Col. 434 der Flateyarbók (sowie auch schon im Cod. C. der Einzelschrift aus dem Anfange des 14. Jahrh.) das eilfte geworden, und das dreizehnte bei Snorri Cap. 146. S. 232 d. H., Cap. 132 d. E. Schr., in der Flateyarbók (Col. 434) das zehnte. Die Cod. C, D und L der Einzelschrift haben das achte. Man mußte also annehmen, daß nicht einmal die Handschriften der Einzelschrift aus einer Quelle geflossen seien. Wir schließen daher hieraus nur, daß die Verfertiger der Handschrift nicht streng Abschreiber waren, sondern sich Abweichungen erlaubten, wenn sie solche für gut fanden. Einer der Gründe, aus welchen Müller die Flateyarbók als unabhängig von Snorri annimmt, ist auch: Die Flateyarbók läßt (Col. 498) Thormod'en Kolbrunarskald sich zu Dag Hringsson begeben. Snorri (Cap. 247. S. 378 der Heimskringla, Cap. 218. 2. Bd. S. 93 d. E. Schr.) erzählt, wie Thormodr an den Wunden stirbt, und sagt dann: und schließt (es) da von Thormod'en zu sagen. Durch diese Bemerkung deutet Snorri, da bei ihm nichts Müßiges ist, aller Wahrscheinlichkeit nach auf jene Sage hin, nach welcher Thormodr mit dem Leben davon kommt. Aus diesen und den obigen Abweichungen schließen wir, daß sich der Verfertiger der Flateyarbók nicht völlig unabhängig von Snorri zeigt, nehmen aber, da sie auch so vieles von Snorri's Arbeit enthält, mit Sicherheit an, daß der Olaf's Saga Helga in der Flateyarbók die Snorri'sche Olaf's Saga Helga im Ganzen zu Grunde liegt, und zwar die Einzelschrift dieser Lebensgeschichte, welche wir oben betrachtet haben. Im zweiten Theile der Einzelschrift der Olaf's Saga Helga finden sich herausgegeben S. 155 fg.: **Vidhraukar vidh Olafs sögu helga, ar hin handritin hafa helzta umfram adhalskinnbókina**, und zwar A) fünf Capitel, welche die Flateyarbók nach dem 34. Cap. des Cod. A einfügt, und von denen die beiden letzten sich zwar auch im 36. u. 37. des Cod. A finden, aber nicht in so ausführlicher Darstellung. 1) König Olaf kam nach England und gewann Lundúnaborg, S. 155—157. 2) Von den Gesprächen des Knut's und Bischofs Sigurd, S. 158—160. 3) Von des Königs Olaf Fahrt nach Fatlafiörd, S. 160—162. 4) König Olaf erlegte eine Margygr (Meerriesin), S. 162—164. 5) König Olaf erschlug den Eber in dem Walde, S. 164 u. 165. Die Herausgeber und Übersetzer nehmen an, daß Cod. A von diesen Mährchen einen Auszug gebe; uns scheint die Flateyarbók vielmehr eine erst später erweiterte Darstellung zu liefern. B) Nach dem 37. Cap. im Cod. A fügt die Flateyarbók einen Theil eines Capitels und zwei Capitel ein. 1) Wie König Olaf in England in Audhafurda

39) Man s. z. B. Hartmann's von der Aue, Der arme Heinrich. Aus der strasburgischen und vaticanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm (Berlin 1815), wo die vaticanische Handschrift häufig reicher an Zeilen ist z. B. S. 42, 82, 85, 94, 99, 103, 104, 117, 120, 131, 132, aber doch ist sie auch einmal kürzer, nämlich S. 50. Ähnlich muß man schließen, verfuhren auch die Handschriftenverfertiger des Nordens.

die 16. Schlacht, und dann westlich in dem Lande, in der Stätte, wo es auf Walland [40]) heißt, die 17. hat, und dann nach Austrweg (Ostgegend, insbesondere Esthland, Livland und Kurland) fährt, und nun kommt eine Erzählung von einer Spákona (Weissageweib). Diese Erzählung steht in der von uns oben betrachteten Einzelschrift Cap. 28. 1. Bd. S. 46. In der Heimskringla findet sie sich nicht, und gibt sich auch als ein späteres Einschiebsel kund, sowie auch die darauf folgenden Cap. 29 u. 30. S. 46—48, welche auch máhrchenhaften Inhalts sind, und sich in der Heimskringla nicht finden. 2) König Olaf machte den Königsfund und kam so fort, S. 166—168. 3) König Olaf fuhr gegen den Jarl Swein, S. 168 u. 169. C) Die Flateyarbók fügt dieses Stück hinein in das 55. Cap. des Cod. A nach den Worten auf der Seite 97: ok bjuggust vel um, enthält einen Zusatz zu der Beschreibung der Schlacht von Nes, S. 169 u. 170. D) Aus der Flateyarbók die Stelle, wo Styrmir angeführt, und eine Strophe angeblich von Sighwat angebracht ist, wovon wir oben gehandelt haben. E) Ein Stück, welches die Flateyarbók zwischen Cap. 88 u. 89 des Cod. A einfügt: Othin kam sich als solchen verhehlend und mit Betrügereien zu König Olaf S. 171—172. F) Ein Stück, welches die Codices H, K und S. dem 109. Cap. des Cod. A. S. 250 nach den Worten beiddist at gánga á hönd Olafi konúngi einfügen. In der Flateyarbók steht es im Anhange, welcher angeblich aus einer Lifslaga Olafs hins Helga von Styrmir genommen ist; enthält wie Ottar Swarti ein Minnelied (mannsaungsdrápa) auf Astrid, die Tochter des Schwedenkönigs Olaf, gemacht hat, und deshalb vom König Olaf Haralldsson ins Gefängniß geworfen wird, und nun folgen mehre Auftritte, in welchen Ottar Swarti, Sighwat und auch König Olaf selbst Weisen singen (S. 173—178), von der ganzen Erzählung hat Snorri nicht eine Andeutung, und von den vielen Weisen nicht eine einzige. H) Ein Stück, welches die Cod. L. und K. zwischen 117 und 118 des Cod. A einfügen. Die Flateyarbók schiebt es erst dem 85. Cap. des Cod. A ein und stellt es [41]) in dem sogenannten Styrmir'schen Anhange an die Spitze des 6. Cap.; Cod. H schickt es dem 119. Cap. des Cod. A voraus, enthält reine Sage von König Olaf und Sighwat und eine Weise, welche dieser gesungen haben soll. I) Ein Stück, welches Cod. L nach dem 134. Cap. im Cod. A einfügt, handelt von der Prachtliebe Stein's hin Prudi (Eleganz) S. 180, 181. K) Ein Capitel, welches Cod. H nach dem 134. Cap. des Cod. A und Cod. K nach dem 129. Cap. des Cod. A eingefügt. In der Flateyarbók bildet es das vorletzte Capitel des sogenannten Styrmir'schen Anhanges und in gedrängterer Darstellung. Es handelt davon, wie König Olaf das Volk an einem Festtage übersetzt, damit es in die Kirche zu Nidaros gehen konnte, da der Fährmann gegangen war, die Messe zu hören, S. 181, 182. L) Ein Capitel, welches Cod. L nach dem 153. Cap. des Cod. A hinzufügt. In der Flateyarbók steht es weitläufiger zwischen Cap. 88 und 89, ist gewidmet dem angesehenen Manne Sigurd Akason S. 182—186. M) Drei Capitel, welche die Flateyarbók zwischen dem 157. und 158. Cap. des Cod. A einschiebt: 1) Der König redete mit einem Fischer gemeiner Abkunft (konúngr taladhi vidh fiskikarl) S. 186, 187; 2) Björn empfängt Geld von den Sendmännern Knut's S. 187—189; 3) Björn kommt zu König Olaf, S. 189, 190. N) Ein Capitel, welches die Flateyarbók nach dem 161. Cap. des Cod. A hinzufügt, erzählt, wie Olafr Knut's Sendmänner, welche Geld unter die Lendir Menn (belehnten Mannen, Lehnbarone) vertheilten, zwar gefangen bekommt, aber im Frieden entläßt. O) Ein Capitel, welches Cod. L. nach dem 177. Cap. des Cod. A, und die Cod. K und H nach dem 127. Cap. des Cod. A, und die Flateyarbók nach dem 90. Cap. des Cod. A einschieben. Die Flateyarbók hat es in etwas kürzerer Darstellung. Es handelt von der Hoffart des Königs Knut, S. 191—195. P) Ein Capitel, welches der Cod. L nach dem 178. Cap. des Cod. A und die Cod. B, D, H und K und die Flateyarbók nach dem 179. Capitel des Cod. A einschalten, erzählt von dem, wie König Olaf große Bekümmerniß trug. Q) Ein Capitel, welches die Flateyarbók anstatt des 185. Cap. des Cod. A hat. Letzteres hat nämlich nichts Wunderbares, sondern Snorri handelt einfach davon, wie das Kriegsvolk des Schwedenkönigs zum Könige Olaf stößt. Die Flateyarbók schmückt diese Heerreise mit einem Wunder aus und mit einem Gespräche zwischen dem Könige Olaf und dem Bischofe Sigurd. R) Ein Capitel, welches die Flateyarbók zwischen dem 189. und 190. Cap. des Cod. A einschiebt, handelt vom Zusammentreffen des Königs Olaf und Kalf Arnason's, S. 197, 198. S) Ein Capitel, welches der Cod. K nach dem 189. Cap. des Cod. A und die Flateyarbók nach dem 191. Cap. des Cod. A einfügt, erzählt, wie Wein aus Wasser ward, S. 199, 200. T) Ein Capitel, welches die Flateyarbók nach dem Cap. 192 des Cod. A hat, anstatt dessen zum Besten gibt, was im Cod. A. von den Worten auf S. 194 des 1. Bandes: Leitatadhi Astridhr spakliga eptir, bis zu den Worten auf S. 196: Ok kom that upp af tali theirra hat. Schon im Cod. A findet sich erweitert und ausgeschmückt, was in der Heimskringla Cap. 94 von dem Feste der Hochzeit des Königs Olaf erzählt wird, und Olaf singt eine Weise, von welcher Snorr nichts weiß. In der Flateyarbók singt Olafr diese Weise etwas verändert, und noch eine dazu. Sie preisen Ingigerden. Wären sie echt, so erhielten wir zu dem königlichen Minnesänger des Nordens, Harald Hardradi [42]),

40) Hier also Wallis (Wales), ein deutliches Zeichen, daß es ein späteres Einschiebsel ist. Zu Snorri's Zeit nannten die Nordmannen Wales Bretland, Britland, aber nicht Britannien überhaupt, und verstanden unter Walland (Gallien, Frankreich). s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 221. 2. Bd. S. 9, 10. 41) Nämlich so weit es auch der Cod. A hat. Die Flateyarbók bietet nämlich an der ersten Stelle auch noch eine Erzählung, welche in dem sogenannten Styrmir'schen Anhange und Cod. H fehlt, und in der Ausgabe 2. Bd. S. 179, 180 unter den Text gesetzt ist.

42) S. dessen Weisen bei Snorri, Heimskringla, Sage von

Digitized by Google

noch einen andern, nämlich den König Olaf den Heiligen. Auf obige sind noch zwölf theils größere, theils kleinere Stücke aus der Flateyarbók und den verschiedenen andern Handschriften S. 201—225 herausgegeben, Stellen und Partien, welche sich im Cod. A größtentheils gar nicht, theils etwas anders gestaltet finden. Wir führen sie, ungeachtet auch ihre Betrachtung sehr lehrreich sein würde, hier nicht besonders auf, und hoffen schon durch die Stellen und Stücke, welche wir besonders angegeben, gezeigt zu haben, wie sehr die irren, welche annehmen, Snorri's Arbeit habe nicht im Sammeln zu seinem Geschichtswerke und Abfassen desselben, sondern blos im Ausscheiden dessen bestanden, was er aus einem schon in ganzer Vollständigkeit vor ihm liegenden Geschichtswerke nicht habe aufnehmen wollen. Selbst der Cod. A hat viele Einschiebsel, welche sich in der Heimskringla nicht, und einige, welche sich auch in den andern Handschriften der Einzelschrift nicht finden. Diese Handschriften haben dagegen wieder viele Einschiebsel und Zusätze, welche der Cod. A nicht hat. Mehrere dieser Einschiebsel stehen in den verschiedenen Handschriften an verschiedenen Stellen. Aus allem diesem läßt sich schließen, daß diese Dinge nach und nach von den verschiedenen Abschreibern in Snorri's Arbeit eingeschoben worden sind, und daß Snorri nicht eine große Ursage vor sich gehabt habe, in welcher alle diese Dinge gestanden, und er sie in seiner Arbeit nur ausgeschieden habe. Wäre eine so große Ursage vorhanden gewesen, so müßten die verschiedenen Handschriften der Einzelschrift sämmtlich sämmtliche Einschiebsel und Zusätze darbieten und sie an einer und derselben Stelle haben. Zusätze nennen wir hier die Hinzufügungen, welche die Flateyarbók und andere Handschriften an dem Ende der ganzen Olaf's Saga Helga haben, und da stehen, wo Cod. A schon geschlossen hat. Vorzüglich Erzählungen von Wundern sind noch hinzugesetzt worden. S. 225—242 ist der sogenannte Styrmir'sche Anhang herausgegeben worden, doch nicht in seiner Vollständigkeit, nämlich die Stücke, welche außer der Flateyarbók auch andere Handschriften hatten und aus ihnen weiter oben herausgegeben sind, werden hier nicht noch einmal besonders wiederholt. Äußerst merkwürdig ist der Eingang zu diesem Anhange: Diese kleinen Artikel (thessir smáir artiklar[43]), welche hier zusammengelesen sind, stehen in der Lífssaga (Lebensgeschichte) des Königs Olaf des Heiligen Haralldson's selbst, in derselben, welche der Priester Styrmir der Weise zusammengesetzt hat, obgleich sie nicht so völlig geschrieben seien (sind)[44]) hier vorn in diesem Buche; darüber kann sich niemand wundern, obschon vieles niederliege (niederliegt)[44]) ungeschrieben, solches, was sich hat zugetragen seine Tage über, sowie dieser herrliche Strahl kam weit vor in den Nordlanden, dort, wo damals ward heiliger das Christenthum und der Kirche Recht größer zur Freiheit und Sicherheit mehr als zuvor. Wie kommt der Verfasser dieser Stelle dazu zu sagen, daß man sich nicht wundern solle, daß noch vieles von Olaf's Geschichte nicht niedergeschrieben? Hatte er wirklich eine Lífssaga hins heilaga Olafs konúngs Haraldssonar von Styrmir vor sich, was veranlaßt ihn zu bemerken, daß noch vieles von Olaf's Geschichte ungeschrieben sei? Die Lífssaga Olaf's von Styrmir war ja geschrieben. Man könnte annehmen, er setze die Lífssaga Olaf's der andern Olaf's Saga Helga entgegen, die in der Flateyarbók steht, und der Verfasser des Eingangs zu den kleinen Artikeln nehme an, diese sei früher verfaßt worden, als die Styrmir'sche. Aber dann müßte es heißen: Niemand kann sich darüber wundern, da damals noch vieles ungeschrieben niederlag, als der Priester Styrmir seine Geschichte Olaf's des Heiligen verfaßte. Aber der Verfasser der Stelle nimmt an, daß noch zu seiner Zeit vieles ungeschrieben niederliege, was sich zu Olaf's Zeit zugetragen. Nach der von uns mitgetheilten Eingangsstelle heißt es weiter: That bar til, das trug sich zu, da, als König Olaf in England war ꝛc. Der Verfasser der Eingangsstelle hat also auch das folgende niedergeschrieben, und daß diese kleinen Artikel in der Lífssaga Olafs stehen, ist Fiction, denn hätten sie in dieser gestanden, wären sie ja nicht ungeschrieben gewesen. Diese Eingangsstelle kann daher lehrreich sein. Sie kann zeigen, wie man sich nicht scheute, selbst Autoritäten zu erfinden, und wie die Wahrheit doch nicht leicht gänzlich zu verdunkeln ist, indem sie hier mächtig wirkt, daß der Verfasser sein Verfahren selbst verräth. Wahrscheinlicher aber ist dieses. Der Verfasser dieses Nachtrags hielt die Olaf's Saga Helga der Einzelschrift für ein Werk Styrmir's und trug im Anhange theils die Einschiebsel zusammen, welche die andern Handschriften der Einzelschrift hatten, so z. B., wie Sighwat den giftigen Fisch aß, und bemerkt darauf: Sighwat ward davon ein weiser Mann und guter Skalde. Da er dieses aus jenen Handschriften zusammentrug, und die Olaf's Saga Helga für ein Werk Styrmir's hielt, so konnte er sagen: Diese kleinen Artikel stehen in der Lífssaga Olafs von Styrmir. Da sie aber nicht alle in jenen Handschriften standen, die er vor sich hatte, sondern er auch Dinge schrieb, welche nur im Munde der Menschen lebten, so fügte er hinzu, niemand dürfe sich wundern, daß noch vieles ungeschrieben darnieder liege, was sich Olaf's Tage über zugetragen habe. In der Flateyarbók findet sich, was die andern Handscheiften nicht haben, und in dieser wieder nicht alles, was jene haben, ein Zeichen, daß der Verfertiger der Flateyarbók nicht alle jene Sagen kannte, sowie die Verfertiger jener Handschriften nicht alles gekannt hatten, was die Flateyarbók besitzt. Aus allem diesem läßt sich schließen, daß in Folge der Zeit immer mehr Sagen von Olaf dem Heiligen erdichtet wurden und die Verfertiger der Handschriften der Olaf's Saga Helga sie einschoben, wenn sie ihnen bekannt geworden waren. Kleine Artikel nennt der Verfasser des Anhangs sie ziemlich bescheiden, denn den Fleck, den, wie er angibt, Olaf gemacht haben soll, nachdem er Lundúnaborg (London) gewonnen, und den er mittheilt, wäre doch ein wichtiges

---

Haralld Hardradi Cap. 15. gr. Ausg. 3 Bd. S. 71 und in der Haralld's Saga Hardrada in den Fornmanna-Sögur Cap. 15. 7. Bd. S. 169—171.

43) Thótt, obschon, obgleich, wird nämlich im Altnordischen mit dem Conjunctiv zusammengefügt, auch in den Fällen, wo wir den Indicativ gebrauchen. 44) S. d. vorige Anmerkung.

geschichtliches Denkmal. — Wir wenden uns nun zu den Thaettir, er vidhkoma sögu Olafs konúngs helga. Die Thaettir, welche die Olaf's Saga Helga in der Flateyarbók hat, sind im zweiten Bande der Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur nicht alle herausgegeben, so nicht die Fostbraedrasaga (Pflegebrüdersaga) [45]), und nicht der Olafs Thättr Geirstadaálfs [46]). Wir führen nun die auf, welche sich im zweiten Bande der Olaf's Saga oder im fünften der Fornmanna-Sögur finden. A) Hèr hefe upp thátt Styrbjarnar Svía kappa, er hann bardhist vidh Eirek Svía konúng S. 247—251. Hic incipit membrum historicum de praelio Styrbjörnis Svionum athletae adversus Eirikum Sveciae regem p. 241—245 im 5. Bande der Scr. hist. Islandor., blos in der Flateyarbók col. 342—344, ist auch schon früher herausgegeben mit lateinischer Übersetzung in Schedis Aarii ad. *Worm.* (Oxford 1716) S. 111—118, enthält auch mehre Strophen. Das Alter dieses Thátts hat P. E. Müller (Sagabibliothek 3. Th. S. 134—147) erwiesen. B) Hróa Thättr S. 252—266 (Membrum historicum de Rhoo p. 245—257) aus der Flateyarbók col. 344—348, vergl Müller Sagabibliothek. 3. Th. S. 151, 152. C) Thättr Eimundar ok Olafs konúngs S. 267—298 (Membrum historicum de Eymundo et rege Olao p 257—282 blos in den Flateyarbók col. 368—377. Man hält das, was hier erzählt wird, im Ganzen für wahr, und meint auch dieses, daß es nicht ganz von den Erzählungen der russischen Geschichtschreiber abweiche, sondern sie vielmehr erläutere und erweitere. S. Müller a. o. O. 2. Th. 116, 117, vergl. die Praefatio zur Historia Regis Olavi Sancti in den Scr. hist. Island. Vol. IV. p. X. D) Thättr Tóka Tóknasonar S. 299—303 (Membrum historicum de Tokio, Tokii filio p. 282—286) blos in der Flateyarbók col. 378, 379, s. Müller 2. Th. S. 116, 117. E) Thätr Eindridha ok Erlings S. 304—313 (Membrum historicum de Einárido et Erlingo p. 286—298) blos in der Flateyarbók col. 307—308. Eindridhi singt eine Weise, s. Müller 3. Th. S. 307, 308. F) Frá Thórneni Nefjúlfssyni S. 314—320 (De Thorarine Nevjulvi filio p 293—299 blos im Cod. L. G) Thättr Egils Hallssonar ok Tófa Valgnutssonar S. 321—329 (Membrum hist. de Egilo Halli et Tovio Valgöti filiis p. 299—306, ist aus dem Cod. L genommen, welcher das erste Capitel dieses Thättr nach dem 125. Cap. der Olaf's Saga Helga, das zweite nach dem 128. Cap. selbst, und das dritte anstatt des ersten Theils des Cap. 153 hat. S. Müller S. 302, 303. H) Thátte af Randhúlfi ok sonum hans S. 330—348 (Membrum historicum de Rödulfo et filiis ejus p. 306—322 haben anstatt des 160. Cap. des Cod A die Codices B, D, H, K, L, S und die Flateyarbók col. 463—468; ein Theil desselben steht in den Fragmenten E und I. Den Beschluß des vierten Bandes der Fornmanna-Sögur und der Scr. Island. macht der Geisli, genommen aus der Flateyarbok, ist auch im Cod. K enthalten, aber nicht verglichen. Über den Inhalt dieses Liedes s. den Art. Olafs Drápa Helga, Ne. B. hier in diesen Nachträgen. Die Thaettir haben die Übersetzungen mit der Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur gemein, welche wir oben angegeben haben. Um die Ausgabe der Urtheil der Sagar und der Thaettir hat sich besonders Thorgeir Gudhmundsson verdient gemacht [47]) Zum Schlusse bemerken wir noch: Sanct Olafs Saga på svenske rim ist noch an Wundern [48]) reicher, als die von uns betrachteten Bearbeitungen der Geschichte Olaf's des Heiligen.

(*Ferdinand Wachter.*)

OLAFS SAGA KYRRA, Geschichte Olaf's des Kirren (Friedliebenden), ist ein Geschichtswerk, welches in zwiefacher, aber nicht sehr von einander abweichender Bearbeitung auf uns gekommen ist, einmal von Snorri Sturleson in der Heimskringla und zweitens von einem unbekannten Verfasser, herausgegeben in den Fornmanna-Sögur. In der Heimskringla beginnt die Olaf's Saga Kyrra damit, wie Olaf Kyrri nach seines Bruders Magnus Tode zum alleinigen Könige von Norwegen genommen wird, in den Fornmanna-Sögur aber schon etwas früher, nämlich wie König Magnus Haralldsson den nächsten Winter (Jahr) nach dem Tode des Königs Harald's, seines Vaters, allein über Norwegen herrscht. In der Morkinskinna hat sie die Überschrift Olafs Kyrra Saga. Die Herausgeber haben aber die Überschrift vorgezogen: Af Magnúsi ok Olafi Haraldssonum, sie sei passender, da auch von König Magnus Haralldsson darin gehandelt werde. Dieses geschieht aber nur im ersten Capitel, weshalb uns die andere Überschrift besser scheint, da ihr größter Theil nur von Olaf Kyrri allein handelt. Die Olaf's Saga Kyrra ist nicht groß an Umfang, denn die Regierung des friedlichen Königs war für Norwegen so glücklich, daß ungeachtet sie 26 Jahre währte, sie doch nicht viel Stoff für die Geschichtschreiber bot. Die meisten Sögor sind angeschwellt von den Erzählungen von Kriegen und Schlachten, Raubfahrten und Unthaten. Die Olaf's Saga Kyrra bietet fast nur Erfreuliches dar. Das erste Capitel in der Bearbeitung des Ungenannten entspricht dem letzten Capitel der Saga af Haralldi Hardrada bei Snorri Sturleson, und erzählt, wie König Magnus Haralldson zuerst ein Jahr allein und dann zwei Jahre mit seinem Bruder so regiert, daß Magnus den nördlichen, Olaf den östlichen Theil des Reichs hat. Der Dänenkönig Swein will nach dem Falle des Königs Harald Sigurdarsonar den Frieden zwischen Dänemark und Norwegen nicht mehr gelten lassen, der nur für so lange abgeschlossen sei, als beide, König Harald und König Swein, lebten. Doch kommt ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen Olaf Swein's Tochter Ingirid heirathet. Magnus, beliebt bei dem ganzen Volke, veranlaßt Harm durch sei-

45) S. den Art. Forstbraedrasaga und einstweilen Müller, Sagenbibliothek des skandinavischen Alterthums. Aus dem Dänischen übersetzt von D. K. Lachmann. (Berlin 1816.) S. 113—117. 46) Er ist herausgegeben im 10. Bande der Fornmanna-Sögur s. d. Art. Olafs Geirstadálfr. Nr. 1 hier in diesen Nachträgen.

47) S. das Nähere im Formáli zur Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur S 26. 48) S. z. B. S. 57 der Ausg. von Hadorph.

Digitized by Google

nen Tod. Nach seines Bruders Tode wird Olaf alleiniger König von Norwegen. Es wird nun beschrieben, wie schön er war und wie friedfertig, und wie er deshalb den Beinamen des Kirren (Stillen) erhält, darauf, wie die alte Sitte in Norwegen war bei Anordnung des Hochsitzes des Königs, und wie Olaf sie anders anordnet. Der Ungenannte ist dabei umständlicher als Snorri, flicht auch eine Liederstelle des Arnorr Jarlaskald ein, die hierauf Bezug [1]) hat. Snorri Sturleson dagegen sagt nur: Das war alte Sitte in Norwegen, daß des Königs Hochsitz war mitten auf der Langbank (á midiom langpali), das Bier ward durch das Feuer getragen, aber König Olaf ließ zuerst seinen Hochsitz auf der Hochbank (á hapilli) quer durch die Stube machen. So blos Snorri. Der Ungenannte dagegen führt erst an, wie es am ehrenvollsten war, zunächst bei des Königs Hochsitze zu sitzen und am unehrenvollsten zunächst an den Thüren an beiden Enden der Stube. Dagegen hat er nicht das wichtige var öl um elld borit (ward das Bier durch das Feuer getragen), nämlich nach der alten Sitte. Olaf's Veränderung bezweckte zwar mehr Bequemlichkeit, aber so schön war die neue Anordnung nicht, als die alte, wo des Königs Hochsitz mitten in der Stube sich so befand, daß der Länge derselben nach die nächsten Plätze zu seinen beiden Seiten die ehrenvollsten und so abwärts bis zu den beiden Thüren, von denen die eine an dem einen und die andere an dem andern Ende der Stube die minder würdigen waren. Olaf hob, ohne daß er es vielleicht deutlich wußte, einen wichtigen heidnischen Gebrauch auf, denn Snorri erzählt in Saga Hakon's des Guten Cap. 16 (bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 39) von den Opfergebräuchen: Feuer sollte sein mitten auf dem Boden im Tempel, und sollte man die Vollhörner durch das Feuer tragen (skylldi full of [Cod. A. um] elld bera). Olaf sah wahrscheinlich nicht blos eine Unbequemlichkeit darin, daß das Bier noch zu seiner Zeit durch (oder über) das Feuer getragen ward, sondern wollte zugleich auch den heidnischen Gebrauch tilgen. Eine für den kalten Norden wohlthätige Einrichtung traf er durch Folgendes: Er ließ zuerst Ofenstuben (Stuben mit Öfen, ofn-stofor) machen. In des Königs Olaf Tagen erhoben sich sehr die Kaufstädte (kaupstadir, Handelsplätze) in Norwegen, und ein Theil ward zuerst angelegt. Die von König Olaf nach Bergen gelegte ward schnell mit reichen Männern besetzt. Von Grund auf baute Olaf zu Bergen die große Steinkirche, Christskirche geheißen. Ein großes Gildi (Trinkgelaghaus) ließ König Olaf in Nidaros und viele andere Kaufstädte setzen, aber zuvor waren dort Kreistrücke (hvirfings-dryckior), aber dann konnte keiner trinken außer in den Beschützungsstuben (i verndarstofom, in den Stuben unter königlichem Schutze) und Erlaubnißhäusern (laufshúsom, privilegirten Häusern). Da war Baniar-bót (der Stadt Besserung) die große hvirfings-klucka (Kreisesglocke) in Nidaros. Die Hvirfingsbraedor (Kreisesbrüder, die Brüder des Gesammttrinkgelags) ließen in Nidaros die Margrethenkirche, eine Steinkirche, bauen. In den Tagen des Königs Olaf hoben sich in den Kaufstädten die Trinkgelage, zu denen die Trinkbrüder sich mit den Händen führten (á dögum Olafs konongs hófoz skytningar ok leidzlo-dryckior í kaupstödom). Damals nahmen die Menschen viele Sonderbarkeiten auf, ausländische Sitten und Kleiderschnitt, als Pumphosen (dramb-hosor), goldene Ringe an den Schienbeinen, Zugröcke (drag-kyrtlar) mit fünf Ellen langen Ärmeln, hohe, mit Seide gesäumte Schuhe, ein Theil auch mit Gold belegte, und vieles andere Ungewöhnliche mehr. Der Ungenannte hat hierauf eine Partie, welche sich bei Snorri Sturleson nicht findet. Er führt nämlich den Gegensatz aus, wie glücklich alles Volk unter Olaf Kyrri gelebt, indem er vieles zurückgegeben, was sein Vater Harald mit Härte genommen. Man bezeigt gegen den König seine Freude darüber, daß er gegen das ganze Volk freundlich und hilflich sei. Der König antwortet unter andern, wie solle er nicht fröhlich sein, der er an seinem Volke Freude und Freiheit sehe, und sagt dann weiter: In den Tagen meines Vaters war dieses Volk unter großer Zucht und Furcht. Da verbargen die meisten Menschen ihr Geld und Kostbarkeiten, aber ich sehe nun an jedem von euch scheinen das, was er hat. Eure Freiheit und Freude ist meine Freude und Lust. Nach P. E. Müller ist es wohl möglich, daß dieser Zug, der so stark den Schatten auf Harald's Hardradi's Regierung wirft, vorsätzlich übergangen sei von Snorri Sturleson, indem er habe das Andenken eines Königs schonen wollen, der sich so als Gönner der Landsleute Snorri's (der Isländer) bewiesen habe [2]). Uns scheint die ganze Partie eine spätere Zuthat. Sie unterbricht den Gang der Erzählung, was sich unter Olaf Kyrri in Beziehung auf Sitten und Gebräuche geändert habe. Hätte Snorri Sturleson jene Partie in der Saga, die er vor sich hatte, gefunden, ganz unbenutzt hätte er sie gewiß nicht gelassen, er hätte sie gemildert und an einen passendern Platz gebracht. Die Strophe, welche in der Saga des Ungenannten bei dieser Partie an die Spitze gestellt wird, und beginnt: Hertheingill gledhr hringum hat Snorri Sturleson aber erst im vorletzten Capitel und nicht allein, sondern sie ist die zweite Strophe von den vier Strophen, welche Snorri Sturleson einwebt und dem Skalden Stuf beilegt, während der Ungenannte sie dem Skalden Stein Herdisarson beilegt, sodaß sie der Olaf's Drapa Kyrra angehören, von welcher wie im Artikel Olafs Drapa Nr. 3 in diesen Nachträgen handeln. Snorri Sturleson hat die vier Strophen ohne Unterbrechung, und schickt vor sämmtlichen nur eine kurze Einleitung voraus, der Ungenannte bei jeder, sodaß auch hieraus hervorzugehen scheint, daß die Bearbeitung des Ungenannten später als

1) Nämlich darauf, daß es die größte Würdigung (Ehre) war, vor des Königs Zutrinkung (fyrir konúngs ádrykkin) zu sitzen. Arnorr Jarlaskald preiset nämlich, daß er saß in dem untern Hochsitze (í ónedra öndvegi, nach der Lesart der Hrokkinskinna auf der untern Bank, á onn ónedra bekk), vor dem Zutrinken des Jarls Thorfinn (fyrir ádrykkin Thórfinns Jarls), da, als er bei ihm in den Orkneyar war.

2) Undersögelse om Snorros Kilder og Troværdighed. Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate im 6. Theile der gr. Ausg. der Heimskringla S. 323.

die von Snorri ist, während P. E. Müller das Gegentheil annimmt. Doch findet man auf der andern Seite manches bei dem Ungenannten nicht, was bei Snorri sich findet. So z. B. gleich bei dem Folgenden. König Olaf hatte die Hofsitten (hird-siðor) nach der Sitte der ausländischen Könige, daß er vor seinem Tische stehen ließ Schüsselknaben (skutilsveinar) und schenken mit Tischgesäßen (bord-ker) und so allen den würdigen (eine Würde habenden) Männern, die an seinem Tische saßen. Den so wichtigen Zusatz: eptir siđ útlendra konongo (nach der Sitte ausländischer Könige) hat blos Snorri Sturleson, und der Ungenannte nicht. Nachdem hierauf beide von den Kerzenknaben und dem Stuhle der stallarar (Hofmarschälle) gehandelt, kommen sie zu der für die Alterthumskunde wichtigsten Veränderung: König Harald [3]) und andere Könige vor ihm waren gewohnt zu trinken aus Thierhörnern (af dýra hornom), und zu tragen das Bier (öl) aus dem Hochsitze [4]) durch das Feuer und zu trinken Minni [5]) dem zu, der ihm schien. So Snorri Sturleson. Der Ungenannte dagegen hat: und trinken Minni dem zu, der ihm gegenüber saß; aber König Olaf ließ jeden trinken dem zu, dem (er) wollte. Nach der Strophe, die Snorri und der Ungenannte von dem Skalden Stufr einschalten, wie günstig der König ihn aufgenommen, und mit vergoldetem Horne ihm zugetrunken, gehen Snorri und der Ungenannte zur Betrachtung des Hofstaats über. Olaf hatte 120 Hirdmenn (Leibwache, Hofgesinde) und 60 Gäste und 60 Huskarlar, solche, die zu des Königs Hofe bringen sollten, was er bedurfte, oder die andern Dinge besorgen, die der König hatte. Die Bándor fragten den König darum, warum er mehr Volk (lið) [6]) hätte, als die Gesetze gestatteten, oder die vorigen Könige gehabt, da, wenn er auf die Schmäuse reiste, die die Bándor für ihn machten. Nach dem Ungenannten antwortet der König: Nicht kann ich besser das Reich regieren, als so, daß mindere Furcht vor mir besteht, als vor meinem Vater, obgleich ich habe um die Hälfte mehr Volk (lið), als er hatte. Nach Snorri Sturleson antwortet der König: Nicht kann ich besser das Reich regieren, und nicht besteht mehr Furcht vor mir als vor meinem Vater, obschon ich habe um die Hälfte mehr Volk (lið), als er hatte. Nach P. E. Müller ist die Antwort der Bándor bei dem Ungenannten treffender, und es scheine daher, daß Snorri's Schreiber an dieser Stelle einen Fehler begangen. Der Sinn der Antwort bei dem Ungenannten ist allgemein verständlicher, der bei Snorri versteckter, und daher feiner, indem der König andeutet, es wäre gut, wenn er mehr gefürchtet würde, die Bándor würden dann nicht so kühn sein, und solche Fragen an ihn thun. Nach unserer Meinung fand sich die Antwort, die Snorri hat, auch in der Ursaga. Dem Ungenannten der letzten Bearbeitung war sie nicht verständlich genug, und er richtete sie so ein, daß sie schlagender zu werden schien. Hierauf blicken Snorri Sturleson und der Ungenannte auf Dänemark, nämlich wie König Swein Ulfsson zehn Winter (Jahre) nach dem Falle der Haralde (in England) stirbt, daenächst König in Dänemark sein Sohn Harald Hein drei Winter, dann Knut der Heilige, Swein's anderer Sohn sieben, darauf Olaf, der dritte Sohn des Königs Swein acht Winter ist. König Olaf von Norwegen heirathet Ingirid, die Tochter des Dänenkönigs Swein, aber Olaf, ihr Bruder, Ingirid die Tochter des Königs Harald, die Schwester des Königs Olaf von Norwegen. König Olaf Haraldsson, den ein Theil der Menschen nannte Olaf enn Kyrra (den Kirren, Stillen), aber viele Olaf Bonda (Bauer), indem er saß in Ruhe (í kyrd) und hatte keinen Streit außerhalb noch innerhalb des Landes, und ebenso wenig Andern Veranlassung gab in seinem Reiche zu heeren; er zeugte mit Thora, Johann's Tochter, den Sohn Magnus, einen schönen und hoffnungsvollen Knaben. König Olaf läßt den Steinmünster in Nidaros bauen, auf der Stelle, wo der Leichnam des Königs Olaf des Heiligen beerdigt gewesen war. Beide, der Ungenannte und Snorri, erzählen, wie über den Schrein Olaf's des Heiligen der Altar gesetzt worden. Der Ungenannte begnügt sich damit zu schließen: Da wurden dort viele Wunderzeichen (jarteignir) bei dem Heiligthume des Königs Olaf. In Snorri Sturleson's Olaf's Saga Kyrra wird zu dieser allgemeinen Angabe, daß dort viele Wahrzeichen geschehen, noch eine umständliche Erzählung hinzugefügt, wie ein blinder Mann und ein blindes Weib das Gesicht, und ein Mann die Sprache wieder erhalten. Nur zwei Handschriften, nämlich B und E, haben die Erzählung von den Wunderzeichen hier an dieser Stelle, nämlich im sechsten Capitel, drei andere, nämlich A, D und K, machen das vorletzte Capitel daraus. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung, und daraus, daß der Ungenannte die Erzählung gar nicht hat, sowie aus dem Inhalte schließt man nicht mit Unrecht, daß auch Snorri Sturleson sie nicht gehabt habe, sondern daß sie erst später in sein Geschichtswerk eingeschoben worden von einem, der sich mit der allgemeinen Angabe: úrdo thar thá margar jartegnir nicht begnügen wollte. Jartegnir, Einzahl jartegn, bedeutet ursprünglich Zeichen, Wahrzeichen, dann aber auch Wunderzeichen, Wunder, welche letztere Bedeutung auch das dänische jertegn noch hat. Das folgende Capitel, nämlich das siebente: Vom Schreine des Königs Olaf, wie er in Nidaros über die Straße getragen, so schwer wird, daß er nicht von der Stelle gebracht werden kann, und man die Straße nun aufbricht, und die Leiche eines Kindes findet, hat der Ungenannte nicht, auch nicht der Cod. E, der Heimskringla. Mit Recht schließt man daraus, daß auch diese Erzählung Snorri Sturleson nicht selbst aufgenommen, sondern ein Anderer sie erst später eingeschoben habe. Snorri Sturleson und der Ungenannte haben beide die Erzählung von der Zusammenkunft des Königs Olaf von Norwegen mit dem Könige Knut von Dänemark. Olafr hinn Kyrri war großer [7])

3) Sein Vater, fügt der Ungenannte hinzu. 4) Ur auðugi hat blos Snorri Sturleson. 5) Das Andenken an Götter und Helden, und in der Christenzeit an Christus und christliche Heilige. 6) Lið bedeutet nicht blos Volk, sondern vornehmlich Kriegsvolk, Truppen.

7) So Snorri, der Ungenannte blos Freund. Dieses diene als Beispiel von den kleinen Abweichungen, auch wenn beide im

Freund des Dänenkönigs Knut, seines Schwagers. Sie haben eine Zusammenkunft in der Elf (Gaut-Elf) bei Konunga-Hella [8]), da wo die Könige gewohnt waren sich zu finden. König Knut schlägt vor, daß sie eine Heerfahrt nach England thun wollen, weil sie dort Gleiches zu rächen haben. Jeder soll 60 Schiffe geben. Knut läßt Olaf'en die Wahl, wer Häuptling sein soll. Olaf wählt Knuten dazu und gibt 60 wohlausgerüstete Großschiffe und ein großes Heer dazu. Der Ungenannte und Snorri stimmen dabei sowol in Betreff der Reden der Könige, als in dem, was sie selbst erzählen, meistens wörtlich überein, und fahren dann fort: Das wird auch gesagt in der Knut's Saga, daß die Nordmenn (Norweger) allein nicht zerrissen den Seezug, da als die Heere waren zusammengekommen; sie waren Knuten gehorsam [9]), aber die Dänen erwarteten den König nicht. Knytlinga Saga [10]) erzählt umständlich, wie die Dänen, unwillig darüber, daß der König seine Ankunft verzögert, und sie unnütz auf derselben Stelle (im Limafiörd) liegen sollen, aus einander gehen. Nach Thorlacius [11]) versteht der Verf. der Olaf's Saga Kyrra unter der Knut's Saga unbezweifelt die Knytlinga Saga, deren Verfasser daher älter als Snorri gewesen, fast um ein halbes Jahrhundert, und Zeitgenosse des Saxo Grammaticus; denn die Geschichtswerke beider hörten mit derselben Zeit auf So ganz unbezweifelt nehmen wir hingegen nicht an, daß der Olaf's Saga Kyrra die Knytlinga Saga hierbei zur Quelle gedient und eins mit der Knut's Saga sei, denn bei den Reden der Könige finden sich in der Olaf's Saga Kyrra und der Knytlinga Saga bedeutende Abweichungen. So schlägt in der Olaf's Saga Knut sogleich die Zahl der Schiffe vor, die jeder geben soll, in der Knytlinga Saga sagt dagegen erst Olaf später: Da wollen wir euch geben zu dieser Fahrt 60 Großschiffe ꝛc. Als ein Auszug aus der Knytlinga Saga kann, was die Olaf's Saga bei Snorri (Cap. 8) und bei dem Ungenannten (Cap. 6) erzählt, nicht gelten. Sind die Knut's Saga und die Knytlinga Saga (Geschichte der Knute und ihres Geschlechts) ja eins, so hatten Snorri Sturleson und der Ungenannte doch die Knytlinga Saga nicht als einzige Quelle vor sich. Eine solche fast wörtliche Übereinstimmung, wie bei der Olafs Saga bei Snorri und dem Ungenannten sich zeigt, hat zwischen der Olaf's Saga und Knytlinga Saga gar nicht statt. Doch der Raum erlaubt hier nicht, von der Knytlinga Saga im Verhältnisse zu den übrigen geschichtlichen Sögor umständlicher zu handeln, und wir müssen deshalb auf den Art. Knytlinga Saga verweisen, und kehren zur Betrachtung des Verhältnisses der beiden Bearbeitungen der Olaf's Saga Kyrra zu einander selbst zurück. — Am Schlusse der Darstellung, wie der König Olaf dem Dänenkönige Hilfe gesendet, aber aus der Fahrt gegen England nichts wird, weil die Dänen die Ankunft ihres Königs nicht abwarten, sondern aus einander gehen, weichen Snorri Sturleson und der Ungenannte merklich von einander ab. Letzterer sagt nämlich blos: und das würdigte der König an ihnen (den Norwegern) und gab ihnen Heimerlaubniß, und sandte Noregs Könige ausgezeichnete Gaben für seinen Beistand, und legte auf die Dänen mächtigen Zorn, und große Strafgelder (fegjöld). Snorri Sturleson dagegen hat: Fuhren die Nordmenn da zurück nach Noreg mit Willen und Einverständniß des Dänenkönigs. Das würdigte König Knut an den Nordmenn, als sie fuhren heimwegs und gab ihnen Erlaubniß zu fahren (reisen) in Kaufahrten durch sein Land und Ströme überall, wo sie wollten; und sandte er Noregs Könige theure Gaben für seinen Beistand, aber er legte auf die Dänen Zoen und großes Strafgeld (fegialld), hierfür, da, als er kam heim nach Danmörk; führen da ihre Händel so, daß die Dänen selbst erschlugen den König Knut und duldeten ihm nicht das geeechte Urtheil (rettdaemi). So nach der großen Ausgabe der Heimskringla. Nach der von Peringskiold: Aber seinen Dänen war er sehr erzürnt, und schatzte sie großiglich mit gewaltigen und großen Strafgeldern, als er heimkam nach Danmörk. Aus dieser Stelle könnte man schließen, des Ungenannten Bearbeitung sei die ältere, und Snorri Sturleson habe sie erweitert. Aber andere Stellen veranlassen wieder zu der Vermuthung, daß des Ungenannten Bearbeitung jünger sei, als die des Snorri Sturleson. Man muß daher den Schluß ziehen, daß weder Snorri Sturleson des Ungenannten Bearbeitung, wie sie jetzt vorliegt vor sich gehabt habe, noch der Ungenannte die Bearbeitung Snorri Sturleson's, sondern beiden Bearbeitungen eine jetzt verloren gegangene Ursage zu Grunde liege, und ferner sowol Snorri's Bearbeitung, als die des Ungenannten, Zusätze von der Hand späterer Abschreiber erhalten habe. Beide, der Ungenannte und die Heimskringla, haben nun die anmuthige Erzählung von dem Könige Olaf und einem Bonden (Bauer), der die Vogelsrede verstand. Ob Snorri Sturlrson sie selbst gehabt hat, ist zweifelhaft, und man kann vermuthen, daß sie später in sein Werk gekommen, wenigstens in der Fagurskinna fehlt sie. Wenn sie von Snorri Sturleson selbst aufgenommen ist, hat dieses doch, wie uns scheint, nicht in der Umständlichkeit stattgefunden. Sie ist noch ausführlicher als bei dem Ungenannten, und weicht von ihr auch im Ausdrucke mehr ab, als andere gemeinsame Partien, welche der Ungenannte und Snorri Sturleson haben. Sie schien nämlich den Abschreibern zu anziehend, als daß sie sie nicht hätten so umständlich als möglich ausführen sollen. Hatte Snorri Sturleson sie aufgenommen, so hatte er dieses auf keinen Fall in dieser Ausführlichkeit gethan. Auch fehlt dem Vortrage viel von der einfachen Kraft, durch welche sich Snorri Sturleson's Schreibart auszeichnet. Nicht ganz wörtlich mit den

---

übrigen ganz wörtlich übereinstimmen. Außer diesen kleinen Abweichungen im Betreff nicht bedeutender Zusätze oder Hinweglassungen brauchen sie auch manchmal verschiedene Redensarten bei gleicher Sache, sogleich im Folgenden der Ungenannte: their mektu mót medh ser, sie verabredeten Begegnung (Zusammenkunft) zwischen sich; Snorri Sturleson: their lögdo stefno medh ser, sie legten Stadung (d. h. Ort- und Zeitbestimmung zu einer Zusammenkunft) zwischen sich.

8) Vid Kononga-hello hat blos Snorri Sturleson. 9) Voro their Kýti tydugir hat blos Snorri Sturleson. 10) In den Fornmanna-Sögur 11. Bd. Cap 42. S. 244—5. 11) Im dritten Theile der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 185. Not. p.

ander übereinstimmend ist auch die Erzählung in der großen Ausgabe der Heimskringla und in der Peringskiold'schen. Wenn der Ungenannte in den Fornmanna-Sögur das Fylki nicht nennt, wo jener Búkarl (landbautreibender Mann von gemeiner Abkunft) wohnte, und dieses die Erzählung in der Heimskringla thut, so ist nicht daraus zu schließen, daß jener i Linta-leini der Küeze halber hinweggelassen, sondern es liegt im Geiste der Sagenerzähler, um die Sache glaubwürdiger zu machen, die Sage an wirklich vorhandene Örtlichkeit zu knüpfen. Die Erzählung hat als Geschichte in engerer Bedeutung betrachtet, natürlich keinen Werth, ist aber für die Alterthumskunde im Betreffe des Glaubens, daß gewisse Menschen die Vögelsprache [12]) verständen, merkwürdig, weshalb wir hier ihren Inhalt kurz angeben. Die Mannen [13]) des Königs reisten in einem Sommer im Lande herum, und zogen seine Einnahmen und Landskyldir (die Gelder für die verpachteten Grundstücke) zusammen. Heimgekehrt erzählen sie von dem Könige besagt, wo sie am besten aufgenommen worden, von einem alten Bauer (einn gamall búkarl und búandikarl) der viele Dinge vorauswisse, und die Vögelsprache (fuglsrödd) verstehe. Der König verweiset es ihnen, so loses Zeug zu glauben. Kurz darauf fährt er vor jenem Fylki vorüber und das Gespräch kommt wieder auf den Bauer, dessen Haus sie sehen. Der König läßt ein Roß [14]), das bei dem Hause ist, erschlagen, ohne daß Blut auf die Erde kommt, und das Haupt auf seinem Schiffe verbergen. Darauf läßt er den Bauer zu sich in das Schiff kommen und sich den Weg um das Vorgebirge zeigen. Während der Bauer rudert, fliegt erst eine, dann eine zweite, dann eine dritte Krähe vor dem Schiffe vorüber und der Bauer erschrickt [15]) und rudert nicht mehr. Der König sagt ihm, was die Krähe sagte. Der Bauer singt diese Weise:

(Es) sage (es) die Winteralte [16]),
Die weiß (es) unvollkommen,
(Es) sage (es) die Zweiwinterige,
Ich glaube (es) nicht eher,
Die Dreiwintrige sagt (es),
Dünke mir nicht wahrscheinlich,
Singt, daß ich rudre
Des Rosses Haupt,
Aber dich, König!
Den Dieb meines Vermögens [17]).

Nun eine weitere artige Unterhaltung zwischen dem König und dem Bauer. Sie schließt damit, daß der König ihm gute Gaben reicht und die Pachtgelder für das Grundstück, das er bewohnte [18]), aufgibt (überläßt), und wie die Erzählung in der Heimskringla hinzufügt, damit den Hof (gardin) zu ewigem Eigen (til aefinligrar eignar), und außerdem viele andere Gaben. Und was hat diese Sage für einen Sinn? Warum steht sie grade in der Olaf's Saga Kyrra? Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach darum an Olaf den Kirchen geknüpft, weil er sich so wenig königlich nach damaligem Begriffe (nur in Beziehung auf Freigebigkeit bewies er sich königlich) geltend machte, daß er den Beinamen Bonde (Bauer) erhielt. Sie hat aber in der Olaf's Saga noch einen tiefern Sinn. Olaf hatte die letzten Reste der heidnischen Gebräuche, das Tragen des Biers aus dem Hochsitze durch das Feuer und das Minnitrinken, abgeschafft. Auch zeigte er sich dem alten Glauben so abhold, daß er nicht einmal glauben wollte, daß gewisse Menschen die Vögelsprache verstänben. Es ist daher als Triumph für den Volksglauben zu betrachten, daß grade dieser König Olaf an die Vögelsprache glauben muß. Da sie so passend ist, so steht nichts der Annahme entgegen, daß Snorri Sturleson selbst sie aufgenommen, aber freilich nicht in diese Umständlichkeit. Wahrscheinlich hatte er auch vorausgeschickt: suâ segia menn, so sagen Menschen, so sagt man. Auch steht sie an keiner unpassenden Stelle. Die königliche Beschenkung des Bauern macht den Übergang sowol bei Snorri Sturleson, als bei dem Ungenannten, zu der Freigebigkeit des Königs auch gegen andere Menschen, namentlich gegen Machtmänner und Häuptlinge, wie der Ungenannte sagt. Dieser ist etwas umständlicher als Snorri Sturleson. Dieser sagt blos: König Olafr war unkarg an Gutgaben (at fegiöfum) gegen die Mannen (oder Menschen), und er gab allerlei Art Kostbarkeiten. So sagt der Skalde Stufr. Snorri Sturleson läßt nun vier Strophen ununterbrochen folgen, und schließt so das vorletzte Capitel, nämlich in der großen Ausgabe. Bei Peringskiold schließt das vorletzte Capitel mit der Beschenkung des Bauern und die ganze folgende Partie, nämlich die von uns eben ausgehobenen Worte und die vier Strophen vom Skalden Stufr fehlen gänzlich. Der Ungenannte in Fornmanna-Sögur fährt nach der Beschenkung des Bauern fort, König Olaf zeigte in diesem, wie (in) vielem andern, daß er war freigebiger von Gute, als die meisten Könige; er gab den Machtmännern (rikismönnum) und Häuptlingen ausgezeichnete Schiffe und andere Kostbarkeiten, wie Stein sagt. Nun die Strophe Gefr aettstudhill jöfra, welche auch bei Snorri die erste ist. Nach dieser Strophe fährt der Ungenannte fort: Seine Hird (Hofgesinde) hielt König Olafr schön, beides an Waffen und Kleidern über andere Könige. Dessen gedenkt Stein Heidisarson. Nun die Strophe: Hilmir gefr ok hialma, welche in der Heimskringla die dritte ist. Die zweite Strophe in der Heimskringla: Her thengill gledr hringom hat der Ungenannte schon oben im dritten Capitel, wo er auch von der Freigebigkeit des Königs handelt und schreibt auch sie dem Skalden Stein zu. Nach der Strophe Hilmir hat der Ungenannte: Allen denen gab er Gold und Silber und andere Kostbarkeiten, die er sich hold machen wollte, und an denen ein Mannkauf (Gewinn) war; so sagt Stein. Nun die Strophe Olafr gefr, suâ at jöfra, welche bei Snorri Sturleson die vierte, und bei beiden die letzte ist. Im letzten Capitel stimmen beide fast ganz überein. Es enthält, wie König Olaf oft (nach dem Ungenannten, lange)

12) Vergl. F. Wachter, Gesch. Sachsens. 2. Bd. S. 384—389. 13) Bei Peringskiold bestimmter die Sendimenn. 14) In der Erzählung bei Peringskiold ist erst von einem Ochsen, dann von einem Rosse die Rede. 15) Sehr schön ist in der Erzählung gesteigert der Eindruck, den das Geschrei der ersten, das der zweiten und das der dritten Krähe auf den Bauer macht. 16) Die einjährige Krähe. Die Weise ist zugleich merkwürdig, dafür, daß man das Wahrsagevermögen der Krähen nach ihrem Alter schätzte. 17) Oder Viehes, nämlich fjár, Nom. fé, Vieh, Vermögen, Geld. 18) Landskyldir jardar theirrar, er hann bió á.

auf seinen Großhöfen saß in Raurikl á Haukabae (nach dem Ungenannten á Haukastódum) seinem mächtigen [19]) Hofe (kú, landwirthschaftliche Haushaltung) an Krankheit stirbt, nachdem er 26 Winter König von Norwegen gewesen, und in Nidaros in der von ihm erbauten Christskirche beerdigt wird. Beide schließen: Er war der freundglücklichste (hinn vinsaelasti, beliebteste König [wie vorher gesagt ward [20])], und Noregr (Norwegen) hatte sich sehr gemehrt und geziert unter ihm. Außer den oben genannten vier Strophen haben Snorri Sturleson und der Ungenannte noch gemeinsam eine Strophe vom Skalden Stufr: Vissa ek hildar hyssi (Snorri Sturleson hvessi) in Beziehung auf das Zutrinken, und eine Strophe von Stein Herdisarson (bei Snorri Sturleson im ersten, bei dem Ungenannten im zweiten Capitel) in Beziehung darauf, daß Olaf alle Lande in Frieden legen will. Doch hat der Ungenannte im zweiten Capitel noch eine Strophe von Stein Herdisarson: Heldr, sizt hári foldu, welche sich bei Snorri Sturleson nicht findet, und außerdem eine Halbstrophe von Arnorn Jarlaskald: Hèt ek thá er hvern veir sátum, die Snorri Sturleson auch nicht hat. Die Skalden würden in Verlegenheit gewesen sein, wie sie Olafen, der ruhig als König in Norwegen saß, hätten nach ihrer gewohnten Art als Kriegshelden umschreiben sollen. Zum Glück für sie aber war er mit seinem Vater in England gewesen. Da kann Stein Herdisarson auch in der Strophe über des Königs Streben nach Frieden ihn umschreiben durch Engla aegir, Erschrecker der Engländer, und der Skalde Stufr durch gagn-saelan hilldar hvessi, den siegglücklichen Wetzer (Aufreger) der Hilldur (der Kriegsgöttin) und Stein oder Stufr, je nachdem wir dem Ungenannten oder Snorri Sturleson folgen, durch Engla thverrir, Verminderer der Engländer. Doch haben wir im Artikel Olaf's Drapa im Abschnitte Olaf's Drapa Kyrra gezeigt, daß jene vier Strophen Stein Herdisarson angehören. Die Lieder auf den stillen König haben keine andern Farben als die auf die kriegerischen, nur daß keine Kriegsthat von ihm besungen wird, die er als König gethan hätte, was aber die Skalden nicht hindert, die frühern Kriegsthaten auch später noch zu seiner Verherrlichung in Umschreibungen zu benutzen. Vorzüglich strophenreich ist das erste Capitel der Olaf's Saga Kyrra bei dem Ungenannten, das Capitel, welches bei Snorri Sturleson das letzte der Saga af Haralldi Hardrada bildet. Aber Snorri Sturleson hat blos die Halbstrophe eines Ungenannten:

Es wehrte mit Schreckensworten (Drohungen)
Olaf und mit Friedenserben
Das Land so, daß keiner wagte
Den Allwalter [21]) anzusprechen,

und die Strophe von Stein Herdisarson aus der Olaf's Drapa: Sin ódol mun Sveinl, beide Weisen in Beziehung darauf, daß die Nordmenn (Norweger) dem Dänenkönige Swein antworteten, sie wollten entweder denselben Vertrag halten, der vorher zwischen dem Könige Harald und Swein gemacht war, oder bei anderm Falle sich mit den Dänen dort stracks auf der Stelle schlagen. Beide, die Halbstrophe eines Ungenannten und die Ganzstrophe von Strin Herdisarson, hat auch der Ungenannte, aber außer diesen noch drei Ganzstrophen von Stein Herdisarson; wie der Zusammenhang lehrt, sind sie sämmtlich aus der Olaf's Drapa; denn Snorri Sturleson sagt bei der von ihm mitgetheilten Strophe ausdrücklich: So sagt Stein Herdisarson in der Olaf's Drapa. Diese, sowie auch die andern bei dem Ungenannten, beziehen sich sämmtlich auf die Drohungen und Rüstungen des Dänenkönigs und die Gegenrüstungen und Unterhandlungen der Norweger unter Magnus und seinem Bruder Olaf (s. den Art. Olafs Drapa. Nr. III). Herausgegeben ist die Olaf's Saga Kyrra von Snorri Sturleson bei Thorlacius im 3. Bande der großen kopenhagener Ausgabe der Heimskringla 1783 und früher bei Peringskiold im 2. Bande der stockholmer Ausgabe der Heimskringla 1697. Hier findet sich auch eine lateinische und schwedische Übersetzung, jene von Peringskiold, diese von Gudmund Olaffen, und dort eine lateinische und dänische, erstere von Thorlacius, letztere von Jon Olaffen, wobei die Übersetzung von Peder Claussön zu Grunde gelegt ist. Die Olaf's Saga Kyrra des Ungenannten ist im 7. Bande der Fornmanna-Sögur. Eptir gömlum Handritum útgefnar adh tilhlutun hins konúngliga Norraena Fornfraedha Félags. (Kaupmannahöfn 1831), und dänisch im 7. Bande der von derselben Gesellschaft herausgegebenen Oldnordiske Sagaer. (*Ferd. Wachter.*)

OLAFS SAGA TRYGGVASONAR (Geschichte Olaf's, des Sohnes Tryggwi's), heißen drei verschiedene altnordische Geschichtswerke. Wir wollen jede Saga erst für sich besonders und dann die drei Sögor in ihrem Verhältnisse zu einander betrachten und zwar erstens in Beziehung auf das Leben des Jarls Hakon und dann auf das Leben Olaf's Tryggvason's, und hierbei auch zugleich den Gegensatz der ausländischen Nachrichten bei Adam von Bremen nach den Berichten der Dänen und des Saxo Grammaticus berühren. Der Artikel zerfällt also in sechs Abschnitte: 1) Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar; 2) die Snorri Sturleson'sche; 3) die große Olaf's Saga Tryggvasonar, auch die Gunnlögische genannt; 4) Betrachtung der drei Sögor in Beziehung auf die Geschichte des Jarls Hakon; 5) Vergleichung der drei Sögor im Betreff der Geschichte Olaf's Tryggvason's, wobei zugleich die nicht nordmannischen Nachrichten in Betracht gezogen werden; 6) Endergebniß der Vergleichung der drei Sögor.

1) Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar. In lateinischer Sprache hatte sie der Mönch Oddr [1]) verfaßt, der im J. 1200 starb. Hierfür gibt es äußere und innere Zeugnisse. Der Thátt Halldórs Snorrasonar Cap. 7 sagt [2]): So sagt Bruder Oddr, der am

19) Wörtlich reichen, hat blos der Ungenannte. 20) Fehlt bei Snorri Sturleson. 21) Für keiner der Allwalter (Könige) hat der Ungenannte kein Allwalter (kein König).

1) Er war ein Sohn Snorri's, und dieses Snorri's Vater ein andrer Oddr. Des Mönches Mutter war Alfdis; s. Islands Landnámabók. P. II. c. 32, kopenhagener Ausg. vom J. 1774. S. 169. P. III. c. 1. p. 181. Vergl. Genealogia Oddi monachi auf der 20. Tafel in den Script. hist. Island. Vol. III.
2) Dieser Thátt gehört zur großen Olaf's Saga Tryggvasonar

meiſten verfaßt hat auf lateiniſch, ein anderer Mann als Gunnlaugr, von König Olaf Tryggvaſon, daß Biſchof Grimkell [3]), der, welcher bei dem heiligen Olaf Haraldsſon war, und das Chriſtenthum in Norwegen beſtärkte, wäre Schweſterſohn des Biſchofs Sigurd ꝛc. In der Oddiſchen Olaf's Saga Tryggvaſonar heißt es zum Schluſſe des 73. [4]) Capitels: Hier wird aufgehört mit der Saga (Geſchichte) des Königs Olaf Tryggvaſon, der zu Rechtem (mit Rechte) mag genannt werden Apoſtel der Nordmannen, und ſo ſchrieb der Mönch Oddr, der zu Thyngeyrar war, und Prieſter der Weihung nach, zum Preiſe dem allmächtigen Gotte, aber denen zur Erinnerung, die ſpäter waren, obſchon (es) nicht gethan ſei (iſt) mit Beredſamkeit [5]). Dieſe letztere Bemerkung zeigt, daß der Mönch Oddr ſich ſelbſt genannt hatte. Ein Anderer hätte wol die Bemerkung nicht gewagt. Der Mönch Oddr hat wahrſcheinlich Anfangs hiermit ſchließen wollen, denn er hatte Olaf's Geſchichte bis dahin gebracht, daß der König im Mönchleben war in Girceland (Griechenland) oder Syrland (Syrien), und büßte ſo ſeine Miſſethaten mit Reue, die er in ſeiner Jugend gethan hatte. Hierauf fährt der Verfaſſer fort: Nun bitte ich jeden, wie einen Mann, der leſe die Saga (Geſchichte), daß er bitte den Herrn ꝛc. Dieſes deutet alles auf den urſprünglichen Schluß des Geſchichtswerkes hin. Doch folgt noch Cap. 74 vom Englakönige (Könige der Engländer) (nämlich von dem großen Freunde Olaf's dem König) Jatvardhr (Eduard); Cap. 75 von Haralld Gudhinaſon (als dem Nachfolger Eduard's); Cap. 76 von dem Biſchofe Jon (der mit anderm Namen Sigurd hieß), und am Schluſſe des Capitels heißt es: Dieſe Saga (Geſchichte) ſagte mir Abt Asgrime Weſtlidhaſon, Prieſter Biarni Bergthorsſon, Gellir Thorgilsſon [6]), Herdis Dadhadottir, Thorgerdr Thorſteinsdottir, Inguthr Arnorsdottir [7]). Dieſe Menſchen lehrten (kendu) mir ſo die Saga (Geſchichte) des Königs Olaf Tryggvaſon, wie nun geſagt iſt. Ich zeigte auch das Buch Sitſur'n Hallzſon, und berichtigte (rétta) ich daſſelbe nach ſeinem Rathe, und haben wir an dem gehalten ſeitdem. Es läßt ſich ſchließen, daß Oddr urſprünglich ſein Werk mit dem 43. Capitel geſchloſſen und ſpäter Cap. 74, 75 und 76 hinzugefügt hatte, und hier nun auch nachtrug, nach welcher Menſchen Erzählungen er ſein Geſchichtswerk verfaßt hatte. Wir vergleichen hier zugleich mit, was auch die Gunnlög'ſche Olaf's Saga Tryggvaſonar betrifft. Der Thátir Haldórs Snorrasonar Cap. 7. S. 173 ſagt: So ſagen die Brüder (Mönche) Gunnlaugr und Oddr, daß die Menſchen haben ihnen am meiſten erzählt (frá sagt) [das, was ſie haben hierauf zuſammengeſetzt (samansett) und in Erzählungen gebracht (í frásagnir faert)], von König Olaf Tryggvaſon; Gellir Thorgilsſon, Asgrimr Veſtlidhaſon, Biarni Bergthorsſon, Arngunn (nach anderer Lesart Ingunn) Arnórsdóttir, Herdis Dadhadóttir und Thorgerdhr Thorsteinsdóttir; und hierauf wird geſagt, daß Gunnlaugr gezeigt habe die Saga (Geſchichte) des Königs Olaf Tryggvaſon Gizur'n Hallsſon, und hatte der genannte Gizur bei ſich das Buch zwei Jahre hindurch, aber hierauf wie er (nach anderer Lesart es) kam zurück zum Bruder (Mönche) Gunnlaug, verbeſſerte (emenderadhi) er es ſelbſt, da, wo Gizur'n dünkte, deſſen zu bedürfen. Aus dem emenderadhi (emendavit) läßt ſich mit Sicherheit ſchließen, was auch an ſich wahrſcheinlich iſt und auch im 3. Cap. des Thátir Háldórs Snorrasonar S. 163 ausdrücklich bemerkt wird, daß auch der Mönch Gunnlög ſein Geſchichtswerk latiniſch geſchrieben und er ſelbſt ſeine Quellen und namentlich im Betreff der Berichtigungen durch Gizur Hallsſon angegeben hatte. Daß beide Oddr und Gunnlögr ſich an Gizur wenden, hat gar nichts Befremdliches, da er einmal als der Unterrichtetſte in dieſer Geſchichte galt. Da Gizur im J. 1206 ſtarb, ſo kann die erſte Vollendung des Gunnlögiſchen Werkes nicht ſpäter als in das Jahr 1204 fallen, und da Oddr 1200 verſchied, kann die Abfaſſung beider Geſchichtswerke der Zeit nach nicht weit aus einander gelegen haben. Nach dem Fórmáli zum 10. Bd. der Fornmanna-Sögur. S. VIII, war die Abfaſſung des Oddiſchen Geſchichtswerks ohne Zweifel begonnen im J. 1180 und vollendet im J. 1170. Auch können ſie, da beide gleiche Quellen benutzten, und namentlich beide von Gizur'n ihre Geſchichtswerke durchſehen ließen, auch dem Inhalte nach nicht ſehr von einander abweichend ſein. Daher muß es kommen, daß wenn wir die drei auf uns gekommenen Sögor vergleichen, bei vielen Fällen nicht mit Sicherheit wiſſen können, ob der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar aus Gunnlög oder aus Odd geſchöpft, und der Hauptgegenſatz kann nur zwiſchen der Snorri Sturleſon'ſchen Olaf's Saga Tryggvaſonar und dem ſein, was der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar aus den Geſchichtswerken der beiden Mönche geſchöpft hat oder geſchöpft haben kann; wie er Gunnlög'en einige Male anführt, werden wir im 3. Abſchnitte ſehen. Der Mönch Oddr wird in der erſten Recenſion der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar nicht genannt. Daher iſt es wahrſcheinlich, daß er das Oddiſche Geſchichts- oder richtiger

und findet ſich in der Ausgabe derſelben in den Fornmanna-Sögur. T. III. p. 172. Vergl. die Script. hist. Island. Vol III. p. 112 und die Skaltholter Ausgabe der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar. S. 327, 328.

3) Suâ segir bródhir Oddr, *er flest hefir kompónerat á látinu*, annar madhr madhr enn Gunnlaugr, *af Oloſi* konúngi Tryggvasyni, at Grimkatl biskup etc. Der Verf. vergißt hier über das lateiniſche Buch den Ausdruck ſeiner Mutterſprache samansett. Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. XCVI, CI. 4) In den Fornmanna-Sögur. T. X. p. 371. 5) Hèr thrýtir nú sagu Olafs konúngs Tryggvasonar, er at réttu má callaz postula Nordhmanna, oc suâ riladhi Oddr múnce, er var at Thingerum, nc prestr at vigslu, til dýrthar almáttigum guthi; en theim til minnis er sithar ero, thó elgi (sè) gert madh málsnilld. Wenn wir oben saga durch Geſchichte überſetzen, ſo übertragen wir es in der Bedeutung, in welcher man es brauchte. Der Sache nach richtiger wäre hier saga durch Sage zu geben, da der größte Beſtandtheil des Oddiſchen Geſchichtswerks reine Sage iſt. 6) Dieſe Familie als wichtige Überlieferin der nordmanniſchen Geſchichte ſpielt auch bei Snorri Sturleſon eine Rolle, ſ. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 7 und ſ. S. CCL. 7) Ein Frauenzimmer wird auch bei Snorri Sturleſon (a. a. O. 1. Bd. S. 9) als Überlieferin der Geſchichte genannt.

Digitized by Google

Sagenwerk nicht vor sich hatte. Auch stimmt er in den Partien, welche dem Inhalte nach Gleiches mit dem Oddischen Werke erzählen, mit diesem nicht wörtlich überein, sodaß sich am wahrscheinlichsten folgern läßt, er habe diese Partien aus dem Gunnlögischen Werke geschöpft, und die Übereinstimmung dem Inhalte nach rühre daher, daß Oddr und Gunnlögr gleiche Quellen benutzten, und überdies einander sehr geistesverwandt waren. Ungeachtet des augenscheinlichen Schlusses endet doch die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar mit dem 76. Capitel noch nicht, sondern es folgt nun noch Cap. 77. Von König Olaf: Das sagte Hallfröðr Vandradhaskald, daß diese Lande habe König Olaf Tryggvason überfahren mit Heerschilde, beides in Sudhrwegir (den Südgegenden) und den Westländern (England, Schottland, Irland und die umliegenden Inseln). Es folgen nun die Strophen, welche wir im Art. Olafs Drápa betrachtet haben. Der Mönch Oddr hat dieses Capitel wol nicht gehabt, denn es lag nicht in seinem Zwecke, Olaf's Missethaten (mingerningar) zu verewigen. Wahrscheinlich hat der Übersetzer diese Strophen mit der Vorbemerkung hinzugefügt. Doch könnte auch Gizur den Mönch veranlaßt haben, diese Strophen als geschichtlich wichtig anzuhängen, weil sich daraus beweisen läßt, daß Olaf wirklich in Gardir (Rußland), freilich nach der Strophe nur heerend [8]), und auch in den Westständern gewesen. Odd's lateinische Arbeit ist nicht auf uns gekommen, denn zum Glücke für die Schätze der altnordischen Denkmäler konnte sich die lateinische Sprache des Mittelalters nicht in Island, wie im übrigen römisch-katholischen Europa als Schriftsprache behaupten. Island war zu arm und fern, als daß viele ausländische Geistliche hätten dahin wandern können, und die wenigen Eingebornen, welche Versuche in Abfassung von Werken in lateinischer Sprache machten, konnten gegen den Geist der Mehrzahl der Gelehrten, welche sich ihrer Muttersprache bedienten, nicht aufkommen [9]). Daher kam es, daß man selbst die lateinischen Arbeiten nicht in dieser Sprache, sondern in Übersetzungen aufbewahrte. Von Odd's lateinischer Schrift hat sich jedoch etwas erhalten, was wenigstens zur Probe dienen kann, wie er die Verse übersetzt hatte. Im 61. Capitel der altnordischen Übersetzung S. 342, wo die Rede davon ist, wie Jarl Sigwaldi den König Olaf betrog, heißt es: Dieses ist geschrieben von Jarl Sigwaldi:

Nec nominabo
pene monstrabo
curvus est deorsum
nasus in apostata,
qui Svalon regem
da terra seduxit
et filium Tryggva [10]).

That segir suâ (das sagt so):

Munkat [11]) ec nefna
naer mun es stefna
nidhrbrögt er nef
á nithingi
thann er Svein konúng
aveik ar landi
oc Tryggvason
á tálar dró.
Nicht werd' ich nennen,
Näher werd' ich vorladen
(Niedergebeugt ist die Nase
An dem Neidharte) [12]),
Den, der den König Swein
Trog aus dem Lande,
Und Tryggvi's Sohn
In die Schlingen zog.

Odd mit Saxo Grammaticus verglichen, gewinnt sehr, da er die vaterländischen Lieder mehr achtete und treuer übersetzte. Saxo Grammaticus übersetzt eleganter und in classischen Versmaßen, hat aber dafür auch den nordischen kräftigen Geist fast ganz verwischt. Natürlich hatte sich der lateinisch schreibende Mönch Odd auch nicht von Einmischung des Fremdartigen ganz freihalten können, hatte aber, während Saxo Grammaticus die lateinischen Classiker, namentlich den Valerius Maximus, nachahmt, sich an das Kirchenlatein gehalten, und während der gelehrte Däne die römische Götterlehre hereinzieht, hatte der Isländer sich an die heilige Schrift gehalten. Spuren finden sich von Kirchenlatein und Benutzung des Biblischen noch in der altnordischen Übersetzung. So heißt es Cap. 3. S. 222: So wird gesagt, daß seine (des Königs Walldamar von Gaedariki) [13]) Mutter war Weissagerweib (spákona) und wird das genannt, in Büchern (í bókum) phitons andi [14]) (Geist), womit die heidnischen Menschen weissagten. Hier hatte der Geschichtsschreiber benutzt das spiritus Pythonis (*πνεῦμα Πύθωνος*, Acta Apostolorum c. 16. v. 16). Auf die Bibel bezieht sich der altnordische Bearbeiter der Oddischen Arbeit auch Cap. 4. S. 227, wo er davon handelt, wie Gott den jungen

8) S. G. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 216. 9) Vergl. dens. 1. Bd. S. CXVII—CXXII. 10) Er behält die nordische Biegung Tryggva von Tryggvi bei. 11) Diese Verse stehen auch in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 268 in den Formanna-Sögur. 8. Bd. S. 19, 20. Hier extemporisirt sie Stefalr Thorgilsson, als er den Jarl Sigwaldi sieht, und dieser läßt ihn dafür erschlagen.

12) Nidhingr, bedeutet ein Verräther, Brecher eines Vergleichs, Bube ꝛc., parricida. 13) Rußland. 14) Vergl. die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 46. S. 76, wo sie von derselben Königin handelt: aber doch war sie vorwärtssehend (framsýn) von Python's Geiste (af fitons anda), wie viele heidnische Menschen. Der Verf. der gr. Olaf's Saga hat den Ausdruck Geist des Phyton's entweder aus der Oddischen Arbeit entlehnt, oder auch der Gunnlögr hatte denselben biblischen Ausdruck. Es sagt auch Gregor von Tours (Hist. Lib. VII. c. 45. ap. *Freher.* Corp. Hist. p. 167) von einer Wahrsagerin unter den Franken Spiritum Phitonia (Pythonis) habens, und erzählt weiter unten, wie der Bischof Agerik von Verdun sie ergreifen läßt und prüft: qua adprehensa et ad se adducta, juxta id quod in Actis legimus Apostolicis, cognovit in ea immundum spiritum esse Phitonis (Pythonis). Da die Weissage im Heidenthume auch von den Göttern und guten Geistern ausging, waren die christlichen Schriftsteller in Verlegenheit, wie sie diesen Weissagegeist nennen sollten, und ergriffen dann mit Freuden den in der Bibel verdammten *πνεῦμα Πύθωνος* oder spiritus Pythonis. Da die, welche die lateinischen Arbeiten über Olaf Tryggvason in ihre Muttersprache übertrugen, keine heimischen Ausdrücke hatten, durch welche der Weissagegeist entweder als rein oder unrein bezeichnet werden konnte, übersetzten sie spiritus durch andi, und geben Pythonis die heimische Form Fitons.

Olaf, der in Sklaverei verkauft iſt, indem er zuletzt ſagt: und erlöſete ihn von dieſer Unfreiheit, wie vordem er erlöſte Josep [15]) (Joſeph). Spuren, daß die Oddiſche Olaf's Saga Tryggvaſonar, wie wir ſie jetzt haben, aus dem Lateiniſchen überſetzt iſt, haben ſich neben dem, daß ihre Sprache überhaupt nicht ſo fließend als die anderer altnordiſchen iſt, und namentlich gegen die Heimskringla ſehr abſticht, viele erhalten, ſo z. B. der häufige Gebrauch von natura S. 232, 234, 254, 263, und anderwärts, ſo i Russiam p. 239, 242, für Russia iſt die eigentliche altnordiſche Benennung Gardariki (Reich von Gardir). Auch aus dem Satzbaue läßt ſich eine Überſetzung aus dem Lateiniſchen nicht verkennen, ſo Cap. 13. S. 254: En at *biódhanda bónda, thá leypr* fram hundrinn í útalliga flocka hiardhanar, aber bei dem gebietenden Bauer (jubente rustico oder a rustico jussus, oder rustici jussu), da läuft der Hund vorwärts in unzählige Scharen (in innumeras turbas) der Heerde. Snorri Sturleſon dagegen hat: hann visandi hundinom í nautn floekana, oc varo thar rekin mirg hundrot nauta; hundrinn hlóp um alla nauta floekana [16]); bei F. Wachter, 2. Bd. S. 243, 244: Er wies den Hund in die Rinderſcharen, und waren dahin getrieben viele 100 Rinder; der Hund lief durch alle die Rinderſcharen. Faſt Gleiches wie Snorri Sturleſon hat auch die große Olaf's Saga Tryggvaſonar, denn ſie folgt hier der Heimskringla. Um regnavit auszudrücken, hat der Überſetzer der Oddiſchen Geſchichte Olaf's Tryggvaſon's S. 225 rieithi gebildet, wofür eigentlich nach dem echten Altnordiſchen rèd oder rèd fyrir ſtehen ſollte. Ähnlich haben die mittelhochteutſchen Überſetzer regnavit durch richſete (reichſete) gegeben. Rikti kommt auch mehrmals vor in der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 285 (3. Bd. S. 63), woraus zu ſchließen, daß auch dieſes Capitel aus dem Lateiniſchen überſetzt iſt. Capitel 27. S. 282 des Oddiſchen Werkes, wo von der Sunneſa und ihrem Bruder Albanna gehandelt wird, findet ſich eine dunkle Stelle gar nicht überſetzt, nämlich: Pro suntentatione racio assumunt. Man vermuthet, daß die Oddiſche Olaf's Saga Tryggvaſonar in das Isländiſche überſetzt hat der Prieſter Styrmir hinn fródi, der im J. 1245 ſtarb. Von dieſem Styrmir als Geſchichtſchreiber bemerkten wir mehr im Art. Olafs Saga Hulga. Vor der Snorri'ſchen und der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar zeichnet die Oddiſche ſich dadurch aus, daß ſie im Verhältniſſe zu ihnen nur ſehr wenig Liederſtellen als Belege einwebt. Nur Cap. 37. S. 298 einen Quidhling (Geſängchen) von Hialli zur Verhöhnung Odhin's und Freya's:

Vil ek eigi gudh geyia
grey thycki mér Freya,
ec man ennattveggia
Odhinn grey edha Freyu.

Nicht will ich die Götter bebellen (verſpotten),
Hündin dünke mir Freya,
Immer wird eins von beiden
Odhin Hündin oder Freya.

Cap. 61. S. 341 ein Stabreimpaar, welche Jarl Sigwalldi ſagt, und S. 342, die Weiſe nec nominabo nebſt der Urſchrift, welche wie oben mitgetheilt haben, Cap. 92. S. 344 eine Strophe von Halldor [17]): óna fór ok einu, darauf, wie der König (Olaf) von Süden (von dem Wendenlande) auf Veranſtaltung des Jarls Sigwalldi, mit 71 Schiffen fährt und die Schlacht anhebt. Dann Cap. 69. S. 359 ebenfalls von Halldor drei Strophen und S. 362 eine Strophe [18]) aus dem Liede auf den Jarl Eirik in Betreff des Kampfes mit dem Orm dem Langen (die lange Schlange), dem Schiffe des Königs Olaf. Ferner Cap. 64. S. 349, 351, Cap. 67. S. 354. Cap. 69. S. 360, Strophen von Hallfred auf des Königs Olaf letzte Schlacht. Wir haben dieſe Strophen näher angegeben im Art. Olafs Drápa Tryggvasonar von Hallfred. Aber dieſe Partie von der Schlacht bei Swöld (im J. 1000) ſcheint uns vom Überſetzer ſehr erweitert worden zu ſein. Capitel 74. S. 371 ſagt Oddr, er zweifle nicht, daß der König Olaf habe nach der Schlacht gelebt, und ſich habe von Einblaſung (af áblásning) des heiligen Geiſtes Gotte dargebracht ꝛc. Wir wiſſen nicht, ob das von Odd ſelbſt iſt, was er Cap. 70. S. 365 bemerkt hat und iſt das vieler Menſchen Sagung (sögn), daß König Olaf habe von ſich geworfen den Panzer in die Tiefe, und entkam auf dem zu der Schnecke (Schiffe) der Wenden. Und iſt die Erzählung (frásögn) weit gefahren hierauf, wie man hören kann in derer Männer Geſängen, die dieſes bewahrheitet haben; ſo ſagt Hallfred. Nun des Skalden Halbſtrophe: vaeitat ec hitt hvart hreyti, wo er ſagt, daß er nicht wiſſe, ob der König todt oder lebend ſei. Die andere Halbſtrophe, welche beſagt, daß doch das auf das wahrſte ſei, daß der König verwundet, und die Snorri Sturleſon hat, wird hier weggelaſſen. In der Oddiſchen O. S. Tr. ſteht dann noch eine Strophe von Hallfred, welche Snorri Sturleſon nicht hat, aber die große O. S. Tr. Cap. 6. S. 6; in ihr ſpricht der Skalde aus, wie ihm geſagt worden, daß der König des Landes und der Leute beraubt worden, größern Schmerz habe er (der Skalde) nicht empfunden, großer Troſt würde ihm ſein, wenn der König lebte. Nach der Strophe heißt es weiter: Hier wird ſo geſagt, daß ſogleich ward zweierlei erzählt von der Schlacht, ob er würde gefallen ſein, oder fortkam. Die wichtige Strophe, die Snorri Sturleſon Cap. 130. S. 347 hat: Enn segir audar kenni, wo der Skalde ſingt, daß ihm nun Wahres von des Königs Morde

15) Der Verfaſſer der gr. Olaf's Saga Tryggvaſonar (Cap. 47. S. 81) hat dieſen Vergleich und die vorausgehende Betrachtung nicht: „Aber der Gott, der nicht verborgen ſein laſſen die Ehre und den Ruhm ſeiner Freunde" ꝛc. und noch weniger Snorri Sturleſon, der auch die Olaf's Saga Tryggvaſonar im echten altnordiſchen Geiſte gibt. Vergl. die Darſtellung dieſer Partie bei Fr. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis (Heimskringla) überſetzt und erläutert. 2. Bd. S. 773. Cap. 6. 16) Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 35 bei Schöning S. 227, 228.

17) S. den Fórmáli zum 10. Bande der Fornmanna-Sögur p. VIII. 18) Sie findet ſich bei Snorri Sturleſon, Cap. 118, bei Schöning S. 535; in der gr. Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 246. 2. Bd. S. 297.

(Falle) gesagt sei, und das Entkommen desselben als falsches Gerücht bezeichnet, wird in der Oddischen O. S. Tr. nicht angeführt, sodaß Snorri Sturleson als ein weit ehrlicherer Kritiker, der Bearbeiter der Oddischen O. S. Tr. aber als ein unehelicher erscheint, indem er nur die Strophen anführt, die zu Gunsten seiner Behauptung gedeutet werden können. Obgleich dieses auch dem Oddischen Geiste ganz gemäß ist, so rührt doch die Einschaltung jener Verse vielleicht vom Übersetzer her. Nachdem nämlich zu dem Obigen hinzugefügt ist, und viele andere Belege (daemi) sind zu dem, wird fortgefahren: Und wenn Gott erlaubt, werde ich sagen, wie ich am Wahrsten weiß, was die Menschen davon trugen (berichteten), die dort waren in der Schlacht, was sie zuletzt sahen von König Olaf. Nun werden solche starke Dinge als Thatsachen vorgetragen, daß die Einleitung zu den Strophen und die Strophen zu schwach erscheinen. Hätten Skuli Thorsteinsson und Kolbiörn wirklich dieses ausgesagt, was ihnen beigelegt wird, und dieses hätte erwiesen werden können, so hätte es Snorri Sturleson sicher angeführt. Was aber vollends Oddr einige Eirik's Mannen aussagen läßt, ist so stark, daß, wenn es wahr wäre, die Anführung der Verse Hallfred's ganz überflüssig gewesen wäre: Nun so, wie wir vorher sagten, daß die Unfreunde des Königs ihn sorgfältig suchten und fanden ihn nicht, da sagten einige Mann von des Jarls Kriegsvolke, daß ein Mann kam zu der Snekkia der Windar (Wenden), und schwamm zu dem Schiffe, und war in rothem Kleide; und als er war hinaufgekommen in das Schiff, da ward das sogleich fort; und alle Snekkior der Windar wurden da sogleich fort, die, welche dort gewesen waeen, den Tag hindurch und hielten südwärts vor Land. Wer solche und andere Dinge als das Wahrste erzählt, was er weiß, der braucht aus Hallfred's Strophen nicht das Gerücht zu belegen, das sogleich gegangen sei, der König sei mit dem Leben entkommen. Daß das Gerücht sogleich entstand, war ganz natürlich, weil man die Leiche des Königs nicht unter den übrigen Todten auf dem Schiffe fand, und man fand sie nicht, weil der Verwunderte über Bord gesprungen war. Aber sowie sein Anfang räthselhaft und reicher Stoff der echten Sage (Dichtung) war, so sollte es auch sein Ende sein. Die Übersetzung der Geschichte Olaf's Tryggvason's von Odd ist nur in einer Skinnbók (Pergamentcoder) auf uns gekommen. Aber auch diese Skinnbók ist nicht vollständig auf uns gelangt, denn es fehlen drei Blätter [19]). Daher ist der Anfang: .... yfir oc thvilikur frá Gunnhildi sogthir oc tilteekium hennar etc. Der Jarl Hakon, von Gunnhild abgesandt, Astriden und ihren Sohn herbeizubringen, herbergt schon bei Biörn, und Astrid bei Thorstein. Es fehlt also die Erzählung von Astrid's Flucht nach ihres Mannes Tryggwi's Fall durch Gudröd, von Olaf's Geburt auf einer kleinen Insel, von Astrid's Fahrt mit ihrem Kinde zu ihrem Vater Eirik nach Oprostadir, und wie Gunhild nach ihnen spähen läßt, und dann Mannen nach Opstadir sendet, um Mutter und Kind holen zu lassen, Eirik aber zuvor kommt und seine Tochter und seinen Enkel heimlich fortreisen läßt. Der Coder jetzt in der Handschriftensammlung des Arni Magnusson N. 310, wird im 14. Jahrh. geschrieben sein, am wahrscheinlichsten in Norwegen [20]). Das Bruchstück von der Schlacht bei Swold [21]) wurde von Ol. Verilius zu Upsala im J. 1665 herausgegeben [22]); und das ganze Werk, soweit es auf uns gekommen, nach demselben Pergamentcoder von J. J. Rennhelm zu Upsala im J. 1691 mit schwedischer und lateinischer Übersetzung [23]) (also Zurückübersetzung).. An dieser letztern hat, wie man vermuthet, ohne Zweifel großen Theil der Isländer Jon Rugmann, der die Handschrift nach Schweden brachte. Doch ward das Werk erst nach seinem Tode gedruckt. Doch finden sich viele Schreib- und Druckfehler in dieser Ausgabe, und machen sie in Beziehung auf die Urschrift ziemlich unbrauchbar. Ungeachtet dieser Mängel hat diese Ausgabe vorzüglich ihre schwedische und noch mehr ihre lateinische Übersetzung vortheilhaft auf die Alterthumskunde [24]) auch in Teutschland gewirkt. Oben haben wir nach dem Formáli zum 10. Bd. der Fornmanna-Sögur die Vermuthung ausgesprochen, daß der Isländer Rugmann Antheil an der lateinischen Übersetzung habe. Ist dieses gegründet, so muß man sich wundern, daß sie nicht fehlerfreier ist. So wird z. B. der Anfang des Cap. 24: Ok er Olafr konungr com vestan; und als König Olaf von Westen kam, übertragen: Ex *Eoo* mari veniens Olaus. Aus dem nämlichen Coder, aber fehlerfreier, ist die Urschrift herausgegeben in den Fornmanna-Sögur Eptir gömlum Handritum útgefnar adh tilhlutun hins konungliga

19) Sie finden sich auch bei Snorri Sturleson und in der gr. Olaf's Saga Tryggvasonar.

20) Wie übrigens der Coder beschaffen ist, s. im Formáli zum 10. Bande der Fornmanna-Sögur. S. VIII, IX. 21) Insel bei Pommern. 22) Unter dem Titel: Ice Stycke af Kong Olaf Tryggvasons Saga, hvilken Oddur Munch på gammel Götiska beskrifwet hafwer, af itt gammelt Pergaments manuscripto afstryckt. (Upsala 1665.) 23) Unter dem Titel: Historia Olai, Tryggvae filii, in Norrigia laudatissimi olim et maxime inclyti in septentrione regis idiomate gothico sive svecico vetusto primum condita ab Odda Monacho Islando, nunc in linguam hodiernam Sveticam quin et latinam translata a *Jacobo Istmenio Reenhelm*, regni antiquario. (Upsaliae 1691. 4.) p. 116, 285. Beide, Verelius und Reenhelm, glaubten also, der Mönch Oddr habe das Werk nicht lateinisch geschrieben, sondern altnordisch. Zwar wird jenes in dem Werke, wie es auf uns gekommen, nicht ausdrücklich gesagt, läßt sich aber aus der Schreibart errathen. Man müßte denn annehmen, der Mönch Oddr habe sich in das Lateinische so hineinstudirt gehabt, daß er, wie es auch andern Gelehrten geht, seine Muttersprache habe nur unvollkommen schreiben, und sich der Lust nicht überheben können, auch selbst einen altnordischen Vers zugleich in lateinischer Übersetzung zu geben, und dieses habe den spätern Bearbeiter der großen Olaf's Saga Tryggvasonar veranlaßt, anzugeben, Oddr habe lateinisch geschrieben gehabt, welches Letztere jedoch das Wahrscheinlichste ist. 24) So z. B. die Erklärung der Cornuum, welche im 22. Cap. des Indiculi Paganiarum et superstitionum erwähnt werden, und der Martinshörner aus dem germanischen Alterthume, namentlich aus dem nordischen Minnetrinken. S. die Stelle der lateinischen Übersetzung aus dem 24. Cap. S. 102 bei *Falkenstein*, De Concilio Germanico. I. p. 21, im Anhange zum Cod. Diplom. Antiq. Nordgav. Vergl. die neue Ausg. in den Fornmanna-Sögur. T. X. p. 278.

Norraena Fornfraedha Fèlags. 10. Bd. (Kopenhagen 1835.) S. 216—376: Saga Olafs konúngs Tryggvasonar ritudh, í ándverdhu, af Oddi Múnk. Da die frühern Theile der Fornmanna-Sögur überſetzt erſchienen ſind auf Veranſtaltung derſelben königlichen Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde Däniſch in den Oldnordiſke Sagaer, ſo wird in dem 10. Bande dieſer Sammlung ohne Zweifel auch die Olaf's Saga Tryggvaſonar aufgenommen werden. Für Olaf's wirkliche Geſchichte iſt ſie eben nicht ſehr wichtig, und die Snorri'ſche iſt ausreichend; aber zur vollſtändigen Kenntniß der echten Sagen (Dichtungen) von Olaf iſt ſie nothwendig, zumal um ſie mit dem, was die große Olaf's Saga Tryggvaſonar nicht aus Snorri hat, vergleichen zu können. Aber unſchätzbar in geſchichtlicher Beziehung iſt ſie zur rechten Würdigung der Snorri'ſchen Arbeit. Snorri'n als Geſchichtſchreiber in ſeinem vollen Glanze kann man nur erkennen, wenn man die Oddiſche [25]) Olaf's Saga Tryggvaſonar mit der ſeinigen vergleicht.

2) Olaf's Saga Tryggvaſonar von Snorri Sturleſon, macht einen Theil der von ihm verfaßten Sammlung der Geſchichten der norwegiſchen Könige oder der Heimskringla aus, und trägt auch ganz das ſchöne Gepräge ſeines Geiſtes. Äußere Zeugniſſe für Snorri Sturleſon als den Verfaſſer gibt die große Olaf's Saga Tryggvaſonar. Sie bemerkt Cap. 280 in den Fornmanna-Sögur. 2. Bd. S. 301: Nun ſagt ſo Snorri Sturleſon und die meiſten andern Menſchen, daß Swein der Dänenkönig legte zuerſt mit ſeinem Kriegsvolk an die Schlange die Lange und die größten Schiffe des Königs Olaf. Aber Hallarſtein ſagt in der Olaf's Drapa der zwiefkáldigen [26]), daß Olaf der Schwediſche zuvor hatte gelegt zur Begegnung wider Olaf Tryggvaſon, aber Swein der Dänenkönig nachher. So ſagt Snorri, daß König Swein legte ſein Schiff an die Schlange die Lange, aber Olaf der Schwediſche legte hinaus davon und ſtach mit den Stefen [27]) an das äußerſte Schiff Olaf's Tryggvaſon's, aber auf dee andern Seite legte zu der Jarl Eirikr. Betrachten wir die Olaf's Saga Tryggvaſon von Snorri Sturleſon, ſo finden wir Cap. 123 [28]): König Olaf legte ſein Schiff entgegen der Schlange der Langen, abee Olaf der Schwediſche legte damit hinaus davon, und ſtach mit den Stefen an das äußerſte Schiff des Königs Olaf Tryggvaſon [legte zu] [29]) dee Jarl Eirik. Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar ſagt weiter unten im 250. Cap. (S. 331): So ſagt Snorri Sturleſon, daß Olaf der Schwediſche legte da zu in die Stätte, wo König Swein legte davon. Auch dieſe Stelle findet ſich bei Snorri Sturleſon Cap. 124 [30]): Da legte dort [31]) zu in die Stätte Olaf, der Schwedenkönig ꝛc. Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar bemerkt Cap. 256 (3. Bd. S. 1) in Beziehung auf das Ende des Königs Olaf Tryggvaſon: Nun ſind darüber viele Erzählungen (frásagnir) um die Zuträgniſſe, die ſich dort machten. Snorri Sturleſon ſagt ſo: Daß da, als König Olaf ſah, daß das Meiſte von ſeinem Kriegsvolke gefallen war, aber Jarl Eirikr und eine Fülle ſeiner Mannen galopirte zurück zu der Leyvling [32]), daß König Olaf und der Stallari [33]) Kolbiörn liefen da beide vor [34]) Bord und auf ſein Bord jeder [35]), aber die Jarlsmannen hatten gelegt von Außen zu die Kleinſkuten [36]) und erſchlugen die Männer, die auf die Tiefe [37]) liefen. Und da, als der König ſelbſt war auf die Tiefe gelaufen, wollten die, die auf den Skuten waren, ergreifen ihn mit den Händen und bringen ihn dem Jarl, aber König Olaf ſchwang über ſich den Schild und goß ſich in die Tiefe; aber der Stallari Kolbiörn ſchoß [38]) mit ſeinem Schilde unter ſich, und ſchützte ſich ſo wider die Spieße, mit denen gelegt (geſchoſſen) ward von den Schiffen, die darunter waren, und fiel er ſo auf die See, daß der Schild ward unter ihm, und kam er ſich von dem nicht in die Tiefe, bevor er ward handergriffen. Dieſes iſt die Sagung (sögn) Snorri's. Aber ſo wird geſagt von den Worten des Stallari Kolbiörn ſelbſt ꝛc. Nun folgt das, was die ſpätere Sage als Ausſage des Stallari Kolbiörn ausgegeben hat. Das, was die große Olaf's Saga Tryggvaſonar als die Sagung Snorri's mitgetheilt hat, trifft wörtlich, ja dem größten Theil nach buchſtäblich mit dem überein, was Snorri Sturleſon Cap. 130 erzählt. Die Abweichungen ſind ganz unbedeutend und nur zwei [39]), für: ſchoß (ſchwang) unter ſich den Schild hat die große Olaf's Saga: ſchoß (ſchwang) unter ſich ſeinen Schild, und bei den Worten: und kam er ſich von dem nicht in die Tiefe ſo ſchnell, läßt die große Olaf's Saga Tryggvaſonar „ſo ſchnell" hinweg. Dieſe geringen Abweichungen überheben uns, hier auch die Stelle mitzutheilen, wie ſie ſich in der Heimskringla findet, und um ſo mehr, da wir dieſe Abweichungen angegeben haben. Dieſe längere Stelle läßt keinen Zweifel übrig, daß der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar daſſelbe

25) Über die Arbeiten von Odd und Gunnlög ſ. auch P. E. Müller Sagabibliothek. 3. Th. S. 197—211. Über die Snorriſche ſ. denſ. Undersögelse om Snorre's Kilder og Troværdighed, Disquisitio de Snorrii fontibus et auctoritate im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 277—290 und ebendaſ. S. 333, 334 auch von P. E. Müller: Tabellarisk Sammenlegning mellem de forskellige Bearbeidelser af Olaf Tryggvasons Historie. Es iſt dabei die ſkaltholter Ausgabe (die in den Fornmanna-Sögur gab es damals noch nicht) zu Grunde gelegt. Der Verfaſſer der tabellariſchen Zuſammenſtellung und der Sagabibliothek führt die große Olaf's Saga Tryggvaſonar als Gunnlög's Arbeit auf; mit welchem Rechte, werden wir weiter unten ſehen. 26) S. den Art. Olafs Drápa Tryggvasonar. 27) Dem Vordertheile des Schiffes. 28) Heimskringla bei Peringſkiold. S. 352, bei Schöning 1. Bd. S. 338. 29) Das in eckigen Klammern hat blos der Codex E, und die Peringſkiold'ſche Ausgabe gar nicht.

30) Bei Schöning S. 339, bei Peringſkiold Cap. 123. S. 362. 31) Nämlich dorthin, von wo, wie Snorri erzählt, die Dänen hinweggelegt hatten. 32) Erhöhung, das hohe Hintertheil des Schiffes. 33) Hofmarſchall. 34) über. 35) Nämlich einer über das rechte, der andere über das linke. 36) Eine Art leichter Schiffe. 37) Nämlich von den Schiffen auf das Meer. 38) Schwang. 39) Ja! Die Ausgabe der Snorriſchen Arbeit bei Peringſkiold Cap. 128. S. 369 und die bei Schöning Cap. 130. S. 345 bieten auch Abweichungen unter ſich dar, zwar andere, aber doch ſolche, daß ſie nicht geringer ſind, als wie die Snorri'ſche Stelle in der gr. Olaf's Saga Tryggvaſonar von ihnen abweicht.

Digitized by Google

Geschichtswerk vor sich hatte, was wir das Snorri'sche nennen, und daß wir es mit vollem Rechte thun. Er gedenkt der Snorri'schen Arbeit auch noch einmal, sagt Cap. 256 (3. Bd. S. 5): und war das sogleich Rede vieler Menschen, daß König Olaf würde haben gegossen von sich den Panzer in der Tiefe [40]), und fortgetaucht hinweg von den Langschiffen, und sich gelegt hierauf zu der Snekia der Wenden, und hätten die Mannen Astrid's ihn gebracht an das Land; und das alles zusammen leitet zur Wahrscheinlichkeit der Fortkommung des Königs Olaf, was die Männer haben zuletzt gesehen von ihm, die dort waren in der Schlacht, und die Erzählungen (frásagnir), die Snorri Sturleson bezeugt, daß (sie) gemacht worden sind nachher um die Fahrten des Königs Olaf. Dieses ist genommen und bezieht sich auf die Stelle Snorri Sturleson's Cap. 130 [41]): und war das sogleich Rede vieler Menschen, daß König Olaf würde gegossen haben von sich den Panzer in der Tiefe, und so fortgetaucht hinweg von den Langschiffen [legte sich hierauf zu der Snekia der Wenden] [42]); und hätten die Mannen Astrid's ihn gebracht nach Windland (Wendenland), und sind da viele Erzählungen (frásagnir) um die Fahrten des Königs Olaf von einem Theile der Menschen. Snorri Sturleson läßt nun Verse Hallfred's folgen, sagt dann: Aber wie das auch gewesen sein mag, da kam doch Olaf Tryggvason niemals hierauf zu dem Reiche in Norwegen. Hierauf läßt er wieder Verse Hallfred's folgen, wo dieser unter andern sagt, er habe nun Wahres von der Erschlagung des Königs erfahren. Der Verfasser der großen Olaf's Saga erzählt vor den Versen, wie Menschen die Wahrzeichen gekannt, die der König hieher in die Nordlande gesendet. Er folgt nämlich theils dem Gange des kritischen Snorri Sturleson's, theils dem, was jene unkritischen Mönche Oddr und Gunnlög haben. Daher schwimmt das, was er aus Snorri Sturleson entlehnt, wunderbar auf jenem Pfuhle herum. Doch ist der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ehrlicher als Oddr oder sein Bearbeiter, denn er unterdrückt die Strophe nicht, wo der Skalde sagt, daß er nun Wahres von dem Morde (Falle) des Königs Olaf erfahren. Daraus, wir Snorri Sturleson in dem oben aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Angeführten als Gewährsmann aufgeführt wird, läßt sich schließen, Snorri habe die Saga nicht schon in ihrer Gestalt, wie wir sie bei ihm finden, vorgefunden, und habe, was man hat auch behaupten wollen, blos abschreiben lassen in seine Sammlung, sondern es geht vielmehr hervor, daß er selbst Forschungen angestellt, vorzüglich die Lieder der gleichzeitigen Skalden als Belege benutzt, und dann der Saga die schöne würdige Gestalt gegeben, in der wir sie bei ihm finden. Ungeachtet jede Saga seines Geschichtswerkes ihren besondern Titel hat, so werden doch die einzelnen Sögor nicht als besondere Theile behandelt, sondern sämmtliche Sögor als ein zusammenhängendes Ganze bildend [43]).

Daher beginnt die Snorri'sche Olaf's Saga Tryggvasonar bei F. Wachter, 2. Bd. S. 162: Astrid hieß das Weib, das gehabt hatte König Tryggwi Olafsson; sie war Tochter Eirik's Biodaskalli's, der auf Ofrostadir [44]) wohnte, eines mächtigen Mannes. Aber nach dem Falle Tryggwi's floh Astrid fort ꝛc. Wie Tryggwi gefallen, wird hier nicht weiter bemerkt, denn Snorri Sturleson hat schon oben in der Saga von König Harald Grafeld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohn, Cap. 9 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 139—141 erzählt, wie König Tryggwi durch König Gudröd, Eirik's Sohn, erschlagen worden. Die Saga von Olaf Tryggvason erhält zugleich, künstlerisch eingewebt, den letzten Theil der Saga von Jarl Hakon, Sigurd's Sohn. Ja! die verschiedenen Sögor werden so als ein zusammenhängendes Ganze betrachtet, daß Gullharald, der erst in dem Theile der Saga von Jarl Hakon, die in die Olaf's Saga Tryggvasonar eingewebt ist, eine Rolle spielt, schon in der Saga von König Harald Grafeld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne, Cap. 15 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 152 eingeführt wird, nämlich nachdem Snorri Sturleson erzählt hat, wie Jarl Hakon zum Dänenkönige Harald gefahren ist, und bei ihm überwintert, fährt er fort: Da war auch bei dem Dänenkönige der Mann, der Harald hieß; er war ein Sohn Knut's Gormsson's, Brudersson des Königs Harald; er war gekommen aus der Raubfahrt, und hatte erbeutet dadurch überviel fahrendes Gut [45]); er ward genannt Gold-Harald; er deuchte wohl dazu zu kommen, König in Dänemark zu werden. Sollte jede Saga in der Heimskringla ein abgeschlossenes Geschichtswerk für sich bilden, so wäre hier die Einführung Gullharald's ganz müßig, und Snorri Sturleson hätte sie vermieden. Da er aber die Saga von Harald Grafeld und Jarl Hakon als mit der Saga von Olaf Tryggvason zusammenhängend behandelt, so macht sich diese Einführung, welche schon hier statt hat, sehr künstlerisch. Der Höeer oder Leser ist bei Snorri Sturleson und andern guten isländischen Darstellern gewohnt, daß nichts vorgebracht wird, was müßig ist Einen Bezug hat es immer, wiewol nicht ausdrücklich gesagt wird, daß es ihn hat [46]). Hier an unserer Stelle z. B. erkannte der geübte Hörer und Leser sogleich, daß durch diese Einführung Goldharald's nicht eine bloße Notiz von ihm ex abrupto angebracht werden solle, sondern daß dieser Goldharald im Verlaufe der Erzählung eine große Rolle spielen werde, und dieses thut er denn auch in dem Theile der Saga von Jarl Hakon, der in die Saga von Olaf Tryggvason eingewebt ist. Es macht sich aber nun da, wo Goldharald handelnd auftritt, weit schöner, daß er schon früher eingeführt ist. Sowie aber Snorri schon in der Saga von Harald Grafeld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne, für die Olaf's Saga Tryggvasonar vorarbeitet, so bereitet er auch in dieser

40) Unter dem Wasser, im Tauchen. 41) Bei Schöning S. 346, bei Peringskiold S. 370. 42) Das in den eckigen Klammern hat Peringskiold nicht. 43) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXXXV.

44) Odrestad ist ein Ort in Jäderen, einer Landschaft im westlichen Norwegen. 45) Wörtlich loses Gut (lausafé) bewegliches Gut, nämlich in der besondern Bedeutung von Geld und andern Kostbarkeiten, Gold und Silber, wie auch deutlich aus dem Folgenden erhellt: er ward genannt Goldharald. 46) Vergl. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. CXXXIV—CXXXIX.

Saga ſchon auf die Saga, die auf ſie folgt, vor, nämlich für die Olaf's Saga Helga. Olaf's des Heiligen Geburt erzählt ee (Cap. 49 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 275). Dieſe Erzählung erſcheint als natürliches Ende von der Geſchichte des Königs Harald Gränſki, des Vaters Olaf's des Heiligen. Dee Fall Harald's Gränſki's wird Cap. 48 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 272) erzählt: Ihn läßt Sigrid verbrennen. Hierdurch wird Sigrid eingeführt, um deren Hand ſich auch Olaf Tryggvaſon bewirbt (Cap. 66 S. 304). Dieſe Bewerbung ſteht wiederr mit der Geſchichte des Jaels Hakon in Verbindung. König Olaf ſchenkt ihr den großen Goldring, den ee genommen hatte von der Tempelthüre auf Hladir. Dieſen Goldring hatte Jarl Hakon machen laſſen (Cap. 55. S. 303). Ee deucht ihe eine Hauptkoſtbarkeit zu ſein. Abee die Goldſchmiede der Königin Sigrid entdecken, daß er unecht iſt. Er wird zerbrochen und Erz findet ſich im Innern. Da wird die Königin zornig und ſagt, Olaf werde bei Mehrem mit ihr falſch umgehen (66. Cap. S. 304, 305). Sie haben eine Unterredung. Olaf verlangt, ſie ſolle das Chriſtenthum annehmen. Sie weigert ſich. Er ſchlägt ſie mit dem Handſchuh ins Geſicht und ſie ſagt, daß dieſes wol ſein Tod ſein werde. So wird Olaf's Ende eingeleitet, und er, der das Heidenthum in Norwegen durch Liſt und Gewaltthat ſtürzt, muß, da er keine Schranken in dieſen ſeinen Beſtrebungen kennt, ſeinen Eifer büßen. Seine Beraubung des heidniſchen Tempels wird auch ſchon durch den falſchen Goldring gerächt, den er nimmt, und unwiſſend, daß er unecht iſt, verſchenkt. Jael Hakon, der die heidniſchen Tempel, welche die Eiriksſöhne verbrennen, wieder herſtellt, und den Opferdienſt, den ſie geſtört, wieder aufblühen läßt (Cap. 28. S. 228—232), erſcheint durch den falſchen Goldring an der Tempelthüre als Betrügee der Göttee und des Volkes, und ſo wird erklärt, warum er ſelbſt, da er noch überdies ſich nach den ſchönen Frauen der Norwegee gelüſten läßt, einen ſo tragiſchen Tod ſterben muß. Überdies hat er auch den Goldharald ins Verdeeben geſtürzt, und dieſes ſind, da die Verfaſſee der Sögor und voezüglich der Beſte untee ihnen, Snorri Sturleſon, nach tragiſcher Wirkung ſtreben, die drei Hauptmomente der Olaf's Saga Tryggvaſonar: der Fall Goldharald's und der Fall des Königs Harald's durch die Trugeáthe des Jarls Hakon und des von ihm dazu verleiteten Harald's Gormſon von Dänemark, der Fall des Jaels Hakon und dee Fall des Königs Olaf Tryggvaſon. Tragiſch geſtaltet iſt auch die Verbeennung des Königs Harald's Gränſki durch Sigrid, ſodaß die Olaf's Saga Tryggvaſonae bei Snorri Sturleſon, da auch der Fall des Dänenkönigs Harald Gormſon duech ſeinen Sohn Swein auf eine mit dem Falle der Jomswikingae durch den Jarl Hakon zuſammenhängende Weiſe ringewebt iſt, ungemein reich an teagiſcher Wiekung iſt. Ungeachtet der vorhergehrnde Theil des Snorri'ſchen Geſchichtswerks den Titel führt: Saga von Haeald Graſeld und von Jarl Hakon, Sigurd's Sohne, ſo iſt doch in ihe auch nicht einmal des erſtern Geſchichte bis zu Ende geführt. Die geoße Olaf's Saga Tryggvaſonae hat aus dem Snorri'ſchen Geſchichtswerke die Partien von Gullharald's und Haeald's Geaſeld's und von des Dänenkönigs Gormſon und des Jarls Hakon's Falle meiſtentheils buchſtäblich entlehnt. Aber im Ganzen macht bei ihr das aus Snorri Entlehnte doch nicht den tragiſchen Eindruck, als bei ihm ſelbſt, da ſie es duech ſchwache Partien, die ſie anderswohee nimmt, und die zu weit abführen, zu ſehr unterbricht. Die Schlacht und der Fall der Jomswikingar iſt auch gewaltig tragiſch wirkend bei Snorri Sturleſon (ſ. F. Wachter, 2. Bd. S. 251—271). Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar geht bei dee Beſchreibung der Schlacht mehe ins Einzelne, entlehnt aber die Darſtellung dee Erzählung, wie die gefangenen Jomswikingar erſchlagen werden, aus dem Snoeri'ſchen Geſchichtswerke [47]), webt abee dabei Lieder ſpäteree Skalden als Belege ein. Snorri Sturleſon thut es nicht, weil ſich keine Liedeeſtellen von gleichzeitigen Skalden voefanden, und die Lieder der ſpätern Skalden nichts beweiſen konnten. Der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonae ahmt Snorri Sturleſon in Belegung durch Liedeeſtellen nach, weiß abee nicht das ſchöne und zugleich kritiſche Maß zu haiten, das dieſer beobachtet. Welche Liederſtellen beide gemeinſam, und welche blos dieſer odee jenee hat, werden wir im vierten und fünften Abſchnitte dieſes Artikels beiläufig bemerken, und ſehen, wie auch hier Snorri Sturleſon mit mehe Auswahl und weit kritiſchee zu Werke geht. Die Snoeri'ſche Olaf's Saga Tryggvaſonar führt die Geſchichte Norwegens noch über Olaf Tryggvaſon hinaus, und ſtellt dar, wie der Dänenkönig Swein und der Schwedenkönig Olafr und dee Jarl Eirikr Norwegen unter ſich getheilt, durch eine Strophe von Halldor belegt er, wie Jarl Eirikr die lange Schlange, Olaf's berühmtes Schiff, in Empfang nahm, und durch zwei Strophen von Thordr Kolbeinsſon, welche Landſtrecke Jarl Eirik, und wie wenig der Dänenkönig Swein von Norwegen gehabt; erzählt dann weiter, wie Jarl Eirikr und ſein Brudee Jael Swein, dee vom Könige Olaf dem Schwediſchen das Jaelthum erhalten, ſich beide taufen ließen und rechten Glauben annehmen, und ſchließt dann: Aber ſo lange ſie herrſchten über Norwegen, ließen ſie thun jeden, wie er wollte um die Chriſtenthumshaltung; aber die alten Geſetze hielten ſie wol, und alle Landesſitten; und waeen freundglückle (beliebte) und ſteurungsſame (stiórnsamir, gut regierende) Männee. Jarl Eirikr war ſehr voe den Brüdern um alle Regierungsſachen (um forrád öll). Dieſes iſt der zweckmäßige Schluß dee Olaf's Saga Tryggvaſonar von Snorri Sturleſon, weil bei ihm die einzelnen Sögor keine geſchloſſene Ganzen, ſondern nur zuſammenhängende Theile ſeines großen Geſchichtswerkes bilden ſollen. — Herausgegeben iſt die Snorri'ſche Olaf's Saga Tryggvaſonar in der Heimskeingla 1) von Peringſkiold, 1. Bd. S. 191—373; 2) von Schöning in der

47) Wie ſich die Darſtellung der Schlacht und die Erſchlagung der Jomswikingar bei Snorri zu der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar verhält und dieſe beiden zu der Jomswikingia Saga wird in den Artikeln Jomswikingar und Joms-Wikingia Saga betrachtet werden.

großen Ausgabe der Heimskringla, 1. Bd. S. 187—349, eine sehr schätzenswerthe und prächtige Ausgabe, hat aber den Mangel, daß sie den Text nicht nach den ältesten besten Handschriften gibt, sondern aus den vier Handschriften [48]) und der Peringskiold'schen Ausgabe den Text so vollständig als möglich zusammenstellt, und dann erst in den Noten angibt, was diese oder jene Handschrift hat, oder was sie nicht hat. Wir werden im 5. Abschnitt ein Beispiel anführen, wie Snorri's kritische Arbeit dadurch entstellt ist, indem eine Strophe angeblich von Hallarstein in den Text aus dem Codex E aufgenommen ist. Sie ist nicht einmal von Hallarstein, sondern unecht, und also in zwiefacher Hinsicht ganz gegen Snorri's kritischen Geist eingewebt (s. F. Wachter, 2. Bd. S. 211). Übersetzt ist die Snorri'sche Olaf's Saga Tryggvasonar in der Heimskringla 1) lateinisch: a) von Peringskiold; b) von Schöning. 2) Schwedisch von Gudmund Olafsson. 3) Dänisch: a) von Peder Claussön [49]); b) von Jon Olafssen [50]), wobei die vorige Übersetzung zu Grunde gelegt ist; c) N. F. S. Grundtvig [51]). 4) Teutsch von F. Wachter, Snorri Sturlesons Weltkreis, 2. Bd. S. 162—316 [52]).

3) Die große Olaf's Saga Tryggvasonar, wird auch namentlich von P. E. Müller [53]) die Gunnlög'sche genannt, doch nicht ganz mit Recht. Die Stellen über des Mönchs Gunnlög's Arbeit aus dem 7. Cap. des Thätr Haldórs Snorrasonar haben wir, da sie auch die Geschichte Olaf's Tryggvason's vom Mönch Odd mitbetrafen, oben im ersten Abschnitte dieses Artikels betrachtet. Hier wollen wir es mit der Stelle thun, welche sich im 3. Cap. des genannten Thätr S. 163 fg. findet: Der ehrwürdige Lehrmann [54]) und guten Andenkens Gunnlaugr, Mönch zu Thingeyrar, hat viele und bemerkenswerthe Stücke [mit gewichtigem lateinischem Gedichte] [55]) zusammengesetzt [56]) und gesagt von dem berühmten Olaf Tryggvason, dem Könige; er hat kundig [57]) von dem gesagt, auf welche Weise der König war mit dem Leben fort sich gekommen aus der Schlacht [die er zuletzt vollführte bei Svöldr] [58]). Bruder Gunnlaugr sagt, das allein geschrieben zu haben, was er von glaubwürdigen Menschen [59]) gehört hat, und allein [60]) auf das Fleißigste habe zusammengelesen, das, was er hat gefunden in den Büchern des Priesters Ari hinn fródi; aber bei der durchlaufenen [61]) Schlacht vor Svöldr weicht [62]) der genannte Bruder Gunnlaugr, Mönch, mit seinen Worten zu dem Hofbischofe [63]), der Jon Sigurdr hieß, und soll etwas davon gesagt werden mit Gottes Urlaube. [Sehr passend [64])] ist, sagt Bruder Gunnlaugr, mit dieser Saga (Geschichte) [65]) zusammenzufügen von dem heiligen Leben und der gewichtigen Sittlichkeit des apostolischen Herrn des vorbenannten Hofbischof's, daß wir wissen, mit welchem Endeschlusse seine Lebensstunden verlaufen sind [indem er des Herrn Königs vorderster Unterstützungsmann gewesen war, zu unserm Seelenheile [66]), von woher [67]) er uns scheint geworden apostolischer Prediger aller Nordmannen (Norweger); indem dieser berühmte Herr Olaf König hat zuerst alle zu Rechtchristen gemacht mit des Bischofes Beistand, und bestärkt hierauf und gesteuert das Christenthum mit königlicher Gewalt, beides mit heiligen und heilsamen Worten und Ermahnungen. Vom Ursprunge oder Geschlechte oder wessen Volkes Bischof Sigurd ist gewesen, ist uns nicht bekannt, oder in welcher Schule er hat gelernt, so auch wenneher [68]) er wird zum Könige gekommen sein; aber das verstehen wir wohl von glaubwürdiger Menschen Sagung, daß er sei gewesen beides staek und steuersam (gut regierend) in seinem Bischofthume. Weiter wird nun erzählt, wie Bischof Sigurd, nachdem er vom König Olaf Tryggvason geschieden, das Bekehrungsgeschäft in Schwedrn freudig getrieben, aber dabei sich sehr grhärmt wegen seiner Abwesenheit von seinem berühmten Herrn, dem König Olaf Tryggvason; dann heißt es weiter: Aber von der andern Seite ward er sehr begierig von Einblasung des heiligen Geistes [69]), zu machen Gotte den größten Ruhm in Heilung und Pfadrichtung der heidnischen Völker, und er hatte, wie Gunnlaugr sagt, gegeben die heilige Taufe Olaf drm Schwedenkönig und einer Fülle anderer Menschen, derer, welche gestritten hatten wider den König Olaf Tryggvasonar ꝛc. So wird weiter erzählt, wie Sigurd in Schweden brkehrt, und namentlich Cap. 4 die Predigt (Prédikan)

48) Das Nähere über diese Handschriften s. bei F. Wachter, 1. Bd. S. CLXVIII—CLXXIII. 49) Snorre Sturlesöns Norske Kongers Chronica (Kopenhagen 1633. 4.), doch mit Hinwegiassung der Liederstellen und auch von Stellen in der ungebundenen Rede, welche beide jedoch in der neuern Ausgabe der von Godiche im J. 1751 (in 4.) besorgten Ausgabe wie Noten unter den Text beigefügt sind. 50) In der großen Ausg d. Heimskringla. 51) Snorre Sturlesons Norges Konge Krönike fordandsket (Kopenhagen 1818—1822. 3 Bde. 4.) im 1. Bande. 52) Enthält Cap. 1—76 bis zum Sturze des Heidenthums in Thrandheim: Cap. 76 geschrieben Thrandheim S. 317, 318. Cap. 77—131 erscheint im 3. Bande. 53) S. oben Note 24 dieses Artikels. 54) Kennimadhr, Lehrer. 55) Medh rökeammligu látinu dikti fehlt im Cod. B. Unglücklicher Weise bedeutet diktr nicht blos Gedicht, sondern auch Lüge, und der Ausdruck ist in Beziehung auf die Gunnlög'sche Arbeit, die viel Fabelhaftes enthielt, sehr treffend. Ist die Angabe richtig, so hatte der Mönch Gunnlögr Olaf's Geschichte in lateinischen Versen bearbeitet, während der Mönch Oddr dieses in Prosa gethan hatte, ähnlich wie wir z. B. die Vita S Anscharii nicht blos in Prosa, sondern auch in Versen haben. Der Mönch Gunnlögr hatte darin einen richtigern Text, als der Mönch Oddr, denn unglaubliche Dinge nehmen sich in Versen besser aus, als in Prosa. 56) Samansett. 57) Fródliga, weislich, auf gelehrte, unterrichtete Weise.

58) Das in eckigen Klammern hat der Cod. B nicht. 59) Af sannordhum monnum, von wahrhaftigen Männern (Menschen). Sie und er lebte aber ein Jahrhundert später. Daß Gunnlög nur das schrieb, was wahrheitliebende Menschen sagten, zeigt blos, daß er nicht alles zusammenraffte, was er von Olaf Tryggvasun Fabelhaftes hörte. 60) Dieses ein bezieht sich auf Gunnlög als Sammler aus Schriften, das obige that eina (das eine, d. h. das allein) bezieht sich auf das, was er aus den mündlichen Erzählungen geschöpft hat. 61) Nachdem er die Schlacht von Svöldr beschrieben. 62) Wendet sich. 63) Hirdhbiskup. 64) Mjök vidhrkvaemiligt, aller Wahrscheinlichkeit nach stand in der Urschrift valda conveniens. 65) In der Urschrift Historia. 66) Til vorrar sáluhjálpar, zu unserer Seelenhilfe. 67) Hvadhan af, ist Übersetzung des unde. 68) Hvenner, quo tempore. 69) Af áblastri heilags anda, *inspiratione Sancti Spiritus.*

Digitized by Google

des Bischofes Sigurd an Schweden mitgetheilt. Auch alles dieses ist, wie die Schreibart lehrt, Übersetzung aus dem Lateinischen, und wie der Zusammenhang lehrt, aus Gunnlög's Arbeit. Der Thättr (Theil) Haldórs Snorrasonar ist der letzte Theil der großen Olaf's Saga Tryggvasonar der zweiten Bearbeitung mit besondern Capitelabtheilungen. In der Olaf's Saga Tryggvasonar der ersten Bearbeitung wird auch Gunnlaugr angeführt, und zwar bei folgenden Gelegenheiten. Erstens Cap. 133. 1. Bd. S. 266 wird dieses erzählt: Der sächsische Bischof Friedrich, der auf Island das Christenthum predigt, wohnt der Hochzeit Thorwald's zu Haukagil in Vatzdal bei. Die Heiden und Cheisten halten sich dabei in getrennten Gemächern auf. Doch hindert das die beiden grimmigen und zauberkundigen Berserker, die Gebrüder Haukr, nicht, den Bischof aufzufodern, wenn er seinem Gotte vertraue, die Künste, die sie zu vollführen gewohnt waren, zu versuchen, mit bloßen Füßen durch flammendes Feuer zu waden oder sich fallen zu lassen auf Waffen (Schwerter), sodaß (sie) da nicht schadeten. Der Bischof vereint das nicht. Es werden große Feuer gemacht. Der Bischof weiht Wasser, weiht das Feuer, und sprengt das Wasser darüber. Zunächst gedenken die Berserker über das Feuer zu waden, fallen aber und finden in dem Feuer den Tod. Sie werden begraben dort, wo es seitdem Haukagil (Kluft der Haukar) heißt. Bischof Friedrich macht das Kreuzeszeichen und geht unbeschädigt durch das große und lange Feuer. Da wenden sich viele Menschen zu Gott. Nachdem die Olaf's Saga Tryggvasonar umständlich dargestellt, was wir nur angedeutet haben, fährt sie fort: Diese Zutrágniß [70]), sagt Gunnlaugr, der Mönch, daß er hörte sagen den glaubwürdigen [71]) Mann Glum Thorgilsson, aber Glumr hatte (sie) genommen (gelernt) von dem Manne, der Arnor hieß, und der Sohn der Andis war. Durch solche Zeugnisse wird aber blos erwiesen, daß Gunnlaugr die Dinge, die er erzählt, nicht selbst erfunden hat, sondern sie aus Sagen oder mit andern Worten aus Erfindungen schöpfte, welche man für wirklich Geschehenes hielt und sie als solches glaubte. Capitel 136 der großen Olaf's Saga Tryggvasonar (1. Bd. S. 272) wird davon von dem Manne Mani gehandelt, den Bischof Friedrich taufte. Er wohnte in Holt auf Kolgumyrar, machte dort eine Kirche. In dieser Kirche diente er Gott beides, Nächte und Tage, mit heiligen Gebeten und Almosenthaten, die er reichte vielerlei armen Menschen. Er hatte eine Weidestätte (Fischplatz) [72]) in dem Flusse, der von dort nicht weit entfernt war, dort wo es noch bis in den Tag von seinem Namen Mánafors (Mani's Wasserfall) heißt; wenn in gewissen Zeiten, da wenn großer Mangel an nährenden Erzeugnissen und Hungersnoth war, er die Hungrigen nicht ernähren konnte, da ging zu dem Fluß und hatte dort genug Lachswaide (Lachsfang) in den Abgründen unter dem Wasserfalle; diese Lachswaide gab er unter die Kirche in Holt, und sagt der Mönch Gunnlaugr, daß die Waide habe dahin stets zugelegen (gehört); bei der Kirche sieht man noch die Merkmale, daß er [73]) dort habe gewohnt, sowie ein Einsiedelmann (einsetumadhr). Aus dieser und den obigen Anführungen sieht man, daß der Mönch Gunnlaugr in sein Geschichtswerk von Olaf Tryggvason sich über die Einzelheiten der Geschichte und Sagen von der Verbreitung des Christenthums in Skandinavien und auf Island verbreitet hatte. Wie er dabei neben den Sagen vom Bischofe Siegfried auch die vom sächsischen Bischofe Friedrich in sein Geschichtswerk aufgenommen hatte, geht aus dem Obigen hervor, und wie er um die Kirchengeschichte des Nordens im Betreff auch der andern Beförderer des Christenthums, namentlich Thorwarb's, der durch seinen Priester viele arme Menschen taufen ließ, bemüht war, geht aus dem 225. Cap. der großen Olaf's Saga Tryggvasonar (2. Bd. S. 224) hervor: Das sagen die meisten Menschen, Thorwardr Spakhödhrarsson wäre getauft worden vom Bischofe Friedrich, aber der Mönch Gunnlaugr gedenkt das, daß ein Theil der Menschen meine, daß er getauft worden in England, und von da gebracht habe Holz zu der Kirche, die er auf seinem Hofe [74]) machen ließ. Dieses sind die Stellen, bei welchen der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar den Mönch Gunnlög anführt. Aus ihnen läßt sich schließen, daß er auch das meiste Übrige, was er von den Sagen über Olaf Tryggvason und der Ausbreitung des Christenthums im Norden Eigenthümliches hat, aus der Gunnlög'schen Arbeit genommen und übersetzt hat. Doch kann man die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht mit vollem Rechte die Gunnlög'sche nennen, da er vieles auch aus der Snorri'schen entlehnt, und vielleicht auch aus der Oddischen; wenigstens stimmt er mit dieser in manchen Partien ziemlich, wiewol nicht wörtlich, überein. Doch kann diese Übereinstimmung auch davon herrühren, daß die Oddischen und Gunnlög'schen Arbeiten selbst in den meisten Punkten übereinkommen, da beide Arbeiten Sizur durchgesehen hatte. Doch läßt sich schließen, daß die Gunnlög'sche Arbeit umfangreicher als das Oddische Werk war. Wie der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Snorri Sturleson anführt, haben wir oben gesehen. Nun wollen wir die übrigen Geschichtswerke bemerken, auf welche der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar sich beruft. Cap. 284 (3. Bd. S. 63), wo von den Händeln zwischen dem Könige Harald, Sigurd's Sohne, und Einar's Thambarskelfir's, des großen Freundes Olaf's Tryggvason's, gehandelt wird, heißt es zum Schlusse: Auf der Zusammenkunft ließ König Harald arglistig erschlagen Einar'n und seinen Sohn Eindridi mit vergleichbegehrlicher Miene [75]), sowie gesagt wird in der Lebensgeschichte der Könige Norwegens (Aefissaga Koregskonúnga). Cap. 95 (1. Bd. S. 192): Da als König Harald der Haar-

70) Theuna atburdh, dieses Ereigniß. 71) Wahrhaftiger, sannordhan. 72) Veidhi stöd, auch im Teutschen in engerer Bedeutung ward sonst Weide nicht blos von der Jagd der vierfüßigen Thiere und Vögel gebraucht, sondern auch vom Fischfange. S. z. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 222.

73) Nämlich Mani. 74) Á bae sinum. 75) Unter dem Vorwande, als wenn er einen Friedensvergleich mit ihnen zu schließen verlangte.

schöne unter sich gelegt hatte Nordmâri und Raumsdal, aber fällte die Könige, die darüber herrschten, wie gesagt wird in seiner Sage (i sögu hans) ꝛc. Was nun in diesen und den folgenden Capiteln von Jarl Rögnwald und den Heerfahrten des Königs Harald des Haarschönen nach Westen erzählt wird, stimmt mit der Snorri'schen Haralds Saga Hárfagra (bei F. Wachter, 1. Bd. S. 193, 196—199, 201, 210). Ferner Cap. 94 (1. Bd. S. 191) der großen Olaf's Saga Tryggvasonar heißt es von Harald Gránski: König Harald war in diesem Frühlinge gefahren ostwärts nach Schweden, und ward dort verbrannt innen (im Hause), sowie gesagt wird in seiner Lebensgeschichte (i aefisögu hans). Hierfür lesen Cod. B, C, F i aefi sögu Noregs konúnga. Die Haralds Saga Graenska bildete also wol einen Abschnitt dieser Aefisaga Noregs konúnga. Aefisaga kann aber auch Lebensgeschichte blos im Allgemeinen heißen, ohne daß ein besonderes Werk damit gemeint ist, und auf die umständliche Erzählung hingewiesen werden, welche Snorri Sturleson in seine Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 48 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 272—274) künstlerisch eingewebt hat. Da das Snorri'sche Geschichtswerk ein großes fortlaufendes Ganze ist, und der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar so viel aus ihm entlehnt hat, so ist höchst wahrscheinlich, daß er unter der Aefisaga Noregskonúnga das Snorri'sche Geschichtswerk über die norwegischen Könige, oder nach dem neuern Titel die Heimskringla versteht. Wenn der Verfasser sich oben bei Einar's Thambarskelfir's Ende auf die Aefisaga Noregskonúnga bezieht, so paßt dieses auch sehr gut auf das Geschichtswerk Snorri's, da dieser in der Haralds Saga Hardrádas Cap. 44 u. 45 [76]) Einar's und Eindridi's Ermordung umständlich erzählt. Die Olaf's Saga Helga wird von dem Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar angeführt Cap. 271 (3. Bd. S. 37). Nachdem sie erzählt, wie Jarl Swein in Schweden gestorben, fährt sie fort: Aber König Olafr Haralldsson ward genommen zum König in Noreg [77]), wie gesagt wird in seiner Geschichte (i sögu hans). Bei Darstellung der Händel zwischen dem König Olaf dem Heiligen und Erling Cap. 272 heißt es (S. 40): Fuhren da so ihre Händel, wie gesagt wird in der Geschichte des Königs Olaf [78]) (i sögu Olafs konúngs). Bei Erzählung von der Schlacht zwischen dem König Olaf dem Heiligen und Erling, Cap. 276, heißt es (S. 44) von Erling: Er gab da auf die Wehr und nahm von sich den Helm, und ward da erschlagen, offenbar zum Unwillen (wider Willen) des Königs Olaf [79]), wie gesagt in seiner Sage (i sögu hans). Diese Hinweisungen und was voraus erzählt wird, paßt ganz zu der Snorri'schen Olaf's Saga Helga in der Heimskringla und in der Einzelschrift in den Fornmanna-Sögur. Die Faereyinga-Saga wird Cap. 208 (2. Bd. S. 172) angeführt: Aber das fuhr hierauf, wie König Olaf sagte, daß der Mann, der Thorgrimr Illi (Böser) hieß, mit seinen zwei Söhnen, ermordete Sigmunden Brestisson um den Ring Hakonarnaut, da als Sigmund war sundmüde (müde vom Schwimmen) in Sudeey, dort, wo (es) Sandrik heißt, sowie gesagt wird in der Geschichte der Færeyingar [80]) (i Faereyinga sögu). Von Sigmund Brestisson heißt es Cap. 184 (2. Bd. S. 106): Aber er fuhr auf Heerung in den Sommern, und verschaffte sich Gut und Ruhm in verwegenen Vorgängen und vielen Berühmtheitswerken, sowie gesagt wird in seiner Geschichte (i sögu hans). Cap. 97 (1. Bd. S. 196) heißt es von Halfdan Halegg und dem Jarl Einar (s. d. Art.): Führen ihre Händel da so, daß der Jarl nahm Halfdan Halegg vom Leben [81]), wie gesagt wird in der Geschichte der Jarl der Orkneyingar (i sögu Orkneyinga jarla). Ob dieses die Orkneyinga Saga ist, welche wir haben, s. d. Art. Orkneyinga-Saga in diesen Nachträgen. Cap. 233 (2. Bd. S. 257) wird bemerkt: Nun führen alle Händel der Gesetzemänner (laugamanna) und der Hjardhyltingar beides vorher und nachher so, wie gesagt wird in der Geschichte der Laxdaelae (i Laxdæla sögu), obschon hier wenig ausgeschrieben (brèst af) sei (ist). Über diese Saga s. d. Art. Laxdaelasaga [82]). Außer diesen Geschichtswerken von Ungenannten und von Gunnlög und Snorri Sturleson, führt der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar auch Snorri Sturleson's Vorläufer, den Priester Ari Frodi (den Unterrichteten), und Sämund Frodi an. Cap. 34 (1. Bd. S. 55) sagt er in Beziehung auf die Erschlagung des Jarls Sigurd durch die Eiriksöhne [83]): Das war zwei Winter nach dem Falle des Königs Hakon Adalstein Fostri, nach der Sagung (at sögn) des Priesters Ari des Weisen (hins fróda), des Sohnes Thorgils'. Aus den Schriften der Isländer kann eine zwiefache Zeitrechnung in Beziehung auf die norwegische Geschichte entnommen weeden. An der Spitze der einen steht Sämund der Weise. Ihr folgt der Mönch Oddr in der Geschichte Olaf's Tryggvason's und der Mönch Theoderich über die norwegischen Könige; er sagt zugleich er habe seine Zeitrechnung von den Isländern gelernt. Ihr folgt endlich der Verfasser der Fagurskinna. Sie stimmen alle darin überein, daß Harald der Haarschöne um das Jahr 926 gestorben gewesen, doch so, daß sie dabei einen Unterschied von zwei bis drei Jahren beobachten. An der Spitze der zweiten Art der Zeitrechnung steht Ari der Weise, und sie beobachten Snorri Sturle-

76) Bei Peringskiold Cap. 44, 45. S. 105—108; in der großen Ausgabe der Heimskringla bei Thorlacius 3. Bd. S. 101 fg. Vergl. die Haralds Hardráda Saga in den Fornmanna-Sögur 7. Bd. Cap. 63. S. 279—282. 77) S. die Snorri'sche Olafs Saga Helga Cap. 54, bei Schöning S. 59. 78) S. die Snorri'sche Saga Olaf's Helga. 79) S. die Snorri'sche Olaf's Saga Helga Cap. 186. S. 305 bei Schöning.

80) S. den Art. Faereyinga Saga. 81) Auf welche Weise dieses statt hatte, erzählt Snorri Sturlesan in der Saga von Harald dem Haarschönen, Cap. 31, bei F. Wachter 1. Bd. S. 215, 216. 82) Einstweilen s. P. E. Müller, Sagenbibliothek des skandinavischen Alterthums, übers. von Lachmann (Berlin 1816). S. 147—165, 216. Nur daß die Laxdaelasaga seitdem herausgegeben ist. 83) S. das Nähere bei Snorri Sturleson, Saga von Harald Grafeld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne. Cap. 5, bei F. Wachter 2. Bd. 127, 128.

Digitized by Google

son in der Heimskringla, und die Verfasser verschiedener kürzerer geschichtlicher Denkmäler, als des Langfedgatal, des Aettatal Noregskonúnga, des Noregskonúngatal etc., der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur, die Islands-Landnámabók, der größte Theil der Annalen oder im Allgemeinen alle Schriftsteller, die nach dem 12. Jahrh. gelebt haben, dehnen Harald des Haarschönen Leben bis auf das Jahr 932—934 aus, denn auch sie stimmen hierin nicht ganz überein. Alle jedoch legen ihm ein Lebensalter von 80—83 Jahren bei. Aus Sámund's und Ari's verschiedener Zeitrechnung entsteht für die Zeitkunde der norwegischen Geschichte im 10. Jahrh. eine große Verschiedenheit, denn obgleich die Schriftsteller meistentheils in den Jahren übereinstimmen, wie lange jeder König regiert habe, so schwimmt doch alles im Ungewissen, in welches Jahr Christi der Anfang jener Regierungsjahre zu setzen sei. Harald's des Haarschönen Tod wagt man [84]) weder mit Sámund in das Jahr 925, noch mit Ari in das Jahr 935 zu setzen, sondern man glaubt, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Sámunden zu folgen hindert die Zeitkunde von Hakon, Adalstein's Fostri (Pflegling). Nach den englischen Schriftstellern gelangte er zum Reiche im Jahre 925. Da Harald der Haarschöne noch einige Jahre nachher lebt [85]), so läßt sich leicht schließen, daß er erst nach 925 gestorben sein müsse. Mit Ari das Jahr 935 als Harald's des Haarschönen Todesjahr anzunehmen, hieran läßt man sich hindern die Theilnahme Olaf's Tryggvason's an Otto's des Rothen Kampf gegen die Dänen. Man setzt daher als runde Zahl das Jahr 929 als Todesjahr Harald's des Haarschönen. Nach dieser Zeitrechnung fängt Hakon, Adalstein's Fostri, im J. 930 zu regieren an, und stirbt 955; nach ihm herrscht Harald Grafeld neun Jahre, und läßt das Leben im J. 964. So nach der Einleitung zur großen Olaf's Saga Tryggvasonar in den Scr. hist. Isl. Vol. I. p. XV, XVI [86]). Wir selbst nehmen es als reine Sage, daß Olaf Tryggvason mit Otto dem Rothen gegen die Dänen gekämpft, wovon wir im 5. Abschnitte mehr berühren werden: Weiter führt die große Olaf's Saga Tryggvasonar den Ari an (Cap. 54. 1. Bd. S. 89) indem sie in Beziehung auf den Fall Harald's Grafeld's sagt: Da waren vergangen vom Falle Adalstein's Fostri's 15 Winter nach Sagung (at sögn) [87]) des Priesters Ari Thorgilson, aber vom Falle Sigurd's des Jarls von Hladir 13 Winter; damals war Olaf Tryggvason sieben Winter, und war da vier Winter gewesen in Verbannung auf Eistland (Estland), aber zwei in Swithod (Schweden) bei Hakon Gamli. So sagt Priester Ari, daß Hakon Sigurdarson wäre 13 Winter Jarl über seine Vaterverlassenschaft in Thrandheim gewesen, bevor Harald Grafeld fiel, aber die sechs letzten (Winter), als Harald Grafeld lebte, sagt Ari, daß Jarl Hakon und Gunhild's Söhne sich schlugen um Noreg, und sprangen abwechselnd aus dem Lande. Diese letztere zweimalige Anführung Ari's steht fast ganz mit denselben Worten auch in der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 13 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 187 u. 188). Wie im Thátr Haldors Snorrasonar, Cap. 3. S. 163 gesagt wird, Gunnlögr habe das auf das Fleißigste zusammengelesen, was er in den Büchern des Priesters Ari des Weisen (í bokum Ara prests hins fróda) gefunden habe, diese Stelle haben wir oben schon betrachtet. Sámundr Frodi wird in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar zwei Mal erwähnt Cap. 113 (2. Bd. S. 235), wo erzählt wird, wie Naddodr, der Wikinger, der zu den Färöern fahren wollte, an ein unbewohntes Land (nach Island) verschlagen wird, und es Snjóland (Schneeland) nennt, heißt es zum Schlusse: Das heißt nun [Reidarfiördr] in Austfyrdir, wohin sie gekommen waren; so sagt Priester Sámundr hinn fródi. Cap. 214 (2. Bd. S. 214) wird Sámund's gedacht, ohne daß sich auf ihn berufen wird. Es heißt nämlich: Yngvildr, die Tochter Hall's, auf Sida, war Mutter Thorey's, der Mutter des Priesters Sámund hinn fródi. Schriften, ohne daß sie oder ihr Verfasser näher bezeichnet wird, werden angeführt zwei. Cap. 108 (1. Bd. S. 231) heißt es: Das findet sich geschrieben, daß der Bruder Sunnifa's, der, welcher Albanus genannt wird, sei gewesen unter diesem heiligen Volke [88]) und gefahren von Westen durch das Meer mit Sunnifa, aber deshalb wird von ihm hier nichts gesagt, weil das scheint zweifelhaft, indem das die Menschen sagen, die in Selja gewesen sind und dort bekannt ist, daß dort sei eine große Kirche geheiligt Gottes Peinigungszeugen [89]) Albano, dem, der zuerst ward gepeinigt für Gottes Namen, und sagen die Menschen so, daß dort sei höchlich verehrt das Haupt des heiligen Albani, der erschlagen ward in England. Dieses, daß Albanus hier und in den übrigen Capiteln jedesmal gebeugt, wie es die lateinische Sprachlehre erfodert, und das that finnst *skrifat* steht, statt des echten ritat, und überhaupt die ganze Schreibart zeigt, daß die Partie aus dem Lateinischen übersetzt ist. Wahrscheinlich ist sie daher aus Gunnlög's Arbeit entlehnt, und that finnst skrifat, Übersetzung von: reperitur scriptum. Leicht in die Augen springt, daß auch Cap. 196—198 und S. 225—227 wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt sind, sowie, was wir oben sahen, auch der Abschnitt von Bischof Sigurd im Thátr Haldors Snórrasonar Cap. 3—7 aus dem Lateinischen übertragen ist [90]), und dabei wird eine Stelle als aus Gunnlög's Arbeit entnommen,

84) S. die Einleitung in die Historia Olavii Tryggvii filii in den Scr. hist. Island. Vol. I. p. XV. 85) Über Harald's des Haarschönen und Adalstein's Händel s. Snorri Sturlesson, Saga von Harald dem Haarschönen. Cap. 41, bei F. Wachter 1. Bd. S. 238, 239. 86) Vergl. *Jon Loptsons* Encomiast ved Erichsen (Kopenh. 1787); *Torfaei* Hist. Norv. P. II. p. 75 sq.; *Schoning*, Norg Hist. III. Deel. p. 97 sq., und dess. Chronologia ad historiam Snorri, Sturlae filii, illustrandam pertinens im 1. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. LII. Schöning setzt den Tod Harald's des Haarschönen ins Jahr 936 und die Geburt Olaf's Tryggvason's ins Jahr 969. 87) Über den Unterschied zwischen saga und sögn s. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. CIX.

88) Leuten. 89) Pislarvátt, Martor. 90) Vergl. P. E. Müller, Sagabibliothek. 3. Th. S. 207.

ausdrücklich angegeben. Ein Werk, dessen Verfasser nicht genannt und das auch selbst nicht näher bezeichnet wird, wird angeführt Cap. 201 (2. Bd. S. 152), welches, sowie Cap. 202 u. 203 von Swein und seinem Sohne Finn handelt. Es hebt so an: **That finnst ritat á bókum**, das findet sich geschrieben auf Büchern, daß an den Tagen des Jarls Hakon Sigurd war nordwärts in Thrandheim der Mann, der Swein genannt wird. Es folgt nun eine für den Götter- und Opferdienst merkwürdige Erzählung. Wie die Schreibart lehrt, ist dieses keine Übersetzung aus dem Lateinischen, wenigstens müßte es eine ganz freie sein. Ausländische Schriften werden auch angeführt. Cap. 76 wird erzählt, wie unter dem Beistande des Königs Olaf Tryggvason der Bischof Pall (Paulus) von Griechenland nach Rußland kommt, und den König Waldamar und die Königin Allogiam taufte und das ganze Volk derselben. In Beziehung hierauf heißt es am Schlusse: Diese Stücke, die nun gesagt wurden um die Christenthumsverkündigung (kristnibodhan) in Gardariki, sind nicht unglaublich, indem ein berühmtes und wahrkundiges Buch [91]), welches heißt **imago mundi**, sagt klar aus, daß diese Völker, welche so heißen: Rúsci, Polaví [92]), Ungarii, wurden gecristnet (kristnadust) an den Tagen Ottónis, des, der der dritte war Kaiser mit Namen. Etliche Bücher sagen, daß Kaiser Otto sei gefahren mit seinem Heer in die Ostgegend (í Austrveg) und habe gebrochen dort das Volk weit unter das Christenthum, und mit ihm Olaf Tryggvason. Austrvegr (wörtlich Ostweg) bedeutet vorzüglich Esthland, Livland und Kurland. Zu der Sage, daß Kaiser Otto III. mit Heere nach Osten gezogen und dort das Heidenthum gestürzt habe, hierzu hat wahrscheinlich seine Wallfahrt an das Grab des heiligen Athalbert zu Gnesen im J. 1000 [93]) Veranlassung gegeben. Seine Kriege an der Ostgrenze des Reichs konnten auch in der Sage leicht eine weitere Ausdehnung erhalten. Über diese Kriege bemerkt Dithmar von Merseburg (Chron. Lib. IV. p. 74) im Allgemeinen: **Multis bellorum asperitatibus Sclavos lacessere Rex non desistit. *Orientales* quoque adversus se praesumentes insurgere devicit.** Wie leicht konnte die Sage aus den Bewohnern des Osterlandes Austrvegsmenn machen. Daß die Sage dem Kaiser Otto zum Gefährten bei Stürzung des Heidenthums im Osten Olaf'en Tryggvason gibt, ist auch ganz dem Geiste der Sage angemessen. Olaf Tryggvason hatte bei den Nordmannen das Heidenthum gestürzt, und war dadurch berühmt geworden. Aber hiermit begnügt sich die Sage nicht, alles, was nur einigermaßen möglich ist, wird auf ihn übergetragen, und so auch der Sturz des Heidenthums in Rußland und in Austrveg (Esthland, Livland und Kurland). Cap. 110 (1. Bd. S. 133) wo von Auffindung Islands durch die Nordmannen gehandelt wird, wird das angeführt, was der heilige Priester Beda von dem Eylande *Thile* (Thule) sagt [94]). Außer den Liedern und Schriften wird sich auch auf mündliche Überlieferungen berufen. Cap. 239 (2. Bd. S. 280) wird erzählt, wie Thorkell Dyrdil der größte Liebfreund des Königs Olaf war, und dieser ihm einen Theil der Stücke sagte, von denen er nicht wollte, daß sie die andern wissen sollten. Cap. 238. S. 280—282 wird dann erzählt, wie der König und Thorkell des Nachts aus dem Schiffe an das Land gehen. Olaf läßt seinen Gefährten verheißen, was er in dieser Nacht sehe oder höre, Niemandem zu sagen, so lange Olaf König über Norwegen sei oder er ihn lebend wisse. Sie gehen in einen Wald, und Olaf in ein schönes Haus darin. Thorkell muß vor dem Hause warten, sieht aber durch eine Spalte, und erblickt, wie Olaf betet. Helles Licht umgibt den Betenden und das Haus. Engel kommen und singen ꝛc. Es wird eine dieses Gesicht betreffende Strophe von Hallarstein angeführt. Zuletzt wird gesagt: Thorkell leistete wohl, was er dem Könige verheißen hatte, und sagte diese Zuträgniß nicht zuvor, als nach vielen Jahren darauf [als König Olaf ließ das Reich in Noreg] [95]), und machte dazu viele Gründe (sönnur), daß er hätte dieses gesehen und gehört, von dem nun gesagt ward, dünkte vernünftigen Menschen seine Sagung glaublich, indem er genannt ward ein glaubwürdiger und wahrheitswerther Mann [96]). Auch die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap 47. S. 316 erzählt das Gesicht, und sagt dann: Der König verbot ihm zu sagen diese Zuträgniß keinem Menschen, so lange er lebte, und drohte ihm den Tod, wenn er davon abwich, und das listete er, indem er war der größte Freund des Königs. Und viele Winter nach dem Tode des Königs Olaf, da, als Thorkell ein alter Mann war, da sagte er diese Zuträgniß dem Könige Haralld, würdigte er ihn (als) den wahrsaglichsten Mann. Snorri Sturleson gedenkt zwar Thorkell Dyrdil's als des Gefährten des Königs Olaf in der Schlacht von Swöld, aber auf die unwahrscheinliche Erzählung deutet er nicht einmal hin. Es ist Thorkell Dyrdil's vermeintliche Überlieferung ein solches später ersonnenes Zeugniß, wie sie bei legendenartigen Erzählungen ersonnen zu werden pflegen, um der unglaublichen Sache Glauben zu verschaffen. Doch hat es natürlich nicht erst der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar erfunden. Als reine Sage muß auch gelten, was Cap. 240. S. 282 u. 283 erzählt wird. Es beginnt: **That er enn sagt**, das wird ferner gesagt. Hierauf folgt, wie Olaf plötzlich einmal aus dem Hochsitze schwindet, und man sich dünkte zu wissen, er würde geredet haben mit Gottes Engeln. Weiter unten folgt: **Suá er ok hermt eptir nökkura skynsamra manna ordhum**, so wird auch erzählt nach einiger einsichtsvoller Menschen Worten, da, als später (sidarr) ward sehr gesprochen um König Olaf Tryggvason, daß ihnen schien in gewissen Stücken darübee zweifeln zu können, ob König Olaf gewesen wäre blos ein irdischer

91) Ein bók ágaet er *sannfród* (wahrweise, mit Wahrheit unterrichtet). 92) Cod. B. C. Rutokolani. 93) S. Dithmar von Merseburg, Chron. Lib. IV. Wagner'sche Ausg. S. 91.

94) Vergl. die Landnámabók Islandinga Prologus. Kopenhagener Ausg. v. J. 1774. S. 1. 95) Wird im Cod. B. hinzugefügt. 96) Merkr madhr ok sannordhr.

Digitized by Google

Mensch (jardhligr madhr), oder ein himmlischer Bote (himneskr erendreki) gesendet von Gott zur Hilfe den Menschen. Warum ward aber Olaf Tryggvason nicht zum Heiligen erhoben, und erst sein Nachfolger Olaf Haralldson? Die Frage erhält nur dadurch ihre Erledigung, daß wir annehmen, diese Ansicht über Olaf Tryggvason habe sich erst spät gebildet. Ganz anders ist es noch bei Adam von Bremen. Olaf der Heilige gilt ihm als ein solcher und er behandelt ihn mit Achtung. Bei Olaf Tryggvason aber bemerkt er, daß er, als er sich ins Meer gestürzt, ein seiner würdiges Ende gefunden. Adam von Bremen erzählt selbst, Olaf, Trukko's Sohn, habe in England das Christenthum angenommen, und zuerst [97]) in sein Vaterland gebracht. Warum behandelt aber der Kirchenschriftsteller, der die Ausbreitung des Christenthums mit Liebe verfolgt, den Olaf Tryggvason so lieblos? Hierauf antwortet er weiter unten, indem er sagt: Einige erzählen, er sei ein Christ gewesen, andere ein Verlasser des Christenthums, alle aber versichern, daß er erfahren in den Auguricn gewesen, Beobachter der Loosorakel, und habe auf die Vorbedeutungen der Vögel alle seine Hoffnung gesetzt [98]). Daher erhielt er auch den Beinamen, daß er Olaph genannt ward. Denn auch der Zauberkunst war er, wie man sagt, ergeben, und hatte alle Zauberer, wovon jenes Land voll ist, zu Hausgenossen, und kam durch ihren Irrthum getäuscht um. Ganz anders erscheint er bei den Nordmannen. Hier, auch in der Snorri'schen Olaf's Saga Tryggvasonar, verbrennt er die Zauberer, und ist auch bei anderer Gelegenheit seinem Bischofe gehorsam [99]). Cap. 256 (3. Bd. S. 2) führt der Verfasser der großen Olaf's Saga das an, was der Stallari Kolbjörn darüber ausgesagt, was er zuletzt von Olaf Tryggvason gesehen. Ein Theil dieser Aussage mag als geschichtliche Überlieferung gelten können, aber die ganze nicht, wie sie in der Oddischen und in der großen Olaf's Saga ist, denn hiernach schwimmt König Olaf unter dem Schilde, wie wäre das in der Rüstung möglich gewesen? Cap. 267 (3. Bd. S. 32) kommt der Verfasser auf die Aussage des Stallari Kolbjörn zurück, wie er und einige andere auf der langen Schlange gesehen, daß Blut aus dem Panzerhandschuhe (Stahlhandschuhe) des Königs geflossen. Diese Aussage ist aller Wahrscheinlichkeit nach geschichtlich, sowie auch die folgende Einar Dambarskelfir's, daß Blut aus dem Helm auf des Königs Kinn geflossen [1]). Auch der gleichzeitige Hallfred wußte, daß der König war verwundet gewesen. Aber wenn die große Olaf's Saga Tryggvasonar auch im 267. Cap. sagt: Die ist die Sagung (sögn) Astrid's, des Weibes des Jarls Sigwaldi, daß der König wäre gebracht nach der Schlacht nach Windland (Wendenland) ꝛc., so kann dieses nicht als geschichtliche Überlieferung gelten, sondern es ist ein sagliches, d. h. erdichtetes, Zeugniß. Auf Astrid's vermeintliche Aussage bezieht sich die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 73. S. 370. Der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar handelt Cap. 283 (3. Bd. S. 56—62) davon, wie der Norweger Gaute in die Südlande nach Rom und dann nach Jerusalem reiset, und dann will er den Weg sehen, auf welchem Moses die Juden aus Ägypten geführt, und nach Ägypten sich begeben. Der Weg geht durch öde Wälder, dann kommt Gautr an einen großen Fluß, und jenseit liegt ein Kloster. Er sieht im Traume einen Mann, der ihm anzeigt, daß er nicht versäumen solle, an das Ufer zu gehen, wo er ein Schiff finden werde. Er setzt über, und erkennt, bevor er an das Kloster kommt, in einem Hause den alten schönen Mann wieder, der ihm im Traume erschienen. Dieser Mann betet. Er geht dann aus dem Hause Gautr entgegen, und fragt ihn in dänischer Zunge [2]), wer er wäre. Er nimmt ihn auf und fragt ihn nach Zeitungen aus Norwegen. Gautr unterhält ihn damit, und erkennt auch den König Olaf wieder, den er in seiner Jugend gesehen. Aber der Greis antwortet: Nicht eigene ich mir Herrlichkeit zu, noch den Namen des Königs Olaf. Doch trägt er Gautr einen Gruß an Einar Thambarskelfir in Norwegen auf, und daß er das Zeugniß dahin tragen solle, daß keiner sich besser geschlagen auf der langen Schlange, als Einar Thambarskelfir, und zu Wahrzeichen sendet er ihm ein Messer und einen Gürtel. An diesen Kostbarkeiten erkennt Einar Thambarskelfir, daß Gautr den König Olaf Tryggvason erkannt hat. Am Schlusse heißt es: Diese Saga hörte Teitr Asgersson sagen, einen glaubwürdigen und verständigen Mann, Thorarinn Thorvaldsson, aber dem Thorarin selbst sagte es Einar Thambarskelfir. Natürlich haben diese Zeugnisse keinen geschichtlichen, sondern blos sagliches Werth, sowie auch Capitel 272 (3. Bd. S. 37—38) die Sagung Thord's Sjarekssons von König Olaf Tryggvason. Auf seiner Wallfahrt in Syrland (Syrien) fragt ihn ein Kuflmadhr (Mann in einer Kappe) in dänischer Zunge, ob einige Nordmannen (Norweger) in der Schar seien. Der Kappenmann gibt sich nicht zu erkennen, trägt aber dem Thord einen Gruß an Hjalti Skeggjason in Island auf, nennt sich nicht, gibt aber dieses als Wahrzeichen an: Aber das kannst du ihm sagen, daß der Mann ihn grüße, der mit ihm sprach zu Hladir in Norwegen, und hielt ich an einem Schwerte, aber Hjalti umfaßt das Schwert mit seinen Händen zwischen meinen Händen. Thord bringt diese Saga (Geschichte) nach Island, und Hjalti sagt: Daß er hätte dieses Merkmal gemacht mit König Olaf Tryggvason,

97) Erik's Söhne hatten das Christenthum schon von England nach Norwegen gebracht, störten die Opfer und verbrannten die Tempel. Aber Jarl Hakon stellte den Götterdienst wieder her. S. Snorri Sturleson bei F. Wachter 2. Bd. S. 120, 191—195. 98) Omnes autem affirmant peritum auguriorum, servatorem sortium, et in avium prognosticis omnem spem suam posuisse, quare etiam cognomen accepit, ut Olaph diceretur. Nam et artis Magicae, ut ajunt, deditus, omnes, quibus illa redundat patria, maleficos habuit domesticos, eorumque deceptus errore periit. *Adamus Bremensis* Histor. Eccles. Lib. II. c. 29. ap. *Lindenbrog.* Scriptt. Sept. edit. *Fabricii* p 25, 24. 99) S. F. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 307, 308, 310, 311.

1) Vergl. über beide Aussagen auch die Oddische Olafs Saga Tryggvasonar. Cap. 70. S. 366.

2) Á danska tungu, so hieß nämlich damals die altnordische Sprache. S. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. 2.

Digitized by Google

als sie schieden zu Hladir, zu Wahrzeichen, wenn sie zwischen sich Botschaften sendeten. Thordr Sjarekssson war ein glaubwürdiger, einsichtsvoller Mann und Skalde. So wird immer die Sagung an bedeutende Männer geknüpft, gegen die man an sich nichts haben kann. Aber eben, daß sie dieses ausgesagt haben sollen, ist reine Sage, d. h. Erdichtung. Doch mit Sendung von Grüßen und Wahrzeichen begnügt sich die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht. Olaf sendet selbst ein Buch, worin seine Geschichte enthalten ist. Cap. 269 (3. Bd. S. 34) heißt es: Da, als König Olaf war gewesen fünf Winter fort aus Norwegen, da fuhren einige englische Männer nach Jerusalem. Aber als sie kamen zurück nach England, brachten sie dem König Adalrad das Buch mit, das König Olaf ihnen hatte in die Hände gegeben, und gesendet dem König Adalrad mit klaren Wahrzeichen. In diesem Buche war die Saga (Geschichte) des Königs Olaf Tryggvason und sechs anderer heiligen Männer Sögur. Darin ward klar gesagt, auf welche Weise König Olaf aus der Schlacht fort sich kam, und hierauf gesagt von seinen Fahrten, alles auf dieselbe Weise, wie Astrid halte gesagt, und nun ward geschrieben, und mehr noch als das ꝛc. Es wird nun angegeben, was alles noch in dem Buche gestanden. Und dann das Buch wieder mit den Wahrzeichen in Verbindung gebracht: So wird auch gesagt, daß fast zu derselben Zeit, als dieses Buch zu dem König Adalrad nach England kam, da kam dazu ein einsichtsvoller und verständiger Mann, obschon er nicht genannt werde, ostwärts nach Norwegen, der sagte, daß er gesendet werde von König Olaf zu seinem Schwager Erling und seiner Schwester Astrid, der Mann sagte, daß König Olaf lebte, und war jenseit des Meeres im Mönchleben. Dieser Mann hatte zu seiner wahren Saga (at sanna sögu sina) Fingergold (goldenen Fingerring), Messer und Gürtel zu bringen Astrid'en und sagte Olaf, ihr Bruder habe (sie) ihr gesendet. Astrid sagte so, daß sie könnte genau, daß König Olaf hätte gehabt diese Kostbarkeiten. Weiter unten vergißt der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, daß er hier die Sage, wie der Mönch Olaf Messer und Gürtel als Wahrzeichen an seine Schwester gesendet hat, eingewebt hat, und nimmt die Sage auf, wie Olaf durch Gaut an Einar Thambarskelfir Messer und Gürtel sendet. Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar läßt nicht zwei Mal Gürtel und Messer als Wahrzeichen senden, bemerkt Cap. 73. S. 370 blos: Das wird auch gesagt, daß ein würdiger Mann gesendet ward von König Olaf zu Arling Skialgsson, und sagte ihm wahre Stücke, und seiner Frau, von König Olaf und sprach, daß er lebe und diene Gotte treuest in einem Mönchleben; er zeigte ihnen Messer und Gold (einen goldenen Ring) zu dieser wahren Saga (Geschichte) und zu Merkmalen, an denen die Schwester des Königs Olaf Astrid erkannte, daß sie ihr Bruder gehabt habe und bejahete sie diese. Aber viele sind die Menschen, die dieses beargwöhnen und mistrauen diesen Stücken, und viele zweifeln wieder daran, aber doch glaube ich gewiß, daß dieses werde wahr sein ꝛc. Der Mönch Oddr verfährt billiger, als der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar; er gibt an, daß viele an der Wahrheit der Erzählung zweifeln und setzt diesem Zweifel seinen Glauben entgegen. Von dem Buche, das der König Olaf dem Könige Adalrad gesendet haben soll, weiß er nichts. Er erzählt Cap. 74 nur, wie König Jatvardhr (Eduard) Adalrad's Sohn, jedes Jahr zur Osterzeit seinen Rittern von den vielen unvergeßlichen Werken des Königs Olaf Tryggvason erzählt. In einem Jahre an dem Ostertage selbst, da, als er gesagt hatte von der Schlacht und auf welche Weise König Olaf kam aus dem Kampfe fort, da ließ er das folgen, daß er hätte da neulich gehört die Zeitungen von den Männern, die von Syeland (Syrien) kamen mit glaubwürdigen Erzählungen (medh merkilegum frásögnum), daß dort geworden waren die Zeitungen, die Großes waren werth, daß von König Olaf ward gesagt, daß er gestorben, und er fuhr mit großer Herelichkeit von dieser Welt zum ewigen Leben Auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar erzählt Cap. 286 (3. Bd. S. 63), wie König Jatvardhr (Eduard) seinen Häuptlingen und Hirdmännern (Hofgesinde) die Saga (Geschichte) Olaf's Tryggvason's sagt. Begnügt sich aber damit nicht, sondern erzählt von einem verständigen und wahrheitliebenden Manne Orm Thorljotsson, der in den Tagen des Königs Jatward's von England auf Dyrnes in den Orkneyarn wohnte und schließt dann: Ormr sagte so, daß er hörte den König Jatvardhr lesen die Saga Olaf's Tryggvason aus demselben Buche, das Olaf selbst gesendet hatte dem Könige Adalrad von Jorsalir (Jerusalem). In einem Jahre las der König vor seinen Häuptlingen und aller Hird (Hofgesinde) von dem Kampfe auf der Schlange, und sagte darüber alles auf die eine Weise, wie zuvor geschrieben ist um die Fortkommung des Königs Olaf und um seine Fahrten hinaus über das Meer nach Jorsalir, und er hatte sich stättegesetzet (niedergelassen) in einem Kloster in Syrland (Syrien); und da sagte König Jatvardhr seinen Mannen den Tod des Königs Olaf Tryggvasonar, den die Männer gesagt hatten dem Könige, die da neugekommen waren von Syrland. Dieses ist der Schluß der großen Olaf's Saga Tryggvasonar und gut berechnet, sich Glauben zu verschaffen, König Olaf habe als Mönch in Syrien gelebt. Auch wäre es gegen die künstlerische Wirkung, wenn Olaf's Leben nicht bis zu seinem Tode berichtet würde. Man würde unbefriedigt sein, wenn man auch nicht von Olaf's Tode Nachricht erhielt. Snorri weiß die Einzelnheiten der Sögur noch künstlerischer zu gestalten, ordnet aber dabei die künstlerischen Zwecke der geschichtlichen Wahrheit unter. Was die große Olaf's Saga Tryggvasonar von dem Buche erzählt, welches Olaf dem König Adalrad nach England gesendet, hat natürlich nicht mehr Geschichtliches, als wenn z. B. in der Klage gesungen wird, Bischof Pilgerim von Passau habe aus Liebe zu seinem Neffen die Mähre von der Nibelungennoth und der Klage in lateinischen Buchstaben (Sprache) schreiben lassen [3]), oder wenn der Anfang des Otnit ist: Man fand ein puch besunder zu Suders in der stat, dar an geschriben wunder, des

3) Vergl. d. Art. Heldenbuch 2. Sect. 5. Th. S. 50, 51.

pochs was manig plat etc. Da man keine Musen mehr als Zeuginnen der Wahrheit anrufen konnte, mußte man bei Gedichten, welche geschichtlichen Glauben erhalten sollten, auch eine Quelle erdichten, aus welcher der Sänger die Wahrheit geschöpft habe. Was von König Olaf in der großrn Olaf's Saga Tryggvasonar nach seinem Sprung ins Meer erzählt wird, fällt alles der reinen Sage oder Dichtung anheim, nur daß diese hier in ungebundener Rede wie die geschichtlichen, aber auch die fabelhaften Sögor auftritt. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar ist in zwei Recensionen auf uns gekommen. Die Abfassung der erstrn setzt man um das Jahr 1260, wenigstens nicht viel frührr. Dieses erhellt aus Folgendem: Die Genealogien Cap. 214 (2. Bd. S. 191, 192) gehen bis zu drm Bischofe Magnus, Gizur's Sohne, der den Hirtenstab von Skalholt von dem J. 1216—1236 trug, bis zu Gudmund drm Guten, drm Bischofe von Holar, der im J. 1237 verschied. Angeführt wird ein Lied des Bischofes Bjarni von Orkneyar, der im J. 1222 nicht mehr lebte. Snorri Sturleson's Geschichtswerk wird angeführt und benutzt. Dieser fand den Tod im J. 1241. Sein Geschichtswerk ward aber nach dem Zeugnisse der Sturlunga Saga schon im J. 1230 von seinem Neffen Sturla abgeschrieben [4]). Schon die erste Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ist ungemein stoff- und umfangreich, wie aus folgender Übersicht des Inhalts hervorgeht. Cap. 1—42 schickt der Verfasser die Geschichte der Könige von Norwegen seit Harald dem Haarschönen voraus. Er beginnt: Harald der Haarschöne war König von ganz Norrg (Norwegen) lange Zeit, aber zuvor waren dort viele Könige, die einen hatten ein Fylki (Volkschaft, Landschaft zur Beherrschung), aber die andern einige mehr, aber sie alle trieb König Harald vom Riche; einige fielen, einige flohen das Land, aber andere überließen das Königthum ꝛc. [5]). Es wird dann weiter erzählt, wie er Jarlar einsetzt, dann folgt Harald's des Haarschönen Genealogie; dann die Erzählung, wie Harald der Haarschönr Gyda'n zur Geliebten haben will, und sie sich weigert, selbst sein Eheweib zu werden, wenn er nicht ganz Norwegen seiner Herrschaft unterwirft, und wie Harald das Gelübde thut. Die Erzählung [6]) ist dem größten Theil nach buchstäblich aus Snorri Sturleson's Saga Harald's des Haarschönen entlehnt (s. F. Wachter 1. Bd. S. 154—158) [7]). Der Hergang aber, wie Harald der Haarschöne die Fylkiskönige nach und nach von ihren Richen treibt, wird nicht näher dargestellt, sondern blos gesagt: Von da an gewann König Harald und legte unter sich ganz Noreg, wie gesagt wird in seiner Saga. Dann wird bemerkt, wie König Harald, nachdem er Alleingewaltskönig geworden, sich das stolze Mädchen holen läßt, und sich beigelegt (vergl. Snorri Sturleson, Saga Harald's des Haarschönen bei F. Wachter 1. Bd. S. 194, 195). Cap. 2 der gr. Olaf's Saga S. 4—8 handelt von Harald drs Haarschönen Hirathen, Kindern und wie das Reich unter seine Söhne vertheilt wird (vergl. Snorri Sturleson bei F. Wachter 1. Bd. S. 194—196, 225—227). Auch theilt der Verfasser die Strophe Thorbiörn Hornkloff's mit, wie König Harald sich seiner Weiber und Geliebtrn entledigt, als er das dänische Weib (Ragnhild Rika) nahm [8]). Cap. 3. S. 8—10 ist gewidmet den Raubfahrten des Königs Eirik Blodör und seiner Vermählung mit Gunnhild. Die schöne Darstellung von Gunnhild und den beiden Finnen hat der Verfasser aus Snorri Sturleson (bei F. Wachter 1. Bd. S. 221—224) entlehnt. Die Erzählung fällt in geschichtlicher Hinsicht der reinen Sage anheim. Der Sinn drr Sage ist wol kein anderer als dieser: Gunnhild spielt in der norwegischrn Geschichte eine übelthätige Rolle. Sie muß daher, um dieses dem Geiste drr Sage gemäß zu erklären, in Finnmörk dir Kunst der Finnen, d. h. die Zauberkunst, erlernen. Cap. 4 handelt davon, wie Eirikr Blodör den Rögnwald Rettilbrini, der Zauberei treibt, verbrennt, ist dem größten Theile nach buchstäblich aus Snorri Sturleson (bei F. Wachter 1. Bd. S. 227, 228) entlehnt, hat auch mit diesem die Strophe Witgnir's gemein. Cap. 5 handelt von dem Falle Biörn's Kaufmanns durch seinen Halddrudrr Eirik Blutaxt und von Halfdan Swarti's Händeln mit seinem Vater Harald dem Haarschönen, ist entnommen aus Snorri Sturleson (bei F. Wachter 1. Bd. S. 230—236) und hat auch die Halbstrophe drs Skaldmädchens Jorun: Ich erfuhr, daß Halfdan Harald's des Haarschönen harte Thaten hörte [9]). Cap. 6 ist gewidmet dem Jarl Hakon Grjotgardsson von Hladir und seinem Sohne Sigurd (vergl. Snorri Sturleson bei F. Wachter 1. Bd. S. 236). Cap. 6—9 handelt von Hakon Adalsteinfastri's Geburt, von den Händeln zwischen dem Könige Adalstein von England und Harald dem Haarschönen, in deren Folge Hakon der Gute nach England gebracht und Adalstein's Pflegling dort erzogen und getauft wird, alles dem größten Theile nach buchstäblich entnommen aus Snorri Sturleson (bei F. Wachter S. 236—243). Cap. 10—13. S. 17—20 handelt davon, wie Eirikr Blodör das Königthum nimmt, Harald der Haarschöne stirbt und Eirik sich mit seinen Brüdern schlägt, auch buchstäblich entlehnt aus der Arbeit Snorri Sturleson's (bei F. Wachter 1. Bd. S. 244—248). Doch hat der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar weit weniger echten Sinn für Geschichte und Altrrthumskunde als Snorri Sturleson. Dieser war auch ein frommer Christ, aber hielt es als Geschichtschreiber für seine Pflicht, uns das heidnische Alterthum unverfälscht kennen

4) Vergl. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. LXIV, LXXXV. 5) Vergl. die Olaf's Saga Helga in den Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 6, die auch einen ähnlichen Anfang hat. 6) Wie die Erzählung, daß Harald durch Gyda zu seinem Gelübde veranlaßt wird, aller Wahrscheinlichkeit nach der reinen Sage angehört, und wie er zum Gelübde schon anderweitig genugsame Veranlassung hatte, s. bei F. Wachter 1. Bd. S. CXXIV—CXXVII. 7) Cf. *Ferd. Wachter*, Heimskringlae illustratae et Germanorum historiam illustrantis specimen. p. 10—14.

8) s. die Strophe bei F. Wachter 1. Bd. S. 195. Sie beginnt:

Enthielt sich der Holmrygischen
Und der Hördarmädchen ꝛc.

9) s. das Weitere bei F. Wachter 1. B. 234, 235.

zu lehren, wovon wir sogleich mehr Proben sehen werden. Hier in Beziehung auf die Saga von Haralld dem Haarschönen ist zu bemerken, daß der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonae aus ihr nicht die merkwürdige und lehrreiche Beschreibung von Haealld des Haarschönen Grabhügel aufgenommen (s. Snorri Sturleson bei F. Wachtee 1. Bd. S. 245). Cap. 13—29 enthält den Schluß dee Geschichte Eirik Blodör', die seiner Söhne und die Hakon's des Guten und begreift dem größten Theil nach das, was Snorri's Saga Hakon's des Guten (bei F. Wachter 2. Bd. S. 2—98) enthält, auch so den größten Theil derselben Liederstellen, nämlich von Glumr Geivason, Guthrome Sindri, Eywindr Skaldaspillir und Thordr Sjareksson. Da so der größte Theil der Snorri'schen Saga Hakon's des Guten in die große Olaf's Saga Tryggvasonae aufgenommen ist, erlaubt der beschränkte Raum nicht anzugeben, was Snorri Sturleson und die große Olaf's Saga Tryggvasonae gemeinsam haben, und es ist zweckmäßiger das anzugeben, was in die geoße Olaf's Saga Tryggvasonar nicht aufgenommen worden ist, nämlich nicht die Geschichte, wie Jamtaland und Helsingialand Bewohner erhält (Snoeri Cap. 14, bei F. Wachter 2. Bd. S. 32, 33), nicht die füe die Alterthumskunde so wichtige Beschreibung der noewegischen Opfergebräuche (Snoeri Cap. 16, bei F. Wachter 2. Bd. S. 38—40) und in Folge dessen auch nicht die Strophe von Kormak Ögmundarson (bei F. Wachter 2. Bd. S. 40, 41) nicht die Gesetzgebung des Königs Hakon, die dieser im Betreff der Landesvertheidigung gab (Snoeei Cap. 21, bei F. Wachter 2. Bd. S. 57, 58); statt der schönen umständlichen Beschreibung der Schlacht in Noed (Snorri Cap. 30, 31, bei F. Wachtee 2. Bd. S. 81—95) nur einen Auszug und auch weniger Liederstellen, namentlich keine aus Eywind's Skaldaspillir's Hakonarmal (Hakon's Reden), sowie dee Verfasser auch dieses schöne Lied, welches Snorri Sturleson (Cap. 31, bei F. Wachter 2. Bd. S. 98—106) ganz gibt, völlig hinwegläßt. Es war ihm wahrscheinlich verdrießlich, weil es uns den Geist des Heidenthums auf das Schönste lehrt und an Wichtigkeit den wichtigsten Eddaliedern gleichkommt, und an solcher die meisten übertrifft [10]). Welchee Geist den Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar leitet, lehrt er auch Cap. 29. Ee entlehnt zwar aus der Snorri'schen Arbeit (Cap. 32, bei F. Wachter 2. Bd. S. 97, 98) die Stelle: Seine Freunde brachten seine Leiche nordwärts nach Rá heim in Nordrhödaland, und warfen dort großen Hügel und legten darein den König mit seiner Allwappnung und seinen besten Kleidern, aber kein anderes Gut. Sie meldeten so voe seinem Grabe, wie der heidnischen Menschen Sitte dazu war und wiesen ihn nach Walhöll. Diese letzte wichtige Bemerkung, welche wir mit gesperrten Lettern drucken lassen, hat der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar nicht mit aufgenommen, weil er zu wenig Sinn für die Alterthumskunde hatte und deshalb lieber unterdrückte, was ihm verdrießlich war. Cap. 30—42. S. 47—66 enthält die weitere Geschichte der Eiriksöhne und ihrer Mut.er Gunnhild und des Jarls Sigurd Hakonarsson und seines Sohnes, des Jaels Hakon, und dem größten Theile nach dasselbe mit denselben Worten, was die Snorri'sche Saga von Haralld Grafelld und Jarl Hakon, Sigurd's Sohne (bei F. Wachter 2. Bd. S. 109—161), darbietet, und auch die Strophen [11]) von Glumr Geivason, Eywindr Skaldaspillir und Einar Skalaglam, doch nicht alle, so fehlen die Strophen von Eywindr Skaldaspillie aus dem Haleyjatal (bei Snorri Cap. 6, a. a. O. S. 129, 130). Auch fehle gänzlich, was Snoeri (Cap. 17 u. 18, a. a. O. S. 154—161) von der Hungersnoth in Norwegen erzählt, und wie Eywindr Skaldaspillir füe eine Drapa auf die Isländer beschenkt worden war und in der Hungersnoth den Schmuck zerbrechen und Vieh dafür kaufen mußte, und wie er und die andern endlich durch einen Heringsschwarm von der Hungersnoth befreit wird, und die schönen Weisen, in welchen der Skaldenvernichter dieses verewigt hat. Tryggvi's Ermordung durch Geirod hat nach Snorri Sturleson die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 36. S. 58—60), setzt dann die übrige Geschichte der Eiriksöhne fort, und beginnt (Cap. 43. S. 66) die Geschichte Olaf's Tryggvason's mit den Worten Snorri's. Wie die große Olaf's Saga Tryggvasonar sich weiter in Beziehung auf Geschichte des Jarls Hakon und des Königs Olafs Tryggvason verhält, werden wir in den beiden folgenden Abschnitten sehen. Hier geben wir den Überblick der ersten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar weiter. Bei Olaf's Geschichte sind Theile zu unterscheiden, nämlich zuerst das, was Olaf that, beoe er König von Norwegen ward, dann, was er als König vollbrachte, und endlich seine letzten Schicksale nebst Einwebung der norwegischen und auch dänischen Geschichte (Cap. 60—64, 66—70, 83—90), wie es der Gang der Ereignisse und die Zeitfolge eegab. Aber des Verfassers Hauptzweck war, Olaf'n als ersten Einführer des Christenthums in Norwegen aufzustellen; daher ist er sehr umständlich in dem zweiten Theile, welcher Olaf'n als König von Norwegen betrachtet. Dieser Theil ist eine Geschichte des Christenthums im Norden; die wichtigsten Momente hat auch Snorri Sturleson und zwar am wahrscheinlichsten dargestellt, wovon wir im 5. Abschnitte handeln werden. Hier geben wir den Überblick, wie die große Olaf's Saga Tryggvasonar den Stoff angeordnet, und zwar die Ge-

10) Die Entwicklung der Wichtigkeit und Erklärung dieses Liedes s. bei demf. S. 106—108, sowie das Lied selbst S. 98—106.

11) Nämlich so nach der Recension, welche in den Fornmanna-Sögur herausgegeben ist. Nach der Recension, nach der die skaltholter Ausgabe veranstaltet ist, sind Cap. 29, 30. S. 29 alle Verse ausgelassen, so auch weiter unten unter Haralld Grafelld's Zug nach Biarmaland, welche die Recension in den Fornmanna-Sögur Cap. 40. S. 63 nebst dem Verse von Glumr Geivason hat. Dagegen hat die Recension der skaltholter Ausgabe (Cap. 36. S. 52) ein ihr eigenthümliches Capitel von der Königin Astrid Geschlecht, welches sich weder in der Recension der Fornmanna-Saga, noch bei Snorri Sturleson findet. Dieser sage erst am Anfange seiner Olaf's Saga Tryggvasonar (bei F. Wachter. 2. Bd. S. 162), wer Astrid's Vater war und nach ihm auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur Cap. 43.

ſchichte der Bekehrung I. Norwegens, nämlich A) zuerſt im Allgemeinen, wie die ganzen Fylki zur Annahme des Chriſtenthums gebracht worden ſind und zwar in der Wik (Cap. 140), in Agdir und Sunnhördaland (Cap. 141), auf den Gulaithing (den ganzen Landesſtrich vom Vorgebirge Stad bis zum Vorgebirge Lidandisnäs umfaſſend) [12]), auf dem Thing auf Stad zu Dragsheid, wohin die Fylki der Sygnir und der Firthir, der Sunnmärir und der Raumdälir kamen (Cap. 149, 1. Bd. S. 149—306), in Thrandheim (Cap. 143, 165—167), in Ringariki und Upplönd (Cap. 194), in Halogaland und Raumdal (Cap. 209, 212, 213). B) Insbeſondere, wohin die Abſchnitte gehören: 1) Von Sunneva und Albanus (Cap. 106—108); 2) von Rögnwald und Raudi (Cap. 144—146, 148, 150, 155); 3) von Ögmund Ditt und Gunnar Helming (Bicolor) (Cap. 173, 2. Bd. S. 62—78); 4) von Eywind Kelda (Cap. 195, 197, 198, 2. Bd. S. 134—136, 164—168); 5) von Thorwald Taſaldi (Cap. 200, 2. Bd. S. 144—153), wobei S. 148, 149 auch eine Weiſe vorkommt; 6) von Swein, dem Thorverehrer, und ſeinem Sohne Finn, dem Zerſtörer des Thorbildes (Cap. 201—203, 2. Bd. S. 153—164); 7) von Eywind Kinnviſa (Cap. 204, 2. Bd. S. 164—168); 8) von Raudi Hinn Rammi (dem Starken) (Cap. 210, 211. S. 175—212); 9) von Eindridi Ilbreidi (Plautus) (Cap. 235. S. 259—274). II. Islands. Hierbei wird vorausgeſchickt, wie Island von den Nordmannen gefunden und in Beſitz genommen worden (Cap. 110—129, 1. Bd. S. 233—254. Cap. 214, 2. Bd. S. 191, 192). Dieſe Nachrichten von den Beſitznehmern Islands und ihren Nachkommen weichen an mehren Stellen von der Landnámabók Islands bygdar ab, beide haben aber doch das Meiſte gemeinſam, erzählen es nicht mit denſelben Worten, und bald iſt die große Olaf's Saga Tryggvaſonar, bald die Landnamabok umſtändlicher; man vergl. die Erzählung von Aſolf dem Chriſten (Cap. 127. S. 252, 253) mit der Landnamabok (1. Th. Cap. 15, 16. Kopenhagener Ausg. von 1774. S. 30—32). Beide erzählen, wie, wo Aſolf ſich aufhält, immer der Fluß wundervoll von Fiſchen iſt. Die Heiden vertreiben ihn, er ſchlägt anderwärts ſeine Wohnung auf und wird durch dieſelbe Fülle von Fiſchen begünſtigt, ſo auch bei ſeinem dritten Wohnplatze. Die Landnamabok iſt bei Aſlof umſtändlicher im Betreff ſeines Einſiedlerlebens und der Kirche zu Holm. Die Partie über die Beſitznehmer Islands iſt ſchwerlich [13]) aus der Gunnlögiſchen Arbeit entlehnt, da ſich keine Spuren einer Überſetzung zeigen und die Darſtellung ſchön, einfach und kräftig iſt. Des Verfaſſers Zweck iſt nicht von allen Beſitznehmern Islands zu handeln, ſondern blos von den berühmteſten und dann von denen, welche ſelbſt oder deren Nachkommen zur Verbreitung des Chriſtenthums beigetragen haben. Außer dieſer Partie handelt der Verfaſſer auch anderwärts von chriſtlichen Isländern. Hierher gehören die Abſchnitte 1) von Thorwald Kodranſſon und dem Biſchofe Friedrich (Cap. 130—138. S. 255—276), wobei eine Strophe mitgetheilt wird. Der Mönch Gunnlögr wird dabei zweimal angeführt (Cap. 133. S. 266. Cap. 136. S. 272), auch ſteht Cap. 138: Á Rúslandi ok í öllu Gardariki, und auch andere Spuren zeigen, daß dieſer Abſchnitt aus dem Lateiniſchen übertragen iſt, ſodaß er aller Wahrſcheinlichkeit nach der Gunnlögiſchen Arbeit entnommen iſt; 2) von Thangbrand (Cap. 74, 81, 188, 216); 3) von Stefnir Thorgilsſon (Cap. 139. S. 276. Cap. 142, 187, 263); 4) von Thidrandi Siduhallsſon (Cap. 192. S. 190—197); 5) von Giſſur und Hjalti (Cap. 217, 218, 228, 229); 6) von Svadi und Kerlingannf (Cap. 225—226. S. 225—228); 7) von Thorhall Knappe (Knapastendis) (Cap. 227. S. 229—232); 8) von Hallfredr Wandrädaſkald (Cap. 151—154, 165, 170—172, 175, 219, 232, 264), vergl. den Art. Olafs Drapa in dieſen Nachträgen; 9) von Kjartan Olafsſon (Cap. 156—161, 163, 164, 174, 233). III. Der Orkneyar (Cap. 94—98. S. 94—202), enthält eine kurze Geſchichte der Jarl der Orkneyingar bis zum Jarl Lödver (Ludwig), den König Tryggvaſon zur Taufe zwingt. Das Meiſte iſt entnommen aus Snorri Sturleſon Saga von Haralld dem Haarſchönen (Cap. 22, bei F. Wachter 1. Bd. S. 196—200. Cap. 27. S. 210—212. Cap. 30—32. S. 215—220), Olaf's Saga Tryggvaſonar (Cap. 52, bei demſ. 2. Bd. S. 280, 281). Auch ſind von den Strophen Torfeina's, die Snorri Sturleſon hat, zwei mitgetheilt. IV. Der Färeyar (Cap. 176—186, 189—191, 205—207, 1. Bd. S. 178. 2. Bd. S. 92—118, 120

12) S. F. Wachter 2. Bd. S. 297. 13) Der Verfaſſer der Einleitung zu der lateiniſchen Überſetzung der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar in den Scr. hist. Island. Vol. I. p. XI glaubt, daß auch die Partie von den Beſitznehmern Islands, welche von der Landnamabok an verſchiedenen Stellen abweicht, zu Gunnlög's Werke gehört habe. Wir finden dieſes nicht wahrſcheinlich, ſtimmen aber in Beziehung auf den Abſchnitt von der Sunneva und dem Albanus bei, ſowie auch im Betreffe deſſen, was Cap. 141. 1. Bd. S. 280 von der Erſcheinung des heil. Martin erzählt wird. Doch kann dieſes auch aus der Oddiſchen Arbeit genommen ſein, wiewol es mit der Oddiſchen Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 24 zwar dem Inhalte nach, aber nicht wörtlich übereinſtimmt. Auch im Betreff des Abſchnittes von der Sunneva und dem Albanus ſtimmen wir bei, ſowie auch im Betreff des Cap. 76. S. 142, wo vom heil. Ambroſius, Cornelius und Placidus erzählt wird. Nicht nur die ganze Schreibart zeigt, daß es Überſetzung aus dem Lateiniſchen iſt, auch die Beugung der Eigennamen, als Cornelio, Placido, Ambrosium, geben dieſes kund. (Vergl. die Hist. Eccl. Island. T. IV. p. 138.) Sogleich darauf wird auch die Iungo mundi angeführt. Gleiches thut auch Brand, Jon's Sohn, in der Stjörn. Daß der Abſchnitt von Swein und ſeinem Sohne zu Gunnlög's Arbeit nicht gehörte, ſchließt man aus dem Anfange: That ſamir ritat á bokum (das findet ſich geſchrieben auf Büchern. Auch läßt ſich aus der Schreibart ſchließen, daß es nicht Überſetzung aus dem Lateiniſchen iſt, wiewol es von Snorri Sturleſon's fließender Rede weit entfernt iſt. Zwar ſagt Finar der Thorzerſtörer Cap. 203: Das iſt paſſend, daß die Hunde eſſen Thor, wie er ſelbſt ſeine Söhne. Hier wird alſo Thor mit Saturn verglichen. Doch braucht dieſes nicht aus Gunnlög's Arbeit genommen zu ſein. Auch der Zeitgenoſſe der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar, Brand, Jon's Sohn, vergleicht in der Stjörn die Geſion mit der Venus, und den Thor mit dem Jupiter (ſo auch Saxo Grammaticus). Zugleich aber erhellt auch, was auch aus dem übrigen fabelhaften Inhalte ſich ſchließen läßt, daß der Abſchnitt von Swein und ſeinem Sohne Finn der reinen Sage (d. h. der Erfindung) angehört.

—128, 168—172. Dieſer Abſchnitt iſt dem gewidmet, wie Sigmundr Bretisſon das Chriſtenthum auf den Orkneyarn verkündet. V. Grönlands (Cap. 220, 221. 2. Bd. S. 213—216. Cap. 231, S. 245, 246) handelt davon, wie Eirikr Raudr (der Rothe) Grönland findet und ſich dort niederläßt, und wie ſein Sohn Leifr hinn Heppni (der Glückliche) von Grönland nach Norwegen kommt, und wie König Olaf Tryggvaſon in dem nämlichen Frühjahre, wo er Sizurn und Hjalti nach Island ſchickt, das Land zu chriſtnen, den Leif Eiriksſon nach Grönland ſendet, dort das Chriſtenthum zu bieten. Auf dieſer Fahrt entdeckt er Winland hit gódha (Weinland das Gute, einen Theil von Nordamerika), fährt dann nach Island und auf ſeinen Antrieb läßt ſich Eirikr und alles Volk in Grönland taufen (vergl. Snorri Sturleſon, Olaf's Saga Tryggvaſonar. Cap. 104). Dieſe erſte Recenſion der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar iſt nach einem Pergament-Codex herausgegeben und damit die beiden andern Handſchriften der erſten Recenſion und die Handſchriften der zweiten Recenſion verglichen [14]) in den Fornmanna-Sögur T. I. II. III., auch unter dem beſondern Titel: Saga Olafs Konúngs Tryggvasonar. Eptir gömlum skinnhókunn útgefin adh Tilhlutun hins Norraena Fornfraedha Félags. Fyrri Deild. (Kaupmannahöfn 1825, Prentudh hjá *Hardvig Fridhrek Popp*). Sidhari Deild til loka Svöldrar orrustu. 1826. Nidhrlag Sögunnar medh tilheyrandi Tháttum (welche Theile aus der zweiten Recenſion ſind, Kopenhagen 1827. 8.). Auch auf Veranſtaltung der königlichen [15]) Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde iſt nach der von dieſer Geſellſchaft herausgegebenen Urſchrift das große Geſchichtswerk von dem Secretär der Geſellſchaft, Profeſſor Dr. phil. und Ritter vom Dannebrogn C. C. Rafn in den Oldnordiske Sagaer im 1., 2. u. 3. Bande und lateiniſch im I., II. und III. Vol. der Scripta historica de rebus veterum Borealium, auch mit dem beſondern Titel: Historia Olavii, Tryggvii filii, ex vetere sermone Latine reddita et apparatu critico instructa curante societate regia antiquariorum Septentrionalium. Pars prior. Opera et studio *Sveinbjörnis Egilssonii*, collegae scholae Bessastadensis in Islandia (Hafniae, typis *Hartvici Frederici Popp*. 1828). Pars posterior usque ad finem proelii Svöldrensis. 1828. Pars extrema cum particulis decem historicis. 1829. Die Überſetzung der zehn Theile, ſowie die Liederſtellen im ganzen Werke, ſind von Egilſon, ſowie auch der zweite und dritte Band. Die Überſetzung der ungebundenen Rede hatte Dr. Gisl Brynjulſon, Pfarrer an der Kirche zu Holm auf Island, übernommen, wegen öffentlicher Geſchäfte aber in den Jahren 1824 und 1825 noch nicht vollendet, und der Tod entriß ihn der gelehrten Welt den 26. Jun. 1827. Von Brynjulſon waren 97 Capitel des erſten Bandes überſetzt, und als dieſe an Egilsſon geſchickt wurden, hatte dieſer, dem unterdeſſen die Überſetzung übertragen war, 70 Capitel überſetzt, und folgte vom 70. bis 97. Capitel größtentheils der Überſetzung von Brynjulſon, doch ſo, daß er ſie ſeiner übrigen Arbeit ſo viel als möglich anpaßte. Egilsſon hat auch im dritten Bande genealogiſche Tafeln und eine chronologiſche Tabelle beigegeben. Da der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar viele Stellen buchſtäblich aus der Heimskringla entnommen und ſo auch mit dieſer ſehr viele Liederſtellen gemeinſam hat, ſo können als Hilfsmittel zum Verſtändniſſe der Urſchrift zugleich auch die Überſetzungen der Heimskringla die beiden lateiniſchen von Peringſkiold und Schöning, die ſchwediſche von Gudmund Olafsſon, und die beiden däniſchen von Jon Olaſſen und von N. F. S. Grundtvig und die teutſche von F. Wachter dienen. Den je dritten Bänden der von der königlichen Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde beſorgten Ausgabe der Urſchrift und der däniſchen und lateiniſchen Überſetzung der erſten Recenſion ſind auch noch zehn Theile der zweiten Recenſion beigefügt. Außer dem erſten und dritten dieſer Theile finden ſich ſämmtliche Theile in dem Flatey'ſchen Codex. Die von der genannten Geſellſchaft herausgegebenen ſind dieſe: 1) Saga skálda Haralds konúngs hárfagra. p. 65—88. Historia (Narratio) de poëtis regis Haralldi. p. 66—92. Ihr Anfang iſt eine artige Liebesgeſchichte oder, wie man vermuthet, eine reine Sage, wiewol geſchichtliche Perſonen darin auftreten. Drei Skalden Harald's des Haarſchönen: Auloer Knufa, der berühmte Thorbiörn Hornkloft [16]) und Audhun Illskaelda ſpielen darin die Hauptrolle. Von letzterm wird bemerkt: Audhun war damals gekommen in Vergleichung (Verſöhnung) (i saett) mit dem Könige für das, daß er nahm ein Stef aus der Drapa, die Ulfr Sebbaſon, ſein Blutsfreund, gemacht hatte auf den König Harald. Audhun erhielt dafür den Zunamen [17]), aber die Drapa den Namen Stolinsteſja [18]), ſowie geſagt wird in der Saga Ulf's Sebbaſon's und des Jarls Kvig. König Harald nahm würdiglichen Schmaus auf Huſtadir auf Nordmäre bei Ingibiörg der Reichen, ſeiner Blutsfreundin. Dort waren bei ihm ſeine Skalden und manche andere angeſehene Männer. Die Witwe bediente ſelbſt, und der Schmaus war der beſte; ſie war eine ſchöne Frau und die höflichſte (an kurteysasta) [19]); ſie ſchenkte Audhun'en ein Thierhorn (Trinkhorn) am Abend; er nahm ihre Hand [20]) mit dem Horne

14) Über die Handſchriften ſ. das Nähere in dem Formáli zum 1. Bande, S. 13—15 der Fornmanna-Sögur und im Vol. I. der Scr. Isl. hist. p. XVII, XVIII. Nur bemerken wir, daß der Pergamentcodex, welcher der Ausgabe der Urſchrift und den Überſetzungen zum Grunde liegt, wie man vermuthet, kaum eher als am Anfange des 15. oder Ende des 14. Jahrh. geſchrieben iſt. 15) Königliche Geſellſchaft für nord. Alterthumskunde wird ſie erſt im 4. Th. der Fornmanna-Sögur genannt.

16) S. ſeine Lieder bei F. Wachter a. a. O. S. 166—169, 173, 174, 184—187, 189—192, 195, 197, 198. 17) Auknefni, nämlich Illskalida (malos poëta). 18) Stolinsteſjan nafn (versibus intercalaribus spoliati carminis nomen). 19) Nach dem Teutſchen des Mittelalters die Höflichſte. 20) Die Hand eines Frauenzimmers zugleich mit dem geweihten Trinkhorne faſſen iſt allemal ein Liebesantrag, vergl. Snorri Sturleſon bei F. Wachter 1. Bd. S. 106, 205. Ähnlich verfährt Authari mit der ſchönen Theodelind bei *Paulus Diaconus*, De Gestis Langobardorum. Lib. III. ap. *Muratori*, Scriptt. Rer. Ital. T. I. P. I. p. 450.

Digitized by Google

und sprach ꝛc. Er thut ihr nun einen Liebesantrag und bietet ihr einen schönen Goldring. Sie willigt ein, wenn es könne verhohlen bleiben, und bestellt ihn in ihr Frauengemach zu kommen, wenn ein Drittheil der Nacht noch übrig sei. Gleichen Antrag thun darauf auch, als die schöne Witwe zu ihnen kommt, nach einander Thorbiörn Hornklofi und Alver Hnufa, und jeder gibt ihr einen schönen Goldring. Die drei Skalden, ohne etwas von einander zu wissen, begeben sich zur bestimmten Zeit zu dem Frauengemach, finden es aber verschlossen, und sich selbst, als sie zurückwollen, in der Umzäunung des Frauenzwingers eingeschlossen. Ingibiörg sagt am Morgen dem Könige, was vorgefallen. Der König gehet mit vieler Mannschaft in den Frauenzwinger und findet seine Skalden. Im großen Zornen gebietet er, sie augenblicklich für ihre Überdreistigkeit zu erschlagen. Aber der König wird gebeten, dieses nicht selbst thun zu lassen. Er sendet daher seine Skalden zum Könige von Schweden, Frieden zu machen mit dem Könige Harallb und mit dem König Eirik Bjarnason. Der König that das, weil von den Mannen jedes der beiden, wenn sie in andern Reich kamen, erschlagen wurden. Seine Weise hatte jeder Skalde die Nacht über gemacht, und sang sie, und jetzt ist dieses Inhalts, daß der Skalde bei der ringgeschmückten Witwe nicht geruht habe. Die drei Skalden werden von ihren Dienern nicht verlassen, und finden auch Beistand bei ihren Verwandten, sodaß eine Schar von 38 Mann sich sammelt, deren Vormann Thorsinnr ist. Sie haben Kämpfe in Schweden und siegen, und bringen dem Könige von Schweden angeblich Geschenke von König Harallb. Es sind aber dieses Schätze, welche sie unterwegs in Schweden geraubt haben. Der getäuschte Eirik nimmt sie in Frieden auf. Auf der Heimkehr begegnen sie dem Könige Harallb. Er hat sich, als er gehört, wie mit seinen Skalden auch Lendir Menn (belehnte Mannen, Lehnbaronen) nach Schweden gegangen, sogleich gerüstet, weil er gewiß zu sein glaubte, daß er werde seine Mannen zu rächen haben, und hatte nun Schweden weit verheert, als seine Skalden und Lendir Menn zu ihm stießen. Der König von Schweden aber gerieth schrecklich in Zorn, daß die Skalden ihm Vergleichsbotschaft gebracht, und König Harallb sein Land verheeret hatte. Dieses ist die Andeutung des Hauptinhalts[21]) der Saga skálda Haralds hárfagra. Nach P. E. Müller ist es wegen verschiedener Momente, welche mit der historischen Treue und Wahrscheinlichkeit sich nicht vereinigen lassen, glaublich, daß dieses eine alte Liebesfabel, und sie zwar, wie aus innern Gründen zu schließen, im dritten Jahrh. erdichtet sei. Unwahrscheinlich sei, daß der 70jährige Audun habe sich verlieben können, unwahrscheinlich und wie Erdichtung sehr es aus, daß drei der berühmtesten Skalden sich an einem Abende sollen verliebt haben, und daß ihnen an einem Abendr Liebesvereinigung zugesagt worden sei. Gegen die Wahrheit sei, daß Thorolf, Kreldulf's Sohn, der 80 Jahre vor der Geburt Eirik's Blodör, durch den nach der Saga der Skalden Harallb's des Haarschönen dieser Gautland verheeren läßt, erschlagen worden, der Fahrt der Skalden zum Schwedenkönige beigewohnt habe. Endlich erwähnt Snorri Sturleson der Streitigkeiten zwischen dem Könige Harallb dem Haarschönen und dem Könige Eirik Bjarnason nicht. Doch hierauf ist nicht großes Gewicht zu legen, da Snorri Sturleson von Streitigkeiten zwischen dem Könige Harallb dem Haarschönen und dem Könige Eirik, Eymund's Sohne, berichtet (s. F. Wachter, 1. Bd. S. 178—185). Der, den später die Saga der Skalden Harallb's des Haarschönen abfaßte, konnte Eirik Eymund's leicht mit Eirik Bjarnason verwechseln. Doch wollen wir die geschichtliche Wahrheit dieser artigen Sage nicht in Schutz nehmen, und bemerken noch, nicht blos die Liebesgeschichte ist unwahrscheinlich. Doch diese könnte erst später erfunden sein, um die Gesandtschaftsreise der drei Skalden recht schön einzuleiten. Uns scheint aber dieses unwahrscheinlich, daß die kleine Schar, nachdem sie im Schwedenreiche geraubt und Treffen geliefert, sollte unerschlagen zum Schwedenkönige gelangt sein, wiewol der Erzähler diese Unwahrscheinlichkeit dadurch mildert, daß sie auf Hialmar, den Sohn des Jarls von Helsingialand, treffen, und dieser es übernimmt ihre Sache beim Schwedenkönige zu befördern. Sie haben zwar Hjalmar's Verwandten, Hama, erschlagen. Aber dieser war ein übelthätiger Mensch, und hatte Hjalmar's Reich belästigt. Auch verwunderte er an ihnen, daß sie sich so tapfer vertheidigt haben. Die Weisen der Skalden kann man häufig als Belege der geschichtlichen Wahrheit brauchen. Aber diese drei Weisen der drei Skalden[22]) kann man leicht als später von einem und demselben Skalden erdichtet annehmen, zumal da die von Thorbiörn Hornklofi ganz verstümmelt auf uns gekommen ist, doch ist dieses, was erhalten ist, dem Hornklofi'schen Geiste und seiner Dichtweise nicht entgegen[23]). 2) Thättr Ivó Sigurdhi konúngi slefu, syni Gunnhildar, p. 87—88. Particula de rege Sigardo Sleva, filio Gunhildae, p. 86—92 stimmt im Allgemeinen mit dem überein, was Snorri Sturleson in der Saga von Harallb Grafelb Cap. 14 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 148 u. 149, und die Saga af Thordi Hraeda[24]) und Fagrskinna erzählen, und hiedurch wird die Glaubwürdigkeit dieses Theiles bestätigt. Aus den Abweichungen in den Einzelheiten in den genannten Schriften läßt sich auf die Wahrheit des Ganzen im Allgemeinen schließen, nämlich wir König Sigurd Sleva die Frau des Herfir Thorkell

21) Den Inhalt gibt auch P. E. Müller, Sagabibliothek 3. Th. S. 190—194 und unterwirft die Sage einer kritischen Prüfung. S. 194—197.

22) Sie finden sich Cap. 1. S. 88, 69. Hierbei aber darf man die Leidhrettingar og Vidhbretir auf der letzten Seite des 3. Bandes der Fornmanna-Sögur nicht übersehen, wo sie nach den seitdem aufgefundenen Pergamentblättern wieder und zwar vollständiger abgedruckt sind. S. auch den 3. Band der Scr. hist. Isl. p. 70—72, wo Egilsson nebst der lateinischen Wortstellung die Worte der Urschrift in prosaischer Wortfolge gibt und erläutert. 23) Mehre Liederstellen auch im Drottmält, wie die Weise in der Saga der Skalden Harallb's des Haarschönen finden sich bei bei Snorri Sturleson in der Sage Harallb des Haarschönen. Vergl. die 16. Anm. S. 356 dieses Art. 24) Cap. 2 ed. *Holis f.* 4to.

Klypp entehret und dafür von dem Gemahle der Entehrten erschlagen wird. Am umständlichsten ist dabei der Thättr. Bei den nähern Umständen ist z. B. die Abweichung, daß Snorri Sturleson erzählt, wie der Herfir (Baron) Klypp, während dieser nicht daheim ist, von dessen Frau Alöf wohl bewirthet wird. Der König ging in der Nacht zum Bette Alöf's, und lag dort zu ihrem Unwillen. Der Thättr erzählt hingegen: Aber als Thorkell aus Norwegen gefahren war, da sandte König Sigurd Slefa seine Mannen zum Hofe Thorkell's, und ließ bringen von dannen fort Olöf seine Frau und heim zu sich ꝛc. Alle weichen in dem ab, wer Klypp erschlägt, nachdem der König durch ihn gefallen ist, nach dem Thättr war es Ögmundr Hördhakarason, also Klypp's Vaterbruder, nach Snorri Erlingr Gamli, nach der Saga Thordar Ögmunde, Hroald's Sohn, nach der Fagurskinna Sigurd Gamli. Der Thättr enthält auch eine Weise im Drottmält, in welcher an seine Frau gerichtet, er singt, er gedenke nicht eher das Bette bei ihr zu bewohnen, bis er den Schnabel der Wundenweihe (des Raben) im Blute des todten Königs geröthet. Der Thättr erzählt weiter, wie nach ihres Mannes Falle Olöf aus Furcht von der Königin Gunnhildr, deren Sohn ihr Thorkell Klyppr erschlagen hat, nach Island mit ihrer Tochter Gudrun auswandert. Hier heirathet die Mutter Bödhwar Thorsteinsson, und die Tochter Einar Eyolfsson. Einar's und Gudrun's Sohn hieß, wie sein Muttervater, Thorkell Klyppe, und er war der geschickteste Mann, und kommt weit zu Sögur (kemr vidha vidh sögur, d. h. kommt in vielen Geschichten vor). Doch findet dieses in der Sögur, die auf uns gekommen, oder wenigstens bekannt ist, nicht statt. 3) Thättr Thorleifs jarlaskalds, p. 89—104. Particula de Thorleifo Dynastarum poeta, p. 93—108. Der Formäli (die Vorrede) dazu ist aller Wahrscheinlichkeit nach später verfaßt, als der Thättr selbst, da er in einem breitern Styl geschrieben ist, und auch beginnt: Nú skal segia thann aefintyr, nun soll (wird man) sagen das Abenteuer ꝛc. Wahrscheinlich ist der Thättr aus einer größern Saga genommen, denn er beginnt: Thá bjó Asgeirr raudhfeldr á Brekku i Svarfadhardal, da (damals) wohnte Asgeir Rothrock auf Brekka in Svarfadhardal ꝛc. Asgeir's und Thoehild's dritter und jüngster Sohn ist Thorleifr der Hauptgegenstand des Thättr [25]), und ist eine geschichtliche Person und zwar ein berühmter Skalde. Der Thätter erzählt im 1. Cap., wie Thorleifr mit Hilfe seines Bruders Olaf Klaufi Böggwie'n erschlägt und dafür verbannt wird. Die Landnámabók Islands bygdar (3. Thl. Cap. 13. S. 232, 233) sagt: Klaufi hatte Ingwildr'en Raudkinn (Rothkinn), die Tochter Asgeir's Raudfell's, die Schwester deren Olaf's Völubreáls und Thórleifs Skálds (des Skalden). Ihnen zerhieb er den jafnabelg (den Balg, der voll Jafni [26]) war), den sie nahmen in seinem Lande, da sang Thorleifr dieses. Es folgt nun die Weise, in welcher Thorleifr verewigt hat, wie ihm Böggwir den haarlosen Balg zerhauen, und Olaf'en das Schwert und den Ranzen, und wie, wenn sie leben, Böggwir soll verhauen werden. Nach der Weise wird dann gesagt: Davon ist gemacht die Svarfdaelasaga. So die Landnámabók Islands bygdar. Der Thättr erzählt, wie die Klage (das eptirmál) wegen des ermordeten Klaufi dem Karl hinn randi (dem Rothen) zugestanden, und dieser die Sache so betrieben, daß Thorleifr rechtlos gemacht und aus Svarfadhardal verbannt worden. Thorleifr will zu Schiffe entfliehen, wird aber wieder an das Land getrieben, und hält sich nun abwechselnd bei Liotolf dem Gutrn und seinem Vater Asgeir auf. Dieser, ein vielkundiger Mann, lehrt seinen damals 19jährigen Sohn manche gelehrte Stücke über das Alterthum (marga fornfraedhi). Dann fährt der Thättr fort: Karl suchte sehr nach um Thorleif, und wurden dadurch den Winter über viele Zuträgnisse, die, welche der Davonsagung werth sind [27]), wie gesagt wird in der Svarfdaelasaga. Die Svarfdaelasaga in der Gestalt, in welcher wir sie jetzt haben, ist schwerlich älter als aus dem 14. Jahrh. Sicher ist eine weit frühere Erzählung derselben Begebenheit vorhanden gewesen [28]). Im Frühlinge, wie der Thättr weiter umständlich erzählt, fährt Thorleifr mit Handelswaaren nach Norwegen. Jarl Hakon von Hladir verlangt, daß er seine Waaren an ihn verkaufe. Thorleifr will sie verkaufen, an wen er will. Während Thorleifr abwesend ist, läßt der Jarl seine Mannen erschlagen und sein Schiff verbrennen. Dieses besingt der Skalde durch eine Strophe im Drottmält, und droht Rache, kommt zu Kaufleuten und segelt mit ihnen nach Norwegen. Hier singt er auf den König Swein eine Drapa von 40 Strophen [29]), von dem die Stef (versus intercalares) mitgetheilt werden. Der König und alle loben den Gesang (Kedhit) sehr. Thorleifr machte im Winter einige Weisen (visur) auf den Jarl Hakon, die er Konuvisur (Weibes Weisen, d. h. Weisen auf ein Weib) nannte, denn Jarl wird in der Dichtkunst durch Kona (Weib) bezeichnet (jarl er kona kendr in skáldepap) [30]). Thorleifr reiset nach Norwegen und begibt sich als alter Bauerkerl verkleidet in die Halle des Jarls, und hebt die Weisen (visur) an, die Thokuvisur (Nebelsweisen) heißen, und mitten in dem Schmähgedicht auf den Jarl stehen (ok standa i midhju Jarls-

25) Vergl. über diesen Thätter P. E. Müller, Sagabibliothek. 3. Th. S. 215—217. 26) Jafni (dänisch Jövne), lycopodium complanatum, ein Kraut, mit dem die Wolle gelb gefärbt wird.

27) Margir at burdhir, their er frásagnar eru verdhir. 28) Über die Svarfdaelasaga s. diesen Artikel und einstweilen P. E. Müller, Sagabibliothek; übers. v. Lachmann S. 216—221. Hierzu bemerken wir noch, daß unterdessen die Svarfdaelasaga von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in den Islandinga-Sögur herausgegeben ist. 29) Hvadh fertuga drápu, ercinit carmen intercalatum, quadraginta versibus constans. 30) Vergl. die Scripta hist. Island. Vol. III., wo die Stelle und ein Vers aus der Snorra-Edda des Magnus Olafsen nach der Collation des Jon Gunnar mitgetheilt wird. Nach ihr ist es recht zu nennen das Weib mit der Könige Benennungen (kouánga heitum) und solchen Namen, als lofdhungr, hilmir ꝛc. Mit den Bezeichnungen der Könige konnte man auch die Jarl nennen, und dichterisch konnte man dann auch, da man die Benennung für Jarl bei Bezeichnung von Weibern (nämlich angesehenen Frauen) brauchen konnte, Jarl durch Weib bezeichnen.

Digitized by Google

nidhi), und der Thátt theilt den Anfang dieſer Thokuvísur mit: thoku dregr upp hit ytra (Nebel zieht empor das Äußere, d. h. die äußere Himmelsgegend zieht Nebel empor) ꝛc. Aber als die Thokuvísur aus waren, war es finſter in der Halle. Vielleicht hießen die Weiſen Thokavísur (Wohlwollensweiſen). Snorri Sturleſon ſagt in der Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 56 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 289:

Hakon! (wir) wiſſen keinen —
(Erhoben) hat ſich der Schlachtreihrenner
Vom Kampfe der Ran [31]) — unter des Mondes
Fahrt vorderen Jarl als Dich [32]).
Du haſt Edelinge zu Odin —
(es) iſt der Rabe von erlangter Leiche —
Sein kannſt du von der Weiſe
Weitländig — neun geſendet [33]).

Das Meiſte, was der Thátt erzählt, trägt das Gepräge des Fabelhaften. Wahrſcheinlich war Thorleifr des Jarls Skalde geweſen, wie er auch Jarla skald, Jarl der Skalden, zubenannt wird, und hatte eine Drápa auf den Jarl Hakon gemacht. Als dieſer aber mit ihm in Zwiſt [34]) gerathen war, machte er ein Spottgedicht auf den Jarl (jarlsnid) und brachte wahrſcheinlich die Thokavísur (Wohlwollensweiſen), wie vermuthlich das Lobgedicht im Gegenſatze zu dem nidh hieß, wiederrufend oder palinodiſch an. Der Sage war dieſes nicht genug, ſie machte aus den Thokkavísur Thokkuvísur (Nebelsweiſen), Zauberweiſen, welche Nebel bewirken, und die Halle mit Finſterniß erfüllen, und laſſen während der Finſterniß das Jarlsnidh wieder anheben. Nach dem Thátt entkommt Thorleifr bei verſchloſſenen Thüren und unaufgeſchloſſenen Riegeln alſo durch Zauberei, denn es bewegen ſich alle Waffen und der Jarl fällt in Unſinn. Als der Skalde nach Dánemark zurückkommt, ſingt der König eine Weiſe im Drottmált: Thorleif ſetzte aus einander den Helden die Reutung (Beraubung oder Grauſamkeit) des Fürſten der Thrándir; die Menſchen haben weit davon getragen (verkündet) das häßliche Jarlsnidh (das garſtige Schmähgedicht auf den Jarl). Njórdr (der Seefahrer) beſchloß zu bringen (brachte) dem gewürdigten Gefilds- (Lands-) ſich-Anmaßer (d. h. dem Jarl) von Weſten ein Gedicht, vergalt dem Landeshüter (Fürſten) grimmig den zerbrochenen Löwen der Welle (das Schiff). Auch dieſe Strophe kann echt ſein, und iſt wahrſcheinlich von Thorleif ſelbſt. Aber ſie belegt nur, daß der Skalde das Rachelied wegen des zerbrochenen Schiffes in eigener Perſon nach Norwegen gebracht hat. Es war dieſes Kühnheit genug, ohne daß es der Skalde ſelbſt in des Jarls Halle brauchte vorzutragen. Durch jenes Zauberſpiel wird der Jarl krank. Als es mit ihm beſſer wird, wendet er ſich an ſeine Schutzgeiſter Thorgerdh Hörgabrud und Irpa, ihre Schweſter, und opfert ihnen, daß ſie durch ihr Zauberlied Thorleif verderblich werden ſollen. Es kommt dabei fitons anda theirra systra (Pythonis spiritu istarum sororum) vor. Dieſes zeigt deutlich die ſpätere Erfindung oder wenigſtens Abfaſſung der Saga. Es wird ein bezaubertes Holzmann (Mann) aus Holz gemacht und nach Eng'and gebracht und mit ihm kämpft Thorleif. Er ſingt dabei eine Weiſe. Er zerhaut den Holzmann, ſtirbt aber auch an den Folgen des Kampfes. Auch die letzte Partie gehört vielleicht der reinen Sage an, wiewol dabei Hallbiörn, ein geſchichtlicher Skalde, die Rolle ſpielt. Hallbiörn Hali [35]) wird im Skaldatal [36]) als Skalde Knut's Eirikſon's (des Königs von Schweden) und des Königs Sverrir (von Norwegen) aufgeführt. Was aber der Thátt Thórleifs von Hallbiörn erzählt, gehört der reinen Sage an. Der Schafhirt Hallbiörn Hali (Schwanz) pflegt des Nachts auf dem Grabhügel Thorleif's zu ſchlafen, und auf den Hügelbewohner einen Lobgeſang (loſkvaedit) zu machen, kann es aber nicht weiter bringen, als bis zu: hèr liggr skáld, hier liegt der Skalde. Da erſcheint ihm eines Nachts der Hügelbewohner im Traume, weiſſagt ihm, daß er ein Thiódhskáld (Volksſkalde) werden, und Lob (Lobgedichte) auf viele Häuptlinge machen werde, zieht ihm an der Zunge, und ſagt ihm eine Weiſe, in welcher der Skalde, der hier liegt, erhoben wird, der Hügelbewohner ſagt weiter: Nun ſollſt du ſo anheben die Skaldſchaft (Dichtkunſt), daß du ſollſt machen einen Lobgeſang auf mich, da, wenn du erwachſt ꝛc. Als er erwacht, kann er die Weiſe. Hierauf macht Hallbiörn einen Lobgeſang auf den Hügelbewohner und wird der größte Skalde, und fuhr (reiſte) bald draußen herum, und machte viele Geſänge auf Häuptlinge, und erhielt von ihnen große Würdigungen und gute Gaben, und gewann von dem großes Gut (Geld), und geht von ihm große Saga beides hier auf dem Lande und Auslandes, obſchon ſie nicht geſchrieben ſei. Bei dieſer letzten Partie kann doch vielleicht das Weſentlichſte geſchichtlich ſein. Schlief der Hirt häufig auf dem Grabhügel, ſo mußte er vom Wunſche beſeelt werden, ein Loblied auf den Hügelbewohner zu machen, weil die Todten für das Lob dankbar waren (ein anderes Beiſpiel nämlich von Watnar ſ. 3. Sect. 4. Th. S. 103, 104). Schlief der Hirt auf dem Hügel, konnte er auch leicht von dem Hügelbewohner träumen. Auch konnte er im Traume eine Weiſe zu Stande bringen, mit der es ihm wachend nicht hatte glücken wollen. Daß die

31) Der Seeſchlacht. 32) d. h. wir wiſſen unter dem Himmel keinen vorzüglichern Jarl als dich. Über die Lesart der Formanna-Sögur ſ. F. Wacheer 2. Bd. S. 289. 33) Haſt zu Odin neun Könige und Königsſöhne geſendet (erſchlagen). Wie in den Scriptis hist. Island. Vol. I. p. XX vermuthet wird, ſcheine hierher auch die Halbſtrophe in der Skalda in der Snorra Edda Ausg. von Rask S. 315—335 zu gehören: Wir hatten in dir, Hakon, wenn wir zur Schwert-Zwietracht (in die Schlacht) zogen — du röthetſt die Schäden (Beſchädiger) der Schleier der Skögul (d. h. der Panzer) — guten Beiſtand (die Wortfügung iſt: wir hatten guten Beiſtand). Aus dieſer Strophe läßt ſich ſchließen, daß der Skalde in des Jarls Dienſten geweſen und ihm in die Schlachten gefolgt iſt. 34) Die Strophe von Verbrennung des Schiffes kann immer echt ſein. Das Schiff wird zwar knörr, welches Kaufmannsſchiff bedeutet, genannt, aber knörr brauchen die Skalden auch häufig von Kriegsſchiffen.

35) S. über dieſen Müller, Sagabibliothek. 3. Th. S. 215—217, wo er von dem Thátt Thorleifs jarlaskálds handelt. 36) Bei Peringſkiold im 2. Th. der Heimskringla. S. 480, 482.

Strophe dem Thorleif selbst in den Mund gelegt wird, paßt zur Strophe nicht recht, denn in ihr kommt vor: Ich hörte, daß der Spitzenreicher (Held) ein Nid (Schmähgedicht) Hakonen schmiedete. 4) Thâttr Thorsteins Uxafóts, p. 105—134 Particula de Thorsteine Bovipede, p. 109—137. Thorstein Uxafótr (Ochsenfuß) ist eine geschichtliche Person, und befindet sich nach Snorri Sturleson [37]), Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 102 bei König Olaf auf der langen Schlange in der Seeschlacht von Swöldr, aber die Erzählung von ihm im Thâttr ist aller Wahrscheinlichkeit nach fabelhafte Ausschmückung des 14. Jahrh. [38]). Thorstein erschlägt namentlich Tröll (zaubermächtige Wesen). 5) Thâttr Helga Thórissonar p. 135—141. Particula de Helgio, Thoreris filio, p. 138—143 hat blos rein saglichen Werth, handelt von Helgi's Liebesabenteuer mit Ingbiörg, der Tochter Gudmund's von Gláfiswallir, und von den Trinkhörnern, die König Olaf Tryggvason vom Könige Gudmund von Gláfiswallir erhalten hat. Der König Olaf singt eine Weise, deren Gegenstand die Trinkhörner sind. Zauberei spielt in dieser Sage die Hauptrolle. Eingeleitet wird der Thâttr, wie der norwegische Herfir (Baron) Thorir auf Raudabeeg unfern von der Wik die Söhne Helgi und Thorstein hat, und sie eine Kauffahrt nordwärts nach Finnmark thun, um dort Smjör (Butter) und Fleak (Speck) an die Finnen (Lappen) zu verkaufen. Die Worte S. 139: Hier bringen wir dir, König! Grettir'n und ist nicht gewiß, wenn du (ihn) von dir bringst; beziehen sich, wie man glaubt, auf die Grettissaga c. 54, und scheinen die Unwissenheit des Verfassers zu verrathen, da diese Redensart auf das angewendet wird, was im 10. Jahrh. geschehen sein soll, da doch die Grettissaga anzeigt, daß die Gefangenschaft eines verbannten Isländers den Spielereien der Dichter des 13. und vielleicht des 12. Jahrh. den Stoff gegeben [39]). Die Abfassung dieses Thâttr setzt man in das 14. Jahrh. [40]). 6) Thâttr Hrómundar halta p. 142—151. Particula de Hromundo Claudo p. 144—147. Hauptgegenstand dieses Thattr ist die Erzählung der Herbeiführung und die Beschreibung der Schlacht Hrodmund's mit den Austmenn (Ostmännern) auf Fagrabekka in Island. Dieses stellt auch dar die Landnámabók Islands bygdar T. II. c. 32. p. 171—179. Von den zwölf Strophen, welche die Landnamabok einwebt, hat aber der Thâttr nur die drei ersten. Die beiden ersten, welche sich auf den Glauben der Germanen an die Weissagekunde der Vögel beziehen, sind auch ins Teutsche übersetzt von F. Wachter (Gesch. Sachsens, 2. Bd. S. 387, 388). Vergl. den Art. Hrafnagaldr Othins. 2. Sect. 11. Th. S. 293: Draußen hör' ich den Schwan des Wundenborns ꝛc. Mit der Geschichte Olaf's Tryggvason's hängt der Thâttr dadurch zusammen, daß einer der Hauptkämpfer, nämlich Hallsteinn (nach der Landnámabók Hásteinn, Hochstein), aus Island fährt, von Olaf Tryggvason den Christenglauben annimmt, sein Mann wird, endlich auf der langen Schlange fällt. Auch die Landnámabók sagt: Hásteinn fuhr hinaus und fiel auf dem langen Wurme (Schlange) mit [41]) (bei) König Olaf Tryggvason. Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 102 [42]) führt unter den Streitern auf der langen Schlange auch einen Hallstein, nämlich aus Fyrdir, auf. So könnte der Hallstein unsers Thattr genannt worden sein, als er sich in Norwegen niedergelassen. Die Abfassung des Thattr setzt man aus innern Gründen in das 12. Jahrh. [43]). 7) Thâttr Haldórs Snorra Sonar p. 152—198. Particula de Haldore Snorri p. 155—198 steht im Pergamentcodex der Arná-Magnäanischen Handschriftensammlung Nr. 62, bezeichnet durch S, zuletzt, und hat daher die Aufschrift: Sidhasti Thâttr Olafs sögu Tryggvasonar Noregs konúnga, letzter Theil (Abtheilung) der Olaf's Saga Tryggvasonar des Königs Norwegens zerfällt selbst wieder in drei Theile, nämlich: A) Cap. 1 bis 2 handelt von Haldor, dem Sohne Snorri's, des Gothis [44]) von Island und Einar Thambarskelfir. Haldor ist in Norwegen bei König Harald Sigurdarson, und erschlägt den Schuhknaben (Schuhbedienten, Skóveinn) Einar's Thambarskelfir's, der ein Schmähgedicht auf ihn gemacht. Auch diese Partie ist erst später verfaßt, denn es heißt in ihr: Haldor ging stils zu Bergliot (der Gemahlin Einar's Thambarskelfir's), und sagte ihr viele Abenteuer (aefintyr), die sie gemacht hatten außenlandes in seinen und des Königs Harald Fahrten. Für aefintyr wird im reinen Altnordischen, wie es vorzüglich Snorri Sturleson schreibt, tidindi (Zeitungen, d. h. das, was in der Zeit geschieht) und zur Bezeichnung der nähern Umstände eines Ereignisses atburdir (Zuträgnisse) gebraucht. Wegen Kali's Erschlagung stefnet (sagt an) Einar ein vielmänniges Thing (zahlreiche Gerichtsversammlung), und in der Rede, die er an das Thing hält, erzählt er, was sich zugetragen, als er bei König Olaf Tryggvason auf der langen Schlange war. Diese Erzählung paßt aber nicht zu dem, was Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Tryggvasonar und die große Olaf's Saga berichten, noch stimmt sie auch mit den Aussagen Einar Thambarskelfir's selbst überein, wie sie in den drei Olaf's Sögor Tryggvasonar sich finden. Man schließt, daß diese Partie des Thâttr die Erdichtung einer spätern Zeit sei [45]). B) Cap. 3 bis 6 enthalten die Erzählung vom Bischofe Sigurd, und sind wörtlich aus der Arbeit Gunnlög's übertragen [46]), wie wir bereits oben in diesem Artikel gesehen haben.

37) Bei Schöning S. 301. Vergl. die große Olaf's Saga Tryggvasonar 2. Bd. S. 251, 329, 330. 38) s. Mütter, Sagabibliothek 3. Th. S. 240. 39) So nach *Egilsson*, Historia Olavi Tryggvii filii P. extera p. 142 und der Praefatio Vol. I. p. XXI. 40) G. P. C. Mütter, Sagabibliothek 3. Th. S. 240.

41) Medh muß häufig durch unser bei übertragen werden, wäre dieses nicht, so müßte man hier annehmen, der Verf. der Landnamabok habe gegtaubt, daß Olaf Tryggvason auf der langen Schlange gefallen sei. 42) Bei Schöning S. 302. Vergl. die große Olaf's Saga Tryggvasonar. 2. Bd. S. 252. Der Skalde Hallarstein hat mit diesem Hallstein nichts gemein. 43) G. Mütter, Sagabibliothek 3. Th. S. 464. 44) Gothi von godh, Götter, bedeutet Opferhäuptling, und dann später in der Christenzeit Bezirksvorsteher, s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. XVIII. 45) G. Müller. Sagabibliothek 3. Th. S. 336, 337. 46) Vergl. dens. 3. Th. S. 206, 207.

Digitized by Google

C) Cap. 6 bis 7 handelt von den Quellen, nämlich von Odd's und Gunnlóg's Arbeiten, und wir haben diese Stellen schon oben im ersten Abschnitte betrachtet, und endlich den Epilog des Schriftstellers, der an die Bearbeitung der Olaf's Saga Tryggvasonar, wie sie sich im Flatey'schen Codex findet, die letzte Hand angelegt hat. Aus diesem Epilog werden wir weiter unten eine Stelle mittheilen, zur Zeitbestimmung, wenn die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar muß vollendet gewesen sein. 8) Saga af Thórsteini Baearmagni p. 175—198. Vita Thorsteinis Domo-Majoris [47]) p. 174—200 gehört der reinen Sage (Erdichtung) an. Hauptgegenstand sind die wunderbaren zauberhaften Trinkhörner, Hvítingar, welche der Riese (das zaubermächtige Wesen) König Geirraud in Geirraudargardir in Jotunheimar (den Riesenwelten) besitzt. Thorstein, der hier die Rolle des Gottes Thor spielt, bringt Geirraud'en mittels eines Zaubersteins, den Ersterer von einem Zwerg erhalten, um das Leben, und die Trinkhörner dem König Olaf Tryggvason. Da auch König Gudmund von Glasiswallir eine Rolle dabei spielt, so haben wir Einiges aus dieser Saga im Artikel Odains-akur in diesen Nachträgen mitgetheilt. Man muthmaßet, daß die Saga af Thorsteini Baearmagni vielleicht im 15. Jahrh. erdichtet sei [48]). Auch steht sie nicht im Flatey'schen Codex, aber doch auf Pergamenthandschriften [49]). 9) Thättr Thorsteins skelks p. 199—203. Particula de Thorsteino Trepidulo p. 197—200 handelt von einem Isländer dieses Namens, der bei König Olaf Tryggvason ist, und dem des Nachts ein Púki, der auch Dólgrinn (der Feind) genannt wird, also der Teufel erscheint, und erzählt, was Sigurdr Fasnisbani und Starkadr für Höllenstrafen dulden. Weder Thorstein Skelk noch sein Vater Thorkell, der Sohn des berühmten Asgeir Ádikoll, werden, so viel man weiß, anderwärts erwähnt. Doch kann die Abfassung dieses Thätes nicht später als in das 13. Jahrh. gesetzt werden. Die geschichtliche Wahrheit desselben sucht man durch die Annahme zu retten, es habe jemand, den der König dazu angestellt, auf diese Weise Thorstein'en Schrecken einflößen, und seine Geistesgegenwart auf die Probe stellen wollen [50]). 10) Thátter Orms Storólfssonar p. 204—228. Particula de Ormo Scorolfi filio p. 201—242 (s. den Art. Orms Saga Storolfssonar ok Asbiarna Pruda in diesen Nachträgen. Mehr Thättir, als die, welche in dem dritten Bande der großen Olaf's Saga gedruckt sind, finden sich im Flateyar Codex der Saga des Königs Olaf Tryggvason beigeschrieben, als der Thaettr um Hédhin og Högna, Nornagests Thättr und Fundinn Noregr. Sie sind, wie der Fórmali zum dritten Bande der Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur bemerkt, hinweggelassen, weil sie eigentlich nicht zur Geschichte Olaf's Tryggvason's gehören, und die Zutrágnisse, welche sie darstellen, viel älter als der Zeitraum sind, als die Geschichten des Königs Haralld des Haarschönen und Olaf's Tryggvason's. Doch bemerkt der Fórmali selbst, daß auch einige von den hier abgedruckten Thätten von Vielen als von gleicher Natur scheinend angenommen werden würden. Gewiß sind einige ebenso rein saglicher Natur, als z. B. die Nornagests-Saga. Da aber die große Olaf's Saga Tryggvasonar ihren Helden auch in rein mythischer Beziehung vollständig darzustellen sucht, so hätte vorzüglich hier die Noenagests-Saga unter den Thätten nicht fehlen dürfen, da es charakteristisch ist, daß dieser Vernichter des Heidenthums den Nornagest veranlaßt, die verhängnißvolle Kerze zu verbrennen, und dadurch Noenagest's Tod herbeiführt. Der Verfasser der zweiten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hatte daher mit richtigem Blick den Nornagests-Thátter und andere Thaettir, wenn sie auch rein mythisch sind, beigegeben, weil Olaf Tryggvason auch in dieser Beziehung vollständig geschildert werden sollte. Der Flateyar Codex oder die Flateyarbók ist geschrieben ums J. 1395 [51]). Aber an die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, welche dieser Codex enthält, ist die letzte Hand vor dem J. 1380 gelegt, in welchem Olaf, Hakon's Sohn, Dänemark und Norwegen in ein Reich vereinigte. Zu jenem Schlusse glaubt man sich durch den Epilog der Olaf's Saga Tryggvasonar berechtigt. Es heißt hier nämlich im Thättr Haldórs Snorrasonar, Cap. 7: Fyrir vald ok verdhleika thessa gudhs ástvinar, Olafs konúngs Tryggvasonar, eru saelir Noregsmenn [52]), ok eigi at eins their, heldr jafnvel their er hèr byggia Island ok öll thau lönd, er undir Noreg liggia etc. Für (durch) die Gewalt und die Verdienste dieses Gottesliebfreundes, des Königs Olaf Tryggvason, sind selig (glücklich) Norwegens Menschen, und nicht allein die, vielmehr gleich gut die, welche hier bewohnen Island und alle die Lande, welche unter Norwegen liegen. Hieraus erhelle, schließt man [53]), daß diese Recension zu Ende gebracht worden sei, während Norwegen noch ein Reich für sich war, dem Island und die übrigen Lande unterworfen waren. Uns scheint dieser Schluß nicht sicher. Island und die übrigen Lande,

47) Vergl. Vol. I. p. XXII: Particula de Thorsteine, ob vires Baearmagn (domipotente) dicto. Baearmagn bedeutet wörtlich: des Landgutes, des Gehöftes, der Stadt Stärke, Kraft. 48) Mehr über den Inhalt und die Beurtheilung dieser Sage s. bei Mütter, Sagabibliothek. 3. Th. S. 240—261. 49) Über die Handschriften dieser Saga und der Thaettir und der Saga skálda Haralldz konúngs hárfagra s. den Fórmali zum 1. Bande der Fornmanna-Sögur S. 6—8 und die Praefatio in den Scr. hist. Island. Vol. I. p. XIX—XXIII. Die Abschriften hat genommen der damalige Cand. Theol. Thorgeir Gudmundsson, welcher auch das Register der in der großen Olaf's Saga Tryggvasonar vorkommenden Personennamen verfaßt hat, das im 3. Bande der Fornmanna-Sögur steht. Die Abschriften, welche zu Grunde gelegt worden sind, haben im Vereine mit Thorgeir Gudmundsson verglichen die damaligen Professoren R. Rask und C. C. Rafn. 50) S. die Praefatio zum 1. Bd. der Scr. hist. Island. p. XXII.

51) S. P. E. Mütter, Sagabibliothek. 3. Th. S. 440. 52) In den frühern Zeiten war es nicht gewöhnlich, daß die Norweger Noregsmenn (Norwegens Männer) genannt wurden, sondern sie hießen Nordhmeon (Nordmannen), wovon die Heimskringla so reich an Beispielen ist, daß es ihrer Anführung nicht bedarf. 53) So die Praefatio zur Historia Olavii Tryggvii filii in den Scr. hist. Island. Vol. I. p. X.

welche früher zum Reiche Norwegens gehört hatten, konnten recht gut dann auch noch als Norwegen unterworfen betrachtet werden, als dieſes ſchon mit Dänemark vereint war. Als der Flateyar Codex geſchrieben ward, war die Vereinigung Norwegens und Dänemarks noch zu neu, als daß man ſich in Island ſollte ſchon daran gewöhnt haben, ſich dieſes Land als Dänemark unterworfen zu denken. Dänemark und Norwegen hatten zwar einen und denſelben König, aber Norwegen glaubte nicht, daß es unter Dänemark liege, obgleich beide einen König hatten, ſondern es betrachtete ſich als ein beſonderes Reich. Daher glauben wir, daß die eben betrachtete Stelle des Epilogs nicht verhindert anzunehmen, daß die Vollendung der zweiten Recenſion der Olaf's Saga und die Vollendung der Flateyarbók zuſammenfallen, und daß die Zuſammentragung der Flateyarbók eben dieſe Abfaſſung der zweiten Recenſion veranlaßt hat, oder mit andern Worten dem Flateyar Codex zu Gunſten geſchehen iſt. Vor Zuſammentragung der Flateyarbók war wahrſcheinlich nur erſt die erſte Recenſion vorhanden und die Thaettir fanden ſich zerſtreut. Zum Behufe der Flateyarbók wurden ſie zuſammengetragen. Außer den hinzugefügten Thátten ſtimmt die zweite oder die Recenſion der Flateyarbók zwar in vielen Stücken mit der erſten Recenſion überein, weicht aber auch in andern von ihr ab. Doch deswegen braucht man nicht eine beſondere Recenſion anzunehmen, welche zwiſchen der in den Fornmanna-Sögur und der in der Flateyarbók liege. Der Veranſtalter dieſer Sammlung konnte recht gut ſich zu jenen Abweichungen berechtigt glauben. Da der Verfaſſer der erſten Recenſion den Mönch Oddr nicht anführt, ſo ſchließt man, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der Verfaſſer der erſten Recenſion die Oddiſche Arbeit nicht zu Händen gehabt hatte. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte außer den Thátten der Verfaſſer der zweiten Recenſion auch noch andere Schriften vor ſich, welche der Verfaſſer der erſten nicht benutzt hatte; und ſo erklärt ſich hinlänglich, warum ſich der Sammler in der Flateyarbók nicht ſtreng an die erſte Recenſion hielt, ſondern eine zweite zum Behufe ſeiner großen Sammlung für nöthig erachtete. Herausgegeben nach der Flateyarbók iſt die Saga thess Halofflega Herra, Olafs Tryggvasonar Norega Kongs o: Historia Olavi, Tryggvae filii, Scalholti. Vol. I. 1689. p. 238. Vol. II. 1699. p. 336 et 37 in 4. Hier finden ſich die Thaettir, welche die erſte Recenſion nicht hat, theils in die Saga eingewebt, theils im Anhange, nämlich T. I. c. 168—173. p. 201—210. Thättr Thorleifs jarlaskálds. c. 175—177. p. 214—216. Fundinn Noregr [54]), T. II. c. 13. p. 20—36. Thátter Thorsteins uxafóts, c. 17. p. 49—58; Saula Thátte [55]); c. 32. p. 132—146. Nornagests Thättr [56]), c. 54. p. 201—206. Thättr Hrómundar halta; c. 56. p. 208—210. Thättr Thorsteins skelks; und im Anhange Thättur Orms Storolfssunar, ſ. d. Art. Orms Saga in dieſen Nachträgen. Schon die erſte Recenſion der großen Olaf's Saga zeigt ein Streben, Alles in ſich aufzunehmen, was nur einigermaßen in Berührung mit der Geſchichte und den Sagen von Olaf Tryggvaſon ſtand. Die zweite Recenſion läßt ſich von dieſem Streben noch weit mehr beherrſchen. Außer den genannten Thátten (Theilen), welche ſie mehr hat, iſt ſie noch in Einzelheiten reicher, und hat z. B. T. II. p. 190 ſelbſt ein ganzes Capitel (c. 49), welches in der Olaf's Saga Tryggvaſonar der Fornmanna-Sögur ſich nicht findet, nämlich die Erzählung, wie Olaf Tryggvaſon Frey's Roſſe entweiht und dem Bildniſſe deſſelben beide Hände abhaut. Die Erzählung gehört der reinen Saga, d. h. der Dichtung, an. Doch waren den Isländern in den alten Liedern und Sögor die Gebräuche und die Anſichten des Heidenthums treu überliefert worden, ſodaß die ſpätern Dichtungen zwar immer zugleich das Gepräge der chriſtlichen Anſichten, aber zugleich doch auch wahre Züge aus dem Geiſte des Heidenthums enthalten [57]). Deshalb haben wir im Art. Orakel, 3. Sect. 4. Thl. S. 359 etwas von dem Inhalte dieſer Sage mitgetheilt. Während die zweite Recenſion der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar die oben genannten Thaettir und manches andere mehr hat, hat ſie auch hie und da etwas hinweggelaſſen, ſo z. B. Harald's Grafeld's Heerfahrt nach Biarmaland und einige Verſe, welche Stücke allerdings keinen Bezug auf die Geſchichte Olaf's Tryggvaſon's haben.

4) Betrachtung der Oddiſchen, der Snorri'ſchen und der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar in Beziehung auf die Geſchichte des Jarls Hakon. Was Snorri Sturleſon Cap. 8—14 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 180—188 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 48—53 in den Fornmanna-Sögur T. I. p. 82—88 umſtändlich erzählen, deutet die Oddiſche Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap.

54) In größerm Umfange findet ſich der Fundinn Noregr bei *Biörner*, Nordiska Kaempa Dater. S. über dieſes Werk, welches der reinen Saga größtentheils anheimfällt, Mütter, Sagabibliothek. 2. Th. 55) Bei *Biörner*, Saga af Sorla Sterka o: Historia de Sorlo Robusto. S. über ſie Mütter, Sagabibliothek. 2. Th. S. 618 fg. 56) Nornagests Saga bei Biörner, und bei v. d. Hagen, Altnordiſche Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreiſe des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören, S. 5—26, und überſetzt von demſelben, Nordiſche Heldenromane, 5. Bdch. S. 115—171. über dieſe Saga, welche rein mythiſch iſt, ſ. Mütter, Sagabibliothek. 2. Th. S. 103.

57) Vergl. Grimm, Teutſche Mythologie S. 377 fg., wo er die Sage mittheilt. Er bemerkt in Beziehung darauf, daß in den Fornmanna-Sögur dieſes Capitel weggeblieben, „wenn auch neuerer Zuſatz, hätte es als bedeutſame Überlieferung im Anhange Platz verdient." Überlieferung iſt natürlich die ganze Erzählung nicht zu nennen, weshalb ſich auch Grimm S. 378 beſtimmter ausdrückt: „Die ganze Erzählung trägt ſpäteres Gepräge an ſich, iſt aber doch aus der nordiſchen Tradition hervorgegangen und beſtätigt uns, daß dem Freyr Pferde geheiligt wurden, die man in dem geweihten Umkreiſe ſeiner Tempel hielt." Dieſe und andere Einzelnheiten ſind allerdings aus der nordiſchen Tradition hervorgegangen. Daß aber Olaf Tryggvaſon und ſeine Begleiter dieſe Pferde, um ſie zu entweihen, geritten hätten, und wie Olaf Frey's Bildniß mit ſich in die Volksverſammlung geführt, dieſes alles iſt reine Sage oder Dichtung. Die Snorriſche Olaf's Saga Tryggvaſonar enthält nicht einmal eine Andeutung davon, ſo auch ſelbſt noch die erſte Recenſion der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar.

15. S. 257 nur an: Hakon war ein mächtiger und einsichtsvoller Mann, und mit seinen Räthen und Teugräthen gewann er zu kommen über Haralld Gunnhildarson zu Hals in Limafiörd, und den andeen, Gullharald, den er selbst [58]) legte zur Erde [59]) nach dem Willen des Dänenkönigs. Meistervoll ist, wie durch Hakon's Trugräthe dieses herbeigeführt wird, die Darstellung bei Snorri Sturleson, und der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hat fast alles buchstäblich aus dem Werke Snorri's entlehnt. Zur Belegung dieser Partie hat Snorri aber nur zwei Strophen beigebracht, nämlich Cap. 13 (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 186, 187) und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 53. S. 88, 89 zwei Strophen aus der Grafelldardrápa des Glumr Geirason, welche sich darauf beziehen, wie Haralld Grafeld seiner Leibwache gebietet, die Schwerter zur Schlacht zu zücken, und wie der Held auf des Limafiörd's weitem Ufer zu Hals liegen mußte. Die geheimen Gespräche des Jarls Hakon mit Goldharalld und dem Dänenkönige Haralld, durch welche er die Ränke einleitet, welche den Fall Haralld's Grafeld's und Goldharalld's zu Folge haben, sind zwar wahrscheinlich der Sache nach, aber nicht den Worten nach als geschichtlich zu betrachten. Doch war die Darstellung von jenen Trugräthen wahrscheinlich schon früher in die Geschichtswerke der Isländer aufgenommen, erhielt aber ihre schönste Gestaltung von Snorri Sturleson, der vorzüglich ein Freund in umständlicher Darstellung solcher und ähnlicher mit Klugheit ausgeführter Unterhandlungen ist. So umständlich aber Snorri Sturleson in Darstellung der so erfolgreichen Trugräthe des Jarls Hakon ist, so gefiel doch dem Verfasser der Fagurskinna S. 75—86 eine noch ausführlichere Darstellung, obgleich er bei Darstellung des Lebens Olaf's Tryggvason's ziemlich kurz ist. Die Knytlinga Saga bemerkt Cap. 1. S. 179: König Haralld Gormsson [60]) berieth duech Trügereien auch den Lebenslaß (den Tod) des Königs Haralld Gunnhildarson, des Königs Norwegens, wie geschrieben ist in dem Leben der Könige Norwegens (i aefi Noregs konúnga). Leicht ist hiermit Snorri Sturleson's Geschichtswerk vermeint. So auch, wenn die Jomswikingasaga Cap. 9 in der schwedischen Ausgabe anführet, daß Hakon's Trugräthe erzählt seien in der Konúngabók (der Könige Buch) ist unter dieser vielleicht Snorri Sturleson's Geschichtswerk gemeint. Die Jómsvikinga-Saga in den Fornmanna-Sögur 11. Bd. Cap. 6—7. S. 19—25 erzählt den Weg, den Jarl Hakon zu seinen Trugräthen einschlug, und auch die übrigen Umstände anders, als Snorri Sturleson, ein Beweis, wie wenig auch die geschichtlichen Sögor im Betreff der nähern Umstände, mit welchen die Ereignisse erzählt werden, als wirkliche Geschichte gelten können, und wie sehr sie hiein dem Geschichtswerke Herodot's gleichen. Was Snorri Sturleson Cap. 15 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 188, 189 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 54. S. 89, 90 von der Ländertheilung in Norwegen umständlich erzählen, drängte die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 15. S. 257 zusammen: Und so wurden diese beiden Reiche zusammengelegt, Noregr und Dänemark. Und da erlangte Hakon das große Gold, das sein Blutsfreund gehabt hatte. Hierauf setzte König Haralldr Hakon (als) Verwaltungsmann (forrádsmann) und Jarl über Noreg, aber er sollte zahlen Schatzungen dem Dänenkönige in jedem Jahre. Und so fuhr es 13 Winter, daß die Noedmenn (Norweger) waren gehorsamschuldig (lydhskylldir) unter den Dänen. Daß Jarl Hakon das viele Gold Goldharalld's erlangt, hieroon bemerkt Snorri Sturleson, und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar nicht, wol aber erzählt es die Jómvikinga-Saga in den Fornmanna-Sögur c. 7. p. 24 und zwar umständlich. Snorri Sturleson Cap. 16—18 bei F. Wachter S. 190—205 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggoasonar Cap. 55—96. S. 90—96 erzählen, wie Jarl Hakon Gunnhild's Söhne aus dem Lande vertreibt. Da die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Hakon's Lebensgeschichte nicht umständlich darstellen, sondern Andeutungen geben will, so bemerkt sie doch dieses auch nicht einmal, und setzt als bekannt voraus, Jarl Hakon habe sich gegen Gunnhild's Söhne gehalten. In dieser Partie hat aus Einar Skalaglamm's Wellekla Snoeri Sturleson Cap. 16 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 190, 191 eine Halbstrophe, welche besingt, wie Hakon zur Wohlfahrt des Landes sich sieben Landschaften unterwieft, und Cap. 18. S. 199—205, vier Ganzstrophen, welche sich auf die Schlacht des Jarls Hakon und des Königs Ragnfrod's, des Sohnes Eirik's, in Sogn beziehen, so auch Cap. 17. S. 196 eine Ganzstrophe aus der Grafelldar-Drápa von Glum Geirason, in welcher dieser Skalde klagt, welches Glück ihm dadurch entgangen, daß Haralld gefallen. Jene Halbstrophe und alle diese Strophen hat auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 55. S. 91. Cap. 56. S. 94, 95. Von den zwei äußerst merkwürdigen Ganzstrophen und der Halbstrophe aus den Welleka aber, welche Snorri Sturleson Cap. 16 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 191—195, hat, und die besingen, wie Hakon die Tempel und den Opferdienst hergestellt hat, und nun wieder die Fruchtbarkeit in das Land zurückgekehrt ist, und der Jarl ein weites Reich beherrscht, hat der Verfasser der großen [61]) Olaf's Saga Tryggvasonar grade die wichtigste hinweggelassen, nämlich die, welche besingt, wie die Erde wieder grünt, wie zuvor, seitdem die Krieger wieder zu den Opfern sich wenden, und Held Hakon die Heiligthümer der Götter bauen läßt (s. die Strophe erläutert bei F. Wachter, 2. Bd. S. 194). Diese Strophe des gleichzeitigen heidnischen Skalden ist äußerst wichtig. In den Sögor kommt häu-

58) Der Verfasser setzt nämlich als allgemein bekannt voraus, daß, wie Snorri Sturleson und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvasonar erzählen, König Haralld Grafeld zwar durch Hakon's Trugräthe fiel, aber nicht durch ihn selbst, sondern durch Goldharalld erschlagen ward. 59) Lagdhi vidh jördhu, aller Wahrscheinlichkeit nach Übersetzung von humi prostravit. 60) Dieser ließ sich nämlich durch den Jarl Hakon zur Theilnahme an jenen Ränken verleiten.

61) Die Oddische Olafs Saga Tryggvasonar hat diese ganze Partie nicht.

fig vor, daß wenn den Göttern nicht geopfert wird, Unfruchtbarkeit eintritt. Aber wer wüßte mit Sicherheit, daß dieses die heidnische Ansicht der Nordmannen gewesen, und sie ihnen nicht erst später untergelegt worden, wenn uns Snorri Stuleson nicht die gleichzeitigen Skaldenlieder der Heidenzeit erhalten hätte. Snorri Sturleson, obwol ein sehr frommer Christ, hielt es doch für seine Schuldigkeit, da er als Geschichtschreiber die Kunde der Vorzeit treu überliefern wollte, auch das anzuführen, was zu Gunsten des Heidenthums angeführt werden konnte. Unter Gumhild's Söhnen, welche die Opfer gestört hatten, war Norwegen schrecklich durch Hungersnoth heimgesucht worden. Als Hakon den Opferdienst hergestellt, kehrte die Fruchtbarkeit zurück. Snorri Sturleson hielt für seine Pflicht diese Thatsache durch die Strophe des gleichzeitigen Skalden auf die Nachwelt zu bringen. Natürlich glaubte er selbst nicht, daß die Fruchtbarkeit mit dem Opferdienste zusammenhinge, denn er bemerkt in der Saga von Grafeld Cap. 17 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 154: Da, als Gunnhild's Söhne herrschten über Noreg, machte sich großer Nahrungsmangel, und ward um so größer, je länger sie gewesen waren im Lande; aber die Bändor rechneten das den Königen zu ꝛc. Nun erzählt er weiter von der großen Unfruchtbarkeit, namentlich, wie einmal mitten im Sommer Schnee gelegen. Cap. 2. S. 120: Da brachen sie nieder Tempel, und verdarben die Opfer, und bekamen von dem große Unfreundschaft. Das war bald in ihren Tagen, daß der Gang der Fruchtfülle verdarb in ihrem Lande, indem viele Könige waren, und deren jeder (ein) Hird (Leibwache, Hofgesinde) um sich hatte ꝛc. So deutet Snorri Sturleson geschickt an, daß er nicht glaube, daß, wie er in der Urfage, welche er vor sich hatte, vorfand, der Mangel an nährenden Erzeugnissen mit Störung des Opferdienstes zusammenhinge. Daß jeder der Könige eine Hird um sich hatte, konnte zwar nicht bewirken, daß selbst im Sommer Schnee fiel. War aber das Land schon ausgezehret von den großen Gefolgen der Könige, so mußte, wenn ungünstige Witterung das Wachsen des Korns hinderte, die Noth um so größer werden. Daher bemerkt Snorri auch Cap. 17 bei F. Wachter, 2. Bd. S. 154, wo er von der großen Hungersnoth in Norwegen handelt, die Bändor hätten das auch den Königen mit zugerechnet, daß sie geldgierig waren, und das Recht der Bauern hart machten. Nachdem Snorri Sturleson so hinlänglich angedeutet hatte, was eigentlich der Grund war, warum ungünstige Witterung um so nachtheiliger wirkte, je mehr das Land schon ausgesaugt war, so konnte er recht gut, um darzustellen, mit was für günstigen Augen die Norweger die Wiederherstellung des Opferdienstes angesehen, jene Strophen von Einar Skalaglamm folgen lassen. Aber der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar war ein kleinerer Geist, und fürchtete, man möchte jene zweite Strophe als ein Lob des Heidenthums deuten, und ließ sie hinweg, aber zum größten Nachtheile seiner Olaf's Saga Tryggvasonar. Olaf Tryggvason konnte nur durch Arglist, Grausamkeit und Gewalt das Heidenthum stürzen. Und was verblendete die Norweger so sehr gegen das Christenthum? Snorri Sturleson antwortet darauf im voraus, indem er erzählt und singen läßt, wie unter Eirik's Söhnen, welche den Opferdienst störten, Hungersnoth Norwegen auf das Schrecklichste heimgesucht, und wie mit Wiederherstellung der Opfer die Fruchtbarkeit des Landes zurückgekehrt. Die Bändor mußten in der Ansicht, daß nur Glück bei Beibehaltung des alten Glaubens sie dadurch bestärkt werden, weil sie sahen, daß sich die Fruchtbarkeit unter Hakon dem Guten, welcher die Opfer nicht stören durfte, erhalten hatte, und unter seinen Nachfolgern, den Eirik's Söhnen, den Störern der Opfer bald Mangel an nährenden Erzeugnissen eintrat. Die Bändor mußten daraus schließen, daß sie sehr wohl gethan, als sie Hakon zur Theilnahme an den Opfern zwangen, und um so mehr zu standhafter Beibehaltung des Opferdienstes geneigt gemacht werden. Daher ist bei Snorri Sturleson alles klar, warum Olaf Tryggvason nur durch Arglist, Grausamkeit und Gewaltthat zu seinem Ziele gelangen konnte. In der großen Olaf's Saga Tryggvasonar ist dieses verdunkelt, da sie nicht alles dahin Bezügliche aus Snorri Sturleson's Geschichtswerk aufgenommen hat. In der Oddischen Olaf's Saga Tryggvasonar ist in dieser Beziehung völlige Finsterniß, da der Mönch Odde allerdings das nach ihm verfaßte Snorri'sche Geschichtswerk nicht benutzen konnte, aber doch wenn er den echten Geist eines Geschichtschreibers, wie Snorri Sturleson, gehabt, wenigstens einen Theil der Snorri'schen Quellen hätte verwenden können, wenn ihm nicht alle zu Gebote standen. Wir betrachten nun die Olaf's Saga Tryggvasonar weiter im Vergleiche mit den übrigen. Cap. 19—20 bei F. Wachter, S. 205—210 handelt er von Heirath des Jarls Hakon, wie sehr er nämlich Thora'n, die Tochter Skaki's Skoptason's, liebte, und seine und Thora's Tochter an Skaki Skoptason verheirathete, und diesem Skopti, der den Bezeichnungsnamen Zeitungen-Skopti hatte, gleich den Rang nach sich gab, dieses Hakon's Sohn, Eirik, verdroß, und er Skopti'n erschlug, nach Dänemark floh, und von ihm Jarlthum und damit Wingulmörk und Raumariki zur Verwaltung erhielt. Im Betreffe des Falls Skopti's durch Eirik hat Snorri Sturleson Cap. 20. S. 207—209 zwei Strophen aus der Vandaeapa von Eyolf Dadaskald, und S. 210 eine andere von demselben im Betreffe des Aufenthalts Eirik's in Dänemark und in Beziehung auf das, wie er über Land gesetzt wird. Diese Partie nebst den Strophen hat die Oddische nicht, noch selbst auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar. Vermuthlich, weil sie zu entfernt mit Olaf's Geschichte zusammen zu hängen schien. Doch ist sie wichtig, da sie uns zeigt, wie thatkräftig Eirik schon in seinem zehnten oder elften Jahre war. Da Eirik es war, welcher Olaf's großes Schiff, die lange Schlange, eroberte, und Olaf's Fall herbeiführte, so sind bei Snorri Sturleson, welcher dann im 21. Cap. bei F. Wachter, S. 211—214 von Olaf's Jugendthaten in Rußland handelt, beide Helden, die einst mit einander so große Kämpfe führen sollten, sehr künstlerisch schon hier zusammengestellt, wo ihre Bahn noch weit aus einander zu liegen scheint. Aber der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, der doch

Digitized by Google

aus Snorri Sturleſon ſo viel entlehnt, überſah dieſes, und gehörte alſo nicht mehr zu den künſtleriſch geübten Männern, für welche Snorri Sturleſon geſchrieben hatte. Dieſer gibt nämlich niemals an, warum er dieſes oder jenes erzähle oder dieſes oder jenes an dieſem oder jenem Orte vortrage, ſondern ſetzt immer geübte Hörer oder Leſer voraus, welche ſeine künſtleriſchen Zwecke errathen. Nachdem Snorri Sturleſon hierauf weiter von Olaf's Geſchichte eine Partie hat, welche wir im fünften Abſchnitte dieſes Artikels betrachten werden, kommt eine auch für die teutſche Geſchichte wichtige Partie, und in ihr treffen Kaiſer Otto, der Dänenkönig Harald Gormsſon, der Jarl Hakon und Olaf Tryggvaſon zuſammen. Zu ihr bahnt ſich Snorri Sturleſon den Weg durch das 13. Cap. bei F. Wachter, S. 216, in welchem er erzählt, warum Jarl Hakon keine Schatzung deshalb an den Dänenkönig zahlte, weil er ſie zur Landesvertheidigung gegen Gunnhild's Söhne verwendete. Hierdurch erinnert er aber zugleich wieder an die Abhängigkeit des Jarls vom Dänenkönige, und geht dann zum 24. Cap. S. 217 über, in welchem er darſtellt, wie Kaiſer Otto dem Dänenkönig Harald entbieten läßt, daß er das Chriſtenthum annehmen ſolle, oder er ihn in anderm Falle mit Heeresmacht angreifen werde. Der Dänenkönig rüſtet ſich zur Vertheidigung des Landes, und namentlich des Werks (nämlich des Danawioki) und läßt auch den Jarl Hakon mit Heeresmacht aus Norwegen zu ſich kommen. So leitet Snorri Sturleſon dieſe Partie ein. Die Oddiſche Olaf's Saga nimmt dieſen Weg, und beginnt das 12. Cap. S. 245: In der Zeit, als machten ihren Bund der Gütergemeinſchaft (fèlag sitt), Olaf Tryggvaſon und Jarl Sigurdr (nämlich von Nordhimbraland, Northumberland), da herrſchte über Saxland und Peituland[62]) Kaiſer Otta (Otto), er ward genannt Kaiſer Otto der Rothe ꝛc. Vorſichtiger iſt Snorri Sturleſon, er nennt den Kaiſer nur im Allgemeinen Otta. Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar ſagt dagegen Cap. 66: Kaiſer Otto, welcher der junge (hinn úngi) ward genannt, band deſſen Verheiß (that das Gelübde) ꝛc. Unter Kaiſer Otto dem Jungen verſteht ſie, wie aus Cap. 65. S. 119 unwiderleglich hervorgeht, den dritten, denn ſie ſagt: Nach Konrad richſete (rikti, regnavit; hat es alſo aus dem Lateiniſchen überſetzt, ſowie auch daraus hervorgeht, daß ſie bei der Berechnung ár [Jahre] nicht vetr, Winter und auch für die altnordiſche Form Otta, welche Snorri Sturleſon und auch der Überſetzer des Oddiſchen Geſchichtswerks hat, Otto braucht), Heinrekr 18 Jahre, dann Kaiſer Otto der Große 38 Jahre, dann Otto der Rothe ſein Sohn 9 Jahre, dann Otto der junge (hinn úngi), Sohn Otto des Rothen, 18 Jahre. Der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar ſchickt nämlich, weil er keine künſtleriſchen Zwecke verfolgt, ſondern alles, was nur einigen Zuſammenhang mit Olaf's Geſchichte hat, in ſein großes Geſchichtswerk aufnimmt, eine Aufzählung der Könige und Kaiſer voraus. Nachdem er nämlich im 59. Cap S. 105 von Olaf's Siegen in Windland (Wendenland) gehandelt, beginnt er das 60. Cap.: So wird geſagt, daß Arnulfus hieß ein heiliger Mann, er war zuerſt Jarl auf Saxland[63]) (d. h. Graf in Teutſchland), aber hierauf Erzbiſchof in Mezborg (Metz); ſein Sohn war Ungiſes, Herzog in Frakkland (Frankenland)[64]), er hatte Begam, Pippin's Tochter, ꝛc. So wird die Genealogie der Karolinger fortgeführt. Aber auch der Verfaſſer der großen Olaf's Saga zeigt ungeachtet ſeines großen Abſtandes von Snorri Sturleſon doch Spuren von der Schule der ſchönen isländiſchen Darſtellung. Nachdem er bis zu Karl dem Großen, den er Karlamagnús nennt, gelangt iſt, geht er zu den Berührungen über, in welche Karl der Große mit dem Dänenkönige Godefridus gekommen, und was nun folgt, iſt eine Geſchichte der däniſchen Könige und ihrer Berührungen mit den teutſchen Königen und der Verheerungen der Dänen und Nordmannen am Rhein und der Ausbreitung des Chriſtenthums im Norden durch Anſcharius ꝛc. Als Vorſpiele der Partie, wie Kaiſer Otto den Dänenkönig Gorm zur Taufe zwingt, iſt die Vorausſchickung dieſer Geſchichten zweckmäßig. Was ſo die große Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 60. S. 105—110 hat bis zu: Nachdem nahmen das Reich in Dänemark Gyrdhr und Knutr, ſtimmt buchſtäblich mit dem Sögubrot überein, welches Langebeck (Scriptt. Rerum Danicarum T. II. p. 25 sq.) und die königliche Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde (in den Fornmanna-Sögur p. 407, 408) herausgegeben haben, und bildet das erſte Capitel dieſes Sögubrots. Daß dieſe Partie aus den fränkiſchen, lateiniſch ſchreibenden, Geſchichtſchreibern genommen oder wenigſtens gefloſſen iſt, lehrt der Inhalt und viele Namen mit lateiniſcher Endung. Das genannte Sögubrot (Cap. 2. S. 408, 409) führt die Aufzählung der Kaiſer und rückſichtlich Könige weiter fort, nämlich: **Hlodhver keisari Hlöddersson, sonarson Karlamagnus keisara** (alſo König Ludwig der Teutſche) ꝛc. bis zu Otto dem Rothen, und knüpft daran, wie in dieſer Zeit König Haralldr Gormsſon in Dänemark und Norwegen König, und von ihm Jarl Hakon von Hladhir das Reich in Norwegen hielt. Gleiches hat auch die große Olaf's Saga Tryggvaſonar, aber erſt Cap. 65. S. 119, 120, nur mit dem Unterſchiede, daß er die Genealogie bis zu Kaiſer Otto dem jungen fortführt. Dazwiſchen hat aber der Verfaſſer der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar die Geſchichte der däniſchen Könige von Sigurdhr Hringr, von Gormr, von Knutr, mit Einwebung der Geſchichte der Söhne Ragnar Lodbrok's Cap. 62—64, und kommt dann erſt Cap. 65 wieder auf die Aufzählung der Kaiſer. Welcher Kaiſer Otto es geweſen, welcher den König Harald Gormsſon

62) In der Anmerkung ſagen die Herausgeber in Beziehung auf Peitulandi: Wahrſcheinlich falſch geſchrieben für Thýzkalandi oder auch Púlalandi. Letzteres, nämlich Apulien, iſt weit wahrſcheinlicher gemeint, da Saxland in den altnordiſchen Geſchichtswerken Teutſchland überhaupt bedeutet, ſ. F. Wachter 1. Bd. S. CLXXXI.

63) An Sachſen in eigentlicher Bedeutung iſt nicht zu denken, ſondern Saxland ſteht für Germania, ſ. die Stelle bei F. Wachter 1. Bd. S. CLXXXI. 64) Unter Frakkland verſteht der Isländer Frankreich.

zur Taufe gezwungen, darin stimmen die isländischen Geschichtschreiber selbst nicht überein. Snorri Sturleson nennt ihn nicht, die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar, das genannte Sögubrot und auch das andere Sögubrot bei Langebeck (2. Th. S. 146—153) und in den Fornmanna-Sögur (p. 417—421) nennen ihn Otto den Rothen. Letzteres Sögubrot beginnt: Sua segir í Hamborgar istoria etc.; wie aus dem Folgenden erhellt, ist mit Hamburgs Historie das Geschichtswerk Adam's von Bremen gemeint. Dieser knüpft die Sage von dem Ottensund an Kaiser Otto I. Daher sagt das Sögubrot: Otta keisari hinn raudhi, er fyrstr var medh thví namni, Kaiser Otto der Rothe, welcher der erste war mit dem Namen. Das erstr Sögubrot legt aber richtig mit den teutschen Schriftstellern Otto II. den Beinamen des Rothen bei, und versteht, wie aus seiner Genealogie hervorgeht, Otto II. darunter. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar nennt aber den Kaiser Otto den jungen, und versteht, wie aus ihrer Genealogie erhellt, Otto III. darunter. Und welcher der drei Ottone zwang denn Haralld'en Gormsson zur Taufe? Weder der erste, noch der zweite, noch der dritte! (S. hierüber F. Wachter: Wurde Haralld, Gorm's Sohn, zur Taufe durch einen der Ottonen gezwungen? in dessen Forum der Kritik 2. Bds. 1. Abth. S. 63—68). Die isländischen Geschichtschreiber haben die verschiedenen Heerzüge der Teutschen an das Danawirki in ein großes Gemälde vereinigt und so auch einen berühmten Umstand, welcher mit der Ausbreitung des Christenthums in Dänemark verbunden war, in das Gemälde gebracht. Die Dänen waren schon von König Heinrich I. zum Christenthume bekehrt worden [65]) und unter Otto dem Großen wurde dieses befestigt, aber nicht durch ihn in eigener Person, sondern durch christliche Lehrer, namentlich durch Poppo, welcher mit dem Lehramte das Gaukelspiel mit dem glühenden Eisen geschickt zu verbinden wußte. Auch Poppo spielt in der Olaf's Saga Tryggvasonar dabei dieselbe Rolle, aber die große Olaf's Saga Tryggvasonar läßt unter Otto III. geschehen, was Poppo unter Otto dem Großen gethan hatte. Snorri Sturleson ist dabei vorsichtiger und nennt den Kaiser blos Otta, ohne anzugeben, welcher der drei Ottone zu verstehen sei. Unter Otto III. waren die Dänen zum Christenthume bekehrt, doch sagt die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 66. S. 120): Kaiser Otto, der der junge ward genannt, band dessen Verheiß, daß er sollte die Dänen wenden zum rechten Glauben ꝛc. Auch die Oddische Olaf's Saga sagt Cap. 12. S. 246: Kaiser Otta band dessen Verheiß, daß er sollte gechristnet fangen (d. h. christnen können), bevor drei Winter wären verflossen. Snorri Sturleson gedenkt des Gelübdes nicht. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 67. S. 121 und die Oddische Olaf's Saga Cap. 12. S. 246 haben, wie der Kaiser den goldbeschlagenen Spieß in das Meer wirft; Snorri Sturleson hat dieses nicht, und weicht auch darin bedeutend ab, daß er nur von einer Heerfahrt Otto's erzählt. Kaiser Otto entbietet dem Dänenkönig, er solle Christ werden, oder er werde ihn angreifen. Nun Rüstung des Dänenkönigs, namentlich Sorge für Emporhaltung des Dänenwirkis und Berufung des Jarl Hakon's zum Beistande. Dann Schlacht am Danawirki, Abzug des Kaisers, und Zug desselben nach Sles zu seinem Schiffheer, Übergang über den Meerbusen auf Jütland und dann Schlacht mit dem Dänenkönige und Sieg des Kaisers. Nach der Oddischen und der großen Olaf's Saga Tryggvasonar Gelübde des Kaisers, Berufung des Jarl Hakon durch den Dänenkönig, und Schlacht unglücklich für den Kaiser, Werfung des Spießes ins Meer, neues Gelübde und Rückkehr nach Teutschland, nun nach der Oddischen Olaf's Saga Machung des Danawirki's, nach der großen Olaf's Saga richtiger blos Erneuerung desselben. Nach jener rüstet sich Kaiser Otto nun drei Jahre, nach dieser zieht er ein großes Heer im Frühlinge darauf zusammen ꝛc. Die große Olaf's Saga entlehnt nun das, was sie folgen läßt, aus Snorri Sturleson, nur daß sie dazwischen einschiebt Cap. 68. S. 122, wie der Kaiser, als er hört, daß Jarl Hakon in Dänemark war, seine zwei Jarlar Urguthjotr und Brimiskiare mit Schiffen, beladen mit Männern und Waffen, nach Norwegen sendet, um das Land während Hakon's Abwesenheit zu christnen. Snorri Sturleson (Cap. 59, bei F. Wachter S. 294) erwähnt die Absendung der beiden Jarlar, um das Christenthum in Norwegen zu bieten. Aber nach ihm sendet sie nicht der Kaiser ab, sondern der König, welches, da Norwegen damals unter Dänemark stand, ganz in der Ordnung war. Jene Einschiebung der unwahrscheinlichen Absendung der beiden Jarlar Urguthjot und Brimiskiar durch Kaiser Otto, welche die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 12. S. 248) fast mit denselben Worten hat, ausgenommen, läßt die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 68—70 folgen, was Snorri Sturleson (Cap. 26, 27, bei F. Wachter S. 219—227) von des Kaisers Heerzuge, der Schlacht am Danawirki und seiner Wendung nach Sles (Schleswig) ihr geboten hatte. Da die Oddische Olaf's Saga den Kaiser zu seiner zweiten Heerfahrt sich drei Winter rüsten läßt, so hat sie nöthig den Jarl Hakon noch einmal aus Norwegen berufen zu lassen, und erzählt umständlich, wie der Jarl zwar zum Könige reiset, aber wegen seiner Hilfsleistung sich Bedingungen macht. Hiervon erzählen Snorri Sturleson und die große Olaf's Saga Tryggvasonar nichts, die Oddische Olaf's Saga hat, wovon Snorri Sturleson und die große Olaf's Saga auch nichts wissen, eine Schifffschlacht, in welcher König Haralld verliert, und dann eine umständliche Erzählung, wie Olaf sich mit dem Kaiser Otto unterredet, und dieser durch Olaf's Rath und Gelübde unterstützt das Danawirki verbrennt. Dasselbe, wiewol nicht mit den nämlichen Worten, schiebt auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 70. S. 125—128 ein. Sie hat also einmal die wirkliche Schlacht vor dem Danawirki nach Snorri Sturleson, für welche die Oddische Olaf's Saga eine Seeschlacht gibt und dann hat sie jene erdichtete Verbrennung des Danawirki durch Olaf's Rath und Gelübde, von welcher bei Snorri Sturleson nicht die

65) S. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 64—66.

Digitized by Google

mindeſte Andeutung zu finden iſt. Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar nimmt alle jene Dinge auf, ohne ſich daran zu kehren, wie unwahrſcheinlich ſie waren. Die Oddiſche Olaf's Saga fehlt darin gewaltig, daß ſie das Einzige, was an dieſer ganzen Partie geſchichtlich iſt, nicht hat, nämlich nicht die Schlacht vor dem Danawirki. Snorri Sturleſon theilt nämlich Cap. 26, bei F. Wachter S. 219—226 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 69. S. 122—124 vier Strophen aus der Wellekla des Einar Skalaglanen mit, und dieſe bezeugen, daß Jarl Hakon von Norwegen vom Dänenkönige Haralld zur Vertheidigung des Danawirki's abgeſandt ward, und dieſer den Angriff eines Anführers zurückſchlug, welcher Frieſen, Franken und Wenden in ſeinem Kriegsvolke hatte, die dann im Allgemeinen Sachſen (d. h. Teutſche überhaupt) genannt werden. Welcher von den teutſchen Kaiſern dieſer Anführer war, geht aus dem Liede nicht hervor, und kann alſo nicht geſchichtlich feſtgeſtellt werden. Ja! es erhellt nicht einmal aus dem Liede, daß ein Kaiſer oder König im Heere war, wenn man dieſes nicht hinein deuten will. (Über die verſchiedenen Auslegungsarten ſ. F. Wachter 2. Bd. S. 224.) Nach der ungezwungenſten Auslegungsart wird S. 224 blos ein Kriegsheld umſchrieben. Doch da Franken und Frieſen und Wenden und Sachſen erwähnt werden, ſo ſcheint unter dem Schlachtwidor allerdings eher der Kaiſer verſtanden werden zu müſſen. Nach Dithmar von Merſeburg [66]) zog Otto II. (nach dem Annaliſta Saxo im J. 975) zum zweiten Male gegen die Dänen, die ſich empört hatten. Die Dänen aber hatten den zur Vertheidigung des Landes gemachten Graben und das Wieglesdor zuvor beſetzt. Doch nach dem Rathe des Herzogs Bernhard und des Grafen Heinrich, des Großvaters Dithmar's von Merſeburg, eroberte der Kaiſer alle dieſe Befeſtigungen tapfer. Dieſes könnte mit den Strophen Einar's immer ſo zu vereinigen ſein, daß die Eroberung mehre Kämpfe gekoſtet und in einem der erſtern Kämpfe Jarl Hakon die Teutſchen ſiegreich zurückgeſchlagen haben. Konnten die Dänen auch das Danawirki in den folgenden Kämpfen nicht behaupten, ſo durfte doch der Skalde des Jarls dieſe eine Kriegsthat verherrlichen. Natürlich wohnte Olaf Tryggvaſon im J. 975 dieſen Kämpfen nicht bei, aber daß er im Kriegsvolke des Kaiſers geweſen, gehört auch, wie wir im fünften Abſchnitte ſehen werden, der reinen Sage an. Wohl aber war Jarl Hakon um das Jahr 975 in Dänemark. Snorri Sturleſon erzählt (Cap. 27, bei F. Wachter 2. Bd. S. 227, 228 und nach ihm die große Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 70. S. 129), wie König Haralld und Jarl Hakon getauft werden. Daß der Kaiſer Otto dabei geweſen, gehört der reinen Sage an. Die Oddiſche Olaf's Saga (Cap. 12. S. 251) iſt darin, wie jenes eingeleitet wird, kürzer, aber umſtändlicher im Betreff des Biſchofs Poppo. Daß den Jarl Hakon, — wie Snorri Sturleſon und die große Olaf's Saga nach ihm, und die Oddiſche Olaf's Saga Tryggvaſonar mit andern Worten und auch etwas andern Umſtänden erzählen, denn der Jarl wird nach ihr nicht erſt von Marſey herbeigerufen, — der Dänenkönig Haralld zur Taufe gezwungen hat, iſt, da Haralld ein eifriger Chriſt war, ſehr wahrſcheinlich. Nur gehört der reinen Sage an, wenn es die isländiſchen Geſchichtſchreiber mit in jenes große Gemälde aufnehmen und Hakon's Taufe in des Kaiſers Gegenwart vor ſich gehen laſſen. Snorri Sturleſon erzählt dann (Cap. 21, bei F. Wachter S. 226—253), wie Jarl Hakon ſeinen Glauben verwirft, opfert und auf Gautland heeret, und theilt dabei drei Strophen aus Einar's Wellekla mit, welche belegen, daß jenes Opfer und jener ſiegreiche Heereszug des Jarl durch Gautland geſchichtlich iſt. Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar entlehnt (Cap. 71. S. 131, 132) aus Snorri wörtlich, aber nur die beiden erſten Strophen, die letzte merkwürdigſte (S. 232 bei F. Wachter) läßt ſie, wie ſich ſchließen läßt, was wir ſchon bei einer ähnlichen Gelegenheit ſahen, aus keinem andern Grunde hinweg, als weil darin ausgeſprochen iſt dieſes: weil Hakon dadurch die Stärke der Götter vermehrt, daß er ihnen opfert, dafür verleihen ſie ſeiner Kraft Macht. Die Oddiſche Olaf's Saga weicht von Snorri Sturleſon (Cap. 27. S. 228) und der dieſem wörtlich folgenden großen Olaf's Saga (Cap. 70. S. 129) darin ab, daß nicht, wie Snorri erzählt, der König ihm Prieſter und Lehrer zur Bekehrung Norwegens in die Hände gibt, ſondern der Kaiſer. Im Betreff der Thaten des Jarl Hakon in Gautland wird die Oddiſche Saga Olaf's (Cap. 12. S. 252) ganz mährchenhaft, indem ſie erzählt, wie der Jarl einen Tempel zerbricht und beraubt, in welchem 100 Götzen waren, und Jarl Ottar den Jarl Hakon auf einem Thinge rechtlos macht. Statt daß alſo nach Snorri Sturleſon, welcher dem gleichzeitigen Skalden folgt, Hakon opfert, macht ihn die Oddiſche Olaf's Saga zu einem Tempelräuber. Doch hindert den Odd oder ſeinen Bearbeiter nicht, unmittelbar darauf zu erzählen, wie, nachdem die Jarlar Urguthiotr und Brimisſkiar aus Norwegen entwichen ſind, Jarl Hakon gebietet, daß die Wik das beibehaltene Chriſtenthum nicht behalten ſoll, und der Jarl auch ſich zum Heidenthume wendet, und gleichviel Tempel errichten läßt, als zerbrochen waren. Dieſes und und wie die genannten Jarlar entweichen, ſchiebt auch die große Olaf's Saga Tryggvaſonar in das ein, was ſie aus Snorri Sturleſon entlehnt hat, ſodaß ſie hier und anderwärts das bunteſte Anſehen erhält. Doch mäßigt ſie ſich inſoweit, daß ſie z. B. hier nicht erzählt, wie Jarl Hakon in Gautland einen Tempel mit 100 Götzen zerbricht. Cap. 29 (bei F. Wachter S. 233) handelt Snorri Sturleſon von der Heimfahrt des Kaiſers. Daß Kaiſer Otto bei Swein, Otto's Sohne, Pathenſtelle in eigener Perſon vertreten, behandelt Snorri Sturleſon und die große Olaf's Saga Tryggvaſonar (Cap. 70. S. 130) nur als Sage [67]) und ſehr richtig; denn was Adam von

66) Lib. III. ed. *Wagner*. p. 50.

67) Die Knytlinga Saga Cap. 2. S. 179, 180 behandelt es als Thatſache. Sie nennt den Kaiſer Otto den Rothen, erzählt deſſen Zug gegen die Dänen nur ganz kurz und ſtimmt den Sachen nach mit Snorri Sturleſon überein, wodurch die Vermuthung

Bremen (Lib. II. c. 2. p. 16) erzählt, nämlich daß Otto der Große Haralld's Sohn, Swen, auf jenem Heerzuge in Jütland aus der Taufe gehoben, gehört, wie dieser Zug selbst, der Sage an. Geschichtlich aber ist wohl der Name Sven-Otto. Der Dänenkönig Haralld selbst nahm durch keine Heerfahrt des Kaisers Otto gezwungen das Christenthum an (s. F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bd. 1. Abth. S. 66—68), deßhalb konnte er, da er durch Otto's Abgesandte zur Annahme des Christenthums bewogen ward, seinem Sohne Swein sehr gut zur Ehre des Kaisers den Namen Otto so beigeben, daß er ihn Otto taufen ließ. Da so viele nur durch Gewalt zum Christenthume bekehrt werden konnten, so mußte später, als man vergessen hatte, daß Haralld schon bei seines Vaters Lebzeiten dem Christenthume geneigt gewesen war, die Sage entstehen, auch König Haralld Gormsson sei durch Otto's Waffen zur Annahme des Christenthums gezwungen worden, und sie entstand; aber erst Adam von Bremen hat diese Sage und wahrscheinlich, wie viele andere Nachrichten, aus seiner dänischen Quelle. Cap. 26, 27 (bei F. Wachter 2. Bd. S. 244—249) handelt Snorri von des König Gormsson's Heerfahrt nach Norwegen und wie er nach Island fahren will, um das Schmähgedicht zu rächen, und was ihn davon abhält. Die Oddische Olaf's Saga enthält hiervon gar nichts. Die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 83. S. 152, 153) zieht das, was Snorri Sturleson hat, mehr zusammen, theilt auch die Strophe des Schmähgedichts nicht mit, und läßt auch ganz die schöne Erzählung hinweg, wie König Haralld einen Zaubermann in Gestaltumwandlungen nach Island sendet, um dort zu spähen, und wie ihn Isländer in Gestaltverwandlungen [68]) und die Landwättir (Schutzgeister des Landes) vom Lande abhalten. Der großen Olaf's Saga schien aller Wahrscheinlichkeit nach dieses zu heidnisch. Daher läßt sie die Absendung des Zaubermannes hinweg. Dieser bringt nach Snorri Sturleson dem Könige die Nachricht zurück: war da nichts ausgenommen Sande und große Wüsten, und große Brandung davor; aber Meer so großes zwischen den Ländern, daß (es) nicht fahrbar ist Langschiffen. Dieses benutzt der Verfasser der großen Olaf's Saga so und sagt: Die Rathgeber und Häuptlinge des Königs Haralld hielten ihn von der Islandsfahrt ab, sagten, wie (es) war, daß die Meeresstärke (hafsmegin) war so groß nach Island, daß keine Hoffnung darin war, daß die Zusammenflotte könnte haben so großes Heer, war den Dänen dort unkundig um die Häfen, aber das Volk auf dem Lande hart zu fangen (hardhfengt), und böse zur Behandlung (ilt vidhreignar). Gleiches hat auch die zweite Recension der großen Olaf's Saga (Cap. 136, 1. Th. S. 136). Vorher führt sie in Betreff des Grundes, warum der Dänenkönig den Isländern erzürnt gewesen, die Konúngabók Noregs (das Buch der Könige Norwegens) an. Dieses ist schwerlich ein anderes als die Heimskringla. Die zweite Recension wies auf dieses Geschichtswerk wieder hin, während es die erste stillschweigend benutzt und im Betreff des Grundes, warum Haralld die Fahrt aufgab, etwas abgeändert hatte, welche Veränderung, da sie den heidnischen Glauben verwischte, auch die zweite Recension beibehielt. Übereinstimmend mit Snorri Sturleson, aber nicht umständlich, sondern die Umstände blos andeutend, erzählt die Knytlinga Saga (Cap. 3. S. 181, 182) die Absendung des Zaubermannes nach Island und wie Haralld abgeschreckt wird. Da Snorri Sturleson im Übrigen ein so einsichtsvoller Geschichtschreiber ist, hat man, um die geschichtliche Wahrheit des von ihm Erzählten zu retten, dieses angenommen: Die Erzählung kann buchstäblich wahr sein, daß nämlich Haralld einen zauberkundigen Finnen befragte, der hat auf die gebräuchliche und gewohnte Weise der Finnen Orakelantwort geben wollen, indem er sich schlafen legte, und seine Seele reisen ließ. Als er von seiner Betäubung erwachte, erzählte er die abscheulichen Gesichte, die ihm von Lande abschreckten. So P. E. Müller [69]). Doch sehr leicht konnte auch

bestätigt wird, daß Olafr Hwitaskald, der Brudersohn Snorri's, der Verfasser der Knytlinga Saga ist. Umständlich handelt von des Kaisers Heerfahrt die Jomswikingia Saga Cap. 8—12. S. 26—41 und stimmt den Sachen, wiewol nicht den Worten nach, mit der Oddischen Olaf's Saga und der großen Olaf's Saga im Betreff der Umstände überein, welche letztere nicht aus Snorri Sturleson entlehnt hat, z. B. im Betreff der beiden Gelübde des Kaisers, der beiden Heerfahrten, der Werfung des Spießes ins Meer, der Sendung der Jarlar Urguthiotr und Brimisklar nach Norwegen, des Rathes Olaf's zur Eroberung des Danawirki durch ein Gelübde und sechstägiges Fasten ꝛc. Mit der Oddischen Olaf's Saga allein hat sie gemeinsam den Tempel von 100 Götzen in Gautland, welchen Jarl Hakon beraubt. Außerdem hat sie bei jenen Umständen, welche sie mit der großen und der Oddischen Olaf's Saga gemeinsam hat, noch etwas Eigenthümliches, so z. B. läßt sie Olaf'n, wo er jenes Gelübde und jenes Fasten vorschlage, noch hinzusetzen: und dürfen wir nicht uns Rosse zur Speise schlachten (s. S. 35). Die große Olaf's Saga (Cap. 70. S. 126) legt dem Kaiser in den Mund: „Indem das die größte Christenthumsverderbung (kristnispell) ist, zu essen Rosse", als wenn nicht der Papst und der heilige Bonifacius den Teutschen längst verboten gehabt Pferdefleisch zu speisen, s. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bds. 3. Abth. S. 26.

68) Snorri Sturleson sagt dieses nicht ausdrücklich, sondern erzählt: Als der Zaubermann kam vor Wapnafiörd, da hielt er hinein auf den Fiörd und gedachte auf das Land zu gehen; da fuhr herab aus den Thälern ein großer Drache und folgten ihm viele Würme, Frösche und Eidechsen und dießen Gift auf ihn. Als er hierauf hinein in den Eyiafiörd fährt, kommt ihm entgegen ein gewaltig großer Vogel, und viele andere Vögel mit ihm. Als er in den Breidafiörd sich hinein begibe, fährt ihm entgegen ein großer Stier, und viele Landwättir folgen ihm, und als der Zaubermann auf Wikarskridi komme, fährt ihm ein Bergriese entgegen und viele andere Riesen mit ihm (s. das umständliche Gemälde dieser vier Auftritte bei F. Wachter 2. Bd. S. 247, 248). Weiter unten sagt dann Snorri: „Damals war Brodd Helgi in Wapnafiörd, Eyolf Walgerdarson in Eyarfiörd, Thorbr Gellir in Breidafiörd; Thoroddr Godi in Olfus". Hierdurch will Snorri Sturleson schwerlich blos die Zeit veranschaulichen, in welcher der Dänenkönig seine Heerfahrt nach Island thun wollte, und gibt nicht deshalb blos die wichtigsten Männer an, sondern will hierdurch aller Wahrscheinlichkeit nach andeuten, daß jene vier Männer Gestaltverwandlungen angenommen und in Verbindung der Landwätter dem Zaubermann, der Island auskundschaften wollte, entgegengetreten und zugleich andeuten, daß sie auch Halralden, wenn er landen will, in Gestaltumwandlungen ihm sich widersetzen werden.

69) P. E. Müller, Undersögelse om Snorro's Kilder og

die Sage in Island erfunden werden. Sie ward als Geschichte geglaubt, und Snorri Sturleson fand sie vor. Er ragt zwar über seine Zeit weit hervor, aber doch nicht so, daß er völlig über ihr stände. Man glaubte damals an die Macht der Zauberei und so auch Snorri Sturleson [70]). Da Island so entfernt war, fand Snorri Sturleson es ganz in der Ordnung, daß Harald nicht einen gewöhnlichen Späher, sondern einen Zaubermann dahin schickte. Auch konnte er es, da er an Zauberei glaubte, nicht anders als in der Ordnung finden, daß Isländer, welche der Zauberei mächtig waren, jenem Zaubermanne entgegentraten und ihn nicht in das Land, sondern blos die Küsten sehen ließen, damit er die Nachricht an Harald brächte, er habe nichts als Sandstriche und Wüsten gesehen. Daß aber Snorri Sturleson die Sage aufgenommen, zeigt, daß sie eine alte, zu seiner Zeit allgemein als Geschichte geglaubte Sage war. Daß die Oddische Olaf's Saga sie nicht hat, erklärt sich daraus, daß sie mit der Geschichte Olaf's nicht in der mindesten, wol aber mit der norwegischen Geschichte überhaupt in Verbindung steht, und so macht sich diese Episode bei Snorri, welcher in seiner Olaf's Saga Tryggvasonar sich nicht auf die Geschichte Olaf Tryggvason's beschränkt, ganz schön. Er hat von da einen natürlichen Übergang zur Erzählung des Falles Harald Gormsson's durch seinen Sohn Swein, und von hier zu den Jomswikingen. Die zweite Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hat dagegen (Cap. 122 S. 136—138) etwas, was sich auch in der ersten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar nicht findet, nämlich die Erzählung von dem Ende Gunnhild's. Wie sie Harald Gormsson in einem Sumpfe ertränken läßt, erzählt auch die Jomswikinga-Saga in den Fornmanna-Sögur c. 7. p. 25, 26. So auch der Mönch Theodericus. Nach P. E. Müller konnte die Sage dem Snorri Sturleson kaum unbekannt sein. Er überging sie, weil sie ihm verdächtig schien, oder weil er keine schickliche Stelle fand, davon zu handeln [71]). Ersteres dürfte, wenn Snorri die Sage kennen konnte, wahrscheinlicher sein; denn Gunnhild spielt in der norwegischen Geschichte eine zu große Rolle, als daß er Gunnhild's Ende hätte verschweigen sollen, und ist ein zu geschickter Schriftsteller, als daß er der Königsmutter tragisches Ende nicht hätte an einer passenden Stelle anbringen können. Cap. 38—47 (bei F. Wachter 2. Bd. S. 249—271) hat Snorri Sturleson ein erhabenes Gemälde vom Falle Harald Gormsson's, von dem Gelübde der Jomswikingar (s. d. Art.), vom Heergebot der Jarlar Eirik und Hakon, der Fahrt der Jomswikingar nach Norwegen, ihrer Heerung daselbst, ihrer großen Seeschlacht, der Gefangennehmung eines Theiles derselben und Erschlagung der Gefangenen bis auf Wagn Hakason und der Tödtung Sifur's von Walldres. Die große Olaf's Saga hat (Cap. 84—90. S. 155—184) wieder vieles buchstäblich aus Snorri entlehnt, hat aber einige Partien umständlicher, so (Cap. 85. S. 158—159) die Gefangennehmung des Dänenkönigs Swein Haraldsson's durch den Jarl Sigwaldi und (Cap. 90 S. 171 fg.) die Beschreibung der großen Schlacht; auch hat sie mehr Liederstellen als Snorri. Dieser hat nämlich (Cap. 40, bei Wachter 2. Bd. S. 253—259 und Cap. 41. S. 257) drei Strophen von Thordr Kolbeinsson aus der Eirik's Drapa, welche sich auf des Jarls Rüstungen und Vorkehrungen beziehen, Cap 31. S. 261—64 wieder eine Strophe aus Eirik's Drapa und eine Stelle aus Eywind's Haleygiatal und eine Ganz- und eine Halbstrophe von Tindr oder Fine [72]) Hallkelsson, welche Liederstellen alle von der großen Schlacht gegen die Jomswikingar handeln, und Cap. 47. S. 270 wieder eine Strophe von Tinde Hallkelsson, welche verewigt hat, daß 25 lange Skeidar (Kriegsschiffe) der Jomswikingar aller Mannschaft entblößt wurden. Alle Liederstellen, welche Snorri in diesem Gemälde mittheilt, hat bis auf die von Eywind Skaldaspillir auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar aufgenommen. Außer diesen hat sie aber auch noch eine große Menge Strophen aus der Jómvíkingia-drápa des Bischofs Bjarni und einige aus der Búa-drápa. Und warum hat Snorri Sturleson von diesen nichts? Er nimmt mit kritischem Sinne zur Belegung nur die Strophen der gleichzeitigen Skalden. Bischof Bjarni lebte aber in der letzten Hälfte des 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. Er starb im J. 1222. Thorkell Gislason, der Verfasser der Búa-drápa, scheint nicht viel älter. So wenig hatte also der Verfasser der großen Olaf's Saga aufgefaßt, warum Snorri Lieder und Liederstellen der Skalden eingewebt hat. Die Liederstelle des gleichzeitigen Eywind Skaldaspillir läßt der Verfasser der großen Olaf's Saga hinweg, und gibt dafür eine Fülle von Strophen aus der Jómsvíngadrápa des spätern Bjarni, welche so nur als bloße Zierrath erscheinen. Doch zeigt sich der Verfasser der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hierin kritisch, daß er die Sage ausschließt, wie Erling seinen Sohn geopfert. Noch lobenswerther verfährt Snorri Sturlson. Da die Sage zu sehr im Gange war, mußte es ihm bedenklich erscheinen, ihrer gar nicht zu erwähnen. Gleichwol war es aber zu kritisch, um sie in den Gang der Ereignisse eingreifen zu lassen. Er erzählt daher (Cap. 44, bei F. Wachter 2. Bd. S. 265), wie das große Unwetter auf die Schlacht gewirkt, und bemerkt erst (Cap. 47. S. 271): Das ist Sagung (sögn) der Menschen, daß Jarl Hakon habe in der Schlacht geopfert zum Sieg Erlingen, seinen Sohn, und hierauf machte das Unwetter und dann wandte den Mannfall an die Hände der Jomswikingar. Da Snorri hier nicht braucht: Sua segia menn, so sa-

Trovärdighed. Disquisitio de Snorronis fontibus et auctoritate im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla S. 279.

70) Daß er die Macht der Zauberei glaubt, lehrt seine ganze Darstellung Odin's (s. d. Art.) 71) Müller, in der auf voriger Spalte unter Note 69 angeführten Schrift. S. 277.

72) In der Heimskringla großr Ausg. S. 237 u. 241 wird er das erste Mal Finr, das zweite Mal Tindr genannt. Die Peringskiöldi'sche Ausgabe nennt ihn beide Male S. 252 u. 258 Tindr, auch die große Olaf's Saga Tryggvasonar S. 178 u. 183 Tindr. So auch in der JómsvíkingaSaga in den Fornmanna-Sögur p. 157. Im Register der großen Ausgabe wird Tindr mit einem Fragezeichen bezeichnet und Müller in der Untersuchung über Snorri's Quellen und Glaubwürdigkeit S. 279 nennt ihn Finn.

gen die Menschen, sondern That er sögn manna, und dieses von mündlicher und schriftlicher Erzählung [73]) gebraucht wird, so läßt sich schließen, daß die Sage zu seiner Zeit im Munde und in Schrift angesehener Männer lebte, und wie sie sich auch wirklich bei Saxo Grammaticus und in der Oddischen Olaf's Saga findet, und von diesen als wirklich Geschehenes vorgetragen wird. Ja! Saxo Grammaticus (Lib. X) läßt den Jarl Hakon sogar zwei Söhne opfern: Duos siquidem praestantissimae indolis filios hostiarum more aris admovos, petiendae victoriae causa nefaria litatione mactavit, nec sanguinis sui interitu regnum emere dubitavit, patriaque nomine quam patria carere maluit. Sed quid hoc rege stultius, qui geminam clarissimorum pignorum stragem, incertis unius pugnae eventibus impendendo, fortunam belli parricidio petere et orbitatem suam muneris loco diis bellorum fautoribus erogare sustinuit. Ungeachtet so Saxo Grammaticus über die Thorheit des Jarls sich ereifert, statt zu untersuchen, ob er seine Söhne wirklich geopfert, erzählt er doch unmittelbar darauf als Thatsache, daß es durch jenes Opfer geschehen, daß ein Hagelwetter gekommen und die Dänen dadurch den Sieg verloren. Die Oddische Olaf's Saga, welche (Cap. 15. S. 258, 259) außerdem von der Heerfahrt der Jomswikingar nicht umständlich handelt, und von Snorri unter anderm auch darin abweicht, daß sie die Schlacht drei Tage dauern läßt, erzählt: Und da fuhr Hakon zum Lande (nämlich er ist schon in der Seeschlacht begriffen, fährt aber, da viele von den Seinen und wenige von den Jomswikingen fallen, ans Land) und hieß (rief) da an Thorgerden Holdabrud (oder Holgabrud) zum Sieg sich, und bevor als seine Bitte beging, gab er ihr seinen elf Winter alten Sohn. Und dann kam er zur Schlacht mit und machte sich da fürchterliche Schlacht bei Hagel ꝛc. Die Jómsvikinga-Saga in den Fornmanna-Sögur (c. 44. p. 134—136) malt auf das Umständlichste aus, wie Thorgerd Hördatröll kein anderes Opfer annehmen will, als Menschenopfer, und der Jarl ihr seinen siebenjährigen Sohn Erling gibt und das Hagelwetter erfolgt. Wie ganz anders als Saxo Grammaticus, die Oddische Olaf's Saga und die Jomswikinga-Saga verfährt Snorri Sturleson. Er liebt auch eine ergreifende Darstellung, und es macht sich sehr dichterisch, wie auf das Opfer das Hagelwetter folgt. Aber Snorri Sturleson gibt seine künstlerischen Zwecke auf, sobald sie sich mit der geschichtlichen Wahrheit nicht vertragen. Die Oddische Olaf's Saga verfolgt künstlerische Zwecke sehr wenig, trägt aber das Menschenopfer darum gern vor, damit der Apostat Hakon desto gehässiger erscheinen möge. Da die Jómsvikingar, die Jómsvikinga Saga und die Jómsvikinga Drápa eigene Artikel erheischen, so bemerken wir hier nicht, wie die Snorri'sche, die Oddische und die große Olaf's Saga sich im Betreff der Geschichte der Jómsvíngar zu den beiden Jómsvikinga-Sögor (in der stockholmer Ausgabe von 1815 und in der Ausgabe in den Fornmanna-Sögur 11. Bd. 1828) und zu der Jómsvinga Drápa verhalten, sondern verweisen auf diese Artikel. Nur bemerken wir hier noch, daß die zweite Recension der großen Olaf's Saga (Cap. 70—79. 1. Th. S. 69—81 und Cap. 123—163. S. 138—196) eine weit umständlichere Jomswikinga-Saga hat, als die erste Recension und Strophen von Einar Skalaglam (1. Th. S. 174, 180, 187) und von Thorleif Skuma (S. 180); diese Strophen scheinen unecht zu sein. Die echten Lieder stellen aber, welche Snorri Sturleson und mit ihm die erste Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar hat, ermangeln ihrer. Die Jomswikinga-Saga ist in drei Recensionen auf uns gekommen. Die erste ist die in den Fornmanna-Sögur gedruckte, von welcher der andere Theil auch von Rask (Kopenhagen 1824) herausgegeben ist, die zweite ist die in der Flatøybók, in der zweiten Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar, stimmt aber am meisten mit der ersten Recension der Jomswikinga-Saga. Weit abweichender und am fabelreichsten ist die dritte Recension in der stockholmer Ausgabe. Die Vergleichung der Jomswikinga-Saga der zweiten Recension oder der großen Olaf's Saga Tryggvasonar mit dem, was Snorri Sturleson und die erste Recension der großen Olaf's Saga Tryggvasonar von der Geschichte der Jomswikingar hat, eignet sich also am besten in die Artikel Jómsvikingar und Jómsvikinga-Saga, sowie auch die Angabe der Quellen, auf welche die Jomswikinga-Saga der zweiten und dritten Recension und die Fagrskinna sich beziehen [74]). Von der Weise der Gefangennehmung des Dänenkönigs Swein, durch den Jarl Sigwaldi von Jomsburg (s. d. Art.), welche Snorri nur kurz berührt, handelt die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 30. S. 284 fg.) umständlich. Snorri (Cap. 50, bei F. Wachter S. 276—278) und mit dessen Worten die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 93. S. 186, 187) handeln von Hakon's Macht, wobei Snorri eine Ganzstrophe und der Verfasser der großen Olaf's Saga die letzte Halbstrophe derselben aus der Wellekla des Einar Skalaglam einweben, und davon, wie Hakon durch seine Ausschweifungen die Liebe der Bonden verliert. Ähnlich handelt davon auch die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar und sagt dann: ward da das Volk ihm wenig günstig, sodaß viele nannten Hakon den Bösen (hinn illi). Und so wird gesagt, daß ein isländischer Mann gemacht habe auf ihn langen und bösen Gesang (quaethi) und gesetzt mit vielen bösen und wenig gehörten (unerhöreten) Stücken. Hiermit ist entweder das Nid eines Ungenannten gemeint, von welchem Snorri Sturleson (Cap. 66, bei F. Wachter 2. Bd. S. 245, 246) eine Strophe anführt, oder Thorleif Jarlsnid's, von welchem wir oben im dritten Abschnitte gehandelt haben. Von der Absendung Thorir Klaka's durch den Jarl Hakon, um Olaf'en durch Trugräthe zu verderben, handeln die Oddische (Cap. 16. S. 258, 259) und die große Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 93. S. 187, 188) umständlicher als Snorri Stur-

73) Über Söga s. F. Wachter 1. B. S. CVII—CIX.

74) Einstweilen s. hierüber P. E. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 279, 280.

Digitized by Google

leſon (Cap. 51. S. 278, 279) und abweichend von ihm. Auf die Art der Ausführung der Trugräthe kommen wir im fünften Abſchnitte zurück. Wie Jarl Hakon die Empörung der Bändor veranlaßt, ſich verbürgt und von ſeinem Sklaven umgebracht wird, dieſes tragiſche Gemälde hat die große Olaf's Saga (Cap. 102. S. 209—219) größtentheils buchſtäblich aus Snorri Sturleſon (Cap 53—59, bei F. Wachter 2. Bd. S. 282—288) entlehnt, und nur einige unerhebliche Zuſätze, und beide die Strophe von Thorleifr Raudfelldarſon über Hakon's große Macht, welche wir oben im dritten Abſchnitte mitgetheilt haben. Etwas in den Einzelnheiten abweichend und nicht ſo umſtändlich ſtellt die Oddiſche Olaf's Saga (Cap. 18. S. 265, 270, 271) jene Kataſtrophe dar. Viele von den Einzelnheiten der Umſtände, durch welche ſie herbeigeführt ward, und mit denen ſie begleitet war, gehört der reinen Sage an, wodurch auf der andern Seite das Gemälde um ſo tragiſcher geworden iſt.

5) Vergleichung der drei Olaf's Sögor Tryggvaſonar im Betreff der Geſchichte Olaf's, wobei zugleich die nicht-nordmanniſchen Nachrichten in Betracht gezogen werden. Den Anfang der Erzählung, wie die ſchwangere Aſtrid nach ihres Mannes Tode fliehet, Olaf'n gebiert, und von Gunnhild's Sendemännern verfolgt wird (bei Snorri Sturleſon Cap. 1—4; bei F. Wachter, 2. Bd. S. 162—172) hat die große Olaf's Saga Tryggvaſonar (Cap. 43—44. S. 66—69) buchſtäblich aus Snorri entlehnt, aber dann S. 70 fängt ſie an weit umſtändlicher, aber auch mährchenhafter zu werden, und nähert ſich dem, was die Oddiſche Olaf's Saga Tryggvaſonar doch mit andern Worten erzählt. Dieſe iſt auch in andern Stücken abweichender von Snorri Sturleſon und ſchweift ſehr ins Mährchenhafte hinüber. Auch in dem, wie Aſtrid und Olaf in die Sklaverei nach Eſthland gerathen, Olaf losgekauft wird und nach Rußland kommt, und wie er dort den Tod ſeines Pflegevaters rächt, was Snorri (Cap. 5—7, bei F Wachter, S. 172—175) erzählt, leidet die Darſtellung in der Oddiſchen Saga Olaf's weit mehr an Unwahrſcheinlichkeiten. Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar (Cap. 46—47. S. 76—82) folgt dabei theilweiſe wörtlich dem Snorri Sturleſon, webt aber dabei auch Mährchenhaftes ein, ſo die Weiſſagungen der Königin von Gardir (Rußland), und nähert ſich dadurch der Oddiſchen Olaf's Saga Cap. 3. S. 223. Da Snorri Sturleſon alles ſo würdevoll zu geſtalten und alles dem Geiſte jenes Jahrhunderts ſo gemäß zu halten weiß, ſo werden wenige Leſer an der geſchichtlichen Wahrheit jener Erzählung, wie ſie ſich bei Snorri Sturleſon findet, zweifeln. Dennoch iſt ihr Inhalt einem Romane ähnlicher, als einer wirklichen Geſchichte, und wir tragen kein Bedenken, ſie der reinen Sage beizuzählen, da ſie zwar dichteriſche Wahrheit hinlänglich hat, aber, wenn wir ſie als wirklich Geſchehenes in Anſpruch nehmen, an den größten Schwierigkeiten leidet. Der reinen Sage gehört auch an, was Snorri Sturleſon (Cap. 21, bei F. Wachter, S. 211—214) von Olaf's Thaten, Aufenthalt und Fahrt aus Rußland erzählt. Die beiden Strophen von Hallarſtein ſind, wie wir im Artikel Olafs Dráþa Tryggvasonar geſehen haben, erſt von ſpäterer Hand in Snorri's Geſchichtswerk eingeſchoben worden. Ja! die eine Strophe iſt nur angeblich von Hallarſtein, und nicht einmal von ihm. Auch die andere Strophe kann nichts beweiſen, da ſie von keinem gleichzeitigen Skalden iſt. Snorri hat zwar (Cap. 22. S 216) eine Halbſtrophe von dem gleichzeitigen Hallfred. Aus ihr erhellt zwar, daß Olaf in Gardir (Rußland) war, aber ſich dort ſchlug, und aus dem Zuſammenhange geht hervor, daß er in Gardir als Seeräuber ſich ſchlug. Olaf's friedlicher Aufenthalt in Rußland, als Pflegling der daſigen Königin, fällt alſo der reinen Sage anheim, ungeachtet der würdevollen Darſtellung Snorri Sturleſon's. Die Oddiſche Olaf's Saga iſt auch in der letzten Partie von Olaf's Aufenthalt und Schickſalen mährchenhafter, läßt namentlich das Weiſſagevermögen der Königin (Cap. 5. S. 228) wieder eine Rolle ſpielen. Die große Olaf's Saga Tryggvaſonar hält ſich (Cap. 58. S 98—101) ſo ziemlich buchſtäblich an Snorri Sturleſon. Cap. 22 (bei F. Wachter, S 214—216) kommt Snorri und nach ihm die Olaf's Saga Tryggvaſonar (Cap. 59. S. 101) auf ein geſchichtliches Ereigniß, auf Olaf's Schlacht auf Bornholm, welche durch Hallfred's Strophe beſtätigt wird. Sehr zu beklagen iſt, daß die Hallfred'ſche Olaf's Drapa Tryggvaſonar nicht vollſtändig auf uns gekommen. Wahrſcheinlich würden wir daraus erſehen, daß Olaf's Raudfahrten im Weſten früher waren, als die in der Oſtſee. Wie wir vermuthen, kam nämlich Olaf Tryggvaſon, nachdem er von Weſten eine Raubfahrt nach Oſten machte, nur raubend nach Rußland, und ſchlug ſich, wie Hallfred es folgen läßt, erſt auf Bornholm, dann in Rußland. Nach unſerer Meinung floh Olaf's Mutter oder wahrſcheinlicher er auch ſchon ſelbſt nach dem Falle ſeines Vaters nach England; wenigſtens ſagt Adam von Bremen: Olaph Thrucconis filius, a *Norwegia* expulsus, venit in Angliam. Daß er nicht mit in den Fall ſeines Vaters verwickelt ward, kommt wahrſcheinlich daher, weil er, was ſehr gewöhnlich war, bei ſeinem Muttervater erzogen ward. Der reinen Sage gehört aller Wahrſcheinlichkeit nach an die Heirath Olaf's und Geira's, und ſeine Thaten für ſie in Wendland, welche die drei Sögor ziemlich übereinſtimmend und nur in nicht erheblichen Einzelheiten von einander abweichend erzählen. Die Oddiſche Olaf's Saga (Cap. 7—8 S. 233—239) iſt dabei am umſtändlichſten, und auch die große Olaf's Saga mehr als Snorri, wobei ſie (Cap. 60. S. 105) eine Strophe von dem ſpätern Hallarſtein anführt. Es muß auffallen, daß die drei wendiſchen Königstöchter ſämmtlich altnordiſche Namen haben. Dieſes könnte man nur durch die Annahme erklären, Buriſlav habe eine Dänin oder Schwedin zur Gemahlin gehabt. Geſchichtlich iſt jedoch, Olaf's Schlacht gegen die Wenden, da ſie Hallfred (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 218, 219) verewigt hat, ſowie auch ſeine Heerung in Gothland und Schonen. Auch Snorri Sturleſon Cap. 26. S. 219 erwähnt: Ihm (dem Kaiſer Otto) folgte Buriſleif mit großem Heere und im Kriegsvolke war bei ihm Olaf Tryggvaſon, ſein Schwie-

gerſohn; und Cap. 29. S. 233: König Burislaf fuhr da nach Windland (Wendenland) und mit ihm Olaf, ſein Schwiegerſohn. Eine That, welche Olaf bei dieſer Heerfahrt gethan, erwähnt Snorri nicht. Daß Olaf ihr beigewohnt, will Snorri und nach ihm die große Olaf's Saga durch eine Haldſtrophe von Hallfred (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 233) belegen. Aus ihr erhellt aber nur, daß Olafr im Süden von Heidabá in Dänemark eine Schlacht ſchlug. Dieſes hat er aller Wahrſcheinlichkeit nach auf der Raubfahrt gethan, ſowie auch die Oddiſche Olaf's Saga Tryggvaſonar (Cap. 9. S. 239) erzählt, daß Olaf in Dänemark geraubt habe. Die große Olaf's Saga und die Oddiſche laſſen Olafen eine große Rolle ſpielen und durch ſeinen Rath gelingt es dem Kaiſer, das Danawirki zu verbrennen. Beide gerathen dabei ins Mährchenhafte. Snorri'n konnte die Sage nicht unbekannt ſein; aber ſein kritiſcher Sinn nahm ſie nicht auf, und er würdigte ſie ſo, daß er ſie ganz mit Stillſchweigen überging. Man müßte denn annehmen, zur Zeit des Mönches Odd's wäre die Sage noch nicht da geweſen, und erſt ſpäter in dieſes fabelreiche Geſchichtswerk (Cap. 12. S. 249, 250) gekommen. Nach Snorri Sturleſon iſt, als Olaf der Heerfahrt des Kaiſers beiwohnt, Tryggwi's Sohn noch nicht in England geweſen. Die Oddiſche Olaf's Saga läßt ihn ſchon dort geweſen ſein Die große Olaf's Saga thut das nicht, geräth aber mit ſich in Widerſpruch, und denkt ſich Olaf ſchon (Cap. 70. S. 127) als Chriſt, denn er räth nach ihr dem Kaiſer, daß das ganze Heer drei Tage faſten ſoll. Da die große Olaf's Saga ſowol Snorri als auch dem Gunnlög folgt, welcher ein der Oddiſchen Arbeit verwandtes Werk ſchrieb, ſo kommt ſie ſehr ins Gedränge. Snorri ſchlägt den einfachſten Weg ein. Er läßt Olaf aus Rußland fahren, an den Küſten der Oſtſee heeren, ſich in Wendenland aufhalten, dem Kaiſer gegen Dänemark beiſtehen, und nach Geira's Tode ſeine Raubfahrt nach Weſten antreten, und zuerſt in Friſland, in Saxland und Fläminga-Land und dann in England bis Nordimbraland, auf den Südreyar in Man, in Kumraland (Kumbraland), in Irland, in Bretland (Wallis) und Walland (Frankreich) heeren und ihn in Syllingar taufen, wobei die Erzählung von dem weiſſagenden Einſiedler der reinen Sage anheimfällt (ſ. F. Wachter, 2. Bd. S. 238—240). Snorri konnte dieſe Erzählung nicht verwerfen, da er als frommer Chriſt glaubte, daß heilige Chriſten, vermöge der Kraft Gottes, weiſſagen könnten. Würdevoll und ſo wahrſcheinlich als möglich gehalten, iſt die Erzählung, aber dieſes nicht Beweis für das Erzählte als wirklich Geſchehenes, ſondern für Snorri's Kunſt, auch reinen Sagen den Anſtrich und das Gepräge wirklich geſchehener Ereigniſſe zu geben. Die Heerungen Olaf's ſind geſchichtlich, denn Snorri belegt ſie durch Hallfred's Strophen (ſ. d. Art. Olafs Dráps in dieſen Nachträgen) Die große Olaf's Saga weicht darin von Snorri ab, daß ſie Olafen in Friſland, Saxland und Flämingjaland heeren läßt, während noch Geira lebt, und Tryggwi's Sohn noch ſeinen Sitz in Wendland hat. Nach Geira's Tode ſegelt er zuerſt nach Dänemark und gedenkt von da nach Gardir (Rußland) zu fahren. Als er in Dänemark auf Wind wartet, raubt er im Lande, wird angegriffen und rettet ſich und die Seinen durch Gebete und Bezeichnung mit dem Kreuze. Natürlich hat Snorri von der ganzen Sache nicht einmal eine Andeutung, indem er Olafen vor ſeiner Taufe nicht den Chriſten ſpielen läßt. Dann läßt die große Olaf's Saga den Sohn Tryggwi's nach Rußland und von da nach Griechenland fahren, und ihn bewirken daß Rußland chriſtlich wird, und dann nach England ſegeln, in England und dann in Schottland heeren, wobei ſie Strophen des ſpätern Hallarſtein einwebt, und weiter heeren, wie es Snorri angibt, und hat dann Cap. 78 auch deſſen Erzählung, wie Olafen auf den Syllingar (Sorlingues) geweiſſagt wird. Doch weicht dann die große Olaf's Saga wieder darin von Snorri ab, daß Olaf ſich nicht vom Einſiedler ſelbſt taufen läßt, ſondern blos verheißt, daß er ſich taufen laſſen will, denn ſie muß auch die Erzählung aufnehmen, wie Olaf von einem Abte getauft und geweiſſagt erhält, und damit Niemand in Ungewißheit ſei, wann dieſes geſchehen, ſagt ſie, Olaf ſei damals 35 Jahre alt geweſen, als er getauft ward, und weiter: Damals waren verfloſſen von der Fleiſchwerdung unſers Herren Jeſu Chriſts 993 Jahre, das war im 10. Jahre des Reichs des Kaiſers Ottonis des Jungen, und im 21. Jahre des Engländ-Königs Adalrad's. Daß Olaf in England getauft worden, leidet wol keinen Zweifel. Auch ſagt es Adam von Bremen. Aber die nähern Umſtände fallen der reinen Sage anheim. Die Sage vom Einſiedler war unnöthig, wenn Olaf die Taufe und Weiſſagung vom Abte erhalten ſollte. Aber wahrſcheinlich ſchien es den Mönchen Odd und Gunnlög beſſer, wenn Olaf von einem Abte getauft würde. Ganz mährchenhaft iſt vollends, daß Olaf einen Biſchof aus Griechenland mit ſich nach Rußland bringt, und den König Walldimar, die Königin Allogia und alles ihr Volk taufen läßt, und doch ſelbſt die Taufe nicht in Griechenland, auch nicht in Rußland, ſondern erſt in England annimmt. Natürlich hat Snorri von Olaf's zweitem Aufenthalte in Rußland und ſeiner Reiſe nach Griechenland nicht einmal eine Andeutung, woraus zu ſchließen, daß dieſes nicht allgemeine Sage, ſondeen ein bloßes, im Kloſter erfundenes und im Kloſtee geglaubtes, Mährchen war. Aber eine Fahrt Olaf's nach Rußland möchten wir doch, da Olaf ſich nach Hallfred in Rußland ſchlägt, ſo annehmen, daß Olaf's erſter Aufenthalt in Rußland ganz hinwegfällt, und Tryggwi's Sohn mit Gardir nichts zu ſchaffen hat, als daß er dort heerte, indem er von England aus, wo er ſeine Jugend zubrachte, einmal eine Raubfahrt nach Oſten machte. Die Oddiſche Olaf's Saga ſchlägt dieſen Weg ein. Nachdem Olafr ſeine Kindheit in Gardir zugebracht, fährt er nach Windland (Wendenland), heirathet Geiran, und thut hier Kriegsthaten für ſie Nachdem er drei Jahre hier geweſen, ſtirbt Geira. Er will nach Rußland fahren, kommt nach Dänemark. Sie ſagt: Gedachte er zu fahren in Russiam. Aber als er kam nach Dänemark, da gingen von den Schiffen ꝛc. Von einem Verſchlagenwerden iſt nicht die Rede. Dachte ſich

Digitized by Google

der Mönch Wendenland im Osten von Dänemark? Schwerlich, denn Oddr sagt ja selbst (Cap. 9. S. 235): Königin Geira herrschte (rikdhi) dort, wo (es) Germania heißt zur Westhälfte (til vestrhálfu). Wahrscheinlich ist dieses Die Urfage erzählte, Olaf sei von England aus nach Rußland gefahren, und habe auf dem Wege in Dänemark geheert Da man dann später Olaf's Vermählung mit Geira im Wendenlande erfand, ließ man Olaf'n von Wendenland aus nach Rußland fahren, behielt aber bei, wie er auf dem Wege dahin in Dänemark heeret. In Dänemark, erzählt die Oddische Olaf's Saga legendenartig weiter, wird Olaf und die Seinen angegriffen, und rettet sie und sich durch das Zeichen des Kreuzes, fährt dann nach Rußland, und von da nach Griechenland, verlangt von einem Bischofe die Taufe und wird dort primsignirt. Die Oddische ist enthaltsamer als die große Olaf's Saga, und nennt den Bischof nicht. Doch bewirkt auch nach ihr Olaf, daß die Königin in Rußland, der König und alle seine Mannen sich taufen lassen. Der Ruf eines berühmten Mannes auf den Syllingar veranlaßt, das Olaf aus Rußland dahin segelt. Die Oddische Olaf's Saga läßt die Umstände hinweg, wie Olaf in jene Gegend kommt, und alles wird mährchenhafter. Der Mann weiß vermöge seiner Weissagekraft (af sinni spekdh), daß Olaf dahin kammt, und geht mit allen Mönchen an den Strand. Es ist der Abt, und Olaf und seine Mannen werden getauft Die Oddilche Olaf's Saga begnugt sich also mit dem Abte, Snarri mit dem Einsiedler, aber die große Olaf's Saga bedient sich beider. Nach der Oddischen Olaf's Saga schließt Olafr mit dem Jarle Sigurd von Nardimbraland Gütergemeinschaft (félag, Geldgesellschaft). Der Kaisrr Otta der Rathe auf seiner zweiten Heerfahrt gegen die Dänen, trifft bei Slesmunni (Mündung der Sles) auf Heermänner (Männer, die auf Verheerung sind). Es ist dieses Olaf, der sich Ali nennt. Durch seinen Rath wird das Danawirki verbrannt. Als er vom Kaiser wieder geschieden, fährt er auf die Breten (Walliser), Iren und Skaten, und heert auf die heidnischen Völker, aber läßt die Christenmenschen fahren im Frieden Snorri sagt (Cap. 31. 2. Bd. S. 210): Daß Olaf in England mit Frieden gefahren, indem England war christen. Nun erzählt die Oddilche Olaf's Saga, wie Olaf in Irland, wa er Heerfang genammen, van einem Bauer den klugen Hund Wig erhält, und dann Olaf's Verheiratdung mit Gyda und seinen Kampf mit Alpin. Nach Snorri (Cap. 31—35, bei F. Wachter, S. 240—244) und nach der ihm folgenden graßen Olaf's Saga (Cap. 80. S. 148—150. Cap. 82. S 151, 152) folgen sich die Heirath mit Gyda, der Kampf mit Alpin und die Erlangung des Hundes Wig. Zwischen letzterer und dem Kampfe mit Alpin schiebt die graße Olaf's Saga die Erzählung [75]) vom Zweikampfe Thangbrad's wegen eines van ihm nach Teutschland gebrachten irischen Mädchens ein. Snorri Sturleson und die Oddische Olaf's Saga haben van dieser rein sagenhaften Erzählung nichts. Der reinen Sage fällt aber auch wenigstens den Umständen nach, mit denen sie erzählt wird, die Erzählung anheim, wie Gyda Olafen zum Manne sich kieset und dieser sich mit dem verschmähten Freier Alpin schlagen muß. Auch selbst bei Snarri in seiner einfach kräftigen, das Gepräge scheinbarer geschichtlicher Wahrheit tragenden Darstellung läßt sich die reine Sage nicht oerkennen. Wenn, wie man nicht unwahrscheinlich vermutbet [76]), Olaf Tryggvafon eins mit dem Anlaf ist, welcher nach den englischen Schriftstellern erst dem Dänenkönige Swein beigestanden, und dann zum Könige Edelred übergegangen, so ist die Kenntniß von dem, was Olaf in England gethan, frhr unvallkommen. Wie Thorir Klaka Olafen durch Trugräthe nach Norwegen bringt, fällt auch in der Erzählung bei Snorri (Cap. 51—52, bei F. Wachter, 2. Bd. S 279, 280) der reinen Sage anheim. Das, wie Thorir Olafen in Dublin kennen lernt, und wie er ihn brwegt nach Norwegen zu fahren, bat die graße Olaf's Sage Tryggvafanar (Cap. 94. S. 190) aus Snorri entlehnt, fand aber die Sache oermuthlich zu unwahrscheinlich, wenigstens läßt sie, um es wahrscheinlicher zu machen, Jastein und Karl Höfud, Blutsfreunde von Olaf's Mutter, auftreten. In der That aber macht sie es dadurch noch unmöglicher. Thorir will Olafen nach Narwegen ins Verderben locken. Hierbei hätten ihm Olaf's Blutsfreunde mehr hinderlich als förderlich sein müssen. Wie Snarri es darstellt, ist es noch unwahrscheinlich genug Olaf brauchte gar nicht nach Narwegen gelockt zu werden, und es liegt in der Natur der Sache, daß er sich selbst nach dem königlichen Hochsitze in Norwegen sehnte. Er hatte daher aller Wahrscheinlichkeit nach van selbst darnach geforscht, wie es in Norwegen stände, und unternahm, als er hörte, daß Hakon sich durch seine Ausschweifungen verhaßt gemacht hatte, eine Heerfahrt dahin Aber die Sage liebt tragische Momente. Nur ein kleiner Theil von Olaf's Geschichte war in geschichtlichen Liedern aufbewahrt. Die Sage hatte freien Spielraum, und sie dichtete daher, wie Hakan, indem er Olafen durch Trugräthe verderben will, sich selbst die Grube seines Todes grädt Die Sage ließ um so lieber Hakan sich durch seine eigenen Trugräthe ins Verderben stürzen, weil er durch Trugräthe den König Haralld Grafrud und den Galdharalld vernichtet hatte. Die Sage liebt solche Gerechtigkeit. Snarri fand die Saga allgemein als Geschichte geglaubt, und glaubte sie auch selbst, weil er wußte, wie leicht sich Jemand, welchem das Schicksal den Untergang bestimmt, in seiner eigenen Schlinge fängt. Auch fand er in anderer Beziehung Hakon's Unglück natürlich. Er sagt (Cap. 56, bei F. Wachter 2. Bd S. 209): Das trägt am meisten dazu bei, daß so ward, daß da war die Zeit gekammen, daß verdammt werden sallte die Opferschaft und die Opfermänner, aber an die Statt kammen der heilige Glaube und rechte Sitten. Die Sage hatte dielen Beweggrund nicht gehadt. Sie hatte, weil die Nemesis walten sallte, den Hakan, der durch seine Argliſt so viel Unheil geschafft,

75) Es kommt darin vor: Medh Alberto biskupi, woraus sich schließen läßt, daß die Sage aus Gunnlög entnommen ist.

76) Siehe Schöning, Hist. Nor. 3. Th. S. 300, 301.

durch seine eigenen Ränke endlich ins Verderben stürzen lassen. Snorri Sturleson als Geschichtschreiber mußte fühlen, wie sehr unwahrscheinlich die Weise war, durch welche die Sage Hakon's Sturz herbeigeführt hatte. Er nahm daher an, Hakon sei durch das Schicksal zu diesem Ende bestimmt und deshalb verblendet gewesen. Er sagt das nicht ausdrücklich, weil er so wenig als möglich Betrachtungen einwebt. Er sagt daher um Hakon's Fall zu erklären: Hakon mußte fallen, weil das Christenthum siegen sollte. Aber freilich auch bei dieser Annahme bleibt unerklärt, warum er grade auf diese unwahrscheinliche Weise untergehen mußte. Besser antwortet hierauf die Sage selbst. Es ist gerecht, daß der Arglistige sich endlich in seinen eigenen Schlingen fange. Doch gibt Snorri selbst einen deutlichen Wink, wie das Meiste in Olaf's Geschichte unsicher sei, indem er sagt (Cap. 90): Von Hallfred's Gesängen nehmen wir die meiste Wissenschaft und Wahrheit, die, die gesagt wird von König Olaf Tryggvason [77]). Nun belegt aber Snorri mit Hallfred's Strophen blos Olaf's Raubfahrten, Schenkung eines Schwertes an Hallfred, und die Hergänge in der Schlacht von Swöldr, und das Gerücht von Olaf's Entkommen, und die Wahrheit seines Todes. Snorri Sturleson deutet also hier selbst an, daß das Meiste, was er von Olaf's Geschichte erzähle, unsicher sei. Seine Kritik beschränkte sich also dahin, daß er die unwahrscheinlichen Sagen, wenn sie allgemein gültig waren, zwar aufnahm, aber ohne ihre geschichtliche Wahrheit zu verbürgen, die ganz unglaublichen Dinge aber, welche man später ersonnen, und die sich in der Oddischen Olaf's Saga, und wie sich aus der großen Olaf's Saga schließen läßt, auch in der Gunnlög'schen Arbeit reichlich fanden, ausschied. Nach der Oddischen Olaf's Saga ist Olaf plötzlich wieder in Rußland (also zum dritten Male). Thorir Klaka findet ihn nicht in England, sondern in Rußland. Eine große Rolle spielen bei dieser Erzählung die beiden Mutterbrüder Olaf's, Karlshöfud und Jostein, und auf eine Weise, daß Jarl Hakon der einfältigste Mensch der Welt hätte gewesen sein müssen, wenn er die Sache so eingeleitet, wie die Oddische Olaf's Saga sie erzählt. Sie ist in dieser ganzen Partie völlig abweichend von Snorri Sturleson. Vergleiche diesen (Cap. 51—52, bei F. Wachter, 2. Bd S. 278—280) und die Oddische Olaf's Saga (Cap. 16. S. 261—263). Bei Gelegenheit, wo Snorri Sturleson (Cap. 57. S. 290—292) erzählt, wie Olaf Tryggvason zum Könige angenommen wird und Jarl Eirik nach Schweden entweicht, theilt Snorri Sturleson zwei Strophen [78]) von Thordr Kolbeinsson mit, aus welchen dieses hervorgeht. Hakon kam durch die Arglist der Leute um, und Olaf von Westen [79]) und Jarl Eirik ging nach Schweden. Den merkwürdigsten Contrast zwischen der Oddischen und der Snorri'schen Olaf's Saga bildet die Partie, wo Snorri (Cap 57—76, bei F. Wachter, S. 290—318) von der Ausbreitung des Christenthums handelt, wie er eine Landschaft nach der andern durch List und Gewalt zwingt, sich taufen zu lassen. Man sollte glauben der Mönch Oddr werde hierbei, da er Olafen vorzüglich als Verbreiter des Christenthums behandelt, ebenso umständlich sein. Aber man findet von dem Meisten und Wichtigsten, was Snorri erzählt, in der Oddischen Olaf's Saga nicht einmal eine Andeutung. Ein Beweis, daß Oddr kein redlicher Geschichtschreiber war. Olaf erscheint als ein grausamer, arglistiger Mensch. Deshalb konnte der Mönch, der aus Olafen einen Heiligen machen will, jene Erzählungen nicht brauchen. Der Verfasser der großen Olaf's Saga hat zwar auch das Oddische Streben, hat aber doch aus Snorri Sturleson vieles buchstäblich aufgenommen, und dazwischen die Stücke aus der Gunnlög'schen Arbeit eingewebt, wodurch das große Geschichtswerk ein sehr buntes Ansehen erhält. Der Raum erlaubt nicht, die einzelnen Erzählungen bei Snorri einer Kritik zu unterwerfen. Nur bemerken wir, daß auch hier vieles als Kinder der reinen Sage sich kund gibt. Man lese z. B. den schönen Auftritt auf dem Thing in Rogaland (Cap. 61, bei F. Wachter, S. 298, 299). Als Sage betrachtet herrlich, als Geschichte unglaublich! Snorri, der an Wunder glaubt, konnte an der Sage keinen Anstoß nehmen. Strophen hat dabei Snorri nicht. Nur später, als er die Reihen darstellt, welche zu Gunsten der Ausbreitung des Christenthums gemacht wurden, führt er Cap 105 das Stef aus der Hafgerdinga-Drápa eines sudreyischen (hybridischen) Mannes an. Da es Snorri'n so an Liederstellen fehlte, auf welche er seine Kritik stützen konnte, so war er blos auf seinen eigenen Geist verwiesen. Er sagt Cap. 87: Olaf christnete den ganzen Fiörd; führt hierauf seinen Weg südwärts mit Lande, und ward auf der Fahrt vieles zu Zeitungen, das, was gebracht ist in Erzählung (i frásögn er fært), daß Tröll [80]) (zaubermächtige Wesen) und Illar Vaettir (böse Wesen, Geister), sich versuchten an seinen Mannen, und manchmal an ihm selbst. Aber wir wollen das vielmehr schreiben um die Zuträgnisse, mit denen König Olaf christnete Noreg (Norwegen), oder der andern Lande, an die er mit dem Christenthume kam. Doch hat andere Versuchungen [81]) Snorri nicht

77) S. die Stelle in der Urschrift im Art. Olafs Drápa. Na. I. Not. 21. S. 285 in d. Nachträgen. 78) Die große Olaf's Saga Tryggvasonar hat sie Cap. 106. S. 224. Cap. 109 S. 282, 283. Die eine Strophe hat auch Snorri Sturleson Cap. 96 wieder und führt auch hier, sowie Cap. 97 im Ganzen fünf Strophen aus der Banda Drápa des Eyolf Dadaskald im Betreff der Geschichte des Jarl Eirik an. 79) Also kam er erweislich nicht aus Rußland, wie die Oddische Olaf's Saga erzählt. Der Mönch Oddr hatte also nicht die guten Hülfsmittel, wie Snorri, oder wollte, was seinen Mährchen entgegen war, nicht benutzen; Cap. 24. S. 278 sage die Oddische Olaf's Saga mit sich im Widerspruche: Und als König Olaf kam von Westen rc., und hat also vergessen, daß er ihn aus Rußland kommen läßt.

80) Nach Cod. C. und D. ábreinir andar, unreine Geister, zugleich ein Beispiel, wie man später gern christliche Ausdrücke und Ansichten an die Stelle der heidnischen setzte. 81) Die Oddische Olaf's Saga hat Cap. 55. S. 328, 329, wie Thor Olafen erscheint, und Cap. 56. S. 330—332 ein Trölla thäter, Theil von den Tröll. Doch damit Olaf eine Stütze hat, läßt sie ihm Cap. 24. S. 278 den heiligen Martin erscheinen und sich erbitten, daß die Minni (Erinnerungen), welche früher den Odhin und den Asen getrunken worden sind, nun ihm sollen zu Theil werden.

ganz übergangen. So erzählt er (Cap. 71, bei F. Wachter, 2. Bd. S. 310, 311) von den Trügereien Othin's. Wahrscheinlich war die Sage zu berühmt, als daß Snorri hätte wagen können, sie hinwegzulassen. Auch von den merkwürdigen Reisen, zu Gunsten der Ausbreitung des Christenthums bei Snorri hat die große Olaf's Saga Tryggvasonar das Meiste buchstäblich aus dem Geschichtswerke des Sohnes Sturla's aufgenommen, und hat darei auch viel aus Gunnlög. Auch die Oddische Olaf's Saga hat Einiges davon. Aber das Wichtigste nicht, nämlich die Reise nach Grönland, welche die Veranlassung zur Entdeckung Ameeika's wurde. In der zweiten Recension der großen Olaf's Saga ist äußerst wichtig der Thátr Eiriks Rauda wegen der darin enthaltenen Nachrichten von Grönland und Winland (Weinland in Nordamerika). Snorri Sturleson in der Olaf's Saga Tryggvasonar (Cap. 103. S. 303) erzählt auch die Auffindung Winlands Aber die nachfolgenden Capitel über denselben Gegenstand sind erst später aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar der zweiten Recension, aus der Saga von Eirik Rauði und Thorfinn Karlsefne im Flateyar Codex in die Heimskringla gekommen, sodaß diese in ihrer jetzigen Gestalt ziemlich vollständig über diesen wichtigen Gegenstand handelt (vergl. F. Wachter, 1. Bd. S. CLXVII). Weit kürzer handelt darüber die Olaf's Saga Tryggvasonar in den Fornmanna-Sögur (2. Bd. Cap. 220—221 S. 213—216. Cap. 231. S. 245, 246). Was jetzt auch in der großen Ausgabe der Heimskringla Cap. 104—113 von den Reisen der Isländer nach Winland (Weinland) steht, ist deshalb aufgenommen, weil es in die Peringskiold'sche Ausgabe eingewebt war, und in diese war es wörtlich aus der großen Olaf's Saga Tryggvasonar der zweiten Recension skaltholter Ausgabe (Cap. 61. 2 Thl. S 223—227) eingeflochten worden. Sowol die erste Recension (S. 214), als auch die zweite Recension führen dabei die *Eirika* Saga Rauda (s. d. Art.) an. Olaf's Versuch, das Christenthum in Island einzuführen, berühret Snorri (Cap 80. S. 91) nur kurz, wie es im Verhältnisse zur norwegischen Geschichte gemäß war. Ein schönes Gemälde geben bei Snorri Olaf's Heerfahrt nach Wendenland und die Beschreibung der Umstände, welche diese Fahrt und seinen Fall herbeiführten. Sehr viel Mühe gibt sich die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar, sowie auch die große Olaf's Saga die Schlacht von Svöldr auf das Umständlichste zu beschreiben. Snorri Sturleson ist weniger umständlich, aber umständlich genug, sodaß man bei ihm ein lebhafteres Bild von jener berühmten Schlacht erhält, als in den beiden andern Olaf's Sögor. Snorri und die Oddische Olaf's Saga belegen dabei mit Hallfred's und Halldor's Strophen, und die große Olaf's Saga webt überdies noch Strophen des spätern Hallarstein ein (s. d. Art. Olafs Drápa in diesen Nachträgen). Daß Olaf nicht entkommen, wie Snorri aus Hallfred beweiset, geht auch aus Adam von Bremen hervor, denn er sagt Lib. II. c. 29: Olaph namque Rex, qui forte solus remanserat, in mare se praecipitans, dignum vitae finem invenit. Wie sich Olaf mit den Waffen in das Meer gestürzt, und so den Tod gefunden, erzählt auch Saxo Grammaticus Lib. X. Bl. 96. S. 1. Auch weiß er von Einar's Thaten und von Olaf's großem Schiffe. Die Schlacht verlegt Adam von Bremen in die Meerenge von Helsingborg. Was ihn hierzu veranlaßt, gibt er deutlich genug an, wenn er sagt, daß hier ein den Seeräubern verteufter Schlupfwinkel sei, und wenn er vorher bemerkt, daß hier die Könige Seeschlachten zu schlagen pflegen, wie z. B. auch in der Schlacht von Brawallie geschehen war. Olaf's Heirath mit der Thyra kennt Adam von Bremen, und bemerkt dabei, daß Thore, wie er sie nennt, aus Dänemark gewesen, und das hoffärtigste Weib, und auf ihren Anteieb habe auch Olaf die Dänen bekriegt. Auch sagt er: Swein, der Dänenkönig, habe die Witwe Erik's (des Königs von Schweden), die Mutter Olaf's (des Königs von Schweden) geheirathet, und kennt also Swein's Heirath mit der Sigrid. Nach Saxo Grammaticus (Bl. 94. S. 2) wirbt Olaf zwar um Thyra, erhält sie aber nicht. Daß Olaf der Königin Sigrid Schmach zufügt, erzählt auch Saxo Grammaticus, aber auf andere Weise als Snorri (bei F. Wachter, 2. Bd. S. 306). Ungeachtet Sturla's Sohn auch eine Erzählung hat, welche in Betreff der näheren Umstände aller Wahrscheinlichkeit nach der reinen Sage angehört, so ist der Beweggrund zu der Anthuung der Schmach, und die Art und Weise der Schmach selbst weit wahrscheinlicher, als bei Saxo Grammaticus. Durch Vergleichung beider wird nur so viel klar, daß Olaf um Sigriden geworben, sie eine Zusammenkunft gehabt, und dabei Sigrid von Olaf beleidigt worden ist.

6) Endergebniß der Vergleichung der drei Sögor. Oddr schrieb zwar früher, als Snorri Sturleson, aber sein Werk hat weit mehr, was der reinen Sage anheimfällt, als das Snorri'sche. Das Meiste, was die große Olaf's Saga echt Geschichtliches enthält, hat sie aus dem Snorri'schen Werke entnommen. Die Oddische Olaf's Saga ist in gewissen Partien umständlicher als Snorri, aber dann schweift sie fast immer ins Fabelhafte, und das Werk ist, da es so viele Mährchen enthält, eher eine Legende, als eine wirkliche Geschichte Olaf's zu nennen. Snorri erzählt unbekummert, ob Olaf in einem günstigen oder ungünstigen Lichte erscheine, die alten Sagen, die er von ihm vorgefunden, und hält sie meistens so wahrscheinlich als möglich, nimmt aber nicht auf, ja deutet nicht einmal an jene spätern Träumereien, welche die Mönche Oddr und Gunnlögr haben. Der Oddischen Olaf's Saga ist das Wunderbare eben das Liebste. Die große Olaf's Saga verfolgt dabei diesen Zweck nicht, sondern nimmt vieles buchstäblich aus Snorri auf, läßt sich dabei aber auch nicht entgehen, was Gunnlög in seinem Geschichtswerke hatte, und diese Gunnlög'sche Arbeit war

---

Bei der Erzählung wie Kiartan Anfangs sich gegen das Christenthum sträubt und sich gegen Olaf setzt, nähere sich der Mönch Odde und die Kristnisaga S. 74 am meisten. Die große Olaf's Saga und die Laxdaelasaga dagegen erzählen, daß Kiartan zuerst den Vorschlag gethan, den König zu verbrennen. Vergl. Müller, Untersuchung über Snorri's Quellen im 6. Bande der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 287.

ihrem Geiſte und Inhalt nach dem Oddiſchen Werke ſehr verwandt, aber umſtändlicher als dieſes in Beziehung auf die Geſchichte der Ausbreitung des Chriſtenthums im Norden. Snorri Sturleſon beſtrebt ſich den Geiſt und die Sitten des Heidenthums ſo treu als möglich darzuſtellen, ohne jedoch das Heidenthum zu billigen, und dem Chriſtenthume zu nahe zu treten. Kleinere Geiſter ſpiegeln ſich in der Oddiſchen und der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar. Sie meinen, man müſſe haſſen, was man nicht lieben könne, und vermeiden abſichtlich treue Darſtellung des Geiſtes der Heidenzeit. Da die große Olaf's Saga vieles aus Snorri, wenn auch verſtümmelt, entlehnt, ſo iſt in ihr jener Verfolgungsgeiſt im Ganzen nicht ſo ſichtbar und trägt das Gepräge deſſelben nur in gewiſſen Partien. Die Oddiſche Saga iſt in dieſer Beziehung ein einziger Guß, aber nicht der Guß eines ſchönen Bildes, ſondern eines Zerrbildes. Ebenſo groß iſt auch der Abſtand zwiſchen der Snorri'ſchen auf der einen, und Oddiſchen und den Gunnlög'ſchen Partien der großen Olaf's Saga in Betreff der Einſicht in die Verhältniſſe des Lebens und der Geſellſchaft der Menſchen. In der Snorri'ſchen ſpiegelt ſich ein tiefer Kenner der menſchlichen Leidenſchaften und ihrer Beſtrebungen ab, und ein Mann, der in ſeinem Vaterlande eine wichtige politiſche Rolle ſpielte, und auch im Auslande nicht unbedeutend auftrat. Die Oddiſche Arbeit und die Gunnlög'ſchen Theile der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar, verrathen die Kloſterzelle, in welcher ſie entſtanden ſind, und erſcheinen nur in einem vortheilhaften Lichte, wenn man ſie mit andern ähnlichen Arbeiten des Mittelalters vergleicht, und nicht mit dem Geſchichtswerke Snorri's. (*Ferd. Wachter.*)

OLAHFALU, ſeeles Doef und Taxalort im Großfürſtenthume Siebenbürgen, udvarhelyer Stuhl, mit eigener Gerichtsbarkeit, unter einem Magiſtrate, mit einem Königsrichter, und zwölf Gerichtsbeiſitzern, merkwürdig als das einzige Dorf Siebenbürgens, welches vermöge ſeiner Privilegien, durch eigene Abgeordnete den Landtag beſchickt. — Eine Stunde von dieſem Dorfe entſpringt die ſehr beſuchte homoroder Sauerquelle im Thale gleiches Namens. (*Benigni.*)

OLAH PIAN. Walachiſches Dorf im Großfürſtenthume Siebenbürgen, mühlenbacher Stuhl. In der Nähe dieſes Dorfes an dem dortigen Gebirgsabhange befinden ſich die bedeutendſten Goldſeifenwerke Siebenbürgens. Das hier gewaſchene Gold iſt von vorzüglicher Feinheit. Zum Betriebe des Geſchäfts von Seiten des Staats iſt hier ein eigener Goldeinlöſer aufgeſtellt. Man findet in dem Sandſteine der benachbarten Gebirge auch häufig Volutiten. (*Benigni.*)

OLDENLANDIA. So nannte Plumier eine Pflanzengattung zu Ehren des Botanikers Heinr. Bernh. Oldenland, welcher im J. 1695 am Vorgebirge der guten Hoffnung Pflanzen ſammelte (*J. Burmann* Catalogus alter plantarum africanarum, quas *H. B. Oldenlandus* et *J. Hartog*, botanici egregii, in Capite Bonae Spei quondam invenerunt ac denominaverunt, als Anhang des Thesaurus zeylanicus; *Linn.* Am. ac. VI. p. 115). — Die Gattung Oldenlandia nach Linné, Roxburgh und Candolle (Prodr. IV. p. 424) gehört zu der erſten Ordnung der vierten Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Hedyotideen der Familie der Rubiaceen. Char. Die Kelchröhre faſt kugelig, die vier Zähne des Kelches in der Blütbe nahe beiſammen, in der Frucht weit von einander abſtehend; die Corolle hat eine kurze Röhre mit vierſpaltigem Saume; die Staubfäden ſtehen hervor und haben ei- oder kreisförmige Antheren; die Narbe iſt einfach oder geſpalten; die Kapſel faſt kugelig, mit den Kelchzähnen gekrönt, zweifächerig, in einer Spalte ſich öffnend, vielſamig, die ſehr kleinen Samen ſind an einem faſt kugeligen Mutterkuchen befeſtigt. Hiernach weicht Oldenlandia von Hedyotis nur darin ab, daß bei der Frucht der erſtern die Kelchzähne durch eine breite Bucht, bei Hedyotis dagegen durch einen ſpitzen Winkel von einander getrennt ſind. Dieſer Unterſchied iſt gewiß zu unweſentlich, als daß man nicht die 45 Arten, welche Candolle aufzählt und welche meiſt als Sommergewächſe, ſelten als kleine Sträucher mit gegenüberſtehenden, durch ein Afterblättchen mit einander verbundenen Blättern zwiſchen den Wendekreiſen und am Vorgebirge der guten Hoffnung vorkommen, mit Hedyotis vereinigen ſollte. Hierher gehören die Gattungen Listeria *Neck.*, *Roſin.*, Gerontogea *Schl.* et *Cham.* und Hedyotis umbellata *Lam.* (Oldenlandia *L.*), ein Färbekraut, welches in Oſtindien ſehr geſchätzt wird (ſ. d. Art. Oldenlandia umbellata und Hedyotis).

Dagegen gehört die Gattung Oldenlandia, wie ſie Retzius, Roth, Smith und Sprengel begriffen, zu der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und wahrſcheinlich zu der Familie der Saxifrageen. Ihr Charakter beſteht in einem vier- bis fünfzähnigen Kelche, vier bis fünf Corollenblättchen, meiſt geſpaltenem Griffel und einer zweifächerigen Samenkapſel. Candolle vereinigt dieſe Gattung, nicht ohne Zweifel, mit Vahlia, welche ſich durch einen fünfblätterigen Kelch, zwei Griffel (die ſich indeſſen auch bei Old. digyna finden) und eine einfächerige Kapſel hinlänglich unterſcheidet. Die vier bisher beſchriebenen Arten: 1) O. pentandra *Retz.* (Obs. IV. p. 22., Heuchera dichotoma Murr. comm. gott. 1772. p. 64. t. 1. Old. biflora *Roth.* nov. sp. p. 97. Vahlia Oldenlandine *Cand.* prodr IV. p. 54). 2) O. digyna *Retz.* (Vahlia sessilliflora *Cand.*). 3) O. nudicaulis *Roth.* und 4) O. maritima *Roth.*, wachſen als Sommergewächſe in Oſtindien und ſind einer genauern Prüfung zu unterwerfen. (*A. Sprengel.*)

OLIMAR (Sagengeſchichte), König von Auſtreg oder Oſtrich, denn dieſes iſt darunter zu verſtehen, wenn Saxo Grammaticus ihn Rex Orientalium nennt. Saxo Grammaticus hatte zu ſeinen Sagen- und Geſchichtswerken einen großen Theil ſeines Stoffs, wie er auch in der Vorrede ſagt, aus den Sögor der Isländer genommen. In ihnen aber ſpielt Austervegur (Oſtweg, Oſtgegend) eine große Rolle, und es iſt darunter Eſthland, Livland und Kurland zu verſtehen[1]). Ihre Bewohner hie-

1) Siehe F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 81, 82, 221. 2. Bd. S. 272, 273, 295 und die Regiſter

ßen Austrvegsmenn. Saxo Grammaticus hat ohne Zweifel Austrvegsmenn durch Orientales überſetzt. Solche Leute König war nach der Saga Olimar. Aber noch nicht da, wo die Saga von ihm anhebt, obgleich Saxo Grammaticus ihn gleich am Anfange Rex Orientalium nennt. Weiter unten S. 88 ſagt er: Cuneti Ruthenorum reges, Olimaro Dagoque exceptis. Er zählt ihn alſo hier den ruſſiſchen Königen bei. Olimar unterwarf aber auch Eſthland und Kurland, welche vorzugsweiſe Austrvegr hießen. Daher nennt er ihn gleich Anfangs Rex Orientalium, oder faßt auch das Austrvegr, das er in der Saga fand, in weiterer Bedeutung auf, und verſteht zugleich Rußland darunter[2]). Der Hunnenkönig hatte ſeine Tochter dem Dänenkönige Frothi III. verheirathet. Dieſer verſtieß ſie; der erzürnte Vater verband ſich mit Olimar, und ſie rüſteten ſich zwei Jahre zum Kriege. Frothi ſammelte nicht nur die Dänen, ſondern rief auch Norweger und Slaven zu ſeinem Beiſtande herbei. Erich der Beredte ward von Frothi auf Spähung geſandt. Er fand Olimar'n, der den Oberbefehl über die Flotte erhalten, während der Hunnenkönig das Landheer führte, nicht weit von Rußland[3]). Erich befragt nun Olimar'n in Verſen, wohin er ziehe. Olimar antwortet in Verſen, daß ſie Fridler's Sohn angreifen wollen. Olimar wird alſo der Skaldenkunſt mächtig gedacht. Die Skalden werden in den Sögor ſehr häufig extemporiſirend eingeführt. Frothi unterwarf ſich die Inſeln, die zwiſchen Dänemark und Austrvegr[4]) lagen. Endlich kam es zur Seeſchlacht mit Olimar. In ihr ward Olimar, obgleich er mehr Schiffe hatte, ſieglos. In der Schlacht fielen alle Könige der Ruſſen außer Olimar und Dag. Sie unterwarfen ſich dem ſiegreichen Dänenkönige. Da Frothi ſein großes Heer ſchwer erhalten konnte, ſandte er Olimar'n nach Schweden. Hier beſiegte Olimar Thor den Langen, den König von Jamtaland und Helſingialand, und zwei andere nicht minder mächtige Heerführer. Eſthland auch und nebſt Öland Kurland, ſowie die Inſeln, welche ſich vor Schweden hinbreiten, bezwang er[5]). Er brachte 700 Schiffe dem Könige Frothi zurück, und hatte die Zahl derer, die er hinausgeführt, verdoppelt. Frothi ſetzte ihn über Holmgard[6]) (einen Theil von Rußland) und Dag'en über Eſthland. Sie mußten dem Dänenkönige Schatz zahlen. (*Ferdinand Wachter.*)

OLISCA *Risso* (Crustacea). Krebsgattung aus der Familie der Iſopoden von Riſſo (hist. nat. de l'Europ. mérid. V) nach Asellus eingeordnet. Der Körper linienförmig, platt, der Kopf ſpitzig, die Augen rundlich gewölbt, die Fühler kurz, faſt gleich groß, der Thorax aus ſieben Segmenten beſtehend, an welchen Füße ſitzen, das letzte Segment des Hinterleibes dreieckig ſtumpf, mit zwei kleinen rauhhaarigen Griffeln. Die einzige angegebene Art, O. penicillata, hat viereckige Körperſegmente, von denen die ſieben erſten graulichgrün, fein braun punktirt ſind, der Schwanz endigt in zwei kurze Fäden und hat an der Baſis rauhe Haarbüſchel, die vordern und die hintern Füße ſind länger als die mittlern, die Länge iſt 14, die Breite zwei Millemetres. Findet ſich bei Nizza im Sommer zwiſchen Tangen. (D. *Thon.*)

Oloros, ſ. Thukydides.

OLTERSTEIN und OLTERTEICH bei Dresden haben die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher auf ſich gezogen. Zur Linken der Straße, nach Radeburg, welche die Hellerberge durchſchneidet, findet ſich an dieſen Bergen der Olterteich. Aus der Lage zu ſchließen hatte er ehemals einen großen Umfang. Um den Rand des Teiches liegen noch mehre Quarzfelſen. Etwa 100 Schritte oberhalb des Teichrandes finden ſich zwei würfelförmige Quarzfelſen, die ganz die Geſtalt eines Altars haben. Einer von ihnen iſt mit fünf regelmäßigen Löchern verſehen. Aus den Sagen, daß hier Schätze verborgen ſeien, ſchließt man auf die vormalige Wichtigkeit dieſes Felſens. War es wirklich ein Altarſtein, ſo gehörte auch ſicher der Olterteich zu den Opfergewäſſern[*]). (*Ferd. Wachter.*)

OLTHOVIUS (Statius M.), Cantor primarius zu Roſtock, zur Zeit des Rectors Nathan Chyträus, geb. zu Osnabrück. Wiſſen wir auch von dem Leben dieſes Olthof nichts mehr, als was in dieſen wenigen Worten ausgeſprochen worden iſt, ſo iſt er uns doch für unſere teutſche Muſik der andern Hälfte des 16. Jahrh. durch das, was uns von ſeiner Thätigkeit übrig geblieben iſt, ein merkwürdiger Mann, der hier um ſo weniger übergangen werden darf, je ſeltener die Überbleibſel ſeiner Tonſetzkunſt ſchon jetzt geworden ſind, und je mehr wir Urſache haben, auf die Denkmäler muſikaliſcher Kunſt unſeres Vaterlandes aus jenen Zeiten zu achten, der mancherlei geſchichtlichen Irrungen wegen, die jetzt mehr als je überhand zu nehmen ſcheinen, wenn vom Zuſtande der damaligen teutſchen Muſik die Rede iſt. Die Aufbewahrung ſeiner harmoniſchen Satzweiſe haben wir dem oben genannten Rector Chyträus zu verdanken. Wir leſen ſie in ſeinem Buche: Psalmorum Davidis Paraphrasis poe-

---

zur Heimskringla bei Peringskiold unter Öſterſjön, und in der gr. kopenhagener Ausgabe T. VI. Ind. Geogr. unter Austrveg p. 875, die Fornmanna-Sögur T. V. p. 387. T. XI. p. 457. Austrvegr ward vorzugsweiſe von Eſthland, Kurland und Livland gebraucht. Doch auch von andern Oſtländern; ſo ward Schweden Austrvegr genannt, ſ. z. B. F. Wachter a. a. O. 2. Bd. S. 292.

2) Darüber, wie Eſthland an ruſſiſche Fürſten Schatz zahlte, vergl. Snorri Sturleſon, Heimskringla, Olaf's Saga Tryggvaſonar Cap. 7, wo König Waldumar von Holmgard (einem Theile von Rußland) Sigurd Eriksſon nach Eſthland ſendet und ſollte heiſchen dort im Lande die Schatzungen des Königs (oc scylldi hann heimta thar i landi skatta konungs). 3) In der urſprünglichen Saga ſtand ohne Zweifel Gardariki (Reich von Gardir). 4) Quae Daniam Orientemque interjacent. *Saxo Grammaticus* Lib. V. ed. *Stephanii* p. 87. 5) Saxo Grammaticus nennt ihn: Celeberrimus Barbariae domitor. p. 89. 6) Praefleit autem Olimarum Holingardiae, Onevum Conogardiae etc. Sowol die baſeler Ausgabe (S. 45. Sp. 1) als die ſoröer des Saxo Grammaticus (S. 89) und vermuthlich auch die übrigen haben Holingardiae, aber es iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach Holmgardiae zu leſen. Holmgard ſpielt in den Sögor eine große Rolle, ſ. z. B. die Regiſter zur Heimskringla.

*) Über den Olterſtein gibt Nachricht Choulant bei Klemm, Sammler für Geſchichte und Alterthum. 3. Heft, und Klemm ſelbſt, Handbuch der germaniſchen Alterthumskunde §. 102. Heilige Berge und Felſen. S. 395, 396, 399.

tica Georgii Buchanani Scoti: Argumentis ac melodiis explicata atque illustrata opera et studio *Nathanis Chytraei*. Herbornae Nassoviorum 1610. 407 S. in 12. Darauf folgen: In Georgii Buchanani Paraphrasin Psalmorum Collectanea Nath. Chytraei. Quibus vocabula et modi loquendi tam poetici quam alias difficiliores et minus vulgo obvii perspicue explicantur. 112 S. in 12. Das Werkchen gehört jetzt unter die seltenen, ob es gleich in demselben Format 1637 wieder abgedruckt wurde. Diese letzte Ausgabe besitze ich und habe davon nur noch hinzuzusetzen, daß die Psalmen mit den vierstimmigen Melodien, deren Stimmen neben einander, nicht in Partitur, stehen, wie es damals gewöhnlich war, 407 Seiten einnehmen. Darauf folgen *M. Antonii Flaminii* da Rebus Divinis Carmina ohne Seitenzahl auf eilf Blättern, und einem Dedicationsblatte: Margaritae Henrici Gallorum Regis Sorori M. Ant. Flaminius. Dann kommen die genannten Collectanea und endlich von S. 101—112 Melodien zu Horazischen Oden, gleichfalls vierstimmig. — In der Vorrede zu seinen Collectaneen läßt sich Chyträus so vernehmen: Ut laudum quoque divinarum nunquam nobis aut materia aut opportunitas paulo post deesset; agi cum primorio Scholae nostrae Cantore, M. Statio Olthovio Osnabrugensi, ut triginta diversis, quae in Buchanano continentur, carminum generibus, melodias certas partim jam olim ab aliis usurpatas, nonnullas etiam a se ipso modulatas, adjungeret. In quo quidem ille mihi, et scholasticae juventuti, non solum gratificatus est libentissime, verum etiam fide et industria sua effecit, ut brevi admodum tempore auditores nostri illas ipsas melodias quatuor vocibus expedite cantitare possent. Unde etiam illud est consecutum, ut singulis horis, sub initia et finem exercitiorum scholasticorum, primani nostri ipsi inter se Psalmum aliquem 4 vocibus, sine notis, quas vocant, Musicis canendo, aliquoties totum Psalterium jam absolverint; atque ita (quod mihi certe auditu jucundissimum est) laudibus et celebrationibus nominis divini multitudo quotidie rapetitis, locus gymnasio et domicilio nostro assignatus undique resonet. Das weide nun, fügt er hinzu, auch andern Schulen ohne Zweifel ebenfalls angenehm und nützlich sein. Darum habe er auch die übrigen Versarten des Horaz, die Buchanan nicht gebrauchte, mit vierstimmigen Melodien in Noten bringen lassen, damit man das Vergnügen habe, auch diese singen zu können ꝛc.

Damit aber die Leser einen rechten Begriff von der Beschaffenheit dieser Melodien und vom vierstimmigen Satze derselben erhalten, der bei der Seltenheit des Buches Vielen willkommen sein dürfte, wollen wir einen der Psalmen und eine Horazische Ode, von jedem sogleich die erste, grade so mittheilen, wie sie Olthof setzte, ohne daß wir das Geringste ändern, außer daß wir sie der guten Übersicht wegen in Partitur, d. h. die vier Stimmen unter einander, setzen, die im Buche neben einander stehen. Nicht einmal Taktstriche wollen wir dem Original, wo sie fehlen, hinzuthun, damit das Zeitgemäße unverfälscht bleibe. Wo man in dergleichen Beispielen genöthigt ist, Alterthümliches zu erklären, da sollte mindestens auch die alte Schreibart genau vorausgeschickt werden. Die Stimmen folgen mit ihren beibehaltenen Schlüsseln Discantus, Altus, Tenor, Bassus. (S. d. musik. Beil.) (*G. W. Fink.*)

ÖLVER auf Eggia [1]), war so zugenannt von dem Hofe, den er hatte, ein mächtiger und geschlechtgroßer (hochgeborener) Mann, machte sich einen berühmten Namen als letzte Stütze des sinkenden Heidenthums in Norwegen, dessen Opfer er ward. Im Herbste 1020 wurden dem Könige Olaf dem Heiligen von Norwegen, als er in Nidaros war, die Zeitungen aus Thrandheim gesagt, daß die Bándor (Bauern) gehabt hätten von vielen Menschen besuchte Schmäuse zu den Winternächten [2]) in Mári. Dort waren große Tränke. Dem Könige ward gesagt, daß dort wären gesegnet alle Minni (Gedächtnisse) den Asen, nach alter Sitte [3]). Das folgte der Erzählung mit, daß dort wären erschlagen worden Rinder und Rosse, und geröthet die Gestelle [4]) mit Blute, und vollbracht die Opfer [5]), und gethan das Vorgebet, daß das sollte sein zu Besserung der Fruchtbarkeit [6]). Das wurde hinzugefügt, daß allen Menschen das leicht ersichtlich deuchte, daß die Götter wären erzürnt darüber gewesen, daß die Haleygir sich zum Christenthume gewendet. Als der König diese Zeitungen hörte, da sandte er Männer nach Thrandheim und stefnete (lud) zu sich die Bándor, die er dazu namhaft machte. Ölver auf Eggia ward Hauptmann dieser Fahrt von Seiten der Bándor zum Könige. Als sie vor den König kamen, brachte der König gegen sie diese Beschuldigungen vor. Aber Ölver antwortet von Seiten der Bándor, und sagte, daß sie keine Schmäuse [7]) haben den Herbst gehabt, als ihre Gilden [8]) oder Kreises-

1) Am Meerbusen von Steinker. Eggia war der Sig berühmter Opferhäuptlinge, denn unter den Inndrándir'n, welche Hakon den Guten zur Theilnahme an den Opfern in Mári nöthigten, war Thrandr Haka von Eggia. S. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. 49. 2) At vetrnóttum. über das Vettrnáttablót s. den Art. Opferfeste bei den Germanen. 3) So nach Snorri Sturleson, Heimskringla, Saga af Olaß Helga. c. 113. Ausg. von Peringskiold 1. Th. S. 555, von Schöning 2. Th. S. 165. Nach der Saga Olafs konúngs hins Helga. c. 102 in den Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 234, welche fast ganz dasselbe Werk, und mehr nur eine verschiedene Recension ist, lauten die Worte: Daß dort wären alle Minni (minni öll, alle Gedächtnisse) gesegnet Thorn und Odhin, Freya'n und den Asen nach alter Sitte. Ist vielleicht diese Aufzählung der Asen späterer Zusaß? denn sie stimmt nicht ganz mit der Opferfestgewohnheit überein, welche Snorri Sturleson von dem Opferfeste auch in Mári berichtet. S. Saga Hakon's des Guten Cap. 16 bei F. Wachter 2. Bd. S. 38—41. Oder liegt nicht wahrscheinlicher der Unterschied darin, daß man zuerst Thor's Minni trank, wenn man zur Besserung des Ganges der Fruchtbarkeit opferte und zuerst Othin's Minni, wenn man um Sieg opferte. Auch trank man Othin's Minni zuerst für die Macht des Königs. Da aber Olaf ein Feind des Heidenthums war, so trank man natürlich Othin's Minni nicht zu diesem Zwecke; und hier um so mehr, da das Opfer zur Besserung der Fruchtbarkeit dienen sollte. 4) Stallar, Gestelle, Stühle, Altäre der Götzenbilder. 5) Blót. 6) Til árbótar. 7) Veizlor. 8) Gildi sin; gildi n. compotatio, commissatio, convivium; Opferschmaus hieß dagegen blótveizla, wiewol dieses nur stärkere Bezeichnung war, da gildi auch die Bedeutung von Opferschmaus hatte, aber nicht nothwendig, und auch jedes andere gemeinschaftliche Trinkgelag bedeutete.

trunke [9]), aber ein Theil Gelage, wozu sie ihre Freunde eingeladen [10]). Zugleich stellte Ölver dem Könige vor, daß die weisern Männer sich vor solchen Reden, wie dem Könige von den Thrándir'n hinterbracht worden wären, bewahrt hätten, er aber keineswegs die Thoren und vor Trunkenheit Rasenden davon freisprechen wolle. Ölver war ein redegewandter und redekühner Mann, wehrte alle diese Beschuldigung von den Bonden ab. Darnach in dem Winter ward dem Könige gesagt, daß die Inn-Thrándor zahlreiche Versammlung auf dem Mári hätten, und wären dort große Opfer zum Mittwinter [11]); opferten sich da zu Frieden und gutem Wintergang [12]). Als der König glaubte dieses gewiß zu wissen, da lud er die Bándor zur Stadt (Nidaros), und benannte hierzu die, welche er für die weisesten hielt. Da beriethen sich die Bándor, und Niemand hatte Lust zu der Fahrt, die sie zuvor im Winter schon einmal gemacht hatten. Auf Bitten aller Bándor unterzog sich Ölver der Fahrt. Als er nach Nidaros zum Könige kam, trug der König dieselben Beschuldigungen gegen die Bándor vor, daß sie gehabt hätten Mittwintersopfer [13]). Ölver antwortet, daß die Bándor dessen fälschlich beschuldigt würden, denn sie hätten gehabt Jolengastgebot [14]), und weit in den Heraden (Bezirken) gemeinschaftliche Trinkgelage [15]), und die Bándor bereiteten sich nicht so knapp zum Jolenschmause [16]) vor, daß nicht große Abläufe (Überbleibsel) würden, und diese tränken die Menschen lange darauf [17]); aber auf dem Mári seien ein großer Hauptort [18]) und große Häuser, und eine große bewohnte Gegend im Umkreise, deshalb halte man die Stätte gut für Freude, daß dort viele zusammentränken. Geschickter konnte Ölver die Bándor nicht entschuldigen, daß sie auf der alten Hauptstätte des Opferdienstes zusammengekommen waren. Aber der König glaubte zu sichere Nachrichten von dem wahren Hergange der Sache zu haben, sprach daher wenig und warf finstere Blicke. Als er die Bándor entließ, ermahnte er sie, das Begangene nicht öfter zu wiederholen. Der zürnende König ließ nach Ostern seine Schiffe ins Meer bringen und rüsten. Aus Weradal rief er seinen Verwalter [19]) Thorald zu sich, hielt geheime Unterredung mit ihm, verhieß ihm Sicherheit und bewog ihn zu folgendem Geständnisse: Drinnen durch Thrandheim ist fast alls Volk ganz heidnisch im Glauben, obgleich ein Theil der Menschen getauft sei. Ihre Sitte ist, Opfer zu haben im Herbste und da den Winter (gastlich) zu empfangen [20]), das andere zum mitten Winter, aber das dritte zum Sommer. Aber bei diesem Rathe sind die Eynir und Sparbyggiar, Werdálir und Skeynir. Zwölf Männer sind die, die sich für die Opferschmäuse [21]) anstrengen. Ölver hat nun im Frühlinge den Schmaus zu geben. Er ist nun in großer Arbeit auf dem Mári, und dahin werden alle Vorräthe zugeschafft, deren er bedarf, um Schmaus zu halten. So Thorald und diesen Verrath brachte Ölvern den Tod. Der König fuhr sogleich mit der Flotte ab, hatte guten Wind und kam unerwartet des Nachts hinein nach Mári. Die Häuser wurden umringt, und Ölver ergriffen. Der König ließ ihn erschlagen (im J. 1021) und viele andere Menschen. Er ließ darauf die Bándor heimsuchen, die am meisten Theil an jenen Räthen zu haben schienen. Ein Theil ward ergriffen und in Eisen gesetzt. Der König ließ die Bándor vor das Thing laden. Da er viele mächtige Männer in seiner Gewalt hatte, gehorchten ihre Blutsfreunde und Freunde dem Könige, und machten keinen Aufstand gegen ihn. So bekehrte er alles Volk zum Christenthume, und ließ Kirchen bauen. Der König sprach den Spruch, daß für Ölver's Erschlagung keine Buße gezahlt werden sollte [22]), und warf zu seinem Eigenthume all das Vermögen, das Ölver gehabt hatte. Von den andern Männern, welche er für die schuldigsten hielt, ließ er einen Theil umbringen, einen andern verstümmeln, aber einen Theil trieb er aus dem Lande, aber von einem Theile nahm er Geld. Sigrid, die Frau, die Ölver auf Eggia gehabt hatte, war noch jung und schön, geschlechtgroß (hochgeboren) und reich. Das deuchte eine herrliche Sache für den, der sie zur Frau erhielt. Die Gewalt, sie zu verheirathen, hatte der König. Sie und Ölver hatten zwei junge Söhne. Kalfr Arnaſon bat den König, daß er diese Frau an ihn verheirathete. Aus Gründen der

9) Hvirfings-dryckior, wird verschieden ausgelegt, durch die schwedische Übersetzung bei Peringskiold (S. 556) durch besökningsöhl, von Peringskiold selbst auch durch compotationes visitatorias, von der dänischen Übersetzung bei Schöning durch Omgangs-Drickelafue, von Schöaing selbst durch compotationes, in quibus pocula circumferri a proximo ad proximum solebant, Egilsſon, Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium. Vol. IV. p. 221 durch compotationes circulatorias. Schöaing's Auslegung könnte die beste scheinen. Ölver kann die Bándor am gründlichsten dadurch entschuldigen wollen, daß er sagt, es seien Kreistränke gewesen, Trinkgelage, wo man das Trinkhorn habe im Kreise herumgehen lassen und nicht jeder ein Vollhorn zu Ehren eines Gottes ausgeleert habe. Aber in der Saga af Olafi Kyrra c. 2 braucht Snorri Sturlefon hvirfings-dryckior, da, wo er von den Veränderungen redet, welche unter Olaf Kyrri stattgehabt in dieser Verbindung: aber zuvor waren dort (nämlich in den Kaufstädten) große hvirfings-dryckior; aber dann konnte keiner trinken außer in den Beschützungsstuben (i verndar-stofom, in den Stuben unter königlichem Schutze) und Erlaubnißhäusern (lausa-húsom, privilegirten Häusern). Die lausahús werden auch durch Laubeshäuser, zum Trinkgelage mit Laube geschmückte Häuser, erklärt. So viel geht aber aus der Stelle mit Gewißheit hervor, daß in hvirfings-dryckior (Kreisestränke), das hvirfings nicht auf die Art zu trinken, sondern auf die Örtlichkeit, wo man trank, bezogen ward, nämlich so, daß während man früher der Reihe nach in beliebigen Häusern die Trinkgelage anstellte, unter Olaf Kyrri die Trinkgelage an den Handelsplätzen nur in gewissen Häusern statthaben durften. 10) Ein Wort vinaboð, der Freunde Geboi, Entbietung der Freunde (zum Schmause). 11) Mittelwinter, in der Mitte des Winters blót stór at miðjom vetri. 12) Blotoðo their thá til fridar oc vettarfara goðs. 13) Opfer des mitten Winters, miðs vetrar blót. 14) Jólaboð, das heidnische Jolenfest war nämlich christlich umgewandelt und hatte als Weihnachtsfest den heidnischen Namen beibehalten. 15) Samdryckior, Zusammentränke. 16) Jolaveizla. 17) Ölver will den Kóaig überreden, daß das Jolenbier bis zum Mittwinter ausgereicht habe.

18) Höfut-staðr, Hauptstätte, Hauptstadt, aber Städte nach späterm Begriffe gab es damals in Norwegen nicht. Auf dem Mári war nämlich die Hauptstätte des Opferdienstes, der Haupttempel gewesen. 19) Armaðr, Mann der Lebensmittel, Verwalter über die Lebensmittel. 20) At fagna vetri. 21) Blótveitzlor. 22) Konungr lagði Ólvi ógilldan.

Freundschaft gewährt ihm der König dieses, und gab ihm damit alle die Eigen (Besitzungen), welche Ölver gehabt hatte. Er machte ihn zum Lendur Madr (dynasta feudatarius), und Kalfr Arnason ward ein mächtiger Häuptling. Sein Stiefsohn, Thorir, Sohn Ölver's auf Eggia, ward ein ausgezeichneter Mann, wie sein Vater Ölver, empfing im J. 1028 den König Olaf den Heiligen prächtig, trug einen Goldring am Arme, den ihm König Knut von Dänemark verehrt hatte, und ward deshalb vom König Olaf dem Heiligen als Verräther zum Tode verurtheilt im J. 1028. Der älteste von Ölver's Söhnen war Griotgardr, ein ausgezeichneter Mann; er beschädigte, um seinen Bruder zu rächen, des Königs Mannen und Eigenthum, ward vom Könige des Nachts überfallen, und fand seinen Tod. Sigrid trug nicht ruhig den Harm, daß Olaf der Heilige ihr den Mann Ölver und ihre beiden Söhne erschlagen. Sie beredete ihren zweiten Gemahl, Kalf, den so treuen Anhänger des Königs, von ihm abzufallen, und sich an den Jarl Hakon anzuschließen (s. d. Art. Kálfe Arnason). Durch Erschlagung Ölver's und seiner Söhne machte sich König Olaf bei den meisten Norwegern sehr verhaßt. Namentlich stellte Kalf Arnason den versammelten Lendir Menn vor, wie er vier hohe Männer, welche König Olaf erschlagen, zu rächen habe, seinen Brudersohn Ásbiörn, seine Schwestersöhne Thorir und Griotgard, und deren Vater Ölver [25]). Das Misvergnügen, das der König sich bei Norwegern zugezogen, führte seinen Tod herbei. (*Ferd. Wachter.*)

OLYMPIA *Risso* (Crustacea). Eine Krebsgattung aus der Familie Isopotes, Rampekopea (*Risso*, hist. nat. de l'Europ. mérid. V). Der Körper lang, eiförmig gewölbt, hinten fast abgesetzt verschmälert, der Kopf in das erste Glied des Thorax versenkt, die Augen groß parallelepipedisch, der Thorax siebengliederig, das erste Glied größer, der Hinterleib sechsgliederig, das letzte Glied dreieckig, mit zugerundeten Ecken; die Anhängsel blattähnlich, ungleich, die äußern eiförmig zugespitzt, die innern breit, 14 Füße, die vier ersten kurz, die hintern verlängert, alle mit spitzigen gekrümmten Krallen, die obern Fühler viergliederig, die drei Basalglieder gleichgroß, dann folgt gleichsam ein letztes sehr langes Glied, welches aber aus vielen andern besteht, von denen das erste wieder länger ist, die untern sind fünfgliederig, die zwei Basalglieder sind kurz und dick, das dritte und vierte sind lang und cylindrisch, das letzte sehr lange, scheinbar ein Ganzes, besteht doch aus mehren Gliedern. Von Arten sind angeführt:

1) **O. vulgaris.** Der Körper schmal, der Rücken ganz glatt, glänzend, rostfarben schwach mit Schmutzig-Weiß gemischt, der Kopf ist dunkler, mit unregelmäßigen milchweißen Flecken, die Augen sind schwarzblau, Fühler und Füße weißlich, die Klauenspitzen schwarz. Die Länge 18 Millemetres, findet sich im Winter und Frühjahre bei Nizza zwischen Algen.

2) **O. mogonia.** Der Körper breit, der Rücken sehr glatt, glänzend blaugrün mit dunkeln Flecken, der Kopf einfarbig, die Augen bläulich, Füße und Fühler blaßgelblich, die Krallenspitzen schwarz, 18 Millemetres lang; im Frühjahre und Sommer bei Nizza zwischen Algen.

3) **O. rugulosa.** Der Körper schmal, der Rücken runzelig, sonst ganz glatt, glänzend blaugrün mit schwarzblauen Punkten besetzt, Fühler und Füße blaßblaugrün, die Krallenspitzen schwarz, 20 Millemetres lang, im Winter und Frühjahre bei Nizza zwischen Algen.

4) **O. rieinoites.** Der Körper länglich oval, ganz glatt glänzend durchscheinend bräunlich, die Segmente blaugrün gesäumt, dicht mit schwarzbraunen Punkten, Fühler und Füße braun, die Augen blauschwarz, 20 Millemetres lang, bei Nizza in felsigen Tiefen im Frühjahre und Sommer.

5) **O. vivania.** Der Körper ziemlich breit, der Rücken glänzend tief blaugrün mit vielen kleinen Purpurpunkten, die Augen schwärzlich, Fühler, Füße und Krallen gelblich, 13 Millemetres lang, im Frühjahee und Sommer zwischen Tangen. (D. *Thon.*)

OLYSAVKA oder **OLSAVKA**, slaw. Dorf in Oberungern, diesseit der Theiß, zipser Comitat (Gespanschaft), der gräfl. Csáky'schen Familie gehörig, auf einem Beege gelegen, mit einem Gesundheitsbade und 180 kathol. Einwohnern, die sich vom Feldbaue nähren. (*Rumy.*)

OMÁRA (عمارة). 1) Abu Muhammed Omára, der Sohn des Abu'lhasan Ali, mit dem Ehrennamen Nedschmed-din, d. h. Stern der Religion, aus Jemen, hat als Geschichtschreiber und Dichter einen ausgezeichneten Ruhm, und diesen selbst im Abendlande erlangt. Für sein Vaterland Jemen ist er der zuverlässigste, umfassendste und auch in gewisser Beziehung vorurtheilsfreieste Historiker, was auch spätere einheimische Geschichtschreiber vorzüglich dadurch anerkannten, daß wenn ihnen Mittheilungen über das glückliche Arabien zu machen waren, sie sich theils auf das Zeugniß des Omára beriefen, theils ihn wörtlich citirten, so z. B. Abulfeda (Ann. Mosl. II, 122. III, 56 sq. ib. 88 sq.) und El-Rebi' (bei Johannsen in Hist. Jemanae, einer zu Bonn gekrönten Preisschrift. p. 19). Seine früheste Zeit brachte er in Merân, einer Stadt des jemanischen Thales Caisâ' (die bei Johannsen anders lautenden Lesarten sind sehr verdächtig), zu, die auch sein Geburtsort zu sein scheint, wenn es nicht Mekka selbst war. Zwei Jahre später, als er mannbar geworden (529 der Flucht, d. i. 1134 oder 35 n. Chr.), begab er sich nach Zebîd, wo er sich vier Jahre lang in einer der dortigen Medresen mit der Jurisprudenz beschäftigte. Im J. 549 (1154 oder 55) vollzog er die heilige Wallfahrt nach Mekka, und das Jahr darauf schickte ihn der Herr dieser Stadt, Câsim Ben Hâschim, als Gesandten nach Ägypten an den dortigen Herrscher Fâiz Ben-eltzâfir, dessen Vezier Sâlih Ben Rezîk er in einer

25) Snorri Sturleson, Heimskringla, Saga af Olafi Helgom, Cap. 113—116, bei Schöning S. 165—169. Cap. 175. S. 289, 290. Cap. 176. S. 290, 291. Cap. 194. S. 319. Cap. 231. S. 359, bei Peringskiold 1. Th. S. 555—557, 559, 560, 784, 784. Formanna-Sögur 4. Bd. S. 234—239, 382. 5. Bd. S. 30, 71. Scripta Islandorum historica. Vol. IV. p. 221—225, 351. Vol. V. p. 37, 76.

Kaſide beſang, die uns Ibn Khallekân (Nr. 500) aufbewahrt hat. Er war im Mai 1155 in Ägypten angekommen, und nachdem er die glänzendſte Aufnahme gefunden und Tage voll des Überfluſſes und ſchwelgeriſcher Genüſſe verlebt hatte, verließ er nach ſechs Monaten Ägypten, kehrte nach Mekka zurück, und ging im März 1156 wieder nach Zebîd. Auch in dieſem Jahre pilgerte er von Neuem und auch Kaſim lud ihn durch einen Brief abermals zu ſich. Von dieſer Zeit an wählte er Mekka zu ſeinem Aufenthalte, ſcheint aber ſeit dem September 1157 Jemen verlaſſen zu haben. Als Juriſt hing er den Grundſätzen der Schafiiten an, die er auf das Hartnäckigſte vertheidigte, beſchäftigte ſich daneben viel mit den ſchönen Wiſſenſchaften und mit der Dichtkunſt, und auch die Traditionslehre betrieb er mit Erfolg. Überdies genoß er fortwährend die größte, mit Wohlthaten verbundene Aufmerkſamkeit von Sâlih und ſeinen Söhnen wegen ſeiner angenehmen Geſellſchaft, trotz dem, daß ſie verſchiedener Glaubensanſicht waren. Dankbar pries Omâra dafür dieſe Familie in vielen Lobgedichten. Sobald ſie aber geſtürzt war und Salâh-ed-din und ſeine Dynaſtie in Ägypten Platz genommen hatte, that er auch Gleiches gegen dieſes Herrſcherhaus, wie ſein Diwan, der alle dieſe Gedichte enthält, beweiſt. Dem Salâh-ed-din ſelbſt ſchickte er eine Kaſide, in der er unter der Aufſchrift: „Die Klage des ſeufzenden Unrechtdulders" (Schikâjet el-motetzallim), ſeine Noth ſchilderte. Später aber ließ er ſich mit mehren der Erſten am Hofe in eine Verſchwörung zum Sturze des Salâh-ed-din und der Wiedereinſetzung der Fatimiden auf den Thron ein. Die Verſchwörung ward verrathen, und acht der ausgezeichnetſten Männer, unter ihnen unſer Omâra, wurden in Kahira ergriffen (Anfangs Mai 1174 oder genauer Sonntags den 26. Schaban 569) und ſechs Tage darauf (Sonnabend den 2. Ramadhan) nach Ibn Khallekân gehangen, nach Abulfeda (Ann. Mosl. IV, 8) an das Kreuz geſchlagen. Letzterer führt überdies (a. a. O.) mehre Gedichte an, die Omâra zum Lobe der Fatimiden oder Aliden verfaßt hatte. Auch Imâd-ed-din Isfahâni, der Geſchichtſchreiber Salâh-ed-din's, erzählt die Verſchwörung, ihre Entdeckung und den Proceß des Omâra, der grade durch ſeine Gedichte zum Lobe Ali's und ſeiner Nachkommen, den Salâh-ed-din und die Richter gereizt hatte, ausführlicher, wie ſchon Ibn Khallekân durch ſeinen gegebenen Auszug andeutet. Unter den Schriften des Omâra, von denen der Diwan bereits genannt worden iſt, führen wir als die nennenswertheſten noch folgende auf: 1) Seine Geſchichte Jemens, betitelt: Achbâr El-Jemen oder Tarich El-Jemen's, deren Werth ſchon aus den oben angegebenen Andeutungen zu erſehen iſt. 2) Eine Geſchichte der Dichter ſeiner Zeit. 3) Eine Geſchichte der Stadt Zebîd. 4) Eine Geſchichte der Veziere Ägyptens, unter den Titel: El-Noket El-Asrijet, geiſtreiche Gedanken der Zeit. Dieſes Werk befindet ſich auf der Bodleyaniſchen Bibliothek Nr. 835 (vergl. Uri).

2) **Abu Omâra Hamza Ben Ilèbîb Ben Omâra Ben Ismail** aus Kufa, gewöhnlich El-Zejjât, d. i. der Ölverkäufer genannt, ein Freigelaſſener der Familie des Ikrama Ben Ribi, war einer der ſieben kanoniſch gewordenen Koranleſer und Korankeniker, und ein Schüler des Amaſch. Er ſelbſt ward der Lehrer in der Korankritik für den berühmten Abu'lhaſan Keſâï, der noch größeres Anſehen in jener Wiſſenſchaft erlangte. Unſer Abu Omâra erhielt den Namen Ölverkäufer, weil er Öl von Kufa nach Holwân verführte, und von da wiederum Nüſſe und Käſe nach Kufa zurücknahm. Er ſtarb in Holwân 76 Jahre alt im J. 156 (773). (*Gustav Flügel.*)

OMM ALI (d. i. die Mutter des Ali) **Tackija**, die Tochter des Abu'lfaradſch Geith, war an Fâdhil Ben Sa'dallah, der im Sommer 1097 in Damaskus geboren wurde, deſſen Geſchlecht aber eigentlich aus Tyrus abſtammte, verheirathet. Den Beinamen, unter dem ſie vorzüglich bekannt war, Omm Ali, erhielt ſie durch ihren Sohn Tâdſch-ed-din Abu'lhaſan Ali, der ſeinen Aufenthalt in Ägypten hatte und auch im Gebiete von Alexandrien ſtarb (Ende Septembees 1206). Sowie des letztern Kenntniſſe in der Grammatik, in der Kritik des Koran, in der Kalligraphie und Orthographie überall viel gerühmt wurden, ſo zeichnete ſich ſeine Mutter durch ihr Dichtertalent aus. Ihre Kaſiden und kleinern poetiſchen Ergüſſe, ſowie ihre Gelegenheitsgedichte, wurden bald das Eigenthum der Öffentlichkeit, und gelehrte Männer, wie Abu'ttâhir Ahmed Ben Muhammed Seleſi aus Isfahan, in deſſen Geſellſchaft ſie im Gebiete von Alexandrien eine Zeit lang zubrachte, trugen dadurch, daß ſie ihrer in ihren Schriften rühmend gedachten, viel zu ihrem größern Anſehen bei. Man weiß, daß ſie zu Ehren des Melek Motzaffer Taki-ed-din Omar, des Neffen Salâh-ed-din's, eine Kaſide verfaßte, in der ſie vorzüglich den Apparat zum Gaſtmahle und hauptſächlich wiederum den Wein beſang. Dieſe Dinge, meinte der Empfänger, kennt die Altmeiſterin (Scheicha) noch von ihrer erſten Liebe her. Sobald ſie dieſe Antwort gehört, dichtete ſie eine zweite Kaſide, welche die erſte durch ihre Anlage und Ausführung noch übertraf, aber über den Krieg und den Apparat deſſelben und alles, was ſich auf ihn bezieht, und meinte, daß ſie ſich hierauf ebenſo verſtände, wie auf jene Künſte. Sie ſelbſt war im Auguſt oder September 1111 in Damaskus geboren (nach Andern einen Monat früher), und ſtarb im J. 1184, nachdem ſie ſchon im vierten Jahre ihres Alters ihren Vater verloren hatte. Ihr Sohn folgte ihr im September 1206 nach, und zwar übereilte ihn der Tod zeitig in der Umgegend von Alexandrien.

(*Gustav Flügel.*)

OMUND (Sagengeſchichte), 38. König von Dänemark, Oli's des Muntern Sohn und Nachfolger, wünſchte die berühmte Eſa, die Tochter des norwegiſchen Königs Ring, zur Gattin. Aber ſeine Hoffnung verminderte Ring's Geſinnung, der nur einen Schwiegerſohn von der ausgezeichnetſten Tapferkeit haben wollte. Um ſich den Ruhm der Tapferkeit zu erwerben, fuhr Omund mit einer Flotte nach Norwegen, um dieſes Reiches, als eines angeerbten, ſich zu bemächtigen. Freundſchaftlich nahm ihn der Fylkiskönig [1]) Oddo von Jadar auf. Dieſer beklagte

1) Regulus, über den Gegenſatz Fylkiskonungur zu dem

sich, daß Ring sein Erbe an sich gerissen, und ihm oft Leid zugefügt. Ring war damals auf Wiking (Raubfahrt) in Irland, und sein Land ohne Vertheidiger. Omund, mit Oddo vereint, brach in Ring's Land ein, verschonte die Landesbewohner, plünderte die Eigengüter Ring's, und erschlug dessen Blutsfreunde. Bei seinen Kriegsthaten schlug er sich jedoch nie, wenn der Feind geringer an Zahl war. Unterdessen hörte er, daß Ring aus der Wiking wiedergekommen. Er ließ daher sein großes Schiff zur Schlacht rüsten, von welchem aus er, wie von einer Festung, den Feind beschießen konnte. Ring zeigte von Vorn einen Theil seiner Truppen, um den Feind im Rücken angreifen zu lassen. Omund erfuhr diese List durch Oddo, und sandte Atyl von Schoonen den Hinterhalt zu vernichten. Atyl jedoch ward geschlagen und floh nach Schoonen zurück. Omund erhielt von Oddo frisches Kriegsvolk. Atyl sah im Traume den Kampf in Norwegen, und eilte, um seine Flucht wieder gut zu machen, mit seiner Flotte zum Beistande Omund's. Omund schlug eine Seeschlacht und gewann den Sieg. Ring ward tödtlich verwundet, und bat den tapfern Omund, sein Schwiegersohn zu werden, da er einen solchen hierzu sich gewünscht. Omund heirathete die eine Tochter Ring's, und gab die andere dem Sohne Atyl's, Namens Homod, der ihm in diesem Kriege treffliche Dienste geleistet. Zu jener Zeit hatte sich in Norwegen die kriegerische Jungfrau Rußla mit ihrem Bruder Thrand um das Reich geschlagen. Sie wollte nicht dulden, daß Omund über die Norweger herrschte und beschloß gegen alle, die unter die Herrschaft der Dänen gegangen, den Krieg. Omund sandte Scharen gegen sie. Sie besiegte sie; der Sieg berauschte Rußla'n, und sie gedachte selbst des dänischen Reichs sich zu bemächtigen. Sie griff zuerst Halland an. Omund sandte Heere unter Homod und Thola hinüber und besiegte durch sie Rußla'n. Sie floh auf die Flotte. Die vor den Dänen Weichende empfing ihr Bruder Thrand. Er ward besiegt, verlor sein ganzes Heer und floh auf das Dofrafiall. Als Omund dieses hörte, zog er wieder mit einer großen Flotte nach Norwegen und richtete zuerst Thelemark's Volk gegen Rußla's Herrschaft auf, indem er Homoden und Thola'n heimlich dahin sandte. Rußla ward von Landsleuten aus dem Reiche vertrieben, floh auf die Eilande, und entwich ohne Schlacht, als die Dänen dazu kamen. Omund verfolgte sie, holte sie auf dem Meere ein, erschlug alle ihre Mannschaft auf den Schiffen und gewann großen Sieg. Die mit wenigen Schiffen entflohene Rußla ward im Treffen mit ihrem Bruder Thrand erschlagen. Der König gab deshalb ihm das Jarlthum, machte die übrigen zinsbar, und kehrte nach Dänemark zurück. Thorias und Bero, Rußla's tapferste Krieger, waren damals auf Raubfahrt in Irland. Sie hatten einst das Gelübde gethan, den zu erschlagen, der ihre Herrin erschlagen würde. Jetzt foderten sie den König Omund zum Zweikampfe. Diesen übernahm Homod und Thola. Bero fiel, Thorias ward schwer verwundet. Als darauf die Slawen den gewohnten Zins zu zahlen sich weigerten, des Königs Gesandte ermordeten, und ihn auch mit Waffengewalt in Jütland angriffen, erschlug er sieben Könige in einer Schlacht, und machte die Slawen wieder zinsbar. Omund starb in tiefem Frieden und hinterließ zwei Söhne, Syward [2]) seinen Nachfolger, und Buthlo, und ebenso viele Töchter [3]).

(*Ferdinand Wachter.*)

ONOS *Risso* (**Pisces**). Eine Gattung aus der Familie **Gadoides** von Risso in dessen **Histoire naturelle des Productions de l'Europe méridionale III.** aufgestellt, von Cuvier (**règne anim. ed. 2**) nicht beachtet, indem er den neuen Namen **Motella** für dieselbe annimmt, der wol aus dem Provinzialnamen **Moustella** abgeleitet ist, daher weniger Aufnahme als der classische **Onos** verdient. Als Kennzeichen gibt Risso an: der Körper lang, zusammengedrückt, zwei Rückenflossen, davon die vordere sehr klein; viele Bartfäden an den Kiefern, der Schwanz gerundet.

1) **O. Mustella** (*Rondelet*, 223, 14. *Willughby*, Icht. 2, 1. *Johnston*, 1, 4. *Bloch*, 65, 1. *Risso*, Icht. de Nis. 120, 10. *Cuv.*, 2, 216; in Nizza **moustelle**, sowie die beiden folgenden Arten). Unter allen den Fischen des Meeres bei Nizza, welche den Namen **moustella** führen, die gemeinste Art. Die Haut ist glatt, fleischfarben und braune Flecken auf dem Körper und in den Seiten, der Unterleib ist silberblau, der Kopf braun, oben platt, der Oberkiefer ist viel länger als der untere, die Augen sind goldfarben, die Seitenlinie ist an ihrem Anfange gebogen und läuft dann gerade; die erste Rückenflosse ist wenig sichtbar und läßt sich in die Rückenfurche niederlegen ihr erster Strahl ist der längste, der zweite ist dicht mit braunen Flecken überdeckt, die Bauchflossen sind roth, die Afterflosse röthlich, die Schwanzflosse zugerundet. Das Weibchen hat den Bauch sehr entwickelt und legt zwei Mal im Jahre Eier. Die Länge ist 300 Millemetres, der Fisch hält sich das ganze Jahr an den felsigen Ufern auf. Strahlenzahl in den Flossen: erste Rückenflosse 50, zweite 55, Bauchflosse 6, Brustflossen 18, Afterflosse 46, Schwanzflosse 20.

2) **O. maculata.** Mehr oder weniger gelb, über den ganzen Körper reichlich braun gefleckt, in den Seiten mit weißen Punkten, der Bauch blaßbläulich, der Kopf ist länglich, die Schnauze stumpf, der Unterkiefer bei geschlossenem Munde kürzer als der obere, die Seitenlinie ist gegen den Kiemendeckel hin gebogen, dann gerade, und ist von einer Reihe graulicher Punkte begleitet, die Flossen sind schwach, röthlich überlaufen. Risso bemerkt hierzu, daß **Blennius lupus** (p. 27. nr. 66) und **Blennius labrus** (p. 28. nr. 67), beide auf Tafel 3. der Schrift von Rafinesque (**Carateeri etc.**) abgebildet, nur ein Weibchen und eine Varietät dieser Art seien. Die Länge dieses Fisches ist 260 Millemetres, er findet sich das ganze Jahr bei Nizza in der Algenregion. Strahlenzahl in den Flossen: erste Rückenflosse 55, zweite Rückenflosse

Thiódkonungar, s. A. **Wachter**, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CXXV, CXXVI. S. 156.

2) Sigurd. 3) *Saxo Grammaticus*, Hist. Dan. Lib. VIII. p. 148, 149, 155.

58, Bauchflosse 6, Brustflosse 17, Afterflosse 48, Schwanzflosse 22.

3) O. fusca (*Rond.*, 225, 15. *Risso*, 121, 11). Risso betrachtet diesen Fisch als eine eigene Art hauptsächlich um der Farbe willen. Diese ist standhaft schwarzbraun mit einer oder zwei weißen Fleckenlinien in den Seiten; der Unterleib ist bleiblau, die Kiefern sind fast gleich lang, die Augen sind braun, die Seitenlinie kaum sichtbar. In der ersten Rückenflosse ist der erste Strahl schwärzlich, die Afterflosse ist schwarz gerandet, die Bauchflossen sind dunkel und die Schwanzflosse hat die Farbe des Rückens. Dem Weibchen fehlen die weißen Punkte; es laicht im Frühjahre. Die Länge dieses Fisches beträgt 200 Millemetres, sein Aufenthalt ist das ganze Jahr hindurch in der Algenregion. Als Varietät betrachtet Risso den Phycis agrammus *Rafinesque* (Précis sémiologique). (D. *Thon.*)

ONYCHOTHEREUM (Paläozoologie), wäre die Benennung, welche Fischer von Waldheim dem Geschlechte Megalonyx *Jefferson's* gegeben. Doch kann ich dieses Synonym nicht aus der Quelle anführen *). (*H. G. Bronn.*)

OPHICEPHALUS (Paläozoologie). Der Ophicephalus striatus in Volta's Ittiolitologia Veronese (t. 48. f. 1) ist nach Agassiz ein Thynnus (Th. propterygius) **). (*H. G. Bronn.*)

OPHIOCEPHALUS (Paläozoologie). Die fragliche Art dieses Geschlechtes bei Blainville, Volta's Perca punctata (Ittiolitol. Veron. t. 51. f. 1), ist Sphyraena Bolcensis *Agassiz* geworden ***). (*H. G. Bronn.*)

OPHION *Fabricius* (Paläozoologie). Eine Art mittler Größe aus diesem Neuropteren-Geschlechte, kommt in den normalen Süßwassergebilden des tertiären Beckens von Aix im Departement der Rhone-Mündungen vor †). (*H. G. Bronn.*)

OPHIOPSIS (Paläozoologie). Ein Geschlecht fossiler Fische, welche aus den obern Juragebilden in Teutschland stammen. Es ist von Agassiz ††) kürzlich gegründet worden, und gehört in dessen Ordnung Ganoides, Familie Lepidoides, Gruppe mit spindelförmigem Körper, neben Pholidophorus. Der Charakter ist: Körper verlängert, mit überall fast gleichgroßen Schuppen bedeckt, welche nur gegen den Anfang der Schwanzflosse hin etwas kleiner werden, und längs ihren obern Lappen eine schiefe Richtung annehmen. Die Schwanzflosse ist nur wenig gabelförmig getheilt; Brustflosse sehr groß und lang; Rückenflosse sehr lang, aber nieder; die Bauchflossen stehen deren Mitte gegenüber. Der Kopf ist klein; doch die Kiemendeckel sind stark und breit.

1) O. Münsteri *Ag.* Alle Schuppen scheinen gleichseitig; ihre äußere Oberfläche ist wellenförmig, ohne deutliche Streifung; ihr Hinterrand fein gezähnelt; ihr Gelenkzacken kurz. Im obern Jurakalke zu Kelheim an der Donau.

2) O. procerus *Ag.* Länger, die Flossenstrahlen zumal in den Schwanzflossen schlanker, als bei jener. Im lithographischen Jurakalke zu Solenhofen im Pappenheim'schen. (*H. G. Bronn.*)

OPHISURUS (Paläozoologie). Dieses Geschlecht von Fischen aus der Familie Anguilliformes *Cuvier* kommt fossil auch im alten Tertiärkalke des Monte Bolca vor. Oph. acutecaudatus *Agass.* ist, was in der Ittiolitologia Veronese (t. 23. f. 1) und bei Blainville (Poissons fossiles, p. 56. Krieger's Übers. V, 139) als Murenophis aufgeführt worden war *). (*H. G. Bronn.*)

OPISTHOTHENAR, sc. musculus, ist der längste Rückenmuskel, welcher in den Lendenheiligbeinmuskel und den langen Rückgrathsstrecker zerfällt (s. d. Art. Rückenmuskeln). (*Moser.*)

OPPONENS, sc. musculus, der Gegensteller, findet sich in der Hand für den Daum und für den kleinen Finger.

Opponens pollicis, Gegensteller des Daumens, liegt zwischen dem Anzieher und Beuger vom Abzieher des Daumens bedeckt, welche kleinen Muskeln den Ballen an der Daumenseite der Hand bilden. Der Gegensteller entspringt an der innern Fläche des Hohlhandbandes und vom großen vielwinkeligen Beine, und setzt sich an den äußern Rand des Mittelhandknochens des Daumens, welchen er gegen den kleinen Finger zieht, und so die Hand hohl macht.

Opponens digiti minimi, Gegensteller des kleinen Fingers, liegt unter dem Beuger und Abzieher des kleinen Fingers im Ballen seiner Seite. Er heftet an den Haken des Hakenbeines und geht zum innern Rande des Mittelhandknochens des kleinen Fingers, welchen er gegen den Daumen hin bewegt, und so diesen in seiner Wirkung, die Hand hohl zu machen, unterstützt. Er wird von einigen Anatomen auch Anzieher genannt. (*Moser.*)

Orbicularis diarthrosis, s. Verbindung der Knochen.

ORBICULARIS, sc. musculus. Kreis-, Ring-Schließmuskel. So werden diejenigen Muskeln genannt, welche sich entweder gar nicht, oder nur mit einigen Bündeln an Knochen heften und, indem ihre Bündel sich umbiegen und zurücklaufen, Ringe bilden, welche unmittelbar unter der Haut um Öffnungen gelagert sind, die sie schließen können.

Orbicularis musculus ani, Mastdarmschließer, s. Mastdarm.

---

*) *Fischer*, Essai sur les turquoises. p. 40. v. Meyer, Palaeologica. 1832. p. 68.

**) *Agassiz*, Recherches sur les poissons fossiles. IV, 42, 49. Note.

***) *De Blainville*, Poissons fossiles. p. 45. übers. von Krüger S. 109. *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. 42, 49, Note.

†) *Marcel de Serres*, Géognosie des terrains tertiaires. 1829. p. 229.

††) *Agassiz*, Recherches sur les poissons fossiles; Feuilleton. p. 8, 11.

*) *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. IV, 43, 49, Note.

Digitized by Google

Orbicularis musculus labiorum, Mundſchließer, ſ. Mund.

Orbicularis musculus palpebrarum, Augenlidſchließer, entſpringt am innern Augenwinkel vom Augenlidbande und mit einigen Bündeln vom Augenhöhlenrande, und geht von da kreisförmig um die Augenhöhlenſpalte bis über die Augenhöhlenränder hinaus. Der Theil des Muskels, welcher unmittelbar auf den Augenlidknorpeln liegt, heißt Stratum internum, die innere Lage, der übrige Theil Stratum externum, die äußere Lage. Der Muskel ſchließt die Augenlider und hält, indem er durch ſeine häufigen Bewegungen (Augenblick, Augenwink, Blinzeln) die Thränenfeuchtigkeit über den vordern Theil des Auges führt, den Augapfel und die innere Fläche der Augenlider feucht; zugleich leitet er die Thränen in den innern Augenwinkel nach den Thränenwegen. (*Moser.*)

Orbiculare, sel. os, das Linſenbein, ſ. Ohr.

ORBIS (Paläozoologie). Ein Geſchlecht, welches Lea für ein tertiäres Conchyl gebildet hat, welches jedoch von Solarium nicht füglich getrennt werden kann, indem das faſt gleiche Anſehen beider Flächen der Schale und der rechteckige Querdurchſchnitt der Umgänge keinen hinreichenden Grund zur Sonderung abgibt. Der Charakter iſt nach Lea: Testa orbicularis, discoidea, umbilicata; apertura quadrangulari; umbilico lato spirali; anfractus omnes utrinque expositi; columella nulla.

Einzige Art: O. rotella *Lea* (contrib. 123. t. IV, f. 112). Klein, dünn, glatt, oben und unten flach, zwei Mal gekielt; Spitze eingedrückt; Nabel weit, perſpectiviſch und auf der Kante gekielt; Umgänge 4, ganz quadratiſch; Länge 0,05, Breite 0,15 Zoll *). (*H. G. Bronn.*)

Orbita, die Augenhöhle, ſ. Schädel.

ORBITINA *Risso* (Mollusca), eine Gaſteropodengattung von Riſſo (hist. nat. de l'Europ. mérid IV.) aufgeſtellt. Steht in der Nähe von Bulimulus nach Cochlicapa und vor Clausilia. Die Schale eiförmig, glatt, ſtumpf, die Naht iſt ſehr ſchmal und tief, die Mündung faſt dreieckig, der Mundſaum iſt vorn zur Linken dünn und vollkommen, zur Rechten dick und ausgebogen und nur hinten etwas vereinigt. Es ſind folgende zwei Arten aufgeführt.

1) O. incomparabilis. Die Schale ganz glatt, etwas durchſcheinend, fünf Windungen, die alle gewölbt ſind, die Epidermis matt weiß, die Länge drei Millemetres in Wieſengräben bei Nizza, im Frühjahre und Herbſt (*Risso*, l. c. 23).

2) O. truncatella. Die Schale ganz glatt, durchſcheinend licht hornfarben, alle ſechs Windungen gewölbt. Die Länge fünf Millemetres findet ſich in Felſenſpalten an dürren Hügeln bei Nizza, ebenfalls im Frühjahre und Herbſt. Über die Thiere beider Arten findet ſich keine Angabe (ib. f 25). (D. *Thon.*)

ORCYNUS (Paläozoologie). Zwei foſſile Arten dieſes Fiſchgeſchlechts kommen nach Agaſſiz *) im ältern Tertiärkalke des Monte Bolca vor; nämlich:

1) O. lanceolatus *Ag.* (Scomber altalunga Ittiol. Veron. t. 29. f. 1; de *Blainville*, Poissons fossil. 41; überſ. von Krieger, S. 104; und Salmo cyprinoides Ittiol. t. 52 gleich Clupea cyprinoides, de *Blainv.* 39. Krüger 100) und

2) O. latior *Ag.* (Scomber Orcynus Itt. t. 55. f. 2. De *Blainv.* 42. *Bronn*, Ital. nr. 57).

(*H. G. Bronn.*)

ORDHI (عرضي), d. i. gebürtig aus Ordh, einem bedeutenden Flecken der ſyriſchen Wüſte zu dem Gebiete von Hâleb gehörig, und zwiſchen Roſâfa und Palmyra gelegen. Jene Namen führen mehre als bedeutend anerkannte Schriftſteller der Muhammedaniſchen Welt, obwol ſich nicht von allen behaupten läßt, daß jener Ort wirklich Veranlaſſung zu demſelben gegeben hat. Wir nennen von ihnen folgende vier, die allerdings großentheils Syrien zu ihrem Vaterlande haben:

1) Der Geſchichtſchreiber Hâleb's Abu'lwefâ Ibn Omar Ordhi aus Haleb, der unter dem Titel: „Die Fundgruben des Goldes" (Meâdin el-dzeheb), eine Geſchichte der berühmten Männer jener Stadt herausgab.

2) Omar Ben Abd-el-rahman Ben Omar Ordhi, auch Kerchi, d. i. aus Kerch, einem Orte bei Bagdad, genannt, der mehre umfaſſende Commentare zu andern Werken herausgab. Sie ſind folgende: a) Zu der Kaſide des Sadr-ed-din Muhammed Ben-elſâwi über die Proſodie, die den Titel: Arûdh El-Sâwi führt. Auch Andere commentirten dieſes Gedicht. b) Zu dem Werke Schefâ, d. i. die Heilung, das über die Vorzüge des Propheten Muhammed und Alles, was ihn betrifft, handelt. Sein Verfaſſer iſt der 544 (1149—50) verſtorbene Imam und Richter Abu'lfadhl Iſâdh Ben Muſa Jahſedi, und der Commentar des Ordhi umfaßte nicht weniger als vier Bände.

3) Der Aſtronom, Scheich und Imam Mowaffed-ed-din Ordhi, den Hulagu Khân, als er die berühmte Sternwarte von Meråga gebaut, von Damaskus zugleich mit Fachr-ed-din aus Moſul, Fachr-ed-din Khilâti aus Tiflis und Nedſchm-ed-din aus Kazwin nach Meråga berief. Bekanntlich begann der Bau jener Sternwarte im J. 657 (1259). Auch iſt Ordhi Herausgeber aſtronomiſcher Tafeln (Zidſch), die er zu Ehren des Alâ-ed-dewlet die Alaidiſchen nannte (vergl. Histor. Dynast. p. 549 und *Hyde*, Syntagma I. Vorr. S. XX. fg.). Sein Sohn Muhammed iſt Verfaſſer des dresdener arabiſchen Himmelsglobus (ſ. Aſtronomiſche Jahrb. von Zach, 1808. S. 101).

4) Omar Ben Abd-el-wahhâb Cadiri Ordhi, der Muſti von Haleb, der im J. 1024 (1615) ſtarb, bekannte ſich zur Secte der Schafiiten und ſcheint aus Mekka gebürtig zu ſein. Er hat uns eine Kaſide hinterlaſſen, die in 69 Verſen gute Lehren und Ermahnungen enthält. Sie führt die Überſchrift: Lamîjet el-ſchoraf und

*) *Isaac Lea*, Contributions to Geology. (Philadelphia 1833.) p. 123.

*) *Agassiz*, Recherches sur les Poissons fossiles. IV, 42, 49, Note.

er schrieb selbst einen Commentar dazu, den er Nahdsch el-seâdet, „Weg der Glückseligkeit," betitelte und 1017 (1608—9) vollendete. (*Gustav Flügel.*)

ORDO sive OECONOMIA SALUTIS, Heilsordnung 1) Begriff. Die Bedingung der Seligkeit ist die Heiligung. Dem in den Zusammenhang mit Sünde und Schuld eingetretenen und dadurch der seligen Gottesgemeinschaft verlustigen Menschen wird von Gott selbst die Hand zur Rückkehr, das Mittel zur Genesung und zu seinem ewigen Heile durch die christliche Lehre und Gemeinschaft geboten. Die Lehre von diesem Heile durch Christus hat eine objective Seite, nach der sie den göttlichen Rathschluß zu unserm Heile und dessen Vollziehung durch Christus, oder was für uns geschehen ist, zu entwickeln hat, und eine subjective, deren Gegenstand die Art ist, wie das göttlich Gegebene in uns wirklich zum Heile wird, oder was in uns geschehen muß. Das letztere, die Aneignung des Heiles, umfaßt die Entwickelungsreihe der religiösen Lebenselemente als göttlicher Gnadenwirkungen, und wiefern diese in dem Menschen seinen geistigen Bildungsgesetzen gemäß und somit in einer gewissen Ordnung erfolgen müssen, heißen sie Ordnung des Heils (ordo s. oeconomia salutis) d. i. also nach Reinhard: die in der Religion Christi vorgeschriebene Weise zur Erlangung des Heils, oder die Art, wie der Sünder durch den heiligen Geist zum Heile geführt wird.

2) Geschichte. Was im N. Test. Weg des Heils genannt wurde, bedeutete bald noch überhaupt Religion, bald insbesondere die Vermittelung der Theilnahme an der Erlösung Christi, oder den Zugang zum Reiche Gottes. In dem ältesten Prädicamium: „Thut Buße und glaubet der Gnadenverkündigung" wurde jener Weg aufs Einfachste angegeben, und von den ersten Boten des Gekreuzigten ebenso im Gegensatze gegen den gesetzlichen Weg zur Gottwohlgefälligkeit festgehalten als ein in der Liebe thätiger Glaube.

An diese einfache Bestimmung schlossen sich auch die ältesten Kirchenlehrer an, sodaß sie nach der Forderung Christi als Hauptsache zum Eintritte ins Reich Gottes die Sinnesänderung ansahen. So entstanden in der lateinischen Kirche zahlreiche Schriften über die Umwandlung oder Buße (poenitentia), welches der kirchliche Ausdruck für jene gänzliche Sinnesänderung wurde; z. B. von Tertullian, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus. Tertullian nannte sie das Leben, Hieronymus das aus dem Schiffbruche rettende Brett, und Letzterer erregte damit vielfachen Widerspruch. Die genauern Bestimmungen aber, daß diese Umänderung mit sammt der dazu nöthigen Entstehung des Glaubens im Menschen einzig der göttlichen Gnade zuzuschreiben sei, entstanden erst seit der Geltendmachung von subj. menschlichen zum Guten hinreichenden sittlichen Kräften. Augustinus nennt das Heil des Gottesstaates im Allgemeinen ein solches, daß es mit und durch den Glauben, nach dessen Verlust aber nicht erworben werden könne, welcher Gedanke auch so viele Märtyrer hervorgebracht. Indem er aber die Willigkeit zum Glauben als ein Werk des Geistes Gottes [1]) erkannte, erklärte er auch immer entschiedener, daß alles Heil in der christlichen Gnade liege [2]). Eine Unterscheidung einzelner Epochen auf diesem Wege findet sich nicht in der Annahme einer doppelten Wiedergeburt. Denn außer der durch die Taufe und den Glauben geschehenden nennt er so die Auferstehung des Fleisches, die sich zwar aus der erstern ergebe, die aber als zukünftig nicht mehr das Werken des Seelenheiles in der Zeit des Kampfes bezeichnet. Indessen die Wirkungen des heiligenden Gottesgeistes, welche später in der Heilsordnung zusammengestellt wurden, sind schon von ihm ausgezeichnet, z. B. in der Schrift gegen Maximinus [3]), indem dieser und andere Arianer bei den Wirkungen des heil. Geistes die Thätigkeit Gottes und Christi auszuschließen schienen. Und diese Wirkungen beschreibt Augustinus als eigenthümlich und verschieden sich ankündigend [4]).

Positiv trat die Freiheit in der Darstellung der Heiligung und die Abneigung gegen Fixirung eines einzigen bestimmten Heilsweges in der griechischen Kirche hervor, ohne daß dabei der Nothwendigkeit des Glaubens als letzten einzigen Durchgangspunktes zu nahe getreten wurde. Schon der Alexandriner Clemens spricht [5]) von vielen und verschiedenen Wegen des nach seiner Güte auf mancherlei Weise (*πολυτρόπως*) rettenden Gottes, es führen aber diese insgesammt zu dem königlichen Hauptwege, und zu der Hauptthüre, dem Herrn, nach Joh. 10, 7. Mit Berufung auf Eph. 3, 10 stellt er sogar (heilige) Kunst und Wissenschaft als Gotteskräfte zu unserm Heile in dieselbe Reihe mit Glauben und Prophetie [6]), setzt aber doch hinzu, daß nur Ein Weg zur Wahrheit sei und daß die übrigen sich zu ihm propädeutisch verhalten, oder wie die Nebenflüsse Eines Stromes. Bekämpft mußten aber bald solche werden, welche theils die äußern Heiligungsmittel für magisch wirkend hielten, theils solche, die das Märtyrerthum schon für sich als sichern Heilsweg (salus per ignis usturam) [7]) annahmen. Dies war auch der Standpunkt des Origenes, wenn er auf eine geistige successive Heilsaneignung das meiste Gewicht legte und die aufgenommene göttliche Vernünftigkeit (*λόγος*) als Grund der Gerechtigkeit vor Gott aufstellte [8]) im Gegensatze zur Meinung von der Unwiderstehlichkeit des göttlichen Gnadenzuges, die man aus dem Gleichnisse vom Fischzuge Matth. 13, 47 ableitete. Allein er spricht doch auch wirklich

1) De spir. et lit. c. 34. 2) De civ. dei. Lib. X. c. 32: Universalem viam animae liberandae sola gratia Christi reseratam esse. 3) Opp. ed. Ben. T. VIII. p. 456 sq.: Spiritus S. sine Christo non docet aut *illuminat* quemquam, sina Christo non *sanctificat*, aut dici potest sanctos *custodire*. 4) Opp. ed. B. T. VI. p. 78: Spiritus S. aliter replet sanctificante gratia, sicut quosdam sanctos, aliter adtestante et ordinante. 5) Strom. Lib. I. c. 7. 6) Strom. Lib. I. c. 4. ed P. p. 331: *Ἐλκόσως οὖν ὁ ἀπόστολος* (Eph. 3, 10) *πολυποίκιλον ἐώρηκεν τὴν σοφίαν τοῦ θεοῦ, πολυμερῶς καὶ πολυτρόπως διὰ τέχνης, δὲ ἐπιστήμης, διὰ πίστεως, διὰ προφητείας τὴν ἑαυτῆς ἐνδεικνυμένην δύναμιν εἰς τὴν ἡμετέραν εὐεργεσίαν.* Und kurz darauf: *Μία μὲν οὖν τῆς ἀληθείας ὁδός, ἀλλ' εἰς αὐτὴν καθάπερ εἰς ἄέννaον ποταμὸν ἐκρέουσι τὰ ῥεῖθρα ἄλλα ἄλλοθεν.* 7) Bekämpft auch von Augustin de civ. dei. Lib. XXI. p. 26. 8) Opp. de la R. T. IV. p. 454: *Οὐ γὰρ φύσις αἰτία δικαιοσύνης, ἀλλὰ λόγος, ἣν περιεδεξάμεθα, ὁ κατασκευάζων δικαίους.*

von einer doppelten Stufe des (subj.) Heiles[9]), deren erste der Glaube sei als Anerkennung und Contemplation, die andere aber die Werkvollkommenheit, wie denn schon Clemens zue Vollendung (Realisirung) des Heils die Werke mitgefodert hatte. Nur eine äußere Ordnung waren die allmälig entstandenen und zu Anfange des 4. Jahrh. kirchlich sanctionirten Bedingungsstufen der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft, status poenitentiae oder σταθμοί; indessen sollten sie doch innere Vorgänge repräsentiren oder bewirken, und scheinen nicht ohne Einfluß auf die Lehrweise übee die Bekehrung geblieben zu sein. Es ist wahrscheinlich, daß es von dieser kirchlichen Praxis ausgegangen ist, was wir z. B. bei Johannes von Damaskus finden[10]), daß die Bußthränen als Äquivalent füe die Taufe betrachtet wurden, welche eigentlich allein Wiedergeburt und Sündenvergebung bewirke. Voe ihm blieb noch lange die alexandrinische Ansicht von der Unbestimmbarkeit der besondern Heilswege geltend „Vielartig," sagt Cyrill von Jerusalem[11]), „ist das Finden des ewigen Lebens, denn dee liebeeiche Herr hat nicht eine oder eine zweite, sondern viele Thüren zum Eingange ins ewige Leben eröffnet." Mit geößerer Anschließung an biblische Ausdrücke sprach hierüber Cyrill von Alexandrien[12]) in jenem Werke, dessen Aufgabe es wae, das Entstehen des frommen Lebens im Menschengeiste anzugeben: „übee den Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit," und worin er zuerst vom Falle und der Knechtschaft unter der Sünde, zugleich aber von Berufung und Bekehrung handelt, dann von der Heiligung durch Christum als einzigem Wege, dem Tode aus der Sünde zu entfliehen, hernach aber ins Einzelne von der geistlichen Tapferkeit ꝛc. Allein man findet in diesem Werke nicht den Versuch einer Construction der genannten Lebensstände, sondern fast nur Allegorien aus dem A. Test. dafür und einen Versuch, die Frage zu beantworten, warum Gott nun nicht vom Anfange an und überall gradaus führe zue Heiligung durch den Glauben an Christus und die Rechtfertigung[13]).

Bei dee phantastischen Ausbildung des Verständigen im Mittelalter kann die Rede so wenig auf Empfindungen und auf die innern eeligiösen sittlichen Vorgänge, welche nothwendig sind in der Heiligung, daß Melanchthon in der Ap. d. Conf. S. 71 sagen konnte: proferant unum commentarium in Sententias (pontificii) ex tanto scriptorum agmine, qui de modo regenerationis dixerit. Zumal da die Scholastik die Sinnesänderung (poenitentia) höchst äußerlich zu einer öffentlichen kirchlichen Handlung, zu einem Sacramente gemacht, und in Beweisung von Schmerz, Bekenntniß des Mundes und gute Weeke gesetzt hatte. Im Steeite darüber, ob nicht die Taufe nue die vorbereitende Gnade, also die Heiligung noch nicht ertheile, hatte Clemens V. im J. 1311 ausdrücklich erklärt, daß die Taufe auch die heiligende Gnade eetheile. Duns Scotus faßte zwar die Annahme der Gnade geistigee, und meinte, dee Mensch könne sich auch dazu bereit und geschickt machen, wurde aber darin von den Thomisten und andern steengen Augustinianern überstimmt. Die praktisch mystische Richtung in der Theologie des Mittelalters foderte mehr vom Menschen. Freilich wuede von vielen vorherrschend die Contemplation zum seligen Leben empfohlen, es wurde der Stufengang zu seligen Empfindungen[14]), aber wenigee zu heiliger Willenskraft gezeigt, und man gewöhnte sich, als werthvollstes Mittel und Zeichen der Sinnesänderung den Bußschmerz anzusehen, wie auch dee heil. Bernhard die Sünderthränen bekanntlich Engelwein nennt. Selbstüberwindung und Reinigung wuede indessen auch zur Contemplation gefodert, bei welcher der Geist Gottes wirksam werde. Schriftgemäß unterscheidet noch Bernhard in der Wirksamkeit des heil. Geistes zue Heiligung eine negative und eine positive Seite, und in jedee nimmt ee eine dreifache Thätigkeit an. Zur Ablenkung vom Bösen wirke der heil. Geist Reue (compunctio), Gebet um Vergebung (nach Röm. 8, 6 supplicatio) und die Vergebung selbst (remissio) nach Joh. 20, 23; zue Vollbringung des Guten dagegen bestehe seine Thätigkeit in Erinnerung des Gedächtnisses, in Erleuchtung der Beenunft und in Bewegung des Willens[15]). Doch daß er dies letztere nicht als ein Nacheinander dachte, zeigt sich schon darin, daß er mit Gedächtniß, Vernunft und Willen den ganzen Geist beschreiben wollte. Wie ferner die Beobachtung dee Menschen, die noch unbekehrten Sinnes untee der Herrschaft der Welt stehen, veeschiedene Zustände derselben zeigt, so unterschied auch Beenhard in Folge seinee Amtsführung und gemäß der h. Schrift mehre Zustände von solchen, die durch die Gnade Gottes angezogen und bekehrt werden. Er nennt deren fünf, die dee Sache nach den spätern Stufen der Heilsoednung ziemlich genau entsprechen. Der erste Status ist der (sub patre familias), wo die erste Sehnsucht nach Gott und himmlischen Dingen aufgeht, der andere sub domino), wo durch Furcht vor Strafe und Gericht Flucht dee Welt und Bekehrung anfängt, ein dritter (sub magistro et paedagogo), wo der Christ seinen Heren noch schulmeisterlich verehrt und noch dee Milch bedarf; die geföederten Kinder Gottes (sub patre) in der Freiheit durch den Geist können harte Speise genießen; abee der höchste Stand ist der (cum sponso) der völligen Einigung des gereinigten Herzens mit Gott[16]). Um zu diesem Ziele zu führen, verlangten die spätern Mystiker eine unbegeenzte Negation aller Welt und Eigenheit.

9) Opp. R. T. III. p. 84 nach Hieron. Übers.: Cum dupliciter constet salus credentium per agnitionem fidei et operum perfectiorem, ratio fidei ... *primus* habeatur *salutis gradus*, secundo etc. 10) Barlaam et Jos. c. 11. 11) Cat. 18, 30. 12) Opp. ed. *Aub* (Lutet. 1638.) T. I.: *Περὶ τῆς ἐν πν. κ. ἀληθ. προσκ.* 13) l. l. Lib. I—VIII. und zwar Lib. III. p. 82. Von einem Stufengange des geistlichen Lebens nach Analogie des Stufenganges in der Erkenntniß ist p. 29 die Rede, und p. 81: *Πρόεισι γὰρ ὥσπερ δι' ἀναβαθμοῦ ὁ νοῦς ἐπὶ τὸ ἔχον ἀρτίως ... πρόεισί τε καὶ ἀναφοιτᾷ πρὸς τὸ ἄμεινον φρονήσει, ἀνδρείᾳ πνευματικῇ.*

14) Guigo Carthusiensis schrieb eine Scala paradisi. Die einzelnen Sprossen sind: lectio, meditatio, oratio, contemplatio. 15) Serm. I. in Fest. Pent. Opp. ed *Mab.* T. I. p. 113. 16) De div. sermo VIII. wobei zu bemerken, daß die unio mystica auch später noch desponsatio hieß. *Holl.* Ex. III. p. 411.

Digitized by Google

Ein „Entsinken, Entwerden" fodert Heinrich Suso [17]), erklärt dies aber nicht als ein „Tödten der Natur, wobei alle Gebrechen leben bleiben," sondern als Reinigung und Überlassung an Gott („Gelassenheit"). Dann müsse folgen Schauen und Loben des Bildes Christi, Speculiren und Jubiliren und endlich Einkehr in Gott nach Joh. 17, 24. Diese dritte Stufe wurde nicht von Suso, aber von Ruysbroech [18]) als wesentliches Aufgehen in Gott (Vergottung) bezeichnet, was wiederum Gerson misbilligte. Der dreifache Weg findet sich in der Anordnung noch ebenso in der teutschen Theologie, aber auch ohne daß der Rechtfertigung durch den Glauben in der Wiedergeburt ein Platz in jener Ordnung angewiesen worden wäre.

Die Grundlehren der Reformatoren mußten daher mehrfach Einfluß haben auf das Denken über die Ordnung des Heils. Vorher ging der Weg zur Gerechtigkeit vor Gott durch einen Vernichtungsproceß oder durch heilige Werke, die im Ermangelungsfalle leider durch die Kirche ersetzt werden mußten, nun aber durch den bloßen Glauben. Da folglich Rechtfertigung nun nicht schon so viel hieß als Erneuerung, Heiligung, sondern nur die göttliche That der Lossprechung bezeichnete, so trat sie nun aus der Reihenfolge in der Aneignung des Heiles heraus und wurde als dessen objective Bedingung vorangestellt. Alle die einzelnen Vorgänge in der Entwickelung des christlichen Lebens nun wurden nach der heil. Schrift als Thätigkeiten des heil. Geistes beschrieben und ohne scharfe Abgrenzung oder weitere begriffliche Theilung meist in das vierfache gesetzt: Berufung, Erleuchtung, Heiligung durch den Glauben und Bewahrung [19]). Ebenso wenig fand dieser Gegenstand in Melanchthon's Locis, der Basis für die ganze erste Lutherische Dogmatik, eine weitere abgesonderte Ausführung. Nur im loc de poenitentia bezeichnet er den Hergang so: „Erstlich gehört dazu, zur Sinnesänderung contritio oder Reue und Schrecken vor Gottes Zorn über die Sünde, zum andern der Glaube an Christum; ob jemand dazu das dritte Stück setzen will, nämlich das christliche Leben, welches eine Frucht der Buße ist, soll mir auch nicht zuwider sein." Sehr zuwider war dies aber den streng Augustinisch Gesinnten, welche die Beimischung menschlicher Verdienstlichkeit und Mitarbeit in die göttlichen Thätigkeiten der Heilsaneignung bestritten. Und diese synergistischen Streitigkeiten hatten auf die Lehre von der Wiedergeburt den Einfluß, daß die Art derselben gegen eine dem Flacius entfallene Äußerung von substanzieller Verderbniß und substanzieller Neuschaffung des Menschen genauer bestimmt wurde als Wiederherstellung und progressive Stärkung der geistlich-sittlichen Kräfte. Auch die lebenvolle Auffassung Osiander's von der Rechtfertigung, da sie im Grunde auf der Vereinigung mit Christo und der Aneignung seiner wesentlichen Gerechtigkeit beruhte, hätte, wenn sie nicht gar bald einhellig verworfen worden wäre, eine großartigere Ausbildung der Heilsordnung erzeugen können und würde vor der spätern Zerstückelung durch die altlutherischen Dogmen bewahrt haben. Statt dessen wurde der Streit mit der Bestimmung abgeschlossen, daß der Mensch zur Herbeiführung von Bekehrung und Wiedergeburt „aus eigenen natürlichen Kräften so wenig etwas anfangen, wirken oder mitwirken könne, als ein Stein oder Klotz [20])." Mehr synergistisch dachte Gerhard, aber die Lehre von Wiedergeburt und Heiligung kommt bei ihm nur in dem Abschnitte vom heil. Geiste und dessen Werken vor, wozu er außer jenen beiden auch noch Antrieb zum Gebet, Trost und Versicherung der Gnade aufzählt. Calixt, der grade auf den Artikel von dem Heile in Christo seine größten Friedenshoffnungen baute, führte zuerst für die Aneignung des Heiles einen besondern Titel (σωτηριολογία) in die Dogmatik ein, und setzte zu den früher schon gedachten Stufen nach dem Vorgange einer Stelle des großen Katechismus noch die dereinstige Verherrlichung (glorificatio) hinzu, was eine Zeit lang herrschend blieb.

Im Gegensatze zu der ins Lutherthum wieder eingedrungenen scholastischen Behandlung auch dieser Lehre faßte Spener wieder vorherrschend die Umgestaltung als Herzens- und Erfahrungssache und suchte den Weg zum Heile, wovon bisher meist nur das Positive als etwas von Außen Gegebenes zersetzt und kategorisirt worden war, seiner innern Folge nach als Thatsache und Entwicklung des frommen Bewußtseins genauer darzulegen und praktisch zu machen [21]). Mochten auch die Pietisten in der Folge sich weniger biblisch ausgedrückt haben, als Spener, und daher Widerspruch erregen mit ihrem Dringen auf Erfahrung verschiedener Fortschritte der Heiligung und mit ihrer Herabsetzung der Verstandesbildung und Erkenntniß im Vergleiche mit der Wiedergeburt und anderer religiösen Erfahrung — so waren es doch vielmehr einestheils die Mystiker und Quaker, andrerseits die Socinianer, welche die förmliche Ausbildung und Fixirung der kirchlichen Lehre von der Heilsordnung veranlaßten. Die Socinianer schienen die Wiedergeburt zu äußerlich zu bestimmen, indem sie dieselbe auf die Reformation des bisherigen Lebens nach den Vorschriften Jesu beschränkten, und die Vereinigung mit Gott dachten sie nur als hilfreich wirkende Gegenwart, wie schon ähnlich die tübinger Theologen in dem seit d. J. 1619 entstandenen Streite mit Feuerborn in Gießen und den sächsischen Theologen, welche das substanzielle Einwohnen Gottes in den Wiedergebore-

17) Starb zu Ulm im J. 1365. „Ein gelassener Mensch muß entbildet werden von der Creatur, gebildet werden mit Christo und überbildet in die Gottheit." Ausg. von Scip. S. 47. Über den letzten Stand: Wenn ein Stein in ein grundloses Wasser fiele, der müßte allezeit fallen, also soll der Mensch ein grundloses Verfallen und Versinken in Gott haben." S. 57. 18) St. 1381. Im B. De ornatu spiritualium nuptiarum heißt es geradezu, der Mensch convertitur seu transformatur et absorbetur in esse divinum. 19) Cat. min. p. 372. Etwas anders später F. C. p. 667 und in einer noch andern Zusammenstellung F. C. p. 662.

20) Form. conc. p. 662 vom Zustande vor der Bekehrung, und p 666 über die Zeit nach der Wiedergeburt. 21) Einfache Erklärung der christl. Lehre ꝛc. (Erl. 1855.) handelt S. 282—292 ganz nach dem neuen Test. und dem kleinen Katechismus über Berufung, Erleuchtung, Erneuerung und Erhaltung. Von der Wiedergeburt ist noch besonders die Rede im Art. von der Taufe. S. 405 fg.

Digitized by Google

nen vertheidigten, behauptet hatten. Unter den Mystikern war schon in der vorhergehenden Zeit der Grund gelegt zur Ausbildung jenes dreifachen Standes, und dazu kamen jetzt nur neue Namen, wie der Stand der Erleuchtung nun auch der Stand der Beschaulichkeit oder des schmackhaften Glaubens hieß, oder neue Übertreibungen, wie denn der Stand der Vereinigung so sehr auf dem äußersten war, daß man auch von körperlicher Vereinigung redete. Als erste Vorbereitungsstufe dazu wurde neben der Reinigung als das Wichtigste dargestellt das stille Warten, Schweigen und Vergessen seiner selbst. So sprachen die Quaker[22]) von der Nothwendigkeit eines innern Seelensabbaths, ein dreifaches Schweigen hatte Molinos[23]) ausgebildet, und über den Nutzen dieses Schweigens hatte sich Weigel[24]) so vernehmen lassen: Möchte ich ein Klotz sein oder so viel wirken, als ein Klotz eine halbe Stunde, so würde ich ein Prophet und Apostel.

Durch die Schärfe des Gegensatzes zu jeder dieser beiden Betrachtungsweisen geriethen die gelehrten Lutherischen Dogmatiker auf eine allzuviel Distinction einführende und zuweilen mit peinlicher Strenge auftretende Bestimmung der Heilsordnung. Grade die Antesignanen in der Opposition gegen die Mystiker, Carpov und Hollaz, nahmen beide neun Stufen des Heils an[25]), von denen Hollaz versichert, daß sie sich grade wie die Stufen einer Leiter verhalten, ohne deren erste man nicht in die Höhe komme[26]); wogegen z. B. Breithaupt, und Mystiker, wie Tersteegen, mit größerer Einsicht in Gemüthszustände das Fließende derselben erkannten[27]). Die große Zahl der Stände wurde auch allmälig wieder vermindert, und das Herrschende ist die Bestimmung Danov's und Reinhard's auf fünf geblieben, die auch an Bedeutung sinken sollten.

Seitdem nämlich mit einer sehr ungründlichen Bibelerklärung und dem Ausscheiden des „Localen und Temporellen" der Inhalt der Lehre von Rechtfertigung, Versöhnung und Gnade, den objectiven Bedingungen des Heils in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wo nicht kritisch zerstört, doch sehr verdünnt worden war, setzten sich auch die Wirkungen der aneignenden Gnade Gottes in einzelne Tugendbestrebungen des Menschen um und fielen nun in die Moral, sowie auch die meisten der bisher unterschiedenen Heilsbewirkungen sich darauf reducirten, daß Gott Gelegenheit und Unterricht gibt, gut und immer besser zu werden. So wurde insbesondere die Wiedergeburt entweder übergangen, oder in Vervollkommnungsstreben verwandelt, und als noch verdächtigeres incommensurableres Gut, die geheimnißvolle Vereinigung mit Gott auf eine sittliche Gleichheit im Willen (conjunctio moralis) beschränkt, wie von Morus, Wegscheider, oder ganz aufgegeben, wie von Ernesti und neuerlich von von Ammon, der in seiner Summa nur drei Grade annimmt.

Durch die Wiederaufnahme des positiven Christenthums in die Fülle des frommen Gemüths und durch die Belebung der Idee der kirchlichen Gemeinschaft wurde wie für die gesammte Theologie, so auch für Heiligung innerhalb jener Gemeinschaft wieder mehr Inhalt und Leben gewonnen. Schleiermacher[28]) entwickelte auch hier frei von den bisherigen Bestimmungen und mit streng zusammenhängendem Denken das Entstehen eines neuen, religiösen Lebens im Einzelnen aus dem Wesen der Erlösung. Nämlich „die Befreiung des im natürlichen Menschen unterdrückten Gottesbewußtseins und die Erlangung einer religiösen Persönlichkeit macht das Wesen der Erlösung aus." Das neue Leben ist also bedingt durch die Vereinigung mit Christo. Der Act dieser Vereinigung (Wiedergeburt) muß nun „zum Behufe der genauern Betrachtung" unterschieden werden von dem Zustande des fortwährenden Vereintseins (Heiligung). Die Wiedergeburt aber schließt eine göttliche Thätigkeit ein, die Sündenvergebung (Rechtfertigung) und eine Veränderung im Menschen (Bekehrung) nämlich Buße und Glauben, d. i. Aneignung der Unsündlichkeit und Seligkeit Christi. Auch auf ethischem Gebiete fand diese Lehre eine freie und gründliche Behandlung, welche weder die innern Lebensvorgänge in ein äußeres Besserwerden zu setzen, und eine Zusammenstellung von Tugenden und Pflichten zu geben sich begnügte, noch auf der andern Seite die durch die Methodisten in England geforderte Bußzerknirschung zur alleinigen Foderung an alle Heilsbedürftigen erhob. So behandelt Schwarz in seinem Hausbuche zuerst das innere Leben des Christen, und anhebend von Gnadenruf und Wiedergeburt, und von dem „Aufleben, der Reue und dem Glaubenssieg" als Stücke der Sinnesänderung nimmt er die verschiedenen möglichen Momente in der weitern Bildung des christlichen Bewußtseins in Betrachtung[29]). Mehr wieder zusammengefaßt wurde die Darlegung von der Heilsaneignung in der Vereinigung der Moral mit der Dogmatik durch Nitzsch. Mit Verwerfung der förmlichen psychologischen Eintheilung des Gnadenwerks wird die Erleuchtung als Grundlage für jeden Anfang und jeden Act des werdenden Gnadenlebens betrachtet, und daher nicht abgesondert, die Berufung dagegen, als erste Vermittelung der Gnadenwirkung und Anregung der freien Empfänglichkeit des Men-

22) Vergl. Watch Religionsstreit. ꝛc. 1. Th. S. 611 fg. Die Annahme ihres „innern Lichtes" schien den Werth des Glaubens zu vermindern. 23) Via s. manuductio ad vitam spirit. c. 17. ed. Rom. 1768. p 146, wo ein silentium verborum, desideriorum und cogitationum gefodert wird. 24) Postille 1611. 2. Th. S. 229, womit zu vergl. S. 86: Gib dich nach deinem Gebet oftmals in ein Silentium — laß dich Gott ganz und gar — komm in ein Vergessen deiner selbst. 25) *Hollaz*, Examen theol. acroam. nach der Ausg. v. J. 1735. S. 229 des 3. Theils: Berufung, Erleuchtung, Bekehrung, Wiedergeburt, Rechtfertigung, mystische Einigung, Erneuerung, Bewahrung, Verherrlichung, als Thätigkeiten der anwendenden Gnade. Carpov stimmt in der Ordnung nur bei den ersten beiden Stufen, und setzt an das Ende nicht die Verherrlichung, sondern die Heiligung. 26) P. III. p. 228. 27) *Breith.* Institt. de cred. T. II. p. 19: Non ac si inter se reapse differant, sed prout diversis respectibus singularem meditationem adsciscunt. Und ähnlich Tersteegen, Geistl. Blumenz. (zuerst 1751) 13. Aufl. S. 396: „Es darf eine demüthige Seele nicht viel über solchen Unterschied der Stände scrupuliren; alle niedrigen Stände haben etwas Ähnliches mit mehr erhabenen."

28) Schleiermacher, Der christl. Glaube. 2. Bd. (Berl. 1822.) S. 309—382. 29) Christl. Ethik. 2. Th. (Heidelberg 1850.) S. 15—114.

schen, wird vorangestellt der Wiedergeburt aus dem Geiste, welche in der Einheit der Rechtfertigung und der Bekehrung des Sünders besteht und zur nothwendigen Folge die Heiligung des Lebens durch die Gemeinschaft mit dem Erlöser hat [30])

So sehen wir allerdings die frühere Bestimmung der Heilsordnung in ihrem durch die lutherische Scholastik entstandenen Detail von allen Richtungen der neuern Theologie verlassen, doch so, daß sich eine das christliche Leben noch tiefer und vielseitiger auffassende Entwickelung der Heilsstände als Momente des werdenden christlichen Bewußtseins oder der religiösen Persönlichkeit geltend zu machen anfängt.

3. Kirchlich-dogmatische Lehre. Indem wir nun die Kirchenlehre von der Heilsordnung geben in ihrer dogmatischen Ausbildung, folgen wir derjenigen Art und Bestimmung, welche seit Reinhard in den dogmatischen Lehrbüchern gewöhnlich geworden ist, und nach welcher der Heilsstufen fünf angenommen werden. Jede derselben konnte einerseits als ein Gnadenwerk Gottes, andererseits als ein Zustand im Menschen angesehen werden, und die erste Betrachtungsweise war die vorherrschende. 1) Berufung ist diejenige Handlung des heil. Geistes, wodurch die Menschen eingeladen werden zu den durch Christus erworbenen und durch den Glauben vermittelten Heilswohlthaten. Als Zustand im Menschen gedacht: das Hören und Aufnehmen des göttlichen Worts. Die Eintheilung der Berufung in eine mittelbare und auf gewöhnliche Weise durch Wort und Sacrament geschehende, und in eine unmittelbare, wie die des Paulus war, welche letztere Art von den Rationalisten geläugnet wurde, wird von den Neuern überhaupt für nichtig erklärt. Eine andere Theilung geht den Umfang an; man unterscheidet danach eine uneigentliche, die Berufung aller Menschen überhaupt, und eine eigentliche, besondere durch das Christenthum. Diese mußte gegen mancherlei Irrthümer genauer beschrieben werden: als ernstlich von Gott gemeint, als wirksam und zulänglich, als widerstehlich aber doch unausweichlich, besonders aber als universal; dies Letzte namentlich gegen die Calvinisten. — Auf die Annahme des durch das Wort Gottes kommenden Rufes folgt nun die durch dasselbige Wort Gottes geschehende 2) Erleuchtung, d. i. die Wirkung des heil. Geistes, wodurch der Mensch zur Erkenntniß der heilsamen Lehre der christlichen Religion geführt wird. Auch hier wurde eine unmittelbare (übernatürliche) nur für die Zeiten der Apostel angenommen, für alle folgenden Zeiten die durchs Wort Gottes vermittelte; was man besonders gegen das übernatürliche innere Licht der Mystiker und Quaker zu vertheidigen hatte [31]). Nur vorübergehend war die vom Quell der Erleuchtung ausgehende Unterscheidung in gesetzliche Erleuchtung und in evangelische. An die Erkenntniß auch des eigenen Selbst knüpft sich die Reue, welche als Theil gehört zur 3) Umkehr, Bekehrung (poenitentia oder conversio). Sie ist die Handlung des heil. Geistes, nach der er ernsten Schmerz über die Sünde im Einzelnen erregt und durch das Evangelium den wahren Glauben an Christus entzündet, sodaß er Vergebung der Sünden erlangt. In diesem umfassendern Sinne ist conversio gleichviel mit Wiedergeburt (regeneratio) [32]) und wird mithin in das Zwiefache zerlegt [33]): Reue (contritio), d. i. erschrockenes Gewissen durch den Zorn Gottes über die Sünde, gebrochenes Herz, Abscheu vor der Sünde — und Glaube, d. i. hingegebener und thätiger Sinn für das Verdienst Christi zu unserer Erlösung. Nach der ältern Begriffsbestimmung besteht der Glaube in historischer Kenntniß, Zustimmung und Vertrauen, wozu Chemnitz noch als viertes Element Verlangen nach Gnade hinzustellt.

Nähere Bestimmungen über Bekehrung oder Wiedergeburt entstanden in Folge alter und neuer Streitigkeiten, die aus übergroßer Strenge oder aus leichter Betrachtungsweise davon entstanden waren. Im Ganzen siegte die mildere Ansicht. Die Wiedergeburt, sagt unsere Kirche gegen die Wiedertäufer und Calvinisten, ist zwar verlierbar, aber wieder erreichbar, dies gegen die Novatianer und Socinianer. Sie ist nothwendig aber bei den Erwachsenen [34]) successio — gegen die Methodisten und Pietisten auch mehre Orthodoxe [35]). Endlich sie ist gültig vor Gott auch ohne Werkheiligkeit — gegen die kathol. Genugthuungslehre, und daher auch spät am Ende des Lebens noch heilbringend — gegen die Terministen, die ein Gnadenziel in jedem Leben annahmen, über welchem hinaus keine Möglichkeit der Umkehr mehr liege. 4) Heiligung (sanctificatio) oder Erneuerung (renovatio) schafft der heil. Geist im Wiedergeborenen, indem er ein ernstes Streben nach gottwohlgefälliger Tugend erregt [36]). Man unterschied mehre Grade darin. Doch auf Erden werde die Heiligkeit nie eine vollendete — gegen Katholiken, Arminianer und Mystiker, welche mit Berufung auf die Stellen der Johanneischen Briefe vollkommene Heiligung vom Wiedergeborenen foderten. Sie sei aber nicht Grund, sondern Folge der Rechtfertigung — gegen den katholischen, Semipelagianismus. 5) Geheimnißvolle Einigung mit der Gottheit (unio mystica) nannte man die geistige, aber wesenhafte Verbindung des Gerechtfertigten und Geheiligten mit dem dreieinigen Gotte, ebenfalls ein Werk des heil. Geistes; geheimnißvoll wegen Eph. 5, 32. Diese Vereinigung des Menschen mit Gott wurde genauer bestimmt als eine besondere (specialis), gegen Katholiken

30) System der christl. Lehre. (Bonn 1831.) S. 182 fg. Die Ordnung des Heils. 1) Berufung. S. 185—190. 2) Wiedergeburt. S. 190—198. 3) Heiligung. S. 198—229. 31) Holl. Ex. T. III p. 253 nach Form. Conc. Schon Chemnitz wollte die ganze Unterscheidung nicht; keine christl. Erleuchtung sei blos natürlich.

32) In den symbolischen Büchern bald unterschieden Form. Conc. p. 662, bald identificirt p. 681. Auch sehr viele Dogmatiker unterscheiden die Wiedergeburt als den göttlichen Act der bloßen Glaubenstheilung. 33) So schon Conf. A. p. 12 und Ap. Conf. p. 165. 34) Für die Kinder nahm Hollaz eine momentane Wiedergeburt an in der Taufe. 35) z. B. Dannhauer, Calov, Quenstädt dachten die Wiedergeburt als einen Moment. 36) A. Conf. p. 68. Eine engere und eine weitere Definition gibt Hollaz, der die renovatio erst auf justificatio und unio mystica folgen läßt.

und Socinianer, die nur eine allgemeine Gegenwart wollten, wie alle Menschen in Gott leben, weben und sind, und als eine wirkliche (substantialis) [37]), nicht essentialis, wie die Weigelianer sagten, oder gar corporalis, was auch in den Ausdrücken der Mystiker vorkam. Ferner ist jene Gegenwart nicht ein bloßes Beistehen (sie ist nicht παραστατική), sondern gegenseitiges Einwohnen herbeiführend (περιχωρητική), endlich wirksam und gnadenreich für den Menschen. Sie hieß auch desponsatio nach dem in der Bibel gebrauchten Bilde von der Ehe für die höchste religiöse Vereinigung. Die neuern Beschränkungen vergl. oben in der Geschichte. Allerdings ist insonderheit das zuletzt genannte Bild in den kirchlichen Liedern der Brüdergemeinde und sonst viel gemisbraucht worden.

4. Beurtheilung der kirchlich-dogmatischen Lehre. Anzuerkennen ist fürs Erste die Beziehung der Heilsstände auf göttliche Causalität; der heil. Geist bringt auch die Heilsaneignung hervor, denn aus sich selbst kann der Mensch das religiöse Leben weder anfangen noch vollbringen [38]) Christus, von dem der heil. Geist auf uns ausgeht, ist das Ziel unseres Weges, denn er ist das Leben, aber derselbe Christus nennt sich auch den Weg, Joh. 14, 6. Von dem Wege zum Leben nun heißt es Matth. 7, 14, er ist schmal, dennoch ist von einer genauern Absteckung desselben im N. Test. nichts zu finden. Auch die Paulinische οἰκονομία χάριτος Eph. 3, 2 ist nicht Zumessung im bestimmten Quantum, sondern Ertheilung der Gnade überhaupt.

Wenn nun auch die in der kirchlichen Lehre für die einzelnen Stufen oder Stände des Heils gebrauchten Bezeichnungen aus dem neuen Test. entnommen sind (κλῆσις 1 Kor. 1, 26. Eph. 1, 18. 4, 1. 4. Phil. 3, 14. Röm. 11, 29; φωτισμός 2 Kor. 4, 4. 6. Eph. 1, 18; ἐπιστροφή oft Apostelgesch. 15, 3; μετάνοια Matth. 3, 18. Apostelgesch. 11, 18; παλιγγενεσία Tit. 3, 15; γεννηθῆναι ἄνωθεν Joh. 3, 3. 7; ἁγιασμός 2 Thess. 2, 13. 1 Petr. 1, 2. 1 Kor. 1, 30; μονὴν ποιεῖν Joh. 14, 23, vergl. Eph. 5, 32; ναὸς θεοῦ 1 Kor. 3, 16 u. öfter), dennoch ist weder grade diese Auswahl, noch grade diese Ordnung dessen, womit das anfangende und fortgehende Heil in einzelnen Menschen bezeichnet wird, im neuen Test. irgendwo an die Hand gegeben. Man hat zwar in den Makarismen der Bergpredigt einen Stufengang finden wollen von Gemüthszuständen, die zur Annahme des Heils zu durchgehen seien; allein einen Zusammenhang darin auch zugegeben, so liegt doch darin nicht, daß jeder alle jene Zustände durchzumachen habe, vielmehr sollen vielerlei Menschen eingeladen und schon im Voraus selig gepriesen werden, und dann ist da nicht vom Fortgange, sondern nur von einer ersten Stufe des subjectiven Heils die Rede, der geistlichen Armuth; endlich würde grade dieser in der dogmatisch-kirchlichen Wegweisung fehlen, oder erst mit dem zur Bekehrung nothwendigen Gebrochensein des Herzens zusammenfallen. Was die Auswahl betrifft, so hätte man noch mehr Ausdrücke hier einreihen können, wie dies auch von vielen ältern Dogmatikern mit Berufung auf Schriftworte geschehen ist — oder auch das Ganze vereinfachen können; man hätte nur nicht bildliche Ausdrücke zusammenstellen sollen, denen verschiedene Anschauungen zum Grunde liegen, die also schon darum keine Fortsetzung oder Stufenfolge geben können, wie Licht und Geburt, und Licht und Ruf. Eher hätte man diejenigen Bilder zusammenstellen können, welche auf derselben Vergleichung beruhen, namentlich die, welche von den Stufen des leiblichen physischen Lebens genommen sind, wie das der heil. Bernhard that; vergl. oben in der Geschichte. Überhaupt hätte man nicht sollen Johanneische und Paulinische Heilsordnung durcheinanderbringen und mit einander versetzen. Ebenso wenig läßt sich die Eintheilung psychologisch begreifen und rechtfertigen. Vermöge der Einheit des Geistes kann weder im Menschen eine Seite der Apperception aufgethan und thätig sein, ohne die andere mit in dasselbe Verhältniß zu setzen — Ohr und Auge des Geistes werden zugleich berührt; noch kann im Worte Gottes, durch welches der heil Geist wirkt, ein Donnerruf in die Seele des Sünders ergehen, ohne sie zugleich zu durchleuchten, oder ein mildes gearteter Zug sich ankündigen, ohne daß das Innere davon angeglänzt und klar würde. Aus ähnlichem Grunde muß diejenige Auskunft als unstatthaft verlassen werden, wonach zwar nicht eine feste Regel für die Fortbildung der gesammten Lebensorgane und Lebenskeime behauptet werden, eine Reihenfolge einiger der kirchlichen Heilsstufen aber doch insofern Statt finden soll, daß damit bezeichnet würde, wie eins nach dem andern der drei Hauptvermögen des menschlichen Geistes zur Heiligung durchdringe. So soll der Erkenntnißseite die Erleuchtung angehören, der Gefühlsseite die Verbindung mit der Gottheit, der Willensseite die Heiligung, bald öffne sich die eine und bald die andere Seite zuerst, und durchdringe dann die übrigen [39]). Dagegen ist dies beides, daß einmal eine solche Beschränkung, wenn man auch nur an das vorherrschende denken wollte, höchstens der Erleuchtung gelten könnte, wiewol Licht und Erleuchtung bei Johannes und sonst im N. Test. auch mehr als den Verstand angehen; entschieden aber kommt die unio dem Willen in gleichem Maße zu, als der Empfindung, und entschieden meint die Heiligung von Anfang an den ganzen Menschen. Das andere aber, was dagegen ist, hat sich schon längst geltend gemacht, daß überhaupt jene Eintheilung des menschlichen Geistes in drei Hauptvermögen nicht dazu dient, Erscheinungen im Gesammtleben des Geistes, wie Entwickelung und Steigerung seiner Kraft, welche eine einige ist, zu analysiren und zu verdeutlichen. Festzuhalten wird von diesem Erklärungsversuche nur die allgemeine Bemerkung sein, daß die im wahren Christen nothwendige Gestaltung des Christus in uns, sich nach der subjectiven Beschaffenheit des Einzelnen

37) So auch schon Luther ad psalm. LI: Habitat Spir. S. vere in credentibus, non solum per dona sed quoad substantiam. Neque hic dona sua dat, ut ipse alibi sit, aut dormiat. 38) Vergl. Schleiermacher, Christl. Glaube. 2. Th. S. 347.

39) So *Breith.* inst. de cred. p. 136: Illuminatio magis intellectum, regeneratio magis voluntatem respicit. Neuerlich noch Steudel, Dogmatik. S. 379.

modificirt, und daß also ein und derselbige Typus nicht für alle zu fodern ist. Und zwar wird sich die Heilsaneignung verschieden gestalten theils nach der vorherrschenden natürlichen Art, Temperament, Charakter ꝛc., theils nach dem Grade der Störung des natürlichen Gottesbewußtseins und resp. nach dem Grade des natürlichen Verderbens, wiewol auch so noch Factoren übrig bleiben, die nur mit Überschauung vom Ganzen eines vielfach verschlungenen Einzellebens und des Weltlebens überhaupt in ihrer Function hervortreten können: unerforschlich sind seine Wege, Röm. 11, 33.

Sonach ist zwar als Hauptmoment im Werden des christlichen Bewußtseins die Änderung des ganzen Menschen zu betrachten, welche das N. Test. als Wiedergeburt von Allen fodert, und worunter es die Anfänge von Buße und Glauben begreift. „Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, so kann er nicht in das Himmelreich kommen," sagt Christus zu einem Manne, von dem es wahrscheinlich ist, daß er durch die Strenge in der Gesetzesbeobachtung von sündlichen Ausbrüchen und somit von den größern Graden der Verderbtheit frei blieb; und jene Foderung ist an sich so allgemein ausgesprochen, daß darüber kein Zweifel sein kann; auch bei solchen, welche schon leidlich gut sind, wird eine totale Lebensumbildung nothwendig. Zweierlei ist dabei nur zu ermitteln: Gibt es vorher zu durchgehende Annäherungsstufen, oder in welchem Verhältnisse steht die Wiedergeburt zu Berufung und Erleuchtung? Und dann: Ist die Wiedergeburt selbst und die Bekehrung in ihrer wahren Form ein allmäliger Vorgang oder ein plötzlicher, und wenigstens innerhalb eines bestimmten Zeitraums fühlbarer? — Was die sogenannten beiden ersten Heilsstufen betrifft, so kann die Berufung, gedacht als Act Gottes, danach er Allen die Gnade bestimmte und seinerseits an Alle gelangen läßt, nicht schon in die Reihe der Lebensbildung im Menschen gesetzt werden, sondern gehört in die objective Seite der Gnade zu den Heilsbeschlüssen Gottes. Wird sie aber als Zustand im Menschen aufgefaßt, als das erste Bekanntwerden und Berührtwerden mit dem Heilswillen Gottes, so ist es entweder bloßes Hören, und dann noch nicht Anfang der Heilsaneignung, oder es schließt ein Empfänglichwerden und eine Annahme ein, und dann ist es schon wesentlich dasselbe was Wiedergeburt: es ist ein Anfang der Durchdringung von einem andern Lebenselemente und andererseits der Anfang des Umsturzes des alten Lebens. So war in der Anrede, die Nathanael in Verwunderung setzte, ebenso sehr als in der Berufung des Paulus auf dem Wege nach Damaskus das Neue schon geboren. Wirklich wird auch das Wort Berufung 2 Pet. 1, 10 rein subjectiv gebraucht vom entstandenen Gnadenbewußtsein[40]). Soll nun ferner Erleuchtung blos Ertheilung des zum Christenthume nöthigen Unterrichts sein, so gibt das an sich noch keine Potenz des religiös-sittlichen Bewußtseins und ist keine Heilsaneignung; ist sie aber die Genesis oder Genneſis des Glaubens und Friedens durch das Wort Gottes, so ist sie nicht verschieden von der Wiedergeburt und von jeder Steigerung des Heiligungssinnes und Heiligungserfolges[41]). denn es geht dabei immer von Glauben zu Glauben, Röm. 1, 17. Es ergibt sich also die gründliche Auffassung von Licht und Erleuchtung im N. Test., zumal Hebr. 6, 4 u. 10, 32, verbietet auch die Erleuchtung von den Anfängen des Heils in der Wiedergeburt abzusondern. Und so muß auch von der gewöhnlich erst nach Wiedergeburt und Heiligung gesetzten Vereinigung mit der Gottheit schon in der Wiedergeburt eine, wenn auch geringere, Potenz sein, sonst könnte sie gar nicht zu Stande kommen[42]). Wenn nun aber Berufung und Erleuchtung wesentlich schon Coefficienten der Wiedergeburt selbst sind, so reducirt sich die uns beschäftigende Frage nach der Heilsordnung vornehmlich auf die Frage, wie die Wiedergeburt entstehe, zugleich aber scheint sie durch die Aufnahme jener Anfänge zu sehr zu einem langen Werden ausgedehnt, wogegen von Altees her die Behauptung steht, die Wiedergeburt sei, wie die physische Geburt, ein Moment, sie sei das göttliche Werk eines bestimmten Zeitpunktes, einer Epoche im Leben, die allerdings viele wiedergeborene Christen in ihrem Leben angegeben haben. Darum sind aber plötzliche Bekehrungen, die oftmals keine Früchte getragen, wenn auch nicht selten bleibende Heiligung gewirkt haben, nicht als Norm für Umwandlung überhaupt aufzustellen; noch ist zu verlangen, wie es die Calvinisten pflegen, daß Jeder über seine Wiedergeburt eine bestimmte Zeit müsse angeben können, da christliche Zustände auch unbewußt vorhanden sein können[43]), wenn auch von der andern Seite nicht gemeint werden darf, bei christlicher Erziehung bedürfe es nur der Vervollkommnung, nicht der Umwandlung. Das Richtige liegt schon in der neutestamentlichen Ausprägung der Heilsordnung, welche wir nothwendig auch noch jetzt von Christo ausgehend denken müssen, sodaß die der Apostel als Vorbild gelten darf. Aufgewachsen im Schooße frommer Freundschaft, bewahrt durch das Gesetz und geführt noch vom letzten Propheten, tritt ein Johannes in die Gemeinschaft des Erlösers, und wenn auch nicht ohne Buße vom Täufer entlassen, wuchs er doch allmälig von Glauben zu Glauben und von Klarheit zu Klarheit ohne große Brüche im Leben mit seinem Meister. In der Schule Gamaliel's dagegen sog sich ein Paulus erst voll von Gegensatz und Widerspruch wider das Christliche, und trieb sich von einem dagegen unternommenen Vernichtungsacte zu dem andern, bis er in einem Moment auf die innigste unmittelbarste Weise vom Herrn der Geister ergriffen, auf einmal innehielt und dem entgegengesetzten Lebenstriebe folgte. Und durch die ganze Geschichte zeigt sich dieser doppelte

40) So findet die Berufung auch in der Darstellung der Heilsaneignung durch Schleiermacher keine abgesonderte Stellung.

41) Vergl. Nitzsch, Syst. S. 183: „Jeder Act der heiligenden Gnade muß wiederum ein Act der Erleuchtung sein. 42) Schleiermacher. „Das neue Leben ist bedingt durch die Vereinigung mit Christo. 43) Schleiermacher II. S. 337: „Verlangen, — der Wendepunkt müsse auch im Bewußtsein so streng geschieden erscheinen, daß jeder Christ Zeit und Stunde desselben anzugeben vermöge, das heißt nur willkürlich Vorschriften ersinnen für die göttliche Gnade, und kann keine andere Folge haben, als die Gemüther zu verwirren." Vergl. auch Nitzsch, Syst. S. 196.

Digitized by Google

Typus. Einen Justinus, Clemens, Origenes, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, sehen wir auf dem Johanneischen Wege zum neuen Leben hindurchdringen, in der Reihe der Paulus ähnlichen stehen Augustin, Cyprian, Franziskus, Tauler, Whitfield ꝛc [44]).

Wie verschieden nun auch innerhalb der beiden Hauptrichtungen und Arten die einzelnen Wege bleiben, dadurch die Christen Christen werden, „immer ist es ein Neugeborenwerden. Einmal muß die innere Schöpfung vor sich gehen, es sei nun urplötzlich, wie mit jenem Worte: es werde Licht, oder es geschehe allmälig, indem der Keim des ewigen Lebens in das Bewußtsein heraufwächst, wie im Frühlinge die Erde sich erneuert, immer ist es die Gotteskraft, und ohne sie ist keiner noch in das Reich Gottes eingetreten" [45]). (*Dieterich.*)

ORIS *Risso* (Mollusca). Eine Gasteropodengattung, welche Risso (hist. nat. de l'Europ mérid. IV) aufgestellt hat; sie scheint viel Verwandtschaft mit Limax zu haben. Der Körper ist länglich, der Mantel fleischig und geht kaum über den Fuß hinaus, die vier Tentakeln sind ziemlich gleich, der Mund ist mit Kiefern versehen. Von der einzigen Art Ferrussaci wird a. a. O. folgende Beschreibung geliefert: Der Körper ist etwas cylindrisch, weich, breit, vorn etwas gestutzt, hinten in eine Spitze verlängert, mit einem fleischigen, ganz glatten, halb durchscheinenden Mantel bedeckt, der kaum über den Fuß hinausreicht und wenn sich der Kopf zurückzieht, diesen bedeckt; der letztere ist an seinem Ende zwischen dem Rande der Spitze und des Mantels mit einem runden Luftloche versehen, welches das Thier nach Willkür öffnet und schließt. Der Mund ist mit zwei festen Plattrn versehen, welche eine dunkelbraune Farbe haben und fast den Kiefern der Argonauten gleichen und zur Hälfte mit einer dünnen Haut bedeckt sind, welchr man als die Lippen betrachtet. Der Schlund ist muskulös und der Magen kurz und häutig; die Tentakeln sind dunkel, fast gleich groß, an der Zahl vier, oben am vordern Theile des Rückens wenig von einander getrennt aufsitzend. Der Beobachter sah sie nie ganz von dem Thierr rinziehen, wie dies die Schnecken thun. Die Augen sind sehr klein gegen die Wurzel der voedern Tentakeln liegend. Etwas unter diesen letztern an der rechten Seite findet sich eine Öffnung für die Kiemen und andern innern Eingeworide(?), aus welcher auch ein fleischiger weißer Tentakel vortritt, welcher wol ein Geschlechtsorgan ist. Der obere Theil, welcher den Rücken bildet, ist sanft gewölbt und nußbraun gefärbt, die Seiten ziehen in das Gelbe und der sehr lange Fuß ist weißlichgelb mit einem dunkeln Randr, die Länge detrágt 38, die Breite 8 Millemetres. Das Thier findet sich im Frühjahre und Sommer in mäßigen schlammigen Tiefen. (D. *Thon.*)

ORKNEYINGA SAGA, Sage (Geschichte) der **Orkneyingar**, drr Bewohner von Orkney, heißt ein isländisches Geschichtswerk, das noch in der Blüthe der isländischen Geschichtschreibung geschrieben ist. Die Sprache ist noch rein und kraftvoll und die Behandlung des Stoffes in gutem Geschmacke. Sein hauptsächlicher Inhalt sind die ausführlichen Lebensbeschreibungen riniger Jaelar von Orkney, so des Jarls Thorfinn's und seiner Söhne im 11., des heiligen Magnus und seines Mörders Hakon, und des Jarls Rögnwald und Swein Asleifsson's des berühmten Gegners der Jarlar im 12. Jahrh. Von den Begebenheitrn, welchr dazwischen fallen, werden nur kurze Nachrichten gegeben. So auch von den Begebenheiten, welche sich nach dem Tode Swein Asleifsson's ereignen. Dieser hatte auch, da er wegen eines Todtschlags vom Jarl Pal (Paul) geächtet war, wegen seiner Kämpfe mit den Jarlen reichen Stoff zur Geschichte gegeben. Die Geschichterzählung, wiewol sich kurz fassend, wird dann fortgeführt bis zur Verbrennung des habsüchtigen Bischofes Adam von Katanes 1222 und der Rache, die deshalb der König von Schottland Alexander, nimmt. Mit dem Schlusse der Orkneyinga-Saga verlischt ein hereliches Licht für die Orkneyische Geschichte, hauptsächlich in Beziehung auf die Jarlar. Der Verfassee hebt hier ihre Geschichte genealogisch mit dem rein sagenhaften norwegischen Helden, mit dem Fornjot (dem alten Riesen) und dessen Urenkel Thorri und Urenkelkind Gor, dem Bruder Thor's, an, und führt ihr Geschlecht in die geschichtlichen Zeiten herab, und ihee Geschichte von dem Jarl Rögnwald von Mári, dem Haralld der Haarschöne auf seiner siegreichen Heerfahrt im Westen die Orkneys gab [1]), bis zum Jarl Haralld, Maddad's Sohn, der im J. 1206 starb. Die Reihe dieser Jarlar ist aber folgende:

1) Rögnwalld, Eistein's Glumra's Sohn, behält die Orkneys nicht, sondern gibt sie sogleich seinem Bruder Sigurd, Eystein's Glumra's Sohn, und deshalb wird Sigurd als der erste Jarl von Orkney aufgeführt. Dieser wird von Haralld dem Haarschönen zum Jarl gemacht, schließt Genossenschaft mit Thorir dem Rothen, heert in Schottland und eignet sich Katanes und Sudrland bis Eckjalsbaki (Ochilsberg) zu, erschlägt den schottischen Thane Melbrigdi, bindet sein Haupt an den Steigbügel. Ein reibendee Zahn desselben zieht seinem Fuße eine Schwulst, und diese dem Jarl den Tod zu. Dann regiert die Lande 2) Guthorm, Sigurd's Sohn, ein Jahr und stirbt kinderlos. Nach seinem Tode setzen sich in die Lande vielr Wikingar (Seeräuber), Dänen und Noedmannen [2]). 3) Hallad, Rögnwalld's Sohn, wird von seinem Vater, dem Jarl von Mári, als Jarl nach den Orkneys gesendet, kann aber die Eylande vor den Wikingen nicht vertheidigen, wälzt sich deshalb aus dem Jarlsitze (d. h. legt die Jarlswürde feierlich nieder) und nimmt Haulld's Recht [3]), und kehrt nach Norwegen zu-

44) Viele Geschichten als Beleg hierzu enthält: Reiz, Historie der Wiedergebornen, und Tersteegen, Lebensbeschreibungen heiliger Seelen. Mit Beurtheilung: Neander's Denkwürdigkeiten, und Schwarz, Sittenlehrr. 2. Th. S. 26—34. 45) Schwarz a. a. O. S. 55.

1) Vergl. F. Wachter, Snorri Sturlesen's Weltkreis. 1. Bd. S. 198. Nach *Schoening*, Chronologia ad historiam Snorri Filii, illustrandam pertinens im 1. Th. S. LII der gr. Ausg. der Heimskringla setzt Haralld's Heerfahrt nach den Orkneys ins Jahr 886. 2) Vergl. F. Wachter a. a. O. S. 199, 200. 3) Ebend. S. 211.

rück. 4) Einar, Torf-Einar genannt, Rögnwald's Sohn, aber von einer Mutter aus Sklavengeschlecht, unternimmt eine Fahrt nach den Orkneys, erschlägt in einem Seetreffen die Wikingen Thorir Treskegg und Kalfe Skrufa, und macht sich zum Jarl. Vor Halfdan Halegg, dem Sohne Harald's des Haarschönen, muß Einar aus den Eylanden entfliehen, kommt aber im Herbste zurück, und besiegt ihn in einer Schlacht, fängt ihn am andern Tage und schneidet ihm den blutigen Adler, und nimmt die Orkneyar wieder, wie er sie zuvor gehabt. König Harald fährt [4]) mit gewaltiger Heeresmacht nach den Orkneyar'n. Jarl Einar zieht sich hinüber auf Katanes. Durch Unterhandlungen kommt die Sache dahin, daß Jarl Einar die Sache auf den Spruch des Königs Harald stellt. Dieser verurtheilt den Jarl und Orkneyingar (Bewohner von Orkney) zur Zahlung von 60,000 Mark Goldes. Einar übernimmt für die Orkneyingar die Zahlung der Schuld allein. Dafür verpfänden sie ihm ihre Odale (freien Erbbesitzungen) und die Jarlar haben auf den Orkneys die Odale, bis Sigurd Lödwisson die Odale zurückgibt [5]). Einar wird des Königs Harald's Mann und nimmt die Lande vom Könige zu Lehn, doch soll er keine Schatzungen davon zahlen, weil damals dort großer Schaden durch Verheerung der Wikingen ist. Jarl Einar herrscht lange über die Orkneyar, und wird durch Krankheit todt. 5) Arnkell und Erlendr und Thorsinnr Hausakliufr, Söhne Torf-Einar's, Jarlar von Orkney, nach ihres Vaters Tode. Aber in ihren Tagen kommt von Norwegen Eirikr Blodör (Blutart), und werden da die Jarlar, ihm gehorsamschuldig (heerfolgepflichtig, zinspflichtig), lydskylldir (s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 237). Arnkell und Erlendr werden von König Erich Blutart mit aus den Orkneys auf die Raubfahrt nach England genommen. Erich wagt sich zu weit in das Land hinein, und fällt in einer blutigen Schlacht und die Jarlar mit ihm [6]). 6) Thorfide (Thorfinn) Hausakliufr (Schädelspalter), Sohn Torf-Einar's, Jarl von Orkney, verliert die Herrschaft, als Erich's Söhne sich die Orkneyar unterwerfen und die Schatzungen davon nehmen. Als diese aber bei dem Unfrieden zwischen dem Könige Hakon dem Guten von Dänemark und dem Könige Harald Gormsson von Dänemark, ihre Fahrt nach Dänemark rüsten, erhält Thorfinn's Sohn, Aenfidr (Aenfinn), die Schwester der Eiriksföhne, zur Gemahlin, und dann setzt sich Jarl Thorfidr wieder zu den Orkneyar, als die Eiriksföhne fort fahren [7]). Thorfidr ist lange Jarl in Orkneyar, ist großer Häuptling und kriegerisch, stirbt an Krankheit und hinterläßt fünf Söhne: a) Arnfidr (Arfinnr), b) Hawardr Arsael, c) Ljótr, d) Skuli und e) Lödver (Ludwig). Ihre Mutter ist Grelaud, die Tochter des Jarls Dungad von Katanes, und Grelaud's Mutter Groa, die Tochter Thorstein's Raudi's. 7) Arnfidr (Arnfinn), Thorfinn's Sohn, Jarl von Orkney, wird auf Veranstaltung seiner Gemahlin Ragnhild, der Tochter des Königs Erich Blutart, in Myrkol auf Katanes erschlagen. 8) Hawaed Arfael, Thorfinn's Sohn, Jarl von Orkney, heirathet die Gattin und Mörderin seines Bruders und folgt ihm im Jaelthume, ist ein guter Häuptling, d. h. regiert die Eylande gut. Unter ihm herrscht fruchtbare Zeit und Überfluß an Fülle der Erzeugnisse des Landes und der See, und er erhält den Beinamen des Glücklichen durch fruchtbare Zeit [8]). Haward's Schwestersohn, der Wiking Einar Klining, läßt sich von Ragnhilden zur Erschlagung seines Oheims bethören, schließt mit ihr einen Vertrag, sie zu heirathen und in dem Jarlthume zu folgen. Haward fällt in der Schlacht gegen seinen Neffen, an dem Orte, der davon den Namen Havardzteigur [9]) erhielt. Einar Klining wird von allen verabscheut, und selbst von Ragnhild, die sich nicht zur Genossin der Unthat machen will. Sie reizt einen andern Schwestersohn Haward's, Namens Einar Hardkiopt, zur Rache. Dieser erschlägt seinen gleichnamigen Vetter meuchlerisch, um von Ragnhild das Jarlthum zu erhalten. Aber diese heirathet Liot, und so erhält dieser das Jarlthum und wird ein großer Häuptling. Er läßt nach dem Rathe Ragnhild's Einar'n Hardkiopt erschlagen. 9) Liot und Skuli, Thorfinn's Söhne, Jarlar von Orkney, aber im Kampfe mit einander. Skuli hat sich nämlich von dem Schottenkönige den Jarlnamen verleihen lassen und bekriegt nun seinen Bruder, wird in der Schlacht geschlagen und flüchtet nach Katanes. Mit Hilfe der Schotten bringt er wieder ein großes Heer zusammen. In Dalir auf Katanes wird eine gewaltige Schlacht geschlagen, Liot, Anfangs durch die Schotten hart bedrängt, siegt über sie durch seine Feldherrngaben. Jarl Skuli versucht Alles, die Seinigen von der Flucht zurückzuhalten, fällt aber endlich im dichtesten Haufen der Feinde kämpfend. Der Sieger Liot unterwirft sich Katanes und behauptet es. Nun Aufflammung des Krieges zwischen den Schotten und Liot, dem größten Heermann. Endlich greift der schottische Graf Magbragd mit überlegener Heeresmacht Lioten in den flider Sümpfen, im Bezirke Katanes, an. Aber der tapfere Liot siegt, stirbt jedoch wenige Tage darauf an einer erhaltenen Wunde. Ihm folgt im Jarlthume sein Bruder. 10) Hlödwer, Thorfinn's Sohn, wird auch für einen thatkräftigen und ruhmreichen Fürsten gehalten und ein großer Häuptling genannt, aber seine Thaten nicht berichtet (unter Hlödwer oder einem seiner vorhergehenden Brüder wird jedoch die Herrschaft der Jarlar wieder eine Zeit lang unterbrochen, indem die Witwe des Königs Erich Blutart und ihre Söhne vor dem Jarl Hakon weichen müssen, und einige Zeit auf den Orkneys sich aufhalten) [10]). Mit Audna, der Tochter des Königs Hiar-

4) Nach Schöning im J. 895. 5) S. F. Wachter a. a. O. S. 215—220 und den Art. Einar, Jarl von Orkney, denn dieser Jarl, der auch ein berühmter Skalde ist, verdiene die Widmung eines eigenen Artikels. 6) S. Heimskringla, S. Hakonar Goda Cap. 4. Nach Schöning fielen Erich und die Jarlar Arnkell und Erlend im J. 952. 7) Vergl. Heimskringla, Sage Hakon des Guten. Cap. 4, 10.

8) Nämlich Arsael, s. F. Wachter a. a. O. I. S. 28. 9) Haward's niedere Wiese oder Haward's Landstrich. 10) Die Heimskringla sagt nämlich in der Sage von Olaf Trygguason Cap. 16, bei F. Wachter 2. Bd. S. 190, von Gunnhild und ihren Söhnen: fahren zuerst zu den Orkneyar, und verweilen sich

wal von Irland, zeugt Jarl Hlödwer (Ludwig) seinen Nachfolger 11) Sigurd den Dicken, Hlödwer's Sohn. Dieser ist außer seinem Sohne Thorfinn der ausgezeichnetste der Jarlar von Orkney als Kriegsheld und an Macht. Sein Reich umfaßte außer Katanes noch die besten Landschaften Schottlands, nämlich Roß, Morav, Sudrland und Dalör. Jedes Jahr rüstet er seine Flotte und seine Truppen auf Plünderung nach den Häbuken (die er auch zur Entrichtung jährlicher Schatzung zwingt) [11]), und nach Schottland und Irland. Von dem schottischen Grafen Finnleik wird er an einem bestimmten Tage zur Schlacht in dem skider Sumpfe auf Katanes gefodert, oder um die für die Alterthumskunde wichtige Redensart beizubehalten, Finnleikr hafelte (d. h. steckte mit Hafelpfählen ab) dem Jarl Sigurd Gefild (völl) auf Skidampyri auf Katanes, und benannte einen Tag zur Schlacht. Um sein Heer so stark und willig als möglich zu machen, gibt Hlödwer den Bonden, die sich mit der Übermacht zu schlagen nicht geneigt sind, die Odale zurück, und siegt in der härtesten Schlacht, in welcher sieben Schotten auf einen Mann Sigurd's kommen. Die Bonden, welche in dieser Schlacht ihre Odale herrlich verdienten, hatten sie jedoch nicht ohne lästige Bedingungen zurückerhalten, welche weiter unten erhellen werden. Von Olaf Tryggvason wird der Jarl gefangen genommen und er und sein Volk zur Annahme des Christenthums gezwungen [12]), schwört ihm den Eid der Treue, wird sein Mann, und gibt ihm seinen Sohn Hwälp oder Hund zu Geisel, den Olaf mit nach Norwegen nimmt, Hwälp stirbt nach einigen Jahren, und seitdem leistet Jarl Sigurd Digri dem Könige Olaf keine Gehorsamschuldigkeit (lýdskylldu) mehr. Er heirathet die Tochter des Schottenkönigs Malkolm, und ihr Sohn ist Thorfinnr. Aber die ältern Söhne des Jarls Sigurd sind Sumarlidi, Brusi und Einar Rangmudur (Schiefmund). Vier oder fünf Winter nach dem Fall Olaf's Tryggvason's (gest. 1000) fährt Jarl Sigurd nach Irland, setzt aber seine ältern Söhne zu Beherrschung der Lande. Thorfinn sendet er zu seinem Muttervater, dem Schottenkönige. Sigurd zieht dem Sigtrygg Silkiskegg, der seinen Vater, den König Brian von Irland, bekriegt, zu Hilfe, indem ihm Sigtrygg, wenn Brian fällt, dessen Gemahlin zur Frau und sein Reich verspricht. In der Schlacht, die Brian's Schlacht heißt, thut Sigurd Wunder der Tapferkeit. Aber er fällt durch einen Pfeilschuß [13]) und der Sieg geht für Sigtrygg fast verloren. Aber Brian fällt. Als man in den Orkneyar den Tod Sigurd's Digri's hört, da werden seine Söhne zu Jarlen genommen. 12) Sumarlidi Brusi und Einar, Sigurd's Söhne, theilen die Lande in drei Theile unter sich. Ihr Halbbruder Thorfinnr Sigurdarson ist damals fünf Winter alt, als sein Vater fällt. Jetzt gibt der Schottenkönig seinem Blutsfreunde Katanes und Sudurland und Jarlsnamen. Thorfinnr wächst schnell heran, und wird ein geiziger, harter, grimmer und in die Zukunft schauender Mann. Dessen gedenkt Arnor Jarlaskald (Skalde der Jarlar):

Vollkommen läßt sich (an), das Land zu beschützen
Geistkapfer und zu suchen [14])
Jünger [15]), als Einar's Bruder
Kein Mensch unter der Wolken-Halle.

Die Brüder Einar und Brusi sind sich ungleich, dieser sanft, beliebt und friedfertig, jener streng, unbeliebt, habsüchtig und ein großer Herrmann, wie sein Vater. Nach dem bald erfolgenden Tode des ältesten Bruders Sumarlidi verlangt Thorfinn seinen Theil in den Orkneyar. Aber Einar antwortet, daß Thorfinnr hätte Katanes und Sudrland, das Reich, das früher ihr Vater Jarl Sigurd gehabt hatte, und daß das viel größer wäre als der dritte Theil von den Orknеyar. Der nicht habsüchtige Brusi jedoch willigt in die Theilung für seine Hand, und begnügt sich mit dem Drittheile. Da nimmt Einar unter sich zwei Theile der Eylande, wird ein mächtiger Mann, und begibt sich in den Sommern auf Raubfahrten, und entbietet dazu viele Mannschaft aus den Eylanden. Den Bonden wird diese Arbeit leidig. Aber der Jarl achtet keine Gesetze, und in seinem Reiche wird theure Zeit. Aber in Brusi's Theile ist Fülle an nährenden Erzeugnissen und Ruhe, und er darum bei den Bonden beliebt. Die Bonden thun auf den Thingen (Gerichtsversammlungen) dem Jarl Einar Vorstellungen durch Thorkell, Amundi's Sohn. Aber der Jarl gibt kein Gehör und Thorkell flieht, um des Jarls Zorn zu entgehen, hinüber nach Katanes und wird der Pfleger des Jarls Thorfinn's und deshalb genannt Thorkell Fostri. Auch mehre andere mächtige Männer fliehen vor der Gewalt des Jarls Eirik ihre Odale und hinüber zum Jarl Thorfinn und anderwärts hin. 13) Brusi, Einar und Thorfinn, Sigurd's Söhne, Jarlar von Orkney. Als Thorfinn erwachsen, verlangt er von Einar den dritten Theil der Eylande. Einar will sein Reich nicht vermindern. Da fährt Thorfinn mit Heeresmacht in die Eylandr. Brusi stiftet einen Vergleich, durch welchen Thorfinn einen Drittheil erhält. Brusi und Einar legen ihre Theile zusammen, aber so, daß Einar allein darüber herrschen soll. Stirbt der eine Bruder, soll der überlebende ihre Lande erhalten. Unbillig dünkte dieser Vergleich, da Brusi einen Sohn Rögn-

dort eine Zeit lang (um krid); dort waren zuvor Jarlar, Söhne Thorfinn's Schädelspalters Hlödwer und Arnwidr, Ketr und Skuli. Vergl. die Sage von König Olaf dem Heiligen. Cap. 99.

11) S. hierüber die Nials-Saga und *Torfaeus*, Orcades, p. 28, 29. 12) S. das Nähere in der Heimskringla, Sage von Olaf Tryggvason Cap. 52, bei J. Wachter 2 Bd. S. 280, 281. 13) Sigurd's wird in dem berühmten Walkyriengesange gedacht in der Nials-Saga Cap. 158 und bei *Bartholin*, Antiq. p. 617, bei Torfäus S. 36—38, bei Gräter, Nordische Blumen. S. 272—277. Die den Jarl betreffende Strophe lautet:

Die Leute werden
über die Lande walten,
Die äußere Vorgebirge
Einmals bewohnten,
Ich sage, daß dem mächtigen König
Beschlossen der Tod,
Nun ist vor den Spitzen
Der Jarlmann gesunken.

14) Anzugreifen, zu erobern. 15) Örl, jünger, rascher, hurtiger, freigebiger, aber es wird von ihm vorher berichtet, daß er geizig gewesen; nach anderer Lesart seri, früher, jünger.

wald hatte, aber Einar sohnlos war. Der Jarl Thorfinnr setzt seine Mannen zur Bewachung seines Drittels in den Eylanden, er selbst weilt meistentheils auf Katanes. Einar aber die meisten Sommer auf Heerung in Irland, Schottland und Bretland (Wallis). Einen Sommer schlägt sich Jarl Einar mit dem Irenkönige Konofogor, wird aber sieglos und erleidet großen Verlust. Einen andern Sommer nimmt er Eywinden Uvarhorn, einen Freund des Königs Olaf des Heiligen von Norwegen, der von Irland nach Norwegen zurückfahren will, gefangen und läßt ihn tödten. Dieses erfährt der König Olaf. Der Jarl Thorfinnr sendet seinen Pflegevater Thorkell nach den Orkneyar, um seine Schatzungen zusammen zu heischen. Aber Thorkell muß vor dem Jarl Einar wieder hinüber nach Katanes entweichen, und Thorfinnr sendet ihn nach Norwegen zum König Olaf den Heiligen. Der König gewinnt Thorkell'n als Feind des Jarls Einar sogleich lieb, ladet den Jarl Thorfinn zu einer Zusammenkunft ein, und der Jarl begibt sich zu ihm nach Norwegen, und findet gute Aufnahme. Vom Könige wohl ausgerüstet, kehren im Herbste Thorfinnr und Thorkell nach den Orkneyar zurück. Jarl Brusi stiftet zwischen seinen Brüdern, Einar und Thorfinn, Vergleich, und in den Vergleich wird Thorkell geschlossen, und dieses ist in dem Vergleiche, daß jeder des andern Schmaus besuchen soll. Thorkell bewirthet zuerst den Jarl Einar in Sandwik. Darauf soll Thorkell mit dem Jarl zum Schmause fahren, wird aber durch seine ausgesandten Kundschafter benachrichtigt, daß Bewaffnete am Wege liegen, und erschlägt den Jarl Einar (im J. 1020). Thorkell eilt zum Könige nach Norwegen und wird auf das Herrlichste empfangen. 14) Brusi und Thorfinn, Sigurd's Söhne, Jarlar von Orkney. Nach des Jarls Einar's Untergange nimmt Jarl Brusi unter sich den Theil der Lande, den er gehabt hat, zu Folge jenes Vertrags, den Einar und Brusi geschlossen. Jarl Thorfinn jedoch verlangt die Hälfte der Lande. Da dieser zum Schutze seinen Muttervater, den Schottenkönig, hat, reist Brusi mit seinem zehnjährigen Sohne Rögnwald (im J. 1021) zu König Olaf dem Heiligen von Norwegen. Dieser fodert von ihm, daß er sein Mann werde, wie die Jarlar von Haralld dem Haarschönen das Land zu Lehn gehabt, wie sie Erik Blodör gehorsamschuldig (lydskyldir) gewesen, und wie Sigurd, Brusi's Vater, der Mann Olaf's Tryggvason's geworden. Um des Königs Olaf des Heiligen Beistand zu erhalten, muß da der Jarl sich und sein Reich in des Königs Gewalt gebrn und Königsmann werden. Als Thorfinn von der Freundschaft hört, in die sein Bruder bei dem Könige von Norwegen gekommen, eilt er auch zu ihm. Aber er kommt zu spät, da der König und Brusi schon ihren Vergleich geschlossen. Der König verlangt von Thorfinn, daß er sein Mann werde, und droht im andern Falle den Mann über die Eylande zu setzen, den er will. Thorfinn erbittet sich Bedenkzeit und will in sein Reich einstweilen zurück, sieht aber endlich keinen andern Ausweg, als des Königs Mann zu werden. Doch entgeht dem Könige nicht, daß Thorfinn noch auf den Schutz des Schottenkönigs vertraut. Er schlägt daher diesen Weg ein. Er hält Thing, verkündigt, daß er das Eigenthum über alle Orkneyar und Hjatland erhalten, gibt Brusi'n in Lehn einen Drittheil der Lande, aber den andern Drittheil Thorfinn, sowie sie haben früher gehabt. Aber den Drittheil, den ihr Bruder Einar Schiefmund gehabt, läßt er fallen in seinen Gaed, d. h. theilt ihn seinem Fiscus zu, für das, daß Einar ihr Bruder seinen Hirdmann [16]) und theuren Félagsmann [17]) Eywind Urarhorn erschlagen. Auch verlangt der König, daß die Jarlar Vergleich machen mit Thorkell Fostri Amundason, wegen Erschlagung ihres Bruders Einar, und behält sich vor, den Richterspruch zu fällen. Der König uetheilt für Jarl Einar so gleiche Bußen, wie für drei Lendamenn (Lehnbarone), aber für die Schuld des Erschlagenen sollte ein Drittheil der Strafgelder niederfallen. Obgleich der König Thorkelln seine Eigen (Alode) und den Aufenthalt in den Orkneyar zuerkannt hat, traut er doch Thorfinn nicht, und sucht seine Gnade durch einen Kniefall zu gewinnen. Der Jarl verschiebt den Strafspruch auf künftig, und Thorkell macht sich zu seinem Reisegefährten. Thorfinn eilt aus Norwegen hinweg, und er und der König sehen sich nie wieder. Brusi bleibt noch in Norwegen, und als er scheidet, gibt er ihm zwei Theile der Orkneyar zur Beherrschung; Brusi's Sohn, Rögnwald, bleibt bei dem Könige in Norwegen zurück. Als die Brüder nach Westen kommen, nimmt Brusi zwei Theile der Lande zur Beherrschung, und Thorfinn den Drittheil. Thorfinn ist lange auf Katanes oder Schottland, und setzt Mannen über die Eylande. Brusi hat da allein die Landwehr über die Eylande. Aber in dieser Zeit wird das Land sehr durch Raub beschädigt, indem Dänen und Nordmannen sehr in der Westrwiking (auf Raubfahrt im Westen) heeren, und da oft in die Eylande kommen, wenn sie nach Westen oder von Westen zurückfahren, und auf den Eylanden Nesnám (Raub auf den Vorgebirgen) nehmen. Jarl Brusi redet deshalb seinen Bruder Thorfinn an, daß er hatte keine Ausrüstung für die Eylande und Hjaltland (Shetland), aber hatte Schatzungen und Zinsen von seinem Theile. Da bietet Jarl Thorfinnr an, daß er haben will zwei Theile der Lande, aber Brusi soll haben den Drittheil, und wird Jarl Thorfinn da allein haben alle Landwehe, wie er. So erhält, doch nicht gleich, sondern erst nachher, als König Knut sich Norwegen unterworfen hat, und König Olaf daraus vertrieben ist (also nach dem Jahre 1028), Jarl Thorfinnr zwei Theile, und Brusi zwei. Jarl Thorfinnr ist ein großer Heermann und der berühmteste der Jarlar in Orkneyar gewesen. Er eignet sich zu Hjaltland, Orkneyar und Sudreyar (Häduden), hat auch großes Reich auf Schottland und Irland. Das sang Arnor Jarlaskald:

Dem Ringbestreiter [18]) mußte gehorchen
Ein Herr [19]); von den Thursa-Scheren [20])

16) Leibwächter, einen des Hofgesindes. 17) Wie dem er Félag, Gütergemeinschafe, geschlossen. 18) Der Feind der Ringr (Geldringr) ist der freigebige Fürst, der sie zerbricht und das Geld vertheilt. 19) Eine Menge. 20) Frá Thursaskeriom, Nom. Thursa-sker, Riesenscheren (Klippen).

Rechtes sag' ich — jedes Volk deuchte
Thorfinn's bis nach Dyflinn [21]).

Nach dem Tode des Schottenkönigs Malkolm [22]) fodert sein Nachfolger Karl, Hund's Sohn [23]), von Katanes und andern Landschaften seines Reichs Schatzung. Thorfinn will sich das, was er von seinem Muttervater zu Lehn erhalten, nicht schmälern und belasten lassen; daher Krieg. König Karl macht seinen Schwestersohn Moddan [24]) zum Jarl über Katanes. Dieser fällt in Sudrland ein und bringt Kriegsvolk zusammen. Thorfinn sammelt ansehnliche Heeresmacht in Katanes, Thorkell führt viel Truppen aus den Orkneys zu. Die Schotten ziehen sich zurück. Thorfinn verheert viele Landschaften Schottlands, und unterwirft sich Roß und Sudrland, und geht dann nach Katanes zurück, und stirbt in Dunglasbá. Der Schottenkönig sendet durch das Land ein großes Heer unter dem Jarl Moddan nach Katanes, und der König selbst zieht mit einer Flotte heran und vereinigt sich mit Moddan. Thorfinn zieht sich auf die Orkneyar hinüber nach Sandwik, und landet mit der Flotte an dem Vorgebirge Dyrnes, und läßt durch Thorkell Truppen sammeln. Brusi sitzt während dieses Kriegslärms unbeweglich in dem Nordtheile der Inseln, den er hatte. Thorkell kann so schnell nicht zu Thorfinn stoßen. Dieser, obgleich von der Übermacht des Königs bedroht, schämt sich, seine Flotte zu verlassen, greift unerwartet den König mit dem muthigsten Ungestüm an, und treibt ihn in die Flucht, vereinigt sich dann mit Thorkell, und verfolgt den König von Neuem bis zu dem Breidafiörd, dem Meerbusen Schottlands, und plündert die Küsten Schottlands. Einen Theil der Truppen schickt er nach Thorsa, der Stadt auf Katanes, wo der Jarl Moddan sich mit großer Heeresmacht befindet. Thorkell kommt unerwartet in der Nacht nach Thorsa, legt Feuer an das Haus, wo der Jarl Moddan schläft. Dieser springt aus dem obern Theile herab und kommt durch das Schwert um. Thorkell bringt neue Truppen in Sudrland und Roß zusammen, und führt sie nach Murray zum Jarl Thorfinn. Während sie hier einige Zeit verweilen, führt König Karl ein großes Heer, das er unterdessen zusammengebracht, heran. In der Schlacht auf dem Vorgebirge Thorsnes, im Süden von Báfiord, hat Thorfinn mit der Übermacht zu kämpfen. Er ficht in der ersten Schlachtreihe und erringt den Sieg. König Karl flieht oder nach Andern wird erschlagen. Thorfinn richtet unter den Flüchtigen ein großes Blutbad an, plündert das Land, und unterwirft sich einen großen Theil von Schottland, nämlich bis Fif. Die Gelegenheit, daß Thorkell mit einem Theile der Truppen anderswohin gesendet ist, benutzen die Schotten zu einem Aufstande. Thorfinn ruft seine Truppen zurück und rächt schrecklich den Abfall der Schotten. Dann kehrt er in den Norden zurück zur Flotte, bringt die Landschaften, die er durchzieht, zum Gehorsam, und überwintert, wie er pflegte, auf Katanes, während er die Sommer auf Raubfahrten zubringt. Die schottischen Geschichtschreiber, die aber auch Thorfinn nicht kennen, führen den König Karl nicht auf. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Isländer sich geirrt und den Heerführer für den König genommen haben sollten. Der Isländer Arnor Jarlaskald wohnte der Heerfahrt selbst bei. Er war der Skalde Thorfinn's und sein erster Hirdmann, saß seinem Hochsitze zunächst, er verfaßte sechs Lieder, die noch vorhanden sind, und trug sie öffentlich vor. Sehr richtig bemerkt Snorri Sturleson in Beziehung auf die gleichzeitigen geschichtlichen Lieder, oder die Lieder, die vor den Häuptlingen selbst und ihren Söhnen gesungen wurden: Wir nahmen alles das für wahr, was in diesen Gesängen sich findet von ihren Fahrten oder Schlachten. Aber das ist Weise der Skalden, zu loben den am meisten, vor welchem sie sind, aber keiner würde das wagen, zu sagen ihm selbst die Werke von ihm, von denen alle, die sie hörten, wüßten, daß sie loses Zeug wären und Erdichtung, und so auch er selbst, das wäre da Hohn, aber kein Lob [25]). Auch würde Arnor Jarlaskald sich selbst lächerlich gemacht haben, wenn er den feindlichen Heerführer für den König genommen hätte. Man muß daher annehmen, entweder König Karl habe sich auf den Thron von Schottland gewaltsam gesetzt, habe nur wenige Monate geherrscht und sei deshalb nicht unter die Könige von Schottland gezählt worden, oder wahrscheinlicher, König Karl war nicht Hauptkönig in Schottland; denn es war damals in Schottland ähnlich, wie in Irland, wo es mehre Königreiche gab. Daß es aber in Schottland wirklich damals mehre Könige gab, erhellt aus Folgendem: Die Gesandten des Königs Knut berichteten dem Skalden Sighwat unter anderm: War das nun vor Kurzem, daß zu ihm (Knut) kamen zwei Könige von Norden her von Schottland, von Fif, und gab er ihnen auf seinen Zorn, und alle die Lande, die sie hatten gehabt zuvor, und dazu große Freundgaben; und Sighwat verewigte dieses durch eine Strophe [26]). Der Abt Bromton von Jornal erzählt: König Knut kam von Rom zurück, unterwarf sich den König Malkolm von Schottland, der sich gegen ihn empört hatte, und nahm zwei andere Könige, Mribeche und Jermar, seiner Herrschaft. Ein ähnlicher Landschaftskönig, muß man annehmen, war jener Karl, mit dem Thorfinn kriegte, und die schottische Geschichte, welche Thorfinn nicht einmal kennt, erhält durch das, was die Orkneyinga-Saga erzählt, einen wichtigen Zuwachs, nämlich im Betreff des Wesentlichen der Thaten der Jarlar von Orkney in Schottland. Die Nebenumstände, in deren Darstellung die Orkneyinga-Saga nicht selten ausführlich und anschaulich ist, gehören natürlich mehr der Sage, als der Geschichte an. 15) Thorfinn, Sigurd's Sohn, alleiniger Jarl von Orkney. Brusi stirbt in den Tagen Knut's des

21) Dublin. 22) Buchanan setzt Malkolm's II. Tod ins Jahr 1033. 23) So nach den Isländern. Nach Buchanan folgt Donald oder Duncan, ein Enkel Malkolm's. Marianus Scotus (bei *Pistorius*, Scriptt. ed. *Struve*. T. I) sagt zum J. 1034: Moecolius, König der Schotten, starb. Donchad, der Sohn seiner Tochter, folgt ihm, fünf Jahre. 24) Nach anderer Lesart Mutatan.

25) s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis I. Br. S. CXXXIX, CXL. S. 6 7. 26) s. Heimskringla, Sage von Olaf dem Heiligen. Cap. 140.

Digitized by Google

Mächtigen, kurz nach dem Falle des Königs Olaf des Heiligen[27]). Da nimmt unter sich alle Eylande sein Bruder Thorfinn. Aber noch lebt seines Bruders Sohn, Rögnwald Brusason. Der hoffnungsvolle Knabe hatte an Olaf's des Heiligen Hofe eine seiner würdige Erziehung erhalten. Dann war er seines königlichen Pflegers Leidens- und Reisegefährte, als dieser aus Norwegen entweichen mußte, und reiste mit ihm durch Wermaland und Neriki, und dann zu Schiffe mit ihm nach Gardariki zum Könige (Großfürsten) Jarazleif (Jaroslao) (im J. 1029). Mit dem König Olaf kehrt er im J. 1030 zurück und schlägt den 29. Juli 1030 die Schlacht von Stiklastadir mit. In ihr fällt König Olaf, und sein Bruder Halldr Sigurdarson, 15 Winter alt, wird verwundet. Rögnwaldr Brusason bringt ihn in der Nacht nach der Schlacht zu einem Bonden, und Halldr wird hier geheilt. Mit ihm reiset Rögnwald im Herbste von Jamtaland nach Schweden, überwintert hier und fährt dann nach Gardariki (Rußland) zu König Jarazleif. Dessen gedenkt Arnor Jarlaskald daß Rögnwaldr Brusason war lange seitdem Landsvarnarmadr (Landwehrmann, Befehlshaber der Truppen zur Vertheidigung des Landes) in Gardariki, und hatte dort viele Schlachten, nämlich zehn, wie der Skalde in der Strophe singt. Die Norweger bereuen, daß sie sich ihres Königs entledigt haben, und senden (im J. 1034) eine Gesandtschaft nach Gardariki, um Olaf's Sohn, Magnus, nach Norwegen einzuladen. Dabei ist Kalfr Arnason, einer der Hauptempörer, der auch dem König Olaf die tödtliche Wunde beigebracht. Rögnwaldr will ihn sogleich erschlagen, wird aber von Einar Thambarskelfi (s. d. Art.) belehrt, daß Kalfr aus Reue über das Vergangene jetzt erscheine, um Magnus Olafsson in der Norweger Namen auf den väterlichen Thron zu rufen. Rögnwald läßt sich erbitten, und ist der Gesandtschaft beförderlich, den jungen König Magnus von Holmgard, wo er bei König Jarazleif erzogen wird, nach Norwegen zu bringen, und begleitet ihn selbst dahin. Hier erfähret er, daß sein Vater gestorben, und sein Vaterbruder Thorfinnr Sigurdarson allein über die Orkneyar herrscht. Da sendet (im J. 1035) König Magnus den Jarl Rögnwald nach den Orkneyar, und gebietet, daß er sollte annehmen seine Vaterverlassenschaft. 16) Thorfinnr Sigurdarson und Rögnwaldr Brusason, Jarlar von Orkney. Thorfinnr läßt Rögnwald'en haben den Drittheil der Lande, sowie sein Vater Brusi am Todestage gehabt hatte. Aber Rögnwaldr glaubte, zwei Theile zu besitzen, sowie Olaf der Heilige gab Brusi'n, seinem Vater, und Brusi gehabt hatte, so lange Olaf der Heilige lebte. Dieses ist der Anfang der Streitigkeiten zwischen den Blutsfreunden. Thorfinn ist zu jener Zeit in Fehde mit den Häbuden, bedarf der Hilfe, und bewilligt deshalb seinem Neffen zwei Drittheile der Inseln. Dieser zieht ihm auch im Frühjahre darauf mit allen Truppen zu Hilfe, und dann mit ihm nach Irland, den Häbuden und dem schottischen Meerbusen. Die letzte Schlacht schlagen sie im Waxfiörd und siegen. Arnor Jarlaskald feiert diesen Sieg in einem noch vorhandenen Gedichte. Einige Jahre bringen so die Brüder in Einigkeit hin. Während einen Sommer Thorfinn in Schottland und den Häbuden heert, fehlt es den Truppen an Nahrungsmitteln, und er sendet Scharen zur Herbeischaffung nach England. Diese aber werden von den Engländern vernichtet. Den Frühling darauf zieht Thorfinn aus Katanes, Schottland, verschiedenen Landschaften Irlands und aus allen Inseln der Häbuden ein gewaltiges Heer zusammen, ruft auch seinen Bruder Rögnwald mit möglichst vielen Truppen und möglichst großer Flotte herbei. Damals herrscht über England Hordaknut, ist abwesend und in Dänemark. Die Anführer der englischen Landwehr schlagen eine Schlacht. Thorfinn siegt, und bringt den größern Theil des Sommees zu, indem er das größte Heerwerk verrichtet, und England weit und breit verheert. Außer mehren kleinen Gefechten schlägt er zwei Schlachten, siegt und kehrt mit Beute beladen heim. Arnor Jarlaskald's Weisen dienen zur Bestätigung des in Orkneyinga-Saga Erzählten. Kalfr Arnason, Vormund des Königs Magnus Olafsson, verdächtig der Erschlagung des Königs Olaf des Heiligen, wählt, Gefahr fürchtend, eine freiwillige Verbannung. Seine Güter werden confiscirt (im J. 1043). Er begibt sich zu seinem Schwager, dem Jarl Thorfinn, denn Thorfinn hat zur Gemahlin Ingibiörg, Jarla-Modur (Mutter der Jarlar), Tochter Finn's Arnason's. Er bringt großes Gefolge an Dienern und Kriegern mit und die Hilfsmittel des Jarls reichen nicht gut aus, sie zu unterhalten. Er fodert daher im J. 1056 das zweite Drittel der Orkney's von Rögnwald durch eine Gesandtschaft zurück. Rögnwald antwortet: Er habe es von König Magnus erhalten, es zu bewachen, nicht zu veräußern, und werde es nur auf Befehl des Königs herausgeben. Da sammelte Thorfinnr ein Heer in Schottland und in den Häbuden. Rögnwald berath sich mit seinen Freunden. Aber sie sind dem Kampfe abgeneigt. Er reiset daher nach Norwegen zum Könige Magnus und erhält Hilfstruppen, verstärkt sich dann auf Shetland, setzt auf die Orkneys hinüber, und benachrichtigt Kalfen vom Versprechen des Königs, daß er dessen Gnade und seine vom Könige eingezogenen Benutzungen in Norwegen wieder erhalten sollte, wenn er Rögnwald'en beistehen würde. Mit großer Heeresmacht schifft Thorfinnr gegen die Orkneys, und Rögnwaldr gegen Katanes. Im Petlandsfiörd treffen sie sich. Die Seeschlacht erhebt sich. Kalfr Arnason macht mit seinen Schiffen den parteilosen Zuschauer. Lange bleibt der Sieg unentschieden. Aber endlich hat Rögnwaldr den Sieg fast errungen. Da greift ihn auch Kalf Arnason, der dem Versprechen des Königs nicht trauet, an, und nach dem gewaltigsten Kampfe, dessen Einzelnheitrn die Orkneyinga-Saga im Betreffe des damaligen Seeschlachtenwesens sehr lehrreich beschreibt, muß Rögnwald endlich flirhen. Von der Beschreibung der Schlacht durch den Jarlaskalden

27) Olaf der Heilige stirbt im J. 1030. S. auch in Beziehung auf die Zeitangaben, von 1020 und 1021, wo die Jarlar von Orkney nach Norwegen reisten, die Chronologia historiae Olavi Sancti Norwegiae Regis in der Sammlung: Scripta historica Islandorum de rebus gestis veterum Borealium. Vol. V. p. 352, 356.

Arnor, der ihr selbst beiwohnte, ist ein Bruchstück auf uns gekommen. Rögnwaldr begibt sich nach Norwegen zum Könige Magnus. Thorfinnr zwingt auch die, welche dem Rögnwald durch Eidschwur der Treue verbunden waren, ihm den Eid der Treue zu leisten. Den Jarl Rögnwald, der sich in Norwegen nicht halten läßt, will der König weder mit Truppen noch einer Flotte unterstützen. Da aber Thorfinnr als Herr so vieler Eylande und schottischer Landschaften und durch den Beistand seines Schwagers stärker ist, will er des Königs Truppen nicht wieder der Gefahr aussetzen, sondern nimmt nur ein einziges Schiff mit den auserlesensten Kriegern an. In Hiallt-land erfähret er, daß sein Vaterbruder in Orkneys auf Hrossey überwintere, und nur wenig Kriegsvolk bei sich habe. Hier überfällt ihn des Nachts unerwartet Rögnwald, läßt das Haus anzünden, in welchem sein Vaterbruder schmauset, und läßt Niemanden heraus, als Weiber und Sklaven. Schon steht alles in Flammen, als Thorfinn unten einige Breter losbricht, und seine Gattin auf den Armen hinausträgt; Rauch und Finsterniß umhüllen ihn, und Niemand weiß, daß Jarl Thorfinnr entkommen ist. Er findet einen Kahn und rudert auf ein Vorgebirge. Rögnwald unterwirft sich alle Eylande, sendet nach Katanes und den Häbuden, und eignet sich all das Reich zu, das Thorfinnr hatte. Niemand verweigert Gehorsam, denn Niemand weiß, daß Thorfinnr dem Tode entgangen ist. Unterdessen hält sich Thorfinnr auf Katanes verborgen. Beim Annahen des Julfestes begibt sich Rögnwald mit großem Gefolge nach Klein-Papey, um Malz zum Bierbrauen nach Hause zu bringen. Das Haus, in welchem er den Abend zubringt, umringt Thorfinn mit einer Schar Bewaffneter. Alle erhalten Erlaubniß herauszugehen, nur des Jarls Hirdmenn (Hofgesinde) nicht. Dann wird das Haus angezündet. Während viele herausgehen, steht ein Mann im Linnenkleide an der Thüre. Jarl Thorfinnr gebietet, daß man dem Diakonus die Hände reiche. Er stützt mit den Armen sich auf das Holz, das man zum Anzünden dahin gebracht, schwingt sich darüber hinweg, durchbricht die Menge der Umstehenden und verschwindet im Dunkel der Nacht. Thorfinnr läßt ihn verfolgen. Thorkell Fostri durchforscht die Seeküste. Ein Hündchen bellt, das Rögnwald im Busen trägt. Er wird erreicht. Thorkell befiehlt seiner Umgebung, daß sie ihn erschlagen soll. Alle weigern sich. Da thut es Thorkell selbst und wird so Mörder zweier Jarlar, nämlich früher des Jarls Einar und jetzt (im J. 1046) Rögnwald's, des Brudersohns Einar's. Rögnwald ward von dem Volke sehr beweint, denn er übertraf alle Jarlar an Tugenden und Schönheit. Auch den König Magnus schmerzt sein Tod sehr. 17) Thorfinnr Sigurdarson, wieder alleiniger Jarl von Orkney. Nach Norwegen kommt um diese Zeit (im J. 1045) Haralldr Sigurdarson aus Rußland zurück, und erhält (im J. 1046) von seinem Neffen Magnus halb Norwegen. Mit vereinter Macht wollen sie (im J. 1047) nach Dänemark übersetzen. Widrige Winde halten sie im Hafen von Lüster Seloë. Da kommt zu ihnen unerwartet Jarl Thorfinnr, legt an das Schiff des Königs Magnus, sagt, daß er gekommen, um ihm im Kriege zu dienen. Da gibt der König seinen Zorn gegen den Jarl auf, und heißt ihn der Heerfahrt beiwohnen. Der Jarl gewinnt des Königs Gnade und Wohlgefallen so, daß dieser ihn an den Berathungen Theil haben läßt. Während sie lange in demselben Hafen liegen, fodert ein Hiedmenn des Königs vom Jarl Thorfinn Buße für seinen Bruder, den der Jarl nebst andern Hirdmenn des Königs in Kyrkiuvogr hatte erschlagen lassen. Der Jael antwortet, er lasse Niemanden ohne Grund umbringen, und zahle deshalb keine Buße. Sie wechseln weiter Worte, und der Jarl äußert unbedachtsam, er habe damals auch ihn erschlagen sollen, damit er ihn hier nicht bei den Königen anklagen könne. Da läßt der König Magnus Zorn blicken, und als den Tag darauf die Flotte ausläuft, segelt der Jarl nach den Orkneys zurück und nimmt an der Heerfahrt gegen Dänemark nicht Theil. Aber bald darauf (den 25. Oct. 1047) stirbt König Magnus, und Thorfinnr wird von der Furcht vor der großen Macht des Königs Magnus befreit. Den König Haralld Sigurdarson läßt er durch eine Gesandtschaft um ein Freundschaftsbündniß bitten, wird von ihm nach Norwegen eingeladen, findet ihn in Hordaland, und wird freudig und ehrenvoll empfangen und beim Weggehen beschenkt. Er fährt dann nach Dänemark, wird vom Könige Swein in Aalborg bewirthet, und macht hier zuerst kund, daß er, um Ablaß seiner Sünden zu erhalten, nach Rom wallfahrten will, kommt nach Saxland [28]), und wird vom Kaiser Heinrich dem Schwarzen wohl aufgenommen und reichlich, namentlich mit Pferden zur Reise beschenkt. In Rom erhält Thorfinnr die vollkommenste Vergebung aller Sünden. Als er heimgekehrt, thut der vormals große Heermann keine Raubfahrt mehr, wendet seinen Geist auf gute Verwaltung des Landes, gibt nützliche Gesetze, und baut an dem Hauptsitze im Byegisherad (der Landschaft von Byrgir) eine herrliche Domkirche, und hier wird zuerst der bischöfliche Sitz auf den Orkneys gegründet. Seine weitläufigen Landschaften, von denen neun Grafschaften allein in Schottland lagen, behauptet der mächtigste aller Jarlar von Orkney bis an sein Ende. Er nahm das Jarlthum fünf Winter alt, und herrschte mehr als 60 [29]) Winter, und ward durch Krankheit todt in den letzten Zeiten des Königs Haralld Sigurdarson. 18) Pal und Erlend, Thorfinn's Söhne, Jarlar von Orkney, sind so einträchtig zusammen, daß sie das Jarlthum ungetheilt haben und die Einkünfte gemeinschaftlich beziehen. Pal (Paulus) als der

28) Saxland hieß bei den Isländern Teutschland überhaupt und reichte bis an die Donau; s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLXXXI. 29) So nach Snorri Sturlelon, Sage Olaf's des Heiligen. Cap. 109 (gr. Ausg. der Heimskringla. 2. Th. S. 161. Ausg. von Peringskiold 1. Th. S. 551. Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 230). Nach der Orkneyinga-Saga selbst regierte Thorfinnr 70 Jahre. Aber beides, vorzüglich letzteres, ist nach der Berechnung des Torfäus (Orcades p. 65) zu viel. Nach ihr starb sein Vater im J. 1004, wo Thorfinn fünf Jahre alt war. Torfäus folgt daher der dänischen Übersetzung der Heimskringla von Clausson, nach welcher Thorfinnr 50 Jahre regiert, und er scheint dem Torfäus im J. 1064 gestorben.

Digitized by Google

Ältere, steht mit Ansehen vor. Ihre Mutter heirathet den Schottenkönig Malkolm III. König Harald Hardradi segelt, als er (im J. 1066) gegen England zieht, nach den Orkneys, und nimmt von da großes Kriegsvolk und die Jarlar Pal und Erlend mit. Er landet in England an dem Orte Clioveland, erobert Skardeborg (Skarborough), schlägt die Engländer am Vorgebirge Helloenes (Holdeenes), fährt dann in den Humber und die Ouse, landet und schlägt (den 20. Sept.) die englischen Jarlae Morchar und Walthief, legt dann an die Brücke von Stanford (Battlebridge) und hält mit den Bürgern von York eine Versammlung. Gegen den König Harald, Godwin's Sohn, von England rüstet er sich (den 25. Sept.) zur Schlacht, und läßt zur Bewachung der Schiffe seinen Sohn Olaf, Pal und Erlend, die Jarlar der Orkneyingar, und Eystein Orri, den Sohn Thorbergs Arnason's, zurück. Es wird die härteste Schlacht geschlagen und Harald Hardradi Sigurdarson fällt, Eystein Orri kommt dazu mit dem Kriegsvolke, das ihm folgte, und die Schlacht wird auf das Härteste erneuert und heißt Orra-hvid, Orri's Gewitter. Doch sind die Nordmannen ermüdet, da sie von den Schiffen hierher gelaufen sind, werfen im Zorne die Panzer ab, und viele fallen. Doch erlaubt König Harald, Godwin's Sohn, Olafen, dem Sohne des Königs Harald und den Jarlen heimzuziehen. Bei ihnen überwintert Olaf auf den Orkneys. Zu jener Zeit findet das beste Verhältniß zwischen Norwegen und den Orkneys statt, da die Mütter der Könige und der Jarlar Geschwisterkind sind. Auch die Eintracht unter den Jarlen selbst dauert lange Zeit, bis ihre Söhne heranwachsen. Pal, Thorfinn's Sohn, hat zur Gemahlinn die Tochter des Jarls Hakon, des Sohnes Iwar. Dieses letzten Gemahlin war Ragnhild, die Tochter des Königs Magnus des Guten von Norwegen, und ward durch ihn Mutter Erik's Lamb's, des Königs von Dänemark Von der Tochter Hakon's, des Sohnes Iwar's, der Urenkelin Königs Olaf's des Heiligen, hat Jarl Pal diese Kinder: Hakon, der ihm nachmals im Jarlthume folgte, Thora'n, die nachmalige Gemahlin Holdor's, eines edeln Norwegers, welcher der Sohn Bryniulf's des Kameeles und Hirdmann des Königs Olaf des Heiligen war, und der mit ihr den andern Bryniulf zeugte, der Giriden, Dag's Tochter, heirathete. Pal's zweite Tochtee ist Ingirid, die Einar Worsakrus zur Frau nahm, und die dritte Herbiörg. Sie ist Mutter Sigrid's und Ingibiörg's Ragna's. Diese Letztere ist Gemahlin Sigurd's von Westnes und ihre Kinder Hakon Pick und Bryniulf. Sigrid's, der Tochter Herbiörg's, Kinder sind Hakon Barn (das Kind) und Herbiorg, die Kolbein Hruga (Hause) hatte. Pal's vierte Tochter ist Ragnhild, und ihr Sohn Benedictus (Enkelin von ihm ist Ingiobiorg, Urenkel Erling der Archidiakonus), und ihre Tochter Bergliet, die Haward, Gumar's Sohn, hatte, und ihre Söhne Magnus, Hakon Klo, Dufniall und Thorstein Alle diese aus dem Geschlechte der Jarlar bilden das Geschlecht der Großmänner von Orkney und gehören zu dieser Geschichte. Sie sind dem Jarl Pal entsprossen. Erlend hat zur Gemahlin die Tochter Sumarlidi's. Sumarlidi's Vater ist Upsak, Upsak's Mutter Thordis, und diese die Tochter eines edeln Isländers, Hall's von Sida. Hall's von Sida Mutter war Thordis, der Vater Thordis' war Aussur Ketilsig, der Sohn Hraullaug's, des Bruders des Jarls Torf-Einar von Orkney (diese Familie, welche von Island Zweige nach Orkneyar sandte, blühte in Island sehr, und zählte drei Bischöfe und unter ihnen den heiligen Jon, Bischof von Holar, den Urenkel Hall's von Sida). Jarl Erlend und Thora, Sumarlidi's Tochter, hatten diese Söhne: Erling und Magnus, der nachmals heilig gesprochen und von den Bewohnern Orkneys, so lange sie katholisch waren, als Schutzpatron der Eylande verehrt ward, und diese Töchter: Gunhild und Cäcilia, mit der Isach den Endrid und Koli zeugte. Des Jarls Erlend dritte, aber uneheliche, Tochter ist Jatwor, ihr Sohn Bergur. Hakon, Pal's Sohn, betrachtet, da er aus königlichem Geschlecht entsprossen und Enkel des Königs Magnus ist, sich höher als Erlingen, den Sohn seines Vaterbruders. Erling aber will nicht dulden, daß Hakon ihm vorgezogen wird. Der gemäßigste von ihnen ist Magnus. Die Zwietracht zwischen Hakon und Erling wächst so, daß keiner mehr vor dem andern sich sicher hält. Die Jarlar halten eine Zusammenkunft, den Zwist zu schlichten, werden aber selbst uneinig, da jeder seine Söhne zu sehr begünstigt. Den Orkneyingern fällt dieses sehr beschwerlich, und sie bewirken eine Zusammenkunft beider auf Hrossey. Hier theilen sie die Eylande zu gleichen Theilen, auf die Weise, wie es in den Tagen ihres Vaters und ihrer Vaterbrüder gewesen. Diese Verträge bestehen, so lange Hakon, Pal's Sohn, mit Raubfahrten beschäftigt und abwesend ist. Dann aber wird er grimmiger, und fängt an, die Diener seines Vaterbruders und seiner Vettern zu unterdrücken. Daher neue Zwistigkeiten unter den Jarlen, und selbst gegenseitige Einfälle Haward, Gunnar's Sohn, versammelt zur Abwehrung des Unheils die ersten Männer. Erling aber will von keinem Vergleiche hören, wenn nicht der Feind des Friedens, Hakon, die Eylande verlasse. Hierzu läßt sich auch Hakon von seinen Freunden erbitten, da er im Auslande Ruhm zu erwerben hofft. Er schifft nach Norwegen und weilt hier kurze Zeit bei König Olaf dem Kirren in den letzten Jahren seiner Regierung, dann reiset er zum König Ingi, Stenkel's Sohne, von Schweden. Hakon's mütterlicher Großvater Hakon, Iwar's Sohn, lebte dort noch in gutem Andenken. Er hatte, als er von König Harald Hardradi von Norwegen verbannt war, vom König Ingi von Schweden die reichen Landschaften Westur-Gautland und Wermaland zu Lehn erhalten, und war bei dem Könige und dem Volke sehr beliebt gewesen. Jetzt trugen seine Freunde und Verwandten diese Liebe auf seinen Enkel Hakon, Pal's Sohn, über, und Hakon empfahl sich dem Könige und allen Hirdmännern (dem Hofgesinde) sehr. Aber bald ward er von der Sehnsucht nach Rückkehr in sein Vaterland ergriffen. In Schweden war damals das Christenthum kürzlich eingeführt, und noch viele heidnische Gebräuche, namentlich Zauberei und Weissage König Ingi selbst, der sie mit Strenge vernichten wollte, hatte nach Gautland entweichen müssen,

Digitized by Google

und die Schweden hatten seinen Schwager Swein zur Wiederherstellung der Opfer zum Könige gemacht, und der ward deshalb Blot-Sweinn (Opfer-Sweinn) genannt. Ingi hatte ihn jedoch unerwartet überfallen und das Reich wieder gewonnen, und rechten Glauben und heilige Sitten eingeführt. Daher leben die Weissager in Furcht vor ihm. Doch bewegt Hakon einen solchen, der bei den Schmäusen über Witterung und anderes solches zu weissagen pflegte, ihm sein Schicksal zu offenbaren. Dieser weissagte ihm, daß er lange leben, allein sein Land beherrschen, auch seine Nachkommen darüber walten, er sich mit einem Verbrechen beflecken und im Norden sterben werde. Von dem Weissager geht Hakon zu dem Könige Ingi zurück, nimmt kurz darauf Urlaub, und begibt sich zu dem Könige Magnus Barfuß von Norwegen. Hier erfährt er, daß in Orkney die Söhne des Jarls Erlend Alles vermögen, und sein Vater, des Reiches sicher, sich bei ihrer Verwaltung beruhigt, und das Volk sich des Friedens erfreut. Er fürchtet daher, daß ihn seine Vettern vom Reiche ausschließen, und sucht deshalb den König Magnus auf seine Seite zu ziehen. Dieser unternimmt auch den gewaltigsten Seezug nach Westen (im J. 1098), schifft zuerst zu den Orkneyar, fängt die Jarlar Pal und Erlend, und sendet beide nach Norwegen, und setzt seinen achtjährigen Sohn Sigurd zum Häuptling über die Orkneyingar und gibt ihm eine Genossenschaft Rathgeber. Die Söhne der Jarlar Hakon, Erling und Magnus nimmt er unter sein Kriegsvolk, und sie müssen ihm folgen. Dann verheert er die Sudreyar (Hebriden) und verfolgt seinen Seezug weiter nach Westen. In der Schlacht auf Anglsey fällt Erling, der Sohn des Jarls Erlend (so nach der Orkneyinga-Saga, nach Snorri Sturleson wird Erling nebst dem Könige Magnus erst im J. 1103 den 24. Aug. in Irland erschlagen). Nach der Schlacht auf Anglsey macht der König Magnus den Sohn des Jarls Erlend, Magnus, zum Schüsselknaben (d. h. er muß bei Tische die Speisen herbeitragen). Zwar hat er in der Schlacht ohne Panzer und Helm und sonstige feste Bedeckung den dichtesten Hagel der Geschosse ausgehalten und ist wie durch ein Wunder entkommen. Aber er hat sich der Schlacht entzogen und deshalb verachtet ihn der König. Sich dem Unwillen des Königs zu entziehen, flieht er des Nachts, und kommt endlich zum Könige von Schottland, ist theils bei ihm, theils bei einem Bischofe in England, verbannt von der Heimath bis zum Tode des Königs Magnus. Nach Unterwerfung der Hebriden und Anglsey's greift der König von Norwegen Schottland an, aber der Schottenkönig Malkolm schließt einen Vergleich. Magnus überwintert auf den Hebriden. Kali stirbt an den in der Schlacht von Angsley erhaltenen Wunden. Der König schifft im Frühlinge (1099) auf die Orkneys, und hört hier, daß denselben Winter die Jarlar an Krankheit gestorben, Erlend in Ribaros, Pal in Bergen. Des Jarl Erlend's Tochter, Gunhildr, gibt er Koli, Kali's Sohne zum Ersatz, daß sein Vater umgekommen, und als Mitgift Odale in den Orkneys. Er folgt dem Könige mit seiner Gattin nach Norwegen und ihre Kinder sind der Sohn Kali und die Tochter Ingirid. Nach Snorri Sturleson[30]) gibt (im J. 1099) König Magnus seinem Sohne Sigurd Königsnamen, und setzt ihn über Orkneyar und Sudreyar (Hebriden), und gibt ihn in die Hände Hakonen, Pal's Sohne, seinem Blutsfreunde. Als König Magnus neun Winter König über Norwegen gewesen (also im J. 1102), unternimmt er wieder einen Seezug nach Westen, fährt zu den Orkneyar, und nimmt von dort mit sich die Söhne des Jarls Erlend's, Magnus und Erling. Dann segelt er zu den Sudreyar, und als er liegt bei Schottland, da läuft Magnus Erlendsson in der Nacht vom Schiffe des Königs, und kam weiter in die Hird (an den Hof) des Schottenkönigs. König Magnus steuert nach Irland, zu ihm stößt dort König Myriatak von Connact. Sie gewinnen viel vom Lande Dyflin (Dublin) und Dyflinar-Skiri (die Grafschaft von Dublin); den nächsten Frühling und Sommer (im J. 1103) haben sie viele Schlachten und unterwerfen den größten Theil von Uladstir (Ulton). Im August wird Magnus, als er bei Uladstir liegt und mit dem größten Theile seines Kriegsvolkes von den Schiffen auf das Land steigt, um auf das Schlachtvieh zu warten, das ihm seine Mannen vom Könige Myriatak bringen sollen, von einem Iren-Heere plötzlich angegriffen. In dieser Schlacht (im J. 1103) fällt Erlingr, der Sohn des Jarls Erlend, mit dem Könige Magnus. Das Kriegsvolk, das aus Irland entrinnt, kommt nach den Orkneys. So nach Snorri Sturleson. Nach der Orkneyinga-Saga war Magnus Erlendsson früher entflohen, und Erlingr Erlendsson früher gefallen. 19) Hakon, Pal's Sohn, Jarl von Orkney. Nach des Königs Magnus Tode sind Könige von Norwegen seine drei Söhne; Hakon, Pal's Sohn, war seinem Vater in alle Schlachten gefolgt, hatte auch, wie das Lied auf ihn bezeugt, der Heerfahrt nach Gautland beigewohnt. Ein (oder zwei) Winter nach dem Falle des Königs Magnus Barfuß (also im J. 1104 oder 1105) kommt von den Orkneyar Hakon, Sohn des Jarls Pal. Die Könige geben ihm Jarlthum, und die Verwaltung (yfirsókn)[31]), sowie die Jarlar hatten früher gehabt vor ihm, Jarl Pal sein Vater und Erlendr, sein Vaterbruder. Während Hakon über die Eylande herrschte, kam Magnus im Vertrauen auf seine Blutsverwandtschaft und Schwägerschaften mit den mächtigsten Geschlechtern und auf die Liebe aller Bonden, die ihn alle in sein Vatererbe setzen wollen, von Schottland nach den Orkneys, und verlangt die Hälfte des Reichs der Eylande. Jarl Hakon zieht Truppen zusammen und will ihn vom Vatererbe ausschließen. Durch Vermittelung der Bonden jedoch willigt Hakon ein, ihm die Hälfte der Eylande zu geben, wenn er es von den Königen von Norwegen erlangen könne. 20) Hakon, Pal's Sohn, und Magnus, Erlend's Sohn, Jarlar von Orkney. Magnus reiset nach Norwegen und erhält vom Könige Eystein (Sigurd ist damals auf der

30) Heimskringla, Sage von Magnus Barfuß. Cap. 12, 21, 27. 31) Vergl. Snorri Sturleson, Heimskringla, Sage von Sigurd dem Jerusalemfahrer, Cap. 3, yfirsókn bedeutet wörtlich: Obersuchung; s. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. 161.

Kreuzfahrt) Jarlsnamen und die Verwaltung der Hälfte der Eylande. Als er heimkehrt, wird er selbst auch von Hakon günstig empfangen. Die Vettern leben einträchtig und die Eylande haben guten Frieden, und Fülle an ernährenden Erzeugnissen. Beide Vettern erschlagen, wie ein von ihnen handelndes Lied besingt, Dufnialn, der ihnen im dritten Grade verwandt ist, aber aus unedendürtigem Blute stammt, in der Schlacht, und einen andern, einen Edeln, der ihrem Gütern feindlich ist, Namens Thorbiorn, im Hialtland's (Shetlands) Meerbusen Borgarfiörd. Auch mehres Andere führen sie gemeinschaftlich aus. Aber im Verlaufe der Zeiten werden die Vettern durch Verleumder gegen einander erbittert. Der herrschsüchtige Hakon, von Neid erfüllt, daß Magnus wegen der Reinheit seiner Sitten mehr geliebt wird, leiht den Verleumdern zuerst sein Ohr. Unter seinen Hiedmenn werden besonders zwei genannt, Sigurd, der ungleiche Bruder des frommen und rechtschaffenen Thorstein's, eines Hirdmanns des Jarls Magnus, und Sighwat Socki. Sie verleumden den Jarl Magnus bei seinem Vetter Hakon, bis dieser Truppen zusammenzieht, und auch jener sich in Vertheidigungszustand setzen muß. Nach der Saga hins helga Magnusar Eyia Jarls, welche sich im Anhange der Ausgabe der Orkneyinga-Saga findet, geht Magnus nach England zum Könige Heinrich I., Wilhelm's des Eroberers Sohne, lebt hier mit großem Gefolge auf Kosten des Königs ein ganzes Jahr, und landet dann mit dem von ihm erhaltenen Beistand auf den Orkneys, um seinen Theil, den Hakon, während er abwesend war, nebst Katanes inne gehabt, durch Waffengewalt wieder zu gewinnen. Durch Vermittelung der gegenseitigen Freunde wird aber einige Jahre Friede, bis durch erneute Verleumdung neue Zwietracht zur Ergreifung der Waffen führt. Auf Rossey, wo die Thingstätte der Orkneyingar ist, stehen beide Theile in Schlachtordnung gegen einander. Die ersten Männer vermitteln jedoch einen Vergleich, der beschworen wird, zur Zeit der großen Fasten. Kurz darauf bricht jedoch wieder Zwietracht aus. Die Freundschaft wieder herzustellen, ladet Hakon den Magnus zu einer Unterredung ein. Hierzu wird Eigilsey und die Osterzeit bestimmt. Als Jarl Magnus nach Eigilsey steuert, schlägt bei windlosem Meere plötzlich eine Woge über das Schiff, das der Jarl steuert. Man hält es für ein übles Vorzeichen, und der Jarl weissagt aus ihm seinen Tod durch Hakon's Hinterlist. Aber vergebens bitten ihn seine Begleiter umzukehren. Er stellt alles in Gottes Hand. Hakon erscheint später auf Eigilsey mit vielen Schiffen und einer Heerschar. Magnus übernachtet in der Kirche. Am Morgen darauf sucht ihn Hakon darin. Magnus ist nicht mehr da [32]), sondern bei Seite gegangen. Als man auf ihn losgeht, stellt er sich freiwillig dar. Hakon und seine Heerschar gehen mit gezückten Schwertern zu ihm, der sich auf die Knie geworfen. Er erbietet sich, für sich und Hakon nach Rom oder Jerusalem eine Bußfahrt zu thun, und nie wieder auf die Orkneys zurückzukehren. Aber dieses wird verworfen. Dann bittet er, daß Hakon ihn zu gemeinsamen Freunden nach Schottland bringen und dort in Haft halten lassen sollte. Auch dieses wird verworfen. Um Hakon's Schuld zu mildern, sodert Magnus ihn auf, ihn verstümmeln und in Haft halten, aber nicht umbringen zu lassen. Hakon ist hiermit zufrieden. Aber die ersten Männer verabscheuen die Marterung, und verlangen, daß einer der beiden Jarlar sogleich sterben solle. Da befiehlt Hakon, daß der Fahnenträger Ufrig den Jarl Magnus erschlagen soll. Aber dieser weigert sich. Durch Drohungen wird des Jarls Hakon's Koch zur Übernahme des Scharfrichteramtes geschreckt. Jarl Magnus beichtet und betet für seine Feinde, spricht seinem Mörder Muth ein, und empfängt mit der größten Standhaftigkeit den Todesstreich im J. 1091 [33]). Zugleich regierten Magnus und Hakon die Orkneyar sieben Jahre. Des Jarls Mutter Thora hatte beide Jarlar zum Schmause geladen. Hakon begibt sich dahin, obgleich mit dem Blute des Sohnes benetzt. Durch die Mäßigung und Frömmigkeit der Mutter wird er jedoch erweicht, und gestattet, daß des Magnus Leiche begraben wird, wo sie will. Magnus wird auf Hrossey bei der von Jarl Thorfinn erbauten Domkirche begraben. Nun häufige Wunder, welche Bischof Wilhelm Anfangs nicht glaubt, bis ihn die offenbarsten Beweise dazu nöthigen. Er schreibt sie nun in ein besonderes Buch. So erhalten auch die Orkneyar ihren eigenthümlichen Heiligen. 21) Hakon, Pal's Sohn, wieder alleiniger Jarl von Orkney; nach Pal's Tode läßt sich Hakon alle den Eid der Treue schwören, die zu dem Reiche des Jarls Magnus gehört hatten. Die Hauptfreunde des Magnus, von denen Hakon glaubte, daß sie ihm besonders Widerstand geleistet, werden sehr gedrückt. Wenige Jahre darauf wallfahrtet Hakon nach Rom, und von da nach Jerusalem, badet sich im Jordan und bringt viele Reliquien heim. Er ist nun ein Mann des Friedens, bessert die Gesetze, mildert die Lasten, und alle Großmänner und das Volk wünschen ihm ein langes Leben. Nach langem Frieden und Früchten des Friedens stirbt [34]) er an einer Krankheit. Er hat zwei Söhne, Haerald den Wohlredenden von seiner Geliebten, Helga, der Tochter des berühmten und reichen Maddan von Dalir auf Katanes, mit der er auch Ingibiorg, die Gemahlin des Königs der Hebriden, Olaf Bitling und Margaretha'n zeugte, und von einem andern Weibe Pal den Schweigsamen. Die Brüder Hakon und Pal leben von Jugend auf in Zwietracht. 22) Hakon und Pal, Hakon's Söhne, Jarlar von Orkney; die Zwietracht zwingt die Brüder zur Theilung des Reiches, und hierdurch werden auch die ersten Männer der Eylande in Parteien getrennt. Die Eylande werden zu gleichen Theilen getheilt, und die Macht der Brüder ist gleich. Aber doch ist Ha-

32) Nach der Saga hins helga Magnusar wird Magnus mit Gewalt aus der Kirche gezogen.

33) Nämlich nach der Orkneyinga-Saga. Robert, der Verfasser der Sage Magnus des Heiligen, setzt das Jahr 1104. Torfäus, Orcades, S. 54—86, prüft beide Angaben, und kommt zu dem Jahre 1110. Der Todestag des Magnus ist der 16. April.

34) Wann, ist nicht bekannt, und nur so viel, daß er noch nach 1103 und sein Sohn Pal bis zum J. 1136 herrschte.

kon mächtiger, denn er hat vom Schottenkönige Katanes zu Lehn. Hier weilt er oft, auch bisweilen in Schottland, denn dort hat er viele Blutsfreunde. Während er auf Sudreyar (den Hebriden) weilt, kommt zu ihm jener ausgezeichnete Sigurdr, Slembi-diákn (s. d. Art.), und begleitet ihn nach den Orkneys. Zu sich nimmt Jarl Hakon auch seine Tante, Maddan's Tochter, Namens Frakaurk, Witwe Liot Niding's und seine Muhme Audlid, Tochter Thorleif's, des Sohnes Maddan's, Witwe Eirik Streita's, Mutter Eirik Slagbellir's. Allen diesen gefällt Sigurdr Slembi-diákn sehr, aber am meisten dem Jarl Hakon. Von des Jarls Pal's Rathgebern sind die ausgezeichnetsten Sigurd von Westnes, Gemahl Ingibiorg Ragna's (mit anderm Beinamen Tigna's, der Würdigen) und Thorkell, Sumarlidi's Sohn, des Jarls Magnus Blutsfreund. Thorkell war beständig im Hause des Jarls Pal und erhielt deshalb den Beinamen Fostri (Pfleger), sodaß die Geschichte von Orkney zwei Thorkell Fostri hat, jener, welcher den Urgroßvater, den Jarl Thorfinn, erzog, und diesen, den Pfleger des Jarls Pal. Thorkell Fostri II. war dem Jarl Hakon und seinen Freunden verdächtig, als wenn er erbittert durch den Mord des Jarls Magnus des Heiligen, seines Blutsfreundes, Zwistigkeiten unter den Jarlen säe, um an den Söhnen zu rächen, was der Vater verbrochen. Jarl Hakon läßt ihn mit Rath und Hilfe Sigurd's Slembidiákn erschlagen. Jarl Pal rüstet sich. Die Bonden legen sich dazwischen, aber Pal will von keinem Vergleiche hören, wenn nicht alle, die sich zur Erschlagung Thorkell Fostri's vereinigt, verbannt würden. In den Jarl Hakon wird so lange mit Bitten gedrungen, bis er einwilligt, und Sigurd Slembi-diákn und Alle, welchen Jarl Pal die größte Schuld beimaß, werden verbannt. Wie man übereingekommen, soll zum Weihnachtfeste Hakon seinen Bruder Pal bewirthen, findet seine Mutter und seine Mutterschwester Frakaurk mit Kleidernähen beschäftigt, fragt, für wen jenes herrliche weiße Kleid bestimmt sei, und erhält zur Antwort, für seinen Bruder, will es aber selbst und zieht es trotz aller Bitten und Warnungen seiner Mutter, Helga, daß es ihm den Tod bringen werde, doch an, empfindet schreckliche Schmerzen und stirbt kurz darauf. 23) Pal, Hakon's Sohn, alleiniger Jarl von Orkney. Er urtheilt, daß man ihm durch das arglistige Geschenk nach dem Leben getrachtet, und verbannt Hakon's Mutter und Mutterschwester als Zauberinnen nebst der ganzen Familie aus den Eylanden. Sie gehen zuerst nach Katanes und dann weiter nach Schottland, zu den Gütern, von denen Frakaurk viele dort hatte. Dort blieb nebst Helga auch ihre und des Jarl Hakon's Tochter, Maegaretha. In Frakaurk's Pflege wurden auch erzogen Erlend, der Sohn des Jarls Hakon des Wohlredenden, ein Enkel Helga's; ferner der Enkel Thorleif's, der Schwester Frakaurk's, Sohn Audlid's und Eirik Streita's, Namens Eirik Slagbellir, auch Frakaurk's Enkel, Sohn ihrer Tochter Steinvor (auch Steney's) und Thorliot's von Rekavik, Aulver Rosta geheißen, endlich auch Frakaurk's Urenkel, Enkel Steinvor's, Sohn von Steinvor's Tochter Gudrun, und Thorstein Hauld, dem Sohne Firansmunn's. Alle diese vier wurden ausgezeichnete Männer, und eigneten sich alle das Recht [24]) auf das Reich der Eylande zu (ein unbestrittenes Recht hatte jedoch nur Erlend, Hakon's Sohn). Die Orkneyinga-Saga gibt nun ein Verzeichniß der Großmänner, welche damals auf Orkney gelebt, und wo sie gewohnt haben. Koli, Kali's Sohn aber, der Schwager des Jarls Magnus des Heiligen, lebte auf seinem väterlichen Gute auf Agdir in Norwegen. Sein Sohn ist Rögnwald Kali, jener gute Skalde und auch in andern Künsten erfahrne Mann. In einem seiner Lieder, die auf uns gekommen sind, gibt er seine neun Künste (ithrotir) an, das Schachspiel, die Runen, die Bücher, die Schmiedekünste (smidir), das Schreiten auf Schneeschrittschuhen (skidom), das Schießen (mit dem Bogen), das Rudern, das Saitenspiel (harpsakatt) und die Dichtkunst (bragur). Mrist lebte er bei seinem Blutsfreunde Solmund, einem der Großmänner des norwegischen Reiches, der ein herrliches Gut in Ostagdir hatte. Funfzehn Jahre alt schloß Kali Genossenschaft mit Kaufleuten, und fuhr nach England in die Stadt Grimsbá, einen großen Handelsort. Hier lernt er einen Mann kennen, der sich Gilli-Krist nennt, und ihm im Geheimen eröffnet, daß er ein Sohn des Königs Magnus Barfuß von einer Frau auf den Hebriden sei. Beide geloben sich, wenn sie sich künftig wieder treffen, beizustehen. Kali fährt nach Agdir zurück, und schifft bald darauf nach Bergen, wo er sein noch vorhandenes Lied auf dieser Fahrt und seinen Aufenthalt in Grimsbá macht. In Bergen ist ein großer Zusammenfluß von Kaufleuten. Kali geht herrlich ausgestattet einher, wird von allen hochgeschätzt wegen seiner Gaben und seiner Geburt. Mit Jon von Sogn schließt er insbesondere enge Freundschaft. Nach Beendigung der Geschäfte geht Kali nach Agdir in seine väterliche Heimath. Den größten Theil des Winters bringt er jährlich bei Solmund, die Sommer auf Kauffahrten zu. Bei einer Fahrt nach Thrandheim wird er von ungünstigen Winden auf Dollsey zurückgehalten. Hier gelüstet es ihn, die verborgenen Schätze in der deshalb berühmten Höhle in Besitz zu nehmen. Er und seine Begleiter stoßen in der Höhle auf große Schwierigkeiten. Über den See, der quer durch die Höhle geht, wagten nur allein Kali und Haward, der Diener Solmund's, die sich mit einem Seile an einander gebunden, zu schwimmen. Kali hielt einen Brand in der Hand und hatte Feuerzeug zwischen seine Schultern gebunden. Aber auf jenem Theile der Höhle sind viele holperige Stellen und hindernde Felsen, undurchdringliche Finsterniß, brechenerregende Dämpfe, und nur mit Mühe wird Licht angezündet. Abgeschreckt dringen sie nicht weiter vor, errichten ein Denkmal und der Gewinn ist das schöne Lied, das wir noch von Kali auf dieses kühne Unternehmen haben. In Bergen trifft Kali

---

85) Wie drei von ihnen ihre Ansprüche begründet, gibt die Orkneyinga-Saga nicht an. Vergl. Torfäus Orcades, der auch nicht weiß, wie ihr Recht beschaffen gewesen, da drei von ihnen dem Maddan von Dalir auf Katanes entsprossen. Maddan's Vorfahren werden nicht angegeben.

Digitized by Google

seinen alten Freund Jon, Peter's Sohn, von Bergen wieder. Diesen begleitet Bryniolf, der angesehene Mann. Zwischen Bryniolf und Kali's Begleiter Haward entsteht Zwist. Haward schlägt Bryniolfen, daß er ohnmächtig wird. Kali sendet Hawarden nach Süden zu dem Presbyter Richard auf Alwidra. Bryniolf läßt Hawarden verfolgen und erschlagen. Jon stellt die Sache auf Kali's Spruch. Als dieser heimkehrt, ist sein Vater Koli nicht zufrieden, daß er nicht erst Solmunden befragt. Auf Koli's Rath sendet Solmund des erschlagenen Haward's Bruder Hallward nach Sogn, daß er Rache an Jon nehme, mit Hilfe von Jon's Nachbar, einem Freunde Koli's. Dieser Nachbar Jon's, Namens Uni, ist Jon's Feind, da er von ihm bedrückt wird. Überdies sendet ihn Koli durch Hallward zugleich Geld, und bietet ihm an, ihn bei sich aufzunehmen. Von Uni's Rathschlägen unterstützt, erschlägt Hallward meuchlerisch Bryniolfen. Jon, erbittert, begibt sich, um Solmunden anzugreifen, nach Ostagdir. Aber Koli und Solmund stärker an Mannschaft, als er, siegen im Treffen. Jon wird so verwundet, daß er Zeit seines Lebens hinkt. Im folgenden Sommer läßt er zwei von Koli's Blutsfreunden, Kunar und Aslak, erschlagen. Der König Sigurd, der Jerusalemfahrer, läßt, um die Streitigkeiten zu heben, die streitenden Theile vor sich kommen, und alles wird auf des Königs Spruch gestellt. Dieser gebietet ihnen Freunde zu sein, und zu Befestigung der Freundschaft erhält Jon Koli's Tochter, Kali's Schwester Ingirid zur Frau. 24) Pal, Hakon's Sohn, und Rögnwald Kali, Koli's Sohn, Jarlar von Orkney. Kali, Koli's Sohn, erhält vom Könige Sigurd Jarlsnamen, und die Hälfte der Orkneyar, die sein Mutterbruder Magnus der Heilige gehabt hat, zu Lehen, und dazu den Namen Rögnwald, entlehnt von Rögnwald Brusason, denn seine Mutter sagte, daß Rögnwald Bruson der schönste und vollendetste der Jarlar von Orkney gewesen, und hielt das für ein Vorzeichen von Glück. Der König Sigurd der Jerusalemfahrer stirbt (den 26. März 1130). Magnus, sein Sohn, wird sogleich in Oslo zum Könige über das ganze Land genommen. Auf dem Thinge zu Tunsberg Harallds Gilli. Dieser ist jener Gilli-Krist, mit dem Kali auf seiner Fahrt nach England in Grimsbá Freundschaft geschlossen. Er war darauf (im J. 1126) mit seiner Mutter nach Norwegen gekommen zu seinem Bruder, dem Jerusalemfahrer, und war gerichtlich zu erhärten, daß er dessen Bruder sei, über neun glühende Pflugeisen (Pflugscharen) gegangen. Zuvor mußte er jedoch dem Rechte auf Norwegen entsagen, hielt aber nach seines Bruders Tode den Eid für erzwungen. Durch die Großmänner des Reichs wird zwischen Magnus und Harald ein Vertrag geschlossen und jeder erhält die Hälfte des Reiches. Drei Jahre vergehen unter gegenseitigem Argwohn und Furcht. Dem Könige Magnus sind die Freunde Sigurd's verhaßt, und insbesondere Koli und sein Sohn Kali, Sigurd's ergebenste Anhänger. Magnus widerruft daher Kali's Jarlsnamen um den Lehnsitz der Hälfte der Orkneyar, die ihm sein Vater Sigurd der Jerusalemfahrer ertheilt hat. Im vierten Jahre kam es zum Kriege und die Könige schlugen (den 9. Aug. 1134) die Schlacht von Fyrisleif (s. d. Art.). Unter den Großen, welche in Harald's Heere hervorragten, waren Rögnwald Kali und Solmund. Aber Magnus siegte, und Harald Gilli floh nach Dänemark. Magnus herrscht nun allein über Norwegen. Aber Harald kommt mit Heeresmacht zurück, fängt am Anfange des Jahres 1135 den König Magnus in Bergen, herrscht nun allein, und bestätigt im nächsten Frühjahre (1135) Rögnwalden den Jarlsnamen und die Hälfte des lehnbaren Jarlthums von Orkney. Da sendet Koli eine Botschaft dahin, um vom Jarl Pal die Hälfte der Eylande sich freundlich zu erbitten, bei abschlägiger Antwort aber, nach Schottland zu Frakaurk und Aulver Rosta zu gehen, und ihnen die Hälfte des Reichs anzubieten, wenn sie einen Bund zur Vertreibung des Jarls Pal mit vereinten Kräften eingehen wollten. Jarl Pal will von einem Verwandten in entfernterm Grade des Erbes sich nicht berauben lassen. Die Botschafter schließen daher mit Frakaurk einen Bund, und der Plan des Feldzugs im nächsten Jahre wird verabredet. Jarl Rögnwald schifft zu festgesetzter Zeit nach Hialtland, kann aber hier von Frakaurk nichts durch Kundschafter erfahren, legt bei widrigen Winden seine Schiffe in den Alasund, und wird von Hialtlands Bonden freundlich bewirthet. Unterdessen ist Frakaurk mit Beginnen des Frühlings nach den Hebriden gefahren, kann aber nicht mehr als eilf Schiffe mit niedrigen Borden sich verschaffen. Sie befehligt Aulver Rosta, der zum Jarl bestimmt ist, wenn das Unternehmen glückt. In der Mitte des Sommers wird, wie bestimmt ist, die Flotte bei gelindem Winde nach den Orkneys geführt, um sich mit Rögnwald zu verbinden. Jarl Pal erfährt, daß Frakaurk auf den Hebriden, und Rögnwald auf Hialtland sind. Er will zuerst mit Rögnwald schlagen, bevor sich mit diesem die Sudreyar (Hebriden) vereinigen. Als er von Rolfsey abfahren will, erscheinen im Süden von Petlandsfiord zehn oder zwölf Langschiffe. Jarl Pal rüstet sich zur Schlacht. Aulver Rosta greift ungestüm des Jarls Hauptschiff an. Aber der Wiking Swein Briostreip, der das Schiff befehligte, wirft Aulvern wieder aus dem Schiffe. Die Seeschlacht geht für Frakaurk verloren. Jarl Pal eilt den Tag darauf nach Hialtland, und kommt so unerwartet, daß er alle Schiffe Rögnwald's in seine Gewalt bekommt. Den andern Tag erscheint Rögnwald mit den Bonden am Strande und fodert den Jarl Pal zu einer Landschlacht heraus. Aber Pal wagt nicht zu landen, und fodert den Jarl Rögnwald zu einer Schiffschlacht heraus. So viel Schiffe sind aber nicht auf Hialtland, und Jarl Pal begibt sich mit den genommenen Schiffen Rögnwald's nach den Orkneyar zurück. Rögnwald bringt im Herbste seine Truppen auf Kaufmannsschiffen nach Norwegen zurück. Jarl Pal ordnet auf den Orkneyar Feuerzeichen durch Anbrennung von Scheiterhaufen so an, daß kein Feind sich nähern kann, ohne daß die Bewohner die Waffen ergriffen haben. Olaf von Gareksey hat sich auf Katanes befestigt. Durch einen nächtlichen Überfall verbrennt ihn Aulver Rosta in Dungalsbá. Sein Bruder Swein, Asleif's Sohn, verwundet auf dem Schmause, den Jarl Pal zu Weihnachten gibt, Swein Briostreip

Digitized by Google

tödtlich, kommt mit Hilfe des Bischofes Wilhelm auf die Hebriden, wird vom Jarl Pal geächtet, sucht sich, da der Krieg mit Rögnwald droht, so viele Freunde als möglich zu machen, indem er auf den Eylanden herumreiset. Auf Rinarsey räth ihm Ragna, Swein, Asleif's Sohn, zu begnadigen. Er verwirft dies jedoch als seiner unwürdig, da Swein schuldig ist. Im Frühlinge unternimmt Jarl Rögnwald, von dem Könige Haeallo und seinen Freunden unterstützt, einen neuen Seezug gegen Orkney, und landet auf Hialtland. Koli führt darauf mehre kleine Schiffe in die Nähe von Orkney, gibt ihnen, indem er den Mastbaum immer höher ziehen läßt, den Anschein von großen Kriegsschiffen, und kehrt, nachdem er die Feuerzeichen angezündet sieht und Heerlauf auf den Orkney erregt hat, nach Hialtland zurück. Uni schifft nach Fridarey, und sagt, daß er ein Norweger sei, der auf Hialtland ein Weib genommen, und von den Räubern Rögnwald's geplündert worden sei. Dagfinn, Laudver's Sohn, der den Scheiterhaufen auf Fridarey angezündet hat, wird von den Bonden darum angegangen, daß er vergebens Heerlauf und Kosten verursacht hat, und schiebt die Schuld auf Thorstein, Ragna's Sohn, der den Scheiterhaufen auf Rinarsey angezündet, diesem seien die andern alle gefolgt. Im Streite darüber verwundet Thorstein Dagfinnen tödtlich, und dieses ist der Anfang eines Gefechtes, welches die Blutsfreunde beider auf Rossey schlagen. Der Jarl bringt die Streitenden aus einander. Die Besorgung des Feuerzeichens auf Fridarey wird Eiriken übertragen. In seine Dienste hat sich Uni begeben. Er muß Fische trocknen, und begießt, so oft er allein ist, den Scheiterhaufen mit Wasser. Rögnwald landet mit der ganzen Flotte in Westurey, und kein Feuerzeichen ist gegeben worden; denn Eirik reiset, als die Schiffe ins Angesicht von Fridarey kamen, zum Jarl, und schickt Boten zu Uni'n, daß er den Scheiterhaufen anzünden soll. Uni aber läßt sich nirgends sehen, und ist gesloben. Vergebens versucht man den Scheiterhaufen zum Brennen zu bringen. Durch die unerwartete Ankunft sind die Bewohner von Westurey so in Schrecken gerathen, daß sie sich nicht zu rathen wissen. Kugi und Helgi, welche das meiste Ansehen haben, schwören dem Jarl Rögnwald den Eid der Treue und die Übrigen folgen ihrem Beispiele. Am folgenden Sonntage wohnt Rögnwald dem Gottesdienste bei. Er steht bei der Kirche und sieht 16 unbewaffnete Menschen mit abgeschornem Haar einhergehen. Die Norweger fragen, über die Tracht erstaunt, wer sie sind, und der Jarl wird zu einem Spottliede aus dem Stegereife veranlaßt, das noch vorhanden ist. Nach dem Sonntage werden auch die Nachbarn zu Ablegung des Eides der Treue gebracht. Des Jarls Leibwächter bemerken aber nächtliche Zusammenkünfte auf Westurey, und züchtigen die Einwohner. Kugi als Haupt wird in Fesseln gelegt, erhärtet aber seine Unschuld durch Zeugen. Der Jarl mahnt ihn durch eine Weise aus dem Stegreife vom Verrath ab, läßt ihn aus den Fesseln nehmen, und erneuert mit den Bewohnern von Westurey das Bündniß. Jarl Pal hält auf Rossey eine Berathung. Ein Theil räth zur Theilung der Eylande, der andere, das Waffenglück zu versuchen. Rögnwald hat bei dieser Zusammenkunft einen Kundschafter, und als dieser die einzelnen Rathschläge berichtet, bringt sie der Jarl in ein Gedicht. Rögnwald läßt durch den Bischof einen Waffenstillstand auf zwei Wochen vermitteln, und Rögnwald geht nach Rossey, Pal nach Rolfsey. Die Blutsfreunde des geächteten Swein's, des Sohnes Asleif's, verbrennen das Gut des ertrunkenen Walthiof's, des Bruders Swein's, das Jarl Pal Thorkel Flettir'n gegeben, und gehen zum Jarl Rögnwald über. Auch noch durch den Übertritt vieler anderer mächtigen Männer wird Rögnwald verstärkt, und er entläßt seinen Schwager Jon, Solmund und Aslak, und viele Andere, die ihm von Norwegen gefolgt sind, nach Hause. Mit Beginnen des Frühlinges hatte sich Swein, Asleif's Sohn, von den Hebriden nach Schottland zu seinen Freunden begeben, und weilte bei dem Jarl Maddad von Atjoklar, der Margaretha'n, die Tochter des Jarls Hakon, des Sohnes Pal, geheirathet hatte. Als er von den Parteiungen auf den Orkneys hört, begibt er sich nach Thorsa auf Katanes, und erhält vom Jarl Ottar Frakaurk's Bruder, für seinen erschlagenen Vater, und verspricht, daß er sich bemühen wolle, daß Erlend, der Sohn Haralld des Wohlredenden, in seine Vaterverlassenschaft wieder eingesetzt werden solle. Von Katanes fährt Swein hinüber nach Rossey, überfällt und fängt den Jarl Pal, und bringt ihn hinüber nach Jöklar zum Jarl Maddad. Damit die Orkneyingar ihn nicht wieder verlangen sollen, reiset Swein nach den Orkneys zurück und sagt, daß Jarl Pal geblendet worden. Nach anderer Erzählung läßt Margaretha ihren Bruder durch Swein wirklich blenden und dann im Gefängnisse umbringen. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga weiß nicht, was wahrer sei, nur das wußten Alle, daß er niemals nach den Orkneys zurückgekehrt sei, auch in Schottland kein öffentliches Amt verwaltet habe. Als die Bewohner des Jarls beraubt sind, gehen viele zu Rögnwald über, und Sigurd von Westnes, Bryniolf und Hakon Pike weigern sich, bis Swein alles berichtet hat. 25) Rögnwald, Koli's Sohn, alleiniger Jarl von Orkney, wird von Allen dazu angenommen, da nicht mehr zu hoffen ist, daß Jarl Pal zurückkehren werde. Es wird nun unternommen, dem heiligen Magnus eine Kirche zu bauen. Koli leitet alles, und zeichnet selbst den Riß. Damit der Jarl die Kosten bestreiten konnte, wird das bisher bestehende harte Gesetz aufgehoben, daß die Jarlar in den Odalen eines jeden Gestorbenen nachfolgten, und die Erben sie wieder von den Jarlen einlöseten, und Jedem freigestellt, dieses Recht loszukaufen. Alle ergriffen dieses begierig, und gaben für ein Pflugland eine Mark. Da kommt hinlänglich Geld für die Kirche zusammen, und sie wird herrlich erbaut. Als Rögnwald zwei Jahre über die Orkneyar geherrscht, erscheint Bischof Jon von Jöklar als Gesandter des Jarls Maddad und seiner Gemahlin Margaretha, der Tochter des Jarls Hakon, des Sohnes Pal's, und verlangt für deren Sohn Haralld den Theil des Jarlsthums, den Jarl Pal, Hakon's Sohn, gehabt hat, denn so seien sie mit Swein, Asleif's Sohne, übereingekommen. Swein bezeuget dieses, und Jarl Rögnwald willigt in die Thei-

Digitized by Google

lung. 26) Rögnwald, Koli's Sohn, und Harald, Maddad's Sohn, Jarlar von Orkney. Harald, Maddad's Sohn, wird auf die Orkneys gebracht. Sein Vormund ist Jarl Rögnwald und sein Pfleger Thorbiörn Klerk. Dieser heirathet Ingirid, die Tochter Olaf's, die Schwester Swein's. Letzterer erhält vom Jarl Rögnwald Beistand, um seinen Vater an Feakaurk und Aulver Rosta rächen zu können, schlägt Aulver'n Rosta'n, und verbrennt Feakaurk'en, und verheert Theile Schottland's. Das Jahr darauf sendet ihn der Jarl Rögnwald nach den Hebriden, um Holdbodon gegen den Beiten Hauld, der Raub getrieben, beizustehen. Hauld hat unter andern den Großmann Andreas erschlagen. Swein verlobt sich mit dessen reicher Witwe, und verheert mit Holdbod Bretland (Wallis). Unter Swein dient der Isländer Eirik, und verewigt diese Raubfahrt durch Verse. Während Thorbiörn Klerk in Schottland weilt, läßt er zwei erschlagen, die Swein'en zur Verbrennung des Hauses Feakaurk's und ihrer selbst beigestanden. Swein, hierüber erbittert, geht, als er von der Raubfahrt kommt, nicht zum Jarl, der mit Thorbiörn Klerk innig verbunden ist. Da reiset der Jarl selbst nach Gareksey und stellt die alte Freundschaft zwischen Swein und Thorbiörn wieder her. Der Jarl Rögnwald nimmt den Isländer Hall, den Sohn Thorarin Breidmag's, an seinen Hof, und beide, der Jarl und der Isländer, sammeln theils, theils verfassen sie allerlei Lieder, und nennen sie Schlüssel der Weisen oder Versmaße (also ein ähnliches Werk, wie der Hattalykill des Snorri Sturleson; s. F. Wachter, Einleitung zur Heimskringla. 1. Bd. S. XCVI fg. u. S. CI). Um sich an Holdbod wegen seiner Unthaten zu rächen, unternimmt Swein, von Jarl Rögnwald unterstützt, eine Heerfahrt gegen die Hebriden. Thorbiörn, bei Theilung der Beute beeinträchtigt, verstößt aus Rache seine Gemahlin Ingerid, Swein's Schwester. Während Swein auf den Hebriden raubte, hatte er die Gesetzsagemannsstelle von Dungalsbá, die ihm Jarl Rögnwald gegeben, Margath'en, dem Sohne Grim's, anvertraut. Dieser erlaubt sich Bedrückungen. Die Bedrückten finden Schutz bei Harald. Diesen erschlägt Margath, und flieht zu Swein. Asleif's Sohn, Swein, befestigt sich in der Lambaburg. Swein, Margath's Sohn, bewegt den Jarl zu einem Rachezuge, und belagert Swein, den Sohn Asleif's in Lambaburg. Dieser entkommt mit Margath zum Schottenkönige, plündert unterwegs ein Kloster. Der Schottenkönig macht den Schaden auf seine Kosten wieder gut, und stiftet Versöhnung zwischen dem Jarl Swein und dem Scholtenkönig. In Norwegen regieren Eystein Ingi und Sigurd Bronch. Ersterer erhält von einigen seiner Großmänner den Rath ertheilt, daß er den Jarl Rögnwald, den alten Freund seines Vaters, Sigurd Gilli's, für sich zu gewinnen suchen und nach Norwegen einladen lassen solle. Jarl Rögnwald reiset auch dahin und nimmt den Jarl Harald, der im J. 1133 geboren war und damals in seinem zwölften Jahre stand, mit. Durch die Gespräche mit Endrid Ungi, der eben von Constantinopel zurückkam, und erzählte, wie es in Griechenland und in Morgenland stand, ward Jarl Rögnwald bewogen, eine Heerfahrt dahin zu thun. Gleiches beschlossen viele Norweger. Als Wegweiser wird Eindridi gewählt. Unter den Führern der Schiffe ist Jon, des Jarls Rögnwald Schwager. Der Jael, reichlich vom Könige und seinen Freunden beschenkt, geht nach den Orkneys zurück, leidet bei Hialtland Schiffbruch, rettet sich aber mit allen Schiffgenossen glücklich. Groß ist des Jarls Muth in Gefahren, und großmüthig bei Ertragung erlittenen Schadens, und auch dieses Unglück gibt seiner Geistesgegenwart Gelegenheit zu einem Liede aus dem Stegreife [36]). Als er im Herbste nach den Orkneys zurückgekommen, nahm er an seinen Hof zwei Dichter, zwei Shetländer, einen Skalden von Profession, Namens Armod, und einen andern, der auch ein geschickter Dichter war, Odd den Kleinen, Glum's Sohn. Zu Weihnachten beschenkt der Jael Armod'en mit einem Spieße mit goldenen Buckeln, trägt dabei ein Lied vor, und der Skalde antwortet aus dem Stegreife mit einem nicht minder künstlichen Liede. Der Jael versuchte den Skalden auch noch weiter, und das schöne Lied des Jarls und das nicht minder schöne des Skalden sind auf uns gekommen. Im Frühjahre darauf begibt sich der Jarl Rögnwald wieder nach Bergen, und fährt dann mit seinen Begleitern nach den Orkneys. Der stolze Eindridi Ungi verletzt dabei den Vertrag und fährt auf zwei Schiffen mit vergoldeten Drachen, Schiffen, welche nur der Jarl haben sollte. Stolz fliegt Eindridi vor der langsam segelnden Flotte des Jarls vorüber und voraus, zerbricht aber sein schönstes Schiff bei Hialtland. Der Jael kommt glücklich nach den Orkneys. Der herrsch- und habsüchtige Norweger Arni Spitulangur, ein Schiffgenosse Ceiling's, des Sohnes Kyrpinga-Dems, mishandelt einen Bonden Swein's, des Sohnes Asleif's, statt ihm das Schuldige zu bezahlen. Darüber erschlägt Swein Arni'n. Der Jarl zahlt Arni's Blutsfreunden die Buße aus seinen Mitteln, so auch vergleicht er auf seine Kosten die vielen Beschädigungen, welche die Norweger und Orkneyingar diesen Winter einander

36) Wir geben nämlich an, wie wir es finden, bemerken aber ausdrücklich, daß sich die isländischen Geschichtschreiber aller Wahrscheinlichkeit nach die Freiheit nehmen, den Dichtern, wenn sie sprechen, ihre Gedichte so in den Mund zu legen, als wenn sie dieselben aus dem Stegreife (augenblicklich bei jener Gelegenheit) gemacht hätten. So große Fertigkeit auch die Skalden, und namentlich unser liederreicher Rögnwald, hatten, so ist es doch nicht glaublich, daß sie alle diese Weisen sollten augenblicklich, als sich Gelegenheit dazu darbot, gemacht haben. Von herrlichem Eindrucke ist es allerdings, wenn Rögnwald auch selbst bei dem Schiffbruche augenblicklich gemachte Verse vorträgt. Wir können es daher den Erzählern nicht verargen, wenn sie die Liederstellen auf diese schönere Art anbringen, als wenn sie sagten, nachher hat der Jarl dieses Lied auf diesen Vorfall gemacht. Da die Isländer wissen mußten, was es mit diesem Anbringen der Liederstellen für eine Bewandniß hatte, so ist es auch nicht einmal als eine große Entstellung der Wahrheit anzusehen. Die Hauptsache blieb dabei immer, daß der Geschichtschreiber darauf sah, daß die Lieder wirklich von dem verfaßt waren, dem er sie, als sie augenblicklich vorgetragend, in den Mund legte (vergl. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLII, CLIII). Auch waren die Skalden keineswegs unerfahren, Lieder aus dem Stegreife zu machen, und mußten dieses bei vielen Gelegenheiten thun. Um so natürlicher machte es sich dann, daß man ihnen auch andere theer Lieder, als von ihnen extemporisirte, in den Mund legt.

Digitized by Google

zufügten. Im Frühlinge (1152) ernennt Rögnwald seinen Blutsfreund, den Jarl Harald, zum Reichsverweser, und tritt die Kreuzfahrt an. Als sie vor Nordimbraland vor der Mündung des Flusses Hvela (Tweed) vorüberfahren, singt der Skaldr Armod eine Weise, die noch vorhanden ist. In Narbona wird der Jarl von dem Fräulein Ermengerd, einer Erbtochter, die, da ihr Vater kürzlich gestorben, jetzt als Graf herrscht, herrlich bewirthet. Man räth ihm, das Mädchen zu heirathen und seinen Sitz dort zu nehmen. Doch er will seine Wallfahrt erst vollbringen. Die herrliche Jungfrau gibt dann, als die Kreuzfahrer das Meer wieder durchmessen, Stoff zu drei schönen Liedern, das erste singt der Jarl, das zweite Armod, das dritte Odd. In Galicia überwintert der Jarl. Die Bewohner werden von dem kühnen Gudsreier bedrückt. Der Jarl belagert seine Burg, steckt sie in Brand, singt dabei ein Lied zur Erinnerung an Ermengerd, und erobert das Schloß. Eindridi bezeigt sich dabei treulos, namentlich in Beziehung auf die Leute. Von da ziehen sie weiter nach dem jenseitigen Spanien, schlagen sich oft mit den Mauren, vorzüglich gibt ein Ort, der großen Widerstand leistet, aber doch genommen wird, dem Jarl Veranlassung zu einem Liede zum Andenken an Ermengerd. So auch als bei einem Sturme der Jarl ein Trostlied singt. Sie fahren durch den Niörfasund (die gaditanische Straße; s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 11), und auch hierbei feiert Odd das Andenken an Ermengerd durch ein Lied. Eindridi trennt sich von des Jarls Gesellschaft, und fährt nach Sicilien, der Jarl dagegen an den Küsten Serklands (Afrika's) hin, und der liederreiche Jarl verewigt auch dieses. Von Serklands Küsten kommen sie dann in Sardiniens Nähe, und haben eine siegreiche Schlacht mit einem Dromond [37]) (großem Kriegsschiffe), auf welchem Sarazenen und auch Mauren sind, und nehmen ihn. Der Jarl verewigt dieses durch Verse. Erling erhält in der Schlacht eine Wunde und seitdem den Beinamen Skacki (Krummr). In Afrika, wo sie Markt halten, wollen sie den Gefangenen verkaufen, finden aber keinen Käufer und entlassen ihn ohne Lösegeld. Er erscheint als ein afrikanischer Fürst wieder, nimmt aber keine Rache an ihnen. Dann schiffen sie nach Kreta, bestehen ein großes Gewitter, und Armod bringt dieses durch ein Lied auf die Nachwelt. Prächtig ist ihr Einzug in Akursborg [38]), und Thorbiörn Schwarze feiert ihn in einem Liede. Aber bald verstummt der Sänger, eine ansteckende Krankheit bricht auf der Flotte aus und rafft auch ihn hin. Sie wallfahrten an alle heilige Orte und baden sich im Jordan. Der Jarl und sein Stiefvater Siegmund Jungul schwimmen über den Strom und schmücken sich dort nach Art der Palmar (Pilger) mit Zweigen. Hierüber singt der Jarl zwei Lieder und Siegmund zwei. Auch ist eine Weise von dem Jarl übrig, die er sang, als er aus dem heiligen Lande gegangen war. Auf der Fahrt nach Miklagard (Constantinopel) kommt er zu der Stadt Imbol [39]), und weilt hier lange. Sein Schwager Jon findet hier einen unbekannten Tod, indem er erschlagen wird, man weiß nicht wie. Dann fahren sie an das Vorgebirge Aegisnes (Vorgebirge im ägäischen Meere), und von da nach Miklagard. Hier prächtiger Einzug und gütiger Empfang vom Kaiser Manuel Komnenus, obgleich Eindridi aus Neid den Jarl verkleinert. Hier bringt der Jarl einen großen Theil des Winters zu, fährt dann nach Dyraksborg [40]), und setzt nach Apulien hinüber. Hier lassen der Jarl und der Bischof und Erling die Schiffe und den größten Theil der Krieger zurück, kaufen Rosse und reiten nach Rom, von da auf dem kürzesten Landwege nach Dänemark und von da schiffen sie nach Norwegen. So berühmt dünkte diese Kreuzfahrt, daß Jeder seitdem mehr geehrt ward, als vorher. Während der Jarl Rögnwald auf der Fahrt nach dem gelobten Lande Ruhm und wie Lieder gewinnen, thut König Eystein von Norwegen (im J. 1153) eine Fahrt nach Westen und segelt zuerst nach Katanes, hört, daß Jarl Harald Maddadar-son in der Thórs-a [41]) ist, legt sogleich dahin mit drei Kleinschuten [42]) und kommt unerwartet. Der Jarl hat ein Schiff mit dreißig Ruderbänken und nahe an 80 Mann, aber sie sind auf einen Angriff nicht vorbereitet. Der König fängt den Jarl und er löset sich aus mit drei Mark Goldes [43]). Der König verfolgt dann weiter seine Raubfahrt nach Schottland und England. Maddad, der Vater des Jarl Harald, stirbt (um das J. 1153). Harald's Mutter, eine Frau von großem Verstande, geht auf die Orkneyar. Nach dem Tode des Jarl Ottar weilt Erlend, der Sohn des Jarl Harald's des Wohlredenden, meistentheils in Thorsa, ist manchmal auf den Hebriden, befindet sich auch auf Raubfahrten, ist durch herrliche Gaben ausgezeichnet und bei seinen Hirdmenn und Kriegern, deren er eine große Schar um sich hat, sehr beliebt. Während der Jarl Rögnwald auf der Jerusalemsfahrt ist, erhält Erlend vom Könige Melkolf von Schottland Jarlwürde und die Hälfte von Katanes mit dem Rechte zu Lehn, wie sein Vater Harald sie als Lehn der Schottenkönige gehabt hat. Hierauf setzt er mit Heeresmacht nach den Orkneyar hinüber und verlangt vom Jarl Harald sein Erbtheil. Jarl Harald hat sich wohl befestigt und verweigert es. Die ersten Männer suchen einen Vergleich zu stiften und dringen darauf, Harald solle die Hälfte der Eylande abtreten. Auch dieses verweigert Jarl Harald. Es wird Waffenstillstand auf ein Jahr geschlossen. Zwischen dem Jarl Harald und Swein, dem Sohne Asleif's, entsteht Feindschaft, denn der Jarl ächtet Swein's Bruder Gunni, Olaf's Sohn, weil dieser mit des Jarls Mutter Margaretha Umgang gepflogen und Kinder gezeugt. Swein sendet seinen Bruder nach Lido-

37) Aus *Dromo*; *Dromones* wird im Mittelalter die größte Art Kriegsschiffe genannt. (s. d. Art.). 38) Der berühmte Ort, der im Teutschen des Mittelalters Akkers heißt, ist St. Johann von Akra, Akka, Akkon, das alte Ptolemais. Torfäus, Orcades S. 126 versteht unter Akursborg Ascalon.

39) Torfäus vermuthet, daß sie auf die Insel Imbros im ägäischen Meere verschlagen worden seien. 40) Dyrrachium, Durazzo. 41) Ein Fluß, jetzt Thurso genannt, in Katanes, der sich in den Petlandsfiördur (fretum Picticum), jetzt Thurso-bay geheißen, ergießt. 42) Smá-skutor, skuta, eine Art kleiner Schiffe. 43) Vergl. Heimskringla, Sage von Sigurd, Ingi und Eystein. Cap. 20.

Digitized by Google

hus zu seinem Freunde Liotholf, bei dem er selbst früher gewesen war, obwol er Liotholf's Sohn Fugl als Feind betrachtete, da er am Hofe des Jael Harald war. Als Erlend nach Norwegen reiset, geht Harald nach Katanes und überwintert in Wik. Swein hatte damals seinen Sitz in Thraswik auf Katanes. In der letzten Woche der großen Fastenzeit plündert ee in Petlandfiörd das Fahrzeug, das die Schatzung des Jarls aus Hialtland bringt, setzt auf die Orkneyar hinüber, und nimmt Fugl'n, Liotholf's Sohn, der zum Jarl reiset, das Schiff und Klaufi, dem Meier des Jarls Harald, Gold, geht dann zum Schottenkönige Melkolm, der ihn reichlich beschenkt, wird hierauf, als er nach den Orkneyar fährt, von Anakol, der sich in Dyrnes befindet, mit Fugl auf einer Zusammenkunft auf Sandey verglichen. Anakol verheißt ihm auch, ihn mit dem Jael Erlend zu versöhnen, obgleich die größte Feindschaft obwaltet, da Swein Frakaurk'en, die Schwester der Großmutter des Jarl Erlend, verbrannt hat. Swein und Anakol reisen nach Strionsey, wo Thorfinn, Beff's Sohn, wohnt, der Ingigerd'en, Swein's Schwester, die Thorbiörn Klerk verstoßen, geheirathet hat. Nach Strionsey kommt Jarl Erlend auf seiner Rückkehe aus Norwegen. Anakol und Thorfinn suchen ihn zur Versöhnung mit Swein zu bewegen. Er will durchaus nicht sich mit dem wortbrüchigen Feinde seines Hauses vergleichen. Sie drohen, daß sie dem verbannten Swein auf die Orkneyar folgen werden. Um die Zahl seiner Gegner nicht zu mehren, versöhnt sich der Jarl Erlend mit Swein. Jetzt erst erzählt der Jarl, daß ihn König Eystein von Norwegen mit der Hälfte dee Orkneyae beliehen, die Jarl Hakon besitzt. Swein räth, daß sie, bevor der Ruf sich hiervon verbreite, den Jarl Harald angehen und fodern sollen, daß er, wie der König Eystein geboten, die Herrschaft aufgebe. Der Jarl Harald, der so etwas nicht erwartet, liegt mit der Flotte bei Kiarekstadie, und wirft sich beim Anblicke des nahenden Schiffes in die Burg, und vertheidigt sich tapfer. Doch zwingen ihn die Belagerer zur Abtretung seines Theils der Orkneyar und zur Leistung des Eides, daß er ihn vom Jarl Harald niemals zurückfobern will. Harald begibt sich nach Katanes und von da weiter nach Schottland zu Freunden, von wenigen Orkneyingen begleitet. 27) Rögnwald, Kol's Sohn und Erlend, Hakon's Sohn, Jarlar der Orkneyar. Auf einem Althinge, oder der Versammlung der Bewohner allee Orkneyar, zeigt Erlend die Urkunden des König Eysteins vor, in welchen dieser ihn mit den Orkneyar beliehen hat. Swein und seine Freunde und Blutsfreunde führen seine Sache und alle Orkneyingar gehorchen ihm. Aber er verlangt auch daß, wenn Rögnwald zurückkehre, sie ihn von dem Theile, der ihm gehört, ausschließen sollen. Dawider setzen sich Alle. Swein ist dadurch nicht sicherer gemacht, bleibt beständig beim Jarl, warnt ihn vor Harald und bewegt ihn, Weihnachten nicht zu feiern, sondern jede Nacht auf den Schiffen zu schlafen. Auch thut Harald zur Weihnachtszeit einen Einfall in die Orkneyar, und erschlägt auch zwei Begleiter des Jarl Erlend, und fängt mehre und darunter Arnfinn, den Bruder Anakol's. Benedikt und Eirik verlangen als Lösegeld für Thorfinn das Schiff, das ihnen Jarl Erlend von Kiarakstadir genommen. Anakol widerräth es dem Jarl, da man Thorfinn'en wohlfeilee befreien könne. Dinstags vor den großen Fasten thut Eirik eine listig angelegte Fahrt nach Thraswik auf Katanes, fängt Eirik'en, und Thorfinn wird gegen Eirik'en durch Tausch ausgelöset. Im Frühlinge thut Jarl Harald eine Fahrt nach Hialtland, um Erling Ungi zu erschlagen, der Harald's Mutter, da dieser in eine Heirath nicht eingewilligt, nach Hialtland gebracht und sich in Moseyarburg befestigt hatte. Harald belagert es, kann es aber nicht aushungern. Da bittet Erling durch gemeinsame Freunde Haralden um seine Mutter. Dieser ist freundebedürftig, gibt ihm seine Mutter und geht mit ihm nach Norwegen. Hierdurch wird Jarl Erlend sicherer, und unternimmt mit Swein eine Raubfahrt an die östlichen Küsten Schottlands und nach Breidafiörd und von da nach Süden bis Berwick. Hier nimmt Swein ein großes Frachtschiff des berühmten Kaufmanns Knut des Reichen hinweg, fängt zugleich seine Gemahlin und fährt dann bis Bliholm. Knut gewinnt durch Geld die Bürger von Berwick zur Verfolgung der Feinde; Swein aber entzieht sich im Voraus der Gefahr durch Flucht. Von Mosey aus schickt Swein nach Edinburg zum Könige und benachrichtigt ihn, daß er Knut den Reichen ausgeplündert habe. Dee König hat abee fälschlich gehört, daß Swein gefangen worden, und hat eben Reiter mit Geldsäcken abgesendet, um Swein auszulösen. Als er vernimmt, daß er nicht gefangen ist, schickt er ihm einen kostbaren Schild und andere Geschenke, und achtet Knut's Verlust nichts. Im Herbste kehrt Swein mit dem Jarl Erlend heim. Im Sommer ist Jarl Harald nach Norwegen gekommen und Rögnwald auch mit Erling Skacki von der Jerusalemsfahrt nach Norwegen heimgekehrt und kommt von da gegen Weihnachten nach den Orkneyae zurück. Auf der Zusammenkunft den 22. Dec. wird die Übereinkunft getroffen, daß die Eylande unter Rögnwald und Erlend getheilt sein, jeder die Einkünfte für seinen Theil erhalten, sie aber mit vereinter Macht sich den Jarl Harald und jeden andern, der sie angreift, abwehren sollen. Im Frühlinge begibt sich Jael Erlend nach Hialtland, um Haralden zu empfangen, wenn er landete, und Rögnwald in die Stadt Thorsa auf Katanes, wo Harald's größte Hoffnung auf Beistand von seinen Freunden und Blutsfreunden war. Jarl Erlend und Swein sind den größten Theil des Sommers auf Hialtland. Harald hört davon nichts in Norwegen. Er fährt mit sieben Schiffen nach den Orkneys, aber deei werden durch Sturm verschlagen nach Hialtland und kommen in Erlend's Gewalt. Erlend, zu ohnmächtig beiden Widerstand zu leisten, beschließt sich mit Rögnwald zu vergleichen, fährt nach Thorsa und hört, daß Rögnwald, in Suburland auf der Hochzeit seiner Tochter und Eirik's Slagbellir's ist. Als Erlend und Swein auf Hialtland von Harald's Ankunft auf den Orkneys hören, eilen sie dahin. Durch einen Sturm werden sie getrennt und Swein nach Feidarey und der Jarl nach Sandey getrieben, wohin auch Swein zu ihm kommt. Als Rögnwald von der Ankunft

Haralld's in Thorsa benachrichtigt wird, kehrt er dahin zurück. Eirik, Rögnwald's Schwiegersohn und Haralld's Blutsfreund, gibt sich viel Mühe, einen Vergleich zwischen beiden zu vermitteln, und ihre frühern Verhältnisse zu einander sind die wichtigsten Gründe. Sie unterreden sich lange, und alles scheint einen Friedensvergleich zu versprechen. Aber den Morgen darauf erscheinen Haralld's Truppen bewaffnet. Er versichert, daß kein Trug dahinter sei. Aber bald hört man außerhalb der Burg Schwertergeklirr, die Jarlar eilen heraus und erkennen Thorbiörn Klerk mit einer Heerschar, der Rögnwald's Hirdmenn angreift. Die Jarlar gebieten Frieden. Doch 13 Diener des Jarl Rögnwald's werden erschlagen, und er selbst auch verwundet. Ihre Freunde vermitteln, daß die Jarlar ihr altes Bündniß erneuern und neue Genossenschaft schließen. Die Jarlar setzten auf die Orkneyar hinüber. Erlend und Swein ziehen sich nach Katanes zurück und geben sich den Schein, als wenn sie nach den Hebriden und dort überwintern wollten. Auch läßt Swein diese Nachricht durch einen andern Swein auf den Orkneyar verbreiten. Zwar erkennt dieses Rögnwald als eine List und ermahnt in einem Hausthinge die Seinen um so mehr auf ihrer Hut zu sein. Erlend und Swein nehmen mit Beginn des Winters (nach nordischer Zeitrechnung) ihre Richtung nach Westen um Schottland. Nichtsdestoweniger wollen nun die Jarlar auf ihren Schiffen bei dem Vorgebirge Skalpeid (auf der Insel Pomona) Wache halten. Mit günstigem Winde eilen Erlend und Swein nach Wagaland auf den Orkneyar (den 24. Sept.) und überfallen bei stürmischer regnischer Nacht die Flotte der Jarlar Rögnwald und Haralld. Mehre werden bei tapferem Widerstande, den sie leisten, erschlagen, und viele gefangen. Jarl Haralld entkommt mit Mühe auf das Land. Alle vierzehn Schiffe, die sie haben, werden nebst allem Rüstzeuge und aller Ladung genommen. Jarl Rögnwald wollte diese Nacht auf seinem Hofe Ofiara zubringen, wird aber auf dem Wege dahin in Knarrastadir von dem Isländer, dem guten Skalden Botolf Begla, bewogen, bei ihm zu übernachten. Botolf hält Wache. Nachdem Erlend und Swein das Treffen gewonnen und erfahren, daß Rögnwald nach Knarrastadir gegangen, senden sie Verfolger ab. Auf ihre Frage, ob Rögnwald da sei, verneint er es höflich und singt schöne Verse, die uns noch erfreuen, als wenn er dadurch anzeigte, wo Rögnwald wäre. Freudig eilen die Verfolger davon, ihres Fanges gewiß sich wähnend. Rögnwald eilt nach Ofiora, wo auch Haralld sich verborgen hält. Sie setzen dann nach Katanes hinüber. Gegen Swein's Rath legt der Jarl Erlend nicht an Wagaland, sondern nach Damsey. Swein geht nach Sandwik zu seiner Blutsfreundin Sigrid, um einen Streit zwischen ihr und ihrem Nachbar zu schlichten, und ermahnt den Jarl, die Nacht auf dem Schiffe zuzubringen. Der Jarl thut es nicht, und Swein ermahnt ihn durch eine Botschaft. Der Jarl gehorcht. Die Jarlar Rögnwald und Haralld thun unerwartet einen nächtlichen Überfall und der Jarl Erlend kommt im Gefechte um. 28) Rögnwald, Kol's und Haralld Maddad's Sohn, Jarlar der Orkneyar. Nach des Jarl Erlend's Tode hält sich Swein in Schlupfwinkeln auf Rolsey verborgen, bricht jedoch hervor, als er Thorfinn'en und dessen Sohn Augemud und seinen Schwager Erlend sich rühmen hört, wie sie den Jarl Erlend erschlagen haben, verwundet Erlenden tödtlich und bringt Thorfinn'en gefangen zu seinem Vaterbruder Helgi nach Thingwöllr. Jarl Rögnwald läßt ihn zum Weihnachtsfeste nach Kirkiuwögr einladen und verspricht ihm, ihn mit dem Jarl Haralld zu versöhnen. Swein wird vom Jarl Rögnwald freundlich aufgenommen. Nach Weihnachten sucht der Jarl Rögnwald den Friedensvergleich zu stiften. Zuletzt wird Swein'en als Strafe auferlegt, jedem Jarl eine Mark Goldes zu zahlen, und ihm die Hälfte der Odale und ein herrliches Langschiff genommen. Rögnwald erläßt ihm das Strafgeld, das ihm zugesprochen ist. Haralld will sein Recht verfolgen, fährt nach Gareksey und nimmt Getreide und anderes. Swein klagt Rögnwald'en den ihm von Haralld zugefügten Schaden und über den Bruch des Vergleichs, und will nach Hause, um den Schaden zu schätzen. Rögnwald räth ihm vergebens ab. Er fährt nach Gareksey und zündet Fackeln an, den Jarl mit dem Hause zu verbrennen. Sein Begleiter Swein ermahnt ihn jedoch, seine Gemahlin und Tochter zu schonen, und erst zu sehen, ob der Jarl im Hause sei. Der Jarl ist auf einem andern Eylande auf der Hasenjagd [44]). Aber Swein's Gattin, des Jarls Blutfreundin, entdeckt nicht, wo er ist. Swein muß sich da mit den Waffen begnügen, die die Diener abliefern, entläßt diese jedoch unbeschädigt. Der Jarl erklärt den Vertrag für gebrochen, und verfolgt Swein'en auf die Insel Hellerisey. Swein verbirgt sich in eine Höhle, deren Eingang von der Fluth bedeckt wird. Da der Jarl ihn nicht findet, geht er auf andere Eylande ihn zu suchen. Nach dem Eintritte der Ebbe flieht Swein nach Sandey, wo ihn sein Nachbar Bard heimlich aufnimmt. Denselben Abend herbergt bei Bard des Jarl Haralld's Meier, Jon Wäng. Dieser schmäht auf Swein und den Jarl Erlend. Da bricht Swein aus seinem Versteck mit den Waffen hervor. Jon entkommt jedoch durch Flucht. Am Morgen darauf fährt Swein auf einem Fahrzeuge Bard's nach Bardswik, und verbirgt sich bisweilen in einer Höhle, bisweilen in einem Hofe und schläft des Nachts auf dem Boote. Auf Rinarsey landet eines Morgens Jarl Rögnwald bei Swein's Boote. Swein greift den Jarl Hirdmenn an und springt mit den Seinen in das Boot. Der Jarl ruft ihn mit aufgehobenem Schilde als Friedenszeichen zurück. Mitten in der Unterredung sehen sie ein Schiff sich nähern, welches den Jarl Haralld von Katanes nach Wagaland führt. Rögnwald räth Swein'en nach Katanes zu fahren. Der Jarl wendet sich nach Rossey, Swein nach Straumsey. Jarl Haralld verfolgt ihn. Swein verläßt das Fahrzeug und geht auf die Insel. Der Jarl Haralld fürchtet einen Hinterhalt und geht

44) Noch im 16. Jahrh. soll es auf Hoy weiße und graue Hasen gegeben haben. Seit langer Zeit jedoch findet sich kein Hase auf den Orkneyar mehr, aber desto reichlicher die den Hasen zwar verwandten, aber feindlichen Kaninchen; s. E. M. Arndt, Nebenstunden. S. 205.

nicht näher. Amund Hanf's Sohn, ein Freund des Jarls und der Vaterbruder der Stirfsöhne Swein's, stiftet einen Vergleich zwischen dem Jarl und Swein. Ein Sturm hält beide auf demselben Eilande zurück, und auf Amund's Veranstalten schlafen beide in einem Bette. Von da geht der Jarl nach den Orkneyar, Swein nach Katanes. Durch Erzählung Anderer hört er, daß der Jarl das Bündniß für zu niedrig erachtet; auch er hält es nicht hoch und plündert zwei Brüder Jon Wäng's, Namens Peter Bunn und Blank. Nach Ostern fährt Swein von den Hebriden, wohin er sich begeben, mit 60 Begleitern nach den Orkneyar, landet auf Rolfsey, fängt Hakon Karl, der dem Jarl Harald folgte, als Jarl Erlend fiel, und erpreßt von ihm drei Mark Goldes als Lösegeld; hierauf begibt er sich nach Rossey und sieht hier sein Schiff, das man von ihm als Strafgeld erpreßt. Von ihm hat Jarl Rögnwald auf jedem Borde zwei Breter hinwegnehmen lassen, weil er es weder annehmen noch verkaufen wollte. Bei dem Jarl Rögnwald bringt er im Birgisherred auf Rossey den größten Theil des Frühlings zu. Bei Erwähnung des Schiffes, sagt der Jarl, auf seinen Befehl seien die Breter ausgeschnitten worden, damit es Swein nicht nehmen und auf ihm die Eylande befehden könne. Zu Pfingsten kommt Jarl Harald von Hialtland nach den Orkneyar zurück. Jarl Rögnwald vermittelt, daß am Freitage nach dem Pfingstfeste in der Kirche des heil. Magnus der Vertrag zwischen dem Jarl Harald und Swein erneuert wird. Rögnwald schenkt das Schiff, das ihm von dem Strafgelde Swein's zugefallen, dem Jarl Harald. Alles Übrige wird Swein'en zurückgegeben. Swein wird vom Jarl Harald zum Schmause geladen und auf dem Schmause schenkt Thorbiörn ihm kostbare Kleider, solche, die ihm im Winter abgenommen worden waren. Jarl Harald gibt ihm auch das Schiff und alle Odale wieder. Die drei Großmänner Swein, Thorbiörn und Eirik unternehmen eine Fahrt nach den Hebriden und weiter nach Westen bis zu den Syllingar (Sorlingues, Scillyinseln) und gewinnen im Hafen der heiligen Maria (St. Mary) einen großen Sieg am Tage des heil. Columbus und kommen mit großem Heerfange (Beute) nach den Orkneyar zurück. Seit den Verträgen mit Swein wohnten die Jarlar stets freundschaftlich zusammen, und Rögnwald leitete das Ganze. Jetzt nimmt Jarl Harald Thorbiörn Klerk'en zum Rathgeber an. Swein ist Rögnwald'en ergeben und geht nach Gareksey, wo er von der Beute und den Einkünften eine große Schar Krieger unterhält, mit der er in den Sommern auf Raub zu fahren pflegt. Thorbiörn wird berüchtigt, daß er die Eintracht unter den Jarlen wankend gemacht, und artet bald in Rögnwald's offenen Feind aus. Der Grund ist dieser: Thorarin, ein beständiger Diener und Freund des Jarls Rögnwald, wird bei einem Streite beim Trinken von Thorkell, einem Freunde und Begleiter Thorbiörn Klerk's, verwundet. Thorkell, von Thorarin's Genossen verfolgt, flieht zu Thorbiörn, und beide halten vom obern Stock den Angriff aus. Die herbeieilenden Jarlar bringen die Kämpfenden aus einander. Thorbiörn weigert sich die Sache auf den Spruch des Jarls Rögnwald zu stellen, und setzt ihnen wegen der Verfolgung mit einem Proceß zu. Thorarin, wieder genesen, schlägt Thorkell'n, als er zur Kirche geht, flieht in die Kirche und hält sich hier als an einer Freistätte sicher, wird aber von Thorbiörn und seinen Begleitern angegriffen. Rögnwald eilt von einer Schar umgeben herbei, und hindert Thorkell'n an Aufbrechung der Kirchthüre. Thorkell geht nach Katanes, häuft seine Verbrechen durch Mordthaten und Schändungen, fährt dann in den Hafen von Skapeid, verwundet durch einen nächtlichen Überfall Thorarin tödtlich in Kirkiuvögr, wird deshalb vom Jarl Rögnwald verbannt, geht nach Katanes und dann zum Könige Melkolf von Schottland. Odran Gilli, ein Edler an des Königs Hofe, muß wegen Todtschlags fliehen, wird von den Jarlen von Orkneyar aufgenommen, und über ihre Höfe in Katanes gesetzt. Über dieses Amt entsteht Zwietracht zwischen ihm und dem Kataneser Helgi, einem großen Freunde des Jarls Rögnwald. Odran Gilli erschlägt ihn, flieht in die westlichen Buchten von Schottland, und wird von dem Fürsten Sumarlidi Hölld, welcher über Dalir in Schottlands Fiörd waltet, aufgenommen. Jarl Rögnwald bittet Sweinen, der sich zu einer Raubfahrt gerüstet, bei sich findender Gelegenheit an Odran Rache zu nehmen. Swein erschlägt [45]) Sumarlidi Hölld'en in einem heftigen Seetreffen. Odran, der ein Schiff in Sumarlidi's Flotte führte, aber der Schlacht nicht beiwohnte, da er Soldaten zu holen abgeschickt war, wird von Swein im Myrkrafiörd nebst 50 der Seinen erschlagen. Die Jarlar pflegten jährlich nach Katanes und von da auf die Gebirge zur Jagd der Gemsen und Rennthiere sich zu begeben. Thorbiörn Rögnwald hält sich heimlich bei seinen Freunden in Katanes auf. Die Jarlar hören in Thorsa durch ein dunkles Gerücht, daß Thorbiörn dort im Hinterhalte liege. Sie umgeben sich daher mit einer Schar Bewaffneter. Als sie des Abends in der Herberge am Herde sitzen, niest Jarl Rögnwald heftig, und Jarl Harald versetzt: Ein lautes Niesen [46]), Blutsfreund! Den Morgen darauf reitet Jarl Rögnwald mit wenigen Mann voraus in das Obere des Thales. Bei einem hochgelegenen und nur durch enge Fußsteige zugänglichen Hause verweilt ihn Hoskuld durch Fragen. Als Thorbiörn des Jarls Stimme hört, ergreift er, der darin verborgen ist, die Waffen, stürzt heraus, verwundet den Jarl schwer am Kinne und haut zugleich Asolf'en die Hand ab, die diese, um ihn abzuhalten, entgegenstreckt. Stephan bringt dem Jarl eine andere Wunde mit dem Spieße bei und die dritte wieder Thorbiörn, der aber in demselben Augenblicke von Jomar durch einen Spießstoß in den Schenkel und einen Dolchstich in den Unterleib zum Weichen gebracht wird. Er zieht sich hinter einen Sumpf zurück, wird durch Geschosse angegriffen und bittet den Jarl Harald um Schonung.

45) Nach dem Chronicon Manniae, das im Übrigen ziemlich mit der Orkneyinga-Saga übereinstimmt, zu schließen, erschlug Swein Herregaidel den Kleinkönig von Argila, den Buchananus (Lib. VII) Than von Argathelia nennt, nicht, sondern brachte ihm blos eine große Niederlage bei (vergl. *Torfaeus*, Orcades. p. 139, 140. 46) Über das Niesen als weissagendes Vorzeichen vergl. 3. Sect. 4. Thl. S. 354.

Magnus, Haward's Gunnar's Sohn, der Rathgeber der Jarlar, stellt dem Jarl Harald vor, wie Schonung unthunlich sei, und geht mit seinen Brüdern von dem Jarl hinweg, um eine Stelle zum Übergange über den Sumpf zu suchen. Da läuft Thorbiörn zu dem Jarl Harald und fällt ihm zu Füßen. Der Jarl heißt ihn hinweggehen und sich wahren. Magnus verfolgt Thorbiörn, und der Jarl ruft ihm zu: hüte dich! Ich werde dich nicht beschützen und mit den Meinigen kämpfen. Thorbiörn flieht mit seinen Begleitern in eine leere Sommerhütte, und vertheidigt sich in ihr tapfer, bis die Hütte unter den Flammen, die Magnus angezündet, zusammenfällt. Sie müssen herausgehen und werden Alle erschlagen. Dann bringt Magnus die Leiche des erschlagenen Jarls Rögnwald nach Thorsa. Der Tag seiner Ermordung ist der 22. Aug. 1158. Swein's Weissagung von der Undankbarkeit gegen den Jarl Rögnwald wird erfüllt. Rögnwald's Leiche wird auf den Orkneyar in der Kirche der heiligen Maeia begraben. Viele und große Wunder geschehen an seinem Grabe. Da bewilligt der Papst im J. 1192 die Heiligsprechung des Jarls Rögnwald, und sein Leichnam wird vom Bischofe Biarni gehoben. Bis auf diesen Tag sieht man, wie der Verfasser der Orkneyinga-Saga sagt, sein Blut noch an dem Felsen, den es benetzte, so frisch und klar, als wenn es kürzlich geflossen. Doch Jarl Rögnwald bedurfte der Wunder nicht zur Erhaltung seines Andenkens. Nicht blos auf den Orkneyarn, auch anderwärts ließ er große Sehnsucht zurück, da er vielen gefrommt hatte. Seine Freigebigkeit, seine Mäßigung und seine andern Tugenden lebten im Gedächtnisse der ihn Überlebenden. Seine Lieder aber haben ihm den Nachruhm für alle Zeiten gesichert. Er hinterließ eine einzige Tochter, Ingerid, die Gemahlin Eirik's Slagbellir's. Ihre Söhne waren Harald Ungi, Magnus Mangi und Rögnwald, und ihre Töchter Ingibiörg, Elia und Ragnhild. 29) Harald, Maddad's Sohn, alleiniger Jarl der Orkneyar. Nach Rögnwald's Tode eignet er das Reich aller Eylande sich allein zu. Von seiner Gemahlin Affreka hat er die Söhne Heinrich und Hakon, und die Töchter Helena und Margaretha. Harald'en pflegte von Kindesbeinen an Swein, und nahm ihn, sobald es das Alter erlaubte, jeden Sommer mit auf die Wiking (Seeraubfahrt), und unterließ nichts, was seinen Pflegling in den Augen seiner Zeitgenossen verherrlichen konnte. Swein pflegte jeden Winter auf Gaeksey zuzubringen, half dann im Frühlinge das Feld bestellen, fuhr nach Beendigung der Saatzeit in die Wiking nach den Hebriden und nach Irland, kam in der Mitte des Sommers zurück, ließ das Getreide ernten und trieb dann wieder bis zum Winter Seeraub. Berühmt ist unter den andern Raubfahrten, die Swein im Frühlinge unternahm, folgende: Er plündert die Hebriden, fährt bis zur Insel Maun (Mona), raubt dann in Irland, und nimmt bei Dyflin (Dublin) zwei mit kostbaren Stoffen beladene Schiffe, die von England kommen. Als er sich den Orkneyarn wieder nähert, geben die an die Segel genähten Tücher den Schein von scharlachenen Segeln. Daher nennt er diese Fahrt die purpurne. Zu dem herrlichen Schmause, auf welchem der geraubte Wein und Meth reichlich fließen, ladet er auch den Jarl Harald. Bei dem Gespräche über seine Thaten räth ihm der Jarl, sich künftig des Seeraubes zu enthalten, da die Wikingen auf der Wiking umzukommen pflegten, wenn sie nicht bei Zeiten abständen. Swein sagt, daß er ältere und die Wiking unterlassen werde, aber zu seinen andern Raubfahrten noch eine Fahrt im Herbste hinzufügen müsse, die dieser Fahrt im Frühlinge nicht nachstehe. Kurz darauf fährt Swein mit sieben großen Langschiffen auf die Wiking, und nimmt Hakon, des Jarls Sohn, mit. Durch Überraschung erobert er Dublin und gewinnt große Beute. Die Vorgesetzten, die er alle gefangen, verheißen endlich großes Lösegeld, und daß sie Besatzung aufnehmen wollen. Am Abend geht Swein auf die Schiffe zurück und will den Morgen darauf wiederkommen und das Lösegeld und die Geiseln in Empfang nehmen, und Besatzung in die Stadt legen. Den Dublinern dünkt die Ertragung des Jochs der Orkneyingar unerträglich, sie machen des Nachts Gräben innerhalb der Thore und hie und da auf den Gassen, und bedecken sie mit Holz und Stren. Des Morgens darauf zieht Swein bewaffnet in die Stadt, wird von den Bürgern in die Thore geführt, und fällt mit den Seinen in die Gräben. Da eilen die Dubliner bewaffnet herbei, und erschlagen sie. Zuletzt fällt Swein und empfiehlt sich dem Schirme des heiligen Rögnwald. Dieser [47]) hat auch längst, wie die Orkneyinga-Saga weiter oben erzählt hat, vorausgesehen, wie es mit dem Wiking Swein kommen werde. Swein ward von den Nordmannen als der größte Mann von den im Westen Lebenden betrachtet, die keine Reiche gehabt. Swein's Söhne, Olaf und Andreas, theilten sich in seine Hinterlassenschaft. Andreas hatte zur Frau Frida, die Tochter Keldein Ruga's, die von väterlicher Seite eine Schwester des Bischofes Biarni von Orkneyar war, folgte dem Bischofe Wilhelm dem andern, und war ein ausgezeichneter Freund des Jarls Harald. Nach Alfrek's Tode heirathete Jarl Harald Hwarflöd, die Tochter des Jarls von Murray; ihre Söhne waren Thorfinnr, David und Jon, ihre Tochter Gunnhild, Herborg und Langlif. 30) Harald, Maddad's Sohn, und Harald, Eirik's Sohn, Jarlar von Orkneyar. Harald, der Sohn Eirik's Slagbellir's, Enkel des Jarl Rögnwald's, reiset mit seinen Brüdern nach Norwegen zum Könige Magnus, dem Sohne Erling's Skakk's, des Jerusalemsfahrtsgenossen des Jarls Rögnwald's, und erhält von ihm den Theil der Eylande, den sein Großvater gehabt hatte. Harald'en begleitete aus Norwegen der thatkühne Jüngling Sigurd Murt, der Sohn Iwar Galli's, der mit dem Jarl Erling in

47) Rögnwald als der Heilige weissage, wie es dem Wiking Swein ergehen werde. Zunächst vor seinem Tode warnt ihn auch Jarl Harald. Aber dieses ist nicht so wichtig, weil Harald kein Heiliger ist. Da die Isländer die Geschichte durch sagenhafte Gestaltung so tragisch als möglich machen, ähnlich wie die Sagen bei Herodot erscheinen, so war auch die Warnung durch den Jarl Harald erfoderlich, weil die Voraussagung des Endes Swein's durch den heiligen Rögnwald schon längst vorher geschehen war, und von den Hörern oder Lesern vergessen sein konnte.

Digitized by Google

Nidaros gefallen war. Harald's Bruder Magnus Ungi blieb in Norwegen beim Könige zurück, und ward nachmals mit ihm in Sogn erschlagen. Jarl Harald der Jüngere, wie er zum Unterschiede des Jarls Harald, des Sohnes Maddad's, genannt wird, fährt nach Hialtland und von da nach Katanes, geht zum Könige Wilhelm von Schottland, und erhält von ihm die Hälfte von Katanes, die sein Großvater gehabt hatte. Dann zieht er in Katanes Truppen zusammen. Zu ihm kommt Lifolf, der Gemahl Ragnhild's, und wird von ihm zum Anführer des größten Theiles des Kriegsvolkes gemacht. Dann fodert er durch Abschickung eines Gesandten an Harald den Ältern, daß er die Verfügungen der Könige als gültig anerkennen solle. Harald der Ältere entgegnet, daß er sein Reich unter keiner Bedingung vermindern werde, und sammelt ein gewaltiges Heer. Harald der Jüngere sendet auf Kundschaft Lifolf'en hinüber auf Orkneyar. Dieser kommt mit der Nachricht zurück, daß Harald des Ältern Heer dem ihrigen an Zahl weit überlegen, und räth zum augenblicklichen Rückzuge nach Thorsa; dorthin würden so viele zusammenströmen, daß man ein hinlänglich starkes Heer erhalte. Diesen heilsamen Rath vereitelt Sigurd Murt, indem er Lifolf'en Furcht vorwirft. Wenige Stunden darauf landet Harald der Ältere. Anführer des Heeres Harald's des Jüngern sind Sigurd Murt und Lifolf. Von den beiden feindlichen Heeren wird mit gleicher Heftigkeit die Schlacht geschlagen, bis Sigurd Murt auf das Tapferste kämpfend fällt. Durch seinen Fall läßt sich Lifolf nicht schrecken, und greift nur noch heftiger an. Aber auch er findet den Heldentod. Nun Flucht der Übrigen! Harald der Jüngere fällt todt an einem Graben nieder, wo Torf gegraben wird. Sogleich in derselben Nacht wird, wo sein Blut floß, ein helles Licht gesehen. Daher wird er für heilig gehalten [48]). Über seinem Grabe wird, wo er gefallen, nachher eine Kirche erbaut. Unzählige Wunder thut er, und zeigt an, daß er nach den Orkneyarn hinüber gebracht sein will zu seinen Blutsfreunden, dem heiligen Magnus und dem heiligen Rögnwald. 31) Harald, Maddad's Sohn, alleiniger Jarl von Orkneyar. Nach der Schlacht unterwirft sich Jarl Harald der Ältere ganz Katanes, und geht nach den Orkneyarn zurück. Der König Wilhelm von Schottland ergrimmt, und sendet zu dem berühmtesten Wiking seiner Zeit, der nach Art der alten berühmtesten Seekönige drei Jahre ununterbrochen auf den Schiffen gewesen, und niemals geschlafen hatte unter rußigen Balken [49]) (d. h. in einem Hause). Dieser ist Rögnwald, König von Sudreyar (Hebriden), der Sohn Gudrod's. Gudrod war der Sohn des Königs Olaf Bitling von Sudreyar und Ingibiörg's, der Tochter des Jarls Hakon, des Sohnes Pal's. Rögnwald zieht auf Geheiß des Schottenkönigs ein gewaltiges Heer aus den Hebriden und Irland und anderwärts zusammen, und legt unter sich ganz Katanes, weilt eine Zeit lang hier, ordnet alles und setzt darüber drei, nämlich Mank'n, den Sohn Olaf's, Rasn, den Oberrichter des Landes und Hlisolf'en Alli'n. Unterdessen sitzt Jarl Harald ruhig zu Hause. Aber nach Rögnwald's Abzuge schickt Harald einen Mann mit geheimen Befehlen nach Katanes, damit er, wenn er könnte, alle, oder wenigstens einen der Voigte erschlagen sollte. Rasn entgeht der Gefahr, indem in seiner Gegenwart der Ausgesandte den Muth verliert. Aber Hlisolf'en verwundet er tödtlich und kehrt nach den Orkneyarn zurück. Alsbald landet Jarl Harald in Thorsa mit großem Heere. Der Bischof geht aus der Stadt entgegen. Der Jarl läßt ihm die Zunge ausschneiden und ihn blenden. Die Stadt ergibt sich sogleich. Ein Theil der Bürger erhält Züchtigungen, ein anderer muß Geldstrafen zahlen, jeder nach dem Maße seines Vergehens. Die sechs Statthalter von Katanes fliehen zum Könige, und alle ihre beweglichen und unbeweglichen Güter confiscirt Jarl Harald. König Wilhelm von Schottland läßt für die sechs Voigte in ganz Schottland Kriegsvolk zusammenbringen. Das ganze Heer ward nach Eysteinsdal, das Thal, wo Katanes und Sudurland zusammenstoßen, geführt. Harald, noch in Katanes, bringt 60 Hundert (nämlich Großhundert) Mann zusammen, aber dieses ist nur eine Schar gegen der Schotten Heer. Daher werden Gesandte mit Friedensanträgen an den Schottenkönig geschickt. Dieser verlangt, daß ein Viertel von allem Pening [50]) in ganz Katanes an den königlichen Fiscus fallen solle, mit Ausnahme der Güter derjenigen, die zu ihm geflohen. Der Jarl berath sich mit den Katanesern, und sie bewilligen, da sie zu schwach zum Kampfe sind, dem Schottenkönige das Viertel von der Eign [51]) (dem Eigen). Harald erhält nun ganz Katanes als Lehn mit dem Rechte, wie es der Schottenkönig Harald dem Jüngern bewilligt hatte. Als dieses Kriegsunwetter bevorgestanden, war Thorfinn, der Sohn des Jarls, der dem Schottenkönige zu Geisel gegeben war, geblendet worden. Sverrir, der Sohn Sigurd's Bronch's, erschlägt den König Magnus von Norwegen (den 15. Jun. 1184) in der Seeschlacht von Sogn, und eignet sich ganz Norwegen zu [52]). Des Königs Magnus' Sohn Sigurd verbindet sich (im J. 1192) mit Hallkell Jonsson und Olaf Jarlsmagr (Jarlsschwager) gegen den König Sverrir, geht nach den Orkneyarn zum Jarl Harald. So auch Olafr Jarlsmagr. Sie bitten den Jarl Harald um Beistand gegen den König Sverrir. Der Jarl unterstützt sie, und eine Fülle Orkneyingar und Hialtar fährt mit Sigurd nach Norwegen. Sie kommen unerwartet nach Tunsberg, erschlagen Jon, den Schwestersohn des Königs Sverrir, und viele Birkibeinar, wie die Partei Sverrir's hieß. Sigurd wird auf einem Thinge zum Könige genommen. Dieser Flokkr (Partei) wird Eyjar Skeggiar

48) Also ein Irrlicht gibt dem Jarl Harald den Heiligenschein. 49) Vergl. F. Wacheer, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 29.

50) Nominativ Peningr (Pfening), Geld, Münze, wie auch das mittelteutsche Pfenning, aber auch Vieh, und jedes nützliche Ding überhaupt, also das Viertel von allen beweglichen Gütern. 51) Eign, Possessio, insbesondere Grundbesitz (vergl. F. Wacheer, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd S. 17. 52) Vergl. Buchananus (Lib. VII) unter König Wilhelm von Schottland. Er setzt es ins Jahr 1199, erzählt es aber etwas anders (vergl. *Torfaeus*, Orcades. p. 147).

Digitized by Google

genannt. Sie unterwerfen sich dann Oslo und die Wik. Aber Sverrir siegt (im J. 1194) in der Schiffschlacht von Florowagr (Meerbusen bei Bergen). Sigurd, Magnus' Sohn, fällt und der größte Theil der Eyjar Skeggiar mit ihm. Des Königs Sverrir's Vorhaben ist, mit Kriegsvolk in die Orkneyar zu ziehen, und den Orkneyingen die Trugräthe zu vergelten. Jarl Haralld und Bischof und alle die besten Männer von den Orkneyar reisen nach Norwegen zum Könige Sverrir. In Kristzkirkiogardr wird ein Thing gehalten, und der König hält einen Vortrag, in welchem er unter andern ihnen vorwirft, daß viel aus den Orkneyarn gehen, und auf Irland oder Schottland heeren, und die Kaufleute berauben, und alles dieses gegen den Willen des Königs. Der Jarl fällt dem Könige zu Füßen. Der König hält ihnen aber weiter vor, welches große Heerwerk sie in Norwegen durch Errichtung der Partei der Eyjars Skeggiar erregt. Da aber der Jarl selbst gekommen und Reue bezeigt, begnadigt der König den Jarl, und läßt über die Vergleichsbedingungen eine Urkunde ausfertigen. Auch ließ er aufschreiben alle die Grundstücke (jardir) und Eigen (Eignir) in Orkneyar und Hialtland, die gefallen waren in des Königs Gard (Fiscus), und die Männer gehabt hatten, die geblieben waren in Flóruvogr. Er legte dreier Winter Lösung (setzte drei Jahre Frist zur Einlösung), daß die Blutsfreunde der Todten sollten gelöst haben mit Gelde die Grundstücke; aber wären sie nicht eingelöset, sollte alles fallen in des Königs Gard (Fiscus). König Sverrir nahm unter sich ganz Hialtland zu Schatzungen und Zinsen [53]) (at sköttum oc skyldom). Er setzte den Jarl Hakon über Orkneyar mit dem Vertrage (med theim skildaga), daß der König sollte haben die volle Hälfte des Strafgeldes [54]), und setzte Voigte (súslo-men) darüber. Beim Scheiden schwor Jarl Hakon dem Könige Eide [55]). Der König setzte seinen Voigt Arni Lörja dem Jarl in Orkneyar bei. Nicht wagte Jarl Haralld dem Könige zu widersprechen, so lange König Sverrir lebte. Aber sogleich nach dem Tode des Königs (gest. d. 9. März 1202) ließ er Arni Lörja erschlagen und legte unter sich von Neuem Orkneyar und Hialtland mit allen Schatzungen und Zinsen, sowie er hatte zuvor gehabt. Jarl Haralld starb zwei Jahre darauf, nachdem Ingi König in Norwegen gewesen war [56]) (also im J. 1204). Nachdem waren Jarlar in Orkneyar seine Söhne Jon und David. Sein Sohn Heinrich erhielt die Landschaft Roß in Schottland. Während Biarni Bischof von Orkneyar war, thut sein Brudersohn, Thorkell Rostung, der Sohn Kolkin's, eine Kauffahrt nach Island, überwintert in Borg, wo der berühmte Snorri Sturleson Bezirksvorsteher ist, und lebt mit Snorri größtentheils in Zwist, namentlich über eine große Masse Mehl. Der Kaufmann wollte selbst den Preis setzen, Snorri sagte, daß dieses die Bezirksgesetze nicht erlauben, nach welchen es dem Bezirksvorsteher obliege, den Preis fremder Waaren festzusetzen. Der Kaufmann verhehlt den Unwillen über die erlittene Beeinträchtigung den Winter hindurch, erschlägt aber im Frühlinge den Diakonus Gudmund, der hauptsächlich Snorri'n zu jener Beeinträchtigung angereizt. Snorri und seine Brüder halten nun mit dem Kaufmanne ein Schifftreffen, konnten aber nichts ausrichten. Nach langem Herumirren auf dem Weltmeere wird Thorkell Rostung gegen den Herbst nach Island in den Hafen von Eyrabakki zurückgetrieben, und überwintert in Oddi bei Sämund Jonsson, der ihn zu Gunsten des Bischofes Biarni aufnimmt, da er sein und seines Vaters Freund war. Snorri Sturleson sendet drei Meuchelmörder gegen den Kaufmann ab, aber alle werden entdeckt, bevor sie die Unthat verüben können [57]). Sämund Jonsson war der mächtigste und edelste aller Isländer, nämlich Urenkel des Königs Magnus Barfuß von Norwegen, hatte kein eheliches Weib, bat da um Langalif, die Tochter Jarls der Orkneyingar, Haralld's, des Sohnes Maddad's. Der Jarl willigt ein, aber nur unter der Bedingung, daß Sämund zu ihm komme, und die Hochzeit auf den Orkneyarn feire. Aber Sämund mag sich dessen nicht unterziehen, aus seinem Lande zu gehen. 32) Jon und David, Jarlar von Orkneyar. Während die Bürgerkriege in Norwegen wütheten, behaupteten die Jarlar Jon und David ihr Land und behielten Hialtland nebst den Einkünften für sich, eigneten sich auch die Hälfte der orkneyischen Strafgelder, die dem Könige gehörten, zu. Aber als die Kriegführenden in Norwegen sich verglichen, sandten sie den Bischof Biarni nach Norwegen. Er fand den König Ingi und den Jarl Haralld in Bergen, und machte sich mit dem Auftrage der Jarlar bekannt, daß sie begehrten sich mit ihnen zu vergleichen und erhielt für die Jarlar von dem Könige und dem norwegischen Jarl sicheres Geleite, daß die Jarlar von Orkneyar sollten nach Norwegen kommen. Den Sommer, als die Winkingar nach Westen über Meer zogen, nachdem die Könige sich verglichen, fuhren des Königs Voigte (syslumen) mit ihnen nach den Orkneyarn und Hialtland. Den Sommer darauf kamen die Jarlar zugleich mit dem Bischofe nach Norwegen, um sich mit dem Könige und dem Jarl zu vergleichen, und setzten die ganze Sache in des Königs und des Jarls Selbstspruch. Sie verurtheilten sie dazu, zu erlegen ein großes Strafgeld; überdies mußten sie ihnen Geiseln geben und Treue und Gehorsam schwören. Aber zuletzt machte der König Ingi sie zu seinen Jarlen über Orkneyar und Hialtland mit dem Vertrage, der gehalten ward bis zu ihrem Todestage [58]). So nach der Saga Inga Bardasonar. Nach der Orkneyinga-Saga hin-

53) Grundzinsen, nämlich die Abgabe, welche die entrichten mußten, die Land geliehen erhalten hatten (s. F. Wacheer, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 160. 54) Sakeyrir, Sachgeld, nämlich das Geld, das bei Strafsachen an die Gerichte gezahlt werden mußte. 55) Vergl. Sverrirs Saga cap. 119, 124, 125 im 4. Bde. der großen Ausg. der Heimskringla. S. 206, 207, 219—221. Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 281 fg. u. 298 fg. 56) Vergl. Saga Inga Bardarssonar in der großen Ausg. der Heimskringla. 4. Bd. S. 421. Fornmanna-Sögur. 9. Bd S. 193.

57) Vergl. F. Wacheer, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. Einleitung S. XIX, XX. 58) Saga Inga Bardasonar in der gr. Ausg. der Heimskringla. 4. Th. S. 421, 422. Fornmanna-Sögur. 9. Bd. S. 193, 194.

Digitized by Google

gegen kam Hialtland (Shetland), seitdem es Jarl Harald, Maddad's Sohn, verlor, niemals wieder unter die Herrschaft der Jarlar van Orkneyar. Bis zum Tode Harald's, des Sahnes Maddad's, liefert die Orkneyinga-Saga eine fortlaufende Geschichte. Dann erzählt sie die Begebenheiten kürzer und schließt mit der Verbrennung des Bischofs Adam von Katanes und der Rache, die der Schottenkönig deshalb nahm. Bischof Adam ist nämlich ungemein streng in Eintreibung der Zehnten Dach warf man die Schuld auf seinen Kämmerer, einen Mönch. Es war der Gebrauch aufgekommen, daß wer 20 Kühe hatte, ebensa viel Mark Butter aber eine Spanne als Zehnten zahlte. Der Bischaf setzt dieses aber auch auf den Besitz von 15, dann von 12, endlich van 10 Kühen. Die Bauern klagen darüber bei dem Jael Jon (David war im J. 1217 gestorben). Der Jarl will sich in den Streit nicht mischen, sagt jedoch, daß Niemand über sein Vermögen in Anspruch genommen werden könne In Hakyrkia (Hackirchen) in Thorsdalir befindet sich der Bischof und bei ihm Rafn, der oberste Richter des Landes, und nicht weit davon der Jarl. Die Baueen halten aben auf dem Berge Thing. Rafn ermahnt den Bischof, van den Federungen nachzulassen, und warnt zugleich Der Bischof tröstet ihn, das unerfahrene Volk werde sich diesen Zaum selbst anlegen. Der Jarl wird als Friedensvermittler in Anspruch genommen, weigert sich aber. Da gehen die Bauern in eine Heerschar geordnet auf den Hof des Bischofes los. Rafn ermahnt den Bischaf wieder, sogleich einen heilsamen Rathschluß zu fassen. Sie trinken im Oberstocke. Als die Bauern kommen, will jener verhaßte Mönch zu ihnen herausgehen, wird aber sogleich erschlagen. Der Bischaf sendet Rafn mit Vergleichesantrag zu den Bauern. Die Weisen freuen sich, aber die van der Leidenschaft Verblendeten ergreifen den Bischof, sobald er zur Abschließung des Friedens herauskommt, bringen ihn in ein kleines Haus und zünden das Haus [59]) an. So verliert der Bischaf das Leben. Der damalige König Alexander II. (nach dem Verfasser Sahn Wilhelm's des Heiligen) übt strenge Strafen gegen die Thäter durch Erschlagung, Abschneidung der Glieder [60]), Confiscirung der Güter und Ächtung und Verbannung. Dieser Grausamkeit, sagt der Verfasser, können sich die Leute nach erinnern. Aus dieser Äußerung nimmt man nicht mit Unrecht den Grund zur Verwerfung der Annahme des Torfäus [61]), daß die Sage zu König Swerrir's Zeit abgefaßt sei; denn ein 30 Jahr oder ein Menschenalter habe doch wol nach einer Begebenheit verfließen müssen, ehe man habe darauf kommen können zu bemerken, daß man sich derselben noch erinnern könne [62]). Überdies wird Snorri Sturlesan S. 116 aufgeführt. Sweerir starb aber im J. 1202 und Snorri's Schwiegervater Berfi der Reiche im nämlichen Jahre, worauf Snarri nach Barg zag [63]). Wenn der Herausgeber der Orkneyinga-Saga sie für älter als die Heimskringla hält, so kann dieses nur von einem Theile der Orkneyinga-Saga verstanden werden. Snorri Sturleson führt nämlich in der Sage Olaf's des Heiligen Cap 109, wa er von den Jarln Brusi und Thorfinn handelt, die Jarla-Sögor an. Das nämliche Citat findet sich auch in der Orkneyinga-Saga selbst S. 28 und der ganze Anfang derselben, welcher 14 Quartseiten lang ist, stimmt mit Snorri Sturlesan in der Sage Olaf's des Heiligen Cap 99—109 (Heimskringla Ausg. von Peringskiold 1. Th. S. 530—551, große Ausgabe derselben 2. Th. S. 144—161) Wort für Wort überein. Die Annahme, daß Snorri Sturlesan aus der Orkneyinga-Saga diese Episade entlehnt habe, ist unstatthaft, da Snorri Sturleson als der Ältere erscheint. Aber auch dieses findet man nicht wahrscheinlich, daß der Verfasser der Orkneyinga-Saga Snorri'n ausgeschrieben habe, wenn man den Zusammenhang vergleiche, in welchem die Geschichte der Orkaden bei beiden stehe. Bei Snorri mache dies Stück eine ganze Episode aus, die mit einer Aet von Varrede und Schluß von den Übrigen getrennt sei. In der Orkneyinga-Saga wäre dagegen dieser Theil der Erzählung ungetrennt mit dem Ganzen verbunden. Man schließt daraus, daß dieses Stück, welches nach einer kurzen Einleitung nur die Geschichte des Jarl Thorfinn betrifft, zu Thorfinn Jarls Saga gehöre, welche Snorri theilweise abschrieb, der Verfasser der Saga aber ganz benutzte [64]). Aber die Art und Weise, wie das Citat angebracht ist, macht es wahrscheinlicher, daß Snorri die Stelle verfaßte. Snorri mußte zu seiner Episode allerdings eine Einleitung und einen Schluß haben. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga, als er dieses Stück, wie wir vermuthen, aus Snorri's Geschichtswerke entlehnte, brauchte die Einleitung und Vorrede nicht, denn sein Zweck war ja die Geschichte der Orkneyinga-Saga darzustellen, und so erscheint bei ihm ungetrennt, was bei Snarri als getrennt sich darstellt. Man könnte vielleicht annehmen, jener Abschnitt sei in das Snorri'sche Geschichtswerk erst später eingefügt worden, denn er findet sich nicht in dem Pergamencodex der Heimskringla, den Torfäus Jofraskinna [65]) nennt und nicht in dem Flatcyar-Codex. Aber auf der andern Seite haben ihn die meisten Handschriften der Heimskringla, sawie auch die Codices, die blos die Sage Olaf's des Heiligen enthalten [66]). Auch zeigt diese Einschaltung mehr Sorgfalt, als die Abschreiber anzuwenden pflegten, wenn sie in die Handschriften,

59) Vergl. die Stelle aus dem schottischen Chronikon bei *Torfaeus*, Orcades p. 155. Nach ihr wird der Bischof a Comite loci also vom Jarl in einen brennenden Ofen geworfen. Aber die Erzählung der Orkneyinga-Saga ist weit wahrscheinlicher. 60) Nach dem schottischen Chronikon läßt der König die Thäter und die, die in die That gewilligt, entmannen, damit die Verbrecher keine Erben zeugen können, und es sind Bullen des Papstes Cölestin IV. vorhanden, in welchen er dem Könige dafür Dank sagt und ihn belobt, daß er die Kirche auf eine so ausgezeichnete Weise gerächt hat, und der dem Martyrio benachbarte Ort heißt Testiculorum collis. 61) Torfäus in der unpaginirten Vorrede zu den Orcades.

62) P. E. Müller, Sagenbibliothek des skandinavischen Alterthums in Auszügen. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von V. K. Lachmann S. 170. 63) s. F. Wacheer, Snorri Sturleson's Leben in der Einleitung zur Übersetzung der Heimskringla. 1. Bd. S. XVIII. 64) Müller S. 140. 65) Vergl. F. Wacheer, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. CLXXI. 66) S. Fornmanna-Sögur 4. Bd. S. 212—230.

welche sie abschrieben, etwas einschoben; denn hier hätte der Abschreiber die kurze Darstellung des Verhältnisses der Jaelar zum Könige, die auch die Jofreskinna hat, und die Hinweisungen, durch welche das Vorhergehende mit dem Folgenden (Cap. 103, 110, 112, 117) verbunden ist, hinzuzufügen gehabt. Auch ist die ganze Erzählung glaubwürdig und wichtig genug, daß sie aufgenommen wurde, und enthält klug ausgeführte Unterhandlungen, bei welchen Snorri Sturleson gern zu verweilen pflegt. Daher ist wahrscheinlich, daß Snorri selbst dieses Stück aus den Jarla Sögor genommen [67]) und für seinen Zweck bearbeitet hat, und auch nicht unwahrscheinlich, daß die schöne würdevolle Darstellung der Verfasser der Orkneyinga-Saga aus dem Snorri'schen Geschichtswerke wörtlich entlehnt hat. Der Verfasser der Orkneyinga-Saga scheint nicht im Besitze aller sich auf die Orkneyingar bezüglichen Sagen in ihrer Ausdehnung gewesen zu sein, denn S. 4 sagt er, es gebe weitläufige Sagen von dem ältesten der Söhne des Jarl Thorfinn. Diese Bemerkung auch scheint der Verfasser nicht selbst gemacht, sondern irgendwo anders her genommen zu haben, denn er würde sonst, da Umständlichkeit sein Zweck ist, jene weitläufigen Sagen besser benutzt haben. Bei Snorri dagegen, der die Geschichte der norwegischen Könige zum Zwecke hatte, macht es sich weit geeigneter, wenn er sagt, Sage Olaf's des Heiligen Cap. 99 (2. Th. S. 145, große Ausg. der Heimskringla): Jarl Thorfidr ward krankheittodt; nach ihm beherrschten die Lande seine Söhne, und sind große Erzählungen (miklar frásagnir) von ihnen. In der Sage von Magnus dem Guten Cap. 37 (3. Th. S. 50 der gr. Ausg. der Heimskringla) sagt Snorri Sturleson: Jarl Rögnwald meinte, daß ihm gehören zwei Theile der Lande, sowie Olafr der Heilige verheißen hatte seinem Vater, und Brusi hatte seine Tage über. Dieses wurden die Anfänge der Streitigkeiten zu dem Streite der Blutsfreunde, und ist von dem lange Sage [langa [68]) Saga]: „hatten sie eine große Schlacht in Petlandsfiörd." Der Verfasser der Orkneyinga-Saga handelt umständlich von jenen Streitigkeiten und der Schlacht in Petlandsfiörd, sodaß ungewiß bleibt, ob Snorri Sturleson auch hier eine weitläufigere Jarla-Saga vor sich hatte, als der Verfasser der Orkneyinga-Saga. Auf jeden Fall aber lehrt die Hindeutung Snorri Sturleson's auf die lange Saga, daß der Verfasser der Orkneyinga-Saga nicht etwa selbst die Orkneyinga-Saga in ihrer Umständlichkeit geschaffen hat, sondern daß die Geschichte der Jarl der Orkneyingar auf Island mit Liebe gepflegt war, als er selbst das auf uns gekommene Geschichtswerk zusammentrug. In Islands Landnamabok 4. Th. Cap. 8 [69]) heißt es vom Jarl Einar (Torf-Einar): Nachdem fuhr Einar nach Westen und legte unter sich die Eylande, sowie gesagt wird in seiner Saga (í sögu hanns). Dieses läßt mit vieler Wahrscheinlichkeit entweder ein besonderes Sagenwerk über den Jarl Einar, der auch als Skalde berühmt war, voraussetzen und vermuthen, daß Snorri Sturleson, dem so viele Sögor zu Gebote standen, das, was er über Torf-Einar berichtet, aus diesem Sagenwerke geschöpft hat [70]); oder auch daß die Sage Einar's einen Theil der Jarlar Sögor ausmachte, wenigstens überblickte Snorri Sturleson, schon als er die Geschichte Einar's im Auszuge gab, auch die Geschichten der folgenden Jarlar, denn er schließt seinen Abschnitt über Einar: Das war lange nachher auf den Orkneyarn, daß die Jarlar hatten alle Odale, bis dahin, daß Sigurd Lödwisson die Odale zurückgab. In der skaldolter Ausgabe der Saga von Olaf Tryggvason (1. Th. Cap. 178 fg.) wird verschiedenes von Torf-Einar erzählt, wovon man weder bei Snorri, noch in der Orkneyinga-Saga etwas findet, sodaß dieses aus einer Sage von Einar genommen zu sein scheint [71]), wenn nämlich dieses nicht spätere Erfindung ist. Daß Snorri es nicht hat, kann nichts ausmachen, da dieser nicht alle Sögor in ihrer Vollständigkeit aufnehmen wollte, sondern nur das aus ihnen nahm, was seinem Zwecke entsprach [72]). Ist es nicht spätere Erfindung, so ist es ein Beweis, daß dem Verfasser der Orkneyinga-Saga nicht alle die Sögor, welche die Jarlar der Orkneyingar betrafen, in ihrer Vollständigkeit zu Gebote standen, oder auch, was minder wahrscheinlich ist, daß er sie nicht alle in ihrer Umständlichkeit geben wollte. Doch kann auch seine Absicht gewesen sein, die Geschichte der ersten Jaelar der Orkneyingar nur kurz als Einleitung anzudeuten, da hierüber schon ein vollständiges Geschichtswerk vorhanden, nämlich die Saga Orkneyinga Jarla. Es sagt nämlich der Verfasser der großen Olaf's Saga (Fornmanna-Sögur T. I. c. 97. p. 196): führen ihre Händel so, daß der Jarl (Einar) nahm Halfdann Halegg vom Leben, wie gesagt wird in der Sage (Geschichte) der Jarlar der Orkneyingar (í sögu Orkneyinga jarla). Die Jarlasögor werden im Flatöyer Codex zweimal angeführt Col. 761 bei Gelegenheit von Thorfinn's Streit mit Rögnwald und Col. 490 bei Olaf des Heiligen Prophezeihung aus einer Ahnung von Rögnwald's Tode. Beide Stellen finden sich in der Orkneyinga-Saga, die erstere S. 64—66, die andere S. 74. Unter dem Namen Jarlasögor wird daher entweder eine der Hauptquellen der Orkneyinga-Saga, oder auch diese selbst verstanden. Daraus, daß S. 130 als Bürge die Nachrichten von des Jarl Magnus Ermordung ein Mann (nämlich ein Holdbod von Sudreyar [den Hebriden] ein dem Magnus theurer Hirdmann) erwähnt wird, der dabei war und von dem dennoch wie von einem Zeitgenossen des Verfassers gesprochen wird, schließt man, daß eine ältere Sage vom Jarl Magnus ausgeschrieben sein muß [73]). Wir selbst möchten auf dieses Zeugniß nichts ge-

67) Vergl. P. E. Müller, Undersögelse om Snorres Kilder og Troværdighed. Disquisitio de Snorronis Fontibus et Auctoritate im 6. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 295. 68) In der Sage Olaf's des Heiligen, welche als besonderes Geschichtswerk aus der Heimskringla genommen ist (s. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. CIX—CXV) steht Cap. 552 (Fornmanna-Sögur 5. Bd. S. 141) mikil saga, große Saga (Geschichte). 69) S. 303 der kopenhagener Ausg. vom J. 1774.

70) S. Snorri Sturleson in der Sage Harald's des Haarschönen Cap. 27 bei F. Wachter 1. Bd. S. 210—212. Cap. 31, 32. S. 215—220. 71) Müller, Sagaenbibliothek S. 171. 72) S. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. CXXIII fg. 73) Müller, Sagaenbibliothek S. 171, 172.

ben, da die Erzählung von der Ermordung des heiligen Magnus so ziemlich wunderbar gehalten ist, und bei solchen legendenartigen Erzählungen es gewöhnlich war, daß man, um dir Sache glaubwürdig zu machen, einen Augenzeugen erfand [74]). Doch wollen wir nicht grade unserm Verfasser diese Erfindung zuschreiben, sondern glauben, er fand diesen Holdbold als Augenzeugen in der Sage, die sich von des Jarl Magnus Ermordung gebildet hatte. Auch muß man gestehen, daß die sagenhafte Erzählung gar nicht ins Lächerliche und Abgeschmackte fällt, wie viele andere Legenden des Mittelalters, da die isländischen Geschichtschreiber auch selbst bei legendenartigen Erzählungen eine gewisse Würde behaupten. Der geschichtliche Werth der Orkneyinga-Saga ist dem Umfange des Stoffes nach von großem Werthe, indem sie die Geschichte jener Eilande und der ihr benachbarten Küste eine große Reihe Jahre hindurch kennen lehrt. Doch ist natürlich nur das Hauptsächlichr als geschichtlich zu nehmen. In unsere Angabe des Inhalts haben wir hier und da bemerklich gemacht, wir die Nebenumstände zum Zwecke schöner Darstellung erfunden und gestaltet erscheinen. Doch spiegelt sich auch in dieser Gestaltung [75]) der Geist der Nordmannen herrlich ab, und auch von dieser Seite hat die Orkneyinga-Saga wie die besten Sögor ihren hohen geschichtlichen Werth, ähnlich, wie wir den Geist der ältern Griechen am besten aus der Gestaltung der Sagen kennen lernen, die uns Herodot aufbewahrt hat und die man gewöhnlich für wirkliche Geschichte nimmt. Daß die Hauptsachen in der Orkneyinga-Saga geschichtlich sind, läßt sich mit Sicherheit aus dem Verkehre schließen, in welchem die Isländer mit den Orkneyingen standen, da Isländer nicht nur nach den Orkneyar'n kamen, sondern sich auch selbst welche auf ihnen niederließen, und auch unter den Skalden der Jarlar Isländer waren. Viele der Hauptereignisse, welche die Orkneyinga-Saga erzählt, sind auch durch die gleichzeitigen geschichtlichen Lieder verbürgt. Mit der Zeitrechnung liegt freilich die Orkneyinga-Saga nicht selten im Argen, und ist, wie Torfäus durch Vergleichung zeigt und durch andere Vergleichung hervorgeht, mit den Angaben der schottischen, irischen und englischen Geschichtschreiber nicht selten im Widerspruch. Aber deshalb ist ein Ereigniß noch nicht als erdichtet anzunehmen, weil es in eine falsche Zeit gesetzt und an unrichtige Namen geknüpft wird. Die Lieder bewahrten nämlich die Hauptereignisse auf, aber die, welche ihren Inhalt bei geschichtlichen Darstellungen in ungebundener Rede zu Grunde legten, mußten nicht selten in Verlegenheit sein, wenn sie dem Ereignisse seine richtige Stelle in der Zeitfolge anweisen mußten. Verstöße waren da, weil sich die genaue Zeitbestimmung aus den geschichtlichen Liedern nur selten abnehmen läßt, unvermeidlich. Das Geschichtswerk, welches zum Theil auf Liedern berühmter gleichzeitiger Skalden gebaut ist, nämlich auf viele von Arnor Jarlaskald und dem Jarl Rögnwald, und einzelne von Hall Thorarin, Botolf Belga, Eirik und Odd, ist auch, da es zugleich gleichsam eine Blumenlese von diesen Liedern gibt, in Beziehung auf Kunst von ähnlichem Werthe, wie dir Heimskringla, wiewol natürlich die Lieder der Heimskringla die in der Orkneyinga-Saga an Zahl und Wichtigkeit bei weitem überwiegen. Außer den Liedern und Liederstellen der Skalden, die der Verfasser mittheilt, und die wir genannt haben, beruft er sich S. 118 auf die Drapa auf Hakon Palsson und S. 122 auf die Gesänge von Magnus dem Heiligen und des Jarls Hakon Thaten. Das herrliche Geschichtswerk ist mit lateinischer Übersetzung auf Suhm's Kosten von J. Jonäus herausgegeben unter dem Titel: **Orkneyinga Saga siva Historia Orcadensium a prima Orcadum per Norvegos occupatione ad exitum seculi duodecimi. Accedit Saga hins helga Magnusar Eyia Jarls sive vita Sancti Magni insularum comitis. Ex MSS. Legati Arna-Magnaeani cum versione latina, lectionum varietate et indicibus, chronologico, reali at philologico edidit** *Jonas Jonaeus Isl* (Hafniae 1780) **Sumtibus** *P. J. Suhmii.* p. 543 in 4. **praeter indicem et praefationem.** Einige Bruchstücke davon findet man mit lateinischer Übersetzung gedruckt in den von James Johnstone herausgegebenen **Antiquitates Celto-Scandicae.** Noch bevor die Orkneyinga-Saga herausgegeben war, verbreitete sie doch schon Licht durch die sorgfältige handschriftliche Benutzung von Torfäus: **Orcades seu Rerum Orcadensium Historiae Libri tres, quorum primus insularum situm numerumque, Comitum, Procerum, incolarumque origines, familias, gesta et vicissitudines, a primis Monarchiae Norvegicae incunabulis ad annum MCCXXII. Continuâ fere serie exhibet etc.** (Hafniae 1715. in Fol.) Das erste Buch vom dritten Capitel an bis zu Ende des Buches S. 10—115 enthält hauptsächlich Auszüge und zum Theil Übersetzung der Orkneyinga-Saga; dabei ist ihr Inhalt mit der Heimskringla und andern nordischen Geschichtswerken, sowie auch mit den Angaben der schottischen Geschichtschreiber verglichen. Mit dem Ende der Orkneyinga-Saga endet auch bei Torfäus die fortlaufende Geschichte der Orkneyar. (*Ferdinand Wachter.*)

ORMAWI, d. i. der aus Ormija gebürtige. Ormija aber ist eine große und alte Stadt in Adherbeidschan, nur drei oder vier Meilen von dem See gleichen Namens entfernt. Aus ihr gingen einige bedeutende arabische Schriftsteller hervor, von denen vier die nennenswerthesten sind:

1) **Mahmûd Ben Abi Bekr Ormawi**, der Richter, mit dem Ehrennamen **Sirâdsch-ed-din**, d. i. Leuchte der Religion. Dir literarische Hauptbeschäftigung dieses Mannes bestand in philosophischen, auf das bürgerliche und kanonische Recht der Muhammedaner bezüglichen Forschungen. Alle seine uns hinterlassenen Werke liefern hierin den Beweis; dabei aber konnte natürlich auch, weil es auf die ersten Grundsätze ankam, die Polemik nicht völlig aus dem Spiele bleiben. So schrieb er: a) Fragen über die Principien des Rechts unter dem Titel: Tractat,

74) s. F. Wachter, Geschichte Sachsens. 3. Bd. S. 278. Die Oddische Olaf's Saga Tryggvasonar Cap. 70 im 10. Bd. der Fornmanna-Sögur S. 365—367. 75) Vergl. die 47. Anm. S. 410.

Beispiele der gegenseitigen Einwürfe enthaltend (Risâlet fi emchilet el-ceârodh). b) Aufsätze über die theologisch-juristische Polemik (Resâil fi ilm el-dschadl). c) Ein Auszug aus dem Mahsûl des berühmten Fachr-ed-din Razi über die Grundlehren des Rechts. Ormawi verfaßte ihn auf Bitten Anderer, aber so, daß er durch eigene Zusätze, während er auf der einen Seite abkürzte, das Werk auf der andern vermehrte. Er überschrieb es selbst Tehsil und es fand dasselbe große Aufnahme, sodaß es überall hin verbreitet wurde. Sein bedeutendstes Werk aber ist unstreitig das über die Logik und Philosophie, betitelt: Tewâli el-anwâr, d. i. Aufgänge der Lichter. Es zerfällt in zwei Haupttheile 1) über die Logik und 2) über die Philosophie. Letzterer Theil behandelt wiederum in vier Abschnitten die allgemeinen Dinge, das Wesen derselben, die Zufälligkeiten und die Ontologie oder Metaphysik. Später beschäftigten sich viele Gelehrte mit dem Erklären, Abkürzen und Glossiren desselben — und endlich e) über denselben Gegenstand das Werk Menâhidsch, d. i. die Wege. Mahmûd starb 682 (1283—1284), sodaß die Angabe des Jahres 672 (in Not. et Extr. X, 6. Anm. 4) unstreitig falsch ist.

2) Safi-ed-din Mahmûd Ben Abi Bekr Ormawi, der mit dem Vorhergehenden nicht verwechselt werden darf, beschäftigte sich mit der Traditionslehre und Linguistik. Seine über diese beiden Wissenschaften uns bekannt gewordenen Werke sind folgende drei: a) Ein Auszug des Commentars über die Summa von dem Linguistiker Imam Hosein Ben Mesûd Beghewi, der im J. 516 (1122—1123) starb. b) Eine neue Recension oder wol nur Recognition des linguistischen Werkes El-Mohkim we El-Mohit El-Atzam, von Abu'lhasan Ali Ben Ismail, gewöhnlich Ibn Sejjida genannt, der im J. 458 (1066) starb. Das Werk ist von bedeutendem Umfange und handelt von den verschiedenen Arten der Sprache. c) Ein Anhang oder Fortsetzung zu dem Werke, das der Scheich und Imam Abu'lseâdât Mobârek Dschezeri gewöhnlich Ibn-elathîr genannt und im J. 606 (1209—1210) gestorben, über die ungewöhnlichen Ausdrücke in den Traditionen unter dem Titel Endpunkt (Nihâjet) schrieb. Das Grundwerk umfaßt mehre Bände. Ormawi, der sich erst zu Ormija aufhielt, sich aber später nach Karafa zwischen Kahira und dem Berge Mokattam zurückzog, starb im J. 723 (1324).

3) Der Richter Muhammed Ben Hosein Ormawi, ehrenvoll Tâdsch-ed-din, d. i. die Krone der Religion, beigenannt, verfertigte, wie sein oben unter 1) genannter Namensvetter, ebenfalls einen Auszug zu dem Mahsûl des Râzi unter dem Titel Hâsil, scheint aber auch, da die Arbeit großen Beifall fand und Mahmûd Ormawi sie gleichfalls benutzte, durch neue Zusätze und geschickte Einrichtung dem Original zu Hilfe gekommen zu sein. Er starb im J. 626 (1228—1229), mithin früher als seine beiden Vorgänger.

4) Abu'lhasan Ali Ben-elhosein Ormawi, der im J. 757 (1356) starb, hat einen Commentar zu des Imam Fachr-ed-din Râzi Werk über die Grundlehren des Rechts, Meâlim, d. i. die Wegweiser, betitelt, hinterlassen. — Aus den Arbeiten der unter 1), 3) und 4) angegebenen Männer scheint die Richtung der Gelehrten von Ormija zu philosophischen, aber von ihrem Glaubenssystem ganz abhängigen Speculationen wenigstens in jenem Jahrhunderte, während dessen Dauer sie blühten, hervorzugehen.

(*Gustav Flügel.*)

ORMR IVARSSON Konongs-bródir, (Königsbruder), war der Sohn der Königin Ingirid von Iwar Sneis (wurde geboren im J. 1145) [1], ward ein Mann schön von Ansehen und ein großer Häuptling [2]). Als einen großen Kriegshelden zeigte er sich in der Schlacht von Oslo, die König Hakon Herdhibreidhr von Norwegen mit dem andern Könige dieses Landes Ingi Haralldsson den 3. Febr. 1161 schlug. Der König Ingi von einem großen Theile der Seinen verlassen fiel, als es Tag geworden, und der Angriff bei seiner Fahne war. Aber Ormr, sein Bruder, hielt die Schlacht aufrecht. Viel Volk floh hinauf in die Stadt. Ormr ging zwei Mal in die Stadt, seitdem der König gefallen war, und trieb das Kriegsvolk zur Schlacht an, und beide Male ging er hinauf und hielt die Schlacht aufrecht. Da ergriffen Hakon's Mannen den Arm der Schlachtordnung an, welchen Simon Skalpr befehligte, dieser aber und Hallwardr Hitir fielen. Ormr gewann großen Ruhm. Doch auch er mußte endlich die Flucht ergreifen. Er hatte zuvor in diesem Winter sich verlobt mit Ragna, der Tochter Nikolas' Masi's, die gehabt hatte König Eystein Haralldsson, und sollte gehen zum Brautkaufe (Hochzeit) den Sonntag nachher. Ormr floh ostwärts nach Schweden zu Magnus, seinem Bruder, der dort König war, und dessen Bruder Rögnwalldr war da Jarl. Sie waren Söhne Ingirid's und Heinrich Halli's, und dieser der Sohn Swein's, des Sohnes Swein's, des Dänenkönigs. Im J. 1162 finden wir Ormr'n bei Erling'en Skaki'n, dem Vater des Königs Magnus, und Ormr ist der erste, der mit seinem Schiffe absegelt, als Erling's Flotte sich mit König Hakon schlagen soll. Es geschah dieses in der Schlacht der Insel Seck gegenüber. Erling siegte, Hakon fiel [3]). Olafr, der Sohn Gudbrand's Skafaug's und Maria's, der Tochter des Königs Eystein Magnusson, ward auf Antrieb seines Pflegers Sigurd Agnhött's von den Upplándingern im Winter des Jahres 1166 zum Könige genommen. Jarl Erling wachte den Sommer über auf Schiffen. In Oslo, wo er Weihnachten feierte, hörte er durch seine Späher, daß jene Gegenpartei oben im Lande sei, er ging daher selbst hinauf an das Land, um sie zu suchen, und mit ihm Ormr Konongsbródir. Als sie zu den Wänirsee in Schweden kamen, nahmen sie alle Schiffe auf dem

1) Chronologia rerum, maxima Norvegicarum, quas continet Tomus tertius Historiae Snorrii, Sturlae filii, ab initiis Magni Boni ad exordium imperii Sverreri progrediens im 3. Bd. der gr. Ausg. der Heimskringla. S. 361. 2) *Snorri Sturleson*, Sagan af Sigurdi, Inga ok Eysteini, Haralldssonom c. 16, im 3. Th. der gr. Ausg. der Heimskringla S. 352. Saga Inga Haralldssonar c. 15, in den Fornmanna-Sögur 7. Bd. S. 230. 3) *Snorri Sturleson*, Saga af Hákoni Herdabreid c. 16. p. 400. c. 18. p. 403. Saga Hákonar Herdhabreids in den Fornmanna-Sögur 7. Th. Cap. 17. S. 275. Cap. 19. S. 277. Cap. 20. S. 278. Cap. 26. S. 287.

Digitized by Google

See, und setzten über denselben, werden, während sie den 2. Febr. 1167 auf dem Hofe Reydhjökul übernachteten, von Olaf zur Zeit der Frühmette den 3. Febr. überfallen. Ormr wird in dem Kampfe von Reydhjökul schwer verwundet, so auch Jarl Erling, und sie entkommen mit Mühe auf die Schiffe. König Magnus Erlingsson fuhr im Herbste 1176 mit seinem Kriegsvolke in die Wik, und Ormr Konongsbrodir mit ihm. Als sie Weihnachten 1176 in Tunsberg feierten, erfuhren sie, daß die Birkibeinar oben auf Re wären. Dahin zogen der König und Ormr mit ihrem Kriegsvolke, schlugen sich mit den Birkibeinar'n und siegten. König Eystein floh aus der Schlacht und ward von einem Bauer erschlagen. Die Leiche ward zum Könige Magnus nach Rames gebracht, wo er und Ormr sich in einer Stube wärmten. In ihr saß auch ein Birkibeinar, den sie nicht bemerkt hatten. Als dieser die Leiche seines Häuptlings sah, suchte er den König Magnus mit der Art zu erschlagen, konnte ihn aber nur verwunden. Hierauf schwang er die Art auf Ormr, der auf der Bank lag, und zielte nach den Schienbeinen. Aber als Ormr sah, daß der Mann ihn erschlagen wollte, warf er die Füße schnell über sein Haupt, und der Hieb ging in die Bank, und die Art stand fest darin. So ward Ormr gerettet, und der Birkibeinar von den Übrigen erschlagen [4]). Zum Anführer der Birkibeinar ward in Wermaland den 6. März 1177 Swerrir und von ihnen den 13. März zum Könige genommen, so auch im Sommer von den Thrándir'n. Swerrir unterwarf sich auch Hadaland und verglich sich mit den Bonden, die ihn halten erschlagen wollen. Aber die Versöhnung war nur dem Scheine nach, denn die Bonden schmerzte die große Geldstrafe, die ihnen der König auferlegte. Sie sandten daher an Ormr, der damals in der Wik auf den Schiffen war, daß er, wenn er könnte, aus der Wik gegen den König ziehen sollte; sie selbst versprachen den König anzugreifen, wenn er hinweg wollte. Hierauf ließ Ormr großes Kriegsvolk sammeln, und große Schiffe aus dem See Tyrvi ziehen, und gedachte dann hinauf nach Rönd gegen den König Swerrir zu fahren. Dieser war vor Rönd auf den Schiffen. Da ward die Blokade so geordnet, daß 15 Schiffe in Miörs auf Heidmörk lagen. Dieses hörte König Swerrir, und faßte diesen Rathschluß. Er stellte sich, als wenn er hinaus gegen Ormr fahren wollte, sandte alle seine Späher dahin, traf geheime Anstalten, ließ seine Schiffe von dem See Rönd nach dem See Miörs auf Walzen über das Land ziehen, überraschte die Lendir Menn (Lehnbarone) des Königs Magnus, die auf dem See Miörs Wache hielten, und schlug sie. Die Birkibeinar siegten auch im Treffen von Sastadir über Hallwardr und andere Lendir Menn (Lehnbarone), und die aus der unglücklichen Schlacht entkamen, flohen zu Ormr. Als Swerrir nach Wermaland gezogen, sandten König Magnus und Jarl Erlingr Ormr Konungsbrodir in die Upplönd, daß er sie vertheidige, wenn Swerrir von Wermaland aus, dahin dringen wollte. Als nach der unglücklichen Schlacht der Birkibeinar gegen die Nidroser die Birkibeinar in die Wik kamen, brachen König Magnus und Ormr Konungsbrodir auf, sie zu suchen. Aber sie entwichen, da sie weit geringer an Zahl waren, als das Kriegsvolk des Königs Magnus. Als die Birkibeinar über die Brücke über die Hirta gegangen, führte Swerrir, der Kundschaft hatte, das Heer in einige Sümpfe unfern der Brücke. König Magnus und Ormr Konungsbrodir kamen an die Brücke, und König Magnus ließ sogleich seine Fahne über die Brücke tragen, und folgte selbst dahin, so auch Ormr. Als sie und ein Theil des Kriegsvolks über die Brücke gekommen waren, stürzten die Birkibeinar herbei. Scharfe, aber keine lange Schlacht begann. Viel Kriegsvolk des Königs Magnus fiel, und er selbst floh zurück über die Brücke, auch so Ormr, und beide wund. Darauf schossen beide Heere eine Zeit lang gegen einander über den Fluß und schieden dann. König Magnus zog nach Tunsberg zu seinen Schiffen zurück. Als König Swerrir im Frühlinge 1179 von Norden nach Slad segelte, kamen ihnen dort entgegen König Magnus, Jarl Erling, Erzbischof Eystein, Ormr Konungsbrodir und viele Lendir Menn. Vor dieser gewaltigen Kriegsmacht suchte Swerrir auf das Meer hinaus zu kommen. König Magnus verfolgte ihn; aber ein großer Nebel entzog die feindliche Flotte seinem Gesichte. Erzbischof Eystein und Ormr und andere Lendir Menn wurden nach Bergen gesandt, um dort das Land zu vertheidigen, während der Jarl mit dem Könige nach Norden fuhr. Die Könige schlugen sich den 19. Jun 1179. Jarl Erling fiel. König Magnus kam zu Ormr nach Bergen. Dieser war auch im Frühlinge 1180 nach dem Könige Magnus und dem Erzbischofe Eystein der erste in dem nach Thrandheim fahrenden gewaltigen Heere, von welchem das Lied singt [5]):

(Es folgten dem Herrscher
Die Rygir und Hördar,
Die Filar und Sygnir,
Wie der Firdar Kriegsvolk,
Die Märir alle,
Die Raumdälschen Männer,
Der Erzbischof,
Alle Thranda-Lög [6]).

Doch gewann Swerrir den 20. Mai 1180 die Schlacht von Ilowallir [7]). König Magnus brachte den nächsten Winter in Dänemark bei König Walldemar, seinem Blutsfreunde, zu. Er hatte alle seine Mannen in Voigteien [8]) (als Voigte) durch die Wik, und nahm von da die Schatzungen und Zinsen [9]). Ormr Konungsbrodir war am öftersten in der Wik und einige andere Lendir Menn [10]), aber ein Theil in Dänemark bei König Magnus. Sie

4) *Snorri Sturleson*, Saga af Magnusi Erlingssyni c. 5. p. 417. c. 31. p. 447. c. 33. p. 449. c. 42. p. 457. Saga Magnúss Erlingssonar in den Fornmanna-Sögur 7. Bd. Cap. 22. S. 316. Cap. 24. S. 318. Cap. 33 S. 324, 325.

5) Sverris Saga c. 16 im 4. Th der gr. Ausg. der Heimskringla, der aber nun blos den Titel führt: Noregs Konunga Sögor. Norske Kongers Historie. Historia Regum Norvegicorum, quam curarunt *B. Thorlacius* et *E. Chr. Werlauf.* T. IV. (Havniae 1813.) p. 30, 31. c. 17. p. 32. c. 25. p. 44. c. 29. p. 53. c. 30. p. 54, 55. c. 32. p. 57, 58. c. 39. p. 72. c. 44. p. 77. 6) Ganz Thrándalög, öll Thraendalög, alle (d. h. die ganzen) Gebiete der Thrándir. 7) Sverris Saga c. 50. p. 90. 8) i sysslum; sysla, Geschäft, Geschäftsbezirk, Voigtei. 9) Skylldir, die Gefälle für die verpachteten königlichen Grundstücke. 10) Wört-

hatten Alle viele Mannschaft. Aber als es mit der langen Fasten sich zu Ende neigte, begab sich Ormr mit seinem Kriegsvolke nach Süden dem Könige Magnus entgegen. König Sverrir brachte den Winter in Bergen zu. Vor der Schlacht bei Nordnes im Sommer 1181 betrachtete König Magnus die Birkibeinar wegen ihrer geringen Zahl als verloren, und befahl die Schiffe so dicht an den Olafssund zur Schlacht anzulegen, als sie Raum hatten, und die feindlichen Schiffe durch diesen Kampf der Mannschaft zu entblößen, die Skuten (Schnellschiffe) und leichten Schiffe aber rings um die feindlichen Schiffe zu stellen, damit keins entkommen könnte. Ormr dagegen sagte, daß die Birkibeinar harten Widerstand leisten würden, ungeachtet sie gering an Zahl seien, und rieth deshalb, die kleinern Schiffe der Feinde zuerst anzugreifen, und der Mannschaft zu entblößen. Die größern Schiffe würden dann, wenn sie auch hinweg zu rudern suchen würden, ihren Händen nicht entkommen. Der König aber befolgte Ormr's heilsamen Rath nicht. Ormr hatte das Schiff, das die Grágás hieß, und lag mit ihm dem Schiffe des Königs zunächst. Es ward die heftigste Schlacht geschlagen, und Niemand wußte, wohin der Sieg sich neigen würde. Der König ging den Birkibeinar'n so nahe, daß er mit einem Fuße hinaus auf den Boed lief, und mit dem Schwerte einen der Feinde erreichen wollte. Die Birkibeinar erkannten ihn an Waffen und Kleidern, und führten dicht ihre Waffen auf ihn. Ein Mann stieß das Schwert auf ihn und durchbohrte ihm das Fußgelenk. Der König wandte sich schnell und wollte entgehen, glitt mit dem andern Fuße auf der blutigen Diele aus, und fiel auf den Rücken. Da riefen die Birkibeinar den Siegesruf. Ormr fragte seine Mannen, was dieser Ruf bedeute. Da sagte ein Mann laut: Dort fiel nun König Magnus. Ormr sprach: Da sind die Lande nun getheilt, zerhauet die Taue [11]), und rudert hinweg so angestrengt als möglich. So thaten sie. Demnächst floh Asbjörn Jonsson, und dann Einer nach dem Andern. So war die Flucht der Heklungar, und die Biekibeinar siegten mit geringem Verlust. Ormr Konungsbrodir landete da drüben in Grafdal, da er ein großes und schwer zu rudeendes Schiff hatte, ging dort hinauf und alle seine Mannen. Die Biekibeinar nahmen das Schiff und alles, was darauf war. Ein Theil verfolgte Orme'en hinauf auf den Berg. Ormr war schwergängig und zwei Mann führten ihn. Aber als die Birkibeinar ihn hart verfolgten, da riß er seinen dicken Geldbeutel von sich, mit dem er umgürtet war, und ließ das Silber herniederrinnen. Die von den Birkibeinarn, die ihm zunächst waren, lasen das Silber auf, und verweilten sich dadurch eine Zeit lang. Aber Ormr entkam hinauf auf den Berg, und die Birkibeinar standen von der Verfolgung ab. Als im J. 1182 König Magnus sein Kriegsvolk theilte, und den größten Theil ostwärts in die Wik gegen den König Sverrir sandte, stand diesem Kriege Ormr Konungsbrodir vor. Er kam in die Wik mit großem Kriegsvolke. Hierauf fuhr er nach Tunsberg, und sie lagen stets auf den Schiffen, fuhren manchmal südwärts über die Folld, manchmal nordwärts auf Agdir oder Westfolld, und ergeiffen beide Parteien Leute von der andern, wenn sie Gelegenheit dazu hatten. Doch fuhren die Heklungar nicht nach Oslo. Unter den Lendir Menn, welche in der Osterwoche und nachher 1185 bei dem Könige Magnus in Konungshella drei Wochen sich befanden, war Ormr Konungsbrodir der erste. Von Konungshella begaben sie sich nach Tunsberg. Als sie von hier nach Bergen fuhren, hatte Ormr Konungsbrodir wieder das nächste Schiff nach dem Könige, das Schiff, das Skjaldmey (Schildmädchen) hieß. In Bergen erschlugen sie die Birkibeinar, fuhren dann nordwärts gegen den König Sverrir. Die Rede, welche König Magnus zu den Anordnungen der großen Seeschlacht, welche den 15. Jul. 1183 in Sogn statt hatte, hielt, begann: Die großen Kaufschiffe, die wir haben, und mit denen man wenig rudern kann, die soll man fügen (zusammenbinden) zwischen unser Schiff und das Schiff Ormr's, und sollen wir fahren zu den großen Schiffen (der Feinde) und sie zusammen befestigen [12]), und würde ich das wollen, daß sie nicht eher von einander gelöset würden, bis die einen von beiden der ganzen Mannschaft entblößt wären ꝛc. Ormr dagegen sagte nach der Rede des Königs: Das wäre mein Rath, Herr! daß wir zuerst legten an die kleinern Schiffe, und wird dort werden kleiner Widerstand. Aber das große Schiff, glaube ich, wird uns werden schwer gewonnen, so lange sie haben genug Kriegsvolk und Schiffe von den andern Schiffen zu ihrem Beistande. Der König antwortet: Mir dünkt, daß alle die Schiffe gewonnen seien, wenn das große gewonnen ist. Nun ward so gethan, wie der König wollte, wurden da zusammengefügt die vier Schiffe, welche die größten waren. Asbjörn Jonsson legte sein Schiff an Ormr's Schiff und ließ es damit zusammenfügen. Nun ward die härteste Schlacht geschlagen. Die Biekibeinar siegten; die vier größten Schiffe der Heklungar sanken unter der Menschenmenge und darunter Ormr's Schiff. König Magnus und mit ihm Ormr Konungsbrodir und viele andere Häuptlinge kamen um. So auch Iwar Steig, der Sohn Ormr's. Jeden Tag fuhren viele Menschen mit Booten, die Leichen zu suchen. Eines Tags ward Ormr's Leiche gefunden. Seine Freunde brachten sie südwärts nach Bergen, und hierauf die Wikverjar (Bewohner der Wik) ostwärts nach Oslo, und er ward in der Hallwardskirche in die Steinwand bei dem Könige Ingi, seinem Bruder, und dem Könige Sigurd Jorsalafari (Jerusalemsfahrer) gelegt [13]). (*Ferd. Wachter.*)

lich: belehnte Mannen, Lehnbarone, Lehnhäuptlinge, auch in der Bedeutung von Praetores.

11) Die Schiffe wurden nämlich bei Seeschlachten an einander gebunden, vergl. die folgende Note.

12) Bei Seeschlachten fügte man nämlich nicht nur seine eigenen Schiffe an einander, sondern band auch die Schiffe des Feindes an seine Schiffe fest, damit man sich schlagen konnte, als wenn es zu Lande wäre. Snorri Sturleson sagt: Das war damals Sittengewohnheit, wenn man auf Schiffen sich schlug, daß (man) sollte die Schiffe an einander fügen (at tengia skyllidi skipin), und sich schlagen auf den Steven (um stafna, auf den Vordertheilen). S. das Weitere bei F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 172. 2. Bd. S. 261, 265. 13) Sverris Saga c. 58. p. 97. c. 56. p. 100. c. 57. p. 101, 102. c. 62. p. 114. c. 66.

ORMS SAGA, Storolfssonar ok Asbiarnar Prudа, Saga Orms, des Sohnes Storolf's und Asbjörn's Prudi's (des Artigen). Sie beginnt: Hángr hieß ein Mann, Sohn Ketil's, des Jarls der Raumdáler, aber die Mutter des Jarls Ketil's hieß Heasnhildr, Tochter Ketil's Háng's aus Hrafnista. Hángr war ein angesehener Mann; er kam in Misvergleich (Zwiespalt) mit König Haeallð Dofrafrostri wegen Erschlagung der Söhne Hildirid's, und deshalb wich er aus dem Lande. Weiter wird hierauf erzählt, wie er nach Island segelt und sich dort niederläßt. Gleiches, wiewol nicht mit denselben Worten, berichtet die Landnámabók Islands hygdar. T. V. c. 3. p. 328, 329. Nur erzählt sie umständlicher, wie Ketell Hángr, denn dieses ist sein vollständiger Name, mit König Haralld dem Haarschönen, denn dieser König wird von ihr genannt, Fehde hat, und Harák und Hrárek, die Söhne Hilldirid's, verbrennt. Beide, die Orm's Saga und die Landnamabek. zählen dann, nachdem sie angegeben, was für Land Hángr in Island in Besitz genommen, seine Söhne auf. Storolfr war nach der Egil's Saga, welche auch von Háng's Händeln in seinem Vaterlande, Norwegen, und seiner Niederlassung in Island, S. 98 — 101 der Ausg. von 1809 handelt, Háng's erster Sohn, nach der Landnamabok dritter, nach der Orm's Saga fünfter Sohn. Letztere sagt von ihm: Storolfr war aller Menschen stärkster, und das war aller Menschen Rede, daß er wäre nicht einhamr; er war ein kundiger (fródr, vielwissender Mann) und vielweise (margvíss, vielwissend, d. h. vorzüglich in Beziehung auf Wahrsage), er ward von dem genannt vielkönnig (fjölkunnigr, d. h. man sagte von ihm, daß er zauberkundig sei). Einhamr wird auch weiter unten gebraucht Cap. 3. S. 207: Dúfthakr var mikill ok mjök tryldr, auk at hann var eigi einhamr, Dufthak war groß und sehr getrölt (d. h. kam einem Tröll, einem mächtigen Wesen, Riesen, sehr nahe), sodaß er war nicht einhamr. Dieses kommt vom hamr (Hemd), d. h. Haut, Gestalt. Ein eigi einhamr (nicht einhemdiger) ist, wer durch Zauberei mehre Gestalten annehmen kann, wie die Göttee und Tröll (zaubermächtige Wesen). Storolf's Uegroßvater von mütterlicher Seite hieß Hallbiörn Hálftröll (Halbtröll, also ein halbes zaubermächtiges Wesen oder ein Riese in der Bedeutung des heidnischen Glaubens). Da Orm's mütterlicher Ältervater Halbtröll hieß und man von seinem Vater Storolf einstimmig sagt, daß er eigi einhamr wäre, d. h. mehre Gestalten annehmen könne, so glaubte man natürlich auch, daß Orm's Stärke nicht reiner Menschennatur entspränge, sondern daß dabei seine Zaubeekraft im Spiele sei. Aber der spätere Sagenerzähler war zu christlich gesinnt, als daß er dieses Orm dem Starken zuschreiben sollte. Er schildert den Vater als zaubermächtig, und erzählt dann die Proben der übermenschlichen Stärke, die Orm gegeben haben soll. Er läßt des Conteastes wegen, damit Orm's Stärke desto mehr Bewunderung errege, ihn einhamr sein, während sein starker Vater nicht einhamr ist. Aber vorzüglich, weil der Verfasser das Christenthum triumphiren lassen will, muß Ormr, obwol er von einem Vater ist, der nicht einhamr war, einhamr sein. Er schreibt daher seine Stärke nicht der Zaubermacht zu, sondern sagt blos von Orm: Er ward zeitig beides groß und stark, und wohl in Künsten ausgerüstet (at í thróttum búinn), indem er, da, als er sieben Winter war, den stärksten Menschen an Stärke und allen Künsten gleichwog (samvaegdhi hann hinum staerkstum mönnum um afl ok allar í thróttir). Doch ward er von seinem Vater nicht sehr geliebt, weil er ihm ungehorsam war und nicht arbeiten wollte, während sein Vater auf Arbeit sehr viel hielt. Zwölf Winter war er alt, als ihn sein Vater antrieb, beim Heueinbringen zu helfen. Aber Ormr wirft den Wagen und das Pferd empor auf das Heu, und sein Vater fällt von dem Heue herab so schwer, daß ihm drei Rippen zerbrochen werden. Ein anderes Mal soll Orm Heu mähen helfen. Die Sichel, die man ihm gibt, zerbricht er als unbrauchbar, schmiedet sich von zehn Pfund Eisen eine Sichel und máht acht Morgen Landes, aber als die Dienstweiber das Heu rechen wollen, geht es nicht los, denn Ormr hat alle Hügel mit abgehauen; und die Wiesen allein sind schlicht (eben) von Storolfshvoll, und (es) wird genannt Verwünschungsniederung (ákvaedis teigr) zwischen jedem Schwaden (milli hverra múga); Merkmale von diesem allen sieht (man) bis diesen Tag. Ormr soll nämlich die Erdhügel mit in die Schwaden gehauen haben, und daher zwischen jedem Schwaden ein niederer Wiesenstrich entstanden sein. Das Heumähen ist auf dem steinigen und hügeligen Island bekanntlich sehr mühsam. Als Ormr 18 Winter alt ist, fehlt es bei einem strengen Winter seinem Vater an Heu. Dufthak in Holt hat solches, und kann davon entbehren, will aber Niemandem welches davon überlassen. Ormr, von seinem Vater abgesandt, um Heu von Dufthak zu erhandeln, dringt hart in ihn. Da bewilligt Dufthak ihm seine Bürde, d. h. so viel er tragen kann. Seinen Vater dünkt das wenig. Aber Ormr teägt, indem er das Heu mit Seilen zusammenbindet, die beiden ganzen Heuhaufen, die Dufthak hat, auf einmal fort, und Orm's ganzer Heuschuppen wird davon voll. Hierauf sind Vater und Sohn besser in Freundschaft mit einander. Als Ormr Zwanziger an Alter ist, legt er auf einem vielmännigen Althinge neue Proben seiner Stärke ab. Thoralfr, Skolmsson, sein Blutsfreund, biegt sechs ungewöhnlich große Hufeisen kerzengerade. Orm biegt auf einmal alle vier Hufeisen, wie sie vorher gewesen waren. Denselben Tag hebt Melkolfr, der die Kraft von sechs Männern (6 karla afl, sechs Männerstärke) hat, einen zwei Tonnen haltenden Kochkessel, der mit Sand bis oben gefüllt ist, mit einer Hand, Thoralf mit zwei Fingern und Ormr mit dem kleinsten Finger empor. Die Orm's Saga erzählt dann weiter, daß allen Menschen Großes und die Stärkeproben Orm's gedeucht, und daß er nachher noch mehr gethan, als er älter geworden, und schließt das vierte Capitel:

p. 120. c. 83. p. 147. c. 86. p. 151. c. 89. p. 158, 159. c. 92. p. 165. c. 93. p. 166. c. 95. p. 168. c. 96. p. 170. Fornmanna-Sögur 8. Bd. S. 45, 47, 64, 77, 79, 94, 109, 137, 141, 142, 160, 168, 207, 209, 218, 220, 227, 228, 231, 233. Saga Guttorms Konúngs Sigurdarsonar, Fornmanna-Sög. 9. Bd. S. 84, 85. gr. Ausg. der Heimskringla 5. Bd. S. 389.

Und deshalb ist das aller Menschen Rede, seiner Freunde und seiner Unfreunde, daß er sei der stärkste Mann gewesen auf Island in alter und neuer Zeit, der, der einhamr gewesen ist. Die Grettis Saga spielt auf die Proben von Stärke an, welche hier im vierten Capitel der Orm's Saga umständlich erzählt werden, wenn sie (Cap. 4) bemerkt: Aber das ist der meistin Menschen Meinung, daß Grettir gewesen ist der stärkste der Hierlandsmänner (hèrlandsmanna), seitdem die, Ormr und Thoralfs, legten ab Stärkeversuche (aflraunir, d. h. keine Proben von Stärke mehr ablegten). Die Abfassung der Grettis Saga fällt gegen das Ende oder in den Anfang des 14. Jahrh. Es heißt nämlich in ihr (Cap. 51): Der Spieß, den Grettir vermißte, fand sich nicht lange nachher zur Zeit derer, die jetzt leben. Er fand sich in des Oberrichters Sturla Thordarson's Zeitalter in dem Sumpfe, welcher der Spießsumpf genannt wird. Sturla Thordarson, der berühmte Neffe Snorri Sturleson's, verschied im J. 1284. Am Ende der Grettis Saga wird gesagt: Sturla Thordarson hat gesagt, daß Niemand friedlos gewesen ist, wie Grettir, weil erstlich der gescheiteste unter Allen, zweitens am längsten friedlos, drittens am besten Spuke verjagen konnte, und viertens der einzige Isländer war, der in Constantinopel geräth wurde. Die Grettis Saga muß mithin, sowie wir sie jetzt haben, am Ende des 13. oder im Anfange des 14. Jahrh. verfaßt sein [1]). Um diese Zeit also muß die Saga, wie Orm und Thoralf ihre Stärke versuchen, schon allgemein bekannt gewesen sein, da der Verfasser der Grettis Saga sich auf sie als eine geschichtliche Wahrheit berufen kann. Das fünfte Capitel der Orm's Saga führt uns von Island nach Dänemark hinüber. Wirwill hieß ein Mann, er hatte zu gebieten über ein Dorf (thorp, auch kleine Stadt, Flecken), dort wo (es) auf Wendilskagi heißt. Er und Weseti in Borgundarholm (Bornholm) waren Brüder. Wirwill war ein verweibter Mann und hatte einen Sohn von seinem Weibe, der Asbjörn genannt wird; er ward zeitig groß und schön, und wohl in Künsten ausgerüstet (vel at i thróttum búinn), er war höflicher (kurteisari, nachdem Teutsch des Mittelalters hovescher, hübscher) als jeder Mensch, von dem ward er genannt Asbjörn prúdi (Elegans). Zu jener Zeit war es Gewohnheit, daß die Weiber über Land fuhren (reisten), die Völvur [2]) genannt wurden, und sagten den Menschen ihre Schicksale (forlög sin), den Gang der Fruchtbarkeit (áferdh) und andere solche Stücke, welche die Menschen wissen wollten. Diese Schar kam auch zum Bonden Wirwill. Am Abende ward die Völva um ihre Voraussehauungen (Weissagungen) befragt (frétt at forspám sinum). Aber sie sagte, daß Wirwill wurde dort bis zum Alter wohnen und dünken ein nützer Bonde, aber dem jungen Menschen, der dort bei dir sitzt, Bonde! ist gut [3]) zu hören seine Schicksale (sin forlög), indem er weit fahren wird, und dünken dort der größte Mann, da, wo er am meisten ist, und thun vieles zu Ruhmthatswerken, und werden alttertodt, wenn er nicht kommt auf Nordmári in Noreg, oder nordwärts von da in das Land. Das meine ich, sagte Asbjörn, daß ich sei dort nicht näher dem Tode (feigari) als hier. — Du wirst walten über dem, was du meinst, sagt die Völva, und ward ihr da ein Lied auf dem Munde:

Obschon du läßt
Über die breite See
Den Windhengst [4]) rennen,
Und weit dich schlägst;
Nahe wirst liegen
Im Norden vor Mári
Du vom Tod entstellt.
Am besten ist zu schweigen.

Asbjörn reiste, sobald es sein Alter erlaubte, in verschiedene Länder, und lernte so die Sitten anderer Menschen kennen, und ward sehr geschätzt von allen Häuptlingen. Seine Mutter stammte aus Norwegen von Hördaland und Nordmári, gekommen vom Geschlechte Bifru-Kari's; Asbjörn saß lange dort bei seinen Mutterverwandten, sehr geschätzt wegen seiner Künste und Fertigkeiten. Als Ormr Storolfsson im Dreißigsalter, fähret aus Island auf Ozor's Hörzki's (des Hördischen) Schiffe. Özor hatte einen Hof auf Hördaland, und Ormr saß bei ihm den Winter über. Damals war Asbjörn Prudi auf Hördaland. Ormr und Asbjörn kommen oft zusammen, versuchen viele Künste und waren in allen denen gleich, bei denen sie ihre Stärke nicht versuchten, denn da war Ormr viel stärker. Ihre Freundschaft gedieh so, daß sie Fóstbraedhralag (Pflegebrüderbündniß) mit einander schlossen nach alter Sitte, daß Jeder sollte den andern rächen [5]), der, welcher länger lebte [6]), wenn Jener würde waffentodt. Aber im Frühlinge sprach Asbjörn mit Orm, daß er fahren wollte nordwärts auf Mári zu seinen Blutsfreunden Eywind Snak (Schlange) und Bergthor Bestil (Brachse): „es ist mir auch Neugierde (forvitni) darauf," sagte er, „zu wissen, ob sogleich fällt das Leben aus mir, wenn ich dahin komme, wie die arme (elende) Völva sagte." Ormr zeigt sich zu dieser Fahrt bereit, sagt aber: ihm dünke, daß Asbjörn nicht darüber streiten könne, indem zum Gnüge viel der Art Menschen wüßten, als sie gewesen war. Sie fahren nach Mári, und werden von

1) Vergl. P. E. Muller, Sagenbibliothek des nordischen Alterthums. Aus der dänischen Handschrift übersetzt von D. K. Lachmann. S. 195. 2) Über Völvur, weissagekundige Zauberinnen, s. den Art. Orakel bei den Germanen, S. Sect. 4 Th. S. 840—846. 3) d. h. der Bauer Wirwill braucht eigentlich sein Schicksal nicht zu wissen, denn er wird auf seinem Hofe wohnen bis zum Alter, aber gut ist, wenn der junge Mann hört, was ihn betreffen wird, wenn er nach Nordmári in Norwegen kommt.

4) Das Schiff. 5) Blutrache lag den Blutsfreunden ob. Der Blutsfreundschaft gleich wurde aber auch die Pflegebrüderschaft gerechnet. Wer aber nicht des Andern wirklicher Pflegebruder war, aber das Bündniß der Pflegebrüderschaft mit Jemand schloß, mußte dann auch, wie ein wirklicher Blutsfreund oder ein wirklicher Pflegebruder, den Tod dessen rächen, mit dem er Pflegebrüderschaft geschlossen hatte. Mehres s. im Art. Fóstbraedralag. 6) Der Zusatz ist nicht müßig. Die Fostbraedir unternahmen gewöhnlich gemeinschaftliche Raubfahrten, hatten sie ein unglückliches Treffen, und fiel ein Fóstbrodir, so fiel gewöhnlich der andere auch, indem er den Kampf nicht aufgab, um seinen Fóstbrodir auf der Stelle zu rächen. Der Verfasser der Orm's Saga berücksichtigt aber durch seinen Zusatz schon den Fall, daß Asbjörn erschlagen ward, als sein Fostbrodir nicht bei ihm war.

Digitized by Google

Eywind und Bergthor allwohl aufgenommen, denn diese sind Asbjörn's Geschwisterkinder (syskina synir, consobrini). Dieses war in der letzten Zeit des Jarls Hakon von Hladir. In Mári erfährt Asbjörn, daß zwei Eylande lagen nördlich vor dem Lande, und jedes hieß Sandhey (Schafeyland) und über das äußere Eyland herrschte der Riese (jötun), der Brusi hieß. Er war ein großes Tröll (schädliches zaubermächtiges Wesen) und Menschenesser (mann-aeta), und die Menschen glaubten, daß er niemals würde von menschlichen Männern (af mennskum mönnum) überwunden werden, so viele auch wären. Aber mit seiner Mutter war noch mislichee umzugehen, denn das war eine kohlschwarze Katze, und so groß, wie die Opferrinder (blótnaut) am größten werden; keine Vortheile hatten die Menschen vom Lande aus keinem der Eylande vor diesen schädlichen Wesen (fyrir thessum meinvaettum) [7]). Asbjörn hatte Lust zu fahren zu den Eylanden, aber Ormr rieth von der Fahrt ab. Sie segelten im Sommer nach Dänemark, und saßen den Winter über bei Wirwill. Im Frühlinge fuhren sie mit fünf Schiffen auf Heerung (í hernat) und weit durch die Eylande, und hatten Sieg und Vortheil, wohin sie kamen. Da wurden keine andern Männer berühmter in der Wiking (Raubfahrt) als sie. Als der Sommer vorgerückt war, heerten sie in Gautland (Götaland in Schweden). Hier herrschte der Jarl Herröör. Sie hatten viele Schlachten und erlangten die Gewalt über das Land, und saßen dort den dritten Winter. Als sie einst tranken, da sang Asbjörn eine Weise (im Drottmält) dieses Inhalts. Mir sagte (die Völva) auf Seid [8]), und sang um das lange, daß ich mit todtnahem Fuße (á seigum faeti) führe nordwärts auf Mári. Nichts wußte die Völva. Sein werde ich noch bei Menschen froh in Gautaveald (dem Reiche der Gautar). Sehr schmal werden ihre Weissagungen (spár). Im Frühlinge fuhren Ormr und Asbjörn nach Dänemark, und dann nach Norwegen, und waren dort den vierten Winter bei Özör Hörzki. Im Frühlinge wollte Asbjörn auf Heerung, und Ormr nach Island, und sie schieden sich, doch in Freundschaft. Ormr segelt mit Özör Hörzki nach Island, hört die Zeitungen, daß der Greis Storolfr, sein Vater, war gestorben in seinen und Dusthak's Händeln [9]). Er war da wenigen Menschen harmtodt (d. h. wenig Menschen trauerten um seinen Tod). Da fuhr Ormr heim auf Storolfshwol, setzte dort Bú (Bau, d. h. landwirthschaftliche Haushaltung) zusammen, und wohnte dort lange, nachdem er gerächt hatte Storolf, seinen Vater, nachdem, wie gesagt wird in der Skrá der Isländer (í Islendinga skrá, in der kurzen Schrift von den Isländern). Kurz darauf, als Ormr und Asbjörn sich geschieden hatten, gelüstete es Asbjörn nordwärts in die Saudeyar (Schafeylande). Er fähret dahin mit 23 Mann und legt an das äußere Saudey an, und sie schlagen ihr Zelt auf. Am Morgen darauf geht Asbjörn bewaffnet in das Land hinauf. Während seiner Abwesenheit kommt in die Zelthüre eine fürchterliche kohlschwarze Katze. Feuer scheint aus ihren Nasenlöchern und ihrem Munde zu brennen. Die Katze ergreift Einen nach dem Andern und zerreißt zu Tode mit Klauen und Zähnen 20 Mann. Drei entkamen auf das Schiff und fuhren hinweg. Asbjörn gelangt in die Höhle Brusi's. Es wird ihm schwarz vor den Augen, er wird in die Luft geschwungen und hart niedergeschlagen. Er bemerkt den Jötun (Riesen) Brusi. Dieser kündigt ihm an, daß er hier das Leben lassen solle mit so großen Harmqualen, daß das Andere abhalten solle, ihn heimzusuchen mit Unfrieden. Der Riese entkleidet ihn. Asbjörn sieht einen großen Balken quer durch die Höhle gehen, und ein großes Loch mitten in dem Balken. Eine große Eisensäule stand nicht weit vor dem Balken. Der Riese sagt, nun solle das geprüft werden, ob Asbjörn etwas Häreres (Tapferes) vermöchte, als andere Menschen. Asbjörn thut eine passende Antwort, und singt dann diese Weise: Niemand mag seiner Kunst vertrauen, niemals ist er so stark noch groß im Gemüthe. So gebricht jedem an der Todestagzeit Herz und Kraft, wenn das Heil (Glück) aufhört. Hierauf öffnete Brusi den Unterleib an Asbjörn und erfaßte das Ende seiner Därme, und band es um die Eisensäule, und führte Asbjörn im Kreise herum, und seine Gedärme wickelten sich so bis zum Ende heraus. Da sang Asbjörn diese Weisen in der gleichen Zeit:

Gesagt wird das meiner Mutter,
Sie wird dem Sohne nicht kämmen
Die begraste Scholl [10]) im Sommer
Die Schwanweiße in Danmörk.
Ich hatte ihr verheißen,
Daß ich heimkommen würde;
Nun wird auf des Sennigen [11]) Seite
Des Schwerts Schneide gezogen werden.

Dieses ist die erste Strophe von Asbjörn's Schwanengesang im Drottmält, den die Orm's Saga ganz enthält. Es folgen nach den von uns hier mitgetheilten sieben Strophen, von denen jede als erste Zeile hat: Annat var thá er inni, anderes war damals, als — (ich) erzähle (es); dann wird gesungen, wie es anders war, so in der zweiten Strophe: Anderes war damals, als — (ich) erzähl' (es) wir hierfroh saßen, und auf Schnellschiffen (á fleyskipi) fuhren den Fjöed von Hördaland: (wie) tranken Meth, und sprachen viele Worte zusammen voedem. Nun bin

7) Über die meinvaettir s. den Art Ovaettir 8) Die wichtigste wirksamste Art Zauberei s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis übersetzt und erläutert. 1. Bd. S. 23. 24. 34—44. 65. 87. 227. 226. 2. Bd. S. 307. 308. 9) Wie diese Händel Storolf's Tod herbeiführen, läßt sich aus der Landnáma-bók schließen, welche Stelle wir weiter unten betrachten werden.

10) Svardharláth. *Svördhr*, (Genitiv *svardhar*) terra viridis, graminosa, cespes; *láth*, solum fertile, terra graminosa, fruchtbare, grasbewachsene Erde. Unter dem svarudharláth verstehen die Übersetzer des Todesgesanges Asbjörn's das Haupt, und daß vom Kämmen die Rede ist, muß diese Auslegungsart als die richtige erscheinen lassen. Doch ist dann das á sumri, im Sommer, müßig. Unter der fruchtbaren Erde des grünen Rasen kann aber auch der Grabhügel verstanden werden, und kemba (kämmen) stände dann dichterisch für in Ordnung halten, und der Sinn wäre: Meine Mutter wird im Sommer meinen Grabhügel nicht zierlich halten, d. h. ich werde keinen Grabhügel haben. 11) Segg á sidhu in prosaischer Wortstellung á segg-sidhu; Nom. seggr, dichterische Bezeichnung für Mann, worauf die Übersetzung segge durch Senniger beruht, s bei F. Wachter, Snorri Sturluson's Weltkreis. 1. Bd. S. 13.

ich allein in die gedrungenen Engen der Riesen gegangen. In der dritten Strophe singt er, wie Storolf's Sohn und er mit den Langschiffen an den Eyrasund legten, in der vierten, wie Ormr in Hilldur's Sturme (der Schlacht) auf Geitir's Rosse (dem Schiffe) manche Leiche dem Wolfe gab, in der fünften, wie er der Schar Hiebe reichte mit der scharfen Zunge Herjan's (Odhin's, d. h. mit dem Schwerte) südwärts in den Scharen der Elf (Gotalf), und Ormr oft schoß, und am meisten Midjung's tapfere Schwäger (oder Söhne magár) lagen, in der sechsten und siebenten, wie anderes war damals, als sie alle zusammen waren und auf der See fuhren, und macht dabei 22 Männer namhaft (also mit Orm und Asbiörn 24), in der achten, wie es damals anders gewesen, als sie sich beim Ziehen des Schwertes allwenig sparten, und wie Ormr immer ihr Anführer war, und das Lied schließt mit dieser Strophe:

Ormr würde
Unschön [12]) werden,
Wenn er auf diese Qual
Könnte schauen,
Und grimmigtich
Vergelten dem Thussen [13])
Unsre Behandlung
Gewiß, wenn er nahte.

Das Lied, welches im Ganzen aus 19 Strophen besteht, hat davon sieben Strophen mit Stef oder Kehrzeilen, und es ist eine Drapa. Aber das Drottmált ist nicht regelmäßig durchgeführt, indem die sechste, siebente und neunte in jeder Zeile nur zwei Hebungen, und die übrigen Strophen drei Hebungen haben. Auch in den Strophen von drei Hebungen sind die halben und ganzen Anreime [14]) nicht regelmäßig durchgeführt. Nach Mittheilung des Liedes bemerkt die Orm's Saga: Hierauf ließ Asbiörn sein Leben mit großem Muthe und Heldenschaft. Die drei Männer, welche den Klauen der schwarzen Katze entgangen waren, sagten aus, daß sie meinten Asbiörn würde todt sein, und fuhren mit Kaufleuten nach Dänemark. Nun wurden diese Zeitungen weit gehört und dünkten groß. Damals war geworden Häuptlingewechsel, Jarl Hakon todt, aber Olaf Tryggvason in das Land gekommen, und gebot Allen rechten Glauben [15]). Ormr Storolfsson hörte in Island die Fahrt und den Tod Asbiörn's, und er deuchte ihm großer Schade. Es gefiel ihm da nicht länger auf Island, und er fuhr nach Norwegen, und saß den Winter über in Thrandheim. Damals hatte Olaf drei Winter über Norwegen geherrscht. Im Frühlinge fuhr Ormr mit so viel Mann als Asbiörn (also mit 23) nach Saudey. Sie lagen die Nacht in dem Zelte, das sie auf dem kleinern Saudey aufschlugen. Die Saga bemerkt, nachdem sie dieses erzählt: Das sagen die Menschen, daß Ormr wäre peimsignirt (primsignadr, prima signatione initiatus) in Dänemark, und habe gechristnet sich auf Island. Die Bemerkung ist der Schlüssel zu der Saga. Asbiörn, der kein Christ war, konnte die beiden Tröll nicht besiegen, auch kann es Ormr durch seine Stärke nicht, sondeen nur durch sein Christsein. Um dieses desto besser hervorzuheben, muß Ormr auch blos einhamr sein. Eine Saga in echt heidnischem Geiste hätte die Tröll besiegen lassen durch einen, der wie Orm's Vater hamramr (durch Annehmung anderer Gestalt) stark war. Als Ormr eingeschlafen war, sah er (im Traume) ein großes, rasches, schönes Weib in das Zelt gehen, und Stätte bei Orm's Lager nehmen. Der Inhalt ihrer an Ormr gerichteten Worte ist dieser. Sie heißt Menglödh, ist Tochter Osolans von Norden aus Osolansfiörd, und dem Vater nach Geschwisterkind mit Brusi, aber sie hatte eine menschliche Mutter (menniska módhur), aber seine Mutter ist die kohlschwarze Katze, die bei ihm dort in der Höhle ist. Obgleich Menglödh und Brusi verwandt sind, sind sie doch nicht einander an Gemüthsart gleich. Er beherrscht das äußere Eyland, und das ist sichtbar besser. Er gewährt ihe schwere Nachbarschaft, sodaß sie denkt, sie werde davon gehen müssen. Sie weiß Orm's Gewerbe, daß er seinen Fostbrodir Asbiörn rächen will. Sie hebt auch die ganze Saga an, und sagt vom Lebenslasse Asbiörn's, und sang so alle die Weisen, die er gesungen hatte. Der Sagenerzähler bemerkt dieses, um der Frage zu begegnen, wie man habe Asbiörn's Todesart und sein Schwanenlied wissen können, da Niemand sonst dieses wissen konnte, als Brusi und seine Verwandten, mit denen aber keine menschliche Person Umgang haben konnte. Menglödh dünkt sich nicht vorauszusehen, was mehr vermöge, die Tröllschaft (tröllskapr) Brusi's und seiner Mutter, oder Orm's Glück (hamingia). Doch fürchtet Brusi keinen Menschen, außer Ormen allein. Daher hat er Gegenvorkehrung getroffen, wenn Orm dahin käme. Er hat einen solchen Felsen in die Thüre der Höhle gebracht, daß nichts in die Höhle zu kommen vermag, so lange der Felsen dort steht. Ungeachtet Ormr stark ist, so hat er doch keine Stärke gegen Brusi, noch auch den Felsen hinwegzubringen. Menglödh gibt ihm daher Handschuhe, und ihnen folgt die Natur (náttúra) [16]), daß dem niemals Mangel an Kraft wird, der sie an den Händen hat. Überwindet Ormr Brusi'n, so soll Ersterer Menglödh'en Saudey in die Gewalt geben. Menglödh wird Orm'en beistehen, da er ihr theuer ist, doch werden sie einander nicht genießen aus Ursache des Glaubens Orm's (dieser ist nämlich ein Christ, und daher werden Menglödh und Asbiörn sich scheuen, einander zu umarmen). Das Weib verschwindet. Ormr erwacht, und die Handschuhe (Glófinar) sind dort, und er erinnerte sich aller Weisen (des ganzen letzten Liedes Asbiörn's). Ormr schifft zu dem Eylande [17]), und geht an das Land empor, kommt zur Höhle, zieht die Handschuhe an, die er von Menglödh erhalten hat, und beingt den Felsen aus der Thür fort und dünkt sich da den größten

12) Ófrinn, unschön, unfreundlich, d. h. er würde die Stirn runzeln. 13) Riesen. 14) S. über dieselben F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 2. Bd. S. VI—XXIII. 15) S. das Nähere hierüber bei demf. 2. Bd. S. 276—292, 294—318.

16) Dieser Ausdruck ist aus dem Lateinischen in die isländische Sprache übergegangen und findet sich im ältesten Nordisch, das auf uns gekommen, nicht. 17) Nämlich von dem kleinern zu dem größern Saudey. Asbiörn war unvorsichtiger sogleich auf dem größern Eyland gelandet, wo Brusi und seine Mutter wohnten.

Kraftverſuch gezeigt zu haben. Als er in die Höhle hineingekommen iſt, legt er ein Málajárn [18]) (ferrum characteribus notatum) in die Thüre. Er ſchießt drei Pfeile auf die Katze. Aber dieſe fängt ſie mit dem Maule auf und beißet ſie entzwei, ſchlägt ihre Klauen in Ormr bis auf die Knochen, und will ihn ins Antlitz beißen. Ormr verzweifelt an ſeiner Rettung, und verheißt Gotte ſelbſt und dem heiligen Petrus dem Apoſtel nach Rom zu gehen, wenn er die Katze und ihren Sohn Bruſi überwinde. Hierauf findet Ormr, daß die Kraft der Katze ſich mindert, und zerbricht ihr das Rückgrath. Als Ormr ſich dem großen Balken genähert, der quer durch die Höhle geht, kommt ein dickes und langes ſpitziges Eiſen durch den Balken [19]) heraus. Ormr biegt aber den eiſernen Spieß ſeitwärts, ſodaß er feſt im Balken hängt, und Bruſi ihn nicht zurückziehen kann. Bruſi wundert ſich, ſieht über den Balken. Ormr faßt Bruſi's Bart, wickelt ihn um ſeine Hand, und reißt dem Rieſen die ganze Bartſtätte, das Kinn, die beiden Kinnbacken und die Wangenfüllen bis zu den Ohren aus, ſodaß hier das Fleiſch bis zu den Gebeinen herabgeht. Ormr ſpringt über den Balken, und die beiden ringen, bis Storolf's Sohn den Rieſen an den Balken drängt, und ihm den Rücken zerbricht. Der Rieſe bemerkt, wie ſein Geiſt ihm ſogleich geſagt, als von Ormr er gehört, daß dieſer ihm werde zu ſchaffen machen, Ormr werde ihm nun das Haupt abhauen, doch habe er Asbjörn ſehr gepeinigt, da er aus ihm alle Därme gewickelt, doch habe er ſich nicht ergeben, bevor er geſtorben. Ormr antwortet, daß Bruſi es ſpüren werde, daß er einen ſo gleichtapfern Mann gepeinigt, zieht den Sax (das kurze Schwert, den Dolch) und ritzt den Blutadler (blodörn) [20]) auf dem Rücken ihm, und ſchneidet alle Rippen von dem Rückgrate, und zieht dort heraus die Lunge. So ließ Bruſi ſein Leben mit kleiner Heldenſchaft. Ormr verbrennt beide Bruſi'n und die Katze zu Aſche (wol aus keinem andern Grunde, als daß ſie nicht noch nach ihrem Tode ſchaden ſollen. Vergl. den Art. Olafr Geirſtadaalfr Nr. 1 hier in dieſen Nachträgen). Ormr nimmt aus der Höhle zwei Kiſten Gold und Silber mit ſich fort. Das übrige Geldeswerthe, ſowie auch die Eylande, gibt er in die Gewalt Menglödh's, und ſie ſchieden mit großer Freundſchaft. Ormr bringt den Winter darauf in Theandheim zu. Im Sommer tritt er ſeine Romfahrt an, und ſie verläuft gut. Von Süden kommt er nach Dänemark im Herbſte nach der Schlacht von Svöldr [21]), fuhr nach Norwegen zum Jarl Eirik und überwintert bei ihm auf Hladir. Bei einem Geſpräche über die Schlacht von Svöldr äußert Ormr, daß der lange Orme (Schlange, wie Olaf Tryggvaſon's Schiff hieß) würde langſamer überwunden worden ſein, wenn er bei den andern Kämpen des Königs geweſen wäre. Dieſes ward dem Jarl hinterbracht. Der Jarl fodert Orm'en zu dem Verſuche auf, daß er allein auf dem Schiffe ſein und ihn 15 Skeidar (lange Schnellſchiffe) angreifen ſollten. So wird gethan. Ormr hat keine Waffen als einen dicken, 13 Ellen langen Hebebaum [22]). Aber ſo wird geſagt, drückt ſich die Orm's Saga aus, daß in kurzer Zeit Ormr hätte geſchlagen ſieben Skeidar in die Tiefe, geätmt und zerbrochen. Hierauf bat der Jarl, daß 60 Mannen Orm'en auf weitem Felde angreifen ſollten. Ormr hatte keine Waffe als den Hebebaum, ſchwang aber dieſen ſo im Kreiſe um ſich herum, daß ihm Niemand näher zu kommen wagte. Zu einer andern Zeit beſuchte Ormr ſeine Bekanntſchaft, auf dem Wege kam er nach Gimſar, und Einar war daheim, aber in der Kirche, aber ſein Bogen außen vor der Kirchthüre. Ormr legte einen Pfeil auf den Strang, und zog ihn die Spitze (in das Horn) vor, und ließ ſo den Pfeil in dem Bogen ſtehen. Jarl Eirik reiſte zu Schmäuſen oſtwärts durch die Wik. Ormr war bei ihm. Sie kamen dahin, wo der lange Orme (Schlange, Olaf Tryggvaſon's Schiff) aufgehauen war. Dort lag der Segelbaum (Maſtbaum). Der Jarl bat die Mannen, zu prüfen, wie viele bedurften darunter zu gehen, bevor er geachſelt (auf die Schultern gehoben) würde. Orm'en ordnete er unter die Mitte des Baumes; 60 Mann faßten den Baum, hierauf bat der Jarl ſeine Mannen, ſich hinwegzuziehen an jedem Ende. So ward gethan, bis Ormr allein unter dem Baume ſtand. Da ging er mit ihm drei Fuß, und legte ihn hierauf nieder. Die Menſchen ſagen, daß Ormr würde ausgebrauſet (ſeine Kräfte verloren) haben [23]) ſeitdem und zuvor. Er war bei dem Jarl einige Winter, fuhr hierauf hinaus nach Island, und ſetzte ſich in das Bú (die landwirthſchaftliche Haushaltung) zu Storolfshwol, und dünkte immer der größte Mann, und ward altertodt, und hielt wohl ſeinen Glauben. Die Saga iſt voll unglaublicher Begebenheiten. Man hält ſie deshalb und aus andern Gründen für ein Erzeugniß des 14. Jahrh. [24]). Doch ſind geſchichtliche Perſonen nicht nur Hängr, ſondern auch Storolf und ſein Sohn Orm. Doch erzählt Islands Landnamabok nur dieſes. Duſthakr in Duſthaksholt war der Freigelaſſene der Brüder Hildir und Hallgeir. Er war ſehr hüllenſtark (d. h. übernatürlich ſtark) [25]). Auch ſo war Storolfr Hängsſon, er wohnte damals zu Hwal. Damals ſtritten ſie um Weiden. Das

18) Über die Zauberkraft des Málajarn vergl. die Hervararsaga. Die Bedeutungen des Wortes Mál hat geſammelt und betrachtet *Rafn*. Krakas Maal. (Kopenh. 1818) p. 91—95, und hierzu noch Egilsſon in den Anmerkungen zu ſeiner Überſetzung der Orm's Saga in den Scripta historica Islandorum Vol. III. p. 218, die Stellen aus der Heimskringla und andern Sögor geſammelt, wo málaspiót vorkommt. 19) Der Sazenerzähler hat ſchon früher bemerkt, Cap. 7. S. 217, wo er erzählt, was Asbjörn in der Höhle des Rieſen ſieht, daß mitten in dem Balken ein großes Loch iſt. 20) Über das Schneiden des blutigen Adlers ſ. F. Wachter, Snorri Sturleſon's Weltkreis. 1. Bd. S. 216. 21) Im J. 1000, in welcher Schlacht König Olaf Tryggvaſon ſein Leben ließ.

22) Berlings ás, wörtlich Trägelingsbalken, Trägelingsſtange. Vergl. das ſchwediſche Barling, vectis, quo aliquid portatur, und Balling in Lex Dan. ed curante Societate. T. I. (Havn. 1793.) 23) Muni valla samr odhit hafa, würde wattſam geworden ſein; von (ek) vall, ich walle, walle heraus, koche verkoche, brauſe auf. 24) So P. E. Müller, Sagenbibliothek des ſkandinaviſchen Alterthums. Aus der däniſchen Handſchrift überſetzt von D. K. Lachmann. (Berlin 1816.) S. 262, in der däniſchen Ausgabe 1. Th. S. 353, 354. 25) Hamramr miök, wörtlich hemden-

Digitized by Google

sahen Menschen, welche Geister sehen konnten [26]), nahe um den Abend, beim Sinken des Tages, daß ein großer Bär ging von Hwal, aber ein Stier von Dufthakeholt, und trafen sich auf Storolfsoöllr, und gingen zornig sich an, aber der Bär vermochte mehr. Am Morgen ward das gesehen, daß ein Thal war dort zurück, wo sie sich getroffen hatten, als wenn wäre umgewendet die Erde, und heißt es nun Öldugröf. Sie waren beide nieder und lagen im Bette. Weiter wird in Islands Landnamabok gesagt: Storolfr war der dritte Sohn Hángs, seine Kinder waren die: Orm der Starke (Ormr hinn Sterki) ꝛc. Es wird dann weiter Storolf's Nachkommenschaft aufgeführt. Zur Frau hatte Orm der Starke Thorun, die Tochter Thorkell's Bundinfoti's, der auf Háng's Rath das Land um den Berg Thrihyrning in Besitz genommen, und auch wie Storolf sehr hüllenstark (hamramr miök) war [27]). Aus allen diesen läßt sich schließen, daß wenn auch die letzte Gestaltung und Erweiterung der Orm's Saga aus dem 14. Jahrh herrührt, doch die Grundlage älter ist. Denn daraus, daß die Islands Landnamabok Orm'en blos den Beinamen des Starken gibt, und nicht erzählt, wodurch er ihn erhalten, läßt sich nicht schließen, daß zur Zeit ihrer Abfassung keine Sage von Orm dem Starken vorhanden gewesen, denn sie will ja nicht alle Sagen erzählen, und hat meistentheils nur die Besitznehmer Islands und ihre Söhne im Auge, und gibt von ihren übrigen Nachkommen selten mehr als die bloßen Namen. Aber daß die Orm's Saga dennoch, obgleich sie auf ältern Sagen zu ruhen scheint, mehr die Absicht hat, eine wundervolle Erzählung, als eine wirkliche Lebensbeschreibung zu liefern, geht daraus hervor, daß sie nicht erwähnt, daß Orm Thorun zur Frau gehabt. Eingewebte Lieder sind in den meisten Sögor von der größten Wichtigkeit, weil sie gewöhnlich älter und unwandelbarer als die Saga waren, und zur Beglaubigung [28]) von deren Inhalt dienten. Aber Asbjörn's Prudi's Todtengesang ist nach Arne Magnäus' Meinung schwerlich älter als die Saga selbst [29]). Wir können dieses nur von ihrer jetzigen Gestaltung verstehen. Orme der Starke wird schwerlich bei seinen sagenliebenden Landsleuten ohne Saga geblieben sein. Nicht blos in der Orm's Saga, und in der Landnamabok wird er Ormr der Starke genannt, sondern auch in der Egil's Saga [30]). Sie erzählt S. 98—100 die Geschichte Háng's, und sagt dann: Storolfr hieß der Sohn Háng's; er hatte den Hügel (hvalinn) und Storólfsvöll (Storolf's Feld). Sein Sohn war Ormr der Starke. Die Orm's Saga, wie wir sie jetzt haben, will aber nicht Orm's ganze Geschichte erzählen, sondern nur die Proben seiner Stärke, und hört dann auf, wo die Kraft Orm's geschwunden. Ja! sie erzählt nicht einmal umständlich, wie Ormr seinen Vater an Dufthak gerächt, sondern verweiset dabei auf die Islendinga-Skrá. Es läßt sich hieraus schließen, daß Ormr bei Vollführung dieser Rache keinen Beweis seiner außerordentlichen Stärke zu geben hatte, oder auch, daß dem Verfasser der letzten Gestaltung der Orm's Saga die umständliche Darstellung jener Vollführung der Vaterrache seinem Zwecke nicht gemäß war. Er liebt Orm's Vater nicht, weil dieser hramhamr und kein Christ war. In der ursprünglichen Orm's Saga war dieser auch sicher hramhamr, da er von einem Vater stammte, der dieses war, sowie Storolf's Urgroßvater von mütterlicher Seite als ein Halbtröll gegolten hatte. Da aber der Verfasser der neuen Gestaltung nicht Zauberstärke durch größere Zauberstärke besiegt wissen wollte, sondern durch die Macht des Christenglaubens, so darf Ormr nicht, wie sein Vater hramhamr, sondern muß einhamr sein. Auch andere Gründe sind, warum wir eine ursprüngliche Orm's Saga annehmen. Ormr erhält von Menglödh Handschuhe (glófar), die so beschaffen waren, daß, wer sie an den Händen hatte, niemals Mangel an Kraft empfand. Diese Handschuhe waren also auch zur Besiegung der schwarzen Katze hinreichend, und Ormr hatte eigentlich kein christliches Gelübde nöthig. Menglödh sagt zu Ormr: Würde das so, daß du überwindest Brusi'n, da wollte ich, daß du gibst Saudey in die Gewalt mir, aber ich werde eher sein dir im Gesinde (i sinni, in deinem Gefolge, zu deinem Beistande), indem du mir bist wohl in Gunst, obschon wie können nicht genießen uns aus Ursachen deines Glaubens. Wie kommt Menglödh dazu, dieses dem schlafenden Orm zu sagen, der ihr keinen Antrag macht? Nach unserer Meinung nicht anders, als dadurch: In der ursprünglichen Saga erschien Menglödh Orm'en nicht blos im Traume, sondern sie kam zu ihm, oder er zu ihr, als er auf dem mindern Saudey gelandet war. Hier trat er mit der schönen stattlich gekleideten Menglödh in das Verhältniß, in welches Othin sich mit der Gunnlöd und Helgi Thorisfonar mit der Ingibiörg setzte. Diese Riesentöchter waren dankbar, Othin erhielt von Gunnlöd den Dichtermeth [31]), Helgi Thorisfonar von Ingibiörg zwei Kisten Gold [32]) und Silber und Ormr von Menglödh die zauberkräftigen Handschuhe. Aber der Verfasser der neuen Gestaltung konnte, da er Orm'en christlich halten wollte, sein und Menglödh's Liebesverhältniß nicht brauchen, läßt daher Menglödh'en Orm'en blos im Traume erscheinen, und widerlegt zugleich auf jene feine Weise die Sage, als habe Menglödh Orm'en aus Dankbarkeit für seine Liebeserzeigung beigestanden, indem er Menglödh'en als Hinderniß dieses in den Mund legt, daß Ormr ein Christ sei. Da sie außer den Handschuhen auch noch verheißt ihm beizustehen, so läßt sich schließen, daß sie nach der ursprünglichen Saga ihm auch wirklich Beistand ge-

---

stark, nämlich einer der stark ist, indem er durch Zauberei eine Thierhülle oder andere Hülle, einen Ham (Nominat. hamr) annimmt.

26) Ófreskir menn, das wichtige Wort ófreskr haben wir im Artikel Ovaettir erklärt. 27) Islands Landnámabók, kopenhagener Ausgabe S. 330, 334, 338. 28) s. F. Wachter, Snorri Sturleson's Weltkreis. 1. Bd. S. 10. 2. Bd. S. III—IV, 276, 277. 29) s. Suhm, Historie af Danmark. 3. Th. S. 294. 30) S. 101 der kopenhagener Ausgabe von 1809. Über die Egil's Saga s. den Art.

31) S den Art Othin. 3. Sect. 7. Bd. 32) S. Thättr Helga Thorissonar in den Fornmanna-Sögur 3. Th. S. 156. Particula de Helgio, Thoreris filio, Scripta historica Islandorum. Vol. III. p. 139.

leiſtet, und namentlich aus den Klauen der Zauberkatze ihn habe retten helfen. Die Worte, welche Menglödh an den träumenden Orm richtet, ſprach ſie, wie ſich ſchließen läßt, in der urſprünglichen Saga zu dem wachenden Helden. Die Liederſtellen hat der Verfaſſer der letzten Geſtaltung der Orm's Saga ſchwerlich ſelbſt verfaßt. So ſagt Asbjörn in der Weiſe Cap. 6. S. 215: **Sagdhi mèr á seidhi**, ſagt mir auf Seidh. Aber die Völva weiſſaget in der Saga in jetziger Geſtalt ohne Anwendung des Seidhs. Man müßte denn ſich durch die Annahme zu helfen ſuchen, seidhr ſtehe hier für Zauberei und Weiſſage überhaupt. Doch ſchließen wir ſicherer, nach der urſprünglichen Orm's Saga habe eine erzürnte Seidhkona dem Asbjörn wirklich jenes Schickſal angezaubert. Auch Asbjörn's Schwanenlied kann recht gut aus dem 13. Jahrh., wenn nicht aus dem 12. ſein. Dieſes Lied, ſowie die übrigen Strophen, und die Saga mit ihnen ſind gedruckt, und letztere betitelt Thattur [33]) **Orms Storolfs sonar** im Anhange zum 2. Bd. der **Saga thess Halofiega Herra Olafs Tryggvasonar Noregs Kongs.** (Skaltholt 1690 in 4.) S. 5—34, und in der Ausgabe der großen Olaf's Saga Tryggvaſonar in den von der königlichen Geſellſchaft für nordiſche Alterthumskunde herausgegebenen **Fornmanna-Sögur.** 3. Bd. S. 204—228, und Däniſch überſetzt von Raſn im 3. Bd. der **Oldnordiske Sagaer** und lateiniſch von Biörn Egilsſon im **Vol. III.** der **Scripta historica Islandorum.** p. 201—228 [34]). (*Ferdinand Wachter.*)

ORNITHICHNITES (Paläozoologie), (von Ὄρνις und ἴχνος = Vogelfährte), nennt Hitchcock *) die von ihm größtentheils entdeckten und wenigſtens zuerſt beſchriebenen Eindrücke von Vögelfußtapfen. Da dergleichen anderwärts noch nicht beobachtet worden, ſo müſſen wir uns faſt beſchränken, einen Auszug aus ſeiner Abhandlung zu geben.

A. **Gebirgsart.** Alle fünf bis jetzt bekannten Fundorte liegen im Connecticut-Thale in Maſſachuſetts, und zwar im Gebiete des New red Sandſtone, zum Theile weit aus einander. Sie ſind a) ein Bruch nicht eine halbe engl. Meile von genanntem Fluſſe und nicht 100′ über ſeinem Spiegel, unter welchen die Schichten mit 5° öſtlich einſchießen, im ſüdweſtlichen Theile von Montague; b) ein anderes zu Horſe Race bei der Stadt Gill am nördlichen Ufer des Fluſſes, drei Meilen über den Turners-Fällen, 8—9 Meilen nördlich vom vorigen; die Schichten fallen mit 30° ſüdlich unter das Flußbette ein; c) ein Bruch an der Oſtſeite des Mount-Tom im ſüdöſtlichen Theile der Stadt Northampton, über 30 Meilen ſüdlich von vorigem; der Schichtenfall iſt unter einem Winkel von 10° oſtwärts, und die Eindrücke finden ſich theils in einem röthlichen, glimmerreichen Sandſteinſchiefer (dem red marl der Geologen?), theils in einem grauen glimmerigen Sandſteine, theils endlich in einem ſehr harten thonigen Sandſteine, welche Geſteins-Varietäten alle in unregelmäßiger Wechſellagerung mit einander begriffen ſind; d) ein harter grauer Schiefer aus dem Canale in Süd-Hadley, welche Grafſchaft an der Oſtſeite des Connecticut dem Mount-Tom gegenüber liegt; e) ein grober Gritſtein am Mount-Holyoke im nördlichen Theile von Süd Hadley. Wahrſcheinlich werden in der Folge noch viele Entdeckungen der Art auch an andern Fundorten gemacht werden, da derſelbe New red Sandſtone (Kohlenſandſtein, rothes Todtliegendes) eine ununterbrochene Erſtreckung von 60—70 Meilen ſüdwärts vom Tomberge beſitzt, und von New Haven aus über 100 Meilen weit längs dem Connecticut bis zur Nordgrenze von Maſſachuſetts mit einer Breitenausdehnung von 8—24 Meilen fortſetzt. Sein herrſchendes Fallen iſt unter einem Winkel von 5—30° öſtlich, ſodaß ſeine älteſten Schichten nur längs der Weſtſeite des Thales zu Tage kommen, von einigen Geologen jedoch als Old red Sandſtone angeſprochen werden. Die Fußſpuren aber kommen nur in den jüngſten Gliedern der Formation, 600—700 Fuß unter ihrer oberſten Grenze, vor, welche Glieder aus mannichfaltigen Wechſellagerungen von ſchieferigen Sandſteinen, rothem und grauem Conglomerat-Sandſteine, ſehr groben Conglomeraten, Schiefern, rothen Mergeln und Stinkkalk beſtehen, und von Grünſandſtein und jungen Tertiärbildungen überlagert werden. Dieſe würden der geognoſtiſchen Beſtimmung zwar einen weiten Spielraum geſtatten, aber nicht nur ſprechen die lithologiſche Beſchaffenheit des Geſteines, ſondern auch die organiſchen Einſchlüſſe für die angeführte Beſtimmung des Verfaſſers. In erſterer Rückſicht iſt der Mineralgehalt der Formation an Gyps und Kupfer anzuführen, obſchon das Steinſalz in dieſer Gegend mangelt. Die organiſchen Foſſilreſte aber beſtehen, außer einer coloſſalen Gorgonia (G. Jacksoni *H.*) von 4′ Breite und über 18′ Länge zu Weſt Springfield, hauptſächlich in Fiſchabdrücken aus dem Geſchlechte **Palaeothrissum**, wie in Teutſchland, Frankreich und England, welche in Sunderland ſogar nur eine Meile von einer der reichſten Fundſtellen der Vogelſpuren und in der Fortſetzung der nämlichen Geſteinsſchichten gefunden werden, welche auch dieſe einſchließen. Wir ſind in Anführung der Thatſachen, welche das hohe geologiſche Alter dieſer Eindrücke außer Zweifel ſetzen, ausführlich geweſen, weil bis jetzt keinerlei unzweifelhafte Vogelreſte tiefer als in tertiären Bildungen bekannt geworden waren, und daher manche Zweifel über das Alter des Geſteines erhoben werden dürften.

B. **Beziehungen zwiſchen den Eindrücken und dem Geſteine.** Sämmtliche Fußſpuren ſind von Oben concav in dem Geſteine, beſchränken ſich aber, einzeln betrachtet, nicht auf eine einfache Geſteinsfläche; ſondern, da der Sandſtein mehr oder weniger dünnſchieferig iſt, ſo iſt auch jeder Eindruck gleich Anfangs in mehren

---

33) Abtheilung, Abſchnitt; nämlich, weil ſie in die zweite Recenſion der gr. Olaf's Saga Tryggvaſonar mit aufgenommen iſt, doch hat ſie mit Olaf's Geſchichte nur einen loſen Zuſammenhang und iſt als eine eigene beſondere Saga für ſich zu betrachten. 34) Herausgegeben und überſetzt iſt die Orm's Saga nach dem Flateyer Codex und neun andern Handſchriften. S. das Nähere hierüber im 3. Bande der Fornmanna-Sögur S. 8 und im 1. Theile der Scr. hist. Isl. p. XXII.

*) *Hitchcock Silliman's* American Journal of Science 1836. XXIX. p. 307—340, mit drei Tafeln.

unter einander liegenden Schiefern bemerkbar geworden, und haben auch die später darüber gelagerten Schiefer wieder den Eindruck nachgeahmt, indem sie den Vertiefungen der Fläche folgten, auf die sie sich absetzten. Je weiter sich aber die Schiefer über oder unter der ursprünglichen Oberfläche entfernen, desto flacher, undeutlicher begrenzt und kleiner werden sie, indem zuletzt, in einer Entfernung von 2 bis 4 Zollen, nur noch die tiefsten Stellen des jedesmaligen Eindruckes angedeutet bleiben. Doch lassen sich diese Andeutungen durch eine größere Dicke von Gesteinsschiefern hindurch aufwärts verfolgen, als abwärts; und man kann nicht an jedem Abdrucke leicht erkennen, ob es der der ursprünglichen Oberfläche sei, oder eine nahe darüber oder darunter befindliche Nachbildung. Manchmal sind die Ausfüllungen der ursprünglichen Eindrücke, aus feinerm Sande und Schlamme bestehend, durch ein besonderes Cement härter geworden, ohne eine schieferige Beschaffenheit zu erlangen, und dann zeigen diese Hochreliefs, die Form des Fußes unmittelbar nachahmend, dessen Bildung viel vollständiger, als die Eindrücke, weil an diesen sich die schieferigen Einfassungen beim Brechen der Steine immer mehr oder weniger absplittern, und somit nur dem untern Theile des Eindruckes entsprechend bleiben. Zuweilen sind die Eindrücke auch ausgefüllt worden, ehe neue Sand- und Schlammschichten sich auf die übrige Oberfläche des Gesteines absetzten, wo denn die auf diese letztere unmittelbar folgenden Schiefer selbst nicht mitgebogen sind. Auch ist noch der Beachtung würdig, daß einerseits diese Spuren, der Schwere der Vögel ungeachtet, nirgends Zeichen des Gleitens bei verschiedener Richtung über die selbst bis zu einem Winkel von 30° abschüssigen Flächen wahrnehmen lassen, und die Aufrichtung der Schichten daher später erfolgt sein muß; — andererseits aber zeigen sich die Einbiegungen der später aufgelagerten Schiefer bald vor, bald hinter, bald neben den unmittelbaren Eindrücken, was über die Bildungsweise dieser letztern einiges Licht zu verbreiten scheint. Diese Eindrücke konnten nämlich der Natur der Sache nach nicht tief unter Wasser gebildet werden, sind aber wol auch nicht auf trocknem Lande, sondern im Schlamme entweder unmittelbar neben dem Wasser in einem davon noch durchweichten Boden, oder wahrscheinlicher an seicht überschwemmten Stellen entstanden. Auf trocknem Lande würde der Wind wol die Eindrücke wieder zugeweht und der Regen sie zugeschwemmt oder die Strömung des wiederansteigenden Wassers sie zerstört haben, ehe dieses sie mit neuen Schichten bedecken konnte; in keinem Falle aber würde sich so die Verschiebung der Nachbildungen der Eindrücke in später gebildeten Schichten nach verschiedenen Richtungen hin erklären lassen. Diese wird man nur begreifen unter der Voraussetzung, daß der Vogel im seichten Wasser auf einer Schlammschichte gegangen, welche bereits so viel Festigkeit besessen, daß er solche nur niederdrücken, nicht aber durchtreten konnte; und daß über diese andere entstanden, welche in einem noch halb suspendirten Zustande jene Eindrücke nachahmten, aber, ehe sie fester wurden, durch leichte Bewegung des Wassers noch etwas verschoben werden konnten.

C. Ornithologische Untersuchung der Eindrücke. Im Allgemeinen. Diese Eindrücke erscheinen in größerer Anzahl und in fast gleichbleibenden Abständen hinter einander ganze Reihen bildend. Abwechselnd sind sie von einem rechten und einem linken Fuße gebildet worden (wie ihre Stellung etwas rechts oder links von der Mittellinie ihres Weges erkennen läßt), ohne von noch einem dritten und vierten Fuße jemals Spuren bemerken zu lassen. Aber auch einzeln genommen kann man die Fährten des rechten und des linken Fußes unterscheiden, indem die Richtung der Vorderzehen etwas auswärts, die des Hinterzehens einwärts und die Concavität des längern und etwas gebogenen Mittelzehens ebenfalls einwärts geht, und, wo der Hinterzehen fehlt, die Ferse auf der äußern Seite etwas mehr vorsteht. Manche Fährtenreihen durchkreuzen sich, andere mit einander von gleicher Art gehen einige Fuß aus einander auf weitere Strecken parallel neben einander hin. Hitchcock hat diese Fußspuren mit denen einiger lebenden Vögel, die er im Schlamme oder Schnee gefunden, verglichen, und sie scheinen ihm mit denen der hühnerartigen und Sumpfvögel am meisten Ähnlichkeit zu haben; doch sind einige dieser vorweltlichen Fährten größer, als die aller lebend bekannten Vögel; bei gleicher Größe haben sie meistens eine größere Schrittweite, die aber je nach der Schnelligkeit, womit der Vogel gelaufen, etwas veränderlich ist, und mehre Arten zeigen eine so eigenthümliche Bildung, wie man sie bei unsern lebenden Vögeln nicht finden würde; wie denn nicht zu verwundern steht, daß die Thiere auch dieser Classe in einer so frühen Erdperiode auffallende Abweichungen von den jetzigen darbieten. Von andern Thieren als Vögeln aber kann man sie unmöglich herleiten. Die Nägel sind selbst bei derselben Art nicht immer deutlich zu erkennen, zumal da sich diese leicht etwas tiefer in den Boden eindrücken konnten, als die dicken Zehen selbst, und sie daher nicht immer vollständig in derselben Abschieferungsfläche liegen. Auch erscheinen die Nägel um soweniger deutlich unterschieden, je spitzer die Zehen nach Vorn zulaufen.

Im Besondern unterscheidet Hitchcock wenigstens sieben Arten solcher Vogelfährten in zwei Geschlechtern, welche Arten und Geschlechter aber nach seiner Meinung ebenso vielen Geschlechtern oder Familien und Unterordnungen oder Ordnungen von Vögeln entsprechen könnten.

I. Pachydactyli: Fährten mit kurzen dicken, gleichbreit bleibenden Zehen.

1) O. giganteus (t. I, II. f. 21) nur mit drei Vorderzehen ohne Hinterzehen, ohne die Nägel 15 Zoll engl. und mit diesen 16—17 Zoll lang; Schrittweite vom rechten zum linken Fuße 4—6 Fuß; Dicke eines Zehens 1¼ Zoll, Breite 2 Zoll; der Innenzehen mit zwei, der Mittelzehen mit drei Verdickungen oder Gliederungen. Am Mount Tom häufig.

2) O. tuberosus (t. II. f. 2 u. 5) ebenfalls nur dreizehig, 7—8 Zoll lang, auf der Unterseite mit mehren Ballen versehen, Klauen zuweilen deutlich von 1—1½ Zoll Länge. Gliederungen wie bei vorigem. Schrittweite 24—33 Zoll. Mit vorigem zu Horse Race. Stellt die vorige Art im Kleinen dar, doch ragen die Zehen etwas

mehr aus einander und die Mittelzehe ist verhältnißmäßig kürzer. Mittelstufen kommen nicht vor. Eine Varietät, **O. tuberosus dubius**, ist derselben Form ganz ähnlich, nur noch kleiner, 4 Zoll lang, mit 12 Zoll Schrittweite.

II. **Leptodactyli**: Fährten mit schlanken, zugespitzten Zehen.

3) **O. ingens** mit drei schmalen, langzugespitzten Vorderzehen, welche von der Ferse an (so weit diese nämlich auftritt) 15—16 Zoll Länge haben, ohne kenntliche Klauen. Hinter der Ferse ist ein Anhang im Eindrucke sichtbar von 8—9 Zoll Länge und einigen Zollen Breite, welcher von einem hinten am Fuße gestandenen Federbüschel herzurühren scheint. Die ganze Spur besitzt daher 2, und die Schrittweite gegen 6 Fuß Länge. Der Schlamm war rings um den Eindruck etwas in die Höhe getrieben worden, wie es der Stein noch jetzt zeigt. Von Horse Race. Die Varietät **O. ingens minor** ist nur 12 Zolle lang bei nur 42—45 Zoll Schrittweite. Der Federanhang ist nur schwach eingedrückt. Ebendaher.

4) **O. diversus** mit drei Vorderzehen, welche von der Ferse an 2—6 Zoll lang sind. Er besitzt dahinter, wie der vorige, einen Federbüschel und hat eine Schrittweite von 8—21 Zoll, was auf eine Bildung durch verschiedene Vogelarten hindeutet, unter welchen jedoch nur zwei noch näher bezeichnet werden. Im Ganzen ist diese Art 50 Mal so häufig vorgekommen, als die vorige. Die eine Varietät ist **O. diversus clarus** (f. 10, 16, 17, 23, 24), deren Fuß ohne den Federbüschel 4—6 Zoll Länge und etwas mehr genäherte und zugespitzte Zehen besitzt, wovon der innere kürzer als der äußere ist; der Federbüschel ist deutlich, 2—3 Zoll lang, die Ferse knotig, die Schrittweite 18—25 Zoll. An den zwei erst genannten Fundorten und, wie es scheint, auch an den zwei folgenden. Die andere Varietät, **O. diversus platydactylus**, ist kleiner, bis zur Spitze des Mittelzehens nur 2—3 Zoll lang, und verdickt sich sehr gegen das Ende hin; der Federbüschel ist gewöhnlich deutlich und groß, die Schrittweite 6—8 Zoll, mit dem Federbüschel mißt sie bis zu 6 Zoll; doch zeigen die Ausmessungen noch mancherlei Verschiedenheiten. Die Schrittweite beträgt bis 10 Zoll. Von Horse Race, Mount Tom und Sud Hadley.

5) **O. tetradactylus** ist die einzige Art mit einem Hinterzehen. Die Vorderzehen sind schlanker als bei vorigen, 2½—3½ Zoll lang; der Hinterzehen steht unter fast rechtem Winkel nach Innen und hängt nicht unmittelbar mit der Ferse zusammen, was auf eine höhere Einlenkung hindeutet. Die Schrittweite scheint 10—12 Zoll zu betragen. Kein Federbüschel. Zu Horse Race. Kleine Abänderungen in der Länge der Zehen, der Höhe der Anheftung des Hinterzehens, der auf härterm Boden gänzlich unausgedrückt blieb, und des Winkels seiner Divergenz deuten auf Vögel verschiedener Arten und selbst Geschlechter hin.

6) **O. palmatus** (f. 15) hat alle vier Zehen nach Vorn gerichtet, doch ohne alle Schwimmhaut dazwischen. Die Ferse ist breit, die zwei äußern und die zwei innern Zehen sind näher beisammen als die zwei mitteln längsten; am kürzesten ist der innere Zehen. Länge 2½—3 Zoll. Schrittweite 8 Zoll.

7) **O. minimus** (f. 9) hat wieder nur drei fast gleich lange und sehr breite Zehen, ohne Hinterzehen und Federbüschel, ½—1½ Zoll Länge und 3—5 Zoll Schrittweite, und dürfte daher noch von mehren Arten abstammen. Zu Horse Race.

Keiner dieser Fußabdrücke zeigt die Spur irgend einer Art von Schwimm- oder von Spannhaut; die Zehen scheinen bis an ihre Basis vollständig gespalten zu sein; doch könnte eine nur kurze Verwachsung zweier Zehen im Abdrucke undeutlich geblieben sein. Solche verwachsene Zehen kommen jetzt (außer beim Straußen) nur bei der Ordnung der Hockvögel, gewöhnlich **Passeres** genannt, vor, bei denen aber die große hier durchaus herrschende Schrittweite nie gefunden werden kann, weshalb jene auch nicht einmal wahrscheinlich sind. Eine Spannhaut besitzen viele Raub-, Sumpf- und hühnerartige Vögel; gespaltene Zehen aber, wie wir sie hier abgedrückt sehen, andere Raub-, Hühner-, Sumpf- und die Laufvögel; den weiten Schritt nur die Sumpf- und Laufvögel; den hochgestellten Hinterzehen viele Sumpf- (und Schwimm-) Vögel; des Hinterzehens ermangeln gänzlich einige Sumpf- und die Laufvögel. Der Analogie nach dürften wir daher die Vögel, wovon jene Fußspuren herrühren, nur in diesen zwei letzten Ordnungen aufsuchen; aber einige dieser Fährten sind noch größer, als bei den größten der lebenden Vögel; der Schritt scheint im Allgemeinen weiter als bei diesen; der Federbüschel an der Ferse ist bei diesen nicht nur ohne Beispiel, da die Befiederung der Lauf- und Sumpfvögel insbesondere immer schon über dem obern Tarsusgelenke aufhört, sondern scheint mit der Lebens- und Bewegungsweise dieser Vögel sogar ganz unverträglich, und endlich kennen wir außer den Mauerschwalben und dem Geschlechte Colius unter den Hockvögeln keinen Fall, wo alle vier Zehen ohne Schwimmhaut nach Vorn gekehrt wären; und selbst bei den Rudervögeln ist der nach Innen umgebogene Hinterzehen stets nur sehr kurz. Was jedoch das Verhältniß der Länge der Zehen zur Höhe der Beine und das der Schrittweite zur Größe des ganzen Vogels anbelangt, so ist solches keineswegs so bestimmt, daß man daraus die Folgerungen ziehen könnte, welche Hitchcock zieht und zwar ohne im erstern Falle zugleich auf die Dicke der Zehen Rücksicht zu nehmen. Nach seinen Zusammenstellungen nämlich haben **O. diversus** und das Haushuhn (unter den hühnerartigen) einen gleich langen Fuß von 3 Zoll, aber eine Schrittweite jener von 10—12, dieses nur von 6—7 Zollen; — **O. diversus pladytactylus** und **Ardea Canadensis** (unter den Sumpfvögeln) haben ebenfalls einen gleich langen Fuß von 3 Zollen, aber eine Schrittweite jener von 8, dieser immer nur von 6 Zollen; so ist auch die Schrittweite der kleinen amerikanischen Schnepfe geringer als bei dem mit ihr in der Größe am meisten übereinkommenden Ornithichniten. Wir führen dagegen den Flamingo an, dessen mit einer Schwimmhaut versehene Füße nur die Größe wie bei vielen Enten besitzen, dessen Beine aber an verhältnißmäßiger Länge die aller Sumpfvögel mit Ausnahme von **Himantopus** übertreffen. — **O. giganteus** und **O. ingens** haben 16—17 Zoll lange Füße, der afrikanische Strauß aber bei 8 Fuß Höhe und

100 Pfund Schwere nur solche von 10 Zoll Länge, worauf Hitchcock auf ein wenigstens doppeltes Gewicht schließt. Aber die Zehen des Straußes sind verhältnißmäßig sehr kurz und dabei dick und kräftig, nur zwei im Ganzen; O. gigantaus hat deren drei, vielleicht verhältnißmäßig längere und die von O. ingens sind viel schmächtiger. Unsere Reiher und Wasserhühner geben Beispiele von sehr langen (aber auch dünnen) Zehen bei verhältnißmäßig kleinem Rumpfe, jene bei langen, diese bei kurzen Beinen. Wir glauben daher, daß Hitchcock's Schätzung der Größe und Schwere der zwei angedeuteten Vögel zu stark sein könne, wenigstens ist seine Folgerung keine nothwendige. Was das Federbüschel anbelangt, so kommt unter den lebenden wilden Vögeln nichts Ähnliches vor; nur einige Raub- und Hühnervögel (auch einige Schwalben) haben bis auf die Zehen befiederte Füße, aber kurze Beine, wenn wir etwa den hoch-, aber nackbeinigen Gypogeranus unter den erstern ausnehmen; aber keiner jener Vögel besitzt etwas, was dem langen hinten hinaus ragenden Federbüschel würde verglichen werden können. Wir dürften daher zu folgenden Schlüssen gelangen. Alle diese Fußspuren oder doch die Mehrzahl derselben rühren von Sumpfvögeln (kaum auch von Laufvögeln) her. O. giganteus und O. Ingens deuten auf Vögel größer als irgend eine noch lebende Art. O. giganteus, O. nodosus, O. minimus stimmen in der Form mit den Füßen der dreizehigen, O. tetradactylus mit denen der vierzehigen Sumpfvögel wohl überein, abgesehen von den etwas längern Beinen. O. ingens und O. diversus weichen durch ihre Federbüschel, O. palmatus durch seine vier langen vorgekehrten Zehen, bei ihren übrigen Verwandtschaftsbeziehungen, von Allem ab, was die noch lebend vorkommenden Vögel wahrnehmen lassen. Fast sollte man schließen, die Bevölkerung von Massachusetts an Vögeln sei schon damals viel reichlicher gewesen, als jetzt, da man gegenwärtig daselbst nicht mehr als 50 Sumpfvögelarten aus 20 Geschlechtern kennt, von denen man Mühe haben würde, die Fußspuren — auch nur von drei Arten, im Schlamme der Gewässer aufzufinden.

(*H. G. Bronn.*)

ORNITHOPARCHUS (Andreas, M.), ein Ostfranke aus Meiningen, schrieb im Anfange des zweiten Viertels des 16. Jahrh ein für seine Zeiten wichtiges Werk: Musicae activae Micrologus, libris IV. digestus, omnibus Musicae studiosis non tam utilis quam necessarius Excussum est hoc opus: denuo castigatum: recognitumque: Lipsiae in aedibus Valentini Schamanni: calcographi solertissimi: Mense Aprili, anni virginei partus undevigesimi supra sesquimillesimum. 12 Bogen in 4. Walther gibt noch zwei Ausgaben an, 1533 und 1535 in Cöln, wozu Schacht in s. Bibl. mus von 1687 noch eine dritte zu Cöln 1540 in 8. beifügt. Forkel rechnet das Buch zu den gründlichsten und besten seiner Zeit dem Inhalte nach, obgleich von Andern versichert wird, das Latein desselben sei nicht eben sonderlich. Aus des Schriftstellers wiederholten Bitten an seine Gönner, sein Lehrbuch wider den Neid und die Afterkritik der Eiteln und Unwissenden zu schützen, schließt man, es habe Anfangs viele Gegner gefunden. Aus den schnell auf einander folgenden Auflagen ergibt sich deutlich, daß sein Werk bald allgemeinen Beifall gefunden haben müsse. Es hielt sich auch lange, denn nach 74 Jahren übersetzte es ein englischer Lautenist, John Dowland, in die englische Sprache (London 1609 nach Hawkins). Forkel schreibt dem Ornithoparchus nicht nur klare Begriffe, sondern auch Witz zu und führet in seiner allgemeinen musik. Literatur den Inhalt aller Capitel der vier Bücher an. Das erste Buch handelt von der Kunst des Gesanges und zwar nach der alten Solvization, wie er es nennt. Das zweite erklärt die Mensuralmusik oder die taktmäßige mit ihren gebräuchlichen Zeichen. Das dritte spricht von den Kirchenaccenten, z. B. vom Accent der Episteln, der Evangelien und den prophetischen Abschnitten. Das vierte handelt kurz von den Grundsätzen des Contrapunktes. Das Werk entstand aus öffentlichen Vorlesungen, die der Verfasser zu Tübingen, Heidelberg und Metz gehalten hatte. Da er den Zeiten des Tinctoris nahe stand, konnte er leicht alle Schriften desselben besitzen, was sich auch aus ähnlichen Erklärungen zu ergeben scheint. So erklärte er den Kanon als eine imaginaire Regel (imaginaria praeceptio), welche diejenige Stimme der Melodie, die nicht niedergeschrieben ist, aus der mit Noten aufgezeichneten nimmt. Oder es ist eine Regel, fährt er fort, welche scharfsinnig die Geheimnisse des Gesanges entdeckt. Daraus schließt Forkel, daß man schon Räthselkanons gehabt habe, worauf er auch die Worte bezieht: Canonibus utimur subtilitatis, brevitatis ac tentationis causa. Für den Nichtkundigen ist aber jeder Kanon ein Räthsel, das man in jenen Zeiten durch Geheimthuerei noch recht geflissentlich zum Räthsel machte. Vielleicht und sehr wahrscheinlich lag in diesem Geheimhalten, in der Ehre des Könnens, was Andern unbegreiflich war, die Hauptlockung, grade in diese Gegenstände mit allem Fleiß und Scharfsinn sich zu werfen und das Höchste der Tonkunst darin zu suchen. Man brachte nicht blos Kanones im Einklange wie früher hervor, sondern auch schon in Eintritten anderer Intervalle. So bringt Ornithoparchus einen Kanon in der Unterquinte, der in seiner Zweistimmigkeit noch kein Meisterstück, aber doch besser ist, als mancher frühere im Einklange. Forkel theilt ihn, wie folgt, mit und setzt die Unterschrift Canon. Bassus ex Tenore in Diapente post tempus unum. (S. d. musik. Beil.) (*G. W. Fink.*)

Ornithoichnites, s. Oenichichnites.

ORTHOCERATITES. Der Verf. sieht sich genöthigt, da die Untersuchungen über diesen Gegenstand noch nicht zu der Reife gediehen sind, um sie zu einem Abschlusse zu bringen, deshalb auf die Artikel Lituites und Spirula zu verweisen. (*H. G. Bronn.*)

OSIRUSA *Risso* (Crustacea). Gattung der Isopoden, zu den Cymothoaden gehörig. Der Körper lang, vorn und hinten verschmälert zugerundet, der Kopf fünfeckig, vorn spitzig, die Augen sehr groß, rund gewölbt, aus einander stehend, netzartig, die Fühler kegelförmig gleich groß, aus vielen Gliedern zusammengesetzt, der Thorax siebengliederig von den 14 Füßen sind die drei vordern

Digitized by Google

Paare kurz, die vier hintern länger, gleich groß, das letzte Hinterleibsglied ist dreieckig mit zugerundeter Spitze, die Anhängsel sind blätterig spitzig, die äußern etwas breiter. Nur eine Art, O. patagoniana. Der Körper schön grau, glatt, glänzend, undurchsichtig, alle Thoracalsegmente seitlich ausgefurcht, einen Rand bildend, Augen, Fühler und Füße grau, die Länge 19 Millimeter. Im Frühjahre und Sommer bei Nizza zwischen Algen. (D. *Thon.*)

OSMEROIDES (Paläozoologie), Agassiz *) gründete dieses Geschlecht für einige fossile Fische der Kreide, welche vordem als Salmonen und Clupeen gegolten, sich jedoch von letztern durch den Mangel der Sternalrippen an der Bauchkante, durch längere Wirbelbeine und durch schlankere, schmächtigere Flossenstrahlen unterscheiden. Sie nähern sich am meisten den Geschlechtern **Osmerus** und **Mallotus** bei den Salmoneen, welche Agassiz mit der Cuvier'schen Clupeenfamilie zur Familie der Halecoiden verbindet. Die bis jetzt angegebenen Arten sind:

A. Aus der Kreide von Lewes in Sussex.

1) **Osmerus Lewesiensis** *Ag.* (**Salmo Lewesiensis** *Mantell.* Geol. of Sussex pl. 40. f. 1., pl. 33, f. 12; Schuppen pl. 34. f. 1, 2; Geology of the South East of England 1833. p. 139 cum icone at p. 377)

B. Aus den problematischen Schiefern in Glaris, welche Agassiz ebenfalls am besten mit der Kreide zu verbinden glaubt.

2) **Clupea Scheuchzeri** *de Blainv.* (Versteinerte Fische, übersetzt von Keüger 18. ? *Scheuchz.* Pisc. queralaa t II. ? Knorr Verstein. I Taf. 21, unten.

3) **Clupea elongata** *Blainv.* 19. (Knorr Verstein. Taf 21. Fig. 1). (*H. G. Bronn.*)

OSOBNICA auch **OSSOBNICA**, ein dem Grafen Vincenz von Poninsky gehöriges Gut in der Mitte des jasloer Kreises des Königreichs Galizien, im Werbbezirke des Linien-Infanterie-Regiments Nr. 12, mit einem eigenen Wirthschaftsamte, während das Justizamt von dem jasloer Magistrat verwaltet wird und dem Dorfe gleiches Namens. Das letztere liegt zwischen den Dörfern Lazy, Nieglowice, Radocze und Pagorzyna, in einer offenen hügeligen Gegend, ungefähr ½ österr. Straßenmeilen südwestlich von der Kreisstadt, wird von einem sich am rechten Ufer in die Ropa ergießenden Bache durchflossen und hat eine zum zmigeoder Dekanat des przemysler Bisthums des lateinischen Ritus gehörige Pfarre und Kirche, welche unter dem Patronat des Herrschaftsbesitzers stehen und von einem Priester versorgt werden. Die Einwohner, unter welchen sich, nach dem Diöcesan-Schematismus für das J. 1834: 2338 Katholiken und 16 Juden befinden, treiben Ackerbau und Viehzucht.

(*G. F. Schreiner.*)

OSTERSTEIN, der Osterstein im Blankenburgischen, wird, da sein Name an die Ostar erinnert, als ein Denkmal des Dienstes der Göttin Ostar gehalten. Er ist 18 Fuß hoch und 40 Fuß breit, und mit eingehauenen Löchern versehen. Das hier im J. 1781 gefundene Mauerwerk beträgt 30 Fuß im Umkreise und ist in der Mitte hohl. Diese Höhlung hält man für den Standort des Altars *). (*Ferdinand Wachter.*)

OTAVIA *Risso* (Mollusca), eine Gasteropoden-Gattung von Risso (Hist. nat. de l'Europ. mérid. IV) gegründet, bei Mencke (Synopsis Molluscorum ed. 2) der Abtheilung von Monodonta mit gerader Spindel entsprechend. Risso gibt als Kennzeichen an: Die Schale fest, kegelförmig, die Nabl tief, die Mündung fast viereckig, der Mundsaum rechts, links und vorn vollkommen, gekerbt; der Nabel sehr tief.

1) O. coeallina (*Risso* l. c. f. 54). Die Schale glatt, glänzend, mit fünf Windungen, von denen die beiden an der Spitze warzenförmig, mit Längslinien, welche aus kleinen Körnern bestehen, die dritte Windung ist mit drei erhabenen Reifen versehen, zwischen denen Querlinien stehen, welche auf diese Weise ein Netz bilden. Die Schale ist ganz corallenroth in das Braune ziehend, die Länge ist acht Millimeter; es findet sich diese Art bei Nizza das ganze Jahr hindurch in den Meerestiefen, wo die Coeallen wachsen; sie erscheint aber auch außerdem halb fossil, ja sogar gefärbt in den dortigen Kalklagern.

2) O. Pharaonis. Die Schale fest, fast eiförmig kegelförmig, die sieben Windungen sind auf der rechten Seite mit Warzen versehen, die Mündung ist gezähnelt, der Nabel steinig und faltig. Diese Art findet sich an genannten Orten halb fossil und ist 20 Linien lang.

(D. *Thon.*)

OTAJJA (عطية), d. i. das Geschenkchen, Beiname mehrer arabischer Schriftsteller mit dem Vorsatze Ibn, der Sohn. So heißt außer Olwan (vergl. 3. Sect. 3. Bd. S. 110, wo statt Atijet Otajja zu lesen ist): 1) Abu Muhammad Abdallah Ibn Otajja aus Damaskus, der im J. 383 (993) starb, und Verfasser eines Commentars zum Koran ist. Er heißt gewöhnlich der Ältere.

2) Abu Bekr Muhammed Ben Abd-al-hace Ibn Otajja, der jüngere, aus Granada, gab ebenfalls einen Commentar zum Koran heraus unter dem Titel: El-Moharrer El-Wedschiz. Abu Hajjân zieht diesen allen andern vor. Er starb im J. 546 (1151—52), oder nach Andern vier Jahre früher. (*Gustav Flügel.*)

OTEROPHESA *Leach* (Crustacea). Von Risso unter den Pöcilopoden aufgeführte Gattung (*Risso*, hist. nat. de l'Europ. mérid. V). Länglich rundlich, vorn schmäler, hinten breiter, Fühler sechsgliederig, Hinterleib schmal mit blätterigen Platten bedeckt, der Schwanz in zwei kurze Fäden endigend. O. imbricata, führt ihren Namen von den deckenartigen Schuppen, welche an der Basis der Schale sitzen und den Bauch bedecken; der Körper ist lederartig glatt, gelbgrün, die Schale bildet ein langes, kegelförmiges Schild, das vorn abgestutzt, hinten breiter und zugerundet ist, am Rande fein gezähnelt

*) Agassiz im Jahrbuche für Mineralogie 1834. S. 304, 305. *Agassiz*, Recherches sur les poissons fossiles; Feuilleton p. 55, note.

*) Stübner, Denkwürdigkeiten des Fürstenthums Blankenburg und Walkenrieth. 1. Bd. S. 195. Klemm, Handbuch der germanischen Alterthumskunde. S. 293, 294.

Digitized by Google

und in der Mitte mit einer braunen Linie gezeichnet ist. Die zwei vordern Füße sind kurz, die zwei hintern breit und platt, alle haben zwei gebogene rostfarbene Krallen; der Hinterleib ist schmal und besteht aus vier fast runden Segmenten an jeder Seite mit drei blattähnlichen Anhängseln versehen, die zwei Fäden am Ende sind platt, lebt parasitisch im Frühjahre und Herbste bei Nizza auf Carcharias ferox, und wird 14 Millimeter lang. (D. *Thon.*)

OTHAR (Sagengeschichte), Ebbo's Sohn, ist berühmt wegen seiner Abenteuer mit der schönen Sigrid, des Dänenkönigs Siwald's Tochter. Sie ward von einer Schar Freier umlagert, aber so züchtig war sie, daß sie nicht dahin zu bringen zu sein schien, einen von ihnen anzusehen. Othar, entweder auf seine Großthaten, oder auf seine Artigkeit und Beredsamkeit vertrauend, brannte nach Erlangung des schönen Mädchens, vermochte es aber nicht zu bewegen, daß sie ihn anschaute. Mit gleich schlechtem Erfolge bewarb sich darum auch ein Riese. Er stellte daher eine Frau an, welche in Sigrid's Dienste trat, und sie einst weit von Hause hinweglockte. Hierauf fiel der Riese sie an, und führte sie in Bergschluchten. Nach Andern nahm er selbst, denn Riesen waren zaubermächtige Wesen, Frauengestalt an, und führte durch List das Mädchen hinweg. Als Othar dieses hörte, zog er aus, die Jungfrau in den Gebirgen aufzusuchen. Er fand sie, erschlug den Riesen, und führte sie hinweg. Er versuchte nun wieder alle Künste, um sie zu bewegen, ihn anzusehen, vermochte es aber nicht. Ihr Unziemliches anzuthun wagte er nicht, da sie hochgeboren war. Sie irrte nun wieder durch Einöden, und kam zu der Hütte eines Riesenweibes. Diese machte sie zur Ziegenhirtin. Othar verschaffte ihr von Nuem die Freiheit. Hierauf richtet Othar ein Lied an Sigrid, welches in einer lateinischen Bearbeitung bei Saxo Grammaticus sich findet. Vergebens waren Othar's Worte an Sigrid. Voll Kummers bestieg er die Schiffe. Sigrid irrte wieder umher. Durch Zufall kam sie zu Ebbo's Wohnung, war entblößt und abgemagert. Doch erkannte Othar's Mutter in ihr eine Jungfrau von edler Abkunft und empfing und hielt sie ehrenvoll bei sich. Othar hielt, um Sigrid's Gesinnung zu erforschen, eine Scheinhochzeit mit einem andern Frauenbilde, und Sigrid mußte, als er das Lager bestieg, die Fackel halten. Sie brannte herab der Hand nahe. Doch standhaft hielt sie Sigrid. Endlich sagte Othar, sie sollte ihre Hand vor dem Feuer bewahren. Jetzt blickte sie ihn mit freundlichen Augen an, und er gab die verstellte Heirath auf und bestieg mit Sigrid das Ehebett. Othar ward nachmals von Sigrid's Vater, dem Dänenkönige Sigwald, ergriffen und dieser wollte ihn als vermeintlichen Entehrer seiner Tochter hängen lassen. Aber Sigrid erzählte die Geschichte ihrer Entführung durch den Riesen, und bewirkte, daß Othar des Königs Gnade erhielt, und selbst auch dieses, daß der König Othar's Schwester heirathete. Nachher hielten Sigwald und Rögnwald mit den auserlesensten Kriegern auf Seeland eine dreitägige Schlacht. Sie dauerte bereits drei Tage. Viele sanken in den Tod, und noch schwankte ungewiß der Sieg. Da stürzte sich Othar in die dichtesten Schlachtreihen, erschlug Rögnwald'en und gewann den Dänen einen plötzlichen Sieg.

(*Ferdinand Wachter.*)

OTIS *Linné* (Aves). Eine Vogelgattung, welche Linné unter die hühnerartigen rechnete, die jedoch Cuvier wegen der Nacktheit der Unterschenkel und des innern Baues mit den Stelzvögeln verbunden hat. Die hierher gehörigen Vögel bilden übrigens den Übergang von der einen Abtheilung zur andern, indem sie den plumpen Körper mit den erstern, die langen Beine mit den letztern überein haben. Ihre Kennzeichen sind folgende: Der Schnabel ist höchstens von der Länge des Kopfes, gerade, kegelförmig, seitlich zusammengedrückt, der Oberkiefer ist an der Spitze etwas gewölbt, reicht über den untern und bedeckt dessen Schneiden, die Nasenlöcher sind eiförmig, liegen gegen die Mitte des Schnabels, sind einander genähert und offen, die Füße sind lang, über dem Knie nackt und haben drei Zehen nach Vorn, an der Wurzel mit einer kleinen Spannhaut vereinigt und keinen Daumen, die Flügel sind mittelgroß und die dritte Schwungfeder die längste. Im Allgemeinen sind alle Arten massig und mehr zum Laufe, als zum Fluge geeignet, obwol sie auch sehr gut fliegen können. Sie leben meistens in Ebenen, die wenig bewachsen sind und mehr gern auf angebautem Lande. Ihre Nahrung besteht in Körnern, Kräutern und Insekten. Sie leben in Polygamie, gleich den hühnerartigen Vögeln, meist in zahlreichen Gesellschaften zusammen, die Männchen aber verlassen nach der Paarung die Weibchen, welche ihre wenig zahlreichen Eier nur in eine in die Erde gescharrte Grube legen. Die Jungen laufen gleich nach dem Auskriechen mit der Mutter. Es scheint, daß die Trappen sich zweimal des Jahres mausern, und die Männchen zeichnen sich meistens durch einen besondern Federschmuck aus. Alle Arten leben in der alten Welt und bis jetzt noch keine Art in der neuen entdeckt.

1) O. tarda *Linné* (*Gmelin.* Linné Syst. 1, 2. p. 722. n. 1. Outarde *Buffon.* des Ois II, 1. t. 1. *Ed. de Deux* p. III. 5. t. 5. Übersetzung von Maetini IV, 5 mit einer Figur. Great Bustard. *Latham.* Synops. II, 2. p. 796. Bechst. Übers. IV, 751. n. 1. Frisch Vögel. Taf. 106 Weibchen. Suppl. Nr. 106 Männchen. Meyer's Thiere. I, 19. Taf. 18, 19. Bechstein's ornith. Taschenb. S. 245. n. 1. v. Wildungen's Neujahrgesch. 1796. S. 73. Taf. 5 Männchen. Naumann's Vögel. II. S. 1. Taf. 1. Fig. 1. Männchen. Goeze, Europ. Fauna. V, 2. S. 432. n. 1. Donndorf's zoolog. Beiträge. II, 2. S. 1. Trappe, gemeiner Trappe, Ackertrappe, Trappgans). Unter den europäischen Vögeln ist er einer der größten; denn die Männchen sind immer 4 Fuß lang, 6¼ Fuß breit und wiegen im Herbste, wenn sie fett sind, 24—30 Pfund. Der Schwanz ist 11 Zoll lang und die Flügel bedecken zusammengelegt zwei Drittheile desselben. Der Schnabel ist bis zur Stirne 3½ Zoll lang, stark und graubraun, nur oben gewölbt und etwas übergebogen, sonst gerade; die Nasenlöcher sind groß, eirund und liegen an der Seite, und bis zu denselben ist der Schnabel mit Federn be-

deckt; der Augenstern ist rothgelb; das Ohr groß, ¾ Zoll im Durchmesser und mit beweglichen feinen buschigen weißgrauen Federchen besetzt; unter der zugespitzten knorpeligen und gefranzten Zunge findet sich die Öffnung zu einem fußlangen Sacke, der neben dem Schlunde wegliegt. Er faßt sieben Pfund Wasser. Die Füße sind schmutziggrau, geschuppt, sehr stark, der nackte Theil der Schenkel 11 Linien, die Beine 6 Zoll hoch und die Mittelzehe 3½ Zoll lang, die Nägel flach, stumpf eirund, groß, wenig gebogen und hornfarbig.

Der Kopf hat zur Seite an den Wangen und hinter den Ohren und oben über den Augen nach dem Nacken zu weißgraue buschige Federn, und ist, sowie der Nacken und Unterhals, hellaschgrau (an sehr Alten ist auch der Vorderhals ganz weiß); der Augenkreis und die Seiten des Halses sind weiß; der Oberhals und ein breiter Kragen, der den hintern Theil des Halses bis zur Brust umgibt, schön rothbraun, an den Seiten mit schwarzen Wellenlinien und vorn aschgrau gefleckt; der übrige Oberleib rostroth, mit dichter, schwarzer, wellenförmiger Zeichnung, die sich sehr schön ausnimmt; die obern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang, rothbraun, mit schwarzen Querlinien; an beiden Seiten des Unterkiefers hängen acht Zoll lange, schmale, faserige, weißliche Bartfedern, die sich nach den Seiten fächerförmig ausbreiten; hinter denselben sind die Seiten des Halses fast kahl; um den Anfang der Brust läuft eine aschgraue Binde; Brust, Bauch, Schenkel, die Deckfedern der Unterflügel und die vordern Deckfedern der Oberflügel sind weiß, graulich überlaufen; die untern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang und weiß; die zehn ersten Schwungfedern sind schwarz, die sieben folgenden weiß, die zwei folgenden weiß, aber gegen die Spitze schwärzlich und röthlich gelb gefleckt, die übrigen weißrostgelb, schwarz und rostbraun bandirt; der Rücken der Flügel oder die Schulterfedern und hintern Deckfedern sind rostgelb, schwarz und rostbraun dicht gewellt, und werden von einer weißgrauen Binde umfaßt; die 20 Schwanzfedern sind rostroth, mit einzelnen schwarzen Querflecken und dergleichen Flecken und breiten gelblichweißen Spitzen. Die Spitzen der Kiele und alle Flaumfedern sind schön rosenroth.

Das Weibchen ist weit kleiner als das Männchen, hat keinen Bart am Kinne, Kehle und Seiten des Kopfes sind braun, der Unterhals aschgrau, der Kopf und Oberhals aber einfarbig mit dunklem Rücken, doch nicht von so lebhafter gelbrother Farbe und nicht so egal in die Quere gestreift als beim Männchen; die Flügelränder sind schwarz. Alte Weibchen werden oft den Männchen ähnlich, nur fehlt ihnen immer der Bart. Auch gibt es Varietäten mit weniger oder mehr weißen Flecken, ja ganz weiße sollen sich auch finden.

Vom innern Baue ist außer jenem gedachten Sacke noch Folgendes merkwürdig: Der eigentliche Kropf fehlt, allein der enge Schlund erweitert und verdichtet sich etwas, ehe er in den Magen geht und hat daselbst eine große Menge konischer Drüsen. Der Magen ist 4 Zoll lang und 3 Zoll breit, ist aber nicht so fleischig wie bei den Hühnerarten; doch ist das innere gelbe Häutchen dick und hart, runzlig und faltig. Seine reibende Kraft muß sehr stark sein, denn er schleift nicht nur nußgroße Steine, sondern auch Münzen glatt. Die französischen Zergliederer fanden in einem Trappen 90 Kupfermünzen, deren erhabenes Gepräge abgeschliffen, aber nicht abgefressen war. Die Därme sind 4 Fuß lang, ohne die beiden Blinddärme, von denen jeder ebenfalls ungefähr einen Fuß mißt. Letztere liegen ungefähr 1 Zoll weit vom After. Einen Zoll vor dem After verengert sich der Darm und dehnt sich dann wie ein Beutel aus, der so groß wie ein Ei ist und die Harngänge enthält. Gegen die Mitte dieses Beutels ist ein kleines Loch befindlich, welches in einen Sack führt, den man gewöhnlich den Fabricius-beutel, von seinem Entdecker Fabricius Aquapendente, nennt. Dieser Sack ist 2 Zoll lang und 3 Linien bei seinem Anfange breit, wo er ein Wenig schmäler wird, als gegen das Ende. Über dem Loche, welches aus der Mitte der Tasche in einen Sack geht, befindet sich eine Falte von dem inwendigen Häutchen der Tasche, welche zur Klappe dienen kann. Die Leber ist sehr groß und der rechte Lappen mißt oft 5 Zoll. Sie ist fest und roth. Die Gallenblase ist groß und eirund, und hängt unter dem rechten Lappen. Der Gallengang ist bald kurz bald lang. Die Milz ist reichlich und braunroth in Gestalt und Wesen, wie die Niere der Landthiere. Die Gekrösedrüse ist hart und blaßroth, und hat einen oder zwei Gänge.

Der große Trappe ist ein sehr scheuer, furchtsamer und vorsichtiger Vogel. Er stutzt bei jeder neuen Erscheinung, fürchtet immer von allen Seiten Gefahr und sucht sich durch die Flucht zu retten. Hierzu bedient er sich, wenn ihm sein Feind schon zu nahe ist, nicht sowol seiner Flügel, denn er fliegt sehr schwer auf, als seiner Füße, vermittels welcher er (und mit Hilfe der ausgebreiteten Flügel) so geschwind laufen kann, daß es einem Windhunde schwer fällt, ihn einzuholen. Die größte Fucht äußert er gegen die Hunde, und flieht sogleich, wenn er von Weitem einen gewahr wird. Dies hat ihn vermuthlich die Erfahrung gelehrt, daß man Jagd- und Windhunde auf ihn abzurichten pflegt, um ihn im Laufen zu fangen. Im Gegentheile schreibt man ihm eine besondere Zuneigung gegen Pferde zu, indem er dieselben nahe an sich gehen läßt, allein vielleicht ist dies wieder eine Erfahrung, die er so oft machen kann, daß nämlich Pferde und Reiter, die er immer im Felde um sich sieht, ihn nie verfolgt haben. Daß er so außerordentlich selten, schwer und nur kurze Strecken fliegen soll, ist nur insofern gegründet, daß er im Sommer nicht leicht auffliegt; im Herbste und Winter aber erhebt er sich nicht nur leicht, sondern auch oft sehr hoch und macht in einem Zuge Reisen von etlichen Meilen.

Daß ihn der Hund zuweilen erhascht, ohne daß er sich durch seine Flügel retten kann, kommt daher, weil er als ein schwerer Vogel allemal einen Anlauf nehmen muß, um sich in die Höhe zu schwingen, unterdessen aber ist der weit geschwindere Hund hinter ihm und läßt ihm nicht so viel Zeit, um diesen Ansatz zum Fluge nehmen zu können, und er muß sich also durch die Flucht mit den Füßen zu retten suchen. Man hört keine Stimme von ihm,

Digitized by Google

außer ein dumpfes Knurren und Brummen im Zorne und zur Zeit der Paarung. Er ist in Europa und Asien, von Griechenland bis Schweden und von Syrien bis zum nördlichen Rußland zu Hause. In Thüringen und den ebenen Gegenden des übrigen Teutschlands ist er sehr gewöhnlich. Er lebt gesellig und Truppen von 6—60 bleiben bis zur Zeit der Paarung (Falzzeit) zusammen. Alsdann beißen die Männchen einander ab und jeder sucht sich zum Besitzer von zwei bis sechs Hennen zu machen. Sie gehen immer in geringer Entfernung auf dem Felde herum, und da man bemerkt haben will, daß die Entferntesten den Kopf beständig in die Höhe strecken, so sagt man, daß sie wie die wilden Gänse Wachen ausstellten. Allein, ob sie es gleich nöthiger als jene hätten, so schreibt man ihnen doch diese Vorsicht mit Unrecht zu; denn ein aufmerksamer Beobachter wird bald entdecken, daß die von dem Trupp entfernten eben nicht wachsamer sind, als diejenigen, die sich in der Mitte desselben aufhalten. In Thüringen, wo sie so häufig sind, hat man zu solchen Beobachtungen, besonders im Herbste, Winter und Frühlinge, wenn die Felder leer sind, sodaß man ihre Truppen von Weitem sehen kann, immer Gelegenheit.

Man hält sie gewöhnlich für Zugvögel und in den nördlichen Gegenden, z. B. in Schweden, mögen sie es auch sein, in Teutschland aber sind sie es nicht; denn da findet man sie zu allen Jahreszeiten, auch in den strengsten Wintern. Freilich ziehen sie sich bei allzugroßer und lange anhaltender Kälte und besonders bei sehr tiefem Schnee etwas südlicher; sie bleiben aber nicht lange aus und sind daher höchstens unter die Strichvögel zu rechnen. Diejenigen Heerden, welche im Herbste in Holland ankommen und den Winter daselbst zubringen, sind vielleicht Trappen aus Schweden und andern nördlichen Gegenden. Sie bewohnen mehrentheils die ebenen, trockenen, niedrig liegenden Feldgegenden, doch findet man sie auch in bergigen, nur müssen sie von aller Waldung entblößt sein. So trifft man sie z. B. in Thüringen mehr in solchen Feldern an, die ganz eben sind, als in gebirgigen. In England und Ungern sollen sie besonders die sumpfigen Felder besuchen.

Die Nahrung der Trappen besteht aus Kräutern, allerhand Getreide und Gesäme (sogar Schierlingssamen), aus Kohl und Kopfkrautblätteen, Mohrrüben, aus allerhand Insecten und Regenwürmern, im Winter vorzüglich aus grüner Saat, besonders Winterrübsaatblättern, auch wol aus Baumrinde. Zur Beförderung der Verdauung braucht er kleine Kieselsteinchen, er verschluckt auch wol in dieser Absicht Stückchen Metall, ja Geld, das er auf den Äckern findet. Daß er in der Freiheit kleine Vögel, Lerchen, auch Mäuse, Maulwürfe und dergl., fresse, ist deswegen unwahrscheinlich, weil er es nur in der Gefangenschaft mehr aus Frevel, sowie die Haushühner, als aus Hunger thut. Gezähmt frißt er mit den Hühnern.

Er lebt in der Polygamie und zu Ende des Märzes und Anfange des Aprils, wenn jedes Männchen sich sein Weibchen aussucht, gibt es oft blutige Kriege. Sie sträuben dabei Kopf- und Bartfedern, bilden mit dem Schwanze ein Rad, wie die Truthähne und beißen und springen gewaltig gegen einander. Der Stärkere erhält von dem Gemeintruppe immer mehr Weibchen als der Schwächere, er trennt sich, wenn er ihrer genug hat, und tritt eins nach dem andern mit eben den Grimassen, die der Truthahn zu machen pflegt. Jedes befruchtete Weibchen entfernt sich nach und nach, scharrt sich, wo es sein kann, ins Haferfeld ein Loch in die Erde, und legt seine zwei bis drei blaßbraunen, ins Olivengrüne schielenden und mit ungleichen Klrinen und großen bald schmutzigrothen, bald lederfarbenen Flecken besetzten Eier, welche die Größe der Gänseeier haben. Wenn es brütet, welches 28 Tage dauert, so legt es einige Gras- und Strohhalme um sich. Man darf die Eier nicht berühren, sonst verläßt sie die Henne, weil sie vermöge ihres äußerst feinen Geruchs die Ausdünstungen der Finger wittert. Daß sie sie aber unter ihren Flügeln von einem Orte zum andern trage, wenn sie dieselben nicht sicher glaube, ist noch nicht constatirt. Die Jungen laufen sogleich, wenn sie ausgekrochen sind, mit der Mutter davon; sehen aber den Vater nicht eher, als zur Herbstzeit, wenn die Felder leer sind und sich die Familien wieder zu größern Truppen vereinigen. Alsdann kennen sie ihn aber nicht; denn sowie er ein Weibchen nach dem andern befruchtet hat, verläßt es ihn und er irrt alsdann während der Brütezeit verlassen und einsam umher. Wenn das Weibchen während des Brütens von Menschen oder Hunden aufgejagt wird, so sucht es dieselben dadurch vom Neste zu entfernen, daß es sie sehr nahe ankommen läßt und sie immer von einer Strecke zur andeen mit der Hoffnung des Ergreifens täuscht. Kommt man ihm gar zu unvermuthet auf den Hals, oder will man ihm die Jungen wegnehmen, so widersetzt es sich auch wol gegen seine sonstige Furchtsamkeit, sträubt die Federn und fliegt auf seinen Feind los. In Ungern sollen sie, wie die Sumpfvögel, ins Rohr und Schilf nisten. Es bedarf diese Behauptung aber wahrscheinlich noch einer nähern Untersuchung und man vermengt vielleicht diesen Vogel mit dem Kraniche. Man kann die Jungen wie die jungen Hausbühner aufziehen und zu dem Hausgeflügel gewöhnen. Die Hähne bekommen erst nach dem ersten Mausern die Bartfedern und sehen im ersten Jahre dem Weibchen sehr ähnlich. Die Iltisse gehen den Eieen und Jungen nach, auch allerhand Falken und der weibliche Hühnerhabicht stoßen auf die jungen Trappen, an die Alten wagt sich nur der Adler. Man findet auch eine gelbliche Laus auf ihnen.

Da die Trappen sehr scharf äugen, vernehmen und wittern, auch überhaupt sehr scheu sind, so hält es schwer ihnen Abbruch zu thun. Nur im August wird man in einzelnen Haferstücken diesen Zweck mit dem Hühnerhunde eereichen, indem er entweder die Jungen, welche dann noch nicht gut fliegen können, wenn er rasch ist, fängt, oder wenn sie sich drücken, davor steht, wie vor Hühnern. Sie schießen sich zu dieser Zeit sehr leicht und Schrot Nr. 3 ist zur Ladung stark genug. Späterhin, wenn sie völlig flugbar, sind und mit den Alten vereinigt, in Zügen zu 50—60 Stück auf den Saat- und Möhrenfeldern stehen, ist es bei großer Vorsicht zuweilen möglich, sich mit gutem Winde in einem Graben, oder hinter Wällen

Digitized by Google

und dichten Zäunen bis auf Büchsenschußweite, auch wol nahe genug heranzuschleichen, um von einer mit Posten oder Schrot Nr. 0 geladenen Flinte Gebrauch machen zu können. Nur selten und an Orten, wo sie nicht gestört werden, halten sie vor dem Schießpferde aus, wenn man gleich von Weitem her so neben demselben geht, daß man dadurch bedeckt ist. Öfter gelingt es anzukommen, wenn man auf einem mit grünem Reisig behängten Bauerwagen in gutem Winde hinanfährt. Sonst hat man sich auch der Karrenbüchse bedient; eines aus neun Läufen, wovon drei auf den Fleck, drei etwas höher und drei etwas tiefer gerichtet sind, und welche durch den Abdruck eines Schlosses auf einmal entzündet werden, bestehenden und in einem Schafte vereinigten Gewehrs. Man legte es auf die Leitern eines auf vorbeschriebene Art eingerichteten Wagens und unterstützte es durch eine im Boden eingelassene bewegliche Gabel, setzte sich recht gut bedeckt auf den Wagen, richtete beim Anfahren das Gewehr und konnte mit Kugeln 150 bis 200 Schritte, mit Posten aber 100 Schritte weit schießen. Nur mußte man beim Anhalten der Pferde gleich schußfertig sein. Wenn man den Backen an der Karrenbüchse anlegen wollte, durfte man am Schafte nicht vorfallen, sondern mußte sie recht rückwärts an die Schulter anziehen, um den durch die Explosion des neunfachen Schusses bewirkten Stoß zu vermindern. Wahr ist es, daß man mit einem solchen Schusse, wenn er gelang, viel ausrichtete; aber selten konnte man dem Gewehre die gehörige Richtung geben. Daher kommt es, daß in neuern Zeiten von diesem Gewehre kein Gebrauch gemacht wird.

Wenn es stark geregnet oder geglatteist hat, brauchen die Trappen viel Zeit und laufen weit, ehe sie sich erheben können. Hat man dann ein rasches Schießpferd, so nähert man sich nach und nach mit gutem Seitenwinde, bis sie zu laufen anfangen; dann wirft man sich im vollen Laufe so vor, daß die Trappen in den Unterwind kommen (welcher, indem er ihnen in die Federn geht, das Auffliegen noch mehr verhindert) jagt hinan und schießt, sobald man nahe genug ist. Ein Schuß streckt oft mehre nieder, weil sie bei dieser Gelegenheit mehr zusammen als aus einander laufen. Auch von guten Windhunden werden sie unter diesen Umständen, ehe sie auffliegen können, eingeholt und gefangen. Man kann ihnen auch mit Parforcepferden beikommen. Mit denselben reitet man so geschwind als möglich auf sie zu und zwar über dem Winde, weil sie gegen den Wind ihrer Schwere wegen aufstehen und lange Zeit brauchen, ehe sie in die Höhe kommen. Sobald als sie schußrecht sind, sucht man sie zu erlegen. Es sind aber dazu sehr gut abgerichtete Pferde nöthig. Um Strasburg fängt man sie, wenn alles mit Schnee bedeckt ist, mit einem Schlaggarne, dessen Zugleine die Länge eines Ackers hat. Man lockt sie durch ausgestopfte Bälge von Trappen herbei, zwischen welchen man Kohlköpfe in die Erde steckt. Auch in Mardereisen, es mögen nun Tellereisen oder Schwanenhälse sein, kann man sie fangen. Man gräbt das Eisen ein und befestigt es mit einem Pflocke an die Erde; auf das Eisen bindet man das Herz von einer Braunkohlstaude und zwar so, daß die Trappen keine Veränderung des Ortes bemerken. Wenn man es da anbringt, wo sie sich immer aufhalten, so kann man auf einen sichern Fang rechnen.

Da sie Abends und Morgens gewöhnlich denselben Zug nehmen, so kommt es hauptsächlich darauf an, diesen genau zu beobachten, sich dann an einem schicklichen Ort gut zu verbergen und sie zu erwarten. Bei starkem Nebel und im Winter fliegen sie tief und so wenig schnell, daß ein leidlicher Schütze mit groben Schroten auf jeden Schuß einen erlegen kann. Oft kommt man, wo sie häufig sind, an einem Morgen oder Abende zwei- oder dreimal zum Schusse, auch verändern sie den Zug deshalb in der Folge nicht leicht. Die Verkleidung als Bauer, oder noch besser als Bäuerin, ist ihnen, vorzüglich wenn man einen Korb auf den Rücken nimmt, das Gewehr verbirgt und sich mit gutem Winde von der Seite unmerklich immer mehr nähert, am allerwenigsten verdächtig. Läßt man sich nicht durch die Hitze übereilen, zu weit zu schießen, so kann man mit der Doppelflinte viel auf einmal ausrichten. Endlich schießt man sie in Thüringen in einigen Gegenden, wo sie sehr zahlreich sind, auf folgende Art: Man merkt sich nämlich den Stand, wo sie sich des Nachts befinden. Dahin schleicht man sich des Nachts mit einer Laterne, die man unter einem schwarzen Tuchmantel nebst der Flinte verbirgt. Sobald man an den Ort kommt, wo der erste steht, öffnet man den Mantel, setzt die Laterne hin, die Trappen werden geblendet, bleiben betäubt stehen und man kann mehr als einen auf einmal erlegen.

Nutzen. Das Fleisch der jungen Trappen ist zart, leicht verdaulich und eine Delicatesse, das der Alten ist härter und schwarz. Man muß es in Essig einige Tage liegen, im Winter tüchtig durchfrieren lassen, wenn es genießbar werden soll, dann ist es aber auch in Pasteten oder gedämpft, gekocht und kalt in Scheibchen geschnitten mit Butterbrod zur Biersuppe gegessen recht schmackhaft. Es hat fast überall das Ansehen von Rindfleisch, nur auf der Brust findet man einen Theil desselben dem Hühnerfleische ähnlich. Die Spulen braucht man zum Schreiben und die Fischer bedienen sich auch ihrer gern zu den Angeln, weil sie glauben, daß die Fische die kleinen schwarzen Flecken auf den Schäften für Fliegen ansehen und daher desto besser anbeißen. Man kann auch die Trappen zum Vergnügen unter dem übrigen Federvieh auf dem Hofe herumlaufen lassen. Ihr Schade, den sie an den Feldfrüchten thun, ist nur da von einigem Belang, wo sie in Menge sind und in der nassen Jahreszeit die Saat zertreten, oder zur Weizensaat und Weizenernte stark einfallen.

2) O. Tetrao (Otis Tetrao *Gmel. Linn.* Syst. I, 2. p. 723. n. 3. La petite Outarde ou Cane-Petière. *Buff.* des Ois. II, p. 40. Pl. enl. 28. Männchen, 10. Weibchen. *Ed. de Deuxp.* III, 45. t. I. f. 2. Übers. von Martini IV, 48. f. 80, 81. Little Bustard *Latham* Synops. II, 2. p. 799. n. 2. Bechst. Übersetz. IV, 703. Goeze Fauna V, 2. S. 422. n. 2. Bechstein, Ornith. Taschenb. S. 246. n. 3. Donndorf a. a. O. S. 6. n. 3. Der kleine Trappe, Zwerg-,

Triel- und Grieltrappe, Trappenzwerg). Der Oberleib ist rothgelblich schwärzlich gestrichelt mit kleinen unregelmäßigen Linien in die Quere gestreift, Kopf und Hals glatt, am Männchen der Kopf mit einem doppelten weißen Halsband, am Weibchen der Hals von der Farbe des Rückens. Der kleine Trappe hat ungefähr die Größe eines gemeinen Fasanes oder einer großen Haushenne. Er mißt nach pariser Maß fast 1½ Fuß in die Länge und fast 3 Fuß in die Breite. Die Flügel erstrecken sich über drei Viertheile des Schwanzes und das Gewicht ist zwei Pfund. Der Schnabel ist 16 Linien lang, hühnerartig und graubraun; die Füße und Klauen geschuppt und grau; der nackte Theil der Schenkel 1 Zoll hoch und die Mittelzehe 1½ Zoll lang. Der Kopf hat gerade die Gestalt des Hühnerkopfes; der Oberkopf ist schwarz mit rostfarbenen Strichen; die Schläfe, das Kinn und die Kehle sind röthlichweiß mit kleinen schwärzlichen Flecken; der Hals schwarz mit einem doppelten kleinen weißen Halsbande; der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel rothgelb, dunkelbraun oder schwärzlich gestrichelt und mit kleinen irregulairen Linien in die Quere gestreift; die Brust, der Bauch und die äußern Ränder der Flügel weiß; die vordern Schwungfedern an den Spitzen schwarz, am Grunde weiß, die Kanten weiß, die hintern Schwungfedern ganz weiß; von den 18 Schwanzfedern die vier mittlern braunfahig, die übrigen weiß, alle mit schwärzlichen irregulairen Querflecken bezeichnet. Alle Dunen sind rosenfarbig. Das Weibchen ist kleiner, hat keine weißen Halsbänder, sondern der Hals ist mit der Farbe des Rückens bezeichnet; die Brust röthlichweiß, schwarz gestreift; Bauch und Flügel ausgenommen ganz rostfarbig und schwarz gefleckt; es ist schöner als das Männchen, weil die schwärzliche Zeichnung auf den Obertheilen viel feiner als bei diesem ist.

Er ist listig und scheu. Wenn er irgend Gefahr von weitem vermuthet, so fliegt er zwei bis dreihundert Schritte weit schnell, aber nahe an der Erde hin, und läuft alsdann so schnell, daß kein Mensch im Stande ist, ihn einzuholen.

Dieser Trappe ist in engere Grenzen eingeschlossen, als der große. Er bewohnt die südlichen Theile von Europa, vorzüglich Frankreich, Spanien, Sardinien und die südlichen und südwestlichen Ebenen von Rußland, besondees in Sibirien. In Teutschland ist er nicht selten in Österreich, in den übrigen nördlichen Theilen von Europa aber, sowie in Schweden, eine große Seltenheit.

Er wandert im Herbste und zwar in unzähligen Scharen, und man bemerkt alsdann schon keinen Unterschied; so vollkommen haben sie sich ausgefedert. Im März bis zur Mitte des Aprils ist er wieder an seinem Wohnorte, welches steinige und unfruchtbare Felder, Lucerne- und Kleeäcker sind. Doch nimmt er nur in nördlichen Gegenden diese Wanderungen vor, in südlichen, z. B. in Sardinien, bleibt er das ganze Jahr hindurch.

In seinen Nahrungsmitteln hat er die größte Ähnlichkeit mit einem großen Trappen. Er frißt Ameisen, Käfer und andere Insekten, grüne Saat, Sämereien, Getreidekörner, Kohl und Kraut, besonders im Frühjahre die zartesten Blätter des Hasenkohls.

Im März und April paaren sie sich und der Hahn schreit alsdann des Nachts sehr oft und laut: Prut! Prut! Sie leben in der Polygamie und ein alter Hahn sucht sich oft durch seine Stärke sechs und mehre Weibchen zu verschaffen und Herr von einem ganzen Umkreise zu werden.

Die Männchen sind außerordentlich hitzig und der Sammelplatz, wo sie sich um die Hennen streiten und alsdann auch zum Paaren zusammenkommen, ist oft wie eine Tenne zusammengetreten.

Die Henne legt drei bis fünf schöne glänzendgrüne Eier in eine aufgescharrte Höhle auf die Äcker, und führt die im Mai schon ausgekrochenen Jungen alsdann wie eine Haushenne im Getreide herum. Diese können im August schon fliegen und drücken sich bei Gefahr so fest an die Erde an, daß man sie mit den Händen fassen kann. Dies thun fast alle Hühnerarten, auch die Sumpfvögel, und alle Vögel, die von den Alten ausgeführt werden, ehe sie fliegen können.

Sie haben mit den großen Trappen nicht nur gleiche Feinde, sondern auch noch mehre unter den Raubthieren und Raubvögeln. Auswendig werden sie auch zuweilen von weißlichen Läusen und inwendig von Madenwürmern geplagt.

Die Hähne werden in Frankreich in Schlingen gefangen und durch ein ausgestopftes Weibchen herbeigelockt, dessen Geschrei man künstlich nachahmt. Man jagt sie auch mit Raubvögeln. Es hält aber überhaupt schwer ihnen beizukommen, weil sie beständig auf Anhöhen in Haferfeldern, niemals aber, wie man sagt, in Roggen und Weizen auf ihrer Hut zu sein pflegen.

Ihr Fleisch ist wohlschmeckender, als von einem Birkhuhn, sieht aber schwarz aus. Ebenso sind die Eier von vortrefflichem Geschmacke. Sie sollen zuweilen auf den Feldern, wo sie ihre Nahrung nehmen, Schaden thun.

3) Otis Houbara (der Kragentrappe). Von diesem Vogel liefert Meyer folgende Beschreibung genau nach der Natur, da die andern mehr oder wenig unvollständig. Länge 24½ pariser Zoll. Breite 4 Fuß, Schwere 3½ Pfund. Schnabel vom Mundwinkel bis zur Spitze 2½ Zoll, von der Stirn bis zur Spitze 1 Zoll 5 Linien, hornfarbig, an den Seiten, sowie der geößte Theil des Unterschnabels, graubläulich; der Augenstern bleichgelb, dee Augenliderrand schwarzgrau; die Füße grünlichgrau; der Lauf 4 Zoll lang; das Kahle des Schenkels 2 Zoll lang. Der Kopf hellrostfarbig mit sehr vielen feinen schwarzbraunen Punkten, die Mitte des Scheitels mit einem fein zerschlissenen Federbusche, dessen Federn über 1½ Zoll lang sind, größtentheils weiß mit schwarzer Spitze, die hintersten weiß mit rostfarbiger, schwarzbrauner bespritzter Spitze; Kehle, Wangen und Ohrengegend schmuzigweiß, beide letztere mit feinen haarähnlichen Federn besetzt; der Vorderhals weißgrau, schwarzbraun bespritzt, der untere Theil zunächst der Brust mit langen rein hellaschgrauen Federn besetzt; die Mitte des Hinterhalses von dem Nacken bis zum Rücken federlos und nur mit feinem bräunlichweißen Flaum besetzt; die Brust, Seiten, untere Flügeldeckfedern, Schenkel und Bauch schmuzigweiß, die langen

Afterfedern zur Seite gelblichweiß mit schwarzbraunen Queerbinden; an den Seiten des Halses zerschlissene 3 bis 3½ Zoll lange schwankende, schwarze Federn von welchen einige der kleinsten weiße Spitzen haben; Oberrücken, Schulterfedern, Unterrücken, Flügeldecken und hintere Schwungfedern hellrostfarbig, schwarzbraun bespritzt und punktirt, sehr viele dieser Federn mit einem schwarzbraunen gezackten Fleck; die vordersten Flügeldecken weiß und schwarz gewellt, und die ganz vorderste Reihe derselben mit reinweißem Spitzenfleck und unter diesem mit einem schwarzen Queerbande, die hintern Schwungfedern mit drei bis vier graubraunen zickzackförmigen Querbändern; die fünf vordersten großen Schwungfedern an der Wurzelhälfte weiß, an der Endhälfte schwarzbraun, welches letztere sich auf der äußern Fahne weiter heraufzieht und in Rostgelb verläuft; die zweite Ordnung der Schwungfedern schwarzbraun mit rostgelben und schwarzbraun gezackten Enden und weißen Spitzen, die 6. bis 10. Schwungfeder schwarzbraun mit weißer Spitze, die 6 bis 9. von der Wurzel bis zur Hälfte ihrer Länge auf der äußern Fahne schön rosenroth mit braunen Spritzflecken, die Wurzelhälfte der innern Fahne nicht sichtbar, aber bei der 6. Schwungfeder zeigt sich auf der äußern Fahne ein Zoll langer weißer und braun bespritzter Fleck. Der aus 22 Federn bestehende zugerundete Schwanz rostfarbig, die Seitenfedern abnehmend blässer, alle Federn schwarzbraun bespritzt und punktirt, mit drei bläulichgrauen gezackten breiten Querbinden und weißer Spitze, die obern Schwanzdecken ebenso gezeichnet, nur heller von Farbe; auf der untern Seite des Schwanzes ist die Farbe der gezackten Querbinden schwarzbraun; die kleinen Deckfedern des Daumengelenks weiß mit einem schwarzen Fleck. Die zweite Schwungfeder ist die längste. In seinem Magen fanden sich meistens Insekten, vorzüglich Chrysomela hottentota und einige Pflanzentheile, in den Gedärmen ein Hematoideum und in den Lungen ein Strongylus. Die Samenstränge sah man deutlich, allein keine Spur der Hoden, weshalb ich glaube, daß es ein nicht ganz altes Männchen ist, welches sich im Jahre entweder ganz früh oder gar nicht begattet hatte.

Abgebildet findet man den Kragentrappen in Jaquin's Beiträgen (S. 24. Nr. 18. t. 9) unter dem Namen Psophia undulata; bei Shaw (p. 252. f. 1 und p. 255. f. 2) unter dem Namen Raud; in Bechstein's ornithologischem Taschenbuche (1. Thl. S. 247) und in Neumann's Nachteägen der Naturgeschichte der Land- und Wasservögel (3. Hft. t. 21). Sämmtliche Abbildungen stellen nur das Männchen dar. Das Weibchen ist weder bis jetzt beschrieben, noch abgebildet. Außer daß ihm der Federbusch und Halskragen mangeln wird, mag es wol in der Farbenzeichnung nicht viel vom Männchen verschieden sein.

Bruch fügt Folgendes hinzu: Houbara ist in denjenigen Gegenden, welche als die Heimath des Kragentrappen aufgeführt werden, der generische Name aller Trappen. Seine wahre Heimath wird dadurch unsichrer, ich möchte aber wol behaupten, daß er in Teutschland häufiger vorkommt, als man glaubt, daß er öfter in die Küche, als in ein Naturaliencabinet wandert, wie dieses wenigstens in den Rhingegenden gewöhnlich mit seinem Verwandten, otis tetrao, und überhaupt mit den eßbaren Vögeln zu geschehen pflegt.

4) O. nuba Mus. Francof. (Rüppell, Atlas zur Reise. Vögel. t. 1). Höhe in aufrechter Stellung 1 Fuß 10 Zoll 2 Linien, Länge vom Scheitel bis zum Schwanzende 2 Fuß 3 Zoll, Höhe des Tarsus 4 Zoll 2 Linien, Länge des Schnabels von der Stirnwurzel bis zu der Spitze 1 Zoll 10 Linien. Schnabel hellgelb, an der Spitze hornfarben; Scheitel hellbraun, schwarz getüpfelt. Iris gelb; über den Augen ein breites schwarzes Band, das von der Schnabelwurzel ausgeht und am Hinterhaupte mit dem von der entgegengesetzten Seite zusammentrifft. Wangen weiß; Hals bläulich aschgrau. Über der weiß und schwarz gewellten Brust ragt ein braunrother Kragen hervor, dessen drei Zoll lange Feder nan der Spitze zerschlissen und abgestumpft und von den graublauen des Halses beinahe bedeckt sind. Der ganze Oberkörper ist hellbraun mit glänzend schwarzen in vielen Winkeln zusammenlaufenden Streifen und Punkten übersäet. Der Unterleib ist weiß, an den Weichen schwarz getüpfelt. Die Schwungfedern sind an der Wurzel weiß, von der Mitte an glänzendschwarz, und werden von den über sie hinausragenden großen Flügeldeckfedern ganz überdeckt. Der lange schmal zugerundete Schwanz, dessen Federn an der Wurzel weiß sind, ist hellgraubraun und mit schwarzen gewellten Linien durchzogen. Die Füße sind hellgelb. Das Weibchen ist von dem Männchen, wie es hier beschrieben, durch eine schlankere Gestalt, einen weißen Streifen, der über dem Auge unter dem schwarzen hinzieht, und einen viel kleineen Halskragen unterschieden. Rüppell hat dieses ausgezeichnet schöne Trappenpaar in den Nilgegenden oberhalb Kurgos aufgefunden. Über dessen Lebensweise kann nichts berichtet werden. Sie mag wol die der übrigen Trappen sein. Der Nubatrappe ist ein Vogel der Wüste und gehört den tropischen Gegenden Nordafrika's an.

5) O. Arabs *Linné* (Rüppell, Atlas a. a. O. t. 16. Lobongtrappe). Länge von dem Scheitel bis zum Schwanzende 2 Fuß 10 Zoll, Schnabellänge von dem Mundwinkel bis zur Spitze 3 Zoll 6 Linien, Flügellänge 1 Fuß 11 Zoll, Länge des Tarsus 7 Zoll. Der Scheitel des Lobongs ist grau, fein schwarz gewellt. Ein schwarzer Zügel geht von der Stirn über den Augen hinweg zum Hinterhaupte, und bildet daselbst mit den verlängerten Kopffedern einen starken, schwarzen Schopf, der in die Höhe gerichtet werden kann. Über dem Auge ein weißer Fleck und um dasselbe herum ein nackter fleischrother Kreis. Wangen, Kinn und ganzer Hals grau, letzterer dicht bedeckt mit sehr langen zerschlissenen Federn, welche mit schwarzbraunen, eine Linie breiten gezackten Querstreifen durchwirkt sind. Der Rücken und die sehr langen Flügeldeckfedern leuchtend rothbraun mit feinen, schwarzen Wellenlinien, die in schiefer Richtung von Oben nach Unten zu dem Schafte stehen. Kleine Flügeldeckfedern mit größern und kleinen weißen Enden. Die drei ersten Schwungfedern schwarz, die folgenden an der in-

neen Fahne mit großen, weißen, theilweise mit violettbraun marmorirten Flecken und ganz weißen Enden. Schwanzfedern, wie der Rücken, mit einem weißen breiten Bande in der Mitte, an der ersten Hälfte schwarzbraun. Unterleib und Schienen blaßroth-gelblich. Füße, Iris und Schnabel weißgelb, letzterer an der Spitze hornfarbig. Das Weibchen hat dieselben Abzeichnungen wie das Männchen, ist aber kleiner und in allen Verhältnissen schlanker, bei weniger lebhaften Farben.

Ein ausgewachsenes Paar dieses Trappen hat Rüppell bei seinem Aufenthalte in Kortofen eingesammelt. Lebt paarweise in den Steppen. In seinem Magen wurden Insektenreste gefunden. Der Lohong kommt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ebenfalls nicht sehr häufig vor und heißt bei den Colonisten der wilde Pauw. Eine ungenügende Abbildung des Lohongs befindet sich in Seligmann's Sammlung verschiedener ausländischer Vögel (nach Catesby und Edwards) (Nürnberg 1749. 1. Tbl. t. XXIII). Die beschreibenden Darstellungen von Brisson, Buffon und Linné scheinen nach dieser unvollständigen Abbildung gefertigt zu sein.

6) O. torquata *Cuvier* (Galérie du Mus. d'hist. nac. à Paris. *Lesson.* Traité d'Ornithologie p. 528). Am Männchen Kehle weiß, Wangen rostroth, Stirn und Vorderhals schwarz, Hinterhaupt aschgrau, hinten auf dem Oberhalse ein schwarzer Streif, Rücken rostroth, mit braunen welligen Linien, Hals grau, die Seiten der Brust rostroth, Bauch und Seiten weiß; untere Flügeldeckfedern rostroth, Flügel und Schnabel gelblich. Am Weibchen ist die Kehle weiß, am Vorderhalse kein schwarzer Kragen; Gefieder rostroth mit schwarzen Wellenlinien; Bauch weiß, roströthlich überlaufen. Vom Cap der guten Hoffnung.

7) O. afra *Latham* (Synops. t. 77). Oben schwärzlichbraun, unregelmäßig rostroth gestreift und gestrichelt, der Scheitel braun, mit weißen Streifen und Strichen, an jeder Seite des Kopfes ein breiter, weißer Streif und ein dergleichen Fleck auf dem Ohre; die Schwungfedern der ersten Ordnung schwarz, weniger lang, als die der zweiten, welche, eine weiße Binde, nach der ganzen Flügellänge laufen; Hals und untere Theile schwärzlich, auf jenem ein halbes weißes Halsband; am Beine ein weißer Ring. Schnabel schwärzlich, Füße gelb, Krallen schwarz. Länge 27 Zoll. Das Weibchen hat nur kleine weiße Linien auf dem schwarzen Kopfe und Halse, kein Halsband und keine Ohrenflecken. Vaterland Vorgebirge der guten Hoffnung.

8) O. gularis *Cuvier.* (Galérie l. c. *Less.* ib) Schnabel hornartig, Tarsen gelblich, Kehle weiß mit rostrothen und schwarzen Wellen, am Vorderhalse zwei Reihen schwarzer Längsstriche, Bauch gelblich. Ward von Pondichery gesendet.

9) O. bengalensis *Latham.* (*Belanger* Voyage aux indes or. pl. 10. *Edwards* Glan. 250). Lesson (l. c. 529) gibt als Kennzeichen an: Am Männchen die Kehle weißlich, Kopf, Hals und Rücken rostroth mit Braun gewellt; der ganze Unterkörper, von der Brust an, tiefschwarz; Flügel rein weiß, Schwanz schwarz, mit weißer Spitze. Weibchen: Rostroth, schwarz gewellt, die Kehle weiß. Drapiez (Dictionnaire class. XII, 539) weicht ab und ist vielleicht junger Vogel. Obere Theile rothgelb, braun und schwarzbunt; Scheitel des Kopfes, Hals, untere Theile schwarz, um den Hals unterm Kopfe und um die Augen rostrothgelb; auf der Brust eine breite Binde von der Farbe des Rückens, Schwungfedern weiß und schwarzbunt, mit tiefgrauen Spitzen, Steuerfedern weiß, braun und schwarzbunt; Schnabel und Füße braun. 24 Zoll lang. Weibchen heller, Kopf, Hals und Bauch ziemlich rein hell aschfarben. Vaterland Indien.

10) O. himalayanus *Vigors.* (Philosoph. Magazine 1831). Niger alis albis; dorso medio scapularibusque pallide rufo brunneoque variegatis; dorso imo pallido rufo undulatim sparso; cristae collique plumis anterioribus et posterioribus confertis elongatis. Vom Himalaya.

11) O. nigriceps *Vigors.* (l. c) Corpore supra pallide badio, rufobrunneo graciliter undulato; collo, maculis parcis alarum, abdomineque albis; capite cristato, tectricibus alarum exterioribus, remigibus, notaque grande pectorali nigris. Länge 4 (engl.) Fuß, Höhe 4½ Fuß. Indien.

Es sind noch mehre Arten einzeln aufgeführt, welche noch genauere Beschreibung erheischen, als O. ferox (Isis XXVII, 814). O. afroides. (ib) O. Vigorsii. (ib.) O. Kori (ib. 823). O. Denbami (Zoolog. Journ III, 453). O. himalayanus (ib. 809). (D. *Thon.*)

OTITES *Latreille* (Insecta). Zweiflüglergattung aus Macquart's Familie Psilomydae, von Meigen zu den Muscides gerechnet. Sie fällt mehr oder weniger mit folgenden zusammen: Sciomyza *Meigen. Fallen.* Ortalis, *Meigen.* Supplement. Dyctya *Fabricius.* Oscinis, *Latreille.* Genera. Musca *Panzer.* Blainvillia, Myoris, Hersmya *Robineau Desvoidy.* Die Kennzeichen sind folgende: Der Kopf ist ziemlich groß, das Gesicht ein Wenig gewölbt, gekielt mit 2 Grübchen, die Stirn ist vorspringend, stumpfplatt, das zweite Glied der Fühler ist kegelförmig, etwas länglich, das dritte eiförmig von der Länge des zweiten, der Griffel nackt. Typus der Gattung ist: O. formosa (Otites elegans. *Lat.* t. 14, 383. Oscinis, *Lat.* Gen. 4, 351. Blainvillia formosa. *Rob. D.* nr. 1. Musca id. *Panz.* 59, t. 21. Ortalis gangraenosa. *Meig.* Suppl. nr. 22. Dictya id. *Fab.* S. Antl. nr. 13. Scatophaga ruficeps. *Fab.* S. Antl. nr. 24). Fünf bis sechs Linien lang, aschgrau, Kopf und Fühler safrangelb, Thorax mit unregelmäßigen schwarzen Binden, Hinterleib glänzendschwarz, mit aschgrauen Querbinden, die Füße rothgelb, die Tarsen schwarz, die Flügel bräunlich mit schwarzen Flecken am Ende der Adern und auf den Queradern. Findet sich im Frühjahre auf den Blüthen des Weißdorns in Teutschland und Frankreich. (D. *Thon.*)

OTOPHIS (Amphibia). Eine von Bonaparte aus Angnis fragweise gesonderte Schlangengattung in dessen systematischer Aufzählung der Wirbelthiere (Isis 1833)

ohne Charakteristik aufgeführt. Als Vaterland ist Dalmatien angegeben, wobei es unentschieden bleibt, welches Thier gemeint ist. (D. *Thon.*)

OTTAR BIRTINGR, war ein Bauernsohn (Bôndason) aus dem Thrandheimischen, schwarz an Haar und Haut, weshalb er den Zunamen Birtingr [1]) (Glänzling, Weißling) erhielt, klein von Wuchs, ward aber durch seine Höflichkeit, Raschheit, Kühnheit und Kurzweiligkeit empfohlen. Er war einer von den Kerzenknaben [2]) des Königs Sigurd's Joesalafari von Norwegen, und hatte den Dienst an einem Pfingstfesttage, als sich Folgendes ereignete, was ihm eine glänzende Laufbahn eröffnete. König Sigurd Jerusalemsfahrer war einer der ausgezeichneten Regenten, hatte aber im Verlaufe der Zeit solche Anwandlungen von Gemüthsbewegungen, daß er seiner Sinne nicht mächtig war. Wie die Sage erzählt, saß er bei dem großen Schmause eines Pfingstfestes misgelaunt bei Tische, und Niemand wagte ihn anzureden. Da nahm er ein kostbares ganz mit goldenen Buchstaben geschriebenes Buch und sagte, zwei Dinge haben ihm die besten gedeucht, als er in das Land kam, dieses Buch und die Königin, aber nun dünke ihm eins schlechter als das andere, das Buch ihm das schlechteste aller Dinge, und die Königin so gefährlich, daß ihr ein Geishorn auf dem Haupte stehe. Das Buch warf er in das Feuer, das auf dem Boden der Halle brannte, und der Königin gab er einen Backenstreich bei dem Auge. Ottar sprang zu, nahm das Buch aus dem Feuer, hielt es auf, und richtete Worte an den König, deren Inhalt kürzlich dieser ist: Ungleich seien die Tage, große Freude sei gewesen, als der König in großer Herrlichkeit gekommen, jetzt seien über sie, die damals sich so gefreut, Trauertage gekommen, da der König haemvoll und krank sei. Zuletzt rieth er ihm, sich zuvörderst mit der Königin zu versöhnen, und dann seine Häuptlinge, Freunde und Dienstmannen zu beruhigen. Der König überhäufte den Kerzenknaben mit Scheltworten, warf ihm vorzüglich seine niedere Geburt vor, sprang dann auf, zog das Schwert mit beiden Händen, und ließ sich an, als wenn er ihn erhauen wollte. Ottar stand still und rührte sich nicht, wie wenn er ganz furchtlos wäre. Der König schlug ihn mit dem flachen Schwerte auf die Schultern, und setzte sich wieder auf den Hochsitz, schwieg eine Zeit lang, ward ruhiger, und hielt dann eine Rede an die Versammelten, wie er als unsinniger Mann in die Halle gekommen, erzählte weiter, was vorgefallen, und wie er Ottar'n nicht erschlagen, weil er aus seinem muthvollen Benehmen seine Unschuld erkannt. Zuletzt erhob er, um ihn, den er nun am meisten liebe, zu belohnen, den Kerti-svein (Kerzenknaben) zum Lendr Madr [3]) (Lehnshäuptling) und zwar zu dem ausgezeichnetsten aller seiner Lendir Menn. Ottar ward seitdem ein berühmter Mann in Norwegen, und der Ausgezeichnetste von vielen guten und schätzbaren Stücken. Zu seinen schönen geistigen Gaben erhielt er vom Könige Güter und Höfe. Auf diese Weise belohnte er auch andere geringe Diener, wenn sie ihn wieder zur Vernunft brachten [4]). Aber Ottar allein hat sich einen berühmten Namen gemacht, weil ihn seine ausgezeichneten Gaben in den Stand setzten, eine glänzende Rolle zu spielen. Er ward ein großer Häuptling. Unter denen, welche bewirkten, daß Ingi im J. 1136 auf dem Borgarthing zum Könige genommen ward, war Ottar der erste. Ingi, Sohn des Königs Haeallb, stand damals im zweiten Jahre, und Ottar war eine seiner größten Stützen. Des jungen Königs Bruder Sigurd Bronch, der nur zwei Jahre älter war, ward von den Thrándern zum Könige genommen. Ottar ward dieser beiden Könige Stiefvater, indem er nach dem Falle ihres Vaters Haralld's Gilli's, ihre Mutter, die Königin Ingirid, heirathete. Sigurd Slembir bekriegte beide Könige, deren Vater er erschlagen hatte. Unthätig saß Sigued in Thrandheim. Deshalb sandte im J. 1139 Ingi, der in der Wik das Land vertheidigte und mehre Schlachten hielt, Botschaft und Brief an seinen Bruder, und soderte ihn auf mit größtmöglichem Heere zu ihm zu kommen; außerdem werde er ihn selbst bekriegen. Der Brief wae zugleich an Ottar Birting und die andern Lendir Menn, und an das ganze Volk gerichtet. Da sprach Ottar auf dem Thinge zuerst, entschuldigte Ingi's haete Worte durch die beingenden Umstände, und fodert den König Sigurd und Alle auf, zu König Ingi zu ziehen und ihm beizustehen. Sie thaten so und zogen in die Wik. Im nämlichen Herbste schlugen beide Könige den 13. Nov. 1139 die große Seeschlacht von Holmingra (in Nordagdir) gegen Magnus den Blinden und Sigurd Slembir. Magnus fiel; Slembir ward gefangen. Ungeachtet Ottar so auch dem Könige Sigurd Bronch die größten Dienste leistete, so war dieser doch kein große Freund Ottar's, denn er meinte, daß Ottar in allen Stücken des Königs Ingi Partei hielte. Ottae ward auf dem Handelsplatze (Kaupángr, hier Nidaros) an einem Abende, als er zur Messe ging, von einem einzigen Mann erschlagen. Als er das Schwert sausen hörte, glaubte er, es sei ein Schneeball, den die Kinder zum Spiele würfen, und schwang seine Hand und seinen Stock entgegen. Ottar fiel von dem Hiebe. Sein Sohn Alfr. Raudi, der in den Kirchhof gegangen war, verfolgte den fliehenden Mörder seines Vatees und erschlug ihn. Ottar's Blutsfreunde und seine andern Freunde schrieben seine Ermordung der Veranstaltung des Königs

1) Birtingr bedeutet a) eine Art Forellen mit lichter Farbe; b) eine Person oder Sache von lichter oder weißlicher Farbe (persona vel res albicans) von Birta, Licht, Schein, Glanz. Er hieß also Weißling, weil er nicht völlig weiß wie die andern Norweger war, oder der Name war ihm wahrscheinlicher ironisch gegeben. Wenn es von ihm heißt: „Aber schwarz an Haar und Haut (hörund), deshalb deuchte ihm Zuname (auk-nefni) gegeben, als er ward Birtingr genannt," so muß das auk-nefni (Vermehr-Name, cognomen) in übler Bedeutung genommen werden. Auch sind in der That die meisten aufgelegten Namen nicht als Ehren-, sondern als Spottnamen gegeben. 2) Einn af kertisveinom, Nom. Sing. kertisveinn, kertisveinn, Kerzenknabe, Lichthalter.

3) Belehnten Mann, d. h. Lehnshäuptling, satrapa feudatarius. 4) Snorri Sturlesva, Heimskringla, Saga af Sigurdi Jorsalafara. c. 27. gr. Ausg. 3. Th. S. 273—276 Ausg. von Peringskiold 2. Th. S. 265—267. Saga Sigurdhar Jórsalafara c. 42. p. 156—159 in den Fornmanna-Sögur stimmt im Wesentlichsten mit Snorri Sturleson überein.

Digitized by Google

Sigurd zu, denn dieser war damals auf dem Kaufplatze (Nidaros). Die Bándor setzten dem Könige hart zu. Dieser sah sich genöthigt, gerichtliches Pfand zu geben, daß er seine Unschuld durch das Tragen des heißen Eisens erhärten wolle. Der König ging darauf südwärts aus, und diese Reinigung ward niemals vollführt [5]).

(*Ferdinand Wachter.*)

OUDENAERDE (Robert van) oder auch Audenard, wie sich der hier anzuführende Künstler selbst schrieb, während er sich in Watelet's des Arts: Auden-Aerd, auf seinen Kupferstichen oft: Auden-Aard geschrieben findet, war geboren zu Gent 1663, gestorben ebendaselbst 1713. Als seine frühern Meister in der Malerei nennt man Miechop und Jan van Clef(?). Um sich in seiner Kunst mehr zu vervollkommnen, begab er sich im J. 1685 nach Rom, wo der berühmte Carlo Maratti sein Lehrer wurde, in dessen Schule er sich 15 Jahre lang im Kupferstechen und Malen übte. Maratti bemerkte an ihm großes Talent und zugleich eine Neigung zur Kupferstechkunst, deren Ausbildung er ihm daher besonders empfahl. Oudenaerde benutzte diesen Wink, und widmete sich neben der Malerei eifrig der Kupferstechkunst, wo er in der Manier des Jakob Frey arbeitete. Vornehmlich wußte der Künstler in seinen Blättern die Radirnadel und das Ätzen mit sehr glücklichem Erfolge neben der Vollendung mit dem Grabstichel anzuwenden und dadurch, sowie sein Mitschüler Jakob Frey, eine außerordentliche Weichheit mit Kraft verbunden hervorzubringen. Er erwarb sich hierbei noch das große Verdienst, daß in seinen Blätteen eine sehr malerische feine Behandlung hervortrat, wodurch sich das Kalte des Grabstichels verliert, und der Geist mehr als die reine Mechanik obwaltet; der Künstler nähert sich hierdurch den herrlichen Werken von Gerh. Audran und Nicolas Donigny, welche immer als die Hauptmeister in dieser Art genannt werden müssen. Der Künstler hatte sehr vieles nach Pietro da Cortona, An. Carracci, Domenichino, Andr. Proeeacini, das Meiste aber nach seinem Lehrer Carlo Maratti *) gearbeitet. Auch stach er mehre Bildnisse, sowie eine große Zahl derselben zu dem Medaillenwerke des Cardinal Barbarigo, auch zu Rossi's großem Antikwerke mehre Statuen.

Der Triumph des Jul. Cäsar nach der bekannten Composition des Mantegna ehemals im Palaste Gonzaga zu Mantua, wovon Mantegna einzelne Blätter stach und Andrea Andreani die trefflichen Holzschnitte in Clairobscur lieferte, ist ebenfalls von ihm in 10 Bl. mit Titel sehr gut gestochen worden. Nach seinen eigenen Zeichnungen sind von ihm gestochen der Einzug der Königin Christina von Schweden in Rom, sowie deren Leichenbegängniß.

Wenn Watelet zuweilen Oudenaerde's Arbeit mit der C. Bloemart's vergleicht, so ist das nicht ganz richtig, da letzterer Meister mehr einen glänzenden Grabstichel führt.

(*Frenzel.*)

Im Anfange war das Verhältniß mit Maratti dadurch getrübt worden, daß sich Oudenaerde ohne Wissen desselben seine Heirath der heiligen Jungfrau, die er noch malte, zu stechen erlaubte; das Blatt verbreitete sich schnell in Rom, worüber Maratti so aufgebracht wurde, daß er Oudenaerde aus seinem Atelier fortjagte. Diese harte Behandlung brachte den jungen Mann zur Verzweiflung, sechs Wochen lang rührte er weder Punktirnadel noch Pinsel an; eine solche Reue versöhnte Marati und es that ihm leid, sich so streng gezeigt zu haben. Als er ihm eines Tags begegnete und Oudenaerde ihm sagte, daß er die Malerei und Kupferstecherkunst ganz aufzugeben entschlossen sei, redete er ihm ernstlich den Gedanken aus, empfahl ihm vielmehr beide Künste zu treiben und nur nichts als Kupferstiche zu publiciren; seitdem blieben Meister und Schüler innig verbunden. Oudenaerde hatte auch die alten Sprachen mit Erfolg betrieben und sein Talent für lateinische Verse war so bekannt, daß er zu dem oben erwähnten großen Medaillenwerke, in welchem der Cardinal Barbarigo viele Bildnisse seines Geschlechts mit Sinnbildern durch ihn in Kupfer stechen ließ, auch die lateinischen Verse machte, welche ein jedes zur Unterschrift erhielt. An diesem Werke, das auch 175 Platten enthielt, hat der Künstler 22 Jahre gearbeitet; beendigt wurde es erst nach dem Tode des Künstlers und des Cardinals, dessen Familie es im J. 1762 zu Padua publiciren ließ, unter dem Titel: Numismata virorum illustrium ex gente Barbariga. Vol I. Fol. — Der Cardinal, der an Oudenaerde großes Gefallen hatte, hatte ihm auch den Vorschlag gemacht, in den geistlichen Stand zu treten und ihm auf den Fall seine Protection und Beförderung zugesagt. So verführerisch auch dieser Vorschlag für Oudenaerde war, so wollte er doch nach einer Abwesenheit von 37 Jahren erst sein Vaterland wieder besuchen. Bei seiner Ankunft in Gent erhielt er den schmeichelhaftesten Empfang, war jedoch schon im Begriffe nach Italien zurückzukehren, als er die Nachricht vom Tode seines Gönners und Beschützers erhielt und, dadurch von allen Verpflichtungen frei geworden, ließ er sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er unermüdlich bis an seinen Tod arbeitete; ebenso ausgezeichnet als Portrait- wie als Historienmaler konnte er kaum allen Aufträgen genügen, die man ihm machte; ein großer Theil der Kirchen Gents wurde mit seinen Gemälden geschmückt; berühmt ist besonders sein Meisterwerk, „die Erscheinung des heiligen Petrus," großes Altargemälde in der Karthäuserkirche. Er starb den 3. Jun. 1743. (*H.*)

OXYBELIS *Wagler* (Amphibia). Eine aus

---

5) *Snorri Sturleson*, Sagan af Sigurdi, Inga, oc Eyaleini, Haralldz sonom. c. 1 p 328. c. 9, 10. p. 343, 344. c. 14, 15. p. 351, 352. c. 21. p 360 Ausg. von Peringskiold 2. Th. S. 314, 328, 336, 337. Sagan af Hakoni Herdebreid. c. 9. gr. Ausg. S. 388. Sagan af Magnusi Erlingsyni c 27. p. 447. Dazu zu vergleichen in Fornmanna-Sögur 7. Bd. Saga Inga konungs Haraldssonar oc braedra hans. c. 1. p. 207. c. 10. p. 220—222. c. 12. p. 225. c 15. p. 229. c 15, 16. p. 229, 230. c. 21. p. 238. Saga Hákonar Herdhibreidhs. c. 12 p. 268. Saga Magnúss Erlingssonar. c. 17. p. 311. Saga Sigurdhar Slembidjácns c. 3. p. 334. c. 8. p. 347, 348. Agrip af Noregs konunga sögum c. 52, im 10. Bande der Fornmanna-Sögur S. 419.

*) Der Tod der heil. Jungfrau und die Marter des heil. Blosius, beide nach Carlo Maratti, sind vorzügliche Hauptblätter.

Digitized by Google

Coluber gesonderte Schlangengattung (Wagler, System der Amphibien. S. 183), von welcher die Kennzeichen folgendermaßen angegeben sind: Caput gracillimum, longissimum, tetragono-lanceolatum, rostro longissimo, maxillae apice supra mandibulam mucum producto, pupilla rotunda; nares in cantho rostrali distincto in medio scutelli longissimi sitae, scutum rostrale inferum; scutum loreum nullum, ejus loco latus deflexum scuti frontalis secundi, scutum oculare anterius 1; scuta ocularia posteriora 2; trunsus longissimus, gracillimus, flagelliformis, scutis gastraei ac caudae rotundatis, squamis notaei laevibus. Zu dieser Gattung zählt Wagler nur eine einzige Art. Dryinus aeneus. *Wagl.* (Serp. bras. p. 12. t. 3. Coluber acuminatus *Neuwied.* Beiträge und Abbildung zur Naturgeschichte Brasiliens. Dryinus auratus).

Der Prinz von Neuwied gibt a. a. O. folgende Beschreibung dieser Schlange. Der Kopf äußerst schmal von den Augen an in eine sehr zusammengedrückte schmale lange Schnauze verlängert, welche zugespitzt und vorn ein Wenig abgerundet ist. Der Unterkiefer um eine Linie kürzer als der obere, die Nasenlöcher an der Seite der Schnauzenspitze klein, rund, die Augen groß und lebhaft, der Schnitt des Mundes vor dem Auge etwas aufwärts aufgebuchtet, die Zunge lang und gespalten, die Kieferzähne ziemlich stark und lang, etwas rückwärts gekrümmt, die Gaumenzähne kleiner. Der Hals äußerst dünn und schlank, der Körper schlank und sehr lang, etwas zusammengedrückt, der Schwanz sehr fein und dünn, peitschenförmig am Ende mit einer kleinen Hornspitze. Der Kopf ist mit großen, sämmtlich sehr schmalen verlängerten Schildern bedeckt, das Rüsselschild ist sehr klein, blos an der vordern senkrechten Spitze der Schnauzenspitze oben abgerundet, unten ausgeschnitten, die Schnauzenschilde sind lang, schmal, länglich viereckig, vorn etwas schmäler als hinten, beinahe vier Mal so lang als breit, die Stirnschilder sind länger und breiter als die vorhergehenden, hinten mit einem Bogen aufwärts steigend, vor dem Auge mit einem Ausschnitt und mit einem Bogen bis auf die Randschilder des Oberkiefers herabsteigend, zwischen dem Stirnschild und dem Auge steht ein kleineres vorderes Augenschild, das Wirbelschild ist sehr lang und schmal lanzettförmig, sechseckig, vorn breiter als oben, die Augenbraunschilder sind schmal, lang, hinten breiter als vorn, die Hinterhauptschilder an den Seiten buchtig, oben beide einen stumpf einziehenden Winkel bildend, in welchem zwei Schuppen stehen. Der Rand des Oberkiefers an jeder Seite hinter dem Rückenschilde mit eilf Tafeln belegt, der Unterkieferrand hinter den Nebenschilden an jeder Seite mit sieben bis acht Tafeln, das Lippenschild klein, breit dreieckig, die Nebenschilder breit und lang, die vordern Rinnenschilder klein, schmal rhomboidal, die hintern Rinnenschilder noch ein Mal so lang, schmal, gänzlich von einander getrennt und sehr aus einander weichend. Die Seiten des Hinterkopfes mit großen Schuppen belegt, der Körper mit glatten, ziemlich großen, völlig rhomboidalen, ziemlich spitzwinkeligen Schuppen bedeckt; am Halse sind sie lanzettförmig, schmal, und stehen etwa in 16 bis 17 Längsreihen, an der Mitte des Rumpfes stehen sie in 17 und an der Schwanzwurzel in neun Längsreihen; an den vordern Theilen des Thieres sind sie mehr länglich, an den hintern mehr breit, die Schwanzschuppen sind breit sechseckig, die 197 Bauchschilder sind breit, an den Seiten schief gedeckt, Schwanzschilderpaare sind 144 vorhanden. Der einfache After ist mit zwei Schuppen bedeckt. Die Iris ist nach Oben gelb, der Rand des Mundes, die Unterkinnlade und Kehle an beiden Kiefern hellgelblich weiß, von der Nasenspitze zieht sich durch das Auge nach dem Hinterkopfe hin ein dunkler Streif, der die weiße Mundfarbe begrenzt. Die Grundfarbe des ganzen übrigen Thieres ist hellblaßgrau-bräunlich, kaum merklich dunkler gewölkt, abwechselnd zu beiden Seiten des Rückens laufen sehr einzeln und weit von einander entfernt unregelmäßige, sehr kleine schwarze Fleckchen oder oft nur feine kurze schwarze Striche, welche auf dem Schwanze noch seltener werden, wo nur alle drei bis vier Zoll ein solches kleines Pünktchen steht. Am Halse bemerkt man ebenfalls sehr feine blaßgelblichgraue kleine Striche, da wo die Schuppen sich von einander begeben, der Bauch von einer etwas mehr graubraunröthlichen Mischung, äußerst schwach graulich marmorirt, an den Seiten röthlich, weiß punktirt, der Afterschild an jeder Seite mit einem runden schwarzen Fleckchen, die Kehle in der Mitte etwas gelblich gefärbt. Die ganze Länge 3 Fuß und etwas über 10 Zoll, die Länge des Schwanzes 17 Zoll, der Breitendurchmesser des Körpers in der Mitte 6 Linien.

Diese Natter ist schnell und gewandt, besteigt die Bäume und Gesträuche und ruht daselbst aus. Sie kommt besonders in der Gegend des Flusses Espirito Santo vor. Alle bräunlich gefärbte Theile dieser Schlange behalten in Spiritus ihre Farbe, die grünlichen und gelblichen verblassen.

Wagler vereinigt mit dieser Schlange Dryinus auratus (Bell., Zoolog. Journ. 1825. S. 329. t. 12), von der es a. a. O. heißt: Dr. griseo-flavescens aureo pallide nitens, albido nigroque punctulatus, rostro subobtuso. Scuta abdominalia 196. Scutella subcaudalia 160. Habitat in Mexico.

Der Oberkiefer springt eine Linie über den untern vor; der Rüssel gerade und ziemlich stumpf, die neun Kopfschilder erstrecken sich weiter nach Hinten, als bei den andern; Bauchschilder 2 Linien lang, kaum 3 breit, Schwanz sehr schlank, etwas viereckig, Ende spitzig. Obertheil des Kopfes grau, eine schwarze Linie läuft von den Nasenlöchern rückwärts über den untern Theil des Auges bis etwa ½ Zoll unter dem Kopfe; dazwischen und dem Munde ist der Raum ganz weiß. Ganze Länge 4 Fuß 9 Zoll. Schwanzlänge 2 Fuß. Bauchbreite 4 Linien. Steht Dryinus aeneus *Spix* sehr nahe, weicht aber in der Farbe, größerer Dünnheit und dem stumpfen, fast abgestutzten Rüssel davon ab. (D. *Thon.*)

OXYRRHOPUS (Amphibia) (System der Amphibien). Eine von Wagler aus Coluber gesonderte Schlangengattung, als deren Kennzeichen folgende angegeben werden: Caput subdistinctum, oblongum, subdepres-

sum rostro longulo obtuso-acuminato; nares margine scutelli posteriore; scuta superciliaria antice angustata triangularia; scutum loreum et oculare anterius 1; scuta ocularia posteriora 2; oculi a rostri apice multum remoto circulares papilla subelliptica, verticali, profunde sita, truncus elongatus, compressiusculus, abdomine rotundato; cauda longula, teres, gracilis; squamae lanceolato-rhombeae, imbricatim positae, laevissimae, supra et psullo ante caudae basin ut plurimum reliquis majores, polygonae (America).

Species: Coluber petalarius *Linn.* (Mus. Ad. fr. 1. p. 35. t. 6. f. 2. Col. Pethola *Lacépède.* Übers. 4. S. 26. t. 3. f. 2). Coluber annulatus *Linn.* (Mus. Ad. fr. 1. p. 34. t. 8. f. 2. *Seba.* 1. t. 54. f. 4. Merrem, Beitr. 1. S. 42. t. 11). (D. *Thon.*)

OZODICERA (Insecta). Eine von Macquart (Diptères. 1, 92) aus Tipula gesonderte Dipterengattung mit folgenden Kennzeichen: Die Palpenglieder fast von gleicher Länge, die Fühler gekämmt, 13gliederig, das vierte und die fünf folgenden Glieder mit sechs langen und starken, an der Wurzel entspringenden, nach Unten gerichteten Zähnen, die Flügel ausgebreitet mit fünf hintern Zellen, das zweite aufsitzend.

Es ist nur eine Art angegeben. O. ochracea (Tipula pectinata. *Wied.* Dipt. exot. I. 1. 24. nr. 4). Acht Linien lang, ockerfarben, der Rüssel mit einer dunklen Binde, die Fühler braun mit rostfarbener Wurzel, die Binden des Thorax durch gelbliche Linien getrennt, die Seiten gelb mit weißem Schiller und ockergelben Flecken, die Flügel gelblich mit dunklerm Randmale. Vaterland das südliche Amerika. (D. *Thon.*)

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Dritte Section.

O — Z.

Achter Theil. Zweite Abtheilung.

P — PACHNAMUNIS.

P.

P als Laut. Sein Verhältniß zu andern Lauten iſt ein doppeltes; nämlich, ſeinem Genus nach eine Muta, gehört es, wie die Sanſkritgrammatik ſich ausdrückt, zu den dumpfen (ſanſkr. aghôsha), harten oder ſtoßenden Lauten, ſodaß es in dieſer Beziehung mit k (c, q), t und dem palatalen ſanſkr. tsh homogen iſt; dem Organe nach aber fällt es unter die Claſſe der Lippen-Buchſtaben, welche ſomit ihm, wie es ſelbſt jenen, homorgan ſind. Nach beiden Richtungen der Lautverwandtſchaft hin kann nun, was überhaupt von allen Buchſtaben gilt, auch P Veränderungen eingehen, und durch homogene ſowol als homorgane Laute vertreten werden, wie ſeinerſeits ſich ſelbſt an deren Stelle ſetzen; dieſe Möglichkeit aber verläuft ſich keineswegs in eine unbegrenzte Willkür, ſondern wird faſt immer von ſehr beſtimmten Geſetzen mundartlichen Lautwechſels oder beſonderer Umſtände in Schranken gehalten.

In erſterer Beziehung findet ſich nun p mit k (c, q), ſanſkr. tsh, nicht ſo leicht nachweislich mit frei ſtehendem t, wechſelnd. Eine der weſentlichen Lautunterſcheidungen von den kymriſchen (den Sprachen in Wales und in der Niederbretagne) und eigentlich keltiſchen Idiomen (iriſch und gäliſch) beruht darauf, daß jene häufig in parallelen Wörtern ein p ſetzen, wo dieſe k haben [1]), z. B. welſch map, bbret. mab oder map, aber ir. und gäl. mac (Sohn); ſelbſt in Lehnwörtern, wie ir. liocard (leopardus), gäl. corcur (purpura). Hieraus folgt, daß das transalpiniſche Wort *p-ctorritum*, wie Gellius B. XV. mit Recht bemerkt, nicht halb griechiſch iſt; es iſt vielmehr einem kymriſchen Idiom entnommen, da vier, welſch peduar, bbret. pédar (wie dor. *πίτορες*), dagegen im Gäl. ceithir, ir. ceathair lautet [2]). Eben dies gilt von *pempedula* (pentaphyllon *Isid.* Origg. p. 548. ed. *Lindem.*) gleich welſch pumnalen, von pump, bbret. pemp (*πέμπε*) gleich gäl. cuig, Erſe kuig (quinque) mit welſch dail (Blatt), deſſen d ſich zu n umgeſtaltete. Ferner von Alpis *Pennina* (nicht von den Poeni) und *Apennini montes*, wenn es von welſch pen, bbret. penn m. (Kopf, Gipfel ꝛc.) gleich gäl., ir. ceann, und nicht vielmehr von ir. pinn (Gipfel eines Hügels) herkommt. Dagegen ſtammt *culcita* höchſt wahrſcheinlich aus einer echt keltiſchen Sprache im engern Sinne, da nämlich im Gäl. die obſolete Form colcach, colcaidh f. (Bett), auch cole (Eidergans) vorkommt, aber welſch plyw dem Ir. klùyv und gäl. eluimh (Federdaune) gegenüberſteht. Auch oskiſche Wörter gab es mit p ſtatt q, wie pirpit bei Feſtus ſtatt quidquid. Statt des urſprünglichen K in dem Pronominalſtamme KO nach ioniſcher Mundart, der dem ſanſkr. ka, lat. quo, goth. hva entſpricht, haben andere griechiſche Mundarten das deterioirte ΠΟ, z. B. *ποῦ* ſtatt *κοῦ* ꝛc. Dem ſanſkr. pak-ta von der Wurzel patsh entſprechen, lat. *coc-tus*, griech. *πεπ-τός* von coquere, *πέσσειν* ſtatt *πέπτειν*; ferner dem ſanſkr. pantsha und der Ordinalform in den Vedas pantsha-tha [3]), lat. *quinque* und *quintus* (ſtatt quinctus, vergl. Quinctilis), griech. *πέμπε* (goth. fimf) und *πέντε*, aber als Ordinale nur mit *π*, *πέμπ-τος*; alſo das lat. und griech. grade mit umgekehrtem Lautwechſel. Statt tshatwâri (4) im Sanſkr. lat. *quatuor*, osk. angeblich petora, griech. *πίσυρα*, *τέτορα*, *τέτταρα*, *τέσσερα*, goth. fidvôr, althochteutſch vior, unſer jetziges vier, mit Ausſtoß der Dentalis, wie im BBret. pévar, péoar, puar neben péder (ſ. oben); woraus mit der unumſtößlichſten Sicherheit folgt, daß p zuweilen auch an die Stelle des ſanſkr. zwar homogenen, aber ſonſt ſehr unähnlichen Palatallautes tsh (gleich engl. ch) getreten ſei, man müßte denn dieſen hier erſt aus k entſprungen annehmen, in welchem Falle ſich aber nicht ſo leicht erklärte, warum in jenen Wörtern auch r und q an der Stelle des tsh erſcheinen. Nicht unähnlicher Weiſe hat ſowol die Conſonantengruppe pl als cl im Span. und Portug. ein gleicher Wechſel, nämlich dort dafür ll (ſprich lj) oder mundartlich x und j (ungefähr wie teutſches ch), hier ch (geſprochen tsh), z. B. ſpan. llamar, jamar, xamar, portug. chamar (clamare); ſpan. llaga, xaga, portug. chaga (plaga, Schlag) betroffen [4]), wie in mehren teutſchen Mundarten cht und ft wechſeln, und im Prakrit tshh (die aſpirirte Palatalſurda) für ps ſich findet [5]).

Das lateiniſche (auch das ſlaw. und lith.) P iſt faſt

1) *Prichard*, On the eastern origin of the Celtic nations p. 46 sq. 2) Pott's etym. Forſch. II. S. 103, wo auch die Nachweiſungen über den zweiten Theil des Wortes (Rad; jener Wagen hatte nämlich vier Räder. *Isid.* Origg. p. 681) zu finden ſind.

3) *Eug. Burnouf*, Yaçna I. p 508. 4) Diez, Roman. Sprachen. I. S. 209. 5) *Hoefer*, De Prakritis dialecto. p. 111.

immer ein ursprüngliches, d h. sanskritischem p entsprechend, mit Ausnahme des Falles in der Assimilation, wie scriptus, lapsus etc., wo es andere Labiale vertritt; überdies hat es sich im Lateinischen nur selten eine Vertauschung mit andern Lauten gefallen lassen. Eine kritische Beleuchtung der gewöhnlich zum Beweise seines Wechsels, z. B. von K. L. Schneider[6]) angeführten Beispiele, lehrt, daß diese Beispiele entweder ganz verwerflich sind, oder doch nicht das beweisen, was sie beweisen sollen. *Lupus* stammt vom sanskr. lup (rauben, zerreißen), dagegen λύκος, dessen etymologisch-mythologische Beziehung zu dem Dämmerlichte eine durchaus willkürliche und falsche ist, könnte freilich entweder der, mit lup gleichbedeutenden, kürzern sanskr. Wurzel lú zufallen, sodaß k zum Suffix zu schlagen wäre, oder selbst, unter Voraussetzung des Wegfalls eines Digamma, mit sanskr. wrikas, lith. wilkas (Wolf) stimmen; lat. vulpes und goth. vulfs (lupus) erklären sich aus lup mit den Präfixen wi oder awa. Ebenso wenig ist die Wurzelgemeinschaft von *sepes* und σηκός erwiesen; *quispiam* würde man mit Unrecht für eine blos mundartlich von quisquam verschiedene Form halten, da es aus quis-pe + jam (pe, wie in nempe, quippe) besteht; λεπύριον und λεπύρις lassen sich, da zwischen p und γ nicht die leiseste Verwandtschaft besteht, nicht leicht mit λαγώς vermitteln; das κ, c in ὄκταλλος, lat. oculus, sanskr. akshi (Auge); und in *jecur*, sanskr. jakrit, ist ursprünglicher als die Labialis in ὀφθαλμός, ἧπαρ. *Equus*, woher Epona, schließt sich viel enger dem sanskr. açwa, d. h. qv statt çw, an, als griech. ἵκκος und ἵππος, die durch Assimilation, jenes durch Vorwiegen des gutturalen, dieses durch das des labialen Lautes entstanden, wie das zend. açpa lehrt, worin, wie dies im Zend zu geschehen pflegt[7]), durch das dumpfe ç das gleichfalls dumpfe p statt des tönenden w herangezogen wurde. Bei *sequi* = ἕπεσθαι und *linquere* = λείπειν fragt sich sehr, ob q oder π ursprünglicher sei; im lith. sekti (folgen), liékti (lassen, bleiben) zeigt sich die Gutt., während althocht. pi-lipu (relinquor, maneo) besser zu λείπειν stimmt. Dieser Unterschied greift auch im Althocht. einlif (11), zuelif (12) und lith. wienolika (11), dwylika (12), aber auch trylika (13) etc. durch. Bopp[8]) hält das zweite Compositionsglied für Entstellung aus sanskr. daça (10), allein, so sehr man auch die äußerst scharfsinnige Unterstützung seiner Ansicht anerkennen muß, erregt doch eben jene Einstimmigkeit und daneben wieder jener Zwiespalt (rücksichtlich der Lab. und Gutt.) zwischen dem Germ und Lith in jenen Zahlen, verbunden mit der Schwierigkeit, daß beide Sprachen sich in beiden Consonanten einen ihnen, wo nicht ganz mangelnden, doch höchst befremdlichen Lautübergang zusammt dem ebenfalls ungeläufigen des i statt a hätten gefallen lassen müssen, dagegen noch immer gerechtes Bedenken, und ich pflichte daher der Meinung Grimm's und Ruhig's[9]) bei, daß darin Abkömmlinge der zuletzt erwähnten Wörter erthalten seien. Lith. liékas bedeutet: ungleich, was übers Paar ist; in dem obigen Falle: was über die sehr natürlich zu Grunde gelegte Zahl 10 hinaus ist, 10 καὶ τὰ λοιπά (von λείπειν); welcher Überschuß dann aber näher (wie in δώδεκα, τρισκαίδεκα) numerisch bestimmt wird, umgekehrt, wie man das Drunter oder Minus durch ἑνὸς δέοντος ꝛc. ausdrückt. Lat. *spa-tium* (von σπᾶν; also eigentlich Strecke) kann mit στάδιον und äol. σπάδιον höchstens unter Voraussetzung, daß auch diese von σπᾶν und nicht στῆναι stammen, verwandt sein, aber ist jedenfalls kein Lehnwort, und mindestens rücksichtlich des Suff. völlig verschieden. Die wirkliche Wurzelidentität des äol. σπαλεύς statt στρατεύς scheint durch sanskr. sthal: teutsch stellen ꝛc. gesichert.

Der Wechsel der zweiten Art, nämlich p mit andern Labialen, ist, wie an sich natürlicher, so auch bei weitem häufiger; und es scheint angemessen, hier die wichtigsten Laute dieser Classe, welche in den Sprachen sich finden, bemerklich zu machen. In der dumpfen Reihe stehen p, ph, φ, f nebst pf, auch das zusammengesetzte ψ, in der tönenden b, bh, w oder v (abgesehen von dem teutschen v = f), nebst dem Lippennasale m, und dem Lippenvocale u, zu dem sich auch die Diphthonge áu und ó, sammt dem griech. Υ (ú) und Ο ꝛc., gesellen. Diese Laute besitzt aber schwerlich irgend eine Sprache vollständig. P fehlt z. B. dem Arabischen, weshalb der Perser sich erst durch diakritische, zum Charakter für b gesetzte Punkte ein Schriftzeichen für p, welches der arabischen Schrift abging, schaffen mußte; in erborgten Wörtern setzt der Araber für p unter andern f, wie Farss (Persien), fil, Elefant (s. pilu). Das sanskr. ph scheint ein sehr gewaltsamer Laut zu sein, da er fast nur in Wörtern, die ein Zerplatzen, Schwellen und Strotzen bezeichnen, vorkommt; seine Aussprache soll mehr getrennt, nämlich p-h, sein. Er ist daher nicht mit f, noch auch mit dem als sehr milde und vom lat. f verschieden beschriebenen φ, welche beide etymologisch dem sanskr. bh entsprechen, lautlich eins. Parallele Wörter zu solchen mit ph im Sanskr. sind in andern Sprachen sparsam. Das ph im Lat. war dieser Sprache eigentlich fremd und nur in Lehnwörtern üblich; das ph in ältern teutschen Mundarten scheint nichts als blos graphische Varietät von f oder pf. Pf ist ein arger, wol wirklich nicht einfacher Mislaut, der sich in keiner andern indo-germanischen Sprache, als im Teutschen, und zwar nur in hochteutschen Mundarten, findet. F (d. i. der dumpfe Laut zu w, wie teutsch ch zu h) fehlt im Sanskr., Griech., sowie in den slawischen Sprachen, eingerechnet die lithauische und lettische, ferner im Finnischen und Esthnischen von Vorn herein gänzlich, und nur in einzelnen Lehnwörtern hat man es hier beibehalten. Dagegen blüht sein Gebrauch im Zend. und Pers., in der lat. und ihren Töchtersprachen, in germanischen und neukeltischen Sprachen. Das Lat. und Span. haben oft h statt f. B wechselt, schon im Sanskr., oft mit w; im Bengalischen werden beide durch einen völlig gleichen, im Dewanagari und in der Kyrilliza durch einen blos

6) Lat. Gramm. I. S. 320 fg. 7) Bopp, Vergl. Gramm. §. 50. 8) Vergl. Gramm. S. 447 fg., vergl. Graff im Sprachsch. 9) Mielcke, Lith. Gramm. S. 52. Dessen Lex. S. 146.

diakritisch unterschiedenen Schriftcharakter ausgedrückt; im Neugriechischen wird β wie w gesprochen, und im Spanischen herrscht in dieser Beziehung großes Schwanken. Das sanskr. bh (welchem dem Laute nach vermuthlich das altsächsische bh und das althochteutsche v nahe kamen) ist in den Prakritsprachen häufig zu bloßem h entstellt worden, während Griechen und Lateiner es in das dumpfe φ und f (zuweilen h) verwandelten, Perser, Slawen und Gothen aber an seinem Kerne festhielten, d. h. durch unaspirirtes b ersetzten. W und v, d. i. der tönende Laut zu f, für den es auch jetzt in manchen teutschen Wörtern, z. B. Vater, geschrieben wird, variiren sehr in der Aussprache und auch in der Art, diesen Laut graphisch darzustellen. Das Zend [10]) hat drei Schriftzeichen für v, deren zwei wenigstens wirklich lautverschieden sein möchten; das eine ist eine graphische Doppelung von u, wie w (woher sein engl. Name) von v, das im Römischen graphisch von u nicht unterschieden wurde. Das engl. w mit seinem vollen, ein schnellgesprochenes u vorschlagendem Laute ist sehr merklich vom Teutschen abweichend. Das äolische Digamma hatte im Allgemeinen gewiß die Aussprache von v, weshalb dann die Lateiner jenes Zeichen für den correspondirenden dumpfen Laut (F) verwendeten; doch scheint es, als habe seine Aussprache zum Theil der des Ital. gu am nächsten gestanden, was sein Wechsel mit dem eigentlichen Gamma anzudeuten scheint. M möchte nicht leicht einer Sprache fehlen.

P in romanischen Sprachen bleibt anlautend gewöhnlich unverändert, während es inlautend sich gern der Milderung zu b und, namentlich im Franz., zu v hingab. Wechsel mit f ist seltener, mit Ausnahme des Auslautes im Franz. Bemerkenswerth ist hier noch der Übergang des p (unstreitig durch b und v hindurch) zu u [11]), welcher sich auch im Prakrit [12]) findet; z. B. span cautivo (captivus), prakr. ô (a-u) statt awa aus apa (Lat. ab).

In den germanischen Sprachen, namentlich jedoch im Althochteutschen, herrscht eine große Verschiedenheit in der Wahl von Labialen, sodaß hier nur auf die Untersuchungen von J. Grimm [13]), Bopp [14]) und Graff [15]) verwiesen werden kann. In Betreff des p ist zu bemerken, daß die Gesetze der Lautverschiebung, welche den Fortgang von organischem B zu goth. P und altht. F erwarten ließen, hier ganz fehlschlagen, ja eigentlich teutsche Wörter mit dem Anlaut, aht. Ph (vielleicht eben wegen nicht sehr häufigen Vorkommens von h im Sanskr., welches dazu noch oft mit w wechselt) im Grunde mangeln und nur derartige Lehnwörter vorkommen, wie goth. pund. aht. phunt (pondo), phorta (porta), phlanza (planta), mittelhocht. pfaeeit, Pferd (paraveredus) ꝛc. Regelrecht wird in urverwandten Wörtern sanskr., griech., lat., lith., d. h. ursprüngliches p im Goth. durch f, im Aht. durch b, v; und sanskr. bh (griech. φ, lat. f), goth durch b, aht. durch p vertreten.

P und Assimilation. P liebt, wie alle Labiale, die ihm verwandten Vocale u, o in seiner Nähe, sodaß diese oft in solcher Stellung aus andern Vocalen hervorgingen, z. B. sanskr. putshha statt des organisch richtigern pitshha (cauda). Ferner assimilirt es sich oft andern Consonanten, oder diese ihm, z. B. ὄμματα und ὄππατα (vergl. ὄπωπα), wo πτ und μτ nicht gradehin wechseln, sondern für π-μ durch eine verschiedenartige Assimilation stehen. So findet sich im Prakrit z. B. atta und appâ für sanskr. âtman (Seele), also die Doppellaute fue tm; im Ossetischen zuppae für sanskr. tshatwâri (4) und in teutschen Mundarten [16]) eppes, ettis statt etwas, folglich für tw; im Griech. ἵκκος und ἵππος statt f. ηςwa, also für ςw; wie im Zend. und Lat. bis statt sanskr. dwis, d. h. b für w wegen der voraufgehenden Media, die dann selbst schwindet. Ferner vermitteln p, f gern den Übergang von m zu t, s, wie im Lat. sumptus, hiemps, im Franz. dompter (domitare), selbst mittellat. temptare, engl. tempt (tentare), wie im Teutschen: Ankunft, Vernunft (von kommen, nehmen).

P nach Gebrauch und Bedeutung. Während P in vielen Präfixen und Präpositionen der indogermanischen Sprachen erscheint, haben es dieselben, mit Ausnahme der sanskr. Causativa und einiger anderer sehr zweifelhaften Fälle, vom Gebrauche in Pronominen (πο im Griech. ist blos aus κο entstellt) und vielleicht eben darum auch in Suffixen ausgeschlossen. Es ist dies um so merkwürdiger, weil sich die Labialen überhaupt, mit Ausnahme von m, u, w (v), bh und noch im Lith. Lett., Slaw., Germ. und Lat. b (das aber dann öfters für andere Labiale, namentlich bh, zu stehen scheint), nur verhältnißmäßig selten dem Geschäfte der Abbiegung und Ableitung in dem gedachten Sprachstamme unterzogen haben. Eine Menge Wörter für: Vater, Mutter enthalten p, b, m oder Dentale, meist mit a, welches vorzugsweise der Vocal heißen könnte, und am gewöhnlichsten reduplicirt, wie Papa, pappas, Mama, tata, oder geminirt wie abba, und zwar pflegen die härtern Laute mehr für den Vater-, das weichere m für den Muternamen verwendet zu werden, wiewol auch m in dem erstern vorkommt, und nicht, wie fälschlich behauptet worden ist, sich nur auf den zweiten einschränkt. Da oft die entlegensten und allerverschiedensten Sprachen in den Ältern-namen große Übereinstimmung zeigen, hat man diesen Umstand zum vermeintlichen Beweise einer frühern Identität sämmtlicher Speachen des Erdbodens und ihres Hervorgehens aus einer einzigen Ursprache misbraucht, während er nur beweist, wie sich beim Kinde solche leicht aussprechbare Laute wie m, b, p am natürlichsten, gleichsam interjectionell, zur Herbeirufung und Benennung seiner Ältern ganz vorzüglich eignen. Auch lieben Ausdrücke der Speise und des Ernährens diesen

10) Bopp, Vergl. Gramm §. 45. und *Burnouf*, Yaçna. T. I. 11) Diez, Gramm. der Rom. Spr. I. S. 177 fg. 12) *Hoefer*, l. l. p. 68 sq. 13) Teutsche Gramm.; besonders I. S. 126 fg. 585. 14) Vergl. Gramm. S. 74 fg. 79 fg. 15) Sprachschatz I. S. VIII fg.

16) Grimm, Gramm. III. S. 58.

Digitized by Google

Laut; z. B. pappare, pascere, im Sanskr. pâ (conservare, tueri) ꝛc. Die Ähnlichkeit des *II* mit einem Galgen hat zu dem Scherzworte: I ad Graecum Pi (geh an den Galgen) Anlaß gegeben; in ähnlicher Weise, wie Tau für Kreuz gebraucht wurde.

III oder Φ ist im Koptischen der bestimmte Artikel für Wörter männlichen Geschlechts im Singular, und wird diesen präfigirt; daher sind diese Buchstaben oft, wie das arabische al, in solchen Wörtern geblieben, welche aus dem Altägyptischen in fremde Sprachen übergingen, z. B. Pharao (der König), d. i. *OYPO* (rex) mit *III* oder Φ (*Scholtz.* Lex. Aeg.-Lat. p. 70).

(*A. F. Pott.*)

P in den **Semitischen** Sprachen. Auch in diesen Sprachen scheiden sich, wie in den indisch-europäischen, die drei festern Mitlaute, die sogenannten Mutâ, zuvörderst je in einen stärkern und schwächern Laut nach dem Schema:

p k t = פ כ ת
b g d = ב ג ד

Im Hebräischen selbst nun haben nach der traditionellen Aussprache, wie sie im Laufe der ersten sechs Jahrhunderte nach Christus fixirt worden, diese sechs Mutâ oft einen weichern gehauchten Laut angenommen, in dem bestimmten Falle nämlich, wo sie in unmittelbarer Folge sich an einen voraufgehenden Vocal anschließen, dessen weicherer Natur sie sich in ihrer Art assimiliren, sodaß das hauchende Wesen des Vocals ihrem Laute eine Aspiration mittheilt. Dem Laute nach wird dann das hebräische p dem griechischen φ ähnlich, etwa ph (verschieden von f und dem p näher als dieses), z. B. יַפְהוּ, japhuh, יִפְתָּח, Jiphtar, לָפֶה, laphe, לֵפְנִים, lēphanim (in Betreff des letzten Beispiels ist zu bemerken, daß auch der flüchtigste Vocalhauch, das lautbare Schwa, jene erweichende Kraft auf das p ausübt). Dagegen bleibt der härtere nicht aspirirte Laut des p, wenn es außer dem Bereiche jenes vocalischen Einflusses steht, also in unmittelbarer Folge auf einen Consonanten, wie in מִשְׁפָּט, mischpat, und im Anfange eines Wortes, womit die Rede überhaupt beginnt oder nach einem Ruhepunkte von Neuem anhebt, oder selbst nach vocalischem Ausgang eines vorausgehenden Wortes, wenn die syntaktische Verbindung nicht so eng ist, daß der Vocal im Auslaute sich beim Sprechen oder Lesen unmittelbar und ohne Hiotus an das mit פ anfangende Wort anschließen könnte. Auch fehlt die Aspiration immer dann, wenn nach grammatischer Analogie das פ einer Schärfung oder Verdoppelung unterworfen ist, welche dann jenen weichern Laut ausschließt, z. B. in פַּפָּל, mappal. Wie übrigens diese geschärfte Aussprache von den Grammatikern durch einen Punkt im Buchstaben (das sogenannte Dagesch forte) bezeichnet wird, so auch die solcher Schärfung ähnliche Härte des Lautes, wie umgekehrt der weichere Laut oder die Negation der Schärfe sowol als der Härte gleichmäßig durch die horizontale Linie Rafhe über dem betreffenden Buchstaben angedeutet wird. Man hat nun gestritten, ob diese Lautunterschiede wirklich schon beim Leben der Sprache bestanden, oder ob sie nur einem spätern verderbten Zustande der überlieferten Pronuntiation angehören, oder ob sie gar eine willkürliche und pedantische Erfindung jener spätern Grammatiker seien. Für die Richtigkeit der Sache haben besonders Alb. Schultens, L. de Dieu und Gesenius gestritten, während sie von Cappellus, Jahn, Melch. Hartmann, Hosse, Vater, Ewald [1]) und Roorda [2]) mehr oder weniger in Zweifel gezogen wurde. Letztere beriefen sich mit einigem Scheine auf das Arabische. Hier ist nämlich der betreffende Laut immer f, im Alphabete findet sich gar kein p, und wo dieses etwa in ausländischen Wörtern auszudrücken war, da setzten die Araber, immer ungenau, entweder ihr f oder ihr b, z. B. Eflaton für *Πλάτων*, Isfahan oder Isbahan für Ispahan, Kubt für *Αἴγυπτος*, Betros für *Πέτρος*. Gerade ebenso verfuhren im ähnlichen Falle die Abessinier, so jedoch, daß sie in spätrer Zeit für das p zwei neue Zeichen in ihr Alphabet aufnahmen, zuerst ein sehr hartes, P'ait genannt (nach Analogie von T'ait), welches sich zum b verhielt, wie das harte Semitische k' (ק) zum gelindern k (כ) und wie t' (ט) zu t (ת), dann noch ein zweites Zeichen für das europäische p [3]). So haben seiner die Perser, Türken und andere Völker, seit sie der arabischen Schrift sich bedienten, das p ihrer Sprachen durch eine neue Modification der Figur des arabischen b (پ) bezeichnet, weil sie im Arabischen selbst diesen Laut nicht vorfanden. Auch die Juden von der Sekte der Karäer, wenigstens die in Constantinopel wohnenden, sollen das hebräische פ beständig nur wie f lesen [4]). Aber alles dies hat gegen den oben beschriebenen Wechsel des p und ph im Althebräischen keine beweisende Kraft. Denn das durchgreifende f im Arabischen und Abessinischen ist sicher dialektische Differenz, so gut wie Pferd oder Ferd und Perd. Die Karäer aber haben sich wol im Verlaufe der Zeit durch das Arabische zu ihrer Aussprache bestimmen lassen. — Wir können die Sache an diesem Orte nicht vollständig abhandeln [5]), und möchten nur das noch zu bedenken geben, daß jener Unterschied der aspirirten und nichtaspirirten Aussprache der hebräischen Mutâ allem Anscheine nach in der ältesten Zeit noch nicht so bedeutend gewesen, wie bei den neuern Juden, sodaß beim Erlernen der Sprache eine besondere Bezeichnung dieses Unterschiedes gar nicht Bedürfniß war. So sprechen auch wir z. B. in dem Worte **beben** das erste b härter, das zweite dagegen weicher und gehaucht aus, ohne daß wir irgend eine Bezeichnung dieses Unterschiedes in der Schrift vermissen. Man betrachte so noch den Laut des b in **Bruder**, **bange**, **Bank** und ähnlichen im Verhältnisse zu dem b, welches zwischen zwei Vocalen steht, in **leben**, **laben**, **loben**, **lieben** ꝛc.; ferner die Schreibart sivi für sibi, haveto für habeto, videvatur für videbatur, Tuuero für Tubero, dagegen ferbuit

1) **Ewald**, Krit. Gramm. der hebr. Sprache. (Leipz. 1827.) S. 8 fg. In der später erschienenen kürzern Grammatik hat sich dieser Gelehrte der andern Ansicht wieder genähert. Man s. deren 2. Ausg. §. 103. 2) *Roorda*, Gramm. hebr. §. 29 3) S. *Ludolfi* gramm. aethiop. ed. 2. p 7. 4) *Norberg*, De lingua Sabaeorum. p. 21. 5) S. besonders noch *Alb. Schultens*, Institutiones ad fundam. ling. hebr. ed. 2. p. 77 und *Gesenius*, Lehrgeb. der hebr. Spr. S. 20 fg.

für fervolt, wo das v zu b verstärkt ist durch Einfluß des vorangehenden Consonanten. Und so wird die etwas verschiedene Aussprache der beiden b in ריבעך nicht viel auffallender erscheinen als bei den beiden b in dem lateinischen bibitur. Die stärkste Gewähr aber für die Sache liegt in der vollkommenen Analogie der syrischen Sprache, welche ganz denselben Unterschied anerkennt und später in der Schrift durch diakritische Zeichen (Kuschoi und Rukhoch) feststellt [6]). Die Hebräer hatten also, wie die Aramäer, allerdings in ihrer Sprache den Laut p, und er wurde nur durch Einfluß eines unmittelbar vorhergehenden Vocals weicher und gehaucht, dem ph oder φ ähnlich, während im Arabischen und Äthiopischen dieser Laut frühzeitig aller Orten wie f gesprochen wurde. Der verwandtschaftliche Wechsel des p mit den übrigen Labialen b, m, auch v findet sich in den Semitischen Sprachen ebenso häufig als anderwärts und bedarf hier keiner beweisenden Beispiele. (*E. Rodiger.*)

II. P als Schrift- und Zahlzeichen. Daß D ursprünglich das Zeichen auch für P gewesen sei, ist eine wenig glaubliche Voraussetzung des Dionys von Halik. (A. R. I, 68), die er aus der Inschrift ΔΕΝΑΣ folgert, welche er an uralten trojanischen Götterbildern in einem Tempel in der Nähe des Forums will gefunden haben und Penas erklären zu müssen glaubt. P, das lateinische, ist aus dem griechischen Γ entstanden, wofür Π die jüngere Form ist; auf den ältern römischen Consular- und Familienmünzen finden sich noch für P die Formen Γ und Ꝑ (s. *Eckhel.* D. N. V, 72). In der columna Nouiana findet sich die von den Grammatikern als uralt bezeugte Schreibung ΠΗ für Φ, die gleichwol den ältesten attischen fremd ist; vergl. *Boeckh.* ad C. I. Gr. nr. 3. Als Zahlzeichen bedeutet auf den ältern griechischen Urkunden in der Unzialschrift Γ 5, Ⅼ 50, Ⅽ oder Ⅾ 500, Ⅰ 5000, Ⅎ 5 Talente, Ⅼ 50 Talente; auf spätern Urkunden ist Π 16, von welcher Bezeichnungsweise sich schon Spuren vor dem Komiker Aristophanes finden, die aber zur Zeit der Ptolemäer die gewöhnliche geworden sein muß; noch häufiger ist seit den Alexandrinischen Zeiten Π und seit dem Gebrauche der Cursivschrift π′ für 80, π für 80,000. Bei den Römern war P̄ 40,000. In der Buchhalterei P = 15 Thaler, p = 15 Groschen.

III. P als Abbreviatur 1) bei den Römern in Urkunden am häufigsten Publius (Publio), Pedes, Passus, Peter, praetor, pontifex, Pupillus, Posuit., aber auch pactum, Pallas, pax, patria, pecunia, perpetuo, pessima, pius, poena, possessio, pridie, primus, principes, provincia, publicus, Puella, puer; P̄ prae, praepes, Ꝑ ist per, Pᵒ pax, ꝓ pro, Ꝙ pupilla, Ⅰ primus etc. 2) Auf Münzen a) auf griechischen bedeutet Π: Paliсae, Panegyriotae, *Πανοφμεῶν, Παρθικός, πατὴρ, πατρίδος, Παφίων, Πέρτιναξ, Πίτος* oder *Πίος, Πιερίας, Πολέμωνος, πόλις, Πομπωνίου, Πόντου, Ποίβλιος* κ., *πρὸς, προστάγματι, πρύτανις* oder *πρώτη* (ος κ.). b) Auf römischen: Paoensis, Palaestina, Parthicus, pater (ri κ.), Patrensis, pecunia (z. B. PL pecunia Lugdunensis, PP pecunia publica, percusse (z. B. AQ P. Aquileiae percussa), POST percusse Ostiae, Perpetuus (i κ.), Pius (i κ.), Pietas, plebes, pontifex, populi (o κ.), post, posuit, posuerunt, potestate, Publius, praetor, primus (a κ.), princeps (principi κ.), pro, propraetore, provincia (ae κ.), publicus (a κ.), PAC pacator, P. C. pactum conventum oder pecunia constituta, P. K. pridie Kalendas, P. N pridie Nonas, P. D. publice dedit, P. F. publice fecit oder Plus Felix, P. M. pontifex maximus, P. P. pater patriae, patres oder plus perpetuus, P. R. populus Romanus, praetor. Vergl. *Corsini* Not. Graec. p. 51. *Sertor. Ursat.* de not. Romanor. p. 345. *Rasche* Lexic. univ. Rei nummar. III, 2. p 290 sq c) Auf neuern Münzen die Münzstätte Dijon. 3) Auf den teutschen Universitäten ist P. P. professor publicus, im gemeinen Leben vertritt p oder pp namentlich auf Briefen die Stelle der Titulatur, P. S. ist Post Scriptum oder Nachschrift; in Urkunden ist P. publicatum; auf Wechseln: protest, protestirt; in der Handlung per und pro, z. B. p. c. pro cento, wird auch per cent oder procent gesprochen, oder es bedeutet per centner; P bedeutet auch preußisch, z. B. P. C. Preußisch Courant; beim Citiren ist p. pagina; in der Musik ist p. piano, p. p. pianissimo; auf Visitenkarten und Briefen ist p. pour, p. p. c. pour prendre congé; oder p par, z. B. p. e. par amitié, p. e. par couvert, par complaisance. Auf den Recepten der Ärzte ist P. pugillus, pugillatim, so viel, als man zwischen drei Fingern nehmen kann, P. Aa. partes aequales, gleiche Theile. Bei den Juristen bezeichnet P Pandekten, P. P. praemissis praemittendis. (*H.*)

PAAL (Seewesen), bei den Holländern Bezeichnung für Anker-Boye, d. h. für dasjenige Stück Holz, Kork, Tonne, was der Schiffer auf dem Wasser schwimmen läßt, um die Stelle anzudeuten, wo der Anker (s. d. Art.) liegt. (*H.*)

PAALA, auf der Peutinger'schen Tafel der Name eines Flusses in Gallia Cisalpina, vielleicht verdorben für Savena, welcher durch Bologna fließt (Mannert, Geogr. IX. S. 111). (*H.*)

Paalettl, s. Minimen.

Paaling, s. Aal.

PAALZOW (Christian Ludwig), wurde geboren im J. 1753 zur Osterburg in der Altmark. Er studirte zu Halle die Rechte und widmete sich sodann der praktischen Laufbahn der Rechtsgelehrten, trat aber dabei schon früh als Schriftsteller auf. Seine ersten Versuche sind weniger selbständige Arbeiten als Übersetzungen, namentlich aus dem Französischen. Späterhin trat er jedoch selbständiger auf und verbreitete sich über die verschiedenartigsten Materien, wie sich aus dem weiterhin anzuführenden Verzeichnisse seiner sehr zahlreichen Schriften ergibt. Von seinen Lebensverhältnissen ist wenig zur allgemeinen Kunde gekommen. Nur so viel läßt sich ermitteln, daß er

6) S. z. B. *Hoffmann.* gramm. syr. §. 18. und besonders Ewald's Abhandlungen zur orientalischen Literatur. 1. Hft. S. 82 fg.

im J. 1787 Criminalrath bei dem kurmärkischen Kammergericht zu Berlin, 1798 Kriegs- und Domainenrath, endlich zweiter Justitiar und Kammerfiscal zu Marienwerder geworden. Seine verschiedenartigen zahlreichen Schriften, die wir hier nach der Reihefolge der Jahre, in denen sie erschienen, anführen wollen, sind folgende: Berühmte Rechtshändel bei verschiedenen Parlamentern in Frankreich; aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, 6 Theile (Berlin 1777 — 1781). Die Anmerkungen beziehen sich hauptsächlich auf das in Teutschland geltende gemeine Recht. Linguet's interessanteste Rechtshändel; aus dem Französischen übersetzt (Leipzig 1778). Die allgemeine teutsche Bibliothek. 38. Bd. 2. St. S. 431 lobt diese Übersetzung als eine dem Sinn wie dem Geiste des Originals nach gelungene. Voltaire's Commentar über den Geist der Gesetze des Montesquieu. Aus dem Französischen mit Anmerkungen (Berlin 1780). Politische und gelehrte Anekdoten unserer Zeiten, 4 Bde. (Potsdam 1780—1783). Versuch über die Gesetze (Breslau 1781). Die juristische Literatur für das Jahr 1781. S. 443—49 nennt dieses Werk „ein unglückliches Gemisch unphilosophischer und unjuristischer Sätze, und einen Zusammentrag unzusammenhängender Gemeinwörter." Diese Recension mag die Veranlassung sein, daß dem ersten Theile dieses Werkes kein zweiter gefolgt ist. Magazin der Gesetzgebung, 2 Bde. (Liegnitz 1780). Hierocles (Halle 1785). Merkwürdige Rechtsfälle (Halle 1789). Compendium juris criminalis Romano-Germanico-foensis (Halle 1789). Geschichte der menschlichen Ausartungen und Verschlimmerungen durch das gesellschaftliche Leben (Altona 1795). Die Juden (Berlin 1799). Geschichte der religiösen Grausamkeit (Mainz 1800). Magazin der Rechtsgelehrsamkeit. 7 Bde. (Berlin 1801). Handbuch für praktische Rechtsgelehrte, 2 Bde. (Berlin 1802. 2. Aufl. ebend. 1810). Beiträge zur juristischen Praxis. 2 Bde. (Berlin 1804). Commentar über die Criminalordnung für die preußischen Staaten. 2 Thle. (Berlin 1807). Kriegs- und Friedensrechte der Franzosen (Berlin 1815. 2. Aufl. 1821). Berichtigungen dazu (Berlin 1816. 2. Aufl. 1821). Über teutsche Gesetzbücher und den Inquisitionsproceß, ingleichen über das öffentliche gerichtliche Verfahren und über die Geschwornengerichte; Polemik des 16. Jahrh. (Dessau 1822). (*v. Maulon.*)

PAAMI MERO (Geographie), große Handelsstadt in Hinterindien, im birmanischen Reiche am Fluß Irawaddy, mit 40,000 Einwohnern. (*H.*)

PAAMYLES, ein priapartiger Gott bei den Ägyptern, dessen der jungere Komiker Kratin in seinem Stücke Πύγμαιες gedenkt. Diese Form mit doppeltem α, Παμμύλης, haben aber meines Wissens nur Hesychius u. d. W. und Kratin beim Hesychius, alle Andere haben nur ein α, auch Photius i. W.; nach Plutarch haben die Ägypter ein den griechischen Phallephorien entsprechendes Fest Pamylia dem Pamyles zu Ehren begangen, welcher die Geburt des großen Königs Osiris verkündet und deshalb diesen Gott zur Erziehung erhalten; an diesem Feste wurde das Bild des Pamyles mit dreifachen Schamtheilen (also eine Art Triphales) herumgetragen (vergl. *Plutarch.* de Is. et Os. c. 12 u. c. 36. *Herodot*, II, 48. (*H.*)

PAAPE (Adriaan de), ein holländischer Maler, welcher in der Manier des Gerh. Dow malte und dessen Werke wenig vorkammen, ebenso wie von seinen weitern Lebensverhältnissen wenig oder nichts bekannt ist. In der Tolling'schen Gemäldesammlung in Amsterdam, welche im J. 1768 daselbst verkauft wurde, befand sich ein Gemälde, „das Innere eines Kaufmanngewölbes" mit vielen Figuren und Beiwerken vorstellend, welches alles sehr zart und mit vieler Kunst ausgeführt war. Auch war von ihm ein anderes bedeutendes Gemälde in dem berühmten Winkler'schen Gemäldecabinet zu Leipzig *).

Sein Bildniß war von ihm selbst gemalt in der schönen v. d. Mark'schen Sammlung von Künstlerbildnissen zu Leyden **). (*Frenzel.*)

PAAR, PAR, PAIRE, je zwei von Natur oder durch den Gebrauch zusammengehörige oder zufällig zusammen verbundene Gegenstände gleicher oder ähnlicher Art, bei den Thieren also besonders ein männliches und weibliches, und daher Paaren, zwei Dinge mit einander verbinden, ganz besonders zwei Thiere verschiedenen Geschlechts an einander gewöhnen und zusammenleben lassen, auch so viel als Begatten; man spricht aber nicht blos von einem Paar Schuh, Handschuh, Stiefeln, Strümpfe, sondern auch von zwei rein zufällig verbundenen Gegenständen, wie von ein Paar Thalern ꝛc., sodaß Paar fast ein Synonymum von zwei, und daher wieder von grader Zahl (z. B. beim Spiel Paar oder Unpaar) wird; ja minder genau heißt Paar so viel als einige, wenige. (*H.*)

PAAR, zwei kleine Flüsse im Königreiche Baiern, von denen einer die große, der andere die kleine Paar genannt wird. Die große Paar entsteht aus einem Abflusse des emmitzer Großweihers, im Vereine mit mehren Moasquellen bei Kaltenberg und Hausen, im bairischen Landgerichte Landsberg; fließt von Süden nach Nordosten durch den bairischen Isar-, Oberdonau- und Regenkreis, und mündet unterhalb Ingolstadt in die Donau. Die kleine Paar hat ihren Ursprung bei Wolfskehl, im bairischen Landgerichte Aichach; fließt von Süden nach Norden, und wird unterhalb Niederschönfeld von der Donau verschlungen. (*Eisenmann.*)

PAAR, fürstliches und gräfliches Haus des österreichischen Kaiserthums, ist ursprünglich in der Landschaft Bergamasco zu Hause, und daselbst unter dem Namen Belliboni oder Belidori von Casnio bekannt gewesen. Den Namen Paar soll es empfangen haben von einer Besitzung Parre, unweit des rechten Serioufers und des Städtchens Clusone, die Kaiser Friedrich I im J. 1170 einem Belliboni verlieh. Marcus Belliboni, Herr von Casnio und Parre, war der Vater van Peter, der Großvater van Bernhard, der Urgroßvater von Zeninus. Dieser, ein Zeitgenosse der Kaiser Friedrich III. und Maximilian I., wurde von ihnen verschiedentlich in mailandi-

*) Van Eijnden und v. der Willigen sagen irrig in der Winkler'schen Sammlung in Dresden. **) *van Eijnden* und *v. Willigen* Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkunst.

schen Angelegenheiten gebraucht, und in seiner Ehe mit Anna von Borella ein Vater von mehren Kindern, worunter die Söhne Peter und Mundinus; 1) Peter, zweier anderer Peter, Vater und Großvater, war der Urgroßvater jenes Freiherrn Julius von Paar, der als Kaiser Ferdinand's II. Rath, Kämmerer und Hofkammerpräsident in der Steiermark, auch als Pfandinhaber der steierischen Herrschaft Wolkenstein vorkommt. Dieses Sohn, Julius Rupert Graf von Paar, hinterließ eine einzige Tochter, Maria Anna, die an den Freiherrn Rudolf von Talmberg verheirathet wurde. 2) Mundinus, des heil. röm. Reichs Freiherr von Paar, war mit Franziska Borromea de Castellis de Gandino verheirathet, und Vater jenes Martin, der in Ungern die ersten Posten anlegte, und als oberster Postmeister zu Presburg starb. Martin's Söhne, Peter, Joseph, Mundinus und Johann Baptist, erhielten von Kaiser Ferdinand I. im J. 1559 die Bestätigung aller ihnen von Kaiser Maximilian I. und von König Ludwig II. von Ungern verliehenen Rechte und Privilegien, sammt einer Wappenverbesserung; in der darüber ausgefertigten Urkunde rühmt der Kaiser besonders, daß Peter Freiherr von Paar dem Kaiser Karl V. in Bezug auf das Postwesen große, nicht selten lebensgefährliche, Dienste geleistet habe, daher auch mit allem Rechte das oberste Postmeisteramt in den Niederlanden bekleide. Johann Baptist, des Erzherzogs Karl oberster Hof- und zugleich der innerösterreichischen Lande Erblandpostmeister, erkaufte die Herrschaft Hartberg, in dem gratzer Kreise der Steiermark, und starb im J. 1592, aus der ersten Ehe, mit Afra Sidonia von Haym, die Söhne Johann Friedrich, Rudolf und Johann Christoph, aus der zweiten Ehe mit Demuth von Gleinitz, den einzigen Vespasian hinterlassend. Dieser Freiherr von Paar zu Hartberg und Krottenstein, des Erzherzog und Teutschmeister Karl's Kämmerer, auch k. k. Oberstwachtmeister über 500 Pferde, hatte aus seiner Ehe mit Franziska de Quiroga die Söhne Jakob und Franz Ernst, die aber beide unbeerbt blieben. Johann Friedrich war kaiserlicher Rath, Kämmerer, Erbland- und Oberstlhofpostmeister in Innerösterreich, Hauptmann zu Fiume und Burggraf zu Gratz, hinterließ aber nur eine Tochter aus seiner Ehe mit Katharina Benigna von Haunsberg. Rudolf, Malteserritter seit dem J. 1594, Comthur zu Füestenfeld und Mötting, erwarb sich, zunächst durch seltene Gewandtheit in ritterlichen Übungen, die Gunst des Erzherzogs Ferdinand. Er wurde dessen Rath und Kämmerer, auch, nachdem der alte Georg Ruprecht von Herberstein sich auf seine Güter zurückgezogen, Oberststallmeister, mißbrauchte jedoch in Stolz und Übermuth des Fürsten herzliche Zuneigung, daß ihm der Hof untersagt werden mußte. Ferdinand war aber keineswegs unversöhnlich, und dem gefallenen Günstling mußte das Generalat in Kroatien und an den karlstädtischen Grenzen (um 1620) als eine höchst ehrenvolle Versorgung erscheinen. Rudolf, als General von Kroatien der 20., nicht der 21., wie Valvasor, fälschlich den Grafen Adam von Trautmannsdorf ihm vorschiebend, rechnet, Rudolf wurde auch nach Heinreich's von Logau Ableben im J. 1626 zum Prior des böhmischen malteser Großpriorats in Strakonitz erwählt, und er hat zuerst den Namen eines Großpriors angenommen. Er starb aber zu Karlstadt im J. 1627, bevor er von der neuen Würde hatte Besitz nehmen können. Johann Christoph endlich, der jüngste von des Johann Baptist und der Afra Sidonia von Haym Söhnen, Kaiser Ferdinand's II. Rath und Kämmerer, erkaufte am 24. Oct. 1622 von Johann Jakob von Magni, um 15,000 Gulden und sechs Kutschpferde, das Oberstlhofpostmeisteramt, und erhielt im J. 1623 die Bestätigung aller Privilegien, sowie am 4. Sept. 1624 aus der österreichischen Kanzlei für sich und seine männliche Nachkommenschaft die Belehnung mit dem obersten Hofpostmeisteramte in Ungern, Österreich und Böhmen, und dessen incorporirten Provinzen (Schlesien allein ausgenommen). Im J. 1629 erhielt er auch noch das innerösterreichische Oberstlhof- und Erblandpostmeisteramt, welches zwar schon 60 Jahre bei der Familie gewesen, und im J. 1630 wurde ihm vom Kaiser Ferdinand II. als römischem Kaiser und Erbherrn der Erblande ein Begnadigungsbrief, des Inhalts, daß über die im J. 1624 ertheilte Belehnung allzeit der älteste die Belehnung nehmen, und sich oberster Erbpostmeister nennen solle, während die jüngern Söhne sich mit dem Titel eines Erbpostmeisters begnügen müssen. Am 1. Oct. 1636 erließ Johann Christoph Freiherr (der ihm verliehenen gräflichen Würde hat er sich nicht bedient), den Bürgern der Stadt Hartberg die auf kaiserliche Resolution vom J. 1628 wegen verübten Ungehorsams als Strafe auferlegte Abgabe des zehnten Pfennigs von ihren Häusern auf „ganz ewig weitter den gehorsamb gespürt und andererr Herrn fürbitt, so woll Ihr unnd Irer Armen Weib unnd Khünder untertheniges Supplicieen, Anlangen unnd Bitten, zu aufnembung Ihr, dero nachkhombling und Erben angesehen hab." In demselben Jahre folgte er dem Kaiser zu dem Kurfürstentage nach Regensburg, und hier verlangte er kraft des Hofpostamtes die Einsammlung und Austheilung aller sowol an die kaiserlichen Minister und das kaiserliche Gefolge, als auch fremden Gesandten gehöriger Briefe, und die davon fallenden Emolumente. Taxis konnte und wollte dieses nicht gestatten, sah darin vielmehr einen Eingriff in das Reichsgeneralpostmeisteramt. Beide Theile recurrirten an den Reichshofrath, und auf ein von demselben erstattetes Gutachten erließ der Kaiser dahin ein Decret: „daß die Fertigung der Correspondenz und Austheilung der Briefe, so zu der kaiserlichen Hofstatt anlangen, wie auch an die Personen, so dem kaiserlichen Hof nachfolgen, dem alten Herkommen nach, wie auch des Generalpostmeisters eigenem deswegen gegebenen Revers gemäß, dem kaiserlichen Hofpostamt zustehen und verbleiben, und Taxis oder der allhier (zu Regensburg) angesetzte Postmeister sich hinführo mit Annehmung und Austheilung deeselben Briefe weiters, als was die hiesigen Bürger und Kaufleute betrifft, nicht anmaßen, auch bei jedesmal ankommenden Posten und Estafetten die Felleisen und Paquets, wie sichs gebühret, zur kaiserlichen Reichskanzlei, dem Reichshofpostamt versperrt und uneröffnet, damit sie dafelbst eröffnet werden, sammt deren gebräuchlichen Correspondenzen un-

verzüglich überliefern und zustellen solle." In der Ehe mit Katharina, des Freiherrn Andreas von Herbersdorf Tochter, hatte Johann Christoph mehre Kinder, doch kommt nur der Sohn Karl, des heil. röm. Reichs Graf von Paar, Freiherr von Hartberg und Krottenstein, in Betracht. Karl, der Kaiser Ferdinand's III. und Leopold's I. Kämmerer, auch oberster Reichshof- und der kaiserlichen Erbkönigreiche und Lande Generalerbpostmeister, vermählte sich mit Franziska Polyxena von Schwanberg, der einzigen Tochter von Johann Wilhelm von Schwanberg, dem letzten Manne seines uralten und mächtigen Geschlechtes, und von Johanna Trczka von Lippa, der Schwester des zu Eger im J. 1634 ermordeten Adam Erdmann Trczka. In ihrem Namen machen die Fürsten von Paar Anspruch nicht nur an die confiscirten Güter des Hauses Schwanberg, sondern auch an das in Folge alter Erbverbrüderungen und des von Peter Wok von Rosenberg, am Freitage nach St. Georgen 1610 errichteten Testaments an die von Schwanberg verfallene Eigenthum des großen Rosenberg'schen Hauses *). Mit dem Hause Taxis hatte Karl wegen des Hofpostamtes große Streitigkeiten. Schon im J. 1641 hatte Taxis dem Reichshofrathe eine Klage übergeben, worin gebeten wurde, dem von Paar bei 1000 Dukaten Strafe anzubefehlen, daß er für sich selbst und durch seine unterhabende Officiers Taxis in seinen Postgerechtigkeiten und Freiheiten nicht turbiren, sich in der Stadt Regensburg oder anderen Orten im Reiche, wo sich die kaiserliche Hofstatt befinde, des Postwesens weder in Aufnehmen oder in Austheilung der Briefe, wie bisher gewaltthätig geschehen, nicht anmaße, sondern auch allen bisher gewaltthätig entzogenen Genuß, zu 4000 Fl. sammt den andern Kosten ersetze. Im gleichen Sinne erstattete das kurfürstliche Collegium am 12. Jun 1641 ein Gutachten an den Kaiser, aber gleichwol wurde Paar im J. 1656 von der angestellten Klage entbunden. Nun bat aber Graf Karl, daß, weil Taxis unter dem Vorwande, daß sein Lehenbrief nur aus der österreichischen Kanzlei wäre, allerhand Schwierigkeiten erhebe, zu Abschneidung weiterer Verdrüßlichkeiten über sein kaiserliches Oberstlhofpostmeisteramt, ihm ein Lehenbrief aus der Reichskanzlei ertheilt werden möge. Diesem Gesuche wurde am 9. Nov. 1656 gewillfahret, und heißt es in dem Lehenbriefe: „daß uns unser Obristreichshof- auch unserer Erbkönigreiche und Landen Generalespostmeister ... vorgestellet, daß sein Geschlecht von vielen Jahren her nicht allein die Posten in unsern Erbkönigreichen und Landen, sondern auch bey unserm kaiserlichen Hofstaat nicht weniger auf allen vorfallenden Reisen auch außer unser Erbkönigreiche und Landen im Reich und sonsten, sowohl als in unsern ordinari Residenzien unser kais. obristes Reichshofpostamt verwaltet ..... und obwohlen er der Hoffnung gelebt thäte, er würde bei dem obersten Reichshofpostamt ohne Eintrag gelassen werden, so habe doch Taxis bisher ihm allerhand Disput erwecket .... Das haben wir angesehen, und ihm das kaiserliche Obristreichshofpostamt nun hinführo zu einem Mannlehen von neuem gnädigst angesetzt, verwilligt und wollen, ... daß er besagtes kaiserl. obristes Reichshofpostamt als ein männliches Reichsregal- und Lehen innhaben, nutzen, niessen und gebrauchen, bei unserer kaiserlichen Hofstatt an allen Orten und Enden, wo selbige in- oder außerhalb unserer Erbkönigreiche und Landen sich in unserer oder unserer Vollmächtigen Anwesenheit befinden wird, die Correspondenzien fertigen, die Briefe sammlen und austheilen, und die davon gefallene Emolumenta einziehen ... solle ..." Der Sieg des gräflich Paar'schen Hauses schien hiermit entschieden. Allein nach Absterben Kaiser Ferdinand's III. wendete Taxis sich abermals an das kurfürstliche Collegium, und dieses bei der frühern Ansicht verharrend, rückte in Kaiser Leopold's I. Wahlcapitulation, dem Taxis'schen Postrechte zum Besten, den Art. 35 ein, welcher zwar den Reichshofrath nicht hinderte, dem Grafen von P. die Belehnung auf die vorige Art zu ertheilen, von der andern Seite aber doch so viel bewirkte, daß der Kaiser, unter kurmainzischer Vermittelung, zwischen den streitenden Parteien einen Vergleich zu Stande zu bringen suchte. Dieser Vergleich, vom 12. Febr. 1661, bestimmte, daß die Einsammlung und Spedirung der Briefe des Kaisers und der zu seinem Hofstaate gehörigen Personen, während der persönlichen Anwesenheit des Kaisers auf Reichs- und Wahltagen durch Paar, die Bestellung der übrigen Briefe, ingleichen die Fertigung der Correspondenzen, Post- und Stundenzettel durch Taxis besorgt werden solle. Das Porto der von beiden Theilen zu besorgenden Briefe sollte zwischen ihnen getheilt, die Post zu Passau, als zum Reiche gehörig, von Paar an Taxis abgetreten werden. Der Graf von P. starb aber, ohne daß er diesen Vergleich unterzeichnet hätte, mit Hinterlassung der Söhne Karl Joseph und Joseph Ignatius. Der jüngere, Joseph Ignatius, Graf von P., k. k. wirklicher Gehrimrath (seit 1709) und Kämmerer, war des Kaisers Joseph I. Obersteküchenmeister, nachmals Oberstjägermeister, und der Kaiserin Wilhelmina-Amalia Oberstlhofmeister, empfing 1731 den Orden des goldenen Vließes, und starb im J. 1735, weltberühmt als ein Reiter ohne Gleichen. Seine Gemahlin, Maria Anna Franziska, Gräfin von Waldstein, hatte ihm den einzigen Sohn Guido Joseph geboren, der am 30. Nov. 1751 das Zeitliche gesegnete. Karl Joseph, des Grafen Karl älterer Sohn, des heil. röm. Reichs Graf von Paar, Freiherr auf Hartberg und Krottenstein, Herr der Herrschaft Fürstenfeld, k. k. wirklicher Geheimrath und Kämmerer, oberster Reichshof- und der Erbkönigreiche und Lande Generalerbpostmeister, Ritter des goldenen Vließes (seit 1712), war den 20. Mai 1654 geboren. Am 26. Jun 1702 erhielt er einen Entscheid des Reichshofraths, der ihm die Feldposten, worin Taxis ihn zu stören suchte, manutenirte, jedoch daß wegen der von

*) Vergl. Kurzer Extract und Facti species derjenigen von der Hoch- und Wohlgebornen Frauen Franzieka Polexina, verwittbten Gräfin von Paar, geboenen Freyin von Schwanberg, an die gesammte Rosenbergische Fideicommiß-Güther formirenden Prätension, worinnen nur die Hauptursachen, wegen welcher sie ihre Intention zu erlangen gedenket, begriffen und succincte angeführet, hingegen Fiscalischer Seiten gründlich abgelehnet worden, verfasset von Felix Rod v. Peoseeze, und gedruckt zu Wien im J. 1697. Fol.

den Taxis'schen Bedienten dem Feldpostamte mit Unkosten zu führenden, den kaiserlichen Hof, auch andere Kur- und Fürsten betreffenden Correspondenzien ein billig mäßiger Vergleich versucht werden solle. Seines Erbamtes wegen empfing er den Kaiser Karl VI. bei der Landung in Italien, gleichwie er denselben zur Krönung nach Frankfurt führte; Dienste, die jedoch nicht hinreichend befunden wurden, um ihm den vollen Genuß des Erbamtes zu sichern; denn er mußte im J. 1722 die Verwaltung der Posten an die Hofkammer abgeben, und sich mit dem Titel und einer ewigen Rente von 80,000 Gulden begnügen. Er starb den 12. Mai 1725, aus seiner Ehe mit Maria Renata Gräfin von Sternberg die Söhne Johann Adam und Johann Leopold hinterlassend. Johann Adam, geb. den 7. Nov. 1680, war seit dem Mai 1704 wirklicher Reichshofrath, nachmals auch k. k. Kämmerer und Geheimrath, vermählte sich den 6. August 1703 mit Maria Josepha Antonia Gräfin von Öttingen-Spielberg und starb den 2. Mai 1737. Seine Witwe, Oberstbofmeisterin der verwitweten Kaiserin Elisabeth, erhielt, nach der Gräfin Fuchs Absterben, im August 1754 die nämliche Stelle bei der Kaiserin Maria Theresia, blieb deren einzige Umgebung, nachdem die Kaiserin, jetzt ebenfalls Witwe, alle ihre Hof- und Staatsdamen der jungen Kaiserin überlassen hatte, und starb den 22. März 1771, im 86 Lebensjahre. Einige Jahre vorher hatte sie, Alters halber, ihre Würde niedergelegt. Johann Adam's jüngerer Bruder, Johann Leopold, geb. 1693, k. k. Kämmerer seit 1716, wirklicher Geheimrath seit 1740, vermählte sich den 2. Jun 1715 mit Maria Theresia Gräfin von Sternberg, folgte seinem Bruder in der Würde eines obersten Reichshof- und Generalerblandpostmeisters, wie er denn auch im J. 1737 die Belehnung in Gemäßheit des im J. 1656 gegebenen Lehenbriefs empfing, und starb den 25. Jun. 1741. Seine Witwe, in zweiter Ehe, seit 1742, an den Grafen Johann Daniel von Gastheim verheirathet, bewohnte die ihr eigenthümliche Herrschaft Smirzicz, in dem königgrätzer Kreise von Böhmen, und starb daselbst den 29. März 1761. Sein einziger Sohn, Wenceslaus Joseph Johann, geb. den 7. Aug. 1719, k. k. wirklicher Geheimrath, Kämmerer und oberster Reichshof- und Generalerblandpostmeister, meldete sich, nach Absterben Kaiser Karl's VI., bei dem Reichsvicariat um die Belehnung, wurde aber am 24. Nov. 1741 dahin beschieden: „Publicatur resolutio serenissimorum Imperii Vicariorum, in deren Conformität der Graf von P. mit dee seines Orts auf das kaiserliche Hofpostamt angesuchten Belehnung ein für allemal abgewiesen sei." Dagegen erhielt Taxis von dem Vicariat die Belehnung, und es ward ihm bei der Reise Kaisers Karl VII. nach Frankfurt zur Krönung die Bedienung übertragen. Überhaupt hielt man, seitdem die Kaiserwürde von dem Hause Österreich abgekommen war, das Paar'sche Hofpostamt für erloschen, und in dem Diplom, worin Karl VII. das Taxis'sche Lehen zu einem Thronlehen erhob (1744), wird Taxis Erbgeneral- und Oberstbofpostmeister genannt. Diese für Paar so nachtheilige Gestaltung der Dinge blieb unter Franz I. unverändert. Franz übertrug selbst die Postbedienung auf seiner Reise von Hanau nach Frankfurt und von da zurück nach Ulm dem Fürsten von Taxis, indessen erhielt doch Paar aus der Reichshofkanzlei ein Decretum salvatorium. Bei der Wahl Joseph's II. machte der Graf, in der Absicht, die Bedienung des Hofes auf der Reise nach Frankfurt zu erlangen, seinen Anspruch wieder rege; es wurde aber nach vorläufiger Berathung der Reichshof-, der Hof- und Staats-, und der böhmischen Hofkanzlei demselben an Hand gegeben, sich an das kurfürstl. Collegium zu wenden. Taxis erhielt die Bedienung des kaiserlichen Hofes, und Paar, wie im J. 1745, ein Decretum salvatorium. Der Graf überreichte hierauf dem Kurcollegio ein Memorial, worin er seine Gerechtsame aus der Belehnung von 1656, aus den ältern judicatis, und aus dem Vergleiche von 1661 zu behaupten suchte. Gegen die kaiserlichen Wahlcapitulationen wendete er ein, daß er dabei nicht gehöret woeden sei, schließlich bat er, ihn und seine Familie bei der im J. 1656 empfangenen Reichsbelehnung, und dieses Reichslehen selbst in utili et honorifico bei seinem Esse zu erhalten. Es ward aber dieses Gesuch an die Behörde verwiesen, in der Wahlcapitulation selbst blieb die Stelle, wie sie 1742 abgefaßt worden, und des Grafen Gesuch um die Belehnung (1766) fand bei dem Reichshofrathe keine Resolution. In diesem Zustande verharrte die Angelegenheit, als dem Grafen, oder seit Kurzem Fürsten, von Paar, der Auftrag wurde, die Erzherzogin Marie Antoinette nach Frankreich zu geleiten. Dieser Auftrag bestimmte ihn zu einer doppelten Bittschrift an den Reichshofrath; in der einen bat er um Beförderung der bereits 1766 nachgesuchten Belehnung, in der andern bat er, daß ihm, als oberstem Reichshofpostmeister, die amtliche Bedienung der Erzherzogin übertragen werden möge. Der Reichshofrath erstattete hierauf ein sehr ausführliches Gutachten an den Kaiser, welches dieser genehmigte, und worauf am 25. April 1770 folgendes Conclusum erging: „von Paar Heer Fürst puncto investiturae et turbationis in exercitio juris postarum, publicatur resolutio Caesarea: Ihro Kaiserliche Majestät haben gehorsamstes Reichshofrathsgutachten allergnädigst approbirt, dem zufolge hat des Herrn Fürsten von Paar pro investitura ad normam de 1656 gestelltes und übriges davon abhangendes Gesuch nicht statt." Es scheint nicht, als wenn der Fürst gegen dieses Gutachten, welches sein Reichshofpostamt, im absoluten Widerspruche zu frühern Verfügungen des Reichshofrathes vernichtete, irgend ein Rechtsmittel eingewendet habe, wol aber befand er sich in der Erzherzogin Gefolge, als diese (April bis Mai 1770) die verhängnißvolle Reise nach Strasburg antrat. Die Reise, deren Ausgang so tragisch, glich einem Triumphzuge; von Ulm bis Freiburg berührte sie die eigends für den Gebrauch der Erzherzogin erbaute Dauphine- oder Devotionsstraße. Auf der Rheininiel bei Kehl, bei dem 26 Jahre später der österreichischen Monarchie so viel Unheil bereitenden Kehl, in einem in der Eile gezimmerten Hause, wurde die Übergabe und die Verabschiedung des mitgebrachten Hofstaates bewerkstelligt, „wobei sich die zärtlichsten Regungen in den beiderseitigen

Digitized by Google

Gemüthern spüren ließen." Die Fürstin von Paar, Antonia Gräfin Eßterhazy (vermählt den 17. April 1743), mußte, als der Dauphinr Oberstthofmeisterin, sie bis Versailles begleiten, starb aber auf der Rückreise, zu Russan, in der Schweiz, den 12. März 1771. Der Fürst überlebte sie ganzer 21 Jahre, und starb den 4. Jul. 1792. Er war bei der Creation des St. Stephanordens, 6. Mai 1764, in die Zahl der Commandrurs, deren vorläufig nur acht, nebst vier Großkreuzen und sechs Rittern, aufgenommen worden, erhielt aber später das Großkreuz. Am 5. Aug. 1769 erhielt er für sich und seine männlichr Nachkommenschaft die reichsfürstliche Würde, dir jedoch auf den jedesmaligen Regierer des Hauses beschränkt ist. Die von der Mutter ererbte sehr schöne Herrschaft Smirzicz verkaufte er um 787,000 Gulden an die Hofkammer; es blieb ihm aber Werschowitz, eins der schönsten Güter des kaurzimer Kreises, dann Hochwesely und Großgeritz, bidschower Kreises. Seine Tochter, Maria Theresia, geb. den 3. Mai 1746, wurde den 9. Mai 1765 an den Grafen Johann Joseph von Bucquoy verheirathet, und starb als Witwr, den 12. April 1803. Der Sohn, Wenceslaus, geb. den 27. Jan. 1744, succedirte dem Vater als des heil. röm. Reichs Fürst von Paar, Freiherr auf Hartberg und Krottenstein, Herr der Herrschaften Hartberg, Stein (gratzer Kreises), Bechin, Kardasch-Rzeczicz, Pluhowy-Zdiar (alle drei taborer Kreises), Zdechowicz (cheudimer Kreises), Groß-Gerzicz und Hohen-Wesely, und als Oberstreichshof- und Generaleebландpostmeister, vermählte sich den 17. Jan. 1768 mit Maria Antonia, des Fürsten Johann Karl von Liechtenstein Tochter (sie starb den 28. Mai 1813), verkaufte Werschowitz, und starb den 22. Nov. 1812. Der ältestr seiner Söhne, der Graf Wenceslaus, geb. den 18. Jan. 1770, k. k. Kämmerer und Grenadierhauptmann bei Terzi, war in dem Gefechte bei St. Giacomo, den 30. April 1800, gefallen; rs succedirte demnach im Erbamte und Majorat der andere Sohn, Karl, geb. den 15. Jun. 1773. Dieser, k. k. Geheimrath, Kämmerer und Generalmajor, Inhaber des 1814 neu errichteten lombardischen Infanterieregiments Nr. 43, des Maria Theresia- und des preußischrn rothen Adlerordens erster Classr Ritter, hatte in seiner Ehe mit der Gräfin Maria Aloysia Guidobaldina von Cavriani, verm. den 4. Febr. 1805, sechs Kinder, und starb den 30. Dec. 1819. Sein ältester Sohn, der heutige Fürst, auch Oberstthof- und Generalerblandpostmeister, Karl, ist den 6. Jan. 1806 geboren. — In der neuern Zeit soll dir Postrente von 80,000 Fl. um baare 900,000 Fl. an die Hofkammer verkauft worden sein. (*v. Stramberg.*)

PAARDEBERG, engl. **Horse Mountain**. Dieses Gebirge, welches die nordwestliche Fortsetzung drs Paarlgebirges bildet, liegt im Bezirke Drakenstein im südlichen Afrika (Vorgebirge der guten Hoffnung), und verdankt seinen Namen der großen Menge wildrr Pferde oder Zebras, die sich ehemals dier aufhielten. Das Hauptproduct der hier befindlichen Maierhöfr ist Weizen, welcher, wenn gut gedüngt oder gehörig Brache gehalten wird, einen 15—20fältigen Ertrag gibt. Gerste und Hülsenfrüchte werden ebenfalls gebaut, Pferde und Rindvieh hält man jedoch nur für den nothwendigen Wirthschaftsbedarf. (*Fischer.*)

PAARHÖLZER nennt man bei dem Schiffbaue die Inhölzer, Rippen und andere Stücke eines Schiffes, welche zwei und zwei einander gleich sind und paarweise anwachsen und abnehmen, sowie sie sich von den Haupttheilen entfernen. (*Pfeil.*)

PAARHÜHNER werden im Frühjahre die einzelnen Paare Rebhühner genannt, welchr sich von dem Volke getrennt haben, ehe sie noch anfangen zu brüten. (*Pfeil.*)

PAARI, PÁRY, ein großes, dem Fürsten Paul Eßterhazy gehöriges Dorf, im dombovárer Gerichtsstuhle der tolner Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungerns, nicht fern vom rechten Ufer des sumpfigen Koppányflusses in ebener Gegend zwischen Wäldern gelegen, den Dörfern Kosba und Birod benachbart, mit einer zum fünfkirchner Bisthume gehörigen katholischen Pfarre und Kirche, 101 Häusern und 804 teutschen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von sieben Juden, sich sämmtlich zur katholischen Kirchr bekennen, sehr guten rothen Wein erzeugen und auch trefflichen Tabak bauen. (*G. F. Schreiner.*)

PAARIG nennt man in der anatomischen Terminologie solche Theile, welche doppelt vorhanden sind; so besteht z. B. der Schädel aus einfachen oder unpaarrn Knochen, wie dem Rieth- und Keilbeine, und aus paarigen, wie den Scheitel- und Schläfenbeinen; ebenso sind Lungen, Nieren, Nebennieren, Hoden, Eierstöcke rc. paarige Organe; Hirn, Herz, Magen, Därme, Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse, Fruchthälter rc. unpaare. Da nun bei den höhern Organismen und auch bei vielen niedern Thieren sowol in der äußern Form als in der Vertheilung der Glieder und Eingeweide eine symmetrische Anordnung statt hat, und zwar in der Art, daß zwischen den beiden seitlichen Hälften dieser Thiere die größte Übereinstimmung besteht, so bemerkt man auch, daß die paarigen Theile gewöhnlich auf die beiden seitlichen Hälften vertheilt sind und meist durch die unpaarigen, welche die Mittellinie einnehmen, von einander getrennt werden. Vorherrschend ist die paarigr Stellung der Theile bei den activen und passiven Bewegungsorganen, also den Knochen, Bändern und Muskeln; dann finden wir sie in beschränkterer Ausdehnung bei dem Gefäß- und Nervensystem, welche beidr da, wo sie mit den Bewegungsorganen zusammentreffen, gleichfalls paarig erscheinen; ferner sehen wir die edlern Sinnesorgane doppelt vorhanden. Auch unter den Harn- und Geschlechtswerkzeugen sind einige paarig, und im geringsten Grade findet die paarige Vertheilung bei den Bestandtheilen der Verdauungswerkzeuge statt. (*D'Alton.*)

PAARLOTH nennt man ein bei dem Aalfange in manchen Gegendrn gebräuchliches Werkzeug, welches aus einem auf beiden Seiten mit Ösen versehenen Bleistücke besteht, an welchem man die Angelschnur, sowie den Köder, befestigt. Vergl. den Art Nachtsehnur. (*Fischer.*)

PAASDORF auch **PASDORF**, 1) eine der Gräfin von Gallenberg und der Gräfin von Harsch gehörige Fideicommißherrschaft im V. u. M.-B. des Erzherzog-

thums Österreich unter der Ens, von der Zaya und dem Taschlbache bewässert, ist reich an Wein und Getreide. 2) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges, am rechten Ufer des Taschlbaches, an dem von Stockerau nach Wilfersdorf führenden Verbindungswege, in hügeliger Gegend, zwischen Langendorf und Lanzendorf liegendes Dorf im Viertel unter dem Manhartsberge Niederösterreichs, mit einer eigenen alten Pfarre (Dekanat an der Mach) des Erzbisthums Wien, einer katholischen Kirche, Schule, einem Herrschaftsschlosse, 168 Häusern und 1051 Einwohnern, welche sich vom Feld- und Weinbaue ernähren. Die Pfarre, welche von einem Priester besorgt wird, steht unter dem Patronatsrechte des Barnabiten-Collegiums zu Mistelbach, von dem es ungefähr ½ Stunden entfernt ist. Das Dorf ist von den Poststationen Wilfersdorf und Gaunersdorf fast gleich weit entfernt. Den Werbbezirk hat das Linieninfanterieregiment Nr. 4. (*G. F. Schreiner.*)

PAATWERK, ein Ausdruck, der in Schleswig für eine besondere Art von lebendiger Hecke gebraucht wird, welche man in den teutschen Provinzen Dänemarks häufig anlegt, um die Servitute der Forstdistricte gegen Menschen und Hausthiere zu schützen. Zur Anlegung eines solchen Paatwerks zieht man zwei ziemlich tiefe und breite parallel laufende Gräben und häuft die aus ihnen gestochene Erde so auf, daß sie einen Wall bildet. Diesen bepflanzt man mit Dornen und sich dicht haltenden, zu Buschholz geeigneten Holzarten, um eine lebendige Hecke zu erhalten. Um diese jedoch noch mehr zu verdichten, werden die längern Zweige zur Erde gebogen, und wenn sie stark sind, eingeknickt, um sie als Senker in den Boden zu befestigen und die dann wieder in die Höhe schießenden Zweige in einander verflechten zu können. Wenn ein solches Paatwerk dicht bleiben soll, muß das zu alt werdende Holz gehauen werden, um wieder neue Ausschläge zu erhalten *). (*Pfeil.*)

PAAW (Peter), berühmt als Physiker und Anatom, wurde im J. 1564 zu Amsterdam geboren. Schon im 16. Jahre hatte er seine Schulbildung so weit vollendet, daß er die leydener Universität beziehen konnte, wo er vier Jahre lang medicinische Vorlesungen besuchte. Um sich weiter auszubilden, ging er darauf nach Paris und von da, nach einem kurzen Aufenthalte in Dänemark, nach Rostock, wo er 23 Jahre alt sich den Doctorhut wahrscheinlich durch die beiden unten in der Note unter 1 und 2 angegebenen Schriften erwarb. Der anatomische Ruf des Fabricius von Aquapendente zog ihn jetzt nach Padua und der Eifer, mit welchem er dessen Unterricht benutzte, wobei ihm sein treues Gedächtniß sehr zu statten kam, machten ihn bald zu einem der würdigsten Schüler dieses Mannes. Dies bewog die Universität Leyden, ihm, nach seiner Rückkehr aus Italien, eine medicinische Professur zu übertragen, welcher er so vorstand, daß er sich die Liebe und Achtung seiner Collegen, wie die des Publicums, in gleich hohem Grade erwarb. Er starb allgemein bedauert im J. 1617. Anatomie und Botanik waren seine Lieblingswissenschaften, und Leyden verdankt ihm die Anlegung seines botanischen Gartens *). (*Fischer.*)

PABAR, ein neu bevölkertes, eine Stunde südwestlich von dem Markte Topolcza entferntes, zwischen Lesencze-Tomai und Lesencze Istvánd liegendes Prädium im szalader Comitat im Kreise jenseit der Donau Niederungerns. Es ist nach Lesencze-Tomai eingepfarrt, wird durch einen in den Plattensee sich ergießenden Bach bewässert, reich an Waldungen und sehr fruchtbar. (*G. F. Schreiner.*)

PABAY, eine der Hebriden, zur schottischen Grafschaft Taze gehörig. (*H.*)

PABLIA, auf der Peutinger'schen Tafel Name eines Flusses in Etrurien, heute Paglia, der bei Orbieto in den Clanis fällt. (Mannert IX, 406.) (*H.*)

PABLO (S.), 1) See in dem ehemals zur Provinz Quito, jetzt zu Colombia gehörigen District Otavalo, welcher 3 Leagues lang und gegen ½ League breit ist. Zahllose Wasservögel halten sich auf ihm auf, doch sollen sich nur wenige oder gar keine Fische in ihm finden. Durch seinen Abfluß verstärkt er den Rio Blanco. 2) Dorf in der colombischen Provinz Chocò mit Goldbergwerken am rechten Ufer des S. Juan. 3) Dorf in dem colombischen Departement Ecuador, welches starken Handel mit Perucadillafischen treibt. 4) Kleines zu den Perleninseln gehöriges Eiland vor dem Hafen von Panama. — 5) Mehre Städte oder Dörfer dieses Namens finden sich auch in Mexiko und den übrigen amerikanischen Reichen. (*Fischer.*)

PABOON, afrikanische Insel im Gambiaflusse, welche eine Länge von neun engl. Meilen hat und zum Königreiche Yani gehört. (*Fischer.*)

PABOU, Stadt in Canada an der Nordküste der Chaleurbai, liegt 22 engl. Meilen südwestlich von Goopcap und hat 1200 Einwohner. (*Fischer.*)

PABROCIUS DE GLOGOL (oder Pabrocki oder Paorozky) mit dem Vornamen Bartholomäus, ein polnischer Edelmann, geb. im J. 1550, gest. im Anfange des 17. Jahrh., welcher sich mit der Genealogie der adeligen Familien slawischen Volksstammes fleißig beschäftigte und darüber in polnischer und böhmischer Sprache mehre Schriften verfaßt hat; zuerst Nidus virtutum über die polnischen, dann den Dialogus viatoris Silesiam transeun-

*) Die Behandlung dieser Hecken findet man umständlich beschrieben in Klaupecht's Sylvania (Aschaffenburg 1826.) 1. Hft. S. 55.

*) Er hinterließ folgende Schriften: 1) Tractatus de Exercitiis, Lecticiniis et Bellariis. (Rost.). 2) Notae in Galenum de cibis boni et mali succi. (Ibid.) 3) Hortus publicus Academiae Lugduno-Batavae, ejus Ichnographia, descriptio et usus etc. (Lugd. Bat. 1601.) 4) Primitiae Anatomicae de humani corporis ossibus. (Ibid. 1615.) 5) Succenturiatus Anatomicus, continens commentarios in Hippocratem de capitis vulneribus. Additae sunt annotationes in aliquot capita libri octavi *C. Celsi.* (Ibid. 1616.) 6) Notae et Commentarii in Epitomen Anatomicam *Andreae Vesalii.* (Ibid. 1616.) Nach seinem Tode erschienen 7) De Valvula Intestini epistolae duae. (Oppenheim. 1619) zugleich mit der ersten Centurie der Briefe des Fabricius Hildanus. 8) De Peste tractatus cum *Henrici Florentii* additamentis. (Lugd. Bat. 1636.) 9) Anatomicae observationes selectiores. (Hafniae 1657.) Außerdem sind von ihm noch mehre handschriftliche Werke und Abhandlungen vorhanden. Vergl. Eloy, Dict. Hist. de la Méd. ancienne et moderne (Mons. 1778).

Digitized by Google

tia cum hospite Silesio, über die schlesischen mit den polnischen verwandten slawischen Familien, darauf sein Speculum marchionatus Moraviae, über die ältesten Geschlechter Mährens; im J. 1593 kam er nach Böhmen und brachte hier nach mehrjährigen Untersuchungen, bei denen ihm der Freiherr Johann Zbinko von Hasenburg hilfreich zur Seite stand, seine Stemmatographia Bohemiae, welche er Diadochon nannte, zu Stande, an der man jedoch manche chronologische Irrthümer und Auslassungen zu tadeln gehabt hat. Manche genealogische Schriften liegen von ihm noch ungedruckt in Handschriften, wie Paralipomena genealogiarum Slavicarum über einige russische Familien und ein Chronicon Borussiae. (*H.*)

Pabst etc., s. Papst etc.

PABSTDORF, PABSDORF, Grenzdorf im ehemaligen halberstädtischen Amte Schlanstädt, jetzt zum preuß. Regierungsbezirke Magdeburg gehörig, zählt 137 Häuser und 890 Einwohner. Der größere Theil desselben mit der Kirche gehört zu Braunschweig, der kleinere mit dem Rittergute zu Preußen. (*Fischer.*)

PABU St., Gemeindedorf im franz. Departement Finistère (Bretagne), Canton Ploudalmezeau, Bezirk Brest, ist 4½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 1185 Einwohner. Ein anderes Dorf dieses Namens mit 913 Einwohnern liegt ½ Lieue von Guingamp entfernt, im Departement der Nordküsten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

PABULATORES, Futtersucher, wurden im 3. Jahrh. diejenigen Anachoreten genannt, welche ihre Frömmigkeit so weit getrieben hatten, daß sie völlig nackt und bloß, nur mit einem kleinen Schurz umwunden, in Wäldern und Wüsteneien herumstrichen und den Thieren gleich von Allem lebten, was sie auftreiben konnten. Die meisten lebten allein von rohen Kräutern und Wurzeln; ihre Gestalt war gewöhnlich abscheulich verwildert. (*G. W. Fink.*)

PABŪS, ein persisches Compositum, aus pā, Fuß, und būs (richtiger būsz mit geschärftem S-Laute), Kuß, also Fußkuß. Bekanntlich im ganzen Orient ein Zeichen hoher Ehrerbietung. (*W. Schott.*)

PAC, in der Aussprache Pacz, eins der ältesten und ansehnlichsten Geschlechter Lithauens, welches, eine Seltenheit beinahe für eine Familie dieser Art, seine Herkunft nicht von den Jagellonen herleitet. Johann Pac hat die Bestätigung des Statutum Lithuanicum unterfertigt. Georg, Castellan zu Polozk, war ein Zeitgenosse des Großfürsten Alexander von Lithauen. Georg Pac vertheidigte im J. 1500 Smolensk mit großer Unerschrockenheit gegen die Moskowiter, wobei ihn jedoch Nikolaus Sollohub getreulich unterstützte. Stanislaus Pac, der Großtruchseß von Lithauen, und zugleich Statthalter der Woiwodschaft Witepsk, sah die ihm anvertraute Provinz, insbesondere die Grenzfestung Jeseritschka, durch die raschen Fortschritte der Moskowiter bedroht (1564). In Eile sammelte er das Aufgebot der Provinz, und es gelang ihm, mit Inbegriff seiner Haustruppen, eine Schar von 2000 leichten Reitern aufzubringen. Damit that er einen Angriff auf den Feind, der 13,000 Mann stark, noch mit der Belagerung von Jeseritschka beschäftigt war. Der Moskowiter Centrum ward durchbrochen, ihr Geschütz erobert, die beiden Flügel aber, die kaum berührt, zogen sich in Ordnung zurück. Auch sie sollen ihrer Brüder Geschick theilen, und Stanislaus verfolgt sie mit wilder Hast. Es kommt zu einem zweiten Treffen und vollendet wird die Niederlage der Moskowiter. 8000 von ihnen bleiben auf dem Platze, die übrigen zerstreuen sich nach allen Seiten hin, ihre Flucht durch die überall herumgestreuten Waffen bezeichnend. Gefangene wurden nur wenige eingebracht, dafür aber reiche Beuten an Fahnen, Bombarden und anderm Kriegsgeräthe. Dieses geschah am St. Margarethentage 1564. Auch in den folgenden Jahren blieb Stanislaus den Moskowitern ein sehr gefürchteter Feind. Zu Anfange Decembers 1566 eroberte er eine Veste Sitnum, die wir zwar nicht näher zu bezeichnen wissen, und gleich darauf um den 13. des nämlichen Monats besiegte er auf einem Streifzuge gegen Wielisz des Großfürsten praetoriam cohortem majore parte ex nobilibus aulae illius lectam (die Bojarensöhne). Im Januar 1567 beunruhigte er durch Raub und Brand die Gebiete von Wielisz, Uswiatice und Biala, daß der Großfürst sich genöthigt sah, den Peter Golowin cum praetorio selectae nobilitatis equitatu gegen ihn auszusenden; Golowin erlitt aber eine schmähliche Niederlage, büßte seine ganze Mannschaft ein, und wurde selbst zum Gefangenen gemacht.

Des Stanislaus Bruder Paul, Castellan von Witepsk, hatte einen Sohn Johann, der als Mundschenk von Lithauen vorkommt. Nikolaus Pac, Bischof zu Kiew, wo er noch im J. 1569 fungirte, war im Herzen und noch vollständiger als sein Amtsbruder Georg Pietkowicz, der Bischof von Samogitien, der Lutherischen Lehre zugethan; der Verstellung müde, warf er zuletzt Inful und Hirtenstab von sich, um fortan unter den weltlichen Senatoren Platz zu nehmen. Stephan, Unterschatzmeister von Lithauen, und Christoph finden sich unter den Unterschriften des Wahlinstrumentes von König Wladislaw IV., jener als Landbote von Wilna, dieser als Landbote von Troki. Als Großkanzler von Lithauen war der nämliche Christoph einer der getreuesten Anhänger von König Michael und durch ihn wurden auch die meisten der lithauischen Beamten in der gleichen Stimmung erhalten. Zuletzt ließ sich Christoph aber durch die französischen Praktiken gewinnen, und er war im Begriffe für Michael's Absetzung, für die Wahl des Herzogs von Longueville zu stimmen, als des französischen Prinzen Tod die ganze Lage der Dinge umwandelte. Im J. 1674 gründete Christoph 14 Meilen von Kowno, an der Wilia, im dichten Walde, das Camaldulenserkloster Mons Pacis, auf dessen Bau er acht Tonnen Goldes verwendete und wo er auch sammt seiner Gemahlin beerdigt wurde. Von seinen vielen Starosteien wissen wir doch nur Cesenice zu nennen. Michael Pac, der Woiwode von Wilna und lithauische Großfeldherr, zeigte sich in der Schlacht bei Chocsim im J. 1673 als Sobiesky's würdiger Nebenbuhler. Um die nämliche Zeit kommt Nikolaus Stephan als

Woiwode von Troki und im J. 1700 Michael Kasimir als Castellan von Polozk und Staroſt von Wasilkowitz vor. Peter Pac, Staroſt von Wileycz, Conſiliarius der lithauiſchen Conföderation, aus dem Diſtrict von Lida, unterſchreibt der dziekow'ſchen Conföderation Manifeſtation d. d. Königsberg, 30. Jul. 1735, gleichwie auch von Joſeph Pac, Staroſten von Cheydani, Residens ad Latus regium, aus dem Diſtrict von Brzesc-Litewsky geſchieht. Ignatius Pac, lithauiſcher Untertruchſeß ſeit 1761, und Tribunals-Marſchall, unterzeichnet als Hoftruchſeß von Lithauen und Landbote von Wilna die warſchauer Manifeſtation vom 7. Mai 1764, wodurch ein Theil der Senatoren und Landboten unter dem Vorwande, daß die Freiheit der Berathſchlagung durch die Anweſenheit ruſſiſcher Truppen geſtört ſei, ſich von dem Conventionsreichstage abſonderte, wogegen Anton Michael Pac, Großnotarius von Lithauen am 16. Mai 1764 die Generalconföderation unterzeichnet. Großnotarius war Anton Michael ſeit dem Febeuar 1750, auch Staroſt von Borzian. Er ſtarb zu Jezuice. Seine Gemahlin Thereſia, Prinzeſſin Radzivil, verm. am 14. Februar 1745, erhielt den 14. Sept. 1750 den Sternkreuzorden und wurde Mutter eines einzigen Sohnes. Michael Pac, Staroſt von Ziolow, Landbote von Wilna, unterzeichnete den Staatsvertrag von 1767, die Rechte der Diſſidenten betreffend, trat jedoch ſpäter an die Spitze einer der lithauiſchen Conföderationen. Seine Zänkereien mit dem Fürſten Sapieha und dem jungen Horain, die ebenfalls als die Häupter unabhängiger Conföderationen zu handeln begehrten, wurden jedoch der gemeinen Sache ſehr nachtheilig, und nach einer Reihe von zweckloſen Raubzügen blieb den Häuptern nichts übrig, als nach Preußen zu entfliehen und Truppen und Bundesgenoſſen und das mißhandelte Schamaiten der Willkür der Ruſſen zu überlaſſen. Gleichwol fand Pac nochmals Leute, die geneigt ſeinem Panner zu folgen; er vereinigte ſich mit dem Fürſten Sapieha und den Pulawski, und lieferte am 13. Sept. 1769 das Treffen bei Orchowek in Rothreußen. Die Conföderirten hatten ſich ſehr vortheilhaft zwiſchen Wäldern und Moräſten aufgeſtellt und hielten vier Stunden lang des ruſſiſchen Brigadier, Alexander Suwarow, Angriffe mit Standhaftigkeit aus. Zum Weichen genöthigt, weniger durch der Feinde Tapferkeit, als durch das böſe Beiſpiel einiger Ausreißer — ein Fürſt Radzivil, dem ein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden, warf ſich ſchnell auf ein anderes und jagte davon mit ſolchem Ungeſtüm, daß er ſogar auf die Conföderirten, die ihn aufhalten wollten, Feuer gab — zogen ſie ſich in Ordnung und ohne bedeutenden Verluſt zurück. Als ſie aber am folgenden Morgen vor Maieiow (in dem Chelmſchen) anlangten, und eben einen Bach, der ſie noch von der Stadt trennte, überſchreiten wollten, überfiel ſie der von einer andern Seite anrückende ruſſiſche Oberſt von Rönne, und dieſesmal erlitten ſie eine vollſtändige Niederlage. Von 2000 blieben kaum noch 500 Mann unter ſieben Marſchällen übrig, die kümmerlich über die Karpathen nach Ungern entkamen. Pac blieb jedoch nicht lange in Unthätigkeit, er kehrte nach Polen zurück, es gelang ihm, ſich als General-Conföderationsmarſchall von Lithauen anerkennen zu laſſen, und in dieſer Eigenſchaft unterzeichnete er am 7. Nov. 1769 zu Biala an der ſchleſiſchen Grenze die Vereinigung der beiden General-Conföderationen von Polen und von Lithauen, gleichwie die verſchiedenen im Namen der Conföderirten erlaſſenen Manifeſtationen. Merkwürdiger jedoch als alle die Manifeſte iſt das von Pac allein an ſämmtliche Gerichtshöfe erlaſſene Univerſale, Febr. 1770, worin mit Scharfſinn und Unparteilichkeit die Gebrechen der Verfaſſung, die Beſchwerden der Nation und die Mittel der Abhilfe entwickelt ſind. Dieſe Mittel konnten aber nicht von einem einzelnen Manne ausgehen, und die Angelegenheiten der Conföderirten geriethen mehr und mehr in Verfall. Nach dem Mordverſuche auf den König erklärte der k. k. Hof, in einer an den General-Conföderationsmarſchall von Lithauen, Grafen von Pac, gerichteten Declaration vom 28. Nov. 1771, daß Pulawski auf immer des Schutzes und der freien Zuflucht, wie ſie bisher jeder Pole in den öſterreichiſchen Staaten gefunden, verluſtig ſein ſolle, und da vor dem abſcheulichen Unternehmen auf die geheiligte Perſon des Königs von Polen ein Manifeſt circulirt hätte, in welchem auf die feierlichſte Weiſe zu dem mislungenen Königsmorde eingeladen worden, ſo begehrte der kaiſerliche Hof, daß von den Urhebern dieſes Manifeſtes, ſowie von allen, die einigen Antheil daran genommen, ein Gegenmanifeſt erlaſſen werde, worin ſie die verabſcheungswürdige Einladung nicht allein widerrufen, ſondern auch Gründe anführen würden, welche hinreichend, den entſetzlichen Gedanken eines dergleichen Verbrechens aus allen Gemüthern auf ewig zu verbannen. Würde dieſer Foderung genügt, ſo ſollten diejenigen Perſonen, denen obgedachtes Manifeſt aufgebürdet worden, des allerhöchſten Schutzes in den öſterreichiſchen Staaten ferner genießen können. Auf dieſe Declaration erfolgte der General-Conföderationscommiſſion Manifeſt vom 4. Dec. 1771, worin es unter andern heißt: „Wir proteſtiren auch vor der ganzen Welt, daß in den Worten der öffentlichen Acte, gegeben in dem Lager von Koniecza, nämlich, und was den aufgedrungenen Stanislaus Poniatowski, Uſurpator und Tyrannen, betrifft, wann er ſich annoch behaupten, eine Partei formiren und noch mehr die Nation in Verwirrung ſetzen wollte, ſo geben wir nicht allein unſere Einwilligung dazu, ſondern wir machen uns auch noch dazu verbindlich und befehlen aus Liebe zum allgemeinen Beſten, ihn und ſeine Anhänger durch öffentliche oder heimliche Gewalt (*par la force ouverte ou secrète*) zu verfolgen, ohne die mindeſte Rückſicht für ihr Leben, wie nicht geſucht haben, den laſterhaften Arm der Meuchelmörder zu bewaffnen, ſondern nur den Verfechtern der Religion und geſetzlichen Freiheit neuen Muth einzuflößen ꝛc.“ Hierauf erging (12. Dec. 1771) von Seiten des Fürſten Kaunitz ein neues Schreiben an den Grafen Pac, worin ihm angekündigt ward, daß Ihre kaiſ. Maj. mit Vergnügen die gänzliche Widerrufung der Stelle Dero Manifeſts vom 9. Aug. 1770, als welche zu dem Königsmorde einzuladen ſchien, gefun-

Digitized by Google

den habe. „Da auch Ihre kais. Maj. fest entschlossen sind, bei dem einmal angenommenen Neutralitätssystem so lange zu beharren, als demselben nichts zuwider geschieht, so können Sie und alle Ihre Mitbürger, die ihr Betragen diesem gemäß einrichten, sich sichere Rechnung machen, daß sie die Wirkungen von Dero hohem Wohlwollen in den kais. Staaten zu genießen haben sollen." Wenige Tage vorher, d. d. Biala, 9. Dec. 1771, hatte Pac in einem neuen Manifest abermals das Interregnum verkündigt, und damit in Warschau solches Aufsehen erregt, daß jetzt ernstlich davon gehandelt wurde, einen Gesandten an den kaiserlichen Hof abzusenden. Hievon unterrichtet, schrieb Pac an den Fürsten Kaunitz: „er habe vernommen, daß Stanislaus Poniatowski einen Gesandten nach Wien schicken wolle; nun sei aber der polnische Thron für ledig erklärt und die polnische Republik bestehe nur in der Generaleonföderation, weßhalb man sich mit der Hoffnung schmeichle, daß der kais. Hof keinen Minister als den der Conföderation annehmen werde." Allein die Ansichten hatten sich, seit der Gedanke an eine Theilung erwacht war, umgewandelt, und Kaunitz erwiderte ganz kurz, der König von Polen sei von allen christlichen Mächten anerkannt, und was die Generalconföderation betreffe, so wisse man in Wien nicht einmal, daß eine solche in Polen vorkomme. Weil auch die österreichischen und preußischen Truppen sich immer weiter ausbreiteten, den engen Raum, in dem sich die Conföderirten noch bewegen konnten, immer mehr beschränkten, that Pac mit den Woiwoden von Posen und Rawa im Mai 1772 eine Reise nach Wien, um dort bei den bevorstehenden Friedensunterhandlungen einige vortheilhafte Bedingungen für die Conföderation zu erhalten. Allein Kaunitz gab ihm gleich bei seiner Ankunft zu verstehen, daß man ihm und seinen Gefährten als Privatpersonen alle Ehre und Achtung erweisen werde, nur als Abgeordnete der Conföderation könne man sie nicht annehmen. Es wurde zugleich verlangt, daß in dem Grod zu Oswiecin die Erklärung von der Erledigung des Thrones förmlich widerrufen werde. Pac verließ alsbald Wien, ohne eine Antwort zu geben, und factisch wurde die Conföderation durch die Fortschritte der fremden Truppen aufgehoben, wenn gleich viele der Häupter der Conföderation, darunter auch Pac zu Landshut in Baiern, noch immer ein Schattenbild von ihr darzustellen trachteten. Pac, der Unterpanierträger von Lithauen, war nächst dem Großfähndrich Stanislaus Rzewuski der vornehmste Rathgeber des Fürsten Radzivil und versäumte keine Mittel, denselben in der Widersetzlichkeit gegen König Stanislaus und den russischen Einfluß zu erhalten. — Auch in den spätern Kämpfen um die Unabhängigkeit und das Dasein von Polen glänzt, wie wenige andere, der Name Pac. Eine der bedeutendsten Besitzungen des Geschlechtes ist die Herrschaft Dowspuda und Masuki, östlich von Grodno, in dessen Nähe auch eine zweite Pac'sche Herrschaft, Raczken, zu suchen. (*v. Stramberg.*)

PACAEUS, PACE, PAICE, PACEY (Richard), geb. in der Diöcese von Worcestee im J. 1482, gest. in Stepney in der Nähe von London 1532, nachdem er kaum sein 50. Jahr erreicht hatte, zeigte von frühester Kindheit an so glückliche Anlagen, daß sich sein Bischof Langton für seine Erziehung interessirte und die Kosten seines Universitätsstudiums bestritt. Von Oxford begab er sich zum Behufe des Studiums des öffentlichen, bürgerlichen und kanonischen Rechts nach der für diese Gegenstände damals berühmtesten Universität Europa's, nach Padua. Bei seiner Rückkehr nach England schloß er sich an den Erzbischof von York, den Cardinal Bambridge, an, durch dessen Vermittelung er an den Hof kam, wo er die Stelle eines Staatssecretairs und nach und nach verschiedene kirchliche Pfründen erhielt; er wurde hinter einander Kanonikus von York, Archidiakonus von Dorset, Dechant von Exeter und zuletzt Dechant an der St. Pauls-kirche von London. Seine classische Bildung und allgemein philologische Gelehrsamkeit erwarben ihm die Freundschaft mehrer seiner bedeutendsten Zeitgenossen, wie des Kanzlers Morus, eines Erasmus, der ihn utriusque litteraturae callentissimus nennt. König Heinrich VIII. übertrug ihm verschiedene auswärtige Missionen nach der Schweiz, Rom und im J. 1522 nach Venedig, wo er einer wichtigen Verhandlung zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich beiwohnen sollte. Sein Betragen entsprach dem Vertrauen seines Herrn, aber indem er sich das Interesse des Kaisers zu Herzen nahm und dadurch die ehrgeizigen Absichten des Cardinal Wolsey auf das Papstthum beeinträchtigte, zog er sich die Eifersucht und den Haß dieses Prälaten zu. Wolsey ließ, um seine Mission zu vereiteln, ihm die für ihn bestimmten Gelder nicht zukommen, sodaß er sich in die größte Verlegenheit versetzt fand. Die Häkeleien des Cardinals ärgerten ihn in einem solchen Grade, daß er darüber krank wurde und sich außer Stande fühlte, seine Mission fortzusetzen. Bei seiner Rückkehr nach England fuhr der Cardinal fort, ihn zu verfolgen, und wußte namentlich den König dergestalt gegen ihn einzunehmen, daß er in den Tower gesperrt wurde, aus dem er erst nach zweijähriger Gefangenschaft entlassen ward. Seine Ungnade zog ihm eine Geisteskrankheit zu, von der er nie ganz geheilt wurde. Er zog sich nach Stepney in der Nähe von London zurück, woselbst er auch gestorben ist. Er war zum Hofmanne zu freimüthig, obgleich er in den Zeiten seiner Gunst niemals dieselbe zum Nachtheile seiner Feinde benutzt hatte; aber er galt für einen ebenso vorzüglichen Staatsmann, dem die politischen Interessen seines und anderer Höfe genau bekannt wären, als für einen guten Gelehrten. Man hat von ihm folgende Schriften: 1) De fructu, qui ex doctrina percipitur. (Basil. 1517. 4) 2) Oratio de pace et foedere inter Angl. et Franc. regg. 3) Praefatio in ecclesiast. recogn. ad hebraicam veritatem et collat. cum translatione 70 interpretum. 4) De lapsu hebraicorum interpretum. 5) In englischer Sprache eine Abhandlung gegen die Heirath mit der Königin Katharina, wo er sich über das Benehmen des Königs Heinrich VIII. mit großer Zurückhaltung äußert. 6) Sexdecim orationes ad principes. 7) Exemplum literarum ad regem Henricum VIII. (1536). 8) Carmina diversa. 9) Epistolas ad Erasmum, Leium etc. 10) Lateinische Übersetzung von zweien Abhandlun-

gen Plutarch's de utilitate ex inimicis capienda und de modo audiendi, von einigen englischen Predigten des Joh. Fisher, der Abhandlung über den Tod des Apollonius von Tyana, der Vorrede des Simplicius ꝛc. 11) Eine Biographie des Philosophen Demonax ꝛc. (*H.*)

PACAI, PACAES oder Guabas, werden in Quito und Chile mehre Arten von Inga genannt, welche Hülsenfrüchte tragen, deren Samen in einem süßen, eßbaren Beete liegen. Hierher gehören namentlich Ing. Feuillaei *Candolle* (Prodr. II. p. 433. I. reticulata *Spreng.* Syst. veg. Pacai *Feuillée* Obs. III, 2. p. 27. t. 19) und Ing. insignis *Kunth* (*Humboldt*, *Bonpland* et *K.* Nov. gen. et sp. VI. p. 290. Mimos. p. 43. t. 13). (*A. Sprengel.*)

PACAJES, Regierungsdistrict oder Gobierno des Departamento la Paz, Republik Bolivia, ehedem Provinz der unter die Audiencia von Charcas gehörigen Intendantschaft la Paz. Die Grenzen sind nach Ms.-Karten vom J. 1826 folgende: Von der Ausmündung des Rio Desaguadero aus dem See von Titicaca, oder vielmehr seines südlichen Beckens, der Laguna de Unamarca in südwestlicher Richtung bis zum 17° Br., wo der Fluß Queullies gekreuzt wird; von da in südlicher, nur wenig nach Osten abweichender Richtung über den Rio Maure setzend, zieht sie entlang der Schneide der westlichen Corbillera bis 20° 30′ Br.; von diesem Puncte Ostnordost bis in die Quellengegend des Rio Soropalca (Rio Pancocha) eines Confluenten des Pilcomayo; dann in norbnordwestlicher Richtung etwas westlich von der Laguna del Desaguadero, an welchen Fluß sich die Grenze etwas südlich vom 18° Br. anschließt; sie kreuzt denselben unter 18° Br. und läuft dann ziemlich gerade nach Norden bis wieder zum Ufer des Sees Unamarca, den sie östlich von Tiahuanaco erreicht. Die benachbarten Länder sind: im Norden und Westen die peruanischen Departamentos Chucuito, Arica und Tarapaca; im Süden die bolivische Provinz Atacama (Provincia litoral); im Südosten das Departamento Potosi; im Osten die Provinz Sicasica; im Nordosten das Stadtgebiet (cercado) der Hauptstadt la Paz und im Norden die von den Peruanern in Anspruch genommene Laguna de Unamarca. Zu Folge dieser Grenzen stellt sich der Flächeninhalt des Gobierno de Pacajes auf 2200 geogr. □M., ohne das Gebiet der Hauptstadt, welches als abgesondertes Glied des Departements anzusehen ist, wo jedoch die Regierung (der Präfect und der oberste Gerichtshof) residiren. Die Provinz Pacajes liegt um Weniges niedriger als die Hochebene des Titicasees, dessen Ufer Pentland 3900 Metres über dem großen Ocean fand, und insofern dürfte als die Höhe des Thals von Pacajes 3600 Metres als mittlere Höhe anzunehmen sein. Die auf der bolivischen Seite des westlichen Andenzuges liegenden Dörfer sind nothwendig weit höher; ein Beispiel gibt das auf der Grenze von Pacajes gegen das Departement Arica gelegene Posthaus am Rio Maure, nach Pentland 4196 Metres über dem Meere. Aus der Angabe dieser bedeutenden Erhöhung über dem Meere ergibt sich, daß das Klima nichts weniger als angenehm oder mild sein könne, denn die Nähe zweier beschneieter Gebirgsketten, in welchen sich Riesen wie der Tacora erheben, würde allein genügen die Atmosphäre sehr zu erkälten. Der Boden ist von geringer Fruchtbarkeit, und erlaubt nur an bestimmten Orten den Anbau von europäischen Cerealien, die jedoch (nach Pentland) bis auf 2189 Toisen Höhe möglich ist. Erdäpfel sind die vorzüglichsten Gegenstände der Cultur und gedeihen unter allen andern Nutzpflanzen am besten. Die geringe Wärme des Klima's schließt übrigens jede Art von tropischer Cultur aus. Nur erst in den schnell nach Osten absinkenden Thälern von la Paz werden Zuckerrohr und ähnliche Pflanzen angetroffen. Die Vegetation ist überhaupt ebenso wenig reich als auf andern Plateaus der Cordillera. Bäume kommen fast gar nicht vor und selbst das Strauchwerk ist nur klein und unvermögend dem drückenden Holzmangel abzuhelfen, den der Bewohner leidet und der ein großes Hinderniß der Cultur und Civilisation ist. Der größere Theil der Bodenfläche der Provinz ist mit Gras und niedrigen Alpenpflanzen bedeckt und daher besonders zu dem gewöhnlichen Industriezweige der peruanischen Indianer, der Viehzucht, namentlich der Haltung von Schafen, geschickt. Man hat es verstanden, die Alpacas, Vicuñas und Vizcachas zu zähmen und besitzt von ihnen große Heerden. Das Vicuñahaar wird in Bolivien sehr kunstreich zu Hüten verarbeitet, die Käse und das gesalzene, mittels der Kälte ausgetrocknete Schaffleisch (Chalona) wird nach dem Küstenlande in Menge abgesetzt und nicht minder nach Cochabamba. Im Austausch erhalten die Bewohner aus den erstern Gegenden europäische Waaren, Branntwein ꝛc., aus der letztern Mais, Mehl, tropische Producte. Die Einwohner sind der Mehrzahl nach Indianer von dem Stamme der Pacasas, welchen schon die spanischen Eroberer dieser Gegend (Alonso de Mendoza, Begründer der Stadt la Paz 1548) im Besitze bedeutender Bildung fanden. Wie groß ihre Zahl sei, läßt sich nicht genau sagen, indessen dürfte sie sich auf 40,000 Seelen belaufen, wenn anders der Indianer Bolivia's dieselbe Kopfsteuer zahlt wie in Niederperu. Nach einem amtlichen Document [1]) machte im J. 1831 die Steuer der Indianer der Provinz Pacajes die Summe von jährlich 64,151 spanischen Thalern aus. Die weiße Einwohnerschaft ist ohne Zweifel ebenso wie in andern Gegenden Bolivia's sehr unbedeutend. Die Provincialregierung liegt in den Händen eines Gouverneurs, welcher 1832 einen Gehalt von 2966 sp. Thlrn. bezog. Ehedem war die oberste Instanz der Corregidor, welcher (nach Alcedo) jährlich 96,505 sp. Thlr. erhobene Kopfgelder und 772 sp. Thlr. Alcabala einzusenden hatte, sodaß entweder jetzt die Bevölkerung geringer, oder die Abgaben sehr vermindert sein müssen. Von den einstigen Reichthümern, namentlich den Silbergruben von Berenguela, wo im 16. Jahrh. 700 Erzadern gleichzeitig bearbeitet worden sein sollen, findet sich jetzt keine weitere Spur als Ruinen der alten, lange verlassenen Orte der spanischen Minenbesitzer. Zu Ulloa's Zeiten [2])

1) Presupuesto de los gastos de la republica de Bolivia para el anno de 1832. Chuquisaca 1832. 2) *Ulloa* Viage. L. I. c. 14. §. 367.

trieb man noch einen Handel mit blättrigem Talk (Jaspos blancos de Verenguela), den man in Niederperu statt Fensterglases anwendete. In Folge des directen Handels mit Europa findet dieses Mineral jetzt keinen Absatz. — Handelsstraßen besitzt Pacajes drei: von Iquique an der Küste über Tacapaca, Carangas, Urinoca, Cacoma nach Potosi, zusammen nach dem peruanischen Postberichte 134 Leguas; von Tacna über Tacora und Cajas nach Oruro (90 Leguas); von Tacna nach la Paz. — Hauptstadt ist der Flecken Caeahuará, ungefähr in der Mitte der Provinz gelegen; alle übrigen Orte sind nur kleine Indianerdörfer. — Wichtig ist der Übergangspunkt des Desaguadero, an seinem Ausflusse aus dem See, als Grenzstation und Ort, wo in den neuesten Zeiten Bolivier und Peruaner sich mehrfache Gefechte lieferten. Die Verbindung stellt die berühmte vom fünften Inca Capac Yupangui erfundene Hängebrücke her [3]). Die von diesem begonnene Eroberung von Pacajes vollendete der sechste Inca Mayta Capac. Die Spanier eroberten diese Provinz in den Jahren 1548—1550. (*E. Poepping.*)

PACAMARES. 1) Ein indischer Volksstamm, welcher am Amazonenflusse in Brasilien nomadisiet. 2) Irthümliche Benennung der colombischen Provinz Jaen de Bracamoros. (s. d. Art.) (*Fischer.*)

PACANOW, polnisches Städtchen, 13 Meilen von Krakau. (*H.*)

PACARET, PAXARETE, PAJARETE, die beste Soele des Xeresweins (von Xeres de la Frontera in Andalusien), welche den Namen von Poxarete, einem den Hieronymitermönchen gehörigen Weinberge, hat. Er ist süß und von sehr feinem Geschmacke, wird viel über Cadiz und San Lucar de Barrameda nach England und Nordamerika ausgeführt. (*Karmarsch.*)

PACARIUS (Decimus), ist der Held einer kleinen Nebenscene in dem großen und blutigen Kampfe, den Otho und Vitellius um die römische Herrschaft kämpften. Er war ohne Zweifel ein heftiger, leidenschaftlicher Mann, leicht hingerissen zu unbesonnenem Handeln, und wo er Widerstand fand, selbst blutige Strenge nicht scheuend, um seinen energischen Willen durchzusetzen. Von seiner Familie, seinem frühern Leben ist nichts bekannt; selbst sein Name scheint sich unter den Römern nicht weiter zu finden. Zu der Zeit seiner Katastrophe war er Procurator der Insel Corsica; ob von Galba oder von Nero dazu ernannt, wird nicht überliefert; jedoch läßt sich das Erstere vermuthen aus der feindlichen Stellung, die er gegen Otho annahm. Dieser hatte, da der Krieg mit Vitellius entschieden war, eine starke und wohlbemannte Flotte ausgesandt (*Tac.* Hist. I. c. 87), welche an den Küsten von Oberitalien bis an die Seealpen durch Plünderung und Mord weit und breit allgemeines Schrecken verbreitet hatte, und der es auch gelungen war, im narbonensischen Gallien zu landen; hier war es zu einer Landschlacht gekommen und die Othonianer hatten den Sieg über die Vitellianer davon getragen (*Tac.* Hist. II. c. 12—15). Wäre es ihnen nun auch nicht möglich, die ganze Provinz zu besetzen, so hatten sie doch an der Küste von Ligurien eine Position eingenommen, von wo aus sie das südliche Gallien und westliche Italien sammt dem dazwischenliegenden Meere und den Inseln ohne Widerstand beherrschten. In diesem Bereich also war ein Auflehnen gegen Otho kaum denkbar. Dennoch wagte es D. Pacarius, und wenn sein Unternehmen unter so mislichen Umständen gelang, konnte er sich freilich wol auf einigen Ruhm und glänzenden Lohn von Vitellius Hoffnung machen; jedoch gibt Tacitus allein den Haß gegen Otho als Beweggeund an; und auch dieser konnte hinreichen, dem Bedenken keinen Raum zu geben, daß bei der isolirten Lage von Corsica, fern von dem Schauplatze des Krieges und durch Otho's Macht von aller Verbindung mit Vitellius abgeschnitten, der Sieg höchst unwahrscheinlich war, und daß er, wenn er auch errungen würde, doch auf die Entscheidung des großen Kampfes zwischen den Hauptmächten ohne allen Einfluß bleiben mußte, da der Besitz von Corsica nach keiner Seite hin den Ausschlag geben konnte. Obenein hatte Pacarius nicht einmal die Stimmung der Corsen in Erwägung gezogen; oder, wenn er sie kannte, war es um so unbesonnener, auch sie besiegen zu wollen. Als sein Entschluß gefaßt war, berief er die vornehmsten Römer und Corsen zu einer Berathung. Was alle dachten, sprachen zwei Männer aus, Claudius Phitricus, Trierarch der dort stationirten liburnischen Schiffe, und Quintius Certus, ein römischer Ritter; beide ließ Pacarius sogleich hinrichten. Dadurch erschreckt schworen die anwesenden Corsen ohne Verzug dem Kaiser Vitellius Treue, und von ihrer Furcht mit angesteckt, und ohne Einsicht in die Lage der öffentlichen Angelegenheiten, folgte ihrem Beispiele die übrige Masse der Corsen. Ohne Zweifel betrieb nun Pacarius das Weitere mit gleicher Heftigkeit; er hob Truppen aus, übte sie in den Waffen und wendete im Dienste alle die Strenge an, welche er bei einem nahe bevorstehenden Kampfe für nöthig halten mochte. Aber den Corsen waren solche Beschwerden ebenso ungewohnt als verhaßt, und um so augenscheinlicher mußte ihnen die Nutzlosigkeit und Gefahr des ganzen Unternehmens sein. Schnell und allgemein verbreitete sich das Misvergnügen, doch wagte man es nicht, sich mit offener Gewalt gegen Pacarius aufzulehnen; man wartete auf eine günstige Gelegenheit zu einem versteckten Überfall, und diese fand sich bald. Als einst Pacarius, verlassen von der gewöhnlichen Umgebung seiner Anhänger, nur mit wenigen Begleitern unbewaffnet im Bade war, wurde er sammt diesen umgebracht. Die Mörder machten sich sogleich auf und überbrachten dem Otho selbst die Häupter der Getödteten; aber sie fanden weder bei ihm den erwarteten Lohn, noch später bei Vitellius die nach dessen Siege zu besorgende Strafe, glücklich genug vergessen zu werden unter dem Drange größerer Ereignisse (*Tac.* Hist. II. c. 16). (*F. Haase.*)

Pacas, s. Cavia.

PACASMAYO, Fluß, von geringer Größe, welcher die Provinz Lambayeque (Depart. Trurillo) im nördlichen Peru durchströmt, an seiner Mündung eine durch

3) *Ulloa*, Ibid. §. 373. *Garcil.* Comm. real. I. I. II. c. 4 et c. 7.

die Punta Pacasmayu wenig geschützte Rhede bildet und nicht schiffbar ist. In der Regenzeit großen Anschwellungen unterworfen und dann den Reisenden sehr gefährlich trocknet er während der Sommermonate theils ein, theils wird sein Wasser zur Befruchtung der Ländereien mit solcher Sparsamkeit verwendet, daß wenig oder nichts von demselben den Ocean erreicht. Er entspringt unter 6° 50′ aus mehren kleinen Seen der Cordillera und erhält einen Zufluß aus der Sierra von Caxamarca, den Rio de la Magdalena. Seine Mündung befindet sich in 7° 13′ südl. Br. (*E. Poeppig.*)

PACATA, römischer Frauenname. (*H.*)

Pacatiana, s. Phrygien.

PACATIANUS (Ovinius), war im J. 1085 d. St., 332 n. Chr. G. Consul mit Mäcilius Hilarianus. Es finden sich aber auch die Formen *Haxaravὸς* und Pacatinus (s. *Gothofred.* Chronolog. Theodos. cod. p. XXXIII. ed. *Ritt.*). Vielleicht eine Person mit dem Pacatianus, welcher im J. 319 unter Constantin Vicarius von Britannien, und mit dem, welcher 334 praefectus praetorio von Italien war (*Gothofred.* Prosopogr. Theodos. codic. VI, 2. p. 72 ed. *Ritt.*). — Auf unzweifelhaft echten Münzen im pariser, toulouser, wiener u. a. Museen findet sich ein sonst nicht bekannter Name eines römischen Kaisers IMP TI. CL.*) MAR. PACATIANVS. AVG. oder auch IMP. TI. CL. MAR. PACATIANVS P. F. AVG.; das Haupt mit Strahlen umgeben, mit dem Paludamentum bekleidet, auf dem Revers bald eine sitzende weibliche Figur mit Patera und doppeltem Füllhorn und der Legende CONCORDIA MILITVM, bald eine stehende weibliche Figur, die zwei Fähnchen hält und die Legende FIDES MILITVM, bald eine sitzende weibliche Figur, die in der Rechten ein Steuerruder, in der Linken ein Füllhorn hält, zu den Füßen ein Rad mit der Legende FORTVNA REDVX, bald endlich eine stehende weibliche Figur, die in der Rechten einen Olivenzweig, in der Linken eine Lanze hat, mit der Legende PAX AETERNA. Wer nun dieser Kaiser Pacatianus gewesen sei, welcher Zeit er angehört habe, darüber gibt's nur Vermuthungen; die eine des französischen Jesuiten P. Chamillard stützt sich darauf, daß diese Münzen nur im südlichen Frankreich gefunden worden waren, und nimmt daher an, daß er am Ende der Regierungszeit des Kaisers Philippus 249 in diesem Theile Galliens als Augustus ausgerufen, seine Empörung aber sehr bald vom Nachfolger des Philippus, dem Kaiser Decius, überwältigt worden wäre. Diese Ansicht mußte aufgegeben werden, seitdem man grade aus österreichischen Ländern viel häufiger diese Münzen fand; Eckhel (H. N. V. Vol. VII. p. 338 sq.) erklärt sich daher für die Ansicht der Gelehrten, welche die kurze Herrschaft des Pacatianus nach Pannonien und Mösien verlegen und das MAR Marinus lesen. (*H.*)

PACATUS, ist ein römischer Eigenname, und heißt eigentlich: der Befriedigte, der Ruhige, wie im Griechischen Irenäus, im Teutschen Friedrich. Zur Zeit der Republik scheint dieser Name nicht in Gebrauch gewesen zu sein; in spätern Inschriften kommt er öfter vor; so ist ein M. Pacatus bei Gruter (Inscriptt. p. DCVIII, 1). Eine Grabschrift auf einen Soldaten Pacatus ist bei Muratori (Nov. thes. vett. inscript. T. II. p. DCCCXXXIX, 3. Ibid. p. DCIV.) und bei Gruter (p. CCL.), in einem Verzeichnisse der Regionen und viei der Stadt mit ihren Curatoren und Denunciatoren befindet sich auch ein P. Pacatus L. L. Successus in der 13. Region im vicus mundiciei, der bei Gruter L. Pacatus heißt. Ferner wird bei Muratori (T. III. p. MDXXXIX, 1) ein Freigelassener L. Pacatus erwähnt und in einer griechisch-christlichen Inschrift (T. IV. p. MCMXXI, 7) ist eine Pacata. Bekannt ist:

1) Latinus Pacatus Drepanius †), einer von den lateinischen Panegyrikern. Die Nachrichten über ihn sind sehr ungenügend und bestehen etwa in Folgendem. Er war nicht aus Sicilien gebürtig, wie man etwa aus dem Namen Drepanius vermuthen könnte, sondern aus Gallien; „mein Gallien," sagt er in seinem Panegyrikus (c. 24) und etwas genauer gibt er seine Heimath (c. 2) an, er sei „aus dem äußersten Winkel Galliens, wo das Gestade des Oceans die sinkende Sonne aufnimmt und wo mit dem aufhörenden Lande das verbündete Meer sich mischt." Darum ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß er aus Burdigala war, oder daß er wenigstens dort seine Bildung empfangen hatte, lebte und wirkte. Bestätigt wird dies dadurch, daß er ein genauer Freund und wahrscheinlich auch ein Schüler des Ausonius war, von dem es nicht zweifelhaft ist, daß er dort geboren ist, gelebt und gelehrt hat. Dagegen haben Scaliger und Joh. Scheffer behauptet, Pacatus sei aus dem Stamme der Nitiobriger, welche in Aquitanien wohnten, und der Erstere sagte noch bestimmter, er sei aus Aginnum, der Hauptstadt der Nitiobriger; sie stützen sich hierbei auf eine sehr deutliche Äußerung des Sidonius (Epist. VIII, 12). Die eigene Angabe des Pacatus läßt sich mit dieser Annahme sehr wohl vereinigen; auch bezeichnet ihn Sidonius nicht als Rhetor, sondern als Dichter, grade wie es auch Ausonius thut in den nachher zu erwähnenden Stellen, und so wird man Scaliger's Meinung wol für höchst wahrscheinlich halten müssen, wenngleich noch ein kleines chronologisches Bedenken übrig bleibt. Nach den schwankenden Andeutungen über die Lebenszeit des Pacatus läßt sich im Allgemeinen nur so viel mit Grund behaupten, daß er in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. Geb., mehr nach dem Ende hin und noch darüber hinaus, gelebt hat. Er war nämlich, wie es scheint, ein Schüler des Ausonius, obgleich sich dies nur daraus schließen läßt, daß ihn dieser einmal filius nennt in der Überschrift der letzten unter den praefationculis. Nun war aber Ausonius im J. 379, als er Consul wurde, schon in sehr hohem Alter, sodaß er in der Dankrede an den Kaiser Gratian, seinen Schüler, sagen konnte, sein Ende stehe so nahe bevor, daß der Kaiser mit seiner Dankbarkeit demselben habe zuvorkommen wollen. In demselben Jahre

*) Unrichtig ist die Angabe T. JVL. u. FL. JVL.

†) Vergl. den Art. Drepanius.

schickte Ausonius seinen Ludus Sapientum, in dessen Überschrift er sich Consul nennt, und widmete ihn seinem Freunde Pacatus, den er bei dieser Gelegenheit mit dem Titel Proconsul belegt. Welche Bewandtniß es mit dieser proconsularischen Würde hatte, läßt sich zwar nicht wissen, indessen ist doch klar, daß Pacatus damals nicht mehr sehr jung sein konnte; es kommt dazu, daß Ausonius seine Schriften mit großer Bescheidenheit dem Urtheile derselben unterwirft, und ihm überhaupt bedeutendes Lob spendet. In der schon erwähnten praefatiuncula sagte er, er habe an dem Pacatus einen nicht weniger gelehrten und gütigen Gönner, als Catull an Cornelius Nepos gehabt habe; Pacatus sei ihm theurer als alle die Seinigen, und die Musen schätzten ihn höher als alle übrigen Dichter zusammengenommen, mit alleiniger Ausnahme des Virgilius; wenn der Beifall desselben seinen Versen zu Theil würde, so habe er keines Andern Urtheil zu fürchten. Ähnliches sagt er auch in der Zueignung des ludus Sapientum, wo er namentlich seine unbedingte Unterwerfung unter das Urtheil des Pacatus noch stärker ausspricht. Ebenso redet er ihn sehr ehrenvoll an in dem Briefe vor dem Technopaegnion, und am Ende dieses Gedichts nennt er ihn einen bonus doctus facilis vir. Unter diesen Umständen möchte man genrigt sein, den Pacatus dem Ausonius an Alter möglichst nahe zu stellen; jedoch ist es an sich nicht unglaublich, daß ein etwa 60jähriger Mann sich gegen einen vielleicht kaum 30jährigen ausgezeichneten Schüler so äußert, wie es Ausonius gegen Pacatus thut, und den Abstand zwischen beiden möglichst groß anzunehmen nöthigt eine Stelle des Sidonius (Epist. VIII, 11). In diesem Briefe theilt er seinem Freunde Lupus ein Gedicht aus früherer Zeit mit, das sich auf gemeinschaftliche poetische Studien mit dem Rhetor und Dichter Lampridius bezieht; vergleichen wir Epist. IX, 13, wo ebenfalls ein solches Gedicht mitgetheilt wird, so wird es nicht weit gefehlt sein, wenn wir annehmen, daß beide Briefe ungefähr in derselben Zeit geschrieben sind, nur IX, 13 etwas später, da darin der Tod des Lampridius, der VIII, 11 gemeldet ist, gar nicht erwähnt und also ohne Zweifel als bekannt vorausgesetzt wird, wie auch in Epist. IX, 15, welcher Brief sich auf IX, 13 bezieht, Lampridius bei der Aufzählung lebender Dichter und Rhetoren nicht genannt wird. Nun ist aber Epist. IX, 13 etwa um 480 geschrieben, nämlich 20 Jahre nach einer Berührung des Lampridius mit dem Kaiser Majorian, der 457—461 regierte, wenn also VIII, 11 gegen dieselbe Zeit geschrieben ist, so möchte es nicht unwahrscheinlich sein, wenn man die Lebenszeit des Pacatus bis um die Mitte des 5. Jahrh. ausdehnte; Sidonius sagt nämlich seinem Freunde Lupus die Schmeichelei, daß er den Nitiobrigern den Drepanius und den Vesunnikern den Anthedius ersetze, welche beide als Dichter genannt werden im Gegensatze gegen die Lehrer der Beredsamkeit; ist es nun auch nicht nöthig, hier an unmittelbare Vorgänger des Lupus zu denken, so dürfen sie doch auch nicht allzuweit von demselben entfernt sein, und so scheint es sich mit allen obigen Andeutungen wol zu vereinigen, wenn wir die Lebenszeit des Pacatus von etwa 354 bis um 430 annehmen. Dabei darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er nirgends als Rhetor und Verfasser des Panegyrikus genannt wird, den wir noch unter seinem Namen haben, sondern nur als Dichter, und daß mithin die Identität der Person nur auf einer Vermuthung beruht, welcher nichts Erhebliches entgegensteht. Die drei an einen Pacatus gerichteten Briefe des Symmachus (lib. VIII, 12. IX, 61 und 64) sind, wie so viele dieses Scribenten, leer und nichtssagend, sodaß sich schwerlich die Meinung des P. Fr. Chifflet begründen läßt, welcher hier einen jüngern Pacatus verstehen wollte; es ist wenigstens kein chronologischer Grund gegen den Panegyriker; und andere bietet der Inhalt der Briefe nicht dar. Im J. 389, also nach der oben dargelegten Berechnung etwa im 35. Lebensjahre, und zehn Jahre, nachdem ihn Ausonius Proconsul titulirt hatte, kam Pacatus aus Gallien nach Rom, um den Sieg des Theodosius über den Maximus durch die Rede zu feiern, welche das einzige noch übrige von seinen Werken ist; er that dies im Beisein des Senats am 1. Sept. jenes Jahres, wahrscheinlich von seinen Mitbürgern als Gesandter geschickt, um in ihrem Namen dem Kaiser Glück zu wünschen, jedoch sagt er selbst nur, er sei gekommen, um den Kaiser zu sehen und anzubeten; zum öffentlichen Reden habe ihn Niemand genöthigt, sodaß sein Lob vollkommen frei sei. Übrigens ist bekannt, daß das Studium römischer Beredsamkeit damals in Gallien sehr eifrig betrieben wurde, und grade die vorgebliche Bescheidenheit gallischer Rhetoren, mit der sie ihre erlernte Beredsamkeit der angebornen der Römer unterordnen, dennoch sie aber gern vor diesen glänzen lassen, gibt zu erkennen, daß sie sich eben nicht für geringer hielten. Pacatus äußert diese Bescheidenheit im Anfange seines Panegyrikus etwa ebenso, wie der ungenannte Verfasser (wahrscheinlich Nazarius) des Panegyrikus auf Constantin. Gegen das Ende äußert er seinen Vorsatz, nach Gallien wieder zurückzukehren, und daß er dies gethan hat, daß er als Rhetor und besonders als Dichter hochgeachtet unter den Nitiobrigern bis an seinen Tod gelebt hat, ergibt sich aus der angeführten Stelle des Sidonius. Zu diesen kümmerlichen Nachrichten über sein Leben ist nur noch die Frage zu fügen, ob er ein Christ gewesen ist oder nicht. Joh. Scheffer bejahte dies deshalb, weil er c. 21 die Sitte erwähnt, beim Eintritt in große Städte zuerst die heiligen Gebäude und der höchsten Gottheit geweihten Tempel, dann die Marktplätze, Gymnasien rc. zu besuchen. Indessen dies war auch Sitte der Heiden, welche zu diesem Zwecke ihre Ciceroni hatten, Exegeten und Periegeten. Wahrscheinlicher ist es, daß Pacatus kein Christ war; er würde sonst gewiß bei verschiedenen Gelegenheiten sich deutlicher als solchen erklärt haben; aber wo er auf religiöse Dinge kommt, bedient er sich, wie sich diese Erscheinung auch bei andern Rhetoren findet, allgemeiner und unbestimmter Ausdrücke, und spricht von der höchsten Gottheit im Singular, gewiß nur, um dem christlichen Kaiser gegenüber nicht durch schroffheidnische Äußerungen Anstoß zu geben, und nur etwas zu sagen, was sich Heiden und Christen gleich sehr gefallen

Digitized by Google

lassen konnten, während die wirklichen Christen sich in der Regel weit entschiedener und zelotischer zu erkennen gäben. Darum scheint uns die Unentschiedenheit an sich schon ein Beweis für das Heidenthum zu sein; jedoch finden sich auch noch einzelne Stellen, welche man nicht füglich einem Christen in den Mund legen kann, wie c. 18, wo er das Gedächtniß des Kaisers preist und ihn fragt, ob ihm etwa eine göttliche Kraft diene, die, was er rede, aufschreibe, und ihn daran wieder erinnere, sowie man sage, daß neben dem Gott, dem Theilnehmer der Majestät des Kaisers, die Schicksale (fata) mit Schreibtafeln stehen. Daß hier Jupiter und die Parzen gemeint sind, ist offenbar, und ist von den Auslegern mit Stellen aus heidnischen Schriftstellern dargethan. So finden sich noch andere Spuren heidnischen Glaubens, z. B. c. 39 und in Bezug auf die Mißbilligung der Verfolgung der Priscillianisten in c. 29 hat auch schon Schröckh (in der Kirchengesch. 11. Bd. S. 342) den Pacatus für einen Heiden gehalten.

Der Panegyrikus, welcher uns von Pacatus noch erhalten ist, gehört allerdings zu den bessern Stücken der Sammlung dieser Art von Arbeiten, welche auf uns gekommen sind; jedoch gingen die ältern Philologen ohne Zweifel viel zu weit in ihrem Lobe, wenn sie den Pacatus dem jüngern Plinius, ja selbst dem Cicero, an die Seite zu stellen kein Bedenken trugen. Es ist schwer, den Grund dieser übertriebenen Verehrung zu entdecken; indessen da einmal Scaliger, dessen Urtheile zuweilen etwas launenhaft waren, erklärt hatte, der Panegyrikus sei göttlich, so ist es weniger zu verwundern, wenn eine ganze Reihe von Nachbetern dem Pacatus ebenso glänzende Zeugnisse ausstellte. Warum man ihn dem Eumenius Nazarius und vollends dem zweiten Mamertinus vorziehen sollte, dessen Dankrede an den Julian uns die beste unter den panegyrischen Reden zu sein scheint, wüßten wir nicht zu sagen. Die Composition seiner Rede verdient kein sonderliches Lob; die Anordnung der Theile ist nicht hervorgegangen aus dem lebhaften Auffassen des Gegenwärtigen, wie es dem Redner gebührt, sondern wie in einem epischen Gedichte oder in einer historischen Darstellung ist das Einzelne nur an einander gereiht, wie an einen langen Faden, zwar ohne schroffe Übergänge und ohne Lücken, aber auch ohne sich zu gesonderten Massen zu gruppiren und dem Ganzen anziehende Gestalt und schönes Ebenmaß zu geben. Man könnte freilich sagen, es sei ungerecht, einen solchen Maßstab anzulegen bei einem Schriftsteller so untergeordneter Art; indessen wenn wir auch den Pacatus nicht für den ausgezeichnetsten unter den Panegyrikern halten, so glauben wir doch im Allgemeinen, daß man diese Schriftsteller in der Regel viel tiefer stellt, als sie es verdienen, und daß ein solcher Maßstab auf sie wohl anzuwenden ist. Die ihnen gemeinschaftlichen Fehler, durch den Geist der Zeit und durch ihre Nationalität bedingt, trägt natürlich auch Pacatus. Die rhetorisirende Darstellung, welche mit dem silbernen Zeitalter begann, und alle Stylgattungen ergriff, mußte zumal auf dem ihr vorzugsweise eigenthümlichen Felde der Beredsamkeit nach immer neuen Reizmitteln suchen, wenn sie bei der Ärmlichkeit des Stoffs, den ein kleinliches Leben darbot, und bei der Schlaffheit der durch keine allgemeinern, tiefern Anregungen bewegten Gemüther noch einigen Eindruck machen wollte; daher alle die buhlerischen Zierden der Rede, die pikanten Vergleichungen, kühnen Übertragungen, spitzigen Gegensätze, die poetischen Blümchen, die archaistischen Kraftausdrücke, die prunkenden Neuerungen in Wort- und Satzbildung; alles dies nicht ohne Geist und oft mit überraschendem Witze, sodaß man es nur bedauern kann, so schöne Talente in eine so beschränkte Sphäre gebannt zu sehen. Sucht man hier nach dem Ausgezeichneten, so ist man versucht, grade das Übermaß für das Maß zu halten; denn eben wo einmal ein einfacher, reiner Geschmack als das richtige Maß nicht mehr vorhanden ist, da übertreibt das größte Talent am meisten, und es gilt für Geistesarmuth, wenn Jemand nicht alle Vorgänger überbietet. Wenden wir dies auf Pacatus an, so ist zunächst zu bemerken, daß er keineswegs durch eine besondere Originalität von den übrigen Panegyrikern getrennt ist, sondern die große Ähnlichkeit, welche sie alle haben, theilt auch er; zwar läßt sich an ihm eine gewisse ruhigere Haltung nicht leugnen, die für eine Annäherung an bessere antike Muster gelten könnte, wenn es nicht klar wäre, daß dies nicht eine Folge bewußten Strebens, sondern nur ein Mangel an schöpferischer Kraft ist; denn Pacatus wollte dieselben Künsteleien anwenden, wie seine Zeitgenossen und Muster, und er hat es gethan, so weit er es vermochte. Dies geht sehr deutlich hervor aus den mehr oder weniger freien Nachahmungen, aus der Benutzung und weitern Ausbildung des von Andern Erfundenen. Seine Muster waren besonders der zweite Mamertinus, Nazarius und Eumenius, aus denen sich ziemlich viele Parallelen nachweisen lassen in Beschreibungen von Schlachten, von festlichem Empfang und Volksfreude, in übertriebenen Schimpfreden auf einen gemordeten Kaiser ꝛc. Um nur Einiges anzuführen, vergleiche man die bis zum Aberglauben übertriebene Schilderung der Schnelligkeit des Theodosius im Kriege (c. 39) mit Nazarius (in *Constantin.* c. 14 und 15) und Mamertin (Genethl. Max. c. 8 et 9). Das Lob der einfachen Lebensweise des Theodosius und die Schilderung des Luxus Anderer ist zum Theil mit denselben Worten entlehnt aus Mamertin (grat. act. ad Julian. c. 11), ebendaher (aus c. 28, 4) ist der Ausdruck, den Pacatus (c. 20, 2) hat, daß Jemand durch des Kaisers Kuß geheiligt wird. So ist ferner der Lobspruch auf des Theodosius kampflustiges Heer (c. 35, 2), daß es fürchte, gefürchtet zu werden, entnommen aus Nazarius (c. 18), und dieser Ausdruck hat später auch dem Claudian gefallen (in Stilic. I, 340) und dem Sidonius (Epist. I, 2). Noch auffallender ist es, daß c. 36, 1 die Worte: at ubi impulsa acies fronsque laxata et fidueia in pedes versa est, und c. 35, 3 der Ausdruck: qua visus agi poterat sich genau so wieder finden bei Nazarius (c. 28). Ebenso ist (c. 34, 4) die Beschreibung eines Flusses, der sich nur mit Mühe durch die Masse der Leichen hindurch arbeitet (eluctari) aus Nazarius (c. 30). Daß ferner (c. 45, 4) Theodosius

wegen seiner milden Behandlung der Besiegten, ipsius victoriae victor genannt wird, könnte zwar aus dem älteren Declamator entlehnt sein, welcher die or pro Marcello verfaßt hat; wo es in derselben Beziehung heißt (c. 4): ipsam victoriam vicisse videris; indessen mochte dem Pacatus wol eher die Stelle des Panegyrikus (in *Constantin.* c. 21, 2) gegenwärtig sein: At iste victor non modo hostium, sed etiam victoriae suae, denn wenigstens hat er die Stelle über die Weichlichkeit der Orientalen ebendaselbst (c. 24, 1) ohne Zweifel vor Augen gehabt, als er (c. 33, 4) über denselben Gegenstand sprach; und ebenso verhält es sich mit der schon oben erwähnten bescheidenen Unterordnung der gallischen Redner unter die römischen, wovon beide im Prolog sprechen. Auch aus dem Panegyrikus des Eumenius auf den Constantius hat Pacatus Manches zu seinem Zwecke verwendet; man vergleiche z. B. c. 16, 2. 16, 4 und c. 19 mit Pacatus c. 38, 1. 36, 2. 37. Bei diesem Verzeichnisse von Nachahmungen ist nur das Bedeutendste ausgehoben; manches Andere ließe sich noch hinzufügen, doch genüge ein Beispiel, worin sich die Spitzfindigkeit des Pacatus auf eine merkwürdige Weise zeigt. Zuvor aber bemerken wir im Allgemeinen, daß bei den Panegyrikern die nicht selten zu Vergleichungen, Hyperbeln und anderm Zierathe angewendeten Beispiele aus der ältern Geschichte nur eine Art von Staffage bilden, etwa wie bei uns die alte Mythologie; denn das innere Fortwirken solcher Beispiele und ihr wahres Leben in dem Herzen und Bewußtsein des Volkes war längst abgestorben, und hatte zumal bei Galliern nie tiefe Wurzel schlagen können; daher werden oft die herrlichsten Thaten, die großartigsten Charaktere des Alterthums auf eine gemüthlose Weise erniedrigt, um Stoff zu einer rhetorischen Künstelei herzugeben. Man darf, wenn man billig sein will, nicht vergessen, daß dies eine Folge der Nationalität und der armseligen Zeit ist, um nicht unwillig zu werden über die demüthige Art, in der Pacatus den letzten Republikaner Brutus sich vor den Herrschertugenden des Theodosius beugen läßt; ähnlich verhält es sich mit dem Folgenden: Mamertin (grat. act. c. 24) schildert die große Liebe des Senats und Volkes zu Julian, und wo er auf die Soldaten kommt, sagt er, es würden aus dem Alterthume etwa zwei oder drei Paare von Freunden gerühmt; aber Julian werde von jedem einzelnen Soldaten, welches Ranges er auch sei, mehr geliebt, als je Einer von einem Freunde geliebt sei. Diese Hyperbel ist freilich gewaltig, indessen ist sie doch nicht ungeschickt und verzerrt oder gezwungen; hören wir nun aber, wie Pacatus (c. 17) dieselbe Vergleichung angewendet hat; er will die Freundschaft des Theodosius preisen, der das Consulat nicht seinen Söhnen, sondern seinen Freunden verliehen hatte; auch er erwähnt die gerühmten Freundschaften des Alterthums und führt sie namentlich an; dann mäkelt er an ihnen herum, bis er seine Hyperbel zu Stande hat; er gibt zu verstehen, daß sie erlogen seien oder von den Dichtern bedeutend ausgeschmückt; wolle man aber auch daran glauben, so könne man doch nicht mehr thun (num praestare credendo plus possumus?) als annehmen, daß jene Freunde auf das Wohl ihrer Freunde mehr als auf ihr eigenes bedacht gewesen wären; nun ziehe man aber schon von Natur seine Kinder sich selbst vor; darum sei derjenige doch über alle Muster erhaben, der seine Freunde nicht nur sich selbst vorziehe, sondern auch denen, die er von Natur sich selbst voranzieht.

Der erwähnten guten Meinung früherer Philologen über den Pacatus hat er es zu danken, daß sich auf ihn vorzugsweise die Aufmerksamkeit wendete. Freilich ist sein Text deshalb noch nicht eben besser constituirt als der der übrigen Panegyriker, von denen eine neue kritische Ausgabe sehr zu wünschen ist, da bis jetzt weder die Handschriften genau verglichen, noch die ältesten Ausgaben gehörig benutzt und ihrem Werthe nach beurtheilt sind. Noch weniger hat man den eigenthümlichen Styl dieses Scheinstellers zum Gegenstande eingehender Forschung und zusammenhangender Darstellung gemacht; dagegen ist manches Brauchbare für historische und grammatische Interpretation geleistet. Besondere Ausgaben des Pacatus gibt es von Joh. Schefferr (cum notis philologicis politicisque. Holmiae ex offic. Janssoniana 1651. 8.), wovon eine neue Auflage (auctior et emendatior Upsal. 1668. 8.) erschienen ist. Weit bessere und besonders reich an Nachweisungen über grammatische und antiquarische Einzelnheiten ist die Ausgabe von Joh. Arntzen (Amstelod. ap. vid. et fil. S. Schouten 1753. 4.). Außer den Anmerkungen zum Pacatus von Franc. Balduinus (welche Paris. 1570. 4.) und denen von Chr. Gottl. Schwarz (welche Altorf. 1727. 4.) besonders erschienen sind, nebst den von Kasp. Barth in den Adversarien niedergelegten, befinden sich in dieser Ausgabe in einem besondern Anhange auch die Bemerkungen von Th. Wopkens. Später hat C. Fr. Müller darzuthun versucht, daß Pacatus sich den Panegyrikus des Plinius zum Muster genommen habe in der Abhandlung: de Pacati Panegyrico ad Plinianum exemplum formato (Viteberg. 1785. 4.). Endlich gibt es auch noch zwei französische Übersetzungen, von Flor. Chrétien (Paris 1609. 8.) und von N. Andry (Paris 1687. 12.). (*F. Haase.*)

2) Der alexandrinische Grammatiker Minucius Pacatus, bekannter unter seinem griechischen Namen Irenaeus, war ein Schüler des von Hephästion und seinem Scholiasten, von Priscian u. a. citirten Metriker Heliodor, welcher ein metrisches Handbuch verfaßt hat; Suidas, der über Irenäus zwei Artikel hat, unter *Εἰρηναῖος* und *Πάκατος*, führt von ihm folgende Schriften an: 1) *Περὶ τῆς Ἀθηναίων προπομπίας.* 2) *Περὶ τῆς Ἀλεξανδρέων διαλέκτου ὅτι ἐστὶν ἐκ τῆς Ἀττίδος βιβλία ζ'.* Diese Schrift über den alexandrinischen Dialekt citirt das Etymol. M. unter *πνδαρίζειν.* 3) *Ἀττικῶν ὀνομάτων βιβλία γ'*, und 4) *Ἀττικῆς συνηθείας τῆς ἐν λέξει καὶ προσῳδίᾳ κατὰ στοιχεῖον βιβλία γ'.* Diese letztere Schrift ist es, welche theils Sokrates (Hist. eccles. III, 7) unter dem Titel: *Εἰρηναῖος ὁ Γραμματικὸς ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον Ἀττικιστῇ καὶ βάρβαρον ἀποκαλεῖ τὴν λέξιν* citirt, theils das Etymol. M. in *κομψός* andeutet, *οὕτως Εἰρηναῖος ὁ Ἀττικιστὴς ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον*, und auf sie bezieht sich auch der Scholiast zu Aristoph. Wesp. 895

(935) *κλέπτον δὲ βαρέως Ἀττικοὶ καὶ ἀπὸ καὶ Εὐριπίδης φησίν.* 5) *Κανόνες Ἑλληνισμοῦ βιβλίον ά.* 6) *Περὶ Ἀττικισμοῦ βιβλίον ά.* 7) *Καὶ ἄλλα πολλά.* — Unter *Ἡλιόδωρος* wird Nr. 2, unter dem Titel *περὶ τ. Ἀ. δ. ἢ περὶ ἑλληνισμοῦ βιβλία ζ'* genannt, und bemerkt, daß es die alphabetische Ordnung beobachte, Nr 1, 3 und 5 fehlen, dafür wird *περὶ ἰδιωμάτων τῆς Ἀττικῆς καὶ τῆς Ἰωνίδος διαλέκτου* erwähnt; zu dem vielen andern, was Irenäus geschrieben, gehört auch sein in unsern Scholien fast nur mit Tadel genannter Commentar zu Apollonius Rhodius, wovon das erste Buch in den Scholien zu I, 1299 citirt wird; daß er Kritik neben Exegese umfaßt habe, zeigen dieselben zu II, 127. (*H.*)

Der Name Pacatus ist wegen seiner Bedeutung öfter von Schriftstellern benutzt worden, welche damit ihre friedliche Gesinnung andeuten, ihren wahren Namen aber verschweigen wollten. Namentlich hat dies der gelehrte Jesuit Hardouin gethan, der sich in ähnlichem Sinne auch hinter dem Namen Eumenius versteckte. Auch schrieb Joh. Nik. Pechlin unter dem Namen Venantius Pacatus das Buch: Solitudo, seu querela de tempore (Hamburg. 1704) (s. d. Art. Pechlin). Endlich wird noch ein Buch angeführt von Pacatus Servius und Sigefried Pitiscus (nach Andern Priscus): Germaniae antiquae et novae contentio singularis (1676. 12.), worüber uns nähere Nachweisungen mangeln. (*F. Haase.*)

PACAUDIÈRE (la), Marktflecken im franz. Loiredepartement und Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Roanne, liegt, 6 Lieues von dieser Stadt und 95 Lieues von Paris entfernt, an der diese Orte verbindenden Heerstraße, ist der Sitz eines Friedensgerichts, einer Gensd'armeriebrigade, eines Etappenamtes und hat eine Brief- und eine Pferdepost, eine Pfarrkirche, 316 Häuser und 1634 Einwohner, welche sechs Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton la Pacaudière enthält in acht Gemeinden 8115 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

PACAXÁ, PACAJAZ, PACAYAZ, Fluß des nördlichen Brasiliens. Er entspringt in dem noch völlig unbekannten Lande, zwischen den großen Strömen Tocantins und Xingu, ungefähr unter 4° südl. Breite, nimmt den Iriuanná auf und fällt gegenüber dem Dorfe Breves auf Marajó, zwischen den Flecken Deiras und Portel in den labyrinthischen Archipel, der durch die Mündung des Rio Annapú und den Canal Tagipurú gebildet wird. Sein Wasser ist hell und kühl, das Bett von großer Tiefe, im untern Theile sehr breit, weiter oben aber häufig von Klippen unterbrochen. Die Bewohner der nächstgelegenen Flecken unternehmen auf ihm gelegentliche Züge in das unbewohnte Innere, um Nelkenzimmt, Tonkabohnen ꝛc. zu sammeln und rechnen von der Mündung bis zur Verbindung des Iriuanná vier Tagereisen. — Die in den höhern Gegenden dieses Flusses lebenden gleichnamigen Indianer leben ebenso wie die benachbarten Tacunhapés, Jacundás und Annapús in einer Art von Halbcivilisation, indem sie mit den besuchenden Brasiliern gern Handel treiben, allein nie ihre Wälder verlassen und nie Pará besuchen. (*E. Poeppig.*)

PACAYA, feuerspeiender Berg in Mittelamerika und zwar in dem Departement Sacatepequez, nahe bei der ehemaligen Hauptstadt des Landes, Guatemala la vieja, gelegen. Er ist noch nicht barometrisch gemessen, erreicht zwar die Schneelinie nicht, mag aber 9—10,000′ hoch sein. Seine Thätigkeit ist zu keiner Zeit lange unterbrochen geblieben, und die Anhäufungen von Laven an seinem Fuße beweisen sein Alter. Um den Krater her stehen drei hohe und steile Spitzen, im Westen von ihm liegen der berühmte Volcan de agua, dessen Wasserauswürfe im J. 1541 die Stadt Guatemala zum ersten Male zerstörten, und der Volcan de fuego, mit welchem der Pacaya gemeinschaftliche Ausbrüche macht, die zu vielen Malen (in d. J. 1565, 1575, 1576, 1581, 1582, 1607, 1650, 1651, 1664, 1668, 1671, 1677, 1732, 1737, 1773) die ehemalige Hauptstadt und die Umgegend im fürchterlichsten Grade verheerten. (*D. Domingo Juarros*, Hist. of Guatemala transl. by *J. Baily*. [Lond. 1823.]) (*E. Poeppig.*)

Paccanaristen, s. Ligorianer.

PACCHIAROTTI (Gasparo), einer der berühmtesten Kastraten der größten Sängerzeit Italiens, geboren zu Rom um das J. 1740. Damals nahm man in Italien es mit der Schule der Sänger höchst genau und bildete die Stimme mit allem Ernst. Auch Pacchiarotti hatte die beste Schule gemacht, mit Anstrengung, so weit sie der Sänger ohne Nachtheil treiben darf, und mit Ausdauer, welche die langsam und sicher vorwärtsschreitenden Gesanglehrer jener Meisterzeit durchaus foderten. Von seiner natürlichen Stimme sind die verschiedenartigsten Beschreibungen vorhanden. Einige schreiben ihr Ungleichheit der Töne, besonders in manchen Tönen ein unangenehmes Näseln zu, was die Gesangmethode jener Zeit nur um so höher stellen würde, denn davon war in der Folge nicht das Geringste übrig geblieben, es wäre denn in der ersten Darstellung eines Gesangswerkes, wo seine natürliche Furchtsamkeit ihn befangen und seine sorgliche Rücksicht auf jede Kleinigkeit ihn zerstreut machte. Wenn aber etliche Lobredner der Schulen jener Zeit so weit gegangen sind, daß sie behaupteten, alle große Wirkungen seines Gesanges habe er einzig und allein der Kunst, der Natur hingegen wenig oder gar nicht zu danken: so widerspricht diese Übertreibung den zuverlässigsten Nachrichten über diesen Sänger zu offenbar, sodaß wir nicht im Geringsten nöthig haben, uns zur Widerlegung jene allgemeinen Erfahrungen zu Hilfe zu nehmen. Der Umfang seiner Stimme war so groß, daß er vom großen B des Basses an bis in das zweimal gestrichene reichte, also drei volle Octaven in seiner Gewalt hatte. Öffentlich machte er jedoch nie von den äußersten Enden dieses Umfanges Gebrauch. Der natürliche Klang war gleichfalls anziehend und voll, dem Wesen eines schönen Alten sich nähernd. Auch hatte ihm die Natur eine leicht erregbare Empfindung und viel Feuer verliehen. Dies Alles hatte die Kunst außerordentlich veredelt und den Gebrauch aller Vortheile so gesichert, daß er mit Freiheit darüber gebieten und seines Sieges gewiß sein konnte. Ein einziger ausgehaltener Ton vermochte die Hörer schon zu entzücken.

Digitized by Google

Mit dem feinsten Geschmacke, der stets eine Folge guter Bildung ist, verband er den genauesten Ausdruck der Empfindungen, sodaß sein Gesang eine Sprache der Affecten genannt wurde; das Feuer seiner Darstellungen riß alle Hörer mit sich fort und dennoch wußte er im höchsten Enthusiasmus die Linie genau zu halten, wo die Schönheit nur zu leicht in Caricatur umschlägt. Seine theatralische Laufbahn fing er erst im J. 1770 in Palermo an mit so großem Antheil, daß er bald darauf als erster Sänger zu Neapel, Bologna, Mailand und Genua, endlich zu Turin und Lucca auftrat. Von hier aus folgte er im J. 1778 einem Rufe nach London, wo er so sehr bewundert wurde, daß man ihn hier für den ersten Sänger der Welt ansah und ihn mit Ruhm und Belohnung überhäufte. Die Engländer sagen von ihm, den sie Pacchierotti schreiben: Sein natürlicher Ton war lieblich, pathetisch und höchst interessant. Seine Ausführung war in den schwierigsten Gängen immer gleichförmig gut und seine Phantasie nahm im Gebiete der Verzierungen fast stets den höchsten Schwung, ohne jedoch die Grenzen des guten Geschmacks zu überschreiten und den wahren Ausdruck, die Seele des Gesanges, zu vernachlässigen. Sein Triller war bewundernswürdig; seine Ausschmückungen waren ihm eigenthümlich; kurz, bei fast allen Erfodernissen, die zu rühren und zu ergötzen nöthig sind, besaß er das feinste Gefühl und war ein Enthusiast in seiner Kunst. Dies währte so lange, bis die Mara in London sang, die als neue Erscheinung und groß, wie sie war, in sich selbst, ihn nicht im Besitze der höchsten Ehre ließ. Im J. 1785, so lange hatte er ununterbrochen in London geblüht, reiste er wieder nach seinem Vaterlande und nahm ein Vermögen von 20,000 Pf. St. mit. Zunächst begab er sich nach Venedig, wo sich eben sein Lieblingscomponist Bertoni aufhielt. Sein erster öffentlicher Gesang daselbst nach seiner Rückkehr bestand in der Partie des Requiem zu Ehren des Galuppi. Auch jetzt noch entzückte er seine Landsleute auf dem Theater bis zum J. 1790. So sehr ihm auch bei herannahendem Alter seine lange, dürre, unschöne Gestalt und sein häßliches Gesicht entgegen waren, sein Gesang machte Alles vergessen, sodaß Aller Herzen, selbst wider Willen, ihm zuflogen und bald in Wehmuth, bald in Zärtlichkeit zerschmelzen wollten. Ganz besonders wird der Vortrag seiner Recitative, unter diesen namentlich die pathetischen, unwiderstehlich genannt, daß sich die Hörer der Thränen nicht enthalten konnten. Ebenso meisterhaft verstand er auch die Compositionen alter Kirchenheroen würdig und dem heiligen Style völlig angemessen zu singen; selbst sein sehr treffendes Singen vom Blatte war ausdrucksvoll. Im J. 1790 begab er sich noch einmal nach London und ließ sich noch einmal öffentlich zu Händel's Gedächtnißfeier hören. Von jetzt an trat er zwar seltener in seinem Vaterlande auf, setzte sich doch aber erst im J. 1800 in Padua zur Ruhe, einer Stadt, die damals unter allen Nachbarstädten den Ruhm zu behaupten wußte, die besten Sänger und Instrumentalisten zu besitzen. Im J. 1817, als die Catalani in Venedig Concerte gab, gehörte er mit unter ihre Gegner. Sein Todesjahr ist uns unbekannt. (*G. W. Fink.*)

PACCHIAROTTO *) (Jacopo oder Giacomo), ein trefflicher Künstler der sienesischen Schule gegen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. Er gehört nach Lanzi's Schuleneintheilung in die zweite Epoche jener berühmten Zweigschule der florentiner Meister und war ein Zeitgenosse und vielleicht Mitschüler des berühmten, durch edlen Styl sich auszeichnenden Antonio Razzi, genannt Sodoma. Bei einem Volksaufstande in Siena im J. 1535, wo man ihn der Theilnahme und sogar eines Mordes beschuldigte, sah er sich genöthigt Siena zu verlassen. Er begab sich, wie die alten Kunstschriftsteller sagen, nach Frankreich, woselbst er mit Rosso Rossi, welcher zu Fontainebleau mit Primatticio arbeitete und da den Grund zu einer neuen Schule legte, gearbeitet haben soll. Es scheint hierüber ein Dunkel zu schweben, da sein Styl durchaus von dem des Rosso und Primatticio sich so weit entfernt.

Pacchiarotto's Styl im Charakter der Zeichnung und des Ausdrucks neigte sich, wie auch Lanzi in seiner Storia della pittura sehr richtig bemerkt, mehr zur Schule des Pietro Perugino. Es herrscht darin zugleich etwas Zartes, Edles und ein herrliches, seelenvolles Ideal. Beweise davon sind in mehren ältern Freskogemälden zu Siena, besonders zu St. Cristoforo. Die schönen Fresken zu St. Catharina zeigen ihn als vortrefflichen Componisten und Zeichner, in dem sich Rafael's Geist schön ausspricht, besonders das Hauptgemälde mit der Darstellung der heil. Katharine, welche den Leichnam der heil. Agnese zu Monte pulciano besucht. Von oben genannten Gemälden in St. Cristoforo ist noch merkwürdig: Maria auf dem Throne, umgeben vom heil. Paulus und dem heil. Bernhard. Dann ist auch die Himmelfahrt in der Carmeliterkirche zu Siena in einzelnen Figuren ebenso werthvoll zu nennen. Von beiden Compositionen kann man sich eine Anschauung in der von Lasinio veranstalteten Ausgabe der Pitture di Siena verschaffen. Das erstere Blatt ist von Zignani, das zweite von Rossi gestochen. (*Frenzel.*)

PACCHIONI (Antonio), geboren zu Reggio im J. 1664, gestorben als Professor der Anatomie zu Rom im Jahre 1726. Unter Malpighi's Leitung übte er die Heilkunst seit 1689 in Rom, wurde einer der Ärzte am Hospital della Consolazione und praktizirte dann sechs Jahre lang in Tivoli. Darauf nach Rom zurückgekehrt trieb er, mit Lancisi eng verbunden, anatomische und physiologische Studien. Besonders aber zog ihn die Untersuchung des menschlichen Gehirns an und durch seine Arbeiten in dieser Richtung machte er seinen Namen berühmt und erwarb sich die Aufnahme in die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher und in die Akademien von Siena und Bologna. Er fand nämlich in der harten Hirnhaut nach dem Kochen derselben strahlenförmige Fasern, welche er für Muskelfasern hielt. Nun stellte er die Dura mater

*) Nach Baldinucci und Lanzi ist dieses sein wahrer Name, nach Vasari aber, der im Leben des Razzi oder Sodoma eines Girolamo del Pecchia gedenkt und ihn als Nebenbuhler des Sodoma aufstellt, sollte Letzterer der oben genannte Künstler sein.

als bewegendes Organ dem Herzen gegenüber. Das Gehirn werde durch die Fortsätze der harten Hirnhaut, die er als einen dreibäuchigen, mit vier Sehnen versehenen Muskel betrachtete, wie das Herz in vier Höhlen oder Kammern getheilt. Die harte Hirnhaut sei höchst reizbar und empfindlich und stehe in lockerer Verbindung mit dem Schädel, aber in festem Zusammenhange mit dem Gehirne. Dadurch sei sie befähigt, alle Nervenbewegungen im Körper zu leiten. Die Körperchen, welche er haufenweise innerhalb des Sinus longitudinalis, besonders an den Venenmündungen an der äußern Fläche der pia mater und die harte Hirnhaut nach Außen durchbohrend, entdeckte, hielt er für Saugaderdrüsen (sie wurden ihm zu Ehren Glandulae Pacchionii genannt) und behauptete, es werde aus ihnen eine Feuchtigkeit abgesondert, welche sich sowol zwischen die harte und Gefäßhaut, als auch zwischen diese und das Gehirn, ja selbst in die Gehirnhöhlen ergieße. Obwohl nun Pacchioni selbst in spätererer Zeit das Unhaltbare dieser Theorie zum Theil eingestand, so wurde sie doch durch seinen Collegen, G. Baglivi (s. d. Art.), der sie für die seinige ausgab, durch D. Santorini und durch Fr. Hoffmann als wahr behauptet und weiter ausgeführt, besonders wol, weil sie den Lehren der iatromathematischen Schule zusagte. Jetzt hat sie kaum noch einen andern als einen historischen Werth. Übrigens zweifelten an der drüsigen Natur der Pacchioni'schen Körperchen schon Morgagni und Haller, mit mehr Bestimmtheit aber Vicq. d'Azyr und A. Portal, welcher Letztere sie für Fettzellen hielt. Die neuern Anatomen, namentlich Wenzel, Bichat und J. Fr. Meckel, betrachten diese Körperchen als krankhafte Hirnhautgranulationen.

Pacchioni hat folgende Schriften herausgegeben: De durae meningis fabrica et usu. (Rom. 1701.) Dissertatio epistolaris de glandulis conglobatis durae meningis etc. (Rom. 1705.) Dissertationes binae ad *Jo. Fantonum* datae, illustrandis durae meningis et ejus glandularum structura atque usibus concinnatae. (Rom. 1715.) Dissertationes physico-anatomicae de dura meninge humana, novis experimentis et lucubrationibus auctae et illustratae. (Rom. 1721.) Zusammen sind sie nach des Verfassers Tode erschienen unter dem Titel: *A. Pacchionii* opera omnia. (Rom. 1741. 4.) (Nach *Jourdan*. Art. Pacch. Biogr. médic., *Fournier-Pescay*, Art. Pacch. Biogr. univers., K. Sprengel, Gesch. der Arzneikunde. 3. Aufl. V, 1. S. 143, 153, 154, J. Fr. Meckel, Anatomie. III. S. 544, 545.) (*A. Sprengel.*)

PACCHIONI GLANDULAE. Pacchioni'sche Drüschen oder nach Bichat richtiger Hirngranulationen (granulationes cerebri) nennt man gewisse Körperchen oder Geschwülste, welche an den Hirnhäuten, meist unter der Schädeldecke, wahrgenommen werden. Sie finden sich am häufigsten und zuweilen von ansehnlicher Größe neben der großen Hirnsichel und unter den Scheitelbeinen. In ältern Subjecten sind diese Körperchen in der Regel häufiger und größer, bei ungebornen Kindern sind sie nicht beobachtet und ebenso wenig in Thierschädeln. Wo die Zahl dieser Granulationen und ihr Umfang bedeutend ist, hat man fast immer gefunden, daß die damit behafteten Subjecte öfters an Kopfkrankheiten gelitten und schließt aus allen diesen Umständen, daß die sogenannten Pacchioni'schen Drüschen eine krankhafte Bildung darstellen und von übermäßiger Anhäufung des Blutes in den Hirnhäuten und leichten Entzündungen derselben herrühren. Diese Meinung haben Portal, Wenzel, J. F. Meckel u. A. vorgetragen und schwerlich dürften neuere Ärzte noch an die ältere von Pacchioni behauptete wirklich drüsige Natur glauben. Die Körperchen, von welchen hier die Rede ist, sind theils klein, etwa von der Größe einer Linse, aber auch zuweilen größer als Haselnüsse, und in diesem Falle erzeugen sie immer Eindrücke an der innern Oberfläche der Schädelknochen, die ganz von derselben Gestalt sind und wodurch die Knochensubstanz an diesen Stellen sehr verdünnt wird. Solche Gruben oder Eindrücke pflegen auch, wie die Oberfläche der Erhöhungen, denen sie ihren Ursprung verdanken, rauh zu sein oder abermals kleinere Grübchen in sich zu schließen. Man kann daher aus dem Ansehen der sogenannten Glastafel der Schädelknochen erkennen, ob an den Hirnhäuten Pacchioni'sche Körperchen befindlich waren und von dem höckerigen Aussehen, sowie der wahrscheinlichen Ursache ihrer Entstehung, ist die Benennung Hirngranulationen entlehnt. Wenn man diese Granulationen durchschneidet, zeigt sich ihr Inneres durchaus homogen, ihre Farbe ist gelblich weiß und zuweilen durch Blut geröthet. Portal und Meckel nehmen die Gefäßhaut und deren Zellstoff als den Sitz derselben, oder doch den Ort an, wo sie entstehen, Pacchioni und F. H. Weber schreiben sie vorzugsweise der harten Hirnhaut zu. In der That findet man die größern und mehr entwickelten dieser Körperchen im genauesten Zusammenhange mit der dura mater, sieht aber zugleich, daß diese an solchen Stellen fest mit der pia mater verwachsen ist und sich unter und zwischen der letztern gallertartige gelbliche Ergüsse plastischer Lymphe befinden. Dadurch wird es wahrscheinlich, daß die Granulationen in der Gefäßhaut entspringen, durch ihr Wachsthum in die harte Haut dringen und beide Membranen gewissermaßen vereinigen. Ganz ähnliche kleine Tumoren, wie am äußern Umfange der Hirnhäute, sieht man nicht selten in dem Theile der Gefäßhaut, welcher die Adernetze bildet, vorzüglich in demjenigen, der sich in das absteigende Horn des Seitenventrikels steckt. Meist sind diese Geschwülste zugleich an der äußern und innern Ausbreitung der weichen Hirnhaut vorhanden. Also sowol auf der Oberfläche des Hirns, wie in den Hirnhöhlen. Meckel nimmt an, daß die am großen Sichelblutleiter sitzenden Granulationen auf der äußern Fläche der Gefäßhaut entstehen, die harte Hirnhaut durchbohren und in die Höhle des Sinus selbst eindringen, wo sie nur von der innersten Haut oder der tunica vasorum communis bedeckt werden. (*d'Alton.*)

PACCIOLI (Lucas), mit dem Zunamen de Burgo, von seinem Geburtsorte Borgo-San-Sepolcro in Toscana, ein Franziskanermönch des 15. Jahrh., der als mathematischer Schriftsteller und Lehrer zur Wiederbelebung seiner Wissenschaft kräftig mitwirkte, in welcher er durch Reisen im Orient seine Kenntnisse bereichert zu haben

ſcheint. Er lehrte die Mathematik im J. 1494 in Neapel und ſpäter in Mailand, wo er der Erſte war, welcher den von Ludwig Sforza geſtifteten Lehrſtuhl der Mathematik einnahm. Seiner eigenen Angabe nach war er dort in den Jahren 1496—1499 zugleich mit Leonardo da Vinci und ging mit dieſem zuſammen von da nach Florenz. Später lehrte er auch in Rom und rühmt die ihm von Paul II. zu Theil gewordene Aufnahme. Endlich erklärte er im J. 1508 zu Venedig den Euklid, wo er ſehr vornehme und zahlreiche Schüler hatte, deren er in ſeinen Werken erwähnt. Nach Beiſein, welche Tiraboſchi (Storia della letteratura italiana. T. VI. P. I. p. 357) anführt, ſoll Paciolí (ſo ſchreibt Tiraboſchi den Namen) auch als gelehrter und beredter Theolog in und außerhalb Italien berühmt geweſen ſein. Dies Wenige iſt Alles, was wir von dem äußern Leben dieſes Mannes wiſſen, der ſich in ſeinen Schriften ebenſo beſcheiden, als für ſein Zeitalter ausgezeichnet geſchickt beweiſt. Das Jahr ſeines Todes iſt ſo wenig bekannt als das ſeiner Geburt. Wir gehen über zur Angabe ſeiner Werke, wovon die beiden zuerſt anzuführenden in einem mit venetianiſchen Idiotismen gemiſchten Italieniſch geſchrieben, ihre Titel aber ſo übermäßig lang ſind, daß wir uns einige Abkürzung derſelben erlauben zu dürfen glauben: 1) Summa de arithmetica, geometria, proportioni e proportionalità etc. (Venedig 1494 in Fol., neu aufgelegt ebendaſ. 1523.) Die erſte Auflage hat Käſtner in ſeiner Geſchichte der Mathematik 1. Bd. S 65—82 beſchrieben; von der zweiten gibt Montucla (Hist des Mathématiques nouv. édie. T. I. p. 550) den ausführlichen Titel und eine kurze Überſicht des Inhalts. Beide Ausgaben, beſonders die erſte, ſind literariſche Seltenheiten. Das Werk beſteht aus einem arithmetiſchen und einem geometriſchen Theile, wovon beſonders der arithmetiſche für uns hiſtoriſches Intereſſe hat. Paciolí ſetzt darin ſehr weitläufig die Regeln der Rechnenkunſt aus einander, denen er einige von den Arabern gemachte Erfindungen beifügt, z. B. die ſogenannte Regula falsi simplex et duplex, welche er die Regeln Elkatâim nennt. Er geht ferner ſehr ins Detail der kaufmänniſchen Rechnenkunſt ein und gibt, vielleicht zuerſt, eine Anweiſung zur doppelten Buchhaltung, ſowie auch Nachrichten über Wechſelrecht, über die zu ſeiner Zeit in Italien üblichen Maße und Gewichte ꝛc. Sodann handelt er ausführlich von der Algebra, die er arte maggiore nennt, welchen Namen dieſe Wiſſenſchaft auch nachher bei Cardan und andern ſpätern Schriftſtellern führt. Paciolí's Kunſtſprache und ganze Behandlungsweiſe der Algebra iſt natürlich von der unſrigen ſehr verſchieden. Er kennt noch nicht unſere jetzigen algebraiſchen Zeichen, ſondern kleidet alle ſeine Sätze und Regeln in Worte und ſchlecht lateiniſche versus memoriales, ſ. Montucla a. a. O. S. 590. Käſtner a. a. O. S. 70, 71. Die unbekannte Größe in einer Gleichung nennt er cosa, daher die Algebra ſelbſt eine Zeit lang den Namen der regula coss oder ars cossae führte (ſ. d. Art. Coss). Über die Gleichungen des zweiten Grades geht er nicht hinaus. Negative Wurzeln läßt er nicht gelten. 2) Divina proportione, opera a tutti gl'ingegni perspicaci e curiosi necessaria etc. (Venedig 1509. Fol. mit von Leonard da Vinci's Hand*) geſtochenen Figuren, dem Herzoge von Mailand, Ludwig Sforza, zugeeignet.) Unter divina proportione verſteht der Verfaſſer die Theilung einer geraden Linie nach ſtetiger Proportion (Eukl. Elem. B. 6. Erkl 3 und Satz 30), die man auch Theilung nach dem äußern und mittlern Verhältniſſe nennt. Er zählt 13 effetti oder Nutzanwendungen davon auf, beſonders für die Baukunſt, für Zeichnung der Capitalbuchſtaben, perſpectiviſche Darſtellung der regulairen Körper ꝛc. 3) Libellus in tres partiales tractatus divisus quorumque coeporum regularium et dependentium activae perscrutationis (Venedig 1508. Fol.) handelt von den regulairen Polygonen und Körpern, von der Einſchreibung letzterer in einander u. dergl., meiſtens nach algebraiſcher Auflöſungsmethode, ohne daß jedoch hier ſchon, wie in neueren Werken der Art, geometriſche Conſtructionen aus den algebraiſchen Formeln abgeleitet werden. 4) Eine lateiniſche Überſetzung von Euklid's Elementen, oder vielmehr eine Reviſion der Überſetzung des Campanus, mit Verbeſſerungen und Anmerkungen. (Venedig 1509. Fol.) 5) Eine italieniſche Überſetzung des Euklid, deren Paccioli ſelbſt erwähnt, ſcheint nie gedruckt worden zu ſein (Tiraboſchi a. a. O. S. 359, 360). 6) Erwähnt Tiraboſchi (ebendaſ.) einer Schrift über die Baukunſt, welche Paccioli zugleich mit dem Werke Nr. 2 zu Mailand verfaßt haben ſoll. Übrigens haben Biographen und Bibliographen, verleitet durch die Verſchiedenheit des Kloſter- und Familiennamens unſers Paccioli's und durch die langen Titel ſeiner Werke, in Bezug auf ihn manche Irrthümer begangen, indem ſie bald zwei verſchiedene Perſonen aus demſelben machen, bald Theile ſeiner Werke als für ſich beſtehende Schriften aufführen**). (*Gartz.*)

PACCO, PACCHE, PACHE, 1) ein 12,285 pariſer Cubikzoll enthaltendes und vier preuß. Scheffeln und 7 Metzen gleichkommendes Getreidemaß, welches zu Caſale im ſard. Herzogthume Montferat gewöhnlich iſt 2) Ein kleiner See in der braſiliſchen Provinz Rio Grande de Norte. (*Fischer.*)

Paccuvius, ſ. Pacuvius.

PACE, 1) (engl.) der Schritt, als Längenmaß gebraucht, wird in England zu 5 Fuß gerechnet, beträgt daher 4,85515 rheinländiſche Fuß oder 1,5238 Meter. Dies iſt der ſogenannte geometriſche Schritt (step). Der geographiſche Schritt enthält 73 Zoll engliſch, 5,9071 rhein. Fuß oder 1,8539 Meter; iſt mithin ein wenig größer als das Fathom (Klafter, Faden), welches 6 engl. Fuß, 5,82618 rhein. Fuß oder 1,82856 Meter mißt. 2) Pace heißt auch eine Art ſehr ſchmackhafter franzöſiſcher Butter, welche in Bretagne verfertigt und über Rennes in den Handel gebracht wird. 3) Pace, Spiel, ſ. Pharao. (*Karmarsch.*)

*) Tiraboſchi a. a. O. S. 359. **) Gegen die ungerechte Beſchuldigung Vaſari's, daß Paccioli an Pietro della Francesca ein Plagiat begangen habe, wird Paccioli vertheidigt in einem Commentario sopra la vita e le opere di Fra Luca Pacciolo dal Borgo (ſ. Giornale arcadico 1835. Vol. 52 p. 54), welchen Aufſatz ich aber nur aus dem tübinger Kunſtblatte 1836. Nr. 69 kenne.

PACE, Aven, oder Avempace, Aven Pas, alles drei höchst verstümmelte Formen eines und desselben Namens, des Ibn Baddscheh (ابن باجّه), der vollständig **Abu Bekr Mohammed Ben Baddscheh,** der Andalusier aus Saragossa heißt und bei seinen Landsleuten unter dem Namen Ibn-elsaïg, d. i der Sohn des Goldschmieds, bekannt ist. Die spanischen Juden nannten ihn **Aben** oder **Aven Bageh,** und durch bärteee Aussprache des B und g wurde dann leicht die Schreibweise **Aven Pace** (franz. Pas) vermittelt. Die Nachrichten über diesen in der philosophischen Welt nicht ganz namenlosen Mann fließen höchst spärlich, und von seinen nähern Lebensumständen weiß man selbst weniger, als von seinen literarischen Beschäftigungen und hinterlassenen Werken. Frühere einheimische Biographen kennen ihn und seine Arbeiten nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus kümmerlichen Citaten, wenn nicht noch andere Quellen aufgefunden werden. Er war Dichter, Arzt und Philosoph zugleich, allein nicht ein Philosoph, wie er den Muhammedanern gefiel, sondern der durch freies Nachdenken und selbständige Speculation sich über manche festgehaltene und festgeglaubte Ansicht seiner Zeits und Glaubensgenossen erhob. Er war Spanier und wahrscheinlich zu Saragossa geboren, oder er muß doch wenigstens in früherer Zeit sich länger daselbst aufgehalten haben. Seine spätern Jahre brachte er am Hofe des Abu Bekr Jahja, eines Sohnes des bekannten Taschfin, zu, der, wie es heißt, zu Fes im Namen seines Vaters die Gouverneurstelle vertreten haben muß, aber bei dem gewaltsamen Tode des Vaters im J. 539 (1144—1145 Chr.) entweder selbst nicht mehr am Leben gewesen ist, oder doch ohne alle politische Geltung verschwunden war. Zwanzig Jahre soll er in der Umgebung jenes Mannes als Vezier gewesen sein, was beweist, daß er auch in den Geschäften der Staatsverwaltung erfahren und vorzüglich städtische Angelegenheiten wohl zu leiten verstand. An diesem Hofe (vergl. Wiener Manuscr. N. 105. S. 470 fg. und Casiri I, 178) war es, wo er die Ärzte durch Einmischung in ihre Kunst zum Hasse gegen sich aufforderte. Sie stellten ihm arglistig nach, und so fand er seinen Tod durch Gift im J. 533 (1138—1139). Dasselbe Jahr seines Todes nimmt auch Ibn Khallekân an, erzählt aber von seiner Vergiftung nichts, während Andere ihn fünf Jahre später oder acht Jahre früher umkommen lassen, nach welcher Auctorität aber, ist unbekannt. Übrigens mag auch der Charaktee unsers Philosophen, obwol d'Herbelot ihn gradezu als den größten unter den Arabeen bezeichnet, nicht ganz tadellos gewesen sein. So wird z. B. in jenem wiener Manuscript a. a. O. erzählt, daß, als ihn El-Fath Ben Isa Ibn Chakân, der ebenfalls im J. 533 einen gewaltsamen Tod fand (vergl Ann. Mosl. III, 301), Behufs seiner von ihm herauszugebenden Dichteranthologie, die uns untee dem Titel „die goldenen Halsketten (Calâïd el-iekijân) bekannt gewoeden ist, schriftlich bat, ihm einige seiner Gedichte zur Aufnahme in sein Werk zukommen zu lassen, Ibn Bâddscheh ihn auf eine Weise bei der Nase herumführte, die jenen auf das Heftigste erbitterte. Daher ist nun auch Ibn Chakân, aus dem Ibn Khallekân geschöpft hat, eine sehr parteiische Quelle, und Ibn Khallekân, der sehr wohl seinen Gewährsmann kannte, bemerkt selbst, daß Ibn Chakân zu weit gegangen sei und alles Maß und Ziel in seiner Schilderung überschritten habe. Er wirft nämlich unserem Philosophen gradezu Hintansetzung des Koran vor und beschuldigt ihn der Gotteslästerung und der Verleugnung des wahren Muhammedanischen Glaubens. Ibn Khallekân führt überdies einige Verse von Ibn Bâddscheh an, bezweifelt aber zugleich, daß er Verfasser sei.

Was nun seine schriftstellerische Thätigkeit anlangt, so bewegte sie sich in astronomischen, mathematischen, geometrischen und philosophischen Forschungen von der Logik an. Leider aber sind die wenigsten seiner Schriften im Original auf uns gekommen, während ein größeer Theil in lateinischen, unstreitig sehr verdächtigen und unkritischen Übersetzungen uns bekannt geworden ist. Eine Originalstelle findet sich auch in der Vorrede des Ibn Tofeil zu seinem philosophischen Romane **Hai Ibn Jocizân,** und Pococke bemerkt in seinem Vorworte zu jenem Werke, daß Abu'lhasan Ali (p. 15) seine Schriften in einer Gesammtausgabe vereinigt habe, daß aber auch seines unerwarteten Todes wegen der größere Theil derselben unvollendet geblieben sei (vergl. *de Rossi* Diz. p. 45 unter Baghe). Nach dem Zeugnisse aller Berichterstatter war er ein scharfdenkender Kopf, was auch seine Beschäftigung mit der peripatetischen Schule beweist. Er commentirte mehre Schriften des Aristoteles, und im Escurial befindet sich unter Nr. 609 ein Commentar zu der unter dem Namen Isagoge bekannten Einleitung in die Logik des Farabi und noch fünf andere kleine philosophische Tractate verschiedenen Inhalts, deren Titel dort angegeben sind. Auch scheint er dieselben nach der Unterschrift in Sevilla vollendet zu haben. Die scholastischen Theologen benutzten ihn ebenfalls bei ihrem Streite zwischen den Realisten und Nominalisten, und daß ihn der heilige Thomas gekannt, bemerkt schon d'Herbelot. Unter den in lateinischer Übersetzung uns bekannt gewordenen Schriften hebt man vorzüglich folgende heraus: Die Commentarii in Aristotelem, die Epistola solutionis (wahrscheinlich der bei Kasiri angeführte Tractat Tahlil, i. e. *ἀνάλυσις*, quae de ratione solvendi argumenta exponit); ferner de anima, de vita solitaria, und andere sollen sich unvollendet im Manuscript befinden. So die verschiedenen Angaben. Richtiger aber scheint die Annahme, daß die Epistola solutionis auch die erläuternde Aufschrift führt de discessu seu abductione animae a rebus mundanis ad Deum, als daß sie den oben erwähnten Zusatz „quae de ratione solvendi argumenta exponit" hat, weil dieser vielmehr auf das Kitâb el-borhân (*Cas.* l. l. 6°). hindeutet.

(*Gustav Flügel.*)

Pace (Julius), s. **Paeius.**

Pace (Richard), s. **Paceus.**

PACE. Unter diesem Namen kommen vier Contrapunktisten des 16. Jahrh. vor, von deren Lebensumständen nichts Näheres aufbehalten worden ist. Von Antonio und Pietro Pace haben wir nicht einmal übrigge-

Digitized by Google

bliebene Werke aufzuweisen, wenigstens sind uns keine bekannt. Von Giov. Battista Pace sind einige Arbeiten in das de Antiquis Lib. I. a 2 voci de diversi Autori di Bari (Venedig 1585) eingerückt worden; von Vincenzo Pace wird folgendes gedrucktes Werk angeführt: Sacrorum concentuum, qui singulis, duabus, tribus, quatuor vocibus concinuntur auctore *Vincentio Pacio*, Assisiensi in Cath. Eccl. Reatina musicae Praefecto una cum basso ad organum. (Romae 1617.) (*G. W. Fink.*)

PACECO, ein geringfügiges Städtchen der Intendantur und des Districtes von Trapani, im Val di Mazzara des Königreichs Sicilien, im westlichsten Theile der Insel, unweit der Stadt Trapani und dem Meere, da wo sich die mit der letztern nach Marsala und Castelvetrano führenden Straßen von einander scheiden, in getreidereicher Gegend gelegen. (*G. F. Schreiner.*)

PACELLI (Asprilio), geb. zu Vasciano 1570, wurde Kleriker und trat als solcher und vorzüglicher Musiker im J. 1602 in Rom das Amt eines Kapellmeisters zu S. Maria Maggiore an. Seine Compositionen hatten ihn auch im Auslande berühmt gemacht. Er gehört unter die Meister jener Zeit, die sich nach herrschender Sitte auch im vielstimmigen Satze auszeichneten. Unter andern werden seine 16- und 20stimmigen Motetten angeführt, die er selbst, als er den Dienst an der vaticanischen Hauptkirche verließ, um die Stelle eines Kapellmeisters in Warschau, wohin er von Sigismund III., Könige von Polen, berufen worden war, anzutreten, zum Drucke beförderte, ehe er sein Vaterland verließ, was schon im J. 1603 geschah. Vom J. 1604—1608 ist in Frankfurt von seinen Compositionen Folgendes gedruckt worden: Cantiones sacrae 5, 6, 8, 10—20 voc. Psalmi et Motetti 8 voc. Cantiones sacrae 5, 6, 7—20 voc. Psalmi, Motetti et Magnificat 4 voc. Madrigali a 4 voc. Lib. I Madrigali a 5 voc. Lib. II. Einige seiner Sätze sind aufgenommen worden in des *Fabio Constantini* Selectae Cantiones excellentissim. Autor. (Romae 1614.) Pitoni spricht in seinen Manuscripthesten: Er starb zu Warschau und wurde in der Johanniskirche begraben, wo sein Sarg mit seinem Marmorbilde der Kanzel gegenüber mit folgender Inschrift steht: D. O. M. Excellentiss. Viri Asprilii Pacalli Iculi da opido Vasciano Dioec. Naeniens., qui professione musicus, eruditione, ingenio, inventionum delectabili vaeletate omnes ejus artis coaetaneos superavit, antiquiores aequavit, et serenissimi atque victoriosissimi principis D. D. Sigismundi III. Poloniae et Suecorum regis capellam musicam toto christiano orbe celebarrimam ultra viginti annos mira sollertia rexit, eadem sacra majestas regia ob fidelissima obsequia hoc benevolentiae monumentum poni jussit. Desiit die IV. Maji. An. D. MDCXXIII. anno aetatis LIII.

Pacalli, D. Antonio, ein Kirchencomponist in Venedig, unter die letzten Meister der alten Schule gehörend, wird vorzüglich wegen einer Cantate „Amor furente" 1723 belobt. (*G. W. Fink.*)

PACEM und PACEM KÜSSEN (eine bei der katholischen Messe übliche Ceremonie), s. Pax, Firmalung. — Pacem oder Palx heißt auch in Frankreich eine silberne oder vergoldete Münze, mit dem Bilde des Heilandes (oder auch eines Heiligen), die gemeinhin unten an das Paternoster gehängt wird. (*H.*)

PACENSIS COLONIA bedeutet 1) Pax Julia (heute Bega) in Portugal. 2) Forum Julii (heute Frejus) in Gallia Narbonensis. (*H.*)

PACERITZ auch PATZERZITZ, ein zur gräflich Joseph Desfours-Walderode'schen Fideicommißherrschaft Groß-Rohosetz gehöriges großes Dorf im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, an der von Jungbunzlau (der Kreisstadt) nach Reichenberg und preußisch Schlesien führenden sogenannten reichenberger Haupt-, Post- und Commercialstraße zwischen den Dörfern Wohrazenitz und Goldenstern, ½ Stunden nordwestlich von dem Hauptorte der Herrschaft, am Fuße eines steilen gegen 1000 Klafter langen Berges gelegen, nach Jentschowitz (Vicariatsdistrict Reichenberg, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, dem Werbbezirke des Linien-Infanterieregiments Nr. 36 zugewiesen, mit 45 Häusern und 307 teutschen und czechischen Einwohnern, welche nebst dem Tabaksbaue auch Obstbaumzucht treiben. In dem Kalksteine der Umgegend finden sich viele Schalen von Seemuschein. (*G. F. Schreiner.*)

PACETTI (Vincenzo), gehört zu den bessern neuen italienischen Bildhauern. In der Biblioteca italiana. (Milano 1820.) T. XXI. p. 449 wird besonders das ausgezeichnete Talent gerühmt, mit welchem er alte schadhafte marmorne Bildwerke ergänzte. Der Ritter Pacetti starb im J. 1820 in Rom, seiner Vaterstadt, im 74. Jahre seines Alters. (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

PACHACAMAC. Nach der Kosmogenie der alten Peruaner ist die Erde und Alles, was sich auf ihr befindet, aus dem Meere entstanden; überraschend ist die Zusammenstimmung der Ideen jenes Volkes mit den Theorien, die auf die schärfsten Untersuchungen gegründet, in unserer Zeit die Geschichte der Erdentstehung umfassen. Die geringen Überreste der religiösen Überlieferungen, wie sie durch die ältesten spanischen Geschichtschreiber auf uns gekommen sind, beweisen, daß die Begründer der peruanischen Theokratie vorzügliche Naturbeobachter gewesen sind. Die Sage wird am besten in den einfachen Worten des frühsten europäischen Erzählers, Gomara [1]) wiederzugeben sein, und lautet, wie folgt: „Im Anfange der Welt kam von der Seite nach Mitternacht ein Mann, der sich Con nannte. Er hatte keine Knochen, ging weit und schnell, kürzte seine Wege ab, indem er die Berge niedrig machte, und die Thäler erhöhte, wozu ihm sein Wille und sein Wort hinreichte, da er ein Sohn der Sonne war, wie er sagte. Er erfüllte die Erde mit Männern und Weibern, die er großzog und denen er viele Früchte und Brod gab und was sonst zum Leben nöthig ist. Allein aus Verdruß, den ihm Einige machten, verwandelte er bald darauf das gute Land, das er ihnen gegeben hatte, in trockne und unfruchtbare Sandwüsten, wie jene an der Küste es

1) *Gomara*, Hist. gen. de las Indias. (Anvers. 1555.) p. 163.

sind, und nahm ihnen den Regen, sodaß es nachher dort nie wieder geregnet hat. Aus Mitleiden ließ er ihnen die Flüsse, damit sie durch Bewässerung und Arbeit sich erhalten könnten. Da kam Pachacama dazwischen, der auch ein Sohn der Sonne und des Mondes war, so viel wie Weltenschöpfer bedeutet und den Con verjagte, seine Menschen aber in die Affen, die den Negern ähnlich sind [2]) und dort leben, verwandelte, worauf er Männer und Weiber von Neuem erschuf, sowie sie gegenwärtig sind, und sie mit allen Dingen versah, die sie jetzt besitzen. Aus Dankbarkeit für diese Wohlthaten nahmen sie ihn als ihren Gott an, behielten ihn als solchen und beteten ihn an in Pachacama, bis ihn die Christen von da vertrieben, worüber sie sich gar sehr verwunderten." Aus der Erzählung des höchst zuverlässigen Garcilasso [3]) geht hervor, daß der Cultus des Pachacamac zwar in Peru allgemein verbreitet gewesen sei, daß aber denselben keineswegs an allen Orten die Incas zuerst eingeführt haben. Unter den mildern und culturfähigern Volksstämmen auf der Westseite der Anden hatte die Überzeugung von dem Vorhandensein eines höchsten Wesens, welches Alles schuf und Alles erhält, zeitig Wurzel gefaßt. Nur die rohen Völker der östlichen Waldregge waren von je in der traurigen Barbarei befangen geblieben, die selbst dann das Aufblitzen eines hellern Bewußtseins verhindert, wenn alle Nebenumstände das Erwachen zu befördern scheinen. Nur unter diesen durch Geistesarmuth und Unempfindlichkeit, gleich ihren späten Nachkommen, bezeichneten Nationen waren die Incas gezwungen, die ersten Begriffe einer bessern Religion zu verbreiten. Die Bewohner der flachen Thäler in der Nähe der gegenwärtigen Hauptstadt Peru's hatten, von einem menschlichern Genius belebt, zeitig das Glück zu reinern Ansichten zu gelangen, denn sie beteten ein Wesen an, dem sie, wie schon aus gewissen Ceremonien hervorgeht, unbegreifliche Eigenschaften beilegten, das sie mit stillerer Ehrfurcht betrachteten als ihre übrigen, mehr nach dem Maßstabe menschlicher Gebrechlichkeit gebildeten Götter. Als die erobernden und civilisirenden Incas bis an die Ufer des Rimac vordrangen, fanden sie zu ihrem Staunen einen Cultus, der an philosophischen Ideen reicher war, als der ihrige, und durch Reinheit der Formen diesen weit übertraf. Die nördliche Hälfte Peru's erhielt den Glauben an ein einziges höchstes Wesen ebenso aus den Thälern von Chancay und Rimac, wie die südlichen Provinzen von Cuzco. Einfach, aber erhaben war die Ansicht jener Küstenindianer, die darum dem Pachacamac weder Tempel bauten noch Opfer brachten, weil er durch sein großartiges Wirken und seine Unsichtbarkeit seine Erhabenheit über ähnliche Äußerungen menschlichen Dankgefühles andeute. Nicht laut und vor dem Volke, sondern im Innern und der Einsamkeit sollte man zum Herrn des Weltalls beten, und sein Name durfte nicht ohne begleitende Zeichen der tiefsten Ehrfurcht, gewisse Bewegungen der Arme und des Kopfes, erwähnt werden. In

2) Im Original Gatos, gesto de negros. Gato bedeutet in ältern Werken über Amerika, theilweise noch heute im Conversationstone der Amerikaner, irgend ein kleineres Säugthier der Wälder. 3) *Garcil.* com. real. L. VI. c. 31.

spätrer Zeit nahm diese einfache Verehrung ein sinnlicheres Gewand an, man baute dem Pachacamac einen großen Tempel und in einzelnen Gegenden begannen zu seiner Ehre Opfer von Thieren, endlich sogar von Menschen gewöhnlicher zu werden, ein Zeichen des Rückwärtsgehens von besserer Erkenntniß und höherer Sittigung, welches als eine traurige und unerklärliche Erscheinung in der Geschichte der amerikanischen Menschheit mehrfach vorkommt. Die Incas erschienen und ihr Einfluß auf die Wiedererweckung der sinkenden Völker äußerte sich in ähnlicher Weise, wie eine andere erlösende und heilbringende Kraft der frühesten Vorzeit, die in den Mythen der Amerikaner dunkel angedeutet, einmal und vielleicht auch bei mehren andern Gelegenheiten jene schnell entartende Menschheit von dem Abgrunde zurückzog, in welchen sie seit der Eroberung durch Europäer, ohne Hoffnung eines neuen Retters, von einem dunkeln Verhängnisse ergriffen, versunken ist. Der Cultus des Pachacamac war zum gemeinen Götzendienste geworden als Capac Yupanqui, der Bruder und Heerführer des Inca Pachacutec, nach Eroberung einer Menge von Provinzen bis über den Fluß Chimu nach Norden vordrang. Cuysmancu, der Häuptling der Thäler von Pachacamac, Rimac, Chancay und Huaman, versuchte Widerstand zu leisten, nachdem er dem Vorschlage seines Gegners freiwillig die Oberherrlichkeit der Incas anzuerkennen und den Sonnendienst einzuführen von sich gewiesen hatte. Die Sonne, sagt er [4]), sei nur Geschöpf des Pachacamac, dem Alles seinen Ursprung danke und verdiene keine Verehrung; sie selbst besäßen so viele Götter, als sie nöthig hätten, und bedürften am wenigsten der Sonne als eines solchen, denn mehr als genügend wäre schon jetzt die Wärme in ihrem Lande; was aber das Reich der Incas andeträfe, so möchte man sie verschonen, denn die Sitten ihrer Vorväter erschienen ihnen hinzureichen und wären ihnen lieb. Es kam jedoch nicht zum offenbaren Bruche, denn der Heerführer der Incas wurde durch die Entdeckung, daß die religiösen Begriffe der Yuncas, d. h. der Eingeborenen jener Gegend, mit denjenigen der peruanischen Theokratie übereinstimmten, zu der größten Nachsicht und Freundlichkeit vermocht. Die Bedingungen des endlich abgeschlossenen Friedens waren, daß neben der Verehrung des Pachacamac der Sonnendienst eingeführt werden, aber die erstere ganz in ihrer ehemaligen Reinheit geschehen solle; daß aus dem Tempel des obersten Gebieters alle andere Götzen verwiesen werden müßten, Menschenopfer aber unter keiner Bedingung geduldet werden könnten, insofern sie allen natürlichen Gesetzen entgegenliefen; daß zwar die Provinz künftig unter dem Befehle der Incas stehen solle, wogegen aber die letztern versprächen ein dort befindliches Orakel des Gottes Rimac hochzuhalten und ihren Unterthanen eine gleiche Achtung anzubefehlen. Von jener Zeit an erblühte der Cultus des Pachacamac von Neuem. Er verbreitete sich immer mehr über das Reich und ging nur erst unter, als mit dem Vordringen der spanischen Eroberer alle vorigen Einrichtungen aufgegeben werden mußten, und die Landesreligion für Götzendienst, ihre längere Befolgung für

4) *Herrer.* D. V. L. VI. c. 12.

Verbrechen erklärt wurde. Über andere Nebenumstände und die Ceremonien bei der Anbetung jenes peruanischen Gottes schweigen die Geschichtschreiber. Nur so viel ist bekannt, daß die Priester nicht anders als über die Schultern blickend in den Tempel treten, und nie den Blick zu dem Symbol der höchsten Macht erheben durften, welches ihn schmückte.

Der größte und schönste Tempel dieses Gottes blieb immer der an der Küste unfern der Mündung des Flusses Rimac gelegene. Der Glaube der Peruaner und der Befehl der Incas hatte ihn nach und nach mit den größten Schätzen an Edelsteinen, Gold- und Silberzierathen versehen. Das Gebäude [5]) lag auf einem kleinen Hügel in der Mitte des sehr fruchtbaren Thales Pachacamac, reichte aber über die Seiten der Anhöhe bis in die Ebene hinab. Es bestand wie die meisten Bauwerke der Küsteninbianer zwar nur aus großen Ziegelsteinen und nicht aus Quadern, wie die Riesenwerke der Anden, war aber mit großer Kunst und Festigkeit gebauet. Viele Thüren unterbrachen die weitgestreckten Mauern, deren innere Seite im Geschmacke des Landes reich verziert und gemalt war. Wohnungen für die Priester befanden sich in der Nähe dieses geheiligten Ortes, zu dem alljährlich Züge von Wallfahrern aus allen Gegenden Peru's sich begaben, und in dessen Nähe Niemand begraben werden konnte. Bei Gelegenheit der Aussöhnung zwischen Pedro de Alvarado und Francisco Pizarro wurde jener Tempel der Peruaner im J. 1534 geplündert, indem es sich darum handelte, die Begleiter des Alvarado auszuzahlen. Die erbeuteten Schätze sollen außerordentlich gewesen sein, obgleich die Peruaner aus Vorsicht schon gegen 80 Menschenladungen Gold und Silber entfernt oder verborgen hatten. Der Sage nach sollen allein die silbernen Nägel, die sich der Pilot Quintero von Pizarro erbeten hatte, und die ihm dieser, den Werth nicht ahnend, mit Lachen bewilligte, 40.000 Mark an Gewicht betragen haben. Durch diese Plünderungen und die bis in die neuesten Zeiten fortgesetzten Versuche der Schatzgräber ist jener merkwürdige Tempel so zerstört worden, daß jetzt nur noch unbedeutende Reste vorhanden sind. Er unterlag zeitig dem Schicksale, welches alle große Bauwerke der Peruaner betraf, und von Garcilasso an vielen Orten mit unverkennbarer Trauer erwähnt wird. Die Bevölkerung erlitt zugleich eine solche Verminderung, daß in den ersten 30 Jahren nach der Eroberung unter andern die Zahl der Einwohner vom Thale Huarcu allein von 30,000 auf 2000 gebracht wurde, ganze Landstriche aber verödet liegen blieben [6]). Zu Ulloa's Zeiten (1740) waren auch jene Reste einer ursprünglichen Volksmenge von vielleicht mehr als 100,000 Seelen in der Umgegend von Lima, auf zwei Kaziken und einige Indianer herabgesunken, die in der traurigsten Armuth lebten [7]). Gegenwärtig ist keine Spur dieser Ureinwohner vorhanden.

Der Flecken Pachacamac liegt vier Leguas südöstlich von Lima entfernt unter 12° 19′ südl. Br., gehört zum Stadtgebiete (Cercado) und daher zum Departamento Lima. Die Lage in der Nähe des vielbesuchten Seebades von Lurin, dem Hauptorte des Pfarrsprengels, sichert dem Flecken ein beträchtliches Einkommen, ein um so größerer Vortheil, als das Thal selbst keines der fruchtbarsten ist. Die Bewohner sind zum Theile Fischer und, wie überhaupt in den kleinern Orten Peru's, der Mehrzahl nach Farbige. Mit Ausnahme der noch sichtbaren Fundamente des alten Tempels enthält der jetzige Flecken keine Merkwürdigkeit, wird aber dennoch von den meisten Reisenden besucht. (*E. Poeppig.*)

PACHANA, heißt in Bengalen (wie Lindley [Nat. syst. p. 32] aus den Med. Trans. Soc. Calc. III. p. 298 anführt) eine von den Hinduärzten häufig gegen fieberhafte Krankheiten angewendete Abkochung der Wurzel des Stengels und der Blätter von der Gulanchapflanze (**Menispermum cordifolium** *Willdenow*, **Cocculus cordifolius** *Candolle*, **Cimamerdu** *Rheede* **Malab. VII. p. 39. t. 21**). Der Stengel derselben Pflanze wird zu einem Extract — **Palo** — benutzt, welches gegen Urinbeschwerden und Gonorrhoe hilfreich sein soll. (*A. Sprengel.*)

PACHECO. Der Franzosen, Engländer und Niederländer Gebrauch, sich von ihren Herrschaften zu benennen, führt nicht selten auch sorgfältige Geschichtschreiber auf Abwege, da selbst Brüder hierdurch unkenntlich werden; die Spanier begnügen sich aber nicht mit solchen Besitztiteln, um der geringsten Veranlassung willen vertauschten sie den angeerbten Familiennamen gegen einen andern, der vornehmer, oder dem Besitzthume passender erscheint. Aus dieser Sitte müssen unübersehbare Verwirrungen entstehen, wie besonders der gegenwärtige Artikel nachweisen wird, indem er nicht nur von Pacheco, sondern auch von Acuña, Giron (in zwei Ausgaben), Cardenas, Portocarrero, Carillo, Peralta, Albuquerque, Cabrera, und doch immer nur von einer Familie zu handeln hat. Unter diesen verschiedenen Namen ist Acuña der angestammte, Pacheco der berühmteste; ein Umstand, der uns berechtigt, hier das ganze, unter Acuña nicht vorkommende Geschlecht nachzuführen. Der Stammvater, Gutierrez Pelaëz, soll, der gewöhnlichen Meinung nach, ein Gascogner gewesen sein, der den burgundischen Heinrich auf seinem Zuge nach Portugal begleitete, während Andere in ihm den Gutierrez wiederfinden wollen, mit dem der Graf Peter von Barcelos die Stammreihe des Hauses Silva beginnt. Nach dieser wäre Gutierrez ein Sohn des Rico Hombre Pelayo Pelaëz, ein Enkel des Infanten Pelayo, Urenkel des Infanten Azuar, der hinwiederum ein Sohn von Froila II., dem Könige von Leon, Asturien und Galicien. Gutierrez Pelaëz, gleich dem Vater Rico Hombre und Herr von Aldarete und Silva, hinterließ einen Sohn, Pelayo Gutierrez de Silva, dieses Sohn, Gomez Peloëz de Silva, wurde der Ahnherr des großen Hauses Silva, während von einem jüngern, in der zweiten Ehe des Pelayo erzeugten Sohne von Ferdinand Paëz, das Geschlecht Acuña abstammt. Diesen Namen entlehnte Ferdinand von dem Orte Acuña alta, der ihm vom Könige Alfons I. von Portugal zum Geschenke gemacht worden. Einer von Ferdinand's Enkeln, Martin Laurentii (i. e. filius) de Acuña, stiftete eine Ne-

5) *Garcil.* comm. real. L. VI. c. 29. fin. 6) Ibid. 7) *Ulloa* Rel. del viage. L. I. c. 3. §. 95.

Digitized by Google

benlinie, die in der Person eines andern Martin Lorenzo de Acuña die Herrschaft Pombeiro, in der Correição de Coimbra der Provinz Beira erwarb. Dieses jüngern Martin Sohn, Johann Lorenzo de Acuña, Herr von Pombeiro, ist einigermaßen berühmt durch häusliches Misgeschick. Seine Gemahlin, die schöne Leonora Tellez de Meneses, fand Gnade vor den Augen Königs Ferdinand von Portugal, ließ sich, hiermit nicht zufrieden, scheiden, und endlich, insgeheim, dem Könige antrauen. Der betrogene Ehemann, um nicht ansehen zu müssen, was er nicht hindern, und auch selbst der große Aufruhr in Lissabon im J. 1371 nicht hintertreiben konnte, flüchtete nach Castilien, und unter dem Schutze Königs Heinrich II. wagte er es, eine philosophische Verachtung der ihm bereiteten Schmach an den Tag zu legen; er schmückte seinen Hut, statt mit Federn, mit vergoldeten Hörnern, an denen das Wappen von Portugal angebracht war. Nach des königlichen Ehebrechers Tode kehrte Johann in die Heimath zurück, und Pombeiro blieb viele Generationen hindurch bei seiner Nachkommenschaft, bis das Gut endlich durch Heirath an das Geschlecht von Castellobranco gelangte, und von König Johann IV. von Portugal zu Gunsten Peter's de Castellobranco y Acuña zu einer Grafschaft erhoben wurde. Des Ahnherrn der Nebenlinie in Pombeiro älterer Bruder, Vasco Lorenzo de Acuña, wurde der Urgroßvater von Martin Vazquez de Acuña, der mit Violanta Lopez, einer Tochter des Lopo Fernandez Pacheco, verheirathet, und Vater jenes Vasco III. Martinez de Acuña war, der als Herr von Taboa und Pinheiro (beide an dem Mondego, in der Correição de Viseu gelegen), von Angiea, bei Aveiro, und von Bempasto, in der Correição de Castellobranco, unter den Landherrn der Provinz Beira, während der Regierung der Könige Peter, Ferdinand und Johann I. eine bedeutende Rolle spielte. In dem Streite um die Erbfolge in Portugal war Vasco Martinez sammt seinen Söhnen Martin, Ägidius und Lopo unter den Großen, welche für die Königin von Castilien Partei nahmen (1384), die ihm von Seiten Castiliens gemachten Versprechungen blieben aber unerfüllt, und Vasco, der sein Vaterland zugleich von einem Bürgerkriege und von auswärtigen Feinden bedroht sah, brachte seine Neigungen der Vertheidigung des eigenen Heeres zum Opfer. Er und seine Partei huldigten dem Großmeister von Aviz, nachdem dieser am 6. April 1385 als König Johann I. ausgerufen worden, und Vasco zeigte sich als des wankenden Thrones standhafter Vertheidiger. Noch in dem nämlichen Jahre besiegte er, von Johann Fernandez Pacheco unterstützt, bei Troncoso eine bedeutende Abtheilung des castilianischen Heeres, und als Johann I. Abgesandter besprach er mit dem Herzog von Lancaster, in S. Jago, die Bedingungen des Bündnisses, welches die Streitkräfte der Engländer gegen Castilien richtete. Sonderlichen Lohn für seine Bemühungen scheint Vasco nicht empfangen zu haben, vielmehr waren seine Söhne unter den ersten Baronen, an welchen König Johann seine vornehmlich die Erniedrigung des Adels bezweckende Politik ausüben wollte. Martin Vazquez, der älteste dieser Söhne, mußte die Herrschaft Sul und andere Krongüter, gegen Empfang von 7000 doppelten Goldmaravedis zurückgeben (1394). In dem Verdrusse hierüber ging er in Begleitung seiner Brüder und des auf gleiche Weise behandelten Johann Fernandez Pacheco, im J. 1396 nach Castilien, um mit 100 Lanzen in König Heinrich's III. Dienste zu treten. Sie wurden reichlich belohnt, Martin selbst erhielt von dem Könige die Bestätigung des durch Heirath erworbenen Besitzes der Stadt Valencia, die zugleich zu einer Grafschaft erhoben wurde, sein Bruder Ägidius wurde mit den Städten Roa und Mansilla, ein anderer Bruder Lopo mit der Grafschaft Buendia belehnt. Von diesen drei Brüdern wird besonders gehandelt werden; außer ihnen hatte Vasco III. Martinez aber noch zwei andere Söhne aus der ersten Ehe mit Beatrix Lopez de Arbergaria, den Stephan Suarez und den Vasco Martinez, und aus der zweiten Ehe mit Theresia de Albuquerque, gleichfalls zwei Söhne, den Gonsalvo und Peter. Gonsalvo Vazquez de Acuña ward Bischof zu Guarda. Peter Vazquez gab den Namen Acuña auf, um statt dessen den mütterlichen Namen Albuquerque zu führen. Sein Enkel, Lopo de Albuquerque, des Königs Alfons V. von Portugal Oberkammerherr, unternahm im J. 1475, verkleidet, eine Reise nach Castilien, um die eigentlichen Gesinnungen des Erzbischofs von Toledo, des Marquez von Villena und anderer Misvergnügten, in Rücksicht einer Vermählung der Prinzessin Johanna mit dem Könige von Portugal zu erforschen, Verträge mit ihnen abzuschließen, und der einzelnen Herren Hilfsquellen kennen zu lernen, erhielt zur Belohnung der bei dieser Gelegenheit entwickelten Gewandtheit, bei dem wirklichen Ausbruche des Kriegs die Grafschaft Peñamacor in der Correição de Castellobranco, wurde aber in dem Gefechte bei Toro (1476), von den Castilianern zum Gefangenen gemacht. Acht Jahre später (1484) wird er als einer der Verschwörer genannt, welche die Krone von Portugal dem Herzoge von Viseu zudachten. Die Verschwörung wurde entdeckt und streng bestraft, Lopo aber rettete sich nach einem seiner Castelle, und seine Gemahlin, die eine Schwester des Cardinals Georg d'Acosta, veranlaßte, den Bedrohten zu retten, so ernstliche Bewegungen und Rüstungen in der Landschaft Beira, daß der König einen Bürgerkrieg besorgte. Ihm vorzubeugen ließ König Johann II die kühne Frau sammt Mann und Kindern frei nach Castilien abziehen. Lopo hatte zwei Brüder, den Heinrich und Peter, von welchen dieser in dem Kriege von 1475 die Vertheidigung der Grenze von Sabugal zu führen hatte, und 1484 als Theilnehmer von des Herzogs von Viseu Verschwörung enthauptet wurde; keiner dieser drei Albuquerque hinterließ dauernde Nachkommenschaft, dagegen erblühte in der Ehe der Eleonora de Albuquerque mit Johann de Gemide, dem Herrn von Villaverde, ein neues und zahlreiches Geschlecht des Namens von Albuquerque, welchem unter andern der große Besieger von Indien (el Grande Conquesiador dell India) Alfons de Albuquerque (s. d. Art.) angehört. Vasco Martinez de Acuña, der drittgeborene von des Vasco III. Söhnen erster Ehe, gründete die Linie der Herren von Lanhoso, in der Correição de Guima-

Digitized by Google

rães, die aber bereits mit dessen Sohne, Martin Vazquez, erlaschen zu sein scheint. Der zweitgeborene Sohn von Vasco III., Stephan Suarez de Acuña, Herr von Tabaa, hinterließ zwei Söhne; der ältere, Vasco, setzte den Stamm der noch heutzutage nicht erloschenen Herren von Taboa fort, welchem insbesondere angehört Ludwig de Acuña, der Nestor der europäischen Diplomatie, von dem in dem Artikel Acunha die Rede gewesen. „Don Louis d'Acunha," so schreibt ein Zeitgenosse, „königl. portugiesischer gevollmächtigter Minister und Abgesandter am französischen Hofe, starb den 9. Oct. 1749 zu Paris plötzlich im 105. Jahre seines Alters. Er ist auf 60 Jahre in Gesandtschaften gebraucht worden und hat den jetztregierenden König in Portugal, seinen Herrn, noch niemals gesehen, weil er nie in sein Vaterland zurückgekommen, seitdem er angefangen in königliche Dienste zu treten. Er hat sowol dem Friedenscongresse zu Ryswick, als dem zu Utrecht beigewohnt, und bis 1736 sich als gevallmächtigter Minister im Haag befunden. In diesem Jahre aber wurde er an den französischen Hof gesendet, wa er bis an sein Ende in großem Ansehen gestanden. Ungeachtet seines Alters liebte er die Gesellschaften, und führte einen ziemlichen Staat, weil es ihm niemals an Gelde mangelte. Er hatte eine große Erfahrung in den politischen Sachen, und eine weitläufige Erkenntniß von dem verschiedenen Interesse der europäischen Puissancen. Ob ihn gleich der Posten, worinnen er stunde, und die Figur, die er in der Welt machte, nöthigten, in einer Zerstreuung des Gemüths zu leben, so war er doch auf alles, was vorging, sehr aufmerksam. Er schrieb alles, was während seiner Lebenszeit Wichtiges vorfiel, eigenhändig auf und bereicherte diese seine Nachrichten mit sehr curieusen Anmerkungen. Er ist bis an sein Ende munter und aufgeweckt geblieben, und hat in seinem 104. Jahre die Gesellschaften noch auf eben die Weise und mit ebenso guter Art besuchet, als er es im 50. Jahre thun können. Die Inquisition war mit ihm nicht recht zufrieden, weil man ihn vor einen halben Juden hielte; wie er denn auch eine Jüdin zur Kammerfrau hatte, die er aber auf deren Antrieb im heurigen Frühjahre von sich schaffen mußte. Sein Haus war der ordinaire Sammelplatz aller fremder Ministers und er wuste jedem mit einem sehr angenehmen Wesen zu begegnen." Sein Brudersohn, Ludwig de Acuña, Kanonikus der Patriarchalkirche zu Lissabon, war von 1752—1756 portugiesischer Gesandter in London, kam am 4. Mai 1756 nach Lissabon zurück, und wurde noch am nämlichen Tage zum Staatssecretair in den Departements der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs ernannt. Den hierdurch erlangten Einfluß benutzte er besonders zu Beförderung seiner Familie. Einer seiner Brüder, Joseph, erhielt im Oct. 1757 das Gouvernement Maranhao; ein anderer, und zwar der Majoratsherr, Don Antonio Alvarez de Acuña, Gouverneur von Mazagan, dann seit April 1758 Gouverneur und Generalcapitain von Angola, ging im J. 1759 als Gesandter nach Paris, und im Mai 1763 nach Brasilien, als Vicekönig und Gouverneur von Rio Janeiro. Im Sept. 1767 kam er von dannen zurück, um die Präsidentschaft des Rathes und das Departement der ultramarinischen Angelegenheiten zu übernehmen, und es scheint fast, als habe sich die Longävität des Oheims auf ihn vererbt, denn noch 1805 kommt Don Antonio Alvarez Graf de Acuña als Präsident des Conselho ultramarino vor. Für ihn wurde auch im Dec. 1759 Taboa zu einer Grafschaft gemacht. Sein naher Anverwandter war sicherlich Johann Cosmas de Acuña, Erzbischof von Evora und Canonicus regularis von S. Salvador zu Lissabon, geb. d. 20. Oct. 1715, der im Jan. 1770 Generalinquisitor, und am 5. Aug. 1770 von Clemens XIII. in die Zahl der Cardinäle aufgenommen wurde. — Der jüngere Sohn von Stephan Suarez de Acuña, Ägidius Comthur von Pinheiro, in dem Christorden, hatte einen Sohn, Ludwig de Acuña, den König Alfons V. mit der Herrschaft Sentar oder Assentar beschenkte. Neben Sentar besaß Ludwig's Sohn, Peter, auch Barreiro und Senhorim, beide in der Correição de Viseu. Peter's Sohn, Lopo, wurde zum Grafen, und dieses Sohn, Peter II., zum Marquez von Sentar ereirt; Peter II., nachdem er lange in dem mailändischen Staate gedient, auch das Generalat von Ceuta bekleidet hatte, fiel als commandirender General in den Niederlanden, nicht ohne Ruhm, an dem blutigen Tage vor Seneff, den 11. Aug. 1674, wa er die Nachhut des verbündeten Heeres befehligt hatte. Emanuela, die einzige Tochter seiner Ehe mit Franziska de la Cueva y Henriquez, des dritten Marquez von Bedmar Tochter, vermählte sich im J. 1697 mit Melchior de la Cueva, dem vierten Marquez von Bedmar, ihrem Oheime, und hinterließ sterbend Sentar und die Grafschaft Villanueva ihrer einzigen Tochter, Maria Franziska de la Cueva. Ägidius Vazquez de Acuña, des Vasco III. vierter Sohn, bekleidete, nachdem er die Besitzungen in Castilien wieder aufgegeben hatte, unter der Regierung Königs Johann I. von Portugal, das Amt eines Großbannerträgers, besaß auch Celorico de Basto und Montelongo, in der Correicão de Guimarães, sowie Guillefray, und war mit Isabella, des Connétable Nuño Alvaeez Pereyra Schwester, vecheirathet. Sein Sohn oder Enkel, Ferdinand Vazquez de Acuña, Ricco hombre von Portugal, Herr von Guillefray, Celorico de Basto und Montelongo, befand sich unter den Geiseln, die im J. 1382 dem Könige von Castilien, als Bürgschaft für den Friedensvertrag überliefert wurden. Unter Ägid's fernerer Nachkommenschaft sind vornehmlich die Herren van Payo-Perez und von Gestaça zu merken. Das Majoeat von Payo-Perez oder Payo de Pelle, in der Correição de Thomar, erheieathete Hieronymus de Acuña mit Maria de Meneses, und es war, gleichwie Barreiro, in der Correição de Setuval, ein Eigenthum von Emanuel de Acuña y Meneses, der als der Königin Maria Franziska von Savoyen (gest. 1683) Oberstbofmeister vorkommt. Der Stammvater der Herren von Gestaço, Johann Tristan de Acuña, Herr von Gestaça und Penaguião, in der Correição de Porto, ging im J. 1514 an der Spitze einer zahlreichen und glänzenden Gesandtschaft nach Rom, um dem Papste von dem Fortgange des Christenthums und der portugiesischen Waffen

in Ostindien und Afrika Bericht zu erstatten, kostbare Geschenke, unter andern einen Elefanten und einen gezähmten Panther zu übergeben, und um die Erlaubniß, die Geistlichkeit besteuern zu dürfen, anzuhalten. Wirklich brachte Tristan eine Bewilligung zurück, die selbst des Königs Wünsche überstieg. In seiner Ehe mit Antonia Paëz hatte er die Söhne Nuño und Simon. Nuño de Acuña, Herr von Gestaço und Penaguião, hat sich durch seine Fahrten und Kriegszüge in Indien berühmt gemacht. Auf der Reise dahin, im J. 1529, plünderte und verbrannte er die Stadt Mombaza, gleichwie er auch eines Zwistes halber den Vezier des Königs von Ormus gefangen nahm, und ihn nach Europa schickte. Als Vicekönig von Indien unternahm er im J. 1531 einen Zug nach Diu, der aber mißglückte, weil zu viele Zeit mit der Wegnahme der benachbarten Insel Beth verloren wurde. Wenig abgeschreckt hierdurch ließ Nuño die Küsten des Meerbusens von Surate, sowie Malabar, mit Feuer und Schwert heimsuchen; Surate selbst, und viele minder bedeutende Städte wurden in die Asche gelegt und 27 reichbeladene Schiffe dem Samorin von Calicut genommen, der, um nur Frieden zu haben, den Portugiesen die Anlage einer Festung zu Chale, drei Meilen von Calieut, verstatten mußte. Im folgenden Jahre 1532 ließ Nuño Bassaim wegnehmen, und die Feste, aus der man 400 Kanonen entführte, zerstören; außerdem wurden alle Küstenstädte, von Bassaim bis Tarapur, in die Asche gelegt, Tana, Bandora, May und Bombay gezwungen, Tribut zu bezahlen. Nuño beschränkte sich aber nicht auf diese Raubzüge, er begann Antheil zu nehmen an den politischen Ereignissen und Verhandlungen der Halbinsel, schloß mit Humaioon, dem Großmogul, ein Bündniß, wodurch Bahadur, der König von Guzurate, solchergestalt beunruhigt wurde, daß er freiwillig Bassaim mit aller Zubehörung an Portugal abtrat, auch sich die gewaltsame Wegnahme von Daman stillschweigend gefallen ließ, sodann aber, als Guzurate beinahe den siegreichen Waffen des Großmoguls erliegen wollte, entsagte Nuño plötzlich den bisherigen Verbindungen, und leistete dem entmuthigten Bahadur mächtige Hilfe, wogegen er sich einzig das Recht, bei Diu eine Feste bauen zu dürfen, bedingte. Dieser Bau wurde unter des Vicekönigs unmittelbarer Aufsicht dewerkstelligt, und die Feste sodann mit 900 Portugiesen und 60 Stücken besetzt (1534); zwei Jahre später (1536) sahen die der Stadt Goa zunächst gelegenen Bezirke sich durch die von Azadachan, dem Feldherrn von Ibrahim Adelchan, auf der Küste von Conean angerichteten Verwüstungen veranlaßt, sich der portugiesischen Herrschaft zu unterwerfen. Die Siege, bei Margam und Ponda über Adelchan's Feldherren erfochten, die Erbauung der Feste Rachol, besiegelten die wichtige Erwerbung. Aber Bahadur, der König von Guzurate, war in seiner gegenwärtigen Sicherheit nicht weiter der von Nuño in dem Kriege mit den Mongolen empfangenen Hilfe eingedenk, sondern trachtete vielmehr, sich für immer der Portugiesen zu entledigen. Dieses Ziel zu erreichen, ließ er dem Vicekönige eine Zusammenkunft in Diu vorschlagen. Nuño kam zu Schiffe dahin, und empfing an Bord des Königs ersten Besuch. Obgleich von dem ganzen Anschlage unterrichtet, ließ er den Monarchen seine Barke ruhig wieder besteigen; Bahadur sollte in das Fort gelockt und dort verhaftet werden. Emanuel de Sousa, der Commandant, mußte zu dem Ende dem Könige in die Barke folgen, und sich die Ehre seines Besuches erbitten. Das Schifflein war in voller Bewegung, da näherte sich eine mit Portugiesen besetzte Schaluppe, und als diese einen Landsmann in des Königs Gefolge erblickten, erwachte in ihnen die Lust, die Fahrt mitzumachen. Die Hast, mit welcher sie die mohrische Barke zu ersteigen strebten, erregte indessen Bahadur's Besorgniß, und auf seinen Wink wurde Sousa getödtet. Diego de Mesquita, der in dem Kriege mit Humaioon die portugiesischen Hilfsvölker anführte, hatte den Wink verstanden, sprang hinzu, und verwundete den König, mußte aber Sousa's Schicksal theilen. In dem Handgemenge wurden noch vier andere Portugiesen und sieben Mohren erschlagen, und sein Ende schien noch nicht abzusehen, denn von beiden Seiten kamen immer neue Barken hinzu. Bahadur begab sich auf die Flucht, wurde aber durch einen Kanonenschuß, der drei seiner Ruderer tödtete, aufgehalten. Er dachte sich durch Schwimmen zu retten, fing aber an zu sinken, und verrieth sich durch sein Hilfsgeschrei Tristan de Paya reichte ihm ein Ruder, das er auch ergriff, allein als man ihn an Bord zu ziehen strebte, schlug ein portugiesischer Soldat ihm die Hellebarde in das Gesicht, und Andere nahmen ihm vollends das Leben. Der Leichnam kam nicht weiter zum Vorschein, Acuña aber zog in Diu ein, und beruhigte durch seine Gegenwart und seine Anordnungen die erschreckten, zum Theil schon auf der Flucht begriffenen Einwohner. In dem Palast wurde für 200,000 Pardacos Werth an Gold und Silber gefunden. Der Hafen enthielt 160 Schiffe, darunter einige sehr große; Munition und Artillerie machten aber den wichtigsten Theil der Beute aus; unter den zahllosen metallenen Kanonen, der eisernen nicht zu gedenken, wurden drei Basilisken oder Feldschlangen von so ungeheurer Größe gefunden, daß der Vicekönig nicht umhin konnte, die eine, als eine Seltenheit, nach Europa zu verschicken, und es wäre möglich, daß dieses Stück von Diu noch heute in dem Castell S. Julião, am Eingange des Hafens von Lissabon, zu sehen. Indem er die Stadt ihrer Reichthümer beraubte, unterließ Nuño jedoch nicht den Muhammedanern freie Religionsübung, auch alle von Bahadur bewilligte Besoldungen und Gnadengelder zu bestätigen; seine Erwerbung sicher zu stellen, unternahm er es auch, sie mit dem fehlenden Trinkwasser zu versorgen. Zu dem Ende erbaute er Anfangs des Jahres 1538 die große Cisterne, von 25,000 Pipen Gehalt, und dieser Vorsicht war großentheils die Erhaltung der Festung, gegen die gewaltigen Anstrengungen der Türken, im J. 1539, zuzuschreiben, wiewol Nuño zugleich keines der Mittel verabsäumte, welche den Muth der Besatzung erhöhen und jene Belagerung zu der denkwürdigsten des Jahrhunderts machen konnten. Zu einem nicht minder glorreichen Entsatze hatte er bereits alle Anstalten getroffen, als der neue Vicekönig, Garcias de Noroña, in Indien anlangte (1539), und

hiermit seiner rühmlichen Thätigkeit, welcher Portugal auch noch die Unterwerfung der Molukken, die Entdeckung von Mindanao zu verdanken hatte, ein Ende machte. Des Vicekönigs Urenkel, Johann Nuñez de Acuña, Herr von Gestaço, wurde zum Grafen von S. Vicente da Beira, in der Coerreição von Castellobranco ernannt, hatte aber aus seiner Ehe mit Aloysia de Boebon, der Tochter des ersten Grafen von Arcos, nur eine einzige Tochter, die S. Vicente on ihren Gemahl, Michael Karl de Tavora, brachte. Des Vicekönigs jüngerer Bruder, Simon de Acuña, besaß die Comthurei von Torresvedras, in welcher er seinen Sohn Tristan zum Nachfolger hatte. Des Tristan's Sohn, Simon II. de Acuña y Ataide, war mit Agnes de Melo y Silva, der siebenten Frau von Povolide, in der Correição de Viseu verheirathet, und der Großvater von Ludwig und von Nuño de Acuña y Melo. Nuño, erster Graf von Pontebel und Herr von Pombal, in der Correição de Leiria, lebte in kindeeloser Ehe mit Elvira de Villena. Sein Bruder Ludwig, neunter Herr von Povolide, hatte vier Kinder, von denen aber nur die Tochter, Maria de Alencastro, heirathete (den Karl de Noroña, den Herrn von Almada); von den drei Söhnen widmete der jüngste, Nuño, geb. den 7. Dec. 1665, sich der Kirche. Frühzeitig Collegialis zu St. Paul in der Universität von Coimbra, wurde er auch in die Zahl der königlichen Kapelläne aufgenommen, zum Bischofe von Tangee und zum Generalinquisitor von Portugal ernannt. Am 18. Mai 1712 ertheilte ihm Papst Clemens XI. die Cardinalswürde, welcher Innocentius XIII. den Priestertitel St. Anastasiae beifügte. Diesen Papst hatte Nuño bereits erwählen helfen; dafür wurde er von ihm zu mehren Congregationen, zu jener der Bischöfe und Regularen, der Kirchengebräuche, von dem Consistorium und de Propaganda fide gezogen. Er verließ Rom im J. 1722, nachdem er auf die Wiederherstellung seiner Titularkirche über 12,000 Scudi verwendet, sehr reiche Almosen und nicht minder reiche Geschenke gespendet, und überhaupt durch seinen Prunk großes Aufsehen erregt hatte. Auf der Heimreise besuchte er insbesondere den Gnadenort Loreto. Im J. 1724 kam er nochmals nach Rom, um dem Conclave für die Wahl Benedict's XIII. beizuwohnen; den spätern Conclaven beizuwohnen erlaubten ihm die zwischen Portugal und dem päpstlichen Stuhle schwebenden Irrungen nicht, wol aber erhielt er im Februar 1733 ein Breve von Clemens XII., worin er zum Legaten a Latere ernannt war, und zugleich den Auftrag erhielt, die Vermittelung zwischen beiden Höfen zu übernehmen. Der Hof von Lissabon wies jedoch das Breve, wegen verschiedener Aussetzungen, zurück, und die Versöhnung erfolgte späterhin ohne des Cardinals unmittelbares Zuthun. Dagegen gewann er als Generalinquisitor und Mitglied des Staatsrathes sehr großen Einfluß auf sämmtliche Angelegenheiten des Königreichs, und es blieb ihm derselbe bis zu König Joseph's Thronbesteigung. Nuño, von dem an auf die Angelegenheiten der Kirche beschränkt, überlebte diesen Wechsel nicht lange, und starb in der Nacht vom 14. zum 15. Dec. 1750. Ganz besonders wurde er von den Armen beklagt, die in ihm ihren größten Wohlthäter verloren.

Lopo Vazquez, des Vasco III. jüngster Sohn erster Ehe, besaß durch die Gnade des Königs von Castilien Buendia und Azannon, und erheirathete Paredes, Portilla und Baltablado mit Theresia Carrillo de Albornoz, der Schwester des auf dem Concilium zu Basel (1434) verstorbenen Cardinals Alfons Carrillo. Seiner Söhne waren vier, Peter de Acuña y Albornoz, Gomez Carrillo de Acuña, Alfons Caerillo de Albornoz und Lopo Vazquez de Acuña. Der jüngste, Lopo Vazquez, Herr von Azannon, Comthur von Merida, in dem Orden von S. Jago, wurde von seinem Bruder, dem Erzbischofe von Toledo, als Statthalter zu Huete, in der Provinz Cuenca, eingeführt. Er war aber nicht vermögend, die Stadt gegen die Angriffe eines königlichen Feldherrn, des Garcias Mendez de Badajoz, zu behaupten (1465); und zog sich darum in die Burg zurück, worin er alsbald belagert wurde. Er ließ den Erzbischof seine Lage wissen, und dieser schickte 800 Lanzen zum Entsatze. Garcias Mendez wurde bei Tarancon auf das Haupt geschlagen, und sogar, nachdem er in Huete Zuflucht gesucht, mit dem besten Theile seiner Mannschaft von den Bürgern, die sich für Lopo's Sache bewaffnet hatten, gefangen genommen. Von diesem Augenblicke an handelte Lopo als ein Erbherr von Huete, und wenngleich seines Vetters, des Marquez von Villena, Antrag (1475), daß die Stadt ihm zu Eigenthum verliehen, und hiermit die von König Heinrich IV. nicht in der gehörigen Form gemachte Schenkung bestätigt werde, ohne Folge blieb, so hieß er doch allgemein der Herzog von Huete, bis Johann de Robles und Rodrigo de Aquilar, im Einverständnisse mit einigen Bürgern, im Nov. 1476 in die Stadt eindrangen, und sie für die Krone zurücknahmen. Lopo hatte in seiner Ehe mit Maria de Mendoza, des Herrn von Cañete Tochter, zwei Söhne, von denen der ältere, Lopo Vazquez de Acuña, Heer von Azannon und Befehlshaber in Cazorla, sich durch die glänzende Vertheidigung von Quesada (1469) gegen der Mohren Angriffe nicht geringen Ruhm erwarb. Alfons Carrillo de Albornoz (nicht de Acuña, wie in der Biogr. univ.), der dritte von des ersten Herrn von Buendia Söhnen, widmete sich dem geistlichen Stande, und konnte daher bereits im J. 1443 seinem Oheime, dem Cardinal Albornoz, in dem Bisthume Siguenza folgen. Im J. 1446 wurde er auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo erhoben, und noch in demselben Jahre trat er seine kriegerische Laufbahn mit einem Unternehmen auf Torreia an; von dort aus beunruhigten die Aragonier duech stete Raubzüge die castilianischen Grenzen. Nach vergeblichen Anstrengungen mußte der Erzbischof jedoch die Belagerung aufheben. Unter König Heinrich IV. gelangte er zu unbegrenztem Einflusse auf die Angelegenheiten des Reichs, dessen Regierung er sogar, gemeinschaftlich mit Peter von Velasco, während des Feldzuges gegen die Mohren (1455) zu führen hatte (jeder der beiden Regenten empfing täglich 1000 Maravedi an Tafelgeld). Mit solchem Einflusse nicht zufrieden, suchte er denselben, durch Verbindungen mit dem Könige von Aragonien, immee weiter auszudehnen. Dieser Verbindungen halber mußte er in den verwickelten Unterhandlungen,

Digitized by Google

durch welche die zwischen beiden Kronen schwebenden Uneinigkeiten ausgeglichen werden sollten, die Feinde von Castilien in schimpflicher Weise begünstigen. Über solche Treulosigkeit empört, entzog Heinrich IV. dem Cardinal, wie dem Marquez von Villena, alles Vertrauen (1463). In jenen Zeiten pflegten aber verabschiedete Minister mit dem Degen Rechenschaft über ihre Verwaltung abzulegen, und dazu schickten der Cardinal und der Marquez sich an, indem sie ihre mächtigen Verwandten bewaffneten, und noch mächtigere Verbindungen mit mißvergnügten Großen eingingen. Hiermit beginnen demnach die Zerrüttungen, durch welche Heinrich IV. bis an sein Ende beunruhigt werden sollte. Der Erzbischof war es, der zuerst den Gedanken faßte, den König abzusetzen, diesen Gedanken in der Zusammenkunft zu Alcala de Henarez (1464) dem Marquez von Villena beibrachte, und ihm sodann, nachdem der Entwurf, den Monarchen zu St. Pedro de las Dueñas aufzuheben, fehlgeschlagen war, insoweit auch bei den übrigen Verschwornen Eingang verschaffte, daß in der Zusammenkunft zu Burgos beschlossen wurde, sich zum Vortheile des Infanten Don Alfons dem tyrannischen Verfahren des Königs zu widersetzen, und den der Prinzessin Johanna geleisteten Eid, da ihres angeblichen Vaters Unvermögen allzubekannt, als nicht geschworen anzusehen. Ein Bürgerkrieg schien solcher Entschlüsse unmittelbare Folge sein zu müssen, gleichwol ließ der König sich zu Unterhandlungen mit den Verbündeten herab, und es wurde der Zwist dem Ausspruche von Schiedsrichtern überwiesen. Die zwei von dem Könige ernannten Schiedsrichter, Don Pedro de Vrtasco und Gonzalo de Saavedra, ließen sich von dem Marquez von Villena, der einer der von den Verbündeten aufgestellten Schiedsrichter, dergestalt blenden, daß sie einzig thaten, was er wollte. Ein solcher Einfluß schien, trotz aller Vetterschaft, dem Erzbischofe allzubedenklich und er zeigte sich nicht ungeneigt, für seine Person wenigstens sich mit dem Könige auszusöhnen. Er erbot sich gegen den Monarchen, ihm wider alle seine Feinde dienen zu wollen, und gegen Bestellung tüchtiger Sicherheit ihm alsbald seine Kriegsvölker zuzuführen. Der König, nicht zweifelnd an der Aufrichtigkeit des Vorschlages, mit dem sich auch der Amirante einverstanden erklärte, gab sein Wort, daß er dem Erzbischofe die Stadt Avila, sammt dem Thurme der Kathedralkirche, la Mota, und das Castell von Medina del campo, dem Amirante aber Val de Nebro und die Statthalterschaft von Valladolid geben wolle, und Erzbischof und Amirante schworen auf das Neue den Eid der Treue, und betheuerten in der feierlichsten Weise, daß sie nimmermehr den Dienst eines so gnädigen Gebieters verlassen wollten. Erschreckt durch des Erzbischofs Abfall schickte der Marquez von Villena seine Gemahlin an den Hof, um den König zu bethören; ihr Vortrag fand nicht den gehofften Eingang, aber es gelang der listigen Unterhändlerin, den Erzbischof zu beruhigen, und zu der Partei der Verbündeten zurückzuführen. Während er selbst den König in dem Entschlusse bestärkte, die Vorschläge des Marquez abzuweisen, hatte er einen Abgeordneten auf dem Congreß zu Plasencia, der mit großer Heftigkeit die Absetzung des Königs, als den einzigen möglichen Ausweg, selbst gegen Villena's Meinung durchsetzte. Dem Erzbischofe wurden Avila, la Mota und Medina del campo wirklich übergeben, er empfing auch aus dem Zahlamte 12,000 goldene Henriques, als Lehnung für 1400 Lanzen, statt aber, wie er es versprochen, bei der auf seinen Rath unternommenen Belagerung von Arevalo thätig zu sein, hielt er sich ruhig zu Ontiberos, und auf die wiederholte Einladung, sich doch endlich im Felde blicken zu lassen, erwiderte er mit beispielloser Unverschämtheit, er sei des Königs ungestümer Zudringlichkeit überdrüssig, und werde ihm bald zeigen, wer der rechte König von Castilien sei. Gleich darauf erfolgte zu Avila, in der Stadt, zu deren Besitze der Erzbischof auf so niederträchtige Weise gekommen war, die berüchtigte Scene der Absetzung Heinrich's IV.; der Erzbischof selbst bestieg mit andern Rebellen die Bühne, und nahm der Figur, die den König vorstellen sollte, die Krone vom Haupte (den 5. Jun. 1465). Er bemeisterte sich auch mit gewaffneter Hand der Stadt Peñaflor, und belagerte Simancas, wo indessen hartnäckiger Widerstand seiner wartete. Hier geschah es, daß Troßbuben aus Lumpen Etwas zusammensetzten, das den Erzbischof vorstellen sollte; unter 1000 Schmähungen wurde die Puppe vor die Stadt gebracht, und dazu gesungen: „Hier ist Simancas, Verräther Don Oppas, hier ist Simancas und nicht Peñaflor," dann endlich das Bild den Flammen übergeben. Weit entfernt, solche Beschimpfung ahnden zu können, sah sich der Erzbischof vielmehr genöthigt, bei Annäherung des königlichen Heeres die Belagerung aufzuheben; Avila wurde ihm durch Peter Arias entrissen, und er mußte aus Rom vernehmen, daß der heilige Vater vielmehr den König Heinrich, als den Infanten begünstige. Sich gegen eine so gefährliche Neigung zu verwahren, schickte er einen Vertrauten nach Rom, der beauftragt war, die Gutachten zweier großen Theologen, des Don Antonio de Alcala, des Bischofs von Ampurias, und des Pater Johann Lopez, auch die Erklärungen vieler berühmten Rechtsgelehrten, vorzulegen, welche sämmtlich der Meinung, daß des Königs Absetzung gerecht, erlaubt und gültig sei. Der Verbündeten Unglück im Felde auszugleichen, legte der Erzbischof dem Könige bei Arevalo einen Hinterhalt, als dieser von Valladolid nach Segovia zog, um den trüglichen Unterhandlungen von Coca beizuwohnen. In der Schlacht bei Olmedo (den 20. Aug. 1467) glänzte er an der Spitze seines Contingents, vom Kopfe bis zu den Füßen geharnischt, und darüber mit einem scharlachnen Meßgewande mit weißen Kreuzen bekleidet, durch die beharrlichste Tapferkeit, sodaß er von Seiten der Verbündeten der letzte von dem Schlachtfelde wich. Um der Partei den an diesem Tage erlittenen Verlust möglichst zu ersetzen, trat er mit dem Grafen von Alba de Tormes in Unterhandlung, und Puente del Arzobispo, als einstweiliger Besitz, der später mit Ciudad Rodrigo zu vertauschen, war der Preis, um welchen der Graf sich an den Erzbischof verkaufte. Letzterm gelang es auch nach dem Tode des Infanten Alfons, den König zu dem Tractat vom Cerberos zu bewegen (1468), wodurch die Infantin Isa-

bella als vermuthliche Kronerbin anerkannt wurde. Was er hierdurch, seinee Tochter zum Nachtheile, bewilligte, mußte den König alsbald geeeuen, allein dee Eezbischof war nicht der Gemüthsart, daß eine solche Reue ihn beunruhigen konnte. Seine ganze Sorgfalt ging dahin, die Vermählung der Infantin Isabella mit dem Peinzen von Aragonien durchzusetzrn, wobei rr aber nicht nur mit einer mächtigen Partei in Castilien, sondern auch mit den Geoßen Aragoniens zu kämpfen hatte; Letzteee fürchteten nämlich, mit allem Rechte, es würde durch diese Heirath Aragonien ein Anhängsel von Castilien werden. Des Erzbischofs Beharrlichkeit besiegte alle diese Hindernisse, auch sogar den drückenden Geldmangel des aragonischen Hofes, durch welchen der gute Wille des Königs Johann so lange gelähmt gewesen, und der Prinz Ferdinand erhob sich über Valencia nach Castilien. So nahe dem Ziele, fehlte doch nur wenig, und die ganze Veehandlung, so folgereich für Spaniens Zukunft, mußte abgebrochen werden. Dee König von Frankreich ließ füe seinen Bruder, den Herzog von Berry, die Hand der Infantin Isabella begehren; Isabella lehnte den Antrag ab, aber der Marquez von Villena und der Erzbischof von Sevilla, beide für die französische Heirath gestimmt, trafen Anstalten, die nicht nur die Willensfeeihrit, sondern auch die persönliche Feeiheit der Prinzrssin zu bedrohen schienen. Furcht und Schrecken rrgriff und zerstreute ihr Hofgesinde auf die Nachricht von der Annäherung dee Reiterscharen des Erzbischofs von Sevilla, und die Bürgerschaft von Madrigal schien im mindesten nicht genrigt, das Recht dre hilflosen Peinzessin zu verfechten. In solcher angstvollen Lage fand Isabella einen sichern Boten in einem Franziskanermönche, dem P. Alfons von Burgos; es gelang diesrm, die Aufmerksamkeit der Späher zu täuschen, und mit der unerwarteten Botschaft den Erzbischof von Toledo in Alcala zu ereeichen. Augenblicklich setzte Alfons sich mit 300 Lanzen in Bewegung, und noch an demsrlben Tage errreichte er Salamanca. Hier fand er den Grheimschreiber des Marquez von Villena, abgesendet, um ihn von weiterm Vorrücken, als zu bedenklich in Hinsicht seiner Folgen, abzuhalten; am fünften Tage erreichte er auf wunderlichen Umwegen, denn die Straßen waren sämmtlich verlegt, Cabeza de el Prro, ganz nahe bei Madeigal, und dir Prinzessin wae gerrttet. Der Bürgerkrieg entzündete sich mit erneuerter Lebhaftigkeit ob der ungeschickten Veesuche Heinrich's IV., die Rechte seiner Tochter zu veethridigen. Perales wuede von den Königlichen genommen und alsbald von dem Erzbischofe in Person belagert, und indem die Belagerung sich in die Länge zog, schien die Gelegenhrit den Marquezen von Santillana und Villena nicht ungünstig, um Vergleichsvorschläge hören zu lassen. Sie boten dem Erzbischofe die Rückgabe der ihm entrissenen Festungen und eine Grbietsvergrößerung an, wenn er sich dem Könige unterwerfen wollr; es sollten auch seine beiden Söhne, Troilo Caerillo und Lopo Vazquez de Acuña, 3000 Vasallen und zwei Festen erhalten, allein nichts vermochte den Entschluß des Erzbischofs zu erschüttern. Während er sich gezwungen sah die Belagerung von Perales aufzuheben, erschien ein päpstliches Breve, worin ihm auferlegt wurde, unter den Geherfam des Königs zurückzukehren, widrigenfalls ihm vor dem königlichen g.heimen Rathe der Proceß gemacht werden sollte. Brfrhl und Drohung waren glrich wirkungslos, und der König, die durch das Breve ertheilte Vollmacht benutzend, erwirkte bei dem Domcapitel von Toledo dir Ernennung von vier Capitularrn, die brauftragt, die Untersuchung gegen den widerspenstigen Prälaten zu führen; weiter zu kommen erlaubte dem Könige seine Unentschlossenheit nicht, und es scheint darum sogar, als habe der Erzbischof ihm einen Dienst geleistet, als er deei der von dem Domcapitel ernannten Richtee, die auf der Heimreise nach Toledo begriffen waren, aufheben ließ. Während Alfons so viele Gegenstände zugleich umfassen mußte, waren die Infantin und ihr Gemahl insofren seinen Händen entschlüpft, daß sie sich bewegen lassen, ihre Residenz in Medina de Riosecco bei dem Amirante aufzuschlagen. Nicht nur daß es ihnen hier an der geziemenden Bewirthung gebrach, sondern es hatte auch des fürstlichen Paaees allzusichtbare Abhängigkeit von dem Amirante ihee Anhänger entmuthigt und die Zuneigung des Volkes merklich erkalten lassen (1471). Der Erzbischof schickte seinen Archidiakon, den Tello de Buendia, an die Fürsten ab, sie zu befragen, ob sie gesonnen seien, sich ihrer elenden Lage zu entziehen; in diesem Falle wolle er die Mittel dazu anschaffen. Die Fürsten erwiderten: vollkommen seien sie sich ihrer Verbindlichkeiten gegen den Erzbischof bewußt, in welchem sie die vornehmste Stütze ihres Glückes eekennten. Längst und höchlich hätten sie gewünscht, Medina de Riosecco zu verlassen, davon aber geschwiegen, aus Furcht der großen Unkosten, die sie durch den Wechsel des Aufenthaltes ihrem Freunde aufladen würden. Weil er aber selbst davon beginne, so würden sie ihm freudig folgen, nur möge er ihnen bis Dueñas entgegenkommen. Diese Antwort wurde dem Erzbischofe nach Alcala hinterbracht, und nach spanischer Sitte sofort in collegialische Berathung mit Freunden und Beamten gezogen. Der Graf von Paredes und sein Bruder waren der Meinung, daß der Erzbischof die Prinzen nicht längee in Medina lassen dürfe; zu Verminderung der Kosten möge er sie nach Paredes oder nach einer andern Feste bringen; die Unkosten dieses Aufenthaltes würde man ohne des Erzbischofs Zuthun bestreiten können. Des Prälaten Räthe behaupteten hingegen, ein solches Unternehmen sei ihrem Herrn nicht zuzumuthen; weit entfernt, den Aufwand der fürstlichen Hofhaltung bestreiten zu können, habe er nicht so viel Geld, als nöthig, um die zu dem Zuge unentbehrliche Truppenmacht aufzubringen, dafür abee Schulden die Menge. Aber der Erzbischof hattr seinen Entschluß gefaßt. Neue Anlehen gaben ihm die Mittel, 350 Lanzen, auserlesenes Volk, zusammenzubringen, und mit ihnen zog er nach Dueñas. Bei seiner Annäherung fand es der Amirante nicht gerathen, die fürstlichen Gäste wider ihren Willen zurückzuhalten, und Ferdinand und Isabella folgten dem Befreier nach Neucastillen, legten auch endlich, in dem ihnen von Andeeas von Cabeera übeelieferten Alcazar von Segovia den Grundstein zu einee freilich noch immer sehr gefahrvollen und zweifelhaften Herr-

Digitized by Google

schaft. In diesen Zeiten besonders hatten sie dem Erzbischofe vieles zu danken; alle Kunstgriffe ihrer Feinde wurden durch seine Klugheit errathen und hintertrieben, und sein Einfluß war es vornehmlich, welcher den König verhinderte, in dem Streite zwischen Tochter und Schwester die angemessene Entscheidung zu finden. Doch der Erzbischof war nicht nur ein eifriger, sondern auch zugleich ein gebietrischer Beschützer, und die Fürsten, den Fortgang ihrer Angelegenheiten wahrnehmend, schienen sich allmälig gegen das Joch seiner Launen sträuben und an seine Stelle den Cardinal Mendoza erheben zu wollen. Das Misvergnügen, so der Erzbischof hierüber empfand, spricht sich bereits sehr lebhaft in einem seiner Briefe an den König von Aragonien aus (1474), doch ließ er sich besänftigen, nachdem sein Unternehmen auf Canales, durch die von der Infantin empfangene Unterstützung, einen günstigen Ausgang gewonnen hatte. Als er aber nach König Heinrich's Tode nach Segovia kam, um die Infantin Isabella als die rechtmäßige Königin von Castilien und Leon, zu begrüßen, da versäumte man es, ihm in dem Palaste eine Wohnung anzuweisen. Empfindlich über diese Vernachlässigung horchte er mit Wohlgefallen den Einflüsterungen eines frommen Adepten, wie er dem Erzbischof erschien, oder aber eines verschmitzten Betrügers, wie die Welt ihn beurtheilte. Der Goldmacher Ferdinand de Alarcon bemühte sich besonders, die Eifersucht seines Herrn über den Cardinal Mendoza wach zu halten, und brachte ihn dahin, daß er, angeblich um den Umfang seines Einflusses kennen zu lernen, verschiedene Ämter foderte, die wirklich besetzt. Es wurde ihm, wie billig, von der Monarchin geantwortet, hierin könne ihm unmöglich willfahret werden, treue Diener ohne alle Veranlassung ihrer Ämter zu entsetzen, wäre eine schreiende Ungerechtigkeit, er möge sich dafür eine andere Gnade erbitten. Der Prälat hatte des Misvergnügens, welches er über diesen Bescheid empfand, kein Hehl, und wenn auch der König persönlich ihn heimsuchte, und alles mögliche geltend machte, ihn zu beruhigen, so verließ er gleichwol Segovia am 20. Jan. 1475, um nach Alcala de Henares zurückzukehren. Man schickte ihm zuerst den Herzog von Alba und den Grafen von Treviño, dann den Peter de Baca nach; beide Botschafter mußten ihm die dringendsten Vorstellungen machen, in der größten Unterwürfigkeit um seine Rückkehr flehen; kalt erwiderte er, sein hohes Alter gestatte ihm nicht, an den wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, mit welchen die Regierung zu thun haben werde, sich zu betheiligen, übrigens verlasse er den Hof, um ohne Unruhe zu leben und ungestört seinen geistlichen Verrichtungen sich widmen zu können. Aber er hatte sich bereits mit seinem Vetter, dem Marquez von Villena, verständigt, und gemeinschaftlich mit ihm den Plan entworfen, den König von Portugal mit der hinterlassenen Prinzessin Heinrich's IV. zu vermählen, und dieser die Thronfolge in Castilien zuzusichern. Andere Große verbanden sich mit ihnen zu gleichem Zwecke, und vielleicht zu spät erkannten die katholischen Könige die ganze Bedeutung des Fehlers, den sie sich gegen den Erzbischof zu Schulden kommen ließen. Ihn und seine mächtige Anverwandtschaft zu versöhnen, wurden Unterhandlungen mit dem Marquez von Villena eingeleitet; sie zerschlugen sich, weil man von beiden Seiten nur zu überlisten dachte; die Könige bestanden vor Allem auf der Auslieferung der Donna Johanna, der Marquez wollte sich nicht mit Versprechungen abfinden lassen, sondern begehrte Thaten zu sehen, namentlich daß dem Erzbischofe in Castilien 5000 Vasallen angewiesen würden. Gleich fruchtlos ergaben sich auch die mit dem Erzbischofe unmittelbar angeknüpften Unterhandlungen; sein Antwortschreiben, d. d. Uzeda, 16. April 1475, angefüllt mit bittern Klagen über die Könige, zeigt deutlich, daß er entschlossen, die mehrmals schon gehörte Drohung, „er werde die Königin Isabelle zwingen, den Spinnrocken wieder zu ergreifen, gleichwie er sie von demselben abgerufen," zu verwirklichen. Noch immer hegte die Monarchin den Wahn, daß es ihr selbst gelingen könnte, den Zürnenden zu entwaffnen. Von Lozoya aus ließ sie ihm entbieten, daß sie bei ihm zu Alcala zu speisen gedenke: „darauf möge sie nicht rechnen," wurde ihr höchst ungalant entgegnet, „wie sie zu dem einen Thore eingehe, werde der Erzbischof zu dem andern ausziehen." Den letzten Versuch, so große Hartnäckigkeit zu überwinden, machte der Connetable, von allen Freunden des Erzbischofs derjenige, für den er die meiste Rücksicht zu haben pflegte, allein auch Velasco kam an den Hof zurück, ohne das Mindeste ausgerichtet zu haben. Die Feindseligkeiten mußten demnach beginnen, und am 12. Mai 1475 wurde der König von Portugal von den verbündeten Herren in Plasencia prächtig empfangen, und alsbald als König, gleichwie die ihm zugedachte Braut als Königin, von Castilien ausgerufen. Weniger eilig war der Erzbischof dem fremden Monarchen seine Banderien zuzuführen, gleichwol behauptete er in der Schlacht bei Toro den alten Ruhm, und nur die Nachricht von der aufrührischen Neigung seiner Vasallen, und von ihrem Verlangen, sich unter der Königin Herrschaft zu begeben, konnte ihn bewegen, das Heer zu verlassen. Es gelang ihm, Alcala auf Umwegen zu erreichen, obgleich der Graf von Treviño bemüht gewesen, ihm den Paß zu verlegen. Abgeschnitten von aller Verbindung mit Portugal, gezwungen von dem versuchten Entsatze von Ucles abzustehen, verlassen von dem größten Theile der Verbündeten, zuletzt gar von Villena selbst, blieb sein Trotz ungebeugt. Nur aus Gnaden gleichsam war er zu bewegen, daß er dem Könige Ferdinand eine Zusammenkunft, die im Prado bei Madrid stattfinden sollte, bewilligte; es scheint aber, als habe er vielmehr die Absicht gehabt, bei dieser Gelegenheit den König aufzuheben, als sich mit ihm zu vertragen. Die Zusammenkunft unterblieb darum, und der Erzbischof machte den Versuch, die Stadt Toledo den Portugiesen zu überliefern; er mislang, dafür aber verübte die Besatzung von Alcala arge Feindseligkeiten auf allen von den Königlichen besetzten Punkten. Weil der König von Portugal selbst des unfruchtbaren Krieges müde werden wollte (1478), setzte der Erzbischof alle Mittel in Bewegung, um ihn zu einem neuen Zuge nach Castilien zu veranlassen, Talavera de la Reyna und selbst Alcala wollte er den Fremdlingen überliefern. Allein König Al-

Digitized by Google

fons hatte den Glauben und die Hoffnung verloren, und mit dem vergeblichen Bemühen, ihn zu erwecken, veranlaßte der Erzbischof die katholischen Könige zu noch stärkern Anstrengungen. Der Herzog von Villahermosa setzte sich in Madrid, mit einem Heerhaufen, der stark genug, um den Erzbischöflichen alles Streifen zu verwehren; den Stiftsinsassen wurde bei schwerer Strafe untersagt, dem Prälaten das Geringste von seinen Einkünften verabfolgen zu lassen, bei dem heiligen Stuhle die Ernennung eines Verwesers für das Erzbisthum beantragt. Solcher Ernst wirkte; zuerst suchte Ferdinand de Alarcon, der Liebling, nach Frankreich zu entkommen, ein Weg, der ihn aber an den Galgen statt in Sicherheit lieferte; dann sah sich auch der Erzbischof genöthigt, durch seinen Abgeordneten, den Archidiakon Tello de Buendia, Gnade suchen zu lassen. Sie wurde ihm nicht verweigert, nur mußte er, als Pfand künftiger Treue, alle seine Festungen ausliefern (1478). Der Welt überdrüssig und durch schwere Schulden geplagt, denn für die steten Kriege und die vielen alchymistischen Versuche waren selbst des Erzbisthums unermeßliche Einkünfte zu gering, verschloß sich Alfons in dem von ihm gestifteten Minoritenkloster St. Diego zu Alcala de Henares. Er starb daselbst den 1. Jun. 1482 (so heißt es in der Grabschrift, anderwärts wol 1. Jul.), und wurde in dem Presbyterium der Klosterkirche auf der Seite des Evangeliums beigesetzt. Aber nicht nur dieses Kloster, sondern auch die Stiftskirche in Alcala hat Alfons gegründet, bei letzterer auch einige Kanonikate gestiftet. Im J. 1473 hielt er zu Aranda ein Provincial-Concilium, dessen 29 Kanones am 5. Dec. desselben Jahres bekannt gemacht wurden, dann zu Alcala die berühmte Congregation in Betreff des Pater Osma, Professors der Theologie zu Salamanca. Des Osma Sätze gegen Beichte, Contrition, Indulgenzen, Gewalt des Papstes und der Kirche, wurden von der Congregation, zu der sich 52 Doctoren der Theologie oder Kanonisten eingefunden hatten, verdammt. Seltene Fähigkeiten, und noch seltenere Charakterfestigkeit wußte der Erzbischof, ein Sklave stürmischer Leidenschaften, mehrentheils nur zum Schaden seines Vaterlandes zu verwenden, das jedoch niemals vergessen sollte, daß die Vereinigung von Castilien und Aragonien zunächst durch ihn herbeigeführt wurde. Nicht gar ängstlich in seinen Sitten, hinterließ Alfons zwei natürliche Söhne, von denen bereits die Rede gewesen. Der ältere, Troilo Carrillo, stritt in dem Treffen bei Olmedo, an der Spitze einer Reiterschar von 350 Mann für die Verbündeten, und fand späterhin in dem Minoritenkloster zu Alcala, an des Vaters Seite, seine Ruhestätte. Aus einleuchtenden Gründen ließ jedoch der Cardinal Ximenez der Leiche eine andere Stelle anweisen. Troilo's Gemahlin, Johanna de Peralta, war des berühmten Connetable von Navarra, des Peter de Peralta, einzige Tochter und Erbin, und er hatte von ihr den Alfons de Peralta, der als Graf von Santistevan geraume Zeit das Amt eines Connetable von Navarra bekleidete, bis der König Johann von Albret ihn desselben zu Gunsten des Grafen von Lerin entsetzte. Castilianer von Geburt, scheint Alfons dem katholischen Könige in der Eroberung von Navarra wichtige Dienste geleistet zu haben, und er wurde dafür mit dem Marschallamte von Navarra, welches von Peter Navarro verwirkt worden, dann 1512 mit dem Titel eines Marquez von Falces, in der Merindad von Olite, belohnt. Aus seiner Ehe mit Anna de Velasco hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft, die Falces und Santistevan bis in das 17. Jahrh. besaß, dann wurden beide Herrschaften durch des Generalcapitains von Galicien des Gaston de Peralta einzige Tochter und Erbin Johanna in das Haus Croy (s. d. Art.) getragen.

Des Lopo Vazquez de Acuña, des ersten Herrn von Buendia, zweiter Sohn, Gomez Carrillo de Acuña, besaß Caracena, Mandayona und Jadraque. Ein Abkömmling von ihm, im fünften Grade, Ludwig Carrillo de Toledo, ließ Caracena zu einem Marquezado, Pinto zu einer Grafschaft erheben, und starb den 2. Febr. 1626, mit Hinterlassung von zwei Töchtern, von denen die ältere, Anna Carrillo de Toledo, sowol Caracena als Pinto in das Haus Benavides trug, durch ihre Vermählung mit Ludwig, dem vierten Marquez von Fromista. Gomez Carrillo de Acuña hatte aber außer dem Sohne Alfons Carrillo, der ihm in Caracena succedirte, auch noch einen jüngern Sohn, Peter de Acuña, der mit Eleonora de Zuniga vrrheirathet war, und ein Vater von fünf Kindern wurde. Ein Sohn, Diego de Acuña, zugenannt el gran Cortesano, blieb unvrrheirathet; ein anderer, und zwar der älteste, Peter de Acuña, lebte in kinderloser Ehe mit Philippa de Castro. Der jüngste endlich, Ferdinand de Acuña, Ritter des Ordens von Alrantara, ist weniger bekannt durch seine Kriegsdienste untre Karl's V. Fahnen, als durch seine poetischen Versuche. Sein erstes Werk war eine Übertragung, in castilianische Verse, von des *Olivier* de la Marche Chevalier délibéré (el Cavallero determinado), dem er ein ganzes Buch von seiner eigenen Arbeit beigefügt. Es fand diese Übersetzung (Antwerpen 1555, mit Abbildungen; selten) insbesondree des Kaisers Beifall. Ferdinand dichtete auch, im italienischen Sylbenmaße, Sonette, Stanzen und Hirtengedichte, und in allen findet sich die einfache Natürlichkeit des Gedankens durch die Zierlichkeit des Ausdruckes grhoben. Namentlich ist das Hirtengedicht Siloano reich an schönen Gedanken, und zugleich ein anmuthiges Bild des Landlebens. Nicht mindern Beifall fand die von Acuña gegebene Übersetzung des Ovid, insbesondere die Darstellung drs Kampfes zwischen Ajax und Ulysses, um Achill's Waffen; diese Darstellung wurde um so mehr bewundert, weil sie in eilfsylbigen Versen, und folglich in einem Sylbenmaße, welches die Spanier, nach dem Genius ihrer Sprache, für das schwierigste hielten. Endlich hatte Acuña auch angefangen, eine Übersetzung von des Boyardo Gedichte, Orlando innamorato zu bearbeiten, und wurden die vier von ihm beigefügten Gesänge als des Originals vollkommen würdig befunden. Nach dem Tode des sechsten Grafen von Buendia hielt sich Ferdinand, als nächster Agnat, zu dessen Succession berufen; sie wurde ihm aber von des verstorbenen Grafen Schwester bestritten. Es kam zum Proreß, in dessen Verlaufe Ferdinand genöthigt wurde, eine Reise nach Granada zu unternehmen

Digitized by Google

und hier fand er, bevor noch ein Urtheil von der königlichen Kanzlei erfolgen konnte, den Tod (1580). Er hinterließ keine Kinder aus seiner Ehe mit Johanna de Zuniga, sondern nur zwei Schwestern, von denen Katharina an Raimund von Taxis, Anna an Peter Fernandez de Villaroes, den Herrn von Villavindas, verheirathet war. Des Dichters Cavalero determinado erschien im J. 1573 zu Salamanca, in neuer Auflage, mit Abänderungen und Zusätzen, die das Original keineswegs entstellen. Nach seinem Tode wurden seine verschiedenen Dichtungen gesammelt und herausgegeben unter dem Titel: Varias poesias. (Salamanca 1591. 4.) Garcillasso de la Vega schätzte Acuña's Talent, und liebte ihn als seinen Freund. — Peter de Acuña y Albornoz, des ersten Herrn von Buendia ersigeborner Sohn, spielte eine nicht unbedeutende Rolle an dem Hofe Königs Johann II., sodaß er es unternehmen konnte, den in Ungnade gefallenen Connetable de Luna an denselben zurückzuführen (1441). Seine Umtriebe wurden jedoch entdeckt und mit kurzer Gefangenschaft in der Feste Dueñas, zwischen Valladolid und Palencia, bestraft. Später wurde die nämliche Feste Peter's Eigenthum, und sie hatte die Ehre, in ihren Mauern den Prinzen Ferdinand zu beherbergen, als dieser im J. 1474 die burgundische Gesandtschaft empfangen wollte. Peter fühlte sich durch die seinem Hause angethane Ehre ungemein geschmeichelt, wurde aber um so ungehaltener, als er vernahm, daß er sie einzig der Sparsamkeit des Amirante verdanke. Dieser hatte nämlich den Aufwand gescheuet, der erfoderlich, um neben des Prinzen Hofhaltung auch noch die fremde Gesandtschaft in Medina de Rioseco zu bewirthen. Peter ließ sich indessen besänftigen, nachdem Buendia im J. 1475 zu einer Grafschaft erhoben worden. Mit Agnes de Herrera, der Erbin von Ampudia, südwestlich von Palencia, erzeugte er die Söhne Lopo Vazquez, Peter, der Komthur von Malagon, in dem Orden von Calatrava, Alfons, den Erzbischof von Pamplona, Ferdinand und Ludwig. Ferdinand de Acuña, ein mannhafter Ritter, standhaft und fromm, wurde von den katholischen Königen ausersehen, um in Galicien, dem Lande, welches am meisten durch den langen Bürgerkrieg gelitten hatte, der bisherigen Gesetzlosigkeit eine Ende zu machen (1481). Er begann seine Wirksamkeit mit Abhaltung eines Landtages zu St. Jago, fand aber die Versammlung dermaßen eingeschüchtert durch die kleinen Tyrannen und die großen Räuberbanden, welche mit gleicher Frechheit die Provinz mishandelten, daß kaum eine Klage laut werden wollte. Indessen ließ sich Ferdinand durch dergleichen Zeichen nicht irren, und strenge Untersuchung wurde auf allen Punkten gegen die Zwingherren und Übelthäter eingeleitet. Zwei der größten Verbrecher, der Marschall Peter Pardo und Peter de Miranda, mußten mit dem Tode büßen, ungeachtet der großen Summen, die man für ihe Leben geboten, und diese Strenge wirkte so heilsam, daß mehr als 1500 Menschen, die sich einer Schuld bewußt, von selbst das Königreich verließen. Ermuntert durch diese ersten Erfolge, ließ Acuña in gar kurzer Zeit nicht weniger, als 46 Raubschlösser schleifen; Kirchen und Klöster, auch andere Eigenthümer, wurden in ihre Rechte wieder eingesetzt, die Einkünfte der Krone regelmäßig und ohne Bedrückung erhoben; die erlöste Provinz konnte sich einem Menschen vergleichen, der aus langer, todesähnlicher Schlafsucht erwachend, seines Lebens wieder froh werden darf. Ferdinand's ältester Bruder, Lopo Vazquez, succedirte dem Vater als zweiter Graf von Buendia, hatte jedoch durch den Aufstand der Gemeinheiten vieles zu leiden; die Bürger von Dueñas empörten sich gegen seine Herrschaft, und sein unruhiger Vetter Anton, der Bischof von Zamora [1]), nahm Ampudia weg.

1) Anton de Acuña y Osserio, den wir in diese Note verweisen müssen, da es uns unmöglich ist, ihm seine rechte Stelle anzuweisen. Anton hatte sich der Kirche gewidmet, ging, um zu schnellerm Fortkommen zu gelangen, nach Rom, und ließ sich dort zu dem erledigten Bisthume Zamora ernennen. Er hatte kaum von demselben Besitz genommen, so erschien der Alcayde Ranquillo, abgesendet von dem Regentschaftsrathe, um einen Bischof auszuweisen, der ohne der Königin Zuthun ernannt worden (1507). Den Bischof kümmerte das wenig, er war eben beschäftigt, den Marquez von Villena für König Ferdinand's Dienst zu gewinnen, mithin eines mächtigen Schutzes versichert, er hatte aber für sich bereits Kriegsvölker versammelt, und ohne sich lange zu besinnen, ließ er den Alcayde greifen und nach der Feste Fermoselle in Verwahrung bringen. Solche Gewaltthat zu bestrafen, rüsteten sich die Stadt Salamanca und der Herzog von Alba, aber bevor ihre Rüstungen beendigt, übernahm König Ferdinand, Namens seiner Tochter, die Regierung von Castilien und Anton wurde nicht nur als Bischof von Zamora anerkannt, sondern ging auch noch in dem nämlichen Jahre in des Königs Auftrage nach Italien, um dem Papste wegen der Einnahme von Bologna Glück zu wünschen. Im J. 1512 hatte er eine Gesandtschaft von höherer Bedeutung zu verrichten; im Auftrage des Papstes und des Königs Ferdinand sollte er den König von Navarra, Johann von Albret, dem Bündnisse mit Frankreich entziehen. Seine Reise über das Gebirge fiel aber mit dem Marsche einer französischen Armee, die dem Könige von Navarra zur Unterstützung anrückte, zusammen; dabei hatte er es versäumt, sich mit den nöthigen Geleitsbriefen zu versehen. Ohne Umstände wurde er von den Bearnern angehalten und dem französischen Heerführer überliefert. Dieser, der Herzog von Longueville, setzte ihn auf Lösegeld, und da Anton nicht sogleich bezahlen konnte, mußte er zwei Neffen als Geiseln zurücklassen, für seine Person aber die Rückreise über die Pyrenäen antreten. Zu Hause machte ihm der Einfluß, den der Graf von Alba de Aliste (unweit des Duero an der Grenze von Portugal) hergebrachter Weise in Zamora übte, nicht weniger Verdruß, und es ist kaum zu bezweifeln, daß dieser Verdruß den stolzen und ehrgeizigen Prälaten in die Reihen der Gemeinheit führte. In Zamora selbst fortwährend durch den Grafen bewacht, eilte er nach Tordesillas, sich der heiligen Junta anzuschließen, und ihr eine Verstärkung von 900 Mann zuzuführen, darunter waren 400 Geistliche, die sich auf den Ruf ihres Bischofs bewaffnet und 500 Soldaten von der Leibwache, die um ihn ihre Pflicht vergessen hatten. Die Junta lieh ihm nach einige andere Truppen und Geschütze, und eilig kehrte Anton an ihrer Spitze nach Zamora zurück, wo der Graf von Alba de Aliste jedoch seine Ankunft nicht erwarten wollte. Zamora trat der Junta bei und Stadt und Stift mußten sich gleich sehr anstrengen, um für ihren Bischof eine angemessene Streitmacht aufzubringen. Willig brachten sie ihre Opfer dar, denn der sechzigjährige Prälat gab allen ein Beispiel von Selbstverläugnung, Thätigkeit und kriegerischem Muthe. Auf diese Weise konnte er zuletzt eine Schar von 5000 Mann in das Feld führen, worunter 70 Lanzen und 1000 Fußgänger, die ihm besonders angehörten. Diese bedeutende Macht und des Anführers noch bedeutendere Persönlichkeit hätte die Junta bestimmen sollen, ihm den Oberbefehl des gesammten Heeres anzuvertrauen, der Versammlung erste Wahl fiel aber auf Pedro Giron, und nachmals auf Juan de Padilla, welchem letztern doch

In dem Majorat folgten ihm nach einander seine drei Söhne: der jüngste, Friedrich, hatte in seiner Ehe mit Maria de Acuña, der Tochter und Erbin von Peter, dem Herrn von Azannon, zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn Johann de Acuña, sechster Graf von Buendia, lebte in kinderloser Ehe mit Franziska de Cordova; die Tochter, Maria, wurde an Johann de Padilla y Manrique, den Herrn des Hauses Padilla, Coruña und Caltannazor, verheirathet, und folgte dem Bruder als siebente Gräfin von Buendia, Dueñas und Ampudia (s. die Art. Lara-Manrique, Lerma und Medina-Celi). Das Allod Valle de Cerrato (so heißt ein ziemlich ausgedehntes Thal auf dem linken Ufer der Pisuerga, östlich von Palencia und Dueñas) hingegen vermacht der sechste Graf von Buendia seinem natürlichen Sohne, Johann de Acuña, den König Philipp III. im J. 1612 zum Marquez de Valle de Cerrato ernannte, auch mit dem Amte eines Großnotars von Leon, endlich

der Bischof und Gonzalo de Guzman als Rathgeber zur Seite gestellt waren. Anton ertrug den wiederholten Irrthum mit einer Ruhe, die von einem Manne seines Gepräges nur das Ergebniß gewaltiger Überzeugung oder gewaltigen Hasses sein konnte, und war fortwährend beflissen, der gemeinen Sache zu dienen. Er nahm Ampudia trotz des mannhaften Widerstandes, drang dann bis in die Nähe von Burgos vor, in der Hoffnung dort eine neue Empörung zu beleben, und plünderte, als er genöthigt, den Rückweg nach Valladolid anzutreten. Fuentes aus. In dem Lager bei Villabrarima empfing er den Besuch des Präsidenten der Kanzlei von Valladolid, der die gefährliche Sendung übernommen hatte, ihm die unausbleiblichen Folgen der Empörung darzustellen, und damit endigte, daß er in des Kaisers Namen die Rebellen die Waffen niederlegen hieß. Anton, überzeugt, daß er schon zu viel gethan habe, um je Begnadigung hoffen zu können, gab eine trotzige Antwort und legte auf der Straße nach Medina de Riosecco einen Hinterhalt, dem der Präsident nur mit der äußersten Anstrengung entgehen konnte. Bei dem Angriffe der Kaiserlichen auf Tordesillas war des Bischofs geistliche Schar die einzige, welche einen regelmäßigen und hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Einer dieser Priester tödtete nicht weniger als eilf Feinde, so oft er anlegte, gab er den Bedrohten den Segen, wozu das Kreuz mit dem tödtlichen Geschosse selbst gemacht wurde. Während die Macht der Rebellen sichtlich im Abnehmen begriffen, zeigte sich der Bischof von Zamora täglich furchtbarer durch wilde Räubereien oder durch Unternehmungen, die eines vollendeten Feldherrn würdig, und zu gleicher Zeit waren seine Boten auf allen Punkten des Reiches thätig, um neue Bewegungen hervorzurufen. Mitten in solchem Getümmel war er jedoch für Anfoderungen persönlichen Ehrgeizes keineswegs unzugänglich. Der Tod Wilhelm's von Croy zeigte ihm die Möglichkeit, das reiche Erzbisthum Toledo, sei es als Erzbischof, sei es als Verweser, zu besitzen, und diese Aussicht, nicht aber die Noth der von dem Prior der Johanniter, von Alvaro de Zuniga (nicht Anton de Toledo, wie ihn die Biogr. univ. nennt) hart bedrängten Toledaner führte ihn in ihre Mauern. Als Einleitung zu seinem Vorhaben sollte ihm eine glorreiche Waffenthat, der Entsatz von Ocaña, dienen, allein der Bischof holte sich statt ihrer am grünen Donnerstage 1521 eine schwere Niederlage. Er entkam nach Toledo, und seine Heimkehr, so verschieden sie von dem Ausgange, wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt auf seine zahlreichen Anhänger. Sie führten ihn nach dem Dom, wo man eben die Tenebrae hielt (Charfreitag), riefen ihn daselbst zum Erzbischofe aus und nahmen eine tumultuarische Inthronisation vor, unter solchem Geschrei und Lärm, daß Domherren und Präbendaten ihre Andacht einstellten und die Flucht nahmen, wie es eben möglich. Am Ostertage zog Anton, der sich wenigstens als den Verweser des Erzstiftes ansah, mit 2000 Mann über Pepes und die Höhen von Magan (halbwegs Aranjuez aber im Norden des Tajo) nach dem Castell d'el Aguila, wo er aber mit Verlust abgewiesen wurde. Am 28. April ließ er die Domherren zu sich rufen, nachdem sie vorher durch einen neuen Tumult, Besetzung der Kirchenthüren und Verhaftung des Secretarius des Capitels in Schrecken gesetzt worden. Er hoffte sie durch Drohungen dahin zu bringen, daß sie ihn zum Erzbischofe wählten, sie widerstanden aber und mußten darum bis zum Abende des andern Tages eingespeert bleiben, sodaß im Dom aller Gottesdienst aufhörte. An diesem Abende langte aber die Nachricht von des Padilla Niederlage und Hinrichtung (23—24. April) an, und schnell entließ Anton seine Gefangenen, um sich von Stunde an zum Abzuge zu rüsten. Die zusammengeraubten Schätze wurden verpackt und nach verschiedenen Richtungen hin versendet. Beruhigt in Ansehung ihrer, verließ auch der Bischof am Sonntage nach Christi Himmelfahrt die Stadt, die ihn so lange beherbergt hatte, des Willens nach Frankreich zu flüchten. Villa mediana, eine Meile von Logroño, hatte er erreicht, da wurde er von dem Alferez Perote erkannt, angehalten und nach Navarrete gebracht; hier hielt ihn der Herzog von Najera gefangen, bis ein kaiserlicher Befehl ihm das Schloß von Simancas zum Gefängnisse anwies. In Simancas wurde er mit vielen Rücksichten behandelt, doch langweilte ihn die Gefangenschaft und vielleicht noch mehr die beständige Gegenwart des Alcayde, der, wenn er den Gefangenen ja für einen Augenblick verließ, sich wenigstens durch seinen Sohn vertreten ließ. Einst war der Alcayde nach Hause gegangen, um zu Mittag zu essen, das benutzte Anton, um an die Stelle des Breviers, das er stets in einer leinenen Tasche am Arme trug, einen Ziegelstein von gleicher Form und Größe zu legen. Der Alcayde kam zurück und es entspann sich ein Gespräch, in welches sich dieser gar sehr vertiefte. In dem Augenblicke der höchsten Spannung thut Anton einen herzhaften Griff in das vor ihm stehende Kohlenbecken; die glühende Asche, die er gefaßt, warf er dem Alcayde in die Augen, und zugleich versetzte er dem Geblendeten mit seiner Brevierlasche einige gewaltige Schläge, die ihm den Kopf zerschmetterten. Sterbend sank der Alcayde zu Boden, aber sein Hilfegeschrei setzte das ganze Schloß in Bewegung. Anton hatte das Schloßthor noch nicht erreicht und schon war ihm der Sohn des Alcayde mit einigen Knechten nahe. Während er sich bemühte das verschlossene Thor zu zersprengen, erreichten ihn die Rächer; mit einer mächtigen Lanze, deren er sich bemeistert, setzte er sich zur Wehre, bis er der Übermacht erlag. Er wurde gefesselt, der Hergang aber an den Kaiser berichtet; statt der Antwort erschien der Großprofos Ronquillo, abgeschickt, wie es heißt, um den begangenen Mordmord zu untersuchen. Statt dessen ließ Ronquillo den Mörder an einer Zinne aufhängen, oder nach einem andern Berichte vorher enthaupten (1526), und soll Karl V. über sein rasches Verfahren sehr ungehalten gewesen sein, obgleich eine päpstliche Bulle vom 27. März 1525 den Monarchen ermächtigt hatte, über das Verbrechen des Bischofs von Zamora, sowie anderer in die Rebellion verwickelten Geistlichen und Mönche, zu erkennen. Gonsalo Fernandez de Oviedo versichert hingegen, es habe Ronquillo nur des Kaisers Befehle vollstreckt. Von seinen Feinden selbst hat Anton das Lob großer Sittenreinigkeit empfangen. Den Kunstgriff mit dem steinernen Brevier mag sich Philipp's II. unglücklicher Sohn gemerkt haben, wenn es anders wahr, was Ludwig de Foix dem Geschichtschreiber de Rhou berichtete, daß er von Don Carlos den Auftrag empfangen hatte, ein Buch zu besorgen, das schwer genug, um mit einem Schlage einen Mann zu tödten. „Der Prinz wünsche," so erzählt de Foix, „ein solches Buch zu haben, nachdem er in den Jahrbüchern des Reichs gefunden, daß ein im Gefängnisse schmachtender Bischof einen Ziegelstein, von der Größe seines Breviers, mit Leder überziehen ließ, damit den Kerkermeister erschlug und sich auf diese Weise die Freiheit verschaffte." Ludwig de Foix ist aber, wie wir wissen, ein sehr arger Lügner, und so gut er, jener französische Maurer, Meister Ludwig, der bei dem Baue des Escorial verwendet worden, sich bei de Rhou als Baumeister des Prachtgebäudes einführen konnte, ebenso gut kann er das Mährchen von des Prinzen Don Carlos Brevier erfunden haben.

Digitized by Google

mit der Präsidentschaft des Rathes von Castilien begnadigte. Es ist das des Marchio de Valle, der, nach den Worten der Inschrift, des Erzbischofs Carrillo Monument in der Minoritenkirche zu Alcala errichten ließ. Er hatte in der Ehe mit Angela de Guzman einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn, Diego de Acuña y Guzman, zweiter Marquez von Valle de Cerrato, Herr von Alcantarilla, Großnotar von Leon, hinterließ einzig eine natürliche Tochter, die ihn jedoch beerbte, und sich mit Melchior de Altamira de los Rios verheirathete.

Wir kehren zu dem ältesten Sohne von Vasco III. Martinez de Acuña zurück, zu jenem Martin Vazquez, der in Castilien ein neues Vaterland zu finden wußte. Martin war in erster Ehe mit Theresia, des Alfons Tellez Giron, des Herrn von Frechoso Tochter, in anderer Ehe mit Beatrix, einer Tochter des Infanten Johann von Portugal, verheirathet. Der Beatrix Mutter, Constantia, hatte, als König Heinrich's II. von Castilien natürliche Tochter, Valencia de Campos, in der Provinz Palencia, besessen: dieses Eigenthum vererbte sich auf ihre Tochter und in dem Rechte seiner Gemahlin erhielt Martin Titel und Würde eines Grafen von Valencia. Ein ausgezeichneter Krieger, leistete er den Königen von Castilien und insbesondere dem Infanten Ferdinand, als Regenten, während des Krieges mit Granada die wichtigsten Dienste. Aus seiner ersten Ehe hatte er einen Sohn, den Alfons Tellez Giron, den Herrn von Frechoso und Belmonte, und vier Töchter, aus der andern Ehe die Söhne Peter und Ferdinand de Acuña, dann eine Tochter. Der jüngere Sohn der zweiten Ehe, Ferdinand de Acuña, wurde mit der Herrschaft Pajares abgefunden; sein Enkel Johann de Acuña y Portocarrero, dritter Herr von Pajares, Statthaltee von Roussillon, erheirathete mit Anna de Roras (st. d. 15. Oct. 1580) die Herrschaft Requena in Neu-Castilien und dieses Urenkel Johann de Acuña, von Pajares sechster, von Requena neunter Herr, Comthur von Pozuelo, in dem Orden von Calatrava, wurde am 12. Nov. 1626 zum Vizconde von Requena, am 30. Sept. 1627 zum Vizconde von Barrio, später zum Grafen von Requena ernannt, und starb den 7. Jun. 1631. Sein älteree Sohn, der zweite Graf von Requena, starb unverehlicht, dee jüngere, Diego Fernando de Acuña Roras Vela y Carrillo, dritter Graf von Requena, achter Herr von Pajares, vermählte sich den 6. Mai 1668 mit Casparina Maria de Fonseca y Medrano, dee dritten Marqueza von la Lapilla. Des ersten Herrn von Pajares älterer vollbürtiger Bruder, Peter de Acuña y Portugal, succedirte in der Grafschaft Valencia, und hinterließ sie seinem einzigen Sohne Johann, der im J. 1465 von König Heinrich IV. die Würde eines Herzogs von Valencia, sammt der Grafschaft Pravia und Gijon in Asturien erhielt; schon vorher war er mächtig genug gewesen, um dem Könige gegen die Aufrührer 100 Lanzen und 200 leichte Reiter zuführen zu können. Seine Anhänglichkeit für den König zog ihm die Feindschaft aller gegen denselben verbündeten Großen zu. Insbesondere machten die Grafen von Benavente und Luna, während des Waffenstillstandes im J. 1466 den Versuch, ihn zu Valencia selbst aufzuheben; die Stadt wurde erstiegen, der Herzog entkam aber nach dem Castel, und die wortbrüchigen Feinde mußten abziehen. Zuletzt wurde ihm seine Anhänglichkeit für Heinrich IV. doch verderblich: er glaubte sie nämlich für des Königs unglückliche Tochter nicht minder bewahren zu müssen und begünstigte darum der Portugiesen Einfall in Castilien. Darüber gerieth er in Wortwechsel mit seinem Schwager, mit Johann de Robles, der ihn auf der Burg zu Valencia heimgesucht hatte, sie standen auf einer hohen Zinne, da ergriff Robles unversehens den Herzog und stürzte ihn hinab in die Tiefe. Er war auf dee Stelle des Todes (1475). Von den drei Söhnen seinee Ehe mit Theresia Henriquez, einer Tochter des Grafen Alfons von Alba de Aliste, erhielt der jüngste, Alfons Henriquez de Acuña, die Herrschaft Alcoëtas, der mittlere, Martin de Acuña Henriquez, die Herrschaft Matadion, der älteste, Heinrich de Acuña y Portugal, succedirte als vierter Graf von Valencia, den Herzogstitel hatte er nämlich aufgegeben. Ein Grenzstreit, vielleicht auch erblicher Haß, verwickelte ihn in Fehde mit dem Grafen von Luna, und das ganze Königreich Leon wurde durch diese Fehde zerrüttet, bis die katholischen Könige den Connétable und den Amirante gegen die Ruhestörer aussendeten. Beide wurden gefangen gesetzt, mußten ihren Streit durch die Gerichte entscheiden lassen, und dann noch den Bruch des Landfriedens durch eine Geldstrafe büßen (1481). Hierauf erst wurden sie freigegeben. In dem Kriege der Gemeinheit führte der Graf von Valencia dem königlichen Heere 1000 Fußgänger zu. Seine einzige Tochter, Aloysia de Acuña y Portugal trug die Grafschaft in das Haus Manrique, durch ihre Vermählung mit dem dritten Herzoge von Najera (s. d. Art.).

Des ersten Grafen von Valencia Sohn erster Ehe führte nicht den väterlichen Namen Acuña, sondeen als Erbe der mütterlichen Herrschaft Frechoso den mütterlichen Namen Giron. Alfons Tellez Giron, so hieß demnach dieser Sohn, wurde in seiner Ehe mit Maria, des Herrn von Belmonte, des Johann Fernandez Pacheco [2]), Tochter,

2) Die Pacheco sind ein altes, in Portugal einheimisches Geschlecht. Als der eigentliche Stammvater wird angesehen Ferdinand Geremias, der in der Ehe mit Majora Soarez der Vater von Pajo Fernandez, der Großvater von Peter Paez geworden. Dieses und der Theresia Ramirez Sohn, Roderich Perez de Ferreyra, war mit Theresia Perez de Cambra verheirathet, und hatte von ihr den Ferdinand Roiz Pacheco de Ferreyra, der im J. 1246 mit großem Muthe Celorico für König Sancho II. gegen dessen Bruder vertheidigte und mit Constantia Alonso de Cambra verheirathet war. Er wurde der Vater von Johann Fernandez Pacheco de Ferreyra, Gemahlin Stephania Lopez, und der Großvater von Lopo Fernandez Pacheco, der als portugiesischer Bevollmächtigter den Waffenstillstand von Merida (1337) unterhandelte, seinem Könige in die glorreiche Schlacht von Rio Salado (1340) folgte und die freudige Siegesbotschaft nach Rom trug. Lopo war in erster Ehe mit Maria Gomez Taveyra, in anderer Ehe mit Brasila Sanchez de Villalobos verheirathet. Aus der ersten Ehe kam eine Tochter Violanta, die wir als die Hausfrau von Martin Vazquez de Acuña, als die Mutter von Vasco III., kennen gelernt haben, dann ein Sohn, Diego Lopez Pacheco, Herr von Ferreyra, Davez, Penella ꝛc. Einer der Lieblinge von König Alfons IV. von Portugal war Diego bei dem Morde der Inés

ein Vater von zwei Söhnen. Den jüngern, den Peter Giron, haben wir unter dem Art. Calatrava, seine Nachkommen unter dem Art. Offuña abgehandelt. Der ältere, Johann Pacheco, denn er hatte den mütterlichen Namen angenommen, geb. 1410, kam als Page an den Hof des Prinzen Heinrich, und fand es nicht gar schwierig, über den schwachen Gebieter die Herrschaft zu erlangen. Er war noch Page, als er zum ersten Male den Prinzen bewog den Hof zu verlassen, und sich gegen den Willen seines königlichen Vaters nach Segovia zu begeben (1440). Mit der nämlichen Leichtigkeit wußte er aber auch den Prinzen umzustimmen, als dieser im Bunde mit dem Könige von Navarra und mehren Großen den König in Madrigal oder Tordesillas gefangen hielt (1443). Urplötzlich verließ der Prinz, weil es sein Liebling so wollte, unter dem Vorwande einer Jagd, die Stadt Tordesillas, um sich von Segovia aus mit dem Connétable von Luna zu verständigen und die Mittel zu Befreiung des Königs zu verabreden. Gleichwie aber der Prinz nur unter der Bedingung, daß ihm Jaën, Caceres, Ciudad Rodrigo und Logroño überlassen würden, sich für den Vater bewaffnen wollte, so mußten dem Lieblinge Villanueva de Barcarotta, Salvatierra und Salvaleon zugesagt werden. Des Prinzen Annäherung mit einem Heere verschaffte dem Vater Gelegenheit der Haft zu entrinnen, die Verbündeten erlitten bei Olmedo eine gänzliche Niederlage, aber König Johann II. zeigte keine Lust, den mit seinem Sohne eingegangenen unanständigen Vertrag zu erfüllen. Pacheco, ungehalten, seine Dienste und den an der Schlacht bei Olmedo genommenen Antheil unbelohnt zu sehen, vermochte den Prinzen noch einmal aufzusitzen, und sich nach Segovia zu wenden. Von hier aus unterhandelten die Ausreißer und belehrt durch die nächste Vergangenheit eilte der König den Prinzen zu befriedigen, während Pacheco mit einer der bedeutendsten Besitzungen im Reiche, mit dem Marquezado Villena, an den Grenzen von Valencia und bald darauf auch noch mit Barcarotta, Salvatierra, Salvaleon und Medellin beschenkt wurde (1445). Die nochmals zwischen Vater und Sohn ausbrechende Zwistigkeit mußte Pacheco in des Sohnes, gleichwie der Connétable in des Vaters Namen abthun; ihr Spruch wurde, nachdem sie sich vier andere Männer beigesellt, am 11. Mai 1446 verkündigt. Zu gleicher Zeit hatten aber die beiden Lieblinge sich drei ganzer Tage lang um ihres Privatinteresses willen gestritten, mit gesteigertem Hasse schieden sie von einander, um von Stunde an sich auf Tod und Leben, doch nur in finstern Ränken, zu befehden. Mehrmals schien der Sieg dem Connétable zu lächeln, zumal als Peter de Portocarrero, der nachmalige Graf von Medellin, dem Prinzen hinterbrachte, daß Villena zu seinem Verderben geheime Ränke schmiede. Der Angeklagte, auch durch andere Zeugnisse belastet, sollte in Verhaft genommen werden, verschanzte sich aber auf dem Domhofe zu Segovia, und erfüllte durch seine Reisige die ganze Stadt mit Unruhe und Schrecken. Endlich wurde ihm sicheres Geleite bewilligt, um nach einer seiner Besitzungen, nach Turuegano, zu gehen, das er aber vielmehr benutzte, um seinen Bruder in Toledo aufzusuchen (1450). Von hier aus fand er bald Gelegenheit sich zu rechtfertigen; schon im nächsten Jahre empfing er in Villena selbst des Prinzen Besuch und im J. 1453 wurde des Marquez Triumph durch Alvars de Luna Hinrichtung vervollständigt. Der König überlebte den treuen Diener nicht lange und die ungetheilte Herrschaft von Castilien schien demnach dem Günstlinge Heinrich's IV. beschieden. In den ersten Augenblicken wußte er sie mit Geschick und Klugheit zu üben, und es bildete sich ein Zustand, der einem regelmäßigen Regimente ziemlich ähnlich. Aber Kraft und Muth konnte Pacheco dem kindi-

---

de Castro mit Rath und That behülflich; darum ermahnte ihn der sterbende König nach Castilien zu flüchten und er rettete in Befolgung dieses Rathes sein Leben, während seine Mitschuldigen den grausamsten Tod erleiden mußten. Obgleich von König Heinrich II. von Castilien mit der Würde eines Rico hombre und Groß-Notar bekleidet, konnte er doch die Sehnsucht nach dem Vaterlande nicht unterdrücken; er kehrte zu König Johann's I. Zeiten nach Portugal zurück und vertheidigte im J. 1384, von seinen Söhnen unterstützt, doch nicht eben glücklich, die Grenzfestung Almeida gegen die Castilianer. Seine Hausfrau, Johanna Vasquez de Perreyra, hatte ihm drei Söhne, Johann Fernandez, Lopa Fernandez und Ferdinand Lopez geboren. Ferdinand Lopez hinterließ eine einzige Tochter, Agnes, die an Stephan Soarez de Melo verheirathet wurde. Johann Fernandez Pacheco erwarb sich großen Ruhm in dem Kriege mit Castilien, was jedoch den König Johann I. nicht bewegen konnte, für ihn eine Ausnahme in dem allgemeinen System der Staatsverwaltung zu machen. Er mußte seine Herrschaft, die nachmalige Correiçäa Pinhel in Beira, gegen eine Entschädigung von 8600 doppelten Gold-Maravedis, gleichwie sein Bruder Lopo um 1500 Gold-Maravedis die Herrschaft Monson abtreten. Voll des Verdrusses hierüber zogen Johann und Lopo Fernandez mit ihren Vettern den Acuña nach Castilien, wo Johann von König Heinrich III. die Herrschaft Belmonte in der Provinz Cuenca, nordöstlich von Tolaso, erhielt. Er war mit Agnes, einer Tochter von Gonsalvo Tellez de Meneses, dem Grafen von Reyva verheirathet und hatte von ihr die einzige Tochter Maria, welche durch ihre Heirath mit Alfons Tellez Giron die Herrschaft Belmonte, sowie der Pacheco Namen und Wappen in das Haus Acuña trug. Lopo Fernandez, der an Isabella Alonso Baliente, eine Tochter von Martin, dem Herrn des Majorats von la Povoa, verheirathet war, und schon mit dem Vater nach Castilien gezogen war, hinterließ einen Sohn Stephan, dem König Heinrich II. von Castilien im J. 1369 die Herrschaft Cerralvo verlieh und der in der Ehe mit Johann Ruiz de las Varillas den Sohn Johann erzeugte. Dieses Johann Sohn, Stephan, dritter Herr von Cerralvo, war mit Agnes de Monray verheirathet, hatte aber nur eine Tochter Maria, die an Alvaro Perez Osforia verheirathet, und durch welche Cerralvo und der Name Pacheco an die Osforia gekommen sind. Eine Seitenlinie der Pacheco von Cerralvo bestand aber noch längere Zeit und scheint derselben anzugehören Don Agustin Pacheco, General de bataglia, Gouverneur und Großamtmann von Dendermonde, dessen Witwe Maria Isabella des Marez, am 4. Dec. 1686 die Grafschaft Geest St. Remi unweit Judoigne in Brabant erkaufte und im J. 1713 das Pacheca-Stift zu Brüssel zu Gunsten armer Fräulein stiftete. Es waren aber auch viele Pacheco in Portugal zurückgeblieben, und diesem Reiche gehört vornehmlich an jener Duarte (Eduard) Pacheco, der als portugiesischer Befehlshaber in Indien in der Vertheidigung von Cochin gegen des Samarins Heer (1505) so romanhafte Thaten verrichtete und dafür bei seiner Rückkehr nach Lissabon unter des Königs Baldachin und zugleich mit ihm nach der Kirche getragen wurde, um dem Höchsten für so unglaubliche Erfolge zu danken. Gleich darauf aber ließ König Emanuel den Triumphator gefangen nehmen und elendiglich im Gefängnisse sterben.

schen, nur mit lüpischen Vergnügungen beschäftigten Könige nicht einimpfen. Der Krieg mit Granada, ohne Noth unternommen, wurde ohne Ehre geführt, nur daß Pacheco sich das den Mohren entrissene Estepona schenken ließ, was den Großen ebenso sehr mißfiel, wie die grenzenlose Herrschaft, die er sich über den König anmaßte. Schneidend äußerte sich dies Mißfallen in dem zu Sevilla im J. 1456 angestellten Turnier, wo der Marquez und der Herzog von Medina Sidonia Platzhalter waren; der Schimpf verwandelte sich in Ernst, mehre Personen wurden getödtet und der König sah sich genöthigt, selbst herabzusteigen in die Bahn, um der Schlägerei ein Ende zu machen. Unter den Großen bildete sich ein mächtiges Bündniß, das sich der Person des Monarchen zu versichern und in dessen Namen zu regieren begehrte. Mit der Unterstützung seines Bruders und seiner Vettern hätte Pacheco leichtlich diesem Bündnisse widerstehen können, allein der König versagte ihm das Großmeisterthum von S. Jago, in der Absicht, damit einen neuen Liebling, den Michael Luc, zu beglücken, und das vergab ihm Villena nicht. Sich zu rächen, den König in Unterwürfigkeit zu erhalten, zu erzwingen, was Heinrich in seiner Schwachheit versagen zu müssen glaubte, zugleich aber der eifersüchtigen Großen sich zu erwehren, erfand Pacheco eine Art von Schaukelsystem, das ihm selbst zwar ersprießlich, doch dem Reiche unsägliches Wehe bereiten mußte. Zuerst benutzte er eine mit dem Hofe von Aragonien zu führende Unterhandlung, um sich für alle Fälle dessen Schutz zu sichern. Am 15. Nov. 1456 legte er in des aragonischen Abgesandten Hände einen förmlichen Treueid ab. Dann ließ er seinen Bruder, den Großmeister von Calatrava, mit dem er stets in einer für beide Brüder gleich vortheilhaften Eintracht lebte, dem Bündnisse der misvergnügten Herren beitreten; auf diese Weise wurde es ihm möglich, des Bundes Thätigkeit nach Wohlgefallen zu lähmen oder zu spornen. Ein so grober Kunstgriff konnte aber selbst den König Heinrich nicht blenden, und der Befehl wurde gegeben den Marquez zu verhaften. Er fand Mittel ihm auszuweichen, mied unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit den Palast, und während der Zeit, daß er für seine Sicherheit sorgte, gelang es ihm zugleich den Zorn des Königs zu entwaffnen. Sein zweideutiges oder vielmehr offenbar verrätherisches Benehmen [3]) in den Friedensunterhandlungen mit Aragonien (1463), nöthigte jedoch den König, ihn von aller Theilnahme an den Staatsangelegenheiten auszuschließen und alsbald trat Pacheco wie der Erzbischof von Toledo, zu der Partei der misvergnügten Herren über; um den Tractat mit ihnen abzuschließen, reisete er unter einer Verkleidung zu den Grafen von Plasencia und von Alba de Tormes. Sein Beginnen, seines Bruders Bewegungen und Umtriebe in Andalusien setzten den König in Schrecken, und in der Hoffnung, auf das Gemüth seines ehematigen Günstlings wirken zu können, ließ Heinrich denselben zu einer Unterredung nach Madrid einladen. Der Marquez gehorchte nicht eher, als bis der Marquez von Santillana und Pedro de Velasco sich ihm als Geisel überliefert hatten, und wußte sodann mit der angebornen Fertigkeit seine Handlungsweise vor dem Monarchen zu rechtfertigen. Einzig aus Furcht vor dem Erzbischofe von Sevilla, der ihn um Ehre, Güter und Leben zu bringen trachte, habe er bei den Gegnern des Königs Sicherheit gesucht, und Heinrich fand sich so gerührt durch diesen Vortrag, daß er versprach den Erzbischof einzusperren und demnach unschädlich zu machen. Der Marquez nahm Abschied, um augenblicklich den Erzbischof von dem ihm zugedachten Schicksale zu unterrichten, und der Bedrohte, kaum noch so eifrig in des Königs Dienste, wurde genöthigt bei dem Grafen von Plasencia Zuflucht zu suchen, während die in Alcala versammelten Empörer den Entschluß faßten, den Infanten Alfons und seine Schwester Isabella aus des Königs Gewahrsam zu entführen, auch den Bertrand de la Cueva zu verhaften. Zu dem Ende zogen der Marquez, die Grafen von Benavente und Prades, der Sohn des Amirante und viele Andere nach Madrid, und es gelang ihnen, die scheinbar unbewaffnet, Einlaß zu erhalten; ihr Vorhaben wurde jedoch ruchbar, der König verschloß sich mit seinen Geschwistern in dem Hauptthurme des Alcazar, die Bürgerschaft bewaffnete sich und die Verschwornen mußten ihr Unternehmen aufgeben. Sie zerstreuten sich, nur Villena hatte die Stirne vor den König zu treten und eine Rechtfertigung zu versuchen, wurde auch mit einem bloßen Verweise entlassen. Empfindlicher mochte ihm fallen, daß jetzt endlich das Großmeisterthum von S. Jago an Bertrand de la Cueva vergeben wurde; der Verdruß darüber scheint ihm den Gedanken erweckt zu haben, in Segovia mit Hilfe der Padilla den König und die Königin aufzuheben. Sie entgingen der beabsichtigten Verrätherei, und Villena, getrennt von seinen Verbündeten und seinen Reisigen, schien der wohlverdienten Strafe verfallen. Statt sie zu verhängen ließ Heinrich den Verbrecher nach dem Kloster von el Parral, so damals noch außerhalb der Stadt gelegen, entkommen, und gleich darauf ließ er sich eine Zusammenkunft, die in dem Kloster S. Pedro de las Dueñas stattfinden sollte, gefallen. Hier hatte Villena Anstalten getroffen, sich der Person des Monarchen zu bemeistern, in schwacher Begleitung nahte Heinrich sich dem Sammelplatze, als treue Unterthanen ihn von den Gefahren unterrichteten, die ihm bereitet; er entkam mit genauer Noth nach Segovia, die Verbündeten aber, in Verzweiflung, daß auch dieser Streich mislungen, stellten zu Burgos eine große Versammlung an, worin offener Widerstand gegen des Königs angebliche Tyrannei und die Anerkenntniß von des Infanten Alfons Successionsrechte beschlossen wurde (29. Sept. 1464). Gleichwol hörte Villena nicht auf mit dem Monarchen zu unterhandeln, und so unwiderstehlich war der von ihm geübte Zauber, daß der so vielfältig in Versuchung geführte König ihm abermals eine Unterredung zu Cabezon bewilligen mußte. Sie endigte mit einem Vergleiche, wonach der König dem Marquez seinen Bruder Alfons überliefern, diesen für seinen Erben und Nachfolger anerkennen lassen,

3) Unter andern nahm er von dem erwählten Schiedsrichter, von dem Könige von Frankreich, eine jährliche Pension von 12,000 Thalern an.

und zugleich den Bertrand de la Cueva bewegen wollte, auf das Großmeisterthum von S. Jago zu verzichten. Die Übergabe des Prinzen erfolgte in Sepulveda um Neujahr 1465 und sogar die Zukunft von Castilien war hiermit in des Marquez Hand gegeben. In seiner Absicht lag es jedoch so wenig, wie irgend früher, eine Entscheidung zwischen den streitenden Parteien herbeizuführen; mit großer Heftigkeit widersetzte er sich darum dem in der Versammlung zu Plasencia vorgebrachten Antrage, den König des Thrones zu entsetzen, und zugleich mußte seine Gemahlin, die staatskluge Maria Portocarrero, dem Hofe folgen und unablässig dem Monarchen zuflüstern: ihm sei ihr Eheherr gänzlich ergeben, und wenn er auch scheinbar sich den Misvergnügten anschließe, so geschehe dieses nur, um ihre Gesinnungen zu erforschen, und hiernach seinem Gebieter die zweckmäßigsten Rathschläge ertheilen zu können. So leicht es ihm hierin geworden, abermals den König zu berücken, so wenig konnte er die Empörer von ihren gewaltsamen Entschlüssen abwendig machen; die Ceremonie der Thronentsetzung wurde wirklich vorgenommen und Villena selbst bestieg die zu dem Ende errichtete Bühne, und nahm der den König vorstellenden Puppe den Scepter aus der Hand. Er glaubte nämlich durch diese Theilnahme an einem frevelhaften Gaukelspiele den ungünstigen Eindruck zu tilgen, den seine verspätete und unvollständige Verwendung für den König in dem Gemüthe seines Oheims, des Erzbischofs von Toledo, zurückgelassen hatte, fand sich aber getäuscht in seinen Berechnungen; eine neue List mußte darum aushelfen. Er stellte sich krank, empfing die Sterbesacramente, und ließ sein Testament aufnehmen, worin er Frau und Kinder dem Erzbischofe empfahl. Dieses scheinbare Zutrauen wirkte, und der Erzbischof ließ sich versöhnen. Eintracht war dem Hause um so nothwendiger, da eben jetzt die Zeit zu reifen schien, um den letzten Schritt für die Feststellung seiner Herrschaft zu wagen. Während Villena Peñafiel die Vermählung seiner ältesten Tochter Maria Pacheco mit Roderich Alfons Pimentel, dem vierten Grafen von Benavente, auf das Prachtvollste beging, hatte er für seinen Bruder eine Heirath von ganz anderer Bedeutung ausgedacht. Durch die glänzendsten Verheißungen wurde der König dahin gebracht, die Hand seiner Schwester Isabella dem Großmeister von Calatrava zuzusagen. Aber Peter Giron fand den Tod, wo er die Braut zu finden gehofft hatte und die endlosen Wirren erwuchsen zu förmlichem Bürgerkriege. Die Stadt Baëza, in der Villena Besatzung hielt, wäre ihm beinahe durch den Connétable de Luc entrissen worden; in Sepulveda wurden seine Leute von den Königlichen überwältigt, die Stadt Palma konnte er wol, keineswegs aber ihr Castell einnehmen, daß also das Waffenglück sich ziemlich ungünstig für ihn erwies. Aber Erfolge von ganz anderer Bedeutung waren seiner Gabe für Unterhandlung beschieden. Von dem Infanten Alfons, der zeither dem Namen nach das Großmeisterthum von S. Jago bekleidete, ließ er sich die Erlaubniß ertheilen, dasselbe für sich zu suchen, dann versammelte er die Dreizehner des Ordens, und diese, so abgeneigt sie ihm großentheils sein mochten, konnten nicht umhin, ihn zum Großmeister zu wählen (1467). Diese Angelegenheit hatte ihn verhindert an dem Treffen von Olmedo Antheil zu nehmen, er ersetzte aber diese Nachlässigkeit durch eine Verstärkung von 1200 Reitern, die er nach dem Treffen dem Infanten zuführte und noch vollständiger durch die Einnahme von Segovia. Einzig durch seine Verführungskunst herbeigeführt war sie ein Ereigniß von unübersehbarer Wichtigkeit, denn hier fiel auch die Infantin Isabella den Empörern in die Hände. An weitern Fortschritten durch des Königs Überlegenheit verhindert, suchte Villena abermals mit ihm zu unterhandeln, vorläufig nur um persönliche Angelegenheiten, und zum Erstaunen für Freund und Feind ertheilte ihm Heinrich IV. selbst nach einigen Conferenzen in der S. Michaelskirche zu Segovia den Orden und das Großmeisterthum von S. Jago (1467). Weniger Gedeihen wollte das ebenfalls in Vorschlag gebrachte Friedensgeschäft finden, ein Waffenstillstand war das Höchste, worüber man sich vereinigen konnte, für den Marquez immer noch vortheilhaft genug; denn ihm mußte der von den Königlichen bisher noch besetzte Alcazar von Segovia überliefert werden. Auf diese Weise von dem Glücke in allen seinen Unternehmungen begünstigt, gleich groß durch die Macht seines Hauses und seines Ordens, mußte eine Verbindung mit ihm selbst Königen wünschenswerth erscheinen. Der König von Aragonien schickte den Connétable von Navarra, den berühmten Peter de Peralta nach Castilien, um für seinen Sohn, den Infanten Ferdinand, die Hand von Beatrix Pacheco, der dritten Tochter des Marquez, zu begehren und um jeden Preis zu erlangen; damit aller Aufschub vermieden werde, war der Gesandte sogar mit einer Vollmacht des Prinzen versehen, um sich in dessen Namen mit der Braut zu verloben. Aber der Marquez, so geschmeichelt er sich durch den Antrag fühlte, hatte doch nicht den Muth auf ihn einzugehen, er fürchtete den Neid, der gnugsam ihn bedrängte, zu steigern, auch den Amirante zu beleidigen, von dem es bekannt, daß er den Infanten Ferdinand, seinen Enkel, mit der Infantin Isabelle zu verheirathen wünsche. Der Tod des Prinzen Alfons, von Vielen dem ihm von dem Marquez gereichten Gifte zugeschrieben, kündigte indessen wesentliche Veränderungen für Castilien an; die nächste war der Vertrag von Cebreros am 19. Sept. 1468, wodurch die verbündeten Herren unter den Gehorsam des Königs zurückkehrten, die Infantin Isabella als Kronerbin anerkannt wurde. Villena ließ sich diesen Vertrag gefallen, in der Hoffnung, es werde durch des Königs Vermittlung stets über die Hand der Kronerbin verfügen können; als diese Hoffnung sich zweifelhaft gestalten, die Vermählung der Infantin mit dem Prinzen von Aragonien immer wahrscheinlicher werden wollte, erwachten in Villena bedeutende Scrupel; ein großer Theil seines ungeheuern Besitzthums war aus den dem Könige von Aragonien entzogenen Domainen erwachsen; es konnte nicht fehlen, daß der Sohn sie bei der ersten günstigen Gelegenheit zurückfodern würde. Sich dagegen zu schützen, beschloß der Gefährdete, um jeden Preis das beabsichtigte Ehebündniß zu hintertreiben. Zu dem Ende hatte er in Villarejo eine Zusammenkunft mit dem Bischofe von Siguenza, der

Digitized by Google

als Stellvertreter seines Bruders, des Marquez von Santillana, erschien, mit dem Erzbischofe von Sevilla und mit dem Grafen von Plasencia, und da sie alle drei hierin mit dem Marquez gleiche Rücksichten zu nehmen hatten, so wurde alsbald beschlossen, daß man die Infantin Isabella an den König von Portugal, die Infantin Johanna, Heinrich's IV. Tochter, an den Prinzen Johann von Portugal verheirathen wolle. Für diese Doppelheirath war des Königs Einwilligung gleich bereit, die Königin aber, die vorläufig mit dem Könige von Portugal eine Zusammenkunft in Ocaña haben sollte, war nimmermehr dahin zu bringen; sie ahnete eine List, die mit ihrer und ihrer Tochter Entführung nach Portugal enden werde. Über der vergeblichen Bemühung, ihren Widerstand zu besiegen, verstrich eine kostbare Zeit und der Erzbischof von Toledo wußte das Zögern zu benutzen, um alles Einspruches ungeachtet die Vermählung der Prinzessin Isabella mit dem Infanten von Aragonien durchzusetzen (25. Oct. 1469). Dafür brachte Villena bei dem Könige von Frankreich eine Verbindung seines Bruders, des Herzogs von Berry, mit der Prinzessin Johanna, die in alle ihre Rechte wieder eingesetzt werden sollte, in Vorschlag; in dem Thale von Lozoya wurde Johanna am 20. Oct. 1470 als die rechtmäßige Kronerbin von Castilien und Leon ausgerufen und sofort mit dem Herzoge von Berry verlobt; allein des Politikers Glück scheint an Zeiten gebunden zu sein, wie jenes des Feldherrn und die launenhafte Macht wollte nach grade müde werden, dem Marquez in allen seinen Unternehmungen zur Seite zu stehen. Der Herzog von Berry entsagte der Braut und Villena war augenblicklich darauf beschränkt, durch Erwerbungen und Familienverbindungen seine persönliche Gewalt noch mehr zu befestigen. Escalona, nordwestlich von Toledo, ließ er sich gegen Auslieferung des Alcazars von Segovia, etwas später auch Sepulveda von dem Könige schenken; die Einwohner von Sepulveda waren aber niemals zu Anerkennung seiner Herrschaft zu bewegen, die auch, nach der Empörung der zu dem Staate von Villena gehörigen Stadt Alcaraz (1471) zu urtheilen, die mildeste nicht gewesen sein mag. Dagegen erwarb sich Villena eine mächtige Stütze durch die Vermählung seiner Tochter Beatriz mit Roderich Ponce de Leon, der in Rücksicht ihrer, von dem Könige mit der Stadt Cadiz als einem Marquezado begnadigt wurde, und in des Schwiegervaters Händen ein treffliches Gegengewicht für den in Andalusien vorherrschenden Herzog von Medina Sidonia werden sollte. Auch für die Prinzessin Johanna wußte Villena abermals einen Bräutigam in der Person eines Neffen des Königs von Aragonien, in dem Infanten Heinrich, auszumitteln, der zu dem Ende alsbald nach Castilien kam; allein nicht nur daß sein Anspruch auf eine große Zahl der von Villena besessenen Güter ebenso dringend als jener des Königs von Aragonien, so beleidigte er auch durch grenzenlosen Stolz den mächtigen Beautwerber, und schließlich von dem König um seine Meinung von jener Heirath befragt, wollte Villena sie unter den gegenwärtigen Umständen durchaus nicht mehr zulässig finden. Die Anhänger der Infantin Isabella, meinte er, seien allzu zahlreich und allzu mächtig, als daß man hoffen könne, ihr in dem Infanten Heinrich einen wirklichen Nebenbuhler entgegenzusetzen. Zweckmäßiger würde es sein, die Prinzessin Johanna an einen auswärtigen, mächtigen König zu verheirathen, vor allem aber müsse, um sich hierzu den Weg zu bahnen, ein Heer aufgebracht werden, welches stark genug sei, den Anhängern Isabellens zu trotzen. Hierzu würden die in dem Alcazar von Segovia aufbewahrten Schätze die Mittel geben; in ganz Castilien kenne er aber nur einen Ritter, dem die Bewahrung dieses Alcazars anvertraut werden könne, und dieser Ritter sei er selbst. Der letzte Punkt schien dem Könige, der vor kurzem erst den Alcazar von Madrid dem Marquez überliefern lassen, doch allzu bedenklich; seiner Unschlüssigkeit zu Hilfe zu kommen, erregte Villena mit Hilfe eines ihm gänzlich ergebenen Schöffen in Segovia einen Aufstand gegen die Neubekehrten. In der dadurch veranlaßten Verwirrung glaubte er sich des Alcazars bemeistern zu können, allein das Unternehmen scheiterte an des Andreas de Cabrera Wachsamkeit, gleichwie auch der zu gleichem Zwecke von dem Marquez in Toledo vorbereitete Aufstand ohne Resultat blieb. Sein Rath, für die Prinzessin Johanna einen König zu freien, hatte jedoch günstigere Aufnahme bei dem Monarchen gefunden, und darauf sich stützend, setzte Villena die niemals gänzlich abgebrochene Unterhandlung mit Portugal um so eifriger fort, während er zugleich auf alle Weise sich bemühte, den königlichen Vater zu einem entscheidenden Schritte zu Gunsten seiner Tochter zu vermögen. Er erhielt den Auftrag, die Infantin Isabella, den Prinzen, ihren Gemahl, und die Cabrera in Segovia aufzuheben, scheiterte aber zu wiederholten Malen an dem eisernen und bedachtsamen Andreas de Cabrera. Dagegen erwirkte er endlich bei dem Könige, daß dieser sich unter dem Vorwande einer Jagdlust nach den Grenzen von Portugal erhob; während Heinrich jagte, verhandelte Villena mit König Alfons zwischen Badajoz und Elvas. Es gelang ihm nicht, alle Bedenklichkeiten des portugiesischen Hofes zu heben, doch brachte er das Geschäft dem Abschlusse so nahe, daß er sich für berechtigt hielt, die ihm für den Fall des Gelingens zugesagte Belohnung zu fodern. Es war die Stadt Trurillo, die er begehrte, und mit ihrem Besitze wollte er auch noch das Großmeisterthum von Calatrava und Alcantara verbinden. Den Orden von Calatrava beherrschte er als seines Neffen Vormund, in dem Orden von Alcantara hatte der Großmeister Gomez de Solis eben die Zeitlichkeit verlassen, während dessen Gegner Alfons de Monroy in Banden lag. Von dem Orden selbst demnach keinen sonderlichen Widerstand erwartend, ließ Villena seinen natürlichen Sohn, den Alfons Pacheco, den Titel eines Großmeisters von Alcantara annehmen, auch durch ihn die Burg Zalamea und die übrigen festen Punkte von la Serena besetzen; er selbst, nachdem des Königs Bemühen, ihm Trurillo zu überliefern, unwirksam geblieben, legte sich vor die Stadt, um sie durch Unterhandlung oder Gewalt zu gewinnen. Von Santa Cruz aus bestürmte er den Gratian de Sessa, dem Trurillo anvertraut, mit den lockendsten Vorschlägen, bis dessen Standhaftigkeit erlag

Digitized by Google

Der Tag der Übergabe wurde festgesetzt, war aber noch nicht gekommen, als ein Halsgeschwür dem Marquez die Sprache und am 4. Oct. 1474 das Leben nahm. Sein Tod wurde verheimlicht bis nach der bewerkstelligten Übergabe von Truxillo, sodann die Leiche nach Segovia oder genauer nach dem Hieronymitenkloster S. Maria de el Parral abgeführt, um daselbst ihre Ruhestätte zu finden. Der Marquez von Villena ist eine der außerordentlichsten Erscheinungen in der Geschichte. Geboren, um zu herrschen, erhob er sich von Stufe zu Stufe, zuerst seines Fürsten Rathgeber wurde er bald dessen Gebieter und endlich dessen Tyrann. Ein durchdringender Verstand lieh ihm die Mittel, auch die verworrensten Angelegenheiten in allen ihren Verzweigungen auf der Stelle zu übersehen und zu beurtheilen. Nicht selten war ein Blick, eine Unterredung von wenigen Worten hinreichend, um ihn die verschlossensten Gemüther, die geheimnißvollsten Anschläge ergründen zu lassen. Mäßig in Genüssen und Leidenschaften, unter allen Umständen seiner mächtig, gab er niemals die geringste Blöße. Begierig Schätze zu sammeln, wußte er sie zu verwenden, wo es die Noth erfoderte. Niemand empfand seinen Verlust schmerzlicher als eben der König, dessen Regierung er so vielfältig beunruhigt hatte. Seine erste Gemahlin, Maria Portocarrero, Peter's des Herrn von Moguer und Villanueva de Barcarotta Tochter und Erbin, von der drei Söhne und sechs Töchter, starb im J. 1471 an einem Krebsschaden; in den letzten Augenblicken soll sie den Großmeister ermahnt haben, zu bedenken, wie viel er dem Könige verdanke und wie sehr er dessen Gnade misbrauche; sie soll ihn aufgefodert haben, der Unersättlichkeit und dem Ehrgeize, die ihn bei Gott und Menschen verhaßt machten, ein Ziel zu setzen und zurückzugeben, was er unrechtmäßiger Weise an sich gebracht habe, denn er würde bald vor dem letzten Gerichte erscheinen müssen. Man setzt hinzu, daß der Großmeister ihr für diese Ermahnung gedankt und versprochen habe sie nicht zu vergessen. Befremden mag es daher in etwas, daß Villena noch im nämlichen Jahre ein zweites, zwar großentheils durch politische Rücksichten herbeigeführtes Ehebündniß einging mit Maria de Velasco, einer Tochter des zweiten Grafen von Haro. Die Vermählung wurde mit großer Pracht bei des Großmeisters Neffen, bei dem Grafen von Ureña zu Peñafiel, gefeiert und mit einer einzigen Tochter gesegnet. Außerdem hatte der Großmeister mit Katharina de Ludenna vier natürliche Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Der eine Sohn war jener Alfons Pacheco, Comthur von Villafranca, in dem Orden von Calatrava, dem der Vater den Titel eines Großmeisters von Alcantara zugedacht hatte. Die jüngere Tochter, Isabella Pacheco, heirathete den Groß-Adelantado von Castilien, den Peter Lopez de Padilla. Die ältere, Beatrix, oder aber Maria Pacheco, war in erster Ehe mit Roderich Portocarrero, dem ersten Grafen von Medellin, in anderer Ehe mit Alfons de Silva, dem zweiten Grafen von Cifuentes, verheirathet. Medellin, an der Guadiana oberhalb Merida, war ihr von dem Vater zum Brautschatze gegeben worden, und dieser Umstand erklärt es, daß sie auch als Portocarrero's Witwe seit 1464 dort so unumschränkt gebieten, die ganze Landschaft Estremadura viele Jahre lang beunruhigen und ihren eigenen einzigen Sohn gefangen halten konnte (s. d. Art. Portocarrero). Die ehelichen Kinder des Großmeisters, von dem wir noch zu erinnern haben, daß er um das Jahr 1469 zum Herzoge von Escalona ernannt worden, folgen also: 1) Diego Lopez Pacheco, zweiter Herzog von Escalona; 2) Peter Portocarrero; 3) Alfons Tellez Giron; 4) Maria Pacheco (den Namen Pacheco führten die Töchter alle), vermählte Gräfin von Benavente; 5) Katharina, vermählt an Alfons Fernandez de Cordova, den sechsten Herrn von Aguilar; 6) Beatrix, vermählte Marquesa von Cadiz; 7) Johanna, vermählt an Diego Fernandez de Cordova, den ersten Marquez von Comares; 8) Franzicka, vermählt an Inigo Lopez de Mendoza, den zweiten Grafen von Tendilla und ersten Marquez von Mondejar, ihre an Johann de Padilla verhrirathete, in dem Aufstande der Gemeinheiten so berühmt gewordene Tochter, Maria, kommt gewöhnlich auch in der Biographie universelle unter dem mütterlichen Namen Pacheco vor; 9) Maria, vermählt an Ferdinand Alvarez de Toledo, den zweiten Grafen von Oropesa; 10) Meneia Pacheco de Velasco, das Kind der andern Ehe, vermählt an Diego de Cardenas, den ersten Herzog von Maqueda.

Diego Lopez Pacheco, dem der Vater bereits im J. 1469 das Marquezado Villena abgetreten hatte, folgte demselben als zweiter Herzog von Escalona, sowie in dessen Reichthümern und dessen politischem Einflusse, denn des Königs blinde Zuneigung für den Vater hatte sich sogar auf ihn vererbt. Darum unterstützte Heinrich IV. aus allen seinen Kräften des Herzogs Bewerbung um das Großmeisterthum von S. Jago. Es scheint, auch diese Würde habe der Marquez noch vor seinem Tode zu des Sohnes Vortheil niedergelegt und zugleich die nöthigen Schritte gethan, um ihm solche von Rom aus bestätigen zu lassen. Gleichwol fand Diego nirgends im Orden Anhänger, es wurde vielmehr von den castilianischen Rittern der Graf von Paredes, von der Provinz Leon aber Alfons de Cardenas zum Großmeister erwählt. Von den Resultaten der zu Ucles vorgenommenen Wahl unterrichtet, ließ Diego den Grafen von Ossorno um eine Unterredung bitten, in der Hoffnung, durch dessen Vermittelung den Grafen von Paredes zu bewegen, daß er von seinem Anspruche an das Großmeisterthum abstehe. Ossorno, nur die Gelegenheit gewahrend, seinem Bruder einen Dienst zu leisten, bewilligte die verlangte Unterredung, heuchelte aber eine Krankheit, um nicht selbst zur bestimmten Stunde erscheinen zu müssen und ließ sich durch seine Frau vertreten. Diese hatte kaum den Herzog empfangen, als Bewaffnete hervorstürzten, ihn niederwarfen und nach der Feste Fuentidueña brachten. Der König, über diese verrätherische Handlung höchlich entrüstet, gebot die augenblickliche Freigebung des Gefangenen, Niemand hörte auf sein Gebot. Fortwährend siechend brach er auf, um unterstützt von den Kriegsvölkern, die ihm Lopo de Acuña, des Erzbischofs von Toledo Bruder, zugeführt, die Belagerung von Fuentidueña vorzunehmen. Der Widerstand war hartnäckig. Lopo de Acuña ließ die Gräfin von Ossorno,

Digitized by Google

die denselben leitete, zu einer Unterredung einladen und auf des Befehlshabers Wort wagte sie sich mit einem ihrer Söhne unter die feindlichen Scharen. Augenblicklich ließ Lopo Mutter und Sohn greifen und sie nach Huete in Verwahrung bringen. Über diese neue Treulosigkeit erhob sich noch größeres Geschrei, als um die erste; gleichwol führte sie zu einem Vertrage. Die Gefangenen wurden gegen einander ausgewechselt, der Herzog mußte aber noch Maderuolo an den Grafen von Ossoeno abtreten, nachdem schon sein Vater diesen Platz dem Grafen versprochen hatte, als er um das Großmeisterthum von S. Jago buhlte, ohne jedoch sein Versprechen zu erfüllen. Von den Beschwerden des Winterfeldzuges erschöpft starb König Heinrich IV. in der Mitternacht des 12. Dec. 1474, und die Frage, ob Tochter oder Schwester ihm auf dem Throne zu folgen habe, mußte jetzt endlich in letzter Instanz entschieden werden. Beunruhigt durch die allgemeine Stimmung der Nation, brachte der Herzog die Prinzessin Johanna nach Escalona in Sicherheit (Ausgang Januar 1475). Sodann erneuerte er mit Lebhaftigkeit die Unterhandlungen in Portugal, er scheint sogar, um des Königs Alfons Unschlüssigkeit zu bestimmen, die Urschrift des Testaments des verstorbenen Monarchen, worin Johanna, als die rechtmäßige Tochter, zu der Erbschaft der Krone berufen war, nach Portugal geschickt zu haben. Diese Unterhandlungen und die Verbindungen, welche der Herzog gleichzeitig mit den mächtigsten Herren des Reiches einging, erregten die Besorgnisse der Königin Isabelle. Ein Vertrauter wurde an ihn abgesendet, um seine Wünsche zu vernehmen und ihm vorläufig einige Vortheile zu bieten. Trocken erwiderte Diego, wenn er und seine Verbündeten der Königin huldigen sollten, so müsse er vor allem zum Großmeister von S. Jago ernannt, ihm auch der Besitz aller Herrschaften, Ehrenstellen und Einkünfte, welche sein Vater innegehabt, bestätigt werden, außerdem müsse er über die Städte Alcaraz, Trurillo und Requena eine neue Verleihungsurkunde erhalten. Für seine beiden Brüder foderte er Bestätigung ihres Besitzes, sammt einer ansehnlichen Geldsumme, für den Erzbischof von Toledo 5000 Vasallen in Castilien, für den Lopo Vazquez de Acuña, außer andern Gnadenbezeugungen, eine neue Verleihung über Huete, für den Grafen von Plasencia feierliche Anerkennung seines Besitzes von Arevalo, für die Prinzessin Johanna eine ihrer Geburt angemessene Vermählung. Die Könige dagegen boten ihm die Bestätigung alles dessen, was sein Vater besessen, zusammt ihrer Verwendung bei dem heiligen Vater, um ihm das Großmeisterthum von S. Jago zu verschaffen; allein Diego, überzeugt, wie es scheint, von der rechtmäßigen Geburt der Prinzessin Johanna, hatte sich bereits zu weit mit Portugal eingelassen und sogar in Frankreich Hilfe gesucht [4]). Der Krieg nahm seinen Anfang, für den Herzog eigentlich mit der Empörung von Alcaraz; seine ganze Mannschaft hatte er zusammengezogen, um sich mit den Portugiesen zu vereinigen, jetzt mußte er noch des Erzbischofs, des Großmeisters von Calatrava und des Grafen von Ureña Völker an sich ziehen, um die empörten Unterthanen zu bekämpfen. Er fand sie indessen so wohl gerüstet, daß er es nicht wagen wollte, die Burg, in der Martin de Guzman standhaft eine Belagerung ausgehalten hatte, zu entsetzen, und nach ihrem Falle blieb ihm nichts übrig als seine Scharen in den Plätzen der Herrschaft Villena zu vertheilen, um dem ansteckenden Beispiele von Alcaraz seine Kraft zu benehmen. Statt eines Heeres hatte der Herzog nur eine schwache Bedeckung um sich, als er am 12. Mai 1475 in Plasencia den König von Portugal empfing, und kaum war die Ceremonie der Huldigung vollbracht, als des Grafen von Paredes und des Adelantado von Murcia Einfälle in die Staaten von Villena Diego's Rückkehr nach denselben nothwendig machten. Den furchtbaren Kriegern, die ihn hier bedrängten, war er jedoch keineswegs gewachsen; ein Einfall von Aragonien aus und die Empörung der Bürger von Villena raubten ihm vollends die Besinnung. In Utrel, Almansa, Iniesta, Hellin, Tovarra, Requena, alles Städte seines Gebietes, wurden die Königlichen mit Begeisterung aufgenommen, während auf einer andern Seite, in Trurillo, ein Aufruhr ausbrach, der den tapfern und getreuen Commandanten, Peter de Baëza, nöthigte sich in das Castell zurückzuziehen, gleichwie auch Ocaña für den Herzog verloren ging. Noch hielt sich die Burg zu Villena; auch sie mußte am 23. Jan. 1476 capituliren, worauf die Stadt, zur Belohnung der bewiesenen Treue, alsbald der Krone einverleibt wurde. Nachdem noch Madrid durch den Herzog von Infantado eingenommen, die von Diego eingelegte Besatzung auf die Vertheidigung des Alcazar beschränkt worden, wollte er nicht weiter der Waffen Glück versuchen. Schon unterhandelte er, unter des Cardinals Mendoza Vermittlung, mit den Königen, als ein neuer Verlust ihn zu einer letzten Anstrengung auffoderte. Die Stadt Ucles wurde durch den Grafen von Paredes eingenommen; das noch tapfer vertheidigte Schloß zu retten, erschien Escalona mit 4000 Reiteen und 3000 Fußgängern Angesichts der Be-

4) In einer Denkschrift an Ludwig XI. (Mémoires de Commiau, éd. de *Lenglet-Dufresnoy* III, 157) schildert der Herzog Marquez in folgender Weise der Verbündeten Kräfte:

Er selbst, lo marquis de Vilenne, qui finera	3000	chevaux.
l'archevesque de Tolede	2000	
le maistre de Calatrava	2000	
l'evesque da Calatrava	2000	
l'avesque de Bourges (Burgos)	800	
le comte de Horoianna (Ureña)	800	
Don Alfonse seigneur de Montalvan	200	
Don Alfonse et Don Juan, fils bastards du feu marquis	400	
Don Pierre de Portocarero, frère du marquis	400	
la comtessa de Medellin, fille du feu marquis	400	
la comtesse, mère de la femme du seigneur marquis	800	
le Duc d'Arevalo	2000	
le marquis da Cadix	1500	
la Duc de Seville (Medina-Sidonia)	2000	
Den Alfonse d'Aguilar	600	
le comte de Feria	400	
le rei de Portugal, 12,000 hemmes à pied de trait et	4000	

Le tout se monte à 20,000 hommes d'armee et genetaires et 12,000 gens de trait.

lagerer, zunächst in der Absicht, um Lebensmittel, Munition und grobes Geschütz in die Feste zu werfen. Diesen Theil der Aufgabe löfete er am 2. Mai 1476, die von Paredes angebotene Schlacht hatte er aber nicht den Muth anzunehmen. Nach mehrmaligem Ansetzen zog er sich auf Alcala de Henares zurück, und jetzt endlich, am 11. Sept. 1476, unterwarf er sich den von dem Cardinal Mendoza vorgeschriebenen Bedingungen. Er versprach, die gegenwärtige Regierung anzuerkennen, was auch seine Brüder binnen 30 Tagen thun sollten, wogegen ihm selbst, seinen Anverwandten und Freunden Erlaß aller Verbrechen und Mordthaten seit König Heinrich's Tode begangen und Wiedererstattung aller ihrer Güter und Ehrenämter zugesagt wurde. Die Alcazars von Trurillo und Madrid sollten binnen 50 Tagen zurückgegeben werden, und von den Orten, welche der Krone verbleiben, oder aber dem Herzoge angehören sollten, wurde ein genaues Verzeichniß aufgenommen. Aber Diego hatte den Krieg nicht zu führen gewußt, den Frieden wußte er ebenso wenig zu beobachten. Der Alcazar von Trurillo wurde nicht geräumt, die Königin mußte ihn beinahe mit Waffengewalt dem Peter de Baëza abdringen, was ihr den nicht unwillkommenen Vorwand lieh, viele dem Herzoge zuständige Plätze in Händen zu behalten. Ihren Vortheil verfolgend, gab sie dem Statthalter zu Villena die Weisung, auch noch Chinchilla wegzunehmen. Die belagerte Stadt wurde durch Diego's Annäherung gerettet, hiermit aber verfiel er immer tiefer in der Königin Ungnade. Eine bedeutende Macht unter des Georg Manrique und des Peter Ruiz de Alarcon Anführung wurde gegen ihn ausgesendet, um alle seine Besitzungen, zunächst Belmonte, Alarcon und Garci-Muñoz, alle drei in dem südlichen Theile der Provinz Cuenca, wegzunehmen. Gezwungen für seine Erhaltung zu streiten, rief Diego nochmals den Peter de Baëza zu Hilfe, und von dem ihm zum Standpunkte angewiesenen Alarcon aus führte dieser tapfere Degen mit ziemlichem Erfolge Krieg gegen die Königlichen, gleichwie auch des Herzogs Schloßhauptmann in Escalona that. Am heftigsten wüthete der Krieg in der Mancha, wo sogar der königliche Feldherr, der gepriesene Elegiendichter, Georg Manrique, in einem Scharmützel den Tod fand. Der Kampf wurde jedoch zu ungleich, und noch einmal mußte Diego um Gnade rufen. Der erste Empfang, als er es wagte, vor der Königin in Toledo zu erscheinen, war höchst stürmisch, und einzig der Verwendung des Cardinals Mendoza hatte er das Abkommen zu verdanken, welches er am 28. Januar 1480 zu Belmonte unterzeichnete; durch dasselbe mußte er für ewige Zeiten Villena, Almansa, Utrel, Albacete, Hellin, Tovarra, Yecla und Chinchilla, die ganze nordöstliche Hälfte des Königreichs Murcia, an die Krone abtreten. — Diego leistete sodann den Königen in dem Kriege mit Granada nützliche Dienste, wie namentlich in Unterdrückung eines bedenklichen Aufruhrs in dem den Muhammedanern bereits entrissenen Guadix, wofür er auch zum Statthalter für die dasige Gegend und für die gesammten Alpujarras ernannt wurde. In einem Scharmützel sah er einen seiner Diener im ungleichen Kampfe mit sechs Mohren begriffen; er eilte dem Gefährdeten zu Hilfe, erlegte der Barbaren zwei und jagte die vier andern in die Flucht, wiewol einer im Fliehen noch mit der Lanze ihm den rechten Arm durchbohrte. Der Arm war für immer verstümmelt, doch blieb er vermögend eine Lanze zu führen. Nach der Königin Isabella Ableben übergab der Reichstag von Toro die Regentschaft dem Könige Ferdinand, dagegen sträubten sich vornehmlich Diego und der Herzog von Najera. Sie ließen eine Einladung an den Erzherzog Philipp ergehen, worin sie ihn aufforderten, die Rechte seiner Gemahlin geltend zu machen und empfingen dagegen von dem Erzherzoge den Befehl, ihre Kriegsvölker zu seiner Unterstützung in Bereitschaft zu halten. Mit der wirklichen Ankunft des Erzherzogs nach Castilien verzog es sich aber bis zum April 1506, und kaum war seine Herrschaft anerkannt, als der Tod ihn abrief. Abermals sollte Diego gegen König Ferdinand's Macht und Staatsklugheit in die Schranken treten. Für jetzt hatte er dem Kaiser, als dem Großvater, die Regentschaft zugedacht, König Philipp's Witwe aber meinte er an den Infanten Alfons von Aragonien, der allein noch von dem Mannesstamme der Könige von Castilien übrig war, zu verheirathen. Den einen wie den andern Zweck vermochte er nicht zu erreichen, ebenso wenig konnte er, wie er sich vermessen, dem Könige von Portugal die Regentschaft zuwenden. Obgleich eine große Anzahl der mächtigsten Landherren ihm beipflichtete und zu Grijota ein förmliches, gegen den König Ferdinand gerichtetes Bündniß abschloß, obgleich Castilien in die gewaltigste Gährung gerieth und auf allen Punkten von kriegerischen Rüstungen wiederhallte, die Diego seinerseits mit besonderm Eifer betrieb, und zumal durch seine Verbindungen mit Portugal belebte, konnte er weder den allgemeinen noch den besondern Zweck — er hoffte bei dieser Gelegenheit die Staaten von Villena zurückzunehmen — erreichen, und am Ende mußte auch er mit König Ferdinand sich abfinden und als Ersatz für Villena die Gebiete von Seron und Monda, in dem Königreiche Granada, annehmen (1508). Von nun an war Diego weniger bedacht die Regierung anzufeinden, als vielmehr sich ihr, in welcher Form sie auch erscheine, wohlgefällig zu machen. Mit dem Regenten Ximenez insbesondere gelang es ihm damit so vollständig, daß er nicht nur bei demselben als Vermittler für seinen ernstlich bedrohten Vetter, den Grafen von Urreña, einschreiten, sondern auch für seinen ältern Sohn die Bestätigung des Grafentitels von S. Istevan de Gormaz erhalten konnte. Auch in dem Aufstande der Gemeinheit gab er der Regierung Beweise von Ergebenheit und Treue. Er starb den 6. Nov. 1529. Seine erste Gemahlin, Maria de Luna, des zweiten Grafen von S. Istevan de Gormaz Erbtochter, besaß nicht nur die sehr bedeutende Grafschaft S. Istevan de Gormaz, in der Nähe von Osma, sondern auch den Staat von Infantado; letztern mußte sie jedoch an König Heinrich IV. gegen Requena vertauschen. Sie starb frühzeitig, und der Herzog nahm eine zweite Frau, die ihn nicht lange überlebte; sie, Johanna Henriquez, des dritten Amirante von Castilien Tochter, starb den 26. April 1530. Der Sohn der ersten Ehe, Johann Pacheco de Luna,

dritter Graf von S. Jstevan de Gormaz, war vor dem Vater unvermählt gestorben, der Sohn der zweiten Ehe, Diego Lopez Pacheco, succedirte demnach als dritter Herzog von Escalona, als (Titular-) Marquez von Villena, und als vierter Graf von S. Jstevan, erheirathete mit Aloysia Perez de Cabrera y Bobadilla das Marquezado Moya, in der Provinz Cuenca und starb den 7. Febr. 1556 [5]), sein Sohn, Franz Pacheco de Cabeera, vierter Herzog von Escalona, den 2. April 1574. Von dieses fünf Söhnen wurde der zweitgeborne, Franz Perez de Cabrera, mit dem Marquezado Moya abgefunden, welches zwar seine einzige Tochter, Aloysia Bernarda de Cabrera, alsbald wieder an die herzogliche Linie brachte, durch ihre Vermählung mit dem siebenten Herzoge von Escalona. Des Herzogs Franz ältester Sohn, Johann Fernandez Pacheco, fünfter Herzog von Escalona, war des goldenen Vließes Ritter, Gesandter bei dem römischen Hofe und Vicekönig von Sicilien, und starb im J. 1615, aus seiner Ehe mit Seraphina von Portugal, des sechsten Herzogs von Braganza Tochter, fünf Kinder hinterlassend. Der älteste Sohn, Philipp Johann Balthasar, sechster Herzog von Escalona, starb kinderlos, den 29. Dec. 1633 und es succedirte demselben sein Bruder Diego Lopez Pacheco, der im J. 1655 das Zeitliche gesegnete, nachdem er die Würde eines Vicekönigs von Mexico (1639) und von Navarra bekleidet hatte, und in erster Ehe mit seiner Cousine, der Marqueza von Moya, in anderer Ehe mit Johanna de Zuniga, einer Tochter des achten Herzogs von Bejar, verheirathet gewesen war. Dieses einziger Sohn andrer Ehe, Johann Emanuel Fernandez Pachero Cabrera Bobadilla, achter Herzog von Escalona, Marquez von Villena und Moya, Graf von S. Jstevan de Gormaz und Quirena, Herr von Belmonte und Seron, war den 7. Sept. 1648 geboren. Ungemein sorgfältig erzogen hatte er einen reichen Schatz von Wissenschaft gesammelt, bevor er sich dem öffentlichen Leben widmete. Er besaß eine Sprachkenntniß ohne Gleichen, hatte die verschiedenen Systeme der Philosophen geprüft, war ein Geschichtsforscher, ein ausgezeichneter Geograph, ein gründlicher Mathematiker, ein scharfsinniger Theolog, besaß ausgebreitete Rechts- und medicinische Kenntnisse und suchte seine höchsten Genüsse bei den griechischen und römischen Dichtern. In so verschiedenen wissenschaftlichen Fächern bewandert, hatte er sich eine kostbare Bibliothek gesammelt, die jedoch nicht ihm allein, sondern auch jedem andern Gelehrten zu Gebote stand. So ausgebreitet aber seine Kenntnisse, so ehrwürdig war er durch die Strenge seiner Sitten und durch seinen Eifer für die unparteiische Verwaltung der Gerechtigkeit. Während er Navarra als Vicekönig regierte, wurde ein französischer Handelsmann, den Gewinnsucht aller Gefahren des zwischen Spanien und Frankreich schwebenden Krieges trotzen ließ, in Pamplona ermordet und in eine Kloake geworfen. Lange danach fand sich die Leiche, und es war des Vicekönigs ernste Angelegenheit, den Mördern nachzuspüren. Nach mühseliger Untersuchung wurde sein eigener Kutscher als solcher ermittelt und ohne Anstand den Gerichten überwiesen. Die ganze Stadt bat um Gnade für den Verbrecher, nachdem er durch Urtheil und Recht dem Galgen verfallen war. Sie wurde nicht nur von dem Vicekönige verweigert, sondern er ließ sogar den Galgen vor den Fenstern seines Palastes errichten. Das war zu viel für die gütige und fromme Herzogin, und weinend und fußfällig bat sie, daß die Richtstätte verlegt werde und „der Vicekönig überhaupt bedenke, daß der Unglückliche sein Diener sei." — „Eben weil er mein Diener ist," entgegnete der Herzog, „verdient er um so strengere Strafe. Er wird demnach gehenkt werden, und zwar in meiner Livree, damit andere, die damit bekleidet sind, sich gegen das böse Beispiel verwahren lernen." Und so geschah es. Daß ein Mann dieses Gepräges, der auch Vicekönig von Aragonien, Catalonien und Sicilien gewesen, sich, während er die gleiche Gewalt in Neapel übte, für die Bourbons erklärte, mußte für die österreichische Partei sehr nachtheilig wirken, und darum konnte sie sich nicht enthalten, ihn nach der Eroberung von Neapel im J. 1707 ihren ganzen Unwillen fühlen zu lassen. Daß aber diese Eroberung so leicht von statten ging, dieses war am wenigsten des Vicekönigs Schuld. Seine Anstalten für die Vertheidigung des Reichs waren zweckmäßig und verständig, insofern man in Anschlag bringt, daß er nur 8000 Fußgänger und 3000 Reiter unter seinen Befehlen hatte. Vorzüglich war er bedacht, sich der Castelle von Neapel, sowie des Passes von Capua zu versichern, sodann die Festung Gaëta mit allen Nothwendigkeiten zu versehen; mit dem Reste der Truppen bezog der Graf von S. Jstevan de Gormaz ein Lager unweit des Sees von Celano. Allein es waren Neapolitaner, die er befehligte, und die Vortruppen der Kaiserlichen hatten sich kaum gezeigt, als das gewöhnliche Ausreißen, Zerstäuben und Übergehen seinen Anfang nahm. Auf den Flügeln des Windes überschritten die Kaiserlichen den Volturno, und mit wüthigem Jubel wurden sie in der Hauptstadt Neapel empfangen, während der Vicekönig sich bemühte, die Trümmer seiner Heerschaft in Gaëta aufrecht zu erhalten. Hier vertheidigte er sich mit Muth und Geschick vom 22. Aug. an, bis ein Generalsturm am 30. Sept. 1707 die Festung den Kaiserlichen überlieferte. Was nicht dem Schwerte verfiel, von den ursprünglichen 3000 Mann etwa 800, wurde zu Gefangenen gemacht, um am 4. Oct. den Augen der neugierigen Neapolitaner in einem Triumphzuge, der von dem Thore von Capua nach dem Platze S. Domingo ging, vorgeführt zu werden. Der Herzog von Escalona und der Herzog von Bisaccia saßen in einem schlechten offenen Wagen, beide unordentlich gekleidet, und Escalona besonders durch einen langen, verrauften Bart entstellt. Hinter ihnen ritt der Herzog von Cellamare, ohne Degen und Pistolen, auf einem Lohnklepper, dann folgten die übrigen Gefangenen, sämmtlich entwaff-

5) In dem von Seb. Münster, in der Kosmographie gelieferten Verzeichnisse spanischer Großen heißt er: Scalon, Marggraue von Villene und Moia Graue zu S. Stephan, Pacieeus. Seine Einkünfte berechnet Münster zu 60.000 Dukaten, daß ihm demnach nur die Herzoge von Frias und Sessa, der Marquez von el Valle (Cortez) und der Graf von Benavente zu vergleichen waren.

net. Ganz vorn zogen 300 Sbirren, den Schluß machte eine Reitercompagnie. Unter dem sich unaufhörlich erneuernden Rufe, es lebe Karl III! wurde der Platz S. Domingo erreicht. „Hier mußten die Gefangenen mitten auf dem Platze zu Jedermanns Spectacul stille halten, wo sie von dem erzürnten und forderist von Escalona dort gehaltenen und betrogenen Pöbel viele schimpfliche Worte mußten anhören. Hierauf rufte der General Graf von Daun überlaut vom Fenster herab: Bringet sie in das Castell S. Elmo! Nachdem nun dieses unverzüglich erfolgte, und sie vor demselben anlangten, stiegen sie ab, sprachen kein einziges Wort und sahe ihnen die empfindlichste Betrübniß aus denen Augen, sogar, daß sich Escalona derer Thränen nicht enthalten konnte. Und weiln ein ziemlicher Weg bis in das Schloß herauf zu gehen war, er aber dessen ungewohnt und wegen eingenommener vielee Schmachreden und Spotts sehr mißvergnügt, so konnte er kaum gehen, sondern mußte sich durch die Handleitung des Herzogs von Cellamare forthelffen. Ehe dieses geschehen, hielt der Herzog von Escalona beim General Daun sehr inständig an, man möchte sie bei Nacht in einem zugemachten Wagen an Ort und Ende bringen; welches ihm aber abgeschlagen woeden, weil viele Franzöisch Gesinnte sich Latten verlauten lassen, es hätte Escalona dem General Daun Gaëta verkauffet. und wäre unwahr, daß ee gefangen seye. Durch welchen seltzamen Einzug abee man Freund und Feind die Wahrheit gewiesen." Man sieht, daß des teutschen Berichterstatters ehrliches Herz die unwürdige Verhöhnung des besiegten Feindes misbilligt und sich abmüht, sie in etwas zu rechtfertigen. Der wahre Geund der Mishandlung blieb ihm jedoch unbekannt. Man hoffte nämlich hierdurch den Herzog zu beugen und ihn vorzubereiten für die Anträge, die mehrmals während der Dauer seiner Gefangenschaft erneuert werden sollten. Bedeutende Vortheile wurden ihm zugesagt, wenn er sein politisches Glaubensbekenntniß verändern, den Erzherzog als seinen König anerkennen wolle. Er widerstand den Lockungen, wie der Mishandlung, die zuletzt, wie die Franzosen versichern, so weit getrieben wurde, wie es in Algier odee Tripoli gegen christliche Sklaven geschehen konnte[6]). Der Friede, oder aber seines Sohnes muthige Entschlossenheit, gab dem Herzoge endlich der Freiheit wieder, und er erhielt als Belohnung für die überstandenen Drangsale das Amt eines königlichen Oberstbofmeisters. Die Befugnisse dieses Amtes brachten ihn nicht selten in unangenehme Berührung mit Alberoni. Eines Tags wollte der Cardinal ihm den Zutritt zu dem kranken Könige verweigern. Ungeachtet seines Verdoles drängte der Herzog sich in das Zimmer, da faßte ihn die Eminenz bei dem Arme, um ihn um so schnellee zur Thüre hinaus zu befördern. So was hatte dee Herzog noch nicht erlebt, er erhob den Stock und prügelte in des Königs und der Königin Gegenwart den anmaßlichen Fremdling. Ein Exil von einigen Monaten war seine Strafe. Er starb zu Madrid im Julius 1725. Seine Gemahlin, Josepha de Benavides, del achten Grafen von S. Istevan del Puerto Tochter (sie starb den 12. März 1692 zu Pamplona), hatte ihm drei Söhne geboren, von denen zwei den Vater überlebten. Der jüngere Marcian Pacheco besaß das Marquezado Moya und verdankte einer Reihe von schönen Waffenthaten die Stelle eines Lieutenants bei den Gardes-du-corps. Als Witwer schritt er im J. 1727 zur zweiten Ehe mit Anna Maria Bernardina de Toledo, der Schwester und Erbin des zehnten Grafen von Oropesa; er hatte aber nur in der ersten Ehe ein Kind, und dieses, Maria Franziska Pacheco, trug Moya in ein fremdes Haus, durch ihre Vermählung mit Martin Joseph Ferdinand de la Cueva, dem 5. Marquez von Bedmar. Des Marquez von Moya junge Witwe, die Gräfin von Oropesa, heirathete in anderer Ehe den zwölften Herzog von Alba, Ferdinand Simon de Silva (vergl. den Art. Oropesa, der jedoch hiernach zu verbessern). Des Marquez von Moya älterer Bruder, Mereur Lopez Pacheco, geb. den 9. Mai 1679, führte bei des Vaters Lebzeiten den Titel eines Grafen von S. Istevan de Gormaz, und machte denselben im Laufe des spanischen Successionskriegs durch tapfere Thaten berühmt. „Bei dem Angriffe auf Bribuega (9. Dec. 1710) wurde der Herzog von Vendôme zweimal zurückgeschlagen. Als er den dritten Sturm ordnete, trat der Graf von S. Istevan, General-Capitain von Andalusien (und früher Vicekönig von Aragonien), vor die Fronte der im Sturmschritt vorwärts eilenden Grenadiere. Der Anführer, höchlich erstaunt, daß ein Grande vom eersten Range seine Gefahren theilen wolle, bemühte sich ihn abzuweisen, es sei das kein Posten für einen General-Capitain. „Ich weiß Alles, was Sie mir sagen wollen," entgegnete ruhig der Graf, „allein seit Jahren verkümmert mein Vater in der Gefangenschaft, er ist mit Ketten belastet, Schmach jeglicher Art wird ihm angethan, und bisher haben die Kaiserlichen jeden Vorschlag, ihn gegen Lösegeld frei zu geben, abgewiesen. In Bribuega befinden sich mehre kaiserliche und englische Generale, die gedenke ich zu fangen, um sie gegen meinen Vater auszutauschen, oder aber über dem Versuche umzukommen." Der Sturm begann, S. Istevan that Wunder, nahm eigenhändig verschiedene Generale gefangen und wechselte sie gegen seinen Vater aus. So berichtet S. Simon 3. Bd. S. 35. Aber nicht nur durch Waffenthaten, auch durch seine geistige Bildung setzte dee Graf die Pariser in Erstaunen, als er als außerordentlicher Gesandter im J. 1704 die Hauptstadt von Frankreich besuchte. Er succedirte dem Vater als neunter Herzog von Escalona, sowie in dem Amte eines Oberstbofmeisters, stand als Director an der Spitze der königlichen Akademie, gleichwie als General-Capitain an der Spitze des Heeres, und starb den 7. Juni 1738. „Ich verliere an ihm einen der größten und besten Männer, die ich gehabt, und ich kann wol sagen, eine guten Freund;" mit diesen Worten beklagte Philipp V. sein Ableben. Der Herzog hatte sich im J. 1695 mit Petronella Antonia de Silva, der Tochter des ersten Marquez von Melgar

6) Doch immer nicht so weit, wie Philipp V. die Verfolgung der Anhänger seines Mitbewerbers treiben ließ. Wir erinnern nur an den Herzog von Medina Celi und an die Herzogin von Rafera und ihre Tochter.

Digitized by Google

de Fernan Mentelez und der Enkelin des ersten Marquez von Manecra verheirathet und von ihr mehre Kinder. Der ältere Sohn, Anton Robert Pacheco, zehnter Herzog von Escalona, starb ohne Kinder am 27. Junius 1746 und hatte seinen Bruder, den General-Lieutenant Johann Lopez Pacheco, zum Nachfolger. Auch dieser eilfte Herzog von Escalona starb im 34. Jahre seines Alters im Mai 1754, und wir können nicht mit Gewißheit behaupten, daß der Herzog von Escalona, der sich am 7. Oct. 1756 als Grande erster Classe, zum ersten Male vor dem Könige bedeckte, sein Sohn gewesen sei. Es scheint auch als sei das Majorat später an die Zuniga gefallen.

Des ersten Herzogs von Escalona, des großen Marquez von Villena anderer Sohn, Peter Portocarrero, wie die Mutter genannt, besaß Moguer und Villanueva del Fresno, war mit Johanna de Cardenas, Frau auf la Puebla, die eine Tochter von Alfons de Cardenas, dem letzten Großmeister von St. Jago, verheirathet, und hatte von ihr zehn Kinder, worunter die Söhne Johann Portocarrero, Alfons de Cardenas, Garsias Lopez Portocarrero, Alfons Pacheco Portocarrero und Peter Portocarrero. Peter, der jüngste, erwählte sich das Klosterleben, und starb als Erzbischof von Granada. Alfons Pacheco Portocarrero ist nur merkwürdig, weil er der Vater jenes Peter Pacheco Portocarrero, der im J. 1574 Goletta, die schlechte Festung, mit großem Muthe gegen der Türken Übermacht vertheidigte, bis ein wüthender Generalsturm am 25. Aug. die Stadt den Feinden überlieferte. Peter selbst sollte als Sklave nach Constantinopel gebracht werden, starb aber auf der Überfahrt, unweit des Vorgebirges Manna. Sein Urenkel, Ludwig Pacheco Portocarrero, wurde von König Karl II zum Marquez de la Torre de las Sirgadas ernannt. Garsias Lopez Portocarrero, der dritte von des Peter Portocarrero Söhnen, besaß Alcala de la Lameda und Chucena, erheirathete auch Antella mit Anna Cerbatona. Sein Sohn, Peter Lopez Portocarrero, des St. Jagoordens Ritter, Marquez von Alcala de la Lameda, Baron von Antella, Herr von Chucena, hatte nur Töchter, von denen die älteste, Antonia Portocarrero y Cardenas, zweite Marqueza von Alcala de la Lameda, an Peter Henriquez Giron de Ribera vermählt wurde, und die sämmtlichen Besitzungen ihres Hauses einer Tochter hinterließ, die auch das Herzogthum Alcala de los Gazulos in Andalusien erbte, und des siebenten Herzogs von Medina Celi Gemahlin wurde. Alfons de Cardenas, des Peter Portocarrero zweiter Sohn, erbte mit der Mutter Namen der Mutter Güter, insbesondere la Puebla del Maestre, für welchen Ort ihm Ferdinand der Katholische auch den Grafentitel verlieh. Seine Nachkommenschaft theilte sich in mehre Linien, von denen die jüngste, die der Herren von Valda, nach des sechsten Grafen de la Puebla Absterben, auch dessen Grafschaft erbte. Laurentius de Cardenas, der siebente Graf von la Puebla del Maestre, war königlicher Mayor domo und Präsident des Rathes von Indien, und sein Sohn, Diego, wurde am 29. Nov. 1625 zum Marquez von Bacares creirt. Des Diego Sohn, oder auch Bruder, war Laurentius de Cardenas Zuniga y Ulloa, achter Graf von la Puebla del Maestre und zweiter Marquez von Bacares, der zugleich seiner Mutter wegen, die eine Erbtochter von Franz Anton de Ulloa Zuniga y Velasco, als Marquez von la Mota und Aunnon, Graf von Nieva und Villalonso vorkommt. Dieses Sohn, Garsias de Cardenas Zuniga y Ulloa, Graf von la Puebla del Maestre, Nieva und Villalonso, Marquez von la Mota, Aunnon und Bacares, königlicher Mayor domo, besuchte als außerordentlicher Gesandter Karl's II. den Hof von Versailles, starb jedoch kinderlos, daher ihn seine älteste Schwester, Maria Aloysia de Cardenas, vermählt an Emanuel Joseph Osorio de Guzman, beerbte. Johann, der älteste von des Peter Portocarrero, und der Johanna de Cardenas' Söhnen, führte des Vaters Namen, succedirte in dessen Herrschaften Villanueva del Fresno und Moguer, und wurde von Kaiser Karl V. zum Marquez von Villanueva del Fresno ernannt. Aus seiner Ehe mit Maria Osorio kamen drei Söhne. Der älteste, Peter Portocarrero, zweiter Marquez von Villanueva del Fresno, obgleich zweimal verheirathet, starb kinderlos. Der andere, Alfons, succedirte dem Bruder als dritter Marquez von Villanueva, und hinterließ aus jeder seiner zwei Ehen einen Sohn. Des Sohnes erster Ehe Enkelin, Franziska Portocarrero, sechste Marqueza von Villanueva, war drei Mal verheirathet, wiewol wir nur den dritten Mann, den Alfons Kaspar de Cordova, zweiten Marquez von Celada (gest. den 2. Nov. 1635) zu nennen wissen. Aus ihrer ersten Ehe kam ein Sohn, Franz Portocarrero genannt, siebenter Marquez von Villanueva, nach dessen unbeerbtem Abgange das Majorat an Alfons Portocarrero, einen Urenkel des dritten Marquez, aus dessen anderer Ehe, gefallen ist. Dieser achte Marquez von Villanueva del Fresno wird noch im J. 1685 genannt. Des ersten Marquez von Villanueva und der Maria Osorio jüngster Sohn, Christoph Osorio Portocarrero, des St. Jagoordens Komthur zu Estepa, besaß die sehr bedeutende, in Estremadura, an den Ufern der Guadiana, zwischen Badajoz und Merida belegene Herrschaft Montijo. Er hatte in der Ehe mit Maria Manuel de Villena, des dritten Herrn von Chelcs Tochter, fünf Kinder, worunter die Söhne Johann, Christoph II. und Peter. Der jüngste, Peter, war Bischof zu Cuenca und Großinquisitor. Der älteste, Johann Portocarrero, ließ Montijo von König Philipp III. zu einer Grafschaft erheben, die er aber, in Ermangelung eigener Erben, seinem Bruder Christoph Osorio Portocarrero hinterlassen mußte. Christoph's II. Sohn, Christoph III., der dritte Graf von Montijo, war mit Anna de Luna y Henriquez, zweiter Gräfin von Fuentidueña, in der Provinz Segovia, und Marqueza von Valderabano verheirathet, und hatte von ihr die Söhne Christoph IV. und Anton de Luna Portocarrero. Christoph IV. Portocarrero Henriquez, Marquez von Valderabano, starb vor dem Vater, im J. 1641. Er war aber mit Agnes de Guzman, Marqueza von Algava und Ardales und Gräfin von Teba, verheirathet, und hatte von ihr die Söhne Christoph V. und Peter. Dieser, als der jüngere, war Patriarch von Indien, Erzbischof von Tyrus und Bischof der königlichen Kapelle. Christoph V. Portocarrero

Digitized by Google

Guzman Henriquez y Luna hingegen vereinigte in seiner Person die Majorate seiner Großältern und seiner Mutter, erhielt als vierter Graf von Montijo und Fuentiduena, achter Marquez von Algava, neunter Marquez von Ardales und vierter Marquez von Valderabano, von König Karl II. im Oct. 1691 die Grandenwürde, und starb im J. 1704, mit Hinterlassung zweier Söhne. Der jüngere, Dominikus Portocarrero, Marquez von Mancera und Generallieutenant, starb den 21. Aug. 1750. Der ältere, Christoph VI., fünfter Graf von Montijo ꝛc, Ritter des goldenen Vließes, hatte nur noch die Eigenschaften eines liebenswürdigen Hofmannes entwickelt, als er im J. 1731 von Philipp V. in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten nach England versendet wurde. Er verlebte einige Jahre in London, hatte seine Gemahlin und Kinder bei sich, und verdunkelte durch die Pracht seiner Aufführung das ganze diplomatische Corps. In London wurde ihm auch im Julius 1733 ein Sohn geboren, der in der Taufe einige 30 Namen empfing. Auf allen Reisen Königs Georg II. nach Hanover befand der Graf sich in dessen Gefolge; er besuchte auch von England aus zu verschiedenen Malen den französischen Hof. Im December 1735 reisete er nach Spanien, und er kam nicht wieder zurück, obgleich er seine Gemahlin und seine Equipagen, dem größeen Theile nach, in London zurückgelassen hatte; vielmehr wurde er im J. 1736 zum Präsidenten des Rathes von Indien und zum Oberstallmeister der Königin ernannt, worauf dann die Gräfin am 24. Sept. 1736 ebenfalls England verließ, nachdem sie vorher alle Schulden ihres Gemahls bezahlt hatte. Im J. 1738 erhielt Christoph den neugestifteten St. Januariusorden. Am 29. Dec. 1740 wurde er zum außerordentlichen Gesandten bei den teutschen Höfen ernannt, um auf die Kaiserwahl zu wirken, und die Ansprüche seines Hofes auf die österreichischen Erblande zu vertreten. Über Paris langte er am 23. März 1741 mit einem zahlreichen Gefolge in Frankfurt an, und von da aus unternahm er, gleich Belleisle, eine diplomatische Pilgerfahrt nach den Kurhöfen von Mainz, Coblenz, München und Dresden, auch nach Breslau, wo er unmittelbar mit König Friedrich II. unterhandelte. Überall wurde seine prächtige Aufführung, seine zahlreiche Dienerschaft, sein außerordentlicher Aufwand bewundert. Am 3. Aug. kam er nach Frankfurt zurück, am 17. Nov., drei Tage vor Eröffnung der Wahlconferenzen, hielt er seinen feierlichen Einzug, und am 19. Nov. beging er seiner Königin Namensfest, mit einer Pracht und Verschwendung, wie sie bei solcher Gelegenheit kaum noch gesehen worden. Unmittelbar nach der Wahl Karl's VII. ging er nach Paris, von wo er aber schon am 29. März 1742 nach Frankfurt zurückkehrte, um als Gesandter und bevollmächtigter Minister Philipp's V. an dem kaiserlichen Hofe zu residiren; in solcher Eigenschaft hatte er seine erste öffentliche Audienz am 13. April, wiewol er bereits am 4. dem Kurprinzen von Baiern den Orden des goldenen Vließes überreichte. Von Frankfurt sind auch die verschiedenen Staatsschriften datirt, die er in den Angelegenheiten seines Hofes erscheinen ließ, als z. B. die Abhandlung, welche der Königin von Ungern das Recht zu Führung der böhmischen Kurstimme abspricht, die Darstellung der Ansprüche Philipp's V. an die österreichische Erbschaft, die Protestation gegen der Königin Krönung in Presburg und Prag, und gegen die Huldigung des Landes ob der Enns. Alle diese Schriften tragen des Grafen Namen, sind aber wol das Werk eines ihm beigegebenen Cameriste des Rathes von Indien, des Don Joseph Caracacal Abrantes Alencastro. Am 21. Oct. verließ Christoph Frankfurt und den kaiserlichen Hof, um in Paris das neue Bündniß der Monarchen von Frankreich, Spanien und Neapel zu verabreden, und die projectiete Heirath zwischen dem Dauphin und der Infantin Maria Theresia zu Stande zu bringen. Für diesen letzten Theil seiner Sendung empfing er das kostbare, auf 40,000 Livres geschätzte Bild des Königs von Frankreich, und am 14. Januar 1744 seine Abschiedsaudienz. Am 23. Febr. 1744 verrichtete er zum ersten Male wieder seinen Dienst an dem Hofe von Madrid, und im Januar 1745 begleitete er als Hofmarschall der Infantin Dauphine, für die Zeit, die sie noch im Vaterlande zubringen würde, diese Fürstin nach der Grenze, um sie am 13. Jan. den französischen Bevollmächtigten zu übergeben. Am 2. Febr. 1745 empfing er den heil. Geistorden, und am 4. Febr. desselben Jahres trat er als Oberstthofmeister an die Spitze des Hofstaates der regierenden Königin, die aber schon im J. 1747 Witwe wurde. Im Januar 1748 empfing er die gesuchte Entlassung von dem Oberstthofmeisteramte, gleichwie von der Präsidentschaft des Rathes von Indien, doch blieben ihm für seine Lebenszeit beider Ämter Titel und Einkommen. In der von König Ferdinand VI. im J. 1751 angeordneten, aus den acht ältesten Rittern bestehendin Junta für den Orden des goldenen Vließes war er der älteste Ritter, daher die Junta sich in seinem Palast zu versammeln pflegte. Er starb im 72. Altersjahre, den 15. Jun. 1763, seine Gemahlin, Monica Fernandez de Cordova, den 17. Febr. 1748. Einer seiner Söhne wurde im J. 1742 in die Zahl der königlichen Kammerherren aufgenommen, und mag wol der nämliche sein, der im Aug. 1743 unter dem Titel eines Marquez de Valderabano zu dem Vater nach Frankfurt kam, sowie auch eine Person mit Philipp Portocarrero, dem Grafen von Montijo und Hauptmann in der wallonischen Garde, der sich als Grande erster Classe, am 22. März 1769 zum ersten Male in des Königs Gegenwart bedeckte, auch in dem Zuge gegen Algier (1775), in dem er als Brigadier diente, verwundet wurde. In der neuern Zeit mögen die Staaten von Montijo auf eine weibliche Linie gekommen sein, denn wir finden, daß Maria Feanziska Portocarrero, Gräfin von Montijo, die an Don Palafox verheirathet gewesen, im J. 1808 zu Logroño verstarb. Gegenwärtig (1835) lebt der Graf von Montijo und Teva in Paris, um den Stürmen der Heimath auszuweichen. — Christoph's III., des dritten Grafen von Montijo jüngerer Sohn, Anton de Luna Portocarrero, Herr von Carrascal und Castro Ximeno, war mit Johanna Mascareñas, des zweiten Grafen von Obedos einziger Tochter, verheirathet, und dieses Sohn, Anton Portocarrero Luna y Masca-

Digitized by Google

reñas, freite ſich am 19. Dec. 1686 die vierte Marqueza von Caſtrofuerte, Thereſia de Meneſes Pacheco y Barba.

Wir haben endlich noch von den Giron und Pacheco von Montalvan und Uzeda zu handeln. Ihr Ahnherr, des erſten Herzogs von Eſcalona und Marquez von Villena dritter Sohn, Alfons Tellez Giron, Herr de la Puebla de Montalvan (ſein Vater hatte dieſe in der Nähe des Tajo, unterhalb Toledo belegene Herrſchaft aus der Confiſcation des Connétable de Luna erhalten), fiel in einem Gefechte mit den Mahren von Granada (1490). Seine Söhne und ſeine beiden älteſten Töchter nannten ſich Pacheco, wie der Großvater; nur die beiden jüngſten Töchter führten den väterlichen Namen Giron. Der zweite Sohn, Peter Pacheco, des Papſtes Adrian VI. Kämmerer und Domdechant zu St. Jago de Compoſtella, erhielt nach einander die Bisthümer Mondoñedo, Ciudad Rodrigo, Pamplona und Jaën. Paul III. verlieh ihm, auf des Kaiſers inſtändiges Anhalten, am 16. Dec. 1545 den Cardinalshut, wozu Julius III. den Titel S. Balbinae fügte. Nach Peter's von Toledo Abſterben ging der Cardinal im J. 1553 als Vicekönig nach Neapel, und es glückte ihm, während einer Verwaltung von zwei Jahren, die Gemüther zu verſöhnen, die ſeines Vorgängers würdiges, aber ſchroffes Regiment verletzt hatte. Das Bisthum Jaën vertauſchte er gegen jenes von Siguenza, und von dem Range eines Cardinalprieſters ging er zu jenem eines Cardinalbiſchofs von Albano über, während er zugleich mit Geſchick und Glück an dem Friedenstractat zwiſchen Papſt Paul IV. und dem Könige von Spanien arbeitete. Seine Erfolge in dieſer ſchwierigen Unterhandlung, denn es war die Würde der Kirche wider den Willen des leidenſchaftlichen Papſtes einem ſiegenden Heere gegenüber zu retten, ſteigerte ſein Anſehen in dem Maße, daß er hoffen konnte, Paul's IV. Nachfolger zu werden; ſtatt deſſen mußte er noch den Triumph von Pius IV. ſehen, und ſodann, in dem Alter von kaum 60 Jahren, zu Rom den 4. Febr. 1560 ſterben. Er wurde in dem von ſeinem ältern Bruder Johann Pacheco zu Montalvan geſtifteten Kloſter beigeſetzt. Von Johann's Söhnen führten drei den Namen Pacheco, zwei hießen Chacon und Guevara: der älteſte, Alfons Tellez Giron, dritter Herr von Montalvan, hatte in ſeiner Ehe mit Johanna de Cardenas, einer Tochter des erſten Grafen von la Puebla del Maeſtre, die Söhne Johann Pacheco, der Majoratsherr, Alfons de Cardenas, Diego Lopez Pacheco, Kaſpar Giron (Majoratsherr von Berja Muñoz), Andreas und Peter Pacheco. Andreas Pacheco war Biſchof von Segovia und Cuenca, Generalinquiſitor und endlich Erzbiſchof von Sevilla. Johann Pacheco aber, der älteſte Sohn, wurde im J. 1563 zum Grafen von Montalvan ernannt, und ſtarb den 2. Oct. 1590, daß er demnach ſeinen älteſten Sohn, Alfons Tellez Giron (ſtarb den 5. Jul. 1590) überlebte. Dieſer hatte aber in der Ehe mit Maria Magdalena de la Cerda drei Kinder gehabt, von denen der Sohn, Johann Pacheco, geb. den 17. März 1590, dem Großvater als zweiter Graf von Montalvan, Herr von Galves und Jumeta, ſuccedirte. Er ſtarb den 12. Jul. 1666, nachdem er in der Ehe mit Iſabella de Mendoza eilf Kinder geſehen, die mehrentheils Pacheco oder Tellez Giron, zum Theil aber auch Mendoza y Aragon, Suarez de Toledo und la Cerda hießen. Der älteſte Sohn, Johann Pacheco, ſtarb in der Kindheit, der andere Sohn, Alfons Melchior Tellez Giron Pacheco, ſtarb gleichfalls vor dem Vater, den 22. Aug. 1650, hinterließ aber aus ſeiner dritten Ehe mit Johanna de Velasco, einer Tochter des ſiebenten Connétable von Caſtilien, einen Sohn und eine Tochter. Jener, Johann Franz Pacheco Gomez de Sandoval Mendoza Aragon Toledo Velasco y Tellez Giron, Herzog von Uzeda, dritter Graf von Montalvan, Marquez von Belmonte (Neapel) und Menaſalbas, Herr von Galves und Jumela, erblicher Schatzmeiſter des königlichen Münzhofes von Madrid, Kammerherr, Ritter des heil. Geiſtordens (ſeit 1696), Staatsrath, Präſident des Ordensrathes, Generalcapitain von Galizien, Vicekönig von Sicilien und zuletzt (noch 1709) Geſandter am römiſchen Hofe, ging im J. 1711 zu König Karl's III. Partei über, aus Verdruß, daß ihm für die Statthalterſchaft von Peru der Prinz von Santo Buono vorgezogen worden war. Geboren den 8. Jun. 1649, vermählte er ſich den 16. Jul. 1677 mit Iſabella Maria de Sandoval y Giron, der älteſten Tochter des fünften Herzogs von Oſſuña, mit der er das Herzogthum Uzeda, nordöſtlich von Madrid, und das Marquezado Belmonte, ſammt der Grandezza erheirathete. Die Herzogin ſtarb zu Genua, den 23. Jul. 1711, der Herzog zu Wien, den 25. Aug. 1718. Einer ſeiner jüngern Söhne, er hatte deren überhaupt vier, iſt ohne Zweifel jener (Titular-) Herzog von Uzeda, von dem die Zeitungen des Jahres 1742 alſo berichten: „Der Herzog von Uzeda, Marcheſe von Pacheco, Grand d'Eſpagne, und geweſener Kaiſerl. wirckl. Geh. Rath, der als ein ſpaniſcher Penſionair ſich ſeit vielen Jahren zu Wien aufgehalten, wurde den 12. Febr. des Nachts aus dem Bette gehalt, und gefänglich von Entersdorff nach Wieneriſch-Neuſtadt gebracht. Man ſetzte unter dem Präſidio des Conferenz-Miniſters, Grafens von Königseck, eine Commiſſion niedre, und unterſuchte ſeine Briefſchafften, darunter ſich zwar viele Liebes-Briefe befanden, aber zugleich auch ſatcher Schrifften, die ihn allerdings einer ſtrafbaren Correſpondenz mit einem gewiſſen Hofe überführten. Es hieß, er habe deshalben eine jährliche Penſion von 18,000 Fl. bekommen. Da er nun bisher von dem Wieneriſchen Hofe jährlich 12,000 Fl. empfangen, ſo ſei es nicht zu verwundern geweſen, daß er einige Zeit her ſo großen Staat führen können. Den 17. Mart. wurde ihm das Urtheil geſprochen, daß er aus beſonderer Gnade, an ſtatt der wohlverdienten Todes-Strafe zur immerwährenden Gefangenſchafft condemnirt ſeyn ſolte. Im Maj. ſind zu Wien alle ſeine Meublen und Effecten verauctioniret worden." Des Herzogs Johann Franz älteſter Sohn, Emanuel Kaſpar Johann Franz Tellez Giron, fünfter Herzog von Uzeda, vierter Graf von Montalvan, vermählte ſich im J. 1697 mit Joſepha Antonia, der Tochter des Grafen Emanuel Joachim von Oropeſa, wurde am 19. Oct. 1731 zu Wien als k. k. Geheimrath vereidet, und ſtarb daſelbſt im Je-

Digitized by Google

bruar 1732, seine Witwe zu Madrid, im März 1754. Er hatte ihr zwei Söhne und eine Tochter hinterlassen. Der ältere Sohn, Emanuel, sechster Herzog von Uzeda, Marquez von Belmonte, vermählte sich 1727 mit Maria Dominica, der Tochter des sechsten Herzogs von Ossuña, hatte aber von ihr keine Kinder, so wenig wie sein jüngerer Bruder, der sogenannte Marquez von Pacheco. Der beiden Brüder Erbin wurde darum ihre Schwester Maria Theresia, die seit dem J. 1728 an Emanuel de Zuniga, den Herzog von Peñaranda verheirathet; es blieben aber die Staaten von Uzeda und Montalvan nur kurze Zeit in dem Hause Zuniga, und sie sind, abermals durch weibliche Erbfolge, zugleich mit Peñaranda, an die Herzoge von Frias gelangt. — Der sogenannten Pacheco von Cerralvo haben wir gehörigen Ortes (s. d. Art. Ossorio) gedacht. (*v. Stramberg.*)

PACHELBEL (Johann), von Mattheson in seiner Ehrenpforte S. 244 Pachhelbel geschrieben, geb. zu Nürnberg am 1. Sept. 1653, zuerst auf allerhand Instrumenten, vornehmlich auf dem Clavier von Heinrich Schwemmer, Schullehrer und gründlichem Componisten an St. Sebald, sowie in den Wissenschaften auf der Laurenzer Hauptschule unterrichtet. Darauf studirte er in Altorf 2 Jahr, wobei er den Organistendienst verwaltete, sah sich aber genöthigt seine Studien im regensburger Gymnasium, wo er drei Jahre als Alumnus fleißig war, zu vollendern. Hier wurde er in der Composition von Prentz unterwiesen. Darnach begab er sich nach Wien, wo ihm seine guten Fertigkeiten und Talente bald die Stelle eines Vicars des Organisten an der Stephanskirche, des trefflichen Kaspar Kerl, den er sich zum Vorbilde nahm, verschaffien. Hier blieb er drei Jahre und legte den Grund zu seinem Ruhme. Im J. 1675 wurde der 22jährige junge Mann als Hoforganist nach Eisenach berufen und 1678 an die Predigerkirche zu Erfurt, wo er 12 Jahre blieb und sich verheirathete. Von beiden Orten wurden ihm als Künstler und als redlichem Manne die besten Zeugnisse ausgestellt. Im J. 1690 erhielt er einen Ruf nach Stuttgart, wo er gern geblieben wäre, wäre er nicht sammt allen Einwohnern von den Franzosen verjagt worden und „zu seinem empfindlichsten Schaden das Seine mit dem Rücken hätte ansehen müssen." Sehr bald darauf, im November 1692, erhielt er einen Ruf als Stadtorganist nach Gotha, den er annahm, einen andern im December desselben Jahres nach Oxford aber ausschlug. Im J. 1695 verlangte ihn seine Vaterstadt an des verstorbenen Georg Kaspar Wecker's Stelle, als Organisten zu St. Sebald, welchen Dienst er einer zweiten Berufung nach Stuttgart vorzog. Hier blieb er bis an seinen Tod, als Orgel- und Clavierspieler, sowie als Componist hochgeschätzt nicht nur von den Städten, denen er diente, sondern auch von der musikalischen Welt. Man ehrte ihn als einen Verbesserer der Kirchenmusik und rühmt ihn als den Ersten, der in Teutschland die Ouverturenart auf dem Clavier eingeführt und so den guten Ton fortgesetzt habe, den Froberger in seinen Claviercompositionen angegeben hatte. Von seinen vielen Musikwerken sind nur wenige gestochen worden: 1) Musikalische Sterbensgedanken, aus vier variirten Chorälen bestehend (Erfurt 1683), zur Zeit der Pest. 2) Musikalische Ergetzung aus sechs verstimmten Partieen von zwei Violinen, zwei Geigen und Baß (Nürnberg 1691) (die Violinen sind anders als gewöhnlich gestimmt, weshalb die Sätze verstimmte Partien heißen; man sieht also, daß Paganini lange nicht der erste war, der mit veränderter Stimmung Violine spielte, wenn es ihm rathsam schien). 3) Acht Choräle zum Präambuliren (Nürnberg 1693). Diese Choräle sind aber offenbar früher gedruckt und wahrscheinlich später in Nürnberg wieder aufgelegt, oder mit einem neuen Titel versehen worden; denn Mattheson führt diese Choräle im vollkommnen Kapellmeister S. 476 unter folgendem Titel an: Erster Theil etlicher Choräle, welche bei währendem Gottesdienste zum präambuliren gebraucht werden können, gesetzet und den Clavierliebenden zum Besten herausgegeben von Joh. Pachelbel Praedic. Organista in Erfurdt. 4) Hexachordum Apollinis, aus VI sechsmal variirten Arien (Nürnberg 1699), welche Mattheson für gründliche Zeugnisse seiner großen Geschicklichkeit erklärt. Von des Mannes anderweitigen Clavier-, Vocal- und Instrumentalwerken s. Doppelmaier von nürnberg. Künstlern. S. 257. In neuern Zeiten sind mehre seiner Orgeltrios in verschiedenen Sammlungen mitgetheilt worden. — Unter seinen sirben Kindern machte ihm die Kunst der ältesten Tochter und des ältesten Sohnes, Wilhelm Hieronymus, viel Freude. Der Sohn, geb. zu Erfurt 1685, wurde Organist zu Wöhrd und noch am Tage vor dem Tode des Vaters zum Organisten an St. Jakob in Nürnberg befördert. Vom Sohne wurden gedruckt: Musikalische Vergnügen, bestehend in einem Praeludio, Fuga und Fantasia sowol auf die Orgel als das Clavier (Nürnberg 1725). Fuga in f dur für das Clavier (Nürnberg). Präludium für die Orgel (Berlin 1826). — Der Vater starb am 3. März 1706 unter leisem Absingen seines Leibliedes: „Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht;" 52 Jahre 6 Monate und 1 Tag alt. Wie hoch er geschätzt wurde, sieht man aus folgendem Reime:

Ein Mann, der Lob verdient durch weitberühmte Noten,
Er stirbet nimmermehr: Die Muse hat's verboten.

(*G. W. Fink.*)

PACHEQUE, eine kleine, aber äußerst schöne Insel an der Südwestseite der Panamabai, welche Überfluß an Holz, Wasser, Früchten, Vögeln und andern Thieren hat und den Schiffern vorzügliche Landungsplätze gewährt. (*Fischer.*)

PACHES, war ein Feldherr der Athener, nicht unwichtig durch die Ereignisse, in denen er eine Rolle spielte, und interessant durch ein Paar Charakterzüge, welche jedoch seine Individualität mehr anziehend als klar machen. Sein Vater hieß Epikur [1]), von welchem ebenso wenig bekannt ist als von dem Leben des Sohnes bis auf dessen merkwürdigen Ausgang.

1) Bei *Diodor. Sic.* XII. c. 55 heißt er Epikteros. Sonst stimmt Diodor hier überein mit der wichtigern Quelle *Thucyd.* Lib. III. c. 18—50. Die sonst noch benutzten Stellen sind ihres Orts angegeben.

Digitized by Google

Schon vor dem Ausbruche des peloponnesischen Krieges hatten die Mytilenäer das lästige Verhältniß der Bundesgenossenschaft mit den Athenern zerreißen wollen; sie thaten es im vierten Jahre dieses Krieges, ohne ihre Rüstungen vollendet zu haben, genöthigt durch die Athener selbst, welche dem Abfalle vorbeugen und sich auf jeden Fall den Besitz des reichen und zur See mächtigen Mytilene sichern wollten, welches sich die ganze Insel Lesbos mit Ausnahme der Stadt Methymna angeeignet hatte. Daher sandten die Athener, so schwer es ihnen auch nach den ersten unglücklichen Jahren des Krieges wurde, schleunigst 40 Schiffe unter drei Feldherren nach Lesbos, um wo möglich die Mytilenäer bei einem Feste, das außerhalb der Stadt gefeiert wurde, unvermuthet zu überfallen. Der Plan mislang, und da die Mytilenäer sich nicht dazu verstehen wollten, ihre Schiffe auszuliefern, ihre Mauern zu zerstören und von der gewaltsamen Verpflanzung der Lesbier nach Mytilene abzulassen, begannen sie den Krieg in Hoffnung auf den Beistand der Spartaner und der stammverwandten Böotier. Nach dem ersten kleinen Seetreffen begannen sie Unterhandlungen, die in Athen geführt wurden; den inzwischen eintretenden Waffenstillstand benutzten sie theils um ihre Rüstungen zu vervollständigen, theils um eine Gesandtschaft nach Sparta zu senden. Als nun, wie zu erwarten war, ungünstige Antwort von Athen einging, wurde der Krieg mit größerm Nachdrucke begonnen, wobei die Athener von allen Lesbiern nur die Methymnäer auf ihrer Seite hatten und außerdem einige Hilfstruppen von etlichen benachbarten Inseln. Aber auch jetzt wurde nur eine Schlacht geliefert mit zweifelhaftem Ausgange; durch Gesandte von Sparta und Theben wurden die Mytilenäer veranlaßt, eine neue Gesandtschaft um Unterstützung zu senden und deren Erfolg in Ruhe abzuwarten. Ihre Unthätigkeit schadete dem Vertrauen ihrer Bundesgenossen, welche zum Theil zu den Athenern übergingen. Diese hatten beide Häfen der Stadt geschlossen und alle Verbindung zur See abgeschnitten; auf dem Lande hatten sie auf den entgegengesetzten Seiten der Stadt zwei feste Lager, aber sie konnten es nicht hindern, daß die Mytilenäer Herren von Lesbos blieben und sogar einen Zug gegen Methymna unternahmen, welcher wenigstens den Erfolg hatte, daß sie Antissa, Pyrrha und Eresos in Vertheidigungsstand setzten, sodaß bald darauf die Methymnäer bei einem Angriff auf Antissa eine schwere Niederlage erlitten. Unter diesen Umständen sahen sich die Athener genöthigt, eine ansehnliche Verstärkung zu schicken; sie bestand aus 1000 Hopliten aus Athen, welche sich selbst hinüberrudern mußten. Ihr Anführer war Paches. Dieser umgab nun nach Art der alten Belagerungskunst Mytilene sogleich mit einer Mauer, und zwar nur mit einer einfachen, da er von der Landseite her keinen Angriff zu fürchten hatte; an den höchsten Punkten, welche die Mauer berührte, befanden sich Castelle mit Besatzungen. So waren die Mytilenäer beim Beginne des Winters zu Wasser und zu Lande von aller Verbindung abgeschnitten. Bald darauf gelang es dem Lakedämonier Salathos, der in Pyrrha gelandet war, die Wachsamkeit der Athener zu täuschen und den Mytilenäern die Nachricht zu bringen, daß gleichzeitig ein Einfall in Attika gemacht und ihnen 40 Schiffe zu Hilfe gesendet werden würden; er selbst sei vorausgeschickt mit der Vollmacht, die nöthigen Anordnungen zu treffen. So hielten denn die Mytilenäer unter seiner Leitung, mit neuer Hoffnung gestärkt die Belagerung den Winter über aus. Aber die Langsamkeit der Spartaner ermüdete ihren Muth. Der Sommer kam; aber Alkidas, welcher die Hilfsflotte commandirte, hielt sich unterwegs nutzloser Weise so lange auf, daß selbst Salathos die Hoffnung auf seine Ankunft aufgab. Endlich führten der Mangel an Mundvorrath und eine Empörung des Volks gegen die Aristokraten, die Urheber des Krieges, die Übergabe herbei unter folgenden mit Paches abgeschlossenen Bedingungen: 1) Daß die Entscheidung über das Schicksal der Mytilenäer ganz der Willkür der Volksgemeinde zu Athen überlassen werde; 2) daß sie das athenische Heer in ihre Stadt aufnehmen sollten; 3) daß vor der Rückkehr der nach Athen geschickten Gesandten kein Mytilenäer getödtet, gefesselt oder zum Sklaven gemacht werden sollte. Dessenungeachtet fürchteten die vornehmen Mytilenäer für ihr Leben und suchten an den Altären der Götter Zuflucht. Paches aber entfernte sie von da und ließ sie nach Tenedos bringen, um dort den Beschluß der Athener abzuwarten. Zugleich sandte er Trieren nach Antissa und ließ es besetzen, und ordnete alles Übrige in Bezug auf sein Heer, nach eigenem Gutdünken. Inzwischen kam sieben Tage nach der Übergabe der Stadt die peloponnesische Flotte unter Alkidas nach Embaton, im Gebiete von Erythra. Mit vieler Einsicht rieth ihm hier der Elee Teutiaplos im Kriegsrathe, auch jetzt noch Mytilene zu retten, und gewiß hätte ein schneller Angriff den besten Erfolg haben können, während die Athener voller Siegesfreude in der Stadt zerstreut auf nichts weniger gefaßt waren. Alkidas ließ sich davon nicht überzeugen; und ebenso wenig vermochten es die ihn begleitenden Lesbier und verbannten Jonier über seine Indolenz, daß er sich einer Stadt in Jonien bemächtigte, um so einen festen Haltpunkt zu gewinnen, von wo aus er einen allgemeinen Abfall der athenischen Bundesgenossen bewirken könnte. Vielmehr begnügte er sich damit, den Joniern den seltenen Anblick einer nicht athenischen Flotte zu gewähren und sie durch einzelne gefahrlose Gewaltthaten in Schrecken zu setzen. Als er aber bei Klaros[2]) von der Salaminia und der Paralos, den beiden athenischen Regierungsschiffen, gesehen worden war, segelte er nur noch 80 Stadien weiter bis Ephesus; von dort an begab er sich eiligst auf die Flucht, mit der Absicht sich nirgends aufzuhalten, bis er den Peloponnes erreicht hätte.

Als Paches von mehren Seiten her und dann auch durch die beiden Regierungsschiffe die Nachricht von der

2) Statt Klaros hat Poppo bei Thukydides (III. c. 33) zwei Mal aus bloßer Conjectur Ikaros gesetzt, was nicht nur unnöthig, sondern ganz entschieden falsch ist; wir glauben dies evident genug nachweisen zu können, und wollen es an einem andern Orte thun; vielleicht gelingt es uns, Poppo zu überzeugen, was Arnold und Servinus vergeblich versucht haben, indem sie nicht alle Schwierigkeiten der Sache lösen.

Digitized by Google

Anwesenheit der peloponnesischen Flotte bekam, ging er sogleich unter Segel; denn wenn auch nichts Schlimmeres, so war doch wenigstens das zu befürchten, daß die Peloponnesier den offenen Städten Joniens großen Schaden thun möchten durch Plündern und Brandschatzen. Aber Alkidas floh ebenso schnell, als er langsam gekommen war; Paches verfolgte ihn bis zur Insel Patmos, ohne ihn zu erreichen; indessen so leid es ihm einerseits that, die Peloponnesier nicht zu einer offenen Seeschlacht bringen zu können, mußte er es doch andererseits auch für Gewinn achten, daß sie nicht etwa durch sein Anrücken veranlaßt wurden, irgendwo, wenn auch nur theilweise einen sichern Schlupfwinkel zu suchen, wodurch er nur genöthigt worden wäre, seine eigene Macht zu zersplittern, um zugleich die Peloponnesier und Lesbos zu bewachen. Während er nun wieder an der ionischen Küste entlang nordwärts nach Lesbos zurücksegelte, berührte er Notium, ein Vorgebirge, wo sich die Kolophonier drei Jahre vorher niedergelassen hatten, als ihre nahe dabei gelegene Stadt in Folge innerer Zwistigkeiten von den Persern erobert worden war. Aber auch in Notium hatte wieder eine Partei, die den Persern zugethan war, und die von ihnen und den in der alten Stadt zurückgebliebenen Kolophoniern gleicher Gesinnung unterstützt wurde, blutigen Zwist erregt, sodaß die Gegner verjagt wurden und sich nun an den eben gegenwärtigen Paches um Beistand bittend wendeten. Dieser nahm sich ihrer sogleich an und zwar in einer Weise, die für seinen Charakter sehr bezeichnend ist. Die persische Partei der Kolophonier hatte unter andern auch arkadische Söldner von den Persern zu ihrer Unterstützung bekommen, und ohne Zweifel grade durch deren Hilfe hatte sie das Übergewicht erlangt. Paches ließ daher den Hippias, Anführer der Arkader, zu einer Unterredung einladen, mit dem Versprechen, ihn gesund und wohlbehalten wieder in die Stadt zu liefern, wenn auch die Verhandlung zu keinem einmüthigen Schlusse gelangen sollte. Der einfache Arkader kam; Paches aber nimmt ihn in freie Haft und macht nun auf der Stelle einen unvermutheten Angriff auf Notium, erobert es, und läßt alle Arkader und Perser, die darin betroffen werden, umbringen. Sodann führt er auch den Hippias gesund und wohlbehalten, wie er versprochen, in die Stadt, und nachdem er so sein Wort scheinbar gelöst hat, läßt er ihn von seinen Bogenschützen erschießen [3]). Notium übergab er den Kolophoniern, welche nicht zu den Persern gehalten hatten, natürlich nicht ohne es auf eine vortheilhafte Weise mit Athen zu verbinden; bald darauf wurde es zu einer attischen Colonie gemacht.

Paches kehrte hierauf nach Mytilene zurück, unterwarf die noch übrigen beiden lesbischen Städte Pyrrha und Eresos, nahm den Lakedämonier Saläthos, welcher sich bis dahin in Mytilene versteckt hatte, gefangen und sandte ihn nebst den übrigen gefangenen Mytilenäern auf Tenedos und allen, die ihm sonst noch als Urheber des Abfalls verdächtig schienen, zusammen über 1000, nach Athen. Hier wurde Saläthos ohne Weiteres hingerichtet, und besonders auf Betrieb des terroristischen, damals sehr mächtigen Demagogen Kleon wurde beschlossen, nicht nur die schon gefangenen, sondern überhaupt alle waffenfähigen Mytilenäer hinzurichten. Eine Triere wurde sogleich abgefertigt, um den Paches mit schleuniger Vollstreckung des grausamen Urtheils zu beauftragen. Jedoch am folgenden Tage bereueten die Athener ihren blutigen Beschluß; dem edeln Eifer des Diodotos gelang es, Kleon's Widerstand zu besiegen, wenn auch nur mit geringer Stimmenmehrheit. In der größten Eile wurde nun eine zweite Triere abgeschickt, und die in Athen anwesenden mytilenäischen Gesandten thaten alles Mögliche, um die Bemannung derselben zur außerordentlichsten Anstrengung anzuspornen; so gelang es denn, daß, als eben Paches den Volksbeschluß gelesen hatte und zu dessen Ausführung schreiten wollte, der Gegenbefehl eintraf. Jedoch die schon in Athen angelangten Mytilenäer entgingen der Grausamkeit Kleon's nicht; er setzte es durch, daß sie sämmtlich getödtet wurden. Paches hatte inzwischen nebst den Gefangenen auch den größten Theil des Heeres nach Athen geschickt; mit dem Reste desselben blieb er und schaltete über Mytilene und das übrige Lesbos nach eigenem Gutdünken. Dem Volksbeschlusse zufolge wurden die Mauern der Stadt zerstört und die Schiffe in Beschlag genommen; das Land wurde später als athenischer Grundbesitz an athenische Kleruchen vertheilt, denen die es bebauenden Lesbier zinspflichtig waren.

Ohne Zweifel hatte Paches dem Staate wesentliche Dienste geleistet. Das gefährliche Beispiel der Empörung war auf eine abschreckende Weise bestraft, die ganze Insel Lesbos, deren Seemacht und sonstiger Reichthum für die Athener von der größten Wichtigkeit sein mußte, war unterworfen, die peloponnesische Flotte war verjagt, ohne bedeutenden Schaden angerichtet zu haben, und die Bundesgenossen in Kleinasien, welche durch sie leicht hätten zum Abfalle gebracht werden können, waren in Ruhe und Treue erhalten und bestärkt; zudem war Notium für Athen gewonnen, und alles dies war geschehen, ohne daß dem unter Paches stehenden Heere zu Wasser oder zu Lande auch nur der geringste Unfall zugestoßen wäre. Hiernach hätte man erwarten sollen, daß Paches bei seiner Rückkehr nach Athen nur Dank und Ehre zu erwarten hatte. Aber dem war nicht also. Was konnte es wol sein, das man ihm zum Vorwurfe machte? etwa das treulose Verfahren gegen den Hippias? gewiß waren die Athener nicht so delicat in der Beurtheilung der Handlungsweise ihrer Feldherren, wofern der Erfolg befriedigend war. Oder war er zu hart gegen die Mytilenäer verfahren? aber davon sieht man keinen Beweis; und die Athener konnten nach so blutiger Grausamkeit einen solchen Vorwurf unmöglich machen. Hatte er sich etwa bereichert, vielleicht mit den Gütern der nach Tenedos entfernten vornehmen Mytilenäer oder mit Staatseigenthum, oder hatte er sich bestechen lassen? auch davon findet sich keine Spur. Lesen wir die Erzählung des Thukydides

3) Dieselbe Geschichte erzählt auch Polyänus (Strategg. III, 2). Ähnliche Sophistereien finden sich bei ihm, Frontin und sonst Mehren; einige haben Wasse und Bloomfield zu Thukydides (III, 34) erwähnt.

Digitized by Google

mit Aufmerksamkeit, der übrigens den Proceß des Paches und seinen Ausgang nicht erwähnt, wie er denn überhaupt sich nicht auf die Ereignisse im innern Leben der griechischen Staaten, am wenigsten auf solche, die nur ein biographisches Interesse haben, einzulassen pflegt; so scheinen sich doch einige leise Hindeutungen auf eine spätere Erörterung der Amtsführung des Paches zu finden, aus denen wir folgende Vermuthungen schöpfen. Thukydides sagt zwei Mal, wie wir es auch im Obigen wieder gegeben haben, Paches sei nach eigenem Gutdünken verfahren (ἢ αὐτῷ ἐδόκει. L. III. c. 28 extr. u. c. 35), einmal rücksichtlich des athenischen Heeres, und dann in Bezug auf Mytilene und ganz Lesbos. Es wäre also wohl möglich, daß ihm ein eigenmächtiges Verfahren, ein Überschreiten seiner Vollmacht in diesen beiden Rücksichten zum Vorwurfe gemacht wurde; aber in welchem Sinne, das bleibt dabei immer dunkel. Erinnern wir uns, daß damals Kleon in Athen fast allmächtig war, und wie er seine Macht in den mytileniſchen Angelegenheiten gebrauchte, und bedenken wir, daß Kleon's Schutz den Paches ohne Zweifel hätte retten können, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er grade den gewaltigen Demagogen zum Gegner hatte, daß dieser ihn vielleicht — das Schlimmste, was ihm begegnen konnte — als einen Aristokraten verdächtigte, und ihn somit eines Einverständnisses mit den vornehmen Empörern in Mytilene oder wenigstens einer zu großen Schonung gegen dieselben beschuldigte; so konnte sein eigenmächtiges Verfahren, so die Versetzung der Gefangenen nach Tenedos gedeutet werden; auch mochte Kleon besonders darüber verdrüßlich sein, daß das Todesurtheil gegen die Mytilenäer nicht vollstreckt war, und er mochte dem Zögern des Paches die Schuld davon zuschieben; nach Diodor's Zeugnisse hat sich Letzterer wenigstens gefreut, als das Urtheil widerrufen wurde, und demnach ist es wohl möglich, daß er wirklich auch vorher Einiges gethan hat, um die Mytilenäer zu schonen, zumal wenn er, was wir nicht wissen, seiner Geburt oder Gesinnung nach Aristokrat war.

Eine andere Vermuthung läßt sich noch aus den Worten des Thukydides (III. c. 33 extr.) entnehmen, mit welchen er es gleichsam rechtfertigt, ja es im Sinne des Paches als einen Gewinn bezeichnet, daß er den fliehenden Alkidas nicht einholte; eben daraus scheint auch die sonst umständliche Genauigkeit zu deuten, mit welcher Thukydides angibt, wie Paches von verschiedenen Seiten her Nachricht bekommen über das Erscheinen der peloponnesischen Flotte, ein Punkt, der von großer Wichtigkeit war, wenn man ihm vorwarf, daß er dieselbe nicht schleunig genug verfolgt und durch eigene Schuld die Gelegenheit versäumt habe, sie zu vernichten, die unerhörte Kühnheit zu strafen, mit der die Peloponnesier sich in das ganz von den Athenern beherrschte Meer gewagt hatten, und so den Unannehmlichkeiten vorzubeugen, welche ihnen nachher dieselbe Flotte noch verursachte, die unter einem so schlechten Feldherrn so leicht zu erobern schien. Mögen es nun diese Vorwürfe oder andere gewesen sein, die man dem Paches mit oder ohne Grund nach dem Ablaufe seiner Amtsführung machte; als er der Ordnung gemäß in Athen Rechenschaft ablegte, sah er, daß er der Verurtheilung nicht entgehen könne, und deshalb gab er sich mitten in dem Eifer der Verhandlung vor den Augen der Richter mit dem Schwerte den Tod. Dies merkwürdige Ereigniß wird nur zwei Mal beiläufig erwähnt von Plutarch (Leben des Nikias, Cap. 6, und Aristides, Cap. 26), jedoch ergibt sich aus dem Zusammenhange, daß er die den Paches bedrohende Verurtheilung für unverdient hielt, ausgegangen von dem fortwährenden Mistrauen der Athener gegen hervorragende Männer, und von dem Bestreben, den etwanigen Hochmuth derselben zu demüthigen. Ob Paches wirklich unschuldig war, oder ob Plutarch nur aus Rücksicht auf seine Verdienste eine größere Milde billig fand, muß dahin gestellt bleiben.

Aber das größte Räthsel bleibt das psychologische, welches die beiden charakteristischen Handlungen des Paches darbieten, der Selbstmord und jene gemüthlose Sophistik, welche er gegen den Hippias anwendete. Wir denken uns in ihm einen Charakter, wie er sich im Alterthume öfter findet, zumal bei den Römern, worin sich mit vollkommener Gleichgültigkeit bei der Wahl der Mittel zur Erreichung sei es eigennütziger oder edler patriotischer Zwecke ein starrer, leidenschaftlicher Eigensinn verbindet, der, wo er gebeugt werden soll, lieber den schroffsten Ausweg, den Selbstmord, wählt, ehe er sich ein leichteres Übel, wie Geldstrafe und Verbannung, und den Triumph seiner Feinde gefallen läßt.

Der Vollständigkeit wegen dürfen hier zwei andere Erzählungen über den Paches nicht übergangen werden, welche sich nicht in den Zusammenhang des Obigen schicklich einfügen ließen. Die eine findet sich bei Frontinus (Strategg. IV, 7, 17) und ist ein Pendant zu der schon erwähnten Kriegslist: Paches habe den Feinden Schonung versprochen, wenn sie das Eisen ablegten; jene hätten darauf ihre Waffen abgelegt, aber Paches hätte alle ermorden lassen, welche eiserne Agraffen an den Kleidern trugen. Zeit und Ort wird hierbei nicht angegeben, und es ist unnütz, Vermuthungen darüber zu äußern *).

Eine zweite sehr merkwürdige Erzählung hat Poppo zu Thukydides (III. c. 50) nachgewiesen aus einem Epigramm des Agathias (in den Analect. III. p. 64. ed. *Jacobs.* T. IV. p. 34). Daß dieselbe ganz aus der Luft gegriffen sein sollte, läßt sich auf keinen Fall annehmen, trotz der späten Zeit des Agathias; aber ob alles und was wahr daran ist, läßt sich bei dem Mangel an

*) In den Sammlungen von Kriegslisten bei Frontin und Polyän, die in historischer Beziehung sehr viele Schwierigkeiten und manches Wichtige ohne alle Kritik darbieten, kommt der Fall öfter vor, daß die Namen derer, welchen die Strategeme zugeschrieben werden, verwechselt sind, zuweilen auf eine fast lächerliche Weise, wie z. B. bei Polyänus (I, 32, 2 u. 3). Die obige Geschichte stimmt zwar wol zu dem Charakter des Paches, sieht aber sonst mehr einer römischen als einer griechischen ähnlich. In den ältesten Ausgaben steht Pericles statt Paches, in Handschriften Paces und Pacon, jedoch haben die meisten Paches, auch die sehr alte gothalsche, welche ich verglichen habe; diese hat auch, wie die übrigen: eisque obsecutis condicionibus, universos — interfici jussit, wo ohne Grund geändert ist: ejusque obsecutos cond. denn die unregelmäßigen ablativi absoll. dürfen nicht auffallen.

jeder andern Überlieferung, die sich damit in Verbindung setzen ließe, auf keine Weise ermitteln. Die Erzählung, wie sie sich aus jenem Epigramm ergibt, ist folgende: Hellanis und Lamaris waren zwei junge lesbische Frauen von ausgezeichneter Schönheit, in die sich Paches nach der Eroberung von Mytilene so heftig verliebte, daß er ihre Gatten tödtete, um sich gewaltsam in ihren Besitz zu setzen. Jene aber entflohen nach Athen, verkündeten dem Volke die Schandthaten des Paches, und ruheten nicht eher, als bis sie ihn ins Verderben gestürzt hatten (die Worte: *μέσσα μιν εἰς ὁλὴν χῆρα συνηλασάτην* scheinen allerdings den Selbstmord anzudeuten). Dann kehrten die beiden Frauen wieder nach Lesbos zurück; als sie starben, wurden sie neben ihren ermordeten Männern bestattet; und alle preisen noch jetzt, sagt das Epigramm, die einmüthigen Heroinen, welche die Leiden ihres Vaterlandes und ihrer Gatten rächten.

Wenn Paches wirklich die beiden Männer ermordet hatte, so war gewiß die Ankunft der beiden Frauen seinen Feinden sehr erwünscht; daß dieselbe aber die nächste und alleinige Ursache der Verurtheilung gewesen sei, ist wol nicht sehr wahrscheinlich. (*F. Haase*).

PACHETE, ein Cirkar oder District in Bengalen, welcher nördlich von Kurrackdeagh, östlich durch Burwan und Bissanpour, südlich von Midnapour, westlich durch Sillee, Tamar und Ramgur begrenzt wird. Er ist 70 engl. Meilen lang und 12—40 Meilen breit, und verdankt seinen Namen einem Fort, welches sechs engl. Meilen von seiner Hauptstadt Rogonapour entfernt liegt. (*Fischer.*)

PACHETIN, PACSETIN, ein großes, zur Herrschaft Vukovár gehöriges Dorf im vukovárer Gerichtsstuhle des syrmier Comitats des Königreichs Slavonien, zwischen Bobota und dem Markte Nuştár, unfern vom linken Ufer des in die Donau sich ergießenden Vukaflusses, an der von Essek nach Vinkoveze führenden Straße, in sumpfiger, flacher Gegend, mit einer Pfarre und Kirche der nicht unirten Griechen, einer Schule, 113 Häusern und 806 illyrischen Einwohnern, die sich, mit Ausnahme von 14 Katholiken, sämmtlich zur nicht unirten griechischen Kirche bekennen. In der Nähe dieses Dorfes breitet sich der Palacsasumvf aus. (*G. F. Schreiner.*)

PACHETINA, ein mehren Grundbesitzern gehöriges Dorf und Gemeinde des untern zagorianer Bezirkes der varasdiner Gespanschaft des Königreichs Kroatien, am rechten Ufer des Krapinchiczabaches, ein Meile südlich von dem Badeorte Krapina, nächst den Ortschaften Zaversje und Kovachevecz, in gebirgiger Gegend gelegen, nach Zachrelje (Vice-Archidiakonatsdistrict Krapina, Bisthum Agram) eingepfarrt, mit 170 Häusern und 891 katholischen Einwohnern. Diesem Dorfe ist auch die Badeanstalt Toplieze Krapinzke benachbart. Das Pfarrdorf ist 1½ Stunden entfernt. (*G. F. Schreiner.*)

PACHINO, ein kleines Städtchen im Val di Noto, im District Modica der Intendantur von Syrakus des Königreichs und der Insel Sicilien, in der südöstlichsten Spitze des Landes, am Capo Passaro, welches Vorgebirge auch nach dieser Stadt genannt wird, mit einem kleinen Hafen und 1500 Einwohnern, welche an dem starken Thunfischfange, der zwischen dem Festlande, der Insel und dem Eilande Marzemeni getrieben wird, einen bedeutenden Antheil nehmen, und diesen Artikel auch in den Handel bringen. (*G. F. Schreiner.*)

PACHIONI (Antonio D), welchen Contrapunktisten Gerber in seinem Lexikon der Tonkünstler Paechioni schreibe und ihn 1654 geboren angibt, ist im J. 1658 zu Modena geboren worden, studirte unter den Meistern Erculeo und vorzüglich unter Giov. M. Buononcini. Da aber Buononcini einige Jahre darauf, nachdem Pachioni sein Schüler geworden war, starb, trieb er seine contrapunktischen Studien für sich fort, setzte sich die Hauptwerke berühmter Meister, vor allen besonders des Pierluigi da Palestrina in Partitur, wodurch es ihm gelang, sich bis zu einem der vollendetsten Meister seiner Zeit zu erheben. Er hat für viele Kirchen Werke verfaßt, die in großem Ansehen standen, von denen auch nicht wenige durch den Druck veröffentlicht wurden. Eine Probe findet man im zweiten Theile der von Paolucci in Venedig im J. 1765 herausgegebenen Sammlung contrapunktischer Muster unter dem Titel: Arte pratica di Contrapunto etc. Auch eine dramatische Arbeit von ihm wurde im J. 1682 zu Modena aufgeführt: La gran Matilda. In der Folge wurde er unter dem Herzoge Rinaldo I. zu Modena als Domkapellmeister angestellt, wo er auch mit dem Ruhme eines großen Künstlers am 15. Juli 1738 in einem Alter von 80 Jahren starb. (*G. W. Fink.*)

PACHIRA, diesen barbarischen Namen legte Aublet einer Pflanzengattung (aus der letzten Ordnung der 16. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Bombaceen) bei, welche der jüngere Linné später zu Ehren der Markgräfin von Baden, Sophie Karoline, Carolinea nannte. Der letztere Name ist jetzt fast allgemein angenommen, während Necker's Benennung derselben Gattung, Raussina, kaum bekannt ist. Als Nachtrag zu dem sehr kurzen Artikel Carolinea dieses Werkes (15. Th. S. 209) möge Folgendes dienen. Char. Der Kelch stehen bleibend, nackt, fast abgestutzt; fünf ablange, sehr lange Corollenblättchen; die Staubfädensäule theilt sich oberhalb in mehre Bündel, deren jedes ungefähr zwölf Fäden enthält; die Antheren aufliegend, nierenförmig; der Griffel sehr lang, mit fünf Narben; die Kapsel holzig, fünfklappig, zuletzt einfächerig; die zahlreichen, großen Samen keilförmigviereckig; die Kotyledonen groß, blattartig. Die sechs bekannten Arten sind als schöne Bäume mit handförmig-zusammengesetzten Blättern im tropischen Südamerika einheimisch. 1) C. princeps *Linn. fil.* Suppl. p. 314. Pachira aquatica *Aublet* Guj. II. p. 725. t. 291, 292. *Cavanilles* Diss. III. p. 176. t. 72. f. 1. *Lamarck* Illustr. t. 589. Cacao sauvage der französischen Pflanzer.) Ein 15—20′ hoher Baum mit weichem, schwammigem Holze und fünf bis acht eilanzettförmigen, langzugespitzten Blättchen und prächtigen, großen Blumen. Die Corollenblättchen sind oben gelb, unten grünlich; die Staubfäden roth; die Antheren purpurn. Wächst in Gujana an Orten, welche das Meerwasser bespült. Die großen Samen werden geröstet verspeist. Wahrscheinlich eine bloße Abart hiervon ist Pachira nitida

Digitized by Google

Humboldt, *Bonpland* et *Kunth* (Nov. gen. V. p. 302) in Neu-Granada. 2) C. fastuosa *Sesse* et *Mociño* (Fl. mex. ined. *Candolle* Prodr. I, 478. Xiloxochitl *Hernandez* Mex. p 68 mit einer guten Abbildung). Mit fünf umgekehrt-eiförmigen, stumpfen Blättchen und zurückgerollten Corollenblättchen. In Merico. 3) C. insignis *Swartz* (Fl. Ind. occ. II. p. 1202. Bombax grandiflorum. *Cav.* l. c. V. p. 295. t. 154). Mit fünf bis sieben umgekehrt eiförmig-ablangen Blättchen, ausgeschweiftem Kelchrande und aufrechten, oben abstehenden Corollenblättchen. Auf Martinique und Tabago. 4) C. minor *Sims* (Bot. Mag. t. 1412. C. pompalis *Sess.* et *Moc.* l. c. Bombax carolinoides *Dum.* cat. cant. 156). Mit sieben elliptisch-ablangen, an beiden Enden zugespitzten Blättchen. In Merico. 5) C. comencosa *Martius* (Nov. gen. I t. 56). Mit neun umgekehrt-eiförmigen, stumpfen, lederartigen, filzig-raubhaarigen Blättchen. In Brasilien. 6) C. alba *Loddiges* (Bot. cab. t. 752). Mit fünf Blättchen und prächtigen, weißen, stark riechenden Blumen, aus Brasilien, ist noch zweifelhaft. (*A. Sprengel.*)

PACHITEA, einer der schönsten zum Flußgebiete des Marañon, welchen er unter 8° 26′ erreicht, gehöriger Strom in Brasilien. Er entspringt unter 10° 46′ südl. Br. bei dem Fort Quiparacra, geht Anfangs östlich, dann nördlich, und führt bis zu seiner Vereinigung mit dem Mayro, wo er einen Hafen bildet, aus welchem die offene Schiffahrt nach dem Marañon beginnt, den Namen Pozuzu. (*Fischer.*)

Pachlys, s. Pachylis.

PACHMANING, Bachmanning, sehr altes Pfarrdorf im Districtscommissariat Lambach, im Hausruckkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Enns, neun Stunden westsüdwestlich von der Hauptstadt des Landes, mit einem katholischen Pfarrvicariat (welches zum Decanat Gaspoltshofen des Bisthums Linz gehört, unter dem Patronat des Benedictinerstiftes Lambach steht, mit dessen Ordensgliedern das Vicariat besetzt wird, und im J. 1835 634 Katholiken und einen Akatholiken in den zu seinem Sprengel gehörenden zehn Ortschaften zählte), einer katholischen, im J. 1489 erbauten, Kirche des heiligen Erasmus, in welcher sich Reste von alter Glasmalerei vorfinden; einer Schule, 29 Häusern und 210 teutschen Einwohnern. In dieser Gegend wurden leierförmige Lampen Bruchstücke von Geschirren aus rothgebrannter Töpfererde und andere Überreste römischen Ursprungs ausgegraben. Der Ort kommt in Urkunden schon im 7. Jahrh. vor. Herzog Thassilo II. schenkte ihn um das Jahr 700 an Salzburg. (*G. F. Schreiner.*)

PACHNA, ein kleiner Fluß in dem europäisch-russischen Gouvernement Jaroßlaw, welcher, aus einem Moraste entspringend, nach einem Laufe von 7¼ Meilen in den Kotoroßt fließt. (*J. C. Petri.*)

PACHNAEUS (Insecta), eine von Schönherr gegründete Rüsselkäfergattung aus Cyphus Germar's gesondert, zur Abtheilung Brachyderides gehörig, mit folgenden Kennzeichen: Die Fühler mittelmäßig groß, etwas dünn, der Schaft keulenförmig über die Augen hinausragend, die zwei Wurzelglieder der Geißel länger, die übrigen kürzer; alle fast verkehrt kegelförmig, die Keule länglich eiförmig. Der Rüssel kurz, gegen die Spitze etwas verschmälert, oben fast flach, in der Mitte mit einer schmalen, erhabenen Längslinie; die Augen rund, etwas platt. Der Thorax vorn viel schmäler, an den Seiten etwas erweitert, an der Wurzel doppelt buchtig, an der Spitze in der Mitte etwas vortretend, an den Augen wenig eckig gelappt. Die Flügeldeckel länglich, eiförmig gewölbt, an der Spitze spitzig, die Schultern stumpfeckig. Der Körper ist länglicheiförmig, beschuppt, von mittlerer Größe; auch sind Flügel vorhanden. Alle Arten sind in dem nördlichen Amerika und Ostindien einheimisch. Wir führen von denselben als Beispiel an:

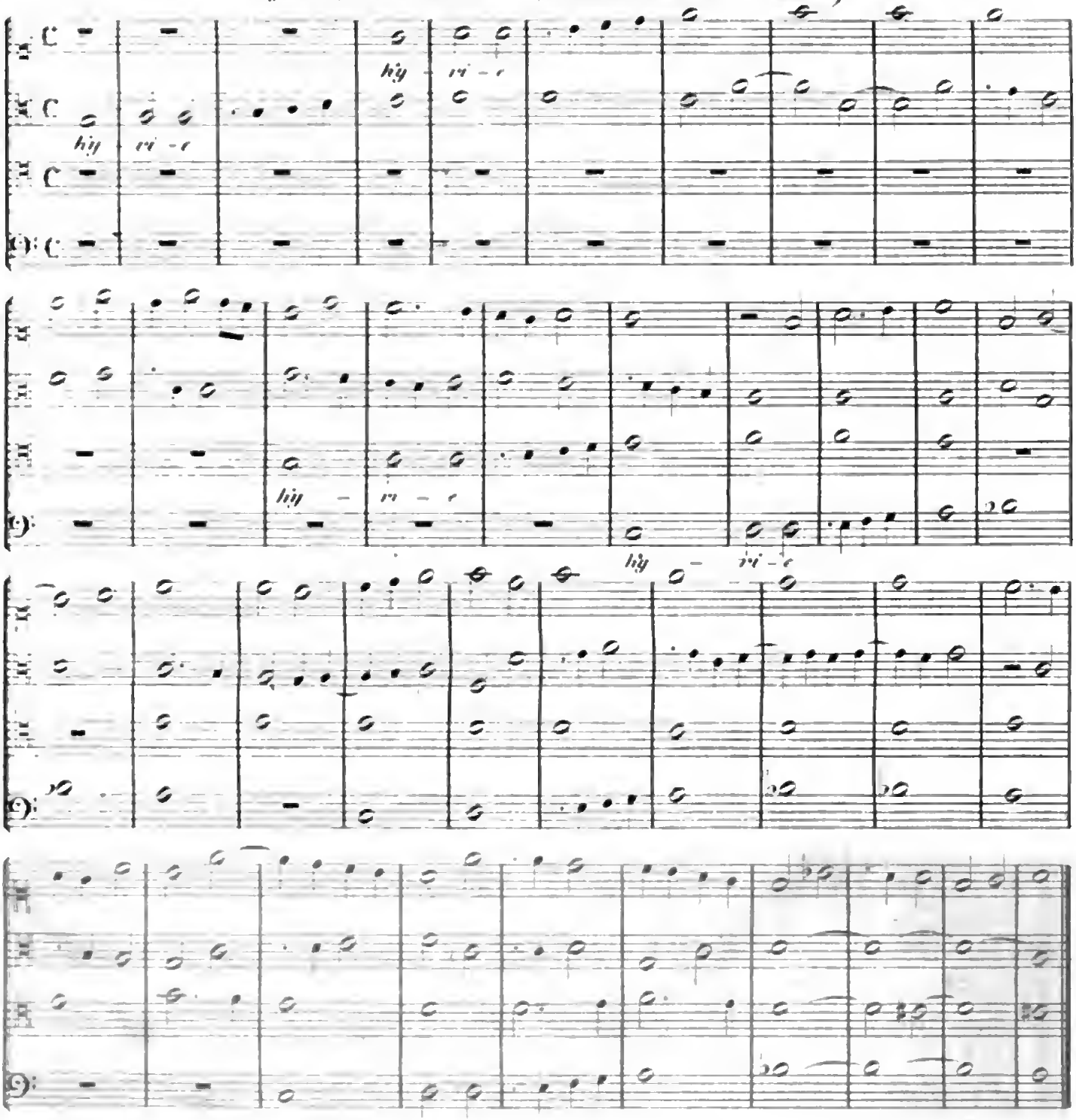
P. Opalus (Curculio Opalus *Olivier* Entomologie. V, 83. p. 339. n. 388. t. 24. f. 345). Länglich elliptisch, schwarz, überall mit weißlichgrünen Schüppchen bedeckt, der Thorax hinten schwach doppelbuchtig, die Flügeldecken punktstreifig, jede an der Wurzel stumpf gerundet, an der Spitze zugespitzt. Vaterland Carolina. (D. *Thon.*)

PACHNAMUNIS, nach Ptolemäus Hauptstadt vom untern Theile des Nomos Sebennytes im Delta Ägyptens oder in Unterägypten, nahe am mittelländischen Meere. (*H.*)

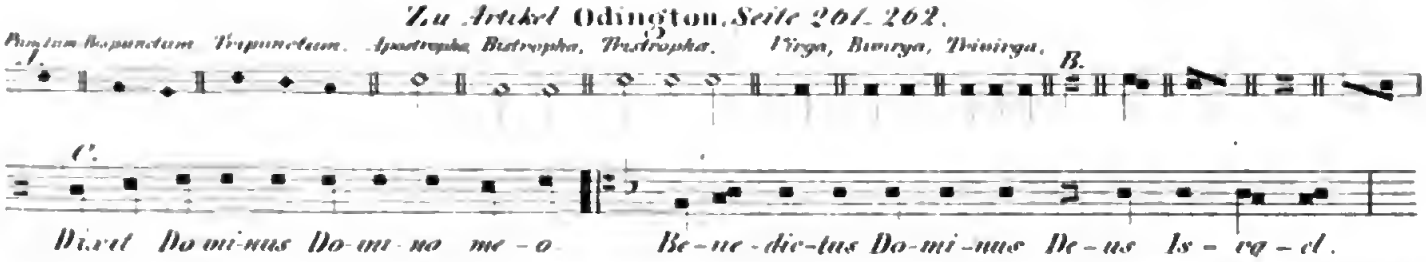
Ende des achten Theiles der dritten Section.

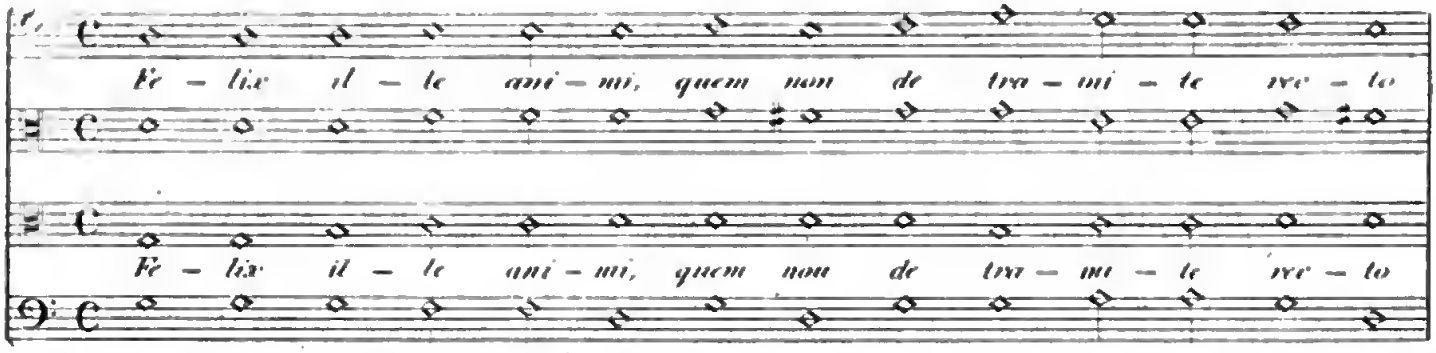
Zu Artikel Ockenheim, Seite 255.

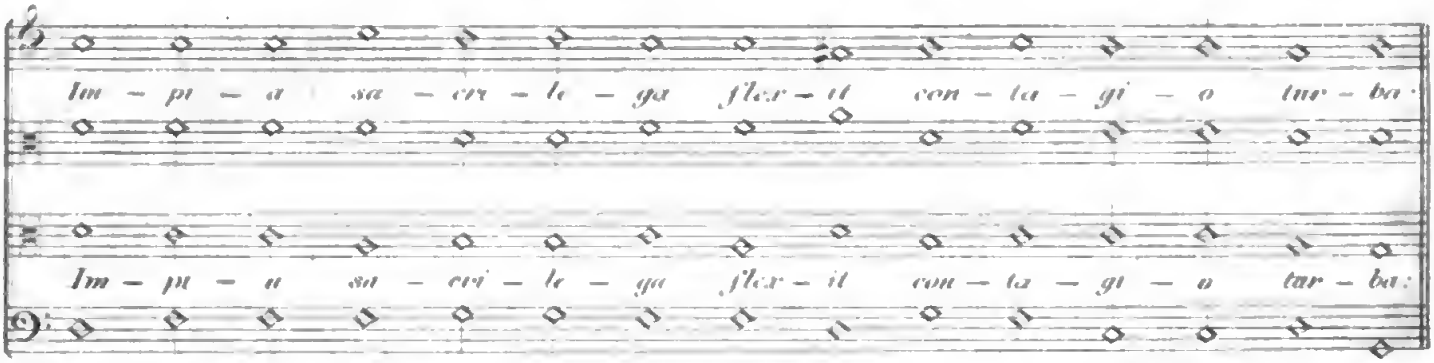
Kyrie ex, Missa Gaudeamus. (Ex cod. biblioth. aul. Vienn.)



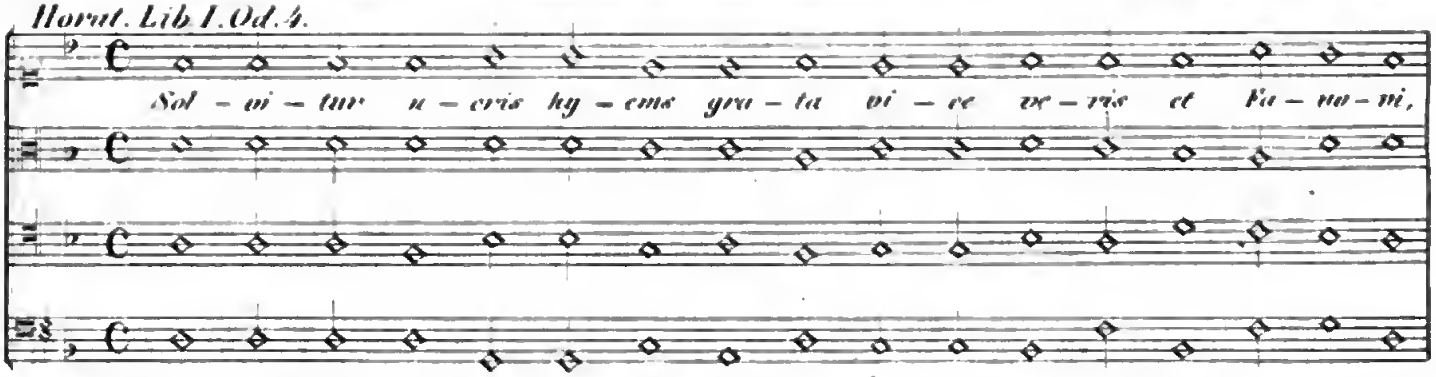
Zu Artikel Odington, Seite 261–262.

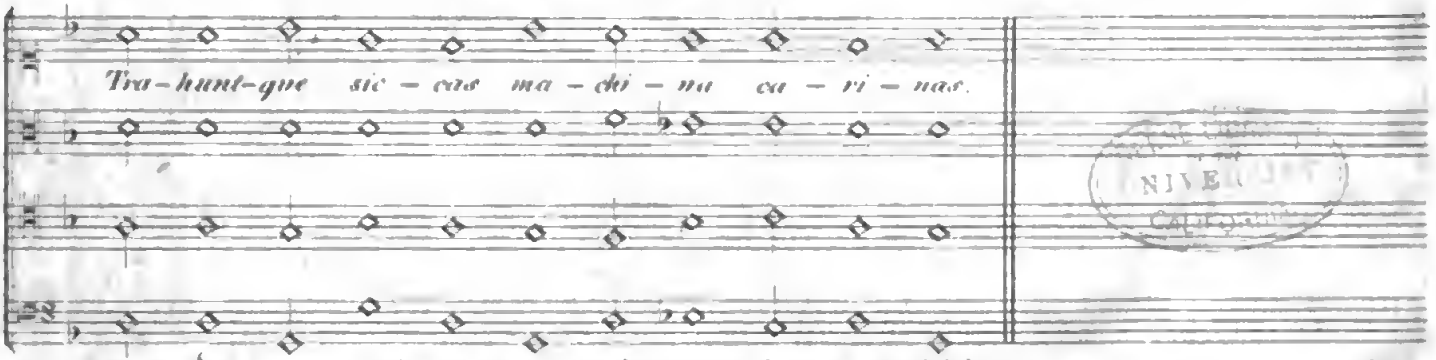






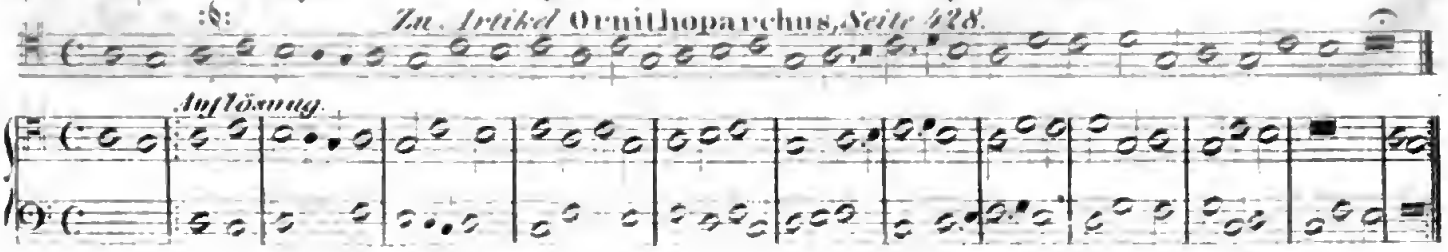
Horat. Lib I. Od. 4.





UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

Zu Artikel Ornithoparchus, Seite 428.



Digitized by Google

Digitized by Google

NON-CIRCULATING BOOK

AE27
A6
Sect 3
v.7-8

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY